01 042855781

Library of

Princeton University.
Presented by
Walter F. Baumgarten

1. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Tochter des Fälschers.

Von Carl Heigel. *

1.

Die Gäste an der fürstlichen Tafel waren beim Dessert. Die Lebenswürdigkeit des Fürstenpaars, das treffliche Diner und reichlicher Champagner hatten mehr und mehr die bürgerliche Befangenheit und Zurückhaltung gebannt, das Gespräch wurde lauter, lebhafter, und Jeder nahm daran Theil. Einige Gutsbesitzer aus der Residenzschaft, die Beamten des Fürsten und der nahen Kreisgerichtsstadt und der junge Pastor waren zugegen. Nur der Rentamtmann des Ehrlichen Gerichtes war abwesend. Man erwähnte seine Krankheit, und eine seltene Uebereinstimmung von Bedauern und Theilnahme für den wackern Mann gab sich kund. Die Fürstin und der Pastor betonten den frommen, sittlichen Sinn Günther's, der Kreisrichter und Actuarius hoben die Dienstreue und unermüdliche Thätigkeit des Rendanten hervor, Alle vereinigten sich im Lobe seiner Bescheidenheit und Herzensgüte. Nur Doctor Michaelis schwieg; doch die wortkarge, verschlossene Art des fürstlichen Leibarztes war bekannt. Zuletzt erhob sich der Herr des Schlosses, ein wahrer Edelmann, mit offenem Sinn für alles Gute begabt. „Meine verehrten Gäste," begann er, „wir sprachen soeben von einem Manne, der als Bauer, Bürger und Beamter Allen ein Muster ist. Ich entspreche gewiß Ihrem innersten Gefühl, wenn ich meiner Freude über die Verlobung seiner Tochter mit unserm lieben Pastor lauten Ausdruck gebe! Trinken wir auf das Wohl des jungen Brautpaars, auf die baldige Genesung des allbeliebten Ehrenmannes!"

Dem Trinkspruche folgte allgemeine und begeisterte Zustimmung. Das Gläserklirren schien kein Ende nehmen zu wollen, und Jeder drängte sich zum Pastor, um dem künftigen Schwiegersohn des einzigen Günther die Hand zu schütteln.

„Aber Doctor," rief plötzlich Reinhold den Arzt an; „Sie haben ja noch Ihr volles Glas stehen. Tranken Sie denn nicht auch auf die Gesundheit meines theuren Freundes?"

„Ach was!" erwiderte Jener verdrießlich; „Ihr habt gut Jemandem Gesundheit wünschen; die Mühe des Gesundmachens bleibt doch mir allein."

„Um so mehr sollten Sie auf seine baldige Genesung mit uns anstoßen. Aber während wir Alle uns des seltenen Mannes erfreuen, sitzen Sie mürrisch und schweigsam, als ob Sie gegen Günther weiß Gott was auf dem Herzen hätten!"

„Ich habe gar nichts gegen ihn! Nur bin ich kein Schwärmer und lobe keinen Menschen vor seinem Tode! Fehler haben wir Alle, und wer weiß, ob er nicht auch welche hatte!"

Pastor Reinhold wollte gereizt antworten, allein in demselben Augenblick erhob sich die Fürstin und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Verstimmt durch des Doctors zweifelhaftes Gebahren verabschiedete sich Pastor Reinhold bald von der übrigen Gesellschaft und schlug mit eiligen Schritten den Weg nach dem benachbarten Städtchen, dem Ziel nur Wohnort der meisten Gäste, ein. Sein Mißbehagen wurde durch die Schärfe der Luft nicht gemildert, welche außerhalb der warmen Schloßräume die Heimkehrenden empfing. Denn der Abend war mit Nebel und Frost hereingebrochen, und aus manchem Fenster der anfangenden Stadt schimmerten schon die Lampen fleißiger Handwerker. Die Pappeln, die zu beiden Seiten des Heerweges gepflanzt waren, ragten kahl wie Mastbäume empor und knarrten im Nachwind. Links und rechts lehnte sich der weiße Spiegel der verschneiten Gefilde; fernab, wo der dunkle Waldsaum begann, gramen Nebel.

Dicht vorm Thor sah dem einsamen Wanderer das Häuschen des königlichen Kreisgerichts-Rendanten mit rothen Fenstern entgegen. Unwillkürlich stand Reinhold still und lüftete mit tiefem Athemzug den Hut.

„Der Wein ist mir zu Kopf gestiegen," sagte er sich selbst. „Tiefer Doctor! Gott verzeihe mir, aber ich hasse ihn! Das Fürstenpaar, die Räthe, wie frenndlich, wie begeistert waren sie Alle außer ihm! Er liebt meinen Schwiegervater nicht; pah, er liebt auch mich nicht, er liebt Niemand, es sei denn seinen Pudel! Gleichwohl bin ich so thöricht, mir durch sein Achselzucken die ganze Freude verderben zu lassen. Ich fühle mich beengt, etwas wie eine trübe Ahnung lastet auf mir. . . . Ah! . . ." Er athmete tief auf. Dann öffnete er die Gartenthür.

„Willkommen, Reinhold!"

Beim Anblick seiner Braut schwanden alle Schatten auf des Pastors Stirn. Das schöne, schlanke Mädchen kam ihm auf der Schwelle mit Licht entgegen und zog ihn freudig erregt in die warme Wohnstube. Dort stellte sie den Leuchter auf den Tisch und ergriff dann beide Hände ihres Verlobten, der inzwischen Hut und Ueberrock abgelegt hatte. Ihre Augen ruhten leuchtend auf der hohen Gestalt des geliebten Mannes. Sie streifte den Reif von seinem sichelbraunen Haar und brachte die feuchtgewordene Halsbinde in Ordnung.

„Die weiße Binde steht Dir gut zu Gesicht," sagte sie erröthend. „Du siehst heute gar schön und vornehm aus. Wenn Damen bei Tische waren, haben sie mich gewiß um meinen Bräutigam beneidet."

* Verfasser des an vielen Bühnen mit Beifall aufgeführten Dramas: „Marfa".

„Wer [illegible] an Aeußerlichkeiten hangen!“ [illegible] er, [illegible] im Innersten [illegible] ihm die aufrichtige Bewunderung doch überaus wohl. „Wie geht's dem Vater?“

„Er ist sehr aufgeregt und hat wiederholt nach Dir gefragt.“

„So [illegible] wir hinein zu ihm.“

„Erzä[illegible] ihm nur recht ausführlich vom Diner. Er wäre gar zu gern dabei gewesen. Auch bin ich selber neugierig.“

Sie traten in's Krankenzimmer. Günther, ein kleiner, schmächtiger Mann mit ergrautem Haar, saß aufrecht im Bett und drückte hastig die Hand seines künftigen Schwiegersohnes. „Da sind Sie [illegible]“ sprach er mit flüsternder, heiserer Stimme, oft vom schlimmen Husten unterbrochen. „Die Tafel hat lange gedauert. Oder kommen Sie nicht direct vom Schloß?“

„Wie sollt' ich hier vorübergeh'n, ohne anzupochen?“

„Ein armer, kranker Mann darf nicht verlangen, daß sich die [illegible] um ihn bekümmere.“

„Sie sehen doch die Welt in Ihren Freunden?“

„Ich bin allen Menschen Freund.“

„Und Alle sind es Ihnen. O mein verehrter, väterlicher [Fr]eund, hätten Sie doch hören können, wie heute wieder, bei der [fü]rstlichen Tafel, Alle von Ihnen mit Liebe und Bewunderung [spr]achen!“

„Man sprach von mir?“ fiel Günther hastig ein. „Was — [bi]tte, erzählen Sie!“ ... Ein heftiger Husten folgte seiner Aufregung.

Amanda legte wie zur Besänftigung der empörten Natur die [Hä]nde auf des Kranken Stirn und Brust. Auch Reinhold war [li]ebevoll um ihn besorgt. „Sie sprachen zu viel, lieber Vater,“ [sa]gte das Mädchen, nachdem der heftige Anfall vorüber war.

„Ist von keiner Bedeutung, meine Theueren,“ versetzte der [R]endant und zwang sich zu einem Lächeln. „Ein bloßer Kitzel! [Ich] habe eine starke Natur, und wenn ich erst wieder gehen und [ar]beiten darf, bin ich in vierzehn Tagen völlig hergestellt. Währenddessen seid Ihr ein Paar geworden, und eines Morgens dann reisen wir in's Gebirg!“

Die Blicke der Verlobten begegneten sich; sie waren thränenfeucht.

„Aber nun, mein lieber Reinhold, erzählen Sie mir Weiteres von der Tafel. War auch mein College Sczbylski geladen?“

„Ja.“

„Das war doch sonst nie der Fall! Aber ich ahnt' es! Man betrachtet ihn bereits als meinen Nachfolger.“

„Niemand denkt daran.“

„Doch, doch! Aber sie irren sich. Ich werde, ich muß genesen, und dann will ich arbeiten, noch viele Jahre arbeiten!“

„Das ist ja unser Aller Wunsch und tägliches Gebet! Ueber einen Mann, wie Sie, von Allen geliebt und Allen ein Muster, hält Gott schützend seine Hand. Der Stolz meines Herzens, mich bald zu den Ihrigen zählen zu dürfen, ist keine Sünde! Wie hob er heute meine Brust, als von Aller Mund Ihr Lob ertönte, als sich zuletzt der Fürst selbst erhob, dem Gefühl der Verehrung für Sie begeisterten Ausdruck gab, und die ganze Gesellschaft jubelnd auf Ihr Wohlergehen die Gläser klirren ließ!“

[illegible] auf schlug Amanda's Herz vor Freude und Genugthuung; auch über das Antlitz des Kranken flog eine leise Röthe, dann aber sagte er mit einer abwehrenden Handbewegung:

„Gott segne den guten, hohen Herrn, aber sein Lob verdien' ich nicht! Ihr Alle habt zu viel Nachsicht mit mir; ich bin schwach, sündig und irdischen Gebrechen unterworfen, mehr als viel Tausend Bessere in dieser Stadt. Verdienste hab' ich nicht —“

„Ihre Bescheidenheit sagt das,“ fiel der Pastor, von der schlichten Art des Mannes hingerissen, mit großer Wärme ein. „Anders reden Ihre Vorgesetzten, der Gerichtsrath, der Kreisrichter! Sie sagen, im ganzen Königreich finde man keinen gewandteren Arbeiter und treueren Verwalter. Vor acht Tagen war Ihr Chef, der Gerichtsrath, bei uns zu Tisch. Wir sprachen natürlich von Ihnen. „„Der gehörte an einen ganz andern Posten,““ meinte der Rath. „„Nach der Hauptstadt, in's Ministerium müßte Günther! Ich wünsch' es ihm und wünsch' es nicht; er verdient es, aber ich möchte ihn auch um alle Welt nicht verlieren!““ So äußern sich Ihre Vorgesetzten, und die Ihnen untergeordneten Beamten stimmen nicht minder bereit Ihr Lob an. Der Actuar Sczbylski würde für Sie in's Feuer gehen!“

„[illegible], [illegible] Alles [illegible] meinen Verdiensten [illegible]“ [illegible] der Gepriesene. „Ich wollt', daß Sie mein Herz sehen [könnten], Sie würden, wie es sich krümmt unter Ihrem Lob. Ich bin ein [schwa]cher, sündiger Mensch!“

„Vor Gott sind wir Alle Sünder; unter uns aber sind Sie ein Augentrost und eine Leuchte der Gerechten!“

Nach einer Pause begann Günther: „Haben Sie den Doctor gesprochen?“

„Nur flüchtig,“ antwortete Reinhold verlegen.

„Glauben Sie, daß er mich morgen aus der Stube entlassen wird?“

„Wenn es Ihrer Gesundheit heilsam ist, gewiß.“

„O, wenn ich nur wieder in meinem Büreau bin! Ich werde ein tüchtiges Stück Arbeit nachzuholen haben! das wird mir besser thun, als alle Medicin!“

„Willst Du jetzt nicht ein Weilchen schlafen?“

„Liebes Kind, Du behandelst mich gerade, als ob ich auf den Tod krank wäre. Um sieben Uhr schläft doch Niemand!“

„Aber Doctor Michaelis hat Dir das viele Sprechen verboten.“

„Die Aerzte haben leicht verbieten,“ entgegnete Günther mit der den Kranken eigenthümlichen Gereiztheit. „Doch,“ fügte er hinzu, „ich will es mit dem Doctor nicht verderben, denn er muß mir morgen auszugehen erlauben. Weißt Du was, Amanda? Sing uns ein schönes Lied. Reinhold wird Nichts dagegen haben, und mir thut Dein Gesang gar sehr wohl.“

„Ich bitte darum,“ sagte der Pastor, und Amanda setzte sich an den Flügel im Nebenzimmer und sang mit angenehmer Stimme und leidlichem Vortrag:

Noch nichts von winterlicher Trauer;
Noch einmal warmen Sonnenschein
Und düstertrunkne Ahnungsschauer,
Noch einmal laßt es Frühling sein!

Die schwergebeugten Wipfel warten
Der Hand noch, die die Früchte bricht;
Die Sonnenblume kehrt im Garten
Ihr Antlitz sehnend noch zum Licht.

Noch immer hör' ich den gewohnten
Gesang der Vögel im Geheg,
Und Schatten gaukeln wie vor Monden
Auf dem verlaßnen Waldesweg.

Und geh' ich Nachts im Sternenscheine
An Deinem Hause still vorbei,
Regt sich die Sehnsucht, und ich meine,
Daß es noch immer Frühling sei!

Amanda's Lied verhallte. Von mannigfachen Gefühlen bewegt, blieben die drei Menschen im Schweigen versunken. Draußen aber hatten sich die Nebel zertheilt, und ein klarer Sternenhimmel spannte sich über der Winterlandschaft aus.

2.

Von allen Gästen der fürstlichen Tafel war, außer den Besitzern selbst, nur der Arzt im Schloß zurückgeblieben. Ein früher unbewohnter Flügel war ihm daselbst eingerichtet und enthielt in zwei geräumigen, braungetäfelten Zimmern seine Bibliothek, seine Sammlungen und Instrumente. Das Schlafgemach, das hoch in einem Thurm lag, benutzte er zugleich als Sternwarte.

Einsam und freundlos, wenn nicht Bücher und Sterne und ein alter Pudel seine Freunde genannt werden dürfen, lebte er hier, denn so liebevoll er für seine Kranken sorgte, ebenso kalt und unzugänglich blieb er den Gesunden gegenüber. Wohl hatten der Fürst und die andern Bewohner der Landschaft seine Kenntnisse, wie seinen uneigennützigen Sinn erprobt, aber mehr als Achtung wünschte weder, noch erlangte dieser immer besonnene, gemessene Mann, dessen scharfer Verstand jedes wärmere Gefühl erfrieren ließ. Nach dem Tode seines Vorgängers, des fürstlichen Leibarztes, war er aus der Hauptstadt hierher berufen worden. Von seinem frühern Leben wußte Niemand zu sagen. Nur der Menschenkenner errieth aus den leisen Falten seiner Stirn und einem schwermüthigen Zug um den Mund, daß auch andere Sorgen und Aufregungen als die der Arbeit ihn hatten altern lassen. Er selbst sprach nie von sich. Sogar die gelehrten Abhandlungen, die Früchte seiner rastlosen Studien, veröffentlichte er ohne seinen Namen.

Als er nach dem Diner in sein Zimmer trat, sprang ihm der Hund bellend und wedelnd entgegen, schmiegte und drückte sich an seine Beine und leckte die Hände des Herrn, der ihm freundlich den zottigen Kopf streichelte. Dann entledigte sich Michaelis seines Fracks, zog seinen blauen, langschößigen Hausrock an und schritt, vom Pudel begleitet, ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. „Die Herrschaft thäte auch klüger," sagte er halblaut zum aufblickenden vierfüßigen Begleiter, „wenn sie mich ein für allemal von ihrer Tafel fern hielte. Ich begnüge mich vollkommen mit Deiner Gesellschaft. Hol' der Geier diese Diners! Langweile während und ein verdorbener Magen nach der Tafel sind der Gewinn davon. Diese hohlen Redensarten, diese Floskeln! Die Menschen, welche in Gesellschaft kommen, reden Einer dem Andern ein, daß sie sich amüsiren, und die ganze Gesellschaft ist eine große compacte Lüge von sechs oder sieben Gängen, in Madeira, Rheinwein und Champagner eingetunkt."

Er brannte sich eine Cigarre an, rückte seinen Lehnstuhl an's Fenster und ließ sich verdrießlich nieder. Seine Gedanken waren noch bei der Tafel.

„Einen neuen Heiligen hätten wir nun gefunden! Johann Jakob Günther, geheimer Secretairus und Rentamt Sr. Majestät. Was für Erbmanschlicke mir zugeschlendert wurden, weil ich in die allgemeine Manie nicht einstimmte! Ich weiß zwar gegen den Mann nichts zu sagen, aber ich traue den Leuten nicht, welche mit aller Welt Freundschaft halten. Er lobt immer und Jeden; dafür lobt nun der Herr Jeder auch ihn! Habemt sibi!"

Er zog die Klingel. Ein Diener erschien mit Licht.

Der Arzt stellte die Lampe auf seinen ungestalten, von Büchern, anatomischen Karten und Manuscripten überfluthenen Schreibtisch und vertiefte sich bald in das Werk eines betrauerten Gelehrten. Nichts störte die Stille des Gemachs. Der Pudel lag stumm; nur zuweilen schmiegte er liebkosend sein Haupt an die Füße seines Herrn. Im Kamin knisterte die Glut, und das Rauschen der umgewandten Blätter zeugte vom Eifer des Lesenden.

Eben verhallte der eine Schlag der Schloßuhr, als auf dem Corridor eilige Schritte tönten und an die Thür heftig gepocht wurde. Der einsame Junggeselle, so später Besuche als Arzt gewohnt, rief ruhig sein Herein; erstaunte aber dennoch, da Pastor Reinhold in's Zimmer schritt. Er trat dem späten Gaste fragend entgegen.

„Entschuldigen Sie," sagte dieser hastig, mit zerstörtem Antlitz und unverhehlter Aufregung. „Entschuldigen Sie, Herr Doctor, wenn ich Sie aus wichtigen Studien störe. Ihre Hülfe ist dringend noth. Meinen Schwiegervater hat ein heftiger Blutsturz befallen. Eilen Sie! helfen Sie!"

„Sie melden mir nichts Unerwartetes!" erwiderte der Arzt. „Ich habe den Fall längst vorausgesehen!"

„Wie?" rief der Andere empört, „und Sie haben den ausgezeichneten Mann, die liebenswürdige Tochter nicht gewarnt?"

„Davon später! jetzt kommen Sie!" Michaelis hatte bereits Hut und Mantel ergriffen, und rasch schritten beide Männer hinab in's Freie. Während sie den Weg nach der Stadt einschlugen, begann der Arzt: „Schon vor längerer Zeit sprach ich mit Günther über sein geheimes Leiden. Ich hat ihn, einige Monate sich der Geschäfte zu enthalten, bat ihn mit der vollen Aufklärung über die schwebende Gefahr, ich selbst wollte ihm einen Urlaub verminteln; allein er hat mich mit heftigen Worten abgewiesen. Er wollte nicht gesund werden; dem Erkrankten kann ich die Schmerzen erleichtern, ihn heilen aber, Herr Pastor, das sage ich Ihnen vorher, ihn heilen kann ich schwerlich mehr."

Reinhold erblaßte. „So geben Sie jede Hoffnung, ihn zu retten, verloren? Und das sprechen Sie so ruhig aus? Bewegt Sie denn der Verlust eines solchen Mannes, den Alt und Jung als Ehrenmann bewundert und liebt, dessen Charakter und Wandel so rein ist, daß selbst der Neid verstummt, und kein Feind ihm unter Allen, die ihn kennen, lebt — bewegt Sie denn das Leiden und der muthmaßliche Verlust eines so seltenen, eines so einzigen Mannes nicht?"

„Ich bin Arzt, ich sah die besten und die schlechtesten Menschen dem gleichen Gesetze unterworfen. . . . Eilen wir!"

Nach den letzten bestimmten Worten des Arztes fühlte sich Keiner geneigt, das Gespräch fortzusetzen, sondern Beide eilten schweigend neben einander her.

Als sie durch den kahlen, schneeverwehten Garten schritten, welcher des Rentamten Haus von der Laneftraße trennte und im grünen Sommer heiter einrahmte, konnte sich der Geistliche eines Seufzers nicht enthalten. Er dachte an die schönen Juni- und Julinächte, in der hier mit Amanda, ihrem Vater und gemeinsamen Freunden verbracht hatte. War denn dieser wüste, traurige Fleck Erde derselbe, welcher vor wenig Monaten mit duftigen Blumenbeeten und dicht verschlungenen Lauben ihn gleich einem lieblichen Eden gefesselt hatte? Wie gespenstisch erschien ihm das sonst so traulche Haus! Statt der lustigen laut tausendfach verschlungenen Redensarten trägt nun das Dach die Bucht des Schnees, welche den leichten Bau zu erdrücken droht. Und kränt nicht auch im Innern Zusammensturz und plötzliche Vernichtung schöner, reiner Verhältnisse? Die Räume, welche ehedem vom süßen Gelächter des Mädchens wiederhallten, erfüllt heute Weinen und Wehklagen. Der Tod, der schon die Mutter entriß, schickt auf's Neue hier sein Fest feiern zu wollen.

Schon im Flur begegnen die Ankommenden ängstlichen, fragenden Gesichtern. Im Gemach, das an das Hausherrn Schlafzimmer stößt, sind außer der Tochter die Vorgeseßnen des Rentamtes und die angesehensten Bürger versammelt. Jedermann ist sein Günther zur Hülfe bereit. Bei der Ankunft des Arztes wird es still. Was wird er verkünden? Der Kranke, jetzt von den Theilnehmenden umringt, liegt schwerathmend auf seinem Lager. Wenige Stunden haben ihn furchtbar verändert. Amanda beugt sich über ihn. Er spricht nichts. Nur seine Finger haften fieberhaft über die Decke, und seine verglasten Blicke sind nach der Thür gerichtet, durch welche der Arzt eintritt. Dann leuchten sie neubelebt und hangen an den ruhig prüfenden Augen des Doctors, als wollten sie durch den klaren Spiegel in die Seele dringen und vor einen rettenden Gedanken erfassen. Es ist still — todtenstill! Der Arzt befühlt die Brust, zählt den Puls des Kranken, lauscht seinem Athemzügen — dann schreibt er . . . das Kritzeln der Feder hört auf. . . .

„Nur Ruhe — und es wird vorübergehen!"

Ah! — Ein tiefer Athemzug entringt sich Allen. Amanda eilt in's Nebengemach und bricht dort in krampfhaftes Weinen aus.

Die Freunde, auch der Pastor, drücken Michaelis die Hand. Der Kranke aber sinkt aufseufzend in die Kissen zurück und hält mit der Rechten langsam über die Stirn, als wollte er einen bösen Traum verscheuchen. Die Bekannten und Freunde verlassen beruhigt das Haus. Nur Amanda's Bräutigam und der Doctor bleiben am Krankenbette zurück.

Jetzt schließen sich die Lider des Leidenden. Der Arzt winkt Reinhold. Dieser tritt in die Wohnstube und reicht dort seiner schluchzenden Braut noch einmal die Hand. Dieser stumme Händedruck aber in diesem Augenblick ist ein Schwur heiliger Treue, der Treue, welche auch über's Grab hin dauert! — Dann folgt der junge Mann dem Doctor.

An der Gartenthür scheiden sich ihre Wege. Noch hält Reinhold den Arzt zurück. „Hier unter dem ewigen Himmel geben Sie mir Wahrheit! Hoffen Sie?"

„Ja. Es ist Hoffnung. Ich fürchte nicht die Krankheit, aber den Kranken. Wenn Sie Gewalt über ihn haben, so bestimmen Sie ihn, ruhig zu sein!"

Damit trennen sich beide Männer. Die Nacht ist unterdeß sternvoll geworden. Reinhold geht langsam in die Stadt, wo neben der Kirche im stillen Pfarrhause schon die Mutter schläft. Er aber liegt noch stundenlang auf den Knieen und sucht Trost in den heiligen Sprüchen der Bibel, während fern von ihm, hoch auf seines Vaters, der Arzt im verschlungenen Reigen der Gestirne den ewigen Gesetzen nachsinnt.

3.

Durch die Wohnstube des Pfarrhauses zieht am Morgen eine angenehme Wärme. Ein wollen- und nebelfreier, stahlblauer Wintertimmel blickt herein und verleiht den Canarienvogel im Bauer zum Gesang. Auf dem Tisch steht das Frühstück, das die greise Mutter mit ihren noch immer schönen Händen bereitet und dem Sohne darreicht. Er aber schlürft nicht mit gewohnter Behaglichkeit den braunen Trank, sondern lauert schweigsam im Lehnstuhl, nur dann und wann das blasse, überwachte Antlitz nach der Haustuhr erhebend. Seine Gedanken fliegen ihm schon voraus zur Braut, zum kranken Vater. Die Mutter, eine hohe, stattliche Greisin mit

lem, weißem Haar, dunklen Brauen und stolzen Zügen, ruht auf dem Sopha und betrachtet nicht ohne Unruhe ihren Sohn.

„Theodor!“ begann sie endlich; „Du siehst recht krank aus. Du nimmst Dir das Unglück des Neuvanten mehr zu Herzen, als sein eigenes Kind.“

„Mutter!“ erwiderte Reinhold vorwurfsvoll, „wie können Sie das sagen? Hätten Sie doch den Schmerz meiner Braut gestern gesehen!“

„Kann denn Amanda Schmerz empfinden? Ihre leichtlebige Natur scheint Thränen nicht zu kennen.“

„Theuerste Mutter, ich bitte, ich beschwöre Sie, mich in meiner Braut nicht so tief zu verkennen. Sie lieben nur den Ernst, aber meinen Sie nicht, daß auch die Freude in dieser Welt ihr Recht besitze?“

„Nein — gottselige Heiterkeit hat mit dieser Freude nichts gemein! Sang und Tanz, Tanz und Sang, das ist Amanda's einziger Wunsch. Ich will schweigen von ihrem ewigen Lachen, ihren knabenhaften Scherzen, aber das kann ich nun und nimmer verwinden, daß sie, eines geweihten Priesters Braut, auf den fürstlichen Bällen mit den Officieren und jungen Aceligen tanzt; daß sie, die Tochter eines Neuvanten, sich wie einer Gräfin huldigen läßt und dem Schmeicheln eitler Gecken —“

„Sie ist in vieler Beziehung noch ein Kind,“ unterbrach Reinhold die Mutter; „die Schule des Lebens wird und auch ich werde sie zum Ernste lenken.“

„Mög' es Dir gelingen!“ versetzte seufzend Frau Reinhold. „Sieh', Dein und mein Vater waren Superintendenten. Unsere Familien zählen hinauf bis in die Jahre der Reformation. Als ein heiliges Erbe pflanzte sich von Sohn auf Sohn das Priesteramt. Ich meesse mich mit jeder Freiin. Ist Amanda, die Tochter des weltlich gesinnten Subalternen, würdig in einen solchen Kreis zu treten? Wird sie Deinen Aeltesten einst zum geweihten Priester erziehen können?“

„Liebe Mutter, die Tochter eines solchen Mannes wie des Neuvanten Günther wird unserer Familie nicht zur Schmach gereichen.“

„Ja, Er ist ein Ehrenmann,“ erwiderte die Greisin. „Du kannst ihn von mir grüßen.“

„Ich danke Ihnen, theuerste Mutter,“ sagte Reinhold sich erhebend und küßte ihr die Hand. „Auf Wiedersehen!“

„Gott behüte Dich, mein Kind, zerstreue Dich nicht zu sehr!“

In diesem Augenblick ward an die Thüre gepocht, und es trat ein schmächtiger, nicht mehr ganz junger Mann herein. Es war der königliche Gerichtsschreiber Seyboldi. Immer trug er einen schwarzen Frack, weiße Halsbinde, dunkle Pantalons und Winter wie Sommer leichte Zeugstiefelchen. Er stammte aus dem benachbarten Polen und führte natürlich seine Familie auf einen uralten Königsstamm zurück. Doch war er ein tüchtiger Arbeiter und nicht ohne Mutterwitz. Sein Vorgesetzter, der Neudant, war ihm das leuchtende Vorbild. Ihm zu gefallen, ihm ähnlich zu werden, erschien ihm als das höchste Ziel.

„Setzen Sie sich, lieber Seyboldi,“ sagte herablassend die Greisin.

Der Pastor war nach freundlichem Gruß am Gerichtsschreiber vorüber nach seinen Zimmern gegangen.

„Sie kommen gewiß vom Neudanten?“

„Ja, Frau Superintendentin,“ erwiderte der Actuarius und erwartete vergebens eine Frage nach dem Befinden des Kranken.

„Wir hoffen das Beste,“ fuhr er nach einer Pause unaufgefordert fort. „Freilich fühlt sich mein verehrter College und Chef recht matt und angegriffen. Auch unterfagte ihm Doctor Michaelis auf's Strengste jede Aufregung und Anstrengung. Seine Geschäfte hat der Kreisgerichtsrath einstweilen mit übertragen. Gebe Gott, daß der theure Mann möglichst bald hergestellt seiner gewohnten Thätigkeit nachgehen kann. Wie gesagt, es ist Hoffnung, gegründete Hoffnung vorhanden, und dies Ihnen und Seiner Ehrwürden mitzutheilen, hat mich Fräulein Günther beauftragt.“

„Das sagt wohl nur Ihre Artigkeit. An mich hat Mamsell Günther nicht gedacht. Mir trank sie kein Interesse für die Leiden meiner Nächsten zu. Aber ich nehme Antheil, tiefen Antheil! . . . Trinken Sie den Kaffee weiß oder schwarz?“

Unterdessen war der Pastor nach dem Hause des Neudanten gegangen. Er wurde von der schönen Amanda heiter empfangen. „Es wird Alles gut werden,“ sagte sie. „Väterchen hatte sich in der letzten Zeit zu sehr angestrengt. Der Fürst, der uns schon in früher Morgenstunde beehrte, wird eine Reise in's Bad ermöglichen, und Doctor Michaelis hat für diesen Fall das Beste versprochen.“

„Danken wir dem lieben Gott, daß er diese Prüfung so schnell an uns vorübergehen ließ.“

Er trat mit seiner Braut in's Krankengemach, wo ihm Günther mit lächelndem Angesicht entgegensah. „Mir ist so wohl,“ sagte derselbe mit leiser Stimme, „mir ist so leicht! Dem Himmel sei Dank, mit dieser schlimmen Nacht habe ich mir die Genesung erkauft!“

„Sicher, verehrter Freund, wenn Sie sich Zeit und Ruhe zur Genesung gönnen.“

„Wenn ich nur wieder, am liebsten morgen wieder meinem Amte nachgehen kann!“

„Denken Sie nicht daran!“ rief Reinhold. „Sie haben sich ohnehin geopfert. Lassen Sie einstweilen jüngere Kräfte für sich arbeiten! Seyboldi ist ja Ihr Schüler.“

Der Kranke richtete sich krampfhaft auf. „Nein,“ rief er, „man soll mich nicht ersetzen, auch Seyboldi nicht. Ich bin ja kein Greis; ich bin kein Sterbender. Man wird mich doch eines leichten Hustens halber nicht aus dem Amte entfernen? Siebenundzwanzig Jahre hab' ich es treu und redlich verwaltet!“

„Verehrter, Niemand spricht von Entfernung. Im Gegentheil, der heiße Wunsch Aller ist es, Sie sobald als möglich thätig zu sehen. Darum aber müssen Sie jetzt um so mehr geschont werden.“

„Ich will, ich brauche keine Schonung, warf Jener heftig ein. Werden Seyboldi, noch ein Anderer kenn die Pflichten meines Amtes. Ich muß, muß sogleich auf das Gericht, ich bin nicht mehr krank. Nur Unthätigkeit wird mich krank, mich sterben machen!“

Er erhob sich und wollte das Lager verlassen, aber der Anstrengung seiner schwachen Glieder folgte sofort ein krampfhafter Husten. Erblassend bemühten sich die Verlobten, ihn zu beschwichtigen.

„Ich will nicht — ich will nicht — laßt mich gehen — ich muß — muß — —“ zuckten seine Lippen. Dann sank er zurück in die Kissen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dichter und ein Dichterasyl.

Von Ludwig Storch.

Das erste Viertel dieses Jahres, das voraussichtlich in Bezug auf den Fortschritt der politischen Entwicklung Deutschlands eine wichtige Stellung in der Weltgeschichte einnehmen wird, bringt uns die hundertjährige Geburtstagsfeier zweier sehr bedeutenden Dichter und Menschen, die auf diese Entwicklung und die Zeitgenossen des deutschen Volks zur Einheit und Erstarkung der ihm gebührenden Stelle im europäischen Concert einen mehr oder minder großen Einfluß ausgeübt haben. Sie waren beide nicht nur hochbegabte, sondern auch patriotisch treue und hochbegeisterte Verkünder des Völkerfrühlings, scharfe Tadler der obsoleten, saulenden öffentlichen Zustände unseres von ihnen so heiß geliebten Vaterlandes, Prophe-

ten und Deuter einer schönern Zukunft, Herolde der Freiheit und Sittlichkeit und Weltverbesserer im reinsten edelsten Sinne des Wortes. Der Eine die schaffschwingende Lerche, der Andere die berauschende stürmende Nachtigall, beide uns hochheilige Sänger, beide herrliche deutsche Männer durch und durch vom Wirbel bes Haupthaars bis zur Fußsohle hinab; beide edle Gestalten, an deren Bildern — das eine aus deutschem Granit, das andere aus deutschem Marmor gehauen — unser Blick mit ehrfurchtsvollem Entzücken hängt, und die unser Herz mit dankbaren Gefühlen preist; denn beiden gebührt das beneidenswerthe Verdienst, rüstige Arbeiter im Weinberge der deutschen Bildung gewesen zu sein und ihr Voll

Jean Paul auf dem Wege nach der Rollwenzelei.

Originalgemälde von Th. v. Oer.

aus dem elenden Zustande eines apathischen Sclaventhums mit emporgehoben und ihm Theilnahme an den öffentlichen Zuständen und Begeisterung für die freiheitliche Emporbildung des deutschen Lebens eingehaucht zu haben. Der Eine mit der Hacke als kräftiger Häcker, der die Erde um den Weinstock lockerte und mit scharfer Winzerhippe die geilen Ranken verschnitt; der Andere als wunderthätiger Magus, der üppige Trauben hervorzauberte und farbenprangende narkotisch duftende Blumen zwischen den Reb-

stöcken wachsen und an ihnen empor sich ranken mochte, Alles mit Regen und mit Thau begießend, in deren Tropfen er die Welt sich farbenprächtig wiederspiegeln ließ, und der dann wieder das Winzerhäuschen zu einem süßen Nestchen umschuf, einem heitern Tempelchen der Unschuld und Kinderfreude, aus dem hervor er zu Aller Ergötzen sein schelmisches Lachen über die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen hervorschallen ließ.

Der verehrte Leser weiß nun schon, welch ein seltnes Dichter- und Männerpaar ich meine; es ist Johann Gottfried Seume und Johann Paulus Friedrich Richter, mit seinem Schriftstellernamen Jean Paul genannt. Der Erstere wurde am 29. Januar, der Andere am 21. März 1763 geboren, jener im Dörfchen Posern bei Weißenfels im Meißnerland, als der Sohn eines jungen Landbauers; dieser im Städtchen Wunsiedel im Fichtelgebirge in der Brandenburger Markgrafschaft Bayreuth, als der Sohn eines jungen Unterpredigers (Tertius). Wie sie beide in ihren äußern Lebensverhältnissen viel Aehnlichkeit mit einander haben, so auch in ihrer geistigen Anshauung und in ihrem Charakter. In ihrer dichterischen Schöpferkraft sind sie dagegen sehr verschieden und fast Gegensätze. Sie sind beide Kinder des Volks und der Armuth, beider Eltern verarmten, beide wuchsen unter Landleuten auf, beide verloren ihre wackern Väter frühzeitig; beide hingen mit rührender Liebe an ihren Müttern; beide studirten mit wohlthätiger Unterstützung Theologie in Leipzig, und in den Jahren 1780 und 1781 mögen sie wohl in denselben Hörsälen zusammengesessen haben; beide wurden der Theologie aus demselben Grunde ungetreu, weil ihre Ueberzeugungen sich in immer schärfern Widerspruch mit dem Kirchenglauben setzten; beide wurden Schriftsteller ohne Amt oder ausgezeichnete Lebensstellung, und beide blieben arm bis an ihren Tod.

Aber noch größer ist die Aehnlichkeit ihrer hohen Gesinnung und ihrer daraus entspringenden Handlungsweise; man darf sagen: *in beiden* kam die edelste Humanität und das specifische Deutschthum, d. h. die schönste Verschmelzung von Geist und Gemüth, zur reinsten Menschlichen Blüthe. Und so waren sie beide die edelsten Schwärmer für Deutschlands Ehre und Größe, und deshalb huldigten sie mit Wort und That allen Tugenden, glühten für Wahrheit und Recht, für Vernunft, Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, aber sie hafteten eben so stark und heiß allen Despotismus, alles Junkerthum, alles Pfaffenthum, alles Privilegium, alle Selbstsucht und Heuchelei, alle Verdummung und Verknechtung des Volks, alle Faulheit und Niedertracht, alle sittliche Verkommenheit und Verworfenheit in allen Schichten der Gesellschaft, mit einem Worte: sie hielten alles Ehre- und Rechte und sie hafteten alles Böse und Schlechte, und sie priesen jenes und geißelten dieses jeder nach seiner Kraft und Begabung.

Beide sind Edelsteine vom reinsten Wasser, der Eine ein werthvoller Amethyst, der Andere ein unschätzbarer Diamant, beide geschliffen auf den Schleifsteinen der Wissenschaft, vorzüglich auf denen des Hellenismus, der Eine in klaren ruhigen Flächen, der Andere in tausend blitzenden Facetten.

Was Seume in klaren Worten einfach sagte, angetrieben von hoher heiliger Liebe zur Menschheit oder vom edlen Zorn über Mißbrauch, Schmach und Verderbtheit der höchsten Güter, das führt Richter im prächtig glühenden Farben- und Formenschmuck stets wechselnder wunderbarer Bilder an uns vorüber. Der Eine hält uns den einfachen klaren Spiegel entgegen, welcher unser Bild getreu zurückwirft, der Andere den mit Guirlanden und Arabesken umrahmten Hohl- und Zanterspiegel phantastischer Poesie, der den Bildern der Dinge eine seltsame Form und Färbung giebt. Beiden wurde das Glück zu Theil, schon bei ihren Lebzeiten geliebt, geschätzt, verehrt und gefeiert zu werden. Seume hatte eine Menge Freunde, Richter eine Unmasse Verehrer; Seume, der warmfühlende sinnige Mann, wurde mehr geliebt, Richter, das lachende, scherzende Kind, mehr verehrt, gefeiert, zu vergöttern.

Und auch darin hatten diese beiden Dichter und Altersgenossen Aehnlichkeit mit einander, daß sie in den höchsten Kreisen der Gesellschaft persönliche Verehrer und Begünstiger zählten, zu sogar vielseitigen fürstlichen Persönlichkeiten waren beiden wohlwollend gesinnt, wie z. B. die russische Kaiserfamilie, die Herzogin Anna Amalia von Weimar ꝛc. Dieser Umstand nimmt uns heutigen Tags nun so mehr Wunder, als beide, wären sie, wie Uhland, erst vor Kurzem gestorben, gleich diesem und mit Recht Demokraten vom reinsten Wasser genannt worden sein würden. Denn in der That und Wahrheit haben sie sich eben so entschieden demokratisch ausgesprochen, als der jüngst abgeschiedene große Dichter und deutsche Mann. Aber so wenig Uhland bei unsern Fürstlichkeiten beliebt war, so wenig würden es heute Richter und Seume sein; wiewohl wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden muß, daß Richter's herrliche Erstlinge in Bayreuth ganz allein auf Kosten des Königs Ludwig von Baiern errichtet worden ist, nachdem vergebens versucht worden war, das Geld dafür vom deutschen Volke zusammenzubringen.

Und um die Aehnlichkeit beider trefflichen Männer gleichsam vollständig zu machen, theilten sie beide, die in der ganzen civilisirten Welt so hoch Geehrten und doch Gefeierten, die Neigung, den stillen gemüthlichen Zug zu den einfachen natürlichen Menschen der unterstien Gesellschaftsclassen, zum Volke, und wenn Seume länger gelebt hätte, würde er zweifelsohne sich ein Asyl unter Leuten gegründet haben, wie die gewesen, denen er entsprungen war, und wie Richter auf eine seiner poetischen Eigenthümlichkeit angemessene originelle Weise es sich wirklich gründete.

Dafür bürgt uns Seume's ganzes Wesen, das sich so unverkennbar treu und wahr in seinen Schriften ausgeprägt hat, dafür ganz besonders das Fragment seiner Autobiographie, in welcher er seine Eltern und seinen väterlichen Urgroßvater mit wenigen, aber köstlichen Strichen gezeichnet hat. Fast alle hochbegabten Geister, die aus den gesunden naturwüchsigen Elementen des deutschen Volksthums hervorgegangen sind, haben, nachdem sie sich mit mehr oder minder Lust und Geschick in den hohen und höchsten Kreisen bewegt, sich endlich wieder gedrungen gefühlt, sich an der Einfachheit des Volkslebens zu betheiligen und im Umgange mit dem „gemeinen Manne" Erholung und Freude zu suchen und zu finden. Es ist das gleichsam die Probe auf das Exempel einer edlen gesinnungsfrischigen Natur.

Es ist bekannt, wie glücklich Richter verheirathet war. Seine Gattin war eine der Edelsten und Trefflichsten ihres Geschlechts und fast eben so einzig in ihrer Art, wie er in der seinigen. Gerade weil sie in allen menschlichen Beziehungen, vorzüglich aber als Gattin und Mutter, so echt rein und sodw weiblich war, ist es sich so wenig von ihr die Rede gewesen, aber man muß nur in Bayreuth oder München nach ihr fragen, und Jedermann wird sich beeilen, ihr die ungetheilteste Anerkennung, das ungemessenste Lob zu spenden.

Aber auffallender Weise tritt auf der Tafel der Geschichte, wie sie die Hand des Volks zu schreiben pflegt, in dem unsern Richter abhandelnden Capitel die Freundin des Dichters, die Frau aus dem Volke, weit schärfer und charakteristischer gezeichnet hervor, als die hochbegabte und hochedle Gattin desselben. Dies liegt an dem eigenthümlichen und ungewöhnlichen Verhältnisse, in welchem Richter zu Frau Rollwenzel stand. Sie genau ich mich in Bayreuth während meines einjährigen Aufenthalts dort bei Leuten aus allen Ständen, die den Dichter und Frau Rollwenzel noch sehr gut persönlich gekannt hatten, nach diesem Verhältniß erkundigt habe, alle stimmten in dem Urtheile überein, daß wohl einer gewöhnlichen geschlechtlichen Accommodation durchaus keine Rede sein könne. Frau Rollwenzel war dem Dichter die Repräsentanten des deutschen Volks, die vox populi, und er erfrischte sich geistig und körperlich in dem ihm in beiden Beziehungen zum Bedürfniß geworbenen täglichen Umgange mit ihr. Denn sie war in der That ebenso in idealer wie in materieller Beziehung sein „Feldgehülfe". Während ihre nawen treffenden Ansichten und Urtheile ihn geistig und seelisch ammutheten, gab ihre Kochkunst ihm die erwünschte leibliche Stärkung. Und daß Richter in beiden Beziehungen eben nicht leicht zu befriedigen sein mochte, ergiebt sich aus seinem geistigen Wesen, wie es uns in seinen Werken entgegentritt, und aus dem Umstande, daß er an fürstlichen und andern vornehmen Tafeln verwöhnt war, von selbst.

Ich habe das Verhältniß des hochbegeisteten Dichterfürsten und der einfachen Schankwirthin, wie ich es in Bayreuth aus dem Munde des Volks erfuhr, in Nr. 36 des vierten Jahrgangs der Gartenlaube bereits dargestellt und dort das Brustbild der Frau Rollwenzel nach dem Miniaturbilde, welches in der Jean-Paul-Stube des nach ihr benannten Wirthshauses bei Bayreuth hängt, in Holzschnitt wiedergegeben. Für Leser, welchen jener Jahrgang nicht zur Hand ist, will ich das dort Gesagte kürzer wiederholen.

Als Richter im 41. Lebensjahre mit seiner jungen Familie seinen Wohnsitz in Bayreuth genommen, fand er bald in dem kleinen Wirthshause am Fuße der Anhöhe, welche das fürstliche Lustschloß Eremitage krönt, nicht nur ein Local, sondern auch Menschen, die ganz seinen Wünschen und Bedürfnissen angemessen waren. In einer kleinen, abgelegenen Stube des Hinterhauses bot sich ihm die ungemein reizende Aussicht auf eine idyllische Landschaft, im Hintergrunde begrenzt von den in majestätischen Wellenlinien aufsteigenden Bergen des Fichtelgebirgs. Dies war das Stück Erde, welches ihm durch die süßen Erinnerungen seiner Jugend so heilig und so theuer war. Die kleine, ärmliche Schenke wurde ihm deshalb werth, noch werther durch das aufgeweckte, gewandte, witzige und gefällige Wesen der schon 48 Jahre alten Wirthin, die dem geistreichen Gaste bald all seine Lieblingsneigungen abgelauscht hatte und sich beeilte, sie mit Anstand, Achtsamkeit und Sorgfalt auszuführen. Bald waren es nicht allein die guten Speisen und Getränke der Frau Dorothea Rollwenzel und die Aussicht aus der Hinterstube, die ihn in das kleine Haus zogen, er entdeckte in der Wirthsfrau geistige Schätze seltener Art, scharfen Verstand, Humor und tiefes Gemüth. Der Wirth, Friedrich Rollwenzel, war nicht minder eine ehrenwerthe Persönlichkeit und theilte mit seiner Frau die hohe Verehrung des ausgezeichneten Gastes. Richter lebte sich so allmählich in das Haus und die Wirthsleute hinein, daß er sich in der Hinterstube sein gemüthliches Nestchen einrichtete, eine Neigung, die seinem hohen Genius ganz vorzüglich eigen war. Frau Rollwenzel verstand den Flügelschlag desselben so gut und war eine so klare, scharfe und witzige Beurtheilerin seiner geistigen und seelischen Eigenthümlichkeit, daß er sich bald überzeugte, welch ein richtiges Verständniß ihm in ihr entgegen komme. Er las ihr also nicht selten die Erzeugnisse seines Geistes vor, die seine Feder in der Hinterstube auf das Papier geworfen, er liebte es auch, mit ihr in der ihm eigenthümlichen Weise, von der seine persönlichen Freunde mit Bewunderung sprechen, über geistige Interessen zu disputiren. Frau Rollwenzel füllte also den Kreis seiner Bedürfnisse aus, indem sie ihn ebenso durch Witz und Genialität, wie mit delicaten Kaffee, köstlichem Bier, schmackhaften Braten um seinem Kuchen ergötzte.

So wurde denn in kurzer Zeit die trauliche Hinterstube zur Schöpferwerkstatt des Dichterheros, und fast alle seine späteren Werke sind in ihr entstanden. Denn fast volle zwanzig Jahre ist er, in der schönen Jahreszeit, schier täglich und zwar schon in der frischen Morgenfrühe von der Stadt durch die prächtige Linden- und Kastanienallee hinauf nach dem kleinen Wirthshause gewandert, um sich dort ungestört in süßer Behaglichkeit den erhabenen Schöpfungen seines Geistes hinzugeben und in den Pausen mit Frau Dorothea zu plaudern oder ihre Erzeugnisse zu genießen. Es leben immer noch Leute, welchen die unversehrte, kräftig gebaute Gestalt des Dichterfürsten erinnerlich ist, wie er in schlichter, meist vernachlässigter Kleidung mit offener Brust, freiem Haar, einem Knotenstock und den Manzen voll Bücher und Manuscripte rüstig die Anhöhe emporschritt. Den Wein, welcher ihm während der Arbeit Bedürfniß war, nahm er sich aus seinem eigenen wohl versorgten Keller jedesmal mit, und man sah die Hälfe der Flaschen freundlich aus seinen Taschen herauslugen. Sein treuer Begleiter war stets sein Spitz, den er ebenso wie Frau Rollwenzel in mehreren seiner Dichtungen verherrlicht hat.

Der Maler unserer heutigen trefflichen Illustration hat den Moment aufgefaßt, wo der Dichter eben am Rollwenzelshäuschen ankommt, von Wirth und Wirthin freundlich begrüßt. Der Hund ist ihm vorausgeeilt und tauscht mit Frau Rollwenzel Liebesjungen aus.

Nicht selten begleitete den Dichter sein treuer trefflicher Freund Christian Otto in das kleine Wirthshaus und arbeitete in einem andern Stübchen. Abends holte dann wohl Richter's Familie den geliebten Mann ab.

Aber auch zum Mittelpunkt seiner oft weit ausgedehnten Spaziergänge diente ihm das Häuschen. Von hier durchstreifte er Berg und Thal, Wald und Flur der lieblichen Gegend, oft ohne Hut und in einem Anzuge, der freilich den vergötterten Liebling der deutschen Intelligenz und vorzüglich der gebildeten Frauenwelt nicht vermuthen ließ. Pflegte er sich doch oft auf den grünen Rasen unter einem Baume oder im Saatfelde niederzuwerfen und sich so dem gewaltigen Strome seiner Gedanken und Gesichte zu überlassen. Wie sich seine Kleider dabei standen, kümmerte ihn ganz und gar nicht. So geschah es denn, daß er eines schönen Tages mitten im Felde von einem Gensd'arm, der ihn nicht kannte, als Vagabund und Strolcher arretirt und nach der Stadt zu geführt wurde. Zufällig begegnet dem sonderbaren Menschenpaar der Gouverneur der Stadt im Wagen. Der begrüßt den Dichter ehrerbietigst und läßt halten, um sich nach dem seltsamen Aufzug zu erkundigen.

„Ich freue mich sehr, der Arrestant dieses vorsichtigen Herrn zu sein," versetzt Richter äußerst vergnügt, „und werde in's Loch gesteckt werden. Weiß ich doch nun auch, wie's einem armen Teufel zu Muthe ist, der mir nichts dir nichts aufgegriffen, transportirt und frei logirt und beköstigt wird. Alles gegen seinen ausdrücklichen Willen. Befinden Sie mich im Loche."

Dem Gensd'armen wird's angst, er stottert Entschuldigungen und will ausreißen. Aber Richter hält ihn fest und drückt ihm einen Thaler in die Hand. „Nehmen Sie wenigstens erst eine kleine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das Sie mir bereitet haben." —

Eines schönen Sommertags des Jahres 1816 fährt eine prächtige Equipage vor dem Rollwenzelhause vor; ein Cavalier und galonnirte Diener fragen hastig nach Herrn Legationsrath Richter. Der Dichter erscheint heute besonders verargnügt und hört etwas bestürzt, daß Ihre kaiserliche Hoheit die Großfürstin Katharina Pawlowna von Rußland im Gasthause zur Sonne in Bayreuth auf ihn warte und ihn ihren Wagen schicke. Richter reuemsthirt, daß er erst heim müsse, um sich in anständige Kleidung zu werfen; vergebens, der Cavalier der Großfürstin erklärt auf das Bestimmteste: er habe den gemessenen Befehl, Herrn Richter zu bringen, wie er ihn fände; Ihre kaiserliche Hoheit habe große Eile. Kein Weigern hilft, der Dichter wird in seinem alten Gensfrac in den Wagen gepackt und in der Sonne abgeliefert.

Es war die liebenswürdige, geniale junge Wittwe des Prinzen Peter von Holstein-Oldenburg, die als Braut des Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg, des jetzigen hochbetagten Königs, auf der Brautreise nach Stuttgart begriffen ist. Kaum in Bayreuth angekommen, sieht sie in ihrem Vorzimmer die obersten Behörden der Stadt versammelt, um sie im Namen des Königs von Baiern ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Sie hört die Anmeldung der adligen Herren nur mit halbem Ohr.

„Ist Herr Richter da? Herr Richter soll kommen, Niemand als Herr Richter."

Man fragt, man läuft. Herr Richter ist bei Frau Rollwenzel. Die Großfürstin giebt schnelle Befehle, der Wagen rollt fort, sie muß mit fieberhafter Ungeduld das Zimmer und vergißt die Herren ganz, die draußen in steifer Haltung des gnädigen Wortes der Zulassung harren.

Endlich! Der Dichter wird in seinem malerischen Aufzug durch die Reihen der erstaunten gepuzten Herren geführt; die Fürstin reißt die Thür auf, stürmt ihm entgegen, umarmt ihn, weint vor Rührung und Wonne an seinem Halse und ruft: „Göttlicher alter Menschen, Schöpfer meiner seligsten Stunden, willkommen! willkommen!"

Sie zieht ihn in's Zimmer und auf das Sopha und plaudert mit ihm; sie sieht mich seinen Rock, mich sein zerrissenes Kinn; sie sieht mir seinen herrlichen Kopf, sein schönes, tiefes, sonnenstrahlendes Auge, sie hört nur den Wohllaug seiner Stimme, seine geistreichen gemüthlichen Worte; sie ist selig versunken in sein Anschauen und Anhören, und sie erzählt dem glücklichen Dichter von all den hohen Freuden, die er ihr geschenkt.

Die Stunden fliegen; der Kammerherr mahnt an den unerläßlichen Aufbruch. Die Großfürstin nimmt endlich des Dichters Arm und schreitet mit ihm durch die wartenden adeligen Herren, ihren respectvollen Gruß freundlich erwiedernd; sie steigt in den Wagen, sie winkt ihm noch Grüße und Dankeworte zu.

Wie freute sich Frau Rollwenzel, als er ihr dieses freundliche Erlebniß erzählte! Denn die alte Schankwirthin nahm an Allem, was den Dichter anging, den lebhaftesten Antheil. Sie gehörte ja zu ihm; sie war der Mond, der, von dieser prächtigen Gestirnsonne angestrahlt, das Licht empfing, das ihr nun für alle Zeiten bleiben wird. Denn das ist der wunderbare Segen des unsterblichen

Genius, daß er den Menschen und den Dingen, die mit ihm in längerer Berührung sind, den leuchtenden Stempel seines Wesens für alle Zeit aufprägt, daß er gleichsam Alles in seiner Nähe mit dem Goldglanze seiner Sonnenstrahlen überkleidet.

So hat Jean Paul Richter der Frau Dorothea Rollwenzel und ihrem kleinen Hause die Unsterblichkeit geschenkt.

In den spätern Jahren ging der Dichter gewöhnlich nur noch Nachmittags zur Rollwenzel und nur einige Male in der Woche. Wenn ihn Krankheit an seine Stadtwohnung fesselte, und in der letzten trüben Zeit, als sein Augenlicht erloschen war, kam auf seinen Wunsch die kleine alte Frau zu ihm, und es gereichte ihm zur Befriedigung, sich mit ihr in der alten muntern Weise unterhalten zu können. Sie überlebte ihn vier und ein halbes Jahr und starb 74 Jahre alt, am 22. April 1830. —

Das kleine Haus, auch jetzt noch eine häufig besuchte Schenke, ziert eine dunkle Marmortafel mit der vergoldeten Inschrift: „Rollwenzel's Haus. Hier dichtete Jean Paul.“ Im Volksmunde heißt das Haus aber „die Rollwenzel“ oder „die Rollwenzelei“. Die Jean-Paul-Stube, jahraus, jahrein von vielen Verehrern des Dichters aus allen Landen besucht, ist so erhalten, wie er sie verlassen hat, und man bewundert mit Rührung den einfachen, genügsamen Sinn des unsterblichen Dichterfürsten. Man findet seine Büste und sein Bild in der Stube, darunter das kleine Bild der Frau, deren Namen mit dem seinigen so merkwürdig verbunden ist. Ein Album nimmt die Namen der Besucher auf. Daneben liegt eine Handschrift des Dichters nebst einigen Büchern von ihm und über ihn.

Voraussichtlich werden das Rollwenzelhaus und die Jean-Paul-Stube darin Orte angemessener Feierlichkeiten am hundertjährigen Geburtstag des Dichters und die Erinnerungen an ihn und seine Freundin aus dem Volke lebendig aufgefrischt werden. Die Wallfahrt nach diesen durch den großen Mann geheiligten Localitäten werden bis in die spätesten Zeiten fortdauern, und an Frau Rollwenzel wird Schiller's schöner Spruch in Erfüllung gehen:

„Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du ewige Muse
Hebst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosyne's Schooß.“

Des Freiherrn von Trenck letzte Stunden.

Nach den Acten des „Droit public“ und archivarischen Mittheilungen.

Die Trommeln der Nationalgarde rasselten vor dem Gefängnisse St. Lazare zu Paris. Eine große Menge Volks harrte vor den Pforten der unheimlichen Wohnung, um die Angeklagten zum Verhöre abführen zu sehen; ja, obgleich die Blutmenschen der Schreckenszeit bereits so an Hinrichtungen gewöhnt waren, daß ein Wagen voll Schlachtopfer der Guillotine kaum noch die Aufmerksamkeit erregte, so herrschte doch heute eine ungewöhnliche Bewegung unter den Massen. Die scheußlichen Weiber, die Pikenmänner, die Parrioten in der phrygischen Mütze und schmutzigen Carmagnole mit den Labels an den Füßen, die entarteten Kinder, deren Jugend unter Anschauung der Blutscenen verfloß, diese Alle wogten und kreischten, heulten und zeterten durcheinander am 7. Thermidor des Jahres II. der französischen Republik (9. Juli 1794). Vor den Thoren von St. Lazare, dessen verschlossene Mauern so viel Elend und Seufzer, so viel Verwünschungen und Angst bargen, als ehedem die der zerstörten Bastille, war ein von Pikenmännern gebildetes Spalier errichtet. Durch dasselbe schritt der öffentliche Ausrufer. Eine braune Carmagnole hängt um seine Schultern, die rothe Mütze bedeckt sein struppiges Haupt, ein starrer Bart umgiebt das Kinn, seine Beine stecken in roth und weiß gestreiften Schifferhosen, seine Füße in plumpen, mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhen. Er trägt einen Gürtel mit kurzen Stacheln besetzt; — die Schlachtopfer können ja Hand an ihn legen! In diesem Gürtel stecken zwei Pistolen, deren Hähne gespannt sind; — die Verurtheilten könnten in der Verzweiflung den Ausrufer, das Werkzeug der Peiniger, für den Ausspruch des Convents züchtigen wollen. In der Hand hält der Mann ein Papier; auf demselben sind die Namen der Gefangenen verzeichnet, die heute verhört werden sollen, was 1794 im Juli noch so viel hieß: „Ihr sollt die Stunde erfahren, in der ihr den Kopf unter die Guillotine legen müßt.“ Hinter dem Ausrufer schreiten zwei Pikenmänner von der Section der Lombarden. Ueber einen Hof, dann durch einen von bewaffneten, spielenden, rauchenden und trinkenden Wachen besetzten Corridor schreitend, gelangen die drei Männer zu einer großen Thür. Verworrene Stimmen tönen hinter derselben. Endlich wird sie geöffnet, ein halbfinsterer Raum von großer Ausdehnung zeigt sich.

In dem Halbdunkel dieses Raumes gewahrt man eine Menge Gestalten. Es sind die Gefangenen des Convents; jedes Alter und Geschlecht; jeder Stand, jede Vermögensstufe ist vertreten; die Guillotine verschmähte keine Kost — sie fraß ohne besondere Auswahl. Als die Thür geöffnet wurde, ertönte ein ängstlicher Schrei aus vielen Kehlen kommend, dazwischen einzelne Rufe: „Nun ist's aus!“ — „Jetzt!“ — „Arien!“ ꝛc. Aus allen Winkeln liefen die Gefangenen zusammen; ihre Augen hafteten auf dem öffentlichen Ausrufer und seinem verhängnißvollen Papiere. Wer wird hinausgeschleppt zum Fallbeil? Wen bringt der breite Mund des Schergen die endliche Gewißheit des Schicksals? Angstvolles Zucken in den Gesichtszügen der Einen — stumpfe Gleichgültigkeit bei den Andern. Der Ausrufer räuspert sich, überblickt die Menge und ließt dann mit lauter Stimme: „Andrè Chenier, Literat.“ Ein junger Mann von 22 Jahren trat aus der Menge. „Hier bin ich!“ rief er mit fester Stimme. „Hinter die Barre!“ rief der Ausrufer. Chenier trat hinter einen gitterartigen Verschlag, in welchem die Bezeichnenden stehen mußten, bis der Zug sich in Bewegung setzte, der sie ihren Richtern überlieferte. „Alexander Boucher, Excapitain der erklärlichen Marine,“ fuhr der Rufer fort. „Ich bin es!“ antwortete eine sonore Stimme, die einem Manne von 36—37 Jahren angehörte, der mit festem Schritte in die Barre trat. „Charles de Bart,“ Großofficier der Dragoner,“ tönte es wieder. „Ha! ha! hab' Ihr mich endlich?“ lachte es aus dem Haufen, und mit den Worten „Platz da!“ stellte sich ein wunderschöner Mann, dessen aristokratisches Aeußere selbst der Schmutz und das Grauen des Kerkers nicht hatten verwischen können, vor den Ausrufer hin. „Hinter die Barre!“ donnerte die Stimme des Ausrufers. „Wie können Sie es wagen, einen Parrioten in's Gesicht zu sehen?“ De Bart stumme einen Chanson nur tänzelte hinter die Barre. „Friedrich, Baron von Trenck, früher Officier.“

Von dem Schemel, auf dem sie bisher gesessen, erhob sich die gewaltige, hagere Gestalt des Geforderten, Gleichgültig hatte er bis zur Nennung seines Namens das Schaufpiel betrachtet, mit wehmüthigem Lächeln die Gestalten der schönen Frauen und Mädchen, der kräftigen jungen Männer angeblickt, die hier neben dem Greise und der Matrone in dem schenslichen Kerker zusammengepfercht zitternd oder ergeben ihren Namen erwarteten. Ein verächtliches Zucken spielte um seine Lippen, wenn er zuweilen vor und hinter sich ein zaghaftes Schluchzen, einen leisen Schrei der Angst vernahm. Die Beine lang von sich gestreckt, die Hände in den Taschen seiner kurzen Hosen, so hatte der Baron von Trenck die Nacht vom 6. zum 7. Thermidor in dem Gefängnisse St. Lazare zugebracht. — Trenck hatte schlechtere Lagerstellen kennen gelernt. — Er war es, der Mauthwurf von Magdeburg, der Abenteurer, der Liebling der Damen, der muthige Soldat, der Spötter seiner Wächter, dem keine Mauer unüberwindlich, keine Fessel zu dicht, kein Graben zu tief gewesen. Sein ganzes Verlangen war von Jugend auf nach ungehinderter, zügelloser Freiheit gegangen; dieser Drang führete ihn in die Kerker, dieses Verabscheu aller Ketten und Mauern machte ihn fähig, sie zu durchbrechen, mit beispielloser Ausdauer rüstete ihn jenes Verlangen nach Luft und Licht, wenn er sich durch die Erde wühlte mit den erbärmlichsten Werkzeugen, und als er endlich eine ruhige Stätte finden sollte, ließ seine unzähmbare Natur ihm dennoch keine Ruhe, sie führte ihn nach Frankreich — in den Kerker von St. Lazare. Der Jüngling, der Mann hatte gezeigt, daß es für seine Kraft keine Bande gebe — der Greis mußte sich beugen unter der Tücke des Geschicks. Furchtbares Verhängniß! Trenck scheint von der Vorsehung bestimmt gewesen zu sein, die düstere Laufbahn des Kerker-

Digitized by Google

lebens zu durchwandeln, bis das Beil ihn befreite. Schrecklicher Contrast! Die glanzvollen Säle der Hofhaltungen Berlins, Petersburgs, Wiens! — im Besitze der zärtlichen Zuneigung einer hehren, edlen Dame, gesucht von vielen anderen Schönen, strahlend in der glanzvollen Uniform der fürstlichen Krieger, frei nach tausend überstandenen Gefahren, und nun — — die zähnelappernde oder verzweifelte, resignirte oder freche Gesellschaft der Todescandidaten des Nationalconvents, das dumpfe, unheimliche Gewölbe als Wohnung, die fadenscheinige, kostbare Kleidung und der wurmstichige Schemel — im Gefängnisse von St. Lazare! —

Trenck's Schicksale, in Deutschland so populär geworden, waren auch in Frankreich bekannt. In jener Zeit, die ebenso reich an großen und bedeutenden, als schauderlichen und entwürdigenden Ereignissen war, kannten Männer wie Trenck in allen Kreisen der Gesellschaft Theilnahme. Man fragte nicht, ob sein Leben frei von jedem Vorwurfe sei, ob er sein Schicksal verdient oder verschuldet habe (und Letzteres war großentheils der Fall); es genügte, daß es schrecklich genug gewesen, um den Greis, dessen Silberhaare man mit Achtung betrachtete, in Frankreich freundlich aufzunehmen. Aber er war Robespierre entgegengetreten, und das erforderte, ihn unter Anklage „der versuchten Wiederherstellung des Königthums und der Aufwiegelung der Gefangenen von St. Lazare", im Verein mit noch 29 Unglücksgefährten, zu stellen. Robespierre ging mit furchtbarer Entschiedenheit vorwärts. Ihm genügte die Anzahl der Opfer nicht mehr. Es mußten unter denselben auch Leute von Ruf sein. Was nur irgend von Bedeutung in Paris aufzufinden war, das suchte man unter die Guillotine zu bringen. Trenck erkannte sich, wie gesagt, einer großen Beliebtheit in den Staatsleben, welche er gewöhnlich besuchte. Die Männer von Ruf fingen an, selten in Paris zu werden. Er mußte fallen.

Friedrich von Trenck.

Noch 29 Namen rief der Ankläger. Dann steckte er seine Liste in die Brusttasche, nahm eine ungeheuere Prise, zog eine Glocke, deren Strang an der Seite des Gefängniß-einganges herabhing, und verließ die Halle.

Wenige Minuten später öffnete sich wieder die Thüre; auf dem Corridor gewahrte man eine doppelte Reihe von Nationalgardisten aufgestellt. Die bezeichneten Gefangenen traten aus der Barre und zwischen die Soldaten, das Commando „Marsch" ertönte, und die Gefängnißthür schloß sich vor den Zurückbleibenden. Sie sollten ihre Unglücksgefährten nicht wiedersehen. —

Trenck hatte durch seine Miene irgend eine Bewegung geäußert. Als aber der Ankläger die Halle verlassen hatte, als die Geforderten Abschied von ihren Freunden, Verwandten nahmen, die unter dem Haufen der Zurückbleibenden sich befanden, als Thränen und Seufzer auf's Neue sich zeigten und hundert zitternde Hände sich nach der Barre ausstreckten, die zwischen dem Gitter hervorkommenden Hände noch einmal zu drücken, da winkte Trenck einem seinen jungen Manne, der gedankenvoll an einem Pfeiler der Halle lehnte.

„Mein lieber Graf Bayluß," flüsterte er, „nehmen Sie dies fed hier, als ein Zeichen meiner Freundschaft. Es ist das letzte Geschenk der Prinzessin Amalie, meiner Wohlthäterin, meiner Freundin. Ich bewahrte es lange. Bewahren Sie es ebenso lange zum Zeichen eines ehrenvollen Andenkens für mich und für Sie." Mit diesen Worten überreichte er dem Grafen eine schöne, mit dickem Goldrande verzierte Dose von Schildpatt.

„Theuerster Baron," rief Bayluß, „warum wollen Sie sich von dem werthvollen Gegenstande trennen?"

„Nehmen Sie es. Ich vermache es Ihnen. Ich bin ein Sterbender; ehren Sie meinen letzten Willen. Wir sehen uns nie wieder. Mein Kopf wird fallen."

„Aber, theurer Baron, in dieselbe Anklage wie Sie verwickelt, steht mein Kopf nicht fester als der Ihrige."

„Ich weiß es. Aber mir ahnt es, Sie werden gerettet. Ich, Baron — ich werde sterben." *

* Die Anklage ging in Erfüllung. Bayluß kam nach drei Tagen frei, da Robespierre's Einfluß bereits sank. Der Graf bewahrte die Dose heilig. Er hatte nur die goldene Einfassung abgetrennt und solche seinen Wächtern gegeben, um ihre Habsucht nicht zu reizen, welche sonst die ganze Dose an sich gerissen hätten.

Vor dem Gefängnisse, zwischen den lauernden Volkshaufen angelangt, ward Trenck vor allen Andern erkannt. Man rief ihm zu. Man applaudirte ihm. „Singt das Ça'ira, langer Preuße!" „Er ist ein Spion!" „Es muß sich erst zeigen, ob er kein Patriot ist!" Sie rief der Pöbel durchinander.

Im Sitzungssaale angelangt, warf Trenck seine Augen umher. Dieselbe Begleitung wie auf der Straße. Männer, Weiber, Kinder. Auf den Gallerien Zuschauer, in den vordersten Reihen Mütter, welche ihre Kinder säugten und dabei gespannt auf die Richter blickten. Man gewahrte, vom einfachen schwarzen Kleide an bis herunter zum Hemdärmel des Sections-Mannes, alle ungeheuerlichen Trachten jener Zeit. Die Schreiber trugen rothe Mützen; rothe Mützen tauchten überall aus dem Haufen der Zuschauer auf, eine rothe Mütze trug die Büste Marat's, welche hinter dem Präsidentstuhle auf einer Console prangte und das blutgierige Auditorium anzuspornen, und an der Spitze der über Marat angebrachten dreifarbigen Fahne hing eine rothe Mütze. Widerliche Gerüche, heißere Stimmen, eine erhitzte Temperatur, die furchtbaren Gesichter — dies Alles vereinigte sich, um den Sitzungssaal zu einem noch schrecklicheren Aufenthalte als das Gefängniß selbst zu machen. Die Glocke tönte. Tiefe Stille trat ein. —

Der Syndicus Hermann erhob sich. Er verlas die Anklage. Dann wandte er sich an den ihm zunächst stehenden Gefangenen, dessen hoher Wuchs das greise Haupt weit über die Bajonnete der Wachen emportragen ließ. Dieser Kopf, dieses Antlitz, schon dem Messer verfallen, erregten allgemeine Aufmerksamkeit. — Keine Furchen hatte das Schicksal hineingegraben. Es war wie verstienen. Diese Muskelnetze konnten nicht mehr zucken, diese Stirn runzelte sich nicht mehr, nur das Auge und die Zunge vermochten es auszudrücken, was der Mann gethan, was er jetzt empfand.

„Ihr Name, Alter und Stand?" fragte Hermann.

„Baron Friedrich von Trenck, geboren zu Königsberg im Jahre 1726; früher Officier in preußischen und österreichischen Diensten; jetzt Literat."

„Angeklagter, Sie stehen in Verdacht, mit den Königen Europas einen verbrecherischen Briefwechsel zu unterhalten. Eines Ihrer Schreiben ist aufgefangen worden; es wird Ihnen durch den öffentlichen Ankläger vorgelegt werden. Sie sprechen sich in diesem Schreiben sehr zweifelhaft über die Ereignisse der letzten Tage aus."

„Der öffentliche Ankläger ist getäuscht worden. Mein Schreiben von mir hat die deutsche Grenze passirt. Ich bin seit langen Jahren schon kein Gast mehr in den Palästen der Fürsten. Wollen die Herrscher Europas den Zustand Frankreichs kennen lernen, so werden sie nicht bei mir, dem Freunde des Volkes, sich Auskunft erbitten. Hier seht, Bürger, die Wundmale, welche die Kerker meinen Gliedern aufgedrückt haben, und gegen die Befreier aus Kerkern sollte ich diese Hände erheben? Das könnt, das dürft Ihr nicht glauben."

Trenck streifte den Aermel zurück. Er erhob seine immer noch muskulösen Arme hoch in die Luft. Die Zuschauer erhoben sich von den Sitzen. Sie gewahrten an den Knöcheln der Arme braune Ringe. Es waren die Spuren, welche die Hanfschellen aus der Magdeburger Sternschanze hinterlassen hatten. Diese Vorgänge erschütterten die Richter; Trenck's Worte, mit sonorer Stimme gesprochen, brachten unter den Zuschauern ein Gemurmel des Beifalls hervor.

„Können Sie leugnen, daß Sie der Correspondent Joseph's II. gewesen sind?"

„Das war ich, ich bin es aber nicht mehr. Bergönnen Sie mir das Wort, Bürger Procurator, und ich werde die Anklager zum Schweigen bringen."

Jetzt erhob sich, links vom Gerichtstische, schnell wie eine Natter in die Höhe fahrend, ein Individuum, dessen scheußliches Antlitz das Blut in den Adern erstarren machte. Das waren Züge, wie sie sich eigneten für die Henker jener Zeit, die man so bezeichnend „die Schreckenszeit" getauft hat. Es war, als schwebe

vor dem Gesichte des Mannes nur eine aus Dunst gewobene Maske, welche in ungewissen Umrissen die Züge eines Menschenantlitzes trug, während hinter derselben Augen, Rachen und Zähne einer Hydne zu lauern schienen. Die widernatürlich in die Höhe gezerrten, buschigen Brauen, die hervorquellenden Augäpfel gaben dem Gesichte vollends den Anvorvuk des Entsetzlichen. Die kreischende, bis in die fernsten Winkel verständliche Stimme begleitete ein schmatzender Ton, wie er jenen düsteren Phantasiegebilden zugeschrieben wird, welche die Volkssage mit dem Namen „Vampyre" bezeichnet. Der Mann, den die Rachegöttin zu seinem fürchterlichen Handwerke gleichsam festgenetzt zu haben schienen, war Fouquier Tinville, der öffentliche Ankläger, der Bauernsohn von Herouelle, der Spürhund der Guillotine.*

„Ich thue Einspruch," kreischte das Ungeheuer, „der Angeklagte darf sich nicht in unnützen Aufschweifungen ergehen. Kostbar ist die Zeit. Bis 4 Uhr muß das Urtheil über 14 Gefangene gesprochen sein. Jetzt ist es zwölf. Keine Zeit ist zu verlieren."

„Sie haben keine Zeit zu verlieren?" donnerte Trenck. „Die paar Augenblicke, in denen es sich um die Vertheidigung eines Menschenlebens handelt, die halten Sie für verloren?"

„Sprechen Sie, Angeklagter," rief der Syndicus Hermann.

„Bürger Procurator," heulte Tinville, „dann kann ich nicht mehr — —"

„Bürger Ankläger," fiel Hermann ein, „mir liegt die Sorge ob, das Gericht zu leiten. Lassen Sie mich die Ansprüche auf Vertheidigung ermitteln. Angeklagter, ich wiederhole, Sie können sprechen."

Jetzt erhob sich Trenck und sprach: „Bürger! zehn Jahre lang schmachtete ich in Fesseln. Endlich befreit, benutzte ich die Freiheit, wie sie der Philosoph benutzen soll, der ihre heilige Nothwendigkeit tief empfindet. Ich war ein nützlicher Bürger. Nachdem ich in Aachen die Tochter des Bürgermeisters geheirathet hatte, betrieb ich den Handel, Literatur und militärische Studien. Ich war der Gründer einer Zeitung, in welcher ich die Lehren eines neuen reinen Christenthums predigte. Aus Achtung für eine Fürstin, der ich meine Freiheit verdankte, gab ich die Zeitung auf, nicht aber meine Grundsätze. Von 1774—77 bereiste ich Frankreich und England. Hier machte ich die Bekanntschaft des großen Patrioten Franklin. Ich bin es, der den auf ihn gedichteten Vers verfaßt hat:

„Erjagt' seinem ewigen, unsterblichen Genius tyrannis**
(Dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen das Scepter.)

Nach Deutschland zurückgekehrt, wollte man mir öffentliche Aemter übertragen, aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Kaiserin Marie Theresia — — —"

„Sie dürfen die Ihnen gegebene Erlaubniß nicht zur Verherrlichung der Tyrannen mißbrauchen," schrie Tinville.

„Sie werden mich nicht hindern zu sprechen, wie ich muß. Es ist doch sehr sonderbar, daß ein republikanischer Beamter die Freiheit der Vertheidigung mit dem Kreise des Popilius umgeben will. Alle, als die große Kaiserin — — —"

„Wir sind hier, um Recht zu sprechen," fiel Herman ein, „nicht aber um Lobreden auf die Feinde der Republik zu hören."

„Sagen Sie lieber: um zu verurtheilen. Aber Sie haben mir das Wort gegeben, ich werde es benutzen. Die große Kaiserin Marie Theresia — — —"

„Entziehen Sie ihm das Wort, wenn er Tyrannen lobt," rief Tinville.

„Sie war meine Wohlthäterin," rief Trenck, „und ich muß es sagen, gerade hier, an dieser Stelle, daß sie eine große Kaiserin war. Als diese große Fürstin gestorben war, ging ich nach Ungarn und ward Landmann. Ja, Bürger, der, den Ihr als Angeklagten vor die Schranken fortert, war der Freund Franklin's und hat in den Ebenen von Zwabach die Pflugschaar geführt! 1787 ward es mir verstattet, mein Vaterland wiederzusehen. Ich ging nach Preußen, blieb aber dort nur so lange, als ich brauchte, um eine heilige Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen. Der Gegenstand derselben verließ diese Welt, und ich entfloh von der Stätte, auf der ich so viel geduldet hatte. —

Jetzt erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche die Aufmerk-

* Fouquier Tinville ward 1795 guillotinirt, weil er so viele Franzosen unschuldig geschlachtet habe (!). Auf dem Wege zur Richtstätte fiel er mehrere Male in Ohnmacht. Er bekrie: das Blut erstickt mich! Er hatte die fixe Idee, er müsse durch ein Blutmeer waten.

** Mit diesen Worten soll d'Alembert Franklin bei dessen Aufnahme in die Akademie begrüßt haben. Wer der Erfinder war, bleibe dahingestellt.

samkeit Europas auf mich lenkten. Man machte mir glänzende Anerbietungen. Ich schlug sie aus. Ich wollte meiner freien Gesinnung nicht untreu werden und trotze neuen Verfolgungen. Meine Begeisterung für den Sturm der Bastille trug mir in Wien eine siebenjährige Gefangenschaft ein. Bürger, ist das eine Führung, die den Patrioten Frankreichs aufrichtig sein kann? Seit 1791 lebe ich Frankreich, ich veröffentliche Broschüren, die nicht ohne Einfluß auf die politische Erziehung des französischen Volkes gewesen sind. Wenn ich die Volksversammlungen nicht besucht habe, so geschah dies, weil ich glaubte, man werde mir, einem Fremden, das Wort entziehen. Befragen Sie, Bürger, außerdem meine Cameraden in der Section der Lombarden, der ich lange angehörte, sie werden mir das Zeugniß eines ehrlichen Mannes nicht versagen. Ich habe gesprochen und glaube bewiesen zu haben, daß ich niemals etwas gegen die Freiheit der französischen Nation unternahm."

Trenck setzte sich mit stolzer Gebehrde nieder. Neuer Beifall flog durch die Reihen. Da erhob sich der öffentliche Ankläger wieder. „Ich werde," heulte er, „dem Angeklagten nicht in seinen Windungen folgen. Die Gerechtigkeit muß die Schnelle des Blitzes haben. Ich lasse sogar einen Theil der Anklage fallen, soweit diese die feindlichen Beziehungen außerhalb Frankreichs betrifft. Aber der Angeklagte erwähnt mir etwas auf die Beschuldigung, zu der ich jetzt übergehe: Bürger! Man hat in St. Lazare eine Verschwörung angesponnen, welche die Wiederherstellung des Königthums und den Sturz der Republik zum Zwecke hatte. Trend, Chenier, Boucher, de Bart und Andere sind die Rädelsführer. Bürger, Sie sind berufen, die eine Hälfte derselben zu richten, morgen steht die andere vor den Schranken. Der Abend des 6. Thermidor war zur Ausführung bestimmt, der Genius der Freiheit hat den blutigen Plan vereitelt, die Hauptschuldigen stehen vor Ihnen. Sie müssen Sie verurtheilen, denn das Vaterland ist in Gefahr."

„Jeder Sclave hat das Recht, seine Fessel zu sprengen," brauste Chenier auf.

„Der Strafe wollten wir entgehen, weiter nichts," rief Boucher. „Nicht Jeder paßt zum Mörder. Die Hand, die eine Feder oder ein Schwert mit Ehren führte, verschmäht den Dolch."

„Als ich ans dem Gefängnisse entstehen war," rief Trenck, „legte man mir schwerere Fesseln an, aber man strafte nicht mit dem Tode. Dem Gerichte der Republik war es vorbehalten, Alles an Grausamkeit zu übertreffen."

„Warum greifen Sie dem Urtheile der Geschworenen vor?" sagte Hermann.

„Wir kennen unser Schicksal," eiferte Boucher; „bergt nicht den Tiger in der Fuchshaut! unser Tod ist unwiderruflich, und wir verlassen diesen Raum nur, um das Schaffot zu besteigen. Nichtswürdige Richter! les thront ein Richter über uns, der auch Euch richten wird. Wehe Euch! Eure Blutwirkeln werden Euch überleben und Eure Namen dis in die entfernesten Zeiten am Schandpfahle prangen."

„Im eigenen Vortheile der Angeklagten entziehe ich ihnen das Wort," sagte Hermann.

„Entzieht es uns oder nicht," rief Chenier, „wir wollen uns nicht vertheidigen. Es wäre Hohn, einem solchen Gerichte gegenüber sich vertheidigen zu wollen. Die Richter der Revolution schänden die Freiheit."

„Bürger Präsident," rief Tinville, „machen Sie diesem Geschwätze ein Ende. Fordern Sie die Geschworenen auf, sich in das Berathungszimmer zu begeben."

„Angeklagter Trenck," sagte jetzt Hermann, „man schätzt an Ihrer Vertheidigung den Charakter der Mäßigung. Bleiben Sie dabei, daß Sie an der Verschwörung nicht Theil genommen haben?"

Trenck konnte sich mit einem Worte retten; er konnte wieder frei ausgehen. Aller Augen hafteten an ihm. Mit einem Ruck erhob er sich. „Bürger!" rief er, „ich erkläre, daß ich die Verantwortlichkeit der von meinen Gegnern gesprochenen Worte übernehme. Ihr Schicksal soll das meinige sein. Ich will mit ihnen leben und sterben."

Trend war verloren; aber der große Augenblick hatte ihn groß gefunden. Alle seine Verirrungen, seine Fehler waren gesühnt durch diesen Entschluß — er war ein Märtyrer seiner Ehre. Eine schreckliche Pause entstand. Endlich treten die Geschworenen wieder ein. Sämmtliche Angeklagten, 30 an der Zahl, sind zum

Tode verurtheilt, beschuldigt: „eine Verschwörung im Gefängnisse angezettelt zu haben, um durch Ermordung der Volks-Repräsentanten die Republik zu stürzen und das Königthum wiederherzustellen." Mit Gleichgültigkeit hörten die Angeklagten das Urtheil an. Man war zu jener Zeit abgestumpft gegen den Tod und seine Schrecken, denen man täglich in's Auge sah; man verabschiedete sich von einander mit den Worten: „Auf Wiedersehen, vielleicht unter der Guillotine." Um zwei Uhr war das Urtheil gesprochen, um vier Uhr brachten die Karren die Verurtheilten zum Revolutionsplatz. Fest umschlungen hatten sich die Freunde. Ein Gesang schwirrt durch die Luft, ein Gesang von festen, ergreifenden Männerstimmen. Es ist der „Chant du départ", den die Verurtheilten singen.

Man sang zu jener Zeit, auch wenn man zum Tode ging; man sang, wenn man in den Krieg zog; man sang während der Blutarbeit. Boucher und Chenier unterheilten sich von ihren Schwärmereien, ihrer einst so rosig lächelnden Zukunft.

„Warum so früh schon zum Tode?" rief Chenier. „Hier war Etwas." Er schlug sich vor die Stirne.

„Andrè," entgegnete Boucher. „Es sind Ideen, die Du verlässest — ich aber meine Kinder — mein holdes Weib. Jenseits finden wir uns; und nun enden wir edel, geben wir den Henkern nicht das Schauspiel des Zagens oder der Schwäche."

„Ich zittre nicht," sagte Chenier, „aber ich bedaure, daß ich der Welt nicht noch nützen konnte."

Mit entschiedenen Zeichen des Mitgefühls betrachtete das Volk die vorüberfahrenden Karren.

„Was wollt Ihr, was staunt Ihr?" rief Trenck mit fester Stimme. „Dies ist nur eine Komödie à la Robespierre!"

Man war am Fuße der Guillotine angelangt. Hier erst zeigte Trenck die ganze Kraft seiner Seele, den ungebeugten, mächtigen Willen. Er verschmähte es, der Erste zu sein. Einen Kopf nach dem andern sah er fallen; ohne eine Bewegung der Unruhe stand er ruhig da, die Arme über der Brust gekreuzt, seine Augen fest auf das blutige Schauspiel gerichtet, das sich 29 Mal vor ihm wiederholte. Hoch über alle Häupter hinweg ragte seine riesige Gestalt; sein greises Haar flatterte um das energische Antlitz. Welche Gedanken wogten durch sein Gehirn? — „Bleib Er bei mir, ich will etwas Großes aus Ihm machen," hatte Friedrich der Einzige 1749 zu ihm gesagt.

Da fiel Boucher's Haupt. Er war der Letzte.

Die Reihe kam an Trenck. Festen Schrittes ging er auf das Schaffot zu; die Stufen der Treppe knirschten unter seinen gewichtigen Schritten. Oben angelangt überzog er ruhig die Menge. „Franzosen!" rief er, „wir sterben unschuldig. Unser Tod wird gerächt werden durch Euch — stellt die Freiheit her, indem Ihr die Ungeheuer opfert, die sie schänden."

Schnell warf er sich in die Maschine. Blitzend fuhr das Beil herab, und in den Sack des Henkers rollte das Haupt des unglücklichen Abenteurers. — Dreißig Köpfe waren in fünfzehn Minuten gefallen. — Ausseinander stob die Zuschauermenge. — Wie ein Oceanbrausen schallte donnernd durch die Lüfte der Ruf:

„Vive la Nation!"

George Hiltl.

Heilung und erste Hülfeleistung bei Knochenbrüchen.

Vorwerke beim Glatteis.

Verzweifeln möchte man über das abergläubische Vertrauen, welches verständige Menschen auf die Heilmacht von allerhand Personen und allerlei Dingen setzen. Gegen die Thatsachen, welche ganz klar beweisen, daß in unserm Körper fast alle Krankheiten ohne jeweiligen Arzneiraum und Hokuspokus, nur durch die schon so oft besprochenen Naturheilungsprocesse (siehe Gartenlaube Jahrgang 1855 Nummer 25 und 1862 Nummer 13) gehoben werden, wehrt sich die große Menge, ebenso der Aerzte wie Laien, mit Händen und Beinen, nur um nicht aus ihrem Irrthume, aber vernunftwidrigen Aberglauben gerissen zu werden. Von leicht aufführbaren Versuchen, durch welche man ganz sicher hinter den Blödsinn der verschiedenartigsten Heilmethoden und Charlatanerien kommen könnte, will die abergläubische Menschen- und Arztheit durchaus nichts wissen, denn sie befindet sich ruhiger bei ihrem blinden Vertrauen auf unnatürliche und unvernünftige Heilmächte.

Hat denn wohl schon einmal einer von den fanatischen Anhängern und Lobhurlern der homöopathischen Heilkünstelei das ganz gefahrlose Experiment mit Chinarinde nachgemacht, auf welches doch Hahnemann die Homöopathie gründete? Nein! Einer schlabbert's dem Andern nach, daß China bei einem Gesunden einen dem Wechselfieberanfalle ähnlichen Zustand erzeugt und daß deshalb, weil diese Rinde Wechselfieberanfalle wirklich unterdrückt, die homöopathische Heilmethode auch ihre volle Berechtigung habe. Daß aber die Erzeugung eines wechselfieberähnlichen Zustandes durch die China gar nicht zu vermeiden und Hahnemann's Behauptung: „Aehnliches heilt Aehnliches" geradezu Unsinn und Lüge ist, davon wollen sich die meisten, auch sonst ganz vernünftige Leute durchaus nicht überzeugen, obschon dies so leicht wäre. Und ein solches unvernünftiges Sträuben gebildeter Menschen gegen eine vernünftige Aufklärung über ihr lebenzerstörendes Heil sollte die Anhänger des Fortschritts nicht zur Verzweiflung bringen? Am Menschenverstande sollte man nicht irre werden, wenn man diese heillose Lupe-, Lampe-, Laurentius'sche Wirthschaft mit ansehen und die Hoffnung Malzextract-Gelenmacherei in Zeitungen gelobhudelt sehen muß?

Man lasse sich's doch ein für allemal gesagt sein: wo immer in einem kranken Körper Heilung eintritt, da half der Naturheilungsproceß (oft selbst trotz der unsinnigsten Curirerei), und die Macht eines wissenschaftlich gebildeten Arztes besteht blos darin, diesen Proceß durch diätetische Hülfsmittel zu unterstützen. Nur in sehr wenigen Fällen lassen sich durch Arzneistoffe (niemals aber in homöopathischer Gabe) Beschwerden lindern oder beseitigen.

Was der Naturheilungsproceß zu leisten im Stande ist, zeigt sich, und zwar auch dem blindesten und vorurtheilvollsten Homöopathen, am deutlichsten bei äußern Schäden. Betrachten wir z. B. einmal den Heilungsproceß bei Knochenbrüchen.

Zum bessern Verständniß desselben sei aber vorher kurz des Knochens im Allgemeinen und seiner Umgebung gedacht. Letztere besteht gewöhnlich aus Muskeln (Fleisch) und Kellgewebsgebilden; der Knochen enthält in seinem Innern mit Mark (Fett) erfüllte Hohlräume und hat an seiner äußern Oberfläche einen lohnigen Ueberzug, die Knochenhaut. Alle diese genannten Theile besitzen eine größere oder geringere Anzahl der feinsten Blutröhrchen.

Zerbricht nun ein Knochen, so zerreißt natürlich gleichzeitig mit der Knochenhaut, in der Regel auch eine stärkere oder schwächere Portion der fleischigen und sehnigen Umgebung desselben, und aus den verletzten Blutröhrchen nicht nur dieser zerrissenen Theile, sondern auch des zerbrochenen Knochens und seines Marks selbst, läuft mehr oder weniger Blut heraus, welches sich ebenso rings um die Bruchstelle, wie zwischen den Knochenstücken und im Markcanale ansammelt, theilweise flüssig bleibt, zum größten Theile aber gerinnt und allmählich, schneller oder langsamer, wieder weggefegen wird. Kurze Zeit nach diesem Blutaustritte zeigt sich, in Folge der Reizung und gesteigerten Blutfülle in den umliegenden Blutröhrchen, eine flüssige Anschwellung von schnell gerinnenden Blutbestandtheilen. Das Ausgeschwitzte kommt zuerst in den Weichtheilen äußerlich rings um die Bruchstelle und an der geschwollenen Knochenhaut zum Vorschein und bildet hier eine Geschwulst von dichter speckiger Masse, welche, sehr fest mit der Beinhaut verschmolzen, die Knochenstücke wie eine Kapsel oder Zwinge umfaßt und sie so mit einander vereinigt. Diese anfangs weiche Zwinge äußerer, zeitiger oder provisorischer Callus wird allmählich immer härter, knorpelig und endlich theilweise knöchern. Innerhalb dieser Zwinge bildet sich rund erst zwischen den Knochenenden, ganz besonders aber vom Marke aus, eine sofort verknöchernde, die getrennten Knochenstücke innig verbindende Anschwitzung (innerer, früherer oder definitiver Callus). Nach Wiederherstellung der gebrochen Festigkeit durch knöchernen Callus schwindet allmählich der größte Theil des viel zu reichlich abgesetzten Verbindungsmaterials, besonders der Zwinge, fast vollständig, und der Knochen bekommt dadurch seine natürliche Gestalt wieder. Auch im Innern des Knochens stellen sich die Markräume wieder her.

Wenn dieser Heilungsproceß naturgemäß und ungestört verlaufen kann, so heilt beim Erwachsenen (auch im Alter) ein Ober-

schenkelbruch in etwa 10 Wochen, ein Oberarmbruch in 5 Wochen, ein Unterschenkelbruch in 8 und ein Unterarmbruch in 5 Wochen, ein Rippenbruch in 3 und ein Schlüsselbeinbruch in 4 Wochen. Natürlich können aber eine Menge von Umständen und Verhältnissen, die entweder auf den Zustand des ganzen Körpers oder nur des verletzten Theiles Einfluß anzuüben im Stande sind, den Heilungsproceß verzögern. — Bei Kindern heilen Knochenbrüche viel schneller, fast in der Hälfte der oben angegebenen Zeit, als bei Erwachsenen.

Die ersten Hülfeleistungen bei Knochenbrüchen, welche gar nicht selten auf die spätere Heilung gut oder schlecht einwirken können, lassen den Verunglückten in der Regel Laien angetreiben, und deshalb sollen hier die dabei zu befolgenden Grundsätze kurz besprochen werden. — Was zuvörderst einen Knochenbruch vermuthen läßt, ist die große Schmerzhaftigkeit an der Bruchstelle, sodann die Unfähigkeit, das verletzte Glied zu gebrauchen, sowie die widernatürliche Beweglichkeit und Mißgestaltung (Verkürzung, Verdrehung) des gebrochenen Knochens. Für den Chirurg ist auch noch das eigenthümliche Knarren, die Crepitation, von Bedeutung, welche durch das Bewegen der Knochenbruchflächen an einander entsteht.

Was nun den Transport des Verletzten betrifft, so ist dieser vorzugsweise bei Brüchen von Rumpf- und Beinknochen von Wichtigkeit. Denn bei Brüchen am Arme weiß sich der gehende oder fahrende Kranke in der Regel selbst zu helfen, indem er das verletzte Glied durch den andern, gesunden Arm so lange unterstützt, fest und ruhig hält, bis ein Verband angelegt werden kann. Erleichtern läßt sich diese Unterstützung durch eine Schlinge (Mitella), welche um das verletzte Glied und den Hals geschlungen, und aus einem Handtuche oder großen dreieckigen Halstuch gebildet wird, dessen Enden am Nacken zusammengeknüpft werden. Man achte hierbei darauf, daß diese Schlinge vorn an der Brust nicht zu hoch hinauf oder zu tief herab reiche, sondern dem Arm eine recht bequeme Lage gestatte.

Bei Beinbrüchen kommt der Verletzte bisweilen auch in den Fall, sich ohne Beihülfe selbstständig eine kurze Strecke weit fortbewegen zu müssen. Dann kann er dies nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf dem Boden sitzend (gewöhnlich rückwärts) fortrutscht, indem er sich theils mit den Armen, theils mit dem unverletzten Beine behutsam fortschiebt und das gebrochene Glied nachzieht. Wäre noch Jemand zur Hand, dann kann dieser das gebrochene Glied durch seine Hände oder ein Brechen, ein Tuch ꝛc. unterstützen, muß dabei aber den Bewegungen des Verletzten mit großer Vorsicht folgen. — Auch das Aufheben des Verletzten von der Stelle, wo er liegt, auf ein Transportmittel, wie auf eine Trage, Bahre, einen Wagen, einen Schlitten, ein Brei, eine Matratze, einen Strohsack u. s. f., verlangt außerordentliche Behutsamkeit, damit nicht bloß großer Schmerz, sondern auch eine gefährliche Verschiebung des zerbrochenen Knochens vermieden werde. Meist sind mindestens vier Personen zum sichern Aufheben nöthig, von denen zwei das gebrochene Bein in seiner ruhigen Lage sichern, während die andern Beiden den Rumpf des halbsitzenden und seine Arme um den Nacken der Tragenden legenden Kranken in der Weise erheben, daß sie ihre Hände unter den Rücken und das Gesäß desselben schieben. Natürlich müssen beim Aufheben und Forttragen des Kranken alle dabei behülflichen Personen ganz gleichmäßig (am besten auf Commando) und so behutsam als möglich handeln. Ebenso muß das Niederlegen des Verunglückten sehr vorsichtig geschehen. Von großem Vortheil ist es, wenn beim Antheben und Fortschaffen des Kranken das gebrochene Bein auf ein Brei von der Länge des ganzen Beines gelegt und locker befestigt wird. Im Nothfalle, wo blos eine Person zum Fortschaffen des Kranken vorhanden ist, läßt sich dies nur dadurch ermöglichen, daß letzterer von ersterer mit herabhängenden Beinen auf dem Rücken fortgetragen wird. Stehen zwei Personen zur Verfügung, dann kann der sitzende Kranke seine Arme um die Nacken der Träger legen, und diese fassen sich einander unter dem Gesäße und Oberschenkeln desselben fest bei den Händen. Ein Stuhl, auf welchen der Kranke gelegt werden kann, erleichtert den Transport, nur muß auch dabei stets die größte Aufmerksamkeit auf das gebrochene Glied verwendet werden, damit dieses keine Erschütterungen, Schwankungen und Verschiebungen erleide.

Das Entkleiden des Verletzten, welches mit der größten Vorsicht und erst dann geschehen muß, wenn derselbe an den Ort seines Bleibens gebracht und auf eine feste Unterlage gelegt worden ist, fange an den unverletzten Theilen an und bestehe am verletzten Gliede im Aufschneiden oder Aufrennen der Nähte der Kleidungsstücke, doch geschehe dies stets mit der größten Behutsamkeit, damit ja keine Erschütterung und Verschiebung des Bruches stattfinde. Durch geronnenes Blut angetrocknete Kleider sind durch Wasser anzufeuchten und dann nach ihrer Aufweichung sanft abzulösen. Am besten ist es, wenn das Entkleiden von Aerzten überlassen wird.

Die vorläufige Lagerung des Verletzten bis zu der Zeit, wo der Arzt ein kunstgerechtes Lager bereitet, ist bei Beinbrüchen so einzurichten, daß der Verletzte so wenig als möglich Schmerz empfindet und das gebrochene Glied eine bequeme und sichere Lage einnehmen kann, welche eine Verschiebung des gebrochenen Knochens nicht zuzulassen läßt. Am brauchbarsten dazu sind gut gearbeitete Matratzen oder gleichmäßig gefüllte Strohsäcke.

Ist bei einem Knochenbruche ärztliche Hülfe in der Nähe und kann der Verband bald angelegt werden, dann wird jede weitere örtliche Behandlung überflüssig. Nur wenn diese Hülfe lange auf sich warten läßt, sind zur Milderung der eintretenden Entzündung kalte Umschläge (von Eis, Schnee, Wasser) von Vortheil. — Die allhelfende Homöopathie verordnet innerlich, wenn der Verletzte sehr angegriffen und ohnmächtig ist, Aconit, und nach einigen Stunden Arnica; nur bei sehr heftigen, ganz unerträglichen Schmerzen und Krämpfen davon, giebt sie erst Chamille und dann Hypericum. Nach der Einrichtung des Knochens bewirkt Symphytum, daß das verletzte Glied oft in weit kürzerer Zeit als gewöhnlich schon wieder gebrauchs werden kann. Solche es aber nicht anbeten wollen und der Knochen bleibt lose, so trösste man, nach dem amerikanischen Homöopathen Hering, etwas verdünnte Phosphorsäure in Kalkwasser, trockne den Niederschlag und gebe dem Kranken alle Tage eine kleine Messerspitze voll. (Ist das auch eine homöopathische Gabe?)

Beck.

Zum Nordcap.*

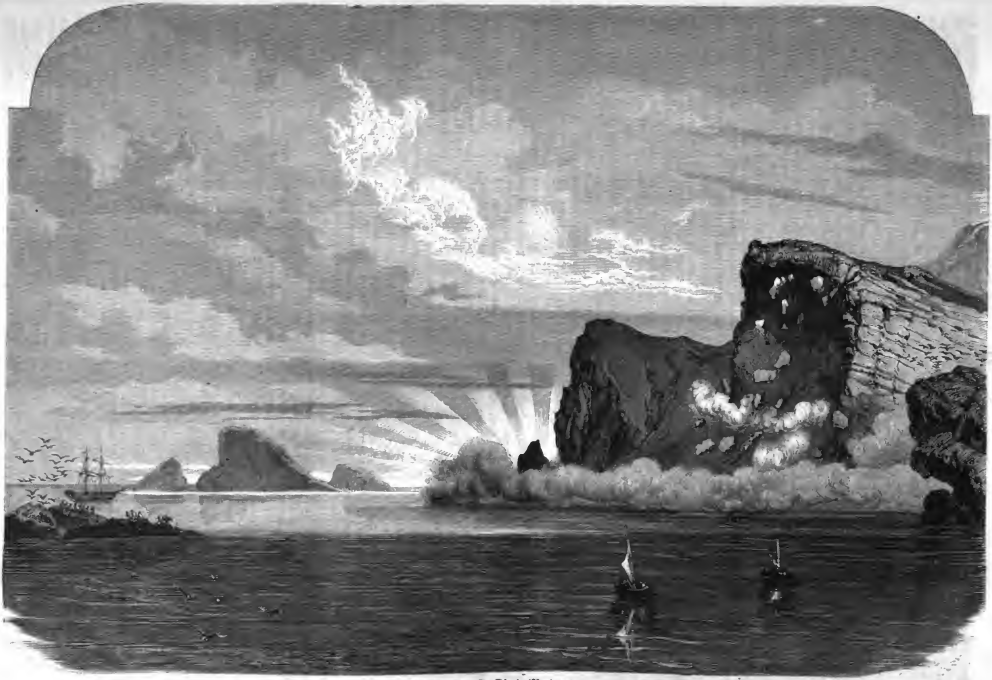
Von Carl Vogt in Genf.

Unser Schooner lag auf geschützter Ankerstelle in der Nähe von Gjesvär, der letzten Hauptcolonie auf der westlichen Seite des Nordcaps. Wir hatten den dortigen Kaufherrn, der gerade in Hammerfest zur Besorgung einiger Geschäfte anwesend war, während der Reise nach Gjesvär kennen gelernt, und er hatte sich bereitwillig anerboten, uns gleich am Morgen nach unserer Ankunft ein großes Segelboot mit vier Ruderern zu stellen, worunter ein Landsmann, d. h. ein mit der Gegend bekannter Mann, der uns nach dem Nordcap über Land führen könne. Wir hätten, hieß es, nicht ganz eine halbe Meile zu rudern und eine halbe Meile über das Feld nach dem Nordcap zu gehen. Unsere Karten schienen zwar hinsichtlich der Distancen nicht ganz mit diesen Angaben zu stimmen; allein wir wollten den wahrscheinlichen Irrthum lieber auf Seiten der Geographie, als der Eingeborenen suchen. Doch wurde be-

* Bruchstück aus dem demnächst erscheinenden Reiseverke, betitelt: Jan Mayen und Island, auf dem Schooner Joachim Hinrich, von Dr. Georg Berna in Begleitung von C. Vogt, A. Greffly, H. Hallefberg und A. Herzen, erzählt von Carl Vogt. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck nach Zeichnungen von Hallefberg." Ein starker Band von circa 30 Bogen groß Octav. — Dr. Berna aus Frankfurt hatte die übrigen Theilnehmer der Reise eingeladen, ihn auf dieser Seereise zu begleiten. Von dieser Gesellschaft, welche sich in Bergen zusammenfand, um zu mehr als ein der Nachahmung würdiges Beispiel aufstellen, als auf diesem Wege einigen Naturforschern Gelegenheit gegeben wurde, Gegenden zu bereisen, die ihnen sonst wohl in keiner Weise zugänglich geworden wären.

D. Red.

Digitized by Google



Bergsturz am Tu-Fjord (Nordcap).
Nach der Natur aufgenommen von Gaffelbort.

„Wenn ich nicht indiscret sein darf, Herr Driesbach, theilen Sie mir die Geschichte mit,“ sagte ich.

„Ach, das ist eine traurige Geschichte,“ sagte er, und ein trüber Schatten flog über sein schönes Gesicht. „Ich verlor dabei einen braven Freund, welcher vor meinen eigenen Augen zerrissen wurde, ohne daß ich ihm helfen konnte. Hören Sie. Vor ungefähr zehn Jahren fand ich in Baltimore einen hülflosen deutschen Emigrantenknaben, dessen Eltern auf der Ueberfahrt gestorben waren. Der Junge gefiel mir, da er ein gutes Gesicht hatte und anstellig schien. Anfangs verwandte ich ihn zu leichtern Arbeiten, zum Zettelkragen und dergleichen; da er aber einen furchtlosen Charakter hatte und ein unerschrockenes Auge, so lernte ich ihn an, und bald ließ er die Wölfe durch den Reif springen, daß es einem wohl that. George, so hieß er, wuchs immer mehr heran, und sein Körper versprach wahrhaft athletische Formen; dabei war er treu wie Gold und machte seinem Lehrer in jeder Beziehung Ehre, so daß ich eine wahre Freundschaft für ihn empfand. Zu derselben Zeit hatte ich einen Irländer Mike (Michael) zum Gehülfen, einen rohen Patron, den ich zum Metzger der Menagerie degradiren mußte, weil er ein Trunkenbold war und einmal im Rausch grausamer Weise einem ganz zahmen Jagdleoparden ein Auge mit dem Eisen ausgebrannt hatte. Dieser Bursch warf einen verstockten Zorn auf George, weil letzterer von jener Zeit an als zweiter Darsteller an seiner Stelle mit dem größten Beifall auftrat. Hätte ich ahnen können, welch ein hartgesottener Schurke dieser Mike war, so würde ich ihn augenblicklich entlassen haben, so konnte ich ihn aber nicht gut entbehren, weil er mit der Wartung und Pflege der Thiere genau vertraut war und ein unerfahrener Mann damit viel Schaden stiften kann. Zu dieser Zeit hatten wir eine bengalische Tigerin, Flora genannt, deren Abrichtung mir viel Mühe und Zeit kostete. Es ist ja bekannt, daß die weiblichen Thiere viel schwerer zu zähmen sind, da manche Mittel, die wir bei den Männchen anwenden, hier wegfallen. Ich sah es deshalb nicht gern, daß George zu ihr ging, da ich sie positiv für die gefährlichste Bestie in der ganzen Menagerie hielt. Indessen er war ehrgeizig und bat mich inständig, ihm die ganze Dressur zu überlassen; vielleicht hätte auch der brave junge Mann kein Unglück gehabt, wenn Mike seine höllische Hand nicht mit im Spiel gehabt hätte. Ja, diese höllische Hand war auch blutig, und ich habe das leider an mir selbst erfahren, als es fast für mich zu spät war.

Es war in Charleston, als George am Ende der Vorstellung in den Käfig der Tigerin trat, um sie die gelernten Sprünge machen zu lassen, während ich zufällig in einem entferntern Theile der Menagerie beschäftigt war. Plötzlich höre ich ein Gebrüll, das ich augenblicklich als das der Flora erkannte und das von dem gewöhnlichen Gutturalton so verschieden war, daß mir die Haare zu Berge standen. In einem Nu bin ich vor dem Käfig und sehe mit Schrecken, wie George am Boden liegt, während die Tigerin über ihm steht. Sie hatte ihn mit einem Schlage der Vorderpfote vollständig scalpirt und ihm das Genick gebrochen. Alles schrie durch einander und flüchtete, während Mike mir auf meinen Ruf die Büchse brachte. Ich drücke ab, das Gewehr versagt; was war nun zu thun? Dem jungen Manne konnte Niemand mehr helfen, denn er war offenbar todt; nur seine Leiche vor weiterer Verstümmelung zu schützen, das war meine Aufgabe. Die Bestie, welche durch meine Stimme und meinen Blick eingeschüchtert war, wagte nicht ihr mörderisches Werk fortzusetzen, sondern zog sich zähnefletschend in den hintersten Winkel des Käfigs zurück und leckte knurrend ihre blutige Pfote, gierige Blicke auf die Leiche werfend. Als Mike eine neue Büchse brachte, befahl ich ihm das Thier bei der ersten Bewegung zu erschießen und stürzte dann um die lange Wagenreihe herum, um von hinten in den Käfig zu kommen. Unbewaffnet wie ich war, öffnete ich die Thür, trat ein und ergriff den warmen Körper meines Freundes, den ich auch ohne weitere Verstümmelung in Sicherheit brachte. Mein erster Gedanke war dann, die Flora für immer unschädlich zu machen, indessen besann ich mich bald anders und beschloß, trotzdem daß die Bestie nun doppelt gefährlich sein mußte, ihr zu zeigen, daß ich ihr Herr und Meister sei. Ich wollte auf solche Weise mit ihr umspringen, daß ihr die Widerspenstigkeit für immer vergehen sollte. Nachdem ich für ein ehrenvolles Begräbniß meines Freundes gesorgt hatte, schiffte ich mich mit der Menagerie nach der Havanna ein, wo mir die Behörden nicht weit vom Tacontheater eine unbenutzte Reitbahn einräumten.

Bald nach meiner Ankunft ließ mir der Generalcapitain sagen, daß er bei der ersten Vorstellung mit seinem Stabe gegenwärtig sein wolle. Sie wissen ja, die Dons lieben dergleichen Sachen, sind sie doch die eifrigsten Freunde der Stiergefechte. Da die andern Thiere nun eine vollkommene Dressur besaßen, beschloß ich Flora allein noch einmal vorzunehmen und ihre lauernde Tücke in blinden Gehorsam zu verwandeln. Es war gegen Abend nach der Fütterung, als ich die letzte Probe mit ihr vornehmen wollte, um sie den nächsten Tag als ein ganz doeiles Thier vorführen zu können. In dem Locale war außer einem Paar untergeordneter Wärter, die eben von einem Auftrage zurückgekehrt waren, Niemand weiter, als Mike gegenwärtig, der wie gewöhnlich den Nachmittag die Fleischrationen an die Raubthiere vertheilt hatte, wie dieses sein Geschäft war. Ich fragte ihn, ob Alles in Ordnung sei, und ob die Tigerin gut gefressen habe. Der Irländer antwortete: „Noch nie hat Flora einen so guten Appetit gezeigt, wie heute,“ was mich beruhigte, da ich den zweideutigen Sinn nicht verstand. Ich trat vor den Käfig hin und sah, daß sie zwischen den Vorderpfoten einen nackten Schenkelknochen hielt, indessen lag etwas in ihrem Blick und ihrem Knurren, was mir auffiel, so daß ich mich nicht mit der gewöhnlichen Peitsche, sondern mit der schweren, deren Griff einen Todtschläger enthält, bewaffnete. Ich trat ein und hatte Mühe die Bestie aus ihrer Ecke auf die Beine zu bringen; durch Drohungen und Schläge brachte ich es endlich so weit, daß sie durch den Reif sprang, aber sie suchte stets in ihre Ecke wieder zurückzukehren, während sie mir giftige Blicke zuwarf. Ich zwang sie dann, den Sprung noch ein halbes Dutzend Mal zu wiederholen, worauf ich sie beim Ohre faßte und mir gegenüber auf die Hinterbeine stellte. Sie haben ja das Manöver oft genug gesehen. Da, als ich ihren Kopf dem meinigen gerade gegenüber sah, merkte ich, daß sie Böses im Schilde führte. Ich fühlte, daß ihre Augen sich meinem Blicke zu entziehen suchten, und gewahrte, daß die Spalte ihrer Pupillen sich haarfein gestaltete. In demselben Augenblick bemerkte ich, daß auf meinem linken Aermel Blutflecke waren, und der Gedanke, daß Mike mich absichtlich mit seinen noch blutigen Händen berührt habe, schoß mir durch das Gehirn. Ich hatte keine Zeit diesen Gedanken zu fassen, als ich auch schon sah, wie sich die Tatzen des Ungethüms zum Schlage zusammenzogen. Aber blitzschnell und ehe die Bestie noch ordentlich zugreifen konnte, holte ich auch aus und traf sie mit aller Gewalt mit dem Todtschläger dermaßen zwischen die falschen Augen, daß sie augenblicklich zusammenbrach und kein Glied mehr rührte. Hätte sie mehr Zeit gehabt, würde sie mir den Arm ohne Frage amputirt haben, so aber kam ich mit einer freilich abscheulichen Fleischwunde davon, die mir lange genug zu schaffen gemacht hat.

Blutend stürzte ich aus dem Käfig, um an dem Irländer meine Rache zu kühlen, indessen Mike hatte sich, als er das Resultat sah, eiligst aus der Stadt begeben. Anzeige wurde gemacht, und da der Generalcapitain sich selbst für mich interessirte, konnte es nicht lange dauern, bis er in Eisen saß. Man hatte ihn am Fuß des Moro in einer jener berüchtigten catalanischen Kneipen, in denen sich die Mannschaft der Sclavenschiffe aufzuhalten pflegt, gefunden, wo er wahrscheinlich gehofft hatte, unbemerkt an Bord eines Fahrzeuges zu kommen. Dem Richter in meiner Gegenwart vorgeführt, konnte er nicht leugnen und gestand Alles. Seit ich ihn aus guten Gründen degradirt hatte, war er nur deshalb in meinen Diensten geblieben, um sich an mir und George zu rächen; er hätte ja leicht als gelernter Metzger ein anderes Unterkommen finden können. Um meinen jungen Freund und mich zu verderben, hatte er ein und dasselbe Stratagem benutzt, indem er der Tigerin ihre Fleischration entzog und, um der Entdeckung zu entgehen, ihr ein Paar abgeschälter Knochen in den Käfig warf, so daß die Bestie den Hunger doppelt fühlte. Um sie noch mehr aufzustacheln, hatte er es so einzurichten gewußt, daß er uns Beide, kurze Zeit bevor wir zu der Tigerin eintraten, mit seinen blutigen Metzgerhänden berührte, und Blut ist ja ein ganz besonderer Saft. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß das bösartige Thier seinem unwiderstehlichen Instincte gemäß alle Dressur vergaß und zupackte. George, der weniger erfahren und kaum halb so stark war als ich, wurde auf diese Weise ein Opfer der Bosheit des Irländers, und ich entkam demselben Schicksal nur, weil ich zufällig mit der schweren Waffe versehen war. Mike wurde nach spanischer Weise durch die Garotte hingerichtet, und die verhängnißvolle Schraube brach ihm ebenso unbarmherzig das Genick, wie die grausame Pfote der Tigerin das meines beklagenswerthen Freundes.“ — T. v. B.

An die Freunde der Gartenlaube!

Der Unterzeichnete erlaubt sich nochmals auf das „Beiblatt zur Gartenlaube“ aufmerksam zu machen, welches bestimmt ist, unter der Redaction **Berthold Auerbach's**, des bewährten Volksschriftstellers, eine nothwendige, zugleich aber auch schöne Ergänzung der Gartenlaube zu bilden. Wenn es der Gartenlaube bisher nicht vergönnt war, unmittelbar in die Fragen der Zeit belehrend und anregend einzugreifen, wenn die Fülle des gebotenen Stoffes sie bis heute meist verhinderte, den Aufgaben des innern und äußern Lebens eine fortlaufende und eindringliche Berücksichtigung zuzuwenden — und wenn namentlich in den letzten Jahren durch die Größe der illustrirten Auflage und deren zeitraubende Herstellung jede Gelegenheit zur schnellern und dadurch wirksamern Mittheilung der Zeitereignisse und deren anregenden Beleuchtung genommen wurde, so soll nunmehr durch die

Deutschen Blätter

diese Aufgabe unter der Leitung des genannten Volksschriftstellers in bestem Maße erfüllt werden. Die glänzende Theilnahme, mit der die bis jetzt erschienenen Nummern von der deutschen Lesewelt aufgenommen wurden, beweist hinlänglich, wie richtig **Auerbach** seine Aufgabe erfaßt und gelöst hat.

Alle Fragen der Zeit also, sowohl die eines jeden Menschen in sich, in seinem Hause, in der Familie, in der Gemeinde, sowie die der Kunst und Literatur und des öffentlichen Lebens, sollen den Lesern der Gartenlaube in anmuthiger, knapper und an's Herz greifender Weise dargelegt und klar gemacht werden. Auch die Fragen der Politik werden, wenn es nöthig sein sollte, in den Bereich unseres Blattes gezogen werden, wie denn überhaupt, wo es gilt den Schmerz des Volkes und den Jammer des Einzelnen auszusprechen, wo es Pflicht wird den Anmaßungen der Gewalt von oben oder unten entgegenzutreten, das Beiblatt so wenig schweigen wird, wie es das Hauptblatt gethan.

Ich biete hiermit den in so erhebender Weise stets treuen und anhänglichen Freunden meiner Gartenlaube kein großes und weitschichtiges Organ, wohl aber in gedrängter Form nach des Tages Mühen und Lasten eine innere Labung für Gemüth und Verstand, die ihnen hoffentlich mit jeder Woche eine stets willkommene Herzensfreude werden wird. Um aber auch den Aermsten meiner Leser die Anschaffung dieser Beigabe zu erleichtern, habe ich für die Abonnenten der Gartenlaube den Preis des Vierteljahrs auf nur

6 Ngr. = 36 Neu-Kr. österr. W. = 21 Kr. rhn.

gestellt, während Nichtabonnenten der Gartenlaube 12 Ngr. oder 72 Kr. zu zahlen haben. Selbstverständlich findet dabei kein Zwang statt, und steht es den Abonnenten vollständig frei, auf das Beiblatt zu abonniren oder nicht.

Versucht es also auch mit diesem Blättchen, und — damit Gott befohlen!

Leipzig, Anfang Januar 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 2. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Tochter des Fälschers.

Von Carl Heigel.

(Fortsetzung.)

Amanda war eine jener Frühlingsnaturen, denen der Glaube an das Unglück schwer wird. Lächelnd und sorglos blickte sie in's Leben, wie in einen grenzenlosen, blauen Morgenhimmel. Wohl überschlich sie manchmal der Gedanke an ein nahes Ende des Vaters, aber das waren vorübergehende, wesenlose Schatten. Es ist unmöglich, dachte sie, als sie einige Stunden später auf ihrem Stübchen über seinen Handarbeiten saß. Gott muß uns den Theuren erhalten, denn das Leben seines Kindes blüht nur auf dem seinen fort. Noch steht er ja im schönsten Mannesalter, und welch ein Mann ist er! Seine Vorgesetzten sehen in ihm nicht den Untergebenen, sondern den Freund, das Muster eines redlichen Beamten. Die Stadt und Bürgerschaft zählt ihn stolz zu den Ihrigen. Der Fürst, unser hoher Nachbar, zeichnet ihn auf jede Weise aus. Mit einem mäßigen Gehalte weiß er sich ein behagliches Dasein zu schaffen, und mich zu bilden, scheut er keine Opfer. Selbst die zarte Sorgfalt der Mutter konnte sein Herz ersetzen; Freude und Friede wichen nie aus diesen bescheidenen Räumen. Jedes von uns Beiden ist dem andern nothwendig; jedes trägt und wird von der höchsten Liebe getragen. Die neue Verbindung mit einer andern Familie ist für den Vater ebenso erfreulich als tröstlich. In einer Vermählung mit Theodor sieht er die Gewißheit, daß seine Grundsätze und Tugenden fortdauern. Und der Himmel sollte ihn, der so viele Fremde glücklich machte, nicht das Glück seines eigenen Kindes erleben lassen? Nein — bald wird er wieder heiter lächeln und genesen, mich als Braut, als das Weib Theodor's segnen!

Und damit erschlossen sich ihr neue, trostreiche Bilder der Zukunft. Die Nadel entfiel ihren Händen, und das Mädchen lehnte sich zurück, so daß das Sonnenlicht voll auf die braunen Haare, das feine Gesicht und die schwellende Gestalt fiel. Die frischen, recht zum Kuß geschaffenen Lippen öffneten sich über den weißen Zähnen mit einem Lächeln. Die langen Wimpern verschleierten halb die braunen Augen, die auf den gestickten Rosen ihrer Arbeit ruhten, während die Seele rosigen Jugendträumen nachhing. Sie sah sich von einer frisch ergrünten Natur umgeben, Arm in Arm mit dem geliebten Gatten wandelnd.

Als sie in der Dämmerstunde am Bett des Kranken wieder Platz nahm, befremdete sie das stumme, nachdenkliche Wesen, der starre Blick des Vaters. Sein Geist schien der gewohnten Thätigkeit nachzuhängen, denn seine Lippen flüsterten Zahlen, und die Finger schrieben auf die Bettdecke Ziffern, schienen sie auszulöschen und wieder zu schreiben.

„Vater," brach endlich Amanda die bange Stille, „warum hast Du keinen Blick für mich? Lange schon sitze ich neben Dir, und Du hast meine Anwesenheit noch kaum bemerkt!"

Der Rendant wandte sein Antlitz nach der Sprechenden und sah sie mit großen, fremdblickenden Augen an. „Kommst Du von Scybylski?" fragte er dann.

„Was hätte ich bei dem zu suchen?"

„Kommt Reinhold nicht?"

„Ja, er wollte Dich Abends besuchen."

„Wie viel Uhr ist es?"

„Sieben Uhr."

„Jetzt zieht der Herr Rath auf unserm Büreau den Ueberrock an; der Herr Kreisrichter ist schon fort, der hält niemals länger als bis fünf Uhr aus. Jetzt kommt der Rath an mein Pult. Guten Abend, Herr Kreisgerichtsrath!" Der Rendant verbeugte sich im Bett vor einer unsichtbaren Person.

„Vater!" rief Amanda ängstlich und berührte den Arm des wachen Träumers.

„Ja so," sagte er traurig, „ich bin krank, und mein Pult steht leer. Ob der Herr Rath wohl im Vorübergehen nach meinem Platz blicken wird? Ich habe ihm Jahr für Jahr und Abend für Abend an derselben Stelle und mit demselben Glockenschlag einen guten Abend und eine Prise geboten. Er ist kein Schnupfer, er mußte jedesmal niesen ... Prosit, Herr Kreisgerichtsrath! ... Ja so! heute niest er nicht, denn heute ist Niemand da, der ihm eine Prise reicht! Wenn er nur nicht krank deswegen wird! das regelmäßige Niesen that ihm gewiß gut.... Jetzt tritt er an Scybylski's Pult. ..."

Der Kranke richtete sich jetzt krampfhaft empor und starrte mit weit geöffneten Augen in's Leere. „Was zischelt er mit dem Actuarius? Was blättern sie denn in den großen Büchern? Es sind meine Bücher! Ich will nicht, daß man in meinen Büchern ... Alles in Ordnung, Herr Kreisgerichtsrath! Alles in Ordnung!"

Er sank erschöpft in die Kissen zurück. Pastor Reinhold trat ein. Günther erkannte ihn.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Pastor. Ich habe eine Gewissensfrage an Sie. Halten Sie das Lotteriespiel für eine Sünde?"

„Als Leidenschaft kann es leicht zur Sünde werden."

„Glauben Sie aber nicht, daß Gott einem Bedrängten auch auf diesem Wege aus der Noth helfen kann?"

„Wer vermag des Herrn Mittel und Wege zu erforschen?"

„Wir haben doch Beispiele! Mein Vorgänger im Amte war ein armer Mann mit sieben Kindern. Unser Fürst — das Gericht war damals noch fürstlich — schenkte ihm einmal ein Viertelloos; es gewann. Der Beglückte wurde Landmann und besitzt jetzt ein schönes, einträgliches Gut im Gebirge."

„Spielst Du denn auch, Vater?" fragte Amanda.

Der Rendant steckte und zupfte verlegen an der Bettdecke. „Ich?" erwiderte er zögernd. „Ich spiele nicht. Es war nur eine flüchtige Idee von mir; ein kranker, arbeitloser Mann kommt auf allerlei Pläne und Träumereien. Es wäre doch gar zu schön, wenn eines Tages der Postbote mit einem Brief käme, in dem geschrieben steht: das Loos Nummer so und so hat 7000 Thaler oder noch mehr gewonnen! Wenn das eintrifft, schenk' ich dem Briefträger funfzig baare Thaler ... das heißt, wenn ich einmal spielen sollte."

Er schwieg und schien neue Träume zu spinnen. Das Liebespaar flüsterte zusammen. Es ging auf zehn Uhr; da schrie der Rendant plötzlich auf und wies nach dem Fenster, das nach dem Garten ging und nur wenige Fuß über der Erde lag, denn des Rendanten Zimmer waren im Erdgeschoß. Ein Gesicht, ein wohlbekanntes, hatte sich an den Scheiben gezeigt und war schnell wieder verschwunden.

„Da! da, Seybylski!" rief Günther. Er war noch blässer geworden. Amanda trat an's Fenster. Wirklich sah sie draußen im Mondlicht den Actuarius über die verschneiten Beete nach der Gartenthüre huschen.

„Warum kommt er nicht herein?" sagte sie verwundert.

„Soll ich ihn hereinrufen?" fragte der Pastor und griff nach seinem Hut.

„Nein, nein!" bat Günther. „Laßt ihn gehen!"

Die beiden Andern schoben die Ursache seiner Aufregung auf die Krankheit. Der Pastor verplauderte noch ein halbes Stündchen, dann empfahl er sich. Amanda machte sich im Nebenzimmer ein Lager zurecht und versank bald in Schlaf. Von des Vaters Lager aber floh der Schlaf. Draußen regte sich nichts; nur der Wächter sang von Stunde zu Stunde sein eintöniges Lied. Elf Uhr — zwölf Uhr — Eins! Und wieder starrten Günther's Augen in's Leere, wieder schrieben seine Finger auf die Decke Zahlen, löschten sie aus und schrieben wieder. Er sah im Geiste seinen Collegen und Nachfolger über den großen Büchern sitzen, die sonst wohlverschlossen in seinem, in des Rendanten Pulte lagen. Er rechnete mit seinem Traumbild, revidirte und addirte eine endlose Reihe von Posten. Was für eine Menge von Namen! Er kennt alle, weiß genau, was sie gegeben, und was er in die Bücher eingetragen hat. Nur arme Leute, sehr arme Leute! Aber es summirt sich doch! Der Mann im Traumbild schüttelt den Kopf, blättert zurück und beginnt auf's Neue zu rechnen. Günther rechnet mit ihm. Jetzt springt der Mann im Traumbild auf und geht in der Stube auf und nieder. Günther's Augen hängen brennend an ihm. Wenn er den Rücken kehrt, will er die Bücher vom Tische reißen. ... Aber Jener sitzt schon wieder über den Folianten wie eine Eule, und verfolgt mit Aug' und Finger Posten für Posten. Der Mann im Traumbilde wischt sich den Schweiß von der Stirn, auch Günther ist in Schweiß gebadet. Die Blätter rauschen, aber die stummen Zahlen bleiben unverändert dieselben! Nein! jetzt wachsen sie riesengroß, verzerren sich und greifen wild in einander! Alles um ihn bewegt sich und kreist; nur das Antlitz des geträumten Mannes blickt ihn versteinert an; jetzt öffnet das Schattenwesen seine Lippen und flüstert — nein, es schreit, daß die ganze Stadt aus dem Schlafe fahren und es hören muß: Gefälscht! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht brannte in der einen Amtsstube des Kreisgerichtes eine einsame Lampe und warf ihre Strahlen auf offene Bücher mit Zahlenreihen. Ueber sie gebeugt saß Seybylski.

Die Wärme des Ofens war längst verflogen, es war bitter kalt in der Stube, aber den eifrigen Rechner fror nicht, seine Stirne glühte, seine Pulse fieberten. Oft unterbrach er sich und starrte auf die Ziffern, als müßten sie unter seinen flehenden Blicken sich verändern. Aber die Zahlen blieben so, und ihre Summen waren erlogen. Endlich schob er stöhnend die Bücher bei Seite. Noch immer wollte er sich überreden, daß ein Fieber ihm die Klarheit raube und seine Sinne verwirre. Um sich zu sammeln, griff er zu einem Bündel von des Rendanten Acten. Er überlas einige Bogen und verstand Satz für Satz. Da fiel ein offener Brief aus dem Hefte zur Erde. Seybylski hob ihn auf und durchflog seinen Inhalt. Er war kurz:

„Sehr geehrter Herr Rendant! Umgehend ersuche ich Sie um Erneuerung der von Ihnen gespielten sechs ganzen Loose....."

Sechs ganze Loose macht jährlich sechshundert Thaler. Ein Mann ohne Vermögen, mit einem Gehalt von siebenhundert Thalern spielt mit sechshundert Thalern.... Diese Rechnung war klar. Seybylski entsank das Blatt. „Amanda! arme Amanda!" rief er und barg zusammenbrechend sein Antlitz in beide Hände. Er weinte.

Zwar faßte er sich nach einer Weile männlicher und bezwang die Thränen; aber die schmerzlichsten Gedanken zerrissen seine Seele. „Warum," rief er, „muß ich diese furchtbare Enthüllung machen und offenbaren? Wodurch habe ich diese Prüfung verschuldet? Ich, der Amanda mehr als Alles auf der Erde liebt, muß ihren Vater als Betrüger entlarven und dem Gerichte überliefern! Und ich sehe keine Rettung, keinen Ausweg! Schweigen darf ich, kann ich nicht! Meine rechte Hand würde ich hingeben und betteln gehen, dürfte ich diese Bücher, ohne Eid und Treue zu verletzen, den Flammen übergeben und mit ihnen Günther's Schuld vernichten! So aber muß ich meiner Pflicht gehorchen, die Familie und mich für immer unglücklich machen!"

Er ordnete und verschloß sorgfältig Bücher und Papiere, dann schickte er sich zum Aufbruch an. Die Lampe verlosch, aber an den Fenstern glänzte schon der erste Frührothschein.

4.

In der zehnten Morgenstunde nach dieser verhängnißvollen Nacht hörte Amanda, im obern Raume beschäftigt, den Vater plötzlich heftig klingeln. Als sie bestürzt in sein Zimmer eilte, rief ihr Günther entgegen: „Seybylski kommt; ich weiß, Seybylski kommt!"

Und in diesem Augenblicke ertönte auch wirklich die Glocke im Hausflur, und Amanda, welche zu öffnen ging, erschrak nicht wenig, als Seybylski mit höflichem Gruß eintrat. Der Schreiber, beim Anblick seiner geheimen Liebe selbst mit Gluth übergossen, bemerkte die Ueberraschung des Mädchens und stotterte etwas von Störung und Wiederkommen.

„Nein, Herr Seybylski," sagte Amanda schnell gefaßt und freundlich. „Sie sollten doch wissen, daß Sie uns nie stören. Ich erschrak nur über des Vaters Ahnungsvermögen. In dieser Minute hat er Ihren Besuch vorhergesagt."

„Wirklich? Kann ich ihn sehen, darf ich ihn sprechen?"

Seybylski vermied es hartnäckig, dem Mädchen in die gefährlichen Augen zu schauen. Er mußte den Rendanten sprechen, aber in diesem Augenblicke wünschte er mit steigender Herzensangst, abgewiesen zu werden. Amanda jedoch erwiderte arglos:

„Gewiß, lieber Herr Seybylski, er wird sich freuen, Sie begrüßen und von der Amtsstube sprechen zu können."

„Ich habe mit ihm über einen Rechtshandel zu reden." — Seybylski stieß jedes Wort mühsam heraus. — „Ist er — ist der Herr Rendant allein?"

„Niemand ist bei ihm. Mich halten meine Geschäfte ohnehin über Gebühr von der Krankenstube fern.... Oder" — setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu — „ich werde nach dem Schloß gehen. Mein unruhiger Geist würde mich doch dann und wann zum Väterchen ziehen, und wer weiß, was für tiefe Staatsgeheimnisse mir da den Kopf verdrehen möchten. Aber warum treten Sie nicht ein?"

„Ich, ich erwarte noch die Ankunft des Herrn Gerichtsraths."

„Ei, so fehlt ja nur der Kreisrichter, und unser Haus vereinigt das ganze hohe Gericht. Vertiefen Sie sich nicht zu sehr in die Rechtshändel, lieber Seybylski! Denken Sie nicht allein an das Heil des Staates, sondern auch an das Ihrige. Sie sehen selber krank aus."

Sie drängte den Verlegenen einige Schritte an's Licht zurück, das durch die offene Hausthür in den Flur fiel. „Wahrhaftig!" sagte sie, und ihre Blicke ruhten mitleidig auf dem Antlitz des Schreibers, das die Spuren schlafloser Nächte trug. „Wahrhaftig, die Krankheit meines Vaters bürdet Ihnen zu viele Geschäfte auf. Sie haben sich überarbeitet."

Seybylski's Verlegenheit wuchs. „Sie sind so gut!" sagte er. „Allerdings haben wir gegenwärtig auf dem Bureau viel zu thun und vermissen mehr als je die Kraft und Umsicht Ihres Vaters."

Digitized by Google

„So Gott will, wird er bald wieder seinen Pflichten nachkommen!“

„Gott gebe es!“ fiel er ein und ergriff in aufwallendem Gefühl die Hand des Mädchens. Dann trat er in die anstoßenden Gemächer, während Amanda auf ihr Stübchen eilte, um sich zum Gange nach dem Schloß anzukleiden.

Als sie, ihr Haar strählend, zufällig an's Fenster trat, sah sie den Gerichtsrath und Kreisrichter durch den Garten schreiten, Beide schweigsam und mit ernstem Antlitz.

„Puh! welche Amtsmiene!“ dachte sie. „Was sie nur wieder haben! über welchen armen Menschen sie wieder den Stab brechen! Gott sei Dank, daß mein Bräutigam keine Gerichtsperson ist. Zwar könnt' ich mezgen Frau Actuarins werden; der Seyboldsli, der — — Aber Frau Bösterin klingt doch hübscher! Freilich, wenn mein Theodor im Schreiberrock stedte, dann dürften zehntausend Pasteren um mich werben, und ich würde zehntausend Körbe verabreichen.“

Ihr ganzes Gesicht lachte. „Zehntausend Ehrwürden als Anbeter! Wie komisch: diese Anträge, diese Erklärungen, Bitten, Betheuerungen und Schwüre! Aber am Ende wäre es doch langweilig, und nach dem ersten Dutzend schon müßte mich der Dreizehnte mit meinem Theodor trauen.“

Diese und ähnliche heitere Gedanken ausspinnend, vervollständigte sie ihre Toilette. Sie war sich ihrer körperlichen Vorzüge bewußt und besaß Geschmack und Kunst, dieselben durch eine gefällige, wenn auch einfache Kleidung zu heben. Sie wollte sich vom Vater verabschieden, aber die Zimmer im Parterregeschoß waren von innen verriegelt. „Als ob Jemand auf ihre Proceßgeschichten hören wollte!“ murrte sie und schlug, das Haupt verlassen, den Weg durch die lange Pappelallee nach dem Schloß ein.

Die Luft war kalt, doch um so reiner und weiter. Der festgefrorene Schnee knirschte unter den Rädern der Lastwagen und Kohlenfuhrwerke, welche heute, am Sonnabend, die Straße belebten. Aus der Stadt wallte das Geläut der katholischen und protestantischen Kirche einträchtiglich über Wald und Gefilde. In den Scheunen der fürstlichen Bowwerke aber dröhnte der fröhliche Sechsachteltakt der dreschenden Knechte. Von der Heerstraße abbiegend, wendet sich ein breiter und bequemer Weg die Höhe hinan, auf welcher das Schloß mit Basteien, Thürmen und altersgrauen Gebäuden stolz sich ausbreitet, ein ehrwürdiges Denkmal vielhundertjährigen Besitzes und wohlerhaltenen Reichthums.

Amanda wollte der Fürstin ihren Dank für die vielen Beweise zarter Aufmerksamkeit darbringen, welche dem Neuvanten seit seiner Krankheit durch die edle, feinfühlende Dame zu Theil geworden waren. Allein die Herrschaft hatte den schönen Tag zum Besuch benachbarter Gutsherrn benutzt. Schnell entschlossen, schritt das Mädchen über den Schloßhof nach dem andern Flügel des Gebäudes und klopfte, nachdem sie sich mühsam über die vielen Treppen und in den langen Corridoren zurecht gefunden hatte, an die Thüre des alten Leibarztes.

Doctor Michaelis empfing die Tochter seines Patienten mit großer Freundlichkeit, denn ihm gefiel der schroffe Gegensatz seiner eigenen Weise, die heitere, sorglose Natur Amanda's. Auch erinnerten ihn ihre Züge an ein geliebtes Wesen. Auf einem ähnlichen Antlitz hatte sein Auge in der Jugendzeit oft und schwärmerisch geruht und eine glückliche Zukunft gelesen.

Nach den ersten Grüßen und Fragen nöthigte er das Mädchen, in seiner Wohn- und Studirstube es sich bequem zu machen. Bücher und Schreibtische wurden schonungslos vom Tisch geworfen, der vor dem Sopha stand.

„Sie sollen,“ rief der Greis, „mir nicht so bald wieder entfliehen! Solch angenehmer Besuch wird mir nur selten zu Theil. Auch sind Sie müde und von der scharfen Luft erkältet. Wir wollen ein Täßchen Thee trinken und eine Stunde angenehm verplaudern.“

Amanda erklärte sich ohne langes Zögern einverstanden, legte Hut und Mantel ab und bewegte sich frei und leicht wie daheim. Dem Diener, der auf Befehl das Nöthige zum Thee beschaffte, nahm sie alle weitere Sorge ab, mit Hummer und Zärtlichkeit sich in die Rolle der Dame vom Haus schickend.

Als der Theekessel über die Gluth im Kamin gesetzt war, sah sie sich im großen, aber überfüllten und ungeordneten Gemach um.

„Herr Doctor,“ hub sie an und drohte schelmisch mit dem Zeigefinger, „Sie werden bald genug Ihre Gastfreundschaft bereuen! Es ist ein gefährlicher Kobold in die Gelehrtenwohnung eingedrungen. — Sie haben da ein schönes Gemach, liebster Doctor, ehrwürdige und bequeme Möbel und tausend hübsche Gegenstände. Aber — verzeihen Sie einem naseweisen Mädchen — dies Alles könnte noch hundermal schöner, behaglicher sein, wenn — wenn Sie mehr auf Ordnung hielten! Erlauben Sie, bester Herr Doctor, daß ich hier nur ein Viertelstündchen die Hausfrau spiele und aufräume . . . . . Haben Sie keine Sorge um den Schreibtisch,“ fügte sie lächelnd hinzu, als der Gelehrte zögernd auf das traute Chaos seines Arbeitstisches sah. „Dies Heiligthum dürfen wir nicht berühren, das weiß ich leider von Vätterchen. Uebrigens steht jenem Riesenrücken die gelehrte Verwirrung recht wohl an.“

Der Doctor mußte lächeln und blickte wiederholt seinen alten Zimmergenossen, den vermuthlich starrenden Pudel an, während Amanda die Revolution in's Werk setzte.

Unter ihren flinken Händen schien Alles sich von selbst zum schönen Ganzen zu ordnen, so daß Michaelis in wachsender Freude darüber dienstfertig nach ihren Winken darreichte und zurecht legte. Die Bücher stellte man wohlgeordnet in die Repositorien zurück; hier ward ein schwerer, geschnitzter Lehnstuhl vor ein bestimmungsloses Tischchen gerückt und auf das letztere eine Lampe oder Vase gestellt; dort mußte ein altes Gemälde seinen Platz mit einem andern tauschen. Die große, prächtige Büste einer Pallas Athene wurde hinterm Ofenrohr schweinsledernen Folianten hervorgeholt und auf den Schreibtisch gestellt; dort ward eine leere Console mit pompejanischen Schalen und Terracotten geschmückt. Die schwere Standuhr, die antiken Leuchter, die Instrumente und Globen, die hundert Gegenstände, welche der begüterte Mann während eines langen Lebens und auf weiten Reisen gesammelt hatte, erhielten einen besseren Platz und schienen jetzt erst da zu sein. Zuletzt wurde noch das Sopha in eine freiere Lage gerollt, wo es eine Ecke traulich ausfüllte. Für den Tisch davor fand sich eine Decke, und Amanda schuf ihn rasch zum einladendsten, freundlichen Theetisch um. Dann endlich trat sie an's große Bogenfenster und faltete die schweren, dunkelfarbigen Vorhänge davor so, daß der Sonnenschein hereinströmen konnte und sich golden in die veränderten Räume ergoß.

Der alte Doctor sah sich eine Weile schweigend im Gemache um. Er fühlte in diesem Augenblick die Einsamkeit, in der er bisher gelebt und sich allen heiteren Genüssen entfremdet hatte.

„Ich danke Ihnen, meine gute Fee,“ sagte er bewegt. „Zum ersten Male ist dem Einsiedler seine Klause behaglich!“

Nun setzte man sich an den Tisch, nun den würzigen Trank zu schlürfen, welcher die Stirn erheitert und die Säfte lebhafter kreisen läßt. Auch des Pudels verzagt man nicht, und bald schmeckte sich dieser dankbar schmeichelnd an seine neue Freundin.

Michaelis ward im traulichen Gespräch mit seinem jungen Gast selbst vertraulich. Er sprach lebendig und mit offenem Gefühl, was Amanda an dem sonst so wortkargen Gelehrten nicht wenig überraschte. Beiderseits und unterhaltend zugleich, wußte er des Mädchens Wißbegierde zu befriedigen, welche durch die wissenschaftlichen Apparate, die vielen alten Holzschnitte und Kupferstiche an den Wänden erregt wurde.

Als man sich endlich und ungern trennte, hatten wenige Stunden Beide einander näher gebracht, als jahrelanger Umgang es vermocht hätte.

. . . . . Dem Actuarius Schybolsli war's in des Rendanten Stube nach dreistündiger Verbannung zu heiß geworden. Er trat vor die Hausthür und setzte sich in der kahlen Laube auf den Pfahl, welcher während der Sommerszeit eine Tischplatte trug. Die Laube war in den grünen Monaten mit der wilden Rebe und Rosengesträuch bewachsen. Er gedachte eines Juniabends, an dem Amanda ihm auf dieser Stelle eine Rose geküßt und scherzend gegeben hatte. Heimlich küßte er damals die Blume, preßte sie zu Hause sorgfältig und trug sie seitdem, in feines Papier geschlagen, in seiner Brieftasche wie einen Talisman.

Als er vor wenigen Stunden in seinem Portefeuille ein Blatt mit Notizen suchte, die er zu schwerer Beschuldigung eines gewissen Mannes zusammengestellt hatte, fand er es zufällig neben dem Papier mit der Rose stecken. Er stützte das Haupt auf beide Hände und überließ sich unsäglich traurigen Gedanken.

„Wer wird bei solcher Kälte mit bloßem Kopf im Freien sitzen!“ sagte eine Stimme hinter ihm. Er sprang erschreckt empor.

„Fräulein Günther!“

„Ist die geheime Sitzung zu Ende?“

„Noch nicht — und ich weiß nicht, ob — —“

Aber Amanda war leichtfüßig die Stufen hinan und in's Haus gesprungen. Seybylski folgte ihr eilig, um sie zurückzuhalten, allein ebenso rasch hyrang sie in des Vaters Schlafzimmer.

Man hatte einen Tisch mit Schreibgeräth, Actenbündeln und großen Büchern bereit und an das Bett des Kranken gerückt. Der Gerichtsrath und der Kreisrichter faßen an diesem Tisch. Günther hatte sich in den Kissen emporgerichtet und war eben im Begriff, einen beschriebenen und unterfertigten Bogen zu unterzeichnen. Offenbar setzte Amanda's Ankunft die Anwesenden in große Verlegenheit.

„Ich flöre," sagte Jene. „Nur eine Frage, wie Dir's geht, und einen Händedruck, lieber Vater, dann eil' ich wieder fort."

„Thue das, mein Kind!" sagte Günther. „Ich fühle mich wohl und habe noch wichtige Geschäfte zu besprechen. Geh doch auf eine halbe Stunde zu Reinhold's Mutter!"

„Wie Du befiehlst, Vater," erwiderte sie und empfahl sich.

Reinhold war nach einer Filiale gefahren, seine Mutter alle allein zu Hause. Die kalte Höflichkeit, mit welcher Amanda empfangen wurde, war diese längst gewöhnt. Auch sie zwang sich umsonst zu wärmerem Gefühl für die Mutter ihres Bräutigams, und oft konnte sie bei aller Ehrerbietung nicht widerstehen, den Spitzen der kalten Frau auch ihrerseits leise Ironie entgegenzusetzen.

Anfangs floß das Gespräch ruhig dahin. Als aber Frau Reinhold mit vornehmer Herablassung ihr Bedauern ausdrückte, noch keine Zeit zum Besuch des kranken Rentanten gefunden zu haben, schilderte Amanda mit absichtlicher Lebendigkeit die allgemeine Theilnahme, deren sie sich zu erfreuen hätten.

Fürst und Fürstin, viele benachbarte Gutsherren, der Bürgermeister und die angesehensten Bürger der Stadt hätten den Vater wiederholt besucht. Die Herren vom Gericht machen ein Hehl daraus, wie schwer sie ihren Rentanten vermissen. Diesen Nachmittag erst hätten sie sich in seiner eignen Stube zu einer ohne Zweifel wichtigen Sitzung eingefunden. Das Mädchen schilderte mit breitem Behagen die geheimnißvolle Zusammenkunft, welche nun schon stundenlang dauere und selbst von der Tochter nicht unterbrochen werden dürfe. In kurischer Eitelkeit that sie sich darauf etwas zu Gute, der aufbrechenden Greisin zu erzählen, wie sie den Vater bei der Unterschrift eines dickbogigen Documents betroffen hätte.

„Das muß ohne Zweifel ein wichtiges Document gewesen sein," sagte die alte Dame. „Und der Vater hieß Dich wieder gehen?" Sie verfuhr in Nachreden.

Amanda benutzte die Pause, sich zu empfehlen.

„Du sollst mich allein Grunz zum Stolz haben!" dachte Amanda auf dem Wege nach Hause. „Die geheime Sitzung hat gewirkt!"

Den Vater traf sie allein und in ungewöhnlich weicher Stimmung. Er hielt beide Hände seines Kindes und küßte sie.

„Vergieb mir, Amanda," sagte er leise.

„Ich Dir vergeben? Seit ich denke, hast Du ja nur Gutes an mir gethan."

„Auch die Eltern haben ihren Kindern Manches abzubitten!"

„Was ist Dir, Vater? Du weinst?"

„Ich bin ein schwacher, alter Mann. Sind meine Haare in den letzten Tagen nicht völlig grau geworden?"

„Herzliebster Vater, rede nicht so! Du ängstigst mich. Fühlst Du Dich nicht wohl?"

Der Rentant athmete tief auf und nickte mit dem Kopf. „Unaussprechlich wohl."

Nach einer Weile nahm er wieder des Mädchens Hand.

„Amanda! versprich mir etwas!"

„Alles, was Du wünschest!"

„Wenn ich sterben sollte, setze mir ein einfaches Kreuz auf mein Grab. Keinen Stein! keine prahlerische Inschrift! Nur ein Kreuz mit meinem schlichten Namen!"

Unaussprechlich wollten jetzt die Thränen über Amanda's Wangen. „Sprich nicht von Deinem Grab!" rief sie. „Du wirst gesund werden und noch lange mein guter, lieber Vater bleiben!"

„Du hast Recht, mein Kind. Ich darf Gott nicht versuchen. Ich will Dich nicht verlassen! . . . Se, nun geh; richte mir die Kissen in die Höhe. Ich bin müde und will endlich einmal wieder schlafen."

5.

Die Mutter Reinhold's konnte heute keinen Schlummer finden. Die Erzählung Amanda's von der geheimnißvollen Berathung beim Rentanten hatte eine peinliche Begierde in ihr erweckt, diesen Schleier zu lüften. Von Natur mißtrauisch machte sie sich tausend Gedanken über den dunklen Fall. Sie kannte des Rentanten Geschäftskreis und wußte gar wohl, daß seine Thätigkeit nicht von solchem Umfang, wen so ernster Wichtigkeit war, daß seine Person und Hülfe nicht entbehrt werden könnte. Ihn selber alte, gare Verwandtschaft mußte diese geheime Sitzung berühren. War's ein Testament, was er unterschrieb? . . . Der lange Schlaf, welchen sie endlich fand, stillte ihre Neugierde nicht. Sie war am Morgen fest entschlossen, hinter das Geheimniß zu kommen, denn eine dunkle Ahnung ließ sie hoffen, das eitle Mädchen bitter enttäuschen zu können. Sie rief sich Amanda's Erzählung in's Gedächtniß und sann darüber nach, von welchem der Betheiligten sie die Lösung des Räthsels erlangen könnte.

„Seybylski muß mir Aufklärung schaffen," sagte sie zuletzt. „Ein gutmüthiger Mensch, weich wie Wachs, schwach und arglos wie ein Kind. Auch hat er allen Grund, der Rentantenfamilie zu grollen, denn die ganze Stadt erzählt sich, daß er von der hochfahrenden Jungfer einen Korb erhielt."

Frau Reinhold frühstückte allein. Es war Sonntag, und der Pastor bereitete sich zur Predigt vor. Als das Geläut der Glocken begann, hüllte sie sich in ihren Pelzmantel und trat an's Fenster. Sie blickte hinab auf die festlich gekleideten Kirchgänger. Amanda ging vorüber und grüßte freundlich herauf. „Wie geputzt sie wieder ist!" murrte Frau Reinhold. Jetzt schritt der Gerichtsrath vorbei. „Sucht der auch einmal den Weg zur Kirche? Vergangene Weihnachten war er zum letzten Male in der Predigt. Dem Herrn ist wohl ein Unglück passirt? Roth sieht er heute, selbst die Herrn Juristen! Dort kommt Seybylski geschlichen!" Sie eilte rasch in's Freie hinab. „Guten Morgen, Herr Seybylski!"

Der Actuarius fuhr beim Gruß der Frau Superintendentin schen zusammen und erwiderte ihn verlegen.

„Der hat etwas auf dem Herzen!" dachte sie. „Werden Sie uns nach der Predigt nicht besuchen? Sie machen sich so selten! Mein Sohn fragte gestern nach Ihnen. Vielleicht hat er Ihnen etwas mitzutheilen. Alle pochen Sie bei uns an!"

Frau Reinhold hatte noch niemals so viel Worte an den Actuarius verschwendet. Aber der Letztere achtete heute darauf nicht.

„Ich werde von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen."

„Ich rechne darauf!" sagte die Frau Superintendentin mit gnädigem Kopfnicken und rauschte am Schreiber vorbei. „Meinen Sohn werde ich fern zu halten wissen," dachte sie. „Vielleicht, daß ich doch ein Fädchen finde, woran sich ein Plan gegen Theodor's heillose Liebschaft knüpfen läßt."

Ihr Sohn aber stand hoch auf der Kanzel, leuchtenden Auges, und predigte christliche Liebe und Milde. „Wer sich frei fühlt von Schuld, der werfe den ersten Stein auf sie!"

Die Stirn der Superintendentin blieb bei dem gewichtigen Wort glatt und glänzend wie Alabaster. Sie fühlte keinen Stachel. Sie war ja die Schuldlose! Ihren Eltern war sie gehorsam, ihrem Gatten treu, ihrem Sohn eine gute Mutter gewesen. Sie arbeitet und betet; an jedem Sonnabend empfangen die Armen der Gemeinde Almosen aus ihrer Hand. Keine Leidenschaft kennt sie, als den Stolz auf die Weihe ihrer Familie, und das ist ein gerechter, heiliger Stolz! Und wenn Christus mit liebseligem Antlitz zwischen ihr und einer Verbrecherin stünde, sie würde den Arm gegen diese erheben und sagen: „Ich darf es, Herr; still ist mein Gewissen und stark meine Hand!"

Anders waren die Gedanken Seybylski's. Die Wissenschaft von der Schuld besaß, den er vor allen Menschen hoch hielt, lastete auf seinem Gemüth, wie der Schatten nachbarlicher Felsen einen Seespiegel verdüstert. Alle mitternden Umstände, welche Verurtheilung begleiten können, rief er sich in's Gedächtniß. Er versetzte sich in die Lage eines beraubten Vaters, eines Vaters, der Amanda zur Tochter hat. Mit fieberhafter Phantasie drängte er den besseren Glauben an sich als verblendete Eitelkeit zurück und überredete sich, daß er in ähnlicher Lage ähnlich handeln würde.

Und doch hatte Er das erste Schuldig gesprochen, den Stein gegen den Verbrecher erhoben! Der Widerspruch der verzeihenden Liebe mit den nothwendigen Gesetzen des Lebens, schneidender als je, zerriß sein Herz. Verbannt schien ihm jene Versöhnung aus der Wirklichkeit, und als die Gemeinde den Gottesdienst mit Gesang für einen Verstorbenen schloß, bewegten ihn die Anfangsworte „Nur im Grab ist Frieden" zu Thränen. Er wünschte sich diesen ersten und letzten Frieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiſepredigt in Schwaben.

Werner in der Dorfſcheune.
Nach dem Oelgemälde von Robert Heck in Stuttgart.

Es giebt wohl keinen zweiten deutſchen Volksſtamm, der ſich ſo eifrig nur, möchten wir beinahe ſagen, ſo berufsmäßig mit dem lieben Gott beſchäftigt wie der ſchwäbiſche; ja, ſein ganzes öffentliches Leben, ſo weit das eigentliche Volk in ſeinen Anneleben davon berührt wird, verweirt ſich heutzutage in vielen Landestheilen auf das kirchliche, auf das Pro und Contra in gewiſſen religiöſen und dogmatiſchen Fragen. Der „Fagons“, in welchen man, einer von den weißen Cravatten in Stuttgart begünſtigten craſſen Pietiſterei gegenüber, ſelig werden möchte, ſind ſo mancherlei, als es eben Häupter giebt, die ſich einen Anhang zu verſchaffen wiſſen und den Muth und die Ausdauer beſitzen, mit ihren kleineren oder größeren Gemeinden Fronde gegen die Prälaten und das Conſiſtorium zu machen. Der Obſcurantismus, der meiſt von der unterſten Bank der Volksſchule an durch alle Bildungsanſtalten des Landes bis hinauf in's alte Tübinger Stift und von da wieder heraus in Kirche und Schule als ausgeſprochene „Regierungsſeuerenz“, als das Schibboleth des Miniſteriums Linden und ſeiner wenigen „Herren“ meiſterlich betrieben wird, dem ſich keine noch ſo gediegene Intelligenz, kein noch ſo aufgeklärter Charakter, der im Dienſte der Kirche und Schule von Württemberg einen Wirkungskreis behaupten will, für die Dauer entziehen kann, dieſer unerbittliche, rückſichtsloſe Obſcurantismus mag allein die Schuld an den mancherlei „Winkelreligiönchen“, welche in Schwaben gegenwärtig exiſtiren. Das Volk fühlt inſtinctartig den unnatürlichen gewaltthätigen Druck, der ihm von oben in ſeinen heiligſten Gefühlen angethan wird, in Ermangelung anderen geiſtigen Lebensſtoffes greift es zur Secterei, und das Land, welches mit am erſten den alten Zunftzwang ausgeſchloſſen über Bord geworfen hat, taumelt in ſeinem kirchlichen

Leben alle mögliche Glaubensjünglerei. Daher baben wir denn nacheinander „Jerusalemsfreunde", die das Christenthum mit Kalk und Steinen aufbauen, „Michael-Hahner", pure Erbauungsmenschen, die aber der Staatskirche weit aus dem Wege gehen, „Neukirchliche", mit dem Kirchendogma gerfallene Ultras des Pietismus, und wie alle die Secten heißen mögen, welche von ihrem schwäbischen Winkel aus die Augen der gesammten Christenheit auf ihre frommen „Bestrebungen" gerichtet wähnen.

So hat sich das Volk mit Unsinnhme weniger Orte, in welchen die Geistlichen ganz auf dem Boden des Volkes standen und ein echt patriarchalisches Verhältniß keine Störung aufkommen ließ, in tiefgehender Reaction gegen das Neue, welches seiner ganzen gut protestantischen Art zuwider ist, selber geholfen oder zu helfen gesucht. Da und dort, in Dorf und Stadt, stand ein „Mann" auf — wie das Volk charakteristisch genug solche Leute heißt — verließ seinen Schusterschemel, seinen Ladentisch, seinen Schreibertisch, ja selbst die Kanzel, und erzählte den ihn andächtig lauschenden Zuhörern von den Resultaten seiner inneren Erleuchtung. Vergebens suchte man diesen „Mann" von der Amtsstube und der Kanzel aus zu „dämpfen", d. h. zu maßregeln; je mehr moralische Drogenaben man gegen ihn losließ, um so kräftiger wuchs sein Ansehen, sein Anhang unterm Volke; denn wie dieses früher in den Rationalissengeistlichen nur Mietlinge sah, die, vom Staate bezahlt, das „Pfarrergeschäft" besudeln, so wendet es sich meistens mit noch größerem Mißtrauen jetzt von seinen pietistischen Seelsorgern ab, weil sein gesunder, lernziger, zur That drängender Sinn das Krankhafte, Raumvreiige und Gemüthsleere des neuen Betennitnisses wittert und deshalb nach wie vor zu seinen „Männern" hält.

Wohl die hervorragendste, durchgebildetste und darum auch wirksamste Erscheinung in der Reihe dieser „Männer," und dabei von durch und durch schwäbischer Art, ist der schon früher in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1862, Nr. 15) geschilderte, aus dem geistlichen Staatsdienst ausgetretene Reiseprediger Werner; ihn hat auch unser Künstler, der junge Historienmaler Heck, als Repräsentant seiner gleichstrebenden Genossen gewählt; interessen geht doch aus der ganzen Anordnung seines Bildes zur Genüge hervor, daß nicht eine Portraitfigur Werner's beabsichtigt war, sondern die Darstellung jenes so tiefen und schönen Zuges der Schwabennatur, das Streben nach Vergeistigung des Lebens und Erforschung der höchsten Wahrheiten.

Wie glücklich Robert Heck seine künstlerische Aufgabe gelöst hat, wie wirksam er einen an sich spröden Stoff, ohne der Natur unrecht zu werden, zum lebensvollen idealen Kunstwerk gestaltet hat, wird auch der nicht in Schwaben lebende Beschauer seines schönen Bildes auf den ersten Blick inne werden. Jede Gestalt in dieser reichen Compositiion ist eine Repräsentation schwäbischen Lebens, ohne daß sie darum ihre individuelle Beziehung zu dem allgemein Menschlichen verlengnen könnte. Von der tief-religiösen Andacht im Haupte des Dorfpatriarchen bis zu dem unschuldsvollen Anblick des kleinen Bauerkindes, von der intelligent freundlichen Miene der schönen jungen Pfarrerin bis zu dem skeptisch, fast wie geheime Polizeispionage dreinschauenden Gesicht der alten, von Devotion nach oben, von Sorge nach unten gekrümmten Dorfschulmeistergestalt ist jeder Zug, jede Figur eine treue Copie der schwäbischen Menschen, wie sie sich hier theilnahmvoll, dort neugierig, ohne Unterschied von Alter und gesellschaftlicher Stellung um den berühmten Reiseprediger in der Dorfschenke versammeln um seinen begeisterten Vortrage lauschen, dessen Einerlei sich in jeder Miene, je nach der Individualität und Stimmung des Einzelnen, verschiedenartig abspiegelt.

Aber nicht blos das Localinteressante, das Localinteresse macht uns diese reiche Gruppirung um die edle Lessinggestalt Werner's anziehend; das Bild ist auch zugleich ein in Zeichnung und Farbe so wohl gelungenes harmonisches Kunstwerk, daß wir gleichfam von ihm den nämlichen künstlerischen Eindruck empfangen, den der Redner als religiöse Weihe in die Herzen seiner Zuhörer ausgießt.

Daß der fromme Denker und humane Menschenfreund Werner auch seine ästhetische Seite hat, diesen neuen interessanten Aufschluß über den merkwürdigen Charakter des seltenen und darum selten richtig gewürdigten Mannes danken wir diesem Bilde seines talentvollen Freundes Robert Heck.

E. R.

Zum Nordcap.

Von Carl Vogt in Genf.

(Schluß.)

Trotz ihrer schweren Bepackung trabten unsere Führer wie Rennthiere leichtfüßig über die Flächen weg, auf denen wir erst später einige aufgerichtete Schieferwände entdeckten, die ihnen nebst dem Kompaß zur Richtschnur dienten. Jetzt zeigten sie sich als Silhouetten auf der Höhe eines langen Rückens, wo man sie eben noch mit den Augen entdecken konnte; dann verschwanden sie in einer Terrainfalte, die sie den Blicken entzog. Man beeilte sich, ihnen nachzusetzen; aber auf der Höhe angekommen, zeigte sich nichts als öde Fläche, ähnlich der durchschrittenen, ohne erkennbaren Anhaltspunkt für die Richtung, welche sie genommen. Nun jodelt Hasselhorst seinen Tyroler Alpensterz, der unserem Schiffsvolk schon längst zum Signal geworden; Vogt schreit mit aller Kraft seiner Parlamentsklunge, und man horcht begierig nach einer Antwort von Seiten der Führer. Ein Regenpfeifer, der sein langweiliges Tü tü ertönen läßt, täuscht wohl in dem ersten Augenblicke, dann aber bleibt es still. Nun wird das Fernrohr hervorgenommen und jeder Felsen, der einen Mann vorstellen könnte, genau untersucht — keine Spur! Man wettert, flucht sogar trotz der genossenen christlichen Erziehung, dreht sich gehn Mal herum — da sipen unsere Lappen, stumm wie Fische, hinter einem großen Steine und wundern sich sichtlich über unsere Aufregung.

Man schreitet wieder fürbaß; Vogt mit Herzen voran im Gespräche; Berna und der Capitain seitlich auf den Flanken, begierig ein Wild zu erschauen; Oreßli halb am Boden kriechend, um der gedrückten Flora ein einsames Kind zu entreißen. Hasselhorst bildet dieses Mal andnahmtsweise den Nachtrab. Das „Auge der Expedition", wie er seit der Adlersjagd genannt wird,

Läßt verstärkt die Augen schweifen,
Obsich als hätt' er was zu greifen
Auf dem Eden Kellerplan.

Aber es ist nichts zu greifen; die Mappe bleibt geschnürt bis zur Rückkehr. Fläche und flache Steine — wie könnte da der Maler ernten?

Plötzlich schauert es vor unseren Füßen auf: zehn, zwanzig Rypen, ein ganzes Volk in unmittelbarer Nähe. Unsere Jäger tragen noch die Flinte angeschaunt im Bandelier; — das sie fertig sind, haben die Rypen sich in der nächsten Berteitung geweckt. Der Springinsfele Freitag jagt hinter ihnen her, und vergeblich verflucht Hasselhorst, der sich der Erziehung des verwahrlosten Hundevichs mit mehr oder weniger Erfolg gewidmet hat, ihn mit Rufen und Steinwürfen zurückzubringen. Endlich bemerken Jugenderinnerungen, was Schelmworte vergebens bezwecken. Der Hund ist offenbar einst dazu bestellt worden, Schafe zusammen zu treiben; er betrachtete uns nun als seine Heerde, die er verpflichtet ist zu hetzen, um sie zu scheucht zu nach einigem Klaffen hinter den Rypen her, zuerst zu dem Nachzügler Oreßli und dann den beiden Lappen nach, die wieder einen unabsehbaren Vorsprung gewonnen haben. Jetzt erst läßt sich die Verfolgung der Rypen organisiren. Von drei Seiten suchte man ihnen beizukommen; aber sie halten nicht weiter, und nur aus großer Ferne kann ihnen ein vergeblicher Schuß nachgejagt werden.

Indessen ist nun der Jagdeifer geweckt, und so geht es zum Theil auf Umwegen vorwärts. Rypen und Regenpfeifer locken bald nach rechts, bald nach links, und theils auf dem Hinwege, theils während der Rückkehr fallen in der That einige schmackhafte Braten in die Taschen der Jäger. Wunderbar scheint es manchmal, welch zähes Leben diese nordischen Vögel besitzen. Nicht zu sprechen von den Wasservögeln, welche unmittelbar in den Kopf oder Hals tödtlich getroffen sein müssen, sollen sie nicht in dem nassen Elemente auf Nimmerwiedersehen verschwinden — auch die Rypen fallen nur im Todeskampfe, und selbst dann noch wissen sie sich unter Steinen so gut zu verbergen, daß ohne Hunde es unmöglich ist, sie aufzufinden. So schoß Berna auf ein paar Rypen,

die stolzen Fluges von dannen strichen. Wir glaubten sie gefehlt — hundert Schritte von dem Orte, wo sie eingefallen, lag die eine, unter dem Flügel in die Brust geschossen, todt hinter einem bergenden Steine. Es gelang auch, ein Nestfüchlein zu fangen, dessen Mutter geschossen worden; die andern — denn es waren ihrer ohne Zweifel mehrere — entgingen jeder Nachforschung, obgleich man hätte glauben sollen, daß ein Versteck auf dem platten Boden gar nicht zu finden sei.

Kaum dürfte indessen die Jagdfreiferei auf die Schnelligkeit unseres Vorrückens einigen Einfluß geäußert haben; denn Drei von den Sechs waren unbewehrt, und je weiter der Weg sich spannte, desto mehr hielten die Nichtjäger darauf, den forteilenden Lappen zu folgen und den Ziele sich zu nähern. Vielleicht mag auch zu diesem Eifer für die gerade Linie die Betrachtung, daß der Proviant den Lappen anvertraut war, das Seinige beigetragen haben. Zschocke's kleine Erzählung, in welcher die Compagnie nicht dem gegen die Feinde stürmenden Hauptmann, sondern dem Proviantwagen und dem Branntweinfäßchen der Marketenderin folgt, hat gewiß ihre menschlich berechtigte Grundlage.

Die halbe Meile aber spann sich endlos. Drei Stunden marschiren wir schon in ziemlicher Sonnenhitze; der Horizont des Meeres steigt immer höher; bei jeder Schwellung des Bodens glauben wir die letzte Höhe zu sehen; aber immer wieder kommt eine neue Senkung und eine neue Schwellung gegenüber, kaum höher als die erklommene. Deutschland kennt bis jetzt die Meilen, welche der Fuchs maß, indem er den Schwanz zugab; aber der Begriff der Lappenmeile scheint und für den gewöhnlichen Hausmannsverstand fast ebenso unfaßlich, als diejenige einer Himmelsmeile. Zehnmal wurden die Lappen gefragt: Nordcap? und zehnmal kommt die Antwort zurück: Ikke!

Endlich langen wir auf einer kleinen Höhe an und sehen vor uns ein kleines Thierthal, über welches sich eine Steile Kuppe erhebt, die mit enstehlich steilen Wänden zu beiden Seiten gegen das Meer hinabfällt. Links und rechts thürmen senkrechten Abstürze, von welchen Risse ausgehen, die tief in den Hals des Vorgebirges einschneiden. Weit unten in der Tiefe, dem Spiele einer schäumenden Brandung ausgesetzt, eine kleine Bucht, in welcher Standvog, die nächste Hantelsstelle auf der Ostseite des Nordcaps, liegen soll. In der Ferne eine vorspringende Zunge, die in langem Zuge über den Ocean hinkriecht und ebenfalls mit steilen Wänden in die See fällt. Das ist Norkyn, die vorspringendste, nördliche Spitze des Festlandes, während das Nordcap, auf dem wir stehen, nicht dem festen Lande, sondern der Insel Magerøe zugehört und auch hier, den Geographen zufolge, seinen Namen mit Utrecht trägt, da die nächste Kuppe zur westlichen Seite, Knivskjerodden, um etwas Weniges mehr nach Norden vorspringt. Es geht also dem Nordcap, wie vielen menschlichen Reputationen; es ist weder die nördlichste Spitze der Insel Magerøe, noch die nördlichste Spitze des Festlandes, und nichts destoweniger steht die Signalstange vort mit den Namen, die darauf eingeschnitten sind — und wer in Norwegen gewesen und das Nordcap nicht besiegen hat, ist in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen.

Also frisch hinauf nach der letzten Kuppe! Eine Rype, welche wie flügellahm vor und her wackelt und uns offenbar von ihren Küchlein ablenken will, einige Goldregenpfeifer, die zur Verfolgung zu verleiten suchen, halten uns nur wenig auf. Um 5 Uhr ist die Höhe erreicht, die Signalstange begrüßt, ein Blick rundum auf die Aussicht geworfen, der Proviantsack aufgeschnallt und dann eine Runde zum fröhlichen Mahle gebildet, zu welchem Deutschland das Selche, Norwegen und Frankreich das flüssige Element liefern. Schinken und Mettwurst, Bier und Champagner und ein durch vierstündigen Klettermarsch auf eine schwindelnde Höhe aufgestachelter Appetit — was kann der Mensch mehr verlangen?

Die Aussicht, welche wir von dem Cap aus umspannen, ist großartig durch die schwindar unendliche Ausdehnung der Flächen, welche wir beherrschen. Ueber die Hälfte des Horizontes streckt sich die See, deren Bewegung, von solcher Höhe aus gesehen, fast gänzlich der Beobachtung sich entzieht, so daß nur die Brandung an den Küstenklippen, die wie ein ferner Sturm heraustönt, uns von dem hohen Seegange Kunde bringt. Zwei Schooner, die von Archangel aus gen Hammerfest zu segeln scheinen, liegen wie Punkte auf windstiller Fläche. Die See zeigt Streifen, wo das Wasser vom Winde gekräuselt ist, und unregelmäßige Flächen, welche, glatt wie ein Spiegel, das Bild der Wolken wiedergeben, die am Himmelsgewölbe fest zu stehen scheinen. Kaum wagt man, an den Rand der schauderhaften Abstürze vorzugehen, welche auf den Seiten in die Tiefe gähnen. Spitze Schieferplatten, nach dem Inneren des Landes zu einschießend, strecken ihre scharfen Kanten in die Luft hinaus, und unmöglich scheint es, daß ein Weg von unten her über diese überhängenden Klippen und Risse nach der Höhe führen könne. Die Fläche des Caps selbst ist so breit und so abgerundet, daß man links und rechts nur wenig von den ähnlichen Vorgebirgen sieht, die ihm nahe stehen, sobald man sich nur so weit von dem Raute entfernt, als nöthig, um einen sichern Standpunkt zu gewinnen. So bildet denn nördlich das weite Meer, südlich die weite Steinöde des Fjelds das trostlose Panorama, über das sich ein nebliger Himmel spannt.

Die Stunde, welche wir dem Gipfel widmen konnten, war bald in fröhlicher Weise vollbracht. So einfach das Gelage war, so trefflich mundete es; denn glücklich genug hatten unsere Lappen nur einige Bierflaschen verbrochen, die Flaschen edlen Getränks aber versehont, das Moët und Chanton uns geliefert. Zum Schlusse nahmen wir die Stange, welche die Inschriften der Namen trägt, von ihrem Steinpostamente herab, schnitzten sie oben so zu, daß eine Champagnerflasche mit ihrem Halse wohl darauf befestigt werden konnte, und bargen in der Flasche einen Papierstreifen mit unseren Namen und Adressen und folgendem schlechten Verse, dem das Album des Brockenwirthshauses oder der Grimsel zur Entschuldigung dienen mögen:

Wer diesen Zettel uns wird bringen,
Dem sollen volle Gläser klingen,
Und kömmt er gar zur Mittagszeit,
Zieht ein Cavaert für ihn bereit.

Um sechs Uhr wurde der Rückmarsch angetreten. Die Lappen, deren Bürde trotz der Erinnerungssteine, womit wir den Proviant theilweise ersetzt hatten, wesentlich erleichtert war, verdufteten wieder in ungeschener Ferne vor uns her, während wir uns nach ihnen, den aufgerichteten Schieferplatten und der gewonnenen Kenntniß des Fjeldes leicht zu orientiren wußten. Zum letzten Herabsteigen wählten wir nicht den steilen Schneeklegel, den wir am Morgen erklommen hatten, sondern bogen etwas südlich in den Thalrig des Baches selbst ein, dem wir so gut als möglich auf meist üppig bewachsenem Schuttsklachen folgten. Obgleich aber unser Weg bergab führte, gewannen wir doch nicht viel Zeit; denn auf der Hochfläche des Fjeldes ist es fast gleichgültig, in welcher Richtung man geht, und die Abhänge sind so steil, daß sie durch diese Steilheit großentheils wieder den Vortheil aufheben, welchen ihre Senkung für den Marsch gewährt.

Die Boote waren um halb 10 Uhr erreicht. Wir hofften jetzt günstigen Wind zu haben, da wir am Morgen gegen den Wind hatten aufkreuzen müssen; allein der Wind hatte sich gedreht, unseren gewöhnlichen Schiffak zufolge, das nach dem Ausspruche eines unserer Matrosen darin besteht, daß der Wind immer daher kommt, wohin wir wollen. Das kleine Boot konnte noch aufkreuzen; unser „Grundsegler" aber mußte bald sein Segel fallen lassen und einzig mit den Rudern die Rückfahrt vollbringen.

Das war gerade kein Vergnügen! Der Himmel hatte sich bedeckt, die wärmende Sonne war verschwunden, eine kalte Brise schnob aus Westen her feucht und neblig uns entgegen. Wir waren erhitzt, ja selbst in Schweiß gebadet von dem anstrengenden Marsche, der uns um so mehr ermüden mußte, als wir länger schon auf dem Schiffe nicht große Bewegung uns hatten geben können. So griff am Ende doch die Kälte durch trotz des Pelzwerkes, das wir vorsichtig in's Boot genommen hatten. Wir saßen oder lagen still auf unseren Plätzen, Cigarren schmauchend und den Tag in Gedanken an uns vorüberziehen lassend.

Da tauscht etwas zur Seite an den Klippen des Tu-Fjordes in der Nähe der rothen Granitschichten, deren ich oben erwähnte und die bei heller Beleuchtung selbst vom Schiffe aus noch zu erkennen sind. Wir sehen auf, wenden die Blicke dorthin, da rieselt, strömt, springt und rast es herab von einer vorspringenden Klippe, ein mächtender Strom von Blöcken! Hoch auf spritzt das Meer, an hundert Stellen zugleich von den herabfallenden Felsmassen getroffen! Eine ungeheuere Staubwolke wälzt sich am Grunde der Klippe hervor, wirbelt nach oben, bläht mehr und mehr mit weitem saftigem Mantel die ganze Erscheinung ein und breitet sich langsam über den Fjord aus. Nun bricht auch ein vollender Donner hervor und hallt tausendfältig in Klippen und

Klüften wieder. Eine gewaltige Masse verwitterter Felsen hat sich von der Spitze losgelöst und ist theils in den Fjord hinabgestürzt, theils am Wasserrande liegen geblieben.

So gewaltig ist der Eindruck der ganzen Erscheinung, daß selbst unsere Ruderer einen Augenblick inne halten, ihr zu lauschen. Langsam verliert sich die Staubwolke, nachdem sie noch, mit dem erzeugten Luftstrome emporwirbelnd, die ganze Wand bis zu der wenigstens 800 Fuß hohen Spitze eingehüllt hatte. Nun sahen wir auch einen Adler, der in majestätischen Kreisen aus der Höhe sich hebt, eine Zeitlang darüber schwebt und dann aus unseren Blicken hinwegstreicht. Hatte er vielleicht sein Nest, wie sein Verwandter in Sfjerroe, unter den überhängenden Klippen angelegt, so daß es mit dem halbflüggen Jungen in die bodenlose Tiefe gestürzt und zerschmettert ist unter nachfolgenden Felsen?

Viele tausend Tonnenlasten sind gewiß mit der Lawine von den Felsenspitzen herabgestürzt. Aus einer Entfernung von zwei Stunden Weges in gerader Linie, können wir noch die Trümmerstätte sehen wie ein breites, silbergraues Band, das sich senkrecht von oben nach unten mit stets breiter werdenden Grenzen hinzieht; sehen noch die überhängende Spitze, unter welcher sich die Massen loslösten; sehen noch die steile Böschung, in welcher sich die Felsenblöcke am Fuße angehäuft.

So hatten wir denn zum glücklichen Ende unseres Ausfluges ein lebendiges Bild der Zerstörung, die an diesen verwitterten Felsen nagt. Die Wellen höhlen beständig die steilen Wände am Grunde aus; von oben her dringt das Wasser in die Spalten und Ritzen des Felsgemäuers, das der Ewigkeit trotzen zu können scheint, und wenn der Frost des langen Winters dem Wasser nachdringt in die Erde und das Wasser im Innern gefriert, treibt es keilförmig die Spalten auseinander durch seine unwiderstehliche Ausdehnung, lockert das Gefüge und sprengt endlich die Blöcke ab, die wuchtig in das Meer fallen. Dort aber erwartet sie eine neue Rolle: auf ihnen setzen sich die Tange und Algen, die Korallen und Polypen an, Muschel- und Krustenthiere bestien sich an den neugewonnenen Grund, während weiland, in neuen Sand- und Schlammschichten, die zu Staub zermahlenen Trümmer sich unter dem Einflusse der Meeresströmungen ausbreiten.

In der Buoy-Kette an der Themse.

Die unaufhörlich durch Ebbe und Fluth aufstuthenden und niederebbenden mächtigen Wassermassen der Themse halten in der Zeit der niedrigsten Ebbe einige Augenblicke, wo sich die schwankigen Wellen des Wassers etwas glätten und ruhen wie unsichtlässig, ob sie noch weiter ebben oder zum Fluthen umkehren sollen. Eine kurze Zeit der Ruhe, des Verschnaufens, während welcher die in tiefer Mitte eingegangene Themse wahrhaft schonlich aussieht. Auf beiden Seiten steigen steile, breite Ufer hoch empor nach den Mündern, die mit Fahrzeugen aller Art, unsichtbaren Kohlenbooten, Kähnen, Schaluppen, Dampfschiffen, mit schief und krumm daliegenden, hülfloses und unbeholfen erscheinenden Frachtwagen des Wassers überfüllt sind, von „Schmutzerkehr“, d. h. überschlammten Ungen, welche Knochen, Eisenstücken, Nägel und sonstigen Verenfall des Wetterverschmutzes auffinden, durchstöbert werden und von rauchigen, haufälligen, unten halb versunkten Schuppen, Waarenhäusern, Krahnen, Fischerzinken, Kisten und Kasten, Tonnen und Tackelagen, Matrosenkneipen und Marinekäden eingerahmt sind. Von dem Spiegel der tiefsten Ebbe bis zu dem der Hochfluth, welche allen diesen bloßgelegten Vorenfatz und die Tausende der auf ihm ruhenden Fahrzeug-Kiele alle Tage zweimal wieder mit tobenden, grollend heranstonnenden Wogen bedeckt, ist's gute zwei Mann hoch, so daß die Schleie der unter den Brücken hin und herschießenden Dampfboote, die während des höchsten Wasserstandes sich tief beugen müssen, um unter den Bogen hindurchpassirenkommen, auf dem Ebbespiegel keinen jener „Knicke“ zu machen brauchen. Die Themse ist einer der fluth- und ebbereichsten Flüsse, was den unermeßlichen Verkehr auf derselben ungemein erleichtern, da ihre kaufwärts sich nähernden Fluthen den Schiffen, den Kohlenflossen, den Seefischern, den Leichtern und Lastkähnen in ihrem westlichen Laufe eben so viele Tausende von Pferdekräften umsonst liefern, wie die seewärts stürzenden Wogen der Ebbe den östlich gelichteten.

Ich glaube, man hat einmal berechnet, daß man mit diesen Pferdekräften per Themsewogen sämmtliche Dampfmaschinen Großbritanniens treiben könne. Man muß sich eine Vorstellung von diesem räumlichen Gewoge zu machen suchen, wie es alle Tage mehrmals das ungeheure Bett der Themse, unten eine gute Viertelmeile breit und über zwölf geographische Meilen lang, über zwei Mann hoch füllt und wieder leert, um die folgende Thatsache in allen ihren tragischen Schrecklichkeiten mit zu empfinden.

Es war im Herbst Abends, als die Ebbe sich eben erschöpft hatte und die Wassermassen des Meeres vor der Mündung draußen eben aufgestaut, ihren gewaltigen Aufstauf zu beginnen. Die Ebbe hatte also den niedrigsten Stand erreicht, so daß ein Schiff, das eben zwischen den Klippen Thorens auf der Themse vom Wellmeere her angekommen war, in der Mitte antern mußte. Auf der Südseite gegenüber liegt Per schmutzige, niedrige Stadtheil Sevtons, Rotherhithe. Von dem niedrigen Wasserrande der Themse bis zum Ufer hinauf ist es ziemlich weit und geht es bergan über verschlammtes Gestein und allerhand Vorenfatz. Schräg vom Ufer her auf dem jetzt wasserfreien Boden des Flußbettes entlang liegen hier und da eisern festgekannt riesige Ketten mit anderthalb Zoll dicken Gliedern, die „Buoys“ oder Warnungstonnen zu halten, die an gewissen Stellen festgebannt schwimmen, um den Schiffen zu sagen, daß hier Sandbänke oder sonst den Fahrzeugen gefährliche Feinde unten lauern.

Der Skipper oder Capitain des eben angekommenen Schiffes hatte große Eile, am's Land zu kommen. Kaum hatte der Anker festen Fuß gefaßt, als er an der Schiffsleiter rasch in's Boot hinunter sprang, in der Eile noch einige Bündel hinaufschickte und sich von zwei Matrosen an den niedrigen Wasserrand rudern ließ. Hier wartete er das Land kaum ab, sondern sprang rasch und rüstig aus dem Boote hinüber und im nebligen Dunkel im Flußbette aufwärts nach Rotherhithe zu. Er rief nur eben zurück, daß man ihn hier um elf Uhr wieder abholen sollte. Die beiden Ruderer sahen ihrem Skipper nach durch das Dunkel und blickten sich pfiffig zu. Sie wußten, daß er einem liebenden Herzen entgegeneilte — nach zweijähriger Abwesenheit. Nun ja wohl fiel es ihnen auf, daß er nach einigen frendigen Sätzen aufwärts plötzlich still stand und mit unwilligen Anrufen sich blickte. So gut sie durch die Dunkelheit sehen konnten, sahen er mit etwas am Boden Liegenden zu kämpfen. Er stampfte mit dem einen Fuße, zuckte und zog und zerrte mit dem andern und fluchte derzhaft dazu.

„Verflucht Kette!“ hörten sie ihn endlich wüthend und zappelnd anrufen. Er stecke mit dem einen Fuße in dem Gliede einer ungeheuren Buoy-Kette. Anfwärts springend war er mit dem Fuße so tief in das massive Kettenglied hineingerissen, wie es dem Zwischenraume nach kaum möglich erschien. Der Sprung hatte dem Fuße eine solche Wucht gegeben, daß er wie ein vom schweren Schlage getroffener Keil bis über den Knöchel dicht und fest hineingetrieben worden war, so daß es seinen größten Anstrengungen nicht gelang, den Fuß aus der furchtbaren eisernen Fessel herauszuschütteln.

Die beiden Matrosen eilten herbei. Der Eine unterdrückte ein scharfenfrohes Lachen, als er sah, wie eigen und eisern sein gestrenger Herr Skipper in einer Falle gefangen saß und vergebens zuckte und zerrte, den Fuß zu befreien.

„Komm, Bob, hilf!“ rief der Andere vorwurfsvoll. „Jetzt, Sir, mit dem Fuße tüchtig und tapfer gewackelt und gewichselt. Wir halten die Kette. Jetzt! Hupp!“

Aber es war leichter gesagt, als gethan. Der Skipper zog und zerrte, rang und ruckte mit aller Macht, so daß die Knöchel zwischen dem Eisen hervortraten, aber vergebens.

„Jetzt halte Du die Kette,“ rief Bob zu Will. „Sir, nun packt, aber derb!“ So wie er sprach, packte er den Fuß mit beiden derben Fäusten und zog und drehte und zuckte und zerrte, daß die Steine unter seinen Füßen geräuschvoll nachgaben und der Stumpf an dem gefesselten Beine quer durchrif — Alles vergebens. Der Skipper fluchte auf die Ungeschicklichkeit seiner Matrosen und befahl ihm, letzu-

lassen. Nachdem der Captain allein noch einen verzweifelten Versuch gemacht hatte, dat Bob um Erlaubniß, jetzt noch eine große Haupt-Attake zu machen. Der Gefangene, nochmals von der Vergeblichkeit seiner eigenen Anstrengungen überzeugt, ließ es willig geschehen. Bob machte sein Meisterstück: er zog und drehte, als wollte er eine Eiche aus der Erde reißen, so daß der Captain laut aufschrie und in der größten Pein nach seinem Fuße griff. Er schüttelte sich in Qual und Zorn und schleuderte die Arme umher und fluchte und stampfte mit dem freien Fuße und schüttelte den gefesselten im höchsten Zorne und Schmerze, so daß Bob wie abgeschüttelt auf die schlammigen Steine fiel und sich mit einem Ausruf des Unwillens erhob, um den Captain mit einem Blick zu bestrafen. Dieser Strafblick ward aber sofort zum herzlichsten Ausdruck des Mitleidens, als er sah, wie sein Captain den Angstschweiß von dem wettergebräunten und doch blaß gewordenen Gesichte wischte.

Bis jetzt hatten sich nur ein paar Menschen eingefunden, zu sehen, was es hier für eine nächtliche Scene gäbe. Diese sahen darin eben noch einen guten Scherz des Schicksals. Der Rath des einen Zuschauers: „Schneid' den Stiebel runter!“ ward mit Beifall und Gelächter aufgenommen.

„Stiebel 'runter, ja wohl!“ rief ein Anderer. „Das ist der gesetzliche Weg. Der Fuß ist in Chancery* und darf nur mit gänzlicher Ablederung wieder 'raus!“

Der Leidende hatte kein Ohr für den Spaß, und Bob machte der scherzhaften Seite der Sache durch die Bemerkung ein Ende, daß es einem rechtschaffenen Christen und Wassermanne besser anstehen würde, ein Licht zu holen, statt wie 'ne Landratte zuzusehen und Witze zu reißen. Der Mann begriff das auch und lief zum nächsten Publichause, um eine Laterne zu holen. Er kam mit einer solchen und verschiedenen Biergästen des Hauses schnell zurück. Mit Hülfe der Laterne und eines guten Messers schnitt der Skipper, beobachtet von etwa dreißig Augen, den Stiefel selbst soweit entzwei, als die furchtbare Eisenfessel zuließ.

„Nu fest!“ war der allgemeine Ausruf. Aber so riesenkräftig und heldenmüthig der Skipper auch zuckte, zog und zerrte, der Fuß kam nicht heraus. Die Andern halfen, so gut sie konnten. Einige hielten und unterstützten ihn, Andere zogen an dem Fuße, noch Andere hielten und drehten die Kette, und der Captain stand da mit Schweiß auf der Stirn und zitternd mit den festgebissenen Lippen, bald zusammenbrechend, bald wieder aufzuckend zu verzweifelten Anstrengungen.

Die Lage ersichien nun Jedem sehr bedenklich. Und als der Leidende anfathmete und sich den Schweiß von der Stirn wischte und um sich sah, bemerkte man nur Stille, theilnehmende Gesichter in dem spärlichen zitternden Laternenlichte. Selbst als ein Mädchen rasch und ernst anlief, man möge die Kette zerhauen, lachte Niemand. „Wer hei'n Stuhl für den Herrn?“ frug eine Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm, „wie kann er noch stehen? Ich sehe, daß er ohnmächtig wird.“

Der Stuhl war bald da. Bill hatte seinen Herrn inzwischen fest und wacker unterstützt und gehalten. Der Skipper setzte sich. Dem Public-Hause kam ein Glas Cognac für ihn. Er stürzte es hinunter, sprang auf und erneuerte seine Anstrengungen mit der verzweifelten Riesenkraft, sich zornig, empört über sich selbst, schüttelnd wie ein Löwe in Banden. Auch wieder vergebens. Endlich wieder nachlassend, sah er sich unter der ziemlich groß gewordenen umstehenden Menge um und fragte: „Will nicht Einer 'nen Wundarzt holen?“ „Ich will!“ rief Bill eifrig und eilte davon wie ein Pfeil. Inzwischen lehnte sich der Captain in seinem Stuhle zurück, trennte die Arme und unterdrückte seine Qualen wie ein Mann. Die Menge stand schweigend, starrend umher und sah einander und den Leidenden fergeur, verlegen, mitleidig, erschreckt und mit Grauen an.

So verging beinah eine halbe Stunde, ehe Bill mit dem „ersten besten Doctor“ athemlos zurückkam. Es war ein Londoner „Chemist“, ein Verkäufer von Chemikalien ohne medicinische Kenntniß, wie sie in England tausenderweise umhergnackfahren. Er preßte und drückte den Fuß und frug, ob das weh thue. „Ob's weh thut!“ rief der Leidende vorwurfsvoll.

„Abertassen!“ schrie plötzlich ein Mann aus der Menge.

* Chancery (Kanzlei-) Gericht, berüchtigt, wie man aus Dickens wissen wird, durch langwieriges, kostspieliges Verfahren, das oft nur mit gänzlichem Ruin beider Parteien endet; jetzt ist's etwas reformirt.

„Ich dachte eben daran!“ bemerkte der Doctor, „aber auch daran, daß ich meine Lancetten nicht bei mir habe!“

„Ich hole sie!“ rief Bill.

„Danke,“ antwortete er, „aber ich muß selbst gehen. Meine Frau würde meine chirurgischen Instrumente keinem Unbefannten aushändigen.“

Während der Zeit hatte sich das Gerücht von einem sonderbaren Unglück auf dem Themsebette weit durch Rotherhithe verbreitet, und Personen aller Art und jedes Gewissens drängten sich herbei, Einige mit Laternen, Andere auf Booten von der Wasserseite her, so daß diese nächtliche Menge im Dunkeln, seltsam und stückweise von einzelnen Laternen beleuchtet, mit dem stärksten Lichte in der Mitte, um den Gefesselten und Gefangenen herum, zu dem unheimlichsten, malerischen Nachtlebensbilde ward. Der leidende Held der Scene sah erschreckend blaß aus, trotz seiner braunen Haut und der männlichen Ruhe, die er sich abrang, und trotz des Lächelns, das seine Lippen erlogen.

Endlich kam der Doctor mit seinem chirurgischen Besteck zurück. Er trat feierlich auf und öffnete seine Kasten mit bedeutungsvoller Ceremonie. Mit wichtiger Miene wühlte er eine Lancette aus den blinkenden Messern und sonderbaren Schneide- und Schichtstrumenten heraus, machte die gehörigen Vorbereitungen und schlug eine Ader unter athemlosem Schweigen der Menge und in stärkster Beleuchtung der dicht herangedrängten Laternen. Der Doctor sprach ermuthigend, als er feierlich verkündete, daß er zu seiner Freude venesse und nicht arterielles Blut kommen sehe, und sah mit Wohlgefallen dem stark strömenden Blutstusse so lange zu, bis Jemand aus der Menge umwillig ausrief, man solle doch den Mann nicht todt bluten lassen. Aber der Skipper bestand darauf, noch einen Versuch zu machen, ehe die Wunde verbunden würde. So sprang er noch einmal auf und zog und zerrte und zuckte, rannte und schüttelte den blutüberspritzten Fuß und den ganzen Körper mit einer Wuth und Verzweiflung, die den Weibern und Mädchen umher manchen gellen Schrei mitstihlenver Qual aussprefte und alle männliche Hände, die reichen konnten, zur Hülfe herunzog, während sie selbst durch ermuthigende Zurufe den entscheidenden Kampf zu unterstützen suchten.

Vergebens! Wieder vergebens!

Natürlich sing der Fuß zu brennen und zu schwellen an, und der Kampf beschleunigte die Entzündung. Endlich sank er mit einem schweren Seufzen auf seinen Stuhl und lehnte sich erschöpft zurück.

„Wenn der Fuß,“ sagte der Doctor, „jetzt ein Bischen Ruhe hätte, würde die Entzündung und Schwellung nachlassen.“

„Ich würe'n reiben mit Flanell und heißem Wasser,“ rief die Frau mit dem Kinde auf dem Arme.

Die Fluth war inzwischen bis etwa auf eine Elle an den Stuhl herangestiegen. Ein unheimliches Murmeln und Flüstern traf das Ohr des Skippers. „Höchste Zeit! Mein Gott, die Fluth ist schon nahe! Keine Zeit zu verlieren!“ Er sah sich um und sprang auf und starrte eine Weile auf die unheimlich schwappenden, rollenden und rauschenden, dunkel sich wälzenden, auf den Wogenkämmen grell beleuchteten Fluthmassen. Dann wandte er sich wieder und zeigte den Umstehenden ein fieres, geisterbleiches Gesicht. Ernstes Zucken und Zerren, wobei der schlechte Verband der Wunde sprang und den Fuß mit quellendem Blute überzog.

In der Menge tobte ein Chaos von Anrufen, Beschlägen, Oppositionen, kreischenden Tönen, heulenden Schrecken. Dies Chaos ward plötzlich verdunkelt. Der Junge, der eine Fackel gehalten hatte, warf sie plötzlich weg und sprang aufwärts. „Die Fluth! die Fluth!“ schrie er und in demselben Augenblicke schwappten und klatschten die Wellen mit Gischtzähnen gegen den Stuhl und den eisengefetteten Fuß.

„Gott — Gott!“ rief der Captain mit aufspringend, „kann mir Niemand helfen? Schreit um Hülfe! Ich kann nicht mehr. Gerechter Himmel, weiß Ihr hier stehen und zusehen, wie ein Mann zollweise erfäuft wird?“

„Keine Angst, Sir!“ murmelte ihm Bill beschäftigend in's Ohr. „Keine Bange, wir kriegen's noch. Hier kommt Flanell und heiß Wasser. Bater Themf ist gut, Sir. Er läßt uns noch Zeit, er nimmt Vernunft an!“

„Aber 's kommt!“ erwiderte der Skipper mit einem Schauder, der ihn schüttelte.

Die Reibungen mit heißem Wasser und Flanell wurden rüstig begonnen.

„Hilft nichts mehr jetzt,“ bemerkte der Doctor kaltblütig, indem er den herausschlagenden und weit hin schwappenden Wogen auswich.

„Thut nichts,“ entgegnete die ihn reibende Frau ermuthigend. „Noch geht's. Versuchen Sie's jetzt, lieber Herr! Ich denke, jetzt gelingt's.“

Noch einmal versuchte er's und in einer so stillen, verzweifelten, mit allen Muskeln angestrengten Weise, daß viele Umstehende Ächzen und die Luft sichend einzogen, während er selbst keinen Laut durch die festgepreßten Lippen hören ließ. Die Frau hatte von unten zu helfen gesucht. Jetzt sprang sie auf, vom Gesicht, aus den Haaren triefend, und flüsterte Bob, der sie tüchtig unterstützt hatte, etwas in's Ohr.

„Was? Was sagt sie?“ frug der Capitain eifrig.

„Etwas von 'nem guten Einfall, Sir! Etwas, Sir, das besser ist, als wie — Sir! Etwas — Kurz, Sir, besser — better to leave a limb here than a life.“*

„Richtig, richtig! Gott sei Dank!“ schrie der Slipper, indem seine Augen in verzweifelter Hoffnung wild aufblitzten. „Schnell einen Wundarzt! Beim ab!“

„Dies Gen'man ** wird's gleich aus freier Hand thun,“ rief Bill scharf, indem er auf den „Ebenisten“ losfprang. Tiefer lehnte die Amputation mit dem Bemerken ab, daß dies ganz außerhalb seines Faches liege und er nichts davon verstehe. Mit einer verächtlichen Bemerkung gegen die „Landratte“ eilte der Matrose tantaufwärts, um einen erdentlichen Wundarzt aufzutreiben. Die Frau, von den Leuten unter mehrmals Sal oder Sallh genannt, die sich bisher so hülfsbereit gezeigt hatte, lief ihm nach, indem sie bemerkte, daß der Fremde hier nicht Bescheid wisse, sie wolle ihn auf dem geradesten Wege zum nächsten Wundarzt führen.

Die Menge, die jetzt zu einer zahlreichen Versammlung geworden war, trat inzwischen immer weiter und weiter zurück, Zoll um Zoll von der steigenden Fluth zurückgetrieben, und belugte und beleuchtete den Unglücklichen unter Ausbrüchen aller möglichen Grade von Mitleid, Leidenschaft und Schmerz. Nur Einer blieb standhaft und ungeschreckt neben ihm im Wasser stehen, Bob, sein treuer Matrose, ihn ermuthigend und haltend und die nahe bevorstehende Amputation als das natürlichste und sicherste Mittel der Befreiung darstellend. Mit Hoffnung und heiter blickte und sprach er landwärts, mit unterdrückter Furcht und herausforderndem Trotz gegen die immer ungestümer sich heranwälzenden Fluthwogen. Das Warten wurde bald peinlicher und peinlicher, da sich jede Minute zu längerer Dual ausdehnte. Aber endlich tauchte die dunkele Mannschenmenge auf und bewillkommnete Bill, die Frau und zwei Wundärzte, die rasch bis an den unsichern Flutbrand heraneilten. Um aber dem selbstständigen Handeln der Hauptgruppe und den Hintergrund von rüstigen Menschengestalten, die vielleicht mit jener künstlerischen Effectsucht auf gewalten Nachtbildern verteilen konnte.

Die beiden Wundärzte sahen jetzt erst plötzlich mit Schrecken die Tiefe und das Entsetzliche der Gefahr. Das Wasser umfoste schon die Kniee des Unglücklichen und hob sich in einzelnen Wellen höher und höher.

„Gott sei Dank!“ redete sie der Capitain mit seemännischer Ruhe an, „daß Sie gekommen sind, Gentlemen. Sie sehen sofort, was nothwendig ist. Rasch! Keine Minute verlieren. Time and tide wait for no man.*** Bein ab! Frisch drauf los. Bin gern bereit nun, dem zornigen Vater Themse Fersengeld zu zahlen.“

Er sprach dies mit Heiterkeit und setzte sich fest auf seinem Stuhle.

Die Wundärzte sahen sich beide erschreckt an und schwiegen.

„Verstehen Sie mich nicht?“ rief der Capitain. „Sie sollen sofort dieses Fuß hier amputiren, sofort, sogleich, ohne alle Ceremonie. Ein Schnitt ringsum in's Fleisch, Knochensäge, fünf Minuten, dann bin ich frei.“

„In der Eile hat man uns nicht genau den vorliegenden Fall geschildert,“ bemerkte Einer von den Beiden, „so daß wir unsere Instrumente nicht —“

„Was? wieder ohne Instrumente? Warum schicken Sie nicht schon danach? Was stehen Sie da und gaffen einander an? Im Namen des Allmächtigen, schicken Sie danach!“

„Würde nichts helfen. Können nichts für Sie thun.“

„Wie? verstehen Sie mich denn noch nicht? Ich will den Fuß nicht herausgezogen, ich will ihn amputirt haben. Das zum Henker müssen Sie können. Das ist Ihre Pflicht. Es giebt keinen Ausweg.“

„Thut uns leid, aber wir könnten die Amputation nicht unterm Wasser vornehmen.“

„Nicht können? Ich sag' Ihnen, Sie müssen. Ich will, wenn's Wasser sein muß, nicht im Fluß', sondern im anständigen Seewasser sterben. Sie müssen mich hier von diesem Tode abschneiden. In einer Stunde reicht das Wasser einige Fuß über meinen Kopf. Sie müssen die Amputation versuchen, sonst sind Sie an meinem Tode schuld.“

„Unmöglich. Aber sehr möglich, daß Sie den nun von Kälte kleiner gewordenen Fuß herausbringen. Versuchen wir's.“

„Ja, ja, Sir, noch einmal,“ rief Bill. „Das letzte Mal ist Lohn für Alles vorher.“

„Auch Du machst Dich über mich lustig? Schäme Dich, Bill! Hab' ich mich alle meine Kraft erschöpft? Hier sitz' ich, zum elendesten Tode nach Zollen verstuckt. Und diese Herren klag' ich als meine Mörder an, wenn sie mir die letzte Möglichkeit der Rettung abschneiden, statt des Lusses.“

Die letzten Worte, laut und leidenschaftlich ausgestoßen, drangen bis zu der erregten Volksmenge hinüber, und aufgetrieben über diese scheinbare, für sie schauderhaft wirkliche Gleichgültigkeit gegen die Leiden eines Mitmenschen, erhoben sie ein wüthend wachsendes Geschrei gegen die Wundärzte. Unter Anrufen, wie: „Gebt 'nen 'ne Lehre!“ „Laßt sie Ebenefbrei kosten!“ „Spielen wir Exfäuens mit 'nen!“ trat ein derber Kerl, den sie Dobbs nannten, als ihr Sprecher und Bevollmächtigter aus ihrer Mitte hervor, bis an die Kniee in's Wasser und dicht vor die beiden Wundärzte. „Hier ist keine Zeit zum Schwatzen! Gleich die Instrumente geholt, sonst — hier ist der Aexlasser noch, der geht!“ —

Lautes Beifallsgedröhl unterstützte diesen Antrag, und der Slipper selbst bat jetzt wie ein Herrscher.

Die beiden Doctoren begriffen jetzt das Gefährliche ihrer Lage und beauftragten den Ebenisten, die chirurgischen Instrumente zur Amputation zu holen. Der Eine schüttelte den Kopf dazu, aber der Andere suchte dieses Zeichen wieder gut zu machen, indem er ermuthigend von einer Amputation über dem Kniee sprach.

„Wo Sie wollen!“ rief der Slipper. „Ich bin nicht feig zu sterben. Aber ich will mein Leben von hier für 'nen anständigern Tod retten. Auf Salzwasser ist er zwanzig Jahre fast mein täglicher Genosse gewesen, der Tod, von Kindheit an. Hier wäre er gemein, boshaft, tückisch. Nicht hier!“

Tabei stand er sortwährend, aber zitternd und bebend vor Kälte und Erschöpfung. Bob hatte wieder den Ebenisten begleitet. Bill schob das Boot dichter an seinen Herrn und suchte ihn zu halten, zu trösten, zu wärmen. Andere Boote waren auch herbeigekommen und festgeschoben worden am Ufersrande. Die sieberisch erregten Menschenmassen drängten sich in ihnen und haben ihnen bisher Halt, daß sie nicht schwanken auf den heranklatschenden Wogen. Doch wurden einige derselben schon unruhig, zumal als eine Frau auf dem einen in Ohnmacht zusammensank und herausgetragen werden mußte.

Die Betheiligung dieser unabsehbar gewordenen Menge war beinahe eben so furchtbar, wie das entsetzliche Ringen um dem Tode in den Gliedern und Geberen des Capitains.

Der eine Wundarzt sprach rasch und viel mit ihm. Dies beruhigte die Menschenmassen zum Horchen und Lauschen, so daß man ihn deutlich sagen hörte: „Es wäre grausam, Sie länger durch Hoffnungen zu täuschen. Die Amputation ist unmöglich oder nur ein Tod in anderer Form. Vielleicht gelingt's doch noch, den Fuß zu befreien. Wenn nicht, so wär's besser, sofort etwa noch weltliche Dinge zu ordnen.“

Diese Worte waren kaum gesprochen, als ein entsetzlicher weiblicher Schrei hinter Bill im Boote den Capitain wie ein Schlag mitten in's Herz traf. Die Worte des Arztes hatten ihn dumpf

* Besser ein Glied hier zu lassen, als ein Leben.
** Gentleman — Herr.
*** Zeit und Fluth warten auf Niemanden.

betäubt, nicht überzeugt. Der Schrei sagte ihm, daß der Tod unvermeidlich sei.

„Wenn nicht am Knie," sagte er schwach, „warum nicht an der Hüfte? Das muß noch geben!"

„Unmöglich! Nur unnöthige Grausamkeit, den Tod länger wegzuklügeln!"

Der Stipper hörte jetzt zum ersten Male aus diesen ruhig und entschieden gesprochenen Worten deutlich sein Todesurtheil. Er sah den andern Wundarzt an, der sein Gesicht wegwandte, um es ihn darin nicht noch einmal lesen zu lassen. Er sank in allen Muskeln gelähmt, vorklatt, in seinen Stuhl zurück. — Furchtbares Geschrei: „Schande! Elende Feiglinge! Werft sie in's Wasser! Binden sie auch an die Kette!" u. s. w. verstummte durch ein noch entsetzlicheres Geheul. Der Capitain war rücklings in's Wasser gefallen. Das Wasser hatte den Stuhl hinter ihm hinweggeschwemmt. Indem man ihn rasch emporzog, stieß er den durchdringenden Schrei des Entsetzens aus halb erstickter, sich Luft machender Kehle aus.

„Gott sei mit Ihnen!" rief Bill, sich die Thränen aus den Augen reibend. „Es ist doch nur der Tod, der mehr als tausend Mal mit uns fuhr."

„Nicht derselbe Tod, Bill, nein! Nein, nein, Bill! Hier niedergekettet — gemeines Wasser steigend, steigend, steigend! Mein Gott, thu's vorher!"

Eine Hand berührte jetzt leise seinen Arm, die einer barmherzigen Schwester, welche ihn mit einem blassen, echt weiblich theilnehmenden und deshalb Trost ausstrahlenden Gesicht und Blick ansah, indem sie leise und liebevoll sprach: „Es ist nicht so schrecklich, als es scheint. Mein kleiner Bruder lächelte, als er starb, und sagte, daß ihm der Tod gar nicht weh thue. Und Sie sind ein Mann. Nein, nein, fassen Sie sich; es ist wirklich nicht so schlimm, glauben Sie's mir!" Das Gesicht des Leidenden wurde weicher, ruhiger, indem er zuhörte.

„Wollen Sie einem Sterbenden noch eine Liebe versprechen?" frug er leise.

Eine hervorstürzende Thränenflut, ein krampfhaftes Schluchzen war ihre Antwort. Er drückte sich etwas an ihr Ohr und flüsterte ihr einige Worte zu. Dann zog er ein Taschenbuch hervor, schrieb einige Minuten lang in größter Hast hinein und überreichte es ihr mit den feierlich gesprochenen Worten: „Führen Sie's gut aus. Gute Vorbereitung und dann erst die volle Wahrheit! Sie ist dann wohl stark genug. Und nun meinen Dank, mein Lebewohl!"

„Ich will, ich will," schluckte die Barmherzige und wollte etwas hinzusetzen, aber sie unterdrückte es mit großer Anstrengung. —

„Was können wir noch für Sie thun?" frug jetzt einer der Wundärzte.

„Huh, es ist so entsetzlich kalt! Wer schafft mir noch einen guten Schluck Cognac?"

„Ich, Capitain!" rief Bill mit Energie. „Ich, Capitain, und das gehörig." Er sprang aus dem Boote und kam athemlos mit einer ganzen Flasche Cognac zurück, den der nächste Public-Haus-Wirth als die englische Universal-Hausmedicin schon bereit gehalten hatte.

Er gab ihm ein Glas voll und wollte noch mehr eingießen, als ihn der Wundarzt mit der Mahnung unterbrach, den Unglücklichen nicht betrunken vor den Thron des Ewigen zu senden. „Aber würden betrunken vor Victoria's Thron erscheinen wollen?" setzte er hinzu, „wie viel weniger vor dem des Ewigen!"

Ein neuer Tumult vom Wasserrande her unterbrach diese Scene. Die chirurgischen Instrumente waren angekommen. Die Kluth war weit über die Kniee des Niedergefesselten gestiegen und schlug sich wälzend und hinrollend in flüssigen Hügeln bis an die Hüften heran. Die Volksmenge, noch immer an dem Glauben festhaltend, daß die Amputation möglich und Pflicht sei, brach in neue Wuth aus, als die Wundärzte keine Anstalt machten, die Instrumente zu gebrauchen. Bill, der einsah, daß alle Hoffnung für seinen Capitain aufgegeben werden müsse und die in ihrem Leben gefährdeten Wundärzte nicht auch noch geopfert sehen wollte, gab flüsternd den Rath, sie im Boote nach der Mitte des Flusses hin unverweilt in Sicherheit zu bringen. Dies geschah denn auch mit möglichster Eile, nachdem beide Aerzte ihrem Patienten still die zitternde Hand gedrückt hatten. Ihr Boot ward von dem beschedenen Ruderer still und ohne Aufsehen aus dem Wirrwarr der ringsum sich drängenden Fahrzeuge in die dunkele Mitte des Flusses hinübergeschoben.

Die Volksmenge auf dem Wasser und am Lande war unabsehbar groß geworden. Man schrie, stritt, jammerte, fluchte, kreischte in den verschiedensten Tonarten und Beleuchtungen, die hier und da immer noch vorübergehendes, unsicheres Licht auf verschiedene Rettungspläne zu werfen schienen, auf lange Taue, Pferdegerappel am Ufer, blasse, großsinnige, schreckenmeistelte weibliche Gesichter, dunkele, derbe Männer in Booten und am Lande. —

Unzwischen schwoll und schwankte in immer breiterem, massenhafterem Gewoge der Fluthmaße, Zoll für Zoll, unbarmherzig, kalt und unerbittlich wie ein Fatum, der unvermeidliche Tod immer höher zum Herzen des unerklöglich Niedergefesselten hinan. Wer hielte es aus, solch einen heraufschwellenden Tod zu schildern? Die Wogen umschlingen ihn bald über den Hüften, dann schwappten sie hinauf bis zu den Schultern, sie schlängelten sich in kalten, erstickenden Kreisen um seinen Hals, sie gurgelten und rieben Blasen um seine Lippen, obgleich der Hals sich krampfhaft emporstreckte, noch einige Athemzüge des qualvollsten Lebens zu retten — ein so dämonisch-allmächtiges, unermeßliches Gut ist dieses oft verwünschte Leben noch in seiner unerbittlichsten Qual! — So verschlangen ihn die entsetzlichen Wogen Zoll für Zoll, Glied für Glied inmitten einer unabsehbaren, rettungskräftigen — ohnmächtigen Menschenmenge. Endlich ein furchtbarer, ein einziger Schrei aus der Brust des Unglückseligen — sein letzter. Die Wasser schlossen sich über seinem Munde, sie drangen in die Nase — noch ein Kampf unter den Wogen mit herausgeschwungenen Händen, dann dumpfes Donnern und Wälzen darüber hin — weithin verschallendes Stöhnen und Aechzen durch die nächtliche Menge.

Aus ihr schießt ein Boot mit zwei weiblichen Gestalten, beleuchtet von Fackeln, hervor nach der Stelle, wo eben noch die Arme des Verschlungenen sich emporstreckten. Die eine weibliche Gestalt ist jung, schön, kräftig. Sie steht sie im Boote, hoch nach, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet. Sie stürzt sich in die Fluth und verschwindet. Die andere weibliche Gestalt biegt sich über den Rand des Bootes halb hinunter, gehalten von Männern. Man sieht Taue sich schlängeln, auf den Wogen hintanzen. Ringsum ist die Menschenmasse verstummt. Endlich tauchen die beiden Frauengestalten wieder empor. Die junge erhebt sich triefend und schreit mit fester, klarer, durchdringender Stimme einen Befehl nach dem Ufer, einen andern nach Booten in ihrer Nähe, dann ein schrilles „Now!" Die Boote rudern, Taue spannen sich. Am Ufer Pferdegetrappel. Sie ziehen. Ein Tau spannt sich des hinüber. Ein Ruck — und der von Wogen Verschlungene wird, auf der Oberfläche hingezogen, sichtbar.

„Halt!"

Er wird in das Boot gehoben. — Er lebt!

Dämonisches Freudengeschrei. Im nächsten Hauje am Ufer wird der Fund untersucht. Er ist gequetscht und geschunden, aber heilbar. Der Capitain blickt zuerst mit Bewußtsein in die Augen seiner Braut. Sie — und die Barmherzige, in deren Händen sie sein Taschenbuch erkannt hatte, — zwei Mädchen — haben ihn gerettet. Erstere — die Schöpferin und Leiterin des Planes — war hinuntergeklettert, um das Tau für zwei Pferde unter seinem Kniee zu befestigen, Letztere, ein anderes um Brust und Arme, für die Leute in den Booten, zu schlingen. Es war das einzige und letzte Mittel noch. Im Wasser hatte sich die Geschwindigkeit etwas gesetzt; der kräftige Anzug der beiden Pferde, das Heben und Ziehen der Bootsleute thaten das Uebrige — der Capitain war gerettet.

Ein einfaches Märchen hatte erdacht und vollbracht, was den Hunderten der Umstehenden unmöglich erschienen war.

H. B.

Digitized by Google

In einer persischen Turnhalle.

Von Dr. J. C. Hänjsche.

Daß die Perser Turner sind, dürfte in Deutschland noch wenig bekannt sein. Wie lange sie diese Uebung treiben und durch wen das Turnen bei ihnen überhaupt eingeführt worden, vermag ich nicht anzugeben. Vermuthlich stammt es, wie alles das wenige Gute, welches sie noch besitzen, aus der vorislamitischen Zeit und ist vielleicht von den Griechen bei ihnen bangen geblieben, denn es steht, wie ihr ganzes Bischen Civilisation, die seit dem Eindringen des starren Islam keinen Schritt vorwärts gethan hat, noch auf einer sehr primitiven Stufe und findet sich, meines Wissens, bei anderen muhammedanischen Völkern nicht, wenigstens konnte ich bei den nomadischen Kurden und Turkmanen und bei den trägen Türken nichts davon entdecken. Plagen wir uns inzwischen nicht mit trockener Geschichte, sondern treten wir durch die niedrige Thür in das Turnhaus (sorchaune) ein, um uns das Treiben darin näher zu besehen.

Die Perser turnen nur bei nüchternem Magen, daher am frühen Morgen bei Tagesanbruch. Eine Ausnahme hiervon rücksichtlich der Zeit findet im Ramasan, dem muhammedanischen Fastenmonate, statt, wo die Sonnenuntergang von Erwachsenen beiderlei Geschlechts daraus nichts genossen werden darf, daher dann das Turnhaus nur erst eine und eine halbe Stunde etwa vor Sonnenuntergang besucht wird. Diese Zeit im Ramasan wählte ich, um das eine der beiden in der Stadt Resicht befindlichen öffentlichen Turnhäuser in Augenschein zu nehmen. Die Verhältnisse daselbst sind jetzt theils zu sehr in ihren Vermögensverhältnissen zerrüttet, theils zu geizig, um sich ihre eigenen Turnlocale zu halten, von denen man wohl hin und wieder Spuren in verfallenden großen Häusern in Resicht, zur erhaltene Räume aber sonst in allen größeren Städten Persiens findet, in denen man persischer, d. h. oftentiöser ist, als in Resicht, wo Alle nur auf Geld noch etwas halten.

Schon außerhalb des fraglichen Locals, welches in einem elenden Bazargebäude gelegen ist, könte mir die bekannte monotone persische Hauptmelodie entgegen, und nachdem ich in den viereckigen niedrigen, durch ein Paar halb zerbrochene schmutzige Fensterchen matt erleuchteten schmutzigen Raum mit gebücktem Kopfe eingetreten war, wäre ich beinahe über sie und einen Lui woggelstolpert, welcher die bewußte Hauptmelodie über ein Kohlenbecken hielt, um die Feuchtigkeit aus dem schlaff gewordenen Felle zu verjagen und es dadurch beim Schlagen tönender zu machen, eine Manipulation, die bei jedem persischen Concerte in den feuchten kaspischen Provinzen alle 2-)—25 Minnten wiederholt werden muß, sollen nicht am Ende die Töne ganz stecken bleiben. Der Vorturner (Pehlewan), ein halbnackter hagerer Mollah mit röthlich gefärbtem Barte und stereotypem weißen Turban, empfing mich und geleitete mich an dem einfachen Dreibeter, bestehend aus besagter Hauptmelodie und einem persischen Schellentambourin, vorüber nach dem Ehrenplatze dem Eingange fast gegenüber, wo ich mich mit gekreuzten Beinen (ein Verreibt, welches nur Europäern und der Kadscharenfamilie öffentlich zukommt, während die Perser knieen, was für Europäer noch viel unbequemer sein würde, als das türkische Sitzen, an welches man sich leichter gewöhnen kann) an der Wand niederließ, um dem Turnen neben mir und vor und unter mir einige Zeit zuzusehauen.

Der eigentliche Turnplatz nämlich besteht in einer ziemlich großen, etwa mannshohen runden Vertiefung, die hier an den Seiten mit Backsteinen ausgekleidet, am Fußboden mit gelbem Sande beschüttet war. Die zwischen dieser Vertiefung und den schmutzigen vier Wänden hinlaufende schmale Erhöhung dient zum Einzelturnen oder zum Turnen mit den großen viereckigen Brettern, auf die ich weiter unten noch zurückkommen werde. In Teheran und in anderen größeren Städten in Persien soll die Vertiefung manchmal vielerlei und an den Seiten mit Filz ausgekleidet sein. Der Fußboden wird dort mit Reisig und Filzdecken, auf die man Sand aufschüttet, belegt, um ihn elastisch zu machen. Hier in Resicht bemerkte ich aber nichts von Elasticität; möglich, daß sie verloren gegangen war, wenn sie je bestanden hatte.

Zuerst stieg der halbnackte Mollah in den vertieften Raum, wohin ihm mehrere Turner folgten, Perser und Schwarze, fast alle in gleicher Naturtracht, d. h. in aufgestreiften over kurzen blauen Baumwollenhosen, einige wenige in ganz kurzen Leederhosen, andere gar nur mit der rothblauen baumwollenen persischen Badeschürze bekleidet. Mit aufgebohnten Händen und Zeigefingern hüpften sie, ähnlich wie man bei uns den Chinesentanz nachahmt, im Gänsemarsche, Einer nach dem Andern, im Raume rund herum, indem sie dabei die Beine abwechselnd stark anzogen und in den Knieen beugten, die Hände ebenso abwechselnd erhoben und senkten. Dieser Einleitung folgte zu je Zweien das Ringen der Pehlewan, welche, wie die Bilder bei ihren Kämpfen, stets mit den Köpfen beginnen, die sie sich in die Achselgegend gegenseitig einsetzen, und mit dem Rücken endigen, auf den der überwundene Gegner zu liegen kommen muß. Außerdem hat das Ringen nichts Besonderes, nur kommt es hierbei nicht sowohl auf die Kraft an, als mehr auf gewisse von den Pehlewan eingelernte Kniffe over Kunstgriffe, die oft in unbegreiflicher Weise angebracht werden. Nach den Ringern produciren sich Einige ebenfalls paarweise mit den ungeschicktesten bizarren Mitteln, schweren Keulen mit kurzen Griffen, die etwa unseren Hanteln entsprechen, nur daß sie bei weitem größer sind, die sie aber recht geschickt zu handhaben wissen. Sie drehen erst eine in weiten Bogen herum, dann mit der anderen Hand die andere, hierauf beide zusammen. Endlich schwingen sie beide abwechselnd über dem Kopfe, und Manche gehen so weit, diese unbehelfenen Klötze in die Luft zu schleudern und sie dann ganz geschickt an dem kurzen Stiele wieder aufzufangen. Zwei kurze, kräftige schwarze Lui befaßten hierin sowie im Ringkampfe ganz besondere Fertigkeiten und stachen die eigentlichen Perser weit aus.

Währenddem turnten die Einzelnen auf dem oberen Raume, der mir dazu viel zu schmal und zu beengt erschien. Einige stemmten sich auf Füße und Hände zugleich, den Kopf nach vorn und häufig nach unten, und machten so vom Platze aus Vor- und Rückwärtsbewegungen, manche mit Ein- und Ausbeugen des Rückgrats zugleich, ähnlich wie bei unserer Bandvriege. Andere bekleiden sich stehend over auf dem Rücken liegend je zweier großer, länglich viereckiger schwerer Bretter, ähnlich großen Holzschilden, die in der Mitte mit einem Loche versehen sind, in dem ein Querholz als Handhabe steckt. Diese Bretter suchten sie mit ausgestreckten Armen einander zu nähern und von einander zu entfernen, wobei sie liegend den Fußboden mit ihnen berührten, stehend die Arme nach hinten zogen, so weit sie konnten.

Fast alle diese einfachen, zum Theile höchst schwerfälligen Uebungen können allerdings einen directen Einfluß vorzugsweise auf Kräftigung der Steiß- und Beugemuskeln der Extremitäten und der Brustmuskeln ausüben. Die übrigen Körpertheile nehmen meist nur indirect an diesen Vorgängen Theil, und es sind daher vom persischen Turnen bei weitem nicht die Vortheile zu verlangen, die man vom schwerfälligen oder deutschen Turnen besser kann. Zweem wird dasselbe plantos und ohne ärztliche Indication getrieben, wiewohl es die persischen sogenannten Aerzte manchmal als Kräftigungsmittel nach erschöpfenden Krankheiten und bei Verdammgsbeschwerden anrathen sollen, wie sie auch das Kneten der Weichtheile in und außer den Bädern zuweilen verordnen. Beides natürlich ohne anatomische, physiologische und pathologische Kenntnisse.

Indessen bleibt es ein nicht zu verwerfendes Hilfsmittel für den europäischen Arzt, nach vollständig over bei großentheils geheilten Lähmungen, zur Unterstützung des Chinins und Eisens bei Wechselfieberkachexieen, bei starken Mitzanschwellungen nach Wechselfiebern u. s. w., und in diesen Fällen habe ich mich desselben oft mit Vortheil bei meinen persischen Kranken bedient. Denn ihnen eine Gymnastik zumuthen zu wollen, wie sie z. B. in Dr. Schreber's vortrefflichem Werke enthalten ist, nach welchem ich vorige europäische Kranke im Zimmer turnen ließ, würde heißen, sich bei dem Perser lächerlich, folglich unmöglich machen. Ohnehin kamen er jeder Bewegung des Europäers auf, um ihr etwas in seinen Augen Lächerliches, weil Rasches over ihm Ungewohntes, abzuhelfen. Das Bewegen und Reiben der Gelenke und das Drücken, Reiben und Kneten des ganzen Körpers over einzelner leidender Körpertheile in und außer den warmen Bädern, eine Art passiver Gymnastik, sind anzugezeichnete Mittel in manchen Gelenkkrankheiten und in Fällen, wo es darauf ankommt, ohne gleichzeitige große Ermüdung des Patienten, die peripherische Blutcirculation zu beschränken und dadurch namentlich die Haut zu vermehrter Thätigkeit anzuregen, und

sie verdienten in Europa zu gleichen Zwecken weit mehr nachgeahmt zu werden, als dies bis jetzt geschieht.

Die Pehlewan, deren ich vorhin erwähnte, sind Ringer von Profession, und jeder Reiche oder Hochgestellte hält deren einen oder mehrere, um sich von ihnen etwas vorbalgen zu lassen. Auch sie kommen in Rescht mit dem Verfalle des Privatturnens immer mehr in Abnahme, und die wenigen, die noch vorhanden sind, gehören zu der Classe der Luti, d. h. der Lustigmacher, Musikanten, Tänzer, Sänger, Taschenspieler ꝛc., die alle bei den Persern in demselben Rufe und Ansehen stehen, wie vor alten Zeiten bei uns etwa die Schauspieler. Daß auch Schwarze in den Turnhäusern mit turnen, könnte den Europäern auffallen, die da wähnen, daß der schwarze Sclave in Asien in demselben Abhängigkeitsverhältnisse zu seinem Herrn stehe, wie der schwarze Sclave in Amerika. Letzteres ist keineswegs der Fall, und die schwarzen Sclaven beiderlei Geschlechts, zumal wenn sie schon von Jugend auf in demselben Hause leben, gehören eben so gut zu der patriarchalischen Familie des Muhammedaners, wie die übrigen Diener, unter denen die älteren, weiße und schwarze, manchmal sogar einen großen Einfluß erlangen. Uebrigens giebt es sehr viele freigelassene Schwarze, und sie mit ihrem heiteren Naturell wenden sich dann häufig den freien Künsten zu, d. h. sie werden Luti. Und die Luti sind ja auch die Hauptbesucher der öffentlichen Turnhäuser. Daß Frauen und Mädchen von jeder Art Turnens gänzlich ausgeschlossen sind, versteht sich bei Muhammedanern von selbst. Der weiblichen Luti giebt es bei weitem weniger, und sie produciren sich nur in dem Harem.

Nachdem sich die Leute erhitzt und bei dem glühenden Kohlenbecken und dem furchtbaren Dunste in der Maihitze in Schweiß gebracht hatten, rieben sie sich gegenseitig trocken, zogen sich an und gingen hinaus, um beim Sonnenuntergange ihr Galjan (persische Wasserpfeife) zu rauchen, dann zu trinken und zu essen; ich aber war froh, diesem Schwitzbade, obwohl ich nur ruhig dort gesessen hatte, zu entkommen und nach Entrichtung eines freiwilligen Geschenkes von einem Toman (persischer Ducaten) wieder frische Luft zu schöpfen. Seitdem hat mich auch Niemand wieder in ein solches Loch bringen können.

In einer persischen Turnhalle.

Andere Turnübungen, außer den oben erwähnten, werden regelmäßig nicht vorgenommen. Klettern können die Perser fast gar nicht. Voltigiren ist ihnen unbekannt, ebenso Springen über Erhöhungen. Im Laufen leisten nur die Soldaten, die meist türkische Nomaden sind, Vorzügliches und die Bewohner der kaspischen Küsten, unter ihnen besonders die Gilaner. Auch Fußboten leisten hierin, wenn sie wollen oder müssen, manchmal Außerordentliches. Zum Springen über Gräben oder über Felsenrisse zwingt die Natur ihrer Heimath die leichten, mageren Gilaner und die kräftigeren Bewohner der unzugänglicheren Gebirge. Tanzen wird gar nicht geübt, da es Sache der Luti, also lächerlich und unanständig ist, selbst zu tanzen. Unanständig und, mit Ausnahme

etwa des Schaltanzes, ungrajös werden alle orientalischen Tänze auch von den Europäern gehalten werden müssen. Während derselben angebrachte Kunststücke, Verrenkungen des Körpers, Purzelbäume u. s. w. können das Interesse daran nicht erhöhen. Seiltanzen ist den Persern ebensalls gänzlich unbekannt. Ueber schmale Stege passiren aber Sumpf- und Bergbewohner leicht und sicher. Was das Schwimmen anlangt, so sind, bei dem Mangel größerer Flüsse, die Perser darin sehr schlecht beschlagen. Die wenigen Gilaner, welche sich über dem Wasser zu halten vermögen, schwimmen nicht, sondern pudeln eine kurze Strecke entlang, aber nie in grundtiefem oder in sehr bewegtem Wasser. Auf dem Rücken sah ich keinen Perser schwimmen. Wasserreisen kennen sie auch nicht. Die in Afrika geborenen Schwarzen schwimmen meist auf vortige Manier, indem sie Wasser treten mit den Armen abwechselnd weit ausgreifen, was, wenn auch rascher, als unter gewöhnliches (preußisches Freisch-) Schwimmen, nicht lange anshält. Bei uns pflegt man dieses Schwimmen mit der Bezeichnung „griechisches" zu belegen. Im Rudern, Steuern und Segeln haben es die Perser nicht weiter gebracht, als ihre Vorfahren, und sie sind hierin mit den Tataren und Turkmanen, besonders aber mit den sehr gewanten Kalmücken, gar nicht zu vergleichen. Auch führen sie noch die schwerfälligen Schiffchen und die herzförmigen Ruder der classischen Zeiten. Die Perser besitzen wohl erbliche Admirale, aber keine Flotte, und für sie im Allgemeinen mehr, als für Andere, hat das Wasser keine Balken. — Schlittschuhlaufen ist bei Eismangel gänzlich unbekannt, ebenso Schlittenfahren. Wagen- und Kanonenfahren wird sehr wenig geübt. Ihr Reiten halten die Perser zwar für das best in der Welt, allein es taugt nur etwas hinsichtlich der Ueberwindung bedeutender Terrainhindernisse und der Ausdauer, worin sie jedoch von ihren vortrefflichen Pferden noch übertroffen werden. Wie erbärmlich sie als Soldaten sind, ist den europäischen Exercirmeistern bekannt. Reihe und Glied sind ihrer Natur zuwider. Schießen können sie wohl, treffen aber nur, wenn sie einen festen Stützpunkt haben; dann aber zielen sie sehr sicher. Fechten wird nicht gelibt. Mit ihrem geraden Kame stechen sie besser, als sie hauen, mit den krummen Säbeln aber können sie es mit keinem europäischen halbwegs guten Cavaleristen aufnehmen. Die persische Artillerie kann, wie die türkische, nur hinter festen Vertheidigungen gefährlich werden.

Meines Wissens findet sich bis jetzt noch in keinem europäischen Reisewerke über Persien eine Beschreibung des persischen Turnens, und es dürfte deraleyn auffällig erscheinen, daß selbst der bekannte Chevalier Charin, der in seinem bändereichen Reisewerke die persischen Verhältnisse bis in's Kleinste verfolgt hat, die Gymnastik der Perser als solche gänzlich übersehen zu haben scheint, wenn man nicht einen Grund dafür darin vermuthen könnte, daß doch erst die neuere Zeit dem Turnen überhaupt die Beachtung hat zu Theil werden lassen, die es verdient.

Aesthetische Briefe für's Haus.

1. Die Welt des Schönen.

Wenn uns das Leben müde macht mit seiner vielgestaltigen Arbeit und Sorge — den Mann durch die Anstrengungen des Berufs, die Frau durch die tausend kleinen Mühen und Pflichten, welche sie der Ordnung und dem Behagen des Hauses schuldet —: so sehnen wir uns nach dem Frieden einer reineren, höheren Welt, die uns Erquickung bietet und Stärkung zu neuen Anstrengungen. Denn das Leben ist ein Kampf, der unablässig an uns nagt und zehrt, der uns hinabzuziehen droht in die Trostlosigkeit des Kleinen und Gemeinen, wenn uns eine zeitweise Flucht nicht retten in jenes ideale Reich, das über der Wirklichkeit liegt und ihrem verwirrenden Getöse, — in das Reich des Schönen. Dort kommen wir wieder zur Sammlung und Ruhe, dort lehren mit den zerstreuten Lebensgeistern Muth und Vertrauen zurück. Wie ein Wanderer sich der kühlen, grünen Waldnacht freut, zu welcher er sich stundenweit durch den Staub und Sonnenbrand geräuschvoller Straßen hindurcharbeiten mußte, so fühlt sich die ermüdete Seele erquickt in der stillen Einsamkeit der idealen Welt. Diese Zuflucht ist Niemandem verwehrt, der sie aufsuchen will; sie ist kein Phantom, kein Wahn und Traum, wie Manche wähnen mögen, sondern klare, sonnglänzende Wirklichkeit. Freilich ist jene Welt ein „Wunderland", wie die Schönheit selbst ein Wunder und Geheimniß ist; aber an ihrer Existenz kann nur zweifeln, wer das falsche Ideal einer flüchtigen, phantastischen Vagesiserung mit dem wahren, aus tiefer, reifer Weisheit des Dichters emsprungenen verwechselt, das jeden Augenblick im Fleisch erscheinen und leben und athmen könnte, wie ein sterbliches Geschöpf. Was die erhabensten Geister aller Zeiten Großes und Herrliches hervorgebracht, was die Poesie geschaffen und die Künste gebildet haben, das wandelt und lebt in jener reichen Welt: es sind die in schönen Schein gekleideten ewigen Ideen — wahrer und lebensvoller, als die dem Wechsel und der Unvollkommenheit unterworfenen irrischen Dinge. Den Griechen lag die Welt des Schönen nah und erschlossen vor Augen; sie gehörte mit zu ihrer sichtbaren Welt, und sie selber fühlten sich mitten darin; uns aber, die wir älter und verständiger geworden, ist sie fern gerückt. Der Ernst des Gedankens, der Zweifel, der Kampf mit dem Irrischen hat uns geschieden von jener heitern, vollkommen glücklichen Welt. Aber es giebt einen Weg dorthin, und diesen Weg wollen wir suchen.

Da die Brücke von hier dort hinüber in uns selbst Anfang und Befestigung findet, so können wir nicht von dort, wir müssen von hier, von uns selber ausgehen. Die Kunst zu leben verlangt viel Aufmerksamkeit, viel Geduld, Bedachtsichkeit und Selbstverleugnung. Wenn man aber jeweilig sieht, daß man gegen die Beschränktheit, den bösen Willen oder die Gewohnlichkeit vergeblich kämpft, und fühlt, wie man da und dort die Fehler, die man an Andern tadelt, selber gemacht und in der Uebereilung oder Leidenschaft verkehrt und thörich gehandelt: so wird man verstimmt und verdrossen und hält in solchen Augenblicken das Leben für eine Last und das irdische Dasein für eine Kette von Ungemach. Zu Andern Zeiten dagegen ist unsere Stimmung freier, unser Geist heiterer und elastischer: das Schwere wird uns leicht und das Trübe und Verworrene klar. Was vorem für unser Verständniß keinen Zusammenhang hatte, gewinnt auf einmal Form und Gestalt vor unsern Augen; mit der helleren Einsicht wird auch unser Urtheil über die Menschen milder und gerechter. Gewiß erinnert Du Dich auch solcher Sonnenblicke am Lebenshorizont — einzelner Tage und Stunden, welche Dich in der Arbeit rascher förderten, als sonst Wochen und Monate. Was solche glückliche Stimmungen herbeiführt, ist nicht bekannt; es mögen theils innere, theils äußere Verhältnisse, sowohl bürgerliche als geistige Veränderungen als Ursachen zu Grunde liegen. Oft ist es eine heitere Gesellschaft, am vorhergehenden Abend, oft auch die Confeyenz des ernsten Fleißes, so daß das Wort Goethe's: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste" allerdings aus der Erfahrung stammt. Wenn wir aber in solchen Momenten eines gesteigerten Gemüths- und Geistesleboss schärfer sehen, wärmer empfinden und uns im ganzen Besitz all unserer Anschauungen und innern Erfahrungen fühlen, so schwinden die Nebel, welche jene höhere Welt uns verhüllen und in die Ferne rücken, und das Reich des Schönen tritt nun so nähet an uns heran, je empfänglicher wir für den Lichtstrahl geworden, der von dort zu uns herüber dringt. Es giebt noch einen andern Weg, die Brücke hinüber zu bauen, welcher ebenfalls von diesseits beginnt: die lebhafte Empfindung für das Naturschöne — von dem wir später umfänglicher zu reden haben. Ein kurzer Gang in's Freie, oft nur ein Blick, der uns ein wenig Himmel, ein wenig Grün und ein Stückchen Ferne gestattet, reichen schon hin, die gestörte Harmonie der Seele herzustellen, alle Differenzen auszulösen und das Gemüth wieder rein zu stimmen. Dann aber hören wir die „Harmonien", die aus dem „Wunderland" herüberklingen, und in den Saiten unserer Seele klingen sie leise nach.

Im Reiche der Schönheit begegnen wir jenen wunderbaren Gebilden, welche, von der Hand der Meister, der Poeten und Künstler, geschaffen, in unwandelbarer Jugend prangene, der Sterblichen Auge und Ohr entzücken und ihre Seele erheben über die Dürftigkeit dieser unvollkommenen Welt. Es sind die verkörperten

Ideen. Da wir beim Betrachten einzelner Kunstwerke auf das Innere und Aeußere reflektiren, auf die Form und Idee öfter zurückkommen müssen, so ist es nöthig, daß wir uns über den Begriff der Idee vor Allem uns klare setzen. Dabei wollen wir aber von einer strengen Definition des Wortes absehen, weil wir nicht für die Wissenschaft, sondern „für's Haus“ recen und uns mit einer Beschreibung der Sache begnügen können, wobei wir, wie ich hoffe, nichts verlieren werden.

Man empfindet zuweilen eine Sache tief und mächtig, ohne im Stande zu sein, das Empfundene genügend auszudrücken. Solche Stimmungen der Seele geben sich etwa kund beim Anblicken einer ergreifenden Musik, oder wenn man am schwülen Mittag einsam im stillen Walde verweilt, oder am Morgen früh einen Berg mit weiter Aussicht besteigt, oder in tiefer Nacht zum besternten Himmel aufblickt, oder im Herbst das bunte Leben auf der Landstraße oder die Schiffe und Kähne auf dem Strom beobachtet, oder auf die fliegenden Wolken, die wandernden Zugvögel oder das fallende Laub sieht, oder sich der Ruhe freut, die am Abend niedersinkt auf Stadt und Dorf und Haus und Hof. Dergleichen Empfindungen sind zuweilen nur schwach und vorübergehend, zuweilen aber auch tief und stark und von dauerndem Eindruck. Wenn wir uns aber darüber aussprechen wollen, so finden wir selten die bezeichnenden Worte: wir sagen damit entweder zu viel oder zu wenig und nie das, was wir aussprechen möchten. Nun giebt es aber Menschen, welche von Natur die Gabe besitzen, jene Seelenstimmungen, die wir Ideen nennen wollen, nicht allein reicher und tiefer als Andere zu haben, sondern dieselben auch mit Leichtigkeit zum Ausdruck zu bringen, sei es in Worten oder Bildern oder Tongemälden, so zwar, daß Jeder sofort in jene Seelenstimmung versetzt und der Idee theilhaftig wird. Die gefundene Form aber ist keine unsäglich beschreibende, die auf einem längeren Weg zum Ziele käme, sondern kurz und bündig wie ein Sprüchwort, treffend, zündend wie ein Blitz, der die Seele erleuchtet, wie ein bedeutsamer Accord, eine Fülle von Gefühlen erweckend, — und dabei anmuthig, lieblich zu sehen oder anzuhören. Die Menschen, welche dieses Talent besitzen, sind eben die Dichter und Künstler. Sie verstehen die Sprache, welche tief Empfundenes und innerlich Geschautes leicht und sicher ausrückt, — der Maler thut es mit Farben, der Bildhauer mit Thon und Marmor, der Musiker mit Tönen, der Dichter mit Gedanken und Bildern. Die Ideen sind demnach die Seele der Gedichte und Kunstwerke, die Form ihr wahrnehmbares, äußeres Gewand. Ein Dichter- und Künstlergeist kann nur geboren werden, denn die Kunst läßt sich weder lehren noch lernen. Was wir aber lernen können, das ist das Verstehen und Genießen der schönen Kunstwerke, das ist das Unterscheiden des Trefflichen vom Schlechten, was uns die Mode der Zeit oder das unreife Urtheil oder der verderbte Geschmack als gut anpreisen will. Wessen Sinn für das Schöne erschlossen, dessen Geschmack durch die Kenntniß des Besten, was Poesie und Kunst hervorbrachten, gebildet ist, dem wird das Unschöne und Unrecte sich nicht nahen dürfen; das Häßliche und Schlechte kann in seinem Innern keine bleibende Stätte finden.

Aber — könnte man hier einwenden — wozu bedarf es so großer Vorbereitungen, wenn die Welt des Schönen in den Dichterwerken und den Kunstschöpfungen der besten Zeiten zu finden ist? was braucht es weiter, als zu lesen und die Augen aufzuthun? Allerdings, wenn es sich um das bloße Sehen und Kennenlernen handelt. Ein Anderes aber ist Sehen und ein Anderes Verstehen. Oder willst Du Dir anmaßen, das, was die Größten und Besten als das Resultat ihres Lebens, als die Blüthe ihrer Bildung in ihren Schöpfungen niedergelegt, woran sie ein halbes Leben gelebt und manches Jahr geschaffen, beim einmaligen Lesen zu erfassen, mit einem Blick zu überschen? Wenn jene Touristen-Karawane vor den Ueberresten des Poseidonempels in Pästum vorbei defilirt und mit dem Ausgenlaß hinüberschend blos die Worte sinket: „very nice, very nice indeed!“ so werden diese Kunstfreunde auch nicht mehr Genuß gehabt haben, als die Besucher unserer Concerte, Theater und Gemäldegallerien, wenn sie sprechen: „entzückend, herrlich, außerordentlich schön!“ Wenn nun auch von dem Freunde der Kunst und Literatur nicht das Urtheil des Kenners fordern darf, so soll er doch von sich selbst eine gewisse Rechenschaft verlangen. Er muß wissen, warum ihm etwas schön oder unschön erscheint, wodurch das Schöne schön ist, worin der Reiz und Zauber seiner Wirkung auf die Leser oder Betrachter liegt, und durch welche Eigenthümlichkeiten ein schönes Kunstwerk sich von Werken anderer Art, die von gleichem Werthe sein können, unterscheidet. Der sicherste Weg, ein richtiges Urtheil zu einen guten Geschmack im Gebiete des Schönen zu erlangen, ist, viel Gutes zu sehen und es zu sehen. Da aber die Wenigsten hierzu Zeit, Lust und Gelegenheit haben, so müssen sie sich einen Führer in die Welt des Schönen anvertrauen, der sie vorbereitet, anleitet und orientirt.

Nach Beseitigung des erhobenen Einwandes kehren wir zu der Vorstellung, die wir uns von der Idee gebildet, zurück und betrachten ihre Fortentwickelung zum Ideal. Ich hatte diesen Gedankengang darum ein, weil ich glaube, daß man einen Gegenstand am besten begreift, wenn man seine Entstehung verfolgt. Aus der Idee, jener Stimmung der Seele an sich, geht noch kein Kunstwerk hervor, weder ein Gedicht, noch ein Drama, weder ein Gemälde, noch eine musikalische Production, obgleich die Seelenstimmung des Künstlers während seines Schaffens in ihrer Tiefe und Kraft fortwirken muß. Aber nach und nach gestalten sich jene Empfindungen zu einem Bild von Figuren, Gestalten, Hauchungen, zu einem innern Gemälde, welches klar und lebendig vor der schöpferischen Phantasie des Künstlers steht. Dieses Bild, welches das Ideal genannt wird und vermöge der Empfindung zu Stande kommt, bildet gleichsam den zweiten Act des Vorganges der Entstehung eines Kunstwerkes. Der dritte Act, der am meisten Zeit erfordert, ist die Ausführung mit den Mitteln, welche der besondern Kunstgattung zu Gebote stehen, — die äußere Darstellung für den Leser, Hörer oder Beschauer. Hier liegt die Frage nahe, ob nicht diejenige Ausführung die vollendetste sein wird, welche die Natur am treuesten wiedergiebt. Diese Frage muß verneint werden, sonst würden die Porträits von Denner, welche so genau waren, daß man jeden Härchen und jeden kleinen Riß in der Haut mit der Lupe nachweisen konnte, die vollkommensten sein; aber sie machen keineswegs einen großen Effect der Wahrheit; sonst müßten die Photographieen die ähnlichsten Bilder sein, eine Theatervorstellung bei Tage und zwischen wirklichen Bäumen und Häusern eine größere Wirkung haben, als das Spiel bei Lampenlicht mit Coulissen von Papier und Leinwand; — sonst müßten weiße Marmorstatuen, mit den Farben des Lebens ausgestrichen, schöner und vollendeter aussehen. Allein die Aufgabe der Kunst ist nicht, die Natur nachzuahmen, — das kann sie nur bis zu einem gewissen Grad, — sondern das Ideal in der Sprache und mit den Mitteln der Natur zur Darstellung zu bringen. Ein Kunstwerk darf der Natur nicht widersprechen, es muß das genauste Studium derselben verrathen, aber es darf sie nicht erreichen wollen. Die Naturnachahmung ist nur ein Mittel zum Zweck. Das Schöne ist immer nur ein Schein, eine Täuschung, deren wir uns beim Betrachten erfreuen wohl bewußt sind, aber dieser Schein recet in der ergreifendsten Sprache zu uns, vermittelt uns das Höchste und Tiefste, was die Brust des Künstlers bewegt hat.

Jene scheinbare Unvollkommenheit bei der Ausführung ist aber keineswegs ein Verlust, sondern ein Gewinn für das Kunstwerk. Wenn ein photographisches Portrait nur den Moment geben kann und selten in seinen todten Abklatsch der Natur, so steht es in den meisten Fällen einer einfachen Strichzeichnung — wenn auch nur in leichtem Umriß — von Künstlerhand weit nach; denn hier ist Auffassung, Geist, Allgemeines, — dort die Arbeit der vernunftlosen Maschine, welche nur wiedergeben kann, was der Augenblick ihr bietet; alle muß es ein Vorzug sein, wenn der nachzubildende oder darzustellende Gegenstand durch den Geist des Künstlers geht („die Feuertaufe des Geistes erhält“), und dies ist in der That eine unabweisbare Bedingung alles Kunstschönen, wie bei den Gesetzen des Schönen weiter gezeigt werden soll.

Denken wir uns einen Maler, welcher vielleicht durch irgend eine hübsche Landschaft, welche die Natur ihm bietet, zu der Idee einer beschaulichen Ruhe und Stille in der Einsamkeit angeregt wird. Er will ein Bild schaffen, welches diese Stimmung ausdrückt. Wird es ihm aber gelingen, wenn er sein Vorbild bis in's kleinste abzeichnet und nachahmt? Gewiß nicht. Er muß das Vorhandene in sich aufnehmen und durch Begnehmen und Zuthun, durch die geeignete Vertheilung und Lichtvertheilung, durch ein glückliches Arrangement überhaupt den Gegenstand für seinen Zweck zurecht machen. Dann erhält er ein Bild, welches seine Stimmung klar ausrückt, ohne das Vorbild so zu verändern, daß es unkenntlich würde. Es ist vielleicht Gegend, es sind dieselben Objecte, aber in einer geistigern, verklärten Weise; es ist die Wahrheit im schö-

nen Scheiß, welche den Charakter der Sache weit bestimmter ausdrück, als in der gewöhnlichen Wirklichkeit. Selbst bei Ueberreizungen in's Phantastische kann die höhere, poetische Wahrheit, die Sprache der Natur und des Lebens auf's Treueste wiedergegeben werden. In den Volks- und Kindermärchen finden wir daher recht der naiven Caricaturen, welche Nebensachen sind, eine Wahrheit, welche rührend und ergreifend ist. Läßt sich der Künstler oder Dichter verleiten, aus Liebe zu seinen sorgfältigen Beobachtungen der Natur und des Lebens, oder aus Eitelkeit, um sein Geschick zu zeigen, die äußere Darstellung zu sehr zu bevorzugen, so geräth er in die realistische Richtung und kommt in Gefahr, durch Vernachlässigung der ideelen Tempositen platt und gewöhnlich zu werden, während der Idealismus, in's andere Extrem fallend, seine innere Conception zur Geltung bringen will, ohne den Formen und Zügen der Natur in der Ausführung ihr Recht zu geben, wodurch er leicht rhetorisch, hohl und phrasenhaft wird. Die realistische Richtung in der Malerei und theatralischen Kunst der Gegenwart giebt, obgleich vielfach bewundert und gepriesen, deutlich Zeugniß von dieser einseitigen Geschmacksverirrung.

Bei einer der reizendsten kleinen Dichtungen Goethe's, dem „Fischer" („das Wasser rauscht, das Wasser schwoll" ꝛc.), lassen sich, wie mir scheint, Idee, Ideal und Ausführung sehr leicht erkennen, daher ich dieselbe als erläuterndes Beispiel für jene Begriffe für sehr geeignet halte. Die Idee zu dieser Ballade scheint dem Dichter gegeben zu sein durch das unheimliche Gefühl, welches uns beim Bade in einem tiefen Flusse, oder beim Hinunterblicken von einer Brücke in einen rasch dahineilenden Strom ergreift. Die dämonische Gewalt des Elements, welches den Menschen verlockend zu sich hinab ziehen möchte, ist die ursprüngliche Stimmung, welche auch in der Ausführung, im Rhythmus, in Bild und Wortklang vorwaltet, bald in süßen, bald in unheilvollen tiefen Tönen sich geltend macht. Die Erinnerung ist einfach: das Bild ist ein Fischer, unbefangen („kühl bis an's Herz hinan"), den die Wasserfrau mit zauberischen Worten und Blicken lockt und in die Tiefe zieht. Die Ausführung ist meisterhaft, man braucht sich nur dieser Verse laut vorzulesen, um ihre Musik und die Stromengewalt der Gesänge jenes „sendnen Weibes" zu empfinden.

Goethe entnahm die Idee zu seinen Schöpfungen aus den Erscheinungen der Wirklichkeit, um sie verriesene und verklärend poetisch zu gestalten. Schiller ging den entgegengesetzten Weg. Sein gewaltiger Geist, welcher sich nicht in dieser Weise an die Wirklichkeit hingeben konnte, schöpfte die Idee aus seinem innersten Leben und suchte dann erst — oft mühsam und mit Anstrengung — die passende Erfindung und Form. — —

Dies möge genügen über die Welt des Schönen, welche uns hinaushebt über die Gewöhnlichkeit, diese nothwendige Zugabe zum Leben der Sterblichen, das uns oft lästig, aber vielleicht noch öfter gefährlich wird, weil sie uns niederziehen will, wie die Nixe den armen Fischer, in den Tod des höheren geistigen Lebens.

Laudhardt.

Blätter und Blüthen.

Geheimnißvoller Ausdauererzug. Eine naturgeschichtliche Anfrage. Das Nachfolgende legen wir insbesondere den Männern der Naturwissenschaft zur Prüfung vor. Möglicherweise werden es uns von einem Manne, der gegenwärtig in Mannheim lebt und der uns für die Wahrheit seiner Anzeige eine Anzahl Zeugen genannt hat, deren Namen, wenn nöthig, veröffentlicht werden können. Wir lassen unsern Gewährsmann selbst reden.

Es war, schreibt er, im Jahr 1855. Ich wohnte mit meiner Frau in dem freundlichen Städtchen Donaumörth. Als ich einst von einer Reise zurückgekehrt war und mich müde zu Bett gelegt hatte, verspürte ich bald am ganzen Körper ein unerträgliches, unaufhörliches, heftiges Jucken oder vielmehr ein Brennen wie von Nesseln verursachte. Ich konnte nicht schlafen, stand auf und untersuchte mein Bett, weil ich mir dachte, ich könne wohl einen unwillkommenen Gast von der Reise mit heim gebracht haben. Da ich jedoch nirgends eine Spur von irgendwelchem Ungeziefer fand, so schob ich die Schuld meiner unleidlichen Belästigung auf irgend einen Körperausschlag und legte mich beruhigt wieder in mein Bett. Aber nach wenigen Augenblicken begann das unerträgliche Beißen von Neuem und dauerte in steigendem Maße fort. Mehr und abgekommt als ich mich andern Morgens. Beim Untersuchen meines Körpers fand ich die Haut gerötbet. Ich ließ sogleich die Betladde anseinander legen und unter suchte wiederholt das ganze Bett, allein wiederum vergebens. Mittlerweile erschien der Arzt, Hr. P., der sich in Untersuchung des Bettes, dasselbe Resultat und abermals eine Nacht ohne Ruhe und Schlaf. Und wie diese zweite begann auch die dritte Nacht. Da sprang ich in wahrer Verzweiflung aus dem Bett, schüttelte drei Kerzen an und untersuchte wieder mein Lager von oben bis unten. Den Arm, den ich dabei, konnte ich war auch diesmal keine Spur entdecken, jedoch fielen mir plötzlich auf dem Bettrand den doppelstreifen eigenthümliche in's Graue spielende Streifen auf, die auf den ersten Blick an ein ganz feines, durch Feuchtigkeit gebildeter Schimmel erbleichen. Ich untersuchte die Streifen genauer näher. Da entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß dieser Schimmel sich bewegte und aus Millionen kleiner Insecten bestand, etwa in der Größe einer Stecknadelspitze. Jetzt erst bemerkte ich auch an meinem Körper und am Hemd eine unzählige Menge dieser Thierchen. Mein Hausgesindel war nun erwacht.

Sobald mein Herr Doctor erschienen war, gingen wir sogleich an eine mikroskopische Untersuchung der Scheinstreifen, und diese zeigte uns in den Thierchen eine Art Spinne, beinahe von der Gestalt einer Kreuzspinne. Wir berichten weiter. Wie sind die Thierchen in mein Bett gekommen? — Woher kommen sie? — Da sehe ich an der Tapete über meinem Bette einen etwa 2 Zoll breiten grauen Streifen, der hinauf bis an die Decke führt. Bei genauerem Beobachten erkennen wir in demselben eine Procession von abermals Millionen dieser Spinnchen. Wir steigen auf einer Leiter bis zur Decke hinan, um zu entdecken, wo die andere Wanderung hinführe. Sie ging an dem eisernen Kloben eines Schellenzugs durch die Mauer hindurch auf den Gang. Wir begaben uns nach dortbin und sahen Alles, daß ein aus Millionen kleiner Schwalbennest hier gerade an der Stelle klebte, an welcher der Kloben wieder hervortrat. Diese Schwalben mußten wir stets sehr sorgfältig gehütet und gehegt, weil wir uns so oft an dem Zwitschern und Ein- und Ausfliegen der munteren Vögelchen erfreuten.

Aber wie sah es nun in den Betten aus? — Drei Tage, zum Theil schon bald vermehrte Schwärmen lagen darin, unzusammen von einer Legion dieser Spinnchen, welche ihren Anwanderungszug unaufhörlich nach meinem Zimmer und dem Bette zu fortsetzten. So war nun endlich die Heimath meiner Plagegeister aufgefunden.

Augenscheinlich ist, daß die armen, jungen Schwälbchen in Folge der massenhaften Zunahme ihrer Plagegeister zu Grunde gegangen und daß diese dann von Hunger getrieben waren, Erlaß bei den nächsten warmbrütigen Thieren oder Menschen zu suchen. Da sie nun durch ewige Feindschaft ihrer Gemeinsverwandten eher mit sie durch den Zufall geleitet wurden, gleichviel, das sie ihren Wanderung war mein Bett, weiter war ihr Zug nicht genommen. Interessant ist noch, daß wir die Thierchen bis gar nicht verfolgen konnten, obgleich wir mit Lage lang alle Ritzen des Zimmers verschossen hatten und einen solchen Höllenschwefeldampf unterhielten, daß alle Fliegen tod an der Erde lagen, sie blieb doch ein großer Theil des kleinen Ungeziefers an der Wand und in dem Bette lebendig. Erst nach Wochen war die letzte Spur desselben verschwunden und das Zimmer wieder bewohnbar.

Die Unglaublichkeit, mit welcher man diese meine Entdeckung überall aufnahm, wo man sich nicht, wie in Donaumörth, von der Wahrheit derselben mit eigenen Augen überzeugt hatte, veranlaßt darauf hin, daß ähnliche Erscheinungen bei uns nur sehr selten vorkommen müssen. Da dies in anderen Gegenden ebenso ist, aber es es Gegenden giebt, wo diese Thierchen keine solche Seltenheit sind, darüber weiteren wohl die Männer vom Fach uns Auskunft geben.

W. F.

Herr von Beurmann ist glücklich in Kula, der Hauptstadt von Borku, angekommen. Das Gerücht von der Verabredung, wenn nicht Ermordung, des Reisenden ist durch einen Schwinster und Vertilger von Namen Salemi, der seit acht Jahren unter Aufsicht der türkischen Polizei in Ubersicht stand, von Tangasi aus verbreitet worden. Wir schenken dem Gerücht von Hano aus seinen Glauben, da es aber durch die Leistungen die Rhade machte, hurtsen wir es auch den Lesern der Gartenlaube nicht vorenthalten. Indem wir über weiter eingegangene Beiträge zur Feststellung der v. Beurmann'schen Expedition auntiren, erinnern wir unsere Bitte an die verehrten Leser, dies ebi deutsche Unternehmen, das uns anbenamen Pflichtgefühl und wissenschaftlichem Streben betrieben wird, durch weitere Beiträge zu unterstützen.

Vom Schwanenverein zu Waldheim gingen ein durch den Vorstand, Herrn Rob. Müller, 5 Thlr. — von G. v. L. in B. 1 Thlr.

Leipzig, 26. December 1862. Dr. Henry Lange.

Der getroffene Löwe. Alle Freunde des großen Garibaldi möchten wir auf einen in der Leipziger Medenzeitung erschienenen Stabsbild: „Der verwundete Held von Aspromonte", aufmerksam machen. Das sehr hübsch gestochene Bild stellt den Helden dar, nach dem unglücklichen Gefecht dar, das sorgenvolle Haupt in die Hand gestützt, das gebrogene Bein in der Bandage auf einen Feldstuhl ausgestreckt. — Keine Redensarten stört den wirksamen Eindruck des Ganzen — der Heiland des italienischen Volkes sitzt im weiten Zelte allein mit seinem Kummer und seinen Schmerzen. Das Bild kostet nur 10 Ngr.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 3. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Gartenlaube!*

Von Friedrich Rückert.

Alle groß und klein,
Freunde, tretet ein!
Hier ist Lustverein;
Traulich girrt die Taube
In der Gartenlaube.

Nach des Tages Müh'n,
Nach der Sonne Glüh'n,
Ruhet aus im Grün!
Purpurn reift die Traube
An der Gartenlaube.

Des Geschäftes Drang
Rollt die Welt entlang;
Hier lockt Becherklang;
Fern vom Straßenstaube
Grünt die Gartenlaube.

Mag der Winter auch
Plündern Baum und Strauch,
Nie dem kalten Hauch
Fall' ein Blatt zum Raube
Unsrer Gartenlaube.

Stets einhelliger
Und geselliger,
Stets gefälliger,
Schattiger belaube
Sich die Gartenlaube!

Die Tochter des Fälschers.

Von Carl Heigel.

(Fortsetzung.)

Wieder läuteten die Glocken; das Kirchenthor entließ die Gemeinde, und in buntem Gewirr strömten Männer, Frauen, Bürger und Landleute über den Marktplatz. Amanda, von der Rede ihres Geliebten tief bewegt, mischte sich unter eine Schaar blühender Mädchen, die über Sonntagspläne lebhafte Debatten pflogen, und war bald der lautesten und fröhlichsten eine, ohne dabei die Kirchenthüre aus dem Aug' zu verlieren, durch welche der junge Pastor kommen mußte. Denn Reinhold pflegte nach dem Gottesdienst die fürstliche Herrschaft zum Wagen oder bei heiterem Himmel auf's Schloß zu geleiten.

Jeder kleinstädtische Marktplatz bietet an schönen Wintersonntagen nach der Predigt ein ebenso bewegtes als anmuthiges Bild. Der Schnee liegt glänzend und flimmernd auf den spitzen Giebeldächern der alten, wunderlichen Häuser, wie frischgewaschene Schlafmützen. Auch die Menschen sehen im Sonntagsputz frischer und zufriedener aus. Der Winterhauch giebt den Gesichtern gesunden Glanz; das Bewußtsein des freien Tages verleiht ihren Bewegungen eine größere Gemessenheit und Würde, ihre Rede ergeht sich breiter und behaglicher als im Drang der Werktage. Vor den Gasthäusern stehen die abgeschirrten Fuhrwerke benachbarter Forst- und Amtleute; diese selbst unterhalten sich auf dem Platz mit befreundeten Städtern, alle kennen sich und plaudern in gemüthlichen Gruppen über Zeitereignisse und Marktpreise. Die junge Männerwelt, die Provinzialdandies, stolz in vorjähriger Modekleidung, lugt nach den Mädchen, den zierlichen Beamtentöchtern und drallen Bürgerkindern. Arm in Arm schlendern die Dragonerofficiere der Garnison durch den bunten Schwarm. Die Kaufleute öffnen ihre Lager, und die Weinstübchen hinterm Laden füllen sich.

Schon stand Amanda mit der Tochter des Kreisgerichtsraths nunmehr allein und verabschiedete sich eben auch von dieser, welche sie zum Besuch auf den Nachmittag eingeladen hatte, als das Fürstenpaar mit dem Pastor aus der Kirche trat. Jene erwiderten die Complimente der Mädchen mit freundlichem Gruß; länger, feuriger ruhte das Auge Reinhold's auf dem freudestrahlenden Antlitz seiner Braut. Während diese vier Menschen, Amanda in respectvoller Ferne folgend, die sanft sich senkende Straße nach dem Thor gemächlich hinabschritten, stand Scybylski im Zimmer der Superintendentin. Nach kurzem gleichgültigem Gespräch faßte die greise Frau ihn plötzlich scharf in's Auge.

„Sie waren gestern Nachmittags mit den Herren vom Gericht beim Rendanten?"

„Sie wissen . . .?" stotterte Scybylski.

„Glaubten Sie, eine so geheimnißvolle Versammlung bliebe in unserer Stadt unbesprochen?"

„Man weiß also —?"

„Was weiß man? Ohne Zweifel, daß der Rendant sein Testament gemacht hat."

* Wir erfreuen die Leser und Freunde der Gartenlaube mit dieser Ehrengabe für dieselbe gewiß um so mehr, als sie von dem letzten großen Dichter aus der classischen Zeit unserer Literatur kommt, der seit Jahren die Blüthen und Früchte seines rastlosen stillen Schaffens dem Auge der Oeffentlichkeit entzieht. D. Red.

Scyphiski athmete tief auf. „Ganz richtig," sagte er; „ganz richtig, das Testament."

„O," fuhr sie mit lauter Stimme fort und belebte den Verlegenen im Auge; „das vermuthet die Menge, aber Klügere vermuthen Anderes. Kluge Leute lassen sich nicht täuschen. Zu des Neuvanten Verhältnissen ist ein Testament sehr überflüssig!"

„Erlauben Sie mir, Frau Superintendentin, ein Testament —"

„Keine juristischen Flausen, lieber Scyphiski! Es handelt sich um kein Testament! Können Sie mir frei in's Auge blicken und behaupten, daß es diese Angelegenheit betraf?"

„Welche andere denn?" preßte der Gestlerte mit neuer Bestürzung heraus.

„Es könnte sich ja auch . . ." sagte die Superintendentin mit sockender Stimme, nur plötzlich blitzte ihr ein Gedanke auf, „es könnte sich ja auch um Unterschlagung handeln!"

„Wer sagte Ihnen!?" rief der erblaßte Schreiber und sprang empor, daß hinter ihm der Stuhl zur Erde fiel.

„Also doch — Unterschlagung! Der Gedanke, der wahnsinnige Gedanke ist richtig? Neuvand Günther — der Ehrenmann — ein Schurke!"

„Um Himmelswillen! Nein! Gnädige Frau, ich beschwöre — ich bitte, sprechen Sie nicht so laut!"

„Verhüllen, verleugnen Sie mir nichts mehr! Amanda, das leichtsinnige, thörichte Mädchen ist schuld, daß ich es entdecken mußte. Doch nein — Gott hat gewollt, daß ich das Unheil erfahre. Sagen Sie mir Alles! Ich, die sündige Schwiegermutter, habe ein Recht, es zu wissen. Ihr müßt mir's sagen, oder ich schreie meine Vermuthung in alle Welt hinaus."

Scyphiski schlug stöhnend die Hände über sein Gesicht zusammen. „Ich dachte mir's wohl," bebte er, „daß es nicht verborgen bleiben könne, daß sich die Schuld rächen werde. O, wenn Sie wüßten, welche Qualen ich unter der Last dieses Geheimnisses litt! Ihnen ist es bekannt, wie ich den Neuvanten verehrte, wie ich ihn liebte. Ein Sohn konnte nicht felsenfester auf ihn vertrauen. Wir Alle haben auf ihn vertraut, der Gerichtsrath, der Kreisrichter; wir Alle wurden von ihm getäuscht. Vor mir vor vier Wochen gestand hätte: der Neuvand verräth dem Gerichtsrath vor mir erst, als auch er erblaßte, erst da gestand ich mir's: Hier hat ein Mann das ihm anvertraute Gut und tausend Arme bestohlen. — O, was sind wir Menschen! Dieser Mann, liebenswürdig, gebildet, gutmüthig, kein Verschwender, kein Spieler, kein Müßiggänger: dieser Mann übt sieben Jahre hinwurch mit sicherer Hand und raffinirter Schlauheit Betrug! Sieben Jahre hinwurch nimmt er das Geld von den Armen und der Gemeinde und giebt es nicht in die Casse; nimmt er aus der Casse Geld und giebt es nicht der Gemeinde, nicht den Armen. Das rücksichtslose Vertrauen seines Vorgesetzten, der aus Herzensgüte uns Menschenunverstcht die Strenge seines Amtes umgeht und den Neuvanten allein uns ohne Aufsicht walten läßt, täuscht er; sieben Jahre lang war Günther ein Fälscher und Dieb, und ohne seine Miene zu ändern, nahm er das Lob und die Achtung einer ganzen Stadt hin!"

Scyphiski schwieg, denn der Schmerz überkam ihn zu mächtig. Dann erhob er sich. „Wir haben," sagte er, „trotzdem mit dem Manne Mitleiden fühlen müssen, schon um seines Kindes willen. Der Gerichtsrath und Kreisrichter wollen die schlimme Wunde, die sich auf mehrere Tausend Thaler beläuft, theils vom benachbarten Fürsten, theils von der Lage, deren Bruder Günther ist, erheben und das Deficit decken. Niemand soll es erfahren. Günther kann seine Krankheit zum Vorwande nehmen, um seinen Abschied zu erlangen. Gestern theilten wir ihm unsere traurige Entdeckung mit, die er natürlich nicht zu leugnen vermochte. Wir richteten den Verpreßungsvorschlag auf, daß Günther Niemand zu verrathen. Zu unserer eigenen Beruhigung und Sicherstellung unserer Amtsehre ließen wir ihn ein Document unterzeichnen, worin er seine Schuld bekennt. Amanda unterbrach uns, als er eben die Feder ansetzte . . . das arme, ahnungslose Kind! — Frau Superintendentin, es war meine unselige Schwäche, die Folge meiner Anfregung, daß Sie Mitwisserin wurden! Sie werden aus Barmherzigkeit mit dem Kinde, Sie werden um Ihres eigenen Sohnes willen das Geheimniß gegen Alle, selbst gegen Herrn Reinhold, verschweigen und als ein Geheimniß in's Grab nehmen!" —

Er ging; sie erhob sich nicht bei seinem Weggehen, sondern starrte noch immer auf die Stelle, wo er gesessen und ihr die grausame Wahrheit mitgetheilt hatte. Dann plötzlich fuhr sie empor, eilte zum Crucifix und warf sich auf dem Betpult ihres Sohnes nieder. „Heiliger, gerechter Gott!" rief sie, die Hände emporstreckend, „Du hast mein Haupt vor Entehrung, hast die Familie, welche Dir treu diente, vor unauslöschlicher Schande bewahrt. Du hast die Entdeckung gewollt, Du hast mich gewarnt — ich darf nicht schweigen! — Ich kann meinen Sohn nicht zum Bruch seines Versprechens zwingen, ohne ihm die Wahrheit zu sagen; er kann sich von seinem Schwure nicht lösen, ohne der Welt die Wahrheit zu sagen. Du willst nicht, Herr, daß Deiner Gerechten Einer um einen Scherben leide. Ich muß den Menschen die Augen öffnen über den Betrug, der an ihnen verübt worde und noch wird." Dann erhob sie sich, fest und mit gereiftem Entschluß. —

Reinhold aber schritt in behaglicher Gemüthlichkeit auf dem Weg nach Hause. Die Fürstin hatte ihm viel Verbindliches über seine Predigt gesagt. Er war in gehobener, freuriger Stimmung. Wie ruhevoll mag sämtlich tag hinter den Lindenbäumen das Pfarrhaus! Der junge Priester konnte nicht umhin, vor seinem Eintritt einen dankbaren Blick zum Himmel aufzusenden, der ihn mit seltenem Glück überschüttet hat, denn es ward ihm bei äußerem Wohlstand ein heitiger Beruf, dem er mit Begeisterung anhängt, eine schöne, geliebte Braut, und als Zeugin seines Glücks lebt ihm noch in voller Gesundheit die Mutter.

„Glauben Sie," sprach er zu dieser, als Beide wenige Minuten nach Reinholds Heimkehr beim Mittagsmahl saßen, „daß ich der Vorbereitung zu meinen Predigten kaum bedürfte. Sobald ich die Kanzel betrete mit meinen Auge auf Sie, auf Amanda fällt, bin ich von der Güte und Liebe Gottes so durchdrungen, daß die Worte sich von selbst fügen, ja, daß mir die Stunde nicht genügt, meinen Gemeinde das zu sagen, was mich im Innersten so schön bewegt. Wohl glaube ich vom Himmel mehr als Viele begünstigt zu sein, aber auch nirgends finde ich unglückliche Verhältnisse, ohne die eine Spur eines ursprünglich weisen Planes, der zum Glück führte, wenn nicht die Menschen ihn durch eigene Schuld verwirrten!"

Die Mutter schwieg. Hatte sie vorher die traurige Mittheilung beabsichtigt, so wagte sie jetzt noch nicht, eine gottelige Stimmung durch den entsetzlichen Mißton zu entweihen. „Ich kann nicht!" rief das Mutergefühl in ihr, „ich kann es nicht über die Lippen bringen; mag er das Unheil von Anvern erfahren!"

Nach der Mahlzeit verabschiedete sie sich daher vom Sohn, um einige Freundinnen zu besuchen. Sie kannte die Welt und kannte die Macht der Fama.

Kaum zwei Stunden waren vergangen, so wußte vom Verbrechen des Neuvanten der reichste und ärmste Bürger. In allen Kreisen sönte die Kunde: Günther hat seine Casse beraubt! und wer sie hörte, ward erschüttert. In den Sälen des benachbarten Schlosses, in Wirthshäusen, Küchen und Ställen der Stadt flüsterte man, ringt man die Hände. Auf den Straßen hält man sich an nne rannt sich's zu, zweifelt eine Seemne, um dann desto fester zu glauben. Vieler Jahre hat es bedurft, den Ruf Günther's so stolz und in Aller Herzen zu begründen, eine Stunde genügt, ihn zu stürzen. Das ist ein schwerer Schlag für gute und edtliche Gemüther, das ist ein Fest für die bösen Zungen! —

In der Gesellschaftsstube des Gerichtsrathes sitzt ein Kreis von älteren Damen und Herren um den Kaffeetisch. Die junge Welt schälert und plaudert in traulichen Ecken und Fensternischen. Da wird die Thür aufgerissen; mit bedrohtem Antlitz stürzt die fürstliche Kärbin, eine geschworene Feindin der königlichen Rathsgattin, in's Zimmer. „Wissen Sie das Neueste?" ruft sie. „Der Neuvand Günther hat in sieben Jahren die Summe von achtausend Thalern unterschlagen."

Alles fährt empor.

„Um Gottes willen, schweigen Sie!" hebt der Herr des Hauses, ein würziger, edel gesinnter Mann. Aber es ist zu spät.

Digitized by Google

Ein bleiches Mädchen tritt mit funkelnden Augen auf die Dame: „Das ist nicht wahr, das hat mein Vater nicht gethan!“ Uns sie schlägt einen Blick, einen verzweiflungsvoll bittenden Blick zum Justizrath empor. Vertheidige den Geschmähten! Wie sie die Verwirrung, das rasche Erröthen und Erbleichen des Mannes sieht, wie nach einer Minute athemloser Spannung dieser schweigsam sich abwendet, da bricht sie ohnmächtig in den Armen Reinhold's zusammen, mit dem sie kurz vorher in seliger Liebe geschwärmt hatte.

Man bringt sie zu sich; man bittet, beschwört sie, man schmeichelt ihr, man tröstet das arme Kind — aber sie ist kein Kind mehr. Sie hört nicht auf das Nichts der glatten Worte, sie fühlt nur die einzige, furchtbare Wahrheit. Stumm lehnt sie jede Hülfe, jede Beileidsbezeigung, selbst die Hand ihres Geliebten ab und verläßt das Haus, das zum Grab ihres Glücks geworden.

Wie sie nach Hause kam, wußte sie nicht. Was sie den Vater dort fragte und sagte, wußte sie nicht. Aber dieser schreit gegen die Tochter, wie gegen eine Gespenistererscheinung, die zur Gruft winkt. Uns als sich gleich darauf die Thür des Krankenzimmers öffnete und der Justizrath mit fahlem, unglückweissagendem Antlitz auf der Schwelle sich zeigte, da war's dem kranken Mann zu viel — er schlug krampfhaft die Hände in die Luft — aus der Brust riß sich der Strom des geweihten Blutes — er röchelte — er sank zurück — wollte noch sprechen — verstummte, verstummte für die Ewigkeit.

Uns als die schöne, friedselige Nacht mit Mond- und Sternenlicht herabgegossen war, ging das neue Gerücht durch Häuser und Hütten: der Rendant Günther ist gestorben.

6.

Im Haus, das eine Leiche beherbergt, herrscht heilige Scheu. An seiner Thür lagert eine ernste Sphinxgestalt, unlösbare Fragen auf den Lippen. Stumm und gedankenschwer treten wir an ihr vorüber zum Sarg.

Hätte Günther seine Schande überlebt, wären fürderhin die Freunde von ehedem ihm aus dem Weg gewichen und Aller Augen würden ihn gemieden haben. Da er aber in seinem Zimmer lag, starr, kalt und fahl, schaarten sich Freunde und Bekannte um ihn, und das tiefere Räthsel des Todes drängte die Frage: Wie konnte dieser Mann so handeln? zurück.

Es war ein lichter Nachmittag, an dem man sich zu Günther's Begräbniß versammelte. Die Sonne begann den hartgefrorenen Boden zu erweichen, und von den Dächern sprühte der geschmolzene Schnee.

In dunkler Kleidung, mit gemessenem Schritt und ernstem Antlitz kamen nach und nach die Räthe, die Amtmänner und Kanzleute der Nachbarschaft vor dem Trauerhause an. Garten und Thüren standen Jedermann offen, und ein schweigsames Aus- und Eingehen begann. Jeder drängte sich in des Verstorbenen Zimmer, um jenen letzten, scheuen Blick, womit wir fremde Leichen betrachten, auf die regungslos hingestreckte Gestalt zu werfen. Durch's Fenster scheint fremdlich die Sonne herein; trostlos brennen Kerzen rings um den Sarg. Der Mann auf dem Schragen, der weiland Allbeliebte, ist inmitten der Lebenigen wie das Kerzenlicht am Tage.

Was dann in Günther's Zimmer erfolgte. . . . im Palast und in der Hütte ist es dasselbe düstre, jammervolle, hoffnungslose Bild. Wiederholt warf sich Amanda über den Entseelten; unbekümmert um die Gegenwart so vieler Fremden, dem Schmerz ganz hingegeben, weinte sie laut, rief mit gebrochenen Tönen den Theuern und küßte sein Antlitz, als müßten ihre warmen Lippen diesem marmorgewordenen Vaterbild Adem und Leben einhauchen. Immer noch verzögerte sie den letzten Abschiedsblick, immer noch hoffte sie auf ein Wunder, auf ein plötzliches Erwachen und Auferstehen des Todten, bis man sie mit sanfter Gewalt entfernt, und die Hammerschläge, welche auf den Sargdeckel niederfallen, ihr das Bewußtsein rauben. — —

Als Amanda wieder die Augen aufschlug, war Niemand außer der Todtenfrau im Zimmer. Die ausgelöschten Kerzen rauchten noch, aber der Raum zwischen den Leuchterpaaren war leer. Die Leichenwärterin, durch die Gewohnheit abgestumpft, öffnete die Fenster und legte alle Stühle um, weil sonst — nach dem Aberglauben jener Gegend — „der Leiche im Hause bald eine andere nachfolge“. Dann packte sie das Kirchengerath zusammen und ging.

Amanda warf einen wirren Blick um sich. Nur zu bald ward sie an die Wirklichkeit gemahnt. Das Glockengeläute, das durch's Fenster dringt, begleitet ihren Vater auf dem letzten Wege!

Athemlos lauschte sie. Ihre Gedanken gingen mit dem Zug hinter dem schwankenden Sarge her. . . . Jetzt senkt man vor dem Heerstraße rechtsab, wo der kurze, gerade Weg zum neuen Kirchhof führt. . . . Die Glocken verstummen; man steht vor dem offnen Grab.

Die Rede des Pastors tönt nicht bis zu ihr — es ist ja nicht Reinhold! Ein fremder Prediger gab ihrem Vater das letzte Geleite. Rings still!

Rings still! An diesen stummen Minuten überdenkt sie zum gtheumal seit dem Unglückstadend ihre trostlose Lage; zum erstenmal ruht sie sich auch die Ereignisse vor Günther's Tod in's Gedächtniß, und mit seinem ganzen Jammer überfällt sie der Gedanke, daß ihr Vater entehrt gestorben ist! Nicht mit reiner Anerkennung und ungetheiltem Lob wird jetzt an seinem Grab gesprochen, sondern in der vieldeutigen Sprache des Mitleids und der Nachsicht. Das Blut schießt Amanda in's Gesicht: zum erstenmal fühlt sie außer dem Schmerz um den Verlorenen die Last seiner Schuld und seiner Schande.

Welch ein trostloser Blick in die Zukunft! Wohl stimmt heute noch das Schaufpiel des Todes die Herzen weich und rücksichtsvoll, allein wenn erst die Erde über dem Sarg geschlossen haben wird, werden Unwille und Lästerung auf's Neue laut werden. Man wird das Kind fühlen und entgelten lassen, was der Vater verbrach. Und selbst wenn gegen alle Menschenart Keiner ihr Herz verletzen, Niemand sie geringer achten würde, so kann sie doch selber nie mehr lächeln unter Menschen, welche ihr Vater belog und bestahl.

Und nun sammelt sie die Erinnerungen der letzten zwei Tage. Die Fürstin, der Gerichtsrath und Viele kamen: Doctor Michaelis war Morgens und Abends bei ihr, aber Reinhold's Stimme hatte sie nicht gehört. O wenn Einer sie trösten kennte, war's Reinhold, aber er, er allein war nicht erschienen!

„Das ist mein Urtheil,“ sagte sie und weinte auf's Neue.

Horch! die Glocken tönen wieder, und Knabenstimmen singen ein schwermüthig Lied.

Jetzt rollt der Sarg — — — Plötzlich erbebt sich Amanda; eine goldne Kette, das Geschenk ihres Vaters, nimmt sie sich vom Hals, einen Ring vom Finger und legt sie weg. „Ich habe kein Recht auf dieses Gold. Fürderhin schmuck- und freudelos, arm und elend!“

Ein Entschluß reifte in ihr, sie eilte hinauf in ihre Kammer und schrieb dort. Als sie damit fertig war, schnürte sie in fliegender Eile das Nothwendigste ihrer Habseligkeiten in ein Bündchen; die seidenen Kleider und hübschen Hüte, ebenso ihr Stolz und ihre Lust, ließ sie unberührt. Den Brief, welchen sie geschrieben, nahm sie hinab in die Wohnstube, um ihn zu Ring, Kette und andern Schmucksachen auf den Tisch zu legen. Dann trat sie in's Freie.

„Dies Haus meiden Diebe!“ sagte sie bitter, als sie den Schlüssel in der Thüre stecken ließ.

Hastig schritt sie nun nach dem Marktplatz. Er lag still und menschenleer; Alle waren auf dem Kirchhof. Nur der Posten vor der Wache bewegte sich hin und her, wie ein Pendel. Am Fenster der Wachstube saß ein Officier, mit dem Amanda auf dem Fürstenschloß oft getanzt hatte, und las. Sie aber warf nur einen Blick hinüber nach dem Pfarrhause. Die Gardinen waren herabgelassen. „Fahrwohl! Fahrwohl!“ flüsterte das Mädchen unter Thränen und winkte mit der Hand.

Bald befand sie sich auf der Landstraße. Bedend wie ein flüchtiges Reh eilte sie auf dem nassen, glatten Weg dahin, Hügel auf, Hügel ab, durch einsamen, schneebelasteten Forst, an traulichen Dörfern vorüber.

Der Tag verglühte, und dichte Nebel hüllten die Landschaft ein. Da und dort stahl sich das Heerstener eines stillen Weilers hinturch. Die Straße selbst war wenig belebt, arme Frauen trugen ihre Reisigbündel heimwärts, zuweilen schlich ein Fuhrwerk trag vorbei, oder ein Stück Wild sprang über den Weg waldeinwärts. Amanda schritt ohne Aufenthalt vorwärts, bis endlich bei sinkender Nacht die grünen Laternen und die erleuchtete Halle der Bahnstation N. . . . ihr entgegenglänzten.

Ein Stationshaus ist kein gastlich Haus. Wer drinnen Einkehr hält, legt nicht Hut und Bauerstab bei Seite, sondern drückt in Mienen und Gebahren Eile und Fortwetlangen aus. Die Gäste kennen sich nicht; sie schreinen verdrießlich auf und nieder oder

brüllen, von Hanekosch und zugeschnürten Schachteln eingerengt, über dem Fahrplan. Draußen rufen und lärmen die Packknechte, knarren die Rollwagen; die Thüren gehen von Hand in Hand, und die Winterluft bläst herein.

Doch gerade dies fremde, nüchterne Getriebe that Amanda wohl. Sie athmete nach ihrer Aufkunft freier. Niemand hier kannte sie, kannte ihren unglücklichen Vater. Und als, wenige Minuten später, Amanda im brausenden Eilzug die nächtliche Landschaft durchflog, sank sie in der kahlen, kalten Wagenecke nach zwei durchwachten Nächten zum ersten Mal wieder in ruhigen, traumlosen Schlaf.

Nur Einer erfuhr am Abend noch die Abreise des Mädchens, denn das Begräbniß Günther's schien alle Neugier und Theilnahme erschöpft zu haben. Niemand bekümmerte sich um die Waise, Niemand achtete darauf, daß die Fenster beim Renzanten unerhellt blieben.

Auch Doctor Michaelis, der sich als Vormund des verlassenen Mädchens dem Gerichte angeboten hatte, ging nicht sogleich nach dem Begräbniß zu Amanda, sondern spazierte vom Friedhof nach einer Hügelkette, wo zur Sommerszeit aus sandigem Grund herber Wein wuchs. Dort schlenderte er nachdenklich dahin, pfiff seinem Pudel, wenn dieser ein Häschen aufscheuchte, blieb stehen, stieß zornig seinen Rohrstock in den Schnee, setzte sich wieder in Bewegung und hielt im Gehen lange Monologe.

„Recht geschieht mir! Wieder einmal sentimental gewesen, mich um andrer Leute Brei bekümmert! Hab' ich nicht an meinen Patienten genug? Noch mehr Aerger und Plage nur Undank? — He, Hans! her zu mir! (Hans hieß des Doctors Hund.) — Amanda ist zwar ein Prachtkind, gesund und frisch, ohne Hemdelei und brav! Ich wollte, sie wäre mein Kind! Aber warum will sie just den Pastor heirathen? Warum hat sie seine andere Schwiegermutter, als — — — Hans! Bestie! hierher! Willst Du kommen! Wird eine nette Unterhaltung werden, wenn ich jetzt zu Reinhold's gehe! Ich sehe der alten Madame Angen. — Da läuft das Thier schon wieder davon! — Aber angesprochen und ausgeredet muß die Sache werden! Ohne Barmherzigkeit; heute noch."

Unter diesen und ähnlichen Selbstgesprächen erreichte Michaelis die Stadt, wo er in das Pastorhaus trat.

Reinhold kauerte, das schmerzende Haupt auf beide Hände gestützt, im Zwielicht einer Ecke, während seine Mutter im vollen Lampenlicht auf dem Sopha saß, ungebeugt, starr, steif wie immer.

„Sie hörten vielleicht," begann der Arzt, nachdem er der Witwe gegenüber Platz genommen hatte, „daß ich die Vormundschaft über die verwaiste Günther angetreten habe?"

„Wir hörten," erwiderte frostig die Superintendentin.

„Dann errathen Sie ohne Zweifel, in welcher Angelegenheit ich zu Ihnen komme?"

„Durchaus nicht, Herr Doctor," sagte Frau Reinhold. „Ich denke nur, daß es von Wichtigkeit sein muß, was Sie zu uns führt."

„Ich komme in meiner Eigenschaft als Vormund. Günther hat außer der unsicheren Aussicht auf den Gewinn einiger Lotterieloose Nichts hinterlassen. Baares Vermögen ist nicht vorhanden, das Grundeigenthum belastet. Den Kinder bleibt also nichts, und mir die Sorge, seine Zukunft zu sichern . . ."

„Nur eine Frage also an Ihren Sohn," fuhr nach einer Pause Michaelis fort und wandte sich nach der dunkeln Ecke, wo der Prediger saß. „Sie, Herr Pastor, gaben dem Mädchen das Eheversprechen, Sie zeigten sich auch der Welt gegenüber als ihr Verlobter. Sind Sie gesonnen, Ihr Wort zu halten?"

„Halt!" rief die Superintendentin und schnitt ihrem Sohn jede Erwiderung ab. „Als Theodor in die Beziehungen zu Günther's trat — Beziehungen, welche ich nicht leugne, obwohl ich sie nie gebilligt habe! — war eine Heirath mit Amanda Günther, wenn auch kein Glück, doch keine Unmöglichkeit. Der Reudant galt für einen Ehrenmann, und verwandt mit ihm zu werden, für keine Schande. Nun aber haben sich die Verhältnisse so geändert, daß die Ehe mit einer Günther für den Pastor Reinhold ein moralischer Selbstmord sein würde. Wenn also mein Sohn ein stillschweigendes Gelöbniß that, so erlauben ihm doch die leuten. Borfälle, es ohne Sünde zurücknehmen. Oder glauben Sie nicht, daß es dem Herodes besser gewesen wäre, wenn er seinen Schwur —"

„Denken Sie über Herodes, wie Sie wollen!" unterbrach sie Michaelis gereizt. „Ich bin da, um mir von Ihrem Herrn Sohn selbst ein kurzes Ja oder Nein zu erbitten."

Reinhold erhob sein Antlitz, das vom inneren Kampf ein ungeheucheltes Zeugniß gab.

„Ja oder nein!" sagte er hiner. „Wie rasch, wie kalt Sie das fordern! Und doch hängt von diesem Entscheidungswort das Glück zweier Menschenleben ab. In jeder Schale hab' ich hundert Gründe zu legen; mein Herz zieht die eine, mein Verstand, meine Amtsehre und Pflicht die andere. Denken Sie sich doch, bester Sie so furzweg einen Entschluß verlangen, in meine Lage!"

„Verstand, Herz, Ehre," sprach der Doctor ärgerlich, „wozu diese Unterscheidungen? Ich in Ihrer Lage würde als Mensch recht zu handeln suchen, ohne Furcht, meinem Amt dadurch zu nahe zu treten."

„Gestatten Sie mir eine Bemerkung," entgegnete die Mutter, und ihre Augen funkelten. „Das Amt meines Sohnes mißt sich nicht an alltäglichem Beruf, sondern ist göttlichen Ursprungs. Dreimal mehr Wehe, als Andern, dem Priester, der ein Aergerniß giebt!"

„Was ist ein größeres Aergerniß, eine Unschuldige zeitlebens für das Vergehen ihres Vaters büßen zu lassen, oder Geschehenes mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken und sich und Andere glücklich zu machen?"

„Der Herr sucht die Sünden der Väter an den Kindern heim bis in's vierte und vierte Glied! Mit von Gott Geschlagenen sollen die Hüter der Bundeslade nicht verkehren! Schlagen Sie diese beiden Stellen in der Bibel nach, wenn Sie eine besitzen! Mein Sohn muß, als Seelenhirt, sein Haftehen vor der Gemeine; kein Schanten darf auf seinen Weg fallen; kein Makel an ihm, ebenso wenig an seinem Weide haften, denn dies Weid wird Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut."

„An Amanda —" begann Michaelis, aber Frau Reinhold unterbrach ihn.

„Der Herr sucht der Väter Sünden an den Kindern heim," sagte sie ungeneulig; „muß ich es Ihnen noch einmal in's Gedächtniß rufen?"

„Und wenn Sie mir zehnmal es wiederholen," rief der Doctor, „Sie bekehren mich nicht zu Ihrer Auffassung. Ich gestehe Ihrem Reinhold durchaus keine andern Ehrengefühle zu, weil er zufällig Pastor ist."

„Zufällig?" rief die Greisin außer sich und sprang empor. „Was Sie zufällig nennen, Herr Doctor, hält mein Sohn nur ich für ein köstliches Geschenk des Himmels. Jahrhunderte hindurch, in den Stürmen des preißigjährigen Krieges, wie später in der Pestzeit der Revolution haben die Reinhold's, deren Namen auch ich schon vor meiner Ehe trug, Fromm und tugendhaft und unentweiht als Wächter des heiligen Amtes dagestanden. Es war kein Mann, noch ein Weib in unserer Familie, deren Leben und Absunft nicht vor den Augen Gottes wie der Welt das strengste Gericht bestehen konnte. Das Andenken an die Eltern und Großeltern wurde für Jeden der schönste Sporn, der reinste Quell hoher Kraft und Begeisterung. Und so soll es bleiben, so lange der Name Reinhold genannt wird. Wenn mein Sohn die Günther zum Weide nimmt, wird ein krankes Reis auf den gesunden Stamm gepfropft. Was wird der Vater seinen Kindern erwidern, wenn sie nach ihrem Großvater fragen? Was werden die Kinder, heranwachsend, von der Welt erfahren? Herr Doctor! Wir abergläubischen, wir unaufgeklärten, dunklen Leute, wir lassen uns nun einmal nicht beschwatzen, daß die Absunft von einer streng sittlichen, untadelhaften Familie kein Glück, kein wohlzuverwahrendes Gottesgut, sondern ein bloßer Zufall sei. Und Gott sei Dank, das Volk ist noch ebenso abergläubisch, so unaufgeklärt und dunkel wie wir. Mein Sohn hat mit diesem Volke, nicht mit den Gelehrten und Philosophen zu verkehren. Sein Weib muß ihm in der lebendigsten Gemeinschaft mit seinen Pfarrkindern unterstützen, nicht hemmen; sie muß sogar in hundert Fällen die Vermittlerin sein zwischen dem göttlichen Amt und der menschlichen Familie. Das abergläubische, unaufgeklärte, dunkle Volk aber, Herr Doctor, würde für die Vermittlung einer Frau danken, deren Vater dies Volk betrogen und bestohlen hat, deren Vater ehrlos gestorben ist. Du, mein Sohn, sagtest vorhin, daß Dein Herz die eine Wage ziehe, nun denn — in die andere werf' ich zum Vermächtniß Deiner Väter und zur Meinung der Welt den Segen Deiner Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Mitra mit dem Eichenkranz.

Von Friedrich Hofmann.

1.

Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg.
Nach einer Originalzeichnung von Fr. Pecht in München.

Den Mann, vor dem wir stehen, schmückt der Ruhm des seltensten Verdienstes: der Ruhm, als Priester, als Dichter und als Staatsbürger allezeit deutsch und frei gedacht und gelebt, gesungen und geschrieben, gelebt und gewirkt zu haben. Nie ist der bischöfliche Schmuck, die Mitra, von einem deutscheren Haupte getragen worden.

Wer die Bedeutung dieses Mannes gerecht würdigen will, darf nicht den Standpunkt der Gleichgültigkeit einnehmen, auf welchen viele Leute des Fortschritts in der Gegenwart sich der Kirche gegenüber stellen. Wer sich von dem kirchlichen Gebiet lamptschen mit der Phrase zurückzieht, daß mit der Freiheit im Staate sich die in der Kirche von selbst einfinde, der wird jeden Kampf für die religiöse Wohlfahrt der Geister als eine unnütze Bemühung ansehen und höchstens denjenigen Kampfmitteln, welche zugleich der Volksbildung dienen, seine Anerkennung schenken. Unseres Mannes höchstes Streben wird nur der gerecht würdigen, welcher mit Karl Hüetlin, dem Bürgermeister von Constanz, ausrufen kann: „Ich würde mich — schon um meiner Kinder willen — vor Gott und meinem Gewissen der Sünde fürchten, wenn ich dem pfäffischen Treiben gegenüber, dessen Fußstapfen überall nur geistiges und leibliches Elend folgt, müßig zuschauen wollte!“

Auf diesen Standpunkt drängt uns mehr und mehr die Ein-

sicht in das wahre Wesen unseres deutschen Volkes, das sich durch immer neue Erscheinungen von Tag zu Tag klarer darstellt. Es ist in der That, „wie kein zweites in der Welt, ein Volk aus einem Gusse — und, nach den drei Grundzügen seines Wesens, ein Volk von religiösem Bewußtsein, von unbegrenztem Wissensdrang, von opfermüthigem Freiheitsgefühl — und nur als ein solches darf es und will es genommen sein." Dieser patriotische Glaubens- und Lehrsatz unseres E. A. Rosmäßler,* der recht eigentlich als Motto gelten kann für eine Lebensbetrachtung, wie wir sie hier geben wollen, dieser Satz mahnt jeden Volksfreund zu einer doppelte Pflicht: das Volk nicht wehrlos preisgegeben der Kälte- und bis in das Heiligste der Familie eingreifenden und einschleichenden Betriebsamkeit des Priesterthums, und vor Allem die Wege unserer Volksbildung, die Schule, vom priesterlichen Gängelbande zu erlösen; denn nur der in seinem religiösen Bedürfniß nach seiner freien eigenen Gottesanschauung geschützte und vor jedem störenden Eingriff in seinen Bildungsgang geschehene Deutsche wird mit ganzer Seele zum Vaterlande stehen. Wer daher für das Volk in den „strengen Dienst der Freiheit" geht, den muß die Einsicht leiten, daß beides, der Kampf auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiet, Schritt vor Schritt gemeinsam vorringen muß, wenn wir nicht abermals nur auf dem einen Flügel siegen wollen, während wir auf dem andern geschlagen werden. Man fürchte nicht, dadurch neue Feinde gegen das politische Streben des Fortschritts aufzuheben: nicht ein Feind kommt neu hinzu, sie stehen längst alle mitten im Kampf, um daß die Heerhaaren des Priesterthums faßt fröhlichen Sieges vermärschreiten, weil sie auf so wenig gebarnische Gegner stoßen.

Diese Einsicht leitete den Mann, auf dessen edles Antlitz heute unsere Feier blicken: er verfolgte als Priester, Gelehrter und Bürger das eine Ziel der Volksbeglückung in der Kirche, in der Schule wie im Ständesaal, und wie er in seiner hohen geistlichen Stellung bei seiner kirchlichen Reformation das politische Feld nie außer Acht ließ, ebenso sollten unsere politischen Volksführer in ihrer hohen weltlichen Stellung nicht vom kirchlichen Gebiet so scheu, wie bisher, ihre geistigen Waffen zurückziehen. Das Volk denkt in dieser Hinsicht anders, als sie; und weil gerade jetzt in mehreren deutschen Ländern zugleich eine lebhaftere kirchliche Bewegung begonnen hat, so glauben wir uns verpflichtet, gerade jetzt den einst von Hunderttausenden gesegneten und von Millionen gefeierten Wessenberg allen Deutschen wieder in das Gedächtniß zu bringen und allen deutschen Volkskämpfern als ein Vorbild auf die wohlvereinte Ehrenkränze zu stellen.

Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg ist der Sprosse einer alten Adelsfamilie, von deren Stammburg auf einem der Höhenzüge des Frichthals unweit Bunga, im heutigen Canton Aargau, nur noch wenige Trümmer zeugen. Er war der mittlere von drei Brüdern und am 4. November 1774 zu Dresden geboren. Sein Vater, Philipp von Wessenberg, bekleidete am kurfächsischen Hofe die Stelle eines Conferenzministers und Oberstbofmeisters der verwittweten Kurfürstin und leitete später die Erziehung des minderjährigen Kurfürsten Friedrich August, entsagte aber dem Hofleben im Jahre 1776 und zog sich auf sein Gut Feldrich im Breisgau zurück.

Hier verlebte Heinrich seine Knabenjahre. Das Leben der Familie in Feldrich, und während der Wintermonate im nahen Freiburg, war ein glückliches; selbst der ehrwürdige Schmuck eines Greisenalters fehlte ihr nicht, eines neunzigjährigen Greises, der oft Heinrich's, seines Lieblings, Antlitz mit Freude streichelte und mit Stolz sagte: „Das ist noch eine rechte deutsche Stirn!"

Und diese Stirn sog nicht; der Mann machte des Greises Ausspruch zu einem Prophetenwort.

Nachdem Wessenberg sich durch fleißige Studien auf den Schulen und Universitäten zu Augsburg, Dillingen, Würzburg und Wien für seinen Stand vorbereitet und schon im Jahre 1799 activ Mitglied der Domcapitel von Constanz und Augsburg geworden war, eröffnete ihm im Januar 1800 der Tod des Fürstbischofs von Constanz das Feld seines großen Wirkens. Dalberg bot ihm das Generalvicariat von Constanz an, und Wessenberg übernahm es, nachdem beide Männer in einer vertrauten Unterredung zu Augsburg sich den Plan über die zukünftige Gestaltung der Kirche gemeinsam vorgezeichnet hatten. „Nach jener Unterredung," schreibt Wessenberg, „hatte ich nun meine Bestimmung, und mein Entschluß stand fest, ihr mein Leben und alle meine Kräfte zu widmen."

Ehe er jedoch damit beginnen konnte, führte ihn die Nachricht von der Erkrankung eines Oheims nach Regensburg, und die Ereignisse der Zeit, der rasche Verlauf und Ausgang des österreichischen Kriegs gegen Frankreich, von den Schlachten von Marengo und Hohenlinden bis zu den Friedensschlüssen von Basel, Campo Formio und Lüneville, 9. Februar 1801, hielten ihn über ein Jahr dort zurück. Seine Bemühungen, den drohenden Säcularisationen geistlicher Herrschaften gegenüber „solche Stipulationen zu erhalten, wodurch die Selbstständigkeit der deutschen Kirche gesichert und zugleich die Interessen der Humanität und Bildung gefördert würden" — kurz, für die Kirche in Deutschland eine nationale Stellung und einen nationalen Charakter unter einem Primas zu erlangen — sie scheiterten an der persönlichen Bequemlichkeit und den polnischen Nebenrücksichten der Kirchenhäupter jener Tage. — „Ueberhaupt war," schreibt Wessenberg über jene Zeit, „im deutschen Vaterland, namentlich in gewissen Kreisen, aller Gemeinsinn und patriotische Geist erschlafft. Die heillose Schicksalsleere hatte sich, wie der dramatischen Dichtung, so auch des wirklichen Lebens bemächtigt. Entmuthigt und gekanntlos lebte man in den Tag hinein. . . . Die Wahrnehmung dieser Zustände erregte in mir einen wahren Ekel und die Sehnsucht, recht bald meine Kräfte einzig dem Berufe meines geistlichen Hirtenamtes zu widmen."

Als Wessenberg die Verwaltung des Bisthums Constanz übernahm (so sagt Dr. Jos. Beck*, der Biograph Wessenberg's, dessen vortreffliches Werk wir diesem Artikel zu Grunde gelegt haben), befiel sich die Seelenzahl der katholischen Bewohner in den deutschen und schweizerischen Antheilen auf etwas über anderthalb Millionen, die gesammte Geistlichkeit umfaßte 6608 Personen, kam also auf etwa 233 Einwohner ein Kleriker! Der geistige Zustand der Diöcese war trostlos, von der geistlichen Regierung an bis hinab zu den untergeordneten Organen der kirchlichen Verwaltung. Hier lagen Schäden offen, die mit einer Gewaltcur nicht zu heilen waren.

So begann er denn sein Reformationswerk mit der Berufsbildung der Geistlichkeit selbst. Um pünktlich Ordnung und Pünktlichkeit in die Geschäfte zu bringen, entwickelte er eine riesige Arbeitskraft. Von Morgens fünf Uhr bis spät in die Nacht saß man ihn rastlos beschäftigt. Dadurch suchte er nicht nur die Unfähigen vor der Hand selbst zu ersetzen, sondern allen Geistlichen seiner Diöcese mit seinem Beispiel voranzuleuchten. Allmählich schrieb er dann zu der Ausscheidung der durchaus Unbrauchbaren und Unverbesserlichen. Bei allen seinen Schritten aber ging er von dem Grundsatz aus: „Keine Reform vorzunehmen, die nicht eine Verbesserung wäre, und nichts zu ändern, was nicht einer Verbesserung bedürfte."

Seinen Kampf gegen jenes hierarchische System, welches nur auf dem Boden geistiger Unculur gezeiht, eröffnete er mit einem Regulativ, das den Studiengang der Candidaten der Theologie feststellte. Ueber die Aufnahme in das Seminar entschied fortan eine Hauptprüfung, welche Wessenberg, so oft als möglich, selbst leitete. Das Seminarwesen erfuhr eine völlige Neugestaltung, und insbesondere erhob er das Hauptseminar zu Meersburg zu einer Musteranstalt. Damit dies ganz in seinem Geist geschehe, sog er für einige Zeit selbst nach Meersburg, um das Ganze zu leiten und wichtige Lehrfächer so lange selbst zu übernehmen, bis er die rechten Männer für sie gefunden hatte. Sogar für eine Buchhandlung sorgte er, denn auch damit sah es in der Diöcese, bei dem gar zu geringen Bücherbedarf des bisherigen Priester- und Gelehrtenstandes, schlimm genug aus.

Nicht weniger kräftig ging er an die Reformen in der Verwaltung des Bisthums, an der er vor Allem für einen bessern Organismus sorgte. Er strebte dahin, im Klerus wieder Sinn für christliches Gemeinleben zu wecken, rief die vergessenen Pastoralconferenzen wieder in's Leben, gründete eine besondere Zeitung (Archiv für die Pastoralconferenzen ꝛc.) für dieselben, deren Redaction er selbst fünfundzwanzig Jahre beforgte, richtete literarische Lesevereine und Capitelsbibliotheken ein, schrieb öffentliche Preisfragen aus, ernennte die Concurspräfungen und suchte sogar die vielen geistlichen Müßiggänger, die sog. einfachen oder simplen Priester

* Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenberg's. Von Dr. Jos. Beck, großherzogl. bad. Geh. Hofrath. Freiburg, Fr. Wagner. 1862.

* Die Fortschrittspartei und die Volksbildung.

(sacerdotes simplices), deren Tagewerk nur im Messelesen besteht, zu nützlichen Menschen umzuschaffen.

Mit gleichem Eifer war er in die Volksschule und forderte auch hier vor Allem Berufsbildung des Lehrers. Das ist das einzige Feld, auf dessen Saat ihm nur Fremden blühten, denn noch heute ist es Wessenberg's anerkanntes Verdienst, daß das Schul- und Unterrichtswesen in Baden, theilweise auch in der Schweiz und mittelbar auch anderwärts auf der gegenwärtigen Höhe steht. Selbstverständlich drang Wessenberg auch auf die Schulbildung der Geistlichkeit, denn er wollte, daß der Geistliche nicht der herrische Gebieter des Lehrers, sondern sein erster Freund, sein sachkundiger Berather, sein Vorbild in Berufstreue und christlicher Humanität sei. Daß dieser Wunsch des ersten Reformators nicht in Erfüllung ging, ist die Schuld der Geistlichkeit, und der Ruf nach Erlösung der Schule von ihr wäre so lange gerechtfertigt fein, als Bock's Ausspruch gilt: daß Hierarchen so wenig wie Junker je angethan seien, sich selbst zu reformiren.

Von großer Bedeutung sind endlich Wessenberg's gottesdienstliche Reformen, nur obwohl in Folge äußerer Ereignisse mitten in ihrer Entwicklung aufgehalten, auch später von der kirchlichen Reaction zum guten Theil wieder beseitigt, haben sie dem deutschen Volk doch wenigstens zwei unschätzbare Errungenschaften gebracht: die Einführung des deutschen Kirchengesangs und den Gebrauch der deutschen Sprache bei der Liturgie. Sein deutsches Gesangbuch, in welchem er das Beste aus alter und neuer Zeit mit ohne Rücksicht auf die Confession der Verfasser aufnahm, war eine große deutsche That, das Bestreben, der großen Masse des deutschen Volks seine Sprache für das religiös-kirchliche Leben zurück zu erobern, war der erste kühne Schritt auf der Bahn zu nationaler Selbstständigkeit.

In unseren Tagen mag es für Viele schwer sein, die Schwierigkeiten, in Gegenden dieses Unternehmens zu würdigen. Diese mögen bedenken, daß Wessenberg nicht nur in einem sehr großen Theil der Geistlichkeit, sondern im Volke selbst harnäckige Widersacher fand, gegen die er nicht die Belehrungsmittel des Kurfürsten von Mainz anwenden durfte. Erthal hatte schon zu Anfang der neunziger Jahre in seinem Erzstift den deutschen Kirchengesang einzuführen gesucht. Da erklärten die Bewohner des Mainzischen Dorfes Räcesheim, ihre Eltern und Großeltern seien noch auch keine Narren gewesen und hätten sich von Latein verstanden, wären aber doch selig geworden, wie der Herr Pfarrer sage; darum wollten auch sie mit ihrem lateinischen Gesang in den Himmel kommen. Gegen diesen Widerspruch versuchte das Hochstift erst das Mittel väterlicher Belehrung; als dieses nicht fruchtete, legten sich 100 Mann Executionstruppen in den Ort, und eine solche Last errangen diese Räcesheimer neun volle Monate, ehe sie von ihrem geliebten Latein losließen.

Wessenberg durfte nur bekennen, denken, dem er verfolgte ein höheres Ziel, als die bloß: Einführung deutschen statt lateinischen Gesangs. Sein Streben war gegen den Aberglauben gerichtet, der sein Wesen in dem für den Laien geheimnißvollen Latein sogar noch gesetzlich trieb. Noch im Jahre 1781 war ein lateinisches liturgisches Handbuch im Constanzer Bisthum eingeführt, welches eine förmliche Theorie über Teufel- und Geister-beschwörung und eine lange Reihe vorgeschriebener Formeln enthielt, um alles Mögliche, Menschen und Thiere, Haus und Hof, die Brunnen, den Eheleute, Wild und Bunter u. s. w. zu beschwören. Und so mächtig wirkte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts der Bann, daß Wessenberg selbst von Protestanten, namentlich aus der Schweiz, nicht selten Bittbriefe erhielt, ihnen diesen oder jenen Geistlichen oder Mönch, als den Mann ihres besonderen Vertrauens, zu einer Teufelsbeschwörung bald an einem kranken Kinde, bald an einem Stück Vieh und dergl. abzuordnen. Gegen solchen Unfug konnte Wessenberg anfangs nicht einmal verbieten auftreten, weil die Seelsorger und Mönche auf die einträglichen Geschäfte der Exorcismen als auf ihr Recht, ja ihre Pflicht pochten, die ihnen durch ihre lateinische Liturgie vorgeschrieben sei. Diesem konnte Wessenberg vor der Hand nur den Befehl entgegensetzen, für jede Teufelsbeschwörung erst die Erlaubniß der bischöflichen Oberbehörde einzuholen. Darnach kamen wenigstens die meisten solcher Fälle zu seiner Kunde, und er beeilte sich dann, so oft wie möglich, persönlich die Aerzten, Priester und Laien, belehrend und ermahnend von ihrem Verlangen abzubringen und gegen Widerspenstige strenge Zurechtweisung zu üben. Erst durch seine deutsche Liturgie legte er diesem durch Jahrhunderte von der Priesterschaft so sorgsam gepflegten Wahn das Beil an die Wurzel. Schon nach diesen wenigen Andeutungen wird auch der protestantische Norddeutsche seine Anmaßung mehr darin finden, daß man im katholischen Süddeutschland die Weltenherrliche Einführung der deutschen Sprache in den Volksgottesdienst für ebenso epochemachend erklärte, als früher die deutsche Bibelübersetzung Luther's. Beides waren deutsch nationale Siege des Lichts gegen die feindlich ultramontanen Dunkelmänner.

Zu demselben Zweck sorgte Wessenberg für die Verbreitung der deutschen Bibel in allen seinen Gemeinden; sie galt ihm als das „Buch der besseren Menschheit", als die „Magna Charta der christlichen Geistesfreiheit und der Brüdergleichheit aller Menschen", darum als die unversiegliche Quelle der Humanität. — Zu demselben Zweck ordnete er für die reifere Jugend an den Sonntagsnachmittagen statt einen „christlichen Lehrunterricht" an, aus dem sich nach und nach die so segensreich wirkenden Sonntagsschulen und endlich die Fortbildungsschulen und Fortbildungsvereine entwickelten.

So war einzig und allein das Volksglück durch Volksbildung, durch Volksveredlung das Ziel, das er mit ehrner Beharrlichkeit anstrebte, für das er die höchste Gunst der Belehrung, eine unermüdliche Kraft der Arbeit aufwandte, für das er auf dem Lehrstuhl der Schule wie auf der Kanzel, mit der Feder des Schriftstellers wie mit der Harfe des geistlichen Dichters das Beste seiner Seele und seines Herzens opferte. Und selbst wo er mit dem Eifer eines Kirchenhauptes die Selbstständigkeit und die guten Rechte der Kirche verfocht, wo er namentlich das Kirchengut und das Vermögen mitter Stiftungen aus den habsüchtigen Klauen der damals so säcularisationsseligen Dynastien zu retten suchte, geschah dies nur, damit das eingezogene Kirchenvermögen einem bessern Zwecke, als fürstlicher Bereicherung oder Verpauperung, damit es zur Erneuerung kirchlich-religiöser und humaner Zwecke diene, insbesondere für Erziehungs- und wissenschaftliche Anstalten verwendet werde. Daß gleichwohl bei der Zerrüttelung und dem Umsturz des deutschen Reichs durch Napoleon für die Volksbildung in Wessenberg's Geist so wenig abfiel, das ist nicht blos die Schuld, das lag im wohlerwogenen Plane der höheren Hierarchie selbst: „denn die erkannte Wahrheit macht frei, wie das Evangelium sagt, und knüpft in die Länge keine hierarchischen Fesseln."

Trotzdem und ebenwohl trug Wessenberg's Saat tausendfältige Früchte. Ein neues frisches Leben zog in die Kirche ein und wirkte auf das Leben der Familie und der Gemeinde zurück. Mehr und mehr wich aus den Kirchen der hauwerkmäßige Formendienst, jeder Tag wirkte in den Seminarien zur Verbesserung der Schulen, zur Veredlung des Cultus, die Laien überkamen das Gefühl einer neuen Zeit, die Alten ergaben sich ihr mit immer geringerem Widerstand, und in der Jugend war der Keim gepflegt, der den Sieg des Lichts für die Zukunft sichern mußte. Soweit die deutschen Grenzen des Bisthums reichen, wuchs von Tag zu Tag die Einigkeit, knüpften sich die innigsten Beziehungen zwischen dem Generalvicar und seinen geistlichen Dienern. Das stille, versormarische Werk innerhalb der katholischen Kirche war zu so schöner Blüthe gediehen, daß es die Augen von ganz Deutschland, und nicht blos des katholischen, auf sich lenkte und es bereits die Kraft der Nachahmungswürdigkeit erlangt hatte. Noch heute sind seine Wirkungsstätten das Volk umzugehen, und heute mehr als je hat die katholische Kirche Deutschlands Ursache, das Vermächtniß jener Blüthe zu beklagen, das ein Unglück für ganz Deutschland war. Das Gefühl dieser Wahrheit ist es, das sich fein Wessenberg's stillem Tabulsheiten laut aussprich in dem Wunsche, die Stätte seines Wirkens mit einem Ehrenmale zu bezeichnen,* und es wird auch den Männern des deutschen Nordens wohlanstehen, dem süddeutschen Geistesheiden die innere Hälfte zum vollen Lorbeerkranz zu reichen.

Wir verlassen heute den großen Mann auf der Höhe seines noch von außen ungestörten Wirkens, während es schon von Nah der droht. Wir werden in einem zweiten Artikel unsern deutschen Priester und Mann zu seinem höchsten Streben nach einer nationalen deutschen Kirche, zu seinem Kampfe mit dem Papstthume in Rom selbst, zu seiner Unterdrückung, zu seinem bittern Entsagen begleiten, wir werden ihn als wackern deutschen Staatsdiener in der badischen Ständekammer wiederfinden und endlich in seiner stillen Dichterklause zu Constanz von ihm scheiden.

* Zu Beiträgen fordert das „Central-Comité zur Errichtung eines Wessenberg Denkmals in Constanz" auf und bittet alle Redactionen, sich der Sache und der Gabensammlungen anzunehmen.

Die letzten Tage des deutschen Parlaments.

Von Moriz Hartmann.

Der Zug nach Stuttgart — Besuch bei Justinus Kerner — Wie der Vorvergeist zusammenstimmt — Schwüle in der Residenz — Die erste Sitzung — Uhlands als Redner — Wahl der Reichsregentschaft — Deutschlands Berireter obdachlos — Noch einmal Uhland — Der Gang zum Schaffot — Das Erbarmen der Soldaten.

Wie herzlich auch die Aufnahme war, welche wir in Heilbronn, wo sich der größere Theil der Abgeordneten sammeln sollte, fanden, wie freundlich man uns überhaupt überall auf würtembergischem Boden aufnahm, so konnte sich wohl doch ein großer Theil unserer Schaar des Gefühles nicht erwehren, daß es zu Ende gehe. Die Pflicht hatte uns die Unternehmung geboten; die Hoffnung saß wohl nur bei Wenigen im Reisewagen. Hundert Kleinigkeiten schienen uns, oder wenigstens mir, in diesem Zustande bedeutungsvoll und auf Auflösung nach allen Seiten hin zu denken. Fort während mußte ich an den Schulmeister gedenken, den wir am selben Tage in einem Gasthause auf badener Gebiete getroffen hatten. Er war sonntäglich gekleidet und machte kein Hehl daraus, daß er dem Großherzog nachziehe, ja er proclamirte es laut, so oft er glaubte, daß Revolutionäre in der Nähe seien, offenbar wünschend, von ihnen seiner großherzoglichen Treue wegen mißhandelt oder zurückgehalten zu werden. Es zog ihn nicht im Geringsten zum Großherzog; er war mit ganzer Seele bei dessen Feinden, und einmal, in einem ekstatischen Zustande, stieß er ein brünstiges Gebet für die Revolution und die Verfassungskämpfer aus. Weinend aber versicherte er, es bleibe nichts Anderes übrig, als mit dem Großherzog Frieden zu machen, weil Alles verloren sei. Tiefer Schulmeister war mir das trübe Bild des deutschen Volkes.

Im Gasthause zu Heilbronn sahen wir zwei reisende junge Mädchen, deren eines als Mann verkleidet war. Höchst wahrscheinlich auf der Flucht und schutzlos, wie sie waren, schufen sie sich auf diese Weise einen fingirten Schutz. Sie hatten nichts Abenteuerliches im Wesen und Benehmen, und man sah es ihnen an, daß nur die Noth sie zu solcher nicht ganz weiblichen List gezwungen hatte. Alle Anwesenden, sammt den Wirthsleuten, gingen stillschweigend auf ihre Absichten ein, obwohl Niemand auch nur einen Augenblick gestutzt war. Romantik ist eine schöne Sache, wo sie einem aber auf solche und ähnliche Weise im Leben entgegentritt, da denkt sie immer auf Zustände, wie sie nicht sein sollten. Ich gestehe, daß die Serenaden und feurigen Ansprachen, die uns in Fülle zu Theil wurden, wenig zu meiner Erheiterung beitrugen; auch Heinrich Simon war sehr nachdenklich, und Jacoby bewahrte seine unerschütterliche und erstaunliche heitere Ruhe, welche sagt: „impavidum ferient ruinae". Rappard saß auf seiner Stube nur zerstreute sich mit mikroskopischen Untersuchungen. Glücklicherweise waren diese meine speciellen Reisegefährten so geartet, daß sie selbst in solchen Zeiten sich den Sinn für alles das bewahrten, was in ruhigern Jahren ihrem Geiste, ihrem Gemüthe und Schönheitsgefühle wohlgethan. Mit Jacoby konnte man immer von Kant und überhaupt von Philosophen und Dichtern sprechen; von Heinrich Simon erinnere ich mich, daß er mir selbst auf dieser Reise, da doch unsere Geister so sehr eingenommen und beunruhigt waren, sehr ausführlich über seinen Landsmann, den alten Dichter Logau sprach, den er bis in's Einzelnste und zum großen Theile auswendig konnte und an dessen letzter Ausgabe er sein Theil hatte. Ja, er lieferte mir sogar einen Lustspielstoff aus Logau's Jugendleben.

Es war mir nicht schwer, solche Reisegefährten zu einem Besuche bei Justinus Kerner in Weinsberg zu bewegen, und dieser Besuch bildet in jener beweglichen mit in unsern Gemüthern noch mehr als äußerlich ruhevollen Zeit eine schöne Idylle. Weinsberg war mir als sagenhafter Boden der Weibertreue, als geschichtlicher des Bauernkrieges und als Aufenthalt eines lieben Dichters und sonderbaren Magiers interessant und bis zu einem gewissen Grade heilig als ehemaliger Aufenthaltsort meines theuren Nicolaus Lenau, der mir in schönen Jugendtagen oft von Weinsberg erzählt hatte. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, an dem wir durch das schöne Land dem schönen Städtchen entgegenfuhren; aber ich will Fahrt und Land und Kernerhaus nicht näher beschreiben, wohl fühlend, daß sich meine Beschreibung dem „Besuche bei Justinus Kerner von David Strauß" nicht im Entferntesten nähern würde.

Der alte Magus empfing uns überaus freundlich, und ich hatte die schmeichelhafte Genugthuung, die ich nicht im Geringsten erwartet hatte, mit meinen Versen von ihm gekannt zu sein. Seine Erscheinung machte mich anfangs etwas stutzig, denn er sah gar nicht so aus, wie ich mir einen Geisterseher vorgestellt hatte. Groß, breitschulterig und dick, wie er war, begriff man es nicht, wie er in die Gesellschaft durchsichtiger, körperloser Geister paßte, und wie sich in solch derber Körperlichkeit eine Phantasie eingenistet haben sollte, die so phantastisches Zeug an's Tageslicht brachte und selber daran glaubte. Hatte man sich aber nach einiger Zeit an diese Wohlbeleibtheit gewöhnt, und brachte man es dahin, von dieser zu abstrahiren und nur den großen Kopf mit den langen Haaren und den bald erloschenen Augen, über denen zarte Dämmerung schwebte, für sich allein zu betrachten: dann allerdings konnte man das Resultat der Betrachtung mit der vorgefaßten Vorstellung von Justinus Kerner in Einklang bringen. Was uns rasch für ihn einnahm, war der Umstand, daß er sich sofort als unsern Gegner auf politischem Felde offenbarte und daß er uns trotzdem mit so großem Wohlwollen entgegenkam, als ob nichts trennend zwischen uns stünde. Ach, wie selten waren in jener Zeit solche Erscheinungen! Selbst wenn er uns ironisirte mit unsern Bestrebungen, war es, als ob er uns und die Leiten, die uns erwarteten, nur beklage. Von Anklage, von Verdächtigung unserer Absichten, war in Wort und Benehmen keine Spur. Doch hing er als verarteter Romantiker mit ganzer Seele am Alten. Bei Erwähnung Böhmens brach er in ein Lob des Katholicismus aus und rühmte die Zeit, da die Welt von Mönchen angefüllt war. Dieser Mann, den man immer mit Ludwig Uhlane zusammen nannte, war ganz und gar das Gegentheil dieses klaren, ruhevollen, edeln Geistes, der immer auf festem, irrlichten Boden stand, an Leib und Freud' der Gegenwart Antheil nahm, sich über Vergangenheiten nicht täuschte und die Zukunft nach Kräften zu und schön mit aufzubauen strebte, und wahrhaftig, es wird doch Niemandem einfallen, diesen Ludwig Uhland als Romantiker im schönsten Sinne des Wortes unter Justinus Kerner zu stellen.

Nachdem wir in seinem reizenden Hause einige Zeit gemüthlich verplaudert hatten, führte uns Justinus Kerner durch seinen Garten in den historischen Thurm, welcher während des Bauernkrieges allerlei Gräuel gesehen nur in dessen Fenstern jetzt die berühmten Kernerschen Aeolsharfen wie Geister über Gräbern Klagelieder anshauchen. Auf dem Wege dahin stützte sich Justinus auf meinen linken Arm und sprach von der Glückseligkeit des Klosterlebens, dann mit einem Male hielt er inne, drückte meinen Arm fest an seine Seite, ergriff meine Hand und sagte, indem er sein Gesicht dem meinigen näherte: „Fühlst Du mit, wie unser Nervengeflecht zusammenstimmt?" Ich gestehe das; er war darüber voller Freude, bedauerte, daß ich ihn wieder verlassen solle, da offenbar zwischen uns ein immiger Rapport bestehe, und rief mir am Ende, von den revolutionären Wegen abzulassen. Dann, während sein Sohn Heinrich Simon in einen Thurm führte, wo junge Mädchen für den Fall eines Aufstandes Barronen machten, zeigte mir Justinus Kerner die seinem Hause gegenüberliegende kleine Wohnung, in welcher Lenau gehaust hatte und in der noch sein melancholisches Porträt hing. Es war in dieser Stube, unter diesen traurigen Augen noch trauriger, als in jenem Thurmgemache, das die Aeolsharfen mit ihren geheimnißvollen Klagen erfüllten.

Die Stimmung, in der wir das Haus des Magus verließen, war im Ganzen eine gemüthliche; seine feine Ironie oder Ironisirung der revolutionären Bestrebungen war um so weniger verletzend, als er, sobald man mit ihm discutiren wollte, zugab, daß sein Conservatismus rein Gemüthssache sei, da er an mehreren Gliedern der königlichen Familie mit großer Freundschaft hänge, nur daß er in der Theorie eigentlich gar nichts gegen uns einzuwenden habe und uns Recht geben müsse. Ein einiges, großes und freies Deutschland wäre gewiß eine sehr schöne Sache, und man müsse aller Poesie, jenes Ersehnens dabei sein, wenn man für diese Idee nicht empfänglich, ja begeistert wäre; aber die Sache, wie die Dinge einmal ständen, sei zur Zeit nicht ausführbar, und er persönlich hätte zu großes Mitleid mit denjenigen, die, wenn man es erreichte, darunter zu leiden hätten. Das sei allerdings nicht gesprochen, wie ein Politiker sprechen solle, aber er sei ja auch kein Politiker und er wolle sich als alter blinder Mann auch

nicht in Dinge mischen, welche naturgemäß das jüngere Geschlecht auszufechten habe. Unter solchen Bezeugungen und Zugeständnissen konnten wir uns seine Wirksprüche gefallen lassen, und das um so leichter, als die Witze, die er damit verband, nie gegen uns, sondern gegen seinen eigenen Sohn, der sich im höchsten Grade revolutionär zeigte, gerichtet waren.

Wir schieden als gute Freunde, und selbst Jacobi, jener klare Verstand, der Landsmann und Jünger Immanuel Kant's, der rationelle Arzt, sprach auf dem ganzen Wege von dem guten Einbruch, den ihm sein geistersehender College gemacht hatte. Was mich betrifft, so glaube ich nach einzelnen sehr klugen und klaren Aeußerungen Justinus Kerner's schließen zu dürfen, daß er in seinen alten Tagen nur noch deshalb Geister sah, weil er ihre Existenz in seiner Jugend zu tief verklamirt hatte.

In Heilbronn, wo sich indessen mehrere Abgeordnete gesammelt hatten, wurden wir mit großen Volksdemonstrationen empfangen, denen am nächsten Tage noch andere und größere folgten, und an denen auch die Bürgerwehr Theil nahm. Interessen erinnere ich mich nicht mehr an die Einzelnheiten, die diese bezeichneten, da die damalige Zeit an solchen Aeußerungen reich und diese einander meist sehr ähnlich waren. Ich weiß nur, daß uns der Empfang in Heilbronn einen Eindruck machte, der uns zu dem Glauben berechtigte, daß wir in Würtemberg willkommen seien und daß das württembergische Volk aufrichtig und mit Wärme an der Reichsverfassung hänge. Diese ausgezeichnete Württemberger, darunter Mitglieder des Landesausschusses, Kammerabgeordnete und Schriftsteller, kamen uns von Stuttgart aus entgegen, und mit diesen bestiegen wir einen mit schwarz-roth-goldenen Fahnen, Blumen und Guirlanden geschmückten Eisenbahnzug, um uns in die Hauptstadt zu begeben. Auf jeder Station wurden wir von großen Volksmassen begeistert empfangen; am bereitwilligsten aber dürfte die Begrüßung erscheinen, die uns in Ludwigsburg zu Theil wurde.

Dort unter den Augen des Hofes, der sich dahin geflüchtet hatte, drängte sich eine große Anzahl von Soldaten, meist Artilleristen, an uns heran, um uns ihre Sympathien, ihre Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache auszudrücken. An ihrer Spitze stand ein Unteroffizier der Artillerie, ein sehr schöner junger Mann, dessen Worte und Benehmen viel Bildung verriethen und der in höchst klarer, ruhiger, aber darum nicht minder schwunghafter Rede auseinanderseyte, wie die Sache des Volkes auch Sache der Armee sei. Man hätte bei allen diesen Symptomen, auch ohne sanguinisch zu sein, die größten Hoffnungen hegen dürfen. Ich gestehe, daß ich trotzdem von großen Hoffnungen weit entfernt war, weil das aber weniger meinem Scharfsinn zuzuschreiben, als dem leidenden Zustande, in dem ich in Stuttgart ankam.

Wer die Augen öffnen wollte, konnte sich überzeugen, daß es in der Hauptstadt anders aussah, als im offenen Lande. Die Bürgerwehr, die uns feierlich empfing und sich dem Parlamente zur Verfügung stellte, war offenbar zu einem großen Theile für uns; auch die unteren Volksschichten und Alles, was in den Mittelclassen mit der liberalen Partei zusammenhing. Aber man wußte doch nicht, was wir in den Falten unserer Toga mit uns brachten; wir waren eine geheimnißvolle Erscheinung und darum bis zu einem gewissen Grade unheimlich. Die große Mehrheit war von unserm Rechte durchdrungen, voll Achtung für uns, als die Vertreter der Nation und zwar als das kleine Häuflein von Vertretern, das in diesem kritischen Momente anspielt, während die große Mehrzahl auf Befehl oder Drohungen der Regierungen auseinander floh und die Fahne der Nation schmählich im Stiche ließ. Von unserem Rechte, nur ich darf wohl sagen, von dem Achtungswerthen unserer Lage, war Jeermann durchdrungen; wagte doch selbst die Regierung in ihrer Proclamation weder das Eine noch das Andere zu leugnen: aber die Stadt war ruhig, und wir brachten vielleicht die Revolution, wir brachten vielleicht Straßenkampf, eine neue Krise und eine Zukunft voll Unsicherheit.

Nicht Alle, die für das Recht waren, waren zugleich für einen Kampf um dieses Recht und alle aus einem solchen Kampfe entspringenden Möglichkeiten. Die Begeisterung, die Ehrerbietung, die man uns zeigte, hatte etwas Gewrichtes, so wie bei aller Bewegung, die wir brachten, die ganze Atmosphäre nicht aufgeregt, gewitterhaft wurde, sondern ohne Schwüle gerückt blieb. Ein großer Theil der Einwohner dieser Stadt, welche sich damals noch nicht, wie das heute der Fall ist, durch Handel und Gewerbe unabhängig gemacht hatte, hing mit dem Hofe zusammen und lebte vom Hofe. Dieser Theil war uns ausgesprochen feindlich; dieser betrachtete uns mit düstern Blicken, während der andere, wenn auch mit Sympathie, doch zugleich melancholisch zu uns herübersah. Dies ist die Wahrheit über die damalige Stimmung in Stuttgart, wenn auch der Enthusiasmus, der uns in den nächsten Kreisen umgab, manchem Abgeordneten vielleicht ein anderes Bild in der Erinnerung zurückließ. Die Agitatoren des Landes, die Mitglieder des Landesausschusses, diejenigen, die uns unsere eigentliche Basis schaffen sollten, waren selber niedergeschlagen, denn sie hatten in den letzten Tagen Erfahrungen gemacht, in Folge deren sie uns die Uebertragung des Parlamentes widerrathen haben würden, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Die traurigste dieser Erfahrungen war die, daß mehrere Städte, die sich eifrig für die Reichsverfassung gezeigt hatten, plötzlich kalt wurden, als sie zu merken glaubten, daß sie durch die Grundrechte gewisse aus alten reichsständischen Zeiten herabgekommene Privilegien, die ihnen einen Theil ihrer Einkünfte sicherten, verlieren könnten. Doch das sind Einzelheiten, über welche Mitglieder des Landesausschusses, wie z. B. Carl Mayer von Eßlingen, bester Auskunft geben können, als ich. Zur Ehre dieses Landesausschusses sei es gesagt, daß er vom Momente unserer Ankunft an, trotz mancher entmuthigenden Täuschung, seine Thätigkeit sofort wieder aufnahm und zu Allem bereit war, was die Nationalversammlung, als einzige berechtigte Vertreterin der Nation, beschließen würde.

Schon am Abend nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß unser College, der Minister Römer, den Kopf verloren habe, daß er bestimmungslos zwischen seiner Wohnung und dem Schlosse hin und her renne, nur man spreche die Vermuthung aus, daß er sich, sobald er ein wenig zur Besinnung gekommen, dem Parlamente als Feind gegenüber stellen werde. Dieser Mann war vor Allem ein Würtemberger und vor Allem schreckte ihn der Gedanke, daß seine Heimath mit in die Revolution hineingezogen werden solle. Dies war auch bei andern Würtembergern, auch bei Ludwig Uhland der Fall, aber dieser Letztere, obwohl er die Uebertragung des Parlamentes nach Stuttgart widerrathen habe, obwohl ihm unser Beschluß wahrhaften Schmerz verursachte, dachte doch, wie die meisten andern württembergischen Abgeordneten, groß genug, um trotz aller persönlichen Gefühle auf Seiten des Rechts und der Nation auszuharren, seine Besorgnisse und Schmerzen nicht weiter zu heraushängen und den Beschlüssen der einzigen berechtigten Behörde und seinem Mandate Folge zu leisten. Dies war um so rühmenswerther, als die Gefahr für die württembergischen Abgeordneten, wie es damals schien, größer sein konnte, als die der Andern, da sie unmittelbar und auf heimischem Boden gegen ihre Regierung auftreten mußten. Römer erkannte zwar als Advocat ebenfalls das Recht der Nationalversammlung und zwar bis auf den letzten Moment der Auflösung und selbst bis über diesen hinaus, aber vor Allem fühlte er sich als Würtemberger und als Minister des Königs von Würtemberg. Sein bureaukratisches Gewissen war stärker als sein redliches und patriotisches; er sprach sich für die Pflicht aus, die Jeermann bestreiten konnte, und gegen die Pflicht, die Niemand und er selber nicht bestritt.

Am 5. Juni Mittags hatte sich in Stuttgart bereits die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten eingefunden, und am Abend fand eine Vorversammlung statt, in welcher die Fortsetzung der Sitzungen gleich für den nächsten Tag bestimmt wurde. Diese Vorversammlung war nicht ohne Interesse. Alte Freunde und Parteigenossen, die nun seit mehr als einem Jahre miteinander getagt und, da sie immer in der Minderheit waren, man darf wohl sagen, mit einander gelitten hatten, fanden sich hier nach einer Trennung von nur wenigen Tagen mit Gefühlen zusammen, als ob zwischen Frankfurt und Stuttgart lange Zeiten und unendlich große Räume lägen. Jeermann hatte irgend welche Abenteuer zu erzählen; die Hessen hatten bereits den Weg zwischen den beiden Städten verlegt, und so hatten sich die Einen mit allerlei Schwierigkeiten mitten durch sie hindurchschlagen oder schleichen müssen, während die Andern zu großen Umwegen durch die Pfalz oder durch Baiern gezwungen waren. Diese kleine Schaar, deren jeder Einzelne von seinem Rechte durchdrungen war, mußte sich von einem Orte nach dem andern, nach Art einer Räuberbande, begeben, zerstreut und in einzelnen Abtheilungen, damit doch wenigstens ein Theil glücklich am Entzwecke anlange. Und da wir nun endlich zusammen waren, was wird unser ferneres Schicksal sein? Wahrlich, unsere Lage war keine leichte; die Meisten von uns hatten

das Bewußtsein, daß wir einen letzten und äußersten Versuch zur Rettung der Freiheit machten und daß, wenn dieser Versuch mißlang, mit ihm vielleicht unser ganzes Leben zugleich ein mißlungenes wurde. Trotzdem herrschte in jener Versammlung die Heiterkeit des Wiedersehens; unsere Partei hatte im Laufe des Jahres eine Art Familiengefühles bekommen, viele einzelne Mitglieder waren unter einander auf's Innigste befreundet, und zu alle dem kam, daß die große Mehrheit der Anwesenden sich gerade durch das Schwierige unserer Lage geboben fühlte.

Am 6. Juni Morgens neun Uhr versammelten wir uns auf dem Rathhause, um uns von da nach der württembergischen Kammer zu begeben. Bürgerwehr bildete den ganzen Weg entlang ununterbrochene Spaliere, und hinter diesen drängte sich das Volk, um uns durch Zurufe zu begrüßen und zu ermuntern. Der kleine Saal der württembergischen Kammer war groß genug, um die deutsche Nationalversammlung, welche einst in den weiten Räumen der Paulskirche kaum Platz hatte, bequem zu beherbergen. An die große, säulengetragene Rotunde mit den weiten Gallerien gewöhnt, war es uns hier zu Muthe, als befänden wir uns in einem hübschen Familienzimmer. Interessen war unsere Schaar nicht so klein, als man gewöhnlich annimmt. Hunderttausend oder hunderttausend Mitglieder waren bereits anwesend; Manche, die zur äußersten Linken gehörten und die uns unter andern Umständen gewiß begleitet hätten, waren als Theilnehmer an der Pfälzer und baierischen Bewegung in der Ferne, wie z. B. Ludwig Bamberger aus Mainz, Tüshschek, Martin, Würth aus Sigmaringen u. A. Nahe an fünfzig waren mit „Entschuldigung" abwesend und gehörten de facto noch zur Nationalversammlung, obwohl sie ihrem ganzen Wesen nach nichts mehr mit uns zu thun hatten und nur noch aus Politik, um abwarten zu können, ihre Austrittserklärungen verzögerten. Zu diesen darf man wohl die Herren Beseler, Eisel, Robert Mohl, Tellkamp u. A. zählen.

Löwe von Calbe wurde zum Präsidenten gewählt, und es begannen sofort die Debatten, welche die Schöpfung eines neuen Mittelpunktes, einer neuen Centralgewalt zum Zwecke hatten. Der Reichsverweser konnte als Vertreter der Centralgewalt von uns nicht anerkannt werden; er hatte seine der Pflichten erfüllt, die er beschworen, und die Gewalt, die man ihm anvertraut hatte, gegen die Nation gelehrt, die ihn an die Spitze gestellt. Wir waren mehr als berechtigt, wir waren verpflichtet, diese Centralgewalt als null und nichtig wenigstens zu erklären, und es war geboten, eine neue zu schaffen, für den Fall, daß ihr noch irgend eine Widersamkeit gegönnt wäre. Die Debatten, die sich in Bezug darauf entspannen, sowie die Debatten der folgenden Tage zeichneten sich vor denen der Paulskirche vortheilhaft durch ihre Kürze aus. Man fühlte wohl, daß man keine Zeit zu verlieren hatte, und es war keine Partei da, in deren Interesse es lag, vor Allem Zeit zu gewinnen und die revolutionäre Kraft verrauchen zu lassen, wie das ein Jahr hindurch in der Paulskirche der Fall gewesen. Nur um vor der Nation unsere Schritte zu motiviren, hielt noch Vogt eine seiner glänzenden Reden. Was in dieser ersten Sitzung noch auffallen mußte, war die größere Thätigkeit, die Ablauf jetzt entwickelte. Es war ein Antrag von ihm auf der Tagesordnung, und er sprach auch einmal vom Platze. Weil die Gefahr da war, wurde dieser Ort auch thätiger. Er griff unmittelbar ein, während er sich in der Paulskirche immer im Hintergrunde gehalten hatte, und er sprach frisch weg und eifrig seine Meinung aus, da es ihm doch sonst eine große Ueberwindung kostete, eine Rede zu halten. Ich erinnere mich, wie ich ihm in der Paulskirche, als er nach seiner Kaiserrede die Tribüne verließ, einige Schritte entgegen eilte, in der Besorgniß, daß ihm, aufgeregt wie er war, etwas begegnen könnte, und wie er mir beinahe athemlos erzählte, daß er mehr als zwei Drittheile dessen, was er sagen wollte, vergessen habe. Jetzt war es anders. Er sprach kurz, aber entschieden und präcis, berührte nach allen Seiten, blickte überaus ruhig und war wie ein Steuermann, der auf Alles achtet. Der Minister Römer nahm sich neben ihm wie das böse Gewissen aus; er schob sich auf seinem Sitze hin und her, beugte sich bald vor, bald rückwärts, fuhr sich mit den Händen über's Gesicht und murmelte viel vor sich hin, ohne ein lautes Wort zu sprechen.

In dieser ersten, wie in allen spätern Stuttgarter Sitzungen wurden uns Ergebenheits-Adressen vorgelesen oder angekündigt, die allerrings von vielseitigem gutem Willen zeugten, gegen die aber Unsereiner schon längst abgehärtet war. Ebenso kamen und verschiedene Geschenke zu, und unter diesen auch noch ein Beitrag zur deutschen Flotte, was wohl Manchen noch hätte lachen oder lächeln machen können, wenn man damals überhaupt zur Beobachtung der komischen Momente und der komischen Seiten dieser Lage gestimmt gewesen wäre. Es war damals schon ebenso schwer, an die deutsche Flotte zu glauben, wie an eine deutsche Reichsverfassung.

Am Nachmittag des 6. Juni gingen wir an die Wahl der Reichsregentschaft. Mehr oder weniger hatten wir Alle die Ueberzeugung, daß wir damit etwas Allmerschaes begannen, und gewiß waren die fünf Männer, die wir zu Reichsregenten ernannten, von dieser Ueberzeugung durchdrungen. Dieß größer war ihr Opfer, daß sie sich zu einem Versuche hergaben, der wie ein Spiel ausfallen konnte, ja der alle Wahrscheinlichkeit des Mißlingens für sich hatte. In der That ist die Selbstverleugnung, die diese Männer zeigten, nicht genug zu rühmen. Man sage, was man wolle, man mache alle Witze, welche Gefallenen gegenüber so leicht zu machen sind, so ist es doch wahr, daß Charaktere und Intelligenzen, wie Heinrich Simon, Schüler, Raveaux, Becher, Vogt, selten in einer Regierung vereinigt sind, und man darf behaupten, daß solche Männer, wo sich ihnen nicht Unmöglichkeiten entgegenstellen, ein Regierungscollegium bilden würden, das doch über all den Regierungen stünde, welche uns besiegt haben. Man vergleiche diese Männer mit den Ministerien und Regierungen der damaligen Zeit und sage, ob hier zu viel behauptet oder übertrieben werde. Daß sie mit unbestreitbaren Rechte auf ihrer Seite doch unterlagen und das vorgesteckte Ziel nicht erreichten, das beweist nur, daß Recht, Charakter und Geist auf dieser Erde nicht immer, vielleicht am seltensten den Sieg davon tragen, und daß dieser dürftiger ihren Antagonisten, ihren Gegentheile bestimmt ist. Die Wahl der Reichsregenten wurde von den Gallerien mit Begeisterung aufgenommen, und in der ganzen Umgebung der Kammer erscholl gewaltiger Jubel, als man von Einsetzung der Reichsregentschaft vernahm. Ich gestehe, daß dieser Jubel, als er in den Sitzungssaal eindrang, mein Herz mit den schmerzlichsten Gefühlen und mit der größten Bitterkeit erfüllte. Aber es blieb uns nichts mehr übrig, als wenigstens die Form des Rechtes zu erfüllen, da es uns, die wir von der Majorität der Nationalversammlung, sagen wir es nur gerade heraus, feige verlassen waren, nicht gegönnt war, das Recht selbst zu verwirklichen. Wir verstanden das Feige und Verächtliche, wenn es auch bereits wie ein leeres Spiel aussah, und mit kaltem Blute, nach jahrelanger Abhärtung scheint mir dieses Spiel noch immer würdiger, als die Desertion der Mehrzahl, die so rasch den Regierungen gehuldigt und die Fahne rakinwarf, die ihr die Nation in die Hände gegeben. Was wir thaten und begannen, war Mosaens, den wir dem sterbenden Rechte eingaben, um noch Tage oder Stunden zu gewinnen, während welcher eine heilsame Krise, eine Rettung möglicherweise eintreten konnte.

Am 8. Juni nahm Fürst Waldburg-Zeil Urlaub, und so that auch der Abgeordnete Giskra. Das waren Symptome. An diesem Tage hatte auch schon Herr Römer, unser College, seine gegen die Nationalversammlung gerichtete Ansprache an das württembergische Volk erlassen, und damit war der Krieg erklärt und der Bruch des Rechtes eingeleitet, welches Herr Römer selbst in dieser Ansprache noch anerkannte. So stark ist der Deutsche, wenn es gilt, die Theorie von der Praxis zu scheiden. Es ist wohl zu bemerken, daß Herr Römer seinen Austritt aus der Nationalversammlung erst am 13., also nach Erlaß der Ansprache, anzeigte. Allerlei dunkle Gerüchte verbreiteten sich in Folge dieser Kriegserklärung; unsere Freunde glaubten uns von drohenden Gefahren umgeben, und ihre Besorgnisse schienen gerechtfertigt, als man sich übergangen konnte, daß in der That allerlei militärische Vorbereitungen getroffen wurden. Es kamen uns allerlei Warnungen zu, und der Schreiber dieser Zeilen erhielt selbst einen Brief von einer mit höhern Kreisen in Verbindung stehenden Person, in welchem er beschworen wurde, an seine Sicherheit zu denken und Stuttgart zu verlassen. Die Bürgerwehr bot uns ihren Schutz an, und das Bureau der Nationalversammlung, auf den Antrag eingehend, verlangte, daß die Bürgerwehrartillerie vor dem Sitzungssaale auffahre, um uns den Eingang frei zu erhalten. Aber als die Artillerie Folge leisten wollte, fand es sich, daß die Regierung an ihr Eigenthum Hand gelegt und ihre Kanonen confiscirt hatte.

Die Sitzung des 8. Juni war die letzte, die wir in der württembergischen Kammer gehalten; von diesem Tage an waren wir,

so zu sagen, obdachlos, und die souveraine Nationalversammlung des deutschen Volkes irrte in den Straßen umher. Am 13. versammelten wir uns im Kolbischen Saale. An diesem Tage lief wieder eine große Anzahl von Adressen ein, nun, was interessanter ist, es fließ eine Anzahl von Ersatzmännern zu uns, um die Lücken einiger Deserteure der letzten Tage auszufüllen, und unter diesen auch der Ersatzmann des Herrn Römer. Es ist gewiß anerkennenswerth, daß diese Männer sich im letzten und äußersten Momente auf das leckе Schiff begaben, das sich selbst als ein versinkendes bekannte. Wieder am 16. beherberge uns das Fritz'sche Reithaus, das, ohne daß wir eine Ahnung hatten, vor unserm Einzuge mit Blumen und Gepränge auf das Anmuthigste ausgeschmückt wurde. Es war ein geschmückter Katafalk. Wir sollten nicht zum zweiten Male in diese Räume einziehen.

Am 17., spät Abends erhielt der Präsident Löwe von Calbe im Namen des Gesammtministeriums ein von Herrn Römer unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieser verkündigte, „daß das Tagen der hieher übergesiedelten Nationalversammlung und das Schalten der von ihr am 6. d. Mts. gewählten Reichsregentschaft in Stuttgart und Würtemberg nicht mehr geduldet werden könne.“ Die Zuschrift enthält noch immer eine Anerkennung des Rechtes, kann sich aber trotzdem hie und da eine gegen die Nationalversammlung gerichtete höhnische Bemerkung nicht versagen. Wer Herrn Römer für einen tragischen Helden hält, der unter einer Collision von Pflichten leidet, der lese diese Zuschrift, um sich zu überzeugen, daß sich mit dieser Kleinigkeit, mit dieser Verspottung des ohnmächtigen Rechtes, seine Tragik verbinden laße. Der Präsident, ließ diese Zuschrift unbeantwortet. Herr Römer schickte ihm am nächsten Tage, gegen Mittag, wieder einen Zettel zu, um ihn „darauf aufmerksam zu machen“, daß gegen eine Sitzung der Nationalversammlung „die erforderlichen Maßregeln ergriffen werden“. Der Präsident wollte sich hierauf mit den Schriftführern in das Sitzungslocal begeben, um es vor Eröffnung der Sitzung, welche um drei Uhr beginnen sollte, in Besitz zu nehmen, aber schon um ein Uhr wurde er benachrichtigt, daß das Haus bereits von Militär besetzt sei. Doch war von Truppenbewegungen nichts bemerkt worden; die Soldaten hatten sich durch Seiten- und Nebengaßen in die Nähe des Fritz'schen Locales geschlichen. Man wußte halt, daß dort verhältnißmäßig bedeutende Truppenmassen aufgeboten waren, und in den Straßen hieß es, daß man uns Alle niederkanonen wolle. Da trat Ludwig Uhland auf, Er forderte den Präsidenten auf, so viele Mitglieder als möglich zu versammeln und sich mit diesen in einem Zuge an Ort und Stelle zu begeben, um die Gewalt an uns sich vollenden zu lassen, nur käme es auch auf's Aeußerste. Wir versammelten uns unter den Bäumen eines gedrängten Platzes, den ich, bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit der Stadt, nicht näher bezeichnen kann, und setzten uns von da aus in Bewegung. An unserer Spitze schritt der Präsident, ihm zu Seiten zwei Pyrenäen Deutschlands, die beiden Greise Albert Schott und Ludwig Uhland, zwei Männer, die ein ehrenvolles, fleckenloses, langes Leben hinter sich hatten, das nur dem Kampfe für das Recht, für das Gute und Schöne gewidmet war und das sie auch jetzt, ohne Zaudern der Ungewißheit, einer drohenden Gefahr ruhig und schlicht entgegentrugen. Auf dem Gesichte des alten Schott lag dieselbe Milde, derselbe Ausdruck der Humanität, die dieses Gesicht zu allen Zeiten charakterisirte, dieselbe Heiterkeit, die nur eine aktive Wirkung verbunden mit dem Bewußtsein stets erfüllter Pflicht, geben kann. Damit sei aber nicht gesagt, daß sich in diesem sanften Gesichte nicht zugleich eine gewisse Aufregung kund that; das Verbrechen, welches eben an der deutschen Nation begangen werden sollte, ging ja von Römer aus, der der Mann seiner Tochter war. Wenn es Deutschland nicht auffiel, wie klar ein Recht sein mußte, für das ein Mann wie Schott mit dem Reste seiner Tage eintrat, so fehlte es vielleicht nicht an fernen und fremden Völkern, denen seine Gegenwart am Sterbebette der Nationalsouveränetät für uns ein vollgültiges Zeugniß war. Ist es doch dem Anscheinder dieser Stütze begegnet, daß sich bei ihm, auf ferner griechischer Insel, alte Hellenen nach dem braven, edlen „Stotos“ erkundigten. Und auf der andern Seite des Präsidenten ging Ludwig Uhland, mit seinen großen, strammen Schritten, die man an ihm kannte. Sollte man nicht meinen, daß ein Recht, das von zwei solchen Zeugen begleitet auftritt, von aller Welt erkannt werden müsse? Man sollte es meinen, wenn man nicht wüßte, daß der Eigensinn sich um das Recht und seine heiligsten Zeugen nicht kümmert und daß er, um es zu besiegen, die Gedankenlosigkeit als Mittel gebraucht. Unmittelbar hinter dem Präsidenten und den beiden Greisen ging ich, Arm in Arm mit meinem Freunde Ludwig Simon, kaum alles als Augenzeuge über die letzten Momente des Parlamentes berichten. Ich wußte, daß wir unserm Ende entgegengingen, und das dicht gedrängte Volk, rechts und links an unserm Wege, störte mir, trotz aller Zurufe, kein Vertrauen ein. Durch die natürliche Ideenassociation erinnerte ich mich jenes andern Ganges vom Römer in die Paulskirche bei Eröffnung des Parlamentes — als alle Häuser mit Flaggen und Blumen geschmückt waren, aus allen Fenstern Jubelrufe erschollen, die Musik „Nur gewagt, unverzagt“ ausspielte und Aller Herzen voll großer Hoffnungen waren. Nun will ich es offen gestehen, daß ich mich damals in Frankfurt nicht so gehoben fühlte, wie auf diesem letzten Gange des Parlamentes, der einem Gange zum Schaffote glich. Wir kamen in eine Straße, in der wir das Militär, Infanterie, aufgestellt sahen, während links in einer Seitenstraße Cavallerie wartete. Wir setzten unsern Weg fort, als ob jenes Hinderniß vollkommen unsichtbar wäre, und kamen so an die Reihen der Soldaten, welche die Straße, die zum Sitzungslocale führte, absperrten. Der Präsident mit seinen beiden Begleitern war eben bis auf ungefähr zwei Schritte Entfernung den Soldaten nahe gekommen, als sich deren Reihen plötzlich öffneten und ein älterer Mann mit weißer Binde um einem Papier in der Hand herandrat und dem Präsidenten verkündete, daß er als Civilcommissär den Auftrag habe, zu erklären, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Der Mann — Cammerer hieß er — war blaß, und seine Stimme zitterte, wie eines Verbrechers. Kaum hatte er seine Worte hervorgestoßen, als er schon wieder hinter den Soldaten verschwand. Ich glaube, daß er nur noch die Worte „mein Auftrag ist erfüllt“ hervorstotterte. Der Präsident erhob seine klangvolle Stimme und rief: „Ich erkläre“ — hier aber wurde er von Trommelwirbel unterbrochen, wie ein Delinquent, den man nicht zu Worte kommen läßt. Trotzdem rief der Präsident dem Civilcommissär zu: „Sie müssen mich hören!“ und als dieser verschwunden blieb, erhob er die Stimme noch einmal und rief: „Ich protestire gegen dieses Verfahren, als gegen einen Verrath an der Nation!“ und die Worte wurden gehört, trotzdem die Trommelwirbel immer stärker wurden und trotz dem Waffengeklirr. Die meisten Abgeordneten hatten sich inzwischen nach vorn gedrängt und standen in compacter Masse vor den Soldaten. Eine kleine Pause, die in diesem Momente spielte, scheint von nur sehr Wenigen, vielleicht nur von mir bemerkt worden zu sein, da ich sie in den zahreichen Berichten, die später im Hotel Marquart erstattet wurden, nirgends erwähnt finde.

Civilcommissär Cammerer, nachdem er hinter den Soldaten verschwunden war, kam auf einen Augenblick wieder zum Vorschein, wandte sich an Ludwig Uhland und sagte ihm, daß, wenn er allein eintreten wolle, ihm der Weg offen stehe. Ich werde die Gebehrde der Verachtung, das verzweifelnde Achselzucken, mit dem sich Uhland von ihm abwandte, nie vergessen und ich glaube, daß selbst Herr Cammerer, obwohl ein Mann, der sich zu einem solchen Amte hergegeben, diesen Moment ebenfe wenig vergessen werde. Mittlerweile, da die Abgeordneten sich an die Soldaten herangedrängt hatten, commandirte man „Fällt das Bajonnet“ — aber sie gehorchten nur zur Hälfte. Ich bemerkte, daß ein einziger Soldat das Bajonnet so weit sinken ließ, daß es Einem der Herandrängenden beschädigen konnte. Dieser Eine hatte offenbar den besten Willen, sein Bajonnet in Blut zu taufen; seine Bewegungen, wie der Ausdruck seines Gesichtes verriethen es zu deutlich. Die Anderen aber waren knöchtüchtig und sahen niedergeschlagen vor sich hin. General Miller bemerkte das wohl ebenfe gut wie ich, rief dem Präsidenten, der unbeweglich stand, ein „Fort!“, dann einem Officier in der Seitenstraße ein Commandowort zu, und in demselben Augenblicke sprengte die Cavallerie auf uns ein, während der Officier, der sie führte, „Einhauen!“ commandirte und die andern Officiere vorwärtsrein „Haut zu! Haut zu!“ ausriefen. Doch auch ich der Gerechtigkeit wegen hinzufügen, daß ich einen Officier selber sah, der einem Cavalleristen, welcher auf den Abgeordneten Günther einhauen wollte, in den Arm fiel. Der Abgeordnete Günther nämlich, als die Cavallerie heranspreugte, warf sich ihr entgegen, riß seine Kleider auf und außer sich rief er den Herausprengenden entgegen: „Haut zu!“

Im Allgemeinen aber hatten auch die Cavalleristen, trotz der beständigen Aufmunterung der Officiere und Unterofficiere, nicht die

geringste Lust zum Einhauen. Sie thaten nur so und schwenkten, indem sie in unsere Schaar hineinritten und uns trennten, ihre Säbel über unsern Köpfen. Der Präsident selbst war in Gefahr niedergeritten zu werden. Es lag also nach allem weder an Herrn Römer noch an dem guten Willen der würtembergischen Officiere, daß das Parlament ein unblutiges Ende nahm. Hätten die Soldaten gehorcht, ihre große Anzahl hätte unser kleines Häuflein binnen fünf Minuten bis auf den letzten Mann niedermetzeln können. Das Volk drängte sich mit in das Gewühre, und die Erkenntniß von der Stimmung der Soldaten, die man sofort gewinnen mußte, war wohl mit eine der Ursachen, daß es zu keinem weiteren Conflicte kam.

Bei dem Gedränge von Abgeordneten, Soldaten und Volk, bei der Verwirrung war es nicht möglich uns wieder zusammenzufinden und an Ort und Stelle etwas Gemeinschaftliches zu beginnen. „Nach dem Hotel Marquart!“ rief ein Abgeordneter dem andern zu, und in der That fanden wir uns dort zur selben Stunde zusammen, auf welche die Sitzung in der Reitschule angesetzt war. Aber wir zählten uns — unsere Zahl belief sich nur noch auf 94 — wir waren nicht mehr beschlußfähig — die Nationalversammlung war gesprengt worden, wenn es besser klingt, hingerichtet.

Man nahm noch ein Protokoll auf über die Vorgänge, und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß auch die Reichsregentschaft auf ihrem Wege zum Sitzungslocale vom Militär aufgehalten und dann mit Gewalt unter militärischer Begleitung in ihr Haus zurückgebracht wurde, daß sich während dieser Zeit zwischen Bürgern und Officieren ein Conflict erhoben, und daß die Officiere gegen die wenigen Männer der Reichsregentschaft ihre Soldaten die Gewehre laden ließen.

Inzwischen war die Hoffnung nicht aufgegeben, die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten wieder zusammenzubringen, obwohl Manche in wahrhafter Verzweiflung während der letzten Tage ihren Posten verlassen hatten. Der Präsident hatte das Recht uns wo immer zusammenzuberufen. Natürlich wandten sich unsere Blicke nach Baden, als dem einzigen Winkel auf deutscher Erde, in welchem sich die einzigen rechtlichen Vertreter deutscher Nation noch versammeln konnten. Es kam nicht darauf an, daß wir nach Berathungen hielten, es kam nur darauf an, daß die Reichsversammlung noch zu Recht bestand. Viele Abgeordnete begaben sich bald auf badischen Boden, Andere verweilten noch einige Tage in Stuttgart, obwohl sich schon am 18. Juni, dem Tage der Auflösung, das Gerücht verbreitete, daß die Reichsregenten und viele Abgeordnete verhaftet werden sollten. Es scheint auch in der That die Absicht der Regierung gewesen zu sein, uns zwangsweise über die Grenzen bringen zu lassen. Aber sie kam davon ab und begnügte sich damit, einige andere politische Persönlichkeiten, die nicht zum Parlamente gehörten, aus dem Lande zu weisen. Was die Abgeordneten betrifft, so hatte der König die Gnade, ihnen, im Falle es ihnen an Mitteln fehlte, Reisegelder anbieten zu lassen. Ich will nicht weiter untersuchen, welche Motive dieser Anerbietung zu Grunde lagen, und selbst annehmen, daß diese der besten An waren — Thatsache aber ist, daß auch der Aermste unter uns von diesen Anerbietungen keinen Gebrauch machte.

In Baden-Baden fanden wir uns wieder in bereitender Anzahl zusammen. Aber es war nach der Schlacht bei Waghäusel. Zu Freiburg machten wir noch ein Mal Halt, aber nur um von da aus mit der Masse badischer Flüchtlinge, mit der Reichsregentschaft und mit dem Archive der deutschen Nationalversammlung in's Exil zu wandern.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 8. Der Landtag zu Königsberg und die Errichtung der Landwehr.

Von Ferd. Pflug.

Wir stehen am Anfang eines Jahres, das durch die Reihe seiner weltgeschichtlichen fünfzigjährigen Jubiläen für Deutschland hohe Bedeutung hat, und wir beginnen hiermit diese Feste, indem wir die Erinnerung an die erste große That des deutschen Volksgeistes im Siegesjahre 1813 feiern, denn als der bedeutendste, der eigentlich entscheidende und bestimmende Moment in der Bewegung von 1813 muß unbedingt die Errichtung der preußischen Landwehr erachtet werden. Es dankt diese folgenschwere Handlung ihren nicht erst vom 17. März, dem Erlaß der königlichen Ordre hierüber, sondern bereits vom 5. Febr. des genannten Jahres, dem Tage, wo zu Königsberg die Ständeversammlung der Provinzen Ostpreußen und Lithauen, im Verein mit den Repräsentanten der Theile von Westpreußen dieselben der Weichsel, aus eigner Machtvollkommenheit und allein getragen von dem gewaltigen, diese herrliche Zeit belebenden und befruchtenden Geiste, die Aufstellung einer Landwehr für die gedachten Landestheile beschloß und unter der Dringlichkeit der Umstände die Ausführung dieser großen Maßregel sofort auch selbstthätig in die Hand nahm. Ohne diesen entscheidenden Schritt würde einerseits sicher der durch die That York's zu Tauroggen unvermeidlich gewordene Krieg Preußens gegen Frankreich einmal nie in dem Maße, als dies wirklich geschah, ein Volkskrieg geworden sein, und zweitens würde andererseits noch viel unzweifelhafter die preußische Landwehr, wenn sie überhaupt in's Leben getreten wäre, doch nur geworden sein, was auch die österreichische Landwehr des Jahres 1809 und die russische des Jahres 1812 gewesen sind, ein Zuwachs des stehenden Heeres an einer Miliztruppe von, bei der mangelhaften Ausrüstung und geringen Bewährung derselben, sehr zweifelhaftem militärischen Werthe. So jedoch, unter der naturgemäßen Rückwirkung jenes merkwürdigen Ereignisses, ward sie mehr, ward sie der wenn auch noch halb unbewußte Ausdruck der in dem Volke wachgerufenen eigenen und innersten Kraft und damit in des Wortes vollster und unmittelbarster Bedeutung eine Volkswehr. Was jene alte preußische Landwehr so weit über alle ähnlichen Erscheinungen ihrer Zeit emporhob, wie nicht minder, was von den ersten Tagen ihrer Errichtung ab die Staatskünstler der alten Schule und die Männer des absoluten Regimentes mit geheimem Mißtrauen und schlecht verhehlter Besorgniß wider dieselbe erfüllte, es muß zunächst und vor allen Dingen auf diesen ihren Ursprung zurückgeleitet werden.

Seitsam genug ist in dem gegenwärtigen Streit der Parteien für und wider die neue preußische Armeeorganisation, d. i. der wesentlichen Bedeutung nach, in dem Streite für das auf die Landwehr gestützte Volksheer, oder eine stehende Armee nach dem neueren französischen Zuschnitt, noch kaum von jenem erwähnten großen Ereignis die Rede gewesen. Dasselbe wird, wenn es doch kommt, einfach als der Geschichte angehörig betrachtet, während es thatsächlich doch noch lebendig fort und fort wirkt, während eigentlich beinahe alle Fäden des neueren preußischen Staatslebens in ihm anknüpfen und auf dasselbe zurückleiten, und, was wichtiger als dies Alles, während nur auf die durch dasselbe begründeten großen militärischen Grundsätze zurückgegangen zu werden braucht, um für die angestrebte Wehrverfassung des neueren freiheitlichen Staats die bis dahin noch vergeblich gesuchten Formeln und eine nur des weiteren Ausbaus bedürfende Grundlage zu finden.

Es war eine verworrene, schicksalsschwere, eiserne Zeit, der die preußische Landwehr ihre Entstehung verdankt, und selten mag ein Staat sich in einer bedrohteren Lage befunden haben, als diejenige war, welche zu diesem Zeitpunkte Preußen versteckt hielt. Anfang Sommer 1812 hatte Napoleon I. mit einem Heere, wie es seit den Zeiten des Alterthums und der Kreuzzüge zahlreicher und kriegsgerüsteter die Erde noch nicht gesehen, seinen Zug gegen Rußland angetreten, Angesichts der Gefahr aber, von der Wucht dieser sich heranwälzenden Riesenmacht erdrückt zu werden, hatte die preußische Regierung keinen besseren Ausweg zu finden gewußt, als mit dem gewaltigen französischen Schlachtenkaiser auf dessen Betreiben hin ein Bündniß abzuschließen und 20,000 Mann, nahezu die Hälfte der ihr nach dem Frieden von Tilsit noch verbliebenen Waffenmacht, zu dessen Heere stoßen zu lassen. Es blieb keineswegs zu verkennen, daß für Preußen mit diesem Schritt auch die letzte Möglichkeit, wenigstens des preußischen Namens würdig zu enden, als verschwunden erachtet werden mußte, und daß, wenn es Napoleon gelang, Rußland niederzuwerfen, das fernere Schicksal und die Entscheidung über die Existenz des preußischen Staats bedingungslos in die Hand dieses einen Mannes gelegt waren. Bei der be-

kannten, gleichsam ahnungsvollen Abneigung des französischen Kaisers gegen Preußen konnte überdies über den Ausfall der Entscheidung desselben in einem solchen Falle schwerlich der geringste Zweifel obwalten.

Ehre und Pflicht hätten bei der so gestalteten Lage der Dinge wohl zum Einschlagen des gerade entgegengesetzten Wegs rathen sollen, ja, es blieb unter den obwaltenden Verhältnissen hier eigentlich gar keine Wahl, als, gestützt auf Rußland, den Kampf um Sein oder Nichtsein wieder die französische Uebermacht aufzunehmen. Zudem die Männer, welche unmittelbar nach dem Unglückskriege von 1806 und 1807 den Wiederaufbau des durch denselben zertrümmerten preußischen Staats mit so kräftiger Hand aufgegriffen hatten zu der blindesten und maßlosesten Opposition aufgestachelt, nur den einen Zweck verfolgten, wie sie vorlich beigetragen, den Urheber dieser ihnen widerwärtigen Richtung, Stein, zu stürzen, jetzt auch dessen Nachfolger, Hardenberg, der die Reformen desselben größtentheils aufgenommen, zum Fall zu bringen. Kaum daß dieser letzte bedeutende Mann und seine wenigen Anhänger sich wieder die unablässig gegen sie angesponnenen Intriguen noch in ihren Stellungen zu behaupten vermochten. Der König endlich, langsam im Entschluß und seinem ganzen innersten Wesen nach mehr zum Festhalten an dem Alten und Bestehenden hinneigend, schwankte zwischen den ihn bestürmenden Ansichten hin und wieder. Wo hätte da ein Auftreffer zu einer so großen Handlungsweise, wie die entschlossene

Die Errichtung der preußischen Landwehr in der Ständeversammlung zu Königsberg am 5. Februar 1812.

und die einen derartigen Entschluß wohl jener schwachmüthigen Unterwerfung vorgezogen haben würden, bekannten sich längst nicht mehr in der Lage, ihren Einfluß hierfür geltend zu machen. Stein, der große, freisinnige Staatsmann, war seit 1810 bereits in der Leitung der Staatsgeschäfte durch Hardenberg ersetzt worden und schließlich, geächtet von dem französischen Kaiser und verlassen von denen, die ihn hätten stützen sollen, nach Rußland entwichen, um von dort aus für seine Lebensaufgabe, die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche, zu wirken. Scharnhorst, der tiefe Denker auf militärischem Gebiet, besaß seit dem gleichen Zeitraume kaum mehr als eine berathende Stimme in der Umgebung Friedrich Wilhelm's III.; selbst Blücher, der kühne Feuergeist, hatte eben erst dem französischen Einflusse weichen müssen.

Dieser schlimme Einfluß erhob täglich kühner sein Haupt und fand eine mächtige Stütze in den Feudalen, welche durch die seit 1808 angetretenen innern Reformen, ganz wie auch heute wieder, Aufnahme eines letzten Entscheidungskampfes, wohl Platz greifen sollen?

Der Eindruck, welchen jene Entschließung zu einem Zusammengehen mit Frankreich auf die preußische Nation und Armee hervorbrachte, konnte in der That für nicht viel besser als der Anfang einer völligen Auflösung betrachtet werden. Gegen 600 Officiere, darunter Männer wie Pirch, Clausewitz, der jüngere Dohna u. A., quittirten den preußischen Dienst und gingen größtentheils nach Rußland, um unter russischer Fahne den gehaßten Landesfeind zu bekämpfen. Das Volk, das unter dem unerträglichen Druck der Fremdherrschaft eben noch zu den schwersten Opfern bereit gewesen war, sank mit dieser getroffenen Entscheidung in eine dumpfe Lethargie zurück. Auch die Hoffnungsreichsten begannen jetzt an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln.

Und dennoch sollte gerade aus diesen anscheinend hoffnungslosen Zuständen die Rettung keimen, und jene schwächliche Eintags-

politik sich als der Angelpunkt einer neuen Zeit erweisen. Napoleon hatte in Rußland sein „Bis hierher und nicht weiter" gefunden, sein ungeheures Heer war auf dem unbegrenzten Raum dieses weiten Reichs dem Mangel, den Waffen des Feindes und den Schrecken des nordischen Winters erlegen, nur jammervolle Trümmer desselben vermochten sich über den Niemen zu retten. Bei alledem wäre der französische Kaiser jedoch wohl im Stande gewesen, diesen Fehlschlag wieder einzubringen und, gestützt auf die unerschöpflichen Hülfsquellen der ihm unterworfenen oder verbündeten Staaten, im nächsten Jahre mit einem neuen, vielleicht noch stärkeren Heere abermals gegen Rußland aufzutreten, wofern nicht ein sich dieser großen Katastrophe anschließendes und aus derselben entwickeltes Ereigniß plötzlich und unverhofft die Geschicke der Welt in neue Bahnen gelenkt hätte.

Das kleine, der großen französischen Armee beigegebene preußische Corps hatte einen Theil des von dem französischen Marschall Macdonald befehligten und gegen Riga operirenden französischen Corps gebildet. Bei dem Vormarsch der französischen Hauptmacht gegen Moskau blieb dies Letztere somit gleichsam als deren am weitesten nach rückwärts und links vorgeschobener Seitenposten zu erachten, und es folgte daraus, daß es auch am spätesten erst von dem nachherigen Rückzuge jener mit ergriffen werden konnte. Alles hing für die Franzosen davon ab, die Russen wenigstens am Niemen aufzuhalten, und das noch in ziemlich gutem Zustande befindliche preußische Corps sollte hierzu die Rückendeckung derselben übernehmen. Der Führer dieses ineß, der General York, hatte die ihm zugefallene Aufgabe zu erfüllen, trat eigenmächtig mit dem vorfolgenden Feinde in Unterhandlung und schloß mit demselben jene weltgeschichtliche Convention von Tauroggen, wodurch die preußische Abtheilung sich zwar noch nicht völlig den Russen anschloß, aber doch, unter dem Vorbehalt der späteren Entscheidung ihres Königs über ihre Bestimmung, ihre Sache von der der Franzosen trennte. Die Folge dieses Schritts äußerte sich zunächst gleich darin, daß die Letzteren von den nunmehr ungehindert über die preußische Grenze vorrückenden Russen bis hinter die Weichsel zurückgeworfen wurden und daß ihnen so gleichsam im ersten Anlauf die ganze Provinz Preußen verloren ging. Eine weitere und noch viel bedeutsamere Folge war jedoch auch, daß mit der Kunde von jener That plötzlich, gleich einem elektrischen Schlag, die ganze preußische und deutsche Nation der Gedanke durchzuckte: jetzt oder nie sei der Moment der Befreiung von den fremden Drängern erschienen. Es bemerke nur noch des zündenden Funkens, um die in allen Herzen aufzukeimte Hoffnung und Erwartung zur lichten Flamme der Begeisterung zusammenschlagen zu machen.

Ganz anders war freilich die Kunde jenes Ereignisses in den Berliner Hofkreisen aufgenommen. Man glaubte sich dort in der ersten Bestürzung nur durch verdoppelte Unterwürfigkeit gegen Napoleon retten zu können. York ward seines Commandos entsetzt und vor ein Kriegsgericht verwiesen. Allmählich brach sich jedoch auch hier dem gegenüber die Ueberzeugung der Verständigen und Einsichtsvollen Bahn, daß alle die gemachten Anerbietungen den französischen Kaiser nicht versöhnen würden, und daß der Kampf um die Existenz Preußens nunmehr unbedingt gewagt werden müsse. Der König ging nach Breslau, Unterhandlungen mit Rußland wurden eingeleitet.

An eine rasche Förderung der Sache durfte bei alledem noch immer nicht gedacht werden, Zweifel und Bedenken gegen eine derartige Entscheidung machten sich vielmehr fortgesetzt von Neuem geltend. Auch ist auf die besondere Schwierigkeit der Lage schon gleich zu Eingang Bezug genommen worden. Soviel Napoleon in Rußland auch verloren haben mochte, so blieben seine Hülfsmittel doch groß genug, um binnen Kurzem die erlittenen Verluste mehr als zu ersetzen, andererseits aber durfte jedenfalls mit Bestimmtheit angenommen werden, daß auch die Russen aus dem furchtbaren Streit des vorigen Jahres aufs äußerste geschwächt hervorgegangen sein würden. Auf Oesterreich konnte, wenigstens für's Erste, schwerlich gezählt werden, die gesammten Fürsten des übrigen Deutschlands dagegen waren durch den Rheinbund an Frankreich gefesselt. Polen, im Rücken des preußischen Staats, stand ebenfalls auf französischer Seite. Beinahe das ganze Land und sieben von dessen Hauptfestungen befanden sich überdies augenblicklich noch vom Feinde besetzt. Die Theilnahme der eignen Nation an dem Befreiungswerke und deren Leistungsfähigkeit ließen sich endlich aus Mangel an jenem Maßstabe dafür noch gar nicht ermessen. Der ganz unbestimmt gehaltene Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar 1813 war gleichsam ein erster Fühler, wie viel man von dieser Richtung etwa erwarten durfte.

Früher hatte man jedoch schon in Königsberg seinen Entschluß genommen. York begriff, daß er nicht auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Im Anschluß an die russischen Truppen war er mit seinem Corps ebenfalls in Preußen eingerückt. Doch die vielleicht gehoffte Erhebung des Volkes blieb aus; es liegt, oder es lag damals wenigstens doch noch in diesem norddeutschen Stamme ein zu soldatisches Element, als daß die Angehörigen desselben ohne höhere Anerkennung dazu auch auf den gehässigsten Feind hätten losschlagen sollen. Noch stand York, mit der ausschließlichen Verantwortlichkeit für seine That belastet, allein; er wußte bereits, was gegen ihn in Berlin beschlossen worden war, und wofern er sich nicht rettungslos verloren gehen wollte, blieb ihm kein Ausweg weiter, als durch einen zweiten großen Schritt das ganze Land zur Theilnahme an seiner Handlung zu bestimmen und so die unschlüssige Regierung halb mit Gewalt zu einem gleichermaßen entschlossenen Vorgehen gegen Frankreich mit sich fortzureißen.

Es bleibt indeß zweifelhaft, ob York seinerseits so leicht dieser zwingenden Nothwendigkeit des Handelns nachgegeben haben würde. Er ist eine jener dunklen Erscheinungen der Geschichte. Verschlossen, wortkarg, abstehend, ein abgesagter Feind aller irgendwie idealen Pläne und Bestrebungen, galt er während der Periode von 1808 bis 1812 zwar für einen eben so fähigen und braven Officier, als glühenden Patrioten, aber andrerseits doch auch für einen der unbedingtesten Anhänger der nur eine Varietät des Junkerthums bildenden exclusiven Militärpartei. Es muß noch heute fast unerklärlich erachtet werden, daß gerade ein solcher Mann bei seinen fest normirten Grundsätzen sich, soweit erkennbar, allein aus sich selbst heraus zu einer so außergewöhnlichen Handlungsweise wie dort zu Tauroggen aufschwingen konnte.

Sein scharfer Verstand und seine rücksichtslose Energie mußten ihn von hierab freilich weiter führen, und überdies war ihm auch bereits ein Anderer bestimmend, anregend, fördernd zur Seite getreten.

Dieser war Stein, der in Begleitung der russischen Heere den deutschen Boden wieder betreten und sofort das Befreiungswerk in die Hand genommen hatte. Mit einer fast unumschränkten Vollmacht des Kaisers Alexander von Rußland erschien derselbe nach einer vorherigen Rücksprache mit dem einflußreichen und ihm gleichfalls verwandten Regierungspräsidenten von Lüthanen, von Schön, zu Insterburg, am 21. Januar in Königsberg.

Der Plan des großen Mannes zielte auf nichts Geringeres, als in einer Landwehr und dem Landsturm die gesammte Wehrkraft der Nation zum Kampfe aufzubieten. Der Entwurf zur Errichtung einer solchen war von Scharnhorst bereits 1808 dem Könige Friedrich Wilhelm III. untergebreitet, allein nach einer anfänglich sehr günstigen Aufnahme von Seiten dieses Monarchen später doch als bis auf Weiteres unausführbar mit so manchen anderen Reformprojecten wieder zur Seite gelegt worden. Stein hatte diesen damals unter seinen Augen und mit seiner Zustimmung entstandenen Entwurf jetzt wieder aufgenommen, und die 1809 zum ersten Mal versammelt gewesene und seitdem in einem Ausschuß noch fortbestehende Ständeversammlung der Provinz sollte demselben die gesetzliche Sanction ertheilen.

York ging auf den letzten oder eigentlich den ersten Theil dieses Vorhabens, die Berufung der Ständeversammlung zur Ermittlung der Mittel des Widerstandes gegen den Feind, freudigst ein, von der Errichtung einer Landwehr zu diesem Zweck war er dagegen, um seiner streng gehaltenen militärischen Richtung willen, immer ein principieller Gegner gewesen. Und dennoch beschleunigte der General seit Anfang 1812 die ihm Ausgang desselben Jahres nochmals bestätigte Stellung als Militärgouverneur der Provinz Preußen, und auf seine Entscheidung hierüber mußte deshalb der Gang der Verhandlungen jedenfalls zuletzt zurückführen. Auch nach anderen Richtungen gab es noch mannichfache Weiterungen und Schwierigkeiten zu beseitigen. Namentlich veranlaßte die jetzige Stellung Stein's in russischen Diensten und die demselben vom Kaiser Alexander d. J. ertheilte Vollmacht ein schwer zu bewältigendes Hinderniß, da die patriotischen preußischen Männer um jeden Preis auch nur den entfernten Anschein, bei ihrem Entschluß von Rußland beeinflußt zu sein, zu vermeiden wünschten.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Garrotte in London. Die Periode des Selbstmords beginnt in England bekanntlich im Spätherbst, wenn die schweren altenglischen Nebel keinen Licht- und Hoffnungsstrahl in die vom Spleen verdüsterte Seele dringen lassen, und dauert bis Weihnachten, wo der Engländer nach guter alter Sitte so viel essen, trinken und verdauen muß, daß es ihm an Zeit und Lust zum Halsabschneiden gebricht; aber während der Monate November und December hat jeder anständige Mensch hier das Recht sich aufzuhängen, und Niemand macht ihm dasselbe streitig, denn es ist sehr natürlich und immer so gewesen. Ebenso natürlich ist es, daß Schwindel und Betrug in der Mitte des Sommers, wo die Londoner Saison auf ihrer Höhe angekommen ist und alle reichen Leute und Abenteurer der vereinigten Königreiche in und um Hydepark versammelt hat, auf der Tagesordnung stehen sollten. Der Taschendiebstahl nimmt einige Zeit später, im August und September, wo die nationalen Wettrennen immense Haufen zusammenziehen und die sonst so ängstlich von einander geschiedenen Gesellschaftsclassen unter einander mischen, den hervorragendsten Platz in den Polizei- und Gerichtsannalen ein. Auffallender dürfte es schon sein, daß gerade die Frühlingssonne die dunkelsten Instincte der menschlichen Natur zu wecken scheint. Wenn sich die Natur mit Knospen, Blüthen und Blättern belebt, die stille Frühlingssonne vom blauen Himmel ihre verjüngenden Strahlen auf alt und kalt gewordene Herzen wirft, den Vögeln neue Lieder lehrt und den Menschenkindern alte Erinnerungen zurückgiebt, wenn sich Alles des wiedergeschenkten Lebens freut und mit den lauen Lüften Muth, Hoffnung und Frieden einathmet, — dann erwacht der Trieb der Zerstörung im Menschen, und das Verbrechen feiert in England seine Mord-Saison. Es scheint, als wenn der Mensch gerade diesen Gegensatz des heiteren, friedlichen Lebens in der Natur nöthig hätte, um sich vollständig zu verbittern und in Mordlust bis zum Wahnsinn zu berauschen.

So viel ist gewiß, daß die Mordthaten hier im Frühjahr am häufigsten sind und die fast elementarische Ansteckungskraft des Verbrechens beweisen. Ein Mord, der unter ungewöhnlichen Umständen und mit einem außerordentlichen Aufwand von Grausamkeit oder Berechnung begangen worden ist, kommt fast nie allein. Alle Zeitungen berichten und raisonniren darüber, und er bildet eine Zeitlang den hauptsächlichsten Gegenstand der Discussion in Wirthshaus und Familie. Plötzlich wird das Publicum durch die Nachricht von einer neuen Mordthat erschreckt, die unter ähnlichen Umständen, aus ähnlichen Beweggründen und mit ähnlichen Mitteln begangen worden ist. Die öffentliche Discussion erhitzt sich immer mehr und erhält neue Nahrung durch neue Fälle, welche in den Fußstapfen der alten folgen. Die Zeitungen beginnen ihre betreffenden Leitartikel mit den Worten: „Der Mord ist zur Manie geworden!“ Und so ist es. Schließlich tritt er geradezu als Selbstzweck auf. Es kommen alljährlich Fälle vor, bei denen sich gar kein Motiv der That mehr entdecken läßt. Das ist freilich dann die höchste Stufe des Deliriums, das Fieber verzehrt sich in seiner eigenen Heftigkeit, und gar bald sinkt das künstlich exaltirte Verbrechen wieder auf seinen Normalzustand herab. Die Fascination, welche der Mord auf die menschliche Natur ausübt, hat De Quincey in seiner berühmt und berüchtigt gewordenen Abhandlung „über die Philosophie des Mordes“ mit bewundernswürdiger Seelen- und Lebenskenntniß geschildert; im Ganzen jedoch ist die Physiologie und Pathologie des Verbrechens noch ein zu wenig angebautes Feld, das den interessantesten Studien einen weiten Spielraum eröffnet. Für unseren Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, daß die bloße äußerliche Beobachtung der ansteckenden Wirkung des Verbrechens noch keine genügende Erklärung für seine seuchenartige Ausbreitung abgiebt. Es müssen da tiefer liegende Gründe in den gesellschaftlichen Zuständen vorhanden sein, welche die Ansteckung propagandiren und das Publicum für dieselbe empfänglich machen. Nur wenn diese Gründe richtig erkannt und entschlossen hinweggeräumt werden, ist eine radicale Cur möglich. Geschieht das nicht, so kann eine bestimmte Krankheitsform des Verbrechens wohl zeitweilig unterdrückt und modificirt werden, der vorhandene Ansteckungsstoff wird jedoch immer wieder in dieser oder in jener Form einen Ausdruck finden.

Woher kam es, daß die „Garrotte“ drei Monate lang eine Bevölkerung von drei Millionen zu terrorisiren und eine Gewalt zu werden vermochte, vor welcher die mit Recht gerühmte Londoner Sicherheitspolizei, die ganze Criminalrechtspflege, ja wir können sagen die ganze Civilisation der übercivilisirten Weltstadt machtlos zusammenbrach? Der sociale Krieg, der unter dem Namen „Garrotte“ so lange in den volkreichen Straßen Londons geführt wurde, hat zwar noch nicht ausgetobt, aber er ist zu Gunsten der Ordnung entschieden, und die Plänkeleien, die noch allnächtlich vorkommen, beweisen, daß die geschlagene Armee des Verbrechens auf dem Rückzuge begriffen und entmuthigt ist. Das Publicum hat sich daher von seinem Schrecken so weit erholt, daß es Gemüthsruhe und Selbstvertrauen genug besitzt, um jene Frage ernsthaft zu untersuchen und zu discutiren. Die Regierung hat eine „Königliche Commission“ von Staatsmännern und Sachverständigen aller Parteien niedergesetzt, welche das bisherige Strafsystem einer genauen Prüfung unterziehen und dem Parlament bezügliche Reformvorschläge machen soll; die Polizei ist um 311 Mann vermehrt worden, und verschiedene Bills zum wirksameren Schutze von Person und Eigenthum werden in der bevorstehenden Parlamentssession eingebracht werden. Diese gründlicheren Untersuchungen wollen wir den Sachverständigen überlassen und uns hier darauf beschränken, den Lesern ein übersichtliches Bild von dem sogen. „Garrotte-panic“, von dem sich London eben zu erholen beginnt, zu entwerfen.

Von jeher hat es in London unsichere Straßen gegeben, ja ganze Quartiere, in die sich kein wohlgekleideter Mensch wagen konnte, ohne seine Börse und seine Haut zu riskiren. Aber sie waren und sind bekannt. Jeder, der das Labyrinth schmutziger Beistraßen nördlich und südlich von Highstreet, Whitechapel, betrat, that es mit dem vollen Bewußtsein der Gefahr, welcher er sich aussetzte. Bei Tag oder bei Nacht gewisse Gassen „über dem Wasser“, in denen das Verbrechen liederlich und die Liederlichkeit verbrecherisch wird, mit Uhr und Kette durchwandern, hieß der menschlichen Schwachheit eine stärkere Verführung darbieten, als sie zu ertragen vermochte. Im Mittelpunkte des Westends, zwischen Oxfordstreet und Strand, von der classischen Drurylane aus laufen einige lange, schmale Gassen nach Osten, welche am hellen Tag kein Polizeimann allein zu betreten wagt. Die hohen, zerfallenen Häuser, fast ohne Fenster und Thüren, lassen keinen Sonnenstrahl durch die mit stinkenden Dünsten erfüllte Atmosphäre dringen. Große Schmutzhaufen, aus Lumpen, zerbrochenen Geschirren und Gemüseabfällen gebildet, liegen in der Mitte der Gasse und beweisen, daß diese versteckte Welt primitiver Barbarei vom modernen Straßenverkehr unberührt bleibt. Haufen zerlumpter Kinder tummeln sich auf dem Schmutze herum; in Laster und Verbrechen ergraute und verknöcherte Weiber waschen, kochen, nähen, zanken, fluchen und prügeln sich vor den Hausthüren; finstere Männergestalten erscheinen zuweilen an den mit Papier und Lumpen verhüllten Fenstern, aber selten auf der Straße. Der bloße Augenschein muß Dich belehren, daß kein guter und glücklicher Mensch in diesen der Barbarei verfallenen Straßen wohnen kann. Der Hunger liegt den Insassen bleich auf den schmalen Lippen, und das Laster lauert unheimlich in ihren eingefallenen Augenhöhlen. Wer in diese inmitten des hauptstädtischen Luxus und Gewerbeverkehrs extemporirte Welt der Barbarei eintritt, muß die Vortheile des civilisirten Lebens hinter sich lassen. Die Aus- und Eingänge dieser Gassen oder „Courts“ werden den ganzen Tag über von der Polizei bewacht, und mit Eintritt der Dunkelheit postiren sich zwei handfeste Constabler an jedes Ende der berüchtigten und verpesteten Verbrecherhöhlen, mehr um die Ausgehenden zu beobachten, als um die Eintretenden zu warnen oder sich in die lärmenden Straßenkämpfe der Inwohner zu mischen. Wie gesagt, der Charakter dieser Straßen ist hinlänglich bekannt. Die Polizei sucht sie so viel wie möglich von der Außenwelt zu isoliren und findet hierbei um so weniger Schwierigkeiten, da sich das Verbrechen selbst zu isoliren strebt.

Die Nothwendigkeit, mit dem Gange der modernen Nationalökonomie gleichen Schritt zu halten, hat hier, wo das Diebsgewerbe handwerksmäßig erlernt und geschäftlich betrieben wird, zu Associationen geführt, die auch räumlich in sich abgeschlossen und verbunden sind. Der Londoner Dieb arbeitet mit Capital und nach dem Principe der Arbeitstheilung, auf welchem zum großen Theile die wunderbaren Erfolge der englischen Industrie beruhen. Die Associationen, zu denen er sich genöthigt gesehen hat, um sein Capital zu verstärken und seine Arbeitskraft zu ergänzen, haben zu einer kastenartigen Absonderung geführt, die auch ein charakteristisches Merkmal des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens in England ist. Der Hauseinbrecher lebt und verkehrt mit dem Hauseinbrecher, der Taschendieb mit dem Taschendieb, der Ladendieb mit dem Ladendieb, der Falschmünzer mit dem Falschmünzer, der Fälscher mit dem Fälscher ꝛc., und die Polizei weiß genau, wo sie verkehren und leben, und wo vorkommenden Falls nach ihnen gesucht werden muß. Diese Ueberwachung schließt jedoch nicht aus, daß ein professionirter Dieb alt und grau in seinem Geschäfte wird, oder sich auch in seltenen Fällen mit Capital in's respectable Leben zurückzieht. Der Corpsgeist, der die Mitglieder einer bestimmten Diebszunft belebt, ist so stark, daß der Taschendieb auf den Hauseinbrecher, der Falschmünzer auf den Ladendieb mit Stolz und Verachtung herabsieht. Neulich stand ein junger Mann vor dem Polizeigerichtshofe von Bowstreet, der Mitwirkung bei einer Garrotte-Räuberei verdächtig. Mit Entrüstung erklärte der Angeklagte, er sei, wie allgemein bekannt (generally known), ein „sharper“, und brauche sich daher auf das rohe und halsbrechende Geschäft des Garrottirens nicht einzulassen. Das war mit so viel aufrichtigem Stolze und beleidigter Unschuld gesagt, daß der Angeklagte, welcher kein Garrotter, sondern ein sharper zu sein behauptete, wirklich freigelassen wurde. Unter sharpers versteht man falsche Spieler, welche Fremde, am liebsten Pächter vom Lande, cordial auf der Straße aufzugreifen, in ein benachbartes Wirthshaus zu locken, durch eine Getränkmischung bewußtlos zu machen und durch Kartenspiel oder Wetten auszuplündern pflegen. Da diese Operation schon sehr oft exponirt worden ist, so haben sie allerdings viel Gewandtheit und Geschick nöthig, um ihr Handwerk zu betreiben, das sich im Falle des Gelingens gewöhnlich sehr vortheilhaft erweist. Daß ein sharper nicht nöthig habe, zum gewaltsamen Straßenraub zu greifen, begriff der Polizeirichter sofort.

Die kastenartige Absonderung in Diebszünfte hat zwar viel dazu beigetragen, um die Leistungen in den einzelnen Zweigen des Handwerks zu einer erstaunlichen Vollkommenheit auszubilden, aber auch im feindlichen Heerlager eine Zersplitterung hervorgerufen, welche der Gesellschaft eine wirksame Garantie gegen große, combinirte Angriffe bietet. Nur dann, wenn eine solche Combination der feindlichen Kräfte stattfindet, wie bei den Garrotteräubereien der letzten Wochen, nimmt der Kampf Proportionen an, vor denen die Organe des Gesetzes und das plötzlich von allen Seiten angegriffene Publicum erschrecken, die alten Polizeibarrieren in Trümmer fallen und eine neue Organisation des Widerstandes erforderlich wird.

Der gewaltsame Straßenraub, der unter dem Namen „Garrotte“ eine so große Rolle in den neuesten Gerichtsannalen Londons gespielt hat, ist nicht englischen, sondern französischen Ursprungs, wie das zu seiner Bezeichnung verwandte französische Wort schon zeigt; es ist sogar wahrscheinlich, daß das von der Weltausstellung hierher gezogene continentale Diebsgesindel die erste Anregung zu dieser neuen Form des Straßenraubes gegeben hat. Aber seine systematische Vervollkommnung verdankt er der Erfahrung und dem Organisationstalente der englischen Diebe, und zu seinem Erfolge gehörte eine Stadt wie London. Wie auf Verabredung wurde London zu Anfang des Herbstes plötzlich an allen Ecken und Enden von den Garrotters angegriffen. Gute und schlechte Stadtviertel, die

hauptsächlichsten Verkehrswege der inneren Stadt und die stillsten Straßen der Vorstädte, die dicht bevölkerten Arbeiterviertel des Südens und die aristokratischen Squares des Westens wurden zugleich überfallen. Die Garrotte war allenthalben und die Polizei eben deshalb nirgends. Das Parlamentsmitglied Mr. Pilkington wurde inmitten seiner aus dem Unterhause heimkehrenden Collegen, gerade unter der Nelsonstatue auf Trafalgar-Square, also im eigentlichen Knotenpunkte des hauptstädtischen Verkehrs, wo zu keiner Zeit der Nacht das Straßenleben schläft, überfallen, niedergeworfen, beraubt und bewußtlos heimgetragen. Mehrere seiner Collegen sahen die Attaque vor ihren Augen vor sich gehen, aber so plötzlich, ungestüm und verwegen war der Ueberfall, daß in wenigen Secunden das strangulirte Opfer blutend zu Boden lag und die Räuber sich selbst und ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten, noch ehe die Zuschauer sich von ihrem Erstaunen erholen und zu einer energischen Verfolgung entschließen konnten. Dieser Vorfall erhob die Garrotte zur Ehre einer Frage, die in den Schlußsitzungen des Parlaments discutirt, in der Presse leitartikelt und auf den Bierbänken verhandelt wurde. Je mehr sich das Publicum durch diese Discussionen erhitzte, desto allgemeiner wurde die Operation der Räuberbanden, welche allnächtlich ihre oben erwähnten Sammelplätze verließen und sich über das ungeheure Areal von London verbreiteten, desto vollkommener wurde ihre Organisation, desto verwegener ihre Kühnheit und desto eclatanter ihr Erfolg.

Die Operationsweise ist in allen Fällen gleich und verräth so viel Einheit in Plan und Leitung, daß sie wohl geeignet ist, Entsetzen zu verbreiten. Gewöhnlich operiren die Garrotters in Trupps von drei Mann, die sich entweder am Eingang einer Seitenstraße postiren, oder auch auf den Trottoirs auf- und abwandern. Die Zeit der Handlung beginnt vor Mitternacht und erstreckt sich über die ganze Nacht. Wenn ein Vorübergehender, der durch Kleidung und Uhrkette gute Beute verspricht, sich dem Versteck der Garrotters nähert, oder arglos die drei verbündeten Spaziergänger passirt, so wird er von dem stärksten und vierschrötigsten Räuber, der in diesem Theile der Arbeit seine Specialität besitzt, mit beiden Händen von hinten am Halse gefaßt. Während dieser dem unversehens überfallenen Opfer mit eisernen Fingern die Gurgel zuschnürt und jeden Hülfeschrei in seinem mächtigen Griffe erstickt, fällt der Zweite dem Betäubten in die Arme, oder schlägt ihn mit einem Todtschläger vollends zu Boden. Der Dritte leert dem niedergeworfenen Manne die Taschen. Noch ein paar nachträgliche Fußtritte oder Schläge mit dem Todtschläger, der hier sehr uneigentlich Lebensretter genannt wird, um die allzufrühe Wiederbelebung des strangulirten Mannes zu verhüten, und das Werk ist vollbracht. Das Opfer liegt so lange bewußtlos auf dem Boden, bis es von der Polizei oder von Vorübergehenden aufgelesen und in's nächste Hospital gebracht wird, und die Räuber sind mit ihrer Beute verschwunden. Alles das ist das Werk weniger Augenblicke. Das Gelingen des Ueberfalls hängt hauptsächlich vom ersten Griff ab; ist dieser so vollständig und wirksam, daß er den Angegriffenen durch Strangulation sofort betäubt und am Aufschreien hindert, so ist die Garrotte fast immer erfolgreich und wird nur in seltenen Fällen durch das Dazwischenkommen der Polizei gestört. Wenn es jedoch dem Ueberfallenen gelingt, aufzuschreien und sich zur Wehr zu stellen, so nimmt der Kampf eine andere Gestalt an. Im Augenblicke füllt sich die Straße mit einem Haufen Gesindels, das wie auf ein gegebenes Signal von allen Seiten herbeiströmt, Männer, Weiber und Kinder. Es kommt zu einem regulären „row"; der Haufe versperrt den herbeieilenden Constablern den Weg, insultirt und attakirt sie. Diese haben ihrerseits die Todtschläger aus ihren Rocktaschen zu ziehen und sich mit hartem Kampfe Schritt für Schritt durch den Haufen Bahn zu brechen. Zuweilen gelingt es ihnen, den einen oder den andern der Garrotters nach verzweifelter Gegenwehr festzunehmen und trotz des unaufhörlich zur Befreiung anstürmenden Gesindels bis zur nächsten Station zu bringen, selten werden alle betheiligte Räuber eingefangen, und fast nie wird die Beute, welche sofort ihre Abnehmer unter den Verbündeten des Haufens findet, entrissen.

Mit Recht wurde das Publicum durch die grauenhafte Ausdehnung, zu der dieser sociale Kampf allmählich gedieh, und durch die Verwegenheit und Barbarei, womit die Angriffe ausgeführt wurden, alarmirt. Eine Zeit lang fanden allnächtlich durchschnittlich zwölf Garrotteräubereien in London statt, von denen nur etwa drei durch die Dazwischenkunft der Polizei an die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gezogen wurden. Die Polizei bewies sich also ebenso unzureichend zum Schutze der Gesellschaft, als die Criminalrechtspflege. Achtzehn Garrotters, welche im Verlaufe des Monats November festgenommen worden waren, wurden vom Central-Criminalgerichtshofe auf einmal verurtheilt und mit dem höchsten Strafmaße belegt; aber das abschreckende Beispiel diente nur dazu, um das Uebel zu vergrößern und John Bull noch mehr zu erhitzen. Mit dem Untergange der Sonne hörte die Civilisation in London auf, und Niemand war in den belebtesten Straßen der Weltstadt seines Lebens und Eigenthums sicherer, als in den Abruzzen oder in den Katakomben von Rom. Diese Räuberromantik im Centralpunkte der Civilisation hatte weniger Reiz für die friedlichen Bewohner Londons, als für phantasiereiche Zeitungsleser. Das Fieber wuchs auf beiden Seiten bis zum Delirium. Rigoristische Maßregeln wurden in Vorschlag gebracht und in der Presse besprochen. Einige verlangten, daß die Prügelstrafe wieder eingeführt werde, Andere bestanden auf Todesstrafe für überwiesene Garrotters, noch Andere verlangten eine Deportation des verdächtigen Gesindels im Ganzen und Großen. Dieses Verlangen wurde zum Theil erfüllt. Die Polizei wurde plötzlich sehr eifrig und griff auf den bloßen Verdacht hin Individuen auf. Es genügte, daß ein Constabler erklärte, daß er die aufgegriffenen Individuen in Verdacht habe, auf Garrotteräubereien auszugehen, um diese vor die Assisen zu bringen, und die unter dem herrschenden Terrorismus stehende Jury sprach Alles „schuldig", was mit Garrotte in Beziehung gebracht wurde. Gar mancher Unschuldige mag auf diese Weise der öffentlichen Entrüstung zum Opfer gefallen sein.

Alle diese bis zur Ungerechtigkeit gesteigerte Strenge genügte jedoch nicht, um dem Wachsen der Manie Einhalt zu thun. Daß die Ansteckung und der Trieb der Nachahmung wirksam gewesen ist, läßt sich nicht leugnen. Die detaillirten Schilderungen in den Zeitungen, die übertriebenen Gerüchte, mit denen sich die erschreckte Phantasie des Publicums herumtrug, mögen viel dazu beigetragen haben, um die verbrecherischen Kräfte gerade auf diese fashionable Form des Verbrechens hinzulenken. In Whitechapel fielen zwei Knaben von zehn und zwölf Jahren über eine siebzigjährige alte Frau her, garrottirten sie, warfen sie nieder und beraubten sie ihrer fünf Kupferpfennige, die sie bei sich trug. Die Kinder auf der Straße und in den Parks spielten „Garrottiren", so wie man bei uns zur Blüthe der Räuberromane „Räuber" spielte.

John Bull verlor endlich die Geduld und griff zur Selbsthülfe. Von allen Seiten ertönte der Ruf: „Zu den Waffen!" In den Waffenläden wurden alle möglichen Mordinstrumente als „gut gegen die Garrotte" ausgeboten. Speculative Waffenschmiede erfanden „Gurgelpanzer", menschenfreundliche Apotheker priesen „Balsam zur Belebung der gehemmten Blutcirculation" in ihren Schaufenstern an. Ein besonders entrüstetes Mitglied der respectablen Gesellschaft erklärte in einer Zuschrift an ein hiesiges Tageblatt, daß er einen Strick in der Tasche mit sich herumführe, um jeden Garrotter, der ihm in die Hände falle, am nächsten Baume aufzuhängen, und jedem guten Bürger rathe, ein Gleiches zu thun. Ein angesehener Kaufmann in King William Street ließ sich Riesenplacate drucken und in seinen Fenstern ausstellen, um seinen Mitmenschen den Rath zu geben: „Wenn du am Halse gefaßt wirst, so stich mit dem Dolche nach hinten!" Das Delirium wurde Wahnsinn und fixe Idee. Leute glaubten sich garrottirt, wenn sie am steifen Halse litten. Aber London bewaffnete sich. Revolver, Stockdegen, Dolche fanden reißenden Absatz. Die Garrotters erfuhren durch einige blutige Rencontres, daß sie keinen Menschen mehr auf der Straße angreifen könnten, der nicht die Mittel besitze, sie in die andere Welt zu befördern. Sie wurden vorsichtiger, und John Bull, der sich auf seine persönliche Kraft und auf das primitive Mittel der Selbstvertheidigung angewiesen sah, gewann Vertrauen in seine eigene Kraft. Die Krankheit war auf ihrem Höhepunkte angekommen und ist jetzt im Abnehmen begriffen. Noch in jeder Nacht kommen Garrotteräubereien vor, aber wir fühlen uns leichter um's Herz und um die Gurgel. Es war die Energie des Publicums und nicht die Macht der Polizei- und Sicherheitsbehörden, welche diesen merkwürdigen Kampf aufnahm und siegreich zu Ende führte.

Aus dem Thüringer Walde. Der Hauch des Geistes, der wie ein frischer würziger Bergluftzug immer von den Höhen und aus den Thälern des Thüringer Waldes anregend und belebend strömt, hat auch in diesem Jahre manche erfreuliche Blüthe getrieben. Zunächst ist des geistesfrischen, rüstigen und liebenswürdig humanen Alex. Ziegler's treffliches Buch: „Der Rennsteig des Thüringer Waldes" (Dresden, Höckner) zu nennen, ein süßer Liebesgruß aus der und an die grüne Bergheimath des Verfassers, der eben so schönes Zeugniß für die bekannte Wanderlust desselben, für den hellen Blick, mit welchem er ihr genügt, wie für den echt deutschen Forschertrieb, der ihn beseelt, beibringt. Denn das höchst interessante Buch enthält nicht nur eine mit der ganzen liebenden Hingebung an die prächtige Bergnatur seines heimischen Gebirgs geschriebene Wanderung über den ganzen romantischen Rennsteig, sondern auch das Resultat langjähriger, mühevoller, ausführlicher Geschichtsstudien über das Alter dieses durch so hohe Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Gebirgswegs. Ziegler's Buch ist ein werthvoller Beitrag zu der immer wichtigere Bedeutung gewinnenden culturhistorischen Literatur unserer Zeit; denn er zeigt uns, wie ernstlich wir erst auf kleinen Feldern zu forschen haben, ehe wir mit Sicherheit das Gesammtgebiet der Culturgeschichte betreten können.

Nach einer andern Seite hin hat der bekannte literarisch thätige Archidiakonus Aug. Wilh. Müller in Meiningen die Specialgeschichte des Thüringer Gebirgslandes mit einem werthvollen Beitrage bereichert, der nicht ohne erfreuliche Einwirkung auf die sittliche Stärkung Deutschlands sein kann. Wir meinen sein mit Liebe und Sachkenntniß geschriebenes kleines Buch: „Dr. Martin Luther und sein Stammort Möhra" (Meiningen, Gadow), welches von der Aufstellung der ehernen Lutherstatue in Möhra Veranlassung genommen, die Geschichte der Entstehung dieser Denksäule, so wie die Beziehungen des großen Reformators zu seinem Stammorte in höchst lebendiger und anziehender Weise mitzutheilen. Ein Mahnruf Luther's an unsere Zeit und eine sehr sinnig zu dem bestimmten Zwecke zusammengestellte Blumenlese aus Luther's Schriften wird den meisten Lesern eine willkommene Zugabe sein. Ebenso hat derselbe Schriftsteller uns den als Tondichter und Menschen gleich liebenswürdigen und beliebten Andreas Zöllner in einer trefflich geschriebenen Schilderung („Aus des Liedercomponisten Andreas Zöllner Leben und Streben", Magdeburg, Heinrichshofen) vorgeführt.

L. St.

Für alle Gartenfreunde!

Die unserer heutigen Nummer beiliegende Probenummer der „Deutschen Gartenzeitung" empfehlen wir der Beachtung aller unserer Leser. Bei dem Aufschwunge, den die Kunst- und Handelsgärtnerei Deutschlands in neuerer Zeit genommen, bei der großen Anzahl von Gartenfreunden und bei dem überhaupt immer mehr wachsenden Interesse für Baumzucht, Gemüse- und Obstbau wird die neue, verhältnißmäßig sehr billige Zeitung gewiß bald eine große Verbreitung erlangen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 4. 1863.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Tochter des Fülschers.

Von **Carl Heigel.**

(Fortsetzung.

Nach dieser langen Rede ließ sich die Superintendentin wieder auf dem Sopha nieder. Der Arzt sah fragend auf Reinhold. Tiefer schwieg. Michaelis stieß unwillig seinen Stock auf die Erde und erhob sich. „So wären wir denn zu Ende."

Pastor Reinhold, im höchsten Seelenkampf, vertrat ihm den Weg. „Gehen Sie nicht so!" flehte er. „Ich kann Amanda nicht so verlassen! Vielleicht — — Geben Sie mir Bedenkzeit!"

„Nein," entgegnete Jener bestimmt. „Wozu Bedenkzeit? Ich kann sie im Interesse des armen Mädchens nicht gestatten. Soll es sich wochenlang in der Qual der Ungewißheit, in Sehnsucht, Furcht und Hoffnung aufreiben, um endlich und aller Wahrscheinlichkeit nach zu erfahren, daß sie entsagen müsse?!"

„O," warf Reinhold's Mutter ein, „Amanda ist keine so tiefe Natur! Sie weiß gar nicht, was Kummer ist. Sie wird auch diesen fortfingen und fortlachen."

„Madame," sagte der Doctor ironisch, „unsertig sein ist ein Verbrechen, mit dem wir Alten gerne vierzig Jahre zurückkaufen würden. — Wie Sie das Glück härteten, so wird hoffentlich meine Mündel durch das Unglück ein Charakter werden."

„Nun denn," rief der Pastor, „wenn Sie grausam genug sind, den Bruch jäh herbeizuführen, verschonen Sie Amanda wenigstens, daß diese Entsagung mein Herz zerreißt, daß ich ewig an sie denken und keine Andere mein Weib nennen werde!"

„Neue Gelübde?" fragte Michaelis bitter. „Wählen Sie dazu einen leichtgläubigeren Boten! Meine Pflicht hier ist für alle Zeit zu Ende. Amanda's Zukunft wird nun meine Sorge; Ihnen aber wünsche ich — —" Er bezwang seine Aufregung und schloß: „Ihnen wünsche ich — wohl zu schlafen!"

Als Doctor Michaelis die Hausthüre hinter sich zuwarf, trat ihm Seyblski in den Weg.

„Was haben Sie zur Antwort? Was wird aus Fräulein Günther?"

Der Arzt wollte den Zudringlichen barsch abfertigen, doch ein Blick auf den angstvollen Ausdruck des Gesichts, das vom Schein einer Straßenlaterne beleuchtet wurde, hielt ihn zurück. „Das Schlimmste," erwiderte er kurz, „man hat mich abgewiesen."

„Abgewiesen?" rief Jener erblassend. „Der Pastor bricht sein Wort?... O!" Nach einer kurzen Pause schüttelte der Schreiber zornig seine Faust gegen das Predigerhaus. „Wenn ich nie wieder in die Kirche gehe, so sind die Zwei dort schuld! — Adieu, Herr Doctor, und ich danke Ihnen, daß Sie an der Tochter meines — ja, meines Freundes so gut und edel — —" Er sprach nicht weiter; die Thränen liefen ihm über die Backen.

„Mein guter Seyblski!" sagte der Doctor gerührt.

„Es weht eine scharfe Luft," sprach der Schreiber nach einer Weile, indem er die Thränen mit dem Zipfel seines Mäntelchens rasch abwischte.

„Wohin gehen Sie?" fragte Michaelis.

„Ich gehe in den Gasthof. Dort treff' ich den Cantor.... Dem will ich ein Licht aufstecken, was für einen Pastor wir haben! Gute Nacht, Herr Doctor!"

„Gute Nacht!"

Während Michaelis seinen Weg fortsetzte, ging der Mond auf. Sein sanfter Schein fiel auf die Fenster des Renaissancehäuschens. „Sie hat Licht," dachte Michaelis. Er trat in den Garten, lüftete den Hut und stieß mit dem Taschentuch über die Stirn. „Der schwerste Gang meines Lebens!" Die Thüren waren offen, aber die Zimmer still und menschenleer. Mondenglanz lag auf Wänden und Geräthen; der Geruch von Wachsterzen erfüllte noch den Raum.

„Amanda!" rief der Doctor.

Niemand antwortete.

Aengstlicher wiederholte er den Ruf. Alles still! Da traf sein Blick Brief und Schmuck. Hastig machte er in einer Taschenlaterne, die er für nächtliche Krankenbesuche bei sich trug, Licht. Der Brief war an ihn.

„Liebster, bester Doctor!" las Michaelis. „Als ich vorgestern Abends im dunkeln Zimmer neben dem todten Vater allein saß und von aller Welt verlassen schien, da traten plötzlich Sie herein und sprachen so gut und liebreich, daß ich meinte, der heilige Christ selber habe Ihre Gestalt angenommen und sei zu mir Aermsten vier Wochen früher zum Weihnachten gekommen. Sie gaben mir Ihre gute, ehrliche Hand und gelobten mir, Vater zu sein. Da that ich Ihnen im Geist fußfällige Abbitte, weil ich früher auch in das blinde, dumme Geschrei eingestimmt und Sie hart und unchristlich gedacht hatte; und als Sie fort waren, that ich den Schwur, Ihnen ewig gehorchen zu wollen, wie eine Magd, und Sie zu lieben wie eine Tochter.

Und nun wag' ich heute schon einen Schritt, der sich zur Unterwürfigkeit und Demuth einer Magd gar übel schickt; wag' ich etwas, um dessen willen mich alle Welt ein leichtsinniges, ehrvergessenes Mädchen nennen wird. Acht, glauben Sie mir, liebster, bester Doctor, gerade weil ich meine Ehre hoch halten will, verlass' ich die Heimath!

Sie wollten heute zu Reinhold's gehen. Ich ahn' es, welche Antwort Sie bringen werden. Er muß mir entsagen, das sagt

mir mein Verstand, aber mein kindisches, schwaches, eitles Herz will nicht daran glauben, und wenn ich mir's vorstelle, wie Sie hereintreten und „Es ist aus“ sagen werden, zittere ich an allen Gliedern und das Blut steigt mir zu Kopf, und kurz, ich fühle und weiß es, daß ich das Nein nicht erwarten und hören und darnach noch weiter fortleben kann! Das Unglück der letzten Tage war zu groß; auch noch den Schlag vor den Augen der kalten Welt hinnehmen zu müssen, das würde mich an Gott verzweifeln lassen, und ich fürchte, ich würde etwas thun, was die Schmach unserer Familie nicht verringerte! Darum will ich lieber davongehen, wo mich und meine Traurigkeit Niemand kennt. Das gutmüthige Herz kann so noch immer hoffen und sich überreden: man holt Dich zu Reinhold zurück! der gute Freund, der Verstand, aber gewinnt Oberhand.

In der Residenz lebt eine Schwester meiner Mutter; zu der will ich gehen; sie wird mir einstweilen Unterkunft, Arbeit und Verdienst schaffen. Ich lege ihre Adresse bei.

Und nun verzeihen Sie mir, liebster, bester Doctor. Sei Ihnen noch tausendmal die gute Hand gesegnet und Ihnen gedankt! Gott segne Sie und sei mit

Ihrer Amanda Günther.

P. S. Warum ich den Schmuck zurücklasse und was Sie damit thun sollen, brauche ich nicht zu sagen. Ach, daß ich Alles ersetzen und gut machen könnte! Die Finger wollte ich mir wund arbeiten. Das Geld, das ich zur Reise brauche, nehme ich vom Pathengeschenk der Frau Fürstin — aus meiner Sparbüchse. Das Uebrige verwenden Sie, bitte ich, wie den Schmuck. Leben Sie wohl! Gott segne Sie! Gott segne Herrn Reinhold — Theodor!“

Lange starrte Michaelis das Papier an. Es mußte wohl auch in der Stube eine kalte Luft wehen, denn der Doctor wischte sich die Augen und schüttelte sich. „Blitzkind!“ sagte er dann. „Läuft mir davon! — Trotzdem gefällt's mir. Sie hat Ehrgefühl und steht auf eigenen Füßen. — Aber, Donnerwetter, sie soll zu nicht schon selbstständig handeln! Wozu bin ich Vormund? — Wenn das die Stadt erfährt, giebt es ihrem Ruf den Rest. Ich muß eine Ausrede finden.“

Er verschloß Zimmer und Haus. Im Garten blieb er stehen. Es fehlte ihm etwas. Plötzlich schlug er sich ärgerlich vor die Stirn. „Richtig, den Hans hab' ich vergessen! Nun läuft er in der Stadt umher. Ah, Alles geht schief! Am liebsten ging' ich auch davon.“

7.

Der Weihnachtsabend brach an. Ein Duft von Tannen, ein geschäftiges Hin- und Hergehen und geheimnißvolles Treiben in allen Straßen und Häusern der Hauptstadt. Für Amanda schmückte Niemand den Christbaum. Still saß sie über ihre Arbeit gebückt in der Tante Wohnstube. Frau Schunke — so hieß die Tante — war eine kleine, corpulente Pastorswitwe, voll der selbstsamsten Widersprüche im Innern und Aeußern. Schneeweißes Haar umrahmte ein volles Gesicht von lebhafter Hausfarbe, mit verwaschenen grauen Augen ein. Trotz ihrer sechzig Jahre trug sie beständig helle Kleider und war in ihren Bewegungen hastig und ruhelos, wie ein ungezogenes Mädchen. Jetzt aufgelöst in Schwermuth und Sentimentalität, lederte sie im nächsten Augenblick wegen eines Nichts grimmig auf und schrie und schimpfte wie ein Fischweib. Gutmüthig und boshaft, keck und schlau, hatte sie etwas von einer Katze, die nach Sahne schmeichelt oder kratzt. Kinder hatte sie nie gehabt. Seit ihres Mannes Tod ertheilte sie jungen Mädchen Gesangunterricht, und obwohl alle Welt ihre geringen Fähigkeiten dazu kannte und schmähte, benutzte und zwang sie nichtsdestoweniger alle Welt, ihr jährlich eine Anzahl von Schülerinnen zu schaffen.

Als Amanda am Morgen ihrer Ankunft sich der Tante vorstellte, die traurigen Ereignisse erzählte und um Rath bat, riß Frau Schunke sie enthusiastisch an ihr Herz, vergaß Ströme von Thränen und schwur bei den Manen ihres Gatten sowohl, als ihrer Schwester, Amanda wie eine Tochter zu halten. Sie räumte ihr ein Stübchen zum Arbeiten ein und gab ihr Nachts ein Bett neben ihrem eigenen. Am dritten Tag schon äußerte sich ihre Laune und blieb die folgenden Wochen gleich schlecht. Sie hatte tausend Dinge an ihrer Nichte auszusetzen, hielt zornige Reden über schlechte Erziehung, beweinte die Heirath ihrer Schwester und schmähte den Rendanten; kurz, Amanda hatte schwere, kummervolle Stunden. Sie sollte das Hauswesen in Ordnung halten, nähen, sticken und gleichwohl immer bei der Tante und für deren Unterhaltung besorgt sein; sie mußte in ihrer Trauer singen und Clavier spielen, was Frau Schunke jedesmal Gelegenheit gab, über die Talentlosigkeit ihrer Nichte sich die Haare zu raufen. Allabendlich waren die Stunden des Rentamten das Gesprächsthema, und wenn Amanda um Schonung bat, ward ihr verstecker Hochmuth und eitle Verblendung vorgeworfen. Amanda ertrug alle Launen, Nachts aber weinte sich ihr gepreßtes Herz aus. Dann wachte nicht, selten Frau Schunke, die einen leisen Schlaf hatte, auf und schrie das arme Mädchen an, daß sie seinetwegen die ganze Nacht nicht schlafen könne. —

Am Weihnachtsabend war Amanda müde, denn vom frühsten Morgen an hatte sie der Magd beim Scheuern und Gardinenaufziehen gehotfen. Trotzdem ließ sie, sobald die Lampe brannte, sich zu neuer Arbeit am Stickrahmen nieder, während die Frau Schunke bequem auf dem Sopha lag und gähnend bald in der Bibel, bald in Modejournalen und Notenheften blätterte.

„Es thut mir leid,“ begann die Tante, „es thut mir leid, daß ich Dich heute allein lassen muß. Aber sage selbst, ob ich Deinetwegen die Einladung der Baronin Großkopf refusiren konnte?“

— Du kennst sie Baronin?“

„Nein, Frau Tante.“

„Du kennst sie nicht? Das wundert mich. Sie besucht mich doch sehr oft!“

„Sie vergessen, Tante, daß ich bei Ihren Besuchen nie zugegen sein darf.“

„Nicht darf?! Als ob ich es Dir je verboten hätte! Gott, ich bin ja so gut! Aber ich kenne die Aristokratie. Adelige werden durch die Gegenwart armer, bürgerlicher Wesen, wie Du, genirt. Deshalb lobe ich es, daß Du Dich nicht zu meinen Bekannten drängst.“ Sie bückte sich nach einem Notenhefte und sang, ihre schrille Stimme kämpfend, einige Takte. Dann wandte sie sich wieder an Amanda. „Wo hast Du den heiligen Abend im vorigen Jahr zugebracht?“

Amanda's Augen schimmerten feucht, als sie antwortete: „Beim Vater —“

„Hm, hm, kann mir's denken: Weihnachten, das war ein Tag für Herrn Günther! da konnte er großthun, Einkäufe machen, Geld hinauswerfen!“

Amanda preßte die Hand auf's klopfende Herz. „Tante!“ flüsterte sie bittend.

„Nun, nun, ich will Dir nicht wehe thun. Aber ich bin eine offene, ehrliche Natur, ich nenne die Dinge beim wahren Namen. Und so behaupte ich denn bis an's Ende meiner Tage, daß Dein Vater ein Verschwender war, der uns Alle in's Unglück stürzte.“

„Liebe Tante, schmähen Sie nicht heute meinen Vater, nicht heute, wo mir die Erinnerung an die entschwundene Zeit schier das Herz abdrückt! Wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er an diesem Tag den Christbaum schmückte, Abends dann unsere Magd, die armen Nachbarskinder und mich zur Bescheerung führte, wie ihm das Glück zu geben aus allen Zügen strahlte, und wie er über unsere Freude jubelte — Sie würden den armen Todten im Grabe ruhen lassen!“

Frau Schunke trommelte mit den kurzen, fetten Fingern auf dem Tisch und schob ungeduldig die Spitzenhaube auf's Ohr, welche immer lose auf ihrem Kopf saß.

„Dahinter steckt wohl der Vorwurf, daß ich Dir keinen Weihnachtsbaum aufputze, daß ich meine Nichte und Erbin und Pflegetochter zu keiner Bescheerung einlade?“

„Aber, Tante —“

„Schweig! Ich erwartete den Vorwurf, weil ich menschliche Undankbarkeit kenne. Also Kind und Magd und die ganze Nachbarschaft hat er beschenkt? an mich, die arme, alleinstehende Frau, an seine Schwägerin hat er nie gedacht; mich lud er nie zu seinem Christabend, für mich hatte er nicht einen rothen Pfennig! Freilich hätte ich vom windigen Scribenten auch nicht Pfennigswerth genommen!“

Amanda stand rasch auf. „Tante,“ sprach sie zitternd vor Aufregung, „wenn ich im Zimmer bleiben soll, so sprechen Sie nicht also wieder!“

„In meinen vier Wänden kann ich reden, wie und was ich will, und Du bleibst!“

„Wenn Sie meinen Vater lästern, nein.“

Die kleine Frau ward dunkelroth; ihre Haube vom Kopfe

reißenſt, ſprang ſie mit einem Satz vom Sopha auf und zur Stelle, wo das Mädchen ſtand. „Nein!“ rief ſie und ballte die Fauſt vor Amanda's Geſicht. „Alſo trotzig, verſteckt und boshaft? Nun, das iſt mir ein Muſter von Erziehung! Brave, Herr Seribent! Freilich, wie ſollte Dich der Bauer Geberſam lehren, da er doch ſelber gegen Gottes Gebot ungehorſam war! Doch ich läſtere ihn, ich lüge, ich verleumde! Er hat meine Familie nicht in Schande gebracht, die Caſſenbücher nicht gefälſcht, er war kein gemeiner, heuchleriſcher — —“

„Halt!“ bebte Amanda und ſtatte krampfhaft den Arm der Tante. Ihre Augen blitzen im blaſſen Geſicht, und ihre Stimme klang furchtlos und entſchieden. „Ich ſpreche jetzt das letzte Wort,“ fuhr ſie mit fliegender Rede, aber furchtlos fort. „Sie haben kein Recht, den Toten vor ſeinem Kind zu ſchänden, denn es Mädchen Amt und Verrecht iſt allein Vergebung. Was Sie ſagten, war ein Diebſtahl an meiner Seele, denn die Erfahrung, welche ich durch Sie gewann, die Erfahrung, daß die Welt grauſam und niederig iſt, raubt mir das Letzte, was mir noch das Leben des Lebens werth machte, den Glauben an das Herz der Menſchen! Ich bin nicht unwandbar, bei Gott, nicht unbeugbar, allein dieſe Stunde trennt mich auf immer von Ihnen! Leben Sie wohl!“

Das Anſehen des Mädchens war ſo ſtreng und gebieteriſch, daß Frau Schunke es für gut hielt, in Ohnmacht zu fallen. Aber Amanda ging ruhevoll. Sie unterrichtete die Magd vom Uebelbefinden der Herrin und verließ die Wohnung.

Im Hofgebäude wohnte eine arme, bejahrte Frau, von welcher Amanda wußte, daß ſie ein Gelaß zu vermiethen habe. Zu ihr begab ſie ſich. Nach kurzer Unterhandlung war Amanda in der kalten, kahlen Stube, ihrem neuen Aſyl, allein.

Das Geräuſch der Stadt drang nicht hierher. Die Kammer lag rückwärts; ihr Fenſter ging nach einem öden, verſchneiten Garten. Hinter dem letztern zogen ſich neuangelegte Straßen hin, in denen vereinzelt und ſpärlich hohe, fiſchgeräumte Gebäude mit rothen Seitenmauern emporſtiegen. Rechts war der Fluß.

Amanda ſetzte ſich auf den einzigen Stuhl, das Haupt kraftlos geſenkt, die Hände auf dem Schooß verſchlungen. Im Zimmer nebenan rückte zuweilen die alte Frau ihren Lehnſeſſel und ſchürte im Ofen. Sonſt blieb Alles ſtill.

„So ſoll ich denn einſam bleiben, eine verlaſſene Waiſe!“ ſagte ſich Amanda. „In dieſer Stunde ſchlagen Millionen Herzen in Lieb' und Freude, mein aber gedenkt Niemand außer Einem. Und dieſem iſt die Erinnerung an mich Kummer und Pein. Ach, wär' ich von je an des Lebens Ernſt gewöhnt! Die Welt erſchien mir früher ſo roſig und freundlich. Nun iſt das Traumgold ausgegeben, und wie ein Märchen däucht es mir, daß ich einſt fröhlich war. In dieſer unermeßlichen Welt von aller Welt verlaſſen — — Nur nicht von Dir, o Gott,“ ſagte ſie dann und blickte zum geſtirnten Himmel auf. „Du ſiehſt meinen Schmerz, meine Reue. Da ich Alles verloren, gewinne ich Dich!“

Langſam ließ ſie ſich auf die Kniee nieder und betete.

Nenne das Gebet Wunſch, Gewohnheit, Aberglauben: Eines iſt es für das Weib und den Armen — Troſt!

8.

Vier Monate ſpäter ſaß Doctor Michaelis in einer eleganten Villa der Reſidenz als Gaſt beim Tejeuner. An ſeiner Seite hatte die Dame, ihm gegenüber der Herr des Hauſes, General von M....., Platz genommen. Die reiche Ausſtattung des Zimmers, das ſilberne Tafelzeug verriethen Geſchmack und Wohlſtand. Die Glasthüre, welche zum Garten führte, ſtand offen und ließ die duftgetränkte Frühlingsluft herein, denn laue, ſonnige Tage hatten im angrenzenden königlichen Park überall Knospen und Grün hervorgelockt.

Der Arzt ſaß theeſchlürfend im Sammtfauteuil, unbeengt durch die kalte Majeſtät der Baronin. Ihm war der General vom Fürſtenſchloß her ein alter, lieber Bekannter, deſſen geraden Sinn in rauher Form er wohl zu ſchätzen wußte. Eines nur ſtörte ihn in ſeiner Behaglichkeit. Sein ſeiner Anweſenheit übten in der Wohnung über ihnen offenbar Schülerhände ein und daſſelbe Clavierſtück.

„Hätt' ich doch nimmer geglaubt,“ ſagte der General, „daß Sie ſich von Ihrem lieben Schleſien trennen und nach der Reſidenz ziehen würden!“

„Vor zwei Jahren noch,“ erwiderte Michaelis, „dachte ich auch nicht daran, meine Stellung zu verlaſſen. Allein der Neffe des Fürſten, der Majoratserbe, der von ſeinen Reiſen zurückgekehrt iſt, hat ſeinen eigenen Medicus mitgebracht. Zwei Aerzte auf dem kleinen Flecken Erde ſind zu viel. Weil aber mein Rivale jung, geſchickt und arm iſt, entſchloß ich mich, ihm das Feld zu räumen, empfahl ihn meinem guten Herrn und erbat für mich ſelbſt den Abſchied. Geſtern am frühen Morgen ſagte ich dem Fürſtenpaar das letzte Lebewohl — ich geſtehe, mit ſchwerem Herzen.“

„Dann ſind Sie alſo geſtern erſt angekommen?“

„Ja, geſtern Abends.“

„Und Sie fühlen kein Heimweh nach Ihrer Schleſiensamkeit?“ fragte die Baronin mit ihrer harten, unmelodiſchen Stimme.

„Im Gegentheil, gnädige Frau,“ antwortete der Doctor. „Das rauſchende Leben der großen Stadt erfriſcht mich wie ein kaltes Bad.“

„Vraiment! Aber nach Allem, was mir der General vom Fürſtenſchloß erzählte, muß Ihr Aufenthalt dort unendlich poetiſch geweſen ſein. Die Stille des Landes, die patriarchaliſchen Sitten müſſen Sie doch hier ſchmerzlich vermiſſen! Ich denk' es mir himmliſch, auf immer vom Wagengeraſſel, Rauch, von Politik und andern Horreurs der Hauptſtadt befreit, unter einfachen Menſchen ungezwungen wie die Vöglein leben zu können.“

Die waſſerblauen Augen der Generalin ſtarrten, während ſie ſprach, emſeſſlich kalt und nüchtern gegen die Zimmerdecke.

„Entſchuldigen Sie, meine Gnädigſte,“ entgegnete der Arzt, „wenn ich Ihre Romantik nicht theile. Nirgends, glaube ich, ſind wir weniger einſam und unbeſchränkt, als in kleinen Landſtädten, auf Dörfern und Schlöſſern.“

„Nous m'étonnez!“

„Zugeſtanden!“ rief der General, „zugeſtanden, lieber Doctor, ich kenne das Zankleben aus meinen Garniſonserinnerungen! Schrecklich langweilig! die Jagdzanken ausgenommen, ſchauderhaft langweilig!“

„Ich gebe mich dem großartigen Wechſel ganz und gerne hin,“ fuhr Michaelis fort. „Die Tauſende, die an mir vorüberziehen, kennen mich eben ſo wenig, als ich von ihnen weiß; ihre Begegnung erregt mir nicht ſofort eine Reihe unbequemer Gedanken an ihren Charakter, ihre Geſchäfte und häusliche Noth. Doch im großen Ganzen ſehe ich die ſchöne Wirkung dieſer verſchiedenen Kräfte und fühle wieder nach langer Zeit, daß die Welt vorwärts ſchreitet. Der feine Rauch in den Straßen iſt mir Wohlgeruch, das Geräuſch des Handels und der Fabriken Muſik.“

„C'est drôle,“ ſagte die Baronin.

„Nur einem Uebel kann man nirgends entfliehen,“ fuhr Jener mit gutmüthigem Lächeln fort, „es verfolgt uns in Dorf und Stadt: der Clavierlebenſant. Wie genußvoll z. B. iſt dieſer Morgen, in reizender Umgebung, an der Seite meines würdigen Freundes und Gönners — da marſchirt ſich nun und irgend eine ſchöne Mitbewohnerin Ihres Hauſes, indem ſie mit grauſamer Conſequenz die Scalen leiert.“

Der General brach in ein Gelächter aus, ſo herzlich, daß ihm Thränen in die Augen traten; ſeine Gemahlin zogen ſchon einen wüthenden Blick auf den armen Michaelis.

„Koſtbar!“ rief der Erſte, immer auf's Neue lachend. „Koſtbar! Pardon, beſter Doctor — aber Ihrer Kritik komme ich aus ganzer Seele bei, obwohl die unglückliche Fingerſpielerin — meine — meine eigne Tochter iſt.“

„Donnerwetter!“ fuhr Michaelis heraus. „Entſchuldigen Sie, Excellenz,“ ſtotterte er verlegen, „ich wußte nicht —“

„Daß ich eine Tochter habe und daß nur wir das Haus bewohnen,“ unterbrach ihn gutmüthig der Baron. „Wärmin haben Sie nicht früher ſchon bei uns angeſprochen! Uebrigens, mein gelehrter Freund, wenn auch meiner Nerven gegen das nothwendige Uebel bereits abgeſtumpft ſind, ſo fell, wenn Sie kommen, keine Taſte —“

„Ich werde Mademoiſelle Günther beſcheiden die Lection zu beenden,“ ſagte die Baronin kalt und erhob ſich.

„Um Himmels willen nicht!“ bat Michaelis. „Verrathen Sie meine Barbarei nicht weiter! Nannten Sie die Lehrerin nicht Günther? Fräulein Günther?“

„O,“ fiel der General ein, „Sie müſſen ſie kennen; ſie iſt aus B....“

Michaelis ſtand raſch auf und machte einen Schritt gegen die Thür hin. „Aus B....?“ rief er. Der General bejahte es und ſetzte hinzu, daß dieſer Umſtand ihn, den muſikaliſchen Zanoramen, beſtimmt habe, das Mädchen zu ſeiner Tochter Lehrmeiſterin zu wählen.

„Ein Heer von Candidaten," erzählte er mit Humor, „stellte sich nach unserm Zeitungsinserat. Unter ihnen besagte Günther. Auf meine Frage, wober sie sei, erhielt ich die Antwort: aus B.... Das rief mir natürlich die Erinnerung an das denkbarste Fürstenschloß wach, wo ich als Gast so manche herrliche Woche verlebte. Mit dem Städchen selbst zwar und seinen ehrsamen Bewohnern kam ich niemals in Berührung, aber das Mädchen war nun einmal aus der lieben Gegend, hatte ein ehrliches Gesicht — enfin, ich theilte ihr die Stunde zu."

Doctor Michaelis, der sich wieder gefaßt und Platz genommen hatte, reichte unwillkürlich über Theegeschirr und Silberaufsatz hin dem treuherzigen Graubart die Hand.

„Eh bien, Herr Doctor," sagte die Baronin, „Sie sehen, daß ich im Hause keine Stimme habe. Meine Wahl war es nicht."

„Sind Sie mit dem Mädchen unzufrieden?" fragte Michaelis betroffen.

„Ja."

„Aber liebste Emma!"

„Ich bleibe dabei," entgegnete die Baronin. „Bevor Mademoiselle Günther Lehrerin war, spielte unsere Marie einige Pièces aus Martha und Stradella allerliebst, jetzt hör' ich nie mehr eine Melodie, sondern immer und ewig die Scala und andere bloße Uebungen. Außerdem ist mir der Mademoiselle Charakter nicht sympathisch. Sie ist für Marie eine zu passive Natur. Ihre Melancholie, fürchte ich, steckt mein Kind an."

„Aber Emma! Sie spricht ja in den wenigen Stunden nur, was Bezug auf's Clavier hat."

„Eh bien, warum spricht sie so wenig? Für ein Mädchen ohne Familie und Vermögen paßt es sich nicht, die Schwermüthige zu spielen."

„Wir wissen nicht, welchen Kummer sie hat."

„Eine Person ihres Standes muß ihren Kummer zu Hause lassen können. Die zweite Hälfte der Stunde ist dem Gesang gewidmet. Wie oft habe ich Mademoiselle gebeten, meine Tochter französische Lieder zu lehren, wie selten erfüllt sie meine Wünsche! Sie hat Ein Lied, das mich zur Verzweiflung bringt, das sie fast in jeder Stunde — ja — c'est ça!" Die Baronin unterbrach sich plötzlich und wies nach oben.

Das Exercitium im ersten Stock hatte aufgehört, und eine gebübte Hand spielte. Dann sang eine Mädchenstimme:

Noch nichts von winterlicher Trauer!
Noch einmal warmer Sonnenschein
Und düsterumkrnnte Abnungsschauer,
Noch einmal laß es Frühling sein!

Die schwergetangten Wipfel warten
Der Hand noch, die die Früchte bricht;
Die Sonnenblume kehrt im Garten
Ihr Antlitz scheuend noch zum Licht.

Noch immer hör' ich den gewohnten
Gesang der Vögel im Gehölz,
Und Schatten gaukeln wie vor Monden
Auf dem verlassnen Baltesweg.

Und ach' ich Nachts im Sternenscheine
An Deinem Hause still vorbei,
Regt sich die Sehnsucht, und ich meine,
Daß es noch immer Frühling sei!

„Arme Amanda!" flüsterte Michaelis, als die beseelte Klage verstummt war.

Der gutmüthige Baron aber sagte gerührt: „Parblen — entschuldige, Emma! — mir gefällt das Lied, und das Mädchen hat einen Vortrag, der mich alten Soldaten zum Weinen bringen könnte!"

Die Generalin suchte die Acbsel. „Kennen Sie Mademoiselle Günther vielleicht näher?" wandte sie sich gleichgiltig an Michaelis.

„Zu dienen, meine Gnädigste," erwiderte dieser mit seinem feinsten Lächeln um den Mund. „Fräulein Günther ist meine Mündel."

Nun war es an der Baronin, verlegen zu werden.

Aber der Arzt brachte sofort das Gespräch auf einen andern Gegenstand und schien für die Fortsetzung der Gesangsübungen über ihnen keine Aufmerksamkeit zu haben. Bald darauf empfahl er sich. —

Ein Garten trennte das Haus von der Straße. Diese zog sich den königlichen Park entlang. Wenige Schritte vom Gartengitter mündete eine der zahlreichen Querstraßen. An dieser Ecke machte Doctor Michaelis Halt.

Er harrte nicht lange. Bald wandelte ihm die wohlbekannte, zierliche Mädchengestalt entgegen. Ihre Kleidung war von dunkeln Farben und ärmlich; das Gesicht verdeckte der Hutschleier. Sie schritt ohne Hast, aber auch ohne Unterlaß am Straßengetriebe dahin.

Michaelis trat ihr in den Weg.

„Amanda!" sagte er tief bewegt und hielt dem Mädchen die Hand entgegen. Ihre Augen blickten erschrocken unter dem Schleier auf, dann hörte man einen lauten Aufschrei, ein leises Weinen, und schluchzend küßte Amanda die Hand des Greises.

(Schluß folgt.)

Kaulbach und sein Carton „das Zeitalter der Reformation".

Mit dem Carton „das Zeitalter der Reformation" hat der geniale Meister Kaulbach den berühmten Cyklus seiner Wandgemälde in dem Treppenhause des neuen Berliner Museums in würdigster Weise abgeschlossen. Diese Bilder gehören unstreitig nicht nur zu den schönsten Zierden der preußischen Hauptstadt, sondern zu den bedeutendsten Meisterwerken der neueren Kunst. In bewundernswürdiger Weise hat in ihnen Kaulbach die ihm gestellte große Aufgabe gelöst, eine fortlaufende culturhistorische Entwicklung der europäischen Menschheit darzustellen. Sage und Geschichte hat er dabei in ihren Tiefen erfaßt und die zu Grunde liegenden Ideen vollkommen erschöpft. Es ist der philosophische und historische Geist unseres Jahrhunderts, der aus diesen Wandgemälden zu uns spricht, verkörperte Gedanken und in Farben strahlende Weltanschauung. Die abstracten Ideen des Philosophen erscheinen hier vor uns in gestaltenreicher Fülle, in concreter Lebendigkeit; es sind keine bloße Schatten, keine gewöhnlichen Allegorien, wie sie das Rococo-Zeitalter schuf, sondern ein eigenes Genre von historischen Culturbildern, welche für das Genie und die Originalität ihres Schöpfers ein glänzendes Zeugniß ablegen. So malte Kaulbach den „Babylonischen Thurmbau", indem er den tiefsten Sinn der heiligen Sage, das große Ereigniß der „Völkerscheidung", zur vollkommenen Anschauung brachte; so erblicken wir in der „Blüthe Griechenlands" die tiefste Auffassung des hellenischen Geistes und seiner Bedeutung für die Menschheit. Die „Zerstörung Jerusalems" ist weit mehr als ein bloßes Schlachtengemälde, indem sich in der Gruppe der „ausziehenden Christen" ein neues weltgeschichtliches Moment offenbart, während in der berühmten „Hunnenschlacht" und in den „Kreuzfahrern" die Völkerwanderung und die folgenreiche Berührung zweier Weltkreise sich uns unwillkürlich aufdrängen. Jedes dieser großartigen Bilder ist in gewissem Sinne zugleich „exoterisch" und „esoterisch", ebenso für das sinnliche wie für das geistige Auge des Beschauers berechnet, bisterisch und symbolisch, je nach dem Bildungsgrade und der Betrachtungsweise des Beurtheilenden. Die Ereignisse und Gestalten sind Träger der großen Ideen und doch trotz dieser typischen und philosophischen Bedeutung darum nicht weniger concret und plastisch aufgefaßt.

Derselbe tiefere Ideengang charakterisirt den neuesten Carton des genialen Künstlers; ja man könnte ihn gewissermaßen als die höchste Blüthe dieser eigenthümlichen Richtung bezeichnen, als den schönsten Schlußstein der culturhistorischen Weltanschauung auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Mit vollem Bewußtsein hat Kaulbach das „Zeitalter der Reformation" in seiner weitesten Bedeutung aufgefaßt und über die engen Grenzen der kirchlichen Kämpfe hinausgerückt. Für ihn ist die Reformation eine weit größere und allgemeinere, indem er das Wiedererwachen der ganzen Menschheit, ihre Befreiung aus den Banden des Mittelalters, die Auferstehung des classischen Alterthums, die Entdeckung Amerikas, die Belebung

Die Heroen der Naturwissenschaft,
aus Kaulbach's Wandgemälde: „das Zeitalter der Reformation".

der naturwissenschaftlichen Studien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihren Einfluß auf die Bildung des Volkes, all die großen Denker, Dichter und schöpferischen Genien dieses großen Zeitalters in den Kreis seiner gedankenreichen Darstellung zieht. Es ist daher nicht Zufall, sondern weise Absicht des Künstlers, wenn er die eigentliche Reformation der Kirche nicht in den Vordergrund stellt, obgleich Luther und seine Mitkämpfer den wahren Mittelpunkt des Ganzen bilden.

Wie in der bekannten „Schule von Athen", dem berühmten Werke Rafael's, das Kaulbach bei seinem Carton vorgeschwebt, lassen sich auch hier die verschiedenen Richtungen des Zeitalters in den verschiedenen Gruppen des Gesammtbildes deutlich erkennen

und unterscheiden. In der Mitte eines mächtigen Doms erblicken wir die würdigen Gestalten der großen Reformatoren, wie sie eben das Abendmahl in beiden Gestalten austheilen und sich zu dem Augsburgischen Religionsbekenntniß vereinigen. Wir sehen den jugendlichen, begeisterten Luther, der eben erst die Schranken der katholischen Kirche gebrochen; an seiner Seite den würdigen Justus Jonas und Bugenhagen, welche das heilige Sacrament Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen, Albrecht von Brandenburg und einigen Patriciern der Hansestädte reichen. Mehr nach rechts steht in kriegerischer Rüstung Gustav Adolph, der auf ein Blatt blickt, welches Guttenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, so eben aus seiner Presse hervorgezogen hat. Auf der entgegengesetzten Seite sehen wir die Schweizer Reformatoren Calvin und Zwingli, denen sich der kühne Moritz von Sachsen, der tapfere Admiral Coligny, das Haupt der französischen Hugenotten, anschließen. Eine besondere Gruppe bildet die Königin Elisabeth von England mit ihren Räthen, dem höfischen Eifer, dem staatsmännischen Burleigh, dem kühnen Drake, dem Bischof Cranmer und dem schottischen Eiferer Knox, während der niederländische Protestantismus durch den schweigsamen Wilhelm von Oranien und durch Oldenbarneveldt würdig repräsentirt wird. Hinter diesen Häuptern und Stützen der neuen Glaubensstehre stehen auf dem erhöhten Chore die Vorläufer und Märtyrer der Reformation, der edle Huß, der schwärmerische Savonarola, Arnold von Brescia, Petrus Waldus, Wiklef und auch Tauler, der deutsche Mystiker, so wie in der Nähe der Orgel mehrere Componisten des neueren Kirchenliedes. Ihren eigentlichen Abschluß erhalten diese einzelnen Gruppen der Reformatoren und ihrer Freunde durch drei Männer im Vordergrunde des Bildes, Melanchthon, Zasius und Eberhard von der Tann, welche sich gegenseitig die Akte des Augsburger Religionsfriedens, die magna charta der Reformation, mit freudestrahlenden Gesichtern und verklärten Blicken überreichen.

Wie hier die religiöse Wiedergeburt des Jahrhunderts, so stellt der Künstler in einer zweiten großen Gruppe das Erwachen des classischen Alterthums durch die Humanisten und die damit verbundene Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften dar. An der Ecke liegt eine antike Statue, eine Muse von wundervoller Schönheit, eben erst ausgegraben, gleich wie jener alte Sarkophag, aus dem der lorbeergekrönte Petrarca die Schriften und Rollen des griechischen und römischen Alterthums hervorzieht und gleichsam von Neuem entdeckt. An seiner Seite erblicken wir die großen Humanisten und Verbreiter der classischen Bildung, den gelehrten Reuchlin und den spöttisch drein schauenden Erasmus. In ihrer Nähe steht der mit dem Degen und der Feder gleich vertraute Ulrich von Hutten, der den Männern der Reformation die Hand und seine tapfere Klinge anzubieten scheint; fein trotziges und doch so ehrliches Gesicht spricht laut: „Ich hab's gewagt.“ — Jener herrliche Mann mit der hohen göttlichen Stirn und dem sinnenden Auge, der mit untergeschlagenen Armen und gekreuzten Beinen so sicher und ruhig drein schaut, als wäre die ganze Welt sein Eigenthum, ist und kann kein Anderer sein als Shakespeare; sein würziger Nachbar, halb Krieger, halb Gelehrter, ist Cervantes, der den unübertroffenen Don Quixote geschrieben und dem die berühmten Gelehrten Nicolaus von Cusa und Cothes sich anreihen. Noch zwei charakteristische Gestalten fesseln unwillkürlich das Auge des Beschauers, der ehrliche Schuster und Dichter Hans Sachs, der ganz im Vordergrunde sitzt und an den Fingern die Sylben seiner Verse mißt, und Jacobus Balde, ein Deutscher, der damals die besten lateinischen Gedichte schrieb, was Kaulbach in sinniger Weise dadurch andeutet, daß er ihn zu der eben ausgegrabenen Muse sich niederbeugen läßt, deren Leyer er mit seinen Fingern gleichsam tastend berührt. Ueber diesen Vertretern der Poesie und Wissenschaft wölbt sich das Seitenschiff des großen gemeinsamen Geisterdoms, das von den Künstlern des Jahrhunderts eingenommen und noch geschmückt wird. Auf hohem Gerüst malt hier Albrecht Dürer an seinem Evangelisten, der Kartenreiter unter ihm aber trägt die bekannten Züge Kaulbach's, der sich selbst diesen bescheidenen Platz angewiesen hat. Zur Seite des Gerüstes erblicken wir den tüchtigen Erzgießer Peter Vischer, Gutenberg als Erfinder der Buchdruckerkunst und die großen Maler des Jahrhunderts Michel Angelo, Leonardo da Vinci und Rafael.

Auf der entgegengesetzten Seite bilden die Heroen der Naturwissenschaft eine besonders interessante Gruppe, deren Abbildung die Gartenlaube in ihrem wohlgelungenen Holzschnitt bringt. In der Mitte steht die ehrwürdige Gestalt des greisen Columbus, der die gefesselte Hand auf die von ihm um einen Welttheil bereicherte Erdkugel legt. Aus seinen ehrwürdigen Zügen spricht der Schmerz des Märtyrers und die fromme Zuversicht des unsterblichen Genius. Wunderbare exotische Pflanzen, fremde Vögel, Waffen und mexicanischer Kopfschmuck zu seinen Füßen deuten auf den Entdecker Amerika's. Der Deutsche, Martin Behaim aus Nürnberg, der 1492 den ersten Globus angefertigt hat, steht seinem großen Freunde zur Seite, dem er, wie alstere spanische Geschichtschreiber behaupten, den ersten Gedanken von dem Dasein eines neuen Welttheils gegeben haben soll. Er machte von Lissabon aus, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde, weite Reisen und untersuchte besonders die Inseln an der Küste von Afrika bis zu dem Flusse Zaire; auch die Entdeckung der Azoren wird ihm zugeschrieben, so daß er seine Stelle neben Columbus, die ihm der Künstler angewiesen, mit gutem Recht verdient. Hinter dem würzigen Fremdenpaare steht ein anderer Entdecker, der Engländer Harvey, welcher den kunstvollen Bau des menschlichen Körpers erforscht, den wichtigen Blutumlauf, die wunderbare Thätigkeit des Herzens und den Unterschied der Arterien und Venen zuerst erkannt und somit eine vollständige Revolution auf dem Gebiete der Physiologie hervorgerufen hat, so daß er als Vater dieser Wissenschaft angesehen werden darf. Als Vertreter der Anatomie erscheint neben ihm der Franzose Pesale, der ihm würdig zur Seite steht. Vor Columbus kniet der fleißige Kosmograph Sebastian Münster, der mit dem Cirkel in der Hand die Größe des Erdballs mißt, während der große Francis Bacon von Verulam sein „Novum organum“, dieses Evangelium der Erfahrungswissenschaft, in seinen Händen hält, als wollte er den reichen Schatz huldigend Columbus zu Füßen legen. Drei Männer sind es noch, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Das Barett mit einem grünen Reis geschmückt, erblicken wir den kundigen Botaniker Leonhard Fuchs, an seiner Seite den ebenso berühmten als heilbringen Arzt Theophrastus Bombastus Paracelsus, der bald als frecher Charlatan verschrieen, bald als der Luther der Medicin gepriesen wird, jedenfalls aber ein genialer Mann war, wie seine trotz mancher Irrthümer bemerkenswürdigen und von Geistesblitzen erleuchteten Schriften zeigen, in denen er die alte Schule des Galen bekämpft und auf die Natur und Erfahrung hinweist. Sein Nachbar in dem langen Schlafrock und mit der hohen Mütze ist ebenfalls ein deutscher Gelehrter, Sebastian Frank, einer der vorzüglichsten Prosaisten, welcher eine Universalgeschichte in deutscher Sprache schrieb und durch sein populäres Talent einen großen Einfluß auf die Bildung des Volkes ausübte.

Entsprechend der Seite, auf der die Humanisten und Künstler dargestellt sind, steigt auch über die Männer der Naturwissenschaft noch ein Seitenschiff empor, auf welchem die Astronomen, welche gleich den Künstlern dem Himmel näher stehen, ihren Platz gefunden haben. Den Rücken uns zugewendet zeichnet Copernicus das Sonnensystem an die Wand, Galilei und Giordano Bruno, die edlen und großen Märtyrer der Wissenschaft, steigen zu ihm empor, während Cardanus nachgrübelnde das Haupt zu Boden senkt und Tycho de Brahe mit dem jungen Keppler der Harmonie der Sphären zu lauschen scheinen.

Diese flüchtige Andeutungen und die mitgetheilte Probe, die der Holzschnitt von einer Gruppe des Cartons giebt, sollen nur dazu dienen, auf die Wichtigkeit und Bedeutung der neuesten Schöpfung aufmerksam zu machen, da sich der Eindruck des Gesammtbildes, die Fülle der Erscheinungen, die charakteristische Auffassung jeder einzelnen Figur und vor Allen die dem Ganzen zu Grunde liegende tiefere Idee nicht bei dem uns zugemessenen Raume wiedergeben lassen. Es wird die Aufgabe der eigentlichen Kunstkritiker und Aesthetiker sein, den Werth des Werkes festzustellen und ihm, so wie der darin vertretenen Richtung, die gebührende Stelle in der Kunstgeschichte anzuweisen. Aber selbst dem Auge des gebildeten Laien kann es nicht entgehen, daß wir hier vor einem bedeutenden und Epoche machenden Bilde stehen, welches mächtig anregend zu unserem Geiste spricht und seine hohe und schwere Aufgabe, „das Zeitalter der Reformation“, erschöpfend und vollendet gelöst hat, wobei der Künstler nicht vergessen hat, dem deutschen Genius die ihm gebührende Stelle in der großen culturhistorischen Entwicklung des sechszehnten Jahrhunderts anzuweisen.

Max Ring.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 8. Der Landtag zu Königsberg und die Errichtung der Landwehr.

Von Ferd. Pflug.

(Schluß.)

Als eine besondere Gunst des Zufalls mußte jetzt gelten, daß eine der Hauptbestrebungen der Junker und Franzosenfreunde in Berlin vorerst darauf gerichtet gewesen war, die Männer der entschiedenen Actionspartei, welche sie nicht unmittelbar zu fürchten vermochten, mindestens doch in der einen oder andern Weise in die entlegenen Provinzen zu entfernen, um so für den Verfolg ihrer eignen Pläne und Absichten in der Hauptstadt deste freieren Spielraum zu gewinnen. Ein gleich günstiges Geschick wollte, daß mehrere der bedeutendsten Männer derselben Partei, die, verzweifelnd an den eignen preußischen Zuständen oder verfolgt von den französischen Schergen, in Rußland eine Zuflucht oder einen neuen Wirkungskreis gesucht hatten, in Anlaß des jetzigen Umschwungs der Dinge, mit diesem Moment in Königsberg wieder zusammengetroffen waren. Der Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, einst neben und mit Stein Minister des Innern, gehörte zu den Ersteren, Moritz Arndt, der mit dem Letzigenannten gekommen war und auf denselben den größten Einfluß ausübte, wie Clausewitz zählten zu den Letzteren. Dieser, der spätere große Militärschriftsteller und befähigteste Schüler Scharnhorst's, wie dessen Hauptgehülfe namentlich auch bei Ausarbeitung des Landwehr-Entwurfs, übernahm es, diesen Entwurf zur unmittelbaren praktischen Ausführung vorzubereiten und zugleich York, mit dem er als einer der russischen Unterhändler bereits zu Tauroggen in vertraute Beziehungen getreten war, denselben gänstig zu stimmen. Der schon erwähnte und von York hochgeachtete Regierungspräsident v. Schön, der ebenfalls nach Königsberg gekommen, unterstützte ihn hierin, während Moritz Arndt sich bemühte, das Schroffe und Herbe in dem Charakter Stein's thunlichst auszugleichen und denselben den anderweitig aufgestellten Forderungen nachgiebig zu stimmen. Dohna endlich hatte als schwierigste Aufgabe die Vertretung des gefaßten Plans in der Versammlung übernommen. Wo jene, die eigentlichen Urheber desselben, kraft ihrer eigenthümlichen Stellung nicht unmittelbar hatteln eintreten konnten, wollte er sie ersetzen und ergänzen eintreten. Alles war so vorbereitet. York gab nach, Stein trat in die bescheidene zweite Reihe zurück. Bereits am 23. Januar ward der Landtag unter Hinzuziehung auch der Deputirten der westpreußischen Kreise diesseits der Weichsel auf den 5. Februar nach Königsberg ausgeschrieben.

Der große Tag war endlich erschienen. York, von einer Deputation in die Versammlung abgeholt, sprach für die Errichtung einer Landwehr. Der ganze Mann, eisern, fest, klar und selbstbewußt im Wollen und Vollbringen, klang aus seinen Worten wieder. Hingerissen von stürmischer Begeisterung schlugen alle Herzen ihm entgegen. Glücklich warf Dohna den von Clausewitz bearbeiteten und von ihm selber den Umständen noch mehr angepaßten Landwehr-Entwurf in den bewegten Moment hinein. Es gab hier kein dissentirendes Votum mehr, die Anstellung von 30,000 Mann Landwehr Seitens der Provinz, 20,000 davon in erster Reihe, 10,000 in Reserve, ward thatsächlich schon an diesem ersten Tage entschieden.

Zuvor jedoch, und das ehrt diese Männer noch mehr, hatten sie auch den Schatten einer russischen Beeinflussung von ihren Berathungen und Beschlußfassungen zu entfernen gewußt. Ein unmittelbar deutsches Werk sollte die neue große Schöpfung aus ihrem freien und selbstständigen Entschluß hervorgehen. Nur mit York, dem zeitigen Militär-Gouverneur der Provinz, wollten sie über den Entwurf dann unterhandeln, nur auf dessen Autorität ihre Entscheidung begründen. Daß dieser, wie die Berliner Zeitungen bereits unterm 9. Januar berichtet hatten, sich gegenwärtig seines Commandos entsetzt befand, galt ihnen dabei nicht. Der Tote, welcher die Entsetzungsdrre an den General überbringen sollte, Major Natzmer, war hiermit an der Weichsel von den russischen Posten aufgehalten und zurückgewiesen worden, und York befand sich deshalb nach der Auffassung der Versammlung auch noch in der vollkommen rechtlichen Ausübung der ihm übertragenen Militärstellung. Diese Auslegung mochte angezweifelt werden, thatsächlich hatten die Stände mit derselben unbedingt das Gebiet des durchaus eigenmächtigen Handelns betreten. Der günstige Umstand, daß sich momentan der Osten der Monarchie durch die Kriegsoperationen der Russen gegen die sich nothdürftig noch zwischen der Weichsel und Oder behauptenden französischen Abtheilungen von dem Westen so gut wie abgeschnitten befand, und die Erhebung des Augenblicks ließen des bezeichnete Verhältniß jedoch kaum in einigen vereinzelten Andeutungen durchklingen. Der Bann des Herkömmlichen und Gewöhnlichen war durch den einmal entfesselten Strom gewaltsam durchbrochen worden, die Erregung der Gemüther wogte zu voll und schwer, als daß die Dämme der staatlichen Ordnung nicht davon hätten überfluthet werden sollen.

Die Leiter der Bewegung kannten jedoch aus eigner trüber Erfahrung den schleppenden Verlauf der Dinge in Berlin und, da die eigentlich bestimmenden Persönlichkeiten größtentheils dieselben geblieben waren, zweifelsohne jetzt auch noch in Breslau zu gut, um die Verwirklichung und Durchführung des einmal in die Hand genommenen Werks den widerstreitenden und schwächlichen Einflüssen dort überlassen zu sollen. Eine vollendete, durch nichts mehr zu änternde, zu beseitigende Thatsache mußte die Errichtung der Landwehr vor jene Männer hinterlegen, um deren endlicher Zustimmung und der Uebertragung derselben Einrichtung auch auf die anderen Provinzen des Staats gewiß sein zu dürfen.

Stein, der den Volkskrieg entzünden wollte, und Clausewitz, der die erhöhte militärische Brauchbarkeit der neuen Volkstruppen hierbei zunächst in's Auge faßte, traten auseinander auch noch in einem andern wichtigen Punkt zusammen. Beide hatten 1812 die russische Landwehr und deren geringe Wirksamkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt, der Scharfblick dieser hellsehenden Geister aber begriff zu schnell und sicher, als daß ihnen die ängstlich genaue Einfügung dieser Landwehren in das stehende Linienheer als die Ursache der auffälligen Schwäche derselben hätte verborgen bleiben sollen. Der vom Pfluge weggerissene Bauer wird immer neben dem abgeschulten Soldaten nur eine traurige Rolle zu spielen vermögen, doch der zur Vertheidigung von Haus und Heerd, zum Schutze seines Vaterlandes aufgerufene freie Mann wird, was ihm an Uebung gegen den Berufssoldaten abgeht, durch vervoppelten Eifer, durch die ihn beseelenden geistigen Potenzen ersetzend, jenen sehr bald überbieten, oder sich ihm doch mindestens vollkommen ebenbürtig zur Seite stellen. Das war der große Grundgedanke, den Scharnhorst bei seinem ersten Landwehr-Entwurf schon, wenn auch nur dunkel, vorempfunden hatte und der bei der thatsächlichen Insiderentstehung der preußischen Landwehr nach der zusammentreffenden Idee der genannten Beiden nunmehr verwirklicht werden sollte.

Es geschah in diesem Sinne, wenn sich in Clausewitz's Entwurf die Landwehr in allen Einzelheiten auf die Gemeinde und den Kreis zurückgeführt und aus diesem entwickelt befand. Die Züge, Compagnien und Bataillone derselben sollten sich möglichst immer aus den Mannschaften der gleichen Orte, Gemeinden und Kreise zusammengesetzt finden. Eben diese Letzteren trugen die Kosten der ersten Ausrüstung ihrer Landwehrleute, wie denn auch der Unterhalt derselben bis zu deren Ausmarsch in's Feld ihnen zur Last fiel. Wer durch körperliche Gebrechen oder sonstige Umstände sich von der Theilnahme am Landwehrdienst befreit fand, sollte nach seiner Vermögenslage zur Aufbringung der zu dem Rüstungswerk nöthigen Gelder um deste höher besteuert werden. Pflichtig für den Dienst der Landwehr war die ganze nicht schon dem stehenden Heere oder dessen Reserve angehörige wehrbare Mannschaft vom 20. bis 40. Jahre; bei der nur aufzubringenden genau normirten Zahl entschied indeß über die eigentliche Einstellung das Loos, wovon die Quote der von den einzelnen Orten aufzubringenden Landwehrleute nicht auch ohnehin schon durch freiwillige Gestellung aufgebracht werden konnte. Die Officiersstellen endlich wurden bis zum Major aufwärts durch Wahl der eigenen Mannschaft besetzt, nur die Ernennungen für die höheren Stellungen blieben der Entscheidung des Königs vorbehalten. Der thatsächliche Begriff war hier der speciellen Bezeichnung lange vorauseeilt. Dieser Entwurf enthielt genau das, was wir heute unter dem Namen der Volkswehr estrehen.

Dohna hatte im Großen und Ganzen diese Grundsätze auch in seine der Versammlung unterbreitete Landwehrvorlage aufge-

nommen. Einstimmig erfolgte die Annahme derselben. Die Tage bis zum 9. Februar, dem Schluß dieser denkwürdigen Sitzung, beschäftigte man sich nur noch mit den Anordnungen zur schleunigen Ausführung der gefaßten Beschlüsse. Eine eigene in Permanenz verbleibende Landwehr-Commission ward eingesetzt, die nöthigen Geschäfte in die Hand zu nehmen und so schnell als möglich zu Ende zu führen. Der Major Graf Dohna erhielt den Auftrag, nach Breslau zu reisen, um nachträglich für das Geschehene die Sanction des Königs einzuholen.

Große, herrliche, ruhmvolle Zeit! Jetzt war der Boden bereitet und der Moment zum Handeln für das Volk eingetreten. Der Volkskrieg, den Stein mit der Errichtung der Landwehr entzündet gewollt, er war da — geharnischt, gerüstet, wie einst die Minerva dem Haupte Jupiters entfliegen, hatte dieser große Gedanke mit seiner eigenen Verwirklichung den Volks-, den heiligen Krieg fertig, abgeschlossen aus sich hervortreten lassen. Alles dachte, handelte, lebte nur für den Krieg. Wer zählt die hehren Beispiele von des Altenthums würriger Vaterlandsliebe, welche, die Lobe der Begeisterung immer weiter tragend, jeder Tag neu erzeugte? Von den Säuglingsbrüsten, welche, der alte Graf Dohna unter den Ersten, nach kaum beendeter Berathung eilten, die Säuglingsuniform mit dem einfachen Landwehrrock zu vertauschen, bis zu der Bettlerin von Lyck, die ihr einziges Hemde dem Vaterlande darbrachte; in Augerburg, wo, der Bürgermeister Mey vorau, die ganze wehrhafte Bevölkerung des Orts mit jubelndem Ruf sich zur Landwehr stellte, und im Dorf Lorgnitten, wo der Streit über die Ehre, zum Waffendienst zugezogen zu werden, fast zu blutigen Händeln geführt hätte; von den unbärtigen Knaben, die nicht abließen, zu bitten und zu betteln, in die Reihe der Vaterlandsvertheidiger aufgenommen zu werden, bis zu dem 75jährigen Invaliden Marxkowsky und den 72jährigen Lieutenant Steib, welche Beide, Allen später im Kampfe vorleuchtete, sich unter den Besten das eiserne Kreuz verdienten: überall verbesserte hochherzige, vor keinem Opfer zurückschreckende Geist, überall das innigste, stolzbewußte Zusammenwirken zu dem einen, Allen gemeinsamen Zweck, der Befreiung des Vaterlandes.

Es gab kein Halten, kein Deuteln mehr, vor der Wucht dieser Thatsachen mußten alle Bedenken schwinden. Unterm 17. März ward endlich zu Breslau auch die Ordre zur Errichtung der Landwehr in den übrigen preußischen Provinzen ausgegeben.

Die bei der ostpreußischen Landwehr einmal sich normirten Grundsätze hatten unter der zwingenden Gewalt der Verhältnisse dabei fast unverändert in die Bestimmungen auch über diese Neubildung aufgenommen werden müssen, um die Resultate der Wehrbarmachung des Volks entsprachen vollkommen den von deren Urhebern dabei in'S Auge gefaßten Erwartungen. Die Geschichte der Landwehr in den Jahren 1813 bis 1815 ist von dem ersten bis zum letzten Blatt derselben eine Geschichte voll Ruhm und Sieg, voll freudiger Hingebung und glänzender Erfolge. Wenn neuerdings in tendenziöser Weise die Tage von Kulm, von Goldberg und Löwenberg als Beweise gegen die Kriegstüchtigkeit der Landwehr geltend gemacht werden sind, so waren es dort doch ausschließlich nur die weit überwiegend aus den der polnischen Nationalität angehörigen oberschlesischen Mannschaften zusammengesetzten schlesischen Landwehr-Regimenter, welche theilweise verlagten, nur wenigstens an dem ersten genannten Tage haben die neben denselben fechtenden alten Linien-Regimenter vor denselben keinen Vorzug bewiesen. Die den rein deutschen Provinzen des preußischen Staats angehörigen Landwehren sind wohl bei Rheims einmal vom Feinde überfallen, aber im ganzen Verlauf des Krieges von demselben nie besiegt, nie geschlagen worden.

Indeß es lag in der Natur der Verhältnisse begründet, daß mit dem Sieg selbst auch für die Landwehrverfassung ein Rückschlag eintreten mußte. Das preußische Volk war noch zu wenig politisch entwickelt, um die Gewähr, welche es in derselben für die künftige freie Gestaltung seines Staatslebens besaß, mit eifersüchtiger Sorge hüten zu sollen. Wo hätten in dem Laute, das, neben der freisinnigsten Wehrverfassung der Welt, noch keine regelmäßige Volksvertretung besaß, auch die Organe zum Schutz und zur Behauptung jener gesunden werden sollen? — In dem Grade, als die endliche Niederlage Napoleon's sich immer unzweifelhafter herausstellte, traten auch die Anzeichen der wiedererstarkten Richtung gegen diese neue Schöpfung immer bestimmter hervor, und mit dem gegenwärtig so häufig angezogenen Gesetz vom 3. September 1814 ward der Landwehr durch den Wegfall der für die ursprüngliche Fassung dieses Institutes so wichtigen Anknüpfung an die Gemeinden und Kreise, wie mit der thatsächlichen Beseitigung der freien Wahl der Führer bereits der bisherige Charakter einer Volkswehr entzogen und sie an dessen Statt in eine Reserve des stehenden Heeres umgewandelt. Zur Gegenjagt zu den sechs Wochen, welche Scharnhorst bei dem von ihm zur vorbereitenden Verstärkung der Armee von 1808 bis 1813 in Anwendung gesetzten Krümperſystem für die militärische Ausbildung der jungen Mannschaften ausreichend erachtet hatte, wurde jetzt die active Dienstzeit auf drei Jahre normirt; es galt eben vor Allem durch Eingewöhnung in eine nach dem alten Zuschnitt gemodelte Disciplin und Subordination das neue Volksheer ebenso unbedingt in die Hand der Regierung zu bringen, als dies mit dem früheren stehenden Werbeheere nur je der Fall gewesen war. Demnach aber bleibt das erwähnte Gesetz immerhin wichtig für den gegenwärtigen Streit, sein Ursprung lag jener großen Zeit von 1813 doch noch zu nahe, als daß der in dieser wirksame freie Geist sich in demselben nicht hätte wiederspiegeln sollen. Nur den eigentlichen Schwerpunkt dieses Gesetzes gilt es genau zu erkennen und unverrückt festzuhalten, und dieser liegt in der Landwehr begründet. Die zweijährige Dienstzeit, in welcher sich der erwähnte Streit mehr und mehr zu concentriren droht, kann gegen die allseitige unbedingte Wichtigkeit jener jedenfalls nur eine in die zweite Reihe zurücktretende Bedeutung beanspruchen. Das, was die Landwehr war, was sie sein soll, dafür bleiben freilich die Normen in jener alten, einstigen Landwehr zu suchen; in dieser, in der glücklichen Zusammensetzung der preußischen Waffenmacht von 1813, sind unbedenklich die Keime nicht nur der Wehrverfassung der Zukunft für Preußen, sondern überhaupt der neuen, auf die freie Entwicklung der Volkskraft gerichteten Zeit enthalten.

Ueber die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Landwehr sprechen die öffentlichen Organe in Preußen sich sehr verschieden aus. In allen äußert sich die innere Stimmung des preußischen Volks über den Zwiespalt zwischen ihm und seiner Regierung, den die feudale Partei verursachte und nun benutzt, um sich als preußischen Sieg über das Volk zu spielen. Auch jene Blätter, welche sich zu nah beiden Seiten gütiger hielt zwischen Thron und Land seit zu sehen. — Solcher Kundgebung gegenüber drangen viele Stimmen, besonders vom Rhein her, auf die Entsagung von jeder öffentlichen Feier. Andere, namentlich im Manifester Seckreise und in Berlin, erinnern an die vielen darbenden Veteranen des Befreiungskrieges, deren man in Berlin allein 652, mit Ehrenzeichen geschmückt, Noth und Elend in ihrer Erscheinung ausgeprägt, durch die Straßen wanken sehe, und begehren wenigstens für sie ein Fest. — Wieder Andere halten die Standarte der geschichtlichen Ehre und des geschichtlichen Rechts aufrecht, indem sie sagen: Das freiwillige Wort des Königs (als er am 22. Mai 1815 dem preußischen Staate eine Verfassung versprach) und die Hingabe des Volks sind der große Rechtstitel der preußischen Constitution. Die Landwehr und die Verfassung gehören in Preußen zusammen, und darum ist die Landwehrfeier des Volkes Ehrenpflicht. — Am entschiedensten traten die Patrioten des Hagener Kreises auf. Sie beschlossen mit Einstimmigkeit die Feier des Tages, und zwar am 5. Februar, dem Tage des Aufrufs der Freiwilligen. Wie die Bewegung des Jahres 1813 vom Volke ausgegangen sei, sei es auch jetzt eine Ehrensache des Volks, die Feier selbstständig und aus eigenem Antrieb in die Hand zu nehmen, — und wie man damals einmüthig aufgestanden sei gegen den äußern Feind, so solle man jetzt den innern Feind in geschlossener Phalanx bekämpfen, den wahren Feind Preußens, die feudale Partei: so erhebe sich das Fest zu einer Demonstration des ganzen Preußenvolks für sein Abgeordnetenhaus, das dadurch einen neuen Halt gewinne, um unbeirrt in der betretenen Bahn fortzuschreiten. — Und während in solcher Stimmung und mit solchen für das Landwehrwesen kampferheiten Entschlüssen das Volk seinem Feste entgegengeht, ja während der König selbst für die Feier jener großen Zeit seine Anordnungen gebietet, hat die Gegenpartei, wenn die Zeitungsnachrichten nicht trügen, zum Berichtungsschlag gegen das ganze Landwehrsystem ausgeholt durch die fast siegesgewiß verkündete Einführung der Stellvertretung im preußischen Heere. Damit wäre der Abfall von der alten Wehrverfassung — und wohl nicht von dieser allein — besiegelt!

Aus dem Norden.

Von Brehm.

VI. Lemminge.

Alle norwegische Schriftsteller berichten von einem räthselhaften Thiere ihrer Heimath, welches zuweilen in ungeheuren Massen vom Himmel herabgeregnet wird und dann die obenhin armen Gebirge vollends kahl frißt. Olaus Magnus, der bekannte Bischof von Upsala, erzählt, daß er im Jahre 1518 durch einen Arzt gerettet wäre, welcher von Hermelins dicht bevölkert gewesen sei, so daß er den alle Marder kennzeichnenden Geſtank schon von ferne gerochen habe. Sie wären kleiner, vierfüßiger Thiere wegen gekommen, welche zuweilen bei plötzlichem Wind und Wetter vom Himmel fielen, man wisse nicht, ob von fernen Inseln hergetrieben oder in den Wolken erzeugt. „Sie treten," fährt er fort, „wie Heuschrecken in ungeheuren Schaaren auf, zerstören alles Grün, und was sie einmal angebissen haben, stirbt ab, wie vergiftet. So lange sie frischgewachsenes Gras zu freſſen haben, leben sie in Frieden; wenn dies aber zu mangeln beginnt, sammeln sie sich, wie die Schwalben, und eilen davon, oder sie sterben und verpesten die Luft mit ihrem Geſtank. Die Menſchen bekommen davon Schwindel oder die Gelbſucht. Glücklicherweiſe ſind die Hermelins eifrig bedacht, dieſe verderblichen Geſchöpfe zu vernichten: ſie müſſen ſich förmlich mit ihnen."

Olaus Wormius bemüht ſich im Jahr 1633 mit dem Beweiſe, daß Thiere wirklich im Wolken entſtehen und herunterfallen können. Er giebt auch an, daß man vergeblich verſucht hat, die Lemminge durch Beſchwörung zu vertreiben. So ſahen Einer es dem Andern nach, und erſt Linné beſchreibt im Jahre 1740 die Lemminge naturgemäß. Aber noch heutigen Tages iſt die vortreffliche Schilderung jenes großen Skandinaviers ſeinen Landsleuten unbekannt, und die Bauern Hochnorwegens glauben, wie die Lappen, noch immer ſteif und feſt Daſſelbe, wie der alte Biſchof. Vom Himmel regnen die Lemminge herab zum Verderben der Menſchen oder zur Strafe für begangene Sünden — welche letztere auch die einfachen Bauern Norwegens bündelweiſe auf ſich laden.

Zu meiner großen Freude — um obgleich ich eben keinen außergewöhnlichen Sündenjammer verſpürte — ſtellten ſich mir die Lemminge auf dem Dovreſelde perſönlich vor, und ich bekam ſomit Gelegenheit, ſie um ihr Leben kennen zu lernen. 1860 war gerade ein Lemmingjahr. Man begegnete in der Höhe den ſchmucken, behenden und muthigen Geſchöpfen überall, wohin man auch blickte: unter allen Moosbüſchchen und Steinen quickte und grunzte es, über die einzelnen Schneewälzer hinweg liefen ſie ſchaarenweiſe; auf den Straßen fand man täglich Dutzende von ihnen getödtet, gewöhnlich durch die Hufe der Pferde oder durch die Räder der Wagen, welche ſie überfahren hatten. Ich ging ihnen, ſelbſtverſtändlich, mit viel Luſt und Liebe nach, fing von ihnen einen um den andern, um ihn zu mir in das Zimmer zu nehmen, und bemühte mich nach Kräften, ſie kennen zu lernen, erfuhr aber doch nicht viel mehr, als der alte Linné uns bereits gegeben hat.

Alle höheren Gebirge Skandinaviens, auch die Berge auf den benachbarten Inſeln, und hoch oben im Norden die Tundra ſind die Heimath der Lemminge. In einem Höhengürtel zwiſchen zwei- und viertauſend Fuß über dem Meer, d. h. zwiſchen der Grenze der Fichtenwälder und der des ewigen Schnees, fand ich ſie am häufigſten; nur einige waren auch bis in die Thäler herabgekommen. Im Gebirge bildete jeder Grasbuſch, jeder Stein, jede Höhlung im Mooſe einen paſſenden Aufenthalt für ſie. Sie kamen ſelbſt bis ganz nahe an die Häuſer heran, und die Katzen der Poſthalterſtelle Fogstuen nährten ſich während der Zeit meines Aufenthalts ausſchließlich von Lemmingen, weil dieſes Wild ihnen die wenigſte Mühe verurſachte.

Die Lemminge ſind ganz allerliebſte Kerls. Sie ſehen aus wie kleine Murmeltiere oder wie Hamſter und ähneln namentlich den letzteren auch vielfach in ihrem Weſen, erreichen aber kaum die halbe Größe von dieſen biſſigen und ungemüthlichen Spitzbuben unſerer Fruchtfeldenen. Ihre geſammte Länge beträgt 6 Zoll; der Schwanz iſt ein nur $^3/_4$ Zoll langer Stummel. Das Männchen iſt etwas größer als das Weibchen, ſonſt aber nicht von ihm unterſchieden. Ein reicher und langer Pelz von höchſt anſprechender Zeichnung deckt ihren Leib. Seine Grundfärbung iſt ein lebendiges Braungelb; von ihm heben ſich ziemlich unregelmäßig runkle Flecken ab, nur der Schwanz und die Pfoten ſind faſt immer gelb, und von den Augen aus laufen regelmäßig zwei gelbe Streifen nach dem Hinterkopf. Die Unterſeite iſt immer gleichmäßig lanzfarbig gelb.

Gewöhnlich hört man den Lemming viel eher, als man ihn zu ſehen bekommt. Der ruhig ſeines Weges dahingehende Wanderer wird manchmal förmlich erſchreckt durch ein unwilliges Knurren und Pfauchen. Zehn, fünfzehn, zwanzig Schritte von ihm ſitzt ein Lemming in irgend einer kleinen Höhlung, unter einem Stein oder unter einem Moosbüſchel und wahrt ſchreiend ſein Heimathsrecht. Wenn der kleine Kerl geflüchtet wäre, würde man ihn gar nicht bemerkt haben; er aber will gar nicht flüchten, ſondern verſucht alles Mögliche, um zu beweiſen, daß er hier eigentlich der einzige Herr und Gebieter ſei. Gumwillig verläßt er überhaupt ſeinen Platz nicht; er hat ein muthiges Herz und läßt ſich nicht bange machen. Mit Lauten und Grunzen, nach Meerſchweinchenart, wartet er ruhig ab, was geſchehen wird. Nur wenn er gerade unterwegs iſt, flüchtet er; aus ſeiner Höhle weicht er nicht. Wenn man auf ihn zugeht, nimmt er augenblicklich die Kampfſtellung an. Er ſpringt aus ſeiner Höhle hervor, quiekt, grunzt, richtet ſich auf, biegt den Kopf zurück, ſo daß er faſt auf den Nacken zu liegen kommt, und ſchaut nun mit ſeinen kleinen Augen ſo ingrimmig auf den Rieſen vor ihm, daß dieſer Rieſe wirklich unſicherlich wird, ob er ſich mit dem Zwerg einlaſſen ſoll. Hält man ihm den Stiefel vor, ſo beißt er in denſelben; er beißt in den Stock oder in den Gewehrlauf, auch wenn er merkt, daß hier Nichts auszurichten iſt; er ſpringt an die Beinkleider und beißt ſich hier ſo feſt ein, daß man ihn kaum abſchütteln kann. Der Kampf verwehrt nur keine Tollkühnheit; er kommt zuletzt in förmliche Wuth, vergißt Alles um ſich her und wird zum reinen Spiegelbild des bösartigen Hausfeos. Geht man recht raſch auf ihn zu, während er unterwegs iſt, ſo dreht er ſich um und geht nun rückwärts, aber nur äußerſt langſam, nach einem ihm paſſend erſcheinenden Schlupfwinkel hin. Hier ſtellt er ſich und nimmt nun gern und freudig den Kampf auf. So treibt er es mit dem Menſchen; nicht anders mit großen Säugethieren oder Vögeln. Eine Kuh auf dem Dovre kam mißhegen in den Hof geſtürzt, kein Menſch wußte warum; ich faß ihr nach dem Bein; dort hing ein Lemming, der ſich eingebiſſen hatte. Die kleinen Penies des Gebirges, äußerſt zurmüthige Thiere, gerathen, wenn ſie den Lemming ſehen, in Wuth, geben auf ihn zu und ſchlagen ihn mit den Vorderhufen zuſammen. Die Hunde laſſen den Raubtolk gewöhnlich ganz in Frieden, und nur die Katze, das Wieſel, der Vielfraß, der Fuchs, der Wolf, die kurzohrige und noch mehr die Schneeeule, der Buſſard und der Rabe machen ſich nichts aus allem Toben und Zanken, ſondern rücken dem wehrhaften Burſchen ohne Umſtände auf den Leib, beißen ihn todt und verzehren ihn mit großem Behagen.

Einmal habe ich einen luſtigen Kampf mit angeſehen. Ich beobachtete ſchon längere Zeit eine Nebelkrähe, welche mehrere Male hinter einem Felſen niederſtieß, aber immer und immer wieder zurückkam, ſich auf den Block ſetzte und dort den Schnabel putzte. Nach einiger Ruhe ſchaute ſie in die Tiefe nieder, ſtieße ab und kam von Neuem zurück. So ging es mehrere Minuten lang fort. Ich wußte ſofort, daß es ſich hier um einen Lemming handle, welcher nicht gefunden war, einen Braten für den Raben abgab. Aber die Krähe mußte hungrig ſein, nur der Hunger ſcheint bekanntlich den Muth zum Handeln zu. Sie entſchloß ſich kurz, flog herab, und richtig, da guckte der Kopf des erboſten Thieres unter einem Moosbuſche hervor. Vorſichtig näherte ſich die Krähe, mehrmals ſprang ſie hoch auf, flüchtete vor dem Nager, welcher wie ein Pfeil hervorkam, in der Abſicht, der großen Feindin einen tüchtigen Biß zu verſetzen. Ebenſo ſchnell, als er gekommen war, hatte er ſich wieder in ſeine Höhle zurückgezogen, und von Neuem näherte ſich die Krähe, von Neuem wurde ſie vertrieben. Doch die Raben ſind ein kluges Volk; ſie machen gute Pläne und wiſſen dieſelben geſchickt auszuführen. Bisher hatte die Krähe den Lemming von vorn angegriffen, jetzt ging ſie es geſcheiter an: ſie wackelte auf den Hügel hinauf, ſchaute von oben herab, führte einen Hieb und ſchlug blitzſchnell zurück. Drei oder vier Mal wiederholte ſie dieſe Angriffsweiſe; — da ſprang kein Lemming mehr aus der

Höhle; der arme Schelm hatte einen Hieb auf den Kopf bekommen und war beständ worden. Jetzt nun hatte seine Feindin leichtes Spiel. Sie lief ruhig hinzu und tödete ihn vollends mit Schnabelhieben. Dann verzehrte sie ihn auf der Stelle.

Der Kolkrabe macht weniger Umstände, er tödtet den Lemming mit einem einzigen Hiebe, und die eigentlichen Raubvögel kümmern sich nun vollends um Zorn und Anstrengungen des Nagers nicht, sie packen ihn mit den gewaltigen Klauen und drücken ihm in kürzester Frist die Seele aus. Es ist eine im ganzen Norden allgemein bekannte Thatsache, daß die Schneeeule, welche sich fast ausschließlich von Lemmingen nährt, nur da gefunden wird, wo Lemminge häufig sind; ja man sagt, daß sie ihrem Wild auf den weiter unten zu schildernden Wanderungen unablässig nachfolge. Daß der arme Lemming auch dem Fuchs und dem Wolf seinen Widerstand zu leisten vermag, glaubt jeder meiner Leser, welcher von unserem Haushund einen viel gefährlicheren Hamster zu Tode schütteln sah. Wolf und Fuchs füllen sich die ewig leeren Bäuche, wenn sie nichts Besseres finden, regelmäßig mit Lemmingen an. Sie stürzen auf die Thiere los, fassen sie mit geschickem Biß und werfen sie nach einer Minute, mit zerträmmertem Rückgrat todt auf die Erde. Nur der Fuchs schält das Wühlpret aus seiner Haut; der Wolf verzehrt es mit Stumpf und Stiel. Auch der Vielfraß wird bald fertig; er gebraucht nicht seinen Mund, sondern giebt dem von ihm erlorenen Lemming mit seiner langkralligen Tatze eine einzige Ehrfeige und — den Tod. Hermelin und Wiesel müssen sich etwas mehr zusammennehmen; namentlich dem letzteren ist der Nager ein fast ebenbürtiger Kämpe. Bei ihren Kämpfen aber siegt Gewandtheit und List über den plumpen Muth.

Während des Winters treibt der Lemming unter dem Schnee sein Wesen. Er legt sich hier nicht nur lange, weitverzweigte Gänge an, sondern er baut sich auch, wie ich zufällig entdeckte, recht hübsche, wenige, warme Nester mitten in den Schnee. Mein einziger der früheren Reisenden, welche über den Lemming sprachen, erwähnt, soweit mir bekannt, dieser köstlichen Winterwohnung, wahrscheinlich, weil ihnen der Zufall nicht eben so günstig war, als mir. Bei der Schneeschmelze nämlich sah ich an einzelnen Orten große, aus feinen Grashalmen und Moos zusammengetragene, dickwandige Nester mit einem einzigen Eingangsloch, in Gestalt und Größe an das Nest unseres Zaunkönigs erinnernd. Sie standen auf dem Schnee, hier und da nach Art der Gletscherkische, d. h. auf einem Fuße aus Schnee, während rings um sie herum die Sonne bereits die Macht ihrer Strahlen bethätigt hatte. Mein alter Erik wußte nicht, welches Thier sie angefertigt haben mochte, aber es unterlag gar keinem Zweifel, daß sie nur eben von Lemmingen herrühren konnten; denn als ich später einem nachgrub, welcher vor meinen Augen in einer Schneehöhle verschwand, fand ich, daß dieser Gang bis zu einem solchen fußhoch über der Erde im Schnee stehenden und ebenso hoch auch mit Schnee überdeckten Neste führte, in welchem der von mir Verfolgte richtig saß. Diese Wohnungen mögen recht behaglich und gemüthlich sein. Schon der Schnee wärmt, aber das ist dem Burschen noch nicht genug: er muß sich in der warmen Schneemauer ein weiches, noch wärmeres Bettchen einrichten. Für die Jungen kann sich das Weibchen im Sommer ein ähnliches Nest, gewöhnlich unter Moosbüschel. Erik beschrieb es mir — ich selbst fand es nicht — und dieser vortreffliche Naturbeobachter erzählte mir auch, daß das Nest fünf bis sechs Junge beherberge, welche von der Alten zärtlich geliebt und, wie zu erwarten, höchst muthwill vertheidigt würden. Mehr erfuhr ich nicht über die Fortpflanzung.

Alpenpflanzen der verschiedensten Art, von der Wurzel bis zur Spitze, bilden die Nahrung des Lemming. Wenn es nichts Besseres giebt, nimmt er auch mit Flechten und Moosblättern vorlieb. Nur auf den lappländischen Inseln kommt er dem Menschen ins Gehege, indem er sich hier und da in einen Kartoffelfeld ansiedelt. Dann finden er, daß die Knollen dieser Frucht eine rechte gute Speise sind, und läßt alles Uebrige bei Seite. Doch das sind Ausnahmen, welche nicht alle Tage vorkommen, und deshalb braucht man den Lemming nicht unter die schädlichen Thiere zu rechnen. Bei uns zu Lande würde er wohl schädlich werden, in Skandinavien aber, wo Hunderte von Geviertmeilen gleichsam nur für ihn bestimmt sind, kommen die wenigen Bergehen gegen das Eigenthum des Menschen nicht in Betracht.

Nach diesen von mir gemachten Beobachtungen wurde ich nun um so begieriger, den Lemming vollends kennen zu lernen, d. h. über seine berühmten Wanderungen etwas zu erfahren. Allein ich habe mich vergeblich bemüht, hierüber Kunde zu erhalten. Kein Skandinavier wußte mir von den Wanderungen zu erzählen, welche der alte Linné so anziehend beschreibt. Allerdings sagte man, daß Lemminge plötzlich an gewissen Orten in Massen erschienen, daß sie manchmal Inseln überschwemmen; allein von einem geregelten Zuge, in welchem diese Thiere angezogen kämen, wollte man nichts gesehen haben. In der Tundra z. B. sah ich nirgends einen Lemming, wohl aber die Losung des Thieres in solcher Menge, daß man buchstäblich keinen Schritt thun konnte, ohne auf ihr herumzutreten. Zwischen allen Büschen und allen Blöcken war sie förmlich aufgespeichert. Die Lemminge mußten also hier in noch weit größerer Menge aufgetreten sein, als ich sie auf dem Dovrefjeld fand, und gleichwohl war nicht ein einziger mehr zu sehen.

Wo kamen sie also hin? Verdarben sie, oder waren sie ausgewandert? Nun sollte man aber doch meinen, daß die Bewohner eines Landes wenigstens Etwas von jenen Wanderungen vernommen haben müßten. Irgend ein Jäger, irgend ein Hirt, irgend ein Lappe, Leute, welche mehr als ihr halbes Leben auf den Bergen und in der Tundra zubringen, müssen doch wahrhaftig etwas so Auffallendes beobachtet haben! Ein neuer Reisender giebt, wie ich gehört habe, eine sehr lebendige Schilderung von den Lemmingszügen und versichert, daß die ganze Masse aufsahe, wie ein wogendes Meer: — ob der Mann wohl Lemminge hat wandern sehen? Selbst aus dem ausführlichsten Bericht, welchen wir haben, aus dem unseres Linné, scheint hervorzugehen, daß der große Naturforscher die Lemminge auch nicht mit eigenen Augen bei ihrer Wanderschaft beobachtet, sondern nur das Gehörte wiedererzählt hat. Ich will seine Beschreibung hier selgen lassen für diejenigen meiner Leser, denen die Werke unseres Altmeisters nicht zugänglich sind.

„Das Allermerkwürdigste bei diesen Thieren ist ihre Wanderung. Denn zu gewissen Zeiten, gewöhnlich binnen zehn und zwanzig Jahren, ziehen sie in solcher Menge fort, daß man darüber staunen muß, bei Tausenden hintereinander, so daß ihr Pfad ein paar Finger tief und einen halben breit ist. Einige Ellen davon laufen andere Pfade, alle schnurgerade. Unterwegs fressen sie das Gras und die hervorragenden Wurzeln auf. Wie man sagt, werfen sie unterwegs und tragen dann ein Junges im Maul, das andere auf dem Rücken fort. Auf unserer Seite gingen sie vom Gebirge herab nach dem botnischen Meerbusen. Sie kommen aber selten so weit, sondern werden zerstreut und gehen unterwegs zu Grunde. Kommt ihnen ein Mensch in den Strich, so weichen sie nicht, suchen ihm zwischen den Beinen durchzukommen oder sepen sich auf die Hinterfüße und beißen ihm in den Stock, wenn er ihnen denselben vorhält. Um einen Heuschober gehen sie nicht herum, sondern graben und fressen sich durch, um einen großen Stein beschreiben sie einen Halbkreis und gehen dann wieder in gerader Linie fort. Sie schwimmen über die größten Teiche, und kommen sie an einen Nachen, so springen sie in denselben hinein und werfen sich auf der andern Seite wieder in's Wasser. Vor einem brausenden Strom scheuen sie nicht, sondern stürzen sich hinein und sollten dabei auch Alle ihr Leben zusetzen."

Diese Angabe scheint mir das Thema aller späteren Berichte zu sein, d. h. es will mir fast dünken, als hätten die späteren Reisenden nur Variationen dieses Themas gegeben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Lemminge von einem Orte zum andern gehen. Das sind aber keine geregelten Heerzüge, keine Wanderungen, wie Linné sie beschreibt. Denn wäre es je recht gut möglich, daß ich zufällig weder eine dieser Wanderungen gesehen, noch Leute gefragt hätte, welche davon zu berichten wissen, und deshalb eben habe ich mir erlaubt, meinen Lesern ein Viertelstündchen ihrer Zeit wegzunehmen. Die Gartenlaube fand ich ja auch in Skandinavien, ich fand sie in Lappland; sie kommt so vielen Reisenden, welche die herrliche Halbinsel durchwandern, in die Hände. Sie wird deshalb auch am besten eine Bitte verbreiten:

„Ich ersuche alle Forscher und bitte alle Leser dieses Blattes, welche durch eigene Anschauung oder durch untrügliche sichere Gewährsmänner Etwas über die Wanderungen der Lemminge im Einklange der Linné'schen Beschreibung vernommen haben, mir ihre Beobachtungen freundlichst mittheilen zu wollen, oder solche in der Gartenlaube veröffentlichen zu lassen."

Zu Scume's hundertjährigem Geburtstage, 29. Januar 1863.

Von Ludwig Storch.

Das Würmlein Schamir.

Talmudische Legende.

Oben in der offenen Säulenhalle seines prächtigen Palastes sitzt der junge stolze König Schlomo*, der Sohn David's, der Erbauer des Jehovahtempels, zu Thron, umgeben von Leviten, Kriegern, Schreibern und Knechten, und das Volk, das unten steht und geht vor dem Königshause, sieht ihn sitzen im Glanze seiner Majestät und verneigt sich vor ihm in Ehrfurcht und begrüßt ihn mit lautem Jubelrufe. Denn das Volk verehrt und liebt den König, den Sohn des geliebten Königs aus dem Volke, und nennt ihn den Gerechten und den Weisen, und es befolgt willig seine Befehle und ist gehorsam seinen Gesetzen. Jedermann wußte, wie er im Streite zweier Frauen um ein Kind die Mutter durch weisen Spruch erkannt, und sein Urtheil war berühmt in allen Reichen. Sein eigenes Reich aber blühte unter seiner Herrschaft, und er ward groß und mächtig.

So wie ein Spruch aus seinem Munde hervorging, verkündeten ihn die Priester und Hauptleute dem unten harrenden Volke, die Schreiber schrieben ihn auf, und die Boten und Knechte trugen ihn weit in das Land hinaus bis an dessen Grenzen. Und alles Volk war treu und fest in der Liebe zum König, selbst wenn seine Befehle nicht immer Wohlthaten waren.

So verginnen die Jahre, und der weise Schlomo ward alt und übrigt und fiel ab von Jehovah durch das Schmeichelwort buhlerischer Frauen und diente fremden Göhen. Fremde Priester verkündeten nun seine Sprüche. Und das Volk nimmt sie hin und gehorcht ihnen wie vormals, wenn auch nicht mehr mit Jubel und Begeisterung. Und es ehrt immer noch die Boten Schlomo's und sein Königswort aus ihrem Munde. Denn der es gesprochen, ist sein Herr und König, und wenn er thörichte Befehle ertheilt, so befolgt sie das Volk dennoch ohne Murren, um seiner großen Vergangenheit willen, und nennt ihn nach wie vor den weisen Schlomo. Und wenn der greise König Recht sprechend in der offnen Halle sitzt, gestützt auf den Stab der Herrschaft und Macht, begrüßt es ihn ehrfurchtsvoll wie vordem.

Und er saß oben auf seinem goldnen Throne, umgeben von Priestern und Hauptleuten, als unvermerkt der Engel des Todes zu ihm trat und ihn berührte auf Jehovah's Befehl. Die Königschen Banden vor einer Leiche, die da saß wie ein Lebender, gestützt auf den festen Stab. Und sie wurden schnell eins untereinander, daß es kein Mensch weiter erfahren solle im ganzen Lande, daß der König todt sei. Und nach wie vor verkündeten die Priester des Königs Sprüche dem Volke, die Schreiber schrieben sie, und die Boten der Hauptleute trugen sie in's Land, und Niemand wußte, daß sie erlogen waren von den Priestern, Schreibern und Hauptleuten. Zwar murrt das Volk den ungerechten Sprüchen, die nur den Priestern, Schreibern, Hauptleuten und Knechten des König zu gut kommen, aber es gehorcht ihnen, denn es sieht den König sitzen in seiner Halle und meint, die Sprüche kommen von ihm. Aber Tag für Tag wird die Tyrannei der übermüthigen Priester, Schreiber und Hauptleute und der Knechte des Königs ärger und schamloser. Sie vollführen zu ihrem Vortheil, was noch kein König zu thun gewagt, Alles im Namen des weisen und gerechten Schlomo. Und immer höher steigt des Landes Noth und Drangsal, und immer stärker murrt das Volk, aber es wird von den Priestern verdammt und von den Knechten gestraft, und es sieht den König sitzen und gehorcht ihm.

Die Engel Jehovah's meldeten dem Herrn des Himmels und der Erde das verruchte Spiel der Priester, Schreiber, Hauptleute und Knechte des längst verstorbenen Königs, und Herr Jehaeth spricht in seinem Zorne: „Nicht lange mehr sollen diese Buben also schalten und walten und alles Volk belügen und betrügen. So lange es die Leiche auf dem Throne sitzen sieht, gehorcht es den Sprüchen zu seinem Verderben, und die Leiche wird sitzen, so lange der Stab sie stützt, der Stab der Macht und Herrschaft aber ist von festem Holz. Wir müssen die Stütze der Lüge entfernen."

Und der Herr des Himmels und der Erde that nach seiner Weisheit. Er sandte nicht den Engel des Himmels, daß er den Stab mit dem Blitz verbrenne; er sandte auch nicht den Löwen der Wüste, daß er den Stab mit seiner Branke zerbreche; er sandte auch nicht den Adler der Lüfte, daß er den Stab mit seinem Schnabel zermalme; er sandte vielmehr das Würmlein Schamir, daß es den Stab allmählich und unvermerkt zerfresse. Das Würmlein war so klein, daß es Niemand sah in der Königshalle. Und es bohrte sich in den Stab der Gewalt und Kraft still und unbemerkt weiter und weiter und zernagte das Holz und dessen Kern nach allen Seiten und nur die Schale des Stabs ließ es unberührt. Und nichts vermochte dem unsichtbaren Würmchen zu widerstehen, nicht das Holz, nicht der Kern, so fest sie waren. So ward der Stab endlich selbst zu Trug und Schein gleich dem Königsbilde, dieses dem Volke, jener den Betrügern.

Nun blies eines Tags ein Sturmwind in die Halle und zerbrach ohne Mühe den morschen Stecken, und die Leiche stürzte plötzlich mit ihm zusammen und ward ein Häuflein Staub und Moder.

Und alles Volk sah, wie es von den Königlichen belogen und betrogen worden war, aber es verzieh den um mit ihrem Raube fliehenden Priestern, Schreibern, Hauptleuten und Knechten und ging nicht mit ihnen zu Gericht, sondern huldigte vielmehr dem neuen jungen Könige.

Diese jüdische Legende ist von weltgeschichtlicher Bedeutung, und weil sie ein Bild des Menschengeistes in seiner fortschrittlichen Beziehung zur staatlichen Entwicklung ist, so trägt sie vorzugsweise deutsche Züge. Sie ist ein treffliches Bild unsrer eignen Zustände.

Der junge, weise und gerechte König ist die Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums in seiner Blüthe, der greise, thörichte König ist das deutsche Kaiserthum in seinem Verfall; der todte, scheinlebende König ist das Gespenst der mittelalterlichen Kaisermacht, das von Pfaffen, Schreibern und Junkern für die lebende, gewaltige Kaisermacht ausgegeben wird, in deren Namen sie das Volk zu ihren eignen Zwecken beherrschen und bevölkern. Der Stab der Macht und Herrschaft hält den lügnerischen Moder zusammen; der Stab stützt und hält die Lüge aufrecht. Gott schickt nicht den Engel, nicht den Löwen, nicht den Adler, um den Stab zu entfernen; er schickt das winzige Würmlein, das man kaum mit bloßen Augen zu gewahren vermag, geschweige daß man ihm seine unwiderstehliche Kraft ansähe, mit welcher es langsam, aber sicher die Stütze des Modern vernichtet. Nicht der große Gelehrte, nicht der große Dichter, nicht der große Forscher und Denker sind berufen, dem Volke, den großen Massen der deutschen Lande, die lastende Lüge unsrer öffentlichen Zustände aufzudecken und zu entfernen, sondern der einfache schlichte Mann des gesunden Menschenverstandes, der in unscheinbarer Gestalt auftritt, aber ehrlich und unermüdet die Wahrheit sagt und ohne Scheu fort und fort sagt; mit einem Worte: der einfache Mann des Rechts und der Wahrheit ist es, den Gott berufen hat, die Stütze der Lüge zu vernichten. Ein einfacher, grundehrlicher, gesinnungstreuer Mann, der ruhig, aber fest seine redliche Ueberzeugung, die aufgefundne schlichte Wahrheit ohne Furcht und Scheu mit dem Zusatze aussprich: „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" ein solcher Mann ist bestimmt, daß in seinem Munde die Wahrheit zur unwiderstehlichen Waffe werde. Sie bohrt und fressert unermüdet und unbemerkt den Stab der Lüge entzwei. Der schlichte ehrliche Menschenverstand hat einen nicht genug zu preisenden Segen in sich: er macht die Wahrheit allen Menschen zugänglich; er überzeugt Jeden, der nicht durch Dummheit oder Selbstsucht die Geisteszugen verschließt, und fordert von selbst zur Nachfolge und zur That auf. Die schlichte Wahrheit des gesunden Menschenverstandes rastet nur feiert nicht in ihrer stillen, unscheinbaren, gewaltigen, unwiderstehlichen Thätigkeit, bis sie das alte Wort der Verheißung wahr gemacht: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Nicht der Engel ist's, nicht der Löwe und nicht der Adler, es ist das Würmlein Schamir, das die Leiche des Mittelalters, von Pfaffen, Schreibern und Junkern zu ihrer selbstsüchtigen Lüge mißbraucht, unzuwerfen bestimmt ist.

* Richtigere Form für das gewöhnliche Salomo.

Digitized by Google

Der aufmerksame Leser wird nun schon, wie die sinnreiche talmudische Legende uns der hundertjährige Geburtstag des ehrlichen, wackern Semme zusammen kommen. Ja, dieser schlichte Bauernsohn aus Posern, Johann Gottfried Semme, ist ein rechter Kernmensch und Typus für das schöne Gedicht aus dem Talmud. Wie könnte man sich denn die große Liebe und Anhänglichkeit erklären, welche das deutsche Volk diesem Dichter seit länger als sechzig Jahren gewidmet hat und voraussichtlich immer fort widmen wird, wenn dieser Mann nicht durch und durch ein echter und wahrer Repräsentant unsrer geistigen und gemüthlichen Volkseigenthümlichkeit wäre, wenn man nicht, sobald man sich einen Prototyp des deutschen Charakters und Wesens, des Deutschen an sich vorstellen will, unwillkürlich gezwungen wäre, sich an Semme zu erinnern? Es liegt ein ganz eigenthümlicher Zauber in den schlichten Worten, die er niedergeschrieben, der uns fast und zu ihm hinreißt. Was hat er denn an sich, dieser schlichte Wandersmann, der einen großen Theil Europa's am Knotenstocke mit gesunnem Herzen und Auge durchpilgerte, dieser moderne Diogenes, der arm und anspruchslos, geehrt und geliebt, vom Throne bis zur Bauernhütte herab, mit festem Fuße und klarem Geiste, aber so frei von Selbstüberschätzung, wie von lumpiger Bescheidenheit, aus dem vorigen Jahrhundert in das unsrige herüberschreitet und allen Erscheinungen, die sich ihm darbieten, gerecht, ein leuchtendes Vorbild unsres Volkes in hochsinnigem Streben und Wirken geworden ist? War er denn etwa ein großer Gelehrter? Mit nichten. War er ein großer Dichter? Ebenfalls nicht. Ein großer Forscher und Denker? Auch das nicht. Und doch stehen ihm die großen Gelehrten, Dichter und Denker, die ihn persönlich kannten, eben so warm, wie der Bürger und Landmann, und noch heute, 52 Jahre nach seinem Tode, zählen Semme's Verehrer in unserm Volke in allen Ständen und Lebensaltern nach Millionen. Was war's endlich, das diesem Manne aus dem Volke eine so starke Folie gegeben, daß seine an und für sich fast unbedeutende Gestalt sich so plastisch und leuchtend hervorhebt vom dunkeln schmachvollen Hintergrunde seiner Zeit? Es ist die schlichte rechte Grundehrlichkeit und Redlichkeit des Deutschthums, die deutsche Treue und Rechtschaffenheit, das specifisch deutsche Charakterthum, das in ihm zur concreten Erscheinung gekommen ist; es ist der schlichte Menschenverstand, gepaart mit dem edlen Muthe, der ohne Furcht und Scheu sagt, was er als Recht und Wahrheit erkennt, und sein Leben und Streben nach dieser Erkenntniß einrichtet.

Semme ist der echte deutsche Volksrepräsentant und nimmt seine Stelle im Ehrentempel der Nation auf der Seite ein, wo Martin Luther und Ulrich Hutten stehen. Jeder ehrliche Deutsche, der der widerwärtigen Pfaffen-, Schreiber- und Junkerwirthschaft herzlich satt ist und das Heil des ganzen Volks wie des Einzelnen allein in einer sittlichen Wiedergeburt des alten auf gutes Recht und lichte Wahrheit gegründeten Deutschthums in einer dem Fortschritt der Zeit in Bildung und Erkenntniß angemessenen Weise sieht, begrüßt den ehrlichen trenen, rast- und furchtlos die Wahrheit sagenden, von heißer Liebe für Natur, Menschen und Vaterland erfüllten Bauernsohn aus Posern als Lehrer, Meister und Vorbild, dem er nachzueifern habe, soll es endlich mit uns besser werden, sollen schlichte und rechte Aussprüche er sich anzueignen und in Saft und Blut, in Frucht und That umzuwandeln habe,

„damit das Gute werke, wachse, keimene,
damit der Tag dem Edlen endlich kemme."

Wahrlich, es macht uns große Ehre und ist ein schlagender Beweis für den unverwüstlichen sittlichen Kern unseres Volksthums, daß Semme vom deutschen Volke so hoch geehrt, so warm geliebt wird, und wir lassen in diesem stillen Cultus nicht nur ihn, dem herrlichen deutschen Manne, wir lassen uns selbst Gerechtigkeit darin angedeihen. Denn wir wollen ihn nicht so lieben und verehren, wenn wir nicht wüßten und gleichsam aus jeder Zeile, die er uns hinterlassen, heraus fühlten, daß er „Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein" ist, daß sein Geist ein Geist ein unsern verwandter Funke, seine Seele der unsrigen herzinnig verschwistert, daß die von ihm erkannte Wahrheit auch unsere heiligste Ueberzeugung ist. Sein Wesen ist mit allen Nerven und Fasern unserm Wesen verwachsen, wir auch sind ehrliche, treue, deutsche Männer, wie er war, wir auch lieben alle ehrlichen Deutschen, wie er sie liebte, wir auch glühen für des Vaterlandes Einheit, Größe und sittliche Schöne, wie er geglüht.

Komm, ehrliche, brave, deutsche Jünglingsschaft, die Du in Deinen Lieder- und Turnhallen neu beisammen stehst, und weide Auge und Herz an diesen herrlichen deutschen Manne Johann Gottfried Semme! Vor allen ihr Jünglinge und Männer aus dem Volke, faßt die rauh und finster blickende, schier granitne Gestalt dieses braven Bauernsohnes recht scharf in's Auge, und bald werdet ihr entdecken, welch ein treues, warmes Herz für Recht und Pflicht, für Zucht und Sitte, für Tugend und Wahrheit, für Treue und Dankbarkeit in seiner Brust schlug, wie die bedrohte und heiligste Liebe für das Wohl der Menschheit und vorzüglich des deutschen Vaterlandes, als ein lebendiger, heißer Springbrunnen, ein wahrer Gefühls-Geiser, aus seiner Seele hoch emporsprang und unzählige durstige Seelen tränkte, labte, stärkte und begeisterte!

Ja, der Geiser, meine jungen Freunde, ist ein wahres und treffendes Bild unseres verehrungswürdigen Semme; denn wie der große mächtige Springquell dieses Namens lechend heiß und gewaltig aus dem rauhen Felsenthale der eisig kalten Insel Island emporschießt, so brach aus Semme's rauher, schein bar kalter und unterwandlicher Gestalt der Strom der Menschen- und Vaterlandsliebe flehend heiß hervor. Und weil er so heiß liebte, so mußte er natürlich eben so heiß hassen. Wie die Größe des Vaterlandes sein glühender Wunsch, so war der Particularismus, der sich dieser Größe stets selbstsüchtig entgegenstellt und sie unter allerlei Verkarvungen zu hindern suchte, der Gegenstand seines heißen Hasses. Und da werden denn das liebe Junkerthum, das nicht minder liebe Schreiberthum und das noch liebere Pfaffenthum die garstigen bösen Bollwerke, die, noch aus dem Mittelalter auf uns getommen, und aus welchen fort und fort die Leiche des Königs Schlome dem Volke als lebender Herrscher aufgezwungen wird, er mit allen Waffen des Geistes bekämpfte. Stets erkannte er das Uebel richtig und gab, wenn auch meist mit bittern Worten, der erkannten Wahrheit vor aller Welt die Ehre. Und wenn ihr die Zeit in's Auge faßt, in welche das letzte und wichtigste Drittel seines Lebens fällt, wo er alle schönen Hoffnungen zu Grabe tragen mußte, die ihm aus dem Beginn der französischen Revolution so leuchtend aufgestiegen und von denen nichts übrig blieb als der Haß gegen den corsischen Soldaten, der als Eroberer den letzten Rest der Freiheit der überwundenen Völker höhnisch zu Boden trat, und die Verachtung der Deutschen, die schwindsüchtig vor dem übermüthigen Emporkömmling krochen, wenn ihr diese jämmerliche, armselige Zeit betrachtet, die allem Deutschthum den Garaus zu machen drohte, so wird euch der freimüthige, ehrliche, wahrheitliebende Semme um so verehrungswürdiger erscheinen. Welch einen herrlichen Gegensatz bildet er doch zu der Menschenmisere in den deutschen Vaterländchen, vorzüglich zu den schleppentragenden Pfaffen-, Schreiber- und Junkerthum! Wie ein sittlicher Riese steht er unter verkommenen Pygmäen! Wie ein Fels erhebt er das Haupt aus dem Meere des widerwärtigen Franzosenthums, das die deutsche Erde überschwemmt hatte und in welchem so viele fürstliche und adelige Herren so behaglich badeten oder wateten!

Es ist für jedes edle deutsche Herz ein schmerzlicher Umstand, daß der edle Patriot Semme, wie sein genialerer Freund Schiller, die Erhebung des deutschen Volkes gegen den frechen Corsen und die glorreiche Besiegung desselben nicht mehr erlebte. Freilich ist ihm auch die bittere Täuschung erspart geblieben, die wir ältern Männer haben ertulden müssen und die sich so tief und schmerzlich in unser Herz eingefressen hat, die Täuschung, die wir von den Thronen des eigenen Vaterlandes erfuhren.

Semme hat uns ein Bruchstück seiner eigenen Lebensbeschreibung hinterlassen, das zu dem Wertheollsten gehört, was er geschrieben, und obgleich er darin nicht über die Jünglingsjahre hinangekommen ist, so tritt doch sein Bild in herrlicher Frische daraus hervor. Leider wurde er durch seinen frühen Tod an der Vollendung dieses Werkes verhindert. Sein Freund, der Philosoph und Dichter Christian August Heinrich Clodius, Professor an der Universität in Leipzig, hat dann die Biographie mit schöner Pietät für den Verstorbenen vollendet. Semme's Bild vervollständigt sich aus seinen übrigen Schriften, besonders aus dem „Spaziergang nach Syrakus" und aus „Mein Sommer 1805".

Solch eine grundehrliche, treuherzige deutsche Natur war Semme schon als Jüngling, daß er aus lauter Ehrlichkeit und Pflichtgefühl, daß seine gewonnenen Ueberzeugungen nicht mehr mit der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter zusammen reimen konnte,

Digitized by Google

Auf dem Spaziergang nach Syracus.

die Universität heimlich verließ, um sich in Paris eine Existenz auf eigene Faust zu gründen. Es ist bekannt, daß er auf dieser abenteuerlichen Fahrt in Bacha bei Eisenach unter hessische Werber gerieth, auf die Engländer verkauft und nach Amerika geschleppt wurde, um gegen die Amerikaner und Franzosen zu fechten. Bald darauf mußte er auf gleiche Weise preußischer Soldat werden und später

war er aus eigenem Entschluß aus einem Leipziger Magister zum russischen Officier geworden. Doch kehrte er nach Leipzig und zum Cultus der Wissenschaften zurück.

Seume kann nicht mit den Schriftstellern und Dichtern unserer Tage verglichen werden. Für Geld war er gar nicht zu haben. Was er schrieb, war seine heilige Ueberzeugung, und wie er schrieb, so war er; wie er dachte, so handelte er. Er war ein ganz tüchtiger Mensch aus einem Gusse, und auf ihn paßt Hamlet's Wort: „Das war ein Mann!“

Clorius sagt von ihm so schön als wahr: „Große Sorgfalt für sein Inneres, wenig für sein Aeußeres; ernstes Denken, ruhiges Erwägen und Tiefe des Gemüthes; Mangel an Nachgiebigkeit und Reichthum an Nachsicht; Bewußtsein seines Werthes und Bescheidenheit eines gebildeten Menschen; Freundlichkeit und Liebe im Herzen, oft finster um Stirn und Auge; empfänglich für das Schöne und Erhabene; flammender Eifer für Gerechtigkeit und gesetzliche Freiheit; selbstständig ohne Furcht; bitter gegen schlechte Menschen aus Liebe zur Menschheit — so war Seume.“

So sange Dich denn aus seinen Schriften voll seines Geistes, deutsche Jugend, und halte fest an Wahrheit und Recht, wie er, und bewähre Deine Ueberzeugung durch die That wie er! Und Ihr, Sängerbrüder, singt ihm zuweilen ein Lied zum Andenken, der das schöne Wort gesprochen hat:

„Wo man singt, da laßt Euch fröhlich nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.“

Ihr könnt ihn als Dichter nicht zu Euern Goethe, Schiller, Herder stellen und als Denker nicht zu Euern Kant, Fichte, Schelling, aber Ihr könnt und müßt ihn als Menschen und Patrioten zu den Besten und Bravsten stellen, die Deutschland gezeugt hat und die von Deutschland gezeugt haben. War er nicht der Engel und nicht der Löwe und nicht der Aar, die der Herr nicht sandte, den Stab und die Stütze der Lüge zu vernichten, so war er doch das Würmchen Schamir, der Repräsentant des nimmer rastenden Geistes ehrlicher Wahrheit, die nimmermehr und am wenigsten in Deutschland vernichtet werden kann und wenn alle Junker und alle Schreiber und Pfaffen der Welt sich dagegen verschwören.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der sich als Knabe schon für Seume's herrliches Wesen begeisterte, hat seinem Herzen zur Genüge sich mit seinem Landsmanne und Freunde, dem für alles echte Menschen- und Deutschthum warm fühlenden Herausgeber der Gartenlaube, verbunden, um den Manen des herrlichen Seume an dem neuen Hause, welches neuerdings an der Stätte erbaut worden ist, wo die arme, kleine, baufällige Hütte stand, in welcher Seume geboren wurde, eine Votivtafel aufzuhängen. Wir glauben damit im Sinne und gewissermaßen im Auftrage aller wackern Deutschen gehandelt zu haben. Die Tafel führt die Inschrift:

Geburtsstätte
des Dichters
Johann Gottfried Seume,
geb. 29. Januar 1763,
gest. 13. Juni 1810.

Natur-, Menschen-, Vaterlandsfreund.
Rauhe Schale, edler Kern.

Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege.

Von W. S.

Die Frau Kriegsministerin — Eine Butterpatrouille.

Die früher in der Gartenlaube veröffentlichten Mittheilungen aus dem schleswig-holsteinischen Kriege haben auch in einem andern Kampfgenossen jener Tage alte Erinnerungen geweckt, Erinnerungen, die nun so lebhafter erwachen mußten, als der Erzähler einem eben derselben Corps angehörte, die unter General Gerhard den Vorpostendienst während der letzten Monate versahen und unter jenem unermüdlichen tapferen Degen des Kampfes Ernst und Spiel in allen Formen kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Mögen daher auch einige dieser freilich in engem Rahmen gezeichneten Bilder jener Tage hier ihre Stelle finden, wäre es auch nur, um dazu beizutragen zu helfen, daß die brennende Wunde am Körper des deutschen Vaterlandes offen erhalten werde, bis — einst der Arzt erscheint, der sie, sicherlich nicht medicamentos, sondern ferro et igne zu heilen vermag.

Ich folge erst dem letzten Aufrufe zum Eintritt in die Armee, zu derselben Zeit also, als Heinrich v. Gagern direct von der Tribüne des deutschen Parlamentes auf das Schlachtroß stieg, zu derselben Zeit, als so Viele, gleich mir nur „Lente von der Feder“, das Schwert ergriffen, um ihre Treue auch im Waffenkampfe zu bethätigen. Wo sind sie hin, die Gefährten jener Tage? Hans v. Raumer, der in der Blüthe der Jahre und jugendlichen Kraft dahin gerafft wurde? Hugo v. Hufenkamp, der in denselben Augenblicke fiel, als er den Degen gezogen, um seine Compagnie zum Sturm auf Friedrichstadt zu führen? Uffo Horn, der neben mir die Büchse trug, ebenso tapfer im Gefecht, wie liebenswürdig und beredt im Bivouac? Nasemann von Halle, dem im letzten Vorpostengefechte, das wir bestanden, am Sylvesterabend 1850 bei Möllhorst eine tückische Kugel das Bein zerriß? Kaas von Berlin, der seine „deutsche“ Batterie schließlich gegen Roßas führte, ein Frieten an Körper und Charakter? Und alle die andern treuen und lieben Waffengefährten? — Die Meisten von ihnen deckt bereits die Erde; die Andern tragen den Schmerz im Herzen, den Ohnmacht auf der einen, Uebermuth auf der andern Seite dem deutschen Volke geschlagen. Doch fort mit diesen trüben Erinnerungen, die ohnehin in jeder Hütte Deutschlands leben! Ich will es lieber versuchen, einige jener heitern und frischen Scenen zu zeichnen, welche das reichbewegte Lagerleben uns geboten. Denn damals freilich dachte noch keiner von uns an die Möglichkeit eines so jämmerlichen Ausganges, wenn die Einsichtigeren auch ein resultatloses Ende voraussahen; damals siegte Begeisterung, Jugendmuth, der Reiz der Gefahr und der Wechsel des Augenblicks über alle Bedenklichkeiten und Sorgen.

Vorerst aber erfülle ich noch eine Pflicht, nicht blos persönlicher, sondern allgemeiner Pietät, indem ich das Bild einer **deutschen Frau** zu entwerfen versuche, deren Name bisher, wunderbar genug, wenig genannt ist, und die doch vor Allen ein dankbares Andenken verdient.

Was die deutschen Frauen Holsteins und Schleswigs in jenen Tagen im Allgemeinen geleistet, das hat die Geschichte verzeichnet; es genügt, das Lazareth in Schleswig nach der dortigen Schlacht, das in Rendsburg nach der Schlacht bei Idstedt, nach dem Sturm auf Friedrichstadt, nach der Explosion des Pulverthurmes zu nennen, um ihre rastlose Thätigkeit nach Aufstellung der Armee zu erinnern. Was sie freilich im Einzelnen geopfert und gelitten, das bleibt der öffentlichen Kenntnißnahme entzogen, lebt aber mit Flammenzügen in tausend dankbaren Herzen fort.

Unter ihnen steht obenan eine Matrone, hervorragend an Geist und Energie, an edlem Sinn und reichem Gemüth, ausgezeichnet durch wahrhaft staatsmännische Einsicht und eine unermüdliche Arbeitskraft, die Generalin v. Krohn. Hoch von Gestalt, noch rüstig, trotz ihrer 70 Jahre, Ernst und Würde in ihrer Haltung, trat die Bedeutung ihrer Persönlichkeit auf den ersten Blick in's Auge; unwillkürlich mußte man an eine jener Römerinnen denken, von denen die Geschichte uns erzählt, und in der That lag eine Art von antiker Ruhe in ihrer Erscheinung.

Allgemein und mit Recht wurde sie die „Kriegsministerin“ genannt, denn ihr Gatte, der Kriegsminister v. Krohn, ein bereits altersschwacher Greis, behielt seinen Posten gewissermaßen nur ehrenhalber, während sie selbst das Kriegsdepartement eigentlich leitete und mit der seltensten Umsicht und praktischen Blick für Beschaffung aller unterseiten Mittel Sorge trug, welche die holsteinische Armee in so reicher Fülle aufzuweisen hatte und die seiner Zeit den Neid der Oesterreicher und dann leider die Schadenfreude der Dänen erregten. Daß in dieser Thätigkeit und bei solchem Geiste ihr Einfluß auch noch weiter reichte als über das Militär-Oekonomie-Departement hinaus, war natürlich, und in der That kann diese Frau als die Seele der schleswig-holsteinischen Bewegung in jenem Sinne bezeichnet werden. Die Gemeinde sowohl wie die Statthalter, die Mitglieder der Ständeversammlung wie

die Vertreter der Presse holten sich Rath bei ihr, und oft wurden in ihrem kleinen Salon nicht blos allgemeine Maßnahmen, sondern specielle Pläne besprochen und festgestellt. Dies geschah namentlich in der letzten Zeit, wo Beseler und Willisen, denen die Energie dieser Frau zu wünschen gewesen wäre, Nichts ohne ihren Rath unternahmen, der zum Mißvergnügen der Officiere des Generalstabes oft sogar bei speciell militärischen Operationen in Anspruch genommen worden sein soll. Und diese bedeutende, fast amtliche Thätigkeit, die eine büreaumäßig organisirte Correspondenz mit zahlreichen Actenstücken ꝛc. nöthig machte, genügte dem umfassenden Geiste dieser Frau nicht; auch als Vorsteherin eines Lazarethes in Rendsburg (wenn ich nicht irre, Nr. 5), das sie fast täglich, die Verwundeten tröstend und für ihre Bedürfnisse sorgend, besuchte, ferner als Vorsteherin des Landes-Unterstützungs-Vereins entwickelte sie eine eben so rastlose Thätigkeit. Und bei alledem behielt die seltene Frau Muße genug, in ihren kleinen Abendcirkeln, in denen General Huhn und Bonin, Willisen und Gagern, Beseler und Reventlow, Diebsausen und andere einflußreiche Persönlichkeiten gern gesehene Gäste waren, an der lebhaften Unterhaltung, oft über Literatur und andere den Tagesereignissen fern liegende Gegenstände, Theil zu nehmen, wobei es denn freilich vorkam, daß sie, an ihrem Büreau sitzend und nach Depeschen expedirend, nur durch eine gelegentliche Aeußerung die Conversation belebte.

So reich war das Gemüth, so weit umfassend der Geist dieser wahrhaft deutschen Frau, und wir, die wir sie näher kennen zu lernen das Glück hatten, haben es oft genug ausgesprochen, daß, wenn im Rathe der Männer jener Zeit nur Einige von solchem Charakter und solcher Energie gewesen wären, wir heute nicht die Schmach zu ertragen hätten, an der wir darniederliegen.

Seit Jahren fern von der Heimath, weiß ich nicht, ob jene edle Frau auch heute noch an den Leiden des deutschen Volkes mitzutragen hat, oder ob sie bereits heimgegangen ist; immer aber bleibt ihrem Andenken der Segen von Tausenden Einzelner und die dankbare Verpflichtung des gesammten Vaterlandes.

Montecuculi nannte bekanntlich als Hauptmittel einer energischen Kriegführung das Geld. — Die holsteinischen Krieger, um ihre Meinung über dies strategische Problem befragt, würden sich unzweifelhaft genauer ausgedrückt und eine gute Verpflegung als unumgängliches Erforderniß bezeichnet haben, und zwar unter Berufung auf den Erfahrungssatz, daß man mit vollem Magen zwar nicht gut „findiren", aber desto besser marschiren und fechten könne. Diese Ansichten wurden auch vom Kriegsdepartement getheilt, das für die musterhafteste und reichlichste Verproviantirung Sorge trug und in dieser Beziehung allen Armeen Europas als Vorbild aufgestellt werden kann. Und diese Verproviantirung beschränkte sich nicht blos auf gutes Brod, Speck, Hülsenfrüchte und die prächtigen Fleischstücke der holsteinischen Rinder, sondern erstreckte sich bis auf Reis, Gewürze, Früchte und namentlich reichliche Kaffeelieferungen. Ja, der Kaffee, von dem unglaubliche Portionen täglich verrügt wurden, gehörte unbedingt zu den unabweislichen Lebensbedürfnissen eines echten Holsteiners. Dies ging so weit, daß jener „Parolebefehl" (wie der militärische Ausdruck tautologisch lautet) für eine bevorstehende Recognoscirung gewöhnlich mit den Worten begann: „Um (resp.) 2 Uhr Morgens wird Kaffee gekocht; um 2½ Uhr stehen die Compagnien marschfertig ꝛc.", denn die Commandeure kannten sehr wohl die Leidenschaft des Holsteiners und wußten, daß Kaffee für das Gefecht ebenso nothwendig sei wie die Munition. Daß neben dem Kaffee die beliebten „Stuten" (ein mit Korinthen durchbadetes Weizenbrod), Schinken, Würste, Käse und alle die anderen begehrenswerthen Artikel, welche glückliche Muttersöhne in gefüllten Kobern per Feldpost regelmäßig empfingen, oder weniger glückliche von den reichlich versehenen Marketendern bezogen, in wahrhaft fabelhaften Quantitäten verzehrt wurden, muß für diejenigen besonders angeführt werden, welche Leibesbeschaffenheit ihrer gefegneten Striche aus eigener Anschauung nicht kennen.

Doch alle diese reichlich vorhandenen Artikel, welche dem armen österreichischen und selbst dem preußischen Soldaten schon als der außerordentlichste Luxus erschienen wären, konnten dem echten Holsteiner nicht genügen; es fehlte ihm ja noch die Butter, die Eier, die Milch, hin und wieder ein junges Huhn, alles Dinge, die von der Gewohnheit des elterlichen Hauses her erst eine einigermaßen opulente Verpflegung ausmachten. Diese nun zu beschaffen, war neben der Erfüllung der allgemeinen Landespflicht eine der Hauptaufgaben des ordentlichen Soldaten. Allerdings hatte dies auf den Vorposten oft seine großen Schwierigkeiten, um diesen Umstande ist es theilweise gewiß zuzuschreiben, daß das Verlangen, die Feldwachen zu beziehen, wo jene als unentbehrlich erachteten Dinge doch leichter zu erreichen, bei allen Landesklindern ein so allgemeines war; die mit dem Feldwachtdienst verbundene größere Nähe des Feindes und der Wunsch, sich mit „Hannemann" zu messen, stand bei dem echten Holsteiner wahrscheinlich erst in zweiter Reihe, mit welcher Vermuthung ich übrigens seine kriegerische Bravour nicht im Entferntesten zu beeinträchtigen Willens bin.

Das erwähnte Bedürfniß nach „frischen" Landesproducten hatte auf den Feldwachen denn eine ganz eigenthümliche Art der Fouragirung, die Abfendung der sogenannten „Eier- und Butter-Patrouillen" in's Leben gerufen, die weit über die Vorpostenlinien hinaus nach denjenigen Dörfern und Gütern gesucht wurden, welche von der regelmäßigen Verpflegung des Ortes der Vorposten nicht betroffen waren, und daher noch angemessenen Vorrath von diesen Artikeln hatten. Eine solche Patrouille führte denn den nachstehenden, wahrhaft verwegenen Streich aus.

Unser Corps lag damals südlich over der Schlei, am großen und kleinen Wittensee, unsere Abtheilung mit dem Regis in Dammdorf (oder wie es seiner hübschen Mädchen wegen galant genannt wurde: Damendorf), mit den Vorposten in Aschefel, Groß- und Klein-Hütten und weiter östlich auf dem Wege nach Eckernförde, vor uns Kochendorf und Osterbye, hinter denen bereits die dänischen Postenketten standen. Zwischen diesen und den unsrigen befand sich somit ein ziemlich breiter Strich, der das gewöhnliche Terrain für die kleineren Recognoscirungen abgab, und mitten in diesem das adlige Gut Marienfeld, das, von dem Besitzer verlassen, durch einen Inspector verwaltet wurde. Dieses Gut nun, von größeren regelmäßigen Requisitionen verschont und im besten Wirthschaftszustande, mit Milchkühen und Geflügelhof, war denn, gewissermaßen eine grüne Oase in der Wüste, das gewöhnliche Ponit de vue aller jener Fourage- Patrouillen; wenn es nirgends mehr etwas gab, in Marienfeld war gewiß noch Vorrath. Die Dänen freilich kannten die Vorzüge dieses Eldorado ebenso gut wie wir; sie es aber, daß ihre Bedürfnisse an „frischer Waare" oder ihre Baarsonds und anders, etwa gegen Requisitionsscheine, wurde nicht geliefert; nicht so groß waren als die unsrigen, — genug, sie erschienen viel seltener und anfserdem, in Folge einer stillschweigenden Abmachung, wie sie auf Vorposten oft genug vorkommt, nur des Vormittags, wir dagegen, da wir unsere Feldwachen Mittags bezogen, erst nach dem Essen. Marienfeld war auf diese Weise gewissermaßen als neutrales Terrain proclamirt.

Eines Tages bezogen wir wiederum unsere gewöhnliche, seitwärts von Marienfeld liegende Feldwache. Nachdem die Sicherheitsposten abgelöst, die dienstliche Meldung: „Auf Feldwache No... nichts Neues" in's Hauptquartier expedirt war, erschien das ordnungsmäßige Commando: „Freiwillige zur Butter-Patrouille vor!" und ein Dutzend mit etwa zehn Mann, beladen mit sämmtlichen Feldgeschirren der Wache und von den einzelnen Eier- resp. Butterbedürftigen sorgfältig instruirt, marschirte ab. Wie gewöhnlich lief sich kein Dane sehen, die Patrouille kam ungefährdet in Marienfeld an, machte ihre Einkäufe und war im Begriff, den Rückmarsch anzutreten, als sie von dem Inspector des Gutes, der unter der Maschkade einen Bekannten erblickte, zum Kaffee eingeladen wurde, den die Familie gerade einnahm. Nun wäre es für Holsteiner natürlich ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, eine Einladung zum Kaffee auszuschlagen; dieselbe wurde also kanstandslos acceptirt, und die Mannschaft begab sich in's Herrenhaus, nachdem der Oberjäger glücklicherweise so vorsichtig gewesen war, einen Posten vor dem Hofe aufzustellen. Im Familienzimmer fand man neben der Hausfrau drei junge Damen und — einen offenstehenden Flügel, den alsbald einer der Jäger in Beschlag nahm unt, während der Kaffee servirt wurde, zur freudigen Ueberraschung einen prächtigen Walzer ausspielte. Was war natürlicher, als daß die andern Jäger, das „Angenehme" mit dem „Nützlichen" vereinigend, Hirschfänger und Ueberzeug ablegten, die jungen Damen zum Tanzen aufforderten und nach Herzenslust walzen. Sie sollten dabei arg gestört werden! Denn bei es, daß die Dänen den Holsteinen einmal ihre regelmäßigen Fourage Excursionen gründlich verleiden wollten, sei es, daß vielleicht ein junger Officier, der zum ersten Male die Wache

bezogen, von Thatenlust getrieben wurde; — genug, eine Patrouille von circa 30 Dänen, unter Führung eines Lieutenants, hatte sich, durch die Knicks gedeckt, bis nahe an den Hof herangeschlichen, ehe der ausgestellte Posten sie bemerkt hatte. Plötzlich fiel — für die Tanzenden ein sehr unerwarteter Taktschlag — ein Schuß, und gleich hinterher ertönte das Hurräh! der heranstürmenden Dänen. Kaum hatten die überraschten Jäger Zeit, ihre im Hause aufgestellten Büchsen zu ergreifen und sich hinter die Wirthschaftsgebäude und Zäune des Hofes zu werfen. Von hier aus eröffneten sie dann ein möglichst lebhaftes Feuer und unterhielten dasselbe, obwohl sie, durch die Uebermacht gedrängt, den Hof verlassen und sich hinter die Knicks retiriren mußten, so wirksam, daß die Dänen, die ihren Ueberraschungscoup ohnehin vereitelt sahen, es doch für gerathen hielten, den Rückweg anzutreten. Die kühnen Jäger, halb aus Kampfeslust, halb aus Aerger über den unterbrochenen Ball, trugen nicht einen Augenblick Bedenken, ihrerseits nun zum Angriff überzugehen, und verfolgten die Rückkehrenden weit über das Gut hinaus.

Mittlerweile hatte das lebhafte Feuern natürlich unsre Feldwache alarmirt und den Commandirenden, der die Veranlassung richtig vermuthete, ernstlich beunruhigt. Alle disponible Mannschaft wurde daher der im Gefechte Befindlichen sofort nachgesandt. Deren Besorgniß mußte steigen, als das Feuer plötzlich aufhörte und trotzdem von der Patrouille nichts zu sehen war, denn es blieb nun nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß derselben ein ernstlicher Unfall zugestoßen, die Mannschaft vielleicht gar gefangen sei. Im Sturmschritt rückte das Soutien vor, traf endlich in Marienfeld ein und fand die Patrouille — bei der Fortsetzung des unterbrochenen Balles und bei der fünften Tasse Kaffee.

Ob eine solche Verwegenheit vom militärischen Gesichtspunkte aus in der Ordnung war, will ich nicht behaupten; ich weiß nur, daß die Jäger deshalb keinen dienstlichen Verweis „besehen“ haben; dagegen erhielten sie von Einzelnen ihrer Committenten die bittersten Vorwürfe, weil einige der mitgebrachten Eier in den Blechgeschirren „in der Hitze des Gefechtes“ zerschlagen waren, und sahen sich genöthigt, um die Unzufriedenen zu beschwichtigen, mit Rücksicht auf den „Kaffee-Ball“ den Schaden auf eigenes Conto zu übernehmen.

„Die „Butter-Patrouillen“ wurden nach wie vor commandirt, es ist aber leider keine mehr — zum Kaffee eingeladen worden.

Blätter und Blüthen.

Einen „Beitrag zur Geschichte wissenschaftlicher Entdeckungen“, welcher allgemeine Beachtung verdient, verdanken wir dem Professor der Gewerbekunde in Oranienburg, Dr. F. F. Runge. Er liefert ein Beispiel mehr zu dem gewöhnlichen Loos, welches Erfinder und Entdecker in Deutschland zu erwarten haben. Es ist 28 Jahre her, daß Runge bei einer chemischen Untersuchung des Steinkohlentheer-Oels zu der Entdeckung eines Stoffs geleitet wurde, auf welchen das Chlor (das bekanntlich auf alle Stoffe pflanzlichen und thierischen Ursprungs vorzugsweise farbezerstörend oder bleichend wirkt) zu Runge's großem Erstaunen farbeerzeugend wirkte. Er wollte nämlich Steinkohlentheer-Oel durch Schütteln mit Chlorkalkauflösung von seinem üblen Geruch befreien. Der Geruch verschwand zwar nicht, aber die wasserklare Chlorkalkauflösung, die nach einiger Ruhe sich unten absetzte, nahm eine kräftige tiefblaue Farbe an, wie Kupferammonial! — Da dies auf das Vorhandensein eines neuen, bis dahin ganz unbekannten Stoffs deutete, so forschte Runge weiter nach und fand, daß man denselben durch Säuren dem Steinkohlenöl entziehen könne, daß er, für sich dargestellt, als farblose, ölartige Flüssigkeit erscheine, aber die Eigenschaft einer Basis habe und mit Säuren weiße Salze gebe, und daß jedes dieser Salze, mit einer kalkhaltigen Chlorkalkauflösung in Berührung gebracht, stets eine veilchenblaue Färbung erleide. Deshalb nannte Runge den Stoff Kyanol oder Blauöl und beschrieb die wesentlichen chemischen Eigenschaften desselben in Poggendorf's „Annalen der Physik und Chemie“ im Jahrgang 1834.

Diese merkwürdigen Thatsachen hätten wohl verdient, sofort gründlich geprüft und nach ihrer Wichtigkeit gewürdigt zu werden; anders bei unsern lieben „gründlichen“ Deutschen und insbesondere bei den Gründlichkeitsstolzesten aller Gründlichen, bei unsern Gelehrten. Die große Masse der Chemiker zog es vor, nicht an die Sache zu glauben, ja, der durch seine Entdeckung des Kreosots und Paraffins ausgezeichnete Dr. Reichenbach in Mähren beeiferte sich sogar, in einer großen Abhandlung der Welt zu beweisen, daß es mit Runge's Entdeckungen nichts sei! Runge's Entgegnung blieb ebenfalls erfolglos, und die Angelegenheit schien „gründlich“ beseitigt. Da erscheint 10 Jahre später eine Schrift: „Chemische Untersuchung der organischen Basen im Steinkohlentheer-Oel, von Dr. A. W. Hoffmann“ (Gießen, 1843), welche alte Angaben Runge's über seinen neuen Färbestoff für richtig erklärt und noch neue Thatsachen hinzufügt. Nunmehr von der Wichtigkeit des Gegenstands für das chemische Gewerbe überzeugt, wendet Runge sich an die königl. Seehandlung mit dem Vorschlag, in ihrer damals von Runge verwalteten chemischen Fabrik zu Oranienburg den Steinkohlentheer auf alle die neuen verschiedenen, von ihm namhaft gemachten Stoffe verarbeiten zu lassen und im Großen zu verwerthen. Dieser Vorschlag scheiterte an dem Gutachten eines unwissenden Beamten. Runge schien vergessen zu haben, daß er in Deutschland lebe, d. h. zu warten habe (wie unser Wilhelm Bauer!), bis ein Engländer den Triumph der Ausführung im Großen vorweg genommen. So geschah's. Perkins trat auf, nahm die Sache mit englischen Mitteln in die Hand, und so ward in kurzer Zeit das Kyanol oder (wie man es jetzt gewöhnlich nennt) das Anilin einer der wichtigsten neueren Industrie- und Handelsartikel.

Dem deutschen Entdecker ging es damit, wie mit seinen Kerzen aus Torf und Braunkohlen, mit denen er ebenso zurückgewiesen wurde und die jetzt ebenso eine Handelswaare geworden sind. —

Auch die Anerkennung für seine Entdeckung mußte er erst dem Ausland verdanken, indem die Preisrichter der letzten Londoner Gewerbeausstellung ihm einstimmig die Preisdenkmünze als Belohnung zuerkannten. Mit Recht kann Runge ausrufen: „Es ist nur gut, daß mich diese Nachricht noch am Leben getroffen hat!“

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk“.

(Fortsetzung der Quittung aus Nr. 51.) 10 Thlr. von F. August Ancke, Vorstand der Zimmermeister in Chemnitz; — 5 Thlr. von einem Ungenannten aus Wolfenbüttel; — 5 Thlr. von dem Gesangverein von Kaiserswaldau bei Hainau, durch G. Kayser; 1 Thlr 20 Ngr. von drei Mitgliedern des Handwerkervereins in Pankow, durch E. Schweigger (Nicolai'sche Sort.-Handlg.) in Berlin; 1 Thlr. von J. W. M. in Kassel, durch Hr. C. Luckhardt; 2 Thlr. (1 Thlr. vom Criminalrichter Hirt und 1 Thlr. von H. Kanitz) aus Gera; 2 Thlr. (3 fl. 30 Xr. rhn.) von der Männerturngemeinde zu Göppingen, durch Cass. Dreher; 2 Thlr von J. R. in Elbing; 1 Thlr. von W. in Potsdam; 5 Thlr. gesammelt im Gewerbeverein zu Pegau, durch Fr. Thomas: „Gott mit Dir und Deinem Thun! Vorwärts! laß den Geist nicht ruh'n!“; — 20 Thlr. (33 fl. niederl. gesammelt unter den Amsterdamer, Rotterdamer und Haager Turnern beim Stiftungsfest des deutschen Turnvereins „Amsterdam“, und 2 fl. von zwei Lesern der Gartenlaube in Amsterdam: „Herz und Hand für's Vaterland!“) durch Ferd. Streubel; 7 Thr. „von den 16r. in Chemnitz“, von G. Nowack; 6 Thlr. gesammelt auf dem ersten Portefeuiller-Ball in Lübeck, durch Fr. Rosin; 15 Ngr. — „besitzen wir auch nicht des Reichthums Fülle, so geben wir doch freudig unsere kleinen Gaben“ — aus einer Schuhmacherwerkstatt in Braunschweig; 2 Thlr. 10 Ngr. von einigen jungen Damen in Bautzen; 1 Thlr. 10 Ngr. 5 Pf. ges. in Roßwein durch die Buchdruckerei von Jul. Haase und die Redact. des Anzeigers u. Amtsblatts von Roßwein; 5 Thlr. 6 Ngr. ges. bei der Feier des 18. Octobers von Turnern und Turnfreunden zu Stollhamm, durch Fr. Harms; 7 Thlr. aus Medenau im Samland (1 Thlr. von K. Gyp., 1 Thlr. von Heinr. Cathpp., 1 Thlr. von A. Kühn-Cornieten, 15 Ngr. von einem Cand. d. Theol. (Name ebenfalls nicht zu entziffern), 2 Thlr. von C. W. Beserleim, 15 Ngr. von Kab. Medenpp., 1 Thlr. von Br. Dertheunpp.), durch Postexped. Breitfeld; 6 Thlr. 10 Ngr. ges. in der Casino-Gesellschaft zu Egeln, durch A. Legerlotz; 10 Ngr. von A. W. in Potsdam — „ein Schelm giebt mehr, als er hat“; 2 Thlr. von N. in Eßlingen; 3 Thlr. 1 Ngr. 5 Pf. gesammelt in der Gesellschaft „Concordia“ zu Chemnitz, durch Th. Schneider, Vorsteher ders.; — 16 Thlr. gesammelt im Gewerbeverein zu Zwickau, durch den Vorstand Kaiser; 1 Thlr. 10 Ngr. gesammelt bei Gelegenheit eines Abendessens im Rathskeller zu Waltershausen, durch B. Kestner; 7 Thlr. gesammelt bei einem Diner zur Geburtstagsfeier des Hr. Kaufm. C. B. in W., durch O. S.; 3 Thlr. 25 Ngr., gesammelt unter einigen Freunden von A. H. in Rudolstadt, durch Act. Hercher; 4 Thlr. 2 Ngr. 5 Pf., gesammelt beim Stiftungsfeste der Liedertafel zu Großenhag, durch C. M. Markus; 2 Thlr. 12 Ngr. 3 Pf. gesammelt zur Feier des 18. October im Turnverein zu Sondershausen, durch R. Baumann; 1 Thlr. von L. Bauer, Apothekenverwalter zu Pfalzgrafenweiler (Würtemb.); — 19 Thlr. (näml.: 5 Thlr. von Jul. Salomon, 5 Thlr. von Adolph Salomon, 5 Thlr. von Albert Salomon, 2 Thlr. von J. P. Nelken und 2 Thlr. von Gottbilf Salomon in Berlin) durch J. Ch. Freygang; — 5 Thlr. von der „lateinischen Falle“ in Glauchau; 2 Thlr. „Beharrlich führt zum Ziel“; — 2 Thlr. 25 Ngr. gesammelt unter Gleichgesinnten bei Gelegenheit der Steueraufnahme, durch C. Thiel in Hermsdorf bei Eichenbarleben; — 12 Thlr. 11 Ngr. 5 Pf ges. am Commers der Nichtverbindungsstudenten und Burschenschaften zu Leipzig am Reformationsfest 1862; — 10 fl. rhn. gesammelt von einer kleinen Gesellschaft im Casino zu Sindolsheim (Baden), durch Apotheker Strelin; — 5 Thlr. „dem Deutschen W. Bauer von einem deutschen Bauer, zur Tilgung der Ehrenschuld“, aus Domersleben (Pr. Sachsen); — 15 Thlr. gesammelt auf Anregung des Uhrmachers Voß in Fahr bei der Nachfeier des diesjährigen Schützenfestes zu Blumenthal, durch Postsp. Schreiber; — 51 Thlr. 1 Ngr. Ergebniß einer Sammlung von Seiten des vor Kurzem in Döbeln in's Leben getretenen „Allgemeinen sächs. Baugewerkentages“ durch das Directorium und den Vorsitzenden J. C. Gersten das. — (Gott segne solche „Baugewerkentage“ auch in anderen deutschen Ländern!); — 2 Thlr. von Albert Legerlotz in Egeln; 2 Thlr. v. d. L. in Berlin; — 11 fl. rhn. im Namen des „deutschen Reinsprachvereins zu Carlsruhe“, durch A. D.; 1 Thlr. von zwei Lesern der Gartenlaube, R. u. K. in T. M. Sl.; 6 Thlr. von mehreren jungen Kaufleuten in Celle; — 16 Thlr. 5 Sgr. gesammelt „in der Gaststube des Deutschen Hauses zu Guben“, durch Erasm. Vogel.

(Fortsetzung folgt.)

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 5. 1863.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Ring des Salomo.

Prolog zu Lessing's „Nathan der Weise".

Von **Ludwig Storch.**

Tief aus des Ostens heil'ger Morgenfrühe
Tönt eine Sage, wie aus Kindermund,
Und doch voll hohen Sinns uralter Weisheit
Und Gleichniß der Entwicklung unsres Geistes:
Das Märchen von dem Ring des Salomo.
Des Ringes werden wir noch heute froh.

An diesen Ring — so flüstert das Gedicht —
Gebunden war der Weisheit höchster Schatz
Und ob der Geisterwelt gewalt'ge Herrschaft.
Der Siegelring des weisen Königs war
Der Talisman, der jedes Uebel abhielt
Und seinem Herrn zur größten Macht verhalf.
Denn der verstand nicht nur der Vögel Wort;
Der Dichtung Zauber und der Weisheit Hort,
Der Liebe Süße und der Eintracht Segen,
Sie haben — sagt man — in dem Ring gelegen.

„Auch hatt' er die geheime Kraft, vor Gott
„Und Menschen angenehm zu machen, wer
„In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
„Daß ihn der weise König darum nie
„Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
„Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
„Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
„Von seinen Söhnen dem Geliebtesten
„Und setzte fest, daß dieser wiederum
„Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
„Der ihm der liebste sei, und stets der liebste
„Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
„Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde."

Nun werdet ferner ihr aus Nathan's Munde
Erfahren, wie's der große Meister Lessing
Hinein gelegt, daß jenes Ringes Schatz
An einen Vater dreier Söhne kam,
Die alle drei er gleich sehr zärtlich liebte.
Und so geschah's, daß er mit schwachem Herzen
Der Söhne jedem seinen Ring versprach,
Den Andern unbewußt. Sein Wort zu halten,
Ließ heimlich solcher Ringe er noch zwei
Verfertigen, dem echten täuschend ähnlich,
Und gibt nun jedem Sohne Ring und Segen,
Um ruhig sich vom Thron in's Grab zu legen.

Als dies geschehen, tritt mit seinem Ringe
Ein jeder Sohn hervor und nimmt die Herrschaft
Des Hauses und des Reichs sofort in Anspruch.
Und jeder schwört, sein Ring nur sei der echte,
Weil er vom Vater selber ihn empfangen.
Doch da mit Zuversicht ihn keiner trägt,
So äußert sich die Kraft des echten nicht.
Und wie auch jeder mag den seinen preisen,
So kann doch keiner je sein Wort beweisen.

Die Brüder hassen und verfeinden sich
Und treten klagend vor den Richterstuhl.
Doch statt des Spruchs, den er nicht geben kann,
Ertheilet guten Rath der brave Richter.
„Nehmt nur die Sache, wie sie liegt. Hat von
„Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
„So glaube jeder sicher seinen Ring
„Den echten. Möglich, daß der Vater nun
„Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
„In seinem Hause dulden wollte. Und gewiß,
„Daß er Euch alle Drei geliebt und gleich
„Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
„Um Einen zu begünstigen. — Wohlan!
„Es eifre jeder seiner unbestochnen
„Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
„Es strebe von Euch jeder um die Wette,
„Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
„Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
„Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
„Mit innigster Ergebenheit in Gott
„Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
„Bei Einem Kinder-Kindeskindern äußern,
„So lad' ich über tausend tausend Jahre
„Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
„Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen
„Als ich und sprechen: Geht!"

So weit hat Lessing
Durch seinen Nathan uns das sinn'ge Märchen
Erzählen lassen. Aber er verschwieg,
Daß es der Ring des Salomo gewesen. —
Erlaubt nun mir, der ich den Namen nannte,
Daß ich's berichtige und zu Ende führe,
So gut ein Mensch von heute dies vermag!

Der Ringe einer erbte auf den Tent,
Der zog mit seinem Stamm aus Morgenland
Gen Abend und ward unser Aeltervater.
Man glaubt, daß er den echten Ring besessen.
Und weiter wird erzählt, vermehrte sich
Der Ringe Zahl, und Tausende von Enkeln
Blasen Ringe und wohl Jeder meinte,
Daß er des echten Rings Besitzer sei,
Da gab es neuen Streit, und manche Hand
Troff von des Bruders Blut. Unser's Hader,
Den selbst des echten Rings Besitzer nicht
Vermocht zu stillen, weil mit Zuversicht
Er nie getragen ward. Das deutsche Volk
War nah daran an diesem Streit zu sterben,
Oder doch zu verkümmern und verderben.

Sieh, da verirrte sich der echte Ring
An eines schlichten Pfarrers grosen Sohn.
Der wußte sich der alten Kraft bewußt,

Die an den Ring gebunden ist, und gleich
Dem Salomo ward er ein Herr der Geister
Und hoher Weisheit, deutscher Weisheit Meister.
Durch Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings ward er der Fürst in unserm Reich'n.

Mit starker Hand, ein neuer Hercules,
Warf er den fremden Wust aus unserm Hause,
Der massenhaft da lagerte, dann gleich
Beginnt er frisch des Deutschthums neuen Tempel,
Den deutschen Tempel Salomo's, zu bauen,
Das Heiligthum des Geists, der Wissenschaft.
Die rang sich los aus ihrer alten Haft,
Um sich nach Sonnenhöhen umzuschauen.

Seit diesem Siegeszuge wich allmählich
Der schwere Schlaf von unsern Augenlidern,
Und wir erwachten, von der Hand berührt,
Die unser Elend und den Weg uns zeigte
Zur Burg des Lichtes aus der Nacht des Wahns.
Ja, Brüder, Lessing wurde unser Führer,
Der Vater des neuströmenden Gesichtes,
Auf unsrer Bahn der Wahrheit und des Rechts.
Und der so stark den Weg voran uns ging,
Sagt selbst, besaß er nicht den echten Ring?

Doch seht, auch Er, der Held, der weise Schöpfer
Des neuen deutschen Geistes, hat der Ringe
Unzählge hinterlassen; doch nicht mehr
Zum Streit verlihrt uns einer Ringes Besitz.
Vielmehr soll sich des Vaters hoher Geist
An uns nun offenbaren. Wer besitzt
Recht heute einen Ring? Wer hat den echten,
Allein gebieterisch haben Gehorsam'chten?

Ja, sie sind alle echt; er weihte sie
Mit seinem Geiste, taufte sie mit Feuer.
Die Zwietracht schickt sich an das Feld zu räumen.
Wir streiten nicht um Namen mehr. So nennt
Die Ringe, wie ihr wollt und wie ihr könnt:
Der Lieb', des Wissens, Glaubens, der Erkenntniß,
Humanität, des Deutschthums Ringe. — „Name
Ist Schall und Rauch unmodelnd Himmelsgluth —"
Ist nur die Sache einfach, wahr und gut.

Die Sache ist's, die That, die große, schöne,
Zu der, o Volk, der beste deiner Söhne,
Zu der uns unser Salomo berief.
Als noch der größte Theil des Volkes schlief,
Da glänzt der Talisman an seiner Hand,
Mit dem er dich gerecht, mein Vaterland!

Und welches ist die That, die er verlangt,
Die alle edlen Geister mit ihm fordern,
Beseelt von der gewalt'gen Kraft des Rings?

Daß jeder seinen Ring nicht einzeln trage,
Daß wir vielmehr an einem großen Tage
Die deutschen Ringe in einander schlingen
Und eine Kette bilden von den Ringen.
Daß jeder Ring ein Glied der Kette sei,
Die unser Volk umschließt frisch, fröhlich, frei!

Fahrt fort und bringt die Ringe um die Wette!
Und das giebt keine neue Sclavenkette.
Die Kette ist's der Einigung zu Schutz
Und Trutz, die ausschließt allen Eigennutz.
Der starke Reif, der unser Mieteinzig
Zusammenhält, dein das erste Naß,
Der neue Wein, die Panacee, soll gähren
Und lagern und zum Feuertrank sich klären.

Die Anker sei sie unsres Schiffs,
Mit der wir an der Tiefe fest uns halten,
Wenn wir im Meer getrogt des Sturms Gewalten,
Und nun des Daseins sichere Bucht erreichen
Und an der Zukunft grünes Ufer steigen.

Dann wird sie Winderkette, der wir uns
Getrost vertrauen, um uns zur Gipfelhöh'
Des reinen schönen Menschenthums zu heben.
O Sonnenschönheit! Heil'ges Menschenleben!

In solchem Kreis, wie er uns nie umfing,
Wir schmieden selbst den starken Zauberring,
Den seine Macht der Welt vermag zu brechen,
Den tück'sche Feindschaft nie vermag zu schwächen.
Das ist der echte Ring des alten Weisen.
Jetzt aber ist er von gezähltem Eisen.
Und jeder trägt ihn nun mit Zuversicht,
Und darum fehlt die alte Kraft ihm nicht.
Mit ihm beherrschen wir das Reich der Geister
Und werden selbst der Zukunft Herr und Meister.
Denn er ist Ring und Ort Mythodes,
Und seine Kraft, die seiner widersteht.

Nun eilre jeder seiner unbeschränken,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach,
Und trage so die alten ungerochnen,
Des unglücklich'sten Bruderlampyes Schmach.

Nun strebe jeder von uns um die Wette,
Die Kraft des Ringes in der neuen Aette
An Tag zu legen, komme dieser Kraft
Mit jeder herrlichen Errungenschaft,
Mit Sanftmuth, herzlicher Versöhnlichkeit,
Mit Bobthun, unserm Bruderhund gereicht,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und alle Selbstsucht wird zu Spott,
Die unsern Ring zu brechen sich bestrebt;
Denn in uns braust der Liebe Riesengeist.
Die tausend tausend Jahre sind vorbei.
Die Liebe macht uns einig, stark und frei.
Der Richter spricht nicht: Geh! Er spricht nun: Komm!
Und jeder thue, was dem Ganzen frommt!

So Lessing's Erbschaft sei zum Opfer bringe
Dem Vaterland! So ineinander schlinge,
Mein Volk, und schmiede Deine Eisenringe
Zum festen Ring, zur starken Eintrachtskette,
Daß sie uns aus der Schmach zum Heile rette!
Auf! Bilde muthig, fest und treulig Ie
Den neuen Ring des alten Salomo!

Die Tochter des Fälschers.

Von **Carl Heigel.**

(Schluß.)

9.

Seit jenem Abend, jenem unglücklichen Abend nach Günther's Begräbniß, war der Friede aus dem Pastorhause gewichen. Nicht daß heftige Anstritte zwischen Mutter und Sohn erfolgten! Mit stillschweigender Uebereinkunft ward Amanda's Name nie mehr genannt. Aber trotzdem lag ein Bann auf dem Hause, ein Schatten auf Allen, welche darin aus- und eingingen. Wer früher kummerbeladen die Schwelle betrat, verließ sie wohlberathen, getröstet und erheitert. Das war vorüber! Wohl übte Reinhold mit denselben Eifer seine Pflicht, aber nicht mehr mit dem gleichen Segen! Ach, wie schwer auch erschienen ihm jetzt diese Pflichten! Er mußte zum Gebet, zur Frömmigkeit ermahnen, während sein eigen Gebet vergiftet war. Da in ob er vor der Gemeinde oder in Einsamkeit den Geist zu Gott erhob, immer blieb es beim ohnmächtigen Versuch. Die Lippen beteten, allein die Gedanken stürzten vom Himmel zurück und hirten mit verzweiflungsvoller Hast auf Erden und suchten und verfolgten ein Mädchenbild; nicht das liebliche, heitere Mädchen, das einst seine Stunden verkürzte, sondern ein Weib, arm, heimathlos, kummer und Elend preisgegeben — von ihm.

Von der Kanzel herab starrten seine Augen auf den leeren Platz, wo sie einst lauschend saß, mit sein Geist zanderte die blasse, abgehärmte Gestalt hin. Wenn er den Bund eines jungen, glücklichen Paares segnete und sie zur Treue in Freud' und Leid, im Glück und Unglück, im Leben und Tod ermahnte, brannte ihn der Gedanke an seine Treue, die Leid und Unglück nicht überdauerte! Wenn er Jemanden begrub, führte der Weg am Grab des Mannes vorüber, dessen Tochter er das Herz brach und die zu lieben er dennoch nicht aufhören kann. Sein Amt, ehedem sein Stolz, war jetzt sein Fluch; er wurde blaß und elend unter diesen Qualen, wie das Märchenbild, das ihn bei Tag und Nacht verfolgte.

Niemand in der Stadt wußte von Amanda's Schicksal seit ihrem räthselhaften Verschwinden, Niemand sprach von ihr in Reinhold's Gegenwart. Doctor Michaelis, der nach der erzählten Unterredung das Pastorhaus und seine Bewohner harmlos mied, zog im Frühling für immer von hinnen, und Reinhold sah in seiner Abreise — sein Günther's Tod im trägen, glatten Fluß des Kleinstädterlebens das einzige Ereigniß! — nicht die Befreiung von einem unbequemen Widersacher, sondern das Hinschwinden der letz-

ten Hoffnung, die Geschichte seines Herzens jemals versöhnungsvoll zu schließen. Die Superintendentin jedoch, die kluge, stolze Frau, verlor trotz der blassen Wangen, trotz der zunehmenden Düsterkeit ihres Sohnes ihre Zuversicht zur Heilkraft der Zeit nicht. Was sind ihr unsichtbare, unblutige Wunden! Warum soll der Schmerz um ein armes, kindisches Mädchen nicht zum Schweigen gebracht werden können? Hat sie selbst doch Eltern und Gemahl verloren und ist aufrecht geblieben! Manchmal blickte sie ihren gramgebeugten Sohn fast höhnisch an, indem sie daran dachte, wie anders sie einen so nichtssagenden, erbärmlichen Fall wie Herzweh zu verwinden wußte!

Die Schatten, welche auf dem Pfarrhaus ruhten, wurden immer finsterer. Selbst der Kanarienvogel in Reinhold's Wohnstube schien von der Schweigsamkeit angesteckt. Er sang nur selten mehr, verstummte zuletzt ganz und lag eines Morgens tot im Bauer. „Du hast ihn in der letzten Zeit zu füttern vergessen!“ sagte trocken die Superintendentin.

Des Rendanten Sterbetag jährte sich. Frau Reinhold saß wie gewöhnlich am Fenster, las in der Bibel oder blickte auf den stillen Platz hinab. Ihr Sohn aber ließ sich durch die Magd entschuldigen, schloß sich in seine Stube ein und erschien nicht zu Tisch. „Wegen der Günther!“ dachte sich die Greisin, voll Entrüstung über die Sentimentalität der Männer.

Er saß über Aktenbündeln, welche Gemeindesachen betrafen. Doch bemühte er sich vergebens, seine schwermütigen Gedanken durch Arbeit fern zu halten. In der vierten Stunde des Nachmittags warf er die Feder fort und eilte in's Freie.

Noch war in diesem Jahr kein Schnee gefallen. Heute wirbelten die ersten Flocken, zerginzen jedoch, sowie sie den Boden berührten. Ein stürmischer Wind wehte über die kahlen Gefilde, und ruhlos flogen die Wolken. Auf Felzwegen umging Reinhold die Stadt, um den Krümmungen des Flusses nachzuschreiten, bis zum Hügel, welchen das fürstliche Schloß krönt. Auf der Heerstraße kehrte er zurück. Auch auf ihr war es menschenleinsam wie auf den Feldern, einsam, aber nicht friedevoll. Im Windesbrausen zögten die Allebäume und raschelte das dürre Laub, hungrige Elstern hüpften über den Weg oder saßen auf dem Gesäß; ein Schuß klang vom fernen Wald her, und sie flogen kreischend seleeinwärts.

Reinhold gedachte der Nacht, da er mit dem Doctor diesen Weg zum kranken Günther eilte. „Das war der Dunkelheit Anbruch,“ sagte er. „O, was ist des Menschen Selbstvertrauen und Zuversicht auf geistige Errungenschaften, wenn des Lebens Stürme über ihn kommen! Wie ruhig in der Gewißheit meines Glaubens folgte ich früher den Speculationen des Verstandes! Wie belächelte ich das vergebliche Mühen der Philosophen, die letzte Frage nach des Weltalls Ursprung und Ziel zu lösen! Jetzt drängt mir das lebendige Schicksal die Fragen auf: Was ist Glück und Unglück, Recht und Schuld? und meine Glaubensseligkeit schwindet, mein Herz schwankt in Zweifeln! — Priester müssen glücklich sein. — Ja, wenn mein Schmerzenskampf nur eine Prüfung wäre! Aber ich habe bereits gewählt. Recht oder falsch — mein Herz ist fürder nicht mit meiner Pflicht.“

Er näherte sich dem Kirchhof. Nach furzem Zaudern schritt er den Seitenpfad dahin ein. Schon war die Nacht angebrochen, und am Himmel kämpfte das Mondlicht mit dem Gewölk. In raschem Wechsel huschten Licht und Schatten über das Totenfeld, das der Pastor gesenkten Hauptes jetzt langsam durchschritt. Günther's Grab lag am Ende des Totenackers, am eingrenzenden, altersgrauen Gemäuer. Schon stand Reinhold dicht dabei, da riß wieder der Wolkenschleier, und in der Mondesbelle sah Jener plötzlich eine verhüllte Gestalt sich erheben und ihm abwehrend den Arm entgegenstrecken.

„Szyhylski!“ rief Reinhold überrascht.

„Ja, Szyhylski,“ erwiderte der einsame Friedhofsgast. „Ich habe ein Recht, heute an diesem Grabe zu knieen. Was aber wollen Sie hier?“

„Mit Ihnen gemeinschaftlich beten,“ sagte der Pastor verwirrt und niedergeschlagen.

„Ich habe keine Gemeinschaft mit Ihnen,“ versetzte der Andere, „und auch der hier unten hat nichts mehr mit Ihnen gemein. Sie sind hier dem Toten wie dem Lebendigen ein Aergernis.“

„Szyhylski — —!“

„Gehen Sie!“ rief dieser unwillig aus. „Sie trennen sich von diesem Mann, von seinem Kind und seinem Unglück. Es ist kein Platz für Sie an Günther's Grab.“

Ein Seufzer entrang sich Reinhold's Brust. „Wenn Sie wüßten!“ sagte er und fuhr mit der Hand über die brennenden Augen.

„Herr!“ fuhr Szyhylski heraus. „Sie reden sich wohl ein, Sie seien der Unglücklichste? Amanda hat wohl Sie gekränkt, Sie verlassen? In der warmen Stube, in Hülle und Fülle sitzend den Märtyrer spielen, das kann Jeder. Ein Mann aber — hören Sie, ein Mann! — würde gegen das Unglück ankämpfen, würde trotz Mutter und Confitterien dorthin gehen, wo dieses Todten Tochter ist, und des Vaters Schuld als sein besserer Sohn vergessen machen. So lange Sie das nicht thun, haben Sie kein Recht, hier zu knieen und zu weinen. Ich wiederhole, kein Recht! Ihre Mutter hat vor Jahresfrist meine gutmüthige Schwäche ausgebeutet und verraten; Dank dieser Lehre, bin ich jetzt kalt und hart geworden. Verlangen Sie also nicht Mitleid von mir, sondern geben Sie!“

„Szyhylski,“ sagte der Pastor erregt, aber ohne Zorn; „leicht wär' es mir, mein Recht, hier eines Andern Recht zu behaupten; aber die Ruhe der Todten ist mir heilig. Freiwillig trete ich daher zurück: verstünd einst, offe ich, werden Sie mir über diesem Hügel die Hand reichen. Leben Sie wohl!“ Er ging.

Szyhylski sah dem Prediger finster nach, bis er zwischen den Grabmälern entschwunden war, dann beugte er wiederum sein Haupt zu Günther's Grab nieder.

„Ich,“ flüsterte er, „ich habe Dein Kind geliebt.“

10.

Es klingelte.

„Das ist Amanda,“ sagte der Arzt und kehrte an seinen Arbeitstisch zurück.

Es war der zweite Weihnachtsabend sein Günther's Tod. Kounte Doctor Michaelis vor Jahresfrist von seinem Gemach frei über weite, stille Schneefelder blicken, an deren Horizont nur als schmaler, dunkler Streif mit wenig Lichtpunkten sich ein Städtchen erhob: so sah er heute dagegen in eine engbegrenzte, aber um so lichtere, bunte Welt. Unter seinen Fenstern dehnt sich mit schneebedeckten Lindenreihen der Hauptplatz der Residenzstadt aus. Die Gaslaternen und glänzend erleuchteten Schaufäden verbreiten Tageshelle. Im Gegensatz zu der stillen Weihnacht auf dem Lande wogt und rasselt es hier rastlos dahin. Kein Augenblick läßt die Luft unerschüttert; tausendfältige Töne durchkreuzen sie: das Summen der durcheinander schwirrenden Fußgänger, das Gekreisch der Verkäufer, das Rollen der Wagen wächst zum sinnberäubenden Getöse an, das in der Höhe wieder in einem gewissen, eintönigen Rhythmus zusammenschlägt, wie der Wellengang des Meeres.

Den greisen Gelehrten stört es nicht. Eine laue, leicht gewürzte Luft wallt durch's erhellte Zimmer, das nicht so groß und hoch wie jenes auf dem Schloß, dafür aber wohnlicher und einheitlicher ausgestattet ist. In den Ecken steigen aus dreitblätterigen Pflanzengruppen weiße Statuen empor, Schränke und Spinnen sind spiegelblank, und das mannigfache Kunst- und Nutzgeräth ist ordnet und geschmackvoll vertheilt; gestickte Kissen schmücken Sopha und Stühle; allüberall thut sich das monotonlange Walten eines sinnigen Frauenwesens kund. Wachslichten brennen auf dem Tisch, der Schein der Studirlampe aber fällt auf den alten, unverbesserlichen Schreibtisch, unter dem der Pudel schläft.

Das Zimmer hat zwei Ausgänge, einer führt auf den Flur, die zweite Thür in eine Flucht von Zimmern. Im Hintergrunde der Stube nehmen sich ein Alkoven, er ist durch einen schweren, braunen Vorhang verdeckt.

Geräuschlos trat Amanda aus dem anstoßenden Gemach ein, zögerte an der Schwelle ein Weilchen und betrachtete — Verehrung und Mitleidsliebe im Blick — den greisen Mann, der ihr ein zweiter Vater ward. Dann trat sie näher und legte sanft die Hand auf seine Schulter. „Darf ich Sie stören?“ fragte sie.

Es war ein anderer Mensch, der jetzt aus seiner gebückten Haltung sich aufrichtete und zum Mädchen emporsah; die Denkerfalten auf der Stirn glätteten, die Augen belebten sich, und ein wahrer Lichtstrom von Güte und Behagen verjüngte sein Gesicht. „Du störst mich nie, mein Kind,“ sagte er und nahm die Hand, die auf seiner Schulter ruhte, eine Hand, welche nicht immer so

weiß und fein, sondern von harter Arbeit und Frost einst roth und rauh gewesen war. „Kommst Du vom Dome schon zurück?“

„Ja, Mütterchen.“

„Heute also ist Weihnacht,“ sagte er lächelnd. „Hast Du in unserer Nachbarschaft schon Christbäume brennen sehen?“

„Es ist noch zu früh.“

„Ja, ja, es ist noch zu früh.“ Er lächelte wieder. „Später sollst Du auch Deinen Christbaum haben.“

„Mein guter, guter Vater,“ rief sie und strich über sein emporstehendes, schneeweißes Haar. „Ich habe für Sie eine kleine Arbeit gemacht, aber die lege ich unter den Christbaum.“

„Ja, wir legen unsere Geschenke unter den Christbaum,“ erwiderte Michaelis und lachte.

„Mütterchen,“ fragte Amanda mit unschuldiger Neugier, „wo haben Sie denn den Weihnachtstisch gerüstet?“

„St!“ sagte er geheimnißvoll und wies nach dem Alkoven; „dort! — Gehe jetzt und mache das Abendbrot und den Thee zurecht. Rotabene, ich habe heute Hunger für Zwei. Währenddessen zünde ich den Christbaum an.“

„O Vater,“ rief sie gerührt, „ich wollte, ich könnt' es der ganzen Welt erzählen, wie gut Sie sind!“

„Und ich wollte, Du könntest Reinhold's darüber fragen. Die sind anderer Meinung als Du. Er ist ein Egoist, ein gräulicher Egoist, würde der Pastor sagen.“

„Nein, Er nicht! Er nicht!“ rief Amanda.

„Aber, liebes Kind, ich war's; wahrhaftig, ich war der größte Egoist, als ich Dich zu mir nahm! Welch ein trauriger Winter stand mir ohne Dich bevor! Wenn ich jetzt daran denke, wie schrecklich einsam ich früher lebte, fühle ich mit mir selber Mitleid! Als junger Bursch ohne Vermögen mußte ich mit Entbehrung und Niedertracht aller Art kämpfen. Das machte mich frühzeitig alt, herb und verschlossen. Als die Mittel kamen, das Dasein zu genießen, fehlten mir daher Lust und Anregung. Menschenscheu, bis an den Hals zugeknöpft, lebte ich vierzig Jahre nur meinem Beruf. Vormittags Kranke, Nachmittags Kranke; Abends meine Bücher und Hans, den Pudel! Hans ist gut und treu und hat sein genügend Theil Verstand, aber ein Pudel bleibt er doch. Da, in meinem siebenzigsten Jahr, führt mir der Zufall Dich entgegen.“

„Kein Zufall,“ unterbrach ihn Amanda, „mir hat Gott Sie gegeben! Ohne Sie schlug das Unglück über mich zusammen. Sie retteten und läuterten mich, wurden mir Vater und Lehrer.“

„Nicht doch, Amanda! das Unglück war Deine Schule. Es erhob Dich über das Gewöhnliche und über Dich selbst. Ich that Nichts, als daß ich Dir im Kampf die Losung gab: Sei stark und still!“

„Ach, theuerer Vormund,“ sagte das Mädchen traurig, „ich bin eine schwache Streiterin. Meine Thränen wollen nicht versiechen. . . . Ach,“ rief sie und barg, plötzlich aufschluchzend, ihr Antlitz in beide Hände, „ich kann, kann Reinhold nicht vergessen!“

Als sie sich wieder gefaßt und ihre Thränen gestillt hatte, fragte sie mit leiser, schüchterner Stimme:

„Sie erhielten heute einen Brief aus B . . . .?“

„Den meinem fürstlichen Gönner,“ antwortete Michaelis.

„Schreibt er über — über Reinhold?“

„Wenig, aber Seltsames. Der Pastor will B . . . . verlassen. Er kam hier um seine Versetzung ein.“

„Es ist doch kein Unglück, was ihn aus seiner Heimath treibt?“ fragte sie hastig.

„Hm, ich glaube nicht,“ brummte der Alte; „vielleicht sucht er eine neue Braut . . .“

„Wer und wo sie sei, Gott segne sie!“ rief Amanda mit einer Stimme, die aus tiefstem Herzen kam. Michaelis zog das edle, entsagende Mädchen zu sich herunter und küßte ihm die Stirn.

„Amanda,“ sagte er bewegt, „Du verdienst geliebt zu werden; Amanda — —“

Ein kurzes Pochen an der Thür unterbrach ihn.

„Herein!“ rief Michaelis verwundert.

Die Thür wurde geöffnet — der unerwartete Besuch war Frau Reinhold!

„Ich bin's,“ sagte sie kurz.

Der Arzt, der sich erhoben hatte, murmelte etwas zwischen den Zähnen und lud den Gast mit einer Handbewegung ein, sich niederzulassen. Sie setzte sich. Dann ruhte ihr Blick lang und forschend auf Amanda, die vor Ueberraschung und Schrecken wie versteinert stand. Das Antlitz des Mädchens war verändert; es hatte jetzt seine Geschichte, eine Geschichte von Kummer und Herzeleid.

„Auch sie hat nicht vergessen!“ murmelte die Greisin und triumphirte, daß ihr Sohn nicht allein leide. Hierauf wandte sie sich zum Doctor.

„Ihren Diener traf ich auf dem offenen Flur; er wollte mich abweisen; entschuldigen Sie, daß ich ohne seine Erlaubniß eintrat.“

Michaelis verneigte sich blos.

„Sie wissen,“ fuhr Jene fort, „daß ich keine Freundin von vielen Worten bin. Also ohne Präambulen zur Sache, die mich hierher geführt! Wir sind doch unter uns?“ setzte sie mit einem Blick auf den verdeckten Alkoven hinzu.

„Hm, ja — freilich sind wir unter uns.“

Sie schwieg eine Weile, im Kampf mit ihrem Stolz. Endlich begann sie: „Doctor, seit Sie den Fürsten und unsere Stadt verließen, kam schweres Elend über mich. Anstatt mich einen ruhigen Sonnenuntergang erleben zu lassen, schickt mir der Herr harte, fast zu harte Prüfung und Heimsuchung. Um Ihnen meinen Gram mit Eins zu nennen: Mein Sohn ist mir untreu geworden. Seine Seele hängt an der Tochter des ungerechten Knechtes, an Jener dort, und übertweigen und aus Verzweiflung über die Trennung verzäßt er seiner Mutter und, was wehevoller ist, vergißt seines Amtes, seiner Gemeinde, seiner Kirche. Ich kann mit Hiob sagen: Man hörete mir zu, und schwiegen und warteten auf meinen Rath. Nun aber lachen meiner, die jünger sind denn ich, welcher Väter ich verachtet hätte, zu stellen unter meine Schafhunde.“

Sie seufzte tief.

„Kamen Sie zu uns, um uns dies zu sagen?“ fragte trockenen Tones Michaelis.

„Hören Sie mich zu Ende! Wider meinen Willen hat Theodor das göttliche Amt in seiner Heimath fremden Händen übergeben, das Haus, wo ich ihn gebar und großzog, verlassen. Er eilte hierher mit dem trotzigen Entschluß, nie mehr in seine Vaterstadt zurückzukehren. Das Schlimmste zu verhüten, führete ich mich in meinen alten Tagen noch zur Reise und folgte ihm hierher, an den verhaßten Schauplatz weltlicher Lust und modernen Unglaubens.“

„Und was beliebten Sie das Schlimmste zu nennen?“

„Dieser, hier steht die Zauberin, die mir meines Sohnes Herz entwendete . . . brauche ich Ihnen das Unglück, das mein graues Haupt betrübt, noch zu nennen? Gut, hier bin ich! Aug' in Aug' stehe ich meinem bösen Schicksal gegenüber und wiederhol' es: Theodor darf dieses Mädchen nicht freien! er darf es nicht, oder ich sage mich in meinen letzten Lebenstagen noch von meinem einzigen Sohne los, eingedenk der heiligen Schrift: Es ist besser, ein frommes Kind, denn tausend gottlose, und ist besser, ohne Kinder sterben, denn gottlose Kinder haben.“

„Sollte Ihr Sohn wirklich die Absicht haben?“ begann der Doctor mit schneidender Kälte, allein die aufbrausende Superintendentin unterbrach ihn.

„Sollte? Mir hat er es nicht gesagt, aber ich weiß es, daß er kommen wird, vielleicht jetzt schon auf dem Wege ist! In seinen Augen las ich seinen Kampf. Und wenn er auch heute noch den Dämon der Leidenschaft niederringt, morgen unterliegt er bennoch, und alle seine Gedanken, alle Wege in dieser verhaßten Stadt führen ihn zu ihr! Ich aber bin' es nicht; nicht von der Stelle weiche ich, bis mir das Mädchen dort mit Hand und Schwur, bei ihrem zeitlichen und ewigen Heil gelobt hat, ihn nicht zu sehen, von ihm zu lassen, für alle Ewigkeit zu lassen! Mein Vermögen will ich opfern, mich zur Bettlerin und sie reich machen, wenn sie heute noch geht, von hier entfliehet, weit, weit, wo mein Sohn sie nie und nimmermehr findet!“

Doctor Michaelis sprang auf. Unfähig, seinen Zorn länger zu bändigen, stellte er sich dicht vor die stolze Frau und rief: „Madame, Sie müssen entschuldigen, wenn meine Meinung derb zu Tage kommt; aber wenn Sie eine Kaiserin wären und ich ein geborener Hofmarschall, verlöre ich jetzt die Geduld — darum entschuldigen Sie, wenn ich — Kreuz Millionen Donnerwetter, Madame, mit Einem Wort: Sie sind verrückt!“

Da trat Amanda rasch dazwischen. „Nicht also, mein Vater!“ bat sie mit ruhigem Ton. „Frau Reinhold ist Mutter. Sie hat das Recht, jene zu hassen, die an ihres Sohnes Kummer schuld ist. Auch verlangt sie ja nicht, daß ich von meiner Liebe scheide, nur, daß ich dem Glück entsage. Das that ich längst und will es jetzt auf's Neue.“

„Bei meiner Liebe, nein, Amanda!“ rief plötzlich eine Stimme, deren Klang beide Frauen im tiefsten Herzen schaudern machte. Der Vorhang, welcher den Alkoven verdeckte, rauschte zurück, und Reinhold stürzte zu Amanda's Füßen.

„Die Liebe kam Ihnen zuvor,“ sagte triumphirend Michaelis zur sprachlosen Superintendentin. „Ich verstehe Ihren Sohn vorzüglich. Er hat Sie und mich gehört und — entschieden.“

Frau Reinhold wollte entgegnen, aber ihr Sohn sah ihr ernst und fest in's Auge.

„Mutter,“ sagte er, „ich war ein schwacher, feiger, treuloser Mensch bisher. Die Qualen dieser Zeit waren meine Buße. Jetzt endlich stehe ich über Kampf und Zweifel, fest, unbeugsam fest, und meine Worte sollen ein Schwur vor Gott und Menschen sein: Amanda, wenn Du mir verzeihen kannst, schließ' mich ein in Dein Herz, fester denn je, als meine Braut, mein Weib!“

„O Theodor —“ flehte Amanda, denn noch immer bebte sie vor ihrem Glück zurück. „Bedenke . . .“

„Ich habe bedacht ein langes, banges Jahr hindurch! Des Zweifels Ende war der Entschluß, Dich aufzusuchen und Deine Vergebung, Deine Hand zu erflehen! Stoße meine Reue zurück, wenn Du kannst! Fluche mir, Mutter, wenn Du darfst!“

Frau Reinhold sah ihren Sohn mit großen, starren Augen an; ihre Brust athmete schwer, ihre Hände falteten sich krampfhaft. Dann wankte sie kraftlos nach einem Stuhl und sank auf ihm zusammen. „Er, mein Sohn,“ schluchzte sie, „mein einziger Sohn verlangt, daß ich ihm fluche. Gott, Gott! war ich denn wirklich so wenig Mutter, daß mein Kind einen Fluch von mir erwartet!“ — Und sie, die harte, steife Frau, weinte, weinte wie ein hilfloses Kind. Frau Reinhold war Mutter! Die Flügel des Einen allmächtigen Naturgefühls hoben selbst diese kühle, starre, spröde Seele über Familienstolz und Vorurtheil, Verbitterung und Feindschaft.

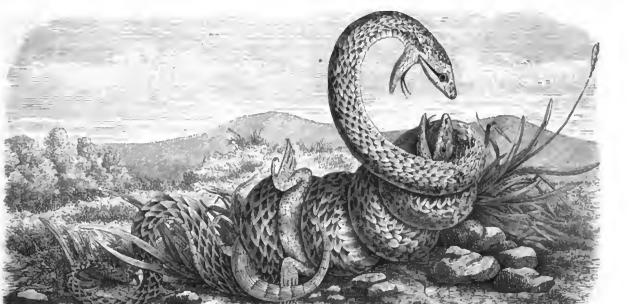
Sogar der Arzt ward vom jähen Gefühlsausbruch der Greisin erschüttert. „Verzeihen Sie mir,“ sprach er, indem er ihre Hand ergriff, „was ich Ihnen vorhin sagte; wir haben gegenseitig zu vergeben und zu vergessen! Danken wir dem Geschick, daß wir uns am Glück der Jugend sonnen können! Und nun eine Eröffnung: Amanda ist kein armes Mädchen. Ich betrachte sie als mein Kind. Außerdem aber befanden sich im Nachlaß des Rentamts Lotterieloose. Ich spielte einst davon im Interesse meiner Mündel fort. Das Loos kam mit einem nicht unbedeutenden Gewinn heraus.“

„Dieser gehört nicht mir, sondern meinem Vater,“ sagte rasch Amanda. „Nicht wahr, Theodor, meinem Vater?“ Reinhold drückte Beit aller Antwort einen Kuß auf ihre Lippen.

Doctor Michaelis betrachtete mit freudeglänzenden Augen seine Mündel. „Sehen Sie, lieber Reinhold, dies Jahr ist über Ihre Braut dahingegangen, wie der Hauch einer Frühlingsnacht, der die Blüthen weckt. Aber die Knospe, in der wir ein recht lustig rothes, keckes Röslein vermutheten, ist eine schöne weiße Rose geworden. Ja, lacht nur, mich alten Büchermurm hat sie noch zum Poeten gemacht. Gott segne sie!“

Fleckennatter und Eidechse.

Deutschland beherbergt, abgesehen von der Blindschleiche*, vier Schlangen, von welchen drei der Familie der Nattern angehören, die vierte aber, die giftige Kreuzotter, eine Viper ist. Letztere gehört zu jener gefährlichen Stippsippschaft, welche das Volk der Schlangen in so üblen Ruf brachte, so daß man allen ohne Unterschied mit Furcht und Haß zu begegnen pflegt. Jedoch nur der geringere Theil verdient verfolgt und vertilgt zu werden, was dagegen die drei Nattern Deutschlands, nämlich die Ringelnatter, die glatte oder Fleckennatter, sowie die gelbe Natter betrifft, so kann ich für deren Unschuld und Ungefährlichkeit aus eigener Erfahrung einstehen. Es wird zwar nicht viel helfen, denn ihre Verwandtschaft mit der gefährlichen Viper, sowie das von dieser geerbte fatale Zischen macht es schwierig, sie von jeder üblen Nachrede zu befreien oder gar ihnen die Zuneigung der Menschen zu verschaffen. Eine Abhandlung über Schlangen in der „Gartenlaube“ muß sich daher gefaßt machen, vielleicht von vielen der Leser überschlagen zu werden, jedoch hoffe ich durch beistehende Zeichnung, welche den Kampf der Fleckennatter mit einer Eidechse darstellt, die Aufmerksamkeit auf dieses Capitel zu lenken, um einigen auflösenden Bemerkungen über die Lebensweise dieser gewiß nicht uninteressanten und schönen Thiere gleichsam durch List Eingang zu verschaffen.



Fleckennatter im Kampf mit einer Eidechse.

Am meisten gefällt mir die glatte oder Fleckennatter, welche z. B. in Würtemberg stellenweise ziemlich häufig ist. Sie ist die kleinste und zierlichste unserer Nattern, zwei Fuß lang, kleinfingerdick, von meist röthlichgrauer Farbe; den Rücken entlang verläuft eine Reihe schwarzbrauner Flecken, deren größter das Hinterhaupt ziert. Das feingeschnittene Köpfchen zeigt nahe über der Mundspalte schöne, runde, durch feine Linien umfaßte Augen, deren seitliche Lagerung den Vortheil eines größeren Gesichtsfeldes hat. Es überschaut nämlich die Schlange ihre rechte und linke Umgebung, dagegen entgeht ihr, was unmittelbar vor ihrer Nase liegt, und sie würde diese bald anfressen, käme nicht die tastende Zunge ihr zu Hülfe. Wer dies nicht weiß, der hält freilich die schmale und

* Die schlangenähnliche Blindschleiche gehört zu den Eidechsen.

lange, in zwei feine Spitzen auslaufende Schlangenzunge für ein äußerst gefährliches Instrument, zum Stechen und Vergiften geschaffen, und Manchen schon sah ich erblassen oder wenigstens in lebhafte Unruhe gerathen beim Anblick eines zur Durchbohrung vorgehaltenen Fingers. Kraftlos aber prallt das rasch und häufig vorgeschnellte Züngelchen ab, ja man fühlt kaum die Berührung, so zart und weich ist dieses den Fühlern eines Insectes vergleichbare, hauptsächlich zum Tasten geschaffene Organ. Die Function eines Geschmacksorganes geht der Zunge ab und würde auch nichts nützen, da die Schlangen ihre Beute als Ganzes verschlingen. Nebenbei gebrauchen sie dieses geschmeidige Gebilde zum Auffangen von Regen- und Thautropfen, wie man, in Ermangelung von Schlangen, Aehnliches auch z. B. an Eidechsen leicht bemerken kann, die man zu diesem Zwecke in einen mit Moos gefüllten Behälter setzt. Bespritzt man an einem heißen Sommertage mit wenigem Wasser das Moos, so kriechen alsbald die Thiere hervor, tauchen begierig die gespaltene Zunge in die Wassertropfen, ziehen sie dann behaglich mit langsam zurück und wiederholen dieses Verfahren, bis der Durst gelöscht ist. Lassen wir aber unsere Natter immerhin züngeln, sie richtet mit dieser Fertigkeit keinerlei Schaden an, und es scheint mir diesebe zugleich den Zustand der Gemüthsstimmung zu verrathen. Aufgeregt eher auf Beute lauernd, erinnert das anhaltende Züngeln des drohend erhobenen Kopfes an das fatale Schweifwedeln der katzenartigen Raubthiere. Aber auch ihre Zufriedenheit scheint sie damit anzuzeigen, wenn man sie in gezähmtem Zustande in der warmen Hand hält und sie streichelt; man denkt dabei an das freundliche Schwänzeln des Hundes.

Wie verhält es sich aber mit den spitzen Zähnen, womit der Schlangenrachen so reichlich ausgekrattet ist? sind diese ebenfalls so ungefährlicher Natur? Gewiß, auch diese brauchen wir zu unsern deutschen Nattern nicht zu fürchten, sie sind hakenförmig nach hinten gebogen und können somit gar nicht in das Fleisch des vorgehaltenen Fingers eindringen. Die Ringelnatter konnte ich überhaupt niemals zum Beißen bewegen, sie ist daher durchaus harmloser Natur, zischt nur und flieht, wenn man sie reizt. Anders verhält es sich mit unserer glatten oder Fleckennatter, sie ist ein sehr reizbares, jähzorniges Thierchen, welches frisch gefangen sofort mit weit geöffnetem Rachen um sich beißt. Hat sie den vorgehaltenen Finger gepackt, so erhält man nur die Empfindung eines gelinden Druckes, und hält man ruhig aus, bis die Natter wieder losläßt, so bleibt keine Spur einer Verwundung zurück. Will man dagegen den Finger mit Gewalt befreien und zieht man ihn rasch zurück, so fangen sich die Hakenzähnchen in der Haut, ritzen sie wie feine Nadeln, und es kann dann allerdings ein Tröpfchen Blut fließen, jedoch ohne weitere Folgen. Wie dem Finger, so ergeht es auch den zum Versuchungen ergriffen Thieren; je lebhafter sich diese loszumachen suchen, desto tiefer dringen die Haken ein, und sie dienen daher nicht zum Verwunden und Zerreißen, sondern nur zum Festhalten der ergriffen Beute.

Die der glatten oder Fleckennatter zur Nahrung dienenden Thiere sind meistens Eidechsen; sie schlägt daher ihren Wohnsitz an steinigen und sonnigen Abhängen auf. Nur einem glücklichen Zufall hätte man es zu verdanken, wenn man an Ort und Stelle den harten Kämpfen dieser Thiere beiwohnen könnte, und da ich öfters solche nur wenig bekannte Scenen beobachten wollte, so hielt ich mir eine größere Anzahl glatter Nattern in einem geräumigen mit Rasen und Steinen ausgelegten Glaskasten, dessen Deckel aus Draht geflochten war. Bringt man eine Schüssel mit Wasser hinein, so pflegen die Nattern hier und da zu trinken, wobei sie den Vorderkopf ganz eintauchen und deutliche Schlundbewegungen ausführen. Nach einiger Zeit ließ ich einige Eidechsen in den Behälter, welche sogleich die ihnen drohende Gefahr erkannten und in rasenden Läufen nach allen Richtungen zu entkommen suchten. Die ganze Gesellschaft kam in die größte Aufregung, und in der ersten Ueberraschung suchten auch die Nattern sich eiligst aus dem Staube zu machen. Dabei bissen sie wüthend um sich, so daß sie unter einander selbst in Händel geriethen oder mitunter sogar ihren eigenen Leib ersaßten.

Auf diese gerauschvolle Einleitung folgte eine peinliche Pause, hastig züngelnd mit erhobenem Kopfe überlegen die Schlangen ihren Angriffsplan, und mit halb geöffnetem Munde sammelten die vor Schreck festgebannten Eidechsen ihre Kräfte zur verzweifelten Gegenwehr. Plötzlich fährt eine der Schlangen auf ihr Opfer los, streckt den vorher nach hinten und seitwärts gebogenen Hals, und rasch dahingleitend ergreift sie mit weitgeöffnetem Rachen die fliehende Eidechse. In rasendem Wirbel sich drehend, umschlingt sie mit engen Windungen den Leib der auf den Rücken gewordenen Eidechse, so daß nur noch deren Kopf und Schweif den dichten Knäuel überragt.

Nun folgt die schwere Arbeit des Verschlingens; die Eidechse soll in ihrer ganzen Länge und Dicke hinabgewürgt werden und zwar mit dem Kopfe voran; das kostet viele Zeit und Mühe. Unsere Natter hat daher auch keine große Eile damit, unzünftig einstweilen ihr Opfer und weidet mit dem Schwanze nach Katzenart.

Nun aber richtet sie sich hoch auf, beschreibt mit dem Hasse einen senkrechten Bogen und mit weit geöffnetem Rachen ersaßt sie den Kopf ihres Opfers. Allmählich lösen sich die Schlingen, es verschwindet der Kopf der Eidechse, langsam folgt ihr Leib, traurig winkt noch zum Abschied ihr Schweif und erst im Verlauf einer halben Stunde oder später ist sie durch den weit ausgedehnten Schlund in den Magen der Natter eingefahren.

Nicht immer aber wickelt sich dieses Geschäft so glatt ab, denn auch die in beiderseitiger Figur bis zum Halse eingeschraubte Eidechse lebt noch und hält sich mit ebenfalls offenem Rachen zur verzweifelten Gegenwehr bereit. Faßt die Schlange nicht richtig an, so erwischt die Eidechse von oben oder den unteren Kiefer der Natter und mit krampfhaft sich schließendem Munde, sowie mit Hilfe der ebenfalls hakenförmig umgebogenen Zähne ist sie im Stande, stundenlang den gepackten Theil ihrer Feindin zu behaupten. Umsonst sucht sich die Schlange zu befreien, beide Thiere haben sich mit krampfhaft geschlossenen Kiefern wie Dogzen in einander verbissen; wüthend wickelt die Schlange von ihrem Opfer sich ab, retirirt — doch vergeblich. Endlich läßt die Eidechse los, macht sich natürlich aber sogleich aus dem Staube, und die mitunter blutende Schlange hat das Nachsehen. Glücklicher Weise aber kann die Natter, wie alle Schlangen, Wochen und Monate lang hungern, und wenn sie gelegentlich 1—2 Eidechsen verschlingt, so ist sie für viele Tage gesättigt.

Wie aber, wird man fragen, ist es möglich, daß eine Natter eine ebenso umfängliche oder selbst noch dickere Eidechse ganz verschlingt? Die Erklärung finden wir, abgesehen von der Muskulatur und der Ausdehnbarkeit des Schlundes, in der merkwürdigen Beweglichkeit der das Kiefergerüste zusammensetzenden Knochen. Die beiden Seitenhälften, sowohl die des Oberkiefers wie auch die des Unterkiefers, sind beweglich mit einander verbunden, es kann daher z. B. die rechte Mundhälfte geöffnet und etwas vorwärts geschoben werden, während die linke Hälfte geschlossen bleibt, und umgekehrt. Hat also die Natter den Kopf einer Eidechse an der Schnauze gepackt, so halten die beiden Zahnreihen der einen Seite das Opfer fest, während die der andern Seite loslassen und sich etwas weiter nach vorn über den Kopf der Eidechse vorschieben. Hierauf schließt sich diese vorgeschobene Seitenhälfte des Mundes, während die andere Hälfte losläßt und sich vorschiebt u. s. f. Dabei verbreitert sich der Natterkopf, und die in den Schlund hineingezogene Eidechse erweitert auffallend den Schlangenhals; schließlich wird sie durch die Zusammenziehung der Muskeln in den Magen befördert.

Emil Durio.

Der Stiefel.

Eine heimliche Abhandlung.

Trotz der sonstigen Fortschritte, die wir jetzt dem Dampf und den Stimmen der Massen, der Electricität und den Theorien der Streitsätze verdanken, geht es doch mit unserem eigentlichen Fortschritt, mit der freien Beweglichkeit unserer Füße noch sehr langsam.

Wir suchen den Fortschritt der Menschen zu erleichtern, aber nicht des Menschen, wir bemühen uns, die geistige Fessel der Gesammtheit zu lösen, und bekümmern uns zu wenig um den kleinen Hemmschuh, der im Grunde den Einzelnen bei jedem Schritt und Tritt hindert, nämlich um den Stiefel. Denn daß

der Stiefel uns mitten in unserem Vorschreiten aufhält, indem er uns beengt und quält, daß er unseren Füße, dem wirklichen Vorschrittsgliede, offene und augenscheinliche Krankheiten zufügt, und daß er uns beim An- und Ausziehen sehr oft in eine verdrießliche, mehr der Ruhe zugeneigte Stimmung versetzt, das weiß Jeder, den der Stiefel drückt; und er drückt wohl die Meisten von uns. — Die Alten waren freie Menschen; am Kopfe, denn sie fühlten denselben nicht, wie wir, mit vielen Schulweisheiten an, und am Fuße, denn sie kannten nicht die Qual unseres ledernen Stiefels, sie trugen Sandalen, in denen der Fuß ziemlich nach seiner Arbeit verrichten konnte, und brauchten nicht, wie wir, immer die glatten Wege aufzusuchen. Noch besser haben es freilich jetzt noch die vielen Landbewohner, die mit ihrem Fuße, wie mit dem Gesichte im Kopfe, ganz frei und offen auftreten und nicht von den Hühneraugen beimgesucht werden, die wir „mit Blut und Eisen" vertilgen müssen.

Sollen wir den Stiefel abschaffen und dafür eine mehr oder weniger offene Fußbekleidung einführen? Das ist bei der jetzigen Verfeinerung und Veredlung unserer Fußsaat, bei der besseren Einrichtung unserer Straßen und des öffentlichen Verkehrs nicht mehr möglich. Der Stiefel ist ein wohlthätiger Schutz für den Fuß, da er dessen Blöße verbirgt und von ihm die schädlichen Einwirkungen des Bodens und des Wetters abhält, er ist ein Erforderniß der modernen Cultur und des besonnenen Fortschritts, der mit ihr zusammenhängt. Aber — es ist doch endlich nöthig, den Stiefel zu vervollkommnen und fußgerecht zu machen, wir müssen auch einmal ernstlich für die Freiheit unserer Füße sorgen, zumal wir diese sehr leicht herstellen können, wenn unsere Herren Schuhmacher einerseits mehr Kenntniß erlangen, nicht gerade — wie es jetzt Mode ist — von der Politik, sondern von dem Bau und der Verrichtung unseres Fußes, und wenn wir selbst andererseits unseren Fuß mehr würdigen und nicht als ein Anhängsel an unserem Leibe, sondern als ein werthvolles Glied schätzen, das uns recht eigentlich erhält und uns in der ganzen Schöpfung ziert.

Denn wie wir stehen, mit dem Rücken aufrecht und mit dem Kopf gen Himmel, frei, wendbar nach allen Seiten, mit freiem Gebrauch der Sinne und Hände, der Stimme und der Brust, eine kleine Fläche — an dreien Punkten nur — hält uns auf dem Boden — so steht kein Thier. Sehen wir ab von dem nachgeahmten, gezwungenen Stehen der Affen und Bären, so wissen wir, daß die Thiere allesammt dem Boden zugekehrt all ihre Gliedmaßen zur Fortbewegung gebrauchen und eine Fußstellung haben, die von der unsrigen ganz verschieden ist; entweder treten sie mit dem vorderen Fußtheile allein auf, wie die Huf- und reißenden Thiere, oder mit dem ganzen Fuße, wie die Sohlengeher. Unser Fuß hingegen berührt vermöge seiner kunstvollen Wölbung den Boden nur an drei Stellen, den Hacken, dem großen und kleinen Ballen, daß das Wasser, wie die Araber sagen, zwischen durchfließen kann, und trägt doch seinen Körperbau sammt den vielen Organen mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit und Sicherheit, die in seiner baulichen Einrichtung begründet ist.

Er ist nämlich gliederig gebaut, denn er hat viele kleine Knochen zur Grundlage, die gelenkig mit einander verbunden sind. Machen wir im Sitzen eine leichte Fußbewegung, so können wir die Beweglichkeit der Gelenke sehen und zugleich deren Beschaffenheit. Eine große Freiheit hat das Gelenk, das den Unterschenkel mit dem Fuße verbindet, das Sprunggelenk, wodurch wir mit dem Fuße beinahe einen Halbkreis beschreiben können.

Fassen wir den gewölben Fußtheil an, so spüren wir keine Beweglichkeit an ihm, er ist ein starres Gerüste, das fest genug ist, um die Körperlast zu tragen; allein wie sehr gut gebaute Brücke bei einer starken Bewegung auf derselben etwas nachgiebt, so ist auch die Fußwölbung vermöge ihrer elastischen Bänder beim starken Gehen etwas beweglich, während sie in der Ruhe und bei der gewöhnlichen Bewegung sich nicht ändert. Die Zehen hingegen besitzen die meiste Beweglichkeit, sie lassen sich fast um ihre Achse drehen und können wie die Finger an der Hand gestrümmt und zusammengedrückt werden, denn sie haben freie Gelenke, wie ihnen auch solche ihren Verrichtungen gemäß nothwendig sind.

Setzen wir den Fuß auf den Boden fest auf, so drückt die Körperlast durch das Schienbein auf denselben, der Fuß wird breiter, indem sein Rücken um die Zehengelenke abgeflacht wird. Wollen wir gehen, so erheben wir den einen Fuß auf die Zehen, die sich an den Boden anstrücken oder ankrallen, und halten uns so einen Augenblick fest, während wir den andern Fuß strecken und vorwärts stellen. Der gestreckte Fuß wird länger, indem das Sprunggelenk nachgiebt, und wird sodann ebenfalls, wenn wir einen weiten Schritt thun, vom Boden abgelöst durch Erhebung auf die Zehen; und so geht es wieder abwechselnd mit jedem Fuße bei jedem Schritt. Die Zehen wirken wie elastische Druckfedern und geben uns die Sicherheit und Elasticität des Schritts, am meisten aber ist unter ihnen die große Zehe thätig, die, wie der Daumen an der Hand, dieselbe Arbeit unter den Zehen verrichtet. Nächst dieser hat noch die kleine Zehe, mit einem ähnlichen Bau begabt, die größte Arbeitsfähigkeit, sie bewirkt unter den Zehen den Schluß. Fehlen die Zehen, oder sind sie durch Verkrüppelung unthätig gemacht, wie es fälschlich bei den Füßen der chinesischen Damen durch Zuschnürungen der Zehengelenke geschieht (vergleiche beistehende Figur; und bei uns durch den schmalen und kurzen Stiefel, so gehen wir krüppelnd, wie auf Stelzen, Kreuz- und Querschritte machend.

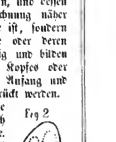
Fig 1

Chinesischer Damenfuß.

Gehen wir nun geraden Weges auf Grund obiger Wahrnehmungen, die ein Jeder an seinem Fuße machen kann, zur Anfertigung des Stiefels über, und merken wir uns zuvor noch, daß der rechte Fuß von dem linken in der Größe sich unterscheidet, der rechte ist gewöhnlich breiter und größer als der linke, und weniger linkisch: so müssen wir für diesen Zweck einen jeden Fuß in gestreckter Stellung, also beim Auftreten messen, da wir wissen, daß der Fuß in dieser Position länger und breiter wird. Es geschieht dies auch gewöhnlich von den Herren Schuhmachern, indem sie den Fuß im Strumpfe auf einem Bogen Papier abzeichnen. Besser ist es jedoch, da der Strumpf die Richtung des Fußes ändert, wenn wir den nackten Fuß aufs Papier stellen, und dessen Umfang abzeichnen. Sehen wir alsdann diese Zeichnung näher an, so bemerken wir, daß unsere Sohle nicht gerade ist, sondern nach vorn geschweift, und stellen wir beide Füße oder deren Umrisse an einander, so ergänzen sie sich gegenseitig und bilden ein Oval, das, beiläufig bemerkt, der Form unseres Kopfes oder des Gehirns in demselben entspricht, als sollte der Anfang und das Ende unseres Körpers durch eine Form ausgedrückt werden.

Unsere Sohle ist bei dem regelmäßigen Fuße nicht gerade, denn unsere Gehsläche ist mehr nach innen gerichtet, nach der Längsrichtung der großen Zehe. Und demgemäß darf auch unsere Sohle an dem Stiefel nicht gerade sein, sondern nach innen geschweift wie beistehende Figur zeigt).

Fig 2



Geschweifte Sohle.

Eine gerade Sohle bringt den vorderen Fußtheil aus der Lage und verkümmt denselben. Nicht minder wichtig ist die Berücksichtigung der Gelenke.

Um das Fußgewölbe, das die Schuhmacher den Spann nennen, kann und darf sich der Stiefel fest anschließen, da die Gelenke hier so gut wie nicht beweglich sind, aber das Sprunggelenk und das Zehengelenk müssen wir frei halten, da sie beim Gehen am meisten thätig sind.

Um die Längenausdehnung des Fußes nicht zu behindern, wird daher jetzt zu beiden Seiten des Stiefels, wo die Fußknöbel anliegen, ein Gummizug angebracht, der dem Fuße eine große Erleichterung gewährt; nur ist er leider nicht dauerhaft genug und für solche Stiefeln nicht anwendbar, die einer großen Strapaze ausgesetzt werden sollen, wie die Marsch- und Winterstiefeln. Wo solche Rücksichten oder andere der Sparsamkeit vorliegen, würden wir zweckmäßig an die Stelle des Gummizuges ein entsprechendes Stück weichen Leders einnähen, das den Bewegungen des Sprunggelenks weit eher folgen könnte, als das übrige harte Leder. Denselben Zweck, die Längenausdehnung des Fußes zu ermöglichen, fördern wir, wenn der Stiefel etwa um einen halben Zoll länger wird, als die Fußlänge beträgt, jedoch ist diese Vorsicht bei richtig abgezeichneter Sohle nicht so wichtig, wie es die Herren Schuhmacher gemeinhin glauben. Hinzegen müssen wir, um die Ausdehnung des Fußes der Breite nach zu gestatten, den Zehengelenken die größtmögliche Räumlichkeit verschaffen. Der Stiefel darf daher vorn nicht spitz sein, sondern breit, oder rund, oder oval, je nach dem Geschmacke des Besitzers, besonders aber muß er um die Stelle erweitert sein, wo der große Ballen anliegt. — Versäumen wir diese Vorsichtsmaßregel, so ist eine ergiebige Quelle

für die Berunstaltung der Zehen gegeben, und obendrein noch für die Durchzwängung des Stiefels, denn der Ballen sucht mit seiner ganzen Leistungsfähigkeit den Druck des Stiefels abzuwehren und dringt häufig genug — zu unserem Glücke — durch den Stiefel hindurch. Ein anderer, eben so nachtheiliger Einfluß auf die Zehen ist der künstliche hohe Hacken oder Absatz, der, ein moderner Cothurn, die Schönheit des Fußes erhöhen soll, zunächst aber unsere Schmerzen erhöht, weil er die Arbeit des Fußes auf die Zehenspitzen und nicht auf die ganze Zehen-Anordnung verlegt. Je niedriger der Absatz ist, desto leichter und natürlicher können die Zehen ihre obnehies schwierige Aufgabe verrichten. Wir wünschen den Herren Schuhmachern einen hohen Absatz und uns — einen niedrigen.

Wir haben bisher allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, die man bei der Anfertigung eines jeden Stiefels zu berücksichtigen hätte; sie sind jedoch keineswegs hinreichend für alle Fußformen, die wir im Leben antreffen. Man sieht jetzt selten einen schönen Männerfuß, wie er uns von der Natur gegeben und in den Büchern beschrieben ist. Die meisten sind verunstaltet durch die verschiedenartigsten Verkrümmungen der Zehen und der Ballen, durch die Abstachung des Fußrückens und durch die Ueberbeine, denen unser Fuß ausgesetzt, wie kein anderer Körpertheil, vielfache Veränderungen durch den Einfluß der Beschäftigung, Gewohnheit und vor Allem durch die von Jugend an fortgesetzte schädliche Bekleidung mittelst des falschen Stiefels, so daß wir oft beim zufälligen Blick auf den Fuß unseres Nachbars eine ganz neue Fußart zu entdecken glauben, bei der jede menschliche Schönheit fehlt.

Mit den Damenfüßen steht es freilich besser und schöner; von Hause aus zarter gebaut, verlieren sie dennoch — wegen der geringen Lebensarbeit und der leichten Schuhbekleidung unserer Damen — wenig oder nichts von ihrer natürlichen Schönheit. Wir wollen hier nicht, wie Verliebte, den Damenfuß verherrlichen, da wir uns dies, sowie die Besprechung der Damenschuhe, noch vorbehalten, sondern wir weisen hierbei nur auf die Mannigfaltigkeit der Füße überhaupt hin, die noch größer wird, wenn wir noch den Einfluß hinzuzählen, den das Temperament ausübt. Wie nämlich an der Oberfläche der meisten Körpertheile, z. B. am Gesichte, der innere geistige Vorgang sich deutlich abspiegelt und nicht selten eine bleibende körperliche Form annimmt, so ist auch am Fuße, der zwar kein geistiges Organ ist, aber doch mit den gesammten Körperkräften innig zusammenhängt und alle Bewegungen des Körpers vorzüglich vermittelt, ein Ausdruck unserer Geistesart gegeben, der bei der Ruhe des Fußes sowohl, dem Stehen, als auch bei dessen Arbeit, dem Gehen, sich unschwer erkennen läßt.

Aus dem plumpen Gang schließen wir auf eine gemeine Natur, aus dem anstandsvollen auf einen Gebildeten, aus dem festen auf einen Muthigen, aus dem besonnenen auf einen Mitten und aus dem gezwungen besonnenen auf einen Schleicher; Charaktere, die sich mehr oder weniger deutlich in der Gestalt des Fußes ausprägen. Wir erkennen ferner bei den mit dem Gemüthszustande näher zusammenhängenden Fußbewegungen, nämlich dem Tanzen, den nationalen Charakter. Wir unterscheiden den leidenschaftlichen Tanz der Spanier, den leichten der Franzosen, den derben der Tyroler, den langsamen der Deutschen, und bezeichnen danach auch den Fuß der Nationen.

Durch diese vielfachen äußeren und inneren Einwirkungen auf den Fuß erhalten wir also eine tausendfältige Verschiedenheit der Füße, die wir unmöglich alle nach einem Muster bekleiden können.

Es ist daher nöthig, zur besseren Uebersicht eine Eintheilung der Füße vorzunehmen, und wir wollen mit Zugrundelegung der volksthümlichen Bezeichnungen und der Rücksichten auf die Fußformen, wie sie bei den Thieren vorkommen, folgende vier Grundformen annehmen:

Fig. 3
Trampelfuß.

1) Der Trampelfuß, eine rohe, plumpige, fleischige Fußform, mit kurzen, breiten Zehen, starker Haut, wenig Wölbung und geringer Beweglichkeit der Gelenke. Die beistehende Figur zeigt uns diesen Fuß von der Sohlenseite, er erinnert stark an einen Thierfuß, etwa des Nilpferdes oder des Elephanten, und ist Eigenthum der Lastleute, der niedrigen Arbeiter und besonderer Racen, wie der Mongolen und Semiten.

2) Der breite Fuß, der stark und fleischig ist, und an allen Gelenken sehr leicht beweglich, mit schwacher Wölbung und geringer Elasticität. Der Fuß tritt mit der ganzen Sohle auf, wie bei den Sohlentretern unter den Thieren, und hat die Neigung, nach innen sich zu drehen. Er entsteht gewöhnlich — wenn nicht eine erbliche Anlage oder Krankheit zu Grunde liegt — in Folge zu großer Fußanstrengung, wie bei allen Anfangerissen, Lehrtrieben, Brief- und Zeitungsträgern. (Fig. 4.)

Fig 4
Breite Fuß.

3) Der schmale Fuß, der eine überaus längliche Form, namentlich lang gestreckte Zehen und gute Beweglichkeit derselben hat. Es liegt in ihm eine Andeutung an die Fußformen der Kletterthiere, wie der Dachse, und er wird angetroffen bei langen hageren Personen, die gern Carriere machen wollen, etwa bei Tanzlehrern, Schneidern, Kellnern, Barbieren und Doctoren. (Fig. 5.)

Fig 5
Schmale Fuß.

4) Der edle Fuß, von hoher Wölbung, länglichen Zehen, mäßigem Ballen und großer Elasticität. Wir können ihn, wie dieselbe Bildung bei der Hand genannt wird, den aristokratischen Fuß nennen. Seine Schönheit besteht jedoch nicht in einer einzigen Kleinheit, wonach die meisten Damen fälschlich die Füße beurtheilen — ein kleiner Fuß bei einem großen Körper ist eben so häßlich, wie ein großer Fuß bei einem kleinen Mann — sondern in dem Ebenmaß der einzelnen Theile zu einander und zum ganzen Körper. Er kommt vor bei den Mitgliedern des Cabinets, Officieren, Schauspielern und Friseuren.

Fig 6
Edle Fuß.

Ein aber italienischer Arzt glaubte in vier Zehenformen eine Andeutung auf die Gesitesbeschaffenheit ihrer Besitzer zu erkennen; kurze Zehen deutete er auf Dummheit, auseinanderstehende auf Leichtsinn, umeinander verwachsene auf Furchtsamkeit und gekrümmte Zehen auf Bosheit.

Wir wollen nicht versuchen, diese Beobachtungen zu erklären, aber es ist interessant, daß die vier Formen bei den von uns hier aufgestellten Fußformen der Reihe nach vorkommen und das Bild derselben vervollständigen.

Wir hätten also Grundformen, auf die wir die verschiedenen Füße zurückführen können, und die uns auch einen Anhaltspunkt geben bei der Anfertigung der Stiefeln, die wir täglich brauchen. Haben wir den Fuß Nr. 1 vor uns, wo die Haut wenig empfindlich ist, und der Fuß wegen der schweren Beweglichkeit der Gelenke sich wenig verändert, so sind die vielen Rücksichten nicht geboten. Ein solcher Fuß weist die Belehrungen des Lesers durch die Fußhaut [illegible] vollständig überzeugt ist. Herren solcher Füße laufen sich auf dem Jahrmarkte ihre Stiefeln, mit denen sie gewöhnlich einen glücklichen Kampf durchmachen. Diesem ähnlich wird jetzt noch beim Militär verfahren, wo jedem Rekruten, ohne Rücksicht auf seinen Fuß, fertige Stiefeln zuertheilt werden; eine Einrichtung, die natürlich unglücklich abläuft.*

Mehr Aufmerksamkeit bedarf der Fuß Nr. 2. Hier muß der Stiefel den Fuß zu verbessern und seiner Neigung, sich abzuflachen, entgegen zu wirken suchen. Die Sohle sei hier gerade und breit, um den Spann liege der Stiefel fest an, und der Hacken sei von einer mäßigen Höhe, um das Fußgewölbe beim Auftreten zu schonen, jedoch breit genug, um das Uebertreten des Fußes auf die innere Seite zu verhüten. Ist der große Ballen noch besonders entwickelt, so muß der Stiefel an der Stelle, wo der Ballen anliegen soll, eine Ausbuchtung haben, am besten durch ein eingenähtes Stück weichen Leders von der Größe dieses Ballens, die beim Gehen den Ballen aufnimmt und in der Ruhe nicht drückt. Hierbei muß nur auf die Bequemlichkeit Rücksicht genommen werden, aber nicht auf die Mode.

Bei der Fußform Nr. 3 kann der Stiefel vorn, ohne dem Fuße zu schaden, spitz sein — wenn er sonst der herrschenden Mode entsprechen soll — er muß jedoch länger sein, als der Fuß selbst ist, da derselbe beim Gehen sich stark nach vorn schiebt. Diese

* In meiner Schrift „die Belleidung des Infanteristen" (Berlin, Mai'sche Buchhandlung) habe ich den Marschstiefel für den Infanteristen angegeben.

Neigung des Fußes wider der Gummizug um die Knöchel noch mehr fördern, derselbe muß daher hier wegbleiben. Die Sohle darf nicht gerade sein, sondern nach innen schwach gekrümmt in der Richtung des Fußes. Die Absätze, die gewöhnlich von einem solchen Fuße schief nach außen abgetreten werden, müssen breit, nicht hoch, und nach außen etwas erhöht sein.

Genügt dies nicht, das Uebertreten des Fußes zu verhindern, so muß der äußere Rand durch einen untergeschobenen Lederstreifen erhöht werden. Das Leder selbst sei möglichst weich, da solche Füße sehr empfindlich und leicht verletzbar sind.

Die Ueberbeine, es sind gewöhnlich festgewordene Anschwitzungen der Fußgelenke, die an solchen Füßen am häufigsten vorkommen, müssen durch besondere Ausbuchtungen am Stiefel geschützt werden.

Bei der äußere Norm Nr. 4, die gewöhnlich der wohlhabenderen Classe angehört, ist die Schonung des Fußes durch die Bekleidung um so leichter, als der Besitzer einen großen Stiefelvorrath für die verschiedenen Verrichtungen des Fußes halten kann, wie beispielsweise besondere Stiefeln — mit dem entsprechenden Stoff — für die Stadt und andere für das Land, und ebenso für die Jagd und den Tanz, die Promenade und den Marsch; eine Einrichtung, die, wenn auch nicht dem Geldbeutel, so doch der Fußpflege ebenso förderlich ist, wie der Hauptpflege die sorgfältige Benutzung der Hausschuhe.

Wir müssen überhaupt für den Fuß dieselbe Sorgfalt, wie z. B. das häufige Waschen empfehlen, die wir der Haut so gern angedeihen lassen; denn beide Glieder haben von Natur denselben Bau und dieselbe Wichtigkeit, und erst beide zusammen drücken unsere körperliche Vollendung aus, wie wir auch sprachlich eine äußere Vollendung mit den Worten bezeichnen: das Ding hat Hand und Fuß. Wie wir ferner auf die Nägel der Finger sorgsam achten, so sollten wir auf die der Zehen aufmerksam sein, um die üblen Zufälle von gekrümmten und eingewachsenen Fußnägeln zu verhüten. Am besten wird das regelmäßige Waschen der Fußnägel beginnstigt, wenn der Stiefel eine nach der Natur abgezeichnete Sohle, keine zu große Zuspitzung nach vorn und einen niedrigen Absatz hat, wodurch wir einerseits verhüten, daß durch eine widernatürliche Zusammenpressung die Nägel in die Haut hineingetrieben, und andererseits, daß die ganze Arbeit des Fußes nach vorn verlegt würde, wie es bei den Hutstiefeln der Fall ist, mit denen wir jedoch nicht entmerriren dürfen, ohne körperlichen Schaden zu nehmen.

Je schöner der Fuß, desto einfacher sei der Stiefel, und die Kunst des Schuhmachers besteht darin, daß er die größte Rechnung zu tragen weiß — nicht gerade seinen Knochen — sondern der Eigenart des Fußes; der verständige Schuhmacher zeigt auch bei seiner Fußarbeit, daß er Kopf hat.

Dr. J. Landsberg.

Kleine amerikanische Sittenbilder.

Nr. 5. Ein Paar Rasirmesser.

Wir waren noch nicht lange erst im gelobten Lande Amerika angekommen; glücklicherweise aber hatten wir in einem deutschen Arzte, welcher bereits alle Stadien der Acclimatisation, körperlich wie geistig, längst durchgemacht, einen theilnehmenden Rathgeber gefunden und verbrachten die Abende meist in seiner Gesellschaft, mit offenen Ohren und Herzen seinen Schilderungen über die Eigenthümlichkeit des neuen Vaterlandes horchend. Es war an einem Abende, an welchem mehrere mit anwesende Amerikaner unsern Freund über seinen wollen, wilden Bart neckt, der damals in den Vereinigten Staaten noch etwas ganz Ungewöhnliches war, und als wir uns endlich zu unserm gewöhnlichen kleinen Kreise, Jeder hinter ein Seidel ausgezeichnetes Lagerbier, zusammensetzen, schüttelte unser Landsmann mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln den Kopf. „Das wäre eine Geschichte für Sie — ich meine, die mit meinem Barte zusammenhängt," sagte er; „sie hat mich zu gleicher Zeit zum alten Junggesellen gemacht!" und als er unsere ansehnenden Gesichter — denn was er auch erzählte, war wundervoll anregend — wahrnehmen mochte, trank er langsam sein Glas halb leer und ließ dann, wie nachdenklich, das Licht in dem goldhellen Glanze des Bieres spielen. „Ich kann Ihnen sagen," „daß das deutsche Lagerbier ein wahrer Heilsaft für die Amerikaner geworden ist. Erst seit sie ihm Geschmack abgewonnen haben, beginnt die Brannweinpest, gegen die sich alle Mäßigkeitsvereine umsonst abgemüht haben, zu weichen. In den heißen Sommern wird das Eiswasser, wie es hier, wo es nur Wasserleitungen, aber keine Brunnen giebt, getrunken werden muß, zu Gift für den Körper, und so wurde es stets mit Whiskey oder Cognac versetzt; erzeugte dadurch aber auch eine Gewöhnung an starke Spirituosen, die das Delirium tremens oder den Säuferwahnsinn als etwas ganz Gewöhnliches erscheinen ließen. — So hatte ich unter den Familien, bei welchen ich Hausarzt geworden war, einen ältlichen, reichen Gentleman, Mr. Davis mit Namen, zum Patienten, bei welchem sich ein leichter Anfall tiefer Dyskrasie regelmäßig alle sechs bis acht Wochen wiederholte, von welchem er indessen, Dank seiner kräftigen Constitution, unter sorgfältiger Pflege und Diät immer in zwei bis drei Tagen wieder genas. Er wohnte mit einer Nichte und einem Neffen zusammen in einem hiesigen Hotel, wie dies kleine amerikanische Familien, welche kein Haus machen wollen, oft thun, und meine Krankenbesuche hatten mich der Nichte, einem liebenswürdigen Mädchen, so weit genähert, daß ohne besondere Erklärung ein Verständniß sich zwischen uns entwickelt hatte, welches jedenfalls in einer formellen Verlobung geendet haben würde, wenn nicht die Ereignisse einer merkwürdigen Nacht dazwischen getreten wären.

Es war eines Abends, schon spät, als ich von der genannten Dame die Botschaft erhielt, daß der Onkel einmal wieder „seine böse Zeit" habe, daß seine Freunde im Hotel nicht mit ihm fertig werden können und ich mich doch baldigst einstellen möge. Ich säumte natürlich nicht und fand sie in dem allgemeinen Parlor ängstlich meiner wartend; ihr Bruder, erzählte sie, sei verreist und der Kranke unter lauter oberflächlichen Bekannten, die ihn zu beruhigen strebten, in seinem Zimmer. Dorthin, im dritten Stocke, wandte ich mich also und fand außer dem Geschäftsführer des Hauses verschiedene andere Personen, die sich bemühten, ein nicht enden wollendes Gekicher des Kranken, wenn Leute in diesem Zustande oft geneigt sind, zu dämpfen und ihn selbst auf einem Stuhle niederzuhalten — freilich mit keinem andern Erfolge, als daß die Aufregung des Patienten sich mit jeder Minute nur mehr steigerte.

Meine erste Sorge war, das Zimmer von allen Anwesenden, bis auf den Geschäftsführer des Hotels, welcher mir in derartigen Fällen schon hilfreich zur Seite gestanden, zu säubern und dann, obgleich mir der Zustand des Mannes aufgeregter als jemals zuvor erschien, meine gewöhnliche Behandlungsweise anzuwenden. Als er mich erkannte und meine ruhige Stimme hörte, begann sich bereits sein krampfhaftes Lachen zu legen, und bald bequemte er sich auf mein Zureden auch, sich in seinen Kleidern, wie ich ihn gefunden, auf das Bett niederzulegen. Ich setzte mich an seine Seite und suchte ein kaltes, vernünftiges Gespräch mit ihm anzuknüpfen, ein Mittel, das ihn früher immer am schnellsten beruhigt hatte. Ich will hier sogleich erwähnen, daß die einzige Thür des Zimmers, welche nach dem Haupt-Corridor führte, sich neben dem Kopfende des Bettes befand.

Viel schneller, als ich gehofft, schien sein Irresein und seine raftlose Aufregung sich zu verlieren, und ehe eine halbe Stunde vorüber war, lag er so ruhig mit geschlossenen Augen auf seinem Rücken und athmete so regelmäßig, daß ich schon glaubte, mich über die Heftigkeit seines Anfalles getäuscht zu haben, und diese nur den vorhergegangenen unglücklichen Beruhigungsversuchen zuschrieb. Ich bat also auch den Geschäftsführer, sich hier nicht länger unnöthig aufzuhalten; wir verabredeten indessen, daß ich vor meinem Weggange in seinem Zimmer vorsprechen sollte, damit er, wenn nöthig, während des Restes der Nacht meinen Platz am Krankenbette einnehme. Zugleich trug ich ihm auf, Miß Davis über den Zustand ihres Onkels zu beruhigen.

Eine halbe Stunde noch mochte ich den Patienten, der im ruhigsten Schlafe zu liegen schien, beobachtet haben, dann erhob ich mich, um zu gehen. Mein Hut lag auf einem Stuhle am Fenster; kaum hatte ich aber den ersten Schritt danach gethan und dem Daliegenden den Rücken gekehrt, als ich ein Krachen der Bettstelle

vernahm. Mich rasch umwendend, sah ich meinen Kranken tedeumbleich außerhalb des Lagers stehen, den Rücken gegen die Thür gelehnt, und in seinen grünlich schillernden Augen erkannte ich sofort den Blick des vollen Wahnsinn. Noch ehe ich es interessen vermocht, einen entscheidenden Gedanken zu fassen, hatte er nach dem an der zweiten Seite der Thür befindlichen Toilettenstich gegriffen, ein kleines Etui von dort genommen, und im nächsten Augenblick glänzte in jeder seiner Hände ein geöffnetes Rasirmesser.

Ich gestehe ehrlich, daß ich im ersten Moment ein Gefühl hatte, als lasse mir ein Tropfen eiskaltes Wasser über den Rücken; dann war der Wechsel von der bewegungslosen Ruhe dieses Menschen zum Handeln unter der wildesten nervösen Erregung ein so plötzlicher, unerwarteter gewesen, daß ich mich völlig überrumpelt sah, daß mir nichts zu thun übrig blieb, als ihn regungslos zu bewachen — welchem krankhaften Gedanken er gefolgt war, davon hatte ich natürlich nicht die geringste Ahnung und nur des Einen war ich mir bewußt, daß ich versuchen mußte, auf jede seiner Ideen einzugehen, bis ich seinen eigentlichen Zustand erkannt.

Es waren sicher mehrere Minuten, in denen er mich vollkommen regungslos anstarrte; dann begann er mit einer Stimme, die nichts mehr von seinem gewöhnlichen Tone hatte und mit einer eisigen Bestimmtheit zwischen seinen geschlossenen Zähnen hindurch drang: „Doctor — niederstehen!“ und zugleich deutete seine Rechte gebieterisch nach einem Stuhle am Fenster, unweit von uns.

Wenn nur die Rasirmesser nicht gewesen wären, wäre ich seiner Aufforderung wohl gefolgt — so hieß dies aber, mich dem Wahnsinnigen wehrlos preisgeben; ich regte mich also nicht. Noch einmal wiederholte er den Befehl, und seine Lippen schienen sich dabei kaum zu bewegen; als ich aber in meiner Stellung blieb, nahm er seine beiden Messer in die Linke und schritt leise, fast lahmarig auf mich los. Ich fühlte, ehe ich nur zu einem Entschlusse gelangen konnte, mich mit unwiderstehlicher Gewalt bei der Brust gefaßt, zurückgeschoben und auf den Stuhl niedergedrückt, während er mit dem Tone eines unbeugsamen Entschlusses mir in's Ohr sprach: „Doctor, Sie müssen niedersitzen!“

Zu diesem Momente fühlte ich, wie mich das Entsetzen packte — ich wußte, daß, wenn es dieser Kraft des Wahnsinns gegenüber auch eine Rettung für mich gab, diese nur eine völlig ruhenden Haltung meinerseits erwachsen konnte, und doch bürgte mir auch hierbei nichts dafür, daß er mich nicht gelassen abschlachtete. Mit Macht indessen meine Fassung zusammenraffend, gelang es mir, meinen ersten Schrecken zu überwinden, und als jetzt ein neuer Befehl erklang: „Setzen Sie sich aufrecht!“ dem er zugleich mit seinen Händen Nachdruck gab, „jetzt die Arme gekreuzt! jetzt den Kopf in die Höhe!“ folgte ich bereitwillig seinen Worten und vermochte es sogar, ihm mit einer heitern Miene, als betrachte ich Alles wie einen Scherz, in das verteufelbleiche Gesicht, das zeitweise nur in einem leichten krampfhaften Zucken eine Bewegung zeigte, zu blicken.

Jetzt ließ er seine unheimlichen Augen langsam über meine ganze Gestalt laufen, mir augenscheinlich mit meiner Stellung und meinem Verhalten zufrieden, trat er rückwärts wieder nach der Thür zurück. „Doctor,“ sagte er hier in verhältnißmäßig ruhigerer Weise, „Sie werden diese Nacht bei mir bleiben, ich brauche Sie!“ In mir schoß jetzt der Gedanke auf, zu versuchen, durch eine ruhige Vorstellung Einfluß auf seinen Geist zu gewinnen; kaum hatte ich indessen unwillkürlich den Kopf bewegt, als sich sein ganzes Gesicht verzerrte. „Stillsitzen — kein Glied rühren!“ klang es in den frühern Lauten des Wahnsinns, und ich sah nur zu wohl, daß mein einziges Heil in regungslosem Ausharren lag. Er aber hielt den mißtrauisch beobachtenden Blick fest, unermüdlich auf mich gerichtet, und so verging Minute auf Minute, Viertelstunde auf Viertelstunde. Wie lange ich eigentlich so in steter Furcht eine unwillkürliche Bewegung zu machen gesessen, weiß ich nicht, aber die lebhafteste Phantasie kann sich kein richtiges Bild von der Pein, welche die lautlose Stille mit jeder Minute mehr auf mich ausübte, machen. Außer kleinen Mauchthieren, welche zeitweise im Zimmern der hohlen Wände niederfielen, oder den Regentropfen, die von der Dachrinne regelmäßig auf das Fenstergesims schlugen, unterbrach kein Laut das Schweigen — bald aber kam noch die Qual meiner Unbeweglichkeit, die ich, wie ich von Neinem bekehrt werden sollte, unter keinen Umständen aufgeben durfte.

Mein Peiniger schien endlich mit seiner Beobachtung fertig zu sein und zu seinem Hauptwerke schreiten zu wollen. Seine Rasirmesser plötzlich hebend und sie schwingend, kam er auf mich zu; er schwang sie, während er einen Kreis um mich beschrieb, nach allen Richtungen, über mir und unter mir und um mich. Dann faßte er meinen Arm und bezeichnete mit der Schneide eines der Messer einen Kreis um denselben, als wolle er ihn amputiren; nun galt es meinem Halse und Gesichte — erst brachte er das Rasirmesser so nahe meiner Kehle, daß ich gelben Augenblick einen Schnitt in die Luftröhre erwartete, dann funkelte es dicht vor meinen Augen, und er rasirte mich in Gedanken über und über. Seine Hauptaufmerksamkeit aber schien er zuletzt einer kleinen Glatze auf meinem Hinterkopfe zugewandt zu haben. Ich kann nicht sagen, was er damit anfing, ich fühlte jedoch abwechselnd seine Hand und die flache Klinge des Messers darauf. Am Ende trat er, als ob er sich eines gelungenen Werks freue, wieder rückwärts nach der Thür und betrachtete mich unverwandt — Gott weiß es, welche Hallucination ihm vorschweben mochte — ich aber meinte nächstens unter der mir gebotenen Regungslosigkeit und Nervenanspannung ohnmächtig werden zu müssen. Einige Male war ich daran, auf jede Gefahr hin aufzuspringen, nur um eine einzige kräftige Bewegung machen zu können, aber immer erhielt meine Besonnenheit noch zeitig genug den Sieg. Meine größte Sorge blieb es indessen, daß ich meine Besinnung verlieren, und so vertheidigungslos einer neuen tollen Idee des Irrsinnigen preisgegeben werden möchte.

Da war es mir während einer unwillkürlichen Bewegung, sei es unter dem Zwange der Nerven oder um meiner Hand einen Stützpunkt zu schaffen, nudemerk gelungen, die Hand unter das Brustfell meiner Weste zu schieben. Welche Erleichterung mir dies schon verschaffte, läßt sich nicht beschreiben — ich konnte jetzt wenigstens meine verborgenen Finger bewegen. Ich ballte die Hand, ich öffnete und schloß sie, wiederholte dies schnell und unbemalt und preßte sie endlich gegen mein Herz. Das schien mir neues Leben zu geben; ich fühlte mich stärker, selbstvertrauender, besser im Stande das Ende dieser Qual abzuwarten.

Jetzt bemerkte ich, wie etwas Neues meinen Wahnsinnigen eingenommen haben mußte; er hatte ein leichtes, unzusammenhängendes Murmeln begonnen und wandte zeitweise sein Kopf nach der Thür, als stehe dort Jemand, mit welchem er sich unterhalte. Aber er hatte mich dabei nicht vergessen. Plötzlich hob er den Kopf und befahl mir in seiner früheren bestimmten Weise aufzustehen und mich auf das Bett zu legen. Glücklich darüber, endlich meine halbgelähmten Beine wieder bewegen zu dürfen, erhob ich mich und legte mich, gehorsam wie ein wohlgezogenes Kind, auf das Bett; bald merkte ich hier, daß meine Lage sich durch diesen Umzug bereinend gebessert hatte. Erstens konnte ich mir durch eine leichte Bewegung jede gewünschte Stellung geben; zweitens konnte ich jedes Wort, welches der Kranke murmelte, verstehen; als Hauptsache aber betrachtete ich, daß ich jetzt kaum über einen Fuß weit von der Thür entfernt war und das Thürschloß sich an meiner Seite befand. Nach hatte ich keinen Plan, wie ich entrinnen, aber ich sah, daß ich jetzt wenigstens an einen solchen denken durfte. Angestrengt horchte ich vor Allem seinen Worten, und bald wurde mir klar, daß er sich einbilde, es stehe Jemand vor der Thür, welcher eingetreten verlange, mit mir zu sprechen. Was ich hörte, waren natürlich nur die Antworten, welche er auf die eingebildeten Fragen von außen gab. Kaum hatte ich aber den Sinn des so geführten Gespräches erkannt, als ich mich auch gerettet meinte. Mit Zuversicht und Kälte, als ob ich schon frei wäre, konnte ich jetzt denken und handeln.

Ich begann zuerst auf die von ihm gegebenen Antworten leise neue Fragen zu stellen und gab ihm jedann Erwiderungen auf seine Aeußerungen. Mich dem Tone seiner Stimme anbequemend ward auch ich etwas lauter, und bald hießen wir ein völliges Zwiegespräch. Ich, als der Außenstehende, hatte ihm vorgeschlagen die Thür einige Zoll weit zu öffnen, durch welche Spalte dann der „große Unbekannte“ mir, dem Doctor, seine Wünsche mittheilen sollte, und er stimmte diesem endlich zu. Ich faßte krampfhaft das Kopfkissen. Mein Plan war, die Thür, sobald sie geöffnet, plötzlich aufzureißen, meinen Kerkermeister hinter sie zu drängen, im Nothfalle ihm das Kissen in's Gesicht zu schleudern und dann nach dem Zimmer des Geschäftsführers zu flüchten.

Es wäre dies zwar recht schnell und verhältnißmäßig leicht auszuführen gewesen, wenn nur meiner eigenen Erschöpfung nicht die feuerverbare Kraft des Wahnsinns gegenüber gestanden hätte. So geschah es, daß, als ich gegen ihn sprang, er kaum wankte.

Digitized by Google

Ich hatte allerdings die Thür so weit aufgerissen, daß ich seine Uebertaschung benutzen und mich blitzschnell drängen konnte; mit knapper Mühe aber wehrte ich durch das Kissen, welches er faßte, seine Hände von mir ab. Auch wäre mir nicht eine Secunde Zeit geblieben, um die Thür eines andern Zimmers zu öffnen und wieder zu schließen. Ich sah nur einen Weg zur Flucht — eine Treppe, unweit von mir, welche nach dem nächsten Stocke hinauf führte. Ich darf wohl nicht erst sagen, daß ich dort hinauf mehr flog als lief — aber hinter mir hörte ich einen kurzen, gellenden Schrei, der kaum Aehnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatte, und das Geräusch der mir auf der Treppe folgenden Fußtritte gab mir eine vollkommen klare Idee von den weiten Sprüngen, mit welchen der Wahnsinnige mir nacheilte.

In der Etage, welche ich erreicht, brannte nur ein einziges Gaslicht; mit einem raschen Blicke sah ich mich nach einer offenen Thür um, aber nichts zeigte sich, und ich hatte keine Secunde Zeit, um die Oeffnung einer oder der andern zu versuchen; ich flog mit unverminderter Schnelligkeit — denn mir war es, als fühlte ich schon die Rasirmesser meines schrecklichen Patienten im Nacken — dem einzigen Ausgange zu, welcher sich bot, einer steilen Stiege, welche nach dem flachen Dache führte. Die Fallthür derselben war offen, und wenn ich noch zeitig genug eher anlange, um sie zu schließen, so mußte ich gerettet sein. Kaum aber hatte ich den ersten Fuß auf das Dach gesetzt und hob in der Hast der Todesangst die schwere Thür, als auch schon die leuchtenden Augen meines Verfolgers dicht unter der Oeffnung erschienen. Ich warf die Thür auf ihn, es galt jetzt Leben um Leben; aber sein muskulöser Arm mußte sie aufgefangen haben, denn sie fiel nicht in die Fugen, und ehe ich einen Versuch machen konnte, mich auf sie zu werfen, sah ich, wie sie sich wieder hob. Die Angst der Verzweiflung ergriff mich — der einzige, noch übrige Weg zur Flucht war der Sprung vom Dache eines vierstöckigen Hauses.

Da erblickte ich in kurzer Entfernung eine schwarze Oeffnung, wie sie das von Wellen zerbrochene Mondlicht abzeichnete — der Ausgang einer zweiten auf das Dach führenden Treppe — und mit dem Blicke dante ich auch schon das Gebäuder derselben in der Hand; leeren Herzens sah, wie die erste Fallthür mit einem Krach aufschlug — ich eilte hinab, mechanisch mich an der Treppen-Barriere festhaltend, sonst hätte ich sicherlich den Hals brechen müssen; immer weiter hinunter, von Stockwerk zu Stockwerk in wahnsinniger Hast, denn ich hatte die Ueberzeugung, daß mein Verfolger nur wenige Stufen entfernt hinter mir herfausse; ich erreichte die „Office" des Hotels, auf welchem Wege weiß ich jetzt noch nicht — Niemand war hier zu meinem Beistande wach; ich flog der Hausthür zu, schob mit einem Griffe den mir bekannten Riegel zurück und sprang auf die Straße, den Thürer der halboffenen Thür in der Hand behaltend. Mein Plan war es, den heranstürmenden Wahnsinnigen durch ein plötzliches, kraftvolles Oeffnen der schweren Thür umzuwerfen. Aber ich wartete athemlos — nichts von verfolgenden Schritten ließ sich hören. Ich vermuthete eine List, wie man diese oft bei Wahnsinnigen findet, und öffnete vorsichtig den Eingang etwas weiter, aber ich konnte nichts entdecken, und doch wagte ich auch nicht, meine geschützte Stellung zu verlassen oder mich auch nur bloßzugeben. In diesem Augenblicke sauste vom Dache des Hauses, dicht an meiner Seite, ein Gegenstand durch die Luft nieder, mit einem dumpfen Geprassel auf den Steinen des Seitenweges aufschlagend — ich war mechanisch zurückgesprungen; mein erster Blick aber zeigte mir jetzt die zerschmetterte Leiche meines Patienten — ich erkannte seine Kleidung, die ich in dieser entsetzlichen Nacht so lange Gelegenheit gehabt zu studiren, sofort. — —

„Nun, meine Herren," fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort, „es wird Sie vielleicht nicht Wunder nehmen, daß ich seit jener Nacht es nicht habe über mich gewinnen können, ein Rasirmesser an meinen Hals bringen zu lassen, oder dies auch nur selbst zu thun. Ich war übrigens drei Tage lang unfähig meinen Geschäften nachzugehen und ließ Miß Davis wissen, daß, sobald ich wieder ausgehen könnte, ich sie besuchen werde. Eigenthümlicherweise aber faßte mich, wenn ich jetzt auch nur an das Mädchen dachte, eine Art Widerwillen. Am vierten Tage bekommen ich ein Billet von ihr von einem kleinen Packete begleitet. Sie bedauere meine Krankheit, noch mehr aber die Ursache derselben und sandte mir einen Brief ihres Bruders, welcher so eben den Nachlaß des Onkels geordnet. In diesem Briefe nun hieß es, daß nicht allein die ausschweifende Lebensweise von Mr. Davis, sondern auch seine unglückliche Theilnahme an einer Messerjahrt ihn völlig bankrott gemacht hätten und daß ich deshalb schleunigst meine Rechnung gegen den Gestorbenen einreichen möge. Inzwischen habe der Schreiber, im Einverständniß mit seiner Schwester, ein ausgezeichnetes Stück Arbeit, welches bei der Versteigerung einen Preis erhalten, von dem Nachlasse zurückgelegt und überlasse es mir, als Anerkennung meiner großen Freundlichkeit gegen den Verstorbenen — ein Paar mit Goldrücken versehene Rasirmesser!

Ich verreiste vier Wochen und habe dann Niemand von der Familie Davis wiedergesehen!"

C. R.

Antworten auf Fragen an den Dr. Bock.

Seinen Mitmenschen zu nützen, ist die Pflicht jedes edlen Menschen, sich aber von seinen Mitmenschen immerfort mit solchen Fragen über Krankheiten brieflich bestürmen zu lassen, die zu wiederholten Malen schon in der Gartenlaube behandelt worden sind, das ruhig zu ertragen verlangt denn doch etwas gar zu viel Humanität und Briefporto. Die Eltern schon abgedehnte Erklärung, daß ein Arzt nur kann Rath ertheilen kann, wenn er den Kranken genau untersucht hat, finden die meisten Menschen ganz in der Ordnung, aber trotzdem verlangt jeder Einzelne, daß, wenn er gerade krank wird, der Arzt eine Ausnahme von seinen Grundsätzen machen soll.

Aus den Aufsätzen über Krankheiten, die übrigens von vielen Lesern der Gartenlaube, wie die Erfahrung lehrt, nur mit halben oder sogar ohne alle Gedanken gelesen werden, nehmen sich die Meisten immer nur einzelne und solche Krankheitserscheinungen heraus, welche sie gerade zur Zeit an sich merken, und dichten sich dadurch die eben von ihnen gelesene Krankheit an. Sie sehen gar nicht ein, daß sie auch alle die andern einer bestimmten Krankheit zukommenden und aufgeführten Symptome in und an ihrem Körper wahrnehmen müssen, um an jener Krankheit leiden zu können. So lasen z. B. Viele sofort von Rückenmarksschwindsucht, wenn sie etwas Kreuzschmerz oder müde Beine haben, blos weil sie nur diese höchst unwichtigen Symptome und der großen Zahl von weit wichtigeren, jenen Leiden zukommenden Krankheitserscheinungen herausgelesen haben. Also: wer gedankenlos und nicht mit Verstand lesen will und kann, der lese populär-medicinische Schriften und Aufsätze lieber gar nicht, damit er sich in seiner Phantasie nicht etwa eine Krankheit ängstigt. — Nun zur Beantwortung der Fragen.

1) Gegen die tuberculöse Lungenschwindsucht wird ein bewährtes Heilmittel gewünscht. Ein solches existirt nicht. Der Lungenkranke hat dahin zu streben, daß zuvörderst in seiner Lunge niemals Veranlassung zur abermaligen Ablagerung solcher Tuberkelmasse gegeben werde, und sodann, daß sich der Ernährungszustand des ganzen Körpers hebe. Die Regung, welche der Schwindsüchtige deshalb genau zu beobachten hat, finden sich in Nr. 15 des Jahrg. 1855 und Nr. 47 des Jahrg. 1859 der Gartenlaube. — Nochmals sei hier Brustkranken der Respirator (s. Gartenl. 1855, Nr. 8) dringendst anempfohlen, der leider entweder aus dummer Eitelkeit oder aus der falschen Idee, als ob er verwechselte, immer erst dann in Gebrauch gezogen wird, wenn die Lungenschwindsucht schon weit um sich gegriffen hat. Dagegen ist nicht genug vor einer Reise in ein südliches Klima zu warnen, sobald Patient sehr heruntergekommen und etwa gar fieberud ist, wenn es ihm ferner an Zeit und Geld fehlt, um längere Zeit in diesem Klima verweilen zu können, und wenn er nicht mit der größten Gemüthsruhe (ohne Heimweh, ohne nörgelnde Frau rc.) sein Leben dort zubringen kann. Uebrigens muß der Kranke auch in diesem Klima, trotz der heilsamen Luft, doch immer noch die früher angegebenen Schädlichkeiten (besonders Staub, Rauch, Aufregungen, Erkältungen) ängstlich vermeiden. — Viele Brustkranke, die sich ziemlich wohl fühlen und noch lange leben könnten, werden nicht selten dadurch

systematisch zu Schanden envirt, weil sie den von ihrem verarbeiten, ganz ungefährlichen Lungenleiden herrührenden, freilich oft das ganze Leben hindurch andauernden Husten und Auswurf nicht ertragen können wollen. — Die Mineralwässer, welche gegen das tuberculöse Lungenleiden empfohlen werden, besitzen alle zusammen nichts, und die Bäderorte, in welche die Aerzte Brustkranke schicken, sind deshalb zu verdammen, weil hier das Zusammenleben vieler solcher Kranken, denen ihr Auswurf den wichtigsten Stoff zur Unterhaltung bietet, den Aufenthalt wahrlich nicht exquisitlich und gemüthlich macht. — Die Granfamkeit, unbemittelte Lungenschwindsüchtige in Hospitälern bei schlechter Luft und unpassender Kost einzusperren und nicht vielmehr in zweckmäßig gelegenen und eingerichteten Verpflegungsanstalten unterzubringen, diese Grausamkeit wird wohl nicht eher aufhören, als bis die Heilthatsache einmal auf ein diätetisches Heilverfahren mehr Werth legen, als zur Zeit auf ihre Arzneien. — Daß die fast nur aus unreinem Kochsalz und einer Spur Jodnatrium bestehende Leberthat'sche essentia anti-phthisica (s. Garten. 1855, Nr. 47), ebenso wie das Anacahuitholz (s. Garten. 1860, Nr. 49) bei Lungenleiden und überhaupt nichtsnutzige Dinge sind, steht fest.

2) Asthma wünscht ein Kranker brieflich gehoben zu haben. Dies ist aber ganz unmöglich, da vor allen Dingen durch eine genaue Untersuchung, vorzugsweise der Brustorgane, der Grund dieser Beschwerde, der durchaus nicht immer derselbe zu sein braucht, aufgesucht werden muß. Allerdings ist in den meisten Fällen die Ursache dieser Athembeschwerde die Lungenerweiterung (siehe Garten. 1850, Nr. 23); gegen diese existirt jedoch ein Heilmittel nicht, wohl aber können durch diätetische Hülfsmittel, ganz besonders durch zweckmäßige Anstrengungs-Gymnastik, die Athemnoth genommindert und die asthmatischen Anfälle verringert werden. Aber freilich muß das heilsame häufige Ansatzmen erst durch Uebung gelernt werden, und dazu gehöre sind die meisten Asthmatiker zu faul, während sie alle 2 Stunden 1 Eßlöffel unnützer Arznei recht gern einnehmen.

3) Ueber Keuchhusten und Bräune (Croup), zwei Kinderkrankheiten, die weit leichter zu verhüten als zu enviren sind, wurde in der Gartenlaube 1859, Nr. 3 und 8 ausführlich gesprochen, und deswegen sei hier nur nochmals den Müttern dringendst anempfohlen, ein Kind, welches die ersten Spuren von Katarrh in den Augen, der Nase oder dem Halse zeigt (also: Thränen der gereizten Augen, häufigeres Niesen, Verstopfung und Laufen der Nase, Schlingbeschwerden, Husten, Heiserkeit), sofort in der Stube und auch bei Nacht in gleichmäßig warmer und reiner Luft zu behalten. Es ist eine unglückselige Idee vieler Mütter, daß kleine Kinder so oft als nur möglich in's Freie, selbst bei rauher Witterung, hinaus müssen (s. Garten. 1859, Nr. 47), ja sogar beim Schnupfen. Als ob man nicht auch in Zimmern eine frische und reine Luft herstellen könnte! Aber auch Mütter, die ihre schnupfigen Kinder zu Hause behalten, versehen es oft darin, daß sie dieselben aus dem warmen Zimmer in kalte Localitäten laufen oder bis zur Erhitzung herumtollen lassen. Wenn Mütter sogar beim Herrschen von Hakskrankheiten ihre Kinder mit dummen, gewissenlosen Kindermädchen nach in's Freie in rauhe, staubige Luft schicken, dann sollten solche Mütter als unzurechnungsfähig und zu Erziehe-rinnen unwürdig erklärt werden.

4) Magenstärkende Arznei, die ein Kranker gegen Magenschwäche empfohlen haben will, existirt nicht; ja alle Mittel, die als magenstärkend gerühmt werden, vorzüglich die so verschiedenfarbigen bitteren Schnäpse, können dem kranken Magen den größten Schaden zufügen. Ein kranker Magen will nämlich ganz anonehmend milde behandelt sein, und nur durch ein richtiges diätetisches Verfahren (s. Garten. 1860, Nr. 7) sind Magenleiden, selbst der chronische in Magenverhärtung übergehende Magenkatarrh, allmählich zu heben. Aber freilich streng und consequent muß Patient jene Diät halten.

5) Der Brechdurchfall kleiner Kinder, der sehr oft tödtlich wird, ist, wie die allermeisten Kinderkrankheiten (s. Garten. 1854, Nr. 17), weit leichter zu verhüten als zu envirren. Da nur Erkältung des Bauches in den allermeisten Fällen die Ursache dieses gefährlichen Leidens ist, so hatte also eine vorsichtige und gewissenhafte Mutter darauf zu achten, daß ihr Kind niemals am Bauche kalt werde, wie dies z. B. beim Baden des Kindes, beim Nackstrampeln in der Nacht, beim Tragen und Abhalten im Freien ꝛc. stattfinden könnte. Bei den ersten Spuren von Durchfall müssen sofort warme Breiumschläge auf den Bauch gelegt und, läßt das Kind Zeichen von Leibschmerz merken, warme Klystiere mit Stärke gegeben werden.

6) Sogenannte Hämorrhoidalblutungen, wenn sie stark sind, rühren in der Regel von leicht blutenden Affectionen der Mastdarmschleimhaut und nicht von Hämorrhoiden her. Um die Ursache einer solchen Blutung gehörig erforschen und dann das Leiden durch ein örtliches Heilmittel (Höllenstein) heben zu können, ist es durchaus nothwendig, daß der Mastdarm sofort nach dem Stuhlgange besichtigt werde. — Was die mit wirklichen Hämorrhoiden zusammenhängenden Unterleibsbeschwerden betrifft, so findet man darüber Garten. 1853, Nr. 18 und 1860, Nr. 21 Ausknnft.

7) Ueber den Ausdruck „Etliches am Menschen" (Gartenlaube 1858, Nr. 11) ist seiner Zeit weidlich raisonnirt worden, und doch geschehen sormwährend Anfragen: „wie ist der üble Mundgeruch und wie sind übelriechende örtliche Schweiße zu beseitigen? wie wird man eine rothe Nase und rothe Augen los? wie sind die Zähne zu behandeln? wie vertreibt man Blüthen und Mitesser im Gesichte?" Die Frager und auch noch viele Andere, die Etliches an sich haben, ohne es zu wissen und zu glauben, sind hiermit auf jenen Aufsatz verwiesen, ersterer um ihr Etliches los zu werden, letztere um zur Selbsterkenntniß zu gelangen. Denn unser artiger Mitmensch sagt's uns nicht, wenn wir aus dem Munde riechen, oder beim Essen ein nervösmachendes Schmatzen hören lassen und unter ohrzerreißendem Fletschen die Zähne aufsuchen, aber binter unserm Rücken tüchtig darüber schimpfen, das thut unser artiger Mitmensch, auch wenn er selbst genug Etliches an sich hat.

Gegen die Mitesser (schwarzen Punkte) im Gesichte ist auch folgendes Verfahren vortheilhaft: man taucht einen Waschschwamm in warmes Seifenwasser und preßt dann eine Zeit lang auf der garstigen Haut herum, wodurch mittels der in die Talgdrüsenöffnungen eindringenden Pinselhaare das hier widernatürlich angehäufte Hautfett und der anfänglich schwärzliche Schmutz entfernt werden. Nach und nach ziehen sich die bisher Pinselei die zum Theil entfernten Talgpfröpfe und deren Mündungen zusammen, und die Mitesser, sowie die von diesen erzeugten Blütchen schwinden vollständig.

8) Hautausschläge, wenn man sie heilen soll, wollen ordentlich untersucht sein, da die Behandlungsweise der verschiedenen Ausschläge eine ganz verschiedene ist. — Bei Ausschlägen mit Schorfen (Grinden) ist gar nicht selten folgendes einfache Verfahren heilsam: es werden die Grinde zuerst mit lauem Wasser aufgeweicht und sodann recht sanft mit dehnsam abgeholen; hierauf wird die von den Schorfen befreite, gereizte, wunde und vielleicht etwas blutende oder brennende Haut mit einem in kaltes Wasser getauchten und ausgerungenen Läppchen Tuches so lange bedeckt, bis sich die entzündete Haut beruhigt hat, und schließlich streicht man die ganze Hautstelle tüchtig mit frischem ausgelassenen Rindstalge ein. Sobald sich ein frischer Grind bildet, muß er auch sofort sanft entfernt werden.

9) Das Unterjichjäckchen (s. Garten. 1861, Nr. 35), auf der bloßen Haut und auch im Sommer getragen, ist trotz der Anfeindungen von Seiten der Abhärtungsfanatiker doch ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen eine Menge von Uebeln. Soll dieses Jäckchen aber nicht unangenehm werden, so darf es nur nicht aus dichtem wollenem Stoffe (Flanell) gefertigt, sondern es muß locker gewirkt oder gestrickt sein. Am angenehmsten und zweckmäßigsten sand Verfasser die Jäckchen und Hemden aus seidenem und halbseidenem Krepp, welche in Basel von Herrn Rumpf verfertigt werden und ziemlich dauerhaft sind.

10) Die Findelhäuser wirkliche Humanitätsanstalten sind? Die Erfahrung spricht gegen diese Häuser (s. Gartenlaube 1859, Nr. 36) und zwar deshalb, weil durch dieselben weder das Aussetzen noch das Morden von Neugebornen verringert wird, wohl aber die Zahl unehelicher Geburten sich bedeutend vermehrt und auch eine große Menge ehelicher Kinder diesen Häusern überliefert wird. Uebrigens scheint auch bei der dessen Einrichtung eines Findelhauses doch die widernatürlich große Sterblichkeit der Kinder nicht wohl verhütet werden zu können. Deshalb schlug auch ein französischer Schriftsteller als Ueberschrift über Findelhausthüren folgende Worte vor: „Hier werden Kinder auf öffentliche Kosten umgebracht."

Beck.

Der eherne Wächter am Rhein.

Das deutsche Volk nannte den Alten, dessen Denkmalmodell wir unseren Lesern hier vorzeigen, den „Vater Arndt“. Und in der That haben selbst Männer dem grauen Patrioten gegenüber des Gefühls der Ehrfurcht, welche das Kind gegen den Vater erfüllt, nie ganz sich erwehren können, und dies sogar in den kritischen Augenblicken nicht, wo der alte Kämpe, seinem berühmtesten Worte untreu geworden, der tapfersten Partei des deutschen Parlaments den Rücken zuwandte. Selbst diejenigen, die damals seine politischen Gegner wurden, thaten es nicht aus Hohn, sie thaten es mit bitterer Wehmuth, wenn sie ihm sein eigenes Lied sangen: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ So tief in allen Herzen lebte die Pietät gegen den greisen Mann, daß ihn kein Undank berühre, wie scharf auch sonst die Waffen der Parteien sind und wie rücksichtslos sie allezeit geführt werden.

Dieser Pietät muß das Denkmal entsprechen, das die deutsche Nation ihrem „Vater Arndt“ errichten will.

Wir Alle wissen, daß die Bedeutung der Denkmäler eine ganz andere ist, seitdem das Volk sie seinen Männern setzt. Das Volk treibt damit keine Spielerei des Luxus, es zieht nicht die edle Kunst in den Dienst der Eitelkeit und Prunksucht, es ist ihm ein Herzensbedürfniß, ein öffentliches Zeugniß auszustellen der Dankbarkeit, die es einem Manne schuldet, der sein Wohlthäter, der sein Stolz, der sein Liebling ist.

Kalt geht das Volk an den Ruhmessäulen, an den bronzenen Monumenten vorüber, welche einzelne Herrscher sich und ihren Lieblingen errichtet haben. Denn wie sie selbst waren, so diente ihnen die Kunst: der Unnatur schuf sie Unnatur, die geckenhafte Selbstvergötterung strafte sie mit Verneinung ihrer widerlichen Gestalt. Da stehen sie, die unnahbaren Herrschaften, da sitzen sie, bald hoch zu Roß, bald in Triumphwagen, bald auf Thronen, wie einst im Leben, ohne Blick für das sie umgebende Volk, zu paradiren sie mit dem römischen Kleide unter dem französischen Perrückenungethüm — und wie sie im Leben, aus Verachtung gegen Das, was sie Volk nannten, in der Regel keinem Lande, am wenigsten ihrem eigenen, anzugehören sich erniedrigen wollten, so gehören sie auch noch heute keinem an: sie bleiben ewig und überall Fremdlinge auf ihren ungütierten Postamenten.

Modell zum Denkmal Ernst Moritz Arndt's.

Wie anders ist der Dienst und der Triumph der Kunst geworden, seitdem sie vor den Augen und für das Herz des Volks nur die Wahrheit darzustellen hat! Das volle Bild des Lebens ragt in Erz und Stein vor uns auf, vor uns stehen unsere großen Todten mit dem Gesammtausdruck ihres Wirkens, ihres Denkens und Thuns, wir sehen sie, wie sie waren in ihrem ganzen herrlichen Wesen, und wir wissen, was wir verehren sollen beim Aufschauen zu ihrer verewigten Gestalt. Das ist die neue Bedeutung der monumentalen Plastik im Dienste der Nation, daß unsere Männer vor dem Volke ewig das bleiben, was sie waren: seine Vorbilder für alles Edle, Große, Schöne zur Ehre des Vaterlandes!

Und so will das deutsche Volk auch zu seinem „Vater Arndt“ hinaufblicken; es will ihn sehen, wie er war in seinem ganzen herrlichen Wesen! — Man hat nun zu prüfen, ob Affinger, der Meister dieses Modells, es verstanden, uns unsern Arndt nach des Volkes Wunsch zu verewigen; ob er vor uns steht als Das, was er war: als Lehrer und Mahner, als das „deutsche Gewissen“, als der rechte eherne Wächter am Rhein.

So viel wir wissen, ist das Affinger'sche das erste Modell, welches dem Denkmal-Comité zur Prüfung vorliegt. Um so mehr ist zu wünschen, daß die Kunstkritik sich möglichst offen und ehrlich darüber ausspreche. Man muß sich die Statue nach Westen gerichtet denken, dann wird der Grundgedanke für die Affinger'sche Darstellung klar. Der „Vater Arndt“ stützt sich mit der Linken auf einen das Deutschthum bedeutenden Eichstamm, während er die Rechte abwehrend gegen Frankreich ausstreckt.

F. H.

Die Einsiedelei in Stockkämpen und ein Dichtergrab.

Der Teutoburger Wald zieht sich in einer einfachen, mit Haidekraut bewachsenen Hügelreihe weit westwärts an einer Ebene dahin, welche jenseits der Städte Hamm und Soest durch die Gebirge des Sauerlandes begrenzt wird. Von der Kuppe des Ragensberges, die auf einem vortretenden Hügel der Teutoburger Kette ruht, überblickt man die Fläche, in der zwar das Auge nirgends durch besonders auffallende Punkte gefesselt wird, aber doch gern auf der bunten Mannigfaltigkeit der westphälischen Landschaft verweilt. Denn dammungebene Gehöfte mit ihren Feldern und Wiesen, Waldgruppen, bethürmte Ortschaften, Kirchdörfer bedecken den deutlich erkennbaren Vordergrund, während die Ferne sich in einen breiten, immer mehr verblauenden Saum zusammenschieht.

Von dem alten Grafensitze ist außer niedrigem Gemäuer und einem schauerlich tiefen Brunnen nur noch der runde Hauptthurm erhalten, den man eine kleine Försterwohnung angebaut hat, in der man freundliche Bewirthung findet. Wer am heißen Tage den kahlen Burgberg erkletterte, dann aus den Mauerritzungen den Plan der Burg sich zu entziffern gesucht und endlich von den Zinnen des Thurms die weite Rundschau genossen hat, der mag am Fenster des Gasthäuschens bei kühlem Rheinwein ausruhen und behaglich das Auge über die Bilder des Vordergrundes schweifen lassen.

Mir fiel an diesem Platze in der Fläche da unten eine bedeutende Buchenwaldung auf, aus deren Mitte ein Thürmchen ragte. Die Aufwärterin wußte mir nichts zu berichten, als daß in jener Waldung das Kloster Stockkämpen liege. — Ein Kloster! Und noch von München bewohnt? — Der alte Pater Isidor komme manchmal herauf, um sich eine Gabe anzubitten. — Das war genug, um mich zu bestimmen, die ziellose Wanderschaft nach jener Seite zu richten; war doch der Tag noch lang, und nach dem herrlichen Morgengewitter mußte der Abend köstlich werden.

Der Weg führte durch die eranicte Landschaft an manchem hübschen Gehöft vorbei. Hier wateten die barfüßigen Kinder mit

lauter Lust in den gefüllten Regenrüsten, und dort waren die Frauen und Mädchen beschäftigt, das bleichende Garn gegen den stehenden Sonnenstabl umzubreiten; auf allen Höfen tüchten sich die Männer zu der morgen beginnenden Heuernte, indem sie, im Schatten sitzend, die Sensen auf dem kleinen in die Erde getriebenen Ambos durch klingende Hammerschläge schärften.

Nun war ich dem Samme des Buchenwaldes nahe. Der Hauch eisfrischender Kühle strömte mir aus ihm entgegen, und ich eilte dem belebenden Schatten zu. Eine breite, hochgewölbte Allee nahm mich auf, rechts und links unter dichten Buchen das liebliche Waldesdunkel; kein Blättchen regte sich. Wahrlich, ein Heiligthum des Friedens und der Stille! — Langsam wanderte ich tiefer in den Wald hinein; da näherte ich mich einem lichteren Raume, und zugleich erscholl ganz nahe ein Glöckchen, wie über den Gipfeln der Bäume. Wenige Schritte noch, und ich trat in einen von hohem Wald umschlossenen freien Raum, in dem ein niedriges, rebenumsponnenes Häuschen, von einem Garten umgeben, und nahe zur Linken ein Kirchlein mit spitzem Thürmchen lag. Vor der offenen Thür des Hauses ruhte ein alter Hund, der, als er mich gewahrte, ohne zu bellen, freundlich wedelnd auf mich zukam. Kein Mensch war zu sehen, aber noch immer klang das Glöckchen auf dem Thurme, von unsichtbaren Händen geschwungen. Ich setzte mich still auf eine Bank, neben dem lebensgroßen Bilde irgend eines Heiligen, das unter dem natürlichen Baldachin einer mächtigen Buche stand. Mir war's, als hätte mich ein Zauber um viele Jahrhunderte in eine jener Waldlichtungen zurückversetzt, aus denen durch liebe- und glaubenreiche Boten das Christenthum und die Sittigung unter unseren Vätern verbreitet ward. — Nun schwieg das Glöckchen; ein Mönch in dem grauen Franziscanerkleide trat aus der Kirchthür; der Hund, wie um mich anzumelden, sprang auf ihn zu. Aber schon hatte mich der Alte bemerkt, trat grüßend heran und lud mich mit herzlicher Freundlichkeit ein, drinnen im Stübchen auszuruhen. „Wenn Sie sich abgekühlt haben, erquicken Sie sich an einer Schale saurer Milch; sie gerinnt jetzt herrlich bei dem schönen, warmen Wetter." So führte er mich, als wäre ich ein erwarteter lieber Gast, in seine Wohnung.

Das Stübchen, durch dessen rebenumwogene Fenster nur ein gedämpftes Licht fiel, war halb Wohngemach, halb Capelle. Den Ehrenplatz an der Hauptwand nahm ein Hausaltar ein, auf den zahlreiche Bilder von heiligen Männern und Frauen, oft mit sehr scharf ausgeprägten Schmerzgebehrden, von der Wand herabsahnen. Die übrigen Seiten des Zimmers waren mit Vogelbauern und allerlei Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten geschmückt, wie sie der Alte auf seinen Wanderungen in der Nachbarschaft zusammengelesen haben mochte. Einen Plan konnte ich in dieser Sammlung nicht entdecken; es war ein buntes Allerlei von Bildern, Blumenvasen, ausgestopften Vögeln, Büsten, selbst Waffen und Jaggeräthen. Eine Ecke am Fenster enthielt einen gewaltigen Lehnstuhl, und der massive Tisch vor diesem nebst einigen hölzernen Schemeln machte das ganze Stubengeräth aus.

Der lebendige, verjüngte Alte, einem Bienenkein im Mönchskleide nicht unähnlich, schien sich über die Aufmerksamkeit zu freuen, die ich seinem Museum widmete, und erzählte ausführlich, wie er dieses und jenes erlangt habe, und daß oft eine nicht geringe Schlauheit und Ueberredungsgabe erforderlich gewesen sei, um die früheren Besitzer zum Abtreten so werthvoller Dinge zu vermögen. Am meisten belustigte mich sein Bericht über die Acquisition des lebensgroßen Heiligenbildes, an dessen Seite ich mich niedergelassen hatte. „Den heiligen Antonius," sagte er, „entdeckte ich vor Kurzem in einer Dorfkirche, bei Seite geworfen zu andern Gerümpel. Ich besah ihn mir genauer. Zwar waren ihm beide Arme abgefallen, und die Nase war auch weg, aber ich merkte doch, daß ans ihm noch etwas zu machen war, und erbat ihn mir. Zwei Bursche trugen ihn her, und als sie ihn vor der Thür auf die Erde warfen, fragten sie spöttisch, ob sie ihn auch gleich zerhauen und zerspalten sollten; ein paar Mal einheizen könne ich im Winter mit dem Holze. Ich ließ sie lachen und ging den andern Tag zu einem geschickten Tischler, der nach meiner Anweisung ganz hübsche Arme und eine gehörige Nase zu Stande gebracht hat, und als er dann auf vem Glaser angespritzt war, konnte gewiß Niemand mehr etwas an ihm auszusetzen haben. Sehen Sie nur selbst, wie ehrwürdig er dort auf seinem Rasenpostament im Schatten der Buche steht!"

Ich gab dem glücklichen Alten Recht und erkundigte mich, während ich die herrliche Milch genoß, nach der Geschichte seiner Siebzig und nach dem Leben, das er hier führe. „Würden Sie es glauben," rief er, indem er eine Prise nahm und mit besonderer Geschicklichkeit die Dose in die Kapuze auf seinem Nacken warf, „würden Sie es glauben, daß vor 60 Jahren dieser Wald eine Oede, dasmlose Sandfläche war? Der Landstrich gehörte den Grafen Schwiesing auf Totenhansen und wurde gar nicht geachtet. Da wußte Bruder Ambrosius aus dem Kloster zu Wahrendorf einen gewissen Bezirk von der frommen Gräfin als Geschenk zu erwerben; er war eines Försters Sohn und verstand sich noch aus der Jugendzeit auf das Waldwerk. An dem kleinen Berge entlang pflanzte er Erlen an und gewann so den ersten Schatten und durch den Laubfall besseren Boden für edlere Bäumchen. Den Jahr zu Jahr erweiterte er seine Pflanzungen, und als er starb, waren schon mehrere Morgen mit lustigem Walde bedeckt. Er hat auch diese Kirche und das Häuschen aus dem Erlös der Gaben erbaut, die er auf seinen Bittfahrten weit in der Fremde zusammenbrachte. Der Anfang war klein, aber fromme Seelen, als sie sahen, daß das Werk gedieh, kamen bei, und so ist dies Filial des Klosters Wahrendorf der Mittelpunkt einer zerstreuten Gemeinde geworden, die früher weite und beschwerliche Wege zum Gottesdienste hatte. — „Da sollten Sie hier sein," rief er mit leuchtenden Augen, „wenn das Fest unseres Schutzpatrons gefeiert wird! Meilenweit kommt Alt und Jung herbei, und wenn der Morgengottesdienst zu Ende ist, lagert sich die Menge, Männer, Weiber, Kinder, unter den Bäumen um die Kirche her; die Reicheren haben Lebensmittel die Fülle mitgebracht, Alles schmaust, trinkt, lacht, und wenn ich von Gruppe zu Gruppe wandere, um Bissenen für die Speisung der Armen zu erbitten, so wird mir mit vollen Händen gereicht, und ich vertheile dann die Gaben unter die, welche nichts mitbringen konnten und doch auch satt und fröhlich werden."

Es sprach eine so reine Freude aus seinen Augen, daß ich ihm herzlich gut werden mußte, und ich hätte ihn segen mögen, den fröhlichen Geber unter seinen fröhlichen Gästen.

Der Tag neige sich, und ich wollte dem Pater für freundliche Bewirthung danken. „Ei, nein!" rief er, „Sie dürfen nicht weggehen, ohne mein Kirchlein gesehen zu haben; vielleicht auch noch etwas, das Sie interessiren könnte," setzte er mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu. Die Kirche war zwar klein, aber ungemein sauber. Auch hier schien der Kunstfreide Glaser, welcher den heiligen Antonius mit den lebhaftesten Farben ausgestattet hatte, nach Herzensluft gewaltet zu haben, denn sie war aus Holzwerk mit dem blausten Blau, wunderschön gelb gemalt und marmorirt, übermalt; der Altar war mit allerlei Nippwerk, von dem oft schwer zu sagen gewesen wäre, wie es hierher paßt, reichlich besetzt. Der Alte sah mir aufmerksam in's Gesicht, um zu beobachten, welchen Eindruck seine Herrlichkeiten auf mich machten. Ich weiß gewiß, daß er keinen spöttischen Zug von Lächeln darin bemerkt haben wird; er war meinem Herzen zu ehrwürdig geworden, als daß ich in seine kleinen Liebhabereien nicht gern hätte eingehen sollen. Wir traten aus der Kirche, gegenseitig mit einander wohl zufrieden, und er führte mich auf den kleinen Friedhof hinter der Kirche.

Es stand da, „sich an der Kirche, ein wucherndes Jasmingebüsch, welches drei Grabsteine ganz umhüllte. Der Pater bog es auseinander, damit ich die Inschriften lesen konnte. Auf dem Steine in der Mitte las ich: „Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg." Darunter: Sume, Psyche, immortalis esto! Nimm, o Psyche, den Becher der Unsterblichkeit! Unsterblich sollst du sein!) Auf dem zur Rechten stand: „August, Graf zu Stolberg. Todeswund vom Schlachtfeld zu Waterloo heimgetragen, durfte er in den Armen seiner Lieben sterben!" Der dritte trug die Inschrift: „Auguste, Gräfin zu Stolberg."

Welch ein wundersames Zusammentreffen! Gestern hatten mich Gedanken über denselben Mann, an dessen Grabstätte ich mich heute so unerwartet finden sollte, lebhaft beschäftigt! Zu Sondermühlen, einem Erbhofe im Amte Oreenerberg, hatte mir ein alter Mann von dem Grafen erzählt, der drei die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Ihm war der schlanke, tenfelige Herr noch wohl erinnerlich, der, in Zimmen verkehrt, die lange Allee auf- und abzuwandeln pflegte, sein Armer, sage er, sei ungerührt und unbeschenkt vom ihm gegangen. Es hatte um den Herrn beständig ein Sabbathstille geherrscht; in Religionsübungen sei er mit seiner Familie sehr eifrig gewesen; viele Stunden habe er täglich einsam gelesen und geschrieben. „Und doch," schloß der Erzähler, „so reich

und frommt der Herr war, konnte ich ihn nie ohne Beamen sehen; er schien mir im Herzensgrunde nicht froh und glücklich zu sein; eb es Krankheit war, oder ein inneres Leid, wer konnte es wissen?“

Es sind nicht besonders große Vereinste um die Förderung unserer Literatur, weder weniger ausgezeichnete Thaten oder Schicksale auf anderen Gebieten, welche dem Grafen Fr. Leopold zu Stolberg die Theilnahme der Nachlebenden erhalten haben. Es ist vielmehr das Interesse, welches wir für Alles fühlen, das mit der Jugend unserer zweiten glänzenden Literaturperiode eigenthümlich in Verbindung gestanden hat, was ihm unter den Gebildeten unserer Nation ein freilich getrübtes Andenken sichert. Wir haben wenig Ursache, mit Stolz auf den Lauf unserer Geschichte zurückzublicken. Nur eines Zweiges an dem Lebensbaume unseres Volks können wir uns von Herzen erfreuen, weil er zu einer vollen, prächtigen Krone ausgewachsen ist, welche selbst die Verkümmerung der übrigen Zweige verdecken zu hüllen vermag; das ist unsere Literatur, die nicht durch künstliche Pflege und hochgeneigte Protection, sondern aus eigener Kraft des Volksgeistes emporpressen, erblüht und zu unserer Freude und zu unserem Stolz erwachsen ist. Wie gern versetzen wir uns in die Zeit zurück, da dieser Zweig unseres Volkslebens die ersten Knospen in die herbe Lenzluft hinaustrieb! Wie verehren wir die, welche, fühn die Fesseln der Fremde abwerfend, den Muth hatten, zu sagen und zu singen, wie ihnen um's Herz war! Wie freuen wir uns, wenn nach der hundertjährigen Türre und Selbstvergessenheit dem vernachlässigten Boden solche ungeahnte Schätze entsprießen, und wenn das deutsche Aschenbrödel plötzlich als so liebliche, blühende Jungfrau vor den Augen der erstaunten Welt steht!

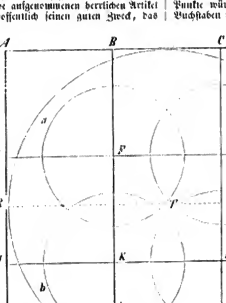
Und in dieser Erstlingszeit schien Stolberg hervor, unter den Strebenden in vorderster Reihe zu stehen. Er war der geliebte, vielleicht von Anfang an überschätzte Genosse des Göttinger Dichterkreises, welcher sich auf das Innigste an Klopstock anschloß, der am glücklichsten und kühnsten den Reichthum der deutschen Brust zu Tage förderte. Denn aus Allem, was Voß in der Schrift: „Wie Fritz Stolberg ein Unfreier wurde,“ dargelegt hat, geht hervor, daß man Stolberg nicht Unrecht thut, wenn man ihn mit dem treffenden Worte Goethe's eine „problematische Natur“ nennt. Es war nicht in ihm, mit Festem, unbeirrtem Gange einem hohen Ziele sein Leben hindurch zuzustreben, er schwankte hin und her, wie äußerliche Einflüsse ihn bestimmten, und glaubte am Ende gegen den Zustand innerlicher Unbefriedigung, der die Frucht seiner Haltlosigkeit sein mußte, im Schooße der alleinseligmachenden Kirche ein Heilmittel zu finden. So verschieden, je von verschiedenen Standpunkten und, man über diesen Schritt urtheilen mag, des Eintrunks wird man sich nicht erwehren können, daß das Leben dieses Mannes nicht ein vollendetes, gesundes gewesen ist, und daß sein Abend nicht wahr gemacht hat, was der Morgen verhieß.

Der Pater bemerkte wohl den großen Antheil, welchen ich an dem Todten nahm, der hier ruhte; er erzählte Alles, was er von ihm wußte. Weil ich aber fühlte, daß meine Gedanken über den Verstorbenen nie des Paters Gedanken werden könnten, so hielt ich es für das Beste, ihm schweigend zuzuhören, und bat ihn endlich, mich auf den Weg nach Totenhausen zu geleiten, wo ich übernachten wollte.

Als wir aus dem Walde traten, lag die weite, sandige Ebene, nur hie und da von Fischermädchen unterbrochen, im rothen Abendschimmer vor uns. Im Osten stieg der Vollmond am reinen Himmel auf, und hinter uns stand der westliche Horizont noch in der vollen Gluth des Aveutreths. „Morgen giebt's wieder einen herrlichen Tag!“ sagte der Pater. „Sie können nun nicht irren. Gott sei mit Ihnen!“ Ich drückte ihm herzlich die Hand und ging. Noch lange sah ich ihn am Eingange des Waldes stehen und segnend die Hand gegen mich erheben, so oft ich mich umwandte. Aber im Gehen mußte ich immer wieder denken: „Möchte doch der Abend jenes Todten dem heutigen ähnlich gewesen sein! So still und friedlich niedersinkend und voll Verheißung eines schöneren Morgens!“

Blätter und Blüthen.

Eine Schlittschuh-Quadrille. Indem Verfasser auf den in Nr. 8 des vorigen Jahrgangs der Gartenlaube aufgenommenen herrlichen Artikel „Auf der Schlittschuhbahn“, welcher dasselbst seinen guten Zweck, das Schlittschuhlaufen zu fördern, nicht verfehlt hat, zurückverweist, bringt er unten eine Quadrille, wie solche seines Wissens — wenigstens im Norden Deutschlands — bisher noch aufgeführt ist. Möge auch sie dazu beitragen, neue Freunde dem Eise zu gewinnen, denn wenigstens ein einsamer Schlittschuhlauf bes Angenehmen viel bietet, so gewähren doch jedenfalls ein schönes Zusammenwirken auf der glatten Bahn auch manches Interessante. Selbst aber nachstehende Anleitung den geübteren Läufern nicht genügen, so bleibt es ja ihrer Phantasie und Geschicklichkeit unbenommen, neue, schwierigere Touren zu bilden und auszuführen.



Schlittschuh-Quadrille.

Allgemeine Bemerkungen. Es sind 12, 14 oder 16 Läufer in zwei gleich großen Abtheilungen anzunommen. Nach Aufstellung der Läufer numerire die Abtheilungen von der Mitte aus. Die Richtung ist immer nach den Flöhern (Nr. 1 jeder Abtheilung). Die Flügel der Abtheilungen sind mit den gewandtesten Läufern zu besetzen. Die Führer (respective der Führer) geben durch Wort oder Wink das Zeichen zum Anfang der einzelnen Aufführungen. Der gewöhnliche Abstand zwischen den einzelnen Läufern ist 3—4 Schritt. Wenn kein besonderes Laufen angezeigt ist, so ist das gewöhnliche gemeint. Es wird immer links Kehrt gemacht. Ein vorheriges Durchgehen der einzelnen Touren mit den Läufern auf dem Lande würde die wirkliche Einübung auf dem Eise erleichtern. Die Bahn würde etwa 50 Schritt im Quadrat zu nehmen sein. Die in der Zeichnung mit großen Buchstaben angedeuteten Punkte würden durch Leute, welche kleine Tafeln mit den entsprechenden Buchstaben tragen, zur besseren Orientirung markirt werden können. Die Leute mit den 4 inneren Buchstaben treten bei den 3 letzten Touren heraus. Der Punkt T ist durch einen eingesteckten Stab zu bezeichnen.

1. Tour. Aufstellung auf der Linie A N. Front gegen die Bahn. Rechts Abtheilung 1, links Abtheilung 2. Im raschen Lauf Verrücken bis zur Linie C F. Halt. Grüßen. Kehrt. Die Abtheilungen rechts, resp. links, schwenken nach A und N. Halt. Front. Durchlaufen. Rechts am vis-à-vis vorbei. Auf den Grenzlinien der Bahn Kehrt. Zurück. Abtheilung 1 schräge vorwärts bis zur Linie K M. Im langen Schleifgang Kehrt. Zurück. Front. Halt. Abtheilung 2 analog daselbe. Beide Abtheilungen vorwärts bis zur punktirten Linie. Beim Zusammentreffen rechts respective links um und zu zweien nach S. Abtheilung 1 rechts, Abtheilung 2 links auf den Grenzlinien der Bahn nach R. Führer rechts respective links schwenken zu zweien. Wenn die Führer die Linie C P erreicht, rechts resp. links um und zu den Linien N P und A C. Kehrt. Halt.

2. Tour. Ohne scharfes Absetzen beide Abtheilungen schräge vorwärts bis zu K M und F H. Im Nächstkreislauf zurück. Abtheilung 1 ohne scharfes Absetzen nach Abtheilung 2. Beim Zusammentreffen Hände vor. Abtheilung 2 schiebt Abtheilung 1 zurück. Abtheilung 2 Kehrt und im schnellen Lauf zurück. Abtheilung 2 analog daselbst. Beide Abtheilungen zur punktirten Linie. Die gegenüberstehenden Läufer geben sich die rechten Hände und schleifen

im Halbkreis um sich herum. Beide Abtheilungen zurück. Front. Halt. Vorwärts auf dem Zwischenraum rechts vom vis-à-vis. Auf der punktirten Linie sich herumwerfen und rückwärts zur Bahnlinie. Halt. Dasselbe noch mal. Halt.

3. Tour. Rechts um. Bei dem nun folgenden Laufen werden successive 12 Schritt Abstand genommen. Marsch. Abtheilung 1 bei P. Abtheilung 2 bei R in den großen Kreis. Führer der Abtheilung 1 zum zweiten Mal an P vorüber bei c in den kleinen Kreis L. Gleichzeitig Führer der Abtheilung 2 hinter B bei a in den kleinen Kreis F. Sowie die Läufer in den kleinen Kreis einrücken, Uebertreten rechts, d. h. den rechten Fuß über den linken setzen. Wenn die Führer zum zweiten Mal bei c, resp. bei a angekommen, laufen sie resp. nach d und b in die kleinen Kreise G und K. Sobald die Führer dann wieder zum zweiten Mal bei d, resp. b angekommen, kann Halt, Kehrt gemacht und dasselbe mit links Uebertreten zurück ausgeführt werden; sonst aber Führer bei den angegebenen Buchstaben in den großen Kreis und, indem die Distancen verkleinert werden, zu den Linien N P und A C. Front. Halt.

4. Tour. Abtheilung 1 schräge vorwärts nach T S. Abtheilung 2 nach T R. Die beim Pfahl T Stehenden umfassen denselben mit der linken Hand oder dem Arm. Alle Läufer geben einander die Hände. Kreisen um den Pfahl. Im Anfang langsam, allmählich schneller. Zum dritten Mal auf der punktirten Linie angekommen Halt. Aufstellung auf der Linie T S. Abtheilung 1 rechts, Abtheilung 2 links. Führer in der Mitte. Der linke Flügelmann der 2 Abtheilung umfaßt den Pfahl. Hände anfassen. Kreis um den Pfahl. Zum dritten Mal bei der punktirten Linie angekommen Halt, Kehrt. Kreis zurück. 3 Mal. Halt. Abtheilung 1 rechts um, Abtheilung 2 links um. Führer geben sich die Hände und laufen vorwärts nach C. Die folgen in derselben Weise. Ueber B E R T. Wenn die Führer auf der Linie C P angekommen, Hände loslassen und die Abtheilungen im Rückwärtslauf zu den Linien N P und A C. Halt.

5. Tour. Abtheilung 1 durch Bogenschlagen nach Abtheilung 2. Führer muß zählen, damit alle Läufer zugleich rechts und links abziehen. Der Abtheilung 2 nahe gekommen, den Bogen so weit schlagen, daß die Front wieder N P ist. Zurück. Halt. Abtheilung 2 dasselbe. Beide Abtheilungen Bogenschlagen vorwärts. Beim Zusammentreffen schlägt jeder Läufer einen so großen Kreis um sein vis-à-vis, daß die Abtheilungen wieder die Front zu ihren Aufstellungslinien haben, wohin sie in derselben Weise zurücklaufen.

6. Tour. Abtheilung 1 links, Abtheilung 2 rechts schwenkt nach R. Front. Hände anfassen. Vorwärts. Bei der Linie O B niederhocken, sich gleiten lassen bis zur Linie C P, aufrichten, vorwärts bis zur Linie Q D. Kehrt. In derselben Weise zurück. Halt. Es wird jetzt mit langen, auf Füßen von 1 Fuß Höhe ruhenden Latten die Linie C P belegt. Darauf vorwärts, vor den Latten sich gleiten lassen, etwas niederhocken, um Schnellkraft zu dem nun folgenden, möglichst von allen Läufern zu gleicher Zeit auszuführenden Sprunge zu gewinnen. Führer bei S rechts resp. links schwenken und zur Linie N A zurück. Die Linie O B ebenso wie C P belegen. Vorwärts; zwei Sprünge. Aufstellung auf der Linie Q D. Grüßen. Abtreten.

M.

Die Arbeiterzeitung, welche seit Beginn dieses Jahres bei F. Streit in Coburg erscheint, zeigt sich in ihren ersten Nummern als ein gediegenes und der allgemeinen Theilnahme würdiges Blatt. Jeder redliche Deutsche, der das öffentliche Leben mitlebt, ist über die Bedeutung der Arbeiterbewegung nicht mehr in Zweifel. Sie ist eine der großartigsten Erscheinungen der Neuzeit, denn sie ist nicht erst durch die Belehrung und Aufmunterung der Presse hervorgerufen, sie ist nicht gemacht, sie ist da, sie ragt plötzlich über alle Erscheinungen der Gegenwart als eine lebensvolle empor, und ihr mächtiger Geist durchdringt die großen Massen, das arbeitende Volk in ganz Deutschland. Da gilt es für jeden Vaterlandsfreund, herbeizueilen mit der Herzenssorge, die große Bewegung in der gesunden Bahn zu erhalten, in welche sie durch das Verdienst unsers Schulze-Delitzsch geleitet worden ist; es gilt vor Allem, mit aller Anstrengung zu verhüten, daß sie nicht entweder von der Reaction mißbraucht und zu Grunde gerichtet, oder durch den Eifer unklarer Feuerköpfe auf Irrwege verlockt werde, die das gesunde deutsche Wesen derselben als einen Abklatsch des krankhaften französischen Socialismus und Communismus verdächtigen lassen könnten. Daß dies im Interesse der Arbeiter und des gesammten Vaterlandes nicht geschehe, das ist die Aufgabe dieser Arbeiterzeitung! — Es ist von der größten Folgewichtigkeit, daß jetzt, ehe neue Erschütterungen über unsern Welttheil und unser Vaterland hinbrausen, die feste Grundlage zur Lösung der socialen Frage gelegt, daß Capital und Arbeit jetzt versöhnt werde — ehe es zu spät ist. Also Hand an's Werk! Feste, treue Hand an die Arbeiterzeitung!

Der unglückliche Skipper „in der Buoy-Kette auf der Themse" (Nr. 2) hat viel Grausen, auch Zweifel erregt. Vielen Lesern mit schwachen Nerven war die Geschichte gar zu entsetzlich. Die Spötter rufen höhnisch: Warum haben sie die Kette nicht durchgefeilt oder zerhauen? Die Antwort, die im Verlauf der Geschichte selbst nur angedeutet ward: „Selbst als ein Mädchen rasch und ernst anrief, man möge die Kette zerhauen, lachte Niemand" (blos wegen der ernsten Situation, obgleich dieser Vorschlag jedem Erwachsenen lächerlich erschien) genügte wohl den meisten deutschen Lesern, die vielleicht blos Wagenketten gesehen haben und mit der Uhrkette spielen, durchaus nicht. Die deutlichere Antwort ist denn: Die Kette, $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser in jedem Gliede — also welcher Umfang und von Schmiedeeisen! — war viel zu stark zum Durchhauen mit Händen und Hämmern. Durchfeilen läßt sie sich natürlich mit der Zeit. Wie viel dazu gehört, mag sich leicht annähernd ermitteln lassen, wenn sich etwa ein Spötter die Mühe giebt, das Glied einer gewöhnlichen Wagenkette durchzufeilen. Außerdem hätte sie unterhalb, wasserwärts, durchgefeilt werden müssen. Dazu war aber, nachdem begreiflicher Weise alle Mittel versucht worden waren, den Fuß zu befreien, wegen der anschwellenden Fluth durchaus keine Zeit mehr.

Nun still davon, damit die deutsche Weisheit vom Zerhauen oder Zerfeilen nicht bis zu den Capitains und Londoner Themsemännern dringe, sonst lachen sie, wegen der wenigen Schwachen unter uns, wieder die ganze deutsche Nation aus.

Der Verfasser H. B.

Kleiner Briefkasten.

C. Falkenhain in Breslau. Die Gründung eines Neu-Deutschlands in Amerika durch deutsche Privatmittel ist ein schöner Traum. Ehe Alt-Deutschland in sich fertig, innen gefestet und nach außen land- und seemächtig gerüstet ist, ehe dieses Alt-Deutschland fähig ist, ein überseeisches Neu-Deutschland unter seinen Schutz zu nehmen, — wird die Bemühung, den Zug der deutschen Auswanderer nach einem Punkte hinzuleiten, zwar recht lobenswerth sein, aber sie schadet sich selbst, wenn sie den Mund zu voll nimmt, oder sie zieht den Begriff von „Alt-Deutschland" tief hinunter, wenn sie Das, was ihr etwa zu begründen möglich ist, eine schutzlose Colonie unter fremder Oberherrlichkeit, gleich mit dem Namen eines „Neu-Deutschlands" belegt. Durch Auswanderungs-Bureaux werden keine überseeischen Staaten gegründet: also mehr Bescheidenheit in der Terminologie der Speculation!

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk".

(Fortsetzung der Quittung aus Nr. 4.) 1 Thlr. von einem deutschen Studenten; 8 Thlr. 10 Ngr., gesammelt „in einer kleinen Gesellschaft Oldenburger Bauern für den Deutschen Bauer", durch Lampe in Oldenburg; 5 Thlr. von F. T. Daasdorf b. B.; 2 Thlr. von drei jungen Kaufleuten zu Salzgitter in Hannover als „aufgesammelte Gewinne bei gemüthlichem Sechs- und Sechzig"; 24 Thlr. vom technischen Verein in Riga, durch Jacobs; 2 Thlr. von einer heitern Gesellschaft (am 18. October 1862) auf der Insel Reichenau, durch M. Koch in Radolfszell; 1 Thlr. von vier deutschen Gevattern aus Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg; nächstens mehr; 46 Thlr. aus Glauchau (und zwar aus der Gewerbevereinscasse 5 Thlr., bei einer geselligen Zusammenkunft mehrerer Vereinsmitglieder 1 Thlr. 17 Ngr. 5 Pf., laut Sammelbogen bei Herrn Fave 33 Thlr. 28 Ngr. 8 Pf., in Schumann's Restauration 1 Thlr., bei H. A. Fischer 1 Thlr. 20 Ngr. 5 Pf., in Simon's Restauration 2 Thlr. 19 Ngr.), durch den Vorst. d. Gew.-Vereins, Jul. Kobes in Glauchau; die Sammlung ist noch nicht geschlossen; — 1 Thlr. von R. Z. in Burghammer; 6 Thlr. vom Turnverein in Augsburg; 4 Thlr. „ein Scherflein für deutsche Ausdauer und deutsches Genie", vom Gesangverein zu Pößneck, durch G. Götze; 1 Thlr. von Mad. Grübbe in Lübeck, durch F. Aschenfeldt; 10 Ngr. von H. in Sorau; 50 fl. rhn. für „unsern lieben Bauer" von der Vorstandschaft des Gewerbevereins zu Erlangen; 2 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf., ges. bei der Stiftungsfeier des Vereins „junger Kaufleute" zu Quedlinburg; 23 Ngr., ges. bei einer Tanzgesellschaft durch Stadtpfarrer Preuner in Wiedenhall, durch Schaber in Oehringen; 5 Thlr. 18 Ngr., ges. bei der Fahnenweihe des Turnvereins zu Eybau, durch Turnwart Israel; 2 Thlr. von Fr. M. von Koslowska in B.; 20 Thlr., ges. vom Männerturnverein zu Altenburg, durch d. Sprechwart Dietrich; 2 Thlr. 15 Ngr., ges. beim Stiftungsfest des Brauer'schen Gesangvereins zu Ronneburg, durch Th. Irmer; 1 Thlr. von H. G. in Dresden, „für den großen deutschen Bauer!"; 3 Thlr. von mehreren Lesern der Gartenl. in Friesack; 6 Thlr. aus Braunschweig (5 Thlr., ges. beim Stiftungsessen der barmherzigen Brüder, 1 Thlr. von einigen Knappen der Kabylen), durch Grestau; 2 Thlr. von E. D. Wiese in Sieversbütten bei Bramstedt (Holstein); 1 Thlr. von J. G. Schiebler sen. in Frankenberg, durch Schieck; 1 Thlr. von Julius Neumann in Görlitz „dem rastlosen, muthigen und echt deutschen Streben"; 25 Ngr. aus Crossen a. O., durch P. Ehrlich und Comp.; 1 Thlr. 15 Ngr., ges. bei einigen Schülern der Stettiner Gewerbeschule, durch C. W.; 18 Thlr. als Sammlung der oberen Classen des Gymnasiums zu Lingen; 5 Thlr. 22 Ngr., ges. am Stiftungsfest des Gesangvereins „Neue Liedertafel" zu Bremen, durch J. P. Hagen; 5 Thlr. 14 Ngr. von der Elsterbootsgesellschaft in Leipzig; 2 Thlr. 5 Ngr., ges. beim Stiftungsfest des Gesangvereins „Harmonie" zu Meißen, durch H. Winkelmüller; 5 Thlr. vom Verein „Fortschritt" der Spinnerei Kreuzberg bei Thum, durch K. Morgenstern; 1 Thlr. 15 Ngr. von E. St. und M. in A.; 2 Thlr. 25 Ngr., ges. am 10. Stiftungstage des Männergesangvereins „Cäcilia" zu Apolda, durch E. Raulo; 1 Thlr. von Beck; 5 Thlr. 10 Ngr. vom Leseverein zu Lautenburg in Westpreußen, durch O. Jung; 19 Thlr., ges. bei dem von der Lesehalle deutscher Studenten in Prag zu Ehren der Schillerfeier veranstalteten Commers, durch Sam. Sachse, Stud. jur. in Prag: „Nehmen Sie die kleine Gabe für das große Werk von deutscher Jugend freundlich an!" — Nachahmung! — 6 Thlr. „von der aufgelösten Spielgesellschaft Ganneria", durch H. Müller in Oels; 5 Thlr. 20 Ngr. 6 Pf. aus Triptis (1 Thlr. 15 Ngr. vom Humboldtverein, 4 Thlr. 5 Ngr. 6 Pf. von Lesern der Gartenl.), durch Diac. A. Sattler.

(Schluß dieser 23. Quittung folgt in nächster Nummer.)

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 6. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Bassetto.

Novelle von **Franz Freiherrn Gaudy.** *

Unter den römischen Kaffeehäusern zweiten Ranges ist das Café Gnocchi eins der bekannteren. Es liegt an der Ecke der Via felice und Via di Porta Pinciana. Trotz dieser günstigen Lage in einem fast ausschließlich von Fremden bewohnten Viertel wird es doch weder von diesen noch von den Römern der bessern Classen eben sonderlich aufgesucht. Selten nur verirrt sich ein Maler auf seinem eiligen Gange nach dem Atelier in die unfreundliche, düstere Bottega, um seinen caffè dolcissimo schnell hinunter zu stürzen und die Bajocchi auf den Marmortisch zu werfen. Deste stärker wird das Café dagegen von den zahlreichen Schwärmen der Modelle, welche auf dem Monte Pincio in der Nähe der deutschen Künstler horsten, besucht. Zu jeder Tageszeit findet man dort weissfärbige Greise, welche abwechselnd den heiligen Hieronymus und den Straßenbettler spielen, rothgekleidete Albanerinnen mit weißem Kopftuch und Korallenschnüren, Pifferari mit Dudelsäcken und der Pfauenfeder auf dem Hut, und Lumpe aller Art auf den ledernen Bänken herumrutschen und schwatzen, rauchen oder schlafen.

Unter der letzteren Classe, der Faulpelze, spielte Luigi Pastone oder der Bassetto*, wie er von seinem langen, freiwachsenden Bart gewöhnlich genannt wurde, eine Hauptrolle. Seine Mutter war aus Genzano gebürtig und an einen dortigen Hirten verheirathet gewesen. Nach Luigi's Geburt hatte man sie in das Haus des Prinzen Castrucci berufen, um dem neugeborenen Stammhalter des Geschlechts die Brust zu reichen. Späterhin hatte sich Anna Pastone in Rom niederzulassen und that sich bei Suppenvertheilungen in den Klöstern durch den größten Topf und die lauteste Stimme besonders hervor.

Ihr Söhnlein Luigi, oder in der Abkürzung Gigi, die einzige Frucht ihrer Ehe und der Held meiner Erzählung, erwuchs wie die Lilie auf dem Felde, ohne zu säen, ohne zu spinnen und vom himmlischen Vater dennoch gekleidet — wenn auch just nicht ganz so glänzend wie jenes blühende Symbol der Jungfräulichkeit. Seine Jugend war so ziemlich die aller römischen Straßenbuben; er bettelte, stahl — obwohl nur in den äußersten Nothfällen —, aß, wenn er etwas hatte, und wärmte sich an Festtagen mit den Hunden im Sonnenschein. Wir sehen unseren Helden in den früheren Jahren bald auf dem Geländer der spanischen Treppe hinunterrutschen, bald während des Carnevals echte Consenti unter den Hufen der Pferde und zwischen den Rädern aufsuchen, bald bei Processionen neben den kerzentragenden Mönchen herlaufen und das herabtröpfelnde Wachs in Tüten oder mit der bloßen Hand auffangen, bald auch als Kreuzträger, wenn die Knaben des Viertels sonntäglich in die Pfarrkirche getrieben wurden. Unter diesen und ähnlichen harmlosen Beschäftigungen erreichte Luigi das zwanzigste Jahr, war lang und schlank in die Höhe geschossen und stark und kräftig geworden — nur laß er fortwährend an einem verzehrenden Hunger, an einem noch reinigenderen Durst und einer an's Fabelhafte grenzenden Arbeitsscheu litt.

Um diese Zeit war es, wo ein deutscher Künstler, der für sein Genrebild einen echten birbaccione* brauchte, auf der Piazza Barberina unsern Gigi auf dem Bauche liegend Karte spielen sah. Er machte ihm den Antrag, ob er ihm für drei Paul täglich Modell stehen oder vielmehr liegen wolle, ein Vorschlag, welcher von dem edlen Jüngling mit Freuden angenommen ward. Luigi folgte dem Maler in sein Studium, streckte sich lang auf die Erde, brauchte nichts zu thun, als eben nichts zu thun, und bekam für seine Mühe ein schönes blaues Apostelstück. Die Sache gefiel Pastone, und allmählich reifte in ihm der Entschluß, sich ganz diesem neuen Beruf zu widmen. Von Stund' an ließ er sich Bart und Haare frei wachsen, nahm den Titel Bassetto an und verlegte seine Residenz nach dem Café Gnocchi, welches er nur verließ, um es gegen die Billeggiatur in den umliegenden Weinkneipen zu vertauschen.

Wir müssen entschieden, daß Bassetto seinen Lebenszweck begangen hatte, als er sich für den Stand eines Modells entschied: er vereinigte beide Hauptrequisiten eines Lumpenlebens, Müßiggang und mühelosen Erwerb. In kurzer Zeit ward er unter den Künstlern bekannt und von ihnen gesucht, so oft es rasende Rolande, Räuber oder überhaupt Rabbiate und Hallunken zu malen gab. War keine Nachfrage nach Bösewichtern, so ließ sich Bassetto wohl auch herab, den Faschine zu spielen, einen Brief auf die Post zu tragen, einen Pudel zu scheeren oder sich sonst einer Beschäftigung zu unterziehen, die ihm eine halbe Stunde kostete um einen halben Paul einbrachte. Das Tagewerk war dann beendet — fünf Bajocchi klimperten in der Tasche, und davon ließ sich beim Frigatore ein Blatt Papier, angebäuft mit dampfendem Blumenkohl, bezahlen, eine Foglietta Albaner Weins, und beim Tabakshändler hinreichender Stoff, um die Bajoccopfeife bis zur sinkenden Nacht in Brand zu erhalten. Vor der Thür des Café Gnocchi mit über d'e Achsel geworfener Jacke sitzend, den Dampf gemüthlich vor sich hinblasend, mit jedem hübschen Mädchen auf der Straße sich neckend und wieder geneckt, fühlte Bassetto sich selig und hätte nicht mit dem Senatore von Rom getauscht. Alle Vorschläge, die ihm von Diesem oder Jenem gemacht wurden, ein solides bürgerliches Geschäft zu unternehmen, beantwortete er nur mit geringschätzigem, überlegenem Lächeln. Der Eckstein der Via Felice, setzte er wohl dann noch hinzu; sei ihm

* Diminutiv von basso, Schurre und Knebelbart.

* Lump.

* Unter dem Nachlaß dieses schon im Jahre 1840 in der Blüthe der Mannesjahre gestorbenen liebenswürdigen Dichters fand sich die obige noch unzerknickte Novelle, die, als eine letzte Gabe desselben, der nicht geringen Zahl seiner Verehrer sicher willkommen sein wird. D. Red

ein zu alter Freund, als daß er ihm treulos werden könne. An seiner Seite habe er gelebt, an seiner Seite wollte er auch sterben. Welch ein nichtig Ding es aber um die Hoffnungen und Vorsätze der Menschen sei, sollte auch Bassetto erfahren.

Eines Nachmittags stürzte ein kleiner Bube Bassette aus der süßesten Siesta und schrie dem Verschlafenen in's Ohr, er möge augenblicklich nach Haus kommen, mit seiner Mutter steh' es gar übel, sie selber glaube seine Stunde mehr am Leben zu bleiben und verlange sehnlichst ihn vor ihrem Tode noch einmal zu sprechen. Kodern gleich in den untern Ständen die Familienbande zeitig genug, so brachte ihn diese Nachricht doch schnell genug auf die Beine. Keuchend stürmte er die engen Treppen hinan, trat in das niedere Dachstübchen, in welchem Frau Anna Pastone auf der mit Maisstroh gestopften Matratze lag, und rief gegen die Kranke mit jenem halben Zorn, welcher bei rohen Gemüthern Schmerz oder Wehmuth bezeichnen und verhüllen soll: „Aber Mutter, was sind denn das einmal wieder für Einfälle? Sterben wollen — Sanguinaccio di Dio! Laßt Euch doch solche Gedanken vergehen."

„Nein, nein," seufzte die Alte mit matter Stimme, „ich fühl's wohl, mit mir geht's zu Rande. Aber höre, Gigi, vorher muß ich Dir noch ein Geheimniß anvertrauen — merk' auf: Du bist nicht mein Sohn, sondern der der Prinzessin Castrucci. Ich habe Euch Beide vertauscht, um meinem Kinde das reiche Gut zuzuwenden. Ach, Gigi, sei mir nur nicht bös — noch ist's ja nicht zu spät, meine Sünde zu bekennen — es kann noch Alles gut werden."

Bassetto fuhr verdutzt zurück und schüttelte bald an der Möglichkeit der Aussage zweifelnd, bald daran glaubend, langsam den Kopf. „Hört einmal, Alte," hob er endlich an, „da hab' Ihr einmal wieder einen verzweifelt dummen Streich gemacht. Ich — der Sohn des Principe — ach, geht doch — Ihr faselt. Und wenn ich's nun wirklich wäre — wer glaubt's mir denn? He?"

„Geh' zum Pater Tommaso, Gigi, in's Kloster Maria sopra Minerva. Er ist der Beichtvater der alten Principessa. Sag' ihm — er möge gleich herkommen und mein Bekenntniß vernehmen — aber gleich. Geh — spute Dich — eh's zu spät wird."

„Je nun, wenn's damit abgemacht wäre, den Pater wollen wir schon herbeischaffen. Aber hört, Mutter?" rief er, in der Thür noch einmal sich umwendend, „zum Sterben ist's ja noch immer Zeit. Gedenket Euch doch nur, daß ich mit dem Pädre zurückkomme, sonst ist meine ganze Prinzlichkeit — pfüt!"

Der ehrwürdige Pater Tommaso ließ vor Schrecken seine Schnupftabaksdose fallen, als er Bassetto im Kreuzgange auf sich Bezugnehmendes vorbeclamirte, wie er der eigentliche Principe Castrucci sei, wie seine Mutter, welche aber nicht seine Mutter wäre, im Sterben liege, und was nun dergleichen verworrenes Zeug mehr war. Jemehr der Mönch sich reitirte, je hastiger stürmte Bassetto auf ihn ein — es brannte ihm auf den Nägeln. Beide schrieen aus vollem Halse, der Dominicaner um Hülfe, der noch nicht bestätigte Prinz nach einem Zeugen. Jede Minute Verzug konnte ihm die Fürstenkrone kosten, und um eine solche hat Mancher schon weit mehr Lärmen gemacht. Es verging wohl eine halbe Stunde, ehe sich die schreienden Parteien durch Intervention einiger fremden Mächte verständigen konnten, eine andere halbe Stunde, ehe sich der Pädre auf den Weg gemacht, und alles Treiben des strontprätendenten ohnerachtet noch eine dritte halbe, bis er sie in der Via della Purissizione gelegne Wohnung der alten Anna Pastone die Treppe hinaufgestiegen war.

Bisher alles Schreien und Lärmen vor die Mutter nicht nur erreicht hatte, sondern auch nicht bei hinreichendem Bewußtsein, um ihr Bekenntniß in Gegenwart des Pädre Tommaso und zweier Zeugen wiederholen zu können. Ja, sie schien sich sogar, nachdem sie jene Felsenfaßt von ihrem Gewissen gewälzt, neu belebt zu fühlen, indem sie unmittelbar nach dem Geständniß eine verzehrende Sehnsucht nach einer Schüssel Stockfisch mit Pemidori äußerte, und allen Warnungen zum Trotz die ihr nur zögernd gereichte Speise mit staunenswürdigem Appetit verspeiste.

„Wir sind alle, meine Kinder," begann der Mönch mit salbungsvoller Stimme, „Zeugen eines der außerordentlichsten Wunder gewesen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es Sau Domenico, der Stifter unseres heiligen Ordens, gewesen sei, welcher das Herz eines sündigen Weibes auf dem Todtenbette gerührt, sie zum freiwilligen Bekenntniß ihrer Schuld bewogen hat und sich erbarmungsvoll der unterdrückten Unschuld annimmt."*

„Mancomale!"** brummte hier Bassall nidene die unterdrückte Unschuld Bassette in den Bart.

„Und," fuhr der Dominicaner fort, „daß es endlich die Wunderkraft des Heiligen sei, welche der reuigen Sünderin neue Lebenskräfte verleiht, um das glorreich begonnene Werk zur Verherrlichung des allerheiligsten Glaubens eben so glorreich zum Ziele zu führen. Preis ihm und Ruhm dafür durch alle Ewigkeiten. Amen! Somit nehme ich denn keinen Anstand, Euch, Excellenza, mit dem Titel Eurer erlauchten Vorfahren als Prinz Castrucci von Castro San-Marzino zu begrüßen. Ich ermahne Euch, dem Himmel und dessen Heiligen, vor Allem aber San Domenico für die Euch bewiesene Gnade auf den Knieen zu danken, und die Aufrichtigkeit Eurer Erkenntlichkeit durch reiche Gaben an die Armen, und besonders an die Zuflucht derselben, ich meine unser Kloster von Santa Maria sopra Minerva, zu bethätigen. Vor der Hand aber ersuche ich Ew. Excellenz, das Geheimniß Eurer erhabenen Geburt noch auf kurze Zeit zu bewahren, bis ich Zeit gehabt, Eure erlauchte Mutter, die Principessa Maria Castrucci, deren Beichtvater zu sein ich unwürdigerweise berufen bin, auf diesen überraschenden Fall vorzubereiten, und Euch in ihre Arme zu führen. Schon morgen schmeichle ich mir, mein Prinz, Euch als solchen in den Palast Eurer Väter geleiten zu dürfen."

Mit einer tiefen Verbeugung wandte der Dominicaner sich zum Gehen, da erhaschte Prinz Bassetto den Schedennen beim Aermel des fliegenden Gewandes und zischelte ihm heimlich zu: „Padre, es wär' doch ein hübsches Ding, wenn Ihr mir noch heute auf Abschlag meiner Erbschaft ein Stücker zwei, drei Thaler geben wolltet. Mit dem Prinzwerden ist mir der ganze Nachmittag verloren gegangen. Da sollte ich bei dem deutschen Maler an der Ecke von Via Rasella Modell stehen — hätte meine drei Paoli verdient — sicher ist sicher — wenn mich die alte Principessa nicht mag, so bin ich um mein Geld."

„Seid ohne Furcht, mein Sohn, Eure Mutter wird Euch nicht verleugnen, die fürstliche Erbschaft Euch nicht entgehen. Wohl bin ich nicht der Mann, über zeitliche Güter zu gebieten — in sofern Ihr aber einstweilen das Scherflein der Wittwe nicht verschmäht, so sei es Euch gar willig gereicht."

„Zeigt her, Padre," rief ungeduldig der Prinz und starrte mit großen Augen auf das kleine Leverbuteldchen, welches der Mönch hervorzog. Zwei Papetti * — mehr — mehr einen Sack — — her damit — noch einen Paul — reicht just zu einer Flasche Orvieto. Nichts weiter? — Va bene. Bis morgen langen wir schon. Auf Wiedersehn, Padre. Clf Paul in der Tasche — per Bacco! da kann man schon den Signore spielen."

Die vermittelte Prinzessin Maria Castrucci war eine ältlichkältliche, vornehm-geborne Dame, gehörig geizig und über alle Maßen bigott. Sie war hochgewachsen und hager; ihre regelmäßigen Gesichtszüge hätten in früheren Jahren auf Schönheit Anspruch machen können, wenn sie nicht eben von jener verhüllenen Galle und Hochmuth, und im Gegensatz wieder von frömmelnder Kriecherei gezeugt hätten. Nase lang und zugespitzt, der Mund mit häßlicher Faltenraperie und blassen Lippen, Wangen unmäßig geschminkt, das Haar gepudert, ewig den Rosenkranz zur Hand, in einen kleinen Trauen gesenkt, auf welchem neben ihr nur noch der kurzathmige Leibmops Platz hatte, vor ihr auf einem niedrigen Taburet ein grobkuttiger Mönch oder ein geschniegelter Abbate.

Prinz Gaetano Castrucci, ihr bisher geglaubter Sohn, ein liebenswürdiger junger Mann und echter Cavalier, war von seinem aufgeklärten Vater sorgfältig erzogen une, den Sitten des römischen Adels gänzlich zuwider, schon frühzeitig in's Ausland gesandt worden. Dort hatte er nun wohl freilich Mancherlei gesehen und gelernt, was mit den in der lieben Heimath als normal geltenden Grundsätzen collidirte; namentlich hatte die Priesterherrschaft ihren Nimbus in seinen Augen eingebüßt. Als der alte Principe Manlio Castrucci das Zeitliche gesegnet hatte, war Gaetano nach Rom zurückgekehrt, um sich der Verwaltung der ihm zugefallenen Güter zu unterziehen. Er fand seinen Palast in eine Synode von schwarzen, weißen, braunen, grauen, barfüßigen, beschuhten, bärtigen und glattkinnigen Mönchen verwandelt, und der letzte Kahlkopf hatte mehr darin zu sagen, als er selber. Vergeblich versuchte er alle Mittel, um das heilige Ungeziefer aus seinen vier Wänden zu bannen — er erkannte leider die Wahrheit des Sprüchwortes,

* So muß' es kommen!
** Paperin, ein 2 Paulsstück, von denen 5 auf einen Scudo romano gehn.

daß Wamjen zehnmal schwerer als Ratten, Pfaffen aber hundertmal schwerer als Wamjen zu vertreiben sind. In diesen Bestrebungen war er mit den geistlichen Gewissensräthen oft stark aneinander gerathen und hatte sich den Haß aller, besonders aber den des Beichtvaters seiner Mutter zugezogen. Auch mit dieser, die sei an ihrer geschenen Leibwache hielt, war Gaetano zerfallen und in der Uebergangung, daß er bei ihren Lebzeiten doch nichts ausrichten könne, nach Neapel gegangen, wo er die Stelle eines königlichen Kammerherrn bekleidete. Dort war es, wo er eine junge liebenswürdige Engländerin kennen lernte, ihre Neigung zu gewinnen wußte und sich mit ihr verlobte — ein Schritt, welcher den Bruch mit der Mutter und den Hausgeistlichen vollends unheilbar machte, denn Albions blonde Tochter vermochte weder mit ihrer Grafenkrone, noch mit den echten Perlen der fünf Nullen, welche hinter der Pfund-Sterlings-Ziffer zegen, den unseligen Makel, in einem andern Glauben aufgezogen worden zu sein, zu bedecken.

Pater Tommaso ließ sich bei der Prinzessin anmelden, nahm ihr gegenüber auf dem Rohrsessel Platz und begann hierauf mit gefalteten Händen und verdrehten Augen einen erbaulichen Sermon über wunderſame Fügungen des Schicksals, den er endlich mit der Aufklärung schloß: „Euer Gnaden, Excellenza, ist erhört. Nicht daß eben jener verlorene Jüngling sich in Demuth bekehrt und sich zur apostolischen Demuth gewendet habe, sondern indem das wunderbare Bekenntniß einer leidenschaften Sünderin mir offenbare, daß jener auf einem edlen Zweige sproſſende Holzapfel nur durch einen schönen Vorzug auf das fürstliche Reis gepfropft ward. Ich will deutlicher sprechen: die Amme, Anna Paſtene, gestand es ein, wie sie von strafflicher Habſucht geblendet die Säuglinge verwechselte, ihren eigenen niedrig geborenen Sohn an Euer Herz zu legen sich unterfing, und Euern adligen Sproß b's auf die jetzige Stunde in der Verborgenheit schmachten ließ. Jauchzet, Signora, preiset die Heiligen, daß der Himmel Euch von dem unwürdigen Sohne befreite. Doppelt beglückte Mutter! Euer echter wohlgebildeter Sohn seufzt nach dem Augenblick, wo er sich Euch zu Füßen werfen darf. Vergönnt mir das Glück ihn nach so langer Trennung in Eure Arme zu führen."

Es dauerte eine geraume Weile, ehe die Prinzessin den Zusammenhang des Kindertausches und ihr harrendes Glück begriffen hatte. Der Mönch ließ aber nicht ab, bis der Cafua Ihrer Durchlaucht entlenchtend wurde, uns sie ohne Verzug einen Courier an Don Gaetano abfertigen ließ mit einem Schreiben, worin ihn Pater Tommaso mit höflichen, aber ziemlich kalten Worten ersuchte, sich gefälligſt nach andrer Erbſchaft, Mutter und Namen umzusehen, und ihm für die letztern dacam gewordenen Artikel Anna und Luigi Paſtone in Vorſchlag brachte.

Nachdem die fürstliche Beichtmechter sich so bereitwillig gezeigt hatte, ihren bisherigen Sohn anzugeben, äußerte sie das billige Verlangen, den Stellvertreter so bald als möglich zu sehen. Pater Tommaſe fühlte aber gar wohl, daß Baſſetto noch einiger leiser Retouchen bedürfe, ehe er seiner fürstlichen Mama mit Erfolg vorgeführt werden könne, verträstete daher dieſelbe auf den folgenden Morgen und legte ihr bis dahin zu zweckdienlicher Zerstreuung auf, ein Dutzend Rosenkränze abzubeten. Demüthig fügte die Prinzessin sich auch diesem Gebot.

Als der ehrwürdige Pater sich am folgenden Tage nach der Via di Purificazione begab, traf er die alte Anna Paſtene frisch und munter, als ob ihr niemals ein Finger weh gethan hätte, auf der Thürſchwelle den Rocken spinnend und erfuhr aus ihrem Munde, daß der nunmehrige Prinz Gaetano Cafrurei oder Baſſetto, wie wir ihn lieber noch fernerhin, um Mißverſtändnissen vorzubeugen, nennen wollen, des Nachts über nicht nach Hause gekommen. „Der Himmel mag wissen," schloß der unehrerbietige Bericht der Amme, „wo der Schlingel stecken mag." Kopfschüttelnd wandte sich der Pater nach dem Café Gnecchi, um seinen Schützling aufzusuchen, aber auch dort war er seit Jahren zum ersten Mal ausgeblieben. Niemand vermochte über den Verbleib bestimmte Auskunft zu geben, und nur eins der Modelle wollte gehört haben, daß der Baſſetto sich am vergangenen Abend in der Fiaschetteria della Bisleta in Orvieto übernommen, Schlägerei angefangen habe und darauf von den Gensdarmen arretirt worden sei.

Der Dominicaner erschrak heftig bei dieſer Nachricht. Sehr kleinlaut begab er sich nach dem nächſten Wachthause und fand dort wirklich den Prinzen Baſſetto in tiefſter Selbſterkrachtung versunken unter der Prüfche schnarchend.

Das Fürwort des Prieſters genügte, um die Freilaſſung des Arreſtanten zu erwirken. Ungeſtüm riß ihn der Pater aus der Wache und begann in einer eindringlichen, wohlſtiliſirten Rede ihm vor allen Dingen die Pflichten seines erlauchten Stammes zu Gemüth zu führen. Nie sieht ein fruchtbarerer Samen auf steinigeres Land. Se. Durchlaucht stellten sich höchſt ungebedrig an, tobten und wetterten, und gerathen schließlich die Verſicherung zu geben, daß, wenn sie nicht Abends in die Osterie gehen und sich voll und voll trinken dürften, der Kuckuck ein Prinz sein und der Mönch sich einen andern Narren aufsuchen möge.

„Eilt dann wenigſtens, Excellenza, Euch anzukleiden, Eure Toilette für die Vorſtellung zu ordnen."

Baſſetto guckte erst den Prieſter, dann sich ſelber mit großen Augen an. „Ankleiden? Ich? Bin ich's denn nicht? He? — Hab' ich nicht expreß für die Mama Prinzeſſin meine roth- und blaugeſtreifte Fascia * umgegürtet, und die rothe Wollkappe aufgeſetzt? Was wollt Ihr mehr, Patre?"

„Euern Bart, mein Prinz, dieſes häßliche, wild durcheinander wuchernde Gestrüpp, welches Euch das Aussehen eines Banditen verleiht, schneidet es ab."

„Das sei ferner von mir," erwiderte Baſſette, „als der Januar von Maulbeeren. Jung und Alt kennt mich als Baſſette, und ein Baſſette ohne Bart ist wie ein Papſt ohne Cardinäle. Und nun mach, daß wir an Ort und Stelle kommen, Patre. Mich verlangt nach meinem Palaſt und einem guten Frühſtück." — Bale standen sie vor ersterem.

Hatte nun der Prinz schon die Gewalt des Mönchs auf so harte Probe gesetzt, so that die Dienerſchaft vollends das Ihrige, um sie zu erschöpfen. Der Schweizer verwehrte mit vorgehaltenem Rohrstock Baſſetto den Eingang, und nachdem jener mühſam beſchwichtigt worden, weigerte der Kammerdiener sich, einen Lumpen, wie Figura zeige, bei Ihre Excellenz anzumelden. Baſſetto drohte mit seiner allerhöchſten Ungnade — der Cameriere bohrte ihm einen Esel. Es hätte nicht viel gefehlt, und Fürſt und Unterthan wären einander in die Haare gerathen. Der Böſe schien an dieſem Tage mit vollen Händen Unkraut unter den Weizen zu streuen.

Was den Ueberredungskünſten des Paters nicht gelungen war, vermochte ein zur rechten Zeit kam Cerberus Kämmerling in den Rachen geſchobenes Fünf-Paulſtück. Er verſtummte, und die Thüren des Fürstengemachs öffneten ſich.

Die Ueberraſchung der Prinzeſſin beim Anblick ihres verlornen und wiedergefundenen Sohnes war mehr großartig als angenehm zu nennen. Sprachlos lehnte ſie ſich in der Ottomane zurück und maß den Ankömmling, welcher mit pinſelhaftem Lächeln ſeine rothe Mütze zerknüllte, mit kalten, durchdringenden Blicken. „Mit nicht geringer Befremdung," hob ſie endlich langſam an, „machen wir die Bemerkung, daß das fragliche Subject weder mit den unſern Herzen ſo tief eingegrabnen Zügen unſerd ertandten, nunmehr verewigten Gemahls, noch mit unſern eignen auch nur die leiſeſte Aehnlichkeit trägt, und wohl eher den markirten Stempel einer höchſt vulgären Perſönlichkeit." — Der Pater rieb ſich vergnügt die Hände, ließ einige Worte von überraſchenden Spielen der Natur fallen und wagte die Vermuthung, daß nach Fällung des cruftlenden Bartwuchſes ſich ohnmaßgeblich die hochfürſtlichen Familienzüge deutlicher herausſtellen würden. Die Prinzeſſin wiegte nachdenkend den Kopf, ſchellte nach dem Kammerdiener und beauftragte dieſen: Se. Excellenz den Principe Gaetano Cafrurei in ſeine Gemächer zu geleiten, dort aber ihn aus ſeinem Unzuſtande zu reißen und ihm ein menſchliches, womöglich fürſtliches Anſehen zu verleihen. Baſſette ließ ſich gezwungen abführen, als man es hätte ertmuthen ſollen. Die Prinzeſſin Mutter und der Dominicaner blieben zurück, um zu berathen, wie dem überaus rohen Juwel in kürzeſter Friſt die unerläßliche Politur zu ertheilen ſei.

Die Stunde zum Mittagseſſen hatte längſt geſchlagen, und das Diner war bereits ſervirt, aber weder Prinz noch Kammerdiener ließen ſich ſehen. Der angekündigte Maggior tuomo ** fand die Verſchmten in brüderlicher Eintracht mit ſehr ſchmutzigen Karten, den Athumblättern, welche Se. Durchlaucht aus dem Café Gnecchi geretet hatten, alla Zecchinetta pleinet. Der Prinz war übrigens im Gewinn und in roſenfarbigſter Laune. Nur widerſtrebend und mit der Verſicherung, baldigſt Revanche zu geben, unterbrach er die Partie.

* Bauchwollener Gurt der Römer niederer Stände und des Landvolks.
** Maggior duemo, der Aelteſte unter der Dienerſchaft.

Uebrigens hatte der Camerlese sein Möglichstes an Bassetto gethan — er war kaum wieder zu erkennen. Sein Gesicht war bis auf das kleine Stutzbärtchen auf der Oberlippe glatt wie seine flache Hand geworden, die Locken fügten sich in die vorgeschriebenen Spiralsinien; Wäsche, Kleidung und was noch sonst den äußerlichen Menschen macht, und einstweilen aus der Garderobe des Erpinyen entlehnt war, stand in richtigem Verhältniß zu dem Uebrigen. Bassetto war ohnehin kein übles Bürschchen, und so gelchah es denn, daß die Principessa ihr Wohlgefallen zu äußern, einige Aehnlichkeit in den Nasenflügeln mit denen ihres seligen Eheherrn zu finden geruhte, und ihm die Hand gnädigst zum Kusse reichte. Bassetto drückte sie herzhaft genug, um der Altezza einen hellen Schrei zu expressen.

Im Allgemeinen muß man dem Prinzen Bassetto rühmend nachsagen, daß er sich unglaublich schnell in seine neue Stellung zu finden wußte, und dies um so leichter, weil einestheils zwischen dem Ton eines echt medischen Dandy und dem eines Excentsehers wirklich keine so mächtige Kluft liegt, als man zu glauben geneigt sein möchte, andentheils aber, weil bei Exlauchten das für Genialität gilt, was bei niedriggeborenen Erzexsöhnen Flegelei heißen würde. Ließ sich daher der junge Prinz in der Zerstreuung oder durch allzu lebendig werdende Erinnerung an vergangene Zeiten verleitet mitunter einige Mißgriffe zu Schulden kommen, sprang er mit Federvieh und Tagen hinten auf seine eigene Staatskarosse statt in dieselbe, oder verlor er sich aus den langweiligen Conversajoni der Salons in das Erzgeschoß, um beim Takt des Brauewenders mit irgend einer sämmtigen Küchenwirne den Saltarello zu tanzen, zog er wohl gar in Gesellschaften den zwitzigenden Frack aus, um ihn auf Birbaccioni-Manier über die Achseln zu werfen, und verkrech er sich in einen Winkel des Friedenstempels, um mit den dortigen Steinschneidern ungestört alla Mora zu spielen — se that dies der Liebenswürdigkeit des Naturkindes, wie er in der großen Welt hieß, noch keinen Abbruch, und machte ihn vielmehr in den Augen der Damen nur noch interessanter. In den Soirées trib man sich um die naive Durchlaucht. Sein Glück bei den Frauen war entschieden, und schon sprach man von einer Vermählung mit der Tochter eines steinreichen Banquiers, welcher, mit Schwefelhölzchen anfangend, sich eine Herzogskrone erworben hatte. Pater Tommaso erntete von der sich mehr und mehr mit ihrem neuen Sohne versöhnenden Prinzessin die schmeichelhaftesten Danksagungen für seine segensreiche Einwirkung, sein Kloster die splendidesten Donationen. Die Dienerschaft hätte sich für den herabgelassenen Gebieter vorschlagen lassen, und auf der ganzen Welt waren nur zwei Personen mit jenem Tausche nicht zufrieden, nämlich erstens die alte Anna Pastone, welche sich in ihren sanguinischen Hoffnungen gewaltig getäuscht sah, indem Prinz Bassetto ihr die späte Anerkennung seiner fürstlichen Geburt und den dadurch entstandenen Verlust an Gütterstunden, wie sie ihm jetzt zu Theil wurden, zum Verbrechen anrechnete und nichts von ihr wissen, ja sie nicht einmal vor Augen lassen wollte; zweitens aber der ehemalige Prinz Gaetano Castrucci oder Luigi Pastone, wie er nunmehr heißen sollte.

Dieser war just, als der Courier mit dem enterbenden Briefe an ihn abgefertigt wurde, im Gefolge seines Monarchen nach Sicilien hinüber gereist. Dem steten Wechsel seines Aufenthalts, so wie der mangelhaften Verbindung im Innern der Insel war es zuzuschreiben, daß jenes Schreiben erst nach Monatsfrist an seine Bestimmung gelangte. Es war ein zerschmetternder Schlag für ihn. In seiner bisherigen Stellung zu verharren, verwehrte ihm sein Stolz, er gedvt ihm ferner freiwillig von dem Schauplatz abzutreten, noch ehe die Geschichte seines Unglücks ruchbar geworden sei. Augenblicklich reichte er seine Entlassung ein und reiste nach Neapel zurück. Seiner Verloben als namenloser Abenteurer zugenüber zu treten, fühlte er sich unfähig, und so löste er denn mit blutenvem Herzen die Verbindung, entband die Gräfin schriftlich ihres Worts und ließ sie nur aus unbestimmten Andeutungen ahnen, daß ein unverschuldetes Unglück ihn zwinge, auf das Glück seines Lebens zu verzichten. Hierauf eilte er nach Rom mit dem Entschluß, von dort aus in's Ausland zu gehen und in fremden Kriegsdiensten den Tod zu suchen.

Es war an einem jener schönen Wintertage, wie nur der römische Februar deren aufzuweisen hat, als der liebgehegte Gaetano in den Anlagen des Monte Pincio auf und nieder wandelte, und endlich in schwermüthige Gedanken versunken an der steinernen Balustrade stehen blieb und über das zu Füßen liegende herrliche Rom, dem er nun auf ewig den Rücken kehren sollte, die Augen gleiten ließ. Rom ist schon so schön, so unendlich schön in den Augen des Fremden, des zum ersten Male in diesen Herrlichkeit schwelgenden — um wie viel schöner aber in denen des Scheidenden, eines seine Vaterstadt auf immer Verlassenden!

Ein Bettelweib trat an Gaetano und flehte ihn um der Madonna willen um eine Gabe an. Schweigend reichte er ihr eine Silbermünze. Da faßte die Bettlerin den Geber in's Auge, schrie hell auf und warf sich ihm zu Füßen: „Ihr seid es, Eccellenza!“ kreischte sie. „Und Ihr reicht mir ein Almosen, mir, der verlorensten Seele, der falschen Zeugin, die Euch um Alles, Alles brachte! Euch, der Ihr an meinem Herzen ruhtet, dem ich meine Brust reichte! Und für wen habe ich diesen Frevel auf mein Haupt geladen und meine ewige Seligkeit verwirkt? Für wen anders, als für meinen gottlosen, unvankbaren Buben, der jetzt seine eigene Mutter verleugnet und von ihrer Sünde schweigt! Eccellenza, Principe, um der Leiden des Heilands willen vergebt mir, auf daß ich ruhig sterben könne. Ich will ja Alles wiederrufen — dem Pater Tommaso, der mich zu falschem Zeugniß angestiftet hat, ihm, der Principessa, aller Welt in's Gesicht sagen, daß ich damals gelogen, daß Ihr der einzige wahrhafte Sohn des verstorbenen Herrn seid. O, erbarmt Euch Eurer armseligen Amme, Eccellenza! Gott, Ihr wißt nicht, wie schwer die Versuchung ist, seinem Kinde mit einem Worte Reichthum und Herrlichkeit zuwenden zu können, wie tief es schmerzt, einen unvankbaren Sohn zu haben! Vergebt, Principe, vergebt einer armen Sünderin!“

Vergebens mühte sich Gaetano, seine ehemalige Amme zu beschwichtigen — sie fuhr fort, unter Thränenströmen die Brust zu zerschlagen, das Knie ihres Pflegekindes zu küssen und sich vor dem immer dichter heranzudrängenden Kreis der Neugierigen mit lauter Stimme zu beschuldigen, wie sie dem Eimeren des Mönches Gehör gezeben, um durch ihren Sohn Bassette den echten Sprößling der fürstlichen Ehe zu verdrängen.

In diesem Augenblicke rollte ein eleganter Wagen vorüber, in welchem ein Altlicher Herr und eine junge Dame saßen. „Dort ist er ja!“ rief die Letztere mit freudeleuchtenden Augen. „So leicht, Don Gaetano, glaubtet Ihr mir zu entschlüpfen? Habt Ihr gewähnt, daß Euer Unglück ein hinreichender Grund sei, mich zu fliehen? Stolzer Mann, so dachtet Ihr denn nur allein an Euch?“

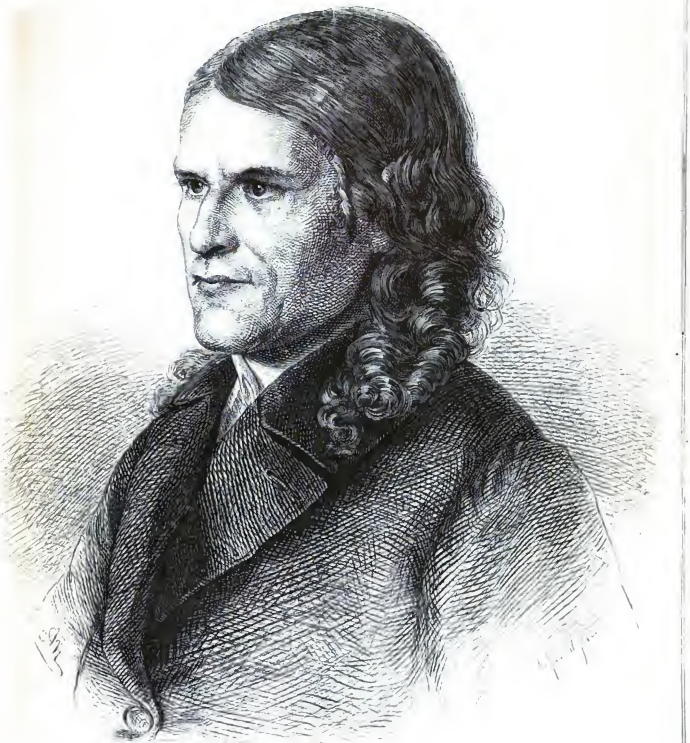
Es war die Gräfin, welche schon in Neapel das Schicksal ihres Verloben erfahren hatte und ihm in Begleitung ihres Vaters, mit dem festen Entschlusse, auch dem namen- und güterlosen Geliebten die Hand zu reichen, gefolgt war.

Ihr Edelsinn ward belohnt. Zu viele Zeugen waren bei dem freiwilligen Bekenntniß der alten Anna zugegen gewesen, als daß Pater Tommaso sie hätte einschüchtern und zum Widerruf bewegen können. Sie wiederholte ihre Aussage vor Gericht und enthüllte das ganze Gewebe der gegen Gaetano angesponnenen Intrigue. Feierlich wurde er in seinen Rang und seine Güter wieder eingesetzt, und Pater Tommaso in ein entfernetes Kloster, ich glaube nach Palazzuola, versetzt. Die Prinzessin ging vor Verdruß, sich von ihrem Vertrauten hintergangen und den ungeliebten Sohn im Besitz seines vollen Erbes zu sehen, in das Stift der adligen Nonnen von Santa Eufemia.

Bassetto brach, als er seine Entthronung vernahm, in ein lautes Accidente! aus, resignirte sich jedoch mit bewunderungswürdiger Fassung und trat wiederum in den Privatstand zurück. Von Neuem thront er auf seinem geliebten Expleiter an der Via Felice, hat sich den Bart wieder wachsen lassen, steht Modell, scheert zur Abwechselung Pudel und präsidirt nach wie vor im Café Gnecchi. „Als ich noch Prinz von Castrucci war,“ lautet der Anfang seiner meisten Erzählungen. Allen meinen Freunden, die nach Rom kommen, kann ich den Bassetto mit gutem Gewissen empfehlen. Er ist die gutmüthigste Haut von der Welt, anspruchslos und bescheiden, trotz seines vierwöchentlichen Fürstenstandes, und dienstfertig, ja sogar ehrlich, so oft nämlich seine Beinkleidertaschen nicht durchlöchert sind, und er dann in der Zerstreuung das ihm anvertraute Geld durch die Spalten schlüpfen läßt.

Deutschlands Barde und Brahmane.

Von Friedr. Hofmann.



Friedrich Rückert.

Wir waren lockenköpfige Gymnasiasten zur Blüthezeit der altdeutschen Röcke und der Ziegenhainer und jubelten, so ein Dutzend, aus Coburg's Thoren, um den Schleusingern, d. h. den Zöglingen des Schleusinger Gymnasiums, einen Besuch zu machen. Fröhlich zogen wir die Lossau (jetzt Bahnhof) dahin und an dem nahen Dorfe Neuseß vorüber; selbst die dort linker Hand von einem wohlgepflegten Hügel herabschauende schwarze Grabsäule Thümmel's, des Dichters der Wilhelmine, konnte keinen Schatten auf die sonnenhellen Gesichter unserer Schaar werfen. Da schweigt auf einmal das muntere Durcheinander des Gesangs und Gesprächs. Einer stößt den Andern an, Aller Augen richten sich vorwärts auf eine Gestalt, die einsam und gemessenen Schritts des Weges daher wandelt. Es ist ein hochaufragender Mann in einfacher dunkler Kleidung. Er schreitet langsam daher, die Hände auf dem Rücken; die langen Locken des sinnend gesenkten Hauptes ruhen auf den Schultern. Je näher wir ihm kommen, desto rascher schlagen die jungen Herzen. Er ist's! Ich zitterte vor Seligkeit, ich jauchzte innerlich über den kecken Gefühlsausbruch meiner Genossen, die plötzlich wie aus Einem Munde das Lied sangen:

„Bedeckt von Moos und Schorfe
Ein Eichbaum hoch und stark!" —

aber mitsingen konnte ich nicht, sah ich doch zum ersten Mal in

meinem Leben einen großen Dichter! Da schrie er! Wie sein ernstes Antlitz sich mit dem Roth der Freude überzog, als der Gesang begann! Und gar der Blick, der unsern Gruß belohnte! Solche Augen hat kein anderer Mensch, ihr Blick umfaßt alles! Herrlichste der Augen, von der hegesternen Hoheit der Manneswürde bis zur frahlenden Wärme der Mutterliebe. Ein solcher Blick war uns ja Theil geworden, er war wie eine heilige Weihe in uns gefahren und erfüllte unsere frischen Seelen den ganzen Tag.

Das war Freimund Reimar, der patriotische Dichter der „geharnischten Sonette", das war Friedrich Rückert, der Sänger der „Oestlichen Rosen" und des „Liebesfrühlings", der Beherrscher der Weisheit und Dichtkunst des Morgenlandes mit jener deutschen Sprachgewalt, die bereits über die „Makamen des Hariri" ihren kühnen Sieg gewonnen hatte.

Giebt es ein schöneres Glück auf Erden, als ein geliebter Dichter seines Volks zu sein, und als das Bewußtsein, diese Liebe redlich verdient zu haben? — Beides, diese Liebe und dieses Bewußtsein, schmückte schon damals das Haben des jugendlichen Mannes, uns sie sind die zwei Hälften seines Dichterkranzes geworden, der, dauernder als tausend Diademe, alle Stirne in den vielen weiten Bewegungen der Geister seiner Zeit überstand, von keinem neuen Streben verdunkelt, von keinem eigenen Fehl beflekt wurde und nun auf des Greisen Locken als der reinste Schmuck glänzt, den in unseren Tagen ein Haupt in Deutschland trägt.

Das wahre Verdienst dieses großen Dichters, Gelehrten und Menschen um die Veredelung des deutschen Herzens, um die Bereicherung des deutschen Geistes, um die Verherrlichung des deutschen Lebens hat, trotz aller bisherigen Anerkennung, seine volle Würdigung erst noch zu erwarten. Denn wenn auch Friedrich Rückert in der That ist, was er eben genannt wurde, ein geliebter Dichter seines Volks, so ist er dies schon um das verhältnißmäßig Wenige, was bis jetzt nur von der Gesammtheit seiner Werke in das Volk gedrungen ist. Der Schatz, den dieser Dichter aus seinem eigenen Geist und aus dem vieler Völker geschöpft und in den kunstreichsten Gefäßen seiner Formensülle aufgestellt hat, erschien gleichsam dem Volke (z. h. hier der großen Masse der Lesenden und Singenden) theils zu prächtig, zu „vornehm", theils zu fremd, als daß es sich an denselben gewagt hätte. Dazu kam die lange schlimme Zeit der wohlgepflegten Verwälserung des Volksgeistes. Es ist eine alte und deshalb um so traurigere Erfahrung, daß in Zeiten politischer Erschlaffung jede gemeine Speculation zur Ausbeutung verleiten herbeieilt und daß dabei leider die literarische und buchhändlerische nicht die letzte ist. Auch der wenig bemittelte Theil des Volks ist in seiner Masse ein reicher Käufer, auf dessen Schwächen und Liebhabereien von oben und unten Rechnung gemacht wird. Da findet die leichteste Waare Absatz; der Mensch ist aber so, daß in schlaffen Zeiten der leichte geistige Genuß bei ihm rasch zur lieben Gewohnheit wird und daß eine sehr kräftige Aufrüttelung dazu gehört, um ihn für Besseres wieder empfänglich zu machen. Seit den Befreiungskriegen haben wir drei solche Sumpfzeiten erlebt, nach 15, nach 30 und nach 48; sie waren stets die schlechtesten für die Würdigung der guten freisinnigen Dichter, während jede Zeit nationaler Erhebung ihnen neue Blüthenlage des Wirkens und der Anerkennung brachte. Auch Rückert's Werke haben diese Erfahrung gemacht. Sie wurden bei Seite geschoben, so lange die Schwäche in den Herzen des Volks zu Thron saß; es war, als schämte man sich vor ihnen, wie vor einem Spiegel der Wahrheit. Nur die Männer voll ernsten Strebens, die Frauen voll reinen Empfindens und die Jugend voll redlichen Feuers — sie hielten treu zu ihrem Dichter, und durch sie, eine rechte Leibgarde des ewig siegreichen wahren Genius, gewann er bei jedem neuen Aufschwung des deutschen Volksgeistes neuen Boden, neues frisches Feld des Wirkens.

Ein solcher neuer Aufschwung ist das hohe Glück unserer Tage. Abermals ist ein Sumpf überwunden, und männlicher, entschlossener, ernster, als je, hat das Volk die Bahn des nationalen und socialen Fortschritts betreten. Der Stolz ist wieder erwacht auf die Ehre, deutsch zu sein! Deutsch zu sein, ist wieder eine Tugend, ein Ruhm; die Männer der deutschen Ehre, von jeder Reaction seraglich in die Winkel, aus dem Gesichtskreis der Menge geschoben, werden im Triumph wieder auf die Sessel des Forums getragen; das deutsche Volk hat seinen Schiller, seinen Arndt, seinen Humboldt, seinen Uhland gefeiert, es feiert seinen Semme, seinen Jean Paul — und sie alle sind todt! Das deutsche Volk kennt seine große Schuld, es sohnt sich, endlich an Lebenden gut zu machen, was es so reichlich an denen verschuldet, die nun von hier, und darum verlangt es die Feier seines großen Dichters unter allen noch lebenden, es verlangt die Bekränzung seiner letzten hohen Ehrensäule aus der ersten großen Kampfzeit des Jahrhunderts. Und dieses Verlangen des Volks ist's, dem die Gartenlaube hiermit entspricht, indem sie das Bildniß Friedrich Rückert's, der am 16. Mai 1863 sein fünfundsiebzigstes Jahr* vollendet, und diese Worte mittheilt, als ein bescheidenes Geleit zum Bilde.

Kehren wir nun zu unserem Anfang zurück. Damals, als Rückert's Gruß unsere jungen Seelen so glücklich machte, war er ein blühender Mann am Ziel der Dreißiger. Er wohnte seit einigen Jahren als Professor in Erlangen, verlebte aber die Ferienzeit am liebsten in Neuses bei Coburg, wo er durch seine Gattin Besitzer eines ammuthig gelegenen Landguts geworden war. Rückert hatte bis dahin ein geistig sehr bewegtes Leben geführt, und da gerade er nur Dichter ist, da all sein Anschauen, all sein Denken sich wie von selbst in Blüthen und Früchte der Dichtkunst verwandelt, so könnte der allumfassende Inhalt seiner Lyrik nicht wohl allgemein erkannt werden, wenn wir sein äußeres Leben hier ganz unberührt lassen wollten.

Von Haus aus zum Juristen bestimmt, entsloh Rückert dem Corpus juris auf das Gebiet der Philologie und der Kunst. Aber auch die Lehrerthätigkeit, die er als Privatdocent in Jena (1811) begann und als Gymnasiallehrer in Hanau fortsetzte, sagte ihm, wohl wegen der langen Pedanterieöpfe in den Schulhallen jener Zeit, nicht zu, und so ließ er sich bald als Privatgelehrter in Würzburg nieder. Hier traf ihn das große Jahr 1 13. Finden wir in seinen Liedern schon seit 1810 den kühnen patriotischen Ton aufgeschlagen, so schleuderte er jetzt wahre Feuerbrände von Feindeshaß und Vaterlandsbegeisterung in das Volk, dem er zugleich die gesuchte Schmach mit den glühendsten Farben malte. Seine „Geharnischten Sonette", seine „Deutschen Lieder", seine „kriegeischen Spott- und Ehrenlieder" stellten ihn in die gleiche Kämpferreihe mit Arndt und Körner, nur daß er jenen durch Klarheit und die humoristische Frische des Volkstons, diesen an Naivitätlichkeit und durch einheimische Originalität, und beide an Schwung, an der Rüstlernen Festigkeit der Verbindung von Form und Inhalt übertraf, denen schon damals zeigte er den Meister in der Form, als der er nun einzig unter den Dichtern aller Nationen dasteht. Noch heute bebammen die genannten Zeitgenossen, sowie seine politische Komödie „Napoleon" und sein „Kranz der Zeit" den Werth geschichtlicher Quellen, denn anschauprägter ist das Gesicht und Herz jener Zeit nicht zu finden, als in ihnen; sie können in ihrem Werthe nicht veralten; ja, viele haben noch heute volle Geltung. Möge eines der geharnischten Sonette hier sür alle sprechen.

„Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen;
Das Gold und Silber taut herab zum Tande,
Weil würdigüch vom ernsten Vaterlande
Statt Gottes und Silbers ward erlöst das Eisen.
Wer Kraft im Arm hat, geh' sie zu beweisen,
Ein Eisenlehrer zu schwingen ohne Schande,
Es beimantragen mit zerhau'nem Rande,
Und kühle zu empfahn ein Kreuz von Eisen.
Ihr goldnen, silbren Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkren Metall in Splitter,
Falls, denn ihr reichet nie nicht zum Falle.
Nur ihr, unlöslich neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kein jetzt sucht statt Fitter."

So ganz erfüllt von der Herrlichkeit und begeistert für den Preis des teutschen Wesens war Rückert, daß er damals den Plan entwarf, den glanzreichsten Theil unserer Reichsgeschichte, die Zeit der Hohenstaufen, zum Gegenstand eines großen Epos aber eines Cyclus von Epopöen zu machen. Er ging an die Vorstudien dazu mit der Gewissenhaftigkeit eines deutschen Geschichtsforschers, und weil ihn die nöthigen Quellen in Deutschland fehlten, so verließ er im Herbste 1817 Stuttgart (wo er seit 1815 die Redaction des Mor-

* Rückert ist nicht, wie bisher angenommen und verbreitet werden, im Jahre 1789, sondern schon 1788, bekanntlich in Schweinfurt, geboren. — Unser Portrait Rückert's ist allerdings schon vor zwanzig Jahren gezeichnet, aber es ist das beste vorhandene und von der Hand seines Freundes und Verehrers Karl Barth, eines Mannes, der sich als Kupferstecher, Zeichner und Dichter Ruf erworben und zu den Menschen gehörte, die, um ihres großen innern Werths willen, sich auch durch nur wenige Werke unvergeßlich machen. Eine vortreffliche Büste Rückert's besitzen wir von dem Bildhauer Ernst Conrad in Hildburghausen.

genblattes geleitet hatte, und eilte nach Italien. Aber nur zu bald rasen ihn in Rom die Nachrichten über die neue deutsche Misère, den Unbank der Regierungen, die Demagogenriecherein und all den Jammer, der den kaum gehobenen Volksgeist von Neuem niederdrücken sollte. Da wandte der Dichter, verbittert, von seinem Vaterlandswerke sich ab und zunächst den Minnesängern und der italienischen Volkspoesie, bald aber, nachdem er in Wien (1841) durch Hammer auf den Orient hingewiesen worden war, der umfassendsten Pflege der Völkerpoesie zu, indem er zu der Herrschaft über die Sprachen und Literaturen des Abendlandes, die alten wie die neuen, nun auch die des Morgenlandes fügte.

Für diejenigen unserer Leser, welche Rückert's Werke kennen, würde mit der Andeutung des äußeren Wegs für die Gestaltung der innern Thätigkeit des Dichters hier nun genug des Biographischen gegeben sein. Unser Artikel soll sich jedoch hauptsächlich an diejenigen richten, welchen der hohe Genuß, den ersten Gang durch die Prachthallen der Rückert'schen Poesie zu thun, noch bevorsteht. Diese müssen wenigstens zu einigen seiner Dichtungen näher herangeführt werden, damit wir der Freude sicher sind, ihnen durch diese Verlockung wirklich den Weg zu der Lebensverschönerung gewonnen zu haben, die sie in Rückert finden. Die Verlockung wird leicht, weil anzunehmen ist, daß alle unsere Leser einmal recht herzlich geliebt haben oder noch selige Liebeslenze sind. Ihnen verrathe ich, daß Rückert im Jahr 1821 in Coburg einen Kranz von Gedichten liebe, der aus fünf Sträußen besteht, aber einen Kranz von so edlen reinen Kindern der heitgen Natur, daß bis heute Jeder, der diese Sträuße recht innig und sinnig angeschaut, sie schließlich an das Herz drückte als das liebste kleinere unter den Schätzen der kleinodreichen Schatzkammer unserer Dichtkunst: das ist Friedrich Rückert's „Liebesfrühling“. Er beschreibt darin zwar nur die allbekannte uralte und ewigneue Geschichte einer Liebe, aber es ist die Liebe eines Dichters, der mit dem glücklichen Auge seines scharfen Geistes die erotischen Ahen vieler Völker ruhig, prüfend, sammelnd und sichtend durchforscht hat und nun plötzlich selbst mitten in dem eigenen Liebesgarten steht. Einem solchen Auge entgeht kein Blümchen, kein Hälmchen, wenn noch so klein und versteckt, und selbst das unscheinbarste schließen Strauß und verwollständigt den Kranz, weil der Liebesblumenmann es an seinen rechten Ort bindet. Und wie leise hört das Ohr seines Herzens, wie seine klingende Hauche hat er entdeckt und wie zart sie in Gestalt gebracht! Es ist ein wunderbares Buch! Wer selbst die Liebe durchgelebt, dem ist's wie sein eigenes geheimes Tagebuch aus jener Zeit: es hat Alles verrathen! Alle hohe heilige Wonne von Augenblick des ersten Findens bis zu dem des Ewigbindens, all die flüsternden Worte, das leiselte Lispeln, die fragenden Blicke, ja jede Schelmerei des köstlichen Glücks ist festgehalten, ist ewig festgehalten, und es spricht sie nicht blos der jubelnde Bräutigam, auch von den Lippen der Braut fallen die sinnigsten Gegenerbnimmen und Gefühlsbekräftigen, so daß man oft fast nicht zu sagen weiß, wer von Beiden das Lieben besser versteht. Ja, wie in Rückert Alles Wahrheit ist, so spricht sie auch offen aus den Worten:

„Es rennt mich jeder Liebestrom,
Der auf's verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt' und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat angefangen,
Der hat die Ewigkeit errungen.“

Wahrlich, es sollte in Deutschland keine Verlobten und keine Verlobten mehr geben, die nicht aus diesem ewig klaren Born der Liebe für ihren eigenen Bund die dichterische Verherrlichung schöpften. Um wie viel edler würde es bald in Tausenden von Herzen und Häusern aussehen!

Es ist ein hartes und schweres Ding, Rückert's Werke neben sich liegen zu haben und einen kurzen, gerungen Artikel über ihn schreiben zu sollen. Man muß das Büchern in den lieben Büchern sein lassen. Da winken die „östlichen Rosen“ und beweisen uns, daß Rückert in das Morgenland mit seinem verdeutschen Herzen gegangen ist und daß es seinen höheren Wunsch hegt, als unter den fremden Schätzen die herrlichsten in's Vaterland heim zu tragen zur Erhebung, Erbauung und zum Ergötzen seines lieben deutschen Volkes; und da winkt die „Amaryllis“, das liebliche, kunstreich gestaltete Vorspiel zum Liebesfrühling; und dort winkt wieder „Noradi“ mit seinem ehrwürdigen Superintendenten Hohnbaum), und da wieder die italienische Brute an Sicilianen und Ritornellen, und dort locken Erstlein und Perle und hier die fünf Märlein für mein Schwesterlein — — „Mach's Buch zu!“ mahnt's in mir. Ich thu's und spreche dabei an „die Verwandtungen des Abu Seid“, jenen verwegensten Reimkampf in unserer ganzen Literatur, und klingend und schwingend, sirrend und sirrend fürzen sie auf „Nal und Damajanti“, die indische Erzählung, hin und schieben sie mir mitten auf mein Schreibeblatt, als ob sie sagen wollten: „Da, zeig' uns nur Deinen Leuten und berichte ihnen, wie Rückert uns und euch ehrt, wie er wahrhaft „verdeutschen“ gleich einem zweiten Luther, und gleich einem zweiten Columbus immer neue Reiche des Geistes für die Herrschaft der deutschen Dichtkunst entdeckt und erobert.“

Was hilft alles Zureden? es geht heut nicht. Und euch soll man den Leuten erst zeigen? Seht ihr nicht von eurer Geburt her gleich so hoch, daß Alle euch sehen können, wenn sie sich nur emschließen wollen, die Augen aufzuthun? Ihr seid jetzt schon die Lieblinge aller wirklich Gebildeten, und werdet sammt einem andern stolzen Morgenlandsecameraden bald die Lieblinge Aller werden, die der süße Brei der Alltagsunterhaltung anekelt, die nach Männerkost für ihren Geist trachten und die für die Schönheit, Kraft und Anmuth ihrer Muttersprache Herz und Sinn haben.

Wir folgen jetzt lieber jenem Studenten auf seinem Gang. Er trägt ein nagelneues Büchlein in der Hand; es ist wohl sein Erstling, und er wird ihn wahrscheinlich unserm Dichtmeister bringen. Richtig, da ist er in Neusseß, ta geht er die Dorfgasse hinauf, da biegt er links ab, wo's zwischen dem Lauter-Bach und der alten Gottesackermauer hingeht, und da steht er an der Pforte des gastlichen Dichterhauses. Er pocht beschetden an, daß kaum das Pochen seines Herzens lauter ist. Da kommt ein alt Frauenzimmer ihn gehört, eine freundliche Matrone öffnet ihm, sie weiß, wohin er begehrt, noch ehe er's ausgesprochen, und sie führt ihn durch den Hausplatz zur entgegengesetzten Thür und ruft in den Garten hinein: „Fritz!“ Wie ihn das durchzuckt! Rufen liebe Stimmen ihm wohl auch so? Wie er's noch denkt, tritt aus einer der Lauben die hohe Gestalt des Dichters hervor. Da hat er den Mann, für den seine Seele voll Verehrung ist.

Wer die Schilderungen gelesen oder es selbst erfahren hat, wie andere Literatur-Größen, und nicht blos namhafte französische, nur mit Hülfe gewichtiger Empfehlungen zugänglich und dann stets gerüstet sind, dem Besucher in einem auf den Eindruck sorgfältig berechneten ceremoniellen Nimbus entgegen zu glänzen, der wird sich freudig in das befreite Gemüth unseres Studenten hinein denken, als dieser nicht der berühmte Dichter und große Gelehrte in respectvoller Entfernung anbörte und abherrigte, sondern als der ein fache deutsche Mann ihm zum Willkomm die Hand reichte und, zur Laube zurückkehrend, auf der Gartenbank das Plätzchen neben sich anbot. Wie glücklich fühlte sich da das Studentlein, wie hob es ihm die Brust, seinen Erstling in des Meisters Hand zu sehen, und wie mächtig drang sich ihm der Vergleich auf zwischen dem Benehmen Derer, die nur große Herren, und Derer, die große Menschen sind! Noch wirkte in ihm die Weihe nach von dem Blick, der vor Jahren den Gymnasiasten beseligt; nun saß das hohe Mannesbild, das seine jugendliche Phantasie seitdem mit allen Geistesstrahlen seiner Werke ausgeschmückt, leibhaftig vor ihm — so einfach, so beschieden, so hausväterlich gemüthlich und doch in jedem Worte so edel, ganz und groß. Der Dichter sprach aus ihm durch die Reinheit und den Adel aller Anschauungen und die Klarheit und Wärme des Ausdrucks, der Gelehrte durch die Fülle des Wissens, die ungesucht, ohne sichtbaren Nachdruck, sich zu Dienst stellte, wenn sie gerufen ward, nicht, wie sie's bei Professoren gewohnt ist, das Wort allein an sich riß. Es ist eine schwere Kunst, einen Reichthum von Gelehrsamkeit, wie Rückert ihn besitzt, so zu beherrschen, daß seine Bücher Niemanden drückt und Jedermann ihren Segen spürt. Auch darin ist Rückert Meister. Und wie der Dichter Alles besungen, was es gelebt hat, und wie nur Wenigen vergönnt ist, mit solchem Geiste mit den besten Geistern vieler Völker zu leben, so sind seine Werke der ganze Mann selbst und bieten der Welt eine Summe von Weisheit mit derselben herzerquickenden, erhebenden, rührenden und unnachahmlichen Liebe und Beschiedenheit, wie er dem Einzelnen bar.

Im Hause Rückert's waltete das Glück des „Liebesfrühlings“ fort, und um die Laube schwärmte die junge Lust seiner Früchte, die liebliche Schaar der Kinder. Eines um das andere sprang herbei, mit den frischen Rosenwangen und den Augen des

Dichters, um den Vater nun dies und das zu bitten, und der Blick auf jedes war ein Freudestrahl. Als der Student schied, begleitete ihn ein etwa zwölfjähriger Knabe durch den Garten zur Landstraße, an die dieser grenzt. War freilich zu vermuthen, daß sein kindlich zuthulicher Begleiter einmal ein Professor werden würde, das aber vermuthete er nicht, daß er mit der Zeit einen lieben Freund an ihm gewinnen und daß aus dem Knaben ein berühmter deutscher Geschichtsschreiber werden solle, der er jetzt ist: Heinrich Rückert.

Mein unvergeßlicher Lehrer, der große Geschichtsforscher Heinrich Luden in Jena, in dessen Arbeitszimmer ich manche fruchtreiche Stunde faß, erzählte mir einmal, als von den vielen damals auftauchenden Dichtern die Rede war, folgendes Geschichtchen: „Es stand ein Knabe am Fenster seiner hohen Wohnung und trieb ein kindisches Spiel. Er übergab Papierstückchen dem Zug des Windes und schaute ihnen nach, wie sie dahin wirbelten und bald da, bald dort hängen blieben oder in die Weite verschwanden. Lange sah der Vater dem Treiben des Knaben schweigend zu. Endlich fragte er ihn: Mein Kind, kann Dich das so sehr erfreuen? Komm, ich zeige Dir's besser. Und nun nahm er ein Blatt Papier und heftete ein Holzstäbchen daran. So übergab er's dem Winde. Und siehe, das Luftgefährt hatte gleichsam Kiel, Ballast und Steuer, nicht jeder kleine Windstoß wirbelte es hierhin und dorthin, sondern es hielt fest im großen Strom des Windes und verfolgte, wie nach einem bestimmten Ziel, in ester Schwingung seine Bahn. Sehen Sie, mein junger Freund, wie jene losen Blättchen erscheinen mir die leichten Dichter, die mit ihren ersten besten Gefühlen und Gedanken vor die Oeffentlichkeit hinlaufen; das Blatt mit dem Stäbchen zeigt mir einen Dichter, der von der Schwere reichen Wissens getragen wird und der im Strom der Zeit in immer ester Haltung ein würdiges Ziel verfolgt, und ein solcher Dichter ist unser Friedrich Rückert."

Gerade das ist es aber, was von Rückert's Wirken im Volke selbst am wenigsten erkannt und gewürdigt worden ist. Wie ich schon oben bemerkte, hielt das eigentliche Lesepublicum sich von Werken, wie das chinesische Liederbuch „Schi-king", die „Morgenländischen Sagen und Geschichten", „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande", die Heldengeschichte „Nostem und Seirach", die „Brahmanischen Erzählungen", Arbeiten, die eben so viel Triumphe des deutschen Geistes wie der deutschen Sprache sind, fern, weil es sie für zu fremd hielt und selbst den Versuch scheute, in sie einzudringen.* Es fürchtete sich vor der Mühe, die das Lesen gewöhnlicher Uebersetzungen macht, und dachte nicht daran, daß einem Rückert derlei rein unmöglich sind, daß er ihm nimmermehr einen Ballast von Gelahrtheit aufbürden, sondern ihm von seiner mühevollen Arbeit nur den belehrenden und erhebenden Gewinn bieten könne. Erst „die Weisheit des Brahmanen" packte wieder mit der Gewalt der geharnischten Sonette und des Liebesfrühlings die Herzen und ward in kürzester Zeit ein Volksbuch, „so viel Tiefsinniges und Klares, so viel deutsches Gemüth, so viel ergreifendes Gefühl, solche Erhabenheit der Bilder und solch einen Reichthum an tiefster Lebenserfahrung" enthält es, so spiegelt sich in allen Sprüchen gleichsam „der reinblaue Himmel der Weisheit".

Mit dieser Dichtung kehrte, nach der Anschauung seiner Zeitgenossen, Rückert erst wieder nach Deutschland zurück. Sie konnten noch immer nicht einsehen und wollten sich aus den morgenländischen Werken nicht überzeugen, daß sein Herz es nie verlassen hatte. Und man hatte es doch so leicht, sich selbst persönlich eines Besseren zu belehren.

Um die Mitte der vierziger Jahre konnte man jeden Nachmittag, den die freundliche Sonne der milden Monate beschien, in Rückert's Garten ein gar schönes Bild sehen. Da kam von Coburg her ein hoher, stattlicher Greis gewandelt, umspielt von fünf bis sieben kleinen Hunden, seinen erheiternden Begleitern, und schritt dem Garten des Dichters zu. Dort empfingen ihn am ländlichen Kaffeetisch zwischen den Blumenbeeten vor dem Hause Rückert, dessen Familie und die Gäste, die selten fehlten. Das war der Freiherr Karl August von Wangenheim, weiland Bundestagsgesandter und Staatsminister von Würtemberg, ein durch seine freie, hohe, edle, deutsche Gesinnung, wie durch Gelehrsamkeit und eine herrliche Lust und Kraft des Lebens so ausgezeichneter Mann, daß wir ihn unsern Lesern wohl einmal besonders vorführen müssen. Da saßen denn die beiden innigen Freunde, der Staatsmann, ein angehender Siebziger, neben dem nahen Sechziger, beide, Rückert im einfachsten, der ländlichen Ungezwungenheit angemessenen Hausgewand, die langen Pfeifen gemüthlich schmauchend, und um sie gereiht der reiche Kranz von des Dichters häuslichem Glück. Da wirthete seine edle Gattin, aus deren Augen noch derselbe warme Strahl drang, der einst aus ihres Freimunds Seele den Liebesfrühling hervorgezaubert. Da schmückten den Kreis die Mädchen, die als liebliche Kinder den Studenten in der Laube umschwärmt hatten, als blühende Jungfrauen, und die Buben waren zu kräftigen Jünglingen und jungen Männern emporgeschossen. Aber des Kranzes Ehrenschmuck waren die beiden Alten.

Wangenheim lebte damals neu auf in der Freude über die dichterischen Erfolge seines Lieblingssohnes Paul, dessen treffliche Dramen „Lord Stafford" und „die Abtrünnigen" so eben die Bühnen beschritten hatten. Das hatte den ganzen Humor des jugendlich frischen Greises wieder geweckt, und es war eines Tages gar ergötzlich, wie er sich mit Rückert über die Darstellungen der menschlichen Leidenschaften und Schwächen durch Thiergestaltungen vernunftete. „Da hab' ich neulich einen alten Löwen abgebildet gesehen, der griesgrämig und mit vielen großen Orden behängt in einem Winkel hockt. Sag', Rückert, kann's ein besseres Porträt von mir geben? Wenn's Dich nicht zu sehr kränkte, müßte mein Paul einmal ein dramatisches Thierstück schreiben und mich als einen solchen alten abgelebten Löwen verewigen, das gefiel' mir am besten!" —

Eines solchen Nachmittags entwickelte Wangenheim, während Rückert abwesend war, mir seine Ansicht über die Rückert'schen Dramen. „Die Leute verstehen ihn nicht, weil sie blos an's Theater denken, nach dem Rückert ja gar nicht ausgeschaut hat. Er hat die Form des Drama gewählt, um dem Volk Geschichtsbilder zu malen mit lebendig hervortretenden Gestalten und zwar nur die größten Bilder aus den Wendepunkten des Gangs der Weltgeschichte. Da nehmen Sie „Saul und David", es zeichnet die Blüthezeit des ersten Culturvolks, dem alle anderen den Grund und Boden aller Cultur, den Glauben an einen Gott, zu verdanken haben. Darauf der „Herodes" mit Christus und der ganzen neuen Welt, die er geschaffen. Und in „Heinrich IV." sehen wir die christliche Priestergewalt auf ihrer höchsten Spitze, von der sie niederstürzen muß, und endlich den „Columbus", der mit der Entdeckung von Amerika eine neue Weltordnung heraufbeschworen hat, in deren Entfaltung wir noch mitten drin stehen. Die Leute sollten diese Sachen nur recht fleißig lesen, sie würden daraus mehr mit fort nehmen, als aus Hunderten ihrer landüblichen Theaterabende." — So würdigen sich unsere Großen, denn auch Karl Angust von Wangenheim gehört, wie Rückert, zu den großen Männern des Volks.

Bekanntlich hatte König Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1841 den berühmten Dichter von Erlangen nach Berlin gezogen. Der kalte Boden des dortigen Lebens war jedoch nicht geeignet, daß Rückert in ihm Wurzel schlagen konnte. Er kehrte im Jahr 1848 für immer in sein trautes Neuseß zurück.

So steht denn an der Wiegenstätte seines Glücks nun auch der Ruhestuhl des Alten. Fern vom störenden Geräusch des Alltagslebens und doch am großen Strom der Zeit, hat er am grünen Ufer seine Hütte gebaut. Zwischen stillem Schaffen auf den alten lieben Fluren seiner geistigen Gebiete und in seinen Garten lebt er hier die schönen Stunden seines Abends und schaut mit immer frischem, theilnehmendem Herzen in das Treiben der rastlosen Welt, ja, er wirkt selbst noch mit durch seine tüchtigen Söhne, die in fester, männlicher Gesinnung ihres Vaters und ihres Namens würdig sind.

Im Hause des Dichters ist's freilich anders, ist's stiller geworden; den einst so vollbelaubten Baum hat die Zeit entblättert. Als ich nach Jahren die liebe gastliche Stätte, diesmal am Arme meiner Gattin, die sich nach dem Anblick ihres Lieblingsdichters sehnte, wieder betrat, hatten zwei Hände vieles Leben daraus entführt: die Hand des Todes und die Hand der Liebe. Rückert's Gattin war gestorben, der Kranz der Kinder zerstreut, jedes in glücklichen Aesthen seines eigenen Hausstandes. Nur Marie, des Vaters weiblich verfeinertes Ebenbild, war ihm als treue Pflegerin geblieben. Rückert selbst hat den Einstürmen der Jahre auf die Mehrzahl der Menschen Trotz geboten, noch ragt kräftig

* Rückert's Thätigkeit auf diesem Felde verdient eine eingehendere Behandlung, als wir in dem obigen Artikel ihr widmen können. Wir werden der Darstellung derselben deshalb in einem Artikel über die Sicht kunst des Morgenlandes einmal einen besondern Raum bieten. T. Red.

das Haupt empor, aus den Augen leuchtet noch immer das Lebensfeuer des Dichters, und der Grundton seiner Seele, der aus allen seinen Werken hervortönt, die reinste, vollste Menschenliebe, die ihn trotz höchsten heiligen Anschauens bis zum donnernden Zorn und zum neckischsten Scherz leitet, spricht aus jedem seiner Worte und macht ein Vierteljahrhundert, bei ihm verlebt, zu einem Andenken für's ganze Leben.

Möge sein Abendrot noch recht lange glühen und er noch freudig begrüßen, am was er in seiner Jugend so kräftig mitgerungen: ein glückliches Deutschland! Er hat das Seine redlich dazu gethan. — Wenn er am Fenster seiner Wohnung steht und auf die Landstraße hinüber blickt, die der rege Verkehr der Welt belebt, so kann er sagen: Dort zieht Keiner vorüber, der nicht eine Gabe von mir empfangen hätte. Ja gab den Jünglingen Lieder der Ehre, ich gab den Jungfrauen Lieder der Liebe, den Männern und Frauen gab ich Sprüche der Weisheit, ich habe die Greisen nicht mit Gebeten voll Trost und Erhebung vergessen, und den Kindern schenkte ich die Märchen zum Spiel. Er kann das Werk aller seiner Tage, nicht blos seinen Liebesfrühling, mit dem Geständnis schließen:

„Ein Vollendetes hienieden
Wird nie dem Vollendungsdrang,
Doch die Seel' ist nur zufrieden,
Wenn sie nach Vollendung rang;
Ich bin mit dem zufrieden, was ich lebt' und sang."

Fürst und Bauer.

Alexander v. Humboldt sagt in einem Briefe an Varnhagen von Ense, indem er sich beklagt, daß er, der das Jahr 1789 erlebt, die Welt in solch jämmerlichem Zustande verlassen müsse, sich und Andern zum Trost, eben so schön als treffend: „Jahrhunderte sind Secunden in dem großen Entwickelungsprocesse der fortschreitenden Menschheit. Die anfliegende Curve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem, sich in solchem Theile des Niederganges zu befinden." Dieses Gefühl der Unbequemlichkeit im Welt- und Hofmanne wird freilich in poetischen Naturen zum unerträglichen Schmerze, und Lenau ruft: „Es ist verzweiflungsvoll, im ersten Grauen des Tages sterben zu müssen!" Dieser tragische Ton zittert durch die ganze Weltgeschichte. Moses, der größte Mann seines Volkes, durfte das Land der Verheißung, in welches er es führte, auch nur sterbend auf der Ferne sehen, nachdem er vierzig Jahre mit ihm im Wüstenelend geschmachtet hatte. Wohl denen, die mit stoischer Seelenruhe die „Unbequemlichkeit" ertragen, sich in solch' einem Niedergange der Curve zu befinden. —

Man hat die öffentlichen Ereignisse in Kurhessen, die nun seit einer Reihe von Jahren immer unerquicklicher werden, wohl „das Trauerspiel in Kurhessen" genannt; wir glauben, sie verdienen eher den Namen des „traurigen Spiels", denn in der That ist es weniger ein Drama, das vor den unmittelbig staunenden Augen der deutschen Volksstämme dort aufgeführt wird, als vielmehr ein böses Spiel ärgerlichst verkürzten Troßes mit der vorschreitenden Entwickelung des staatlichen Lebens, das nicht nur in Kurhessen, sondern in ganz Deutschland, ja in der ganzen civilisirten Welt alle redlichen Gemüther verbittert. Die Behauptung, daß ein böser Fluch auf der Regierung dieses Landes laste, der sie immer weiter in das segenslose Wirrsal hinein treibe, hat Manches für sich, und man braucht gerade kein Fatalist zu sein, um sich mit einem geheimen Schauer der Worte Schiller's zu erinnern:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Wenn irgendwo, läßt sich diese fortzeugende Kraft der Unthat, die immer neues Unheil in die Welt setzt, in der kurhessischen Geschichte seit anderthalb Jahrhunderten klar und deutlich nachweisen. Man kennt genau die Stelle, wo der Blutstropfen ans dem Herzen des Volkes von der Hand seines Fürsten auf das weiße Blatt dieser Geschichte niederfiel, aus welchem sich nun der rothe Faden immer fürder aufschweilend hervorzegogen hat, wie aus einer Färberliege, anfangs dünn wie der Faden einer Spinne, jetzt stark wie ein Schiffstau. Und merkwürdiger Weise war der Fürst, der diese erste böse That beging, die so unheilvolle genetische Kraft entwickelt hat, zwischaus kein böser Mensch, er war nur ein von Leidenschaft, Leichsinn und verkehrten Begriffen von Souveränetät verblendeter.

Das Unheimliche dieses Knotens wird durch den Umstand erhöht, daß der, welcher die dunkeln Fäden zuerst zusammenknüpfte und niemander schlang, durch welche Glück, Wohlstand und innerer Frieden eines trefflichen deutschen Volksstammes, einst unter den kaiserlichen Konradingern so blühend, für so lange Zeit unterbunden wurden, ein Volksfreund war und das Glück des Volks aufrichtig anstrebte freilich nach jenen Begriffen, welche die „souveraine" Färbung der Zeit trugen, daß gerade dieser Herrscher durch einen bösen Fehlgriff dem Staate den ersten Stoß versetzte, der zur Verhärtung und endlich zum unheilbaren Krebsschaden geworden ist.

Ist es nicht merkwürdig, daß die Ahnmutter des hessischen Fürstenhauses die heilige Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen ist, die als Ideal der höchsten Liebe zum Volke und der Barmherzigkeit durch sechs Jahrhunderte wie ein heller Stern glänzt, und die das schöne herzliche Wort sprach: „Wir müssen die Menschen fröhlich machen, damit sie gut werden"? Und wirklich hat der Segen dieser echten Volksmutter ein halbes Jahrtausend auf ihrer fürstlichen Nachkommenschaft geruht und reiche Blüthen und Früchte gezeugt, aber seit anderthalb Jahrhunderten ist dieser Segen abhanden gekommen, seit ein Nachkomme dieser barmherzigen Volksfürstin, die dem Volke Alles gab und in freiwilliger Armuth lebte, die Söhne dieses Volkes zur Gewinnung eines schnöden Luxus und genußsüchtiger Ueppigkeit wie Viehherden verkaufte, damit sie sich für ihnen ganz fremde Interessen abschlachten ließen.

Das hessische Landgrafenhaus hat einst eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter und trefflicher Regenten gehabt, ja es war geradezu berühmt wegen der hohen Bildung und Humanität derselben.

Wenn Philipp I., der Großmüthige, der Ahn der noch bestehenden hessischen Fürstenhäuser, auch in Folge seiner verbrämlichen Natur zu seiner fürstlichen Gemahlin noch eine „Zufrau" nahm und durch solche Bigamie der Sache der Reformation, die er mit Wort und That so feurig unterstützte, merklich schadete, so war er doch als Fürst ein tüchtiger Mensch und tapferer Krieger, mit scharfem Verstand und Ehrlichkeit stets bereit, für das, was er als recht und gut erkannt, Leib und Leben einzusetzen. Ein Volksfreund war er vom Volke hochgehalten, und Luther sagt mit Recht von ihm: „Er hat den gemeinen Mann an sich hangen."

In andern Sinne war sein Sohn und Nachfolger, der Landgraf Wilhelm IV., der Weise, ein höchst achtbarer Fürst. Für seine Zeit (er regierte von 1567 bis 1592) ein hochgebildeter, für sogar gelehrter Herr, war er dabei bieder, wohlwollend, menschenfreundlich, thätig in der Ausführung seiner volksbeglückenden Pläne, mild, tolerant und einfach, wie wenig Fürsten seiner Zeit.

Noch ausgezeichneter tritt sein Sohn und Nachfolger, Landgraf Moritz der Gelehrte auf (1592—1627), unstreitig der gelehrteste Fürst, der gelebt hat, dabei einer der charakterlichtigsten und wohlwollendsten, überhaupt von Kopf und Herzen ein sehr ausgezeichneter Mensch. Er bereitete nicht nur Arzneien, Oele und Essenzen, er schrieb auch gute Bücher (seine lateinische Prosodie erlebte sieben Auflagen); ebenso componirte er Musikstücke und Kirchenlieder und übte die Musik mit Leidenschaft.

Sein Plan war, nach dem Tode des Kaisers Mathias (1619) einen evangelischen Fürsten auf den Kaiserthron zu bringen und selbstverständlich Deutschland von Rom loszureißen. Jedenfalls wäre Moritz selbst, der sich zum einfachen Calvinismus bekannte, der würdigste deutsche Kaiser gewesen, und wahrscheinlich dachte er auch daran. Welch einem Flor wäre Deutschland unter ihm entgegengegangen! Zuerst wäre der unselige dreißigjährige Krieg vermieden worden, dieser vernichtende Orkan im Garten des teutschen Gemüths- und Geistestebens. Nicht ohne den tiefsten Schmerz kann man daran denken, daß statt des genialen, gebildeten, hochsinnigen Moritz der beschränkte, bigotte, kleinliche Ferdinand von Oesterreich gewählt und der Landgraf das Opfer seiner deutschen Idee wurde. Mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln unterstützte er die aufständischen Böhmen und deren jugendlichen König Friedrich, und selbst nach der unseligen Schlacht am weißen Berge, die Deutschland Jahrhunderte in der Entwicklung zurückwarf, machte Moritz die kräftigsten Anstalten, sich dem siegreichen Kaiser zu widersetzen.

Aber der Adel seines Landes fiel von ihm ab, und die Folge dieses Verraths war die schreckliche Verwüstung Hessens durch Tilly. Die Zerstörung und das Blutbad Mindens stehen als Schauerbild in der Geschichte, sowohl der Mordbrenner und Mörder, als der Feiglinge, die ihren muthigen Herrn verließen und sich nicht wehrten. Moritz sah sich genöthigt, zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm 1627 abzudanken, und starb fünf Jahre später in Armuth und Gram zu Eschwege, aber froh gerührt von des großen Schwedenkönigs angekommen Glanzgestirn, das ihm zu rächen versprochen hatte.

Ein eben so ehrenhafter charakterfester und tüchtiger Regent war sein Sohn Landgraf Wilhelm V. der Beständige, der einzige deutsche Fürst, der dem zur Rettung der Geistesfreiheit herbeigeeilten Schwedenkönig fest und muthig die Hand zum Bunde reichte, aber schon fünf Jahre nach dessen Tode, erst 35 Jahre alt, der vom wilden Kriegsleben hervorgerufenen Lungenkrankheit erlag, während sein Land von der siegreichen kaiserlichen Soldateska cannibalisch mit Feuer und Schwert verwüstet wurde. Doch nun trat seine Gemahlin als Schutzgeist des Landes auf, jene zweite heilige Elisabeth, die in der hessischen Geschichte und im Volksandenken gleich unsterbliche Landgräfin Amalie Elisabeth, die große Vormünderin-Regentin, der es Hessen-Kassel zu verdanken hat, daß es überhaupt noch ein Land ist. Als Vormünderin ihres Sohnes, des nachherigen Landgrafen Wilhelm VI, in der schlimmsten Zeit, welche Deutschland betroffen, unermüdlich thätig, unsichtig, groß, zwang sie ihren politischen Feinden Achtung ab und hat bei Mit- und Nachwelt das ehrenvolle Zeugniß erworben, daß sie nicht nur eine der ausgezeichnetsten politisch weisesten Fürstinnen, sondern auch eine der edelsten und hochsinnigsten Frauen gewesen. Wahrlich eine deutsche Frau, werth von den größten deutschen Dichtern gefeiert und verherrlicht zu werden!

Nie ist aber auch eine Fürstin treuer und herzinniger von einem deutschen Volksstamme verehrt und geliebt worden, als Amalie Elisabeth von ihren Hessen. Ihr ganzes fleckloses Wesen spricht sich in einer von ihr in die Martinskirche in Kassel, in der sie begraben liegt, gestifteten Inschrift aus:

„Beste Bürger!

Zur Ehre des höchsten Gottes lasse ich Euch dieses Zeichen und Ausdruck meines Wohlwollens zurück, weil die wahre Liebe sich bildlich nicht darstellen läßt, die ich zu Euch im Herzen trage.

Lebet glücklich! Sendet Eure Gebete zum Himmel für das Wohl Eurer Fürsten, damit unter ihrer gerechten Regierung Euch nichts fehle zum glücklichen Leben!"

Auch ihr Sohn war ein wackrer Regent, doch starb auch er, wie sein Vater, erst 34 Jahre alt, und seine Wirwe Hedwig Sophie von Brandenburg wurde eine zweite wohlthätige Vormünderin-Regentin des hessen-kasselschen Landes.

Ihr Sohn ist nun endlich der Landgraf Karl, den wir in der Ueberschrift dieses Artikels meinen, wiederum einer der ausgezeichnetsten Fürsten Deutschlands, der im Gegensatze zu den kurzen Regierungen seines Vaters und Großvaters eine der längsten, eine dreiundfünfzigjährige (1677—1730) geführt, und dessen merkwürdiges Thun und Treiben sich im Andenken des hessen-kasselschen Volks sehr lebendig erhalten hat. Noch heut zu Tage erzählt der achtzigjährige Bauer der hessischen Hochebene mit großem Wohlbehagen seinen staunenden Enkeln die seltsamen Geschichten vom Landgrafen Karl, wie er sie selbst von seinem Großvater vernommen. Denn merkwürdiger Weise lebt dieser in so vieler Hinsicht merkwürdige Fürst gerade unter den Bauern seines Landes in großer Farbenfrische fort, eben weil er ein specieller Bauernjunker gewesen und unter ihnen einen Liebling gehabt hat. Aber Karl war nicht nur ein Freund und Wohlthäter des Landvolks, er war auch ein tüchtiger, einsichtsvoller Regent und ein wohlwollender, kenntnißreicher, geistig vielfach hochbegabter, unermein thätiger und Wissenschaft und Kunst eifrig fördernder Fürst, dem Kassel seine höchste Blüthezeit verdankt.

Eine falsche Bestrebung von Fürstenwürde und -Größe hatte Karl, aus der das ganze Unheil seines Landes emporgewachsen ist; es war die krankhafte Auffassung seiner Zeit, die ihn bewältigte, daß Luxus, Pracht, Pomp nothwendige und unerläßliche Attribute der Fürstenherrlichkeit seien, und der ihm innewohnende rastlose Trieb, sich in ganz besonderer Weise auszuzeichnen, artete zur krankhaften Sucht aus, alle nur irgend aufzutreibenden Sonderbarkeiten in Natur, Kunst, Industrie ꝛc. anzubänsen. Aus diesem Triebe sind die Wasserkünste der Wilhelmshöhe (damals Karlsberg oder Winterkasten genannt), die großartigsten und berühmtesten der ganzen Welt, hervorgegangen, aus ihm ist das große Kunsthaus zu Kassel, dieses in seiner Art einzige Aggregat von Kunstgegenständen, Curiositäten und Bizarrerien aller Art, entstanden. Aber der Fürst des kleinen Landes wurde von diesem ausgearteten Triebe auch angespornt, Städte zu bauen, und Karlshafen giebt davon Zeugniß.

Zu all diesen prächtigen Dingen brauchte er Geld und immer Geld, und dieses stete Geldbedürfniß, aus jenem Triebe entsprungen, machte ihn zum Seelenverkäufer seiner Landeskinder. Hätte er, wie sein Ahn Wilhelm der Weise, die zinnernen Teller und was damit zusammenhängt, in Ehren gehalten, und wären seine Nachfolger ebenfalls so klug gewesen, dem Beispiele des Weisen zu folgen, es stände in Hessen-Kassel besser um Land, Volk und Fürsten. So hat es ein böses Verhängniß gewollt, daß es gerade der thätige, kenntnißreiche, wohlwollende, einsichtsvolle, langregierende Herr war, unter dessen Regierung der Silberklick der Hessengeschichte sich zeigt, daß gerade dieser Karl es sein mußte, der die erste große, mit nichts zu sühnende Sünde am Hessenvolke beging, die schmachvolle, unselige, als böses Gift in den Volksadern fortschleichende Verschacherung der wehrbaren Jugend seines Volks. Ja gerade dieser feingebildete, humane Landesfürst, der die von dem treulosen Ludwig XIV. von Frankreich ausgetriebenen Protestanten aufnahm und ihnen die vier neuen Straßen der Ober-Neustadt in Kassel erbaute, der ebenso den aus der Pfalz von der neuen Herrscherfamilie der katholischen von Neuburg, nach Kassetzen der protestantischen von Simmern) verjagten deutschen Protestanten Heimath und Heerd gewährte, dieser selbe Fürst verkaufte schon 1687 einunsond Stück seiner Landessöhne an die Republik Venedig zum Krieg gegen die Türken in Morea, um mit dem dafür erhaltenen Gelde seinem Luxustriebe zu genügen. Von den genannten Jahre datirt die große hessische Blutschuld, die seit 15 Jahren giftige und faule Früchte genug getragen hat, und an der das Dichterwort in Erfüllung gegangen ist: — „alle Schuld rächt sich auf Erden."

So bildet Landgraf Karl den Hohenpunkt der hessischen Fürstengeschichte. Bis zu ihm ist sie eine glänzend aufsteigende Linie mit wenigen und unbedeutenden Einbiegungen, zusammengesetzt aus einer Reihe leuchtender Fürstengestalten, Männern und Frauen, beide groß und herrlich, lauter ebenbürtigen Enkelkindern der heiligen Elisabeth und mit ihrem Segen begnadigt, würdig, daß ihre Bilder in einem deutschen Pantheon aufgestellt würden.

Nach dem Jahre, welches den Anfang der Blutschuld bezeichnet, beginnt erst leise, dann allmählich mehr Fürster die Einsiegung der Curve, bis sie tiefer und tiefer hinabsteigt. Als Landgraf Karl einmal Blutgeld geschmeckt hatte, wurde er, von seiner Bauluft und seinem Curiositätensieger angefacht, immer lüsterner und begieriger darauf, und das zusammengebrachte Geld sachte die Leidenschaften in ihm, statt sie zu befriedigen, nur noch heftiger an. Im spanischen Erbfolgekriege verkaufte er 12000 Landessöhne an die Seemächte (1702), vier Jahre später 10,500 Mann zum Gebrauch in Italien, endlich nach dem Utrechter Frieden (1713) nochmals 12,000 Hessen an England, welche mit ihrem Blute das englische Uebergewicht in Europa erkämpfen und befestigen mußten. Bei der Thronbesteigung des Königs Georg II. von Großbritannien (1727) stellte sich das überraschende Ergebniß heraus, daß der Landgraf Karl von Hessen-Kassel aus der englischen Staatskasse 240,000 Pfund Sterling (1,620,000 Thlr.) jährlichen Subsidiengelder für gelieferte Soldaten bezog. Davon sind die prächtigen Wasserkünste gebaut und die Curiositätensammlungen angelegt worden.

Und das that ein volksfreundlicher Fürst. Welch ein bizarrer Widerspruch! Wie kann man einem Volke freundlich gesinnt sein und es wie Schlachtvieh verkaufen! Aber das ganze achtzehnte Jahrhundert ist voll solcher Widersprüche und schroffer Gegensätze. Die Zeit liegt fein Jahrhunderten an der einen großen Lüge krank, daß die ungeheure Mehrheit der Menschen für die Bethätigung selbstischer Zwecke einer kleinen Minderheit da sei, und die heute hat sie trotz aller Kämpfe und Kränkse noch nicht von diesem verderblichen Wahne genesen können, welcher der Vater aller andern unzähligen Widersprüche und Unzulänglichkeiten ist.

Von Landgraf Karl's wundervoller Volksfreundlichkeit hat sich ein Beispiel als Sage im Volksmunde lebendig erhalten: sein eigenthümliches Verhältniß zu dem Bauer Hans Hooße zu Leimbach im Aurichthale, eine Stunde von der Festung Ziegenhain.

Dieser Hans Hooße, ein an Körper und Geist kräftiger

Mann, ein echter Prototyp des gesunden derben hessischen Bauernschlags, war sechszehn Jahre jünger als sein ihm so wohlgesinnter Landesherr und überlebte denselben 25 Jahre. Der Landgraf wurde 76, der Bauer 51 Jahre alt.

Hans Hoofse's gesunder Menschenverstand hatte manche gute Einsicht, zumal in die bäuerlichen Verhältnisse, und seine örtliche Stellung als wohlhabender Mann gab ihm vielfache Gelegenheit, diese Einsicht geltend und sich nützlich zu machen. Wegen dieser Verdienste und seines schlichten geraden Sinnes, seiner einfachen, aber tiefen Religiosität, seiner nie verleugneten Heiterkeit und eben so wenig verwerflichen Thätigkeit in seinem Dorfe und dessen Umgegend weithin geehrt und geachtet, durch seinen Wohlstand angesehen und einflußreich, mußte er die Augen des Landesherrn auf sich ziehen, der oft in dem nahen Ziegenhain bald allein, bald mit der fürstlichen Familie verweilte und nicht selten Leimbach zum Ziel seiner kleinen Ausflüge machte, oder das Dorf auf seinen großen Jagden besuchte. Dann pflegte er wohl in dem stattlichen Bauernhofe Hoofse's einzukehren und sich ein Stündchen mit dem freimüthigen, verständigen Bauersmanne zu unterhalten. Nachdem er aber eine unverleumdbare Vorliebe für den verblichen, geraden und biederherzigen Landmann gefaßt, ließ er ihn auch von Zeit zu Zeit zu sich nach Ziegenhain und Kassel kommen, und es stellte sich ein eigenthümliches vertrautes Verhältniß zwischen dem gelehrten und leidenschaftlich unruhigen Fürsten und dem schlichten, ruhigen, besonnenen Bauer her, aus welchem der Erstere, zum Wohle seines Landes, mehr klare Einsicht in die Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung geschöpft haben soll, als aus allen grundgelehrten Auskaufungen seiner Professoren zu Marburg und Rinteln. Hinsichtlich ihres heitern Temperaments paßten Fürst und Bauer trefflich zusammen; sie scherzten gern miteinander, und mehrere solcher meist drastischen und pikanten Scherze haben sich im Andenken des Volks erhalten. Auch liebte es der Landgraf, sich dem Landwirth zu vergleichen und zu sagen: Hans sei sein Muster, und es werde sich glücklich preisen, wenn man mit Recht von ihm sage, er sei sein Land so gut verwalte, wie Hans sein Bauernhof. Auch darin hatten die beiden in der äußern Lebensstellung so verschiedenen Männer Aehnlichkeit miteinander, daß jener Vater von vierzehn Kindern und zärtlicher, gewissenhafter Familienvater war. Beide mußten auch bei weitem die Mehrzahl ihrer Kinder begraben lassen und lamen zu einander, um sich über solche herben Verluste selbander zu trösten.

In Bezug auf die Angelegenheiten der Landleute und die zur Verbesserung ihrer Lage zu machenden Einrichtungen hörte der Fürst stets erst die Ansicht und Meinung des ihm vertrauten Bauers, und dieser fand dadurch Gelegenheit, seinen Standesgenossen unsgemein zu nützen. Man erzählt, daß zwei seiner Prinzen, die den Landgrafen nach Leimbach zu begleiten pflegten, und darunter der nachherige König Friedrich von Schweden, ein so großes Wohlgefallen an Hoofse's Wirthschaft gefunden, daß sie sich sogar in den sämtlichen Tanz mischte. Die Fürst ließ sich von dem vergnügten Bräutigam zum Reihen führen. Nun war dieser gerade ein Nationaltanz der Bauern an der Schwalm, „das Küsse-Sischen" genannt, wel der Tänzer der Tänzerin darin einen Kuß giebt. Hans hielt es doch für schicklich, vom Landgrafen erst die Erlaubniß zu solchem Kuß einzuholen.

„Umsonst laß ich die Landgräfin nicht von Dir küssen," versetzte der Fürst in der heitersten Laune. „Was giebst Du mir dafür?"

„Eine Metze voll Ducaten," entgegnete der Bauer rasch.

„Dafür lassen Sie sich von ihm küssen, Madame!" rief Karl seiner Gemahlin lachend zu; und sie gehorchte.

Dem Spotte ward damit die Bemerkung nah gelegt, daß dem vielgerühmten Hessenfürsten für Geld nicht allein seine Landeskinder, sondern auch die Küsse der Landesmutter feil waren.

Hans bezahlte den ihm verkauften fürstlichen Kuß auf eine Weise, die auch in Bezug auf die verkauften Soldaten Nachahmung verdient hätte; vielleicht wäre dann der Fürst von all seidem Handel geheilt worden. Als er sich das nächste Mal in Ziegenhain befand, stellte sich der Bauer um Mitternacht ein. Also! Du mir die Metze voll Ducaten mitgebracht?" fragte der Fürst.

„Das versteh sich!" versetzte der Bauer und zog ein winziges silbernes Gefäß in Form einer Metze und mit einem silbernen Streichholz belegt, voller Ducaten hervor, daß er dem Herrn schmunzelnd darbot.

„Die Metze ist verstucht klein!" rief dieser erstaunt.

„Es ist das Ducatenmaß der Großen und Reichen zur Bezahlung empfangener Leistungen. Die Fruchtmetze des Bauern für Zins und Abgabe ist freilich größer. Durch den Verkaufsgegenstand hat mich Ew. fürstliche Gnaden aber zum vornehmen Mann gemacht."

„Gut gesagt, vornehmer Bauer! Dein Witz gefällt mir und Deine Ducaten-Metze auch."

Sie kam als willkommene Curiosität in das Kunsthaus des „curiösen" Herrn. So nannte man die Fürsten jener Zeit, welche ihre bizarren Gelüste auf Seltsamkeiten in ähnlicher Weise zu befriedigen suchten, wie Landgraf Karl, der curioseste von allen.)

Hans, in einem Hofconcert der fürstlichen Kapelle von Karl befragt, wie ihm die Musik gefalle, antwortete: „Sie ist schön, meine Kapelle macht mir aber doch schönere."

„Die muß ich auch hören!" rief der Landgraf lachend. „Bestelle sie auf morgen; ich komme."

Sobald der Fürst des andern Tags auf Hoofse's Hofe abgestiegen war, schloß Hans das Thor und öffnete die Ställe. Da liefen denn bald Pferde, Rindvieh, Schafe, Gänse und Hühner, Hund und Katz wiehernd, brüllend, blökend, schnatternd, schreiend, bellend, miauend durcheinander, und die Lebendigkeit dieses natürlichen Concertes wurde durch die Leckerbissen erhöht, welche Hans jeder Thiergattung reichen ließ. Als nun die wohlausschenden Mägde und Knechte fröhlich dazwischen lachten und Hoofse's Kinder jauchzend mit den Thieren schäkerten, da sagte der Bauer zum Fürsten: „Ich habe behauptet: meine Kapelle macht mir schönere Musik."

„Mir auch!" rief der Fürst freudig gerührt. „Ohne die Dreinge hätt' ich die meinige nicht. Du hast als braver Bauer gesprochen und Dein Wort gelöst."

Fürst und Bauer, beide als geworren, saßen in erhöhter Stimmung beim Becher. Der Landgraf trinkt dem Landmanne zu: „Ich möchte Dir eine Freude machen, Hans. Bitte Dir etwas aus, ich will's gewähren, wenn ich kann."

Scherzend antwortete dieser: „Ich habe von meinem Vater einen reichen adligen Zehnten auf das Klostergut Immichenhain ererbt, der Kuß der Frau Landgräfin hat mich gedacht, Ew. Gnaden fürstliche Gunst mich ausgezeichnet. Der Sache nach bin ich also ein Edelmann. Es fehlt nur die Form in der ausdrücklichen Erklärung Ew. fürstlichen Gnaden."

„Die sollst Du haben!" rief der Fürst in fröhlicher Weinlaune. „Sollst Junker Hans heißen, und dabei soll's bleiben."

Und dabei blieb's wirklich. Der Bauer wurde von Allen „Junker Hans" genannt, erhielt aber nie einen Adelsbrief. Sein ehemaliger Hof heißt heute noch „Junker Hansens Hof".

Dieser deutsche Fürst und deutsche Bauer geben ein freundliches Bild, leider verunziert von dem schon genannten bösen Schlagschatten.

Wie nachher unter Karl's Enkel, dem katholisch gewordnen Landgrafen Friedrich II. (1760—1785), dem Urenkel, dem ersten Kurfürsten Wilhelm, der hessische Seelenhandel im großen Stil etablirt wurde, so daß Napoleon decretirte: „Das Hessen Kasselsche Haus hat seine Unterthanen seit vielen Jahren an England verkauft, und dadurch hat der Kurfürst so große Schätze gesammelt. Dieser schmutzige Geiz stürzt nun sein Haus;" wie aus diesen Schätzen den Bluigelds zum größten Theil das Haus Rothschild herausgewachsen ist, dieses traurige Bild ist bereits anderwärts geschildert worden.

L. Z.

Eine Muster-Orgel.

„Ist die Orgel von Silbermann?“ Diese Frage ist im Sachsenlande, dem Hauptwirkungskreise des Meisters, und auch wohl in weiteren Kreisen mit ziemlicher Gewißheit aus dem Munde von Laien zu erwarten, sobald das Gespräch auf eine ältere Orgel kommt, die irgend etwas Gutes aufzuweisen hat, sei es auch nur eine stattliche Außenseite. — Das Sprüchwort: „Kleiner machen Leute“, ist auch auf Orgeln bezogen zum Wahrwort geworden, und noch heute, in der Zeit der höchsten musikalischen Cultur, in voller Kraft. Ein schmuckes Gehäuse mit vergoldeten Arabesken und wohlgenähten Posaunenengelchen nach dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts ist ausreichend, ein solches Werk unserm obigen Altmeister zuzuschreiben, gleichviel, ob der Kern, den eine solche Decoration verbirgt, zu Silbermann's Orgeln im geringsten Gegensatze steht, im Werthe zu seinen Werken sich verhält wie Blei zu Silber.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, die mir in meiner Praxis oft begegnete, daß Orgeln, die ein entschiedes Gewimmer erhoben, in den Kirchen noch lange geduldet und nicht selten sogar für Silbermann'sche Orgeln gehalten wurden. Die allgemeinere Kritik auf diesem Gebiete steckt bei aller musikalischen Ruhmredigkeit in hoher Tage noch völlig in den Kinderschuhen.

Tausende von Werken aus dem vorigen Jahrhundert geben Zeugniß davon, daß Silbermann in weitem Kreise der einzige tüchtige Orgelbauer unter einem Heer von Pfuschern war. Als er seine ruhmvolle Bahn betrat, sagte ihm sein Verstand, daß ein Kunstwerk dieser Art nur aus den vorzüglichsten Materialien geschaffen werden müsse, wenn es Bestand haben soll. Seine scharfe Beobachtungsgabe ließ ihn bald die einfachsten Structuren finden. Seiner unermüdlichen Energie gelang es, den Orgelton eine für jene Zeit musterhafte Intonation (Reinheit und Klangfarbe) zu geben. So lag es eigentlich mit in den damaligen Zeitverhältnissen, daß sein Ruhm sich schnell über ganz Deutschland und weiter noch verbreitete und sein Name als Orgelkauer eine fast beispiellose Popularität erlangte. Sein Verdienst ist in der That auch groß, allein sein Ruhm ist noch größer.

Silbermann wurde am 4. August 1753 in der Orgel der katholischen Hofkirche zu Dresden, mit deren Intonation er soeben beschäftigt gewesen, vom Schlage getroffen tott gefunden.

Hundert Jahre später, 1853, ebenfalls im August, war in dem alten ehrwürdigen Dome zu Merseburg, über den stillen Gräbern einer langen Reihe von Bischöfen und regierenden Herzögen des ehemaligen Stiftes, ein unruhiges Treiben und Schaffen. Das freundliche Gotteshaus hatte ein unheimliches Aussehen angenommen. Wo das Auge den schönsten Schmuck der Kirche, den reichen Orgelprospect zu finden gewohnt war, traf es auf hohle, finstere Räume; die glänzende Außenseite dieses Werkes glich einem Skelet. Die Scene hatte wohl etwas ungewöhnlich Ernstes. Der Mann, welcher es so eben unternommen hatte, hier ein Kunstwerk von ungewöhnlichem Umfange aufzurichten, war noch jung und fast unbekannt, dabei so still und bescheiden, daß manches Haupt bedenklich geschüttelt wurde über das kühne Vertrauen, das man dem Werkmeister Friedrich Ladegast geschenkt hatte.

Kurz nach meiner Anstellung in Merseburg, Ostern 1848, hatte ich einen jungen Orgelbauer, Namens Ladegast, hier kennen gelernt. Er war gekommen, mir seine Noth zu klagen. Er hoffte durch mich als königl. Orgelrevisor ein Wort der Empfehlung zu erlangen, um das er früher vergeblich sich bemerben. Sein Jahren in Weißenfels anfässig, war es seinen angestrengtesten Bemühungen nicht gelungen, einen Orgelbau zu bekommen. Die traurigsten Pfuscher waren ihm vorgezogen worden. — Sein fast jungfräulich schüchternes Auftreten, sein grundgediegenes Gesicht mit dem intelligenten Auge, in das sich ein feuchter Glanz drängte, während er mir mit bebender Stimme sein Herz öffnete, weckten zwar meine Theilnahme, allein Hülfe konnte ich ja auch nicht gleich bieten. Welcher Sterbliche vermöchte denn das immer beim besten Willen? Es verging auch noch ein volles Jahr, ehe es sich fügte, daß der Graf Zech-Burkersrode ihm in dem Dorfe Geusa bei Merseburg den ersten kleinen Orgelbau anvertraute. — Die am 9. September 1849 stattgehabte Abnahme dieser Orgel erregte mein höchstes Entzücken. Ich fand ein in jeder Beziehung reizendes Werkchen. Und was Süs Opfer hatte Ladegast aus reinster Liebe zur Sache gebracht! Ein ganzes Clavier hatte er von seinen früheren Ersparnissen als Gehülfe hinzugefügt.

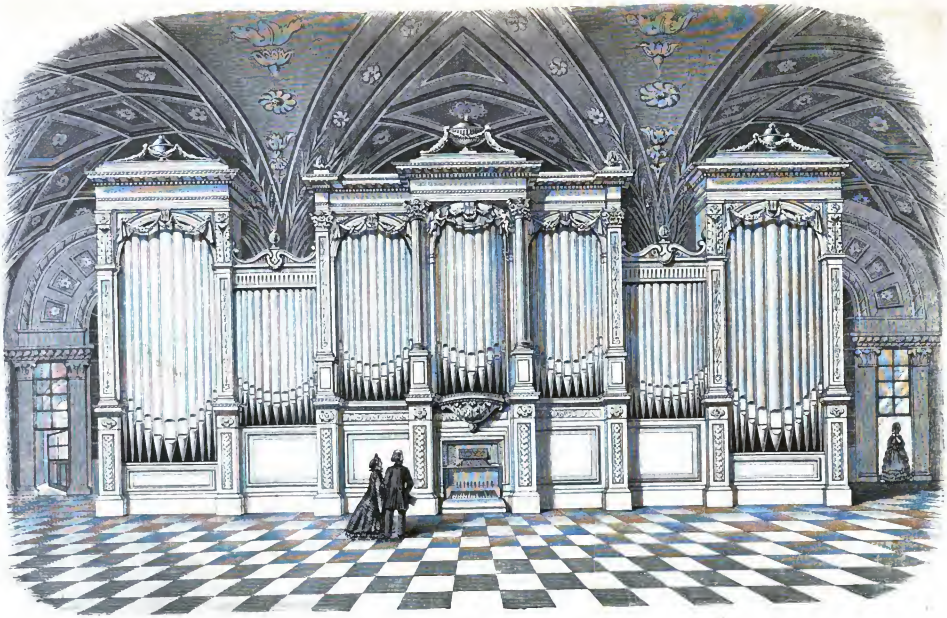
Dies Opfer sollte indeß bald gute Früchte tragen. Eine schnelle Folge von weiteren Orgelbauten überzeugte mich, daß Ladegast die Fähigkeit besaß, den höchsten Anforderungen der Kunst in zeitgemäßer Weise zu genügen. Die hiesige Königl. Regierung schenkte dem jungen Meister ihr Vertrauen, das er denn auch durch die Vollendung der einundzwanzigstimmigen Domorgel zu Merseburg auf die glänzendste Weise rechtfertigte.

An einem freundlichen Herbsttage, den 26. September 1855, füllten sich die Hallen des Domes mit einem Kreise von Kunstfreunden, die zum Theil aus weiter Ferne herbei gekommen waren, dem ersten großen Concert auf dem nunmehr vollendeten Werke beizuwohnen. An der Ausführung desselben betheiligten sich eine Reihe der namhaftesten Künstler aus dem benachbarten Leipzig und Weimar, unter ihnen der gefeierte Meister Liszt, welcher dem der Vollendung entgegenreifenden Kunstbau schon längere Zeit hindurch mit dem lebhaftesten Interesse gefolgt war, mit einer Composition, die den Reichthum neuer, wunderbar schöner Klangfarben der Orgel in ein glänzendes Licht hob. Es stellte sich während des Musikfestes — denn zu einem solchen war die Feier durch die überraschend große Theilnahme gediehen — unter den vielen anwesenden Künstlern sehr schnell das allgemeine Urtheil dahin fest, daß hier wirklich neue Bahnen geöffnet, die alte Starrheit des Orgeltons, die der Herrschaft des Papstthums ähnlich, hier völlig gebrochen, an seine Stelle die anschmiegende Weichheit, welche bis dahin nur dem Orchester eigen gewesen, getreten war. Dies trat besonders zu Tage in der Verbindung der Orgel mit der Zaubergeige Eduard Singer's, in dem Vortrage geistlicher Solegesänge, zu deren Begleitung der Orgelton bisher so ungelenk war, in der spätern Verbindung des Werkes mit Violoncell und Baßhorn, in dem glänzenden Ensemble von Sopran-Solo, Celle, Orgel und Harfe ꝛc., und endlich in der majestätischen Tonentwirkung des vollen Werkes, das bei aller Großartigkeit- und Fülle des Tons den höchsten Adel bewährt und nie betäubend wirkt.

Diese Eigenschaften der Intonation sind es denn auch hauptsächlich, die den bedeutenden Fortschritt der auf Silbermann'schen Prinzipien ruhenden Ladegast'schen Orgelbaukunst kennzeichnen. Bei aller Hochachtung für den Altmeister Silbermann und seine zum Theil noch in Augenfrische erklingenden Werke muß es doch gesagt sein, daß keine Kunst der Registrattur im Stande ist, ihnen eine solche Fülle wahrhaft poetischer und musikalisch durchaus neuer Klangfarben abzugewinnen, als hier geboten werden. Und diese Eigenschaften der Merseburger Domorgel haben denn auch ihre Anziehungskraft dauernd bewährt. Während Orgelvirtuosen in der Regel vor leeren Bänken oder einem kleinen Kreise eingeladener Kunstfreunde spielen, sind die seit acht Jahren fortgesetzten Merseburger Orgelconcerte im eigentlichen Sinne des Wortes populär geworden. Die ersten Virtuosen und Sänger haben sich gern daran betheiligt. Sie sowohl als das kunstliebende Publicum kamen von nah und fern herbei, und gaben den Concerten stets einen festlichen Charakter.

Wichtiger jedoch als das ist die Bedeutung, welche die Ladegast'schen Orgeln für den Gottesdienst haben. Ein Geistlicher versuch einmal in einer Weihrede die Bestimmung der Orgel im Gottesdienste mit der bahnmachenden Thätigkeit des Täufers Johannes, der da spricht: „Bereitet den Herrn den Weg! machet seine Stege richtig.“ —

Unsers Meisters Werke erfüllen diesen Beruf; sie können, durch den rechten Geist des Organisten belebt, mehr sein als ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“; sie können in ihrer geheimnißvollen Sprache predigen, den Sturm des Herzens beschwichtigen, ihm Trost und Ruhe geben, sie können dem Worte Gottes den „Weg bereiten“. — Auch ist der gute Einfluß dieser Werke auf das Streben der Kunstgenossen des Meisters, der sich in hiesiger Gegend zeigt, ganz unverkennbar. — Sachsen ist seit Silbermann immer das gelobte Land der Orgeln gewesen. Diesen alten Ruhm scheint es zur Zeit erneuern und auch für die Zukunft befestigen zu wollen. Es kann kaum in irgend einem Theile Deutschlands jetzt ein so rührriges Leben in Beschaffung guter



Die neue Orgel in der Nicolaikirche zu Leipzig.

Werke für Kirchen zu finden sein, als hier, wo mit Ladegast sich noch eine Zahl sehr tüchtiger Meister zu bedeutendem Schaffen vereinigen, und unser Meister selbst in der jüngst vollendeten großen Orgel zu St. Nicolai in Leipzig einen neuen glänzenden Beweis seiner hohen künstlerischen Vollendung gegeben hat.

Nach den geschilderten Vorgängen in Merseburg konnte es nicht fehlen, daß der Stadtrath des benachbarten Leipzig bei dem in Aussicht genommenen Neubau der obigen Orgel Ladegast in's Auge faßte. — In kaum drei Jahren hat die rüstige Thatkraft des Meisters diese Riesenorgel vollendet. Dieselbe hat, wie die heutige Abbildung der Gartenlaube zeigt, einen höchst imposanten Prospect von einer Breite von 74 Fuß, in welchem ein Principal 32 Fuß und zwei dergleichen 16 Fuß von englischem Zinn stehen, ohne die kleineren, zur Ausfüllung dienenden Principale. Die größte Zinnpfeife, das tiefe (große) Contra-E* (32 Fuß) wiegt allein drei Centner.

Gespielt wird das Werk auf vier Manualen (Claviaturen nebst zugehörigen Pfeifen, Registerzügen ꝛc.) im Umfange vom großen C bis zum dreigestrichenen f und auf einem Pedal (Tastatur für die Füße), dessen Töne in Reihen vom großen C bis zum kleinen f** zu bezeichnen sind. Diese Manuale kann man in mehrfacher Weise koppeln (d. i. durch einen Registerzug bewirkt verbinden, daß durch Spielen auf einer Claviatur auch die nicht gespielten Alles mit vertragen): 1) durch drei „Rippen"-Koppeln kann jedes der Manuale mit dem Hauptwerke verbunden und von hier aus mit gespielt werden; 2) durch eine Gesammtkoppel kann vom untersten, dem Spieler zunächst gelegenen Manual aus gleichfalls das volle Werk gebraucht werden, und zwar vermittelst einer „pneumatischen" (auf Winddruck beruhenden) Maschine, mit einer Leichtigkeit, als wenn man einen Concertflügel spielte. Sind alle Register im Gange, so können 3, durch 10 über dem Pedale angebrachte Metalltritte, die nur mit der Fußspitze leicht berührt zu werden brauchen, um ihre Wirkung zu thun, ganze Gruppen klingender Stimmen zum Schweigen gebracht, und so ein schnelles Verschwinden und Wiederanwachsen des Tons bewirkt werden. Es kann dies während des Spielens geschehen; auch bleiben sämmtliche Registerzüge dabei unberührt. — Es ist dies eine Einrichtung der höchsten mechanischen Vollkommenheit, wie denn überhaupt dieselbe sich über das ganze Werk, über alle Theile des Mechanismus erstreckt. — Auf die vier Manuale der Orgel sind die Stimmen dergestalt vertheilt, daß zum Hauptwerke 21, zum Oberwerke 19, zum Brustwerke 13, und zum Echowerke 21 gehören. Das Pedal hat 19 klingende Stimmen und 2 Koppeln, im Hauptwerk und Oberwerk. Mit Einschluß der 15 Nebenzüge hat das Werk im Ganzen 100 Registerzüge.

Die Dispositionen ausführlich mitzutheilen dürfte hier zu weit führen; es genüge die Bemerkung, daß der Baumeister auch in dieser Beziehung etwas durchaus Mustergültiges geliefert hat. Bei dem Reichthum derselben umfaßt sie Alles, was die alte und neue Orgelbaukunst aufzuweisen hat: von der klagenden Vox humana bis zur donnernden Weltgerichtsposaune; von der winzigsten Mixturpfeife, gegen die ein Maikäfer ein wahrer Koloß ist, bis zu ihrem drei Centner schweren Ungeheuer, der seinen reichen Familiensegen nach Tausenden zählt. Hier fehlt kein Glied der großen Familie. Ihren Hauptgruppen nach zerfällt die Disposition in 15 Principalstimmen, 28 Flötenregister, 11 Gambenstimmen, 9 Mixturen, 8 Quinten, 4 Terzen, eine kleine Septime, 5 aufschlagende und 5 durchschlagende Rohrwerke, mit einer Gesammtzahl von 5547 Pfeifen*** — diese letzteren stehen auf 23 Windladen, für die 12 große Cylinderbälge den erforderlichen Wind geben. Außerdem hat die Orgel noch 5 Ausgleichungsbälge.

Auch für die oben erwähnte pneumatische Maschine ist das System der Cylinderbälge nach einer von Ladegast neu erfundenen Methode hier zum ersten Male in Anwendung gebracht worden, sowie denn überhaupt mancherlei sinnige Einrichtungen und Erfindungen des Meisters in dem Werke enthalten sind, deren genaue Beschreibung mehr die Sache der Fachblätter sein dürfte.

Der Charakter der Ladegast'schen Intonation wurde oben bereits im Allgemeinen bezeichnet. Es mag hier noch etwas Specielles über die Nicolai-Orgel zu Leipzig folgen. Eine jede Stimme, einzeln gehört, zeugt davon, daß ihr Meister vorzüglich zu charakterisiren versteht, daß er jedoch diese Seite seiner Kunst nur so weit verfolgt, als es sich mit dem höchsten Wohllaut, dem Geschmack eines feingebildeten Tonsinns vereinbaren läßt. Die Grenze des wahrhaft Schönen wird nie überschritten. Deshalb findet sich hier nichts Manierirtes, wie es bei so vielen modernen Orgeln — auf die ich später zurückkomme — der Fall ist. Die alte Starrheit und Herrschsucht des Tones nähert sich vielmehr dem orchestralen Charakter, dem von Menschenhauch beseelten Chor von Bläsern*. Man höre z. B. die durchschlagenden Rohrstimmen Oboe und Fagott, im Verein mit den milden Flötenklängen, und man wird zugeben müssen, daß solche Klänge ganz geeignet sind, und in eine liebe, weihnachtsfrohe Stimmung zu versetzen. Anderenseits spricht sich in Verbindung der „Flöten" mit den dumpferen Farbentönen, dem ängstlichen Beben, dessen die Orgel fähig ist, eine rührende, eindringliche Klage aus, wie sie einer Charfreitagsstimmung den vollen Ausdruck giebt.

Ich habe das Wort „Stimmung" gebraucht. Die Bezeichnung desselben für die Sprache der Töne will ich hier nicht erörtern, jeder gebildete Kunstfreund kennt sie. Bei den größeren Werken Ladegast's, und besonders bei dem in Rede stehenden, ist die Möglichkeit gegeben, den mannigfachsten religiösen Stimmungen den präcisesten Ausdruck zu geben. — Soviel über dieses Werk, das am 1ᵉʳ. November 1862 zum ersten Male im Dienst des Allerhöchsten gespielt wurde. Eine besondere musikalische Festlichkeit, zu welcher dies vollendete Kunstwerk nicht weniger geeignet ist, als die Merseburger Orgel, hat in der Musenstadt Leipzig an demselben Tage nicht stattgefunden.**

Es wurde Eingangs darauf hingewiesen, welche Umstände zur Zeit Silbermann's auf die schnelle Verbreitung seines Ruhmes günstig einwirkten. Bei Ladegast waren es andere Verhältnisse, die ihm nicht minder schnell die allgemeinste Anerkennung erwarben. Eine so grenzenlose Pfuscherei, wie sie vor hundert Jahren und neben Silbermann bestand, existirt heute Gott Lob nicht mehr. Damals befaß die protestantische Kirche neben der Orgel aber noch einen anderen Schmuck, der ihr heute abhanden gekommen ist: die Kirchenmusik. Alle mittleren Stände hatten früher ihre kirchlichen Gesangchöre, und wenn diese auch nicht immer Muster von Kunstinstituten waren, so gab es doch deren ganz vortreffliche. Die Schätze protestantischer Kirchenmusik jener Zeit erregen noch heute unsere aufrichtige Bewunderung. Unsere heutige Kirche ist in dieser Beziehung am Bettelstabe. Der Strom einer nüchternen, prosaischen Periode hat die herrliche Gesangkunst aus der Stätte ihres Ursprunges, der Kirche, hinausgeschwemmt. Jetzt fühlt man diese Lücke. Die große Einsamkeit der heutigen Form des protestantischen Gottesdienstes steht nach einem Ersatz, und dieses Streben äußert sich erkennbar in dem Aufschwunge der Orgelbaukunst innerhalb dieser Kirche. So große und vollkommene Werke, als in den letzten Decennien entstanden, gab es früher überhaupt nicht. Es ist, als ob die Orgel den abhanden gekommenen Schmuck der Kirchenmusik ersetzen, resp. überragen solle.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nahm der Orgelbau einen eigenthümlichen Charakter an. Man forcirte damals den Ton und entwickelte oft mit wenigen Stimmen einen großen Grad. Das geschah Lenen eine Zeit lang und wurde sogar Mode. Doch wie alles Unsöhne sich schnell überlebt, so geschah es auch hier. Die Rohheit des Tones konnte sich nicht lange behaupten; man nannte solche Instrumente mit Recht „Brüllorgeln".

Wie wir bereits sahen, schlug Ladegast den entgegengesetzten Weg ein. Seine gehobene Künstlernatur appellirte an den besseren Geschmack unserer Tage. Er belebte seine Werke durch wahrhaft herzerhobende Klänge. An die Stelle der rohen Kraft trat die ideale Seite des Tons und stürzte — stürzte tief und nachhaltig. Die-

* Bekanntlich wird die ganze umfangreiche Tonreihe in verschiedene Octaven getheilt, welche von unten nach oben die Namen: große Contra-, Contra-, große, kleine, eingestrichene, zwei-, drei- und viergestrichene Octave führen.

** Die Merseburger Domorgel hat den Tonumfang vom großen C bis zum dreigestrichenen g, außerdem am Rückpositiv noch ein fünftes Manual und selbstständiges Pedal, mithin im Ganzen fünf Manuale und zwei Pedale.

*** Die Merseburger Domorgel hat deren 5686 und 37 Stahlstäbe, mithin 5723 klingende Körper.

* Professor Töpfer in Weimar, den ich für den intelligentesten Orgelkenner halte, war zur Privatbesichtigung dieser Orgel in Leipzig und äußerte über die Intonation: „das ist mir allerdings ganz was Neues."

** Wohl aber einige Wochen später ein von bedeutenden einheimischen und auswärtigen musikalischen Kräften unterstütztes Concert, welches in dem musikübervölkerten Leipzig eine so unerhörte Theilnahme fand, daß Hunderte vor den Thüren zurückgewiesen werden mußten. D. Red.

ser Umstand war es, der mit einem Schlage die Künstlerwelt für sich gewann, der zahlreiche Kunstfreunde herbeizog, die zur schnellen Verbreitung seines Ruhmes beitrugen. Von nah und fern, „so weit die deutsche Zunge klingt," und darüber hinaus, aus Amerika, liefen Aufträge zu Orgelbauten ein, die natürlich nur zum Theil befriedigt werden konnten. Indeß was Ladegast dennoch in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit geleistet, mag ein Vergleich darthun.

Silbermann erreichte ein hohes Alter. Die meisten seiner sechsundvierzig Werke, die er überhaupt schuf, sind von kleinem, oder nach heutigen Begriffen, von mittelmäßigem Umfange. Nur drei derselben haben drei Manuale nebst Pedal. Unter diesen zählt sein letztes Werk in der katholischen Hofkirche zu Dresden nur 46 Stimmen.*

* Silbermann's 46. und letzte Orgel mit eben so viel Stimmen, wurde ihm mit 20,000 Thaler bezahlt. Ein noch heute beispiellos hoher Preis, ganz abgesehen von der seit 100 Jahren erfolgten Entwerthung des Geldes. Ein Vergleich mit der Summe, welche für Ladegast's 85stimmige Nicolai-Orgel in Leipzig contractlich festgestellt ist, würde dies überraschend beweisen, wollte ich die Indiscretion so weit treiben.

Ladegast steht zur Zeit in seinem 43. Lebensjahre. Im Herbst 1849 sah ich sein erstes, im Herbst 1862 bereis sein sechsunddreißigstes Werk. Gewiß, eine staunenswürdige Thätigkeit, wenn man erwägt, daß 15 derselben ein Manual, 15 zwei Manuale, 4 drei Manuale, die obigen Riesenwerke aber 4 und 5 Manuale nebst Pedal haben, und daß sie alle von einer Sorgfalt zeugen, die derjenigen seines berühmten Vorgängers um keinen Deut nachsteht und hinsichtlich der Dauer nicht nachstehen wird.

Wenn Gott diesem thätigen Manne auch die Gnade eines so hohen Alters erweist wie Silbermann, der im 70. Lebensjahre starb, so dürfte es wohl möglich sein, daß ihm später eine gleiche Popularität zu Theil wird und kommende Geschlechter, wenn von guten Orgeln die Rede ist, mit der Frage bereit sind: „Ist die Orgel von Ladegast?" —

D. H. Engel.

Blätter und Blüthen.

Der Taranteltanz. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Spanien und besonders in den südlichen Provinzen Murcia und Andalusien habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, den Taranteltanz zu beobachten, und die von dem Insect gebissenen Personen auch tanzen sehen. Nur verhält sich die Sache etwas anders, als nicht naturwissenschaftlich Gebildete anzunehmen pflegen.

Die Tarantel (Lycosa tarentula) ist eine einen Zoll lange Spinne mit rothem Bauch und schwarz geflecktem Rücken. Sie findet sich im ganzen südlichen Italien, Spanien und der Berberei. Sie hat, die Größe abgerechnet, das Aussehen der Hausspinne. Ihre Brust sieht aus wie Schildkrot. Die Augen aller anderen Spinnen sind hart, schwarz oder roth, die der Tarantel aber weich und fallen nach dem Tode zusammen, gelblich weiß, glänzend und funkelnd, wie die Augen der Katze bei Nacht. Vier stehen im Viereck und vier kleinere in einer geraden Linie am vorderen Rande der Stirn. Sie gräbt in lehmigen, sumpfigen Boden senkrechte Höhlen, welche sie ganz ausfüllt. Man fängt sie dadurch, daß man einen Stroh- oder Grashalm in ihre Höhle steckt und sie damit kitzelt, worauf sie augenblicklich in denselben beißt und sich so verbeißt, daß man sie damit herausziehen kann. Hauptsächlich ist sie des Nachts thätig und geht dem Fange von Insecten nach. Daß sie auch andere Thiere umbringen soll, ist mir nicht bekannt. Die Tarantel ist leicht reizbar und gleicht in dieser Beziehung dem Scorpion, wird auch in Spanien nebst dem Scorpion weit mehr als alle stechenden Kerbthiere gefürchtet.

Dem Biß der Tarantel folgt ein heftig stechender Schmerz, ähnlich wie dem Bisse einer Hornisse oder Wespe. In kurzer Zeit schwillt der gebissene Theil an, wird roth, die Röthe dunkler und geht zuletzt in Blauroth über. Der Schmerz hält ungefähr zwölf Stunden an, geht aber ohne weitere Folgen vorüber. Gestorben ist noch Niemand davon.

Noch heutigen Tages ist der Aberglaube bezüglich des Taranteltanzes in Spanien, sowohl unter Vornehmen als Geringen, allgemein verbreitet. Die Leute sagen, der von einer Tarantel Gebissene müsse tanzen, er möge wollen oder nicht; und sobald Jemand gebissen wird, ruft man einige Musikanten mit Guitarren herbei und läßt sie den Tanz, welchen man Tarantela nennt, spielen. Der Kranke wird aufgefordert zu tanzen, die Musiker spielen den Tanz immer rascher und rascher, und der unglückliche Tänzer macht verzweifelte Sprünge, bis er zuletzt, in Schweiß gebadet, ermüdet hinsinkt.

In der Provinz Murcia hatte ich zuerst Gelegenheit, einen derartigen Taranteltanz mit anzusehen. Der Mann war vor ungefähr einer halben Stunde von der Tarantel gebissen worden. Je eifriger er tanzte, um so aufmunternder erschallten die Beifallsbezeigungen und Aufforderungen der Zuschauer. Ich rief den Kranken zu mir heran, und er leistete ohne Weiteres Folge. Er unterbrach also seinen Tanz, ohne weitere Folgen, ganz willkürlich. Ich besah mir die gebissene Hand, und da ich beständig etwas Salmiakgeist bei mir führte, so machte ich, ohne ihn weiter zu fragen, einen kleinen Kreuzschnitt in die Geschwulst und rieb ihm etwas Ammonial ein. Der auf die Operation folgende Schmerz ließ ihn noch einige, wenn auch nicht gerade Tanzsprünge machen, dann aber setzte er sich ruhig hin, und in kurzer Zeit waren alle Schmerzenssymptome, sowohl die des Bisses, als die der Operation, verschwunden.

Durch noch einige wiederholte derartige Operationen kam die Tarantela bei dem Landvolke der Provinz Murcia in kurzer Zeit in Mißcredit. Man überzeugte sich bald, daß die agua fuerte des deutschen Arztes ganz andere Wirkungen äußere, als die Musik, und zog bald die vernünftig angewandte Arznei dem Mittel vor, welches nur durch Ueberlieferung des Aberglaubens Jahrhunderte lang sich erhalten hat. Die sogenannten Gebildeten, d. h. die Leute, welche sich zu den Vornehmen zählten, ließen sich freilich von ihrem theuren Wahn nicht so schnell abbringen und widersprachen hartnäckig den Erzählungen, welche ihnen die durch mich Geheilten machten. Auch einige der hochstudirten Señores medicos konnten sich nicht entschließen, an jene neue Heilmethode zu glauben. Sie versicherten, daß das Ammonial wohl bei Schlangenbissen und Insectenstichen wirksam sei, dagegen aber beim Bisse der Tarantel sicher nichts helfe; da gebe es nur ein einziges Mittel, und dieses wäre eben die Musik und möglicherweise auch das durch den in der glühenden Sonne abgehaltenen Tanz hervorgerufene Schwitzen des Leidenden. Ob diese Herren den Grundsatz unserer Homöopathen „mundus vult decipi" theilten, oder ob sie, wie diese, von naturgemäßer Behandlung keinen Begriff hatten, lasse ich dahingestellt. Uebrigens will ich bemerken, daß auch die wirklichen oder sogenannten Homöopathen, welche Spanien beglücken, bei Tarantelbissen Musik anstatt ihrer sonst gebräuchlichen „Nichtse" verordnen. Ich theile dies hauptsächlich aus dem Grunde mit, weil ich Herrn Sanitätsrath Arthur Lutze in Cöthen und seine Glaubensgenossen auf dieses von Herrn Medicinalrath Dr. Larius in Madrid, früheren Postsecretair, besonders in Schwung gebrachte Heilmittel aufmerksam gemacht haben will, da es ja doch in Deutschland alle zehn Jahre einmal vorkommt, daß wenigstens ein von der Kreuzotter Gebissener in die Hände der betreffenden Herren Homöopathen fällt. Vielleicht könnte Herr Sanitätsrath Arthur Lutze durch Musik noch größere Wunder bewirken, als durch den in Kisten eingepackten und 20—30 Meilen versandten „starken Willen".

Dr. med. R. Brehm.

Eine höchst merkwürdige elektrische Erscheinung. Die feuchte Luft ist bekanntlich ein guter Leiter für die Elektricität, und daher gelingen z. B. auf Cayenne in der so feuchten Luft elektrische Versuche fast gar nicht. Da nun im größten Theile der nordamerikanischen Freistaaten die Luft sehr trocken ist, so zeigen sich dort die auffallendsten elektrischen Erscheinungen. Geht man z. B. in New-York mit schleifenden Füßen auf dem mit Teppichen belegten Fußboden der durch Luftheizung erwärmten und ausgetrockneten Zimmer, so wird der Körper so elektrisch, daß von ihm auf die berührten Thürklinken oder auch auf eintretende Personen Funken überspringen und daß leichte Kleider, die man trägt, benachbarten Gegenständen sich nähern. Es ist daher auch möglich, daß Personen durch die atmosphärische Elektricität in einen elektrischen Spannungszustand versetzt werden, in welchem sie eine große Reizbarkeit und Exaltation zeigen, so daß sie bisweilen unzurechnungsfähig erscheinen.

Professor Loomis in New-York hat darüber eine Reihe interessanter Thatsachen gesammelt, aber den merkwürdigsten Fall theilte mir kürzlich ein Freund, der Chef-Redacteur des New-York Demokrat und Director der deutschen Hoboken-Akademie, Herr Dr. Douai, in folgender Weise mit: „An einem der letzten Tage (4. August v. J.) schlug hier während eines ziemlich stillen, mehr wetterleuchtenden Gewitterentladung der Blitz in das Haus eines meiner Bekannten auf Staten-Island, aber ohne zu zünden. Die Familie saß beim Abendbrode, als der betäubende Schlag erfolgte und die Familienglieder eine Feuerkugel sich um einen Zinnkrug auf dem Tisch schlängeln sahen. Die Hausfrau war getroffen worden. Sie war zwar auffällig ruhig und gefaßt, zeigte auch keine Spur von Verletzung, aber Tages darauf begann sie zu klagen. Ihre Verdauung war gestört und sie war in einer solchen elektrischen Spannung, daß, so oft man sie berührte, elektrische Schläge von beiden Theilen empfunden wurden. Ihre Hoops (Reifrock) verursachten ihr heftige Schmerzen, besonders beim Entfernen derselben. Es konnte nur ihr Schwager sie anrühren, ohne ihr Krämpfe zuzuziehen, und wenn er ihre Hand in der seinigen hielt, schlief sie allmählich ein. Als der Arzt, ein kräftiger, energischer Mann, wenige Schritt vom Bette entfernt und ihr den Rücken zukehrend, eine Medicin in eine Schale umfüllte, empfand er und sie einen heftigen elektrischen Schlag. Am dritten Tage starb sie im Augenblicke des Aderlasses an einem kurzen Krampfanfalle. Die Luft war auch mehrere Tage nach dem Blitzschlag noch fortwährend elektrisch gespannt und gewitterhaft.

Nach meiner Ansicht hätte die Kranke nichts retten können, als der häufige Gebrauch von warmen Bädern, um durch das gutleitende Wasser den elektrischen Spannungszustand ihres Körpers, welcher dem regelmäßigen Stoffwechsel bei der organisch-elektrischen Thätigkeit entgegenwirkte, zu vermindern und endlich aufzuheben.

Ph. Spitter.

Eine deutsche Bocksbeutelei. Es war nach den Befreiungskriegen, als der Kampf gegen das aus dem Französischen verderbte Wort Mamsell losbrach. Die Töchter anständiger bürgerlicher Familien ließen es sich wohl gefallen, nicht mehr Mamsells, sondern Fräulein genannt zu werden; nur die Junker und ihr Anhang widersprachen; sie meinten, anständig

bürgerliche Mädchen könnten höchstens beanspruchen, daß das Wort Jungfer oder Jungfrau ihrem Namen vorgesetzt werde. Aber wer nicht blind war, konnte schon vor vierzig, funfzig Jahren sehen, daß nicht mehr der bloße Adel, sondern lediglich die höhere Geistesbildung den höhern Schichten der staatsbürgerlichen Gesellschaft beigezählt zu werden berechtigte. — Wenn wir nun vor mehr als vierzig Jahren das Bastard-Wort Mamsell aus unserer herrlichen Sprache ausmerzten, sollte es da nach Verlauf eines Schwabenalters nicht an der Zeit sein, das Wort Madame ebenso abzuwerfen? Sollte nicht jede verheirathete Deutsche sich damit hinreichend geehrt finden, wenn ihrem Namen das schöne deutsche Wort Frau vorgesetzt wird? meinetwegen in manchen Fällen noch verziert mit dem Beiwort gnädig, obwohl es an der Zeit wäre, auch dies in den meisten Fällen jedes Sinnes baare Wort als abgestorben anzusehen, gleich den leidigen Wörtern wohl-, hoch- und wohl-, hochwohl-, hoch- und wer weiß wie noch geboren. Doch nun zu der eigentlichen Bocksbeutelei!

Unsere Frauen lassen sich schon längst das Wort Frau gefallen, aber doch mit einem — oft über alle Begriffe abgeschmackten — Zusatz, als: Frau Doctor A., Frau Director B., Frau Regierungsrath C., Frau Forstmeister D. &c. Abgeschmackt sind diese Zusätze, weil sie unwahr sind, denn Frau General E., Frau Amtmann F. &c. ist der weibliche General E., der weibliche Amtmann F., oder Frau Kreisphysikus G. ist die zum Kreisphysikus ernannte Frau G. — Die Sache wird auch nicht besser, wenn man Frau Generalin E., Frau Amtmännin F., Frau Lieutenantin M. &c. sagt, und man kann sich dabei durchaus nicht auf die Ausdrücke Frau Princeß (Prinzessin) Georg, Frau Fürstin Liegnitz, Frau Gräfin Hahn, Frau Baronin Staël &c. beziehen; denn die Frau Prinzessin G. ist die geborne (oder dazu erhobene) Fürstin, welche die Frau des Prinzen G. geworden ist; ebenso ist es mit der Frau Fürstin, Frau Gräfin &c. und allen andern von der Geburt oder dem Stande abhängigen Titelwörtern; aber die Frau des Doctor N. ist weder durch Geburt noch durch Promotion die Frau Doctor oder Doctorin, noch weniger die Frau Doctern; vielleicht ist auch der Herr Doctor nur gekauft.

Man meine nicht, daß es selber eine Bocksbeutelei sei, gegen diese im ganzen Volke gäng und gäbe Benennung solcher Frauen, die an betitelte Männer verheirathet sind, zu kämpfen; denn geben die Frauen erst nichts mehr auf Titelworte, so werden sich auch die Männer schämen, nach Titeln, Orden, Standeserhöhungen — was ja oft den Frauen zu Gefallen erst geschieht — zu haschen. Das steht doch fest, die kommenden Geschlechter werden nur und am nachhaltigsten von ihren Müttern, also von Frauen erzogen; haben also unsere Frauen durch und durch deutsche, edle, einfache Sitten sich eingelebt, so werden auch die künftigen Männer deutscher, edler und einfacher sein. Und nun noch Eins! Wenn man eine anständige Gesellschaft, die aus Frauen und Männern besteht, anreden will, so klingt die Anrede: geehrte Frauen und Herren! jedenfalls besser, als: meine Damen und Herren!

Dixi.

Ein Seitenstück zu „Rothschild's Jagd". Fast die gesammte Presse des cultivirten Europas schenkte der großen Jagd, welche der französische Börsenkönig seinem Kaiser veranstaltete, eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit. Die französischen Journale wußten nicht genug Worte zu finden für die Pracht, welche Rothschild bei dieser Gelegenheit entfaltete, und für die Leutseligkeit, mit welcher ihm der Kaiser begegnete. Die englischen Blätter ergossen sich in beißendem Witz, und die deutschen belächelten und bespöttelten — den gastfreien Juden. Gerade der deutschen Presse, gerade den reactionären Blättern der preußischen Metropole fehlt alles Recht, solche zur Ehre der Regenten gegebene Feste für ihre Zwecke zu benutzen, gerade sie sollten auf die Geschichte ihres Königshauses zurückblicken, dann würden sie finden, daß die preußischen Könige, die alten Stammhalter des preußischen Regentenhauses, es nicht verschmähten, sich von ihren Juden fêtiren zu lassen. Freilich ist noch ein himmelweiter Unterschied zwischen der Rothschild'schen „Jagd" und den Fêten der Berliner Juden. Rothschild lud Napoleon freiwillig zum Jagen ein; die preußischen Könige meldeten sich ungebeten bei ihren Juden und nöthigten dieselben zu einem Aufwand, den sie sonst wohl füglich hätten bleiben lassen.

Das Fest, welches wir als Seitenstück zur Rothschild'schen „Jagd" unseren Lesern vorführen wollen, versetzt uns in die preußische Hauptstadt und in das letzte Lebensjahr des zweiten preußischen Königs, Friedrich Wilhelm I. Er war bekanntlich nicht nur ein ausgemachter Gegner alles Aufwandes, sondern sogar von einer Sparsamkeit besessen, die oft an's Unglaubliche grenzte, wie sich das namentlich aus seiner Correspondenz mit seinem „ungerathenen" Sohne, dem großen Friedrich, deutlich ergiebt. Freigebig war er nur, sobald es sein Heer betraf — um dieses so glänzend wie möglich aufmarschiren zu lassen, scheuete er die größten Summen nicht und war ihm keinerlei Steuer zu hoch — wenn es darauf ankam, gekrönten Häuptern zu imponiren. Um sich und seinem Hofe eine Kurzweil zu verschaffen, wurde die Berliner Judenschaft in Contribution gesetzt: auf besonderen Befehl mußte in dem in der Spandauer Straße belegenen Hause des bekannten Juweliers und Münzmeisters Veitel Ephraim am 7. Januar 1740 ein großes Fest stattfinden. Kommt der bei dieser Gelegenheit „auf höchsten Befehl" entfaltete Luxus dem der Rothschild'schen Jagd auch nicht gleich, so müssen die Verhältnisse und Persönlichkeiten, der hohe Gast und der einäugige Gastgeber in Betracht gezogen werden. Soviel ist gewiß, Ephraim hatte Alles prächtig arrangirt. Das Haus war zu beiden Seiten mit kostbaren Teppichen behangen und das Innere desselben gleichsam in einen türkischen Bazar verwandelt. In dem einen Zimmer hatten verschiedene jüdische Kaufleute allerhand Brabanter Spitzen feil, in einem andern waren Galanteriewaaren ausgelegt; dem gegenüber befand sich ein Saal mit reichen französischen Stoffen. In einem vierten Zimmer hatte der Juwelier selbst mit Juwelen seinen Stand. Von da trat man in zwei Säle, von denen der eine mit reichgestickten Kleidern, der andere mit feinen und seltenen Schildereien aus Italien und Holland ausgeputzt war. Vom Eingang des Hauses bis zum Ende des großen Hofes waren die Fußböden mit prächtigen Brabanter Tapeten belegt, die Wände mit Orangerien bekleidet und mit vielen hundert Lampen und Lichtern illuminirt. Auf dem Hofe zur rechten Hand waren die Zimmer zur „unterthänigsten" Aufwartung für die königlichen Herrschaften kostbar meublirt. Nachmittags gegen $3^1/_2$ Uhr gelangte die königliche Familie in Begleitung der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Herrschaften und vieler Standespersonen vor Ephraim's Haus, an dessen Eingange sie von dem „riesenhaften" Juden und seinen galanten Söhnen empfangen wurden. Nachdem sie einige Erfrischungen angenommen hatten, schritten sie zur Besichtigung der für sie ausgelegten Kostbarkeiten und geruhten einige als Geschenk huldvoll entgegen zu nehmen, andere durch Kauf an sich zu bringen. Sodann wohnten die hohen Herrschaften einer Festlichkeit bei, welche von Ephraim „auf besondern Befehl" seiner Gäste mit dem königlichen Besuche in Verbindung gebracht worden. Es war die eheliche Verbindung eines von dem reichen Ephraim erzogenen jüdischen Waisenpaares. Die Trauung fand nach damaligem Gebrauch auf freiem Hofe unter einem mit Silber und Gold gewirkten Trauhimmel statt. Nach beendeter Feier begann der Tanz der jungen Leute, dem die „höchste Gesellschaft" noch einige Zeit zuschauten und sich dann nach Hofe zurück begaben.

Dieses Fest wurde von der königlichen Familie gewiß schneller vergessen, als die Jagdlust des Königs von den Juden. Friedrich Wilhelm war ein besonderer Freund der Sauhetze. Im Jahre 1729 wurden allein in der Mark und in Pommern 3602 wilde Schweine erlegt. Bei seinem Geize wollte er seine Beute auch versilbern und kam daher auf den originellen Einfall, der Judenschaft eine große Menge wilder Schweine zuzutheilen. Da er wußte, daß die Juden ihrem Religionsgesetze zufolge sich des Genusses des Schweinefleisches enthielten, so verordnete er zugleich, nach erfolgter Zahlung das Wild an die Armenhäuser und das große Hospital zu schicken.

M. K.

Kleiner Briefkasten.

A. in W. Der „Hermann" erscheint wöchentlich in London und verdient Ihre Sympathien vollständig.

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk".

(Schluß der Quittung aus Nr. 5.) 12 fl. östr. W. von einigen Klerikern an der theologischen Facultät zu Graz: „Ruhm und Ehre dem theuern großen Vaterlande des wackeren Bauer!"; — 33 fl. östr. W. von den Lesern der Gartenlaube in Schönlinde (Böhmen), durch Hielle und Dittrich das.; — 15 fl. östr. W. aus Erdöelbek in Siebenbürgen (5 fl. von einem Kurhessen, 5 fl. von einem Preußen, 3 fl. von einem Deutsch-Böhmen, 20 Kr. von desgl., 1 fl. von einem Siebenbürger Sachsen, 80 Kr. von einer Whistpartie), durch M. O; — 10 fl. östr. W. von der Casino-Gesellschaft in Außig, durch deren Präsidenten; — 1 Thlr. $22^1/_2$ Ngr. von G. v. d. L. in W. u. P.; — 10 Ngr. von A. Sch. in Erl.; — 2 Thlr. 17 Ngr. von einigen Einwohnern in Ginsheim, durch Philipps II. das.; — 20 Ngr. von einem Leser der Gartenlaube in Halberstadt, durch J. Schimmelburg; — 5 Thlr. vom Gewerbeverein zu Weißenfels, durch G. Prange das.; — 6 Thlr. 10 Ngr. gesammelt bei dem Stiftungsfest des Handwerkervereins zu Strasburg: — 4 Thlr. gesam. in der Glock'schen Brauerei zu Frankfurt a. M., durch E. Glock; — 24 fl. rhn. — (bei der Hochzeitsfeier des Jacob Dettweiler in Pfeddersheim bei Worms, gesammelt von den anwesenden Herren 16 fl., von den Damen 5 fl., an der Ueberfahrt des Rheindurchstichs bei Guntersblum bei einem Glas Wein von 2 Lesern der Gartenlaube aus Guntersblum und einem aus Eunsheim 3 fl.); — 3 Thlr. $7^1/_2$ Ngr. ges. im Turnverein zu Eibenstock; — 24 Thlr. 21 Ngr. 8 Pf. (43 fl. 16 Kr. rhn.) von L. Röhlin in Kempten, durch den Geschäftsführer des Nationalvereins, F. Streit in Coburg; — 2 Thlr. von einem Berliner Secundaner des grauen Klosters, durch W. R. Mecklenburg in Berlin; — 10 Thlr. vom Gewerbeverein und 1 Thlr. von F. H. Springer in Riesa, durch C. H. Jacobi, Vorsteher des Gewerbevereins; — 3 Thlr., „welke van de Martinsmänkens-Gesellkup to Ossenbrügge den 10/11 62 saammelt sünd"; — 1 Thlr. 15 Ngr., gesammelt bei Wirth König zu Gießen; — 4 Thlr. 15 Ngr. zweiter Beitrag aus Guhrau, durch Lehrer Stach das.; — 3 Thlr. 28 Ngr. (4 Rubel Silber in B. N.) von „vier deutschen Brüdern, C. G. Schmidt, Herm. Geier, H. R. Guder und N. N. zu Pabianice in Polen: „Hoch möge unser deutscher Bauer leben! Hoch mög' er die versunknen Schiffe heben!" — 2 Thlr. 17 Ngr. (10 Francs) von W. Müller in Niederurnen bei Glarus, eingesendet, „um den Jahrestag der Leipziger Schlacht nicht ungefeiert vorbeigehen zu lassen"; — 1 Thlr. 1 Ngr 3 Pf., gesammelt von der Freitags-Kegelgesellschaft bei Heutschel in Chemnitz, durch Heinr. Rebetanz; — 2 Thlr., ges. unter einigen Freunden v. H. C. in Halle; — 13 Thlr. 20 Ngr., ges. unter den Lesern des Lesevereins zu Schönlanke an der Ostbahn (Preußen), durch Dr. Schultz Hencke, Sanitätsrath und Kreisphysikus das.; — 2 Thlr. 26 Ngr., zweite Sammlung vom „Verein junger Kaufleute in Quedlinburg", durch Huch; — 2 Thlr. 5 Ngr., ges. bei Gelegenheit eines Abschiedsfestes in der O. Jaule'schen Conditorei in Sprottau, durch H. Werner das.; — 6 Thlr. 15 Ngr., ges. von Gustav Harenker in Frankfurt a. d. O.; — 1 Thlr. 12 Ngr. 6 Pf. von einem Theile der activen Mitglieder des Liederkranzes zu Eisenach, mit einem Glückauf!, durch F. W. v. Kawaczynski; — 11 fl. österr. W. von einigen jungen Deutschen in Triest, durch A. Weiß; — 5 fl. österr. W. „vereint mit einem deutschen Gruße" von Ludw. Timmel in Pirano auf Istrien.

Die Summe dieser 23. Quittung beträgt 1010 Thlr. 9 Ngr. 8 Pf. pr. C., 86 fl. österr. W. und 92 fl. rhn.

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 7. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Vertheidiger.

Von J. D. H. Temme.

In dem geräumigen Schwurgerichtssaale befand sich eine zahlreiche Zuschauermenge. Sie gehörte meist den höheren Ständen aus der Stadt und der Nachbarschaft an. Der Fall, der verhandelt werden sollte, hatte in der Gegend eine Berühmtheit erlangt und betraf Personen und Verhältnisse der höheren Stände. Ein adliger Gutsbesitzer der Gegend hatte bei seiner schönen Frau einen jungen Officier betroffen und ihn niedergeschossen. Er hatte dem Paare, gegen das ihm schon seit einiger Zeit Verdacht erweckt war, aufgelauert; er war daher der vorbedachten Tödtung, des Mordes, angeklagt, und seine Strafe war, wenn die Geschworenen ihn schuldig erklärten, die Strafe der Hinrichtung durch das Beil.

Da die Geschworenen ihn schuldig erklären würden, das war die allgemeine Frage, die den Zuschauerraum des Gerichtssaales mit allen den erwartungsvollen Menschen, gefüllt hatte. Auch ich hatte mich hingegeben. Nicht der Schreiber dieser Zeilen. Dieser hat seit zehn Jahren sein deutsches Vaterland nicht wiedergesehen, und die Geschichte, die er hier niederschreibt, ist erst vor wenigen Jahren in Deutschland passirt. Aber ein Freund aus der Heimath besuchte ihn im vorigen Sommer und erzählte ihm, was hier niedergeschrieben werden soll, und der Schreiber führt den Freund erzählend ein.

Ich war fremd in der Stadt, auf der Durchreise nach der etwa sechs Meilen entfernten Hafenstadt. Einen Abend vorher hatte ich im Gasthofe nur von dem morgenden Criminalfalle sprechen hören; ich war kein großer Freund der Schwurgerichte und theilte um so mehr die allgemeine Spannung. Ich mußte der Verhandlung der Sache beiwohnen. In der Hafenstadt kam ich auch am zweiten Tage noch früh genug an.

„Ist die Sache so klar, wie ich von allen Seiten höre," hatte ich gefragt, „wie kann man dann zweifelhaft sein, ob die Geschworenen verurtheilen werden?"

„O, mein Herr," war mir geantwortet worden, „der Angeklagte wird von dem berühmtesten Advocaten der Residenz vertheidigt."

„Können denn die berühmten Advocaten Ihrer Residenz den hellen Tag zur Nacht, oder schwarz zu weiß machen?"

„Hm, mein Herr, der Zufall hat eigenthümlich bei der Auswahl der Geschworenen gewirkt."

„Entschuldigen Sie, an einen Zufall bei der Auswahl der Geschworenen glaube ich nicht recht."

„Mein Herr, die Geschworenen sind ausgeloost!"

„Ah —! Aber wie ist die Stimmung der Beamtenwelt gegen den Angeklagten? der Regierungs- und Gerichtspräsidenten, die doch auch bei jener Auslosung gewirkt haben?"

Man zögerte mit der Antwort.

„Der Ermordete," sagte endlich Einer, „war Officier und gehörte den ersten adligen Familien des Landes an."

„Und der Angeklagte?"

„Er ist fremd hier. Er hat sich erst vor anderthalb oder zwei Jahren in der Gegend angekauft und niedergelassen."

„Aber, mein Herr," nahm ein Anderer etwas eifrig das Wort, „Sie werden nicht glauben, daß diese Umstände auf die Verhandlung und Entscheidung der Sache irgend welchen Einfluß ausüben können!"

„Ich bin entfernt davon, meine Herren. Indeß die Geschworenen?"

„Sind meist Personen aus den mittleren Ständen: reiche Bauern, wohlhabende Handwerker, kleine Kaufleute."

„Und," fiel der Eifrige ein, „kein einziger pensionirter Officier ist dabei, und nur drei Aretige auf sechsunddreißig Geschworene; Sie müssen zugeben —"

„Daß da der Zufall allerdings auffallend unparteiisch gewirkt hat!"

„So meine ich."

Es war indeß in der Gasthofsgesellschaft Einer, der nicht eifrig war und der Meinung des Eifrigen nicht zu sein schien.

„Solche Leute aus den mittleren Ständen," meinte er, „pflegen zuweilen verzweifelt mittelmäßig an Kopf und Charakter zu sein und eines Führers zu bedürfen, dem sie dann um so unbedingter folgen, je fremder ihnen das Gebiet ist, das sie betreten sollen."

„Um so mehr," ward der Eifrige ein, „würden sie dem berühmten Advocaten aus der Residenz folgen."

„Ich meine, um so weniger. Von dem berühmten Advocaten aus der Residenz wissen sie eben nichts, als daß er ein berühmter Advocat ist, und die Berühmtheit eines Advocaten bringt die Menge nur zu leicht in Verbindung mit Pfiffen und Kniffen, mit Schlichen und Rechtsverdrehungen; da ist man auf der Hut und sieht sich um so angelegentlicher nach einem anderen, als bewährt bekannten Führer um, und das ist der Präsident des Schwurgerichts, den eben Jedermann kennt."

„Und wer ist der Präsident des Schwurgerichts?" fragte ich.

„Ein braver Mann und ein tüchtiger Jurist, der in allgemeiner Achtung steht."

„So meinte ich!" sagte in einem etwas eigenthümlichen Ton der, der dem Eifrigen opponirt hatte. Und von einer Opposition konnte in dem öffentlichen Gasthofe der Provinzstadt nicht weiter die Rede sein.

Der Zuschauerraum des Gerichtssaales war gefüllt. Herren und Damen waren da, vom Militär und Civil. Die Damen und die Officiere saßen in den vorderen Bänken, weniger vornehme Herren und Damen hinten. In einer deutschen Provinzstadt ordnet sich auch so etwas. Die Geschworenen waren ebenfalls schon da, alle schwungvrerfrisst. Es fehlte kein einziger. Sie saßen in drei geraden Reihen auf den drei langen Bänken. Man überhob so die kräftigen, braven, mitunter intelligenten Gesichter der reichen Bauern, der wohlhabenden Handwerker, der kleinen Kaufleute. Die drei ärztlichen Herren unter ihnen zeichneten sich fast nur durch ihre wohlgepflegten Vollbärte aus.

Die Richter waren noch nicht da. Aber der Staatsanwalt, der öffentliche Ankläger, saß schon auf seinem hohen Sessel vor seinem Pulte, in Acten blätternd. Er war ein Mann in mittleren Jahren, mit dem vollen Ausdrucke der Klugheit, der Ruhe und des Ehrgeizes in dem angenehmen Gesichte. So müssen Staatsanwälte sein; denn sie müssen Carriere machen — wenn sie schon in mittleren Jahren sind, Präsidenten werden.

Gensdarmen und Gerichtsdiener standen, Wache haltend, an den Seiten des Saales. Eine Uhr oben im Saale schlug neun Uhr, und um diese Zeit sollten die Gerichtsverhandlungen beginnen. Eine Thür öffnete sich, und ein Gerichtsdiener trat in den Saal. Das Gericht folgte ihm, voran der Präsident, hinter ihm die vier anderen Richter. Sie nahmen ihre Plätze an den langen Tische ein. Der Präsident eines Schwurgerichts pflegt ein aristokratischer Mann, die Mitglieder pflegen gemeine Männer der Bureaukratie zu sein.

Drei Minuten darauf wurde der Angeklagte in den Saal geführt. Sein Vertheidiger trat mit ihm ein. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich den beiden Männern zu, die heute eine bedeutende Rolle spielen sollten, von denen der Eine um sein Leben kämpfen, der Andere jenem beistehen sollte, sein Leben zu retten. Der Eine, der Angeklagte, war den Anwesenden nur wenig bekannt, den Anderen kannte vielleicht noch Niemand.

Der Angeklagte war ein schöner, junger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem blassen, etwas südlich geformten Gesichte, mit großen, dunklen, kühn blitzenden Augen, mit einem stetzen, raschen, entschlossenen Wesen.

Sein Vertheidiger, der erste Advocat der Residenz, war ein Mann von mittlerer Größe, etwas mager; das hellblonde Haar lag glatt an, das frische, nichts weniger als markirte Gesicht war unbeweglich; die hellblauen Augen blickten klar und ruhig; seine Bewegungen waren leicht und doch etwas gemessen.

„Das der erste Advocat des Landes?“ fragte man sich, nachdem man den Mann betrachtet hatte. „Man sieht ihm nicht einmal besondere Klugheit an. Nur gutmüthig scheint er zu sein. Ah, er will schon vor den Geschworenen ein Ruhespiel aufführen und sie dadurch gewinnen. Da kommt er hier schlecht an!“

Der Präsident des Gerichts verkündete den Anfang der Verhandlung. Die zwölf Geschworenen für die Sache wurden ausgelost. Weder der Staatsanwalt noch der Vertheidiger verwarfen einen von ihnen. Das Loos hatte in bunter Mischung die kleinen Leute getroffen, reiche Bauern, wohlhabende Handwerker, kleine Kaufleute. Von den drei adligen Herren war nur einer ausgerufen.

Die Herren, mit denen ich am Abend vorher im Gasthofe gewesen war, warfen mir fragende Blicke zu, ob ich auch hier nicht an den Zufall des Looses glauben wolle. Ich verbeugte mich gläubig gegen sie.

Die ausgewählten Geschworenen nahmen ihre Plätze ein.

Der Präsident fragte den Angeklagten nach seinen persönlichen Verhältnissen.

„Ihr Name?“

„Joseph Maria Freiherr von Wallberg.“

„Ihr Alter?“

„Zweiundreißig Jahre.“

„Wo sind Sie geboren?“

„Zu Valencia in Spanien.“

„Sie führen einen deutschen Namen!“

„Mein Geschlecht ist ein altes deutsches Adelsgeschlecht. Mein Vater war als junger Officier nach Spanien gegangen. Er heirathete in Valencia eine edle, reiche Spanierin. Ich verließ nach dem Tode meiner Eltern meine Heimath, reiste mehrere Jahre und ließ mich vor zwei Jahren in dem hiesigen Kreise nieder.“

„Sie sind verheirathet?“

„Ja.“

„Ihre Ehe ist ohne Kinder?“

„Ja.“

Der Präsident ließ die Zeugen hereinrufen. Es waren zwei junge Officiere, Cameraden des Ermordeten, ferner Diener und Dienerinnen aus dem Schlosse des Angeklagten und Landleute aus der Gegend. Sie wurden vereidigt und wieder entlassen.

Die Anklageschrift wurde durch den Gerichtsschreiber verlesen.

Der Freiherr Joseph Maria von Wallberg war seit drei Jahren verheirathet mit Therese Ida von Hanenstein, Tochter des — schen Consuls in New-York, die er während seines Aufenthaltes dort kennen gelernt, und mit der er bald nach der Trauung nach Europa gegangen war, um zunächst sein Vermögen in Spanien zu realisiren und sich dann in Deutschland, dem Beide durch ihre Familien angehörten, niederzulassen. Er hatte vor zwei Jahren das Gut Hard, vier Meilen von der Stadt entfernt, angekauft und dort seinen Wohnsitz genommen. Die beiden Gatten machten ein angenehmes Haus. Sie waren reich, gastfrei, jung, liebenswürdig; sie liebten die Wissenschaften, die Künste; die Frau war schön, geistvoll, musikalisch; der Mann war lebhaft, ein muthiger Reiter, ein rastloser Jäger. Das Schloß Hard sah beinahe täglich Gesellschaft, und die Gesellschaft war die ausgesuchteste der Gegend. Die Liebe der beiden Gatten zu einander war eine innige, zärtliche. Auf Seite der Frau schien es wenigstens so. Das angenehme Leben auf Schloß Hard, das Glück der Ehegatten war durch nichts gestört. Da trug sich vor einem Vierteljahr, am Dienstag, den 10. April, Folgendes zu.

Der Angeklagte hatte an diesem Tage des Morgens früh das Schloß verlassen, um nach H. zu verreisen; wo er Geschäfte hatte. Wie gewöhnlich, wenn er dahin reiste, was öfters der Fall war, ritt er allein und ohne Begleiter bis zu der nächsten, eine Meile von dem Schlosse entfernten Eisenbahnstation — Wiekel hieß sie — übergab hier den Leuten des Gasthofs sein Pferd und fuhr auf der Eisenbahn weiter. Er hatte erst am folgenden Tage, am Mittwoch, zurückkehren wollen. In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch aber wurden die Bewohner des Schlosses plötzlich durch einen ungewöhnlichen Lärm aus dem Schlafe geweckt. Fast Alle hatten unmittelbar an der Rückseite des Schlosses, nach dem Garten hin, einen Schuß fallen hören. Dem Schusse war ein schwerer Fall, dann der laute Hülferuf eines Mannes gefolgt; dem Rufe der Angstschrei einer Frauenstimme. Ehe die aus dem Schlafe aufgeschreckten Menschen sich besinnen konnten, war ein zweiter Schuß gefallen. Darauf war Alles still geworden und still geblieben. Die Bewohner des Schlosses — es waren nur Domestiken — waren aus ihren Betten aufgesprungen. Die Besorgteren und Entschlossenteren waren in den Garten geeilt, wo man die beiden Schüsse hatte fallen hören. Sie hatten die Thür des Schlosses, die in den Garten führte, offen gefunden; schon das war ihnen aufgefallen. Als sie in den Garten traten, sah ihnen seltsamerweise ein Pferd auf, das hinten im oder am Garten unmittelbar an der Hecke sich befinden mußte. Einige wollten dahin eilen, während Andere sich anschickten, in der Nähe des Hauses zu suchen, wo die Schüsse gefallen waren, wo man den Hülferuf des Mannes und den Angstschrei der Frau gehört hatte. An Allen verübte stürzte plötzlich vom Schlosse her in wilder Hast ein Mann. Er rannte nach der Gegend hin, in der man das Wiehern des Pferdes vernommen hatte.

Alle erkannten den Mann. Es war ihr Herr, der Freiherr von Wallberg, der Angeklagte. Sie erkannten ihn deutlich, bestimmt. Der Mond schien, der Himmel war klar, und der Mann war kaum drei bis fünf Schritte an ihnen vorüber gerannt, er hatte keinen andern Weg gehabt. Sie hatten sein Gesicht erkannt; es war leichenblaß gewesen. Die ihnen wohlbekannten großen, feurigen Augen hatten ihnen beängstigend, drohend, wilde Blicke zugeworfen. Sie hatten seine Gestalt erkannt, die Kleidung, in der er am Morgen ausgeritten war; es war eine Jagdmütze und ein langer, grauer Reitermantel. An dem Mantel, an den Händen des Mannes glaubten sie Blut gesehen zu haben. Der Anblick hatte die Leute mit Lähmendem Schreck erfüllt. Keiner hatte gewagt, ihm zu folgen, ihn zu verfolgen. Einen Augenblick nachher hörten sie hinter dem Garten im Galopp ein Pferd davonjagen. Sie zerstreuten sich in dem Garten umher, um zu suchen. Schon nach einer halben Minute fanden sie sich wieder zusammen.

Einer war auf einen Menschen gestoßen, der unbeweglich am Boden lag. Er rief die Anderen herbei. Man beschützte, unter-

suchte den Menschen. Er war tot. Zwei Kugeln hatten ihn getödtet; der Hirnschädel war ihm zerschmettert; aus einer Wunde mitten auf der Brust quoll das Blut. Das Blut floß noch, und die Leiche war noch warm. Man erkannte den Ermordeten. Es war der Graf Hochhausen, Lieutenant des in der benachbarten Stadt garnisonirenden Kürassierregiments. Alle kannten ihn, obgleich das Gesicht durch den Schuß entstellt war. Der Graf kam oft, fast täglich zum Schlosse, denn er war Freund des Hauses, der intimste Freund des Freiherrn. Und wie er in der Nacht hierher gekommen war? Warum er als Leiche dalag? Warum der Freiherr, sein bester Freund, ihn erschossen hatte? Denn ihren Herrn hatten sie erkannt, Alle, und sie hatten sein leichenblasses Gesicht, seine drohenden, wilden Blicke, seinen blutigen Mantel, seine blutigen Hände gesehen. Wer anders, als er, konnte den Grafen getödtet haben? Es sollte ihnen auch das Warum unzweifelhaft werden. Die Leiche lag dicht am Hause, unmittelbar unter den Fenstern des Gemachs der Freifrau. Das Zimmer war im ersten Stock, und an der Mauer des Hauses führte bis zu jenen Fenstern hinauf ein Birnenspalier. Die Untersuchung des Spaliers ergab, daß mehrere Zweige zertreten waren; an anderen klebte frisches Blut; mit frischem Blute war die Mauer des Hauses bespritzt. Der Graf hatte sich auf dem Spaliere befunden, als ihn der erste Schuß zerfossen hatte. Er war im Herunterfliegen begriffen gewesen, als ihn der Schuß traf, denn die Zweige des Baumes waren hoch über den Blutspuren zertreten. Der erste Schuß mußte die Brust zerfetzen haben, da der Getroffene noch hatte laut um Hülfe rufen können. Den Niedergefallenen hatte der Mörder dann am Boden den Hirnschädel zerschmettert. Und das Weitere? Wie der Graf auf das Spalier gekommen? Warum der Freiherr ihn erschossen, dem tödtlich Getroffenen noch gar in wilder Rache oder Mordlust das Gehirn zerschmettert hatte? Das Spalier selbst, unmittelbar unter den Fenstern der Freifrau; der Angstschrei einer Frau, den man während des Mordes vernommen haue; die früheren täglichen Besuche des Grafen im Schlosse, auch wenn der Freiherr nicht da war; die Schönheit und Lebhaftigkeit der jungen Frau; das kecke und seinige Wesen des schönen jungen Officiers: das Alles gab eine Antwort, der nicht zu widersprechen war.

Ein anderer Umstand sprach nicht minder klar: die Freifrau gab bei alle dem Lärm, der unmittelbar unter ihren Fenstern stattfand, bei allem Tumulte, der das ganze Schloß erfüllte, kein einziges Lebenszeichen von sich; man sah, man hörte nichts von ihr. Man begab sich zu ihrem Zimmer und fand es verschlossen. Man rief ihr durch die verschlossene Thür zu, daß unmittelbar beim Schlosse ein Mord verübt, daß der Ermordete der Graf Hochhausen sei. Sie kam nicht aus ihrem Zimmer hervor und sie öffnete die Thüre nicht; sie erklärte, daß sie unwohl sei, und befahl, man solle zu einem Arzte schicken, aber sie in der Nacht nicht mehr stören. So konnte nur eine Schuldbewußte handeln, die zugleich ein Zeugniß für die Schuld ihres Gatten ablegte. Daß sie am andern Morgen gefaßt war, konnte nicht als Widerlegung dienen. Den entstandenen Verdacht hatte die sofort eingeleitete Untersuchung zur Gewißheit erhoben. Der Angeklagte hatte zwar fortwährend hartnäckig geleugnet, er wollte zur Zeit der That gar nicht im Schlosse oder in dessen Garten oder Nähe gewesen, vielmehr erst mit dem Nachtzuge von H. zurückgereist und erst des Morgens um fünf Uhr auf der Eisenbahnstation Wiebel angelangt und, nachdem er gefrühstückt, gegen sechs Uhr von da fortgeritten und gegen sieben Uhr im Schlosse weiter eingetroffen sein. Von einer Unreue seiner Frau, von irgend einem Verhältnisse derselben zu dem Grafen Hochhausen, von einem Verrathe des Freundes, den er stets nur als erprobt erkannt, wollte er nichts wissen; jenen Verdacht, jene Anklage in dieser Beziehung hatte er entschieden und entrüstet zurückgewiesen.

Das Ergebniß der Voruntersuchung war indeß vollständig gegen ihn. Die Angaben des Angeklagten über seine Rückreise von H. hatten in keiner Weise bestätigt werden können. Nur daß er am Morgen um sieben Uhr zum Schlosse zurückgekehrt war, stand fest. Das widersprach aber nicht, daß er auch in der Nacht dagewesen war. Um ein Uhr in der Nacht waren die Schüsse gefallen. Dagegen war die gesammte Dienerschaft des Schlosses dabei verblieben, daß sie in der Nacht den Angeklagten auf das Bestimmteste erkannt hätten. Nur Zwei von den Leuten hatten es bei ihrer ersten gerichtlichen Vernehmung abstreiten wollen: der alte Kammerdiener des Freiherrn, mehr sein Vertrauter, als Bedienter, und der Nachtwächter des Schlosses. Allein auch sie waren zu der Wahrheit zurückgekehrt, als man ihnen einen Eid abforderte. Sie hatten Beide eingeräumt, den Freiherrn ebenfalls in der Nacht erkannt zu haben. Dabei hatten sie dann ferner die wichtigsten Umstände angeben müssen; der alte Kammerdiener, daß er seinem Herrn schon früher Verdacht der Untreue der Freifrau mitgetheilt habe; der Nachtwächter, daß der Freiherr in der Nacht des Mordes mit ihm gesprochen und ihm sogar einen Befehl an die Freifrau ertheilt habe.

Die Freifrau selbst hatte eben so entschieden, wie der Angeklagte, jeden Verdacht und jede Beschuldigung gegen sich und ihren Gatten in Abrede gestellt. Sie hatte indeß, nach den Gesetzen, nur als Auskunftsperson vernommen und mit zum Zeugeneide nicht belegt werden können. Nach dem Gesetze war sie auch nicht als Zeugin in der öffentlichen Verhandlung vorzuladen gewesen. Die sämmtlichen übrigen Zeugen waren vorgeladen; unter ihnen zwei Cameraden des Ermordeten, die bekundet würden, daß dieser allerdings in einem vertrauten Verhältnisse zu der Freifrau gestanden habe.

„Die vorgeladenen Zeugen," schloß die Anklageschrift, „werden die Thatsachen der Anklage in allen Punkten bewahrheiten. Es wird sich dadurch eine Trübung mit Verbrechen, selbst mit einem unnatürlichen, menschlichen Anklange, herausstellen. Die Anklage auf Mord ist danach begründet."

Sie war begründet, wenn die Anklageschrift nicht übertrieb.

Ich bemerke das einem der Beisitzen aus dem Gasthofe. „Die Anklageschriften unserer Staatsanwälte," setzte ich hinzu, „pflegen zuweilen ein Geschäft aus dem Ueberreiben zu machen, sie gleichen gehässigen, oft geradezu verleumderischen Schmähschriften."

„Sehen Sie dieses ordinäre Metier unserem Staatsanwalte an?" fragte mich der Beisitze.

Er hatte Recht. Das lange, klare, ruhige Gesicht des Staatsanwalts sah nicht danach aus. Es war auch während der Verlesung der Anklageacte ruhig und unbeweglich geblieben. Aber auch nur so hatte man den Angeklagten und seinen Vertheidiger gesehen. Kein Zug in ihren Gesichtern hatte sich verändert. Der Angeklagte zeigte die volle Ruhe eines guten Gewissens, der Vertheidiger die der Gewißheit des Sieges. War das eine Maske, so hatten Beide sie mit Geschick gewählt und festgehalten.

Der Präsident fragte, wie es das Gesetz vorschrieb, den Angeklagten, ob er sich schuldig bekenne.

„Nein," war die ruhige, feste Antwort.

Der Präsident wollte das gesetzliche Verhör mit dem Angeklagten beginnen. Da erhob sich der Vertheidiger. Man sollte die ersten Worte des berühmten Advocaten aus der Residenz hören. Man lauschte ihnen mit erwartungsvoller Spannung.

„Herr Präsident," sagte der Vertheidiger, „der Angeklagte protestirt gegen jedes Verhör mit ihm; er ist der Meinung, daß, nachdem er sich nichtschuldig erklärt hat, jede fernere Frage an ihn über seine Schuld eine Beleidigung seiner Ehre sei. Ich schließe mich seinem Proteste an."

Er sprach nur die wenigen Worte. Sie hatten keinen bedeutenden Inhalt und wurden einfach, ohne besondere Accentuirung, fast tonlos gesprochen. Sie schienen dennoch im ganzen Saale eine ungewöhnte Wirkung hervorzubringen. Weil der berühmte Advocat sie sprach? Oder weil sie etwas Neues sagten, was man hier noch nicht gehört hatte? Der Präsident hatte gestutzt, aber sich schnell wieder gefaßt.

„Das Gesetz schreibt das Verhör des Angeklagten vor," sagte er.

„Nicht, wenn der Angeklagte protestirt, Herr Präsident."

„Das Gesetz kennt keinen solchen Protest. Er ist hier noch nie erhoben worden."

„So geschieht dies heute hier zum ersten Male."

„Das Gericht wird beschließen," erklärte der Präsident.

Er wollte sich mit den Richtern in das Berathungszimmer des Gerichts zurückziehen.

„Darf ich noch um wenige Worte bitten?" kam der Vertheidiger zuvor.

„Es sei Ihnen gestattet."

Der Präsident sagte es noch etwas gereizt. Der Vertheidiger war vollkommen ruhig und beschieden geblieben. So fuhr er auch fort:

„Herr Präsident, das Gesetz gestatten Ihnen zwar das Verhör des Angeklagten, aber es stellt an die Spitze des ganzen Verfahrens

den durchgreifenden Grundsatz, daß der Angeklagte nur zu seiner Vertheidigung zu hören sei, daß er zu keiner Erklärung gezwungen werden könne, daß Zwangsmittel jeder Art, um ihn zu irgend einer Aussage zu nöthigen, verboten seien. Nur so weit, Herr Präsident, kann also auch Ihr Recht des Verhörs gehen, und nachdem der Angeklagte durch seinen Protest, dem ich mich anschließe, und für den ihm ein unangreifbarer Grund der Ehre besteht, erklärt hat, daß er auf keine einzige Frage antworten werde, möchte ich Sie, Herr Präsident und meine Herren Richter, dringend bitten, von einem Beschlusse abzustehen, zu dessen Ausführung Ihnen jede Macht und jedes Mittel fehlt."

Die letzten Worte waren mit großer Bestimmtheit gesprochen. Der Präsident verfärbte sich leicht. Die Richter sahen sich etwas befremdet an. Der Vertheidiger hatte Recht. Aber noch fein Angeklagter und Vertheidiger hatte hier bisher auf diesem Rechte bestanden, nur daran zu erinnern gewagt. Was nun machen? Die Frage trieb dem Präsidenten das Blut in das Gesicht und wieder hinaus, machte die Richter verlegen. Dem fremden Vertheidiger nachgeben? Oder einen Beschluß fassen, den man in der That nicht ausführen konnte?

Der gewandte Staatsanwalt kam dem Präsidenten zu Hülfe.

„Herr Präsident," nahm er das Wort, „ich finde meinerseits keine Veranlassung, auf einem Verhöre des Angeklagten zu bestehen. Die Wahrheit wird durch die Zeugen herausgestellt werden. Will der Angeklagte durch sein Schweigen sie und seine Schuld bestätigen, das Recht kann nur dadurch gewinnen, und als oberster Wächter des Rechts und des Gesetzes darf ich daher den Antrag stellen, dem Protest des Angeklagten und seines Vertheidigers stattgeben zu wollen."

„Die Lage der Sache wird durch diese Erklärung geändert," bemerkte der Präsident. „Das Zeugenverhör wird beginnen."

Die Lage der Sache war auch in anderer Beziehung geändert. Die Stimmung des Saales erklärte sich gegen den Angeklagten. Man las deutlich auch auf den Gesichtern der Geschworenen: Er fürchtet, sich durch seine Antworten zu verrathen; er ist lebhaft, stolz. Sein Vertheidiger fürchtet es wohl noch mehr. Das Gesicht des Vertheidigers blieb unbeweglich.

Die Zeugen wurden vernommen, Einer nach dem Andern, wie das Gesetz es vorschrieb.

Zuerst die beiden Officiere, Cameraden des getödteten Grafen Hochhausen. Sie waren mit diesem am Abende vor seinem Tode zusammen gewesen, in der Garnisonstadt, zwei Meilen von Schloß Hard entfernt. Der Graf hatte sie um neun Uhr Abends verlassen. Er habe ein dringendes Geschäft, hatte er gesagt. Was es sei, hatte er nicht sagen wollen. Sie hatten ihm dennoch irgend ein Geheimniß angemerkt. Von einem Verhältnisse zwischen ihm und der Freistan wußten sie nichts. Sie hatten ihn einmal mit der schönen Frau necken wollen; er habe es sich so ernst verbeten, daß sie nie wieder daran gedacht hatten. Der Graf Hochhausen war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts, erklärten sie. Daß das auch die Meinung des Saales sei, zeigten die Mienen der Richter, der Geschworenen, der Zuhörer. Die Sache des Angeklagten gewann dadurch nichts. Aber es schien ihn wenig zu kümmern. Er saß da, als wenn die ganze Versammlung ihn nichts angehe.

Der Vertheidiger war um so aufmerksamer; allein in seinem Gesichte suchte man vergebens nach irgend einem Einwurfe, nach irgend einer Bewegung. So blieb es ferner. Nur einmal sah ich den Vertheidiger plötzlich aufzucken. Ein Zug des Unwillens flog durch sein Gesicht, dann einer heftigen, stechenden Angst. Aber wie ich es sah, war es auch schon wieder vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Wandernde Künstler.

Was sind wandernde Künstler? — Die Albinodame — Wandernde Heilkünstler, Elektriseure — Kameel- und Bärenführer — Wilde Neger — Die Eskimos und die nicht verspeisten Kameraden.

„Kunst bringt Gunst," so lautet ein altes Sprüchwort. Es ist dies aber nur ein Mittelstandsmachen unserer biedern Vorfahren, denn zwei andere Sprüchwörter lauten, das eine: „Kunst geht nach Brot!" das andere sogar: „Kunst geht betteln."

Ob unsere oft sehr schalkhaften Ahnen damit schon jenen Theil der Künstlerwelt gemeint haben, den unsere Ueberschrift bezeichnet, muß dahingestellt bleiben, unmöglich ist es jedenfalls nicht. Ist es der Fall, dann haben sie allerdings blos die prosaische nüchterne Seite derartigen Künstlertreibens hervorgehoben; es wäre aber traurig, wenn es nicht noch andere Ansichten der Sache gäbe, und diese einigermaßen vorzuführen, soll hier versucht werden.

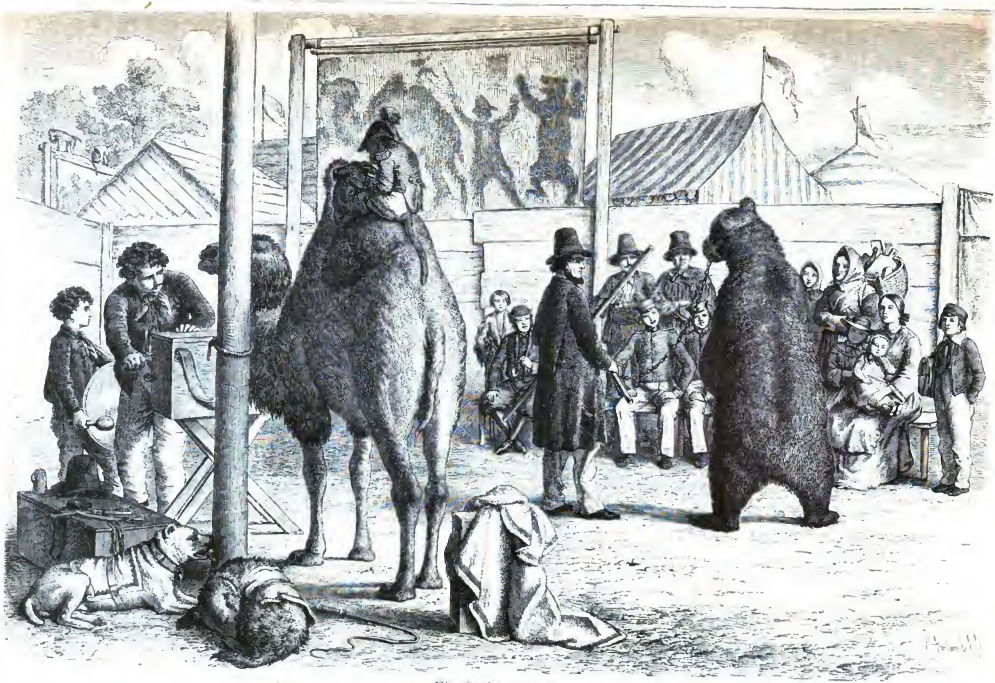
Es muß hier zunächst ausgesprochen werden, daß bei der Bezeichnung „Wandernde Künstler" letzteres Wort in seiner allerverwegensten Bedeutung zu verstehen ist. Nicht etwa daß wir hier die Schauspieler in's Auge zu fassen hätten, welche von einem kurzen Engagement zum andern ziehen, oder derjenigen Sänger, ebenso wenig andere den höheren Richtungen dienende Künstler, nein, gegenwärtige Betrachtungen sollen jenen Künstlern gelten, welche als treue Begleiter der Messen, Jahrmärkte, Vogelschießen und ähnlicher Feste sich bei uns einfinden und uns belehren und erheitern. Man brachte wohl: Alle diese Leute sind Künstler, gleichviel ob es Mitglieder der Renz'schen Kunstreitergesellschaft oder Inhaber eines Affentheaters sind, denn es giebt hier keine Grenze; Harfenisten und Wahrsager, Menageriebesitzer und Athleten, Inhaber von Wachsfigurencabinets oder anatomischen Museen, kurz Alle, die uns für unser Geld etwas sehen oder hören lassen, rechnen sich zur edlen Kunst.

Es kann hier nicht die Rede sein von den ersten Größen der wandernden Künstlerwelt, sie erheischen besondere Besprechung. Wohl aber mag hier gezeigt werden, wie der bescheidene Anfang vieler solcher renommirter Namen ist. Denn wenn uns bei einem Rafael, einem Michel Angelo und andern Sternen der Kunstwelt stets der Weg höchlich interessiren muß, auf welchem sie das, was sie waren, geworden sind, warum nicht auch hier? Wie jeder französische Soldat den Marschallstab in seinem Tornister trägt, so liegt in jedem Besitzer eines abgerichteten Affen der Keim zu einem großen Menageriebesitzer oder einem Kunstreiterdirecteur, und wie viel Tausende solche Leute commandiren, ahnt Mancher nicht.

Statt weiterer Auseinandersetzungen sollen nur einige Schilderungen von Besuchen bei solchen Anfängern folgen, die am besten dazu dienen werden, einen Einblick in diesen Geschäftsbetrieb zu gewähren. Es war die erste in der Reihe der Schaubuden auf der Leipziger Messe, vor welcher ein Gemälde, auf welchem ein pechschwarzer Neger zwischen zwei großen Schafen sich emporschwang, mich zum Eintritt veranlaßte. Drinnen wandelten statt der versprochenen zwei sogar drei Schafe mit etwas verschiedenem Gehörn und Hunger umher. Daneben wahnte eine ausgestopfte Gemse ohne Hörner und Ohren mächtig an die Vergänglichkeit des Irdischen und ein gleichfalls ausgestopfter Haifisch, welcher mir sich war nämlich das ganze Publicum', meinem Sträuben zum Trotz, als der berühmte Delphin vorgeführt wurde, zeigte seine Zähne und das bayrischen hervorragende Werg einem daneben placirten Steinadler. Dieser, der zur Abwechselung wieder lebendig war, konnte sich, wenn er es geschickt anfing, vollständig in seinem Käfig umdrehen und wurde beharrlich drangsalirt, einen Ton von sich zu geben, welcher seinen Namen bedeutete. Er that dies auch endlich, um nur wieder Ruhe zu haben, und nun begann die zweite Abtheilung, die Vorstellung einer Albinodame, welche zugleich Wahrsagerin war.

Die reisenden Albinos, und natürlich auch diese Dame, sind alle von der Landenge von Panama, wo sie als Kinder in Höhlen leben, weil sie das Tageslicht nicht vertragen. Der Wiener Dialect der hier gezeigten Dame, auf den ich mir erlaubte aufmerksam zu machen, rührte, wie sie das selbst mit unabdehbarem Ernst versicherte, davon her, daß sie als vierjähriges Kind nach Wien gebracht und dort erzogen worden war.

Nach dieser Auseinandersetzung ging es an's Entrollen der Zukunft. Es waren nämlich vier junge Mädchen eingetreten, welche



Eine Kunstproduction.
Originalzeichnung von H. Leutemann.

der Bequemlichkeit wegen ihre Hüte zu Hause gelassen und sich nur in leichte Umschlagetücher, selbstverständlich auch Kleider, gehüllt hatten. Es wurden Würfel gebracht, und die weiße sowohl als weiße Dame, jetzt mit verbundenen Augen dastehend, sagte einer jeden der lustigen Jungfrauen, wie viel sie gewürfelt. Nach diesem trat der Geschäftsführender, der natürlich diese Fragen gestellt hatte, ab, die Binde fiel, gleichfalls ab, und der wichtigste Moment für die Damen erschien, denn es sollte ihnen ihre Zukunft, vor allen der Zeitpunkt ihrer Verheirathung geweissagt werden. In ungefähr ein bis zwei Jahren und etwas darüber hatte zur allseitigen Befriedigung dieses ersehnte Ereignis einzutreten. Ueberhaupt kamen alle gut weg, nur eine, welche unglücklicherweise die längste, erfuhr noch, daß sie stolz und eitel war, und ich konnte ihr mein ernstes Befremden darüber nicht ersparen. Doch eine wesentliche Lücke blieb noch in der Prophezeiung, und ich mußte daher an die Cyceia die Frage richten, ob und wie viel Kinder die Damen in der Ehe zu erwarten hätten. „Das werden die Damen schon selbst messen, wenn es so weit ist," erwiderte sie mit classischer Ruhe, und gegen die unwiderstehliche Wahrheit dieses Ausspruchs war nichts einzuwenden. Als nun den glücklichen Heirathscandidatinnen noch für sie einen Dreier gereichte Zettel eingehändigt wurden, worauf noch Alles klare, was „Ihnen hier nicht vor Allen gesagt werden kann," gewiß ein mächtiges Anziehungsmittel, begannen mir beim Ansehen des einen davon noch ein unglückliches Missverständniß mit dem obenanstehenden Zeichen der Zwillinge, aber auch hier aufgeklärt, konnte ich nun gewiß „vollkommen befriedigt den Schauplatz verlassen".

Auch für die Gesundheit wird von wandernden Heilkünstlern gesorgt, und die an so vielen Uebeln jetzt krankende Menschheit kann diesen braven Männern nicht genug danken, daß ihr hier die Heilung ihrer Leiden gleich auf der Straße geboten wird. Wen kann ich anders meinen, als die Elektriseure? „Kommen Sie heran, meine Herren," so ließ einst ein solcher seine Stimme ertönen, „kommen Sie heran, das ist ja nur ein momentaner Augenblick, und dann ist's vorbei; das durchzuckt den ganzen Körper und thut ihm wohl!" Noch wollte Keiner anbeißen. „Nun, einen Neugroschen wird doch wohl Ihr Körper werth sein?" rief er jetzt dringender. Da trat ein Ehepaar in den besten Jahren heran, die Frau litt am Dickbein, wollte aber nicht mehr am Dickbein leiden. Die Maschine, welche bei der feuchten Luft gar keine rechte Lust zur Thätigkeit hatte, wurde mit mächtigen Umdrehungen dazu gezwungen, und die würdige Dame, welche ermahnt worden war, die Hand, welche die Kette hielt, ja recht aus's Dickbein anzuwenden, empfing den Schlag mit einer Gelassenheit, welche dem Gedanken an Uebung beredtesten Spielraum gewährte. Aus Gründen der Gerechtigkeit mußte nun der elektrische Funke noch einmal, d. h. auf dem entgegengesetzten Wege den Körper durchlaufen, und der Gatte, sehr befriedigt über die billige Cur, trat nun ebenfalls heran. Ihm fehlte offenbar nichts, denn er schien Nerven wie Bindfaden und überhaupt eine Haushaltungsgefälligkeit zu haben, da aber die Befestigung einer solchen für einen Neugroschen auch eine nicht zu verachtende Sache ist, so nahm auch er die Kette in die Hand; seine Gesichtszüge erlitten im Augenblicke des Schlags zwar einige Veränderung, welche, wenn photographisch aufgefaßt, die Aehnlichkeit einigermaßen beeinträchtigt hätte, aber seine Photographie, zu welcher er mit auf den Wagen gelegter Hand und Starren, auf den verdächtigen Apparat gerichteten Blick mit großem Erfolg gesessen haben mochte, hing ja gewiß schon längst zu Hause, und unter derselben in Goldrahmen jedenfalls auch sein Wappen, wen dem er früher wohl keine Ahnung hatte, dessen Kenntniß und Besitz ihm aber, und zwar auch von einem wandernden Künstler, gegen einen Preis vermittelt worden sein mochte, welcher für die empfangene Gewißheit, daß er von einem altadeligen Geschlecht aus der Ferne abstamme, jedenfalls pöbelhaft gering ist.

Jetzt näherte sich eine Gruppe junger Leute, und einer derselben fühlte das dringende Bedürfniß zum Elektrisiren, aber sein Genosse konnte sich so wenig, selbst nur für einen Augenblick, von ihm trennen, daß er ihn heimlich hinten anfaßte. Doch der blitzesbrennende Zeus am Drehrade hatte ihn wohl bemerkt. „Du, paß' ui, da wollen welche unisonst elektrisiren!" rief er seinem Collegen zu. Das Wort der Trennung wurde gesprochen, und die Schläge des Schicksals fielen nur auf Einen, so gern sie auch der Freunde mit ihm getheilt hätte. Eine Zunge hatte sich inzwischen vergeräumt, sah aber nicht wie ein Inhaber von Neugroschen aus; „geh' nach Hause, mein Sohn, wenn Dich Deine Mutter prügeln will, bist Du sonst nicht da!" ermahnte ihn der wohlwollende Arzt, und der praktische Junge folgte seiner freundig der Ermahnung. Da ich auch der Sohn einer Mutter war und nur zu lange schon dagestanden hatte, so erfparte ich dem Manne unnöthige Worte und ging.

Wie überall in der Welt Neues aufsaucht und das Alte verschwindet, so geht es auch mit vielen wandernden Künstlern. Während z. B. die mit Stereoskopen reisenden Künstler eine neue Erscheinung sind, werden die Kameel- und Bärenführer immer seltener, obgleich sie gerade das Treiben bei den Gelegenheiten, wo sie sich einfinden, sehr wesentlich charakterisiren. In einer langen Reihe von Jahren habe ich nur ein einziges Mal eine vollständige derartige Gesellschaft gesehen. Es gehörten dazu außer den menschlichen Mitgliedern Kameel, Bär, Affen und ein Stachelschwein, und unser Bild führt sie uns in ihrer Vollständigkeit vor. (Das Stachelschwein ist nämlich noch im Kasten.)

Der erste Blick des Eintretenden auf die schwarzlockigen Gestalten, von denen die menschliche Hälfte der Gesellschaft gebildet ward, zeigte sofort, daß die Nation, welche der Welt schon einen Rafael und Titian schenkte, auch diese Künstler gesendet hatte, was am besten die schöne Bemantung vvereigte, daß Italien nicht mehr an der Spitze der Kunst marschire, wie dies bekanntlich jeder noch in den Winkeln liegende Franzose mit der Civilisation und zum Länzst gewohnt ist.

Gerade bei meinem Eintritt war der Bär (nach dem Fidelvers bekanntlich am grausamsten, wenn er vom Honigbaum herkommt) noch dabei, sein Quantum abzutanzen. Zwar erinnerte sein gemessener Schritt etwas an das „schwerpantelnde Hermvieh" des guten Homer, aber die sentimentale Neigung des Kopfes nach seinem Chef zeigte doch eine gewisse Grazie.

Es wäre vielleicht hier der Ort, über den Cursus zu sprechen, welchen der Bär zur Erlernung seiner Kunst einem on dit zufolge durchzumachen hat, und welcher einfach darin besteht, daß man ihn auf eine mehr als warme Platte stellt und ihn dadurch zwingt, die Füße abwechselnd zu heben. Da aber kein Grund denkbar ist, warum der Bär dazu sich gerade auf die Hinterfüße erheben soll, indem die Abwechslung von vier Füßen doch günstiger bliebe, so erlaube ich mir an der ganzen Sache zu zweifeln; zu meinem eignen Bedauern freilich, denn man muß dann zugleich auf die Erwägung verzichten, ob nicht vielleicht eine Nutzanwendung dieser Unterrichtsmethode auf das menschliche Geschlecht anwendbar wäre.

Das Kameel stand währenddes Bärentanzes an einen Pfahl gebunden und hatte auf seinem Rücken ein Paar Affen sitzen. Dies waren insofern keine rohen Affen, wie sie ungebildeterer Weise in den tropischen Wäldern hausen, nein, diese Affen waren, was die sorgfältige Anerziehung, ihre militärische Disciplin und ihre Zahl anbetraf, das lebhafte Bild mancher kleinen deutschen Armee. Da die Zeit für die militärischen Uebungen noch nicht gekommen war, so beschäftigte sich der General in landesväterlicher Fürsorge mit der Reinlichkeit seiner Armee, und zwar eigenhändig, da ihm dies die beste Bürgschaft für das Gelingen war. Dafür nahm er dann natürlich gleiche Dienste von seiner Armee in Anspruch.

Als nun aber der Ruf der Pflicht erscholl, da verwandelte sich die Scene; zwar der Leierkasten ertönte unermüdlich fort, aber die Armee bekam ein ganz anderes Ansehen: sie wurde, ich weiß nicht zum wie vielsten Male, mobil gemacht. In leder Haltung saßen die Krieger auf ihren Reitthieren, die Lenden mit dem blechernen Säbel gegürtet. Nachdem der Generalissimus mit einiger Mühe seinen Säbel aus der Scheide gezerrt, begannen die Exercitien. Mit eingekniffenem Schwanz und hängenem Kopf trabten die Hunde einher, einen scheuen Blick auf die drohende Peitsche des Chefs gerichtet, welcher mit donnernder Stimme das Commando erschallen ließ. Bei den Exercitien im Feuer warf zwar der Genemie, wenn das Zündhütchen knallte, regelmäßig das Gewehr weg, dies vergrößerte aber nur den Effect auf die Zuschauer, und so hütete man sich, ihm das abzugewöhnen. Um nun auch an die heitere Seite des Soldatenlebens, wie es das Lagerleben vielfach bietet, zu erinnern, wurde dem Generalissimus jetzt eine kleine Geige gereicht. Mit fabelhafter Geschwindigkeit, in grellen Absätzen unterbrochen, trug er ein Stück Zukunftsmusik vor, wie man es nicht unverständlicher wünschen konnte, wobei er aber selbst, im Gegensatz zu den meisten Virtuosen, ganz gleichgültig und ungerührt aussah.

Als nun die Truppen in ihre Cantonnirungen zurückgekehrt waren, so mußte noch das Kameel einen Rundgang machen und

sich auch niederlegen. Wer es vielleicht schon wieder vergessen hatte, erfuhr dabei, daß das Kameel immer noch das Schiff der Wüste ist und daß es bei auf der Reise eingetretenem Wassermangel stellenweise gemolken wird. NB. Wer's glaubt.

Das Stachelschwein, welches zuletzt aus einem geöffneten Kasten sprang und schnell etwas zu fressen suchte, bedurfte der Vorstellung. Auch hier eine naturhistorische Erklärung. Nämlich es schießt, es bleibt ungewiß, ob mittels Armbrust oder Blasrohr, seine Stacheln auf seine Feinde ab, und hat außerdem auch an den Hinterfüßen Sohlen wie „ein klein Kind". Weiter hatte es keine Eigenschaften und mußte daher wieder in seinen Kasten zurück.

Was machten nun aber diese Leute in der müßigen Zeit, in den Pausen zwischen ihren Vorstellungen? Nun, während ich dasaß und das Kameel zechte, vergnügten sie sich nach ihrer Weise. Entweder sie schliefen oder sie zählten wiederholt ihr Geld (was bekanntlich Jedermann gern thut, wenn er welches hat), oder sie balgten sich mit dem Bären, warfen ihn im Spaß auf den Rücken und krabbelten ihn am Bauche, wofür er ihnen, auch blos zum Spaße, die Hosen zerriß und dafür wieder spaßhafte Püffe erhielt. Oder die Thiere bekamen etwas zu fressen, ehe sie zu matt wurden, da besonders immer das Kameel mit baldigem Einsturz drohte. Kurz, wie man schon in Süddeutschland die Landleute an Sonntagen stundenlang auf den Plätzen der Dörfer und Städte stehen sehen kann, ohne daß sie eigentlich irgend etwas vorhaben, so verstanden es vollends diese Südländer vortrefflich, ohne großen Kräfteverbrauch die Zeit manierlich zu flechten.

Natürlich darf ich, wenn ich von den wandernden Künstlern spreche, diejenigen nicht übergehen, welche uns unsere etwas entfernter wohnenden Nebenmenschen vorführen, indessen dieselben noch wild wie das liebe Vieh und außerdem auch noch schwarz, braun oder roth angelaufen sind.

Eine derartige Schaustellung ist mir unvergeßlich geblieben. Nach dem gedruckten Programm, welches Jedem, der nur einige Augenblicke vor der Bude stehen blieb, sofort in die Hand gedrückt wurde, konnte man in derselben zwei wilde Neger, sowie einen dritten, welcher zugleich Athlet war, sodann zwei nordamerikanische Indianer, Alle im Nationalcostüm, eine Albinodame, eine Schlangenbändigerin und noch Mancherlei sehen.

Der Geschäftsinhaber, der sich seiner Verantwortlichkeit dafür, daß er wilde Menschen frei ohne Kette zeigte, offenbar bewußt war, bereitete das eingetretene Publicum auf den zu erwartenden Anblick durch einige Worte vor. Jetzt setzte er eine recht ganz seltene Muschel an den Mund, schauerliche Klänge ertönen, daß es Einen eiskalt überlief, und herein traten die furchtbaren Erscheinungen, schrecklich anzuschauen. Ringe in den Nasen, Pantherfelle um die Lenden, Bilm geschwungene Keulen, klingende Tambourins, es wurde uns wirklich ganz afrikanisch zu Muthe, d. h. wir machten uns schon gefaßt, gefressen zu werden, denn die gräßlich rollenden Augen schienen in der That nur nach dem Fettesten unter den Zuschauern zu suchen. Jetzt öffneten sie ihre nach Negerart pflichtschuldig aufgeworfenen Lippen, und „tschuppi, tschuppi" klang es aus dem Loche zwischen denselben. Ehe sich das Publicum noch fragend ansah über die Bedeutung dieses furchtbar afrikanischen Wortes, wurde es vom Geschäftsherrn, welcher, um die Bühten nöthigenfalls bändigen zu können, immer auf der Bühne blieb, belehrt, daß damit die Bute um Cigarren ausgesprochen sei. Wie Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe" aufathmet, als Ferdinand Wütze macht, so ging es auch uns Zuschauern. Sie tauchen Cigarren, das bringt sie uns näher, so dachte offenbar Jeder, und in der That kamen die barbarischen Kerle von der Bühne herunter in die Reihen des Publicums zur Cigarrenernte, und die Meisten zögerten nicht, die gefährlichen Menschen sich dadurch geneigt zu machen.

Nunmehr begannen die wilden Freudentänze auf der Bühne; die Bühten leisteten Gewaltiges in allerhand grotesken Stellungen, die Keulen bearbeiteten mit Kraft die Dielen, und die Pantherfelle, soviel die Motten davon übrig gelassen, flogen nach allen Richtungen. Endlich traten sie ab, aber noch ehe sie ganz hinter dem Vorhang verschwunden waren, nahmen sie auch schon die Ringe, welche wahrscheinlich zu sehr knippen, aus den Nasen.

Sehr gespannt, ich gestehe hier meine schändliche Leichtgläubigkeit, erwartete ich nun die Antianer aus Nordamerika mit den üblichen Habichtsnasen und dem langen strähnigen Haar. Da traten sie ein; aber nein, das waren ja wieder Neger, so kraushaarig, fulpnasig und schwärzlich war ihr Aussehen. Doch der Geschäftsführer versicherte dem Publicum, daß es Indianer seien, und der mußte es doch wissen. In der That, es ging mir ein Licht auf, denn da schon seit langen Zeiten so viel Neger nach Nordamerika gebracht werden, warum sollen sich durch öfteres Sehen die beiden Racen nicht so ähnlich geworden sein, daß sie nicht mehr zu unterscheiden sind? Auch ihre Tänze waren ganz ähnlich. Da alle diese Bühten einmal früher Kellner, Kakaien oder dergl. waren, und irgendwie aus Aerger wieder wild wurden, wer konnte es wissen?

Jetzt erschien der schwarze Athlet mit der nicht mehr ganz ungewöhnlichen schweren Stange. Früher wurde immer ein gewisser Preis Denjenigen geboten, der solche Stange in gleicher Weise wie der Athlet heben würde. Da es aber noch vor Kurzem vorgekommen (wovon ich zufällig Augenzeuge war), daß die besagte Stange wirklich von Jemand aus dem Publicum, nämlich einem Marktheller der auch sonst wohlrenommirten Klinsch'schen Papierhandlung in Leipzig, gehoben wurde, so ist man jetzt praktischer geworden, und auf dem Programm, das unsern Hercules empfahl, stand daher, „daß man recht gut hundert Thaler Belohnung demjenigen bieten könnte, welcher" u. s. w.

Nachdem man in dieser Bude nun noch die Vorstellung der Albinodame (natürlich auch von der Varenge von Panama, und der Schlangenbändigerin, welche außer dem Schlangenbändigen auch das Einsammeln des Trinkgeldes besorgte, ausgehalten hatte, konnte man endlich gehen.

Wie wenig Respect vor der Echtheit dieser fahrenden Bühten die betreffende Künstlerwelt selbst hat, mag Folgendes zeigen. Als früher der gewiß noch manchem Leser erinnerliche „Cotimo", welcher von Borzen strotzte, aber großen Zulauf hatte, gezeigt wurde, versicherte mir ein Wärter der damaligen Liebard'schen Menagerie, daß er einen Cotimo ebenso vorstellen wolle und dies seinem Herrn schon angeboten habe. Derselbe wolle aber nicht darauf eingehen.

Als einen ausgezeichneten Künstler um Geschäftsmann mußte man jedenfalls den Herrn neben der eben besprochenen Bude betrachten. Er war der Unglückliche, dessen Hercules, wie vorhin erwähnt wurde, zur großen Befriedigung des patriotischen Leipziger Publicums, so blamirt worden. Nun hätte er sich leicht einen andern anschaffen können, denn in manchem Jahre gerathen dieselben sehr zahlreich und gut, aber als Mann mit richtigem Blick ließ er diesen Kunstzweig nun fallen, und was er nun zeigte, soll jetzt erzählt werden.

Vor dem Eingange der Bude wurden von dem Besitzer selbst zwei theilweise costümirte Affen mit furchtbarer Behemenz an einem Strick hin- und hergeschaukelt, so zwar, daß sie trotz ihrer vier Händen Mühe hatten, sich vor dem Abfallen, oder vielmehr Abfliegen, zu schützen. Eben das mußte natürlich zum Einritt in's Innere locken. Aber es gab noch stärkere Zugmittel. Aus einem Kasten nahm (natürlich unter gewaltigem Geschrei) ein Bursche eine Anzahl Kaninchen, hielt sie erst heeb und warf dann die Zappelnden ohne Weiteres in's Innere der Bude, d. h. in den Rachen der lauernden Hyäne, wie versichert wurde, hinein. Das blieb Einem übrig, als schnell in die Bude zu stürzen, ehe alle Kaninchen verschlungen waren? — Richtig, da liefen sie noch alle unversehrt in der Bude umher. Aber eben wurden sie ernstlich einer alten Hyäne und einem Wolfe, welche sich schändlicherweise gichtbrüchig stellten, zum Fraße vorgehalten. Doch Kaninchen, Wolf und Hyäne waren offenbar alte Bekannte, und es fiel letzteren, wohl in Erwägung der sonst unvermeidlichen Hiebe, nicht ein, zuzuschnappen. „Sie haben keinen Hunger," mit dieser Aufklärung mußten wir diesmal fürlieb nehmen.

Nach dieser beinah ergreifenden Scene trat hinter einem alten zusammengeflickten Vorhange eine „Junierin", allerdings schon mehr Mulattin, hervor. Sie und eine Schlange waren von dem Ehepaar gehalten worden, nachdem der blamirte Hercules entlassen war, und sie trug auch noch denselben rosenrothen Reck, tanzte aber leider nicht mehr. Dies hatte den Vortheil, daß nun so hätter der Zwerg, der immer noch herumreisende „Prinz Coldri", erschien. Ueber diesen Zwerg erfuhr man aus der Erklärung, daß derselbe „ganz den Zweck eines Zwerges erfüllte", indem seine Hände und Füße ganz proportionirt und nicht plump wie bei anderen derselben Zwergen sein.

(Schluß folgt.)

Gottfried Kinkel's Befreiung.

Von Moritz Wiggers. *

Es ist Charfreitag — wir schreiben den 10. April des Jahres 1857 — und ich sitze, nachdem ich soeben, 11 Uhr Vormittags, die zinnerne Mittagsschüssel mit ihrem widerlichen Inhalt als ungenießbar bei Seite geschoben, melancholisch und ten Kopf auf den Arm gelehnt in meiner Isolirzelle. Hinter mir liegen die Qualen einer fast vierjährigen Isolirhaft: drei Jahre und acht Monate war ich auf die Folter einer mittelalterlichen Untersuchungshaft gespannt, und seit einem Vierteljahre bin ich in die Züchtlingsjacke gesteckt. Vor mir habe ich zwei Jahre und neun Monate, welche ich noch im Bagno zuzubringen habe. Eine wie kurze Spanne Zeit für den, welcher sie hinter sich hat oder verlassen! Wie tranlich begleitet das gleichförmige Ticken von Mr. Humphrey's Wanduhr das Gespräch im gemüthlichen Kreise von Freunden! Aber wie unheimlich wird das Ohr des Gefangenen in der Isolirzelle des Zuchthauses zu Dreibergen in der Stille des Feiertages durch den in langen und ungleichen Intervallen erfolgenden lauten, heiseren und höhnenden Pendelschlag der Uhr im Corritor berührt! Der Gefangenwärter Burmeister sagte zu mir in den ersten Tagen meiner Haft in Bützow, als er mir meine Uhr brachte, wohl um mir das Gefühl meiner Einsamkeit zu mildern: „Ihren sind so gefellig, Herr Advocat." Ich finde dies nicht: Uhren äußen das Gehirn des Isolirgefangenen, gleichwie das monotone Geräusch des in der Stille der Nacht bohrenden Holzwurms den Fieberkranken martert.

Der Gedanke an theure Verwandte und Freunde, an ihre rührende Liebe, Treue und Anhänglichkeit erhellt wohl für den Augenblick die dunklen Gefängnißräume und entreißt den Gefangenen der traurigen Einförmigkeit der Gegenwart. Aber er hat auch die Nervenanstrengung, die Unruhe und die Erschöpfung im Gefolge. Die Sehnsucht nach den Lieben da draußen ruft das Gefühl der Vereinsamung und Ohnmacht so recht lebendig hervor: man sieht sich um in seinen armseligen vier Mauern, man blickt unwillkürlich nach dem Fenster — dicke Eisenstäbe und ein schmales Stück Himmel, das ist Alles. Ja, wer den starken Geist der Madame Roland hätte und sich, wie sie in der Conciergerie gethan, in den Leiden der Gefangenschaft mit der Philosophie zu trösten weiß: Wie glücklich bist Du jetzt, Du hast nun gar keine Verantwortung und weiter nichts zu thun, als hier zu sitzen!

Mit meiner augenblicklichen Melancholie flüchte ich mich in die Erinnerung an die Erlebnisse einer schönen Vergangenheit. In lebhaften Farben wird ein Ereigniß in mir wach gerufen, das zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört. Ich finne Trost in dem Gedanken an den deutschen Mann und Dichter, der auch im Zuchthause schmachtete, der aber unter dem Inbel Deutschlands und der alten und neuen Welt durch seine Freunde den Klauen der Reaction entrissen ward. Noch danke ich Gott auf den Knieen, daß er mir vergönnt hat, einen bescheidenen Antheil an der Befreiung dieses Mannes zu nehmen. Meine alltägliche abscheulichste Thätigkeit ruht an den Feiertagen. Ich will nun meine freie Zeit benutzen, um die Fesseln der Gegenwart beim Niederschreiben jenes glänzenden Befreiungswerkes, das zum unvergänglichen Ruhme der demokratischen Partei im Buche der Geschichte verzeichnet ist, so viel möglich zu vergessen. In Einzelnheiten mag mein Gedächtniß mich täuschen, in der Hauptsache aber beruhen die Thatsachen der Erzählung auf strenger Wahrheit. *

* Im Wesentlichen habe ich die nachstehende Erzählung in der Isolirzelle des Zuchthauses niedergeschrieben. Vervollständigt habe ich sie später. Bei der Darstellung der Flucht aus Spandau ist mir die Einsicht wichtiger Actenstücke in Sachen des Gefangenaufsehers Brune, des Rathsdiener und Gastwirths Krüger und des Studenten der Medicin Carl Schurz, betr. die Befreiung Kinkel's, welche mir nach meiner Entlassung aus dem Zuchthause zu Gnade stand, sehr zu statten gekommen. Diese Einsicht war auch

I.

„Wach auf, Du, rasch!" Mit diesen Worten weckte mich am Freitag Morgen, den 8. November 1850, eine mir bekannt klingende Stimme.

Es war noch dunkel in meiner Schlafkammer, so daß ich die Gesichtszüge meines frühzeitigen Weckers nicht erkennen konnte.

„Großer Unbekannter, wer Du auch sein magst, sei barmherzig und entreiße mich nicht den Armen meines Gottes Morpheus," rief ich in schlaftrunkenem Pathos, die Augen weit aufreißend und nach den dunklen Umrissen des Unbekannten hinstarrend, der mich ungeduldig und heftig zu rütteln anfing.

„Um's Himmels willen, ermuntere Dich, steh' auf so schnell Du kannst, längeres Säumen bringt Gefahr!" rief der Fremde in höchster Aufregung.

Ich sprang rasch auf, zog ihn an's Fenster und erkannte in der kleinen, vollen und beweglichen Figur meinen lieben Freund aus der weiland mecklenburgischen Abgeordnetenkammer, den Amts- und Stadtrichter Dr. Petermann aus Strelitz.

„Petermann! Was in aller Welt führt Dich an diesem finsteren Novembermorgen hieher? Gab es bei Euch eine zweite verschlechterte Auflage des 7. September, und warst Du gezwungen, Dich Deinem großen Vaterlande durch die Flucht zu entziehen?"

„Ei was, halte Deine maliciöse Zunge. Wir haben jetzt andere Dinge zu thun, als Erinnerungen an streliher Junker und Kammerherren aufzufrischen. Ich habe zwei Freunde mitgebracht, welche ich Dir vorstellen will."

„Wo sind sie?"

„Im Wirthshause zum weißen Kreuz habe ich sie zurückgelassen."

„Wer sind sie?"

„Wie Du ungeduldig bist! Du sollst rasch mitkommen und sie persönlich kennen lernen. Es sind ein paar liebe Kerls. O prächtig, prächtig, prächtig!"

Und jedes der drei letzten Worte betonte der liebe Herr Stadtrichter mit besonderem Nachdruck und begleitete es mit geheimnißvollem, glückverheißenem Lachen, wobei er sich mit gewohnter Lebhaftigkeit verschiedene Male im Kreise herumdrehte. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Aber mein lieber, theurer Petermann, sei doch gesetzt und vernünftig und versetze Dich in die Lage eines armen Kerls, der vor Neugierde brennt, den Grund Deiner Extase kennen zu lernen. Sag' mir doch endlich, wer die beiden Fremden sind."

„Es sind zwei Flüchtlinge. Der eine kennt Dich, Du kennst ihn auch, er ist diesen Sommer in der Braunschweiger Demokratenversammlung gewesen."

„In jener Versammlung, die mir die ungerechtfertigte Haussuchung des Bützower Criminalcollegiums zuzog?" fragte ich nachdenkend und hielt einen Augenblick mit dem Anziehen meiner Weste inne — soweit hatte ich inzwischen meine Toilette beendigt. „Sein Name?"

„Sein Name ist Henkel. Du aber hast ihn unter dem Namen Hesse kennen gelernt."

„Ich erinnere mich, daß ein Hesse, der ein Rheinländer war, dort gewesen ist. Und wie heißt der Andere?" fragte ich neugierig.

„Kaiser," erwiderte Freund Petermann lächelnd.

„Kaiser? Das ist keine mir bekannte Persönlichkeit. Doch nach Deinem Lächeln zu schließen, wird das ein angenommener Name sein. Und sein wirklicher Name?"

Ich sah meinem Freunde forschend in's Auge und nahm seinen triumphirenden Blick wahr, wie wenn er sagen wollte: Du wirst es schwerlich errathen, welche kostbare Beute ich mit mir führe. Ehe er antwortete, sah er sich um, ob wir auch belauscht würden. Dann wandte er sich zu mir und flüsterte mit ganz leise in's Ohr: „Kinkel."

insofern sehr werthvoll für mich, als sie mich beurtheilen ließ, in wie weit ich die mir bekannten Thatsachen veröffentlichen durfte. Um Niemanden nachträglich zu compromittiren, habe ich Einzelnes, das nicht ohne Interesse gewesen wäre, verschweigen müssen. D. V.

* Wir brauchen den Verfasser obiger Schilderung unseren Lesern nicht erst vorzustellen; sie Alle kennen den Ehrenmann, der als Präsident der mecklenburgischen Kammer, wie durch seine längere Haft sich Achtung und Theilnahme in ganz Deutschland erworben. Von ihm ist keine andere, als eine ruhige und durchaus würdige Darstellung jener denkwürdigen Begebenheit zu erwarten. Die Nennung der Namen der Hauptbetheiligten geschah, so weit sie vorkommt, mit ausdrücklicher Zustimmung derselben.

D. Red.

„Gottfried Kinkel?“ fragte ich in größter Aufregung. „Unmöglich, wie sollte der hieher kommen? Bist Du gewiß, daß man Dich nicht getäuscht hat, Petermann?“

„Es ist der wirkliche und wahrhaftige Professor Gottfried Kinkel. Du wirst Dich bald selbst überzeugen können.“

Wir eilten hinaus. Petermann trennte sich von mir, um noch einen Freund herbei zu holen. Ich ging zuerst zu einem Bekannten, dem Kaufmann Bluhme, um ihn zu ersuchen, mit einer Droschke mir nachzukommen, und begab mich dann auf den Weg nach dem in der Mühlenvorstadt gelegenen „Weißen Kreuz“. Die brausenden Wassermühlen am Mühleudamm lagen bald hinter mir, und ich durcheilte hierauf die Allee von hohen rauschenden Pappeln, welche vom stürmischen Nordostwinde gewaltsam hin und her bewegt wurden.

Die Mittheilung von der Anwesenheit Kinkel's geschah so plötzlich und traf mich so unvorbereitet, daß ich kaum an die Wahrheit zu glauben vermochte, daß dieser aus dem Zuchthause entsprungene und hier angekommen sei, um Schutz und Rettung zu suchen. Noch vor Kurzem hatte ich ihn im Bilde mit tiefer Rührung betrachtet, wie er in seiner Züchtlingsjacke im Kerker spulte. Das war der Lohn des Vaterlandes für einen seiner besten Söhne, den reichbegabten Dichter, den Mann, der für alles Gute, Edle und Schöne schwärmte und glühte!

Ich hatte mittlerweile meinen Bestimmungsort erreicht. Dort lag das „Weiße Kreuz“ und lugte freundlich und einladend mit seiner Front nach der Neustrandenburger Chaussee, auf welcher Petermann mit seinen beiden Flüchtlingen angelangt war. Ich eilte in das mir bekannte Haus, wandte mich in das „Honoratorenzimmer“ linker Hand, stürzte hindurch und öffnete die der Eingangsthür gegenüberliegende Thür, welche zu einer zweiten freundlichen Stube führte. Zwei Männer traten mir erwartungsvoll entgegen, beide von hoher Gestalt und schlanker Statur, der eine jedoch den anderen an Größe um einige Zoll überragend. Der Größere war, dem Anschein nach, den Vierzigern nahe. Er trug einen schwarzen Oberrock und schwarze Pantalons, und ebenso wie der Jüngere eine Brille. Sein mit Grau melirtes schwarzes Haar war kurz geschoren. Er hatte eine hohe und kahle Stirn. Das unrasirte Gesicht zeigte die Keime zu einem schwarzen Vollbart, die gelb-grünliche Farbe des Gesichts deutete auf lange Kerkerleiden. Auf den ersten Blick erkannte ich das Original zu dem von mir gesehenen Bilde. Dies konnte Niemand anders sein als Gottfried Kinkel. Mit einem ungezwungenen gentlemanlike Benehmen schritt er auf mich zu und drückte mir mit sichtbarer Rührung die Hand, indem er zu mir sagte: „O, ich weiß, wer Sie sind. Ich habe Sie schon im Bilde bei unserem Freunde Petermann gesehen.“ Ich erwiderte stumm und in tiefer Erregung den Druck seiner Hand.

Der Begleiter Kinkel's, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, begrüßte mich als einen alten Bekannten. Ich erkannte ihn sofort als meinen Freund aus Braunschweig, den ich unter dem Namen „Hesse“ kennen gelernt hatte. Doch dieser Name war ebenso wie der Name Heusel, den er jetzt adoptirt hatte, ein fingirter. Sein wirklicher Name war — Carl Schurz. Seine Persönlichkeit war weniger imponirend, als die Kinkel's. Aber dem aufmerksamen Beobachter entging nicht der feste Charakter und die männliche Entschlossenheit, welche sich in seinen markirten jugendlichen Zügen und seinem sicheren Auftreten aussprägten. Die braunen Augen blitzten klug und ironisch aus den etwas tief liegenden Augenhöhlen hervor. Sein langes Haar war dunkelblond.

„Ihr kennt Euch schon,“ sagte Petermann, der inzwischen mit seinem Freunde, dem Herrn R., eingetreten war, zu Schurz und mir, „ich brauche Euch daher einander nicht vorzustellen.“

„Ja wohl,“ sagte Schurz, „wir kennen uns von Braunschweig her, und ich habe schon damals auf Sie gerechnet.“

„Haben wir denn Ihnen zu danken, daß unser Freund hier ist?“ fragte ich.

„Er ist mein Retter und hat sich meinenwegen den größten Gefahren ausgesetzt!“ sagte Kinkel mit einem dankbaren, liebevollen Blick auf seinen Freund. „Der Arjuant im Tiedemann'schen Stabe, welcher mit genauer Noth seinen Verfolgern aus Rastadt entkam, wäre ein leckerer Bissen für die preußische Polizei gewesen,“ fügte er scherzhaft hinzu.

„Wie, Sie waren Officier in der badischen Revolutionsarmee und wagten sich nach Spandau?“ fragte ich. „Die Kugel war Ihnen gewiß, wenn man Sie gefaßt hätte.“

„Die Nürnberger hängen den Verbrecher erst, wenn sie ihn haben,“ sagte Schurz lächelnd. „Uebrigens bin ich, so viel ich weiß, der preußischen Polizei von Person nicht bekannt. Die Gefahr war also nicht gar groß.“

„Die Polizei hat nicht blos ihre schwarzen Bücher, sondern auch die Bilder der demokratischen Führer,“ erwiderte Petermann. „Herr v. Hinkeldey und Consorten werden sicher im Besitze Ihres Portraits sein. Ohnehin werden Sie steckbrieflich verfolgt.“

„Die preußische Polizei disponirt auch über sehr bedeutende geheime Fonds,“ setzte ich hinzu.

„Mag sein. Aber wer an meiner Stelle hätte gezaudert, wenn es galt, den Patrioten und Dichter der deutschen Nation und den Gatten und Vater der Familie zu erhalten und dem Lehrer und Freunde, welchem ich so Vieles schulde, durch die That zu danken?“

„Wir werden später weiter mit Ihnen rechten,“ erwiderte ich. „Jetzt handelt es sich vor Allem darum, Sie schleunigst in Sicherheit zu bringen. Werden Sie etwas dagegen haben, wenn ich die weitere Leitung dieser Angelegenheit übernehme und Ihnen meine Ansicht auseinandersetze?“

„Wir verlassen uns ganz auf Ihre Besonnenheit und Klugheit,“ antworteten Kinkel. „Wird es schwer halten, uns schleunigst über See zu schaffen?“

„Ich bezweifle allerdings, daß wir in Rostock nicht im Voraus von der bevorstehenden Flucht in Kenntniß gesetzt sind. Es wäre dann Alles zu Ihrem schleunigen Entkommen von hier bereit gewesen, während wir nun erst die zu denselben nöthigen Vorbereitungen zu treffen haben. Sie werden daher noch einige Zeit bei uns verweilen müssen. Aber verlassen Sie sich ganz auf uns. Niemand soll Sie hier unseren Händen entreißen. Später erst sind wir in der Lage, einen bestimmten Plan für Ihre Weiterbeförderung zu entwerfen. Für jetzt kommt es nur darauf an, Ihnen ein vorläufiges sicheres Asyl zu verschaffen und zugleich die Spur, auf welcher Ihnen die Polizei folgen kann, zu verwischen. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese Ihnen gerade auf dem von Ihnen eingeschlagenen Wege nachsetzt. Die Vermuthung, daß Sie die Eisenbahnen wegen der verrätherischen Telegraphen vermeiden und schleunigst den Seeweg zu gewinnen suchen werden, liegt sehr nahe. Da nun der Weg nach Mecklenburg zugleich den Vortheil bietet, daß man auf demselben sehr rasch dem preußischen Gebiet entrinnen kann, so blieb Ihnen kaum ein anderer Weg, als die Benutzung der Chaussee, welche von Berlin aus über Neustrelitz und Neubrandenburg hierher führt. Deshalb schlage ich Ihnen vor, daß Sie, nach genommenem Labetrunk, sofort an der Stadt vorbei nach Warnemünde, dem zwei Meilen von hier entfernten Hafenort Rostocks, fahren. Dort sind Sie einstweilen außerhalb der Schußweite der Polizei. Mein Freund, der Kaufmann Bluhme, wird bald mit einer Droschke hier sein und gewiß die Güte haben, Sie zu begleiten und dort das Nöthige auszukundschaften. Vielleicht leistet Ihnen auch mein Freund R. Gesellschaft. Morgen komme ich nach, und Sie werden dann mehr erfahren.“

Der Kaufmann Bluhme war inzwischen mit der Droschke angelangt. Alle stimmten mit meinem Vorschlage überein. Der freundliche Wirth zum „Weißen Kreuz“ erschien und präsentirte Jedem von uns ein Glas dampfenden Siergrogs. Wir stießen auf unsere Flüchtlinge und eine glückliche Reise an. Wir waren so heiter, als wären schon alle Schwierigkeiten beseitigt. Namentlich gerieth Kinkel in die liebenswürdigste Laune. Als ich ihm seinen eleganten Pelz anlegte, bemerkte er scherzend:

„Wie rasch ist doch der Wechsel der Zeiten! Ehegestern steckte ich noch in der Züchtlingsjacke und mußte mir mein Waschwasser selbst holen. Heute bedient mich der Herr Präsident der mecklenburgischen Akzeornetentenkammer beim Anziehen meines Pelzrocks.“

Ich gewahrte bei dieser Gelegenheit, daß seine Hand mit einem weißen blutbefleckten Taschentuch umwunden war.

„Haben Sie sich verletzt?“

„Beim Abbrechen der Stäbe meiner Gefängnißthür habe ich mir die Hand verwundet.“

Die beiden Flüchtlinge stiegen mit Bluhme und Freund T. in die Droschke und eilten ihrem Bestimmungsort zu. Petermann setzte sich, nachdem wir uns herzlich umarmt hatten, in seinen Wiener Wagen, um allein nach seiner Heimath zurückzufahren.

„Nun!“ rief er, „sind das nicht ein Paar liebe, prächtige Kerls? Deiner Dthut habe ich sie anvertraut, und ich bin sicher,

daß, wenn Moses keine Balken über die Ostsee legt, Du ein Königreich hingeben wirst, um ihnen ein Schiff zu verschaffen."

Aus seinen Augen leuchtete die Freude und der Triumph, daß seine Mission so gut gelungen war. Als er schon eine Strecke fort war, lehnte er sich aus dem Wagenschlag, und ich sah ihn noch strahlend im Glück mir Kußhände zuwerfen. Ich selbst kehrte in die Stadt zurück mit dem vollen Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit und nicht ohne Sorge über den endlichen Ausgang dieser Sache, aber fest entschlossen, Alles einzusetzen, um die theuren Flüchtlinge glücklich aus dem Bereiche ihrer Feinde zu bringen.

2.

Am Abend kehrte Bluhme zurück und unterrichtete mich von der glücklichen Ankunft meiner Freunde in Warnemünde, wo sie im Wöhler'schen Gasthause abgestiegen waren. Die Ansichten für ihre Weiterkommen lauteten indeß nicht sehr ermuthigend. Der Sturm aus Nordost gestattete keinem Fahrzeuge das Auslaufen aus dem Hafen. Die Hauptschiffahrt war vorbei. Nur ein einziges Schiff tanzte auf der Rhede. Es war eine große mecklenburgische Brigg, die unter der Correspondentenbeerdigt eines Rostocker Kaufmanns stand und nach London bestimmt war. Insofern schien sie unseren Zwecken zu entsprechen. Aber wenn das Wetter unglinstig blieb, so konnte die Befrachtung noch lange Zeit in Anspruch nehmen. Wegen des großen Tiefganges der Brigg hatte sie nämlich im Hafen nur einen Theil ihrer Ladung einnehmen können, und sie sollte erst auf der Rhede vermittelst sogenannter Leichterschiffe ihre volle Fracht einpfangen. Ueberdies war es mißlich, sich dem Correspondentenheer und dem Schiffer anzuvertrauen. Denn wenn wir sie auch als Ehrenmänner kannten, welche unsere Flüchtlinge nicht verrathen haben würden, so wußten wir doch nicht, ob sie nicht in dieser delicaten Angelegenheit den Landesgesetzen und ihren Rhedern gegenüber Verantlichkeiten hätten. Die Vorsicht erheischte, daß wir uns keinem Abschlage aussetzten.

Unter diesen Umständen beschloß ich, mich einem Manne anzuvertrauen, der die Mittel und, ich wußte es im Voraus, den Willen hatte, das anvertraute Gut baldmöglichst über See zu spedieren. Dieser Mann war Ernst Brockelmann, einer der bedeutendsten Kaufleute und Schiffseigner in Rostock. Sein kaufmännischer Name hatte einen guten Klang, nicht blos in Mecklenburg, sondern auch in deutschen und außereuropäischen Handelsplätzen. Als warmer Vertreter und Fürsprecher der ärmeren Classe war er seit 1848 in ganz Mecklenburg bekannt. Die Hunderte von Arbeitern, welche er in seinem großen Fabrikestablissement beschäftigte, verehrten und liebten ihn wie ihren Vater. Das Jahr 1848 hatte uns zusammengeführt und näher gebracht; wir gehörten Beide zu der Linken der mecklenburgischen constituirenden Kammer. Er war seitdem mein werther Freund und Gönner gewesen. Dies war der Mann, den ich mir als Retter in der Noth erkor.

Am anderen Morgen in der Frühe ging ich zu ihm nach seinem Fabrikenetablissement in der Mühlenthor-Vorstadt, welches zugleich ein prächtiges Wohnhaus enthält. Ich fand ihn in seinem geräumigen Zimmer, gemüthlich seine eben angezündete Morgenpfeife rauchend und mit einer Hand vorweg haltend, die andere Hand nach seiner Gewohnheit in der Seitentasche seines grauen Hausrocks, und mit seiner hohen imponirenden Gestalt an den Ofen gelehnt. Wenn er gleich schon über die Fünfzig hinaus und sein Haar bereits grau war, so hatte er doch eine Gewandheit in seinen Körperbewegungen und eine Lebhaftigkeit in seiner Sprache und seinem ganzen Wesen, daß mancher Vierziger sich dazu hätte Glück wünschen können.

„Herzlich willkommen, lieber Wiggers," rief er mir bei meinem Eintreten zu. „Was bringt Dich so zeitig hierher? Setz' Dich nieder! Steck' Dir 'ne Cigarre an und erzähle mir, was Du auf dem Herzen hast! Hoffentlich führt nichts Schlimmes Dich um diese ungewöhnliche Zeit zu mir."

„O nein, ich bringe gute, recht gute Neuigkeiten mit. Doch es ist noch ein Aber dabei. Man darf den Anfang nicht vor dem Ende loben."

„Das klingt ja ganz geheimnißvoll, und Du machst dazu ein so ernsthaftes Gesicht, daß man vermuthen muß, die Polizei hat Dich wieder einmal gehausfucht."

„Mit der Polizei hat die Angelegenheit, derenthalben ich zu Dir komme, allerdings auch zu thun. Diesmal aber betrifft sie nicht mich, sondern zwei arme Unglückliche, die von der preußischen Polizei verfolgt werden."

„Die sollen sie nicht haben, wenn ich's hindern kann!" rief Ernst Brockelmann lebhaft und hüllte sich in eine Rauchfäule.

„Zwei politische Flüchtlinge sind es, von denen der eine dem Zuchthause entsprungen ist und der andere ihn befreit hat."

„Dem Zuchthause entsprungen?"

„Ja, dem Zuchthause zu Spandau."

„Sein Name?"

„Kinkel," flüsterte ich.

„Kinkel?" rief er erstaunt. „Und der Andere hat ihn befreit?"

„Ja, mit Gefahr seines Lebens. Wird er gefaßt, so wird man ihn zu Pulver und Blei begnadigen."

„Das ist ja ein Prachtkerl!" sagte Ernst Brockelmann in tiefer Bewegung, ließ seine Pfeife an einen Stuhl hinunterglehen, steckte die freigewordene Hand in die andere Seitentasche und ging mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, wie er zu thun pflegte, wenn er in Aufregung war.

„Wo sind die Beiden?" fuhr er fort.

„In Warnemünde."

„Sie sollen zu mir in's Haus kommen."

„Das ist es, warum ich Dich bitten wollte."

„Wann werden sie kommen?"

„Der Wagen, welcher mich zu ihnen bringen soll, steht bereit. Darf ich heute Nachmittag vier Uhr in Krummendorf, dem Dorfe am rechten Warnowufer, Dich mit Deinem Fuhrwerk erwarten? Ich werde dann mit den beiden Flüchtlingen dort sein!"

„Ich werde mich pünktlich dort einfinden und die Beiden mit mir nehmen. Und das sage ich Dir, Wiggers, wenn ich sie erst in meinem Hause habe, bei Gott, dann möchte ich den sehen, der es wagen wollte, sie wider meinen Willen abzuholen. Nun, leb' wohl, sage ihnen, daß ich ihnen mein Haus als Asyl anbiete, und daß ich weiter für sie sorgen und sie baldmöglichst über See spedieren würde!"

Wir schieden händeschüttelnd von einander. Bald darauf war ich auf dem Wege nach Warnemünde.

Dieser Ort, dessen hauptsächlich aus Lootsen, Fischern, Seefahrern und Matrosen bestehende Bevölkerung etwa 1800 Seelen zählt, ist rücksichtlich seiner staatsrechtlichen Stellung, wenn man der Definition des Rostocker Magistrats folgt, „nach den bisherigen Bergängen und nach anderen historischen Anhaltspunkten in eine zum Bezirke der Stadt Rostock, weit dieser unterthänige, in Unterordnung gehaltene Commune, welche mehr als ein Dorf ist". Annähernd wird diese Definition, wie so vieles Andere in unserem Patrimonialstaate, ziemlich unverständlich sein. Ich will daher hinzufügen, daß Warnemünde eine von Rostock abhängige Colonie ist, welche nicht über selbst wegen, sondern blos zum Vortheile und zur Ausbeutung der Stadt existirt. Um einen Begriff von dem Grade der Abhängigkeit zu geben, will ich nur hervorheben, daß weder ein Schlächter noch ein Bäcker sich dort niederlassen darf, daß vielmehr dieser Ort von 1800 Einwohnern gezwungen ist, das nöthige Fleisch und Brot von dem zwei Meilen entfernten Rostock zu kaufen. Die politische Abhängigkeit entspricht der materiellen. Der Rostocker Magistrat übt über den Ort sein rein patriarchalisches Regiment durch eine seiner Mitglieder, Gewettsherr genannt, welcher in Rostock residirt und nur von Zeit zu Zeit, im Gerichtstage abzuhalten, Steuern beizutreiben oder Acte der höheren Polizei oder Administration auszuüben, seine Pflegebefohlenen besucht. Der Vogt ist mit dem unter ihm stehenden Hegediener die einzige am Ort beständig anwesende Obrigkeit, welche der Autorität des Gewettsherrn unterworfen ist. Die allenthalben vorherrschende Cultur hat die gemüthliche Seite, welche diese patriarchalischen Zustände damals hatten, auch in Warnemünde verdrängt. Das Amt des Vogtes und Hegedieners ist später durch jüngere Kräfte besetzt, welche unter dem Krummstabe eines strenggläubigen Predigers leben, der eifrig bestrebt ist, ein strafferes Regiment herbeizuführen und zur Erreichung seines Zweckes sich selbst vor Conflicten mit der städtischen Obrigkeit nicht scheut.

Im Jahre 1850 aber existirte noch das alte patriarchalische Regiment, der friedliche Ort wußte von einem Kampfe der weltlichen und geistlichen Macht noch nichts. Der damalige Prediger, aus der altrationalistischen Schule stammend, kanzelte wohl seine Gemeindeglieder in seinen Predigten recht tüchtig ab, aber außerhalb derselben ließ er sie in Ruhe und mischte sich niemals in Dinge, welche zu

dem Ressort der weltlichen Obrigkeit gehören. Der alte Hegereiter, welcher zugleich Gastwirthschaft betrieb, war froh, wenn sein amtlicher Beruf ihn nicht in Anspruch nahm und er seine Zeit zur Bereitung oder Unterhaltung seiner Gäste verwenden konnte. Und der Vogt, welcher die Siebenzig Jahrgrenze überschritten hatte, ward selten anderswo gesehen, als innerhalb der Grenzen der Vogtei, etwa alten hanfältigen städtischen Amtsgeschäfts mit der Jahreszahl 1695, welches dem jeweiligen Vogt als Wohnung dient und ausserdem die nöthigen Localitäten für die „Rosteder Herren", im Fall sie zur Zeit ihre obrigkeitlichen Amtsgeschäften ausüben, und einige Fogtzimmer für Badegäste enthält. Wenn der alte Herr mit seiner hohen, breiten und mächtigen Gestalt, mit dem schwarzen Sammetkäppel auf dem ehrwürdigen weißlockigen Haupte und mit seiner stämmigen Begleiterin, der Pferde mit meerschaumenem Kopfe, nach seiner Gewohnheit vor der breiten Front der Vogtei auf und nieder wandelte und so ehrwürdigbiedere und gutmüthig zugleich darreinschaute, dann freute sich Alt und Jung. Die Gäste aus Rosteck kamen selten nach Warnemünde, ohne den alten Vogt gesprochen oder begrüßt zu haben. Als der alte Herr sich in's Privatleben und damit in eine Privatwohnung zurückgezogen hatte, da vermißten Viele den ehrwürdigen alten Herrn, und die Vogtei lag ohne ihn recht verlassen da. Und als er vor ein paar Jahren entschlief, da trauerten Alle, die ihn kannten.

Mich knüpfte noch eine besondere Vorliebe an den alten Herrn. Er war mit meinem alten Vater, der mit ihm in ziemlich gleichem Alter stand, lange befreundet. Mein Vater unterließ nie, ihn bei seiner Anwesenheit in Warnemünde zu besuchen. Ich vergesse den Eindruck nicht, welchen es immer auf mich machte, wenn die beiden alten Herren sich einfindungsvoll begrüßten, der Vogt, indem er seine schwarzes Käppchen abzog, und mein Vater, indem er seinen Hut abnahm, und mit entblößten weißen Häuptern einander gegenüberstanden, und sich dann treuherzig die Hände schüttelten und einander fragten, in welchem Jahre und an welchem Tage doch der Andere geboren sei, und dann die Differenz berechnet wurde, und wenn sie dann wieder in derselben Weise sich trennten und mit dem stillen ernsten Bewußtsein, daß sie sich wohl zum letzten Male gesehen hätten, auf Wiedersehen wünschten. Die wohlwollenden Gesinnungen, welche den alten Vogt beseelten, zeigten sich auch darin, daß er sich ungern entschloß, seine polizeilichen Functionen auszuüben, und, wenn irgend möglich, Alles in Güte abzumachen suchte. Die folgende wahre Anekdote legt davon Zeugniß ab und charakterisirt zugleich die patriarchalischen Zustände, in welchen sich damals der Ort noch befand.

Ein Gensd'arm überlieferte ihm eines Abends einen aus benachbartem Gebiete eingefangenen Spitzbuben, um denselben bis zum anderen Morgen, wo er weiter befördert und an die zuständige Obrigkeit abgeliefert werden sollte, in Haft zu behalten. Der Vogt gerieth darüber in große Verlegenheit, denn ein Gefängniß existirte am Orte nicht, und noch niemals hatte er einen Gefangenen zu bewachen gehabt. Seine angeborene Gutmüthigkeit stäubte sich auch gegen die Function eines Kerkermeisters. Er versuchte, mit dem Gensd'armen zu capituliren und ihn zu bestimmen, seinen Gefangenen noch bis zur nächsten Station zu bringen. Aber der Gensd'arm wollte nicht darauf eingehen: es sei schon spät, und alle Verantwortlichkeit falle auf den Vogt, wenn dieser die Aufnahme des Gefangenen verweigerte. Was sollte der unglückliche Vogt machen? Gensd'arm und Arrestant warten erst mit einem guten Abendessen regalirt und dann der Letztere in das Bachaus eingelassen. Ein bötzerner Riegel ward vor die Thüre desselben geschoben, und zu mehreren Sicherheit wurden verschiedene Scheite Holz gegen die Thüre gestellt. Als aber am anderen Morgen der Gensd'arm seinen Arrestanten abholen wollte, fand er den Riegel zerbrochen und die Thüre bald geöffnet. Der Vogel war davongeflogen, und Niemand hatte sich darüber im Stillen wohl herzlicher gefreut, als der Vogt.

Der gänzliche Mangel an polizeilicher Ueberwachung erhöhte natürlich die Annehmlichkeiten des Badelebens in Warnemünde. Höchstens murrte wohl ein Berliner Badegast, wenn er zu seiner großen Verwunderung seinen an den Vogt geschickten Paß sofort mit dem Complimente zurückerhielt, daß solche Berliner Sitten in Warnemünde nicht existirten. Vermißt ward die Polizei in keiner Weise. Denn Diebstähle kannte man dort nur dem Namen nach. Dieser Respect vor fremdem Eigenthum wirft ein um so helleres Licht auf die Reinheit der Warnemünder Sitten, als die Gelegenheit zum Stehlen nirgends besser sein kann, als gerade dort. Den Zugang zu den Passagen nach den Hölen Tüschen, von wo man von den Border- und Hintergebäuden gelangen kann, bildet eine nur mit einem hölzernen Riegel versehene Thür. Als höchste Vorsicht gilt, daß, wenn Niemand im Hause zurückbleibt, der Schlüssel zur Hausthüre hinter dem äußeren Fensterladen versteckt wird. Der ausgeprägte Eigenthumssinn der Warnemünder würde einen Prenthon zur Verzweiflung bringen. Im Uebrigen könnte er dort sein Problem der Anarchie verwirklicht finden. Ist es nöthig, daß Recht und Gerechtigkeit geschützt werden, so geschieht dies im Wege der Selbsthülfe und Assecuiation, wie nachfolgender Vorfall zeigt.

Ein englisches Schiff, dessen Capitain den Hafen, ohne die Lootsengelder zu zahlen, verlassen wollte, ward mitten in der Fahrt von mehreren mit jungen Warnemünder Seeleuten bemannten Böten attaquirt. Die kräftigen Jungens kletterten, wie die Eichkätzchen, im Nu die steilen Schiffswände hinauf, sprangen auf's Deck, kriegten Capitain und Mannschaft beim Kragen, und hatten innerhalb wenniger Augenblicke die Zahlung der Schuld beigetrieben. Keine Obrigkeit hätte so prompte Justiz üben können. (Fortsetzung folgt.)

Ein Genie im Wohlthun.

Wenn ein Nicht-Hannoveraner auf der letzten Station der Eisenbahnen von Berlin-Braunschweig, Köln-Minden oder Göttingen-Kassel her der Residenz an der Leine so nahe gekommen, daß er die Hauptthürme derselben, den Marktkirchenthurm und den Aegidienkirchenthurm erblickt, und nun seinen Nachbar im Coupé fragt: „Um Entschuldigung, was ist denn wohl das Merkwürdigste in Hannover, so das Sehenswertheste, wie man zu sagen pflegt, für einen Fremden?" — so wird der Gefragte, wenn er ein echter stadthannoverscher Philister ist, antworten: „Die Waterlooſäule!" — und wenn dieser Philister noch nebenher ein Goldschmied ist, so wird er antworten: „Die Silberkammer auf dem Schlosse!" — und wenn ein Pferdehändler: „der Königliche Marstall!" — und wenn er kein Philister, sondern ein Gelehrter ist, so wird er antworten: „Vielleicht das Manuscript auf der Königlichen Archivbibliothek!" — wenn ich, Schreiber dieses, aber der gefragte Philister wäre, so würde ich unbedingt antworten: „Das Merkwürdigste in Hannover ist der Pastor Böcker!" — „Wie? Ein Pastor" — und das Merkwürdigste in dieser Residenzstadt von 60000 Einwohnern?" — wird dann der Fremde erwidern. — „Ja," antworte ich, „er ist das Merkwürdigste in Hannover und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er — ein Genie ist, und zwar — ein Genie im Wohlthun." —

Pastor Böcker's Weltanschauung, aus welcher sein ganzes Wirken hervorgeht, ist die: daß die Hauptaufgabe jedes Menschen, neben der fortwährenden Arbeit zur Läuterung und Besserung der eigenen Seele durch die alleinig geöffneten Erkenntnißquellen, darin bestehe, so viel als nur irgend möglich die innere und äußere Glückseligkeit anderer Menschen zu befördern. Darum hat Böcker den größten Theil seiner Thätigkeit dahin gerichtet, das Elend der unteren und mittleren Classen zu mindern, im Großen, wie im Einzelnen, wo er solches nur anzufinden vermag. Um aber dies anzufinden, ist nöthig, daß man darnach suche. Und wie hat er darnach gesucht seit nunmehr einem halben Säculum, und wie sucht er noch täglich mit unvermindeter Ausdauer darnach? Für diesen großen selbstverzehrenden Zweck hat er sein ganzes bisheriges Leben in Tagesmühen, Nachtwachen, Gutsopfern von Tausenden, ja in der Entbehrung von eigenem häuslichen und Familienglück ebenverein, zum Opfer gebracht, er hat für dieses Ziel nichts gescheut und durch nichts sich davon abschrecken lassen. Um so erkennlicher ist es daher, daß der gelunde Sinn des Volkes, das Vorhandensein einer vernünftigen und damit gerechten Majorität in der Menschheit unserer deutschen Gegenwart, welches sich Gottlob auch in den andern großen politischen und socialen Fragen der Epoche unzweifelhaft kundgiebt — sich auch in diesem Einzelfalle hier bei uns Hannoveranern die wir somit eben nicht die Verkämpfer der deutschen Erkenntniß sind bewiesen hat; der Pastor Böcker ist längst allgemein anerkannt als ein wahrer Volksmann im edelsten Sinne des Wortes, als Einer der Ersten nur Besten seiner Kategorie im ganzen Lande Hannover.

Werken wir zunächst hier einen Blick auf Böcker's amtliche Berufsthätigkeit. Obwohl die Stellung eines Predigers in einer großen Stadt, um eine im höchsten Sinne des Wortes gedeihliche zu werden, eine weit schwierigere ist, als eine solche in der Landgemeinde, so gewann er sich doch bald in seiner Gemeinde nicht nur, sondern weit über die Grenzen derselben hinaus, einen so heilsamen Einfluß, wie er sonst nur einem langjährigen bewährten Fremde zu Theil zu werden pflegt. Der Hauptgrund davon lag, wie in seiner geistigen Kraft und Bedeutsamkeit überhaupt, so auch besonders in der natürlichen, zutraulichen und ebenso deshalb so leicht bewegenden Sprache im Umgange wie auf der Kanzel. Man mußte sich gestehen, daß selbst ein klar verständlicher, aus dem Herzen kommender Ton weit sei in der Gemeinde, und weit zum Herzen dringt, was vom Herzen kommt, so lehrte man mit stets wachsender Liebe dort ein, wo dem schlichten Sinne, dem unverdorbenen Gemüthe stets neue Nahrung geboten wurde. Mit jedem Vortrage wuchs die Zahl der Zuhörer, damit aber auch der Eifer Dessen, dem sie horchten, und wie oft mit klopfendem Herzen und thränendem Blick! Wer auch nur wenige Predigten Böcker's gehört oder gelesen hat, sinnet gar leicht, daß sie von jenen Kunstmitteln frei sind, welche dem berechnenden Vorbedachte dienen müssen, um irgend einen wünschenswerthen Eindruck, mit einem Worte, um Effect zu machen. Die Eindringlichkeit und Kraft derselben beruht allein in der schlichten Natürlichkeit, womit die Predigten angelegt und ausgeband sind; wir möchten sagen, sie beruht in ihrer Bürgerlichkeit, welche der Sprache der Bibel, wie sie aus der immer noch unübertroffenen lutherischen Uebersetzung bekannt ist, am nächsten kommt.

Wir können überhaupt keine felsenfeste Ueberzeugung von der Größe des geistlichen Berufes, seinem Eifer, seine innige Liebe für denselben nicht treffender bezeichnen, als mit den Worten, die wir von ihm selber vernehmen. Er sagt sehr oft: „Ich wollte, wenn ich wählen müßte, lieber Pastor sein ohne Gehalt, als die Stelle aufgeben und die volle Einnahme beziehen.“ Dem König Ernst August, selbst eine originelle und active Natur, konnte ein solcher Pastor in seiner Residenzstadt nicht lange unbekannt bleiben; er nahm denn auch bald Veranlassung, denselben zur Tafel zu ziehen, wo die Unterhaltung zwischen dem Monarchen und dem Prediger eine sehr lebhafte und anhaltende war. Nach aufgehobener Tafel äußerte einer der Cavaliere zu Böcker: „Der König scheint Ihnen gewogen zu sein und wird Sie sicher nächstens befördern.“ Er antwortete auf der Stelle: „Ich will nicht befördert werden; ich will Pastor an der Marktkirche bleiben, das genügt mir; als solcher bin ich am unabhängigsten und kann am meisten wirken; ich werde meine Gemeinde nicht eher verlassen, als bis sie mich weggjagt.“ — Als dem Könige diese Worte hinterbracht wurden, äußerte er: „Ich hab's dem Menschen gleich angemerkt, daß er nichts von mir haben will.“

Daß Böcker auch als Theolog freisinnig ist, dafür möge hier nur ein Fall citirt werden. Als vor mehreren Jahren das ganze geistliche Ministerium den evangelischen Pastor Steinacker aus Treue durch die Ultramontanen aus seiner dortigen Wirksamkeit vertrieben und hiernach an der Kreuzkirche zu Hannover zum zweiten Prediger erwählt wegen seiner angeblichen Irrgläubigkeit verunheilte, als darauf das königliche Consistorium, auf den Antrag jener geistlichen Herren, Steinacker's Wahl ablehnte, da war es Böcker, welcher Steinacker gegen seine sechs Collegen durch ein Separatvotum in Schutz nahm. Er erhielt dafür vom königlichen Consistorium einen officiellen Verweis. Steinacker ist nun bereits seit mehreren Jahren Pastor im Weimar'schen, wofür Böcker's Verwendung ihm auch mit behülflich gewesen.

Auch darin stehen wir in ihm den echten Geistlichen, daß er keinen Anlaß zum Haussuchen seiner Gemeindeglieder verlassen und daß der Aermste wie der Angesehenste dabei keinen Unterschied macht. Uns überall sehen wir mich einen Pfarrherrn, der in seinen Amtshandlungen wie Anderer ist als zu Hause oder in vertraulicher Gesellschaft: wir sehen nur den Fremde, der glücklich ist in seinem Berufe. Daß er's wirklich ist, bezeugt er selber durch einen der schönsten Ausprüche des Apostels Pauli, einen Spruch, welchen wir unter einem älteren Portrait Böcker's zugleich als Faesimile lesen: „Nicht daß wir Herren seien über eueren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude.“ —

Damit gehen wir zu jenem Theile von Böcker's Thätigkeit über, welche ihn vorzugsweise in den weitesten Kreisen bekannt und willkommen machte, und welche wir nicht anders als mit dem Worte „universelle Hülfsthätigkeit“ zu bezeichnen vermögen. Diese Skizze würde nun aber zu einem umfangreichen Buche sich ausdehnen müssen, wollte sie jedes Einzelne in seinem Beginn, seinen Folgen, seinem Fortblühen darlegen und alle Fälle, wo Böcker sich als Mensch, Mitbürger, Freund und Helfer bewährte, aufzählen. Schon in Göttingen als Docent begann er seine Werkthätigkeit, indem er einigen Personen augenmerksame Dienstleistungen zu verschaffen wußte. In Hannover aber gewann diese Thätigkeit einen während der ersten Jahre eine wahrhaft überraschende Ausdehnung, — hier ist sie endlich bis zu der Höhe gediehen, daß es im Volke längst sprichwörtlich geworden ist, zu sagen: „Na, wenn di Keener mehr helpen kann, denn muß en na'n Paster Böcker gahn; wenn aber de ook teen Rath weet, denn büst en gewiß verkaarat!“ — Und Tausende, ja aber Tausende sind während der letztverflossenen 36 Jahre durch die kleine Hofsporte vor der Marktpfarrwohnung mit gramerfüllten Zügen eingegangen, und wenn sie daraus zufriedschritten, erglänzte der Freudenschein einer neugeweckten Hoffnung von ihren bleichen Wangen.

So kommt es aber auch, daß bei jeder gemeinnützigen Sache, für welche die Presseorgane aufrufen, Böcker's Name mit an der Spitze steht und stehen muß; man kann ihn dabei nicht mehr entbehren, wollte man auch, er gehört einmal mit dazu. Erscheine eine solche Publication und man fände unter den Begründern ihn nicht mitgenannt, so würde das Publicum schon mit einem gewissen Mißtrauen die Sache ansehen, es würde sprechen: „Wie kommt's, daß Böcker's Name nicht mit dabei ist? da muß wohl nicht viel daran sein!“ Und die letztere Betrachtung hat zugleich auch den Vortheil, daß sie universell nicht nur für seinen Willen, sondern auch für seine Einsicht sich herzustellt hat. Ehrein Böcker eine Sache mit an, so ist man sicher, daß er vorher von ihrer Ausführbarkeit sich überzeugt hat, und daß er dann auch alles nur Menschenmögliche anbietet, sie zu verwirklichen. So kommt es, daß er noch nichts von gemeinnützigen Institutten begonnen hat, was nicht auch vollendet wurde. Beweise davon sind:

1) Die Stadtschullehrer-Wittwen-Casse für die Residenz Hannover. Böcker gründete sie, gleich nachdem er, der 24jährige Candidatus theol., zum zweiten Prediger an der Stadtkirche erwählt worden, als erstes öffentliches Dankzeugniß für seine Erwählung, indem er den Fonds dazu mit 50 Thalern seines Ersparnisses anlegte. Durch eine fortgesetzte Sammler-Wirksamkeit seinerseits und in Folge deren ihm anderweitig zugeflossene Spenden hat sich dieser Fonds so gesteigert, daß die Schullehrer-Wittwen der Stadt nunmehr eine jährliche Pension von 24 Thaler erhalten.

2) Die „Marienstiftung“, durch welche jahraus, jahrein eine Anzahl armer junger Mädchen der unteren Volksclassen zu tüchtigen Dienstmädchen ausgebildet wird.

3) Das Rettungshaus in Ricklingen, unweit Hannover. Dem Verwaltungsrathe desselben übergab Böcker ein schuldenfreies Grundstück nebst Hause im Werthe von 5000 Thaler; in dieser Anstalt werden jährlich 20 bis 30 sittlich verwahrloste Knaben gebessert, bis sie zum Eintritt in eine Lehrlingsschaft geeignet sind.

4) Die allgemeine Volksschullehrer-Wittwen-Casse für das ganze hannoversche Land. Böcker gründete dieselbe im Jahr 1834 mit einem Bonis-Geschenk von 3 Louisd'or seitens eines Mitgliedes seiner Gemeinde; der Fonds dieser Wittwen-Casse, für welche Böcker ebenfalls unermüdlich sammelte und endlich auch die directe Beihülfe des Königs und des Ministeriums wie deren Fundation als „milde Stiftung“ durchsetzte, beläuft sich gegenwärtig auf 170,000 Thaler und gewährt den in drei Classen eingeschriebenen Volksschullehrer-Wittwen des Landes eine jährliche Pension von resp. 15, 17 und 20 Thalern, welcher Betrag sich allmählich immer mehr erhöht.

5) Das „Schwesternhaus“, belegen in der Aegidien-Thors-Gartengemeinde vor Hannover, ein Stift für 40 bis 50 unbescholtene Frauenzimmer des Bürgerstandes in vorgerücktem Alter, welche sich für eine geringe Einkaufssumme ein lebenslängliches Asyl erwerben.

6) Der „Mäßigkeits-Verein“, vor nunmehr zwanzig Jahren gestiftet.

7) Der „Thierschutz-Verein“, ebenfalls seit fast ebenso lange durch ihn gestiftet. Als Filial davon hat Böcker mit seinem Gelde und unter seiner Leitung in Hannover die erste Pferdeschlächterei errichtet. Es stehen jetzt zwei Pferdeschlächtereien in Hannover, und es sind, nach deren Ausweis, im letzten Jahre

Pastor Bödeker.

300 Pferde mit einem Gesammt-Ergebniß von circa 150,000 Pfd. gesunden Fleisches geschlachtet worden.

Es ist selbstverständlich ebenso herzergreifend wie interessant, in den Vormittags-Sprechstunden, wo Bödeker Jedem zu Rath und That zugänglich ist, die Bevölkerung seines Vorzimmers zu beobachten. Alte gebrechliche Männer und Frauen der ärmsten Classen, welche sich von ihm ihre wöchentliche oder monatliche Unterstützungssteuer von 10, 12, 15 Groschen und darüber holen; andere Bedürftige, für die er aus seiner großen wohlhabenden Bekanntschaft Röcke, Jacken, Strümpfe ꝛc. herbeigeschafft hat; Schulkinder, welche Bibeln, Gesangbücher, die kleinsten, welche Spielsachen geschenkt bekommen; dort eine hülflose Arbeiterfrau, welcher der Mann gestorben und deren Säugling er bei einem vermögenden kinderlosen Ehepaare eine dauernde Aufnahme zu Success verschaffte; ein Student, der seine Fürsprache zur Erlangung eines Stipendiums, ein während seiner Studienzeit durch ihn unterstützter Candidatus theol., welcher seine Empfehlung zu einer vacanten Hauslehrerstelle nachsucht; ein kleiner Bürgersmann, dem wegen Kündigung eines Capitals, das er nicht wieder anschaffen konnte, sein Haus verkauft werden soll, und der nun auch zu ihm seine letzte Zuflucht nimmt ꝛc. — Und wenn nun zwischen alle diese Armen, Hülfsbedürftigen und Geringen plötzlich ein vornehmer Besuch hineinschneit — denn auch vornehme Leute kommen genug zu ihm, theils um einen Mann von so ungeheurer Popularität sich befreundet zu erhalten, theils weil auch sie mitunter bei ihm Rath und Hülfe suchen — dann treibt er all die geringen Besucher nicht etwa zur Thür hinaus, sondern sagt einfach zu dem vornehmen Herrn: „Bitte, mein Verehrtester, warten Sie ein wenig, bis ich diesen guten Leuten erst gerecht geworden bin;“ — und wenn dann der vornehme Herr nicht zu warten Zeit oder Lust hat, so läßt Bödeker ihn getrost gehen, unbekümmert, ob er überhaupt danach wiederkomme oder nicht.

Daß nun die Bevölkerung, wenn es Anlaß giebt, einem solchen Manne ihre öffentliche Anerkennung zu beweisen, damit nicht säumig ist, können wir Gottlob denn auch von den Hannoveranern rühmen. Die erste bedeutendere Gelegenheit hierzu gab es bei Bödeker's 25jährigem Dienst-Jubiläum, am 27. November 1848. Elf Deputationen erschienen da bei ihm zur Gratulation, welchen sich Hunderte von persönlich Glückwünschenden aller Stände, von den Ministern an bis zu den geringsten Arbeitern hinab, anreihten. Ein anderes Mal, da Bödeker vor etwa drei Jahren wochenlang am Nervenfieber darniederlag, kamen täglich Hunderte von Personen, Hoch wie Niedrig, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Und endlich, als Bödeker, nachdem Gott ihn von seiner kranken Frau erlöst, ein Jahr darauf sich zum zweiten Male mit einer, wie an Jahren ihm nahestehenden, so durch Herzens- und Geistesbildung würdigst ihm entsprechenden hannoverschen Bürgerstochter vermählte, da bereitete ihm die öffentliche Liebe wieder ein großes Herzensfest. Nicht nur, daß auf eine einfache Anregung im „Tageblatt“, überschrieben „Wir wollen ihm auch einmal eine Freude machen!“, in Kurzem eine freiwillig aus Thaler- und Groschen-Beiträgen gesammelte Summe von über 500 Thalern zusammenkam, wofür ihm ein prächtiger silberner Tafelaufsatz zum Ehrengeschenk hergestellt wurde, sondern es harrten da auch, als er mit seiner Neuvermählten von seiner Hochzeitsreise nach Hannover zurückkehrte, Tausende von Menschen seiner Ankunft am Bahnhofe, welche ihn mit nicht endenwollenden Vivatrufen bis an seine Woh-

nung geleuteten, wo dann bis spät in die Nacht ein musikalisches Stündchen mit dem andern abwechselte. Kein gelehrter Fürst, kein großer kriegerischer oder politischer Befreier dürfte eines allgemeineren Empfangsjubels, der so ganz und recht aus dem Herzen kommt, sich berühmen können. —

Nun, und wie bewegt sich dieser Mann denn sonst im geselligen Verkehr? Auf eine so liebenswürdige Weise, daß er für alle Cirkel, die nur irgend seiner habhaft werden können, als das willkommenste Mitglied gilt. Daß ein Mann von seiner geistigen Rührigkeit auch mit einer guten Dosis Witz und Humor begabt sei, wird man naturgemäß finden. Er ist ein vortrefflicher Erzähler, überhaupt der unterhaltendste Gesellschafter, aber sein Scherz ist stets harmlos, sein Witz nie persönlich verwundend. Uns geschieht es auch einmal — was wohl mitunter ihm passirt und worüber die Grämlichen scheu das Osterei Zeter geschrieen — daß er sich von der Heiterkeit des Augenblicks zu weit fortreißen läßt, ein wenig über die Grenze der pastoralischen Würde hinaus, so darf man mit Recht ein Wort Goethe's über Lessing auch auf ihn anwenden. Goethe sagte nämlich einst in Bezug auf Lessing's heftige Ausfälle gegen Götze: „Ja, Lessing darf in der Discussion mitunter sagar so derb werden, daß er auf Augenblicke selbst die persönliche Würde von sich wirft, weil er der Mann ist, dieselbe jeden Augenblick wieder aufgreifen zu können.“ Dasselbe gilt von Böcker. Als dahin gehörig sei hier unter Anderm nur erwähnt, daß, wenn er auf der Straße einen Jungen antrifft, der den vor seinen Wagen gespannten Hund mißhandelt, er, als Präsident des Thierschutzvereins, nicht Anstand nimmt, den Jungen eigenhändig mit seinem Stocke durchzuhänen. Ebenso ist es bei ihm in der Ordnung, wenn er ein schwaches Kind auf der Straße Wasser holen sieht, ihm das Einpumpen zu besorgen, und wenn ein Hausknecht den Karren nicht über's Trottoir bringen kann, mit in's Rad zu fassen, oder wenn ein fäulisches Pferd nicht anziehen will, mit nachzuhelfen; sowie er auch auf der Straße in derselben Minute dem Minister und gleich hinterdrein dem Arbeiter die Hand schüttelt. *

Einige pikante Einzelzüge, wovon es in Hannover eine ganze Anekdoten-Geschichte giebt, von denen wir aber nur einige uns gerade erinnerliche hier geben, werden das Bild dieses seltenen Mannes zu vervollständigen dienen.

Wie wenig er sich z. B. aus der Etikette macht, erfuhren wir einst in einer Gesellschaft, wo ein Fremder den vielgenannten Pastor Boecker anwesend weiß und neugierig ist, ihn kennen zu lernen. Der Fremde bittet einen der Anwesenden, ihn denselben zu zeigen. „Das brauche ich nicht,“ sagte der Angeredete, „der formloseste Mensch, den Sie hier treffen, das ist der Pastor Boecker.“ Und alsbald hatte der Fremdling ihn herausgefunden und stellte sich ihm vor.

„Darum bleibe ich doch immer Pastor Böcker,“ sagt er, und wenn er auch mal Abends einem angetrunkenen Bürger den Arm reicht, ihn „wegen plötzlichen Schwindels“ gütig nach Hause zu führen.

Als er einmal in einer Versammlung behufs Gründung eines Vereins für einen Humanitätszweck zum Secretair gewählt wurde und ein Mitglied der Gesellschaft seinwärts äußerte, er hätte zum Präses gewählt werden müssen, erwiderte ein Dritter: „Wacht ihn in Gottes Namen zum Schwanz; bei seiner Thätigkeit, Einsicht und Liebe wird er von selbst schon der Kopf werden, und auf den äußerlichen Rang kommt's ihm ja nicht an.“

Entlassene Sträflinge oder solche, deren Entlassung bevorsteht und die die Absicht haben, sich zu bessern, wenden sich persönlich und brieflich an ihn, mit seiner Hülfe eine neue ehrliche Existenz zu gewinnen. — Dem unverschuldet bankerott gewordenen Miethskutscher schießt er 200 Thaler vor, um wieder zu miethkutschern, einem Schmied desgleichen kauft er Hämmer, Ambos und Blasebalg ꝛc., um wieder zu schmieden. — Dem (wegen Trunks) abgesetzten Schulmeister verschafft er bei einem besteuerten Gutsbesitzer eine Hauslehrerstelle in der einsamen Haide, wo er keine Gelegenheit zum Kneipen hat und sich so des Branntweins entwöhnt, und sorgt schließlich für Wiederanstellung des Gebesserten im Staatsdienste. Einst begegnen ein verzweifelnder Familienvater auf seinem Pfade zum Wasserrande einem Mühringer und erklärt denselben auf Befragen, er wolle sich ersäufen. Da sagt der Letztere: „Dann spricht doch aber erst mit dem Pastor Böcker!“ Der Mann gehorchte, und Böcker sorgte für ihn und seine Familie, und noch jetzt sagen sie Alle den lieben Mann.

Wir sind damit zum Schlusse unserer Skizze gediehen, die hoffentlich dereinst eine stärkere Feder und mit mehr Muße zu einer vollständigen Biographie ergänzt. Im Uebrigen war es uns nicht darum zu thun, dem Manne einen Panegyrikus zu halten; er selbst bedarf dessen nicht und lechzt nicht darnach. Beweis ist, daß noch nie Artikel der Art über ihn in Zeitungen oder Zeitschriften erschienen, wo doch Hunderte von anderen Personen, die ihm nicht bis an die Sohle reichen, sich haben illustriren, biographisiren und gloristiciren lassen. Er würde fortfahren zu handeln, wie er handelt, wäre und würde auch nie ein Wort der öffentlichen Anerkennung über ihn gedruckt. Um seiner selbst willen brauchten wir also nicht zu schreiben; aber es geschah um der Anderen willen. — Denn das Wort des Historikers Johannes von Müller aus seiner Geschichtsreihe auf einen großen Todten ist von unumstößlicher Wahrheit: „Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unveräußerlich. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugleich allen Denen, die ihm nachahmen. — Wenn eine solche Lobrede, wie die hier gehaltene, keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen trösteut aufzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben, dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, nicht einem gewissen Volk — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.“

Dr. Wilhelm Schröer.

* Und selbst den geistlichen Verkehr in engerem Kreise deutet er auf das Schönste für seine Wohlthätigkeitsstuft aus. Am sogar seiner körperlichen Rührigkeit sich nicht allein zu freuen, stiftete er einen „Neudenstschen Morgenpromenadenbeförderungsverein“. Die Mitglieder desselben wandern jeden Morgen, Winter und Sommer, in rechter Frühe nach dem sogenannten Lister-Thurme, um da gemeinsam ihr Frühstück zu nehmen und dann frisch gestärkt an ihre Tagesarbeit zu gehen. Kommt aber mit der Weihnachtszeit, wie nun seit 20 Jahren, von Hildesheimern der Freiher. Hofmann's „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ in Böcker's Hause, so verwandelt er rasch die Promenadenvereinler in eifrige Christbescherungsväterchen. Die (60—80) Exemplare sind rasch und flott einträglich verkauft, und am Christtagsmorgen wandelt mit den alten Herren eine auserwählte Schaar armer Kinder mit zum Lister-Thurme. Und wenn dort die Kleinen durch den Herrn Pastors Kürsorge, mit Kaffee und Kuchen sich ausgewärmt haben und die jungen Herzen in die rechte Verfassung gebracht sind, so werden sie unter den strahlenden Christbaum geführt, singen Weihnachtslieder, empfangen ihr Gaben der Christbescherung und ziehen auch als glückliche Kinder wieder von dannen. Das nennt dann Böcker die heiligen Weihestunden seines Morgenpromenadenbeförderungsvereins. D. R.

Leibniz und die Stiftung der Berliner Akademie.

Es war im Herbste des Jahres 1697, daß die geistreiche Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern äußerte, daß in einer solchen Stadt wie Berlin kein eigener Kalender erscheine, kein Astronom und keine Sternwarte zu finden sei. Der bei Tisch anwesende Hofprediger Jakob Beckmann beachtete sogleich diesen Wink und hinterbrachte dem damals noch am preußischen Hofe allmächtigen Oberpräsidenten von Danckelmann den Inhalt des Gespräches. Dieser faßte sogleich den Gedanken mit Eifer auf und versprach vorläufig für die Errichtung einer Sternwarte Sorge zu tragen. Auch der berühmte Philosoph Leibnitz in Hannover, welcher mit Sophie Charlotte in fortwährender Verbindung stand, interessirte sich lebhaft für die Wünsche seiner fürstlichen Freundin. Er schrieb deshalb an einen Freund in Berlin: „Kann ich bei dem Allen mit meinem geringen Rathe etwas beitragen, so werde ich es von ganzem Herzen thun. Denn alle meine Blicke sind seit langer Zeit nur auf das allgemeine Beste gerichtet; und ich mache mir aus dieser Pflicht meine ganze Freude. Frankreich hat, unter uns gesagt, jetzt größtentheils ziemlich mittelmäßige Leute in den Wissenschaften. Wenn wir die Deutschen auf den Weg bringen können, so werden sie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten.“

Der große Leibniz war in jeder Beziehung der geeignete Mann für ein solches Unternehmen, dessen eigentliche Seele er bald werden sollte. Mit einem riesigen, universellen Wissen verband er eine große, weltmännische Gewandtheit und einen bei Gelehrten so selten gefundenen praktischen Blick für das Leben und seine Anforderungen. Am Hofe zu Hannover bereits angestellt, mit der Mutter Sophie Charlottens ebenso befreundet wie mit dieser selbst, bildete er gleichsam das geistige Band zwischen den beiden größten protestantischen Fürsten Deutschlands. Frühzeitig würdigte er die Bedeutung und Wichtigkeit Brandenburgs, dessen Größe er nicht nur in seinem durch den großen Kurfürsten begründeten Kriegsruhm, sondern in dem freien Geiste religiöser Duldung, in der Förderung von Kunst und Wissenschaft richtig erkannte. Andererseits hatte auch der Berliner Hof schon vielfach den Wunsch geäußert, den berühmten Leibniz für sich zu gewinnen und seine immensen Kenntnisse zum Wohle des Staates zu nutzen. Der Kurfürst selbst, der Alles beförderte, was seinen Ruhm und den Glanz seiner Regierung vermehren konnte, zeigte sich sogleich geneigt, auf die von seiner hohen Gemahlin angeregte Idee einzugehen. Bereits am 18. März 1700 faßte er den Entschluß, „eine Aemidemie der sciences und ein Observatorium" in Berlin zu gründen. Diese Nachricht, welche Sophie Charlotte selbst nach Hannover brachte, bewog Leibniz, sich in zwei einander ergänzenden Denkschriften über die neue Stiftung auszusprechen und dieselben dem Kurfürsten einzusenden. Hierauf erfolgte eine Einladung nach Berlin, wo Leibniz in der Mitte des Monats Mai 1700 eintraf, zu derselben Zeit, als die Vermählung der einzigen Tochter des Kurfürsten aus erster Ehe diesem die Gelegenheit gab, seine Prachtliebe im höchsten Grade zu entfalten. Er konnte sich dem Rausche der Feste nicht entziehen, obgleich ihm vor allen Dingen die Gründung der Akademie am Herzen lag. Hierüber schreibt er einem vertrauten Freunde: „Die Sache fesselt mich mehr an diesen Ort, als der festliche Hochzeitspomp, welcher jetzt vorbereitet wird, da der Bräutigam hier gestern mit großem und glänzendem Gefolge von Wagen, Pferden, Menschen seinen Einzug hielt und eine Aufnahme fand, welcher zu einer königlichen Pracht nichts fehlte." In einem Briefe an die Kurfürstin Sophie, seine Gönnerin in Hannover, läßt er sich folgendermaßen aus: „Gestern kam ich um drei Uhr von Lützenburg (Charlottenburg, unrichtig. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürstin mit mir „ein klösterliches Leben" nennt. Me voilà donc bien dérangé et bien hors mon élement."

Endlich kam der längst ersehnte Tag, welcher den Grund zu der geistigen Entwicklung und Bedeutung Preußens legte. Am 11. Juni 1700 wurde die „Societät der Wissenschaften" von dem Kurfürsten förmlich begründet. Der Name rührte von Leibniz her, der sie dadurch von den Universitäten unterscheiden wollte, welche damals noch häufig Akademien genannt wurden. In dem Stiftungsbriefe, in welchem man leicht die Feder und den Geist des berühmten Philosophen erkennen wird, ist der Nachdruck hauptsächlich auf die „teutsche Gesinnung" der Societät gelegt, was um so mehr zu bewundern ist, da in jener Zeit gerade der französische Einfluß nicht nur in den Trachten und Moden, sondern auch in Kunst und Wissenschaft vorherrschte. „Solchemgestalt," heißt es in der betreffenden Urkunde, „soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonderlich mit gefliget werden, alle dasjenige eine „teutschgesinnte" Societät der Scienzien sei, dabei auch die ganze teutsche und sonderlich Unserer Landen Weltliche und Kirchenhistorie nicht verfämen werden soll." — Eine eben so große Wichtigkeit wird auch darauf gelegt, daß die Wissenschaft mit dem Leben sich in Einklang setzen und durch ihre praktische Anwendung auf das Leben das materielle und geistige Wohl der bürgerlichen Gesellschaft fördern soll. Schon in seinen dem Kurfürsten vorgelegten Denkschriften hatte Leibniz die Ansicht ausgesprochen: „Solche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application zur Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen, sondern man müßte gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf Nutzen richten, und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen ein Mehreres davon zu erwarten Ursache haben. Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen, und nicht allein Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien und mit einem Worte die Nahrungsmittel zu verbessern." In dem Stiftungsbriefe heißt es: „Und wollen, daß dieselbe sich angelegen sein lassen und dahin trachten solle, daß vermittelst der Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, durch Anmerkungen, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwerke, Geschäfte und Lehren, nützliche Studia, Wissenschaften und Künste, auch dienliche Nachrichtungen, wie die Namen haben können excolirt, gebessert, wohl gefaßet, und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse nicht allein mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, sondern auch vermehrt und wohl angewendet werden möge. Und wollen Männiglich in Unsern Landen, sonderlich aber die in Unsern Bedienungen stehn, auch die sonst Dependenz von uns haben, zumal aber alle, die denen Studien ergeben, nach jeder Gelegenheit, der Societät zu ihrem gemeinnützigen Zwecke die Hand möglichst zu bieten, anweisen, auch dieselbe bereits insgemein hiermit und in Kraft dieses dazu nachdrücklich angewiesen haben."

Die Stiftung der Akademie war besonders für Sophie Charlotte ein freudiges Ereigniß, das sie durch ein Fest in ihrem geliebten Charlottenburg feierte, woran natürlich auch Leibniz Theil nehmen mußte. Er selbst macht folgende Schilderung an seine hohe Gönnerin in Hannover von dem Leben und Treiben an dem Hofe ihrer geistreichen Tochter: „Um Ihnen eine Probe von der guten Laune der Frau Kurfürstin zu geben, werde ich das gestrige Fest beschreiben, das die hohe Frau mit Hülfe des Fräulein von Pöllnitz und ihres Capellmeisters Ariosti erdacht und in Scene gesetzt hat. Man stellte einen Dorf-Jahrmarkt vor, wo viele Buden mit ihren lustigen Artikeln ausgerichtet waren, und man für Nichts Würstchen, Schinken und allerhand Eßbares einkaufen und sogleich verzehren konnte. Diese Buden hielten der Markgraf Christian Ludwig (Bruder des Kurfürsten), Herr von Oxdam, der holländische Gesandte, Herr von Hamel ꝛc. Herr von Olieu spielte den marktschreierischen Charlatan, umgeben von Arlequins und Scitänzern, unter denen sich der Markgraf Albert (Bruder des Kurfürsten ausgezeichnete. Aber nichts war artiger als der Kurprinz der damals noch nicht ganz zweijährige Friedrich Wilhelm I., welcher wirklich Hocus Pocus zu spielen gelernt hatte. — Die Frau Kurfürstin war die Doctorin, welche die Bude des Marktschreiers hielt. Der französische Gesandte, Monsieur Dösaleurs, spielte sehr gut die Rolle des Zahnarztes. Beim Beginn des Schauspiels sah man den feierlichen Einzug des Doctors, der auf einer Art von Elephanten ritt, während die Frau Doctorin sich in einer Sänfte von ihren Türken tragen ließ. Der Taschenspieler, die Possenreißer, die Springer und der Zahnarzt folgten hintennach, und als der ganze Zug des Doctors vorüber war, wurde ein kleines Ballet von Zigeunerinnen aufgeführt, lauter Hofdamen, an deren Spitze die Frau Prinzessin von Hohenzollern kam; Andere mischten sich in den Tanz. Man sah auch einen Astrologen mit einem Teleskop vortreten. Die Rolle war eigentlich meiner Person zugedacht, aber der Graf von Wittgenstein war so barmherzig, mich abzulösen. Er richtete glücklicher Prophezeiungen an den Kurfürsten, welcher aus der nächsten Loge zusah. Die Fürstin von Hohenzollern als erste Zigeunerin wahrsagte der Frau Kurfürstin in verzerrten deutschen Versen, welche Herr von Besser (der bekannte Oberceremonienmeister am Hofe) gedichtet hatte. Herr von Danitini war Kammerdiener der Doctorin; und ich, ich stellte mich vorbeifahrt mit meinem kleinen Augenglase, um Alles recht genau zu sehen und Ihrer kurfürstlichen Hoheit darüber Bericht zu erstatten."

Am nächsten Tage, den 12. Juli 1700, wurde Leibniz zum lebenslänglichen Präsident der Akademie, mit der Verpflichtung, so weit seine Stellung in Hannover es zuließ, von Zeit zu Zeit nach Berlin zu kommen. Anfänglich zeichnete sich die neu gestiftete Akademie durch den Mangel an Mitgliedern aus; dieselbe bestand zunächst nur aus dem verdienstvollen Prediger Jablonski, dessen jüngerem Bruder, der zum immerwährenden Secretair ernannt wurde, aus dem von Helmstädt berufenen Professor Fabricius und dem tüchtigen Astronomen Gottfried Kirch aus Guben, der sleißige Beobachtungen anstellte und das Kalenderwesen mit besorgen mußte. Aber Leibniz selbst stellte, wie Friedrich der Große von ihm sagte, für sich allein eine Akademie vor. Allmählich stieg die Zahl der Mitglieder auf achtzig, darunter viele ausgezeichnete Gelehrte nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, Holland und Italien.

Der damals eben ausbrechende spanische Erbfolgekrieg übte natürlich einen traurigen Einfluß auf die junge Schöpfung aus, da der Kurfürst vielfach anderweitig in Anspruch genommen wurde und sein Geld zur Anwerbung und Bezahlung seines Heeres brauchte. Indeß war Leibnitz unablässig bemüht, diesem empfindlichen Mangel durch verschiedene Mittel und Auswege, die er vorschlug, abzuhelfen. Besonders wies er auf die populäre Seite der Anstalt hin, indem er auf Vermehrung und Verbesserung des Kalenders, „dieser Bibliothek des gemeinen Mannes“, bedacht war. Er forderte für die Akademie verschiedene Monopole, den Buchhandel und das Erziehungswesen betreffend. Die Societät sollte die oberste Censurbehörde des Landes sein und — so komisch es klingen mag — eine Abgabe von jedem schlechten Buche erheben, „wodurch schädliche Schriften abgehalten, hingegen nützliche Werke und rechtschaffene Bücher von den Buchhändlern mehr, als bisher zu geschehen pflegt, angeschaffet und die künftigen Unternehmungen gelehrter und erfahrener Leute, die etwas Löbliches thun wollen und können, befördert, auch wohl nach Gelegenheit der Anderen, mit Nachweiß und sonst in Zeiten unter die Arme gegriffen würde.“ — Ein anderer Vorschlag von Leibnitz war, der Akademie das Privilegium zur Anpflanzung und Zucht der weißen Maulbeerbäume zu geben, indem er sich einen außerordentlichen Erfolg davon versprach und bis zu seinem Lebensende ein eifriger Beförderer der heimischen Seidenwürmer-Cultur blieb.

So sorgte und wirkte Leibnitz für sein Lieblingskind, das mit der Zeit einen europäischen Ruf erwarb und den Grund zu der Bildung und geistigen Entwicklung des preußischen Volkes legte. Männer wie Humboldt, Ritter, Leopold von Buch waren Mitglieder der Akademie und krönten das Werk, zu dem der berühmte Philosoph den ersten Grundstein gelegt hat in der richtigen Erkenntniß, daß der Geist der freien protestantischen Wissenschaft allein Preußens Macht und Größe in Deutschland bedingt.

Max Ring.

Blätter und Blüthen.

Städteverschönerung und Kinderwohl. Trotz der in neuerer Zeit immer mehr hervortretenden schönen und zweckmäßigen Geschmacksrichtung, vor den Thoren der Städte parkartige Anlagen zu errichten, welche die alte Stadt mit den Vorstädten verbinden, hat man doch nicht überall die Bedürfnisse der Bevölkerung dabei berücksichtigt. Eins namentlich ist bisher fast überall im Plane der Städteverschönerung vergessen worden: die Sorge für das Wohl und Glück des heranwachsenden Geschlechts durch Einrichtung von Spiel-, Turn- und Tummelplätzen. Höchstens hat man in den letzten Jahren hie und da in einem Winkel eine Turnanstalt eingerichtet. Die armen Kinder! Der Schulweg, den wohl manche in großen Städten im Omnibus zurücklegen, ist oft der einzige Gang in's Freie, wenn man die volkreiche Straße so nennen kann. Vielleicht dürfen manche die Mama an einem freien Nachmittag auf einer Promenade durch die Stadtanlagen begleiten, wobei sie sich nicht die geringste Abweichung von der allgemein beobachteten und durch die Mitbesucher gebotenen Ordnung erlauben dürfen und beständig daran gemahnt werden, sich gerade zu halten, nicht auf den Rasen zu treten, nicht mit dem Stock an die Bäume zu schlagen u. s. w. Diese Beaufsichtigung ist nun allerdings an diesem Platze ganz in der Ordnung; aber ist denn ein solcher Spaziergang auch eine wahre Erholung für die Kinder? Viele Eltern haben nicht einmal Zeit, mit ihren Kindern solche steife Promenaden zu machen, andere gehen lieber allein, da ihnen der Spaziergang keine Erholung ist, wenn sie das Erziehungs- und Verweisgeschäft auch hier fortsetzen müssen. Glücklich sind die Kinder, welche eine längere Ferienreise machen oder die Ferien auf dem Lande zubringen können, glücklicher solche, welche mit ihren Eltern reisen und an Sonn- und Festtagen, vielleicht gar einmal in der Woche eine Fahrt oder einen Gang über Land machen dürfen. Zu bedauern sind aber jene armen Kinder, deren Eltern vorziehen, den Sonntag-Nachmittag in den Wirthschaftsgärten der Vorstädte zuzubringen mit oder ohne ihre Kinder, denn entweder müssen diese mit dem Dienstmädchen zu Hause bleiben oder mit diesem einen jener langweiligen Kindermädchenplätze besuchen, oder sie treiben sich zwischen Erwachsenen im Gedränge der Vorstadtwirthschaft herum. Aber zu beklagen sind die armen Kinder, welche auch nicht eine dieser immerhin noch schätzbaren Wohlthaten genießen, weil ihre Eltern zu arm sind, um ihnen Zeit zu widmen. In kleineren Städten sind es dann Straßenkinder, die sich ihres Lebens im Freien ziemlich freuen, obschon die Sitte dabei nicht gewinnt, aber in größeren bleibt ihnen als Spiel- und Tummelplatz nichts als ein dunkler, stinkender Hof oder die abgelegenen Gartengassen der Vorstadt. Ich sage nochmals: die armen Kinder — wie werden sie um die schöne Jugend, um die schönste Zeit ihres Lebens gebracht! Wer es mit der Jugend ernstlich gut meint und die Wohlfahrt des folgenden Geschlechtes im Auge hat, muß mir beistimmen, daß es durchaus nöthig ist, daß sich die Jugend austobe, daß sie ihre Kräfte gebrauchen lerne und die Glieder durch Spiel und Leibesübung kräftige und fügsam mache. Wer gut beobachtet, kann es oft noch dem jungen Manne ansehen, ob er als Kind freien Spielen ergeben oder ein Stubenhocker gewesen ist. Letzterer wird seine Glieder nie so geschickt gebrauchen, sich viel weniger leicht in neuen Dingen zu helfen wissen. Der Jugend muß Freiheit gewährt, Gelegenheit sich auszutoben gegeben werden. Im Stall wird kein edles Roß erzogen. Eine heitere, glückliche Jugend ist oft das Einzige, was im Menschenleben ungetrübt dasteht. Sie ist unschätzbar, denn sie ist der größte Hebel geistiger Frische für das ganze Leben. Wenige große Männer aller Nationen sind aus dem Gewühl großer Städte hervorgegangen. Die Luft ist dort nicht günstig für Bildung solchen Stoffes, es fehlt der Jugend die Gelegenheit freier Entwickelung.

Wir brauchen in den größeren Städten Spiel- und Tummelplätze für die Kinder, große Plätze, welche der Jugend ausschließlich gehören, wo sie sich einmal frei fühlen von den unaufhörlichen Verboten, ohne die Erwachsenen zu belästigen. Wohl findet man in allen Stadtanlagen größere Kiesplätze, welche, wenn auch nicht gerade dazu bestimmt, Versammlungs- und Klatschplätze der Kindermädchen geworden sind, jedoch von jedem andern Erwachsenen als den Verehrern der Kindermädchen gemieden werden. Aber diese sind nicht, was Noth thut, selbst wenn von der Anlagenpolizei Kinderspiele geduldet werden, denn sie genügen nicht und belästigen die Erwachsenen. Wir brauchen größere freie Rasenplätze zu Ball- und Laufspielen, im günstigen Falle groß genug, um einen Drachen steigen zu lassen, gefahrlose Teiche, um im Winter Schlittschuh laufen zu können, Plätze, wo das Schlittenfahren die Erwachsenen nicht belästigt und verboten ist. Der Lärm und Jubel wird vielleicht einige Griesgrämige ärgern, aber noch mehr Erwachsene werden sich der Jugendlust freuen und mit Vergnügen dem frischen Treiben zusehen.

Ueber die Einrichtung solcher Plätze läßt sich nichts Allgemeines sagen. Nothwendig ist, daß jeder Spielplatz auch Schatten hat, wünschenswerth, daß er durch Gebäude oder dichte Pflanzungen gegen Nord und Ost geschützt ist, damit er auch in rauher Jahreszeit benutzt werden kann. Nöthig ist, daß ganz bestimmte Grenzen gezogen sind, damit der Freiheitstrieb der Jugend nicht der ganzen Bevölkerung lästig wird und die schönen Anlagen verdirbt. Nothwendig erscheint ferner, daß eine Beaufsichtigung stattfinde, wenn auch so schwach, daß sie nur bei wirklichem Unfug und Rohheiten einschreitet. Dies weiter zu erörtern ist nicht meine Sache, sondern der Schule, deren Beaufsichtigung und Einmischung bei solchen Einrichtungen nicht wohl zu entbehren ist. Am meisten würden sich Spiel- und Uebungsplätze für jede Schule besonders empfehlen, auf welchen die verschiedenen Classen zu bestimmten Tagen und Stunden das Recht des Alleinbesitzes haben müßten. Eine freie Vermischung aller Kinder hat seine Bedenklichkeiten und würde auch die Kinder nicht befriedigen. Diese Jugendplätze dürften nicht zu weit von den betreffenden Schulen, aber auch nicht dicht dabei liegen, damit die Schulen nicht gestört werden.

Es müßte aber nicht blos für die Schulkinder, sondern auch für die kleineren gesorgt werden. Wo es nicht an Raum mangelt, sollten die so nützlichen Kinderbewahranstalten in den öffentlichen Anlagen liegen, und jede Stadtbehörde sollte den Kindergärten, nach Fröbel's Muster, Begünstigungen durch unentgeltliche oder billige Ueberlassung von passenden Plätzen zu Theil werden lassen. Es ist nicht genug, daß man von der Lächerlichkeit, die Fröbel'schen Kindergärten als staatsgefährlich zu verbieten, zurückgekommen ist, man sollte sie auch begünstigen und den Besuch auch weniger Bemittelten zugänglich machen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß auch die Turner gleiche Ansprüche auf städtischen Grund und Boden haben. Diese sind aber in neuerer Zeit bereits so begünstigt worden, daß es nicht nöthig ist, etwas zu ihren Gunsten zu sagen.

Welche Wohlthat und Beruhigung für die Eltern, ihre Kinder in voller Sicherheit unter Aufsicht im Freien an einem gesunden Platze spielend und kräftigen Bewegungen sich hingebend zu wissen! und wie athmet mancher Vater, manche Mutter froh auf, wenn die kleinen lieben Lärmer und Schreier zum Hause hinaus sind! Das kleine Opfer an Geld, welches ihnen für Aufsicht zugemuthet werden könnte, wird größeren Gewinn bringen, als manche andere Abgabe.

Es giebt ja überall und zu allen Zeiten edle Menschenfreunde, welche nützlichen Anstalten Geschenke und Legate überweisen, vielleicht finden sich auch deren zu dem angedeuteten Zwecke.

H. J.

Bei Beginn eines neuen Quartals empfiehlt die unterzeichnete Verlagshandlung:

Aus der Heimath.

Ein naturwissenschaftliches Volksblatt.

Herausgegeben von E. A. Roßmäßler.

Wöchentlich eine Nummer mit Illustrationen. Preis vierteljährlich 15 Ngr.

„Aus der Heimath“ hat die Aufgabe, in populärster, dabei aber doch wissenschaftlicher Weise die Kenntniß der Natur in allen Beziehungen zur Anschauung zu bringen und somit den Leser immer mehr heimisch auf der Mutter Erde zu machen. Die dem Text beigegebenen Abbildungen in Holzschnitt sind nicht nur eine Zierde des Blattes, sondern es zeichnen sich dieselben vor allem durch wissenschaftliche Treue aus, die ihnen erst ihren Werth verleiht.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 8. 186

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Vertheidiger.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Die Thür, die in den Zuschauerraum des Saales führte, hatte sich leise geöffnet. Der Vertheidiger hatte nach ihr hingesehen. Da waren der Unwille, die Angst in seinem Gesichte. Ich folgte seinem Blicke nach der Thür hin und sah ein feines, blasses, fast noch kindliches Mädchengesicht an der Thür. Das Kind schien so eben eingetreten zu sein. Sie sah sich schüchtern in dem Saale um. Dann suchten ihre Augen etwas. Sie trafen den Vertheidiger; sein Anblick schien sie zu erschrecken. Sie suchte schnell weiter und sah den Angeklagten. Ihre Augen hefteten sich wie brennend auf ihn; aber es war tiefe bebende Angst, die darin brannte. Sie sah nur noch ihn.

Sie war einfach gekleidet und schien den mittleren Ständen anzugehören. In ihrer Nähe schien Niemand auf sie. Außer dem Vertheidiger und mir hatte wohl Keiner sie gesehen. Der Angeklagte hatte die Augen nicht aufgeschlagen. Ob sie in irgend einer Beziehung zu dem Angeklagten oder dem Vertheidiger stand, konnte ich in seiner Weise enträthseln.

Es waren neue Zeugen eingetreten. Die Leute aus dem Kruge an der Eisenbahnstation Wiekel wurden vernommen. Der Angeklagte hatte, als er auf der Eisenbahn weiter nach H. fuhr, sein Pferd in dem Kruge stehen lassen und wollte erst am Morgen um fünf Uhr mit dem ersten Zuge von H. wieder angekommen und von da nach kurzer Rast zum Schlosse zurückgeritten sein. Nach der Behauptung der Anklage wäre er schon am Abend um zehn Uhr mit dem letzten Zuge von H. wieder in dem Kruge angelangt, sofort zum Schlosse geritten und nur zum Scheine nach Wiekel zurückgekehrt. Ueber die eine und über die andere Behauptung wurden die Leute des Kruges vernommen.

Der Präsident bemerkte dabei, daß die sorgfältig in der Voruntersuchung abgehörten Eisenbahnbeamten nicht die geringste Auskunft hätten geben können; keiner von ihnen wolle den Angeklagten gesehen haben; bei dem großen, stets wechselnden Verkehr auf der Bahn könne man aber auch unmöglich auf den Einzelnen achten. Die Beamten seien deshalb um so weniger heute wieder vorgeladen, da der Umstand, daß der Angeklagte wirklich in H. gewesen, unzweifelhaft festgestellt sei.

Die Leute aus dem Kruge wußten gleichfalls nichts, was die Angaben der einen oder der anderen Seite hätte bestätigen oder bestreiten können. Auch in dem Kruge war ein großer und verwirrender Verkehr gewesen, und da wußte man nichts, als daß der Angeklagte, als er nach H. gefahren, dem Hausknechte sein Pferd zur Besorgung bis zu seiner Rückkehr am andern Morgen mit dem Frühzuge übergeben, und daß er am andern Morgen gleich nach der Ankunft des Zuges wieder dagewesen und nach einiger Zeit nach Schloß Hard zurückgeritten sei. Ob er auch in der Nacht dagewesen und auf seinem oder einem anderen Pferde fortgeritten und wieder zurückgekehrt sei, davon wußte Niemand etwas. Es könne sein, es könne nicht sein; der Stall des Kruges habe offen gestanden und es seien viele Pferde darin gewesen.

Die Leute des Schlosses Hard wurden vernommen, und sie bestätigten die Anklage. Sie hatten fast Alle den Freiherrn gesehen und erkannt, auf das Bestimmteste, Unzweifelhafteste, an seinem Gesichte, seiner Gestalt, seiner Kleidung. Er war nur wenige Schritte weit an ihnen vorüber geritten; sie hatten den zornigen, bescheltenden, drohenden Blick in seinem Gesichte gesehen; der Blick hatte sie zurückgescheucht. Sie hatten unmittelbar darauf gehört, wie er davongesagt war, und sie hatten dann den Todten in seinem Blute unter den Fenstern der Freifrau gesehen. Die Freifrau selbst hatte sich nicht blicken lassen. Die Anklage hatte nicht übertrieben; sie hatte nicht genug gesagt.

Nur ein einziger von den Zeugen sagte anders aus; er behauptete, der Mann, der auch an ihm, wie an den Uebrigen, in der Nacht vorüber geritten sei, nicht der Freiherr, sei ein Anderer, ein Fremder gewesen, der allerdings mit dem Freiherrn große Aehnlichkeit gehabt habe. Er verblieb bei dieser Behauptung aller Vorhaltungen ungeachtet mit einer Beharrlichkeit und Zähigkeit, der nur in seiner festen inneren Ueberzeugung wurzeln konnte.

Aber die Erscheinung des Menschen, der in solcher Weise allen den Anderen widersprach, bot so sehr das Bild des Schwachsinnes fast des Blödsinnes dar, daß auch jene Beharrlichkeit eben nur als die Zähigkeit des Blödsinnes aufzufassen war. Der Zeuge war der Hundewärter des Schlosses, ein Bursche von achtzehn Jahren, auch körperlich verkrüppelt, aus Mitleid schon von der früheren Schloßherrschaft aufgenommen, und wegen seiner Liebe zu den Hunden, zu allen Anderen aber unzugänglich, als deren Wärter und Pfleger bestimmt. Mit seinen Hunden lebte und verkehrte er sei dem, bei ihnen schlief er; er habe nicht mehr Verstand als sie, behaupteten die Leute des Schlosses. Er hatte auch in der Nacht des Mordes neben dem Hundestalle geschlafen, und ein Knurren der Thiere hatte ihn geweckt. Gleich darauf hatte er die beiden Schüsse gehört. Er war in den Garten gelaufen und hatte den fliehenden Mann gesehen, der auch unmittelbar an ihm vorübergerannt war. Aber es sei nicht der Herr, es sei ein ganz fremder Mensch gewesen, der nur dem Herrn ähnlich gesehen habe.

„Aber alle Anderen sagen, es sei der Herr gewesen!“ hielt ihm der Präsident vor.

„Aber ich sage, daß er es nicht war.“

„Und warum sagt Ihr das?“

„Weil es nicht der Herr war.“

„Und warum war es nicht der Herr?“ fragte der Präsident, zu dem beschränkten geistigen Zustand des Buschen herumergehend.

„Der Mensch war größer, als der Herr.“

„Das war Alles?“

„Und er hatte so glühende Augen, wie der Herr sie nicht hat.“

„Sonst aber sah er aus, wie der Herr?“

„Das that er wohl.“

„So könnte es doch der Herr gewesen sein!“

„Aber ich sage Ihnen, daß er es nicht war.“

„Ihr könntet Euch geirrt haben!“

„Aber meine Hunde irren sich nicht.“

„Eure Hunde?“

„Sie kennen den Herrn, und sie knurrten, sie wollten aus dem Stalle, als wenn sie auf einen Fremden los wollten.“

„Es war ja auch ein Fremder da, der Erschessene!“

„Der war ihnen kein Fremder, sie kannten ihn, wie den Herrn, und der Mensch kann sich irren, Herr, aber ein Hund nicht.“

Dabei blieb er, mit jener Zähigkeit; er wurde zuletzt eifrig. Das Nämliche hatte er schon in der Nacht des Verbrechens zu den Leuten gesagt. Sie hatten den Narren ausgelacht. Ueber den Bösewichtigen lächelte man auch jetzt nur, die Geschworenen, die Zuschauer, selbst die ernsten Richter, nur nicht der Angeklagte und sein Vertheidiger.

Die Zeugnisse dreier anderer Leute des Schlosses warfen einen um so tieferen Ernst in den Saal zurück. Sie wurden mit der lautlosesten Spannung angehört, denn sie entbieten das Todesurtheil des Angeklagten; sie stellten den Mord fest und lieferten den Mörder auf das Schaffot.

Die Kammerjungfer der Freifrau wußte zwar keinen einzigen Thatumstand zu bekunden, der auf ein engeres oder gar unerlaubtes Verhältniß zwischen der Freifrau und dem Grafen Hochhausen hätte schließen lassen; sie hatte auch bis zu der Nacht des Mordes nicht einmal eine Ahnung eines solchen Verhältnisses gehabt. Dasselbe hatten auch alle anderen Zeugen ausgesagt. Wenn wirklich eine Liebschaft zwischen dem Grafen und der Freifrau bestanden habe, meinten sie, so müßten die Beiden ihre Sache sehr geheim zu halten gewußt haben, man habe nichts davon merken können.

Aber die Kammerjungfer war Zeugin folgender Thatsachen: Um sieben Uhr des Morgens nach dem Morde war der Freiherr zurückgekommen. Er hatte sich sofort in das Zimmer seiner Frau begeben und die Thür hinter sich abgeschlossen. Die neugierige Zofe war ihm gefolgt. Sie hatte bisher noch keinen Einlaß bei der Herrin erhalten können. Konnte sie nicht sehen, so wollte sie hören. Sie lauschte an der Thür des Zimmers. Die Gatten sprachen leise mit einander. Aber die Frau weinte laut, und zuletzt sprach auch der Mann laut, und die Kammerjungfer hörte deutlich, wie er zu der Frau sagte: „Mein Kopf liegt auf dem Block des Henkers. Ich muß ihn zu retten suchen. Du bleibst meine Frau; aber nur darum. Und nur bis dahin, daß ich gerettet bin. Spricht Du bis dahin ein Wort, fügst Du zu dem einen Morde den zweiten hinzu, so ist auch Dein Leben verwirkt. Du weißt, es ist immer in meiner Hand; nach meinem Tode in der Hand des Todten, des Hingerichteten.“

Die Worte hatten den Horchenden zugleich wie Abschiedsworte geklungen. Sie hatte ihren Posten verlassen. In der That war der Freiherr gleich darauf aus dem Zimmer der Frau zurückgekehrt. Die Kammerjungfer hatte ihre Herrin erst am Abend gesehen.

„Angeklagter,“ sagte der Präsident, als die Zeugin ihre Aussage beendigt hatte, „wollen Sie über dieses Zeugniß sich aussassen? Es ist besonders gravirend für Sie.“

Der Angeklagte erhob sich mit ruhigem Stolze, indem er kurz erwiderte:

„Mein Herr, ich pflege mich mit meinen Dienstboten nicht zu streiten, und — wer horcht, lügt.“

Da weinte aber die Zeugin laut auf. Sie schien eine durchaus ordentliche, verständige Person zu sein.

„Herr Präsident!“ rief sie, „so wahr ich hoffe, zu Gott zu kommen, so wahr habe ich nicht gelogen, kein Wort, keine Silbe. Gehorcht habe ich, ich war neugierig; aber eine Lügnerin bin ich darum nicht. O, hätte ich es nicht gethan! Ich gäbe mein halbes Leben darum!“

Man konnte den Ausdruck der Wahrheit nicht wahrer und nicht überzeugender hören, als in den Worten, den Mienen, den Bewegungen, dem Schluchzen des weinenden Mädchens. Aber ich mußte plötzlich wieder auf etwas Anderes achten. Als der Angeklagte nach seiner Anwort an den Präsidenten sich wieder niedergelassen wollte, warf er vorher den ruhigen, stolzen Blick im Saale umher, und auf einmal starrten seine Augen nach einem Punkte und sein bleiches Gesicht wurde noch blässer; ein Ausdruck tiefer Bedrnuth schien es zu durchziehen. Zuerst er ließ sich nieder, und man sah nur wieder sein stolzes, kaltes, theilnahmloses Gesicht. Ich war seinem Blicke gefolgt, wie vorhin dem des Vertheidigers, und ich traf denselben Gegenstand, nach dem eine Stunde vorher dieser mit seinem Umwillen und dann mit der plötzlichen stechenden Angst geblickt hatte.

Das blasse, seine Mädchengesicht war noch neben der Thür, in der letzten Reihe der Zuschauer. Es war in dem Augenblicke, als ich zu ihr hinsah, von dunkler Röthe übergossen. Ihre Augen waren niedergeschlagen. Ihr Blick mußte dem des Angeklagten begegnet sein. Sie schlug ihn unmittelbar nachher wieder nach ihm auf. Er sah nicht mehr nach ihr; er sah vor sich hin. Die Röthe ihres Gesichts verschwand; ein tiefer Schmerz durchzog es. Sie setzte sich, und ich konnte sie nicht mehr sehen. Ich meinte, sie habe sich hinter den Leuten niedersetzen müssen, um unbemerkt weinen zu können.

Der Nachtwächter des Schlosses Hard wurde vernommen. Sein Nachtdienst auf dem Schlosse bestand darin, daß er während der Nachtstunden sich wachend in seiner Stube und unten im Hause aufhielt und von Stunde zu Stunde das Schloß mit den Nebengebäuden umging. So war es auch in der Nacht des Mordes gewesen. Er hatte seinen Umgang um zehn Uhr, um elf Uhr gemacht, und es war ihm nichts Verdächtiges vorgekommen, auch in dem Garten hinter dem Schlosse nicht, durch den sein gewöhnlicher Weg ihn führte. Um zwölf Uhr war ihm zwar hinten in den Festern der Galepp eines Pferdes aufgefallen; aber es war noch weit entfernt vom Schlosse, es schien ihm nicht näher zu kommen; so hatte er nicht weiter darauf geachtet und seinen Weg fortgesetzt. Er war zu den Scheunen und Remisen gegangen, hatte sich überzeugt, daß da Alles in Ordnung sei, und hatte nun zu seiner Stube zurückkehren wollen. In der Nähe der letzteren war plötzlich der Freiherr auf ihn zugetreten und hatte ihm befohlen, zu dem Zimmer der Herrin zu gehen und ihr durch die Thür zuzurufen, daß so eben der Herr zurückgekommen sei; er solle nichts Anderes sagen und nicht zu laut rufen. Der Freiherr war eilig gewesen und hatte sehr blaß ausgesehen; seine Augen hatten so feuerdurchgelechtet. Den Zeugen hatte ordentlich ein Schreck erfaßt. Er war sofort in das Schloß gegangen und war dem Befehle nachgekommen.

„Ich horchte zuerst eine Weile an der Thür,“ erzählte er. „Ich hörte nichts. Dann klopfte ich leise an. Sofort erhielt ich Antwort. Wer da klopfe? fragte es. Es war die Stimme der gnädigen Frau. Der Nachtwächter, antwortete ich.

„Was giebt's?“ fragte sie eilig und erschrocken. „Es ist noch kein Unglück geschehen?“

„Der gnädige Herr kommt soeben zurück,“ sagte ich.

„Warum sagt Ihr mir das?“ fragte sie mich noch.

Aber der gnädige Herr hatte mir verboten, etwas Anderes zu sprechen; ich antwortete daher nicht und kehrte geschwind zurück. Ich ging wieder zu meiner Stube. Den Herrn hatte ich nicht mehr gesehen. Als ich gerade die Thür zu meiner Stube aufschließen wollte und über die Sache noch nachdachte, hörte ich auf der anderen Seite des Schlosses, im Garten, einen Schuß fallen. Während ich hineilte, fiel schon der zweite. Nachher fanden wir den Grafen todt in seinem Blute.“

„Warum,“ fragte der Präsident den Zeugen noch, „hattet Ihr anfangs bei Eurer Vernehmung in der Voruntersuchung alle diese Umstände abgeleugnet?“

„Der alte Bartholomäus hatte es mir so befohlen,“ antwortete der Zeuge.

„Wer ist der alte Bartholomäus?“

„Der Kammerdiener des Herrn, der auch heute als Zeuge hier ist.“

Der Präsident wollte den Zeugen entlassen. Der Vertheidiger bat, ihm noch vorher einige Fragen vorlegen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet.

„Habt Ihr Euren Herrn bestimmt erkannt?“ fragte der Vertheidiger den Zeugen.

„Ich werde doch meinen Herrn kennen!“ war die Antwort.

„Aber es war Mitternacht!“

„Ich kenne ihn auch bei Nacht, und der Mond schien, und der Herr stand keinen Schritt weit vom mir, und er trug den langen grauen Mantel, in dem er am Tage vorher angeritten war.“

„Saget Ihr aber nicht, der Blick seiner Augen sei Euch so sonderbar vorgekommen?“

„Das war auch so; aber es waren doch seine Augen.“

„Und seine Stimme — erkanntet Ihr auch sie?“

„Ich erkannte auch die.“

„Und sie kam Euch nicht anders vor, als sonst?“

„Sie war wohl etwas sonderbar.“

„In welcher Weise?“

„Sie schien mir zu zittern; sonst kann ich nichts sagen. Aber es fiel mir auf.“

„Wob Eins, nannte er Euch bei Eurem Namen?“

Der Zeuge stutzte; er sann nach. „Ich erinnere mich nicht.“

„Besinn Euch.“

Der Zeuge besann sich — es dauerte lange. Der Präsident wurde ungeduldig. Er wandte sich an den Vertheidiger, etwas scharf; gereizt war er früher gewesen, und er mochte wohl nicht haben vergessen können, daß er es hatte sein müssen. „Wozu überhaupt die Frage an den Zeugen?“

„Ich lege Gewicht darauf.“

„Und welches?“

Der Zeuge hatte sich besonnen. „Nein, nein,“ sagte er. „Der Herr hat mich nicht bei meinem Namen genannt, und es fällt mir jetzt auf.“

„Wie nannte er Euch denn?“ fragte der Vertheidiger.

„Er nannte mich gar nicht.“

„Und wie nennt er Euch sonst, wenn er mit Euch spricht?“

„Christian, oder auch Nachwächter.“

„Gab er überhaupt zu erkennen, daß er wußte, wer Ihr wart?“

Der Zeuge mußte sich wieder besinnen. „Nein,“ sagte er dann. „Ich kann es nicht sagen. Er sprach mit mir, wie er auch mit einem fremden Menschen hätte sprechen können.“

„Gut,“ sagte der Vertheidiger. „Und nun noch Eins. Nannte Euch der Herr die Lage des Zimmers seiner Gemahlin?“

„Er wußte ja, daß ich es kannte,“ antwortete der Zeuge.

„Aber gab er durch seine Worte zu erkennen, daß auch er es kannte?“

„Das kann ich nicht sagen.“

Der Vertheidiger hatte an den Zeugen keine Frage mehr, aber er hatte eine Bemerkung an die Geschworenen.

„Meine Herren Geschworenen,“ sagte er ihnen, „ich bitte Sie, die Aussage dieses Zeugen wohl im Gedächtnisse zu bewahren. Sie werden dann zwei bemerkenswerthe Thatsachen festhalten. Zuerst, daß diesem Zeugen, dem einzigen, der in jener Nacht die Stimme des Mörders gehört hat, diese Stimme sonderbar vorgekommen und daß ihm dies schon gleich damals aufgefallen war. Zum andern, daß der Mörder durch kein Wort zu erkennen gegeben hat, daß ihm der Name des Nachtwächters oder nur dieser selbst, und ferner die Lage des Zimmers der Freifrau bekannt gewesen sei. Sie werden dabei bemerkt haben, daß dieser Zeuge seinen vollen klaren Verstand hat, und ganz zu Eintritt eines besonnenen und wahrheitsliebenden Menschen macht. Selbst in Beziehung auf ihn und seine Aussage noch irgend ein Zweifel obwalten — er steht noch da, für mich würde es die größte Genugthuung sein, wenn er noch weiter befragt würde.“

Die Geschworenen sahen wohl einander an; auch die Richter; es schien ihnen nicht klar werden zu wollen, welches Gewicht auf jene unbedeutenden Nebenumstände gelegt werden könne, allen den bestimmten Zeugnissen gegenüber, daß der Angeklagte da gewesen sei. Am nachtheiligsten war der Staatsanwalt; indeß auch er hatte keine Frage weiter an den Zeugen. Aber einen besonderen Grund mußte der Vertheidiger zu seinen Fragen an den Zeugen und zu der Hervorhebung der Antworten desselben haben, trotz seines unbeweglichen und undurchdringlich ruhigen verschlossenen Gesichts. Ja, ich glaubte es gerade in der Undurchdringlichkeit dieses Gesichts zu lesen.

Der letzte Zeuge wurde in den Saal geführt, der alte Kammerdiener Bartholomäus, der mehr der Vertraute, als der Diener seines Herrn war, der in der Voruntersuchung anfangs gar nichts hatte wissen wollen und dann die wichtige Mittheilung gemacht, daß er es gewesen, der dem Angeklagten die Untreue seiner Frau entdeckt hatte und so zu dem Morde die wenn gleich unverzüglichste Veranlassung geworden war. Ja, er war der einzige Zeuge, der überhaupt etwas über diese Untreue bekunden konnte, und ohne diese war kein Grund zu der That des Angeklagten zu denken, schwebte also die ganze Anklage wie in der Luft. Sein Zeugniß war daher das erheblichste von allen. Es war deshalb auch wohl bis zum Schlusse der Vernehmung der Zeugen verschoben. Seine Abhörung wurde von dem Präsidenten mit besonderer Sorgfalt bewirkt. Er war ein noch sehr kräftiger alter Mann. Sein finsteres Wesen zeigte zugleich Entschlossenheit und Verschlossenheit, dabei eine Ehrlichkeit, die trotz jenes finsteren Wesens Vertrauen zu ihm einflößte.

„Sie stehen schon lange in den Diensten des Angeklagten?“ fragte ihn der Präsident.

„Ich stand schon bei seinem seligen Vater in Diensten,“ war die Antwort. „Ich war mit ihm aus Deutschland nach Spanien gegangen. Er war ein braver Mann, so blieb ich bei ihm. Auch sein Sohn war brav, mein jetziger Herr, und ich blieb auch bei ihm und ich bin mit ihm durch die Welt gereist, bis wir hierher kamen.“

„Sie haben mithin große Anhänglichkeit an Ihren Herrn und sind ihm zu Danke verpflichtet?“

„Gewiß.“

„Ich muß Sie nun so mehr ermahnen, hier nur die Wahrheit anzusagen.“

„Ich werde.“

„Sie haben in der Voruntersuchung lange mit der Wahrheit zurückgehalten.“

„Es war ein Fehler von mir.“

„Und was hatte Sie dazu veranlaßt?“

„Die Liebe zu meinem Herrn, den ich als ein kleines Kind auf meinen Armen getragen hatte, aber —“

„Aber?“

„Ich bin katholisch, Herr, und da ich zur Beichte ging und dem Geistlichen Alles offenbarte, da hielt mir der vor, welch eine große Sünde ich begangen hätte, und beschl mir, sofort zum Gerichte zu gehen und die volle Wahrheit zu sagen. Das that ich.“

Der Mann sprach Alles kurz, klar, in einem eben so ruhigen, wie festen und überzeugenden Tone.

„Was der Zeuge da erklärt hat,“ bemerkte der Präsident den Geschworenen, „wird durch die Acten der Voruntersuchung vollkommen bestätigt.“ Er fuhr dann in der Befragung des Zeugen fort.

„Sie hatten schon einige Zeit vor dem Tode des Grafen Hochhausen ein Gespräch mit Ihrem Herrn über den Grafen. Von welchem Inhalte war es?“

Der Präsident hatte durch die Frage sofort den Kern der Antwort getroffen, die der Zeuge zu geben hatte. Die Antwort wurde dem Zeugen schwer. Er kämpfte sichtlich mit sich, bevor er sprach, und wurde bald und roth; er wollte seinen Herrn ansehen, aber er konnte die Augen nicht zu ihm erheben; man sah die Brust des alten Mannes arbeiten. Aber er mußte antworten.

„Es muß heraus, Herr Präsident,“ sagte er. „Gott weiß, wie schwer es mir wird.“

Er hatte sich das Herz genommen, nach seinem Herrn hinzublicken. Der Angeklagte saß nicht mehr in seiner bisherigen Theilnahmlosigkeit da. Er hatte sein Gesicht aufgerichtet. Seine großen, dunklen Augen warfen sich, wie drohend, auf den Zeugen. Es mochte unwillkürlich geschehen, aber der alte Mann war erschrocken. Er stockte und konnte nicht sogleich weiter sprechen. Dann ermannte er sich wieder.

„Ja, lieber, gnädiger Herr,“ sagte er zu seinem Herrn, „ich muß die Wahrheit sagen. Es geht um die Seligkeit, und was der Herr im Himmel über Sie beschlossen hat —“

Er mußte doch wieder abbrechen und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann wandte er sich wieder an den Präsidenten und er fuhr klar und ruhig in seiner Aussage fort, und was er sagte, wurde mit verdoppelter Aufmerksamkeit angehört. Die kleine Zwischenscene, der Kampf des treuen Diener mit dem gewissenhaften Zeugen hatte wohl nur wenige Menschen im Saale ohne Rührung gelassen.

„Unter den Herren,“ sagte er jetzt, „die oft nach Schloß Hard kamen, war auch der Graf Hochhausen. Er war freundlich aufgenommen und wurde der Freund meines Herrn. Um so schrecklicher war es mir, als ich entdeckte, daß er darauf ausging, an

meinem braven Herrn zum Verräther zu werden, daß er nur darum in dessen Freundschaft und Vertrauen sich hineingelegen hatte, um ihm sein Glück, seine Ehre, um ihm Alles zu stehlen. Schon im verflossenen Winter hatte ich einmal zufällig ein Gespräch mit ihm und der Herrin belauscht, worin er dieser von seiner Liebe vorsprach, ihr sagte, daß er ohne sie nicht leben könne, und dergleichen Worte. Die Freifrau wies ihn entschieden und mit Entrüstung zurück, und verbot ihm das Schloß, wenn er nicht sein Ehrenwort gebe, nie wieder so etwas zu ihr zu sprechen. Er gab das Versprechen. Ich sah die Herrin unbefangen, wie vorher, und hatte die Beiden nie wieder allein beisammen gesehen. Ich dachte, er habe sein Wort gehalten, und machte daher dem Herrn keine Mittheilung von dem, was ich gehört hatte. Ich glaubte, es nicht thun zu dürfen, um seiner und der Herrin Ruhe willen. Hätte ich es dennoch gethan! Der Graf war ein ehrloser, wortbrüchiger Mann gewesen —"

Dorn in den Bänken des Zuschauerraums entstand eine Unruhe. Die vornehmen Herren und Damen saßen da, Herren und Damen von Adel, Officiere und ihre Frauen. Zischeln des Unwillens wurde laut, drohende Blicke trafen den Zeugen. Der alte Mann hörte das Eine, sah das Andere. Der Präsident war der vornehmen Welt gegenüber verlegen geworden. Der greise Diener sah furchtlos nach den unruhigen Bänken hinüber und mit erhöhter Stimme fuhr er fort:

„Der Graf Hochhausen war ein Nichtswürdiger, ein Elender. Meine Herrin war eine brave, treue Gattin gewesen. Er hat sie verdorben, durch Künste der Hölle, durch ehrlose Bübereі —"

Der Zeuge wurde noch einmal unterbrochen. Nicht von jenen vornehmen Zuschauerbänken aus. Der Angeklagte erhob sich plötzlich von der Anklagebank. Sein Gesicht glühte, seine Augen flammten, seine Lippen zuckten.

„Bartholomäus!" rief er mit lauter, zorniger Stimme dem Zeugen zu. „Du verleumdest Deine Herrin! Du entehrst Deinen Herrn!"

Der Zeuge brach zusammen.

„Herr, Herr —" rief er.

Der alte Mann mußte sich auf einem Stuhle niederlassen, der neben ihm stand. Er war den Officieren, als sie vorhin vernommen wurden, hingestellt worden. Der Präsident nahm strenge das Wort.

„Angeklagter, Sie haben nicht das Recht, den Zeugen zu unterbrechen. Sollte es noch einmal geschehen, so werde ich Sie sofort aus dem Saale hinausführen lassen und den Zeugen ohne Ihre Gegenwart vernehmen."

Der Angeklagte hatte nur mit Ungeduld die Worte des Präsidenten anhören können.

„Lassen Sie mich hinausführen," rief er heftig, leidenschaftlich. „Glauben Sie, mein Herr, ich könne es ruhig anhören, daß meine und meiner Gattin Ehre geschmäht wird? Meine Frau ist das reinste, das treueste Weib auf der Erde, und dieser alte Mann ist ein Verleumder, ein elender, gemeiner, unbankbarer Lügner. Mag er aufstehen und das Gegentheil sagen. He, Mensch, stehe auf. Wiederhole Deine erlogene Anklage gegen Deine Herrin, gegen die Ehre Deines Herrn. Stehe auf, befehle ich Dir."

Es war dem Präsidenten nicht möglich gewesen, den Strom, den Sturm seiner Worte aufzuhalten. Der alte Diener saß wie vernichtet da. Er wollte sich erheben, dem Befehle seines Herrn zu gehorchen. Er sank zurück. Der Präsident nahm wieder das Wort.

„Angeklagter," sagte er, „ich bedauere, daß Sie mich dazu zwingen, von meinem Rechte und von meiner Pflicht Gebrauch machen zu müssen. Die Ruhe der Verhandlung darf hier nicht ferner gestört werden. Welchen Eindruck Ihr leidenschaftliches Benehmen, das Ihnen selbst an dieser Gerichtsstelle keine Mäßigung gestattet, auf die Herren Geschworenen machen muß, das mögen Sie sich selbst sagen. — Gerichtsdiener, führen Sie den Angeklagten aus dem Saale."

Der Angeklagte hatte sich schon erhoben.

„Hinter dem Rücken des Gefesselten," sagte er stolz, „können Feigheit und Verrath Alles, eine edle Frau schmähen, einen Ehrenmann zum Schaffot verdammen."

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Leier und Schwert.

Nach ungedruckten Privatmittheilungen zweier Zeitgenossen Körner's.

Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück,
Denn was, berauscht, die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.
(Aus der Zueignung der Körner's Liedercyklus.)

Von all den im Befreiungskriege gefallenen deutschen Helden hat wohl keiner im Herzen des ganzen Volkes sich ein bleibenderes und ehrenvolleres Andenken zu erringen vermocht, als Körner. Er war „zugleich ein Sänger und ein Held", begeistert von der erhabensten Liebe für sein gemeinsames Vaterland, für dessen Befreiung er sein junges, schönes und so mannlich viel versprechendes Leben opferte. Ganz abgesehen von seiner persönlichen Tapferkeit und von seinem keine Gefahr scheuenden Muthe, hat Körner an den Erfolgen jener blutigen Zeit einen bedeutenden Antheil, denn keiner verstand es so wie er, seine Begeisterung in Worte, in Lieder zu kleiden, die bei Alt und Jung von gleich erhebender Wirkung waren und die den Fahnen des Volksheeres so manchen heldenmüthigen Kämpfer zuführten.

Fünfzig Jahre sind seit der Entstehung jener Lieder verflossen, die inzwischen das geliebte Eigenthum der ganzen Nation geworden sind. Aber Hunderte von Jahren können noch vergehen, ohne daß sich die Wirkung dieser Kraftgesänge abschwächen wird. Der Hauch jener gewaltigen Zeit weht in erhebender Frische in den Körner'schen Vaterlandsliedern, und das ist es, was ihnen auch eine unvergängliche Dauer sichert.

„Leier und Schwert" ist der Titel, welcher der Sammlung jener Lieder in Körner's Werken vorangestellt, und in diesen beiden Worten drückt sich das ganze Leben des Dichters aus: er sang und kämpfte; denn nicht blos durch seine Gesänge, auch durch seine That wollte er den wehrhaften Männern Deutschlands ein unsterbliches Beispiel geben.

In den früheren Jahren huldigte der Dichter gern romantischen Leidenschaften und gefiel sich besonders darin, als Troubadour mit seiner Laute umherzuschweifen. Er war ein vorzüglicher Lautenspieler, und, wie er oft sagte, seine Leier war auch sein Stolz, seine Geliebte. Später theilte er seine Liebe zwischen Leier und Schwert, seine Eisenbraut, die ihn in den Tod begleitete.

Allen Verehrern Körner's — und wer wäre dies nicht! — ist es gewiß nicht uninteressant zu erfahren, daß die sichtbarste Begleiterin seiner Streifzüge, die Leier, und auch das erste Schwert, mit dem der Dichter in den Kampf eilte, noch heute wohlbehalten im Besitze einer Leipziger Familie sich befinden. Derselben Familie verdanken wir auch nachfolgende Mittheilungen aus Körner's Leben und besonders über dessen Erlebnisse und Rettung nach jenem mörderischen Ueberfall bei Kitzen.

Die Körner'sche Familie in Dresden war mit der des Kaufmann Kunze in Leipzig auf das Innigste befreundet, und es herrschte zwischen ihnen der herzlichste Verkehr. Der Appellationsrath Körner, des Dichters Vater, der edle, treue Freund Schiller's, traf mit Letzterem mehrere Male in Leipzig zusammen; dann waren diese beiden Männer stets willkommene Gäste im Kunze'schen Hause, und dorthin brachte der Rath Körner im Jahre 1799 auch zum ersten Male seinen Sohn mit. Dieser war damals erst acht Jahre alt, fand jedoch in Wilhelm, dem mehrere Jahre ältereren Sohne Kunze's, sofort einen warmen Freund, denn der Knabe Körner muß es schon damals so gut als in späterer Zeit verstanden haben, sich die an Jahren reiferen Personen rasch zu Freunden zu machen.

Der Knabe Körner wurde Carl genannt, denn Theodor war nur sein zweiter Taufname. Doch da er unter diesem später seine ersten dichterischen Versuche drucken ließ, so nannte man ihn allgemein von da an nur Theodor Körner. Seinen Vater war dies anfangs nicht ganz lieb, denn Schiller hatte aus herzlicher Liebe zu dem Freunde seinen eigenen 1793 geborenen Sohn

Digitized by Google

ebenfalls Carl genannt, und oft sprechen die beiden glücklichen Väter in ihren Briefen von den Erwartungen und Hoffnungen, die sie in die Entwickelung ihrer Kinder setzen.

In seinen nachgelassenen handschriftlichen Aufzeichnungen beschreibt der erst im vergangenen Jahre verstorbene Wilhelm Kunze den Knaben Körner als einen herzlich guten, aber auch ziemlich verzogenen Knaben, da ihm sein Vater trotz aller Sorgfalt der Erziehung zu viel Willen ließ. Hierdurch wird auch das lange Schwanken des Jünglings in der Wahl eines Lebensberufes erklärbar. Der Hang zum Romantischen machte dem feurigen Körner jede anhaltende Beschäftigung verhaßt; nichts gefiel ihm besser, als das Umherschweifen in Wald und Feld, kleine Ausflüge in Dresdens Umgebung, auf welchen die geliebte Leier seine unzertrennliche Begleiterin war. In Folge ernsten Drängens von Seiten des Vaters entschloß er sich endlich, die Bergwissenschaft zum Gegenstand seines Studiums zu machen und ging 1808 nach Freiberg, wo er auch wirklich eine Zeitlang dem gewählten Berufe mit energischem Fleiße oblag. Der praktische Bergbau zog ihn anfangs ganz besonders an, während er sich später hauptsächlich mit Mineralogie und Chemie beschäftigte. Im Jahre 1810 gab Körner seine bergmännischen Studien auf und kam auf die Universität nach Leipzig, wo er wieder mit Kunze, der sich dem Handelsstande gewidmet hatte, in die freundschaftlichsten Beziehungen trat.

In jener Zeit gab es unter den Studenten in Leipzig fortwährende Reibungen zwischen den Verbindungen, und es darf bei dem so leicht erregbaren Gemüthe Körner's nicht Wunder nehmen, daß er bald den thätigsten Antheil an jenen Kämpfen nahm.

Kunze schreibt hierüber: „Körner war bald in so viele Studentenhändel verwickelt, daß ein Duell das andere jagte. Als ein Muster eines steten Burschen war er stets von den Duellen ver-

Körner's Fahrt von Zschocher nach Leipzig.

folgt und gesucht, so daß er kein festes Quartier mehr behalten konnte und öfters spät Abends in mancherlei Verhüllungen zu mir kam, nur um die Nacht bei mir zuzubringen. Seine Freunde hatten offene Casse bei ihm, und aus Güte des Herzens versetzte er für sie Alles."

Diese Verwickelungen wurden für Körner immer ärger, und ein Duell war die Veranlassung, daß Körner heimlich von Leipzig fliehen mußte. Ueber diesen für des Dichters ganzes künftiges Leben entscheidenden Zweikampf besitzen wir den Bericht eines Zeitgenossen Körner's, des Dr. med. G. Müller, und wir nehmen denselben um so lieber hier auf, als dadurch eine wesentliche Lücke in den Biographien des Dichters ausgefüllt wird.

„Körner hatte," berichtet Dr. Müller, „einem Duelle, die zur Zeit der medischen Spionage Napoleon's stets entdeckt und ganz besonders hart bestraft wurden, nicht ausweichen können und war mit seinem Gegner, den üblichen Secundanten und dem Arzte —

Dahl — an einem Sonntagsmorgen auf dem Kampfplatze, einem Gehölze bei dem Dorfe Eutritzsch, gegen eine Stunde von Leipzig entfernt, zusammengetroffen. Da Körner ein guter Fechter war, so hatten ihn die Secundanten gebeten, seinen Gegner zu schonen, weil dieser weniger in Führung der Waffen geübt. Körner hatte dies auch beobachtet, damit nicht eine erhebliche Verwundung stattfände, durch die das Duell leicht verrathen werden könnte. Der ungeübte Gegner hatte aber weder Schonung noch Rücksicht genommen, und Körnern eine Finte mit dem Schläger über den Kopf gehauen, durch welche nach Spaltung des Hutes die Spitze des Schlägers an der Stirn herabgeglitten war, und am Bogen der Augenbrauen die Augenhöhlenschlagader an derjenigen Stelle zerschnitten, wo diese durch die Oeffnung am Augenhöhlenrande auf die Stirn tritt, worauf sich die Schlagader offenbar in die Augenhöhle zurückgezogen hatte, ein Fall, der für die Technik unerfahrener und ungeübter Duneräzte eine schwere Aufgabe war. Auf dem Kampfplatze war Dahl zwar schon bemüht gewesen, die Blutung zu stillen, da dieses jedoch nicht hatte gelingen wollen und die Spaziergänger aus Leipzig bei der vorschreitenden Tageszeit Störung veranlaßten, so war beschlossen worden, den Verwundeten nach der Stadt zu bringen. In Ermangelung eines Wagens war nun Körner mit einem leichten Verbande um den Kopf zu Fuße fortgewandelt. Wenn aber an einem warmen Sommermorgen ein junger Mann in einen langen Mantel gehüllt mit verbundenem Kopfe auf einer Promenade einherschreitet und von Zeit zu Zeit Blut von sich giebt, da das über das Gesicht fließende Blut sich stets im Munde sammelte, so ist dieses in einer kleinen Stadt, wie es Leipzig damals war, eine Erscheinung, die bald zum Tagesgespräch wurde, und deshalb war Körner's Duell so bald dem Universitätsgerichte verrathen worden."

An demselben Morgen wollte unser Berichterstatter einen Freund, der in Leipzig Arzt war, in dessen Wohnung in der Grimmaischen Vorstadt besuchen. Erst nach wiederholtem Klopfen öffnete man ihm, und er fand in jener Wohnung den verwundeten Körner, mit dessen Behandelung jener Arzt und zwei Studenten der Medicin beschäftigt waren. Es wollte diesen wenig erfahrenen jungen Leuten nicht gelingen, die starke Blutung zu stillen, und man befand sich in großer Verlegenheit, da man sich um so mehr hüten mußte, weitere ärztliche Hülfe zu requiriren, als nach damaligen Gesetzen in Sachsen noch die Aerzte der Duellanten stets bestraft wurden. Müller sah jedoch ein, daß bei längerem Zögern eine Verblutung erfolgen mußte, und er übernahm es, selbst einen erfahrenen Wundarzt herbei zu holen. Glücklicher Weise wurde jedoch, als er zu jenem Zwecke das Haus kaum verlassen hatte, die Blutung gestillt und alle Gefahr damit beseitigt. Es wurde nun beschlossen, Körner in die Wohnung eines Freundes zu schaffen, da in seiner eigenen Wohnung das stattgefundene Duell leichter verrathen werden konnte. Nach Müller's Bericht sollte Körner, sobald er gebeilt wäre, auf die neu errichtete Universität nach Berlin gehen, wo man es hoffentlich mit den Zeugnissen nicht so genau nehmen würde, für den Fall nämlich, daß jenes Duell entdeckt und wie gewöhnlich mit Relegation von der Leipziger Universität bestraft werden möchte. Schon am nächsten Tage war denn auch wirklich eine Vorladung vor das Universitätsgericht erfolgt, der Körner allerdings nicht Folge leisten konnte, worauf denn auch dessen Relegation durch Anschlag an das schwarze Brett erfolgte. In Berlin aber wurde er später wegen nicht ausreichender Zeugnisse dennoch nicht zur Universität zugelassen.

Im August des Jahres 1811 ging Körner nach Wien, und hier begann für ihn ein neues Leben, denn er hatte sich das Ziel gestellt, fortan nur der Dichtkunst seine Kräfte zu weihen. Mit welchem Erfolge er dies that, ist bekannt. Hauptsächlich beschäftigte er sich in Wien mit dramatischen Arbeiten, durch die der zwanzigjährige junge Mann bald die Stelle eines k. k. Hoftheaterdichters erhielt. Er glaubte sich am Ziele seiner Wünsche angelangt, denn auch die Liebe beglückte ihn. Eine vorzügliche, tugendhafte und schöne Schauspielerin, Toni Adamsberger, hatte sein Herz gewonnen, und selbst Körner's Eltern segneten diesen Bund, da auch sie von den Vorzügen dieses holden Mädchens bezaubert waren.

Unterdessen aber gegen von Westen her die verderbenschwangern Gewitterwolken immer dichter über Deutschland zusammen; der französische Ulmpater traf alle Anstalten, unserm geknechteten Vaterlande den Todesstoß zu versetzen. Allein jetzt regte sich auch mächtiger als je die Vaterlandsliebe und gab sich durch Tausende von erhebenden Beispielen kund. Im Frühjahr 1813 erschien der Aufruf an die deutsche Jugend zur Bildung von Freicorps und fand in Körner's Herzen sogleich den lautesten Widerhall. Das Vaterland war in Gefahr! Sollte der hochherzige Körner da allein zurückbleiben und nichts für die Rettung der Freiheit seines Volkes wagen? Er verließ die geliebte Braut, gab seine glänzende Stellung auf und eilte nach Breslau, wo er unter Lützow's Schaaren als Jäger eintrat. Begeisterung erfüllte ihn, als er die Menge ecclamirender Waffengenossen um sich sah, und rasch entstanden jene feurigen Kriegslieder, die bald Gemeingut aller Befreiungskämpfer wurden.

„Am April 1813," berichtet Kunze, „kam Lützow's Freischaar nach Leipzig, und Körner, als Oberjäger, ließ sich bei mir einquartieren. Er beabsichtigte damals zwölf freie deutsche Lieder herauszugeben und brachte deren elf mit, als er zu mir kam. Das zwölfte „Lützow's wilde, verwegene Jagd" schrieb er am 24. April 1813 hier auf dem Schreckenberge. Hierauf dictirte er es mir in die Feder, gab mir die übrigen elf Lieder sammt dem Titel als Manuscript und wünschte, daß ich für die Herausgabe besorgt sein möchte."

Die Herausgabe jener Lieder unterblieb damals noch, doch waren die meisten derselben bereits in Aller Munde.

„Es war an einem Sonnabende," fährt Kunze fort, „als Körner das erwähnte jwölfte Lied vollendete; am Tage darauf sollte das Corps abmarschiren. Bei der Aufstellung auf dem Markte wurde Körner zum Officier ernannt. Seine Uniform erforderte wenig Abänderung, und auch dabei konnte ich ihm helfen. Die Uniform wurde bei mir in der Eile mit der Officiersabzeichnung versehen; einen Säbel konnte ich ihm geben, dagegen ließ er mir den Hirschfänger, den er bisher getragen hatte, zurück. Gegen Mittag rückte das Corps aus, und lange Zeit erfuhr ich nichts von ihm."

Bei der Unsicherheit der damaligen Verkehrswege darf dies nicht auffallen; nicht allein Kunze, sondern auch Körner's übrige Leipziger Freunde, deren er eine Menge zählte, blieben ohne Nachricht von ihm. Wir wissen, welche Ungemach sich der kühnen Lützow'schen Freischaar bemächtigte, als sie die ersehnte Thätigkeit so lange nicht entfalten konnte und meist größern Armeecorps zugetheilt wurde. Die Verzweiflung erreichte den höchsten Grad, als der am 4. Juni 1813 zwischen den Franzosen einerseits und den Preußen und Russen andererseits geschlossene Waffenstillstand bekannt ward. Der Kampfesmuth der Lützower sollte also wieder ohne Nahrung bleiben. Lützow, der inzwischen Körnern zu seinem Adjutanten erhoben hatte, beschloß, mit seiner Reiterschaar vom sächsischen Voigtlande aus sich mit der Infanterie seines Corps zu vereinigen.

Von französischer Seite hatte man Lützow von dem abgeschlossenen Waffenstillstande in Kenntniß gesetzt, allein die kampfesmuthige Schaar stellte die Feindseligkeiten nicht ein, weil Lützow vergab, diesen Waffenstillstand nicht respectiren zu können, da er seine officielle Anzeige desselben von seinen Vorgesetzten erhalten habe. Die Franzosen geriethen hierüber in die äußerste Wuth, und Napoleon gab den Befehl, das Lützow'sche Corps — diese brigands, wie er sie nannte — aufzuheben und zu vernichten.

Der Herzog von Padua, welcher damals Befehlshaber der französischen Truppen in Leipzig war, erhielt die Weisung, den Plan seines kaiserlichen Protectors sofort in's Werk zu setzen, und alsbald ließ jener General mobile Colonnen bilden, welche das Lützow'sche Corps aufsuchen sollten. Eine dieser Colonnen bestand aus einem Bataillon württembergischer Infanterie unter dem Commando des Oberstlieutenant Kechler, und derselbe Officier, welcher damals Adjutant Kechler's war, hat uns die folgenden nähern Umstände mitgetheilt, damit seine so oft geschmähten Landsleute eine Rechtfertigung finden möchten.

In Zeitz erfuhr Kechler, daß Lützow's Corps in der fünf Stunden entfernten Stadt Gera angelangt sei, und er fandte deshalb seinen Adjutanten als Courier nach Leipzig, um schleunig Verhaltungsbefehle einzuholen. Der Adjutant, den man von Seiten des französischen Generalstabes in Leipzig höchst mißtrauisch behandelte, erhielt die Weisung: daß Kechler's Colonne dem Lützow'schen Corps, sobald dies bei Zeitz vorübermarschirt sei, auf dem Fuße folgen solle, jedoch ohne einen Angriff zu unternehmen. Am nächsten Tage fand auch bei Zeitz der Vorbeimarsch der Lützower statt, und Kechler's Truppen folgten jenen, dem erhaltenen Befehle ge-

horchend. Etwa nach einer Stunde des Marsches ritt Lützow mit seinem Adjutanten Körner gegen die Württemberger zurück und forderte durch einen Trompeter den Commandanten der Colonne zu einer Besprechung auf. Die nun von Lützow gestellte Frage, ob ein Angriff beabsichtigt sei, beantwortete Kechler verneinend und setzte hinzu, daß er nur Befehl habe, Lützow zu folgen. Es wurde dann zwischen diesen beiden Officieren verabredet, daß keines der Corps das andere angreifen dürfe, ohne dasselbe von dem Beginn der Feindseligkeiten vorher in Kenntniß zu setzen.

So folgte Kechler's Colonne am 17. Juni 1813 dem Corps Lützow's bis in die Gegend von Lützen, wo beide Truppen Halt machten, und hier erfuhr Kechler, daß indessen eine starke Heerabtheilung mit Reiterei und Artillerie unter dem Befehle des Generals Fournier von Leipzig her bereits in dem nahegelegenen Städtchen Lützen eingetroffen sei. Dorthin begab sich Kechler mit seinem Adjutanten und meldete Fournier das Vorgefallene. Mit dem zwischen Kechler und Lützow getroffenen Uebereinkommen wegen eines Angriffes schien Fournier einverstanden, aber nur zu bald ließ sein ganzes Benehmen erkennen, daß er beabsichtige, so rasch als möglich mit überlegener Macht Lützow meuchlerisch zu überfallen. Kechler und sein Adjutant (unser Gewährsmann) beschlossen, Lützow vor der ihm drohenden Gefahr schleunig zu warnen, denn die Achtung gegen die muthigen Freiheitskämpfer und die auch durch Despotengewalt nie zu unterdrückende Vaterlandsliebe war auch in jenen braven Officieren mächtiger als der Gehorsam, den sie gezwungen und mit blutenden Herzen dem Tirannen Napoleon hatten schwören müssen. Kechler sandte deshalb sogleich mit jenem geheimen Auftrage den Cavallerieoberlieutenant Grafen Ferdinand von Reichach an Lützow ab, um diesen von dem ihm drohenden Unheil in Kenntniß zu setzen. Graf Reichach erreichte jedoch Lützow's Schaar nicht mehr zeitig genug, denn Fournier hatte in aller Eile durch die Reiterei Normann's Lützow überfallen und sein Corps aus einander sprengen lassen. Es steht fest, daß Normann, der am 18. October 1813 gegen den Willen des Königs von Würtemberg mit 800 Reitern zu den Alliirten übergieng, nur nothgedrungen dem Befehle Fournier's Folge leistete, und die eben erzählten Thatsachen beweisen, wie leicht es jenen Truppen werden mußte, die feinen Verrath abwenden Lützower zu werfen.

Körner, der als Parlamentär einer feindlichen Abtheilung entgegenritt und nicht an Gegenwehr dachte, erhielt von dem Officier der Feinde einen Säbelhieb über den Kopf und konnte sich nur mit Mühe in den nahen Wald retten, wo er wie durch ein Wunder seinen Verfolgern entkam. Ermattet sank er vom Pferde und erwartete den Tod, denn er vermochte nicht mehr, sich weiter zu schleppen. Aber als Held und Dichter wollte er sterben, noch hatte er Macht über seine Sinne und blutend entwarf er das herrliche Sonnet:

Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier sieh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie Du willst! Dir hab ich mich ergeben.

Viel gelt'ne Bilder hab ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todesklage.
Mund! Mund! — Was ich je rein im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Weh'n ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Scraph seh' ich's vor mir stehen; —
Rund wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu wertzerneuten Höhen.

Noch sollte dies aber nicht des edlen Dichters Schwanengesang sein, denn mitleidige Bauern fanden ihn am nächsten Morgen und brachten den Verwundeten mit besteumüther Aufopferung vorsichtig in das nahe Dorf Groß-Zschocher, und obgleich ein feindliches Commando jenes Dorf besetzt hielt, ward Körner doch glücklich beim Gärtner des Rittergutes untergebracht und versteckt. Auch wundärztlicher Beistand war bei der Hand, doch mußte man rasch auf weitere Hülfe und Flucht denken.

Zuerst schrieb der verwundete Dichter an seinen Vater, um diesen nicht in Ungewißheit über sein Schicksal zu lassen und um entstellenden Gerüchten vorzubeugen. Auch hier war größte Vorsicht nöthig für den Fall, daß der Brief unterwegs in falsche Hände gerathen möchte, und auch um die französische Postspionage zu täuschen. An seinen Vater schrieb daher Körner:

„Löbsen Leipzig, am 18. Juni 1813.

Euer Wohlgeboren wehne ich mir die Freiheit zu melden, daß, da Sie durch mancherlei Nachrichten über meinen Zustand in Besorgniß sein dürften, ich Ihnen betheuren kann, ich sei gesund und noch mein eigner Herr. Ich denke von hier, aus dieser Versicherungscasse meines Ichs, nach meinem zweiten Vaterlande, doch bis jetzt nur nach Karlsbad zu wandern. Ich bitte Euer Wohlgeboren, dieses meiner lieben Frau nach Wien zu melden, da mir vielleicht die Gelegenheit dazu fehlen sollte. Lassen Sie sich also durch kein Gerücht schrecken; ich lebe jetzt bei vortrefflichen Leuten, die mir jeden Schmerz vergessen machen. Genehmigen Sie mit Ihrer ganzen Familie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Lorenz Juranitsch."

Dies ist der Name des jugendlichen Helden aus Körner's Trauerspiel „Zrinn", und der Verwundete wählte diese Unterschrift, um seinem Vater jeden Zweifel über die Urheberschaft des mit schwacher Hand geschriebenen Billets zu ersparen.

Hier in Groß-Zschocher konnte jedoch Körner unmöglich bleiben, da er Entdeckung fürchten und auch bessere ärztliche Hülfe haben mußte. Nichts lag in diesem Zustande der Noth ihm näher, als der Gedanke an seine Freunde in Leipzig. An Kunze schrieb er deshalb:

„Lieber Wilhelm!

Du wirst mir einen sehr großen Freundschaftsdienst erweisen, wenn Du zu mir herauskommst, zum Gärtner des Gutsherrn kommst. Ich liege stark verwundet, doch keineswegs gefährlich. Deiner Betty tausend herzliche Grüße. Verschwiegenheit brauche ich Dir wohl nicht erst anzurathen!

Groß-Zschocher, am 18. Juni 1813. Dein Theodor."

Beide Briefe wurden einem zuverlässigen Boten übergeben und zuverderst an den als treuen Freund bewährten Kaufmann Kunze nach Leipzig geschickt. Wie erschrak dieser, der seit jenem Tage des Ausmarsches nichts wieder von Körner erfahren, als er jetzt diese Trauerbotschaft erhielt! Doch hier galt es rasches, entschlossenes Handeln. Kunze ging also zuerst zu dem in Leipzig wohnenden Besitzer des Rittergutes Groß-Zschocher, um dessen Rath zu hören. Es war dies aber ein überaus ängstlicher Mann, der den unüberlegten Schritt (wie er es nannte!) seines barmherzigen Gärtners tadelte und auf schleunige Fortschaffung Körner's drang. Es war allerdings eine gefährliche Sache, mit der feindlichen Partei auch nur im geringfügigsten Verkehr zu stehen, denn die französische Besatzung Leipzigs unter dem Befehle des Herzogs von Padua ahntete jedes derartige Verbrechen auf das Strengste.*

Durch den schlechten Erfolg des ersten Schrittes ließ sich Kunze jedoch durchaus nicht abschrecken; er suchte vielmehr einen andern, nicht minder bewährten und ergebenen Freund Körner's, den Dr. Wendler, einen allgemein geachteten Arzt, auf und bier fand er sogleich bereitwilligst Gehör und die Versicherung thätigster Mithülfe, um den verwundeten Helden mit eigner Gefahr dem sichern Verderben zu entreißen. Allein die größte Vorsicht war nöthig. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen die beiden hochherzigen Freunde des Dichters, einen rechtlichen, ihnen ergebenen Fischer mit in's Geheimniß zu ziehen. Vorher wurden jedoch dem treuen Boten wohlweislich Kleider und eine Perrücke für Körner mitgegeben, damit er sich bei seiner weiter beabsichtigten Flucht unkenntlich machen konnte. Auch ließ man ihm einen Platz im Wagen genau bezeichnen, wo sich morgen zu einer bestimmten Stunde die rettenden Freunde einfinden und ihn abholen wollten.

Am nächsten Tage in der frühesten Morgendämmerung fuhren Kunze und Dr. Wendler auf dem Kahne des Fischers nach dem Dorfe

* Wir wollen nur ein Beispiel der französischen Gerichtspflege anführen. Am Tage vorher, am 17. Juni, hatte bei Ankunft eines Parlamentärs ein kleiner Zusammenlauf von Neugierigen stattgefunden und man hatte der Aufforderung, auseinander zu gehen, nicht rasch genug Folge geleistet. Einige Uebderschichtige Subjecte hatten sich sogar zu Thätlichkeiten hinreißen lassen. Eine dazu niedergesetzte Commission verhängte über die Unbescholtenen sehr strenge Zeitungs-, Zuchthaus- und Geldstrafen. Die Stadt aber mußte zur Sühne, daß ein so furchtbares Verbrechen in ihren Mauern vorgekommen war, nur 80,000 Thaler Contribution zahlen.

Schleußig, einem als Ziel bei Spazierfahrten auf dem Wasser sehr beliebten Orte. Von hier aus begaben sie sich, scheinbar wie harmlose Spaziergänger, in den Wald und trafen auch an der bezeichneten Stelle Körner in seiner Verkleidung. Es war eine Scene traurigen und zugleich erhabenen Wiedersehens, doch durften sich die drei Männer den Ausbrüchen ihrer Gefühle nicht rückhaltlos hingeben, denn noch immer streiften feindliche Truppen in der nächsten Umgebung, um nach flüchtigen Lützowern zu suchen. So rasch, als es Körner's Zustand gestattete, eilte man zu dem harrenden Kahne, und diesen führte der treue Fischer auf den kleinen Gewässern zwischen der Pleiße und Elster, welche das Holz durchkreuzen, bis an die Wiese hinter dem ehemaligen Rudolph'schen Garten. Bei Dr. Wendler, der dort ein Besitzthum hatte, wurde Körner in einer Dachkammer versteckt und vor Allem in chirurgische Behandlung gegeben. Der größte Theil der ekelmüthigen Rettung war gelungen, doch schwebten die Retter und der Gerettete noch immer in großer Sorge wegen nachträglicher Entdeckung.

„An selbigem Tage" — erzählt Kunze weiter — „wurden noch viele von Lützow's Schaar gefangen (in Leipzig) eingebracht, welche in dem Garten auf der Basei an den Schosse Pleißenburg biwouakirten. Mit Württemberger Officieren, die bei mir im Quartier lagen, ging ich auf die Basei und bat die Officiere, Körner unter den Gefangenen aufzusuchen. Ich ergriff tiefe Tinte, um die Officiere sicher zu machen, weil ich Furcht hatte, sie möchten mir Unruhe anmerken, die wohl denkbar war. Als es nach wenig Tagen mit Körner so weit war, daß er transportirt werden konnte, so fuhr Dr. Wendler mit ihm in Begleitung zweier Damen, als gälte es eine Spazierfahrt, zum Thore hinaus auf sein Gut Kahnsdorf. Dort pflegte sich Körner noch einige Zeit, fuhr von da nach Frohburg zu den Freiherrn von Blümner, dann nach Ehemnitz und so durch den Beistand treuer Freunde wurde er glücklich über die böhmische Grenze nach Karlsbad gebracht. Wir schöpften jetzt freier Athem. — Viele von Körner's Cameraden wurden damals noch in dem Walde von Groß-Zschocher versteckt aufgefunden und gefangen genommen. Er selbst wurde nicht entdeckt und rettete so eine nicht unbedeutende Feldcasse, die er bei sich hatte und welche er später mit zur Verwahrung gab."

Des Dichterhelden fernere Schicksale auf seiner kurzen, aber ruhmvollen Laufbahn sind allgemein bekannt. Er war der gefeierte Liebling des Lützower Freicorps, seiner für Deutschlands Befreiung kämpfenden Waffenbrüder. Dieses herrliche Ziel aber sollte für Körner unerreichbar bleiben, denn schon am 26. August 1813 fand er in dem Kampfe bei Gadebusch den Heldentod. Sein Schwanengesang war das Schwertlied gewesen, das er kaum beendet hatte, als die Angriffssignale ertönten. Die Trauer der Lützower um ihren gefallenen geliebten Cameraden war eine wahrhaft ergreifende, und eine Menge rührender Züge hat uns die Geschichte des Corps davon bewahrt.

Es währte lange Zeit, ehe die Todesbotschaft an Körner's Angehörige und Freunde gelangte. Monate lang waren sie in Ungewißheit über die Schicksale des Helden geblieben. Kunze erfuhr erst nach der Schlacht von Leipzig, am 23. October, seinen gefallenen Freundes Heldentod durch Körner's Waffenbruder, den Grafen Dohna. Welche Trauer diese unerwartete Nachricht bei der großen Menge seiner Leipziger Freunde hervorrief, ist kaum zu beschreiben.

Erst jetzt konnte Kunze die Herausgabe der ihm von Körner übergebenen zwölf freien deutschen Lieder ohne Gefahr wagen, und er ließ dieser Sammlung den Bericht über des Dichters Tod, wie ihn Graf Dohna als Augenzeuge gegeben, vorbrucken.

Körner's Vater kam erst im Frühjahre 1814 nach Leipzig und ward von Kunze an jene Stelle im Walde geführt, wo man seinen Sohn damals verwundet aufgefunden hatte. Auch der alte Gärtner in Groß-Zschocher, der ungeachtet der ihm drohenden strengen Bestrafung den schwer verwundeten Helden aufnahm und pflegte, ward aufgesucht, und Körner's Vater setzte den Braven für den Rest seines Lebens ein Jahrgehalt aus.

Seinen Bericht schließt Kunze folgendermaßen:

„Körner's Vater gab hierauf eine kleine Sammlung meist noch ungedruckter Gedichte seines Sohnes unter dem Titel „Leier und Schwert" heraus, was mich veranlaßte, mir von dem Vater als ein Andenken Körner's Lanze zu erbitten, mit welcher er früher stets als Troubadour umherstreifte. Beide, Leier und Schwert Körner's, sind in unverändertem Zustande, so wie sie 1813 waren, in meinem Besitz."

Wie wir schon oben bemerkten, ist im vergangenen Jahre dieser treue Freund Körner's gestorben, aber des unsterblichen Dichters Nachlaß, Leier und Schwert, wird von de rFamilie als ein unschätzbares Vermächtniß bewahrt und gehegt.

Körner's nicht minder treuer Freund, Professor Dr. Wendler, ist ebenfalls unlängst vom Leben geschieden. Er erhielt nach Körner's Tode von dessen Familie ein nicht minder herrliches Andenken, das Bild des Dichterhelden, das von dessen einziger geliebter Schwester Emma gemalt worden war. A. B.

Gottfried Kinkel's Befreiung.

Von Moritz Wiggers.

(Fortsetzung.)

Am 9. November war natürlich die Badesaison längst vorüber. Mit dieser hatten auch die Dampfschiffsahrten zwischen Rostock und Warnemünde aufgehört; nur aneinabwseise noch wurden Segelschiffe durch die Dampfschiffe von einem Orte zum andern bugsirt. Der Warnemünder lebte wieder in stiller Einsamkeit und tröstete sich in derselben mit dem Gedanken, daß sieben Monate später die heißersehnten gelbbeladenen Badegäste wieder einzurollen beginnen würden. Dann und wann fuhr wohl noch eine mit Sand oder Steinen beladene Jölle nach Rostock, aber auch dies mußte wegen der vorgerückten Jahreszeit bald aufhören. Der Verkehr mit der Mutterstadt beschränkte sich im Wesentlichen auf die Herbeiholung der nothwendigen Lebensbedürfnisse.

Aus der gegebenen Schilderung ersieht man, wie vortrefflich sich der Hafenplatz zum ersten Zufluchtsorte für die beiden Flüchtlinge eignete.

Gegen Mittag erreichte ich den Weg, der sich dicht an die Dünen bei Warnemünde hinanzog. Der Sturm brauste noch immer aus Nordost, und die Brigg tanzte wie ein Korkstöpfel auf der Rhede. Kinkel, Schurz und meinen Freund N. sah ich mir vom Strande aus entgegenkommen und gegen die Kraft des Sturmes ankämpfen. Ich verabschiedete meine Droschke und ging auf die Freunde zu.

„Willkommen, willkommen," tönte es mir entgegen. „Wie stehen die Actien in Rostock?"

„Herzlich willkommen," erwiderte ich. „Wir können dreist à la hausse spekuliren. Aber, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wer heißt Sie denn am hellen Tage an der Seeküste promeniren und sich der unnöthigen Gefahr des Verrathes aussetzen?"

„O," entgegnete Schurz, „diese biederen Seemannsnaturen mit ihren wettergebräunten Gesichtern und ihren „Südwesters" auf den Köpfen wissen wohl mit den Elementen zu kämpfen und den Tücken des Meeres Trotz zu bieten, aber die Tücken der Menschen ahnen sie nicht einmal, viel weniger noch sind sie fähig, Lenten wie wir, die Schutz in ihrem Heimathsort gesucht haben, die Gastfreundschaft zu brechen und sie zu verrathen."

„Wir können der Schönheit und Großartigkeit der Natur nicht widerstehen," rief Kinkel. „Wir hörten das Brausen des Meeres und den Sturm durch die Takelagen der Schiffe heulen und pfeifen, und sahen in der Ferne die Myriaden von weißglänzenden Häuptern riesiger Wellen. Mit unwiderstehlicher Kraft zog es uns fort an's Meeresufer. Und wie recht sind wir belohnt! Wie majestätisch rollen die Wogen daher, und wie erhaben ist die ruhige Gleichförmigkeit ihrer Bewegung in dem anscheinenden Chaos des Ganzen, wie überwältigend der Anblick, wenn die Wogen sich brechen und ihren Schaum gen Himmel spritzen und wie ein Heer von Furien und Dämonen brausend und zischend auf das Ufer zustürzen! Jetzt erst empfinde ich die Grausamkeit der Menschen, die mich so lange im Kerker schmachten ließen und so lange mir Deine Schönheit entzogen, o göttliche Natur!"

Und im Entzücken über den majestätischen Anblick breitete er seine Arme gegen das Meer aus, als wollte er die große Natur an sein Herz drücken. Seine Brust hob sich und mit vollen Zügen schlürfte er die herrliche Seeluft, wie wenn dieser Augenblick ihn entschädigen sollte für die dumpfe Kerkerluft und den Staub des Spulrades, welche er so lange Zeit hatte athmen müssen.

Unser Aller bemächtigte sich eine tiefe Rührung und eine feierliche Stimmung, und wir gingen eine Zeit lang schweigend weiter. Darauf wandte ich mich an Carl Schurz und sagte zu ihm:

„Die braven Warnemünder thun Ihnen allerdings nichts zu Leide. Aber das Gerücht, daß zwei Fremde sich hier zu einer so ungewöhnlichen Zeit aufhalten, könnte doch nach Rostock dringen und die Aufmerksamkeit der dortigen Polizei um so mehr erregen, als voraussichtlich die steckbriefliche Verfolgung Kinkel's nicht lange auf sich warten lassen wird. Es ist daher mein Plan, Sie vorerst nach Rostock zu schaffen, wo Sie so lange verborgen leben können, bis sich die Gelegenheit bietet, Sie mit einem Schiff nach England zu schaffen."

„Wie rasch sind die dänischen Inseln zu erreichen?" fragte Kinkel.

„In sechs Stunden können Sie mit einem Dampfschiffe von hier nach der Insel Falster kommen."

„Können wir nicht in einem Boot hinüberfahren?"

„Allerdings. Im Sommer geschieht dies wohl dann und wann. Aber um diese Jahreszeit würde sich schwerlich ein Warnemünder dazu verstehen. Ueberdies ist die Landung in Falster gefährlich, weil man nicht wissen kann, ob die dänische Regierung sich wegen ihres Verhältnisses zum deutschen Bunde nicht verpflichtet hält, Sie auszuliefern."

„Wie lange kann es dauern, daß ein Schiff zu unserer Disposition steht?" fragte Kinkel.

„Das läßt sich noch nicht bestimmen. Einstweilen handelt es sich nur darum, Sie vorläufig in Sicherheit zu bringen."

„Sollte es unter diesen Umständen nicht besser sein, wir führen nach Hamburg und suchten von dort nach England zu entkommen? Es werden dort alle Tage Schiffe nach England gehen."

„Ganz richtig. Aber Sie würden dort der preußischen Polizei geradeswegs in die Arme laufen. Denn in Hamburg und Bremen wird man vorzugsweise vigilant sein, eben weil die Flucht von dort aus am leichtesten zu bewerkstelligen ist. Jedenfalls aber vermehrte sich die Gefahr für Sie um die durch Zurückgang des Weges von hier nach Hamburg entstehende Chance. Mit der Eisenbahn, deren Bahnhöfe zu Hagenow und Hamburg bewacht sein werden, dürfen Sie natürlich nicht reisen, und wenn Sie mit einem Fuhrwerk fahren, so können Ihnen die Gensd'armen in den Weg kommen."

„O, vor diesen fürchten wir uns nicht," rief Schurz und griff nach seinen in der Seitentasche befindlichen Pistolen. „Wir sind hinlänglich darauf vorbereitet, es mit zweien oder dreien von ihnen aufzunehmen."

„Ich zweifle nicht daran," versetzte ich, „daß Sie im Falle der Gefahr zum Aeußersten entschlossen sind und daß es Ihnen im Nothfalle nicht darauf ankommen würde, ob Mecklenburg ein paar Gensd'armen mehr oder weniger besäße. Aber Sie müssen eine solche Gefahr vermeiden. Eine den Gens'darmen gelieferte Schlacht würde Ihrer Flucht gar nicht förderlich sein, vielmehr die gesammte norddeutsche Polizei in Bewegung setzen und auf die richtige Spur leiten. Aber selbst wenn die Chancen für das Gelingen der Flucht über Hamburg weniger ungünstig wären, als sie es sind, so würden doch meine Freunde und ich aus unserer Obhut Sie nicht entlassen. Sie sind unser unverrathes Gut, und wir sind dafür verantwortlich, Sie glücklich von hier fortzuschaffen. Vertrauen Sie daher uns ganz. Der Kaufmann Ernst Brockelmann in Rostock bietet Ihnen durch mich sein Haus als Asyl an. Als einer der bekanntesten Schiffseigner wird er Rath für Ihre Weiterbeförderung zu schaffen wissen. Wir haben außerdem einen Plan miteinander besprochen, wonach man Ihre Spur hier verliert und Sie plötzlich wie Meteore wieder in Rostock auftauchen."

Wir gelangten mittlerweile zum Böhlerschen Gasthofe. Das Mittagsessen stand schon bereit. Ein erquickender Schlaf, dessen die Flüchtlinge sich in der verflossenen Nacht nach den furchtbaren Aufregungen der vorhergehenden Tage zu erfreuen gehabt hatten, und die gesunde frische Seeluft hatten sie sichtlich gestärkt. Meine beruhigenden Mittheilungen hoben ihre Stimmung, und so speisten wir denn in der heitersten Laune.

„Womit haben Sie sich denn gestern die Zeit vertrieben?" fragte ich.

„Die Herren haben fortwährend geschlafen," erwiderte N. „Ich habe mich während der Zeit schrecklich gelangweilt, wiewohl ich mich über ihren langen Schlaf freute. Erst gegen Abend standen sie auf, und dann haben wir noch spät aufgesessen und geplaudert."

„Ja," sagte Kinkel scherzend, indem er auf Schurz zeigte, „der „Kleine" dort hat so fest geschlafen, daß er es nicht bemerkt haben würde, wenn auch zehn preußische Polizisten hereingetreten wären, um mich fortzuschleppen."

„Da thun Sie ihm doch Unrecht," erwiderte N. „Ich habe Ihren Freund auf die Probe gestellt. Ich wollte sehen, wie weit seine Wachsamkeit ginge, und schlich mich ganz sachte nach dem Zimmer, in welchem Sie beide Ihren sechsstündigen Nachmittagsschlaf hielten. So leise wie ich konnte öffnete ich die Thür. Da sah ich Sie im festen Schlafe, aber Ihr Freund schlug sofort die Augen auf, richtete sich in die Höhe und ergriff seine oben auf seiner Bettdecke liegenden geladenen Pistolen. „Gut Freund" rief ich und trat eilends meinen Rückzug an."

„Der „Große" scheint mir sehr undankbar zu sein," sagte Schurz zu Kinkel, „und wenn ich mir die Sache recht überlege, so thut es mir eigentlich leid, daß ich ihn nicht seinem Schicksale überlassen habe."

„Du, nimm Dich in Acht, reize den Löwen nicht; ein Glück für Dich, daß Du mein Beschützer bist!" rief Kinkel mit komischem Pathos. „Nun aber," sagte er hinzu und blickte Schurz zärtlich an, „kann ich Dir nicht zürnen. Hast Du nicht Alles für mich eingesetzt? Komm, wir wollen Frieden machen, stoße mit mir an. Deine Gesundheit!"

Wir stießen die Gläser zusammen und leerten sie auf des Befreiers Wohl.

„Ja," sagte Kinkel ernst, „wenn Dir Deine wunderbare Flucht aus Rastadt nicht gelungen wäre, dann säße ich nicht hier, und wo Du jetzt wärest, das wissen die Götter."

„Als ich mich unter der Rastadter Brücke verborgen hielt und die verdammte Schildwache mit ihrem Bajonnetgewehr durch die Oeffnung in der Brücke stieß, um auf gut Glück zu erproben, ob ein Mensch oder eine Ratte darunter stecke, da fehlte nur eines Haares Breite, und ich wäre den elenden Tod des Aufspießens gestorben. Davor bin ich glücklicher Weise behütet und ich bin froh, daß ich hier sitzen und diesen ganz ausgezeichneten Seefisch essen kann. Ach denke, auch Dir schmeckt das Essen?"

„O ganz vortrefflich," erwiderte Kinkel. „Der Schlaf und die Seeluft haben mich so erquickt, daß ich einen wahren Wolfshunger habe."

„Die Warnemünder Kost wird Ihnen auch besser gefallen als die Spandauer," bemerkte ich.

„Die Kost in Spandau hat mich gerade nicht verwöhnt. Man machte mit mir nicht mehr Umstände, als mit einem gewöhnlichen Zuchthaussträfling. Zum Lager hatte ich einen Strohsack. Die spitzen Strohhalme haben mich oftmals aus dem Schlaf geweckt und mir die Backen wund gerieben. Die Züchtlingskost war fast ungenießbar. Nur viermal im Jahre, nämlich an des Königs Geburtstage und am ersten Feiertage von Weihnachten, Ostern und Pfingsten, erhielten wir Fleisch. Aus Wasser und trockenem Brode bestand meine Hauptnahrung."

„Bekamen Sie keine Butter?" fragte ich.

„Ja, Sie habe ich mir in Spandau durch meine Arbeit zu verschaffen gewußt. Als ich noch in Bangart war, da hatte ich eine humanere Behandlung. Der Director des dortigen Zuchthauses, Schnuggel, gehörte freilich zu den Exzerneuren und empfing mich mit den salbungsvollen Worten: „„Mein Sohn, Du mußt Deinen Blick nun ganz von der Außenwelt abwenden und Dich einzig und allein mit Deinem Gott beschäftigen.""

Aber er wollte doch die ihm von Berlin ertheilten strengen Instructionen an mir nicht zur Ausführung bringen. Darum schickte man mich nach dem Spandauer Zuchthause, dessen Director Jeserich man die nöthige Energie zutraute, um meinen Trotz, wie man es nannte, zu brechen und meinen Geist zu beugen. Ich sollte das aufgegebene wöchentliche Pensum spulen. Wer sein Pensum nicht schaffte, wird bestraft, zuerst mit Entziehung der warmen Kost und dann mit Prügeln. Ich that das Möglichste, um mein Pensum fertig zu bringen. Der Triumph sollte meinen Feinden nicht werden, daß sie draußen mit höllischer Schadenfreude

hätten erzählen können: „„Wissen Sie schon, der Professor Kinkel hat sich in Spandau so aufsässig betragen, daß er nach dem Zuchthausreglement mit Rohrhieben hat gezüchtigt werden müssen!? Es thut uns wirklich leid um den Mann.“ “ Ich nahm meine ganze Kraft zusammen. Meine Hände rieben sich wund und bluteten. Trotz der wirthschaftlen Schmerzen spulte ich fort. Meine Energie siegte. Als der Herr Director meine Arbeit am Ende der Woche nachsah, war er erstaunt über meine Leistung. Ich hatte, was wenigen Zuchthaussträflingen im Anfange gelingt, das volle Pensum fertig gebracht. Allmählich heilten die Wunden, und an die Stelle derselben bildete sich eine unempfindliche dicke Hornhaut. Ich erlangte eine solche Fertigkeit im Spulen, daß ich mehr als das Pensum zu leisten vermochte. Dafür empfing ich reglementsmäßig eine kleine baare Vergütung, und mit dieser verschaffte ich mir wöchentlich einige Loth Butter, so daß ich an Sonntagen mein Brod nicht trocken zu essen brauchte.“

„Hatten Sie denn gar keine geistige Nahrung?“

„Außer der Bibel hatte ich kein Buch. Und bei dem gänzlichen Mangel geistiger Thätigkeit war die körperliche Arbeit eine wahre Barmherzigkeit. Ohne diese hätte mich die Idiotheit zum Wahnsinn geführt.“

„Weg mit den traurigen Bildern der Vergangenheit!“ rief Schurz. „Wir wollen uns an die Gegenwart halten und der schönen Aussicht uns erfreuen, daß wir bald aus dem Bereiche unserer Feinde sein werden.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Kinkel. „Ist mir doch seit Kurzem so viel Liebes widerfahren und eine solche Aufopferung entgegengetreten, daß vor solchem Glanze die düsteren Schatten vergangener Leiden verschwinden müssen. Dürfen wir nicht mit Vertrauen dem bevorstehenden Siege unserer Sache entgegensehen, wenn die Aufopferungsfähigkeit unserer Partei in so hellem Glanze strahlt? Der Demokratie ein Hoch!“

„Die Demokratie soll leben!“ riefen wir begeistert und leerten unsere Gläser.

„Allens klaar, Harr Wiegers,“ rief der Warnemünder Lootse, dessen Boot ich zu hatd wier Uhr bestellt hatte, mit rauher Seemannsstimme in die geöffnete Thür hinein.

Wir brachen auf und stiegen in die an der „Möhlen“schen Wäsche“ bereit liegende Jolle. Der Norroststurm hatte noch nicht nachgelassen. Das Boot war mit starkem Ballast versehen. Nur ein Segel war beigesetzt und dies noch dazu eingereift. Unser Lootse nahm die Scheuen* in die Hand, um im Nothfalle das Segel fallen lassen zu können. „Ick will up de Schoten passen,“ sagte er zu mir, „und Sie sünd wet so ged und stiern (steuern) 'n bäten, Harr Wiegers.“ —

„Ja, wenn Se nich vör mi bang sünd.“ —

„O wie stürn jo lüt nich tom iersten Mal mitenander, Harr Wiegers, ick wet jo, dat Se stiern könen.“ —

Ich setzte mich aus Steuerruder. Wir stießen ab, und vorwärts schoß das Boot wie ein Pfeil. Uns als das Boot so dahin flog, mit seinem spitzen Vordertheil das Wasser schaumsprützend zertheilend, und sich dann und wann so auf die Seite legte, daß das Wasser über Bord lief, da hätte man glauben sollen, wir müßten uns in den Grund segeln. Aber die Warnemünder Jöllen liegen wie die Enten auf dem Wasser, ihr scharfer Kiel schützt sie vor dem Umfallen, und wenn nur gut aufgepaßt wird, so segelt man mit ihnen ohne Gefahr. Unsere beiden Freunde freuten sich des ungewohnten Schaufpiels. Als wir auf den sogenannten Breitling kamen, wo der Wind so recht ansetzte und die Wellen über unser Boot hinüberschlugen, brachen sie in laute Rufe der Bewunderung aus. In weniger als einer halben Stunde waren wir fast eine Meile die Warnow hinaufgesegelt. Hinter dem Holze am rechten Warnowufer schwenkte ich das Steuerruder rechts, und das Boot stieß ans Ufer. Wir stiegen aus Land. Ich drückte unserem Lootsen ein gutes Fährgeld in die Hand und sagte zu ihm:

„Wenn Se to Huus kamen und tofällig fragt werden sölten, wo Se uns henführt hadden, denn bruken Se se dat ja grar nich to seggen.“ —

„Sihr wohl, Harr Wiegers,“ erwiderte er und nickte bejahend, indem er die Hand an seinen „Südwester“ legte und damit Abschied nahm.

Wir gingen den am Holze sich hinziehenden Weg hinan und wandten uns nach dem auf der Anhöhe liegenden Dorfe Krummendorf, dem Stellrichein, welches ich mit Emil Brockelmann verabredet hatte. Fast gleichzeitig mit uns traf dieser dort ein; er war seinen Wagen vorausgegangen. Brockelmann umarmte die beiden Flüchtlinge und drückte ihnen in herzlicher Weise seine Freude darüber aus, daß ihm ein Antheil an dem Gelingen ihrer Flucht reservirt sei. „Sie werden nun zu mir kommen und für eine kurze Zeit sich gefallen lassen müssen, meine Gäste zu sein,“ fuhr er fort. „In Rostock giebt es keinen Platz, wo Sie sicherer wären, als bei mir. Mein Haus hat Ausgänge und Schlupfwinkel die Menge, und es würde schon einer ansehnlichen Polizeimacht bedürfen, um Ihnen die Flucht von dort abzuschneiden. Ueberdies ist es nichts Ungewöhnliches, daß Fremde, mit denen ich in Geschäftsverbindungen stehe, bei mir logiren. Es hat daher Ihr Aufenthalt in meinem Hause nichts Auffälliges. Inzwischen werde ich die Vorbereitungen treffen, damit Sie baldmöglichst nach England kommen können. Haben Sie Vertrauen zu mir. Mit Gottes Hülfe wird Alles wohl gelingen.“

Der Wagen war inzwischen herangekommen. Die beiden Flüchtlinge stiegen mit Ernst Brockelmann hinein. Ich setzte zog es vor, mit N. zu Fuß nach der „Fähre“, einem am rechten Warnowufer der Stadt gegenüberliegenden Vergnügungsort, zu gehen und mich von dort mit einem Boot nach der Stadt übersetzen zu lassen. Um von Krummendorf zu Wagen nach Rostock zu gelangen, bedarf es eines längeren Weges, der nach der Petrivorstadt und über die Petri-Warnowbrücke in die Stadt führt. Auf diesem Wege gelangten die Fremde in die Stadt. Ernst Brockelmann fuhr mit den beiden Flüchtlingen nach seinem Hause, in welchem sie als zwei so oben mit dem Eisenbahnzuge angelangte fremde Kaufleute, mit Namen Kaiser und Heusel, vorgestellt wurden.

3.

Johanna Kinkel, die hochherzige deutsche Frau, hat zuerst den Plan zur Flucht ihres Mannes gefaßt. Carl Schurz, mit der Kinkel'schen Familie eng befreundet und ein begeisterter Schüler und Verehrer Kinkel's, sagte bereitwilligst seine Unterstützung zu. Zu der badischen Revolutionsarmee hatte er, ein Jüngling von 20 Jahren, als Offizier und Adjutant im Stabe Tiedemann's, des Commandanten von Rastatt, gedient, während sein Lehrer Kinkel, der damals 32 Jahre alt war, sich als Gemeiner hatte einrangiren lassen. Ungeachtet schon die Preußen in Rastatt eingezogen waren, hatte er doch durch die Flucht, deren Ausführung seiner Entschlossenheit und Klugheit ein glänzendes Zeugniß ausstellt, seinen Verfolgern sich zu entziehen und nach der Schweiz zu entkommen gewußt. Dies sichere Asyl verließ er, der steckbrieflich Verfolgte, um in Bonn, wo sein Vater Gastwirth war und wo Jedermann ihn kannte, mit Frau Kinkel das Räthsel wegen der Flucht ihres Mannes zu verabreden. Der Dr. Falkenthal, später durch den „Berliner Hochverrathsprocess“, welcher ihm das Leben kostete, bekannt geworden, ward von ihr, nachdem er, wie der Staatsanwalt Nörner behauptet, im Juni 1850 von ihren Intentionen durch den Assessor Bergeroth unterrichtet und für den Plan gewonnen war, brieflich ersucht, die Zelle ihres Mannes nach einer gelieferten Beschreibung zu ermitteln. Derselbe entsprach diesem Wunsche, begab sich zu diesem Behufe nach Spandau, erforschte die Zelle und theilte das Resultat seiner Forschungen an Frau Kinkel mit. Nachdem Carl Schurz im Juni 1850 der politischen Versammlung in Braunschweig, wo ich seine Bekanntschaft gemacht, beigewohnt und sogar an der Debatte sich betheiligt hatte, ging er nach Bonn zurück. Demnächst machte er sich auf den Weg nach Berlin, um persönlich bei der Befreiung mitzuwirken, weil, wie er nach Anfage des Staatsanwalts Nörner einen Freunde mitgetheilt hat, die bisher mit der Ausführung derselben betrauten Personen ein hinreichendes Geschick und keine hinreichende Thatkraft besäßen, und traf dort am 11. August ein. Er nahm seine Wohnung in der Markgrafenstraße Nro. 26 bei Rhodes und Müller. Gleich am anderen Tage verletzte er sich beim Baden die linke Hüfte so erheblich, daß er durch drei Herren in seine Wohnung geschafft werden mußte. Hier wurde er zuerst von den Dr. Lapierre und später von dem Dr. Tendering, seinem Universitätsfreunde, behandelt. Dieser Unglücksfall unterbrach nicht allein die Ausführung seines Planes, sondern setzte ihn auch der Gefahr der Entdeckung aus. Schurz war aber nicht der Mann

* „Schoten“ ist ein Kunstausdruck für die Taue am unteren Ende des Segels, mit welchen dieses am Boote befestigt wird.

dazu, um sich durch solchen unglücklichen Zufall entmuthigen zu lassen. Er genas bald wieder und begann nun um so energischer die Vorbereitungen zu seinem Unternehmen.

Als Schurz eines Tages auf der Straße ging, begegnete er einem alten Universitätsfreunde. Er suchte ihm auszuweichen. Dieser aber erkannte ihn und rezete ihn, indem er ihm in neckischer Weise mit dem Finger drohte, mit den Worten an: „Ach weiß schon, warum Du hier bist!“ Schurz erschrak, aber er blieb unbefangen. Dieser Vorfall bestimmte ihn, sich seinen alten Universitätsfreunden aus Bonn, welche in größerer Zahl in Berlin studirten, offen zu nähern, weil er mit Recht dadurch um so mehr auf ihre Discretion rechnen zu können glaubte. Er präsentirte sich ihnen im Kaffeehause von Pietsch in der Leipziger Straße, wo sie vielfach verkehrten, und ward von ihnen jubelnd begrüßt. In Gesellschaft seiner Freunde führte er seinen wahren Namen, Fremden gegenüber nannte er sich Jüffen. Am 10. September verließ er aus Besorgniß, von der Polizei entdeckt zu werden, seine Wohnung, reiste nach Hamburg, kehrte von dort nach 14 Tagen wieder zurück und nahm dann seine Wohnung bis zur Flucht Kinkel's bei dem Dr. Falkenthal in Moabit.

Fast drei Monate verweilte Schurz in Berlin, unbelästigt von der sonst so scharfsichtigen Berliner Polizei. Um die für die Flucht nothwendigen Gedrmittel aufzubringen, konnte der Kreis der in das Geheimniß Eingeweihten nicht auf Wenige beschränkt bleiben. Hervorragende Mitglieder der demokratischen Partei waren von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, und diese konnten wiederum nicht umhin, denjenigen ihrer Gesinnungsgenossen, deren vermögen Beistand sie in Anspruch nahmen, allgemeine Mittheilungen über das, was im Werke war, zu machen. Allerdings waren es nur Wenige, welche den Fluchtplan in seinen Einzelnheiten entwarfen und kannten. Aber um die beabsichtigte Flucht Kinkel's wußten Viele. Schon die Zahl derjenigen, von denen einzelne directe Hülfeleistungen in Anspruch genommen wurden, war nicht unbedeutend. Auch in Mecklenburg hatte man dazu verschiedene Persönlichkeiten gewonnen; man bedurfte ihrer, um die Relais bereit zu halten. Es kennet mich, es hier auseinander zu können, daß alle diejenigen Mecklenburger, an die man sich von Berlin aus gewandt hat, bereitwilligst der an sie gerichteten Aufforderung entsprechen haben und zur bestimmten Zeit mit am bestimmten Ort mit den Relais zur Hand gewesen sind. Der Zufall hat es gewollt, daß von den Relais kein Gebrauch gemacht werden konnte. Aber der gute Wille war da. Diejenigen unter ihnen, welche der demokratischen Partei angehörten, bedürfen keiner Anerkennung, denn sie thaten nur ihre Pflicht, indem sie zur Rettung ihres Gesinnungsgenossen, eines der hervorragendsten Führer der demokratischen Partei in Preußen, in der Stunde der Noth herbeieilten. Aber die gerechte Anerkennung darf demjenigen unter ihnen nicht versagt werden, welcher, der entgegengesetzten Partei angehörend, dennoch nicht zögerte, sich der Gefahr auszusetzen, als es galt, nicht dem politischen Gegner, wohl aber dem Menschen die rettende Hand zu reichen. Viel größer als die Zahl derjenigen, welche bei der Flucht direct thätig sein sollten, war die Zahl derjenigen, deren Geldmittel in Anspruch genommen wurden. Dessenungeachtet wurde das Geheimniß strenge bewahrt. Wenn Viele um ein Geheimniß wissen, so kommen sonst leicht unbestimmte Gerüchte in's Publicum. In diesem Falle verlautbarte nichts. Die Polizei hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was sich ereignen sollte, keine Warnung drang zu ihr. Man hat später viel von einer Bezauftigung der Flucht von oben gefabelt. Die Reaction hat das Ihrige dazu beigetragen, solchen Fabeln Vorschub zu leisten. Als das Opfer ihren Händen entschlüpft war, da verbarg sie, um sich in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, ihre Ohnmacht unter der Maske der Großmuth. Die Reaction war nicht großmüthig — wann ist sie es jemals gewesen? — aber die Polizeispione waren einem Kinkel gegenüber machtlos. Auf alle Fälle war es aber zweckmäßig eingerichtet, daß nun den Fluchtplan selbst nur sehr wenige zuverlässige Personen wußten, so daß, auch wenn die Polizei Wind von dem Unternehmen bekommen hätte, die Fäden zu denselben sehr schwer hätten aufgefunden werden können.

Die nöthigen Geldmittel wurden von der demokratischen Partei in Preußen, namentlich in Berlin und Stettin, aufgebracht. Ein bedeutender Beitrag kam von einer Seite, von welcher man es am wenigsten erwartet hätte. Die russische Baronesse Brüning, geb. Fürstin Lieven, gab zu dem Befreiungsversuch in hochherziger Weise die Summe von 2000 Thaler. Sie war bereits im Mai um dieselbe Zeit, wo Kinkel von Naugard nach Spandau transportirt wurde, in Berlin eingetroffen, um durch Verwendung bei den obersten Behörden seine Lage zu verbessern. Im Juni kehrte sie nach kurzer Abwesenheit nach Berlin zurück und wohnte dort bis etwa Mitte Juli im Hotel de Rome. Die preußische Polizei hatte einige Zeit nach der Befreiung Kinkel's Kunde von der Betheiligung der Fürstin am Unternehmen bekommen, und ließ in Hamburg, wo sie sich gerade mit ihrem Gemahl aufhielt, nach vorgenommener Haussuchung, bei welcher sich compromittirende Briefe fanden, ihre Sachen mit Beschlag belegen. Der Verhaftung entzog sie sich durch die Flucht nach England. Auch verweigerte Geldsummen und Werthpapiere wurden von der Polizei in Beschlag genommen. Diese aber mußten dem Baron Brüning, der sie als die seinigen reclamirte und von der Betheiligung der Frau an der Kinkel'schen Flucht keine Ahnung hatte, zurückgegeben werden. Einige Jahre später ist die Baronesse Brüning in London gestorben. Die Erinnerung an ihre That wird ihr die letzten Stunden leicht gemacht haben.

Nachdem Carl Schurz wieder hergestellt war, begab er sich fast jeden Abend zwischen 5 und 6 Uhr nach Spandau. Er wählte regelmäßig den auf dem rechten Spreeufer von Moabit nach Charlottenburg führenden Weg und legte diesen zu Fuß entweder allein oder in Gesellschaft Falkenthal's oder eines anderen Freundes zurück. Den Charlottenburg fuhr er dann in einem einspännigen Wagen, welcher stets dem Schlosse gegenüber vor dem Kaffeehause von Morelli hielt, nach Spandau. Hier kehrte er bei dem Gastwirth Krüger ein und blieb, wenn er sich verspätet hatte, bei demselben die Nacht. Durch Falkenthal's Vermittelung machte er die Bekanntschaft verschiedener in Spandau wohnender Personen, welche seinen Zwecken dienen konnten. Sie wurden in's Geheimniß gezogen und fagten ihre Unterstützung zu. Schurz wagte sich auch in das Zuchthaus selbst. Falkenthal führte ihn darin umher und zeigte ihm die Zelle Kinkel's.

Die Strafanstalt Spandau liegt innerhalb der Stadt. Sie bildet ein an vier Straßen grenzendes längliches Viereck und besteht aus zwei Abtheilungen, welche durch einen Querflügel getrennt sind. Sie hat zwei Eingänge von der Potsdamer Straße aus. Der eine, der Haupteingang, führt nach dem kleinen Hofe, der andere in die Dienstwohnung des Zuchthausdirectors Jeserich. Dem Hauptcingange gegenüber führt eine steinerne Treppe in zwei Absätzen nach dem zweiten Stock hinauf. Die Zelle, welche sich auf dem zweiten Treppenabsatze unmittelbar links befindet, war Kinkel's Zellzelle. Diese erstreckt sich quer durch den Flügel von der Jüdenstraße nach dem Hofe und hat sowohl nach der Jüdenstraße als nach dem Hofe zu ein mit Eisenstäben versehenes Fenster. Das nach der Jüdenstraße führende Fenster ist von außen mit einem Blechkasten verwahrt, außerdem mit einem engen Drahtgitter und innerhalb mit einer aus zwei Flügeln bestehenden hölzernen Lade versehen, welche des Nachts mittelst eines Schlüssels verschlossen wird. Die Zelle selbst ist durch ein von der Decke bis zum Fußboden gehendes, aus starken, zwei Zoll von einander stehenden hölzernen Latten und hölzernen Querriegeln bestehendes Gitter in zwei Abtheilungen getrennt. Das Gitter hat eine ebenfalls aus Latten und Querleisten bestehende Thüre, welche nach der nach dem Hofe gerichteten Seite mit einem starken Schlosse versehen ist und während der Nacht verschlossen ware. Die Zelle hat nur den einen eben erwähnten Eingang von der Treppenflur aus und wird durch zwei mittelst verschiedener Schlösser verschließbare Thüren von starkem Holz verschlossen.

Nur zwei Wege gab es, Kinkel aus seinem wohlverschlossen Gefängniß zu befreien, entweder durch offene Gewalt oder heimlich durch List. Der erste Weg blieb außer aller Frage. Der zweite Weg war daher der einzige, welcher zum Ziele führen konnte. Er erforderte aber die Hülfe eines der Aufseher, welche Kinkel zu bewachen hatten. Die wichtigste und zugleich schwierigste Aufgabe war es, eine solche Hülfe zu gewinnen. Wie dies ohne Gefahr bewerkstelligen? Ein verfehlter Versuch konnte für immer die Sache zum Scheitern bringen. Die Verschärfungsmaßregeln wären verdoppelt und Kinkel wahrscheinlich in Ketten gelchlagen worden, wenn die Behörde Kenntniß von dem Fluchtplan erhalten hätte. Man mußte also mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen. Es galt, einen der Aufseher zuvor für kleinere Dienstleistungen zu gewinnen, ehe man sich ihm

ganz unverkannte. Hatte er sich erst in strafbarer Weise compromittirt, so war die Gefahr des Verraths von seiner Seite, wenn man sich ihm schleichlich entdeckte, auf das geringste Maß zurückgeführt. Der Verrath hätte die eigene Bestrafung des Verräthers zur Folge gehabt. Es gelang Schurz, den Gefangenwärter Brune, mit dem er quest Mitte October in der Nähe des Krüger'schen Hauses, später verschiedene Male auf dem Heinrichsplatze zusammentraf, zur Bestellung von Grüßen und später auch zur Ueberbringung von kleinen beschriebenen Zetteln und von Briefen zu bewegen. Schurz hatte sich die Zuneigung Brune's gleich anfangs dadurch zu verschaffen gewußt, daß er sich ihm als speciellen Landsmann zu erkennen gab. Ersterer war nämlich aus Liebtar gebürtig, letzterer aus Sassendorf im Kreise Soest. Briefe Johanna Kinkel's an ihren Mann und umgekehrt wurden demnächst durch Brune befördert. Dieselbe stand aber auch auf officiellem Wege mit Kinkel in Correspondenz. Diese ward freilich durch den Zuchthausdirector Jeserich beaufsichtigt, der die Briefe der Eingesatten persönlich auf's Strengste controlirte. Oeffnungsgeschen entbeten dieselben manche werthvolle Winke'innen, welche dem scharfen Auge des Herrn Directors entgingen. Aus eigener Erfahrung weß ich, wie erfinderisch die Noth macht. Der Criminaldirector Botte in Bützow, der sich einen scharfen polizeilichen Spürsinn zugetrauen schien, wirde bis auf den heutigen Tag nicht wissen, wie manche Briefe von verfänglichem Inhalt, welche ich schrieb oder empfing, durch ihn selbst befördert sind. Ich erinnere mich z. B., daß er persönlich mir den Brief brachte, in welchem mir, was damals noch ein strenges Geheimniß für mich sein sollte, die Verhaftung meines Bruders mit deutlichen, dem Criminaldirector freilich unverständlichen Worten mitgetheilt ward.

Nachdem in der angegebenen Weise der mündliche und schriftliche Verkehr zwischen Kinkel und der Außenwelt hergestellt war, konnte es nicht schwer fallen, mit demselben den Fluchtplan zu verabreden. Als dies geschehen war, blieb noch übrig, den Gefangenwärter Brune für den letzten entscheidenden Schritt zu gewinnen. Man konnte sich ihm jetzt ohne Gefahr anvertrauen. Er sicherte seine Unterstützung zu und bat sein Mannewort ten gehalten. Brune selbst legte später, als ihm der Proceß gemacht ward, das Geständniß ab, daß ein ihm unbekannter junger Mann — Carl Schurz —, der Rathsherr und Gastwirth Krüger in Spandau und ein oder mehrere ihm unbekannte Männer ihn zu dem Verbrechen verleitet hätten und daß ihm für die Ausführung desselben eine Belohnung von 400 Thalern versprochen und ausgezahlt sei. Aber noch im Laufe der Voruntersuchung nahm er die Angabe wieder den Rathsherrn Krüger zurück, stellte in Abrede, daß er durch Bestechung gewonnen sei, nur behauptete, daß er nur aus Mitleid mit Kinkel's Familie die Befreiung unternommen habe. Die Geschworenen haben es verneint, daß Brune die ihm nach seiner anfänglichen, später widerrufenen Angabe versprochene Belohnung von 400 Thalern vorher wirklich erhalten habe. Einerlei, ob Brune die Belohnung erhalten, einerlei, wie groß dieselbe gewesen, gewiß ist, daß ihn nicht der in Aussicht gestellte Gewinn zu seiner That verleitet haben kann. Denn die Summe war jedenfalls kaum ein Aequivalent für das, was er aufgab. Seine Entredung war fast mathematisch gewiß und die Entsetzung von seiner Stelle die nothwendige Folge. Carl Schurz machte ihm das Anerbieten, mit ihm und Kinkel nach England oder Amerika zu entfliehen, wo man ihm und seiner Familie eine sorgenfreie Existenz bereiten wolle. Brune schlug dies aus. Wenn er auch sich selbst einem Andern zum Opfer bringen wollte, so durfte er doch seine Familie nicht dem Elende preisgeben. Darum wirft die etwa angenommene Belohnung keinen Schatten auf seine That. Das Gericht mußte ihn verurtheilen, der strenge Moralist wird die That als einen Amtsverbrnch verdammen. Aber es giebt Handlungen, welche nicht vom bloßen Standpunkte des positiven Criminalrechts beurtheilt und nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe der Sittenstrikt gemessen sein wollen. Brune ist einem höheren Pflichtgefühl gefolgt. Die hohe Geistes- und Gemüthsbildung Kinkel's mußte in seiner Züchtlingskleidung und seiner jammervollen Lage einen um so mächtigeren Eindruck auf seine Umgebung, die gewohnt war, fast nur mit dem Auswurf der Menschheit zu verkehren, hervorrufen. Ein solcher Mann konnte Brune nicht als ein Verbrecher erscheinen, sondern nur als ein ungerecht Verfolgter, der aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Jahren den Leiden der Haft erlegen sein würde, wenn nicht rechtzeitige Hülfe kam. Den ihm hing es ab, dem Jammer und Elende, das er täglich vor sich hatte, ein Ende zu machen, einen lebendig Begrabenen zu erlösen, den Gatten der Gattin, den Kindern den Vater, den Freunden den Freund zurückzugeben und unzählige Thränen zu trocknen. Alles dies bestimmte seine Handlungsweise. Die Liebe zu den Menschen stand ihm höher als seine Amtspflicht. Er wußte, daß er, ein unbedeutender geringer Mann in seiner socialen Stellung, den Zorn der Mächtigen auf sich laden würde, daß ihm eine langjährige harte Freiheitsstrafe in Aussicht stände. Dennoch wollte er nicht mit entfliehen, er wollte die Folgen der Verantwortlichkeit für seine That auf sich nehmen. Er opferte sich selbst, um einen Anderen zu retten. Ich habe nur Worte der hochachtenden Bewunderung für diesen Mann. Das deutsche Volk wird ihn in Ehren halten: er hat dem Vaterlande einen seiner besten Söhne und Patrioten und der deutschen Wissenschaft und Kunst einen ihrer würdigsten und begabtesten Jünger erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Ressel und Wilhelm Bauer.

Eine Schicksals-Parallele.

Am 10. October 1857 war in Laibach ein k. k. Förster gestorben, und fünf Jahre später setzte man in der Kaiserstadt Wien denselben Manne, der es im Leben nie über eine untergeordnete Dienststellung hatte bringen können, ein Monument, wie man sie nur den Großen der Erde errichtet, und die Enthüllung desselben erhob den 18. Januar 1863 zu einem Festtag, wie sie nur für Wohlthäter der Menschheit gefeiert werden.

War der Gefeierte Eines von Beiden? — Die Gegenwart muß mit tiefer Scham gestehen: er war Beides. Er war Beides und hat durch Beides für sich Nichts errungen, als im Leben das Loos eines deutschen Erfinders, und nach seinem Tode dieses Denkmal.

Joseph Ressel ist der Erfinder des Schraubendampfers, der im Seewesen, insbesondere im Seekriegswesen, eine neue Epoche begründete und eine ganze Reihe neuer Erfindungen und Verbesserungen im Schiffbau, bis zu Monitor und Merrimac herab, erst möglich machte; ferner erfand Ressel die atmosphärische Briefpost, die in der Vollkommenheit seiner Darstellung bis jetzt ebenso wenig zur Ausführung gekommen ist, wie das Schraubendampfschiff. Diese beiden Erfindungen sind jedoch nur die durch ihre englische und französische Ausbeutung am berühmtesten gewordenen Thaten seines großen Geistes. Wir stehen geradezu erschüttert vor den Zeugnissen der riesigen Fruchtbarkeit und Kühnheit seelbst, wir müssen die Jahrzahlen seines Lebens wiederholt genau ansehen, um die häflichen, widerlichen Hemmschuhe seiner Thätigkeit nicht in früheren Jahrhunderten zu suchen; aber leider ist es und bleibt es so: es hat ein Mensch mit uns gelebt, in dessen Kopf Erfindung sich an Erfindung reihete, jene sofort lebensfähig und kräftig ausgebildet, jede ein Werk des ernsten, rastlosen Nachdenkens, seine ein wohlgeliebtes Kind des Zufalls, die Mehrzahl hervorgerufen von dem mit wissenschaftlicher Klarheit ausgesprochenen großen Gesammtgedanken: „sämmtliche Naturkräfte der Herrschaft des Menschen durch die Macht des Geistes zu unterwerfen" — und eine wie die andere von seinen Zeitgenossen entweder ignorirt, oder nur beachtet, um vom Inland bekämpft, vom Ausland gerandt, von der eigenen Regierung als unnütze oder unbequeme und störende Projectenmacherei zurückgewiesen oder gar von einer allzuväterlichen Polizei unterdrückt zu werden. Ja, es giebt noch Märtyrer, nur in den Kirchen suche man sie nicht mehr, sondern in den stillen Werkstätten solcher Erfinder, an denen Unkenntniß, Gleichgültigkeit, Neid und Hochmuth vornehm vorübergehen, bis das Ausland, mit den Millionen des Gewinns aus ihren Werken in der Hand, hohnlachend auf sie hinweist, um

den thörichten Michel höchstens zu einem neuen Denkmal zu begeistern.

Joseph Ressel's Erfindungen sind nur zum kleinsten Theile bekannt geworden, da nur wenige zur Ausführung oder durch Patentirung wenigstens dem Namen nach in die Oeffentlichkeit kamen, die meisten und grossartigsten hauschriftlich in seinem Pulte der Anerkennung harrten. Es möge hier genügen, nach der Angabe öffentlicher Blätter und insbesondere Dr. Reitlingers (in seiner Festschrift zur Enthüllungsfeier des Ressel-Denkmals in Wien) die vorzüglichsten namentlich aufzuführen. Sie sind: ein neues und einfaches horizontal wirkendes Windflügelrad mit vertical stehendem Wellbaume, welches stets in Thätigkeit sein kann, ohne Rücksicht auf Stärke und Richtung des Windes; neue einfache Zapfenlager für Maschinen und Wagenachsen, um die Reibung auf ein Minimum zu reduciren; ein Schiff, welches mit der eigenen Kraft des abwärts fließenden Wassers, ohne Ruder, ohne Dampfmaschine, ohne Pferdezug, stromaufwärts fahren kann (1826 patentirt); eine Balzmühle zur Vermahlung des Getreides (1827 patentirt); ein einfacher Apparat, um aus den geeigneten Vegetabilien den Farbe- Gerbstoff zu ziehen und die Extracte in einen festen Zustand zu verwandeln (1829 patentirt); eine Presse mit Schrauben ohne Mutter zur Auspressung von Oliven 2c. (1842 patentirt); eine neue Kanonenlaffete für Kriegsschiffe, um die Erschütterung der Seitenwände beim Rückstoß der Geschütze zu beseitigen; eine neue Bouffole, welche unter jedem Längen- und Breitengrade, sowie unter jedem fremdartigen magnetischen Einfluß unverändert bleibt. Außer diesen und vielen anderen Erfindungen verbesserte er ferner auch das Leverzeug der Seekanen; er gab dem Bauer einen neuen Anstoß, dem Salzmonopole eine billigere Salzgewinnung, lieferte Surrogate für das Schiffbauholz; ihm verdankt man die neue Bewalrung Istriens, er sorgte für die Entwässerung von Sümpfen und bot die Mittel zur Bewässerung der Sandebenen Aegyptens. Und wie er durch seine Einrichtung der Schraube das Kriegsschiff mit der Gewandtheit eines Ringers ausrüsten wollte, der am eigenen Platze sich wenden könne, so schreckte er auch nicht vor dem Gedanken zurück, einen Mechanismus herzustellen, um die Wasserkräfte in die Entfernung zu leiten und durch richtige Vertheilung ihrer Wirkung den Naturkräften in einem Lande den höchsten Werth zu verleihen. — „Ein Füllhorn des Segens und Reichthums hätte Ressel über Oesterreich ausgießen können" — so ruft Reitlinger aus — „aber was fehlte, daß ein Ressel seinem Vaterlande eine eben solche Vermehrung seiner National-Reichthums verschafft hätte, wie Watt und Stephenson dem ihren? — Englische Verhältnisse!"

Wie Joseph Ressel unter den deutschen, oder vielmehr den österreichischen Verhältnissen seiner Zeit elende zu Grunde ging, ist mit wenigen biographischen Worten angedeutet.

Ressel wurde im Jahre 1793 zu Chrudim in Böhmen von deutschen Eltern geboren. Er genoß das für ihn doppelt wichtige Glück einer wissenschaftlichen Vorbildung, mit der er einen theoretischen und praktischen Cursus des Land-Artilleriewesens verband, um sodann 1812 die Universität Wien zu beziehen. Hier waren Mechanik, Physik und Chemie seine Hauptstudien. Als aber nach zwei Jahren seine Eltern das Mißgeschick der Verarmung traf, mußte Ressel sich nach einem früher versorgenden Berufe umschauen; durch die besondere Vergünstigung eines kaiserlichen Kammerdieners erhielt er eine Freistelle an der Forstanstalt zu Mariabrunn und zeichnete sich hier so aus, daß er schon 1817 zum Districtsförster von Platerjach in Krain ernannt werden konnte. Von da wurde er im Jahr 1821 als k. k. Blakmeister nach Triest versetzt, der Stadt seines großen Wirkens und seiner bitteren Leiden.

Wilhelm Bauer.

Schon als Student, im Jahr 1812, hatte Ressel in der architektonischen Schraube eine neue Bewegungskraft erkannt und die Construction der Propellerschraube in einer Zeichnung dargestellt. In Triest sollte sie zur ersten Anwendung kommen; in der That, an einem günstigeren Ort konnte das Geschick Ressel nicht führen, wenn es auch die rechten Menschen für ihn dort hingestellt hätte. Diese waren jedoch so rar, daß Ressel erst nach fünf Jahren den aufopfernden Mann fand, der die Kosten einer Schraube, d. i. die Summe von 150 fl. (sechzig Gulden) daran wagte, — so vorsichtig hatte sich in Triest hereits der Spott über die neue Sache ergossen. „Will er mit der Schraube das Meer anbohren?" fragte man, man verlachte Ressel's schöne Vorstellung vom Wasser als Schraubenmutter; ja selbst das, wodurch das schon oft angerege Problem des Schraubenschiffes erst gelöst, erst zur wirklichen Erfindung erhoben wurde, Ressel's Gedanke, für die Schraube einen neuen besonderen Raum am Hintertheile des Schiffs zwischen den Hintersteven und dem Steuerruder (jetzt Propellerbrunnen genannt) zu schaffen, ward nicht begriffen.

Endlich konnte mit einem kleinen Boot der erste Versuch gemacht werden, wobei die Schraube zwar nur von zwei Männern in Bewegung gebracht wurde, aber dennoch bewährte sich die Erfin-

dung; verlacht wurde sie nicht mehr, aber für eine Spielerei erklärt. Trotzdem nahm Ressel im Jahr 1827 ein Privilegium auf dieselbe und suchte sie nun im Großen zur Geltung zu bringen, und zwar mit Hülfe einer zu gründenden Gesellschaft. Da trat ihm die Triester Polizei entgegen, weil ein Engländer, Morgan, das Privilegium der Dampfschifffahrt zwischen Triest und Venedig besaß und dasselbe durch Ressel's Plan gefährdet werden könne. Ein dem Vielleicht von Argyppen übersandtes Probeboot hatte nur den Erfolg, daß dasselbe zwar vier Schraubenschiffe zu je 30 Pferdekraft bestellte, aber ohne die Mittel zum Bau derselben zu verwilligen. Endlich ließ sich ein reicher Triestiner Großhändler, Ottavio Fontana, herab, mit Ressel einen Vertrag über den Bau eines Schraubendampfers, jedoch blos von 6 Pferdekraft, abzuschließen. Der abermalige Eingriff der Polizei konnte in Wien nur durch die Zusage beseitigt werden, daß „die Sache ganz inländisch sein solle," d. h. daß nicht nur Schiff und Schraube, sondern auch die Dampfmaschine in Oesterreich gebaut sein müsse. — Schiff und Schraube waren bald fertig, aber auf die Dampfmaschine ließ das Gewerl Sr. Stephan bereits ein halbes Jahr vergeblich warten. Darüber kam das Jahr 1829 herbei. Da interessen sich durch einen Herrn Bauer nicht mit unserm Wilhelm Bauer zu verwechseln), den Ressel in das Geheimniß eingeweiht hatte, Verbindungen mit den Franzosen angeknüpft waren, um die Schraube in der französischen Schifffahrt einzuführen, so sandte Fontana, um aus dem Privilegium den möglichsten Nutzen zu ziehen, Ressel nach Paris zum Abschluß eines Vertrags. Wirklich gelang die Probe der Schraube auf dem großen Canal beim Elephanten in Paris so ausgezeichnet, daß die drei Herren Picard, Malar und Rivier sich sofort ein Privilegium für sich geben ließen. Der ehrliche Deutsche war betrogen. Erzürnt wandte sich nun auch Fontana von ihm ab, und so saß Ressel in Paris ohne die Mittel, in die Heimath zurückzukehren. Da nahm sich ein vierter französischer Betrüger seiner an: ein Herr Messonier erfuhr, daß Ressel eine neue Art der Farben-Extraction erfunden habe; sofort bewog er ihn, ihm eine Fabrik nach der neuen Methode einzurichten. Und abermals ging Ressel, der sich nun einmal, wie alle wahren Genies, nicht abgewöhnen konnte, Treu und Glauben auch bei Andern vorauszusetzen, in die Falle. Die Fabrik mußte, das konnte Messonier sofort berechnen, einen jährlichen Gewinn von 30,000 Fr. abwerfen, und darum nahm auch er ein Privilegium für sich und spürte den Erfinder mit einer Summe von 1000 Fr. ein für allemal ab.

So kam Ressel nach Triest zurück. Nur widerwillig und erst von Wien aus dazu bewogen ging Fontana, nachdem endlich die Dampfmaschine angekommen war, an die verragsmäßige Herstellung des Schiffs, mit dem die erste große Probefahrt geschehen sollte. Diese fand im Hochsommer 1829 statt. Das Schiff, „Civetta", 60 Fuß lang, 11 Fuß breit, 6 Fuß hoch, legte, sobald die Schraube, welche 5 Fuß Spannung und 45 Grad Inclination hatte, in Bewegung gesetzt war, in wenigen Minuten eine halbe Seemeile zurück, schon mit 6 Pferdekraft war die Geschwindigkeit auf 6 Seemeilen per Stunde gestiegen, — Alles jubelte dem glücklichen Ressel zu, — da schmiß von der elenden Dampfmaschine eine Röhre, das Schiff steht still, — und verloren ist für Oesterreich, für Deutschland, für Ressel die große Erfindung, denn nun verbietet die Triester Polizei alle weiteren Versuche, gleichviel ob Fontana, Morgan's Ansprüche eine neue Beachtung, und Fontana, froh seines Contractes ledig zu werden, stimmt mit dem gesammten Triester Publicum in den unsterblichen Schluß ein: „Weil von den drei Bestandtheilen, Schiffskörper, Schraube und Dampfmaschine, diese letztere gebrochen und die Schraube unverletzt geblieben ist, so ist die Schraube zum Betrieb der Dampfschifffahrt unbrauchbar." Es ist unglaublich, aber es ist so: dabei blieb's! — Vergeblich processirte der arme Erfinder mit dem reichen Großhändler, er sank immer tiefer in Kummer und Noth und mußte sich endlich drein ergeben, tief geschwiegen zu werden. Ja, er war nunmehr seinen Oberbehörden sogar als unruhiger Projectenmacher verdächtig, erfuhr mannigfaltige Verfolgungen und endlich die Verfolgung — in Disponibilität, bis er im Jahr 1848 sich durch die Rettung des außerhalb Venedigs verbliebenen Theils der kaiserlichen Flotte für Oesterreich wenigstens verdient genug machte, um, bei der Reorganisation der österreichischen Marine, als Marine-Forst-Intendant (mit 800 fl. Besoldung) wieder angestellt zu werden.

Vorher, schon im Jahre 1840, erlebte er noch den freilich traurigen Triumph, auf der Rhede von Triest das erste große englische Schraubendampfschiff zu sehen, das nach seiner Erfindung von Engländern gebaut war. Daß man aber in England selbst den Einfühner der Schraube, Smith, nur für den Verbesserer, nicht für den Erfinder derselben hielt, dafür spricht die Thatsache, daß im Jahr 1852 die englische Regierung einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. für Denjenigen ausschrieb, welcher der Erfinder der Propellerschraube sei und dies beweisen könne. — Ressel kümmte nicht, noch im November 1852 diese Beweise durch Einsendung aller seiner Schriften und Documente auf officiellem Wege an die englische Admiralität zu liefern; — aber der Hohn sollte sich noch auf sein Grab setzen: die englische Prämie erhielten fünf Engländer, deren Namen die Admiralität nicht einmal bekannt machte; Ressel's Papiere aber waren „verloren gegangen"! — Nur das eine Glück ward ihm, daß er diese letzte Kränkung nicht mehr erlebte. Um so eindringender sprechen nun die Worte zu uns, mit denen er seine Schrift „die Geschichte der Schraube im Vaterlande" schloß: „So tragisch endete in ihrem Vaterlande die nämliche Schraube, welche jetzt nicht nur auf fremdem Boden, sondern auch in der k. k. Kriegsmarine großartig ausschwädt. Der Erfinder und das Vaterland haben keine Ehre davon, und die Geschichte ist belegen!"

Warum wir diese Leidensgeschichte Joseph Ressel's mit dem Bildniß Wilhelm Bauer's schmücken? — Weil Deutschland habe daran ist, zu Ressel's Schicksal in dem Bauer's ein Seitenstück zu liefern. Der bisherige Lebensgang des Letztern ist dem Unsrigen in vielen Stücken, namentlich in den Erfahrungen mit Regierungen, Engländern und Franzosen, zum Erschrecken ähnlich — und leider hat das für sein Vaterland so schmachvolle Schicksal Ressel's noch immer nicht vernehmlich genug zum deutschen Volk gesprochen. Noch immer will man im Volke, ja selbst im Schooße des Nationalvereins, nicht bis zu der Einsicht vordringen, daß es allerdings Erfindungen giebt, deren Pflege und Ausführung nicht dem Privatcapital zu überlassen sind, sondern die ihrer Großartigkeit, Kostspieligkeit und — Einfachheit wegen von den Regierungen oder, wo diese nicht die Hand bieten, von der Nation in die Hand genommen werden müssen. Auf derselben Höhe des Berths wie die Eisenbahnen, die Telegraphen und das hauptsächlich Kriegszwecken dienende) Schraubenschiff steht die unterseeische Schifffahrt, die Taucherkammer, die auf diese bastrende Kabellegung im Weltmeer, sammt den Kabelstationen, sowie endlich die durch Bauer zu ihrer bis jetzt höchsten Entfaltung gebrachte Luftschifffahrt — aber man belächelt dies Alles so geistreich, wie die Triestiner die Schraube, trotzdem für alle Apparate Bauer's Watt's Ausspruch gilt: „Wie schwer muß es doch gewesen sein, diese Maschine zu erfinden, da sie so einfach ist!" — Ja, schließlich tritt bereits sogar die Triestiner Lezik gegen Bauer auf, denn: „weil die nöthige Summe zur richtigen Herstellung der Apparate zur Ausführung der Bauer'schen Erfindungen so schwer zusammen zu bringen ist, so — taugen seine Erfindungen nichts!" — Bis heute, nach fast zwölfmonatlichem Sammeln, sind von 45—50 Millionen Deutscher kaum 8000 Thaler für W. Bauer zusammengebracht, das Ausland greift bereits nach den allzu verlrauensvoll veröffentlichten Erfindungen Bauer's — und die Geschichte kann abermals belegen werden, abermals kann eine Ehre des Vaterlandes mit der des Erfinders verloren gehen, wenn die Nation es nicht besser will!

Fr. Hofmann.

Wandernde Künstler.

Schluß: Wahrsager — Schützenmeister — Die furchtbaren Töne — Etwas noch nicht Dagewesenes — Ein Seehund.

In bester Abwechslung kroch nun die besagte Schlange über die vom Prinzen Colibri eben verlassene Bühne, ihrem Kasten zu, sodann erschien, auf dem Arm getragen, ein Krokodil, und dann wieder einmal etwas Menschliches, nämlich eine Sonnenuhr. Sie somnambülte ganz gut, und mein Nachbar, wie es schien ein Schneidergeselle, bekam großen Respect vor ihr. Auch sie ver-

theilte, natürlich nicht umsonst, die üblichen gedruckten Zettel, aus denen der Empfänger mit Erstaunen ersieht, daß ihm schon einiges Unangenehme passirt ist, daß er sich vor einigen Menschen zu hüten, aber auch etwas Angenehmes zu erwarten hat.

Auf das dringende Verlangen des Publicums nach der so pomphaft angekündigten Thierbändigung durch ein vierjähriges Mädchen erschien endlich das Wunderkind, welches sich bis dahin auf der Straße herumgetrieben, aber offenbar keine Zeit gehabt hatte, sich zu waschen. Sie wurde in den von Besuchern gebildeten furchtbaren Zwinger gehoben, sperre sich auf die Hyäne, die sich aber in ihrem Schlaf nicht stören ließ, gab dem Wolf einen Klaps, und aus war die Vorstellung.

Konnte man für einen Neugroschen mehr verlangen? Und doch waren Manche unzufrieden und sprachen von Schwindel; die anspruchsvollen Menschen!

Es würde jedenfalls viel zu weit führen, wollte ich nun in gleicher Weise noch alle übrigen derartigen Künstler schildern, denn sie sind in ihrer Verschiedenheit außerordentlich zahlreich. Doch eine weitere Art davon kann ich nicht ganz übergehen. Es sind die Wahrsager von Profession, nämlich die, welche blos wahrsagen. Versteht ein solcher seine Kunst recht, d. h. kann er, natürlich immer mit dem nöthigen Ernst, wo möglich immer etwas Anderes sagen, und versteht er aus dem äußern Ansehen der betreffenden zukunftsbekürftigen Person einige Schlüsse zu machen, so kann ihm eine ganz Einnahme nicht fehlen, selbst wenn er es nicht lassen kann, mitunter einen Witz, natürlich auch nur mit ernster Miene, dazu zu machen. Einer dieser Straßenpropheten unterließ es fast nie, seine Prophezeiung mit den Worten zu schließen: „Kinder bekommen Sie mehr, als Sie brauchen", oder auch: „Kinder bekommen Sie, drei Knaben und zwei Mädchen für einen Neugroschen" (so viel betrug die Bezahlung für die enthüllte Zukunft). Seine moralische Gesinnung bewies dieser Prophet auch dadurch, daß er junge Mädchen, bei denen er dies für nöthig hielt, häufig warnte, sich ja nicht, d. h. zum Bösen, verführen zu lassen.

Für ein wesentliches Erforderniß eines erfolgreichen Kunstbetriebes werden von den reisenden Künstlern stets gute Schilder, d. h. außen aufgehangene Gemälde, gehalten, von denen sie es denn auch fast nie fehlen lassen. Denn selbst wenn sich der von ihnen gezeigte Gegenstand gar nicht dazu eignet, bildlich als Lockmittel zu dienen, wie z. B. Stereoskopen, die ja eben blos Bilder sind, sie wird doch irgend ein fesselndes Bild, gleichviel welcher Stoff, außen aufgehangen. Besonders sind dazu orientalische oder antikclassische Scenen beliebt. Freilich versteigt sich aber auch die Kenntniß der Malerei bei unsern Künstlern nicht über den Horizont eben der Schilder. Als ich einst bei einer kleinern Bärenführergesellschaft ein Kameel zeichnete, hörte ich Jemand hinter mir sagen: „Na was macht denn der Mann das?" „Nun," antwortete der Sohn der Besitzerin, welcher außerdem auch noch der „Bärenbändiger" war, „wenn er emal eus uf e Schild zu malen hat, da hat er's doch gleich."

Wie schnell übrigens das Malen dieser Schilder von Statten geht, glaubt man kaum. Ich habe eigentlich noch nie den Entstehungsort derselben kennen lernen, und solche Orte muß es doch irgendwo geben, aber zufällig sah ich einst in einer Menagerie ein solches Bild, eine große Eisbärenjagd à la Hard malen. Der Künstler war wahrscheinlich verschrieben worden; er malte das große nach Ellen messende Bild in zwei Tagen, sang dabei vortreffliche Arien und schien nie in Zweifel über die zu wählenden Farbentöne zu sein, so schnell wurde die Arbeit gefördert.

Etwas Rühmendes hat es, wenn man auf diesen Schildern manchmal längst vergessene Compositionen von eigener Hand wieder auftauchen sieht, denn die betreffenden Künstler sind da gar nicht heikel, sie fragen nicht nach Eigenthumsrecht u. dgl., was ihnen gebraucht vorkommt, gilt für vogelfrei, und der Trost, daß die Schöpfung populär geworden, mag den nothgedrungenen Diebstahl dafür entschädigen, daß sie, wenn auch vergrößert, doch nicht verbessert wurde.

Das Aushängen von Schildern und das energische Ausrufen sind es aber keineswegs allein, was zum Anlocken der Besucher dient; da giebt es noch allerlei Nebenmittel. Bei einer Menagerie werden natürlich möglichste Massen des zu verschlingenden Fleisches ausgelegt, nebst angeleuteten Affen, Papageien u. dgl., während sich Gymnastiker und ähnliche Künstler gewöhnlich erst selbst dem Publicum noch vor der Vorstellung zeigen. Manchmal passirt den Leuten das Unglück, daß sie als Lockmittel, welches doch auf viel Schöneres schließen lassen soll, gerade das Interessanteste am Eingange aufstellen. So war auf der letzten Leipziger Messe von einer Thiergesellschaft, aus einem jungen noch kindlichen Bären, einer alten blinden Hyäne, zwei alten Affen und einem zeht überall gezeigten Madenschwein bestehend, gerade der lebenslustige Bär außen angebunden (hoffentlich nicht als üble Bedeutung), und drinnen war die ganze Neugierde, daß man erfuhr, die Hyänen wachsen bis zum wüsten Jahre und werden dann blind.

Auch manche Kunstreisegesellschaften lassen ihre activen Mitglieder vor der Vorstellung dem Publicum sich zeigen, wie dies z. B. die Gesellschaft Reinschüssel that. Bei dieser Gesellschaft habe ich mir übrigens einst ein nicht ganz geringes Verdienst erworben. Es war gerade in der ersten Zeit des russisch-türkischen Krieges, als dieselbe ihre Vorstellungen in Leipzig gab. Da mir die Vorstellungen zu wenig Abwechselung zu haben schienen, so gab ich einem der Chefs den Rath, er solle doch eine Episode aus besagtem Kriege darstellen. Die Niederlage der Russen an der Donau war damals noch in frischem Andenken, ich schlug als Einleitung eine Haremsscene vor, welche dann durch Russen, die die Osmanen begehren, gestört werden sollte, und woraus sich endlich der allgemeine Krieg mit schließlicher Niederlage der Russen zu entwickeln hatte. Leider wurde der erste Theil des Vorschlags nicht acceptirt, immerhin sah ich aber noch zu meiner großen Genugthuung, wie trotzdem das neue Stück fast täglich vor zahlreichem Publicum gegeben wurde, wobei denn die neugebackenen Türken nie versäumen, sich vor der Maskerirung der Russen dem anschauenden Publicum zu zeigen.

Ein nicht zu verachtendes Hülfsmittel, um die Leute anzulocken, ist es auch, aus dem Innern der Bude oder des Zeltes fabelhafte Töne erklingen zu lassen. Das Blasen auf Musikeln ist schon etwas zu abgedroschen, es will nicht mehr ziehen. In einer Menagerie ist es deßwegen sehr wichtig, wenn die Löwen das Brüllen recht verstehen, es lockt das oft mehr als alles Anpreisen. In einer jüngst in Leipzig gewesenen Menagerie mußte daher ein Bär die Stelle des gerade fehlenden Löwen vertreten, es wurde ihm, wenn außerhalb der Bude sich Publicum versammelt hatte, so lange mit einer eisernen Stange zugereizet, bis er endlich den Zweck seines Daseins erfüllte und durch schmähliches Brüllen die Leute draußen von seinem wirklichen Dasein überzeugte. Es liegt darin ein tiefer Sinn. Denn man kann es Niemandem verdenken, wenn er auf die außen gemalten Jagden und auf die muenliche Aufzählung der drinnen zu schauenden Thiere Nichts mehr giebt; das gläubige Gemüth ist zu oft angeführt worden, es will also ein sicheres Zeichen, und als das kann immerhin noch das Brüllen eines Thieres angesehen werden.

Eine schlimme Situation für die Betheiligten ist es übrigens, wenn, was gar nicht selten vorkommt, dieselbe Kunstbranche oder derselbe Gegenstand zu gleicher Zeit von Mehreren gezeigt wird, und wenn vollends solche Concurrenten durch die Tücke des Schicksals, welche sich da gern hinter die Behörden steckt, nebeneinander placirt werden. Ein solcher Fall kam kürzlich vor. Drei Riesinnen, darunter sogar eine schwarze, waren unmittelbar nebeneinander aufgestellt, und natürlich blieb nur die eine die Siegerin. Auch ich saß zu ihren Füßen und staunte. Daß sie, wie selbstverständlich, auch somnambülte, erwähne ich nur als Beispiel, daß dazu keineswegs eine schwächliche Natur und ein langes Kleid unumgänglich nöthig sind. Die Hauptsache blieb immer ihre imposante Erscheinung, die einen Herrn sogar so weit hinriß, daß ihn seine Stimmung die Bank, auf der er saß, noch nicht nieerig genug finden ließ. Eine andere Riesin, welche übrigens nicht mehr zu jung war, tanzte sogar, und als liberale Französin erlaubte sie den Zweifelnden, sich durch das Gefühl zu überzeugen, daß sie nicht ausgestopft sei.

Bei der großen Concurrenz auch unter den wanderaden Künstlern ist natürlich immer der im Vortheil, welcher „Etwas noch nicht Dagewesenes" bringt. Als daher in Leipzig von der Schaufpielergesellschaft Magnus „der gefchwundene Raubritter" aufgeführt wurde, wobei dem Publicum erlaubt war, hineinzureen und die Schauspieler während ihres gewiß aufregenden Spieles mit Aepfelsinen, Würstchen und dergleichen zu erquicken, so war dies in der That etwas ganz Neues, und der Zulauf, aber auch in Folge davon der Scandal so ungeheuer, daß die Wiedersehr von den Vätern der Stadt unterfagt zu fein fcheint.

Dagegen dürften keine derartigen Bedenken gegen die Wiederkehr einer Künstlergesellschaft vorliegen, welche sich auch kürzlich als „noch nicht dagewesen“ producirte. Im Gegentheil kann es dem Publicum nur stets zur moralischen Genugthuung gereichen, wenn es endlich einmal Individuen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten sieht, welche es, obgleich dieselben mit großer Kraft und Ausdauer begabt sind, nur als Schmarotzer zu kennen gewohnt ist. Mich wenigstens beschlich ein süßes Rachegefühl, als ich hier mehrere Mitglieder der weitverzweigten Familie Floh theils an kleine Droschken, Rüstwagen oder Schubkarren gespannt und dieselben ziehen resp. schieben, theils von ihnen ein Caroussel in Bewegung setzen oder sie auf dem Seile gehen sah. Sie können also auch arbeiten, warum thun sie das nicht immer? diese Frage drängte sich gewiß manchem Beschauer auf.

Denjenigen wandernden Künstlern nun, welche nicht das Glück haben, etwas Neues bieten zu können, bleibt immer noch der Ausweg, etwas Altes für eine Neuigkeit auszugeben. Da die Behörden dem Erfindungstalente dieser Künstler einen nicht genug anzuerkennenden Spielraum gewähren, so wäre es undankbar diesen nicht zu benutzen. So läßt man z. B., wenn man gar nichts Besseres weiß, schnell einen Seehund aus der Handelsmenagerie von Hagenbeck in Hamburg kommen, der immer einen Bottich voll hat. Ein solcher Seehund ist ungeheuer brauchbar, er kann gezeigt werden als Seepferd, Seelöwe, Seebär, Seekuh, Wallroß, Eisroß, Seeweib, Seedrache, Seetiger, kurz die Reihe der Namen ist unerschöpflich, zu denen sich ein gemeiner deutscher Seehund eignet. Aehnlich ist es mit den neuerdings erfundenen Maskenschweinen, sie gelten als Elephanten-, Rhinoceros-Schweine, wobei letzteres Wort aber möglichst verschluckt wird.

Es giebt Leute, welche über solchen Schwindel, wie sie es nennen, sich ärgern können, und ich erinnere mich z. B., daß ein Herr einst einem solchen armen Künstler, weil derselbe einen starken Ziegenbock als Alpen-Steinbock zeigte, die fürchterlichsten Vorwürfe machte. Der seltsame Mann! wenn er wußte, wie ein Alpen-Steinbock aussieht, mußte er auch wissen, daß man einen solchen nicht für einen Silbergroschen zeigt. Das Entree ist überhaupt gewöhnlich der beste Maßstab dafür, ob das zu Schauende von ernster oder heiterer Seite aufgefaßt sein will. Grollen wir daher diesen Anfängern unter den wandernden Künstlern keineswegs, und wünschen wir im Gegentheil einem Jeden, daß er so weit komme, um, wie die Kunstreitergesellschaft Suhr und Hüttemann, 1 Thr. Entree nehmen zu können.

L.

Blätter und Blüthen.

Eine Häuser-Fabrik. Wer von Stuttgart aus einen Ausflug nach der berühmten landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim unternimmt, dem kann das rege Leben und Treiben nicht entgehen, das sich auf den hart an die Straße anstoßenden kolossalen Bauplätzen entfaltet; wer aber näher herangeht, falls ihn nicht der „verbotne Eingang“ oder die Stentorstimme des Portiers zurücktreibt, und nun gewahr wird, wie hier Massen von Steinen behauen, dort Balken zugerichtet werden, dort der Ambos von kräftigen Schlägen ertönt, dort die Feile des Schlossers schrillt, in allen Ecken und Enden der umliegenden Gebäude sich Hunderte geschäftiger Hände regen, und das Gewerbe in allen seinen Gestalten hervortritt, den wird, wenn man ihm sagt, daß das eine Häuser-Fabrik sei, ein um so größeres Verlangen ergreifen, diese in ihren Einzelnheiten näher kennen zu lernen, als ein solches Unternehmen, in dieser Ausdehnung wenigstens, vielleicht einzig bis jetzt auf dem Continent dasteht.

Fragen wir nach der Entstehung eines so originellen Etablissements, so ist diese in der mehr und mehr gesteigerten Baulust zu suchen, welche sich der würtembergischen Residenz in dem letzten Jahrzehnt bemächtigte, und welche die dortigen Bauhandwerker nicht mehr entsprechend befriedigen konnten. So kam es, daß im Jahre 1858 die Herren Schöttle und Comp. einen Geschäftsbetrieb in's Leben riefen, welcher den Zweck hatte, sowohl ganze Häuser, von der Grabarbeit an bis zur gänzlichen Vollendung, mittelst Selbstbetriebs für eigene Rechnung zum Wiederverkauf herzustellen, als auch für Rechnung Anderer Bauten und Baureparaturen aller Art, sei es auf Grund gemachter Angaben und vorgelegter Pläne, oder auf Grund selbstgefertigter Baubeschreibungen und Zeichnungen zu übernehmen, und entweder nach allen oder nach einzelnen Theilen durch eigenen Betrieb bis zur letzten Vollendung auszuführen.

Wie zu erwarten, erhob sich aus der Mitte der zünftigen Gewerbe ein lebhafter Widerspruch gegen Errichtung eines solchen Etablissements, die Centralstelle für Gewerbe und Handel aber setzte die Ertheilung der Fabrikconcession an die Unternehmer durch, weil es deren tieferer Einsicht nicht entging, daß gerade ein solches Unternehmen anregend und hebend auf die gesammten Baugewerbe einwirken müsse und dabei einem fühlbaren Bedürfniß abgeholfen werde. Und so hat auch die Erfahrung gezeigt, daß die Schöttle'sche Fabrik auf die Bauthätigkeit Stuttgarts den günstigsten Einfluß ausgeübt hat, und indem sie durch eine Reihe von Bauausführungen darthat, von welch günstigem Erfolge die ökonomische Herstellung zweckmäßig eingerichteter, mit anständigem Aeußern versehener Wohnungen begleitet sei und welchen Vorzug es verdiene, wenn ein Bauunternehmer nur mit einer Firma statt mit so und so viel einzelnen Gewerben es zu thun habe, rief sie ähnliche Unternehmungen von Seiten der zünftigen Gewerbsmeister hervor, welche nun stärker beschäftigt waren als früher.

Um nun auf die Organisation dieses weitschichtigen Geschäfts etwas näher einzugehen, so begeben wir uns zunächst, da man bei jedem Hausbau mit dem Riß beginnen muß, in das architektonische Büreau, wo man ein Personal, zahlreicher als bei mancher Baubehörde, vorfindet; hier werden die Baupläne nach jedem beliebigen aufgegebenen Baustyle selbst gefertigt, bezüglich aus einer auserlesenen Sammlung architektonischer Werke entnommen. Um aber auch die Bauunternehmer in den Stand zu setzen, sich die namentlich bei dem Ausbau, bezüglich der innern Decoration eines Hauses erforderlichen Materialien und Zuthaten selbst nach Belieben auswählen zu können, unterhält die Fabrik ihr eigenes Musterlager von meist englischen, französischen und amerikanischen Musterstücken, welches immer mit den neuesten Erzeugnissen auf das Vollständigste assortirt wird; darin finden wir namentlich ein ausgewähltes Sortiment von Papier- und Ledertapeten, Verzierungen an Thüren, Fenster, Treppengeländer, Thür- und Fensterbeschläge, Thürgriffe, Glockenzüge, alle Arten Schlösser und Schloßvorrichtungen, Ventilatoren für Zimmer, Oefen und Kamine, kurz alle zu dem erwähnten Zwecke gehörigen Requisiten. Außerdem aber sind noch dort, mehr um einen instructiven Ueberblick über die im Geschäft erforderlichen Werkzeuge zu geben, als für den eigentlichen Geschäftsbetrieb selbst, alle Arten Werkzeuge zu Erd- und Steinarbeiten, Hämmer, Bohrer, Schraubenzieher, Hobel- und Stemmeisen, Mauerkellen, gleichfalls nach den neuesten und zweckmäßigsten Modellen. An das architektonische Büreau schließt sich ein kaufmännisches, verbunden mit einer Magazin-Verwaltung, an.

Der technische Betrieb erfolgt zum größten Theil in der zu Stuttgart gelegenen Fabrikanlage, nur einige Branchen werden auswärts betrieben. Dies ist zunächst der Steinbruchbetrieb, welcher 5 Keuperbrüche, 4 Sandsteinbrüche und 1 Süßwasserkalkbruch umfaßt, ferner die Dampfsägerei, verbunden mit einem Holzlager und Zimmerplatz in der Nähe von Berg, bewegt von einer Dampfmaschine von 40–45 Pferdekraft, welche nicht allein große und kleine Kreissägen, sondern auch die zu den Zimmerarbeiten bestimmten 4 Maschinen treibt. Sodann gehört hierher noch eine gleichfalls auswärts befindliche Ziegelei, wo eine Dampfmaschine von 8–10 Pferdekraft sämmtliche hierzu erforderliche Maschinen treibt: dies sind 2 Lehmquetschmaschinen, 3 Backsteinmaschinen, von denen die größte in 10 Arbeitsstunden 20,000 Stück liefert, 2 Aufzüge, um die geformten Waaren in die oberhalb des Fabriklocals befindlichen Trockenräume und von da wieder zurück in die Oefen zu bringen. Weiter sind dort noch im Gange ein Pferdegöpelwerk zum Thonmahlen, 6 Ziegelöfen, je 15,000 Stück fassend, 2 Kalköfen, 1 Thonwaarenofen nach eigenthümlicher Construction, eine Thon- und Sandmühle mit Staubmühle und andere Vorrichtungen, die wir, da hieraus schon der gewaltige Umfang des Geschäfts zur Genüge hervorgeht, nicht weiter anführen mögen.

Die Steinhauer- und Maurerarbeiten, die Zimmer- und Wagnerarbeiten, die Schlosser-, Schmiede- und Flaschnerarbeiten, die Schreiner-, Glaser- und Dreherarbeiten, die Maler-, Tapezierer- und Anstrichsarbeiten gehören gleichfalls zum Geschäftsbetrieb der Fabrik, und werden soweit thunlich in dieser selbst gefertigt; den verschiedenen Werkstätten jeder Branche stehen Arbeitsmeister vor. Sämmtliche in diesen Werkstätten erforderlichen Maschinen, von deren einzelner Aufzählung wir absehen, werden durch eine Dampfmaschine von 25 Pferdekraft getrieben, überdies werden, namentlich zum Transport von Baumaterial, noch 50 Pferde verwendet. Die durchschnittliche Anzahl der Arbeiter beträgt zu Sommerszeiten gegen 1500, im Winter etwa die Hälfte davon.

Dr. Mirus.

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk“

beträgt die Summe der 24. Quittung, die wir von nächster Nummer an mittheilen, 442 Thlr. 7 Ngr., 106 fl. rhn. und 41 fl. österr. W. — So erfreulich dieser Beweis der unverminderten Theilnahme für Bauer ist und so sehr wir den Gebern dafür zu Dank verpflichtet sind, so muß dennoch, in Beziehung auf den obigen Artikel „Joseph Ressel und Wilhelm Bauer“ hier ausgesprochen werden, daß eine weit lebhaftere, raschere Betheiligung an den Sammlungen nöthig ist, wenn die dort angedeutete Befürchtung nicht zur Wahrheit werden soll. Bereits haben drei Amerikaner auf Bauer's Schiffhebung und Taucherkammer ohne Weiteres für sich Patente dort genommen, und auch anderwärts setzt man sich auf eigene Faust in den Besitz der so vielfach und ausführlich öffentlich dargelegten Erfindungen. Da thut Eile noth, um für Bauer und für Deutschland Ehre und Vortheil derselben zu retten. Also, frisch an's Werk, vor Allen Ihr deutschen Gesangvereine, die Ihr für eine möglichst rasche Beschaffung der noch fehlenden Summe das Beste beitragen könntet; ebenso Ihr Liebhabertheater, Ihr Turn- und Schützenvereine, Ihr Gewerb- und polytechnischen Vereine, vor Allen auch Ihr Wohlhabenden und Reichen, deren Zahl unter den Gebern noch am wenigsten vertreten ist. Die polytechnische Jugend aber bedenke, was sie an Ressel verloren hat und mit Bauer verlieren kann, und zeige sich ihres wichtigen Berufs würdig! „Erfindungen und Entdeckungen sind die eigentlichen Errungenschaften der Menschheit“, Ehre darum nur der Nation, welche auch jene ehrt!

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Vertheidiger.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Der Angeklagte wollte dem Gerichtsdiener folgen, aber er wurde noch einen Augenblick aufgehalten. Hinten im Zuhörerraume, unmittelbar neben der Thür war ein Geräusch entstanden. Der Angeklagte warf schnell den Blick dahin. Sein vor Zorn und Stolz glühendes Gesicht erbleichte plötzlich wieder. Ein Ausruf wollte über seine Lippen gleiten. Er hielt ihn zurück, aber seine unruhigen Augen suchten die Menge zu durchbohren, die sich an der Thür angesammelt hatte. Er mußte dem Gerichtsdiener aus dem Saale folgen. Ein Gensd'arm folgte ihm. Er warf noch im Gehen einen schnellen Blick nach der Thür des Zuschauerraums hin; eine peinliche Unruhe spiegelte sich in seinen Augen. So verließ er den Saal. An der Thür mußte das blasse Mädchen noch stehen. Ich weiß nicht, ob Viele im Saale seinen Blicken und Bewegungen gefolgt waren, verstanden waren sie wohl nur von Zweien, dem Vertheidiger und mir.

In den Zügen des Vertheidigers zeigte sich wieder Angst. Er suchte sie zu verbergen und die Aufmerksamkeit des Saales auf etwas Anderes zu lenken.

„Herr Präsident," sprach er mit erhöhter Stimme, die von Allen gehört sein wollte, „ich muß feierlich gegen die Hinausführung des Angeklagten aus dem Saale protestiren. Sie hatten sie ihm allerdings mit Recht für den ausgesprochenen Fall angedroht. Aber der Fall ist nicht eingetreten; Sie mußten ihn abwarten; Sie durften vorher Ihre Drohung nicht ausführen."

Aber ich mußte wissen, was an der Thür geschehen war. Daß der Präsident, von dem fremden Advocaten schon einmal compromittirt und, wie es mir mehr und mehr schien, absichtlich gereizt, nicht nachgeben werde, auch wenn er sich im Unrechte befand, war mir klar; da war der Streit mir gleichgültig. Ich hatte meinen Platz im Zuschauerraume zwar ziemlich nahe vorn, aber auf der Seite. Die Eingangsthür des Saales war hinten in der Mitte der Wand. In dem Augenblicke, als jenes Geräusch entstanden war, hatte ich nur ein Zusammenreißen der Menschen an der Thür sehen können. Die Leute standen noch so beisammen; ich drängte mich hin. Um irgend einen Gegenstand hatte sich ein dichter Kreis gebildet. Nach dem Kerne hin waren es nur Frauen, welche still mit etwas beschäftigt waren.

„Was giebt es da?" fragte ich.

„Ein junges Mädchen ist ohnmächtig geworden," war die Antwort.

Ich konnte nur an das blasse Kind denken. „Wer ist sie?" fragte ich.

„Man kennt sie nicht," antwortete mir eine Frau.

Ein Mädchen aus den unteren Ständen trat herzu. Sie hatte meine Frage gehört.

„Die Tochter des Gefangenwärters," sagte sie.

Die Tochter des Gefangenwärters! Ich rief es nicht, aber in meinem Innern hatte ich keinen andern Gedanken mehr, als an die Tochter des Gefangenwärters und an den angeklagten Freiherrn, der drei Monate Gefangener gewesen war, und wie das Kind so schlichtern vorhin in den Saal hereingeschlichen war, und wie sie so ängstlich nach dem Angeklagten hingesehen und wie bei ihrem Erscheinen den Vertheidiger eine so stechende Angst gefaßt, und wie aus dem Gesichte des stolzen Freiherrn bei ihrem Anblicke auf einmal aller Stolz entflohen und er mit so inniger Wehmuth nach ihr geblickt, wie zuletzt auf einmal die peinliche Unruhe ihn ergriffen hatte.

„Was war die Veranlassung ihrer Ohnmacht?" fragte ich die Frauen.

„Es kam auf einmal. Gerade, als der Angeklagte sprach. Die große Hitze im Saale mußte es thun. Und die Stärkste ist sie auch nicht; man sieht es ihr an."

Der Kreis der Frauen öffnete sich. Man hatte der Ohnmächtigen, damit der Athem ihr zurückkehre, das Mieder geöffnet. So hatte man sie nicht den Blicken der Männer zeigen können. Darum war sie nicht sogleich aus dem heißen Saale gebracht worden. Jetzt war ihre Brust mit einem Shawl zugedeckt. Zwei Frauen trugen sie hinaus; sie war noch ohnmächtig. Aber das feine, schneeweiße Gesicht war auch in dem Schlafe, der den Tode glich, schön wie ein Engelsgesicht, und der Schmerz, den man um die geschlossenen Lippen zucken zu sehen glaubte, verlieh ihm einen wunderbar wehmüthigen Reiz. Und sie war ohnmächtig geworden, gerade da der Angeklagte von seiner Ehre und von der Treue und Liebe seiner edlen Frau gesprochen hatte; gerade da war die Hitze des Saales an sie herangetreten! Und der Vertheidiger hatte nicht gewagt, sein erschrockenes Auge zu ihr zu wenden!

Ich mußte dem Zeugnisse des alten Kammerdieners Bartholomäus folgen und kehrte auf meinen Platz zurück. Der alte Mann hatte sich wieder erhoben. Er stand neben dem Stuhle, auf dem er sich hatte niederlassen müssen. Aber er stand gebeugt. Sein Blick war noch scheu; so sah er nach dem leeren Platze, den sein Herr auf der Anklagebank eingenommen hatte. Die Entfernung des Angeklagten schien ihn noch mehr zu drücken, als vorhin dessen Anwesenheit.

„Sie wollten erzählen," sagte der Präsident zu ihm, „wie der Graf Hochhausen seinen Freund betrogen habe!"

„Ja, Herr Präsident," erwiderte der Zeuge, „ich muß hier die Wahrheit sagen, und sollte ich auch auf Erden keine ruhige Stunde mehr haben. Ich habe einen Eid geschworen. — Es war gleich nach Ostern in diesem Jahre, und Ostern war noch im Monat März. Da merkte ich es wieder. Ich hatte seit dem Winter die Weiden nicht aus den Augen gelassen. Es war eine große Jagd in der Gutsforst. Die Herrschaften zogen am Morgen vom Schlosse aus. Auch der Graf Hochhausen war dabei. Sie hatten vorher gefrühstückt. Gegen den Schluß des Frühstücks hatte ich auf einmal den Grafen vermißt. Er mußte sich unbemerkt fortgeschlichen haben. Es fiel mir auf, und ich ging in den Corridor, an welchem die Gemächer der Herrin lagen, und verstedte mich dort. Nach einer Minute öffnete sich leise die Thür des Zimmers der gnädigen Frau. Der Graf kam heraus. „„Zum Abend!"" flüsterte er im Heraustreten zurück. Dann schlich er schnell fort und ein paar Minuten darauf ging es zur Jagd. Ich blieb im Schlosse zurück und beobachtete die Herrin. Sie war in einer sonderbaren Unruhe und Ungeduld. Sie konnte den Abend nicht erwarten. Oder fürchtete sie ihn auch? Ich wußte das Letztere. Die Jäger sollten um sieben Uhr Abends von der Jagd zurückkehren, und ein großes Souper sollte den Tag beschließen. Um sechs Uhr sah ich die Herrin das Schloß verlassen. Sie war allein und ging in den Garten hinter dem Schlosse, einsach, in Hut und Shawl, wie um einen Spaziergang zu machen. Ich folgte ihr nach, ohne daß sie mich gewahrte. Hinten im Garten, in einem Bosket, war ein Pavillon, der verschlossen werden konnte. Zu ihm ging sie, schloß ihn auf und war darin verschwunden. Ich hatte mich in dem Bosket verborgen. Nach kaum einer Minute kam von einer anderen Seite der Graf. Er ging gerades Weges auf den Pavillon zu, klopfte an die Thür, welche ihm von innen geöffnet wurde, und verschwand ebenfalls darin. Ich wußte genug. Drei Tage lang ging ich mit mir herum, ob ich es dem Herrn sagen solle oder nicht. Ich konnte mich nicht entscheiden, denn ich wußte, was folgen werde, wenn ich es ihm sagte. Am dritten Tage sah ich wieder jene Unruhe und Ungeduld an der Herrin und faßte ihr wieder auf. Am Abend schlich sie wieder in den Pavillon. Der Graf wartete schon auf sie. Der Herr war nicht zu Hause; er war zur Stadt verreist. Mein Entschluß stand jetzt fest, er mußte wissen, was ich wußte. Als er am späten Abend zurückkam, theilte ich ihm Alles mit, was ich gehört und gesehen hatte. Er hörte mir ganz ruhig zu. Als ich fertig war, fragte er mich:

„Hast Du mit irgend Jemandem über die Sache gesprochen?"

„Nein," mußte ich ihm antworten.

„Hat irgend ein Anderer von dem etwas gesehen, was Du mir sagtest?"

„Kein Mensch."

„Weiß Niemand im Schlosse sonst etwas von den Beiden?"

„Keiner. Ich allein weiß nur etwas, weil ich den strengsten Aufpasser machte. Keiner von den Anderen hat nur eine Ahnung. Ich habe sie genau beobachtet, von Tag zu Tag, und hätte es gewahr werden müssen, wenn sie n c das Geringste gewußt oder gemerkt hätten."

Dann sagte er zu mir, und er war ganz se ruhig, wie er mir zugehört hatte:

„Du hattest Dich geirrt, Freund Bartholomäus. Meine Frau kann keine Untreue gegen mich begehen, und mein Freund keinen Verrath. Ich feiere in drei Wochen meinen Geburtstag; da wollen die Beiden mich mit irgend etwas überraschen. Das ist Alles. Darin hat Deine Liebe zu mir etwas Anderes gesehen. Beruhige Dich nun. Sprich zu keinem Menschen ein Wort von dem, was Du zu mir gesagt hast, damit nicht der falsche Verdacht weiter greift, und verfolge auch nicht ferner mit Deinen argwöhnischen Augen meine Frau und meinen braven Freund."

Damit verließ er mich. Ich schüttelte den Kopf; aber ich that, wie er mir befohlen hatte. Da geschah das Unglück."

„Wie faßten Sie die Worte des Freiherrn auf?" fragte der Präsident. „Glaubten Sie, daß er seine Ueberzeugung gegen Sie aussprach, oder daß er sich gegen Sie verstellte?"

„Ich wußte es nicht. Ich dachte an das Eine und an das Andere und mußte nur den Kopf schütteln."

„Und welcher Meinung sind Sie jetzt?"

„Jetzt kann ich wohl nicht mehr zweifeln, daß er sich gegen mich verstellte."

„Und warum glauben Sie das?"

„Weil doch das Unglück darauf folgte."

„Wie viele Zeit vor dem Tode des Grafen geschah jene Mittheilung?"

„Es war am zweiten Sonnabend vorher."

„Also am 31. März, gerade elf Tage vor der That?"

„So wird es sein."

„Haben Sie in dieser Zwischenzeit irgend etwas Ungewöhnliches an dem Freiherrn bemerkt?"

„Gar nichts. Ich mußte ihn oft genug ansehen. Aber ich sah nichts an ihm. Es war mir wie ein plötzlicher Donnerschlag, als ich in der Nacht die beiden Schüsse hörte. Ich mußte sogleich an ihn denken, und da ich ihn sah, wußte ich Alles."

„Auch Sie erkannten in jener Nacht den Freiherrn?"

„Unzweifelhaft. Er war nur wenige Schritte von mir."

Der Präsident schloß das Verhör des Zeugen.

„Hat der Herr Staatsanwalt noch Fragen an den Zeugen zu richten?" fragte er.

„Nein," antwortete der Staatsanwalt.

„Auch der Herr Vertheidiger nicht?"

„Nein," antwortete der Vertheidiger, eben so kalt und ruhig, wie der Staatsanwalt. Von ihm schien man eine andere Antwort erwartet zu haben.

„Wie?" lag ich auf manchem Gesichte im Saale. „Er hat keinen Verhalt, keine Erinnerung zu der Aussage, die den Angeklagten vernichtet? Ah, er kann nur seine Sache verloren geben."

Aber der fremde Advocat sah so gelassen, so gleichgültig drein — ich mußte den Kopf schütteln, wie der alte Kammerdiener gethan hatte. Der Präsident ließ den Angeklagten wieder herein führen und theilte ihm, wie das Gesetz es vorschrieb, ausführlich die Aussage des vernommenen Zeugen mit. Der Angeklagte hatte seine volle frühere Ruhe und Theilnahmlosigkeit wieder gewonnen. Er hörte die Mittheilung an, als wenn ihn wildfremde Dinge erzählt würden.

Die Zeugenvernehmungen waren beendigt. Die gerichtsärztlichen Protokolle über Verletzungen und Tod des Grafen Hochhausen wurden noch verlesen. Die beiden Wunden waren, jede für sich, unheilig tödtlich gewesen. Die in der Brust war zuerst zugefügt; die zweite, die den Hirnschädel zerschmettert hatte, war aber nach so kurzem Zwischenraume gefolgt, daß die Aerzte nicht mit Bestimmtheit erklären konnten, ob bei ihrer Zufügung in Folge der ersten Wunde der Tod schon eingetreten gewesen sei oder nicht. Es kam nicht darauf an. Gericht, Staatsanwaltschaft und Vertheidigung hatten keine Erinnerung gegen die Protokolle. Einer weiteren Befragung der Gerichtsärzte bedurfte es daher nicht.

Der Präsident erklärte die Beweisführung für geschlossen und forderte den Staatsanwalt auf, die Anklage zu begründen. Ich sah den Vertheidiger unruhig. Ich hatte ihn eine Zeitlang aus den Augen gelassen. Er blickte mit einer gewissen Ungeduld bald in den Zuschauerraum, bald nach den verschiedenen Thüren, die in den Saal führten.

Der Staatsanwalt begann seine Rede. Er habe leichte Mühe, sagte er, und er hatte sie. Er konnte aus den Zeugenaussagen vollständig jene Behauptung der Anklage nachweisen. Von besonderer Wichtigkeit waren die Bekundungen des Nachtwächters und des Kammerdieners. Es wurden durch sie namentlich zwei Punkte festgestellt, die entscheidend waren. Nach der Aussage des Kammerdieners, dieses treuesten aller Diener, dessen Zeugniß fast mehr durch seine Thränen, als durch seinen Eid bestätigt wurde, war der Angeklagte von der Untreue seiner Gattin unzweifelhaft überzeugt gewesen; er hatte es, zumal bei seinem leidenschaftlichen, aufbrausenden Charakter, nothwendig sein müssen. Hatten sein Benehmen und seine Worte gegen den Diener etwas Anderes zu erkennen geben wollen, so war dies eine Verstellung, die nur um so mehr auf die Intensität seiner Rachegedanken schließen ließ. Der Mord des Grafen, des Räubers seiner Ehre, war von dem Augenblicke an in seinem Innern beschlossen. Er suchte nur noch nach einem günstigen Momente zur Ausführung. Er unternahm die Reise nach H. Es war eine Geschäftsreise, die gemacht werden mußte, und es war schon tagelang vorher von ihr gesprochen. Da konnte er seiner Sache sicher sein. Der Graf fiel in seine Hände. Er erschoß ihn. Es war ein Mord, ein zehn bis elf volle Tage lang bedachter, planmäßig angelegter und planmäßig ausgeführter Mord. Die bevorstehende Reise nach H. hatte er acht Tage vorher bekannt gemacht, um den Grafen ganz sicher heranzulocken.

Zu der Reise, oder vielmehr für die Rückkehr, hatte er sich mit zwei geladenen Pistolen versehen; die beiden schnell hinter einander gefallenen Schüsse ließen keinen Zweifel darüber. Seine frühere Rückkehr von H., seine Ankunft auf der Eisenbahnstation, die Wegnahme des Pferdes aus dem Stalle, sein Abreiten, alles das hatte er auf eine Weise zu verbergen und zu verheimlichen gewußt, die das unwiderleglichste Zeugniß von der Festigkeit und von der wohlerwachenden Ausführung seines Mordgedankens und Mordplans ablegte. Daß der Entschluß zum Tödten erst nach seiner Rückkehr zum Schlosse, als er im Garten des Grafen ansichtig wurde, entstanden und gefaßt sei, daran kennte, gegenüber jenen Thatsachen, ein vernünftiger Mensch gar nicht mehr denken. Und dazu nun die Aussage des Nachtwächters! Der Angeklagte hatte diesen in das Schloß zu dem Zimmer seiner Gattin geschickt, um sie von seiner Rückkehr zu benachrichtigen. Durch die Thür des Zimmers, durch den Corridor, in dem der Wächter stand, konnte der Graf nicht mehr entkommen. Es blieb ihm nur das Fenster, das Spalier, der Garten. Und im Garten, unter dem Fenster, an dem Spalier, stand, mit seiner doppelten Mordwaffe, nitzig, lauernd der Angeklagte, ließ gemächlich den nichts ahnenden jungen Officier bis auf vier Schritte an sich herankommen und schoß ihn meuchlerisch nieder. Er hatte damit noch nicht genug. Dem tödlich in die Brust Getroffenen, dem Sterbenden, zerschmetterte er noch mit einer zweiten Kugel das Gehirn. Und das muß in unmittelbarer Nähe geschehen sein; die Zeugen sahen Hände und Mantel blutig. Zu dem meuchlerischen Morde fügte er die rohe Mißhandlung hinzu. „Oder," schloß der Staatsanwalt, „will etwa auch der Herr Vertheidiger wagen, zu leugnen, daß der Mörder und der Angeklagte eine und dieselbe Person gewesen sei? Will auch er alle diese Zeugen, die treuen, aber auch eidestreuen Diener ihres Herrn, als Lügner hinstellen und allein jenem blöden Kretin Glauben beimessen? Mag er es, aber verlange er es von den Herren Geschworenen nicht."

Die kurze, ruhige, aber desto klarere Rede hatte einen überwältigenden Eindruck im Saale hervorgebracht. An der Schuld des Angeklagten und an dem Morde zweifelte Niemand mehr, konnte Keiner mehr zweifeln. Es war nur noch die Spannung der Neugierde, was der berühmte Advocat aus der Reihen gegen solche schlagende Argumente werde vorzubringen vermögen, die Aller Augen auf den Vertheidiger richtete, als der Präsident diesem das Wort zur Erwiderung ertheilte.

Der Vertheidiger hatte seine volle Ruhe wieder gewonnen. Ich hatte ihn fortwährend beobachtet. Er war für mich vielleicht mehr, als für alle Andere, ein Gegenstand der Neugierde geworden, freilich wohl aus einem ganz verschiedenen Grunde. Da hatte ich denn gesehen, wie sein unruhig im Saale herumschender Blick auf einmal ein anderer geworden war. Er mußte plötzlich etwas gesehen haben, das ihm alle Unruhe, allen Zweifel, alle Sorge nahm. Es war während der Rede des Staatsanwalts. Was es war, konnte ich nicht ermitteln, nicht errathen. Seine Augen waren bis dahin nach allen Seiten hin und her geschweift. Es schien mir, als wenn er wieder hinten in dem Zuschauerraum irgend eine Entdeckung gemacht habe. Aber welche? Die Thüre dort war mehrere Male auf- und zugemacht worden, aber leise, ohne Geräusch, damit der Redner nicht gestört werde. Daher hatte ich auch um so weniger meinen Platz verlassen dürfen, um nach dem zu suchen, was den Vertheidiger so ruhig, so sicher, so sorglos gemacht haben könne. So war er und so begann er seine Vertheidigungsrede.

„Ich habe keine so leichte Mühe, wie der Herr Staatsanwalt," sagte er. „Ich glaube im Gegentheile, daß ein Vertheidiger, der Gewissen und Einsicht hat, selten in einer schwierigeren Lage sich befand. Ich muß den klarsten, den übereinstimmendsten und überzeugendsten Beweisen gegenüber dennoch die Unschuld des Angeklagten behaupten. Aber ich muß es, meine Herren Geschworenen; ich muß es, nach meiner, nach meiner innersten, heiligsten Ueberzeugung von der Unschuld des Angeklagten; ich muß es auf die Gefahr hin, daß Sie mich, den Fremden, den Ihnen völlig Unbekannten, für einen jener gewöhnlichen Advocaten halten, die durch Wort-, Satz- und Redewendungen, durch Verkehren von Schwarz in Weiß und von Weiß in Schwarz, den klarsten Thatsachen gegenüber die Unschuld ihres Clienten nachzuweisen suchen und ihn dadurch oft recht als schuldig hinstellen. Ja, meine Herren Geschworenen, der Angeklagte ist unschuldig; er ist kein Mörder und hat den Mord nicht begangen, dessen Thatbestand hier vor Ihnen entrollt ist. Denn das gebe ich der Anklage vollkommen zu, wenn wirklich der Angeklagte der Thäter war, dann liegt hier ein Mord vor, wie er kaum vorbedachter und planmäßiger ersonnen und meuchlerischer, selbst mit jenen Mißhandlungen, die der Herr Staatsanwalt hervorgehoben hat, ausgeführt werden konnte. Aber der Angeklagte war nicht der Thäter; ein Anderer war es, ein Anderer muß es gewesen sein. Die Zeugen haben sich geirrt. Nur Einer ist frei von dem entsetzlichen Irrthume geblieben, jener arme schwachsinnige Bursche, den der Herr Staatsanwalt Ihnen als einen Kretin bezeichnet hat. Der Herr Staatsanwalt hatte Recht hierin. Der Mensch ist ein Kretin, und gerade weil er es ist, sah er richtig; gerade weil er allein unter allen den anderen Dienstboten des Schlosses des klaren Lichtes der Vernunft beraubt war, war er unter ihnen allein der einzige, der nur mit seinen leiblichen Augen und nicht mit seiner Phantasie sah, und der daher die Wirklichkeit erkannte und das Falsche von dem Wahren schied, wo die Anderen das, was sie sahen, mit dem, was sie zu sehen sich einbildeten, vermengten und vermischten. Der Graf Hochhausen war oft zum Schlosse gekommen; man hatte ihn viel in der Gesellschaft der Freifrau gesehen, auch mit ihr allein; da waren die Leute schnell fertig mit einem Urtheile gewesen, das der Mensch nun so schneller und fertiger bei der Hand hat, je mehr es ihm selbst an geistiger und sittlicher Bildung fehlt. Sie hatten wohl unter sich davon gesprochen; um desto sicher war das Urtheil, die Ueberzeugung in ihnen geworden. An diese Ueberzeugung knüpfte ihre Phantasie weiter an: sie sahen geheime Zusammenkünfte zwischen dem Grafen und der Freifrau, den Grafen betregen; sie sahen den betregenen Gatten seine Schande entdecken, seine beleidigte Ehre rächen. Das mußte nach ihrer Meinung einmal kommen.

Da hörten sie in jener Nacht zwei Schüsse; die Schüsse sind unter den Fenstern der Freifrau gefallen. Der Freiherr unverwundet zurückgekehrt! Der Graf von ihm überrascht! Das waren ihre ersten, ihre einzigen Gedanken. Mit diesen Gedanken eilen sie in den Garten, sehen sie einen Mann fliehen, der Aehnlichkeit mit dem Freiherrn hat, vielleicht sie nicht einmal hat. Das kann ihnen nur der Freiherr sein; die Nacht, das zweifelhafte Mondlicht kommt ihrer Phantasie zu Hülfe; sie sehen den Grafen in seinem Blute unter den Fenstern der Freifrau liegen. Sie haben gar keinen Zweifel mehr und sterben darauf, daß sie nur den Freiherrn gesehen, daß sie ihn auf das Allerbestimmteste erkannt haben. Nur Einer unter ihnen sah anders. Der Blödsinnige hatte von allen jenen Thatsachen, Gerüchten und Gereden nichts erfahren, er war ihnen unzugänglich gewesen, und so hatte er sich auch jenes Urtheil nicht bilden können; sein schwacher Verstand hätte es ohnehin wohl nicht vermocht. So sah er auch nicht mit seiner Phantasie, sondern nur mit seinen leiblichen Augen, und sie sahen klar und scharf, und sie erkannten wohl einen Mann, der dem Freiherrn ähnlich sah, sie erkannten aber auch wohl, daß es der Freiherr nicht war. Der Mensch war größer, als der Herr, und er hatte andere Augen, hat er Ihnen gesagt, und dabei ist er verblieben, und darin hat er sich durch nichts beirren lassen, und wollen Sie ihm zweifeln, daß er Ihnen auch die thatsächliche, objective Wahrheit gesagt hat? Nur zwei der anderen Zeugenaussagen können Sie irre machen, die des Nachtwächters und des alten Kammerdieners. Und jedann hätten Sie die wichtigste Frage an mich zu stellen, wer denn der Mörder gewesen sei. Allein wenn ich Ihnen in Beziehung auf die letztere Frage schon jetzt erkläre, daß alle Nachforschungen über die eigentliche Person des Thäters ohne jegliches Ergebniß geblieben sind, und daß ich Ihnen nachher kaum einige einfernte Vermuthungen darüber werde aufstellen können, so vertraue ich doch zu Ihrer Gewissenhaftigkeit, meine Herren Geschworenen, daß dieser Umstand Sie nicht hindern wird, den übrigen, wirklich ermittelten Umständen ferner Ihre volle Aufmerksamkeit und gerechte Würdigung zu Theil werden zu lassen. Ich wende mich zuerst zu der Aussage des Nachtwächters des Schlosses. Er war der Einzige, der in der Nacht des Verbrechens mit dem Mörder gesprochen hatte. Er hatte sich wohl auch schon vorher sein Urtheil gebildet, wie die Anderen. Dennoch —"

Der Redner wurde unterbrochen. Ein Gerichtsbeamter war während seines Vortrags in den Saal getreten. Der Mann schien eilig zu sein, war aufgeregt und nahete sich dem Stuhle des Präsidenten. Am Gehen warf er einen verwunderten, forschenden Blick auf den Angeklagten. Dann sprach er einige rasche, leise Worte

zu dem Präsidenten. Der Präsident fuhr plötzlich überrascht auf, warf ebenfalls einen forschenden, aber zugleich zweifelnden Blick auf den Angeklagten, wandte sich zu dem Beamten zurück, der hinter seinem Stuhle stehen geblieben war, und sprach leise mit ihm. Er schien ihm die Zweifel mitzutheilen, die man in seinen Augen las. Der Beamte schien bei dem zu bleiben, was er gesagt hatte. Der Präsident gab ihm einen Befehl. Der Beamte entfernte sich.

Die beisitzenden Richter hatten neugierig zugehorcht. Sie hatten wohl nur einzelne Worte verstanden. Sie waren desto neugieriger geworden. Der Präsident schien ihre Neugierde zu befriedigen. Kaum sie fuhren auf, sahen verwundert den Angeklagten an, schüttelten ungläubig die Köpfe. Erwartungsvoll blieben sie Alle. Auch das Publikum, denn der Zwischenfall nicht hatte entgehen können, war neugierig geworden. Nur der Vertheidiger hatte ruhig in seinem Vortrage fortgefahren. Er durfte sich ja auch nicht unterbrechen, bis der Präsident ihn unterbrach. Dies geschah bald.

Der Beamte des Gerichts, der dem Präsidenten die geheimnißvolle und überraschende Mittheilung gemacht hatte, trat durch die Thür, die in den Zeugenraum führte, wieder in den Saal. Zwei Personen folgten ihm, ein Mann und eine Frau. Die beiden Leute waren in einer Kleidung, die zeigte, daß sie unmittelbar von der Reise kamen. Sie sahen verstört aus. Es schienen wohlhabende Landleute zu sein. Der Beamte führte sie in den Raum, gerade der Bank des Angeklagten gegenüber und sprach dann zwei leise Worte zu ihnen und zeigte auf den Angeklagten. Sie blickten nach diesem. Das lebhafteste Erstaunen malte sich in ihren Gesichtern. Sie sahen den Angeklagten mit Scheu an.

„Ja?“ fragte der Beamte sie leise.

„Ja!“ antworteten sie bestimmt.

Der Beamte nickte mit dem Kopfe nach dem Präsidenten hin. Der Präsident erhob seine Stimme:

„Ich bitte den Herrn Vertheidiger, seinen Vortrag zu unterbrechen. Es ist ein Umstand eingetreten, der eine sofortige Berathung des Gerichts erfordert.“

Der Vertheidiger schwieg. Das Gericht verließ den Saal. Der Beamte hatte die beiden fremden Personen unterdeß schon hinausgeführt. Was für ein Umstand war eingetreten, der eine so dringende Berathung des Gerichts erforderte? Der ganze Saal fragte es sich. Auch der Vertheidiger fragte es. Niemand hatte eine Antwort. Aber die beiden Personen, die der Beamte in den Saal geführt hatte, waren nicht allen Anwesenden fremd gewesen. Die vernommenen Zeugen waren im Saale geblieben; auch sie hatten die beiden Leute gesehen, und einige von ihnen hatten sich über ihre Erscheinung nicht minder verwundert, als die Zwei bei dem Anblick des Angeklagten erstaunt gewesen waren. Die sich so verwunderten, waren der Aufwärter und der Stallknecht von der Eisenbahnstation Wickel, die über die Anwesenheit des Angeklagten auf der Station in der Nacht des Verbrechens vernommen waren. Sie haben ihre Herrschaft erkannt, hieß es bald durch den Saal. Der Mann und die Frau waren die Wirthsleute von der Station. Aber was mit ihnen geschehen war, zu welchem Zweck sie hier waren, was der Grund ihrer Verwunderung, ihrer Scheu gewesen war, das wußte dennoch Niemand, wenn man auch wußte, wer sie waren.

Der Angeklagte allein war ruhig geblieben, unzweifelhaft er der Einzige im Saale. Er hatte aufgeblickt, als die beiden Personen ihm gerade gegenüber aufgestellt wurden. Er schien sie ebenfalls erkannt zu haben, aber er hatte in demselben Moment keine Notiz weiter von ihnen genommen; sie schienen ihm völlig gleichgültige Menschen zu sein, die er wohl früher gesehen hatte, die ihn aber sonst in der Welt nichts angingen, auch hier nicht. So war er in seine kalte, vornehme Theilnahmlosigkeit zurückgefallen.

Das Gericht kehrte in den Saal zurück.

„Die Sitzung wird für eine Stunde aufgehoben,“ verkündete der Präsident. „Ein Umstand, der für die Verhandlung von großer Wichtigkeit zu sein scheint, bedarf, um in sie hineingezogen werden zu können, einiger Vorbereitungen.“

Wie ein vom Sturm getriebener Strom ergoß es sich aus allen Thüren des Saales. Was ist geschehen? Welcher Umstand kann noch für die Verhandlung von großer Wichtigkeit sein? Draußen mußte man es erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenbahnknotenpunkt Olten in der Schweiz.

Der langsam und unwiderstehlich, gleich einer Naturkraft wirkende Einfluß der Eisenbahnen, der Alles von seiner Stelle rückt, aus Einöden Marktplätze und aus bevölkerten Thälern Einöden macht, Dörfer in Städte und Städte in Dörfer umwandelt, macht sich auch in der Schweiz fühlbar. Gestatten Sie mir, diesen bereits trivial gewordenen Satz durch ein Beispiel aus Hunderten zu erläutern.

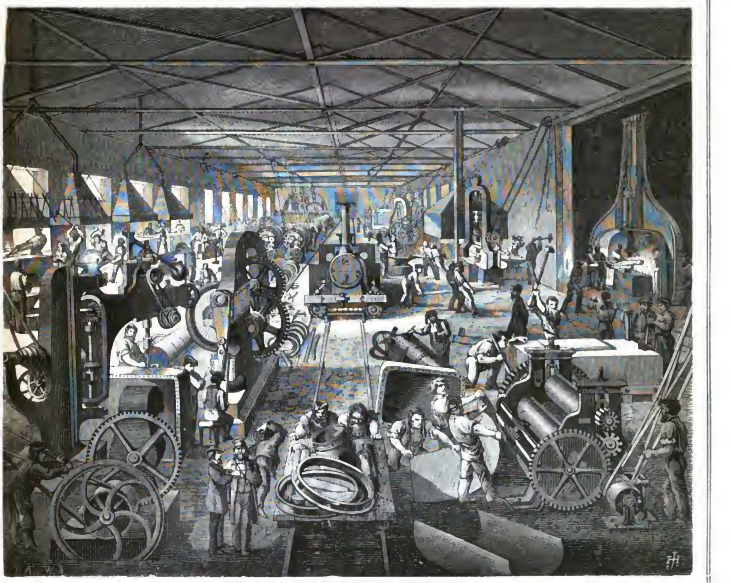
Olten, am Südfuße des Jura und an der Aar gelegen, war vor einem Jahrzehnt nicht mehr noch weniger als ein kleines Landstädtchen. Zwar zählte es sich schon damals keineswegs zu den geringsten in Israel, nicht sowohl deshalb, weil es schon zur Römerzeit bestanden hatte, wo es Ultimum hieß, sondern vielmehr wegen des stets bewährten freisinnigen, vielleicht sogar etwas revolutionären Geistes seiner Einwohnerschaft, und dann weil es einige Namen von gutem Klang den schweizerischen Bundespräsidenten Munzinger, den genialen Maler Disteli, zu seinen Bürgern zählte. Dennoch war Olten mit seinen 1600 Einwohnern nichts Anderes als ein Landstädtchen, wo jedes Jahr ein paar besuchte Jahrmärkte abgehalten wurden und täglich einige Postwagen die Pferde wechselten.

Da kamen die Eisenbahnen. Der Bau des Hauensteintunnels, schauerlichen Andenkens, wurde begonnen und zu Ende geführt. Durch die innersten Eingeweide des Jura rasselten die Locomotiven und verbanden Basel mit der innern Schweiz. Von Olten, welches an die Ausmündung des Tunnels zu stehen kam, breiteten sich die Schienenwege sicherförmig aus: östlich nach Zürich, St. Gallen und den Bodensee, südlich nach Luzern und den Vierwaldstättersee, westlich nach der Bundesstadt Bern, nach Biel und den Seen von Neuchatel und Genf. Das Landstädtchen war zu einem Eisenbahnknotenpunkt geworden. Als nächste Folge entstand ein weitläufiger Bahnhof, in welchem stündlich lange Wagenzüge ein- und ausfahren, — lange und breite Hallen von Ein- und Aussteigenden wimmeln, — endlich eine geräumige Eisenbahnwirthschaft, wo hungrige und durstige Reisende in ungenöthiger Hast die Bedürfnisse ihres Magens und Gaumens befriedigen. Dahin kommen nun Tag für Tag die alten Bürger von Olten und lassen die Passagiere aus aller Herren Länder, die hier zum Wagenwechsel gezwungen sind, Musterung passiren, lauschen der babylonischen Sprachverwirrung, vergleichen das Einst und Jetzt und freuen sich, daß republikanische

Ansicht von Olten.

Tugend doch einmal ihren Lohn erhalten und der glückliche Zufall gerade sie betroffen habe.

So viel steht fest, daß so ziemlich Alles, was die Schweiz bereist, durch den Bahnhof von Olten passiren und dort aussteigen muß. Mögen die Touristen vom Leman zum Bodensee, vom Gotthard zum Rhein, vom Rigi zum Weißenstein reisen, mögen sie von Paris oder München oder London herkommen — den Bahnhof von Olten müssen sie mindestens einmal berühren. Da ist's dann in Wahrheit kein schlechter Spaß, all' die Leute, die sich auf den Trottoirs und in den Erfrischungssälen drängen, gleich den Bitern



Die „Centralreparaturwerkstätte" in Olten.

einer laterna magica an sich vorbeiziehen zu lassen. Auch fehlt es nicht an Gelegenheit, hie und da eine interessante Persönlichkeit und entsprechende Berühmtheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wie z. B. den Grafen Chambord, da er an den Legitimistencongreß nach Luzern fuhr, oder die arme Königin von Neapel, als sie ihrem Gatten ans Rom entfloh. . . . Als Eisenbahnknotenpunkt ist Olten dann auch zum natürlichen Stelldichein und Zusammenkunftsort schweizerischer Vereine und Versammlungen geworden. Universitätsprofessoren und Zündhölzchenfabrikanten, Thierärzte und Blechmusiker, Sänger, Landwirthe, Naturforscher, Pfarrer, Apotheker und Schullehrer halten hier ihre Berathungen und Bankete. Genaue statistische Notizen, wie viel in Olten für's Vaterland gegessen, getrunken und gesprochen wird, würden wahrscheinlich die Welt in Erstaunen setzen.

Die Eisenbahn als freundliches Christkindlein hat aber den Oltnern nebst ihrem wimmelnden Bahnhof noch eine zweite Gabe beschert, eine Maschinenfabrik oder „Centralreparaturwerkstätte". Es ist dies eine Heilanstalt für sämmtliche unpäßlich gewordene Locomotiven, ein Lazareth für alle im Dienst beschädigten und verletzten Waggons der schweizerischen Centralbahn; es werden darin auch außerdem neue Locomotiven in die Welt gesetzt, eiserne Brücken geschmiedet, Drehscheiben construirt, kurz alles dasjenige verfertigt, was — aus Metall oder Holz bestehend — zum Betrieb einer Eisenbahn gehört. Diese mechanische Werkstätte beschäftigt heute schon nahe an 400 Arbeiter, durch welche die Bevölkerung des Städtchens um ein ganzes Fünftheil vermehrt wurde. Die nächste Folge der Errichtung dieser industriellen Anstalt gab sich eigenthümlicher Weise auf kirchlichem Boden kund. Da viele Arbeiter der reformirten Confession angehören, so wurde aus lauter freiwilligen Beiträgen im katholischen Olten eine protestantische Kirche erbaut, und heute functionirt daselbst in bester Eintracht mit dem katholischen Pfarrer und dem nahen Kapuzinerkloster ein protestantischer Geistlicher.

Die dicht am Bahnhof liegende „Centralreparaturwerkstätte" ist ein eigentlicher Bienenkorb, in welchem die Hobelmaschinen, die Bohrmaschinen, die Sägemaschinen, von Dampfkraft getrieben, in unumerbrochener Thätigkeit surren und schwirren. Die Werkstätte steht unter der vortrefflichen Leitung des Directors Riggenbach, der für die Arbeitercolonie mehr Vater als Meister ist. Jedes Jahr erhält die ganze Mannschaft einen Tag Ferien, an welchem sie auf Kosten der Centralbahngesellschaft und unter Anführung des Directors eine Lustfahrt macht. Es ist eine wahre Freude, die kräftigen Gestalten der Schmiede und Holzarbeiter an diesem Feiertag zu beobachten, wie sie sauber herausgeputzt in anständiger Lust sich bewegen. — Für Tage der Noth sorgt eine Kranken- und Hülfscasse, welche zum Theil aus den Beiträgen der Arbeiter, zum

Theil aus den Zuschüssen der Gesellschaft gebildet ist. Dies neuen wir Socialismus der reichen Art. — Die Maschinenwerkstätte, schon jetzt in schönster Blüthe, scheint einer noch bedeutenderen Zukunft entgegen zu gehen. Schon dehnt sie ihre Wirksamkeit über die Bedürfnisse der Centralbahn aus; sie construirt schon jetzt für andere Bahngesellschaften eiserne Brücken und lieferte kürzlich unter anderm für die Eisengenossenschaft 36 eiserne Lafetten nach der eigenen Erfindung des Directors Riggenbach, deren Modell an der Londoner Weltausstellung die Aufmerksamkeit und den Beifall der Sachkenner auf sich zog.

Der Eisenbahnverein, der von Basel herkommend nicht ohne einigen leisen Schauder den langen Tunnel passirt hat, wird über der prachtvollen Fernsicht auf das Aarthal und die Alpen, die sich unversehens wie durch Zauber vor ihm öffnet, die langen Reihen von Gebäuden mit den rothen Ziegel- und grauen Schieferdächern, die zu seinen Füßen liegen, kaum beachten. Aber kommt er vielleicht mit einem Abendzug daher und sieht die hundert Gasflammen tief unter sich und fragt, was das wohl sei, so wird er die Antwort erhalten: „Das ist der Bahnhof von Olten mit der Maschinenwerkstätte.“ Die freundlichen neuen Häuser ringsherum und das neue Kirchlein in der Nähe, das Alles ist Neu-Ultimum, der Eisenbahnverein punkt.

A. H.

Gottfried Kinkel's Befreiung.

Von Moritz Wiggers.

(Fortsetzung.)

Alle Vorbereitungsmaßregeln zur Flucht waren getroffen. Der noch fehlende Nachtschlüssel zu der Stube für die Inspectoren der Anstalt, der sogenannten Revierstube, in welcher die Schlüssel zu der Zelle Kinkel's sich befanden, war glücklich herbeigeschafft. Man hatte von dem Schlüssel zu jener Stube, der am Tage im Schlosse stecke, einen Abdruck in Thon gemacht und danach einen Schlüssel anfertigen lassen. Ein zweiter Gefangenwärter, nach der Anklageacte des Oberstaatsanwalts der Aufseher Beyer, war gewonnen und hatte sich bereit erklärt, Kinkel durch das Thor der Anstalt herauszulassen, sobald er den Nachtförsterdienst hätte. Die Stunde der Entscheidung nahte.

In der Nacht vom 5. auf den 6. November 1850 sollte Beyer die Nachtwache am Thore haben. Kinkel ward benachrichtigt, daß er sich am Abende zwischen 8 und 9 Uhr bereit halten möge. Beyer hatte wirklich den Nachtförsterdienst an jenem Abend, Brune die Nachtwache im Corridor. Die Freunde waren den empfangenen Ordres gemäß auf ihren Posten. Carl Schurz war am Thore der Anstalt zum Empfange Kinkel's bereit. Der Gutsbesitzer K. hielt mit seinem Wagen in der Nähe des Zuchthauses. Relais waren in Entfernungen von einigen Meilen bis nach Teterow in Mecklenburg-Schwerin aufgestellt. Die auf den verschiedenen Stationen wartenden Freunde hatten die Ordre, so lange zu warten, bis der Wagen mit den Flüchtlingen ankäme, um sie dann bei sich aufzunehmen und in Carrière bis zum nächsten Posten weiter zu befördern. Um Mißverständnisse zu vermeiden, waren bestimmte Erkennungszeichen, welche im Dunkel der Nacht mit Feuerstein und Stahl gegeben werden sollten, verabredet. Alles war so wohl vorbereitet, daß man den glücklichen Erfolg nicht bezweifelte.

Aber vergebens wartete Kinkel auf seine Erlösung.

„O, es war eine furchtbare Nacht, die ich erlebte,“ äußerte er zu mir, bei Erzählung seiner Flucht, „ich schaudere, wenn ich an sie zurückdenke, die Erinnerung daran wird mich noch auf meinem Todbette verfolgen. Als meine Zelle am Abend 7 Uhr verschriftsmäßig visitirt und verschlossen war, erhob ich mich wieder von meinem Lager und zog mich an. Um mich herrschte tiefe Dunkelheit; bei der Visitation war mir wie gewöhnlich die Lampe weggenommen worden. Von 8 Uhr an horchte ich, mit dem Ohr an die hölzerne Gitterthüre meiner Zelle gelehnt, mit athemloser Spannung auf Alles, was draußen vorging. Der Gehörsinn schärft sich im Isolirgefängnisse, nichts entging meinem Ohr, in dem sich alle Sinne concentrirt zu haben schienen. Jeder Laut, jedes Geräusch, jeder Schritt, jeder Tritt verkündigte mir den Befreier. Ich war so sicher, daß er kommen müßte. Aber die Stunden schwanden bleiern dahin, und unsäglich waren die getäuschten Hoffnungen. Ich hatte die Uhr 11 schlagen hören und immer noch lauschte ich an meiner Gitterthür. Mein Blut war in fieberhafter Wallung, mein Kopf glühte, der Angstschweiß perlte von meiner Stirne, meine Adern waren zum Zerspringen angeschwollen und alle meine Nerven bis zur höchsten Höhe angespannt. Ich hörte es noch 12 schlagen. Da durchzuckte mich der Gedanke an Verrath. Ich verlor die Hoffnung, und der Wahnsinn packte mich. „Lebenslänglich begraben!“ schrie ich wiederholt. „Begraben!“ echote ein Chor von teuflischen Stimmen mit höllischem Hohnlachen. Ich brach endlich zusammen und lief bewußtlos auf die harte Diele meiner Zelle. Als ich am andern Morgen früh erwachte, fühlte ich mich an allen Gliedern wie gerädert und schüttelte vor Frost, mühsam schleppte ich mich auf mein Strohlager.“

Der Zufall hatte sein unglückliches Spiel getrieben. Brune öffnete zur verabredeten Zeit die Revierstube mit dem Nachtschlüssel, begab sich nach der dort befindlichen Spinde, in welcher die Schlüssel zu den Zellen aufbewahrt wurden, nahm den auf der Spinde liegenden Schlüssel zu derselben, schloß die Spinde damit auf und suchte die Schlüssel zu der Kinkel'schen Zelle. Aber er suchte vergeblich. Der Polizeiinspector Semmler hatte zufällig gerade an diesem Abend die Schlüssel zu dieser Zelle mit nach Hause genommen.

Brune sehte Beyer und dieser den draußen wartenden Carl Schurz von dem unglücklichen Zufall in Kenntniß. Es ward noch versucht, den Aufseher Michaelis, der in der folgenden Nacht den Pförtnerdienst hatte, zu gewinnen. Jedoch ohne Erfolg. Deshalb beschloß man, die Flucht auf vier Wochen, wo Beyer wieder den Nachtförsterdienst haben würde, zu verschieben.

Aber all man am andern Morgen die Chancen näher erwog, kam man zu einem andern Resultat. Ein Aufschub bei allerengste große Bortheile. Kinkel konnte, wenn Beyer wieder die Nachtwache am Thore hatte, ungehindert und ohne Gefahr durch daſselbe hindurch auf die Straße passiren. Die Relais, welche voraussichtlich nach vergeblichem Warten bis Tagesanbruch der empfangenen Instruction gemäß davon gefahren waren, konnten bei einem längeren Aufschub wieder zur Stelle sein. Dagegen hatte eine Verzögerung die große Gefahr, daß von dem Plane etwas ruchbar werden würde. Bei der Menge von Personen, welche in das Geheimniß gezogen wurden, konnte innerhalb vier Wochen sehr leicht ein unbestimmtes Gerücht von der beabsichtigten Flucht auftommen. Ein solches war begreiflich schon sehr gefährlich. In diesem Falle würde man die Sicherheitsmaßregeln verstärkt oder die Versetzung Kinkel's nach einem andern Zuchthause vorgenommen haben. Es konnte auch der schlimmste Fall eintreten, daß das Verhaften verrathen werden würde. Wollte man aber auch dies Alles nicht als wahrscheinlich annehmen, wer bürgte dafür, daß nun vier Wochen nicht wiederum derselbe oder ein anderer unglücklicher Zufall eintreten würde? Man beschloß daher, die Flucht sobald irgend möglich zu bewerkstelligen.

Am Mittage hatte Carl Schurz eine Zusammenkunft mit Brune.

„Können Sie ohne weitere Mithülfe Kinkel aus dem Zuchthause befördern?“ fragte er Brune.

„Ja, wenn Kinkel Muth hat!“

„Wie?“

„Durch's Dachfenster und von da mittelst eines Taues auf die Pförtnerstraße.“

„Wann?“

„Wenn's sein muß, diese Nacht.“

„Sind Sie bereit dazu?“

„Ja.“

„Nun wohl, diese Nacht.“

Die weiteren Arrangements wurden getroffen. Kinkel hatte Muth. Jeder Weg, der aus der Schreckensanstalt führte, war ihm recht. Zwischen 11 und 12 Uhr sollte das Werk beginnen.

Am Mittwoch, den 6. November 1850, Abends, wurde Kinkel,

wie früher stets, durch den Oberaufseher Zerbst in seiner Zelle eingeschlossen, und zwar in der nach der Judenstraße belegenen zweiten Abtheilung der Zelle, in welcher sich seine Schlafstätte befand. Die hölzerne Lade am Fenster nach der Judenstraße, die hölzerne Gitterthüre, die beiden Eingangsthüren zu der Zelle wurden von ihm vorschriftsmäßig verschlossen. Die in zwei Exemplaren vorhandenen Schlüssel lieferte der Oberaufseher Zerbst der erhaltenen Anweisung gemäß ab, das eine Exemplar an den Director Jeserich, welcher es während der Nachtzeit in seiner Stube verwahrte, das andere Exemplar an den diensthabenden Polizeiinspector Schäffer, welcher es in die in der Revierstube stehende Spinde verschloß, den Spindeschlüssel auf die Spinde legte, demnächst auch die Revierstube verschloß und den Schlüssel zur Revierstube an den Portier Marquardt abgab. Die Beamten hatten pünktlich ihre Pflicht erfüllt.

An dem nämlichen 6. November Abends saß ein großer Theil der Beamten der Anstalt in fröhlichster Stimmung und nichts Arges ahnend im Krüger'schen Gasthause bei einer Bowle Punsch, mit welcher der Geburtstag eines der Anwesenden gefeiert ward. Ein Witz jagte den anderen, und die Unterhaltung war so interessant und so belebt, daß sie sich erst lange nach Mitternacht von der Gesellschaft zu trennen vermochten.

Um dem nämlichen 6. November Nachts 11½ Uhr öffnete der Gefangenwärter Brune, der wiederum, wie am Abende vorher, die Nachtwache im Corridor hatte, mit dem Nachtschlüssel die wohlverschlossene Revierstube, holte den auf die Spinde gelegten Schlüssel zu derselben herunter, schloß damit die Spinde auf, nahm die von dem diensthabenden Polizeiinspector Schäffer einige Stunden vorher hineingelegten, an einem Ringe befindlichen drei Schlüssel zur Kinkel'schen Zelle aus der Spinde und schloß die Revierstube vorsichtig wieder zu.

Zu derselben Zeit war ungeheure Heiterkeit im Krüger'schen Gasthause; einer der Theilnehmer an der Bowle hatte einen Berliner Witz zum Besten gegeben.

Der Gefangenwärter Brune ging mit seinen Schlüsseln zu der Zelle Kinkel's und schloß mit dem einen Schlüssel die erste Eingangsthür zu derselben, mit dem andern die zweite Eingangsthür auf.

Ein Hoch auf das Geburtstagskind im Krüger'schen Gasthause!

Auch im Zuchthause zu Spandau sollte Jemand zu neuem Leben erwachen. Von draußen fiel ein schwacher Lichtstrahl in die Zelle Kinkel's, und dieser stand hinter dem hölzernen Gitter in der zweiten Abtheilung seiner Zelle, sehnsüchtig und voll Todesangst seiner Befreiung aus schauerlicher Einsamkeit entgegensehend. Der Gefangenwärter Brune ersehnte ihm wie ein rettender Engel. Wie lange schon hatte er in qualvoller Ungewißheit, wie ein Verurtheilter, welcher auf dem Schaffot nur noch die Hoffnung auf Gnade hat, auf ihn gewartet! Nur noch ein Hinderniß, das hölzerne Gitter, sperrte den Ausgang aus der Zelle.

„So, Herr Professor, nun ist es Zeit, nun treten Sie heraus," sagte Brune zu Kinkel, indem er mit dem dritten Schlüssel die hölzerne Gitterthür zu öffnen versuchte.

Aber es war noch nicht Zeit. Brune versuchte vergebens, mit dem dritten Schlüssel die Gitterthür aufzuschließen.

„Können Sie nicht öffnen?" fragte Kinkel unruhig.

„Verdammt! Der Schlüssel paßt nicht," erwiderte Brune erschrocken. „Sie werden absichtlich einen verkehrten Schlüssel an dem Ringe beigelegt haben, um für den äußersten Fall die Aufschließung der Gitterthür zu verhindern. Was nun?"

Er hatte zu sein gerechnet und die Schlauheit der Inspection zu hoch taxirt. Der kleine Schlüssel, mit welchem Brune die Gitterthür öffnen wollte, gehörte zu der hölzernen Lade an dem nach der Judenstraße belegenen Fenster. Bei kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung würde er wenigstens versucht haben, das Schloß der Gitterthür mit einem der Schlüssel zu den Eingangsthüren zu öffnen. Der Schlüssel zu der äußern Eingangsthür schloß in der That auch die Gitterthür. Unglücklicher Weise verfiel darauf weder Brune noch Kinkel.

Beide standen sprach- und rathlos sich gegenüber. Kinkel hielt die starken hölzernen Latten kampfhaft umfaßt. Es war ein verzweiflungsvoller Augenblick. Ein paar armselige Latten von Holz widerstehen sich erfolgreich der Flucht und sperren die Spanne Weges vom Tode zum Leben. Der rechte Schlüssel war in ihrer Hand, aber sie wußten es nicht. An wie schwachen Fäden hängt oft Glück und Unglück der Menschen!

Aber nur wenige Augenblicke dauerte ihre Unschlüssigkeit, sie war nur der Anlauf zu verdoppelter Energie. Kinkel kämpfte ja für sein Leben, und Brune war zu dem Aeußersten entschlossen, sein Wort zu lösen.

Brune zog seinen Säbel und versuchte auf alle mögliche Weise, den starken Riegel des Schlosses zurückzuschieben oder das Schloß selbst abzubrechen. Kinkel bemühte sich gleichzeitig mit einem kleinen Messer, welches er im Besitz hatte, die nächste Latte neben der Thüre links vom Eingange aus zu durchschneiden. Nachdem er aber die Fruchtlosigkeit seines Beginnens eingesehen hatte, drängte und stieß er gegen die untere Querleiste des Gitters, um deren äußere Befestigung zu lösen.

Fast eine Viertelstunde erschöpften sie sich vergeblich in diesen Anstrengungen. Das Schloß und das Gitter waren zu stark für ihre Kräfte.

Da ging Brune, sich zu einem verzweiflungsvollen Entschlusse ermannend, aus der Zelle.

Während seiner Abwesenheit rüttelte Kinkel mit der äußersten Kraft an dem Gitter, wie der wuthverzogene Löwe, der die Eisenstäbe seines Käfigs zu zerbrechen versucht. Alles vergebens.

Nach kurzer Zeit sah er Brune mit einer Axt zurückkehren. Der Augenblick war gekommen, wo um Freiheit und Leben va banque gespielt werden mußte.

Brune schwang die Axt hoch empor und führte mit aller Kraft verschiedene Schläge gegen das Gitter. Das ganze Gewölbe erröthete. Die Gefangenen in den Zellen erwachten. Erwachte auch der Director Jeserich? Er schlummerte sorglos weiter, hatte er ja doch das zweite Exemplar der Schlüssel zur Kinkel'schen Zelle unter seinem Kopfkissen verborgen.-

Im Krüger'schen Gasthofe ertönte ein lustiger Rundgesang.

Kinkel und Brune lauschten athemlos, ob Jemand sich nähere. Alles still. Durch die furchtbaren Axtschläge hatte sich die Leiste am Fußboden und der untere Querriegel von den beiden Latten neben der Thüre links vollständig gelöst. Mit der Reisenkraft, welche die Verzweiflung verleiht, stemmte nun Kinkel sich gegen die beiden Latten, und es gelang ihm, dieselben von innen heraus loszubrechen. An dem oberen Querriegel war die eine Latte vergeblich eingebrochen, daß man ihr unteres Ende mit der Hand über einen Fuß weit von der Leiste am Fußboden losbiegen konnte. Die Latte daneben war gleichfalls von dieser Leiste und von dem unteren Querriegel gelöst, ließ sich aber sehr wenig zurückbiegen, weil sie an dem oberen Querriegel nicht eingebrochen war. Durch das Zurückbiegen der beiden Latten entstand unter dem unteren Querriegel ein offener Raum, durch welchen sich ein nicht zu starker Mann durchzwängen konnte.

Schon sein längerer Zeit hatte Kinkel in prophetischer Voraussicht der kommenden Dinge an seiner Gitterthüre gymnastische Uebungen zu dem Zwecke angestellt, um seinen großen breitschultrigen Körper durch eine möglichst enge Oeffnung hindurchzubringen. Diese kamen ihm jetzt trefflich zu statten. Mit Hülfe Brune's gelang es ihm, sich durch den erwähnten offenen Raum glücklich hindurchzuzwängen. Das letzte Hinderniß, welches ihm den Ausgang aus der Zelle verwehrte, war damit beseitigt.

Beide verließen darauf die Zelle, deren äußere Eingangsthür Brune wieder verschloß. Sie stiegen leise die Treppe hinunter auf den Hof und durch die nächste Hofthür links wieder in das zweite Stockwerk hinauf. Hierauf gingen sie durch die Säle und Gänge, zu welchen Brune als Nachtaufseher den Schlüssel hatte, immer im zweiten Stockwerke, und kamen endlich in die Wollkämmerei, welche ungefähr gerade unter jenem nach der Potsdamer Straße führenden Dachfenster lag, durch welches die Flucht bewerkstelligt werden sollte.

In der Wollkämmerei warteten sie, bis der bei jenem Fenster postirte Nachtaufseher Knöfel sich nach dem zweiten Hofe begeben würde, wie er dies jeden Abend um diese Zeit zu thun gewohnt war. Alle glücklich beseitigten Gefahren waren umsonst, wenn ihre Berechnung fehlschlug und der nicht in's Geheimniß gezogene Knöfel in dieser Nacht von seiner Gewohnheit abwich. Aber nachdem sie etwa eine Viertelstunde in ängstlicher Spannung gewartet hatten, kam Knöfel wirklich die Treppe herunter. Sie schlichen darauf dieselbe Treppe hinauf, auf welcher jener herunter gegangen war, nach dem dritten Stockwerk, und gelangten zu dem Raum zwischen dem Dachfenster und den Schlafsälen.

Brune öffnete ein vor dem Dachfenster befindliches Lattengitter mittelst des dazu gehörigen Schlüssels. Darauf krochen Beide in

den Raum zwischen dem Dachfenster und dem Lattengitter und blickten bei schwachem Mondlicht in die schwindelerregende Tiefe. Unten in der Potsdamer Straße warteten Carl Schurz und Falkenthal, und der Gutsbesitzer X. hielt dort mit seinem Fuhrwerk, auf dem Bocke sitzend und die Zügel in der Hand haltend, um in jedem Augenblick davon jagen zu können.

Der Abreede gemäß ward Brune ein Stückchen Holz an einem langen Bindfaden auf die Straße, zog es, als er fühlte, daß unten etwas angebunden war, herauf und bekam nach etwa fünf Minuten ein etwa fingerstarkes Tau in die Hand, welches Beide sofort an einer Latte des dem Fenster gegenüberliegenden Gitters befestigten. Sodann stieg Kinkel mit einem Fuß auf die Latten und kroch mit dem Kopfe zuerst durch die Dachluke hinaus, um sich an dem Tau auf die Straße hinunterzulassen.

„Es war ein grausiger Anblick," erzählte mir später der Gutsbesitzer X., „ein Anblick, welcher mir noch augenblicklich, wenn ich ihn mir in Erinnerung rufe, das Blut in den Adern erstieren macht. Nachdem wir längere Zeit in ängstlicher Spannung das Dachfenster beobachtet hatten, ward der Bindfaden aus demselben herunter gelassen. Es war dies ein sicheres Zeichen, daß bis dahin Alles glücklich abgegangen war. Aber nun kam das gefährliche Experiment, von dem der Tod oder die Freiheit Kinkel's abhing. Das eine Ende des Taues wurde von Schurz und Falkenthal an dem Bindfaden befestigt, und darauf ward es an letzterem in die Höhe gezogen. Nun mußte Kinkel jenen Augenblick aus dem Dachfenster hervorkommen. Unverwandten Blickes schauten wir hinauf. Endlich sahen wir den Kopf eines Menschen, der Körper folgte nach. Einen Augenblick später hing Kinkel dicht unter dem Dachfenster am Tau und fing an, sich herabzulassen. Aber gerade in diesem Moment entstand ein Geräusch in der benachbarten Straße. Ein jäher Schreck erfaßte mich, ich glaubte uns entdeckt. Auch Kinkel hatte das Geräusch gehört. Er hielt an. Ich sah ihn mit seiner im blassen, schwachen Mondlicht gespensterhaft erscheinenden langen Gestalt tief oben zwischen Himmel und Erde eine Zeitlang unbeweglich hängen, wie wenn er unschlüssig gewesen wäre, ob er wieder in die Höhe oder ob er herabklettern sollte. Der Schreck konnte ihm die Besinnung rauben, oder die Kraft konnte ihm versagen. Wäre er herabgefallen, so wäre er auf das Straßenpflaster gestürzt und unfehlbar auf der Stelle ein Mann des Todes gewesen. Aber das Geräusch ging glücklich vorüber, es schien durch einen zufällig vorüberfahrenden Wagen verursacht zu sein. Wenige Secunden später lag Kinkel in den Armen seines Freundes Carl Schurz.

In höchstens einer Minute nach dem Verschwinden Kinkel's aus der Dachluke fühlte Brune, daß das Tau leicht wurde, und er kam es los, worauf es sammt dem Bindfaden auf die Straße hinuntergezogen wurde. Dann entfernte er sich eiligst und begab sich wieder auf seinen Posten.

Im Krüger'schen Gasthofe war noch die lustige Punschgesellschaft versammelt. Die Mitternachtsstunde hatte noch nicht geschlagen. Einer der Festgenossen — nach einem Schreiben des Staatsanwalts Nörner an das Bützower Criminalcollegium vom 21. Febr. 1855 war es der Gastwirth Krüger selbst — füllte einige Gläser, indem er zu den Gästen lächelnd sagte: „Sie erlauben wohl, meine Herren, es sind ein paar lustige Berliner Vögel da," und ging darauf mit den gefüllten Gläsern nach einem einfenstrigen Nebenzimmer. Kinkel hatte sich inzwischen mit Carl Schurz und Falkenthal in das Krüger'sche Gasthaus begeben, um sich dort umzukleiden. Er wechselte in dem Nebenzimmer, in welches Krüger mit den gefüllten Gläsern eintrat, die graue Züchtlingskleidung mit einem schwarzen Anzuge von Tuch. Den eleganten Pelzrock, welchen er überzog, hatte seine Frau ihm von Bonn geschickt, um sich desselben bei der Flucht zu bedienen. „Jetzt, Herr Professor," sagte Krüger zu Kinkel, indem er ihm eins der gefüllten Gläser präsentirte, „sollen Sie einmal mit Ihren Beamten, die da nebenan zechen, aus einer Bowle trinken." Dieser Scherz erweckte trotz der Gefahr des Augenblicks große Heiterkeit. Man stieß leise an auf Kinkel's Wohl und den ferneren glücklichen Erfolg des Unternehmens. Kinkel und Schurz, begleitet von den Segenswünschen ihrer zurückbleibenden Freunde, begaben sich darauf zu dem in der Nähe befindlichen Wagen, auf welchem der Gutsbesitzer X. ihrer harrte, und stiegen hinein.

Sie fuhren in rasender Eile durch das Potsdamer Thor, welches dem Oranienburger Thor entgegengesetzt liegt. Als sie eine Zeit die Chaussee nach Rauen entlang, einem Städtchen an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, gejagt waren, bogen sie rechts ab in einen Nebenweg. Dies Manoeuvre führte denmächst, wie beabsichtigt, ihre Verfolger irre. Als diese am andern Tage von den Thorwächtern erfuhren, daß in der Nacht durch das Oranienburger Thor Niemand, wohl aber, daß nach Mitternacht ein Wagen durch das Potsdamer Thor in sausendem Galopp gefahren sei, glaubten sie, daß die Flüchtlinge entweder nach Rauen oder auch nach Potsdam geflohen wären, und setzten ihnen in diesen Richtungen nach.

Der Gutsbesitzer X. hatte seine stärksten und schnellfüßigsten Pferde ausgewählt. Ueber Stock und Stein flogen sie davon. Sie passirten Hohenfelde, Nieder-Neuendorf, Henningsdorf und erreichten beim Saukruge die Berlin-Stettiner Chaussee. Ohne Rast und Aufenthalt ging's vorwärts über Oranienburg, Teschendorf, Löwenberg bis nach dem acht Meilen von Spandau entfernten Städtchen Gransee. Die Flüchtlinge wollten ohne Unterbrechung weiter, um die nur noch eine Meile entfernte Mecklenburg-Strelitzsche Grenze zu erreichen. Aber es ging nicht. Die armen ausgehungerten und abgejagten Pferde, denen der Schaum vor dem Maule stand und der Schweiß strömweis heruntertroff, hätten todt niederstürzen können, wenn man ihnen nicht eine kurze Erholung gegönnt hätte. Deshalb ward in Gransee stillgehalten und gefüttert, aber ohne auszuspannen. Nach einer halben Stunde erfolgte der Aufbruch. Die braven Thiere waren durch die kurze Ruhe und die erhaltene Nahrung neu gekräftigt. Wiederum gings en pleine chasse vorwärts, bis die Flüchtlinge die Strelitzsche Grenze bei Dannenwalde erreichten. Sie athmeten hoch auf, als sie das mecklenburgische Wappen erblickten. Die dringendste Gefahr war überstanden. An Dannenwalde machten sie kurze Rast. Der Gastwirth daselbst hat später gerichtlich ausgesagt, daß am 7. November Morgens 8 Uhr zwei Fremde in einer Chaise mit zwei dunklen abgetriebenen Pferden bei ihm angekommen wären. Ihr Kutscher (es war der Gutsbesitzer X.) hätte einen großen schwarzen Bart gehabt. Das eine Pferd sei so krank gewesen, daß derselbe es mit warmem Wasser gewaschen hätte. Es wäre ihm aufgefallen, daß die Fremden mit ihrem Kutscher wie mit ihres Gleichen verkehrt hätten. Von Dannenwalde fuhren die Flüchtlinge in langsamerem Tempo nach der Strelitzschen Stadt Fürstenberg, wo sie anhalten und ausspannen mußten, weil die Pferde keinen Schritt mehr vorwärts konnten. Erst nach einem längern Aufenthalt ging die Fahrt weiter nach Strelitz, wo sie etwa um 1 Uhr Mittags bei dem Stadtrichter Petermann eintrafen. Die Pferde hatten also fast in einer Tour einen Weg von 13 Meilen zurückgelegt.

Im gastlichen Hause von Petermann ward ein solides Mittagsmahl genommen. Der Gutsbesitzer X. blieb in Strelitz zurück, um, sobald seine erschöpften Pferde es vermochten, wieder zurückzufahren. Kinkel und Schurz dagegen fuhren um 3 Uhr Nachmittags, nachdem sie sich von X. in tiefer Rührung und mit dem innigsten Dank verabschiedet hatten, in Begleitung Petermann's weiter, der es bereitwilligst übernommen hatte, sie schleunigst nach Neustadt zu expediren. Beim Tunnenkruge vor Neubrandenburg wollten sie die Pferde wechseln, aber sie konnten dort keine erhalten. Sie mußten daher nach Neubrandenburg hineinfahren, wo sie sich, ohne aus dem Wagen zu steigen, frische Pferde zu verschaffen wußten. Diese brachten sie über Stavenhagen und Malchin nach Teterow. Sie kamen hier in der Nacht an und klopften den mit Petermann befreundeten Zimmermeister Zingelmann aus dem Schlaf. Derselbe zündete Licht an, öffnete die Thür und hieß sie herzlich bei sich willkommen. Von der rauhen Nachtluft durchkältet, erwärmten sie sich an der angeschürten lodernden Flamme und erquickten sich an dem ihnen vorgesetzten warmen Kaffee. Inzwischen hatte Zingelmann frische Pferde bestellt. Sie fuhren mit denselben in einer Tour über Lage nach Neustedt, wo sie am 8. November Morgens zwischen 7 und 8 Uhr im „Weißen Kreuz" anlangten.

4.

Die Flüchtlinge saßen eine prächtige Aufnahme im Breckelmann'schen Hause. Sie wohnten zwei Treppen hoch in einem großen Salon nebst einem geräumigen Schlafzimmer. An ersteren stieß das Entrézimmer mit Balcon. Die Wohnung gewährte eine hübsche Aussicht auf den Bahnhof und das Warnowthal. Die liebenswürdigen Damen des Hauses, die Frau und die

Digitized by Google

erwachsene älteste Tochter, welche damals mit ihrem jetzigen Gemahl, dem Kaufmann Schwarz, verlobt war, weiteiferte in Aufmerksamkeiten gegen ihre Gäste. Mit mütterlicher Liebe sorgte die treffliche Frau für dieselben. Sie selbst nahm die Wunde Kinkel's, die sich sehr verschlimmert hatte, in ärztliche Behandlung, nachdem sie von dem Hausarzt unter irgend einem Vorwande sich Auskunft über die anzuwendenden Mittel verschafft hatte. Jeden Morgen und Abend legte sie eigenhändig den Verband an. Kinkel und Schurz fühlten sich nicht wie Fremde, sondern wie Angehörige des Familienkreises. Die gesunde und kräftige mecklenburgische Kost äußerte auf den Körper Kinkel's sehr bald ihre wohlthätige Wirkung. Sein Aussehen ward gesunder und kräftiger. Das traute Familienleben, dem Kinkel so lange entfremdet war, erfrischte auch seinen Geist. Der Uneingeweihte, welcher uns gesehen hätte, wie wir, am gemüthlichen Theetisch sitzend, mit einander lachten uns scherzen, uns wie der „Große" und der „Kleine" sich einander necken, hätte schwerlich vermuthet, daß ein entsprungener Zuchthaussträfling und ein badischer Insurgent, auf welche die preußische Polizei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln fahndete, an unserem heiteren Kreise Theil nähmen.

Bei allem Humor, welcher Kinkel zu Gebote stand, konnte er doch die Unruhe und Bekommenheit seines Herzens nicht ganz verbergen. Noch war der letzte Berg nicht überstiegen. Welch schreckliches Loos stand ihm bevor, wenn man seiner wieder habhaft ward! Auch der Gedanke quälte ihn, daß seine Johanna über sein Geschick im Dunkeln schwebte. Zwar hatte sie Nachrichten von der glücklichen Entweichung ihres Mannes aus dem Zuchthause erhalten. Aber sie kannte weder die von ihm eingeschlagene Route, welche nicht im anfänglichen Plane lag, noch seinen augenblicklichen Aufenthaltsort. „Welche Unruhe und Angst mag sie haben, da jede Minute ihr die schreckliche Nachricht von dem Mißlingen meiner Flucht bringen kann!" sagte Kinkel zu mir mit tiefbekümmertem Herzen. Und dennoch mußte ich entschieden davon abrathen, ihr eher einen Brief zu senden, als bis Kinkel den deutschen Boden verlassen haben würde. Sie mußte auch die grauenvolle Ungewißheit über das Schicksal ihres Mannes noch einstweilen ertragen, da bei dem bekanntlich in Deutschland nicht gewährleisteten Postgeheimniß die Absendung eines Briefes an sie zu gefährlich war.

Kinkel hatte seine Frau seit seiner Gefangennehmung am 21. Juni 1849 zum ersten Male im Mai 1850 in Köln, wo der zu lebenswierigem Zuchthause Begnadigte noch einmal auf der Anklagebank saß, wiedergesehen und dann nicht mehr. Nachdem sie die Nachricht von seiner Gefangennehmung erhalten, hatte sie sich eilends nach Rastatt begeben, wo Kinkel in den Kasematten saß. Trotz ihrer unausgesetzten Bemühungen ward ihr der Zutritt zu ihm verweigert. Erst in Köln ward ihr die Erlaubniß, ihren Gatten wiederzusehen. Aber unter welchen Umständen! Der Staatsanwalt hatte „wegen Aufreizung zur Bewaffnung bei den Aufständen in Düsseldorf und Elberfeld" die Strafe des Fallbeils gegen ihn beantragt. Johanna wohnte persönlich, verborgen vor den Augen ihres Mannes, den Gerichtsverhandelungen bei und war Zeugin seiner herrlichen Vertheidigungsrede, welche seine Freisprechung erwirkte. Der Eindruck dieser Rede war so mächtig, daß Alle, Richter, Geschworene, Zuhörer, Wachen, in Thränen zerflossen. „Nach dem Schlusse der Verhandlungen," so erzählte mir Kinkel, „bahnte meine Frau sich den Eingang zu dem Gerichtssaal. Ich sah sie auf mich zueilen, um mich zu umfassen. Die Gensd'armen traten unwillkürlich zurück. Der Oberprocurator Johann aber stellte sich zwischen uns und befahl ihnen, die letzte Umarmung zu hindern. Ein drohender Blick, in welchem sich mein ganzer empörter Stolz ausgerückt haben mag, und eine gebietende Handbewegung hieß ihn bei Seite gehen. „„Johanna,"" rief ich, „„komm zu mir, hier ist Dein Platz, es soll Dir Niemand wehren, mich zu umarmen!"" Der Oberprocurator wich scheu zurück. Die Gensd'armen blieben an ihrem Platze wie gebannt, anstatt ihrem Vergesetzen zu gehorchen. Johanna stürzte in meine Arme. Wir hielten uns Minuten lang fest umschlungen. Sprechen konnten wir nicht. Aber in jenen wenigen Minuten concentrirten sich unsere Gedanken und Gefühle während einer langen Trennungszeit. Ich entriß mich zuerst der stummen Umarmung. O, welchen Schmerz und welches Glück enthielten diese kurzen Augenblicke!"

Verschiedene entschlossene Freunde Kinkel's hatten den Plan gefaßt, ihn in der Nähe Kölns bei seiner Abführung nach Spandau gewaltsam zu befreien. Alles war für die Ausführung dieses Plans bereit, seine Freunde standen im Hinterhalt auf dem Wege, den Kinkel ihrer Meinung nach passiren mußte. Aber der Eindruck, den er in Köln hinterlassen hatte, war so groß, daß die Beförderung der Gefangenschaft in Begleitung von Gensd'armen, ohne Vorsicht und ohne Aufsehen erregende Umstände mißglückte das kühne Unternehmen. Ein Fluchtversuch, den Kinkel selbst nachher auf dem Wege nach Spandau unternahm, war gleichfalls ohne Erfolg. Er machte mir darüber interessante Mittheilungen. „Zwei Gensd'armen," so erzählte er, „begleiteten mich in einem verschlossenen Wagen. Es fing schon an zu dämmern, als wir in dem Wirthshause eines Dorfes in Westphalen Rast machten. Der eine von meinen Wächtern war hinausgegangen, der andere war mit mir allein im Gastzimmer und saß an einem Tische bei der zugemachten, aber nicht verschlossenen Thüre. Der Gedanke, die Flucht zu wagen, tauchte plötzlich in mir auf. Ich ging mit gekrenzten Armen, wie in tiefen Gedanken verloren, im Zimmer auf und nieder, den Gensd'armen fest im Auge haltend. Sobald ich sah, daß er den Blick von mir wandte und zum Fenster hinausguckte, sprang ich mit einem Satze auf die Thüre, öffnete sie, schlug sie wieder zu und verschloß sie mit dem draußen im Schlosse steckenden Schlüssel. Alles war das Werk eines Momentes. Darauf schoß ich wie ein Pfeil aus der Hausthüre und lief in Windeseile querfeldein. Als ich etwa eine Viertelstunde gelaufen war, hielt ich an, um Athem zu schöpfen und neue Kraft zu gewinnen. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden. Ich glaubte in der Entfernung Stimmen zu hören, und sah verschiedene Lichter sich hin und her bewegen. Ich fing wieder zu laufen an. Die Stimmen schienen immer näher zu kommen. Immer rasender stürzte ich vorwärts. Ich erinnere mich noch, daß ich in einen Feldweg einlenkte und mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand rannte. Darauf verlor ich das Bewußtsein und kam erst wieder zu mir, als sich eine Gestalt über mich beugte, mit vorgestreckter Laterne mein Gesicht beleuchte und ausrief: „Aha, da haben wir ja wohl den Vogel!" Kaum hatte er dies gesagt, so fing er an, laut um Hülfe zu rufen. Es dauerte auch nicht lange, daß seine Helfersbeiher ankamen. Ein tiefer Schmerz durchzuckte mich, als ich das Mißlingen meiner Flucht erkannte. Der von mir eingeschworte Gensd'arm war sofort aufgesprungen, um mir nachzusetzen. Da die verschlossene Thür ihm den Ausgang wehrte, so hatte er versucht, das Fenster zu öffnen. In der Hast und Aufregung war ihm dies nicht schnell genug gelungen, und er hatte das Fenster eingeschlagen und Hülfe herbeigerufen. Eine ausgelobte Belohnung von hundert Thalern hatte auch einen zufällig dort anwesenden preußischen Polizisten verlockt, mir nachzusetzen. Wegen der einbrechenden Dunkelheit hatten die Verfolger sich mit Laternen versehen. Alles dies hatte einen längeren Zeitraum erfordert und mir einen ziemlichen Vorsprung verschafft. Zu meinem Unglück war aber an der Stelle, wo ich in den erwähnten Feldweg einbog, ein aufgeschichteter Haufen Holz, wovon ein Scheit etwas hervorgeragt hatte. Gegen dieses war ich in der Dunkelheit gerade mit der Stirn angelaufen. Der Stoß hatte mich zu Boden gefällt. Nachdem ich eine Zeitlang bewußtlos dagelegen hatte, ward ich von dem Menschen mit der Laterne entdeckt."

Durch nichts konnte mich Kinkel mehr erstennen, als durch Musik. Erst jetzt begreife ich, wie mächtig ihr Eindruck sein muß, wenn nach langer, stiller Einsamkeit zum ersten Male wieder diese Zauberssprache das Ohr berührt. Wie mächtig ergriffen war ich, als etwa ein Jahr nach meiner Verhaftung die Stille meines Gefängnisses plötzlich durch von der Straße her erschallende harmonische Accorde unterbrochen ward! Eine Musikbande, wie ich später hörte, aus Süll, welche sehr schön und rein verschiedene Stücke auf Blasinstrumenten vortrug, hatte sich in unsere Nähe verirrt. Neue Lust und Liebe zum Leben ersüßte mich, alte theuere Erinnerungen tauchten wieder in mir auf. Die Musikanten haben es vielleicht büßen müssen, daß sie unverschichtiger Weise den Gefangenen einen solchen Genuß bereitet haben. Ich aber habe die Erinnerung daran nicht verloren. Mit Ausnahme der Orgellänge und des Kirchengesanges der Zuchthaussträflinge, welche ich zwangsweise genieße, habe ich seitdem nie wieder Musik gehört. Manche Entbehrungen habe ich in den letzten vier Jahren erragen müssen, aber nichts habe ich bitterer empfunden, als die Vorenthaltung musikalischer

Genüsse. Im Anfange meiner Verbahrung suchte ich mir ein Surrogat zu verschaffen, indem ich einmal auf einem mir zu seinem Papier belegten Kamm blies und meiner Ansicht nach wundervoll phantasirte. Aber das Begnügen ward sehr bald durch die Worte des herbeigeeilten Gefangenwärters unterbrochen: „Ich bitte Sie, Herr Advocat, was machen Sie da für einen Lärm? Hören Sie doch auf, das kann man ja in allen Zellen hören!“ Dabei fiel mir zu meinem Trosse ein, wie Recht mein alter Lehrer Thibaut hatte, als er uns in Heidelberg vom Katheder docirte, daß die Rechtsregel: cessante ratione legis, cessat lex ipsa, ganz falsch sei, und daß, wenn z. B. ein Polizeiverbot wider das Singen in den Straßen zur Nachtzeit existirt, selbst eine Catalani sich nicht ungestraft über jenes Verbot hinwegsetzen dürfe. Ich war der Erste, welcher Kinkel wieder durch Musik erfreute. Der Eindruck war um so größer, als sie ihm seine Frau, bekanntlich eine Meisterin in der Kunst, mit verdoppelter Macht in Erinnerung rufen mochte. Wir waren bei Frau Brockelmann in ihrem Wohnzimmer, in welchem ein Piano stand, zum Thee versammelt. Ich setzte mich ans Instrument und phantasirte. Als ich geendet hatte, legte Jemand seine Hände auf meine Schulter und drückte mich sanft an sich. Ich drehte mich um und sah Kinkel, der sich über mich gebeugt hatte und mich liebevoll anblickte. „Haben Sie mir auch dies noch zu Liebe gethan?“ sagte er bewegt. Eine Thräne perlte ihm die Backe hinunter.

Eine Ueberraschung ähnlicher Art ward Kinkel durch den Werkführer Brockelmann's, Namens Iben, bereitet. Es ist eine alte Rostocker Sitte, daß unser Stadtmusikus am 10. November, dem Geburtstage Martin Luther's, und den darauf folgenden Tagen mit seinen Leuten in der Stadt umherzieht und in jedem einzelnen Hause gratulirt, wofür die Bewohner durch Zahlung einer beliebigen kleinen Gelbsumme ihren Dank auszudrücken. Gegen eine Extra-Remuneration werden auch einige Musikstücke zum Besten gegeben. Auch zu Ernst Brockelmann kam an einem jener Tage der damalige Stadtmusikdirector Schulz mit seinem Musikcorps. Iben hatte zufällig Kinkel am Fenster gesehen. Die Aehnlichkeit desselben mit einem früher gesehenen Portrait Kinkel's hatte ihn frappirt und auf die stille Vermuthung gebracht, der Fremde möchte Kinkel selbst sein. Um demselben eine Freude zu bereiten und zugleich seine politischen Sympathien auszudrücken, bestellte er die Marseillaise, die denn auch auf der Diele des Brockelmann'schen Hauses von dem Schulz'schen Musikcorps mit gewohnter Meisterschaft executirt ward. Man denke sich die Ueberraschung der Flüchtlinge, als plötzlich die Marseillaise zu ihnen heraufschmetterte. Welch' schroffer Uebergang! Aus der Stille und dem Zwange des Zuchthauslebens plötzlich hinein versetzt in die jubelnde, Freiheit athmende Welt! Das mächtige Freiheitslied war ihnen der Herold einer besseren Zeit. Als ich bald darauf zu ihnen kam, waren sie noch tief ergriffen und begeistert von dem Eindruck der Scene.

(Schluß folgt.)

Die St. Elmsfeuer im Januar 1863. *

Am Nachmittag des 20. Januar hatte ich in Geschäften meine 3 Meilen unterhalb Hamburg, nicht weit von der Elbe belegene Fabrik verlassen und wurde in dem benachbarten Orte von einem heftigen Gewitter überrascht, dessen hart auf den Blitz folgender Donner seine Nähe bezeichnete und mich veranlaßte, voll Besorgniß vor Unglücksfällen nach Hause zu eilen. Unterwegs überfiel mich ein so rasender Sturm mit Graupeln, daß ich kaum weiterkommen konnte und mehrmals in Gefahr war, in die breiten Marschgräben zu stürzen. Endlich erreichte ich meine Fabrik, deren Anblick mir bis kurz vor dem Eintritt in den Hof durch einen hohen Marschdeich entzogen wird. Als ich den Hof betrat, sah ich voll Schrecken meine Besorgniß vor dem Einschlagen des Blitzes zur Wahrheit geworden: die Windmühle brannte an den drei oberen Flügeln. Während ich nach dem ersten Schreck näher gehend noch mit mir überlegte, welche Maßregeln gegen das Feuer bei dem rasenden Sturme zu ergreifen seien, gewahrte ich deutlicher, daß die Flammen nicht zünzelten, sondern mehr wie eine Garbe emporstanden und durch das dichte Schneegestöber ungestört an demselben Platze beharrten. Freudig bewegt von der schönen Erscheinung, welche zu sehen lange mein Wunsch gewesen war, rief ich alle Hausgenossen hervor, um den Anblick zu theilen, und etwa eine Viertelstunde (½ Uhr) konnten wir uns dem Genusse hingeben, da erlosch das Feuer plötzlich nach einem heftigen Blitzschlage mit augenblicklich folgendem Donner. Anderen Morgens vernahm ich, eine benachbarte Windmühle habe gebrannt, es seien die Spitzen und die Löschmannschaften hingeeilt. Als aber nähere authentische Nachricht eingeholt wurde, ergab sich, daß der Feuerlärm nur durch die gleiche Erscheinung entstanden sei, denn habe man einen Flügel herumgedreht, um den brennenden zu fassen, so sei der untere von selbst ausgelöscht und der oben kommende sofort in Flammen ausgebrochen, auch habe man an den zugänglichen Flügeln dann weder Kohle noch Erwärmung wahrgenommen, so daß man sich endlich beruhigt und, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich, sich lieber dem Löschen des Dunstes hingegeben habe.

Der Branddirector des Districtes theilte mir an demselben Tage mit, daß in einem benachbarten Kirchspiel, Rellingen, ein großer Zulauf von Menschen stattgefunden habe, weil die Kirche in Brand gestanden, man habe den Spitzen, mit Schindeln gedeckten Thurm bis ziemlich tief herunter eine geraume Zeit in lichtem Feuer gesehen, die Spritzen seien requirirt, die Archive aus den benachbarten Predigerhäusern ausgeräumt, Alles sei auf den Beinen gewesen, nachher habe man das Feuer nicht wieder spüren können, aber die Nacht hindurch doch eine Wachmannschaft von 50 Köpfen bei den Spritzen postirt gehalten.

Aehnliche Vorgänge waren zu Wedel an der Elbe geschehen, und weil daher die Erscheinung ungewöhnlich große Dimensionen gehabt zu haben schienen, theilte ich meine Kunde davon in einem Localblatte mit, indem ich zugleich um weitere Nachrichten aus dem Innern des Landes bat.

Briefe aus den verschiedensten Gegenden und mündliche Mittheilungen von meinen Collegen in der wenige Tage darauf zusammentretenden holsteinischen Ständeversammlung setzen mich in den Stand, jetzt anschaulicher zu berichten.

Wenn ich bei der Anzählung der Thatsachen von der Gegend, wo ich selbst die erste Beobachtung gemacht, also der Nachbarschaft Hamburgs, ausgehend die Nordrichtung nach Norden hin verfolge und dann im Osten wieder nach Hamburg zurückkehre, so entsteht ein geschlossener Kreis, dessen Inneres jedenfalls als Gebiet der Erscheinung betrachtet werden kann, da man keinen Grund hat anzunehmen, daß eine lineare Verbreitung einer in sich zurückkehrenden Curve eine richtigere Vorstellung des Schwerhaltes sei.

In der Nähe von Rellingen, bei dem Dorfe Eppenbüttel, ist nach mündlicher Mittheilung eines Ständeabgeordneten ein kleines Tannengehölz von lichten Flämmchen so überfast gewesen, als wäre es aus lauter brennenden Weihnachtskäumen aufgebaut. — Aus mündlichen Mittheilungen eines anderen Abgeordneten geht hervor, daß die Mühle zu Steinburg und der Kirchthurm zu Hohenfelde, etwa drei Meilen gegen Nordwesten, dieselbe Erscheinung gezeigt haben, wie die zuerst erwähnten Mühlen und Kirchen. Beide Orte liegen ebenso wie Uetersen und Wedel am Abhange der hohen Geest gegen die Marsch, während Rellingen und Eppenbüttel mitten auf der Geest belegen sind.

Herr Mühlenbesitzer J. Kahlke aus Brockorf, zwei Meilen westlich von Steinburg, inmitten der Marsch und hart an der Elbe wohnhaft, schreibt, daß auch an seiner Windmühle die Flammen des St. Elmsfeuers beobachtet worden sind. Das Kreuz der Mühle war gerade in schnellem Gange, und das Feuer erschien an den niedergehenden Flügeln in stärkerem Glanze als

* Es ist als bekannte Erfahrung in den Lehrbüchern der Meteorologie mitgetheilt, daß die St. Elmsfeuer (kleine, bisweilen von einem zischenden Geräusche begleitete Flämmchen, welche sich namentlich an hochliegenden, besonders spitzen Körpern bei starker Gewitterluft zeigen) bei Wintergewittern hervorzutreten pflegen. Die großartige Erscheinung dieser Art, welche bisher in den Annalen der Meteorologie erzählt wurde, ist die vom 17. Januar 1817, wo sich in vielen Gegenden der östlichen Küste der Vereinigten Staaten Gewitter mit Regen, Schnee, Blitzen und seltenen Donnern entluden. D. Red.

an den aufsteigenden. Gleich nach der Erscheinung wechselten Regen, Hagel und Schnee mit einander ab, begleitet von einem orkanähnlichen Sturme und den heftigsten Blitz- und Donnerschlägen.

Herr Theodor Thyssen, Landmann aus Strübbel in Norderdithmarschen, schreibt, daß er an dem in Rede stehenden Tage Abends mit einem Freunde, beide beritten, von dem neuen Wesselburener Koog etwa 7—8 Meilen nordwestlich von Brockdorf zurückgeheit sei, dem äußersten Marschlande, welches erst im vorigen Jahre der Nordsee in der Eidermündung durch Eindeichen abgewonnen ist und gleich die furchtbaren Sturmfluthen dieses Winters zu bestehen hat. Der Nordwestwind, schreibt er, welcher schon einige Zeit dauerte, nahm gegen Abend an Heftigkeit zu und war begleitet von Regen, Schnee und Hagelschauern, auch Blitzen, aber ohne vernehmbaren Donner. Plötzlich sahen beide Reiter an den Ohren ihrer Pferde und auf ihren eigenen Köpfen Feuerflammen, ebenso an der Mähnung einer geladenen Flinte, die der Eine auf dem Rücken hängen hatte. Eine freilich unbegründete, aber bei der unheimlichen Natur der seltenen Erscheinung sehr erklärliche Furcht vor Entladung, welche d durch gesteigert wurde, daß Beide ein Knistern der Flammen wie von einem wirklichen Brennen vernahmen, veranlaßte denselben, das Gewehr von sich zu werfen, und die große Unruhe der Pferde nöthigte Beide abzusteigen, bis nach etwa 10 Minuten mit neuem Unwetter auch die Lichterscheinung verschwand.

Aus Lunden, einem kleinen Flecken abermals 1½ Meilen nördlicher belegen auf einem ausgestreckten niedrigen Geestrücken inmitten der horizontalen Marsch- und Moorfläche, schreibt Herr J. H. Arnold, welcher dem Kirchthurme gegenüber wohnt und an dessen Spitze schon zu verschiedenen Malen während gelegentlicher Sommergewitter solche Feuer gesehen hat, daß am 20. Januar der Sturm mit Regen, Hagel und finsterem, ohne eigentlichen Blitz doch aufleuchtenden Wolken längere Zeit gewehi habe. Um 6½ Uhr endlich sei eine Wolke ohne Regen grade über den Kirchthurm hingezogen, und sofort sei die Thurmspitze in starkes Leuchten gerathen, welches von ihm und seinen sämmtlichen Hausgenossen längere Zeit beobachtet worden.

Der Zimmermeister Johann Christian Johannsen aus Garding in der schleswigschen Landschaft Eiderstedt, etwa 2 Meilen westlich von Lunden und ebenso wie dieses auf einem Geestrücken inmitten der Marsch belegen, befand sich zwischen 7 und 8 Uhr des genannten Tages auf dem Wege zwischen Hüllenbüll und Garding und schreibt mir, wie folgt: „Es wehte ein heftiger Sturm aus Südwest begleitet von einem starken Hagelschauer, dann und wann mit furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen. Endlich ward der Sturm zum Orkan, so daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Auf einmal gewahrte ich an den Fingerspitzen meiner Hausfchuhe Feuer, und zwar so, daß bei dem Reiben der Hände es förmlich herabzurollen schien. Auch mein wollenes Tuch, das ich der Kälte wegen ziemlich dicht vor den Mund gezogen hatte, leuchtete auf, so daß ich anfangs glaubte, Tuch und Hausschuhe seien mit dem Phosphor von Zündhölzern in Berührung gewesen. Als ich aber auch meinen Speichel wie flüssiges Feuer leuchten sah und nach etwa zehn Minuten die ganze Erscheinung ohne jede Spur von Wiederkehr verschwunden war, da hatte ich sofort die Ueberzeugung, daß ich eine elektrische Erscheinung gesehen."—

Im mittleren Holstein ist Rotvorf, an der Rendsburg-Neumünsterschen Bahn belegen, der nördlichste Punkt, von wo mir Nachricht geworden. Sehr interessant namentlich in Betreff der Intensität und der Localisirung des Leuchtens ist, was Herr Dr. Dose von da beobachtete.

„Es wird Sie interessiren," schreibt der genannte Arzt, „daß die am 20. dieses Monats Abends zwischen 6 und 7 von Ihnen wahrgenommene elektrische Erscheinung, auch in hiesiger Gegend nicht unbemerkt geblieben ist. Großartiger und prächtiger noch sah ich das St. Elmsfeuer einige Stunden später auf einer Tour nach Bösen. Auffallend war es, daß gerade während eines Schneegestöbers das Leuchten am deutlichsten erschien. Auch sah man gleichzeitig solche Gegenstände, auf welchen der Hagel vorzugsweise haftete, besonders stark phosphoresciren. So schienen der Rock meines Kutschers, die Mähne und der Schweif der Pferde eine Flamme zu sein, während Gegenstände, von denen der Hagel abprallte, z. B. das Pferdegeschirr, der Wagen u. s. w., nicht im Mindesten leuchteten.

Streifte man die Hagelkörner von der Kleidung ab, so leuchtete die Hand so lange, bis der Hagel geschmolzen war; fuhr man mit der Peitsche durch die Luft, so sah man ähnlich phosphoresirende Streifen, wie man sie auf dem vom Schiffskiel durchschnittenen Wasserspiegel des Kieler Hafens im Frühling und Herbste bemerkt. Die Beobachtung dauerte ungefähr ¼ Stunde bis gegen 10 Uhr."

Der Großherzoglich Oldenburgische Wegeinspector des Fürstenthums Lübeck, Herr Bruhns, in Eutin schreibt mir die Mittheilung eines Postillons, den er gleich nach dem Gewitter betragt hatte, wie es ihm während desselben ergangen sei. Zusammengehalten mit den Erzählungen eines vorurtheilsfreien und aufmerksamen Arztes, welche ich eben geben konnte und welche unbedingten Glauben verdient, wird die Schilderung des Postillons, welche, wenn man sie zuerst liest, unter dem Einflusse einer aufgeregten Phantasie entstanden zu sein scheint, zum nüchternen Berichte der Wirklichkeit.

„Am 20. dieses Monats," so erzählte der Postillon, „fuhr ich von Eutin nach Wallersmühle. Gegen 7 Uhr Abends wurde ich auf der Höhe des Sandweges zwischen der Ottersbrücke und dem Peperfee von einem heftigen Graupelschauer überrascht, so daß ich buchstäblich keine Hand vor Augen sehen konnte. Gleichzeitig brach ein Sturm los, wie ich ihn nie zuvor erlebte. Im Kampfe mit Sturm und Hagel wendete ich mein Gesicht nach der Windseite und erschrak nicht wenig, als ich plötzlich alle Spitzen des mir zur Rechten liegenden Knicks in hellen Funken glänzen sah, die aus die Größe von kleinen Wachsstockchen hatten. Einzelne derselben hoben sich von dem Knick ab und zogen mit dem Winde quer über den Weg; diese hatten eine birnenförmige Gestalt und die Spitze war nach unten gekehrt. Die Erscheinung begleitete mich auf einer Wegestrecke von etwa 100 Ruthen Länge, da aber hatte mich Wind und Wetter mit meinem Fuhrwerk in den Beseidigungsgraben geworfen. Ich suchte im Innern des geschlossenen Wagens die Laternen, welche der Sturm gleich Anfangs ausgelöscht hatte, wieder anzuzünden und das Fuhrwerk auf den Weg zu bringen; als mir beides endlich gelungen war, hatte das Wetter sich aufgeklärt, und von der Erscheinung war keine Spur mehr zu sehen."

Herr Wegeinspector Bruhns, ein höchst aufmerksamer Naturforscher, schreibt ferner, daß nun 3½ Uhr in Eutin während eines heftigen Sturmes mit Graupeln sich ein Blitz und ein Donnerschlag gleichzeitig aus der dunkeln Wolke wahrnehmen ließen. Von mehreren glaubwürdigen Zeugen wurde dabei beobachtet, daß der Blitz vom Thurme hinunterzegangen und am untern Dache nach einer Theilung erloschen sei, während weder am Blitzableiter selbst noch an dem Thurme nachträgliche Spuren des Ereignisses hatten wahrgenommen werden können. In einem späteren Briefe schreibt aber Herr Bruhns: „Fast glaube ich jetzt annehmen zu müssen, daß der Blitz, der unseren Thurm getroffen haben soll, auch St. Elmsfeuer gewesen," und daraus würde dann hervorgehen, daß, wie Dr. Dose um 10 Uhr, Herr Bruhns um 3 Uhr, der Eine vor, der Andere nach dem Hauptereigniß, durch vereinzelte Wolken mit entsprechenden Windbahnen veranlaßte, die Spuren der beginnenden und erlöschenden Spannung gesehen haben, während sonst die Gleichzeitigkeit des Ereignisses auf so ausgedehnten Flächen wie das ganze Herzogthum Holstein sammt einem Theile von Schleswig im hohen Grade merkwürdig ist.

Niemand bezweifelt bei dem jetzigen Stande der Meteorologie, daß die Ursache eines solchen Gewitters das Einfallen des Nordstromes in den herrschenden Südstrom oder des Südstromes in den herrschenden Nordstrom sei; niemand bezweifelt, daß entweder direct vorhandene verschiedene elektrische Spannungen oder dergleichen hervorgerufen durch die zusammenstoßenden Wärmeunterschiede und differenten Dampfspannungen alle elektrischen Meteore hervorrufen können, welche überhaupt bereits durch Ueberlieferung bekannt sind; aber daß ganz ausnahmsweise wird es in diesem Falle, wie der jetzt in den oberen Regionen herrschende Nordstrom in den sein so langer Zeit wehenden warmen Südstrom vor und nach dem Hauptereignis sich an vereinzelten Stellen ein Loch bis auf die Erdoberfläche herabgedohrt hat und dann zwischen 6 und 7 Uhr auf einer sehr großen Fläche gleichzeitig, also nicht von der Stätte des ersten Herabkommens weiter vordringend, sondern auf der ganzen Fläche senkrecht von oben herunter eingebrochen ist, um sofort wieder zu verschwinden, so daß der Südweststurm nur eine kleine Drehung nach Nordwest annehmen konnte, ohne Norden und Osten zu erreichen, und dann gleich wieder in seine alte Bahn zurückfiel, die Möglichkeit einer baldigen Wiederholung des Phänomens eröffnet.

Aus dem mittleren Holstein schreibt mir noch ferner ein Landmann, Herr Ernst Glömann von Klein-Kummerfeld, die nachfolgende Notiz:

„An dem 20. d. M. Abends zwischen 6 und 7 Uhr passirte ich in Begleitung eines Herrn aus Altona zu Wagen die Segeberg-Neumünstersche Landstraße und zwar auf der Strecke zwischen Kummerfeld und Gadeland. Bald nachdem wir ersteres Dorf verlassen, verfinsterte durch aufsteigende, augenscheinlich von Schnee oder Hagel erfüllte Wolken der Himmel sich dermaßen, daß mein Begleiter und ich, obgleich wir Seite an Seite auf einem gewöhnlichen Wagensitze saßen, uns nicht durch das Gesicht, sondern nur durch das Gehör von unserer beiderseitigen Gegenwart überzeugen konnten. Indem wir noch hierüber unsere Bemerkungen austauschten, sahen wir zu unserem Erstaunen auf den Bäumen, womit hier die Landstraße an beiden Seiten bepflanzt ist, sowie auf den Pfählen und dem Draht der ebenfalls hier befindlichen Telegraphenlinien unzählige kleine Flämmchen erscheinen, so daß das Ganze, weil die Landstraße sehr weit zu übersehen und sonstige Bäume nicht vorhanden, einer über alle Maßen großartigen Illumination zu vergleichen war, nur mit dem Unterschiede, daß die in Rede stehenden Flammen, obgleich sehr glänzend und der Zahl nach Legion, nicht die geringste Helligkeit verbreiteten. Während dessen hatten die schwarzen Wolken bereits begonnen sich ihres Inhaltes mit einer furchtbaren Wucht zu entladen, was die Flämmchen aber nicht im Mindesten zu stören schien. Ueber die Dauer der Erscheinung und namentlich darüber, ob, wie bei Ihnen, die Flammen in Folge eines Blitzes verschwanden, kann ich leider nichts sagen, weil meine Pferde, sehr bemmuhigt bei der herrschenden Dunkelheit, eine Zeit lang unser Beider ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und die Erscheinung verschwunden war, als wir uns ihr wieder zuwenden wollten."

Aus diesen verschiedenen eben so klaren als reichhaltigen Schilderungen gewinnt man ein so deutliches und anschauliches Bild des ganzen Phänomens und des St. Elmsfeuers überhaupt, wie es vorher noch nicht zu haben war, und was die Verbreitung anlangt, so ist von ganz Holstein nur die östlichste Ecke ausgenommen, denn den Ausdruck der zuletzt genannten Localitäten an unseren Ausgangspunkt, in der Nähe von Hamburg, kann ich durch die mündlichen Mittheilungen zweier Ständeskgenossen vollenden. Bei Ohsdoe, südlich von Segeberg, hat der Dampfmaschinenschornstein der Sonder'schen Papierfabrik oft so geleuchtet, daß man allgemein geglaubt hatte, er brenne aus, und in der Nähe des sogenannten Ochsenzolles der holsteinischen Zollgrenze im Norden von Hamburg sind noch die mit Lichtern besteckten Hecken wahrgenommen worden.

Auffallend bleibt nur, daß aus Hamburg und Altona gar keine Nachrichten mitgetheilt worden, obgleich doch dort die höchsten Thurmspitzen dieser Gegend vorhanden sind, und obgleich der Natur der Sache nach selbst auf den durch Sturm und Schneegestöber verdeckten Straßen doch immer noch mehr Augen offen sind, als in den theilweis höchst einsamen Landschaften, die genannt wurden.

Da nun aus den öffentlichen Blättern hervorgeht, daß an demselbigen Tage ein von Stürmen begleitetes Gewitter ganz Deutschland heimsuchte, ein Gewitter, das von unseren Nordseeküsten bis an den Fuß der Alpen reichte, und da gemeldet wird, daß während dieser Zeit die Telegraphendienste größtentheils unterbrochen gewesen sind, so bleibt kein Zweifel, daß auch in Mitteldeutschland ähnliche elektrische Spannungen obgewaltet haben.

Es war mir daher auffallend, daß ich in den hier gelesenen Zeitungen von St. Elmsfeuern nichts finden konnte, und ich kam daher zu der Vermuthung, daß das Elbthal, welches außer dem eigentlichen Flusse in gegenwärtiger regnerischer Zeit durch Ausfüllung aller Gräben und Niederungen in den horizontalen Marsch- und Moorstrichen eine nasse Fläche von 5 bis 6 und mehr Meilen Breite darstellt, wie es im Munde des Volkes stets als Wasserscheide gilt, auch in diesem Falle eine Scheide, wenigstens für das abnorme elektrische Phänomen, geworden sei. Nun aber theilt mir Herr Carl von Wehrs, Gutsbesitzer von Alt-Bötersheim im mittleren Holstein, auch noch positive Nachrichten über eine weitere Ausdehnung des St. Elmsfeuers mit.

„Diese Dimensionen," schreibt derselbe, „gewinnen durch einen mir zugegangenen Bericht aus Hannover noch bedeutend. Man hat nämlich am 20. Januar zu Jork im Altenlande, am jenseitigen Ufer der Elbe und ungefähr Wedel gegenüber belegen, anfänglich geglaubt, der Kirchthurm brenne, sich dann aber bald überzeugt, daß es ein mehrere Minuten anhaltendes St. Elmsfeuer gewesen. Dann schreibt man mir weiter, dieselbe Erscheinung habe sich zu der nämlichen Zeit an den Bäumen der Chaussée, die von Hiltesheim nach Osterode führt, gezeigt, also noch anderthalb Breitengrade weiter nach Süden."

Diese Nachricht und die überraschende Thatsache, daß auch hier noch die Gleichzeitigkeit stattfand, bestätigt, daß wir ein höchst ungewöhnliches und bedeutendes meteorologisches Ereigniß erlebt haben, und das veranlaßt mich, diese Mittheilung gerade in der Gartenlaube, welche jetzt das beliebteste Buchblatt in Deutschland ist, mitzutheilen, um dadurch vielleicht Anlaß zu weiteren Nachrichten zu geben und einem Meteorologen von Fach für die strengere Beurtheilung der Sache Material von solcher Reichhaltigkeit zuzuführen, wie es weder durch Hülfe der streng wissenschaftlichen Journale, noch durch die meteorologischen Observatorien geliefert werden kann, deren Aufzeichnungen über die gleichzeitigen Stände und Bewegungen der meteorologischen Instrumente vollständig genug sein werden, um ohne Beobachtungslücken ein vollständiges Gemälde des Ereignisses den meteorologischen Annalen zu überliefern.

Dr. L. Meyn, Fabrikant zu Uetersen.

Streiflichter aus Westphalen.

Nr. 1.

Horch auf! Die Ladung! Du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe Dich!
Reck vor dem Stuhle laß Dein Banner strahlen!
Wie Forst und Strom und frischgepflügtes Land
Dreifarbig schimmern lassen Dein Gewand,
Grün, weiß und schwarz — so stelle Dich Westphalen!

Freiligrath.

Zur „rothen Erde" will ich den Leser führen, zu einem der verschrieensten Striche Deutschlands, zum Lande der Schinken, des Pumpernickels und — des horriblesten Dialekts. Durch die Porta westphalica über die schimmernden Bleichplätze Bielefelds, durch die wogenden Kornfelder des Hellwegs will ich Euch hinabführen in die schwarzen Schlünde der Kohlenwerke; ich will Euch führen zu den dampfenden glühenden Hochöfen, zu den pochenden Hämmern, in die rußigen Werkstätten der Metallarbeiter; durch die belebten, grünen Thäler geleite ich Euch auf die kahlen Höhen von Winterberg, wo erst die Umsicht den Schnee zu schmelzen vermag, wo fast jede Vegetation erfrieren ist und nur der helle Ruf des Hirsches, der unheimliche Schrei des Uhu die Todtenstille der starren Natur unterbricht.

Indem wir zuerst die Industrie betrachten, müssen wir die Worte eines deutschen Dichters eintreu. „Ist's, wo der Märker Eisen reckt?" singt Arndt in seinem Liede vom deutschen Vaterland, und Mancher wird diesen Punkt vergebens auf den Karten Deutschlands gesucht, Viele, besonders Süd-Deutsche, ihn mit der Mark Brandenburg für identisch gehalten und diese „Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs" mit der Grafschaft Mark in Westphalen, einer der schönsten Perlen in Preußens Krone, einer Gegend, überreich sowohl an landschaftlicher Schönheit, als auch an Schätzen des Bodens, an Erzeugnissen der Industrie, verwechselt haben. Wer auf der Kölner-Mindener, auf der Ruhr-Sieg-Bahn das Land durchfliegt, berührt die Grafschaft so ziemlich in ihren äußeren Grenzen. Belehrend ist ein Blick in diese gesegneten Gegenden, ein Ausenthalt in den unzähligen Werken und Stadtissements, welche der unermüdliche, rege Geist der Bewohner hier errichtet.

Denn woher stammen die Näh- und Stricknadeln, von den schlanken, gekrummäneren in den Händen zarter Damen bis herab zur starken, kräftigen Nähnadel des Schneiders? Woher die köstlichen Bronze- und Messingarbeiten, woher die Knopf- und Neu-

silber-, die Weißblech- und Blechwaaren, woher der Telegraphendraht, die unzähligen Sorten von Eisen- und Messingdraht und Drahtnägeln; woher all' die Pfannen, Töpfe, Sensen ꝛc., die in keiner Haushaltung der Welt fehlen dürfen; woher die Sporen, von den feinsten Stutzerlorten bis zu den groß gezahnten, scharfen und schweren der Gauchos und Maulthiertreiber Südamerikas; woher endlich der Gußstahl, der durch seine Glocken, Achsen, Stangen,

	Steinkohlen:	Werth:	Arbeiter:
	21,829,172 Tonnen . .	9,351,674 Thaler . .	29,320
	Eisenerze:		
	871,392 „ . .	585,814 „ . .	2354
	Zink-, Blei-, Kupfer-, Bitriolerze:		
	208,503 Centner . .	102,470 „ . .	387

Die Vehmlinde bei Dortmund.

durch seine prachtvollen Geschützrohre der Metallindustrie ganz neue Bahnen geöffnet und die Gegend von Bochum, wenn sie anders noch nicht zu einer weltberühmten geworden, durch die Anlage eines riesigen Walzwerkes zur Herstellung von Platten für Panzerschiffe, mit Walzen von 5 Fuß im Durchmesser, getrieben durch eine Maschine von 2000 Pferdekraft in dem Namen des „Eisenkönigs" Krupp, zu einer weltberühmten machen wird!?

Die Grafschaft Mark ist die Wiege aller dieser Erzeugnisse, und rechnen wir hierzu noch die benachbarten großartigen Ravensberger Spinnereien und Bielefeld's Leinwandproduction, so möchte schwerlich eine zweite Gegend Deutschlands, ja der Welt aufzuweisen sein, welche auf so engem Raume so großartige industrielle Erfolge erzielt.

Zur besseren Uebersicht dieser Industrie folgt eine genaue Aufstellung der Production der Berg- und Hüttenwerke im westphälischen Hauptbergrevier vom Jahre 1860, wobei wir bemerken, daß nur die männlichen Arbeiter aufgeführt, Frauen und Kinder aber, beinahe ein Drittel der Arbeitskräfte, nicht mit eingerechnet sind.

			Werth:		Arbeiter:
Gußeisen:					
a. Roheisen in Gänzen b. Gußstücke c. Rohstabeisen d. Eisengußwaaren	3,043,545	Centner.	4,669,870	Thaler.	4106
Schmiedeeisen:					
a. Stabeisen b. Schwarzblech c. Weißblech d. Eisendraht	2,493,184	„	9,789,976	„	7920
Stahl:					
a. Rohstahl b. Gußstahl c. Raffinirter Stahl	313,861	„	3,018,879	„	7403

Zink:		Werth:	Arbeiter:
a. Rohzink			
b. Zinkweiß		237,104 Centner.	1,455,424 Thaler. 981
c. Zinkblech			

Die große Ravensberger Spinnerei beschäftigte im Jahre 1858 10,760 Spindeln mit 600 Arbeitern. Die Spinnerei Vorwärts 8000 Spindeln mit 435 Arbeitern. Im Jahre 1857 wurden auf den Bielefelder Bleichen 91,407 Stück Linnen gebleicht.

Während in der Ebene des Landes die unzähligen Kohlenwerke, die meisten Puddlings- und Gußstahlfabriken liegen, beginnt mit der Gebirgslandschaft die Fabrication all' der unzähligen Metallwaaren. Eine aneiferuartige Thätigkeit lebt in jedem Winkel, jedem Abhange dieses schönen, pittoresken Bergsandes. Da ist kein Fluß, kein Bach, der nicht von den emsigen Bewohnern zu ihrem Dienste gezwungen wäre. Lagert sich der Wanderer an einem Waldeshang, so leuchten ihm aus dem dunklen Grün die Ziegeldächer der Arbeiterwohnungen bis vom höchsten Bergesgipfel entgegen. Das stampft, das pocht, das prasselt, das rollt von fern und nah: hier das schillernde Bessemerfeuer der Schmelzhütten, dort das Glühen der Hochöfen in dem dunklen Waldesgrün; dann das helle Klappern der kleinen Drahtrollen und Hämmer, das Klingen des Ambos unter den taktmäßigen Schlägen der Kettenschmiede — eine Musik, die sich weit hinaus durch die unzähligen Thäler zieht, bis sie in dem rauhen Gebirgsstock, der sich in dem kahlen Astenberge gipfelt, nach und nach verstummt. Und auch hier, wo der steinige Boden nur eine kärgliche Haferernte gedeihen läßt, verleugnet sich nicht der industrielle Sinn der Bewohner. Was der unfruchtbare Heimathsboden auf Höhen von 2000 Fuß nicht zu liefern vermag, wird ersetzt durch den uralten Hausirhandel mit allerlei Holzwaaren, als Löffel, Mulden, Butter-, Salz- und Kaffeedosen, Butterstecher, Apothekerbüchsen, Krahnen ꝛc. Hierzu kommen Wetzsteine zum Schärfen der Sensen und Sicheln. Jung und Alt beschäftigt sich mit dem Fabrikat dieser Gegenstände, die dann auf dem Rücken in sogenannten „Kiepen" glücklicheren und fruchtbareren Gegenden zugetragen werden. Gestrickte wollene Waaren, Sensen, Futterklingen ergänzen unterwegs den Waarenvorrath; in den fernsten Gegenden Deutschlands erblickt man diese wanderuden Industriellen, und wenn der Volkswitz schon Columbus in Amerika einen Winterberger mit Sensen ausrufen läßt, so bezeichnet dies treffender den vor seiner Entfernung zurückschreckenden Unternehmungsgeist des sauerländischen Hausirers.

Die Industrie, der Handel Westphalens ist uralt. Iserlohn, gegenwärtig wohl die gewerbreichste Stadt des Landes, hatte im Mittelalter eine Panzermacherzunft, welche künstlich gewobte und geflochtene Panzerhemden weithin versandte. Ob schon damals die Sucht und Nothwendigkeit geherrscht, inländische Fabrikate mit ausländischen Stempel und Wappen zu versehen, wissen wir nicht; unwahrscheinlich aber dürfte es nicht sein, daß schon damals diese Hintenansetzung deutschen Gewerbsleißes an der Tagesordnung gewesen, und so mag denn auch manches Iserlohner Panzerhemde als echt mailändisches auf den Märkten von Brügge und Antwerpen, Nürnberg und Augsburg verkauft worden sein. Dortmund und Soest, beides enge Glieder der Hansa, sinken wir schon im 12. und 13. Jahrhundert auf den großen Handelsplätzen des Nordens, Wisby und Nowgorod, vertreten. Jede der Städte besitzt einen von den vier Schlüsseln zur Gehlade der „gemeinen Deutschen aus allen Städten" auf Wisby. Das ganze deutsche Binnenland wird hier somit durch westphälische Männer vertreten, und unsere Achtung vor dem Einfluß dieser selben Emporien steigt, wenn wir eine Deputation aus Kurland im Jahr 1275 Statuten und Verfassung Dortmunds zur Gründung der neuen Stadt Dörpt (Derpat) nachsuchen sehen. Mit dem Verfall der Hansa beginnen auch die westphälischen Städte zu sinken, um wie der 30jährige Krieg die Blüthe deutscher Nation gebrickt, so auch die letzten Reste dieses kräftigen Bürgerthums. Die stolzen Thore und Thürme verfallen, der Schlüssel im rothen Felde verschwindet immer mehr aus den Flaggen der meerdurchkreuzenden Gallonen; statt 40,000 freiheitsliebender Bürger zählt zu Anfang dieses Jahrhunderts Dortmund nur noch 4000 und Soest kaum noch 6000 Bewohner, von denen erstere ihren Unabhängigkeitssinn nur dadurch zu bethätigen wissen, daß sie mit aller Macht der Anlage einer Landstraße durch ihr Gebiet sich widersetzen. Sie sinken zu schmutzigen Ackerstädten herab, bis es endlich unserer Zeit vorbehalten blieb, sie zu neuem Wachsthum, neuem Leben erwachen zu sehen.

Die Literatur- und Kunstepoche des Landes datirt ebenfalls aus den ältesten Zeiten. Das Benedictinerkloster Corvei (Corbeia aurea) glänzte schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts durch seine weltberühmte Schule, und hier in einem ihrer Scriptorien, in denen der Tacitus zählich zehn Mal abgeschrieben werden mußte, fand man 1514 die verloren geglaubten fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus, deren Manuscript, wenn ich nicht irre, sich gegenwärtig in Florenz befindet, wieder auf. Daß Westphalen eingreifend gewesen in die Poesie des Mittelalters, beweist uns ein Codex des Nibelungenliedes. Nach demselben haben Männer von Soest und Münster dieses Lied nach dem Rhein gebracht; an einer anderen Stelle des Gedichts wird des Thors zu Soest, wodurch Hagen getommen, des Gartens, durch den die Nibelungen eingedrungen, sowie des Schlangenthurms, in welchem Günther enthauptet, erwähnt.

Der Glanzpunkt der westphälischen Malerschule datirt von dem sogenannten Liesborner Meister, einem Mönche der Benedictiner-Abei Liesborn im Münsterlande. Seine an Geb und Farbenpracht reichen Gemälde entstanden um die Mite des 15. Jahrhunderts, sind gänzlich frei von dem Einfluß anderer Meister und Schulen und übertreffen an correcter Zeichnung, reichem Colorit und idealer Conception die meisten Werke seiner Zeitgenossen. Gleich wichtig für die Kunst ist der Name des Soester Glasschmieds, Malers und Kupferstechers Heinrich Aldegrever. Ein Schüler Albrecht Dürer's, nennt er sich auf seinen Reisen Albert von Westphalen, weshalb man fälschlich zwei Aldegrever angenommen.

Als eigenthümlich zu Westphalen gehörend ist das Gericht der Behme, und wir wollen diese Skizze nicht schließen, ohne dieses merkwürdigen mittelalterlichen Rechtsinstituts mit einigen erläuternden Worten erwähnt zu haben.

Manche falsche Tradition wäre dabei zu berichtigen. Hier nur so viel, daß die Behme nur auf rother Erde, d. h. in Westphalen, bestand und nie und nirgends anders als bei hellem Sonnenlichte unter freiem Himmel gehalten wurde. Den Beinamen des „heimlichen Gerichts" erhielt sie durch die geheim gehaltene und bis auf den heutigen Tag noch nicht gedeutete Losung der Wissenden. Der Hauptstuhl der Behme war zu Dortmund und stand seit 1545 im Stadtgraben vor dem Burgthore. Dicht am Bahnhofe der Klusmündung Eisenbahn unter einer alten Linde noch jetzt sind derbe Steinsitz, an dem die Schöffen saßen und Recht sprachen. Der Tisch zeigt in grobem, verwittertem Relief den alten, einfachen Reichsadler als Symbol des höchsten, kaiserlichen Gerichts. Mit der Einführung des Reichskammergerichtes verlor die Behme immer mehr an Macht und Ansehen, und dem Dortmunder Freigrafen, deren letzter, Zacharias Löbbecke, ein Glied eines alten, noch heute in Westphalen kräftig fortblühenden Patriziergeschlechts, am Dienstag nach Heil. Drei Könige 1803 zum letzten Male hier „des Königs Bank gefchlossen", lag zuletzt nur noch die Schlichtung Dortmunder Communalhändel ob.

Während der Zeit ihrer höchsten Macht fanden die Urtheile der Behme eine prompte und energische Exekütung durch die Weidenschlinge der über ganz Deutschland verbreiteten 100,000 Wissenden. Hatte der Stuhl zu Dortmund gesprochen, so war jene Appellation vergebens, und selbst die Kaiser, von denen mehrere, unter ihnen der galante Sigismund, im Jahre 1429 sich an Stuhle zu Dortmund als Wissende aufnehmen ließen, verwochten nicht, der einmal erfolgten Aechtung Einhalt zu thun. Als der Graf von Wernigerode, ein mächtiger Dynast, im Jahre 1383 verurtheilt wurde, half alles Protestiren Wenzel's nicht. Man hing den gräflichen Leib ohne Weiteres an einen derben westphälischen Eichenast, und für Wenzel, der die Losung verrathen, verfielen diejenigen, durch welche er sie erfahren, ebenfalls unnachsichtlich der rächenden Schlinge.

Aus einem späteren Behmprocesse, der uns in ziemlich erhaltenen Actenstücken vorliegt, sehen wir übrigens, daß der Stuhl doch auch oft den Umständen Rechnung trug, zu friedlichen Vergleichen sich bequemte und die Wissenden nicht immer gleich unerschrockene Männer gewesen.

Ein Basall des Grafen von der Mark, E. von Mallinkrodt auf Burg Wetter an der Ruhr (statt der Zwingthürme des Raubnestes reden jetzt, das Zeichen einer glücklicheren und bessern Zeit, hohe Schornsteine eines Eisenwerks ihre Häupter aus den Ruinen empor), wirft ohne vorherige Absage einen Dortmunder Bürger auf offener Heerstraße nieder und beraubt ihn. Ein Freund des Be-

raubten, zugleich Wissender des Stuhls, bringt vor dem „Königsstuhl im Graben“ die Klage an, und Malkinkrodt soll vorgeladen werden. Derselbe aber, das alte „procul a Jove, procul a fulmine“ beherzigend, flüchtet nach Unna und lebt in dieser seinem Lehnsherrn zugehörigen Stadt in gemüthlicher Sicherheit, bis ihm in seiner Herberge von zwei Schöffen die Ladung der Behme überbracht wird. Malkinkrodt, weit entfernt dieselbe mit angstvollem Respect aufzunehmen, extaubt sich die kräftigsten Ausfälle gegen den Stuhl und bedroht schließlich dessen beide Sendboten mit derben Prügeln, wenn sie sich nochmals zu ähnlicher Ladung verstehen würden. Die Drohung versetzt, wie aus dem Protokoll deutlich zu ersehen, die beiden Wissenden in nicht geringe Angst, und da jetzt nach dem Herkommen die Ladung zum zweiten Male dem Verklagten und zwar diesmal durch vier Schöffen überbracht werden muß, eine zweite persönliche Begegnung mit solch verwegenem Gesellen aber Leib und Seele in Gefahr bringen dürfte, so werden die vier Schöffen ermächtigt, den Brief zur Vermeidung aller Thätlichkeiten an den Grendel Thorgatter) von Werner zu heften. Aber wie unendlich hingelangen zu dem doch und sicher getegenen Raubneste des Verklagten? Wahrlich, sauer genug lassen sie es sich werden, diese unermüdlichen Priester der Themis. Im Dunkel der Nacht, mit Mühe und Gefahren aller Art betreten sie das gefährliche Gebiet der Burg; in dem zu den Acten gegebenen Protokolle sehen wir die wackern, wenn auch furchtsamen Männer sich an Abhängen verkriechen, hinter Gebüschen verstecken und im Schweiße ihres Angesichts Felsen erklettern, bis sie endlich glücklich und unentdeckt zu dem Burgthore gelangen und an dasselbe die Ladung befestigen.

Malkinkrodt aber, weit entfernt, der Ladung Folge zu geben, steckt sich hinter seinen Lehnsherrn, und nach langem Hin- und Herschreiben vermittelt dieser durch seinen mächtigen Einfluß einen Vergleich, nach welchem Ehren-Malkinkrodt ungestraft davon geht, in die Dienste der Stadt Dortmund tritt und gegen guten Gehalt fortan die wackern Reichsstädter ungesehenen läßt.

In unserem nächsten Artikel werden wir mehr auf einige merkwürdige Specialitäten Westphalens eingehen.

Karl Ueberhorst.

Blätter und Blüthen.

Ein Charakterbild aus dem Fürstenleben. Die durch Geist und Gemüth sich auszeichnende Herzogin von X. feierte ihren Geburtstag in ihrem freundlichen Palais, einer kleinen deutschen Residenz, wo sie ihren Wittwensitz genommen hatte und als eine Wohlthäterin der Armen und als eine Mutter der Bedrängten so segensreich wirkte, daß ein geistreicher englischer Lord von ihr sagen konnte: „Mildthätigkeit ist ihr Synonym!“

Die Gratulationscour war eben beendet. Ermüdet von dieser ebenso langweiligen als lästigen Ceremonie hatte sich die edle Fürstin aus dem Empfangssaal in ihr Boudoir zurückgezogen. Da hörte sie leichte, eilige Schritte die Treppe heraufkommen.

„Ah ha,“ sagte sie, „das sind meine glückwünschenden Enkel!“ Und so war es. Zwei frisch und munter „aufsuellende“ Knaben von 10 und 11 Jahren traten ein, die wir mit den Namen Ernst und Albert bezeichnen wollen. Unverhofft ging die Hand süßend nahete sich zuerst Ernst und sprach die gestoßenen Worte: „Ich gratulire Dir recht schön zu Deinem Geburtstage und wünsche Dir viel Glück! Der liebe Gott erhalte Dich recht gesund und behalte Du uns nur immer recht lieb, gutes Großmütterchen.“

„Nun,“ erwiderte die Herzogin, „das wirb hauptsächlich Euch abhängen. Wenn Ihr recht gut und fromm und fromm sich und geborsam seid, so werde ich Euch auch immer recht lieb behalten. Wie ist es denn damit gewesen, seitdem Ihr mir im vorigen Jahre zu diesem Tage Glück gewünscht habt? Seid Ihr auch immer recht fleißig und gut gewesen?“

„Gewiß, liebe Großmutter,“ erwiderte Ernst und fing an aufzuzählen, was er Alles seitdem gelernt habe, während Albert beschämt schwieg.

„Gut, gut,“ sagte die Herzogin, „aber besser als das Alles ist ein guter, frommer Sinn, den Euch Gott bewahren möge. Wie steht es denn aber mit Eurer Casse? Wie habt Ihr den Zuschuß, den ich Euch im vorigen Jahre gab, angewendet?“

Ernst zählte tegelich genau auf, was er dafür angeschafft hatte. Albert stockte dabei etwas. Aber die Herzogin schien seine Verlegenheit nicht zu merken, sondern gab jedem der beiden Enkel die gewöhnliche Festgabe von 10 Friedrichsd'or und entließ sie mit folgender Ermahnung:

„Es war einmal ein Kaiser in Rom, der pflegte zu sagen, Niemand müsse von der Unterredung mit einem Fürsten traurig hinweggehen. Er war unermüdet thätig, Gutes zu thun und für das Wohl seines Landes zu sorgen, und als er eines Abends bei der Hauptmahlzeit zu seinem Lieblingen sich versammelte, daß er an dem zu Ende gehenden Tage noch Niemandem eine Wohlthat erwiesen habe; er ist mit wohlmüthigen Gefühle aus: Freunde, diesen Tag habe ich rein verloren!“ Nehmt Euch diesen Kaiser zum Vorbild und lebt fürstlich wie er.“

Munter und leichtmorgenfüßig sprangen die Knaben die Treppe hinab. Als sie am Portal angekommen waren, trat ihnen ein von Sorgen und Mühen zusammengeschrumpftes Mütterchen entgegen.

„Ach meine lieben jungen gnädigen Herren,“ redete sie die Alte an, „wollen Sie nicht einer armen alten Frau eine kleine Gabe mittheilen? Mein Häuschen soll Schulden halber verkauft werden, und ich weiß kaum nicht, wo ich mein Haupt hintegen soll. Dazu ist mir noch heute Morgen, weil ich die Steuern nicht bezahlen konnte, mein Hauptnahrungsquell, meine Ziege, abgepfändet worden. Nun weiß ich gar nicht mehr, wovon ich leben soll. Sein Sie so barmherzig!“

Ernst versicherte ihr, daß er keine kleine Münze bei sich habe, und eilte von dannen. Alberten waren bei den rührenden Worten der Alten Thränen in die Augen getreten. Er schien einen Augenblick zu schwanken, dann aber griff er, nachdem er sich an die schöne Kaisergeschichte der Großmutter erinnert hatte, rasch in die Tasche, drückte dem alten Mütterchen die zehn Friedrichsd'or in die Hand und lief, quasi re bene gesta, fröhlich davon.

Als die Alte die Hand öffnete und die Goldstücke blinken sah, war sie zum Tod erschrocken. Sie ging tegleich zum Pertier, um ihm den Vorfall zu erzählen. Dieser rief den Kammerdiener. Der Kammerdiener nahm, nachdem das Mütterchen seine Erzählung wiederholt hatte, die Goldstücke und brachte sie mit den nöthigen Erläuterungen der Herzogin. Diese ließ die Alte zu sich kommen, sich deren bisherige Lage noch genauer schildern, lobte ihre Gleichstein und gab ihr zu den 10 noch 2 Goldstücke. Unter hellen Freudenthränen darüber, daß sie nun ihr Häuschen frei machen und ihre Ziege wieder einlösen könne, verließ die Alte die gerührte Fürstin mit einem herzinnig dankenden „Bergelt's Gott!“

Ein Jahr war rasch verübergegangen; die Herzogin feierte wieder ihren Geburtstag. Wiederum war die Cour vorüber, und die beiden Enkelkinder stürmten zur kleinen Gratulationscour herein.

„Nun,“ sagte die Herzogin, nachdem die Knaben ihre Herzenswünsche, Jeder in seiner Weise, dargebracht hatten, „wie habt Ihr denn Eurer vorjährige Geburtstagsgabe angewendet?“

Ernst war wieder gleich bei der Hand aufzuzählen, was er Alles da von gekauft habe. Odenan stand ein kleines Puppentheater und eine zum Dreschen vorhandene Kiebsdarmerika. Dann folgte eine Freiexpost für kleine Concerte und eine Armbrust für kleine Schützenfeste.

„Und Du,“ sagte die Herzogin zu Albert, als er verlegen schwieg, „wo bist Du mit Deinem Gelde hingekommen?“

„Ich habe — ich bin — ich —“ stotterte Albert; weiter konnte er nichts hervorbringen.

„Ich weiß schon,“ fiel die Herzogin ein, „Du bist nicht ein so ge wissenhaft rechnungführender Hausbatter, als Dein Bruder, und weißt da her nicht, wie er, so genaue Rechenschaft und Auskunft zu geben; aber an irgend Etwas wirst Du Dich doch noch erinnern, was Du Dir für das Geld angeschafft hast. Bekinne Dich — sonst müßte ich Dir beute die gewohnte Gabe verlagen.“

Albert schlug, über und über roth werdend, den Blick zur Erde nieder, rieb sich immer verlegener werdend die Hände und küßte endlich, wie wegen einer Schuld um Verzeihung bittend, der Großmutter Hand, wild rend ihm Thränen in die Augen traten.

„Nun, nun, dermöge Dich nur, mein lieber Albert,“ sagte die Herzogin, und auch ihr waren die Thränen in die Augen getreten. „Ich weiß schon seit einem Jahre, wo Du mit dem Gelde hingekommen bist. Du hast es sehr gut, viel besser als Dein Bruder angewendet, in sich Euch im vorigen Jahre mittheilte. Albert bedarf das nicht, denn er hat schon getreulich darnach gehandelt.“

Und so geschah es. Die Herzogin erzählte dem Enkel die Geschichte von Kaiser Titus anschaulich mit den nöthigen Ausführungen und Ermahnungen, und zwar mit solchem Erfolg, daß vor der Geist des unsterblichen Mannes seine Saat ausstreute, so werden zu einer ganz besondern Festlichkeit sich diejenigen Orte berufen fühlen, in welchen der Geselte selbst geweilt, und wo sich noch eine Erinnerungsstätte an ihn erhalten hat. Zu diesen Orten gehört auch Coburg.

Jean Paul in Coburg. Am 21. März dieses Jahres feiert ganz Deutschland das hundertjährige Geburtstagsfest eines seiner größten Dichter und Schriftsteller, Jean Paul Friedrich Richter's. Wird die Dankbarkeit der Nation dieß Feier überall hervortreten, wo der Geist des unsterblichen Mannes seine Saat ausstreute, so werden zu einer ganz besondern Festlichkeit sich diejenigen Orte berufen fühlen, in welchen der Geselte selbst geweilt, und wo sich noch eine Erinnerungsstätte an ihn erhalten hat. Zu diesen Orten gehört auch Coburg.

Jean Paul siedelte im Frühjahr 1803 von Meiningen und Hildburghausen, dessen Herzog ihm den Legationsrath-Titel ertheilt hatte, nach Coburg über. Hier verlebte er einen so schönen und glücklichen Sommer

und Herbst, daß seine edle Gattin und er sich noch in späteren Jahren gern dieses Aufenthalts erinnerten, und für die ganze Zeit hat ein freundliches Geschick mir den treusten Berichterstatter gegeben — in meiner Mutter. Sie war, damals fünfzehn Jahre alt, von Jean Paul's Gattin als Dienstmädchen in's Haus genommen worden, und sie blieb bei der Familie bis zu deren Abreise nach Baireuth.

Einem Jean Paul gegenüber ist die Bemerkung wohl kaum erlaubt, daß seine Persönlichkeit und sein ganzes ungewöhnliches Wesen auch der einfachsten Auffassung als etwas Besonderes erscheinen mußte, das bis in's Einzelne sich zu unvergeßlichen Erinnerungen einprägte. So erging es auch meiner Mutter. Ein Ereigniß ihrer Jugend trat sie noch in den spätesten Jahren so freudig auf, als wenn sie von „Jean Paulus“ erzählte und von den mancherlei „Wunderlichkeiten des guten Herrn“. Bemerkte sie auch nie die eigentliche wahre Größe des Mannes zu würdigen, da ihrem Gesichtskreis, wie dem so vieler Millionen im armen Volk, der Blick zu den geistigen Höhen des Lebens verschlossen blieb, so galt ihr doch der Mann als „etwas gar Seltsames unter den Menschen“, und was sie von ihm erzählte, zeugt ebenso für ihre richtige Auffassung und ihr rein natürliches Gefühl für das Große und selbst für das Dichterische, wie es auch Jean Paul's vollkommen würdig ist. Davon möge nun hier nur das Fragende, als dem vorliegenden Zweck entsprechend, seine Stelle finden.

Jean Paul wohnte in Coburg in dem später sogenannten Prätorius'schen Hause in der Spitalgasse. Wie er aber stets für sein nächtiges Schaffen während der schönen Jahreszeit auf eine traumwebende Stätte in der freien Natur bedacht war, so hatte er mit seinem seinen Naturkennergenuß bald auch in der reizenden Umgebung Coburgs das rechte Fleckchen für sich herausgefunden: das Gartenhaus auf der vordern Koppe des sogenannten Adamsberges. Wie Hirten von Baireuth aus in die Rothmühlzeiel, so pilgerte er jeden Morgen von Coburg aus zu dieser Höhe. Im grauen Rock, eine Blume im Knopfloch, eine Mappe unterm Arm, den Stock in der Hand, auf dem Haupt die Mütze mit dem ewigen Schild, so sah man ihn den regelmäßigen Gang am Morgen dahin wandeln. Eine größere Mappe, einige Bücher und das Frühstück trug ihm, stets etwas später, meine Mutter nach. Bisweilen ließ er sich Mittags auch das Essen auf seinen Berg bringen. Erst gegen Abend stellte sich die Familie ein. Dann begann die Lust mit den Kindern, dann stellten ebenso schöne Lehren und Geschichten von seinen Lippen, als er in Scherz und Neckerei überströmte, da war er ein frommer sorglicher Vater und ein fröhlicher Mensch zugleich und glücklich in der herrlichen Fülle seines Herzens.

Als eines Morgens meine Mutter mit der vollen Mappe zu ihm in's Gartenhaus trat, wo er an seinem Schreibtische saß, rief er ihr entgegen: „Liebste! (bekanntlich unsere sränkische Abkürzung des Namens Elisabeth) Weißt Du, was Du jetzt unterm Arm getragen hast?“ — „Nein, Herr Legationsrath! — „Siehst Du, wenn Du's gewußt hättest, wärst Du am End' davor erschrocken.“ — „I gar! Warum denn? — „Nu merk' auf!“ (Er öffnete die Mappe, in welcher viele große und kleine beschriebene Blätter und Papierschnitzel zum Vorschein kamen.) „Du hast ein ganzes Gewitter unterm Arm getragen. Siehst Du, die kleinen Blättle, das sind lauter Blitze, und die großen, das ist lauter Donner. Nu merk' auf! Wenn Du die Mappe einmal fallen lassen solltest und der Wind jagt Dir die Blätter fort, so sveringe nur ja nach den kleinen, die rasse mir alle zusammen, die großen kannst Du fliegen lassen. Denn, siehst Du, den Donner, den mach' ich selber und den kann ich immer machen, aber die Blitze kommen vom Himmel, und die kommen nicht wieder, wenn sie einmal fort sind!“

Das Gewitter, welches meine Mutter unterm Arm getragen, hat später mächtig über Deutschland gedonnert und in vielen Herzen eingeschlagen: es war das Manuscript zu den „Flegeljahren“, das Jean Paul zum größten Theil in dem Gartenhäuschen auf dem Adamsberg vollendet hat.

Noch heute steht das alte Gartenhaus unterm Schatten seiner nachbarlichen Bäume. Es wäre schön, wenn es erhalten würde und wenn der 21. März dieses Jahres Veranlassung böte, auch auf dieser Stätte des großen deutschen Geistes zu gedenken, der sie für alle Zeit geweiht hat. Eine Gedenktafel würde diese Geburtsstätte der „Flegeljahre“ am besten vor der Vernichtung schützen und sie zu einem lieben deutschen Wallfahrtsorte erheben, wie ein solcher aus so manchem einst unansehnlichen und stillen Dichterhaus geworden ist.

Fritz. Hofmann.

Erklärung. In dem zum Theil kaum gehaltenen Artikel über den zoologischen Garten in Dresden (siehe Gartenl. 1862, Nr. 41) heißt es unter Anderm: daß sich das Kameel dadurch von dem Baier unterscheide, weil es größeren Durst als dieser zu ertragen vermöge. Dieser etwas wohlfeile, wie harmlose Scherz hat bei einigen baierischen Staatsbürgern eine so hohe Entrüstung hervorgerufen, daß man sich genöthigt gesehen, denselben in öffentlichen Blättern Ausdruck zu geben. Hierauf ist zu erwidern: daß kein einsichtsvoller Patriot sein Volk für beleidigt erachten wird, sobald eine Schwäche desselben — und eine Trägheit kann man die große baierische Biertiefe doch wohl kaum nennen — gezeichnet wird, zumal wenn es auf so harmlose Weise geschieht, wie in dem betreffenden Artikel. Ja es ist sogar eine Pflicht der Presse, ein Volk auf seine Schwächen und Leidenschaften aufmerksam zu machen, geschehe dies nun in ernsterer oder scherzhafter Form. Bei den Münchner „Fliegenden Blättern“ z. B. ist die harmlose Geißelung der baierischen Bierseligkeit, so zu sagen, zum stehenden Artikel geworden. Wer entsinnt sich nicht der zahlreichen dicken Bände, die alle jene übergroße Biertiefe daselbst verspottbildlichen. Selbst in politischen Dingen, wenn Baiernland ein Wort mit redet, wie oft findet man als charakteristisches Merkmal das Biertöpfchen auf seinem Haupte! aber kein Verständiger wird hierin eine Beleidigung des so trefflichen baierischen Volksstammes erkennen, der auf der andern Seite auch wieder manchen Vorzug darbietet, auf welchen andere deutsche Bruderstämme verzichten müssen. Es handelt sich, wie gesagt, lediglich um eine Schattenseite, die ihrer Natur nach Scherz und Satire von selbst herausfordert. (F. St — e, der Vers. d. betr. Art.)

Duncker's Geschichte der deutschen Freiheitskriege in Bildern von Bleibtreu und Pietsch, die wir bereits früher zwei Mal unsern Lesern anpriesen, ist nunmehr in der ersten Lieferung erschienen und enthält zwei größere Hochschnitte; „Unterredung der Königin Louise mit Napoleon“ und „Andreas Hofer's Gebet nach dem Trösten am Berge Isel“ — beide, besonders der letztere, sehr charakterstisch und gut ausgeführt. Das Werk wird, wie wir hören, aus 10 Lieferungen, à 1½ Sgr., bestehen und mit Text eines unserer tüchtigsten Historiker begleitet sein. Die Schiderung der Unterredung der Königin mit Napoleon, auf die wir hiermit aufmerksam machen, zeigt schon die kundige Feder.

Frühlingslied.

Jede Blume ist ein Lou
In dem Frühlingsliede, dem holden,
Jede Blume ist ein Stern,
Uns den Frühling zu verzolden.

Jedes Rehlein, das im Wald
Sorglich durch die Blüten rauschet,
Jedes Bächlein, das im Moos
Silbern über Kiesel rauschet;

Jede Lerche, die im Grau
Ilto das Morgenrot verkündet,
Jedes Mädchen, das mit Lust
Blaue Veilchenkränze windet;

Jeder Schmetterling, der leis
Aus der Blume Nektar trinket,
Jedes Abendrot, das still
Hinter grünem Wald versinket;

Jede weiche Maiennacht,
Als wir lauschen mit Entzücken,
Wie der warme Tropfen fällt,
Blatt und Blüthe zu erquicken;

Jeder Demant und Rubin,
Den der Morgen wirft auf Rosen —
Alles sind nur Melodien
In dem Frühlingslied, dem großen.

Wunderherliches Gedicht,
Wie kein schönres je gewesen —
Doch das Schönste bleibt ein Herz,
Das darin versteht zu lesen.

F. St.

Kleiner Briefkasten

Den „Freunden der Gartenlaube“ in Moskau zur Nachricht, daß die „Deutschen Blätter“ allerdings besonders bestellt werden müssen, wenn das Postamt sich dieselben aber bezahlen läßt, es auch zur Lieferung verpflichtet ist. Wahrscheinlich hat der betreffende Expedit es unterlassen, das Beiblatt in Deutschland besonders zu bestellen; machen Sie ihm gefälligst darauf aufmerksam, daß dies nöthig sei, um es zugleich zu erhalten.

Die Innung der Zukunft.

Blätter für das Genossenschaftswesen (Associationen).

Volkswirthschaftlich und praktisch.

Als Organ der Anwaltschaft deutscher Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften,

herausgegeben von

Schulze-Delitzsch.

erscheint jetzt im Commissions-Verlage des Unterzeichneten. Der jährliche Abonnementspreis beträgt 1½ Thaler. Allmonatlich erscheint eine Nummer in der Stärke von 1 Bogen. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Ernst Keil in Leipzig.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 10. 1863.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Vertheidiger.

Von **J. D. H. Temme.**

(Fortsetzung und Schluß.)

In der vergangenen Nacht war in dem Wirthshause an der Eisenbahnstation Wiekel ein Mordanfall verübt, und der entkommene Mörder war der Freiherr Wallberg vom Schlosse Hard, der Angeklagte, der Mörder des Grafen Hochhausen.

„In vergangener Nacht? Der Angeklagte aber ist ja Gefangener! Auch in der vergangenen Nacht. Um neun Uhr heute Morgen stand er schon vor den Geschworenen."

Aber die Wirthsleute hatten ihn erkannt. Sie sahen ihn hier wieder. Auch der Verwundete hatte ihn erkannt.

Es war ein Räthsel, ein Wunder! Aber mir gingen sonderbare Gedanken durch den Kopf: das bleiche Kind, die die Tochter des Gefangenwärters war; der Vertheidiger, den bei ihrem Anblicke im Saale eine so stechende Angst ergriffen hatte; der Angeklagte, dessen blasses Gesicht, als er sie sah, noch blässer geworden war und sich mit Wehmuth und Schmerz erfüllt hatte; die Ohnmacht, in die sie gefallen war, als der Angeklagte von der Bravheit und Treue seiner Frau sprach. Uns sie war die Tochter des Gefangenwärters, und der Vertheidiger war der gewandteste Anwalt des Landes! War das Räthsel zu lösen?

Ich hatte keine Ruhe. Ich mußte Licht haben, und das Gefängniß, wo die Tochter des Gefangenwärters wohnte, mußte mir dieses Licht bringen. Das Publicum des Saales war nach Hause geeilt. Die Leute wollten erzählen und — essen. Die Verhandlungen hatten sich weit über die Mittagszeit hinausgezogen. Ich ging zu dem Gefangenhause. Es lag neben dem Gerichtsgebäude und war mit diesem durch einen verdeckten und verschlossenen Gang verbunden. Aber der Gang war nur für die Beamten und für die Gefangenen bestimmt. Der gewöhnliche Eingang war in einer Seitenstraße. In diese ging ich. Das dunkle Gebäude lag hinter einer hohen Mauer, man sah über dieser nur die obere Fensterreihe und das Dach. In der Mitte der Mauer war ein weites Einfahrtsthor, daneben ein kleines Pförtchen mit einem Klopfer und einer Schiebeklappe. Ich ging zu dem Pförtchen, denn ich wollte in das Gebäude.

Von der andern Seite der Straße kam ebenfalls Jemand auf das Pförtchen zu. Ich erkannte ihn, es war der Vertheidiger des Angeklagten. Ich trat einige Schritte zurück. Er klopfte an das Pförtchen. Die Klappe wurde zurückgeschoben.

„Zu wem wollen Sie?" fragte ihn eine Stimme.

„Zu dem Gefangenen, Freiherrn von Wallberg."

„Es darf Niemand zu ihm."

„Ich bin sein Vertheidiger."

„Ich weiß es. Aber der Befehl lautet allgemein."

„Von wem ist er ergangen?"

„Vom Herrn Präsidenten, und so lange Sie nicht eine besondere Erlaubniß von ihm haben —"

„Der Herr Präsident ist in den Gefängnissen?" fragte der Vertheidiger.

„Ja."

„So führen Sie mich zu ihm."

„Es thut mir leid, ich darf auch das nicht. Er will völlig ungestört bleiben."

Der Vertheidiger stand von ferneren vergeblichen Versuchen ab und ging weiter, er mußte an mir vorüber. Ich trat hervor.

„Das nennt man das Recht der freien Vertheidigung," sagte ich zu ihm. Er kannte mich nicht und sah mich etwas befremdet an, aber er schritt weiter. Ich ging zu dem Pförtchen, das er verlassen hatte, und klopfte an. Die Schiebeklappe war schon wieder zu. Sie öffnete sich wieder. Ein bärtiges Gesicht erschien darin.

„Zu wem wollen Sie?"

Es war dieselbe Stimme, die den Vertheidiger gefragt hatte.

„Zu Niemandem," antwortete ich. „Ich wünsche nur das Gefängniß zu besehen; ich bin Baumeister."

„Das Innere?" sagte er. „Das würde heute nicht angehen."

„Das Aeußere denn. Ich gebe ein gutes Trinkgeld."

Das Pförtchen war schon geöffnet. Ich trat in den Gefängnißhof. Vorher sah ich mich nach dem Vertheidiger um. Er war noch hinten in der Straße und machte ein verdutztes Gesicht, als er mich in das geöffnete Pförtchen treten sah. Ein Gefangenwärter hatte mir geöffnet. Ich gab dem Mann sogleich einen Thaler.

„Führen Sie mich, wohin Sie dürfen," sagte ich ihm.

Merkwürdig, nun durfte er mich führen, wohin ich wollte, und im Gehen gab er mir Auskunft, worüber ich sie wünschte.

„In die Gefängnißzellen dürfen Sie mich wohl nicht führen?"

„In die jenes linken Flügels schon."

„Warum nicht in die des rechten?"

„Dort werden gerade Verhöre abgehalten."

„Vom Criminalgericht?"

„Von dem Herrn Präsidenten selbst."

„Ah, wohl in der Sache, die heute vor den Geschworenen verhandelt wird?"

„Ja, ja."

„Ich war im Saale. Das ist eine sonderbare Geschichte."

„Ja, ja," sagte er noch einmal. „Man will heraus haben, ob der Angeklagte, der Freiherr von Wallberg, in der vergangenen Nacht fortgewesen sei."

„Wer sollte ihn denn fortgelassen haben?“ fragte ich.

„Das ist es ja eben,“ meinte er. „Und dann, wenn ein Gefangener, dem es an den Hals geht, einmal fort ist, wie wird es dem einfallen, wieder zu kommen?“

„Das ist richtig. Wo liegt das Gefängniß des Freiherrn?“

„Dort.“ Er zeigte nach einem Eckfenster zwei Treppen hoch, in dem rechten Flügel des Gebäudes.

„Hm,“ sagte ich. „An dem Innern des Gebäudes ist mir weniger gelegen. Ich schließe schon darauf von dem Aeußern. Ich möchte gern einen Ueberblick des Ganzen haben, namentlich der Umgebungsmauer und der Lage der Wohnungen der Gefängnißbeamten.“

„Die Gefängnißbeamten wohnen unten im Hause,“ sagte er.

„Alle?“

„Nein. Nur der Inspector, der Hausvater und drei Gefangenwärter.“

„Mit ihren Familien?“

„Nur der erste Gefangenwärter, auch Hausvater genannt, hat Familie. Er wohnt dort im rechten Seitenflügel.“

„Führen Sie mich um das Haus herum.“

Er that es, nachdem er einem andern Aufseher aufgetragen hatte, auf das Eingangsgitterchen zu achten.

Die Wohnung des Hausvaters, wie der Gefangenwärter sie mir gezeigt, lag jenseits einer Mauer, an der wir standen. Es schien dort ein Garten zu sein; Obstbäume ragten über die Mauer. Der Garten war das Ziel meiner Wünsche. Der Gefangenwärter führte mich um das Gebäude herum, und wir kamen zuletzt, auf der anderen Seite, in der That an einen Garten. Er hatte eine Hecke auf jener Seite.

„Dürfen wir hineingehen?“ fragte ich meinen Führer.

„Warum nicht?“

Er führte mich hinein. Drei Fenster, mit Blumentöpfen besetzt, gingen in den Garten.

„Das ist wohl die Wohnung des Hausvaters?“ fragte ich gleichgültig meinen Führer.

„Ja.“

Ich suchte das blasse Kind hinter den Blumen. Sie war nicht da. Aber hinten in dem Garten, in einer Laube, glaubte ich Frauenkleider zu sehen. Ich machte, daß wir auf Umwegen dahin kamen. Das blasse Kind war in der Laube. Sie lag auf einer Bank, auf Kissen und sah sehr angegriffen aus, und sie war so schön. Eine ältere Frau war bei ihr. Es war ihre Mutter, wie sich zeigte. Mein Führer wandte sich an die Frau.

„Ist die Mamsell Anna nicht wohl, Frau Niemann?“

Die Frau trat vor die Laube.

„Ich weiß nicht, was dem Mädchen fehlt. Blaß war sie immer, aber sie war doch sonst gesund. Seit vier Wochen kränkelt sie immer, und seit drei Tagen ist es gar schlimm mit ihr. Heute Nacht, meinte ich, hätte sie ruhig geschlafen; ich hatte sie bis zum Morgen nicht gehört. Aber wie ich heute Morgen aufwache, liegt sie in heftigem Fieber, und nachher war sie mir ans den Augen gekommen und drüben in den Gerichtssaal gegangen, und von da haben die Leute sie mir ohnmächtig nach Hause zurückgebracht.“

„Was sagt denn der Doctor, Frau Niemann?“ fragte der Gefangenwärter.

Die Frau antwortete. Sie sprachen weiter darüber. Ich war in die Laube getreten, zu dem kranken Kinde. Sie lag so schön da, mit dem feinen, weißen Gesichte, wie ein Engel, aber — wie ein sterbender Engel. Und sie konnte kaum sechzehn Jahre alt sein und sollte schon sterben! Mit ihrem siebenden, wehen, wunden Herzen! Die Mutter wußte nicht, wie das Kind plötzlich so krank geworden sei, gekränkelt habe es freilich schon lange. Auch der Arzt hatte es nicht gewußt, wie sie dem Gefangenwärter erzählte. Das Kind wußte es wohl, und auch ich wußte es jetzt, und ich wußte noch mehr, ich wußte auf einmal Alles, Alles, worauf ich bisher nur gerathen hatte.

Das brave, treue, junge Leben sollte geopfert werden!

Fiat justitia et pereat mundus!

Es wurde hier einmal in anderer Weise angewendet. Mir wollte tief im Innern ein Zorn aufsteigen gegen den Mann, der sich so von der Hand des Henkers befreien ließ, der zu dem einen Morde den zweiten hinzufügte; gegen den Vertheidiger, dessen eigentliches Werk dieser zweite Mord war. Ich hatte keinen Zweifel darüber. Jenes unbeweglliche, unerzründliche, kalte Gesicht, die glatt angefrischenden blonden Haare des Mannes — ich kann nun einmal die glatten blonden Haare nicht leiden — der ganze gewandte, eiskalte, berühmte Advocat der Residenz ließ keinen Zweifel mehr in mir zurück. Sollte ich ihm sein Spiel verderben? Ich konnte es. Nur ein Fingerzeig gegen irgend einen Menschen auf das blasse, sterbende Kind in der Laube! Sie konnte dem inquirirenden Präsidenten keine fünf Minuten lang widerstehen.

Aber die Wehmuth, das Mitleid unterdrückte den Zorn in mir. Mußte das arme Kind sterben — und sie mußte es, sie hatten das junge, zarte Leben bis in den innersten Kern vernichtet — wie konnte ich ihr dann noch in ihren letzten Stunden das Glück ihres Lebens rauben, das Glück, den Mann ihres Herzens, ihrer Liebe, ihrer Träume gerettet zu haben? Wie konnte ich sie nur den Qualen eines Verhörs aussetzen? Und dann, war der Mann, den sie rettete, wirklich der kalte, nur um Leben gegen Leben rechnende Mörder gegen sie? Hatte nicht jener tiefe Schmerz ihn durchzuckt, da er sie auf einmal in dem Gerichtssaale sah?

Ich war in die Laube zu dem kranken Kinde getreten. Ich hatte ein Gespräch mit ihr anknüpfen wollen, über ihre Anwesenheit im Saale, über Weiteres, was damit in Verbindung stand; ich hatte so klar wie möglich sehen wollen. Aber ich konnte es nicht, als ich sie näher, als ich sie so elend sah.

Und ein Anderes kam hinzu, das mir tief in die Seele schneiden wollte. Der Gefangenwärter trat auf einmal rasch zu mir in die Laube.

„Gehen wir, mein Herr!“

Er war ängstlich. Ich verließ die Laube. Vorn im Garten war der Präsident erschienen. Gerichts- und Gefängnißbeamte waren in seiner Begleitung. Es überlief mich heiß und kalt. Wohin wollten sie? Wohin konnten sie anders wollen, als zu dem kranken Kinde? War schon Alles entdeckt?

Ich mußte fort. Der Präsident und seine Begleiter durften mich, den der Gefangenwärter ohne Erlaubniß hierher gebracht hatte, nicht sehen. Mein Begleiter führte mich seitab, hinter Hecken, aus dem Garten. Als ich hinaus traten wollte, sah ich die Beamten auf die Laube zuschreiten.

„Das arme Kind hat schon lange die Aufsehrung,“ sagte er im Gehen. „Die Leute wollen's nur selber nicht wissen. Was mögen die da wollen?“ fragte er sich dann.

Ich wußte es, und das Herz bebte mir. Ich verließ das Gefängniß.

Die Stunde, nach deren Ablauf die Schwurgerichtssitzung wieder beginnen sollte, war vorüber. Ich kehrte in den Sitzungssaal zurück. Der Zuschauerraum war überfüllt. Die Geschworenen waren auf ihren Plätzen. Die Beamten waren noch nicht da, und der Angeklagte war daher noch nicht hereingeführt. Der Präsident mußte mit seinen Ermittelungen noch nicht zu Ende sein.

Nach einer halben Stunde erst trat der Gerichtshof wieder ein; hinter ihm der Staatsanwalt, von einer anderen Seite der Vertheidiger. Der Angeklagte wurde wieder hereingeführt. Der Präsident sah sehr feierlich aus. Der Staatsanwalt suchte ein feierliches Gesicht zu machen, und es glückte ihm. Der Vertheidiger versuchte dasselbe, aber mit weniger Erfolg.

Der Angeklagte saß kalt und theilnahmlos da, wie vorher. Der Präsident eröffnete die Sitzung wieder. In dem ganzen Saale herrschte die erwartungsvollste Stille. Der Präsident wandte sich an die Geschworenen.

„Meine Herren Geschworenen, ich habe Ihnen zunächst Mittheilung von dem Vorfalle zu machen, der vor einigen Stunden Veranlassung werden mußte, die Sitzung auf kurze Zeit aufzuschieben. Der Wirth und die Wirthin von der fünf Meilen von hier gelegenen Eisenbahnstation Wickel hatten sich hier eingefunden, um dem Criminalgerichte Anzeige von einem eigenthümlichen verbrecherischen Ereignisse zu machen. In der verflossenen Nacht war ein Reiter in das Wirthshaus gekommen, den sie zu ihrem Erstaunen als den Angeklagten erkannt hatten. Eine gewisse Scheu hatte sie abgehalten, ihm das zu sagen. Nach einer Weile hatte aber der Reiter mit einem der noch anwesenden Gäste Streit bekommen, gegen den Mann jäh ein Messer gezogen und ihn einen gefährlichen Stich in die Brust beigebracht. Man hatte ihn darauf verhaften wollen. Er hatte ein Doppelterzerol hervorgezogen, und man hatte nicht gewagt ihn anzugreifen. Er hatte das Haus verlassen, sich auf sein Pferd geworfen und war im Galopp davon gesprengt. — Meine Herren Geschworenen, Sie werden die Wichtigkeit dieses Ereignisses für die gegenwärtige Untersuchung einsehen.

War der Verbrecher der verflossenen Nacht ein Anderer, als der Angeklagte, so wären dadurch allerdings zugleich Zweifel in Beziehung auf die Thäterschaft des Mordes an dem Grafen Hochhausen erhoben. War es der Angeklagte, so hätte er zu dem früheren Verbrechen neues hinzugefügt, welches zeigte, wie wenig ihm an einem Menschenleben gelegen ist. Das Gericht finde daher eine sofortige vorbereitende Untersuchung des neuen Verbrechens veranlassen. Die sämmtlichen Zeugen sind hier. Sie werden sofort vernommen werden und Ihnen die näheren Umstände des Verbrechens erzählen. Die Gefängnißbeamten werden Ihnen ihrerseits die erforderliche Auskunft geben. Ihr Urtheil wird dann ferner das Richtige treffen."

Der Präsident hatte nichts Neues verkündet. Ueber das einzige Neue, das man erwartet hatte, hatte er nicht einmal eine Andeutung gemacht.

Der Angeklagte selbst hatte mit einem ruhigen, spöttischen Lächeln zugehört.

„Hat die Staatsanwaltschaft vor der weiteren Verhandlung Anträge zu stellen?" fragte der Präsident.

„Nein," antwortete der Staatsanwalt.

„Der Vertheidiger?"

„Nein," antwortete auch der Vertheidiger.

Der Präsident begann die weitere Verhandlung.

„Angeklagter, Sie haben meine Mittheilung an die Geschworenen gehört. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Nichts, Herr Präsident," war die ruhige Antwort.

„Sie waren also nicht heute Nacht an der Eisenbahnstation Wiekel?"

„Ich war in Ihren Gefängnissen, mein Herr. Wofür haben Sie diese und Ihre Beamten?"

„Haben Sie einen Verwandten, der Ihnen ähnlich sieht?" fragte der Präsident noch.

„Nein!"

„Oder ist Ihnen sonst Jemand bekannt, der Aehnlichkeit mit Ihnen hätte?"

„Nein!"

Der Präsident schritt zur Abhörung der Zeugen. Zuerst wurde der Wirth von der Eisenbahnstation vernommen. Er erzählte Folgendes:

„In der vergangenen Nacht waren noch spät mehrere Gäste bei mir. Es waren Landleute aus der Nachbarschaft. Sie saßen in der gewöhnlichen Wirthsstube und tranken ihren Wein. Meine Frau und ich bedienten sie, weil meine Leute schon gestern gegen Abend hierher zum Schwurgerichte verreist waren. Kurz vor Mitternacht hörten wir auf einmal Alle den Galopp eines Pferdes, das feitab vom Fehde her kam. Es kam näher zu der Station, und nach einer Weile trat ein Mann in die Wirthsstube und forderte einen Schoppen Wein. Wir mußten uns Alle verwundert, erschrocken ansehen. Wir Alle kannten den Mann. Es war der Freiherr Wallberg vom Schlosse Hard. Aber wie kam der hierher? Er saß ja in der Stadt im Gefängnisse und heute sollte er vor die Geschworenen gestellt werden! Wir hatten noch gerade von der Sache gesprochen. Und doch war er es. Wir hatten ihn Alle oft gesehen. Er war an zwanzig Mal bei mir im Hause gewesen. Ich brachte ihm den Wein. Er setzte sich damit an einen besonderen Tisch. Er schien sehr durstig oder sehr eilig zu sein, denn er trank schnell. Schon nach wenigen Minuten war er fertig mit seinem Schoppen. Er stand auf. Ich frag'e ihn, ob er zu Pferde gekommen sei.

„Ja," antwortete er kurz.

„Wollen denn der Herr Baron," fragte ich ihn weiter, „dem Pferde nichts geben lassen?"

„Nein!" war nur wieder die eben so kurze Antwort.

„Was habe ich zu bezahlen?" fragte er dann.

Ich nannte ihm den Betrag. Er zog eine Börse und zahlte. Darauf wollte er sich wieder entfernen. Indem er aber vorschritt, strauchelte er plötzlich. Einer von den Gästen hatte, gerade vor dem Tische, lang seine Beine ausgestreckt. Der Freiherr hatte das nicht gesehen. Der Andere wollte die Beine zurückziehen, war aber ungeschickt dabei. Seine Beine verwickelten sich mit denen des Freiherrn, und der Freiherr fiel, so lang er war, zur Erde. Aber im Moment war er wieder aufgesprungen. Er war in heftigem Zorn, sein Gesicht war dunkelroth geworden.

„Flegel! Unverschämter!" schrie er dem Andern zu.

Dieser war der Oekonom Braunsberger, ein Mann, der sich nichts bieten läßt.

„Herr," erwiderte ihm dieser grob, „sehen Sie künftig nach Ihren Beinen, dann fallen Sie nicht."

Darüber wurde der Freiherr wüthend. Sein Gesicht war leichenblaß geworden. Er fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Rockes, und ehe sich Einer von uns besinnen konnte, hatte er ein Messer oder einen Dolch hervorgezogen und damit dem Braunsberger einen Stich in die Brust versetzt, daß das Blut hoch herausspritzte.

„Grobian, Hund!" rief er dabei in höchster Wuth.

Braunsberger war vom Stuhl gesunken. Wir Andern wollten den Mörder festhalten. Da hatte er schon ein Doppelterzerol hervorgezogen.

„Wer mich anrührt, ist des Todes!" rief er.

Wir wichen vor ihm zurück. Er verließ ruhig die Stube und das Haus, und im Augenblicke nachher hörten wir ihn wieder im Galopp davon jagen, querfeldein, woher er gekommen war. Zu dem Verwundeten holten wir aus der Nachbarschaft einen Arzt, der ihn verband und erklärte, daß die Wunde nicht gefährlich sei, weil das Messer durch Zufall auf einen Knochen gestoßen sei; sei es eine Linie breit mehr zur Seite eingedrungen, so sei der Tod unvermeidlich gewesen. Meine Frau und ich fuhren mit dem ersten Eisenbahnzuge hierher, um von dem Vorfall Anzeige zu machen. Ich hatte unterdeß einen Nachbar nach Schloß Hard geschickt, um sich zu erkundigen, ob der Freiherr dagewesen sei. Kein Mensch hatte etwas von ihm gewußt. Auch sonst hatte ihn Niemand gesehen."

Der Präsident hatte nur noch wenige Fragen an den Zeugen. Wie der Reiter gekleidet gewesen sei?

„Er trug einen leichten grauen Sommerrock und eine graue Mütze; weiter habe ich auf seine Kleidung nicht geachtet."

„Haben Sie den Freiherrn wohl früher in solcher Kleidung gesehen?"

„Ich kann mich nicht besinnen."

„Sie sind fest überzeugt, daß der Reiter der hier anwesende Freiherr von Wallberg war?"

„Heute Nacht hätte ich darauf geschworen, und auch jetzt möchte ich es wieder, wenn ich mir den Herrn Baron ansehe. Alle die Andern meinten es ebenso. Es war das Gesicht, die Figur, die Stimme. Nur meine Frau meinte, es sei doch Etwas anders an ihm gewesen. Der Reiter sei ihr größer, die Stimme rauher vorgekommen."

Die Frau des Wirths wurde vernommen. Sie bestätigte von Wort zu Wort die Aussage ihres Mannes; auch in Betreff der Aehnlichkeit. Sie besah sich den Angeklagten genau.

„Es war ganz das Gesicht," sagte sie, „die Nase, der Mund, die Augen, Alles so, wie ich es jetzt hier vor mir sehe. Nur größer schien mir der Fremde zu sein, als ich den Herrn Baron früher gesehen hatte, und die Stimme kam mir verändert vor."

„Möchten Sie sich dazu verstehen, sich zu erheben?" wandte sich der Präsident an den Angeklagten.

„Warum nicht?" war die finstere Antwort, und der Angeklagte erhob sich stolz und richtete sich hoch auf mit seiner ganzen hohen Gestalt.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Jener war doch größer," sagte sie. „Und auch die Stimme klang anders."

Die anderen Zeugen wurden abgehört. Sie stimmten, Einer nach dem Anderen; gleichfalls mit dem Wirth überein. Den Angeklagten sahen sie sich wiederholt an; sie wollten ihn bestimmt wieder erkennen. Sie wurden mit den Zweifeln der Frau bekannt gemacht; Einige wurden irre, Andere nicht.

Der Präsident wiederholte bei dem Ersten die Aufforderung an den Angeklagten, sich zu erheben.

„Wozu die Komödie?" war die stolze, unwillige Antwort, und er erhob sich nicht wieder.

In das unbewegliche Gesicht des Vertheidigers war Leben gekommen.

Die Gefängnißbeamten wurden vernommen, darüber, ob der Angeklagte in der vergangenen Nacht in seinem Gefängnisse gewesen sei.

„Ich habe die strengsten Nachsuchungen vorgenommen," leitete der Präsident die Vernehmung ein. „Sie haben, ich muß es hier

vorab erklären, zu keinem Resultate geführt. Um so mehr müssen die Beamten ihre Aussagen unmittelbar den Herren Geschworenen machen."

Der Vertheidiger konnte die Erklärung mit einer klaren, ruhigen Befriedigung aufnehmen.

Es wurden zuerst diejenigen Beamten abgehört, denen in der Nacht die Bewachung im Innern des Gefängnißgebäudes anvertraut gewesen war. Keiner von ihnen hatte das geringste Verdächtige oder nur Ungewöhnliche wahrgenommen. Der Wächter des Corridors, an dem die Zelle des Angeklagten lag, hatte in dieser noch nach elf Uhr den Angeklagten umhergehen hören. Wer anders sonst, als der Angeklagte, hätte es denn sein können?

Der Präsident konnte nicht umhin, hierbei die Geschworenen darauf aufmerksam zu machen, daß die Eisenbahnstation Wiekel fünf Meilen von der Stadt entfernt sei; daß der Angeklagte kurz vor Mitternacht da gewesen sein solle; daß der Angeklagte noch nach elf Uhr in seiner Zelle gehört sei; daß es zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte, auch in einer vollen Stunde, auf dem schnellsten Pferde, von hier aus die Station Wiekel zu erreichen.

Der Angeklagte war gerettet. So meinte der ganze Saal. Auch den Geschworenen sah man es an. Es waren nur noch zwei Gefängnißbeamte zu vernehmen, welche das Gefangenhaus in der Nacht nach außen hin bewacht hatten. Was konnten sie noch von Erheblichkeit aussagen, nach den anderen Zeugnissen, nach dem Resultate der Nachforschungen des Präsidenten, das dieser schon im Voraus verkündet hatte?

Die beiden Beamten wurden vernommen. Der Eine hatte die gewöhnliche Wache am Thore gehabt. Er wußte gar nichts. Der Zweite hatte sich in einer Wachtbude auf der entgegengesetzten Seite des Hauses befunden. Auch ihm war nichts Verdächtiges vorgekommen. Er habe zwar, setze er hinzu, gegen halb zehn Uhr in dem Garten des Hausvaters sprechen hören, aber es sei ihm nicht weiter aufgefallen, und darum habe er auch vorhin nicht daran gedacht, es dem Herrn Präsidenten zu sagen.

Den Vertheidiger sah ich plötzlich aufzucken. Ich glaubte ihn zittern zu sehen.

Der Angeklagte saß eisern kalt da.

„Wen hörten Sie in dem Garten sprechen?" fragte der Präsident den Gefängnißbeamten.

„Es schienen mir zwei Stimmen zu sein. Die eine erkannte ich deutlich, es war die Tochter des Hausvaters."

„Und die andere?"

„Ich glaubte, es sei ihre Mutter gewesen."

„Was sprachen sie?"

„Sie sprachen leise mit einander. Ich verstand nichts."

„Frau und Tochter des Hausvaters werden herbei geführt!" befahl der Präsident einem Gerichtsdiener.

Der Diener entfernte sich. In dem Saale war doch wieder eine Spannung eingetreten. Aber der Vertheidiger hatte sich wieder erholt. Sein Gesicht war wieder unbeweglich und unergründlich. Um so unruhiger mochte, mußte es in seinem Innern sein.

Die Frau des Hausvaters wurde in den Saal geführt. Der Präsident befragte sie.

„Waren Sie gestern Abend um halb zehn im Garten?"

„Nein, Herr Präsident."

„Sie sollen mit Ihrer Tochter da gewesen sein."

„Ich war nicht da."

Die Frau sprach bestimmt; man sah ihr die Aufrichtigkeit an.

„Ich kann mich geirrt haben," sagte der Gefängnißbeamte. „Ich glaubte auch nur, ihre Stimme zu hören."

„Die Tochter werde hereingeführt!" befahl der Präsident.

Der Angeklagte blieb eisern, der Vertheidiger unbeweglich. Aber die Frau des Hausvaters, die Mutter, brach in Thränen aus.

„Meine Tochter? Das arme Kind liegt im Sterben! Sie ist so sehr schlimm geworden, seitdem der Herr Präsident sie sah."

Durch das Gesicht des Vertheidigers flog ein Triumph des Sieges.

Der Angeklagte fuhr in die Höhe, plötzlich, heftig, aber nicht stolz, nicht zornig; er fiel wieder zurück, wie ein Mann, dem auf einmal das Herz brechen will.

Der Vertheidiger sah ihn mit bebender Angst an. Sollte sein eigener Client, der Angeklagte selbst, das Spiel, das Spiel um Leben und Tod, das endlich vollständig gewonnen zu sein schien, auf einmal wieder verloren machen?

Der Präsident hatte den Angeklagten verwundert angesehen.

Der Staatsanwalt hatte einen mißtrauischen, nachdenklichen Blick auf ihn geworfen; der Blick heftete sich noch mißtrauischer, noch nachdenklicher auf den Vertheidiger.

Der Gerichtsdiener, der die Frau des Hausvaters hereingeführt hatte, war vorgetreten.

„Ich fand die Tochter wirklich krank im Bette," meldete er dem Präsidenten.

„Ich glaube, von ihrer Vernehmung Abstand nehmen zu dürfen," bemerkte der Präsident.

Der Staatsanwalt hat um das Wort.

„Ich muß die Vernehmung beantragen," erklärte er. „Ueber dem neu eingetretenen Ereignis schwebt ein bis jetzt unaufgeklärtes Dunkel. Da muß auch die letzte Zeugin vernommen werden, die möglicher Weise Aufklärung darüber geben kann."

Der Vertheidiger konnte, durfte nicht widersprechen.

„Das Gericht wird die Zeugin in ihrer Wohnung vernehmen," erklärte der Präsident.

Das Gericht verließ den Saal. Der Staatsanwalt folgte. Der Angeklagte und der Vertheidiger durften bei der Vernehmung der Zeugin außerhalb der öffentlichen Sitzung nicht zugegen sein; wohl der Ankläger. Man nennt das Gleichheit vor dem Gesetze.

Den Vertheidiger mochte eine entsetzliche Angst verzehren. Sogar das Publicum, dem alle die kleinen, von mir wahrgenommenen Vorgänge nicht bemerkbar geworden waren, gewahrte sie. Dem Vertheidiger gönnte ich sie für seinen Siegestriumph bei der Nachricht von dem Erkranken des Kindes. Der Freiherr — ah, ich glaubte doch in seinen Augen mehr als Liebe zum Leben, mehr als Besorgniß für ein gleichgültiges Wesen, dem er etwa nur Dank schuldig sei, zu lesen; ich sah ein tieferes, ein innigeres, ein tief und fest mit dem Herzen verwachsenes Gefühl darin. Ich verzieh ihm so Manches.

Eine bange Viertelstunde war vorübergegangen. Das Gericht und der Staatsanwalt kehrten in den Saal zurück.

„Die Zeugin war zu krank, als daß sie vernommen werden durfte," verkündete der Präsident. „Ihre Mutter hat zudem bekundet, daß ihre Tochter gestern Abend zwar wohl auf wenige Augenblicke im Garten gewesen sei, aber sicher nichts Verdächtiges bemerkt haben könne, da sie sonst unter allen Umständen ihr, der Mutter, eine Mittheilung davon gemacht haben würde."

Der Vertheidiger war wieder unbeweglich. Der Angeklagte saß mit starren Augen vor sich nieder; es kam mir vor, als wenn jede äußere Bewegung die entsetzliche Bewegung seines Innern verrathen müsse, und als wenn er das fühle. Nach ein paar Secunden mußte er doch das blasse Gesicht mit beiden Händen bedecken.

„Verlangt der Herr Staatsanwalt noch vorab das Wort?" fragte der Präsident.

„Ich verzichte," erklärte der Staatsanwalt.

„So fordere ich den Herrn Vertheidiger auf, in seinem unterbrochenen Vortrage fortzufahren."

Und der Vertheidiger sprach mit jener vollen Ruhe zu sprechen fort, mit der er gesprochen hatte, als das neu eingetretene Ereigniß seine Rede unterbrach. Aber er hatte nur noch wenige Worte zu sagen.

„Der Vorfall der heutigen Nacht," sagte er, „entbindet mich von allem Weiteren, was ich Ihnen, meine Herren Geschworenen, noch vorzutragen hatte. Sieben bis acht vollkommen glaubwürdige Menschen, zum größten Theile Ihnen selbst als Ihre ehrenwerthesten Mitbürger bekannt, zum Theil sogar, wie ich hier erfahren habe, mit Mehreren von Ihnen durch Bande der Freundschaft oder Verwandtschaft enger verbunden, haben vor Ihnen bekundet, daß ein Mensch, der die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Angeklagten hat, den sie gar für diesen gehalten haben, in der vergangenen Nacht fünf Meilen weit von hier ein schweres Verbrechen begangen hat, das an dadjenige Verbrechen erinnert, dessen der Angeklagte angeschuldigt ist. Eben so viele, nicht minder glaubwürdige Zeugnisse haben Ihnen dargegen, in Verbindung mit den sorgfältigsten Nachforschungen des Herrn Präsidenten, die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß der Angeklagte während der ganzen vergangenen Nacht in dem hiesigen Gefängnisse sich befand, mithin nicht der Verbrecher dieser Nacht sein konnte. Ein Anderer, der mit dem Angeklagten die größte Aehnlichkeit hat, muß also nothwendig in der Gegend weilen. Wer er ist, wer er sein mag, der Angeklagte weiß es nicht, Keiner hier im Saale weiß es, er

Worte giebt's, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante springen
Und stets von Neuem aufwärts klingen,
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.

Es sind die Worte, die sich senken
In unsers Herzens tiefen Schacht;
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren;
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude;
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang' umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig-mild:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

O Gott, wie blaß sind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre d'rüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Und sitz' ich Nachts allein und schaue
Mit falt'ger Stirne, düstrer Braue
Tief zu des Bechers goldnem Grunde,
Ist mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Moritz Hartmann.

würde sich sonst melden. Jener Andere muß auch vor drei Monaten bei der Erwerung des Grafen Hochhausen mit dem Angeklagten verwechselt worden sein. Die Zeugen konnten sich damals einer solchen Verwechselung schuldig machen. Sie, meine Herren Geschworenen, können es heute nicht mehr. Ich wenigstens, wenn ich unter Ihnen säße, könnte es nicht auf mein Gewissen nehmen, zu erklären: der Angeklagte ist der Mörder des Grafen Hochhausen. — Und weiter kein Wort an Sie, meine Herren Geschworenen. Doch noch Eins: Sie wollen nicht vergessen, daß wir hier in der Nähe der See wohnen, daß uns zur Rechten und zur Linken bedeutende Seehäfen liegen, und daß von da aus mancher fremde Abenteurer in das Land kommen kann, von dem Polizei, Gerichte und wir nichts wissen."

Damit schloß der Vertheidiger.

Der Präsident resumirte kurz und unparteiisch die Verhandlungen und sandte die Geschworenen in ihr Berathungszimmer, um ihr Verdict zu geben über die Frage, ob der Angeklagte, Freiherr Wallberg, schuldig sei des Mordes des Grafen Hochhausen.

Die Geschworenen kehrten schon nach einer Viertelstunde zurück.

„Nichtschuldig!" lautete ihr Wahrspruch.

Der Gerichtshof sprach den Angeklagten von der Anklage des Mordes frei. Der Präsident setzte den Angeklagten sofort in Freiheit.

Der Angeklagte eilte auf seinen Vertheidiger zu, drückte ihm flüchtig die Hand und stürzte aus dem Saale. Der Vertheidiger war unbeweglich und unergründlich.

„Wohin mag der Freiherr so schnell geeilt sein?" wurde im Saale gefragt.

„Zum Gefängniß!" wurde verwundert die Nachricht gebracht.

„Aber er ist ja in Freiheit gesetzt!"

Ich wußte wohl, warum er dennoch dahin geeilt war. Noch Einer wußte es außer mir. Ich wartete, als ich den Saal verließ, auf den Vertheidiger. Er kam allein.

„Sie haben ein gewagtes Spiel gespielt," sagte ich zu ihm. „Aber Sie haben es gewonnen."

Er sah mich einen Augenblick betroffen an. Er erkannte mich wieder, freilich ohne zu wissen, wer ich war.

„Mein Herr," erwiderte er mir, „jeder Proceß ist ein gewagtes Spiel, das der Eine gewinnt und der Andere verliert."

„Es kommt aber auf den Einsatz an," sagte ich.

„Ja."

„Und hier haben Sie Leben um Leben gespielt."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Hat nicht das arme, blasse Kind aus jenem Gefängnisse das Leben des Angeklagten gerettet?"

Er verfärbte sich noch.

„Mein Herr —"

„Und war nicht ihr Leben der Einsatz, der Preis für jenes gerettete Leben?"

„Mein Herr, wer sind Sie?"

„Es wird nichts zur Sache thun. Jedenfalls bin ich ein Mann, der es nicht unternimmt, geschehene Dinge ändern zu wollen. Der Freiherr ist einmal freigesprochen."

„Nun, mein Herr, den freisprechenden Wahrspruch der Geschworenen kann nichts mehr aufheben oder ändern, gar nichts in der Welt."

„Ich weiß es. Auch nicht der vollständige Nachweis, daß der Freiherr auch der Verbrecher der heutigen Nacht war —"

„Auch der Nachweis nicht."

„Daß das arme Kind ihn aus seiner Haft hinausgelassen und, um die Beamten zu täuschen, bis zu seiner Rückkehr seine Zelle eingenommen hatte —"

„Auch das nicht."

„Daß sein Vertheidiger den Plan angegeben und mit ausführen helfen hatte —"

„Mein Herr, wenn das Alles bewiesen werden könnte, so wäre die einzige Folge, daß ich meine Stelle als Rechtsanwalt, mithin auch als Vertheidiger verlöre. Ich kann aber leben, und was das Vertheidigen anbetrifft, glauben Sie mir, mein Herr, ich habe es herzlich satt. Tage, wie der heutige, gehören zu den schwersten meines Lebens."

Die Worte kamen ihm aus dem Herzen, und aus einem schwer gedrückten Herzen.

„Mein Herr," erwiderte ich ihm, „ich konnte Ihnen vorhin kein Glück zu dem Gewinnen Ihres Spieles wünschen. Ich hatte das Rechte getroffen. Aber darf ich mir die Frage erlauben, warum Sie denn solche Spiele spielen?"

„Warum haben wir solche Geschworenengerichte?" sagte er.

„Vor anderen ständigen Gerichten hätten Sie es nicht gewagt?"

„Nein. Vor ihnen kann man keine Schauspiele aufführen."

„Und warum haben wir diese Geschworenengerichte?"

„Weil man aus zweien Uebeln das kleinere auswählen muß, weil die Geschworenen unabhängige Männer sind, und unsere von der Regierung angestellten und unter Disciplinargesetze und andere Maßregelungen gestellten ständigen Richter —"

Er brach ab.

„— das nicht sind?" fragte ich.

Er antwortete nicht.

„Eine andere Frage dann noch," sagte ich. „Verdient dieser Freiherr das Opfer des jungen Lebens, das für ihn im Sterben liegt?"

Er wurde wieder herzlich.

„Ja, mein Herr," sagte er. „Wie das Kind ihn mit aller Kraft seines zarten Lebens liebt, so liebt er sie mit seinem ganzen starken, muthigen Herzen. Er war es, der die große That des Kindes nicht annehmen wollte. Aber sie wäre mir ihm gestorben. Er fühlte es; da gab er nach, und sein festester Vorsatz ist es, sofort nach seiner Freisprechung von seinem untreuen Weibe sich scheiden zu lassen und dem edlen Kinde seine Hand zu reichen."

„Ich fürchte, es war kein Vorsatz," mußte ich sagen.

„Nur der Tod des Kindes würde ihn lösen können."

„Das befürchte ich." —

Und ich hatte Recht darin. Am folgenden Morgen früh kam der Vertheidiger zu mir. Er war voll Schmerz.

„Die Arme ist todt," sagte er. „Sie ist um Mitternacht in seinen Armen gestorben."

„Und er?"

„Er nennt sich ihren Mörder. Er will sich den Gerichten überliefern. Er will sterben. Aber er ist einmal für nicht schuldig erklärt; nichts in der Welt kann das Verdict der Geschworenen wieder aufheben."

„Und Sie?" fragte ich noch.

„O, mein Herr, ich habe gestern zum letzten Male vertheidigt."

Der Raunscheidtismus.

Lebensweckerei durch feine Nadelstiche und reizende Oeleinreibungen.

Was ein Mensch, mag er nun eine alte Frau oder ein Stufter, Schäfer, Postsecretär, Drechsler, vorkommener Buchhändler u. s. w. sein und vom menschlichen Körper auch nicht das Geringste wissen, was er nur Blödsinniges ersinnen kann, es wird sicherlich, sobald er es gegen eine bestimmte Krankheit oder lieber gleich gegen das ganze Krankheitsheer als heilsam ausposaunt und ausposannen läßt, sofort von der kranken Menschheit in Gebrauch gezogen. Daß das so ist, ist sehr traurig, aber erklärlich. Nur wenige Menschen kümmern sich ja um die in der Natur herrschenden Gesetze und frogen deshalb über und über von Aberglauben; je unnatürlicher eine Heilmethode und je mehr dieselbe auf „geheime Kräfte" gegründet ist, desto mehr glauben jene unwissenden Aberglaubischen an die Heilmacht derselben. Manche lassen sogar, wie sie sagen, ihr Leben für die Wirksamkeit dieses oder jenes Heilheuspolus, denn sie sahen mit eigenen Augen, daß nach dessen Anwendung Besserung oder Heilung eines Kranken erfolgte. Daß aber diese Besserung und Heilung, deren Eristenz ja gar nicht bestritten werden soll, nicht in Folge der Anwendung jener Charlatanerie zu Stande kam, sondern ein Werk des so oft besprochenen Natur-Heilungsprocesses ist (s. Gartenl. 1855, Nr. 25), davon wollen sich auch gebildete Menschen, ja sogar Aerzte (besonders die Homöopathen), nicht überzeugen lassen.

„Prüfet Alles und das Beste behaltet" wird beim Bekanntwerden der unsinnigsten Curarten von den Laien dem Arzte in den Bart geworfen. Gewiß geht Probiren oft über Studiren, aber Etwas, was gegen die Naturgesetze und den gesunden Menschenverstand verstößt, zu prüfen, ist nicht Sache der Wissenschaft und des Verstandes. Deswegen wird sich auch die Heilkunde (die

mediciniſche Wiſſenſchaft) ebenſowenig mit der homöopathiſchen Heilkunſt abgeben, wie die Aſtronomie mit der Aſtrologie (Sternendeuterei) und die Chemie mit der Alchemie (dem Auffinden des Steins der Weiſen und des Lebenselixirs). So iſt's auch gar nicht denkbar, daß ein wiſſenſchaftlich gebildeter Menſch im Ernſte darüber Na-forſchungen anſtellen wird, ob wirklich von 13 Perſonen, die an einem Tiſche ſaßen, eine (beſonders die am Spiegel ſaß) im nächſten Jahre ſtarb, oder ob's wirklich möglich iſt, daß Eier, die von einem weiblichen Weſen geſotten werden, nicht hart zu kochen ſind, auch wenn ſie noch ſo lange am Feuer ſtehen, ſobald ein männliches Weſen in der Nähe während dieſer Zeit ſeine Naſe umfaßt hält. — Nur ein im tiefſten Aberglauben aufgezogener Menſch kann an die Möglichkeit von Curen glauben, wie ſie der zum Sanitätsrathe entpuppte Poſtſecretär Dr. Luge in Köthen bekannt gemacht hat, der z. B. einem Geiſtlichen, welcher an Taubheit litt, bei 40 Meilen Entfernung in derſelben Stunde das Gehör wieder verſchaffte, als er die Kraft ſeines Willens dahin ſandte, und der einen Mann, welcher ſich auf der Straße eben den Fuß verrenkt hatte, durch bloßen Zuruf heilte. Daß die Königliche Polizei-Direction in Potsdam in einem Berichte an den Magiſtrat zu Köthen (vom 18. Auguſt 1846) und an die Herzoglich Anhaltiſche Medicinal-Commiſſion (vom 8. Juli 1850) über dieſen Heilkünſtler geſchrieben hat: „daß, wo derſelbe in einzelnen Fällen ſich der Heilung bekannter Uebel öffentlich gerühmt habe und in ſeinen Schriften noch rühme, das Gegentheil davon bekannt worden ſei," das thut bei der abergläubiſchen Menſchheit dieſem Wunderdoctor freilich keinen Abbruch.

Es gehört ferner ein faſt an Wahnſinn grenzender Aberglaube dazu, um die Heilung der verſchiedengartigſten Krankheiten aus einem und demſelben Topfe voll purgirenden Geheimmittels (z. B. der Frau Müllerin Graf in Schleiz und des Herrn Schuſter Lampe in Goslar) für möglich zu halten, und doch giebt es zur Schande des Menſchenverſtandes noch viele ſolche Abergläubige. — Kurz, aus der großen Menge zur Zeit und zwar zum Hohne des geſunden Menſchenverſtandes noch exiſtirenden und geſuchten Charlatanerien und Charlatane läßt ſich recht deutlich erſehen, auf welch niedriger Stufe von wahrer Bildung das Menſchengeſchlecht noch ſteht.

Auch ein Drechsler, Herr Carl Baunſcheidt in Endenich bei Bonn, hat, trotzdem derſelbe vom menſchlichen Körper und von Krankheit ganz und gar nichts verſteht, eine neue Heilmethode erfunden, die er nach ſeinem Namen „Baunſcheidtismus" genannt hat. Sie beſteht weſentlich in ſtrichter Hautreizung und zwar mittels Anwendung eines von ihm erfundenen Inſtrumentes, dem er den Namen „Lebenswecker" gab und in der nachfolgenden, einen Hautausſchlag erzeugenden Einreibung eines von ihm präparirten, geheim gehaltenen, reizenden Oeles (oleum Baunscheidtii, Lebenswecköl) in die vom Lebenswecker gemachten Nadelſtiche. Neuerlich hat dann noch ein Herr Fr. Neumann, der ſich Verſertiger und Miterfinder des Inſtrumentes nennt, den Lebenswecker, wie er ſagt, nicht nur weſentlich verbeſſert, ſondern auch ein unentbehrliches Handbuch dazu kurz und verſtändlich abgefaßt, damit ſich Jedermann mit leichter Mühe ohne Arzt ſelbſt beleihren und des Inſtrumentes bedienen kann. Natürlich gewährt, den Erfindern nach, dieſes Heilverfahren bei vorkommenden Krankheiten die beſte und ſchnellſte Hülfe ohne Gefahr und Schmerz, und daher ſollte auch in jeder Familie, in jedem Hauſe dieſer Heilapparat eben ſo wenig fehlen, wie eines der unentbehrlichſten Hausgeräthe." Selbſt da noch, wo bei Krankheiten die angeſehenſten Aerzte und die gewöhnteſten Heilmethoden ſich als unwirkſam erwieſen hatten, ſoll das Baunſcheidt'ſche Heilverfahren noch Heilung bewirkt haben.

Was nun zuvörderſt das „ohne Gefahr und Schmerz" betrifft, ſo iſt dies durchaus nicht immer der Fall, denn die heftige Hautreizung durch die Lebenswecker hat ſchon manchmal eine bis zum Brande geſteigerte, alſo gefährliche Hautentzündung veranlaßt. Auch ſind Fälle bekannt worden, wo reizbare Perſonen in Folge der ſtarken Erregung der Hautnerven (ob durch die Nadelſtiche oder die Oeleinreibung, laſſen wir dahin geſtellt ſein) von Krampfanfällen heimgeſucht wurden. Alſo mit der Behauptung: „daß durch die Anwendung des Baunſcheidt'ſchen Heilverfahrens weder geſunden noch kranken Individuen irgend ein Nachtheil zugefügt werden kann," damit iſt es nichts.

Komiſch, aber auch ärgerlich iſt ferner das Gebahren des Herrn Drechsler Baunſcheidt inſofern, als er nicht nur mit den Thalern nicht zufrieden iſt, welche ihm ſein Inſtrument, ſein Oel und ſein in 8 Auflagen erſchienenes Buch über den Baunſcheidtismus eingebracht haben und noch einbringen, ſondern daß er auch ſogar noch den frechen Wunſch laut werden ließ, es möge ſein Heilverfahren in der Wiſſenſchaft aufgenommen werden. Dieſes Unmäßliche beſitze er dadurch zu erwägſchen, daß er „im Intereſſe ſowohl der Wiſſenſchaft als ſeiner Entdeckung" zu Anfange des Jahres 1861 einen Preis von 200 Ducaten für die beſte wiſſenſchaftliche Abhandlung über den Baunſcheidtismus ausſetzte, und daß in einer im Jahre 1860 projectirten wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift (für welche man auch unerwünſchter Weiſe den Unterzeichneten, der doch bis jetzt der Charlatanerie noch nirgends das Wort geſprochen hat, zum Mitarbeiter auserleſen hatte) der Lebenswecker „das wiſſenſchaftliche Bürgerrecht erwerben und ſomit der wiſſenſchaftlichen Medicin ein wirklicher Dienſt erwieſen werden ſollte." — Die Wiſſenſchaft hat nun aber, wie ſich das wohl von ſelbſt verſtand, von dem Baunſcheidtismus ebenſo wenig, wie von der Homöopathie, der Rademacherei u. ſ. w. bis jetzt Notiz genommen. Nicht wahr? Das ärgert Euch, Ihr Baunſcheidtiſten, Homöopathen und Rademacherianer?

Wie ärgerlich übrigens dem Herrn Baunſcheidt dieſes Ignoriren, ſowie die Bemerkungen einiger Heilkünſtler über die Lebenswecker ſind, läßt ſich recht deutlich aus der Antigen-Art und Weiſe erkennen, mit welcher er, der Drechsler, in ſeinem von Unſinn ſtrotzenden Buche in Sachen der Heilkunſt gegen wiſſenſchaftlich gebildete Aerzte auftritt. Ja er bricht in ſeinem Dünkel ſogar in die Worte aus: „Diejenigen Aerzte, welche ſich noch als Widerſacher dieſer Lehre gerirren, wünſchte ich kennen zu lernen, um Sorge treffen zu können, daß ihr Name der Nachwelt nicht verloren gehe." Jedenfalls ſind übrigens dieſe Aerzte beſſer daran, als diejenigen, welche Herr Baunſcheidt in ſeinem Buche als Anhänger ſeiner Heilmethode namentlich aufführt und die dadurch bei ihren Collegen recht tüchtig blamirt worden ſind. — Auch gegen Aerzte, die ſich ein nachgemachtes Inſtrument anſchaffen, wüthet Herr Baunſcheidt, und „am allergemeinſten" ſollen ſich nach ihm diejenigen Aerzte benehmen, „die ſich durch ſeine Heillehre perſönlich ſowohl, als ihre Familie in körperlichem Wohlſein zu erhalten befleißigen, während ſie ihre Patienten nach wie vor ſür ſchweres Geld nach der alten Medicinalia ſterben laſſen."

Wie ſich Baunſcheidt die Wirkung ſeines Lebensweckers denkt, geht aus folgenden Worten hervor: „Dieſes verwegene Inſtrument iſt weiter nichts als eine Zuſammenſtellung feingeſpitzter Nadeln, welche dazu beſtimmt ſind, durch ihre Stiche in die Haut (eine faſt ſchmerzloſe Operation) künſtliche Poren zu erzeugen, durch welche allen in Folge einer geſteigerten Hauthätigkeit an den leidenden Stellen des Körpers angehäuften, die Geſundheit ſtörenden Krankheitsſtoffen ein einfacher und natürlicher Weg zum allmählichen Abzuge (Verflüchtung) geöffnet wird." — Bei dieſer mehr als kindiſchen Anſicht über Krankheit (ſ. Garteul. 1859. Nr. 18. wäre es ja am beſten, es würden dem Kranken gleich Löcher in die Haut geſtochen, damit die Krankheitsſtoffe recht bequem aus dem Körper herausfahren könnten. — Was für Krankheitsſtoffe aber ſchon durch jene feinen Nadelſtiche von Herrn Baunſcheidt aus kranken Körpern herausgelockt worden ſind, geht aus dem Verzeichniſſe der Krankheiten (von denen übrigens viele, was Herr Baunſcheidt nicht zu wiſſen ſcheint, nur Symptome der verſchiedenartigſten Krankheiten ſind) hervor, bei denen der Baunſcheidtismus gehoffen haben ſoll. Es ſind unter andern: Akatalepſie, eine Krankheit, die den Menſchen unfähig macht, eine Sache zu begreifen oder richtig zu denken; das Inſtrument wird hier 80 bis 90 Mal an die Rückgratsnerven geſetzt, und am folgenden Tage, Nachmittags gegen 4 Uhr, befreit ſich das Nervenfieber, es tritt eine erhebliche Stärkung der Verſtandeskräfte ein. — Kahlköpfigkeit, wobei der Lebenswecker in zehntägigen Zwiſchenräumen am Rücken und hinter den Ohren angeſetzt wird; der Krankheitsſtoff macht dann dem Lebensſtoffe Platz. — Finnen im Geſichte werden durch Baunſcheidtiren am Rücken und Bauche bald beſeitigt. — Gelbſucht wird in der Regel ſchon mit der erſten Anwendung des Inſtrumentes am Rücken und in der Lebergegend gehoben. — Gelbes Fieber, dieſe peſtartige Seuche, wird mittels des Lebensweckers ebenfalls ſchnell und radical gehoilt.

Es werden durch den Baunſcheidtismus ferner geheilt: Krämpfe aller Art (der Lebenswecker iſt „Herr aller Krämpfe"), Schlafloſigkeit, Würmer, Brantwuth, Hypochondrie, zurückgetretene Krätze, Huſten, Erſchlaffung der Leber und Eingeweide, Darmgicht, Wechſelfieber,

Digitized by Google

Seekrankheit (durch Baunscheidtisiren der Waden), Nervenfieber und Gehirnentzündung, Gesichtskrankheit, Fett- und Fallsucht, Lähmung nach Schlagfluß, Geschwülste (die von der alten Medicin nur durch das Messer entfernt werden können, müssen dem Lebensneder schmerz- und narbenlos weichen), Cholera, Bräune und Kehlkopfsschwindsucht, Ausziehung, Muttervorfall und Pollutionen, Hundswuth und Syphilis, Kothbrechen und schwarzer Staar ꝛc. ꝛc. — Man braucht wahrlich nicht Arzt zu sein, um schon aus der Aufzählung dieser wenigen Krankheiten und Krankheitserscheinungen, welche durch den Baunscheidtismus gehoben werden sollen, einen Schluß auf den Grad der Charlatanerie bei dieser Heilmethode machen zu können.

Arbeitet man sich nun noch durch die im Baunscheidt'schen Buche abgedruckten, rein kindischen Krankengeschichten und Danksagungen hindurch, so wird's jedem recht klar, weß Geistes Kind der Herr Baunscheidt und welcher Art die Uebel sind, wo die Lebenswecker gehelfen haben soll. In den Krankengeschichten des Herrn Baunscheidt stoßen hauptsächlich Worte, wie: Schmerz im Rücken, Kopfgicht, rheumatisches und drückendes, überhaupt schlimmes Augenübel, Gichtübel, schmerzhafter Rheumatismus u. s. f. Aus den Danksagungsschreiben lassen sich zwar, da meistens nur einzelne Krankheitserscheinungen angeführt sind, die Uebel, an welchen die Dankenden gelitten haben wollen, nicht sicher ergründen, aber geringfügiger Art scheinen die meisten zu sein.

Charakteristisch und äußerst spaßhaft sind ferner die sogenannten Erfahrungen des Herrn Baunscheidt, von denen wir einige dem Leser nicht vorenthalten können. — „Oft scheint der Krankheitsstoff während der Operation in einem vernehmbaren Geräusche mit den Nadeln zugleich hinauszuscheiden zu wollen." — „Wenn Patienten, welche an schweren Fiebern (Nervenfiebern) sich auf- oder durchgelegen, ferner keine Medicin bekommen, so genesen sie. Will alsdann aber der unvernünftige Arzt die Wunde heilen, so tödtet er den Kranken. Jeder Denkende muß darin einen neuen Beweis für die Richtigkeit meiner Lehre finden." (Das heißt also: der Krankheitsstoff fährt durch das Loch in der aufgelegenen Haut heraus.) — „Wo der Körper am wenigsten Widerstandsfähigkeit besitzt, da will aller Krankheitsstoff am ersten hinaus, und das ist durch die Augen." — „Chemiker, Apotheker, Schulmeister und Sattler sind oft wunderliche Leute. Jenen steigt der Dunst, diesen der Staub in's Gehirn." — „Bei Schwindsüchtigen wächst der Bart drei Tage vor dem Tode gewöhnlich nicht mehr." — „Eine Base frisch aus Metzgershand hat ihre Normalgröße; kommt sie aber nur einige Minuten mit der Luft in Berührung und wird kalt, so schrumpft sie zusammen, und die Wände derselben verdicken sich. Ebenso verhält es sich auch mit dem Magen und den Gedärmen eines Hypochondristen. Dieselben schrumpfen sogleich zusammen, und der innere Raum geht darin verloren, sobald der Körper kalt wird, welches immer vom Rücken her ausgeht. Der Lebenswecker als Heilmittel stellt die körperliche Wärme sowohl, als den Körper selbst, wieder in's Gleichgewicht." — „Bei dem Krebsübel spielen die Genitalien die Hauptrolle." — Doch genug des Unsinns!

Schließlich möge die Welt wissen, wie Herr Baunscheidt seine große Entdeckung gemacht hat. „Eines Tages nämlich, als der Erfinder, der eben an einem rheumatischen Handübel litt, unbeschäftigt in seinem Zimmer saß und die Hand auf den Tisch hingelegt hatte, kamen einige Mücken zugleich auf ihn herab, um sich auf der kranken Hand breit niederzulassen. Weil sie sich gar nicht wollten abwehren lassen, so ließ er sie in ihrer Zudringlichkeit gewähren. Die Mücken aber stachen. Doch kaum hatten sie ihren zudringlichen Dienst verrichtet, als auch eine fast plötzliche Veränderung mit der kranken Hand vor sich ging. Mit den Mücken war der Schmerz wie fast wggeflogen, und die Mücke lehrte ihn also das Geheimniß: wie auf eine ganz einfache und natürliche Weise die eingefangenen Krankheitsstoffe ohne allen Blutverlust aus dem leidenden Theile des Körpers herausgezogen und abgeleitet werden können." Er erdachte darauf hin den Lebenswecker, welcher erwärmend, reinigend, ableitend, den Blutumlauf befördernd, auflegend und auflösend wirken kann.

Unser Urtheil über den Baunscheidtismus wäre nun: diese sogenannte Heilmethode ist eine durchaus nicht ungefährliche Charlatanerie, bei welcher, aber nicht durch welche, wie bei allen anderen Charlatanerien, Kranke gesunden können.

B. d. C.

Gottfried Kinkel's Befreiung.

Von Moritz Wiggers.

(Schluß.)

Die unter der Hand eingezogenen Erkundigungen, um eine Schiffsgelegenheit nach England ausfindig zu machen, hatten zu keinem Resultate geführt. Wir beliberirten eben darüber, was jetzt zu thun sei, als Ernst Brockelmann in's Zimmer trat.

„Nun wird uns wohl nichts Anderes übrig bleiben, als uns dem Corrispondentreder der auf Rhede liegenden Brigg anzuvertrauen," sagte ich zu Ernst Brockelmann.

„O nein," erwiderte dieser verheißungsvoll, „die Sache ist bereits arrangirt."

„Haben Sie eine Schiffsgelegenheit ausfindig gemacht?" fragte Kinkel gespannt.

„Das nicht. Aber ich habe mir die Sache überlegt. Es ist doch besser, daß nicht mehr Personen, als unumgänglich erforderlich, in's Geheimniß gezogen werden. Ueberdies," setzte er lächelnd hinzu, „ist es Ihrer nicht würdig, daß Sie gleichsam als blinde Passagiere mitgenommen werden. Eins meiner kleineren Schiffe, ein Schooner von einigen vierzig Last, vereinigt die Vortheile in sich, daß es ein guter Segler ist und daß seine Besrachtung keine lange Zeit in Anspruch nimmt. Ich habe bereits Ordre gegeben, daß die „Anna", eine Namensverwandtin Ihrer Johanna, in möglichst rascher Zeit mit Weizen nach Newcastle befrachtet wird. Die Cajüte ist zwar nicht groß, aber ein paar Wochen werden Sie es sich schon darin gefallen lassen."

Wir waren alle dankerfüllt und drückten ihm gerührt die Hand. Die anfangs peinliche Hülfe Ernst Brockelmann's hatte die Hauptschwierigkeit beseitigt. Die goldene Hoffnung einer baldigen Befreiung lächelte. Doch war keineswegs schon alle Gefahr beseitigt.

Bereits am Freitage nach der Flucht empfingen wir in den Zeitungen die ersten Nachrichten von der Entweichung Kinkel's. Als ich am Nachmittage in's Lesecabinet ging, um nachzusehen, ob schon etwas darüber zu lesen sei, und kaum die Thür geöffnet hatte, rief mir ein Freund mit einem Berliner Blatt in der Hand triumphirend entgegen:

„Kinkel ist entflohen!"

„Nicht möglich!" rief ich anscheinend überrascht.

„Ja, hier steht's," sagte mein Freund und las in freudiger Aufregung die kurzen bedeutungsvollen Worte: „Kinkel ist aus dem Zuchthause in Spandau entsprungen."

Ich glaubte die Rolle des Ueberraschten sehr gut gespielt zu haben, mußte aber später zu meinem Leidwesen von meinem Freunde erfahren, daß es ihm aufgefallen sei, daß seine Nachricht keinen größeren Eindruck auf mich gemacht habe. Aber der Umstand, daß ich an demselben Morgen die Zusammenkunft mit den Flüchtlingen auf dem „Weißen Kreuz" gehabt hatte, wird wein Benehmen einigermaßen entschuldigen.

Den Steckbrief, der gegen Kinkel sofort nach seiner Entweichung erlassen ward, das ich selbst den Flüchtlingen vor; sie machten scherzende Randglossen dazu.

Die Presse erging sich inzwischen in den abenteuerlichsten Nachrichten über die Kinkel'sche Flucht. Bald sollte er wieder eingefangen, bald hier, bald dort angelangt sein. Je größer das Gewirre der falschen Nachrichten war, deste mehr freuten wir uns. Den wichtigsten Dienst leistete uns der Pastor Dulon in Bremen, der, um die Polizei irre zu führen und von der ihm selbst unbekannten richtigen Fährte abzulenken, in seinem „Sonntagsblatt" mit allen möglichen Details die Mittheilung brachte, daß Kinkel glücklich über Bremen auf einem nach England segelnden Schiffe entkommen sei.

Die „Anna" konnte auch bei der größten Eile nicht unter acht Tagen die volle Weizenladung an Bord nehmen. Es traten aber Umstände ein, welche zu einer größeren Beschleunigung der Flucht dringend aufforderten.

In der Kaufmannswelt hatte es Aufsehen gemacht, daß

Brockelmann so plötzlich und unerwartet Weizen nach England verladete, da bei den damaligen ungünstigen Conjuncturen ein solches Geschäft voraussichtlich große Schaden im Gefolge hatte. Außerdem sei es auf, daß die Fuhrleute, angespornt durch kleine Belohnungen, mit ihren rasselnden und zwerchfellerschütternden Strandwagen in so großer Eile von und zu den Kornspeichern durch die Straßen jagten, um die „Anna“ zu beladen. Der Schiffer der „Anna“, Capitain Riemann, welcher bereits in seinem Wohnorte auf dem Fischlande die Winterquartiere bezogen hatte, ohne zu ahnen, daß ihm sobald eine neue Seereise bevorstände, ward plötzlich durch einen Brief Ernst Brockelmann's der Ruhe und Gemüthlichkeit des Familienlebens entrissen. Se große Eile war ihm gemacht, daß er kaum die Zeit erübrigte, um die nöthigen Vorbereitungen für die beschwerliche Seereise während der nahen Jahreszeit zu treffen.

Alle jene Thatsachen konnten freilich ihre sehr natürliche Erklärung in einer in den Nimbus des Geheimnisses gehüllten kaufmännischen Speculation finden. Aber es war doch auch die Besorgniß begründet, daß das Publicum den richtigen Grund errathen werde. Die Kinkel'sche Flucht bildete damals das allgemeine Tagesgespräch. Es bekurte nur der kühnen Conjectur eines Bierbankpolitikers, um das Gerücht, daß Kinkel in Rostock sei, hervorzurufen. Ein solches bloßes Gerücht genügte, um die preußische Polizei, welche ohnehin schon an sich und beim Mißlingen ihrer sonstigen Nachforschungen auf Rostock hätte verfallen können, und auf den Hals zu hetzen. Dazu kam, daß die Leute im Brockelmann'schen Hause davon zu Andern sprechen konnten, daß zwei mysteriöse Fremde, welche bei Tage das Haus nicht verließen und nur am Abende beim Mondschein in dem an der Warnow liegenden Garten frische Luft schöpften, sich dort aufhielten. Wie leicht konnte Jemand daraus den Verdacht schöpfen, daß einer der beiden Fremden Kinkel sei, und dies um so mehr, als die bekannten edlen Gesinnungen Brockelmann's dafür bürgten, daß er einem politisch Verfolgten ein Asyl in seinem Hause nicht versagen werde. Da überdies Manche den damaligen Aufenthaltsort der beiden Flüchtlinge kannten, so ist es erklärlich, daß unsere Besorgniß vor Entdeckung mit jedem Tage zunahm.

Unsere Besorgniß steigerte sich zum Alarm, als ich am 14. November aus dem Streltzischen einen Brief von unbekannter Hand und ohne Namensunterschrift empfing, welcher die geheimnißvollen Worte enthielt: „Beschleunigen Sie die Versendung der Ihnen anvertrauten Waaren, es ist Gefahr im Verzuge.“ Dieser Brief stammte offenbar von einem Freunde, der um die Flucht wußte.

In Folge dieses Briefes ward beschlossen, die Abreise auf das Aeußerste zu beschleunigen. Während anfänglich dieselbe bis dahin ausgesetzt werden sollte, daß die „Anna“ die volle Weizenladung an Bord hätte, beschlossen wir jetzt, daß die Ladung nur so weit completirt werden solle, als es für die Sicherheit des Schiffes unumgänglich erforderlich war. Die „Anna“ sollte am Freitag noch soviel Ladung als möglich einnehmen und am Sonnabend nach Warnemünde gehen, um am Sonntage, den 17. November, falls der noch immer fortdauernde Nordoststurm sich gelegt habe, die Anker zu lichten.

Am Freitag Abend saß ich in meiner Arbeitsstube am Schreibtisch, als es draußen anklopfte. Ein mir unbekannter Mann von großer Gestalt mit einem langen dunklen Vollbart trat herein, ohne mein „Herein“ zu erwarten. Ich war ihm mit meinem Licht zum Vorzimmer entgegengegangen. Anstatt mich zu begrüßen, schaute er sich allenthalben vorsichtig um, wie wenn er sich versichern wollte, daß wir nicht behorcht würden, und flüsterte mir zu:

„Ich soll Sie grüßen von Ihrem Freunde N.“

Und während er dies sagte, nahm er seinen um den Hals gebundenen großen Shawl ab, breitete denselben auf den Tisch, faltete ihn auseinander, holte einen darin verborgenen Brief hervor und überreichte ihn mir mit den Worten: „Dies zu meiner Legitimation.“

Die geheimnißvolle Weise des Fremden erregte Verdacht in mir. „Vielleicht ein preußischer Polizeispion!“ dachte ich erschrocken. Der Brief enthielt in wenigen Zeilen eine Empfehlung des Ueberbringers mit dem Zusatz, daß ich demselben ganz vertrauen könne. Aber ich kannte die Handschrift meines Freundes nicht genau. Und wenn sie es auch war, konnte er nicht selbst ein Betrogener sein? Konnte nicht auch der für den wirklichen Freund bestimmte Brief von der Polizei aufgefangen sein und von ihr dazu benutzt werden, mich zu überlisten und über den Aufenthalt Kinkel's auszuforschen?

Beim Lesen dieses Briefes fuhren mir alle diese Fragen durch den Sinn. Ich hielt mich verpflichtet, unter allen Umständen mein Geheimniß zu bewahren.

„Empfohlen durch meinen Freund N., sind Sie mir herzlich willkommen,“ sagte ich unbefangen. „Nehmen Sie gefälligst Platz. Womit kann ich Ihnen denn dienen?“

Der Fremde fixirte mich scharf und fragte leise: „Ist Kinkel noch hier?“

Ich fühlte mein Herz und meine Pulse klopfen bei dieser Frage. „Es ist in der That ein Spion,“ sagte ich mir; „wenn ein Blick, eine Miene ihm das Geheimniß verräth, dann ist Kinkel verloren.“ Ich nahm alle meine Kraft zusammen und fragte erstaunt: „Kinkel?“

„Ist er denn nicht hier gewesen?“

„Wie sollte er hierher gekommen sein?“ rief ich verwundert.

„Aber, mein Gott, Ihr Name ist doch in der Versammlung, in welcher der Fluchtplan festgestellt ward, genannt.“

„Sie müssen im Irrthum sein, mindestens weiß ich nichts davon. Darf ich bitten mir zu sagen, in welcher Weise Sie bei der Flucht Kinkel's betheiligt sind?“

„Ich bin der Gutsbesitzer X. aus Z. und habe Kinkel von Spandau bis Streltz gefahren. Von Streltz aus ist der Stadtrichter Petermann mit ihm weiter gefahren, um ihn nach Rostock zu bringen.“

„Dies kann nicht geschehen sein. Denn mein Freund Petermann würde mir jedenfalls davon Mittheilung gemacht haben. Es wäre doch zu arg, wenn man mir als einem der Führer der demokratischen Partei eine solche Begebenheit verschweigen hätte!“ rief ich anscheinend empört. „Aber was führt Sie jetzt hierher? Ihre Anwesenheit hierselbst kann Verdacht erregen.“

„Die Angewißheit über das Schicksal Kinkel's hat mir zu Hause keine Ruhe gelassen. Ich wollte mich darüber hier vergewissern. Man wird mich jedenfalls mit einer Criminaluntersuchung verfolgen. Jeden Tag erwarte ich meine Verhaftung. Ich fürchte dieselbe nicht, wenn ich die tröstende Gewißheit habe, daß Kinkel frei ist. Uebrigens habe ich anderweitige Geschäfte in der Nähe und damit einen guten Vorwand für meine Herreise.“

„Ich werde Alles thun, um Ihren Wunsch zu erfüllen, und deshalb die genannte Erkundigung einzuziehen suchen. Freilich wird dies zu nichts führen, da ich nicht glauben kann, daß Kinkel sich hierher gewendet hat. Aber zu Ihrer Beruhigung will ich auch ohne Auftrag auf Erfolg das Meine thun. Wenn Sie mich morgen früh 10 Uhr wieder beehren wollen, so werde ich Sie von dem Resultat meiner Bemühungen in Kenntniß setzen.“

Der Fremde dankte mir für meinen guten Willen, versprach, mich um die bezeichnete Zeit wieder zu besuchen, und verabschiedete sich.

Ich athmete tief auf, als der Fremde fort war. Die Flüchtlinge mußten von seiner Anwesenheit benachrichtigt werden. Ich wollte sofort zu ihnen eilen. Aber ich bedachte, daß der Fremde, wenn er wirklich ein Spion war, mir auflauern könnte. Deshalb wartete ich noch eine Viertelstunde, setzte mein Licht, welches von draußen gesehen werden konnte, wieder auf den Schreibtisch, um einen etwaigen Beobachter glauben zu machen, daß ich ruhig weiter arbeitete, und ging darauf nicht zu den Flüchtlingen, sondern zu der „Lesehalle“, wo ich einen eingeweihten Freund erfuchte, die Flüchtlinge sofort von dem Besuche des geheimnißvollen Fremden in Kenntniß zu setzen. Ich erhielt die Nachricht zurück, daß die gegebene Beschreibung desselben auf den Gutsbesitzer X. paßte, daß aber, um möglichste Gewißheit zu erreichen, der Kaufmann Schwarz ihn bei mir sehen und dann über das Aeußere desselben einen detaillirten Bericht zurück bringen solle.

Um 10 Uhr am andern Morgen fand sich der Fremde wieder bei mir ein. Ich sagte ihm, daß, wie ich erwartet, meine Nachforschungen fruchtlos gewesen wären, was ihn sichtlich beunruhigte. Bald darauf kam Schwarz, anscheinend in einer Geschäftsangelegenheit, betrachtete sich während des Gesprächs mit mir den Fremden, ohne daß dieser es merkte, und ging darauf wieder fort. Eine längere Unterredung mit dem Fremden erweckte in mir die Ueberzeugung, daß er in der That der Gutsbesitzer X. sei.

Am Nachmittage wollte er zur Besorgung seiner Geschäfte abreisen und am nächsten Montage über Rostock seine Rückreise antreten. Wir verabredeten, daß er dann wieder bei mir vorkomme.

„Ich bin nicht eher wieder ruhig, als bis ich die Gewißheit habe, daß Kinkel frei ist," sagte er zu mir in melancholischer Stimmung. „Es wäre doch entsetzlich, wenn das bis dahin so glücklich durchgeführte Unternehmen noch mißlingen sollte." Wir verabschiedeten uns von einander. Es that mir wahrhaft weh, daß ich ihm kein tröstendes Wort auf den Weg geben durfte.

Schwarz kam am Mittage zu mir zurück und berichtete, daß kein Zweifel über die Identität der Person des Freuden mit dem Gutsbesitzer X. sein könne. Er habe über dem Daumen seiner Hand eine wunzgescheuerte viereckige Stelle bemerkt und dies an Kinkel und Schurz berichtet. Diese aber hätten bezeugt, daß der Gutsbesitzer X. sich beim Hineinziehen der Pferde in den Stall des Wirthshauses in Fürstenberg in der bezeichneten Weise an der Thür des Stalles verletzt habe. Dessenungeachtet bestimmte uns die Vorsicht, dem Fremden nicht mitzutheilen, daß die beiden Flüchtlinge hier noch anwesend wären. Um ihn aber nicht ohne Trost von hier scheiden zu lassen, ward verabredet, und dies geschah im Einvernehmen mit Kinkel und Schurz, daß ich noch vor seiner Abreise ihn im Allgemeinen über das Schicksal Beider beruhigen solle. Ich ging darauf zu ihm in sein Gasthaus und traf ihn allein. Er kam mir erwartungsvoll entgegen. „Herr X," sagte ich zu ihm, „es ist mir jetzt gelungen, Näheres über die beiden Flüchtlinge zu erfahren. Ich kann Sie nicht wegreisen lassen, ohne Ihnen davon Mittheilung zu machen. Kinkel und Schurz sind, wenn auch noch nicht gerettet, doch so gut wie in Sicherheit, fragen Sie nicht nach weiteren Details, ich darf Ihnen noch nicht mehr sagen. Aber vertrauen Sie meinem Wort. Am Montage werde ich Ihnen wahrscheinlich Näheres mittheilen können."

X. drückte mir gerührt die Hand und sagte bewegt: „Ich danke Ihnen, Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen."

Mit einem „Auf Wiedersehen am Montage" trennten wir uns.

Die Ladung war am Freitag so weit completirt, daß sie als Ballast genügte. Am Abende legte sich der Sturm. Die „Anna" ging am Sonnabend nach Warnemünde, und die Absahrt von dort wurde definitiv auf den Sonntag festgesetzt. Frau Brockelmann hatte mit mütterlicher Geschäftigkeit dafür gesorgt, daß es den Flüchtlingen nicht an Speise und Trank um warmer Beleuchtung während der Seereise fehlen sollte. Herr Brockelmann enthob sie durch Ausstellung von Creditbriefen aller Sorge für die nächste Zukunft. Wir Andern sorgten für Lectüre. Eine englische Grammatik, englische Lexica und Lesebücher sollten als Vorbereitung zur Erlernung der ihnen bis dahin unbekannten englischen Sprache dienen, deren Kenntniß ihnen später so werthvoll werden sollte. Die damalige Kolatschel'sche Monatsschrift und andere Novitäten waren für die Mußestunden bestimmt. Am Sonnabend Nachmittag reiste Schwarz nach Warnemünde, um Alles für die Absahrt vorzubereiten und zugleich zu sondiren, ob die Küste rein sei.

Der Sonntag kam heran.

Am Morgen 9 Uhr stießen zwei Boote vom Strande ab, um nach Warnemünde zu fahren. In dem einen saßen Kinkel und Schurz zusammen mit Ernst Brockelmann, dem Capitain eines demselben gehörenden Grönlandsfahrers und einigen Herren, welche auf seinem Comptoir angestellt waren. In dem andern Boote waren verschiedene im Dienste des Herrn Brockelmann befindliche zuverlässige Personen. Etwas früher ging ich mit Bluhme zu Fuß nach dem eine halbe Meile von Rostock entfernten und an der Warnow gelegenen Dorfe Bramow. Um Aufsehen zu vermeiden, wollte ich nicht in Rostock in's Boot mit einsteigen. Es war gelindes Frostwetter und dichte Schneeflocken fielen vom Himmel. Wir gelangten zur verabredeten Zeit an die neue Lüser in die Warnow führende kleine Brücke bei dem Wirthshause zu Bramow, welche zum Anlegen von Booten bestimmt ist. Es dauerte auch nicht lange, daß das Boot mit den beiden Flüchtlingen und den übrigen Personen anlegte und uns aufnahm. Die Luft, so kalt auf dem Lande, war auf dem Wasser ganz warm, wie dies immer in der kältern Jahreszeit der Fall, so lange das Wasser noch nicht mit Eis bedeckt gewesen ist. Der Schnee hörte auf, und der Himmel fing an sich aufzuklären. Eine frische Brise aus Ostnordost blähte die Segel und trug unser Schifffein leicht über die plätschernden Wogen.

Wie schön, wenn das Boot ohne Ruderschlag, wie durch unsichtbare Mächte getrieben, dahin fliegt und die sinnenden Blicke die durch das Steuerruder gebildete blänkernde Wasserfurche in ihren Schlangenwindungen weithin zurück verfolgen, oder den glänzenden Wasserspiegel betrachten, welcher, gleich neckischen Nixen, vor ihnen zu fliehen scheint! Alles um uns athmete Frieden. Die Ufer mit ihren Feldern, mit ihren weißen Häusern und grünen Fichten zogen wie Schattenbilder in tiefer Sonntagsruhe an uns vorüber. Das geschäftige Treiben auf dem Flusse, der Lärm vorbeipassirender Dampfer und Schiffe, das Schreien und Rufen der Matrosen, das Geräusch von Ruderschlägen, welches alles an Alltagen die Scene belebt und die Nähe der Seestadt verkündet, hatte einer tiefen Stille Platz gemacht. Man hörte nur das einförmige Geräusch der Wellen und das Genurmel des das Wasser durchschneidenden Boots. Ab und zu ward die Stille durch den „Goden Morgen"-Gruß eines in einer vorbeistiegenden Zolle hintenüber lehnenden einsamen Steuermanns unterbrochen.

Wir waren Alle in feierlicher erwartungsvoller Stimmung. Jeder hing schweigend seinen Gedanken nach.

Wir hatten uns dem „Breitling" genähert. Es ist dies ein etwa eine halbe Stunde breites und eine Viertelstunde langes Wasserbecken, zu welchem sich die Warnow kurz vor Warnemünde erweitert. Von dort gelangt man in den „Durchstich", einen Canal, der erst in neuerer Zeit mittelst Durchgrabung einer Landzunge angelegt ist, um den „Breitling" mit dem in die See ausmündenden Strom zu verbinden und so einen directen und näheren Weg zum Strom und zur See zu gewinnen, als man früher hatte, wo man der krummen Windung des Flusses folgen mußte.

„Dort, wo die beiden weißen Kreuze herverschimmern," sagte ich zu den beiden Flüchtlingen, „ist die Einfahrt zum Durchstich. Wenn Schwarz dort mit einer brennenden Cigarre steht, so ist dies das verabredete Zeichen, daß die Luft rein ist, und wir segeln geradezu in den Durchstich. Sehen wir ihn dort nicht, so drohet Gefahr, und wir wenden uns rechts nach jenem weißen Häuschen im Holze, dem „Schnatermann", und landen daselbst. Wir gehen dann längs der mit Holz bewachsenen Küste, welche sich dort, wie Sie sehen, nach Nordosten hin erstreckt, und zwar bis zur äußersten Spitze derselben, genannt die „Nase", wo wir von Warnemünde aus nicht mehr gesehen werden können. Die „Anna" läuft inzwischen aus und segelt bis zur „Nase", von wo ein Boot an's Land kommen wird, um Sie an Bord des Schiffes zu bringen. Sie sehen, daß wir unsere Vorsichtsmaßregeln gut getroffen haben."

Ernst Brockelmann hatte indeß sein Fernrohr herausgeholt und lugte nach der Einfahrt des „Durchstichs". Wir folgten gespannt mit unsern Blicken der Richtung des Fernrohrs.

„Doa steiht Ener, Herr Brockelmann," sagte der Capitain des Grönlandsfahrers nach einer Pause, mit der ruhigen Zuversicht, welche den Seemann auszeichnet.

„Waraftig — Sei hebben — Recht — Captein," erwiderte Ernst Brockelmann. „Sei sehn ja beier so, as ick mit minen Dubus. Doa steiht waraftig Ener."

Wiederum eine kurze Pause.

„Dat is jo ehr Swiegersöhn, Herr Brockelmann," sagte der Capitain weiter, indem er einen halb mitleidsvollen, halb verächtlichen Blick auf das Fernrohr warf.

„Das ist wirklich mein Schwiegersohn," rief Ernst Brockelmann frohlockend nach einer abermaligen Pause. „Es wird Alles in Ordnung sein."

„Aber die Cigarre?" wandte Carl Schurz ein.

„Sehn Se denn nich, dat et rookt, as wenn et achter em brennt?" fragte der scharfsichtige Capitain.

Wir waren dem Durchstich jetzt so nahe gekommen, daß auch wir Landraten mit unseren bloßen Augen den Kaufmann Schwarz erkennen konnten, wie er aus einer Cigarre Dampfwolken von sich blies und uns heranwinkte. Wir fuhren in die Nähe des Ufers, jedoch ohne den Lauf unseres Bootes zu hemmen.

„Alles in Ordnung," rief Schwarz. „Die „Anna" liegt gleich vorn am „Rostocker Ende". Steigen Sie von der Wasserseite ein — der Dampfer ist bereits vorgespannt."

Eine Centnerlast fiel uns vom Herzen. Der Augenblick der Befreiung nahte.

„Zieht die Segel ein, Kinder," rief Ernst Brockelmann, sich die Hände reibend und das Gesicht vor Freude strahlend, „und nehmt Eure Ruder. Der Strom läuft ein. Vorwärts!"

In wenigen Minuten erreichten wir die „Anna", legten an und kletterten an Bord. Das andere Boot war dem unsrigen auf dem Fuße gefolgt. Kinkel, Carl Schurz, Ernst Brockelmann und ich stiegen sofort in die Cajüte. Die anderen Herren vertheilten

sich auf dem Deck der „Anna“ und des vorgespannten Dampfschiffs, das dicke Rauchsäulen aus seinem Schornstein blies und rasselnd den Dampf aus dem Ventil entsandte.

Der Führer der „Anna“, Capitain Niemann, war ganz bestürzt und erstaunt, als er beim Eintreten in die Cajüte dieselbe von so vielen Herren besetzt fand. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß er in seiner kleinen Cajüte noch Passagiere beherbergen solle.

„Capitain,“ sagte Ernst Brockelmann zu ihm. „Sie nehmen diese beiden Herren,“ auf Kinkel und Schurz zeigend, „mit nach Newcastle. Bei Helsingoer segeln Sie, ohne anzulegen, vorbei und zahlen den Sundzoll auf der Rückreise. Bei ungünstigem Winde setzen Sie lieber das Schiff an der schwedischen Küste auf Strand, als daß Sie nach einem deutschen Hafen zurückkehren. Paßt Ihnen der Wind nach einem andern Hafenort der englischen oder schottischen Küste mehr als nach Newcastle, so segeln Sie dorthin. Es kommt nur darauf an, daß Sie möglichst rasch nach England kommen. Ich werde es Ihnen gedenken, wenn Sie meine Ordres pünktlich ausführen.“

Nachdem Brockelmann dem Schiffer diese concise und entschiedene Instruction ertheilt hatte, umarmte er die beiden Flüchtlinge, wünschte ihnen aus der Tiefe seines Herzens eine glückliche Reise und trennte sich von ihnen, um an's Land zu gehen. Es war eine kurze ergreifende Scene, die uns Allen Thränen in die Augen brachte, wie die Flüchtlinge sich von ihrem Erretter verabschiedeten.

Inzwischen war auch Schwarz an Bord gekommen und zu uns in die Cajüte gestiegen. Das Commando zur Abfahrt wurde gegeben, und der Dampfer setzte sich in Bewegung. So wohl war Alles arrangirt, daß zwischen der Zeit unserer Beilegung am Schiffe und der Abfahrt kaum zehn Minuten verstrichen waren. Der Steuermann der dem Großherzoge gehörigen Vergnügungs-Yacht war von der Ironie des Schicksals dazu ausersehen, auch auf dem Dampfschiffe, welches die „Anna“ mit den Flüchtlingen in die freie See bugsirte, das Steuerruder zu führen.

Als wir die letzten Häuser des Ortes passirt waren, stiegen wir aus der Cajüte auf's Deck. Die Sonne war aus den Wolken hervorgetreten und erhellte mit ihren glänzenden Strahlen, wie wenn der Himmel selbst seine Freude über das Gelingen des Befreiungswerks bezeigen wollte, das vor uns liegende weite Meer. Auf der Mole, welche links von uns sich tief in die See hinein erstreckt, sahen wir Ernst Brockelmann etwa dreißig Schritte vor uns auf laufen, um noch, ehe wir vorbeipassirten, die äußerste Spitze der Mole zu erreichen. Kinkel und ich standen am vorderen Mast. Carl Schurz stützte sich mit dem Ellbogen auf die vordere Schanzkleidung und betrachtete Kinkel von der Seite mit einem Blick, in welchem die Freude über die Errettung des Freundes, die Genugthuung über das Gelingen des Wagestücks und der Triumph über den Sieg wider die Feinde, deren mächtigen Händen er das Schlachtopfer entrissen, sich aussprachen. Ernst Brockelmann war kaum am Ende der Mole angelangt, als auch schon das Dampfschiff an ihm vorbeidampfte. Darauf machte er Front gegen uns, und in deutschem Augenblick, wo die „Anna“ an ihm vorbeipassirte, schwenkte er seine Mütze und warf sie mit lautem, jauchzendem „Hurrah“ wiederholt in die Luft. Die von der Sonne beschienenen grauen Locken wehten um das würdige emblößte Haupt. Wir wurden wie elektrisirt und jubelten laut und grüßten wieder. Kinkel ward überwältigt von dem Moment. Er stürzte sich schluchzend an meine Brust und bebte wie vom Fieberfrost geschüttelt in meinen Armen. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er, melancholisch vor sich hinblickend: „Ich weiß nicht, soll ich mich freuen über meine Rettung oder soll ich trauern, daß ich die ein Verbrecher und Ausgestoßener mein theueres Vaterland fliehen muß?“

Der Wind war zu Gunsten der Flüchtlinge ein wenig mehr nach Norden umgegangen. Aber er hatte doch noch einen Strich von Osten, so daß die „Anna“ ohne Hülfe des Dampfers die vorspringende „Nase“ nicht anders umschiffen konnte, als wenn sie verschiedene Male gekreuzt hätte. Da wir nun das Kreuzen derselben im Angesicht des Hafens vermeiden wollten, so ließen wir sie durch das den strikte nördlichen Cours steuernde Dampfschiff etwa zwei Meilen in See über die „Nase“ hinaus bugsiren. Die „Anna“ setzte darauf die Segel bei, das Schlepptau des Dampfschiffes ward losgeworfen, wir sagten den Flüchtlingen Lebewohl und stiegen in das Boot des Dampfschiffes, um uns an Bord desselben bringen zu lassen. Die „Anna“ drehte inzwischen beim Winde bei, die flatternden Segel füllten sich, und den östlichen Cours haltend schoß sie vorwärts. Zum letzten Abschiedsgruß feuerten wir unsere Pistolen ab, während die Flüchtlinge ihre Seemannshüte schwenkten.

Als wir eine Stunde später wieder im Warnemünder Hafen anlangten, sahen wir von der „Anna“ nur noch einen kleinen schwarzen Punkt. Ernst Brockelmann erwartete uns mit einem Mittagsessen im Wöhlers'schen Gasthause, an welchem die ganze Gesellschaft, welche die Flüchtlinge begleitet hatte, Theil nahm. Wie fröhlich wir waren, mag der Leser sich ausmalen. Am Abende bei herrlichem Mondschein fuhren wir auf unseren Booten nach Rostock zurück.

Noch an demselben Abend ging, unter den gehörigen Vorsichtsmaßregeln, ein Brief an Johanna Kinkel ab.

Am Montag kam, wie verabredet, der Gutsbesitzer X. zu mir. Wie glänzte sein Gesicht vor Freude, als ich ihm die fröhliche Mähr von der gestrigen Abreise der Flüchtlinge meldete! „Nun, da ich weiß, daß sie gerettet sind, will ich gern alle Folgen auf mich nehmen,“ sagte er.

„Aber, mein Herr,“ erwiderte ich scherzend, „wie haben Sie mich und uns Alle so erschrecken und mich in die unangenehme Lage bringen können, Ihnen die Unwahrheit sagen zu müssen!“

„O, Sie haben Ihre Revanche genommen,“ rief er lachend. „Ich kann Ihnen das Zeugniß ausstellen, daß Sie Ihre Rolle meisterhaft gespielt haben.“ Bei einer Flasche Portwein schlossen wir Freundschaft und trennten uns nach einer Stunde wie alte Bekannte. Ich habe ihn seitdem nie wieder gesehen.

Aus den Schiffslisten erfuhren wir, daß die „Anna“ am 19. November im Sunde angekommen war, wir wurden aber zugleich durch die Nachricht alarmirt, daß um jene Zeit auch das preußische Kriegsschiff „die Amazone“ den Sund passirt habe. Das Zusammentreffen beruhte indeß glücklicher Weise auf reinem Zufall. Die Ankunft des Flüchtlinge in Leith und Edinburg, wohin sie sich, anstatt nach Newcastle, des besseren Windes wegen gewandt hatten, berichtete Kinkel in einem Briefe an die Brockelmann'sche Familie. Am 1. December hatten sie den freien Boden Britanniens betreten. Von Edinburg waren sie mit der Eisenbahn nach London gefahren. In Paris sah Kinkel seine Frau, welche noch kurz vor ihrer Abreise dahin eine polizeiliche Haussuchung zu bestehen gehabt hatte, und seine Kinder wieder.

In den nachstehenden, auf der Fahrt nach England entstandenen Gedichte, welches er der Brockelmann'schen Familie zusandte, schildert Gottfried Kinkel die Empfindungen, welche ihn beim Scheiden aus ihrem Kreise bewegten.

An der See. November 1850.

Nun sinken böse Sterne
Tief hinter mir in Nacht.
Es ladet mich die Ferne
Mit ferner Morgenpracht.
Die wanderstehen Wellen
Mit weißem Kamme schwellen,
Von Silben weht's mir Macht.

In wenig Stunden fodert
Der Boot'smann mich zum Strand.
Durch meine Seele lodert
Des Abschieds scharfer Brand.
Die Lippe fragt so bange:
Wie lang', ach, auf wie lange
Meid' ich das Vaterland?

Doch eh' zum schwanken Loote
Ich frisch mich wende nun,
Eh' neues Schicksalgetele
Mich ruft zu fühnem Thun:
War es mir doch beschieden
In deutschen Landen Leiden
Noch einmal auszuruhn!

Ich kam auf Flüchtlingsspfaden
Geächtet und gebannt;
Ich kam von Schmerz beladen,
Von Haß und Zorn entbrannt;
Es schlug die Flucht mir Wunden,
Sie wurden mir verbunden
Von mütterlicher Hand.

Hier fand ich deutsche Seelen
Und echtes Sachsenblut;
Sie setzten ohne Wählen
An mich ihr Gilck und Gut;
Hier an des Landes Marken,
Da fand ich noch den Karken,
Den treuen Dyfermuth!

O Eure fromme Güte,
Sie thal sich nie genug!
Sie stillt mir mit Gemüthe
Den Ingrimm, den ich trug;
Ihr habt es mir verliehen,
Daß ich vermag zu fliehen
Im's Elend ohne Fluch.

Drum Segen diesem Heerde
Und Heil ihm ewiglich,
Wo noch nicht von der Erde
Das fromme Gastrecht wich!
Auf allen ihren Wegen,
Mein Kind, den Deinen Segen,
Und Segen auch auf Dich!

Bald wird Du selbst ja schalten
Mit mütterlichem Sinn,
Des eignen Hauses walten
Zum seeligsten Gewinn;
Dem trefflichen Gemahle
Beuft Du der Jugend Schale,
Der lieben Schaffnerin!

Auch uns, drauf magst Du trauen,
Fällt anders bald das Loos.
Und rasch zu Euren Auen
Fliegt mich des Meeres Schooß;
Aus Frauen und aus Sachsen
Soll dann zusammenwachsen
Ein Deutschland frei und groß!

Digitized by Google

Ein Leipziger Künstler-Costümball.

(Mit Abbildung.)

Künstlerfeste haben einen eigenen Reiz. Wenn die schaffenden Geister sich einmal mit jugendlicher Frische auf Lustbarkeiten werfen, wenn die Ideen, statt auf Leinewand und in Stein, in lebendigen bunten Bildern und Gestalten hervorsprudeln, dann läßt sich darauf rechnen, daß Prinz Carneval einen reichen Hofstaat hält und Gut Humor mitten darin ist. Abgesehen davon, daß jeder Theilnehmer eines derartigen Festes eine nachhaltig schöne Erinnerung behält, so bleibt den Veranstaltern neben dieser Erinnerung die Freude das Gesammtbewußtsein und den Geist des Standes aufgefrischt zu haben, so daß auch der Geringere stolz ist, einem solchen Bunde anzugehören.

Zu einem derartigen Feste vereinigten am Abend des 30. Januar die weiten Räume des Schützenhauses die Leipziger Künstlergesellschaft, ihre Freunde und Gönner in den reichen und interessanten Costümen aller Zeiten und Nationen. Das Bestreben, vom herkömmlichen Maskenwesen abzuweichen, etwas Echtes und Charaktervolles darzustellen, war fast durchweg von schönstem Erfolge belohnt worden und hatte ein Gemisch von Formen und Farben geschaffen, das im Einzelnen wie im Ganzen einen erfreulichen und wohlthuenden Eindruck machte. So wogte die heitere Menge unter den rauschenden Klängen der Musik, sich freuend und erfreuend, hin und her, bis Trompeten-Fanfaren schmetternd zum Schauen des Festspieles riefen. Der Prolog im Narrengewande kündete das Schönbartspiel* „Reinele Fuchs" an, eine allerliebste dramatische Bearbeitung des allerkamiten deutschen Heldenliedes von Otto Roquette, die der beliebte Dichter zu Nutz und Frommen vieler anderer Künstlerfesten wohl der Oeffentlichkeit übergeben dürfte.

Der aufgerollte Vorhang zeigte das thronende Königspaar, umgeben von seinem Hofstaate. Braun, Isegrimm, Grimmbart, Giremund und die Aeffin, Bellin und andere höhere und niedere Personen bildeten mit ihren trefflich charakteristischen Thiermasken und phantastisch-mittelalterlichen Costümen eine originelle und malerische Gruppe. Grimmbart sucht mit wahrhaft hofmännischer Feinheit seinen Vetter Reineke gegen alle Anklagen zu vertheidigen und rührt besonders das Herz der Königin, während Isegrimm durch Erinnerung an Reineke's Don-Juan-Abenteuer einen Scandal der Damen erregt. Da erscheint Junker Lampe, um Hinz's Ankunft zu verkünden, der als Bote an Reineke geschickt war und alsbald jämmerlich miauend an den Füßen des Königs stürzt und in herzbrechender Weise seine Gefangennehmung im Tanbenhaus erzählt. Schon wird der König von neuem Zorn erregt, da erscheint Henning, ihm folgen vier weinende Hähnchen, auf der Tragbahre die Leiche der holden Kratzefüß tragend. In rührender Rede steht der gebeugte Familienvater um Hülfe gegen den Mörder Reinele, der ihm sein Kind erwürgt. Nun ist des Herrschers Mitte zu Ende, Lampe wird in Begleitung von Isegrimm gefesselt, Reineke zu holen, und mit einem Trauerchoral schließt der erste Act. — Im zweiten öffnet sich Reineke's Burg, sein zierliches Weibchen ist allein, und bald erscheint Grimmbart, um Reinele zu warnen. Er ist eben im Begriff seiner holden Frau Muhme ein Küßchen zu rauben, als Reinele mit seinen zwei Jungen von der Jagd nach Hause kommt. Mit keckem Uebermuth setzt er sich über Grimmbart's Besorgnisse hinweg und unterrichtet seine Söhne theoretisch in der Lebenskunde in einer scharf satirischen Rede, die in der vernichtendsten Weise die scheinheiligen Frömmler geißelt.

Dann verlockt er Grimmbart mit der Aussicht auf einen saftigen Hasenbraten, Lampe mit ihm zu beseitigen, und das arme Junkerchen, das alsbald seine Botschaft bringt, wird in freundschaftlicher Umarmung erwürgt. Mit einem lustigen Tänzchen schließt der zweite Act. — Im dritten, wo sich wieder das königliche Hoflager zeigt, erscheint Isegrimm mit einem Brief von Reinele, der zu aller Entsetzen Lampe's Haupt enthält; Isegrimm wird von Grimmbart als Mörder beschuldigt, da erscheint leck und gewandten Benehmens mit tiefen Verbeugungen Reinele im reichen Hofcostüm. Mit erhabenem Schwung begrüßt er die Versammlung und bricht auf des Königs zornige Gegenrede in eine parteiische Wehklage auf Lampe's Tod aus, doch soll es ihm nichts helfen, er wird zum Galgen verdammt, und Hinz knüpft ihm schon die Schlinge um den Hals; umsonst steht die Königin um Gnade, da läßt er Andeutungen über ein tiefes Geheimniß fallen und auf Königs Befehl enthüllt er, daß er im Besitz des Nibelungenhortes sei, und beschreibt in glänzenden Farben dessen Herrlichkeit. Er verspricht ihn dem König zu schenken, dieser läßt ihn versöhnt von der Leiter steigen, erhebt ihn zu seinem Vertrauten, und Reineke triumphirt im gelungenen Erfolg seiner herrlichen List.

Die Künstler, denn aus ihnen bestand das gesammte Personal des Stücks, hatten trefflich gespielt, und die gute Wirkung auf die Stimmung der Gemüther krönte ihr und des Dichters Werk.

An das Spiel schloß sich ein Festzug an, der besser als bisher Gelegenheit bot, die herrlichen Costüme malerisch zu entfalten und zu bewundern. Vier schwedische Trompeter eröffneten den Zug, ihnen nach folgte die von Herolden getragene Vereinsfahne. Unter den Vertretern aller Zeiten erschien ein ostindischer Kaiser mit seinen schlanken Töchtern; der hörnene Siegfried schreitet einher, markig und siegesfreudig; auch der alte Barbarossa hat seinen unterirdischen Palast verlassen und alsbald eine Genossin in der holden Katharina Cornaro, Königin von Cypern, gefunden. Das Ritterthum stellte seinen Vertreter in dem Edlen Don Quixote von la Mancha, dem auch der treue, auf Schritt und Tritt folgende Knappe Sancho Pansa nicht fehlte. Das Jahrhundert des Wiedererstehens classischer Werke brachte aus Deutschland, Italien, Spanien und England schöne Gestalten; deutsche Patrizier und einfache Bürgerfamilien, Künstler und Gelehrte wechselten mit spanischen Granden und italienischen Edeln, bis die Zeit des dreißigjährigen Kriegs neue Erscheinungen bot. Schweden und Wallensteiner gingen friedlich miteinander; wohlhäbige Niederländer, ernstblickende Puritaner hatten als Nachfolger die Kinder der Zeiten Ludwig's XIV., welche denn auch in reicher Zahl mit Allongen-Perrücken und weiter mit Zopf und Haarbeutel, Reifrock und Thümen von Haaren und Puder eine Verbindung mit den Gestalten unserer Tage herstellten. Unter Letzteren erregten zwei Beduinen allgemeine Bewunderung, nicht minder die reizenden Spanierinnen, blonde und schwarzbraune Mädchen aus Schwaben, Thüringen und andern Theilen unsers lieben Vaterlandes. Daß Polen und Griechenland, die Türkei und Mexico nicht fehlten, muß dieser in großen Schritten dahingehenden Schilderung, die leider nur einen oberflächlichen Begriff von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Costüme geben kann, beigefügt werden.

In der heitersten Stimmung begann die Tafel, in deren Verlauf eine Reihe prächtiger Toaste bald tönend, bald in keckem Humor sprudelnd die gemüthliche Heiterkeit von Schritt zu Schritt zu Schritt hob und steigerte, bis sie in dem darauf folgenden Balle sich bethätigen konnte und dies in frohem ununterm Tanze bis zum frühen Morgen durchführte.

* Schönbartspiel: eigentlich gut Nürnbergisch Schembartspiel, von schema, s. v. a. Maske, Larve.

Das Frühlingsleben des Meeres.

Von Ernst Hallier.

Das Einzige, was den Winteraufenthalt auf dem Felseneiland Helgoland auch dem Naturforscher erschwert, ist der Gedanke, daß kein Frühling, wie er ihn kennt und liebt, den winterlichen Stürmen folgen werde. Wer beim Leben und Arbeiten in freier Natur Langeweile empfindet, der spricht sich damit gewiß sein eigenes Urtheil, zumal wenn seine Beschäftigung ihn direct in die Natur einführt; aber den größten Enthusiasten überschleicht beim Nahen des Frühjahrs ein unbehagliches Gefühl, wenn er denkt: „Nun steht auf dem Festland Alles in voller Blüthe, Alles giebt sich dem Frühlingsjubel hin; Du aber bist ausgeschlossen, allein in der Meereswüste!" Das war mein Schicksal in diesem Jahr. Zum ersten Mal im Leben entbehrte ich das innige Grün des Buchenwaldes, den diamantbesäeten, thaudustenden Wiesenteppich, den Klageton der Nachtigall und selbst der Lerche schmetterndes Lobgesang. Jenes ahnungsvolle Frühlingsgefühl konnte schon deshalb kaum süchtig in mir rege werden, weil es auf Helgoland keinen eigent-

Prolog
Reineke Fuchs, Schönbartspiel v. O. Roquette

lichen Winter gab. Zwar hatte ich einmal den flüchtigen, reizenden Anblick der schneebedeckten, von der untergehenden Sonne tief gerötheten Dünenlandschaft, zwar drangen die Novemberstürme schrecklich zum Ohr und zum Gemüth, und eine kurze Periode hindurch herrschender Ostwind ward selbst bei glühendem Ofen in den schlecht gebauten Häusern durchdringend fühlbar; aber ich sah, einige Eiszapfen am Felsen abgerechnet, keine Spur von Eis, sehr wenig Schnee, den der Wind bald wieder entfernte, und die Temperatur fank nur auf kurze Zeit unter den Gefrierpunkt, so daß die Rasenfläche des Oberlandes fast den ganzen Winter einen grünen Schimmer beibehielt und hie und da mit Marienblümchen überfäet blieb. Der Rasen auf dem Felsenplateau besteht fast nur aus Festuca ovina L., welche, von den Schafen vortrefflich gedüngt, einen herrlichen Sommerteppich darbietet, schon um die Mitte des Aprilmonats besäet mit weißen und gelben Sternen des Marienblümchens, der Sternblume und des Löwenzahns. Anfangs Mai sieht man den schroffen Felsrand zierlich weißbeblümt mit dem ebenso interessanten als dankbaren kleinen Löffelkraut, welches zwei bis drei Mal im Jahr seine fleischigen, nierenförmigen Blätter, seine weißen Blüthentrauben und kugelförmigen Fruchtkapseln entwickelt, deren Scheidewände zuletzt als zarte Gazeeinsterchen stehen bleiben; zu ihm gesellen sich hie und da rosenfarbene Trupps der Grasnelke. Im Maimonat sieht man von Süd-Hunrn, der Südspitze des Felsenplateaus, aus den ganzen Ostabhang mit den reingelben Blüthenrispen des wilden Kohls bedeckt. Eigenthümlich contrastirt das Gelb dieser Pflanze, rein und frühlingsathmend wie das der Schlüsselblumen, zu dem rothen, grünlichweiß gebänderten Felsen. Ueberschreitet man Abends die Felder und Triften, so fehlt es nicht am Duft des Kopfkleed, der in höchster Ueppigkeit und in seltener Farbenmannigfaltigkeit gedeiht, vom reinsten Weiß durch alle Uebergänge von Weiß und Rosa bis zum dunkelsten Purpur, und auf's Zierlichste gestreift. Man empfindet den Duft der großen Bohne und des wilden Senfs; aber alle diese Einbrücke, wenn auch anmuthig in ihrer Art, stehen zu vereinzelt da, um wahres Frühlingsgefühl wachzurufen; sie sind nicht im Stande, das Laubdach des Waldes oder den Gesang der Vögel zu ersetzen.

Vogelgesang? Woran erinnert mich dieses Wort? Wenn einmal eine unglückliche Nachtigall auf ihrem Durchzug auf der Insel rasten sollte, so wird man sie nicht anders, als gebraten oder gekocht zu sehen bekommen. Statt der Jubelhymnen der kleinen befiederten Sänger hört man nur ihren Todesschrei, da ihnen auf alle erdenkliche Weise nachgestellt wird. Es ist auf alle Fälle ein Unglück, wenn ein Volk die soliden Erwerbsquellen verläßt und im Trüben zu fischen sucht; was aber soll man von einem Volke sagen, welches so von seiner Regierung vernachlässigt wird, daß nicht einmal ein erdenklicher Schutzwang besteht, so daß die Kinder von früh an zum Müßiggang und zu allerlei schlechten Streichen förmlich erzogen werden. Leider habe ich von erwachsenen jungen Leuten oft Grausamkeiten an Thieren verüben sehen, welche mich schaudern machen, aber empörend ist es, wenn Menschen die Zielscheibe von Unbilden sind, welche von Rohheit und Müßiggang eingegeben werden. Wenden wir uns ab von diesen trüben Eindrücken und dem Meere zu.

Alle ästhetischen Eindrücke des Meeres tragen den Charakter des Großartigen, Erhabenen, Unendlichen. Von den schreckenerregenden Bildern der Octoberstürme, unter deren Tosen und Brüllen ich diese Zeilen niederschreibe, von den schneeweißen Sturmwogen der Brandung, welche über den Masstspitzen des gescheiterten Schiffes auf der Ande oder Südspitze der Düne schäumend zusammenschlagen, bis zu der spiegelglatten, ungeheuren Fläche am heißen Sommertage, so still, daß man es für unmöglich hält, diese friedliche Fluth könne jemals in so Entsetzen erregende Bewegung gerathen, oder in der Nacht, wenn der Mond sein silbernes Licht darüber ausgießt, so daß sie, sanft bewegt, wie Millionen Funken aufglitzert, in allen Stimmungen drückt sich die Empfindung ungeheurer, unendlicher Größe, Kraft und Erhabenheit aus, in allen fehlt das Milde, Sanfte, Anmuthige, oder wo es vorhanden zu sein scheint, da finden wir uns meist in einer Täuschung befangen. So glaubt man oft, in warmer, mondheller Nacht auf der Düne lustzuwandeln, selbst bei wolkenlosem Himmel das leise Rauschen eines milden Frühlingswegens zu vernehmen, bis man seinen Irrthum gewahr wird. Tausende und Abertausende einer kleinen Krustacee, den ebbaren Krabben ähnlich, aber kleiner, hier Sandflöhe genannt, am Tage im Sande vergraben, kommen Nachts schaarenweise hervor aus ihren Verstecken und springen bei Annäherung des Menschen hoch empor, wodurch sie das eben erwähnte Geräusch hervorbringen, welches täuschend dem Rieseln sanften Regens gleicht. Trotz alledem ist der Meeresfrühling wunderbar ergreifend, überwältigend schön. Wer im Sommer am warmen, stillen Nachmittag hinaussährt auf die Seehundsklippen, dann zwischen den bewachsenen Reihen der Kreideriffe hinabschaut in die wellkommen durchsichtige Fluth, indem er sich über den Bord des Bootes neigt; wer dort unten in nicht unbeträchtlicher Tiefe die submarinen Waldungen erblickt, die langen, über einen Fuß breiten, wellenförmig gebogenen, glänzenden Bänder des Zuckertangs, auf langen, fleischigen Stengeln schwankend bewegt, — den noch schöneren Riesentang oder Fingertang, dessen breites Blatt auf mehrere Fuß langem Stamm fingerförmig in lange Riemen sich spaltet, gleichsam eine Fächerpalme des Meeres darstellend; zwischen diesen Riesen der Nordsee die verschiedenen Blasentange oder an seichteren Stellen den höchst eleganten Schotentang, vom einer dicken, glockenförmigen Wurzelscheibe einen vielfach verästelten, mit zierlichen Schoten und platten Zweigen bedeckten Stengel entsendend, das Unterholz des Meeres darstellend; ferner die viele Ellen langen, unverzweigten Meeresbindfaden, in Büscheln vereint aus ziemlicher Tiefe bis an die Oberfläche aufsteigend; wer dann zwischen ihnen am Meeresboden zierliche Seesterne, Schnecken und Muscheln, auf den Riffen zahlreiche Seeanemonen, auf den grossen glatten Tangen die allerliebste Schüsselschnecke erblickt, schwarzbraun mit himmelblauen, metallglänzenden Längsstreifen; — wer dieses Alles und unzählige Andere zur Sommerzeit gesehen hat, der jubelt wohl auf über den Reichthum des Meeres, aber von der ungeheuern Mannigfaltigkeit, der erstaunlichen Pracht der Meeresvegetation und der Meeresfauna zur Frühjahrszeit hat er kaum ein schwaches Spiegelbild erhalten.

Es ist zwei bis drei Tage nach Vollmond und einer jener stillen, friedlichen Tage, wie das Meer sie nur im Spätherbst und im Vorfrühling aufzuweisen hat. Kaum bemerken wir das leise Säuseln des Ostwindes, welcher die Atmosphäre gereinigt hat, so daß das Firmament im reinsten Hellblau erscheint, die Wasserfläche im Vordergrund tiefblau, in größerer Entfernung immer mehr in das Silberglänzende hinüberspielend, so daß in ungemessenen Entfernungen ein Silberstreifen nach dem andern sichtbar wird, bis an den Horizont, welcher so weit, so klar, so bestimmt um uns sich ausbreitet, wie wir im Sommer ihn niemals oder doch höchst selten gesehen haben. Ostwind und Springebbe vereinigen sich, um die Nordsee ungewöhnlich weit von der oberen Flutmarke zurückstreten zu machen, so daß wir im Stande sind, rings um Helgoland weit hinaus zu schreiten auf den rothen Klippengrund. Das Wasser gestattet uns vermöge seiner außerordentlichen Klarheit und Durchsichtigkeit einen Blick bis in beträchtliche Tiefen. Wir bereiten die langen, mit den größeren Tangen dicht bewachsenen Klippenreihen, zwischen denen sich lange Spalten (Gotteler) von größerer oder geringerer Tiefe befinden, welche, nur selten mit weißem Sand ausgefüllt, in den meisten Fällen das Leben des Meeres in üppigster Fülle zur Anschauung bringen. Dort sind die wunderbaren Waldungen, die uns in ihren seltsamen, fast fremden Gestalten ein Feenmärchen vor die Seele zaubern. Ja, fremd schauen dem Uneingeweihten im Anfang Pflanzen wie Thiere des Meeres entgegen; dennoch fühlt er, daß ihm hier eine Schönheit, Mannigfaltigkeit und Fülle der Formen entgegentritt, wie sie nur im Tropenwalde ihres Gleichen finden.

Der große Zauber der Frühlingsvegetation des Meeres und ihrer Ueppigkeit liegt erstens darin, daß die meisten Algen entweder nur im Frühling zum Vorschein kommen oder wenigstens um diese Zeit ihr schönstes Kleid anlegen. Fast alle Algen, ganz besonders aber die prachtvollen Florideen, haben zu verschiedenen Jahreszeiten ein so durchaus verschiedenes Aeußere, daß nur ein aufmerksamer Beobachter die zu einer Art gehörigen Formen als zusammengehörig anerkennt. Der zweite Umstand, welcher zur Erhöhung des Eindrucks dient, ist der, daß die Algen vorzugsweise im Frühjahr oder in den letzten Wintermonaten in Blüthe stehen oder richtiger Früchte tragen. Ist einerseits der Zustand der höchsten Fruchtentwickelung bei diesen merkwürdigen Pflanzen auch der Zustand der größten Schönheit und Vollendung der Form, so kommt andererseits bei der ganzen großen Gruppe der Rhodospermeen oder Rothfrüchtigen noch hinzu, daß man bei jeder Art verschiedenartige Früchte auf verschiedenen Pflanzen findet, oft ein-

Digitized by Google

ander so unähnlich, daß man sie leicht als verschiedenen Arten angehörig betrachten könnte. Endlich drittens sind in der angegebenen Jahreszeit die Pflanzen fast durchweg mit äußerst feinen Fäden, sogenannten Gliederfäden bedeckt. Diese und seine, schmarotzende Gebilde, besonders aus der so reichen mikroskopischen Welt der Diatomeen, aber auch andere Algen aller Gruppen, theils als junge Keimlinge und Sprößlinge, theils in ausgewachsenen mikroskopisch kleinen Arten, geben den obnehin sehr zierlichen Formen eine Zartheit der Umrisse, wie wir sie bei Landpflanzen, selbst bei den feinsten Bärlapppflanzen und Farrenkräutern, niemals antreffen. Die eigentlichen Gliederfäden, welche an unzähligen Algen zu bestimmter Zeit hervortreten, sind später völlig wieder zu verschwinden, sind eine den Forschern noch sehr dunkle Erscheinung, die aber höchst wahrscheinlich mit der Fortpflanzung in nahem Zusammenhange steht. Sie zeigt sich schon bei manchen der größeren Tange, so bei Sporochnus. Der gewöhnliche Stacheltang, zu allen übrigen Jahreszeiten nur als ein abwechselnd federig verzweigter Strauch von dunkelbrauner Farbe erscheinend, an den Endzweigen fiederförmig mit seinen Stacheln besetzt, trägt jetzt an der Stelle jener Stacheln zarte, hellgrüne Pinsel, aus äußerst feinen Fäden zusammengesetzt, und interessant ist es, daß man gerade bei dieser Pflanze bisher die Früchte nicht hat auffinden können. Viele der größeren Formen, so die Gattungen Chorda, Chordaria, Mesogloea und andere, finden wir jetzt mit einem zarten Ueberzug schleimiger Fäden wie mit einem neuen Kleide überzogen; lange, gegliederte Fäden, einzeln oder in Endbüscheln, sind bei manchen Gattungen besonders auffallend, so bei Lophura und Polysiphonia, wo sie theils auf den gewöhnlichen Fruchtexemplaren, theils aber auch auf besonderen, von jenen verschiedenen Individuen vorkommen und die durch die zarte Gliederung ihrer Aeste und zierliche Anordnung der Fruchtzweige ohnedies entzückend schönen Formen noch reizender erscheinen lassen.

Aber werfen wir jetzt einen Blick hinab in das zierliche Gewirre von Tausenden kleiner Stämme, Zweige und Zweigelchen, die mit den verschiedensten Farben vom hellsten Gelbgrün bis zum dunklen Olivenbraun, vom zartesten Weiß und Rosa bis zum tiefsten Purpur und Schwarzviolett geschmückt sind, um auch das Treiben der zahllosen belebten Bewohner dieser herrlichen Waldungen wahrzunehmen. Beim Beschreiten des tangbewachsenen Bodens hören wir ein beständiges Knacken und Knistern unter den Füßen, hervorgerufen durch das Zerplatzen der Bestelen des Blasentangs, welcher nebst seinem in ieserem Wasser vorkommenden Bruder, dem einreihigen Blasentang durch im Stengel vertheilte Luftblasen sich ausgezeichnet, die ihn schwimmend erhalten und unter unseren Füßtritten die eingepreßte Luft durch eine kleine Explosion entlassen. Zahlreiche Schnecken aus den Gattungen Litorina, Patella, Purpura, Trochus, Buccinum u. s. w. finden auf diesem wie auf einigen anderen der größeren Tange ihre Nahrung; diese Gewächse sind außerdem mit pflanzenartigen Polypen bedeckt, neben Cyrallinen, welche man, obschon sie echte Pflanzen sind, wegen ihrer zierlichen Kalkbedeckung weit eher für Korallenbildungen ansieht. Ueberhaupt gilt im Meere das Faustrecht im Bezug auf den Grundbesitz. Nicht nur die Algen wachsen beständig eine auf der anderen, sondern noch mehr sind manche Thiere geplagt, die nicht nur Thiere anderer Geschlechter, sondern außerdem oft ganze Algenwaldungen auf dem Rücken tragen. Wir treten auf einen bräunlichen Stein, plötzlich bewegt er sich seitlich fort, dem Wasser zueilend, und wir erkennen in ihm einen großen Taschenkrebs. Wie der Arme sich plagen muß! Auf jeder Seite des großen, starken Brustpanzers hat sich eine Auster angeheftet, und er ist verdammt, diese beiden Insassen beständig mit umherzuschleppen, und selbst wenn sie sterben sollten, weiß er sich doch ihrer Schalen nicht zu entledigen. Sein Hinterleib trägt außerdem einen ganzen Wald kleiner Polypen und einen großen Büschel des purpurrothen Hornkangs, dessen zierlich gegliederte Zweige in zangenförmige Zweigelchen endigen. Freilich trägt der Taschenkrebs nur die gerechte Strafe für seine eigenen Vergehen mit sich umher, denn, wie alle Krebse, ist er ein Räuber und daher der schlechteste Bewohner für ein Aquarium. Ist doch nicht einmal die Schnecke sicher in ihrem festen Kalkgehäuse. Wir haben hier die beste Gelegenheit, den von Lewes in seinen „sea side studies“ so anziehend beschriebenen Kampf der Einsiedlerkrebse um leere oder bewohnte Schneckenhäuser zu beobachten. Hier kriecht eine arme Schnecke einher. Sie kann sich kaum fortbewegen, denn ein unfreundlich zarter Büschel der Lophura gracilis, einer purpurfarbenen Alge, welcher sich auf der Spitze des Gehäuses angesiedelt, ist zu einem wahren Riesen herangewachsen. Aber auch diese kümmerliche Existenz sucht ein kleiner Eremit ihr zu rauben, denn die Schale der Ufferschnecke, in die er seinen von Geburt an kahlen Hinterleib gesteckt hat, zu eng geworden ist. Sobald der Trochus seinen zierlichen Deckel öffnet, dringt der Krebs ein, es gelingt ihm bald, die Schnecke zu verspeisen, schon versucht er, den nackten Hinterleib in das leere Haus hineinzuschieben, da fährt blitzschnell ein anderer Krebs aus seinem Gehäuse hervor, kneipt jenem den wehrlosen Hinterleib ab und flüchtet sich in die geraubte Schale. In großer Anzahl sieht man überall diese merkwürdigen Einsiedler mit Schneckenhäusern auf dem Rücken, die sich in seltsamer Schnelligkeit fortbewegen, in sonderbarem Contrast zu denjenigen, welche noch ihre rechtmäßigen Insassen bergen.

Ueberall strecken an den Klippengrund geheftet, Anemonen ihre hundert in bunten Farben schillernden Fangarme hervor; auch einige Arten von Meerufen glaube ich schon zu so früher Jahreszeit gesehen zu haben, obwohl es vielfach bestritten worden. Hie und da treffen wir eine der sonderbar gestalteten, zierlichen Nachtschnecken Doris und Aeolis in einem seichteren Tümpel, während am Felsen, soweit er nur vom Meere bespült wird, weiße Balanen haften, die ihre Schalen abwechselnd öffnen und schließen, wobei sie ihre feinen Rankenfüße ausstrecken und einziehen, nach Beute begierig. Kleine seltsam gestaltete Fische durchstreifen, bald langsam und bedächtig, bald, durch irgend ein Geräusch erschreckt, pfeilschnell diese Wälder, deren Boden mit purpurfarbenen Seesternen der verschiedensten Größen überstät ist. Hier wimmelt sich langsam der kaum fingerbreite, ellenlange, schlangenförmige Windfisch mit seinem schnabelförmigen Kopf zwischen den Stämmchen hindurch, drei schießt schnurgerade sein Bruder, der Stechfisch durch die klare Fluth mit sechseckigem Körper und langem, nadelförmigem Schwanz, welcher in die breite, fächerartige Schwanzflosse endigt. Zahlreiche Meerscorpione, von den Helgoländern Sieke genannt, mit breitem, flachetigem, gepanzertem Kopf, der sich plötzlich in den ganz kleinen Leib zusammenzieht, wandern beutelustig umher und geben uns das lebhafteste Bild von der unglaublichen Gefräßigkeit der meisten Seegeschöpfe. So fand ich in dem Magen eines kaum spannelangen Exemplares über ein Dutzend Litorinen mit ihren Gehäusen, mehrere kleine Taschenkrebse und verschiedene Würmer. Seltener und nur nach heftigen Stürmen sind wir so glücklich, eines schön Seeteufels, eines Knurrhahns, eines Lumpus oder wohl auch eines der verschiedenen kleinen Haie habhaft zu werden, welche die Nordsee bewohnen. Repräsentiren die genannten Fische die abenteuerlichsten, fast dämonischen Thiergestalten des Erdballs, so treffen wir andererseits in den Gattungen Blennius, Gobius und anderen und gelüstigere und daher weniger unheimliche Fischformen.

Während wir indessen versunken hinabschauen in das bunte, wunderbare Treiben da unten, umfließt uns ein lichter Glanz und mahnt an die Heimkehr. Die untergehende Sonne hat die rothen Felsen in Purpur getaucht, welcher weithin seinen magischen Schein der ganzen Umgebung mittheilt. Es ist ein wunderbar ergreifender Naturgenuß, hinter den riesigen Felsenthoren des Jung-Gatts und Mörmer-Gatts die Sonne untergehen zu sehen. Dort taucht sie hinab hinter der weiten, weiten, stillen Meeresfläche. Uns, die wir noch berauscht sind von der Fülle der ewig regen lebendigen Wasserwelt, läßt sie allein und einsam zurück mit dem Gefühl der Winzigkeit unseres eigenen Daseins gegenüber dem Allleben der Natur.

Ein deutscher Fürst für Wilhelm Bauer und seine Erfindungen.

Die Klage, mit welcher unsere „Schicksals-Parallele“ (in Nr. 8 der Gartenlaube) geschlossen werden mußte, ist in Deutschland nicht unbeachtet verhallt. Mit freudigem Herzen ergreife ich heute die Feder, um allen Freunden unseres Blattes, durch deren werthätige Theilnahme für Bauer dessen Erfindungen wenigstens vor dem Schicksal eines stillen Untergangs bewahrt worden sind, nun eine Nachricht zu bringen, die sie alle ebenso freudig willkommen heißen werden.

Einem deutschen Manne, wie dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha, konnten die Bestrebungen Wilhelm Bauer's nicht unbekannt bleiben; war er es doch, welcher Bauer, nachdem dessen Erfindungen von den größten deutschen Regierungen zurückgewiesen worden waren, seinem Bruder, dem unvergeßlichen Prinzen Albert, empfahl, und daß Bauer die Aufnahme und die Unterstützungen, die er in England fand, mittelbar dem Herzog Ernst zu verdanken. Daß die eingeleiteten Unternehmungen dort

scheiterten, lag an englischen Verhältnissen, deren Beseitigung nicht in der Macht der fürstlichen Brüder stand und unter denen ja selbst Prinz Albert nicht selten zu leiden hatte.

Unsere Leser wissen, daß W. Bauer, durch die „Gartenlaube“ der Nation zur Unterstützung empfohlen, in den Stand gesetzt wurde, mittelst unserer Sammlungen und des Vorschusses eines deutschen Patrioten, Herrn F. Streit in Coburg, nicht nur die nothwendigsten Apparate zur Schiffhebung herzustellen, sondern auch die ersten Hebeversuche mit den Ballons und unterseeischen Kameelen an dem baier. Postdampfer „Ludwig“ im Bodensee vorzunehmen. Auch die Ursachen, die diese Herbstarbeiten des vorigen Jahres nicht zum Ziele kommen ließen, haben wir unsern Lesern mitgetheilt; eine derselben muß jedoch nachträglich noch etwas mehr hervorgehoben werden. Der „Ludwig“ würde ohne Zweifel schon damals geborgen worden sein, wenn Herr Bauer nicht, um an den Ausgaben möglichst zu sparen, für die Luftdichtmachung der Ballons ein billigeres Surrogat statt des ursprünglich beplanten Materials angewendet hätte. Diese leider bei der ihm damals zur Verfügung stehenden Summe nothgedrungene Ersparniß hat bittere Früchte getragen; es stellte sich bei der genauen Untersuchung der Ballons im Verlaufe dieses Winters heraus, daß von der Herstellung derselben nach dem ursprünglichen Plane das Gelingen des Unternehmens abhänge, und daß demnach diese erste Durchführung der Erfindung noch bedeutende Opfer erfordere.

In derselben Zeit dieser Erkenntniß stand es gerade mit den Mitteln für Bauer am schlimmsten, ja fast trostlos. Die Einnahmen durch die Sammlungen gingen zwar in derselben gemüthlichen, aber auch in derselben langsamen Weise, wie vom Anfang an, fort; ihre Erträgnisse durften außerdem nicht für Bauer, sondern mußten zur Abtragung der Darlehen verwendet werden. Es drohte bereits die Aussicht, daß dieses ganze Jahr 1863 für die Erfindung verloren gehen würde. Dazu trat eine Gefahr um die andere immer näher an sie heran: drei Amerikaner benutzten die Beschreibungen der Schiffhebung in der Gartenlaube, um in Amerika dieselbe sich als ihre Erfindung patentiren zu lassen, und sie trieben die Unverschämtheit so ungenirt, daß sie selbst die von Bauer gebrauchten Benennungen der einzelnen Apparate, wie „Taucherkammer“, „Hebekameele“ u. s. w. beibehielten; ferner haben die Dänen sich des Princips angenommen und machen bereits glückliche Hebeversuche mit eisernen Ballons; endlich aber ging mit dem 3. März Bauer's englisches Patent für seine sämmtlichen auf das Taucherwerk bezüglichen Erfindungen zu Ende, und es möchte, wenn erst Engländer mit englischen Mitteln und englischer Energie diese Sache in die Hand genommen, den Deutschen schwer werden, mit ihnen den Kampf der Concurrenz zu bestehen.

So stand es. Da gelang es Bauer, einen der größten schweizer Industriellen, dessen Name später genannt werden soll, für seine Erfindungen zu gewinnen. Derselbe streckte Herrn Bauer, welcher ihm keine andere Sicherheit als den Werth seiner Apparate dagegen bieten konnte, eine Summe vor, mit welcher allerdings die Erneuerung des englischen Patents und die Verbesserung der Apparate bestritten werden konnte. Mehr aber auch nicht, und da war, nach den vorangegangenen Erfahrungen, wohl zu befürchten, daß die Hast nach Fortsetzung seiner Thätigkeit ebenso, wie seine Bescheidenheit und der Trieb, auch mit unzulänglichen Mitteln das Schwerste zu wagen, unsern Bauer abermals an die Klippe führen werde, an der er wiederholt gescheitert ist: das Mißlingen aus Mangel an den nöthigen Mitteln! Und ebenso gewiß ist, daß ein abermaliges Mißlingen der Hebung ihn und alle seine Erfindungen in Deutschland für immer zu Grunde gerichtet haben würde.

Und diese Gefahr war es, vor welcher Bauer und die ganze so wichtige nationale Angelegenheit nun fest und sicher bewahrt ist. Als Bauer eben im Begriff stand, die Reise nach London anzutreten, gelangte an ihn und den Unterzeichneten eine Einladung zu Sr. Hoheit dem Herzog Ernst nach Gotha. Der Herzog wünschte, über das Wesen der Erfindung, wie über den dermaligen Stand des Unternehmens genau unterrichtet zu sein. Wir folgten der ehrenden Einladung und trafen Beide am 18. Februar in Gotha ein, wo uns, als Gästen des Herzogs, im Schloß Friedrichsthal Wohnung angewiesen ward.

Noch desselben Tags fand im herzogl. Palais die Vorstellung statt, und schon während der Tafel nahm der Herzog Gelegenheit, aus der Vergangenheit des Erfinders und der Erfindung das Wesentlichste zu erfahren. Das Interesse des hohen Herrn zeigte sich sofort als ein warmes für den Mann und seine Sache, und es steigerte sich mit jedem neugewonnenen Einblick in die Großartigkeit und Tragweite der Bauer'schen Erfindungen bis zu unverhohlener Anerkennung und ernster Theilnahme. Für den eigentlichen Vortrag Bauer's ward vom Herzog sofort die neunte Stunde des Abends bestimmt.

Wir fanden in einem Salon des Palais eine kleine Gesellschaft versammelt, zu der auch als eine wissenschaftliche Autorität Professor Hassenstein zugezogen ward. Bauer's Planzeichnungen waren aufgelegt, seine Modelle der Taucherkammer und der Schiffhebungsapparate aufgestellt, und eine Wanne voll Wasser stand für die Experimente bereit. Zur bestimmten Zeit erschien der Herzog mit der Frau Herzogin, die schon bei Tafel den Erzählungen Bauer's mit sichtlicher Theilnahme gefolgt war, und der Vortrag begann. Diesmal saß jedoch kein schweigsames Auditorium da, der Herzog Ernst ließ nichts an sich vorüber gehen, was ihm noch im Geringsten dunkel war. Diese bis in's Einzelnste eingehenden Fragen führten Bauer zu Erörterungen, namentlich über seine physikalischen Beobachtungen in der Meerestiefe und der eingeschlossenen Luft, zu denen er früher nie in solcher Weise veranlaßt worden war. Bauer ging von seiner ersten Erfindung, dem Brandtaucher, aus und von diesem zur Taucherkammer über, die er in der Wasserwanne arbeiten ließ, und schloß mit der Hebung des Dampfers „Nürnberg“, der, gehorsamer als der böse „Ludwig“, an seinen Ballons sich prächtig aus der Tiefe an die Oberfläche erhob. Während des ganzen Vortrags hielt der Herzog Bauer fest in den Schranken des Praktischen und zunächst Ausführbaren, er ging nicht auf die militärische Anwendung der Bauer'schen Instrumente ein, noch verlangte ihm nach der Auseinandersetzung des Bauer'schen Luftschiffs. Mit stiller, aber tiefer Achtung beobachtete ich diesen ernsten, praktischen, jeder Abweichung in das Gebiet des abenteuerlich Erscheinenden abholden Sinn des Fürsten, und in mir sprach die feste Ueberzeugung: „Der spielt nicht mit dieser Erfindung nur fürstliche Unterhaltung, der will Etwas thun und wird etwas Tüchtiges thun.“

Es war weit nach Mitternacht geworden, als wir, Bauer und ich, aus dem Palais in die stille Straße stiegen, aber in unseren Herzen war es tagesmunter, so freudig schien die Sonne der Hoffnung für unser nun seit vier Jahren gemeinsames mühe- und sorgenvolles Streben nach Durchführung der großen Erfindung hinein.

Am andern Morgen erzeigte uns der Herzog die Ehre, uns zum Frühstück zu sich bescheiden zu lassen. Es ist hier leider nicht der Ort, die reizende Gewächshalle und die häuslich-friedliche Anmuth zu beschreiben, mit welcher die Herzogin den Tisch schmückt; der Raum zwingt, bei der Sache zu bleiben. Der Herzog richtete noch manche nachträgliche Fragen über die Erfindung an Bauer und bestimmte dann die Stunde um vier Uhr des Nachmittags zu einer Berathung über die Mittel und Wege, die für die Erfindung nunmehr nöthig seien.

Dieser Berathung wohnten auch der Geh. Cabinetsrath G. v. Meyern-Hohenberg und Cabinetsrath Dr. Tempeltey bei. Nachdem ich, auf den Wunsch des Herzogs, über die Wirksamkeit des Central-Comité's von der Gründung an und über die Erfolge desselben bis zur Gegenwart kurzen Bericht erstattet und den mißlichen Stand der Sache für die nächste Zukunft dargethan hatte, erklärte der Herzog, daß es ihm nicht mehr an der Zeit scheine, mit so geringen Mitteln fortwährend nur auf Erprobung der Erfindung hinzuwirken. Die Erfindung sei genügend erprobt durch die dreimalige Hebung des „Ludwig“ mittelst der Tonnen, gegen die Richtigkeit des Princips sei kein Zweifel zu erheben, es gelte also jetzt nur noch, eine erste Schiffhebung und Bergung vollständig zu sichern, einerlei ob diese am „Ludwig“ oder einem Schiff an den norddeutschen Seeküsten geschehe. Vor Allem sei es nöthig, Bauer von allen Sorgen und Arbeiten zu befreien, die ihn von seiner Hauptaufgabe abzögen, es müsse ihm eine tüchtige Hülfe zur Seite gestellt werden, die alles rein Geschäftliche ihm abnehme, am wenigsten aber dürfe es ihm an ausreichenden Mitteln fehlen, denn bei einer Erfindung von solcher Wichtigkeit dürfe die Höhe der erforderlichen Summe gar nicht in Betracht kommen. Er halte es daher für nöthig, daß für die Durchführung der Erfindung das Comité erweitert werde, daß namentlich Techniker von deutschem Ruf beigezogen würden, und er selbst erbiete sich, diesem Comité beizutreten, um Bauer und seinen Erfindungen für die Zukunft mit all seinem Einfluß den nöthigen Schutz gewähren zu können. Nachdem hierauf der Herzog mich beauftragt hatte, diese seine Ansicht dem Leipziger Comité mitzutheilen, forderte er Bauer auf, eine möglichst genaue Berechnung aller Erfordernisse für die nächste Schiffhebung, nicht Erprobung, aufzustellen und ihm einzureichen, und sicherte ihm im Voraus einen Credit von 10—12,000 fl. zu, damit er in keiner Weise bei seiner nächsten Hebung von den vereinzelten Eingängen der Sammlungen abhängig sei. Was diese Sammlungen selbst betreffe, so sei er überzeugt, daß sie weit reichlicher eingehen und daß auch die Leute des Capitals sich an ihnen betheiligen würden, wenn sie die Zuversicht gewonnen hätten, daß ihre Gaben nicht für unzulängliche Erprobungen, sondern gleich für die Ausführung der Erfindung und dadurch zum wahren Nutzen und zur Ehre Deutschlands verwendet würden. Damit schloß diese Berathung, deren erhebender Eindruck uns zur nun folgenden Tafel begleitete, während welcher selbstverständlich die Erfindungen Bauer's mit ihren mannigfachen Schicksalen und Aussichten Gegenstand der interessantesten Unterhaltung waren.

Möchte die Sicherheit, welche für die Ausführung der Erfindung Bauer's nunmehr dadurch gewonnen ist, daß ein wahrhaft deutscher Fürst sich ihrer mit so werkthätiger Theilnahme angenommen, nun auch neubelebend auf die Sammlungen einwirken; möchte nicht die Philisterklugheit schließen, daß ebendarum jetzt das nationale Unternehmen auch ohne eigenes Zuthun zum Ziele geführt werde. Die Nation darf nicht den Vorwurf auf sich laden, daß sie nicht einmal 12,000 Thaler für eine so populär gewordene Erfindung aufzubringen vermochte,* zumal die ganze von ihr dargebrachte Summe einst, nach Bauer's festem Plane, der Nationalstiftung für deutsche Erfinder zu gute kommen soll. Die Bitte am Schlusse der Nr. 8 unserer Gartenlaube bleibt nach wie vor in voller Berechtigung.

Nicht für die Vergangenheit der Erfindung, nicht für ihre Erprobung, sondern für die Sicherheit der Durchführung derselben bietet Herzog Ernst die Hand, er hat sofort durch Anweisung einer bedeutenden Summe Bauer in den Stand gesetzt, in England selbst die nöthigen Ankäufe zu machen, die Apparate ganz nach seinem Plane zu vervollständigen und an die Hebung mit dem Bewußtsein zu gehen, daß die Mittel zur Durchführung in seiner Hand liegen. Möge der Dank, der dem edlen deutschen Fürsten für diese neue deutsche That gebührt, von der Nation in der rechten Weise bewährt werden!

Am Nachmittag des 20. Februar verließen wir das gastliche Schloß Friedrichsthal, Bauer, um sofort nach London zu reisen, ich, um an meinen Schreibtisch zurückzukehren. Welcher Unterschied in unseren Herzen zwischen jenem Abend, als wir von den Signalstangen des Ludwig im kleinen Kahne zur Schweizerküste fuhren, hinter uns ein mißlungenes Unternehmen und zertrümmerte Hoffnungen und vor uns keine Aussicht auf die so nöthige rasche Hülfe — und diesem Nachmittag voll fester Zukunft! Gottlob, es gilt einer Sache, die den Neid nicht herausfordert. Jeder brave Deutsche wird Bauer es gönnen, daß er mit einer Brust voll Freudigkeit von dannen fuhr, und mir auch.

Dr. Fr. Hofmann.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 11. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem kaiserlichen Hochgebirge.

Von Herman Schmid.

1. Am Scharten-Kaser.

Drob'n auf die Berg da sauft der Wind,
Der Bach drunt' in der Klamm:
Und Wind und Wasser, Berg und Thal,
Wie lamen die wehl z'samm'! (z. kämen.)

So klang es von einer der höchsten Höhen des Steinbergs lustig in den blauen, herbstlich klaren Abendhimmel hinein. Die Sängerin saß an einem weit vorspringenden festen Bergabhang auf mächtigem Felsblock, zu dessen Füßen aus schauervoller Tiefe die Gipfel des hundertjährigen Tannenwaldes emporragten, der die Mitte des Gebirgs umgürtet. Hart daneben, durch eine Lücke in den Bäumen öffnete sich ein Ausblick in den schmalen, schon dunkelnden Thalgrund der Ramsau, aus welchem die Ach, vom Hintersee heraurauschend, hie und da flüchtig durch die Ahornkronen ihrer Gestade aufschimmerte. Gegenüber stiegen die schroffen Gewände der Reiser-Alm und die riesigen Mühlsturzhörner in das Abendroth empor, das auf den kahlen und grauen Häuptern schimmerte, wie eine Rosenkrone auf einer Greisenstirn. Es waren nur noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche die obersten Schrofen und Grate erreichten; tiefer hinab verdämmerten schon die Risse und Spalten der Felswände mit den Säumen des Waldes, während es auf dem Steinberg selbst und um den Sitz der Sängerin bereits tiefer dunkelte; die Strahlen drangen nicht mehr über seinen gewaltigen Rücken, und die mächtige, scharf gerissene Scharte in demselben, das Denkmal eines vor Jahrhunderten dort abgegangenen ungeheueren Bergsturzes, ragte scharf gerändert und schwarz in den darüber verglühenden Abendhimmel. Beinahe völlige Nacht lag hinter dem Mädchen auf den zerstreuten Almhütten, aus deren offenen Thüren von fern her die rothen Heerdfeuer loderten. Weit und breit war es einsam und stille, nur einige verspätete Bergraben schwebten mit gemessenen Flügelschlägen dem Walde zu; der Gesang des Mädchens drang darum weithin in die Gegend, er traf das lauschende Ohr der Bauersleute, die drüben auf dem Lattengebirg bei der Wegscheid oder am Schwarzeck feierne vor dem Hause sitzen mochten, und verweilte den Wanderschritt des Holzknechts, der vielleicht unten im Thale an den Mühlen vorüber von der Arbeit heimkehrte.

Ein schwacher Wiederhall antwortete den Tönen des Liedes, an den fernen Bergwänden verschwebend. Die Sängerin schien dem Nachklange mit Vergnügen zu lauschen und ihn selbst hervorzurufen, denn sie zog und schwellte die Töne lang hinaus und hielt dann inne, gleich als wenn sie prüfen wollte, ob die unbekannte ferne Stimme wirklich im Stande sei, sie ebenso voll wiederzugeben, und fuhr emsig fort, ihren hohen breitkrämpigen Hut, den sie vor sich auf dem Schooße hielt, mit Alpenrosen zu bestecken.

Jetzt hatte sie geendet und horchte wieder mit gehobenem Kopfe auf das Hinsterben des Wiederhalls. Mit einem Male aber flog ein munteres Lächeln über das feingeformte Gesicht, denn das Echo dauerte ganz ungewöhnlich lange und schien sogar seinen Standpunkt ändern und näher kommen zu wollen. „Das ist einmal ein g'spaßiger Wiederhall," sagte sie vor sich hin, „der rührt sich vom Fleck und singt was Ander's, als man ihm vorgesungen hat! Den muß ich schon ein Bissel auf die Prob' setzen!"

Sie erhob die Stimme noch heller als zuvor und begann das zweite Gesätzel ihres Liedes zu singen:

„Jetzt treib' ich von der Alma ab;
Hüh Gott, Du Schatzel mein,
Und wenn der Auswarts wiederkimmt,
Wo wer' ich nachher sein?"

Es dauerte nicht lange, so ließ die nachahmende Stimme sich wieder hören und verwebte sich begleitend und secundirend geschickt mit jener der Vorsingenden. Während des Jodlers am Schlusse kam sie immer näher und ertönte zuletzt hart unter dem Felsen, auf welchem das Mädchen saß, aus dem Walde herauf. Als das Lied zu Ende war, fügte die unsichtbare Begleiterin noch einen hellen, langgezogenen Juhschrei hinzu, und im nämlichen Augenblick tauchte zwischen den Steinblöcken und Tannenwipfeln ein Mädchen empor.

Die auf dem Felsen wendete sich nach ihr hin. „Die Kortel!" rief sie lachend. „Du hast mich so gefoppt? Hab' ich mir's doch halb und halb gedacht, daß es Niemand Anderer ist, als Du unmüßige Dingin!"

„Hast mich wirklich mit gleich an der Stimm' gekennt, Evi?" sagte die Angekommene, indem sie näher trat und sich leichthin neben ihr auf den Felsblock setzte. „Ich mein', wir hätten doch oft genug mit einander g'sungen, daß Du wissen könnt'st, daß es in der ganzen Ramsau keinen Stimmstock mehr giebt, als wie unsere Zwei? Mußt ja völlig tief in Gedanken gewesen sein!"

Die beiden Mädchen boten, als sie so nebeneinander saßen, ein ungemein reizendes Bild. Sie waren beide jung und schön, beide Bauernditnen und doch vollständig verschieden. Evi war eine große, wohlgebaute und schlanke Gestalt, Kortel erschien kleiner und von feinem, fast zierlichem Bau; Jene hatte das reiche lichtbraune, beinahe blonde Haar in stattlichen Zöpfen um die Stirn geschlungen, diese trug ein Kopftuch, welches in breiten Zipfeln den Nacken hinunter fiel, während nach vorne zu sich dichtes, glänzend

schwarzes Scheitelhaar unter demselben vorkränzte. In Evi's Gesicht schimmerten tiefblaue Augen über angenehm gerötheten Wangen, kräftiger Nase und ammuthig geschwellten Lippen von der Farbe des Korumohns — Korkel's Antlitz war bleich, von südlich gelbem Hauche überflogen, zu welchem die sunkenden kohlschwarzen Augen ebenso gut stimmten, als der schmale, tief rosig überflogene Mund. Evi trug das offene unverkennbare Gepräge deutscher Abstammung; bei Korkel wurde man unwillkürlich an die alte Sage erinnert, als seien die ersten Bewohner des Ramsauer-Thals Römer gewesen, die sich in diesen Bergwerfeck flüchteten, an welchem der Sturm der Völkerwanderung unbemerkt vorüber brauste.

„Und schau;" begann Korbel wieder, „da ist ja eine ganze Burd' von lauter Almenrausch und ganz frisch gebrockt ... wo hast'n her?"

„Ich bin den Abend selber noch einmal hinauf in's Gewandt, wo's gegen das Geisterbrünnl hinauf geht, und hab' das Blumwerk gesucht — es ist so viel schön da droben. D'rum hab' ich mir's noch einmal angeschaut und hab' mir einen Buschen gepoh ... und für mein Bieh muß ich doch auch was haben zu einem Kranz ... weißt ja, daß wir morgen abtreiben!"

„Leider Gottes!" sagte Korbel mit einem tiefen Seufzer. „Es liegt mir schwer genug in den Gliedern um auf dem Herzen!"

„Warum?" fragte Evi entgegen. „Bei mir ist's was and'res, wenn's mich hart ankommt, von den Bergen fortzugehen. ... Ein Dienstbot, wie ich einer bin, der muß bald da, bald dort sein ... Du bist in Deiner Heimath!"

„Ja wohl," seufzte Korbel wieder, „... und ich wär' glücklich, wenn ich frei wär' und fort könnt', wie Du! Mir graust, wenn ich d'ran denk', wie der Winter hinüber gehen soll!"

„Das kann ich mir gar nit vorstellen!" rief Evi verwundert. „Du bist doch auf der Ledermühl' daheim, hast Vater und Mutter ... ich hab's meiner Lebtag nit so gut gehabt! Ich bin ein armes, ledig's Kind — meine Mutter ist gestorben, wie ich noch so klein gewesen bin, daß ich's nimmer denk' ... von meinem Vater weiß ich nichts, als daß er selbigesmal, wie sie hineinmarschirt sind in's Rußland, nicht mehr zurückgekommen und mit den Andern erfroren ist. Ich bin im Hüthaus um im Gemeindhaus aufgewachsen und alleweil unter fremden Leuten 'rumgehahen ... ich weiß nit, wie das thut, wenn man sagen kann, daß man auch einen Menschen hat, dem man angehört!"

Korbel war noch trauriger geworden und hielt den Kopf gesenkt. „Ich weiß nit, was besser ist," sagte sie kummervoll, „gar keine Heimath und keine Eltern haben, oder ... Aber ich mag nit reden davon; sie bleiben doch meine Eltern und mein armer guter, guter Vater. ... Man hört Dir's an, Evi, daß Du noch kein Jahr in der Ramsau bist und daß Du noch nie in die Ledermühl' kommen bist, Du thätst Dich sonst nit wundern, warum ich Sorg' hab' auf den Winter. ... Aber ich glaub' gar, ich hab' nasse Augen?" lachte sie scharf auf, indem sie die Schürze an's Gesicht drückte. „Die könnt' ich gerade brauchen! Fort mit den traurigen Gedanken! Ich mein', es ist nit umsonst, daß wir heuer miteinander zusammen 'kommen sind auf der Alm und daß wir so gute Camerabinnen 'worden sind! Ich denk', wir fahren im Auswärts wieder miteinander gen Alm ... Warum sollt'st nimmer da sein, Evi? Ich mein', es gäb' doch genug Banden, die Dich halten könnten in der Ramsau ..."

„Was meinst damit?" fragte Evi, indem sie das Gesicht abwandte, um ein leichtes Erröthen zu verbergen, das doch im Dunkel nicht mehr sichtbar gewesen wäre.

„Sei so gut und stell' Dich an, als wenn Du's nit wüßtest!" lachte Korbel. „Meinst, ich hab' keine Augen im Kopf, weil ich eine lustige Gesellin bin? Kennst dasselbe Gassel-G'sangel nit?

Die heilig'n drei Königen
Hab'n ein' einzigen Stern:
Drei Buebeu hat 's Dirndl,
Wie wird denn das wer'n?"

Sie lachte muthwillig auf nach dem Gesang und hielt Evi's Hand gefaßt, die ihr diese vergebens zu entziehen trachtete. „Laß mich aus, Korbl," sagte sie verlegen, „und häng' mir Deinen Namen nit an! Ich mein', Du sollst Dich selber bei der Nasen nehmen, wenn Du an den Brigadeer, an den Grenzwächter und an Deinen Schatz, den Quasi denkst ..."

Aus Korbel's Wesen und Miene war auf einmal wieder die Lustigkeit entwichen; sie senkte den Kopf wie eine niedergeregnete Blume und sagte mit dem Tone herzlicher Betrübniß: „Ja, der Quasi macht das Kraut erst fett! Ich mag seinen Grünling, seinen Stichauf, der sein Brod davon hat, daß er ann're Leut' in's Unglück bringt — und der Quasi ist ... ein Lump!"

Ueberrascht wandte Evi sich zu der Redenden. „Wirst doch nicht selber schlecht reden von Deinem eigenen Schatz!" rief sie. „Oder ist's aus mit Euch Zweien?"

„Ich weiß, was ich sag', und ich wollt' ich hätt' den Quasi nit gesehen mein Leben lang! — O mein' Evi, wenn ich noch einmal siebzehn Jahr alt werden könnt', ich wollt' meine Sache wohl so gescheidt machen, daß die Leut' Recht haben, wenn sie sagen, daß ich eine lustige Gsellin bin ... aber ich hab' die Lappen verschnitten!"

„Red' nur, was Dir ist, Korbl!" rief Evi theilnehmend. „So hab' ich Dich ja noch nie gesehn'n!"

„Was wird mir sein!" antwortete diese, in lautes maulhaftsamed Weinen ausbrechend. „Verrückt bin ich, daß ich mich der Läng' nach in's Grab legen möcht'! Ja, Du — Du hast es gut ... Du kannst einmal in Ehren und mit dem Kranzl zum Altar gehen, aber ich ... O mein Gott, mein Gott!" schluchzte sie noch stärker, „warum bin ich nit gestorben selbiges Mal! Neben meinem armen Würm'l wär' ich am besten aufgehoben gewesen. ..."

Evi war der Freundin näher gerückt, hatte ihre den Arm um die Hüfte geschlungen und drückte sie tröstend an sich. „Du machst mir ja ganz bang," sagte sie herzlich. „Sei doch gescheidt und laß Dir das Herz nit so völlig hinunter fallen. ..."

Korbel biß, sich ermannend, die Zähne zusammen und faßte die Hand der Freundin. „Es ist so gefährlich nit, Evi," sagte sie. „Wenn mir das Herz auch hinunter fallt, wie in einen Ziehbrunnen — es hängt an einer starken Kette und ist das Auf- und Abwinden schon völlig gewohnt ... es braucht nur ein paar Ruder, so ist's wieder oben und so lustig wie zuvor! Wer wirt sich ein graues Haar'l wachsen lassen um die Mannerleut ..."

Dabei sprang sie auf und lachte so hell und laut, daß Evi ihr verwundert nachsah. „Na, Du hast wirklich das Lachen und Weinen in Einem Sack'l beisammen," sagte sie, „Du bist ein seltsames Leut!"

„Dörft?" rief Korbel, wie um eine Antwort zu vermeiden. „Der Gaisbuh steht heraüber von meiner Hütten. ... Er wird die g'scheckete Pinzgauerin gefunden haben, die sich verstiegen hat und die nur g'schrei haben den ganzen Nachmittag — muß doch nachschau'n, ob Alles in Ordnung ist. ... Es kommt mir auch vor, als wann Du mich nimmer brauchen thätst. ... Hörst?"

Ein starker lustiger Jucher klang unsern aus dem Gestein.

„Ich mein', den Juchezer kenn' ich!" fuhr sie fort. „Du mit auch, Evi? Es wird wohl Numero Eins von den heiligen drei Königen sein. ... Büht' Dich Gott, Evi; ich komm zu Dir in Dein' Kafer in Heimgarten, wann ich Dir mit im Weg umgeh!"

Sie ging und war bald im Dunkel verschwunden, während Evi sich blickte, um die Alpenrosen am Boden aufzulesen und in ihre Schürze zu sammeln. Nur wenige Augenblicke waren vergangen, als hinter ihrem Rücken aus dem Gestein die dunkle Gestalt eines Mannes hervorkam, der mit Hut, Rucksack und mächtigem Bergstock in der Entfernung von einigen Schritten stehen blieb. „Was ist denn das wieder für ein neuer Brauch?" rief er mit wohltlingender, aber unwilliger Stimme. „Seit wann giebt einem denn die Sennerin keine Antwort, wenn man sie anspricht?"

„Du bist's, Mentel?" sagte Evi sich aufrichtend. „Ich hab's wahrhaftig nit bradt, daß Du mich angeschrieen hast. ..."

„Daß es so nothwendig? Hast gemiß angenehme Gesellschaft gehabt? Schneid' nur nit lang um und sag's gerad' heraus, ich hab's doch gesehn, daß Jemand zusammen weggewischt ist von Dir!"

„— Und wenn's so wär'?" sagte sie, sich zum Gehen anschickend. „Ging's Dich was an, Mentel? Bin ich etwa nit mein eigner Herr?"

Sie wollte rasch hinweg, aber noch rascher und wie im Sprunge war der Bursche neben ihr und hatte sie so fest am Arme gefaßt, daß ihr das Ende der Schürze entglitt und die Alpenrosen daraus zu Boden fielen. „Sag' so was nit, Evi," rief er mit zorngedrücktem Tone, „Du weißt, daß ich's nicht hören kann! Bleib' da, ich muß mit Dir reden!"

„Laß mich aus — ich muß fort und nach dem Bieh umschau'n. ..."

„Hör' mich an," rief er und hielt sie stärker. „Du mußt bableiben, Evi — ich will's haben!"

„Das ist was anders!" erwiderte sie gelassen und fast spöttisch, indem sie stehen blieb. „Wann Du so redst, muß ich wohl bleiben — Du bist der Sohn vom Haus und ich bin die Magd, der man anschaffen kann. Alles was willst? Hat Dich wohl der Vater 'taufgeschickt' gen Aim?"

„. . . Ich schaff' Dir nichts an, Evi," sagte der Bursche mild, „ich komm' auch nit von daheim; ich bin übern Hochaltern her vom . . . Rau. Du weißt schon, wo ich gewesen bin!"

„Ich wollt' lieber, ich wüßt' es nit . . ." flüsterte sie ernst und beinahe verwundervoll.

„Red' nit so, Evi . . . ich kann doch nicht anders! Das Wilderschießen ist einmal meine Freud', von der ich mit lassen kann! Das muß man von mir mit verlangen, daß ich mich daheim mit der Bauernarbeit plagen und schinden soll, wie ein Vieh! Soll ich den Mist hinausfragen auf die Berg' statt den Hirschen nachzugehn und denen Gambs'? Sollt' ich Schachteln schneiden und Stuben hocken, statt in der freien Luft herum zu streichen? Ich kanns nit aufgeben, das frische Wildschützenleb'n!"

„In Gott's Namen . . . Du wirst schon erfahren, wohin das Leben führt!"

„— Und wenn ich's aufgeben wollt', Evi . . . meinst, ich könnt's thun, so für nichts und wider nichts? Unsonst ist mir einmal der Tod, denn der fehl's Leben . . . was fehlt' ich dafür kriegen, wenn ich's aufgeb'? Ja, wenn Du wolltest, Evi . . ."

Das Mädchen war bewegt und mußte sich Gewalt anthun, es zu verbergen. „Wie Du daher schwatz'st!" sagte sie mit möglichster Zurückhaltung. „Ich bin der Gar-Niemand — wie sollt's auf das ankommen, was ich will? . . ."

„Verfreß' Dich mit, Evi — Du weißt es lang, daß ich Dich gern hab', lieber als Alles . . . fast gerad' so lieb wie mein frei's, lustig's Wildschützenleb'n! — Der Vater will, ich soll das Heimathl übernehmen, soll gut thun und die Hausgabet statt dem Stutzen in der Hand halten. . . . Wenn ich jetzt sagen thät', ich will ein Bauer werden und bleiben — aber die Bäuerin muß Evi heißen?"

Das Mädchen schwieg; sie athmete tief auf, und es war gut, daß die Dunkelheit das Glühen ihrer Wangen verhüllte. Sie schien nach einer Erwiderung zu suchen. „Kannst nicht denn gar mit leiden," fuhr der Bursche fort, „weil Du mir mit einmal eine Antwort giebst? Ich hab' Dir's schon so oft zu merken 'geben, Du bist mir allemal ausgewichen . . . heut hab' ich eigend den weiten Weg herüber gemacht, um mit Dir noch einmal da heroben in der Freiung zu reden, eh' wir wieder unter den Leuten und Gebadteln sind . . . willst mich ohne Bescheid fortgehen lassen?"

„— Und wenn ich gar nichts sag', ist das mit auch ein Bescheid?" — erwiderte endlich das Mädchen mit unsicherer Stimme, die erst allmählich einige Festigkeit gewann. „Ich will aber auch gerad' heraus reden, Mentel, und will Dir sagen, daß Du Dir das aus dem Sinn schlagen mußt! Mir und Zwei kann's nie was werden! Du bist ein reicher Bauernsohn, ich bin ein armer Dienstbot'; Du bist ein Raufauer — ich bin fremd, ein hergelaufenes Hüterdirndl aus dem Lamprzies . . . das giebt Dein Vater in Ewigkeit nit zu!"

„Er thu's, Evi!" rief der Bursche feurig. „Er muß — für das laß mich sorgen, wenn ich nur erst weiß, daß Du mich magst! Red' — magst mich nit? Was hast gegen mich?"

Sie sah ihn entschlossen an; sie hatte ihre ganze Fassung wieder gewonnen. „Du bist mir zu wild, Mentel!" sagte sie. „Zu unverdenklich! Das könnt' ich nit vertragen, wenn wir ein Paar wären . . . ich thät's nit leiden, und Du thätst es mit lassen, wenn Du's auch versprichst. . . . Schau, das könnt' nit gut thun, und so ist's das Gescheidteste, ich sag' im Voraus Nein. . . ."

„Das ist nur so eine verklümelte Weis'," rief Mentel mit aufloderner Hitze. „Warum magst mich nit? Weil ich Dir zu wild bin? Das sag Dazen, Evi . . . weil Du ein Anderer lieber ist als ich — das ist der richtige Grund! Der Jäger ist es, der Lump, der mich ausgestochen hat, nit wahr . . . aber gieb's Acht, Evi, es giebt ein Unglück, wenn ich das erfahr'! An der Mitt' brech' ich ihn ab, den Grasbuxer den grünen, und Dich dazu!"

Evi trat ihm einen Schritt näher. „Ich fürcht' Dich nit, Du Baumausreißer," sagte sie, „und wenn Du noch so wild thust! Wenn Du aber glaubst, Du g'fallst mir um das besser, bist auch auf dem Holzweg . . . ich hab' meinen Kopf zum Aufsetzen, so gut wie Du, und . . ." fügte sie etwas innehaltend bedächtiger hinzu . . . „und mein Herz auch!"

„Dein Herz?" rief Mentel freudig. „Wenn Du's nur noch hast, Dein Herzl — das ist ja das Einzige, um was ich mich sorg'! Wenn Du's noch an keinen Andern verschenkt hast, nachher ist Alles gut — nachher muß Du doch noch mein werden. . . . Kein Anderer soll Dich haben, und ich will mit rasten, bis Du als Bäuerin droben sitzt am Schwarzeck auf dem Bihlerhof! . . . Ich will auch mit mehr so wild sein . . . ich will Dir's zeigen und gleich das Bummert ausstkaubern, das Dir aus dem Fürmch gefallen ist wegen meiner Rehscheit (Heftigkeit)! — Schau!" fuhr er fort, indem er sich bückte und die zerstreuten Blüthen eilfertig zusammenraffte, „lauter frischer Almenrausch! Wo hast'n her?"

„Ich hab' ihn selber geholt, droben am Gewandt beim Geisterbrünnl . . ."

„So? Das trifft sich ja prächtig!" rief Mentel rasch. „Ich hab' verweil' Edelweiß gebrockt . . . da schau' her, die schönsten frischesten Stern' und so sind als wie Sammet; es wachst nirgends so schön, als drüben am Bartelmä-See, wo's in's Lauthal hinein geht! Gieb mir einen Zweig von Deinem Almenrausch!"

Er ergriff einen Zweig, nahm den Hut ab und befestigte die Alpenrosen neben dem Strauße von Edelweiß, womit er geziert war. „Die zwei sürnehmsten Blumen, die auf den Bergen wachsen," sagte er dabei, „die müssen bei einander sein! Und Du — Du sollst auch das Edelweiß von mir tragen. . . ." Damit hatte er ihr den Hut, den sie in der Hand getragen, entrissen und ihn mit Edelweiß besteckt. „So," rief er, indem er ihr den Hut auf den Kopf drückte, „jetzt kannst sagen, was Du willst, Evi — jetzt ist's richtig mit aus Zwei — denn Almenrausch und Edelweiß, die g'hören zusamm'!"

Das Mädchen war verwirrt, die Antwort wurde ihm aber erspart, denn von der Sennhütte her ließ sich Gesang vernehmen und unterbrach das Gespräch gerade im entscheidenden Augenblick. In ländlicher Weise, aber mit keineswegs bäurischem Ton klang es herüber:

„Sennerin, wo bleibst so lang?
Hast mich für'n Narrn?
Geh', bring mir a Miti
Und tech' mir an Schmarrn!"

„Ist das mit der Maler?" sagte Mentel, indem er mit Evi der Hütte zueilte. „Was nur der allerweil da heroben 'rumzusteigen hat?"

„Er ist schon seit ein paar Tagen in der Näh'," antwortete Evi, „ich glaub', er will das blaue Eis abmalen droben auf dem Hochlattern. . . ."

Jetzt war die Hütte erreicht; in der offenen Thüre stand der Maler, eine fein gebaute, fast zarte Gestalt, von dem dahinter flammenden Heerfeuer in den Umrissen schwach röthlich beleuchtet. Er trug Gebirgshut, Joppe, Bundesstrümpfe und nagelbeschlagene Bundesschuhe; der an einem Bande über der Schulter hängende Malkasten, der Regenschirm und der zusammengelegte Feldstuhl aber zeigten, daß es kein Bauer war, der im Scharten-Kaser einsprach.

„Grüß' Enk Gott, Herr Reimhaber!" sagte Evi hinzutretend und bot ihm die Hand, in die er lustig einschlug. „Laßt's Enk auch wieder einmal seh'n da heroben?"

„Freilich, Evi," war die Antwort. „Ich will morgen in die Stadt zurück und müßte mich ja eilen, wenn ich die Hütte nicht schon gesperrt und die schöne Sennerin ausgeflogen finden wollte. Du mußt mir Nachtherberge geben; es ist zu spät und zu weit hinunter in's Raufauer Wirthshaus, und meine Schuhe halten nicht mehr aus — der Höllenweg über das Felsengeröll am blauen Eis herunter hat sie ganz hin gemacht!"

„Die schaun freilich übel aus!" lachte Evi, indem sie die Schuhe des Malers betrachtete, aus welchen die Zehen vorsahen. „Kommst nur herein; ich koch' Euch einen Schmarrn, Milch ist noch da, ein Glasl süßer Schnaps wird sich auch finden, und meine Lagerstatt im Kreisser könnt Ihr auch haben!"

„Wo legst nachher mich hin?" rief Mentel dazwischen. „Ich kann denk' auch nit mehr hinüber aufs Schwarzeck!"

„Ah, Du bist nicht allein!" sagte Reimthaber, indem er den Burschen, den er bis dahin nicht bemerkt hatte, prüfend betrachtete. „Alle Wetter, das ist ein hübscher Bursch . . . das ist wohl gar Dein Schatz, Evi?"

Mentel, im Lichte des Heerdfeuers stehend, rechtfertigte die Bewunderung des Malers. Er war groß und schlank, von anscheinend nicht sehr kräftigem, aber sehnigem Gliederbau. Das Gesicht hatte etwas von Kordel's südlicher Färbung, aber es war angenehm geröthet, und das pechschwarze kraufe Haar wie die dunklen Augen ließen vermuthen, daß die Gemüthsart der äußern Erscheinung nicht widersprach. Er that, als ob er die Frage und das Staunen des Malers gar nicht beachtete, warf den Rucksack ab und lehnte den Bergstock in die Ecke, aber ohne den Blick von Evi zu verwenden. Er wollte die Antwort, die doch kommen mußte, auch in ihren Mienen lesen. — Evi stand am Heerd, hatte den darüber hängenden Kessel bei Seite gedreht und Holz zugelegt, daß die Flamme hochauf prasselte; es war nicht zu unterscheiden, ob es Reinthaler's Frage oder der Wiederschein des Feuers war, was ihre Wangen so glühend färbte. „Ich hab' keinen Schatz," rief sie, „und das ist der Sohn von meinem Dienstbauern!"

Mentel, der in der Ecke an der Fensterbank niedergesessen war, drehte grimmig an seinem Schnauzbart und lachte eigenthümlich vor sich hin. Es konnte dem Maler nicht entgehen, daß das Lachen einige Beziehung auf ihn haben müßte. Er blieb vor ihm stehen.

„Was lacht Du, guter Freund?" sagte er. „Mir scheint, meine Gegenwart ist Dir nicht angenehm?"

„Angenehm!" lachte Mentel wie zuvor. „Ich hab' mir nur Eure Schuh betrachtet, wo die Inwohner zum Fenster 'raus schau'n, und da hab' ich lachen müssen über die Herrischen, die's drunten im Thal und drinnen in der Stadt viel angenehmer haben, als bei uns! Das weiß unser lieber Herr-Gott, was so ein Maler auf den Bergen herumgsteigen hat!"

„Ich hoffe allerdings," sagte Reinthaler mit würdigem Ernst, „daß unser lieber Herr-Gott davon weiß, warum ich auf den Bergen herum steige. Sind sie nicht geschmückt mit auserwählter Schönheit? Bleibt nicht die Erde und ihr Kummer unten in der Tiefe? Ist man nicht näher am Himmel und an der Unendlichkeit? Meinst Du, das sei für Euch Bauern allein? Glaubst Du, wir Herrischen verstehen das nicht auch? Weil aber nicht Alle von uns so hoch hinauf steigen können, laß' ich mir die Mühe nicht verdrießen und male, was ich sehe, damit die Andern sich auch an Gottes Herrlichkeit mitfreuen und das mitempfinden können, was Einem durch's Herz geht bei ihrem Anblick!"

Evi trat hinzu und gab dem in Eifer Gerathenen die Hand. „Das ist schön von Euch, Herr Reinthaler," sagte sie, „mit dem stützigen Trutzkopf da müßt Ihr Euch gar nit einlassen — mir aber, mir müßt Ihr's nachher noch zeigen, was Ihr wieder Schönes gemalen habt . . ."

„Es ist nicht viel," entgegnete Reinthaler. „Ich will den blauen Eis-Gletscher malen . . . aber es ist Alles so groß und gewaltig, das Licht ist so wundervoll, und das armselige Papier so klein, unsere Farben sind so matt . . . wollte man die Wirklichkeit wiedergeben, man müßte den Pinsel in die Abendröthe tauchen können . . !"

„Ja, ja," lachte Evi, die sich wieder am Heerde zu schaffen machte und die Pfanne mit dem prasselnden Schmarrn über die Flamme hielt, „der liebe Gott laßt sich halt nit in's Handwerk pfuschen! Ich hoff' aber, Ihr werdet drum nicht den Appetit verlieren und meiner Kocherei Ehr' anthun — ich bin bald fertig damit. Setzt Euch nur dawei'l' und holt Euch die blechenen Löffel dort vom Gestell herunter!"

Mentel und Reinthaler folgten der Einladung; sie nahmen Platz auf der hölzernen Einfassung des Heerdes und führten eben die Löffel nach der dampfenden Schüssel, als Zurnf von der Thüre her sie unterbrach.

„Darf man vielleicht auch mithalten?" rief eine rauhe Stimme über das geschlossene Halbgitter der Thür herein, und ein schmales schwarzhäriges, verwegen geschnittenes Gesicht wurde in derselben sichtbar. „Grüß' Gott, Herr Reinthaler, kommen wir da wieder zusammen?"

„Nur herein, Jäger-Gaberl!" erwiderte der Maler. „Es wird wohl für uns Alle langen!"

„Und einen Platz auf dem Ben wird's auch geben," sagte der Eintretende. „Was meinst, Evi?"

„Wir sagst gut droben im Heu!" erwiderte das Mädchen, während der Jäger etwas abgewendet die Waidtasche abnahm, über den Stutzen hing und Beides neben der Thüre an die Bank lehnte. „Ein elender Hundsweg da vom Hochkaltern herunter! Ich kann doch sonst was vertragen, aber ich spür jedes Bein'l im ganzen Körper," fuhr er dabei fort. „Hab' einen Wildvieh auf dem Korn gehabt und hab' ihn scharf hineingeprengt in's Gewandel, in der Zwielichten aber . . ."

In diesem Augenblick wandte er sich um, erblickte Mentel, der ihm bis dahin durch den Maler und Evi verdeckt gewesen war, und sprang mit einem raschen Satz bis an die Thüre zurück. Ebenso schnell hatte er den Stutzen ergriffen und schrie, die Hände am Schloß, um den Hahn zu spannen: „Himmelsacrament, Wilddieb, verfluchter, wie kommst Du da herein?"

„Geht's Dich was an, Jager?" rief Mentel entgegen, der sich in die Ecke gestellt hatte, in welcher sein Bergstock lehnte. „Sorg' lieber, daß ich nit den Stiel umkehr' und frag', wie Du herein kommst! Der Scharten-Kaser gehört dem Bäbelbauern von Schwarzeck — das ist mein Vater, also bin ich da in meinem Eigenthum!"

„Sei mir nit so frech, Kerl," eiferte der Jäger, „ich leid's nit! Noch ein Wörtl, und ich fag' Dir, wer kennt den Zwölfzender geschossen hat, droben am Hochkaltern! Mensch, ich hätt' den Wilddieb mit durch die Boschen und Latschen schlupfen seh'n? Kein anderer Mensch ist's gewesen, als Du mit Deiner grauen Joppen . . . mach' nur noch einen Schnaufer, so verarretir' ich Dich!"

„Aber Gaberl," rief Evi, indem sie begütigend dazwischen trat, und auch Reinthaler gab dem Erzürnten gute Worte, ihn zu besänftigen. Mentel aber stand kaltblütig in einer Ecke und hatte den Bergstock ergriffen. „Brobir's einmal, Grünling, wenn Du Schneid' hast . . . beim Berarretiren müssen Zwei dabei sein!"

„Gleich legst den Bergstock weg!" schrie der Jäger, sich von den Friedensstiftern lodmachend. „Ich hab's schon gehört, daß Du einen Stutzen zum Abschranken hast . . . her mit dem Stock! Gewiß klekt der Lauf drinnen — ich muß ihn visitiren!"

„Visitiren laß' ich meinen Stock nit!" rief Mentel und schwang denselben, so hoch es die Decke der niedrigen Hütte gestattete. „Aber verfollen kannst, wie er ausgieht!"

Drohend standen sich die ergrimmten Gegner gegenüber, als Evi sich wieder dazwischen warf und, nachdem die Bitte nicht gefruchtet hatte, es mit ernsten Worten versuchte. „Stell' Deinen Stock ins Eck, Mentel!" rief sie beschend. „Und der Jäger legt den Stutzen weg und giebt Ruh' oder er geht wieder hin, wo er her'kommen ist! Wenn er dem Mentel was will, kann er ihn morgen finden . . . aber in meinem Kaser da leid ich keine Streiterein und da bin ich der Herr im Haus — Verstanden?"

Mit lächelndem Wohlgefallen betrachtete der Maler das Mädchen, wie es unerschrocken zwischen den Männern stand, und wie diese wirklich nicht zögerten, sich ihrem gebieterischen Worte zu fügen. Wie mechanisch stellte Gaberl den Stutzen zurück, nachdem Mentel ebenfalls den gefährlichen Stock abgelegt hatte. „So," sagte Evi dann begütigt, „jetzt setzt Euch wieder und laßt den Schmarrn nit kalt werden!"

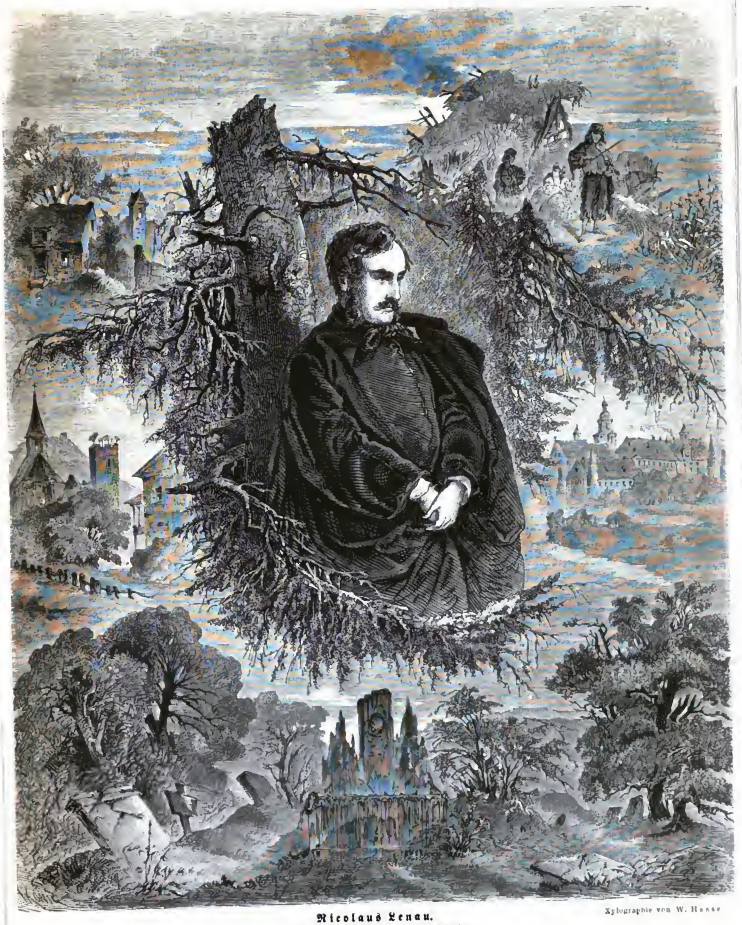
(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 5. Nicolaus Lenau.

„Wildverwachsne, dunkle Fichten,
Diese Klagt die Distelle fort:
Hert, das ist der rechte Ort
Für mein schmerzliches Verzichten!"

Dieses „schmerzliche Verzichten" begleitete den Dichter wohl durch sein ganzes Leben, dessen größter Theil zu einer Passions-Geschichte wurde. „Sinnende Melancholie" drückte ihr unheilvolles Siegel schon dem Knaben auf die Stirn und führte den Mann zuletzt in jene geistige Oede und Zerrissenheit, welche uns Alle einst erschütterte. Nicht mit Unrecht nannte ihn daher Justinus Kerner den deutschen „Byron", der einer der größten, aber auch unglücklichsten Dichter Englands war. Lenau ist der Dichter des Weltschmerzes — aber nicht jenes, der neben Thränen und Seufzern „die Welt vom Mequirsitzle des Satirikers als eine große Komödie



Xylographie von W. Hasse

Nicolaus Lenau.
Originalzeichnung von Herbert König.

Justinus Kerner's Wohnhaus bei Weinsberg.
Ungarische Haide.
Lenau's Ruhestätte auf dem Weidlinger Friedhofe bei Wien.
Heilanstalt Winnenthal bei Stuttgart.

von Göttern und Thieren belacht," — sein Schmerz war ihm ein heilig ernster, geschrieben mit dem Herzblut! Sein Leben hätte anders sein können — so aber „war's Entlagen nur und Trauern" — „das grause Dunkel", das in seiner Seele wohnte, war kein leeres Phantom — es war eine Verahnung von dem, was später schrecklich in Erfüllung gehen sollte.

Im „weiten" Ungarlande, im Dorfe Csalad, vier Meilen von Temesvar, wurde Nicolaus Franz Lenau am 13. August 1802 geboren. Sein Vater, Franz von Niembsch, königlicher Amtsschreiber in Csalad, fiel als ein Opfer ungezügelter Leidenschaften — seine Mutter Therese, das Bild rührenster, aufopferndster Liebe, war fortan der gute Engel des früh verwaisten Knaben, dessen jugendlicher Frohsinn durch das Elend des Vaters schon im Keime erstickt wurde. Als ob sie den Werth des von ihr vergötterten einzigen Sohnes früher als jeder Andere erkannt hätte, mochte sich die zärtliche Mutter nicht entschließen, ihren „Niki" den Großeltern zu überlassen, welche den Knaben adoptiren wollten. Lieber arbeitete sie Tag und Nacht mit der Nadel, um ihrem Liebling, wenn auch nur annähernd, die Sorglast angedeihen zu lassen, die er in dem Hause der vermögenden Großeltern gefunden haben würde. — Im Nuitaxre- und Geigenspiel erhielt er seinen ersten Unterricht, nebenher dem Vogelfang leidenschaftlich anhängend. Damals konnte er sich stundenlang auf den Rasen hinstrecken, unweit von Binsen und den schönen „Waisenmädchenhaar", und mit seiner ihm angeborenen Lustigkeit die Vögel locken, indem er ihr Pfeifen und Gezwitscher auf's Täuschendste nachahmte. „Bemerkenswerth ist auch aus jener Zeit, daß er überaus fromm war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester „Rest" dienen mußte. Letzteres that er späterhin auch selbst gerne dem Priester in der Kirche, wobei ihm aber schon sehr hoffärtige Gedanken durch den Kopf schossen, wie in seinem „Faust" (Faust's Tod) zu lesen steht. Er predigte auch manchmal so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr seiner alten Wärterin, der Schwäbin Walburga, die hellen Thränen über die Wangen rollten. Auch noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchkröme, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Die Frömmigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau vornehmlich auf die Glaubenslehre bezügliche Stoffe zu großen Gedichten Savonarola, die Albigenser) mächtig mochte." *

Gewiß mehr den Drange, ihren Kindern einen Ernährer zu schaffen, als einer tieferen Neigung folgend, entschloß sich Lenau's Mutter zu einer zweiten Verbindung. Der neue Gatte, ein Arzt, zog mit der Familie nach Pesth, und hier genoß der junge Lenau des ersten geregelten Unterrichts auf dem Gymnasium, das er von 1812—1815 besuchte. Doch eine zweite Uebersiedelung des Pflegevaters von Pesth nach dem weinreichen, aber arzlarmen Tokai unterbrach diesen Unterricht auf's Neue, wodurch der künftige Gelehrte vielleicht einbüßte — der künftige Dichter aber offenbar gewann. „Wie mußte den naturfeligen Lenau, damals selbst noch im Lenze seines Lebens, dieser sein erster freier Lenz in ausgezeichnet schöner Gegend wonnig ergreifen!"

Dieser Frühling und Sommer in Tokai waren vielleicht die glücklichsten Tage in Lenau's Leben. Zudem wurden sie verschönt durch die Erscheinung eines Mädchens, der Freundin seiner Schwester, welches sein Gemüth noch mehr ergriff, als der Anblick des Tokaier Landes und seiner krystallhellen Wasser. Doch auch diese glücklichen Tage sollten ihr Ende erreichen. In Tokai war kein Gymnasium — der bereits fünfzehnjährige Lenau mußte seine Studien wieder aufnehmen, und so entschloß sich die leidenschaftlich liebende Mutter, die sich vorläufig lieber von dem Gatten, als von dem Sohne trennen wollte, mit ihm und ihren andern Kindern wieder nach der Hauptstadt Ungarns zu gehen.

Am westlichen Fuße des Ofener Festungsberges steht noch jetzt ein einsames Haus (früher eine Capelle), von einem Wiesenplane umgeben, der früher als Soldatenkirchhof gebraucht wurde. In dieses schauerlich-romantische Häuschen zog die Mutter Therese mit ihren Kindern. Die Traurigkeit des Ortes, wie die mehr als bescheidenen Verhältnisse der Mutter, drückten den jungen Lenau schwer darnieder, und „in jener Zeit mag die dunkle Blume der Schwermuth, deren Samen er schon bei der Geburt empfing, in seinem Busen zuerst zur Blüthe gelangt sein." — Auf den erneuten dringlichen Wunsch der Großeltern, Nikolaus zu sich nehmen zu wollen, ging daher dieser nun so unscheinbarer ein, als er, gleich der Mutter, wohl einsah, daß an eine würdige Ausbildung seines Geistes aus eigenen Mitteln nicht zu denken war. Ein Brief aus Stockerau, wo nun Lenau bei den Großeltern lebte, giebt das herrlichste Zeugniß von dem rührenden Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, und eine Stelle daraus möge hier ihren Platz finden:

„Liebe theure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denselben beantworten. Innigst erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen erhellt, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, daß Sie sich um meines Wohles willen dem bittersten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, so lange ich athme, Ihr gutes Kind bleiben." ꝛc. ꝛc.

Beim Beginne des Schuljahres 1819 mußte Lenau nach Wien, um dort in das erste Jahr der Philosophie aufgenommen zu werden. „Mit dem Studiren, das einen praktischen Lebenszweck vor Augen hat, mag es ihm jetzt, wie in der Folge, nie recht Ernst gewesen sein; er ersehen immer mehr als Gast und Liebhaber, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft und Alles, was ihn anekelt, mit unverhehlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch (fährt der Dichter Seidl in seiner damaligen Charakteristik fort), daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß." — Lenau geneigte sich also cavaliermäßiger, als er sollte, und wurde dadurch vielleicht, wozu das heiße Magyarenblut, das in seinen Adern wallte, nicht wenig beitrug, früher in die Mysterien der Liebe eingeweiht, als dies sonst der Fall gewesen wäre. Ein Verhältniß, das er zu jener Zeit mit einem zwar schönen, aber seiner unwürdigen Mädchen anknüpfte, hinterließ die ersten Spuren jener Melancholie und Zweifelsucht, die später seinen Charakter verdüsterten, aber auch die schönsten Blüthen im Garten deutscher Poesie trieben. Diesen seinen ersten Schmerz zu tödten, sehen wir ihn im wüsesten Nitt die weiten unabsehbaren Haiden zwischen Pesth und Tokai durchmessen. Diese wilden, oft nächtlichen Ritte, denn:

„Die Haide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen"

gaben ihm später den Stoff zu seinen reizenden „Haidebildern".

Kaffeehausleben, Reisen in die österreichischen Alpen, Verbrüderungen mit gleichen geistigen Genossen wechselten nun bunt durcheinander. Besonders war es das „Neunerl'sche Kaffeehaus", für welches Lenau heftig inclinirte, weil es zugleich der Sammelpunkt anderer strebsamer Talente, wie Graf Auersperg (der nachmals berühmte Anastasius Grün), Baron Stichelta, Badenfelt ꝛc. war. „Hier," erzählt Seidl, „saß er in der Ecke des Billardzimmers, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchsinnend, bald im Genick und hinter den Ohren sich kraulend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter den plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich schüttelte, mit laß wolter Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!" und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmen, zu bannen."

Aus diesem vielleicht nur scheinbaren dolce far niente riß ihn der Tod seiner geliebten Mutter — der Ernst des Lebens sollte beginnen — und der Student Niembsch von Strehlenau (letzterer Name war ihm von seinen Großeltern überkommen) tritt 1830 zum ersten Male als Dichter unter dem Namen Lenau auf,* nachdem er sich abwechselnd mit dem Studium der Philosophie, der Rechtswissenschaft und Heilkunde beschäftigt hatte, was jedoch nur „ruckweise" und mit großen Unterbrechungen geschah. — Wie mit

* Sein erstes Gedicht mit dieser Namensunterschrift führt sich in weiland „Ziemlich's Damenzeitung" und trägt die Ueberschrift: „Glauben, Wissen, Handeln. Ein allegorischer Traum."

* Siehe Lenau's Leben von Anton Schurz.

dem Lernen ging es ihm später auch mit dem Dichten, weshalb er eigentlich sehr wenig fruchtbar war.

Mit einem ziemlich geschmolzenen Vermögen, das Lenau von seinen Großeltern geerbt hatte, begann nun jenes ruhelose Wanderleben zwischen Wien und Stuttgart, wo er bald mit den „Besten" der schwäbischen Dichterschule, an ihrer Spitze Altmeister Uhland, in herzlichste Verbindung trat. Männer wie Carl Mayer, Graf Alexander von Württemberg, Justinus Kerner und Gustav Schwab kamen ihm mit jener Gastfreundschaft und Werthschätzung entgegen, die diesen Kreis vorzüglicher Menschen kennzeichneten und den einer solchen Aufnahme bedürftigen Fremdling auf's Wohlthuendste berührten. Gustav Schwab war es, der Lenau in dieser seiner zweiten Heimath zuerst als Dichter einführte, indem kurz nach seiner Ankunft „die Haidebilder", „die Werbung", „der Schiffsknecht" und „der Invalide" im Stuttgarter Morgenblatte erschienen, dessen poetischen Theil Schwab redigirte.

Die stille poetischer Kraft und Originalität, welche diese Gedichte in sich tragen, das Fremdartige, Ungewohnte des Gebiets, auf dem sie sich bewegen, der tiefe, melancholische Ernst, der das Ganze durchweht, und was so mächtig anzieht und gefangen hält, diese so bedeutenden als charakteristischen Züge in Lenau's Poesie verstehlen auch hier ihren magischen Reflex nicht und rissen zur lautesten Bewunderung hin. So kam es, daß der Vertrag mit der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung bereits 1831 abgeschlossen wurde, und der Name „Lenau" bald als ein Meteor erster Größe am Dichterhimmel Deutschlands glänzen sollte. Ueber des Dichters damaliges Aeußere theilt uns sein Schwestermann und Biograph, der treffliche Anton Schurz (dessen bereits angeführtem Werke wir die interessantesten Notizen verdanken), Folgendes mit: „Lenau war reich mit Körperkräften ausgestattet — und wie tollkühn er war, wie heiß das kriegerische Blut seiner Ahnen ihm durch die Adern rollte, beweist sein wiederholter Ausspruch: daß er „die Freuden des Schlachtfeldes" über alle anderen stellte.

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein hold's Weib als Braut errungen,
Ein Sühnlein froh im Arm geschwungen."

„Eher klein als groß, aber flämmig, um die Schultern breit, von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen, dazu voll Muth und Verwegenheit und stets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hilfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanftgeschwungenen Nase sich gern stark faltend; die Brauen, wie bei Bietenkern, oft sich zusammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven, wie denn überhaupt Lenau's Gesicht an einen edlen Serben mahnte, etwas hervorragend; die unausgewiesenen schmalen Lippen energisch geschlossen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den Augen zwei unergründliche Brunnen von Geist, Tiefsinn und Schwermuth . . . . welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß ariſtokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen sich schwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich sast, stets rein behandschuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft: so, so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog."

Von nun an sehen wir den Dichter im lebhaftesten Verkehr mit den vorzüglichsten Geistern Wiens und Stuttgarts. In Wien war es vor Anderen der edle Anastasius Grün, welcher sich in einer an Pietät grenzenden Weise von Lenau's Genius angezogen fühlte. Diese Pietät, die durch Nichts abgeschwächt werden konnte, fand später ihren schönsten Ausdruck in dem „Vermorte", welches Anastasius Grün dem dichterischen Nachlasse des verewigten Freundes widmete. In Stuttgart waren es, wie schon früher angedeutet, Uhland, Schwab, Mayer und Kerner, die dem Geistesgenossen brüderlich die Hand reichten und ihre gastlichen Häuser in echt patriarchalischer Weise öffneten. In Kerner's freundlichem Asyl bei Weinsberg verlebte Lenau Stunden des reinsten, harmlosesten Glücks, während die romantische Lage des Orts seine ohnehin schon ungeheuere Einbildungskraft noch steigerte. In jenem uralten Thurme, der einst zur Besetzigung der Stadt gehörte, und in dessen unterstem Raume, nach Zerstörung der Burg, deren unglücklicher Vertheidiger, Graf von Helfenstein, gefangen saß, schrieb Lenau 1834 einen bedeutenden Theil seines „Faust". Manchen Abend, oft bis tief in die Nacht, stand er auf der Zinne des alten Gemäuers, und schaute nach den dunkeln Umrissen der alten Veste „Weibertreue", aus deren Trümmern die Aeolsharfen berüberklangen, die der phantastische Kerner dort angebracht hatte. Und streifte das Mondlicht jene Gegend, wo die „Seherin von Prevorst" begraben liegt, über deren Hügel jenes riesige goldene Kreuz schimmert, so griff der einsame Dichter zu seiner Geige, die er so meisterhaft spielte, und entlockte ihren Saiten die schwermüthigsten Töne, die nicht selten in die wilden, kriegerischen Klänge des „Rakoczy" übergingen. „Denn," sagt Kerner, „jene Melancholie wechselte bei ihm sehr oft mit ausgelassenem Lustigkeit — eine Dissonanz, die ich oft mit geheimer Sorge beobachtete."

Wenn Lenau's Persönlichkeit die Männerwelt so unwiderstehlich anzog, ja bethörsehte, so ist es nicht zu verwundern, wenn diese Persönlichkeit einen mindestens gleich mächtigen Zauber auf das andere Geschlecht übte. Die hervorragendsten Frauen jenes auserwählten Kreises, obenan die Damen Graf Alexander's von Würtemberg, kamen dem Dichter mit unbefangenster Verehrung entgegen, die ihn mit freudiger Genugthuung erfüllte, weil er sie der Reinheit und Keuschheit seiner Muse zuschreiben durfte. „Wenn Gräfin Marie sein innigstes Lied: „Weiß' auf mir, du dunkles Auge!" mit tiefer Empfindung vortrug, sah man das feinige in seeudigem Strahle erglühen. Doch dieses Erglühen, dieses Lächeln erschien immer wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne."

Aber trotz dieser vielseitigen Gunst und Verehrung, die dem Dichter von den edelsten Frauen ward, sollte es ihm nicht vergönnt sein, eine Gefährtin zu finden, an deren Seite er beglückt durch's Leben gehen durfte. Einmal hielten ihn materielle Bedenklichkeiten von einem Ehebündniß zurück — ein anderes Mal körperliche und — geistige Leiden — noch früher ein böser Zufall, der ihn immer „zu spät" kommen ließ. Jene „Sophie", an welche Lenau bis zu seiner großen Krankheit die zärtlichsten, vertrautesten, aber auch verzweiflungsvollsten Briefe richtete, wurde die Gattin eines Anderen. Ihr galten die Strophen:

„Ach, wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben,
So aber ist's Entsetzen nur und Traurern!"

Von einer wahrhaft dämonischen Unruhe getrieben faßte er zu jener Zeit den Entschluß, nach Amerika zu gehen, um dort Landereien zu kaufen, die er dann verpachten wollte. Jemehr die Freunde zu diesem abenteuerlichen Entschluß die Köpfe schüttelten, je dringlicher sie ihm davon abredeten, desto beharrlicher wurde Lenau und ließ sich nur das Versprechen abnöthigen, nach Jahresfrist wieder heimzukehren. Im August 1832 schiffte er sich ein — und nach Jahresfrist betrat er auch wieder den heimischen Boden — wie vorauszusehen war, das Herz voll von Enttäuschungen.

„Mein Aufenthalt in der neuen Welt," sagte er später, „hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeisterung schwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht." — Enttäuschungen also dort wie hier! — Dazu leidige Gelsforgen, die ein empfindliches Gemüth, wie das Lenau's, doppelt schwer treffen und seine natürliche Mißstimmung ungemein steigern mußten. „Um sich ihrer möglichst zu entschlagen, und auch um eine entschiedenere Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, bereitete er sich damals ernstlich für die ästhetische Professur an der theresianischen Ritterakademie zu Wien vor, die ihm vielleicht nur darum nicht wirklich zu Theil ward, weil er es unter seiner Würde hielt, sich um dieselbe auf dem allgemein vorgeschriebenen Wege zu bewerben."

Diese Existenzsorgen, die ihn wie Gespenster verfolgten, veranlaßten ihn auch mit Baron Cotta einen Vertrag abzuschließen wonach er ihm gegen ein Honorar von 20,000 Gulden seine literarischen Erzeugnisse überließ, als ihm in der Person einer jungen Frankfurter Dame das Glück noch einmal zu lächeln schien. Wir wissen nicht, wollen auch nicht entscheiden, ob dieses Verhältniß, welches die Ehe sanctionieren sollte, von Seiten Lenau's aus wahrem Herzensbedürfniß angeknüpft wurde — es ist uns nur bekannt, daß seine Brautfahrt nach Frankfurt eine glückliche war — daß er freudestrahlend zu seinen Freunden nach Stuttgart zurückkehrte und wieder Hoffnung schöpfte für eine noch glücklich werdende

Zukunft. Da kamen aber „böse zischelnde Zungen“, die von einem bereits seit Jahren bestehenden Verhältniß mit einer verheiratheten Frau in Wien sprachen — die nichts unversucht ließen, den eben von Glück Träumenden aus seinen Himmeln zu reißen. Bitterkeit und Mißtrauen gegen die Menschen, dazu wieder seine alte Aengstlichkeit um nachhaltige Existenz fingen wechselweis in seiner zweifelsüchtigen Seele auf und warfen den kaum Hoffenden wieder zu Boden. Seine damalige Stimmung und deren unmittelbare Folge erhellen am Klarsten aus der Stelle eines Briefes, den er aus dem Hofrath Reinbeck'schen Hause schrieb, wo er die Aufnahme eines Fremden, eines Sohnes fand. . . . „Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2000 Gulden rheinisch als verbeirathetes Mann nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbsuisse (sein Contract mit Cotta war noch in der Schwebe) sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mißmuthe, in welchen mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß ich mit Reinbeck beim Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage auf's Herz. Ich sprang auf mit einem Ausrufe des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblick fühlte ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt, und die rechte Wange war total starr und gelähmt.“

Mit diesem Riß, der sein Gesicht durchzuckte, begann der große Riß in seiner Seele — er fand von Stund an eine unheimliche Lust darin, die Gestörtheit seines Geistes zu prophezeien und sich mit dem Tode in Rapport zu setzen. Ein Brief, den er aus Wien erhielt und dessen Inhalt ihn offenbar im höchsten Grade beunruhigte und verstimmte, war der letzte und bitterste Tropfen, der das Gefäß überfließen machte — und in der darauf folgenden Nacht trat auch wirklich der erste stärkere Paroxysmus seiner Tobsucht ein, indem er ganz schlaflos blieb, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung sich seiner bemächtigte, und er mit Fäusten um sich schlug, Selbstmordsgedanken in ihm aufstiegen, und er in einem unbewachten Augenblicke durch das ebenerdige Fenster auf die Straße sprang.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die einzelnen wiederkehrenden und sich bis zum Entsetzen steigernden Züge dieser Periode zu detailliren — sie sind bekannt genug. Als die unsichtbare Braut, welche auf die Nachricht von des Dichters Zustand mit ihrer Mutter sogleich nach Stuttgart aufbrach, in Heidelberg auf die kommende Post warten mußte, nimmt sie unwillkürlich eine Zeitung zur Hand und liest die furchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ —

Am 21. October 1844 wurde er vom Hofrath Zeller nach der nahen Heilanstalt Winnenthal abgeholt. „Es verbreitete sich in Stuttgart das Gerücht, dort sei am nämlichen Tage, wo man Niembsch nach Winnenthal brachte, ein trefflich dargestelltes Stück gegeben worden, welches sein Schicksal ganz enthalte: Scribe's „Fesseln“. Wer von den Lesern dieses Drama nicht kennen sollte, der lese es nach, es wird ihm den treuesten Commentar zur Herzensgeschichte unseres Dichters liefern.

Die erschütternde Kunde, die sich auch bald in Wien von Lenau's Krankheit verbreitete, führte Freunde wie Bauernfeld und Anastasius Grün nach Winnenthal, um durch ihr persönliches Erscheinen ein günstiges Resultat zu erzielen. Umsonst! Die einst ihm so theuern Gefährten gingen wie Schatten vorüber an seinem leiblichen wie geistigen Auge. Selbst für seinen treuen Schwager Schurz, der schließlich kam, das mühevolle Werk zu übernehmen, den Kranken in die Heilanstalt Döbling bei Wien überzuführen, hatte er nur zeitweilig Gedächtniß. Nie sollte die leiseste Rückerinnerung in ihm wiederleben — bis zu seinem Tode sollten die Nebelschleier eines gestörten Geistes sein öded Dasein überschatten. Nur einmal, so theilt sein Wärter in Döbling mit, habe ihm Niembsch beim Spaziergang im Garten auf die Frage: „Wissen Sie, daß Sie Herr von Niembsch sind, der Große?“ geantwortet: „O, Niembsch ist jetzt klein geworden.“

Lenau's Aussehen und Zustand in der letzten Zeit seines Lebens und Leidens schildert uns der Maler Kigner in charaktervollen, ergreifenden Zügen. „Als wir in Lenau's Zimmer in Döbling traten, zeigte sich uns ein wahrhaft erschütterndes Bild. In einem braunen Lederstuhl saß die gebrochene Gestalt mit der kranken Seele, ein gelblich bleiches Gesicht, langes, hinter die Ohren gestrichenes Haar, voller Bart, und ein Auge so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth begegnete fragend meinem Blick, daß es mir das Herz zerschneiden wollte. Auf die freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, stieg ein leises Wimmern aus seiner Brust als Antwort auf. Aufmerksam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen, fieberhaft aufgeregt entwarf ich rasch mit Kreide auf Leinwand die Conturen und fing zu malen an. Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn anfah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur stieg in immer kürzeren Zwischenräumen der leise, tiefeinschneidende, wehklagende Ton aus seiner Brust, der mich so ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langsam drängte sich eine Thräne aus meinem Auge und schmerzhaft folgte mir eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demselben Momente stieß der Kranke ein kräftendes Geschrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken will er sich erheben — ich war erstarrt. Schnell stürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das sei bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und seit Monaten wäre er nicht so lange ununterbrochen ruhig gewesen. — Nach diesem Vorfall war es mir unmöglich, das Bild weiter auszuführen, halb vollendet mußte ich es stehen lassen, und er wurde erst wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.“

Nicht menschliche Fürsorge — nur göttliche — konnte diesen Leiden ein Ziel setzen. Am 22. August 1850 starb Nicolaus Lenau — in den Armen seines treuen Anton Schurz.

Auf dem Weidlinger Gottesacker, auf dem er immer gern ruhen wollte — liegt er begraben. Eine Säule mit seinem Reliefbildniß bezeichnet die Stätte, die seine sterblichen Reste weihen.

H. Sz.

Zu Deutschlands Größe auf dem Meere.

Es ist eine neue Welt entdeckt worden und zwar mit vielen Millionen Einwohnern, die ihre Verfassungen, Sitten und Gebräuche für sich haben und von auswärtigen Mächten ganz unabhängig sind, wobei es Fremden aller Art ganz frei steht, beliebig aus- und einzuziehen, ohne nach Paß, Zöllen und Abgaben nur gefragt zu werden. Das neue Land besteht aus einer Art von Hoch-Plateau mit einigen besonders hervorragenden Felsenkegeln. Der Boden ist fleißig, hier und da fein saubig, buchtig, höhlig und dabei fruchtbarer, als irgend ein Stück Erde, so weit man bis jetzt urtheilen kann.

Diese neue Welt umfaßt etwa 40,000 englische Quadratmeilen oder ist auf Deutsch 20—25 geographische Meilen lang und 10—12 breit. Dies ist der Größe nach nicht viel, aber dem Inhalte nach mehr, als Europa brauchen, von dort wegschleppen kann, obgleich die unermeßlichen Schätze dieses neuen Inselreichs Jedem durchaus umsonst geboten werden.

Es liegt im nördlichen Theile des atlantischen Meeres zwischen Europa und Amerika, aber ersterem bedeutend näher, nämlich unter 57° 35' nördlicher Breite und 13° 40' westlicher Länge, so daß sich's Jeder auf der Karte suchen und in allgemeinen Umrissen eingeidnen kann. Man wird dann gleich sehen, daß es entschieden zu Europa gehört und wahrscheinlich nur eine Fortsetzung der Inselgruppen ist, die sich vom Norden Schottlands nach Island hin hinter den Hebriden größtentheils unter Wasser hinstreden, von welchen es wohl nur eine etwas höher gehobene und ausgedehntere Hauptbank sein mag.

Hier wird man billiger Weise gleich fragen: Und diese neue Welt soll erst jetzt entdeckt worden sein? Allerdings, insofern die Welt im Ganzen und Großen diese europäische Reichthumsquelle erst ganz neuerdings zu beachten angefangen hat und sie namentlich für Deutschland geradezu als Aufforderung, endlich auch mal aus dieser Quelle wahrer „Machtfülle“ zu schöpfen, erkannt wird

Diese neue Welt liegt nämlich, mit einer einzigen kleinen Ausnahme, unter Wasser und ist nach der Bank von Neufundland, wo alle Jahre über 50,000 Menschen in mehr als tausend Schiffen vom Mai bis October für Millionen Thaler Schätze fischen, der reichste Tummel-, Spiel- und Tanzplatz aller Arten von Bewohnern des atlantischen Meeres. Hier lieben und laichen, leben und leuchten des Oceans Ungeheuer, Seekerbissen, Licht-, Heiz- und Schmierlieferanten in millionenfacher, wimmelnder Fülle vom Walfische an bis zum Hering, der Dorsch und der Delphin, der Kabeljau und der Klippfisch, der Stock- und der Süchfisch, die Phocine und des Meeres Hyäne, der Hai, und fressen sich gegenseitig auf millionenweise und pflanzen sich fort in Billionen und jagen einander in Liebes- und Mordlust und schießen durch die Massen verfolgt und verfolgend und springen empor über das grimmige Gewälze der Wogen einem gefräßigen Feinde unten aus den Zähnen, um in dem Schnabel eines der zu Tausenden über ihnen kreisenden und kreischenden geflügelten Seeräuber unterzugehen.

Diese neue unteroceanische Welt ragt mit einem einzigen Felsenkegel bei ruhiger See höchstens 25 Fuß aus dem Wasser empor, im Sturme aber oft gar nicht, da die wallenden und donnernden Wogenberge darüber hinwegrollen und das Schiff des Unerfahrenen oder Verschlagenen zerschmettern. Dieser unbedeutende feste Hausen in dem unabsehbar unher ruhelosen Elemente sieht unheimlich gespensterhaft aus und hat in seiner stummen, stumpfen Einsamkeit, weiß oder kahlfleckig, wie er in der Regel emporragt, etwas spukhaft Ungeheimliches. Die weiße Perücke oben besteht aus Guano, da die unherkreischenden Seevögel hier den einzigen Ruheplatz finden und ihn oft doppelt und dreifach, auf einander sitzend und sich gegenseitig verdrängend, besetzen. Der Kegel oben ist stumpf, doch ist es noch Niemandem gelungen, ihn nahe zu kommen, geschweige ihn zu besteigen. Die Engländer nennen ihn „Rockall“ (Felsenall, lauter Fels), und das Wort ist in dem Munde der Meeresfischer und auf der Zunge von Compagnien, die hier im Ganzen und Großen fischen wollen, bereits eins der volksthümlichsten und verheißungsvollsten geworden.

Der Rockall-Kegel steht unheimlich in der ruhelosen Wüste des atlantischen Oceans, aber er ist ein freundliches Merk- und Wahrzeichen der Natur, um auf die unermeßlichen Schätze um sich herum aufmerksam zu machen.

Die Bank von Rockall ist eine der merkwürdigsten geographischen Entdeckungen unserer Zeit genannt worden. Sie ist es aber noch mehr für Handel und Wandel Europas, besonders für die Entwickelung Deutschlands in seinen oceanischen und Flottenbestrebungen, wenn es endlich einmal einen Wink verstehen und wirklich zugreifen lernen sollte. Die Bank von Rockall ist jetzt der Europa nächste Liebes- und Laich-Platz der atlantischen Meeresbewohner. Diese haben bekanntlich keine festen Wohnsitze und ziehen, ohne Wanderbücher, ganz nach Belieben oder Instinct (ein Wort für Natur- und Willensgesetze, die wir nicht kennen) in der weiten Welt der Wasser umher, unternehmen aber alle Jahre zu bestimmten Zeiten ungeheure, tausendmeilige Wanderungen in solchen dichten Massen, daß sie sich oft, wie z. B. die Heringe, förmlich aus dem Wasser herausdrängen. Der „Instinct“, der sie dabei treibt, führt und leitet, ist uns im Wesentlichen unbekannt. Nur so viel gilt als ausgemacht, daß sie sich bestimmte günstige Plätze für Fortpflanzung aufsuchen. Derzleichen Laichbänke kamen in früheren Zeiten oft ziemlich häufig in großer Nähe der europäischen Küsten vor. Diese sind aber alle aufgegeben worden, und die Rockall-Bank ist jetzt die uns nächste und nach allen bisherigen Ermittelungen eine fabelhaft ergiebige, da sie den verschiedensten Arten kostbarer Fische als Fortpflanzungs-Asyl dient. Der tiefgrüne, sandige Boden mit vielen Hebungen, Höhlen und Schlupfwinkeln, auch wahrscheinlich mit viel zoophysischer und sonstiger Nahrung (da sie auch von einander leben) mag ihnen so günstig und dabei so geräumig erschienen sein, daß sie diese Stätte wohl nicht so leicht wieder aufgeben werden.

Französische und besonders holländische Fischer haben die Rockall-Bank wohl schon längere Zeit als besonders reiches See-Ernteseld gekannt. In Amsterdam soll es Sedarten geben, auf denen die besonders fetten Stellen von Rockall durch feingezeichnete Buhsen oder holländische Seefischerbooste markirt sind. Eigentlich und amtlich entdeckt wurde die neue Reichthumsquelle erst durch einen Leitartikel der Times vom 30. Juli 1861. Da wurde erzählt, wie zwei englische Seefischboote oder „Smacks“: „Resolution“ mit dem Captain Gardener und „Adventure“, Captain Rhodes, am 18. Juni nach sechswöchentlichen Versuchen, zwischen Island und den Far-Inseln etwas zu fangen und zu fischen, leer auf der Nord-Insel gelandet seien. Verdrießlich über ihr Mißgeschick beriethen die beiden Capitaine, was sie nun wohl vornehmen könnten. Dabei siel dem Gardener ein, daß er einmal vor einer Mandel Jahre Rockall rühmen gehört habe: dort gäb' es Stockfische groß wie Esel und in solcher Menge wie Beginge oder Heidelbeeren im Walde. Er habe zwar schon früher manchmal daran gedacht, sich aber immer vor der unheimlichen Einsamkeit am Rockall gefürchtet. In Gesellschaft möcht' er aber wohl sein Heil dort versuchen. Kurz, die beiden Capitaine unternahmen eine Rockall-Expedition in Gesellschaft, gingen am 2. Juli in See und kamen schon am 13. mit 27 Tonnen oder 59,000 Pfund der besten und größten Stockfische zurück. Sie hatten Fische bis zur Schwere eines Centners, also mächtige, starke Riesen, die zum Theil die Netze durchgerissen hatten, um, befreit, sich von lornblummenblauen Haid ganz und ungelaut verschlingen zu lassen. Man hatte die Netze blos eben auszuwerfen und wieder einzuziehen brauchen, um sie voll zu finden und die ganze Ernte auf der Nord-Insel für etwa 1000 Thaler zu verkaufen, einen Preis, der durch Zwischenhandel zum auf englischen Märkten sich mindestens auf das Doppelte steigerte. Bei dem Schlachten und Zubereiten erwiesen sich die unherkreischenden Seevögel so zahm, daß sie zu den Leuten auf die Schiffe kamen und ihnen die Abfälle beinahe aus den Händen nahmen. Beweises genug, daß sie noch nichts von Menschen und ihrer Geschicklichkeit wissen und die ganze Rockall-Bank wirklich eine neue Welt für menschlichen Unternehmungsgeist ist.

Die Capitaine gingen natürlich halb zum zweiten Male und holten sich ebenso schnell ähnliche Ernten. Vielleicht sind sie, und mit ihnen Andere, seitdem öfter aus- und eingelaufen. Wenigstens sind die beiden Helden in den englischen Seefischerstädten als Entdecker eines neuen, unerschöpflichen See-Ernteselves ebenso populär geworden, wie jemals Wellington, und in Grimsby und anderen englischen Küstenstädten umjubelte die Bevölkerung den Capitain Rhodes mit enthusiastischen Vivats und Hurrahs, so oft er sich sehen ließ. Oeffentliche Orte, Bier- und Kaffeehäuser, nach Rhodes oder Rockall getauft, wie man in Berlin Straßen und Orte mit Namen von Prinzen und Polizei-Präsidenten belegt hat, kann man an der englischen Küste entlang von Grimsby bis Gravesend finden.

Damit ist's aber nicht abgethan. Es haben sich natürlich im praktisch-speculativen Geiste Englands, der überall sofort mit Energie, Association und großem Capital zugreift, wo etwas zu holen ist, Compagnien zur Ausbeutung der neu entdeckten Schätze des Meeres gebildet. Actien à 1 Pfd. Sterling wurden binnen weniger Tage bis weit über den Bedarf gezeichnet, so daß eine Compagnie sofort mit 300,000 Thalern an's Werk gehen konnte, um alle Vortheile, die der Fischfang von Rockall bietet, auf das Höchste zu benutzen. Dazu gehört Arbeitstheilung in Schiffe, die blos Fische fangen, in Schiffe, welche die Fische „turen“, d. h. zubereiten, das Fleisch einpökeln, das Oel aus den Lebern ziehen, aus Abfällen Guano-Material machen rc., in Schiffe, die Proviant, Werkzeuge rc. herbeischaffen.

In Folge einer Aufforderung des einflußreichen englischen Rheders Mr. Chimper ist das Handelsministerium eben dabei, das ganze Gebiet von Rockall genau theilen und sondiren zu lassen. Seine Aufforderung schloß mit den schlagenden Worten: „Wir Fischerheers schaffen Wohlstand, vermindern die Last der Armensteuern und machen aus Abhängigen und Schwachen productive, freie und starke Menschen, weil wir einen überschüssigen Volksgehalt verschaffen. Und dadurch, daß wir eine überschwenglich vorhandene wohlfeile und gesunde Nahrung aus dem Meere ziehen, erziehen wir zugleich einen eisenfesten Vorrath von Seemännern und verwandeln Englands Armuth in Reichthum, unsere Schwäche in Stärke.“

Wir Deutsche brauchen ja auch wohl Seemänner und Producte des Meeres? Ja wahrhaftig. Es ist neuerdings beides mit einer Sachkenntniß, einem Patriotismus und so beschämenden Thatsachen nachgewiesen, daß namentlich die Norddeutschen, wo neuerdings so viel von „allen Preußenherzen“, preußischer „Machtfülle“ gegen das Volk und dessen Vertreter loyalitätsadressirt ward, in Sack und Asche kriechen oder lieber gleich auf den hohen Seefischfang in der neuen Welt gehen sollten. Diese neue Welt gehört

Allen, die dort eben fischen, und muß geradezu als dringendste Mahnung für Deutschland betrachtet werden, aus dem Kasernismus, aus dem leeren, unbezahlbaren Kasernismus auf Kriegsschiffen, aus dem hohlen Flotten-Exhibitionismus zur Sache zu kommen. Das kostspielige und spielerige Seecadettenthum, die Renommage mit blauen und goldenen Uniformen, Matrosendolchen und Hemdenkragen, die Uebungsspazierfahrten in schwimmenden Kasernen — die thun's wahrlich nicht.

Deutschland hat die Ost- und Nordsee. Letztere wird von den Engländern „deutscher Ocean" genannt. Was macht Deutschland mit seinem Meere? Daselbe, wie mit seinen Flüssen. Es dressirt und drillt auf ebener Erde Pferde, Hunde und Menschen, wofür das Volk tüchtig bezahlen muß, und läßt seine Flüsse versanden, überschwemmen, austrocknen. Englische Fischer kommen in's „teutsche Meer", fangen dort unsere Fische und verkaufen sie an uns. Auch kaufen wir unsere Fische von Holländern, Schweden und sogar Dänen. Es ist nachgewiesen, daß der Zollverein während des letzten Vierteljahrhunderts bis 1861 für mehr als ein-hundertundfünfundachtig Millionen Thaler Producte des Meeres vom Auslande gekauft habe, während derselbe Zollverein, um den „Unterthanen" Arbeit und Benutzung ihres Geldes zu verschaffen, Tausende von Menschen durch Schutzzölle zwang, natürlich lohnende, gesunde, see- und landtüchtig machende Arbeit aufzugeben oder liegen zu lassen, um in schwindsüchtiger Baumwollen-Industrie rc. auf Kosten eigener Gesundheit zu arbeiten und dabei doch von National-Almosen (dem Betrage der durch Schutzzölle erzwungenen Vertheuerung) zu leben. Das ist eine schöne Wirthschaft zum Wohle des „Staates"!

Die 185 Millionen Thaler wurden an das Ausland bezahlt für mehr als 6 Millionen Centner Thran und Robbenspeck, für 1,178,000 Centner gesalzene, geräucherte, getrocknete und marinirte Fische, für mehr als 7 Millionen Tonnen Heringe, 143,000 Centner Austern, außerdem für mehr als 18 Millionen Centner Salz, das als preußisches Monopol im Inlande nie in gesunder, freier Industrie gehörig gewonnen werden kann. Der Zollverein kaufte während der letzten 25 Jahre 7,000,000,000 Stück Heringe vom Auslande, die alle Jahre in größerer Zahl durch unser deutsches Meer nach Rockall rc. ziehen.

Preußen in seiner noch nicht genügenden militärischen „Machtfülle" und mit seinen vielen patriotischen „Preußenherzen" fängt nicht so viel Fische, als die Nordamerikaner als Dünger zu Guano verfaulen lassen.

Wir schwärmen und sammelten für eine deutsche Flotte „unter preußischer Führung". Die preußische Staatsmacht will zu ihrer erhöhten militärischen „Machtfülle", der es den Frieden mit dem Volke opfert, noch für etwa 40 Millionen Thaler speciell preußische Flotte mit schwimmenden Kasernen und Cadetten-Häuschen. Dabei mußten und sollen die „Unterthanen" auch noch das Meiste von den 185 Millionen für Seeprovicte an das Ausland zahlen. Diese Millionen hätten wir und sehr gut selbst aus dem Wasser fischen und dabei noch sehr wohlfeile Fische essen und den Grund zu einer Flotten-Machtfülle legen können, wenn wir gescheit gewesen wären. Wollen wir's nicht endlich jetzt werden, gerufen, gleichsam bei der Nase gezogen durch die Bank von Rockall?

Es fehlte bisher den Deutschen an Unternehmungsgeist, an Capital, an Kopf und Regierungs-Unterstützung dazu. Letztere wird von Sturz und andern Patrioten für nothwendig gehalten, weil ja auch die Nordamerikaner und die Franzosen durch Napoleon III. Fischerei-Prämien erhielten, und der Deutsche ohne Regierungs-Aufmunterung am wenigsten seinem Vortheile nachgehen würde. Dies scheint sehr löblich und praktisch; aber bei Lichte besehen ist's doch nur eine kostspielige Kinderei für Kinder. Die Regierung, die ja selber weder Geld hat noch Geldgeschäfte machen darf, ohne sich und dem Lande zu schaden, müßte doch das Prämiengeld erst andern Leuten abnehmen, um es Fischereis-Unternehmungen zuzuwenden. Dadurch verlieren letztere von vorn herein ihre gesunde, volkswirthschaftliche Grundlage, ihre Freiheit. Jedenfalls ist's viel gescheider, wenn Capitalisten und intelligente Köpfe sofort selbstständig sich als Compagnie verbinden und ohne Weiteres eine tüchtige, vereinte Geld- und Geistfumme in einem Seefischerei-Unternehmen mit dem Hauptsitze in Hamburg oder Bremen anlegen. Der neue preußische Jahdehafen, der dazu vorgeschlagen ward, würde nur dann vortheilhaft sein, wenn Preußen eine andere Politik zu Lande und zu Wasser angenommen haben sollte. Mit seinen jetzigen militärischen und Flotten-Bestrebungen würde es einer Seefischer-Flotte keine besondere Gunst und Förderung zuwenden.

Wenigstens sollte Niemand darauf warten und darum betteln. Deutsches Capital und deutsche Capacität, gehörig vereinigt und angelegt, erreichen selbstständig immer mehr, als unter staatlicher Führung. Man denke an den stolzen, wichtigen Kaufmann, der einmal, von einem Bourbonen gefragt, was er für den Handel thun könne, ganz treffend antwortete: „Sire, schützen Sie uns vor Regierungsschutze!"

Die Seefischerei, namentlich jetzt mit der Rockall-Bank vor uns, ist eine sehr einfache und sichere Speculation. Der Zollverein kauft jetzt jährlich für 3—4 Millionen Thaler Seeproducte vom Auslande. Ganz Deutschland braucht vielleicht jährlich für 5 Millionen und wird jedenfalls noch viel mehr dafür ausgeben, wenn der Bedarf, namentlich an frischen Seefischen, wohlfeiler, schneller und massenhafter befriedigt wird, als bisher, so daß man während der kalten Monate auch in Leipzig und Dresden frische Waare aus der Nordsee oder vom Rockall für einen civilen Preis haben kann. Ein Unternehmen oder Unternehmungen, die auf Kunden bis zur Höhe von 5 Millionen jährlich rechnen können, lassen sich leicht berechnen. Wie viel Capital kann man hineinstecken, um besserer Verzinsung sicher zu sein, als in sonstigen rentablen Capitals-Anlagen? Will man noch Patriotismus, Schule für deutsche Seetüchtigkeit, für eine das Land und den Handel schützende Flotte mit einrechnen, desto nobler. Wir müßten eine Seefisch-Flotte von wenigstens 200 Schiffen haben, um die 5 Millionen selbst zu verdienen. Neun Zehntheile davon gehen nach Nordamerika und zwar meist für Producte des Walfisches. Wir bezahlen, wie behauptet wird (ich kenne den deutsch-nordamerikanischen Verkehr zu wenig), diese Summe zum größten Theile mit Geld, nicht mit dem Ueberfluß unserer Fabrikate. Wenigstens können die durch Schutzzölle vertheuerten und vertrippelten Fabrikate Deutschlands nicht mit den entsprechenden Englands wetteifern. Unsere Rohstoffe haben sie selbst besser und billiger, unsere Fabrikate liefern ihnen (mit wenigen Ausnahmen) andere Länder billiger und besser. Dazu kommt, daß der Schiffsbau an Deutschlands Küsten viel billiger betrieben werden kann, als irgenwo. Auch haben wir keine Colonien auf fetlem Boden, so daß wir allen unsern schönen Ueberfluß von Arbeits-, Geld- und schlummernden Unternehmungs-Capitalien zur vortheilhaftesten Colonisirung auf fischreichem Salzwasser verwenden könnten. Auch braucht diese Colonie weder erobert, noch beschützt, besetzt und verwaltet zu werden. Rockall gehört der ganzen Welt. Auch hat das Meer eine unschätzbare Eigenthümlichkeit:

„Das Meer, das Meer macht frei!"

Fische, Oele, Thran, Schmiere, Dünger, Kraft, Leben, Freiheit, Reichthum — Alles läßt sich in unerschöpflichen Massen aus dem Meere fischen. Und dabei drückt und drechselt man immer weiter an Budgets- und Verfassungs-Paragraphen, und dressirt unser Junkerthum Pferde und Menschen und Hunde und sischt Deutschland auf seinen Meeren mit zwei Stettiner Schiffen und einem aus Wolgast. Die 200 Hamburger und Bremer Schiffe sind blos Frachtwagen auf dem Wasser. Was man „Flotte" nennt, das macht „Uebungsfahrten", wobei auch noch nicht ein einziger Stockfischschwanz gefangen ward.

Nun denn, wollen wir denn nicht endlich eine flotte Nation werden und uns Geld, Fische, Freiheit, Seetüchtigkeit, die Bedingung zur Tüchtigkeit auf dem Lande, aus dem Meere fischen und dabei jährlich 5 Millionen Thaler verdienen? dadurch, den einzig sichern und tüchtigen Grund, die Elementarschule für eine deutsche Flotte gewinnen! Wie viele junge gebildete Kräfte verkümmern jetzt in hungrigem Dungen nach einer Laufbahn, Anstellung, lohnenden Beschäftigung? Wie werden sie mit ihren harrenden Bräuten alt und welk, ehe sie mal ein mageres, abhängiges Pöstchen oder Stellchen mit 300 Thalern erwischen! Denke man sich eine norddeutsche Seefischereiflotte von 200 Schiffen als Vorschule zu einer flotten Flotten-Laufbahn — was für Leben, Hoffnung, Streben, Muskelkraft, Production, Beförderung, Wohlstand und Reichthum! Welch neue „Steuerkraft", ihr Herren Finanz- und Kriegsminister, die ihr nur immer Geld und Leute zum Geldverzehren haben wollt, ohne den Leuten zu erlauben, ihre „Steuerkraft" frei zu entwickeln! Welch neue blühende Fischerdörfer und Seestädte an unsern Küsten

mit markigen Mannschaften für die Flotte! Keine See-Cadettchen, trefflist in schwimmenden Kasernen! Welche Kauffahrei-Flotte, Landwehr und Landsturm in Zeiten der Noth an den bedrohten Flußmündungen und Küsten, die tüchtigste Landwehr für die Flotten-Armee! Und die 300,000 Centner Thran und Speck, die Schiffsladungen Fische zum Einsalzen, Räuchern, Trocknen und Marinieren, die 300 Millionen Heringe und Millionen Schaltdiere, welche die Seefischstotte jährlich an's und in's Land liefern würde, was für alte Industriezweige müßte sie beleben und neue schaffen, wie viele Verkehrsadern mit neuen Säften und Kräften füllen und Millionen von Menschen eine gesunde, leichte, angenehme, neue Nahrung zugänglich machen, die der einzelne Reiche im Binnenlande sich jetzt nur als delicate Seltenheit verschaffen kann!

Reichen diese Aussichten und Thatsachen hin, die schmachvolle Schwäche und Faulheit in selbstständiger Unternehmungslust, wodurch Deutschland allen andern Nationen und sich selbst zum Gespött geworden ist, endlich zu brechen und uns aufzurütteln zum eigenen, einigen, durch Verbindung Bieler starken und siegreichen Zugreifen? Ich dächte, sie müßten hinreichen. Nur müßte die deutsche Presse, die sich in die unerträglichste Einseitigkeit und Trockenheit hoher und hohler Politik und täglicher Aufhäufung localen Klatsches hinein verloren hat, auch lernen, praktische Dinge anzupacken und, dafür agitirend, erwärmend, begeisternd, nie wieder loszulassen, bis sie Fleisch und Blut des Volkes geworden. Capitalisten und Capacitäten sollten aber nicht darauf warten, sondern, je eher, deste besser, als Compagnie für eine deutsche Rockall-Seefischerei auftreten. Im freien constitutionellen Preußen ist zwar das Gottzeichnen nach einem Ukas des seligen Hindeleyn verboten, aber es kostet blos 5 Thaler, und dann braucht's ja auch nicht gerade in Preußen zu sein. —

Die Gruft Friedrich's des Großen.

In Potsdam, wo vom hohen Thurm der Garnisonkirche das alte Glockenspiel in kurzen Zwischenpausen seine Ehoräle und Weisen niederschallen läßt, deren feierliche Klänge gleichmäßig und ohne Unterschied die bescheidene Hütte des Armen, wie das stattliche Schloß des Reichen erfüllen, und in leisen zauberischen Schwingungen über zahlreiche stille Wasserspiegel und durch anmuthige Gärten getragen werden, um endlich fern ab in stolzen Forsten wie Geistergruß zu ersterben, da ruht aus von seinem vielbewegten Erdenleben der große Preußenkönig, der „Philosoph von Sanssouci"!

Entsprechend den Neigungen, die ihn einst vor allen andern Fürsten auszeichneten, ruht er in einfacher Gruft im schlichten Sarge, aber Ehrfurcht gebietend noch kommenden Geschlechtern.

Das Grabgewölbe, in welches Friedrich der Große beigesetzt wurde, hatte Friedrich Wilhelm I. für sich und seine Gemahlin mit großen Kosten errichten lassen. Dasselbe befindet sich gerade unterhalb der Kanzel, sodaß diese den oberen Theil des prachtvollen Marmorbauwerkes bildet. Durch eine Gitterpforte tritt man in das zu ebener Erde gelegene Gewölbe.

Nur sehr spärlich wird der enge abgeschlossene Raum durch das von der Kirche aus eindringende Dämmerlicht erhellt, und längere Zeit gewahrt das Auge, um die sich ihm darbietenden Gegenstände genau unterscheiden zu können.

Nachdem man von der Pforte aus zwei Schritte in das Gewölbe hineingethan, befindet man sich am Fußende zwischen zwei Särgen. Links in einem mächtigen Marmorsarkophag, der fast die ganze Länge der Gruft ausfüllt, ruht Friedrich Wilhelm I. Er ruht in einem der historischen Särge, deren er in der Vorahnung eines nahen Todes, der aber in der That erst sechs Jahre später erfolgte, zwei bestellte und endlich auch nach vielfachen eigenhändigen Schreiben erlangte. Er entspricht bis in's Kleinste den in seinem Schreiben an den Rescreuten Lucius in Dollanz vom Könige selbst gestellten Anforderungen: „Ich will gerne zwei große Ausgehauene Särge von schwarzem Marmor haben mit einem ganz Platten Deckel und ohne Zierrathen."

Rechts, dem Marmorsarkophag gegenüber, schläft im unscheinbaren zinnernen Sarge Friedrich der Große. Was sich im Leben getrennt von einander hielt, das hat hier der Tod vereinigt: hier der unerbittlich strenge Vater, dort der zuerst verkannte, dann so ruhmreiche Sohn. —

Angesichts der Vergänglichkeit aller irdischen Größe verfinkt man unwillkürlich in tiefe Betrachtungen. — — Die schmucklosen Wände, die sich in niedrigen Bogen über Beide wölben, erweitern sich, und vor dem geistigen Auge rollt ein Jahrhundert vorüber. —

Die Annahme, daß Friedrich der Große den Wunsch ausgesprochen habe, auf der obersten Terrasse seines Lieblingsschlosses Sanssouci beerdigt zu werden, findet ihre Bestätigung in seinem Testament vom 8. Januar 1769, in welchem es heißt:

„Ich habe als Philosoph gelebt und ich will als ein solcher begraben werden, ohne Gepränge, ohne Pomp; ich will weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man bestatte mich zu Sanssouci auf der Höhe der Terrasse in einem Grabe, das ich mir habe bereiten lassen. Auf dieselbe Weise ist der Prinz Moritz von Nassau in einem Walde bei Cleve beerdigt worden. Wenn ich im Kriege oder auf der Reise sterbe, so soll man meinen Leichnam im nächsten Orte beisetzen und ihn im Winter nach Sanssouci und an die Stelle bringen, die ich oben bezeichnet habe."

Im Volke lebt der Glaube, Friedrich der Große habe die auf der Südseite des Schlosses befindliche Stelle, wo sein Pferd und seine Hunde begraben liegen, als seine zukünftige Ruhestätte bezeichnet. Doch scheint es erwiesen zu sein, daß in späteren Jahren nie ernstlich eine besondere Stelle ausgewählt und bestimmt wurde.*

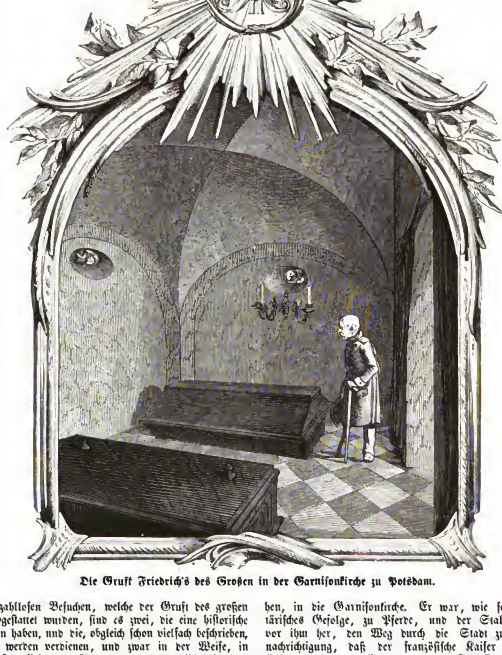
Wer indessen je in den späten Nachmittagsstunden eines schönen Sommertages auf der obersten Terrasse vor dem Schloß Sanssouci weilte und seine Blicke schweifen ließ über die Stadt Potsdam und deren im üppigsten Schmuck prangende nähere und weitere Umgebung, die in der eigenthümlichen Beleuchtung der scheidenden Sonne mit einem duftigen, an die nächtliche Ruhe mahnenden Hauch überzogen waren, der vermag sich gewiß zu erklären, daß der alternde König, durch die Ruhe der Natur an den Abend des eigenen Lebens erinnert, den Wunsch aussprach, gerade da sein müdes Haupt niederzulegen, von wo aus er, fern vom Getümmel der Welt, sich so oft der vollen Aussicht auf den friedlichen Theil seiner Schöpfungen erfreute; wo nichts ihn mahnte an die schweren klutigen Aufgaben, die er als Mann und Held während eines langen ruhmreichen Lebens löste; wo statt kalthertzer Höflinge und Schranzen sorgfältig gepflegte Blumen, diese lieblichsten Kinder der Natur, ihm ihre duftenden Häupter entgegen neigten; wo die süßen Lieder der Nachtigallen ihm seine geliebte Flöte ersetzten, und er gewiß gern vergaß den hatten, nur zu oft gerechtfertigten Ausspruch: „Ich bin es müde über Sclaven zu herrschen." —

Die Beisetzung Friedrich's des Großen erfolgte am 18. August 1786 in den Abendstunden, also schon am ersten Tage nach seinem Hinscheiden. Sie geschah mit den gebührenden königlichen Ehren, auf Befehl seines Nachfolgers, Friedrich Wilhelm II., der seine ausdrücklichen Anordnungen über die zu beobachtenden Formen mit folgenden Worten begleitete: „Weniger darf ich nicht thun, als mein seliger Onkel an Friedrich Wilhelm I. gethan, aber ein Mehreres zu thun steht in meiner Gewalt."

Friedrich's des Großen Wünsche betreffs seiner letzten Ruhestätte waren nicht bestimmt genug gewesen, daß seinem königlichen Nachfolger darnach Verpflichtungen erwachsen wären. Das Gewölbe in der Garnisonkirche schien diesem würdiger des Heldenkönigs.

* Manger, ein den Friedrich dem Großen vielfach beschäftigter Baumeister, spricht sich darüber folgendermaßen aus (Manger's Baugeschichte von Potsdam II. pag. 501): „König Friedrich II. hatte wohl anständig die Meinung nicht gehabt, nach seinem Tode in der Garnisonkirche anderwärt zu werden; denn Er hatte sich bereits bei der Anlage des Gartens Sanssouci 1744 auf der obern Terrasse neben dem Lustschlosse eine Ruhestätte von Steinen (nicht von Marmor) wölben lassen, über welche die marmorne Flora von Adam 1749 gesetzt wurde, neben der seine Lieblingswindspiele, das letzte aber gar in diese Gruft begraben wurden. Jedoch es kann sein, daß er mit der Zeit seinen Entschluß änderte, oder daß man ihn zu befolgen nicht für nothwendig gehalten hat."

Das eigentliche feierliche Leichenbegängniß fand erst am 9. September 1786 unter Entfaltung allerl zu damaliger Zeit erdenklichen Pracht statt. Die umfangreichsten und großartigsten Vorbereitungen waren zu diesem Zweck getroffen worden. Eine zweitausend Fuß lange, zwanzig Fuß breite und einen Fuß hohe Brücke verband das Stadtschloß mit der Garnisonkirche, und auf dieser bewegte sich der Leichenzug mit dem Paradesarge nach dem im reichlichen Trauerschmuck prangenden Gotteshause. Unter den Decorationen im Innern der Kirche verdienen besonders hervorgehoben zu werden die an den sechs vordersten Pfeilern in großer Medaillonform angebrachten und vom Director der königlichen Kunstakademie Rohde gemalten Emnbilder, welche sich auf sechs Hauptpunkte im Leben und Charakter Friedrich's des Großen bezogen: Das erste darstellend die der Erweiterung und Verschönerung der Städte, wie auch dem Ackerbau gewidmete Fürsorge des Königs; das zweite den siebenjähr. Krieg; das dritte die Eroberung Schlesiens; das vierte den Schutz, welchen er den Künsten und den Wissenschaften angedeihen ließ; das fünfte verbildlichend den von ihm gegründeten deutschen Fürstenverein, zur Wahrung der Freiheit und Rechte des deutschen Reichs; und endlich das sechste die Vereinigung Ostpreußens mit Westpreußen.



Die Gruft Friedrich's des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam.

Unter den zahllosen Besuchen, welche der Gruft des großen Preußenkönigs abgestattet wurden, sind es zwei, die eine historische Bedeutung erhalten haben, und die, obgleich schon vielfach beschrieben, hier erwähnt zu werden verdienen, und zwar in der Weise, in welcher der Hofküster Geim als Augenzeuge, namentlich über den Besuch Napoleon's, an Ostmann berichtete.

„An der Nacht vom 4. zum 5. November des Jahres 1805, um 1 Uhr, betraten der Kaiser Alexander I. von Rußland, Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise die mit Wachskerzen erleuchtete Kirche. Am Grabe Friedrich's II. küßte Alexander, von seinen Empfindungen überwältigt, den Sarg des ruhmreichen Todten, und der Königin die Hand zum Unterpfand unverbrüchlicher Freundschaft, während er die rechte Hand des Königs zum Zeichen unwandelbarer Treue ergriff."

Aus Geim's nachfolgender Erzählung geht hervor, daß Napoleon's Aeußerung: „wenn dieser König noch lebte, würden wir uns nicht hier befinden," nicht, wie allgemein geglaubt wird, am Sarge Friedrich's des Großen gethan wurde. In Uebereinstimmung mit dieser Aussage behauptet ein Kammerdiener Friedrich Wilhelm's III. (in einem auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Manuscript, in welchem selbiger als Augenzeuge seine Erlebnisse während Napoleon's Anwesenheit in Berlin und Potsdam niederschrieb), daß der Kaiser diese denkwürdigen Worte beim Besichtigen der Zimmer Friedrich's des Großen in dem Schloß, und zwar beim Auffinden seines Degens gesprochen habe. Demgemäß soll Napoleon gesagt haben: „Wenn der König noch lebte, der diesen Degen getragen, so würden wir uns nicht hier befinden."

Ostmann theilt die Erzählungen Geim's, der damals bereits als Küster der Garnisonkirche fungirte, in folgender Weise mit:

„Der Kaiser kam am 24. October 1806 mit dem Prinzen Jerome, den Marschällen Murat, Duroc und Berthier, sowie dem General René, welcher zum Commandanten von Potsdam ernannt worden war, nicht vom Exerciren, wie es in den eben erwähnten Manuscript heißt, sondern von Sanssouci her, um das Grab Friedrich's des Großen zu besehen, in die Garnisonkirche. Er war, wie sein zahlreiches militärisches Gefolge, zu Pferde, und der Stallmeister Müller ritt vor ihm her, den Weg durch die Stadt zu zeigen. Die Benachrichtigung, daß der französische Kaiser in die Garnisonkirche kommen wolle, war vom Schlosse her zwar zu den stellvertretenden Predigern Dercye gekommen, hatte ihn aber nicht zu Hause angetroffen, so daß nur die Kirchendienerschaft in der Eile zusammengerufen werden konnte. Stallmeister Müller hatte den Kaiser vor die ebenfalls geöffnete Thurmthür geführt, während der Küster Geim am Eingange dem Waisenhause gegenüber wartete und erst durch die Kirche zum Thurm-Eingange eilen mußte, als das Pferdegetrappel die Ankunft des Kaisers verkündete. Da man den Eintritt des Kaisers durch die Thurmthür nicht erwartet hatte, so war die innere, aus der Thurmhalle in die Kirche führende

Thür noch verschlossen. Der Marschall Duroc und Küster Geim bemühten sich, die seit vielen Jahren nicht geöffnet gewesene Thür aufzuriegeln, und als es gelungen war, stand plötzlich der Kaiser hinter Geim und sagte: „Laissez donc!“ Während der Kaiser in der Thurmhalle wartete, hatte sich das durch die andere Thür eingetretene Gefolge an dem Altar, der damals noch nicht an seiner jetzigen Stelle, sondern in der Mitte des Raumes zwischen der Kanzel und der königlichen Loge stand, ehrerbietig in einem Halbkreise geordnet. Geim führte nun den Kaiser durch den schmalen Gang zwischen dem Grabgewölbe und dem breiten Tragepfeiler bis vor den schon geöffneten Eingang zur Gruft, an welchem sich zwei Gensd'armes d'élite mit aufgepflanztem Bajonnet gestellt hatten. Der Leibmameluk Rustan folgte dem Kaiser unmittelbar und hinter diesem noch zwei Gensd'armes d'élite. Bei dem Hervortreten des Kaisers aus der schmalen Passage in den freien Raum nahmen alle versammelten Generäle und Militärpersonen eine ehrfurchtsvolle Haltung an, und der Kaiser schritt nun mit seinem Bruder Jerôme unmittelbar hinter Geim her in die Gruft, stand einige Zeit in tiefer Betrachtung an dem Sarge des großen Königs, auf welchen Geim zeigte, und sagte dann: „Sic transit gloria mundi,“ worauf er einen Wink gab, ihn allein zu lassen.

Prinz Jerôme trat ebenfalls in den Vorraum, und der Kaiser verweilte wohl zehn Minuten allein an dem Sarge, Allen sichtbar, da die Thüren offen blieben.

Als er wieder herausgetreten war, zeigte er auf den Altartisch und fragte den Küster, was der Tisch da bedeute, worauf Geim erwiderte: „Er wird zu Taufen und bei der Abendmahlsfeier gebraucht.“

„Wo sind die Gefäße für den Gottesdienst?“ fragte Napoleon weiter.

„Sie werden in der Sacristei bis zu dem jedesmaligen Gebrauch verschlossen aufbewahrt.“

„Was bedeuten die Figuren?“ Dabei zeigte der Kaiser auf die beiden Statuen des Mars und der Minerva, welche damals rechts und links von der Kanzel auf Postamenten standen und später auf Veranlassung des Dr. Eylert in das königliche Stadtschloß in den Treppentraum gebracht wurden, welcher vom Hofe aus durch das Mittel-Risalit in den Kursürstensaal führt, wo dieselben noch jetzt stehen.

„Es sind allegorische Figuren, welche König Friedrich I. hier aufstellen ließ, um die Kirche als eine Garnisonkirche zu bezeichnen.“

„Bah!“

Indem sich der Kaiser nach diesem Ausruf, der theils seine Verwunderung, theils seine Mißbilligung ausdrückte, zum Weggehen wandte, befahl er dem Marschall Duroc, daß die Garnisonkirche nicht, wie die andern Kirchen der Stadt, zu militärischen Zwecken (als Magazin, Lazareth, Stall ꝛc.) gebraucht werden sollte, da sie unter seinem unmittelbaren kaiserlichen Schutz stände.

Vor dem Verlassen der Kirche sagte der Kaiser noch: „Où est le pasteur?“ Der Prediger war aber noch nicht da, sondern kam erst, als Alles vorüber war. Der Kaiser wartete auch die Antwort gar nicht ab, sondern verließ die Kirche ohne eine weitere Aeußerung.“

Seltsamer Wechsel des Schicksals! „Die Kirche mit der Gruft Friedrich's des Großen stehen unter meinem persönlichen Schutz,“ sagte damals der französische Kaiser; jetzt sind es die kaiserlichen Adler, die der welterschütternde Eroberer so oft siegreich in's Feld führte, welche zu beiden Seiten des Eingangs in die Gruft, in malerische Gruppen geordnet, den hehren Todten gleichsam bewachen und zugleich ablegen von der noch ungebrochenen Kraft des einst von ihm beherrschten Volkes.

Ueber die Kuppeln seines Lieblingsschlosses Sanssouci aber ragt hinaus, als Denkmal seiner Gerechtigkeit, der er mit Freuden die eigenen Neigungen opferte, die von seinen Nachfolgern in hohen Ehren gehaltene historische Windmühle. M.

Eine Nacht in Missouri.

Erinnerung eines amerikanischen Freiwilligen.

Es war zu Anfange des jetzigen amerikanischen Bürgerkriegs, dessen erste Schlachten im westlichen Missouri, kaum weit von der Indianergrenze, geschlagen wurden. Was von den jüngern Deutschen in St. Louis ein Gewehr tragen konnte und nicht unabweislich an die Stadt gefesselt war, hatte sich in die aufgerufenen Freiwilligen-Regimenter einreihen lassen, um dem Gelüste des Gouverneurs, den Staat von der Union loszureißen und dem eben entstandenen Südbunde anzuschließen, entgegen zu treten. Das Verbleiben Missouri's in der Union war für das deutsche Element im Staate nicht nur eine politische, sondern eine völlige Lebensfrage; die Deutschen waren von jeher die schärfsten Gegner der in Missouri am wenigsten gerechtfertigten Sclaverei gewesen, hatten es sogar endlich zu einer mächtigen Partei gegen das sclavereifreundliche Amerikanerthum gebracht und wären unter der Herrschaft der südlichen Baumwollenbarone zu rechtlosen Parias gemacht worden. Nebenbei lagen unter der politischen Aufregung alle Geschäfte so gänzlich nieder, herrschte eine so drückende Geld- und Arbeitsnoth, daß Viele nach dem Gewehr griffen, um wenigstens der schweren Sorge für den täglichen Unterhalt enthoben zu sein. Indessen betrug die ganze Macht, womit der Höchst-Commandirende, General Lyons, seinen ersten Festzug in das Innere des Staats unternahm, doch kaum über 7- oder 8000 Mann, von denen eigentlich nur die Officiere richtig uniformirt waren — das nothwendigste Exercitium aber hatte sich unter dem Drange des Augenblicks wunderbar schnell gelernt. Ich selbst, als gelernter preußischer Sekeat, war gleich anfangs zum Lieutenant gewählt und bestätigt worden — kurze Zeit darauf aber nahm mich der General, theilweise wohl mit meines fertigen Englisch und meiner Schreibgelänfigkeit wegen, in seinen Stab auf.

Es war ein drückend warmer Abend, und das Haupt-Corps unserer kleinen Armee lagerte vor einem hügeligen, waldigen Terrain, um das Heranstoßen eines kleinern Corps unter Oberst Sigel zu erwarten. Vom Feinde hatten wir nur die unbestimmtesten Nachrichten; wir wußten, daß der Gouverneur Jackson die ganze amerikanische männliche Bevölkerung in dieser Gegend zu den Waffen gerufen und sie der Hauptmacht der Rebellen unter General Price zugeführt hatte; wie weit aber diese Macht stand und wie stark sie überhaupt sei, waren Fragen, die sich trotz aller eingezogener Erkundigungen noch nicht hatten beantworten lassen. Der ganze Landstrich, in welchem wir uns befanden, hing dem Südbunde an; gewöhnlich hatten wir auf den Farmen, denen wir uns genähert, nicht ein einziges weißes Gesicht, sondern nur grinsende und mit Verwunderung auf uns starrende Negersclaven angetroffen; wo wir aber auch einmal eines Amerikaners oder einer Farmersfrau habhaft geworden, hatten wir nichts als eine anscheinende völlige Unwissenheit über unsere Gegner getroffen; seit längerer Zeit wollte Niemand von ihnen etwas gesehen noch gehört haben, und selbst die Schwarzen, welche zuletzt zum Sprechen gebracht werden sollten, schienen mit ihren Herren im völligen Einverständniß zu handeln.

Ich lag vor dem Zelte des Generals im Grase, den leisen, kühlen Luftzug, welcher aus den Bergen vor uns kam, genießend und den Gesängen, welche aus der Mitte der lagernden Truppen ertönten, horchend. Wir hatten ganze Sängervereine unter uns, die trotz aller Ermüdung vom Marsche keinen Abend ohne den prächtigsten Quartettgesang vorübergehen ließen. Seit wir ausgerückt waren, war es hauptsächlich ein Lied im Marschtakt, welches für die Missourier Freiwilligen besonders geschrieben war, das mich vor Allen ansprach und das verdient hätte die Marseillaise aller Deutschen in dem sich entsinnenden Kampfe zu werden. Wenigstens dachte ich damals so, wo mich noch die ganze Begeisterung für unsere Sache, die ganze Romantik und Poesie des ersten Anfanges unseres „heiligen Kriegs“ umfwann — heute, wo man einen zehnfachen Katzenjammer für den damaligen Rausch durchzumachen gehabt, wo gerade unsere Denkart unter dem Verrathsfystem der Verpflegungsbeamten und der Unfähigkeit sogenannter Generale immer bei Zehntausenden haben zu Grunde gehen müssen, klingt besagtes Lied freilich wie ein lebendiger Hohn. Es verherrlichte in zwei Anfangsversen die Union als neue Mutter und Ernährerin der herübergestüchteten Deutschen und schloß dann:

Drum auf, drum auf, du deutsches Herz,
Es gilt die Mutter schützen!
Sei dir der Schwerpflicht bewußt,
Wirf sich als Wall vor ihre Brust
Und zeig' die Schwertertreffsten!
Die deutsche Treu', die alte Treu',
Erfleh' im neuen Lande neu,
Und Fluch ihm, der sie schändet!

Ich war, als die letzten Töne verklangen, wie gewöhnlich so davon angeregt, daß ich Gott weiß welche Heldenthaten zu vollbringen wünschte, gegen welche mein Leben nur im Augenblicke durchaus nichts war, als sich der Eingang des Zeltes öffnete und der General mit einem raschen Blick über die nächsten Umgebungen in's Freie trat. Ich war mit einem Sprunge auf den Füßen, und er nickte zufrieden, als er mich erblickte. „Lassen Sie uns einige Minuten bei Seite treten, Reuter," sagte er halblaut und strich sich rasch das graue, buschige Haar aufwärts — eine Bewegung, die ich noch jetzt Mal an ihm gemerkt, wenn ihm ein wichtiger Gedanke zu schaffen machte, — „ich möchte ein paar Worte mit Ihnen reden!" Er schritt mir voran von dem Lager hinweg, bis wir in gleicher Entfernung zwischen diesem und unserer Postenkette standen, sah sich erst scharf in der freien, vom Monde beleuchteten Umgebung um und begann dann mit vorsichtig gedämpfter Stimme: „Ich habe eine ungefähre Angabe über den Standort des General Price erhalten, bin aber trotzdem noch immer völlig im Dunkeln sowohl über seine Stärke als über die Art seiner Mannschaft. Das Terrain wird schwierig, verlangt die höchste Vorsicht, und bekommen wir es mit einem überlegenen Feinde zu thun, der sich noch dazu aus den besten Kräften der hiesigen Counties rekrutirt hat, so kann unsere junge Mannschaft trotz aller Bravour eine Schlappe erhalten, die gerade jetzt vom allerschlimmsten Einfluß für den ganzen Feldzug werden müßte. Alles hängt augenblicklich davon ab, eine genaue Nachricht über die Stellung und ungefähre Stärke der Secessionisten zu erhalten. Kennen Sie nun wohl Jemand unter unsern Leuten, der sich der Gefahr einer Kundschaft unterzöge, aber auch so fertig im Englischen und so vertraut mit unsern Verhältnissen ist, daß er wenigstens als langjähriger Ansiedler in der hiesigen Gegend gelten könnte?" Er sprach das Letztere langsamer, sein feuriges Auge ruhte aber dabei so bestimmt und forschend auf mir, daß ich sofort wußte, was er mit seiner Frage beabsichtigte, indessen auch mich einen Augenblick anstand, seine Erwartung zu erfüllen. „Wenn Sie es für nothwendig halten, General, daß ich gehe, so haben Sie nur über mich zu befehlen!" erwiderte ich in der gehobenen Stimmung, welche mich beherrschte. Meine Gelassenheit schien ihm fast zu rasch zu kommen, denn er blickte mich wie plötzlich unsicherfällig an und sah mir der Hand durch seine Haare. „Ich gestehe Ihnen, daß ich allerdings an Sie dachte," sagte er endlich langsam; „es ist ein Unternehmen, von dessen glücklicher Durchführung vielleicht unser Aller Schicksal abhängt — inzwischen, Reuter, muß ich Ihnen Ernst sagen: lassen Sie sich erwischen, so sind Sie nicht Kriegsgefangener oder werden möglicherweise erschossen, seuzen ehyles gehangen!"

Ich mochte wohl bei dieser Aussicht etwas blaß geworden sein, denn er wandte sich mit einem sorgenvollen Stirnrunzeln rasch ab. „Ich weiß, daß Wenige das Geschäft übernehmen würden, wenn sich auch gerade darin der rechte Mann zeigen muß," murmelte er; „dazu ist die strenge Gewissenhaftung das erste Erfordernis, und ich darf mich nicht einmal Vielen anvertrauen —"

„Ich gehe, General!" unterbrach ich ihn. Ich hatte die plötzliche Anwandlung von moralischer Schwäche, die mich übertommen, rasch überwunden. „Werde ich gehangen, so weiß ich, wofür ich mich geopfert, und Sie werden meine Ehre vertreten. Im Uebrigen aber soll ich erst wohl erwischt werden. Ich bitte um Ihre Anweisungen, General!"

Er sah mich an, als wolle er den Ernst meines Entschlusses prüfen; dann reichte er mir die Hand und drückte die meine kräftig. „Kommen Sie in mein Zelt!" sagte er kurz und schritt, mir voran, wieder zurück.

Eine halbe Stunde darauf wanderte ich, in dem Anzuge eines echten „Farmerbob's", von dem Generale selbst auch unsere Postenkette geleitet, der schmalen Straße zu, welche sich in die waldigen Hügel hineinzog. An meiner Schulter hing ein grobes Tuch zu einem Sacke genäht, in welchem sich zwei lebendige gebundene Hühner und ein Dutzend Eier befanden. Wo die Kleidung, die ich jetzt trug, aufgetrieben worden war, weiß ich heute noch nicht; sie lag bereits, meiner wartend, im Zelte; Hühner und Eier aber waren der von dem treuschen Diener des Generals mühsam beschaffte Vorrath, um die Mahlzeiten des Letzteren in etwas zu bessern; aber es war auch ein ganz wunderlicher, fast wehmüthiger Blick, als Fred, wie ihn der General rief, die Früchte seiner Mühe in meinen Sack wandern lassen mußte. Wenn einmal die Specialgeschichte des jetzigen Kriegs geschrieben werden wird, ist auch dieses deutschen Burschen ein Denkmal sicher. Als wenige Wochen später General Lyons als leuchtendes Vorbild für seine Truppen in offener Schlacht fiel, fant er mit dem Rufe: „Fred, I am going up!" (Frip, ich gehe hinauf!) in die Arme des nie von seiner Seite weichenden Getreuen, und gab an dessen Brust seinen Geist auf.

Ich also hatte die Straße, welche in die waldigen Höhen hineinführte, eingeschlagen und überrasche die Rolle, welche mir zugetheilt worden war. Ich sollte als bezeichneter Secessionist gelten, der einen hundemeilen Weg machte, um dem Rebellen-General etwas frische Kost auf seinen Tisch zu bringen. Daß ich selbst dabei als häßlicher und anscheinlicher junger Mann nicht wieder losgelassen, sondern zur Einreihung gezwungen werden würde, verstand sich von selbst; also meinerte ich mich am besten gleich ohne Frage als Freiwilliger und suchte seraun in der Nacht das Weite wieder zu gewinnen.

Obgleich die Dunkelheit bereits hereingebrochen, konnte es doch noch nicht einmal acht Uhr sein, und wann die Nachrichten, welche der General erhalten, überfällig, so mußte ich lange vor zehn Uhr den Lagerplatz des Feindes erreichen.

Je weiter ich meine Straße verfolgte, je klarer wurde die Nacht. Der Wald trat oft zu beiden Seiten weit zurück und ließ dem cultivirten Felde Raum; hier und dort tauchte ein Farmhaus, vom Mondelicht umsponnen, auf, um mich bei in den Blättern, dem Grase und der Luft ward das eigenthümliche süßliche Nachtleben wach, glänzende Feuerfliegen leuchteten nach allen Richtungen hin auf; die warme Luft aber übte eine so erschlaffende Wirkung auf meine Nerven, daß ich sicher in ein halbwaches Träumen verfallen wäre, wenn mich nicht das Bewußtsein meines gefahrvollen Unternehmens wieder aufgerichtet hätte.

Meiner Uhr nach war ich endlich wohl schon eine Stunde gewandert; die Gegend wurde freier, une jetzt lief mein Weg in eine Straße ein, an deren Seiten das Gras sich viele Yards weit niedergetreten und zerstampft zeigte. Jetzt wußte ich, daß ich auf der rechten Spur war. Hier war Cavallerie passirt, ein Truppentheil, von welchem unsere kleine Armee noch fast nichts wußte, und nur der Gedanke an unsere von lauter gedienten Kanonieren prächtig bedienne Artillerie vermochte einen beunruhigenden Gedanken an diese Ueberlegenheit des Feindes in mir niederzuschlagen. Ich richtete mich jetzt gerade auf und schritt vorwärts, als strebte ich nur dem Ziele meiner Wünsche entgegen, denn jeden Augenblick konnte ich irgend einer Bewegung gewärtig sein, in welcher nur mein äußeres Auftreten den Maßstab für meine Beurtheilung abgeben mußte. Nach wenigen Minuten wich der Wald ganz zurück, und ein Backsteinbau von sichtbelaubten Obstbäumen umgeben, ein Garten mit zierlichem Staket und eine weite Fläche eingezäunter Felder dahinter zeigten sich. Eine hölzerne Piazza schien rings um das Gebäude zu laufen, und zwischen den großblättrigen Schlingpflanzen, welche die Gebelseite bekleidet hatten, ließ sich ein offenes Fenster erkennen. Es zeichnete sich inmitten des Grün und der lautlosen Ruhe umher wie ein Bild des sicheren Friedens ab, so daß ich fast an der Nähe der Secessionisten, von deren Gewaltthaten in unserm Lager die schauerlichsten Geschichten cursirten, zu zweifeln begann. Ich war unwillkürlich stehen geblieben; im gleichen Augenblicke aber lief mich auch unsern von mir eine Stimme in Englisch an: „Halt dort, mein Bursche, ich möchte wissen, wohin die Reise gehen soll!" und zugleich sprang leicht über die nächste Einzäunung eine der kräftigen Gestalten, wie man sie so häufig im Innern des Landes trifft, eine schwere Büchse auf der Schulter. Ich sah, daß die Zeit, meine Rolle zu spielen, bereits begann.

„Haben Sie im Lager Geschäfte?" fragte er endlich mit einem Blicke voll wachen Mißtrauens, „es heißt, die Deutschen stehen nur etwa drei Meilen von hier!"

„Weiß es, Sir," nickte ich so ruhig als möglich, „habe sogar die Vorposten gesehen, bin ihnen aber aus dem Wege gegangen, um nicht examinirt zu werden."

„Wir scheint aber, trotz Ihres geläufigen Englisch, als wären Sie selbst ein Deutscher!“ sagt er mit scharfem Blick zurück.

„Mag wohl noch so etwas in meiner Sprache klingen,“ erwiderte ich, gerade auf diese Aeußerung längst vorbereitet, „meine Großeltern kamen als Deutsche in's Land, und meiner Mutter ist die Deutsche bis zu ihrem Tode anzuhören gewesen. Das Alles hat aber mit mir nichts zu schaffen. Ich bin in Laclede County geboren, bin schon als Junge ein guter Demokrat gewesen und wünsche jetzt, daß die Republikaner, Deutsche, Irische oder Amerikaner, zur Hölle gehen — das ist Alles!“

„Und wahrscheinlich wollen Sie sich da jetzt den Truppen des Governor anschließen?“ fragte er mit einem lauernden Lächeln.

„So ist es, Sir!“ versetzte ich bestimmt, „vorausgesetzt, daß ein Gewehr für mich übrig ist. Was noch auf der Farm zu nehmen war, habe ich mitgebracht — zwei Hühner und ein Dutzend Eier für den Gov'nor oder den General — Andere mögen mehr gethan haben, aber ich hatte nichts Besseres.“

Er sah mich noch immer wie halb unsicher an. „Well, Sir, die Abkömmlinge von Deutschen haben im Lügen meist die wenigste Fertigkeit,“ sagte er endlich langsam, „es giebt auch deren so Manche hier herum, die scharf zur guten Sache des Südens stehen, und so will ich Ihnen glauben. Wir gehen allerdings denselben Weg, und habe ich Sie hier examinirt, so erspart Ihnen das viele Worte bei unserer Ankunft!“ Er warf die Büchse über die Schulter, winkte mir den Weg fortzusetzen und schritt dann, immer einen Fuß zurück, an meiner Seite her. Ich aber betrachtete diese Begegnung als ein glückliches Omen für die Ausführung meines Vorhabens; durch ihn schon halb legitimirt, konnte mich ein besonderer Bedacht kaum mehr treffen, und fing ich meine Sache nur einigermaßen klug an, so konnte mir auch mein Aeußeres im Laufe der Nacht nicht allzusehr verderben. Scheint ein ganzes Theil Reiterei bei sich zu haben, der Gov'nor,“ begann ich nach einer kurzen Weile schweigsamen Marschirens, wie nur um ein Gespräch zu beginnen, und deutete auf das zertretene Gras.

„Möchten wohl gern genau wissen, wie viel?“ klang es in einem so eigenthümlichen Tone zurück, daß ich mich rasch umwandte und mit meinem Manne wieder plötzlich Aug' in Auge stand.

„Warum nicht, wenn Sie mir's sagen können?“ erwiderte ich ruhig, „ist die Frage nicht erlaubt?“

„Sie tragen mir nur zu feine Hemden für einen Farmerburschen aus Laclede,“ versetzte er mit einem neuen Lächeln finstern Mißtrauens auf meinen linken Arm deutend, wo unter dem etwas zu kurzen Rockarmel die Manschette meines Hemdes hervorgekrochen war, und es bedrfte in diesen Momente aller meiner Selbstbeherrschung, um keine Bestrgenheit zu zeigen. Indessen half mir das Bewußtsein, mit welchem ich ausmarschirt, nur durch dreiste Lügen zu meinen Zwecke gelangen zu können, rasch zu völliger innerer Fassung. Bei dem früheren Worte meines Begleiters: daß er mit glauben wolle, weil die Abkömmlinge von Deutschen im Lügen keine Fertigkeit besäßen, war mir es allerdings wie eine Art Scham in der Seele aufgestiegen; indessen führten wir Krieg gegen einen Feind, der keine Rücksicht irgend welcher Art gegen uns kannte, der harm- und wehrlose Deutsche in St. Louis mit der scheußlichsten Brutalität gemordet, den unionstreuen Landesbewohnern Nachts die Häuser angezündet und mit einer unglaublichen Rohheit überall dem einfachsten Menschenrechte Hohn gesprochen hatte; wir führten Krieg gegen wilde Raubthiere, in welchem jedes Mittel zum Zweck ein erlaubtes und ehrenhaftes war. „Besitzen Sie wohl,“ sagte ich, meinen Rockarmel aufstreifend und die Manschette rubig wieder zurückschlagend, „daß ich versucht war, Sie Ihrer vorigen Aeußerungen halber ebenfalls für deutsch-amerikanisches Blut zu halten? Ich habe mich freilich geirrt, denn sonst müßten Sie wissen, daß die meisten der alten deutschen Einwanderer im Staate den gebildeten Ständen angehört und daß sie auch hier ihren Kindern und Enkeln immer die bestmöglichste Erziehung gegeben haben. Ich selbst habe vor Jahren das College in St. Louis besucht, und wenn ich jetzt ein anständiges Hemd trage, so geschieht das, weil ich es so gewohnt bin. Meine Kleider sind schlecht, aber ich wollte mir bessere nicht unterwegs möglicherweise vom Leibe ziehen lassen. Im Uebrigen habe ich mit Ihnen nichts zu thun, sondern nur mit dem General oder dem Governor, dem ich meine Hühner und Eier bringe!“ Ich wandte mich mit einer Bewegung des Unmuths ab, rasch weiter schreitend, und wortlos folgte mein Begleiter.

„Gut, Sir, Sie mögen richtig gerathen haben, ich bin selbst von deutschen Großeltern,“ begann er nach einer Weile, als wolle er damit von mir eine neue Aeußerung herausforden; mir aber schien es am gerathensten mich nicht zu weitere, zu tiefe Untersuchungen einzulassen.

„Sie sagen es, und somit ist es gut,“ erwiderte ich, ohne meinen Schritt anzuhalten, „ich aber habe in Ihrer Weise gegen mich noch nichts davon gemerkt!“ Von da an fiel kein weiteres Wort zwischen uns, bis wir nach Verlauf von vielleicht einer Viertelstunde eine weite, waldlose Hochebene erreicht hatten und den Schein einzelner Feuer in kurzer Entfernung sich wundersam mit dem Lichte des Mondes mischen sahen. Noch funfzig Schritte weiter, und ein kräftiger Anruf erfolgte. „All right!“ gab mein Begleiter zurück und schritt mit einem Winke an mich, stehen zu bleiben, auf den Posten zu, welcher hinter einem Busche des eigenthümlichen hohen Unkrauts aufgetaucht war. Nur wenige Worte tauschten Beide aus, dann ward ich herangewinkt und unter dem musternden Blicke des Streiters für die Südrechte, welcher übrigens in seinem verlumpten Aeußern meine bisherige Vorstellung von dem „Gros“ der Secessionsmacht völlig bestätigte, folgte ich meinem jetzt rasch den Feuern zuschreitenden Führer. Sobald wir den ersteren nahe genug waren, um etwas zu erkennen, gingen alle meine Sinne in mein Auge über. Ich hatte den Blick über das ganze Lager und strebte schon jetzt, mir eine Idee über die ungefähre Stärke des Feindes zu machen; war ich einmal in das Gewühl vor uns gerathen, so fand sich, wenn ich nicht verrätherische Zeichen thun wollte, vielleicht keine Gelegenheit zu einer annähernd richtigen Schätzung des Ganzen weiter.

Links hinüber konnte ich deutlich zwischen den Lagerfeuern die Reihen der Pferde, deren Wiehern bis zu unseren Ohren drang, sehen, und die ganze Aufstellung sagte mir, daß der Oberbefehl in völlig kriegserfahrener Hand liegen müsse. In bedeutend größerem Umfange als das uns'rige breitete sich das übrige Lager aus, von dem ein weites Summen, hier und da durch lautere, schnell verhallende Rufe übertönt, herüber klang; jetzt sah ich auch grobes Geschütz im Feuerscheine glänzen — zwei Stück waren inzessen Alles, was ich trotz scharfen Suchens zu entdecken vermochte, und in dem Drange, mir Gewißheit über die Stärke dieser Waffengattung zu verschaffen, wandte ich mich nach meinem Begleiter. „Ein paar von den Brummern dort mehr, Sir, könnten eigentlich nichts schaden!“

Der Angeredete drehte mir rasch die grauzyelte Stirn zu. „Ihnen aber könnten dergleichen vorlaute Worte schaden, Sir; Sie haben ein merkwürdig rasches Auge für einen ruhigen Farmer.“

Ein lautes: „Halloh, Charley, wen haben wir denn hier?“ in unserem Rücken schnitt meine Antwort ab, und im nächsten Augenblicke waren wir von fünf oder sechs Bewaffneten, welche allem Anscheine nach von einer Patrouille zurückkehrten, umringt; der Führer derselben aber, eins der echten Raufbold- und Bagabondengesichter, wie sie an der Mississippi-Landung in St. Louis zu Hause sind, und der sich von den dortigen Gestalten nur durch sein Gewehr unterschied, legte die breite knochige Hand fest auf meine Schulter. Es zuckte in mir, den Griff von mir zu weisen, aber noch zeitig genug bezwang ich die unwillkürliche Regung.

„Bin selbst noch nicht ganz im Klaren!“ erwiderte mein bisheriger Begleiter, während sein Gesicht indessen ein halbes Mißbehagen über die vertrauliche Begegnungsweise des Andern zeigte, „er will aus Laclede County sein und hat Eier und Hühner für den General oder Governer im Sacke!“

„Halloh, halloh, Eier und Hühner!“ lachte plötzlich der Patrouillenführer in der rohen Weise seines Gleichtes auf, während seine Hand mit festerem Drucke meine Schulter faßte, „ich sage, Charley, das Kind ist verdächtig, sonst müßte es wissen, daß die getreue Missouri-Bevölkerung weder den Governor noch den General an solchen Leckerbissen Mangel leiden läßt, während die Armee freilich in alten Speck und verrotheues Pökelfleisch beißen muß. Ich schlage vor, wir examiniren ihn selber gründlich, geben ihm nach Befinden, was ihm gehört, und berechnen ihm, was er bei sich hat, als Gebühren des Kriegsgerichts!“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Von der Beleuchtung. Vor etwa zwei Jahren verbreitete sich plötzlich über Amerika die Kunde, daß in Virginien, Pennsylvanien und anderwärts aus verschiedenen Stellen des Bodens ein eigenthümliches Oel quelle, das an Größe der Leuchtkraft alle bekannten Oele überträfe. Mit der Rührigkeit, welche den Amerikanern in allen praktischen Dingen eigen ist, machten sie sich schnell den so günstigen Umstand zu nutz, und in kaum einem Jahre war bereits mehr als eine Million (1,112,476) Gallonen Erdöl aus dem Boden gewonnen. Ebenso schnell hatte man die Lampen, welche bisher für das dem Erdöl verwandte Schieferöl und Photogen im Gebrauch waren, zu größerer Vollkommenheit gebracht, so daß sich dieses ebenso schöne, wie billige Beleuchtungsmittel an allen Orten mit reißender Schnelligkeit Eingang verschafft hat. Als nun gar das Erdöl nebst den zugehörigen Lampen in ungeheuerer Menge nach Europa versandt wurde, erreichte schon die vierteljährige Ausbeute (Januar bis April 1862) dieselbe Höhe, wie die des ganzen vorigen Jahres. Waren ja doch bereits im Jahre 1861 32,000 Gallonen nach Bremen und 43,000 nach Hamburg versandt worden. Es giebt wohl kaum eine Stadt in Europa, in der nicht schon ein großer Theil der Bewohner die alten Lampen bei Seite gelegt und dafür die schönen und billigen Erdöllampen angeschafft hätte. Und in der That, zahlreiche und genaue Versuche, welche von den Gelehrten diesseits und jenseits des Oceans angestellt worden, haben unwiderleglich bewiesen, daß das Petroleum von allen bekannten Oelen im Verhältniß zu seiner Leuchtkraft das billigste ist. Selbst Photogen, welches eigentlich an Leuchtkraft das Erdöl übertrifft und bisher als das billigste Oel galt, ist um 20 Procent theurer, als dieses. Beträgt ja doch der Verbrauch in einer Stunde nur $^{19}/_{100}$ Kreuzer, oder etwa $^{3}/_{4}$ Heller!

Das rohe Erdöl, wie es unmittelbar dem Boden entquillt, ist gelblichgrün, sehr leichtflüssig und leicht entzündlich. Dadurch aber, daß es mehrmals einer sorgfältigen Reinigung unterworfen wird, nimmt es eine fast wasserhelle Farbe mit einem Stich in's Grauliche an und hat auch viel von seiner Entzündlichkeit verloren.

Die Warnungen, welche man wegen der Feuergefährlichkeit des Oels verbreitet hat, sind, wenigstens was das raffinirte betrifft, von allzu großem Eifer eingegeben. Freilich scheint der Erlaß der würtembergischen Regierung, welcher die größte Vorsicht anempfiehlt, dadurch an Bedeutung zu gewinnen, daß erst vor wenigen Wochen ein amerikanischer Dampfer, welcher Erdöl in großen Quantitäten führte, nahe am Gestade in Brand gerieth und einen furchtbaren Anblick darbot. Weithin verbreitete sich die flüssige Gluth über's Meer, so daß der ganze Ocean zu brennen schien; doch aber ist das Petroleum nicht mehr und nicht weniger entzündlich, als das Schieferöl oder das Photogen, welches man doch so lange zur Beleuchtung gebraucht hat, ohne von dessen Feuergefährlichkeit besonderes Aufhebens zu machen. Das Erdöl entzündet sich durch Annähern eines brennenden Hölzchens oder Papiers bei gewöhnlicher Temperatur nicht, wohl aber, wenn es bis auf 50 Grad erhitzt worden; bei 51 Grad Wärme entzündet es sich schon, wenn das brennende Hölzchen noch ein Zoll von der Oberfläche entfernt ist.

Der Hauptfundort des amerikanischen Erdöls ist in Pennsylvanien längs den Ufern des sogenannten Oelbaches, welcher von Titusville nach der Oil-City in südlicher Richtung fließt und in den Alleghanyfluß mündet. Dieses Wasser ist ungefähr 100 Fuß breit und drei Fuß tief und durchläuft eine Strecke von 17 englischen Meilen. Auf beiden Seiten ist es von niedrigen Hügelreihen umschlossen, und auf den schmalen Wiesen, welche seine Ufer umgeben, sind die Brunnen angelegt, aus welchen das Oel theils von selbst ausfließt, theils durch Pumpen zu Tage gefördert wird. Die fließenden Brunnen sind bis zu einer Tiefe von 350 bis 500 Fuß gebohrt, und in der Kürze wird man noch viel tiefer in die Erde dringen.

Zahlreiche Raffiniranstalten sind rasch hinter einander in Venango, Erie, Cleveland und Pittsburg gegründet worden, und selbst das kühne Project, eine 40 Meilen lange Röhrenleitung bis Kittanning herzustellen, von wo aus das Oel nach New-York geschafft werden soll, ist im Werden begriffen und sieht seiner raschen Vollendung entgegen.

Daß in Amerika das Erdöl jeden andern Leuchtstoff, mit Ausnahme des Gases, vollständig verdrängen muß, geht schon daraus hervor, daß der Preis für ein Pfund sich in New-York auf $1^{3}/_{4}$ Sgr. stellt. Auf welche Art das amerikanische Petroleum im Innern der Erde gebildet wird, darüber kann man allerdings bloß Hypothesen aufstellen, doch aber solche, welche einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit in Anspruch nehmen dürfen.

Es giebt eine besondere Art Schiefer, die auch in Süddeutschland, namentlich zwischen Main und Rhein, in einer Ausdehnung von mehr als 60 Meilen vorkommt und wegen ihres übelen Geruches „bituminöser“ Schiefer genannt wird. Diese merkwürdige Felsart enthält eine ungeheuere Menge vorweltlicher Thiere, welche in ihr verwesen, eingeschlossen, so daß sie ganz mit Oel getränkt ist. Destillirt man diesen Schiefer, so erhält man ein Oel, das sogenannte Schieferöl, welches schon Jahre lang zur Beleuchtung gebraucht wird. Möglich also, daß an manchen Orten die innere Gluth der Erde diesen Destillationsproceß eines tiefliegenden Schiefers selbst übernimmt, wobei das entstehende Oel durch allerhand Canäle an die Oberfläche der Erde geführt wird.

Durch Auffindung dieses Petroleums ist die Frage der Beleuchtung in ein neues Stadium getreten und nimmt gegenwärtig das allgemeinste Interesse in Anspruch. Deshalb dürfte es an der Zeit sein, das ganze Beleuchtungswesen in seinen Grundzügen zu entwickeln und die wichtigsten und interessantesten Versuche in dieser Richtung einmal in der Kürze vor Augen zu führen. Wir kommen darauf später zurück. G. Kr.

Die Pflegerin Theodor Körner's. Wir können heute unseren Lesern die interessante Mittheilung machen, daß die treue Pflegerin des muthigen Freiheitskämpfers jetzt noch und zwar in unserer unmittelbaren Nähe, in dem benachbarten Dorfe Groß-Zschocher, lebt. Es ist die neunundsiebzigjährige Wittwe Häusser, die Frau jenes barmherzigen Gärtners, der den verwundeten Körner im Walde aufsuchte und dort an der Eiche fand, unter deren Zweigen er sein schönes Abschiedslied dichtete. Die jetzt noch immer rüstige und muntere Frau, die dem schwer getroffenen Dichter damals die brennenden Wunden auswusch, seine Uniform vom Blute reinigte und ihn dann noch 10 bis 12 Tage unter banger Sorge pflegte, war es auch, die Körner's Briefe — in dem Strumpfe versteckt — heimlich durch die vom Feinde besetzten Thore Leipzigs an den Kaufmann Kunze trug. Sie gerieth nach dem Tode ihres wackeren Mannes oft in große Bedrängnisse, aber keine Noth konnte sie dazu bewegen, den silbernen Becher, den ihr Körner aus Dankbarkeit verehrte und den sie jetzt noch besitzt, zu veräußern. Sie weiß heute noch viel aus jener Zeit zu erzählen und erinnert sich aller Einzelheiten jener Begebenheit mit treuem Gedächtniß.

Vielleicht wünschen einige der vielen Verehrer des Dichters der wackern Patriotin nachträglich noch ihre Anerkennung für ihre treue Pflege auszudrücken. Wir sind gern bereit, etwaige Zusendungen weiter zu befördern, und freuen uns, der braven Frau — wenn auch erst nach 50 Jahren — öffentlich den wärmsten Dank für ihre ebenso gefahrvolle, wie schöne That aussprechen zu können.

Aufgepaßt! Unter dem Titel: „Elektromotorische Fabrikate“ werden jetzt von den Apothekern Gebrüder Gehrig wieder einmal neue Heilapparate angezeigt. Diese Fabrikate bestehen für Erwachsene aus: Leibbinden à 2, 3, 4 Thlr., Cravatten und Shlipse à $1^{1}/_{2}$, $1^{2}/_{3}$, 2 Thlr., Einlagen dazu à 10 Sgr., Cravattenbänder für Damen à 15 und $17^{1}/_{2}$ Sgr., Kopftücher à $1^{1}/_{3}$ Thlr., Fußsohlen à Paar 10 Sgr., Pulswärmer und Manschetten à 20 Sgr. und $1^{1}/_{4}$ Thlr., Rückenwärmer à $1^{1}/_{2}$ Thlr., Brustwärmer à 1 Thlr., Unterjacken à $5^{1}/_{2}$ Thlr. &c.; für Kinder: Zahnhalsbänder à 10 Sgr., Leibbinden à 1 und 2 Thlr. — und sollen helfen gegen die verschiedensten rheumatischen und gichtischen Leiden, Magenkrampf, habituelle Diarrhoe, Bleichsucht &c. Zahnkrämpfe der Kinder werden durch dieses Mittel augenblicklich beseitigt.

Unterzeichneter hält es für nothwendig, das Publicum vor diesem Schwindel (auch I. Classe!) zu warnen, und erlaubt sich, das Ergebniß, welches die Untersuchung eines elektromotorischen Zahnhalsbandes für Kinder ergab, mitzutheilen. Ein $8^{1}/_{2}$ Zoll langer, $1^{1}/_{4}$ Zoll breiter zusammengenähter Sammtstreifen enthält — 2 etwas kürzere und schmälere Streifen Glanzkattun, welche mit Gummi bestrichen sind und zwischen welche circa $^{1}/_{2}$ Gran Schwefelblumen (Flores Sulphuris) eingestreut ist. Ueberlegt man, daß von ordinärem Sammt die Viertelelle (1 Elle breit) $2^{1}/_{2}$ Sgr. und von Schwefelblumen das Loth 4 Pfennige kostet, so wird man sich die Procente, welche für den Fabrikanten als Reinertrag abfallen, berechnen können, und zugleich wird die Ueberzeugung gewonnen werden müssen, daß $^{1}/_{2}$ Gran Schwefel in Sammt eingenäht auf den Körper nicht mehr elektrisch einwirken kann als ein in der Tasche getragenes Büchschen mit Streichhölzern. Den Zeugnissen, welche die Verfertiger ihren Fabrikaten beilegen, präsidirt ein Attest von einem Dr. Hertwich, königl. Professor in Berlin, und eines Dr. Hölzel, Kreis-Physicus in Strasburg. Nehmen wir zur Ehre dieser Herren an, wenn sie überhaupt existiren und die betreffenden Atteste ausgestellt haben, daß sie nicht wußten, zu welchen Schwindelpreisen die Verfertiger ihre Präparate verkaufen, und möchten vorstehende Zeilen dazu beitragen, das Publicum auch vor diesen Mitteln, soweit sie nur dazu dienen, die Geldbeutel zu leeren, zu behüten.

B. M.

Kleiner Briefkasten.

S. in B. Wir müssen Sie auf Nr. 15 des Jahrgangs 1862 verweisen, worin der Klärungsapparat des Herrn Rawald in Freiburg a. U. ausführlich besprochen wird. Das unzulängliche chemische Klärverfahren, zeit- und geldraubend und meist die Substanz schwächend, wird durch das billige und schnelle Rawald'sche Klärmittel für immer beseitigt. Dieses Mittel besteht aus einem sinnreich construirten Apparat und einer besonders zubereiteten Klärmasse, und diesen beiden einfachen Factoren widersteht durchaus nichts Trübes in allen erdenklichen Flüssigkeiten. Wasser, Wein, Bier, Cider, Frucht- und Zuckersäfte, Spirituosen, Laugen, Oele und Essenzen, Farben, Wasserglas werden, und wenn sie noch so trüb sind, sofort glanzhell, ohne daß Farbe, Qualität oder Geschmack im Mindesten beeinträchtigt würden. Die Klärung erfolgt unmittelbar nach der Einfüllung in den Apparat. Dieser besteht aus einer dauerhaften steinartigen Masse, welche weder von Säuren, noch Temperaturwechsel angegriffen wird, nimmt wenig Raum ein und ist unmittelbar nacheinander für jede Flüssigkeit zu gebrauchen, unter Anwendung derselben Klärmasse, welche sich wenig abnutzt. Gleichzeitig dient dieses Verfahren auch zur Ausscheidung der noch nutzbaren Bestandtheile aus dem Waschwasser der Fabriken und der Hauswirthschaft und stellt sich somit als das sicherste, schnellste, zweckmäßigste und billigste Klärmittel dar, von Dr. Gall, Dr. Döbereiner und andern Autoritäten auf's Wärmste empfohlen. Herr Rawald liefert den Apparat in verschiedener Größe für 3, 5 bis zu 20 Thaler, und es werden damit in der Stunde 30—60 Quart bis 4 Eimer geklärt.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 12. 1863

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem bairischen Hochgebirge.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft folgte schweigend Evi's Einladung und aß schweigend. Der Jäger saß neben dem Maler, denn die Sennerin hatte die Kriegslist gebraucht, den Bauernburschen in die Nähe des Heerdes zu postiren, so daß sie eine Art Feuermauer zwischen den grollenden Gegnern bildete.

„Nichts für ungut," unterbrach Gaberl nach einiger Zeit das unheimliche Schweigen, indem er sich entschuldigend gegen Reinthaler wendete. „Sie glauben nit, was wir Jäger auszustehn haben! Es muß in der ganzen Welt kein solches Wittschützen-Nest geben, wie die ganze Ramsau. Keine Stunde ist unser Einer seines Lebens sicher . . . es ist kein Wunder, wenn es Einem dabei heiß aufsteigt!"

„Es ist freilich schlimm," entgegnete der Maler, „wenn der Sinn der Ungesetzlichkeit so sehr überhand genommen hat, aber begreiflich und entschuldbar bleibt es bei alledem, wenn die Bewohner einer so wildreichen und einsamen Gegend den Lockungen der Jagd nicht widerstehn'n! Seh'n ihnen doch die Hirsche beinahe zu den Fenstern hinein! Es wird schwer halten, sie davon abzubringen, und mit der bisherigen Strenge wird es wohl am wenigsten gelingen!"

„Wemit sonst?" erwiderte der Jäger. „Man soll die Bauern wohl noch obendrein recht schön bitten, sie möchten doch so gut sein und das Wildern bleiben lassen?"

„Das nicht — aber man muß ihnen durch Belehrung das Unrechtmäßige, das Gesetzwidrige ihrer Handlungsweise begreiflich machen und die Strafen mindern. Bei einem Vergnügen, wie das Wildern, ist die strenge Strafe keine Abschreckung: sie ist eine Gefahr und darum noch ein Reiz mehr!"

„Warum nit gar! Für einen Wilddieb kann gar keine Strafe zu streng sein!" grollte der Jäger. „Wenn's mir nachginge, ich ließ sie beut' noch auf Hirsche schmieden und todbeten!"

„Eben deswegen," entgegnete Reinthaler ernst, „ist es gut, daß nicht, wie in frühern Zeiten, unsre großen Herren böse Jäger sind und daß daher nicht mehr die Jäger allein die Jagdgesetze machen! — Wie jetzt die Sachen steh'n, ist der Unglückliche, der sich zum Wilderschießen hat verleiten lassen, wenn er dem berechtigten Jäger begegnet, in einer Art von Verzweiflungs-Zustand. Er hat nur die Wahl zwischen einer entehrenden langjährigen Strafe, die ihn und seine Angehörigen ruinirt, und zwischen einem noch größern Verbrechen, das ihm vielleicht Sicherheit und Straflosigkeit verschafft. Daher dieser immerwährende Krieg zwischen Jäger und Wilderer, dieser stete Kampf auf Tod und Leben . . . Eine geringe Strafe würde der Mann ruhig über sich nehmen und das Handwerk zuletzt mit der Gefährlichkeit seinen Reiz verlieren!"

„Bieten Sie sich so was nicht an," erwiderte der Jäger gereizt. „Da kenn' ich die Bauern besser! Leben muß man unter ihnen, Herr Reinthaler, leben wie Unsereiner . . . Sie seh'n dieselben nur wie im Feiertaggewand! Aber es ist gut, daß es mit den geringen Strafen noch seine guten Wege hat!"

„Hoffentlich nicht mehr lange," war des Malers Antwort. „Die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher man einen Menschen höher aufschlagen wird, als einen Hasen! Dann wird man sich mit dem nöthigen Schutze des Wildes begnügen, und Bauer und Jäger werden sich vertragen!"

„Das sind ja recht schöne Grundsätz'!" sagte Gaberl noch giftiger. „Da ist es kein Wunder, daß die Bauern stützig werden, wenn sie Stadtleut' so daher reden! Hoffentlich bin ich nimmer auf der Welt, wenn das geschieht!"

Der Jäger hatte seinen kurzen Pfeifenstummel angebrannt und qualmte seinen Zorn in mächtigen Rauchwolken aus; Meinel, der zuerst nicht übel Lust gehabt hatte, sich in's Gespräch zu mischen und dem Jäger nach seiner Weise heimzugeben, unterließ es jetzt und sah mit Behagen auf Reinhalter; sein halb eifersüchtiger Unmuth gegen den Maler begann zu weichen, weil er für Bauern und Wildschützen so warm das Wort genommen. Jedes von den Anwesenden war eine Weile mit seinen eig'nen Gedanken beschäftigt, und ein minutenlanges Schweigen ruhte auf der Gesellschaft, daß man den Wasserquell hereinplätschern hörte, der draußen im Mondenschein in den Brunnentrog niederströmte.

Niemand ward Kordel gewahr, die schon einige Augenblicke an der Thüre stand und die gekreuzten Arme auf das Halbgitter der Thür stützend die Hütte überblickte. Sie hatte jetzt das Kopftuch abgenommen und sah so noch schöner, wenn auch noch blässer aus. Ein Streifen des Feuers reichte bis an ihr Gesicht und das rothe Busentuch ihres Mieders; die Umrisse ihrer Gestalt waren dunkel und hoben sich kräftig von dem grünlich blauen Mondhimmel ab, der durch den unverdeckten Theil des Thürraumes sichtbar war.

„Hat Eins die Füß' über's Kreuz," rief sie endlich lachend, „daß Ihr Alle da sitzt, als wenn Ihr auf's Maul gefallen wär'!? Das muß ich sagen, wegen der Lustigkeit ist es schon der Müh' werth, daß man auf den Scharten-Kaser in' Heimgarten geht!"

„Nur geschwind herein, Du lustige Gesellin!" rief der Maler aufspringend. „Du kommst eben recht, um uns auf and're Gedanken

und ein anderes Gespräch zu bringen! . . . Nimm nur gleich die Cither und spiel' uns einen lustigen Ländler auf!“

„Mit der Cither wird's mi viel fein!“ sagte Evi mit verlegenem Erröthen, indem sie das Instrument vom Sims herunterholte. „Die Hauptsaiten sind ab!“

„Das schadt nix!“ drängte Kordel, die sich rasch zurecht setzte und sich den Drahtring an den Daumen drehte. „Wer gern tanzt, dem ist leicht pfeifen! Es muß so auch geh'n — und liegt nicht da droben hinter den Weiblingen (Schüsseln) eine Schweigelpfeifen? Der Mentel kann sie ja blasen, daß es lauter geht . . .“

„Ich hab' eine Maultrommel bei mir,“ sagte der Jäger lachend und langte in die Tasche, während Mentel die Schweigel ansetzte und probirte.

„Das giebt eine Musik, schöner als bei mancher Kirchweih!“ rief Kordel wieder. „Frisch, Maler, mach' den Anfang: zeig', daß die Herrischen mit bloß gemalene Füß' haben!“

Der Maler war lachend bereit und faßte Evi's Hand. „Es soll schon geh'n,“ sagte er, „daß ich den Stadtleuten keine Schande mache — aber mit den Tanzschuhen bin ich schlecht bestellt!“

„Die Hütten ist ja auch viel zu klein,“ sagte Evi, die sich leicht sträubte. „Wer kann denn auf dem Nudelbrett tanzen?“

„Es muß mit allemal Langans geh'n,“ erwiderte Kordel und begann eine munter neckische Tanzweise zu spielen. „Thut's nur ein bissel Tellerreiben . . . es ist gewiß mit das erste Mal, daß im Scharten-Kaser getanzt wird!“ Mentel pfiff dazu die Schweigel, und der Jäger ließ, so gut es ging, seine Maultrommel darein summen; das Paar aber war zum Tanze angetreten, den Evi mit ungekünstelter Zierlichkeit, Reinthaler nicht ungeschickt ausführte. „Das geht prächtig,“ rief die munt're Citherspielerin, „an dem Maler ist ein Bauer verloren 'gangen! Und jetzt geschwind, Numero Zwei — daß die Tanzerin warm wird und der Boden mir kalt! — Voran, Gaberl, wenn's mit steif bist vom Gamsjangen!“

Der Jäger sprang auf. „Ich bin gerad' so steif, wie meine Gambs — wer's mit mir aufnehmen will, der kommt zu kurz . . .“ Er hatte Evi rasch und keck ergriffen und tanzte mit dem sichtbaren Bemühen, es recht schön zu machen, ein Gemisch, das nicht ländlich und nicht städtisch war. Mentel hatte die Schweigel weggelegt; er wollte seinem Freunde nicht zum Tanze spielen und entschuldigte sich damit, daß er den Ländler, den Kordel spielte, nicht kenne. Reinthaler half dafür aus; er war oft und lang in der Gegend und mit den Bergnügungen ihrer Bewohner vertraut geworden.

„Satra!“ rief Kordel, als sie endete. „Der Jäger tanzt just'amen wie ein Fracksicher! Was meinst, Mentel, — ob Du Dir nachkommen 'traust?“

„Herrisch bring' ich's freilich nit zuwegen,“ sagte Mentel spöttisch, „aber was ein Bauer kann, wer's ich wohl zeigen!“

Kordel begann, und das Paar führte seinen ländlichen Tanz, so gut der enge Raum es gestattete, in allen eigenthümlichen zierlichen Eigenheiten und Wendungen so gelungen aus, daß Reinthaler vor Vergnügen die Schweigel weglegte, um dem schönen Paare besser zusehen und Beifall klatschen zu können. Auch die summende Maultrommel verstummte, aber nicht aus Vergnügen, sondern aus Aerger. Zuletzt hatte Mentel Evi's eine Hand gefaßt und ließ sie, während er selbst auf seinem Platze sich stampfend und springend drehte, um sich herum kreisen; mit der andern Hand schwang er zuweilen den Hut, und wenn Evi auch mit niedergeschlagenen Augen, wie es die Sitte will, dahin tanzte, zeigte doch die höhere Röthe ihrer Wangen, daß es ihr nicht entging, wie bedeutungsvoll er dabei den Strauß an seinem Hute zu wenden und zu zeigen wußte.

Als der Tanz geendet und Kordel's und Reinthaler's Lob erschöpft war, nahm Alles wieder auf dem Heerde und um ihn Platz; eine freiere, verschmitztere Stimmung war eingetreten und gab sich bald dadurch kund, daß die Lust zum Gesange sich regte. Allerlei Lieder ernsten, kurz und lang, munter und traurig, einstimmig und vielstimmig. Alle waren hochvergnügt, besonders Kordel, über deren bleiche Wangen die Freude einen rosigen Schimmer hauchte. „Das ist einmal ein richtiger Abschied von der Alm!“ rief sie, „aber wir müssen doch ein End' machen, morgen ist auch ein Tag, und da heißt's früh auf sein. Die Evi nehm' ich mit in mein' Kaser, damit ich auch eine Cameradschaft hab' — die in Manderleut' werden schon zurechtkommen mit einander. Zuvor aber singen wir noch Eins zur guten Letzt!“

Ein langes Lied ward gesungen, die Geschichte eines Liebespaares erzählend, das trotz alles Mißgeschicks mit unerschütterlicher Treue an einander hing, ohne das Ziel der Vereinigung zu erreichen. Es schloß mit einer allgemeinen Betrachtung:

„Und Apfelstrüh' und Weichselstrüh'
Wachst niemals auf Ein' Stamm:
Was sir einand' mit b'schaffen is,
Das k. umi auch niemals z'samm'!“

Man trennte sich dann. Unter Lachen wurde der Jäger Gaberl über die Leiter hinauf im Heuboden oberhalb des Stalles untergebracht und der Maler feierlich in das gewöhnliche Lager der Sennerin eingewiesen. Es war der Kreister, eine Bettstelle, hoch mit Heu gefüllt, das mit einem weißen Tuche bedeckt und mittels desselben niedergebunden war. „Ich bleib' gleich da auf der Heerbank liegen,“ sagte Mentel und lehnte sich an die Thür, als die „gute Nacht“ rufenden Mädchen in's Freie hinausgetreten waren. Man hörte sie noch von ferne jauchzen und jodeln; der Bursche horchte, und als sie verstummten, sang er ihnen erwiderud nach:

„Und Apfelstrüh' und Weichselstrüh'
Wachst niemals auf Ein' Stamm:
Aber Almenrausch und Edelweiß,
Die g'hören dennoch (kennoch) z'samm'!“

2. Tochter und Mutter.

Der Abend des nächsten Tages ging noch schöner zu Ende. Wohl lag drüben auf der Schattenseite der Ramsau — von den Bewohnern die Schafseite genannt — schon tiefe, an Dunkelheit grenzende Dämmerung; aber gegenüber dehnte sich noch das breite Lattengebirge hell besonnt vom roten Mann an bis zum Schwarzeck, wo die meisten Häuser zusammengedrängt liegen, hinüber bis zur Nordau und gegen den einsamen Taubensee hinan. Saftvoll glänzten die grünen Hänge, durchschnitten von braunrothen Ackerstreifen, unterbrochen und geschmückt mit breiten Säumen und Flecken von Ahorn und Buchen mit ihren herbstlich gelben und geröthegen Wipfeln, eingerahmt von schwarzen Tannenkäntern, über denen der klare Himmel mit seinen aufsauchenden Sternen ruhte. Die Luft war rein und klar und trug mit voller Schärfe jeden Laut die Höhen hinan, bald den vereinzelten Ton einer verspäteten Heerdenglocke, bald das seierliche Abendläuten vom Ramsauer Kirchthurme. Seidgar war es hohe Zeit, daß man von den Almen abgetrieben und das Vieh sicher untergebracht hatte, denn diese klare, fühle Helle verkündete, daß der Winter bald und rasch seinen Einzug halten werde.

Auch auf den breiten, tief eingeschnittenen Lehergraben ruhte noch der Sonnenschein und durchbrach das Blattgewölbe der Buchen, die zu beiden Seiten hoch und schlank wie Säulen emporstiegen. Darunter, nur stellenweise erhellt, rauschte im Dunkel der klare Bergbach nieder, bald in weißen Schaum geistt über eine Höhe stürzend oder sich an glatt gespülten Felsblöcken brechend, bald, aufgehalten durch sie, sich zu kleinen Tümpeln ansammelnd, in denen die Forelle haust, bald wieder wie nach kurzem Besinnen sich zu neuem Sprung und Sturz aufraffend. Etwa auf dem vierten Theil der Berghöhe erweitert und öffnet sich der an Geschiebe aufstürmenden steinige Pfad zu einer kleinen waldumfangenen Rasenblöße, in deren Mitte die Mühle stand. Sie war hart an den Graben angebaut; fast in gleicher Höhe mit dem niedrigen Dache stieg der hölzerne Mühlschuß empor, der einen Theil des Bergbachs auf die Schaufeln des schadhaften Triebrads fallen ließ, um ihn dann wieder in das allgemeine Rinnsal zu leiten. Das unansehnliche Gebäude sah braun, verwittert und herabgekommen aus; es war fast ganz aus Holz gebaut, und nur ein Theil des Erdgeschosses bestand aus roh übertünchtem Mauerwerk. Die kleinen Fenster schimmerten in der Abendsonne; die Büsche und Wipfel leuchteten, das Wasser am Mühlschuß flimmerte und rauschte, Friede und Anmuth schienen rings ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben, und dennoch machte das kleine Gehöfte in der lieblichen Umgebung keinen freundlichen Eindruck: er wurde verschendt durch die überall unverkennbaren Spuren hoffnungslos verkommender Armuth.

Auf der Bank vor dem Hause saß ein Weib und war beschäftigt, Werg an den Rocken zu legen. Es war eine schlanke, fast magere Gestalt in unscheinbarem bäuerischem Kittel, verschossenem Mieder und unsauberen Hemdärmeln. Schwarze, stark mit Grau gesprengte Haare hingen ungepflegt und unverentlich um den

Kopf und dagte Gesicht mit saftigen hängenden Wangen, deren unnatürliche Röthe unwillkürlich den Verdacht erweckte, als ob sie ihren Ursprung zerfleischen Ziegelsteinen oder dem Safte rother Rüben dankten. Von Zeit zu Zeit schossen unter den starken Augenbrauenbüschen scharfe graue Augen nach allen Seiten herum, wie wenn sie Jemand suchten oder erwarteten.

Nebenan am Rande des Rinnsals regte es sich im Grase und rauschte durchs Gebüsch; eine sonderbare Erscheinung kroch unter den Zweigen am Boden hin, dem Gange nach ein Thier, denn es bewegte sich auf allen Vieren, nach Gestalt und Antlitz ein Mensch, wenn auch in traurigster Verkümmerung. Wie ein Hund auf der Lauer lag es jetzt im Gebüsch und ließ den Eingang der Mühle nicht aus den Augen; nur manchmal schielte es ängstlich gegen das Weiß hin, gleich als fürchtete es, von diesem bemerkt zu werden. Nach einiger Zeit erhob sich das Weib und ging auf der Gräs vor bis an die Ecke des Hauses, von welcher man weiter in den Lebergraben und auf den Weg hinabsehen konnte. Diesen Augenblick benutzte der Kriechende und kam rasch aus dem Gebüsche auf den Rasen hervor. Es war die Gestalt eines Mannes, dem ein schweres Rückenleiden unmöglich machte, aufrecht zu gehen, und der es gewohnt geworden, Hände und Füße zu gebrauchen, um fortzukommen. Er war dürftig, nur mit grobem Hemd und Zwillichhosen bekleidet, die von Schmutze starrten und worin die Fetzen niederhingen. Der Kopf war ganz mit weißem wirrem Haar und struppigem Bart derselben Farbe umgeben; in dem breiten fleckigen Angesicht und den starren blauen Augen lag der Ausdruck des Stumpfsinns. Rasch lief der Blöde über den Rasen und hatte beinahe die Gräs erreicht, als das Weib zurückkam und mit drohend erhobener Hand abwehrend ihm entgegen sprang. „Was willst Du da?“ schrie sie ihm zu. „Marsch' weg; Du hast im Haus nichts zu thun!“

Der Mann vernochte nicht zu sprechen; er brachte nur dumpfes, unheimliches Gebrummen hervor, von welchem nur einzelne Laute den Tönen menschlicher Sprache ähnelten und als verstümmelte Worte verständlich wurden. „Kalt ...“ stieß er hervor, „.... Ofen ...“

„Nichts da! Kann mi aufgeführt werren!“ schrie sie ihm entgegen. „Heut' kommen Leut', vor denen Du Dich nit seh'n lassen darfst! Ich müßt mich ja schämen!“

Der Vierfüßige hatte sich wie ein Hund halb aufrecht auf zwei Beine und eine Hand gesetzt; er verzog schmerzlich das verwitterte Gesicht und fuhr mit der freien Hand über die Augen, als ob er weinen wolle; es kam aber keine Thräne, und er brummte nur noch dumpfer und unverständlicher etwas, was sich anhörte, wie „Herr“ und „Haus“.

„Was? Du willst noch Herr im Haus sein?“ schrie ihn das Weib an. „Auf der Stell' packst Dich fort, oder ich zeig' Dir, wo Du hingehörst und wer Du bist!“ Damit hatte sie einen Prügel vom Wege aufgerafft und schwang ihn drohend über dem Elenden.

Dieser schoß ihr einen wildflammenden Zornblick zu, aber er entfloh eilig und kroch der Nebenthüre zu, die in den Stall führte. Den verbarg er sich neben der einzigen Kuh in das Stroh; das Thier schien ihn zu kennen und gewohnt zu sein; es regte sich nicht, als er sich hinzu schmiegte, und leckte ihm wie mitleidig die braunen rindenharten Hände.

Die Müllerin war inzwischen in die Stube gekommen und hatte Jenny angezogen, in dem großen Ofen, der, aus dunklen, runden Thonfliesen zusammengesetzt, ein Viertel des Raumes einnahm. Durch die Ritzen des locker gebrannten Lehms fiel der Schein der Flammen auf den dunklen Bretterboden und ließ die Umrisse der Stube erkennen, deren schwarzbraune niedrige Balkendecke tief in die weißen Wände hereinreichte. Man unterschied die kleinen runden bleigefaßten Scheiben der Fenster und die um den Ofen und längs der Wand hinlaufende Sitzbank. Die Frau hatte einen Spahn angezündet und machte sich damit an einem Schränkchen zu schaffen, das in die Wand eingelassen war und dessen zierlich geschnitztes Thürchen von besseren Tagen, die das Haus gesehen, zu erzählen schien. Nachdem sie ein schmutziges Deckamchen angesteckt und in die dreieckige Mauernische daneben gestellt hatte, begann sie den Inhalt des Kästchens zu mustern. Er bestand aus einem Weidenflechten um allerlei Nähgeräth, aus einigen Büchern mit braunen abgegriffenen Blättern, aus ein paar alten Kalendern, einigen halbblinden Flaschen und Gläsern und einem Büschel Lumpen und Fleckzeug. Die Müllerin beachtete all dies nicht, sondern zog unter den Fetzen eine schmutzige Schweinsblase hervor, deren Inhalt sie mit unverkennbarem Wohlgefallen musterte. Es waren einige Thaler, ein in ein Papierchen eingewickeltes Goldstück und Gegenstände weiblichen Schmucks, eine zerbrochene Busennadel, ein einzelner Ohrring in Tropfenform. Das Aufleuchten in den Augen des Weibes verrieth, daß die Habsucht in ihr wohnte und daß trotz Alter und Häßlichkeit die Putzsucht und Eitelkeit noch nicht von ihr gewichen war. Sie zog das Halstuch zurecht, und frisch vor dem Spiegelscherben, der an der innern Wand des Schrankthürchens angebracht war, das verwortene Haar zurecht; dann hielt sie den Tropfen an das Ohr und besah sich von allen Seiten. „Es sollt' mir schon anstehn,“ murmelte sie vor sich hin, „es kommt nur darauf an, daß man's hat — dann glauben's die Leute auch ... und ich will's und muß es haben ... ich mag nicht länger so ...“

„Hea! Hi! Müllerin!“ rief es durch's Fenster, und eine krätzige Hand pochte an die schwirrenden Scheiben. „Ihr's leer im Kasten? Ein Mahlgast will zusahren!“

„Wer bei der Nacht zugefahren kommt, der kann zum Teufel geh'n!“ rief das Weib, indem sie hastig ihre Schätze zusammenraffte und verbarg und das Schrankthürchen unwillig zuwarf.

Es erfolgte keine Antwort von draußen, aber im nächsten Augenblick ging die Stubenthüre auf, und ein Bauernbursche in schwarzer Manchester-Jacke, auf dem Kopfe den breiten Hut mit goldenen Schnüren und Troddeln, trat ein. „Du bist es, Quasi?“ rief die Müllerin brummend. „Wo kommst Du her um die Zeit?“

„Komm' ich Dir etwan nit gelegen, Müllerin?“ fragte der Bursche, indem er sich ohne Anfrage oder Entschuldigung an den Tisch setzte. „Du darfst es nur sagen — se geh' ich wieder; ich sinn' überall Platz für meine Thaler!“ Damit hatte er einen Mäuselenmel hervorgezogen und schlug ihn auf den Tisch, daß die Münzen darin klangen.

Die Müllerin horchte hoch auf und kam schnell besänftigt herbei. „Mußt es nit übel nehmen, Quasi,“ sagte sie zutraulich keck, „weißt ja, daß Einem oft 'was über's Leberl kusen kann! Bist mir doch Einer von den Liebsten, die zusehpen. ... Du hast ja heute ganz gewaltige Span' (Späne),“ fuhr sie fort, indem ihre Augen begierig an der vollen Börse hafteten. „Das scheppert ja, wie wenn's lauter Kronthaler wären. ... Laß doch seh'n. ...“

Sie griff nach dem Beutel, aber der Bursche zog ihn an sich. „Hat keine Eil',“ sagte er lachend. „Kannst leicht selber mehr solches Glump haben, wenn Du gescheit bist — jetzt bring mir ein Quartl Pomeranzen ... ich brauch' was zum Auswärmen für die Nacht!“

Die Müllerin eilte an das Wandkästchen und drückte inwendig an eine Feder; ein verborgenes Fach öffnete sich darin, aus welchem sie das Verlangte hervorholte, und das durch seine Heimlichkeit verrieth, daß in der Lebensmühle eine Winkelschenke gehalten wurde. Sie stellte Quast das gefüllte Glas hin und rief, indem sie ihm auf die Schulter klopfte: „Gesegn' es Gott, Quasi — ich will nur geschwinde hinaus, und will die Läden zumachen und die Hausthür, damit uns die Grünen nit unversehens auf den Hals kommen.“

Sie ging; der Bursche that einen tüchtigen Zug aus dem Glase und sah dann nachdenklich vor sich hin, während er einige verschüttete Tropfen auf der Tischplatte wie unbewußt mit den Fingern in unregelmäßige bezeichnende Striche und Formen aneinander zog. Er war noch jung und sein Gesicht von schönem, kräftigem Schnitt, aber über Augen und Schläfen war ein Sturm dahingegangen und hatte seine Spuren zurückgelassen, wie der Hagelschlag an einem jungen fruchtknospenden Baume: das Stämmchen hat zwar die Zerstörung überdauert, aber es kränkelt seitdem, und Rinde, Blatt und Frucht tragen die Zeichen der Verkrüppelung. Es war etwas Wüstes und Unsteres in den dunklen Augen, um ein bäufiges Zucken der Mundwinkel gab dem ganzen Gesichte einen unheimlichen, fast wirrigen Ausdruck.

„Bist mit gut aufgelegt?“ fragte die Müllerin, als sie zurückkam und sich ihm gegenüber setzte. „Was stutzest denn aus?“

„Wie wir auseinander kommen, Müllerin,“ sagte der Bursch. „Es thut nicht mehr gut mit uns Zwei' ...“

„Warum nit gar!“ rief sie mit gezwungenem Lachen. „Trink, Quasi, trink, damit Dir andere Gedanken kommen! Als wenn Du nit wüßtest, was denn' für ein Tag ist! Als wenn Du nit gerad' deswegen herkommen wärst!“

„Ich weiß wohl, aber es nutzt doch nichts. Ich bin erst neu-

sich bei ihr auf der Alm gewesen — die Kordl ist ganz umgewend't, es ist nichts zu machen mit ihr!"

„Sie ist eine verrückte Person!" eiferte die Müllerin. „Mußt ihr den Kopf zurecht setzen und sie mit so leicht aufgeben! Und bin ich mit auch da? Hab' ich mit auch noch ein Wörtl d'rein zu reden? Und ich mein', ich hätt' Dir schon in früheren Zeiten gezeigt, ob ich was auf Dich halt' und ob ich was anbrichten kann bei dem Mädel! Aber Du mußt halt Geduld haben — es will seine Zeit!"

„Ich hab' aber keine Zeit zum Verlieren und keine Geduld zum Warten!" entgegnete Quast ärgerlich. „Das Bertelsgadener Landgericht ist hinter mir her! Der gestreng' Herr sagt, ich wär' ein Lump, ein Schwärzer, ein Wildvieh; ich müßt' mich ausweisen, von was ich leb'; ich sollt' in die Arbeit gehen oder in einen orrentlichen Dienst, sonst will er mich aufzuheben geben in Kaisersheim . . ." Mit einem Fluch unterbrach er sich selbst und schlug die geballte Faust auf den Tisch. „Wenn der Kriegsthof noch mein wär', hier er sich's wohl nit einfallen, so zu reden mit mir!"

„Ja, der ist hin!" lachte die Müllerin spöttisch. „Der ist hinuntergeschwommen!"

„Und warum ist er hin?" rief Quast noch wilder. „Weil sie mir ihn abgelogen haben und abbetrogen, das Landgericht und der Vorsteher und die ganze Bande miteinander! Ich hätt' noch lang forthausen und mir wieder aufhelfen können; aber das haben sie mit gewollt, weil ich kein Duckmäuser bin und ihnen niemals einen gehorsamen Diener ab'geben hab'! D'rum haben sie mich hinausgejagt und mir den Hof verkauft. Niemand ist schuld daran, als die miteinander! Niemand als die — und die Kordl mit ihrer ewigen Ziererei und Spreizerei. . . . Aber das muß anders werden! Heut' noch muß ein End' hergeh'n! Wo ist die Kordl?"

„Ich weiß nit; hab' sie nicht wiedergesehn, seit sie gen Alm' ist . . ."

„Sie haben heut' abgetrieben, ich hab's erfragt. Sie muß schon lang fertig sein bei ihrem Dienstbauern und muß jeden Augenblick kommen."

„Wann sie nur überhaupt kommt!" entgegnete die Müllerin zweifelnd. „Sie ist nit gern daheim bei uns!"

„Wo soll sie sonst hin?" Der Dienst ist aus; sie kommt jedenfalls und will in der Mühl übernachten . . . d'rum muß es heut noch richtig werden mit mir und ihr!"

„Wie denn?" fragte sie mit listig frechen Blicken. „Du bist wohl ein schneidiger Bursch, aber die Kordl ist wiederspenstig und scheu, wie eine wilde Katz . . ."

„Dafür laß mich sorgen! — Schlaft sie droben in der Kammer, wie sonst?" Merkst was?" fuhr er fort. „Ich will schon sorgen dafür und will's erzählen, daß ich zu ihr Gassel gangen bin und daß sie mich wieder angenommen hat; wenn sie sieht, daß sie doch nimmer loskommen kann von mir, dann wird sie sich wohl d'rein finden und klein beigeben . . ."

„Aber wenn's so ist — was nutz es Dir nachher?"

„Was? Daß ich den Gered' und Gespag' am Landgericht ein End' machen kann! Bin ich mit dem Madl in Ordnung, so übergiebst Du ihr die Mühl', und wir heiratzen — ich kann nachher doch thun und treiben was ich mag, und die Schergen müssen mich in Ruh' lassen!"

„Uebergeben! Als wenn das so leicht ging'! Bin ich denn allein Herr? Gehört das Sachel nit auch dem Müller? Was kannst mit ihm anfangen, seit ihn der Schlag getroffen hat? Ich hab' schon ferten (im vorigen Jahr) angefragt beim Landgericht, wie das wär', ta hat's geheißen, man müßt' einen Curater aufstellen für ihn — etwa den Vorsteher droben am Bühel!"

„Mich' der auch nieder die Hand im G'spiel haben? Das wär' gerade der Rechte! Nein, Müllerin, mit einem Curater ist es nichts!"

„Und anders geht's nit."

„Anders geht's nit? — Ein so gescheit's Leut, wie Du, Müllerin, und red'st so daher? Laß Dich nit auslachen! Es geht wohl anders auch!"

Die Blicke Beider begegneten sich mit dem Ausdruck eines unheimlichen Verständnisses.

„Ist der Müller nit ein elender Mensch?" fuhr Quast leiser fort. „Ist er nit ein Krüppel, dem kein Mensch mehr helfen kann? . . . Ich mein', es wär' ein Glück für Dich und eine Wohlthat für ihn, wenn er von seinen Leiden erlöst wär'! — Ein lebendiger Simpel muß wohl einen Curater haben — ein G'storbener braucht Keinen mehr!"

„Nein, Quast . . . nein," sagte das Weib, indem sie sich abwandte und ihr etwas wie ein Schauder den Rücken überlief. „Das ist nichts — davon will ich nichts wissen . . . ich will doch lieber mit dem Vorsteher reden. . . ."

„Das kannst thun — der Leut' wegen," entgegnete der Bursch, „vom Andern brauchst nichts zu wissen, das ist meine Sach' . . ."

„Ich hör' was draußen auf der Gräd," unterbrach ihn die Müllerin leise, „es kommt Jemand . . ."

„Das wird die Kordl sein," flüsterte er entgegen, „ich will fort; laß mich hinten hinaus, daß sie mich nit sieht und etwan aufmerksam wird! Nichte auch den Beutelkasten und die Truhen her in der Mühl', damit Alles leer ist, wann wir kommen. Es giebt heut Nacht eine große Schwärzerei . . . die Tyroler bringen eine Menge Seidenzeug herüber und goldene Uhren. . . . Bei Dir soll's versteckt werden — ein ganzer Hut voll Kronthaler ist unser, wann's gut geht. . . . B'hüt Gott," sagte er, sein Glas austrinkend, „und wann etwa der Bigadeer nach mir fragt — nachher wirst schon wissen, was Du ihm zu sagen hast!"

Wenige Secunden später pochte es an der Hausthüre, die Müllerin öffnete, und Kordel trat ein, das Kopftuch auf und den Hut darüber, die gestrickte braune Jacke über das Mieder gezogen, ein Bündel mit Kleidern in der Hand. „Grüß' Gott, Mutter," sagte sie, „das ist ja ungewohnt, daß bei uns die Hausthür' schon so früh geschlossen ist!"

„Grüß' Gott," erwiderte die Mutter, „das kommt Dir nur so vor, weil Du spät d'ran bist mit dem Kommen. Man muß sich wohl vorseh'n da heroben in der Einöd', es giebt gar zu viel Schelmenleut'!"

„Ich bin mit eher fertig geworden," sagte Kordel, in's Zimmer eintretend, „hab' erst das Vieh besorgen müssen — sie haben mich gar so hart fortgelassen beim Bauer. . . . Aber wo ist denn der Vater?"

„Nun, es ist schon recht, weil Du nur da bist — es geht manchmal gar nit mehr recht fort mit mir; es giebt so viel zu thun, und ich kann Dich nothwendig brauchen, Du mußt jetzt schon dableiben, Kordl."

„Nit gern, Mutter," sagte das Mädchen zögernd, indem sie sich auf die Bank setzte und vor sich niederstab. „Du weißt den früher her, daß es mit recht gut thut, und weißt auch warum. . . . Ich möcht' am liebsten bei meinem Bauern bleiben, dem wär's auch ganz recht. . . ."

„Nichts da!" rief heftig und herrisch die Frau. „Du gehörst zu uns — Vater und Mutter haben das erste Recht auf Dich! Sollen wir uns schinden und freilen, und unser Kind die Füß' allweil unter fremder Leute Tisch haben?"

„Aber wo ist denn der Vater?" fragte Kordel ausweichend, indem sie im Zimmer umher sah. (Fortsetzung folgt.)

Ein Volksschwur.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersbein und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht gewinnt und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur flehend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgejagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd!

Theodor Körner.

Am Morgen des 28. März 1813 läutete in dem schlesischen Dorfe Kegan die Glocke. Sie rief nicht zum gewöhnlichen Gottesdienste, denn es war Sonnabendmorgen. Der Geistliche des Orts, der Pfarrer Peters, stand im Amtsgewande erwartend vor der Thür des Gotteshauses, das ganze Dorf war in begeisterter Erregung. Einer ersten, schönen Feier galt es, der Einsegnung der Todesweihe einer herrlichen Schaar von Jünglingen und Männern, welche entschlossen waren, Blut und Leben dem Vaterlande zu opfern. Es galt der Einsegnung des Lützow'schen Freicorps.

Und vor dem Dorfe war die Cavallerie des Corps, 260 Pferde stark, aufmarschirt, um ihre Cameraden der Infanterie zu erwarten, welche 180 Mann zählend von dem nahen Dorfe Zobten herankamen. Das waren feste, herrliche Gestalten. Aus ihren Augen

Die Einsegnung des Lützow'schen Freicorps in der schlesischen Dorfkirche zu Rogau.

sprach Begeisterung und der Muth des Todes. In ihrer Uniform, dem schwarzen Waffenrocke, Litewka genannt, mit rothem Vorstoß an Kragen, Aermelaufschlag und Achselklappen und den gelben Knöpfen, trugen sie die deutschen Farben: Schwarz-Roth-Gold. Wohl wurden sie amtlich als „königlich preußisches Freicorps" aufgeführt, aber an dem Tschako trugen sie das preußische Zeichen nicht. Eine größere Idee lebte in ihnen. Ein deutsches Freicorps wollten sie sein, denn dem ganzen deutschen Vaterlande galt ihr Blut und Leben.

Dies waren die ersten Männer der „schwarzen Jäger" oder der „Rachecohorte", der Anfang von Lützow's wilder, verwegener Jagd. Wie die thebanische Schaar im Alterthum wollten sie ausziehen, um die Schmach und Knechtschaft ihres Vaterlandes zu rächen. In Schwarz hatten sie sich gekleidet, denn Schwarz ist die Farbe der Trauer und des Todes.

Unter Glockengeläute zogen sie alle in Regau ein und in die Kirche. Sie war gefüllt bis zum Uebermaß. Von über tausend Lippen wurde mit Begeisterung ein Lied, ein Choral gesungen. Wir lassen ihn hier folgen, denn Theodor Körner, der schon am 19. März in das Freicorps eingetreten war und der Einsegnung mit beiwohnte, hatte ihn für diese Feier nach der Melodie: „Ich will von meiner Missethat ꝛc." gedichtet.

Wir treten hier in Gottes Haus:
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns wahrt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde:
Wir streiten ja für Recht und Pflicht,
Um für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So sind's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen;
Es feiert Recht heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen.
Traun frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er walt uns jetzt mit Siegeskraft
Für die gerechte Sache;
Er tief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Uns führet uns, wir's auch durch den Tod.
In seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

„Nach Absingung des Liedes," mit diesen Worten schildert Körner selbst in einem Briefe die erhebende Feier, „hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen! Dann warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, wie war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todeswuth flammend wachte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen. Der mit Würde vorgetragene und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Officiere geschworen, und „Eine feste Burg ist unser Gott!" machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit."

Der erhabene Augenblick ist es werth, im Bilde verewigt zu werden. Denn dort sah man nicht blos trotzige Männer und glühende Jünglinge die Hand zum Schwur erheben, man sah den Vater sich losreißen von Weib und Kind, und das Weib war nicht zerknirscht und kleinmüthig, ihr treuer Arm umschlang den zerrissten Gatten zum Abschied, er hielt ihn nicht zurück vom großen Entschluß, der ein Volk begeistert. Bräute und Geliebte erfüllte, ihrer Tapferen würdig, kein anderes Gefühl, als der Sieg auf sie. Und wie die Mütter und Bräute hatte selbst Knaben der heilige Sturm des deutschen Geistes erfaßt und auch sie erhoben die zarten Hände zum Schwur der Männer.

Ja, eine erhebende Feier, eine wirkliche Todesweihe! Und der Tod hat viele von ihnen im Kampfe erreicht und unter ihnen Deutschlands beste Söhne, über deren Verlust wir noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, mit frischem Schmerze klagen müssen. Unter ihnen fiel Theodor Körner, der Sänger von Leyer und Schwert, Carl Friedrich Friesen aus Magdeburg, von dem F. L. Jahn sagt: „Keinem zu Lieb' und Keinem zu Leide! aber wie Scharnhorst unter den Alten, so ist Friesen unter den Jungen der Größte unserer Gesellennen," von dem E. M. Arndt sang:

„Wer ze ein Ritter ckel,
Da wask es tausend Mal!"

unter ihnen fiel Friedrich Eckardt aus Rothenburg, Christian Graf zu Stolberg, und der edle Oberjäger von Berendorft aus Dessau, der den Tod seines Freundes Körner nicht überleben mochte. Er stürzte sich wenige Tage später (am 16. Sept.) im Kampfe an der Göhrde mit dem Rufe: „Körner, ich folge Dir!" auf den Feind und fand von zwei Kugeln getroffen todt nieder. Unter ihnen fielen Gottlieb Schnelle und die drei an Jugendgaben reichen Grafen Gröben, Canitz und Dohna, deren Heldentod Max von Schenkendorf in einem Liede feiert.

Das sind nur wenige Namen unter den Hunderten und Tausenden, aber ihnen gleiche gab es viele unter ihnen; wie sie gingen alle mit freudigem Muthe dem Tode entgegen.

Schon am 9. Februar hatte der Major von Lützow und der Major Friedrich von Petersdorff, beide Waffengefährten Schill's, den König Friedrich Wilhelm um die Erlaubniß, ein Freicorps errichten zu dürfen, ersucht und ihm den Plan desselben gleichzeitig mitgetheilt. In einem Schreiben des Königs aus Breslau vom 18. Februar wurde ihnen die Erlaubniß ertheilt. Die vorläufigen Bedingungen waren, daß Lützow und Petersdorff die Mannschaft selbst durch Freiwillige, vorzüglich vom Auslande, anwerben, einkleiden und remontiren sollten; von Seiten des Staats sollten nur die Waffen für diejenigen geliefert werden, welche sich keine brauchbaren Büchsen und Cavallerie-Seitengewehre anschaffen könnten. Nach dem ursprünglichen Plane Scharnhorst's sollte das Lützow'sche Freicorps einen Vereinigungspunkt für alle Deutschen bilden, besonders aus denjenigen Ländern, deren Regierungen, sei es gehindert oder eigensüchtig, der großen nationalen Sache noch nicht beigetreten waren. Das Corps sollte seinen Schauplatz auf den Flanken des französischen Heeres nehmen, die Verbindungen desselben stören, seine Operationen erschweren und überall die Volkserhebung zu fördern streben. Ohne an den Befehl eines Höhercommandirenden gewiesen zu sein, sollte das Corps als ein völlig selbstständiger Truppenkörper kämpfen. Ein kleines Bis von Deutschlands Einheit und Einigkeit sollte in diesem Corps gegeben werden; gewiß ein schöner — Traum!

Der Anstoß zum Eintritt in das Corps und zu Gaben für die Freiwilligen wurde erlassen, und in heiliger Begeisterung flammten Aller Herzen auf. Petersdorff leitete die Bildung des Corps in Breslau, während Lützow bald hier, bald dort war, um überall anzuregen und ordnend zu wirken. Die, welche sich zur Infanterie meldeten, wurden nach dem Dorfe Zobten gesandt, die Cavallerie nach dem nahegelegenen Regau.

Und die Namen Lützow's und Petersdorff's erweckten Vertrauen, die Idee einer deutschen Schaar der Rache gleich jener alten thebanischen fand in Tausenden von Jünglingsherzen einen lauten Wiederklang. Nach wenigen Wochen, als das Corps in der Kirche zu Regau eingesegnet wurde, bestand es bereits aus 900 Mann Infanterie (4 Musketier-Compagnien und 1 Jäger-Detachement) und aus 200 Mann Cavallerie (1 Husaren-Escadron unter dem Premierlieutenant von Holzen, 1 Uhlanen-Escadron unter dem Premierlieutenant von Kropf und 1 reitenden Jäger-Detachement unter dem Premierlieutenant von Aschenbach). Später führte noch ein Rittmeister von Bismarck* aus der Altmark dem Corps eine zweite Husaren-Escadron, welche er gebildet hatte, zu.

Zu dem Allem hatte die Regierung nicht mehr als 200 Gewehre hergegeben. Aus dem Volke war dies Corps hervorgegangen, das Volk hatte es freiwillig ausgerüstet.

Es war eine große, eine heilige Zeit! Die Regierungen waren ohnmächtig, die Fürsten muthlos und zum Theil verjagt aus

* Sollte der jetzige Ministerpräsident Preußens ein Nachkomme dieses Rittmeisters von Bismarck sein? Welche Empfindungen würden dann den Wittlamper Lützow's erfüllen, wenn er jetzt seinen Nachkommen schauen könnte? Wohl ihm, daß sein Auge längst geschlossen ist!

ihren Ländern. Da nahm das Volk des Vaterlandes Sache in die Hand und hat sie herrlich durchgeführt. Kein Opfer war ihm zu groß, kein irdisches Gut zu theuer, sein eigenes Blut nicht zu lieb, es hat dies Alles willig dargebracht zum Kampfe für die Freiheit.

Thue daß wir weich sind, treten uns unwillkürlich die Thränen in die Augen, wenn wir die Gaben für die Freiwilligen lesen, welche in den Berliner und Breslauer Blättern unter der Ueberschrift „Vaterlandsliebe" verzeichnet wurden. Der Jüngling verließ die Schule oder den Hofsaal oder die Werkstätte, der Verlobte riß sich aus den Armen seiner Braut und aus allen Träumen seines Glückes los, der Mann ließ Weib und Kind im Stich, um für das Vaterland und die Freiheit zu kämpfen. Selbst Mädchen traten als Männer verkleidet in die Reihen der freiwilligen Kämpfer ein. Wir nennen hier nur Leonore Prohaska (bei den Lützowern unter dem Namen August Renz, fiel und starb mit Heldenmuth in dem Gefechte an der Göhrde), Charlotte Krüger und Dorothea Säwosch. Und die, welche nicht selbst mit in den Kampf ziehen konnten, wetteiferten in Gaben für das Vaterland. Die Witwen und Waisen gaben ihr Letztes her, Kinder schichten ihre Sparbüchsen, Dienstmädchen ihre prunkgelegen Pfennige. Es war, wie Niebuhr einem Freunde schreibt, „die Hingabe der Einzelnen an das Ganze grenzenlos." Der spanische Gesandte in Berlin, Don Pizarro, schrieb damals nach Madrid, daß ihm in Preußen jetzt Alles ganz spanisch vorkomme, so begeistert sei die Stimmung des Volkes. „Es ist unmöglich, nicht elektrisirt zu werden," sagte er, „wenn man das Feuer sieht, mit welchem hier das Volk seinem Nationalgeiste Luft macht."

Es war eine heilige Zeit. Die Frauen schickten ihre Trauringe, die Bräute ihre Verlobungsringe ein und trugen dafür eiserne Ringe mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen. 1813." Kein Schmuck wurde mehr getragen, kein Andenken aufbewahrt, welches irgend welchen Werth hatte, Alles, Alles wurde hingegeben für das Vaterland. Ueber einhundertundneunzehntausend goldene Ringe, Ketten, Ohrgehänge ꝛc. sind damals freiwillig gegeben. Ein junges Mädchen schickte ein auf 75 Thaler taxirtes goldenes Halsband ein mit den Worten: „Dies Halsband ist das Geschenk meines in den Krieg gezogenen Bräutigams. Ich habe das theuerste Andenken geopfert, welches ich besaß." Ein blinder Harfenspieler erbot sich, die Hälfte seines kümmerlichen Verdienstes zur Unterstützung eines verwundeten Kriegers herzugeben. Drei Dienstmädchen sandten einen silbernen Becher, eine silberne Nadelbüchse, sieben Medaillen und 25 Thaler ein; ein Invalide eine Huldigungsmedaille, mit den Worten: „mir ein theueres Andenken, ich bringe es dennoch dar"; ein zehnjähriger Knabe zwei silberne Medaillen und sieben Groschen — er hatte nicht mehr. Eine arme Frau hatte ihre Thaler zu einem Ueberrock erspart, sie sandte sie ein mit der Bemerkung: „die Jäger brauchen es nothwendiger als ich."

Noch Seiten könnten wir mit Aufzählung solcher Gaben füllen und wer nichts zu geben hatte, wem durch die harten vorhergegangenen Jahre bereits Alles genommen war, der nähte und strickte zum Wenigsten für die in den Kampf Ziehenden.

Ein Beispiel möge hier inneß noch genannt werden, es wird den Wenigsten bekannt sein. Ein junges, sechszehnjähriges, reizend schönes Mädchen, Fereinanda von Schmeltau, deren Vater, Oberst a. D., mit 11 Kindern, im Alter von 21 bis 1 Jahre, von 100 Thalern Pension in einer Erbpacht im Klostergut Bergel nahe bei Ohlau in bedrängten Umständen lebte und bereits seine aufgewandte Staatsschabrake und die Ringe und kleinen Preziosen seiner Frau gegeben hatte, war unerschöpft, daß sie nichts besaß, was sie als Gabe darbringen konnte. Da ließ sie ihr schönes, reiches Haar für welches ihr ein Friseur 10 Thaler bot, abschneiden und schickte dasselbe für die Freiwilligen ein. Und ihr schöner Zweck wurde vollkommener erreicht, als sie geahnt hatte. Ihre That blieb nicht verschwiegen, das Haar wurde aufgelockt, Ketten, Ringe und Armbänder wurden daraus angefertigt, und das Verlangen nach denselben war so groß, daß aus ihrem Haar 1200 Thaler gelöst wurden, die zur Einkleidung von mehreren Freiwilligen hinreichten. Die Opferbereitwilligkeit des ganzen Volkes war grenzenlos, erhebend.

Fragen wir jetzt nach fünfzig Jahren, welcher Lohn ist dem Volke für die großen Tage und Thaten von 1813 geworden? Wir müssen erröthen, wir haben nur die eine Antwort sie sind ihm mit Undank gelohnt! — Wohl denen, die in dem Freiheitskampfe gefallen, sie haben eine schöne und reine Zeit mit sich in's Grab genommen, sie haben die Schmach nicht kennen gelernt, die jenen Tagen gefolgt ist! Und jetzt macht man dem Volke von oben herab noch den Vorwurf, daß es das Vertrauen verloren habe!

Aus dem rauhen Frühling eines Dichterlebens.

Nr. 1.

Die nachstehenden Erinnerungen an Jean Paul's Aufenthalt in Hof und Schwarzenbach und die hier mitgetheilten noch ungedruckten Briefe desselben verdanken wir der Tochter einer Zeitgenossin des großen Mannes, die deren Veröffentlichung erst nach ihrem Tode wünschte. Dazu konnte keine Zeit geeigneter sein, als die gegenwärtige, in welcher ganz Deutschland die Feier des hundertjährigen Geburtsfestes Jean Paul's vorbereitet, und so möge unser großer Lesekreis diese Erinnerungen und Briefe als eine Festgabe der Gartenlaube zu seiner nationalen Dichterfeier annehmen.

Auch für die Einführung derselben ist uns eine seltene Perle zu deren besonderem Schmuck anvertraut worden: ein Brief der Wittwe Jean Paul's* an die Tochter der Verfasserin dieser Erinnerungen. Wir theilen das Wesentlichste davon mit, weil sein Inhalt uns weiterer Bemerkungen über das Nachstehende enthebt.

„München d. 25sten Juni 1858.

Liebe Frau von Bracker!

In Betreff Ihres mir mitgetheilten Vorhabens, das Sie so rücksichtsvoll mir mittheilen, kann ich weiter nichts sagen, als daß weder ich noch meine Kinder das Geringste dagegen einwenden können, indem ja diese Briefe an Ihre sel. Frau Mutter ganz Ihr Eigenthum sind und, in der eigentlich glücklichsten Lebensperiode des seltenen Mannes entstanden, den ich anzugehören später das Glück hatte, mir Ruhm und Zeugniß seiner heiligen Seele geben können. Indem kürzlich die Ablömmlinge einer andern Jugendfreundin des Unsterblichen, der Frau Renate Otto aus Hof, ein ähnliches Vorhaben begonnen haben, welches mit Beifall aufgenommen worden sein soll, so begreife ich wohl Ihr sinnliches Interesse, ein Gleiches für Ihre demselben Kreise zugehörige theure Frau Mutter in Anspruch nehmen zu wollen, zumal so Manches aus der späteren literarischen Wirksamkeit des Verewigten darin angedeutet und enthalten ist.

Schließlich muß ich aber Ihre gütig gemeinte Dedication ablehnen, meine theure Freundin. Es war immer meine Neigung, so unbemerkt als möglich durch das Leben zu gehen und nie öffentlich genannt zu werden. Selbst ich jetzt, wo ich so nahe an der Pforte der Ewigkeit stehe, davon abweichen wollen? Nur immer von den Verhältniß zu Gott durchdrungen suchte ich mir keinen Namen unter den Menschen zu erwerben und begnügt mich, das hohe Loos, das ich Unbekenntende aus der Schicksalsurne zog, durch Erfüllung meiner häuslichen Pflichten als Gattin und Mutter zu verdienen. Die Anerkennung seiner höheren Natur und meine Begeisterung für die Fülle und den Reichthum seiner Seele gaben mir Flügel, das Schwerste zu leisten.

Nun leben Sie wohl, theure Frau, und gesegnet mit Ihren Kindern. Meine Tochter Thekle wohl ihrem Mann wollen Ihnen herzlich empfohlen sein. Bis zum Grabe bleibe ich

Ihre treuergebne Freundin Caroline Richter,
Wittwe Jean Paul's."

Erster Aufenthalt in Hof.

Im Jahre 1786 bot die kleine Stadt Hof noch nicht den freundlichen Anblick, welchen jetzt ihre hellen und breiten Straßen

* Eine Charakteristik dieser edlen Frau haben wir im Jahrgang 1861, S. 550, unseren Lesern gebracht; die Jean Paul's, von L. Stieeb, in Nr. 1. des vorliegenden Jahrgangs, bitten nun ein würdiges Vorwort für diese Erinnerungen und Briefe.

Digitized by Google

gewähren; die hohen Giebelhäuser waren ohne Rücksicht auf Symmetrie an einander geschichtet und verengten durch ihre unregelmäßige Bauart die Straßen; die alten Holzgäßer sahen oft sehr moosig und verwittert aus; kurz es war eine altertümliche düstere Stadt, ohne die tiefe Romantik des Mittelalters. Zwischen zwei Hügeln, die seltsam bezeichnend die Labyrinthe und der Teufelsberg heißen, lag es ziemlich kahl und schmucklos da; dennoch war es der Wohnsitz eines recht achtbaren, fleißigen, gemütlichen Völkchens, dessen patriarchalische Einfachheit und bürgerliche Tugenden ihm Zufriedenheit und Glück gewährten. Handel, Ackerbau und Gewerbsfleiß standen schon damals in voller Blüthe, und der ehrenwerthe Fleiß der Bewohner sicherte ihnen einen soliden Wohlstand. Dagegen litten sie freilich an kleinstädterischer Engherzigkeit; Poesie, Kunst und überhaupt höherer Aufschwung und ideale Genüsse gehörten zu den seltenen und entbehrlichen Luxusartikeln, die man weder besaß noch ersehne.

Mitten in der Stadt, auf einer einsamen, flösterlichen Stelle, dem alten Schloßplatze, wo sonst ein markgräfliches Schloß gestanden hatte, welches nach der Sage eine Zeit lang der fabelhaften Fürstin desselben, der weißen Frau, zum Aufenthalt diente, und wo sich jetzt nur noch ein verdeckter Brunnen, ein begrasster, gepflasterter Platz und ein längliches Viereck verfallener Häuser zeigte, stand an der äußersten Spitze ein kleines einstöckiges Häuschen, welches sich ländlich und idyllisch unter den übrigen verbarg. Es hatte ein neues Gärtchen, eine schattige Hollunderlaube und einige bescheidene Rosenstöcke vor dem Fenster, und drinnen wohnte mit seiner Mutter ein junger Mann, der es heimlich in einem Tempel der Musen weihe und arm, unbekannt, unbeschützt die ersten Schwingen seines Adlerflugs regte.

Johann Paulus Richter gab, nachdem er von der Universität zurückgekehrt war, um seine literarische Laufbahn zu beginnen, Manches zu denken und noch weit mehr zu reden. Der sonderbare junge Mann war aber auch ganz anders als der ehrliche Bürger Kinder, welche sein sittig und anständig von der berühmten Leipziger Universität zurückkamen, keine Neuerungen mitbrachten, den Zopf nach der Mode trugen und den künftigen Amtmann oder Pfarrer oder Doctor in ernster Würde voraus andeuteten. Dies Alles versäumte der junge Candidat Richter; er trug sein Haar schlicht von dem Scheitel zurückgekämmt, kein Puder emsteckte die natürliche Farbe desselben; man vermißte den steifen Zabot oder Busenstreif, und sah dafür mit Unruhstung einen aufdringlichen Kragen vom offenen Halse zurückfallen; der graue Friesrock hatte keinen breiten Schooß, und das Auge blickte kühn und geistvoll in die Welt. Was sollte man von diesem sonderbaren Menschen denken?

Zwar hatte er schon seine Satiren: „Auswahl aus des Teufels Papieren“ und seine „Grönländische Processe“ geschrieben und drucken lassen; aber sein Witz, dessen schonungsloser Stachel die Schwächen und Vorurtheile so geschickt zu treffen wußte, machte, daß man ihn fürchtete, und die heilige Glut seines Ernstes, der Götterfunke seiner Erfindungen waren entweder noch nicht gekannt oder nicht verstanden. Die süßliche Empfindelei der damals beliebten Lectüre hatte den Geschmack verdorben; er mußte sich erst durch eine neue Sprache, durch solche überwältigende Gedanken reinigen.

In diesem zeichnete sich mein elterliches Haus aus; heiter und gastfrei stand es Jedermann offen, und mein Vater ward wegen seiner Rechtlichkeit sehr von dem benachbarten Adel geschätzt. Er machte oft in Handlungsgeschäften Reisen in größere Städte und hatte dadurch mehr Kunstsinn und eine freiere Lebensansicht gewonnen. Auch hatte er eine hübsche Bibliothek, besonders liebte er Geschichte und andere Bücher ernsten Inhalts, auch der fromme Gellert und Prediger Harms durften nicht fehlen. Ich erinnere mich noch des Vergnügens, wenn mir in meiner Kindheit erlaubt wurde, bei kleinem Unwohlsein in einem alten Geschichtsbuch zu blättern, in welchem die bunten Bilder deutscher Kaiser prangten, über deren Herrlichkeit ich alle Schmerzen vergaß.

Meine Mutter war eine schöne stattliche Frau; sie war von Natur heiter und ungemein schlimmerte sich wenig um das Urtheil der Welt, da sie selbst nur Gutes von Andern dachte. Sie hatte einen sehr richtigen Verstand; da sie aber keine Gelegenheit gehabt hatte, ihn gründlich auszubilden, suchte sie bei ihren Töchtern diesen Mangel so viel als möglich zu ersetzen. Aber Hof bot freilich sehr mangelhafte Stätten des Unterrichts für Mädchen zu einer Zeit, wo dafür noch wenig gethan wurde.

Die Gebrüder Otto waren die Gespielen unserer Jugend und blieben uns immer fremnlich zugethan; kamen sie von Leipzig in den Ferien, so war dies ein Fest bei uns ebenso als in ihrem Vaterhause. Der biedere Albrecht interessirte sich für meine ältere Schwester, und dies machte unser Verhältniß noch inniger.

Zu meinen näheren Bekannten gehörten noch Amöne Herold und Renate Wirth. Diese beiden begabten Mädchen zeichneten sich vor meinen übrigen Gespielinnen durch ihren Verstand und ihre Talente aus; erstere namentlich wußte uns durch ihre scharfe, fast beißende Auffassungsgabe sehr zu imponiren, während mein Herz mich mehr zu der weit jüngern, gemüth- und phantasievollen Renate zog. Die Winterabende gaben Veranlassung zu geselligerem Verein, besonders später nach Richter's näherer Bekanntschaft, der die Seele und der Mittelpunkt unseres Kreises ward.

Bei einer gemeinschaftlichen Landpartie lernten wir diesen durch Christian Otto* kennen, der ihn uns als seinen besten Freund vorstellte. Meine Mutter bei ihrer großen Empfänglichkeit für alles Gute war von dem genialen Jüngling bezaubert, und sein glänzender Humor, in welchem sich zu zeigen er die Liebenswürdigkeit hatte, riß sie zu der lebhaftesten Bewunderung hin. Wie war dies auch anders möglich? Witz, Geist, Gedankenfülle, Empfindungsgluth sprudelten mit nie zu erschöpfender Fülle aus ihm; Alles ward von seinem mächtigen Geiste ergriffen, und wir fühlten, daß wir noch nie einen solchen Nachmittag verlebt hatten. Von nun an kam Richter in unser Haus, und wir wußten bei näherer Bekanntschaft nicht, ob wir mehr seinen Geist bewundern oder seinen Charakter lieben sollten. Kindisch bis zur Naivetät war er immer bescheiden, offen und gut. Liebenswürdig fremd in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens, ließ er sich mit währender Gutmüthigkeit den Spott über kleine Ungeschicklichkeiten gefallen; so scharf seine Feder und seine Worte treffen konnten, nie ward er wahrhaft verletzend, nie kannte er Jemandem eine böse Absicht zu; sein heiterer, genügsamer Sinn nahm willig jede kleine Freude auf, und ihn ergötzte, was Andere oft kaum bemerkten. Für die Welt ward er ein Gegenstand der Bewunderung und des Ruhms, aber für diejenigen, die das Glück hatten, ihm als Jünglinq nahe zu stehen, blieb er stets der Inbegriff des Edlen und Reinen!

Durch unsere Bescheidung ward mein Vater ebenfalls sehr begierig nach des seltenen jungen Mannes Bekanntschaft; ein Zufall wollte, daß er noch vor einem persönlichen Zusammentreffen mit ihm einen Brief von demselben erhielt, dessen Veranlassung und Inhalt zu bezeichnend ist, als daß er hier übergangen werden dürfte. Richter's gefühlvolles, edles Herz wurde schnell von den leiden Anderer gerührt, er war willig und bereit, allen Unglücklichen zu helfen; aber selbst noch in einer beschränkten Lage und mit den Schwierigkeiten kämpfend, die sich jeder ersten literarischen Laufbahn entgegenstellen, konnte er nur mit Mühe seine alte Mutter unterstützen und lebte selbst in Dürftigkeit; aber seine tzeilnahme für Andere fand in seiner unübertrefflichen Feder ein sicheres Mittel, sein freundliches Mitgefühl zu bethätigen. Mein Vater, als wohlhabend und menschenfreundlich bekannt, erhielt folgenden originellen Brief von Richter:

„Hochedelgeborner, Hochzuverehrender Herr Bürgermeister!

Hätte ich diesen langen Brief mit sympathetischer Tinte hingeschrieben, so wäre es überaus gut; denn Sie könnten ihn dann gar nicht lesen — statt daß ich jetzt bei der schwarzen unglücklich schlecht fahre. Gewiß wird Ihnen nun der Brief (ich wollte darauf schwören) alles hinterbringen, was ich Ihnen verhalten will. Er wird Ihnen — Sie können mir glauben — ohne Beweisen die Bitte verrathen, die ich im Namen meiner Mutter an Sie wagen wollen und die ich Ihnen wol nicht zu eröffnen brauche, da ich mich mit ihr geschickt schon zur h. Anna gewandt. Diese Heilige, die, wie die Katholiken glauben, sich mit der Beutheilung des Reichthums unter die Menschen abgiebt — sie ist sonach die allgemeine Kriegszahlmeisterin und gefällt mir sehr wegen ihrer konstanten Zahlung — diese hab' ich nämlich so angerecet: „Einen großen Gefallen thätest du mir und auch meiner Mutter freilich, liebe h. Anna, wenn du es so machtest und ihr, wie gesagt, zu den Vorlehen von 30 fl. vom H. Bürgermeister Köhler verhülfest. Sie wird, wie es dir noch einmal zu wiederholen, fast überal gerühmt,

* Man vergleiche v. Storch's Artikel „Zhrei Dichter und ein Dichterpaar“, S. 7 dieses Jahrgangs.

verkannt, verlämmdet, und ohne Hälfte gelassen; mancher verschlimmert sogar ihre Lage heimlich, um sie seinige zu verbessern, weil er ihr durch diese Verschlimmerung endlich ihren Garten abzumöthigen hofft. Es ist ja nicht das erste mal, daß ein H. Bürgermeister zu einem wohlthätigen Entschlusse bewegt. Ich thäte die Bitte selber, aber ich bin nur ein gemeiner Satirenschreiber und ich dabei zu närrisch angezogen; Du hingegen bist ein Frauenzimmer, und dein kann er es aus Höflichkeit weniger abschlagen, weil das schöne Geschlecht auch eine schöne und weithin entscheidende Stimme hat. Erscheine ihm im Traume oder in Gestalt einer Prezigt, oder du kannst auch heute Abend zu ihm gehen und meine ganze Figur annehmen, indem Du ein Paar Beinkleider anlegst, einen runden Hut aufsetzest und Dein Haar verschneidest, so daß wahrhaftig jeder denkt, ich wär' es leibhaftig." Ich habe es Ihnen aber vorausgesagt, daß dieser fatale Brief Alles verrathen würde.

Und ich glaube gar, er offenbaret es Ihnen auch, wie sehr ich Sie schätze: ich will es aber nicht hoffen: denn es wäre zu unschicklich, jemand in's Gesicht mündlich oder schriftlich zu loben, es müßte denn ein Frauenzimmer sein.

Am schlimmsten ist dies, daß er Ihnen einmal einen Besuch von mir geradezu weissaget, welches ich vor Ihnen bisher mit so vieler Mühe gehein zu halten getrachtet; denn man muß keinem Menschen eine Wiederwärtigkeit dadurch nur noch schwerer machen, daß man sie ihm voraus verkündigt. So aber sehen Sie nun den ganzen Besuch zu Ihrem größern Mißvergnügen völlig voraus. Inzwischen können Sie lek mit die Schuld auf drei gewisse vortreffliche Frauenzimmer schieben, die ich gesprochen habe und daher öfter zu sprechen trachte. So ziehen sich einige Leute Wespen und Bienen in die Sommerstube, wenn sie draußen vor dem Fenster gerade blühende und wohriechende Bäume stehen haben.

Verzeihen Sie mir den vielleicht zu scherzhaften Ton; ich bin demungeachtet mit ansehnender Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamer Diener

Hof, d. 9. April 86. J. P. Richter."

Man kann leicht errathen, ob dieser Brief eine gute Aufnahme fand. Mein Vater, welcher eine heitere Gesellschaft ebenso sehr wie meine Mutter liebte, überung mir lächelnd die Beantwortung, und da dies den Grund zu unserm spätern innigeren Verkehr mit Richter legte, so sei ihr ebenfalls ein Plätzchen vergönnt:

„Mein Herr!

Meine Eltern beauftragen mich, Ihnen eine Bitte zu eröffnen, die ich, da keine Heiligen für mich sprechen, ohne Vermittlung an Sie richten werde; die Bitte, uns den morgenden Sonntag die Ehre Ihres Besuchs in Begleitung von Christian Otto zu schenken. Da aber mein Vater durch irgend einen Zufall erfahren hat, daß Sie in freundschaftlichen Verhältnissen zur h. Anna stehen, so bittet er Sie ferner, es bei dieser treß ihrer Glorie in der Vertheilung der irrischen Güter oft etwas ungerechten Dame dahin zu bringen, daß sie ihren Fehler in diesem Fall wieder gut macht, und beifolgendes verjenigen Person zustellt, der sie es schon früher zuzutheilen vergaß.

Es ist eine für mein Geschlecht nicht schmeichelhafte Allegorie, daß man sowohl Fortuna selbst, als auch die Beschleierin ihrer Gaben weiblich darstellt, als ob Unbeständigkeit und sonderbare Laune uns hiezu privilegirten; ich kann mich nur damit trösten, daß man auch die Gerechtigkeit, Liebe, Hoffnung und viele andere Tugenden in weiblicher Gestalt zu malen pflegt. Daher hoffe ich auch, daß bei einem Geschlecht, welches Sie morgen in starker Anzahl bei uns vertreten finden werden, gute und böse Eigenschaften in gleichem Verhältnisse vertheilt sind, und daß Sie als Dichter und galanter Mann sich nur der ersteren erinnern werden.

Ich verharre

Ihre ergebenste

Hof, den 10. April 86. Helene K."

Es begann nun in unserem Hause eine schöne, genußreiche Zeit, an welche ich noch jetzt, nachdem alle Stürme des Lebens über mein Haupt gegangen sind und so viele schöne Erinnerungen entlaubt haben, mit süßer Wehmuth zurückdenke! Christian Otto war und blieb unter seinen Brüdern der innigste Freund Richter's. Ohne die glänzenden Eigenschaften von diesem zu besitzen, hatte er doch alle Vorzüge, welche ihn seiner Freundschaft würdig machten; er liebte den genialen Jüngling tief und innig, sein ruhiges, besonnenes Urtheil uns seine gründlichen Kenntnisse, welche ihn am liebsten zu tiefen Forschungen führten, waren die Veranlassung zu einer schönen Wechselwirkung ihrer verschiedenen Gaben. Richter liebte jenen um so mehr, je häufiger er Gelegenheit hatte, ihm Schonung und Nachsicht zu beweisen; denn Chr. Otto hatte eine etwas krankhafte, hypochondrische Natur; es kamen Tage des Trübsinns und der übeln Laune über ihn, wo er mit schonender Rücksicht und Freundschaft behandelt werden mußte, und Niemand verstand dies besser als Richter. Immer wußte er ihn zu erheitern und zu zerstreuen, durch ein Buch, einen Spaziergang, zuweilen auch durch einen Besuch bei uns. Hier siegte bald die gute Laune der Jugend über alle hypochondrischen Gedanken; es saßen sich dann außer Richter und den drei Brüdern Otto noch einige andere interessante junge Männer ein, auf die ich später zurückkommen werde, und von den jungen Mädchen nenne ich nur Renate und Amöne, Beide bekannt aus des Dichters eigenem Munde, Beide witzig, klug, belebend und bestimmt, auf das Leben der Brüder Otto entscheidend einzuwirken. Wir Alle waren jung, lebensfroh, zufrieden; wir ergötzten uns an Gesellschaftsspielen, bei welchen das witzige Schreibespiel obenan stand, und die leinste Heiterkeit herrschte in unseren Abendzirkeln, die oft in den verschiedenen Häusern wechselten.

Richter arbeitete mit bewunderungswürdigem Fleiße. In der stillen Hollunderlaube des kleinen idyllischen Häuschens am Schloßplatz entstanden viele jener Blätter, welche sich bald zu dem reichen Kranz des Ruhms winden sollten, der das Haupt des gefeierten Dichters schmückte. Was wir theilweise schon jetzt davon kennen durften, gewährte uns jenen erhöhten Genuß, welchen das Interesse giebt, einem schaffenden Genius persönlich nahe zu stehen, ein Interesse, welches in einer eitlen, aber verzeihlichen Täuschung sich heranzunimmt zu glauben, man könne das bewunderte Geheimniß in seiner verborgenen Werkstatt belauschen.

Ein Blick in die Geschichte der Pflanzen.

Von Berthold Sigismund.

1. Gemüsepflanzen.

Der schlichteste Küchengarten erscheint einem sinnigen Menschen, der das Bereitungsvolle auch im Alltäglichen zu erkennen weiß, als eine gewichtige Stätte, auf welcher die Culturgeschichte schöne Denkzeichen ihrer edlen Siege aufgestellt hat.

„Jedliches Land wird Alles erzeugen," so prophezeit ein römischer Dichter vom goldenen Zeitalter. Wenn man unsere Kunstgärten mit ihren Palmenhäusern berücksichtigt, dürfte man fast sagen, diese Weissagung habe sich erfüllt; ein einfacher Gemüsegarten berechtigt wenigstens zu den Ausspruche, daß unser Land alle fremden Pflanzen, an denen uns ernstlich gelegen sein kann, schon jetzt hervorbringe, denn wir besitzen in den Gärten eine Art Blumenlese von den besten, zur Ernährung und Labung dienenden Pflanzen aller Länder.

Betrachten wir zunächst die Pflanzen, welche die Heimath dem Gemüsegarten geliefert hat. Im grauen Alterthum war, wie es noch jetzt bei armen Gebirgsbewohnern der Fall ist, Feld und Wald das Gemüsebeet. Von der beträchtlichen Zahl der wilden Pflanzen, welche noch heute bei vielen tausend Deutschen die Stelle des Kohls, Salates und sonstiger Zukost vertreten, sind nur wenige unter die Auswahl der Gärten aufgenommen worden. Dazu gehört die Möhre (gelbe Rübe oder Carotte) und die Pastinake, zwei Doldenpflanzen unserer Wiesen; die Cichorie, die mit ihren azurblauen Vereinsblumen als „Wegwarte" die Raine schmückt; das Salatrapünzchen unsrer Aecker; das Löffelkraut und die Stammpflanze des Kohls, deren Heimath die Nordseeküste ist. Wir wissen nicht, wer diese Wildlinge zuerst als anbauwürdig erkannt und gepflegt hat; die

Geschichte meldet leider mit Vorliebe die Namen von Kriegern und läßt oft die Namen stiller Wohlthäter, welche der Menschheit dauernde Vermächtnisse gestiftet haben, in Dunkelheit versinken.

Wie hat die menschliche Pflege die heimischen Kinder der Wildniß zu veredeln gewußt! Der holzige Wurzelstock jener Doldenpflanzen ist in saftiges, schönfarbiges Rübchen umgewandelt; die unansehnliche wilde Kohlpflanze hat eine große Reihe edler Spielarten getrieben, von denen sich jede durch besondere löbliche Eigenschaften hervorthut. Man wundert sich mit Recht über die mannigfaltigen Farben, mit denen in den Gärten die Aster und Georgine prangt; aber fast noch mehr Bewunderung sollten die Umwandlungen der Kohlpflanze erregen. Ihre Blätter zeigen fast alle Farbenstufen vom Weiß an durch das lichteste Grün bis zum Purpur und Veilchenblau, und die Formen der Stengel und Blätter erinnern an die phantastischen, umschnörkelten Masken, in denen die Tonkünstler eine einfache Melodie als immer neue und doch verwandte Variation erscheinen lassen. Man bezeuke nur, daß das Kopfkraut (der Kabis), der Krauskohl, der Kohlrabi, der Spargelkohl und der Blumenkohl einer und derselben Mutterpflanze entstammen. Sie viele tausend Generationen der Ablömmlinge des wilden Kohls mußten blühen und fruchten, ehe durch zufällige und absichtliche Einwirkungen alle jene Spielarten entstehen konnten! Wie viele Gärtner verschiedener Länder mußten zusammenarbeiten, um dies Ziel zu erreichen! Der Blumenkohl scheint durch seine Empfindlichkeit gegen die Kälte anzudeuten, daß er eine in südlichen Ländern traun entstandene Abart ist; wahrscheinlich haben sich die Gärtner der sämmtlichen gebildeten Völker in die Ehre zu theilen, das schlichte Kind des Seestrandes ausgebildet zu haben. Von anderen einheimischen Kohlpflanzen hat sich fast nur der Gemüseampfer (Rumex Patientia) in den Gärten erhalten, der Erdbeerspinat (Blitum) ist fast verschollen.

Neben diesen Gemüsepflanzen enthält der Küchengarten einige einheimische Gewächse, die man dem Obste beigählen muß. Die Johannisbeere und Stachelbeere scheinen erst spät im Mittelalter in die Gärten eingeführt worden zu sein, in England werden die letzteren mit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts zuerst erwähnt. Die an unsern Felsen wild wachsenden Stachelbeersträucher tragen eine zwar süße, aber kleine, unansehnliche Frucht; der Gartenpflege, namentlich der Engländer, ist es gelungen, vierhundert Spielarten zu erzielen, deren Früchte an Größe und Schönheit die wilden Beeren außerordentlich übertreffen; dagegen hat man die schönblühenden amerikanischen Stachelbeersträucher bisher nicht zur Hervorbringung schmackhafter Früchte bringen können. Die Erdbeere wird kaum so lange Zeit in den Gärten gezogen wie die Stachelbeere, und welche Fülle neuer Spielarten hat sie nicht schon getrieben! Duftige Früchte von der Größe der Flintenkugeln erregen kaum noch Erstaunen. Die Himbeere, schon in den römischen Garten zur Kaiserzeit aufgenommen, hat sich bei weitem nicht so bildsam erwiesen. An die Gartenpflege manches anderen wilden Obststrauches, wie der Brombeere, der Felsenmispel (Aronia), der Heidel- und Preiselbeere, scheint noch Niemand gedacht zu haben; vielleicht machen dereinst ausgewanderte Deutsche, die in fremden Erdteilen diese Lieblinge ihrer Kindheit ungern missen, damit den Anfang.

Die bisher genannten, ursprünglich in Deutschland wachsenden Gartenpflanzen bilden nur einen kleinen Theil unserer Pfleglinge; wie sind wir in Besitz der aus fremden Ländern stammenden gekommen? Leider sind für viele Einwanderer die geschichtlichen Nachrichten verloren; wir finden die eine oder die andere fremde Pflanze in alten Urkunden gelegentlich erwähnt, aber ohne Näheres über die Zeit ihrer Einführung und über ihre ersten Pfleger zu erfahren. Karl der Große, der den Gartenbau liebte und beförderte, baute auf seinen Gütern Erbsen und Bohnen, gelbe Rüben (carruca) und Gurken. Auf den mittelalterlichen Speisezetteln von Festschmäusen spielten die Gemüse eine sehr untergeordnete Rolle, wahrscheinlich verstand man die Erfindung der feineren Küchenspeisen nur unvollkommen. Zur Zeit der Hohenstaufen waren auch Rammen fast alle jetzt gepflegten Gemüsepflanzen in den „Krautgärten" zu finden. Woher hatten nun unsere Altvordern ihre ausländischen Zöglinge erhalten?

Einzelne Culturpflanzen, z. B. nach Wachsmuth den Rettig, hatten die Germanen wohl schon aus ihrer Urheimath in Asien mitgebracht; weitaus die meisten jedoch bekamen sie von ihren Feinden, den Römern. Die deutschen Namen vieler Küchengewächse verrathen durch ihren Klang das Land, von welchem aus die Fremdlinge zunächst nach Deutschland kamen. Das Wort Lattich (Salat) stammt von lactuca, d. i. Milchpflanze; Gurke oder Kukumer kommt von cucumis, Zwiebel (im Volksmunde Zepel) von cepa, Fasel (mundartlich für Bohne) von phaseolus, Porree von porrum, Petersilie von petroselinum, d. h. Felsenepich.

Die meisten unserer Gemüsepflanzen finden sich von der Chysti Geburt in den römischen Gärten. Birgil und der spätere Columella beschreiben die Zucht des Kohls, der Zwiebel und des Knoblauches, der Petersilie und Bohne, des Salats und Rettigs, der Gartenmelone, des Kürbis und der Gurke, welche das tägliche Leibgericht des Kaisers Tiberius war, ohne eine dieser Pflanzen als etwas Neues zu bezeichnen.

Manche dieser Gewächse mögen schon durch römische Soldaten und Ansiedler über den Rhein in's Innere Deutschlands genommen sein; andere wurden durch Mönche, namentlich die Benedictiner, welche den Gartenbau als Liebhaberei betrieben, eingeführt, einzelne sind vielleicht erst durch deutsche Krieger oder durch Handelsleute über die Alpen heimgebracht worden.

Eine ansehnliche Zahl unserer Gemüsepflanzen sind in den um das Mittelmeer gelegenen Ländern heimathberechtigt. Indeß folgt daraus nicht, daß den Römern das Verdienst des ersten Anbaues gebührt; vielmehr haben diese gewiß den Unterricht älterer Culturvölker genossen. Dies ist bei mehreren Pflanzen, z. B. bei dem Porree, der bei den Aegyptern in göttlichem Ansehen stand und von den Juden und Griechen angebaut wurde, vollkommen erwiesen. Der Mangold, die Stammpflanze der Runkelrübe und rothen Rübe, wächst wild am Seestrande Griechenlands und wurde schon von den alten Hellenen gepflegt. Der Sellerie, als Wildling eine bittere, ungenießbare Meerstrandspflanze, die — wie ihr Name anzeigt — den salzigen Boden liebt, wurde von den Griechen, die den Geschmack desselben für glückbringend hielten, in Zucht genommen. Die Artischocke ist eine im südlichen Europa wild wachsende Distel. Der Spargel, der nunmehr bei uns als verwildert betrachtet werden darf, ist eine Ufer- und Strandpflanze des südlichen Europa; die Petersilie wächst wild in den macedonischen Gebirgen und war schon bei den Alten geschätzt. Auch andere Gewürzkräuter, wie der Majoran, das Bohnenkraut (Satureja), der Fenchel und Dill wachsen nun das mittelländische Meer wild. Die Stangenbohne, die jetzt nur selten in deutschen Gärten gepflegt wird, kommt ebenfalls aus Südeuropa; der Meerrettig hat (nach Unger's Angabe) seinen Urstp im südlichen Rußland, der gemeine Rettig kommt wild in Südeuropa vor.

Neben den genannten Küchengewächsen enthalten unsere Gärten eine Reihe anderer, die nicht auf der italienischen und griechischen Halbinsel, sondern in weiter nach Osten gelegenen Ländern ihre Heimath haben, aber größtentheils schon von den Römern gepflegt wurden. Den Griechen und Römern unbekannt war der wahrscheinlich in Persien heimische Spinat, der seit unvordenklichen Zeiten auch in Gärten gebaut wird; durch welche Vermittlung er nach Europa gekommen, ist unbekannt. Die Schalotten-Zwiebel, die nach der syrischen Stadt Askalon benannt ist, soll in den Kreuzzügen nach Europa gebracht worden sein.

Die übrigen nun zu nennenden östlichen Gemüse- und Gewürzpflanzen, von denen einzelne nunmehr auch im freien Felde gebaut werden, hatten sich schon die Römer angeeignet.

Die Hülsenfrüchte, die wir genießen, sind sämmtlich Kinder des Ostens. Die Buffbohne (Vicia faba), ursprünglich wohl am kaspischen Meere zu Hause, wurde schon von den alten Israeliten gebaut und von Griechen und Römern sehr werthgeschätzt; bei den ersteren wurde sogar ein besonderer Bohnengott, Namens Hyanetes, in einem Tempel verehrt und in Athen mit „Bohnenfesten" verherrlicht. Bei den Aegyptern dagegen galt diese Bohne für unrein, und wohl in Folge dieses Aberglaubens wurde sie den Pythagoräern verboten. Die Schwinkbohne, hier und da arabische Bohne genannt (Dnaseolus), stammt nach einigen Angaben aus dem westlichen Asien, nach anderen aus Cstindien; ihre Empfindlichkeit gegen die Kälte macht die letztere Annahme um wahrscheinlichsten. Die Linse wächst wild am Kaukasus, und findet sich als Culturpflanze bei den alten Aegyptern, Israeliten und Griechen; bei uns wird sie jetzt fast nur im freien Felo angebaut. Auch die Erbse scheint in der Umgegend des schwarzen Meeres ursprünglich zu Hause zu sein, auf der Halbinsel Krim soll sie noch wild vorkommen; ihre Kältescheu dürfte eher für eine wärmere Heimath, vielleicht Indien, sprechen. Sie wurde von Griechen und Römern gepflegt und muß,

da sie in der uralten Sanskritsprache einen Namen hat, in Indien seit unvordenklicher Zeit die Pflege des Menschen genossen haben.

Unser Gartensalat wird als Abart des in den Kaukasusländern heimischen, jetzt fast in ganz Deutschland verwilderten Lattichs (Lactuca scariola) betrachtet, dessen Milchsaft nicht, wie der seines nächsten Verwandten (Lactuca virosa), giftig wirkt. Schon die Perser zu Xerxes' Zeit genossen den Salat; bei den alten Griechen und Römern stand er in hohem Ansehen, Virgil singt von ihm, daß er „die edleren Schmäuse beschließe." Bei uns ist er zur sommerlichen Alltagsspeise geworden, welche die Melonen der Südländer ersetzt. Die Endivie, unserer Cichorie ganz nahe stehend, scheint aus Ostindien zu stammen und ist in China uralterliches Salatkraut. Die Gartenkresse, deren schnell keimenden Samen Liebende zu grünen Namenszügen erwachsen lassen, um später die herben Blättchen zu verspeisen, wächst wild auf der in alter Zeit der Liebesgöttin geweihten Insel Cypern. Der nicht so häufig als Salat gegessene Borasch ist auch ein Orientale.

An die Salatpflanzen reiht sich passend die Gurke an. Von ihr und ihren Verwandten, dem Kürbis und der Melone, kennt man zwar — wie auch von den meisten Hausthieren — die ursprüngliche wilde Stammart nicht mehr; man weiß aber, daß alle drei im warmen Morgenlande zu Hause sein müssen, weil sie sehr früh von den Asiaten angebaut wurden und ihr fälschendes Wesen nicht haben ablegen können. Die alten Israeliten, welche die Wassermelonen in Aegypten kennen gelernt hatten, zogen Kürbisse und Melonen (spuichwörtlich sind die Kürbisse des Jonas geworden); auch bei Griechen und Römern wurden diese Gewächse gepflegt, letztere erzogen die Gurken schon in Mistbeeten.

Von Würzelspeisen hat Asien den Griechen nichts geliefert, als das aus China stammende Radieschen, welches indeß, zugleich mit seinem europäischen, minder sanften Vetter, dem Rettig, in den Augen der Biertrinker alle andern Würzeln überwiegt. Als Kohlpflanze hat Asien die Gartenmelke beschert, die aus der Tatarei stammt und jetzt hier und da in Deutschland verwildert ist.

Am reichsten hat uns der Erdtheil, der auf seinen Inseln und Halbinseln Pfeffer, Zimt, Muscat und Nelken erzeugt, mit Gewürzpflanzen versorgt. Zur Verfeinerung des Gebäcks liefert Asien den Nebenbuhler des bei uns wild wachsenden Kümmels, den Anis; zur Würzung des Essigs und Senfs den aus der Tatarei und Sibirien stammenden Estragon, einen nahen Verwandten unserer Gänsebratenwürze, des Beifußes; als stechendes Reizmittel, das vielen Zungen gerade deshalb zusagt, weil es wie ein Zerstörungswüthen, aber reizend ist, lieferte Asien die mancherlei Lauch und Zwiebelarten. Die Griechen waren schon im Alterthum so leidenschaftliche Knoblauchesser, wie sie es jetzt im Weiteifer mit den Spaniern sind. In Aegypten war der Genuß des Lauchs und der Zwiebeln den Isispriestern verboten; die gemeinen Aegypter mußten aber gewaltige Liebhaber dieser Speisen gewesen sein, wenn auch an Herodot's Angabe, daß bei dem Baue einer einzigen Pyramide an Knoblauch, Zwiebeln und Meerrettig für mehr als zwei Millionen Thaler verzehrt worden sei, einige Nullen übergeschlossen sein mögen. Der Knoblauch scheint sein Heimathland in den ungarischen Steppen zu haben. Die Zwiebel findet sich nicht mehr im wilden Zustande, stammt aber jedenfalls aus Asien.

So hat uns denn die geschichtliche Betrachtung der Gemüse weit über Italien und über die Römerzeit hinausgeführt. Die Römer, denen wir zunächst die meisten der bisher genannten Gartenpflanzen verdanken, waren wohl nur für wenige die ersten Anbauer; aber sie behalten das Verdienst, bei ihren Eroberungszügen und Handelsfahrten, die Unheil genug geschaffen haben, die Verbreiter der Errungenschaften alter Culturvölker geworden zu sein.

Es scheint nicht, daß Afrika darauf Anspruch machen dürfe, die Urpflegerin einer Gemüsegarten-Pflanze zu sein, obgleich wahrscheinlich manche der den südlichen Ländern Europa's entlehnten Küchenkräutern auch am Nordrande des Atlas wild wachsen. Sicher steht, daß Neuholland, dessen arme Urbewohner von der Natur weder ein Hausthier, noch eine dankbare Culturpflanze zum Angebind erhielten, in unsern Gärten keinen Vertreter besitzt.

Amerika hat uns nur wenige Arten von Nahrungspflanzen, darunter aber eine geliefert, die so massenhaft angebaut und genossen wird, daß man ihre Knollen schon lange nicht mehr als Zukost und Gemüse, sondern als einen mit dem Getreidemehle gleichberechtigten Nahrungsstoff bezeichnet. Noch vor 100 Jahren waren die Kartoffeln indeß bei uns noch eine Gartenpflanze, was sie auch jetzt in den armen Dörfern des Erzgebirges und im nördlichen Scandinavien ist, und zwar meist als allerinnerst Zuhaber aller Beete. Auch sie liebt, gleich dem Mangold, Sellerie, Kohl und Spargel, als Würzling die Nähe des Meeres, sie wächst ursprünglich auf festigem Boden längs der Küsten von Peru und Chili. An Zahl der Spielarten übertrifft sie alle andern Knollengewächse.

Außer diesem mehr als irgend eine Gartenpflanze von weltgeschichtlicher Bedeutung gewordenen Knollengewächse hat uns Amerika noch zwei Würzelgewächse dargeboten, die indeß kein großes Glück gemacht haben. Die aus Peru stammende Erdbirne (Topinambur), die Schwester der Sonnenblume, ist wegen der Farbeit ihrer mäßrigen Knollen nunmehr fast aus den Gärten verschwunden und wird nur als Viehfutter auf dürren Feldern gezogen; die andere, die schön blühende Nachtkerze oder Rhapontik (Oenothera) ist dermaßen in Ungnade gefallen, daß sie in den Gärten wohl gar nicht mehr gefunden wird, dagegen ist sie als Gartenflüchtling an Straßenrändern und auf Flußgeröllen verwildert.

Der Mais, dessen unreife Körner in Nordamerika als Gemüs anstatt der Zuckererbsen genossen werden, tritt in unsern Gärten nur als Ziergpflanze auf.

Von Gewürzpflanzen hat uns Amerika blos den spanischen Pfeffer dargeboten, dessen brennenden Geschmack indeß die Deutschen nicht so lieben, wie die Engländer, welche sich dieses wahrhaft feurige Gewürz in ihren Colonien angewöhnt haben mögen.

Damit hätten wir denn unsere geschichtliche Heerschau im Gemüsegarten beendigt und überlassen es dem stillen Nachsinnen des Gartenfreundes, sich in Betrachtungen über all die weltgeschichtlichen Ereignisse zu versenken, welche vorhergehen und zusammenwirken mußten, um unsere Gartenbeete zu einer solchen Prachtsammlung von Leckerbissen zu erheben. Wir sehen Chinesen, Perser, Aegypter, Griechen und Römer als thätige Gärtner; wir erkennen, wie Kriegszüge und Ansiedlungen von Missionaren und Mönchen, wie tausend Entdeckungsreisen und Handelsfahrten nöthig waren, um alle die Fremdlinge zusammenzubringen, die wir jetzt auf deutschem Boden erziehen; wir beobachten, daß nicht nur die Lust am Neuen, sondern auch religiöse Satzungen, z. B. die Fastenzeit, die Zahl der Culturpflanzen gemehrt, aber auch gewisse Pflanzen in Verruf gebracht haben; zum Schlusse verfolgen wir mit Antheil die Wanderungen, welche unsere einheimischen und eingeführten Gemüsepflanzen in neuester Zeit über die ganze Erde machen. Am Cap der guten Hoffnung, in Brasilien, in Nordamerika, in Australien, wo sich nur irgend europäische Ansiedler niedergelassen haben, werden die meisten unserer Küchengartenpflanzen angebaut. Manche freilich, z. B. die Erdbeeren und Himbeeren, gedeihen in heißen Ländern nicht; die meisten dagegen sind wahre Allerweltspflanzen und kommen, mit Ausnahme der Polargegenden, überall fort. Ein vorzügliches Gemüsesland scheint Californien werden zu wollen; auch Südaustralien läßt unsere Gemüse vortrefflich gedeihen; es klingt gar befremdend, wenn man im Haushaltungskalender für Adelaide liest: „Im October lege Bohnen und Gurkenkerne; im December säe Blumenkohl."

Zuletzt regt sich in dem, der in der traulichen Gartenlaube die Geschichte der Gärten erwägt, noch die Lust, in die Zukunft zu blicken. Werden, so fragt man sich, unsere Gemüsefrüchte noch wesentliche Bereicherungen erfahren? Es scheint nicht so. Was die gemäßigten Erdgürtel an dankbaren Pflanzen bieten, ist seit uralter Zeit in unsere Gärten aufgenommen; die tropischen Gemüsepflanzen dagegen haben bis jetzt keine so ausgezeichneten Vorzüge geoffenbart, daß man an ihre im Erfolge zweifelhafte und zeitenlaß große Kunst und Mühe erforernde Zucht denken möchte. Unsere seit Jahrhunderten gebauten Gemüse- und Obstpflanzen liefern ja für jede Tonart des Geschmacks so treffliche Vertreter, daß wir keinen Grund haben, uns nach andern umzusehen. Selbst die Ananas, die als Leckerei für vornehme Tafeln in manchen Warmhäusern gezogen wird, möchten wir nicht gegen die Erdbeere vertauschen.

Die schwedische Gräfin auf der Kunitzburg bei Jena.

Ein Mysterium.

Das Geheimnißvolle sammt seiner ihm innewohnenden Poesie hat in unsern modernen Polizeihäusern keinen Aufenthalt mehr. Und wenn auch einmal eine „wunderbare“ Persönlichkeit auftaucht, schnoberndt und schnuppernd wird sie von der Polizei alsbald überall umgangen, gewaltsam ihr der Nimbus und die Glorie vom Haupte gerissen, bis das Wer? und Woher? seine urkundliche sichere Antwort gefunden, und so geschieht es denn freilich auch wohl, daß aus dem reichen Lord oder dem polnischen Grafen ein simples, aber pfiffiges — Schneiderlein sich entpuppt.

Vor Zeiten — noch just vor dem deutschen Bundestag — war es anders. Da konnte sich noch so mancher Schmerz hinaus in den Wald oder hinauf auf den Berg ein stilles abgeschiedenes Häuslein bauen und brauchte nicht zu fürchten, von einem Steuern und Abgaben heischenden Exemtor quartalsiter an seinen unlösbaren Zusammenhang mit der Welt erinnert zu werden.

So vergönnt mir denn auch, Euch von dazumal eine recht mysteriöse Geschichte zu erzählen.

Im Frühjahre 1812 — also zu einer Zeit, wo es überhaupt recht dunkel und schwer über den deutschen Landen lag und jeder brave Mann im Vaterlande mit seinen eigenen Gedanken und mit dem Kummer in seinem Herzen genug zu thun hatte, als daß er noch hätte links und rechts auf seinen Nachbar schauen können, — im Frühjahr 1812 an einem Sonntag Nachmittag trat der alte Förster Bauß ß in die Schenke zu Golmsdorf — einem auf dem rechten Ufer der Saale, eine Stunde von Jena liegenden Flecken — und meldete den dort nach Feierabendbrauch versammelten Bauern, daß eben die schwedische Gräfin auf dem Gleißberge angekommen sei. Das hatte er nämlich schon vor einiger Zeit erzählt, daß eine „berühmte schwedische Gräfin“ in die Gegend kommen werde, daß er bereits von seinem Oberförster Anweisung erhalten, auf dem Gleißberg hinter der Kunitzburg derselben 24 Acker Holz zum Umroden abzumessen. Wie aber diese fremde Gräfin hieß, woher sie komme, was sie hier mitten im Walde wolle, das hatte man ihm nicht gesagt, so sehr auch seine persönliche Neugier nach Beantwortung dieser Fragen getrachtet, kurz er wußte nicht mehr, als es sei eben eine schwedische Gräfin, welche sich dort niederlassen wolle.

Nun das hatte er von seinem Vorgesetzten noch erfahren, daß die Anweisung des Landes unmittelbar von dem Herzog in Weimar, von Karl August, ausgegangen war, und daß derselbe auch ihm mit den Schultheißen von Golmsdorf und Kunitz Befehl ertheilt hatte, dem Ansehnhalte und dem stillen Treiben der Fremden keinerlei Hinderniß in den Weg zu legen. Soviel erzählte denn auch der Förster — und von Tisch zu Tisch ging der Ruf: „die schwedische Gräfin ist da!“ Oh man auch nicht mehr als diesen Namen wußte, so war es doch, als wäre sie eine längst Bekannte und längst Erwartete.

So war sie also angekommen, nicht im Glanze und Prunke einer Fürstin, nicht mit reichem Gefolge — was hätte sie damit beginnen sollen droben auf der verfallenen Ritterburg, deren verwitterte Fensterhöhlen ein Asyl des Sturmes geworden, oder gar in der tiefen Waldeinsamkeit, in welche sie sich begeben wollte? — sie war allein mit einer einzigen Dienerin und ihrem, wie man sagte, Sohne, der eben in die Jahre des Jünglings getreten schien. Dagegen machte auf Jeden, der sie jetzt oder in der Folge sah, auch ohne jenen Schmuck, die Hoheit ihrer einfachen Erscheinung den entschiedenen Eindruck einer wenn nicht fürstlichen, doch mindestens vornehmen Abkunft.

Es war eine hohe, majestätische Gestalt, in vornehmer Haltung und zugleich Zurückhaltung, mit bleichem Gesichte, schönen Auge und dunklem Haare.

Und so einsam, wie sie gekommen, sie einsam wollte sie auch bleiben.

Hoch über dem Dorfe Kunitz, eine Stunde von Jena, am rechten Ufer der Saale hebt sich aus dem waldigen Hintergrunde wie ein kahler Scheitel vorgeschoben der steile Gleißberg. Nur mühsamen Klimmen über das Gerölle des Felsens gelingt es, den Gipfel zu erreichen und sich dann belohnt zu sehen mit einer herrlich exquisiten Aussicht in das anmuthige Thal der Saale zwischen Jena und Dornburg, was sie dort die weimarische Schweiz heißen, und mit einem Blicke hinüber auf das Schlachtfeld von Anno 1806.

Droben aber stehen die verwitterten Zeugen mittelalterlicher Romantik, hohe Mauern mit weiten Fensterbogen, stummumpeitscht, zerborsten und zerfallen, einst wohnliche Hallen starker Männer und zarter Frauen. Das ede, aber in der „kaiserlosen“ Zeit entartete Geschlecht der Herren von Glißberg thronte einst hier, zuletzt friedlicher Landstraße gefürchteter Schrecken, bis die eherne Hand des ersten Habsburgers sie darnieder warf und unter dem Schutte ihrer Veste begrub. Aber nicht auf die Grafstätte dieses Geschlechtes, noch vorrühin am Gipfel, mit dem Blicke hinab in das blühende Leben des Thales, wollte sich die fremde Frau mit dem Geheimniß ihres Herzens flüchten, nein, tiefer hinein in die schweigende Wildniß des Waldes zog es sie. Noch jetzt heißen sie die Stätte ihres Asyls „die schwedischen Plätze“. An dieser ihr zugewiesenen und von ihr acquirirten Stelle, nachdem dieselbe zum Theil schon vor ihrer Ankunft umgerodet und bestellbar gemacht worden war, begann nun die Frau ein Bretterhaus bauen zu lassen, und das Feld mit allerhand Früchten, mit Korn, Weizen und Gerste zu bestellen. Allmählich fing sich die kleine abgeschlossene Pflanzung à la Robinson an zu vermehren und zu vervollkommnen. An der Stelle des Bretterhauses entstand ein kleines einstöckiges Wohnhaus mit Stallung. Hühner, Ziegen und ein Kätzchen bildeten einen kleinen Viehstand, eine Scheune erhob sich neben dem Wohnhäuschen. Ein Gesel mußte die Besorgniß der kleinen Wirthschaft aus dem am Fuße liegenden Dörfern Kunitz und Golmsdorf holen, von dorther holte das Mädchen mit Hülfe desselben auch das Wasser. Dieses Mädchen war es aber allein, welche den Verkehr mit den Menschen, mit der Außenwelt vermittelte. Ihre Gebieterin verließ in der ganzen Zeit ihres Aufenthalts nie die Holzung, sie betrat nie die Stätten der Menschen. Jene aber sprach eine den Leuten der Umgegend unverständliche Sprache, sie konnte sich nur mühsam und allmählich verständigen. Der Sohn aber entfernte sich fast nie von der Seite seiner Mutter. Er beschäftigte sich mit dem Ausbau und der Verschönerung des Hauses oder fertigte Holzschnitzereien. Es war ein stiller träumerischer Mensch. Wenn der Herzog Karl August in der dortigen Gegend jagte, so kehrte er in dem Häuschen ein und hatte oft lange Unterredungen mit der Frau, bei welchen sorgfältig alle Zugänge zum Häuschen, ja selbst die Fenster verschlossen wurden. Für ihn war das Geheimniß ihres Wesens und ihres Herzens gewiß geoffenbart, für die ganze andere Umgebung war und blieb die Person ein Mysterium. Für alle war sie aber nur die schwedische Gräfin — eine Gräfin und aus Schweden stammend. Mehr wußten sie nicht.

Die Frau blieb in ihrer Wildniß bis zum Herbst des Jahres 1813, bis daß sie bei Leipzig Napoleon auf's Haupt schlugen und in Paris einzogen. Da war die Fremde plötzlich verschwunden, rasch, wie sie gekommen. Auch der Sohn war fort, nur die ängstliche Magd blieb noch eine Zeit lang da und führte die Wirthschaft wie zuvor. Von ihr aber erfuhren die neugierigen Frager der Gegend, daß die Entschwundene nach Wien gegangen sei auf den Congreß. Von der einsamen Höhe auf dem Gleißberg zu den Wiener Congreß, mitten in den Centralpunkt der Weltgeschichte!

Und wäre es vorher nicht schon klar gewesen, so wäre es jetzt geworden, daß die Fremde keine gewöhnliche Erscheinung war. Sie mußte eine Ebenbürtige sein bei Geschlechtes, das unter den verfallenen Zinnen begraben lag. Das Interesse, welches die Anwesende erregte, es wurde noch lebhafter angeregt für die Verschwundene. Wer war die Frau?

Jetzt nach fünfzig Jahren seit ihrem Waldasyle steht hinter diesem Fragezeichen immer noch eine leere Stelle. Sollen wir dem Volksmunde glauben, der die Frau zu einer schwedischen Gräfin stempelte? Wir sind allerdings darauf angewiesen, und die schwedische Geschichte, die Geschichte der schwerischen Dynastie lurz vor jener Zeit des Auftretens der Frau schließt diese Möglichkeit keineswegs aus. Nach Allem war es nicht die Liebhaberei einer Sonderlings, welche diese fremde Frau antrieb, das Geheimniß des Waldes zu suchen und vor den Menschen sich zu bergen. Es war eine von den Verhältnissen gebotene erzwungene Resignation. Vor diesem Entschlusse mußten bittere Lebenserfahrungen liegen, vielleicht ein glänzendes, sonniges und plötzlich in öde Nacht gekehrtes Leben. Es war eine Flüchtende, Verbannte, welche vor der Welt floh.

In Schweden aber hatte im Jahre 1809 das Volk seinen König verkannt. Am 13. März erklärte der General Adlercreutz dem König Gustav IV. auf dessen eigenem Schlosse zu Stockholm: er verhafte ihn „im Namen der Nation". Der König greift zwar zum Schwerte, um sich gegen den frechen Soldaten zu ziehen, aber es wird ihm entwunden; Verschworene stürzen hinzu; es entspinnt sich ein Kampf, bei welchem der König entrinnt, aber von seinen eigenen Bedienten ergriffen wird. Die Nation setzt dann ihren eigenen König gefangen, und derselbe schreibt, ihrem Willen gehorchend, eine förmliche Abdankungsurkunde. Mit einem Jahrgehalte begnadigt verläßt er im December 1809 in Begleitung seiner Gemahlin und seiner vier Kinder sein Reich, geht zuerst nach Deutschland, von dort nach der Schweiz und Ende des Jahres 1810 nach England. Unerwartet erschien er indeß im Jahr 1811 wieder auf dem Continent, betrat, nur von einem Kammerdiener begleitet, die Westküste des Herzogthums Schleswig, wie sehnsüchtig ausschauend nach dem Lande seiner Väter und seiner Herrschaft, eilt wieder nach der Schweiz, trennt sich wieder von seiner Familie und läßt im Februar 1812 seine Ehe förmlich anfheben. Zur Zeit des Wiener Congresses tritt auch er dort wieder auf und sucht die Rechte seines Sohnes zur Geltung zu bringen.

Die Kunitzburg.

Sollten die Fäden dieses königlichen Schicksals in Verbindung stehen mit denen des Schicksals der einsamen Frau, der Frau, die gerade in dem Jahre der Verbannung des Schwedenkönigs auftauchte? Der Vermuthung ist hier der größte Spielraum gegönnt, aber der Gewißheit fehlt es an fast allen Beziehungen, denn auch bis in die kleinsten Beziehungen herrscht Dunkelheit. Selbst das Verhältniß der Frau zu dem Knaben und zu dem Mägdedienstle verlehenden Mädchen ist ein dunkeles. Die Welt hielt auch die letzte, welche Amélie hieß, bald für ihr Kind, bald glaubte sie wieder in dem gezeufeitigen Benehmen derselben keine Beziehungen zu finden, welche auf das innige Band hinwiesen, das zwischen dem Herzen einer Mutter und eines Kindes natürlich besteht: das Mädchen, das — gewiß auch gegen das Muttergefühl — allein noch blieb, wurde bald kränkelnd, verließ die einsame Pflanzung im Walde und fand in Jena im Hause des Professor Griesbach eine Zufluchtsstätte. Sie siechte mehr und mehr. Die Aasgehrung hatte sich ihres der ihm zugenmthelen Strapazen wohl ungewohnten Körpers bemächtigt. Sie soll im Jahre 1818 gestorben sein. Der Sohn hieß Lorenz. Von ihm heißt es, er sei unter die Blücher'schen Husaren gegangen, dann unter dem Namen Ehemann in München als nicht ungenannter Steinzeichner wieder aufgetaucht. Ehemann oder auch wohl Ekemann d'Alessen, diesen Namen hat auch die „Frau Gräfin" da, wo sie einen Namen hat nennen müssen, als den ihrigen genannt. Und in den zwanziger Jahren hat auch im Würtembergischen, insbesondere in Stuttgart, sich eine Wittwe Herwig Ekemann d'Alessen aufgehalten, die über ihre Herkunft, angeblich durch einen Eid gebunden, stets tiefes Stillschweigen gewahrt hat, die stets mit großer Zuneigung und Liebe von der verbannten schwedischen Dynastie gesprochen hat, die hie und da gekränkert hat, daß sie im Jahre 1809 Schweden habe verlassen müssen. Davon berichtete im Jahre 1845 ein Schreiben aus Stuttgart in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Von dieser Frau nun wird behauptet, es sei die schwedische Gräfin von der Kunitzburg gewesen. In ihrem Besitze will man denn auch eine goldene Kette entdeckt haben, von welcher Eingeweihte behauptet haben, daß sie früher im Besitze der königlichen Familie gewesen sei. So kann denn wohl in ihren Adern königliches Blut? Majestätisch genug, wie gesagt, war ihre Gestalt, ehrfurchtgebietend ihr Aeußeres, und man will bemerkt haben, daß ihr Kopf an die Bilder des unsäten, tollkühnen Schwedenkönigs Karl XII. erinnert habe. Und wahrlich! sie erinnerte an ihn noch mehr mit ihrer seltenen, für eine Frau ungewöhnlichen Kraft des Willens, der sich namentlich kund gab in diesem zähen Schweigen über das Geheimniß ihrer Herkunft, in diesem berechneten Vermeiden alles Dessen, was eine sichere Spur darauf hinlenken konnte, in dieser Selbstentsagung und selbstgewählten Resignation, mit welcher sie zuerst das unwirthliche Asyl eines abgelegenen Forstes aufsuchte und Jahre lang ertrug, und, nach dieser Probezeit gestählt gegegen alle Einrüfte von außen, noch selbst im Verkehr des Lebens das Geheimniß und den Schmerz ihres Busens vor der Welt zu bewahren wußte. Bestimmtere Beziehungen zu der königlichen Familie liegen indeß nicht vor.

Könnten Felsen und Bäume droben auf dem einsamen Bergkegel reden, sie könnten als Zeugen vielleicht gar manches ihnen allein vertrauten Schmerzensseufzers und vielleicht mehr von dem Geheimniß der Frau verrathen. Auch der Herzog Karl Augnst wird um Aufschluß gewußt, aber voll männlichen Ernstsinns es mit in das Grab genommen haben. Das Haus kam mit der Zeit in Verfall, die Felder wurden zum Verkauf gebracht und wieder von der Herrschaft erstanden. Wieder zum Walde umgewandelt, wächst das Holz lustig zum Himmel empor und eilt dem alten Bestande wieder nachzukommen. Bald wird es die nun auch hundzig Jahr alt gewordene Erinnerung gänzlich überwachsen haben. Drunten im Dorf, wie entlang des Saalthals, wird die Erinnerung an die Fremde mit der hohen Gestalt und dem durchdringenden Blicke ihrer Augen, die eine andere naivere und poetischere Zeit vielleicht zu einer Wunderfee des Waldes gestempelt, noch hier und da wach.

Neben seinen Kriegsthaten von Anno 1813 oder neben den traurigen Tagen der Schlacht von Anno 1806 erzählt die Geschichte von der schwedischen Gräfin Abends im Winter der alte Großvater am wärmenden Ofen den horchenden Enkelkindern, um damit er sie mit den andern Geschichten in den rechten Zusammenhang bringt, giebt er, überhaupt unbekannt mit der Angehörger Allgemeinen, derselben wohl eine eigenthümliche Wendung. Er kann es nämlich nicht unterlassen, die Frau, mit der er nichts Rechtes anzufangen weiß, in Verbindung zu bringen mit dem großen Schicksalsmenschen seiner Zeit, mit Napoleon. Ein alter bairischer Volkskalender, den der Zufall in seine Hand gespielt, unterstützt ihn in dieser Annahme. Darnach soll die Fremde, der er übrigens den Beinamen einer schwedischen Gräfin nicht versagen kann, die Gemahlin eines französischen Fürsten gewesen sein, welche vor den Zudringlichkeiten des Gewaltigen, der nicht blos ein Gott der Schlachten, sondern auch ein Gott der Herzen war, und noch mehr denen seiner Umgebung gestehen und unter den ritterlichen Schutz von Karl August sich begeben haben soll. Das wäre nicht blos recht romantisch, es wäre

auch zuletzt selbst mit einer Flucht aus Schweden in Zusammenhang zu bringen, wenn dieselbe nur über Frankreich sich gerichtet hätte. Mehr noch einer abenteuerlichen Erfindung schmeckt aber die weitere Beigabe, daß die Flüchtige auf der Flucht ihre einzige Tochter verloren habe, daß dieselbe unter eine Seiltänzertruppe gerathen sei, welche im Vorüberziehen auch den Gleisberg besiegen habe, daß da die Tochter, ohne es zu wissen, mit der Mutter gesprochen habe. Dann sei die Truppe weiter gezogen nach Jena, Weimar und Erfurt. Hier habe die junge Seiltänzerin, welche durch ihre Schönheit und Grazie allerorts die Herzen bezaubert habe, die Augen eines jungen Fürstensohnes (den Namen nennt die Fabel nicht) so auf sich gezogen, daß er beim Director der Truppe um die Hand des Mädchens förmlich angehalten habe, derselbe habe aber erklärt, daß das Mädchen nicht, wie er es ausgegeben, sein Kind sei, daß sie vielmehr ein Fürstenkind sei. Zum Schluß dieses gewöhnlichen Romans habe denn natürlich der ebenbürtige Fürst von dem Vater, Fürst von B., welcher in Wien beim Congreß gewesen sei, die Hand der Tochter erhalten. Wir überlassen diese und andere Phantasiesprossen zur Aufklärung des Geheimnisses sich selbst. Vor der Hand ist und bleibt diese schwedische Gräfin eine Dritte* im Bunde mit Caspar Hauser und der eisernen Maske, eine unenthüllte Erscheinung.

Räthsel wir denn überhaupt den Schleier über die Geheimnißvolle lüften? Wer weiß, ob wir damit der Todten nicht wehe thun, da die Lebende ihn so ängstlich bewahrt? Und liegt nicht in dem Geheimnisse oft mehr Reiz als in der enthüllten Wahrheit? Einst vielleicht zu einer Sage des Saalthals geworden, bleibe sie für uns stets noch die geheimnißvolle schwedische Gräfin von der Kinnigburg.

Fr. Hg.

* Ueber eine vierte solche Erscheinung, die geheimnißvolle Gräfin zu Eisenhausen bei Hildburghausen, wird die Barnstaler nächstens berichten. D. Red.

Eine Nacht in Missouri.

Erinnerung eines amerikanischen Freiwilligen.

(Fortsetzung.)

„Ich denke aber anders, Sir, und bitte Sie, den Mann gefälligst frei zu geben!“ erwiderte mein bisheriger Begleiter zu dem Patrouillenführer, seine Augen unmuthig zusammenziehend. „Er ist freiwillig nach unserm Lager gekommen, hat sich meinem Schutze anvertraut, will in unsere Reihen treten, und Niemand soll sagen, daß ihm bei uns ungebührige Gewalt angethan worden ist. General Price soll selbst über den Mann entscheiden!“

Ein häßlicher Zug legte sich um den Mund des Esteren. „O, Sie kennen eben von einem guten Abendbrod aus Ihrem eigenen Hause,“ sagte er; „wenn ich aber den Mann für verdächtig halte, so werden Sie hoffentlich nichts dagegen haben; ich meine, ich habe das Gesicht schon einmal gesehen und nicht in Laclede County. Denken Sie doch nur daran, daß Sie sich selber nicht verdächtig machen — Mr. Werner!“ Der Sprechende legte einen so besondern Accent auf den deutschen Namen, daß mir es sofort klar wurde, wie dieser schon hinreiche, um unter den Secessionisten ein volles Vertrauen zu schwächen; zugleich aber wußte ich nun auch, daß der Träger dieses Namens zu den Angehörigen jener Hausen gehöre, das mir durch die Sauberkeit und Ordnung seiner Umgebung so aufgefallen.

„Well, Sir,“ sagte ich mit Bestimmtheit, der Antwort meines Begleiters zuvorkommend, „ich werde meinen Weg zum General finden, mögen Sie mich jetzt hier auch festhalten und ausranden; dann aber werden wir ja erleben, was Die zu erwarten haben, die mit dem besten Willen nach dem Lager kommen. Ich bin auch von deutscher Abstammung, Sir, heiße Reuter, und wenn Sie etwas Weiteres wissen wollen, so habe ich ein Paar tüchtige Fäuste, die ihren Mann zu vertheidigen wissen — hoffentlich werden sie wohl nicht Alle hier den Dieb an mir machen wollen!“ und im gleichen Augenblick hatte ich mich mit einem kräftigen Ruck seiner Hand entzogen, mich ihm mit vorgehaltenen Fäusten gegenüberstellend. Ich wußte, daß mit dieser Art Leuten in ihrer eigenen Sprache gered̈et werden mußte, wollte man etwas bei ihr erzielen, und daß ein Zurückweichen ihre oft feige Brutalität nur verstärkte — hier interessen schien ich schlagefrisch zu haben. „Sei verdammt für den „Dieb“!“ schrie der Mensch auf, während er das Gewehr an die Backe riß; im nämlichen Augenblicke aber hatte auch mein Begleiter schon die Waffe in die Höhe geschlagen, während sich zwei Mann aus der Patrouille zwischen uns warfen. „Halt, Stevens, halt, es scheint ein braver Kerl zu sein; der General könnte uns schon um der Hühner willen schlimm heimleuchten!“ hörte ich in einzelnen abgerissenen Rufen, und Stevens senkte mit einem giftigen Blicke das Gewehr. „Gut, so kommt er mit uns nach dem Lager,“ sagte er nach einem kurzen sichtlichen Kampfe mit sich selbst, „aber verdammt will ich sein, wenn ich das Gesicht nicht kenne, und Gnade ihm Gott, wenn nicht Alles richtig mit ihm ist!“ Er gab seiner Mannschaft einen kurzen Befehl, mich zwischen sich zu nehmen, und so setzten wir uns im Geschwindschritt dem Lager zu in Marsch.

Nach kaum fünf Minuten wurden die Gruppen um die nächsten Lagerfeuer deutlich erkennbar, und ich gestehe, ehrlich, daß vor dem Ernste meiner Lage, die erst jetzt recht deutlich vor mich trat, mir das Herz stärker zu schlagen begann. Wohin ich auch blickte, konnte ich nur ähnliches Gesindel, wie das, zu welchem mein augenblicklicher Hüter gehörte, entdecken, Menschen, die sich im Kampfe wohl eben so verdächtig zeigen würden, wie sie dies bei jeder Massen-Schlägerei mit Messer und Revolver zu thun gewohnt waren, in denen aber kaum ein anderes Gefühl als die Rohheit der Bestie leben mochte, und die sich wohl auch nur aus der Lust an blutigen Rauferein dem jetzigen Kampfe gegen die „damned Dutchmen“ — denn in Missouri war der Krieg gleich beim Beginn zu einem Kampfe der deutschen und amerikanischen Nationalitäten ausgeartet — angeschlossen hatten. Kartenspiel und Flüche, hier und da wohl auch ein Lustigmacher, der einen Negersänger nachäffte, schienen die einzige Unterhaltung abzugeben, und erst als wir, ohne besonders beachtet zu werden, fast bis zur Mitte des Lagerplatzes gelangt waren, begann sich der wilde Lärm, welcher uns bis dahin begleitet, zu legen; ich sah die Uniform einiger regelmäßigen Miliz-Compagnien aus St. Louis, zu welchen nur Vollblut-Amerikaner gehörten, erscheinen; dann öffnete sich ein weiter Raum, in dessen Mitte ein einzelnes Lagerfeuer loderte, und zwanzig Schritte vor dem letzteren wurde gehalten, während der Patrouillenführer und mein anfänglicher Begleiter sich von uns lösten, um dem Feuer zuzuschreiten.

Ich hatte volle Zeit, um meine Gedanken zu ordnen. Jedenfalls waren wir in der Nähe eines der höhern Officiere, und der Hauptheil meiner Rolle begann; wie ich aber, selbst wenn ich ohne Berdacht blieb, mich unbemerkt aus der Mitte dieser lagernden Menge stehlen sollte, erschien mir für den Augenblick noch unerklärlich; geradezu unmöglich aber ward die Aufgabe, wenn ich als verdächtig beobachtet wurde, wozu dieser Stevens die beste Neigung zu haben schien. Indessen sollte ich mich nicht lange mit unnützen Grübeleien zu quälen haben. Stevens erschien wieder und forderte mich mit einem barschen Winke zum Folgen auf. Vor das Feuer war jetzt ein Officier in reicher Uniform, von einigen gleichfalls uniformirten Begleitern umgeben, getreten; was die Rückseite des Feuers barg, deuteten mir nur die ab- und zugehenden Ordonnanzen von den St. Louiser Miliz-Compagnien an — keineswegs hatte ich es in dem mich Erwartenden mit dem General Price selbst zu thun.

Mein Examinator war ein echter Südmann mit bleichen Zügen, dunkeln Haar und Barte und schwarzen, blitzenden Augen, welche bei meiner Annäherung auf mir ruhten, als wollten sie in das Geheimste meiner Seele dringen. „Was hat Sie in's Lager geführt, Sir?“ fragte er kurz.

„Dasselbe, was auch wohl Andere hierher gebracht, Sir,“ erwiderte ich, meiner Stimme die möglichste Festigkeit gebend; „ich habe die letzten Hühner und Eier von unserer Farm genommen, um sie dem General zu bringen und nebenbei zu fragen, ob hier ein Gewehr für mich übrig ist!“

„Sie sagen, daß Sie aus Lackete County sind?“ klang die zweite Frage.

„So ist es, Sir, nicht weit von Oakland!“

„Und was haben Sie dagegen zu sagen?“ wandte sich der Examinirende an den Patrouillenführer, „mir scheint die Sache sehr einfach!“

„Ich habe zu sagen, Colonel,“ erwiderte Stevens, während ein häßliches Lächeln sein Gesicht verzog, „daß sich Einer leicht ausgeben kann, für was er Lust hat; daß ich aber das Gesicht hier von St. Louis her kenne, wenn ich auch nicht gleich weiß, wohin es gehört; daß der Mann ein Deutscher ist, und daß ich deshalb vermuthe, er kommt nicht von Lackete, sondern vom General Lyons, den Gott verdammen möge!“

Ein rascher, finsterer Blick des Officiers traf mich. „Sie haben das gehört, Sir?“

Ich vermochte es, trotzdem mir innerlich Alles wie zugeschnürt war, geringschätzig mit den Achseln zu zucken. „Ich denke, Sir, das Gesicht des Mannes hier, oder wenigstens ganz ähnliche zu kennen, die in St. Louis als die Leve'schen Ratten bekannt waren — ich war nämlich dort auf dem College, Sir, — und daß ich mich nicht getäuscht, beweist, daß der Mensch seiner eigenen Mannschaft den Vorschlag machte, mir vor dem Eintritt in's Lager abzuwehren, was ich trug, und sich dann meiner auf irgend eine Weise zu entledigen.“

„Ich kann das Letztere bezeugen, Colonel, wenn ich auch sonst keinerlei Art von Bürgschaft für den Mann übernehmen mag!“ wurde jetzt die Stimme meines früheren Begleiters, der seitwärts des Feuers im Schatten gestanden, laut, und nach einem raschen Blick auf den Sprechenden nahm das sich meinem Ankläger wieder zuwendende Gesicht des Officiers einen eigenthümlichen Ausdruck von Widerwillen an. Ich meinte völlig in seiner Seele, welche die eigenen erbärmlichen Werkzeuge zur Erringung der sogenannten südlichen Rechte verachtete, lesen zu können, und sah zugleich, daß meine Sache wenigstens für den Augenblick gewonnen war. „Haben Sie der eben bezogten Angabe etwas zu entgegnen?“ sragte er kurz, als ihre ihm jedes zuviel gesprochene Wort leid, und als Stevens nur mit einem ingrimmigen Blicke auf mich antwortete, wandte er sich nach dem Nächststehenden seiner Umgebung. „Ich sehe hier durchaus keinen Grund für einen ängstlichen Verdacht. Lassen Sie den Mann abgehen, was er für den General bestimmt hat, und bringen Sie ihn dann zu der übrigen neuen Mannschaft nach der Reserve!“ Dann nickte er mir kurz zu. „Ist Ihre Gesinnung wirklich die, welche Sie zu erkennen gaben, so sei Ihnen hiermit für Ihren Patriotismus gedankt; im andern Falle aber mögen Sie auch versichert sein, daß Sie beim ersten unrechten Schritte eine Kugel im Nacken haben werden!“ Er schritt wieder nach der Rückseite des Feuers; ich aber gab meine Hülfener und Eier ab und sah mich darauf zu meiner großen Erleichterung nach einem der äußersten Enden des Lagers geführt, wo zwar die Feuer so hell wie überall brannten, die träge Ruhe indessen, in welcher die Mannschaften darum her lagerten, die Neulinge in dem begonnenen Kriegsspiele vertrieb. Schon meinte ich, als der mich begleitende Officier einen langsam zwischen den Gruppen umherschreitenden Bewaffneten anrief, jeder Hauptgefahr entronnen zu sein, als plötzlich eine Stimme meinen Namen nannte und zugleich ein junger Mann vom nächsten Feuer aufsprang. „Reuter, by devil, old fellow, was bringt denn das Schaf unter die Böcke — und was by Jingo soll denn die Maskerade? Ist der Lieutenant seinen Lanzleuten heimlich entwischt, um zur richtigen Fahne zu schwören?“

Mir war es bei den ersten Lauten geworden, als solle mir das Herz stillstehen, dann aber, als ich in kurzer Entfernung die Stimme von Stevens hinter mir hörte, packte mich das volle Entsetzen. Ich war im letzten Jahre in einem der großen Speditionshäuser in St. Louis gewesen, wo Stevens, der wie die Meisten seines Gleichen sein Brod als Lastträger an der Landung erworben haben mochte, mich wohl oft gesehen hatte; der junge Mann aber, welcher mich jetzt angerufen, war Clerk in einem benachbarten Handlungshause gewesen, kannte mich genau und hatte, so wie ich, beim Schluß aller Geschäfte zum Gewehr gegriffen, nur daß ich auf Seite der Deutschen, er aber als Amerikaner auf der seiner Landsleute stand. Mein Verrath mußte jetzt unter allen Umständen offenkundig werden, und der frühere Freund hatte mich, wenn auch wohl wider seinen Willen, an den Strang geliefert. Ich sah noch, wie seine Züge eine plötzliche Betroffenheit über mein wahrscheinlich aschenbleich gewordenes Gesicht ausdrückten, hörte noch, wie der mich begleitende Officier in einem so eigenthümlichen Tone, daß er mir wie ein scharfes Messer in's Herz fuhr, ausrief: „O Jim, Sie kennen den Gentleman?“ dann aber hatte ich nur den einen Gedanken, daß hinter den beiden nächsten Feuern sich die freie, mondhelle Nacht zeigte und daß kaum zweihundert Schritte von und sich eine scharfe Waldecke in die Ebene hineinzog; wußte'zu gleicher Zeit, daß ich nicht einen Augenblick in meinem Handeln zögern durfte, wenn ich überhaupt noch an Rettung denken wollte, daß es galt, durch Ueberraschung zu wirken und dann um mein Leben zu laufen; wurde ich dabei auch niedergeschossen, so entging ich doch dem Strange — und kaum hatte der Officier das letzte Wort gesprochen, als ich auch mit einem Satze, zu dessen Weite mir sicher nur die Todesangst die nöthige Kraft verlieh, aus der Mitte meiner Umgebung war und gerade zwischen der an ihren Feuern lagernden Mannschaft hindurch in die freie Ebene gewann.

Ich flog wie ein gehetztes Wild der mir zum Ziele genommenen Waldecke zu, und zwei Secunden blieb Alles still hinter mir; dann aber klang es um so wilder: „Ein Spion! haltet den Spion!“ — ich erkannte deutlich die rauhe Whistelysstimme von Stevens — und: „haltet den Spion!, schrieen zwanzig Stimmen nach. Kurz vor mir tauchte in diesem Momente eine Gestalt auf — ein Mann der Postenkette; aber er war von mir überrannt, ehe er sich das ganze Ereigniß wohl noch klar gemacht; ein Schuß knallte hinter mir, ein zweiter und dritter folgte nach; aber ich fühlte mich unverwundet und flog weiter — wäre hinter mir nicht die neuangeworbene, zum größten Theil noch unbewaffnete Mannschaft gewesen, so hätte mich wohl ein schlimmeres Loos getroffen; inzwischen sah ich im Geiste das ganze Lager alarmirt, sah Stevens wie einen Wuthmann mit seinen langen Beinen hinken und wußte, daß selbst der Wald mich kaum vor meinen Verfolgern werde retten können, wenn nicht irgend ein glücklicheres Ungefähr zu meinen Gunsten entschied. Da war ich, ohne nur einen einzigen Rückblick gewagt zu haben, zu den Bäumen gelangt, welche mich wenigstens vor ferneren Schüssen schützen mußten; aber eine plötzliche Täuschung lähmte mir jetzt fast jede Muskel. Was ich im Mondschein für die Ecke des Waldes gehalten, war nichts als eine Gebüschgruppe von geringem Umfange, auf deren entgegengesetzter Seite ich das helle Mondlicht hereinbrechen sah — weit hinüber erst lag der eigentliche Wald und dazwischen nur die offene, schutzlose Hochebene, das sah ich, als ich mich rasch durch das Gestrüpp gearbeitet und die letzten Bäume erreicht hatte. In geringer Entfernung hinter mir klangen gelle Rufe, jeder Moment Zögerung mußte mich meinen Verfolgern überliefern, aber mitten in der fieberhaften Erregung von Leib und Seele sah und dachte ich wunderbar klar und ich war auch, noch ehe nur einer meiner Schritte gezögert, mit meinem Entschlusse fertig geworden. Rechts hinüber lag die Straße, auf welcher ich gekommen, und die ich wieder zu gewinnen hatte, wenn ich nicht in völlig unbekannte Gegenden gerathen sollte. Das Gebüsch mußte dabei für kurze Zeit die veränderte Richtung meiner Flucht verbergen, und wurde sie dann auch entdeckt, so hatte ich wenigstens ebenso schnelle Füße und eine so ausdauernde Lunge, wie irgend einer meiner Feinde. Hinüber ging es, wo der ausseinander laufende Wald mir ein deutliches Merkmal meines früheren Weges gab; noch mochte ich aber keine zweihundert Schritte weit sein, als lautes Geschrei hinter mir verrieth, daß mich auf der hellen, mondbeglänzten Fläche entdeckt worden sei. Dem Lager herauf hätte mir jetzt der Weg abgeschnitten werden können, und ich warf einen raschen, angstvollen Blick nach dieser Richtung; als sich hier aber nirgends die Spur neuer Verfolger zeigte, machte ich mich zu dem langen Wettlaufe, der jetzt unausbleiblich erfolgen mußte, fertig, und die jetzt auftauchende Möglichkeit, nach erreichter Absicht entrinnen zu können, goß mir völlig neues Leben in die Glieder.

Von hier ab weiß ich eigentlich nur, daß ich meine frühere Straße erreichte und sie, wie magnetisch von ihr festgehalten, in einem Laufe verfolgte, unter dem mir nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Brust zu springen drohte; die Klugheit hätte mir gebieten müssen, den seitwärts liegenden Wald zu gewinnen, aber ein unbezwingbarer Drang jagte mich vorwärts, dem Lager der deutschen Cameraden entgegen; dazu war es mir, als könne ich durchaus nicht fern von dem Punkte sein, an welchem der auseinandergetretene

* Landungsplatz der Dampfboote.

Wald sich an der Straße vereinigte und mir ohne die Nothwendigkeit eines Richtungswechsels eine Deckung gewähren mußte, aber ich fühlte bereits, daß ich anhalten müsse, um neuen Athem zu gewinnen, fühlte meine übrigen Kräfte ermatten, und noch konnten meine Augen, über welche es sich jetzt wie dicker Flor zu legen begann, nirgends vor mir das schützende Gebüsch entdecken. Da, eben als ich daran dachte, einen nothgedrungenen kurzen Halt zu machen, führte die Luft einen Klang in meine Ohren, der plötzlich ein Gefühl wie Verzweiflung in mir wach werden ließ, den Klang sichtig heranstapfirender Reiter — meine Verfolger hatten aufgegeben, mir zu Fuße nachzusehen, wußten aber nur zu gut, daß sie zu Pferde mich in der von mir eingeschlagenen Richtung auf dem offenen Terrain völlig einzuholen vermöchten. Vielleicht wäre es mir bei dem gewonnenen Vorsprung noch immer möglich geworden, den enfernt von der Straße an beiden Seiten sich hinziehenden Wald zu erreichen, wenn nur meine Kräfte frisch gewesen wären; so aber war ich zum Tode erschöpft und einen Augenblick fragte ich mich, ob es nicht das Beste sei, mich von den heranspreugenden Pferden geradezu unter die Hufe treten zu lassen, um aller Qual, die mir vom Augenblicke meiner Gefangennahme bis zum Tode durch den Strick bevorstehen mußte, zu entgehen. Da blitzte etwas in der Entfernung vor mir auf, nur mechanisch hatte sich mein Blick hingewandt, aber er blieb jetzt fest an einem bestimmten Gegenstande hängen — kaum zweihundert Schritte vor mir lag das Haus mit seinen Umzäunungen, welches schon beim Herannahen meine Aufmerksamkeit erregt — die Heimath meines Stammgenossen Werner, der jetzt wohl einer der Eifrigsten in meiner Verfolgung war, — aber dennoch meine einzige Zuflucht, wenn ich meinen Feinden, deren Herankommen mit jeder Secunde deutlicher hörbar wurde, mich nicht widerstandslos in die Hände liefern wollte. Der Obstgarten war dicht belaubt, aber er mußte der erste Ort der Nachsuchung werden, sobald ich hier vor den Blicken der Nachsetzenden verschwand; ich verwarf die Wahl dieses Verstecks schon mit dem ersten Gedanken daran; dagegen stand das offene dunkle Fenster, das ich zwischen den Schlinggewächsen an der Giebelseite des Hauses bemerkt, wie ein lebendige Schutzverheißung vor meiner Seele; den Anscheine nach führte es nach einem Corridor oder einem andern unbewohnten Raum; die Piazza, nach welcher es sich öffnete, war leicht zu erklimmen, und im Hause selbst suchte man mich sicher am wenigsten — alle diese Vorstellungen aber waren nur wie einzelne Blitze durch mein Gehirn geschossen, während ich mit dem Aufwande meiner letzten Kräfte die Entfernung zwischen mir und dem Gebäude zurückzulegen strebte. Sobald ich die erste Felseinzäunung erreicht, nahm ich diese zur Deckung, um mich möglichst den Bicken der Folgenden zu entziehen; ich erreichte das Haus, ich huschte zwischen den Obstbäumen hindurch, und ein Blick nach oben zeigte mir das einsame Fenster noch geöffnet. Zugleich ward mir auch der laute Ruf eines der mir Nachsetzenden in solcher Nähe von der Straße laut, daß ich kaum mehr hoffte, Zeit zum Erklimmen der Piazza gewinnen zu können; eine aus größerer Entfernung klingende Antwort aber zeigte mir, daß meine Verfolger über den von mir eingeschlagenen Weg unsicher geworden sein mußten. Noch einmal erwachte bei dieser Erkenntniß ein Rest von Kraft in meinen Muskeln, der mir es ermöglichte, an einem der Pfeiler die kurze Höhe der Piazza zu gewinnen; als ich aber mit der Hast der Todesangst durch die enge Oeffnung, welche das aufgeschobene Fenster bildete, mich gewunden und den innern Raum erreicht hatte, fühlte ich, daß meine Sinne mir vergehen wollten, und unfähig mich aufrecht zu erhalten brach ich in die Kniee.

Aber eine heilte, kräftige Mädchenstimme riß mich plötzlich aus meiner Betäubung wieder empor. „Wer ist hier?“ klang es, „rasche Antwort, oder ich schieße!“ und erst jetzt sah ich im hereinfallenden Scheine des Mondes, daß ich in ein Zimmer gerathen war, in dessen Hintergrund sich in einem weißen Bette eine Gestalt aufgerichtet hatte, welche so eben mit der Bewegung voller Entschlossenheit einen Taschen-Revolver auf mich anschlug.

„Um Gotteswillen, Mitz! wenn Sie nicht einen Menschen kaltblütig hinschlachten lassen wollen, so schweigen Sie!“ rief ich, in diesem Augenblicke nur an meine eigene dringende Gefahr denkend; „ich bin unter die Secessionisten gerathen, sie halten mich für einen Spion, und wenn Sie sich anrühren, bin ich in einer halben Stunde ein todter Mann!“

Ihre Waffe senkte sich vor meiner athemlosen Sprache und abgeheten Erscheinung, ich sah, wenn auch noch halb vor durch einen Schleier, wie ihr großes rundes Augenpaar scharf auf mir ruhte. „Wer sind Sie? aber sprechen Sie Wahrheit auf jene Gefahr hin,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, welche dennoch nichts von der eigenthümlichen Bestimmtheit ihres Tones nahm.

(Schluß folgt.)

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk“

sind ferner (bis zum 7. Februar) eingegangen: 1 Thlr. von C. M.; — 5 fl. öst. W. von Ludwig Timmel in Pirano; — 5 fl. öst. W. aus dem Salzburgischen: „zu arm um mehr zu geben“; — 5 fl. öst. von 2 Meraner Curgästen aus Oesterreich: „Nur Beharrung führt zum Ziel“; — 6 fl. öst. vom musikalisch-declamatorischen Verein „Arion“ zu Prag, durch C. Rose das; — 14 fl. öst. von drei Deutschen J. B. Hüttner, J. Trautmann und Moriz Vogelsang) zu Hermanetz bei Neuhof in Ungarn; — 6 fl. öst. vom Turnverein „Der Bergzeist“ zu Tannwald: „Der Bergzeist kennt Mergzeist“; — 5 Thlr. vom Arbeiterverein zu Hattingen, durch H. Schmidt, Vorstand; — 3 Thlr. aus Basel: „zum Frieden des Meeres in Nr. 48 der Gartenlaube“; — 1 Thlr. vom geselligen Lesecerein zu Chemnitz, durch G. Crucius; — 18 Thlr. vom Handelsschuldirector Möhrich und Hausgenossen in Frankfurt a. M.; — 2 Thlr. vom „Mozart-Verein“ in Offenbach, durch das Schriftf. David Lederer; — 3 Thlr. vom Gas-Director Morstadt in Karlsruhe; — 4 Thlr. von C. W., einigen deutschen Studenten und C. K. in Rostock; — 10 Thlr. vom Verein für Handel und Gewerbe in Potsdam, durch Director Langhoff; — 1 Thlr. 2 Ngr. fernerer Betrag vom Handwerkerverein in Straßburg; — 3 Thlr. von einigen Primanern des Gymnasiums in Bekjar, durch H. Rinn; — 10 Sgr. von mehreren Primanern des Gymnasiums in Darmstadt, durch J. Grwld.; 4 Thlr. von E. B. und C. M. in Frankfurt a. M., Leser der Gartenl.; — 3 Thlr. von Jasper, Frih und Sophie in Elmsbüttel, durch Roeller Wuste in Leipzig; — 11 Thlr. von der Kartoffelsuhle zu Bakersleben bei Halberstadt, durch W. Bertram, Cand. theol.; — 1 Thlr. aus Zschersbauen: „Bauer, baue Dein Beet nur auf! — Gerneft log' ich mein Scherflein Dir!“; — 2 Thlr. 15 Ngr. von dem Gesangverein „Arion“ in Leipzig, beim Stiftungsfeste; — 2 Thlr. zweite Sammlung der Fideien: „Ein Vergnügen seiner Art — ist doch so wie Wasserlahrt“; — 1 Thlr. von Bernhard Schmalz in Kempten; — 10 (nicht 17½) Sgr. von Bosch in U.; — 24½ Sgr. von einigen Mitgliedern d. Gesell. „Erbetung“ zu Kunnersdorf, durch A. Hösel; — 1 Thlr. von einer H. Gesellschaft in Zeuleroda, eingel. durch Bauer's Sonntagsschulenamerad Rath. Härpfer; — 3 Thlr. 11 Ngr. gel. im Turnverein zu Kamenz, durch den Turnw. R. Weiß; — 3 Thlr. von den Mitgl. der Gartenlaube zu Joachimsthal in M.; — 4 Rubel Silber (3 Thlr. 28 Ngr.) von vier jungen Deutschen in Kapona, durch G. Hösel in St. Petersburg; — 1 Thlr. gel. von F. B., E. B. u. W. B. in L.; — 15 Thlr. „von einer kleinen deutschen Gesellschaft im Tirolt zu Meraneu,“ durch L. W. von Jasper das.; — 6 Thlr. von dem Turner-Ruder-Club zu Hamburg, mit herzlichem „Gut Heil!“, durch den Schriftführer G. Lüde; 12 Thlr. 17½ Ngr., durch W. Bürenstein in Berlin A 17.; — 2 Thlr. vom Lesecerein zu Glauzig bei Wittenberg, durch den Vorstand Lippmann; — 6 Thlr. 15 Ngr. abermals aus Glauzig, und zwar 3 Thlr. von St. und 3 Thlr. 15 Ngr. durch Bollert gesammelt in einer fideien Gesellschaft in Simon's Restauration, durch Jul. Kebes; — 50 fl. dritter Beitrag von den Wasser- und Stapfenhaus-Inspectionen Emmendingen, Waldshut und Freiburg, der Eisenbahnbau-Inspection Pforzheim, von Betriebsingenieuren in Waldshut und Baningenieuren der Wiesenbahnbahn in Lörrach, durch den Bezirksingenieur Boger in Stockach im Großherzogth. Baden: „Die Sache selbst sind der Mann, der sie mit so viel Talent und eiserner Ausdauer betrieben hat, verdient wahrlich die allunterstützung jedes Vaterlandsfreundes.“ So sprechen Zuhauinner!

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten dringend, die Sammlungen recht eifrig fortzusetzen, damit unserm Bauer aus der Hebung des Ludwig wirklich auch einiger eigener Nutzen entspringe und nicht die ganze Werthsumme des gehobenen Schiffes auf die Abzahlung der Rückstände und Darleben aufgehe, welche der benennten Erpreßungsgelder wegen nothwendig geworben sind. Bauer hat durch die letzten erfolglosen Hebungsarbeiten im vorigen Herbste sein ganzes Vermögen vertoren. Jeder Deutsche von Ehre wird gern sein Scherflein beitragen, um diesen Betrug dem genialen deutschen Erfinder wieder ersetzen zu helfen, und dies jetzt um so lieber, weil nun die Hebung des Ludwig selber durch den bedeutenden Credit, welchen der Herzog von Hebung unserm Bauer eröffnet hat, insofern gesichert ist, als Bauer nun nicht mehr in die Lage kommen kann, wegen Mangel an Mitteln in seiner Arbeit gehindert zu werden.

Im Auftrag des Central-Comite's: **Ernst Keil.**

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Leipzig, im März 1863. **Ernst Keil.**

Verantwortl Redacteur F. Stolte n. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 13. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem bairischen Hochgebirge.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Die Müllerin beachtete die Frage Kordel's nach dem Vater nicht, sondern fuhr eifrig fort: „Wir wollen uns auch einmal zur Ruh' geben, wollen's auch einmal gut haben — d'rum sollst Du die Mühl' übernehmen, sollst sie wieder herrichten auf den Glanz, sollst uns unsern Austrag geben und heirathen. . . ."

Kordel schüttelte schwermüthig den Kopf. „Das geht nit, Mutter," sagte sie, „das muß Dir schon aus dem Sinn schlagen. Ich bin das Lenz' nicht, das so was unternehmen könnt', ga gehört eine reverische Person dazu — und wenn ich auch wollt', . . . es wird Keiner die Lebemühl' haben wollen . . . und mich noch weniger. . . ."

Die letzten Worte hatte sie nur gehaucht; sie gingen in dem rohen Gelächter verloren, das die Müllerin ausstieß. „Wie Du daher redst!" rief sie. „Wofür wär' denn der Quast da?"

„Der Quast ist für mich nimmer auf der Welt — er ist gestorben und begraben, wie mein armes Bürmel, mein Nesel . . . Das wär' gerade der Rechte, um die Mühl' wieder heraufzubringen! Nein, Mutter, mir all' denn ist es nichts — und d'rum ist es auch wohl das Gescheidtere, wenn ich wieder geh'. . ."

„Und Du mußt bleiben, sag' ich!" rief die Frau zornig, indem sie hart vor Kordel hintrat und ihr drohend die Fäuste vor's Gesicht hielt. „Ich will's einmal haben — ich will doch seh'n, ob nicht geschieht, was ich haben will! Ich bin die Mutter, und Du bist mir noch lang nit zu groß, als daß ich Dir nicht zeigen soll', daß Du mir folgen mußt!"

„Schlag' mich, Mutter," sagte Kordel sanft, indem sie sich erhob und ihre Hand ruhig auf die geballten Fäuste der Zürnenden legte. „Ich will's aushalten ohne Widerred', denn ich weiß, daß ich Dir Gehorsam schuldig bin . . . . aber das mußt mit verlangen, Mutter, denn ich kann wahrhaftig nit bleiben; ich kann den Quast nit heirathen — und ich will auch nicht! . . . Mutter," fuhr sie ernsthaft und beinahe feierlich fort, indem sie ihr mit den großen schwarzen Augen fest und durchdringend in's Angesicht sah — „denk' daran, wie's vor vier Jahren gewesen ist! Ich bin ein unschuldig's Ding gewesen, noch ein halbes Kind . . . was hab' ich davon verstanden, wie der Quast 'kommen ist und hat sich an mich angemacht? Mir hat's gefallen, wenn er mir schön gethan und vorgerer'l hat, wie er mich zur Bäurin machen wollt' auf dem Kriegelhof. . . . Du hättest es besser verseh'n, hättest mir abreden sollen . . . aber statt mich zu warnen, hast Du mich noch angereizt; wo Du hättest abwehren sollen, da hast Du gheißen, Mutter . . . Du hast . . ." Sie biß sich auf die Lippen, um nicht mehr zu sagen. „Denk' d'ran, Mutter," fuhr sie dann fort, „und sag', ob Du von mir einen Gehorsam verlangen kannst. — Ich will Dir folgen in Allem, was richtig ist, aber in der Sach' geh' ich meinen eigenen Weg. . . . Die Nacht schlaf' ich in der Mühl' . . . aber bleiben, Mutter, bleiben thu' ich nit!"

Die Müllerin stand betroffen und schwieg; Kordel aber fuhr fort: „Aber wo ist denn der Vater? Warum seh' ich ihn nicht? Wie geht's ihm denn? . . . Ich muß mich schon umschauen nach ihm!"

Hastig verließ sie die Stube und eilte rufend den kleinen Hausgang entlang: „Vater . . . Vater! Wo bist' denn? Komm doch! Ich bin's! Die Kordel ist da!" Eine dumpfe Stimme antwortete; sie ging dem Schalle nach, riß die Stallthüre auf und stürzte mit einem Aufschrei des Entsetzens und Jammers auf den unglücklichen Blöden nieder, der ihr entgegen gekrochen kam. „Vater, Vater . . ." schrie sie unter stürzenden Thränen, indem sie ihn sorgsam emporrichtete, „wo muß ich Dich finden? Bist Du's denn wirklich? . . . O Du armes, armes Vaterl . . ." Sie vermochte nichts mehr hervorzubringen, aber ihre Thränen überströmten das Silberhaar des Greises, in das sie ihr brennendes Antlitz drückte. Die dumpfen Laute des Müllers antworteten; es war nichts davon verständlich, als der Name des Mädchens, aber die Thränen, die ihm kurz vorher versagt gewesen waren, kugelten in dicken Tropfen über das verwitterte Gesicht, und die plumpen, narbenreichen Hände tasteten liebkosend und streichelnd an Haar und Antlitz des geliebten Kindes herum.

Sie konnte nur weinen und gelenkte den halb und mühsam Aufgerichteten, der ohne Unterstützung nicht zu gehen vermochte, in die Stube auf den bequemsten Platz am wärmenden Ofen. Die Müllerin schoß wüthende Blicke nach Beiden, aber sie wagte kein Wort des Widerspruchs; ein einziger Blick Kordel's, als sie mit dem Vater an ihr vorüberschritt, hatte genügt, sie einzuschüchtern — aller Vorwurf, alle Klage, aller Schmerz war darin zusammengedrängt. Sie schob dem Müller ein Kissen zurecht, während er mit blödem Wohlbehagen die erstarrten Hände an den Ofen hielt und nach wenigen Augenblicken einschlummerte.

Als er schlief, stand Kordel auf und trat vor die Mutter hin. „Du hast Recht gehabt," sagte sie finster, „daß ich daheim am nothwendigsten bin . . . ich bleib' da!"

Dann kehrte sie zum Vater zurück, kniete vor dem Schlummernden nieder und ließ die Augen auf der zerstörten Jammergestalt des Geliebten ruhen, während ihre Lippen sich im stillen Gebete bewegten.

Starke Schläge an der Hausthüre unterbrachen das Schweigen der einsamen Stube; die Müllerin öffnete und kam mit dem Brigadier der Gensd'armerie-Station zurück, der in voller Bewaffnung mit Ober- und Untergewehr, sich in der niedrigen Thüre bückend, eintrat. „Ist der Quaß nicht hier gewesen?“ rief er mit barscher Stimme. „Ist er etwa noch hier versteckt? Was für Gesindel habt Ihr sonst im Hause? — Macht mir keine Flausen vor,“ fuhr er fort, als die Müllerin antworten wollte, „ich glaub' Euch doch nichts! Ich werd' selber nachseh'n und Haussuchung halten!“

„Thu' das der Herr,“ sagte Kordel vertretend. „Ich weiß nit, ob der Quaß da war, und will nit hoffen, daß er noch da ist — aber von der Stuub' an bleib' ich in der Federmühl' und steh' dem Herrn gut, daß er mit wieder hereinkommt!“

Der Brigadier hatte Kordel sogleich respectvoll und soldatisch begrüßt. „Die Jungfer ist hier?“ rief er jetzt. „Sehr charmirt! Schon zurück von der Alm? Hab' der Jungfer oft nachgefragt ... sollte nicht mehr auf die Alm' gehen, ist keine Beschäftigung für Sie! Wenn Sie Augen haben wollte, es gäbe Männer, die sehr charmirt wären — angefehene Männer ...“

„Ich versteh' den Herrn nicht. ...“

„Wird schon kommen! Sehr charmirt, daß die Jungfer im Hause bleibt — werde einsprechen! Sie wird nichts Unrechtes dulden im Hause, keine Schwärzer, keine Schnapsſäufer. ...“

„Sicher nicht!“

„Damit kann ich doch aufwarten,“ sagte Kordel und holte ein Fläschchen aus ihrem Bündel hervor, „ich hab' das dem Vater mitgebracht — es soll gut sein für den Magen und soll die Glieder schmeidig machen. ...“ Sie schenkte dem Brigadier ein Glas ein, das er ausstürzte und sich schüttelte. „Ein bischen stark,“ sagte er, „aber eine wahre Herzstärkung! Sehr charmirt! Kann's brauchen, wir haben einen harten Strauß vor. ... Gute Nacht, Jungfer — sehr charmirt!“

Er ging. Bald waren seine Tritte den dunklen Bergweg hinunter verhallt, und nichts regte sich im Umkreise der einsamen Mühle. Nur in dem Gebäude des Grabens, wo den Tag über der Bäche seine vierfüßigen Spaziergänge gemacht hatte, lauschte wieder eine dunkle Gestalt und harrte unbeweglich zu einem kleinen Fensterchen im obern Stockwerk der Mühle empor, in dessen halberblindeten Scheiben nach kurzer Zeit ein trüber Lichtschimmer aufgegangen war. Der Lauschende war Quaß. Lange und regungslos wartete er und zählte Viertelstunde für Viertelstunde die Schläge der Thurmuhr, welche von der nahen Ramsauer Dorfkirche herauf klangen. „Schon zehn Uhr,“ murrte er endlich, „und um elf Uhr muß ich auf meinem Posten sein! Aber ich geh' nit von der Stell', bis ich weiß, wie ich d'ran bin! Ich kann ja dann geschwinder laufen und das Versäumte wieder herein bringen!“

Das Licht war in der Schlafstube Kordel's, die träumerisch vor sich hinstarrend auf dem armseligen Lager saß. Die Vergangenheit zog an ihr vorüber, — eine Reihe trüber Erinnerungen, in welchen dunkle Ranken die wenigen lichten Stellen überwucherten, die etwa aus Tagen aufblickten, da sie als Kind mit den Kieseln des Mühlgrabens gespielt oder mit den gefiederten Bewohnern seiner Büsche um die Wette gewuchert hatte. Dann wandte sie den Blick in anderer Richtung der Zukunft zu, um einem Gewühle von noch dunkleren und unheimlicheren Gebilden zu begegnen. Sie sah eine trostlose, nicht endende Ebene vor sich, ohne jede lockende Erhöhung, ohne erquickende Quellen, ohne stärkenden Schatten — eine Wüste, die Frucht wie der Blüthe beraubt. Sie hatte sich die Verhältnisse im elterlichen Hause schlimm vorgestellt und erwartet, aber noch schlimmer gefunden; der Zustand des unglücklichen Vaters war noch trostloser, noch verwahrloseter, der häusliche Verfall noch größer und sichtbarer, als sie Beides bei ihrem Scheiden hinterlassen hatte. Sie durfte, sie konnte nicht mehr fort, das stand klar vor ihrer Seele; dennoch entredte sie keine Hoffnung, daß sie durch ihr Opfer etwas besſern und dem Einen oder Andern abhelfen könne. Sie vermochte nichts Gedeihliches zu erwarten von dem Zusammenleben mit ihrer Mutter, deren leichtsinnige Wesen der Zartheit des ihrigen so durchaus widersprach.

Um sich zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, ging sie daran, ihre Kleider und Habseligkeiten in den blau angestrichenen und buntgeblümten Schrank einzuschichten, der in der Kammer stand. Sie fand ein Gebetbuch, legte es auf das Bett und kniete davor, indeß hie und da eine Thräne auf die großen Druckbuchstaben und das vermürbte Papier fiel; zuletzt, überwältigt von Müdigkeit, löschte sie das Licht und legte sich, wie sie war, angekleidet auf das Lager.

Kaum war sie eingeschlafen, als sich in der Mühle Geräusch hören ließ; die Holzklinke an der hintern Thüre des Mühlenwerks wurde behutsam und geräuschlos ausgehoben, und Quaß schlüpfte herein. Es war daselbst vollständig finster, aber wohlvertraut mit der Oertlichkeit tastete der Bursch sich an dem einzigen Mahlgange vorüber bis zu den hölzernen Stufen, welche steil und geländerlos auf den Umgang zum Aufschütten des Getreides und von dort in die obern Kammern des Wohnhauses führten. Er stand bald vor Kordel's Thüre, horchte daran mit angehaltenem Athem, und als nichts in dem Stübchen sich regte, versuchte er, selbe zu öffnen; sie wich seinem Druck, in seiner lummervollen Betrübniß hatte das Mädchen nicht daran gedacht, sie zu verschließen. Mit geräuschlosen Katzentritten schlich er dem Lager zu, das bei dem graulichen Scheine des Fensters trotz der Dunkelheit wohl zu erkennen war. Schon war er nahe an der Bettstelle und konnte schon die Umrisse von Kordel's Gestalt unterscheiden; schon streckte er die Arme aus, sie zu umfassen, als die Schlafende, von dem Vorgefühl einer unheimlichen Annäherung geweckt, aufsuhr und mit einem Schrei dem Fenster zusprang.

„Sei still ... mach' keinen Lärm!,“ rief Quaß halblaut, „ich bin's!“

„Wer?“ entgegnete sie entsetzt. „Hinaus — ich kenn' Dich nicht! Wer's auch ist, hinaus aus der Kammer ...; hinaus!“

„Bin ich Dir so ganz fremd worden, Kordel? Ich bin's — der Quaß!“

„Hinaus mit Dir, frecher Mensch ... was willst bei mir?“

„Eine g'spaßige Frag'! Was will der Bue, der zu seinem Schatz feusterln geht? Flauschen will ich mit Dir und spenzeln und fragen, wann wir die Stuhlfest machen!“

Er versuchte sich ihr zu nähern, aber sie stieß ihn mit entrüstetem Abscheu von sich. „Komm' mir nit zu nah',“ rief sie, „mach' Du die Stuhlfest, mit wem Du willst — ich hab' Dir's schon gesagt, daß ich nichts mehr wissen will von Dir!“

„Das ist nichts als Spreizerei!“ entgegnete er zudringlich. „Warum willst wohl nichts mehr wissen von mir? Du hast doch schon einmal Dein Klumperl (Wakel) von mir und mußt aushalten bei mir — also gieb Dich lieber gutwillig drein!“

„Das sagst mir selber in's Gesicht und schaust Dich nit?“ sagte Kordel mit wiederkehrender Besonnenheit, aber bebend vor Entrüstung und Unmuth. „Und doch wird's nit so sein, wie Du meinst! Daß ich Dir einmal angehört hab', das bring' ich freilich nit wieder los ... aber die Leut' sollen seh'n, daß ich wenigstens mit d'rin stecken bleiben will in der Schand'!“

„In der Schand'?“ rief Quaß mit wutherstickter Stimme. „Also eine Schand', wär's, wenn Du mein Weib werden thätst? Das will ich Dir merken, Kordel! Das sollst mir nit umsonst gesagt haben. ... Und jetzt sollst Du erst ganz gewiß mir angehören! Jetzt mußt aushalten mit mir in meiner Schand' ... wann sie so tief wär' wie der Hintersee ... hineiu mußt, Kordel, und hinunter bis auf den Grund. ...“

Er wollte auf sie eindringen, als von der Straße her ein leiser schrillender Pfiff erscholl, wie der Schrei eines Nachtvogels. „Halt' Dich still,“ rief Quaß, indem er Kordel ergriff, vom Fenster wegrig und auf's Lager schleuderte. „Das kommt gerade recht!“ Ehe das halb betäubte Mädchen es fassen und hindern konnte, hatte er das Fenster aufgerissen, wiederholte den Pfiff und rief leise hinunter. „Wer ist da? Was willst?“

„Bist Du's, Lateinischer?“ rief eine gedämpfte Stimme entgegen; der „Lateinische“ war der Spitzname, unter welchem er bei Schwärzern und Landstreichern bekannt war, weil ihnen der Name des heiligen Quaßius zu befremdlich und unbekannt dünkte. „Wie kommst da hinauf?“

„Ist das mit der Hennenrupfer? Grüß Gott und frag' mit so dumm — wie kommt der Bue zu sein'm Schatz!“

„Du der Kordel! Hat's doch gheißen, sie mag Dich mit mehr! Hat also doch wieder klein beigeben?“

„Weißt ja, wie's geht mit den Madeln!“ lachte Quaß frech. „Aber wo kommst her, Hennenrupfer, wo geht hin?“

„Ich hab' mich verspät't unterwegs, auf'm Wachterl droben.

Da hab' ich nur anrufen wollen, ob's nit einem Andern auch so gangen ist! Komm' bald nach, Lateinischer — ich geh' in die Kirch', sie haben schon zusammengeläut'!" Unter der Kirche war der Sammelplatz der Schmuggler gemeint.

„Geh voran . . . ich komm' bald nach; bis Du zu der Sag' (Sägemühle) kommst, hab' ich Dich lang' eingeholt!"

Der Schmuggler ging, und Quasi schloß das Fenster. „So," sagte er höhnisch, „jetzt thu', jetzt red', was Du magst! Es hilft Dich doch nichts mehr — in zwei Tagen weiß die ganze Ramsau, daß Du mich Nachts in Deine Kammer gelassen hast — jetzt bist Du doch mein und kommst lebendig nimmer von mir los!"

Kordel saß noch immer wie betäubt; erst die wiederholte Annäherung des Burschen, der sich zu ihr drängte und sie umschlingen wollte, brachte sie wieder zu voller Klarheit. Sie wehrte ihn ab und rang mit ihm, gestützt von der ganzen Stärke ihres Abscheus, ihres reinen Willens, aber der zarte Körper war der rohen Gewalt des Burschen nicht gewachsen . . . sie fühlte ihre Kraft erlahmen, eine ungeheuere unfaßliche Angst überkam sie . . . sie rief Gott und alle Heiligen an und ohne selbst zu wissen, was sie that, drängte sich das Wort „Mutter" auf ihre Lippen. „Hilf, Mutter, hilf," schrie sie außer sich, „hilf . . . Mutter, Mutter!"

„Ruf' ihr nur," lachte Quasi, „da kannst lang' warten, bis die kommt! Dumm's Ding, Deine Mutter weiß, daß ich da bin!"

Statt sie zu entmuthigen, gab dies Wort Kordel neue Kraft des Widerstandes. Ein betäubender Schmerz däumte sich in ihrem Herzen empor; Verzweiflung faßte sie, sich von der verrathen und preisgegeben zu wissen, die vor Allen sie beschützen und wahren sollte, und mit der Wuth der Verzweiflung packte sie den Burschen, daß er leuchend sich ihrer erwehren mußte und unter den wortlosen grimmigen Ringkampf die Dielen der Kammer krachten. Dennoch neigte sich auch jetzt das Uebergewicht auf Quasi's Seite; schon war das schwache Mädchen halb zu Boden gerückt und beinahe wehrlos. . . .

Da wurde Quasi plötzlich von gewaltigen Fäusten im Nacken gepackt und zurückgerissen, und wilde brummende Töne verriethen, wer zu Kordel's Befreiung herbeigekommen. Der blöde Müller, dessen Lager in der Mühle unter der Treppe stand, war über dem Lärm erwacht und die Treppe heraufgetrieben. „Mein . . . Kerl mein," knurrte er mit den Tönen eines wilden Thiers. „Unbringen..."

„Verfluchter Fex!" schrie Quasi und suchte vergeblich, sich von den Fäusten des Müllers loszuringen. „Führt der Teufel Dich auch daher?" Er mußte von Kordel ganz ablassen und sich nur gegen diesen Angreifer wenden, denn die Wuth gab dem halbvertheirten Menschen ganz ungewöhnliche Kraft.

„Hinunter," brummte der Alte, „. . . hinunter . . . Hals brechen. . . ."

„Oder Du, alter Racker!" rief Quasi. „Komm' nur her — so geht's gleich in Einem hin!" Er gab dem Alten nach, der ihn durch die offene Thüre nach der Stiege zu zerren strebte, suchte und wußte es aber so einzurichten, daß der unbeholfischere Bösewicht auf dem schmalen, geländerlosen Raume anlam — er dachte ihn über den Rand zu drängen, daß er in die Mühle hinunterstürzen und auf dem Ziegelboden das Genick brechen sollte. Seine Absicht war erreicht; der Blöde hing schon halb über der Tiefe und klammerte sich an Arme und Kleider seines Gegners — da eilte Kordel herbei; sie hatte schnell Licht gemacht und erschien gerade im rechten Augenblicke, um den Vater am Arme zu fassen und zurückzureißen. Er kam auf der Treppe, während Quasi sich nicht mehr zu halten vermochte und hinunter taumelte.

Bäuschlings hatte Kordel den Vater zu sich in die Thüre gezogen und diese geschlossen; den Burschen hatte seine Körperwucht wandtheit vor dem Sturze bewahrt. Er war mehr gesprungen als gefallen und tobte im nächsten Augenblicke die Stiege wieder herauf, um an der Thüre zu poltern und zu drohen. Bald sah er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen ein und ging. „Das sollst Du mir eingelten — wart'!" schrie er und verließ die Mühle.

Kordel, erschöpft von Anstrengung und Schrecken, war in halber Ohnmacht auf's Lager gesunken; der Alte hatte sich zu ihren Füßen auf den Boden gekauert, streichelte ihr Hände und Gewand und brummte: „Mein Kordel . . . nichts thun lassen . . . Kordel mein . . ."

— — — Tief in den Bergen hatte indessen längst ein verdächtiges Regen, eine geheimnißvolle Thätigkeit begonnen. Der Mond war nach Mitternacht hinuntergegangen, und fast undurchdringliches Dunkel lag auf dem wilden Waldthale, durch das die Wimbach rauschend ihr steiniges Bette wühlt. Kaum in nächster Nähe war es möglich, die Umrisse der Seitenberge und ihrer Waldgruppen zu unterscheiden, und die schauerliche Felspyramide des Hundstodes, der wie eine riesige Mauer das Thal abschließt, hob sich nur schwach von der Schwärze des Nachthimmels ab. Todesstille waltete weit und breit; nur manchmal tönte der Schrei einer Eule, und in den Lauschen und Zwergföhren rauschte es hin und wieder von unheimlichem Leben.

Im Hintergrunde des Thals, am Fuße des Hundstods faßen zwei Männer in bäuerischer Kleidung; mit geschwärzten Gesichtern, den Stutzen zwischen den Beinen, kauerten sie unter einem überhangenden, durch Tannengestrüpp verborgenen Felsblock und schauten spähend in die Nacht hinaus.

„Es dauert lang," flüsterte der Eine, „wenn sie nur nit erwischt werden sind!"

„Warum nicht gar!" erwiderte der Andere ebenso. „Wer soll's sie erwischen? Aber es ist ein weiter Marsch von Saalseiden herauf bis zu uns, und der Weg am Funtenseer-Tauern, über den Trischübel und das steinerne Meer herunter ist keine Kleinigkeit!"

„Haben ja den schönsten Mondschein gehabt! — Soll einen Hauptsang geben diesmal!"

„Das will ich meinen! Die Tyroler kommen mit einer ganzen Ladung Tabak und Uhren und Seidenzeug . . . wir haben nichts zu thun, als die Päck' vollends hinaus tragen, bis in die Ledermühl' . . . und kriegt jeder baare fünf Gulden. . . ."

Der Andere winkte ihm zu schweigen und horchte noch gespannter als zuvor. „Hörst nichts?" sagte er dann. „Ich hab' gemeint, ich hör' was gehen, dort am Steinberg herunter. . . ."

„Ich hör' nichts. Vielleicht sind einige von den Unsrigen. Wer soll' es sonst sein? Die Grenzwächter sind ja' gemacht und vigilieren heut' Alle drüben, nach der Schönau zu; wir haben ihnen weiß gemacht, es käm' ein Zug über den Bartlmäßer her. . . . Haben wir doch überall unsere Schildwachen ausgestellt. . . ."

Er verstummte und lauschte eine Secunde, indem er die Hand an's Ohr hielt und sich auf den Boden niederdrückte. „Jetzt hör' ich auch was," sagte er, „da kommt wirklich was daher. . . . Halt, Kerl," rief er lauter, aber mit unterdrückter Stimme. „Keinen Schritt — oder ich laß' Dich meinen Stutzen verkosten!"

Der Angehaltene blieb stehen und hatte rasch die Büchse herabgerissen, die über der Schulter hing. Es war Mentel, der mit rascher Bewegung hinter einen Baum getreten war. „Thu' Deine Spritzen weg!" sagte er, „oder es schnallt bei mir! Was haltet Ihr mich an? ich hab' nichts zu schaffen mit Euch!"

„Den kenn' ich," sagte der eine Schwärzer zu seinem Cameraden. „Das ist der Mentel vom Büthelhof — den haben wir nit zu scheu'n!"

„Was willst nachher um die Zeit in der Wimbach?" fragte mißtrauisch der Andere.

„Auf den Hundstod will ich hinauf," sagte Mentel, „will mich auf ein Gamsel anpürschen — da heißt's früh beim Zeug sein, wenn Du's verwinden (ihnen den Wind abfangen) willst!"

„Das kann sein und kann nicht sein auch," entgegnete der Schwärzer wieder. „Besser ist besser; jetzt bleibst einmal bei uns, damit Du uns nit verrathen kannst. . . ."

Mentel wollte Einwendungen machen, aber im nämlichen Augenblick war er von rückwärts gepackt und der Stutzen ihm aus der Hand gerissen. Der andere Schwärzer hatte ihn unbemerkt umgangen und Beide hielten ihn nun lachend fest. „Gieb Dich, Widerspänig, gieb' Dich," rief der Eine, „es ist mi so weit gefehlt, wenn Du bei Schwärzern bist . . . aber halt' Dich ruhig, wenn Du nicht meinen Schnitzer zwischen den Rippen haben willst!"

Leises Pfeifen tönte jetzt gegenüber von den Bergen herab; es war ein schrillelnder, schwirrender Ton, wie jener der Wasserratte, wenn sie Nachts den Kopf aus dem Graben oder dem naßen Grase hebt. „Sie sind da!" flüsterte es. „Die Tyroler sind's!" und bald tauchte unter den Lauschen und Felssträmmern eine ziemliche Anzahl wilder geschwärzter und bewaffneter Gestalten empor und drängte sich im Knäuel zusammen. Von den steilen Bergwänden aber stieg eine Reihe von Männern in breitkrämpigen Pinzgauer Hüten herab, schwere Anhängsäcke auf dem Rücken, in der einen Hand den Bergstock, in der andern das Rohr des über die Schulter hängenden Stutzens.

Sie traten zu den Anwesenden; sie begrüßten einander, aber kein lautes Wort wurde gewechselt; unter halblautem Flüstern und

beim Schein euer kleinen Laterne legten die Einen ihre Laxung ab, die Andern schickten sich an, sie aufzunehmen. Die Schnapsflasche ging dabei fleißig in der Runde herum, um Jene nach der ausgestandenen Mühe zu erquicken und Diese zur neuen Arbeit zu stärken.

Eben wollte man sich, lautlos wie man gekommen war, trennen, als eine wilde Stimme gebieterisch von einer nahen Höhe herunter rief: „Halt, Ihr Kerls! Diesmal haben wir Euch — Keiner rührt sich von der Stelle, oder er wird niedergeschossen!"

Ein einziger Schrei antwortete dem Ruf. „Die Grünen!" hieß es, und „Lichter aus!" und im Augenblick war von den Schwärzern nichts mehr zu sehen, nichts war zu hören, als das Knacken der aufgezogenen Hähne an den Gewehren.

„Gebt Euch gutwillig," rief es weiter. „Legt die Stutzen nieder — Ihr seid umringt!"

Kein Wort wurde erwidert; als einzige Antwort knallte ein Stutzen nach der Richtung hin, von welcher das Rufen kam. Verdoppelt, verdreifacht kam der Knall von allen Seiten zurück, und eine übertegene Schaar von Jägern, Grenzwächtern und Gensd'armen stürzte rings auf die Ueberfallenen ein. Viele davon hatten sich im ersten Augenblick zerstreut und kletterten im Schutze der Nacht die Felsen hinan oder unter den Latschen dahin, die Zurückgebliebenen setzten sich mit dem Muthe der Verzweiflung und Todesverachtung zur Wehre. Jedem winkte noch die Möglichkeit des Entrinnens, Jedem schien ein rascher Tod wünschenswerther als eine lange, schwere entehrende Strafe. Ein wildes, blutiges Handgemenge entstand; der hing würgend an der Kehle des Andern, der hatte seinen Feind zu Boden gerungen und trachtete, ihm den Schädel an den scharfen Felskanten zu zerspalten; der Eine hob die losgeschossene, in der Nähe nicht mehr brauchbare Büchse, um mit dem Kolben niederzuschmettern, ein Anderer hielt den Gegner um die Mitte und suchte ihn in das Flußbett der Wimbach hinabzuschleudern — dazwischen knallten die Stutzen, den Fliehenden nach und von ihnen zurück; Geschrei der Kämpfenden mischte sich in den Wehruf der Verwundeten und Stürzenden, und wie erfreut rollte der Wiederhall des Gräßes an den nächtlichen Felswänden des Gebirges dahin.

Die Schwärzer unterlagen zuletzt; sie waren in der Minderzahl, und die Grenzwächter, denen der Anschlag verrathen gewesen, hatten ihre Vorkehrungen zu bestimmt und zu sicher getroffen. Alle Zugänge waren bewacht; es waren die Wenigsten, denen zu entrinnen gelungen war; die Meisten stöhnten verwundet, gebunden und geknebelt am Boden; die Angreifer hatten weniger gelitten — sie waren im Eifer über das Gelingen bemüht, zuerst den glücklichen Fang zu ordnen und zusammenzupacken, dann luden sie ihn den Gefangenen auf und begannen den Rückzug.

Auch Mentel war unter den Entronnenen. Als gewandter Jäger und wohlbekannt mit der Oertlichkeit hatte er im raschen Laufe einen Felskaden erreicht, jenseits dessen ein kleines schmales Thälchen anging und sich eine Strecke weit an der östlichen Seite des Steinbergs hinzog. Dort durfte er für den Augenblick einen sichern Versteck und bei Tagesgrauen einen nur Wenigen bekannten Ausweg hoffen, der in die Ramsau hinunterführte. Ein kühner Sprung mit eingesetztem Bergstock trug ihn in die Tiefe, doch erreichte er nicht das Ende des Abhanges: das Steingeröll, durch sein Aufspringen gelockert, machte sich los und riß ihn losführer eine beträchtliche Strecke hinab. Mit zerrissener Jacke, blutenden Händen und zerschundenem Gesicht raffte er sich wieder auf und eilte durch das Thälchen bis zu einer verlassenen Kohlstätte und Hütte. Er riß, da sie verschlossen war, mit kräftigem Ruck die rußigen Breter auseinander, stieg hinein und verwahrte von innen sorgfältig die Lücke. „Diesmal," sagte er vor sich hin, indem er sich auf die Streu im Winkel niederwarf, „diesmal bin ich hart am Erwürgtwerden angestreift — da hat's gegolten!"

Während dieser Vorgänge war Quasi durch die Ramsau im Dunkel der Eisen und Ahorn an der Ach dahingelaufen und hatte bald den Einschnitt erreicht, wo die Wimbach, nachdem sie sich durch die Klamm gedrängt, sich mit ihr vereinigt. Er flog die rasigen Hänge hinan und beg eben auf der Schneide nach dem Waldsaume ein, wo ihm am obern Ende der Klamm der Lauerposten angewiesen war. Vergebens hatte er sich überall nach dem vorangeeilten Gefährten umgesehen und war emsig daran, mit einer aufgerafften Kohle sich das Gesicht zu schwärzen. Da hielt er an und horchte hoch auf: die Schüsse krachten herüber aus dem Wimbachthal.

„Teufel," rief er, „die sind richtig mit den Grünen zusammengerosten . . . Da geht's scharf her . . . Schuß auf Schuß . . . Da kann ich auch nichts mehr helfen dabei — es ist gescheiter, wenn ich auf mich selber denke . . ."

Er unterfuchte das Schloß seiner Büchse, lüftete in der Leerscheide das Messer, das er in der Tasche trug, und buschte unter den ersten Bäumen abwärts gegen den Ausgang der Klamm zu. An dem tiefen Rinnsal dachte er die Straße und die jenseitigen Höhen erreichen zu können, wo wenigstens für den Augenblick nichts mehr zu fürchten war. Eben wollte er sich an das Rinnsal hinunterlassen, als er, noch einmal die freien Hänge überblickend, von draußen her ein Blinken zu bemerken glaubte, das ihm verdächtig schien. „Da wär' ich schön angekommen," murmelte er, „das ist ein Bajonnet, was dort so blitzt . . . da stehen Gensd'armen . . . ich will gleich in die Klamm hinein, da bin ich am sichersten . . ."

Der Gedanke war schnell ausgeführt; er huschte den engen Waldpfad hinab und betrat den schmalen, in die Felswände eingetriebenen Holzgang, unter welchem die sturzeswilde Wimbach schäumt und brantet und donnert. Obwohl das Gebrause den Hall seiner Tritte verschlang, schritt er doch nur behutsam vor, und spähte stehenbleibend vor sich und hinter sich. Ueber der grabesfinstern Schlucht begann schon der Morgen zu grauen, und bei dem fahlen Scheine, der davon oben durch den Spalt und die Bäume drang, erkannte er schon den quer über dem Hauptkessel angebrachten Steg. Dort war sein Ziel erreicht; unter dem Stege, wenig erhoben über dem rasenden Gewässer, wußte er ein Felsstück, in welchem eine Höhlung ausgewaschen war, groß genug ihn aufzunehmen und sicher vor jedem Späherange. Er warf keinen Blick nach dem Wasserstnrze oder zu den zahllosen Quellen, die auf dem schwarzen Felsgrunde wie graue gespensterhafte Gewänder niederwallten . . . schon wollte er den Geländerbalken erfassen, als er zurückfprang und sich mit angehaltenem Athem gegenüber platt an die Wand drückte.

Er hatte eine dunkle Gestalt gesehen, die ihm entgegen am die Felsecke bog. Es war zu spät; auch der Kommende hatte ihn bereits bemerkt. Es war Gaberl, der Jäger, der die Klamm zu durchstreifen hatte, während die Uebrigen mit den Gefangenen und ihrer Beute das Bergsträßchen oben durch den Wald dahin zogen.

„Halt!" tönte es Quasi entgegen, und da er nichts erwiederte, krachte ein Schuß durch den brüllenden Schlund, und die Kugel schlug hart neben dem Burschen an's Gestein. Er wollte vorstürzen, denn jetzt war er im Vortheil gegen den Angreifer, der sich verschossen hatte, aber dieser war beinahe so schnell wie seine Kugel: er stand vor ihm, hielt ihn am Halse und drängte ihn an die Wand mit der Kraft des Bären, der seinen Raub unschlingt und erdrückt. Der Bursche wand und drehte sich unter den Eisenfingern des Jägers; die Jacke zerriß ihm über dem Rücken und er zerriß sich das Gesicht an den scharfen Knöpfen des Gegners, daß ihm das Blut herunterriefelte. „Wehr' Dich wie Du willst," keuchte der Jäger, „ich hab's immer gesagt, Du gehst mir einmal ein . . . ich kenn' Dich doch, wenn Du auch nichts redst . . . lebendig laff' ich Dich nimmer aus!"

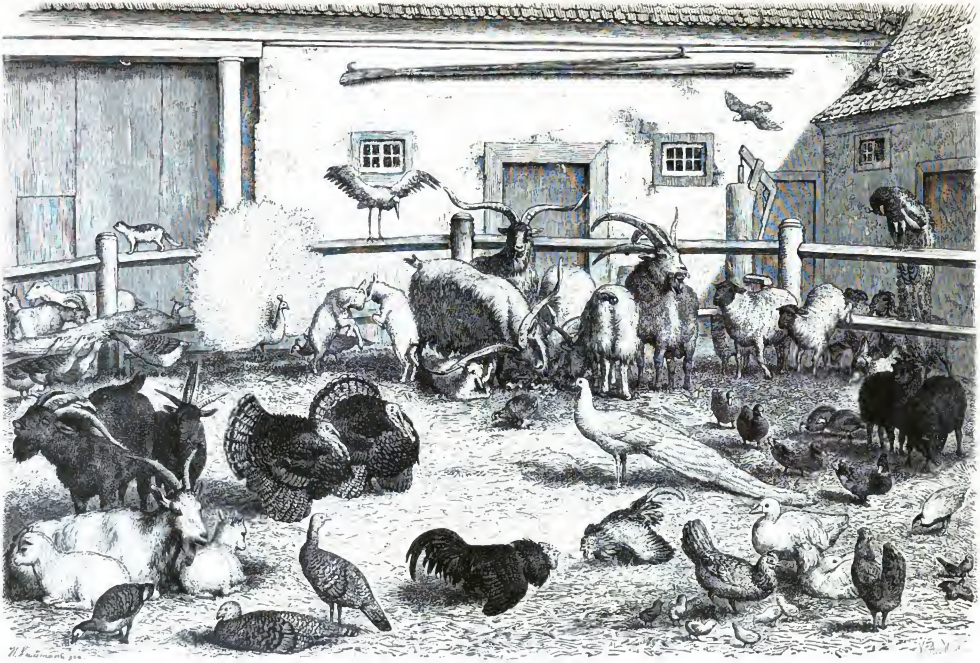
Quasi schwieg, aber er wehrte sich und rang noch wilder als zuvor; es gelang ihm, einen Hand frei zu machen — blitzschnell hatte er sie in der Tasche, und ebenso rasch taumelte der Jäger mit einem schwachen Aufschrei, ihn loslassend, zurück.

Des Jägers Kniee knickten ein, er schwankte dem Geländer und dem Abgrunde zu — Quasi warf seinen Blick nach dem Verwundeten zurück und rannte den Felssteig hinauf in den Wald.

(Fortsetzung folgt.)

Eine nachahmungswürdige Liebhaberei.

Wenn die Kinder unserer jetzigen Städtebewohner einen Hasen oder gar ein paar Rehe sehen, so ist das gerade zu ein Ereigniß, von dessen Erinnerung sie lange zehren. Auerochsen, Elenthiere, Biber und manche andere Thiere hingegen, von denen früher die deutschen Wälder erfüllt waren, existiren eigentlich gar nicht mehr für uns, sie sind sogar als Schaustücke viel



Der zoologische Hof in Lindenau.

seltner geworden, als unzählige andere Thierarten, die man Tausende von Meilen weit herbringt. Ja, es ist, besonders in den größeren Städten, so weit gekommen, daß sogar unsere Hausthiere, soweit sie nicht geradezu täglich auf der Straße sich umhertreiben, zu Schaustücken, wenigstens für die Kinder, geworden sind. Ganz natürlich, denn wo sich noch vom früher her Meierhöfe in den Städten erhalten haben, da werden sie jetzt durch deren oft riesig schnelle Entwickelung und durch die Vertheuerung des Grund und Bodens immer mehr verdrängt. Selbst die großen Städten nahegelegenen Ortschaften bergen jetzt schon häufig keine oder nur wenige Bauernhöfe mehr, da die Bevölkerung hauptsächlich aus Fabrikarbeitern besteht.

Freilich so weit ist es noch nicht gekommen, daß man Ziegenböcke, Pfauen, Perthühner, Truthähne für Geld sehen läßt, aber viel fehlt wahrhaftig nicht mehr daran, und wenn z. B. für den Besuch des sogenannten „zoologischen Hofes“ in Lindenau bei Leipzig (die Abbildung zeigt das Treiben auf diesem Hofe) ein kleines Eintrittsgeld beanspruchte würde, zu lachen darüber hätte Niemand das Recht, man könnte höchstens sagen: „Wieder eine zeitgemäße Speculation.“ In der That ist dieser Hof, welcher zum Gasthaus des Orts gehört und im Besitz eines Herrn Jahn ist, schon seit Jahren ein Wallfahrtsort für die Eltern- und Kinderwelt Leipzigs geworden. Alt und Jung, Mann und Weib ergötzt sich an dem behaglichen Thierleben, wie es sich hier in so außerordentlicher Mannigfaltigkeit zeigt, und wer nur etwas mehr als das gewöhnliche Interesse für das Gedeihen der Thierwelt zeigt, der kann hier eine Fülle von Unterhaltung haben, und reichlichen Stoff zum Beobachten wie zum Lachen finden.

Die Verbindung von Gasthof und Landwirthschaft, wie sie an dem Orte dieser Thierfammlung besteht, ist jedenfalls eine ganz glückliche, da einerseits der Gasthof nur dadurch gewinnen kann, und andererseits die Unterbringung und Verpflegung so vieler Thiere ohne landwirthschaftlichen Betrieb bedeutend erschwert sein würde. Doch würde man sehr irren, wenn man das Ganze auf einen zahlreichen Besuch des Gasthofs berechnet glaubte, denn es leuchtet aus dem Behagen des Besitzers, beim Anblick dieses Treibens, seine Liebe zur Thierwelt so unverkennbar hervor, daß offenbar nur der Wunsch, sich und Andern diesen Genuß dauernd zu verschaffen, die Sache in's Leben gerufen hat.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet eine bunte Menge von Ziegenböcken. Die Mehrzahl derselben sind die Nachkommen eines alten weißgrauen Bockes mit gewaltigem Gehörn, welcher seinerseits von einer Angoraziege und einem großhörnigen Bock des Ortsbirten abstammt. Dieser weißgraue Stammvater steht jetzt ausgestopft auf dem Leipziger naturhistorischen Museum, bietet aber begreiflicherweise lange nicht den schönen Anblick wie ehemals das lebende Thier. Der Geburtstag dieses Bocks ist leider nicht genau bekannt, was wegen eines etwaigen künftigen Jubiläums sehr zu bedauern ist.

Frühmorgens öffnen sich die Stallthüren, welche während der Nacht die bunte Menge verwahrt haben, und zwar ist es die treue Rieke, welcher die Obhut derselben anvertraut ist. Hochgeschürzt oder nicht, je nachdem es die Beschaffenheit des Terrains erfordert, verwaltet sie von früh bis Abends ihr Amt mit Kenntniß und Liebe, was freilich den Gebrauch eines tüchtigen Knüppels keineswegs ausschließt, denn die Thiere, welche im Vergleich zu einem Droschkengaul ein wahrhaft himmlisches Leben führen, wissen aeenig vom Gehorchen und kennen nur den Genuß.

Den Vierfüßlern sowohl als den Vögeln steht zwar, wenn sie aus dem Stalle gelassen sind, der ganze Hof und sogar die Umgebung resselben zur Verfügung, doch ziehen die Ersteren in der Regel vor, sich auf dem eigentlichen Düngerhaufen, für dessen Vergrößerung sie angelegentlichst sorgen, aufzuhalten. Allerdings bietet derselbe nicht blos eine weichere Unterlage zum Niederlegen, sondern auch eine bessere Aussicht, und daß dieselbe auch von einem Bock geschätzt wird, kann immerhin angenommen werden.

Natürlich sucht der stärkste und mit den größten Hörnern begabte Bock immer eine Art Regiment zu führen, und so lange der alte Stammvater lebte, bewahrte er sich dasselbe unbestritten, seit seinem Tode aber und besonders seit ein vierhörniger und ein dreihörniger Bock jetzt auch schon mit Nachkommenschaft hinzugekommen, scheint eine Art Vergleich, ein Triumvirat stattgefunden zu haben, welches dann gelegentlich durch Zweikämpfe „befestigt“ wird.

Bei solchen Kämpfen geht es dann manchmal sehr scharf her, ja es wird bisweilen sogar das ganze philosophische „Sein“ des Thieres dadurch aufgehoben, wie denn z. B. der vierhörnige Bock bereits nicht mehr existirt, da er, weil ihm im Kampf ein Horn abbrach, zu einem dreihörnigen reducirt wurde.

Wenn übrigens auf der einen Seite diese Ziegenböcke keineswegs gesonnen scheinen, ihre Race aussterben zu lassen, so legen sie doch auch wieder sehr viel Gering schätzung ihrer Nachkommenschaft an den Tag, und es möchte Einen manchmal erbarmen, mit welcher Bedeutung oft die kleinen Böckchen oder Zicklein von den alten Thieren bei Seite geworfen oder in die Rippen gerannt werden, wenn sie denselben beim Fressen zu nahe kommen. Ueberhaupt wissen diese erwachsenen Thiere nichts von Zurückhaltung oder Schicklichkeit, und ein Beschauer, der ihnen verdächtig scheint, etwas Freßbares bei sich zu haben, oder dasselbe gar zeigt, kann sich ihrer liebenswürdigen Zudringlichkeit oft kaum erwehren. Nur vor der langen Peitsche des Herrn Jahn oder den Knüppeln der treuen Rieke haben sie Respect, und mak kann dann die langbärtigen Gesellen ganz ihre Würde vergessen sehen.

Daß die kleinen Böckchen sich bestreben, ihren erwachsenen Vorbildern nachzuahmen und besonders das Stoßen baldigst zu erlernen, ist ganz natürlich, und es bedarf daher für sie keines weitern Grundes, um sich oft gegenüber auf die Hinterbeine zu erheben und nach den Köpfen zu stoßen. Daß dieses Ziel gewöhnlich verfehlt und nur ein Loch in die Luft gestoßen wird, entmuthigt sie dabei keineswegs.

Neben diesen Thieren sind es nun noch die Schafe, welche als Vierfüßler den Hof beleben, und zwar ist es eine sehr langschwänzige Race, mit gewöhnlich schwarzem Kopf. Auch hier führte früher der alte Bock als Stammwater das Regiment, wurde aber, wie ich selbst anfah, vom eigenen Sohn auf schmähliche Weise abgesetzt. Ob es sich bei diesem Kampfe von vornherein blos um die Ehre handelte, wie bei den Franzosen, oder ob ein materieller Werth, vielleicht nur ein Krautblatt, das erste Kampfobject war, kann ich nicht sagen, genug, der Kampf war furchtbar. Nach Art aller Schafe gingen die Thiere erst weit auseinander, immer rückwärts schreitend, sich also im Auge behaltend, bis zuletzt der Herr Sohn mit dem hinteren Theile seines Seins an die Stallmauer anrannte, und dies als das Zeichen ansah, auf den Erzeuger loszustürzen; dieser that das Gleiche, und mit furchtbarer Gewalt krachten die Schädel aneinander. Schon beim zweiten Male drang Vim am Kopf des alten Thieres hervor, es stürzte in die Kniee, und nach dem dritten Zusammentreffen räumte der bisherige Herrscher das Feld und ergriff die Flucht. Aber der siegreiche Sohn begnügte sich nicht damit, er verfolgte den flüchtigen Papa und rannte mit solcher Wucht von hinten gegen denselben, daß der Sprung, zu welchem derselbe eben ansetzte, durch diese Nachhülfe viel größer ausfiel, als er beabsichtigt war. Dies wiederholte sich noch einige Mal, bis endlich der Emporkömmling sein Uebergewicht für gesichert hielt. Der Besiegte stand dann, das Bild einer gelassenen Größe, noch lange an eine Mauer angelehnt und mit gesenktem Kopfe in tiefe Betrachtungen versunken.

Einen hübschen Gegensatz zu diesen großen Schafen bilten ein paar niedliche, schwarze Haidschnucken, die bekannten Schafe der Lüneburger Haide, die sich aber nicht sehr behaglich zu fühlen scheinen, denn sie halten sich stets gesondert von allen übrigen.

Den geschilderten Vierfüßlern an Zahl, Bunt-heit und Lebhaftigkeit auftretorentlich überlegen, zeigt sich natürlich die Vogelwelt auf diesem Hofe. Denn nicht blos gewöhnliche Hühner, Gänse, Enten, Tauben und Truthühner bewegen sich hier durcheinander, auch Pfauen, weiße und bunte, Perthühner, Störche, Fasanen, ausländische Gänse und Enten sieht man hier gemeinschaftlich und gewöhnlich friedlich mit den Andern leben.

Wie billig muß ich mit den eigentlichen Hühnern beginnen, denn wenn es auch echt Napoleonisch ist, daß dieser Held die Frau als die größte bezeichnet hat, welche die meisten Kinder hätte: bei dem Huhn hat man gewiß nicht Unrecht, wenn man diesen Vogel als den für den Menschen wichtigsten bezeichnet, weil er eben am fleißigsten Eier legt. Was wären wir ohne die Hühnereier?

Es hieße Wasser in den Brunnen tragen, den schönen Anblick einer alten Glucke mit ihren Küchelchen schildern zu wollen. Jedermann kennt ihn. Auch die Hahnenkämpfe wiederholen sich selbst da, wo mehrere Hähne bereits aneinander gewöhnt sind, so oft, daß man sie häufig beobachten kann. Komisch bleibt ein solcher Kampf immer. Mögen sie die Federn sträubend sich giftig an-

blicken, mögen sie grimmig auf den Boden picken, offenbar um zu zeigen, daß ihnen der Aerger keineswegs den Appetit genommen, oder mag der Sieger nach dem Kampf sich aufblähen und seinen Sieg laut verkünden, stets macht dieses Gethue den entgegengesetzten Eindruck, als ihn das Thier beabsichtigen mag.

Wo Alles so bekannt unter einander ist, wie auf unserm Hof, da kommt es übrigens häufig vor, daß Andere sich in solche Kämpfe einmischen, und besonders fühlen sich die Truthähne manchmal berufen, den Frieden wieder herzustellen, wozu sie sich gewöhnlich erst gehörig aufblähen, denn der Truthahn ist vielleicht derjenige Vogel, der am meisten auf imponirendes Aeußere hält, wo der Moment wichtig ist. Daher ist er es auch, der, wenn er sein Rad schlägt und die Flügel am Boden schleift, kaum wieder zu erkennen ist. Dabei geniert es ihn keineswegs, wenn die Schwanzfedern nicht mehr vollständig sind und das Rad große Lücken zeigt, denn ihm ist die Haltung das Wichtigste, kurz, er ist ein Mann von höherm Stande.

Natürlich bleibt der Pfau, insbesondere der gewöhnliche bunte, immer die schönste Zierde eines Meierhofes, und auch hier ziehen diese Vögel, wenn sie gerade im vollen Schmuck ihres Federkleides prangen, die Augen Aller zumeist auf sich. Ein Gegenstand wird sich übrigens bei solchem Anblick schon Manchem aufgedrängt haben, nämlich der, welche wichtige und verschiedene Rolle doch der Schwanz bei den Thieren, insbesondere auch bei den Vögeln spielt. Nur im Vorübergehen sei erwähnt, daß viele Thiere der niederen Ordnungen ihren Schwanz zum Feststellen verwenden können, während wir bei den Fischen finden, daß er hier fast durchgängig ein Hauptorgan zum Schwimmen bildet; auch bei den Reptilien hat er wohl nichts weiter zu thun, als zur Fortbewegung, resp. zum Anhalten auf dem Lande und im Wasser mitzuwirken. Sehr mannigfaltig hingegen stellen sich die Aufgaben, die dem Schwanz gesetzt sind, bei den verschiedenen Säugethieren. Zwar die Hufthiere, d. h. also die Wiederkäuer, die Einhufer und die eigentlichen Dickhäute (Elephanten rc.) verwenden ihren Schwanz, wenn sie einen haben, sämmtlich blos dazu, die Fliegen und dergleichen aus seiner Umgegend zu verscheuchen, doch schon bei den Affen ist er in Ausdehnung und Zweck höchst verschieden. Die mit Greifschwanz versehenen halten sich nicht nur damit fest, sondern sie langen sich auch damit Gegenstände zu, welche sie mit den Händen nicht erreichen können. Andere Affen haben ihren Schwanz hingegen offenbar nur zur Zierde, oder um bequem daran festgehalten zu werden, bei manchen wieder ist er so klein, daß er nur zum Spaß da sein kann oder um eben anzuzeigen, wo das Thier aufhört, und viele endlich laufen leider ganz ohne Schwanz auf der Welt herum, und da sie's nicht anders gewohnt sind, so muß es auch gehen.

Wenn bei den Säugethieren, was hier noch nachzuholen ist, nur einzelne Gattungen den Schwanz zur Fortbewegung gebrauchen, wie z. B. die Walthiere, die Eichhörnchen, die Känguruhs, manche Affen, die Biber, so scheint hingegen bei den Vögeln der Nutzen des Schwanzes nur darin zu bestehen, eben bei der Fortbewegung, d. h. im Wasser oder in der Luft mitzuwirken. Eine Taube, wenn sie auffliegt oder sich niederläßt, entfaltet ihre Schwanzfedern zum vollkommenen Halbkreis, selbst das Huhn macht höchst anerkennenswerthe Versuche, bei seinen kurzen Flügen den unglücklich geformten Flügeln durch Ausbreiten seines Schwanzes nachzuhelfen. Neben diesem Nutzen ist es aber dann hauptsächlich die Aufgabe des Vogelschwanzes, seinen Eigenthümer zu verschönern, so zwar, daß viele uns Allen bekannte Vögel nur durch den Schwanz das Gepräge ihrer Gestalt bekommen. Was ist ein Pfau, ein Truthahn, ein Haushahn, ein Fasan ohne denselben? Fällt es Jemandem ein, sie zur Verschönerung zu englisiren, wie man es doch bei dem Pferd, dessen Zierde gerade ein schöner Schweif ist, so lange gethan hat? Und doch würde dieß viel leichter sein, denn ein Hauptunterschied zwischen den Säugethieren und Vögeln besteht eben darin, daß es ersteren sehr weh thut, wenn ihnen der Schwanz abgeschnitten wird (auch wo es stückchenweise geschieht), den Vögeln aber nicht. Wie traurig sehen langschwänzige Vögel aus, wenn sie in der Mauser sind, wie lächerlich sieht ein Haushahn aus, wenn er vielleicht mit nur noch einer großen Feder in seinem Schwanz umherstolzirt, und der Pfau vollends ist ohne diese seine Zierde gar nicht mehr er selbst.

Eine Anzahl Pfauen ihr Rad schlagen zu sehen, ist gewiß ein herrlicher Anblick. Weniger ist dieß allerdings bei der weißen Spielart der Fall, denn abgesehen davon, daß das herrliche Farbenspiel fehlt, läßt auch das Weiß der Farben jenen Schmuckflecken zu deutlich sehen. Was übrigens den rabschlagenden Pfau von hinten anbelangt, so bietet derselbe einen wesentlich andern Anblick, der allerdings mehr instruktiv als schön ist. Es zeigt sich da, daß die eigentlichen Schwanzfedern keineswegs das Rad bilden, sondern daß dieß die darüber sitzenden Bürzelfedern sind, denn der Schwanz bildet ein viel kleineres, von vorn gar nicht sichtbares Rad. Auch den Pfauen selbst scheint, da sie sich natürlich nicht erst über ihre eigenen Federn zu unterrichten brauchen, die Lehrstelle nicht zu gefallen. Wenigstens kann man es manchmal sehen, daß, wenn der eine sich eben recht brüstet, plötzlich ein anderer von hinten sich naht und dem Verwandten schnell eins versetzt, was jedenfalls nur einen Tadel aussprechen soll, denn auf einen Kampf ist es dabei nicht abgesehen.

Die Pfauen lieben es bekanntlich, auf hohen Punkten zu übernachten, und es kostet daher auch auf unserm Hofe immer einige Mühe sie Abends in den Stall zu bringen, denn wenn es ihnen gelänge sich auf das hohe Dach zu schwingen, so würden sie dann etwaigen Witterungsunbilden ausgesetzt sein; auch soll, wenn sie doch manchmal das Dach glücklich erreicht hatten, ihr nächtliches Geschrei, welches bekanntlich nicht mit Nachtigallgesang zu verwechseln ist, vielen Schläfern der Umgegend zu störend geworden sein. Alle Bewohner dieses Hofes haben übrigens, da das Hofthor stets offen steht, volle Freiheit, die gegenüber und am Wasser liegende Wiese des Besitzers zu besuchen, und machen davon auch ausgedehnten Gebrauch, so ausgedehnt, daß insbesondere die Pfau- und Perlhühner den nahen Wald manchmal für den Stall halten, wo sie ihre Eier legen und bebrüten sollen. Natürlich kann der Förster nicht jeden Winkel des Waldes täglich absuchen, und da dies die Herren Bummler gütigst übernehmen, so fallen Nester, Eier oder Junge, vielleicht auch die Brutbenne auf Nimmerwiedersehen in ihre Hände. Daher mag es wohl mit kommen, daß man nur selten junge Pfauen oder Perlhühner hier sieht.

Natürlich wird durch diese Freiheit, welche den Thieren gelassen wird, die Auswahl derselben beim Anschaffen sehr bedingt; es können blos solche in die Gesellschaft aufgenommen werden, bei welchen ein permanenter Anflug in's Freie oder wenigstens ein schwieriges Wiedereinfangen nicht zu fürchten ist. Uebrigens ist hierbei die Kartoffel ein mächtiges Bindemittel. Alles fragt Kartoffeln, selbst die Störche, ein welche Krank Drake doch gewiß kaum gedacht hat, haben dieselben als Futter genehmigt.

Wenn ich nun schließen muß, weil Herr Keil den Auftrag nicht zu lang haben will, so kann ich es nicht, ohne noch einige Worte der Anerkennung für den Mann zu sagen, welcher diese Thiersammlung geschaffen und sie unverdrossen pflegt. Es ist wahrlich nicht Jedermanns Sache, eine solche schöne Liebhaberei, deren Genuß dem Publicum vollkommen freisteht, unverdrossen fortzuführen. Denn wie sich schon in Menagerien viele Leute gar nicht amüsiren können, ohne mit Stöcken die Thiere zu necken, so kommt Aehnliches auch hier häufig vor, und wie schon Mancher seinen Park geschlossen hat, weil das liebe Publicum Unfug trieb, so würde auch hier von einem Antern dasselbe geschehen sein.

Zum Glück übrigens beim Eingang dieser Zeilen nicht übertrieben war, wenn der ganze Anblick als eines Eintrittsgeldes würdig hingestellt wurde, erhellt daraus, daß schon öfters „wandernde Künstler", welche sich gerade zur Messe in Leipzig befanden, den Besitzer dringend ersucht haben, ihnen von seinen Thieren eins oder das andere zu verkaufen. Daß Herr Jahn nicht darauf eingegangen ist, hat es dem hiesigen Publicum erspart, in einem für einen Silbergroschen gezeigten höchst ausländischen Steinbock einen alten Bekannten aus Lindenau wieder erkennen zu müssen.

Möge nun solche Liebhaberei und solche Liberalität recht fleißige Nachahmung finden; den Bewohnern großer Städte, besonders der Kinderwelt wird stets dadurch ein großer Genuß gewährt werden. Selbst da, wo nicht Wohlwollen oder Liebe zur Thierwelt selbst die Hebel sind, würde die Speculation noch ihre Rechnung finden können. Ein glänzender Beweis sind die zoologischen Gärten, welche jetzt überall in den größern Städten entstehen, und welche hauptsächlich in der immer mehr wachsenden Liebe zur Natur ihre Begründung finden.

L.

Junge, laß Dich nicht verblüffen!

Eine Scene aus Seume's Leben.

Das Dörfchen Hohenstädt, eine Viertelstunde von der Stadt Grimma auf anmuthiger Höhe gelegen, schaute in freundlichster Nachmittagsbeleuchtung auf das grüne Thal herab, wo die Mulde wie ein kunstloses Band an den Waldbergen dahin ging, als aus einem ziemlich am Eingange des Dorfes gelegenen und von Linden umschatteten Landhause zwei Männer traten und in eine Kirchallee einbogen, welche zwischen grüner Kornflur nach dem nahen Dorfe Böhlen führte.

Der eine der Männer, eine hohe stattliche Gestalt mit klaren, durchdringenden, aber zugleich wohlwollenden Augen, verrieth in seiner Kleidung, die sauber, ohne luxuriös zu sein, den wohlhabenden Mann. Der Begleiter, von mittlerer Größe, mit ernstem, fast düsterem Antlitz, schien weniger Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres zu verwenden.

Die beiden Männer waren schweigend eine Zeitlang neben einander hergegangen. Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt. Endlich blieb der Erstere stehen.

„Wie soll das enden?“ frug er. „Wir sind auf dem besten Wege eine französische Provinz zu werden. Bereits liegen Spanien, Italien, Holland zu den Füßen Frankreichs, und auch bei unsern deutschen Fürsten thäte es Noth, daß sie bei jeder einigermaßen wichtigen Regierungsmaßregel zuvor in Paris anfragten. Was ist aus diesen Franzosen, die wir so lange Zeit nur nach Roßbach und Krefeld beurtheilten, geworden? Haben sie gänzlich ihr Wesen geändert?“

Der Begleiter, welcher gleichfalls stehen geblieben war und über die grünen Kornfluren nach den fernen Bergen schaute, erwiderte: „Nein, ihr Wesen haben sie nicht geändert, sie haben blos ihre Verhältnisse umgeschaffen. Die Franzosen sind seit funfzehn Jahren erst zur Nation im höheren Sinne des Worts geworden. Der Franzose, ohne Unterschied, schätzt sich jetzt für ein Vaterland, das ihm lieb geworden, da es ihm und seiner Familie eine gleiche Aussicht auf alle Vortheile verhält und diese Vortheile wirklich gewährt. Nun nach dem, was er gilt, wird dort der Mann gewürdigt, bei uns wird die Schätzung genommen nach dem, was das Kirchenbuch spricht, der Gehsack des Vaters wiegt, oder das Hofmarschallamt vorschreibt. Für wen soll sich der deutsche Grenadier auf die Batterie oder in die Bajonnete stürzen? Er bleibt sicher, was er ist, und trägt seinen Tornister so fort und erntet kaum ein freundlich Wort von seinem mürrischen Gewalthaber. Er soll dem Tode unverwandt in's Auge sehen, und zu Hause pflügt sein alter Bater fröhnend die Felder des gnädigen Junker, der nichts thut, nichts zahlt und mit Mißhandlungen vergilt. Der Alte fährt schwitzend die Ernte des Edelmanns ein und muß oft die seine versäulen lassen; und dafür hat er die sämmerliche Ehre, der einzige Lastträger des Staats zu sein, eine Ehre, die klüglich nicht anerkannt wird. Soll der Soldat deshalb muthig fechten, um dasselbe Glück einst zu genießen? Er soll brav sein, und seine Schwester oder Geliebte muß auf dem Erelhof zu Zwange dienen, jährlich für acht Gulden, oft ohne Aussicht, ein Jahr wie das andere ihr Lebenlang; und seine alte Mutter, die kaum das trockene Brod hat, muß ihren zugewogenen Hanfen Flachs spinnen; und sein kleiner Bruder muß Botschaft laufen in Frost und Hitze für einen Groschen den Tag. Das nennt man Staat und gute Ordnung und Gerechtigkeit, und fragt noch, woher das öffentliche Unglück kommt.“

Das sonst so farblose Gesicht des Sprechers hatte sich gerröthet. Von dem Gegenstande erregt, fuhr er fort:

„Gleiches Recht für Alle ist ein göttlicher Gedanke, vielleicht der schönste, den wir haben. Unsere Feinde sind nur stark durch unsere physische und moralische Schwäche, die unsere Schuld ist. Ueberall gewahrt man unter dem Volke grobe und schmutzige Selbstsucht. Unter unsern Fürsten herrscht Mißtrauen; einer scheut sich über das Unglück des andern, wird ohnmächtig durch Trennung, greift unüberlegt nach jedem kleinlichen Vortheil des Moments und bringt endlich sich und die Nation an den Rand des Verderbens. Ein Einziger ist jetzt Dictator von Europa, der vor funfzehn Jahren nur eben Zutritt in das Vorzimmer dummstolzer Minister hatte. So geht es, wenn Menmen die Sache betreiben, und so geht es, wenn Knaben stehen, wo Männer stehen sollten. Wir sind, wenn wir so fortsahren, in Gefahr, weggewischt zu werden, wie die Sarmaten.“

Während Johann Gottfried Seume diese Anschauungen, die er später in seinen Werken fast wörtlich so niederlegte, seinem Begleiter mittheilte, welcher Niemand anderes als der sehr geachtete und beinen seiner Zeit um Buchhandel und Literatur wohlverdiente Buchhänd'er Joachim Göschen war, in besten Landhause zu Hohenstädt Seume oft wochenlang als Gastfreund wohnte, war man im Weiterwandeln an eine Wiesenfläche gelangt, wo ein etwa vierjehnjähriger Knabe eine Kuh im festen Grase weidete und sich dabei selbst gemüthlich in den hohen Klee gestreckt hatte. Da kamen durch den Hohlweg, der nach der Mulde hinabführte, zwei junge Cavaliere, die bei einer adeligen Familie in Grimma zu Besuch waren und ihre Zeit nicht besser anzuwenden wußten, als ihre Jagdlust zu befriedigen, und, da geschlossene Jagzeit war, diese Passion an Schwalben und andern harmlosen Vöglein auszulassen. Wahrscheinlich war ihnen das Jagdglück heute nicht günstig gewesen, denn sie schienen mißgelaunt und zugleich übermüthig gekannt, welche mauvais humeur sie glaubten an den wehrlosen Knaben auslassen zu müssen. Sie hielten sich für unbedacht, da die daher kommenden zwei Spaziergänger durch eine Schwarzdornhecke ihnen verdeckt wurden.

„Junge,“ rief der Eine der jungen Edelleute in vornehm näselndem Tone dem Hirtenknaben zu, „augenblicklich steige auf Deine Kuh und reite sie uns vor.“

Der Knabe war aufgesprungen und erwiderte: „Das darf ich nicht, mein Bater hat mir verboten, auf der Kuh zu reiten.“

„Du wirst thun, was ich befehle.“

„Ich darf nicht, lieber Herr.“

„Wirst Du pariren, widerspenstige Brut, oder ich schieße!“

Mit diesen Worten erhob der Cavalier sein Rohr, und der Bahn knackte.

Der Knabe, durch dieses verdächtige Geräusch in hohe Angst versetzt, hielt gleichwohl Stand und rief in weinerlichem Tone: „Mein Vater hat es verboten.“

Der Cavalier, anstatt durch diesen Gehorsam gegen das väterliche Gebot für den Knaben eingenommen zu werden, hielt diese Unfolgsamkeit für verstecken Bauernirotz, legte das Gewehr zielend an die Wange und wiederholte: „Wirst Du pariren, oder ich schieße!“

Als der geängstete Knabe die Mündung des Rohrs drohend auf sich gerichtet sah, sprang er erschrocken ein paar Schritte zur Seite, gleichsam um der Gefahr auszuweichen.

In diesem Augenblicke sprang Seume, der Göschen eine kleine Strecke voraus war und durch eine Lücke in der Schlehdornhecke das unritterliche Verfahren des jungen Edelmanns mit angesehen hatte, hervor und rief mit Stentorstimme: „Junge, laß Dich nicht verblüffen, der Mann darf nicht auf Dich schießen!“

Wie die Cavaliere sich auf diese Weise überrascht sahen und in der Ferne Göschen erkannten, der jetzt gleichfalls hinter dem Zaune hervortrat und dessen Persönlichkeit in jenj Grimma und der Umgegend in hoher Achtung stand, hielten sie es für gerathener, von weiterer Beängstigung des armen Knaben abzustehen und in einen Seitenweg einzubiegen.

„Das war kein Meisterstreich, Octavio!“ rief ihnen Seume erzürnt und spottend nach; doch die jungen Herren setzten trotz dieses Nachrufs ihren Weg unbeirrt fort. Da keiner von ihnen Octavio hieß, brauchten sie denselben nicht auf sich zu beziehen, und die Bommers aus den Schiller'schen Dichtungen waren damals noch nicht so bekannt wie heutzutage.

Seume, welchem das für sein Alter so standhafte Verhalten des Knaben sehr gefallen hatte, ließ sich mit dem kleinen Burschen in ein Gespräch ein. Es war ein blonder Lockenkopf mit treuherzig blauen Augen. Bald kam auch Göschen hinzu. Die Antworten und das Benehmen des Kleinen gefielen den Beiden. Man erfuhr, daß der Vater ein armer Händler und Tagelöhner aus dem benachbarten Dorfe Bahren, und daß die Kuh der einzige Reichthum der mit zahlreichen Kinder gesegneten Familie sei.

„Kannst Du auch lesen?“ frug Göschen.

„O ja,“ war die Antwort.

Göschen zog ein Buch hervor und es dem Kle nen hinreichend, sagte er: „Da lies einmal, gleich hier die erste Seite.“

Es war der dreißigjährige Krieg von Schiller.

Der Knabe las für sein Alter und seinen Stand mit ungewöhnlicher Fertigkeit und nicht ohne Ausdruck.

„Kannst Du auch schreiben?“ frug Göschen weiter.

„Ja, aber ganz langsam.“

„Hättest Du wohl Lust, Buchdrucker zu werden?“

„Wie der Herr Factor Langkein?“ frug freudig erregt der Knabe, „wie gern! Herr Langkein hat auch als ganz kleiner Knabe angefangen, Buchdrucker zu werden.“

„Je nun,“ lächelte Göschen, „wenn Du recht fleißig bist und recht Tüchtiges lernst, kannst Du auch einmal Factor werden. Kennst Du mich denn?“

Der Knabe nickte freundlich und erwiderte: „Herr Göschen.“

„Wohlan,“ fuhr dieser Menschenfreundliche fort, indem er dem hocherfreuten Knaben ein Viergroschenstück schenkte, „sag' Deinem Vater, daß er mich morgen besuchen soll, ich werde weiter mit ihm reden.“

Der Knabe, das Silberstück in der Hand, wußte nicht, ob er wache oder träume. So reich war er im Leben nicht gewesen. Welcher Wechsel! Erst sollte er todgeschossen werden, und jetzt solches Glück und auch noch die Hoffnung, Buchdrucker zu werden, wonach schon immer sein Sinn gestanden.

Seume und Göschen setzten ihre Wanderung nach Böhlen fort. Ersterer nahm Gelegenheit, seinen Unmuth über das Benehmen der Crellente gegen den armen Knaben laut werden zu lassen.

„Diese jungen Leute aus den bevorzugten Ständen,“ sprach er, „welche sich das Brüsoniren des Bürger- und Bauernstandes, Kenntnißlosigkeit und Verachtung aller Wissenschaftlichkeit als noble Passion anrechnen und deren Anzahl leider Gottes in deutschen Landen nur zu häufig gefunden wird, diese rudis indigestaque moles, die wie ein Plumpsack auf unsrer politischen wie gesellschaftlichen Entwicklung ruht, trägt ebenfalls dazu bei, daß das deutsche Volk aus seinem bejammernswerthen Zustande nicht herauskommt. Am ausgeprägtesten ist dieses nichtsternende, brüsquirende und sich selbst übertebende Junkerthum unter den jüngern größtentheils aus Adeligen bestehenden preußischen Officieren zu finden. Ich bin erschrocken, als ich unlängst Gelegenheit hatte, diese Kreise kennen zu lernen. Welche totale Unkenntniß der Weltlage, zumal Frankreich und der französischen Armee gegenüber! Dabei welcher Uebermuth und Verachtung alles Nichtpreußischen! Diese Unglückseligen betrachten die Franzosen noch immer durch die Brille von Rosbach und bedenten nicht, daß kein großer Friedrich mehr an ihrer Spitze steht und gegenüber ein Napoleon. Letzterer so wie dessen Marschälle gelten jenen Leuten für Nichts als aus dem Pöbel hervorgestiegene Glücksritze und Emporkömmlinge, für avancirte Unteroffiziere, die von einem Cadettenhause und preßmäßiger Dressur keine Ahnung haben. Der simpelste preußische Lieutenant hält sich für berufen, den Napoleon in ein Mausefeck zu treiben, und bespöttelt den Oesterreicher, daß er Italien von zusammengelaufenen Pariser Straßenjungen und zerlumpten Bataillonen sich hat nehmen lassen. Wer kurzsichtiger Weise seine Macht also überschätzt und den Feind in solchem Grade verachtet, ist schon halb geschlagen. Das kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, falls es über kurz oder lang zum Kriege kommt, wie nicht ausbleiben wird. Die preußischen Junker mit ihrem Bramarbasiren werden den preußischen Staat nicht retten; und unverständiger Uebermuth hat noch alle Zeit seine Strafe erhalten.“ *

„Dieses deutsche Junkerthum überhaupt,“ fuhr der Spaziergänger nach Syrakus fort, „rangirt, wo es sich um vernünftigen Fortschritt und gesunde Entwicklung gesellschaftlicher Verhältnisse handelt, noch unter dem deutschen Philister und Zopfbraenkaten, was gewiß viel sagen will. Es ist zum Verzweifeln, auf der einen Seite übermüthiges Junkerthum, sopfiges Philisterthum und auf der andern diese empörende Unterwürfigkeit und Bedientenhaftigkeit im Bauer- und Bürgerstande. Es hat mich darum ordentlich erquickt, daß der Hirtenbub vorhin nicht sofort den unterthänigen Knecht und gehorsamen Diener machte, wie wir im Volk vornehmen Herren gegenüber so gewohnt sind, sondern daß ihm das Gebot seines Vaters höher stand, als der Befehl des Junkers, selbst als die todbringende Mündung auf ihn gerichtet war. Darum sprang ich auch sofort vor und rief dem kleinen Kerl zu: Junge, laß Dich nicht verblüffen! Dieser Ausruf war schon ein Lieblingsbonmot meines Vaters, das er mir in den unterschiedlichsten Lebensverhältnissen zugerufen hat. Auch meinem Vater war vermöge seiner ehrlichen, offenen und kernigen Natur nichts mehr zuwider, als jenes bänglich unsichere Wesen im Volke Höhergestellten oder blos Bessergekleideten gegenüber. Er haßte alles Scheinwesen, Poltronerie, Gespreiztheit und Bornehmthuerei und konnte es vor den Tod nicht leiden, wenn sich der Niedriggestellte dadurch in's Bockshorn jagen ließ. Wer ein gut Gewissen hat, pflegte er zu sagen, kann dem Könige offen in's Auge sehen, und ist der König ein braver und unbefangener Herr, wird ihm solche Offenheit besser gefallen, als erfurchtene Unterwürfigkeit, die nur erniedrigt. Darum rief er mir fort und fort zu: Junge, laß Dich nicht verblüffen! So ist denn dieser Ausdruck auch bei mir in Brut und Leben übergegangen. Schon früh ward ich gewöhnt, mich nicht durch Scheinwesen einschüchtern und consterniren zu lassen. Es mag sein, daß ich darum vielen Leuten, als in zu rauher Schale, unbequem und ungeniefbar geworden bin; mir gleich, ich bereue mein Verhalten nicht und danke es meinem Vater heute noch, daß er mir schon frühzeitig zurufen: Junge, laß Dich nicht verblüffen!“

„Dieser Charakter, lieber Seume,“ versetzte Göschen, „ist auch in Ihren Schriften nicht zu verkennen und verleiht denselben eben jenen Werth, welchen wir in der übrigen publicistischen Presse der Gegenwart vermissen; aber often gestehen muß ich Ihnen, daß ich bei Durchlesung Ihres Vorworts zum „Semmer 1805“ wahrhaft erschrocken und nicht ohne Besorgniß die Folgen bin. Diese Vorrede ist allerdings unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen eine That zu nennen. Kein zweiter deutscher Schriftsteller würde sie gewagt haben. Ich erinnere Sie nur an die Stelle, wo es heißt: „Ich will mit tiefem Trauergefühl als deutscher Mann noch ein Wort sprechen — weil ich will und Fug habe. Beherzige man es oder beherzige man es nicht; ich habe dabei nichts zu verlieren, als meinen Kopf; und dieser fängt an grau zu werden und wird täglich entbehrlicher. Tausende müssen ihn mit wenigem Sinn täglich wagen für die Grille eines Einzigen, den Wink eines Despoten, das Nicken seines Lieblingshanklangers, vielleicht für den Unterrock seiner Maitresse; ein unbesangener Mann wird ihn doch wagen dürfen für das, was er nach seiner Ueberzeugung für Wahrheit hält. Durch Wahrheit ist noch alle Erfahrung freilich keine Gunst zu verdienen, denn sie beleidigt fast überall, weil fast überall Sünde ist. — Wo die Bajonnete der Stlavinge herrschen, ist von Vernunft und Freiheit, Gerechtigkeit und Volksglück nicht mehr die Rede. Wenn es so fort geht, ist die gesürchtete Römerei fertig. — Jedes Privilegium wird ein Staat im Staate und beweist die Krankheit im Gesetze. Wer sein Vermögen nicht mehr verwalten oder verwalten lassen kann, hat für sich und den Staat als Bürger zu viel; und wer nicht mehr Bürger ist, ist durchaus weniger und wird für den Staat negativ. Aber wer denkt an Bürgerpflicht, wenn sie der Staat nicht ordnet ꝛc.“* — Das ist eine gar kühne Schreibweise, lieber Seume, beutzutage. Ich begreife nicht, wie sie der sonst so ängstliche Censor hat passiren lassen können.“

„Es kann höchstens den Kopf kosten,“ wiederholte ruhig der deutsche Mann, „und dieser wird täglich grauer.“

Die beiden Spaziergänger hatten indeß das Gasthaus des Dorfes Böhlen erreicht, wo sie diesem gegenüber unter den alten ehrwürdigen Linden Platz nahmen. Es ward Kaffee bestellt, der auch bald von dem Wirthe Stephan, welcher noch in seinem Greisenalter oft von dem Herrn „Hauptmann“** zu erzählen wußte, gebracht wurde.

„Die Bank ist auch fertig, mein Herr Hauptmann,“ sprach Stephan, „der Hoiermüller hat endlich dazu gethan und sie nach dem Herrn Hauptmann, weil er dort gerne zu sitzen pflegt, „Seume's Ruhe“ genannt.“

„Diese Taufe konnte sich der Hoiermüller ersparen,“ meinte Seume; „ich liebe dergleichen nicht; aber die Bank selbst freut mich,“ und zu Göschen gewendet fuhr er fort: „diese Bank müssen wir heute noch einweihen. Die Aussicht von da ist eine der schönsten.“

Wirklich sah man auch die beiden Männer nach einiger Zeit den Weg, der durch munteres Erlengebüsch nach der anmuthig ge-

* Wenige Monate nach dieser Unterredung erfolgte die Schlacht bei Jena.

* Siehe Seume's sämmtliche Werke, Gesammtausgabe in 8 Bänden, Seite 7 und 15.

** Seume war eine Zeitlang Officier bei den russischen Grenadieren.

legenen Hoiermühle führt, dahin wandeln und eine nicht zu steile Anhöhe emporsteigen.

Hier stand ein prächtiger alter Eichbaum, der seine grünen Arme weit hinauf streckte zum blauen Himmel und an dessen Stamm eine kleine Breterbank angebracht war.

„Sie haben Recht, Semme, das ist ein köstlicher Punkt," sprach Göschen, der auf der Bank Platz genommen und den Blick entzückt über die schöne Thallandschaft auf- und niederwärts schweifen ließ.

Jenseits schaute von umwaldeter Höhe das alte Schloß Döben mit seinen grauen, zum Theil von Epheu umsponnenen Mauern in ernster Stille auf das lachende Thal hernieder. Ein Strecke thalabwärts die im Eichendunkel vergrabene Golzermühle, zu welcher ein zwar schmaler, aber von Erlen umschatteter Fußpfad läugft der Felsenwände führte. Gleich am Fuße des Schloßberges das idyllisch zwischen Obstbäumen hervorlauschende Dörfchen Gotzern. Weiter aufwärts sanftgrüne fruchtbare Wiesenfläche lieblich an Waldberge sich anlehnend. Weiter im Vordergrunde, am linken Mutenufer, das stattliche, von schönen Gärten umgebene Herrenhaus von Böhlen und in nächster Nähe am Bergesabhange die ebenfalls reich umgrünte Neumühle. Inmitten der schönen Landschaft zog sich die Mulde silbernd durch die Thalebene, hier und da von Erlen umsäumt und die weichen Moos- und Blumenufer küssend. Da die Mulde in der Nähe des Schlosses Döben um einen bewachsenen Landvorsprung einen anmuthigen Bogen beschreibt, konnte man das blaue Band des freundlichen Flusses von Aufgang bis Niedergang eine weite Strecke in's Land hinein verfolgen. Ueber die Landschaft hinaus weitete sich die Aussicht nach Süden, und der Blick fiel in duftblaue Berge.

„Ich habe," begann Semme, „von Sicilien bis Schweden, ja bis jenseit des Oceans manch großartiges und prachtvolles Landschaftsbild genossen, aber kein anmuthigeres und lieblicheres als von diesem Plätzchen. — Ach," fügte er, stets seines deutschen Vaterlandes in Wehmuth gedenkend, hüfter lächelnd bei, „an schönen Aussichten fehlt es uns Deutschen überhaupt nicht, wenn nur die Einsicht der Leute da unten eine bessere wäre."

„Sie wird nicht ausbleiben," tröstete der mildere Göschen, „sobald die Zeit gekommen. Unser himmlischer Vater wird sicher nicht wollen, daß seine schönen Landschaften nicht auch von einem erleuchteteren und bessern Geschlechte bewohnt werden."

Tie beiden Freunde saßen noh lange auf der Bank, sich des reizenden Landschaftsbildes erfreuend. Da begannen allmählich die Spitzen der gegenüber gelegenen Waldberge sich zu röthen, die Sonne sank tiefer; mehr und mehr zog das Thal den Purpurmantel des Abends an, und vom Kirchlein zu Hohenstädt tönte fromm die Abendglocke, Frieden verkündend über Berg und Thal.

— — —

Die Bank unter der alten Eiche hat sich lange Jahre erhalten. Ob sie jetzt noch steht, müssen die Bewohner von Grimma am besten wissen. Auch der Eichbaum grünte noch fröhlich vor nicht zu langer Zeit; aber heutigen Tags noch heißt im Munde des Volks jene Anhöhe „Semme's Höhe" oder Semme's Ruhe".

Außer ihr giebt es noch eine zweite Semme's Ruhe ganz in der Nähe von Grimma. Gleich bei der Gattersburg führt von der Colditzer Chaussée ein ziemlich abschüssiger und beschwerlicher Pfad hinab zum umwalzten Mutenufer. Hier trifft man auf ein heimlich Plätzchen, wo der deutsche Mann ebenfalls oft gesessen und in philosophischer Abgeschiedenheit dem Gemurmel der Wellen gelauscht haben soll.

— — —

Der junge Kuhbirt aus Bahren ist bald nach der oben beschriebenen Scene unter der Leitung des tüchtigen Factors Langhein ein eben so fleißiger, als gewissenhafter, intelligenter und geschickter Setzer in der Göschen'schen Officin zu Grimma geworden und hat später sein gutes Auskommen als Buchdruckereibesitzer in einer Provinzialstadt Sachsens gefunden. Als er ungefähr zwei Jahre nach dem erzählten Vorfall, dem er sein glückliches Geschick verdankte, erfuhr, daß der Herr Hauptmann wieder bei Göschen's zu Besuch sei, konnte seine dankbare Gesinnung es nicht unterlassen, dem wackern Semme ein Zeichen seines Dankes und seiner Verehrung darzubringen. Er kleidete sich daher sonntäglich an und wanderte, einen frischen Blumenstrauß in der Hand, fürbaß nach Hohenstädt. Seine zweite Absicht war, dem Herrn Hauptmann sein Stammbuch, das er vom Buchbinder Ziegenhalf erhandelt, mit der Bitte zu überreichen, dasselbe mit einem Spruche zu eröffnen.

Nachdem der junge Kunstgenosse Guttenberg's Dank, Strauß und Buch glücklich an den Mann gebracht hatte, war Semme ungemein erfreut über diesen Act der Dankbarkeit, wie ihn auch das offne, aber bescheidene Auftreten des jungen Burschen ungemein ansprach. Gern erfüllte er darum die Bitte desselben wegen eines Stammbuchspruchs, und sich der Scene mit den Cavalieren vor zwei Jahren erinnernd, schrieb er auch diesmal das Bonmot seines Vaters in das Buch:

„Junge, laß Dich nicht verdrüssen!

Hohenstädt, 18. August 1808.

Johann Gottfried Semme."

Ein großartiges Unternehmen der Neuzeit.

(Mit Abbildung.)

In Frankreichs Hauptstadt, dicht am Bois de Boulogne im Quartier Anteuil, arbeiten schon seit Monaten Tausende von fleißigen Händen unter der Leitung des berühmten Architekten Viardier an Erbauung eines Riesenpalastes, in welchem bereits am 10. August dieses Jahres eine immerwährende Weltausstellung eröffnet werden soll. Schon erheben sich die massiven Mauern, die gußeisernen Säulen und Bogen des kolossalen Gebäudes mit zauberhafter Schnelligkeit. Dasselbe wird nach einem von dem bereits erwähnten Architekten entworfenen riesigen Plane errichtet und wird an Großartigkeit alles Bekannte, bis jetzt Dagewesene übertreffen. Nach diesem Plane hat dasselbe eine Länge von 500 Metres, eine Breite von 100 Metres und die in der Mitte sich erhebende Glaskuppel eine Höhe von 105 Metres. Baumgänge ziehen sich durch diese Riesenhalle hin, an welche sich ein herrlicher Wintergarten schließt. Der Haupteingang, an einem neu eröffneten Boulevard mündend, bildet eine Triumphpforte. Die Nebengebäude sind in bequemster und der Großartigkeit des Ganzen entsprechender Weise ausgeführt. Der Werth der zu diesem Unternehmen von den Gründern angekauften Bodenfläche von 126,000 Metres beträgt 7 Millionen, die Erbauung des Palastes und aller Nebengebäude kostet laut den abgeschlossenen Contracten 8 Millionen Franken.

Die Idee einer bleibenden, sogenannten permanenten Weltausstellung ist nicht neu, dieselbe entstand bereits durch den außerordentlichen Erfolg der ersten Weltausstellung in London im Jahre 1851 und wurde, durch die später in den Jahren 1855 und 1862 mit gleichen Erfolgenen abgehaltenen von Neuem angeregt. Es wurden nun zwar in verschiedenen Städten einzelner Länder Versuche gemacht, jene Idee zu verwirklichen, welche jedoch an dem Mangel genügender Verbindungen und Mittel scheiterten. Jetzt nun ist der Gedanke einer großartigen, die ganze Welt mit ihren verschiedenen Erzeugnissen der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe umfassenden immerwährenden Ausstellung zur Wahrheit geworden; es hat sich in Paris, nachdem dort alle Tagesblätter, die bedeutendsten journalistischen Federn und die Fachschriftsteller sich mit Lösung dieser Frage beschäftigt und dieselbe sowohl theoretisch, wie in der Ausführung bis in die kleinsten Details beleuchtet hatten, eine Gesellschaft gebildet, deren Bestehen, ohngeachtet der gewaltigen Dimensionen ihres Planes, doch bereits in wenigen Tagen gesichert war, da man von Seiten der Regierung ihr allen möglichen Vorschub leistete und das handelsund gewerbetreibende Publicum die segensreichen Wirkungen des Unternehmens nicht unterschätzte.

Die bisherigen vorübergehenden Weltausstellungen haben von Seiten der Erzeuger stets bedeutende Kunstfertigkeit, aber auch großen Aufwand erfordert, es boten sich dem Auge des Beschauers fast durchgehends Meisterwerke und Gipfelschöpfungen der Industrie und Kunst dar, vollendete Erzeugnisse, gleich ruhmvoll für die Erfinder, wie ehrenvoll für ihr Vaterland; jedoch nur den reich-

begüterten Käufern zugänglich, konnten sie auf den Fortgang der Industrie und Kunst, sowie auf die große Masse des Volks nur mittelbaren Einfluß üben. Die Auffassung der immerwährenden Weltausstellung in Paris ist jedoch, nach den uns vorliegenden Berichten, im höchsten Grade praktisch und nicht auf einzelne Classen, sondern auf die Gesammtheit berechnet; es wird durch sie die Haupt-aufgabe unserer Epoche erreicht werden: größte Annäherung und innigste Verbindung der Consumtion und Production. Durch ihr fortwährendes Bestehen wird sie auf das eigentliche Feld des Nützlichen gedrängt und ist bestimmt, die mächtigsten Kräfte den nächsten, wie den entferntesten Bedürfnissen der Gesammtheit dienstbar zu machen, sie trifft sie unmittelbar, da sie den Augen des Käufers Erzeugnisse von der größtmöglichsten Vollendung, bester Verwendbarkeit und größter Wohlfeilheit bieten wird, eben weil sie der Concurrenz aller Völker ihre Pforten öffnet. Sie ist also eine Errungenschaft, welche auf die künstlerische, commercielle und industrielle Zukunft einen ebenso entscheidenden Einfluß üben wird, als sie für die Völker unentbehrlich ist. Der eigentliche Lebensnerv dieses Unternehmens ist aber die damit verbundene Handelsgesellschaft, von welcher wir nachher sprechen werden.

Ein Unternehmen von solchem Umfang, solcher Großartigkeit und Bedeutung konnte so rasch und sicher nur in der Hauptstadt eines centralisirten Staates wie Frankreich und überhaupt in einer Stadt wie Paris zur Ausführung gelangen, dort, wo man stets Neues will, es sucht, findet und schätzt, wo die großartigsten Schöpfungen wie durch Zauber entstehen und die Ausführung dem Gedanken mit Blitzesschnelligkeit folgt. Wer Paris kennt, wird auch leicht begreifen, wie sich sogleich nach der geistigen Anregung des Unternehmens eine Anzahl der bedeutendsten Capitalisten vereinigten, die Idee der immerwährenden Weltausstellung zu verwirklichen und auszubeuten, dies aber in bisher nie dagewesener Weise, ohne die finanzielle Unterstützung des Staates und ohne die Gelotriße der Börse zu beanfruchten.

Werden wir nun nun zur Einrichtung und den Zwecken der ausstellenden Gesellschaft, sowie zu den Mitteln, wodurch dies selben erreicht werden sollen.

Die Gesellschaft konnte sich natürlich weder auf die Kosten einer vorübergehenden Ausstellung einlassen, noch ihre Einnahmen, wie jene, aus den zufälligen, nicht mit Gewißheit zu berechnenden Erträgen der Eintrittsgelder schöpfen wollen, sie mußte auf sicherere Einnahmen rechnen können, und das ist ihr gelungen. Der Raum für die auszustellenden Gegenstände und Erzeugnisse wird nämlich an die Aussteller, und zwar nicht auf ein Jahr, sondern auf 6 Jahre vermiethet; dadurch schaffen sich die Unternehmer ein bestimmtes bleibendes Einkommen und gründen so ein unbewegliches Eigenthum, welches sie bereits auch größtentheils vermiethet haben. Die zu vermiethende horizontale Oberfläche beträgt 75,000 Metres.

Für die ersten vermietheten 50,000 Metres beträgt sich der Preis pro Meter jährlich auf 30 Francs, stieg aber sogleich auf 50 Francs, wobei es bis jetzt geblieben ist. Jeder Aussteller, welcher einen Meter Raum miethet, hat sich auf 6 Jahre durch seine Unterschrift zu verpflichten, zahlt jedoch nur die Rate des ersten Jahres bei dem bestimmten Banquier ein. Bis jetzt sind 60,000 Metres vergeben, wovon auf Frankreich 15,000, auf die übrigen Länder 45,000 entfallen, es blieben also nur noch 15,000 Metres zu vermiethen, ein Beweis der allgemeinen Theilnahme und eine Mitbürgschaft des Gelingens. Weitere Einnahmen bestehen: 1; in Vermiethung der Mauerstächen, für Bilder, Zeichnungen und Anschläge der Aussteller; bis jetzt sind davon 10,000 Metres vermiethet, der Preis, anfangs 15 Frcs. per Meter, stieg schon auf 25 Frcs.; 2 in dem Eintrittsgeld, ein oder zwei Mal die Woche, von den Besuchern und 3. endlich in 15 Procent von den Einnahmen der bereits erwähnten Handelsgesellschaft für Uebernahme der Concession der Handelsabtheilung.

Bei Eröffnung der Ausstellung haben die Aussteller selbst eine Commission von 60 Mitgliedern zu wählen, deren Beruf es ist, die gemeinschaftlichen und besonderen Interessen zu wahren. Inzwischen ist dieses Geschäft einer provisorischen Commission von 20, aus den bedeutendsten Vertretern der französischen Industrie gewählten Männern anvertraut.

Die Gründer haben sich verpflichtet, unter gewissen Bedingungen die erforderliche Summe der ganzen Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Es sind daher auf Grund einer hypothekarischen Schuldverschreibung von 50 Procent auf das unbewegliche Eigenthum von $7\frac{1}{2}$ Millionen Frcs. die Millionen Frcs. (ihr Eigenthumwerthes) 15,000 Hypothekar-Obligationen à 500 Frcs. creirt, wovon die Zinsen von 5 Procent halbjährlich erhoben werden und die innerhalb 21 Jahren durch jährliche Ziehung im Betrag von 625 Frcs. zahlbar sind. Außer diesen 15,000 Obligationen à 500 Francs besitzen noch 1000 Antheilscheine, eigentliche Actien, deren Besitzer an den finanziellen Vortheilen und den Eigenthumsrechten alles Unbeweglichen der immerwährenden Weltausstellung Theilnehmer und nach und nach die wirklichen Eigenthümer werden. Diese 15,000 Obligationen und 1000 Antheilscheine gehören ursprünglich, nach voller Einzahlung, den Gründern der Gesellschaft; um jedoch die Aussteller und das Publicum die Vortheile des Unternehmens sei genießen zu lassen, wurde beschlossen, eine erste Serie von 5000 Obligationen und 250 Antheilscheinen auszugeben; da diese sogleich gezeichnet und begeben war, so folgte eine zweite Serie von derselben Höhe, die in der Ausgabe begriffen und für die commercielle Organisation der Ausstellung bestimmt ist; eine dritte Serie wird dann für die äußere Organisation des Handels verwendet werden. Die Antheilscheine lauten per Stück auf 7,500 Francs und sind zur Baarzahlung mit 10 Theile à 750 Francs gestellt. Sie werden nach Wunsch entweder auf den Namen der Zeichner oder an porteur ausgestellt, tragen im eigentlichen Sinne des Wortes keine Zinsen, es wird jedoch nach jedesmaliger Rechnungsablegung an die Generalversammlung die Dividende für dieselben bestimmt. Nach einem Vorschlag, basirt auf die Miethertäge des Raumes, kann ein ganzer Antheilschein auf ein Einkommen von 810 Frcs. zählen, ein Procentsatz von $10_{,80}$ jährlich, der bei fortschreitender Amortisirung des Capitals, die schon in diesem Jahre beginnt, anhaltend steigt. Wenn endlich alle Obligationen voll eingezahlt werden, sind die Besitzer der 1000 Antheilscheine die einzigen rechtmäßigen Eigenthümer alles „Beweglichen und Unbeweglichen" der Weltausstellung. Der großen mit den Antheilscheinen verbundenen Vortheile wegen ist die Bedingung festgesetzt, daß jeder Zeichner von zwei Obligationen a 500 Frcs. das Recht auf Zeichnung von $\frac{1}{10}$ Antheilschein, von zehn Obligationen $\frac{1}{1}$ und von 25 Obligationen auf einen ganzen Antheilschein hat.

Die Einzahlung ist sehr erleichtert und kann für die 2. Serie entweder baar gegen sofortige Ausantwortung der betreffenden Scheine oder auf Zeit geschehen, das erste Viertel gegen ein provisorisches Certificat, die 3 anderen von Monat zu Monat, die Zinsen werden von dem Zeitpunkt der Einzahlung berechnet. Die Zeichnungen geschehen bei den Agenturen, Banquiers und Correspondenten der Gesellschaft, die Einzahlungen bei Ch. Bibaur, Banquier in Kolmar und Mühlhausen, Chef der Creditgesellschaft.

Die Weltausstellung hat auch ihr bleibendes officielles Organ, eines der verbreitetsten und parteifestesten Pariser Journale „Le Temps" Chef-Redacteur A. Meffgez; dasselbe ist bestimmt, Alle, die in irgend einer Beziehung oder Betheiligung zur Weltausstellung stehen, von allen Neuen, was diese betrifft, in laufender Kenntniß zu erhalten, den Rechenschaftsberichten, Anzeigen, Kundmachungen und Nachrichten über den Gang und den Aufschwung der Geschäfte die größtmöglichste Publicität zu geben.

Endlich aber sieht, wie bereits erwähnt, mit der Ausstellungs-Gesellschaft diejenige der Handels-Agenturen in Verbindung, deren Einfluß von großer Bedeutung sein dürfte. Die Gründer derselben sind von der Ansicht ausgegangen, daß die permanente Weltausstellung, obgleich ein großartiges Unternehmen, dennoch unvollständig sein würde, wenn nicht Mittel gefunden würden, neue Absatzwege zu eröffnen und den Producten einen ausgedehnteren Markt zu bieten, dabei aber Schnelligkeit und Sicherheit des Verkehrs zu vermitteln. Bis jetzt geschieht das bekanntlich durch Veröffentlichungen und Anerkennungen in den Blättern, durch Circulaire und Versendung von Preislisten, durch Handlungsreisende, Agenten, Commissionaire. Diese Mittel jedoch, abgesehen von den bedeutenden sich immer erneuernden Spesen, welche sie verursachen, beweisen sich in mancherlei Hinsicht als ungenügend und unsicher, da sie, selbst wenn sie vom Erfolgen begleitet sind, die Producenten weder gegen Verluste durch Zahrlässigkeit und Betrug, noch gegen Processe und Fallissements schützen. Die Handelsagentur-Gesellschaft der Weltausstellung, einem einzigen leitenden Gedanken folgend, ist durch ein Centralbüreau, wo alle Angebote, Anfragen, Begehren sich vereinigen, mit ihren Filialen in allen Ländern verbunden; ihre Zwecke sind:

Das Schaffen einer fortwährenden unmittel-

baren Verbindung des Käufers und Verkäufers, des Producenten und der Kaufmannschaft;

Ferner, die Befestigung des persönlichen Credits durch Prämien oder Versicherungsgebühren, eine Garantie für die Producenten gegen Fallissements und Processe, der Schutz des Handels durch Billigschaft für den Ursprung und durch Fabrikzeichen, durch stete genaue Ueberwachung gegen Uebergriffe, Fälschungen und Nachahmungen; —

Die Ausbreitung und das Allgemeinwerden der Docks, Niederlagen und Hauptmagazine, wo Waaren sogleich verwerthet werden können 1. durch den Auftrag, 2. durch Inwoffement, 3. durch Anweisungen und Empfangsscheine, welche die Waaren darstellen wie in England die warrants;

Verhinderung des Betrugs und der Fälschung von Lebensmittel-Waaren;

Durch das Aufgebot ihrer Zweiganstalten ist sie im Stande, mit großer Beschleunigung an allen Plätzen und zu gleicher Zeit als directer Vermittler der großartigsten Handels- und Gewerks-Unternehmungen aufzutreten.

Wie erwähnt, ist die Gesellschaft mit einem vorläufigen Vermögen von 5 Millionen Francs begründet, welches von den Gründern der Weltausstellung bereits gezeichnet und völlig gedeckt ist; ein Viertel ist eingezahlt, die übrigen drei Viertel werden nach Bedürfniß eingefordert; 60 Mitglieder und 40 Ersatzmänner bilden ein berathendes Comité, welches im Verein mit dem Syndicat der antheilhabenden Gesellschaften die Geschäftsführung überwacht. Diese beiden Körperschaften werden durch die Ausstellungsjury und die mit der Interessenvertretung betrauten Specialcommissionen, die wieder von den Ausstellern gleichnamiger Erzeugnisse zu ernennen sind, gewählt.

Der permanente Welt

Hülfeleistung für Erfinder und Importeure, durch Vermittelung des Verkaufes, der Abtretung oder Ausbeutung ihrer Patente und Privilegien.

Betrachten wir nun auch die Mittel, durch welche diese Gesellschaft, die sich jetzt mit einem Capital von 5 Millionen Frcs. unter der Firma: „Agence commerciale de l'Exposition universelle et permanente" definitiv constituirt hat, jene Zwecke zu erreichen gedenkt; es sind dies:

1) Die Organisirung eines Centralbureaus in Paris;

2) Die fortschreitende Errichtung von Filialen, d. h. Generalagenturen, Factoreien, denen wieder Comité's und Directoren zur Seite stehen, sowohl in Frankreich, wie in allen Städten des Auslandes und der entferntesten Welttheile, also ein Netz über die ganze bekannte Erde bildend.

Von dem jährlichen Reingewinn will die Gesellschaft 15 % an die Stammgesellschaft zahlen; 10 % sollen an die Directoren der Bezirke, an die Agenturen, Correspondenten und die verschiedenen Beamten der Gesellschaft vertheilt werden, welche beauftragt sind, die abwesenden Provincen zu vertreten; dies würde eine Gratification außer ihrem Gehalt bilden.

Aller Reflexionen über das Vorstehende uns enthaltend, können wir doch, wenn wir Alles zusammenfassen, ohne Widerlegung befürchten zu dürfen, behaupten, daß dieses Unternehmen an Großartigkeit und kühner Anlage alles bis jetzt Dagewesene übertrifft, und daß das vollständige Gelingen desselben in der commerciellen und industriellen Verkehrswelt eine gänzliche, obgleich in ihren Folgen wohlthätige Umwälzung der jetzigen Verhältnisse hervorzubringen fähig sein dürfte.

Eine Nacht in Missouri.

Erinnerung eines amerikanischen Freiwilligen.

(Schluß.)

Ich hatte keinen Grund mehr, etwas zu verschweigen, was bereits im Secessionslager bekannt war; es gewährte mir aber jetzt fast eine Art Wollust, mich dieser kräftigen Mädchenseele, die im Drange der Umstände nicht einmal die eigenthümliche Lage, in welcher sie sich einem jungen Manne gegenüber befand, zu beachten schien, auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. „Ich bin Officier

unter General Lyons, Miß," erwiderte ich ohne Zögern, „ich weiß, daß ein Angehöriger dieses Hauses sich zu der Macht des General Price geschlagen hat; aber wenn deutsches Blut in Ihnen fließt, wie ich es vermuthe, so weiß ich, daß Sie, Miß, einen todtmatten, deutschen Flüchtling nicht seinen Feinden und einem ehrlosen Tode preisgeben werden!"

Ich hatte die letzten Worte in fliegender Hast gesprochen, denn ich hörte in dem Oststaaten, aus welchem ich mich heraufgeflüchtet, eilige Männertritte die dürren Zweige am Boden zertreten. Ich hatte kaum geendet, als auch schon außen eine Stimme laut wurde, uns ich erkannte nur zu gut das eigenthümliche Organ von Stevens: „Entweder hat ihn die Erde verschlungen, oder er hat sich dort oben in das Fenster hineingemacht — hier ist nirgends ein Loch, daß ihn verbergen könnte." „Werden bald wissen, woran wir sind," klang eine andere Stimme; „zwei Mann hierher zur

Illungspalast in Paris.

Beobachtung des Fensters und des hintern Theils des Hauses, zwei Mann zur Besetzung der Thür, und wir hier werden den Fuchs aus dem Baue holen, wenn er überhaupt darin steckt."

Zwei Secunden darauf ertönten kräftige Schläge gegen die Hausthür, und das Mädchen hob mit einer raschen Bewegung den Arm. „Dort hinein, Sir!" rief sie, auf eine schmale Seitenthür zeigend; „legen Sie sich für alle Fälle auf den Boden, decken Sie über sich, was Sie finden mögen, und rühren Sie sich nicht, bis ich Sie selbst aus dem Versteck hole!"

Ich ließ mir den Wink nicht zum zweiten Male geben; sicher, daß sie den besten Willen hatte, meine Rettung zu vollbringen, öffnete ich im Fluge die Thür zu einem kleinen Raume, welcher nur durch eine handgroße Scheibe im Dache einen schwachen Schein des Mondes empfing und den Garderobe-Raum für die Zimmerbewohnerin vorzustellen schien; ich stieß auf eine große Kiste, hinter welcher die schiefe Neigung des Daches einen leeren Raum bildete; dort hinter kroch ich und durfte mich hier jedenfalls so lange für sicher halten, als nicht die genauste Untersuchung meines Verstecks angestellt wurde; kaum aber lag ich auf dem Boden, als ich auch schon in den untern Räumen meine Verfolger in lebhaftem Gespräche mit einem Manne, der ihnen jedenfalls das Haus geöffnet hatte, hörte, und bald darauf wurden die schweren Tritte mehrerer Personen auf der heraufführenden Treppe laut. Vor der Thür, welche zu dem Zimmer meiner Beschützerin führte, hielten sie an, und es ward plötzlich still. Dann klang ein rücksichtsvolles Klopfen und: „Maggy, Maggy!" tönte es.

„Was ist es, Vater, was bedeutet der Lärm im Hause?" gab das Mädchen mit vollkommen ruhiger Stimme zurück.

„Maggy, Du mußt für einige Minuten öffnen; es soll sich ein deutscher Spion in Dein Zimmer geflüchtet haben, und die Gentlemen, die ihn verfolgt, bestehen auf einer Untersuchung!"

„Vater, ich bin im Bette, aber seit einer halben Stunde wach und weiß, daß in meinem Zimmer sich nichts außer mir befindet; sag' ihnen das, und sie werden ihre Untersuchung nicht auf das Schlafzimmer einer jungen Lady ausdehnen wollen!"

Ein lebhaftes Gemurmel drang zu meinen Ohren, dann klang des Vaters Stimme mit größerer Bestimmtheit wieder. „Es hilft nichts, Maggy, wir leben in Kriegszeiten. Wirf rasch etwas über und sei überzeugt, daß mit voller Schonung verfahren werden wird!"

„Eine Minute Geduld denn, wenn es durchaus sein muß!" rief Maggy und ich hörte den Fuß des Mädchens leicht den Boden berühren. Bald darauf schnappte der Riegel im Schlosse zurück, zugleich aber rief sie: „Nur noch zwei Secunden, dann mögen Sie eintreten!"

Sie war flüchtig nach meinem Versteck geeilt, die Thür desselben weit offen lassend, und rief leise: „Wo sind Sie?"

„Hier!" gab ich ebenso zurück, und im nächsten Augenblicke hatte sie Platz auf der Kiste genommen, mit ihrer Umhüllung den Zwischenraum nach dem Dache, in welchem ich lag, verdeckend; gleichzeitig wurde aber auch das Oeffnen der Zimmerthür, sowie der Eintritt meiner Verfolger laut, und ich konnte einen hereinfallenden hellen Lichtschein wahrnehmen.

„Maggy?" rief der Vater, der sich wahrscheinlich vergebens nach ihr umgeblickt.

„Ich bin hier, Vater, kann mich aber so nicht zeigen und rechne bestimmt auf die Schonung, die mir zugesagt worden; mir erscheint dieses ganze Eindringen überhaupt als ein Verfahren, das sich von Gentlemen kaum rechtfertigen läßt!"

Es erfolgte keine Antwort darauf, und nur ein beginnendes unbestimmtes Geräusch, hier und da von einzelnen halblauten Aus-

rufen und Flüchen unterbrochen, konnte ich wahrnehmen. — Meine körperliche Lage war schon jetzt so entsetzlich unbequem geworden, daß ich es oft wie einen Krampf durch einzelne meiner Glieder gehen fühlte, und doch wollte mir der enge Raum kaum eine Veränderung meiner Lage erlauben. Ich gedachte so eben, während die Aufmerksamkeit der Nachsuchenden sich dem Zimmer zugewandt, eine leichte Wendung zu versuchen, als die rauhe Stimme von Steevens ganz dicht an dem Eingang zur Garderobe erklang und mir fast den Athem raubte: „Hier ist noch ein Raum, und die Lady wird sich wohl der Untersuchung fügen müssen — der Bursche war hübsch genug, um allerhand Gedanken aufkommen zu lassen!"

„Halt, Sir!" rief Maggy in eigenthümlich verändertem Tone, und zugleich hörte ich den Hahn eines Revolvers knacken. „Ich habe Gentlemen den Eintritt in mein Schlafzimmer gewährt, und wer mir hier zu nahe kommt, wo kaum Raum genug für mich ist, den schieße ich wie jeden frechen Eindringling nieder — kann mein Vater nicht die Ehre seiner Tochter vor Beleidigungen schützen, so werde ich es selbst vermögen."

„Maggy, es wird Dir Niemand etwas zu Leide thun," klang die Antwort des Alten, „es ist aber Krieg, und ich will mir nicht nachsagen lassen, daß ich der Durchsuchung meines Hauses eine Schwierigkeit in den Weg gelegt hätte!"

„Gut, Vater, so frage Dich selbst, ob es eine Möglichkeit ist, daß hier Jemand noch neben mir versteckt wäre — ich habe gesagt, daß ich mich so nicht vor Männern sehen lassen kann, und Amerikaner, welche die einfachsten Rücksichten gegen ihre eigenen Ladies bei Seite setzen, verdienen keine andere Behandlung als der gewöhnliche Lowfel!"

„Lassen wir es genug sein — unser Verdacht ist am Ende zu oberflächlich, um das tapfere Mädchen noch länger zu peinigen!" hörte ich jetzt dieselbe Stimme, welche früher die Befehle zur Besetzung des Hauses gegeben hatte. „Sie glauben auf Ihre Ehre, Sir, daß die Vermuthung dieses Mannes auf einem Irrthum beruht?"

„Ich bin vom Anfange davon überzeugt gewesen, da ich meine Tochter kenne, Sir," erwiderte der Alte, „indessen möchte ich bei den jetzigen Zeiten Ihnen nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen!"

„Und haben Sie keine Ahnung irgend eines Verstecks in der Nähe, wohin sich der Mensch geflüchtet haben könnte?"

„Ich sehe nicht ein, Sir, warum er sich nicht unter irgend eine Heckenzäunung gerettet, oder in dem hohen Unkraute nach dem Walde hinüber liegen sollte. Wenn er hier seine Richtung geändert hat, so ist doch eher alles Andere zu vermuthen, als daß er in ein Haus einsteigt, in dem er keinen Menschen kennt!"

Eine kurze Pause erfolgte, in welcher ich mein eigenes Herz schlagen hörte. „Es scheint allerdings, daß wir uns hier unnöthig aufgehalten haben," ließ sich dann die erste Stimme wieder vernehmen; „Verzeihung, Miß, aber die Verhältnisse drängen zu manchem sonst ungewohnten Schritte!" Ein kurzes halblautes Gespräch von mehreren Theilnehmern trat jetzt ein; dann wurde das Oeffnen der Thür und gleich darauf der Schritt der sich entfernenden Männer auf der Treppe laut. „Geh' wieder zu Bett, Maggy, Du bleibst hoffentlich zu unbeständig!" klang noch die Stimme des Alten, dann fiel die Thür in's Schloß.

Ich athmete tief und erleichtert auf, wartete aber vergebens auf eine Bewegung meiner Beschützerin. Erst als von außen Pferdegetrappel laut wurde und bald darauf eiliger Hufschlag die Entfernung der Dränger verkündete, erhob sie sich schwer und langsam, that einen Schritt nach dem Ausgange und faßte dort plötzlich mit beiden Händen nach dem Thürpfosten. Hätte mich auch nicht der peinliche Schmerz in allen meinen Gliedern gedrängt, mein Versteck zu verlassen, so würde mich doch jetzt eine erwachende Sorge um den Zustand des Mädchens, verbunden mit einem Gefühle glühendster Dankbarkeit für sie, dazu gebracht haben. Ich war rasch und mit unglücklicher Geräuschlosigkeit auf meinen Füßen — der schon tiefstehende Mond blickte voll durch das Fenster und beleuchtete ein bleiches, weich wohlgeformtes Gesicht mit halb geschlossenen Augen, das unter dem vollen dunkeln Haare kaum von dem weißen Nachtgewande abstach, welches nur nachlässig ihre schlanke Gestalt umhüllte. Sie schien augenblicklich gegen das Schwinden ihrer Besinnung zu kämpfen; als ich aber, dem warmen Gefühle in mir folgend, halblaut rief: „Miß, um Gotteswillen, kann ich nichts für Sie thun?" schienen ihr meine Worte plötzlich einen Theil ihrer Kraft wieder zu geben. „Nichts, Sir, nichts," erwiderte sie, sich wie unter einem leisen Schauder aufrichtend; „treten Sie zurück und schließen Sie die Thür!" Sie that zugleich einige wieder völlig sichere Schritte in das Zimmer hinaus, und ich hörte, wie sie die Eingangsthür desselben verschloß; ich aber hatte, ihr Gefühl, daß ich völlig verstand, erkannt, bereits die kleine Thür nach meinem Aufenthaltsorte zugezogen und mich auf der Kiste niedergelassen, erwartend, daß sie mich bei völlig eingetretener Sicherheit selbst aus meinem Versteck erlösen werde.

Aber ich saß lange Zeit in dieser Erwartung, ohne daß nur ein Laut aus dem Nebenzimmer zu meinen Ohren gedrungen wäre; ungesrufen stiegen langsam die einzelnen Bilder dieser Nacht vor meiner Seele auf, und ich begann allgemach eine tiefe Ermattung über mich kommen zu fühlen. Das bleiche, schöne Gesicht des Mädchens, das in seinen weichen, anmuthigen Zügen der von ihr entfalteten Energie durchaus nicht zu entsprechen schien, stand endlich noch allein, aber wie in halbem Traume vor mir. Die Ruhe, die ich genoß, that mir so wohl, daß ich mich zurücklehnte und kaum an den gefährlichen Aufenthalt in einem Hause, dessen männliche Bewohner der Secessionspartei anhingen, dachte; die warme Nachtluft, welche durch einzelne Luken des Daches drang, umhüllte mich wie mit einer weichen Decke — ich war zuletzt eingeschlafen, ohne daß ich nur eine Ahnung davon gehabt.

Erst als ich ein leises Rütteln empfand, fuhr ich aus allerhand unbestimmten Träumen wieder in die Höhe. Es war völlig dunkel um mich her; aber die halblaute, melodische Stimme, welche jetzt in mein Ohr klang, gab mir schnell meine völlige klare Besinnung. „Der Mond ist hinunter, Sir, aber in einer Stunde wird auch der Morgen da sein," hörte ich; „machen Sie sich jetzt rasch zum Gehen fertig!"

„Ich bin bereit, Miß!" sagte ich, mich geräuschlos erhebend.

„So geben Sie mir Ihre Hand und folgen Sie mir leise. Nehmen Sie behufsam Ihren Weg wieder durch das Fenster, gleiten Sie an einem Pfeiler der Gallerie hinab und gehen Sie dann, in gerader Richtung mit dem Hause, durch den Obstgarten bis zur Einzäunung — dort erwarten Sie mich! — Kein Wort, Sir!" setzte sie hinzu, als ich mit ein paar kurzen Worten meinem Herzen Luft machen wollte.

Ich fühlte ihre weiche, schmale Hand, an welcher nichts die Tochter des Farmers verrieth, in der meinen, aber ich mochte nicht einmal den Händedruck des Dankes wagen, ich saß mich an das offene Fenster geleiten, durch welches sich der unregelmäßige Mond nur noch durch einen helleren Rand des Horizontes bemerkbar machte, hörte ihr „Vorsichtig jetzt!" als sie mir die Hand entzog, und bewerkstelligte mit beinahe völliger Geräuschlosigkeit meinen Rückzug. Unmen empfing mich ein so völliges Dunkel, daß ich erst eine kurze Zeit brauchte, ehe ich über die mir angewiesene Richtung sicher ward; kaum wenige Secunden hatte ich indessen das hintere Gartenstacket erreicht, als auch bereits das leise Rauschen von Kleidern mir Maggy's Ankunft verkündete. „Folgen Sie jetzt dicht hinter mir," sagte sie, als sie neben mir stand, „Sie dürfen nicht auf der geraden Straße nach dem deutschen Lager zurück, denn ich müßte mich sehr irren, wenn Ihnen dort nicht aufgelauert würde. Vor Allem aber sprechen Sie kein Wort!" Sie hatte behutsam eine Thür des Stacketes geöffnet und schritt mir in leichten, raschen Schritten voran. Es ging gerade über die Furchen des fahlen Feldes, zwei oder drei Einzäunungen, welche auf unserem Wege lagen, überkletterte sie mit der Leichtigkeit der Gewohnheit, daß ich oft nur mit Hülfe des erblassenden Sternenlichts ihre Gestalt wieder zu finden vermochte. Dann merkte ich, daß wir einen Fußweg betreten hatten, welcher über die freie Ebene zwischen hohen Unkrautbüschen hinlief, und zuletzt ward der sich dunkel vor uns abzeichnende Waldesraum erreicht, den wir jetzt theils verfolgten, oder dessen oft hervortretende Gebüschpartien wir abschnitten. In immer gleicher Schnelle und Sicherheit schritt mir das Mädchen voran; gern hätte ich zu ihr ein kurzes Wort gesprochen, aber ich glaubte ihr jetzt eben nur durch die genauste Befolgung ihrer Anordnung danken zu können und schwieg. Dagegen aber strebte ich nun so mehr die Umrisse ihrer leichten Gestalt, wie sie das matte Sternenlicht abzeichnete, zu erkennen und mir ein ganzes Bild von ihr zu entwerfen. Nach etwas über einer halben Stunde, meiner Berechnung nach, begann der Tag zu grauen; aber jetzt führte unser Pfad gerade in den Wald hinein. „Halten Sie sich dicht hinter mir, damit Sie mich nicht verlieren," ließ sie sich jetzt zum ersten

Male hören, „wir werden bald einen Punkt erreichen, wo Sie nicht mehr fehlen können!“

„Damit Sie mich nicht verlieren!“ klang es in mir nach. Ja, wenn doch das möglich gewesen wäre! Ich hatte ein Gefühl in meinem Herzen, als sei mir in meiner Noth irgend eine wunderschöne Fee erschienen, die, nachdem sie mich gerettet, wieder spurlos verschwunden und mich mit lebenslanger Sehnsucht nach ihr allein lassen werde. Aber der mit Wurzeln durchzogene Weg brachte mich bald zur Wirklichkeit zurück; ich bedurfte aller Vorsicht, um, ohne schmerzendes Straucheln, meiner Führerin, die kaum auf meine Unkenntniß des Wegs Rücksicht zu nehmen schien, zu folgen, und erst als die rothen Lichter des Morgens bereits durch das Laub der Bäume zu dringen begannen, traten wir auf eine breite Landstraße heraus. Da blieb sie, immer noch das Gesicht von mir abgewandt, stehen, als überlege sie die weitere Richtung oder wollte ihre Kräfte von dem raschen Gange sammeln. Als sie sich endlich nach mir wandte, stand sie in der vollen rosigen Morgenbeleuchtung, im grauen, leicht aufgeschürzten, aber die feinen Formen des Oberkörpers knapp abzeichnenden Sommerkleide, den flachen, breitrandigen Strohhut an seinen Bändern hängend in den Nacken zurückgeworfen, und mit einem halb unsichern Blicke der großen, dunkelbeschatteten Augen mir meine eigene Erscheinung musternd. So mädchenhaft, so anmuthig schien in ihrer Einfachheit hatte ich sie mir nach den Ereignissen der Nacht nie denken können.

„Dies ist Ihre Straße, Sir,“ sagte sie, den Kopf leicht abwendend, als wolle sie meinen Blicken ausweichen, „in kaum längerer als einer halben Stunde können Sie wieder bei Ihren Cameraden sein!“

„Und nun, Miß, sagen Sie mir um Gotteswillen,“ rief ich im Drange meines erregten Gefühls, „womit ich Ihnen jemals danken kann, was Sie in dieser Nacht an einem Ihnen völlig Unbekannten gethan haben!“

Sie wandte langsam den Kopf; ihr Gesicht war wieder so ernst und bleich, als ich es im Scheine des Mondes gesehen. „Sie haben mir nichts zu danken, Sir!“ erwiderte sie ruhig; „ich hasse diesen Aufstand gegen die gesetzliche Ordnung, der nur den Schmutz der amerikanischen Bevölkerung in unsere friedliche Gegend gebracht hat, und liebe die Deutschen und ihre Treue für die Union, wie ich meine eigenen deutschen Großeltern geliebt habe. Was ich an Ihnen vielleicht gethan, habe ich nur meiner eigenen Befriedigung halber unternommen — also lassen Sie uns ohne weitere Redensarten von einander scheiden, Sir!“

„Und Sie geben mir keine Hoffnung, Miß Werner,“ sagte ich nach einer kurzen Pause, in welcher ihr Blick ruhig in meinem erregten Auge geruht, „daß es mir jemals vergönnt werden wird, Sie wieder zu sehen?“

Wie der Schein eines traurigen Lächelns glitt es über ihr Gesicht. „Wissen Sie denn, Sir, wer morgen noch von uns Beiden leben wird?“ gab sie zurück. „Diesen Menschen dort,“ fuhr sie erregter fort, nach der Richtung des Rebellen-Lagers deutend, „gilt weder Alter noch Geschlecht, wenn sie meinen, irgendwo einen Feind ihres wahnsinnigen Unternehmens entdeckt zu haben — und Sie gehen vielleicht heute schon in die Schlacht. Meinen Sie denn, ich hätte unter andern Umständen so jede Rücksicht bei Seite werfen können, wie ich es gethan?“ Ein jähes Roth trat bei den letzten Worten in ihre Wangen, sie wurde verschämend; ich aber faßte, von der Eigenthümlichkeit dieses Charakters hingerissen, nach ihrer Hand, die sie mir nach einem leisen Zucken derselben überließ.

„Gut, Miß Maggy!“ rief ich, „aber wenn es jemals die Verhältnisse gestatteten, daß wir uns wiedersehen könnten, darf ich dann vor Sie treten und Sie an die heutige Nacht und die Dankbarkeit eines Herzens erinnern, das noch niemals so gefühlt hat, wie seit wenigen Stunden?“

Sie entzog mir rasch ihre Hand und drehte sich weg, daß ich nur noch den Schein des hohen Roths, welches augenscheinlich ihr Gesicht übergossen hatte, wahrnehmen konnte. „Gehen Sie, Sir, gehen Sie — beschütze Sie Gott!“ versetzte sie rasch, während sie eine Bewegung machte, sich wieder dem Walde zuzuwenden.

„Und ich darf Ihnen nicht einmal meinen Namen sagen?“ fragte ich unter einer Empfindung, die wunderlich zwischen der Trauer des Scheidens und einem plötzlich in mir aufsteigenden Glücke getheilt war.

Sie hielt in ihrer Bewegung inne, wandte sich dann langsam zurück, und ein voller, strahlenreicher Blick, wenn dennoch ein eigenthümlicher Ausdruck von Trübsal beigemischt war, traf mich. „Ich weiß ihn bereits, Sir,“ sagte sie mit einem Lächeln, das wie ein habumterdrückter Sonnenstrahl aus trüben Wolken erschien. „Ihre Feinde nannten ihn meinem Vater bei ihrem Eintritte in's Haus! — Beschütze Sie Gott, Mr. Reuter!“ setzte sie hinzu und reichte mir ihre Hand. Kaum hatte ich diese aber mit dem Ansatze zu einem festern Drucke gefaßt, als ich mir ihre Finger auch wieder entschlüpfen fühlte und das Mädchen mit einigen raschen Schritten, ohne daß sie nur noch einmal den Kopf gewandt, das Gebüsch erreichen und darin verschwinden sah. —

Kaum länger als eine halbe Stunde darauf war ich im Lager und flattele dem General meinen Bericht ab — vier Stunden darauf aber standen wir dem Feinde gegenüber, der — Dank unserer gesegneten Artillerie — uns bald den Rücken zeigte und uns freie Bahn zum weiteren Vorrücken ließ.

In der kurz darauf folgenden Schlacht bei Springfield war ich verwundet und mit anderen Unglücksgefährten zuerst nach Jefferson-City, dann nach St. Louis transportirt worden. Ich hatte einen Schuß in die linke Schulter erhalten, welcher für lange Zeit meinen Arm lähmen und mich dienstunfähig machen mußte; indessen hatte ich durch dringende Empfehlungen, die ich zum großen Theile meinem gefahrvollen Kunststückergange verdankte, nach meiner nothdürftigsten Heilung eine Stellung im Postdienste erhalten, welche mir wenigstens für die nächsten Jahre eine völlig sorgenfreie Existenz gewährte. Da bringen mich aufgeregthöchliche Geschäfte eines Tages nach dem Eisenbahn-Depot, eben als wieder, wie so oft in den letzten Wochen, ein langer Wagenzug voll Bewohner des innern Staats, welche vor dem Morden und Brennen der verwilderten Secessionisten die Flucht ergriffen hatten, angelangt ist, und plötzlich sehe ich in ein Gesicht, das noch seinen Tag aus meiner Erinnerung gewichen war, sehe in zwei dunkele aufglänzende Augen, in denen mir plötzlich ein ganzer Himmel entgegenwinkt, und habe in der nächsten Secunde — wie es geschehen, weiß ich heute noch nicht — Maggy's beide Hände in den meinigen. „Ja, es hat doch wohl sein sollen, daß wir uns wiedersahen!“ erwiderte sie auf die unwillkürlichen Ausrufe meiner Ueberraschung und wendete sich dann an einen alten Farmer, der mit sichtlicher Besremdung auf die unerwartete Scene blickte. „Das ist er, Vater, Mr. Reuter, Du weißt ja!“

Und will kurz sein in meinem Schlusse. Als wir die Rebellen aus der Gegend von Werner's Farm vertrieben, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, das mir so denkwürdige Haus wiederzusehen, hatte der Alte seine bis dahin unterdrückte Sympathie für die deutschen Unionsstreiter offen gezeigt, während sein Sohn, sein Geburtsrecht als Amerikaner höher schätzend als seine deutsche Abstammung, mit den Secessionisten geflüchtet war — und Maggy hatte nicht angestanden, ihren Antheil an meiner Flucht zu bekennen. Beide aber hatten ihre Offenheit bald genug schlimm zu bereuen gehabt. Die deutsche Hauptmacht hatte sich nach andern bedrohten Theilen des Staats wenden müssen, um schnell darauf waren auch starke Streifcorps völlig verwilderter Menschen von Seiten der Rebellen macht erschienen, Alles plündernd und niederbrennend, was als Eigenthum der unionstreuen Bevölkerung galt, schändend und mordend, was von dieser ihr in die Hände fiel, und der alte Werner, welcher noch zeitig genug gewarnt worden, hatte das Schlimmste für sich nicht abgewartet, sondern sein Geld und was sonst noch zu retten war, gerettet und sich dann mit seiner Tochter nach St. Louis geflüchtet. Es war die höchste Zeit dazu gewesen, denn von Nachkommenden hatte er schon unterwegs vernommen, daß bei der Ersteren Abreise von seinem Hause nichts als die rauchenden Ruinen übrig gewesen seien.

Es vergingen drei Monate, in welchen ich mit der Familie, die sich vorläufig in ein Boardinghaus einquartiert, in steter engen Verkehr blieb, in welchen aber auch mein Verhältniß zu Maggy völlig reifte, ohne daß es mir indessen gelungen wäre, eine gewisse Rückhaltung des Alten gegen mich, die sich besonders in einem steten bestimmten Ausweichen zeigte, sobald er vermuthen mochte, daß ich mich offen über meine Gefühle für seine Tochter auszusprechen beabsichtige, zu besiegen — da hatte Werner unter den oft eingebrachten Gefangenen von der Rebellenmacht eines Tages einen jungen Mann aus seiner Gegend erkannt und von diesem erfahren, daß sein Sohn bereits vor einem Monate in einem der kleinen,

aber stets mörderischen Gefechte geblieben sei, und als ich an diesem Abend in seine Wohnung kam, sah ich sofort, daß etwas Besonderes mit ihm und Maggy vorgegangen sein müsse. Das Mädchen, welches ihre rothgeweinten Augen vergebens verbergen zu wollen schien, rannte mir zu, über nichts zu fragen und mich heute nicht lange aufzuhalten; als ich aber am nächsten Tage unruhig wiederkehrte, theilte mir der Alte in voller Fassung selbst das Geschehene mit und fügte hinzu: „Er hat unrecht an seinen Eltern und Großeltern gehandelt — aber dennoch hätte das, was da zwischen Ihnen und Maggy bestetzt, nimmermehr gut gethan, wenn er einmal wieder heimgekommen wäre — er hatte einmal die Farm zu übernehmen, und ich konnte deshalb nicht Ja zu dem sagen, was ich längst über Ihr Verhältniß zu meiner Tochter wußte. Wollen Sie jetzt, wenn wir erst einmal den schweren Verlust in unsern Herzen überwunden haben, mein Sohn werden und, behalt die Zeiten ruhiger sind, mit uns hinaus auf's Land ziehen, so habe ich nichts dawider — mein letztes Kind aber kann ich nicht ganz von mir geben und will auch da sterben, wo ich fast jeden Baum selbst gepflanzt und wo ich bis jetzt meine eigentliche Heimath gefunden habe." — —

Maggy ist zwar heute mein süßes Weib, in welcher ich jeden Tag neue Schätze entdecke; der Zeit aber, welche der Alte herbeisehnt und welche mich zum wohlhäbigen Farmer machen soll, sehen wir noch immer entgegen — noch ist das unglückliche Missouri ein vom Bürgerkriege zerrissener Staat, und wenn wir Gott für etwas danken, so ist es vor Allem dafür, daß er uns in einem gesöhlisten Asyl zusammengeführt und uns ein erträglicheres Loos bereitet hat, als den vielen Tausenden, deren Weibstand und Familienglück in diesen unglücklichen Kampfe für immer zu Grunde gerichtet worden ist.

Blätter und Blüthen.

Gustav Struve, der bekannte badische Flüchtling, wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres nach Deutschland zurückkehren. „Meine Sehnsucht nach Deutschland," schreibt er, „welche meine nun im Grabe ruhende Gattin stets theilte, ist seit deren Tode noch weit stärker geworden. Wenn das Glück mich einigermaßen begünstigt, werde ich Deutschland wiedersehen, bevor das Jahr zu Ende geht. Nach allen Berichten muß der Aufschwung der deutschen Nation ein großartiger sein. Mögen wir die Freiheit ohne blutigen Bürgerkrieg erringen! Ueber alle Beschreibung schrecklich sind die Resultate des amerikanischen Bruderkampfes.

Ich habe viel gelitten in der Verbannung, insbesondere durch den Tod meiner Amalie. Allein da ich 19 Monate Kriegsdienst in Amerika ausdauten konnte, muß ich doch noch immer rüstig sein. Von den 1045 unbrivilegirten Leuten meines Regimentes waren, als ich abging, nur 150 noch vorhanden. Ich blieb verschont, während neun Zehntheil des Regiments theils starben, theils dienstunfähig wurden. — Tausend Dank für Ihre freundlichen Zeilen! Sie ahnen nicht, wie herzlich wohl ein so lieber Gruß aus dem Vaterlande den Flüchtling berührt"

Ein guter Gedanke. Man macht uns Deutschen häufig den Vorwurf, wir hätten zu wenig Nationalstolz, und in der That ist dies begründet, wie man leicht bemerkt, wenn man das Benehmen der Engländer und Franzosen mit dem unsrigen vergleicht. Aber wie gerade die bedeutendsten Vorzüge, die der einzelne Mensch besitzt, der Art sind, daß sie ihm zum größeren Theile vom Geschicke ohne eigenes Dazuthun verliehen wurden, während er selbst nur zum kleineren Theile bei der weiteren Ausbildung thätig mitwirkte, so ist es auch mit den Nationaleigenthümlichkeiten; die Engländer und Franzosen haben viele schöne Eigenthümlichkeiten, die sich nicht allein zu verdanken, — im Gegentheil, die Bethätigte waren es, durch die sie bei ihnen geschaffen und lebendig erhalten wurde. Unstreitig sind nämlich Familie, Schule und Kirche die drei wichtigsten Factoren zur Erweckung einer Idee im Volke; bei den einen Nation und je nach ihrem Bildungsgrade wirkt der eine dieser Factoren mehr, der andere weniger stark ein. Dadurch nun, daß sich in England und Frankreich schon vor mehreren Jahrhunderten nationale Kirchen bildeten, nämlich die anglicanische und gallicanische, hatte dort die religiöse Einwirkung einen nationalen Charakter angenommen, was uns so mehr zu beachten ist, weil in jenen Zeitperioden die Kirche selbst der dominirende unter den genannten drei Factoren war. Wie standen die Dinge aber bei uns? Wer der Reformation huldigte, stand den Katholiken schroff gegenüber, und umgekehrt; zu nationalen Zwecken wurde die Kirche fast nie benutzt, wohl aber vielfach, um Haß gegen die Mitbrüder desselben herrlichen Vaterlandes hervorzurufen, und doch konnte uns nur uns der Vorsehung selbst Heil erblühen, da unsere Lage in der Mitte von Europa und die überall offenen Grenzen sämmtlichen Nachbarn den Eintritt leicht machten. Es muß daher einen jeden Deutschen freuen, wenn er hört, daß endlich einmal die Kirche zur Weckung des patriotischen Gefühles mit beitrage, wie das bei einer Stiftung der Fall ist, welche der Cobleuzer Kaufmann, Herr Jacob Brien gemacht hat, um in Caub alljährlich des Ueberganges Blücher's über den Rhein zu gedenken. Möge der glückliche Gedanke des Herrn Brien recht Viele zu ähnlichen Spenden bewegen. Orte, welche sich zur Feier eignen, giebt es ja genug in Deutschland und besonders im Rheinlande — hat doch eine mehr als tausendjährige gemeinschaftliche Geschichte dafür gesorgt, daß manche Oertenamen einem jeden Deutschen wohlklingend geworden sind!

Bemerkung zu dem Artikel „Beleuchtung" in Nr. 11. Die Verbrauchsangabe in Betreff des Erdöls von ²/₄ Heller für eine Stunde bezieht sich auf New-York. In unsern Gegenden aber stellt sich die Stunde auf ¹/₂ Kreuzer oder 1²/₃ Pfennig. Eine Erdöllampe mit plattem Docht und von mittlerer Größe verbraucht einen Schoppen — ¹/₄ Liter in 25 Stunden; der Schoppen kostet im Durchschnitt 12 Kreuzer oder etwa 3 Sgr. 3 Pf., woraus sich obige Verbrauchsangabe leicht ergiebt. G. K.

Für Theodor Körner's Pflegerin wurden mir im Laufe dieser Woche eingesandt: 1 Thlr. 10 Ngr. Einige Gymnasiasten in G—a — 15 Ngr. Ein Veteran aus den Freiheitskriegen, der auch verwundet war und von Frauenhand gepflegt wurde — 1 Thlr. Alfred — Eine große Verehrerin", als kleines Zeichen der Anerkennung von J. W. Meyl und Comp. in Kassel — 1 Thlr. Ein Freund des Dichters von Leier und Schwert — 1 Thlr. 5 Ngr. von zwei deutschen Mädchen mit dem Motto: „Gott segne die wackre Matrone" — 1 Thlr. von C. F. in Cöthen — 1 Thlr. von Frau Louise Boiger in Frankfurt a. M.

Im Namen der „wackern Matrone" meinen herzlichsten Dank.

Ernst Keil.

Zur Nachricht!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Außer Erzählungen von Herm. Schmid, Levin Schücking, Otto Ruppius und den trefflichen Beiträgen eines Bodenstedt, Carl Vogt, Schulze-Delitzsch, B. Auerbach, Beta, Ad. Stahr, Max Ring, L. Storch, G. Hammer, Otto Müller, ꝛc. ꝛc. kommen im nächsten Quartal zum Abdruck:

Das Grab auf dem Stadtberge bei Hildburghausen. Ein Mysterium aus der neuesten Zeit, von Fr. Hofmann. Mit Abbildung — Der Fettbändige und die Weepentailige, von Prof. Bock — Ein Brief von Fr. Gerstäcker — Bagdetten. Histor. Epistel, von G. Hiltl — Die Ehe von Gerbe, von Schmidt-Weißenfels — Aus dem Leben Maria Theresia's — Die Belagerung der Zitadelle von Anghiri. Mit Abbildung — Ein Besuch auf Capreä, von L. Rüstow. Mit Abbildung — Der Würgengel großer Städte, von H. Beta — Das Gute des Mondscheins. Eine moderne Lehre — Auf dem Eise des obern Mississippi — Gelbfieberepidemien, von Herm. Reimer — Ein Flüchtlingsleben, von Gustav Struve in New-York — Der Föhn, von Carl Vogt in Genf. Mit Abbildung — Die Bayanen, von L. Storch. Mit Abbildung — Aus Skandinaviens Hochalpen, von H. Berlepsch — Der alte Bunde. Mit Abbildung — Ein vergessener Soldat der Freiheitskämpfe. Mit Abbildung — Bitterschnaps, von Guido Hammer. Mit Abbildung — Neue Mikroskope. Mit Abbildung — Charakter-Bilder aus der Schweiz; J. B. Gattolin — Die Gewinnung des Guano's. Mit Abbildung — Das menschliche Nahrungsbedürfniß, von Dr. Otto Ule — Aus Polens Kämpfen. Bilder und Skizzen.

Ferner die **Tages-Ereignisse** durch authentische Abbildungen und Originalberichte.

Deutsches Streben und deutsche Vaterlandsliebe

werden durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen, die von lebendig freisinnigen Darstellungen begleitet sind, würdig vertreten.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Ernst Keil in Leipzig.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 14. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem baierischen Hochgebirge.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung)

3. Vater und Sohn.

Frisch und scharf kam der Morgen in die Ramsau heruntergestiegen; die Häupter und Rücken der Berge waren mit grauem Gewölk bedeckt, aber es brach hie und da hell und sonnig durch die Massen und verschlüftete, daß der Nebel sich heben und das schöne Wetter des Spätherbstes beständig bleiben werde. Das Gewölke gerieth in Bewegung, wie ein weites wehendes Tuch; es wallte und stieg und stieg und zerriß und verflatterte zuletzt in kleine krause Wellen und Flocken, die glänzend und weiß im sonnigen Morgenhimmel dahin schwammen. Auf den Bergen selbst hatte sich ein anderer Bote beständiger Witterung eingefunden: es hatte angeschneit, und der Watzmann streckte sein silberglänzendes Horn über den breiten Rücken des Steinbergs herein, auf welchem hie und da ebenfalls die weiße Decke gebreitet lag und sich wie flatternde unregelmäßige Bänder in den Felsklüften und Steinritzen streifenweis gegen das Thal niedersenkte. Auch gegenüber auf der Sonnenseite war es winterlich geworden, und weiß schimmernder Reif hing an den starren Halmen auf den Wiesen und Bergweiden des Lattenbergs. Oben am Schwarzeck, wo sich eine Schaar Häuser in den Schutz des Tannenwaldes einschmiegt wie eine Heerde an einen windsteten Abhang, war Alles schon rührig und geschäftig, und die Alpeiten des Spätwinters hatten begonnen. Aus dem Städeln tönten in abwechselndem vielheiligen Takte die Schläge der Drischeln, während vor den Häusern die Flachsbredʼ klappte, und hie und da die Schafe blökten, die auf den überfrorenen Hängen genügsam herumgrasten. Anderwärts waren Leute beschäftigt, einen Rest Grummet, der noch im Freien geblieben, an die Heuhütten heran zu bringen, die, auf schmalem Unterbau stehend, sich nach oben gleichmäßig erweitern und ausladen, daß sie das Ausfehen haben, als wären es kleine, von einer ungeheueren Fluth auf den Bergrücken zurückgelassene Fahrzeuge; wieder an anderen Orten war man emsig daran, Dünger auf die Rasenhänge zu breiten, wenn sie auch minnter so steil sich absenken, daß es der Steigeisen bedurfte, um sich daran zu erhalten.

Im Hause des Bühelbauern am Schwarzeck war die erste Lege von Getreideʼ durchgedroschen und die Spalten saßen in der schönen geräumigen Wohnstube um den mit großem Linnen gedeckten Tisch, auf welchem die Schüssel mit Milchsuppe dampfte. Knechte und Mägde saßen durcheinander auf den Bänken und fuhren tapfer die Mordlöffel zu Schüssel und Mund, unter Späßen, Gelächter und Neckereien, wie die Arbeiten des Tages, Jahreszeit und Persönlichkeiten Anlaß gaben. Auch Evi war unter den Mägden, aber sie mischte sich nicht in das Gespräch und warf besorgte Blicke auf das Gesicht der Bäuerin, welche wohl mit am Tische saß, aber nach den ersten Bissen den Löffel weggelegt hatte, weil ihr gar so leb (übel) sei. Dann sah sie noch besremdeter nach dem Platze des Bauern, der ganz gegen seine Gewohnheit an der Morgensuppe nicht Theil nahm.

Auch ihr gegenüber war eine Lücke in der fröhlichen Reihe; sie vermißte Mentel's dunkle Augen, die ihr sonst mit fragenden und betheuernden Blicken gar viel zu schaffen machten.

Die Bäuerin war ein kleines, schwächlich aussehendes Weibchen; sie war, wie man das so häufig an Bauersfrauen findet, vor der Zeit gealtert; sie hatte das Aussehen, als habe sie sich überarbeitet und ausgearbeitet und als sei keine Kraft mehr zurückgeblieben, um den Körper frisch und rege zu erhalten für die Zeit, wo Ruhe Bedürfniß und Belohnung zu werden beginnt. Das schmale Gesicht war blaß und faltenreich und von grauschimmernden Haaren umgeben; es trug das Gepräge der Schlaffheit und der Ermüdung — nur in den blauen Augen glänzte ein Frauengemüth, dessen Reichthum an Liebe und Güte unversehrt geblieben war.

Ein Bild von ganz anderer Art bot der Bühelbauer, eine große und durch gedrungene Gestalt, welcher das Alter wohl äußerlich seine Spuren aufgedrückt, innerlich aber dessen Kraft höchstens starrer gemacht, doch nicht gebeugt und gebrochen zu haben schien. Wenn man sich die breite, vortretende und kahle Stirne statt des schmalen Silberkränzchens mit Mentel's krausem, dunklem Gelock umgeben dachte, so hatte man in dem Vater das nur wenig gealterte, nur leicht verschärfte Ebenbild des Sohnes vor sich. Er saß seitwärts an einem kleinen in die Ecke geschobenen Tischchen, das zum Schreiben eingerichtet war; ein gläsernes Schreibzeug, einige langhärtige Federn und einige Bogen Papier zeugten ebenso davon, als das darüber angebrachte weißgehobelte Bretchen, auf welchem Bücher lagen und unter einigen Schreibereien sogar ein Stängen Siegellack hervorsah. Der Alte hatte einen Bogen Papier in der Hand, welchen die Form und das Siegel daran als einen landgerichtlichen Erlaß bezeichneten, aber obwohl er den Blick fest auf die Schrift richtete, waren seine Gedanken doch mit anderen Dingen beschäftigt; vergaß er doch, seine Nasenbrille aufzusetzen, ohne welche er nur höchst schwer und unvollständig zu sehen und zu lesen vermochte.

„Sollteſt Dich auch herſetzen und einen Löffel Suppe mitessen," sagte die Bäuerin und unterbrach den Knecht, der eben

eine Erzählung von den Vorgängen der Nacht begonnen hatte, so weit sie durch das Gerücht schon bekannt geworden waren. „Es wärrte Dir gewiß gut thun!"

„Laß mich in Ruh'," erwiderte der Bauer, „mir ist aller Appetit vergangen. Der Hies soll weiter erzählen."

„Das ist schon Alles, was ich weiß," sagte der Knecht. „Die Jäger und die Gensd'armen und die Grenzwächter sind im Wirthshaus beim den Zwyser Schwärzern zusammen 'troffen, und es ist scharf her'gangen. Ich hab's vom Botenschuster gehört; der hat noch vor Tag einspannen und in aller Eil' nach Bertelsgaden fahren müssen, den Vader zu holen — es liegen ihrer sieben oder acht schwer Bleßirte draußen beim Bauern am Kniebis. . . ."

„Das ist wohl nur ein Gerer'," rief die Bäuerin, indem sie sorgsam nach dem Bauer blickte, als ob sie in seinen Mienen die Zustimmung zu ihren Worten lesen wollte. „Ein Jeder, der so was weiter erzählt, macht noch einmal so viel dazu."

„Nein, nein, es ist Alles wahr!" sagte der Knecht. „Und Einer geht ganz und gar ab — der Jäger Gabriel ist auch dabei gewesen, aber er ist mit mit heim 'kommen, und kein Mensch weiß, was aus ihm 'worden ist!"

Der Bauer erwiderte nichts, aber über sein Gesicht zuckte eine Bewegung, welche der ohnehin besorgten Mutter nicht entging. Auch Evi quoll der Busen im Munde, und das Herz schlug ihr bis an den Hals empor; sie dachte an Mentel's Abwesenheit, an seine offenkundige Feindschaft mit dem vermißten Jäger, und eine entsetzliche Möglichkeit zuckte ihr durch Sinn und Herz.

Eine peinliche Stille war eingetreten, und es war gut, daß die Schüssel geleert war und der Oberknecht durch sein Aufstehen das Zeichen zur allgemeinen Erhebung und zum allgemeinen Gebete gab. Der Reihe nach kniete Alles an den Bänken hin, die gefalteten Hände aufstützend und nachdenkend, was die Haussrau mit ihrer klaren, freundlichen Stimme vorsprach. Lau wurden dann die Bänke gerückt und Alle verließen die Stube, indem sie der Reihe nach in das zinnerne Weihwasserkesselchen am Thürgerüst langten, sich bekreuzten und mit dem Kreuze bezeichneten. Bald klangen die Schläge der Drischeln wieder von der Tenne herüber.

Evi war bereits unter der Thüre, als der Bauer sie zurückrief. „Ich hab' Dir nur sagen wollen," sagte er, indem er sie mit Wohlgefallen betrachtete, „daß ich zufrieden mit Dir bin. Du hast das Vieh schön und gut besorgt, hast kein abfallen lassen und hast mehr Butter und Käs zusammen'bracht, als keine von meinen frühern Sennerinnen. Du bist eine ordentliche Person, und wenn's Dir recht ist, bleiben wir bei einander. . . ."

„Mich freut's, wenn Du einsiehst, daß ich meine Schuldigkeit thu', Bähelbauer," erwiderte Evi, „und wenn's Dir recht ist, daß wir bei einander bleiben, hab' ich auch nichts dawider! — Willst sonst auch noch was?"

Der Bauer sah sie verwundert an; daß er Jemand solche Lobsprüche ertheilte, war etwas so Ungewöhnes, daß er staunte, sie so gleichmüthig aufgenommen zu sehen. „Ob ich sonst noch was will?" sagte er, beinahe lachend. „Nein, ganz und gar nichts! Sei nur nit hard, daß ich Dich ausgehalten hab'!" Sie ging, der Bauer aber sah ihr kopfschüttelnd nach. „Eine saubere Person," brummte er, „und eine prächtige Dirn — aber hoffärtig wie ein Pfau!"

„Das ist sie nit, Vater," sagte die Bäuerin, „sie hat nur ein so gesetztes Wesen an ihr — aber stolz ist sie nicht und hat gar ein gutes Gemüth!"

„Meinetwegen," rief der Bauer, indem er aufstand und mit bedächtigen Schritten die Stube durchmaß, „wenn sie ihre Schuldigkeit thut als Dienstbot, was geht mich dann ihr Gemüth an! Mir geht ganz ein anderes Gemüth im Kopf herum . . . der Mentel macht mir Sorg', Bäuerin, mit dem Mentel ist's nit richtig!"

Er blieb vor ihr stehen und sah ihr, die Hände über'm Rücken gekreuzt, wie forschend in's Gesicht. „Ach was," erwiderte sie und machte sich an dem Spulen ihres Spinnrades zu schaffen, um den Blick nicht ansyalten zu müssen. „Was soll denn schon wieder mit richtig sein mit ihm? Du hast alleweil was auszusetzen und zu beschandeln an ihm — er läßt sich in seiner Arbeit spotten, mein' ich . . ."

„Und ich bleib' dabei, es ist nit richtig mit ihm! Er ist bei der Arbeit, ja — aber mir halb! Der beste Theil von seiner Kraft und seinen Gedanken ist anderswo und fliegt wahrscheinlich in der weiten Welt umeinander — vermuthlich bei den Gamsen am Gewand und bei den Hirschen im Wald! Das verfluchte Wildpretschießen — — — wenn der Unglücksbub' nur in seinem Leben seine Büchs zu sehen 'kriegt hätt'!"

„Mach' Dir keine unnütze Sorg'! Er wird's wohl lassen, seit Du's ihm verboten hast!"

„Verboten! Was braucht's da noch Verbieten von meiner Seiten? Ist das Gesetz nit genug? muß ich ihm erst noch verbieten, daß er nit stehlen soll?"

„Stehlen! Wer red't denn davon? Das ist ja doch ganz was Ander's!"

„Stehlen! Ich sag's noch einmal! Oder ist das nit g'stohlen, wenn er das Wildpret schießt, das nit ihm, sondern dem König gehört?"

„So hab' nur Geduld — er wird's wohl lassen, hoff' ich . . ."

„Ich wär' froh, wenn ich's glauben könnt', aber es schaut nit darnach aus. Wo treibt er sich alleweil 'rum, der Unnutz? Warum ist er heut wieder nit bei der Morgensuppe gewesen?"

Die Alte sah beklommen zu Boden. „Ich weiß es nit," sagte sie, „aber ich denk' halt . . ."

„Ja Du denkst und denkst alleweil, wie Du ihm hinaushelfen kannst!" brauste der Bauer auf. „Warum ist er nit da? Wo kann er sein um die frühe Tagezeit?"

„Vermuthlich ist er schon fort in's Holz . . ." erwiderte steckend die Bäuerin. „Hast ihm nit angeschafft, er soll einmal den Schlag übergeh'n?"

„Hab' mir's eingebild't, daß Du was ausstud'irst!" lachte der Bauer unwillig. „Bäuerin, ich sag' Dir's, wenn ich mir so Alles einfallen laß', was möglich ist . . . es steigt mir ganz heiß auf in den Kopf! Wenn ich daran denk', was passirt sein soll diese Nacht — und daß der Mentel vielleicht gar nit daheim gewesen ist . . ."

„Wer wird denn auch gleich das Schlimmste denken," sagte die Bäuerin anscheinend ruhig, aber innerlich von derselben Furcht noch ärger als der Alte gefoltert.

„Ich weiß nit, was ich thät'," fuhr der Bauer fort, „wenn etwas passirten thät', ich will gar nit sagen, was . . . Das wäre so das Rechte für einen Gemeindevorsteher! Hab' ohnehin Verdruß genug, Scherereien und Laufereien mit der Vorsteherei, und was wird die Geschichte von heut' Nacht wieder Alles zu thun machen! — Hab' da erst heut' wieder einen Befehl vom Landgericht bekommen, hab's aber noch nit dazu bringen können, zu lesen, was drinnen steht! Ich hab' meine Augengläser verlaufen und kann nur so viel herausbringen, daß es sich um ein davongelaufenes Weibsbild handelt. . . ."

Er suchte unter den Papieren auf seinem Tischchen und auf dem tiefen Fenstergesims herum und tastete nach der Brille; dabei fiel sein Blick wie zufällig durch die Scheiben in's Freie, und ein Ruf des Unmuths entfuhr ihm.

„Aber so sind' doch mit gleich so lästerlich!"

„Da müßt' ein Kapuziner schellend werden! Da schau hinaus, Bäuerin, da kommt er just auf's Haus zu, der Mentel! Ueber den Bühel, vom Thal kommt er her, mit vom Schlag! Und wie er ausschaut — ich brauch keine Brillen, um das zu seh'n! Blaß und übernächtig, verrissen, schmutzig und voll Ruß, kommt man so aus dem Schlag zurück? Da schau hinaus, Mutter!, weil Du doch alleweil häischest und pauschest mit ihm . . . schau' das Früchtel an und sag' selber, ob der im Schlag gewesen ist . . . der Lump ist richtig gar nit daheim gewesen, die ganze Nacht!" Während dieser Worte hatte er hastig den Fensterreiber aufgedreht und rief durch den halbgeöffneten Flügel hinaus: „Da herein, Mentel! Schleich' mi um's Eck' in's Haus! wie ein Dieb . . . da komm' herein, wenn Du ein gutes Gewissen hast!"

Der Bursche stand und zögerte einen Augenblick, ob er dem Rufe folgen solle; er sah ein, daß wieder einer jener Auftritte zwischen Vater und Sohn bevorstand, wie sie leider seit geraumer Zeit keine Seltenheit mehr waren und denn sonst so friedlichen Bühelhose. Es war aber keine Möglichkeit, der unangenehmen Erörterung zu entgehen; deshalb wandte er sich entschlossen um und schritt der Hausthüre zu.

„Guten Morgen, Vater!" sagte er beim Eintreten, indem er den Hut bei Seite legte, auf welchem neben Gemsbart und Spielhahnstoß der Strauß von Alpenrosen und Edelweiß prangte. „Was schaffst?"

Der Bauer hatte sich gesetzt und wehrte mit einer Handbe-

wegung die Bäuerin ab, die ihm flüchtig winkte und zunickte und flüsterte: „Sei gut mit ihm, Vater, und mach's nit zu scharf!“

„Wo kommst her, Mentel?“ fragte er mit künstlicher Gelassenheit. „Hast Dich ja schon gewaltig früh aus den Federn gemacht! Oder,“ fuhr er in gesteigertem Tone fort, als der Sohn nicht augenblicklich antwortete, „bist vielleicht gar nit in's Bett kommen? Bist herumgestreunt die ganze Nacht wie ein Landstreicher? Red'!“ schrie er aufspringend und ließ seinem Zorne freien Lauf. „Tier nit so vor Dich nieder auf den Boden, wie ein rechter versteckter Sünder — red', wo bist gewesen?“

Mentel stieg es blutroth in's Gesicht, aber er schwieg; es widerstrebte ihm zu lügen, und er wußte nicht, wie er die Wahrheit vorbringen sollte.

„Sag' es,“ schrie der Bauer heftig, „oder soll ich Dir die Zung' lösen und vorerzählen, wo Du gewesen bist? Soll ich Dir sagen, ob der schmutzige, zerrissene Janker und das verschwundene Gesicht ein Aufzug ist für einen ordentlichen Burschen, für einen Bauernsohn und für meinen Sohn?“

„Und wenn ich's sag', was thät's nutzen, Vater?“ sagte Mentel zögernd. „Es ist doch, wie's ist!“

„Und ich will's wissen! Ich will, daß Du's sagst!“

„Ich bin doch kein Schulbub mehr, der sich muß ausfragen lassen!“ entgegnete Mentel trotzig und steigerte dadurch noch die Entrüstung des Alten.

„Ich hab' ein Recht zum Ausfragen, lecker Bursch!“ rief er. „Bist Du mir nit Gehorsam schuldig als Deinem Vater? Bring' mich nit auseinander, Mentel — gieb mir Antwort auf meine Frag', damit nit ein Anderer über Dich kommt, der Dich zum Antworten zwingt! — Wo bist gewesen, Mentel?“

Der Sohn sah stöhrisch und finster zu Boden. „So red',“ sagte die Mutter, indem sie ihm schmeichelnd die Hand auf die Schulter legte, „thu' dem Vater seinen Willen und sag's — es wird ja nichts Unrechtes sein!“

„Nichts Unrechtes?“ rief der Bauer. „Schau' ihn an, Mutter, ob ihm nit das Unrecht auf der Stirn geschrieben steht — so schaut das böse Gewissen aus! . . . Mentel, wenn ich denken müßt', daß das, was heut' Nacht geschehen ist, Dich auch anging', wenn ich denken müßt' . . .“

„Ich bin kein Schwärzer!“ sagte Mentel unwillig.

„Aber ein Wilderschütz — ich sehr' die Hand mit um zwischen Beiden! — Also ist es gewiß und wahr,“ fuhr er etwas gemäßigter fort, „und kann ich mich darauf verlassen, daß Du nichts davon weißt?“

„Ich weiß davon,“ antwortete Mentel, „aber ich bin nit dabei gewesen. Ich bin auf dem Weg gewesen, hab' mich auf den Hundsteg auf ein Gambs anpürschen wollen — da haben's mich versprengt, und ich bin die ganze Nacht in einer Kohlhütten versteckt gewesen!“

„Wenn man Dich gefunden, wenn sie Dich mit den Schwärzern erwischt hätten!“ rief der Alte und schritt hastig die Stube auf und nieder. „Es wär' mein Letztes! So lang mein Vater und mein Großvater auf dem Bühelhof gebaust haben, liegt kein Buchstaben beim Landgericht oder im Prälatenstest. Sie können kein Protokoll aufweisen von uns, und wenn mein Sohn der Erste wär', der aus der Art schlagen thät . . . Herrgott, Herrgott . . . ich glaub', ich müßt' ein Narr werden!“

„Sorg' nit, Vater!“ sagte Mentel. „Ich bin nit dabei gewesen und in Zukunft —“ er zögerte und das Kommende schien ihn offenbar Ueberwindung zu kosten . . . „in Zukunft will ich das Wilderschießen bleiben lassen. . . . Die Nacht, wie ich so allein gewesen bin und hab' mir vorgestellt, wie es hätt' gehen können und wie nah' ich hingetreist bin an's Erwischwerden . . . da hab' ich mir's vorgenommen, daß ich es lassen will . . .“

„Mentel! Bub!“ rief der Alte und blieb stehen und streckte wie verstreinert die Arme nach ihm aus.

„Siehst, Vater,“ sagte die Mutter zwischen Lachen und Weinen: „er ist doch ein gutes Kind — er will's lassen!“

„Bub!“ rief der Alte wieder, und seine Stirne war sonnenhell und in seinem Auge schimmerte eine Freudenthräne. „Wenn das wirklich Dein Ernst wär' — eine größere Freud' könntest Du mir nit machen. . . . Alles sollt' vergehen und vergeben und vergessen sein!“

„Ich hab's gesagt, Vater, und ich halt's!“ erwiderte Mentel fest und streckte dem Alten die Hand hin, in die dieser freudig einschlug.

„Ich nehm' Dich beim Wort!“ rief er. „Wirst es nit bereuen! Glaub' mir, es wär' noch einmal Dein Unglück geworden! Bleib' dabei, Mentel, und wann Dir die Versuchung kommt, dann arbeit' tüchtig und bet' ein Vaterunser — und es geht vorbei, ich weiß es ja von mir selber! — Meinst, ich bin nit auch einmal jung gewesen? Meinst, es hätt' mich in Deinem Alter nit gejuckt, wenn ich die Gams' g'seh'n hab' im Wald und auf den Bergen, und hab' gewußt, daß ich beim Scheibenschießen allemal in's Schwarze hineing'langt hab' und daß es nichts braucht, als den Finger rühren, so schnellt's das schöne Thierl nieder? . . . Das Schwert nach dem Graben hinunter gelegt . . . da bin ich einmal an einem Abend gestanden und hab' auf einen Rehbock gepaßt, den ich am Tag zuvor gespürt hab' im grünen Kern. Es hat auch keine halbe Viertelstund' gedauert, so ist der Bock herauskommen, dort an der Waldspitz auf zwei Ackerläng' und hat sich kerzengerad' hingestellt, daß ich ihn nur hätt' hinaufrennen können, mitten auf's Blatt. . . . Ich duck' mich und spann' den Hahn und will just anfahren, — da hat's in der Ramsauer Kirche angefangen Ave Maria zu läuten . . . ich hab' schon losdrucken wollen — da hat sich was Eigen's gerührt in mir, und ich hab' mir denkt, was geschehen ist, zuerst schießen und dann beten oder zuerst beten und nachher schnallen lassen. . . . Das Beten geht doch vor, hab' ich mir 'denkt und hab' abgesetzt, bis das Läuten zu Ende gewesen ist — ich mach' gerad' das Kreuz und will wieder nach meiner Büchs langen . . . da kracht's auf einmal neben mir, der Bock stürzt, und der Jäger kommt keine dreißig Schritt' von mir aus dem Gebüsch. . . . Hätt' ich geschossen, so hätt' er mich auf der That erwischt. . . . Das Vaterunser hat mich vom Zuchthaus gerettet, und das Wildpretschießen ist mir verleidet gewesen für alle Zeit! — Merk' Dir's, Mentel, und gieb mir noch 'mal Deine Hand darauf, daß es Dir Ernst ist mit dem Vorsatz!“

„Völliger Ernst!“ erwiderte Mentel und schüttelte dem Vater die Hand, der nun ebenso feurig in der Freude war, als er sich zuvor in Unmuth und Besorgniß ausgesprochen hatte.

„Dann will ich auch Ernst machen mit dem Vorsatz, den ich schon lang in mir herum trag'!“ rief er aus. „Was meinst, Bäuerin, wenn wir nächste Woche nach Berteisgaden hineinfahren thäten und thäten uns beim gestrengen Herrn Landrichter einen Tag ausbitten? Wir geb'n in Austrag miteinander, der Mentel soll mein Gut übernehmen und heirathen!“

Ueber Mentel's dunkles Angesicht flog der Wiederschein einer feurigen Erregung, die zu rasch kam, als daß er vermocht hätte, sie zu bewältigen. Die Mutter aber that zu dem Alten und sagte mit geräuschtem Tone: „Ich will, was Du willst, Vater — der Mentel wird ja ordentlich sein, wird gut thun und wird uns gewiß in Ehren halten!“

Dem Bauer war die Gemüthsbewegung des Burschen nicht entgangen. „Schau, schau,“ rief er lachend, „wie ist denn das? Du bist ja auf einmal wie umgewandelt, und Deine Augen funkeln wie Pfenning'lichteln! Ich hab's alle getroffen? Du hast Dir wohl gar schon was ausgesucht?“

„Wär' das möglich?“ sagte die Mutter. „Ich hab' doch gar nichts gemerkt!“

„Ja, Vater,“ sagte Mentel zutraulich und warm, „ich hab' mir keine ausgesucht, die ich für mein Leben gern hab' . . . und wenn Du mir doch übergeben willst, Vater — die will ich zur Bäurin machen auf dem Bühelhof! . . . Sie wird Dir wohl recht sein . .?“ setzte er etwas unsicher und zaghaft hinzu.

„Warum sollt' sie mir nit recht sein?“ sagte der Bauer fröhlich. „Ich hab' nichts dagegen! Du wirst Dir keine ausgesucht haben, die man zum Spatzenschrecken brauchen könnt' . . . und dann, Du mußt mit ihr hausen, Mentel, nicht ich! Auf's Geld brauchst Du, Gott sei Lob und Dank, nit aufzupassen, und sonst weiß Du ja so gut wie ich, was Brauch ist in der Ramsau!“

„Und brav und ordentlich,“ schaltete die Mutter ein, „wird sie ohnedem sein!“

„Da sie brav und ordentlich!“ rief Mentel begeistert. „Es ist keine auf sieben Meilen Wegs . . .“

— Die Thüre ging auf und Lotl trat ein. „Es ist Zeit zum Kochen,“ sagte sie zur Frau, indem sie einen raschen verwunderten Blick auf die vergnügte Gruppe der Anwesenden warf. „Du sollst das Schmalz zu den Nudeln bergeben!“

„Ich hab' jetzt wahrhaftig keine Zeit,“ sagte diese und reichte

Evi ihren Schlüsselbund. „Gieb Du das Schmalz her, Du weißt es so gut wie ich . . .“

Die Dirne nahm die Schlüssel und wollte sich wieder entfernen, Mentel aber hielt sie bei der Thüre an. „Da schaut's her, Vater und Mutter,“ rief er, indem er die Staunende ihnen entgegen in die Mitte des Zimmers führte, „die ist's!“

Eine selige Ahnung durchzuckte das Mädchen, aber sie war stark genug sie niederzukämpfen. Gelassen entzog sie Mentel die Hand und sah ernsthaft zu sich. „Was soll das bedeuten?“ fragte sie. „Was soll ich sein?“

Die Bäurin war bei den Worten Mentel's in einem Athemzug lischroth und todtenblaß geworden; der Bauer war von dem Stuhle, den er behaglich wieder eingenommen hatte, blitzschnell aufgefahren, aber ebenso gesetzmund auf den Sitz zurückgefallen. „Das ist ein dummer G'spaß!“ sagte er. „Den kannst bleiben lassen!“

„Es ist kein G'spaß, Vater,“ rief Mentel herzhaft entgegen, „es ist mein völliger Ernst. Warum sollt's die Evi nit sein? Was hast dagegen, Vater?“

„Das ging' mir just noch ab,“ lachte der Bauer roh, „und ein Loch im Kopf dazu! Ein Dienstbot', ein hergelaufenes Weibsbild, das nichts ist und nichts hat, als wie sie geht und steht!“

Der Sohn mochte den Widerstand in einiger Weise erwartet haben, er hielt daher an sich und erwiderte in gemäßigtem Tone: „Hast ja selber erst vor zwei Minuten gesagt, daß ich auf's Geld nit zu schauen brauch' — dafür ist sie brav und ordentlich!“

„Wie kann ich, wie kannst Du das wissen?“ zürnte der Alte. „Da gehört mehr dazu, als daß man eine Kuh ordentlich melken und einen Käser zusammenhalten kann! Weil sie Dir die Augen eingefüllt hat, glaubst Du, es müßt' den Vater auch so gehen? Und wenn Alles wär' was mir ist — sie ist eine Fremde, sie ist keine Ramsauerin!“

Mentel sah ihn bekräftig und fragend an. „So was sollst mir sagen, Büheelbauer!“ sagte er. „Wenn's der Gemeind' Vorsteher hört, müßtest Du Dich schämen! Wie lang ist es denn her, daß Du's selber mitgebracht hast vom Herrn Landrichter, daß es nit gut ist, wenn die Ramsauer alleweil untereinander heirathen?“

„Der gestreng' Herr,“ entgegnete der Bauer, „kann sagen, was er will, das versteht er nit! Ich hab' mit dem Herrn Vikari geredt — der hat's in den alten Büchern gefunden, daß wir Ramsauer ein ganz besonderer Stamm sind und eine ganz extere Abkommenschaft haben! Wir haben Recht, wenn wir zusammenhalten und Niemand hereinlassen — und kurz und gut, ich leid's einmal nicht! Eine fremde Magd wird niemals meine Schwieger, und dabei bleib's!“

Evi war während dieses Gesprächs unbeweglich gestanden, wenn auch ihre Augen funkelnden Argen verriethen, wie sehr sie an demselben Antheil nahm. Mentel's wiederholte Versuche, sich ihr zu nähern und ihre Hand wieder zu fassen, hatte sie kurz und entschieden zurückgewiesen und stand so kaltblütig entschlossen dem zürnenden Bauer gegenüber, als sie im Schatten-Käser die ergrimmten Feinde auseinander gebracht hatte.

„Seid Ihr jetzt bald fertig miteinander?“ sagte sie in einem Tone, der sogar von einem spöttischen Anfluge nicht frei war. „Mir kommt's beinahe vor, als wenn die Sach' mich auch anging' und als wenn ich auch was dreiu zu reden hätt'!“

„Du hast gar nichts zu reden, Du . . . Du Bersührerin!“ brach der Bauer auf sie los. „Thät's Dir gefallen, Dich mit Deinem Wanderbündel hereinsetzen in einen prächtigen Hof? Hast gemeint, Du kriegst mich auch so leicht herum, wie meinen Lappen von Sohn?“

„Nimm' Dich in Acht, Büheelbauer,“ erwiderte Evi zitternd, „damit Du nit zu viel redst! Ich soll Deine Schwieger werden? Der Mentel will mich heirathen? Eh' Du darüber einen solchen Lärm' aufschlagst, wär's doch das Geschcidteste, tent' ich, daß Du mich fragst, ob es mir recht ist? ob die fremde Dirn' Deine Schwieger werden mag?“

Der Alte erwiderte nur durch Achselzucken und höhnisches Lachen; Mentel aber trat rasch zu ihr, faßte kräftig ihre widerstrebende Hand und rief heftig: „Sei mir bös', Evi, daß es noch nit geschehen ist, wie sich's gehört — das Ganze ist so unverhofft daher kommen! Aber ich frag' Dich jetzt, Evi — ich sag' Dir's vor meinen Eltern, daß ich Dich gern hab', wie man ein Madel nur gern haben kann — daß ich das Wiltpretschießen verleb'n hab' um Deinetwegen — daß ich kein Glück und keine Freud' haben werd' mein Leben lang, wenn Du nit mein Weib und meine Bäurin wirst . . . Da ist meine Hand, Evi! Denk' an den Schatten-Käser und an den Buschen dort auf meinem Hut — schlag' ein und gieb mir auf meine ehrliche Frag' eine fröhliche Antwort!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Föhn.

Von Carl Vogt in Genf.

„Es wird wohl schlechtes Wetter geben, Herr, der Föhn drückt von oben,“ sagt zuweilen der Führer in den Alpen, indem er Morgens beim Ausmarsche nach allen vier Windrichtungen ausschaut und den Kopf schüttelt.

„Warum nicht gar, Hans! der Himmel ist ja ganz klar, und die paar Nebelstreifchen, die dort unten stehen, werden wohl bald von der Sonne verschcucht werden.“

„Sie mögen's glauben oder nicht,“ antwortet der Mann, „es ist das so, der Föhn drückt, und es steht ganz so aus, als ob er es gewinnen wolle und wir's Bise stehen müsse. Sehen Sie nur das Gras an — es ist ganz trocken — kein Thautröpfchen daran! Vielleicht kann's aber die Bise noch gewinnen — wir wollen aber beim Wetterloch stehen!“ In der That steckt der Mann, nachdem man eine Zeitlang bergan gestiegen ist, die Hand in eine unscheinbare Ritze am Felsen, die aber augenscheinlich in einen tiefen Spalt führt, der das Gebirge bis in's Innere zerklüftet. „Fühlen Sie nur selbst her,“ sagt er dann, „es bläst ganz warm heraus! Er kommt! Halten wir uns nicht zu lange unterwegs auf! Es ist besser, unter Dach zu sein, wenn der Föhn da ist!“

Wie in allen Gebirgsgegenden, so ist auch in der Schweiz die Beobachtung der herrschenden Winde und der Wetterveränderungen, die daraus hervorgehen, die erste Bedingung für den Lanemann wie für den Hirten, für den Jäger wie für den Fremdenführer. Das Volk hat seine eigenen Namen sowohl für die mehr allgemeinen, wie für die besonderen Localwinde, die auf der Beschaffenheit der Gegend selbst hervorgehen. Sehen wir uns ein wenig näher in diesem lustigen Gebiete um.

Die tief eingeschnittenen Gebirgsthäler, auf beiden Seiten von hohen Felsmauern eingefaßt, deren schmale Thalsohle est ganz von dem Bache ausgefüllt ist, welcher sie durchströmt, gestatten meist nur zwei Windrichtungen, den Oberwind und den Unterwind. Jede Luftströmung, welche von der Seite her auf den oberen Thalkessel oder die untere Thalmündung trifft, fängt sich in dieser Oeffnung und lenkt nun der Thalrichtung entlang ab. In dem einen Thale kann der Unterwind, in dem andern der Oberwind der Regenwind sein, je nach der Richtung und Beschaffenheit des Thales — verschiedene Umstände, allgemeine und locale, Winde können, durch die Gestalt des Thales gezwungen, dieselbe Richtung annehmen, und es kann kann nur der mit der Oertlichkeit seit Jahren Vertraute aus anderen Anzeichen, als der bloßen Windrichtung, bestimmen, welchen Einfluß der jeweilige Wind auf das Wetter haben wird. Thäler dieser Art sind zum Sturmwind der Winde also durchaus nicht geeignet.

Desto mehr aber die sogenannte ebene Schweiz und die breiteren Gebirgsthäler. Dort herrschen hauptsächlich nur zwei allgemeine Winde: der trockene, aber kalte Nordost, die Bise, der Bysswind, und der meist warme, aber feuchte Südwest, der Lust, in der französischen Schweiz le vent genannt, während dort la bise vollkommen eingebürgert ist. Der Nordost kommt über die trockenen und kalten Ebenen Rußlands und Sibiriens vom Eismeere her; er löst die Wolken auf, macht besonders das Barometer steigen und bringt im Winter trockene, scharfe Kälte bei heiterem Himmel, im Sommer wenigstens kühle Nächte und im Frühjahre leichte Fröste. Der kalte Luftstrom erzeugt leicht im Sommer im Gebirge durch locale Verdichtung Morgennebel, die Bysnebel,

Die Verheerungen eines Föhnsturmes.
Originalzeichnung von H. Jenny in Solothurn.

welche bald unter dem Einfluß der Sonne schwinden und für das sicherste Anzeichen schönen Wetters und heller Fernsicht für die Tagesmitte gelten. Nur im Beginnen ihres Auftretens bringt die Bise zuweilen Regen oder im Winter gern Schnee, wenn sie in die erwärmte, mit Dünsten gesättigte Atmosphäre hinein bläst; es dauert sie länger und der Bekömmlichkeit zu Folge hält sie 3, 9 oder 27 Tage an, so wird der Himmel unausbleiblich hell. Am Augenblicke, wo ich dieses schreibe (1. März 1863), haben wir in Genf seit mehr als fünf Wochen beständig hellen Himmel ohne Spur von Wolken, warmen Sonnenschein, aber empfindliche Kälte, besonders gegen Morgen bei gelindem Besuch.

Anders der Südwestwind, der Wind oder der Luft. Ueber den Ocean vom Aequator herstreichend, trifft er auf die kälteren Hochebenen, die kühlere, sie umgebende Atmosphäre. Es entstehen Wolken, die stets dunkler und schwerer werden, über den Himmel von Südwesten her gegen Nordost vorschreiten; es wird wärmer im Winter, kühler dagegen im Sommer, weil der Himmel sich bedeckt, Regen und Schnee fallen, häufig in bedeutender Menge. Fast jeder Ort hat sein Wetterloch, wonach man anschaut. Sieht der Genfer Morgens, gegen Frankreich zu, im Einschnitte des Fort de l'Ecluse kleine Wölkchen sich ballen, so nimmt er seinen Regenschirm für den Abend. Hält aber der Südwind lange genug an, um die ganze Atmosphäre um die Berge herum erwärmen zu können, so wird es endlich heiter und warm — nur giebt es dann im Sommer häufige Gewitter und Hagelschläge. Daher das Sprüchwort, daß das Wetter am schönsten ist, wenn es beim Fest heitert.

Die Bise hebt die Ausdünstungen in die Höhe — der Luft wärmt sie dem Boden entlang — die Bise gleitet über die Seen weg und wühlt sie nur an, wo das Land Widerstand leistet oder der Weg sich zuteilt, wie bei Yverdon und Genf — der Luft dagegen wirft große und gefährliche Wellen. Die Pfahlbauer aus der Steinzeit wußten das schon vor Adam und den Patriarchen — ihre Ansiedelungen am Ufer sind stets so gewählt, daß sie der Bise ausgesetzt, vor dem Winde aber möglichst geschützt sind.

Aber der Föhn? fragt der Leser. Nun gut, wir kommen dazu. Er ist weder ein Segen, Vorwind, noch ein so weit herkommender Wind, wie Bise und Luft — er ist der Continentalwind der Schweiz, der heiße Wüstenstoß der Sahara, der Samum der Araber, der Scirocco der Italiener. Aus der glühenden Sandebene des nördlichen Afrika erhebt sich die heiße Luftströmung, streicht über das Mittelmeer, übersteigt die Alpenkette und stürzt sich nun durch die Thäler und Schluchten des Gebirges gegen die Ebene fort, auf der sie allmählich erstirbt. Gewöhnlich geht dem Föhn eine kurze, starke Bise voraus — vielleicht ein Resultat der Aspiration, welche durch das Aufsteigen der heißen Luftsäule hervorgebracht wird. Der Föhn braust Anfangs hoch oben in der Luft, die Bise unten; beide Winde kämpfen sichtlich mit einander; seine, leichte Wolken jagen übereinander hin in entgegengesetzten Richtungen. Das Barometer sinkt tiefer und tiefer, es blinden den Sturm voraus — das Thermometer steigt. Personen mit erregbaren Nerven, die während der Bise sich mehr in aufgeregtem, gereiztem Zustande befinden, werden schlaff, abgespannt, träge — man hört überall Klagen über Kopfschmerz, Migräne, allgemeines Unwohlsein, Trägheit des Körpers und des Geistes. Die Sonne wird bleich, ihr Licht weiß — ein eigenthümlicher feiner Duft hüllt die Höhen ein — auf der Nordseite der hohen Gipfel zeigen sich leichte Nebel — der Montblanc raucht seine Pfeife — der Mond hat einen verschwommenen, leuchtenden Hof — die Sterne flimmern auffallend mit schwachem Lichte. Dabei wird im Sommer die Hitze drückend, die Luft schwer — während bei der Bise die Vorräthe auftrocknen und Brod fast augenblicklich sich spachtet, saulen sie beim Föhn mit überraschender Schnelligkeit. Ich erinnere mich, daß ein botanisirender Freund uns Forellen brachte, wohl eingepackt zwischen frischen Kräutern und Pflanzen, die er gesammelt und deren Lange aus den frischen Wassern der Reuße im Traverethale er besgewohnt hatte. Es herrschte drückend schwüler Föhn. Zwei Stunden nach dem Fange begann das Fleisch sich schon von den Knochen zu lösen!

In den westlichen Cantonen, so wie in Bünden, wird der Föhn selten zum Sturm und ist im Frühjahre fast überall ein gern gesehener Gast. Die Wärme, die er dann mitbringt, wirkt noch nicht erschlaffend, und ihre Wirkung auf das Schmelzen des Schnees und das Hervorlocken der Vegetation ist wirklich überraschend. „Der Herrgott und die liebe Sonne können Nichts, wenn der Föhn nicht kömmt," sagt ein Sprüchwort der Centralschweiz. Freilich locken sich dann häufig die Schneelehnen mit einem Male, und die Lawinen stürzen zu Thal, um so verderblicher, je größer die Schneemasse war, die im Winter gefallen ist — wo aber dies nicht zu fürchten ist, da thut der Föhn in einem Tage mehr, als 14 tägiger Sonnenschein der Bise, und unmittelbar sprießen unter seinem Hauche die Schüsselblumen, Veilchen und Wald-Anemonen. Ebenso erhält er im Herbst die Wärme länger und scheint besonders zu den schönen Tagen mitzuwirken, die im December, wo Nebel das Thal deckt, auf den Höhen Sonnenglanz und Wärme verbreiten.

Vielleicht könnte man einen oberen, hohen und einen niederen Föhn unterscheiden. Der erstere streicht hoch, ist weniger mit Wasserdampf gesättigt — der letztere hält sich tiefer, sättigt sich über dem Mittelmeer mit Wasserdunst und schlägt ihn dann an den Alpen nieder. Beide Föhne aber bringen Platzregen, Schneewirbel (sogenannte Guxeien — franz. tourmentes) am Anfang und am Ende ihrer Herrschaft, wenn der kalte Nordstrom in der Luft mit dem heißen, dunstigen Südstrom kämpft. Oft sieht man dann auf höheren Pässen, z. B. dem Gotthard, der Gemfel, den Kampf unmittelbar vor sich. Der Nordwind wälzt schwere Wolken heran, die sich über den Paß hinüber ergießen. Drüben liegt das Thal im glühenden, warmen Sonnenschein — jeder Ballen, der eindringt, läßt sich auf, wie der Dunstballen, den eine Locomotive ausstößt — bis auf den Paß ist es schauerbehafted Wetter, Sturm, Kälte, Nässe — drüben ist der Himmel blauer als je, die Luft gewitterschwül, warm. Hält der Föhn mehrere Tage an, so wird der Himmel tiefblau, und die Tinten der Landschaft erhalten eine außerordentliche Frische und Sättigung. Föhntage im October geben die schönsten, wunderbarsten Gebirgsansichten, von deren Pracht und Farbenglanz der Tourist sich keine Vorstellung machen kann, der die Alpen nur in dem staubigen, grauen Sommergewande gesehen hat.

Betrachtet man eine Karte der Alpen, so findet man leicht, daß in Folge der eigenthümlichen, hakenförmigen Krümmung dieses gewaltigen Gebirgszuges ein von Süden kommender Luftstrom gerade in der Gegend des Gotthard am härtesten anstreßen und dort auch gewissermaßen sich sacken muß, ganz so wie die Bise bei Genf in dem Winkel zwischen Jura und Alpen sich sackt und deshalb dort besitiger wird, als irgendwo in der Schweiz. Es giebt fast alljährlich in Genf Tage, wo man kaum wagen kann, über die Bergues-Brücke zu gehen, und wo das ganze heräische Alphabet, das die Genfer in Gestalt von Blechröhren auf ihre Kamine zu setzen pflegen, Flügel zu bekommen scheint. Ganz so geht es mit dem Föhn in der Centralschweiz. Er rast am heftigsten durch die Thäler in der Nähe des Gotthard, in den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus. Dort gelten die alten Feuerordnungen noch, wonach die Feuer gelöscht werden müssen, wenn der Föhn sich erhebt; und den Föhn schildert die wunderschöne Stelle aus Schiller's Wilhelm Tell:

Wenn der Sturm
Zu dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pferde sucht er brüllend sich vorgehens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Die Gewalt solcher Föhnstürme, die besonders auf dem Urner- und Wallenseе hausen, erreicht diejenige der indischen Wirbelstürme. Durch einen heftigen Föhn wurde der Flecken Glarus vor zwei Jahren in Asche gelegt. Ein Föhnsturm hauste auf dem Wallensee an dem Tage, wo Heinrich Simen sein Leben verlor. Ein noch viel stärkerer Sturm durchraste in der ersten Woche des Januar die Ostschweiz, entwurzelte und knickte die unbelaubten Bäume und richtete unendlichen Schaden an Gebäuden, Wohnungen und Stallungen an. In dem kleinen Halbcanton Appenzell-Innerrhoden allein wird jetzt der Schaden, den der Föhnsturm vom 7. Januar an Wäldern, Obstbäumen und Gebäuden anrichtete, amtlich auf mehr als hunderttausend Thaler (400,000 Franken) geschätzt.

Föhnstürme, welche im Winter kommen, laden auf der erklärtenen Ostseiten der Alpen ungeheure Schneemassen ab. Dies war in dem heurigen Winter der Fall. Daher die Unglücksfälle im Tessin, im Bercetto-Thale, in Locarno, im Misox, wo die Dächer von den wuchtenden Schneemassen eingedrückt und zahlreiche Menschen erschlagen wurden. Ueberhaupt aber bildet die

durch den Föhn vermittelte Zuführung warmer Wasserdünste, welche an den Alpen sich als Schnee niederschlagen, den Grund jener auffallenden Erscheinung, daß auf der Südseite der Alpen mehr Schnee fällt, als auf der Nordseite, daß die Schneefelder und Gletscher dort, trotz der stärkeren Sonnenwärme, tiefer hinabsteigen, die Linie des ewigen Schnees gegen Italien hin also um einige hundert Fuß tiefer sich hinsieht, als auf der deutschen Alpenseite.

Diese gewaltsamen Aeußerungen der entfesselten Naturkraft bieten die Kehrseite des Föhns, der sonst im Ganzen eine wohlthätige Einrichtung genannt werden müßte, wenn überhaupt bei solchen Dingen von einer Absicht für den Menschen die Rede sein könnte. Denn dem Föhn verdankt die Schweiz vorzugsweise die verhältnißmäßige Milde ihres Klimas, das frühere Eintreten des Frühlings, sowie die baldige Befreiung der Ebene von Schnee. Bleibt der Föhn im Frühjahre aus, so giebt es einen späten und schlechten Sommer. Nicht mit Unrecht hat Escher von der Linth, der verdienstvolle Geologe, darauf aufmerksam gemacht, daß einer der Faktoren, unter welchen die Eiszeit schwand und die Gletscher, welche früher die ebene Schweiz deckten, sich in ihre jetzigen Grenzen zurücklegen, im Föhn zu suchen sei. Als die Sahara noch ein Binnenmeer war — und sie war es vor nicht langer Zeit, nämlich noch in der letzten geologischen Epoche — konnte kein Scirocco, kein Föhn entstehen. Damals deckten Gletscher die Schweiz bis zum Jura, krönten Gletscher die Höhen der Vogesen und des Schwarzwaldes. Als aber mit der Austrocknung der Sahara eine ungeheuere Wüstenfläche geschaffen war, die, einer erhitzten Ofenplatte gleich, Ströme heißer Luft nach Norden entsandte, welche sich Bahn brachen über die Alpen, schmolzen unter dem Hauche des Föhn die alten Gletscher und zogen sich in ihre Berge zurück. Nun erst konnte der Mensch sich in der Schweiz ansiedeln, die anfangs noch, wie Auerochs und Rennthier es beweisen, ein strengeres Klima hatte als jetzt. Ob der Mensch auch schon vor dieser Eiszeit in der Schweiz hauste, ist freilich eine andere Frage — jedenfalls ist soviel gewiß, daß der Föhn erst die seit voradamitischen Zeiten begonnene und bis in die neueste Zeit ununterbrochen fortgesetzte Ausfeedung ermöglichte.

Unsere Abbildung ist von der Hand eines Künstlers, an dessen Augen über hundert solcher Stürme mit all ihren Schrecken vorübergegangen. Was er uns auf dem beschränkten Raume zeigt, ist nur ein kleines Stück von dem Bereiche, über das der Föhn seine wahrhaft unermeßliche Kraft der Zerstörung ausbreitet. Gegen sie verschwindet aller menschliche Widerstand; die Flucht aus seinem Wege ist des Menschen einzige Rettung. Felsen und Schneemassen reißt er mit sich fort und fegt mit ihnen den zitternden Boden. Selbst die festest gebauten Alpenhütten stürzen nicht, die fortgerissenen Dachsteine und Balken gesellen nur die Flucht; die Fürchten „Schreitannen", die den Kampf mit mancher Lawine bestanden, knickt er. Da hat er sie vor uns auf die „Prügelbrücke" geschleudert und versperrt den einzigen Pfad der fliehenden Familie, als ob er sie so lange hemmen wolle, bis er sie unter den Trümmern ihres eigenen Hauses begraben habe. Alles sucht sein Liebstes zu retten, die Tochter die alte Mutter, die junge Frau ihre Kinder, das Kind seine Puppe und der Vater mit kräftigem Arm den einzigen Fluchtweg für die Seinen und seine beste Habe, seine Thiere zu bahnen; aber der Föhn hat kein Erbarmen. — Zwei Zeugnisse seiner Thaten zeigen uns die beiden Eckbildchen: dort, links, graben die Geretteten die Leichen ihrer Lieben aus dem Schnee unter den Trümmern ihres Hauses; und hier, rechts, hat die vom Föhn zerrüttete Kirche St. Antonio zu Locarno die zum Himmel siehenden Gläubigen mit dem eigenen Gestein erschlagen. Das Bild erzählt Alles, was der Föhn Schreckliches verbrechen kann. D. Red.

Aus den Sprechstunden eines Arztes.

V. Der Fettbäuchige und die Wespentaillige.

Sprechen wir aber erst einige Wörtchen mit dem Publicum und zwar über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher nicht Wenige aus den sogenannten gebildeten Ständen ihren Arzt behandeln. Wir waren zwar früher schon so frei, über diese Rücksichtslosigkeit von der Leber weg zu sprechen, allein — das kann gar nicht oft genug geschehen, und deshalb heraus mit der Sprache!

Und wenn auch an allen Thüren der ärztlichen Wohnung mit großen Buchstaben angeschrieben steht: „Sprechstunde von — bis —", so verlangen doch gar nicht selten Kranke (zumal hochhinge Gedprotzen), die sich recht wohl mit ihren Geschäften so einrichten können, daß sie zur richtigen Zeit beim Arzte einzutreffen im Stande waren, daß derselbe auch nach dieser Zeit noch, auf Kosten seiner Studien- oder Erholungszeit, ihr Genörgele über unbedeutende Beschwerden mit Aufmerksamkeit anhören soll. Und warum verlangen sie das? Weil sie den Arzt für eine Art Dienstmann ansehen, der für Geld zu jeder Zeit den Leuten zu Diensten stehen muß. — In diesem Sinne honoriren sie auch sehr oft den Arzt in einer Form, die äußerst verletzend für denselben ist. Der Eine sucht in allen Taschen nach dem Portemonnaie herum und langt, wenn er's endlich gefunden hat, mit großer Behäbigkeit die Groschens heraus, um sie dem Arzte in die Hand zu zählen. Ein Anderer wünscht auf einen Fünfthalerschein vier und einen halben Thaler zurück; ein Dritter drückt dem Arzte wie einem hübschen Dienstmädchen, welches ihm die Treppe heraufleuchtete, mit einer Art von Gefühl einen Thaler in die Hand. Selbst Personen von sogenannter feiner Bildung lassen sich diese Hautgeldrückerei zu Schulten kommen, anstatt das Honorar (wo möglich in ein Couvert eingeschlagen) ohne auffallendes Gebahren auf den Tisch zu legen oder nachträglich zu übersenden.

Auch von der Inhumanität solcher Kranken gegen einander, welche einen beschäftigten Arzt in seiner Sprechstunde besuchen, läßt sich Manches sagen. Denn nicht nur, daß der später gekommene wohlhabendere oder höher gestellte Patient gar oft vor dem schon länger wartenden ärmern Kranken aus niedrigerm Stande den Vortritt haben will, auch in ihrer langweiligen Unterhaltung mit dem Arzte bedenken Manche gar nicht, daß im Vorzimmer noch andere Kranke auf Rath warten.

Viele Kranke nehmen den ertheilten ärztlichen Rath in einer Art und Weise hin und versprechen denselben zu befolgen, geraten aber als ob sie dem Arzte einen ganz besonders Gefallen damit erzeigten, für den er sich womöglich noch bedanken soll. — Von innerem Grimm kann aber der Arzt verzehrt werden, wenn Patienten, die entweder Jahre lang ihren Körper mißhandelten und sich dadurch ein langwieriges Uebel zugezogen, oder plötzlich von einem schweren Leiden heimgesucht wurden, dem Arzte Vorwürfe über die langsam fortschreitende Besserung machen. Vorzüglich wohlhabende Geschäftsleute sind es, die sich dies gegen den Arzt erlauben und ihr ebenso unartiges wie unverständiges Benehmen dadurch noch verletzender machen, daß sie sich auf diesen oder jenen Freund berufen, der bei einem ähnlichen Leiden wie das ihrige von diesem oder jenem Arzte weit schneller hergestellt wurde. Sie scheinen die Herstellung der Gesundheit wie eine Schuhflickerarbeit zu betrachten.

Kurz, aus dem Benehmen der Patienten gegen ihren Arzt läßt sich recht deutlich auf die Bildungsstufe derselben schließen. Nun, merken Sie sich das, geehrter Leser.

1. „Muß ich denn durchaus nach Carlsbad?"

Mit diesen Worten warf sich mein dicker, spitzbübiger Freund, vom Treppensteigen noch ganz außer Athem, in die Sophaecke, daß Alles krachte.

„Ein Muß ist's nicht. Aber —"

„Nun, das ist mir lieb, denn ich möchte meine Familie und mein Geschäft nicht gern verlassen."

„Aber dann mußt Du freilich zu Hause auch Alles das aus's Strengste befolgen, was Dir von Deinem überflüssigen Fette verheißen kann. Und das thun die allerwenigsten Schmeerbäuche gern. Uebrigens kenne ich das schon, wenn ein solcher dicker Patron sein Geschäft als Hinderniß gegen die Badere se vorschiebt; nur Bequemlichkeitsliebe und das Nichttrennenkönnen von den lieben alten Gewohnheiten halten den Herrn zu Hause fest."

„So hat meine Frau auch gesprochen."

„Wenn das ist, dann rathe ich jedenfalls zur Baceur. Denn Gnade Gott mir und Dir, wenn Du auf meinen Rath hin nicht nach Carlsbad gingst und nächsten Winter wieder Deine alte Staupe

hättest; das Genörgele von Deiner Familie: siehst Du, nun hast Du's, warum bist Du nicht nach Carlsbad gegangen u. s. f., nähme gar kein Ende, und ich müßte, wie immer, ganz gewiß als Sündenbock dafür herhalten, daß Du meinen ärztlichen Verordnungen nicht ordentlich nachgekommen wärst."

„Nein! Da kennt Du meine Frau schlecht. Was Du sagst, hält sie für ein Evangelium."

„Nun denn, ordentlich aufgepaßt, denn ihr Hühnchen hört immer nur mit halbem Ohre zu — Alle Beschwerden, von welchen fettleibige Personen, zumal solche, die schnell in wenigen Jahren fett wurden, heimgesucht werden, haben ihren Grund in widernatürlicher Fettablagerung im Innern des Körpers, ganz besonders in lebenswichtige Organe, wie das Herz, die Leber, die Gefäßwände ꝛc. Es ist deshalb die Aufgabe jedes Fettsüchtigen, nicht nur neue Fettablagerung zu vermeiden, sondern auch das schon in zu reichlicher Quantität vorhandene Fett zum großen Theile wieder wegzuschaffen. Damit sich nun neues Fett in ungehöriger Masse nicht mehr absetzen (aus dem Blute ausscheiden) kann, muß eine solche Diät eingehalten werden, welche im Genusse fettarmer Nahrung besteht und ebenso wie jede auch fettbildende Nahrungsstoffe (z. B. Zucker, Mehlspeisen, Spirituosen) vermeidet, sodaß also die Kur hauptsächlich auf magern Fleischspeisen und mäßigen Gemüsen zusammengesetzt sein darf. Natürlich soll nicht alles Fett, aller Zucker und alles Mehl ängstlich vermieden werden, auch schadet von Zeit zu Zeit ein Gläschen Bier oder Wein nicht, aber nur sehr mäßig ist dies Alles zu genießen.

Die gesunde Manneleber.

Zum Wegschaffen des unnützen Fettes dient nun aber nichts besser als tüchtige Bewegung und kräftiges Athmen in frischer, freier und besonders sonniger Waldluft, weil dadurch der Blutlauf und die Fettverbrennung im Blutkreise sehr gefördert wird. Das Faulenzen, lange Schlafen, überhaupt das Bomadigsein muß aufhören und dafür Frühaufstehen, Spazierengehen, Hantieren im Hause oder Garten, Holzhacken, Reiten, Turnen eintreten. Das kräftige, tiefe Ein- und Ausathmen werde ordentlich gelernt und exercirt, auch durch enge Kleidungsstücke nicht etwa behindert.

Ein prächtiges Unterstützungsmittel dieser Entfettungskur ist sodann das Wasser, aber in größerer Menge als sonst getrunken und, weil der Magen weniger dadurch beschwert wird, von heißer Temperatur. Doch kann ein guter Magen auch kaltes Wasser vertragen. Verflossenen thut ferner ein schwachabführendes Mineralwasser (wie das Carlsbader) ganz gut, nur lasse man davon ab, sobald der Appetit dadurch wenn nicht wird. — So einige Bergläser heißen Wassers früh vor dem Kaffee und sodann während des Spazierengehens recht fleißig und kräftig, aber langsam Ein- und Ausathmen, das räumt auf in dem Fettbauche und bewirkt eine Blutmauserung aus dem ff. Wer's nicht glaubt, der thut mir leid.

Uebrigens muß Jeder, der sich in Carlsbad mit Erfolg entfetten will, hier ebenfalls die soeben angegebenen Regeln streng beobachten; er muß fette oder fettbildende Nahrung so viel als möglich meiden und beim Abarbeiten in freier Luft kräftig athmen. Nach der Cur ist's natürlich nothwendig, wenn sich nicht von Frischem die Versettung einfinden soll, die angerathene Entfettungsdiät, nur in etwas milderem Grade, fortzuführen."

Mein Freund ging dick nach Carlsbad dieses Jahr — und Weib und Kinder sah'n ihn dünne wieder.

2. „Ich leide an der Leber."

„Es sollte mich wundern, wenn's nicht umgekehrt wäre, mein Fräulein, wenn Ihre Leber nicht vielmehr an Ihnen litte, d. h. an einer schlimmen Behandlung von Ihrer Seite und zwar durch Ihre Kleider. Denn eine solche Taille, die einer Wespe keine Schande macht, kann nur das Product von Gewaltthätigkeiten gegen die Lebergegend sein."

„Ich habe aber auch gelbe Flecke auf der Haut."

„Solche Flecke haben mit der Leber ebensowenig zu thun, wie die Sommersprossen und der bräunette Teint. — Ueberhaupt sind Leberleiden, für sich als Krankheiten, äußerst selten (s. Gartenl. 1856. Nr. 29), zumal bei jungen und so wohl aussehenden Damen, wie Sie."

„Und ärgerlich bin ich im höchsten Grade; das muß doch mit der Galle zusammenhängen."

Daß dieses leichte Aergerlich- und Zornigwerden eine tadelnswerthe Unart ist, sagt man natürlich als artiger Mann der Dame nicht, denkt sich's aber.

„Auch werde ich sehr oft von stechenden Schmerzen in der Lebergegend (unter den letzten Rippen auf der rechten Seite) gepeinigt, die besonders beim tiefen Athmen sehr heftig sind."

„Solche Schmerzen in der Lebergegend rühren fast stets von einem Entzündungszustande der Leberkapsel her und sind bei eigentlichen Leberkrankheiten äußerst selten vorhanden." — Uebrigens kommen wir durch unser Reden nicht zum Ziele, die Lebergegend muß durchaus mittels Betastens und Befühlens genau untersucht werden.

Und was ergiebt sich da? In der Hand der obern Bauchgegend geht ein ziemlich tiefer, fast kleinfingerbreiter, etwas gerötheter Eindruck quer von einer Seite zur andern herüber, und dieser rührt von den Unterrockbändern (selbst wenn diese nur ganz locker gebunden werden) her. So wie in der Hand findet sich nun aber auch in der Leber selbst ein solcher Schnürstreifen, und durch diese Schnürung gerüth, abgesehen von der Verunstal-

Die verkrüppelte Frauenleber.

tung dieses Organs (s. Gartenlaube 1853. Nr. 26) und der Unverdauung des Magens, die Leberkapsel in der Umgebung dieser Furche sehr leicht in einen Entzündungszustand, der jene Schmerzen veranlaßt. Nicht selten hilft auch noch das Schnürsteifchen beim Maltraitiren der Leber mit, insofern dasselbe die Rippen in deren weiche Substanz hineindrückt und ebenfalls zur Leberkapselentzündung Veranlassung giebt.

Mein Rath geht deshalb dahin: lassen Sie an Ihre Unterkleider entweder Achselhalter (Heben) oder recht breite Bunde mit Heften nähen, und schnüren Sie das Leibchen nur in seinem un-

tern Theile, zwischen Hüfte und Brustlasten. Jedenfalls muß sich der Brustlasten im zusammenschnürten Leibchen so weit als nur möglich durch tiefes Einathmen ausdehnen können.

Bei der Wiederkehr der Schmerzen sind warme Breiumschläge auf die Lebergegend zu applicieren. Blutegel, Schröpfen, Senfteige und spanische Fliegen sind unnütze Quackeleien.

Noch muß bemerkt werden, daß durch diese von fest geschnürten Schnürleibchen und von den Unterrockshänkern veranlaßte Verkrüppelung der Leber auch die Thätigkeit dieses gallebereitenden Organs gestört wird, also die Reinigung des Blutes von unbrauchbaren Stoffen, die Verjüngung des Blutes und die Verdauung benachtheiligt wird. Die beistehenden Abbildungen zeigen den Unterschied zwischen einer gesunden Mauvsleber und einer verkrüppelten Frauenleber.

Beck.

Der verbannte Häuptling.

Eine Reise-Erinnerung.

„Da ist Pembina," rief unser stattlicher Führer aus und parirte seinen Rappen, daß das Thier fast kerzengrade auf den Hinterfüßen stand; „noch einen scharfen Ritt von einer Stunde, und wir sind da!" Ein willkommener Ruf für unsere kleine Cavalade, denn wir hatten die letzten 200 Meilen durch ein unwegsames, menschenleeres Land in weniger als vier Tagen zurückgelegt, ohne länger als einige Stunden des Nachts zu halten. Athemlos standen unsere Thiere am Rande des hohen Prairieplateau's, und es bedurfte der Sporen, um das im schönsten Sonnenschein daliegende Ziel unserer Reise in der gegebenen Frist zu erreichen. Pembina! liebliche Idylle des Nordwestens! gewiß haben wenige Deutsche im alten Vaterlande deinen wohlklingenden Namen gehört, und doch wird es nicht lange dauern, bis das Pfeifen der Locomotive und das Schnauben der Dampfer dir die Freuden und Leiden der Civilisation einimpfen wird. Ursprünglich ein Fort der weitherrschenden Hudsonbay-Compagnie, hat der Platz vermöge seiner überaus schönen und günstigen Lage am Nord-Red-river und dicht an der Grenze von Minnesota, Dakota und dem britischen Gebiete jetzt schon eine commerzielle Bedeutung erlangt, da die zahlreichen Pelzhändler, welche die weiten Strecken bis zum Eismeer durchziehen, hier ein großes Depot angelegt haben und von den Kaufleuten des Ortes viele ihrer Bedürfnisse beziehen.

Trotz der Grenzstreitigkeiten zwischen der britischen Regierung und den Verein. Staaten haben die Ansiedler beider Parteien sich hier immer gut vertragen und nach echt angelsächsischer Weise ein Selfgovernment gestiftet, dessen Gesetze von dem Volke um so williger befolgt werden, als sie gerade aus dieser Urquelle aller gesetzgebenden Gewalt stammen. Die Umgegend ist paradiesisch schön, und trotz der nördlichen Lage (49 Grad nördl. Br.), gedeihen hier fast alle Feldfrüchte Minnesota's und Wisconsins, und der goldene Weizen giebt Ernten, die einen preußischen Landesökonomiecommissär in Erstaunen setzen würden. Einen noch viel bedeutenderen Aufschwung wird Pembina nehmen, wenn erst die neuen Goldminen, welche am Saskatchewanstusse weiter westlich entdeckt wurden, mehr ausgebeutet werden, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die nördliche Hälfte der Felsengebirge an ihrer Ostseite unendlich reich an diesem edlen Metalle ist.

Nichts konnte die freundliche Aufnahme übertreffen, welche uns in diesem entfernten Winkel der Erde zu Theil wurde; Jedermann bemühte sich, uns gefällig zu sein, und für alle Gastfreundlichkeit verlangte man Nichts als die letzten Neuigkeiten aus den Staaten; war doch seit drei Wochen keine Post angekommen! Man riß sich um die paar veralteten Zeitungen, welche wir von St. Paul mitgebracht hatten, und der Bericht über die Schlacht von Solferino (es war gerade zur Zeit des italienischen Krieges) wurde gierig verschlungen. Unter dem Haufen, welcher sich dicht vor der Nederlage der großen Pelzcompagnie versammelt hatte, wo wir unser Abschiedsquartier genommen hatten, zeichnete sich ein kurzer dicker Mann dadurch aus, daß er, heftig gestikulirend, den Hinterwäldlern die Ursache und den Zweck des Krieges in schlechtem Englisch zu erklären suchte. Ich erkannte ihn sofort für einen Deutschen und gab mich als Landsmann zu erkennen, worüber er eine große Freude äußerte, da er seine Muttersprache Jahre lang nicht gehört hatte. Er nahm mein Pferd am Zügel, indem er mich bat, sein Gast zu sein, und führte mich zu seinem Blockhause, in welchem er eine Masse verschiedener Waaren und Getränke feil bot. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß mein Wirth, aus Frankfurt a. M. gebürtig, bei dem Aufstande 1849 betheiligt gewesen war und in Folge davon hatte flüchten müssen. Auf welche Weise ihn nun die hochgehenden Wellen der Revolution nach Pembina an die Grenze der Civilisation verschlagen hatten, wäre zu weitläufig zu erzählen.

Mein guter Frankfurter, der trotz des Bundestages noch immer für seine Vaterstadt schwärmte, stellte mir sogleich seine beiden Kinder vor, einen schwarzäugigen Knaben und drei Mädchen von zimmtfarbigem Teint, die die indianische Mutter nicht verleugnen konnten. Er hatte sie nach heimischer Sitte „Schompeiik" (Jean Baptiste) und „Babettchen" taufen lassen, und diese beiden Namen, welche in der schönen Mainstadt so populär sind, machten in der That hier am Nord-Redriver einen fast possirlichen Eindruck. Nach beendigtem Mahl führte mich mein Wirth in den kleinen Garten hinter dem Hause und zeigte mir mit Stolz eine Anzahl junger Aepfelbäume, welche er mit eigener Hand gepflanzt hatte. „Nächstes Jahr," rief er aus, „werden sie tragen, daß es eine Lust ist, und dann will ich einen Aepfelwein machen, wie ihn kein Bockenheimer Wirth besser schenkt, und wenn der Schampeiik die Bäumchen wieder plündern will, soll sein brauner Rücken dafür zahlen." Nun sage Einer, daß die Welt nicht fortschreitet, wenn man in Pembina, mitten zwischen den Trappern und Indianern, an einem heißen Sommertage seinen Durst mit Rüdesheimer Cider löschen kann.

Schon längst hatte ich gewünscht, einmal das Missionswesen unter den Indianern kennen zu lernen, und hier bot sich eine ausgezeichnete Gelegenheit dazu dar, denn weiter abwärts am Fluß, im englischen Gebiete, hatte ein katholischer Priester mit großer Selbstaufopferung eine Anstalt der Art angelegt, die sich eines ungewöhnlichen Gedeihens erfreuen sollte. Ich miethete deshalb ein Canoe und engagirte einen tüchtigen Halbblutindianer, der mit der Fahrt auf dem Flusse vertraut war. Da die Strömung außerordentlich reißend ist, so legten wir die 40 Meilen rasch zurück, fast zu rasch, weil die Gegend wunderbar schön ist.

Bei unserer Ankunft fanden wir die ganze Bevölkerung der Mission auf der Prairie versammelt, welche sich von der Höhe des Flusses, wo die Kirche steht, nach dem Strome herunter zieht. Vater B. aus Mecheln, der liebenswürdige Vorstand der Station, empfing mich herzlich inmitten seiner rothen Kinder und lud mich ein, am festlichen Spielen der Indianer beizuwohnen. Es war gerade erster Pfingsttag, und der kluge Missionär, nachdem er Morgens Gottesdienst und Schule abgehalten, beaufsichtigte nun die athletischen Spiele seiner Pflegebefohlenen, weil, wie er sagte, diese ohne seine Gegenwart häufig einen gar zu wilden Charakter annehmen würden.

„Den abscheulichen Scalptanz abzuschaffen, ist mir gelungen, dafür begünstige ich das Drachenspiel, was ich früher auf der Hochebene von Cuite, als ich dort stationirt war, kennen lernte und hier eingeführt habe. Es ist so ein echtes Spiel für Leute, die Indianerangen haben. Schauen Sie nur." Aus der Menge traten jetzt zwei junge Männer hervor, so daß sie freien Spielraum hatten, und ließen jeder einen großen, nach chinesischer Weise gefertigten Drachen steigen. Die Zuschauer machten bereitwillig Platz, und die beiden Indianer manövrirten nun mit einer immer wachsenden Schnelligkeit über die Wiese, um sich den Wind abzugewinnen, während die beiden Drachen zu einer Höhe stiegen, wo ein europäisches Auge die Bewegungen kaum verfolgen konnte. Mehrere Male kreuzten sich hoch oben die Schnüre, und die beiden Spieler entfernten sich rückwärts schreitend von einander, stets darauf bedacht, mit ihren Binsfaden einen Druck und Zug auf den des Gegners auszuüben, bis die scharfe Klinge eines Federmessers, welche ungefähr 20 Fuß unterhalb des Drachens an der Schnur befestigt ist, um der andern Partei in Berührung kommt und dieselbe durchschneidet, so daß das papierne Ungeheuer mit einem Saltomortale zu Boden schießt, während die Freunde des Siegers ein lautes Triumphgeschrei ausstoßen.

Wenn man nun bedenkt, wie außerordentlich schwer es ist, in einer solchen Höhe die leiseste Luftströmung zu berechnen und zu benutzen, und um wie viel schwieriger es noch ist, gerade diejenige Stelle der Schnur, wo das nur vollauge Messerchen eingeflochten ist, mit einem gewissen Druck über die Schnur des Gegners, der ebenfalls sein Bestes versucht, wegzuschneiden, so muß man sich über die Sehrkraft und Geschicklichkeit der Indianer nicht wenig wundern. Die Preise, welche der kluge Vater B. für die Sieger, denn es traten mehrere Preiskämpfer auf, ausſetzte, bestanden aus Messern, schottischen Mützen u. dergl., und es kann kein Opernsänger, wenn die Kränze auf die Bühne stiegen, mehr Anstand und Bescheidenheit simulieren, als unsere jungen Rothhäute in diesem Falle.

Gegen Abend, als die Spiele vorüber waren, folgte ich der gastfreundlichen Einladung des Missionärs, der mir in seinem kleinen bescheidenen Blockhause (die so nothwendige Sägemühle war noch nicht fertig) einen landesbiblichen Imbiß bot. Während des Mahles erzählte mir mein Wirth so Manches über seine Erlebnisse in dieser wilden Gegend und über das Entstehen der Mission, wie er oft mit knapper Noth seine Kopfhaut gerettet hatte, auch zeigte er mir ein dickes Manuscript über die verschiedenen Dialecte der Algonquinsprache, neben Sundium er in seinen Mußestunden begonnen hatte uns von der er behauptete, daß sie mit dem alten Aztekischen nahe verwandt wäre.

Wie der Pflanzer in dem belaubten Semne'schen Gevicht schlief ich herrlich, aber mit besserem Gewissen auf den weichen Bärenfellen, die das Läuten der Kirchenglocke mich erweckte. Ach, wie klang das so heimisch! Es war ja zweiter Pfingsttag, und die Sonne leuchtete hell, und ein blauer Himmel wölbte sich über den breiten Strom, die grünen Prairien und die zackigen Bluffs.

In Lederhemden und Mackinawdecken gekleidet, schritten die zimmtbraunen Kinder der Natur zur Messe. Die kleine roh aus Baumstämmen gezimmerte Kirche war inwendig mit einer schneeweißen Kalkschicht überzogen, und der Altar war besser decorirt, als ich in diesem entlegenen Winkel der Welt erwarten konnte, da dessen Ausstattung ein Geschenk des Bischofs von Montreal war. Als die Messe celebrirt wurde, sah ich einen hochgewachsenen Indianer als Sacristan miniſtriren, dessen wildverovelles Wesen mir unwillkürlich Achtung abzwang, obgleich in seinem wild scheuen Blick etwas Unheimliches lag, während er die vorgeschriebenen Ceremonien pünktlich ausführte. Das ganze Benehmen des Miniſtranten erinnerte mich nicht etwa an Schiller's Teilvolin, der mit kindlicher Frömmigkeit dem Priester die Stola und das Gingulum umhängt, sondern an die düstere Trauer von Lord Byron's Mönch, der in seinem Gram sich in Selbstzerknirschung kasteiet.

„Aus brauner Kutte stiert voll Graus
Unheimlich scheu der Blick heraus,
Des Auges Blick, geöffnet weit,
Spricht zu viel von vergangner Zeit."

Nach beendigtem Gottesdienst, als ich unter Vater B.'s gastfreundlichem Dache die einfache Mittagsmahlzeit mit verzehren half, konnte ich nicht umhin, mich über den Eindruck zu äußern, den der seltsame Meßner auf mich gemacht hatte, und bat den ehrwürdigen Miſſionär, mir etwas über die Geschichte des Mannes mitzutheilen.

„Sie haben Recht," sagte der Geistliche, „Neykeenie ist kein gewöhnlicher Indianer, er besitzt einen großen Verstand und tiefes Gefühl, auch hat kein anderer auf der ganzen Miſſion solche Fortschritte in den göttlichen Lehren gemacht, als er, und darum habe ich ihn zu jener Stellung erhoben, um die ihn Alle beneiden. Ein großes Unglück hat seinen Stolz, den er als Häuptling der Dsjibbewas führt, zu jener Stellung gebrochen. Von seinem eigenen Stamme wegen einer That der Verzweiflung verbannt nahm ihn Herzen zerknirscht, kam der früher so rauhe Krieger hieher, um bei dem Gotte der Barmherzigkeit Versöhnung zu suchen. Seine Geschichte ist wirklich interessant, und wenn Sie dieselbe hören wollen, so will ich sie Ihnen erzählen. Aber ich sage Ihnen, es ist eine traurige Geschichte, voll von Verzweiflung, die selbst in diesem Lande der blutigen Scalps und Hände fast unerhört ist. Hören Sie!

Neyleenie war noch vor wenigen Jahren der angesehenste Häuptling der Odjibbewas. Als ich vor einiger Zeit in das Land kam, sagte er mir für einen kleinen Dienst, den ich ihm erwies, seinen Schutz zu, und er hat treulich sein Wort gehalten, indem er der Miſſion jedweden Vorschub leiſtete, trotz der Eifersucht der Methodisten in Assiniboja, welche ihn und andere Sagamores gegen mich aufzuhetzen suchten. Bei allen sonstigen guten Eigenschaften war er mehreren Mitbewerbungen in den Vorurtheilen seiner Stammgenossen befangen und er war stets der Erste, wenn es darauf ankam, den blutigen Kriegspfad zu betreten. So bereitete er vor einigen Jahren mitten im Winter einen Zug gegen die Yankons über die Grenze von Dacota vor, von dessen Ausgang er sich viel versprach. Ach! hätte er das Ende voraussehen können!

Denken Sie sich ein großes Indianerdorf mitten zwischen schwarzen Sdierlingstannen, unter denen die Hütten von Birkenrinde und die mit buntbemalten Fellen bedeckten Wigwams vor dem eisigen Nordwinde Schutz suchen. Die ganze Bevölkerung vom Greise bis zu den Pagoosen hinunter ist auf den Beinen, und die jungen Squaws haben ihre buntesten Decken umgeworfen, um vor den Tapfern des Stammes zu glänzen; um den gestreiften Pfahl, der in der Mitte des Lagers steht, versammeln sich stillschweigend die rothen Krieger, den Federputz im schwarzen Haar und mit phantastisch gemalten Gesichtern. Diesem so grimmig schauenden Farbenwechsel liegt aber keine planlose Idee zu Grunde, sondern jeder Strich, jeder Punkt hat seine Bedeutung; man möchte diese blauen, schwarzen und rothen Streifen ebenso gut entziffern können," wie die primitive Keilschrift der altägyptischen Denkmäler. Der eine Krieger hat sich wie ein Skelet bemalt, weil er den Feinden schon früher den Tod gebracht, der andere hat auf seiner Brust ein blutendes Herz gezeichnet, und schielt dabei verstohlen nach einer jungen Squaw, die eben beschäftigt ist, einem Trupp langhaarige Pferde Mais vorzuwerfen. Und wie werden jene Jünglinge von den Mädchen des Stammes bewundert, wenn sie ihre mit Zobelfellen und Fuchsschwänzen verzierten Häupter schütteln und die mit Falkenflügeln und Streifen rothen Tuchs geschmückten Lanzen mit drohender Gebehrde schwingen! —

Unter einem solchen Haufen seiner Krieger stand in tiefen Nachtenken Neykeenie, denn er hatte die Nacht einen bängstigenden Traum gehabt, und alle Indianer sind abergläubisch. Doch war es die letzte Morgenruh vor der Anblick seiner Braven, er warf die Sorgen von sich und gab den Zurückbleibenen die nöthigen Befehle. Stolz ließ er die Narben sehen, welche ihn zierten, und sein befriedigter Blick fiel auf die Scalps, die an seinem Gürtel hingen, wie auf die Krallen des grauen Bären, welche, auf eine Schnur gereiht, über seine breite Brust herabfielen. Die dumpfe Trommel schlug in immer rascherem Tempo, der heranfoerernte Kriegsgesang seiner Braven stieg und fiel in immer wilderen Cadenzen, und jeder Krieger schlug, seinen Schlachtruf ausstoßend, den Tomahawk in den gestreiften Pfahl. Neykeenie, auf den nackten Rücken seines Pferdes springend, gab nun das Zeichen zum Aufbruch und setzte sich an die Spitze seiner Leute, die einer hinter dem andern leitend bald im Dunkel des Waldes verschwanden, während der gedämpfte Schall der Trommel ihnen nachtönte. So zogen sie hin zum blutigen Werke, entschlossen, den ersten besten Feind, sei es aus dem Hinterhalt heraus oder im offenen Kampfe, zu tödten, und die zum Schutz des Dorfes zurückgebliebenen alten Krieger machten mißmuthig die Runde, weil sie die Gefahren ihrer Brüder nicht theilen konnten.

Dieses Mal war Neykeenie nicht glücklich auf seinem Kriegspfade, da die Yanktons, frühzeitig von luchsäugigen Spähern unterrichtet, ihre Vorkehrungen getroffen hatten und so ein erfolgreicher Ueberfall nicht gut möglich war; zudem fing ein heftiger Nordwind an zu wehen, der über die Polargegenden herstreifend hier stets eine grimmige Kälte mit sich führt, so daß das Liegen in den Wäldern selbst den Odjibbewas zu beschwerlich wurde. Daher entschloß sich der Häuptling, um doch nicht ganz ohne Beute heimzukehren, die große Truppe seiner Krieger in kleinere Banden zu vertheilen, weil eine solche jedenfalls mehr Aussichten hat, dem Feinde auf Schleichwegen beizukommen. Ihm selbst in Begleitung von etwa einem Dutzend seiner Braven gelang es auch, während eines heftigen Schneegestöbers eine kleine Abtheilung der Yanktons zu überfallen, mehrere derselben zu tödten und einige Squaws gefangen zu nehmen, worauf er beschloß, da das Wetter immer rauher wurde, umgehäumt nach dem Dorfe zurückzukehren. Nach einem mühsamen Ritt durch die Wälder gelangte Neykeenie endlich auf die weite schneebedeckte Prairie, die sich längst des Assiniboinsflusses hinzieht, und glaubte sich nun mit seinen Gefangenen in Sicherheit, als auf einmal die Pferde stutzig wurden und deutliche Zeichen des Schreckens von sich gaben. Ja, es nahten sich Feinde, aber grimmiger und

unversöhnlicher als die verhaßten Yanktons, Feinde, deren Heulen das wiltseste Schlachtgeschrei an Schrecken übertraf. Als der Häuptling mit seinen Begleitern zurückschaute, gewahrte er eine dichte Masse dunkler Gegenstände aus dem Walde hervorbrechen, die sich mit reißender Schnelligkeit über die hinterlassene Spur ergoß. Auf den ersten Blick erkannte er die Gefahr; er wußte, daß in strengen Wintern die großen nordischen Wölfe, von Hunger getrieben, in zahlreichen Haufen in dieser Gegend erscheinen und dann, von maßloser Raubgier erfaßt, selbst den Menschen angreifen. Der flotte Neykeemie, der früher oft zum Spott ein Paar vereinzelter Wölfe auf der Prairie niedergeritten hatte, wurde nun selbst von diesen Raubthieren gejagt, als er, von der Ruhelosigkeit jedes Widerstandes überzeugt, sich zur Flucht wandte. Er wußte, daß wenige Meilen entfernt ein verlassenes Fort der Hudsonbay-Compagnie am Flusse lag; dieses suchte er mit seinen Kriegern und Gefangenen auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Allein die ermüdeten Pferde, so sehr sie das eigene Entsetzen und die wuchtige Peitsche der Reiter trieb, vermochten es nicht mit derselben Eile über die Prairie zu fliegen, wie ihre leichtfüßigen Verfolger, die über den halbgefrorenen Schnee, ohne einzubrechen, heranflogen.

Als die Verfolger immer näher kamen und deren gieriges Geheul immer lauter ertönte, gab Neykeemie einem jungen Krieger, der dicht neben ihm ritt, ein stummes Zeichen, was dieser sogleich verstand. Er parirte sein schnaubendes Roß einen Augenblick und wartete, bis eine gefangene Squaw, die letzte des Zuges, herankam; ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Wort zu sagen, drängte er sich an den Pony des Weibes und durchschnitt im Nu mit seinem Messer die große Sehne an einem der Hinterschenkel des Thieres. Dann jagte er seinen Cameraden nach, so schnell er konnte, um die verlorene Strecke wieder einzuholen. Als diese sich umschauten, gewahrten sie eine Scene, die selbst die stoischen Indianerseelen mächtig ergriff. Das Pferd war gestürzt, und die unglückliche Reiterin focht mit den Armen in der Luft, doch nur einen Augenblick, denn gleich darauf verschwanden Beide unter dem dichten Knäuel der herangekommenen Bestien.

Neykeemie und seine Gefährten hatten durch dieses grausame Stratagem freilich einen Vorsprung gewonnen, indessen setzte die große Masse der Wölfe, da sie keinen Antheil an der Beute erhalten konnte, mit verschärfter Wuthgier die Verfolgung fort. Einzelne Schüsse, welche die Indianer im Fliehen auf sie abfeuerten, hatten nur wenig Effect, denn wenn auch die vordersten fielen und die nächstfolgenden anhielten, um diese sofort zu verzehren, ließen sich doch Hunderte von der Fährte nicht abbringen; die Nase dicht über den Eindrücken der Hufe haltend und den buschigen Schweif in gerader Linie mit dem Rückgrat tragend, flogen sie wie eine Schaar rächender Dämonen über die eisige Decke der Prairie dahin, als wenn sie ihrer Beute gewiß wären. Neykeemie, der mit sicherm Auge die Distanz zwischen den Verfolgern und den Verfolgten berechnete, gab nun dem oben bezeichneten jungen Krieger ein zweites stummes Zeichen, d. h. eine andere gefangene Squaw mit ihrem Pony zu opfern. Dieses Mal wagte der Indianer nicht abzusteigen, sondern ließ seinen Tomahawk mit solcher Gewalt auf den Kopf des Thieres niedersausen, daß dasselbe betäubt zusammensprach und so sammt seiner Reiterin von den Bestien augenblicklich in Stücke zerrissen wurde. Wieder gewann man auf diese Weise einen Vorsprung, indessen da die schützenden Palissaden der Factorei noch weit entfernt waren, sah sich der Häuptling genöthigt, sämmtliche gefangene Weiber nach und nach mit ihren Pferden den wüthenden Wölfen zu opfern.

Endlich erblickte man das kleine Fort auf einer mäßigen Anhöhe vor sich, und das scharfe Auge Neykeemie's entdeckte auch, daß das Thor weit offen stand; es galt nun, die letzte Meile im Fluge zurückzulegen; allein zwischen dem allmählich aufsteigenden Grunde und den flüchtigen Indianern lag noch eine Niederung, die weithin mit einer Schneewehe bedeckt war; hier konnten die schnaubenden und bis auf den Tod gehetzten Pferde nicht so schnell weiter, weil sie bei jedem Sprunge bis über die Kniee einbrachen. So kam es denn, daß die von entsetzlichem Heißhunger angestachelten Bestien in immer rascheren Sätzen sich nahten. Da wurden die Rosse von zwei Odjibbewas matt und knickten zusammen; als die Reiter sahen, daß weder Peitsche noch Zuruf etwas nützten, ergaben sie sich ruhig in ihr Schicksal, stimmten ihren Todtengesang an und rückten an Rücken gelehnt, erwarteten sie den Anlauf; doch wenn auch Tomahawk und Messer manchen Wolf tödteten, so war ihr verzweifelter Widerstand doch vergebens, da sie in unglaublich kurzer Zeit mit ihren Pferden zerrissen wurden. Während sich noch ein Rudel der Bestien um die Knochen streit, setzte der große Haufen mit doppelter Gier die Verfolgung fort und wurde nicht eher aufgehalten, als bis ein älterer Odjibbewa, der zwei Söhne unter den Fliehenden besaß, sich selbst opferte, indem er seinem kuchenden Rosse die Kehle abschnitt; dieses sammelte hin und her, stürzte endlich, und der edle Vater, nachdem er seinen Kindern noch einen liebenden Blick nachgeschickt hatte, setzte sich ruhig auf den Schnee nieder und erwartete resignirt sein gräßliches Schicksal. Neykeemie, der jetzt mit dem Rest seiner Begleiter am Fuße der Erhöhung angekommen war, auf der die schützende Stockade stand, warf einen verzweifelten Blick hinter sich, zeigte auf das offenstehende Thor und jagte, von den letzten Kräften seines Hengstes getragen, hergauf; die Uebrigen folgten, so schnell wie es der erschöpfte Zustand ihrer Pferde zuließ. Doch auch jetzt waren die Wölfe dicht hinter ihnen, und es unterlag keinem Zweifel, daß ihnen noch ein letztes Opfer gebracht werden mußte, wenn sie nicht Alle zu Grunde gehen wollten. Ein solcher Gedanke durchzuckte Neykeemie's Gehirn, schnell entschlossen ergriff er seine Büchse und schoß das Pferd des dicht hinter ihm reitenden Odjibbewas durch den Kopf, so daß Roß und Reiter überschlugen. Letzterer suchte sich loszumachen, doch ehe es ihm gelang, fühlte er schon den heißen Athem der Bestien an seiner Kehle; er wollte seinen Todtengesang anstimmen, doch zu spät!

Diese kurze, durch eine barbarische That erkaufte Spanne Zeit genügte jedoch, um den Häuptling mit den noch übrig gebliebenen Kriegern in Sicherheit zu bringen. Sie jagten durch das offene Thor in die Einzäunung hinein und warfen augenblicklich die zum Glück unversehrte Pforte zu, so daß sie endlich eine feste Barriere zwischen sich und den Verfolgern hatten. Wüthendes Geheul ertönte um die Palissadenzenze herum, als die Wölfe sich um die Beute betrogen sahen; sie versuchten einzudringen, indem sie sich unter der festen Einzäunung durchzuwühlen suchten, allein der festgefrorene Boden widerstand allen Versuchen, während die todtbringenden Büchsen der Odjibbewas unter ihnen aufräumten. Sobald eine der Bestien fiel, stürzten die anderen darüber her, um sie zu verzehren, doch minderte sich die Masse der Angreifenden nicht, da sormwährend neue Zuzüge erschienen. Die eingeschlossenen Indianer beschlossen daher, ihre Munition nicht unnütz zu vergeuden, zündeten vor dem einstöckigen Blockhause, welches in der Mitte der Stockade verlassen dastand, ein nächtliges Feuer an und warfen nur von Zeit zu Zeit gewichtige brennende Holzstücke zwischen die Wölfe, um dieselben aus dem nächsten Umkreise zu verjagen. Jetzt pfiff und heulte es auf einmal in den Lüften, und die Schindeln flogen wie dürres Laub von dem alten baufälligen Gebäude herunter, so daß die angebundenen Pferde sich losrissen und wie toll in der Einzäunung herumgaloppirten. Einer jener nordischen Schneestürme, welche an Schrecklichkeit den Samum der Sahara bei weitem übertreffen, fegte mit einem Ungestüm über die nächtliche Winterlandschaft, daß der Hügel, auf welchem das Fort stand, in seinen Grundfesten erzitterte, und daß das Toben des Orcans das Heulen der lauernden Bestien übertönte. Kaum war es möglich, das Feuer zu unterhalten, so viel trockenes Holz man auch hinein warf, denn der durch die Spalten der Stockade hereindrehende Wind drückte die Flamme nieder und drohte sie durch die wirbelnden Schneemassen zu ersticken. Man versuchte in dem alten Blockhause selbst noch ein zweites Feuer anzumachen, doch drang der Schnee durch das schadhafte Dach in solcher Menge und häufte sich innen dermaßen an, daß der Versuch aufgegeben werden mußte. So kauerten denn die Indianer stumm in ihre Blankets gehüllt rings um die wärmende Flamme, wie bronzirte Marmorstatuen, während die buschigen Köpfe ihrer Ponies über ihre Schultern lehnten.

Neykeemie, der zweimal die Runde innerhalb der Stockade gemacht hatte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei, rollte nun einen Baumstamm herbei, setzte sich, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, auf denselben nieder, und seine starren Augen musterten das finstere, drohende Firmament. Der eisige Orcan trieb aus Norden dichte Schneewolken vor sich her, die durch sich kreuzende Windstöße phantastische Gestalten annahmen, welche der abergläubische Häuptling als Erscheinungen einer andern Welt betrachtete. Auch glaubte er, von Gewissensbissen ersaßt, in den Heulen und Toben des Sturmes die Stimmen der geopferten Squaws und des Kriegers zu vernehmen, den er zuletzt so meuchlings den Bösen preisgegeben. Es war nicht die eisige Kälte, nicht das in Absätzen

deutlich zu vernehmende Wuthgeschrei der blutgierigen Meute draußen vor den Palissaden, was seinen athletischen Körper zittern machte, fenzern der unglose Schmerz, der in dem Bewußtsein lag, daß er als Hauptling seine Pflicht verletzt habe. Ihm kam es zu, sich zuerst zu opfern, denn das war bei solchen Fällen die Sitte und Tradition seines Stammes; statt dessen hatte er einen der besten Krieger, der stets tapfer an seiner Seite gefochten hatte, dem grauenvollsten Tode überliefert.

Theilnahmlos sah er die schreckliche Nacht der grauen Dämmerung weichen, theilnahmlos hörte er die frohe Meldung seiner Leute, daß das Unwetter die Bestien vertrieben, nur als sein geliebtes Schlachtroß freundlich den klugen Kopf an seiner Schulter rieb, überfloß ein milder Zug sein entstelltes Gesicht. Die Krieger, welche sonst auf jedes seiner Worte und Zeichen geachtet hatten, schienen kaum mehr Notiz von ihm zu nehmen, höchstens warfen sie ihm vorwurfsvolle Blicke zu. Da der Nebel noch auf der niedrigen Prairie wogte, jagte man einstweilen ein Pferd aus der geöffneten Pforte den Hügel hinunter, um aus dessen Betragen zu erkennen, ob die Wölfe noch in der Nachbarschaft seien. Das Thier aber trabte muthig durch den tiefen Schnee und zog die frische Morgenluft mit den großen Nüstern ein und gab seinen Cameraden durch ein helles Wiehern, das augenblicklich erwidert wurde, zu erkennen, daß die schrecklichen Feinde weit aus der Witterung seien. Aus diesem Grunde schlossen die Odjibbewa's, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei, und als die Sonne den Nebel vollends vertrieb, und die in Gegend nun mit ihren scharfen Augen genau überschauen konnten, setzten sie ihre Wohnsitze in Stand und schickten sich zum Aufbruch an. Dieses Alles hatten sie, ohne den Häuptling zu fragen, ein Beweis, daß sie seine Würde nicht mehr anerkannten. — Den Abziehenden folgte Neykeemie in einer gewissen Entfernung und gelangte so ohne weitere Unfälle in das Dorf, wo seine That der Verzweiflung schon durch die früher angekommenen Krieger ruchbar geworden war.

Am nächsten Tage war der ganze Stamm auf dem Berathungsplatze am gefreistem Pfahle versammelt, und die ältesten Sagamorads hielten Gericht über den Häuptling, der seine Pflicht so grob verletzt hatte. Trotzdem, daß ihm einige Blutsverwandte vertheidigten, er selbst sprach kein Wort, wurde er mit großer Majorität verurtheilt und schimpflich ausgestoßen. Die Sqnaws rissen ihm die Aelerfedern aus der Kriegslocke, beraubten ihn seiner Scalps und anderer Ehrenzeichen und vertrieben ihn mit Ruthen aus dem Bereich des Lagers. Zerknirscht, mit sich selbst zerfallen und geächtet, irrte Neykeemie in den Wildern herum, bis ihn eines Tages die Leute der Mission in einem bemitleidenswerthen Zustande fanden und unter mein Dach brachten. Dort fand er Theilnahme, Trost und Pflege, und ich hatte die Freude, ihn von den Rachegedanken, über welche er sortwährend brütete, durch christliches Zureden abzubringen. Seit jener Zeit nahm er täglich mehr an religiöser Erkenntniß zu, und ich hatte denn auch bald die Genugthuung, ihn als ein gläubiges Mitglied unserer Kirche aufzunehmen. Sein Benehmen ist freilich noch finster, und wenn die Frühlingssonne den Schnee auf den Prairien schmilzt, mag er sich wohl manches Mal nach seinen frühern Jagdgründen sehnen, indessen die Zeit wird wohl auch diesen Schmerz heilen. Nächstes Jahr, wenn er in der Erkenntniß so fortfährt, werde ich ihn nach Montreal in das Priesterseminar schicken. Das ist die Geschichte von dem verdammten Häuptling."

T. v. B.

Feuerjagd auf Hyänen.

Von Fr. Gerstäcker.

Seit ich in Amerika vor vielen vielen Jahren die Feuerjagd getrieben und wieder nach Europa zurückgekehrt war, hatte ich stets den Wunsch gehegt, den Versuch mit der Pfanne auch einmal in anderen Ländern zu machen — aber immer vergebens. Entweder war bei sonst günstiger Gelegenheit keine Pfanne oder kein Kien da, oder irgend ein anderes Hinderniß bot sich, und es blieb stets bei dem guten Willen. In Deutschland versuchte ich es ein einziges Mal in der Nähe von Leipzig auf Enten. Als ich eines Tages aber, vollständig ausgerüstet, mit dem Bahnzug an Ort und Stelle fuhr und meine Experimente beginnen wollte, erhob sich ein furchtbarer Wind, daß ich unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte. Es unterblieb also auch diesmal, und erst hier in Cairo, wo ich vortrefflichen Kien fand, erwachte auf's Neue die Lust in mir, diese wundervolle Jagd, die bis jetzt nur allein in Nordamerika getrieben wird, auch in Afrika anzuwenden.

Ich habe die Feuerjagd allerdings in meinen „Streif- und Jagdzügen" genau genug beschrieben, darf aber nicht voraussetzen, daß die Beschreibung dem, der jene wirklich gelesen, noch geläufig ist, und es wird deshalb nöthig sein, vorher ein paar Worte zur Erläuterung beizufügen. In Nordamerika, besonders in den westlichen Waldren dieses wildreichen Landes, ist die Feuerjagd etwas ganz Allgewöhnliches, und trotzdem schüttelt der deutsche Jäger gewöhnlich dazu den Kopf, weil er gewohnt ist, aus alten Jagdbüchern — leider ist das jetzt bei uns nicht mehr nöthig — gelesen zu haben, daß man das Wild gerade durch Feuer abhält und verscheucht; er hält also eine Jagd damit für unmöglich. In Afrika ist dasselbe der Fall. Die Raubthiere werden durch angezündete Feuer abgehalten, und trotzdem habe ich eine glückliche Jagd gerade auf Raubthiere und mit Feuer gemacht.

In Nordamerika ist das Wild allerdings die Feuer gewöhnt, denn überall im Westen werden, besonders im Frühjahr, die Wälder angezündet, um das dürre Gras und die Dornen abzubrennen, und Wild und Heerden frische und freie Weiden zu bieten. Eine Menge von alten Stämmen glimmen und brennen dann noch Monate lang nach, und besonders im April, wo die Insecten dem Wild am schärfsten zusetzen, stellen sich die Hirsche außerordentlich gern in den Rauch eines solchen alten Baumes, nun hier etwas mehr vor den Bissen der Mosquitos und Fliegen geschützt zu sein. Geht nun der Jäger mit seiner Fackel oder Pfanne, in welcher Kien brennt, in den Wald, so darf man nicht etwa glauben, daß das Wild zum Feuer kommt und gewissermaßen heran geleckt wird, aber es scheut sich wenigstens nicht bauer, oder es wird von der plötzlichen Erscheinung der hellen, sich bewegenden Flamme so überrascht, daß es flannend stehen bleibt und den Jäger dadurch in Schußnähe kommen läßt.

In Nordamerika wird die Feuerjagd auf zwei verschiedene Arten betrieben. Bei der einen errichtet sich der Jäger an irgend einer der zahlreichen natürlichen Saltlecken, die sich dort überall im Walde finden, ein Gestell, auf das er vier bis fünf Zoll Erde legt und auf diesem die gespaltenen Kienspähne entzündet. Die Hirsche, die gewohnt sind, die Salzlecke zu besuchen, kehren sich nicht im Geringsten an das Feuer, sondern kommen zu der Lecke wie gewöhnlich, wo sie den unter dem Gestell sitzenden Schützen nicht sehen können und von diesem leicht erlegt werden. Der Jäger sitzt nämlich vollkommen im Schatten, und das Wild wird, wenn es nach ihm hinschaut, durch die über ihm lodernde Flamme geblendet. Der Wind scheint hierbei auch nicht von großem Einfluß zu sein, wenn man besonders die Flammen gut in Brand hält, weder der Geruch des Kiens die Witterung des Menschen ziemlich zerstört; wenigstens ist mir Wild an der Salzlecke von allen Seiten und selbst mit schlechtem Winde angekommen.

Viel vortheilhafter muß man dagegen sein — wofür ich eigentlich keinen Grund anzugeben weiß — wenn man mit der Pfanne oder Fackel in den Wald geht. Möglich, daß das Wild durch das sich bewegende Licht und die Gestalt des Jägers (wenn es diese auch nur sehr undeutlich sehen kann) scheuer und vorsichtiger gemacht wird, aber Thatsache ist, daß man mit schlechtem Wind Nachts nie an ein Stück Wild hinan kommt.

Zu der Fackeljagd gehört eine eiserne, langstielige Bratpfanne, deren Stiel auf ein etwa vier Fuß langes und etwa vier Zoll breites Bret so fest als irgend möglich aufgebunden wird. Worn in das Bret wird dann ein Loch eingebohrt und eine Holzgabel eingesteckt, um darein beim Schießen die Büchse zu legen, und in der Pfanne selbst der Kien entzündet, daß er seine helle Flamme weit umher wirft.

Die Eigenthümlichkeit bei der Feuerjagd ist aber die, daß man

nicht etwa das Wild bei dem Schein der Fackel zu ſehen bekommt, denn dazu müßte man ihm ſchon wenigſtens bis auf 30 Schritt genaht ſein, ſondern nur die Augen oder „Lichter“ des Wildes leuchten ſieht. Iſt das Stück Wild noch weit entfernt, ſo bilden die beiden Augen ein einziges Licht. Kommt man näher, ſo trennen ſich dieſe langſam, und man iſt in Schußnähe, wenn man ſie in der richtigen und natürlichen Entfernung vor ſich ſieht. Nicht immer kommt man auch nahe genug, ſelbſt nur die Umriſſe des Körpers — der bei dem Fackellicht faſt vollkommen weiß erſcheint — unterſcheiden zu können, und es bleibt dann nichts übrig, als mit

Gerſtäcker's nächtliche Feuerjagd auf Hyänen.
Originalzeichnung von Robert Kretſchmer.

der Kugel nur zwiſchen die Augen hinein zu halten. Es ſchießt ſich überdies bei Fackellicht vortrefflich und ſicher, denn die Büchſe liegt feſt in der Gabel vorn, und das Licht der Flamme wirft ſeinen Schein ſo deutlich auf das helle Korn gerade von hinten, daß man es klar und genau im Viſier unterſcheiden kann. Beim Angehen beobachte man aber ja, daß man nie direct auf das Wild zugeht, ſobald man erſt in deſſen Nähe iſt, ſondern immer etwas ſeitwärts davon abhält. Es wird in dem Fall viel eher ſtehen bleiben und in die Flamme ſchauen. Geht man zu ſcharf darauf zu, ſo erſchrickt es ſchon an und für ſich vor der ſich nähernden Flamme und entflieht oder weicht wenigſtens eine weite Strecke zurück, ſo daß man von vorn beginnen muß. Auch davor muß man ſich ganz beſonders hüten, daß man nicht auf dürres Holz tritt oder ſonſt ein Geräuſch macht. Sobald das Wild nur Verdacht ſchöpft, daß ein Menſch mit dem Feuer in Verbindung ſteht, iſt es ſpurlos verſchwunden und zeigt ſeine Lichter nicht wieder. Sind die Lichter des Wildes nach dem Schuß verſchwunden und hört man gar nichts ſich entfernen, ſo kann man ziemlich feſt annehmen, daß man gefehlt hat. Iſt das Wild dagegen getroffen, ſo verſchwinden die Lichter allerdings ebenfalls, aber man hört es haſtig und wild davon poltern, und in dem Fall kann man feſt darauf rechnen, daß man auf dem Anſchuß Schweiß findet.

Unbedingt nothwendig zu einer Feuerjagd iſt aber eine vollkommen dunkle und ruhige Nacht, mit eben Luftzug genug, den Rauch zurück zu treiben. Je offener die Gegend dabei iſt, deſto beſſer, denn deſto weiter iſt man in dem Fall im Stande, die Lichter zu erkennen.

Als wir nach Menſa, in die Hochgebirge Abyſſiniens und in ein vortrefflich zu dieſer Jagd geeignetes Plateau gekommen waren, ſtellten ſich ihr zwei Hinderniſſe entgegen. Erſtlich war Mondſchein, und dann — gab es kein Wild, auf das man hätte in der ganzen weiten Ebene jagen können. In Nordamerika wenigſtens gelang es uns nie, einen Panther — bei Fackellicht und mit der Pfanne — zu ſchießen, denn der amerikaniſche Panther ſieht wohl einen Moment ſtets in die Flamme, wendet aber dann raſch wieder den Kopf und umkreiſt den Jäger, der die Fackel trägt, ſo lange, bis er Wind von ihm bekommt und dann entflieht. Nur ein einziges Mal, in den langen Jahren, glückte es mir, einen Panther bei Feuerlicht an der Salzlecke, unter einem Geſtell ſitzend, zu ſchießen. Der Panther war an die ziemlich hochausgewaſchene Salzlecke ge-

kommen, um nachzusehen, ob er nicht vielleicht einen Hirsch darin fände und ihn anfpringen könnte.

Aus diesem Grund machte ich gar keinen Versuch, mit der Pfanne hinauszugehen, und erst den letzten Abend, als wir vergebens die mondhellen Nächte auf dem Anstand gesessen, und durch die ganze Gesellschaft erst eine einzige Hyäne erlegt war, hatte ich den mitgenommenen Kien vor. An dem nämlichen Morgen war überdies ein Stück Vieh nicht weit hinter unserem Lager gefallen, und es ließ sich denken, daß sich die Bestien rasch darüber hermachen würden. Der Mond war jetzt ebenfalls im Abnehmen und ging erst etwa um elf Uhr auf — Zeit genug also bis dahin, um einen Versuch zu machen.

Dicht hinter unserem Lager befand sich ein mit rauhen Granitblöcken von allen Größen wild übereinander Platz, den ich passiren mußte, um zu der Stelle zu kommen, wo das gefallene Rind lag. Hier war mir der Wind auch nicht günstig; ich achtete aber nicht darauf, weil ich die Raubthiere alle an jener Stelle glaubte. Mit der Pfanne, in welcher der brennende Kien loderte, auf dem Rücken, einen Sack mit gespaltenem Kien zum Nachlegen umgehängt, die Büchse in der Hand, stieg ich langsam in die Felsen hinein, und „suchte" noch nicht einmal.

Man „sucht" nämlich bei der Fackeljagd dadurch, daß man den Schatten des eigenen Kopfes — der durch die hinten getragene Flamme nach vorn fällt — überall langsam im Kreis umherleiten läßt, denn nur in diesem Schatten oder unmittelbar daneben leuchten die Lichter des Wildes (der Jagdausdruck „Licht" paßt bei dieser Jagd wirklich vortrefflich). Der Boden war hier auch sehr rauh, und ich hatte genug zu thun auf den Weg zu sehen, als ich, kaum funfzig Schritt vom Lager entfernt, plötzlich einmal emporschaute und dicht vor mir nicht allein die beiden Augen einer Hyäne leuchten sah, sondern sogar die ganze Esse, in der Flamme lichtgelb aussehende Gestalt der Bestie erkannte. Sie stand kaum zehn Schritt vor mir und hatte mich wahrscheinlich schon eine ganze Weile betrachtet.

Ueberrascht fuhr ich mit der Büchse in die Höhe; die Bestie war aber zu nah, in dieser Entfernung lange auszuhalten. Ehe ich zielen konnte, glitt der helle Körper zwischen die Felsbrocken hinein, und eine halbe Minute später vielleicht sah ich auf etwa funfzig Schritt Entfernung erst die Lichter wieder scheinen.

Hätt' ich mir Zeit genommen, so mußte ich ihr die Kugel jetzt mitten dazwischen hineinsetzen, so aber war ich zu hitzig geworden, zielte rasch und drückte ab, und mit dem Knall war die Bestie verschwunden. Jedenfalls schoß ich zu hoch. Ich hatte in der That gar nicht darauf gerechnet, zum Schuß zu kommen, und deshalb meine Kugeltasche sogar im Zelt gelassen. Jetzt sprang ich rasch genug zurück, sie zu holen und den abgeschossenen Lauf wieder zu laden, und umging diesmal den steinigen Platz, um mit besserem Wind der Hyäne in den Rücken zu kommen.

Der Platz, wo der gefallene Stier gelegen — denn seit Dunkelwerden hatten ihn diese gefräßigen Bestien schon total verzehrt oder zerrissen und in das Dickicht geschleppt — war eine kleine offene Wiese, von vielleicht zweihundert Schritt im Durchmesser, und hier begegnete ich zuerst einem der kleinen Schakals, die kaum etwas größer als ein starker Fuchs sind. Er sah mich mit den kleinen brennenden Lichtern einen Moment scharf an, verschwand dann aber im Nu und ließ sich, obgleich ich überall aufmerksam absuchte, nirgends wieder blicken. Er hatte die Flamme außerordentlich scheu genommen. Weiter durch die Büsche gehend traf ich wieder auf die Lichter einer Hyäne, die mich lange und aufmerksam anglotzte. Die Lichter standen aber noch zu nah zusammen; sie war zu weit entfernt, und als ich sie angehen wollte, wich sie furchtsam zurück, verschwand für wenige Minuten und tauchte viel weiter zurück wieder auf. Ich folgte ihr auch dahin, aber sie kreuzte jetzt eine dicht mit Dornbüschen bewachsene Schlucht, und dahin konnte ich ihr nicht mit der Pfanne nachgehen, denn die stachligen Zweige hätten mir die brennenden Kienspähne bei jedem Schritt hinabgeworfen. Ich suchte nachher noch einen großen Theil der Hochebene ab, ob sich nicht vielleicht ein anderes Raubthier in die Nähe der menschlichen Wohnungen gezogen hätte, aber es blieb Alles leer und dunkel, und ich mußte endlich, als mein mitgenommener Kienvorrath verbrannt war, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Am nächsten Morgen brachen wir zurück nach Munkullo auf. Ich hatte aber doch jetzt den Beweis bekommen, daß es in Afrika möglich sei, auf Raubthiere mit Feuer anzujagen, und wenn unsere Zeit dort auch nur auf zwei Nächte beschränkt war, wollte ich doch noch wenigstens einen Versuch machen.

Am ersten Abend war ich zu erschöpft, denn ich hatte den ganzen Tag durch die glühende Sambera gepirscht und kam erst etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang mit einem tüchtigen Semaringebock in Munkullo an. Am nächsten Tag bereitete ich aber Alles vor, und da Fürst Hohenlohe der nächtlichen Suche gern einmal beiwohnen wollte, holte ich ihn etwa elf Uhr Nachts ab, wo die Hunde zum ersten Mal anschlugen, und ich also wußte, daß sich unsere nächtlichen Besucher wieder eingefunden.

Schon als ich mit der Fackel nach den nächsten Gebäuden hinüberging, sah ich die Lichter von zwei Hyänen scheinen, die etwa zweihundert Schritt entfernt sein mochten und die Flamme erstaunt anstarrten. Ich ließ sie aber noch unbelästigt stehen und suchte dann, etwa zehn Minuten später, mit dem Fürsten zusammen, und jetzt mit gutem Winde, den Platz wieder ab, ohne sie gleich wieder zu finden. Etwas weiter hin trafen wir aber eine andere Hyäne, der wir jetzt mit aller Vorsicht und gutem Winde anzukommen suchten — umsonst. Die Bestie wich scheu vor uns zurück, hielt bis auf etwa hundert Schritt und drehte dann den Kopf ab, um nach einer Weile wieder eine Strecke entfernt aufs Neue herüber zu starren.

Um das Lager herum machten wir jetzt einen Bogen und trafen nach kaum einer Viertelstunde wieder eine Hyäne, die uns gerade so behandelte. Sie ließ sich das Licht nicht gefallen, obgleich nichts auf dieser Jagd Nöthiges versäumt und jede Regel befolgt wurde. Allerdings ging der Fürst vor mir her, weil ich mit der Flamme hinter ihm bleiben mußte, damit er die Augen konnte leuchten sehen, und es mag vielleicht sein, daß die Bestien dadurch die Umrisse der von der Flamme erleuchteten Gestalt zu deutlich sahen, aber anderthalb Stunden wanderten wir etwa herum, ohne zum Schuß zu kommen, und gaben die Jagd endlich in Verzweiflung auf.

Ich begleitete den Fürsten mit der Fackel bis zu seiner Wohnung, denn die Nacht war stockdunkel, und kehrte dann nach meinem eigenen Zelt zurück, um mich ebenfalls schlafen zu legen.

Die Entfernung zwischen den beiden Häusergruppen betrug etwa vier- bis fünfhundert Schritt — vielleicht etwas mehr durch die vollkommen flache, nur mit einzelnen niedrigen Büschen bewachsene Ebene, und gleich dicht an den Häusern traf ich wieder einen der kleinen Schakals, der aber ebenfalls nicht Stand hielt und im Nu verschwand. Ich hatte nur für einen Moment seine Lichter blitzen sehen. Ich kümmerte mich auch weiter nicht um ihn, senden legte nur frischen Kien auf, um meinen Weg zurück zu finden, und schritt dann rasch der andern Häusern zu. Noch hundertundfunfzig Schritt mochte ich etwa davon entfernt sein, als ich plötzlich wieder die zwei Paar Lichter vor mir sah, die ich schon früher einmal getroffen. Ich hatte nun heute Abend nur meine Zündnadelflinte mitgenommen und grobe Hasenschrotpatronen darin, weil ich den Fürsten zum Schuß zu bringen hoffte. Die Patronen hatten aber tüchtig zusammen, und ich suchte an die jetzt stehenden Hyänen heranzukommen. So wie ich aber die Flinte mit der rechten Hand in die Höhe hob, setzten sich die Thiere wieder in Bewegung, und so dicht war ich jetzt an die eine Hyäne herangekommen, daß ich den lichten Schein ihres Körpers erkannte, wie sie, den Kopf mir zugedreht, etwa funfzig Schritt seitwärtspirrte. Dort blieb sie wieder stehen, die beiden großen Lichter leuchteten wie ein Paar glühende Kohlen, der Wind war ebenfalls günstig; ich hielt rechts von ihr ab, als ob ich mit der Fackel an ihr vorübergehen wollte, die Flinte dabei schon vorn in die Gabel des Bretts gelegt, und als ich mich jetzt, selbst für einen Schrotschuß, nah genug wußte, drückte ich ab.

Fast mit dem Schuß verschwanden die Lichter, aber ich sah für einen Moment den glühenden Schein am Boden, und als ich rasch darauf zuging, lag die Hyäne, ein großes, edles Weibchen, mit blutigem, schäumenden Gebiß verendet am Boden. Sie zuckte wenigstens nicht einmal mehr. Die Augen blitzten mich aber noch so tückisch an, daß ich, um ganz sicher zu sein, ihr auch noch den zweiten Schrotlauf gab und sie dann liegen ließ und zu Bett ging. Die zweite Hyäne war nach dem Schuß verschwunden.

Irgend ein anderes erlegtes Thier wäre nun von diesen Bestien schon vor Tagesanbruch vollständig zerrissen und verzehrt gewesen. Ihr eigenes Geschlecht rühren sie aber nicht an, bis es wirklich in Verwesung übergeht und den ihm eigenthümlichen Geruch

verloren hat — dann fressen sie es ebenfalls. Es war eine gefleckte Hyäne gewesen, die in dieser Gegend ausschließlich vorzukommen scheint; alle wenigstens, die unsere Gesellschaft gesehen oder erlegt hatte, gehörten dieser Gattung an. Am nächsten Morgen kamen aber schon die Aasgeier in Schwärmen herbei, und gleich nach Sonnenaufgang, als sie nur die erste Scheu überwunden hatten, fielen sie darüber her, ihr ekles Mahl zu halten.

Ueber die Farbe der verschiedenen Augen der Thiere bei Feuerlicht möchte ich nur noch ein paar Worte erwähnen. Am schärfsten leuchten natürlich und glühen mit rothem Licht die Augen sämmtlicher Raubthiere, vorzüglich der Katzenarten. Die Lichter der Hyäne strahlten ebenfalls groß und roth, aber schienen nicht so concentrirt. Das Rothwild hat einen prächtigen rothen Feuerschein, aber ebenso Pferd und Hund, und wo diese frei draußen herumlaufen, muß man sich in Acht nehmen, sie für ein Wild zu halten. In Nordamerika hat schon mancher Farmer Nachts aus Versehen sein eigenes Füllen erschossen, das er für einen Hirsch hielt. Die Augen des Rindviehs dagegen leuchten mit einem sehr matten, grünlichen Licht, das man nur auf geringe Entfernung sieht. Ebenso ist es mit dem Hasen der Fall. Der Alligator hat Augen, die wie rothglühende Kohlen leuchten, Wiesel und Marder wie helle Johanniskäfer.

Blätter und Blüthen.

Karl und Franz Moor. In einem Spätsommer der fünfziger Jahre machte ich mit zwei Commilitonen von Tübingen aus eine Fußreise durch Tyrol. Es war einige Stunden nordwestlich von Meran, zwischen diesem tyrolischen Paradies und der Ortelesspitze, als wir nach mehrstündigem angreifendem Marsche unter dem dichten Weingerank uns lagerten, das dort an Bogengestellen über die Chaussee hinweggeleitet ist, so daß man stundenlang in Weinlauben marschirt. Meine Freunde pflegten der Ruhe, ich aber entfernte mich eine Strecke weit bis zu einem hoch und frei liegenden Punkte, von dem aus ich die ganze während des Morgens zurückgelegte Strecke bis zum Orteles übersehen konnte. Im Hintergrunde lag er, der gewaltigste und höchste der deutschen Bergriesen, dessen Spitze zu ersteigen uns ein unerreichbares Ideal hatte bleiben müssen. So erwartungsvoll ich mich dem schönen Etschthale, in welchem Meran liegt, entgegensehnte, das Bild, welches nun vor mir sich ausbreitete, war so anziehend und großartig, daß ich, ganz in den Anblick versunken, endlich ein Skizzenbuch hervorzog, um mir den Genuß unvergeßlich zu machen.

Als ich so dasaß und einen Berg nach dem andern, so gut es gehen wollte, auf's Papier übertrug, hörte ich in meinem übergroßen Künstlereifer nicht die Tritte eines Herantretenden und erschrak daher nicht wenig, als sich plötzlich eine gewichtige Hand auf meine Schulter legte und hinter mir die Worte tönten: „Brav, junger Mann, Ihr habt den besten Aussichtspunkt in der ganzen Gegend aufgefunden."

Als ich hinter mich sah, erblickte ich einen bejahrten Tyroler in seiner bunten Nationaltracht und mit einem gewaltigen weißen Bart um das braune durchfurchte Gesicht, welches indeß durch einen offenbar gutmüthigen Zug sofort mein Interesse weckte.

„Ja, hier bei Euch ist es schön," erwiderte ich. „Aber Ihr seid doch aus der Gegend diesseits des Orteles. Denn wäret Ihr von jener Seite des Berges nach Landeck zu, dann verdientet Ihr das Lob nur halb. Denn dort war's mir geradezu unheimlich und nicht geheuer. Gewiß, Ihr habt viel schlechtes Gesindel, das in den öden Bergschluchten haust, nicht wahr?"

Der Alte lachte. „Nein, lieber junger Herr," sagte er, „dem ist doch nicht so. Der Tyroler ist eine brave, ehrliche Haut. Ja, als ich noch ein Kind war — da hätte ich Keinem gerathen, sich unbewaffnet auf die Landstraße zu wagen, aber da standen auch noch die Burgen, die Ihr jetzt in Ruinen da rings umher liegen seht, und die Schnapphähne, welche dieselben bewohnten, ließen Keinen ungeschoren vorüber."

Jetzt war das Lachen an mir. „Mir," sagte ich, „macht Ihr das nicht weiß, Alter! Die Burgen sind ja seit Jahrhunderten schon leer und zertrümmert."

„Einige wohl," versetzte der Alte, „aber bei weitem nicht alle. Seht einmal da hinüber —" und er deutete mit der Hand südwärts auf eine Ruine, die, noch besonders gut erhalten, wie eine gewaltige Riesenfaust aus der Hochebene emporragte. — „Dort in dem alten Neste hauste in meiner Kindheit noch ein altes Rittergeschlecht, das jetzt ausgestorben ist. Ja, ich mache diesen Weg nun seit funfzig Jahren fast monatlich, früher mit meinem seligen Vater, und obwohl ich nicht aus dieser Gegend bin, kenne ich sie doch so gut wie ein Hiesiger. Und daher kenne ich auch all die Burgen und ihre Geschichten."

Obgleich ich noch immer kopfschüttelnd dasaß, fuhr der redselige Alte dennoch fort: „Und eine Familie lebte vor einem halben Jahrhundert noch in voller Kraft, die jetzt im Absterben begriffen ist, die war weit und breit bekannt, aber nicht durch Schandthaten, sondern durch ihr edles Verhalten gegen Arm und Reich. Und doch wurde sie besonders genannt in Folge eines unseligen Familienzwistes. Man hat mir erzählt, daß die Geschichte gar auf das Theater gebracht ist. Die Familie war die der Grafen von Moor und das Haupt derselben im vorigen Jahrhundert ein ehrwürdiger Greis, der beliebt und berühmt war, denn er war ein gelehrter und ein guter Mann dazu. Der alte Herr besaß zwei Söhne, der erstgeborene hieß Karl, der jüngere Franz —"

Ich unterbrach den Erzählenden überrascht: „Karl, sagt Ihr, und Franz, Grafen von Moor?" Mir standen plötzlich die Hauptfiguren aus Schiller's Räubern vor Augen.

„Ja," fuhr der Tyroler fort, „Grafen von Moor." Und wie ich es schon erwartet hatte, erzählte er mir den ganzen Inhalt des Schiller'schen Dramas.

Mir wurde es schwer, mich des Lächelns zu enthalten und den Alten nicht zu unterbrechen, aber als er zu Ende war, sagte ich aufstehend zu ihm: „Das müßt Ihr in Eurem Leben Keinem wieder erzählen, denn gerad' heraus, das Alles hat man Euch aufgebunden. Die Geschichte ist nicht wahr! Die hat unser Schiller ja erfunden und daraus sein Trauerspiel „die Räuber" gemacht."

Aber so leicht ließ sich der Greis nicht zur Ruhe bringen; er beharrte bei seiner Behauptung, das sei Alles so geschehen, bis ich endlich, überdrüssig des Hinundherzankens, ihm einen Guten Abend bot und mich zu meinen Freunden zurück begeben wollte. Indeß kamen die gerade des Weges, mich zu suchen, da es Zeit wurde, weiter zu gehen, denn wir wollten noch nach Meran. So konnte ich mich von dem Alten, der dasselbe Ziel hatte, nicht losmachen und mußte nolens volens noch länger seine Behauptung ertragen: die Geschichte, die er mir erzählt, sei so wahr, und der alte Graf Moor und seine Söhne Karl und Franz hätten wirklich in jener Gegend gelebt.

Allmählich wurde mir in der That das Gespräch unerträglich, und ich suchte auf ein anderes überzugehen, aber der Alte ließ mich nicht los, bis wir in das Dörfchen Latsch eintraten, wo er mich mit den Worten anhielt: „Ich merk' es wohl, daß Ihr mir immer noch nicht glaubt, und ich kann es auch nicht gar sehr verdenken, denn Ihr seid ein gelehrter Herr, und ich bin nur ein schlichter Bauersmann, der nichts gelernt hat. Aber wenn ich Euch auch verspreche, nichts mehr davon zu reden, einen Gefallen müßt Ihr mir noch erweisen: Ihr müßt mit mir ein paar Schritt abseits gehen auf den Kirchhof!"

Und damit faßte er mich an den Arm und führte mich mit sich. Der Kirchhof lag links an der Straße. Durch das Thor führte ein Weg gerade auf die Kirche zu. Diesen gingen wir. Die ganze Mauer der Kirche war mit Grabsteinen bedeckt. Gerade oben am Wege blieb der Alte stehen und auf einen der Steine deutend, sagte er triumphirend: „Ich kann zwar nicht lesen, aber hier steht es geschrieben. Les't Ihr!"

Und ich las. Der Grabstein hatte zwei Flügel. Ueber beiden standen die einleitenden Worte:

Hier in dieser Gott geweihten Stätte ruhen sanft ihrer seligen Auferstehung harrend und dem frommen Andenken und Gebete hiesiger Pfarrgenossen bittlich empfohlen die irdischen Reste des

Und nun folgte auf dem Grabsteinflügel links:

Hochgebornen
Karl
des heiligen römischen Reiches
Grafen von Mohr
Freiherrns in Landstein, Lichtenegg, Neuhaus, Gerichts-Inhabers auf Ober- und Nieder-Montani, Herrn von Tarantsberg, Hoch-Naturns, dann Falkenstein und Montelbon etc.
eines Freundes der Wissenschaften, vorzüglich der vaterländischen Geschichte,
geboren zu Dornsberg am 11. Dec. 1738,
gestorben in Latsch am 22. Juli 1808
mit
dessen Gemahlin der Frau Josefa geborene Reichsgräfin von Arz und Vaferg
auch dessen zwei im Jahre 1825 ihm nachgefolgten Söhnen Karl und Franz
Grafen von Mohr
nebst des ersteren Gattin, Johanna Gräfin von Alberti.
etc. etc. etc.

Als ich soweit gelesen, sah ich überrascht auf meinen Begleiter.

„Nun, junger Herr?" sagte er. „Hatte ich Recht, wenn ich behauptete, der alte Moor und seine Söhne Karl und Franz hätten wirklich gelebt?"

Gegen diesen Beweis ad oculos war allerdings nichts mehr einzuwenden, und ich hielt es für gerathener, alles ferneren Widerspruchs mich zu begeben. Desto mehr hatte ich zu denken. Die Uebereinstimmung der Namen war doch zu überraschend. Daß von Allem, was Schiller in der Familie des Grafen Moor vorgehen läßt, nicht das Geringste auf diese wirklich ehrenwerthe tyrolische Grafenfamilie Bezug hatte, davon überzeugte ich mich durch näheres Nachfragen in Meran sehr bald. Schiller konnte also unmöglich hier den Stoff zu seinen „Räubern" geschöpft haben.

Ich hatte also einen jener gewiß seltenen, aber interessanten Fälle vor mir, wo Dichtung zur Sage geworden war. Aus Unwissenheit oder Böswilligkeit — wer weiß das? — hatte man, geleitet durch die zufällige Uebereinstimmung der Namen, die Schiller'sche Tragödie zur Geschichte gemacht. Steht dieser Fall vereinzelt da? Wir halten es für eine beachtenswerthe Aufgabe, auch in dieser Richtung der Sage nachzuspüren. Waren nicht zum größten Theil die Sagen der griechischen Götterwelt ein Product der dichterischen Phantasie? Heißt es doch, Homer habe den Griechen ihre Götter geschaffen. —

Ich hatte damals nur eine Notiz in mein Tagebuch geschrieben, hingegen versäumt, eine Abschrift des Grabsteins aus Latsch mitzunehmen. Ich wandte mich deshalb vor Kurzem an den Pfarrer des Ortes, der mir mit dankenswerther Bereitwilligkeit den oben mitgetheilten Wortlaut der Inschrift übersandte. Aus seinem Begleitschreiben entnehme ich, daß die Mohr'sche Grafenfamilie noch in zwei Söhnen fortlebt, von denen der erstere, Namens Joseph, blind ist und in Meran oder Trient sich aufhält, der zweite, Namens Karl, in den Orden der Jesuiten getreten, wo er jetzt als einfacher Pater Mohr lebt. Mit dem Tode dieser Zwei stirbt dann die gräfliche Familie Mohr aus. Friedrich Dörr.

Ein Besuch bei den heulenden Derwischen in Cairo. Es war im Sommer 1860, als die Nachricht von dem entsetzlichen Blutbad in Damascus den ganzen Orient in Aufregung versetzte. Auch bei uns in Cairo besprach man ernstlich die Möglichkeit eines bevorstehenden Aufstandes der Muhamedaner, und die europäischen Consuln bestürmten den Vicekönig, strenge Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um gleich den ersten Versuch im Keime ersticken zu können. In dieser Zeit allgemeiner Aufregung begegnete mir eines Tages einer meiner Bekannten, ein Freund überspannter Genüsse, und raffinirt in der Art und Weise, wie er seine erschlafften Nerven von Zeit zu Zeit wieder in Schwingung zu versetzen weiß. Er lebte seit Jahren, blos um diesen Lebensberuf besser verfolgen zu können, im Orient.

„Wissen Sie was," redete er mich an, „jetzt sollten wir einmal zur Derwischmoschee reiten, es sollen ganz verteufelte Kerls aus Damascus und selbst aus Mekka angekommen sein, da bekommen wir gewiß ein vorzügliches Ballet zu sehen." Meine Einwendungen wußte er bald mit der ihm nie fehlenden Waffe des Spottes zu entkräften, und der nächste Freitag traf uns wirklich auf dem Wege nach der kleinen bei Alt-Cairo gelegenen Moschee. Dort angekommen, fanden wir bereits verschiedene elegante Equipagen und Esel vor der Thür, die uns bewiesen, daß wir nicht die einzigen waren, die sich das interessante Schauspiel auch unter diesen gefährlichen Umständen mit ansehen wollten. Wir traten in den Vorhof und sahen da bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Rings herum auf Divans saßen Araber und Türken, die sich zum großen Theil durch ihre Kopftracht, eine zuckerhutförmige graue Filzmütze, als Klosterderwische kennzeichneten. Die Laienbrüder, die sich in allen Ständen finden, trugen ihre gewöhnlichen Anzüge. Auffallend war mir, daß wir auch Negersoldaten unter ihnen bemerkten, da man im Allgemeinen annimmt, daß sich unter diesen erkauften Sclaven nur wenige befinden, die der Religion Mohamed's mehr als rein äußerlich zugethan sind. In der Mitte des Hofs unter einer großen Sykomore saßen auf eleganten Mahagonistühlen etwa 10 bis 15 Europäer. Der Schech der Derwische ließ uns Kaffee und Schibuk präsentiren, denn er betrachtete uns als seine Gäste, und so warteten wir der Dinge, die da kommen sollten. Bald erhoben sich auch die Derwische und traten gemessenen Schrittes in die Moschee. An der Thür legten sie die Schuhe ab, verbeugten sich dreimal bis zur Erde und ordneten sich dann in einem weiten Halbkreise um die Gebetnische herum, indem sie sich auf den ausgebreiteten Teppichen mit gekreuzten Beinen niedersetzten. Die Uebungen begannen. Eine Flöte, eine Pauke und noch ein paar andere erbärmliche Instrumente vollführten eine ohrenzerreißende Musik, zu welcher einige Capitel des Koran von einem Vorsänger abgeleiert wurden. Dann setzte sich der Schech vor die Gebetnische, mit dem Gesicht gegen die im Kreise herumlauernden Derwische, es mochten etwa 35 bis 40 sein, gewendet, und begann leise zu singen: Allah, Allah, Allah ut, indem er jedesmal bei der ersten Sylbe den Kopf etwas neigte. Der ganze Chor fiel dann ein und wiederholte etwa zehn Minuten lang unisono diese Worte unter fortwährenden Verbeugungen. Da sie immer nur denselben Ton sangen, aber immer stärker und stärker, so war es, als ob allmählich die ganze große Kuppel der Moschee auf diesen Ton gestimmt worden wäre, so schauerlich hallte das Gewölbe wieder. Endlich trat eine Pause ein, es wurde wieder ein Capitel aus dem Koran abgeleiert, und dann dieselbe Uebung so lange wie vorhin wiederholt. Schon funkelten die Augen der Derwische in wilder Begeisterung, als nochmals eine kurze Pause gemacht wurde.

Nachdem wieder ein Capitel aus dem Koran abgesungen war, erhoben sich die Derwische, einzelne warfen ihre Oberkleider und Mützen weg, so daß ihr Haar fußlang auf den Rücken wild herunterhing. Abermals begann die vorige Uebung; doch jetzt geschah die Verbeugung stehend aus dem Kreuz heraus, und so tief herunter, daß die fliegenden Haare die Erde peitschten. Der Gesang, oder vielmehr das Geheul, wurde immer wilder und wilder, so daß eine junge englische Lady neben mir, die bisher nur so bleich wie Wachs gewesen, jetzt die Farbe des Schnees annahm, und auch ich unwillkürlich nach der Thür sah und mir die Möglichkeit eines Kampfes überlegte. Während dessen waren zwei junge Derwische, die bis jetzt sich ruhig verhalten, in den Kreis getreten, und drehten sich, wie von einer Maschine getrieben, blitzschnell um ihre Achse, ohne dabei ihren Standpunkt auch nur einen Fuß breit zu verlieren. Die Arme waren weit ausgestreckt, eine Hand mit der innern, die andere mit der äußern Fläche nach oben gerichtet, ihre langen, sehr weiten Kleider bildeten die schönste kegelförmige Crinoline, ihre Augen blitzten und funkelten, doch ihr Mund war fest geschlossen, und Nichts verrieth, daß dieser rasende Tanz sie irgendwie anstrengte. Endlich, nachdem sie über 10 Minuten, ich hatte diesmal die Uhr in der Hand, so gewüthet, wurde das Zeichen zur Pause gegeben. Die Mehrzahl hörte auch auf, die Tänzer traten ab, doch einige der Heuler knickten noch eine ganze Weile, dumpf Allah, Allah murmelnd, mit ihrem Körper hin und her, ehe sie vollständig zur Ruhe gebracht werden konnten. Die Musik begann nochmals, und wieder wurde ein Capitel aus dem Koran abgeleiert, wie wir glaubten, zum Schluß des Gottesdienstes, als plötzlich zu unserm Entsetzen die Derwische sich noch einmal zu ihren Uebungen ordneten. Kaum hatten aber die wilden Verbeugungen etwa fünf Minuten gedauert, als schon bei verschiedenen der Schaum vor den Mund trat, ihr Geschrei zu einem dumpfen Röcheln erstarb, und sich alle Anzeichen der Epilepsie einstellten. Doch ihre Nebenmänner faßten sie fest, und ohne Unterbrechung dauerte der wahnsinnige Tanz weiter fort. Das ganze Gewölbe dröhnte in gewaltigen Schwingungen, die Stimmen der Einzelnen ließen sich gar nicht mehr unterscheiden, sondern Allah, Allah schien fort und fort die ganze Natur in Todesangst zu stöhnen. Die Fäuste der Derwische ballten sich, daß ihre Nägel blutig in's Fleisch drangen, und hatten Anfangs die Haare den Boden gepeitscht, so schlug jetzt mehr als eine Stirn auf den harten Marmor, ohne daß deswegen der Körper das Gleichgewicht verloren hätte. Der Wahnsinn leuchtete aus ihren Augen, es war grausig anzusehen, noch grausiger aber zu hören. Ich versuchte einmal, um nicht schwindlig zu werden, die Augen zu schließen, doch da war es noch viel schlimmer.

Eine Dame, ich glaube es war eine Griechin, wurde halb ohnmächtig von ihren Begleitern hinausgeführt. Da sah ich zum ersten Mal wieder nach meiner Nachbarin, doch wie erstaunte ich! Kühn war sie vom Stuhle aufgestanden, die kleine weiße Hand schwang nachlässig die Reitgerte, höhnisch zuckte die Unterlippe, sie hatte ihre volle Selbstbeherrschung wieder. Kein Moslem, selbst der rasendste Derwisch nicht, hätte sie in diesem Augenblicke anzurühren gewagt, sie hätte ihn mit ihren Augen zu Boden geschmettert. Da ertönte das Zeichen zum Halt. Fast alle kamen nur nach und nach unter gräulichen Zuckungen zum ruhigen Stehen, zwei wälzten sich auf der Erde in epileptischen Krämpfen. Nur mit Mühe gelang es den Andern, sie hinauszuführen. Einer indessen schien von Allah begeistert worden zu sein. Er setzte seine wilden Verbeugungen fort, brüllte wie ein Thier im Todeskampf, sprang hin und her, und versuchte endlich mehrmals, in großen Sätzen gegen die Mauer stürzend, sich den Kopf einzurennen. Da faßte ihn der Schech am Arm, und durch seine begütigende Ansprache kam auch er wieder zu sich. Er küßte jenem die Hand und taumelte zur Thür hinaus.

Jetzt erhob sich auch die europäische Gesellschaft und eilte in's Freie, viele gewiß recht froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Lächerlich aber nahm es sich aus, als man nun an der Thür für das gehabte Schauspiel um einen Bakschisch (Trinkgeld) angebettelt wurde; das zerstörte wieder alle Illusionen. Nur mit Mühe konnte ich übrigens einen deutschen Arzt, der uns begleitet hatte, abhalten, den im Hof noch immer in Krämpfen umhertaumelnden Derwischen beizustehen und ihnen wo möglich zur Ader zu lassen. Das hätte uns denn doch schlecht bekommen können. Als wir wieder auf der Straße waren und auf unsern Eseln friedlich zur Stadt ritten, die Sonne heiter wie immer schien und die ganze Natur im Feierkleide prangte, war mir, als hätte ich eben einen schweren Traum von mir geschüttelt. Und doch war es nackte Wirklichkeit! R—r in Cairo.

Literarische Notizen. Von G. A. Wislicenus, der seit seiner Uebersiedelung nach Amerika literarisch geschwiegen hat, dürfen wir nächstens ein größeres Werk, das Product jahrelanger Studien, erwarten. Wislicenus lebt, wie wir unseren Lesern bereits früher mittheilten, jetzt in Zürich, wo er an der Spitze einer bedeutenden Pensionsanstalt steht. — Eckhof und seine Schüler, der neueste Roman Otto Müller's, des bekannten Verfassers der „Charlotte Ackermann" rc., findet neuerer Zeit bei der Kritik wie bei... lesenden Publicum großen Anklang. Wenn wir auch nicht verschweigen wollen, daß die Einleitung etwas breiter und gedehnter gehalten ist als nöthig, so fesselt doch der Autor durch das Interesse, mit dem er seine Figuren zu zeichnen verstand, die Leser bis zum letzten Augenblick und liefert zugleich den abermaligen Beweis seiner Meisterschaft in Beherrschung culturhistorischer Stoffe. Allen Freunden einer gediegenen Lectüre empfehlen wir das Buch angelegentlichst. — Julius Rodenberg, der bisherige Redacteur des in Berlin erscheinenden „Deutschen Magazins" hat die Redaction dieses Blattes niedergelegt und wird nächstens in Gesellschaft seiner jungen Frau, einer geborenen Triestinerin, eine große Reise nach Italien und den Küsten der Adria antreten. Wir freuen uns, den Lesern dieses Blattes mittheilen zu können, daß Rodenberg von jetzt ab seine bedeutende literarische Kraft vorzugsweise der Gartenlaube zuwenden wird.

Für Theodor Körner's Pflegerin gingen mir wieder zu: 4 Thlr. 11 Ngr. Ertrag einer Sammlung im Hotel de Saxe in Leipzig, durch Ludwig Würkert — 1 Thlr. B. in Leipzig — 1 Thlr. Unbekannter aus Merseburg, mit einem längern Gedicht auf die wackere Matrone, aus welchem wir nur zwei Strophen mittheilen:

Heil Dir, dem braven Mütterlein,
Dem liebevollen, greisen,
Das einst ihm hat so wohl gethan,
Dem Sänger goldner Weisen,
Dem Sänger unsres Vaterlands,
Der gottgeweihten Lieder,
Die uns in schmerzbewegter Brust
Noch heute tönen wieder!

Heil Dir, Du Samariterherz,
Das so getreu ihn pflegte,
Und auf die heißen Wunden ihm
Der Kühlung Balsam legte!
Nur um sein Leben still besorgt,
Dir vor Gefahr nicht bangte,
Bis seiner Rettung sichern Port
Er bei dem Freund erlangte.

Ernst Keil.

Bei Ernst Keil in Leipzig erscheint:

Deutsche Blätter. Beigabe zur Gartenlaube. Herausgegeben von Berthold Auerbach.

Für Abonnenten der Gartenlaube Preis vierteljährlich 6 Ngr. 36 Neu-Kr. österr. W. — 21 Kr. rhn. Für Nichtabonnenten 12 Ngr. oder 72 Kr.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 15. 1863.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1¼ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem bairischen Hochgebirge.

Von **Herman Schmid.***

(Fortsetzung.)

Evi's Wangen glühten, ihre Pulse flogen; der Athem stockte, und der Busen schien das Mieder sprengen zu wollen, dennoch gewann sie es über sich und vermochte gelassen zu antworten. Eine lachende wonnevolle Aussicht, ein Bild voll Liebe und Glück hatte sich wie durch einen Zauberschlag vor ihren Blicken aufgethan, aber sie schloß herzhaft die Augen davor zu und wandte sich von der Lockung ab, nach einer Zukunft hin, eben so reich an höhern und farbolen Tagen der Freudelosigkeit, als die andere Seite von Leben und Sonnenschein schimmerte. „Es ist nicht das erste Mal, daß Du mich so fragst," sagte sie, „und ich mein', ich hab' Dir schon geantwort' darauf! Warum soll ich heut' anders reden, als vorgestern auf dem Schanten-Kaser? Ich sag' Dir, wie dazumal, Mentel, daß Du Dir das aus dem Sinn schlagen mußt — mit uns Zwei kann's niemals nichts werden!"

„Nein' mit so, Evi!" erwiderte zärtlich drängend der Bursche. „Ueberleg' Dir's wohl, denn es ist mein Unglück, wenn Du dabei bleibst . . . aber es ist nit Dein Ernst! Du sagst jetzt nur so, weil Du meinst, Du willst mir einen Verdruß ersparen, oder aus Zorn, weil Du Dich nit aufzwingen willst!"

Evi senkte die Augen. „Ich hab' Dir's gesagt, wie's ist!" flüsterte sie.

„Wie's Dir um's Herz ist? Gewiß und wahrhaftig so? . . . Ich kann's nit glauben, Evi . . . Es ist schon neulich was in Deiner Red' gewesen und in Deiner Weis', was mich gemahnt hat: Glaub' ihr nicht . . . sie verbirgt's nur . . . im Herzensgrund hat sie Dich doch gerad' so gern, wie Du sie. Und jetzt ist es wieder so! Und wenn Du auch noch so ein böses Gesicht machst . . . es ist was in mir, was mir sagt: Glaub' ihr nit — Almenrausch und Edelweiß die g'hören all'mal z'samm!"

„Du bildst Dir viel ein, Mentel," erwiderte sie verwirrt.

Er trat ihr näher, legte den Arm um ihre Hüfte, ohne daß sie es hinderte, und sagte noch herzlicher: „Ich bild' mir's nit blos ein, Evi, daß Du mich auch gern hast — ich weiß es gewiß! Inwendig, da in mir drin, hab' ich's schon lang gespürt," fuhr er zärtlich fort, indeß sie wortlos stand in steigender Bewunrung „. . . . sei heut' Nacht aber weiß ich's gewiß . . . ! Wie ich fort bin auf die Pürsch, bin ich an Deiner Kammerthür' vorbei kommen, Evi . . . da bin ich einen Augenblick stehen blieben und hab' Dir eine gute Nacht gewünscht in Gedanken . . . der Mond hat glöckelhell hereingeschienen auf den Boden — da hab' ich vor Dein' Thürgeschwell' was Weißes liegen seh'n, und wie ich mich gebückt hab' darnach, ist's der Zettel da gewesen . . . Es steht ein Spruch d'rauf: hör' zu, Evi, ob Du ihn nit kennst!"

Er las, während Evi glutbreth sich in die Lippen biß und mit den Blicken am Boden festgewurzelt schien:

„Hier liegen drei Buchstaben,
Damit will ich Dich begaben:
Der Erst' ist Gold und Edelstein,
Ich will Dich lieben ganz allein;
Der Zweit' ist Sammt und Seiden,
Will niemals von Dir scheiden;
Der Dritte der heißt Rosenroth —
Ich will Dich lieben bis in' Tod!"

„— Das ist ein altes Sprüchel —" stammelte Evi.

„Aber ist es nit von Dir? Hast es nit Du geschrieben? Von Einem von den Weibsleuten im Haus muß es sein — meinst, ich weiß nit, daß keine Andere drunter ist, die so schreiben kann wie Du! — Wirst den Zettel wohl aus Deinem Kasten vorstreut haben oder aus Deinem Gebetbüchel! — Nein', ist er nicht für Deinen Schatz?"

„— Und wenn's so wär' — warum müßtest gerad' Du der Schatz sein?"

„Weil in dem einen Eck von dem Zettel," sagte der Bursche zärtlich, „Dein Nam' steht, Evi, und in dem andern — der meinige! Wüßt es jetzt noch leugnen, Evi . . .?"

„. . . Das sind Kindereien . . ." sagte sie entschieden, wenn auch etwas unsicher, und machte sich von Mentel frei. Dieser konnte nichts erwidern, denn der Bauer, der inzwischen die Mutter in eine Ecke hineingezogen und zornig in sie hinein gered't hatte, brach wieder los.

„Wie lang soll die Komödie noch dauern?" rief er. „Es wird doch nichts d'raus in alle Ewigkeit, und wenn Ihr Euch noch so viel Müh' gebt, mir und Euch selber wird weiß zu machen!"

„Hab' keine Sorg', Bübelbauer," sagte Evi und trat ihm ernst und ruhig einige Schritte näher. „Wenn ich auch keine

* Mehreren meiner Erzählungen, wie „das Wichtel" — „der Holzgraf" — „die Huberbäurin" — „das Schwalbert" ꝛc. ist bisher die Aufzeichnung geworden, für die Bühne bearbeitet zu werden. Ich verfenne keineswegs das Schmeichelhafte, was hierin für mich liegt, aber ich bin gleichwohl zu der Erklärung veranlaßt, daß ich die dramatische Bearbeitung künftig nur dann gut heißen kann, wenn sich die Herren Verfasser direct mit mir darüber verständigt haben.

München, 1863.

Dr. Herman Schmid.

Raufaneriu bin, sondern nur ein hergelaufenes Weibsbild, so bin ich doch aus dem Lenggries dadeim und viel zu stolz, als daß ich mich in ein Haus einbetteln möcht', wo man mich nit haben will! Und wenn mir das Herz brechen sollt', lieber will ich meiner Lebtag als Dienstbot'rumfahren mit meinem Wanderbündel, als so heiratheu! Ich nehm' Keinen, Bühelhauer, wenn nicht der Schwiegervater zu mir kommt und mich bitt', daß ich seinen Sohn nehmen soll! Ja," fuhr sie gereizt fort, als der Bauer in spöttisches Lachen ausbrach, „so wie ich jetzt vor Dir steh', mit aufgehobenen Händen muß er kommen und mich bitten!"

„Da kannst lang' warten!" rief der Bauer und lachte noch höhnischer und lauter.

„Das ist meine Sach' und mein Ernst ist es auch!" entgegnete Evi rasch. „Also sind wir fertig mit einander, glaub' ich, und wenn Du mich vor einer Stund' noch so gelobt hast, ist meines Bleibens doch nimmer auf dem Bühelhof und in der Raufau . . . also jahl' mich aus, Bauer, und laß mich in Gottes Nam' um ein Haus weiter geh'n mit mein' Wanderbündel!"

„Bater, thu's nit!" rief Mentel heftig. „Laß' sie nit geh'n — ich kann die Evi nit lassen, und wenn sie fort muß, lauf' ich auch auf und davon!"

„So lauf' zu, Unnutz!" zürnte der Bauer. „Lauf' ihr nach, wenn sie Dir mehr ist als Vater und Mutter und Haus und Hof! Hinaus kannst jede Stund' — ich werd' Dich nit aufhalten — aber herein kommst Du mir nimmer, so lang ich ein offenes Aug' hab'! Ich brauch' Dich nit, Mentel — lauf zu und probir's, ob Du's zuwegen bringst ohne mich!"

„Thu's nit, Mentel," sagte Evi und bot ihm die Hand, indem sie ihn mit einem Blicke anfah, wie ihn aus diesen schönen blauen Augen noch keiner begegnet war. „Denk' an's vierte Gebot nur fei gescheidt! Du wirst es schon verwinden, Mentel — glaub' mir's, Du wirst ein viel besseres und schöneres Weib finden . . ."

„Und Du, Evi, Du? Du wolltest wirklich fort? Was willst Du anfangen?"

„— Ich will ein ehrlicher Dienstbot' bleiben und Gott vor Augen haben wie bisher. . . Was liegt an einem solchen hergelaufenen Weibsbild, wie ich bin!"

Ihre Stimme brach in mühsam zurückgehaltenem Schluchzen; der alte Bauer aber trat fest vor sie hin. Er hielt das Landgerichtliche Schreiben in der Hand, das er, wie von einem plötzlichen Einfall überrascht, während der letzten Reden des Paares ergriffen und zerknittert hatte. „Und hab' ich Dir Unrecht gethan?" rief er streng. „Bist Du etwan nit, was ich Dich gheißen hab'? Hast Du nit selbst gesagt, Du bist aus dem Lenggries, und heiß't Du nit Evi?"

„Eva Klostermairin," sagte sie ruhig, „das ist mein' Nam'!"

„Und ein Jahr ungefähr bist bei uns herinnen in der Raufau — nit wahr? Dann ist es schon richtig . . . dann will ich Dich nit aufhalten, Mentel," fuhr er, gegen diesen gewendet, mit verächtlichem Hohne fort, „dann geh' nur — kannst Deine saubere Braut gleich hinein begleiten nach Bertelsgaden in's Landgericht. . . ."

„Vater . . ." stammelte der Bursch, und auch Evi blickte entsetzt nach dem Bauer.

„Da in dem Schreiben steht's," sagte dieser. „Es ist ein Befehl vom Landgericht an den Gemeind'vorsteher - ich soll ein liederliches Weibsbild aufsuchen, aus dem Lenggries, das vor ungefähr einem Jahr in ihrer Heimath davon gelaufen ist und der Gemeinde ihr Kind auf der Schüssel gelassen hat. . . Ich mein' ich brauch mich nit viel anzustrengen mit dem Suchen . . . das Weibsbild heißt auch Eva Klostermairin. . . ."

„Mein Bas't," flüsterte Evi in sich hinein, erschrocken und so leise, daß nur sie selber es vernahm.

Mentel hatte es getroffen, wie ein Blitz; mit brechenden Knieen schwankte er dem Tische zu. „Vater," rief er, „Du sagst ja, daß das mit sein kann! Das muß eine Irrung sein . . . solche Namen giebt's mehr. . . ."

„An einem und demselben Ort? — Aber meinetwegen, sie soll selber reden. . . Wann sie's nit ist, die das Landgericht sucht, wird sie sich wohl ausweisen können!"

Evi schwieg und ließ ihren Blick finster und wie vorwurfsvoll von dem einen der Anwesenden zum andern gleiten. Zwischen ihr und Mentel hatte sich eine Kluft gerissen, die unausfüllbar war, über welche keine Möglichkeit hinüberzutragen vermochte — wie eine Erleuchtung durchzuckte sie der Gedanke, Mentel die unvermeidliche Trennung weniger schmerzlich zu machen, wenn sie diesen Irrthum benützte und seiner unwirdig erschiene . . . dann war er gerettet für immer, war wieder ausgesöhnt mit Vater und Mutter. . . .

„Red', Evi," sagte Mentel vor Aufregung fast keuchend, „mach' Dich und mich nit unglücklich und red'! Nit meinetwegen, Evi — ich kenn' Dich ja und leg' die Hand für Dich in's Feuer . . . aber red', damit die zu Schanden werden, die so was von Dir glauben können! . . . Bist Du . . ."

„— Ich bin die Eva Klostermairin . . ." sagte sie mit absichtlichem Doppelsinn. Wie besinnungslos tammelte Mentel von ihr hinweg; der Bauer hatte sich an seinen Tisch gesetzt, die Bäuerin hielt das Gesicht mit der Schürze verhüllt; eine schwere lastende Stille trat ein, wie nach einem zerschmetternden Gewitterstreiche Alles anglloll lauscht und davor zurückbebt, den ganzen Umfang der Zerstörung zu überschauen.

„. . . Bahl' sie aus, Bäuerin," sagte nach einiger Zeit der Alte, ohne sich umzublicken. „Sie soll fort geh'n in der Still" — ich will nichts davon wissen, wer sie ist — aus meinem Haus soll sie mit auf's Landgericht geliefert werden — dem, was ihr gehört, lauft sie doch nicht davon!"

Mentel lag mit Gesicht und Armen unbeweglich über den Tisch gebeugt; nebenan zählte die Frau Evi in klingenden Silberlen Liedlohn vor. „Ich bedank' mich für Dein' Dienst, Bühelbäuerin, und für alles Gute, was Du mir gethan hast . . ." sagte sie mit schmerzgepreßter Stimme und haschte nach ihrer Hand, um einen Kuß darauf zu drücken. Die Frau zog hastig die Hand zurück und sagte halblaut und abgewendet: „B'hüt' Dich Gott — mach' nur, daß Du bald heim kommst zu Deinem verlassenen Kinbel. . . ."

Evi stille schluchzend der Thüre zu; Mentel machte eine Bewegung, als wolle er aufspringen und sie zurückhalten, sank aber im nächsten Augenblick in seine vorige Stellung zurück.

Die Thüre ging auf — und in ihr stand der Gensd'armerie-Brigadier.

„Da haben wir's," sagte der Bauer, ihn erblickend, und flüsterte Evi, die zurückgetreten war, wie entschuldigend zu: „Das ist mit meine Schule, so hab' ich's mit gewollt, daß sie Dich vom Bühelhof wegführen sollen. . . . Was verschafft uns die Ehr', Herr Brigadier?" sagte er dann, während dieser das Zimmer und die Anwesenden überblickte und mit seinem Eintritte zögerte.

„Es thut mir leid," erwiderte der Brigadier, „sehr leid, daß ich es sagen muß — aber ich such' einen Verstanten!"

„In Gottes Namen!" sagte der Bauer. „Wenn's nit anders sein kann, muß man sich d'rein geben!" Die Bäuerin aber weinte und jammerte über die Schande, die dem Bühelhof widerfuhr.

„Nun," sagte der Gensd'arm etwas verwundert, „wenn Ihr es schon wißt . . ."

„Wir wissen Alles . . ."

„Dann bin ich um so mehr charmirt, daß Ihr so gefaßt und so resolut seid! Ihr habt auch Recht — vielleicht geht's besser aus, als man denkt! — Also voran, Mentel — ich hab' keine Zeit zu verlieren!"

„Was wollt Ihr mit meinem Sohn?" rief der Bauer, während Mentel betroffen aufsprang. „Dort steht der Arretant!"

„Die da?" sagte der Brigadier, das Mädchen musternd. „Hab' noch keinen Befehl dazu — jetzt bin ich wegen dem Mentel da!"

„Wegen meinem Sohn? Und warum?"

„Habt Ihr nit gsagt, Ihr wißt Alles schon? — Er hat den Jäger-Gaberl gestochen heut Nacht — der liegt draußen am Kniebis auf Leben und Sterben!"

Wie eine Maschine, deren Räderwerk plötzlich abgerissen, klappte der Alte in seinen Stuhl zusammen; die Mutter sank zuckend und noch bleicher als sonst — Mentel fuhr sich wie rasend über Haar und Stirn. „Vater — Mutter," schrie er außer sich, „laßt Euch nit erschrecken! Es ist nit wahr — es muß eine Irrung sein — ich bin unschuldig!"

„Das wird sich wohl zeigen," entgegnete kaltblütig der Brigadier. „Der Gaberl ist schon verhört worden, weil er wahrscheinlich den Abend nicht mehr erlebt — er hat auf seinen Eid ausgesagt, daß Du ihm heut Nacht begegnet bist in der Wimbachklamm und hast ihm den Stich versetzt!"

„Also doch?" rief der Bauer, der sich wieder zu sammeln be-

gann und wie krampfhaft aufrichtete. „Alſo biſt Du ſo ſchlecht und haſt mir noch ſo frech in's Geſicht gelogen?“

„Ich bin gewiß und wahrhaftig unſchuldig,“ jammerte Mentel, „ich bin mit keinem Fuß hinein gekommen in die Klamm!“

„Das hilft nichts,“ ſagte der Brigadier achſelzuckend, „es trifft Alles gar gut zuſammen! Warum iſt Dein Janker zerriſſen und Dein Geſicht blutig geſchunden — accurat, wie's der Jäger angegeben hat?“

„Weil ich geſtürzt bin — über eine Schneid' hinunter geſtürzt ...“ rief Mentel haſtig.

Der Brigadier aber fuhr unerſchütterlich fort: „Was haſt nachher draußen zu thun gehabt in der Nacht? Der Gaberl hat Dich ganz deutlich erkannt, trotz der Finſterniß und trotz Deines geſchwärzten Geſichts!“

„... Ich war aber gar nicht gewärzt!“

„Das kannſt leicht ſagen! Wirſt Dich wohl abgewaſchen haben ... und woher kommt denn nachher der Ruß — da am Ohr' und am Backen?“

„Weil ich mich in eine Kohlhütten geflüchtet hab',“ ſagte Mentel leiſe und ſelbſt erliegend unter der Laſt der Anſchuldigungen, denen er nicht zu widerſtehen vermochte.

„Sehr charmirt,“ ſagte der Brigadier, „wenn Du das beweiſen kannſt! Jetzt liegt einmal der Verdacht auf Dir, und ich kann Dir nicht verhehlen, daß es ſchlimm ausſieht mit Dir — alſo nach' Dich reiſefertig; bei Gericht drinnen werden ſie's ſchon auseinander klauben!“

„Ich gehe nicht,“ rief Mentel wie ein Raſender. „Vater, hilf mir ... bei meiner Seel' und Seligkeit — ich hab's nit gethan!“

„Verſchwör' nit auch noch Dein ewig's Glück,“ ſagte der Bauer abgewendet, „Dein zeitliches haſt ſchon verſcherzt und verloren! Geh' lieber in Dich und leg' Dich nit auf's Leugnen, wie die rechten Spitzbuben!“

„Jeſus — Maria!“ ſchrie Mentel wieder, „ſag' das nit, Vater! Stoß Dein' Sohn nit ſo von Dir!“

„Ich hab' keinen Arreſtanten zum Sohn,“ ſagte der Alte hart, „und keinen, der auf dem Weg iſt in's Zucht ....“

„So glaubt mir denn kein Menſch, daß ich unſchuldig bin?“ jammerte der Burſche und ſank vor der Bäuerin in die Kniee, das Geſicht in ihrem Schooße verbergend. „Du, Mutter — Du kennſt mich — Du mußt mir glauben!“

„Wie kann ich denn, wenn Alles gegen Dich zeugt?“ erwiderte ſie weinend.

„... Ich glaub' Dir, Mentel!“ ſagte Evi, welche leiſe hingutreten war und ihm die Hand auf die Schulter legte.

Als ob ihn eine Natter berührt hätte, ſchüttelte er die Hand ab und ſprang auf: „Weg von mir, Du Abſcheuliche!“ rief er. „Rühr' mich nit an! Ich bin ein verlorener, ein elender Menſch ... aber Du haſt mich am elendeſten gemacht! Geh' mir aus dem Weg', und wenn ich in's Zuchthaus muß, ſo will ich ein ehrlicher Kerl bleiben und nichts mit Dir zu thun haben, Du Vagabundin, Du!“

Evi erwiderte nichts, ſondern ſchritt der Thüre zu, während Mentel dem Brigadier zurief: „Gehen wir, Herr Brigadier — ich bin ſertig auf dieſer Welt!“

Der Gends'arm hatte ſeine Brieftaſche hervorgezogen und zögerte noch etwas. „Es fehlt nur noch, daß der Vorſteher mir meinen Rapport unterſchreibt ... aber ich will zum Gemeindspfleger gehen — das wär' doch zu hart für den Vater ...“

„Geben Sie den Zettel her,“ ſagte der Bauer, „ſo lang' ich Vorſteher bin, thu' ich meine Schuldigkeit. —“

Er unterſchrieb mit ſicherer Hand und blieb aufrecht ſtehen, bis der Brigadier mit ſeinem Gefangenen aus der Stube war. Evi hatte ſich ſchon zuvor unbedachtet hinausgeſchlichen. Als die Thüre ſich ſchloß, knickte er ſchweigend in den Stuhl zuſammen; die Mutter taſtete wie ſchwindelnd um ſich und glitt neben der Bank zu Boden. „Jetzt iſt es aus,“ ſtöhnte ſie, „ganz aus.... Jetzt kannſt alle Stund' gehn, Vater, und kannſt mir die Truhen beſtellen!“

4. „Die heiligen drei König.“

Mehr als ein halbes Jahr und mit ihm der Winter war vorüber; das ſonnige Pfingſtfeſt hatte deſſen Macht auch in den innerſten Bergthälern gebrochen, und es war erklärlich, warum vor dem Wirthshauſe „Am Stein“ bei Berchtesgaden ſo ungewöhnlich viel Gäſte verſammelt waren und ſich im Freien herumtrieben. Die Luft war warm, würzig und mild; der „Stein“, der rieſige Felskoloß, welcher das in ſeinen Schutz geflüchtete Wirthshaus gewaltig überragt, war ſchon mit Grün bedeckt, denn die herabhängenden Flechten und Moose trieben neue Sprossen, an Weide, Hartriegel und Wildrose brachen friſche Blätter auf, und dazwiſchen hatte der Schleehenſtrauch die nackten ſchwarzen Spitzen über und über mit weißen Blüthen beſteckt. Die Wieſen, links vom Hauſe, über welche man fernhin Dächer und Thürme des Marktfleckens erblickt, leuchteten im ſaftigſten Rasenſchmuck, reichlich verziert mit Primeln und Rannuckeln, Felsnelken und Bergißmeinnicht, die wie verſtöhlet ſtreckenweiſe dicht bei einander ſtanden; rechts hoben ſich die ſtattlichen Buchen und Ahornbäume, unter welchen Sitzplätze für die Gäſte angebracht waren, und rauſchten mit den jung belaubten Kronen luſtig inemander — gegenüber, gerennt durch das jenſeit des Sträßchens ſteil abſinkende Thal, richtete ſich der hohe Göll breit, ernſt und erhaben empor in den friſchen Rasenfleiß, das ſeine Scheitel umwallt, mit dem dunklen Wald gürtet, der ſeine Mitte ſchützt, mit dem Schneeſchmuck auf der Bruſt und dem Eisdiadem um die Felſenſtirne, das nur manchmal und auch dann nicht völlig der glühenden Julisonne weicht. Zudem war „Freinacht und Tanzmuſik“ im Wirthshauſe, denn es galt die Nechtkirchweih' in dem unſcheinbaren, aber baumumrauſchten und andachtſchauernden Kirchlein, das damals — vor genau vierzig Jahren — noch nicht um eine proſtige gothiſche Capelle verlaufcht und als Eigenthum eines Großen der Erde öde gelegt und umzäunt worden war.

An den Tiſchen unter den Bäumen lebte und ſchwirrte und ſummte es wie um einen ſchwärmenden Bienenſtock; aus allen Thälern und von allen Hängen ringsum waren die Bauern herzugewandert, mit Weib und Kind, Burſchen und Mädchen in ihrer eigenthümlichen, damals von ſtädtiſchen Schnitten und Mustern noch weniger entſtellten Bergtrachten. Unter den Laubbäumen ſelbſten ſie und da auch Gruppen von Bewohnern des nahen Marktes nicht, Bürger und Salinen-Arbeiter, die einen freien Abend hatten, Holzſchnitzer, die es einmal gewagt, ſich von der Werkbank loszuſchrauben, und etwa der Oberſchreiber vom Rentamt oder Landgericht alls Wurzel Ausläufer des regierenden Beamtenthums. So munter und laut es vor dem Hauſe zuging, wurde die Fröhlichkeit doch übertroffen und übertönt durch Clarinette und Trompete, die aus den offenen Fenſtern des Hauſes ſchnetterten und pfiffen, und vom mürriſchen Gerumpel einer Baßgeige unterſtützt, es weithin verkündeten, daß das junge Volk ſich dort zu den Freuden des Tanzes zuſammengefunden.

Zwiſchen den Zechtiſchen und Bänken vor dem Hauſe ſchritt der Jäger Gaberl im grauen, grünverbrämten Sonntagsrocke mit Stutzen, Jagdtaſche und Hirſchfänger hin und wieder und ſpähte mit ſteigendem Mißmuth ringsum nach einem leeren Platze, um ſich niederlaſſen und auch an dem allgemeinen Vergnügen Theil nehmen zu können. Die Bauern bemerkten ihn und ſeine Abſicht wohl; es wäre auch möglich geweſen, durch Aneinanderrücken ein annehmbares Plätzchen zu gewinnen, aber ſie wollten nicht und machten ſich's noch bequemer und breiter als zuvor. Jeder Jäger war ihnen verhaßt: die Jagd war damals noch ein ziemlich allgemeines Vergnügen der Bauern in jenen Gegenden; es war, als ob ſie noch eine dunkle Erinnerung aus der Zeit bewahrt hätten, in welcher ſie als Herren von Grund und Boden auch den Wildbann geübt, und die ſtrenger gehaltene Ordnung des ſeit einem Jahrzehnt eingezogenen baieriſchen Regiments wollte ihnen nach der ſchwachen Herrſchaft nicht einleuchten, die ihnen aus den letzten Jahren der macht- und kraftlos gewordenen geiſtlichen Probſtei noch in der Erinnerung war. Gegen Gaberl hatte die Abneigung noch einen beſonderen Grund; ihm gab man die Schuld, daß der Mentel vom Wühelhefe in der Ramſau, einer der ſauberſten, kräftigſten und wackerſten Burſchen der ganzen Landſchaft, in Schande und Strafe gerathen war. Man fragte und grübelte nicht viel darüber, ob es mit Recht oder Unrecht geſchah, ob Mentel ſchuldig war oder nicht; ſelbſt alle die kleinen Fehden und Feindſchaften zwiſchen den Burſchen der einzelnen Thäler oder Dorfſchaften, ſonſt auf Leben und Tod verſechten, waren vergeſſen und ruhten eine Weile; das Volk vereinigte ſeinen Haß gegen den gemeinſamen Feind.

Dem Jäger war dieſe Stimmung kein Geheimniß, aber ſie

irrte ihn nicht, und die Abneigung, die man ihm erwies, gab er reichlich zurück; er wandte ihnen hinwieder den Rücken zu und sah sie mit Blicken der Geringschätzung an, die denen ihres Hasses ebenbürtig waren.

„Guten Abend," rief ihn einer der Burschen mit spöttischem Seitenblicke an, „es ist recht schad, daß Ihr so spät kommt — vor einer halben Viertelstund' hätt's noch Platz genug gegeben, da bei uns!"

„Ich will keinen Platz bei Euch!" erwiderte Gabert giftig. „Der Platz, wo Ihr Alle von Rechtswegen hingehört, ist ganz anderswo!"

„Und wo denn nachher?" rief es grollend entgegen.

„Das sag' ich Euch, wenn ich einmal besser Zeit habe," war die Antwort; „jetzt mag ich nur mit ordentlichen Leuten zu thun haben!" Damit schritt er dem Ende der Sitzplätze zu, wo unweit der Straße ein kleines Tischchen angebracht war, mehr um den Ueberfluß der Gegend zu geben, als um zum Rechtsich zu dienen. Die Bauern sahen ihm grimmig nach und steckten flüsternd die Köpfe zusammen; das Unwetter stand ausgedehnt im Luftkreise, aber noch grollte es von ferne und harrte des Augenblicks, sich entladen zu dürfen.

„Mit Verlaub," sagte der Jäger zu dem dort allein sitzenden und städtisch gekleideten Gaste. „Da giebt's wohl noch ein Plätzchen für mich! — Was seh' ich!" rief er dann, als der Fremde sich ihm zuwendete und leicht bei Seite rückte. „Der Herr Reinthaler! Sind Sie auch wieder da! Habe Sie ja seit vorigem Herbst nicht mehr gesehen — wissen Sie, seit dem siebten Abend, wo wir damals im Scharten-Kaser zusammengetroffen sind! Da sieht man's — Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Leut'!"

„Ich bin gestern angekommen," sagte der Maler, „und will den Sommer in der Schönau zubringen! Die Gegend ist unerschöpflich an Schönheit aller Art!"

„Das wohl," entgegnete achselzuckend der Jäger, „die Gegend wär' schon recht — aber die Leut', die Leut', die sind einmal zu schlecht! Wenn ich die Gegend anschaue, kommt mich das Fortgehn auch schwer an, wenn ich aber an die Leute darinnen denke, geh' ich lieber heut' als morgen!"

„So wollt Ihr fort?"

„Allerdings. Ich habe heut' beim Forstmeister in Berchtesgaden meine Abschieds-Aufwartung gemacht, drum bin in solcher Gala. Ich bin hinaus versetzt worden in die Ebene, bin selber Forstwart geworden . . . es hätte auch nicht mehr gut gethan, mit mir und dem Bauernvolk!"

„Ich glaube das," erwiderte der Maler. „Ihr habt es etwas gar scharf angepackt, und wie ich Euch schon bei unserem letzten Zusammentreffen gewarnt habe . . . Allzu scharf macht schartig!"

Der Jäger hob eben den frisch gefüllten Maßkrug und blies den Schaum davon hinweg, schielte aber dabei spöttisch nach dem Maler hinüber. „Ja so," sagte er, nachdem er getrunken, „das hätt' ich beinahe vergessen! Sie sind ja auch ein Wildbiebs-Advocat, Einer von denen, die's den Spitzbuben recht bequem machen wollen und sie mit Pelzhandschuhen anfassen möchten! Sind Sie denn noch der alten Meinung? Ich hab' wohl Unrecht gethan, daß ich den Kerl hineingebracht habe? Ich hätte wohl sein still halten und mich von ihm abstehlen lassen sollen?"

„Ich versteh' Euch nicht. Ich bin, wie gesagt, gestern angekommen und weiß nicht, was geschehen. Von wem redet Ihr?"

„Von wem sonst, als von dem übermüthigen, stürmischen Burschen, mit dem ich schon voriges Jahr im Scharten-Kaser aneinander gerathen bin! Sie waren ja dabei und haben mich zurückgehalten! Ich hab's damals schon gewußt, daß er mir noch einmal eingeht — und es ist auch so eingetroffen schon am andern Tag. Mich wundert, wenn in der Stadt nichts von der Geschichte erzählt worden ist — aber wenn Sie's nit wissen, kann ich's Ihnen wohl sagen . . ."

Er erzählte und blies dabei mit sichtbarem Wohlbehagen die Tabakwolken aus seiner Ulmerpfeife vor sich hin. „Er hat freilich geleugnet bis auf den letzten Augenblick," schloß er dann, „aber es hat ihm nichts geholfen — die Ueberweisung war allzu stark. Die Schwärzer hatten auf ihn ausgesagt, daß er in der Nähe gewesen, als Wildvieh war er auch bekannt und als ein abgesagter Feind von mir, so hat man nicht viel Federlesen mit ihm gemacht. Es war sein Glück, daß der Stich nicht tiefer gegangen war und daß ich mit acht, neun Wochen Bettzhiten davon gekommen bin, sonst wär's ihm an den Kragen gegangen. So ist das Messer abgeglitscht, und er ist davon gekommen mit Zuchthaus auf unbestimmte Zeit!"

„Armer Bursche!" seufzte Reinthaler. „Das ist ein schlimmer Boden für die an frische freie Luft gewöhnte Bergpflanze! Aber der Fall kommt wieder, wie sehr ich Recht habe . . . die Furcht vor großer Strafe hat den Burschen in eine noch größere hineingejagt! Armer Bursche," wiederholte er und setzte noch betrübter hinzu: „Und armes Mädchen!" Vor seiner Seele stand das volle Bild des fröhlichen Almerlebens im Scharten-Kaser, und die damals aufgegangene Vermuthung warf ihr Streiflicht darüber. „Wo ist das Mädchen hingekommen?" fragte er dann.

„Sie meinen wohl die Evi, die Sennerin?" entgegnete der Jäger mit lauerndem Blick. „Die ist von ihrem Bauern mit Schand' und Spott fortgejagt worden — sie hat sich auch schlecht aufgeführt . . . Man redet nicht gern davon!"

„Unbegreiflich!" sagte Reinhaler mißtrauisch. „Selbe ich mich in diesem Mädchen so sehr betrogen haben? Und wo ist sie jetzt?"

Der lauernde Blick des Jägers wurde noch schärfer. „Stellen Sie sich nicht an, als wenn Sie's nicht wüßten . . ."

„Wie sollt' ich! Muß ich Euch nochmal sagen, daß ich erst gestern angekommen bin?"

„So schauen Sie dorthin!" sagte Gaberl leise und deutete mit dem Finger unmerklich in das Gebränge. Der Maler verfolgte mit den Augen die eingeschlagene Richtung, und über seine Züge glitt ein flüchtiges Roth, das dem spähenden Jäger nicht entging. „Sieht es so?" brummte er in sich und seinen Krug hinein. „Ist es mir doch schon im Kaser verdächtig vorgekommen — aber weil ich die Fährte einmal habe, will ich sie so wenig wieder verlieren, als mein Schweißhund!"

„Das Mädchen ist noch schöner geworden!" rief Reinthaler, der inzwischen Evi nicht aus den Augen verloren hatte, wie sie, sich durch das Gedränge windend, dem Schenkmädchen einen Arm voll Krüge nachtrug. „Und wie der grüne Lenggrieser-Hut sie kleidet! Ich brauche eine solche Figur in eins meiner Bilder — ich muß sie begrüßen und anreden, daß sie mir dazu sitzt!" Er erhob sich rasch und wollte fort, hielt aber flüchtig inne, um noch dem Jäger zuzurufen: „Wir treffen uns wohl wieder?"

„Gewiß," erwiderte Gabert tückisch, „und das vielleicht recht bald!"

Er sah Reinthaler nach, dann stützte er die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf darein und sah unbeweglich vor sich hin — dunkle Pläne und Vorsätze jagten durch sein Gemüth wie Wetterwolken durch einen rauhen sonnenlosen Tag. Er bemerkte darüber nicht, wie es dämmerte und wie allgemach die meisten Gäste sich verloren, entweder die verschiedenen Wege in ihre Heimath antretend oder sich dem Hause zuwendend, in welchem der Pfefferl-Tanz oder der Kaminfeger getanzt wurde, einer der landesüblichen Scherze, wie sie bei keiner Nachtkirchweih fehlen durften.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Oberpräsident.

1.

Wer vor etwa 30 bis 40 Jahren durch die Berge, Thäler und Ebenen Westphalens reiste, erinnert sich wohl, einer merkwürdigen Persönlichkeit begegnet zu sein. Es war ein alter, kleiner Mann im blauen Leinwandkittel, wie ihn der gewöhnliche Westphale trägt, eine blaue preußische Dienstmütze, mit rothem Streif und schwarz-weißer Cokarde, bedeckte das graue, dichthaarige Haupt. Bekleidet war er gewöhnlich mit hellen Beinkleidern oder landesüblichen Gamaschen; den Stock in der Hand, die qualmende kurze

Der alte Bincke.

Pfeife mit ſilberbeſchlagenem Maſerknopf im Munde, ſo ſchritt er raſch daher. Ein rundliches Geſicht, mit etwas kurzer, aufgeſtülpter Naſe zeigte auf den erſten Blick nichts Ungewöhnliches, doch blickten bei längerm Anſehen die Augen lebendig, ſcharf und geſcheidt genug umher. Der geſchloſſene Mund mit etwas aufgeworfener Unterlippe verrieth Wohlwollen, aber auch entſchiedene Energie und kluges Selbſtbewußtſein; die ganze Figur, Gang und Bewegung machte den Eindruck des Leichtbeweglichen, der raſchen Entſchiedenheit, der lebendigen Theilnahme an Allem, was um ihn her lebte, webte und vorging. Wem dieſer Mann im blauen Kittel auf Chauſſeen, Feld- und Waldpfaden begegnete, konnte den Unbekannten leicht für einen weſtphäliſchen Bauer, für einen ländlichen Beamten

oder so etwas halten, denn er trug nicht selten die Embleme des Dienstes, ein Actenstück oder eine Ledermappe mit Schriftwaren in der Tasche oder unter dem Arme mit sich herum, ohne daß man wunderviel dahinter suchen mochte.

Aber den nämlichen Mann mit Dienstmütze und blauem Kittel sah man, wie er raschen Schrittes über die Straße der Stadt eilte, gefolgt von allerhand dienstbeflissenen, schwarzbefrackten Herren in Hüten, denen man es ansah, daß ihnen der kleine blaue Domino keineswegs gleichgiltig war.

Noch mehr. Wenn Wege und Straßen im Festschmucke prangten, wenn die bewimpelten Häuser und die Glocken der Thürme der wogenden Volksmasse den Einzug des Thronfolgers oder Königs verkündeten, wenn der Sechsspänner heranstürmte und der Monarch im grauen Soldatenmantel freundlich grüßte: dann saß gar oft neben ihm der Mann mit dem klugen Gesicht und dem nämlichen blauen Kittel, in welchem man ihn draußen in Flur und Wald begegnete. Auch die Pfeife war selbst neben dem Landesfürsten nicht vergessen.

Dieser Mann war kein Anderer, als Freiherr Ludwig von Vincke, der Oberpräsident von Westphalen.

Werfen wir, ehe wir zur Schilderung des Mannes übergehen, einen Blick auf dieses Westphalen und seine Bewohner.

Bekanntlich scheidet sich Westphalen in zwei sehr verschiedene Landschafts- und Bevölkerungsmassen: in das Flachland, welches sich von der Egge und dem Haarstrang, im Norvosten vom Teutoburger Waldgebirge begrenzt, gegen Westen nach Holland, Hannover und Oldenburg zu jenen unabsehbaren Haideflächen und Torfmooren ausbreitet, und in die gebirgigen Landestheile, sittlich vom Haarstrang und der Egge, das Paderbornerland, Sauer- und Siegerland, die Grafschaften Ravensberg und Mark.

In dem einsamen Sand-, Moor- und Haidelande nun, in jenem Bann- und Buschgrün, jenem tiefen Frieden, wo jedes Bauernhaus wie im Haine vergraben liegt, wohnt ein sehr merkwürdiger Menschenschlag. Er ist je nach den verschiedenen Landstrichen verschieden, ohne seine specifisch zusammengehörigen Seiten zu verleugnen. Der Westphale zeigt im Ganzen einen starken, kräftigen Wuchs, er liefert ausgezeichnete Beiträge zum Gardecorps nach Berlin, ist breitschultrig und hübsch gewachsen, sein Naturell seinem Boden angemessen. Hager und sehnig mit scharfen, schlauen, tiefgebräunten, vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen, die Frauen voll früher, üppiger Blüthe, aber mit eben so frühem, ergrauendhaftem Alter, so begegnet Dir das Paderborner Volk. Hier hinterm Pflug die rauchigsten und dachlichtigsten Hütten, die ärmlichsten Heerstellen, die ärgste Noth neben dem frömmsten Aberglauben, der tollste Gespensterfurcht, neben Hexengläubern und sympathetischen Curen. Der Name „grober Paderborner“ begegnet Dir durch ganz Westphalen. Die Einwohnerschaft der Hochlande, der lieblichen, gewerbreichen Flußthäler, praktische Köpfe, ein gemachtes schlankes Bauernlevolk zeigt gefälligere Formen, aber Allen wohnt eine gewisse Zurückhaltung gegen fremde Lebensformen, ein ernstes, gegen freundliche Ironie stutziges Wesen bei, das überhaupt den Westphalen andern Deutschen gegenüber charakteristirt. Er stemmt sich gern mit der ganzen Zähigkeit seiner Volksnatur gegen das Neue, besonders wenn es ihm durch irgend eine Gewalt aufgedrungen wird. Dieser Sinn ist so alt wie die westphälischen Eichen. Karl der Große brauchte dreißig Jahre unaushörlichen Kampfes, um die Freiheit in Westphalen zu brechen, und erhoben sich nicht früher noch auf westphälischem Boden die Schaaren, welche die Römerherrschaft abschüttelten? Westphalen war es, wo die communistische radicalste Reaction gegen den Bestand kirchlicher, staatlicher und socialer Zustände empor wuchs, die wir die Unruhen der Wiedertäufer nennen.

Vor allen Westphalen ist der Bewohner des Münsterlandes eine interessante Erscheinung, ein Rest eines abhanderlichen Wesens, welches in unsern Tagen, in welchen sich alles Menschliche abschleift und nivellirt, einen höchst pikanten Originalitätsreiz gewährt. Nach uralter Sage gelangten einmal der Herr und sein Jünger St. Peter nach Westphalen, das sie mit Eichenwäldern bedeckt und nur von Schweinen bewohnt fanden. Petrus drang in den Herrn, diese Einsamkeit auch mit Menschen zu bevölkern; Christus schüttelte das Haupt, als aber der Jünger nicht abließ, versetzte er: „Nun, ich will Deinen Wunsch gewähren, aber Du wirst sehen, was daraus entsteht!“ Darauf stößt der Herr einen von den Schweinen zurückgelassenen unästhetischen Gegenstand, der vor ihm lag, mit dem Fuße an und sprach: „Werde ein Mensch.“ Alsobald erhebt sich ein trotziger, starker Kerl von der Erde und fährt den Herrn mit den Worten an: „Was stößt he mie?“ (Was stößt er mich?) Das war der erste Westphale, dessen Nachkommen dann der Sympathie für Schweinefleisch so treu blieben, daß der Mater auf dem Fenstergemälder in der Wiesenkirche zu Soest das Opferlamm beim Abendmahl in einen Schinken verwandelt hat. Sollen wir uns hiernach wundern, daß der berühmte Gelehrte Justus Lipsius seine in Westphalen geschriebenen Briefe „aus der Barbarei bei den Brefrestern“ datirte, daß Voltaire's „Candide“ so manchen Unglimpf über das Land schleuderte? Jedenfalls hat der Racencharakter hier seinen Typus bewahrt. Es ist dies vorzugsweise die feste, knorrige Eichenholznatur, die ererbte Sitten und Anschauungen festhält, einen religiösen Sinn nährt, gute Handwerkte und tüchtige Soldaten giebt, daneben aber nicht ohne Fanatismus, Härte, Eigensinn ist. Dieser Starrsinn hat bei dem Bauer die gute Folge, daß er seinen Besitz erhält. Vergeblich würde man einem rechten westphälischen Hofbesitzer für ein zum Bestande seines Colonats gehöriges Grundstück das Zwanzigfache des Werths bieten: „davon brut wie mich te küren!“ wäre die Antwort. Man ist schwer von Begriff, ohne eigentliches Wohlwollen, mißtrauisch, unzugänglich für die Macht der Form, ohne Schwung und Enthusiasmus, der „sich gern in's Allgemeine taucht, gern mit dem vollen Strom des Lebens geht.“ Irgendwelches Organ von Idealismus besitzt der Münsterländer nicht. Villen, schöne Gartenanlagen und Parks finden wir auch neben den Schlössern des Adels nicht, diese zeigen eine eben so eigenthümliche Schmucklosigkeit, wie die ländlichen Friedhöfe.

Der am prägnantesten ausgebildete Theil westphälischen Stammes ist aber seine aristokratische Genossenschaft. Der Adel Westphalens hat auf die Geschichte des Landes einen imposanten Einfluß geübt, seine Vergangenheit zeigt eine Reihe von eigenthümlichen Kernnaturen von viel absonderlicher, viel abstoßenden Eigenschaften, aber in Allen ist trotzige zähe Kraft; es sind praktische realistische Menschen, hart, undenkſam, in aller Zeit vornehmlich, zu Zorn und Gewaltthat geneigt, sie haben einen starken Unabhängigkeitssinn. Wer Originale des frühern westphälischen Adels kennen lernen will, der lese die sonderbare und geistvoll von Levin Schücking gezeichneten „Westphälischen Charaktere“. Gestalten, wie Rudolph v. Langen, Hermann v. Busch, Ferdinand v. Fürstenberg, drei histerisch bedeutende Charaktere auf dem Gebiete der Wissenschaft, wandeln an ihm vorüber. Kriegshelden, wie Bernhard v. Horstmar im 13. und vor allen Walter v. Plettenberg, der „Bombenfürst“ genannt, Heermeister des deutschen Ordens, am Ende des 15. Jahrhunderts, einer der Helden, welche im deutschen Pantheon, der Walhalla, einen ehrenvollen Platz gefunden haben; ferner die derbste und schroffste Adelsnatur, Christoph Bernhard v. Galen, Fürstbischof und Schlachtenheld zugleich, der das Schwert gegen die Generalstaaten, Holland, Frankreich, Kurbrandenburg, Dänemark und die Türken schwingt, schließen sich an. Wer kennt ferner nicht den Staatsmann, Minister v. Fürstenberg, seit 1763 an der Spitze des Münsterlandes, wie er mit genialer Schöpferkraft im Sinne der neuen Humanitätsideen des Jahrhunderts wirkt, einen geistreichen Kreis, repräsentirt durch die Fürsten Galvyin, Hamann, Jacobi, Hemsterhuys, Stollberg und Goethe, dem verrotteten Münster näher bringt? Er war eine echt westphälische, gegen alle Form gleichgiltige Natur, klein im granitenen Kittel und Lederkäppchen, reitend auf einem kleinen Pferde, und so zerstreut, daß er den Namen seines Lieblingsrößleins statt seines eignen Namens unter eine Verordnung schrieb, ein genialer Abenteurer, dessen Sonderlingseigenschaften wie ein vererbtes Stammgut durch mehrere Generationen hindurchgehen. Die letzte mächtige Verkörperung westphälischer Stamm- und Racceigenschaften trat 1837 auf die Schaubühne europäischer Ereignisse und stellt seine Eigenschaften in der ausgeprägtesten Vollendung dar. Es ist der Erbdrost Freiherr v. Droste zu Vischering. Wir werden seine nähere Bekanntschaft machen.

Die meisten adeligen Excentricitäten sind von der Cultur, „die alle Welt bekeckt“, beseitigt, der Adel hält sich noch dem Umschwung aller seiner Verhältnisse mit vornehmer Resignation und in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, bringt einige Zeit des Jahres in seinen stattlichen Hotels entre cour et jardin in Münster zu, wo er eine streng abgesonderte Gesellschaft bildet, trägt ererbte Schulden ab, vergrößert seine Besitzungen, wird täglich reicher, sorgt für strengkirchliche Erziehung seiner Kinder und beschränkt

seine Theilnahme am geistigen Leben der Nation auf Unterstützung des religiösen Vereinswesens.

Der würdigste aller adeligen Männer dieses Landes ist aber der Mann, zu dessen Bilde wir nun zurückkehren. Auch ohne nach Westphalen einen Fuß gesetzt zu haben, kannte zu der Zeit von 30—40 Jahren jener gebildete Preusse den Namen des Oberpräsidenten dieser Provinz, jene mit dem gewaltigen v. Stein verschmolzene Natur. Vincke's Persönlichkeit, seine großartige, volksthümliche Wirksamkeit war nirgends ein Geheimniß; man war auf ihn gespannt nicht nur als auf eine individuelle Besonderheit, man hatte sich gewöhnt, ihn als die Spitze, als den hervorragendsten Ausdruck einer großen Stammes-Gesammtheit zu sehen, zu verehren und zu lieben. Zwar konnte auch dieser Staatsmann, welcher auf das Wohl und die Hebung Westphalens mit eminenter Thätigkeit eingewirkt hat, so wenig, als sein großer Zeitgenosse und Freund, der Minister v. Stein, nicht mit gleichen Augen von den heterogenen Bestandtheilen seines Wirkungskreises betrachtet werden; auch er, dessen nur auf das Wahre und Gute gerichtete Thätigkeit die verschiedensten Interessen durchkreuzte, rief die entgegengesetztesten Gefühle der Liebe und des Mißwollens, der Bewunderung oder der Scheelsucht hervor, aber sein Charakter, Geist, seine Stellung und Arbeit sichern ihm das dankbare Andenken nicht nur seiner nähern Landsleute, sondern namentlich in unsern Tagen aller drangesinnten Deutschen. Es ist nicht die Absicht, sein Leben chronologisch zu schildern. Das hat Manches schon, wenn auch fragmentarisch, gethan. Ein Bild des „alten Vincke" wollen wir zu zeichnen versuchen, in welchem sich der Mensch, der Westphale und der Geschäftsbeamte, speciell der Vorgesetzte der Provinz in seiner so großartigen, als liebenswürdigen Eigenthümlichkeit abspiegele.

Ein ganz kurzer Blick auf seinen Lebensgang ist gleichwohl nicht zu umgehen.

Vincke tritt in einem Lebensalter in die höhern Kreise der öffentlichen Thätigkeit, wo unsere heutige Beamtenjugend kaum das erste Stadium der Vorbereitung betritt. Er ist zu Minden 1774 geboren und gehört einer alten in Minden, Ravensberg und Osnabrück begüterten Familie an, der begabte Sprößling eines an Bildung und Ehren reich gesegneten Hauses, eines Vaters, der vom großen Preußenkönige bewundert, in den preußischen Dienst gezogen sich rühmen durfte, daß Friedrich II., so oft er nach Minden kam, bei ihm wohnte. Der frühzeitig für Recht und Freiheit, namentlich die nordamerikanische, glühende Sohn zieht die gewöhnliche Seemannscarrière auf, wird einer der musterhaftesten und dankbarsten Zöglinge des Pädagogiums in Halle und seines Dirigenten, des alten Kamleca Niemeyer, und bezieht die Universitäten Marburg, Erlangen, Göttingen. Seine äußere Erscheinung war unbedeutend. Klein und jugendlichen Aussehens wurde er später, schon 30 Jahre alt und Präsident, für einen Knaben angesehen. „Sll es, was dat Jüngesken sich krus mäket," sagte eine münsterländische Bauerfrau, als der ihr unbekannte Präsident über ihre Zögerung, einen Schlagbaum aufzuschließen, sich ereiferte.

Die große Kriſis des öffentlichen Lebens, in welche seine akademische Bildung fällt, konnte auf den feurigen Sinn Vincke's nicht ohne Einfluß bleiben; wir erfahren, weß Geistes Kind in politischer Hinsicht schon der Student war. „Kann ich," so schrieb er damals in Beziehung auf das Wöllner'sche Religionsedict (1788), „meinem Vaterlande in einem öffentlichen Amte nicht dienen, ohne vorher Heuchler, Schleicher, Intrigant und Schmeichler zu werden, so begabe ich mich zurück." In Vincke's Studentenzeit (1792—1795) treten die Wirkungen der französischen Revolution sichtbar über die Grenzen Frankreichs auch in Deutschland heraus. Schauseite und Kehrseite der großen Weltereschütterung kommen zur Anschauung; der Kriegsschauplatz rückt Vincke sehr nahe, der Kanonendonner von Mainz, Frankfurt und von der Lahn dröhnen bis Marburg hinauf. Werden wir uns wundern, wenn wir auch unsern jungen Freund von frühreifem Verstande, größter Lebhaftigkeit und dem wärmsten Herzen von den Ideen ergriffen finden, welche keinen denkenden Menschen damals unberührt ließen? Schon damals erklärte er sich gegen jede Absonderung der verschiedenen Schichten der Bevölkerung, gegen den Kastengeist des Junkerthums, gegen Rangvorhältnisse und Titelsucht, stimmte laut und eifrig ein in das Lob der Oeffentlichkeit und Freiheit, und erklärte sich gegen Steuerfreiheit des Adels und des Clerus.

Kaum 24 Jahre alt tritt v. Vincke nach glänzend bestandenen juristischen und cameralistischen Prüfungen in den preußischen Staatsdienst, und hier ist das Feld, wo seine treffliche Natur sich in ihrer ganzen Verdienstlichkeit und Originalität von den Vorstufen des öffentlichen Beamtenthums bis in die höchsten Stellungen hinein zu entfalten beginnt. Auf diesem Gebiete wollen wir ihn nun begleiten.

Was war es doch, das dem preußischen Beamtenthum gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, also zur Zeit der öffentlichen Thätigkeit Vincke's, eine so eigenthümliche, achtungsvolle Anerkennung verschaffte? — Seit der Revolution bis in die höchsten Stellungen hinein zu einfalten beginnt. Auf diesem Gebiete wollen wir ihn nun begleiten.

Was war es doch, das dem preußischen Beamtenthum gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, also zur Zeit der öffentlichen Thätigkeit Vincke's, eine so eigenthümliche, achtungsvolle Anerkennung verschaffte? — Seit der Revolution bis 1806 war das von Friedrich II. zurückgelassene kleine Königreich schnell emporgewachsen. Seine Adler schwebten über die Länder der alten Sachsen bis zur Nordsee, über das Maingebiet und das Herz Thüringens, sie beherrschten die Elbmündung, umfreisten Böhmen von zwei Seiten. Preußens Scepter reichte bis tief in das Weichselthal und bis zur alten Polenhauptstadt. Aber mit dieser Größe stand die innere bildende Kraft nicht im Verhältniß. Alle Vergrößerung des Ländergebiets war nicht durch eine starke innere Triebkraft gemacht, sie war die Frucht ruhmloser Feldzüge, aufgedrängt von übermächtigen Feinden, ohne Autorität und innere Festigkeit. Verhängnißvoll war es besonders, daß der letzte Regulator fehlte, welcher unablässig und ehrlich die Regierung begleitet, den Wünschen des Volkes Ausdruck giebt, die öffentliche Meinung. Die Presse war bevormundet, gelegentliche Flugschriften gewaltthätig unterdrückt. König Friedrich Wilhelm III., ein Herr von strenger Rechtlichkeit und maßvollstem Sinne, empfand, daß in der alten absolutistischen Weise des großen Königs fortzuregieren ihm unmöglich sei. Friedrich hatte bei allem Geist das Ganze doch nur durch die Eigenmacht seines Willens, als der letzten Instanz, zusammengehalten. Er hatte das wagen können. Unter seinen Nachfolgern mußte die Controle des Regierungsbeamtenthums in den Beamten selbst gesucht werden. Hiermit begann in Preußen die Herrschaft der Bureaukratie. Mit ihr wuchs die Zahl der Aemter, Behörden, Zwischenbehörden. Aus dem Bestreben, die Starrheit der alten Zeit gerecht, gründlich und human umzubilden, wuchs Weitläufigkeit und Actenschreiberei hervor. Die Eigenmächtigkeit des alten monarchischen Regiments ging nun in die Willkür der Beamten über, gegen die es beim Mangel einer freien Presse keine Rettung gab. Aber außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche trotzdem im Volke selbst einer großen Zeit entgegenschlummerte, war auch in der Beamtenwelt Preußens ein neues und hoffnungsreiches Leben sichtbar. Die ehrliche Arbeit, Intelligenz und Rüstigkeit des Willens einzelner Höhergestellten erfüllt mit hoher Achtung im Vergleich mit dem spätern französischen Beamtenwesen; das Personal der Obergerichte und der höhern Verwaltung umschloß in der Regel die Blüthe der preußischen Intelligenz, ja es concentrirte sich hier die stärkste Kraft des Bürgerthums, die höchste Bildung des Adels. Das waren seit den alten Coccei, Carmer u. A. geschulte, gescheidte, redliche, feste Männer von großartiger Arbeitskraft, stolzem Patriotismus, von Unabhängigkeit des Charakters, welcher sich in der Handhabung des Rechts noch durch keine Ministerialrescripte beirren ließ. Sie stammten zum Theil aus Bürgerhäusern, aber auch der bessere Theil der Adelsfamilien schloß sich an. Es ist eine Fremde, in jener Zeit des Schwankens den Blick auf die stille Arbeit dieser Männer zu richten. Sie haben als oberste Richter und Provinzialverwalter ihr preußisches und deutsches Bewußtsein dauerhaft durch schwere Zeiten getragen, haben in gleicher Weise auf ihre Umgebungen eingewirkt. Auch unter der Fremdherrschaft wirkten sie in ihren Kreisen mit kalter Selbstbeherrschung fort, tief in ihrer Seele eine bessere Zeit vorbereitend. Das waren die Stein, Sad, Merkel und viele Andere und nicht der letzte unter ihnen Ludwig von Vincke.

Als derselbe 1798, 24 Jahre alt, zum Landrath des Kreises seiner Vaterstadt Minden, mit einem Gehalt von 300 Thalern, ernannt war, zeigte er ein so jugendliches Aussehen, daß König Friedrich Wilhelm III., als er ihm bei Gelegenheit der großen Revue bei Petershagen in Minden vorgestellt wurde, sich gegen Herrn von Stein äußerte: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?" Die Antwerter lautete: „Ja, Majestät, ein Jüngling an Jahren, ein Greis an Weisheit."

In sein landräthlichen Wirksamkeit zu Minden spiegelt sich bereits das ganze Bild seines Wirkungskreises ab. Er hatte das Glück unter der Leitung einer der bedeutendsten Persönlichkeiten Deutschlands zu arbeiten, des Freiherrn von Stein, damals obersten Verwalters der westphälischen Landestheile. Freilich fehlte

es bei der energischen Derbheit dieses Staatsmannes nicht an heftigen Auftritten und spitzigen Correspondenzen zwischen Beiden, zumal Bincke ein bedeutendes Erbe väterlicher Heftigkeit besaß; allein Stein erkannte schnell den hohen Werth des jungen Mannes und verhalf ihm bald zu höherer Wirksamkeit. Es galt den Augiasstall eines nichtsthuenden Vorgängers aufzuräumen. Der seuereifrige junge Landrath fuhr unter die Faulpelze seiner Unterbeamten und weckte sie aus vieljährigem Schlummer. Um 4 Uhr des Morgens war er schon an der Arbeit oder auf dem Wege, einen langschlafenden, lahmen Bürgermeister oder Schultzen zu wecken. Bald wußte Jeder, daß er seine Minute vor dem kleinen queckfilbernen Landrathe sicher war. Bald lernten ihn auch seine Kreisinsassen, seine „lieben Bauern“ kennen, lieben, achten, ihm vertrauen und Rath und Hülfe bei ihm suchen. Er konnte stundenlang mit ihnen reden, ohne zu ermüden, war aber selbst kurz, bündig und immer beim Kern der Sache. Er umfaßte das Wohl des Volkes nach allen Richtungen und zwar nicht als Actenwurm oder auf schriftlichem Wege, überall untersuchte er persönlich, kroch in den Küchen und auf den Speichern umher, untersuchte die Wiesen, Felder und Wälder, die Feuerspritzen, Brandeimer und Wasserbehälter und sammelte eine ihn unbeschreiblich fördernde Orts- und Personenkenntniß. — Wie stand er mit seinen Bauern? — Eines Tages besucht ihn ein Oberförster von Bülow, ein strenger, aristokratischer Herr, der es unter seiner Würde hält, sich irgendwie mit dem Volke gemein zu machen. Als er seinen Beamten finden, tritt er durch die Thür und sieht zu seinem Entsetzen den Landrath von Bincke bei zwei Bauern am Ofen in aller Gemüthlichkeit mit übergeschlagenen Beinen sitzen; alle drei schmauchten ihr Pfeifchen im dampferfüllten Zimmer. Weniger gemüthlich ging es ein andermal bei einem reichen ländlichen Bürgermeister zu, der bei jeder Pflicht zu spät kam. Im westphälischen blauen Kittel betrat Bincke in früher Morgenstunde den Hof des Herrn, ward von den Hausmägden für einen frischen, jungen Bauer angesehen, auf die Frage, ob der Herr auf sei, angelacht, von ihnen zum Kaffee geladen und mußte zwei bis drei Stunden auf den Langschläfer warten, den er dann zum Schrecken des Hauses gründlich abkanzelte.

Zwei größere Reisen in's Ausland lassen auf Bincke's deutsch-westphälische Natur manches interessante Streiflicht fallen. Von dem 1800 in höherem Auftrage nach England unternommenen Ausfluge (von Minden bis London brauchte man damals 24 Tage!) brachte er zur Verwerthung in seiner Heimath die wichtigsten landwirthschaftlichen Notizen höherer Kategorie, höchst interessante Details über Blindenanstalten, Irrenhäuser, Fabrikwesen und Schulen mit, fühlte dagegen bei seiner Vorstellung am Hofe zu St. James, zu welcher Haarkräusler und Kleiderkünstler zu ihm zu seinem Leidwesen ganz neu ausstaffirten, die höchste Langeweile und muß auf einer musikalischen Soirée beim Herzog von York beinahe verhungern.

Man wollte damals in Preußen die Merino-Schafe einführen. Bincke hatte als Kammerassessor in Berlin einen Bericht über die Schafzucht eines schlesischen Grafen abgestattet und war mit Thaer in nahe Beziehung getreten. Dies lenkte die Blicke auf ihn und veranlaßte seine Sendung nach Spanien.

Sport und Sportsmen in England.

I.

Was ist Sport — Seine Bedeutung für das englische Volk — Das Cricketspiel — Das Rudern und Segeln — Der Fischfang mit der Angel — Der Salm.

Was ist Sport? — Vor allen Dingen ist der Begriff, den dieses Wort einschließt, aufzusuchen. Denn Sport ist ein durch und durch national englisches Ding, und die einfache Uebersetzung in die Sprache eines anderen Volkes ist geradezu unmöglich, da mit der Sache ein entsprechender Name fehlt. Zudem sind die Engländer selbst nicht einig, welchen Umfang dem Ausdruck zu geben sei, und manchen Dingen, die die Einen darunter rechnen, bestreiten Andere die Ehre dieses Ranges. Das Wörterbuch sagt aus: Sport ist Bergnügen. Dies ist zum Mindesten ungenau. Ein Wörterbuch kann freilich keine Erläuterung, sondern muß eine Uebersetzung geben, und soll diese in einem einzigen Worte geschehen, so kommt Vergnügen vielleicht noch am nächsten.

Von welcher Seite nun aber den Begriff fassen und festhalten? — Das Einfachste scheint, mit einer Aufzählung der hauptsächlichsten Beschäftigungen anzufangen, die zum Sport gerechnet werden. Haben wir durch eine äußere Uebersicht eine ungefähre concrete Vorstellung gewonnen, so werden wir mit Hülfe dieser leichter die allgemeinen Charaktere entdecken. — Obenan unter den verschiedenen Arten des Sport stehen denn die fünf: Ballspiel, Pferderennen, Jagd, Fischfang und Wasserfahrten. Diese sind, so zu sagen, die Blume des Sport, und auf sie wird der Name in vorzüglichem Sinne angewandt. Sie aber erschöpfen bei Weitem nicht die reiche Mannigfaltigkeit von Belustigungen, welche in Wahrheit dahin gerechnet werden müssen. Das Reich des Sport ist im Grunde überhaupt kein fest und ein für alle Mal abgeschlossenes. Die verschiedenartigsten menschlichen Thätigkeiten können unter Umständen den Charakter eines Vergnügens dieser Art annehmen. Ganz besonders wird eine Beschäftigung zum Sport, wenn Einzelne darin eine hohe Vollkommenheit erlangen und öffentliche Wettkämpfe, einen sogenannten Match, unter einander zur Belustigung einer größeren Menge veranstalten. So unter Anderm die einfache Fortbewegung des Menschen auf seinen Füßen: Dauerläufe und Wettmärsche sind häufig anzutreffen, und gelten als Sport unter der besondern Bezeichnung Pedestrianism. Aehnlich Schwimmen und Rudern und manche andere Thätigkeiten untergeordneter Art.

Unter dieser bunten Vielfältigkeit von Belustigungen, theils Einzelner, theils einer größeren Anzahl, fallen folgende allgemeine und unterscheidende Merkmale des Sport in's Auge. Alles abstracte Vergnügen, jeder bloße Genuß des Geistes oder der Seele, ist dem Begriffe fremd. Es ist immer eine äußere, eine körperliche Verrichtung, eine natürliche Thätigkeit von Mensch oder Thier, deren eigene Ausübung oder Anschauung das Vergnügen gewährt. Und gerade in diesem realen, physischen Elemente liegt ein großer Theil des Einflusses, den der Sport auf die Ausbildung der Mannescigenthümlichkeit des Engländers hat. Sodann ist es immer eine Thätigkeit, die von irgend einer Seite die Entwickelung einer besonderen Vollkommenheit voraussetzt, sei dies Körperkraft und Ausdauer, oder Gewandtheit und Geschick. Daher die so gewöhnliche Verbindung des Wettstreitens, des Ringens um den Preis der höheren Vollendung, mit fast allen Arten des Sport. —

Von der Bedeutung des Sport in dem Leben und in der Bildung des englischen Volkes kann sich der Ausländer kaum eine vollkommene Vorstellung machen, ohne dieses Treiben aus der Nähe mit angesehen zu haben. Es sind weniger die Gegenstände und Weisen der Belustigung, die das Interesse und die Bewunderung des fremden Beobachters auf sich ziehen, als vielmehr der Geist, mit dem die Nation sie auffaßt und belebt. Ein jedes Volk hat sein Vergnügen; manche der englischen Sports sind uns selbst vertraut und auf deutschem Boden heimisch. Aber es fehlt hier die tiefe und — es ist nicht zu viel gesagt — die wirklich großartige Durchdringung des nationalen Lebens mit jenem Element. Was den Sport so hoch über die Vergnügungsarten anderer Völker stellt und ihn im eigentlichen Sinne des Worts zu einem Culturelement macht, ist namentlich Zweierlei. Das Eine ist die Allgemeinheit, mit der er von dem ganzen Volke in allen seinen Kreisen getheilt wird. Jeder Engländer, ohne Ausnahme, von dem königlichen Prinzen und dem Nobleman durch die zahllosen Abstufungen der Gesellschaft herunter bis zum gewöhnlichen Droschkenkutscher und Straßenkehrer, ist ein geborener Sportsman, das heißt, ein Mensch, der am Sport Freude und Lust findet und den lebendigsten Antheil nimmt. Dies schließt natürlich nicht aus, daß Einzelne es darin den Andern zuvorthun und sogar nicht selten aus dem Vergnügen einen Beruf machen. Nichts kann einem Fürsten in England eine sicherere Popularität gewinnen, als wenn er ein guter Sportsman ist, der seinen Fuchs hegt und auf seinen Gaul weiter wie der erste und letzte seiner Unterthanen. Der Umstand aber, daß die Vornehmsten und Besten des Volkes in jenen Belustigungen voran stehen, giebt diesen selbst eine Weihe und einen Adel, und bewahrt sie am sichersten vor gefährlicher Ausartung. Der andere Punkt, den ich vorhin im Sinne hatte, ist die Intensität und die Mächtigkeit des Interesses, welches der Einzelne am Sport

nimmt. Man muß die Wichtigkeit, die wirkliche Innigkeit und Andacht angehört haben, mit welcher der englische Sportsman seine Angellust und seine Cricketspiele, seine Segelfahrten und sein Waidwerk wie die höchsten Fragen des Staatswohles und des Heiles seiner Seele disputirt, um zu verstehen, daß es sich in der That dabei um mehr als eine gewöhnliche flüchtige Lust, daß es sich um ein bleibendes Stück des Menschen handelt. Und jenes außerordentliche Interesse kann bei einem Volke des Gebens unmöglich in die Brust gebannt bleiben; es muß einen klingenden Ausdruck finden. Nichts als das ist die Wette, welche fast ungertrennlich zu allen Arten des Sport gehört, bei denen ein Preislampf stattfindet, ganz besonders aber bei den Pferderennen wahrhaft ungeheuerliche und nicht selten an Tollheit grenzende Dimensionen erreicht. Die Wette, soll ich mich so ausdrücken, ist nur die Ueberspitzung eines großen Interesses in ein anderes, welches den Gedanken des Engländers nicht minder nahe liegt und seinem Wesen nicht weniger eigenthümlich ist.

Eine vollständige Beschreibung aller einzelnen Arten, eine umfassende Theorie und Anleitung zur Praxis, mit anderen Worten eine Erschöpfung des Gegenstandes würde die Aufgabe eines mehrbändigen und eigentlich nie abzuschließenden Werkes sein. Und aber kommt es nicht auf eine solche Erschöpfung an, nicht auf eine Durchwanderung des ganzen, unabsehbar weiten Gebietes. Wir haben genug, wenn wir uns, so zu sagen, einige der Höhepunkte aussuchen und von da eine oberflächliche Umschau halten. Als die hervorragendsten Charaktere des Sport, denen wir eine Betrachtung im Einzelnen zuwenden können, wurden schon oben Cricketspiel, Segeln, Jagd und Fischjang und Pferderennen genannt.

Das Cricketspiel ist eine Verbindung verschiedener Hantirungen, welche Körperkraft und Geschicklichkeit in gleichem Maße üben und auf die Probe stellen. Werfen und Fangen, Schlagen und Laufen sind gewissermaßen die Grundelemente, aus denen das Spiel zurecht gemacht ist. Es wird regelmäßig von zwei gegeneinander streitenden Parteien unternommen, welche je elf Mann zu zählen pflegen. Auf einem ebenen Rasengrunde sind in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritt zweimal drei Stäbe senkrecht in den Boden gesteckt, auf denen ein vierter querüber lose aufliegt. Dies sind die beiden sogenannten Wickets, welche den eigentlichen Gegenstand des Streites bilden. Jede Partei strebt mit dem Ball das Wicket der andern zu treffen, so daß der unbefestigte horizontale Stab herunterfällt. Die Abwehr des Balls geschieht durch einen Schläger oder Preller, mit welchem derselbe abgefangen und zu der Partei, die ihn schickt, zurückgeschlagen wird. Während dieser Zeit, die hingeht, bevor der Ball von der andern Partei wieder gefangen ist, darf der Spieler, welcher ihn zurückgeschlagen hat, zu dem andern Wicket hinüber und zu dem seinigen zurück, überhaupt so vielmals als möglich hin- und herlaufen. Nur muß er es so abmessen, daß er in dem Augenblick, wo der Gegner den Ball wieder in der Hand hat und im Begriffe steht, ihn auf's Neue nach dem Ziele zu werfen, entweder neben seinem eigenen oder dem fremden Wicket steht, um den Ball in einem Falle abschlagen, im andern die Absendung verhindern zu können. Die Zahl jener Läufe, welche eine Partei vor der andern voraus hat, entscheidet schließlich das Spiel. Die Regeln und Vorschriften im Einzelnen sind ziemlich verwickelt. Alle Umstände und Verhältnisse sind vorgesehen und durch eine Art Gewohnheitsrecht geordnet: so die Entfernungen, die Art und Weise wie gewerfen und gefangen werden muß, namentlich auch die Beschaffenheit des Balls und der Schläger. Letztere bestehen in einem flachen Stück Holz, am untern Ende in einen runden, zweihändigen Griff zugeschnitt. Der Verkauf an diesen Instrumenten ist ungeheuer, so sie zu Dutzenden durch den Stoß des Balles am Griffe abgebrochen werden. Nur alles, ausgelegenes Weidenholz gilt als dazu verwendbar, und auf den öffentlichen Spielplätzen sieht man die Scheite in hohen Schobern aufgeschichtet. Der Ball ist nicht elastisch. Das Material, aus dem er angefertigt wird, ist Strick und Leder, die, in künstlicher Weise zusammengearbeitet, eine Kugel fast von der Härte eines Steines geben. Der gewöhnliche Preis eines solchen Cricketballs ist nicht weniger als zwei bis drei Thaler. Die Wucht und Stoßkraft, womit derselbe ausfliegt, ist eine außerordentliche und kann, wenn er den Körper des Spielers trifft, leicht eine schmerzliche Verwundung verursachen. Die Unterschenkel pflegen daher durch eine Leder- oder Korkschiene geschützt zu werden. Die große Geschicklichkeit besteht darin, den mit dem Preller zurückgeschlagenen Ball auf der Mitte der geöffneten Hand zu fangen und sofort die Finger zu schließen. Mancher Anfänger aber muß, ehe er die gehörige Sicherheit erlangt, sein Lehrgeld in einem zerbrochenen Finger oder unglücklichen Falls gar in einem eingeschlagenen Nasenbein bezahlen.

Cricketspiel ist von allen Sports, welche in eigener Ausübung und nicht im bloßen Zuschauen bestehen, der bei Weitem verbreitetste. Es ist buchstäblich nicht zu viel gesagt, daß es keinem Engländer fremd ist, welcher nicht geradezu den ärmeren Classen angehört. Der Knabe wird in die Kunst eingeweiht, sobald er nur kräftig genug ist, Ball und Schläger zu führen, und die Unterrichtung im Cricket ist, beiläufig gesagt, für einen tüchtigen Meister ein gutbezahlter Beruf. Aber das Spiel gehört durchaus nicht allein, ja nicht einmal vorzugsweise, der Jugend. Der erwachsene Mann und selbst der vornehme Mann bewahrt ihm nicht nur ein lebhaftes Interesse, sondern pflegt es und übt es selber fort, und mancher Graukopf tritt noch in die Schranken. Das Cricket ist aber auch, mit seiner kräftigenden Bewegung im Freien, von allen Sports vielleicht der, welcher den Körper am meisten bildet und schützt; jedenfalls ist es, mit seinem Wetteifern in wirklicher Geschicklichkeit, von allen der edelste. Nirgends stählt sich der Sohn Albions wohler und heimlicher, als auf dem Rasenanger, in dem leichten Beinkleide und der flatternden farbigen Mütze, der Uniform des Cricketspielers, Ball und Schläger in der Hand. Im ganzen Lande umher, in Stadt und Flecken, bestehen Clubs, welche die Pflege dieses Sport zum Zwecke haben; der erste von allen ist der sogenannte Marylebone-Cricket-Club, dessen Spielregeln fast allgemein angenommen sind. Und mehr: — wo den Angelsachsen ein kastloser Unternehmungsgeist hinführt, wo er auch sei auf dem Erdboden, daß er seinen Fuß hinsetzt und ein Haus baut, überall nimmt er sein Cricket mit. Unter Canada's rauherem Himmel, unter der heißen Sonne des Ganges, in Nord und Süd, überall findet er einen grünen Plan für seinen Sport, der, wie Erholung uns allen, sein Bedürfniß ist.

Die Freude und das Interesse am Spiele steigern sich zu einem höheren Grade bei einem Cricket-Match, das heißt bei einem Wettstreit, welchen zwei übrigens einander fremde Parteien von Spielern auf eine Herausforderung hin um die Ehre und den Preis des Sieges veranstalten. Namentlich pflegen die verschiedenen Clubs sich in dieser Weise zu messen, und während des ganzen Sommers vergeht fast kein Tag, wo nicht irgendwo auf dem Boden Englands einer oder mehrere solcher Kämpfe ausgefochten werden. Der Spielplatz wird bei solcher Gelegenheit abgeschlossen und von den Zuschauern ein Eintrittsgeld erhoben. Ein unparteiischer Schiedsrichter, welcher immer ein gründlicher Kenner des Spieles sein muß, wird bestellt, um die Einhaltung der Regeln zu überwachen und etwa entstehenden Streitigkeiten durch seinen Spruch zu schlichten. Der Preis, um den gestritten wird, besteht in Geld oder in einem andern Werthgegenstand, die von Freunden dieses Sport ausgesetzt oder durch Unterzeichnung aufgebracht werden. Der Ruf eines Clubs steht hier auf dem Spiele, und so wird denn von beiden Seiten das Höchste aufgeboten und mit einem Eifer gestritten, als ob es Ehre und Existenz gälte. Das Ballwerfen und Abschlagen wird da oft professionellen Spielern anvertraut, die darin eine außerordentliche Fertigkeit besitzen und nicht selten zehn Guineen und mehr für einen Nachmittag erhalten. Bringt der erste Tag keine Entscheidung, so wird der Kampf ausgesetzt und am folgenden frisch aufgenommen; bisweilen zieht er sich bis zum dritten und länger hin. Auch Abschenderliches fehlt nicht, für welches der liebe Gott in dem Geiste der Engländer einen besonders großen Platz gemacht zu haben scheint. Vor nicht langer Zeit erhielt unter Andern eine englische Gesellschaft von seinen Landsleuten in Australien eine Herausforderung. Welch gesundes Feuer! Die leidenschaftlichen Sportsmen hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich mit dem nächsten Dampfer einzuschiffen und auf dem fernen Continent den Match auszumachen, worauf sie ungehemmt die Rückfahrt nach der Heimath antraten. Dem Londoner Publicum zeigten im vergangenen Sommer die Blätter einen rührselhaften Mach unter der Ueberschrift: „Ein Arm wider ein Bein“ an. Tausende von neugierigen Zuschauern santen sich auf dem Platze ein und trafen eine Gesellschaft von zweiundzwanzig Invaliden aus dem Greenwich-Hospital. Elf von ihnen hatten willich nur einen Arm, die Andern nur ein Bein. Mit den wunderlichsten Bewegungen führten die begeisterten Krüppel das Spiel aus, welches eigent-

lich den vollen und kräftigen Gebrauch aller Gliedmaßen vorausſetzt. —

Durch das Gebot der Verhältniſſe auf das Waſſer gleichſam angewieſen, ſind die Engländer auch in Wahrheit zu dem erſten und unternehmendſten Schiffervolk des Erdballs geworden. Und ſo haben ſie denn auch ihre beſondern Waſſerbeluſtigungen. Rudern und Segeln, in Verbindung mit Wettkämpfen, bilden den ſogenannten aquatiſchen Sport.

Die Heimath des Ruderers iſt der Fluß. Auf den bewegten lebendigen Wellen der Themſe, des Tyne, des Clyde und der andern herrlichen Ströme der drei Königreiche, — da wo die Fluthung des Waſſers ſelbſt und der nie ruhende Verkehr von Dampfern und andern Fahrzeugen Schwierigkeit ſchaffen, — da iſt am Erſten ein kräftiger Arm und eine ſichere Hand zu erproben und zu zeigen. Das Rudern iſt vorzugsweiſe ein Vergnügen des Knaben und Jünglings. Auf den Schulen der Ariſtokratie und auf den Univerſitäten iſt es, wo dieſer prächtige Sport vor Allem ſeine begeiſterten Verehrer und ſeine tüchtigen Meiſter zählt. Der beliebteſte Platz für Rowing-Matches oder Boat-Races, das ſind die Ruderwettkämpfe, iſt das Bett der Themſe, von der London Brücke ſtromaufwärts. Bald ſieht man dort Einzelne in langen pfeilerſpitzen Flachkoten, bald ganze Geſellſchaften in größeren Nachen ſich meſſen. Keines dieſer Feſte iſt aber berühmter, als der große Match, welcher alljährlich an der bezeichneten Stelle zwiſchen den Univerſitäten Oxford und Cambridge aufgerufen zu werden pflegt. Die beiden altgeehrten Anſtalten ſenden dazu die beſten Leute des Faches, die ſie unter ihren Studentenſchaft aufzuweiſen haben. Es iſt eine große Auszeichnung, ein Vertrauensvotum, unter die Acht gewählt zu werden, mit welchen jede ihr Boot bemannt, und ſo die Ruderehre der Univerſität auf ſeinen Arm geſtellt zu erhalten. Die Ufer des Fluſſes, wo ſie zugänglich ſind, und die zahlreichen Brücken folgen an dieſem Tage mit einer Menge von Zuſchauern beiderlei Geſchlechts und der höchſten Klaſſen beſetzt zu ſein. Denn nicht ſelten haben Pairs von England einen Sohn unter den einen oder den andern Achten, und manche der zartblonden Töchter Albions ſchickt klopfenden Herzens ihr blaues Auge den ſtattlichen Jünglingen nach, die ſich ihres Leibs an dem Bewußtſein der ſchönen Gönnerſchaft zu doppelter Anſtrengung begeiſtern.

Erſter noch als das Ruder iſt das Segel, und Yachtfahren zählen zu den vornehmſten Sports. Es iſt eine Liebhaberei des Adels und anderer reicher Leute in England, ein gutbemanntes Segelboot, nicht ſelten bis zu mehreren hundert Tonnen Gehalt, zu ihrem Privatvergnügen zu beſitzen. Große Geldſummen werden oft auf dieſe anſehnlichen Spielzeuge verwandt: ſie werden mit der größten Sorgfalt gezimmert und mit höchſtem Geſchmack und Comfort ausgeſtattet. Achtreiche Clubs pflegen und fördern die Segelbeluſtigung. In Seehäfen und an den Flußmündungen werden häufige Wettfahrten unternommen, die ſogenannten Regatten. Der Eigenthümer einer Yacht, welcher mit um den Preis ſtreitet, pflegt dabei auf ſeinem Schiff zu ſein, um an der Ehre und zuweilen an der Gefahr des Kampfes in unmittelbarſter Weiſe Theil zu nehmen. Für ſportluſtige Freunde und Angehörige wird ein Dampfer nebenher geſchickt, der die Boote in einiger Entfernung begleitet und auf dem ſich's die Geſellſchaft unterdeſſen wohl ſein läßt. Am Ufer verſammelt ſich eine bunte Menge, welche dem Verlauf des Streites mit größter Spannung folgt, die Abgehenden mit Winken und Zuruf entläßt, und den an der Spitze des Geſchwaders heimkehrenden Sieger mit tobendem Hurrah empfängt. Gewöhnlich wird derſelbe Weg zweimal zurückgelegt, das heißt, die Aufgabe der Fahrzeuge iſt, bis auf eine gewiſſe Entfernung hinauszugehen, draußen zu wenden und dann nach dem Ausgangspunkt zurückzuſteuern. In dieſem Sport ſind neuerdings auch internationale Wettkämpfe zu verſchiedenen Malen unternommen worden. Franzoſen haben ſich mit den Engländern gemeſſen, aber in der Regel den Kürzeren gezogen, während die kühnen Yankees manchen wohlgewonnenen Preis dem ärgerlichen John Bull hinweggetragen haben. —

Der Fiſchſang mit dem Netz iſt Handwerk, aber kein Sport. Dieſer Name kommt vielmehr nur zwei andern Fangweiſen zu. Die eine von ihnen iſt das Spießen, wobei die Fiſche in der Nacht durch Fackelſchein angelockt werden und für die unzeitige Neugier mit dem tollen Tode zu büßen haben, der ſie von der kräftig gezielten Stoßlanze des lauernden Feindes trifft. Doch iſt dieſe Art wenig in Gebrauch; am häufigſten wird der Aal ſo gefangen. Der eigentlich verbreitete und wahre Sport iſt das Angeln, — bei uns kaum bekannt, in England zu einer förmlichen und ſchwierigen Kunſt ausgebildet, deren Uebung nicht Wenige über alle andere Erennluſt ſetzen. Angeln heißt nicht, ſich in wartender Geduld an's Waſſer ſetzen und den Haken hinein hängen laſſen. Will der Sportsmann auf Erfolg rechnen, ſo muß er eine Menge von Kenntniſſen und Handirungen los haben, die nur durch lange Beobachtung und Uebung erlangt werden können. Von den dritthalbhundert Gattungen verſchiedener Fiſche, welche die Flüſſe und Seen und Küſtengewäſſer Englands behauſen, will faſt jeder auf ſeine eigene Weiſe gefangen ſein, und dem paſſionirten Angler iſt es nicht nur darum zu thun, überhaupt etwas an den Haken zu kriegen, ſondern gerade keinen beſtimmten Fiſch nach Hauſe zu bringen. Vor allen Dingen geht durch dieſen ganzen Sport die Grundclaſſification von Süß- und Salzwaſſer-Angeln. Nicht allein, daß in dem verſchieden beſchaffenen Element anders gebildete Thiere mit andern Gewohnheiten leben, — ſondern der ganze Apparat und Aufzug iſt natürlich ein verſchiedener, je nachdem der Angler auf ſtarkem Boot in das ſchaukelnde Seegewoge hinausfegelt, oder ſeine Leine in dem ſtillruhigen Spiegel des Binnenſees oder dem ſanftgleitenden Fluß auswirft. Ein ganz verſchiedenes Fiſchen iſt es mit der Ruthe oder mit der bloßen Leine, mit dem natürlichen Wurm oder dem künſtlichen Köder. Und ſo giebt es tauſend Einzelheiten und Unterſchiede, welche Angelkunſt und Angeluſt für den Geübten in der That zu einem der abwechſelnſten und anziehenſten Zeitvertreibe machen.

Der Fiſch aber, welcher von allen ſo zu ſagen als der vornehmſte und deſſen Fang als der oberſte Sport dieſer Gattung angeſehen wird, iſt der Salm, „der König des Baches“, wie ihn pouphaft ſeine Verehrer nennen. Dieſes ſtattliche Thier erreicht ein Gewicht von 15 bis 20 Pfund, und nicht ſelten weit mehr, und iſt in Fiſchgeſtalten das ſchmackhafteſte Gericht, welches der Engländer einem Gaſte vorzuſetzen hat. Die Flüſſe von Weſtengland und Wales, vor Allem die ſchottiſchen Bergwaſſer, ſind außerordentlich reich an dieſem köſtlichen Bewohner. Der jährliche Fang in dem Fluß Tay wird allein auf 70,000 angeſchlagen, und ganze Schiffsladungen voll, in Eis gepackt, gehen aus den Häfen Schottlands nach der hungrigen Hauptſtadt. Geſetze binden die Verfolgung des Salms an gewiſſe Schranken, um eine Verminderung des dem engliſchen Gaumen wie dem Angler faſt unentbehrlichen Thieres zu verhindern, welche bei der ſtets wachſenden Nachfrage und dem nie erſchlaffenden Sportſinn ſonſt ſchnell eintreten müßte. Die eigentliche Zeit, in der dem Salm nachgeſtellt wird, iſt Spätfrühling und Frühſommer. Vom Mai zum Auguſt, gleichzeitig mit der Londoner Saiſon, wüthet der Krieg gegen den friedlichen Fiſch. Wenn das Parlament vor der heißen Auguſtſonne hinwegſchmilzt und London nach dem Land auswandert, kommt auch er aus der Saiſon und erhält ſeinen Waffenſtillſtand bis zum kommenden Frühjahr.

Der Sportsman, welcher dem Salm nachgeht, macht ſich in der erſten Frühe eines warmen Junimorgens hinaus an den Fluß. Am liebſten hat er die Zeit nach einem lauen Regen, welcher die Fiſche nach der Oberfläche des Waſſers zu ziehen pflegt. Er wählt ſich in der Regel am Ufer einen guten Stand, oder rudert auch wohl auf einem Kahn eine kurze Strecke in's Waſſer hinein. Das Geräthe beſteht in der gewöhnlichen langen Angelrute und einer Leine, welche mehrere hundert Ellen mißt, aber zum guten Theil auf eine Rolle gewunden iſt. Der Köder iſt die ſogenannte Fliege, das iſt eine aus Zwirn, Draht und andern Ingredienzien nachgebildete Libelle, deren gebogener Leib von feſtem Eiſen feſtgehalten und mit Federn bildet. Die Fliege iſt am Ende der Leine befeſtigt. Etwa zwei Ellen über ihr iſt ein Stück Kork angebracht, das Float genannt, welches auf dem Waſſer ſchwimmt und den ſchweren Köder nicht tiefer hineinſinken läßt. Der Angler wirft die Leine aus und hält ſein Auge unverwandt, oft ſtundenlang, auf den Kork gerichtet, bis endlich mit einem Ruck der erſehnte Moment erſcheint und das Float unter Waſſer geht. Jetzt beginnt der eigentliche Sport und die wahre Kunſt. Das Unterſinken des Float iſt das untrüglichſte Zeichen, daß ein Biß geſchehen iſt, das heißt, daß ein Fiſch den Köder geſchluckt hat und mit dem Haken im Halſe die Leine ſammt dem Korke fortzieht. Die nächſte Bewegung des Anglers iſt ein kurzer Ruck mit der Ruthe; er dient dazu, das Eiſen dem Thiere feſter in's Fleiſch zu bohren. Dann aber wird die Leine fahren gelaſſen, und der Fiſch wieſelt ſie im Forſtſchießen ab. Iſt ſie zu Ende, ſo wird ſie um und um ihr das

Opfer herangewunden, aber nur um sogleich auf's Neue loszuschlafen zu werden. So tobt sich das arme gefangene Geschöpf in seinem eigenen Elemente aus. Endlich schleudert ein kräftiger Zug des Sportsman den Fisch auf's Ufer. Er versichert sich seiner durch Hand oder Fuß, und reißt den blutenden Haken mit Gewalt aus Maul und Eingeweide.

Dies ist der glückliche Ausgang. Zuweilen aber hält ein starker Fisch den Angler stundenlang in Schweiß und Arbeit, schießt im Wasser auf und ab und reißt schließlich die Leine entzwei. Das muß dann so gut hingenommen werden, als sich der Aerger über einen mißlungenen Fang verwinden läßt. Wenig hilft dem Sportsman das Bewußtsein, daß sich das verwundete Thier an dem unerbittlichen Haken in seinem Leibe zu Tode rasen muß. Er muß mit leerem Sack und vergebens leer gemachter Zunge nach Hause ziehen und für diesmal den Sport verwünschen. Denn das Angelvergnügen erreicht seinen Gipfel und Abschluß eigentlich erst, wenn der herrliche Fisch auf silberner Schüssel dampft und der Lust des Fanges die gastronomische Krone aufgesetzt wird. Geduld macht hungrig, und je länger ein armes schuldloses Thier den Feind warten ließ, um so wackerer wird ihm dieser außer dem Essen auch den Zahn fühlen lassen.

Daß die Lust des Wettstreitens auch zu weit gerrieben werden kann, zeigt uns das Beispiel von Angling-Matches, welche von Zeit zu Zeit um goldene Becher, silberne Theekessel und Anderes veranstaltet werden. Hier fehlt in der That das Element für ein gegenseitiges Messen, da das Gewicht des Fisches den Ausschlag giebt. Es erfordert wohl Geschicklichkeit, überhaupt einen Fisch zu fangen; daß aber gerade ein Zwanzigpfünder an meinem und nur ein Fünfzehner an Deinem Strick anbeißt, das ist doch wahrlich nichts, was vernünftiger Weise mir zum Verdienst angerechnet werden kann.

J. Hopf.

Ein Besuch auf Caprera.

Von W. Rüstow.

In den ersten Tagen des Februar ward beschlossen, daß ich nach Caprera gehen solle. Das nächste Schiff der Compagnie Rubattino, welches die Caprera zunächst liegende Insel Maddalena berührte, verließ Freitag den 13. Februar Genua, und am 15. zwischen acht und neun Uhr Morgens ankerten wir nach einer zum Ende stürmischen Fahrt im Hafen von Maddalena. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war das große Segelboot Menotti's, des Sohnes Garibaldi's, der mit Ricciotti und zwei andern Gefährten, Bedeschini und Pasteris, von Caprera herübergekommen war, um die Sandgna zu erwarten. Menotti kam an Bord und begrüßte uns. Er wollte zuerst die mitgebrachten Waaren ausladen und dann nach Caprera hinüberführen.

Wir stiegen an's Land, mußten zunächst mit der Douane verkehren, die eine unausstehliche Ueberwachung gerade des Verkehrs mit Caprera ausübt, und erlebten, daß Bruzzesi, mein Waffengefährte von 1860, den ich auf dem Schiffe wiedergefunden hatte, nur mit Mühe einen silbernen Ehrenkranz, von Bürgern Leipzigs für Garibaldi als eine Weihnachtsgabe bestimmt, vor der vergängigen Sendung nach Cagliari — o bureaukratischer Schematismus! — bewahrte und mit einigen Franken statt der anfänglich verlangten achtundvierzig als Zoll ausloste.

Endlich ließ uns Menotti ankündigen, daß er zur Abfahrt bereit sei, aber bei dem stürmischen Wetter nur Bruzzesi und mich mitnehmen könne. Kurz nach zwölf Uhr schiffen wir uns ein und nach anderthalbstündiger Fahrt legten wir das Boot zwischen den Klippen angesichts des Palasts von Caprera fest und schiften uns aus.

Ich eilte mit Bruzzesi den Strand hinauf, die Windmühle vor dem Hause und das steinerne Haus selbst betrachtend mit seinem nördlichen älteren und dem ganz neuen südwärts daran gebauten etwas höheren Theile. Der Theil der Insel, welcher Garibaldi gehört, ist mit Allem, was darum und daran hängt, so vielfach geschildert, daß ich mich auf eine förmliche Beschreibung nicht einzulassen brauche; wir werden indessen diese Räume allmählich durchwandern, wie ich sie als Hausgenosse nach und nach durchwandert habe. Wir betraten durch die vordere Thüre jenen Raum des älteren Steingebäudes, welcher früherhin als Salon diente; von dort gingen wir durch die Küche in den hinteren Hausflur und drangen ungemeldet durch die Thüre rechter Hand, — gegenüber dem gegenwärtigen Salon zur Linken, — in das Heiligthum des geliebten Kranken ein. Er saß noch sogleich zu sich nieder und stützte mich ab; ich durfte nicht zweifeln, daß ich ein willkommener Gast sei. Von der Aussichtung meiner mannigfaltigen Aufträge konnte vorerst nicht die Rede sein. Fragen und Antworten drängten sich. Ich blieb fast eine Stunde mit Garibaldi allein, Bruzzesi ging nur ab und zu.

Statt hier zu versuchen, Alles wiederzugeben, was wir uns erzählten, will ich vor Anderm erzählen, wie ich den General fand. Viel besser, als ich es erwartet, namentlich nach der Photographie, die ihn auf dem Krankenbett darstellt. Das Gesicht war das des Dictators der beiden Sicilien von 1860. Vielleicht ihr und da ein graues Haar mehr, aber ich könnte kaum sagen, daß ich eins mehr bemerkte. Der Ausdruck des Gesichtes heiter. Er lag auf einem Bett oder einer Art Sopha, welches mit einem verschiebbaren Pelpulte versehen war; über dem rothen Hemde trug er einen Schlafrock nach seiner Façon, einen Poncho aus türkischem Schlafrockzeug von grüner Grundfarbe, eine fezartige niedrige Mütze auf dem Kopf. Das Zimmer ist das gleiche, welches er bewohnt, seit das ältere Steingebäude steht, heiter, nach Süden gelegen. Tische mit Briefen, Büchern, einem Barometer, einem Thermometer u. s. w. stehen zu beiden Seiten des Bettes.

Wir waren nicht lange beisammen, — Bruzzesi war eben anwesend, — als Garibaldi nach Polen fragte: was für Nachrichten ich hätte? was ich von der Sache dächte? wie sich Preußen, wie sich Deutschland dazu verhalten würde?

Wir sind auf diesen Gegenstand während meiner Anwesenheit auf Caprera mindestens fünf Mal zurückgekommen, wie es wohl natürlich ist, bald allein, bald in kleinerer, bald in größerer Gesellschaft. Es würde mir schwer werden, die einzelnen Gespräche völlig auseinander zu halten. Ich gebe daher lieber ihren Inhalt im Allgemeinen an.

Die Tagesblätter, sagte ich, so sehr im Allgemeinen der polnischen Insurrection günstig, seien doch ziemlich einig darin, derselben keinen Erfolg vorauszusagen. — Hier unterbrach mich Garibaldi mit der Bemerkung, daß die Meisten 1860 auch wohl die Landung von Marsala für eine Verrücktheit erklärt hätten, die der Erfolg unmöglich krönen könne.

Indem ich dies zugab, sprach ich die Meinung aus, daß die Tagesblätter bei ihren Voraussagungen sich wohl auf die allgemeine Lage Europa's stützten, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Schicksale dieser Insurrection eines continentalen, überall eingeschlossenen Landes haben müsse. Die Gefahren jedoch, welche ich fürchte, lägen hauptsächlich in den Polen selbst.

Zunächst sei die Insurrection jetzt noch wesentlich eine Insurrection der Verzweiflung und folglich ohne einheitliche Organisation; nach dieser Organisation müsse sie aber streben, um zu triumphiren. In wessen Hände würde nun die Organisation gerathen? Ich fürchte sehr, daß sie wiederum, wie so oft, in die Hände der aristokratisch-clerical-diplomatischen Partei komme, und damit aller Wahrscheinlichkeit nach in die entschiedenste Abhängigkeit von Napoleon. Ein solches Ergebniß werde aber die nothwendige Folge haben, daß die Sympathien der Völker für die Sache Polens sich merklich abkühlten. Was ich aber noch mehr fürchte, sei die falsche Anwendung des Nationalitätsprincips, welche die Polen würden machen wollen, vielleicht noch ehe sie irgend welche sicheren Erfolge errungen hätten. Die „alten Grenzen" seien ein Teichwort der Polen. Diese alten Grenzen z. B. gegen Deutschland herzustellen, sei aber eine reine Unmöglichkeit. Abgesehen davon, daß das Nationalitätsprincip gewiß nicht das Höchste sei, daß die Civilisation ihre Vorrechte habe, das Princip der Freiheit aber, in dem alle Völker sich begegnen könnten, über ihm stehe, werde auch selbst das Nationalitätsprincip dadurch verletzt, wenn man mathematische Grenzen, die vor hundert Jahren bestanden hätten, wie sie damals

bestanden, zurückfordern wolle, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Culturgrenzen, die wirklichen Nationalitätsgrenzen sich ganz und gar geändert hätten. Auf solchem Boden könne keine Revolution von heute als berechtigt erscheinen. Denn in Wahrheit sei sie bloße Reaction. Wenn die alten Grenzen Polens, wie sie vor der ersten Theilung — und es giebt nicht wenige Polen, die noch weiter zurückgehen, — hergestellt werden sollten, so würden von Deutschland Landstriche gewaltiger Ausdehnung abgerennt werden müssen, in denen alle Civilisation bis in's Innerste hinein eine rein deutsche sei. Eine solche Forderung also müsse das deutsche Volk wenn nicht gegen die polnische Insurrection einnehmen, wornigstens kau sie dieselbe machen, nicht etwa weil das deutsche Volk einer schlecht angekrachten Berufung auf frühere überwundene Zustände eine ebensolche Berufung auf alten Acceptanz entgegenstellen wolle, was sie wohl könne, sondern weil die Forderung eine widernatürliche, allen gegebenen Bedingungen widersprechende, eine freiheitsfeindliche sei. Das deutsche Volk werde nicht im geringsten gegen eine Grenzregulirung auf billigen Grundlagen gegen Polen etwas einzuwenden haben. Aber z. B. ehe sich der Charakter, die Tendenz der polnischen Insurrection ausgesprochen hat, den Polen Alles anbieten, was ihre ausgelassensten Kehlen verlangen, etwa auf die Gefahr hin, an seinen östlichen Grenzen nur ein neues Filial des kaiserlichen Frankreich entstehen zu sehen, das widersprechende Forderungen der Vernunft, sei entgegen allen wirklichen Interessen der Freiheit und der Civilisation. Ganz Aehnliches, wie von dem Verhältniß der Polen zu dem deutschen Volke, lasse sich von dem Verhältniß der Polen zu dem russischen Volke sagen, welches letztere vortrefflich sei und durchaus keinen Unterschied seiner eigenen und der polnischen Interessen in der Einigung auf dem Boden der Freiheit anerkenne.

Garibaldi sagte hierauf, daß ich ihm aus der Seele spreche, daß ja wirklich die Interessen der Völker dieselben seien, daß in der That die Völker, welche sich erhöhen, sich am meisten davor hüten müßten, dieselben Zankäpfel, wie der alte Monarchismus, zwischen sich zu werfen. Er versprach mir, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm dazu bieten würde, den Polen gerade diese Worte der Liebe zuzurufen, Ermahnungen, die Völker der Nachbarländer als die Freunde zu erkennen, welche sie seien.

„Und was wird Preußen thun?“ fragte er jetzt.

„In Preußen,“ erwiderte ich darauf, „muß man noch mehr, als anderswo, Regierung und Volk unterscheiden. Das preußische Volk ist in der Arbeit begriffen, seine innere Freiheit herzustellen und zu befestigen. Bei der großen Intelligenz, die in ihm alle Schichten durchdringt, und bei dem Wege, den die Regierung eingeschlagen hat, sieht es aber, daß es den größten Theil der Arbeit dem Ministerium überlassen kann. Es steht auf der Lauer und betrachtet, wie dieses sich in eine unvernünftige Verwickelung nach der andern stürzt und so eifrig daran arbeitet, sich völlig unmöglich zu machen. Die preußische Presse wird sich, einige wenige Reactionsblätter ausgenommen, mit der größten Entschiedenheit gegen eine Betheiligung Preußens an der Unterdrückung Polens aussprechen,* das Ministerium wird auch das letzte Stückchen Grund, welchen es noch im Volke haben mochte, unter den Füßen verlieren. Eine große Zahl von Truppen auf längere Zeit mobil zu erhalten, ist aber bei den Opfern, die zu Gunsten der neuen Militärorganisation erforderlich werden, ohne Steuererhöhung oder Anleihe unmöglich. Die Deputirtenkammer wird aber zu diesem Zwecke eine Steuererhöhung oder eine Anleihe nicht votiren; dessen bin ich sicher. Dann steht das Ministerium an dem Abgrunde, den es sich gegraben. Eine Anleihe negociirt ihm kein Banquier ohne das Votum der Kammer; eine Steuererhöhung kann es mit offenem Bruch der Verfassung selbst anordnen. Nun ist aber die bisher noch vergehaltene Maske ganz gefallen. Und wozu kann diese finanziellen Schwierigkeiten führen, das werden wir sehen. Ich hoffe für Deutschland und für ganz Europa von ihnen das Beste.“

Garibaldi, der diese Verhältnisse wenig kannte, wie sie überhaupt in Italien wenig bekannt sind, begriff sie doch sogleich. Inwiefern sragte er mich, ob es nicht wenigstens möglich sei, aus Preußen Waffen und Leute nach Polen hinüberzuschaffen, um die Insurrection zu stärken. Ich erwiderte, daß dies, wenn auch schwierig, doch nicht unmöglich sei, ob und in welchem Umfange es aber geschehen werde, das werde wieder wesentlich davon abhängen, wie sich die Polen zu dem deutschen Volke stellen. Das deutsche Volk denke im Ganzen zu groß, um sich dadurch feindlich gegen die Freiheitsbestrebungen der Polen stimmen zu lassen, aber lan werden müßte es immerhin, wenn die Polen die große wirklich bestehende Differenz zwischen dem deutschen Volke und den deutschen Regierungen nicht zu würdigen wüßten oder sie nicht würdigen wollten.

Füge ich noch hinzu, daß wir auch über das Verhältniß Ungarns zu Polen reteten, so wird das Vorhergehende etwa den Inhalt unserer Gespräche über die polnische Sache zusammenfassen.

Unser erstes Gespräch ward vorläufig dadurch unterbrochen, daß ich zum Essen abgerufen wurde. Die Tagesordnung auf Caprera ist in Bezug auf Essen und Trinken diese, daß Morgens zwischen 7 oder 8 Uhr jeder nach dem Verhältnisse, wie er gerade aufsteht oder Lust hat, in den Salen hinabsteigt, um seinen Kaffee zu trinken; um 12 oder 1 Uhr vereinigt die Hauptmahlzeit Alle, die sich eben im Palazzo Garibaldi befinden — heute war diese Hauptmahlzeit verspätet worden —; Abends um 7 Uhr wird in derselben Weise die Abendmahlzeit eingenommen. Garibaldi erscheint gegenwärtig nicht bei den Mahlzeiten im Salen, sondern er ißt auf seinem Ruhebette. Beim Essen geht es lebhaft und munter zu; an Provisionen aller Art fehlt es nicht, einige Gemüse liefert bereits der Anbau Capreras, die Hauptrolle spielt die Jagdbeute aus dem nahen Sardinien; dann kommen zahlreiche Sendungen von Freunden, Eingemachtem, gutem Wein von Freunden auf dem Continent. An barem Gelde allein fehlt es dabei fast ganz, aber Niemand vermißt es; man fühlt sich dort in dem glücklichen Zustande des Naturmenschen. Gar manche Summe, die nach Caprera kommt, erscheint dort nur, um die Insel zu guten Zwecken abhald wieder zu verlassen. Zweihundert Franken, die ich seitens einer befreundeten Dame für die Verwundeten und Gefangenen von Aspromonte, inbesondere für die unglücklichen Deserteurs von der regulären Armee mitgebracht hatte, wanderten augenblicklich ihrer Bestimmung zu.

Garibaldi hatte mich aufgefordert, sein Haus als das meine zu betrachten, und Pietro angewiesen, mir nur Brutzseli ein Zimmer zu geben. Dies bezogen wir nach dem Essen im obern Stockwerke des Doppelgebäudes. Zunächst hatte ich dann mit Albanese, dem gegenwärtig allein noch bei Garibaldi weilenden Arzte, zu verkehren. Er wohnte mir gegenüber, aber um zu ihm zu gelangen, mußte ich ein anderes Zimmer durchschreiten, in welchem sich außer sonstigen Dingen auch Spuren zeigten, daß hier das Schneiderhandwerk betrieben werde. Es war das Zimmer Faseli's, eines jungen Calabresen, der schon 1860 mit uns war, sich 1862 wieder zu Garibaldi gesellte und jetzt mit diesem auf Caprera lebt. Auf dem Collegium (Gymnasium) von Catanzaro, seiner Vaterstadt, hatte er, wie es auf den neapolitanischen Gymnasien Sitte war, ein Handwerk und zwar schneidern gelernt, die Gefangenschaft in Bariguane hatte ihm von Neuem Zeit und vielfache Betanlassung gegeben, seine Kunst zu üben. Jetzt nannte er sich mit Stolz den Schneider von Caprera. Da er mir entdeckte, daß er Mangel an rothen Hemden leide, war ich so glücklich, ihm eines, welches ich zwiel hatte, sogleich zurücklassen zu können. Der Flanell zu diesem Hemde war aus Berlin!

Am Albanese richtete ich meine Aufträge aus und sprach mit ihm über den Gesundheitszustand Garibaldi's. Meine Hoffnungen, daß der General nach seinem Ausfehen, wie ich es über alle meine Erwartungen vortrefflich gefunden, bald wieder werde zu Pferde steigen können, spannte Albanese etwas herab. Wenn auch sicher, sagte mir Albanese, schritte doch die Heilung unseres Kranken nur langsam fort, hauptsächlich wohl in Folge der rhenmatischen Affectionen, an denen er leide; noch immer kämen Knochensplitter aus der Wunde. In der That ward noch am 16. Februar Morgens wieder einer herausgeholt.

Nachdem ich meinen kleinen Handkoffer geöffnet, begab ich mich wieder zu Garibaldi, um ihm nun die mir mitgegebenen Briefe zu überreichen und sonstige Geschäftsangelegenheiten zu erledigen. Der General gab mir die Schriftstücke, welche den Ehrentrang der Leipziger begleiteten, und bat mich, ihm dieselben zu übersetzen, was ich sogleich mündlich that und später auch noch schriftlich. Der General bedauerte bei dieser Gelegenheit sehr, daß er nicht deutsch verstehe und daß auch jetzt Niemand auf der Insel sei, der es verstehe. Alle deutschen Briefe müßten, wenn nicht ein so glück-

* Wir müssen hier bemerken, daß dieser Ausspruch, der im Beginne wenige Wochen sich als so wahrhaft erwiesen hat, Ende Februar, also zu einer Zeit niedergeschrieben ist, wo eine solche Ansicht einen sehr richtigen politischen Blick verrathe. D. Red.

sicher Zufall, wie jener, der mich hergeführt, eintrete, nach Genua gesendet werden, wo eine deutsche Dame die Gefälligkeit habe, sie zu übersetzen. Er müsse jetzt den Leipzigern antworten; ob sie italienisch verständen, wisse er nicht, französisch möge er nicht gern antworten. Er werde mir daher eine Antwort italienisch dictiren, und ich solle sie deutsch niederschreiben. So geschah es. Die Antwort habe ich mit nach Florenz genommen und von dort sogleich an Dr. Joseph nach Leipzig abgesendet. Garibaldi sagte, Riccienti müsse durchaus deutsch lernen, da er schon englisch verstehe, werde es ihm nicht zu schwer werden.

sollten etwa 50 Gichtkranke versammeln, die Heilung vorbereiten, er werde sie vollenden. Das Resultat solle dann vor den Augen des erstaunten Europa enthüllt werden; das Geheimniß aber, welches die österreichische Regierung dem Erfinder gegenwärtig abzudringen suche — nicht. Um schnellste Antwort wird ersucht, weil der Erfinder jetzt noch am besten abkommen könne.

Soviel ich weiß, hat man meinen Rath befolgt, diese beiden Schreiben ohne Antwort zu lassen. In dem Antworten — zum Theil auf blühenden Unsinn — ist Garibaldi viel zu gutmüthig. Mögen die Andern machen, was sie wollen, aber in Deutschland

Garibaldi's Krankenlager auf der Insel Caprera.
Nach einer Original-Photographie mit Garibaldi's eigener Unterschrift.

Nachdem ich längere Zeit über verschiedene Angelegenheiten verhandelt, sagte der General, er müsse mir nun auch zeigen, wie er gehe. Ich half ihm aufstehen, gab ihm seine Krücken, und er humpelte vor mir her, durch mehrere Zimmer und in die Küche. Die Sache ging zur Zufriedenheit. Mit der Sardegna war auch ein Paar neuer Krücken angekommen. Bei der Probe, die am 16. mit ihnen vorgenommen wurde, ereignete sich leider der Unfall, daß der General hinfiel, glücklicherweise ohne sich Schaden zu thun; die neuen Krücken erwiesen sich als zu lang, und es mußte vorläufig auf die alten zurückgegangen werden.

Man gab mir noch ein paar deutsche Briefe, die ich übersetzen oder deren Inhalt ich angeben sollte. In dem einen verlangte ein junger Mann aus Hamburg, gestützt auf die edlen Gesinnungen und Thaten des „Herrn Garibaldi", irgend eine Beschäftigung von diesem, da ihm in der letzten Zeit Alles schief gegangen sei. In dem andern versicherte ein Wiener Doctor, daß er im Besitz eines ganz unfehlbaren Mittels sei, alle Gicht zu curiren. Erst nachdem ihm 1600 Curen gelungen, wage er es, dem Helden Italiens seine Dienste anzubieten. Die sämmtlichen Aerzte Garibaldi's

sollte Jedermann darauf hinarbeiten, Garibaldi von den Zudringlichkeiten deutscher Abenteurer aller Art frei zu halten, welche dem deutschen Namen seine Ehre bringen können.

Als am Abend das Wetter ein wenig besser geworden war, besah ich mir den nördlichen Theil der Insel und pflückte einige Blumen und Blätter als ein Andenken, mit welchem ich später vielleicht Freunden eine Freude machen kann.

Am andern Morgen (16. Februar war ich eben beim Frühstück und in lebendiger Unterhaltung mit den übrigen anwesenden Insulanern, als der General herein gehumpelt kam und sich bei uns niederließ. Bruzzesi und ich lasen die verschiedenen neuesten telegraphischen Depeschen von einiger Bedeutung vor, welche wir fanden, insbesondere diejenigen, welche über Polen etwas sagten. Nachher ward der Katalog der letzten Londoner Weltausstellung hervorgeholt, in welchem der General die Ackerbaumaschinen suchte, mit besonderer Rücksicht auf diejenige, welche auf der Sardegna für ihn angekommen war. Riccioti, der Mechaniker und Wegbaumeister der Insel, mußte über die vorgefundenen Zeichnungen Aufklärungen geben.

Nachdem ich Garibaldi auf sein Zimmer gebracht, holte ich ihm verschiedene Sachen zum Vorlesen herunter. Zuerst die Antwort an die Leipziger, die er, sowie verschiedene zu Andenken an Freunde bestimmte Photographien, unterschrieb. Nachher las ich ihm eine wörtliche prosaische Uebersetzung des Aspromontegedichtes von Georg Herwegh vor, die ich selbst angefertigt; eine italienische Uebersetzung in Versen hatte ich noch nicht erlangen können. Garibaldi bezauerte, nach meiner schlechten Version die dichterischen Schönheiten des Originales nicht vollständig genießen zu können. Ganz außerordentlich aber sprach ihn die Einleitung zu der bei F. Streit in Coburg erschienenen Uebersetzung der „Stimme aus dem Gefängnisse" an. Bei deren Vorlesung unterbrach mich Garibaldi mehrere Male durch lebhafte Beifalls-Bravos.

Nach dem Essen machte ich zuerst unter Führung Frusciantis einen Besuch in dem Stallgebäude, welches das Oratorium genannt wird. Auf der Nordgrenze des Hofraums, dessen ganze Westseite das Hauptgebäude einnimmt, liegt außer dem Stalle, zwischen ihm und dem Wohngebäude, ein kleines eisernes Haus, aus England gesendet, in welchem jetzt Basti sein Bureau und seine Wohnung aufgeschlagen hat. Dieses eiserne Haus war der nächste Vorläufer des älteren Steinhauses, aber schon der dritte Bau auf dem Gebiete Garibaldi's; voraus ging ihm ein kleines hölzernes Haus, welches auf der Südgrenze des Hofraumes noch steht, durch den Garten und ein Stück Hof von dem großen Wohngebäude getrennt. An derselben Stelle stand vor diesem Holzhau der erste Bau des garibaldischen Caprera, ein Zelt. Den östlichen Abschluß des Hofes, parallel dem Wohngebäude, bilden wieder Mauern und Zäune.

Nach meinem Besuche im Oratorium verließ ich mit Bruzzesi, Albanese und Fasoli, sowie einem der Jagdhunde den Hof durch das südliche Thor zwischen dem Garten und dem Holzhause, um einen weiteren Spaziergang durch die Insel anzutreten.

Wir kamen zuerst auf die Wiese, welche südlich an den Hofraum anstößt und auf welcher die beiden gegenwärtig allein auf der Insel befindlichen Pferde sich vergnügen, die Marsala, welche der General bei Calatafimi ritt, und deren Sproß, das Füllen Caprera, auf der Insel selbst geboren, ein allerliebstes Thier, welches sofort eine intime Bekanntschaft mit mir schloß, mich stieß und mir, als wir weitergingen, folgte, um mir den Hut vom Kopf zu stoßen.

Als wir ostwärts zwischen den Büschen die nächste Felshöhe überstiegen hatten, bemerkten wir die von einigen Rübenfeldern eingefaßte Hütte eines der Einwohner Capreras, welche vor der Ansiedelung des Generals sich vom niedergelassen, Ferraceiuolo; die Signora Ferraceiuolo war beschäftigt Wasser zu schöpfen.

Die Paßage von der Hütte Ferraceiuolo's gab Veranlassung zur Entwickelung der Bevölkerungsstatistik von Caprera, von welcher ich das Wesentlichste erfuhr. Außer Garibaldi und den Seinen und den Ferraceiuolo bewohnen Caprera noch drei Familien oder einzelne Männer, die Familie Sonza, der Isolano und il Pastore, der Hirt einer englischen Dame, welche früherhin den größten Theil Capreras besaß und von der auch Garibaldi seinen Theil erworben hat. Die Dame wohnt gegenwärtig Caprera gegenüber auf Maddalena. Der älteste Bewohner der Insel zählt 98 Jahre; gestorben ist, soviel man weiß, auf der Insel noch kein Mensch.

Als wir zurückkehrten, fanden wir einen Maler, Stefani, und eine von den Mailänder Damen für den General bestimmte Haushälterin vor, welche auf der Sardegna gestern mit uns angekommen und nun bei dem ruhiger gewordenen Wetter von Maddalena herüber gefahren waren. Herr Stefani, von einem Engländer mit der Aufnahme verschiedener Ansichten der Insel beauftragt, suchte sich sofort Aussichten und Standpunkte, und auch die Haushälterin war schon bei ihrem Werke. Sie kramte in den Wäscheschränken. Die Bewohner des Palazzo Garibaldi schienen mir von dem vermutheten Wirken der Haushälterin nicht besonders erbaut. Die Betten, meinten sie, machten sie sich selber, ebenso könnten sie die Wäsche besorgen; wenn etwas zu flicken wäre, so sei Fasoli da, und zu plätten gäbe es nichts. Wozu also diese Unruhe in's Haus bringen? — Die Glücklichen!

Wir mochten unsern Spaziergang durch die Insel um halb zwei Uhr angetreten haben, und bald nach vier Uhr waren wir zurück. Da erst um sechs Uhr das Essen zu erwarten war, ermunterte ich Fasoli, mich noch auf einem kleinen Spaziergange an die Küste zu begleiten. Wir folgten der großen „Fahrstraße", welche vom Palazzo Garibaldi in nördlicher Richtung an die Küste führt und zwar zu dem sogenannten Hafen, einer Bucht, welche die Verlängerung einer Schlucht ist, in der ein Gebirgswasser — wenn es Regen giebt, hinabfließt. Seitwärts der Fahrstraße liegen einige Stücke Land, welche der General eingehegt und in Cultur genommen hat. Am Wege steht eine Doppelreihe junger Cypressen, welche Garibaldi hier angepflanzt. Am Hafen steht ein kleines Gebäude, welches das Seearsenal der Insel bildet und zur Aufbewahrung des Segelwerks und der sonstigen Ausrüstung der verschiedenen Boote und Barken dient, aus denen die Flotte von Caprera besteht. Ich zählte deren augenblicklich vier, unter denen sich das große und vorzeichnete Boot Menotti's auszeichnet.

Am 17. Morgens eröffneten wir nach dem Kaffeetrinken unsern Tag mit Ackerbauarbeiten. Ich machte mich mit Fasoli und Bruzzesi an das Umhacken des Gartens, die Andern, außer Frusciantí, der im Seearsenal zu thun hatte, und Basti, der mit der Abfassung zum großen Theil für mich bestimmter Depeschen beschäftigt war, zogen auf einen der Felsplätze gegen die Nordküste hin, um dort dieselbe Arbeit vorzunehmen, welche wir im Garten betrieben. Herr Stefani zeichnete. Ich machte zwischendurch noch einen Spaziergang an den Strand. Am Mittag setzten wir unsere Arbeiten fort, diesmal im Beisein des Generals, der sich draußen in den freundlichen und warmen Sonnenschein setze, in Gesellschaft des arbeitsunlustigen Sgaramälini, der nun auch herübergekommen war. Unter Andern verpflanzten wir heute, an der Fahnstadt, einen Mandarinen- und einen Orangenbaum aus den Töpfen, in denen sie bisher gestanden, in den Garten; für den ersteren bereitete ich die Erde nach der Art zu, wie man den Plackboden bereitet. Garibaldi machte mir über meine agronomische Thätigkeit Complimente.

Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß er über die Wetter- und Temperaturverhältnisse der Insel Buch führt. Aus seinen Aufzeichnungen ergab sich, daß die Nacht vom 16. auf den 17. Februar im bisherigen Verlauf des Jahres 1863 die kälteste gewesen war. Das Thermometer hatte + 10 Grad Celsius gezeigt.

Am Nachmittage statete Capitain Cuneo, ein Freund Garibaldi's, ihm einen Besuch ab und lud zum Caprera zu einer Fastnachtsfeier e ein. Da das Wetter viel ruhiger geworden war, so stand zu erwarten, daß die Sardegna am Mittwoch Morgen von Porto Torres zurückkehren werde, und da ich keine Zeit zu verlieren hatte, so ward beschlossen, daß ich noch diesen Abend nach Maddalena hinübergehen sollte. Ich packte demnach meine kleine Bagage zusammen, empfing meine verschiedenen Aufträge von allen Seiten und nahm herzlichen Abschied vom General. Dann schiffte ich mich mit Menotti, Boccechini und Pastorei nach Maddalena ein, und so war mein Besuch auf Caprera beendet.

Die Uhr von Goethe.

Ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem Wolfgang Goethe in Weimar wohnte, wohin Karl August ihn 1775 aus Frankfurt entführt hatte. Das glücklichste Leben eines Weisen und Dichters neigte sich bereits seinem Untergange zu, in ruhiger Pracht, wie die Sonne am reinen Horizont niedersinkt. Fünfzig Jahre waren es her, daß die Dichtungen des „Götz von Berlichingen" und des „Werther" die Stirn des deutschen Apoll mit Lorbeeren bekränzt hatten, die in unvergänglicher Frische erhalten und mit zahlreichen neuen Blättern vermehrt waren. So lange der brave thüringische Herzog sein kleines, liebliches Land beherrschte, so lange war sein Freund, mit dem er als Jüngling getollt und gereift und mit dem er als Mann gedacht und regiert, der unbestrittene Gebieter der mit ihm erstarkenen glänzenden Republik der deutschen Literatur. Goethe, im weimarschen Ländchen als der mächtigste Herr außer dem geborenen Fürsten betrachtet, war in ganz Deutschland und weit darüber hinaus als der vornehmste und erste der

Geister anerkannt, und unaufhörlich ging die Wallfahrt der Großen von Geist wie von Geburt nach der ruhmvollen Dichterstätte an der Ilm, um neidlos seinem reinen Ruhm zu huldigen. Fast war es ein ernster Cultus der Verehrung, der Goethe in seinen letzten Jahrzehnt zu Theil ward und der noch lange über seinen Tod hinaus erhalten wurde.

Karl August's fünfzigjährige Regierung war eben erst glänzend und herzlich vom weimar'schen Volke gefeiert worden, als sich die Elite der Dichterstadt und des deutschen Landes anschickte, Goethe's goldenen Jubeltag als Dichterfürst und Dioskur des Großherzogs von Weimar zu feiern. Am 7. November 1825 waren es fünfzig Jahr, daß Goethe in jugendlicher Kraft und geschmückt mit den ersten Kränzen dichterischen Ruhmes in Weimar eingetroffen; an diesem Tage sollte die Jubelfeier stattfinden.

Der Großherzog Georg Friedrich von Mecklenburg-Strelitz war einer der eifrigsten unter den deutschen Fürsten, diese Verehrung für Goethe an diesem Festtage in sinniger Weise an den Tag zu legen. Er gehörte noch zu dem Geschlecht der aufgeklärten Despoten, welches gewissermaßen die letzte Blüthe des dem Tode verfallenen fürstlichen Absolutismus in Deutschland bildete und instinctartig bedacht war, die Interessen des Staats von den persönlichen ihrer Herrscher zu emancipiren. Gegenüber der frivolen Gesinnung Ludwig's XIV. und der ihm nachäffenden kleinen Tyrannen von Deutschland im vorigen Jahrhundert: l'état c'est moi! proclamirte dies Geschlecht den Grundsatz, daß der Fürst der erste Diener des Staates sei. Georg Friedrich hat seinem Lande mit diesem Grundsatz viel Wohlthaten erwiesen; er kümmerte sich nicht um den Groll seiner Ritter und hob bald nach seinem Regierungsantritte 1816 die noch bestehende Leibeigenschaft auf. Des Volkes Bildung lag ihm ernstlich am Herzen, und die Schulen und Lehrinstitute, die er stiftete, zeugen genugsam davon. Ein braver Herr, der mit Recht als ein Landesvater galt und dem man es nicht nachtragen konnte, daß er als siebzigjähriger Greis sich nicht gut in die neue Zeit von 1848 finden konnte, war er ein Freund der Literatur und der Kunst und liebte es, sich auch als solchen zu zeigen. Er starb fast achtzigjährig erst 1860, geehrt als einer der besten der alten Patriarchenfürsten unter den gekrönten Häuptern Europas.

In aufrichtiger Verehrung für Goethe sann Georg Friedrich vergeblich darüber nach, wie er dieselbe an dem goldenen Jubeltage bezeigen könne. Er war nicht von den Fürsten, die da meinen, mit einem Orden thue er schon einem solchen Manne gegenüber das Möglichste; er begriff die Wahrheit, die Bürger ausgesprochen:

... edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen.

Und einem Dichterkönig wie Goethe gegenüber, wie winzig und sinnlos war da nicht als Zeichen der Verehrung das Spielzeug eines Ordens!

Der Großherzog fand endlich den Weg, um das zu erreichen, woran ihm lag: ein würdiges Geschenk für den Jubelrichter. Die Mutter Goethe's, die herrliche „Frau Rath", von der ihr Sohn die Frohnatur und die „Lust zu fabuliren" geerbt, war schon 1808 gestorben; der Vater gar schon 1782. Die Wirthschaft der Eltern hatte längst ihre Auflösung erhalten; diese und jene Freunde in Frankfurt besaßen etwas davon; das Meiste war verkauft worden, längst in anderen Besitz gekommen. Georg von Mecklenburg empfahl nun seinem Geschäftsträger in Frankfurt am Main dringend an, irgend ein Stück von der Wirthschaft des Goethe'schen Hauses wieder zu erwerben, womöglich geeignet, in dem greisen Dichter eine recht lebhafte Erinnerung an seine schöne Jugendzeit zu erwecken. Es war nicht leicht für den Geschäftsträger, diesem Wunsche zu entsprechen. Was sich fand und echt war, konnte selten als ein für Goethe besonders interessanter Gegenstand angesehen werden, war kaum in eine Beziehung zu seinem Kindesleben im Elternhause zu setzen. Doch die ernstlich betriebene Nachforschung lohnte sich zuletzt in besserer Weise, als man hoffen konnte, nachdem die Wirthschaft seit siebzehn Jahren auseinander gerissen war. Man fand die große, alte Schlaguhr mit dem stattlichen Gehäuse, die in der Familienstube des Rathsherrn Goethe zu Frankfurt gestanden hatte. Welcher Gegenstand konnte wohl geeigneter sein, auf Goethe den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen, als diese tagtägliche Mahnerin seiner Jugend, diese Geheterin des pedantisch geordneten Hauswesens der Eltern, nach deren Fingerzeig und ewig gleichmäßigem gravitätischem Stundenschlag Alles geregelt war?

Der Großherzog war höchst erfreut über diesen Fund. Kurz vor dem Jubeltage sandte er die Uhr nach Weimar an den Kanzler von Müller, den kunstsinnigen Freund Goethe's, der zu den Wenigen gehörte, mit denen er bei der strengen Zurückgezogenheit in seinem Hause am Frauenplan in fast täglichem Verkehr stand, und der das Arrangement für die Jubelfeier in die Hand genommen hatte. Es bedurfte nur der brieflichen Mittheilung des Großherzogs über die Absicht, welche er mit jenem Geschenk verbinde, um Friedrich von Müller den Werth des letzteren kennen zu lehren und für eine sinnige Ueberraschung damit am Festtage zu sorgen. Der Großherzog hatte die Bitte ausgesprochen, die Uhr derart aufzustellen, daß ihr Schlag zu gewohnter Stunde womöglich den greisen Dichterfürsten erwecke.

Abends vor dem Jubeltage ward nun die Uhr, ohne daß Goethe es ahnte, in sein Haus gebracht. Während er schlief in seinem kleinen, schmalen Zimmer neben dem einfachen Arbeitscabinet, stellte der treue Diener Friedrich sie an die schmale Fensterwand des kleinen Vorzimmers, wo in Schränken die mineralogischen Sammlungen sich befinden. Um fünf Uhr des Morgens pflegte Goethe regelmäßig zu erwachen; auf ein paar Minuten vor fünf wurden die Zeiger der ehrwürdigen Uhr gestellt. Im richtigen Augenblick, am andern Morgen, sollte der Diener den Pendel in Bewegung setzen.

Goethe lag in ruhigem Schlummer, vielleicht umschwebt von Träumen der Erinnerungen an sein langes, schönes Leben. Plötzlich hebt im Vorzimmer schnarrend die Uhr aus, und durch die tiefe Stille tönt ein sonorer, lang ausstimmender Schlag. Der Dichter horcht, noch im Schlafe, auf. Träumt er, daß er im Elternhause sei und die alte Uhr wieder vernehme, ihren Stundenschlag, der ihn in erster Jugendliebe zu Gretchen getrieben und später zu Lili? — Wieder klingt der Ton an sein Ohr. Nein, das ist kein Traum! Goethe hebt sich hoch auf in seinen Kissen; er fühlt, daß er wacht. Ein dritter Schlag folgt, ein vierter, ein fünfter. Der Dichter läßt ihn verklingen; ein Wonnegefühl preßt ihm das Herz zusammen, und er lauscht begierig dem Ausjtitern der Tonwelle, bis sie stirbt. Dann zieht er die Klingel an seinem Bett, und als der wartende Diener hereintritt, ruft er ihm wie jubelnd zu:

„Friedrich! Friedrich! Was war denn das? Ich höre eben die Uhr aus meinem Elternhause schlagen."

Der Diener nickte lächelnd mit seinem Haupt und wies mit der Hand nach dem Vorzimmer.

„Diese Uhr steht da, Excellenz!" sagte er mit vor Freude zitternder Stimme.

Mit einem Sprung war der rüstige Greis aus dem Bett, und kaum mit dem Nöthigsten bekleidet, eilte er nach dem Vorzimmer, in dem er, von ein paar Lichtern erhellt, die Uhr aus dem Elternhause am Hirschgraben in Frankfurt erblickte. Ein paar Thränen der Rührung traten in seine großen blauen Augen; lange stand er vor der Uhr und horchte auf ihr gravitätisches Tiktak, auf diesen Herzschlag der elterlichen Wohnung. Eine Fluth von Erinnerungen durchströmte seine Brust; eine Seligkeit kam über ihn, die keine Worte fand. Es erstand vor seinen Augen das Bild des gestrengen Vaters, der schönen, herzigen Mutter, der geliebten, nun auch längst gestorbenen Schwester Cornelia; er sah in Gedanken die Uhr an ihrem alten Platze in der Familienstube, daneben den großen, schweren Sorgenstuhl, den der Vater zuweilen Abends einnahm, in dem er manches Mal gesessen und das Haupt geschüttelt, wenn sein Sohn ihm von dem Universitätsleben in Leipzig und Straßburg mit übermüthigem Frohsinn erzählte, und die Mutter währenddeß am großen Eßtisch in der Mitte des Zimmers ihrem Platz hatte, mit einer Handarbeit beschäftigt und stets lächelnd ihren Weisheitsspruch von der Seite betrachtend. Wenn dann diese selbe Uhr mit diesem selben Schlag die Stunde anzeigte, in der pünktlich die Betten aufgedeckt wurden, stieg Goethe nach seiner Dachstube hinauf und wartete gewöhnlich ab, bis die Alten zur Ruhe gegangen waren. Dann schlich er leise die Treppe wieder hinab, öffnete das Hausthor, und nun ging's fort zu den lustigen Genossen, um mit ihnen den Abend und die halbe Nacht zu verjubeln. Ein Bild dieser Erinnerungen an die wilde Zeit seiner Jugend reihte sich schnell an das andere; der Greis schwelgte in dieser Fata morgana, bis ein neuer Schlag der Uhr sie wie durch Zauber verscheuchte und ihn an die Wirklichkeit mahnte.

Schon dämmerte der Tag, und wie gewöhnlich öffnete der Dichter die Fenster seines Schlafzimmers. Liebliche Morgenmusik

begrüßte ihn aus seinem Garten — die Feier seines goldenen Jubeltages, wie sie vom Großherzog Karl August angeordnet war, hatte damit ihren Anfang genommen. Bald darauf waren alle Wagen der Stadt in Bewegung, alle angesehene Leute auf der Wallfahrt nach des Dichters Hause. Deputation folgte auf Deputation, um ihm Diplome, Medaillen, Ehrengeschenke und dergleichen zu überreichen; der Großherzog und seine Gemahlin besuchten ihn und widmeten ihm eine Stunde; es kamen die Mitglieder der großherzoglichen Familie, die Minister, die höchsten Beamten des Landes, die ersten Damen von Weimar, um der Enthüllung der schönen Büste Goethe's in seinem eigenen Hause beizuwohnen. Ein großes Festessen im Rathhaussaale fand ihm zu Ehren statt; am Abend wurde seine „Iphigenia“ aufgeführt und der Dichter beim Eintritt in die Loge mit begeistertem Zuruf empfangen. Noch ehe er, kränklich etwas und ermüdet von dem Wirrwarr des Tages, sich zur Ruhe begab, brachte ihm die großherzogliche Capelle eine Abendmusik; die Fenster aller Häuser am Frauenplan waren erleuchtet; in seinen Prunkzimmern feierte ihn eine zahlreiche Gesellschaft. Zahllose und kostbare Geschenke waren in seinem Hause aufgestapelt, aber das theuerste von allen blieb doch die alte Uhr aus seinem Elternhause. Der schöne Tag war reich an Huldigungen und Ueberraschungen, doch die sinnigste unter allen war für ihn die, welche der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz ersonnen hatte. Noch als er an jenem Jubeltag in's Bett ging, sprach er mit Entzücken von der ersten Begrüßung, die ihn erweckte, von jenen fünf Schlägen der Uhr, die ihn in den Garten seiner Jugend, in den Zauberkreis der bunten Erinnerungen seiner Kinderzeit und des elterlichen Hauses versetzt hatten. Er lauschte so lange, bis er diese lieben Töne noch einmal hörte; dann schloß er die Augen und mit dem Gedanken an den Herrn Vater und sein herz'ges Mütterlein schlief er ein.

Schmidt Weißenfels.

Blätter und Blüthen.

Der Aufschwung der deutschen Turnerei. Das so eben im Auftrage des Ausschusses der deutschen Turnvereine erschienene „Statistische Jahrbuch der Turnvereine Deutschlands von Georg Hirth“, über dessen Anlage bereits früher in diesem Blatte berichtet worden ist (sieh: Gartenlaube Jahrgang 1862, Nummer 49, S. 783), giebt einen neuen Beweis von dem bedeutenden Aufschwunge, den das Turnwesen in Deutschland genommen hat. Die umfangreiche Statistik, die wir als eine gemeinsame wissenschaftliche Leistung der in Einigkeit zusammenstehenden Turnvereine zu betrachten haben, zeugt von ernstem Streben, von richtiger Erkenntniß, wie man sie nur von Leuten erwarten kann, die über Umfang und Ziel ihrer Aufgaben vollständig im Klaren sind. Ist es nun im Allgemeinen schon erfreulich, zu sehen, wie ein weit ausgebreitetes vaterländisches Vereinswesen von dem rechten Geiste des Fortschritts getragen wird, so erfreuen nicht minder die Aufschlüsse, welche uns die Statistik selbst gewährt. Es bestanden nämlich (um hier nur der hauptsächlichsten Resultate zu erwähnen) am 1. Juli 1862 in Deutschland 1284 Männerturnvereine in 1153 Ortschaften (883 Städten, 99 Marktflecken und 171 Dörfern). Ihre gesammte Mitgliederzahl betrug 134,507, zu welchen noch 21,463 von den Turnvereinen unterrichtete Schulknaben und 3172 Mädchen kamen; die Zahl der überhaupt in den Schulen Turnenden betrug etwa 200,000. Von den eigentlichen Vereinsmitgliedern waren 57,118 Handwerker, 8984 Hand- und Fabrikarbeiter, 8633 Landwirthe, 30,557 Kaufleute und Buchhändler, 2716 Gelehrte, Advocaten und Aerzte, 3523 Lehrer, 7168 Beamte, 3320 Künstler, 1679 Studenten ꝛc. Die verhältnißmäßig größte Ausbreitung hat das Turnwesen im Königreich Sachsen, wo fast auf jede Quadratmeile ein Turnverein kommt; sodann in Thüringen und am Mittelrhein. Am weitesten zurück stehen Oesterreich und die Provinz Preußen. Die größten Turnvereine sind die von Leipzig, Wien, Hamburg, Nürnberg ꝛc.; in Berlin bestehen ihrer 41, mit zusammen 2806 Mitgliedern. Zu den in 218 Orten bestehenden „Turnerfeuerwehren“ stellen die Vereine 10,855 Mann ꝛc. — Die Statistik giebt nun in umfänglichen Specialberichten und Tabellen Rechenschaft über den Bestand des Vereins- sowohl als des Schulturnwesens in ganz Deutschland, in den verschiedenen Gauen desselben, sowie in den einzelnen Orten, so daß man über alle das Turnwesen berührenden Verhältnisse die genaueste Auskunft erhalten kann. Einige Zugaben — so ein Adreßbuch der deutschen Turnerschaft, Aufsätze über Turngeräthe und Turnhallen, Geschichtskalender — machen das Buch auch in andrer Beziehung werthvoll.

Beachtenswerth sind die Worte, mit welchen der Herausgeber seine „Gesammtübersicht“ schließt: „Wie es in Zukunft mit dem Turnen in Deutschland werden wird, ist nicht schwer zu sagen. Die deutschen Regierungen sind sittlich und aus höheren „europäischen Gleichgewichtsrücksichten“ gezwungen, die Sache namentlich beim Militär immer ernster und straffer zu betreiben. Ist aber turnerische Durchbildung, d. h. Fertigkeit in allen männlichen Leibesübungen, ein Haupterforderniß des Soldaten, so muß als unausbleibliche Folge die Gewährung abgekürzter Dienstzeit an alle turnerisch Vorgebildeten eintreten. Dadurch wird von den Staatsbehörden unwillkürlich dem Turnen in den Schulen und in den Turnvereinen die Hand geboten, die das Volk gern annehmen wird. Unterdrückungen, wie im Jahre 1819 in Preußen, wird das Turnen bei seinem gegenwärtigen Umfange nicht wohl mehr zu erleben haben; dagegen liegen Maßregelungen der Turnvereine nicht nur im Bereiche der Möglichkeit, sondern sind sehr wahrscheinlich — hat doch bereits Preußen noch vor ganz kurzer Zeit seine Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung bewiesen. Das wird aber die deutsche Turnerschaft nicht irre machen in der Verfolgung ihres Zieles; es wird erreicht, komme es wie es wolle.“

Für Theodor Körner's Pflegerin empfing ich wieder: 1 Thlr. von K. A. in W. — 1 Thlr. von D. B in Ems — 3 Thlr. 17 Ngr. von Eduard Rasch in Hudikswall (Schweden). Als Zeichen des Dankes und der Verehrung — 3 Thlr. B—ck in Leipzig — 1 Thlr. von Mathilde in E. — 20 Thlr., gesammelt bei einer Versammlung von Fortschrittsfreunden, durch Redacteur Siegel in Dresden. **Ernst Keil.**

Kleiner Briefkasten.

Herrn R. S., den Verfasser des uns eingesandten Artikels „Meine erste Umsegelung des Cap Matapan. Aus dem Tagebuche eines See-Cadetten“, ersuchen wir, uns zum Behufe einer Zuschrift seine Adresse anzugeben.

C. K. in Kattowitz. Vielleicht finden Sie das, was Sie suchen, in Rumohr's Geist der Kochkunst, 2. Auflage. Stuttgart 1832.

Hans Angelsen in der schleswigschen Landschaft Angeln. Ihr Gedicht „Die Hermannswache, eine Stimme aus dem verlassenen Bruderstamme“ — können wir zwar nicht ganz mittheilen; aber wir wissen auch, daß eine Strophe desselben und Ihr Begleitungswort genügt, um unseren Lesern diese Stimme lieb und zu einer mahnenden zu machen.

Zwar wild stürmt Nordens Ungewitter
Auf den verlass'nen Wächter los,
Bricht seine Zweige frech in Splitter
Und wirft sie an der Erde Schooß;
Doch sinkt gleich seiner Krone Pracht —
Treu hält er fort die schwere Wacht! —

Ist, was ich bring', auch keine Blume,
Gepflückt im Musenheiligthume,
So mag es Gruß und Botschaft sein
Den Brüdern, die uns Liebe weih'n,
Die unserm unverdrossnen Ringen
Das treue Bruderbeileid bringen
Und feuchten Blicks nach Norden schau'n,
Mit uns den Dom der Hoffnung bau'n.
Des deutschen Nordens starker Glaube,
Der wendet sich zur Gartenlaube
Und hofft, daß sie — nicht diese Klage,
Nein, diesen Gruß gen Süden trage.

Möge dieser Gruß unsern Lesern so zu Herzen gehen, daß wir einst denselben mit dem Schlußvers erwidern können:

Ein Morgen folgt auf jede Nacht:
Was Ihr erstrebt, das ist vollbracht!

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk“.

(Fortsetzung der Quittung aus Nr. 12.) 6 Thlr. als 2. und 3. monatlicher Beitrag eines Vereins Frankfurter Gymnasiasten für W. Bauer, durch Johannes Witte in Frankfurt a. M.; — 5 Thlr. ges. am Geburtstage des Louis Amen: „Vivat Amen!“, durch H. G. in Berlin; — 5 Sgr. „von einem Tagelöhner aus Ruhla, dem es warm am Herzen liegt, daß doch Ruhla auch in der Reihe der Spender für das deutsche Taucherwerk ein Plätzchen in der Gartenlaube bekommt“; — 9 Thlr. aus Stuttgart, „gesammelt durch die Schwefelbande“; — 2 Thlr. von einigen Schülern des Gymnasiums zu Güstrow; — 3 Thlr. aus Kreuzburgerhütte in Oberschlesien; — 1 Thlr. „und ein deutsch brüderliches Glückauf!“ von einem schlesischen Landwirth; — 2 Thlr. „der Mann dem Manne“; — 1 Thlr., ges. von nur wenigen, jedoch wahrhaft deutsch gesinnten jungen Leuten in Herzberg; — 1 Thlr. von M., Abonnent der „berüchtigten“ Gartenlaube, um mit der Kreuzzeitung zu reden, Postz. Löbau; — 2 Thlr., ges. zu Scharmbeck bei Bremen; — 2 fl. rhn. von H. Jenser in Frankfurt a. M.; — 33 Thlr., ges. von deutschen Bäckern in St. Petersburg, durch Buchh. Krug; — 3 Thlr., ges. im Fortbildungsverein zu Zwickau, durch Bernh. Bachmann, Vors.; — 4 Thlr. „Sammlung der Kegelfreunde zu Seltmanns bei Kempten, durch die Buße von je 1 Kr. rhn. für jeden Bandirschub, zur Nachahmung geeignet für andere Bahnen,“ durch C. Schellorfer; — 2 Thlr. von Ch. M. Köhler in Detroit (Mich.), „welcher sich auch in Amerika über deutsche Erfindungen freut“, durch B. Westermann in N.-Y.; — 1 Thlr. von Weller, durch G. Butz in Hagen; — 2 Thlr., die Hälfte eines Gartenl. Honorars, von M. v. E. in Meiningen; — 2 Thlr. von einer fröhlichen Gesellschaft zur Post in Berka a. d. Werra, durch Postgehülfe Müller; — 8 Thlr., ges. vom Turnverein zu Weimar, durch C. Jerwin, Sprecher; — 5 Thlr., ges. im Handwerkerverein zu Krotoschin (Posen) — „Ist die Gabe auch klein, so möge sie doch Zeugniß ablegen, daß auch hier deutscher Sinn lebt“ — durch Rechtsanw. Arnold. (Fortsetzung folgt.)

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 16. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem bairischen Hochgebirge.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Die Mägte fingen an, die Tische abzuräumen; Evi war darunter und kam in Gabriel's Nähe.

„Nun," rief er ihr sich aufrichtend zu, „Jungfer Kellnerin, oder muß man vielleicht schon Mamsell sagen — gar keine Zeit?"

„Zeit? Zu was?" fragte Evi, ohne sich irre machen zu lassen.

„Wenn sonst, als zum Plaudern!"

„Wüßt' nit, was wir Zwei zu plaudern hätten miteinander!"

„Was? Behüt' Gott sagen wenigstens, wenn's auch sonst nichts gäbe! Ich geh' fort!"

„Glück auf den Weg!"

„— Uns Du fragst gar nit wohin?"

„Mir ist's gleich; Dein Weg ist doch nit der mein'!"

„Wer weiß!" sagte er leiser, da sie eben an den Tisch neben ihn heranlam. „Ich komm' hinaus in die Gegend von Benediktbeuren, das ist nimmer weit von Deiner Heimath von Lenggries!"

„. . . Ich hab' nichts zu suchen im Lenggries," sagte sie unmuthig und wollte fort, weil ihre Arbeit beendigt war. Er hielt sie am Rocke fest und schlug ein wildes Gelächter auf.

„Man findet oft, was man nicht sucht!" sagte er. „Weißt, Evi, ich frag' nichts darnach, was die Leut' von Dir reden — ich kümmere mich um das nicht, was früher gewesen ist — aber ich begreif's, daß Du nicht in Deine Heimath zurück willst, und daß Du hier herum in die Länge nicht bleiben kannst, mußt Du spüren, . . . ich wüßt' einen Ausweg! — Ich bin Forstwart geworden!" sagte er näher rückend, als sie schweigend stand. „Ich hab' mein gutes Auskommen, hab' ein schönes Häuschen mitten im Wald, in einem grünen Schlag, wo kein Mensch hinkommt und Einem die ganze Welt auf den Buckel steigen kann — nichts geht mir ab drinnen als eine saubere fixele Haushälterin. . . . Was meinst, Evi, das wär' ein Plätzchen für Dich!"

„Ich muß' leiden," sagte Evi, glühend vor Scham und Entrüstung, „daß Du mir einen solchen Antrag machst! Es wird ja doch wieder einmal eine andere Zeit geben, und ich kann Dir wenigstens drauf sagen, daß ich mir nicht getrauen thät', mit Dir unter einem Dach zu sein!"

„. . . Warum?" fragte er mit funkelnden Augen.

„Weil ich fürchten thät', es müßt' heut' oder morgen einstürzen über dem, der einen unschuldigen Menschen in's Unglück gebracht hat!"

„Pfeift der Wind aus diesem Loch?" lachte der Jäger. „Eine saubere Unschuld das! Und wenn er unschuldig wär', geht's mich was an? Das Gericht hat ihn verurtheilt!"

„Auf Deine Aussag', daß Du ihn genau und gewiß erkannt hast — auf Dein Zeugniß hin, das Du beschworen hast. . . . Und Du getraust Dir, allein im Wald zu leben? Fürchtest Du nit, daß er lebendig wirst und daß jeder dürre Ast Dir die drei Finger zeigt, mit denen Du Gott zum Zeugen angerufen hast für die Unwahrheit?"

„Wer sagt das?" fuhr der Jäger auf. „Wer kann das sagen? Wer getraut sich, mir das in's Gesicht zu behaupten? — Der Mentel ist's gewesen, sag' ich, und kein anderer Mensch!"

„Und ich sag', er ist's nit gewesen!" rief Evi sich losmachend. „Beweisen kann ich's freilich nit, aber die Stumm' wird nit ausbleiben, wo Alles auskommt!"

Sie eil'e fort; Gabriel sah ihr durch die Dunkelheit nach. „Das will ich abwarten, denk' ich," murmelte er. „Also diesmal wär' ich abgefahren! — Und warum wohl?" Weil sie den Mentel wirklich für unschuldig hält? — Bah, wenn es sich warmt, daß sie nicht Bübelbänerin geworden ist, wie sie sich vielleicht gedacht hat, . . . das ist vorbei, der kommt nicht mehr heraus aus dem Schlagbäusel . . . auf den kann sie nimmer rechnen, wegen dem also hat sie mich nicht ausgeschlagen. — Es muß was Anderes dahinter sein! — Etwa der Maler? Unmöglich wär's nicht — ich will immerhin meine Augen aufmachen. Daß er so ganz zufällig daher gekommen sein sollte und sich in der Sebenau eingnartiert, kommt mir ganz feuerdag vor . . . warum nicht in der Mautzau, wie im vorigen Jahr? Will mir der Kar heutleger auch in's Gehege kommen? Er soll sich in Acht nehmen, er hat obnehin etwas bei mir auf dem Kerbholz. . . . Nur wenn sie sich noch so sehr sperrt und spreizt . . . kein Anderer soll sie haben, so lang ich einen Finger rühren kann; so muß sie zuletzt noch froh sein, wenn ich mich annehme und ihrer erbarme!"

Er nahm Büchse und Ranzen auf und schritt durch die Wänne, unter denen es ganz still und einsam geworden war, dem Hause zu, aus dessen Fenstern rother Lichtschein in die Dämmerung fiel. Die Jungen tobten noch Lust und Kraft oben auf dem Tanzboden aus; die Alten saßen in der Zechstube im Erzgeschoß und hielten sich mit gleichem Eifer an das Erfrischungsmittel in den Krügen.

Reinthaler war unzwischen noch eine Strecke gegen Bachesgaden hinaus gegangen, um Abendluft und Abendstille zu genießen und die letzten rothen Lichter an den Felsen des hohen Gföll verglimmen zu sehen. Er war in einer ihm selbst unerklärlichen gefangenen Stimmung; es war ihm fast seltsam zu Muthe, als sollte irgend ein ernstes unerwartetes Geschick in sein Leben eintreten.

Vergebens sann er darüber nach. War es das Wiedersehen der lieben langentbehrten Bequemlichkeit, der den warmherzigen Verehrer und Freund geistig in die Arme preßte? — War es das Wiedersinnen jenes eigenthümlichen Märchens, der Sennerin vom Scharten-Kofer, deren liebliche Züge ihm selbst in den Zerstreuungen der Stadt nicht wieder aus der Seele geschwunden waren? Hatte ihn das Schicksal des armen Burschen so sehr erweicht, mit dem er den heitern Abend in der Almhütte verlebt hatte? Er fand es nicht aus und war eben wieder in der Nähe des Wirthshauses am Stein angekommen, als er an der gegen die Wiesen gewendeten freien Seite desselben eine Gestalt in weißen Hemdärmeln bemerkte, in welcher er Evi zu erkennen glaubte. Rasch schlug er den schmalen Wiesenpfad ein und stand, ehe er bemerkt worden war, neben dem Mädchen, das vor einem kleinen Bildstöckchen kniete. Der Stock trug ein reh gemaltes, kaum mehr kenntliches Bild der armen Seelen, die in den Flammen des Fegefeuers sitzend dem Vorübergehenden die gerungenen Hände entgegen strecken, um ein Vaterunser zu erbitten als Labsal in ihrer Feuerpein und ihm zum Dank dafür das darunter um einen Todtenkopf angemalte Sprüchlein zuzurufen:

„Ich bin einmal gewesen das, was Du heute bist;
Was ich bin, wirst Du werden — geh' zu, mein liebes Christ!"

„Grüß Gott, Evi!" sagte Reinthaler herzlich, während sie sich erhob und mit niedergeschlagenen Augen und beklemmener Stimme den Gruß erwiderte. „Ich wollte Dich schon verbin anreden," fuhr er fort, „aber ich habe die Wirthin nach Dir rufen und zanken gehört, und da ich wenig, daß sie ein strenges Commando führt, unterließ ich es, um Dir nicht Verdruß zu bereiten. . . ."

„Ich bin jetzt fertig mit der Arbeit," erwiderte sie, „es ist einen Augenblick Ruh', d'rum bin ich da heraus und hab' frische Luft geschöpft. . . ."

„Und für die armen Seelen gebetet — nicht wahr?"

„Ja wohl," rief sie mit ausbrechenden Thränen, „für eine gar arme, arme Seel'! O mein Herr Reinthaler, was ist der Mensch für ein heutiges Geschöpf. . . . Sie sollten ein Bild malen davon! Wie kurz ist die Zeit, seit Sie bei mir ein'kehrt sind im Scharten-Kofer, und wie hat sich Alles verändert seitdem!"

„Leider — ich habe davon gehört. — Und auch Dich treffe ich hier, in beschränkten, offenbar nicht angenehmen Verhältnissen und nicht als frische Sennerin auf frischer, grüner Alm?"

„Das ist wohl vorbei für alle Zeit," sagte sie traurig. „Ich werd' wohl da auch nit bleiben und den Weg wieder unter die Füß' nehmen . . . vielleicht sind' ich in der Stadt einen Platz, ich hab' ein weisschichtiges Bast in München. . . ."

„Und glaubst Du Dir dort zu behagen?" fragte der Maler, indem er neben Evi dem Hause zuschritt. „Ich hab' es ganz anders im Sinn. Ich habe bisher das ganze Jahr in der Stadt gelebt; der Besuch der Kunstsammlungen, die Anregung des Umgangs mit Freunden schien mir unentbehrlich, und nur einige Monate brachte ich auf dem Lande zu, meine Naturstudien zu machen. Jetzt habe ich es gerade umgekehrt vor: ich will von nun an ganz auf dem Lande wohnen und bleiben und nur im Winter einige Wochen in die Stadt gehen zu Gallerien und Genossen — ich will mich ganz der Natur an's Herz werfen, in diesen Bergen leben und mich in ihnen begraben lassen. . ."

„Da wird's viel schöne Gemäl' geben," meinte Evi.

„Gott geb' es. Eines liegt mir sehr am Herzen — es ist der hohe Gott mit diesem That bei Sonnenuntergang. Das Bild ist schon fast fertig und ist schuld, daß ich ferner etwas früher kam, als sonst; ich wollte dem großen Künstler da oben erst noch einige Farbentöne ablauschen."

„Es ist schad', daß unser Eins das nit zu seh'n bekommt!"

„O, Du kannst es seh'n, Evi! Ich wohne keine Viertelstunde weit, drüben in der Schönau, wo ich mir ein Bauerngütchen gekauft habe und mir ein recht freundliches Heim bereiten will. Komm' nur und besuche mich — ich möchte Dich ohnehin gern malen und Deinen Kopf für ein Bild benützen."

Evi erwiderte nichts, aber sie schritt hastiger vorwärts. „Du sagst nichts?" fragte er. „Ich verstehe Dich — mein Antrag hat Dich verletzt; aber sei unbesorgt, Du kannst ohne Scheu zu mir kommen — ich werde heirathen. . . ."

„Da thun Sie Recht daran — ich wünsch' alles Glück. . . ."

„Ich glaub' es und danke Dir. Und Du fragst nicht einmal, wen ich heirathen will?"

„Ich were' die Fräule doch nit kennen. . . ."

„Doch — Du kennst sie; es ist kein Fräulein. Ich will auf dem Lande und nur der Natur leben, die ich nachzubilden trachte — in so einfache Verhältnisse paßt keine Städterin mit ihren Ansprüchen. Ich habe mir ein Landmädchen ausgesucht — kurz, ich will Dich heirathen, Evi — wenn Du mich willst!"

Sie blieb stehen und schlug die mächtigen blauen Augen fest zu ihm auf. „Sie sind kein Solcher," sagte sie schmerzlich, „der eine Fopperei treibt mit einer so ernsthaften Sach' . . . für was soll ich also eine solche Red' nehmen? Ich bin eine ungelehrte Bauerndirn', arm wie eine Kirchenmaus, — die man nur so aus Gottes Gnad' und Barmherzigkeit mit fortkommen laßt . . . die gar nichts hat, gar nichts — nit einmal ein' ehrlichen Namen!"

„Dein Stand, Deine einfache Natürlichkeit ist es, was mich zu Dir führt," erwiderte Reinthaler. „Deine Armuth kommt nicht in Betracht; was ich verdiene und habe, genügt für Beide . . . das Andere — was man Dir nachredet, habe ich wohl gehört — aber es stört mich nicht, denn ich glaube es nicht."

„Ist das wahr?" rief Evi mit einem Tone, der aus dem tiefsten Herzen kam, und hatte im Augenblick seine beiden Hände zwischen die ihrigen gefaßt. „Ist das wirklich wahr?"

„Gewiß — Deine Augen, Deine Stirne können nicht täuschen und ein verstecktes Bewußtsein bergen! Du selbst bist mir Bürge für Dich! Zeitlebens bin ich bestrebt, die Geheimschrift zu enträthseln, die Gott in seiner ewig herrlichen Natur geschrieben hat, und stelle diese wenigen durchsichtig klaren Züge mißverstehen?"

„O, das thut wohl . . . das ist wie ein frischer Trunk Wasser . . ." stammelte Evi und benetzte die weinenden Augen auf die Hände des Malers.

„Und Du willigst ein?" sagte er, indem er sie sanft an sich zog und einen leichten Kuß auf ihre Stirne drückte. „Du sagst Ja?"

Sie wehrte ihn ab, richtete sich auf und schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Reinthaler," sagte sie fest, „es wär' wohl ein großes Glück für mich, ein Glück, wie ich's gar nit werth bin, — aber ich will gar nit heirathen — ich will lezig bleiben. . . ."

„Du bist nicht klug," erwiderte Reinthaler lächelnd. „Welchen Grund hättest Du dazu? Glaube mir, ich verlange nicht, daß Du gleich Feuer und Flamme sein sollst für mich — aber ich meine, Du sollst gut fahren mit mir und mich lieb gewinnen, wenn Du mich nur erst näher kennst und wenn . . . das ist allerdings ein bedenkliches Wenn! — wenn Du nicht schon einen Andern lieb hast. . . . Sei aufrichtig, Mädchen — ist das der Grund?"

„Ich will's sein," sagte sie fest. — „Sie haben's errathen. . . ."

„Und dieser Andere? Wirst Du ihm je angehören können? Wirst Du ihn heirathen?"

Evi schüttelte nur den Kopf; reden konnte sie nicht.

„Und dennoch?"

— Er ist im Elend . . . er kann mich vielleicht noch einmal brauchen — ich will aushalten bei ihm!"

„Ich verstehe Dich," sagte Reinthaler wieder, „und danke Dir dafür. . . ."

„— Und Sie sind mir mit bös derentwegen?" flüsterte sie durch Thränen.

„Wie könnt' ich! Ich ehre das schlichte Herz, das zart genug ist, den ersten Eindruck, dem es sich geöffnet, für immer zu bewahren. . . . Komme, was da will, — sei überzeugt, Du wirst immer einen treuen, brüderlichen Freund an mir haben! . . ."

Schweigend und Hand in Hand erreichten sie das Haus, aus welchem ihnen die Töne eines neubeginnenden Ländlers entgegen schallten. „Wir wollen für heut' von etwas Anderem, von heitern Dingen reden," unterbrach Reinthaler die Stille. „Warum tanzest Du nicht, Evi? Ist das auch gegen die Treue für Deinen unglücklichen Schatz?"

„Mir ist nit tanzerisch," sagte sie, „und wenn's wär', von den Burschen tanzt Keiner mit mir . . . Sie wissen ja warum!"

„Dann tanze ich mit Dir," rief der Maler, „sie sollen es Alle sehen und sich schämen! Gieb mir Deine Hand, Evi — wenn auch für's Leben, aber für den Tanz darfst Du sie mir so wenig verweigern, als damals auf dem Scharten-Kofer!"

Mit einem Anfluge seiner sonstigen freundlichen Laune führte er das nur schwach widerstrebende Mädchen die halbrunde Stiege hinauf in den großen Vorplatz, der trotz hohreicher Bauens und niedriger Decke zum Tanzsaale diente. An den weißen Kalkwänden

brannten einige Talgkerzen von schimmernden Blechschilden und reichten einen nothdürftig hin, um den Knäuel der Tanzenden und die kleine umgitterte Erhöhung zu erhellen, auf welcher die Musikanten sich abarbeiteten im Schweiße ihres Angesichts. Die Burschen und Mädchen machten auf Reinthaler's Ruf dem ankommenden Paare Platz, aber es schien nicht gern zu geschehen; befremdliche Blicke fielen auf dasselbe, Alles steckte die Köpfe zusammen und zischelte. Einem Andern wäre der Zutritt kaum gestattet worden, aber der Maler, der schon seit einigen Jahren in die Gegend kam, war allgemein bekannt; denn damals war ein Maler dort noch etwas Seltenes. Ueberdies war er allgemein beliebt, und das auf Städter doppelt auffmerksame und mit dem Spotte wie der ernsten Rüge gleich bereitwillige Volk wußte nicht das Mindeste davon zu erzählen, daß er in irgend einer Weise Anstoß oder Verdacht erregt habe. Er erfuhr daher keinen Widerspruch, als er den Musikanten ein Geldstück hinwarf und rief: „Laßt mir den Extratanz, Ihr Buben! den nächsten laß' ich Euch aufspielen! Und schaut mir meine Tänzerin freundlichst an — sie ist ein braves Mädchen, das sag' ich Euch, und Ihr werdet's auch noch erfahren!"

Der Tanz begann, die Bauern sahen ruhig zu, wenn sie auch ihre eigenen schmählüchtigen Gedanken nicht so schnell loswerden konnten. Hinter ihnen aber stand Gaberl und betrachtete das Paar mit zornsunkelnden Blicken; er hatte Evi vermißt, gesucht und dann mit dem verhaßten Maler im vertraulichen Gespräche hinter dem Hause erblickt. Unbemerkt war er ihnen auf der Stiege nachgeschlichen und brütete darüber, wie er seine eifersüchtige Wuth an ihnen auslassen könne. Im Vordrängen kam er mit einem Burschen in etwas unsanfte Berührung; es war derselbe, mit dem er kurz zuvor unter den Bäumen den kleinen Wortwechsel gehabt hatte. „Was will der Grünling da?" rief der Bursche. „Was hat der unter uns zu thun?" Das Wort wirkte wie der Funke auf lange vorbereiteten dürren Zunder, es hallte von dreißig Kehlen wieder, und im Augenblicke waren die Burschen um den Jäger herum in einander gedrängt und verwickelt, daß er sich nicht zu rühren und zu regen vermochte. „Aufeinander, Ihr Kerle!" rief er. „Oder ich mache mir Luft und steche ein Paar über den Haufen!" — „Was willst, grüner Lump?" tobte es ihm entgegen. „Laß Dein Kämmesser stecken und scher' Dich zum Teufel, wo Du hingehörst!" — „Nein," schrie ein Anderer, „er soll uns zuerst sagen, wo wir hingehören, weil er sich doch unter uns mischt! Er soll sich jetzt die Zeit nehmen und soll uns sagen, wo wir hingehören!" — „Ja, das soll er, das muß er!" schrie der Haufen, während einige Aeltere und Besonnenere bemüht waren, die Streitenden zu trennen und den Jäger von den würgenden Händen der Gegner zu befreien. Der Knäuel wälzte sich der Treppe zu, als einer der Rauflustigen mit ein paar Schlägen die Kerzen von den Leuchtern schlug und völliges Dunkel über das Gewirre hereinbrach. Sie war das Zeichen zum allgemeinen zweck- und sinnlosen Kampf. Man sah nur eine ringende Menge, hörte nur das Krachen der abgerrissenen Stuhlbeine, das Schmettern der an die Wand fliegenden Krüge, das dumpfe Klatschen schwerer Hiebe und das verworrene Durcheinanderrufen von wuthentbrannten Stimmen.

Reinthaler und Evi waren beim Beginn des Gedränges in eine Bengung des Stiegengeländers getreten, welches einen freien Raum bildete, aus dem eine Thür in ein Gastzimmer führte. „Um Gotteswillen," rief der Maler, als sich die dunkle Menge gegen sie heranwälzte, „das wird gefährlich! Sie bringen den Jäger um, wenn man ihn nicht wegbringen kann . . . Mach' die Thüre hinter uns auf, Evi . . . ich weiße ihn heraus und stoße ihn da hinein . . ." Bergeben wollte sie ihm zurückhalten; im entscheidenden Augenblicke war der muthige Mann bereits hinzugesprungen und hatte den Jäger blitzschnell herausgerissen, denn von dieser Seite hatte Niemand Angriff oder Hülfe erwartet. Er drängte ihn in die geöffnete Thüre, nicht ohne Widerstand, weil dieser glaubte oder sich wenigstens so anstellte, als sei es einer seiner Feinde, der ihn unsichtungen hatte. Er hatte den Hirschfänger gezogen; bei dem schwachen Scheine des Lichtes, mit welchem die schreiende Wirthin von unten herbei kam, sah man das Eisen blinken — ein schwacher Schrei ertönte, und die Thüre flog hinter dem entronnenen Jäger in's Schloß . . .

Das Licht kam herbei und löste augenblicklich die Verwirrung; die Wuth der Kämpfenden war wie mit einem Schlage entflogen und machte dem Jammer und der Trauer Platz. Zwischen Stiegengeländer und Thüre lag der Maler bewußtlos, und ein breiter Blutstrom quoll unter seinen Kleidern hervor auf den Boden. Die Bursche brachen bei dem erschütternden Anblick in ein Wehegeschrei aus. „Der gute freundliche Herr!" riefen sie durcheinander. „Unser Maler, der kein Kind beleidigt hat! Das hat kein anderer Mensch gethan, als der vermaledeite Jäger — wir haben unsere Fäuste und unsere Stecken und höchstens einen ehrlichen Schlagring! Lauft's ihm nach! Fangt's den Spitzbuben, den Mörder!"

Im Augenblick eilten Einige die Stiege hinab und umliefen das Haus, Andere drangen in das Zimmer, in das Gaberl sich geflüchtet hatte; sie trafen nichts, als das geöffnete Fenster, durch das er mit rckem Satze entsprungen war.

Der Ohnmächtige war indessen in das Zimmer auf's Bett gebracht worden. „Lauft hinein in den Markt!" schrie die Wirthin. „Holt den Doctor und das Landgericht und den Herrn Cooperator — der arme Narr stirbt uns unter den Händen! — Muß mir das in meinem Hause passiren! Und Du," fuhr sie Eva an, die Reinthaler mit verweintgroßen hatte und nun zu Füßen des Bettes stand, den Verwundeten mit erschrockenen thränenlosen Augen anstarrend, „Du machst, daß Du mir je eher je lieber aus dem Haus kommst! Ich hab's schon von den andern Mägden gehört, daß Du mit dem Maler schön getzhan hast und mit dem Jäger! Du willst allen Mannsleuten den Kopf verdrehn — Du bringst überall den Unfrieden hin und Mord und Todschlag!"

Evi erwiderte nichts; sie blieb in der Nähe des Kranken, bis der Arzt kam, und ging mit der Hülfe an die Hand, die sie leisten konnte. Die Untersuchung der Wunde, die den Unterleib getroffen hatte, brachte Reinthaler zum Bewußtsein zurück. Er verbiß den Schmerz, überblickte die Umstehenden und errieth schnell den Zusammenhang der Ereignisse. „Sagen Sie mir offen, wenn es Gefahr hat," sagte er zu dem Arzte, „ich möchte mich vom Tode nicht überraschen lassen . . ."

„Sie scheinen eine unverdorbene Natur zu haben und gesunde Säfte," erwiderte dieser achselzuckend, „die haben schon oft Wunder gewirkt!"

„Auf ein Wunder wollen wir nicht warten," sagte Reinthaler mit schwachem Lächeln. „Ich weiß genug . . . mein großes Bild bleibt unvollendet! Was ist es doch um unsere Hoffnungen und Entwürfe! Sie zerbröckeln und zerfließen wie Ufersand am Wasser! Meine Pläne sind hinter mir . . . die Sonne meines eigenen Tages neigt sich zum raschen Untergang, und nur die eine Hoffnung wird wahr, — ich werde begraben sein zwischen meinen geliebten Bergen!"

„Sie müssen ruhig sein, Herr," unterbrach ihn der Arzt. „solche traurige Gedanken verschlimmern Ihren Zustand."

„Ich bin nicht traurig," sagte er, „ich bin nur ernst, wie es bei der großen Reise ziemt, die ich so plötzlich antreten muß."

Der Landrichter erschien, um die Aufsage des Sterbenden aufzunehmen. Er hatte nur wenig anzugeben, und der Beamte schien damit nicht zufrieden zu sein. „Und dabei bleiben Sie stehen, mein Herr?" sagte er mit vollster Amtsmiene. „Wollen Sie diese Angabe mit hinüber nehmen in die Ewigkeit?"

„Ich bleibe dabei und will es verantworten," sagte er. „Es war nicht böse Absicht, es war ein unglücklicher Zufall. Der Jäger hatte den Hirschfänger zu seiner nothwendigen Vertheidigung gezogen — ich riß ihn hinaus und bin in dem Gedränge selbst in die bloße Klinge gerannt . . ."

Er unterzeichnete das Protokoll mit erlöschender Kraft; der Beamte schüttelte ihm ernst und schweigend die Hand und ging. Un der Thüre erschien der Kaplan mit den Sterbesacramenten, der klingende Meßner ihm zur Seite.

„Leben Sie wohl," sagte Reinthaler — „Du auch, Evi . . . verlaß mich jetzt . . . ich hab' es gut mit Dir im Sinne gehabt . . . ich habe nur noch kurze Zeit vor mir — die gehört dem höchsten Herrn . . ."

Weinend gingen Alle; fast eine Stunde war der Geistliche allein bei dem Leidenden. Als er die Thüre wieder öffnete, war der Maler verschieden. Das Auge, das so treu und liebevoll an Gottes schöner Natur gehangen, war gebrochen, um sich jenseits für die eine ewige Schönheit zu öffnen . . . .

Von dem Jäger war nirgends eine Spur zu finden; als man in Evi's Kammer nachsah, hatte sie ihre Habseligkeiten zusammengepackt und war verschwunden.

Einige Tage später wurde Reinthaler begraben; die ganze Bevölkerung war leidtragend herbeigeströmt; nach der finnigen Sitte

des Berchtesgadener Ländchens wurde er als Junggeselle von Greisen zum Grabe getragen. Sechs alte Männer in blauen Kitteln hatten den Sarg auf den Schultern, die Silberschaare mit frischen Rosen, den Erstlingen des Jahres, bekränzt. Manche Thräne, manches herzliche Gebet wurde dem Jünglinge zu Theil, den mitten im vollen Leben und Streben eine unerbittliche Hand Einhalt geboten und ihn sammt seinen Entwürfen und Hoffnungen in deren Heimath und Wiege begraben hatte.

Der Kirchhof war längst wieder stille und menschenleer, nur Evi stand noch am frisch aufgeworfenen Hügel und schien sich nicht losreißen zu können von dem edlen Freundesherzen, das er deckte.

Nach einer Weile trat ein Mädchen zu ihr hin, sagte sie am Arme und sagte leise: „Komm mit, Evi . . . es ist Zeit — es ist kein Mensch mehr auf dem Freithof."

„Es hat auch kein Mensch mehr Ursach' zum Weinen und Beten, als ich," erwiderte Evi, ohne sich von den Knieen zu erheben.

„Dasselbe ist leider wahr," sagte die Mahnerin. „Wie schlecht hab' ich's damals auf dem Scharten-Kaser errathen, wie ich Dich mit Deinen drei Schätzen genedt und Dir das Schnaderhüpfel vorgesungen hab' von den heiligen drei Königen . . .! Der Eine ist todt, der Andre ist auf und davon, der Dritte . . . ach daß Gott erbarm! Komm' fort von hier, Evi, und sag', wohin Du willst?"

„Ich weiß selber nit, Kordel — es ist Alles Eins!"

„Ich hab' mir's gedacht und bin deswegen her'kommen. Wie wär's, wenn Du mit mir gingst? Es ist das Beste, wenn Du den Leuten eine Zeit lang aus dem Gesicht kommst. Ich hab's daheim nit ausgehalten in der Ledermühl', wie's aber Frühjahr 'worden ist, da bin ich wieder auf den Steinberg auf meine Alm, und daß ich keine Sorg' hab' wegen daheim, hab' ich mein' guten alten Vater mit hinauf genommen. Wie wär's, wenn Du mit mir ginst? Meinem Bauern ist's recht . . . droben sind wir allein, Evi, mit unserm lieben Herrgott allein und können unser Leidwesen miteinander klagen und tragen!"

Weinend erhob sich Evi, fiel Kordel um den Hals und verlieh mit ihr den Kirchhof. Der Abend brach ein, und der hohe Göll, vom Sonnenuntergang beleuchtet, stand allein Wache bei dem einsamen Künstlergrabe.

Bald hatten die Mädchen das Wirthshaus am Stein und rüstig ausschreitend die Schönau hinter sich; hatten sie doch noch ein gutes Stück Weges zurückzulegen, ehe sie die Ramsau erreichten, um dann des andern Tages die Alm in der Nähe des Scharten-Kasers zu besteigen. An der Ecke, ehe der Weg sich in den finstern Tannenwald thalwärts verliert, machten sie einige Augenblicke Rast. Ueber den langgestreckten Stangenzaun hin dehnte sich die reizende Hügelflur, die der gesunde Sinn des Volkes nicht unpassend mit dem Namen der Schönau bezeichnet hat. Wie friedliche grüne Wellen reihen sich die Höhen und Tiefen wiesengrün und saatgelb aneinander; dazwischen Hütten und Höfe, aus denen der Rauch gastlich über die Giebel und Obstbaum-Wipfel emporstieg; dunkelgrüne Schöpfe von Laubbäumen und schwarze Striche von Nadelholz, wie kräftige Schatten in dem lichtvollen Bilde, das breit hingelagert der Untersberg abschloß mit seinen rothen geheimnißvoll schimmernden Marmorklüften. Darüber hin schwebte der ländliche Gesang ferner fröhlicher Menschenstimmen, die Glocken des Weideviehs bimmelten und klangen, und von Berchtesgaden herauf tönten einzelne Schläge vermehrten Abendgelärms.

„Sei wohlgetröst," sagte Kordel, die auf dem Zaune Platz genommen hatte, zu ihrer Gefährtin, die ihr zu Füßen auf einem alten Baumstumpf saß und traurig in die verschwimmende Abendglorie hinausschaute. „Nimm Dir ein Beispiel an mir, ich hab' auch Alles schon verloren gegeben, und es ist mir doch noch besser gegangen, als ich gedacht hab'! — Der Quast ist selbiges Mal mit verdächtig gewesen und eingesperrt worden, da hat er sich auf mich berufen, er könnt nit dabei gewesen sein, er sei in derselben Nacht und um dieselbe Zeit in meiner Kammer gewesen. Seine Cameraden haben es auch überall ausgesprengt, und Du kannst Dir einbilden, was es für mich gewesen ist, wie ich hinein gemußt hab' in's Landgericht, zu der Verhör . . . ich hab' aber Alles gesagt, wie's die lautere Wahrheit ist, zuletzt haben sie's doch geglaubt, und das Gered' davon ist auch unter die Leut' kommen. Dem Quast ist nichts geschehen, aber ich bin doch los von ihm, denn der Landrichter hat ihm gesagt, ich sei ein ordentliches Mädel und wenn er mich nicht in Ruh lasse, hab' er es mit ihm zu thun. Seitdem hat er keinen Fuß mehr in die Ledermühl' gesetzt, und ist fort und vagirt draußen im Land herum, als Hafenbinder, wie ich gehört hab', und soll immerfort betrunken sein von Branntwein. Nur manchmal kommt er in die Ramsau herein und stellt sich mir unverhofft in den Weg und erschreckt mich — aber er traut sich nit, mich anzureden. So kann's bei Dir auch gehn und so wird's gehn — sie werden auch dahinter kommen, daß Du nit diejelbige bist, die sie in Lenggries suchen . . ."

„Mir ist's nit so gut 'worden," entgegnete Evi, „mir haben sie nit so leicht geglaubt; der Schreiber hat mich angefahren, das könnt' eine Jede sagen, und das Lengnen wär' was Gewöhnliches bei so Leut — bei denen, wie ich eine wär! Mit Witz' und Noth hab' ich's erbettelt, daß sie mich nit gleich mit Gewalt hinausgeführt haben nach Lenggries . . . Du weißt schon, wie . . . die schrecklichen Wörter bring' ich nit über die Zung'. — Sie haben zuerst hinausgeschrieben und haben meine Angab' nach Tölz hinausgeschickt, aber es ist keine Antwort zurück kommen, und wenn sie da ist, liegt sie am Landgericht und kein Mensch erfahrt's und ich bring's meiner Lebtag nimmer an, daß ich . . ."

„Du mußt es haben, armer Narr, Du hast Dir's ja selber angethan. Aber es kommt schon noch auf, warum Du's gethan hast, und wenn der Bühelbauer auch noch so viel herumgeschrieen hat, und hat den Leuten erzählt, warum er Dich Knall und Fall fortgejagt hat . . . die Leut' meinen doch in der Still', es könnt wohl ein bissel anders gewesen sein. Das kommt mir vor, als wenn Du was verlieren thätst in der Ramsau, und der Winter kommt und der Schnee liegt hundshoch, daß man meint, er wollt' nie wieder weggehn . . . es wär' umsonst, wenn Du Dich plagen wolltest mit Graben und Schaufeln im Schnee und wolltest das Verlorene suchen, aber wenn der Auferstehungstag vorbei ist, da geht er von selbst und schmilzt und verschwindt's, als wenn er nie dagewesen wär', und was verloren gewesen ist, das liegt offen und frei da im Gras und zwischen den Blümeln . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Herrlichkeit in seinen Baudenkmälern.

Nr. 1. Der Limburger Dom.

Wenn uns die Kunst im Allgemeinen das treue Abbild des gesammten äußeren und inneren Lebens eines Volkes und einer Zeit gewährt, so gilt dies ganz besonders von der Baukunst. In seinen Bauwerken legt ein Volk ein in steinerner Sprache geschriebenes Zeugniß ab von sich und seinen Bestrebungen, von dem was es geahnt und gewollt, gedacht und gekonnt. So erzählen uns noch nach Jahrtausenden Griechenlands Tempel von der Griechen Herrlichkeit, Römerbauten von der Römer Stärke, und so erzählen uns heute noch auf deutschem Boden deutsche Bauten von deutscher Macht und deutscher Größe. Ein solches Denkmal deutscher Macht und Größe aber ist der Dom zu Limburg an der Lahn.

Deutschland stand unter der glänzenden Herrschaft der Hohenstaufen auf dem Höhepunkte seiner Macht, und zur selben Zeit bildete sich hier eine Bauweise aus, die eine durchaus nationale, deutsche genannt werden muß. Die Geschichte giebt ihr den Namen der romanischen, im Anschlusse an die Bezeichnung, welche für solche Sprachen, die aus der Verschmelzung römischer und germanischer Elemente zu jener Zeit entstanden sind, gebräuchlich ist. Der germanische Volksgeist ist es, der auf Grund altrömischer Tradition neugestaltend sich bethätigt. Dem deutschen Volke aber war es vorbehalten, den neuen Baustyl in technischer und ästhetischer Beziehung zu einer Vollkommenheit zu erheben, die die gleichzeitigen Bestrebungen anderer Völker germanischen Ursprungs weit hinter sich zurücklässt. Hat aber die Geschichtsforschung den schönen Irrthum, als sei die gothische Baukunst eine Erfindung des deutschen Volkes, unwiderruflich zerstört und ist es noch lange nicht entschie-

Der Dom zu Limburg.
Auf Holz gezeichnet von Sproffe.

den, ob die deutsch-gothischen Bauwerke den gothischen Bauwerken Frankreichs, des Geburtslandes dieses Styles, ohne Weiteres vorzusetzen sind: so haben wir ein um so größeres Recht, den Styl, in welchem der deutsche Volksgeist am klarsten und lautersten und im vollen Bewußtsein seiner Individualität sich ausgesprochen, in welchem die hohe Zeit deutscher Macht und Herrlichkeit einen entsprechenden Ausdruck gefunden hat, als einen vorzugsweise nationalen, deutschen zu beanspruchen.

Die Kunst des romanischen Styles umfaßt die Zeit vom 11. bis in die ersten Decennien des 13. Jahrhunderts. Von antik-römischen Grundformen ausgehend, weiß sie dieselben in eigenem Geiste umzuprägen. Strenge und Einfachheit sind den Werken der Frühzeit eigenthümlich. Reicher, bewegter, phantasischer gestaltet sich der Bau im Laufe des 12. Jahrhunderts; die Zeit des Sturmes und Dranges, die über das Abendland hereingebrochen war, die der Kreuzzüge, spiegelt sich auch in den Bauwerken des Jahrhunderts. Am Schlusse desselben und zu Anfang des folgenden hat die romanische Kunst ihren Gipfelpunkt erreicht. Aber schon machen sich fremde Elemente, einer neuen Geistesströmung angehörig, geltend und bahnen den Uebergang zu einer anderen Kunstweise.

Die romanische Kunst hat mit frischer Kraft und kühnem Geiste die altchristliche Kirchenform umgeschaffen. An Stelle der aus antiken Bruchstücken zusammengebauten Basilika setzt sie einen rhythmisch gegliederten, in ansteigender Bewegung der raumschließenden Wölbung entgegenstrebenden baulichen Organismus. Und für die innere Gliederung hat die romanische Kunst die entsprechende äußere Gestaltung gefunden und in dem jetzt organisch mit dem Langhause verbundenen Thurmbau an der Westseite der Kirche, dem sich oft weitere Thurmanlagen anschließen, die Höhenrichtung des ganzen Baues auch äußerlich wachwoll ausgesprochen. So erhebt sich, mannigfach gruppirt, in klarer übersichtlicher Gliederung, feierlich und ernst das Gotteshaus, weithin seine Bestimmung verkündend allem geistigen Leben, aller Cultur eine Pflegstätte zu sein. — Der romanische Styl wendet zur Ueberdeckung der Oeffnungen den Halbkreis an, zu dem später der Spitzbogen als zweite Bogenform kam. Der Charakter des vollendeten romanischen Styles ist der eines durchgebildeten Wölbbaues.

Ein glänzendes Beispiel romanischer Baukunst aus der Schlußzeit der Epoche giebt der um's Jahr 1235 geweihte Dom zu Limburg an der Lahn. Die Grundform der Kirche ist die der gewölbten Basilika. Ein mächtiges Mittelschiff, von dem gleich hohen Querschiff durchschnitten, bildet den Mittelpunkt der ganzen Anlage. An dieses schließen sich die Seitenschiffe und der Chorumgang, über welchem sich Gallerien, Emporen befinden. Das Licht wird dem Mittelschiff aus der Höhe durch Fenster, die über den Dächern der niederen Seitenschiffe angebracht sind, zugeführt. Zwischen den Fenstern und den Oeffnungen der Emporen zieht sich eine zierliche Wandgallerie, das Triforium, hin. Der Innenbau, durch mächtig aufstrebende Gewölbträger und leichthin laufende horizontale Abschnitte glücklich gegliedert, gewährt eine ebenso wundervolle als imposante Erscheinung. Und das reiche Innere hat in einem glänzenden Aeußeren Gestalt gewonnen. Seinen ganzen Reichthum, seine volle Pracht entfaltet der Styl an ihm, gleichsam als wolle er noch einmal seine ganze Herrlichkeit zusammenfassen in einem Werke. Und so strebt denn der Dom empor, malerisch auf einem Felsvorsprunge sich erhebend, siebenthürmig, weithin sichtbar im deutschen Lande, ein Zeugniß deutschen Geistes, ein Denkmal deutscher Herrlichkeit.

Wann, wie und durch wen Amerika zuerst entdeckt wurde.

Von **Johannes Scherr.**

Als in unvordenklicher Zeit unsere germanischen Urvordern auf ihrem Wanderzuge von der mittelasiatischen Hochebene her von den übrigen Zweigen der indoeuropäischen Völkerfamilie sich gesondert hatten und in unsern Erdtheil eingedrückt waren, da hat sich — so wird jetzt ziemlich allgemein angenommen — der germanische Wanderstrom zunächst in den Norden Europa's ergossen. Dort hat er sich eine Weile gestaut, dann aber, wieder in Bewegung gerathen, südwärts sich geschoben, das eigentliche Germanien oder Deutschland allmählich bis zu den Alpen füllend, Kelten und Slaven aus seinem Wege drängend, jene westwärts, diese ostwärts.

Ein ansehnlicher Theil der Germanen schloß sich aber dieser Weiterwanderung in südlicher Richtung nicht an, sondern blieb in Skandinavien fest angesessen, wo sich nach Jahrhunderten aus dem blutigen Wirrsal ungermanischer Racekämpfe, aus der Anarchie des Jarlthums die Königsherrschaft entwickelte und in den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden Throne aufbaute. Diese gelangten jedoch erst dann zu größerer Festigkeit, als die nordischen Könige die höchst vortrefflichen politischen Handhaben, welche das römisch-christliche Wesen dem Königthum darbot, erkennend und werthend, den neuen Glauben nach und nach den Sieg über den urväterlichen verschafften. Herb und hart genug ging es dabei her. Denn in Skandinavien hatte sich mit dem religiösen Glauben der Ahnen das ursprünglichen Germanenthums ganze Kraft und Härte noch frisch erhalten zur Zeit, wo dasselbe in Deutschland bereits der durch Karl den Großen empfohlenen und befohlenen romanisch-christlichen Cultur mehr und mehr gewichen war. Lange und heftig haben sich die trotzigen Bonden (Freibauern) und stolzen Jarle (Edlinge) des Nordens gegen das Unterjochen gesträubt, ihnen mittelst List und Gewalt zugleich mit den christlichen Dogmen auch das hoch königlicher Despotie aufzulegen, und als die Mehrzahl sich endlich dennoch gefügt, gab es immer noch eine Anzahl von Unbeugsamen, welche lieber Haus, Hof und Heim verließen, als daß sie den fremden Göttern oder einem Könige ihre Kniee gebogen hätten.

Solche Männer waren es, welche von Norwegen aus Island, das „Eisland", besiedelten. Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar ihres heimischen Lieblingsgottes Thor stand, sie brachten auch die „Hochsitzsäulen" ihres väterlichen Hauses an Bord ihrer „Langschiffe", und steuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletscherspalten rothglühende Lavaströme brechen und das unterirrische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegefilden thurmhoch in die Lüfte steigen läßt. Hierher, in diese insularische Abgeschiedenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen anthat, hatte das Germanenthum seine theuersten Schätze geretter: seine Rechtssatzungen und Sitten, seine religiösen Vorstellungen und Mythen, seine Heldensagen und seine Culte. Hier hat es dieses Hort gehütet und gemehrt. Hier, auf der fernen Insel, blühte eine Cultur auf, deren schriftliche Erzeugnisse den Völkern germanischer Zunge von Rechtswegen nicht weniger ehrwürdig sein sollten, als den Indern ihre Veda's und den Juden ihr Pentateuch. Hier, auf Island, nämlich ist die germanische Bibel aufgezeichnet worden, die „Edda", d. i. die Urahne, die Urgroßmutter, welche den spätesten Enkeln noch von dem Glauben der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammhelden erzählt.

Das freie isländische Gemeinwesen ist freilich nach dem Jahre 1000 unter der Einwirkung des vom Mutterlande herübergreifenden Christenthums allmählich zerfallen, und mit der Unterwerfung der Insel unter Norwegen i. J. 1261 hatte die eigenthümliche Bildung ein Ende, welche auf diesem Eilande während seiner Unabhängigkeit zur Entwicklung gekommen war. Allein es knüpft sich an die Besiedelung Islands durch die Normänner oder Normannen, welcher Name den skandinavischen Völkerschaften gemeinsam, den Norwegern aber pur excellence zukam, ein Ereigniß, welches uns berechtigt, etwas weiter auszugreifen. Denn das gemeinte Ereigniß war kein geringeres als die erste Entdeckung von Amerika.

Lange hatte das skandinavische Germanenthum in Dunkelheit und Schweigen verharrt, als wollte dasselbe seine ganze Kraft und Wildheit erst recht concentriren, um sie dann um so furchtbarer über die südlicheren Länder Europa's, wo der ungeheure Tumult der Völkerwanderung nach und nach endlich zum Stehen gekommen, losbrechen zu lassen. Sowie die Männer des Nordens, die Normänner, vom 8. Jahrhundert an auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, geschah es in der gewaltsamsten Rolle. Zerstörung be-

zeichnete ihre Pfade. Auf abenteuerliche Seefahrt, auf erbarmungslosen Kampf, auf Raub und Beute war all ihr Sinnen gestellt. Aus diesem Skandinavien, welches man die „Werkstätte der Völker“ genannt hat, ging eine solche Ueberfülle von kriegerischer Wildheit und Begehrlichkeit hervor, daß man leicht begriff, wie diese Männer daheim nicht Platz gehabt, alle diese „Wikinger“ und „Verfemter“ und „Seelösige“, welche auf ihren offenen „Drachen“ den wütenden Meeren trotzten und den Tod lachend gaben und lachend empfingen.

Wehe den Küsten, auf welche der Sturm eines jener normännischen Seezüge fiel, wie sie Sommer für Sommer von Skandinaviens Gestaden auszingen, den seßhaften Völkern sich suchtbar machend, Deutschen wie Kelten und Slaven! In jede zur Landung ladende Bucht, zu jeder Stromumündung schwammen die schreckbaren Wikingerdrachen heran, und weit in's Binnenland hinein trugen dann ihre Insassen Mord und Brand. Und noch sollte auch hier sich bewahrheiten, daß es wie in der Natur so auch in der Geschichte eigentlich keine absolute Zerstörung giebt. Denn aus diesen wilden Anrieb zu normännischem Seeraub entwickelte sich jene edle Abenteuerlust, welche ihre Thaten in das Buch der Weltgeschichte einzuzeichnen verlangte. Aus Piraten und Mordbrennern wurden Staatengründer. So der Normann Rurik mit seinen Gefährten mitten unter Slaven und Finnen am Dnepr und Wolchow (852), so Rolf Ganzu, der erste Herzog der Normandie (911), von wo aus ein Schwarm von Normannen unter Führung des Robert Guiscard zur Eroberung von Unteritalien aufbrach. Rolf's Ablömmling, Wilhelm der Bastard, der Sohn Robert's des Teufels und der schönen Wäscherin Arlette, entriß, wie bekannt, England den Angelsachsen (1066), und während in der südöstlichsten Ecke Europa's, am Bosporus, die gesürchtetsten Streitärte normännischer Söldner, die „Waräger“ oder „Wäringer“, den kaiserlichen Palast von Byzanz bewachten, spannen im äußersten Nordwesten des Erdteils Landsleute „von ihnen die Segel auf, um kühn in Meerstriche vorzudringen, in welche bis dahin nur die Phantasie und auch diese nur schüchtern sich gewagt hatte.

Ein hartes, trotziges, heftisches Geschlecht, diese Nordmänner; vor keinem Wagniß, vor keiner Mühsal, vor keinem Tod zurückschreckend, aber auch vor keiner Gewaltthat. Auf sich selbst gestellte Naturen von Granit und Eisen. Man versteht unschwer, wie einer dieser Krieger auf Oläf's des Heiligen Frage: „An wen glaubst Du?“ zur Antwort geben konnte: „Ich glaube an mich.“

Ja, sie glaubten an sich, sie vertrauten der eigenen Kraft, dem eigenen Muth, und dieses Kraftgefühl verlieh dem ursprünglich so spröden und brüchigen altnordischen Naturell eine Beweglichkeit und Unternehmungslust, die rastlos von Erfolg zu Erfolg eilte. Vom 9. Jahrhundert an sehen wir die äußersten Küsten und Inselgruppen der Nordsee durch Normannen entdeckt und theilweise in Besitz genommen. Schon früher sogar hatten sie auf Island Niederlassungen gegründet und im nördlichen Schottland Spuren ihrer Ansiedelung zurückgelassen. Eines ihrer Raubgeschwader soll sogar schon in J. 861 den Archipel der Färöer auf. Die Shetlands-Inseln wurden seit 864 häufig von ihnen besucht. Weiterhin entdeckten und eroberten sie die Orkaden und Hebriden.

Als im Jahr 863 der Sommer gekommen und die Fjorde Norwegens vom Eise frei geworden, zog ein vielberufener Wiking*, Naddod geheißen, seinen Drachen, d. h. sein Seeschiff, vom Strande in die Salzfluth, um mit seiner Gefolgschaft eine Fahrt nach den Färöern zu thun. Von einem Sturm gepackt, wurde sein Schiff weit nordwestwärts über den Curs hinausgetrieben, welchen er halten wollte. Endlich tauchte eine Küste von fremdartigem Ansehen vor ihm aus den Wogen auf. Er erblickte ein gebirgiges Land, und sämmtliche Berggipfel waren mit Schnee bedeckt. Deshalb nannte er es Snjoland (Schneeland). Es heißt, ein schwerischer Seefahrer, Garcar, habe ganz kurz nach Naddod, ebenfalls von einem Sturm verschlagen, das Schneeland in Sicht bekommen, ja sogar dasselbe umschifft und so gefunden, daß es eine Insel sei. Dann habe er angelandet und sogar auf der Insel überwintert, auch die Kunde von dem neuen Land nach Skandinavien heimgebracht und daß es ein gutes Land sei. Das lockte im Jahre 867 einen muthigen Mann, den Floke, Vigerde's Sohn, eine Fahrt nach dem neugefundenen Eiland zu unternehmen. Um den Weg zu finden, nahm er, wie die Sage meldet, drei geweihte Raben mit — die Raben galten für weissagende Vögel und waren dem Odin geheiligt — welche er auf offenem Meere nach einander fliegen ließ. Der erste wies ihm den Shetlandsinseln, der zweite zu den Färöern, der dritte nach der fernen Insel den Weg, welche ihrer Küstengestaltung nach die von Naevoy und Gardar geschene sein mußte. Floke landete an der Südwestküste, da, wo jetzt Stadholt liegt, und nannte die Insel nach den ungeheuern Massen von Treibeis an der Küste Island, Eisland. Sie erschien ihm jedoch nicht sonderlich zur Ansiedelung einladend, obgleich damals in Folge des reichlichen Vorhandenseins von Waldung das Klima der Insel unverhältnißmäßig milder und feuchtbarer war, als es heute ist, und er lehnte bald wieder heimwärts (872). Hiervon nicht abgeschreckt, machten sich weit Jahre später zwei reiche, angesehenste Bonden, Ingulf und Leif, aus ihrem Heimathlande Norwegen auf, mit Weib und Kind und Knechten und Mägden, mit Geräth und Zeug, Vieh und Saatfrüchten, um auf Island sich niederzulassen. Diese Männer, denen mehrere Sippen und Freunde bald nachfolgten, sie waren die Patriarchen der isländischen Colonisation, die Gründer des isländischen Gemeinwesens, in welchem, wie schon oben berührt worden, das Germanenthum seine letzte ureigene, reine und ungemischte social-politische Gestaltung erhielt. Der kleine Freistaat gedieh, und die Bevölkerung wuchs rasch an, weil die monarchisch-centralistischen Tendenzen, wie sie Germ der Alte in Dänemark und Harald Schönhaar in Norwegen verfolgte, viele freiheitsstolze Jarle (Erlinge) und Karle (Bauern) bewog, nach Island überzusiedeln.

Geborene Seefahrer, wie sie waren, mußten die Isländer ihre Blicke nicht nur ostwärts, dem alten Heimathlande zukehren, sondern auch bald westwärts richten, nach dem großen Ocean hin. Ein wirriger Zufall zeigte auch hier dem Unternehmungsgeist zuerst die Bahn. Im Jahre 876 war ging, als auf den Faröern oder auf Island so ungewiß, der Sohn des Ulf Krata, Gunnbjörn, zu Schiffe und wurde von einem Orkan weithin nach Westen entführt. Rückgekehrt, sagte er aus, daß er westlich von den nach ihm benannten Gunnbjörn-Klippen zwischen Island und Grönland eine weitgestreckte unbekannte Küste gesehen habe. Dieses Gunnbjörn's Augen sind darnach aller Wahrscheinlichkeit zufolge die ersten europäischen gewesen, welche ein Stück der neuen, der transatlantischen Welt gesehen haben.

Atlantis war aus den Wogen des „Meers der Finsternis“ aufgetaucht; die Ahnungen der Alten waren in der Erfüllung begriffen.

Indessen währte es doch noch volle hundert Jahre und drüber bis zur Stunde, wo ein Mann der alten Welt seinen Fuß zuerst auf den Boden der neuen setzte. Das war Erik der Rothe (Raudr), eines gewaltsamen, unbändigen Geschlechts wilder Sprößling. Er stammte von Kolingen oder jedenfalls von Freibauern, war eigentlich ursprünglich Eino und Dasselbe gewesen. Sein Vater hieß Thorwalt. Verschiedene Umstände, worunter auch eine mittelst mehrerer Morde contrahirte Blutschuld, veranlaßten Vater und Sohn, ihr angeerbtes Heimwesen in Norwegen aufzugeben und nach Island hinüberzugehen. Es sind, wie auch dieses Beispiel wieder darthut, keineswegs immer makellose Charaktere, an deren Namen große, weltgeschichtliche Vorschritte sich knüpfen. Thorwald und sein Sohn bauten sich im norwestlichen Island an. Jener starb bald darauf, und der rothe Erik führte die Thorhilde, eines angesehenen Hauses Tochter, als Ehefrau heim. Allein es war ihm nicht beschieden, fortan das ruhige Dasein eines Landebauers zu führen. Ein Streit, in welchen er ohne sein Zuthun mit seinem Nachbar Eyjulf Saur verwickelt wurde, nahm rasch weite Dimensionen und jene blutdürstige Wildheit an, welche auf Island, wie daheim in Skandinavien, oft mehrere Generationen hindurch in Fehde begriffene Familien decimirte. Das Ende vom blutigen Liede war diesmal, daß Erik der Rothe vom Volksthing für drei Jahre für „friedlos“ erklärt, d. h. für so lange aus Island verbannt wurde.

Wie Friedlose zu thun pflegen, rüstete Erik sein Schiff, in unbekannte Fernen zu schweifen. Als er im Jahr 982 vom Snäfellsjökul aus in See stach, sagte er einem Gastfreunde zum Abschied, daß er gesonnen sei, das Land aufzusuchen, welches Gunnbjörn, der Sohn des Ulf Krata, vor Zeiten gesehen. Er fand es wirklich und betrat die Küste bei jenem Vorgebirge, welches die englischen Schiffer heutzutage Cap Farewell, die holländischen Staatenhoef nennen. Drei Sommer und drei Winter verbrachte der fühne

* Altnord. Viking, Mehrzahl Vikingar, von Vik, Bulen, Meer. Ein Viking also eigentlich ein „Meermann“, Seefahrer. Den wahren Sinn des Wortes trifft aber besser unser „Seeräuber“.

Mann mit der Untersuchung des neuaufgefundenen, unermeßlich weithingedehnten Landes, welches er Grönland nannte, das grüne Land. Denn, sagte er, die Leute würden sehr verlangend werden, dahin auszuwandern, wenn das neuentdeckte Land einen so schönen, lockenden Namen führe. Man sieht, der erste Europäer, welcher amerikanischen Boden betrat, hatte schon etwas von einem Yankee an sich. Da unterdessen sein Bann zu Ende gegangen, kehrte er im Sommer von 985 nach Island zurück. Im folgenden Jahre wanderte er förmlich nach Grönland aus und schuf zu Brattahlid an der von vorhin genannten Vorgebirge gebildeten Bucht, die er Eriksfjord nannte, seinen Sitz auf. Er hatte auch nicht falsch gerechnet; der Name des „grünen" Landes bewährte seine Anziehungskraft. Noch in demselben Sommer von 986 langten vierzehn Schiffe mit Einwanderern aus Island in Grönland an, welches dann bis zum Ende des 14. Jahrhunderts eine blühende normännische Colonie gewesen ist.

So war wiederum ein Pfeiler der Brücke gefunden, mittelst welcher die Europäer über das mächtige Thal, in welchem der atlantische Ocean fluthet, nach und nach in die westliche Hemisphäre hinüber gelangen sollten.

Unter den Ersten, welche neben Erik dem Rothen von Island aus Grönland besiedelten, war Herjulf, der Sohn des Bard. Der hatte einen Sohn, Björn oder Biarne, einen kühnen, gewandten, waghalsigen jungen Mann, welcher frühzeitig ein „Langschiff" erworben hatte und damit eine im Norden althergebrachten sommerlangen Seezüge unternahm, die im Laufe der Zeit aus reinen Raubzügen allmählich ein Gemisch von Raub- und Handelsfahrten geworden waren. Zur Zeit, als Herjulf von Island nach Grönland übersiedelte, befand sich Björn in Norwegen. Als er, im Jahre 1000 heimkehrt, bei der heimischen Insel Anker warf und erfuhr, wohin sein Vater ausgewandert, ließ er sogleich den Anker wieder heben und den Bug des Schiffes westwärts kehren; „denn," sagte er, „ich will den Winter über, wie gewohnt, bei meinem Vater herbergen."

Nun kannte aber weder Björn noch einer seiner Schiffsgesellen das westliche Meer, und sie hatten auch von der Lage von Grönland nur eine sehr unbestimmte Vorstellung. Kein Wunder daher, daß sie, nachdem sie drei Tage lang frisch in den Ocean hineingesegelt, nicht mehr wußten, wo sie sich befanden. Nachdem sie hierauf viele Tage und Nächte hindurch auf der unendlichen Wasserwüste fortgetrieben worden, erblickten sie endlich Land. Aber dasselbe zeigte keine Schneeberge, keine Gletscher, es konnte demnach nicht Grönland sein. Es war auch nicht dieses, sondern vielmehr jener nordamerikanische Landstrich, welcher um Jahrhunderte später den Namen Neu-Schottland erhielt. Björn, des Herjulf Sohn, muß uns demzufolge für den Europäer gelten, welcher das Festland von Nordamerika zuerst erblickt hat. Ganz richtig schließend, daß Grönland nördlicher liegen müsse als das neugefundene Land, schlug er längs der Küste desselben einen nördlichen Curs ein und gelangte am nachmals so benannten Neufundland und Labrador vorüber glücklich zur Südspitze von Grönland und dort zu seines Vaters Behausung.

Falls man Grönland nicht zählen will, ist, wie meine Darlegung ausweist, Björn Herjulfson der erste Entdecker Amerika's gewesen, und zwar fünfzehnhundert Jahre früher, als der Genuese Colon auf Guanahani landete.

Die Kunde von einem großen neuen Lande im Südwesten, welche Björn nach Grönland brachte, fand dort begierige Hörer, die sich angemuthet fühlten, die gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen. Da war vor Allen Erik's des Rothen, des Patriarchen vom „Grünen Land", essgeborner Sohn Leif, welcher ein solches Abenteuer zu wagen brannte, und der stach denn auch wirklich im Jahre 1001 in dem Langschiff Björn's, welches er diesem abgekauft hatte, mit fünfundzwanzig Begleitern in See. Unter seinen Schiffsgesellen befand sich auch, wie zu melden wir nicht vergessen wollen, ein „Südmann", d. h. ein Deutscher; denn Südmänner hießen die Nordmänner ihre deutschen Stammvettern, wie sie die Bewohner der britischen Inseln Westmänner nannten. Und so war denn ein Deutscher — Tyrker hieß der Mann — mit dabei, als die ersten Europäer den Continent von Amerika betraten.

Leif nämlich und seine Gefährten verfolgten glücklich, aber in umgekehrter Richtung, den Curs des Björn. Sie fanden und berührten zunächst Neufundland, das sie seines Steinreichthums wegen Helluland (Steinplattenland) nannten. Weiter südwärts steuernd fanden sie eine flache, mit Waldungen nicht bedeckte Küste und gaben derselben den Namen Markland (Waldland, heute Neu-Schottland). Und weiter den südlichen Curs haltend, gelangten sie von da mit steifem Nordost binnen zwei Tagen an eine Insel, und das war die Insel Nantucket, die östlich vor den festen Lande lag und noch liegt. Sie fuhren in die Montaup-Bucht ein und von da in die Mündung des Taunton-River. Eine Strecke flußaufwärts gingen sie an's Land.

Ich unterlasse nicht, als ein denkwürdiges Zusammentreffen zu erwähnen, daß Leif Erikson und seine Gefährten im Jahre 1001 des Festland von Nordamerika gerade an derselben Stelle zuerst erblickten, nämlich beim Cap Cod, wo der erste Zug der puritanischen „Pilgerväter", der Gründer der Neu-Englandstaaten und folglich der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am 9. November 1620 der westlichen Erdhälfte zuerst ansichtig wurden. Aber der Landungsplatz war nicht derselbe. Denn die puritanischen Insassen der „Maidlune", in deren Kajüte am 11. November 1620 die erste demokratische Verfassungsurkunde der transatlantischen Welt und zugleich der modernen Geschichte entworfen ward, segelten in die große Bay von Cap Cod ein und warfen in der kleinen Bucht Anker, an deren Gestade sich sofort die Blockhäuser von Neu-Plymouth erhoben, während Leif und seine Gesellen zwischen Nantucket und dem Festland durch und dann, wie schon gesagt, in die Bay von Montaup ein und den Taunton aufwärts fuhren.

Höchst angenehm überrascht und gefesselt durch die Milde des Klima's, das üppige Wiesengrün, die prächtigen Forste und den Fischreichthum der Gewässer, beschlossen unsere Abenteurer, am Taunton zu überwintern, zogen ihr Schiff an's Land und blockten Hütten auf. Dann durchstreiften sie die umliegende Landschaft, deren Beschaffenheit zu erkunden. Eines Tages hatte sich unser Landmann Tyrker von den Uebrigen verloren, fand sich aber bei Einbruch der Nacht wieder zu ihnen, in so freudig aufgeregter Stimmung, daß er ganz vergessen hatte, seine Gefährten verständen kein Deutsch, und dieselben mit Ausrufungen der Freude in dieser Sprache überschüttete. Sie fürchteten schon, der Mann sei närrisch geworden, da fand er aber wieder isländische Sprachlaute und theilte mit, daß er Rebstöcke und Weintrauben in Fülle gefunden. Und dieser Anblick, der den guten Tyrker an die Rebengelände am heimischen Rhein erinnern mochte, hatte die weinselige deutsche Seele in solches Entzücken versetzt. Freilich, es waren freilich verschiedene nur wilde Weinranken, und die Trauben — es war gerade die Zeit ihrer Reife — mochten nicht übermäßig süß schmecken. Allein in der Wildniß nimmt man es nicht so genau, und die Gaumen der Nordmänner waren nicht verwöhnt. Genug, Tyrker's Entdeckung erregte solches Wohlgefallen, daß Leif mit Zustimmung seiner Gefährten dem ganzen See- und Flußgestade den Namen „das gute Weinland" gab.

Nachdem der Winter vergangen, segelten Leif und seine Gesellen nach Grönland zurück, wo ihn um seines Landfundes willen der Ehrenname des Glücklichen ertheilt wurde. Die Schilderungen der Heimgekehrten vom guten Weinland erregten den Wunsch, dasselbe noch weiter zu erforschen und dann auch zu besiedeln; denn es versprach doch ganz andere Vortheile, als das unwirthliche Grönland. Im folgenden Jahre fuhr zum Zweck weiterer Entdeckung Leif's Bruder Thorwald mit dreißig Begleitern nach Weinland, wo sie Leif's Hütten am Taunton richtig auffanden und daselbst überwinterten. Im folgenden und zweitfolgenden Sommer unternahm Thorwald Küstenfahrten in südlicher Richtung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bis zu den Gestaden von Maryland vorgedrungen. Der Tod setzte seinen Unternehmungen ein Ziel, denn Thorwald starb in Weinland an einer Wunde, welche er im Kampfe mit den Urbewohnern des Landes erhalten hatte.

Hier sehen wir also die Eingebornen von Amerika zum ersten Mal erscheinen, aber den Beschreibungen der normännischen Abenteurer zufolge waren es keineswegs die kräftigen, schlank und hoch gebauten Rothhäute, wie sie später zu Ausgang des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den englischen Einwanderern in diesen Gegenden vorgefunden wurden, sondern es waren „Wichte" oder „Zwerge" (Skräling er, von skraal, klein), wie sie von den normännischen Weinlandsfahrern verächtlich genannt wurden. Wir können uns unter diesen Skrälingern, diesen „Abschnittseln von Menschen", nur Eskimos denken und müssen also annehmen, daß diese Race zu Anfang des 11. Jahrhunderts den nordamerikanischen Continent viel weiter südwärts hinab bewohnt habe, als heut-

zutage. In der Zeit, welche zwischen der ersten Entdeckung Amerika's durch die Nordmänner und der zweiten durch Colon verstrich, muß demnach in der westlichen Hemisphäre eine großartige Völkerwanderung vor sich gegangen sein. Durch dieselbe müssen Stämme von Rothhäuten aus Centralamerika nordwärts geschoben worden sein, und diese Indianer haben dann ihrerseits die Eskimos bis in die Polarländer zurückgedrängt.

Thormald's Schicksal schreckte keine Verwandten nicht zurück, die Besiedelung Weinlands ernstlich in Angriff zu nehmen. Im Jahre 1005 that ein dritter Sohn Erik's des Rothen, Thorstein, eine Fahrt dahin, allein eine epidemische Krankheit zehntete seine Begleiter und raffte ihn selber weg. Umsichtiger vorbereitet und reicher gerüstet, fuhren zwei Jahre darauf Thorfinn Karlsefne eine Schaar von 160 Männern aus Grönland nach Weinland. Sie hatten Milchvieh und alles zur Ansiedelung nöthige Zeug und Geräthe bei sich. Auch befanden sich bei der Gesellschaft fünf Frauen, worunter Gudrid, die Gattin Thorfinn's. Die Stelle am Taunton, wo Thorfinn sein Haus aufklockte und seinen Hof einfenzte, ist genau nachweisbar, weil durch einen mit Runenschrift versehenen Fels bezeugt. Diese zweifelsohne von dem Manne selbst herrührende Rune heißt: „Nam Thorfinns", d. h. Gut oder Grundstück Thorfinn's. Hier gebar die Gudrid ihren Sohn Snorre, den ersten Europäer, der auf dem Boden Amerika's zur Welt gekommen. Der Vater des Knaben wurde durch Tauschhandel mit den Skrälingern ein reicher Mann, gerieth aber später mit den Eingebornen in solche Mißhelligkeiten, daß er für gut fand, im Frühling von 1010 mit seiner Familie nach Grönland zurückzukehren.

Die normännische Ansiedlung am Taunton aber blieb bestehen und dehnte sich aus. Wir wissen, daß nach der Bekehrung der isländischen Colonisten auf Grönland im Jahre 1121 der Bischof Erik von da nach Weinland schiffte, um die dortigen noch heidnischen Ansiedler ebenfalls zum Christenthum herüberzuführen, was ihm auch gelang. Man hat Ursache, zu glauben, daß ein alter Rundbau aus Steinen, gerragen von acht schweren Runypfeilern mit roher Deckplatte, wahrscheinlich eine Taufkapelle, welche noch heute zu New-Port auf Rhode-Island aufrecht steht, von dem diesem Bischof Erik erbaut worden sei.

Von da an aber wird die Kunde von Weinland immer spärlicher und verstummt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ganz. Was aus der dortigen Niederlassung geworden, wie sie untergegangen, ob die Ansiedler ausgestorben, ob sie den Angriffen der Skrälinger erlegen, ob sie nach Grönland zurückgekehrt, Niemand weiß es zu sagen, und selbst die Sage flüstert nicht davon. Es mag das davon herrühren, daß auch Grönland, welches den Verkehr Islands mit Weinland vermittelt hatte, im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts plötzlich wieder aus der Geschichte verschwand. Denn damals ist die normännische Colonie auf Grönland in Folge von entsetzlicher Winterkälte, Mißwachs, Hungersnoth und Pest vollständig ausgestorben. Das Land selbst verscholl hinter ungeheuren Eismassen und wurde erst im 16. Jahrhundert wieder aufgefunden.

Dies ist die Geschichte von der ersten Entdeckung Amerika's.....
Im März des Jahres 1477 kam mit einem Bristoler Stockfisch fahrer ein italischer Seemann nach Island, Christobal Colon. Ob der Mann schon damals mit dem Gedanken seines Lebens sich trug, über das große Westmeer hin nach der Küste von Okasien zu gelangen? Ob er gar vielleicht auf Island durch lateinisch redende Geistliche Kunde erhalten von der normännischen Entdeckung eines neuen Erdtheils süwestlich von der Eisinsel? Möglich, aber kaum wahrscheinlich. Denn erstens treffen wir in den Aufzeichnungen Colon's nicht die leiseste Spur einer solchen Mittheilung, und zweitens wollte er ja bekanntlich nicht einen neuen Erdtheil, sondern nur einen westlichen Seeweg nach Okasien auffuchen und keineswegs ein wirkes „Weinland", sondern vielmehr die goldschimmernden Städte von Katai und Zipangu.

Das Handbuch der Inquisition.

Die Herrschaft der Kirche über die Völker und Staaten so wieder herzustellen, wie sie im „glorreichen" elften Jahrhundert war, hat sich die Hierarchie seit der Restauration immerdar bemüht. Es ist der fünfte Papst, der seit 1815 die dreifache Krone trägt, und wie verschieden in ihrem Charakter und ihrer weltlichen Politik diese fünf Päpste gewesen sein mögen, die Idee zu verwirklichen, die durch diese dreifache Krone ausgesprochen wird, ist meist ihr Streben gewesen. In vielen Staaten ist es ihnen gelungen, bei den Herrschern den Glauben zu erwecken, daß die Kirche für die weltliche Gewalt eine Stütze sei, die nicht fehlen dürfe, wenn nicht Alles schwanken solle. Nach Heilmitteln gegen die angeblich revolutionäre Krankheit der Zeit überall suchend, wo sie nicht zu finden sind, haben verschiedene Regierungen mit dem heiligen Stuhl Verträge geschlossen, die seine Macht auf Kosten der übrigen vermehren und dem geistlichen Einfluß, dem Mönchswesen, sogar dem Jesuitismus Thüren und Thore öffnen. Am weitesten geht in dieser Beziehung das österreichische Concordat, das, nicht zufrieden damit, die Kirche zu einem Staat im Staate zu machen, einen Zustand der Dinge vorbereitet, der leicht den Staat der Kirche unterthänig machen kann. Eine Hierarchie im Geist des Mittelalters — das ist das Ziel einer mächtigen und weit verbreiteten Partei, im Protestantismus sowohl wie im Papstthum. Den Völkern sagt man, daß ein weltbeherrschendes Papstthum sie gegen die Tyrannei der Könige schützen werde; den Königen sagt man, daß dasselbe Papstthum, wenn sie mit ihm auf gutem Fuße blieben, ihnen den stummen Gehorsam der Völker sichern werde. Nicht blos in Rom, Madrid und Avignon werden solche Dinge gesagt, sondern auch mitten unter uns. Wahrlich, es gehört Muth, viel Muth dazu, das in Deutschland zu thun, wo das hierarchische System, als der finstere Ferdinand II. es zur Herrschaft erhob, einen dreißigjährigen Krieg entzündete, der zwei Drittheile der deutschen Bevölkerung, zwanzig Millionen Menschen, vernichtete und ganze Provinzen zu Einöden machte.

Nach jenem Kriege stützt man in Oesterreich bis zur Zeit Maria Theresia's auf eine Kette von Maßregeln der Versinsterung und brutalen Verfolgung Freidenkender. Es ist der pfäffische Geist, dem die weltliche Gewalt ihr Schwert geliehen hat, der alle diese Gräuel, die Gegenreformation in Böhmen, Mähren und Schlesien, wie das Blutgericht in Eperies hervorgerufen hat. Bereinzelte Aeußerungen blutgieriger Unduldsamkeit sind diese Gräuel nicht, sie entspringen vielmehr einem System, und zwar eben jenem hierarchischen System, das uns neuerdings wieder empfohlen wird. Wie ausgebildet dasselbe war, ergiebt sich aus der Thatsache, daß seine Urheber, die wir in den beiden engverbundenen Mönchsorden der Jesuiten und der Dominikaner suchen müssen, ein Handbuch der Wissenschaft der Verfolgung geschrieben haben. 1553 in Rom als Leitfaden für die geistlichen Gerichte gedruckt, aber sorgfältig geheim gehalten, wurde es von den Jesuiten und Dominikanern zwei Jahrhunderte lang gemeinschaftlich befolgt und 1761 von den ersteren, die eben mit den Dominikanern im Streit waren, im Auszuge veröffentlicht. Die von allen Seiten angeseindeten Väter Jesu verloren in ihrer Wuth die Besinnung und verriethen ein gemeinschaftliches Geheimniß, um der Welt zu zeigen, daß die von Niemand verfolgten Dominikaner ganz eben so schlimm seien, wie sie selbst. Ein französischer Schriftsteller, Michiels, hat sich (in der in Gotha erschienenen deutschen Ausgabe seiner „Geheimen Geschichte der österreichischen Regierung seit Ferdinand II. bis auf unsere Zeit") das Verdienst erworben, den Hauptinhalt dieses „Handbuchs für Inquisitoren" wieder bekannt zu machen. Da man heute von gewisser Seite alles Abscheuliche zu vertheidigt, so hat sogar die Inquisition ihre Vertheidiger, ja ihre Lobredner — Louis Veuillot, die Mitarbeiter der römischen Civilta Cattolica und Andere mehr — gefunden. Wir wollen jetzt die Inquisition aus ihrem eigenen Handbuch kennen lernen und die Mittel zeigen, durch welche die vielgepriesene kirchliche Weltordnung der Vergangenheit von ihren Werkzeugen aufrecht erhalten wurde.

Fast alle Bestimmungen des „Handbuchs für Inquisitoren" waren auf Befriedigung der Herrschsucht, der Geldgier und der Grausamkeit der Kirche berechnet. Der Inquisitor konnte nicht blos Geldstrafen anerlegen, sondern auch Vermögenseinziehungen

und Amtsentsetzungen aussprechen. Die Geldstrafen waren zum Unterhalt des Glaubensgerichts und seiner vielen öffentlichen und geheimen Diener bestimmt, die Vermögenseinziehungen vermehrten die Güter der Orden. Den Kindern eines Ketzers Mitleid zu schenken, verbot das Gesetzbuch der Dominikaner. „Theilnahme für die Kinder des Schuldigen, die man an den Bettelstab bringt, daß die Strenge des Gerichts nicht mildern, da die Kinder nach göttlichen und menschlichen Gesetzen für die Sünden der Väter gezüchtigt werden." Das geheime Motiv dieses Satzes ist leicht zu begreifen. Wenn man den Familien Mitleid gezeigt und Anstand genommen hätte, sie in's Elend zu stoßen, so wäre es unmöglich gewesen, sie zu plündern, und man hätte ihnen wenigstens einen Theil ihrer Güter lassen müssen. Wenn man sie nicht plünderte, so verlor das Heilige Gericht seinen Gewinn, wie die Kaufleute zu sagen pflegen; und ließ man ihnen einen Theil ihrer Güter, so schmälerte man die Einsünste der ehrwürdigen Väter. Bei dem Gedanken an eine solche Schmälerung empörte sich ihr Herz.

Ihr Geschäftsbuch fährt daher fort: „Die rechtgläubigen Kinder der Ketzer sind von dieser Strafe nicht ausgenommen, sie man darf ihnen nichts lassen, nicht einmal den Pflichttheil, der ihnen von Natur zu gebühren scheint. Das ist durchaus nothwendig, um die Väter von dem großen Verbrechen der Ketzerei abzuschrecken." Das ist der Vorwand; der wahre Zweck besteht darin, das Vermögen der Dominikaner zu vermehren und ihre Casse zu füllen. Die mitleidigen Männer, wie leicht ließen sie sich rühren! „Indessen," sagt das Handbuch, „können die Inquisitoren aus Gnade für den Unterhalt der Ketzerkinder sorgen, die Söhne in einem Handwerk unterrichten lassen, und die Töchter bei einer achtbaren Frau derselben Stadt unterbringen. Denjenigen, welche ihre Jugend oder ihre Kränklichkeit unfähig macht, für sich selbst zu sorgen, kann man eine kleine Hülfe leisten." Ja, eine kleine und gewiß eine sehr kleine!

Wie dem Vermögen der Kinder, so erging es auch der Mitgift der Frau, ja oft selbst dem Vermögen eines Verstorbenen. „Nach dem Tode eines Ketzers," sagt das Handbuch, „kann man seine Güter noch immer einziehen und die Erben derselben berauben, wenn man ihm bei seinen Lebzeiten auch den Proceß nicht gemacht hat. Die Kinder und Erben der Ketzer genießen die Wohlthat der Verjährung in Beziehung auf ihre ererbten Güter erst nach einem Zeitraume von vierzig Jahren und zwar nur unter der Voraussetzung, daß sie während dieser Zeit in gutem Glauben gewesen sind, denn wenn sie inzwischen entdeckt haben, daß der Verstorbene ein Ketzer gewesen ist, so können sich die Inquisitoren auch nach vierzig Jahren der Güter bemächtigen."

Jeder Ketzer verlor in Folge der bloßen Thatsache der Ketzerei alle Stellen, und es berufte nur dann eines Urtheils, wenn Begünstiger der Ketzerei ebenfalls abgesetzt werden mußten. Auch die Kinder der Gottlosen wurden sofort aus ihren Aemtern entfernt und zu allen öffentlichen Anstellungen unfähig erklärt. Die politische und bürgerliche Aechtung erstreckte sich von väterlicher Seite auf das zweite Geschlecht, überschritt aber von mütterlicher Seite das erste nicht. Folglich konnten der Sohn und die Tochter, der Enkel und die Enkelin eines Ketzers keine Pfründe erhalten, kein Amt bekleiden. War es aber die Mutter, die sich vom Satan verführen ließ, so verschonte der Fluch die unschuldigen Häupter ihrer Enkel und Enkelinnen. Auch die Geflüchteten und die rückfälligen Bekehrten, die man trotz ihrer Reue verbrannte, da das Feuer seine Rechte nie verlor, führten den Untergang ihrer Nachkommenschaft herbei. Ein Mann, der unkirchlicher Ansichten überführt oder beargwöhnt wurde, verbreitete seine Armuth und Jammer um sich und theilte den Seinigen vor seinem Tode einen Proceßstoff mit. Nichts entging dem Orden, der die Gegenwart an sich riß, der ganzen Familie blos einige Lumpen überließend, und die Zukunft unfruchtbar machte. Welche Macht erwuchs aber auch dem Orden, welche Gewinne, welche Fischzüge machte er! Stellen, Pfründen, Güter, Schlösser, Hausgeräth, Diamanten und baares Geld, Alles fiel in seine Hand. Es war ein beständiges Einstreichen und Besitzergreifen. Die mörderischen Speculanten sangen jeden Tag ein Tedeum, um Gott für ihren Wohlstand zu danken. Welch' ein Geschäft wäre zu machen gewesen, wenn man die Heilige Hermandad in eine Actiengesellschaft hätte verwandeln können! Welche Dividenden wären den Capitalisten zugefallen!

Um das Werk der Beraubung und Verfolgung zu krönen, führten die Geschäftsleute in Kutten auf ihre Schlachtopfer noch einen letzten Streich. Jede angebliche Ketzerei hatte den vollständigen Verlust jeder Art von Autorität zur Folge: die Diener und Bauern brauchten ihrem Herrn, die Unterthanen dem König, die Soldaten dem General, die Frau dem Manne, die Kinder dem Vater nicht mehr zu gehorchen. Jeder einem Ketzer geleistete Eid war nichtig, kein Ketzer konnte einen letzten Willen machen oder anvertrautes Gut zurückfordern.

Wie stand es nun mit den Garantien der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, welche die Urtheilssprüche umgaben? Um Jemand in seinem Hause zu verhaften und in die Kerker der Inquisition zu schleppen, bedurfte es eines einzigen Angebers, der seine Aussage insgeheim machte und sie nicht durch Zeugen zu unterstützen brauchte. Sogar an einem öffentlichen Gerüchte und an den hingeworfenen Aeußerungen einiger Bummler, daß Der und Jener vom katholischen Dogma abweichen dürfte, hatte man genug. Der Richter ließ die Schwätzer vorladen und verhörte sie. Zu Gunsten des Glaubens, wie das Handbuch sagt, wurde das Zeugniß eines Jeden angenommen, welcher reden wollte oder mußte. In dieser Beziehung ist die in dem düsteren Buche abgedruckte Liste erbaulich. Als zum Zeugniß zugelassen werden genannt: Excommunicirte, Mitschuldige des Ketzers, Ehrlose und Verbrecher aller Art, Ketzer, Gößendiener und Juden, sogar Meineidige, die in derselben Sache und zum Nachtheil des Angeklagten falsch geschworen haben. „Wenn ein Zeuge," sagt der fromme Gesetzgeber, einen Meineid geleistet hat, so kann er seine erste Aussage zurücknehmen, und der Richter muß sich an die zweite halten, vorausgesetzt, daß sie den Gefangenen belastet, denn wenn sie diesem günstig ist, so gilt die erste." Das Gericht kümmerte sich also nicht um die Wahrheit und scheute der Unschuld keine Beachtung; es suchte blos Schuldige, oder vielmehr Schlachtopfer.

Als Zeugen ließ die Inquisition auch die Frau, die Kinder, die übrigen Verwandten und die Dienstboten des Angeklagten zu. Der Bruder konnte gegen den Bruder aussagen, der Vater den Sohn anklagen, der Sohn den Vater belasten: „denn," sagt die Inquisition, „man ist Gott mehr Gehorsam schuldig, als den Eltern, und kann man den Vater als Feind des Vaterlandes tödten, so kann man seine Verbrechen gegen den Höchsten um so mehr enthüllen." Auch wurde der Sohn, der die heterische Gesinnung seines Vaters verrieth, zur Belohnung für seine Schändlichkeit von den Strafen befreit, welche die Kinder der Schuldigen trafen. „Die Aussagen von Zeugen aus der Familie," sagt das Handbuch, „sind sehr nothwendig, weil das Verbrechen der Ketzerei gewöhnlich im Umkreise des Hauses vorkommt." Welche Sicherheit blieb bei solchen Gesetzen der Familie! Gleich einem Nachtvogel nistete sich die Unruhe unter den achtbarsten Dächern ein. Herren und Diener, Väter und Söhne fürchteten sich gegenseitig, Jeder betrachteten sich mit Argwohn. Als in Toulouse ein Vater 1312 seinen Sohn angeklagt hatte, bekannte er auf der Folter, daß der Sohn ihn fortgesissen habe, einen Unschuldigen zu verleumden.

Eine Gegenüberstellung der Zeugen und der Angeklagten fand nicht statt, denn das wäre zu gerecht gewesen, und nicht einmal die Namen der Ankläger wurden bekannt gemacht. Die Vertheidigung war ein bloßer Schein oder eine freche Verhöhnung. Das Gericht wählte den Sachwalter des Delicts selbst, und dieser war immer ein frömmelnder Diener der Inquisition. „Seine Hauptsorge," sagt das Handbuch naiv, „muß darin bestehen, den Angeklagten zu ermahnen, daß er, wenn er schuldig ist, gestehe und um Verzeihung für sein Verbrechen bitte." Die Verzeihung war der Tod in den Flammen, der Tod unter großem Schaugepränge. Zwei Zeugen oder Angeber, die zum Abschaum der Menschheit gehören konnten, genügten zu einer Verurtheilung. Das nächste Autodafe zierte ein Schlachtopfer mehr, oder es versaulte 20 Fuß tief unter der Erde.

Man sieht also, daß die Lebenden wie die Todten durch nichts, weder durch den reinsten Glauben, noch durch die offenbarste Unschuld, vor der Inquisition geschützt wurden. Dieses Ungeheuer konnte zu jeder Zeit Jeden mit seinen Fängen an sich ziehen und zwischen seinen Kinnladen zermalmen. Da der Verfolgte nicht allein fiel, da jedem Urtheile die Einziehung des Vermögens folgte, so verfügte das furchtbare Gericht über das Eigenthum ebenso schranken- los wie über die Person. Ein Vermögen, welches die Blicke der finsteren Mönche auf sich zog, war eine immerwährende Gefahr. Wie viele Reiche hätten im rem Augenblicke, wo man ihnen den Sanbenito über die Augen zog, mit dem römischen Gächteten aus-

rufen können: „Ich Unglücklicher, mein Haus in Alba richtet mich zu Grunde!"

Ein Institut dieser Art mußte die bürgerliche Rechtspflege, die politischen Körperschaften und selbst die königliche Gewalt weit übervagen. Es war ein unwiderstehliches Werkzeug der Unterdrückung; Caligula, Nero und Heliogabal hätten in ihren schlechtesten Tagen nichts Besseres ersinden können. Es war aber auch ein Werkzeug der Erpressung, ein Alles verschlingender Polyp, der das Mark eines jeden Landes von jedem beliebigen Platze aus verzehren konnte. Niemals gab es ein geschäftliches Unternehmen, das so sinnreich eingerichtet war. Binnen hundert Jahren mußte ein Königreich, das man den Inquisitoren überlieferte, ihnen als Eigenthum der toten Hand gehören, wenn sie nicht ihre Räuberei selbst beschränkten, oder wenn die Regierung ihnen nicht Schranken setzte.

Die spanische Geistlichkeit wurde in Folge dessen ungeheuer reich. Am Ende des 17. Jahrhunderts besaß sie in 22 Provinzen des Königreichs Castilien zwölf Millionen Morgen Land, welche 161 Millionen Realen eintrugen. Es war der fünfte Theil des Bodens. Dazu kamen noch Gebäude von ungeheuerem Werth und zufällige Einnahmen, die der Schrecken auf eine bedeutende Höhe trieb. Der Erzbischof von Toledo bezog jährlich 270,000 Ducaten oder 800,000 Thaler unseres Geldes, der Erzbischof von Compostella 60,000 Ducaten oder 210,000 Thaler, der Erzbischof von Sevilla 400,000, der Erzbischof von Valencia 181,000 Thaler. Ordnete ein Sterbender einige tausend Messen für das Heil seiner Seele an, so zog die Geistlichkeit die willkürlich gebildeten Kosten dieser Messen vom Nachlasse ab, ohne auf die Gläubiger, welche häufig keinen Maravedi bekamen, Rücksicht zu nehmen. Die Bestimmungen und besonderen Einsünde der Inquisition sind niemals bekannt geworden, da sie alle ihre Angelegenheiten in ein undurchdringliches Geheimniß hüllte und die Neugier durch die Folter, den Scheiterhaufen und die Erdrosselung, welche neugen Kehern als eine Gunst bewilligt wurde, fern zu halten verstand.

Trotz ihres Einflusses, ihres Reichthums und ihrer Macht war die Inquisition nicht zufrieden. Sie entwarf den Plan, sich ein Heer zu schaffen, welches zur Unterstützung ihrer ehrgeizigen Pläne stets bereit sei. Diese Truppen sollten einen neuen Militärorden, St. Maria vom weißen Schwert genannt, bilden und den spanischen Generalinquisitor zum Großmeister haben. Dieser fürchterliche Gedanke und die bereits fertigen Statuten wurden von vierzig adeligen Familien, von den Vorstehern der gesammten Geistlichkeit und vom hohen Rathe gebilligt. Es fehlte blos noch die Genehmigung Philipp's II. Der König begriff aber, daß er seiner Krone entsagte, wenn er die Organisation einer solchen Macht duldete und einer mächtigen, unversöhnlichen Gesellschaft gestattete, fanatische Banden anzuwerben. Durch Aberglauben und Schrecken bereits zur Herrin der Gemüther geworden, würde sie die Halbinsel bald militärisch beherrscht und das Ausland im Interesse des Glaubens oder ihres eigenen Vortheils bekriegt haben. Der Fürst zögerte, fragte, ob diese Einrichtung auch wirklich nothwendig sei, und entschied sich zum Glück für ihn, für seine Familie und sein Volk niemals. Das Böse Schwert würde sich binnen Kurzem mit dem Blute der Könige und der Völker gefärbt haben.

Das Handbuch der Inquisitoren enthüllt das System, das von den Dominikanern auf die Jesuiten überging und von diesen auf ganze Länder und Provinzen ausgedehnt wurde. Die Dominikaner hatten in Spanien vielleicht zweihundert Menschen auf einmal verbrannt. Die Jesuiten, die ihre Haupthätigkeit in Ländern entfalteten, wo der Protestantismus entweder gesetzlich anerkannt war, oder eine große Anzahl unterdrückter Anhänger hatte, ließen ganze Bevölkerungen zu Grunde gehen, Tausende von Flecken, reichen Plätzen und Hauptstädten zum Ruhme des Herrn in Flammen aufsodern. Die Inquisition fällte Urtheile, ohne die Zeugen, oft die ehrlosesten Menschen, dem Angeklagten gegenüberzustellen; die Jesuiten verdammten bei ihren geheimnißvollen Berathungen Städte, Provinzen und Völker zu bewaffneten Missionen, Dragonaden und Glaubenskriegen. Und hat die Sturmglocke der Revolution diesem System zu Grabe geläutet? Durchaus nicht; noch im Jahre 1815 haben die Protestanten von Avignon, Nimes, Uzès, Montpellier, Alais, Vigan und Toulouse eine neue Bartholomäus-Nacht erlebt und die Scheiterhaufen des Mittelalters wieder aufflammen sehen. Und würde man heute, fast ein halbes Jahrhundert nach jenen süsstamzösischen Metzeleien, vor einer Wiederholung zurückschrecken? Nein, aber man muß zuvor die öffentliche Meinung bearbeiten, den Protestantismus als den Geist der Revolution, die Kirchenherrschaft als das Heil der Monarchie darstellen, und zu diesem vorbereitenden Werke hat man sich mit Romantikern und polnischen Reactionären verbunden, die man noch sehr mild deurtheilt, wenn man annimmt, daß sie vielleicht größtentheils nicht einmal wissen, welchen Zwecken sie dienen.

Aus der Polen Kampf und Noth.

Seit dem 10. October 1794, jenem Trauertage Polens, wo sein größter und edelster Held, Kościuszko, besiegt und mit Wunden bedeckt vom Pferde auf das Schlachtfeld von Maciejowice sank, sind die Worte, die ihm da der tiefste Seelenschmerz entpreßte, die Prophetenklage seines armen Volkes geworden. Finis Poloniae! „Das ist Polens Ende!" — so konnte er ausrufen, der jede Nation kannte, wie kein Anderer, ihre Tugenden, ihre Schwächen und die unversiegliche Quelle ihres Elends. Näher zum Triumph seines Rechtes ist Polen nie wieder geführt worden, als durch seine reine starke Hand. Fast siebzig Jahre sind seit jenem Trauertage über Land und Volk dahingegangen, die ganze Wucht der'er mächtiger Militärstaaten schien jede Regung des alten Nationalgeistes niederdrücken und völlig ersticken zu müssen, und dennoch lebte dieser Geist selbst unter solchem Druck noch fort, jede äußere Lüftung der schweren Grabesdecke zu frischem Anhalmen benutzend, aber gleichwohl bis heute nur, um wieder erleben noch ersterben zu können. Die Weltgeschichte kennt nichts Gräßlicheres, als solch einen Todeskampf einer Nation.

Gottlob ist es darum kein Wunder, sondern ein trostreiches Zeugniß für die unzerstörbare Kraft und Gesundheit des Freiheitsdranges in allen Völkern, daß jedem neuen Erwachen Polens die Volksherzen in ganz Europa entgegenschlugen, und wieder waren es die Deutschen, welche all ren Haß, den ihre Regierungen für sich verübt hatten, den aber die Polen, ebenso wie Ungarn und Italiener, allzu kurzsichtig und ungerecht auf das Volk der Deutschen mit übertrugen, gegen diese wie jene mit aufopfernder Theilnahme vergalten.

Zweimal in diesem Jahrhundert stand der Polen Hoffnung wieder in voller Blüthe. Napoleon hatte Preußen und Oesterreich besiegt, zwei Thore standen ihm offen, um die Unabhängigkeit in das Land zu führen, und die Polen eilten zu Tausenden unter seine Fahnen. Seine Untreue gegen alle Nationen litt es jedoch nicht, das ganze Polen als ein selbstständiges Königreich wieder aufzurichten, ein weder Oesterreich noch Rußland unbequemes „Großherzogthum Warschau" als Nebenbestzung des Rheinbundeseöfings von Sachsen war Alles, was „seine Potität" ihm zu schaffen gestattete. Sein unmittelbarer Zweck war nur das polnische Contingent, das von 60,000 Mann später sogar auf 80,000 Mann erhöht werden mußte. Darum war es auch ganz in der Ordnung, daß seine Kaiserherrlichkeit an dieser Unrechtlichkeit und Untreue gegen Polen zu Grunde ging; denn ein selbstständiges, mächtiges, Napoleon mit Leib und Seele ergebenes Polen hätte als Operationsbasis dem russischen Feldzuge einen andern Erfolg und der europäischen Geschichte eine andere Wendung gegeben. Wir Deutschen feiern mit Recht seinen Untergang; Polen aber war abermals verloren.

Die zweite Hoffnungsblüthe Polens ging unter dem Strahle der Pariser Julisonne auf. Der Lauf dieser Erhebung ist an unser Aller Augen vorübergegangen, von jener Novembernacht in Warschau 1830, wo Wysecki den Fähnrichen der Kriegsschule zurief: „Polen, die Stunde der Rache hat geschlagen! Wir müssen siegen oder sterben!" — bis zu dem trüben Octobertage 1 31, wo die Trümmer des Polenheeres aus dem Vaterlande flohen und die letzten Zehn vom vierten Regiment" als Heimathlose den Boden Preußens betraten. Auch das Strafgericht des russischen Kaisers über das Polenvolk ist noch in Jeremanns Gedächtniß, denn Thaten der unversöhnlichen Gewalt prägen sich ihm unauslöschlich tief ein.

Marian Langiewicz.

Damals war Chlopicki der Polen Dictator gewesen; erst nach zweiunddreißig Jahren erhielt er einen Nachfolger in Marian Langiewicz, und wenn die Parallele, welche das Schicksal beider Männer darstellt, sich auch über den neuesten Aufstand erstreckt, so ist Polen abermals verloren. — Allerdings nicht mit ganzer Entschiedenheit dem Aufstand zugewandt, aber vom Volke mit ungetheiltem Vertrauen begrüßt, übernahm Chlopicki am 5. Decbr. 1830 die Dictatur, legte sie jedoch nach der Eröffnung des Reichstags (18. Decbr.) wieder nieder, mußte sie aber nach dem allgemeinen Volkswillen schon am 20. December wieder übernehmen und behielt sie nun, bis der patriotische Verein ihn wegen seiner Strenge und zugleich seiner auf Versöhnung mit Rußland hinzielenden Schritte zur Rechenschaft zog. Da trat Chlopicki am 25. Januar 1831 für immer als Dictator ab, blieb aber bei der Armee und bewies den Polen seine Vaterlandsliebe und seine Tapferkeit im Kampfe, bis er, schwer verwundet, Anfangs März nach Krakau geschafft wurde und damit vom Schauplatz der Revolution verschwand.

Die Ursachen und den Verlauf der jüngsten polnischen Revolution unseren Lesern aufzuführen, wäre überflüssig und ist, hinsichtlich des letztern, jetzt noch nicht möglich, so sehr läuft das Gewirre der Zeitungsberichte von den verschiedenen Parteistandpunkten aus durcheinander. Die polnische Emigration, der nationale Geist unserer Zeit, der Sieg desselben durch Garibaldi in Italien, die nationalen Bestrebungen in Deutschland und Ungarn, dies Alles hat zusammengewirkt, um auch die Hoffnungen der Polen neu zu beleben, und der Aufstand soll noch in der Vorbereitung begriffen gewesen sein, als die russischen Rekrutenaushebungen ihn vorzeitig zum Ausbruch brachten. Eine polnische Armee existirte nicht, sie sollte durch den Kleinkrieg von Banden erst gebildet werden. Um so wichtiger mußten für einen solchen Kampf Führer sein, die für solch eine schwere Aufgabe Talent, Geschick, Kriegsübung und Energie genug besaßen.

Als ein solcher Führer wird Marian Langiewicz geschildert. Am 5. August 1827 im Großherzogthum Posen geboren, ward ihm deutsche wissenschaftliche und preußische Militär-Bildung zu Theil, während er im Herzen ein Pole blieb. Er hatte, nach dem Gymnasium zu Posen, die Hochschulen von Breslau und Prag bezogen, war längere Zeit Hauslehrer, trat dann zur Garde-Artillerie

in Berlin, verrichtete 1859 bei der Mobilmachung Officiersdienste, nahm aber seinen Abschied, als ihm die Zeit für Polens Erlösung nahe zu kommen schien. Nachdem er eine Lehrerstelle an Mieroslawski's neuer Militärschule zu Paris kaum angetreten, zog ihn Garibaldi's Ruf nach Italien, wo er als Adjutant des Generals v. Mitbig den ganzen Feldzug mitmachte und, nach dem vollendeten Sieg über die neapolitanischen Bourbonen, Lehrer der Artilleriewissenschaften an der polnischen Militärschule zu Cuneo ward. Später finden wir ihn in London und endlich in Warschau. Als einer der Hauptleiter in die revolutionären Pläne eingeweiht, ward er auch wegen seines militärischen Rufs sofort der Mann der Situation, dem die Dictatur von selbst zufiel. Niemand kann leugnen, daß Langiewicz sein Feldherrn- wie sein militärisches Organisationstalent, seine Rastlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit bereits genugsam erwiesen, um das Vertrauen der Polen in ihn zu rechtfertigen. Trotz alledem ist er Chłopicki's Nachfolger auch als Ex-Dictator geworden. Warum? Man hat einen französischen Kaiseringer, man hat die Drohsäule der sogenannten provisorischen Regierung, man hat die Unglückshand Mieroslawski's in dieser neuesten „polnischen Wirthschaft“ geschäftig sehen wollen. Die Zeit wird auch den Schleier von diesen „geheimen Beweggründen“ heben; wann aber der Trauerschleier vom Haupte der unglücklichen Polonia gehoben wird, das weiß der liebe Gott!

Fr. Hfm.

Erinnerungen.

Von Franz Wallner.

Nr. 5. Ein ungelöstes Räthsel.

Croatien war vor 25 Jahren ein Land, welches dem gebildeten Publicum unbekannter war, als die Westküste von Afrika; ja theilweise ist es noch so, selbst von der croatischen Hauptstadt „Agram“ ließt man nur selten dürftige Correspondenzen in deutschen Blättern. Meinen Einzug hielt ich dort vor vielen Jahren unter den trübseligsten Umständen, die ich bei einer anderen Gelegenheit meinen freundlichen Lesern bereits mitgetheilt habe.* Von Räubern mißhandelt, entkleidet und aus einer tiefen Kopfwunde blutend, fand mich ein bürgerlicher Samaritaner besinnungslos auf der Landstraße, und gewährte mir in seinem gastlichen Hause Pflege und Heilung.

Damals herrschten in Agram noch die absonderlichsten geselligen Zustände, und die öffentliche Sicherheit stand unter Null. Die Nähe der türkischen Grenze sicherte dem flinken Einbrecher, Dieb oder Räuber ein schnelles und strafloses Entkommen, und gewaltsame Anfälle auf das Eigenthum, ja das Leben der Einwohner gehörten selbst in den belebtesten Straßen und am hellen Tage keineswegs zu den seltenen Ereignissen. Wurde die Geschichte zu arg, nahm die Frechheit der Strolche zu sehr überhand, so wurde von Seiten der Behörden „Standrecht“ publicirt, d. h. die Verbrecher, die auf frischer That ergriffen wurden, sofort verurtheilt und hingerichtet; freilich kam dabei ein alter Spruch nur zu oft in Anwendung, denn auch die Agramer hingen, gleich den Nürnbergern, Niemand auf, ehe sie ihn hatten. Unter Trommelschlag wurde dann durch öffentliche Ausrufer publicirt, daß das Gericht, um den wiederholten Räubereien zu steuern, jedem Einwohner das Recht zuspreche, auf einen Fremden, der nach eingebrochener Dunkelheit in seine Wohnung eindringe und auf dreimaligen Anruf nicht antworte, zu schießen; ein Recht, von welchem ein dortiger Büchsenmacher sofort Gebrauch machte, indem er einen Gauner, der in nächtlicher Stunde durch ein Fenster seines Hauses steigen wollte, mitten durch die Brust schoß. Allein nicht nur mit den als vogelfrei erklärten Banditen standen die Behörden in offenem Kampfe, auch die Bürger machten nicht selten von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch und sprachen dem Gesetze Hohn. Ich erinnere mich noch, welch enormes Aufsehen der Vorfall machte, als ein reicher Kaufmann, der zugleich Exekmann war, den Zollbeamten, welchen er mit Recht der Schmuggelei im großartigsten Maßstab verdächtig war, sein Haus verschloß und eine vollständige Belagerung desselben mit bewaffneter Hand abwehrte, indem er Jeden niederzuschießen drohte, der ohne seine Erlaubniß die Schwelle überschreite. So lag er mit seinem Personal mit Feuerwaffen an den Fenstern seines inmitten der Stadt gelegenen Hauses im Anschlag, während die Douaniers vor demselben campirten, aber wohl auf ihrer Hut, diesem näher zu kommen, als der Anstand forderte. Während der Zeit wurden die geschmuggelten Waaren von den im Hofe stehenden Wagen abgeladen und Nachts auf Hinterwegen bei Seite geschafft. Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, wie die Sache endete, und ob selbe Felgen hatte, nur ist mir noch gut im Gedächtniß, wie oft nach der Hand der Kaufmann die höheren Zollbeamten in Gegenwart von Zeugen häufelte wegen seines gelungenen Handstreiches, und wie diese den Hohn und den guten Wein des reichen Mannes geduldig hinabschluckten.

* Aus dem Tagebuche des alten Kesundianten. Leipzig, im Verlage von Otto Wigand: der arme Joly.

Ein pittoreskeres Bild, als der alljährlich abgehaltene Agramer „Viehmarkt“, zugleich das größte croatische Volksfest, gab, konnte keine Phantasie ersinnen. Auf einem ungeheuren Wiesenplan unfern der Stadt wurde es abgehalten und dauerte mehrere Tage und Nächte lang. Gerade die Nacht mit ihrem bunten Treiben hätte einem Benedict den prächtigsten Vorwurf für seinen genialen Pinsel geliefert. Zwischen den zahllosen, zum Verkauf herbeigebrachten Thieren und ihren Begleitern promenirten, von den vielen Zeltfeuern und dem Lichte des Vollmondes malerisch beleuchtet, der Edelmann und seine Dame im reichen Nationalcostüm; halbnackte Zigeunerhorden tummelten sich daneben um ein halbgebratenes Lamm, welches an einem improvisirten Spieß über einem riesigen Feuer schmorte; der kecke Csikos, die braune Bauerntöne trieben sich in der bunten, in alle Volkstrachten Ungarns, Serbiens und Croatiens gekleideten Menge umher; mächtige Weinfässer, von der Großmuth des Erolmanns gespendet, labten mit ihrem duftigen Inhalt Tausende von durstigen Kehlen und stimmten sie zu begeistertem Jubelrufe; die gut geschulten Militärmusiker zogen den Kürzeren im Wettkampf mit den elektrisirenden Klängen der Zigeunermusikbanden. Dazu ein Gebräu in allen Menschensprachen, in allen Tönelagen; das Schmerzgeheul des ertappten und sofort gehängten Diebes mischte sich mit dem Jauchzen des Trinkers, der mit seiner Bernunft und seinem Gelde am Rande war; kurz ein Leben, wie es so beiläufig, fast sinnverwirrend wohl kaum zum zweiten Mal zu finden sein dürfte!

Auf der sogenannten Harmiten, einer kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Vorstadt Agrams, wohnte ich zusammen mit einem gewissen Lieser, der ein trefflicher Sänger, ein leidenschaftlicher Jäger und auch sonst ein ganz gebildeter umgänglicher Mensch war. In traulichem Gespräch streiften wir oft, Lieser stets mit der Flinte auf dem Rücken, in Feld und Wald umher, wo mir mein Freund, ein geborner Schweizer aus gutem Hause, durch seine Schilderungen der Wunder seines Heimathlandes oft die Sehnsucht nach der Anschauung desselben recht lebhaft rege machte. Damals war der Schauspieler in den Mittelstädten Ungarns und Croatiens noch ein äußerst unbekanntes und über die Achsel angesehenes Geschöpf, dessen Schicksal vollständig in den Händen der Obrigkeit lag. Lieser war einem der dortigen Polizeiherren auf Rosenspaken in's Gehege gekommen, dieser ergriff die nächstbeste Gelegenheit — eine solche fand sich für die unverantwortliche, gesürchtete Polizeiwillkür stets — und ließ Lieser vorladen, um ihn über ein angebliches Verseben, nach welchem der Sänger auf der Bühne die Censurvorschriften überschritten haben sollte, zur Rede zu stellen. In roheler Weise fuhr ihn der Gewaltige an. Trotz dem, daß sich mein Freund erbot, durch Vorlegung des Souffirbuches seine Unschuld auf das Schlagendste zu beweisen, überhäufte ihn der Stadtrichter doch mit den pöbelhaftesten Insulten und schloß seinen Sermon mit den Worten: „Bei nächster Gelegenheit lasse ich Sie auf die Bank niederzwiebeln und Ihnen sinnundzwanzig verabfolgen.“

„Herr Stadtrichter,“ entgegnete mein freimüthiger Schweizer, „daß Sie mich schlagen lassen können, weiß ich, denn Sie haben die Macht in Händen, daß Sie den Willen dazu haben, glaube ich auch; aber Sie wissen, ich bin ein guter Schütze, ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich auch ein guter Christ bin, der einen Eid für heilig hält, aber ich bin auch ein solcher, und so schwöre ich

Ihnen hier," fuhr er fort, indem er seine Finger auf das vor ihm auf dem Beamtentische stehende Crucifix legte, „wenn Sie mich heute prügeln oder irgendwie ungerecht behandeln lassen, so schieße ich Sie morgen nieder wie einen Hund. Jetzt lassen Sie mich prügeln, wenn Sie Muth haben!"

Diesen hatte der todtenbleich gewordene Mann der Gewalt nun allerdings nicht, er ließ den jungen Künstler während der noch kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Agram ungeschoren. Letzterer wurde im Jahre darauf das Opfer eines bösartigen Fiebers und liegt ferne von der geliebten Heimath in fremder Erde begraben.

Ich hielt es für nothwendig, diesen kleinen Charakterzug meines Freundes meiner eigentlichen Mittheilung vorangehen zu lassen, und fahre in meinen Erinnerungen fort: Agram liegt auf einer namhaften Anhöhe, das von uns bewohnte Haus in der oben erwähnten Harmitzen tief im Thale. Es war dies ein altertümliches, der Gräfin M. gehöriges Gebäude, welches eine Masse kleiner unliegender, größtentheils von Seilern bewohnter Häuschen weit überragte. Diese standen auf der anderen Seite unseres Wohngebäudes, durch kleine mühselig erhaltene Gärtchen getrennt, während wir im Umkreis von 2—300 Schritten keinen Nachbar hatten. Die Gräfin selbst, eine höchst gebildete, liebenswürdige, alte Dame, gehörte einer ansehnlichen, aber verarmten Familie an, und hatte nur noch einen Sohn, der als Officier bei den Grenzern diente. Die tiefe Einsamkeit, in welcher die Gräfin jetzt lebte, die ihre Jugendzeit in glänzenden Verhältnissen in Wien und Paris zugebracht hatte, ließ es ihr wünschenswerth erscheinen, daß zwei junge, lebenslustige Bursche sich in ein paar leerstehende Stuben des unheimlichen Gebäudes einmietheten und durch Geplauder an berufsfreien Abenden ihr die Zeit vertreiben hatten. Die Miethe, die wir zahlten, war kaum der Rede werth und wurde uns in Punsch und anderer den jungen Mägen hochwillkommener Naturalverpflegung reichlich zurückerstattet an unseren Gesellschaftsabenden, denen sich ab und zu einige junge, zur Bekanntschaft ihres Sohnes gehörige Lieutenants anschlossen. Die Dame hatte viel erlebt, mußte ihre Erfahrungen anmuthig zum Besten zu geben, dazu ihr hoher Stand, die Würde, mit der sie alle Entbehrungen ertrug, und die Güte, mit welcher sie denen, die noch minder glücklich gestellt waren, als sie selbst, ihre kleinen Ersparnisse zu Gute kommen ließ: war's Wunder, daß wir die alte Frau wie ein Wesen höherer Gattung anstaunten und verehrten?

Außer der Eigenthümerin, die den Vordertheil des Gebäudes einnahm, und uns, die wir zwei nach dem ungeheueren Hof zugehende, neben einander liegende Zimmer inne hatten, waren keine Bewohner der großen Räume vorhanden, denn das gräflich M.'sche Haus stand in dem Rufe ein „Spuhaus" zu sein. Gerade dies war ein Hauptgrund, warum mein Freund Lieser mich bereden hatte, mit ihm dort einzuziehen; er hätte gar zu gerne ein Abenteuer mit Gespenstern bestanden.

Auf unser mehrmaliges Andringen, uns den Grund oder Ungrund der über ihr Haus herrschenden bösen Gerüchte mitzutheilen, gab uns die Gräfin zuerst ausweichende Antworten, später versicherte sie uns im vollen Ernst, daß es dort wirklich jedes Jahr einmal im Hause spuke, und zwar in der Mitternachtsstunde vor dem Christtage. Der Spuk äußere sich jedes Jahr anders, meist aber in unheimlichen, aus dem Hofe und in den Gängen schallenden Tönen. Das Gebäude sei früher ein Kloster gewesen, und in den langen, um das ganze Haus laufenden Corridoren sah man auf einer Seite Nischen und gegen den Hof zu arcadenartige Durchbrüche, in welche hohe, gothischen Fenstern ähnliche Oeffnungen ausgebrochen waren. In diesen Nischen soll in früheren finsteren Zeiten, einer alten Sage nach, mancher wiederspenstige oder sonst gegen die strenge Clausur sich vergehende Mönch, nach dem damaligen Klosterzwange zum Einmauern verurtheilt, sein Leben geendet haben. Mit dieser Sage brachte man die Spukgeschichten des Hauses in Verbindung. Die Gräfin behauptete, sie selber sei von dem Vorhandensein unheimlicher Mächte in demselben überzeugt, nie aber habe sie die Lust gespürt, dem Treiben der Geisterwelt nachzuforschen, sondern mit dem Beginn des verhängnißvollen Abends schließe sich Alles, was zu ihrem Hause gehöre, ein und suche die wirbelnden, ächzenden Töne, die hörbar durch alle Räume schallen, an sich vorüber gehen zu lassen, bis die Glocke ein Uhr schlage und die Bewohner wieder ein Jahr in Ruhe und Frieden leben könnten. Nie habe der Spuk irgend Jemand ein Leid zugefügt, nie aber habe auch, ihres Wissens, ein Frevler dort die Mitternachtsstunde der Christnacht außer seiner Stube zugebracht.

Dem Andringen Lieser's, ihm zu erlauben, daß er der Erste sei, der dem Treiben unerklärlicher Mächte in's Antlitz schaue, gab die Gräfin erst nach, als sie sah, daß alle Versuche, ihn davon abzubringen, fruchtlos waren. Auch ich willigte, auf dessen Aufforderung, das Abenteuer mit ihm in Gesellschaft zu bestehen, erst nach langem Zögern ein, und zwar, wie ich ehrlich gestehe, nur darum, weil ich mich schämte, meinem Freunde eine abschlägige Antwort zu geben.

Die verhängnißvolle Nacht rückte heran, von uns Beiden, jedoch mit ganz verschiedenen Empfindungen, wenn auch in gleich fieberhafter Spannung erwartet. Lieser tollkühn, voll frischen Muthes, seine Pistolen in Stand setzend, genau unterfuchend, ich mich ernstlich prüfend, ob ich in der Geisterwelt Stand halten und im entscheidenden Momente nicht das Hasenpanier ergreifen würde. Mein Gewissen ließ die Frage unentschieden, und so sah ich nicht ohne Besorgniß die Stunden bis zur mitternächtlichen Frist immer rascher enteilen.

Die Gräfin hatte sich mit den Dienstleuten, nachdem nochmalige Warnungen vergebens an dem dicken Schweizerschädel Lieser's abprallten, in ihre Gemächer zurückgezogen, und die lautlose Stille des Hauses wurde nur durch die dröhnenden Schläge der Kirchenuhr unterbrochen, die in meiner Brust ein Echo zu finden schienen. Vergebens suchte mich mein Camerad aufzuheitern; je mehr er mir das gänzlich Geschäftlose unseres Unternehmens vorzuhellen suchte, desto wortkarger wurde ich, desto ungemüthlicher stellte mir meine Phantasie den wohlbekannten, langen Gang mit den niedrigen Brüstungen und den in den finsteren leeren Hofraum starrenden hohen Bogenöffnungen vor. Eine kleine Bowle trefflichen Punsches trug Lieser auf eine dieser Brüstungen, setzte zwei Stühle hinter dieselbe, die Pistolen scharf geladen, eine gewaltige Laterne mit brennendem Licht nebst Feuerzeug vor sich hin, und so begannen wir mit dem Schlag halb zwölf unsere Beobachtungspostten einzunehmen.

Von der Dehnbarkeit der Minuten, von der Endlosigkeit einer solchen Stunde kann sich nur der einen Begriff machen, der in ähnlicher Situation ein solgenschweres, ungeheueres Ereignis erwartet, ohne sich vorher einen Begriff machen zu können, von woher und in welcher Gestalt es einreten werde. Selbst mein Wagehals wurde stiller und stiller, die seltenen Mittheilungen zwischen uns flüsterten wir uns leise zu, von Zeit zu Zeit scheue Blicke um uns werfend. Das dampfende Getränk lud uns vergebens mit süßen Düften zum Genusse ein, die Gläser blieben leer, und die Sehnerven suchten vergebens das tiefe Dunkel des Hofraumes zu durchdringen, welches eine zweite von Lieser vorsorglich aufgehängte Laterne nur mit noch unheimlicheren Schlagschatten umgab.

Mitternacht schien heute ausbleiben zu wollen. Endlich drohte der erste Schlag der erwarteten Stunde, sein mächtiger Schall zuckte mir durch alle Nerven. Auch Lieser war todtenbleich geworden, selbst bei dem matten Licht der Laterne mußte ich dies bemerken. Mechanisch legte er die Hand auf die Pistole, eine zweite hatte ich mit gespanntem Hahn neben mir liegen, und laß tonlos dauchte er mir die Worte zu: „Wenn sich Jemand einen schlechten Spaß mit uns macht, so soll es ihm schlecht bekommen."

Während ich die Schauer dieser Stunde zu schildern suche, wird manchen Leser, der diese Nummer der Gartenlaube in seiner sonnenbeschienenen heiteren Stube durchsieht, lächeln über unsere unnöthige Angst, und keiner wird glauben, daß er in unserer Lage genau dasselbe Grauen empfunden haben würde.

Die Uhr hatte ihre zwölf Schläge verhallen lassen. Lautlose Stille rings umher. Lieser hatte sich erhoben, und sah in großer Erregung in den Hof hinab, über welchem sich in ruhiger Klarheit der gestirnte Himmel wölbte, an dem der Mond hervortrat, der sein zweifelhaftes Licht in die düstern Räume ergoß. Ich rückte meinen Stuhl fest an einen Pfeiler, der mir Schutz versprach, und stierte athemlos in den im tiefen Schatten liegenden endlosen Gang hinab. So verstrich langsam, ach wie langsam! eine endlose halbe Stunde. Bleischwer senkte sich ein verwirrender unruhiger Halbschlummer auf die übermüdeten Augenlider. Wie lange derselbe gedauert, wußte ich nicht zu berechnen, ich wurde, als die Glocke eben Eins schlug, von starken Schlägen, die mit gewaltiger Wucht an dem großen Außenthor thrönten, erweckt und fuhr entsetzt empor. Lieser stand, die Pistole im Anschlag, bereits aufrecht und winkte mir die Laterne zu nehmen. Wir schritten die Treppe hinab; das

Pochen dauerte in kurzen unregelmäßigen Pausen fort. Lieser voran, ich mit gehobener Laterne hinter ihm. Wie gerne wäre ich in der Mitte gegangen! Am Thore angelangt, donnerten uns die Schläge mit erneuerter Kraft entgegen.

„Wer ist da?" rief Lieser.

„Bitte," scholl von außen eine ängstliche Stimme, „öffnen Sie, um Gottes Willen."

„Wer sind Sie?"

„Die Seiler aus der Nachbarschaft. Oeffnen Sie nur."

Ich steckte den Schlüssel an, den ich in Verwahrung hatte, Lieser stieß das Thor mit Heftigkeit auf. Vor demselben stand, vom Montlicht bestrahlt, eine Anzahl Männer in halben Nachtkleidern, Schreck und Angst stand leserlich in ihren bleichen Zügen. Auf die Frage, was geschehen sei, erzählten sie, daß seit längerer Zeit aus dem offenen ungedeckten Hofe unseres Hauses die entsetzlichsten Töne erschollen seien, wimmernd, schreiend und wehklagend, als ob hundert Menschen unter den fürchterlichsten Martern gefoltert würden; da hätten sie sich endlich ein Herz gefaßt und hätten, nachdem sie lange von außen zugehört, an's Thor geklopft, weil sie ein Unglück gefürchtet.

Wir sahen uns betroffen in die bleichen Gesichter. Wir innerhalb der Mauern des Hauses, aus welchem die gräßlichen Laute erschollen sein sollten, hatten keinen Laut, keinen Ton gehört! Die unheimlichste Stille hatte uns eine Stunde lang auf die Folter gespannt! — Ein absichtlicher Betrug war wohl kaum denkbar. Die armen Seiler, rohe ungebildete Halbbauern, waren nicht im Stande, Schreck und Angst so vortrefflich zu heucheln, daß zwei junge Schauspieler dadurch vollständig getäuscht werden konnten, selbst angenommen, daß die Gräfin zu einer solchen Täuschung ihre Hand geboten hätte, was gar nicht mit ihrer Würde und ihrem Charakter vereinbar war.

Genug, das Räthsel wurde uns nie gelöst, und bis zur Stunde weiß ich noch nicht, ob die geheimnißvollen Töne in der Einbildung der Nachbarn existirt haben, oder ob ein toller Spuk unsere eigenen Sinne dergestalt umnebelt hatte, daß die äußeren Eindrücke für uns verloren gingen. Weder ich, noch Lieser wußte sich klar zu machen, was wir von halb ein Uhr bis Eins gethan oder beobachtet hatten, ehe uns die Schläge an dem Thorflügel der Außenwelt zurück gaben. Gerade in der Einfachheit der Mittheilung jener schlichten Leute lag für uns eine erschütterndere Wirkung, als die seltsamsten Phantome hätten hervorbringen können.

Wir verließen bald darauf die Wohnung und ich die Stadt, ohne je wieder etwas von der Gräfin M. und ihrem Spukhause gehört zu haben.*

* Es wäre dem Schreiber dieses ein Leichtes gewesen, einen befriedigenderen Schluß zu erfinden, da er die Ueberzeugung in sich trägt, daß eine natürliche Lösung des Räthsels vorhanden sein muß. Da ich aber dieselbe nicht gefunden, so ziehe ich es vor, dieses Erlebniß wahrheitsgetreu zu schildern, ohne Zusatz, ohne Ausschmückung, als ein Geheimniß, zu dessen Aufhellung ich wenigstens keinen Schlüssel entdeckt habe.

Anmerk. d. Verf.

Blätter und Blüthen.

Barnaby. Planlos schlenderte ich eines schönen Tages durch die Straßen der Stadt, als ich, um eine Ecke biegend, durch ein langes Leinwandgebäude, dessen Außenseite mit weithin strahlenden Zinnoberschildereien geschmückt war, angezogen wurde. — Da trafen alle die wohlbekannten, nichtsdestoweniger aber höchst merkwürdigen Scenen das Auge des staunenden Zuschauers: — auf dem einen Bilde kämpfte ein Neger erbittert und erfolgreich gegen ein halbes Dutzend Panther und Leoparden, die sich sogar theilweise aus der freien Luft herniedersenkten, um ihr schwarzes Opfer dem Tartarus einzuverleiben; — auf dem andern Gemälde bemerkte man einen harmlosen Nilfahrer, der sich plötzlich von einigen wohlgenährten Krokodilen umringt sah, die den Rachen in einer Höhe aufsperrten, gegen welche sich selbst der Stephansthurm beschämt zurückziehen mußte; — kurz, ich stand vor einer Menagerie, die durch die draußen befestigten interessanten Tableaux der Schaulust des verehrten Publicums nachzuhelfen bemüht war. Nachdem ich den dicken Händen der dicken Frau, welche hinter der Blech-Cassette thronte, meinen Obolus überliefert hatte, trat ich ein, früh genug, um noch einige Productionen des Thierbändigers, der sich durch eine gewaltige Uhrkette, ein nichts weniger als coursfähiges Hemde und ein höchst heiseres Organ auszeichnete, bewundern zu können. — Ich hörte, wie er den Königstiger witzreich mit Monsieur, den Bären schlechtweg mit Vetter anredete, opferte abermals meinen Obolus „zum Besten der Dienerschaft" und überließ mich alsdann einem beschaulichen Umherflaniren in den ziemlich umfangreichen Räumen der Menagerie. — Die Papageien krächzten, die Löwen knurrten, die Affen schrieen — die Höllensymphonie, die in derartigen Tempeln zu ertönen pflegt, war im besten Gange. — Als ich aber in allerhand Reflexionen vertieft vor einem Käfig stand, der irgend ein räthselhaftes Thier barg, bemerkte ich eine behaarte Hand, die aus einem der benachbarten Gitterkasten hervorkam und mir emsig zu winken schien. — Pflichtschuldigst gehorchte ich dieser Aufforderung und befand mich gleich darauf vor einem Käfig, in welchem ein alter Mandrillaffe sein Domicil aufgeschlagen hatte, und eben diesem Mandrillaffen gehörte die Hand, die mir so einladend gewinkt hatte. — Als der alte Bursche sah, daß ich seiner gastfreundlichen Invite Folge leistete, nickte er befriedigt mit dem Haupte, die eine Hand wie zum Gruße an die Stirn legend, während er mir seine rauhe Rechte herablassend entgegenstreckte. — Eine Höflichkeit ist der andern werth, dachte ich, und wechselte mit meinem neuen Freunde einen biedern Händedruck aus; augenscheinlich zufrieden mit mir, zog er die Pfote zurück, grinste mich huldvoll an und nickte mir mehrere Male mit seinem blauen Antlitz zu. — Mein neuer Bekannter war nicht schön, aber er besaß ein gewisses Etwas, das seine Häßlichkeit vergessen und mich begierig machte, Näheres über seine persönlichen Verhältnisse zu erfahren; eine logische Ideenfolgerung sagte mir, daß zu diesem Zwecke die Anknüpfung einer Conversation mit dem Wärter vermöge gangbarer Münze von Nöthen sei. — Ein anderweitiger Obolus setzte das erwünschte Zwiegespräch in Scene, und ich erfuhr nun Folgendes.

Der Mandrill hieß Barnaby und hatte der wechselvollen Schicksale genug erfahren. In zarter Jugend seiner tropischen Heimath entrissen, war er in den Besitz eines umherziehenden Savoyardenjungen gekommen, der ihm die ersten Elemente künstlerischer Ausbildung hatte angedeihen lassen. Aus den Händen des Savoyarden war er in die eines renommirten Affentheater-Directors gewandert und unter der Anleitung dieses erfahrenen Mannes zu einem geachteten Künstler herangezogen worden. Barnaby hatte seiner Zeit auf dem Schwungseile und als dummer Rekrut aufrichtige Triumphe gefeiert, er war als betrunkener Matrose mit Enthusiasmus begrüßt worden und hatte als Diener der Madame Pompadour durch ungezwungene und decente Komik die Bewunderung der Kenner in allen nur denkbaren europäischen Haupt- und Nebenstädten erregt. Da hatte eines Tages der Affentheater-Director sein Geschäft aufgegeben, die einzelnen Mitglieder seiner Truppe an den Meistbietenden verkauft und Barnaby für eine ziemlich bedeutende Summe einem befreundeten Menageriebesitzer überlassen. Anfangs hatte sich der aus seiner glänzenden Künstlercarriere gerissene Mandrill hinter den rostigen Gitterstäben der Menagerie äußerst unglücklich gefühlt; er war an elegantere Umgebung und an feineren Umgang gewöhnt, als ihm die brüllende und grunzende Nachbarschaft gewähren konnte; später war er in eine Art von stummer Resignation verfallen, die ihn sich in das Unvermeidliche schicken hieß. Aber nie hatte er sich zu einem näheren Verkehr mit der übrigen Menagerie-Gesellschaft verstehen wollen, sondern in selbstbewußter Zurückhaltung seinen Rang und seine Bildung zu wahren gesucht. Nur mit Besuchern der Menagerie, aber auch nur mit solchen, die ihm in irgend einer Beziehung zu Kunst oder Literatur zu stehen schienen, liebte Barnaby umzugehen, eine Neigung, von welcher er mir kurz vorher den für mich schmeichelhaften Beweis abgelegt hatte.

Also ehemaliger Künstler, dachte ich, indem ich Barnaby's gefurchte Stirn betrachtete, dereinst an die Acclamationen der Menge gewöhnt, in Zeitungen und Localblättern vergöttert und jetzt hinter die schmutzigen Stäbe gebannt, verdammt zur Gemeinschaft mit allerlei rohem und uncultivirtem Gesindel. Armer Barnaby! Barnaby kratzte sich kopfschüttelnd das Haupt, als ob mein Ideengang auch der seinige gewesen wäre, schüttelte mir melancholisch lächelnd nochmals die Hand, und so schieden wir vorläufig, offenbar als gute Freunde und mit einander sympathisirend.

Ungefähr eine Woche später schritt ich wieder durch die Straße, in welcher die Menagerie aufgeschlagen war; schon aus der Entfernung bemerkte ich, daß sich zu der einen Bude noch eine andere gesellt hatte. Ich kam näher und las über der Thür des zweiten Zeltes mit mächtig langen Buchstaben die Worte: Niederländisches Affentheater. Armer Barnaby, dachte ich unwillkürlich wieder, ein Institut, ähnlich dem, in welchem du vormals wirktest, und noch dazu dicht bei deinem gegenwärtigen Kerker, der dir so recht aus Herzensgrund verhaßt sein muß! Armer, armer Barnaby! Unter diesen Reflexionen hatte ich, ohne es zu wissen, die Schwelle der Menagerie überschritten und befand mich plötzlich wieder der dicken Dame gegenüber, die mir mit ihren dicken Fingern bereits ein Billet entgegenstreckte. Ein Rückzug war unter diesen Umständen unmöglich; ich griff in die Tasche, bezahlte das Billet und trat ein. Mein erster Gang war natürlich zu Barnaby, aber wie hatte sich mein Freund in der kurzen Zeit verändert! Abgemagert und mit halb geschlossenen Augen lag Barnaby auf seinem Stroh, einen buntbeklebten Reifen an sein Herz pressend. Als er mich sah, richtete er sich ein wenig auf und bot mir, wie neulich, seine Rechte zum Gruß. Darauf legte er sich wieder nieder und schaute mich recht kläglich und wehmüthig an. Selbstverständlich trieb es mich, über den Zustand meines Freundes Aufklärung zu erlangen, und wieder mußte der bewußte Obolus den bewußten Wärter zu fließendem Redefluß bewegen. — „Ja," sagte der wackere Hauswart, dem eine ungewöhnlich rothe Nase ein etwas zweideutiges Aussehen verlieh, „ja, mit dem Vieh, dem Barnaby, ist das 'ne eigne Sache. Vor circa acht Tagen hat der Niederländer nebenan sein Affentheater aufgeschlagen, und man kann jeden Ton, den die Musikanten drüben spielen, bei uns hier deutlich hören. Nun blasen sie auch so ein Musikstück da drin, nach welchem die Affen immer tanzen, und als Barnaby das Getute zuerst gehört hat, da ist er rein toll geworden. Er sprang im Käfig hin und her, aber immer im Takt, überschlug sich und tanzte, daß es zum Todtlachen war. Nachher aber legte er sich ruhig nieder, und seit der Zeit will das Vieh nicht mehr fressen. Blos, wenn sie nebenan

wieder das dumme Stück blasen, kriegt er Leben und fängt die alten Geschichten an. Ich habe ihm da schon den Reifen in den Käfig gethan, damit er's bequem hat und sich tüchtig ausarbeiten kann. Ueberhaupt kann ich mir den ganzen Kram nicht anders erklären, als daß das Musikstück dasselbe ist, nach welchem Barnaby früher seine Kunststücke gemacht hat. Wenn das Thier nur fressen wollte; so kann's nicht mehr lange mit ihm weiter gehen."

In dieser Weise sprach der Wärter mit der rothen Nase; ich aber stand sinnend vor dem Käfig und schaute das arme Thier an. Ja, so mußte es sein, der Wärter mußte Recht haben; das Musikstück von nebenan mußte Barnaby in irgend einer lebhaften Weise an seine glückliche Vergangenheit, an seine verflossene Künstlerperiode erinnern. Ruhig und unbeweglich lag der Mandrill da, mich schmerzlich mit den halbgeschlossenen Augen anblickend. Da plötzlich ertönte aus der Bude nebenan Musik; es war eine alte Quadrille, die sie im Affentheater spielten. Kaum hatte Barnaby die ersten Takte vernommen, als er sich lauschend aufrichtete. Wie um genauer zu hören, legte er die Hand an's Ohr, sprang dann mit Zusammenraffung seiner erschöpften Kräfte auf und begann in wilder Hast nach dem Takte der Musik Bewegungen zu machen. Er tanzte wie Jemand, der auf dem Seil geht, sprang durch den Reifen, überschlug sich, stand auf einem Bein, das andere mit der Hand erfassend und hoch empor haltend — kurz, er machte alle nur möglichen Kunststücke und Verrenkungen, aber alles mit nur halbgeöffneten, todtmatten Augen und in fieberhafter Unruhe. Immer schneller wurden seine Bewegungen, immer wilder seine Sprünge, als mit einem Mal das Musikstück drüben aufhörte. Zugleich hörte aber auch der Affe auf; augenscheinlich total ermüdet kroch er zusammen; ein Drehen, ein Zucken — und mein Freund **Barnaby war todt!** G. B.

Die beiden Bennigsen. Bald nachdem der schon durch seine Thätigkeit als Führer der Opposition in der hannoverschen Ständekammer rühmlichst bekannte Herr v. Bennigsen zum Präsidenten des Nationalvereins erwählt und damit zu einer politischen Celebrität ersten Ranges in Deutschland wurde, bemühten sich die illustrirten Blätter nicht nur darum, seines Portraits behufs einer xylographischen Nachbildung habhaft zu werden, sondern auch die Kunsthandlungen begannen männiglich auf diesen Artikel zu speculiren. Ein Berliner Bilderhändler war denn auch der erste, welcher ein sogenanntes „höchst gelungenes" Portrait des Herrn v. Bennigsen ankündigte und bald darauf massenhaft verkaufte. Nun muß aber zunächst hier bemerkt werden, daß Herr v. Bennigsen trotz vielfachen Ersuchens nie war zu bewegen gewesen — eben weil seinem Wesen nichts mehr zuwider als jede Art von Ostentation — zu einem solchen Zwecke sich photographiren zu lassen; so soll z. B. auch die Zeichnung zu der ersten von ihm in der Illustrirten Zeitung erschienenen Abbildung, ohne sein Wissen, furtim durch einen Zeichner von der Gallerie des hannoverschen Ständesaals gemacht worden sein. Es giebt nun aber in Hannover noch einen zweiten Herrn v. Bennigsen, ein Name von ebenfalls gutem politischen Klang, nämlich den Grafen v. Bennigsen, 1848 unter dem Stüve'schen Ministerium Minister des Auswärtigen, nebenbei bemerkt, als getreuer Meinungsgenosse Stüve's fortwährend mit diesem befreundet. Der Graf nun ist ein Vetter des Nationalvereins-Präsidenten, und so mochte es durch eine entschuldbare Personen-Verwechselung seitens des Berliner Kunsthändlers, ohne dolus und culpa desselben, gekommen sein, daß derselbe in Berlin angefertigte Copien eines Bildes des Exministers Grafen Bennigsen (das in Hannover seit länger schon existirte) flottweg als Portraits des berühmten Nationalvereins-Präsidenten, des Freiherrn Rudolph v. Bennigsen, verkaufte. Eines Tages nun ward dem Grafen dies von einem Bekannten, der eben von Berlin kam, erzählt; der Graf B. schrieb also an den Kunsthändler, deckte ihm den Irrthum auf und erbot sich, ihm den Rest seiner Portraits lieber abzukaufen. Die Antwort lautete dahin, daß dieselben mit Vergnügen zu Kauf ständen, daß aber der Herr Graf — falls er Bilder seines Herrn Vetters dafür geben könne — gern für ein jedes solches zwei seiner eigenen in Tausch bekommen solle. Bald nachdem der Graf diesen Brief aus Berlin erhalten, traf er eines Tages seinen Vetter den Freiherrn und bemerkte, ihm diese curiose Verwechslung und Offerte mittheilend, dann schließlich heiter: „Daraus kannst Du nun wieder sehen, daß Du doppelt so viel werth bist wie ich."

Für Theodor Körner's Pflegerin kamen mir wieder zu: 2 Thlr. aus Frankfurt a. M., mit dem Wunsche, daß noch viele solche Blätter eingehen möchten, die dann vereint einen schönen Kranz für die alte Frau bilden sollen — 3 Thlr. von sechs Geschwistern — 2 Thlr. als kleines Osterfestgeschenk von einem Waffengefährten Theodor Körner's aus Saarbrücken — 1 Thlr. von einem alten Pfarrer im Badenschen, der sich freut im Geist die Hand zu drücken, die den braven Körner so liebevoll und treu gepflegt hat — 2 Thlr. von Th. D. in Sch. **Ernst Keil.**

Kleiner Briefkasten.

A. M. H. aus L. Wer der deutschen Nation eine Geistesgabe vorlegen will, darf nicht von einer Redaction erbitten, daß „sie am Ende ein Auge zudrücke und auch mal Unbedeutendes Gnade finden lasse."

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk".

(Schluß der Quittung aus Nr. 15.) 5 Thlr. 14 Ngr. von Gartenlaubenlesern in Ober-Cunnersdorf, Nieder-Cunnersdorf, Dürrhennersdorf und Kottmarsdorf, ges. durch M.; — 6 Thlr. 15 Ngr., ges. am Stiftungsfeste des Gewerbevereins zu Tribsees, durch H. Jantzen, Conrector; — 1 Thlr. von F. in Torgau: „An's Vaterland, an's theure ꝛc."; — 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. von Lesern der Gartenl. in Königstein, durch M. Kaulfuß; — 5 Thlr. $10\frac{1}{2}$ Ngr. von einigen Sängern und Lesern der Gartenl. in Schönberg bei Görlitz, durch den Cantor Hernig; — 3 Thlr. von der Freitags-Gesellschaft in Doebern bei Muskau (preuß. Oberlausitz), durch H. Kaecke; — 1 Thlr.: „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf!"; — 8 Thlr. $1\frac{1}{2}$ Ngr. gesammelt bei einer Weihnachtsfeier des Ruderclubs „Union" in Leipzig, durch G. Lindner; — 1 Thlr. 17 Ngr. gesammelt bei einem geselligen Abend des Waldheimer Turnvereins, durch H. Kühnert; — 15 Ngr. zweite Sendung von Mittelherwigsdorf; — 2 Thlr. der Cassenbestand des ehemaligen Zittauer Privat-Turnvereins „Mercur" nach dessen Auflösung, durch G. A. Korsett; — 1 Thlr. 15 Ngr. von einigen jungen Leuten aus Strehla, gesammelt in den ersten Stunden des neuen Jahres, durch A. Hempel; — 20 Ngr. von J. Küfner in Pößneck; — 1 Thlr. $12\frac{1}{2}$ Ngr. gesammelt von J. Bützow und F. Lewerenz aus Marlow (Mecklenburg); — 2 Thlr. aus Wittenberg („10 Sgr. von Pastor Schöber in Rohnsdorf, 5 Sgr. von Act. Merkel, 1 Thlr. 15 Sgr. von der Red. zur Erfüllung") durch die Expedition des Wittenb. Kreisblattes, B. H. Rübener; — 5 Thlr. gesammelt beim fröhlichen Sylversterball zu Carlshafen, durch C. Zülch; — 5 Thlr. von einer heitern Gesellschaft in Alsfeld, durch Realschuldirector Greim; — 25 fl. rhn. von der Gesellschaft „Humor" in Worms: „Dem deutschen Mann zum deutschen Werke — für Deutschlands Macht, für Deutschlands Stärke", durch den Präsident Mayer; — 20 Thlr.: „eine Christbescheerung für W. Bauer, von der Casino-Gesellschaft zu Schneeberg, gesammelt durch Fräulein H. R.", durch Robert Glaß; — 2 Thlr. von einer heitern Gesellschaft in der Niedermühle zu Naumburg a. Q., durch M. Kampfmeier; — 6 Thlr. 10 Ngr. von einer fidelen Gesellschaft in Frankenhausen, ges durch A. Werther; — 4 Thlr. (5 fl. 15 Xr. rhn. bei der Feier des 18. October 1862 im Gesangverein Arion und 1 fl. 45 Xr. von O. Volger) durch „das freie deutsche Hochstift" in Frankfurt a. M.; — 3 Thlr. ges. zu Gittelde, 1 Thlr. in Hrn. Sölter's Schulclasse und 2 Thlr. durch C. Mnegge; — 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. von fünf Verehrern deutscher Erfindungen in Waldorf; — 3 Thlr. von einer kleinen Sylvester-Gesellschaft zu Lörrach in Baden, durch C. F. Wenner; — 6 Thlr. aus Brünn, und zwar 1 Thlr. von E. Gröger, 2 fl. österr. von Fritz Stäblin, 1 fl. von Zeidler, 1 fl. von Enzmann, 1 fl. von einer Spielgesellschaft und 2 Thlr. von F. Porzelius, durch letztern; — 2 fl. rhn. ges. bei einem Abschiedsessen in Ulrichstein, durch Landgerichts-Assessor Fresenius; — 6 Thlr. zweiter Beitrag aus Einbeck, Königr. Hannover, Ertrag einer musikalischen Abendunterhaltung von den Freunden W. Bauer's; — 3 fl. rhn. von der Zimmerstutzen-Schützengesellschaft in Uffenheim, in der ersten Stunde des neuen Jahres ges.; — 6 Thlr. ges. im „Wolf" des Törmer'schen Locals zu Tangermünde, durch C. Elert; — 7 Thlr., ges. im Allgem. Turnverein zu Ronneburg, durch den Schriftwart Eberh. Hofmeister; — 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. von A. Hyronimus in St. Petersburg, durch B. M. Wolff das.; — 1 Thlr. von dem Kanzlei-Personal des k. bayer. Bezirksgerichts Ansbach, durch Fr. Nonnenmacher; — 5 Thlr. Scatgeld, zweite Sendung von mehreren jungen Leuten in Mannheim; — 3 Thlr., ges. bei der Treibjagd zu Neukirch bei Breslau, durch Alex. Herrmann im Königszelt; — 2 fl. rhn. von einigen Turnern Darmstadts in der Neujahrsnacht; — 6 Thlr., ges. auf einem Ball des „Bürgervereins" zu Hohenmölsen, durch Kreisgerichts-Actuar Krebs; — 2 Thlr. von Leopold Pinkus, H. Danziger und S. Pinkus in Berlin; — 1 Thlr. von O. Steinmann in Braunschweig; — 4 Thlr., nach dem Vorgange der Primaner, gesammelt von den Secundanern des großherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt, durch G. Krauß; — 1 Thlr. von einem Ober-Secundaner der Realschule zu Köln; — 1 Thlr. von einem deutschen Knaben zu Frankfurt a. M. aus seiner Sparbüchse und — „mit dem Wunsche, daß alle Knaben meines Alters dasselbe für Herrn Bauer thun möchten"; — 2 Thlr., ges. in einer heiteren Gesellschaft zu Czemzin am 1. Januar; — 3 fl. rhn., durch W . . . . r in Geißlingen a. d. Staig; — 1 Thlr. von einigen Lesern der Gartenl. zu Rassach im Coburgischen; — 2 Thlr. von J. E. H. B.; — 12 Ngr. von C. W. F. Breden in Einbeck; — 15 Ngr. durch T. O. Weigel in Leipzig; — 3 Thlr. aus Dresden, und zwar je $2\frac{1}{2}$ Ngr. von Nieße, Müller, Kunze, Böhmert, Guthmann, Seifert, Gruner, Lutz, Grellen, Dresler, Lohse, je 5 Ngr. von Hof, Krauser, Botthammer, Krämer und Angler, je $7\frac{1}{2}$ Ngr. von Stelle und Zille und je 10 Ngr. von Lohse und Zabel; — 1 Thlr. von einem Knaben aus den deutschen Colonien bei Saratow in Rußland, „Jedem redlichen Bemühn — sei Beharrlichkeit verliehn"; — 7 fl. rhn., ges. unter einer fröhlichen Gesellschaft bei und von „Steiner am Rhein" zu Worms; — 20 Ngr., ges. beim Neujahrsschmauß von dem Adjuvantenchor zu Oberndorf bei Apolda; — 5 Thlr., ges. bei einer Hochzeitfeier in Crimmitschau von zwei durchreisenden Kautschukmännern; — 1 Thlr. vom Lehrer H. in A. bei Radeberg; — 18 Ngr. wegen eines Hausschlüssels, von J. E. Mucher; — 8 Thlr. vom Gewerbeverein zu Jena, durch Dr. Sp.; — 30 Kreuzer ($8\frac{1}{2}$ Ngr.). durch Gebhard u. Köber in Frankfurt a. M.; — 9 fl. rhn., ges. auf einer Hochzeit zu Mommenheim in Rheinhessen, durch Köster; — 5 Thlr. 17 Ngr., ges. bei einem gemüthlichen Beisammensein der Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins zur Weintraube bei Crimmitschau, durch L. Vetterlein: „Wer den Boden mit eigenem Schweiß düngt, findet Gottes Segen in der Ernte"; — 26 Thlr., Ertrag einer theatralischen Vorstellung der Privattheatergesellschaft Thalia zu Crimmitschau. Sehr nachahmungswerth für die vielen deutschen Liebhabertheater! — 10 Thlr. von mehreren Lesern der Gartenl. zu Erpolzheim in der bayer. Rheinpfalz, durch Joh. Werner: „Zum Gelingen des Anfangs!"; — 6 Thlr., ges. beim Stiftungsfeste des Gesangvereins „Eintracht" zu Hosterwitz bei Pillnitz, durch Fr. Ed. Ostertag.

Summe dieser 24. Quittung: 443 Thlr. 7 Ngr., 106 fl. rhn. und 41 fl. österr. W. — Die 25. und 26. Quittung in den nächsten Nummern. Ich bitte die verehrten Sammler und Einsender, als etwa nöthige Belege den Gebern gegenüber oder für Vereinsacten ꝛc. die betreffenden Postscheine benutzen zu wollen, da die Veröffentlichung der Quittungen nicht so rasch geschehen kann, als es, aus den vielen Nachfragen zu schließen, wohl gewünscht wird.

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 17. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem bairischen Hochgebirge.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Es war schon dunkle Nacht, als die Mädchen die Brücke der tosenden Ach überschritten und an den sausenden Wasserwerken von Ilfang vorüber der Schmiede zueilten, deren rothe Esse von ferne durch Nacht und Bäume schien. Bald war sie erreicht, und Evi hielt an dem Brünnlein daneben, um zu trinken und etwas an ihren Schuhen zu richten, während Kordel einen Blick in das weite feuerbeschienene Rußgewölbe warf, in welchem schwarze Gestalten zwischen Rauch, Ruß und Funken unter dem Brausen der Bälge, dem Schlage der Hämmer und dem Zischen der Feilen abenteuerlich wie Höllengeister durcheinander hantirten und einen wilden lärmenden Gesang ausführten. Sie schauderte im Weiterscheiten, und es war wohl begreiflich, daß sie erschrak, als in der verstärkten Dunkelheit des anstoßenden Bergwaldes zur Seite etwas sich regte und eine dunkle Gestalt aus dem Gebüsch auf die Straße herunter glitt.

„Wer ist da?“ rief Kordel mit ängstlich angehaltenem Athem. „Bist Du's, Quasi? Was wilst, daß Du mir in Weg kommst?“

„Ich will Dir nichts,“ schallte es ihr mit rauhem, heiserem Lachen entgegen. „Der Weg gehört mir so gut wie Dir, was kann ich dafür, wenn ich Dir begegne?“

„Dann geh' Deiner Weg' und schleich' mit herum wie ein Gespenst . . .“

„Ich kann's nit anders, Kordl,“ tönte die Antwort zurück, wie zuvor. „Ich bin ja ein Gespenst . . . ich bin Dein böses Gewissen, das ungeht vor Dir! Ich wär' ein braver ordentlicher Mensch worden, wenn Du gewollt hätt'st . . . wenn ich zu Grund geh' an Leib' und Seel', Du bist schuld daran!“

„Nein,“ entgegnete Kordel beherzt, „Du allein bist schuld. . . . Hab' mir von Dir nichts auf; ich hab' genug zu tragen an meiner eigenen Burd'!“

„Du . . . Du allein bist schuld!“ rief Quasi wieder und trat etwas vor aus dem Dunkel. „Du hast mich veracht' von der ersten Zeit an. . . . Du hast es so weit gebracht, daß ich mich bald selber veracht. . . .“

„Ich will den Vorwurf nit auf mir haben!“ entgegnete Kordel hastig. „Ich will mich frei machen davon, ganz frei. . . . Noch ist es zu Allem Zeit, Quasi! Wenn nur ein wahres Fäserl' an dem ist, was Du sagst — so zeig's! Thu' gut! Geh' in einen ordentlichen Dienst — arbeit' wie ein redlicher Bauernknecht . . . laß den Branntwein sein, Quasi, und mach', daß ich Dich jeden Sonntag richtig in der Kirch' seh', in Amt und Predigt . . . dann komm nach Jahr und Tag wieder . . . und ich versprech' Dir, und Du weißt, daß ich Wort halt' . . . ich will mein Herz zwingen und will Dich nit von mir weisen. . . .“

„Nicht noch länger?“ lachte der Verwilderte und sprang in's Gebüsch, denn der nachseilenden Evi Schritt kam näher. „Ich will mir's überlegen, Du hoffärtige Bauernprinzessin!“

Erschreckt flogen die Mädchen den dunklen Waldweg zum Kniebis hinan; hinter ihnen hallte Quasi's Hohngelächter, und ein schwerer Stein, ihnen nachgeschleudert, prasselte auf die Straße. Aengstlich schmiegte sich Kordel an ihre Begleiterin und seufzte: „Alle guten Geister. . . . Du wirst es sehen, Evi — der Mensch ist doch noch mein Unglück!“ —

— Auf der einsamen Hochalm des Steinberg verflossen den beiden Cameradinnen stetige, stille, nicht ganz freudlose Tage. Tag über gab es wenig Muße zum Denken und Trauern, die Arbeit auf der Weide und im Stall verdrängte Alles, und Abends saßen Beide am Heerdfeuer beisammen, ferner Zeiten und Menschen gedenkend. Der alte Müller lauerte ihnen zu Füßen auf einem weichen, eigens bereiteten Lager. Der Unglückliche lebte wieder auf, so weit es möglich war; die reinliche, liebevolle Pflege der Tochter hatte ihm schon den Winter über höchst gedeihlich gethan, jetzt vollendete das sorgenlose Leben in freier Bergluft die karge Heilung. Bewegung und Sprache kehrten zwar nicht wieder, auch die gestörte trübe Seele klärte sich nicht mehr, aber der Zustand war doch im Ganzen gemildert, erträglicher durch die Gewohnheit und dem eines Menschen ähnlicher. Der einzige Lichtstrahl in dem dunklen Gemüthe war die grenzenlose Liebe zu seiner Tochter, der er folgte und anhing mit der Treue und Unzertrennlichkeit des Hundes. Unter Tags hütete er den Kaser oder lag mit den Kühen und Ziegen im hohen duftigen Alpengras, aber er ging nie weiter, als daß er Kordel noch sehen und ihre rufende Stimme ihn noch erreichen konnte.

Eines Tags hatte Evi den Buttervorrath wieder abgetragen und kehrte vom Schwarzeck nach der Alm zurück. Sie hatte den Weg schon oft gemacht, aber lieber einen berüchtigten Umweg nicht gescheut, um nicht am Bibelhofe vorüber zu müssen. Diesmal war Alles noch auf den Feldern beschäftigt, und sie konnte hoffen, an dem Gehöfte unbemerkt vorüberzukommen, an welchem noch immer Herz und Seele hing. Eben bog sie um die Haudecke in den wohlbekannten Baumgarten, prallte aber erschreckt zurück, denn die Thüre stand offen, und vor derselben saß die kranke Bäuerin im Lehnstuhl, zwischen Kissen gebettet und an die sonnigste Stelle getragen. Evi wollte rasch umkehren, aber die Kranke hatte sie schon bemerkt

und winkte und rief ihr zu: „Komm nur her, Evi . . .“ sagte sie, „ich bin ganz allein — Du brauchst Dich mit zu scheuen vor mir!“

„Ich hab' nur umsehen wollen,“ sagte Evi nähertretend, weil ich gemeint hab', es könnt' Dir zuwider sein, wenn Du mich siehst — zu scheuen hab' ich mich vor Niemand auf dem Bühelhof! — Wie geht's Dir, Bäuerin?“ setzte sie theilnehmend hinzu. „Kannst immer noch nicht genug Athem schöpfen?“

„Schlecht geht's mir, Evi — schlecht . . . Du kannst Dir denken, warum!“

„— Es wird wohl besser werden. . . .“

„Mit mir nimmer, ich spür's; der Herbst nimmt mich mit und das fallende Laub' . . . ich hab' einmal zu viel ausgestanden! — Du bist ein gutes Leut, Evi, Du tragst es uns gewiß mit nach, was wir Dir zu Leid gethan haben. . . . Du nimmst gewiß Antheil an dem, was eine arme Mutter ausstehen muß! Wie sie mir den Buben fortgeführt haben aus dem Haus, das ist der Todesstoß gewesen . . . und wie es gar gehessen hat, daß sie ihn verurtheilt haben und haben ihn hineingefahren in Ketten und Banden nach München in's . . . ich kann's nit sagen, wehin . . . das war das Allerletzte, und ich kann's nit begreifen, daß ich noch leb'! Und doch ich spür's — wenn ich auch keine Kraft mehr hab' zum Leben, ich kann noch auch nit sterben! Ich wär' gern zu ihm hinein, eh' sie ihn sotthaben — aber der Vater hat's nit erlaubt . . . und ich kann die Augen nit zumachen, ohne daß ich ihn noch einmal gesehen, ohne daß ich wenigstens gebört hab' von ihm. . . . Uns zu all' dem muß ich's hinunter drucken in mich und darf nichts sagen . . . ich hab' keine Seele, und wer's sagen könnt', wie mir um's Herz ist. . . .“

„Wenn das Dein Kummer ist, Bäuerin,“ erwiderte Evi herzlich, „da kann ich Dir ja vielleicht helfen. . . .“

„Ja thu' das, Du gute Evi,“ sagte die Bäuerin eifrig, „führ' mich in die Stube hinein, dort können wir besser reden miteinander . . . von meinem Buben, meinem armen Mentel — dort sieht auch keine Seele, und von einer Stund' kommt noch Keins vom Feld heim. . . . O ich hab' so viel, so Schweres auf dem Herzen . . . ich will Deine Hand segnen, Evi, wenn Du mir's leichter machst. . . .“

Mit liebevoller Sorgfalt geleitete sie die Bäuerin hinein; es war schon Abend, als sie hastig aus dem Hause schlüpfte und den Bergweg hinabeilte.

— Einige Tage später kniete sie in der Au, der Vorstadt von München, vor dem Standbilde des heiligen Johann von Nepomuk, das unter schattenden Bäumen stand. Damals ragte der prachtvolle gothische Dom noch nicht in Mitte einer breiten öden Sandfläche; die Sandfläche war damals üppig grünender Rasen, reich mit Gebüsch und mit Bäumen besetzt, unter denen das unscheinbare Pfarrkirchlein sich bescheiden verbarg. Ein zahlloser lärmender Kinderschwarm spielte im Gras und im Schatten und beachtete die einsame Beterin nicht. Endlich erhob sie sich mit gramvollem Herzen und wandermüden Füßen und schritt durch schmale Gäßchen dem ehemaligen Pantaenerthore zu, das zum Zuchthause umgestaltet war.

Ein unsäglicher Schmerz preßte ihr die Brust zusammen, als sie das ernste Gebäude mit den vielen schwer vergitterten Fenstern erblickte, als sie auf der Bank vor der Thüre einige Gerichtsdiener sitzen sah, den bloßen Säbel in der Hand, ihre ungeheuren Fanghunde neben sich. Sie schwankte, als sie nebenan einige Leute in Sträflingskleidern erblickte, welche an der Straße arbeiten und karren mußten; sie wußte kaum, was sie am Thor vorbrachte, und als die Eingangspforte dröhnte und sie in der gewölbten düsteren Vorhalle, einem Theile der ehemaligen Kirche, stand, da glaubte auch sie sich verloren und für immer geschieden von der schönen, heiteren, schuldlosen Welt, die draußen leuchtete und sich freute.

Die erbetene Unterredung wurde gewährt.

Bald stand die Arme nebenan in einem kahlen, dürftigen Stübchen und hörte bald mit stockenden Pulsen das Herannahen schwerer klirrender Schritte.

Der Gerichtsdiener öffnete die Thüre — und vor ihr stand eine große Gestalt mit geschorenem Kopf, in grauer Jacke mit dunkelrothem Kragen, einen Eisenring um das Handgelenk, von welchem eine Kette herabhing und mit einem andern Reif am Fußknöchel verbunden war.

Das war Mentel.

Sie hätte ihn nicht wieder erkannt; er war bleich und aufgequollen, der Mangel gewohnter Bewegung in freier Bergluft, der nagende Gram seiner Seele hatten seine Kraft und Frische gebrochen und ihm den Stempel des Gefängnisses aufgedrückt — sie hätte ihn nicht erkannt, denn ihre Augen verschwammen in Thränen.

Sie sah es nicht, wie eine glühende Röthe über das verkommene Antlitz flog, wie er die verstümmerndes Arme nach ihr erhob — wie er auf sie zustürzen und sie umarmen wollte, wie ihn aber das Klirren der eigenen Kette davon zurückschreckte — wie er die Arme erblassend wieder sinken ließ und nichts hervorzubringen vermochte, als: „Evi . . . Du? Du kommst zu mir?“

Sie faßte sich, trat zu dem Erschütterten und ergriff seine Hand. „Grüß' Dich Gott, Mentel,“ sagte sie, „ich bin's wohl — die Mutter schickt mich zu Dir!“

„Du kommst zu mir?“ wiederholte er mit einem Tone, in welchem das tiefste Leid und die höchste Wonne sich umfingen. „Du gute, treue Seel' . . . nach Allem, was geschehen ist, kommst Du zu mir?“

„Warum soll' ich nit? Du hast mir nichts angethan!“

„Sag' das mit, Evi . . . thu's nit beschönigen,“ rief er schmerzlich; „ich weiß gar wohl, was ich Dir angethan hab'! Aber wenn Du mich gesehen hättest, wie ich so manche Stund' in der Nacht in meiner Keuchen aufgesessen bin auf meinem Strohsack und hab' an Dich gedacht und Dich um Verzeihung gebeten . . . wenn Du gesehen hättest, wie viel blutige Zähre die Well' verschluckt hat, die ich hab' karbäschen müssen . . . Du hättest mir längst Alles vergeben und vergessen!“

„Ich hab' Dir nichts zu vergeben,“ erwiderte sie sanft, „aber von Deiner Mutter hab' ich Dir zu erzählen. . . .“

„Von meiner Mutter!“ stöhnte der Sträfling und sank auf einen Stuhl, die Hände vor's Gesicht schlagend. „Wie geht's ihr? . . . Wie ist's mit dem Vater?“

„Der Vater weiß nichts davon, daß ich da bin . . . der Mutter geht's, wie Du Dir's denken kannst . . . sie ist schwer krank . . . sie sieht das Laub wohl nit wieder fallen . . .“

Mentel weinte noch bitterlicher zwischen den festgeschlossenen klirrenden Händen hervor.

„Du sollst Dich d'rum nit kränken, laßt sie Dir sagen . . . es war ihr ja schon gar lang so leb — sie ist hergericht' für die Ewigkeit und hat nur noch eine einzige Sorg' auf dem Herzen — die Sorg' wegen Deiner!“

„. . . Neb' . . .“ sagte Mentel dumpf und erhob das thränenüberströmte Kummergesicht.

„Sie kann mit leben und kann nit sterben,“ rief Evi nähertretend, „d'rum hat sie mir angeschafft, ich soll zu Dir gehen und soll Dich nochmal fragen, auf Dein Gewissen und auf Deine Seel' und Seligkeit, ob Du wirklich unschuldig bist?“

Mentel stand auf und hob die gefesselte Hand wie schwörend zum Himmel, während er die andere auf die Brust legte. . . . „Ich bin's,“ sagte er ruhig und ernst.

„Sie geht bald ein in die Ewigkeit,“ fuhr Evi fort, „dann sieht sie vom Himmel herunter in Dein Herz, ob Du sie nit mit einer Lüg' hinübergeschickt hast. . . . Bist Du unschuldig, Mentel?“

„Ja!“ rief er feurig und fest, und Evi ergriff seine Hand, als wollte sie ihm bezheuern, daß sie nie daran gezweifelt.

„Dann stirbt sie getrost!“ sagte sie, „sie weiß ja, daß sie Dich wiedersieht im Himmel. . . .“

„Und das bald, Evi, bald!“ rief der Bursche in ausbrechendem Schmerz. „Das Leben da herinnen bringt mich um . . . sie wird in der Ewigkeit nit lang warten dürfen auf mich! . . . O Evi, Evi,“ schluchzte er, „es ist hart, es ist bitterhart, eine so schreckliche Strafe leiden müssen und noch dazu unschuldig!“

„Die Mutter schickt Dir das kleine Kreuzel da,“ sagte Evi, und auch ihr begann die Stimme in Rührung zu brechen. „Du sollst unsern Heiland anschaun, den Herrn Jesum, den sie auch unschuldig an's Kreuz geschlagen haben . . . Du sollst ihm Dein Leiden aufopfern, sollst sie und Dich und mich zu ihm hinhängen an's Kreuz . . . damit Du Dich trösten kannst. . . .“

„Ich kann's nit,“ murrte er dumpf, „— ich halt' es nit aus. . . .“

„Du kannst, Mentel — ich bring' Dir den Segen Deiner Mutter — mit dem kannst Du's!“

Wie unwillkürlich sank der Bursche in's Knie; sie legte ihm die bebende Hand auf das verstümmelte Lockenhaar. „Denk' es ist Deine Mutter, die Dir die Hand auf's Haupt legt,“ flüsterte sie,

„sie segnet Dich und will beten für Dich am Thron Gottes, daß er Deine Unschuld an's Licht kommen läßt. . . .“

Der Gerichtsdiener rasselte mahnend mit dem Säbel. Mentel faßte die niedergleitende Hand des Mädchens und drückte sie knieend an die Lippen. „Und von Dir selber sagst mir gar nichts?“ fragte er. „Nit ein einzig's Wörtl, Evi?“

„— Was sollt' ich Dir sagen. . . .“

„Was? Das Einzige nochmal, daß Du mir verzeihen hast — das Einzige, um was ich Dich gefragt hab', wie wir uns das letzte Mal gesehen haben . . . weißt Du's noch? — Sag', ob ich Recht gehabt hab' dazumal?“

„. . . Wenn's Dir eine Freud' machen kann in Deinem Unglück,“ sagte Evi ernsthaft und richtete die treuen blauen Augen so recht innig auf ihn. . . . „Ja, Du hast Recht gehabt . . . ich trag' Dein Ertelweiß noch auf meinem Hut. . . .“

„Aber der Almenrausch ist lang abgefallen und verdorrt seitdem,“ sagte er traurig und doch entzückt . . . „es hat nit anders sein können . . . aber jetzt hab' ich doch wieder Hoffnung, denn ich weiß, er blüht wieder auf's Jahr, und Almenrausch und Ertelweiß, die g'hören zennerst (zennech) z'samm'!“

Ein erste Umarmung — ein letzter Kuß — dann stand Evi wieder vor der Thüre des Zuchthauses und wanderte, ohne sich Rast zu gönnen, den Bergweg hinauf, der nach den ferne blauenden Gebirgen führt.

5. Noch einmal auf dem Scharten-Kaser.

Steinwärts vom Scharten-Kaser senken sich rasche Vertiefungen und Schluchten nieder, durch welche einst der Bergsturz sich den zermalmenden Weg gebahnt hat. Unregelmäßig liegen die Felsblöcke in wüstem Gewirre durcheinander, bald wie mächtige Leichensteine auf Grabhügeln, bald wie umgestürzte Burgen und Häuser, hier aneinander gelagert, dort sich bedeckend und überschoben, daß sie Risse, Höhlen und Winkel bilden, in denen der Bergrabe nistet und der Fuchs seinen Bau gräbt. Moos und Flechten sind darüber gewachsen und bilden mit der schwachen Erdschicht einen weichen Ueberzug, üppig schwellenden Polstern vergleichbar; mächtige Tannen ragen daraus empor, die ihre Wurzeln gleich sehnigen Armen um die Felsen spannen oder in dieselben treiben, wie Klammern und Keile, um sich daran zu halten. Es sind gewaltige Bäume mit grauzrünen Moosbärten behangen, mit zerrissener Rinde um die Stämme, deren Narben von mehr als einem Jahrhundert erzählen, das sie aus dem verwitterndem Bergschutt erstehen ließ. Durch diese grüne, dunkle, harzduftige Wildniß windet sich nur ein schmaler, einsamer Wakdpfad, der Hirten und Jäger in das stille Geröhricht führt, das am linken Ufer des Hinterseés rauscht. Hoch darüber an sammtgrünen, saftstrotzenden Hängen stehen einzelne zerstreute Bauernhäuser, und auf sie schauen aus noch höhern grasigen Blößen und Thälern die Almhütten herab, darunter auch die von Kordel's Dienstbauern. Weiter vorwärts liegt der Scharten-Kaser, weit genug, daß der beste Stutzen seine Kugel nicht bis dahin zu tragen vermöchte, und doch so nahe, daß Gesang und Zuruf der nachbarlichen Sennerinnen deutlich hinüber reicht.

Auf den Steinen, wo im vorigen Jahre Evi allein gesessen war und in den Herbstabend hinaus jodelte, den Werberuf gerufen hatte, saß sie wieder und Kordel ihr zur Seite. Der Sommeraufenthalt auf dem einsamen Steinberg hatte die Freundschaft der beiden Mädchen noch inniger gemacht; man sah ihnen an, daß sie Schicksals- und Leidensgefährtinnen waren — sie ähnelten sich noch mehr, als sie vor einem Jahre sich geglichen. Evi's kräftiges, fast leckes Wesen war etwas gemildert, die Farbe der Wangen und der Glanz der Augen waren verblichen vor dem strengen Lusthauch des Kummers; dagegen lag um Kordel eine höhere Frische, ihr Antlitz schien sich fast roſig röthen zu wollen, und statt der etwas gewaltsamen Lustigkeit blühte arglos ruhige Heiterkeit um die seinen Lippen auf. Sie sangen wieder wie im letzten Herbst, und der Gesang ließ erkennen, daß sie nicht blos äußerlich eingeübt, sondern auch innerlich zusammengestimmt waren.

„Und wenn der Auswärts wiederkommt,
Wie wird ich nachher sein?“

wiederholte Evi nachsinnend, als sie geendet hatten. „Es ist so viel anders worden — aber das Gesangel und die Frag' gilt heuer wie ferten!“ (Im vorigen Jahr.)

„Das wollen wir dem lieben Herrgott überlassen,“ sagte Kordel und legte ihr die Hand auf die Schultern. „Es ist doch auch Vieles besser worden, wie ferten! Was hab' ich selbiges Mal für eine Sorg' gehabt auf daheim und auf den langen, langen Winter, und wie fren' ich mich heuer drauf! Du, die mir die allerliebste Cameradin ist, Du bleibst bei mir in der Lederrmühl'; was wollen wir da arbeiten und spinnen und zusammen singen und einander trösten, wenns Noth thut — so wie jetzt,“ fügte sie hinzu und fuhr ihr mit der verlehrten Hand über die Augen, „wenn so wie jetzt das Wasser herausleigt durch die Fenster! Wer weiß, ob mit bis über's Jahr der Memel wieder da ist und auf dem Bühelhof als Bauer haust und eine Gemisse, die ich nit nennen will, als Bäurin neben ihm! Wer weiß, ob nit schon in dem Augenblick ein Engel die Hand ausstreckt und das Gewölk, das vor seiner Unschuld liegt, wegzieht — wie man einen Vorhang wegzieht? Wer weiß, ob's nit das Gewölk ist, das dort so weiß über die Scharten hereinschaut?“

Evi sah sie bestemdet an, denn in ihren Augen leuchtete ein eigenthümliches Feuer auf; zum blickte sie nach der bezeichneten Wolke und sagte lächelnd: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und ich wollt's hoffen und wünschen, aber ich mein', das Gewölk dort bedeut' gar nichts Anderes, als daß wir Zeit haben, uns auf den Weg zu machen — denn das sieht mir ganz wie Schnee aus!“

„Es ist nit so gefährlich,“ erwiderte Kordel, „das kommt nit zu uns: der Wind jagt Alles in's Pinzgau hinein; wir haben immer noch so viel Zeit, daß wir Eins fingen können miteinander . . . es ist doch wohl das Letzte, das wir zwei auf der Alm miteinander singen!“

„Fürs heuer!“ sagte Evi, und ohne Verabredung, nur von der Uebereinstimmung der Gemüther geleitet, setzten Beide zum Gesange ein. Es war das Lied von dem unglücklichen Liebespaar, dem es nicht bestimmt war, „zusammen“ zu kommen. Der letzte Absatz war erreicht, und die Mädchen begannen:

„Und Abyeldäb' und Weichelbläb'
Wachst niemals auf Ein' z'samm — “

aber statt der Schlußzeile mit der allgemeinen traurigen Bemerkung, sang Evi jene Zeilen, welche Mentel im Herbste zuvor aus dem Stegreif hinzugedichtet hatte. Sie kamen ihr unwillkürlich auf die Zunge, weil sie ihr fortwährend im Sinne lagen:

„Aber Almenrausch und Ertelweiß,
Die g'hören dennerst z'samm!“

Kordel hatte wohl mitgefungen, aber die Freundin bestemdet betrachtet. „So heißt's nit,“ sagte sie lachend, „aber wenn Du mich zum Trutzsingen herausforbern willst, sag' ich mich auch nit spotten!“ Und nach der Regel an den Schlußgedanken der Vorsängerin anbindend, sang sie:

„Und Almenrausch und Ertelweiß,
Das giebt ein' schönen Strauß.
Und was ein' Menschen d'schaffen ist,
Das bleibt ihm niemals ane!“

„Aber jetzt mein' ich auch, daß es Zeit ist zum Geh'n,“ fuhr sie unmittelbar nach dem letzten Tone und aufspringend fort. „Es ist ein ziemlicher Weg bis hinunter in die Ramsau und dann wieder den Lattenberg hinauf — wir wollen geh'n und Alles herrichten — inzwischen wird wohl auch der Bub' mit den Geißen zurückkommen!“

Schweigend eilten die Mädchen der Alm zu, um in Hütte und Stall noch Alles zu bereiten, was zur Abfahrt nöthig ist, aber vielmehr das längst Bereitete noch einmal zu überblicken und zu prüfen. Es war Alles nach Wunsch und Gebühr, und die Sennerinnen konnten jeden Augenblick aufbrechen, aber noch immer war der Hüthbube, der die Aufsicht auf die Ziegen hatte, mit diesen noch nicht zurückgekommen. Die Thiere schienen zu wissen, daß die Zeit ihrer Freiheit zu Ende gehe, und hatten sich so ungewöhnlich weit verstiegen, daß der Bub schon länger als eine Stunde darauf aus war, sie zu suchen. Viertelstunde um Viertelstunde verstrich, ohne daß der Erwartete kam, und die Abfahrt konnte nicht länger verschoben werden, wollte man nicht mit dem Vieh, das ohnehin nur langsam von der Stelle kam, in die Mittagshitze gerathen. Endlich wurde beschlossen, Evi sollte mit der Heerde voranziehen und Kordel gegen Abend mit dem Buben, der inzwischen wohl eintreffen werde, nachkommen. Das Vieh wurde herausgelassen und mit Kränzen und Glocken behängt, während das nun entbehrlich gewordene bewegliche Hausgeräth in eine Kraze (Rückenkorb) zusammengepackt und einem tüchtigen jungen Stiere als Bürde aufgeladen wurde. Die Thiere schienen sich in dem Schmucke zu gefallen,

denn sie streckten die sehnigen Nacken und schüttelten fröhlich brüllend die Köpfe, als prüften sie, ob die bunten Kränze auch fest saßen. Der alte blöde Müller trech von dem Einen zum Andern und betastete mit wohlgefälligem Brummen die Kränze und stieß die Glocken an, daß sie noch stärker schwangen und klangen.

Es war kein Grund des Verweilens mehr gegeben; wie die Mädchen auch zögerten, es mußte Abschied genommen werden. „So geh' denn in Gottes Namen zu," sagte Kordel und bot Evi die Hand, „bis zum Abend komm' ich auch nach. Den Vater nimmst Du mit Dir — er ist bei Dir so gut aufgehoben, wie bei mir — die kleine Kalbin laß mir da, sie lauft am liebsten mit mir, seit die Alte verlaust worden ist, und ich hab' ihr einen besondern schönen Kranz gebunden . . ."

„Ich weiß nit, wie mir ist," erwiderte Evi, die Hand der Freundin fest haltend, „aber ich hab' eine ganz eigene Bangigkeit in mir und kann mir selber nit sagen, warum. Wie wär's, wenn ich auch noch bleiben thät? Wenn wir doch miteinander abtrieben?"

„Es geht nit — was würr' sich der Bauer denken, wenn zur angesagten Zeit das Almvieh nit da wär? Das gäb' einen schiechen (wüsten) Lärm, von dem ich nichts wissen möcht'! Sei wohl getrost, Evi — was soll mir denn geschehen?"

„Ich weiß nit — aber mir gefallt halt das Wetter nit . . . der Wind springt alle Fingerlang um und ist so flauderisch . . ."

„Mach' Dir nit selber Flausen in Kopf!" lachte Kordel. „Treib' ab und sorg, daß Ihr gut heimkommt, alle miteinander — bis im Abend bin ich auch schon dort, wohin ich gehör'!"

Evi konnte nichts einwenden; sie betreute sich, trieb das Vieh an und rief ihm zu — unter Glockenklingen und lustigem Gebrüll setzte die Heerde sich in Bewegung. Kordel blieb unter der Thür der Almhütte stehen und juchzte den Scheidenden nach. Mit einem Male aber gewahrte der Alte, daß sie zurückbieb, und war, so schnell er vermochte, zu ihren Füßen, um sie am Rocke zu zerren und brummend zum Mitgehen zu veranlassen. „Bhüt Dich Gott, Vater," sagte sie schmeichelnd, „geh' nur mit der Evi, ich komm' gleich nach — die Evi sorgt für Dich und giebt auf Dich Acht, gerad' wie ich selber — nit wahr?" fuhr sie herzlich fort, indem sie Evi, die wegen des Müllers zurückgelaufen war, die Hand reichte. Diese drückte sie ihr schweigend und ging mit dem Alten, der ihr nur ungern und wider Willen zu folgen schien und oft anhielt, um nach seinem Liebling umzusehen.

Kordel lehnte unter der Sennhütte, bis der ganze Zug um die Bergschneide verschwunden war. „Es ist g'spaßig," sagte sie dann halb vor sich hin, „es kommt mich schier auch hart an, daß sie gehen und daß ich so ganz allein bin auf dem weiten Gebirg . . . Ganz allein!" fuhr sie fort, indem sie nach den umliegenden zerstreuten Almen hinüber sah. „Es haben Alle schon abgetrieben! Wenn ich länger dableiben müßt' als bis zum Abend, es könnt' mir ganz scheusam werden in der Verlassenheit . . . Wo nur der Bub' mit den Geißen so lang bleibt . . ."

Gedenk vom Stalle her brachte sie auf andere Gedanken. „Die Kalbin röhrt," sagte sie, „sie hört die andern gehen und hat Zeitlang darnach . . . muß doch nach ihr umschauen . . ."

Die Umschau war keine erfreuliche; das Thier lag in der Streu und stieß klägliche Töne aus, aber, wie das Mädchen bald erkannte, nicht aus Verlangen nach den abziehenden Gefährten, sondern aus Krankheit und Schmerz. Die geübte Pflegerin sah sogleich, daß es schlimm stand; das Thier mußte offenbar mit dem Futter etwas Ungehöriges verschlungen haben, was es unfähig machte, sich zu erheben. „Jetzt ist es gut, daß ich Dich da behalten hab'," sagte sie die Kalbin streichelnd, „wenn uns das unterwegs aufgestoßen wär, wär's noch schlimmer . . . ich will Dir gleich einen Trank kochen, der Dir wieder aufhilft . . ."

Bald stand sie am Heerde und machte so emsig Feuer an, daß sie darüber gar nicht bemerkte, wie eine verrissene, schmutzig aussehende Gestalt, die bald nach Evi's Entfernung hinter den Felsblöcken bei der Hütte hervorgekrochen war, behutsam an diese heranschlich und, sich auf den Zehen emporhebend, durch das kleine Fensterchen hineinsah. Jetzt erst gewahrte Kordel, daß etwas vom Fenster weghuschte, und sprang beherzt der Thüre zu. „Wer ist da?" rief sie. „Wer schleicht da herum um meinen Kaser? Ah, Du bist's, Unast!" setzte sie zurücktretend hinzu und ließ den Bergstock sinken, den sie wie zur Vertheidigung ergriffen hatte. „Traust Du Dir auch wieder herein in die Ramsau?"

„Versteht sich," erwiderte der Bursche keck, „muß doch zeigen, daß ich auch noch auf der Welt bin! Braucht aber kein so fuchswildes Gesicht zu machen, Kordel, daß ich zu Dir komm' . . . solltest Dich eher dafür bedanken! Ich bin Eurem Geißbuben begegnet — die Geiß' haben sich verstiegen gehabt bis in die schwarze Leiten hinüber — er ist gleich den Graben hinunter, weil er sonst einen Umweg von ein paar Stunden machen müßt, bis er wieder da herauf käm' . . . er laßt Dir sagen, er sei schon unterwegs, und Ihr sollt Euch nit aufhalten lassen wegen seiner . . ."

„So weit hat das Vieh sich verstiegen?" erwiderte Kordel, indem sie den Burschen argwöhnisch betrachtete. „Das ist ja sonst gar sein Brauch nit — das muß uns Jemand absichtlich versprengt haben! Meinst es nit auch, Unast?"

„Ich mein' nur," sagte er, ihrem Blick ausweichend, „daß es wohl ein Bergeist's Gott verdienen thät', daß ich da herauf gekraelt bin, um Dir die Botschaft zu bringen . . . aber behalt's, Kordel, wenn's Dich so hart ankommt — ich bin jetzt einmal da, wir sind allein miteinander — jetzt möcht' ich einmal richtig erfahren, wie es denn ist mit und Zweien."

„Das kannst lang wissen," sagte Kordel kurz und wieder am Heerde beschäftigt.

„Ich wohl," erwiderte er lauernd, „aber ob Du es auch noch weißt? Ob Du noch daran denkst, wie Du mir begegnet bist, selbiges Mal — von Bertelsgaden herein?"

„Warum nicht?"

„Du hast gesagt — wenn ich ein Jahr lang gut thun und in Dienst gehen wollt' und wollt' den Branntwein lassen . . . dann soll's's wieder sein zwischen uns, wie vor und eh' . . . Ich hab's nit vergessen, Kordel! — Zuerst hab' ich darüber gelacht und bin wüthig gewesen über Dich und Deinen Stolz, und bin hinaus in die Ebne' und bin mit dem Kastl über der Achsel und mit dem Drahte herumgegangen im Land . . . aber es hat mir keine Ruh' gelassen. Immer wieder ist mir Deine Red' eingefallen und zuletzt . . ." Er hielt einen Augenblick inne, als ob es ihn Ueberwindung koste, das auszusprechen, was ihm auf der Zunge saß . . . „Zuletzt," sagte er wie beschämt und doch unwillig über diese Scham, „zuletzt hab' ich mir vorgenommen, ich will — thun, was Du verlangst . . ."

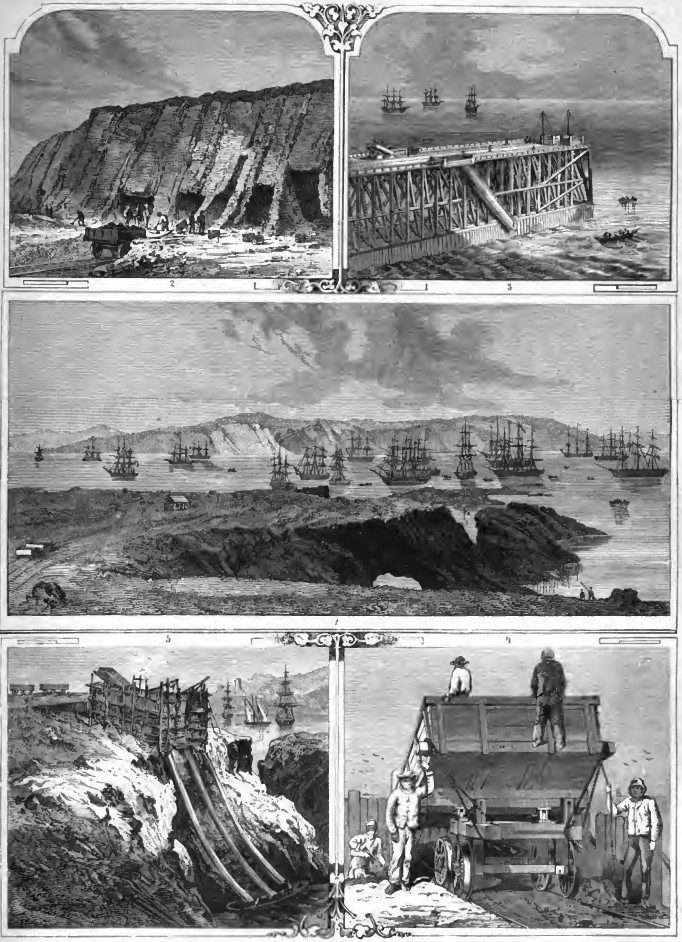
Kordel blickte ihn an; in ihrem Blicke lag die Ueberraschung wegen dieses Entschlusses mit dem Unglauben an seine Ausführung gepaart. Unast verstand den Blick und rief hastig, eh' sie etwas erwidern konnte: „Ich weiß, was Du Dir denkst! Du glaubst es nit, daß ich das will — Du haltst es für ganz unmöglich, daß ich das könnt'; so schlecht komm' ich Dir vor, daß Du meinst, an mir ist doch Christam und Tauf' verloren! Gesteh's ein, Du hast das selbiges Mal nur redwegen gesagt — weil Du gedacht hast, so bringst mich um Ersten an . . . denn was Du verlangst, das geschieht doch niemals . . ."

„Das ist nit wahr," sagte Kordel ruhig, „das hab' ich nit gedacht — und denk's noch nit . . . Zum Umkehren ist es niemals zu spät . . ."

(Schluß folgt.)

Der Guano und seine Fundorte.

Hätte einer unseren biederen ackerbautreibenden Altvordern gesagt: „Es wird eine Zeit kommen, wo der Bauer den besten Mist vom entgegengesetzten Ende der Erde, viele, viele hundert Meilen über weite Meere her beziehen wird" — sie hätten ihn ausgelacht und die Nichtigkeit in seinem Oberstübchen in Zweifel gezogen. Und doch ist diese Zeit gekommen, kein einsichtsvoller Landwirth lacht mehr über die Zumuthung, seine Felder mit antipotrischem Dünger zu durchsetzen; der nimmer rastende menschliche Unternehmungsgeist hat das ehemals Unmögliche und Lächerliche möglich und vernünftig gemacht, tagtäglich sind viele mit Dünger schwerbeladene Schiffe auf hoher See, während der europäische Landmann mit kluger Berechnung den Mehrbetrag erwägt, den



Die Chincha-Inseln an der peruanischen Küste.

1. Aussicht von der nördlichen nach der mittleren Insel. 2. Guanobruch. 3. Brückenbau zur Verschiffung des Guano. 4. Ausschütten des Guano. 5. Mangueras (Schläuche) zur Verladung des Guano.

ihm das festbare Düngmittel bei der nächsten Ernte verschaffen soll.

So spielt denn seit einigen zwanzig Jahren der Guano (nach der Sprache der Quichua's richtiger „Huanu", v. i. Mist, Dünger) unter den Artikeln des überseeischen Handels eine bedeutende Rolle; ja das Neue und Eigenthümliche der Sache macht die Guanofrage zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen der Neuzeit, und als solche hat sie die allgemeine Aufmerksamkeit zweier Welttheile auf sich gezogen. Greift sie doch in die verschiedensten Interessenkreise ein: Schiffer, große und kleine Kaufleute, Landwirthe und Gärtner, ja selbst Chemiker geht sie unmittelbar an, für die nächsten Betheiligten ist sie sogar eine Lebensfrage.

Der Gebrauch jenes starken Düngers, der meist aus den Excrementen von Seevögeln besteht und unter dem Namen Guano bekannt ist, ist übrigens thatsächlich viel älter, als allgemein angenommen wird. Die Araber* kannten schon im 12. Jahrhundert seine vorzüglichen Eigenschaften, und in Peru, dessen Küstengestade und Inseln weitaus die größten Guanolager aufzuweisen haben, kannte man seine Nutzanwendung lange vor der Ankunft der Europäer, jedenfalls vor dem Jahre 1200 nach Chr. Garcilasso de la Vega, der Vater der peruanischen Geschichte, theilt, indem er den Fleiß und die Sorgfalt lobt, womit die alten Peruaner den Boden bauten und den Ackerbau ehrten, Ausführliches über die Guanogewinnung mit. „Zur Zeit der Könige Incas war man so wachsam auf die Erhaltung der Vögel, welche den Guano bilden, daß es während ihrer Brütezeit bei Todesstrafe Jedermann verboten war, die Inseln zu besuchen, damit diese Thiere nicht erschreckt und von ihren Nestern verscheucht würden. Ebenso war es bei der nämlichen Strafe verboten, zu irgend einer Zeit auf den Inseln oder anderswo diese Vögel zu tödten. ... Jede Insel war auf Befehl der Incas einer Provinz zugewiesen, und wenn jene groß war, zweien oder dreien zugleich. Es wurden daselbst Grenzsteine gesetzt, damit die Bewohner einer Provinz nicht in das Gebiet einer andern übergreifen konnten, und, noch genauer eintheilend, wiesen sie mit ähnlichen Grenzbezeichnungen jedem Dorfe, jedem Bürger seinen Theil an, indem sie ungefähr schätzten, wie viel ein jeder nöthig hatte. Bei Todesstrafe durfte kein Dorfbewohner von fremdem Gebiete wegnehmen, denn es war Diebstahl; sogar von seinem eigenen Platze durfte er nicht mehr Guano wegführen, als ihm nach dem Bedarf seiner Grundstücke zugeschätzt wurde; wer mehr nahm, wurde des Ungehorsams bestraft ꝛc." Die spanischen Eroberer nahmen den Gebrauch der Urbewohner an, der sich bis heute erhalten hat.

Nach Europa und zwar nach Cadix kam der peruanische Guano zuerst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in kleinen Proben, wurde aber damals, wie es scheint, nicht weiter beachtet. Chemisch untersucht wurde er zum ersten Male auf Veranlassung Alexander von Humboldt's, der im Jahr 1804 einige Proben davon mit nach Paris brachte. Trotzdem durch diese wie die folgenden Analysen die Bedeutung und Wichtigkeit des Guanobüngers glänzend dargethan wurde, ließ doch die Einfuhr bedeutender Quantitäten noch lange auf sich warten. Bis zum Jahre 1830 waren nur wenige zaghafte Versuche gemacht worden; da endlich traf in England eine größere Ladung von zwanzig Fässern ein, welche eine Anwendung in größerem Maßstabe gestatteten. Vor den glänzenden Erfolg, von dem auch die folgenden Versuche begleitet waren, verstummten alle kleinlichen Vorurtheile, so daß in kurzer Zeit die Guanoeinfuhr bis zu einer ungeahnten Höhe stieg.** Nach Deutschland, wo man ihn indirect über Großbritannien bezog, kam der erste Guano im Jahr 1841.

Aus der erhöhten Nachfrage nach dem kostbaren Vogeldünger entstand bald eine neue, vielverheißende Quelle des Schwindels. Hier wurde der echte Stoff verfälscht (von 20 Sorten fand der Chemiker Stöckhardt 14 gemischt, die besten darunter höchstens drei Viertel, die schlechtesten kaum mehr als ein Drittel so viel werth als guter, reiner peruanischer Guano!), dort wollte man neue, unerschöpfliche Guanolager aufgefunden haben, die sich aber in der Regel qualitativ und quantitativ als werthlos erwiesen, wie an den übrigen Westküsten Amerika's, in Süd-Afrika, auf „Amerikanisch-Polynesien" ꝛc.; denn der Dünger liegt an den meisten dieser Orte dünn, ist häufig mit vegetabilischen Stoffen durchfetzt und kommt überhaupt nur selten dem Peru-Guano an Güte gleich.

Beachtenswerth, da er an Güte dem peruanischen Vogeldünger am nächsten, als Frühjahrsdünger sogar gleichkommt, ist der norwegische Fischguano. Schon im Jahr 1855 vereinigten sich in Norwegen mehrere intelligente Männer zur Gründung einer Gesellschaft unter dem Namen „det norske Fiske-Guano-Selskab" mit einem Capital von 150,000 Thaler, um auf Anregung des Professors Stöckhardt in Tharandt und anderer anerkannter Chemiker die großen Massen bisher nicht benutzter Abfälle, die sich beim Fang und der Zubereitung des Stockfisches namentlich in den großartigen Fischereien der Lofoden-Inseln ergeben, nutzbar zu machen. Jährlich werden nun über 20 Mill. Fischköpfe, Rücken ꝛc. durch Maschinen zu einem gleichförmigen Product zu billigen Preisen verarbeitet, das sich jährlich auf 50,000 Centner belaufen soll.

Ueber die Bildung des Vogelguano haben neuere Forschungen das klarste Licht verbreitet. Unser Landsmann Tschudi hat die Species der Seevögel, von denen die massenhaften Excrementenanhäufungen an den Küsten von Peru herrühren, näher bestimmt; es sind nach ihm: Eine neue von Tschudi bestimmte Möwenart, der schwarze Scherrenschnabel, Schlangenvogel, Pelikan, Scharbe und vorzüglich aber der bunte Teeltpel.* Diese Vögel nisten auf unbewohnten Inseln und auf wenigen schlüpfen ihren Vorgelegen und bringen die Nutzzeit am Tage und die Nacht dort zu. Ihre Menge ist so außerordentlich groß, daß sie wörtlich große Flächen dicht bedecken und, wenn sie in Schwärmen aufsliegen, Züge bilden, die Wolken gleichen und für Augenblicke die Sonne verdunkeln. Ihre Nahrung besteht, ausschließlich aus Seethieren, besonders Fischen, die sich in endlosen Schaaren in dem fast ewig ruhenden Meere aufhalten. Bei der ungeheuren Gefräßigkeit dieser Vögel, denen überdies die Nahrung nie mangelt, und der damit in Verhältniß stehenden Excrementenabsonderung begreift man leicht, daß im Verlauf von Jahrhunderten auf den im Ganzen wenig umfangreichen Inseln so bedeutende Mistniederlagen („Huaneras") gebildet wurden, daß sie zu den neueren geologischen Formationen gezählt werden können.

Alexander v. Humboldt hielt die Zeit von drei Jahrhunderten für kaum hinreichend zur Bildung einer auch nur wenige Linien hohen Guanoschicht. Dieser Annahme widersprechen die Versuche Tschudi's. Ein bunter Teeltpel, den er längere Zeit in Gefangenschaft hielt, lieferte ihm bei ziemlich spärlicher Nahrung täglich 3½, bis 5 Unzen Excremente. Im Zustande der Freiheit kann dieses Gewicht, bei der Leichtigkeit, mit der sich diese Thiere ihre Nahrung verschaffen, fast auf das Doppelte geschätzt werden. Angenommen nun, daß zwei Drittel des Gewichts durch Verflüchtigung verloren gehen, da bei den Excrementen der Urin mit inbegriffen ist, so bleiben von einem Vogel täglich $1^1/_2$—$1^3/_4$ Unzen feste Substanz zurück. Dieser Gewichtsverlust ist gewiß nicht zu gering angegeben, wenn wir bedenken, daß die Excremente durch die brennende Tropensonne in kürzester Zeit mit einer festen Kruste überzogen werden, wodurch die Verdunstung der wässerigen und fettigen Theile bedeutend beschränkt wird. Auf diese schnell inkrustirte Masse, die bei dem gänzlichen Mangel an Regen an der peruanischen Küste nicht mehr aufgeweicht wird, häufen sich in kurzen Zwischenräumen immer wieder neue und lassen also einen nicht unbeträchtlichen Rückstand. Basirt wir diese Beobachtungen auf einen bestimmten Fall an: Die Insel Jquique hat 320,000 Fuß im Geviert und war mit einem zehn abgetragenen, dreißig Fuß mächtigen Guanolager bedeckt. Wenn eine halbe Million Vögel (was bei dem dichten Nebeneinanderhocken derselben noch gering gerechnet ist) die Insel bewohnt und im Jahre, als Minimum angenommen, nur eine vier Linien hohe Schicht gebildet hätten, so wären erst Jahrhunderte mehr als hinreichend gewesen, dieses Lager anzuhäufen; in drei Jahrhunderten also eine fast neun Fuß hohe Schicht. Diesen Schluß zu bekräftigen, erinnert Tschudi beiläufig an die Quantitäten von Dünger, welchen etwa fünfzig Tauben in einem Schlage, der einige Monate lang nicht ausgeleert worden ist, erzeugt haben, und an die Excrementenmassen, welche eine gut gefütterte Gans in wenigen Tagen hervorbringt.

Die obersten Schichten, also die jüngsten Ablagerungen des

* Nach heute ist der „Nebich", wie die Araber den Vogeldünger nennen, an den Küsten des rothen Meeres ein gesuchter und nicht selten lohnender Handelsartikel; er wird, wenn auch in spärlichen Quantitäten, auf vielen kleinen Inseln des arabischen und persischen Golfs gefunden.

** In Großbritannien betrug die Einfuhr von 1841 bis mit 1857 2,375,568 Tonnen (à 20 Ctr.). Von diesem Betrag kam der meiste aus Peru, nämlich 1,664,662 Tonnen.

* Tschudi bezeichnet die Angabe mehrerer Autoren, daß auch Flamingos und Kraniche zu den Guano liefernden Vögeln gehören, als irrig.

Guano haben eine weißlich-graue, zuweilen ganz weiße Färbung, so daß sie bei starkem Sonnenschein das Auge blenden und weithin in See sichtbar sind. Etwas tiefer ist der Guano mehr grau, in's Gelbliche übergehend. Beide Schichten liefern den sehr geschätzten Huanu blanco (weißen Guano). Weiter nach unten wird die Schichtenbildung immer dunkler, zuerst hellgelb und braungelb, dann gelbbraun und rothbraun und endlich ganz dunkelbraun und chocoladenfarbig.

Auch die Dichtigkeit und Festigkeit der Guanomasse ist in den verschiedenen Ablagerungen eine sehr verschiedene. Die obersten (jüngsten) Schichten sind meist weich und zähe, ähnlich frisch aufgetragener Lehmerde; weiter unten wird die Masse lockerer, pulverförmig, zuweilen zu großen Stücken zusammengeballt; die untersten Schichten endlich tragen ganz den Charakter des Gesteins, haben einen krystallinischen Bruch und sind ziemlich schwer zu bearbeiten.

Je nach den Fundorten, nach der Tiefe und dem Alter der Lagerung und nach klimatischen Einflüssen, denen die untersuchten Proben unterlegen waren, sind die chemischen Analysen des Guano äußerst verschieden ausgefallen. Im Allgemeinen sind (namentlich durch Denham Smith) im Guano folgende Bestandtheile nachgewiesen: Wasser, schwefelsaures Kali und schwefelsaures Natron, Chlorkalium, Chlornatrium, oxalsaures Ammoniak, oxalsaures Natron, phosphorsaures Natron, phosphorsaures Ammoniak, phosphorsaurer Kalk, phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, phosphorsaure Harnsäure, harnsaure Ammoniak-Magnesia, oxalsaurer Kalk, Sand, Eisenoxyd, Thonerde, Humus und organische Stoffe, die letzteren um so mehr, je jünger die Schichten sind. In diesen jüngeren Schichten ist namentlich das harnsaure Ammonium stark vertreten, an dessen Stelle in der Tiefe bei ziemlicher Wassergehaltlosigkeit mehr schwefelsaures und oxalsaures Natron und Chlorkalium treten. Der Guano ist desto werthvoller, je größer sein Gehalt an Ammonium, Phosphorsäure und Alkalien ist.

Im Allgemeinen gereift der Guano nur gut, wo völlige Regenlosigkeit und mithin Mangel an Vegetation herrscht. Der Regen verwäscht und entsalzt den Dünger, nimmt ihm damit seine vorzüglichsten Eigenschaften und ist im Allgemeinen der Bildung mächtiger Lager hinderlich. Wir finden deshalb den besten und verhältnißmäßig meisten Guano auf den regenlosen Gestaden und Inseln Peru's; fast an allen anderen Punkten der Erde, wo er in größeren oder kleineren Quantitäten gefunden wird, fehlen jene hauptsächlichsten Bedingungen zu seiner Güte.

Die Huaneras von Peru — zwischen 6—21° südlicher Breite — sind nach einem Regierungsbericht in drei große Sectionen abgetheilt. Die Guanolager des Südens (von Loa bis Acari) liegen größtentheils an der Küste der Provinz Tarapaca und besinden sich auf Felsenabhängen in mehr oder weniger breiten und tiefen Schluchten gegen das Meeresufer hin. Die Masse des hier noch lagernden Guano schätzt Rivero auf 8 Millionen (?) Tonnen. Die Lager des Nordens (von Callao bis Lambayeque) sind ausschließlich auf Inseln meist in nächster Nähe der Küsten; sie sollen im Ganzen 851,101 Tonnen Guano enthalten. Die Huaneras von Mittelperu (von Acari bis Callao) zählen unter sich die größten und wichtigsten, die überhaupt bekannt sind. Sie liegen auf den Chinchainseln, drei kleinen Eilanden unter 13° 52′ südlicher Breite, ungefähr zwölf englische Meilen westnordwestlich von der Hafenstadt Pisco. Schon die alten Peruaner hatten von hier den größten Theil ihres Guanobedarfs, und noch heute ist auf diese Inseln das Hauptaugenmerk der peruanischen Regierung und der meisten Guanounternehmer gerichtet. Die Nachforschungen, die bedeutenden Vorräthe der Chincha-Inseln möchten in verhältnißmäßig kurzer Zeit erschöpft werden, riefen mehrere Untersuchungen an Ort und Stelle hervor, die freilich sehr verschiedene Resultate ergeben haben. Die Abschätzung Rivero's (1847) lautete auf 18 Millionen Tonnen, eine Regierungscommission schlug im Jahre 1853 den Vorrath zu 12 Millionen Tonnen, Admiral Moresby, ebenfalls 1853, zu 8½ Millionen, der französische Ingenieur Taraguet 1854 nur zu 7 Millionen Tonnen an. Mit dieser Abschätzung stimmen die Ergebnisse einer unter M. D. Rucker im Sommer 1862 vorgenommenen Untersuchung überein. Der Werth des auf den Chincha-Inseln noch vorhandenen Guanos würde sich sonach (die Tonne mit 6 Pfd. Sterl. bezahlt) auf circa 42 Millionen Pfd. Sterl. belaufen. Die verschiedenen Bohrungen ergaben an einigen Stellen eine Mächtigkeit des Lagers von 105 engl. Fuß, während keine der Inseln sich mehr als 200 bis 250 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Noch ganz unverschrt liegen die Huaneras auf der südlichen Insel; am meisten wird auf der nördlichen Insel verladen, während die mittlere gegenwärtig verlassen ist. Im Jahre 1857 erreichte die Guanoausfuhr von den Chincha-Inseln die enorme Höhe von 490,657 Tonnen, im Sommer 1862 130,000, am 10. November 1862 allein 86,746 Tonnen. Nehmen wir nun, sehr gering gerechnet, eine jährliche Durchschnittsausfuhr von 300,000 Tonnen an, so würden die Guanolager der Chincha-Inseln von jetzt ab in circa 23 Jahren erschöpft sein!

Für die Peruaner ist der Guanohandel von größter Wichtigkeit. Die Regierung, in deren Auftrage mehrere Agenten in Lima die Ausfuhr des gesuchten Artikels vermitteln, zog im Jahre 1857 aus ihren Huaneras fünf Achtel der gesammten Staatseinnahmen. Im Jahre 1859 gewann sie aus dem Guanohandel nahe an sechzehn, im Jahre 1861 nahe an siebzehn Millionen Dollars.

Ueber das Ausgraben und die Einschiffung des Guano auf den Chincha-Inseln geben verschiedene Reisende, unter andern Tschudi und die Mitglieder der Novara-Expedition, ausführliche Berichte. Die Arbeiter verladen den Guano während der Nacht von 11 bis 6 Uhr in der Frühe und graben ihn da, wo es ihnen beliebt, begreiflicher Weise da, wo es ihnen am wenigsten Schwierigkeiten macht. Die Lager, welche unsere Abbildungen zeigen, werden in Zellen abgetheilt, in deren jeder ein Arbeiter mit dem stellenweis ziemlich beschwerlichen Losbrechen des Guano beschäftigt ist. Der abgebrochene Schutt wird dann auf Handkarren oder in Säcken zu den größeren, auf Schienenwegen rollenden Wagen gebracht, die ihn, 2½ Tonne auf einmal, den „Mangueras“ (Schläuchen) zuführen. Dicht am Meeresufer nämlich sind Wandungen von Rohrflechtwerk angebracht, zwischen die der Guano hingeschlittet wird (s. Abbildg.); von ihnen aus wird die Masse durch 25 bis 30 Ellen lange, aus grobem Segeltuch gefertigte Schläuche (ähnlich den Rettungsschläuchen unserer Feuerwehren) in die am Ufer haltenden Boote (Lanchas) geleitet. An mehreren Punkten der Küste sind die Mangueras an weit über den Ufersand vorspringende, durch Ketten und Taue oder durch Holzpfeiler getragene Brücken befestigt; ihre Stelle wird hier auch wohl durch lange Holztrichter ersetzt. Durch die Einrichtung solcher brückenartiger Vorbauten ist es möglich geworden, den Guano direct in die Schiffe zu leiten, was von großem Werthe ist, da durch das Umladen auch den Lanchas sowohl Zeit als Dünger verloren geht. Zu den unvermeidlichen Verlusten gehört z. B. der feine Staub, der beim Einschütten in die Schläuche entsteht und der von dem frischen, während des Tages und eines Theils der Nacht wehenden Winde in das Meer geführt wird. Viel größer jedoch ist der Verlust, der aus der schlechten Construction der Brücken an den Mangueras entsteht. Die großen, hier gegen schwache Böschungen gelehnten Lasten drücken oft die Rohrwände ein und bilden so große Schlipse, die in das Meer stürzen. Ebenso nachtheilig ist der schlechte Zustand vieler der zum Verschiffen gebrauchten Lanchas; monatlich müssen Labungen von 20—30 Tonnen in's Meer geworfen werden, um solche gebrechliche Fahrzeuge zu retten.

Als Dr. Scherzer vor ein paar Jahren die Chincha-Inseln besuchte, lebten auf der nördlichsten von ihnen 350 Menschen, nämlich 50 Fremde, meist Kaufleute, Speculanten, Wirthe ꝛc., 50 Chinesen und 250 Peruaner und Neger. Im Jahre 1858 hatten die nördliche und mittlere Insel (von denen die letztere jetzt unbewohnt ist) noch zweitausend Einwohner. In früheren Jahren verwendete man zur Guanoausbeute fast ausschließlich Chinesen. Ein peruanischer Menschenhändler, Namens Domingo Elias, hatte mit Genehmigung der Landesregierung auf seine Kosten mehrere hundert Chinesen eingeführt und von diesen die Guanolager bearbeiten lassen. Während ein freier Arbeiter in der Regel 1—1½ Doll. täglichen Lohn erhält, bezahlte Elias den armen Teufeln 5 Doll. monatlich, sowie eine Ration per Tag, und erzielte dadurch einen ungeheueren Gewinn. Gegenwärtig erhalten die Arbeiter, wie es scheint ohne Unterschied der Nationalität, für je zwanzig Säcke (fast ebenso viele Centner) 4 Realen (½ spanischen Thaler); einzelne Arbeiter fördern im Tage 60—80 Säcke. Die Huana-Compagnie in Lima hat mit einem Unternehmer von Pisco den Contract gemacht, den Guano zu 10 Realen (1¼ span. Thaler) per Tonne zu verladen, dabei muß er die Arbeiter bezahlen und verköstigen, indem er ihnen täglich zweimal zu essen und das nöthige Wasser, welches nach eigenem Uebereinkommen von den Schuiten (je zwei Gallonen auf ein Individuum) bezogen wird, verabreicht.

Daß für einsilbigste menschliche Wesen der Aufenthalt auf die-

sen Mißhausen en gros — selbst die Aufseherhütten sind auf Guano gebaut — kein angenehmer, läßt sich denken. Die gebildete Nase liegt in einem fortwährenden Kampfe mit den ätherischen Emanationen der edlen Mistnatur, der man weit und breit auf den Chincha-Inseln nicht etwa so aus dem Wege gehen kann, wie in unseren großen Städten einem nächtlichen Geburtstag. Der üble Geruch des Guano wird bereits mehrere Meilen weit in See verspürt. Die Inselbewohner, namentlich die Arbeiter, sind mit dem feinsten „Poudre à la Guano" parfümirt und über und über bedeckt und sehen braun wie die Lohgerber aus; doch soll ihr Gesundheitszustand ein äußerst günstiger sein. Das vorherrschende Uebel ist Leberleiden; dagegen sollen Lungenkranke im ersten Stadium sogar nach den Inseln kommen, um daselbst Heilung zu suchen, und in der That nach einem längeren Aufenthalte physisch wohler zurückkehren. Ein deutscher Arzt, Mikrendorf aus Altenburg, der seit mehreren Jahren in Arica gelebt und häufig mit Guanoarbeitern verkehrt hatte, versicherte Dr. Scherzer, daß diese das geringste Contingent seiner Patienten gestellt hätten, und schloß daraus, daß der gerbsaure animalische Dünger trotz seines häßlichen penetranten Geruchs keine üblen Folgen auf den Gesundheitszustand derjenigen auszuüben scheine, welche seine Gewinnung und Verschiffung besorgen. Die Einathmung der mit Düngerstaub geschwängerten Luft ist zwar äußerst unangenehm, aber nicht schädlich.

Das gesellschaftliche Leben mag bei dem andauernden Verkehr fremder Schiffe, von denen oft hundert auf einmal ankern, ein erträgliches sein. Außer den circa hundert Holzhütten steht auf der Nordinsel ein großes Hotel, das jedoch nur als Schule, hie und da auch zu theatralischen und musikalischen Vorstellungen dient.

Noch heute nisten und brüten, ohne sich beirren zu lassen, Tausende und Abertausende von Seevögeln auf der südlichen und mittleren der Chincha-Inseln, gleichsam als wollten sie die Lücken ausfüllen, die der Mensch in ihr Düngerreich geschlagen hat.

Was die Väter gerüchtes begannen,
Die Enkel vollenden das Werk;
Gelüftet von tropischen Sonnen
Schon thürmt es empor sich zum Berg.

Sie sehen im reflexten Lichte
Die Zukunft und sprechen in Ruh:
Wir bauen im Lauf der Geschichte
Noch den ganzen Ocean zu.

Aber so viel sie sich auch abmühen, mit dem maßlosen Verwüster, dem Menschen, halten sie nicht gleichen Schritt: es wird eine Zeit kommen, wo man keinen Guano mehr von den Chincha-Inseln holt, wo die peruanische Regierung keinen Heller mehr aus ihren erschöpften Huaneras zieht. Wo bleibt da die weise Fürsorge der alten Incas?

G. Hth.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 9. Die Plünderung Lübeck's 1806.

Von P. J. Wilcken.

Das furchtbare Unglück, welches im November des Jahres 1806 über die freie Reichs- und Hansestadt Lübeck hereinbrach, hat schon Zschokke mit der Verwüstung Magdeburgs durch Tilly verglichen. War die Katastrophe Lübecks allerdings nicht eine so vollständige, wie die jener andern unglücklichen Stadt, so war sie dagegen eine weit ungerechtfertigtere, unverschuldetere und schlug wie ein Blitz aus heiterer Höhe auf ein völlig harmloses Gemeinwesen herab. — Staat und Stadt Lübeck befanden sich mit aller Welt im Frieden, dennoch überzog sie die Kriegsfurie in wenig Tagen und lieferte in der durchaus neutralen Stadt eine mörderische Schlacht und überantwortete sie einer Plünderung, wie dieselbe Jahrhundert in Europa ihres Gleichen nicht aufzuweisen hat.

Die unmittelbare Veranlassung gab Blücher, welcher später selbst nur mit tiefem Bedauern von dieser traurigen Geschichte gesprochen haben soll. Die Plünderung selbst fällt zunächst den französischen commandirenden Generalen Bernadotte, Murat, Soult zur Last. Auf alle diese Männer sind mehr oder minder Anklagen gehäuft. Es dürfte daher sowohl interessant als auch speciell von historischer Wichtigkeit sein, aus den eigenhändigen Aufzeichnungen eines Lübeckischen Rathsherrn jener Zeit so wie einiger anderer betheiligter Personen eine kurze, getreue Darlegung der betreffenden Ereignisse zu erhalten. Wir betonen ausdrücklich, daß alles nachstehend Erzählte auf genauester Authentizität Anspruch macht.

Die Schlacht bei Jena war verloren (14. Oct.), und General Blücher wandte sich mit seinem aus den Trümmern der preußischen Armee geretteten Heerhaufen nach dem Mecklenburgischen. Als er dort einzurücken begann, flüchtete Alles, was fliehen konnte, durch Lübeck in das Dänische Gebiet. Dies ging schon seit dem 29. Oct. Nacht und Tag ununterbrochen fort. Die noch im Lauenburgischen stehenden 1800 Mann Schweden erschienen am 31. Oct. gleichfalls vor den Thoren, bewährigten sich, als man sie nicht einlassen wollte, mit Gewalt des Mühlenthores und drangen ein. Ihr Oberst Mörner ließ dem Senat anzeigen, daß ihn die Noth zwinge, hierher zu retiriren, und daß er gewillt sei, zu Schiffe nach Stralsund zu gehen; Alles, was er und seine Leute nöthig hätten, sollte vom schwedischen Consul bezahlt werden. Die Truppen wurden einquartiert und zwanzig bis dreißig von ihnen in Beschlag genommene, meist schwedische Schiffe zu ihrem Transport eingerichtet. Dennoch verging, obgleich man Tag und Nacht damit beschäftigt war, drei bis vier Tage, ehe man sie an Bord bringen konnte, was theils in Lübeck schon, theils in Travemünde geschah. Am 4. November verließen die letzten Schiffe die Stadt, doch war ihnen der Wind conträr, die Schiffe konnten so wenig von Travemünde abgehen, als die auf der Trave befindlichen herunter kommen.

Seitdem Holland von den Franzosen in Besitz genommen war, brachten die Engländer viele Colonialwaaren nach Lübeck, und Handel und Schifffahrt und Wohlstand waren auf einer lange nicht erlebten Höhe. Das Laden und Entlöschen der Schiffe war kaum zu bewältigen, und die Trave wimmelte von Fahrzeugen aller Art. Die Schweden hatten den Durchmarsch durch die völlig friedliche Stadt durch Einschlagen der Thore erzwungen, sonst aber Mannszucht gehalten und keine Gewaltthat verübt.

Vom 4. November Vormittags an kamen versprengte Trupps Preußen von hundert Mann, bald mehr, bald weniger, theils mit, theils ohne Waffen an; auch Weiber und Marketender. Ihr Gesuch um Aufnahme in die Stadt ward abgeschlagen; dagegen ward ihnen Essen und Trinken auf ihre Lagerplätze vor den Thoren geschickt. Am 5. November langten jedoch von Schönberg und Ratzeburg her größere Schaaren an, durchbrachen Mittags 12 Uhr die geschlossenen Barrieren des Mühlenthors und stellten sich auf den Hauptplätzen und Straßen der Stadt auf. Der General Blücher, der Prinz von Braunschweig Oels und mehrere hohe Officiere traten im goldenen Engel* ab.

Um 4½ Uhr begab sich Blücher auf das Rathhaus, wo der Senat im Audienzzimmer versammelt war. Nachdem er mit einer leichten Verbeugung eingetreten, recete er den Senat mit folgenden Worten an: „Meine Herren, das Schicksal hat mich zu Ihnen und in diese alte berühmte Stadt geführt, in der ich hoffe, Unterstützung für meine ermatteten Truppen zu finden, um so mehr, da Sie bis jetzt vom Kriege verschont geblieben."

„Ew. Excellenz," erwiderte der fungirende Bürgermeister, „gebe ich zu bedenken, daß wir zu wenig darauf eingerichtet sind, Ihre Wünsche zu befriedigen; zudem stehen wir in Verhältnissen, die uns Versicht gebieten."

„Wie soll ich das verstehen, meine Herren?" rief Blücher, „wollen Sie feindlich gegen mich verfahren?"

„Wie könnten wir gegen Ew. Excellenz feindlich verfahren wollen?" antworteten der Bürgermeister. „Wir bitten um Schonung dieser guten Stadt!"

„Meine Herren," sagte Blücher streng, „ich bin ein Mecklenburger und habe mein unglückliches Vaterland nicht schonen können, jedoch versprache ich Ihnen, wenn Sie mich und meine Truppen

* Der „Goldene Engel", damals ein angesehener Gasthof, ist noch jetzt das erste Restaurationslocal der Stadt. Anm. d. Red.

mit dem Nöthigen versehen lassen, so soll Ihnen kein Haar gekrümmt, auch der Stand soll Ihnen nicht gekehrt werden."

Blücher setzte noch hinzu, er sei seit drei Wochen von einem stärkeren französischen Corps verfolgt, habe sich fast täglich schlagen müssen und sei dadurch auf's Aeußerste ermüdet; er wolle hier nur eine kurze Zeit der Ruhe genießen uns sich im Falle eines Angriffs in das Festeinrücke ziehen, um sich dort zu schlagen; jetzt ersuche er um Gotteswillen, was er einigemal wiederholte, daß man ihm besen möchte. Er requirirte deshalb eine augenblickliche Lieferung von 80,000 Broden aus Roggen und Weizen, 40,000 Pfd. Ochsen- oder Schweinefleisch, 30,000 Flaschen Wein und Branntwein, 50,000 Stück holländ. Ducaten, augenblickliches Quartier für seine Truppen, Fourrage für 5000 Pferde und den sämmtlichen Vorrath an Pulver und Blei, — dann sollten sämmtliche Einwohner auf's Schonenste behandelt werden!

Man erwiderte ihm, Gelb könne ohne Bewilligung der Bürgerschaft nicht verabfolgt werden, Pulver sei wenig, Blei, gar nicht vorhanden, in Bezug auf Quartier, Verpflegung und Fourrage solle das Mögliche geschehen. Mit diesem Bescheide entfernte sich Blücher, dem es vor allen Dingen um Unterbringung seiner Truppen zu thun schien, und diese wurde denn auch in kürzester Frist beschafft. — Nur am Rathhause blieb eine Lübsche Wache; die übrigen Wachthäuser und Thore besetzten die Preußen; Artillerie, Munitionswagen und Bagage standen auf den öffentlichen Plätzen, die Pferde vor den Kanonen.

Am 6. November Morgens von 4 Uhr an besetzten die Preußen die Thore — mit Ausnahme des Holstenthors, durch welches der eventuelle Rückzug gehen mußte, — mit Artillerie; um 6½ Uhr wurde Alarm geschlagen; die Gassen wimmelten von Soldaten; Alle schienen eilig und in sich gekehrt; wer ein wenig zögerte, wurde mit dem Stocke herbeigetrieben; die Meisten nahmen im Gehen ihr Frühstück ein.

Etwas nach 9 Uhr erfuhr man in der Stadt, daß französische Cavallerie bereits mit der preußischen eine halbe Stunde vor der Stadt im Handgemenge sei und obsiege und daß drei französische Corps gegen die Stadt anrückten: Bernadotte über Schwerin und Schönberg, Murat über Ratzeburg und Grönau, Soult über Schönberg und Crumesse. —

Die Preußen hatten inzwischen die Thore une Wälle der Stadt möglichst stark mit Artillerie armirt, doch gehört die detaillirte Beschreibung ihrer Aufstellung ebenso wenig in diese Skizze, wie diejenige der sich immer mehr und mehr entspinnenden Gefechte außerhalb der Thore. Blücher, mit seinem Adjutanten zu Pferde, tritt beständig von einem Posten zum andern, aus einer kurzen Stummelpfeife rauchend, die er fleißig aus seinem am Sattel hängenden Tabaksbeutel stopfte und wozu er sich das Feuer selbst schlug. Er trug einen einfachen blauen Ueberrock, runden Hut ohne Abzeichen und einen Säbel. Unter ihm commandirte am Burgthor der Herzog (Prinz) von Braunschweig-Oels.

Der Senat hatte sich schon früh wieder versammelt und in Anbetracht der überall sichtbaren Defensiv-Anstalten beschlossen, den General Blücher durch eine Deputation an sein Versprechen zu erinnern, die Stadt verlassen zu wollen. Es war noch nicht halb neun, als die Deputation den General auf einem der öffentlichen Plätze — dem Kuhberge — zu Pferde haltend fand. Er antwortete: die Umstände hätten sich seit gestern geändert; der Feind sei ihm näher, als er geglaubt, und an Abzug, da bereits alle Defensiv-Anstalten getroffen wären, nicht zu denken; er werde sich vielmehr bis auf den letzten Mann zu halten suchen. Der Senat möchte beschelen, daß die Bürger in den Häusern blieben und Alles wohl verschlossen hielten; er wäre gezwungen, sich nicht nur vor, sondern auch in der Stadt zu schlagen.

Um 11 Uhr warf die preußische Cavallerie die französische noch einmal bis auf eine halbe Stunde vor Lübeck — nach Zurwelsdorf — zurück, aber dieser Erfolg war ein vorübergehender. Sie wurde auf's Neue zurückgeschlagen, und jetzt nahm der Herzog von Braunschweig sie hinter die Kanonen und in die Stadt zurück. Auch die preußischen Batterien, die noch im Freien gestanden, mußten hinter die Barrieren gezogen werden, und die französischen Colonnen begannen den unmittelbaren Sturm. Sie litten außerordentlich, doch wurden die Leute, so wie sie fielen, vom Platze gebracht. Schon ließ Bernadotte größere Kanonen herbeiführen, um zündende Geschosse in die Stadt zu werfen, während man an anderen Thoren bereits ungefülle Granaten warf: — da wurde der Feind durch einen Zufall Herr der Stadt.

Die zum Burgthor führende Straße wird durch einen breiten Damm gebildet, welcher die Trave von der Wackenitz scheidet. Ein Regiment Corsen stand in der Wackenitzniesung vor den Kugeln fast geschützt. Ein Tambour desselben watete dicht am Damme entlang bis an das Gitter eines Gärtchens, das zu einem nahe innerhalb der Barriere liegenden Häuschen, der sogenannten Bauer-Wasserkunst, gehörte. Ihm folgten alsbald sechs bis acht Corsen. Sie fanden einen kleinen verdeckten Fußsteig, der bei dem Bau eines Lusthauses im Sommer zur Herbeischaffung von Materialien gedient. Dadurch gelangten sie bis an das neugebaute Lusthaus in dem Rücken der Barriere und somit der hier aufgestellten Batterien; bei dem starken Gewühl und Dampf wurden sie nicht sogleich bemerkt. Plötzlich begann der Tambour die Trommel stark zu rühren, die ihm Gefolgten feuern den Preußen in den Rücken, und so wie diese in augenblicklicher Bestürzung ihre Kanonen schweigen lassen, stürmt Bernadotte die Barriere und dringt in die Stadt.

Der Herzog von Braunschweig soll kurz vor diesem entscheidenden Moment sein Commando einem Oberstlieutenant übergeben haben. In dem von Blücher nach Berlin gesandten Berichte werden dem Herzoge die bittersten Vorwürfe gemacht.

Das Gefecht wogte nun in den Straßen hin und her; mehrmals warf Blücher selbst die Franzosen große Strecken zurück. In diesem Gewühl war es auch, daß der Oberst von York — der spätere General Yorck von Wartenburg — welcher bereits blessirt nach Lübeck gekommen war, abermals schwer verwundet auf das Pflaster niederfank und unter die Füße getreten wurde.

In den Straßen wurde mit Kanonen geschossen; bald wurden auch die übrigen Thore von innen geöffnet, und die Preußen konnten sich nun nicht mehr halten. Wer nicht gefangen oder niedergemacht war, zog sich fechtend durch das Holstenthor zur Stadt hinaus. Etwa um 3½ Uhr Nachmittags befand sich Lübeck gänzlich in den Händen der Franzosen. Die Divisionen Murat's und Soult's waren inzwischen auch eingezogen; in allen Straßen stand es gedrängt voll; die Verwundeten wurden in die Kirchen, neugebaute Waisenhaus und andere größere Häuser gebracht.

Der letzte entscheidende Angriff der Franzosen geschah unter dem fürchterlichen Geschrei: à la mort! à la mort! — bald darauf erschell Victoria! über Victoria! — Jetzt sanfte der während der ganzen Zeit versammelt gebliebene Senat eine Deputation an Bernadotte, die ihn auf der Straße zu Pferde halten d traf. Er hörte sie gnädigst an, gab das Versprechen, Stadt und Senat möglichst zu schützen, erklärte aber zugleich, daß fortan, da er die Stadt erobert habe, die Befehle von ihm ausgehen würden und daß er den Colonel Maison zum Commandanten der Stadt ernenne.

Den drei commandirenden Generalen wurden sogleich Quartiere angewiesen, aber an ein regelmäßiges Einquartieren der Mannschaften war nicht zu denken. Ueberdies hatten sich fast alle Bürger in ihren Häusern eingeschlossen. So kam es, daß viele Officiere und Soldaten sich mit Güte oder Zwang selbst Quartiere suchten. Das Militär, welches die Stadt als eine feindliche und erstürmte ansah, war kaum aus den Gliedern getreten, als es die Haushüren und Fensterläden der Bürger einzuschlagen begann. Wer sein Hab und Gut nicht freiwillig hergab, wurde ohne Ansehen der Person geschlagen, gemißhandelt oder gemordet. Die Schränke mußten geöffnet werden; was den Plünderern gefiel, nahmen sie; was sie nicht wegbringen konnten, zerschlugen und vernichteten sie; Vielen rissen sie die Kleider vom Leibe. Ueber hundert, zum Theil angesehene Bürger flüchteten auf das Rathhaus. Mit zerrissenen Kleidern, oft halb entblößt, erschienen sie mitten im Gewühle von Officieren, Fourieren und Requisiteuren, deren Forderungen unerschwinglich waren und sogleich aufgeführt werden sollten; sie weinten, schrieen und pochten, daß man sie aus den Häusern getrieben, daß man ihnen nichts als die Lumpen gelassen. Man ließ die an Bernadotte abgefertigte Deputation auch zu Murat und Soult sich verfügen und um Schonung flehen, wie um gesicherte Ordre, daß das Eigenthum der Bürger nicht verletzt werde. Die Befehlshaber bezeugten das Unwesen ihrer Soldaten sehr; der Soldat habe geglaubt, da die Stadt mit Sturm genommen sei, nach der raison de guerre plündern zu dürfen, indessen solle dem bald Einhalt gethan werden. — Dessenungeachtet dauerte dieser Zustand die Nacht hindurch bis in den nächsten Tag. Erst als der Senat Bernadotte wiederholt um Schonung angesteht und

vorstellig gemacht, daß er bei der Plünderung durchaus nicht im Stande sei, die Forderungen der Herren zu befriedigen, wurde mittels Trommelschlag auf den Gassen bekannt gemacht, daß die Stadt unter dem Schutze des Kaisers stehe und von jetzt an nach stattgehabte Plünderung auf das Strengste und militärisch bestraft werden solle. — Dies half Etwas. Bernadotte selbst und mehrere hohe Officiere steuerten persönlich den Gewaltthaten und setzten sich der Wuth des Militärs aus, das wirklich einige seiner Vorgesetzten verwundete.

Soweit in der Stadt, als draußen vor den Thoren, wo nunmehr größtentheils die Artillerie und Cavallerie untergebracht wurde, hatten viele Menschen ihre Häuser verlassen, Mobilien, Vieh und Fahrniß preisgebend; was der Soldat dort vorfand, wurde meistentheils vernichtet; dasselbe Schicksal hatten die Gartenhäuser, wo sogar Fußböden und Tapeten nicht verschont blieben.

Daß bei so viel Jammer und Elend auch manche komische Scene mit unterlief, kann nicht geleugnet werden. So war der fast siebenzigjährige bekannte Licentiat S. eine sonderbare Erscheinung. Es hatten sich auch bei ihm eine Anzahl französischer Soldaten Quartier gemacht und Speis' und Trank gefordert. Dagegen protestirte er sogleich und suchte ihnen zu bedeuten, daß sein Haus kein Wirthshaus sei; sie aber beraubten ihn seiner Uhr und seiner Gelder, erbrachen die Schränke und den Keller und bedrohten ihn mit Schlägen. Darauf zog er sich in das Zimmer seiner Haushälterin zurück und hüllte sich in Frauenkleider; Weiberröcke bekleideten seine Beinkleider, ein kattunenes Kleid seine Brust, ein Kopfzeug sein gelehrtes Haupt und eine schwarze Satteppe schützte ihn vor Kälte; so stieg er durch das Nachbarn Haus auf die Gasse und gelangte in's Rathhaus. Hier bahnte er sich mit knöchernen Armen und Händen eine Gasse zum Senat, immerfort pochend und lärmend; man wich ihm aus, in der Meinung, mit einem aus dem Tollhause entsprungenen Frauenzimmer zu thun zu haben. Endlich erkannte man ihn und hörte seine Leiden an, wobei er als Grund seiner Verummumung angab, daß er gehört, die französische Nation achte das weibliche Geschlecht. — In dieser letzten Beziehung waren andere Bürger nicht so zuvorsichtlich, und manche von ihnen, die hübsche Frauen und Töchter besaßen, bemalten ihnen die Gesichter mit gebranntem Kork, damit ihre Schönheit den unwillkommenen Gästen nicht in die Augen falle.

Kaum hatten die Generale ihre Logis bezogen, so gelangten folgende Requisitionen an den Senat: — man solle sogleich die ledigen Pferde einfangen, schleunigst die todten Körper von der Gasse entfernen; Gebäude zu Lazarethen und eine Quantität Leinwand zu Verbänden anweisen; 40 Pferde zu Courier- und Extrafuhren binnen zwei Stunden stellen; große Quantitäten Wein, Federvieh, Wild, Fische, Austern ꝛc. schaffen; täglich 150,000 Pfd. weißes Brod, 50 Ochsen und 80 Schweine liefern; einige Kirchen für die Gefangenen einräumen ꝛc. Schon war es acht Uhr Abends, als Alles angefahren werden sollte, eine Aufgabe, die fast eine übermenschliche genannt werden konnte! Verwundete gab es etwa 4000, zu denen indeß täglich noch mehrere von außen her kamen; etwa ein Drittheil derselben starb schon in den ersten Tagen.

In den Kirchen waren circa 6000 Gefangene; die Thüren waren mit Wachen und Kanonen besetzt; man reichte ihnen durch die Kirchenfenster blos gekochtes Mehl, schwarzes Brod und Erbsen; die Verunreinigung und Beschädigung im Innern war gräulich. Einige hundert Arbeitsleute und die Gärtner vor den Thoren besorgten das Reinigen der Gassen; die zahlreich in den Strömen herumtreibenden Leichname zogen die Fischer heraus; es waren ihrer mehr als tausend. Die Gesammtzahl der Gefallenen ließ sich nicht gut bestimmen; die Franzosen schafften ihre Todten bald auf die Seite, doch schätzt man die Gebliebenen auf 7—8000. Ein einziger Kutscher schaffte von den Gassen und aus den Lazarethen 600 Menschen und 25 todte Pferde.

In der Nacht rückten immer frische Truppen ein und mußten einquartiert werden, so daß oft hundert Mann auf ein Haus kamen; den auf diese Weise logirten Soldaten blieb es überlassen, wie sie sich Essen, Trinken und Nachtlager verschafften; der Hauswirth war ganz in ihren Händen, und wenn er nicht schaffte, was verlangt wurde, erfuhr er mannigfache Mißhandlung. So wurde ein Prediger in vollem Ornat gezwungen, eine Mulde auf die Schultern zu nehmen und Fleisch herbei zu schleppen. — Zum Glück waren die meisten Ankömmlinge sehr ermüdet und suchten, sobald man sie gespeist hatte, die Ruhe.

Am 7. Morgens 7 Uhr ward Generalmarsch geschlagen, und bald standen 30,000 Mann Franzosen zum Abmarsch fertig, die unter dem Prinzen Murat nach Ratkau zogen, einem Kirchdorfe, 1½ Stunde von der Stadt entfernt, wo sich die Ueberbleibsel der Preußen gesetzt hatten. Um 2 Uhr Nachmittags traf in Lübeck die Nachricht von der Capitulation Blücher's ein. — Die uns gestellte Aufgabe, die Katastrophe Lübeck's kurz zu schildern, wäre somit gelöst; die furchtbaren Leiden, welche von nun an unausgesetzt zu ertragen waren, mag sich ein Jeder selbst ausmalen. Zum Schlusse soll noch angeführt werden, wie Napoleon selbst sich über das Ereignis ausgesprochen hat.

Am 9. November beschloß der Senat, eine Deputation an den Kaiser nach Berlin zu senden, deren Instruction hauptsächlich darin bestand, dem Kaiser die gegenwärtige Lage der durchaus neutralen Stadt auf das Lebhafteste zu schildern; daß sie ganz zu Grunde ginge, wenn sie keine Erleichterung erhielte, daß sie bei der Einnahme gepflündert und um den Werth von etwa zwölf Millionen Mark gebracht sei; daß sie noch jetzt an 60,000 Mann Truppen und mehrere Tausend Kranke und Verwundete zu unterhalten hätte, — sowie um einigen Ersatz des ungeheuern Schadens und um augenblickliche Erleichterung zu flehen.

Die Deputation kam in Berlin sogleich zur Audienz, fand den Kaiser außer einem Adjutanten allein im Zimmer, wurde sehr beruhigend empfangen, ruhig und mit Theilnahme angehört und erhielt die Antwort: er nehme die Stadt in seinen Schutz; daß sie geplündert, sei Blücher's Schuld, Ruhe und Ordnung sollten hergestellt werden, er werde versuchen, für den erlittenen Verlust Ersatz zu beschaffen; die Handelsfreiheit anlangend, so träfe dieses Leiden seine Nation auch, er werde den Engländern alle Häfen der Länder, die ihm zu Gebote ständen, verbieten lassen, weil dies das einzige Mittel sei, jene Nation, die Urheberin so vielen Blutvergießens, einmal zum Frieden zu zwingen! —

Darauf entließ er die Deputation mit einer leichten Verbeugung. —

Wir enthalten uns aller kritischen Bemerkungen; wir haben uns in vorstehender Skizze von Lübeck's Unglückstagen auf die Mittheilung rein historischer Thatsachen und derjenigen Aeußerungen beschränkt, welche die leidenden und umgebenden Persönlichkeiten selbst zu jener Zeit und zum Theil mitten in der Action darüber gethan. Es ist ein Scherflein Culturgeschichte, das wir liefern wollten!

Ein deutscher Freihandelsapostel.

Bei Hippel in der Mittelstraße gleich hinter den „Linden" kneipte in den vierziger Jahren die „absolute Kritik" und „absolute Freiheit" der Berliner Literaten in noch ungeschiedener, mestiger Gährung um Bruno Bauer und Max Stirner herum. Ersterer, Märtyrer der Hegel'schen Philosophie und der absoluten Kritik, ein kleiner, gedrungener, knorriger und grober Mann mit einer fabelhaft imposanten Stirn, war der Mittelpunkt, der Lonangeber, die entscheidende Majestät unbarmherzigster, das Kind im Mutterleibe nicht schonender Kriegführung gegen Alles und Jedes, was irgendwie Miene machte, als Berechtigtes oder nur Bestehendes gelten zu wollen. Er hatte für Alles nur eine Kategorie, ein Wort, das man sonst nie aus einem gewaschenen Munde vernimmt und das noch weniger gedruckt oder geschrieben wird. Alles war ihm schon längst verdaut, verbraucht, Excrement. Ich weiß noch, wie ich damals die zum Theil jungen, verständigen und geistreichen Damen, die mit kneipten, als Hetärinnen ansannte, daß sie das Alles ruhig ausdulden. Aber sie brachten diese Opfer als Heroinen der Emancipation des weiblichen Geschlechts, die, wie alle mögliche Gesteserichtungen der Zeit, mit vertreten war.

Mir gefiel die ungeschlachte Tyrannei dieses kritischen Absolutisten (der jetzt den feudalen Absolutismus alphabetisch ordnet und als Kreuzzeitungs-Lexikon redigirt) so wenig, daß ich nur selten

Abende bei Hippel zubrachte, nachdem ich die Hauptheften kennen gelernt. Von diesen erwähne ich nur noch Max Stirner, Verfasser und Erfinder der Haifischphilosophie: „Der Einzige und sein Eigenthum“, der sein erheirathetes Eigenthum verspielte und verprasste und endlich selbst verhungerte, dabei aber immer der gutmüthigste und nobelste Mensch gewesen war.

Unter diesen chaotischen Massen von Staats- und Zukunftsgläubigern, die damals bei Hippel für Gott und auf Credit kneipten, zeichnete sich für mich bald ein junger, braver, körperlich und geistig ungemein elastischer Unbekannter durch Au- und Uebermuth und unverwüstliche Schlagfertigkeit gegen jeden kritischen und persönlichen Angriff aus, wobei er nie ausfallend, nie persönlich, geschweige grob ward. Er war auch absolute Kritik, aber nur im Dienste wirklicher, praktischer Freiheit, die mir damals als „Handelsfreiheit“ zum ersten Male als neue, reizende, gewaltige Gottheit erschien und mich so packte, daß ich ihr soviel leidenschaftlich zu dienen begann. Ich haschte und packte die hingeschleuderten Blitze des elastischen, südlich-braunen Unbekannten, den sie immer Faucher nannten, mit mehr Eifer als Geschick und machte mir Lanzen daraus, die ich mit aller meiner Kraft in einem Localblatte gegen die Mahl- und Schlachtsteuer, gegen die Stadtmauer (die nun schon seit mehren Jahren wirklich wackelt) und gegen die Schutzzöllner im Allgemeinen so lustig brach, daß die Splitter und Späne nur so heumsegen. Faucher selbst sing damals schon an, schwereres Geschütz gegen allerlei staatliche Bevormundungen der Industrie und des Handels, namentlich gegen das Staatsbankfestem und gegen den verderblichen Schutzzöllner Gustav Julius loszupreschen, besonders in der Bunno Bauer'schen Literaturzeitung und den Börsen-Nachrichten der Ostsee.

So kamen Freihandels-Ideen in die Welt in Formen und wissenschaftlicher Schärfe, wie nie zuvor, und die, welche sie vertraten und für sie kämpften, fanden sich plötzlich einander und bildeten einen „Freihandels-Verein“, in dessen Versammlungen wir viel freier, viel glücklicher und viel solirer waren auf unserm festen Boden, als die kritischen Absolutisten bei Hippel. Unser Verein war eine bestimmte, positive Gestalt aus dem Chaos heraus. Wir strichen unsere politischen Forderungen an den Staat und boten ihm im Gegentheil ein reiches, gebildetes, zufriedenes, feuerkräftiges Volk, wenn er nur so gut sein wollte, nicht mehr Leute zu cujoniren und sie ungehindert arbeiten, verdienen, kaufen und verkaufen zu lassen. Wir baten blos für alle steißigen Hände um Erlaubniß, ungebunden arbeiten und auch dem Staate viel Geld verdienen zu dürfen, und schenkten ihm dafür gleich im Voraus alle unsere landrechtlichen Ansprüche auf Constitution und Kammern, auf alle die elende, ertogene Freiheit, die nach Hansemann blos viel Geld kostet.

Dadurch unterschieden wir uns wesentlich von allen andern literalen Bestrebungen und Parteien und waren geradezu überzeugt, daß Alles, was sie verlangen, nicht besser erreicht werden könnte, als auf unserm Wege. Wir wollen und können keine Partei sein. Adam Riese, Arithmetik und Naturgesetze sind wener königlich noch republikanisch. Ich weiß nicht mehr, wie dieser unser Freihandelsverein entstand. Jedenfalls war Faucher der genialste und anregenste Hauptfactor darin. Rodbertus, Director der Hauptsteuerämter, personificirte die liebenswürdigste, anekdotenreiche Jovialität und den Humor schutzzöllnerischer Verirungen, J. Prince Smith, jetzt mit Faucher Mitglied der zweiten Kammer, in Vorträgen und in geharnischten, kurzen, schlagenden Broschüren, die ihm von England her angeborne Thatsachen- und Zahlen-Dialektik gegen die staatlichen Zwangsanstalten, der blitze Stein kladderadatschigen Hohn gegen die Handels- und Industrie-Künstler, die zu einander sagten: „Schlägst Du Deinen Juden, schlag' ich meinen Juden“ (und das ist das wahre Princip aller Zollmaßregeln zwischen verschiedenen Staaten), Dr. Wiß, jetzt amerikanischer Consul in Austerdam, die Kritik staatlichen Zwanges, und David, ein Berliner Kaufmann, die Nachtheile und Verwüstungen des Schutzzolls in ganz speciellen Gebieten des Handels. Ich selbst wurde auch nicht für überflüssig gehalten, da ich scharf aufspitzte, um die schlagenstten Thatsachen und Pointen immer gleich als kleine Münzen in Notizen und Correspondenzen unter's Volk zu schleudern. Doch wir schreiben hier keine Schilderung der Freihandelspersönlichkeiten, sondern nur eine Skizze zu rem Portrait des genialsten und schlagfertigsten Apostels der Gewerbe und Handelsfreiheit. Sein Leben bis zu der Zeit unseres Freihandels-Vereins ist in wenigen Zügen abzumachen.

Dr. Julius Faucher, Mitglied des preußischen Landtags, ist von Geburt ein Berliner und Franzose. Das erklärt viel in seiner vielfach unerklärlichen Individualität. Er wurde 1820 den Tag hat er mir nicht genannt, sich wohl auch wenig darum bekümmert) — an der Berlinischen Ecke geboren, unter den Linden und der Friedrichsstraßen-Ecke der Kranzler'schen Officier-Conditorei gradeüber. Das Haus gehörte, glaub' ich, seinem Vater, der damals ein bedeutendes Ladengeschäft in Officier-Artikeln u. s. w. darin betrieb. Er gehörte zur französischen Colonie, deren Mitglieder Nachkommen der aus Frankreich vertriebenen Emigranten sind, welche unter Friedrich Wilhelm II. eine bereitwillige Aufnahme in Berlin fanden und eine Menge Cultur, Bildung und Industrie einbürgerten. Die Faucher's waren aus der Provence gekommen und sind noch jetzt in zwei Zweigen, in Berlin und Kassel, vertreten. Leon Faucher und die beiden napoleonischen Generale desselben Namens stammen auch derher Familie.

Julius Faucher ist als echter Berliner zugleich noch ein echter Franzose und zwar ein Provençale. Seine Züge, sein Profil, seine Farbe, sein ganzes sinnliches, elastisches, impulsives Wesen sind südlich-romanischer Art und erinnern mit seinem Atom an deutsche Tugenden und Untugenden. Diese süd-romanische Flinkheit des Geistes und Körpers, unter scharfen Berliner Gamins an der scharfen Ecke aufgewachsen und täglich noch gewetzt und gewitzigt auf dem französischen Gymnasium und durch mathematische Studien auf der Universität, durch weite, übermüthige Ausflüge und Ausfreien, durch zweischneidigen Berliner Witz und die Alles in Grund bohrende absolute Kritik, durch allerhand Häkeleien und Hänfeleien junger, übermüthiger Freunde, deren Witz und Spott er durch sein stets schlagfertiges, geniales Wesen auf die Mensur herausforderte und immer mit bewundernswürdiger Schonung und Kaltblütigkeit zu ertragen oder auf die Gegner so zurückzuschleudern wußte, daß es ihnen nicht wohl that, — dies Alles und noch mehr, als ich weiß, gehört dazu, um und diesen merkwürdigen Faucher als Person und Charakter einigermaßen zu erklären.

Damit haben wir aber freilich noch nicht den scharfen, kenntnißdurchdringenden, volkswirthschaftlichen Journalisten und cäsarischen Agitator, der, wo er sich auch hinstellt und den Mund aufmacht, Alles fesselt und mit sich fortreißt, sie mögen wollen oder nicht. Es ist wahr, daß er, von 1845 an in die Bewegung der Geister gerissen und mit ihr immer tiefer in Gemüthlichkeit und Michelei am Leben kleben bleibend, besonders die praktischen Beziehungen verschiedener Völker zu einander mit scharfem Blick in's Auge faßte, namentlich die Parteikämpfe in England, und dadurch zum Selbststudium der volkswirthschaftlichen Literatur Englands und Frankreichs gestihrt ward.

Das war just sein Feld und Fach. Das erfüllte und entzündete seine eigenste Natur und seine Specialität. Dazu kam der für die ganze deutsche Freihandelsbewegung günstige Umstand, daß der gediegenste und zugleich populärste volkswirthschaftliche Schriftsteller und Enthusiast, der geborne Engländer John Prince Smith, von Elbing nach Berlin übersiedelte, sich mit Faucher sofort befreundete und um ihn herum der Berliner Freihandelsverein zum freudigsten Leben und tüchtiger Wirksamkeit zusammenfloß. Wenn ich genau sagen sollte, wer hin die eigentlich gestiftet, würde ich mir damit helfen, die Stiftung ganz abzuleugnen. Wir kamen eben zusammen und disputirten und lachten über die ungeheuere Pfiffigkeit der Staatsdenker und Handelsminister, die sich immer so steißig über militärisch-zollmerische Grenzen hinweg bedrohten und wirklich oft ihre eigenen Juden schlugen, wenn England oder Frankreich seine Juden schlug, d. h. die ihrem eigenen Volke künstlichen Mangel, künstliche Theurung verordneten, wenn die Zöllner und Sünder anderer Staaten ihren Unterthanen die Werthe und Waaren anderer Völker vertheuerten. Man nannte das Repressalien, Gegenseitigkeit. Von der Heydt nennt's am Ende noch so.

Also wir kamen eben zusammen und immer wieder zusammen und wurden ihrer immer mehr, und Rodbert erzählte in der treuherzigen, jovialsten Art seine volkswirthschaftlichen Anekdoten, nur der dicke Stein machte volkswirthschaftliche Couplets und Kernsprüche dazu, und David sang Psalmen über Calico und Cotton, und John Prince Smith stand zuweilen auf und ereiferte sich und zerlegte mit dialektischer Schärfe irgend einen neuen Schutzzöllner-Unsinn des Tages, und Faucher schoß dazwischen hin und her, theils persönlich, theils mit Bemerkungen, die uns Alle überraschten, und war oft ebenso unerklärlich rasch verschwunden, wie er gekommen.

Lauter Witz, Leben, Schaffinn, substantielste, mir ganz neue, bezaubernde Wissenschaft, welche ganze Welten von Vorurtheilen und Staatsdoctrinen zertrümmerte und ein Völkerleben des Friedens, der Freiheit, des Wohlstandes und der Bildung eröffnete, wie es keine politische Partei je zu hoffen und zu versprechen gewagt. Und aus diesem Bereine gingen die Zeitungsartikel und Broschüren hervor, welche wirklich und wahrhaftig den Grund zu der volkswirthschaftlichen Massenbildung legten, die jetzt anfängt, Staaten zu regieren und alle schöpferischen Kräfte der Völker für einander zu erlösen.

Es waren die glücklichsten Abende meines Lebens. Die ganze Welt wurde mir neu geschaffen und jedes Ding darin in einem neuen, schöneren, kosmopolitischen Lichte gezeigt. Ich erwähne das, weil ich weiß, daß es den Meisten, die sich um Volkswirthschaft nicht sonderlich gekümmert haben und Faucher zum ersten Male reden hören, wie dies neuerdings Tausenden passirt sein muß, ganz ebenso geht. Es sagen zwar hinterher Manche, es war Schwindel, Sophistik mit viel Phantasie und kecker Behauptung, aber sie werden's nicht wieder los und bemühen sich hernach vergebens, in den gemüthlichen Zustand ihrer Froschperspective zurück zu sinken.

Faucher und der dicke Stein schrieben damals besonders für den „Allvater" der Handelsfreiheit, die Börsen-Nachrichten der Ostsee. Aber das war Alles nichts gegen das lebendige Wort. Faucher ist seitdem immer Journalist gewesen. Aber Faucher ist weniger Schriftsteller. Faucher muß reden. Dann ist er immer ein Gott, der um und um beschwingte Gott Mercur, dem Minerva und die Musen willig dienen und vor welchem sogar der ungeschlachte Schlachtengott Mark die Segel streicht und hinter dem selbst abgeronnenen Helme flucht, daß er nichts Geschicktes gelernt habe, um sich davon, wie andere anständige Leute, selbst nähren zu können.

Wir wollen die schriftstellerischen Verdienste Faucher's durchaus nicht über die Achsel ansehen, sondern meinen nur, daß sie gegen sein lebendiges Wort zurücktreten. Als Redacteur der Stettiner Börsen-Nachrichten von 1846 an wurde er mit seiner Feder allerdings bedeutend genug: er segte damit ganz Norddeutschland rein von den Ueberresten schutzzöllnerischer Feiglinge und Bettler, die nicht „bestehen" zu können vorgeben, wenn der Staat keine Armeen an den Grenzen zum Schutze gegen bessere und billigere Waare des Auslandes aufstellt und alle Inländer zwingt, die schlechtere Waare allein zu kaufen und mit jeder Elle Kattun, jedem Viertelpfund Zucker ꝛc. ein Almosen an die Fabrikanten zu zahlen.

Aber er feigte mit der Feder nur in bereits volkswirthschaftlich gebildeten Köpfen. Er kann oder will nicht populär schreiben. Dagegen giebt es nichts Fascinirenderes und Fesselnderes als sein lebendig Wort. Er fängt ganz ungenirt und ohne Phrase, ganz leicht und spielend mit irgend einem alltäglichen Dinge an, das Jedem vor der Nase liegt und bekannt ist. Mit einem Satze, einem Blitze zeigt er darin eine allgemein gültige, volkswirthschaftliche Wahrheit ganz handgreiflich, und Jeder wundert sich, daß er sie bisher nie sah. Nun sieht's auf einmal Jeder, nun packt er's und ist ganz glücklich darüber und horcht mit gespanntester Aufmerksamkeit, wie der Redner, wie der kecke, gerrungene, flinke Sprecher ohne alle Rednerei spielend, mit dünner, etwas heiserer, nicht einmal wohllautender Stimme allen Rednerpomp Lügen Strafe und in ganz gemeinen, kleinen Alltäglichkeiten Gesetze und Wahrheiten nachweist, die sich unendlich über die ganze Erde hinweg geltend machen und Jeden betrafen, der sie verletzt, und Jedem wohlthun, der sie frei walten läßt. In dieser eigensten Specialität macht's ihm Keiner nach, obwohl wir die jahrelang fortgesetzte, auf einem bestimmten Gebiete verharrende, jetzt mit jedem Tage siegreichere praktische und volkswirthschaftliche Thätigkeit eines Schulze-Delitzsch viel höher stellen. Faucher wirkte auch in Stettin durch das lebendige Wort im Freihandels-Verein und in Privatkreisen viel rascher und durchgreifender, als mit der Feder. Stettin ist eine bombenfeste Freihandelsstadt geworden.

Die politischen Kämpfe von 1848 scheinen ihn wenig oder nur unangenehm berührt zu haben: politisches Parteigezänk hatte keine Ohren für die staatswirthschaftlichen Bedingungen wahrer und wirklicher Freiheit für alle Menschen über politische Grenzen des „Zwangsstaates" hinaus. Er ging in die Paulskirche, nicht um einen Kaiser machen zu helfen, sondern die „Tarifstangen" zu bewachen. Später fanden wir ihn thätig, um einen Congreß der Handelsstädte für Betreitung volkswirthschaftlicher Bildung zu Stande zu bringen. Er agitirte dafür in Hamburg und Bremen und vertrat auf dem Congreß selbst Elbing.

Als der militärische „Zwangsstaat" in Berlin und Frankfurt allen Volksvertretung und Volkswirthschaft mit Säbeln und Bajonneten ein Ende gemacht und den noch nicht beendeten Bürgerkrieg gegen Natur- und Menschenrechte als „Staatsrettung" gegen die Interessen, von denen dieser Staat lebt, begonnen hatte, kam Faucher nach Berlin zurück und erklärte dem ganzen Principe des „Zwangsstaates" den Krieg durch Gründung der „Berliner Abend-Post". Auch die größten Feinde dieser radicalsten und zugleich friedlichsten aller Zeitungen, die je in der Welt erschienen sind, können, wenn sie sonst nur gebildete Menschen sind, ebenso stolz auf diese Erscheinung sein, wie auf deren philosophischen Vorgänger, die Hallischen und Deutschen Jahrbücher von A. Ruge. So etwas war eben nur auf Grund der allseitigsten und tiefsten wissenschaftlichen Bildung und Kritik möglich, und die Abend-Post nur in Berlin, wo die absolute Kritik dem absoluten Zwangsstaate in's Gesicht ihre Feste und Siege gefeiert hatte und nun durch die Abend-Post alle Positionen in allen Stadien der alltäglichen Wirklichkeit zergliedert und zersetzt wurden.

Wir widerstehen der Versuchung, diesen kritisch-volkswirthschaftlichen Radicalismus hier erklären zu wollen. Nur so viel, daß er nichts weiter verlangte, als ehrliche, volle Freiheit in Angebot und Nachfrage, in Production und Verwerthung aller Bedürfnisse und Lebensbefriedigungsmittel, also z. B. in Bezug auf den Staat selbst und seine Zwangsmittel für Selbsterhaltung, daß nur der für den „Staat" bezahle, der ihn brauche, und je nach Leistung und Gegenleistung, und nur der zum Militär-Budget beitrage, der für Sicherheit und Staatseinrichtung nach dem Marktpreise etwas schuldig geworden sei. Man müsse sich Staat, Soldaten ꝛc. je nach Bedürfniß kaufen können, etwa von Compagnien, die uns ja auch je nach Bedürfniß mit Gas, Wasser, Kohlen ꝛc. versorgen.

Dies sieht, so plötzlich in den Zwangsstaat hineingestellt, mehr komisch als gefährlich aus; aber es ist weder das Eine, noch das Andere, wie wir das Princip in einzelnen praktischen Richtungen ja bereits in England sehr ruhig, wohlthätig und großartig wirken sehen. —

Die Abend-Post wird als besonderes Organ des volkswirthschaftlichen Radicalismus und somit als eine vorher kaum geahnte, geschweige versuchte wissenschaftliche Schöpfung eine ewige Merkwürdigkeit bleiben, wenn auch nur als Curiosität der Presse, wiewohl sie für meinen Theil immer noch leise, daß sie später einmal die Menschheit wirklich von aller „Zwangsstaaterei" erlösen werde. Die Abend-Post erschien im „Bullenwinkel", dicht am Hansveigtei-Platz, wo die Redacteurs und Mitarbeiter Abends „kneipten". Das waren glückliche, geniale Abende, obgleich bald Dieser, bald Jener vermißt und als ausgewiesen oder eingesteckt gemeldet ward. Dabei fürchteten wir uns weder vor Hinkeldey, noch Manteuffel und meinten, wir würden sie unbedingt überleben, wie's denn auch wirklich gekommen ist. Verbot, Confiscation, Pressedeits-Entziehung, Ausweisung, Preß-Processe, Gefängniß — darauf waren stets Alle gefaßt, und namentlich mich empfingen sie Abends oft mit Verwürfen, daß ich noch nicht eingesteckt oder über die Grenze gebracht sei. Aber ich kam nur einige Monate später in England an, als die beiden Abend-Postillons Faucher und Jacoby.

Sie waren wegen Pressedelicts-Entziehung und mehrerer eingeleiteten Preß-Processe 1850 hinübergegangen. Ich folgte ihnen im Mai 1851 auf einem Hamburger Schiffe, wo die damals öberreichische Polizei in Hamburg mich und zwei ungarische Offiziere vergebens gesucht hatte, da wir zwischen zwei Schafheerden auf dem Deck unter Stroh saßen.

Der Erste, der mir in London von allen Berliner Leidens- und Freudengenossen entgegenkam, war Faucher. „Kommen Sie morgen früh nur gleich in die Redaction und fangen Sie an!" sagte er. „Vorläufig giebt's nur 25 Schillinge wöchentlich, aber Sie können leicht mehr verdienen."

Er saß schon mitten in der gewaltigsten Arbeit als Berichterstatter über das damalige Weltereignis, den ersten kosmopolitischen Tempel der volkswirthschaftlichen Religion, die große Ausstellung. Dazu hatte er eine deutsche Ausgabe der „Illustrated London News" begründet und alle möglichen literarischen Kräfte dafür engagirt. Unter diese führte er mich gleich den folgenden Morgen ein. Leider wurde sie durch das Ungeschick eines ganz unsähigen Redacteurs noch vor Beendigung der Ausstellung verdorben.

Wir kletterten an diesem ersten Tage in London auf den „Top" eines Omnibus und fuhren nach seiner Privatwohnung.

Julius Faucher.

Er hatte ſich ſchon ganz hübſch häuslich eingerichtet. Die junge Frau ſaß auf einem echt engliſchen Bequemlichkeitsſtuhl, die in Deutſchland noch immer Seltenheiten ſind, die zweijährige „Lucy“ ſaß ſpielend auf dem Teppich daneben und ſah mich mit großen, verwunderten Augen an. Für mich hatte dies Bild deutſcher Häuslichkeit nach langem Umherirren und begrabenem eigenen Haus- und Herzensfrieden etwas ungemein Rührendes. —

Da wir weiter keine Gelegenheit haben, Faucher's Familienleben in dieſer Skizze zu berühren, bemerken wir hier nur, daß er ſich in Berlin 1845 mit Fräulein Kareline Semmerbroo verheirathet und Lucy das einzige Kind am Leben geblieben iſt. Später wohnte er in eigenen hübſchen Villa's zu London. Bis 1855 correſpondirte er hauptſächlich für deutſche Zeitungen und importirte damit ein reiches Material von Aufſchlüſſen über alle mögliche engliſche Verhältniſſe, die bisher uns räthſelhaft erſchienen. Während der Zeit hatte er tüchtig Engliſch gelernt, beſonders in den Discuſſions-Clubs, in denen er hernach ſelbſt oft genug als hinreißender Redner in engliſcher Sprache von den beredteſten Engländern bewundert und mit Beifall überſchüttet ward, wie ich es ſelbſt oft genug als Augen- und Ohrenzeuge erlebt habe. Im Jahre 1855 wurde er durch Cobden's Einfluß Mitredacteur der von der Freihandels-Partei mit großartigen Mitteln ausgeſtatteten, täglich zweimal erſcheinenden Zeitung: „Morning and Evening Star“ (Morgen- und Abendſtern). Alſo der deutſche Journaliſt und Redacteur ſitzt plötzlich mitten in der City von London im eigenen Zimmer, im eigenen, großen Palaſte der Partei, welche die Kornzölle abgeſchafft und England jetzt zum durchgebildetſten Freihandelsſtaate erhoben, als Mitredacteur ihrer Zeitung! Eine Wandelung und eine Situation, wie ſie nicht ſo leicht zum zweiten Male vorkommen wird.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Wirkſamkeit zu ſchildern. Aber nicht unterlaſſen kann ich, wenigſtens zu erwähnen, was es immer für ein Feſt für mich war, mit Faucher durch dieſes unerſchöpflich geheimnißvolle Ungeheuer London zu flaniren. Die unentwirrbarſten Labyrinthe, das unabſehbarſte Gewinde und Geäße des betäubenden Welt- und Kleinverkehrs, Menſchen, Trachten, Phyſiognomien, Gebäude, Straßen, Stadttheile — Alles verrieth ihm auf den erſten Blick Geheimniſſe und Erklärungen dazu, wie ſie Niemand vorher geahnt oder geſehen und wie ſie hernach Jeder als ſchlagend richtig und ganz weſentlich findet. Das iſt ſeine Specialität, ſein Dämon. Sein Auge iſt ein volkswirthſchaftliches Genie, ein culturgeſchichtlicher Hellſeher.

Im Jahre 1860 beſuchte er einen volkswirthſchaftlichen Congreß in Deutſchland. Angeregt durch dieſes neue Leben gab er mit dem 1. Januar 1861 ſeine ſehr anſtändig und feſt honorirte Wirkſamkeit in London auf und verbreitete ſofort die volkswirthſchaftliche Bewegung in Süddeutſchland, wo er, von Ort zu Ort eingeladen, raſch hinter einander Köln, Frankfurt, Offenbach, Hanau, Wiesbaden, Darmſtadt, Dietz, Dillenburg, Herborn, Mainz, Caſſel, Karlsharen, Fulda, Heidelberg, Worms, Karlsruhe, Heilbronn, Stuttgart, Göppingen, Reutlingen, Luxwigsburg, Ulm, Kirchheim, Nürnberg, Würzburg ꝛc. beſuchte und überall mit dem größten Erfolge volkswirthſchaftliche Vorträge hielt und praktiſche Anregungen hinterließ.

Daß er auf den drei volkswirthſchaftlichen Congreſſen zu Köln (wohin er von England eingeladen worden war), Stuttgart und

Weimar nicht fehlte und es nicht an sich fehlen ließ, versteht sich. Seinen norddeutschen Feldzug (Hamburg, Lübeck ꝛc.) begann er im Mai 1862. Dann folgte im Herbste der schlesische durch Breslau, Kattowitz (diese neue Wunderstadt der Industrie), Neiße, Glogau, Liegnitz, Waldenburg, Freiburg ꝛc.

Am Abend des 30. März trat er in der Centralhalle zu Leipzig, umgeben von den Fahnen sämmtlicher Zollvereinsstaaten und einem dichtgedrängten Publicum, als erster Redner zur Feier des vor dreißig Jahren vollzogenen Beitritts zum Zollverein auf; einige Tage später mit demselben glänzenden Erfolge in Chemnitz. Die sächsischen Zeitungen berichteten darüber wie über einen Cäsar, der „kam, sprach, siegte". „Das ist eine bedeutende Persönlichkeit," heißt es in einem Privatberichte aus Leipzig. „Ich habe selten einen glänzenderen, kenntnißreicheren Redner gehört, als diesen Mann. Nur noch zwei, drei solche Kräfte, und die Bewegung ist da."

Welche Bewegung? Spitzen nicht schon die Spitzel die Ohren? Brauchen sich keine Mühe zu geben. Die Bewegung für volkswirthschaftliche Bildung und den Zollverein und die praktische Einheit Deutschlands und aller Völker kann und soll Niemand mehr hindern. Dafür ist Faucher da und Schulze-Delitzsch und Max Wirth und sind die Früchte da, die sie gesäet und die jede fleißige, gebildete Hand wieder und weiter sät, um Früchte daraus zu zeitigen. Faucher wird hoffentlich seine Feldzüge fortsetzen. Die von ihm begründete „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte" ist allerdings nicht für's Volk, aber sie soll und wird eine feste Burg der strengen, unerbittlichen Wissenschaft für die Männer von Fach sein.

Als Mitglied des preußischen Landtags (gewählt von Delitzsch) hat Faucher selten und wenig gesprochen. Dieser Constitutionalismus ist nicht sein Feld und Fach. Es wird ihm wahrscheinlich sehr gleichgültig sein, ob wir 'n Bischen mehr oder weniger von der Freiheit fressen, die blos Geld kostet, das Andere für deren Unterdrückung mißbrauchen. Faucher muß eine Feldzüge fortsetzen. Auch wird er mehr thun. Sagte er doch neulich erst, er sei noch ein Anfänger.

H. Beta.

Das Ende des Polizei-Spions.

Ein Lehmgericht des neunzehnten Jahrhunderts.

„Alles schon dagewesen," sagte der weise Rabbi Ben Akiba, und so möchte man fast vermuthen, daß die heutige Junkerpartei, freilich unter veränderten Umständen, dieselben Anspröche erhebt, wie vor der Katastrophe des Jahres 1806, als der Minister Haug wie und der geheime Cabinetsrath Lombard die Geschicke des preußischen Staates leiteten. Wie diese Garderoffiziere ihre Säbel auf den öffentlichen Trottoirs wetzten, um die Franzosen damit in Stücke zu hauen, und wie sie bei Jena eine moralische Niederlage erlitten, welche viel schlimmer war, als die militärische, hat uns die Geschichte genuglam gezeigt; wie viele dieser Menschen aber späterhin den Bestrebungen eines Freiherrn von Stein, eines Schill und eines Dörnberg zur Einigung Deutschlands verrätherisch entgegenarbeiteten, darüber ist wenig bekannt geworden, da man es in den höhern Kreisen aus leicht begreiflichen Gründen für zweckdienlich gefunden hat, das damalige Thun und Treiben der verirrten Söhne mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken. Es wird daher nicht uninteressant sein, wenn wir eine seltsame Begebenheit, welche sich am Hofe des Königs Jerôme am Ende des Jahres 1810 zu Kassel zutrug, mit kurzen Worten erzählen, da dieselben ein trübes Schlaglicht auf die damaligen Zustände wirft.

Ein gewisser Herr von B., dessen Stammgut keine tausend Meilen von der idyllischen Spree entfernt lag, hatte wie so viele Andere seines Schlages bei Jena Fersengeld gegeben und nach dem für Preußen so unglücklichen Friedensschluß zu Tilsit bei seinen Verwandten in der Mark sich als Krippenreiter herumgetrieben, weil es am preußischen Hofe Nichts mehr zu schmarotzen gab und er sich in Berlin seiner Schulden halber nicht mehr sehen lassen durfte. Da schrieb ihm nach längerer Zeit ein Verwandter aus Kassel, daß es sich am neuen Hofe des Königs Jerôme sehr gut leben lasse, wenn man nur seinen deutschen Charakter verleugne und die gehörige Portion Servilität zur Schau trage. — Es war in der That eine traurige Zeit, als Deutschland, die auf ihren alten Adel pochten und sich stets für die sichersten Wächter der Fürstenthrone ausgegeben hatten, von nahe und ferne nach der Wilhelmshöhe eilten, um dem aufgedrungenen Usurpator ihre Huldigungen zu erweisen, während der bei weitem ehrenhafter gesinnte Mittelstand sich grollend in die engeren Familienkreise zurückzog. Die Sittenlosigkeit, welche am westphälischen Hofe herrschte, hielt die Junker nicht ab, ihre Frauen und Töchter mitzubringen, im Gegentheil glaubte man eine bessere Aussicht auf Carriere zu haben, wenn man bei den Liebeshändeln einer schönen Gemahlin oder coquetten Schwester zur rechten Zeit ein Auge zudrückte.

Herr von B. im Besitze einiger hundert Louisd'or fand sich bald auf dem glatten Parquetboden des Kaiserlichen Hofes zurecht, nachdem er der lockenden Einladung seines Verwandten gefolgt war, und wußte sich in kurzer Zeit die Gunst einflußreicher Männer und Frauen zu erwerben, ja den König selbst wußte er für sich zu interessiren, indem er ihm eine reiche Auswahl von Anekdoten aus der Chronique scandaleuse des Berliner Hofes auftischte. General d'Albignac, der damals bei Jerôme in hohem Ansehen stand, bot ihm seine Fürsprache an, falls er wieder in die militärische Carriere treten wolle; allein v. B. hatte seit dem Tage von Jena allen Geschmack daran verloren; er hatte eingesehen, daß der Dienst im Felde himmelweit von dem Parademarsch verschieden sei, auf welchem er es bis zu dem Range eines Rittmeisters gebracht hatte, und seine Bestimmung vorgeschrieben hatte, bei dem Avancement in der Armee den Adel ja nicht zu bevorzugen, sondern nur auf die Tüchtigkeit zu sehen. Da ihm sein Stammbaum allein deshalb in dem Heere keine höhere Stellung verschaffen konnte, so beschloß unser Junker, denselben desto mehr im Hofleben zu verwerthen, und der Großkronjägermeister, Graf von Hardenberg, derselbe, welcher den hannöverschen Marstall so getreu verwaltet hatte, wußte ihm eine Charge zu verschaffen, die ihm einen reichlichen Gehalt bot und ihm nebenbei die Gelegenheit gab, seinen angeborenen Hange zum Intriguiren zu folgen. Graf Bercagny, der Generaldirector der Polizei und ein vorzüglicher Menschenkenner, hatte Herrn von B. längst beobachtet und glaubte aus gewissen Thatsachen, die ihm zu Ohren gekommen waren, mit Recht schließen zu können, daß dieser unter einer gewissen Dressur ein brauchbares Werkzeug für seine Zwecke werden könne.

Schon längst hatte der Vorstand der Sicherheitsbehörden sich nach einem passenden Agenten für die höheren Kreise umgesehen, denn er wußte wohl, daß es unter dem norddeutschen Adel nicht blos Junker gab, sondern auch Exeellente, welche die Erniedrigung ihres Vaterlandes mit Ingrimm ansahen und danach strebten, das verhaßte Joch abzuschütteln. Den Umtrieben dieser nachzuspüren, hielt Bercagny für seine höchste Aufgabe, und es gelang ihm ohne große Mühe, v. B. durch reiche Geschenke und Versprechungen für diesen Zweck zu engagiren. Unter dem Mittelstande und unter dem Volke, welche beide Stände der westphälischen Regierung ganz besonders abhold waren, wurde die geheime Polizei durch den rührigsten Commissionair Gärtner und durch den berüchtigten Wirz verwaltet, die wiederum, ohne daß Bercagny es wußte, mit Fouché und Savary in Verbindung standen. Außerdem gab es in Kassel im Ministerium des Innern noch ein geheimes Bureau, in dem regelmäßige Conduitenliste über Beamte und andere einflußreiche Leute geführt wurden, deren Denuellten sogar als Spione gegen die eigene Herrschaft benutzt werden konnten. Dieses unmoralischste aller Institute fand späterhin nach den sogenannten Befreiungskriegen bei den legitimen Regierungen ungemessenen Beifall, obgleich man sonst schnell genug bereit war, alles Gute, was die französischen Institutionen mit sich führten, gründlich zu beseitigen. Herr v. B., der diese Conduitenlisten fleißig mit füllen half, sollte bald genug zu seinem eigenen Entsetzen erfahren, daß diese unheimlichen Papiere zuweilen wie ein zweischneidiges Schwert wirken.

Das Jahr 1809 brachte eine bewegte Zeit mit sich. Dörnberg, Schill und Friedrich Wilhelm von Braunschweig zeigten, daß es unter der Aristokratie noch Männer gab, die für Deutschlands Ehre und Recht ihre Degen in die Wagschale warfen. Da bei

allen diesen Unternehmungen das Königreich Westphalen am meisten gefährdet war, so hatte Herr v. B. Gelegenheit genug, sich durch eine unruhmliche Thätigkeit bei den Chefs der französischen Polizei beliebt zu machen. Schon früher hatte er im Auftrage Bercagny's alte Verbindungen unter der Junkerpartei in Berlin wieder angeknüpft, um das Thun und Treiben der dortigen Patrioten auszukundschaften. Namentlich war der Freiherr von Stein dieser Clique ein Dorn im Auge, und mit Freuden ergriff dieselbe die Gelegenheit, den großen Staatsmann dermaßen zu compromittiren, daß Napoleon auf seine Entfernung dringen mußte. Herr v. B. wurde von Potsdam aus benachrichtigt, daß an einem gewissen Tage ein Haufiren auf der Straße zwischen Marburg und Giessen zu arretiren sei, der einen Brief an den zu Homburg weilenden Fürsten von Wittgenstein zu übergeben habe, in welchem Stein seine Pläne enthülle. Dieses aufgefangene Schreiben war denn auch der Grund zu des großen Ministers Entlassung. Bei dem Dörnberg'schen Aufstande spielte die Verrätherei des Herrn v. B. wieder eine große Rolle, da er sich durch seine adagliate Natur das Vertrauen der Verschworenen zu verschaffen gewußt hatte. Unter dem Vorwand der Jagdliebhaberei trieb er sich auf den Gütern des Herrn von Malsburg umher, von wo aus er über die Pläne der Patrioten und über ihre Organisation mehrfache Berichte an den Grafen Fürstenstein (le Camus) und an den General Reubell schickte. Ja er hatte die Frechheit, mit dem Insurgentenheere bis zu der Knatlhütte zu reiten, und bei dem unglücklichen Gefechte und der Auflösung der Patrioten ward es ihm leicht genug, Kassel auf Umwegen zu erreichen, wo er die Proscriptionslisten mit ausarbeiten half. Schlau, wie er war, hatte er alle Spuren seiner Verrätherei zu verwischen gewußt, so daß die Feinde der Regierung wirklich der Ansicht waren, dieselbe sei von dem ebenso patriotischen als klugen Herrn v. B. grundlich unterrichtet worden. Auch war letzterer vorsichtig genug, die Thätigkeit ihres Agenten nicht durch officielle Gunstbezeigungen anzuerkennen, denn das hätte Argwohn erregen können, im Gegentheil wurde derselbe ganz im Geheimen durch eine bedeutende Geldsumme belohnt, während er nach wie vor seine unbedeutende Hofcharge bekleidete. —

In der westphälischen Armee herrschte damals ein eigenthümlicher Geist; die meisten Officiere waren bürgerlicher Abkunft und gewannen die militärischen Institutionen, welche aus der französischen Armee stammten, deshalb lieb, weil der frühere Gamaschendienst mit dem alten Zopfe beseitigt war und das Avancement nach Verdienst und Tüchtigkeit ging. Auch war der König Jerôme wegen mancher verföhnenden Eigenschaften nicht unbeliebt, jedoch blieb man im Herzen deutschgesinnt, und wenn man auch Krawalle und Putsche sogleich mit den Waffen zu unterdrücken bereit war, so war doch der größte Theil der Officiere und Soldaten entschlossen, bei einem ernstlichen Aufstande auf die Seite des Vaterlandes zu treten. Nichts beleidigte aber den esprit de corps mehr, als die geheime Aufpasserei der französischen Generale am Kasseler Hofe, die freilich die eigentlich schmutzige Arbeit durch Renegaten, wie v. B., verrichten ließen. So konnte es denn nicht fehlen, daß man diesen Spitzeln, hoch oder niedrig, auf die Spur zu kommen suchte, und der Zufall fügte es auch, daß ein patriotisch gesinnter Secretair, der in dem Bureau der höhern Staatspolizei angestellt war, Abschrift von gewissen Papieren nahm, welche den Herrn v. B. ganz besonders incriminirten; auch gelang es ihm, einen eigenhändigen und nicht in Chiffren geschriebenen Brief des schlauen Junkers, in welchem derselbe sich auf das Höchste compromittirte, ohne Mühen zu erregen, bei Seite zu bringen. Diese Documente wußte der Beamte auf fichere Weise in die Hände eines Officiers der Gardejäger (früher Dörnberg's Corps zu spielen, von dem er mit Sicherheit voraussetzte, daß er ein Mitglied des patriotischen Zweigcomite's war, das damals heimliche Sitzungen in Kassel, fast unter den Augen der Regierung, hielt.

Der Sylvesterabend des Jahres 1810 füllte die Straßen von Kassel mit regem Leben. Tausende strömten vor dem Palais des Königs zusammen, um die glänzenden Equipagen vorfahren zu sehen, aus denen reichgeschmückte Masken stiegen, welche schnell zwischen betreßten Lakaien die hohe Schlosstreppe hinauf verschwanden. In den Sälen oben wogte ein buntes Leben auf und ab, da Alles, was zu den höhern Kreisen gehörte, eingeladen war, und Jerôme es vortrefflich verstand, solche Feste zu arrangiren. Der König selbst, im Costum Franz des Ersten, schritt an der Seite der schönen Gräfin O. durch die hohen Gemächer und gab hin und wieder näher bekannten Personen ein freundliches Erkennungszeichen. Auch Herr v. B. trieb sich im schwarzen Domino unter der Menge herum, behufsam schleichend, um etwaige Liebesintriguen zu erlauschen, mit denen er dann dem andern Tag den Hofcandal bereichern wollte. Da berührte Jemand seine Schultern, und als er sich umkrehte, gewahrte er ein florentinisches Blumenmädchen, welches ihm ein Rosenbouquet überreichte. Als er dieses näher betrachtete, sah er ein sauber gefaltetes Billet darin stecken. Schnell gefaßt, entfernte er sich in einen stillern Corridor, wo er unbeachtet das Briefchen entfaltete und folgende Worte las:

„Theurer Herr v. B.! Eine schöne Dame, die von Ihnen bewundert zu sein glaubt und vor Sehnsucht nach Ihnen stirbt, erwartet Sie diese Nacht. Folgen Sie ohne Bedenken der Ueberbringerin, denn die Gelegenheit möchte sich nicht wiederfinden."

Der edle Junker, der sonst aus guten Gründen dergleichen einsame und risquante Abenteuer nicht liebte, überlegte eine kleine Weile, ob er die Einladung annehmen sollte oder nicht, indessen belaß er von seinem frühern Berliner Leben noch Leichtsinn genug, um derselben zu folgen. Am Ende des Corridors, am Eingang des großen Saales, sah er das Blumenmädchen vorsichtig winkend stehen und folgte demselben unbemerkt; doch als sich dasselbe durch eines der Hauptgemächer wand, wo gerade von einer Anzahl Masken ein Menuet getanzt wurde, traf er den König mit seiner Dame, der in der vortrefflichen Laune zu sein schien. „Heda, Maske! wohin? Die Larve herunter!" Als dieses natürlich augenblicklich geschah, fuhr Jerôme fort: „Ah, Herr v. B. wieder auf Schleichwegen!" und auf das Blumenmädchen deutend fügte er hinzu: „das scheint eine gefährliche kleine Hexe zu sein, nehmen Sie sich in Acht!" Der durch ein vornehmes Kopfnicken entlassene Cavalier stieg nun an der Seite seiner Begleiterin eine Nebentreppe hinunter und gelangte so auf eine weniger frequente Gasse, wo der scharfe, eisigkalte Nachwind ihn über Augenblick stutzig machte. Doch das Blumenmädchen schritt unbekümmert weiter, sich nur von Zeit zu Zeit umsehend, ob er auch nachkäme. So gelangten sie auf den Friedrichsplatz und stiegen von dort in die schneeglänzende Aue hinunter. Herr v. B. wäre gern wieder umgekehrt, da er unheimlich zu fühlen begann, indessen fürchtete er den andern Tag wegen seines Kleinmuths ausgelacht zu werden, und außerdem beruhigten ihn die lustigen Gesänge der Gardechasseurs, welche in dem nahen Orangeriepalais einquartiert waren und auf des Königs Kosten die Neujahrsnacht feierten. Als nun seine stumme Führerin direct auf das bekannte Marmorbad zuschritt, welches zu jener Zeit häufig zu galanten Abenteuern benutzt wurde, folgte er unbedenklich, obgleich sie auf alle seine Fragen nur mit einem stummen Kopfschütteln antwortete. An einem kaum merklichen Seitenpförtchen blieb das Blumenmädchen stehen und klopfte dreimal sachte an, worauf sich dasselbe leise öffnete und v. B. mit seiner Begleiterin eintrat. Dieselbe führte ihn durch eine enge Passage in ein dunkles Zimmer, worauf sie plötzlich verschwand, während er im Finstern um sich tastend fast bestürzt zurückblieb. Da öffnete sich plötzlich eine Thür und ein hoher Mann in Cürassieruniform trat ein, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, den er auf einen mit Papieren bedeckten Tisch niedersetzte, ihm folgten noch zwei andere Officiere, nebst einem jungen Manne in Tracht eines Corporals der Gardejäger. Dem saubern Junker ging nun in der That ein Licht auf, und seine Zähne schlugen krampfhaft zusammen, als er sich in dem kleinen Ruheideszimmer des Marmorbades seinen gegenüber sah, an deren Verderben er planmäßig gearbeitet hatte. Zuerst kam ihm der Gedanke an Flucht an, doch wie er die lauernden Blicke seiner Gegner und deren Waffen sah, ließ er diesen fallen und beschloß sich durch unverschämtes Leugnen aus der Klemme zu ziehen. Er nahm die schwarze Sammetmaske herunter, kreuzte die Arme auf der Brust und fragte in arrogantem Tone, was die ganze Prozedur bedeute.

„Das werden Sie gleich sehen, Herr v. B.," sagte der Aelteste der Officiere, indem er einen Blick auf die vorliegenden Papiere warf. „Sind Sie nicht der Schurke, der im Dienste der geheimen Staatspolizei die besten Männer, um deren Freundschaft Sie heuchlerisch buhlten, verrathen und in das Unglück gestürzt hat? Haben Sie selbst nicht nach der Dörnberg'schen Affaire, als Alles wieder in das alte Gleis gekommen war, und der König selbst gern vergessen wollte, von Neuem wieder das Feuer geschürt und frische Denunciationen gemacht? Leugnen Sie noch? Hier sind die Contributionslisten über die Garde du Corps, die Gardechasseurs und die

erste Cürassierregiment, zu denen Sie so reichliche Beiträge geliefert haben. Diese Notiz über Obrist v. Manschall, aus Messungen geschrieben, ist von Ihrer eigenen Hand. Schauen Sie damit hieht er ihm den oben erwähnten Brief vor das Gesicht), können Sie Ihren eigenen Namenzug ableugnen?"

Wie vernichtet stand Herr v. B., die Wucht der Beweise erdrückte ihn fast, doch stotterte er mühsam heraus: „Die Conventikeln sind da auf dem Tische sind nichts als Copien und d.d.ngen keinen B.weis, und was den Brief anbelangt, so habe ich ihn ohne böse Absicht geschrieb:n, was mit General Allix mergen gen bewiesen wird."

Die Züge seiner Richter verfinsterten sich bei diesen Worten und der Vorsitzhrer entgegnete: „Halten Sie uns für so dumm, daß Sie uns mit solchem Gewäsch in die Falle führen wollen? General Allix mag ein ehrenwerther Mann sein, allein als Franzose möchte er Ihre Partei nehmen, da Sie einmal seine schmutzige Wäsche gewaschen haben."

„Um Gottes Willen, meine Herren, was haben Sie mit mir vor? Soll ich hier heimlich gemordet werden?" rief der Ex-Lieutenant Junker.

„Nein, morden sicher nicht," erwiderte der älteste Officier, „aber hier ist ein junger Mann, der noch ein Wörtchen mit Ihnen zu sprechen hat."

Der Corporal der Gardejäger trat nun vor, warf einen durchbohrenden Blick auf Herrn v. B. und sragte tenfelben mit dohnender Stimme: „Kannten Sie einen Wachtmeister Hohnemann, den General d'Albignac kriegsrechtlich erschiessen ließ? Wurde er nicht durch Ihre Vermittelung in Fritzlar verhaftet? Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

„Barmherzigkeit! Tödten Sie mich nicht! Ich will ja Alles bekennen," schrie v. B., dem die Haare zu Berge standen.

„Wir sagten Ihnen bereits, daß wir keine Mörder sind, obgleich ein solcher Spion unter allen ehrlichen Leuten vogelfrei ist, aber Satisfaction müssen Sie diesem jungen Manne geben, deßen nächsten Blutverwandten Sie verriethen," ertönte die tiefe Stimme des Cürassierofficiers.

„Ich mich mit einem Corporal schlagen? das geht ja nicht! Ich, ein Herr aus dem ältesten preußischen Adel, soll mit einem bürgerlichen Unterofficier die Klinge kreuzen! was würden meine frühern Cameraden dazu sagen?"

„Und ich sage Ihnen, Sie werden sich schlagen, oder Ihr Schicksal trifft Sie hier," erwiderte einer der Officiere, indem er einen Strick unter dem Mantel hervorzog und die Pantomime des Hängens machte.

Der Junker schauderte zurück, als wenn ihn eine Schlange gestochen hätte, so sehr hatte diese Drohung auf ihn gewirkt. „Nun, wenn es sein muß," stöhnte er, „so will ich Satisfaction geben, aber wie und wo und auf welche Waffen?" —

„Freut mich der preußischen Armee wegen, daß Sie sich dazu verstehen," sagte der ältere Officier, „es ist schon für Alles gesorgt; kommen die Herren nur mit in's Freie, die Sache wird bald abgethan sein. Aber keinen Fluchtversuch, Herr v. B., das muß ich mir ausbitten." —

Eine Minute später schritten die fünf Männer, Herr v. B. in der Mitte, über den vor Frost knirschenden Schnee nach der fest überfrorenen Fulda zu, während aus der nahen Orangerie-taserne die munteren Soldatengesänge erschallten und in der Stadt hech oben in der Höhe die Glocken das neue Jahr einläuteten. Der Mond schien fast mit Tageshelle und erhellte die Winterlandschaft mit einer solchen Klarheit, daß man sast die kleinsten Gegenstände erkennen konnte. Am Ufer des von der strengen Kälte mit fußdicken Eise überbrückten Flusses angekommen, bemerkte v. B. zwei Sappeure, die auf ihre glänzenden Aexte gelehnt eine große Oeffnung betrachteten, unter welcher die schwarzen Gewässer des Flusses rasch dahinströmten.

„Herr Major," sagte der eine, militärisch salutirend, „wir hatten schon gedacht, Sie würden nicht kommen, und waren schon besorgt, daß bei der strengen Kälte das Loch wieder zufrieren würde."

„Alles recht," sagte der Cürassier, „geht nur in Gottes Namen und sorgt dafür, daß hier keine Störung eintritt." —

Die Sappeure gingen, scheue Blicke hinter sich werfend. —

„Nun, Herr v. B., und Sie, Herr Corporal, treten Sie vor und entledigen Sie sich Ihrer Oberkleider; hier sind die Degen" — einer der beiden andern Officiere zog deren zwei unter dem Mantel hervor — „hier ein Fünfsrankenthaler, Kopf oder Wappen?"

„Kopf!" rief der Gardejäger, ehe der vor Schrecken halbtodte Junker nur sprechen konnte.

Der Corporal hat die Wahl, übrigens hat das nichts zu bedeuten, denn die Klingen sind gleich lang und gleich gut. Nehmen Sie Ihre Distanz!"

Es dauerte nicht einen Augenblick, so war der Gardejäger schon auf seinem Stande und hatte sich die Augen finster rollend ausgeletzt, unr Herr v. B., der mit unsicherer Hand den ihm zukommenden Degen ergriffen hatte, machte seine Miene anzutreten; seine Kniee schlotterten und seine Zähne klapperten, aber nicht vor Kälte, sondern aus Furcht. Todesangst, Scham und Gewissensbisse ergenzten bei ihm einen Seelenkampf, der seinen Geist unmachtete. Vergebens spähte er nach Hülfe umher, plötzlich wie von einem rettenden Gedanken gepackt, sprang er, einen wilden Schrei ausstoßend, nach vorwärts, aber nicht auf seinen ruhig wartenden Gegner, und verschwand mit einem Satze durch die in das Eis gehauene Oeffnung in den Wellen der ruhig dahinfließenden Fulda. Der Sprung war so schnell und überraschend geschehen, daß keiner der Anwesenden ihn daran hindern konnte, auch tauchte er nicht wieder auf, da ihn die Strömung augenblicklich unter die Eisdecke führen mußte. Bestürzt schauten sich die Officiere an, und dem eben noch so furchtlosen Chasseur fiel der Degen rasselnd aus der Hand. —

„Den hat Gott gerichtet, meine Herren," sagte der Cürassierofficier, „lassen Sie uns ein Vaterunser beten" — — —

Trotzdem daß alle Spuren des unglücklichen Ereignisses mit vorsichtiger Hand vertilgt waren und daß die strenge Kälte schon am nächsten Morgen das nasse Grab mit einer festen Eisdecke geschlossen hatte, tauchten doch nach einiger Zeit in Kassel über das Verschwinden des Herrn v. B. Gerüchte auf, welche der Wahrheit mehr oder minder nahe kamen. Dem Polizeiminister waren einige Indizien zu Ohren gekommen, die ihn bewogen, zum Könige zu gehen, um sich Verhaltungsregeln zu holen. Dieser hörte ihn ruhig an und sagte dann gelassen: „Man liebt den Verrath und haßt den Verräther." —

Die einzige Folge war, daß die Betheiligten in entfernte kleine Garnisonen versetzt wurden, wo sie bis zu dem Ausbruche des russischen Krieges lebten, in welchem Alle, bis auf Einen, dem wir diese Geschichte verdanken, den Tod fanden. —

Bei Ernst Keil in Leipzig erschien soeben:

Statistisches Jahrbuch der Turnvereine Deutschlands.

Im Auftrage des Ausschusses der deutschen Turnvereine herausgegeben

von

Georg Hirth.

gr. 8. — 24 Bogen. Preis: 1 Thlr.

Inhalt: Vorwort; Gedenktage auf 1863 (Geschichtskalender); Statistik des deutschen Turnwesens (Gesammtbericht des Herausgebers, Einzelberichte über den Bestand des Turnwesens in den verschiedenen Gauen Deutschlands von **W. Angerstein, L. Koppenhausen, L. Koppenhausen, L. Abels, Dr. L. Friedländer, Th. Georgii, Dr. Gickler, G. Jacobi, Th. Lange, J. L. Lecher, Dr. J. C. Lion, G. Lohmann, H. Schäfer, Fr. Siegmund, Ed. Strauch, F. Stöckelius, Dr. Weber, G. L. Weberti**; Ordnung für die Turntage der deutschen Turnerschaft; die nothwendigsten Turngeräthe (Recker, v. A. M. Gilcher); Ueber Turnhallen (von **W. Angerstein**); Alphabetisches Ortsverzeichniß mit den Adressen der Turnvereinsvorsitzende und Turnlehrer rc. — 2 Tafeln Abbildungen von Turngeräthen, 6 Tafeln Abbildungen mit den Grundrissen und Aufrissen der Turnhallen zu Leipzig, Stettin, Barmen, Bremen, Nordhausen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 18. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Almenrausch und Edelweiß.

Aus dem bairischen Hochgebirge.

Von Herman Schmid.

(Schluß.)

Quasi ließ den funkelnden Blick wie durchbohrend auf Kordel haften. „Wenn ich Dir nur in's Herz sehen könnt'!" knirschte er. „Wenn ich wüßt', daß es Dein Ernst wär' ... Du solltest schon sehen, ob der Quasi Wort halten kann! — Ich hab' Dir's geschworen, Kordel, und wenn meine Schand' so tief wär' wie der Hintersee, ich will Dich mit mir hinunterreißen bis auf den Grund ... ich könnt's vergessen, Kordel, wenn ich nit fürchten müßt', daß Dein' Falschheit so tief ist, wie meine Schand' ... Kordel, wenn ich Dich jetzt beim Wort nehmen thät'...."

„Thu's!" rief sie rasch, aber noch rascher folgte Quasi's Erwiderung.

„Ich hab's schon gethan!" sagte er, der Betroffenen näher tretend. „Deswegen bin ich wieder in der Ramsau — ich geh' in Dienst: es ist Alles schon in Ordnung mit dem Hartelbauern ... seit sechs Wochen hab' ich keinen Tropfen Branntwein über die Lippen gebracht...."

Kordel war zu überrascht, um sogleich eine genügende Antwort zu finden. „Das wird nur Dein eigener Nutzen sein ..." sagte sie halblaut.

„Mein Nutzen?" rief er wild. „Auf den kommt's nit an! Meinst Du, was ich thu', ich thu's meinetwegen? Deinetwegen geschieht's! Dich will ich demüthig sehen — will Dich dahin bringen, daß Du Wort halten mußt, und dann vor mir stehst und Deine Lüg' eingestehen und Dich schämen mußt ... vor mir, vor dem schlechten Burschen schämen...."

„— Das erlebst nit ..." erwiderte Kordel gefaßt.

„So beweise mir's!" rief er heftiger. „Ich hab' schon angefangen, Dir den Willen zu thun — gieb Du auch nach! Morgen ist Sonntag ... ich will in die Kirch', in Amt und Predigt gehen.... Wenn dann die Burschen draußen vor der Freithofthür stehen und beim Herausgehen mit den Mädeln reden ... versprich mir, daß ich Dich anreden darf...."

„Nein...."

„So leid's wenigstens, daß ich Dich grüß'! Versprich mir, daß Du mir danken, daß Du Dich nit abwenden willst...."

„Nein —"

„Nein?" schrie Quasi losbrechend. „Und Du willst mir weiß machen, daß es Dir Ernst ist mit Dein' Versprechen? Du willst, ich soll der Narr sein und Dir glauben? Auf was sollt' ich mich verlassen dabei?"

„Auf mein Wort."

„Da verlass' ich mich lieber auf mich selbst!" rief er wieder „Was brauch' ich auch all das Zeug' und das Warten und die Schererei! Jetzt bist wieder allein mit mir ... weit und breit ist keine lebendige Seel'; jetzt bin ich sicher, daß der verrückte Alte mir nit in den Weg kommt. ... Auf wen willst Du jetzt Dich verlassen?"

Kordel erwiderte kein Wort, aber sie deutete gen Himmel, und wie eine Antwort von dort fuhr auf einmal ein Windstoß um die Hütte, daß die Läden schlugen und vom steinbeschwerten Dache die Schindeln flogen.

„Was ist das?" rief Quasi erschrocken und riß die Thür auf, die der Sturm ebenfalls zugeworfen hatte. Der ganze Himmel war mit schwarzem Gewölk bedeckt, das vom Winde gejagt in die Berge hereinflog und ihre ruhigen Häupter verhüllte. „Das bedeutet nichts Gutes!" fuhr er fort. „Schließ den Kaser zu, Kordel, und mach', daß wir weiter kommen!"

„Es hat keine Gefahr," sagte das Mädchen in den Sturm hinausblickend. „Es ist nur ein Gewölk — da hinten kommt schon wieder der blaue Himmel nach!"

„Nein, nein," erwiderte Quasi, „es kann leicht noch mehr nachkommen; die weißen Striche und das Gekräusel sehen gerade so aus, als wenn's einen Schneesturm geben sollte! — Geschwind, Kordel, mach', daß Du fortkommst!"

„Ich kann nit, wenn ich auch wollt' — die Kalbin ist krank, ich kann das arme Thier nit allein verschmachten lassen!..."

„Aber wenn der Schneesturm käm', könntest Du ein Unglück haben! Es ist doch besser, wenn Du gehst — die Kalbin kann man morgen nachholen...."

Aus Worten und Mienen des Burschen sprach so unverhohlene unverstellte Angst, daß es Kordel bewegte und sie ihn mit milderem gütigem Blicke ansah. „Das geht nit," sagte sie, „und was kann mir denn geschehen da in meiner Hütten? Wenn ich Abends nit daheim bin, kommt der Bauer mit den Leuten herauf und schaut nach und holt mich.... Aber weil Du doch gerade da bist und willst ein Uebriges thun, so lauf' hinunter zu meinem Bauern — in zwei Stunden kannst unten sein ... in zwei Stunden mach' ich mich dann auf den Weg und geh' ihnen entgegen bis zum Marterl, wo die drei Ahorn stehen. Sie sollen mit dem Karren herauf kommen — der Weg über's Marterl ist wohl nit so gut, aber es ist um ein gutes Theil näher!"

Quasi fanute das Mädchen genug, um zu wissen, daß weiterer Widerspruch nichts gefruchtet hätte. „Ich will thun, was Du haben willst," sagte er, „ich will lausen, was ich kann; Du sollst es sehen, daß ich auf das acht', was Du verlangst, und daß ich's ausführ', wenn ich mir was in den Kopf gesetzt hab'. ... Und wann seh' ich Dich nachher wieder? Wann und wo kommen wir wieder zusammen?"

„Das überlaß unserm Herrgott," erwiderte Kordel fast feierlich, —„wann und wo's aber geschieht, will ich Dich fragen, ob Du Wort gehalten hast!"

Der Bursche eilte hastigen Schrittes fort, Kordel trat an die Thüre, um nach dem Himmel zu sehen. Er war noch mit dichter weißgrauer Hülle bedeckt, und das ganze Gewölf sagte in unruhigem Zuge dahin, aber es hatte sich wieder geboben und streifte nur die Berghäupter und Felsgipfel; die mittlere Berglage war wieder frei und ungefährdet. Der Trant für die kranke Kalbin, aus allerlei Kräutern zusammengebraut, war inzwischen fertig geworden und die Sennerin eilte damit nach dem Stall. Es stand noch über mit dem Thiere, der eingegossene Heiltrank fruchtete nichts, und trotz aller Mittel und Versuche, welche Erfahrung und Uebung dem Mädchen an die Hand gaben, war es bald unverkennbar, daß es verloren war. Fast zwei Stunden waren über dieser Beschäftigung vergangen, als das Thier verendet hatte und jede weitere Sorgfalt überflüssig ward. „Jetzt hab' ich mich so gefreut," sagte Kordel, es betrachtend, „daß wir auch heuer so glücklich gewesen sind, und jetzt im letzten Augenblick kommt noch ein solches Unglück! Der Bauer wird mir wenig aufbegehn" — die schönste Kalbin und so auf einmal . . . es ist doch — lieb, als wenn ihr Jemand was angethan hätt'. . . ." Sie verstummte, aber ihre Gedanken folgten Quasi und der Möglichkeit, daß wohl er es gewesen, der die Ziegen verscheuchte — wenn er auch dem Thiere etwas gegeben hätte, vielleicht nicht um es zu tödten, sondern nur um sie in der Alm festzuhalten, nachdem alle Andern sich entfernt hatten? „Den schönen Kranz," sagte sie dann Vorsichtshalb, „den brauchst Du jetzt auch nit mehr — den nehm' ich mit hinunter . . . und aufgehalten," setzte sie rascher hinzu, „bin ich jetzt auch von nichts mehr!

Ich will aber auch gleich fort; um die Kalben kann morgen der Bauer herauf kommen oder der Knecht . . . wenn ich mich jetzt auf den Weg mach' und der Quasi die Botschaft ausgerichtet hat, müssen sie mir begegnen, eh' ich zu dem Marterl hinunterkomm' . . ."

In der schon vorher aufgeräumten Hütte war bald Alles wieder zurecht gestellt; sie ergriff den unwohlig gewordenen Kranz und trat unter die Hüttenthür, ihrem sie sich bekreuzte und mit Weihwasser besprengte. Das Gewölf sagte und flog wie zuvor, nur vom Norden her pfiff es schneidig kalt. „Es sieht fast bedenklich aus!" flüsterte sie, um sich herzhlend, „vielleicht wär's am Gescheidtesten, wenn ich das Kalbel selbst, bis sie kommen und mich holen. . . . Aber warum soll ich ihnen den Schrecken machen? Wo zum Walk komm' ich jedenfalls hinunter, und wenn ich nur den erreicht hab', dann kann's so weit nimmer gefehlt sein. . . . Also in Gottes Namen, vorwärts und frisch aufgetreten!"

Sie schloß die Thür und prüfte den Verschluß; dann eilte sie den grünen Almplatz dahin, welcher nach dem Thale zu von einem vorspringenden Felsklue wie von einer schützenden Mauer umgeben war. Der Wind hatte einen Augenblick nachgelassen und senkte die Flügel, als wolle er Athem holen zu erneutem Ansturm, das Gewölf beunruhe die Ruhe, um sich in die Tiefe zu senken und wie eine riesige grauweiße Schlange den Steinberg herabzukriechen. Ungefährdet hatte Kordel den Felsvorsprung erreicht und war um die Bergkuppe gegangen — hinter ihr die Wand, wo neben dem schmalen Pfade fentrecht ab, daß die Tannengipfel von unten vergeblich sich in die Höhe streckten, zur rechten Seite lag wüstes, unwirthliches Felsengetrümmer wild durcheinander und stieg in eine schaurige Felsschlucht empor; es gab keinen Weg, als den schmalen Pfad, der zwischen dem Abgrund und dem Steingeröll sich zur Halde senkte, die in beträchtlicher Entfernung grün und freundlich vom Walrsanne herauf winkte. Kordel hatte eben die Mitte der gefährlichen Bahn erreicht da tönte ihr entsetzliches Gebrüll in's Ohr; durch die Bergschlucht herab fuhr der Sturm, wie aufheulend vor Wuth sein Opfer zu erfassen, und eh' sie sich zu besinnen vermochte, stand sie mitten in dem Gewölf, das er vor sich her wälzte, und das sich in wirbelnden Schneemassen entlud. Sie vermochte kaum, sich aufrecht zu halten vor dem gewaltigen Anprall des Sturmes; in dem jagenden treibenden Gestöber vermochte sie nicht einen Schritt vor sich zu sehen — sie konnte nicht mehr nach der Almhütte zurück — sie vermochte keinen Schritt weiter zu setzen, denn jeder konnte sie in den Abgrund stürzen. „Heilige Mutter Gottes!" rief sie erschrocken, „so hat's mich doch erwischt . . . das ist ein böses Schneenehen — hoffentlich dauert's nit lang, weil's gar so scharf anbeht. . . ." Vorsichtig tastete sie dabei seitwärts unter den Felsentrümmern hin und fand eine Stelle, wo zwei halb aneinander gelehnte, halb sich überschiebende Blöcke eine Art Rothdach bildeten, das mindestens für den Augenblick vor dem Schnee eine Zuflucht gewährte. Sie kroch hinein und lauerte sich nieder, so gut es ging, über den Felsen fiel der Schnee immer dichter und dichter, und der Wind sauste durch den Spalt, daß ihr das Mark in den Gebeinen schauerte.

Geduldig und gelassen harrte das muthige Mädchen in der furchtbaren Lage aus; sie that es in den Gedanken, daß das Unwetter sich bald ausgetobt haben werde und daß, wenn es nicht geschah, die Ihrigen nicht mehr ferne sein konnten. Quasi hatte ihre Botschaft sicher ausgerichtet, also waren sie gewiß zur rechten Zeit aufgebrochen, das Unwetter beschleunigte ihre Schritte — sie hatte ihnen den Weg bezeichnet, sie mußten an ihr vorüber oder doch an sie heran kommen, daß sie ihnen zurufen konnte! — Aber Secunde um Secunde verrann, der Wind schnaubte immer wilder und ärter, und vor ihrer Felsklüfte lag der Schnee schon über schutthief zusammengereht; da ersaßte sie mit einmal die Angst mit allen Schrecken ihrer Lage, und das Haar sträubte sich bei der Möglichkeit hier noch länger ausdauern zu sollen. Wenn der Schneesturm, statt nachzulassen, nur noch einige Zeit anhielt . . . wenn die Ihrigen sie in der Almhütte suchen und geborgen glaubten . . . wenn sie nicht kamen . . . vor der Wuth des Wetters nicht kommen konnten . . . wenn sie hier bleiben, elend im Schnee erfrieren und begraben werden müßte. . . . Mit einem wilden Schrei des Entsetzens sprang sie aus ihrem Versteck hervor und stieß ihr verhallendes Hilfsgeschrei in die tobende Luft und den schwer und stumm fallenden Schnee. „Heilige Mutter Gottes!" rief sie und stürzte mit hoch aufgehobenen Händen in die Kniee, „verlaß mich nit und steh' mir bei . . . laß mich nit so elend zu Grunde gehen . . . und so jung, so jung — und in allen meinen Sünden, ohne Beicht' und Absolution. . . ." — Keine irrische Hülfe antwortete, das Wetter schendte die Unglückliche wieder in ihren Schlupfwinkel zurück, aber der innere Trost blieb den sinnlichen Genüthe nicht aus. „Ich will nit so ungestüm thun," sagte sie, „ich will auf unsern lieben Herrgott vertrauen und nit verzweifeln . . . er sieht mich in meiner Noth und wird's recht machen . . . das ist wohl die Straf', die er mir schickt . . . ich will's geduldig ertragen und will beten. . . ." Mit erstarrenden Händen faßte sie nach dem Rosenkranz, und über die frostzitternden blauen Lippen floß ein inbrünstiges, heißes Gebet. Sie wurde immer ärter und harrer und bemerkte nicht mehr, daß der Schnee immer höher heraufstieg an dem Eingang ihrer Höhle — ein Gefühl unendlicher Ermüdung kam über sie und mit ihr der freundlichste aller Tröster, der Schlaf. Gedanken und Wahrnehmungen flossen ihr ineinander; es klang ihr in den Ohren und sie glaubte die Glocken der Pfarrkirche zu hören, die zum Hochamt riefen, sie sah mit verschwimmenden Augen die schimmernden Flocken und meinte, das Gewölbe in der Kirche zu sehen, an welcher die Glorie Gottes und der himmlischen Heerschaaren gemalt war . . . die Bolken wurden wirklich und senkten sich zu ihr herab, auf ihnen lächelnde Engelskinder . . . das eine nahm ihr den Kranz, den sie im Schooße liegen hatte, und winkte damit . . . das andere kam immer näher und küßte ihr immer freundlicher zu . . . seine Züge veränderten sich . . . sie waren ihr bekannt und doch wieder so fern und verklärt . . . es war das geliebte Antlitz ihres schuldlosen Kindes. . . . „Mein Kind . . . mein Roserl," sagte sie mit dem Lallen eines Träumenden — sie wollte die Arme ausbreiten gegen die selige Erscheinung — und war hinübergeschlummert — — — der Schlaf hielt sie fest und legte sie unfühlbar in die dunklen Arme seines ernsteren Bruders. . . .

Vor dem Felsen heulte und jauchzte der Sturm noch grimmiger und wirbelte den gefallenen und den fallenden Schnee durcheinander, daß er zusammengeweht sich wie ein Schlußstein vor das Felsengrab der Sennerin schmiege.

— Indessen war Quasi mit hastigen Schritten den Berg hinab geeilt. Sein Eifer war so groß, daß er den gebahnten Weg verschmähte und als erprobter Bergsteiger die nähere Richtung durch Wald und Felsen einschlug, galt es auch manchen Sprung über

Bach oder Kluft zu thun. Schon war er wohlbehalten an der letzten Abdachung des Berges angelangt, wo ein Bach sich aus steiler Felsklufft auf die Schaufelräder einer kleinen Mühle stürzt und neben der Mühle sich ein kleines Häuschen an den Waldhang lehnte, das nun verschwunden ist, damals aber den Holzfrevlern Aufenthalt gab, wenn sie der Aemter anns ihrem Nomadenleben von Berg und Wald herabgescheucht hatte. Noch war das Wetter sich gleich geblieben, ja, von dem schmalen Thalgrunde sah es sich an, als sollte der ganze Sturm unschädlich darüber ziehen; nur eisig kalt fuhren die Windstöße auch in dem niedern Grunde dahin.

Quaß wollte auch an der Hütte, die er sonst oft besucht, in rascher Besinnung vorüber, als es ihm einen in die Scheiben des Fensterchens klopfte. Verwundert hielt er an, und im nächsten Augenblick stand ein anderer Bursche unter der Thür, sprang auf Quaß zu und hielt ihm am Arm, um ihn nach der Hütte zu zerren. „Er ist es wahrhaftig!“ schrie der Mensch. „Ich hab' fast meinen Augen nit getraut — aber Du bist es, Lateinischer! Wo kommst der und wo willst hin?“ Damit nun herein in die Hütten und erzähl', wie's Dir gangen ist!“

„Laß mich gehen, Hennenrupfer,“ sagte Quaß und wollte sich losmachen, „ich hab' keine Zeit, ich hab' eine wichtige Botschaft auszurichten. . . .“

„Die darf ich doch auch wissen, Brüderl?“ entgegnete der Andere. „Ich helf' Dir, was es auch ist, wirst mich nit leer ausgehen lassen dabei! Kennst unsere alte Cameradschaft, und wir zieht tangen doch am allerbesten zusammen — Du hast Dich hinausgelogen selbiges Mal in der Wimbach, daß es eine Lust war, es ist; aber ich hab's nit schlechter gemacht! Sie haben mich lang genug herumgezogen, aber sie haben mir doch nichts anhaben können . . . ich bin wieder frei, Brüderl, und jetzt wollen wir dem Obergejagt erst zeigen, was wir können!“

„Es ist nichts Solches, was ich auszurichten hab',“ sagte Quaß zögernd, „ich muß dem Bauer eine Botschaft thun — eine Kalm ist krank worden droben auf der Alm. . . .“

„Kalm? Bauer?“ lachte der Hennenrupfer spöttisch. „Ich glaub' gar, Du willst zum Kreuz kriechen und gut thun, wie sie's nennen?“

„— Und wenn's so wär'?“ erwiderte Quaß unsicher; er fand den Muth nicht in sich, die falsche Scham zu überwinden und ein offenes Ja auszusprechen.

„Dann thät' ich Dich höchstens austachen,“ war die Antwort, „und ließ Dich's predigen, bis Du's erfahren hättest, wie ich, daß Dir überall der Weg verrammelt ist! Aber meinetwegen — thu' was Du willst, ich will Dich nicht aufhalten, aber so eilig wird's doch nicht sein, daß Du nit ein Gläsel trinken kömmest mit einem alten Cameraden? Komm herein — der Wind schneid't so grimmig kalt, daß Du die Erwärmung wohl mitnehmen kannst auf den Weg!“

Quaß wollte widerstreben, er wollte dem Versucher sagen, daß er keinen Branntwein mehr trinken wolle, daß er schon seit Wochen keinen mehr getrunken habe — aber es blieb beim Willen; Wort und That blieben aus, und er eigentlich recht wußte, wie es geschehen war, saß er in der niedrigen dumpfen Stube neben dem Gesellen. Der war nie ansser sich vor Freude und ließ den alten Kumpan gar nicht nieder los; nähe Quaß unbefangener genesen, so hätte er aus seinen Blicken erraten, daß diese Aufdringlichkeit weniger seiner Person galt, als der breitzlederigen silbernen Kette, welche Quaß trug und welche den Hennenrupfer auf das Dasein einer Uhr schließen ließ.

Mit sich selber kämpfend ergriff Quaß das so lang gemiedene verführerisch duftende Glas; er entschuldigte sich, daß er ja nicht aus Neigung trinke, sondern nur um sich gegen die Kälte zu stärken, daß er das Versäumte doppelt einholen werde, und daß es ja keine Gefahr habe bei dem anhaltenden Wind. Der erste Trunk war getban und mit ihm die Mauer des Entschlusses durchbrochen; die alte Leidenschaft wühlte und spülte daran, bis der Versatz in Trümmern lag und die alte Fluth sich verrichtend darüber hinwälzte. Dem ersten Glase folgte ein zweites, diesem ein drittes und viertes, bis es ihm leidig ward und er des Zählens wie des Vorgehens vergaß — die lange Entbehrung machte die Wirkung des Getränks noch rascher und bedeutender; er sah es nicht, wie draussen der Schnee zu fallen begann, er fühlte es nicht in der Abkühlung des Rausches, wie der treulose Camerad ihm unmerklich Uhr und Kette aus der Tasche zog und sich zur Thüre hinauswichtig — er war dem alten Dämon verfallen.

Auf der Lebermühle und im Hause von Kortel's Dienstbauer stieg inzwischen Besorgniß und Unruhe mit jeder Minute. Der Bub' war mit den Ziegen heimgekommen und erzählte, wie er der Sennerin durch einen fremden Burschen Botschaft gethan, sie solle nur allein abtreiben; sie war also ohne Zweifel aufgebrochen, und als es zu dämmern begann und sie noch nicht da war, stand die Gemüthsart fest, daß sie durch irgend einen Zufall verspätet und in das Unwetter gerathen war, dessen Wüthen man auch im Thale spürte, wenn auch dessen volle Kraft an den Höhen sich austobte. Der Bauer schickte wiederholt nach der Lebermühle herüber und ließ nachfragen, ob das Mädchen nicht etwa doch noch gekommen und vielleicht zuerst an das elterliche Haus gegangen war; in diesem ging die Müllerin finster und trotzig hin und wieder, aber eben diese Unruhe ließ erkennen, daß die Sorge auch in ihr leicht geartetes Gemüth sich einzuschleichen begann. Der blöde Alte aber war von der Thüre des Hauses nicht wegzubringen; er lag buchstäblich auf der Lauer vor derselben und stieß nur manchmal dumpflagende Töne aus, als ob er das schreckliche Geschick seines Lieblings ahne und bejammerte.

Nicht minder entsetzt und aufgeregt war Evi; sie rannte rastlos von Gehöft zu Gehöft, und ihr war es zuzuschreiben, daß die Nachricht von Kortel's Ausbleiben sich wie Feuer verbreitete, das der Windesstrug von Giebel zu Giebel trägt. Bald hatte sich an der Kirche vor dem Hause des Pfarrverwesers eine Anzahl Menschen und Männer versammelt, welche sich mit dem Viear und dem Schullehrer beriethen, was geschehen könne, die Vermißte aufzusuchen und wo möglich zu retten. Schnell waren Laternen und Kienfackeln herbeigebracht; man rüstete Stangen und Stricke und beschloß, in zwei Abtheilungen den Berg zu ersteigen, welche sich wechselseitig anrufen und mit Feuern oder Flintenschüssen Signal geben sollten, sobald eine Spur gefunden war. Die eine Schaar zog beim Wirthshause über die tosende Ach den schmalen Steinsteg in den Tannenwald hinauf; dort mündete der gewöhnliche Almpfad, den die Sennerin vermuthlich eingeschlagen hatte. Bei ihnen war Evi, die sich nicht wehren ließ, die geliebte Genossin aufzusuchen, und totenblaß, aber wort- und thränenlos wohnt dem Zähren dabin schritt. Die andere Abtheilung ging der Straße nach bis gegen die Mühlen hin, wo ein zweiter Pfad auf die Almen führt, zwar beschwerlicher aber kürzer; es war daher nicht unmöglich, daß Kortel ihn eingeschlagen hatte. Einige furchtbare Stunden der Mühe vergingen den Suchenden unter hundert Gefahren, denn der Wind löschte die Fackeln, und trotz der Schneereife sanken die Männer oft in den mehr als knietiefen Schnee. Umsonst war alles Rufen und Spähen, kein Gegenruf antwortete, keine Spur der Verunglückten zeigte sich. Endlich war die Almhütte erreicht und damit auch die letzte Hoffnung verschwunden, denn die Hütte war wohl verschlossen und leer — nun bestand kein Zweifel mehr, das Mädchen war im Freien von dem Unwetter überrascht worden. Es fruchtete auch nichts, daß der Wind sich nach einiger Zeit legte und sogar der Mond einige Secunden durch das Gewölke brach; in dem aufgethürmten Schnee lag jede Spur begraben, und das Licht diente nur dazu, die Trostlosigkeit weiteren Suchens erkennen zu lassen. Dennoch ermüdeten die jungen Männer nicht, von Evi's unermüdetem Eifer angefeuert, welche nicht abließ, nach allen Seiten um die Hütte herum den Schnee zu durchwaten und zu durchsuchen. Mehrmals mußte einer der Männer die Ueberführe zurückhalten. „Es geht mit mehr,“ sagte Kortel's Dienstherr endlich, „es ist nirgends ein Zeichen zu finden von dem armen Geschöpf — und wir dürfen's auch nicht wagen, weiter um die Bergschneide und gegen die Schlucht vorzudringen . . . der Schnee liegt gar zu tief und zu locker . . . ein einziger unrechter Tritt könnt' machen, daß eine Lahn (Lawine) abgeht und uns Alle miteinander verschüttet oder hinunterreißt. . . .“ In dem Augenblick, als er das sagte, ließ sich ein leises, undeutliches Geräusch vernehmen, das mit rasendster Geschwindigkeit näher kam und zum schmetternden Donnerrachen anwuchs . . . unsern der bebenden und betenden Schaar tobte und stürzte die Schneewasse in der riesigen Felsrinne heran und wälzte sich, Alles in einen sprühenden Nebel umhüllend, in die Tiefe auf den krachenden Wald.

Trostlos und schweigend wurde der Rückzug nach der andern Seite angetreten, auf welcher die zweite Schaar herankommen sollte und bald, nicht minder trostlos und erschöpft, sich einfand. Ge-

meinsam wanderte man dem Thale zu, an der Mühle und der Herberge der Holzknechte vorüber. Einem der Burschen fiel es ein, in der Hütte nachzusehen, ob auch da von der Sennerin nichts gehört oder gesehen worden war. Schlaftrunken kam der Bewohner herbei und beantwortete die Fragen der späten Besucher; bei dem Lichte ihrer Laternen erblickten sie Lnafi, der auf der Ofenbank lag und schlief.

Der Schein der Lichter, der ihm auf's Gesicht fiel, der Lärm der Stimmen weckte ihn — er sprang auf; bei dem Anblick der Versammelten verflog der Rest der Betäubung und des Schlafes, und eine entsetzliche Ahnung des Geschehenen schlug wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Mit einem Sprunge war er in der Thüre, blickte in die Schneewüste hinaus und sank mit einem herzbrechenden Schrei, das Gesicht in den Händen verbergend, in die Kniee. „Die Kordel!“ schrie er entsetzt. „Jesus, Maria und Joseph . . . sie suchen die Kordel! Sie ist verschneit, und ich bin schuld daran. . . .“ In der ausbrechenden Wuth des ersten leidenschaftlichen Schmerzes zerraufte er sich das Haar und zerfleischte sich Brust und Gesicht, er wußte mit Gewalt abgehalten werden, sich den Kopf an der Wand zu zerstoßen. Nur nach und nach und aus einzelnen Worten erfuhren die Landleute, was vorgefallen war, und beriethen eben, was zu thun sei, als der Pfarrer herankam. Er war mit den Sterbesacramenten herausgeritt, um die Unglückliche, falls sie gefunden und nicht mehr zu retten sein sollte, mit den letzten Tröstungen des Glaubens zu stärken. „Jetzt müssen wir wohl die Richtung, die sie eingeschlagen hat,“ schloß der Bauer seinen Bericht an ihn, „aber es nutzt uns nichts — gerade dorthin ist die Lawine niedergegangen. . .“

„Für das arme Mädchen,“ sagte erschüttert der Vicar, „ist es zu Ende mit Menschenhülfe und Menschenrost . . . wir vermögen nichts mehr, als sie Dem zu empfehlen, der da noch helfen und trösten kann! Wir wollen beten, daß er sie gnädig zu sich aufnehme, und wenn sie noch nicht überstanden hat, daß er sie vor Verzweiflung bewahre und stärke in ihrem furchtbaren Todeskampf.“

Der Pfarrer stand vor der Thüre der Hütte und ertheilte mit erhobener Monstranz den Segen nach dem Berge hinauf, wo Kordel lag. Der Meßner klingelte, und wie nun ein Sterbebett knieten die Bauern entblößten Hauptes im Schnee und sprachen das Gebet des Herrn für das Heil der armen Seele.

Daß hatte den Angenblick, als man seiner nicht achtete, benützt und war entflohen.

— Schnell war der Winter auf seinen Lieblingsthron in den Bergen geflogen, streng hatte er ihn behauptet und nur mit widerwilligem Zögern schien er ihn verlassen zu wollen. Die Sonnenseite des Thals, der minder steile, breit gedehnte und fast überall urbar gemachte Lattenberg war schon schneefrei, während noch kein Sonnenstraht die Schattenseite mit dem Steinberg getroffen hatte, und dort höchstens durch die allgemeine Erwärmung der Luft die oberste Schicht der Schneedecke sich zu erweichen und zu schmelzen begann. Endlich stürzten die Bergquellen und Bäche rauschender und übervoll in das Thal, als lebende Eidoten, daß auch hier die Herrschaft der Kälte gebrochen war und der Thauwind mit lauem Flügelschlag über den erstarrten Höhen dahinzog.

Eines Abends saß Evi auf der Hausbank vor der Kebermühle, die Mutter Kordel's neben ihr. Sie war nicht von der Mühle gewichen und hatte den Alten als Magd gedient und sie wie eine Tochter gepflegt. Die letzten Worte der Fremdin waren ihr ein heiliges Vermächtniß und ein Auftrag, den sie treulich erfüllen wollte. Ohne ihn, ohne das Geheimniß, das noch über Kordel's Schicksal lag, wäre sie lang aus der Ramsau hinweggezogen, in welcher ihr so zu sagen auf Schritt und Tritt traurige Erinnerungen entgegen traten. Die Müllerin war noch hagerer als früher, und die frühere Lebhaftigkeit schien von ihr gewichen zu sein. Das traurige Loos des einzigen Kindes hatte sie erschüttert, aber sie wollte gefaßt erscheinen und war darüber in sich gekehrt und finster geworden. Sie trug die unverkennbaren Zeichen eines rasch entwickelten zehrenden Zustandes an sich, und die fliegende Fieberröthe der eingefallenen Wangen machte die Schminke überflüssig. Schweigend, die Spinnrocken vor sich, saßen Beide; Evi's Gedanken aber schwebten um das noch immer unbekannte Grab der Freundin. Sie erinnerte sich der trüben Ahnung, die beim Abschiede von ihr sie auf einmal überkommen hatte, des Widerstrebens, mit dem sie gegangen war; sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie es gethan, und wurde nicht müde, sich in träumerischer Selbstqual jedes Wort, jede Geberde der Unglücklichen in's Gedächtniß zu rufen. Welch' eine Fülle von Leiden war schon von diesen Bergen auf sie hereingestürmt — sie begriff selber nicht, woher sie die Kraft genommen, ihr nicht zu erliegen. Zwei Menschen, die ihr die besten Freunde gewesen, waren ihr in schrecklicher Weise entrissen worden . . . und als sie des Dritten, des Allerbesten gedachte, da brach ihr beinahe das schwergeprüfte Herz, und unbewußt schossen ihr die Thränen aus den Augen.

Die Müllerin achtete nicht darauf, aber der arme Bube, der an der Schwelle gelauert lag, kam herbeigekrochen, zupfte sie am Rock und sah ihr mit dem traurigen verstörten Gesicht in die weinenden Augen empor, als wolle er sagen, daß er recht gut wisse, wem diese Thränen gelten.

Nach einiger Zeit ertönten Fußtritte den Bergweg herauf, und der Brigadier schritt auf die Mühle zu, in welcher er seit Kordel's Anwesenheit ein nicht seltener Gast gewesen war. Er blieb nach kurzem Gruße vor dem Hause stehen, daß Evi aufmerksam wurde und ihn genauer ansah. „Sie bringen eine neue Botschaft,“ sagte sie, „ich sehe es Ihnen am Gesichte an . . .“

„Die bring' ich wirklich,“ erwiderte der Brigadier mit traurigem Ernste, „eine erfreuliche und doch gar sehr betrübte Botschaft! Ich bin eigens heraufgekommen, um es Euch in aller Ruhe zu sagen . . . Jetzt sind alle Zweifel gehoben . . . sie ist gefunden . . .“

Evi's Thränen strömten stärker; die Müllerin saß unbeweglich, als ob das Gehörte sie gar nicht berühre — der Bube horchte und schien sich aufrichten zu wollen.

„Seit der Schnee etwas weg ist,“ fuhr der Mann fort, „ist kein Tag vergangen, an dem nicht gesucht wurde. Es hat sich recht gezeigt, wie allgemein beliebt das Mädchen war, und ich bin sehr darnnter, daß man ihr Gerechtigkeit hat widerfahren lassen . . . so eben sind sie hinauf mit dem Sarg, um sie herumzubringen — morgen um neun Uhr findet die feierliche Beerdigung statt.“

Evi wollte etwas fragen, aber die Stimme versage ihr.

„Ich weiß, was Du wissen willst,“ fuhr der Brigadier fort, „ich kann's errathen . . . Sie lag keine zwei Schußweiten von der Berglehneide entfernt, dort wo die Schlucht heruntergeht . . . unter ein paar Felsblöcken lag sie da — in sitzender Stellung . . . den Rosenkranz um die Finger gewunden . . . einen verdorrten Blumenkranz im Schooß . . . den Kopf ein wenig vorgeneigt, wie ein Schlafender . . . sie scheint nicht hart hinabgegangen zu sein . . .“

Dem festen Manne stehe die Stimme bei dem Berichte; die Müllerin stand haftig auf. „Wir müssen einmal Alle sterben . . .“ sagte sie hart und verschwand im Hause. Der Alte lag mit dem Gesicht im Grase und regte sich nicht. Der Brigadier nickte Evi noch zu: „Um neun Uhr . . . morgen . . .“ und war hinter den Bäumen verschwunden.

— Am andern Tage war die ganze Bevölkerung der Gegend in Bewegung. Die Ramsau ist noch uralten Gebrauche in vier „Gnotschaften“ getheilt, die sämmtlich eine Gemeinde ausmachen und deren Mittelpunkt die Kirche ist. Von dieser aus sind gerade Linien freuzweise übereinander gezogen und so die Gnotschaften gebildet. Für je zwei derselben ist an dem das Thal durchziehenden Sträßchen eine sogenannte Todtencapelle erbaut, deren eine in der Richtung gegen die Wimbach und den Kniebis, die andere nach der Neualm und der Schwarzbach-Wacht hin steht. Bis zu diesen Capellen werden die Leichen aus den zerstreuten und hoch gelegenen Gütern und Häusern von ihren Angehörigen auf den Schultern heruntergetragen, oder wo der Weg es gestattet, auch auf Karren und sonstigem Fuhrwerk heruntergebracht. Dort erwartet sie der Pfarrer, um sie anszusegnen und, als sämen sie unmittelbar aus dem Sterbehause, nach dem Kirchhofe zu begleiten.

Eine zahllose Menschenmenge drängte sich um die Capelle auf dem Reichenhallersträßchen, denn Jung und Alt nahm an dem traurigen Geschicke der armen Kortel Antheil, und wer es irgend möglich machen konnte, unterließ es nicht, ihr die letzte Ehre anzuthun und ein Vaterunser für sie zu sprechen. Lautes Weinen und Rufen der Klage erfüllte, als die Männer, die sie aufgebracht hatten, mit dem Sarge herangeschritten kamen, auf den sie einen Kranz von den ersten Frühlingsblumen gelegt und damit Hut und Bergstock der Vermißten verziert hatten — war sie doch in ihrem Berufe geschätzt und im Sinne des Volkes der Anszeichnung so würdig, wie der in der Schlacht gefallene Krieger, dem man den bekränzten blutigen Degen auf die Truhe legt. Zwischen den Stimmen des Jammers und der Trauer wurde auch manche der Erbit-

Kartenspielende Bauern werden von ihren aus der Kirche kommenden Frauen im Wirthshaus überrascht.
Nach seinem Oelgemälde auf Holz übertragen von Benjamin Vautier.

terung gegen Onaß laut, denn es ging von Mund zu Mund, wie Niemand Anderer den Tod des Märchens auf dem Gewissen habe und wie wohl er thue, sich nirgends sehen zu lassen, denn vom Seite des Volkes wenigstens würde ihm die Vergeltung nicht ausgeblieben sein.

Schon waren die Worte und Gebräuche der Aussegnung vorüber und man wollte eben aufbrechen, als eine Bewegung in der Menge entstand und der alte Müller, der zu Hause entronnen war, sich gewaltsam durchdrängte und heulend über den Sarg warf . . . „Korvel . . .“ schrie er mit herzzerreissender Stimme, und die unsägliche Gewalt seines Schmerzes gab ihm sogar für einige Augenblicke die Fähigkeit, sich frei zu bewegen und aufzurichten, wieder. „Korvel mein! Komm wieder . . . ich laß Dich nit her . . . o Korvel . . . mein Kind . . .“ Alle standen erschüttert und bemühten sich vergebens, den Unglücklichen zu beruhigen oder zu entfernen; es gelang erst, als die gewaltsame Anspannung der Leidenschaft nachließ und er wieder in den früheren Zustand dösher Gleichgültigkeit versank und sich ohne Widerstreben wegdrängen ließ.

Der kleine Friedhof der Ramsauer Kirche war zu eng, in seiner Umnauerung den ganzen Zug der Leidtragenden aufzunehmen. Evi ging hinter dem Sarge, als erste Klägerin; sie hatte sich ausgeweint und brachte nichts mit an das offene Grab der Freundin, als ein stummes im Leide faß brechendes Herz. Die Mutter lag krank in der Lederwühle und unfähig sich zu erheben. Auch Mennet's Vater, der strenge Bühelbauer, selbst nicht unter dem Totengeleite; ihm zur Seite ging der Brigadier in strafter soldatischer Haltung, aber die Oberlippe mit dem mächtigen Schnurbart verrieth durch ihr Zucken seine innere Bewegung. Unter lautem Schluchzen wurde der Sarg versenkt, und die Thränen der Weiber und Mädchen flossen noch reichlicher, als der Vicar seine Anrede begann und die Trauernden zum Trost und zur Erhebung ermahnte und ihnen verkündete, daß die Berge um sie herum nicht fester ständen, als das Wort des Herrn, der versprochen habe, daß ohne sein Wissen kein Haar vom Haupte des Menschen fallen solle! Jedes Einzelne trat dann hinzu, um der Begrabenen mit einer Schaufel voll Erde den Wunsch ewiger Ruhe hinabzuschicken; dann ward das Grab eingefüllt, der Hügel leicht geformt und das Kreuz auf denselben gesteckt. Es trug Namen, Alter und Sterbetag, und erzählte in schlichten Worten die Todesart; über dem Weibernamen leuchteten war noch ein besonderes Schildchen angebracht; der Lehrer, der in der Reimerei so wohl bewandert war, als im Maferbantwerk, hatte es eigens selbst gefertigt und hinzugefügt. Auf dem Schildchen war eine schöne blühende Rose gemalt, deren Stengel geknickt war, daß sie den Kopf zur Erde senkte. Darunter stand die Inschrift:

„Wie schön ist nicht die Rosenstikl,
S'all' Dich nur der mich der,
Denn kommst Du wieder morgen früh
— Leicht starbst Du mich nit mehr!“

Nach und nach ward es stiller und leer auf dem Kirchhof — nur die Mauer entlang schlichen noch ein paar Mütterchen, um nach Gräbern umzusehen, an denen Niemand mehr gedachte, als sie. Der Brigadier verweilte noch vor Korvel's Grab, und ließ sein Gesicht auch erst unlängst aufgeschnittenen Hügel stand der Bühelbauer, bleich und mit kummergebeugtem Nacken, und schien sein Weib um die sorgenlose Ruhe da drunten zu beneiden. Sie war mit den Blättern im Herbste gefallen, wie sie geahnt hatte — aber sanft und schmerzlos, denn Evi's Borschaft vom Sohne hatte sie getröstet.

Auch Evi war noch in der Nähe und schritt der kleinen Capelle zu, die an der Mauer gegen die Kirche hin erbaut ist und damals zum Beinhause diente, denn unter dem Altare waren in einem vergitterten Behältniß Knochen und Schädel aufbewahrt, deren einstige Namen auf den unkenntlich gewordenen Stirnen geschrieben standen. Es war Evi nicht entgangen, daß während die Aufmerksamkeit Aller auf Grab und Begräbniß gerichtet war, in der Capelle ein Männerkopf mit wüstem dunklem Haar sichtbar geworden, den sie nur zu wohl erkannte. Der Bursche wagte sich offenbar nicht aus seinem Versteck hervor und wollte noch Zeuge der traurigen Handlung sein; darüber tauchte in Evi's Gemüth ein so tiefes inniges Mitleiden auf, und so abgeneigt sie ihm war, als demjenigen, der alles Leidwesen und selbst den Tod der Freundin verschuldet hatte, vermochte sie es doch nicht, so ganz gleichgültig und theilnahmlos an ihm und seiner Verlassenheit vorüberzugehen.

„Versteck' Dich mit, Onaß,“ sagte sie, in die Capelle eintretend, „ich hab' Dich schon gesehen und es ist nur Deinetwegen, daß ich komm' . . .“

Er hatte sich in den hintersten Winkel auf eine Bettbank gekauert. „Laß mich gehen,“ murrte er. „Was willst von mir? Du kannst mir doch nit helfen . . .“

„Wer weiß!“ sagte sie nähernetrend und herzlich. „Man muß niemals nit verzweifeln!“

„Für mich giebt's nur noch Eins auf der Welt,“ erwiderte er dumpf. „Ich will warten, bis Niemand mehr draußen ist bei dem Grab — dann will ich auch hin und will ein Wörtl reden mit der, die drunten liegt . . . dann will ich schauen, wo der Hintersee am tiefsten ist!“

„Nein, Onaß, das ist's nicht, was Du noch zu thun hast auf der Welt! Willst Du zu dem fremden Leben auch noch Dein eigenes auf Dein Gewissen nehmen? Mach' das Gewicht lieber leichter als schwerer . . . Du kannst gar wohl noch was Anderes thun auf der Welt!“

„Und was wär' denn das?“

„Du kannst wieder gut machen . . .“

Onaß lachte wild auf. „Gutmachen?“ rief er, „kann ich den armen Warm wieder lebendig machen, der durch mich so elend hat zu Grund geh'n müssen? Ja, ja . . . durch mich! Ich hab' sie umgebracht — ich, der ich sie lieber auf den Händen getragen hätt' — der . . . Aber ich mag nit reden davon, es glaubt mir's doch kein Mensch, wenn ich sag', wie gern ich sie gehabt hab' . . .“

„Sag's, daß man Dir's glauben kann,“ erwiderte Evi eifrig. „Du kannst sie freilich nit mehr lebendig machen, aber Du kannst thun, was sie verlangt hat von Dir . . .“

„Ja, ja,“ sagte der Bursche, finster vor sich hinstarrend. „Ueberlaß unserm lieben Herrgott, wann und wo wir wieder zusammen kommen, aber wann und wo's geschieht, will ich Dich fragen, ob Du Wort gehalten hast . . .“

„Was meinst?“ fragte Evi verwundert. „Was ist das?“

„Das war ihre letzte Red', wie ich von ihr 'gangen bin . . .“

„Und Du besinnst Dich noch, was Du zu thun hast? Werd' ein ordentlicher Mensch, Onaß — sehr' um auf Deinem schlechten Weg, bereu' und geh' in Dich — damit Du ihr einmal Anwort geben kannst auf die Frag' . . .“

„Es ist nunmöglich,“ entgegnete er fast tonlos, „einmal hab' ich's auch geglaubt, daß ich mich wieder herauf heben könnt' . . . ich hab's probiren, daß es nimmer geht; ihre Bunt', die auf mir liegt, drückt mich hinunter . . . auf dem Grund, in der tiefsten Tiefen vom Hintersee, da ist mein Platz!“

„Nein, Onaß!“ — die Korkel schaut Dir zu; sie langt Dir die Hand vom Himmel hinunter und hilft Dich hinauf zieh'n, wenn Du nur willst!“

Er schwieg einen Augenblick wie nachsinnend. „Es geht nicht mehr,“ sagte er dann finster, „ich kann kein ordentlicher Mensch mehr werden — ich kann nit mehr gut machen, und wenn ich's wollt . . . dann ist's aus mit mir, dann hab' ich meinen gewiesenen Weg!“

Evi wurde aufmerksam. „Wie ist das?“ sagte sie. „So ist's die Korkel nit allein . . . Du hast noch was Anderes auf dem Gewissen? Vielleicht gar noch was Schwereres?“

„Mein Platz ist schon hergerichet,“ erwiderte er grinsend, „es darf nur ein Anderer aufsteh'n und mich hineinlassen . . . in's Zuchthaus . . .“

„Wie ist das zu nehmen?“ rief Evi noch eifriger. „Hast Du was gethan, was eine so schwere Straf' verdient, und ein Anderer muß sie aufsteh'n statt Deiner?“

Onaß schwieg und sah vor sich nieder.

„Wenn Du's mit der armen Korkel nur eine einzige Minuten aufrichtig gemeint hast,“ fuhr das Mädchen in steigender Aufregung fort, „so red' jetzt und sag' die Wahrheit . . . Am End' bist Du's gewesen, der den Jäger gestochen hat . . .“

Onaß schwieg, wie zuvor.

„Du bist es gewesen — sonst könntest Du mit schreigen auf diese Frag'. Und Du kannst es über's Herz bringen, daß ein braver ordentlicher Bursch statt Deiner unschuldiger Weis' im Zuchthaus sitzt? daß seine Mutter sich zu Tod grämt hat und der Vater auch mit mehr weit hin hat bis zu der Gruben? . . . O Onaß, Onaß . . . was hast Du Alles liegen auf Deiner Seel' . . . und Du kannst nur einen Augenblick fragen, was Du zu thun hast? Geh' hin zum Landgericht, sag' die Wahrheit, mach' daß der Lebendige wenigstens wieder frei und froh werden kann, wenn Du auch die Todten nimmer aufwecken kannst!“

„Das Zuchthaus,“ sagte der Bursche schaudernd und halbtaut . . . „das Zuchthaus ist ein schreckliches Wort! Uns für wen soll ich

das thun? Für die Andern? Was geb'n die mich an . . . die sollen selber für sich sorgen! Oder für die Kordel? Für eine Person, die mich gehaßt, die mich verach't hat, wie eine Kreatur (Kröte) am Weg?"

„Und die durch Dich elend zu Grund 'gangen ist! Und wenn sie Dich verach't hat, hat sie nit Recht gehabt? Bist Du mit einem Jeden in der Ramsau zuwider, daß sie sich abmeuten und ausspucken, wenn sie Dir begegnen? Aber wenn's Dich wurmt, so zeig, daß sie Dir Unrecht thun — zeig's, daß Du den Haß und den Abscheu mit verdienst . . . thu, was recht ist vor Gott und Deinem Gewissen, und schau', ob die Leut dann nit anders von Dir denken . . ."

Der Bursche erwiderte nichts; er hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen.

„Du sagst, die Kordel hat Dich gehaßt," fuhr Evi dringender fort, „aber einmal — das weißt Du selber am besten, einmal hat sie Dich geliebt, und ein Herz, wie das ihrige gewesen ist, das kann nur einmal lieben und vergißt die Eine Lieb' niemals mehr! Die Wurzel steckt noch in der Erden — und wenn Du das Unkraut hast wachsen lassen über der Lieb' zu Dir . . . reiß' es aus, Quasi, daß das zarte Pflanzel wieder Luft kriegt und Licht — mach' daß sie Dich wieder gern haben kann . . . in der Ewigkeit . . ."

Quasi regte sich nicht, aber seine bebenden Hände zeigten, was in ihm vorging.

„Nit wahr, Du willst es thun?" rief Evi nieder. „Ich darf sagen, was Du mir anvertraut hast? Ich darf's allen Leuten sagen?"

Der Bursche schauderte wie zuvor. „Das Zuchthaus," murmelte er bewegt, „das ist ein schrecklich Wort und eine noch schrecklichere Sach' . . . aber es wird ja lang dauern, bis' ich . . . Thu' was Du willst, Evi — ich will machen, daß ich einmal der Kordel die Antwort nicht schuldig zu bleiben brauch' . . ."

„O Du lieber Himmelvater da droben!" rief Evi aufjauchzend, „wie soll ich Dir danken! Vergelt's Gott tausendmal, Quasi — Du wirst es gewiß nit bereu'n!" Fast außer sich, athemlos und wankend, eilte sie hinaus auf den Friedhof. „Kommt's her," rief sie, „Herr Brigadeer — Bühelbauer . . . Alle kommt's daher . . . es giebt eine große Neuigkeit und eine große Freud' . . . Der Bühelbauer-Mensel ist unschuldig! Da — in der Beichtaus'kapellen drinnen ist der Quasi . . . er hat's mir eingestanden — er ist's gewesen, der den Jäger-Gabriel feldhigesmal gestochen hat in der Wimbachklamm . . . führt ihn auf's Landgericht — er hat's versprechen, er will Alles sagen . . ."

Sie mußte erschöpft innehalten. Der Brigadier, in seinem Geschäfte gewandt, hatte schon Quasi, der aus dem Beinhause hervorgetreten war, am Kragen und forderte die Bestätigung der überraschenden Angabe. Quasi sah ihn gelassen an, streckte die Hände hin und sagte: „Bind's mich nur — ich hab's gethan und ich will haben, was mir gehört . . ." Der alte Bühelbauer sagte nichts; ihm vergingen die Augen, und die ebenfalls herbeigeeilten Bauernweiber mußten den Zusammensinkenden wegführen — dem Leide hatte das starke Herz Stand gehalten, unter der Wucht der Freude drohte es zu erliegen.

Evi blieb allein auf dem Friedhofe zwischen den Gräbern der Bühelbäurin und Kordel's. „So ist es doch gekommen, wie sie gesagt hat!" rief sie. „Das selbige Gewölk hat's wirklich an den Tag gebracht, und die Unschuld ist wieder gefunden, wie etwas was verloren und begraben gewesen ist im Schnee — das habt Ihr Zwei miteinander erbitt' bei unserm Herrgott im Himmel!"

6. Wie im Himmel.

Wenige Wochen später war eine Feierlichkeit in der Ramsau, wie das stille Thal sie noch nicht schöner und freudiger gesehen hatte. Obwohl es nicht roth im Kalender stand und auch kein abgeschaffter Feiertag eine Ausrede bot, die Arbeit liegen zu lassen, ruhten doch auf allen Höfen die Hände und Ackerwerkzeuge; desto mehr hatten die Füße zu thun, denn bei der Todtencapelle am Berchtesgadner-Sträßchen schien schon die gesammte Bevölkerung des Thals versammelt zu sein, und noch nahmen die Fußgänger und Fußgängerinnen kein Ende, welche von allen Seiten herbeiströmten. Unweit der Capelle war aus Tannenreisern ein Bogen über die Straße gespannt und mit Bändern und Papierstreifen geziert, wie man zu thun pflegte, wenn etwa ein neuer Biear in die Berggemeinde einzog, oder wenn gar auf dem benachbarten Berchtesgaden, seinem Lieblingsaufenthalte, König Max der Gütige zum Besuche hereinkam oder auf die Gemsjagd fuhr an den Hintersee.

Mentel wurde zurückerwartet; dem unschuldig Verurtheilten und nun Gerechtfertigten bereitete das Landvolk den festlichen Empfang.

In gedrängten Gruppen umgab es den Lehrer und den Brigadier, welche erzählten, wie Quasi wirklich Alles aufrichtig und vollständig eingestanden habe; wie da das Verfahren schnell zu Ende geführt und dem Mentel seine Freiheit angekündigt werden konnte. Der alte Bühelbauer stand seinwärts neben dem Herrn Vicar; er rang den Nacken nieder so gerade wie sonst, als sei er noch einmal jung geworden, und sprach leise und angelegentlich mit dem geistlichen Herrn und überhörte darüber beinahe, daß ein Wägelein die Straße heraufrasselte. „Er ist's!" schrie es. „Er kommt! Grüß' Gott, Mentel, grüß' Gott daheim in der Ramsau!" und Alles drängte nach dem Wagen, daß Mentel kaum abzusteigen vermochte. Auch der alte Bauer wollte zum Wagen hin, aber er hatte sich doch in seiner Kraft getäuscht — es ging ihm wie damals auf dem Friedhofe und er wäre umgesunken, hätten ihn nicht Mentel's Arme gehalten.

Vater und Sohn hielten sich umschlungen — lang und schweigend, ein solches Wiedersehen hat seine Sprache nur in Thränen, und auch gar Manchem im Umstand wurden die Augen feucht. „Vater — Vater!" war endlich Alles, was Mentel herausbrachte, und der Alte konnte unter Schluchzen nichts Anderes erwidern als: „Du hast die Mutter nit erlebt hat . . . aber sie ist gestorben im Glauben an Deine Unschuld!"

Der Vicar benutzte den Augenblick, um in einer kurzen Anrede an seine letzte Grabpredigt anzuknüpfen, und wie eine feierliche Bestätigung von oben klang es, als von der Kirche her die Glocken in seine Mahnungen ertönten, wie der Herr sein ewiges Wort erfüllt und kein Haar vom Haupte des Menschen fallen lasse ohne sein Wissen. Am Schlusse hieß er den heimkehrenden Sohn und der Gesellschaft Wiedergebornen willkommen und forderte ihn auf, den ersten Gang keinen andern sein zu lassen, als den zum Dankgebet in die Kirche.

Das gesammte Volk schloß sich an und drängte in das Gotteshaus, durch das bereits die Orgel erscholl. Durch die Grüßenden alle schritt Mentel an des Vaters Seite zu dem gewohnten Platz; er grüßte und dankte wieder, aber sein Auge entging es nicht, daß sein Blick trennen wie irrend durch die Menge glitt, als suche er ein vermißtes Angesicht. Er wandte sich einem alten Nachbar zu und sprach ihn etwas in's Ohr, worauf dieser kopfnickend und mit schlauem Lächeln die Kirche verließ.

In der Lehrerstube war indessen Evi einsam gesessen und wehrte der Müllerin die Fliegen ab, die todesmatt und schwach auf einigen Kissen auf der Ofenbank lag und eingeschlafen war. Das arme Mädchen hatte einen harten Kampf gekämpft. Als Mentel's Befreiung und seine Wiederkehr in die Heimath entschieden war, hatte sie keinen Augenblick mit dem Entschlusse gezögert, das That zu verfassen; es sollte nicht den Anschein haben, als wollte sie ihm wieder begegnen und frühere Beziehungen anknüpfen — es sollte das um so weniger, als der alte Bühelbauer seit der neuen Wendung der Dinge sich um sie gar nicht gekümmert und, in seinem Große verharrend, sie nicht einmal einen dankenden Wortes gewürdigt hatte. Dennoch hatte die Ausführung dieses Vorsatzes sich Tag um Tag verzögert, denn die von Kordel übernommene Verpflichtung lag ihr nicht minder warm am Herzen, und sie konnte es nicht über sich bringen, den hülflosen Boden in seinem gesteigerten Stumpfsinn und das arme Weib zu verlassen, das sich in innern Vorwürfen und unausgesprochenem Grame verzehrte. Sie mußte jedenfalls so lange bleiben, bis eine taugliche und verlässige Person gefunden war, welcher man die Lehrerstube und ihre unglücklichen Bewohner ruhig anvertrauen konnte, und eine solche war bei den bestehenden Verhältnissen nicht leicht zu finden. Endlich war eine Wahl, wenigstens zur Aushülfe, getroffen, und Evi hatte den Bitten der Müllerin so weit nachgegeben, daß sie in einiger Zeit wieder zu kommen versprach. Bis dahin durfte sie glauben, daß die Dinge auf dem Bühelhofe sich geändert haben würden, so daß ihrer Rückkehr, wenn sie dann noch nöthig war, nichts mehr entgegen stand. Darüber war der Tag herangekommen, an welchem Mentel's Rückkehr erfolgen sollte und eine Zögerung nicht mehr möglich war. Die neue Wirthschafterin war noch in's Dorf zum Krämer hinabgelaufen und kam immer noch nicht zurück; ängstlich, mit hochklopfendem Herzen trat Evi an's Fenster und hörte das Glockenläuten, dessen Deutung sie nur zu wohl verstand. Endlich sah sie die Alte gegen die Mühle heraufkommen und ergriff dahin den schon bereit liegenden Wanderbündel. Die Müllerin schlief noch immer. Evi ließ die Alte, die von den Ereignissen im Dorfe

erzählen wollte, nicht zu Worte kommen und drängte sie in die Hausflur hinaus. „Grüß' mir die Müllerin noch einmal," sagte sie, „sie soll sich nit zu sehr kränken; wie ich mich dahein ein bissel trösten kann, bin ich wieder da . . . ich will rückwärts hinaus — damit ich dem Müller nicht begegne . . . es fänd mich gar zu hart an; halt' ihn fein gut, den armen Menschen. . . . Nit wahr?" Damit wollte sie fort, aber die Frau ließ sie nicht los. „Was eilt's Dir denn gar so sehr?" rief sie. „Man kann Dir ja gar nicht ansrichten, was man ausrichten hat! Da drunten unter den Bäumen ist mir ein Mannsbild in den Weg gekommen und hat nach Dir gefragt und hat Alles so genau gewußt von Dir, daß es wohl ein guter alter Bekannter sein muß. Er will durchaus mit Dir reden und läßt Dich bitten um Alles in der Welt, Du sollst hinauf kommen zu dem großen Lindenbaum an der Wegscheid — dort will er auf Dich warten . . . er hat Dir was recht Nothwendiges zu sagen."

„Wie?" sagte Evi verwundert. „Wer soll das sein? Wie sieht er aus?"

„Ein kleiner hagerer Mann ist's mit einem grisetzen (graulichen) Bart und einem wachsgelben Gesicht. . . ."

„Mein Weg führt mich ohnedem an den Linden vorbei," sagte Evi sie unterbrechend, weil eine Ahnung in ihr aufzuckte. „Da werd' ich ja sehen, was es ist und was er will.... Und so nochmal b'hüt Gott beieinander. . . ."

Sie eilte fort, auf der Berghöhe dahin, hinter den einzelnen Höfen und dem einsamen Kirchlein am Kunterweg, dessen Kuppel sich über Hügel und Wald emporhob. Schon nahte sie der Linde, die ihr tausendjähriges Landrad frischgrün und weithin ausbreitete, groß genug, einem ganzen Wallfahrtszuge einen schattigen Ruheplatz zu gewähren. Sie erkannte schon von fern, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen hatte — jemand schrak sie wie unwillkürlich zurück.

Unter der Linde, auf einer der nächsten aus dem Boden aufragenden Wurzeln saß der Jäger-Gaberl, nicht zu verkennen, wenn er auch nicht mehr das Gewand des Jägers trug, sondern etwas fremdartig gekleidet war.

„Du bist's?" rief sie unwillig. „Was kannst Du mir zu sagen haben?"

„Erräthst Du's nicht?" erwiderte er lachend. „Ich meine, ich sollte Dir just gelegen kommen! Du willst ja fort; da ist das, was ich bringe, gewiß am rechten Platz!"

„Geh', s's Dich an, was ich in Sinn hab'?"

„Aha, Du bist noch immer so eben hinane? Giebst es noch immer nicht wohlfeiler? — Anjetzen sollst Du mich wenigstens! Ich bin das letzte Mal fort in aller Eil' . . ."

„Du weißt, warum!"

„Nichts weiß ich — eine Dummheit war's! Wär' ich geblieben, kein Mensch hätt' mir ein Haar gekrümmt. Hab' ich mich nicht meiner Haut wehren müssen? Hab' ich in dem Getümmel wissen können, wen mein Hirschfänger trifft? Hat er's nicht selbst gesagt, der . . . derjenige, den ich nicht nennen will?"

„Weil er ein goldenes Gemüth gewesen ist, das Du gar nit verstehst — weil er Dich nicht hat in's Unglück bringen wollen!"

„Was hat's mir genützt? Fort war ich einmal und auf meinen neuen Posten hab' ich auch nicht mehr hingekommt — da hab' ich mich kurz resolvirt und bin angewandert, nief nach Ungarn hinunter! Da ist doch noch ein ungebundenes, ein fideles Leben, ich hab' mir eine Schadwirtschaft eingerichtet und lebe nie der Vogel im Hanfsamen! Jetzt bin ich noch einmal herauf gereist — ich wollte meine Mutter und meine Verwandten sehen und, wenn's angeht, eine fidele Wirtsin mitnehmen in's Ungarland . . ."

„Ich hab's schon einmal gesagt, Glück auf den Weg — und das halt! Es könnte leicht sein, daß Dir Einer begegnet und Dich fragt, ob Du ihn so gewiß erkannt hast, dort in der Wimbachklamm."

„Er soll mir kommen — ich hab's nicht mit ihm zu thun, sondern mit Dir . . . Dich will ich fassen und nimmer loslassen. . . ."

Er ergriff wirklich ihren Arm, aber sie sprang zurück und rief: „Weg von mir mit Deiner blutigen, meineidigen Hand. . . ."

„Meineidig?" höhnte er. „Ich glaube, Du träumst! Wer kann aufstehen und Zeugniß mir geben, daß ich ihn nicht dafür gehalten habe? Mehr hab' ich nicht geschworen. . . . Aber Du — fürchtest Du Dich nicht noch weiß wieder, daß Du dein Gewissen begehst? Warum gingst Du sonst fort? Du stehst ein, daß Du nicht mehr bleiben kannst . . . daheim hast Du auch nichts zu suchen . . . es bleibt Dir doch nichts übrig, als Deiner Liebtag ein Dienstbot' herumzufahren unter den fremden Leuten. . . . Sei gescheidt, Evi, und geh' lieber mit mir — im Ungarland da ist's ein anderes Leben. . . ."

„Geh' mir aus dem Weg," sagte Evi kurz, „lieber betteln, als Dir was verdanken — lieber sterben, als mit Dir gehen!"

„Zum Betteln kann's mit der Zeit vielleicht kommen," höhnte der Jäger, „vom Sterben ist noch keine Rede! Jetzt soll's aus einem andern Ton gehen, und der heißt — müssen!"

„Wer will mich zwingen?" sagte Evi stolz.

„Ich!" erwiderte Gaberl. „Gelegt Du nicht gutwillig mit mir, so gehst Du mit Gewalt!" Er that einen gellenden Pfiff und fuhr fort: „Dort auf der Straße wartet mein Knecht mit meinen ungarischen Herrn . . . er wird gleich da sein, dann heben wir Dich auf und tragen Dich in den Wagen und fort über die Grenz' nach Ungarn — kein Hahn kräht Dir nach!" Damit faßte er sie niederholt an Arme und riß sie an sich. Sie hielt sich an den Stamm der Linde und bot alle Kraft zum Widerstande auf, um zu entrinnen, eh' der Knecht einmal, den sie schon über die Felder heranspringen sah. Sie rangen miteinander — da schlug fernes Gerassel an ihr Ohr — sie machte eine letzte verzweifelte Anstrengung sich loszureißen, welche gelang . . . ein hastiger Sprung in's Freie — aber er war zu kurz und über eine der Riesenwurzeln der Linde stürzte sie zu Boden. . . .

— Als sie wieder erwachend die Augen aufschlug, war es ihr, als ob sie träume. Einige Augenblicke sah sie nie prüfend und sich besinnend im Kreise umher, und ein seliges Lächeln überflog ihr Gesicht. Um sie herum standen lauter fröhliche, lachende, ihr zunickende Menschen; es war die halbe Einwohnerschaft der Ramsau, darunter der Bicar und der Bäbelbauer, der gar nicht so ernsthaft aus seiner freung aussah, wie sonst — und neben ihr stand Meutel, hielt eine ihrer Hände an die Brust gedrückt und blickte ihr mit voller Innigkeit der Liebe in's Gesicht. „Was ist denn das?" stammelte sie. „Träumt mir denn oder bin ich gestorben und wach' im Himmel auf — bei der einzigen Lieb' und im einzigen Frieden?"

„Noch bist Du bei und auf der Erden, Gott sei Dank," sagte Meutel zärtlich, — „aber die ewige Lieb' ist doch bei Dir!"

„ — Und der ewige Frieden!" setzte der Bäbelbauer näbertretend hinzu. . . . „Sieh' auf, Evi — ich sag' Dir's vor allen Leuten, Du bist die braufe Person, die ich kenn', und ein ordentliches Madel; ich din selbst drangzu gewesen und hab's so mit herein gebracht vom Tölzer Landgericht. Ich hab' Dir Unrecht gethan — Du aber hast Dich mit gerächt dafür; Du hast meiner lieben Bäuerin zu einer ruhigen Sterbstund' verholfen und hast mir meinen Sohn wieder gebracht . . . dafür soll der Bursch' auch Dein gehören, wenn Du ihn magst! Sieh' auf, es ist Alles schon hergericht in der Still' — der Hof gehört' von heut' an dem Meutel, Eure Zeugniß sind da — die Erlaubniß ist da — die Dispens ist da wegen der Verkündigung — wenn Du willst, kann am Sonntag die Hochzeit sein . . . geb mir die Hand und schlag ein!"

Evi war an Meutel's Arm aufgestanden; sie vermochte noch immer nicht sich in den schnellen Wandel zu finden und zu antworten. „Du sagst nichts?" rief Meutel. „Willst Du's nit wiederholen vor aller Welt und unter Gottes freiem Himmel, was Du mir nur an dem schrecklichen Ort gestanden hast, wo Du allein zu mir kommen bist, wie ein guter Engel?"

„Laß sie gehen, Meutel," sagte der Bäbelbauer, nicht ohne einen Anflug von Mißmuth, daß das gehoffte Freudige Ja sich so lange erwarten ließ. „Ich weiß schon, was sie vertaugt und auf was sie wartet. . . ." Er trat etwas näher und wollte die Hände erfassen, um sie wie ein Bittender zu falten, im selben Augenblick aber hielt Evi sie aufgafft und lag weinend an der Brust des nicht minder gerührten Alten. „Da ist Dein Platz jetzt, als meine liebe Schwieger," sagte er, indem er sie in Meutel's Arme führte, der sie innig umschlang. „Und jetzt vorwärts!" fuhr er fort. „Es ist Alles in Ordnung und gut hat sich's getroffen, daß wir von der Mühl' herauf ihr gleich nach sind und haben den Jäger, den saubern Burschen, verjeuget. — Jetzt hinunter in's Dorf und auf den Bäbelhof, und dann Dich Keins über die Achsel aufdaun, weil Du fremd und mit reich bist, so nehm' ich Deinen Wanderburschen in die Hand und trag' ihn Dir nach in's Haus als Gemeindeversteher und Bauer!"

Jubelnd setzte der Zug sich in Bewegung und schlängelte sich den waldigen Kunterweg hinab; Jauchzen und Gesang erscholl, die Musikanten, die mitgegangen waren vom Hochzeitmahl, bliesen

voran, und hinter ihnen kamen die Kinder, besonders die Mädchen in der festlichen Kirchentracht mit weißen Kleidern und offnen Haaren, durch das ein rothes Band geschlungen ist oder ein grüner Zweig.

Mentel sog seine übergläckliche Braut an sich; sein Herz war so voll von Dingen, die er ihr alle zu sagen hatte, daß er aus Ueberfülle worträm wurde wie sie. „Also gehört jetzt mein, wirklich und wahrhaftig mein?“ flüsterte er. „Und dasselbe Zeitert, das ich gesunden hab' in der bösen Nacht — es ist doch von Dir gewesen und für mich? Weißt Du die drei Buchstaben noch? Der dritte — der heißt Rosenroth . . .“

„Ich will Dich lieben bis in Tod . . .“ erwiderte Evi und sank ihm an die Brust.

Die Hochzeit auf dem Bühelhof fand bald statt; sie war ein Fest nicht nur für die Bewohner des Gehöftes, sondern für jene der ganzen Rundau — ein Fest, dem reine schöne Tage folgten, denn mit dem schwergeprüften Paare war sortan das Glück, und sie führten, nach der Bezeichnung des Volks, ein Leben „wie im Himmel“.

Dasß ertrug das Zuchthausleben nicht lang; er starb nach wenigen Monaten. Die Müllerin war ihm vorangegangen, von Evi bis zum letzten Athemzuge mit der Sorgfalt einer liebenden Tochter verpflegt. Die einsame Lebermühle wurde verkauft und der blöde Alte auf dem Bühelhofe untergebracht; aber er war freund dort und wollte nicht bleiben — eines Morgens wurde er todt auf Kortel's Grab gefunden.

Von dem Jäger kam keine Kunde mehr in's Land; nach vielen Jahren kam ein landfremdes unbekanntes Weib und hing in der Kapelle am Kunterweg neben dem Altar einen Hirschfänger auf, wie die Jäger sie zu tragen pflegen. Sie war weit hergekommen deswegen und hatte, wie sie sagte, das letzte Gelöbniß eines Sterbenden damit erfüllt — diesen selbst nannte sie nicht, aber das Volk glaubte ihn zu errathen.

In der obern Stube des Bühelhofes hing Mentel's Stutzen; darunter in einem immer frisch erhaltenen Kranze von Alpenrosen und Edelweiß eine und-llendete Farbenskizze aus Reinthaler's Nachlaß, die fröhliche Gesellschaft darstellend, die sich einmal auf dem Scharten-Kaser zusammengefunden. Oft standen Mentel und Evi davor und dachten der edlen Todten, und wie von Allen ihnen allein das Leben sich entfalten hatte zu Blüthen der Liebe und des Glücks. „Wir wollen Gott dafür danken alle Tag!“ sagte dann der junge Bauer, sein Weib an sich drückend, „aber wahr ist es halt doch geblieben, was ich damals gesungen hab':

Denn Aimerausch und Edelweiß,
Die g'hören remmerscht z'sammt!“

Wilhelm von Humboldt.

An einem jener herrlichen Octobertage, an denen das letzte Jahr so reich war, stand ich vor der Begräbnißstätte der Familie von Humboldt in Tegel. Dieselbe gleicht durchaus nicht den prunkvollen Erbbegräbnissen anderer adeliger Familien, welche ihr Angedenken in Marmor und Erz zu bewahren und zu verherrlichen suchen. Keine gothische Capelle, kein griechischer Tempel erhebt sich hier stolz und anspruchsvoll und bezeichnet den Ort, wo die „Erlen“ ruhen, dennoch ergreift uns Ehrfurcht beim Anblick dieses wirklichen Friedhofes, über den sich nur Gottes blauer Himmel wölbt. Eine schattige Lindenallee führt uns von dem Schlosse Tegel zu einem höher gelegenen Tannenwäldchen, in dessen Mitte sich ein großer grüner Rasenplatz, mit Blumen und Sträuchen bepflanzt, ausbreitet. Ein eisernes Gitter schließt das Viereck ein, welches die heilige Menschenasaat beschützt; nicht das Kreuz, das nur zu oft mißverstandene Symbol des Glaubens, sondern die Marmorstatue der „Hoffnung“, von Thorwaldsen's Künstler- und Freundeshand gebildet, blickt von hoher Säule auf die theuren Gräber nieder, welche durch keine rühmenden Inschriften, sondern nur durch die Namen der großen hier ruhenden Todten hinlänglich bezeichnet und von Vergessenheit geschützt werden. Ein unaussprechlicher Zauber ist über das Ganze ausgegossen, ein Geist des Friedens und, sast möchte ich sagen, griechischer Heiterkeit mit classischer Ruhe und Würde vereint. Eine grüne Bergwand, die den Hintergrund bildet, wehrt den rauhen Stürmen und wacht über die heilige Stille des Todes. Die Strahlen der untergehenden Sonne lassen das Marmorbild der Hoffnung in rosig goldenem Lichte glühen, während der Abendwind leise durch die Wipfel der alten Bäume des Parkes rauscht und die herbstlich gefärbten Blätter auf die ephemmrankten Gräber streut.

Das ist die Begräbnißstätte der Familie Humboldt; hier ruhen Wilhelm und Alexander, die geistesverwandten Brüder, die Dioskuren deutscher Wissenschaft.

Kehren wir von dem Friedhofe zu dem Schlosse zurück, das nach den Plänen Schinkel's 1822 erbaut worden ist, so begegnen wir auch hier überall den Spuren des Genius und seinem unvergänglichen Walten. Griechischer Geist spricht aus der mit dorischen Säulen geschmückten Halle, aus den Reliefs und Marmorbildern an den Wänden. Wir wenden uns zunächst nach dem Studirzimmer Wilhelm's von Humboldt, das rechts zur ebenen Erde liegt. In der Nähe des Fensters, durch welches das freundliche Grün der Bäume blickt, steht der massive Schreibtisch von Mahagoniholz, worauf der Weise so manche dunkle Nacht durchwacht und des Wissens Schätze gehäuft. Hier schrieb Wilhelm von Humboldt in ehrenvoller Muße seine Forschungen über die Kawi-Sprache und seine Sonette, die verschwiegenen Blüthen seines Herzens, umgeben von den schönsten und erhabensten Kunstwerken des Alterthums und der Gegenwart, antiken Statuen, Copien Rafael's und Zeichnungen und Arbeiten von Thorwaldsen. Dicht neben diesem Arbeitszimmer befindet sich das kleine, höchst einfache Schlafcabinet, worin Wilhelm von Humboldt, der berühmte Staatsmann und Gelehrte, am 8. April 1835 starb.

Wilhelm von Humboldt, der Sohn des Majors und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt, aus altadeligem Geschlecht, wurde am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren. Seine Mutter war Marie Elisabeth Colomb, verwittwete Frau von Holtwede, welche die Güter Riegenwalde in der Neumark, Falkenberg und Tegel erbte. Da der Vater frühzeitig starb, ruhte die Last der Erziehung ihrer beiden Söhne allein auf den Schultern der Wittwe. Sie sorgte dafür in wahrhaft ausgezeichneter Weise, indem sie ihnen den berühmtesten Pädagogen der damaligen Zeit, den bekannten Campe, Verfasser des Robinson, und später den kenntnißreichen Botaniker Kunth zu Lehrern gab. Ehe die Brüder die Universität besuchten, war es ihnen noch vergönnt, in Berlin den Vorlesungen eines Dohm über politische Staatskl, des beteutenden Rechtskundigen Klein über Naturrecht und vor Allen dem Unterrichte des berühmten Philosophen Engel beizuwohnen. Wichtiger noch als diese wissenschaftlichen Grundlagen war der Umgang und die Freundschaft, deren die strebsamen Jünglinge von Männern wie Biester, Ramler, Moritz, Teller, Freiländer und Herz gewürdigt wurden, den Geistesverwandten, Schülern und Freunden eines Lessing und Mendelssohn, den Trägern jener humanen Aufklärung, die mit Friedrich dem Großen den Thron bestieg und Berlin zur Stadt der Intelligenz erhob. Vor der Einseitigkeit dieser bloßen Verstandesrichtung wurde Wilhelm von Humboldt durch den Verkehr mit liebenswürdigen Frauen und besonders mit der schönen Hofräthin Henriette Herz behütet, bei denen das Gemüth seine volle Rechnung fand. Im Kreise dieser Freundinnen herrschte bereits jene sentimentale Richtung der Siegwart-Periode vor, die in Goethe's Werther später ihren poetischen Ausdruck fand. Es bildete sich eine Art Tugendbund der „empfindsamen Seelen“ mit besonderen Statuten, Zeichen und geheimen Chiffern für die Eingeweihten, die mit einander correspondirten und das vertraute Du bei ihren gegenseitigen Herzensergüssen gebrauchten.

Unterdessen war die Zeit herangerückt, wo die beiden Brüder mit ihrem Hofmeister Kunth die Universität in Frankfurt a. d. O. bezogen, welche sie nach kurzem Verweilen mit der berühmteren in Göttingen vertauschten, wo Wilhelm von Humboldt neben juristischen Collegien besonders Philologie bei dem berühmten Heyne hörte. In seinem Hause lernte Humboldt dessen geistreiche Tochter Therese und ihren späteren Gatten, den genialen Naturforscher Forster kennen, mit dem ihn, wie mit dem berühmten Geschichtsforscher Johannes von Müller und dem bekannten philosophischen Dichter Jacobi, bald die innigste Freundschaft verband.

Ein so reichhaltiges Leben mußte nothwendiger Weise einen bedeutenden Einfluß auf den Bildungsgang des Jünglings üben, dessen Geist im Umgang mit den hervorragendsten Männern seiner

Zeit sich erweiterte und klärte, so daß hier der Grund zu seiner humanen und idealen Weltanschauung, zu der ihm eigenthümlichen harmonischen Vollendung gelegt wurde. Auch die großen, weiterschütternden Ereignisse des Jahrhunderts sollten nicht spurlos an ihm vorübergehen; in Begleitung seines Bruders und des früheren Erziehers Campe war es ihm vergönnt, den ersten, noch nicht mit Blut befleckten Triumphen der neugeborenen Freiheit in Paris selbst beizuwohnen. Hier traten ihm die Geschicke der Völker und die Lehren der Geschichte nahe, die sich in unauslöschlichen Zügen ihm einprägten. Der Rückweg führte ihn durch die Schweiz und Süddeutschland, wo er die großartige Natur, die thürmenden Gebirge, die schneebedeckten Felsmassen und die eisigen Gletscher auf sein Empfindungsleben und seine Phantasie einwirken ließ. Immer blieb ihm aber der Mensch und sein Denken das Wichtigste; deshalb suchte er überall neue Verbindungen anzuknüpfen, so in Zürich mit dem bekannten Lavater, den er jedoch schon damals als einen geistreichen Charlatan richtig würdigte.

Vorbereitet wie Wenige seiner Altersgenossen trat Wilhelm von Humboldt nach beendeten Studien in den Staatsdienst; für ihn war die Hochschule zur wirklichen Universitas des Geistes geworden. Zwar fand er in Berlin den alten Kreis der Freunde wieder, aber die Stimmung, besonders in den höhern Gesellschaftsschichten, hatte sich wesentlich verändert. Die fast an Frivolität grenzende Aufklärung unter Friedrich dem Großen hatte einem noch verwerflicheren Pietismus weichen müssen, der durch des verrufenen Wöllner's Religionsedikt allen bisherigen Fortschritten des preußischen Volkes für immer eine Schranke zu setzen drohte. Ein unerhörtes Vorkommniß gegen diesen gläubigen Despotismus bildete das berühmte Kammergericht zu Berlin durch seinen Freimuth und erprobten Rechtssinn. An dieser Behörde arbeitete Wilhelm von Humboldt als Referendarius, und der Zufall wollte es, daß er bei einer der wichtigsten Entscheidungen dieses Gerichtes neben seinem Lehrer Klein als Protokollführer in einem Censurprocesse fungiren und so an dem folgenden Ausspruche wenigstens mittelbar Theil nehmen durfte: „Vielmehr verdient Beklagter öffentlichen Dank, daß er ohne Nebenabsichten ein gewissenhafter und verständiger Staatsdiener seine Stimme gegeben und, so viel an ihm ist, die Rechte der Vernunft und die mit ihnen verbundene Ehre der preußischen Regierung aufrecht erhalten hat."

Humboldt zog es unter den obwaltenden Verhältnissen vor, den Staatsdienst zu verlassen und nur noch seiner eigenen Ausbildung seinen zu leben, indem er den Grundsatz festhielt: „Der Moral erstes Gesetz ist: bilde Dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was Du bist." — Dieser Schritt wurde ihm wesentlich erleichtert durch die Begründung einer eigenen Häuslichkeit, indem er durch die Vorsorge der „empfindsamen Freundinnen" die für ihn geschaffene Lebensgefährtin in Caroline von Dacheröden fand. Schon auf seiner Rheinreise lernte Wilhelm von Humboldt das durch Adel und Feinheit der Gesinnung ausgezeichnete Mädchen kennen, mit dem er sich bereits 1790 verlobte, um sie ein Jahr später als treue Gattin heimzuführen. Mit dem Titel eines Legationsrathes schied er aus dem preußischen Staatsdienste und bezog das Gut seiner Frau, Burgörnern in der Nähe von Mansfeld.

Seinem Vorsatze getreu benutzte er die selbstgewählte Muße zu seiner Bildung im weitesten Umfange, indem er zunächst seine durch Heyne in Göttingen angeregten philologischen Studien wieder aufnahm. Schon im Dacheröden'schen Hause hatte Humboldt die Bekanntschaft des großen Philologen Wolf gemacht, der von Neuem mächtig in ihm die nie erloschene Liebe zu dem klassischen Alterthum anfachte. Dennoch verlor er über diese Studien nicht den Sinn für die lebendige Gegenwart und ihre fortschreitende Entwicklung. Schon früher beschäftigte er sich mit den Schriften des großen Königsberger Philosophen Kant; immer mehr vertiefte er sich in dem Bergwerke der Gedanken, welche jener quest aufgedeckt. Ein Ergebniß des eigenen Nachdenkens und Forschens waren die „Ideen über Staatsverfassung", worin er die Freiheit des Individuums gegenüber der bureaukratischen und politischen Bevormundung des Staates in Schutz nahm.

Die Vorliebe für Kant war der eigentliche Kitt jener Freundschaft zwischen Humboldt und Schiller, die sich zunächst aus ihren beiderseitigen Herzensangelegenheiten und Familienbeziehungen entwickelt hatte. Der Dichter des Don Carlos war der Magnet, welcher Humboldt von Burgörnern nach Jena zog, wo Schiller als Lehrer der Geschichte eine Anstellung gefunden hatte. Beide begegneten sich in demselben Streben nach den Idealen der Menschheit, in der gleichen ästhetischen Weltanschauung, in der Verehrung und dem Studium der Kant'schen Philosophie.

Das innige Verhältniß der schon früher befreundeten Frauen pflanzte sich auf die Männer fort, beide Familien bildeten bald nur eine; täglich sah man sich, und oft dauerte das anregende Gespräch bis spät nach Mitternacht. Mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen entwickelte der Dichter dem lauschenden Freunde seine erhabenen Gedanken, welche dieser in sich aufnahm und weiter zu immer größerer Klarheit entwickelte.

Kindespflicht und Familienrücksichten nöthigten Humboldt, den verehrten Dichter und Jena zu verlassen, da seine Mutter gefährlich erkrankt den Sohn in ihrer Nähe wünschte. An die Stelle der mündlichen Unterredung trat jener Briefwechsel mit Schiller, der ein herrliches Zeugniß für ihre Freundschaft und geistige Größe ablegt und zu den hervorragendsten Denkmälern deutscher Bildung gezählt werden darf. Einigen Ersatz für den abwesenden Freund gewährte der Umgang mit der geistreichen Rahel Levin und mit dem vielbegabten, wenn auch charakterlosen Gentz, der schon früher mit Wilhelm von Humboldt bekannt geworden war. Größtentheils aber beschäftigte sich dieser mit größeren kritischen Arbeiten, unter denen sein Werk „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea" den ersten Platz behauptet und gleichsam sein ästhetisches Glaubensbekenntniß ausspricht.

Gleich nach dem Tode der Mutter trat Humboldt mit seiner Frau eine größere Reise an, die ihn zunächst nach Frankreich und dann nach Spanien führte, wo er durch Kenntnißnahme des dasigen Staatslebens und seiner Institutionen umfassenden Sprachstudien legte. Reich mit Schätzen des Geistes und neuen Anschauungen beladen, kehrte er über Weimar, wo er den theuren Schiller traf, nach Berlin und Tegel zurück. Hier wurde er nicht wenig durch den Antrag der Regierung überrascht, wieder in Staatsdienste zu treten. Durch den Cabinetsrath Beyme wurde er zum Ministerresidenten in Rom beim Könige vorgeschlagen und von diesem angenommen, ein Posten, den er trotz seiner Liebe zur Freiheit nun so lieber antrat, da er ihm die Gelegenheit verschaffte, seinen Neigungen und Studien auf klassischem Boden zu leben. Im Herbst des Jahres 1802 reiste Humboldt nach Rom, wo sein Haus auf dem Pincischen Hügel bald der Mittelpunkt einer ausgezeichneten Gesellschaft wurde, angelockt von dem Geiste Humboldt's und der bezaubernden Liebenswürdigkeit seiner Gattin. Vor Allen waren Schriftsteller und Künstler, wie Schlegel, die Staël, Rauch, Tieck und Thorwaldsen, hier willkommen und gern gesehen. So benutzte er seinen Einfluß zur Hebung der Kunst, welche damals Hand in Hand mit unserer Literatur einen nie gekannten Aufschwung nahm, an dem Humboldt selbst keinen geringen Antheil hatte. In seiner amtlichen Stellung, die ihm hinlängliche Muße ließ, erwarb er sich die Achtung seiner Vorgesetzten sowie der römischen Regierung, bei der er Preußen in würdigster Weise vertrat.

Während er so in Rom voll classischer Erinnerungen schwelgte, stürzte indeß die Monarchie Friedrich des Großen, aus der sein hoher Geist längst gewichen war, unter dem Angriffe des neuen Cäsars schmachvoll zusammen. Schmerzlich war der Eindruck, den eine so unerwartete Niederlage hervorrief, aber in Humboldt lebte nicht nur die unfreiwillige Bewunderung des classischen Alterthums, sondern auch sein Bürgersinn, die männliche „Virtus" der großen Vorwelt. Er benutzte sich weder wie der abtrünnige Johannes von Müller vor Napoleon's blendender Gewalt, noch flüchtete er wie Goethe vor dem Sturme der Zeit in die stille Wissenschaft, einem ohnmächtigen Quietismus huldigend.

Thätig nahm er an der Wiederbelebung und neuen Schöpfung des preußischen Staates Theil, der mit Minister Stein unter den ungünstigsten Verhältnissen mit ehrner Kraft in's Leben rief. Der unglückliche König ernannte Humboldt zum Leiter des Cultus und Unterrichts, und dieser ersatzte seine große Aufgabe mit freudigem Opfermuthe und hohem Sinn, indem er den „preußischen Geist" vor Allem als die einzige wirksame Waffe gegen die Gewalt und den Despotismus Napoleon's richtig erkannte und in der Seele des niedergedrückten Volkes zu erwecken suchte. Er selbst rührte und schürte die heilige Gluth, indem er die ihm zu Theil gewordene Aufgabe der Erziehung des Volkes mit bewunderungswürdiger Energie und Weisheit löste. Für diesen hohen Zweck schien ihm das Elementarerziehungswesen, wie es

Pestalozzi lehrte, besonders geeignet, weshalb er als einer der eifrigsten Beförderer desselben für seine Einführung in Preußen wirkte. Fast noch wichtiger war die Gründung der Berliner Universität, die er dem Könige vorschlug, indem er seinen Antrag mit folgenden Worten motivirte: „Auf's Neue würden sich Eure Majestät dadurch Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das Festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen."

Es war dies einer der größten und kühnsten Gedanken, unter den Augen der fremden Unterdrücker, während auf dem Lande eine fast unerschwingliche Kriegssteuer lastete, mit den schwersten Opfern eine wissenschaftliche Lehranstalt in der Metropole des Landes zu begründen, aus welcher, wie Pallas Athene gebarnischt aus dem Haupte Jupiters, der Geist der Freiheit in unbezwinglicher Rüstung hervorsprang. Männer wie Fichte, Schleiermacher, Wolf und Böckh, Savigny und Reil wurden von ihm berufen, und schon diese Wahl beweist seine Weisheit und die freisinnige Richtung, die er der neuen Hochschule für immer zu geben gedachte, indem er nicht einem engherzig preußischen, sondern einem allgemein deutschen Stand dabei verwalten ließ und eine wirklich ideale Schöpfung in's Leben rief.

Nachdem er so mehr als seine Pflicht gethan, wünschte er von Neuem sich von den Geschäften zurückzuziehen, um seiner eigenen Ausbildung ferner zu leben. Aber der Staat konnte seine Dienste nicht entbehren; durch Cabinetsordre vom 14. Juni 1810 wurde er zum außerordentlichen Gesandten in Wien mit dem Titel eines Geheimen Staatsministers ernannt. Auf der Reise dahin lernte er in Prag den damals durch Napoleon geächteten Stein persönlich kennen. Beide Männer legten hier den Grund zu einer treu der Verschiedenheit ihrer Naturen bis an ihr Ende dauernden Freundschaft; zugleich besprachen sie die Noth des Vaterlandes und die Mittel zur Erweckung und Befreiung des deutschen Volkes. In Wien war es Humboldt angenehm, manchem alten Freunde zu begegnen, vor Allen dem talentvollen Genß, dem Vertrauten Metternich's, Friedrich Schlegel, Adam Müller und dem jugendlichen Theodor Körner, für den er mit väterlicher Liebe besorgt war.

Die Flammen von Moskau und der Rückzug des französischen Kaisers aus Rußland veränderten mit einem Schlage die Weltverhältnisse. Der König von Preußen ergriff jenen denkwürdigen Aufruf an sein Volk und verband sich mit dem Kaiser Alexander zur Bekämpfung Napoleon's. Alles lag daran, Oesterreich zu gewinnen und seinen Beitritt zu erlangen. Jetzt erst entwickelte Humboldt den ganzen Reichthum seiner Kenntnisse der Menschen und Verhältnisse, und während er als echter Idealist über den Geist aufjubelte, welcher in dem preußischen Volke loderte und flammte, wußte er als vollendeter Diplomat die Berurtheile des Wiener Cabinets zu schonen und den schwankenden Metternich zu entschiedenden Schritten zu drängen. Er selbst wurde von den Strome der Begeisterung getragen und erfuhr in sich eine mächtige Umwandlung, indem er, von der lebendigen Bewegung der Gegenwart ergriffen, nicht mehr allein in klassischen Erinnerungen lebte, sondern den Augenblick in seiner ganzen Bedeutung erfaßte und Alles von seiner idealen Höhe nur zu oft verkannte Volk erst jetzt schätzen und achten lernte. In diesem Sinne sandte er den eigenen Sohn mit den Worten in den heiligen Kampf: „Es ziemt sich für den Jüngling, an dem Kriege Theil zu nehmen, der einmal sein und der Seinigen Dasein sichern soll." — Aber der Kampf um die Freiheit und nationale Unabhängigkeit trug trotz des Sieges über Napoleon nicht die gehofften Früchte; was die Schwerter der Helden errungen, sollten die Federn der Diplomaten wieder vernichten. Nicht Humboldt trifft die Schuld des Geschehenen; er war unablässig bemüht für die Größe Preußens, für das Wohl Deutschlands; an ihm scheiterten die Künste eines Metternich und Talleyrand, der ihn in seinem Zorne mit Unrecht so sophistisch incurne, die Fleisch gewordene Sophistik nannte. Er verachtete die Ränke der gewöhnlichen Diplomatie, er kannte keine Intrigue, aber gerade weil er nur die Wahrheit zu seinem Schilde gebrauchte, blendete er mit ihrem Glanze die verwöhnten Augen der Höflinge, die ihn für den gewandtesten Sophisten und schlauesten Diplomaten hielten.

Schon in jener Zeit hatte Humboldt einen für die damaligen Verhältnisse durchaus freisinnigen Verfassungsentwurf für Deutschland entworfen, der jedoch an den Ränken Metternich's und an der Schwäche und Nachgiebigkeit Hardenberg's scheiterte, der immer mehr von der sich nach dem Kriege erhebenden Reaction überflügelt und zu weiteren Rückschritten gedrängt wurde. Nach wie vor blieb Humboldt seiner Ueberzeugung treu. In seiner Klarheit durchschaute er die überall wieder emportauchende Lüge trotz der pietistisch frommen und patriotisch gleißnerischen Maske. Nicht mit Unrecht fürchtete der Kaiser Alexander von Rußland seinen kalten Scharfblick und sarkastischen Spott, weshalb er verlangte, daß der König von Preußen vor Humboldt aus der eben gestifteten „Heiligen Alliance" ein Geheimniß machen sollte. Noch mehr war der altersschwache Staatskanzler darauf bedacht, ihn zu entfernen, um einen eben so klugen als kühnen Beurtheiler seiner unverzeihlichen Maßregeln zu beseitigen. Zu diesem Zwecke erhielt Humboldt den Posten einer Gesandten in London, den er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da Hardenberg schnell genug zu der Einsicht gelangte, daß ein Mann wie Humboldt der Regierung in ihrer damaligen Lage unentbehrlich war.

Zum Minister des Innern ernannt beschäftigte sich dieser ausschließlich mit der Verfassung, welche Friedrich Wilhelm der Dritte seinem Lande feierlich versprochen hatte; sie schien ihm die wichtigste Angelegenheit für den preußischen Staat, gleichsam die Garantie seiner Größe und Zukunft. Leider wurde seine Arbeit durch die Bemühungen der damaligen Junkerpartei, durch die schwankende Gemüthsart des Königs und durch die Macht der Verhältnisse, welche das verfassungsfeindliche österreichische Cabinet schlau zu benutzen verstand, vereitelt. Die Ermordung Kotzebue's, die That eines einen, aber verirrten Jünglings, reine zum Vorwande, ein gegebenes Versprechen zu brechen und die Freiheit an ihren Wurzeln, in den Universitäten, anzugreifen. Es folgten die berüchtigten „Karlsbader Beschlüsse", welche, verbunden mit anderen Mißhelligkeiten, Humboldt bestimmten, sein Ministerportefeuille niederzulegen und für immer aus dem Staatsdienste zu scheiden.

Von Neuem kehrte er zu seinen geliebten Studien zurück, indem er die ihm gewordene ehrenvolle Muße zur Abfassung seines berühmten Werkes „über die Kawi-Sprache" benutzte, womit er eine neue Aera für die philosophische Sprachforschung schuf und der Linguistik eine nie zuvor geahnte Bereinung gab. Zugleich siedelte er nach Tegel über, dessen Schloß er nach den Angaben des genialen Schinkel restauriren ließ. Von nun an lebte er nur noch ausschließlich für die Wissenschaft und seine Freunde, zu denen er die edelsten Männer seiner und aller Zeiten zählen durfte. Sein Tegel wurde im eigentlichen Sinne ein Tempel des Genius, ein Sammelplatz der erhabensten Geister, aber auch dem Herzen räumte Humboldt die ihm gebührenden Rechte ein, wie sein bekannter „Briefwechsel mit einer Freundin" rührend bezeugt. Charlotte Diede hieß die beklagenswerthe Frau, welche er als junger Mann in Pyrmont kennen gelernt und der er bis in das spätere Alter ein rein freundschaftliches Andenken bewahrte. Sie hatte eine unglückliche Verbindung mit einem ungeliebten Manne gelöst und von Neuem ihr Herz einem unwürdigen Verführer geschenkt. Arm und verlassen, geächtet von der siebsosen Welt, hülflos und krank, eine Beute der Verzweiflung, wandte sie sich an den Freund ihrer Jugend und fand bei ihm Trost und Rath, Hülfe und Unterstützung. Noch einmal trat sie ihm die Jugendvision in das politische Leben zurück, in den Tagen der Bewegung und der drohenden Gefahr verlangte der König seinen Rath, und er entzog ihm denselben nicht, ohne jedoch thätig und dauernd in die Lenkung der ihrer Bestimmung unaufhaltsam entgegeneilenden Regierung einzugreifen. Das Alter und zunehmende Kränklichkeit ließen ihm die bisherige Ruhe doppelt wünschenswerth erscheinen; sein Zustand, eine beginnende Lähmung, fand weder in Gastein, noch im Seebade, das er auf Anrathen seines Arztes besuchte, die gewünschte Besserung. Am Abend des 8. April des Jahres 1835, als eben die Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer warf, schlossen sich die klaren Augen des großen Geistes, entere er sein harmonisches Dasein, das in gleicher innerer Abrundung und Vollendung kaum in einem anderen Sterblichen gefunden werden dürfte. Im Garten zu Tegel, an der Säule, welche das Bild der Hoffnung trägt, dort ruht, an der Seite der ihm vorangegangenen ebenbürtigen Gattin und des ihm spät erst nachgefolgten berühmten Bruders, Wilhelm v. Humboldt, gleich groß als Staatsmann, Gelehrter und als Mensch.

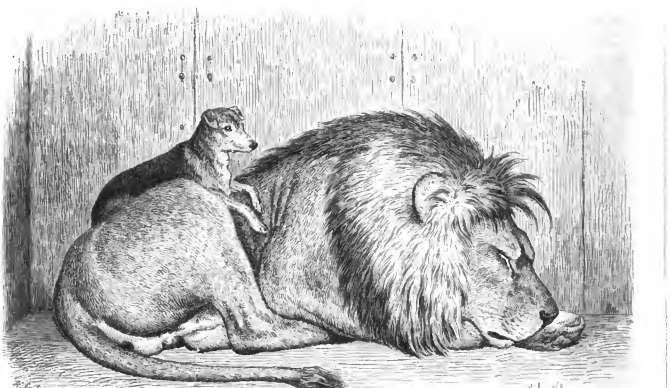
Max Ring.

Menagerie-Bilder.

Nr. 5. Von den großen Katzen.

Noch ehe ein Kind lesen lernt, weiß es gewöhnlich schon, daß der Löwe der König der Thiere ist, und diesen König baldmöglichst einmal zu sehen, ist daher jedenfalls ein ganz gerechtfertigter Wunsch. Aber auch selbst dem Erwachsenen ist dieses berühmte Thier ein so anziehendes, daß es ganz begreiflich ist, wenn, wo in einer Menagerie der Löwe fehlt, dies als eine große Lücke und als eine wesentliche Beeinträchtigung des Geschäfts betrachtet wird. Selbst die zoologischen Gärten können in dieser Hinsicht dem Strom nicht gut widerstehen. In Dresden z. B. sah man sich, obgleich noch gar kein Raubthierhaus erbaut war, im vorigen Jahre genöthigt, ein Paar Löwen anzukaufen, nur um den ewigen Nachfragen, „wo denn die Löwen seien," genügen zu können. Neben den Löwen sind es natürlich nun auch die Tiger, Leoparden, die gräßlichen Hyänen, die Käfige geschlagen. Die Löwen, schon durch die Erwartung des Futters erregt, geriethen dadurch in die größte Wuth, packten mit Zähnen und Klauen das Holz und rissen, ihren Grimm daran auslassend, dasselbe in Nu zu Splittern auseinander. Noch heute wundere es mich, daß sie sich dabei nicht verwundeten, wenigstens habe ich niemals Etwas davon bemerkt.

Als die Aten'sche Menagerie eingegangen war, dauerte es einige Zeit, ehe wieder neue, d. h. größere, auftauchten, uns es war fast, als wenn auch die Löwen kleiner gerathen wären. Der erste Löwe, der mir aus dieser Zeit wieder lebhaft erinnerlich ist, wurde dies auch mehr dadurch, daß ich ihn häufig zeichnete, als daß er sich auszeichnete. Er befand sich in der damals blühenden Schreier'schen Menagerie, derselben, welche die erste Giraffe nach



Mars und Diana.

überhaupt die gefährlichen Thiere, welche in einer Menagerie die meiste Anziehungskraft auf die Menge ausüben, und deshalb sieht man diese auch am allerhäufigsten. Von den großen katzenartigen Raubthieren soll nun diesmal Einiges erzählt werden, natürlich ohne daß es dabei auf eine Vereicherung der Naturgeschichte abgesehen ist.

Die ersten Löwen, welche ich sah, waren die der großen Aten'schen Menagerie. Der größte, der berühmte Nero, befand sich mit einer prächtigen Tigerin in einem Käfig, und der von diesen beiden abstammende Bastard, von welchem ich später erzählen werde, war lange Jahre nachher noch in der Kreutzberg'schen Menagerie zu sehen. Ein anderer in der Menagerie selbst geborener, ausgewachsener Löwe hieß Wilhelm, und er wurde sogar besungen; ich erinnere mich, daß in der Bude gedruckte Gedichte auf diesen Löwen feilgeboten wurden. Wie man es in der Aten'schen Menagerie außerordentlich verstand, Alles recht anziehend für das Publicum zu gestalten, so geschah es auch mit den großen Raubthieren. Es gab Tage, wo die Fütterung derselben nur mit lebenden Thieren geschah, was grausam erscheint, es aber eigentlich nicht ist, da dadurch die Raubthiere sich besser erhalten, indem sie eben von der Natur darauf angewiesen sind. Vor der Fütterung nun wurden aber gewöhnlich eine Anzahl mehr als armstarker Pfähle hereingebracht und damit an Deutschland brachte. Dieser Löwe lebte mit einem kleinen Hunde zusammen, und wenn Diana sich auf Mars, so hieß der Löwe, gelegt hatte und beide ihr Schläfchen hielten, so war das ein ganz reizender Anblick, wenn nur der Löwe nicht gar so grieskrämlich ausgesehen hätte. Er gehörte zu der Race, bei welcher die Schultern und der Bauch nicht mit langen Haaren bewachsen sind, und welche sich wieder in eine lebhaft gefärbte und eine mehr graugelbe Race zu theilen scheint.

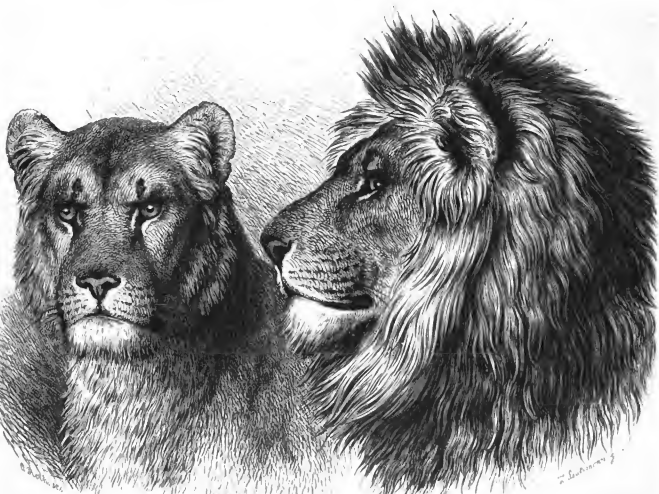
Die Abwartung der Thiere in dieser Menagerie wurde hauptsächlich von zwei Wärtern, einem Tyroler, Brandel, und einem Italiener, Angelo, besorgt, der eine rothblond, der andere kohlschwarz, von Haaren nämlich. Der Tyroler war es auch, welcher in den Käfig des Löwen ging und dessen Dressur, welche einfach genug war, zeigte, wobei der Hund ganz still in einer Ecke saß. Als ich einst diesen Thierbändiger zeichnete denn er trug einen fußlangen Bart, was mir sehr malerisch erschien), frug ich ihn, wie es ihm zu Muthe gewesen, als er das erste Mal in den Käfig des Löwen hinein gegangen sei. Da gestand er mir, daß er bei dieser Gelegenheit nicht ganz nüchtern gewesen, da er, weil das Zureden seines Herrn nicht hinreichend gefruchtet, zur Erhöhung seines Muthes zum Spiritus seine Zuflucht genommen habe. Es sei aber Alles gut abgegangen. Wahrscheinlich hatte er sich als großer Thier-

bändiger seit dieser Zeit auch den Bart wachsen lassen, was aber seiner Gemüthlichkeit keinen Eintrag gethan hatte.

Daß junge Thiere, wenn sie in einer Menagerie geboren worden sind, hauptsächlich das Publicum anziehen, versteht sich von selbst, und am meisten ist dies natürlich mit Löwen der Fall. Um möglicherweise Junge zu erzielen, und weil die Geselligkeit überhaupt den Thieren zuträglicher ist, haben es die Menageriebesitzer gern, wenn sie Löwe und Löwin zusammen in einem Käfig haben können, aber dieses Zusammenlassen, wenn die Thiere nicht aneinander gewöhnt sind, glückt nicht immer. Ich war einst Zeuge, als man in der frühern Preußer'schen Menagerie einen solchen Versuch machte. Der Löwe und die ihm bestimmte Gattin waren Nachbarn, hatten sich aber noch nie gesehen. Es wurde mißlungen, und noch mehrere Tage lang sah ich die Löwin in ihrem Käfig liegen und ihre Wunde eifrig lecken, die indeß bald wieder heilte.

Wenn dieser Versuch beweist, daß nicht Alles sich liebt, was Löwe heißt, so kann man doch auch wieder sehen, daß, wenn solche Thiere einmal an einander gewöhnt sind, sie gewöhnlich große Zuneigung zu einander hegen, selbst wenn dabei kein Gattenverhältniß im Spiele ist. Schon das Verhältniß zu einem etwa mit eingesperrten Hunde gestaltet sich stets zu einem freundschaftlichen, wenn derselbe einmal in Gnaden aufgenommen worden ist.

Bei jungen, noch nicht abgestumpften Löwen tritt die erwähnte Anhänglichkeit am deutlichsten hervor. In der Menagerie eines Herrn Liphard befanden sich auch zwei junge, südafrikanische Löwen,



Das südafrikanische Ehepaar.

Anstalt gemacht, aus der die beiden Thiere trennenden Käfigwand das oberste Bret herauszunehmen, um den Beiden zunächst Gelegenheit zu geben, sich sehen zu können, und die Löwin, welche den Zweck der Arbeit sehr wohl zu begreifen schien, nahm großen Antheil an dem Fortschritt derselben und schien überhaupt lebhafte Sehnsucht nach dem von ihr wohl gerochenen Bräutigam zu hegen. Derselbe war aber keineswegs in bräutlicher Stimmung, unwillig saß er in einer Ecke und gab seinen Aerger über die Störung durch Knurren deutlich zu erkennen. Jetzt ward das Bret herausgezogen, die Löwin stellte sich aufrecht, um nach dem Löwen zu schauen, aber kaum ward dieser sie gewahr, als er brüllend und mit einem Satze auf sie losstürzte. Zwar wurde er schnell zurückgetrieben, aber es war zu spät, die Löwin hatte in der Vorderlabe eine tiefe klaffende Wunde, welche ihr die Klaue des Löwen geschlagen hatte. Bitter enttäuscht stand sie da auf drei Beinen, die verwundete Tatze schüttelnd, so daß das Blut auf meine noch jetzt anschaulich aufgehobene Zeichnung spritzte, während der Löwe grollend und in höchster Aufregung in seinem Käfig umherraste. Der Versuch war offenbar Brüder und Zwillinge. So ungebehrig und wild diese herrlichen Thiere sich sonst gegen Jedermann, Herrn Liphard ausgenommen, benahmen, so zärtlich waren sie selbst gegen einander. Oft kam es vor, daß der eine sich plan vor den andern hinlegte und dann die Beiden, indem sie sich gegenseitig die Schwanzen bedeckten, sich förmlich zu küssen schienen. Auch im Liegen mit Ruhen bielten sie sich oft wie innig umschlungen, was bei solchen gewaltigen Thieren einen sehr eigenthümlichen Eindruck machen mußte.

In der rührendsten Weise ist mir aber diese Anhänglichkeit in einem Fall vorgekommen, der mir in der That dadurch unvergeßlich geworden ist, obgleich er auch an sich von dem, was man in Menagerien gewöhnlich beobachten kann, gänzlich abweicht. Es war die schon erwähnte Schreier'sche Menagerie, als sie, wie gewöhnlich, nach dem Tode des Gründers ihrer Auflösung entgegenging, in welcher zur Zeit, wo sie sich in Stuttgart befand, zwei hübsche junge Löwen zusammen in einem Käfig gezeigt wurden, Männchen und Weibchen. Damals waren die Thiere noch beide ganz gesund und überhaupt fast nicht zu unterscheiden, da die Mähne des Männ-

chens kaum die ersten Anfänge zeigte. Einige Zeit darauf sah ich die Menagerie und diese Löwen in Leipzig wieder, aber kaum erkannte das Männchen sehr verändert. Zwar hatte sich seine Mähne etwas entwickelt, aber das ganze Thier war dieselbe wirklich ein Krüppel geworden; der Rücken war krumm, die Vorderbeine waren nach außen gekrümmt, wie die eines Dachshundes, und die sonst so schöne Haltung des Löwen war in eine gebückte, lebensfaule umgekehrt. Ich will kein Aufsehen nicht weiter beschreiben, es war zu traurig, und natürlich konnte wohl nur die enge Käfighaft die Hauptursache dieses Zustandes sein, wenngleich die Löwin gesund und kräftig geblieben war. Dies mochte auch das damals als Major Downs fungirenden Wärters Angelo Ansicht sein, und um dem Löwen mehr Gelegenheit zur Bewegung zu geben, entschloß er sich, das kranke Thier aus dem Käfig heraus und — auf den ersten Platz zu nehmen. So kam es, daß, als ich eines Morgens in die Menagerie kam, ich zu meinem Schrecken auf dem sonst ganz leeren ersten Platz den Löwen kauern sah, blos an einen Strick gebunden. Der hinzukommende Angelo beruhigte mich aber gleich und führte mich an der Hand bis dicht an den Löwen hin. In der That sei es dem armen Thier nicht ein, Jemandem etwas zu Leid zu thun, er versuche höchstens einige Schritte zu machen, um sich Bewegung gleich wieder hinzusetzen.

Das Mißverständniß nun dabei war die Löwin. Gerade ihrem bisher gemeinschaftlichen Käfig gegenüber war der Löwe angebunden, so daß sie ihn von ihrem Wagen herab immer vor Augen hatte. Dumpf und in ganz eigenthümlicher Weise knurrend ging sie unaufhörlich in ihrem Behälter auf und ab, immer den Blick auf ihren armen Gefährten gerichtet. Manchmal blieb sie stehen, um, den Kopf an das Gitter gedrückt, ihre Augen noch mehr auf dem fast Halbdtodten haften zu lassen. Es schien, als wäre ihr erst jetzt das Bewußtsein seines traurigen Zustandes gekommen, da sie ihn in fast völliger Freiheit sah und doch außer Stand, dieselbe zu benutzen. Sie wollte brüllen, aber es blieb ein bloßes Stöhnen, kurz das ganze Benehmen des Thieres zeigte eine solche Theilnahme an dem Zustande des Gefährten und zugleich eine solche Sehnsucht, wieder mit ihm zusammen zu sein, daß ich über diesen Anblick fast erbaute, in wessen Nachbarschaft ich mich befand. Der Zustand des Löwen war übrigens ein unveränderter. Zwar gab sich Angelo alle Mühe mit dem Thier und führte es, wie er mir erzählte, in der Nacht sogar im Freien umher; der Löwe wird aber wohl bald verendet sein.

Von dieser traurigen Scene mich trennend, will ich mich dem Löwenpaar zuwenden, dessen Porträits diesen Zeilen beigedruckt sind. Es waren dies zwei in der Kreuzbergschen Menagerie befindliche prachtvolle Thiere von wahrhaft königlicher Haltung und ungebrochenem Muth. Eine fast ganz schwarze nur an den Backen hellere Mähne bedeckte nicht blos Hals, sondern auch Schultern des Männchens, sich dann noch breit am Bauch desselben hinziehend; es ist dies die Tracht der südafrikanischen Race. Und doch, sollte man es meinen, erhöhen dieser Löwe, bei aller Pracht seiner imposanten Erscheinung, einmal in einer höchst komischen Situation. Es geschah dies bei der Reinigung des Käfigs. Bei derselben dient ein langhaariger Besen, dessen Handhabung auch der Löwe gewöhnlich ruhig mit ansah. Einmal fiel es ihm aber doch ein, die Sache nicht zu dulden. Mit einem Sprunge packte er den Besen und riß ihn dem Wärter aus der Hand. Sehr oft zersplittern in einem solchen Fall die Thiere den eroberten Gegenstand; unser Löwe aber, als er sah, daß man ihm den Besen wieder abjagen wollte, nahm denselben in den Rachen und wandelte nun mit stolzerhobenem Haupte, seinen Besen im Maul und mit demselben überall anstoßend, unaufhörlich im Käfig hin und her, so daß über diesen komischen Anblick selbst das Menageriepersonal, welches sonst nicht sehr empfänglich für dergleichen ist, herzlich lachen mußte. Später, als er den Beweis hinreichend geliefert hatte, daß er sich die freie Verfügung über den Besen gewahrt, ließ er sich denselben gutwillig wieder abnehmen.

Wie überhaupt im Leben das Tragische und Lächerliche oft hart nebeneinander liegt, so ist es auch hier. So erinnere ich mich einer gleichfalls sehr komisch abgelaufenen Begebenheit in der Liparschen Menagerie, wenn auch da die Löwen nicht selbst die komische Rolle spielten. Von zwei sehr schönen, einer seltenen Art angehörigen, langschwänzigen Papageien war der eine aus seinem Bauer entflohen und flog nun in der Bude umher. Ich war ganz allein und rief schnell den Wärter, aber gerade in demselben Augenblick, als derselbe herbeikam, flog der Papagei an das Gitter der beiden südafrikanischen Löwen, welche, erst ruhig daliegend, sofort auf den Vogel losstürzten. Dieser ließ aber schnell genug das Gitter los und rettete sich auf das davor angebrachte Bret, an welchem die Lampen aufgehängt wurden, während die Löwen dastanden und ihn gierig anglotzten. Der Wärter, um nun den Papagei zu fangen, stieg langsam, damit er den Vogel nicht verscheuche, auf die Schranke, welche den ersten Platz von den Thieren trennt, und ich hielt ihn dabei. Leise richtete er sich auf, streckte den Arm aus und plötzlich packte er den Papagei fest am Schwanz. Er hielt ihn auch wirklich ganz fest — den Papageischwanz nämlich, während der Vogel selbst, der wahrscheinlich wußte, daß derselbe ihm wieder wachsen würde, kreischend und unbeschwänzt fortflog, wobei er einer ganz andern Art anzugehören schien. Die nachschauenden Löwen, das verblüffte Gesicht des jugendlichen Wärters und das sehr lebhafte des eintretenden Herrn Lippard bildeten dabei eine sehr interessante Abwechselung.

Ich sprach schon im Eingang von den zwei Löwen, welche man im vorigen Jahre für den Dresdener zoologischen Garten kaufte, um nur das Publicum zu befriedigen. Dieselben gehörten zu einer Sammlung blos afrikanischer Thiere, welche Herr Casanova, der Besitzer des früheren in Moskau abgebrannten Affentheaters, persönlich aus Afrika geholt hatte. Außer Giraffen, einer Masse gestreckter Hyänen, einem echten afrikanischen Elephanten (dem ersten nach Deutschland gekommenen), vielen Leoparden ꝛc. fehlten auch Löwen nicht, und zwar waren es lauter junge Thiere. So war ein noch ganz kleiner Löwe, als Herr Casanova auch in Leipzig sich aufhielt, mit einem noch kleineren Leoparden und vier etwas größeren Hyänen zusammengesperrt. Es war immer Krieg unter der Gesellschaft, und zwar hielten es Löwe und Leopard miteinander. Dem letzteren, den das Kauen noch sehr schwer wurde, wollten die Hyänen immer sein Fleisch entreißen, wobei aber der junge Löwe kräftig für den Bedrohten eintrat. Das kreischende, widerwärtige Geschrei der Hyänen, vermischt mit dem Knurren ihrer Feinde, bildete dabei eine schauerliche Musik.

L.

„Wie er die Kirche schwänzt und die Mess'" —

(Hierzu die Abbildung auf dem ersten Bogen dieser Nummer.)

Diese Sünde hat schon den Capuziner in Wallenstein's Lager in Feuereifer gebracht, und so ist's noch ihm Tausenden seiner weißen, braunen und schwarzen Collegen ergangen. Alle Achtung vor den Strafpredigten dieser geweihten Herren, aber eine Frage ist's dennoch, ob die Rede, welche soeben vom Munde der jungen und alten Frauen unseres Bildes zu strömen theils beginnt, theils droht, der des zornsprudelnsten Capuziners im Geringsten nachstehen wird. Denn etwas so Abscheuliches, als hier geschehen, wo drei Bauern ihren braven Weibern wahrscheinlich an der Kirchthür unirren geworden sind und sich in's Wirthshaus geschlichen haben, um die Stunde des Gottesdienstes mit einem ofenwarm heilloser fremden Stromer bei Bierkrug und Kartenspiel zu verbringen, — etwas so Abscheuliches macht die Zungen der Gretchen fertig.

Der erste Blick auf die vorliegende Situation der Betheiligten überzeugt uns, daß hier der Capuziner die Wette verlieren würde, denn nicht auf dem gemüthlichen Gebiete des Vorspiels treibt sich die schöne Rede unserer erzürnten Frauen umher, sondern mit der Geradheit und Schärfe des Schwerts fährt sie auf die verblüfften Opfer los. Seht nur die bildsche Junge! Ist es schon die Gattin, oder ist es noch die Braut des jungen Bauern, der in größerer Verlegenheit sich noch nie seine Pfeife gestopft hat? Er sieht schwerlich, was er soeben verrichtet, denn

das böse Gewissen drückt ihm schon allein die Augen nieder. Wie prächtig steht sie da, kampfbereit die Fäuste an den Hüften, die holde Sittenwächterin. So rüstet der Spott sich zu einem gedeihlichen Donnerwetter! Noch schlimmer droht es dem älteren Manne, welcher zwar, wie auch der jüngere, augenscheinlich die Kartenblätter eiligst versteckt hat und gleichwohl den Muth nicht zusammenbringen kann, sich umzudrehen, aber es läuft ihm sicherlich kalt den Rücken hinab von dem stummen Blick des schwersten Vorwurfs, den seine ebenso schlanke als gestrenge Ehehälfte auf ihm ruhen läßt. Das Schlimmste aber scheint dem Jammermännlein zu drohen, das die Angst vor seinem frommen Hausengel hinter den Bretverschlag trieb, an dem er die harmlose Stellung eines sich am Ofen Wärmenden anzunehmen sucht. Mit seiner Physiognomie der Verzweiflung correspondirt trefflich das grimmige Antlitz der Alten, die jetzt quer schielenden Blicks zur Thür hereintritt. Wehe, wenn das Trio in vollen Gang kommt; was vermag dem gegenüber der schnarrendste Brummbaß! — Als einen solchen vermögen wir von dem vorstehenden Mannsvolk Niemanden zu erkennen, als den feinen Patron, der mit ausgezeichneter Frechheit die verrätherischen Karten in der Hand behält und dem ausbrechenden Unwetter wie einer besondern Lustbarkeit entgegensieht. — Du selbst, liebes Publicum, bist in Gestalt des neugierigen Bauern und der Wirthsmagd dargestellt, die an der Thür sich die Sache mit ansehen, leider aber Beide die menschliche Schwachheit einer kleinen Schadenfreude nicht verbergen können. So geht's! Hätten die Drei ihre Gesangbücher nicht da auf der Ofenbank, in der respectwidrigen Nähe der Mausfalle, liegen lassen, sondern pflichtschuldig in die Kirche getragen, so würde sich **Benjamin Vautier** nicht gemüßigt gesehen haben, ihre Ertappung auf frischer That und die nächsten Folgen ihres Leichtsinns der Nachwelt zum abscheulichen Exempel auf die Leinwand zu bringen; nun das Bild fertig und gar als Holzschnitt an die große Glocke der Gartenlaube gehängt ist, hilft den Sündern kein Leugnen mehr, sondern nur gute Besserung. —

Wer von unsern Lesern einmal nach Leipzig kommt, der kann das Original unseres Bildchens im Museum daselbst betrachten, dem es durch den Kunstverein einverleibt wurde, nachdem es auf der letzten Londoner Ausstellung sich viele Freunde erworben hatte. Zu diesen werden nunmehr auch unsere Leser gehören, und darum wird es in der Ordnung sein, wenn wir sie mit dem Künstler selbst näher bekannt machen.

Benjamin Vautier ist ein geborener Waadtländer. Den ersten Zeichenunterricht erhielt er in Genf. Im Jahre 1850 zog er nach Düsseldorf, wo er anfangs die Akademie besuchte, dann aber als Privatschüler bei Professor R. Jordan eintrat. Nachdem er hierauf noch einige Zeit in Paris die Schätze der Kunst genossen, kehrte er nach Düsseldorf zurück, um seinen Stab dort in den Boden zu stecken. Unter den jüngeren Meistern des Düsseldorfer Künstlerkreises ist Vautier einer der hervorragendsten, und er hat sich als ebenso tüchtig als Maler wie als Zeichner für den Holzschnitt bewährt. In letzterer Beziehung brauchen wir nur auf seine Illustrationen zu Immermann's unvergleichlicher Idylle „Der Oberhof" (Bruchstück aus dessen „Münchhausen") hinzuweisen. Von seinen Gemälden, deren Stoffe hauptsächlich aus der unerschöpflichen Bilderfundgrube des Schwarzwaldes und aus der Schweiz entlehnt sind, werden als ganz besonders gelungene der allgemeinsten Beachtung empfohlen: eine Spinnerin, ein Schulausgang im Winter, das Innere einer Kirche, ein Jahrmarkt in Würtemberg, eine Auction in einem Schloß, eine Dorfnähschule, der Pfarrer und sein Vicar als Schachspieler, nach der Schule. Letzteres, ein Bild von außerordentlich komischem Effect, brachte dem Künstler von Seiten des Königs von Preußen die goldne Medaille ein. Außerdem sind die meisten der genannten Bilder im Stich erschienen und gehören zu dem lieblichsten Wandschmuck.

Fr. Hfm.

Blätter und Blüthen.

Holland in Noth. Es ist bekannt, daß der Welthandel der Niederlande seit Jahrhunderten schon beständig im Abnehmen begriffen ist, trotzdem doch Holland nächst England das für den europäischen Handel am günstigsten gelegene Land ist, trotzdem es noch bis vor Kurzem das alleinige Monopol des japanesischen Handels besaß.

Dieser Rückschritt hat nun wohl zum Theil seinen Grund darin, daß andere Völker, wie z. B. England, die Niederlande dadurch überflügelten, daß sie neue Hülfsquellen entdeckten und neue Producte auf den Markt brachten, welche den Strom des Weltverkehrs von Holland abzogen und ihnen zulenkten. Doch muß man diese Abnahme auch gewiß mit dem Umstande zuschreiben, daß der Zugang nach Holland selbst nach und nach immer schwieriger, ja, was Amsterdam betrifft, für Schiff und Mannschaft sogar gefährlich wurde. So versandete schon vor 200 Jahren der frühere Wasserweg durch die Zuidersee in das Y (sprich Ei) kurz vor Amsterdam bei dem sogenannten Pampus bis auf 8 Fuß Fahrwasser. Um diesen Knotenpunkt zu überwinden, erfand man gegen Ende des 17. Jahrhunderts die sogenannten Kameele, die auf ähnlichem Princip beruhen, wie die in diesen Blättern jüngst besprochenen Bauer'schen. Man füllte damals große hölzerne Kasten mit Wasser, befestigte sie an beiden Seiten des Schiffes und pumpte dann das Wasser aus den Kasten wieder heraus, wodurch sich diese mit dem Schiffe um ungefähr 5–6 Fuß hoben. War diese Untiefe überwunden, so fand man dann wieder und findet noch heute vor Amsterdam 40 Fuß Tiefe, die auch beständig durch die Wirksamkeit sogenannter Moddermolen und Baggerschuiten (Baggerschiffe) erhalten werden kann.

Bei einer Durchfuhr von circa 4000 Schiffen jährlich ward die Unausführbarkeit dieser Operation auf die Dauer bald erkannt; man schaffte ein Auskunftsmittel, indem man 1819–25 mit einem Kostenaufwand von 12 Millionen Gulden den berühmten nordholländischen Canal erbaute, der in ziemlich gerader Linie in einer Länge von zwölf deutschen Meilen von Amsterdam nach der Rhede von Texel läuft.

Dieser hydraulische Prachtbau (jetzt noch der größte derartige in Europa bestehende) erregte damals die Bewunderung der ganzen Welt. 138 Fuß breit, 20–24 Fuß tief bietet er Raum für zwei Fregatten nebeneinander. Er würde auch heute noch von seinem Werthe nichts eingebüßt haben, wenn die Einfahrt in denselben nicht wieder durch die unheilvollen Verlandungen versperrt, und dadurch der Canal unbrauchbar geworden wäre. So ist denn auch hier wieder die Passage von 5000 Schiffen auf die Hälfte geschmolzen, und die großen Ostindienfahrer werden immer seltenere Gäste in Amsterdam. Wenn sich auch die holländische Rhederei nolens volens diesen Gefahren unterordnet, so giebt es für die anderen Nationen doch immer noch Häfen genug, wo sie mit weniger Gefahr löschen können. Sie blieben also hier fort.

Jetzt kam Holland in Noth, denn Amsterdam ist so ziemlich Holland. Dazu sah man hier mit scheelen Augen das immer zunehmende Aufblühen von Hamburg, Bremen und Rotterdam, wovon namentlich der Hafen der letztgenannten Stadt wenn auch nicht bequemer liegt, so doch wenigstens ohne Gefahr zu gewinnen ist, weshalb viele Schiffe von Amsterdam sich nach Rotterdam wandten.

Es ward also zur Lebensfrage, wie man das Meer, den Lebensnerv von Amsterdam, wieder fahrbar bis vor seine Schleußen leiten könne. Zu dem Zwecke wurden der Regierung Vorschläge gemacht. Den entschiedensten Gegner hierbei hatte man natürlich in Rotterdam mit seinen Verbündeten zu bekämpfen, und die Abgeordneten schlugen sich, ihrer sonstigen phlegmatischen Natur ganz zuwider, in den Kammerverhandlungen mit ebenso feuriger Bravour, wie ihre Collegen es noch in Berlin und Kassel thun und auch wohl noch lange thun werden. Hier ist aber jetzt der Antrag zu Gunsten Amsterdams in beiden Häusern durchgebracht, und demzufolge wird man noch in diesem Jahre mit der größten Arbeit beginnen, die Holland jemals unternommen, wogegen selbst die Trockenlegung des Haarlemer Meeres nur als Vorspiel erscheint.

Zum richtigen Verständniß des Folgenden wolle der Leser einen Blick auf eine gute Karte von Holland werfen. Das ganze Y wird trocken gelegt, mit Ausnahme einiger schmalen Küstenstriche, wodurch man die bequemere Verbindung der Küstenorte und der in das Y mündenden Flüsse unterhält. Dieses Trockenlegen (Poldern) erstreckt sich bis an die Zuidersee. Letztere wird dann von Westen nach Osten mit der Nordsee durch einen 33 niederländische Meilen langen Canal verbunden, der vor Amsterdam sich zu dem jetzt schon bestehenden schönen Hafen erweitert, an der nördlichen Küste des Y längs Saardam sich hinzieht, dann zwischen Haarlem und Beverwyk Nordholland durchschneidet, wo er sich zwischen den Dünen nochmals zu einem Vorhafen erweitert und alsdann, ungefähr 52° 29′ n. Breite und 4° 36′ östl. Länge von Greenwich, in die Nordsee ausmündet. Diese Mündung wird dann noch durch zwei starke, weit in das Meer hinausgedehnte Deiche geschützt.

Laßt Euch nun einmal durch einige Zahlen die ungeheueren Dimensionen des Unternehmens veranschaulichen. Der Canal erhält auf einigen Punkten eine Breite von 60 Ellen, die mittlere Breite ist 80 Ellen, auf mehreren Strecken erweitert sich diese bis zu 100 Ellen und darüber. (Der Canal von Suez ist nur 80 Ellen breit.) Wie an der Nordsee wird auch der Eingang in der Zuidersee durch zwei Deiche geschützt, Hafenköpfe genannt. Der Nordsee-Hafenkopf soll eine Länge von 2000 Ellen erhalten, bei einer Tiefe von 30 Fuß unter Wasser, die beiden Spitzen des Hafenkopfes eine Weite von 260 Ellen offen lassend. Der Zuidersee-Hafenkopf wird 1500 Ellen lang bei einer Tiefe von 27 Fuß unter Wasser. Die Wassertiefe des Canals wird 30–40 Fuß betragen und nöthigenfalls durch Dampfkraft geregelt, d. h. durch Pump- und Schöpfwerke dafür gesorgt werden, daß die Tiefe nie weniger beträgt.

Das durch Trockenlegung des Y gewonnene Land wird 6000 Bunders (1 B. = 1 franz. Hectare oder 1000 □ Metres) betragen. Der Vorhafen in den Dünen wird 300 Ellen Strahl groß sein, und dahinter werden zwei starke Schleußen gebaut, um nöthigenfalls einem übermäßigen Steigen des Wassers in dem Canale, wodurch Ueberschwemmungen entstehen würden,

Schranken zu setzen. Die größten Seeschiffe können alsdann mit unverminderter Ladung in drei Stunden den Zwischenraum von der Nordsee bis Amsterdam zurücklegen, wozu sie jetzt durch den nordholländischen Canal in der Regel mehrere Tage gebrauchen. Dieser alte Canal ist 79 Kilometer, der neue nur 23 Kilometer lang, eine günstige Differenz also von 56 Kilometer. Die Kosten der Ausführung, wozu ein gewisser J. G. Jäger in Amsterdam (beiläufig bemerkt, ein Deutscher) die Concession erhalten, werden auf 18 Millionen Gulden geschätzt, und die Zeit der Ausführung auf 7 Jahre ununterbrochener Arbeit. —

Wahrlich, wenn man diese Zahlen betrachtet und dabei bedenkt, daß Holland selbst keinen Stein, keine Planke besitzt, sondern nun erst den Rhein hinauf, um Holz, und nach Norwegen, um Granit zu holen, geben muß — da möchte man wohl vor der Ausführung dieses kühnen Planes zurückschrecken. Nicht so der Holländer. Erfreut, daß nun endlich zur That reifen wird, was Jedermann sehnlichst erwartete, beeilt sich Jeder, nach seinen Kräften die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Die 18 Millionen werden im Nu gezeichnet sein, und ist erst diese Basis gesichert, so braucht man weiter keine Besorgnisse zu hegen. Die Baumeister in Holland verstehen ihr Fach und werden die Fundamente so kolossal massiv in den schlammigen Boden einsenken, werden die Deiche so fest stampfen, binden und knebeln, die Schleußen so bombenfest bauen, daß das Ganze auch nicht um einen Zoll breit dem ungeheueren Drucke des Wassers weichen wird. Man beginnt damit, das Wasser an der Zuidersee abzudämmen. Die Ausführung dieser Deiche ist das Mühsamste, das Auspumpen des Wassers läßt sich nachher vermittelst Maschinen leichter bewerkstelligen. Behufs Anlegung des Deiches werden zunächst drei Reihen starker Pfähle aus skandinavischem Greinenholz hintereinander in den Grund getrieben. Jeder Pfahl ist 25 Fuß lang und $1^1/_2$ Fuß dick, diese drei Reihen werden durch starke Querbalken verbunden und mit Steinen ausgefüllt. Die äußerste Reihe wird noch gegen den Wellenschlag durch Faschinen und Felsblöcke geschützt. Hinter dieser Brustwehr kommt erst der eigentliche Deich, dessen Fuß wiederum aus Steinen besteht, worauf Lehm, Faschinen, ausgebrannte Coaks und Erde mit einander abwechseln, die zusammengehalten werden durch schwere Steinplatten und Weidengeflecht, das alle 3 bis 4 Jahre erneuert werden muß. Solche Deiche werden den neuen Canal überall umsäumen.

Von der guten Unterhaltung dieser Deiche, die man an den Küsten und mitten im Lande zu Hunderten zählen kann, hängt die Existenz des ganzen Landes, das Leben der Bevölkerung ab; deshalb wacht auch der Waterstaat (die hierfür besonders angestellten Beamten) darüber mit der peinlichsten Aufmerksamkeit, die Unterhaltungskosten verschlingen jährlich an sechs Millionen Gulden. Trotzdem bricht das Wasser alljährlich das Joch und verheert ganze Strecken durch Ueberschwemmungen, die aber wenig mehr allgemein bekannt werden, wenn sie nicht eben so riesige Dimensionen annehmen, wie z. B. jene bekannte Ueberschwemmung von 1825. Diese, sowie ähnliche frühere und spätere traurige Episoden, ragen wie Leichensteine hervor aus der holländischen Geschichte, und leider gleicht ihre Chronik nur zu sehr einem Gottesacker.

Um so mehr muß man es anerkennen, daß das Volk im Kampfe mit dem mächtigen Feinde nicht erlahmt, beständig angreifend und vorrückend bleibt, immer zur Abwehr eines Ueberfalles gerüstet. Als man vor zwölf Jahren das Haarlemer Meer trocken legte, tauchten schon Stimmen auf, die dasselbe mit dem Y vorgenommen wissen wollten. Jetzt geht man hieran, und schon richten sich Aller Augen unwillkürlich auf die Zuidersee. Sollte die wirklich zu groß sein? Ab bah! Probiren wir unsere Kraft erst einmal am Y, nachher wollen wir weiter sehen! Und die Geschichte wird es lehren, daß mit der Zeit auch dieser gefräßige Währwolf ausgetrieden wird, und dann geht's zuletzt noch an die Arrondirung jener Inselkette mit dem festen Lande.

Das ist nun wohl jetzt noch ein kühner Gedanke, und bis er zur That reift, darüber können noch Generationen hinsterben. Aber wir glauben doch, damit den heimlichen Gedanken manches Holländers auf den Kopf getroffen zu haben, ein Gedanke, der sich offen in der Devise ihres Landeswappens (ein schwimmender Löwe) ausspricht, womit wir in würdiger Weise diese Zeilen schließen wollen: luctor et emergo! (ich ringe und bleibe oben!) O. M.

Eine Reliquie von Theodor Körner. Eine solche befand sich auf dem alten Universitäts-Carcer in Leipzig, derjenigen alten Baulichkeit, welche bis 1834 die Stelle, wo jetzt das Augusteum (neue Universitätsgebäude) steht, bestens mit verunzieren half, andererseits jedoch für die ab und zu dort „eingesponnenen“ Musensöhne ein viel amüsanteres Receptaculum war als die jetzigen auf den innern Hofraum des Augusteums ausmündenden Carcer. Denn in den alten Nestern, deren Gitterfenster auf den freien Platz vor dem Grimmaischen Thore hinaus sahen, hatten die dort sitzenden Studios doch den Ausblick in's Freie und die Erquickung des lieben Sonnenscheins, nicht zu gedenken der mannigfachen anderen tröstlichen Correspondenz in der Dämmerungsstunde, gepflogen mit theilnehmend nach dem Befinden und auch dem Bedürfniß (an Bier, Tabak, Wurst, Lectüre etc. etc.) dort oben sich erkundigenden Brüdern, Schwestern oder gar Freundinnen. Ueberhaupt waren die alten Carcer viel romantischer und gemüthlicher, schon durch ihr Alter und die sich daran knüpfenden Erinnerungen. Wer hatte hier nicht schon alles „gesessen“ in früherer Zeit, was theilweise noch die vielen, Jahrzehnde alten Inschriften und Denkverse an den Wänden und unter den in einsiedlerischer Muße mit Bleistift, Feder oder auch einfach durch in's Tintenfaß eingestippte Zeigefinger ausgeführten Wandgemälde bezeugten. Traf es sich doch nicht selten, daß der „sitzende“ Sohn plötzlich ein solches Erinnerungszeichen von seinem einst hier ebenfalls seßhaft gewesenen Vater vorfand. Und nun erst jene Wandgemälde selbst, humoristischen, grotesken, tragikomischen Inhalts, zum Theil sogar kunstgerecht in Wasserfarben al fresco ausgeführt, wie das famose „Marius auf den Trümmern von Carthago“, in Schlafrock, Unterhosen, Cerevis, mit langer Quastenpfeife und leerem Bierglas in der Rechten, dies wehmüthig anschauend, darunter die Worte:

„Die Liebe ist der Güter höchstes nicht —
Der Uebel größtes aber ist — der Durst.“

Wie gesagt, wer hatte nicht in längstvergangenen Tagen auf diesen selben Holzstühlen schon gesessen, vielleicht gar Lessing, Goethe, als Leipziger Studenten, wo nicht Leibnitz selbst, hier zuerst über seiner Monadenlehre brütend! Einen nachweisbar historisch merkwürdigen Stuhl der Art aber gab es dort wirklich noch zu meiner Zeit, und dieser eben ist die Reliquie, welche ich meine. Es war ein Stuhl, auf welchen Theodor Körner seinen Namen eingeschnitten, da er hier einst wegen eines als Corpsbursch der Saxonia in Connewitz ausgefochtenen Duells hatte „brummen“ müssen. Dieser Stuhl nun war von seinen nachfolgenden Besitzern so mit deren Namen bedeckt worden, daß für den meinigen, als ich 1831 dort auch einmal in silentiis kneipen mußte, kaum noch Platz war. Dennoch bin ich, gleich allen meinen Vorgängern, stolz, auch auf diesem Stuhl einst gesessen zu haben, und lasse hier deshalb die öffentliche Frage ergehen: wo ist dieser Körner'sche Stuhl hingekommen? Liegt er zwischen anderem Gerümpel vielleicht mit auf einem der Böden des Paulinums? — Es wäre, wenn wir „alten Burschen“ uns zur Octoberfeier dieses Jahres in Leipzig zusammenfinden, doch sicher eine Freude mehr, diesen für uns vorzugsweise historisch merkwürdigen Schemel als eine cara memoria dann bei der Festtafel mit eingereiht zu finden. Und ein würdigster Inhaber, vielleicht gar noch ein ehemaliger Studiengenosse Körner's und selbst ein Lützower, der auf ihm Platz nähme, fände sich auch wohl dafür heraus unter den Festgenossen. Der könnte dann, doppelt berechtigt, als unser „Vorsitzender“ fungiren.

Dr. Wilhelm Schröder,
Verfasser des patriotischen Schauspiels „Studenten und Lützower (aus 1813)“.

Zur Eisen-Liqueur-Frage. Aus mir zugekommenen Zuschriften geht hervor, daß man diesen Liqueur zu den Charlatanerien rechnet. Allein er ist kein Geheimmittel, welches für unnatürlich hohen Preis verkauft wird und gegen alle nur möglichen Uebel helfen soll, sondern es ist ein Surrogat eines Nahrungsmittels, welches dann Vortheil schafft, wenn dem Körper eine Nahrung geboten wird, die zu wenig Eisen in sich enthält, wenn überhaupt dem Blute die gehörige Menge von diesem zum Leben ganz unentbehrlichen Stoffe fehlt.

Leben und Gesundheit können nämlich nur dann bestehen, wenn unserm Körper (Blute) diejenigen Stoffe in der gehörigen Menge fortwährend zugeführt werden, aus denen er aufgebaut ist und die durch Abnützung der Organe in Folge der verschiedenen Lebensthätigkeiten immerfort theilweise wieder verloren gehen. Zu diesem Material, welches unsern Körper aufbaut, gehört nun aber neben Wasser, Eiweißsubstanzen, Fetten, Salzen etc. auch das Eisen, und wer dasselbe nicht in der erforderlichen Menge durch die Nahrung (besonders bluthaltige, thierische Nahrungsmittel) in seinen Körper einführt, wird krank. Ebenso würde aber auch derjenige krank, welcher zu wenig von Eiweißstoff, Fett, Salzen etc. genösse. Diese Thatsache, welche ich zu wiederholten Malen in meinen Aufsätzen erwähnt und zur Aufstellung diätetischer (Speise-) Regeln benutzt habe, hat Hr. Freigang in Leipzig ebenfalls aufgegriffen und einen Liqueur bereitet, der Solchen, die zu wenig Eisen im Blute haben, sicherlich ebensoviel Nutzen bringen wird, als eine eisenhaltige Arznei aus der Apotheke. Dr. Bock.

Für die treue Pflegerin Theodor Körner's gingen in den letzten Tagen wieder bei mir ein: 1 Thlr. von einer Freundin guter Thaten aus P. — 2 Thlr. 15 Ngr. von S. aus O. — 1 Thlr. von P. verw. T. zu L. — 4 Thlr. von G. S. in Nürnberg zur besten Verwendung für die treue Pflegerin. — 1 Thlr. Oekonomieinspector H. in Baschleben. — 6 Thlr. beim heitern Hochzeitsmahle am 9. April auf Veranlassung von C. O. durch das Z.'sche Brautpaar in Arnim's Hotel in Berlin gesammelt. — 15 Ngr. von G. M. in St. G. — Den freundlichsten Dank allen Gebern von Ernst Keil.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig erschien:

Supplement-Band

zu allen Ausgaben von

Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Da eine große Anzahl von Aufsätzen in der Gartenlaube aus Bock's Feder in's „**Buch vom gesunden und kranken Menschen**“ entweder gar nicht, oder nur in sehr kurzem Auszuge aufgenommen sind, dieselben aber theils das Verständniß der Einrichtung unseres Körpers, sowie der Krankheiten und der verschiedenen Heilarten erleichtern, theils wegen ihres Raisonnements ein allgemeines Interesse haben, so sind diese Gartenlauben-Aufsätze, die seit dem Jahre 1853 bis jetzt erschienen, in einem Supplementbande, vom Verfasser nach ihrem Inhalte geordnet und zum Theil erweitert, herausgegeben worden. Bei der Beliebtheit, welcher sich das Bock'sche Buch beim Publicum zu erfreuen hat, dürften auch diese Supplemente nicht ungünstig aufgenommen werden.

Dieselben erschienen in drei Lieferungen. Der Preis jeder Lieferung ist nur $7^1/_2$ Ngr. und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der seltsame Beweis!

Von A. v. K.

„Mary, was mag es an der Zeit sein?“ frug die hübsche Mathilde, das blonde Krauslöpfchen von dem Fenster, an dem sie seit geraumer Zeit stand, zur Gefragten wendend, die am andern Fenster arbeitete.

„Bald drei!“ lautete die Antwort. Mathildens blaue Augen richteten sich wieder der Straße zu — und die rosigen Finger trommelten ungeduldig an der Scheibe. „Ueber zwei Stunden! . . .“ fügte Mary hinzu.

„Frage ich darnach?“ brauste Mathilde auf; „warum suchst Du in der gewöhnlichsten Frage eine Absicht, die nur in Deiner Einbildung lebt?“

„Um Vergebung, gnädige Frau, ich vergesse immer, daß wir Dienstboten“ — und sie betonte das Wort — „das nie errathen sollen, was man uns nicht anvertraut, wenn auch durch die wärmste, die innigste Theilnahme getrieben. — Zwischen dem Herzen der Dienerin und dem ihrer gnädigen Frau darf es einmal nichts Gemeinschaftliches geben.“

Mathilde wandte sich um, ging auf die Beleidigte zu, die jetzt anschließlich mit ihrer Arbeit beschäftigt zu sein schien, stand eine Weile stumm vor ihr, — da plötzlich traten Thränen in die hübschen blauen Augen, und sie schlang die Arme um Mary's Hals.

„Wie Du redest, Du böse Mary, wie kannst Du das Wort Dienstbote aussprechen? — Bist Du nicht von Kindesjahren meine Freundin gewesen, bist Du es nicht jetzt noch?“

„Gnädige Frau, was die Güte Ihrer Eltern an Ihrer Gespielin gethan, konnte diese als Kind nicht ermessen, — um so mehr aber jetzt die Gesellschafterin, — sie wird sich auch an den Gedanken gewöhnen, daß die Gleichheit, die zwischen den Kindern herrschte, jetzt nicht mehr an der Stelle ist.“

„Nicht so, nicht so, Mary,“ liebkoste Mathilde unter Küssen, „sei mir nicht böse. Habe ich Dich verletzt, so geschah es ohne Absicht, denn die treue Freundin weiß ich an Dir zu schätzen, — und daß ich Dich von Herzen liebe, weißt Du ja!“

„Von eben herab!“ fiel die Engländerin bitter ein.

„Mary!“ rief vorwurfsvoll Mathilde.

„Und wie bezeichnen denn Sie Wohlwollen ohne Vertrauen?“ entgegnete kalt die stolze Mary.

„Vertrauen? und wozu?“ rief Mathilde in Thränen zerfließend, „was könnte ich Dir sagen, was Du nicht wüßtest? Wozu klagen . . . und worüber? . . . weiß ich doch selbst nicht, ob ich nicht ungerecht bin, — aber unglücklich bin ich, sehr — sehr unglücklich!“ . . .

Jetzt umfaßlang die Engländerin die feine, zierliche Gestalt, die sich zu ihr beugte, das Köpfchen an ihre Schulter lehnte und sich ausweinte wie ein Kind am Mutterherzen. Auch Mary's schwarze Augen wurden feucht.

„Armes, armes Herz,“ sprach sie, die Betrübte an sich drückend, „wie schwach, wie schwankend. . . .“

„Was kann ich dafür, gute Mary, — ich weiß ja nichts, ja nicht einmal, warum wir plötzlich nach Paris gereist, — was wir hier sollen! . . .“

„Wie!“ rief Mary verwundert, „der Zweck der Reise . . .“

„Ist mir unbekannt. Lee frug mich, ob ich ihn nach Paris, wohin ihn Geschäfte riefen, begleiten, dort mit ihm eine unbestimmte Zeit verweilen wollte — konnte es meiner Liebe einfallen, mich freiwillig von ihm zu trennen? Wir reisten. — Das Uebrige weißt Du; seit acht Tagen bin ich hier in dieser hübschen Wohnung meistens allein, Lee vernachlässigt mich; auf meine Fragen antwortet er: er sei durch Verhältnisse in Anspruch genommen, denen ich noch eine Zeitlang fremd bleiben müsse. Er geht beständig ohne mich aus, dazu ist er besorgt, unruhig, traurig, und ich, die ich bis jetzt sein volles Vertrauen besaß, Leid und Freude mit ihm theilte, muß mich zufrieden stellen und es ruhig abwarten, bis er mir das Geheimnißvolle seines Benehmens erklärt. . . . O Mary, Mary, ich bin ihm nicht mehr, was ich ihm war, und Geheimnisse, die eine Frau nicht kennen darf, giebt es nur einer Art!“

„Um Himmelswillen,“ rief Mary, „schlagen Sie diesen gefährlichen Weg nicht ein, bedenken Sie, welche Qual Sie sich bereiten! . . .“

„Kann ich denn dafür? Nun ja, ich bekenne es, ich bin eifersüchtig und liebe Lee zu sehr, um es nicht zu sein, — sieh, Mary, ein Verrath von ihm wäre mein Tod! . . .“

„Aber, Mathilde, worauf gründen Sie solch einen Verdacht?“

„Auf nichts und doch auf Alles, — vor Allem aber auf's unerträglichste Ragen meines Herzens, auf meine Unruhe, auf meine Verzweiflung, die ich nicht bewältigen kann . . . Sieht Du, Du bleibst stumm, — so sprich doch, sie widerlege, so tröste, beruhige mich, wenn Du es kannst!“

„Mathilde,“ sprach Mary entschieden und ernst, „da Sie mich zum Sprechen auffordern, so will ich Ihnen meine Ansicht sagen: den Mann, den ich liebe und dem ich einst mein Vertrauen geschenkt, würde ich nie durch einen Verdacht verletzen, ja selbst Gerüchten würde ich mein Ohr schließen, wenn solche mich erreichten. Nur ein sicherer Beweis könnte mich treffen. . . .“

„Und wenn Du einen solchen hättest?“

„Da, freilich, wäre Alles aus — aber auch die Liebe todt,“

erweiterte Mary flüsternd, „bei Ihnen aber," fuhr sie in sanftem Tone fort, „ist's noch lange nicht so weit gekommen — Wollen Sie Ihr Gewissen mit einem vielleicht ungerechten, jedenfalls aber ungegründeten Verdachte belasten?"

„Wollte Gott, es wäre so, liebe Mary, gern möchte ich Abbitte — Buße thun," und die blonde Mathilde neigte das Köpfchen und versiel in eine melancholische Träumerei. Mary überließ sie ihren Gedanken, schweigend saßen sich die Freundinnen eine Zeitlang gegenüber, — da plötzlich fuhr eine brillante Equipage geräuschvoll durch Rue Montorgueil und hielt an der Hausthür. Mary warf einen Blick hinaus.

„Der Vicomte!" sprach sie, „er kommt wohl Sie zur täglichen Promenade abzuholen."

„Wahrscheinlich; — gieb mir meinen Hut und Shawl, liebe Mary, frische Luft wird mich erquicken."

Jetzt trat Vicomte de Joly in's Zimmer, es war ein schöner, schlanker, junger Mann, mit der tadellosesten Eleganz des Gentlemans in Haltung und Anzug. Er verbeugte sich ehrerbietig gegen Mathilde.

„Leo hat mir die schöne Hoffnung gegeben, gnädige Frau, daß Sie mir heute abermals die Ehre erweisen werden, von meiner Equipage Gebrauch zu machen."

„Recht gern, Vicomte, ich nehme Ihren Vorschlag mit Dank an."

„Mit Dank? . . . o gnädige Frau, das nennt man bei uns in Frankreich eine Liebkosung der Gabe; Sie, die Geberin, danken dem beglückten Empfänger!"

Mary, die eben mit Hut und Shawl eintrat, hörte diese Worte; und nichts weniger als wohlwollend war der Blick, den ihre schwarzen Augen dem Vicomte zuwarfen. Nach einer Weile saß dieser an Mathildens Seite in der offenen Kalesche, die, mit zwei Rappen pur sang bespannt, vom Bois de Boulogne zurückkehrte.

Mathildens zartes, von dem eleganten Hut umrahmtes Gesichtchen war gedankenumflort, die sanften blauen Augen blickten gleichgültig auf die bunten Reihen der Equipagen und Fußgänger im Bois de Boulogne, diesem täglichen Rendezvous-Ort des müßigen Paris zwischen drei und fünf Uhr. Noch hatte sie kein Wort mit dem Vicomte gewechselt. Dieser betrachtete sie mit einem Blicke, in dem sich so mannigfaltige Gefühle spiegelten, daß der feinste Physiognomist kaum hätte entrathen können, was zunächst der unverhohlenen Bewunderung für die niedliche Gestalt im tiefsten Hintergrunde dieses Blickes steckte, was dieses bisweilige, kaum merkbare Lächeln der feinen Lippen für einen versteckten Sinn hatte. Endlich brach der Vicomte das lange Schweigen.

„Wie mir scheint, gnädige Frau, hat unser Paris bis jetzt noch nicht Ihre volle Gunst gewonnen?"

„Sie irren sich nicht, Vicomte, es ist aber nicht zu verwundern. Sie wissen, wie sehr Leo mir seine Ankunft in Aufsruch genommen, — und ist man mit wichtigen, ernsten Dingen beschäftigt, so bleibt wenig Sinn für Genüsse und Vergnügungen, so wizend sie auch sind!"

„Leo's wichtige Geschäfte können Sie doch unmöglich treffen, gnädige Frau, ich will mich einmal hoffen, daß er die Barbarei gehabt, Sie in diesselben einzuweihen? . . ."

„Wie so, Vicomte? Halten Sie mich für unfähig, mich mit ernsten Dingen zu befassen?"

„Das nicht, gnädige Frau; ich halte aber Leo für unfähig, Ihnen . . . gewisse Dinge mitzutheilen."

„Leo theilt mir Alles mit," unterbrach ihn Mathilde lebhaft.

„Alles? . . . auch seine jetzigen . . ."

„Gewiß! . . . Alles, auch seine jetzigen Geschäfte!"

Der Vicomte verbeugte sich.

„Dann, gnädige Frau, darf es mich freilich nicht mehr wundern, Sie bisweilen in Gedanken zu sehen, denn der Grund, der Leo nach Paris geführt . . ."

„Sie kennen also den Grund?" rief Mathilde unvorsichtig.

„Wie sollte ich nicht — ich, Leo's alter Universitätsfreund, gewiß weiß ich Alles," sprach er mit Nachdruck, sie scharf beobachtend, „und um so weniger begreife ich Ihre Mißwissenschaft!"

„Leo sagt mir Alles," wiederholte Mathilde merklich verlegen, „wir haben uns das gegenseitige Versprechen gegeben, immer und in Allem ganz offen gegen einander zu sein."

„Dann beuge ich bewunderungsvoll das Knie vor Ihnen, gnädige Frau, wenn ich auch Ihre Selbstverleugnungsfähigkeit nicht fasse!"

Mathildens fragend unruhiger Blick begrüßte den erfahrenen Beobachter in seiner Vermuthung. „Recht getroffen," dachte er, „sie weiß Nichts und brennt zu wissen, genug für den Augenblick!" und er leitete das Gespräch auf ein anderes Thema.

Mathilde war aber so verstimmt, so zerstreut, daß sie nur mit Mühe hier und da eine Antwort zu Wege bringen konnte. Der Vicomte wußte, was sie ignorirte, er konnte durch ein Wort das sie quälende Räthsel lösen, aber ihn bestagen war unmöglich, und auf gefchickte Weise das Erwünschte von ihm herauszureden, war keine Aufgabe für die schlichte, unerfahrene Mathilde, dem schlauen Weltmann gegenüber. Mathildens Zerstreutheit entging dem Vicomte nicht, ihm stand die ganze Qual dieses gepeinigten Herzens deutlich vor Augen, er wurde aber um so gesprächiger, um so liebenswürdiger, schien den ersten Gegenstand des Gespräches völlig vergessen zu haben, und da Mathilde alle Hoffnung verloren, ihn wieder auf dieses für sie so interessante Thema zu bringen, beklagte sie sich über die Kälte und bat den Vicomte sie nach Hause zu bringen. Sie hüllte sich in ihren Shawl, drückte sich in die Ecke der Kalesche, und schweigend fuhren nun Beide durch Champs Elysées über Place de la Concorde. Plötzlich that der Vicomte eine rasche Bewegung, die selbstverständlich Mathildens Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, im nächsten Moment saß er wieder still und blickte ruhig vor sich hin, Mathilde aber hatte sich umgewandt und sah — Leo — in traulichem Gespräche mit einer Dame, die er am Arme führte. Ein dichter Schleier verbarg ihre Züge, die Gestalt aber war die einer jungen Frau, die Tracht elegant und geschmackvoll. Leo hatte sich zu ihr gebeugt, schien ihren Worten zuzuhören und lächelte dabei freundlich. Mathilde hatte einen dumpfen Ausruf nicht unterdrücken können, ein Todesblässe überzog ihr Gesicht, und als der Vicomte, scheinbar durch ihren Ausruf aufgeschreckt, sie besorgt um den Grund frug, flammelte sie kaum vernehmbar: „Nichts — es ist Nichts . . . ich glaubte . . . das eine Pferd . . ."

„O, gnädige Frau, meine Pferde sind zuverlässig," sagte der Vicomte, „beruhigen Sie sich. Arme, arme Frau!" fügte er leise hinzu, ihre Hand fassend und sie leise drückend. Mathilde ließ es geschehen, ohne weiter darauf zu achten.

Jetzt hielt die Equipage in Rue Montorgueil hielt und der Vicomte Mathilden zum Aussteigen die Hand reichte, hielt er diese Hand in der seinen zurück, auf diese Art Mathilden zwingend, ihn anzusehen. Sie begegneten einem sendten, liebevollen Blick.

„Gnädige Frau," sprach der Vicomte mit bewegter Stimme, „Mathilde," flüsterte er leise hinzu, „ich gäbe mein Leben darum, um das Geschehene ungeschehen, das Geschehene ungeschehen machen zu können; leider liegt es nicht in meiner Macht. Sie aber sind ein Engel, dem ja Alles gelingen muß; kann noch Jemand etwas ändern, so können nur Sie es! Darum fassen Sie Muth," fuhr er fort, „bestürzen Sie aber des Beistandes eines treuen Freundes, so bin ich da, ich bin ein Ehrenmann und Ihnen ergeben auf Leben und Tod!"

Mathilde, außer Stande ein Wort zu erwidern, zog langsam ihre Hand zurück, legte dann zum Zeichen des Schweigens einen Finger auf ihre bebenden Lippen und eilte die Treppe hinauf.

Vicomte de Joly sah ihr eine Weile nach. Der Ausdruck seines Gesichts hatte sich geändert, die Milde der Züge sich in ein sinnliches Lächeln verwandelt, die feuchten Augen funkelten von dämonischer Freude belebt — — „Nicht übel," murmelte er, „den Zufall nenne ich günstig, on a de la chance ou l'on n'en a pas! Guter Anfang, guter Anfang, et vogue ma galère!"

Er sprang in seine Kalesche und verschwand.

Es ging auf sechs. Leo und Mathilde saßen bei'm Mittagessen, die junge Frau bleich und verweint, Leo ernst, sorgenschwer. Es war ein schöner Mann, dieser Leo, seine edlen Züge trugen den Stempel männlicher Energie, verbunden mit Geist und Güte, sein ehrliches braunes Auge sah treuherzig vor sich hin, und dieser klare reine Blick allein hätte genügt, allen Verdacht von Falschheit oder Verstellung zu entfernen, hätte nicht in seinem ganzen Wesen etwas Sicheres und Offenes gelegen, das gleich bei'm ersten Anblick ein unwillkürliches Vertrauen einflößte. Das Ehepaar war in sich gekehrt, stumm. Mathilde berührte kaum die vorgesetzten Speisen, und nur mit Mühe drängte sie die Thränen zurück, die jeden Augenblick drohten auf's Neue aus ihren Augen zu strömen. Leo mußte in der That durch sehr schwere Sorgen absorbirt sein, um die tiefe Verstimmung seines geliebten Weibes nicht zu be-

merken. Endlich war die Mahlzeit zu Ende, der Diener trug ab, Leo erhob sich und ging auf Mathilde zu, die jetzt den nassen Blick emporrichtete. Erschrecken über die tiefe Traurigkeit, die er jetzt erst an ihr wahrnahm, trat er einen Schritt zurück. „Mathilde?“ sagte er sanft, „was ist Dir? Du hast geweint und bist bleich wie die Wand . . .“

Statt Antwort ließ Mathilde das Köpfchen in ihre Hände fallen und schluchzte von Neuem. Leo umfaßte sie, überhäufte sie mit Worten der Liebe, mit den zärtlichsten Benennungen. Mathilde aber befreite sich aus seiner Umarmung und brachte endlich unter Schluchzen die Worte hervor: „Leo, ich weiß Alles!“

Leo stieg das Blut in's Gesicht. „Alles?“ rief er, „wer hat Dir sagen können . . .“

„Keiner, ich habe aber gesehen, mit eigenen Augen gesehen . . .“

„Was hast Du gesehen, Mathilde?“

„Dich mit . . .“

„Mit wem, um Himmels willen? . . .“

„Mit ihr, Place la Concorde!“

Leo antwortete nicht augenblicklich, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, ging ein paar Mal nachdenkend im Zimmer auf und ab, stand dann vor Mathilde still und sah ihr in die Augen, mit seinem klaren, unverwüstlichen Blicke.

„Mathilde,“ sprach er, „einst gelobtest Du mir unbegrenztes Vertrauen, nimmst Du dieses Versprechen zurück?“

„Nach dem, was ich gesehen!“

„Was Du gesehen, macht mich Deiner Liebe nicht unwürdig. Und ich frage Dich, Mathilde, liebst Du mich genug, um mir zu trauen, trotz dem Gesehenen, genug, um ein Geheimniß zu ertragen, das ich Dir noch nicht enthüllen kann? Willst Du Geduld haben, nur noch kurze Zeit, oder willst Du durch Zweifel selbst unser Glück zerstören?“

„O sprich nicht von Glück,“ rief Mathilde verzweiflungsvoll, mein Glück ist dahin!“

„Und warum, Mathilde?“

„Warum? kannst Du fragen? Sieh mich an, sieh was ich leide, wie könnte ich das Gesehene auf zweierlei Arten erklären?“

„Erkläre es gar nicht, Mathilde, denke nur: Leo kann kein Verräther sein, Leo lügt nie, Leo sagt: er liebt mich, ich will ihm trauen!“

„O wie gern möchte ich das!“ rief die junge Frau, unwillkürlich durch den Wahrheitsbund durchdrungen, der in Leo's Worten lag.

„Nun, so thue es, meine brave Mathilde,“ fuhr dieser, sie an sich ziehend fort. „Entsage ein für allemal dieser Eifersucht, die Deiner unwürdig ist und leider schon so manche rothe Wolke über unser Glück gebracht hat. Sieh, Kind, es giebt keinen Anschein, der Dich mir verdächtigen könnte, und sollte jemals ein Zweifel in mein Herz dringen, ein Wort von Dir genügte, um ihn mir zu benehmen. Du aber, Du lässest die Möglichkeit zu, daß ich Dich mit einem Kusse verrathen könnte?“ und er drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Mathilde bebte zusammen.

„Um Himmels willen, Leo,“ flehte sie, „löse das Räthsel, ich kann sonst keine Ruhe finden, sage mir, wer war es?“

„Ich liebe Dich, Mathilde,“ antwortete Leo mit einem Blicke, der diese Worte bestätigte.

„Du liebst mich und quälst mich, Leo, willst Du mir nicht sagen . . .“

„Ich kann nicht, Mathilde. Du aber, willst Du meine Bitte nicht erfüllen, nur noch kurze Zeit das Schwere tragen?“

„Und wenn ich es nicht wollte?“ rief die junge Frau trotzig. Leo entfärbte sich.

„Dann,“ sprach er langsam, „dann wäre ich sehr unglücklich!“

„Wie — selbst dann würdest Du in Deinem Schweigen verharren?“

„Selbst dann, Mathilde, und daraus schließe, ob es mir möglich ist zu reden. Doch genug davon, eine Zeit wird kommen, wo Du selbst mir Recht geben wirst, jetzt aber, und es ist der größte Beweis von Liebe, den ich Dir geben kann, jetzt bitte ich Dich, bitte Dich flehentlichst, forsche mich weiter, traue mir, denn sieh, Mathilde, wie ich hier vor Gott stehe, wiederhole ich: ich liebe Dich, Dich allein. Willst Du mir nun glauben?“

„Ich will es,“ sprach Mathilde nach einem kurzen Schweigen, das thränenbenetzte Gesicht an Leo's Brust verbergend. Er drückte sie zärtlich an's Herz, und somit war der Friede wieder hergestellt, wenn auch nur scheinbar. Denn hatte auch Leo's Beredsamkeit den gewohnten Einfluß auf sie geübt, hatte er die Zweifelsucht momentan besiegt, war auch Mathilde Willens ihm zu trauen, so war doch der Stachel des Verrathes in ihrem Herzen zurückgeblieben, und immer und immer wieder schwebte ihr Leo vor Augen, wie er mit der geheimnißvollen Unbekannten so traulich Arm in Arm dahinwandelte.

Am folgenden Tage saß Mathilde in ihrem kleinen Salon. Leo war, seinen neuen Gewohnheiten treu, um zwölf ausgegangen, Mary war auswärts beschäftigt, Mathilde allein. Sie hielt ein Buch in der Hand, blickte auch bisweilen hinein, aber ihre Gedanken schweiften in die Weite und trugen sie in das Reich der Vermuthungen und Möglichkeiten, die leider alle nicht geeignet waren die geschlagene Wunde zu heilen.

Da trat der Diener in's Zimmer und meldete: „Monsieur le Vicomte de Joly!“ Mathilde war schon im Begriffe ihn abweisen zu lassen, als ihr böser Genius ihr zuflüsterte: „Der weiß Alles! Ihn befragen, o nein, es wäre sündigen an Leo, aber —“ Der Diener stand noch harrend da. „Soll mir willkommen sein,“ sprach Mathilde, im nächsten Augenblicke diese Worte bereuend. Es war zu spät, der Vicomte war eingetreten. Verlegen wies ihm Mathilde einen Platz in ihrer Nähe an, und mit dem ersten Blick, den er auf sie warf, wußte der Vicomte, wie er es mit der Unerfahrenen zu halten hatte.

„Gnädige Frau,“ fing er an, „ich beschwöre Sie, meinen Besuch nicht als eine Indiscretion zu betrachten, der Zufall hat uns leider in eine peinlich falsche Situation gebracht, die wir nicht ändern können, das Beste ist also, mit Offenheit einander entgegen zu treten. Ich wiederhole, was ich gestern sagte, Sie haben es mit einem Ehrenmanne zu thun, der bereit ist, Ihnen zu dienen, wo und soweit er kann, und deshalb hoffe, daß Sie ihm die Mittheilungen vergeben werden.“

Nur zu gut fühlte Mathilde wie jenes Wort, das sie dem Vicomte in seinem Sinne antworte, sie gut wie ein Schritt zu einer Coalition gegen Leo sein würde, sie raffte also die wenigen ihr zu Gebote stehenden Versetzungsmittel zusammen und sprach möglichst unbefangen, die dargebotene Hand mit ihren Fingerspitzen berührend.

„Ich danke Ihnen, Vicomte, ich schätze Ihre freundschaftlichen Gesinnungen und nehme Ihre Dienste für später an, falls ich ihrer einmal bedürfen sollte; für den Augenblick aber kann ich Sie nur bitten, das Geschrige zu vergessen. Ich war recht kindisch, aber einige Worte Leo's genügten, um mich davon zu überzeugen, jetzt muß ich über mich selbst lachen und bin völlig beruhigt!“

Mathildens Stimme klang leider mit ihren Worten in so entschiedenem Widerspruche, daß sie Keinen dadurch täuschen konnten, geschweige den schlauen Vicomte. Sie senkte errötheud die Augen, als sie seinem durchdringenden Blicke begegnete.

„Gnädige Frau,“ sprach er nach kurzem Schweigen, „ich sehe, daß Sie meine gute Absicht noch mißtrauen, ich kann also nur bedauern, dem Zurufe meines Herzens gefolgt zu sein, und trete zurück! Kein sei es von mir, mich Ihnen aufzudringen . . . und doch,“ rief er, „haben Sie Unrecht, meine Freundschaft abzuweisen, ich schwöre es Ihnen!“

„Ich weiß Ihre Freundschaft nicht ab, Vicomte, nur Ihre Dienste, die für den Augenblick überflüssig.“

„Ich Alles berichtigt, desto besser, gnädige Frau,“ sprach er mit einem höhnischen Lächeln, „ich freue mich für Sie, komme aber einmal mehr in meinen Leben zur Erkenntniß, daß das einzige wahre Glück auf Erden Illusion ist!“

„Wie meinen Sie das, Vicomte?“

„Ich meine, daß ich die glückliche Fähigkeit besitzen möchte, mich von der ganzen Welt hintergehen, von meiner plastischen Ruhe einwiegen zu lassen, und sollte ein reiner Lichtstrahl durch das Mirage gewebe, das mich umgiebt, durchschimmern, möchte ich hartnäckig das Auge zudrücken können, mich durch nichts aus dem labend betäubenden Taumel stören lassen! Es muß ein herrliches Gefühl sein, und die das können, denen ist gewiß die Hand auch nicht willkommen, die sie aus diesem süßen Schlafe zu wecken sucht, wenn gleich die treue Hand eines wahren Freundes!“

„Vicomte,“ rief Mathilde, „wie soll ich Ihre Worte auslegen?“

„Legen Sie sie gar nicht aus,“ antwortete der Vicomte sich

erheben, „ich bereue sie ausgesprochen zu haben.“ Damit küßte er ihr leidenschaftlich die Hand und eilte der Thüre zu.

„Bleiben Sie, Vicomte,“ rief Mathilde angstvoll, „ist es recht von Ihnen, mir den Dolch in's Herz zu stoßen und mich dann zu verlassen? — Reden Sie, seien Sie aufrichtig!“

„Aufrichtig, gnädige Frau, und wozu? — Wissen Sie nicht Alles so gut wie ich selbst? Aufrichtig! geben Sie mir denn mit gutem Beispiel voran? Bin ich Ihr Freund oder bin ich es nicht? Nimmt man ein ernstes, ein heiliges Gefühl an, da wo man nichts dagegen bieten, nichts als das, was die Höflichkeit zur Pflicht macht?“

„Sie sind hart, Vicomte,“ entgegnete Mathilde, und Thränen stiegen in ihren Augen auf, „Sie sehen mich leiden, ja, Sie meinen meine Leiden und wollen dabei mein Freund heißen!“ . . .

Der Vicomte betrachtete sie eine Weile mit wehmüthigem Blicke.

„Sie thun mir leid, arme Frau,“ sprach er dann, „schon zu viel habe ich wohl gesagt, aber ich kann Lüge, ich kann Trug nicht ertragen, einmal einem reinen Wesen gegenüber, das die Welt nicht kennt. Jetzt, gnädige Frau, lassen Sie mich gehen, denn ich könnte leicht mehr sagen, und wenn sollte ich Sie aus Ihren glücklichen Illusionen wecken!“

„Illusionen sind kein Glück,“ rief Mathilde in der größten Aufregung, „falsch ein Glück würde ich entschieden von mir stoßen!“

„Also doch — doch sind Sie die, die ich mir träumte,“ rief freudig der Vicomte, „das starke Herz in zarter Hülle — — o, Mathilde, Sie sind anbetungswürdig! — — — Wie kann man einen solchen Schatz verkennen, ein solches Wesen vergessen?“

„Vicomte, reden Sie, zu viel haben Sie gesagt, um jetzt zu schweigen! Sind Sie wirklich mein Freund, so müssen Sie jetzt offen gegen mich sein! . . .“

„Sie der Freund reden, muß er wissen, was Sie zu thun gedenken.“

„Eins sicher: gegen sichere Beweise entschieden handeln!“

„Sie sind jung und unerfahren, meine Freundin, zu jung und zu schön, um allein in der Welt zu stehen; wollen Sie mir versprechen, im ärgsten Falle mir zu vertrauen, sich auf mich zu stützen?“

„Und wenn ich das verspreche?“

„Wenn Sie das versprechen, werde ich suchen, Ihnen Beweise zu verschaffen, Beweise, nach denen freilich keine Rückkehr mehr möglich! Haben Sie den Muth, solche zu wünschen?“ . . .

„Ich habe den Muth, Vicomte!“

Wäre Mathilde nicht so aufgeregt gewesen, selbst ihrer Unerfahrenheit wäre des Vicomte's triumphirende Freude nicht entgangen.

„Gut,“ sprach er nach einer Pause, „ich sehe Sie gern so. Alles lieber, als in den heiligsten Gefühlen hintergangen werden! Dieses Dulden ist eine Ihrer unwürdige Feigheit! Jetzt verlassen Sie sich auf mich: Sie geben mir acht Tage, während dieser Zeit werden Sie mich nicht sehen. Versprechen Sie mir auch Leo gegenüber die größte Ruhe; nach dieser Frist werde ich Ihnen mit Gewißheit sagen können: wir haben uns getäuscht, Sie sind geliebt! . . . oder — ich bringe Ihnen unwiderrufliche Beweise des Gegentheils. Ihre Hand, Mathilde!“

Mathilde legte ihre bebende Hand in die des Vicomte, der sie mit heißen Küssen bedeckte und mit den Worten: „in acht Tagen!“ aus dem Zimmer eilte.

— — Acht Tage! wie schnell schwinden sie hin im glücklich einförmigen Schaffen und Treiben des alltäglichen Lebens, im ruhigen Glücke der Gewohnheiten, das unstreitig zu einem der größern im Leben zählen darf. Wie ewig lang erscheinen sie aber dem Herzen, das den Frieden mit sich selbst verloren und, durch Qualen aller Art gereinigt, weder Tag noch Nacht Ruhe findet und nur dem ersehnten Augenblicke entgegenschlägt, der seine Pein vielleicht noch mehren soll! Seit der Stunde, da der Vicomte verlassen, lebte Mathilde in einer Aufregung, die nichts mildern konnte; Leo's Treiben hatte sich nicht geändert, er war oft abwesend, Mathilde zu oft allein, mit dem ganzen Heere ihrer Gedanken. In den Stunden des Beisammenseins zeigte ihr aber Leo eine so große Zärtlichkeit, daß sie, diesem treuherzigen Benehmen gegenüber, in dem das volle Vertrauen in ihr Versprechen, ihm unbedingt zu trauen, so deutlich lag, Mathilde sich selbst als eine Verbrecherin erschien. Mehrmals drängte es sie, ihm Alles zu beichten, ihr Mißtrauen, ihr Einverständniß mit dem Vicomte, da aber schwebte ihr wieder die Erscheinung auf der Place de la Concorde vor Augen, da tauchten des Vicomte Worte in ihrem Gedächtnisse auf, und die bessern Gefühle wichen dem Verlangen nach Beweisen, die sie in diesem oder jenem Sinne völlig überzeugen sollten!

So verging ein Tag nach dem andern, die festgesetzte Frist ging zu Ende, und eines schönen Abends erschien der Vicomte, als die jungen Ehelente beim Theetische saßen. Leo empfing ihn freundlich wie immer, sing nach dem Grunde seines langen Ausbleibens, der Vicomte antwortete: er habe in wichtigen Angelegenheiten eine kleine Reise machen müssen, die aber einen glücklichen Erfolg gehabt, da er sein Ziel erreicht. Mathilde fühlte bei diesen Worten ihr Blut stocken. Leo aber rief:

„Ah, da können Sie von Glück sagen; nun, mit Gottes Hülfe hoffe auch ich bald, recht bald so weit zu sein!“ Dabei ganf er einen bedeutungsvollen Blick auf Mathilde, deren Augen aber unverwandt auf ihrer Arbeit hafteten.

Die Gesellschaft vermehrte sich durch das Erscheinen noch einiger Personen, und als das Gespräch allgemein wurde, benutzte der Vicomte einen günstigen Augenblick, um Mathilden zuzuflüstern: „Morgen, gegen eins!“ Es war die Zeit, wo Leo nie zu Hause war, da er gewöhnlich um zwölf ausging und erst zur Zeit des Mittagsessens, d. h. gegen sechs zurückkehrte.

In der größten Seelenangst harrte Mathilde der festgesetzten Stunde, mit heftigem Herzpochen hörte sie einen Wagen vorfahren, sah den Vicomte aus der Miethkutsche steigen, entfärbte sanf sie in einen Sessel und vermochte kaum Kraft genug, dem Eintretenden die Hand zu reichen, die dieser ergriff und an seine Lippen drückte.

„Sie haben versprochen Muth zu haben, und wie treffe ich Sie, meine Freundin!“ sprach er vorwurfsvoll, „können Sie das Versprechen nicht halten, sagen Sie es, noch ist es Zeit!“

„Nein, nein,“ rief Mathilde, „ich kann, ich will Alles hören, reden Sie!“

„Reden? . . . was sind Worte! Kommen Sie, sehen Sie selbst. Haben Sie wirklich Muth, so überzeugen Sie sich mit eigenen Augen, wie grausam Sie hintergangen werden. Kommen Sie, folgen Sie mir!“

„Wohin soll ich Ihnen folgen, Vicomte?“

„Dahin, wo sein Auge Sie sehen soll, dafür ist gesorgt. Vertrauen Sie mir, Mathilde, Sie sollen sehen, ohne gesehen zu werden, ich habe Ihnen sichere Beweise versprochen — die sollen Sie haben!“

„Also doch, doch!“ rief Mathilde die Hände ringend, und raffte sich mühsam vom Sessel auf.

„Kommen Sie, Vicomte, ich folge Ihnen, je eher, je besser.“ Sie stürzte in ihr Zimmer und forderte Hut und Mantel; Mary, die sie bleich und in der größten Aufregung sah, wagte eine Frage.

„Gute Mary, Du hast gesagt: Nichts ohne Beweis — wenn ich aber einen sicheren Beweis habe, willst Du mir dann beistehen, kann ich auf Dich rechnen?“

„Gewiß, auf Leben und Tod!“

„Gut, ich danke Dir; ich bin bald wieder bei Dir.“

Mary folgte ihr in den Salon, den sie sofort in Begleitung des Vicomte verließ.

„Der Vicomte!“ rief Mary, den Davoneilenden finster nachsehend, „das hätte ich mir denken können! Arme Mathilde, was auch geschehen mag, von dem da muß sie befreit sein. Sie ist jung und unerfahren, und meine heiligste Pflicht ist es, sie dieser Gefahr um jeden Preis zu entziehen!“

(Schluß folgt.)

Das Seemannshaus in Hamburg.

Seit sehr langer Zeit schon ist Hamburg das größte und wichtigste Handelsemporium auf dem europäischen Continent. Keine der vielen andern großen Handelsstädte hat so weit ausgebreitete Verbindungen, welche den ganzen Erdball umspannen, und besitzt so viele Niederlassungen auf den merkantilisch wichtigsten Plätzen der Erde, wie Hamburg. Nur mit London, diesem Riesen unter

den Weltstädten, kann es sich in keiner Hinsicht vergleichen. Zu Folge seiner überaus glücklichen Lage an einer tiefen, den größten Seeschiffen leicht zugänglichen Wasserstraße, und vermöge der reichen Mittel, über die es zu verfügen hat, kann und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst auf dem europäischen Continente eine ähnliche Rolle spielen, wie sie London so lange schon für das britische Inselreich zugefallen ist.

Wie sehr die Bedeutung Hamburgs als Welthandelsstadt in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, zeigt ein einziger Blick in die Tabellen, welche alljährlich mit großer Gewissenhaftigkeit von dem handelsstatistischen Bureau veröffentlicht werden. Da finden wir, daß im Jahre des verhängnißvollen großen Brandes, also 1842, die Hamburger Rhederei 214 eigene Seeschiffe zählte mit einer Tragfähigkeit von 17,000 Commerzlasten, immerhin eine erkleckliche Zahl. Im Jahre 1862 aber war diese Zahl auf 1,000 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 300,000 Commerzlasten angewachsen, also in zwanzig Jahren um das Siebenfache. Und dabei ist noch zu bemerken, daß die Hamburger Rhederei in den letzten Jahren eine Menge ihrer alten Segelschiffe durch neue Dampfschiffe ersetzt hat, so daß sich die Zahl der Dampfschiffe in dem angegebenen Zeitraum von 20 auf 100 vermehrt hat.

Diese Marine bemannt Hamburg großentheils mit seinen eigenen Söhnen. Es ist wenigstens Thatsache, daß auf hamburgischen Schiffen an eingeborenen Capitänen, Steuerleuten und Matrosen zusammen 6000 Personen dienen. Zu diesem stattlichen Contingent von eingeborenen Seeleuten kommen an fremden, welche mit nach Hamburg bestimmten Schiffen einlaufen, jährlich etwa noch 50,000 hinzu, von denen die Mehrzahl wochenlang daselbst lebt und während der Zeit ihres Aufenthaltes geeigneten Unterkommen beansprucht.

In früherer Zeit ergaben sich eine Menge Individuen dem Seemannsleben, die zu andern bürgerlichen Beschäftigungen keine rechte Lust hatten. Auf der See konnte man allerhand Abenteuer erleben, im unglücklichen Falle allerdings darin umkommen, im glücklichen aber auch nach einer Reihe unter Mühen und Strapazen aller Art verbrachten Jahren als gemachter und wohlhabender Mann zurückkommen. Damals bitrete häufig die Praxis allein schon, verbunden mit tüchtigen Anlagen und gutem Willen, brauchbare Seeleute. Mit der fortschreitenden Bildung, welche von einem guten Schiffscapitain eine Menge gründlicher Kenntnisse verlangt, ist das anders geworden. Kein der Seefahrt Beflissener kann jetzt eine Stelle als Steuermann erhalten, ohne vorher eine Zeit lang die Navigationsschule besucht und seine Befähigung zur Uebernahme eines so schweren und wichtigen Postens im Steuermannsexamen erhärtet zu haben.

Mit dem erwähnten großen Aufschwunge der Hamburger Rhederei und dem damit nothwendig verbundenen größeren Bedarf an

Das Seemannshaus.

Seeleuten machte sich der Mangel eines Bedürfnißmittelpunktes für dieselben, wenn sie kürzere oder längere Zeit am Lande verweilen mußten, immer fühlbarer. Die von Alters her bis auf den heutigen Tag den Seeleuten bequem gewordene Art sich einzulogiren zeigt mancherlei Schattenseiten, obwohl sie ohne Zweifel von der Mehrzahl der fremden Matrosen noch lange beibehalten werden dürfte. Für den Matrosen war und ist noch der Schlafsaal Herbergsvater, Speisewirth und Zahlmeister in einer Person, wenn es verlangt wird. Er sorgt wohl auch dafür, daß seine Einlogirer und Pfleglinge eine neue Heuer bekommen, wenn sie abgemustert worden sind. Kurz, ein erfahrener Schlafsaalo ist sorgloser, leichtlebiger Seeleute unentbehrliches Factotum. Nur für die Verwendung nautischer Kenntnisse seiner Einlogirer sorgt der Schlafsaalo schwerlich, wie er sich auch kaum um das Treiben derselben bei Tag und Nacht viel kümmern tritt.

Je mehr nun aber der Seeverkehr Hamburgs wuchs, je größer die Ansprüche wurden, die man an alle Seeleute machte und zu machen berechtigt ist, desto mehr war es geboten, daß man daran dachte, den hier weilenden Seeleuten Gelegenheit zu geben, sich geselllig zu einigen, cameradschaftlich unter einander zu verkehren

nur sich für ihren Lebensberuf immer gründlicher auszubilden. Um diesen Zweck zu erreichen, faßten die Rheder Hamburgs den Entschluß, das Seemannshaus zu erbauen, ein Gebäude, das eine Zierde der Stadt geworden ist und dessen innere Einrichtung von allen Fremden, welche sich für Seehandel und Schiffahrt interessiren, in Augenschein genommen zu werden verdient.

Die Ufer der Wiederelbe sind bekanntlich sehr flach. Nur auf einzelnen Punkten am rechten Ufer des Stromes steigen die mit da hügelartige Erhebungen empor, die einige Abwechselung in das so monotone Landschaftsbild der Stromniederung bringen. Zu einer fortgesetzten Reihe kleiner, zum Theil anmuthig bebauter und selbst von lieblichen Thälern durchschnittener Hügel erhebt sich das rechtseitige Stromufer erst im Westen Hamburgs wieder und begleitet die immer breiter werdende Wasserstraße bis unterhalb Blankenese. Dicht vor dem Hafenthore springt eine früher als Befestigungswerk dienende Höhe, das Hornwerk genannt, bis hart an den Strom vor, nach allen Seiten hin eine weite und an Abwechslungen reiche Aussicht eröffnend. Hier überließ die Minister und Senates und der Bürgerschaft behufs Erbauung des Seemannshauses ein umfangreiches Stück Land den Unternehmern gegen eine jährlich zu erlegende ganz winzige Grundrente. Auf dieser Stelle nun erhebt sich jetzt das schmucke, aus rothen Backsteinen aufgeführte Gebäude, das elbaufwärts segelnden Schiffen schon ungefähr Altona in Sicht kommt.

Das zum Bau erforderliche sehr bedeutende Capital brachten die Rheder dadurch auf, daß sie von jedem Thaler, welchen sie Heuerlohn bezahlten, einen Schilling abgaben und noch jetzt einen halben Schilling fortzahlen. Ganz auf dieselbe Weise ward schon früher durch die Seeleute der jetzt bereits auf mehrere hunderttausend Thaler angewachsene Fonds zusammengebracht, welcher die Seemannswittwen- und die Pensionscasse für diejenigen bildet, welche 56 Monate zu Schiffe gedient haben.

Am 1. März dieses Jahres fand die Eröffnung des gewaltigen Gebäudes, das einen großen Winkel bildet, statt, eine Feierlichkeit, zu welcher alle in Hamburg anwesende Schiffscapitaine ze. besonders eingeladen waren, und welcher im Ganzen wohl gegen zweitausend Personen beigewohnt haben mögen. Macht das Gebäude von außen schon einen guten Eindruck, so überrascht das Innere durch die geräumigen Corridore, das prachtvolle Treppenhaus, das, von einfallendem Licht erhellt, bis zum Dache in doppelten Treppenwindungen hinaufsteigt, und durch die hohen und luftigen Säle und Zimmer, deren Fenster fast ohne Ausnahme einen Ausblick auf die mit Segeln stets belebte Elbe gewähren.

Das ganze Parterregeschoß ist, einen Raum für den Oekonomen des Hauses, der früher selbst längere Zeit als Capitain unserer Seereisen machte, und die für den Portier bestimmte Loge abgerechnet, ausschließlich zu Zimmern für Steuerleute und Matrosen eingerichtet, zu denen noch ein Billardzimmer, verschiedene Speisesäle, ein besonderes Rauchzimmer und der große mit einem wahren Riesenbüffet versehene Conversationssaal kommen. In der ersten Etage finden Schiffscapitaine besonders für sie eingerichtete comfortable Wohnräume, denen sich ein Lesesaal und das vortrefflich gelegene Lesezimmer mit einem Balcon anschließt, welcher die schönste Rundschau über den Hafen, die verschiedenen großen Elbinseln und den Strom selbst, soweit das Auge ihn verfolgen kann, gestattet. Außerdem befinden sich noch 36 Schlafzimmer für Capitaine und Steuerleute daselbst, die so eingerichtet sind, daß jeder ein genügsamen Raum darbietendes Cabinet für sich hat, obwohl mehrere in einem und demselben geräumigen und lustigen Gemache die Nacht zubringen.

Im zweiten Stockwerke, dessen einzelne Zimmer übrigens eben so eingerichtet sind, wie die in der Bel-Etage gelegenen, können 92 Matrosen schlafen. Das Souterrain des Hauses enthält alle Vorrathskammern, Räumlichkeiten für die sehr große Küche, Vorrichtungen zum Reinigen, Trocknen, Mangeln und Plätten der Wäsche, Schlafgemächer für das Dienstpersonal, und endlich die sieben Bacon'schen Oefen, durch deren Heizung im Winter das ganze Haus bis hinauf in die oberste Etage mittelst Wasserheizung gleichmäßig erwärmt wird.

Ein besonderer Seitenflügel des Seemannshauses, nur zwei Stockhoch, ist als Krankenhaus für Seeleute so überaus splendid und zweckmäßig eingerichtet, daß der Leidende, welcher hier Quartier zu nehmen genöthigt ist, wohl vertrauensvoll ärztlicher Behandlung und Pflege sich unterwerfen kann. Diese Krankenstation, von dem Wohnhause der Gesunden völlig abgeschieden, hat einen besondern Eingang. Zur Einrichtung derselben überwies der Senat ein disponibel gewordenes Capital der ältesten Archangelfahrer-Gesellschaft im Betrage von 65,000 Mark Banco. Dadurch wurde es möglich, für die Krankenstation selbst Vorrichtungen zu treffen und namentlich auch die neuesten zu Operationen erforderlichen Instrumente ze. in bester Qualität anzuschaffen. Dasselbe gilt es in beiden Etagen des Hospitales wie in den von Gesunden bewohnten Räumen. Endlich hat man auch im Seemannshause für Abhaltung eines regelmäßigen Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen Sorge getragen, zu welchem Zwecke mehrere Damen eine nützliche Orgel geschenkt haben.

Es versteht sich von selbst, daß es jedem Seefahrer vollkommen überlassen bleibt, ob er von den manchertei Bequemlichkeiten, Genüssen und sonstigen Vortheilen, welche das Seemannshaus bietet, Gebrauch machen will oder nicht. Die Erbauer desselben haben und hatten weder die Absicht, den in Hamburg weilenden Seeleuten irgend welchen Zwang anzulegen, noch den Schlafbasen, deren bereits gedacht wurde, ihren Verkehr zu schmälern. Es kann also nach wie vor jeder Matrose, Steuermann und Capitain, der es vorzieht, statt sich im bedeutenden Seemannshause einzulogiren, eine Privatwohnung zu nehmen, am ganz nach seinem Belieben zu leben, dies gern thun. Viele werden sich wahrscheinlich noch lange von den so einladend ihnen zuwinkenden Fenstern und Zimmern desselben fern halten; denn die Gewohnheit übt auf die Mehrzahl der Menschen eine wahrhaft tyrannische Gewalt aus. Wer aber die stilleren Freuden geselligen Zusammenlebens, wer den freien Gedankenaustausch liebt, wer in Erzählung froher und cramriger Erlebnisse geistigen Genuß sucht und findet, wer sich belehren und auf alle Weise durch eigene Lectüre wie durch das angeregte Wort Anderer, an Bildung und Wissen ihm selbst Ueberlegenere, seine Kenntnisse erweitern will, der wird bald und wiederholt im Seemannshause einkehren, wo er stets eine Heimath und gewiß immer passende Gesellschaft findet.

Allerdings sind mit der Einkehr in dasselbe einige Beschränkungen verknüpft, die manchem Seefahrer, der am Lande sein anderes Gesetz kennt, als den eigenen Willen, bedenklich erscheinen mögen. Indeß sollten wir doch meinen, daß es Männern und Jünglingen, die an strenge Disciplin und unbedingte Subordination unter den Willen eines Einzigen durch den Schiffsdienst gewöhnt seien, nicht schwer fallen könnte, sich ihrer selbst wegen zu beherrschen und freiwillig auf eine schrankenlose Freiheit zu verzichten, die selten Gewinn bringt, wohl aber häufig allerhand Fatalitäten in ihrem Gefolge hat. —

In einem so großartigen Karawanserai, wie das Seemannshaus sie darbietet, muß das Leben einen gergelten Gang gehen, und wer daran Theil nehmen will, der hat sich ohne Widerrede den Anordnungen zu unterwerfen, die man zu erlassen für nöthig erachtete. Es kann demnach jeder Bewohner des Seemannshauses nur bis zu einer gewissen Stunde in der Nacht (Sommer und Winter bis 11 Uhr) Einlaß in dasselbe erhalten, während die Oeffnung in den Sommermonaten früh 5, im Winter früh 6 Uhr stattfindet. Streng untersagt ist jeder weibliche Besuch. Ferner haben diejenigen, welche sich vom Oekonomen des Hauses beköstigen lassen und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten in den betreffenden Speisesälen Theil nehmen wollen, der festgesetzten Zeiteintheilung sich zu fügen, d. h. zum Frühstück entweder 5½, oder 8 Uhr Morgens, zum Mittagessen 12 ½, zum Kaffee um 2 Uhr Nachmittags, und Abends 7 Uhr zum Abendbrod im Speisesaale gegenwärtig zu sein. Für volles Logis incl. der Beköstigung hat bis auf Weiteres jeder Matrose wöchentlich 9 Mark Hamburger Cour. (3 Thlr. 18 Sgr.) zu entrichten. Speisen und Getränke, welche besonders verlangt werden, desgl. Tabak oder Cigarren sind sogleich nach der im Speisesaale ausgehängten Taxe zu bezahlen.

Sparsame, welche ihren Verdienst nicht vergeuden wollen, wie dies leider nur zu häufig gerade bei jungen Matrosen vorzukommen pflegt, finden als Einlogirer des Seemannshauses jederzeit Gelegenheit, ihre Ersparnisse in eine besondere Sparcasse zu legen, die an jedem Werkeltage Vormittags zwischen 9 und 12 und Abends zwischen 6 und 7 Uhr behufs der Empfangnahme solcher Gelder geöffnet ist. Auch können dieselben Gelder und andere Werthsachen nicht nur während der Dauer ihres Aufenthaltes in Hamburg, sondern auch wenn sie wieder auf Reisen gehen, gegen einen vom Oekonom des Hauses auszustellenden Schein in wohlverschlossener,

mit ihrem Namen versehener Liste zum Aufbewahren zurücklassen. Falls derartige Deposita innerhalb fünf Jahren von dem Eigenthümer nicht abgefordert worden, erfolgt deren Verkauf, und der Erlös daraus wird unter der Rubrik „Unabgefordertes Eigenthum“ gebucht.

Die Wohlthat der Aufnahme in das Seemannshospital hat jeder Seemann zu beanspruchen, falls er ohne eigenes Verschulden im Hause selbst erkrankt. Sieht er noch in einem Schiffsdienste, so muß der Rheder für ihn zahlen, ist er dagegen außer Dienst, so wird er gegen Fortzahlung seines Kostgeldes behandelt und verpflegt.

Wer im Seemannshause Wohnung nimmt, dem steht es frei, die im Lesezimmer vorhandenen Zeitungen ꝛc., ferner das Billard und sonstige der Unterhaltung dienende Einrichtungen zu benutzen. Auch kann er gegen Zahlung einer höchst unbedeutenden Vergütung an den gegebenen Unterrichtsstunden und den Vorträgen Theil nehmen, welche regelmäßig daselbst gehalten werden. Besuchern der Navigationsschule wird sogar, damit sie ihren Studien ungestört obliegen können, ein besonderes Arbeitszimmer eingeräumt.

Aus diesen wenigen Andeutungen geht hervor, daß die Erbauer des Seemannshauses nichts verabsäumt haben, um denen, welche sich der Schiffahrt widmen und zu tüchtigen Seeleuten sich ausbilden wollen, die entsprechenden Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu schaffen. Die Gelegenheit, etwas Ordentliches zu lernen, ist im Seemannshause Jedem, auch den ungeschultesten Matrosen geboten. Nur was der Lehre, dem Unterricht allein nicht möglich werden dürfte, das wird das Beispiel Anderer, der Umgang mit die Unterhaltung mit Männern vollbringen, die in einem mühevollen Leben außer reichen Kenntnissen auch noch einen großen Schatz praktischer Lebenserfahrungen angesammelt haben, aus welchem Andere schöpfen können, ohne ihm dem Eigenthümer selbst zu schmälern.

C. W.

Zwei Mecklenburger Leidensgenossen.

2. Michael Baumgarten.

Wenn Verfolgungen und Leiden, wie sie der in Nr. 48 des vor. Jahrg. dieser Zeitschrift geschilderte Magister Joachim Stürer wegen seines Glaubens und seiner reformatorischen Bestrebungen zu erdulden hatte, im 16. Jahrhundert nichts Seltnes, ja kaum etwas Auffälliges waren, so ist die Amtsentsetzung des Professor und Doctor der Theologie Baumgarten in Rostock, die in unserm Jahrhunderte erfolgt ist, so sehr Gegenstand allgemeinster Theilnahme und Besprechung geworden, daß ein flüchtiges Charakterbild dieses hochbegabten Mannes, welches zu zeichnen ich auf Wunsch der Redaction der Gartenlaube gern unternommen habe, wohl geeignet zu einem Seitenstück für das des oben genannten mecklenburgischen Reformators ist.

Das vorliegende Lebensbild soll den Menschen schildern, wie er mir erscheint und erschienen ist, seit ich vor fünfzehnalb Jahren zuerst seine Bekanntschaft machte, und kann also nicht speciell auf die theologischen Streitfragen eingehen.

Michael Baumgarten ist im Jahre 1812 zu Hasselvoy in der holsteinischen Marsch geboren, wo sein Vater einen Bauerhof besaß. Ueber diesen Schauplatz seiner ersten Jugend wollen wir ihn selbst hören, wie er sich sowohl hierüber wie über seine ersten Jugendeindrücke in der Schrift „Protestantische Lehre und Warnung“ mit eben so rührender Treue als Einfachheit ausspricht.

„Am Elbstrom liegt ein kleiner Erdstrich, von drei Seiten durch Wasser abgeschnitten und an der vierten durch den Geestrand begrenzt. Dieser kleine Erdstrich ist mein liebes Heimathland. Hier wohnt ein Volk, welches seinen Boden der Gewalt des Meeres und des Stromes abgerungen hat, und vormöhrend benutzt ist, mit rüstigem Arme und kluger Vorsicht das Erbe seiner Väter gegen die feindliche Macht des Elementes zu schützen. Auf diesem Boden stand meine Wiege, in einem Bauerhause hart an dem Elbdeiche, mit dem Markzeichen eines Kreuzes im Herzen, und in der Hausepostille und Bibel sind die Geschicke unseres Geschlechts und unseres Landes, mit welchem charakteristischen Namen jener ganze Marschdistrict bezeichnet wird, über zwei Jahrhunderte hinaus aufgezeichnet.

Hier ist mein junges Leben von treuen Händen aufgenommen und verpflegt, mit aus gottesfürchtigem Munde in die Welt eingeführt worden. In der Dorfschule habe ich strenge Zucht und Ordnung gelernt, und die feierlichen Gebete der lutherischen Vorzeit, die ich noch nirgends wiedergefunden habe, meinem Gemüthe unvertierbar eingeprägt, und die Bezgiede, die ich oft mit eigner Hand gezogen habe, und das Sterbegelände bei den Leichenpredigten, bei denen wir Knaben singen mußten, klingt noch in dieser Stunde in meiner Seele wieder.

Unser Kirchenstand mit dem Namen meines Urgroßvaters, zu welchem ich von früh an meinen Vater regelmäßig begleiten mußte, gilt mir für eine heilige Stätte, und wie oft sege ich ihn in der Erinnerung an die heiligen und seligen Ahnungen des ewigen Lebens, die dort in mir geweckt worden sind!

Noch lange könne ich fortfahren diese Heiligthümer meiner Jugend aus dem wirklichen Leben in der Mitte einer lutherischen Gemeinde zu erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, Andere damit zu ermüden. Und diese Schätze sind mir nie abhanden gekommen, denn das stand mir unerschütterlich fest, daß es eine Andere Theologie gar nicht geben könne, als die, welche in einem ungekünstelten und unabweisbaren Zusammenhange mit diesen heiligen Gütern stehe.

Außerdem wachte auch mein seliger Vater, obwohl nur ein schlichter Landmann, strenge darüber, daß mir nichts als Wahrheit gelten durfte, als was in Uebereinstimmung mit dem Glauben stehe. Recht gut erinnere ich mich noch, wie einst, als ich während meiner Gymnasialzeit äußerte, „die buchstäbliche Wahrheit des mosaischen Schöpfungsberichtes scheine mir nicht nothwendig von unserm Glauben gefordert zu sein,“ mein Vater mich ernstlich verwarnte vor allen Meinungen und Lehren, die sich über den klaren und einfachen Sinn der Bibel erheben wollen.

So ist es mir möglich geworden, in allen Stadien meiner Entwickelung, als Gymnasiast, als Student, als Privatdocent, als Pastor, und als Professor, in lebendigem, nicht blos bewußtem, sondern thatsächlichem Zusammenhange und Verkehr mit dieser kirchlichen Atmosphäre meiner Geburtsstätte zu bleiben. Noch heute stehe ich in Gemeinschaft des Gebens und Empfangens mit den Genossen meiner Jugend, die mit mir auf den Bänken der Dorfschule gesessen haben, mit denen ich im Felde und am Teich gearbeitet habe. Ich unterhalte mich mit ihnen schriftlich und mündlich über kirchliche und theologische Dinge, und ich muß bekennen, daß ich mit diesen Bauern über das, was ich für wesentlich und nothwendig halte in unserer Kirche, mich weit besser verständigen kann als mit den meisten Pastoren.“

Unter solchen Umgebungen und Eindrücken wuchs also der unthumsliche Hoferbe heran, bis zu seinem sechszehnten Jahre nichts Anderes denkend und glaubend, als daß er einst das traute Eigenthum seiner Familie besitzen und verwalten würde. Stark und groß von Körper und lebhaften Geistes legte er schon frühzeitig mit Hand an bei den ländlichen Arbeiten, doch pflog er in den Mußestunden gern Umgang mit dem Sohne des Ortsgeistlichen, der sich mit ihm in ziemlich gleichem Alter befand, und dieses Verhältniß sollte von den wichtigsten Folgen für Michael werden.

Der Pfarrer, ein gelehrter und äußerst regsamer Mann, ertheilte seinen Kindern allen Unterricht ganz allein selbst, und dies geschah höchst regelmäßig. Michael fühlte daher bald zu seiner Beschämung, wie weit er noch im Wissen hinter seinem Spielgenossen zurückstand. Auf sein Bitten erbeilte ihm dieser dann bald im Spiel Unterricht in der lateinischen Sprache; der Pfarrer exfuhr dies ganz zufällig, prüfte nun, zuerst auch bald im Scherz, den Schüler seines Schülers, und erkannte dabei bald die außergewöhnlichen Geistesgaben des Ersteren.

Auf seine Fürsprache und Michael's Bitten gelang es nun so leichter, den Vater zu dem ihm äußerdem gewiß sehr schwer werdenden Opfer zu bewegen, seinen erstgeborenen Sohn studiren zu lassen, als er selbst in seiner Jugend den glühendsten Wunsch gehegt hatte, ein Gleiches zu thun, sein Vater aber durchaus nicht zu bewegen gewesen war, seine Einwilligung hierzu zu geben.

Der Pfarrer übernahm es nun, Michael auf das Gymnasium vorzubereiten, und ließ ihn an allen Stunden seines Sohnes theilnehmen, den jener sehr bald weit überholte. Mit dem vollendeten siebzehnten Jahre konnte Michael schon in die Selecta (erste Classe des Gymnasiums zu Altona eintreten und in seinem zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Kiel, von wo er drei Jahre später (1835) nach Berlin abging, um da unter Leitung von Twesten, Hengstenberg und Neander seine theologischen Studien zu beenden. Im Sommer 1837 gab er seine erste Druckschrift „die Echtheit der Pastoralbriefe" heraus, für die ihm das erste Schleiermacher'sche Stipendium zu Theil ward. Bald darauf ging er in der Hoffnung nach Halle, dort als Privatdocent Anstellung zu finden. Allein so wie er im Jahre 1838 in Rostock, wie Viele glaubten, aus dem Grunde sein Lehramt verlor, weil er nicht strenggläubig genug sei, so erregte er zwanzig Jahre früher in dem damals noch sehr rationalen gesinnten Halle Mißfallen durch seine Orthodoxie; genug, er wurde nicht angestellt und kehrte nun nach Kiel zurück, wo er während der Jahre 1839—1846 als Privatdocent ersprießlich wirkte und wo unvergessen die schönste und ernste Blume auf seinem späterhin so dornenvollen Lebenspfade für ihn herangeblüht war: Angeborg, die älteste Tochter des Etatsrath Falck.

Leider konnte selbst das hohe Glück, das diese Liebe Bammgarten gab, den Kampf nur erleichtern, aber nicht beenden helfen, den der wahrheitliebende, gewissenhafte Theologe noch immer mit den in ihm aufgestiegenen Zweifeln zu durchkämpfen hatte, und erst nachdem drei Jahre verflossen, seitdem er der Verlobte Angeborg's war, stützte er sich endlich plötzlich sestest von dem Ufer, das im Ganzen fast sieben Jahre auf ihn gelastet hatte. In dieser Zeit schrieb er seinen „theologischen Commentar zum Alten Testament", 2 Theile, und „Liturgie und Predigt", und erst als er sich nun wieder völlig fest in seinem religiösen Bekenntnisse fühlte, trat er 1846 das Amt eines Pastors der aus Stadt- und Landbewohnern gemischten 4000 Seelen starken Gemeinde zu St. Michaelis in der Stadt Schleswig an, und erst dann sann auch seine eheliche Verbindung mit der Geliebten statt, die zum wahren Gottessegen für ihn geworden ist.

Wären nicht die Kämpfe der Herzogthümer mit allen ihren Folgen dazwischen getreten, wer weiß, ob das Pfarrhaus zu St. Michaelis in Schleswig nicht noch das wäre, wozu es durch dies seltene Paar geweiht war: ein Tempel häuslichen Glücks, in welchen bald noch zwei hohe Knaben, eine Tochter und ein Sohn, noch seligendere Freuden brachten; die Zuflucht aller Mißliebigen und Bedrängten; der gastliche Heerd, an welchem Alles willkommen geheißen ward, was auf Bildung, reine Sitten oder Theilnahme Anspruch erheben konnte.

Allein nicht nur als vielgeliebter und verehrter Seelsorger und Kanzelredner, als Gelehrter und Schriftsteller, als musterhafter Familienvater und liebenswürdiger Gesellschafter war Baumgarten in Stadt und Land bekannt, sondern auch als einer der eifrigsten Vertheidiger und kräftigsten Stützen der deutschen Sache in den Herzogthümern. Dreimal ergriff er die Gelegenheit, dies offen und öffentlich zu bezeugen, nachdem sich im Frühjahr 1848 der Kampf in den Herzogthümern Schleswig-Holstein entsponnen hatte: 1) in der Druckschrift „Die Gewissensfrage der schleswig holsteinischen Beamten", die noch während der dänischen Landesverwaltung erschien; 2) in „Verbotene Flugschrift" und endlich 3) als er am 5. November 1849 von den in Kiel zusammengetretenen schleswig-holsteinischen Deputationen zum Sprecher erwählt ward.

Diesem ehrenvollen Rufe leistete er nicht nur bereitwillig Folge, sondern er brachte auch sofort durch die Schrift „Ueberweisung der schleswig-holsteinischen Adresse an die Landesversammlung" seinen Antheil hieran zur öffentlichen und allgemeinen Kenntniß.

Wie immer, so auch hier wieder, hatte Michael Baumgarten sich stets als der rechtschaffene, wahrheitliebende Mann gezeigt und sich keinen Schritt weit von der Laufbahn eines biedern, ehrlichen Charakters entfernt. Sein Leben und Wirken, sein Denken und Empfinden lag klar da vor den Augen der Welt, und wie er nun eben war, was er dachte und glaubte, das Alles mußten auch diejenigen wissen und kennen, auf deren Beurtheilung er zum Professor der Theologie nach Rostock berufen ward, noch bevor die dänische Acte auch über ihn erging. Freudig, voll der schönsten Hoffnungen, hier einen noch größeren Wirkungskreis für seine fast beispiellose Thätigkeit und Arbeitskraft zu finden, folgte er im Jahre 1850 diesem Rufe, der anfangs alle seine kühnsten Wünsche und Erwartungen zu erfüllen versprach.

Mit seinen Collegen trat er bald in ein freundliches Verhältniß, seine Berufsthätigkeit befriedigte ihn vollkommen, und die Studenten schauten sich um ihn, nicht nur mit hoher Bewunderung für seine große Gelehrsamkeit und mit Enthusiasmus für seinen biedern Charakter, sondern auch mit der herzlichen Anhänglichkeit und dem Vertrauen, wie Söhne zu ihrem Vater hegen.

Doch bald gab Baumgarten nach eben ihn Anstoß durch verschiedene theologische Schriften, unter denen „Nachgelassene Sacharjae" am öfterten genannt sind, und von dem Ersteinen dieser Schrift an datirt sich die Spannung, in die er nach und nach mit seinen theologischen Collegen gerieth. Doch gab er sich noch immer der irrigen Meinung hin, sie in den gelegentlichen Disputen in die er öfters mit ihnen gerieth, besiegt zu haben, weil er dabei schließlich stets das letzte Wort gehabt und sie dann doch immer noch in ganz leidlichen Verhältnissen zu einander geblieben waren.

Endlich aber, im Jahre 1857, brach der erste wirkliche Schatten über Baumgarten's Leben herein, der seinem zur Verderben bringenden Gemüthe für ihn geworden ist, die sein und seiner Familie ganzes Lebensglück zerstört hat.

Als Mitglied der Prüfungscommission hatte Baumgarten einem Candidaten der Theologie ein mißliebiges Sujet zu einer ersten Prüfungsarbeit gegeben, und in seiner Beurtheilung der letzteren fand sich nach einem allgemein aufgefaßten Lobe eine Stelle, durch die er in den Verdacht gerieth, revolutionäre Ideen verbreiten zu wollen. Eine Anklage hierüber gelangte bis zur höchsten Landesbehörde, von der dann Baumgarten sich zu rechtfertigen aufgefordert ward. Seine Rechtfertigung ward aber nicht als solche angesehen, und er empfing seine Entlassung aus der Prüfungscommission.

Welchen Eindruck dieses Ereigniß auf ihn hervorgebracht, konnte man aus seinem Benehmen noch genaüer werden, denn ruhig fuhr er auch nach denselben fort in seinem theologischen Wirken. Schon oftmals hatte er in einer der Rostocker Kirchen Predigten gehalten, und soweit sein Vorrrag, sein feine Persönlichkeit, zogen stets eine zahlreiche Zuhörerschaft herbei. Bei dieser ihm lieb gewordenen Thätigkeit blieb er auch nach jener Entlassung, und ich wünsche von ganzer Seele, Baumgarten wäre stets Kanzelredner und Seelsorger geblieben. Als Redner steht er auf hoher Stufe. Seine Sprache ist einfach, aber edel, sie fließt dahin wie ein voller hyallhellter Strom. Sein Organ ist voll und metallisch, so daß auch in den entferntesten Winkeln eines großen Locales seinen Zuhörern kein Wort seiner Rede entgeht. Bei ihm giebt es kein Stocken, kein Besinnen, kein Versprechen, keine Wiederholungen; Alles, was er sagt, scheint unmittelbar aus dem Herzen hervorzuquellen, und so dringt es auch zum Herzen, ohne doch rein Geist anmodeln zu wollen. Wenn man ihm zuhört, wird man niemals verführt, sich der Zerstreuung hinzugeben, von Anfang bis zu Ende seines Vortrages ist man dabei mit Aug' und Ohr wie mit ganzer Seele. Ja auch mit den Augen, denn die feinigen sind der Spiegel seiner Seele. Groß und dunkel ist ihr Blick, in der Regel voll und ruhig, allein so wie er etwas sagt oder hört, das ihn mehr als gewöhnliches Reden interessirt, so belebt sich sofort sein Auge und oftmals bis zur wahren Strahlenglorie, wenn der Gegenstand es verdient, und so begleitet sein Blick seine Empfindung und erhöht dadurch noch um vieles die seiner Zuhörer.

Im Jahre 1857 traf das Unglück auch noch in anderer Gestalt das edle Baumgarten'sche Paar. Der einzige Sohn starb. Mit welcher Ergebung und Würde das fromme Elternpaar diesen größten Schmerz seines Lebens zu tragen wußte, davon wissen Alle zu erzählen, die ihm näher standen. Aber das Schicksal war noch nicht müde, den braven Mann noch mehr zu demüthigen. Wenige Monate später, im Jahre 1858, ward seine Amtsentsetzung ausgesprochen, angeblich: „weil er in seinen Schriften Lehren und Grundsätze vorgetragen habe, welche in den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der symbolischen Bücher abgewichen, weil

er dadurch den Versuch gemacht, den Boden derselben und der mecklenburgischen Landeskirche auf das Tiefste zu erschüttern, und weil er auch politische Lehren der bedenklichen Art mit seiner theologischen Ketzerei verbinde ꝛc.“ Seine Besoldung (420 Thaler) solle er jedoch so lange fortbeziehen, als er nicht „durch sein fernerweites Verhalten zur Einstellung dieser Zahlung veranlasse.“ — Worin bestand nun jene bedenkliche Politik Baumgarten's? Wir werden nicht irren, wenn wir behaupten, daß sie schon darin bestand, daß Baumgarten es wagte: „die Symbole der Theologie, die allermeist nur knechtisch glaubten oder zu glauben vorgaben, was ihnen vorgesagt wurde, zu Freiheit, Selbstständigkeit, Muth und Freudigkeit anzufeuern.“ Natürlich hing einem solchen Manne die Jugend mit ganzem Herzen an, und das genügte, um mit dem Neid der frommen Collegen die Wurzel alles kommenden Uebels zu erzeugen. Es fragt sich sogar, ob jene Prüfungsaufgabe sie forderte von dem hinreissenden Candidaten die „Gewinnung einer Schrftstelle über die Berechtigung einer gewaltsamen Revolution“, ein Thema, das von der gesammten Prüfungscommission gebilligt war, weil „gerade jeder Theologe eine ganz bestimmte und ausschließende Stellung zu dem einmal in der Welt vorhandenen revolutionären Element gewinnen müsse“), oder ob bereits der Mann selbst so verdächtig war, denn ein ministerieller Bescheid vom 23. Juni 1857 hinzugefügt, daß es genug sein „jetzigen politischen Kundgebungen“ in Verbindung mit seiner „früheren Betheiligung an der schleswig-holsteinischen Revolution!“ — So nennt das großherzoglich mecklenburgische Ministerium im Jahre 1857 eine Volksbewegung, für welche im Jahre 1848 mit 1849 die großherzoglich mecklenburgischen Truppen selbst in das meermundschumgene Land gezogen waren!

Baumgarten remonstrirte gegen das ministerielle Einschreiten und bat um „kirchenordnungsmäßiges Verfahren“, und als auch dies ihm nur abschlägliche Antworten mit neuen Kränkungen eingetragen hatte, wandte er sich an die sechste Großmacht, die öffentliche Meinung, mit seiner Schrift: „Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg“. Der Proceß, der wegen derselben über ihn verhängt wurde, endete erst im Juli 1859 mit einer Freisprechung von der Anklage.

Während nun von der gesammten mecklenburgischen Geistlichkeit 19 Pastoren in einem Vertrauensvotum dem Oberkirchenrath huldigten, sprachen der evangelische Kirchentag von Hamburg und die mecklenburgische Landesversammlung sich für Baumgarten aus. Vielleicht hätten auch von den Rostocker Geistlichen sich nicht weniger zu letzterer Meinung bekannt, wenn nicht der Oberkirchenrath noch zu rechter Zeit mit seinem mahnenden Donner dazwischen gefahren wäre. Von solchem oberpriesterlichen Zorngewitter ließen dagegen 600 Bürger der Rostocker Gemeinde sich nicht einschüchtern in ihrer offenen Erklärung für Baumgarten, und daß dafür eine Menstre Untersuchung gegen sie angestrengt wurde, ist zwar nicht schön, aber wahr. Baumgarten verlangte schließlich kirchenordnungsmäßige Behandlung seiner Angelegenheit vor einer Synode. So schwebt die sehr traurige Sache noch immer, und die Lage des Mannes wird, trotz seines ehrenwerthen Kampfes, wegen des Kampfplatzes jeden Tag weniger beneidenswerth.

Daß die glaubensblinde Partei seiner Gegner und Verfolger durch ihr gehässiges, an die finstersten Zeiten des Religionsfanatismus erinnerndes Treiben sich selbst am meisten schadet, sieht sie freilich nicht ein, und es ist vielleicht Gottes Wille so, denn wen er verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Der „kirchliche Sinn“ jedoch, dessen Mangel man so viel beklagt, wird durch solche lutherische Hetzrichterei wahrlich am wenigsten gefördert.

In den letzten Wintern hat Professor Baumgarten Vorlesungen über verschiedene ethische und theologische Themata, namentlich am Mittwoch der Charwoche 1862 eine ganz ausgezeichnete über den Tod Jesu gehalten. Diese Vorlesungen waren ursprünglich nur für die geschlossene „Societät“ bestimmt, allein Hunderte von andern Zuhörern mußten sich durch Fremde und Bekannte Zutritt dazu zu verschaffen, und obgleich das Local, in welchem sie stattfanden, außerhalb der Stadt lag und das Winterwetter den Weg beethin sehr mühevoll und schwierig machte, so war nichts destoweniger bei jeder einzelnen Vorlesung der Saal mit Zuhörern gänzlich angefüllt, ein Beweis, mit welcher ehrenden, ja rührenden Treue die Rostocker an dem Manne und seinem Worte festhalten.

Althaierisches Volksthum.

1. Aberglaube im Bauernkalender.

Unschädlicher Aberglaube — Der alte Götterglaube — Der Bauernkalender — Was der Bauer in den vier Rauchnächten thut — Am Dreikönigstag — Das Wasserei und die Wassereinnerung — Die zwölf Nächte — Wie Sanct Petrus mit dem Teufel getrunken und was daraus entstanden — Dreikönigskuchen.

Wer es unternimmt, die aufgeklärten Leser einer aufgeklärten Zeitschrift heutzutage mit Dingen unterhalten zu wollen, welche die moderne Bildung als dunkles Ueberbleibsel dunkler Jahrhunderte zu verachten pflegt, dem steht es wohl an, einige Worte der Rechtfertigung und Erklärung voranzuschicken. Es ist wahr, wir besehden und verfolgen den Aberglauben, wo wir ihn finden: wie eine fleißige Hausfrau die Spinnweben, so tilgt die Neuzeit mit allen Besen der Schule, des Staates und der Kirche geschäftig jene phantastischen Vorstellungen, jene heimlichen Uebungen aus, welche, häufig ebenso unsittlich wie unwahr, aus einer kaum noch verständlichen Vergangenheit freundartig in die Tage des Telegraphen und der Eisenbahn hereinragen. Und gewiß thun wir darin nicht unrecht, sondern recht, wenn wir den schädlichen Aberglauben austilgen!

Aber wie? ist denn nicht aller Aberglaube schädlich? Wenn er nicht die Sitten verdirbt, verfinstert er nicht den Verstand, und ist er nicht im besten Fall das werthlose Gespinnst müßiger Träumerei? Sachte, mein lieber Leser, auf daß Du nicht in Deinem Eifer mit dem Unrath des Aberglaubens auch das Gold wahrer Volkssitte, die Perlen der Sage, die Erstlinge der Mythe, kurz den ganzen Schatz der Volkspoesie, der Culturpflege der Gensdarmerie ausantwortest.

Vor Allem ist nämlich zu bemerken, daß man in der Zeit bureaukratischer Bevormundung und politischer Volksbeglückung von oben, in welcher man jeden Versuch des Volkes, auf eigene Fagen glücklich und lustig zu sein, mit nüchterner Bevormundung unterdrückte, viele Dinge als schädlichen Aberglauben bezeichnete und verfolgte, welche in der That sehr unschuldige und oft sehr schöne Aeußerungen volksthümlicher Naturanschauung und Naturfreude waren, wenn sich vielleicht auch abergläubische Vorstellungen damit verbanden. Es giebt also allerdings auch unschädliche Uebungen und Gebräuche dieser Art. In gar manchen abergläubischen Vorstellungen und Handlungen steckt das Herz und die Phantasie und ein großer Theil der Realität des Volkslebens, ja die Blüthe seiner unbewußten Poesie. Endlich aber liegt im Aberglauben wie in der Sage des Volkes ein ehrwürdiger Hort der deutschen Urzeit verborgen, nichts Geringeres als der alte Götterglaube unserer heidnischen Väter, wie Jacob Grimm, der Großmeister deutscher Alterthumsforschung, aus Ammenmärchen und Bettelreimen, aus Kinderspiel und Jägerlist so treffend nachgewiesen.

Als nämlich das Christenthum den widerstrebenden germanischen Stämmen mehr durch die Waffen der Franken, als durch die innere Macht der Ueberzeugung aufgezwungen ward, konnte es selbstverständlich nicht gelingen, den alten Glauben, welcher tief in den Gemüth des Volkes wurzelte und alle Erscheinungen seines Lebens in Krieg und Frieden, in Recht und Sitte und Kunst, in Ackerbau, Jagd und Viehzucht, in jeder Lust und jedem Leid des Familienlebens durchdrungen hatte, auf einmal durch neue Vorstellungen zu ersetzen. Vielmehr waren die Missionäre darauf angewiesen, und darauf bedacht, soviel wie möglich von dem Ueberlieferten, dessen Herkommen der Heiden zu schonen und zu erhalten, in den sie nur christliche Formen, kirchliche Namen mit den alten Begründen verbanden. Bezeichnend für diese Methode, die in unzähligen Fällen angewendet wurde, ist, daß man die heidnischen Altäre, Opfersteine, heiligen Bäume ꝛc. keineswegs zerstörte, sondern in christliche Kirchen und Capellen umwandelte, auf daß die Teufel, nach wie vor von der Gewohnheit an diese Stätten gezogen, nun-

mehr an denselben ebenso eifrig Christus und den Heiligen, wie ehedem Wodan und seinen Asen dienen möchten; die Donars-Eiche in Geismar ward von Bonifacius gefällt, aber nicht verbrannt, sondern daraus ein christliches Bethaus an derselben Stelle erbaut. So duldete die Kirche nach wie vor die alten Umzüge, Spiele, Feste, nur trat die Mutter Gottes an die Stelle der Liebesgöttin, Petrus an die Stelle des Schwertgotes, das Fest der Auferstehung Christi gefeiert. So erhielten sich bei diesen ganz oder halb christianisirten Gebräuchen noch zahlreiche Spuren ihrer ursprünglichen heidnischen Bedeutung, und die alten Götter konnten um so weniger aus dem Gedächtniß der Deutschen schwinden, als ja die Kirche selbst keinerwegs die Existenz und die Macht jener Gottheiten leugnete, sondern sie als dämonische teuflische Gewalten fürchtete und bekämpfte. So wurde aus Donar und Wodan der Teufel des Mittelalters, aus den lieblichen Walkyrgttinnen (klage diuin) die häßlichen Hexen, und die ganze Walhalla mit ihren mächtigen, wohlthätigen, strahlenden Gestalten ward in christlicher Umgestaltung beibehalten, nur daß diese sich gefallen lassen mußten, je nach Umständen nunmehr als Heilige des Himmels oder als Dämonen der Hölle in den Gedanken der Menschen umzugehen. Daher rief man denn jetzt einen Heiligen oder, wenn man vorsichtig genug war, auch wohl einen Teufel in den Krankheiten, Nöthen und Gefahren an, in welchen man ehedem zu einem Gott gebetet und ihm geopfert hatte. Der beirrische Pfarrer Hartwig hat noch manche christlichen Aberglauben, nur es ist daher ganz begreiflich, daß heutzutage die deutsche Wissenschaft aus dem heiligen Florian und dem heiligen Ruprecht wieder die großen Götter Donar und Wodan herauszählen konnte.

Von den angegebenen Gesichtspunkten aus wollen wir eine Reihe der abergläubischen Meinungen und Gebräuche betrachten, welche sich in Ober- und Niederbaiern bis auf diesen Tag im Volke lebendig erhalten haben; wir werden viele unschädliche und schöne Auffassungen der Volkspoesie kennen lernen, welche in zahlreichen Fällen noch deutlich ihren Zusammenhang mit dem Götterglauben unserer Vorzeit erkennen lassen.

Vor Allem tritt uns als eine auffallende Erscheinung der sogenannte „Bauernkalender“ entgegen, d. h. ein Inbegriff von althergebrachten Regeln, welche jene wichtigere Vornahme des Bauernlebens, wie sie in dem Wechsel der Jahreszeiten wiederkehrt, an gewisse Tage bindet; nur wenn sie an dem von der Uebung geheiligten Tage vorgenommen werden, haben diese Handlungen Segen und Gedeihen zu erwarten. In sehr vielen Fällen liegen hier nicht mythologische Beziehungen, sondern einfache Naturbeobachtungen zu Grunde, „Wetterregeln“, welche die Erfahrung scheinbar oder in der That, zufällig oder aus guten Gründen bestätigt hat. Dies gilt namentlich bei den wichtigsten Maßregeln und Unternehmungen des Ackerbaus und der Oekonomie: wenn z. B. für Flee, Weizen, Gerste, Roggen, Haber bestimmte Saattage hergebracht sind, so beruht dies auf der Annahme, daß die fragliche Monatszeit für diese Kruchtarten die günstigste Witterung zu bringen pflegt. Zahlreiche andere Gewohnheiten aber sind nicht zu erklären aus rein physikalischen Wahrnehmungen; bei manchen liegt der mythologische Sinn klar vor Augen, bei sehr vielen aber entzieht sich der Grund ihrer Entstehung und die Bedeutung vollständig unserem Verständniß.

Wenden wir uns nun zu dem Detail dieses Bauernkalenders und schalten wir in diesen Rahmen auch jene Gebräuche und Gespflogenheiten ein, welche nicht gerade nothwendig nach „Tagwählerei“ bestimmt sind. —

Die Silvesternacht gehört mit der Nacht des Thomastages (21. December), des Weihnachtvorabends und des Tages der heiligen drei Könige (6. Januar) zu den sogenannten „vier Rauchnächten“, welche nicht nur von oberdeutschen Stämmen, sondern auch von Sachsen und Franken, von Angeln in England, von Schweden und Norwegern gefeiert werden und unerachtet mancher Modificationen im Einzelnen auf einer gemeinsamen germanischen Uebung beruhen. In jenen Winternächten nämlich, welche erst nachträglich ihre kirchliche Bedeutung erhalten haben — es ist die Zeit der Winter-Sonnenwende — sind die Mächte des Lichtes und der Finsternis, des Segens und des Verderbens, des Lebens und des Todes, des Frühlings und des winterlichen Erstarrens, um neuen natürlichen und geistigen Gegensatz sich die Angel der deutschen Mythologie überhaupt bewegt, im lebhaftesten Kampf. Die Riesen der Kälte, der Finsternis, des Winters bieten ihre letzten Kräfte auf, die Herrschaft zu behaupten und schädlichen Einfluß auf den verhaßten Menschen und sein Hauswesen und seine Cultur zu üben; es sind die kürzesten Tage, die Natur ruht in tiefer Todesstarrung, Krankheit und Tod schweben über den Betten der Menschen, durch den Stall des Viehes. Deshalb müssen in dieser Zeit die schützenden, wohlthätigen Gewalten der lichten Götter angerufen werden. Der Bauer nimmt von dem Hauptaltar des Dreifaltigkeits die an jenem geheiligten Ort das Jahr über wohl verwahrten geweihten Kräuterbüschel herab, die sogenannten „Sangen“, Gräser, Blumen, Halme, Blätter, Zweige von gewissen, den guten Göttern heiligen Pflanzen, welche mitten im Sommer, in der Zeit, wo alle wohlthätigen Dinge am kräftigsten sind, in der vollen Herrschaft des Lichts, an einem Fest der Liebes- und Sommergöttin Frena waren mit symbolischen Handlungen geschickt worden — die Kirche hat auch jenem Fest die Himmelfahrt Mariä gemacht — und streut die gerochenen Blätter mit anderm Räucherwerk, namentlich der tief in den Götterglauben und Götterculi verflochtenen Wachholder-Beere („Kranewit“) auf die eiserne Glutpfanne mit Kohlen, welche er in der Linken trägt. Frau und Kinder schreiten, Licht, Schlüssel und, wo möglich, eine Hand voll Schnee tragend, vor ihm her, in der Reihen führt der Hausherr den Stock (ursprünglich vielleicht das Schwert), und nun durchräuchert er betend und räuchernd alle Gelasse seines Hauses und namentlich auch den Stall und die Scheune; kehrt dann wieder die Einwirkung aller schädlichen Gewalten, Krankheit, Hexerei, Schwinden von Menschen, Vieh und Vorräthen abgewendet.

Offenbar war diese Handlung ursprünglich ein Opfer und ein Anrufen der Segensgötter, ein Austreiben schädlicher Gewalten durch den Räucherduft der den guten Mächten geheiligten und sie herbeiziehenden Pflanzen.

Am Dreikönigstag werden überdies die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Weisen aus Morgenland mit dazwischen geschriebenen Kreuzen an alle Thüren gezeichnet: C + M + B; es wäre sehr interessant, den Zusammenhang des Cultus dieser drei sonderbaren Heiligen (Caspar, Melchior, Balthasar) mit Gestalten des alten Heidenthums zu ergründen. Die Kreide, mit welcher diese Zeichen gezeichnet wird, ist am Vorabend des Festes in der Kirche geweiht worden, ebenso Salz und Wasser, aus welchen dann der sogenannte „Salzstein“ (vielerlei Salzstöcke) gebildet wird. Können von diesem Salzstein wird man erkrankten Vieh ins Futter, und auch der wegkernde Mann, der von Hause wandert, nimmt ein Paar Stücke des heimischen Salzes in der Wandertasche mit. Dieser sinnige Zug der Weihe der Elemente und der wichtigsten Nahrungsmittel kehrt in dem deutschen Heidenthum häufig wieder. Man glaubte, die wohlthätige Segenswirkung von Feuer, Wasser, Salz, Brod, Fleisch zc. nutze sich im Laufe des Jahres ab, bei Beginn eines neuen Jahres sollen auch ihre Kräfte erneut werden. Deshalb müssen z. B. an bestimmten Tagen alle Feuer im Dorfe gelöscht werden, keine Hausfrau darf von dem Heerd der andern, wie sonst im Jahr, die Glut übertragen, sondern in feierlichem Zug gehen die Nachbarn in den Wald, wo dort nicht mit vielfachem Ceremoniell und allerhand Symbolik ein sogenanntes „Nothfeuer“ oder „Wiefeuer“ gerieben, d. h. zwei Personen, häufig zwei reine Knaben oder auch ein Liebespaar, reiben unter geheimen Sprüchen und Liedern zwei trockene Hölzer so lange, bis sie in Brand gerathen. An dieser heiligen Flamme, welche also das Element frisch und unprofanirt aus dem geheimen Schooße der Natur gewählt hat, entzünden nun jeder Hausvater seinen Spahn und trägt so das neue Feuer für das neue Jahr nach Hause. Noch charakteristischer ist, daß in manchen Gegenden, wenn der Blitz einen Baum im Wald entzündet hat, alle Heerdfeuer gelöscht werden und man an jener unmittelbar von den Göttern gesetzten Flamme, dem echten Wiefeuer, die Spähne entzündet. Analog wird in manchen Thälern das Wasser erneuert: zu Johanni etwa oder am ersten Mai läuft die Dorfjugend durch alle Häuser, stürzt alle Wassereimer um und holt frisches Wasser von dem geweihten Quell im Walde. Freilich sind diese Gebräuche wie in ganz Deutschland auch in Baiern in starker Abnahme, und die Wasser-Erneuerung wird wohl überall nur noch erzählt, nicht mehr geübt.

Auch jene Verwendung des geweihten Salzsteines beim Wandern in die Fremde hat manche Analogien: wie der Wanderer, der im Ausland von Krankheit oder auch von Heimweh befallen wird, ein Paar Körner des mitgenommenen Salzes genießt, so schabt er

wohl auch vor dem Abschiet etwas Kalk von der heimischen Heerstraße, der bewahrt eine Runde des letzten Stückes Vieh, das ihm die Hausfrau geschminten, sahrelang im Rangen und kaut daran, wenn er im fremden Lande mehr Hunger als Geld hat; ein Krümchen des Heimbrodes stillt den Hunger besser als sieben fremde Braten. Wer mehre so rührende tiefe gemüthinnige Züge in der Empfindung unsres Volkes wissen? Die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag heißt die Zwölften, „die zwölf Nächte", auch die „Klöpfets"-, „Anrollet"-, „Geun-Nächte", in diesen Tagen ist aller Geisterspuk entfesselt, alle bösen, guten, unthätigen nedenden und ineressenten Götter, Riesen, Elben, Kobolde, Wichtel, Gespenster, Hexen, Truden, Teufel haben jetzt gleichsam Carneval oder Freinacht, nach Herzenslust auf Erden ihr Spiel zu treiben; in dieser Zeit sind sie sogar den profanen Augen von Nicht-Sonntagskindern sichtbar. Es erklärt sich die besondere mythologische Bedeutung dieser Tage leicht daraus, daß die Heiden zu dieser Zeit das Hauptfest des Jahres, die Winter-Sonnenwende im Norden „Jul" genannt, feierten mit großen Opferschmäusen, welche sieben Tage nächten und alle Nachbargenossen an der heiligen Ding- und Opfer-Stätte zu Gericht, Berathung, Andacht und Spiel vereinten. An jenen Tagen hielten denn auch alle großen Götter des Landes Umzug durch die Marken des Gaus, verkehrten mit den Sterblichen, lehrten ein an deren Heerr, vertheilten Lohn und Strafen an fleißiges und faules Gesinde ꝛc. Erst jüngern Datums ist die derbliche christliche Legende, welche, nachdem man den ursprünglichen Grund der besondern Geistern irrsthaft jener Tage vergessen hatte oder nicht mehr erwähnen durfte, eine fürdliche Erklärung dieser Erscheinung zu geben suchte.

Sanct Petrus war nämlich einst von dem lieben Gott auf die Erde gesendet worden, ausgerüstet mit den Gaben des heiligen Geistes und begleitet von einem flattlichen Corps himmlischer Engel, um dem unverschämten Treiben der Teufel aller Art auf Erden ein gründliches Ende zu machen und Lucifer selbst sammt all seinem Schwarm von Unholden in die Hölle zu sperren auf Nimmerwiedersehen. Sanct Peter machte seine Sache gut, die Dämonen stoben vor seinen himmlischen Heersahaaren von einem Land zum andern bis ans „Ende der Welt", welches bekanntlich in Tirol bei dem Paß Finstermünz zwischen Finstergau und dem Innthal ist, und warfen sich dort mit großem Gebeul durch einen tiefen See in die Hölle hinunter. Sanct Peter war nicht faul, schickte die Engel mit einem etwas venemmlichen Schlachtbericht nach Hause in die himmlische Garnison und ließ dem lieben Gott sagen, er, Petrus, sei in die Hölle hinabgestiegen und werde die Sache mit dem Gesindel da unten allein fertig machen. Petrus machte die Höllenthür sorglich hinter sich zu und steckte den Schlüssel in sein Wamms unter ein wunderthätiges Bild der Muttergottes von Einsiedeln, „denn," sagte er zu sich, „der Teufel ist schlau, aber ich bin schlauer." Er suchte sofort Lucifer auf, der sehr klägsich und demüthig that, die Heldenthaten seines Ueberwinders bewunderte und ihn bat, sich doch im Himmel, wo sein Einstuhl jetzt so größer sein müsse als je, für ihn zu verwenden, daß es mit der einsachen Einsperrung in der Hölle abgethan sei und er nicht wieder wie bei früheren Betzeiten die beiden furchtbarsten Strafen durchmachen müsse, nämlich: „Nonnen hüten" und „Bauern kaufen". St. Petrus fühlte sich sehr geschmeichelt und versprach das Beste. Da wurde der Teufel froh und bat den Apostel mit vielem Lob und Dank, doch ein halb Dutzend Fläschen alten Klosterweins mit ihm zu trinken, den ihm die Herrn Benedictiner von Benedictbeuren aus ihrem Keller verehrt hatten. St. Petrus ließ sich das nicht zweimal sagen, und der Sieger und der Besiegte sungen an zu pocusiren.

Das war gerade am Weihnachtsabend, und deutsch böse man, als sie anfingen zu trinken, die Vesper läuten in dem Kloster zu Stamms, denn die Glocke Claudia taselbst hat so hellen Ton, daß er bis in den Teufels Keller vernommen wird. Sie sungen also an zu pochen, und ich weiß nicht, ging es mit rechten Dingen zu, war der Klosterwein zu stark oder hat der Wirth etwas aus seiner Hausapotheke hineingeworfen, kurz der fromme Gast schwenk bei der ersten Flasche, solches Gewäsche habe er nie, weder zu Jerusalem, noch bei der Hochzeit zu Kana, noch zu Rom, noch im Himmelreich getrunken, bei der zweiten rief er, der Teufel sei gar nicht so schwarz, als man ihn male, und bei der vierten versprach und gelobte er, zum Lohn für diesen Trunk solle der Teufel und seine Schaaren jährlich so lange Freinacht haben auf Erden, als sie breite brauchen würden, den Klosterwein zu vertrinken und zu verschlafen, und als Lucifer zweifelte, ob der liebe Gott darauf eingehen werde, lief der Gast: „Das wollen wir schon sehen, ich habe Generalvollmacht von mir Dir abzuschicken, wie ich will, und wenn mein Wort im Himmel nicht gilt, komme ich wieder herunter und stoße als Gesell bei Dir." Da schenkte ihm der Teufel das letzte Glas ein, und alsbald fiel St. Petrus in tiefen Schlaf. Endlich wachte er, mit etwas Kopfweh, wieder auf, es wechte ihn die Glocke von Stamms. „Teufel," sagte Petrus, „was läutet's da?" — Die Hora," sagte Lucifer, der eben auch zu erwachen schien. „So muß ich fort," sagte Petrus und stand auf und griff nach dem Höllenschlüssel in seinem Wamms; zum Glück hatte das Amulet nicht auch gefchlafen, und der Schlüssel war noch da. „Aber was ist mit unsrem Pact?" fragte Lucifer. „Der gilt," rief Petrus, „von der Vesper bis zur Hora! Pfui! Dich Gott, Teufel."

Und Petrus stieg hinauf in den Himmel. Da begegneten ihm an der Thüre die heiligen drei Könige und sagten: „Das ist schön, Petrus, daß Du gerade recht kommst, heut unsern Tag mit zu feiern. Mach' nur, es geht schon an's Kuchenschneiden, heute weil Du Bohnenkönig." „Dummes Zeug," sagte Petrus erschrocken, „heut' ist Christtag." „Nein," sagten die drei Weisen aus Morgenland, „heut' ist Dreikönigstag, das müssen wir doch besser wissen." „Gott sich mir bei," rief Petrus, „so hab' ich gerunten und geschlafen von der Weihnacht-Vesper zur Dreikönigsbora, macht zwölf Tage und zwölf Nächte, daß der Teufel wieder Gewalt hat über die Erde. Das macht der verfluchte Klosterwein." Und man sagt, daß Petrus diesmal keinen Orden bekam für seine diplomatische Mission und daß der liebe Gott nicht übel Willens war, den Gesandten lieber als Geisel in die Hölle zu schicken, als den Pact anzuerkennen, und nur zu Ehren der heiligen drei Könige, welche an ihrem Ehrentag für ihn baten, gab er nach. St. Peter rinnt seitdem nie mehr Klosterwein, aber wir Menschen müssen alle Jahre zwölf Tage büßen, daß er damals dessen genunten hat. —

Wenn diese schnurrige Legende ziemlich keck mit dem Fürsten der Apostel umspringt und ihn in der wenig ehrenvollen Rolle eines „Uebertrunkenen", d. h. durch Trunk Ueberlisteten und einigermaßen auch als Neinemmissen darstellt, so ist dies vielleicht für Protestanten oder fetzercälich oder ein Aergernis, als für Katholiken, welche den Stoff der Legende kennen, nach welchem auch die Heiligen harmlosen Spaß verstehen müssen. Uebrigens lehnt sich eine ganze Gruppe solcher Legenden, welche Christus in Begleitung einiger Apostel auf Erden wandern, bei den Menschen aufsprechen und die heilige Natur des Gottes ebenso schön als die menschliche Schwäche der Begleiter humoristisch hervortreten lassen, ebenfalls an Grundzüge heidnischer Götterlage. Denn nicht nur die Lieder der Edda berichten niederholt von solchen in Verkleidung wandernden Göttern, meist in der Dreizahl, wie Christus, Petrus und Johannes meist mit einander wandern, wir wissen auch sonst, daß Umzüge des Wodan, des Donar, der Berahta-Berchta in deutschen Alterthum mit Liedern und mimischen Darstellungen gefeiert wurden, und in denselben Tagen, da man die Götter in Bildern oder auch nur auf verhüllitem Wagen umschickte um die Marken der Landschaften führte, traten sie in mitschenähnlichem Gesange strafend und lohnend in die Häuser der Sterblichen ein. Reminiscenzen an diese heidnischen Götterumzüge stecken in manchen Gebräuchen bei Kindern, ja selbst in manchen Bäuern, Bastkabinen, Processionen, Bittgängen der Erwachsenen, welche die Kirche mit saurer Bedeutung erfüllt hat.

So finden in ganz Alt-Baiern, Schwaben und einem großen Theil von Deutsch-Oesterreich zu Weihnachten, Neujahr und Drei Könige mehr oder weniger complicirte Umzüge von Kindern, Armen, jungen Burschen in scherzhaften Vermummungen statt, dabei wird gesungen, es werden Sprüche recitirt und kleine Dramen improvisirt. Insbesondere in Oberbaiern, an den schönen Ufern der Alz, der Traun, der Mangfall singen die Kinder noch heute wilde Hirten- oder Sternlieder an den bezeichneten Tagen, Lieder von rührender Einfalt und echtester Volkspoesie, sie ziehen von Haus zu Haus und erfragen sich kleine Gaben von Eier, Nüssen, Küchseln u. dgl., der Stern der heiligen drei Könige wird sehr naiv dargestellt: ein Knabe trägt eine von Papier geschnittene Sonne an einem Stabe der Schaar voran, und obwohl das alte Fest zu diesen ländlichen Resten herabgesunken ist, hat sich doch die Erinnerung seiner alten Heiligkeit in dem Glauben erhalten, daß die Kind, welche ein solches „Dreikönigsleinkel" während seines Singens schlag, dereinst aus dem Grabe herauswächst.

Ein geheimnißvolles Grab.

Von Friedrich Hofmann.

Wer vom schönen Thüringerwald in das Werrathal bei Hildburghausen hinabsteigt, sieht jenseits des Thales zunächst der Stadt zwei Berge sich erheben, in deren Einsattelung eine mit stattlichen Bäumen besetzte Kunststraße zu dem gemeinsamen Rücken beider sich emporwindet. Das ist die Straße nach Coburg. Der Berg zur Rechten derselben heißt der Stahlberg. Ihn kennzeichnet am besten gegenwärtig das Thürmchen, das Joseph Meyer, ein Pionier der Zukunft, wie die Gartenlaube ihn genannt, nahe an der Koppe desselben auf der höchsten Stelle seines nur in's Werrathal schauenden Gartens aus Felsbrocken aufgebaut hat, um von dieser Thurmzinne sich des Blickes auch auf die Herrlichkeiten Frankens jenseits des Berges erfreuen zu können.

Kaum hundert Fuß von der Meyers-Warte abwärts finden wir einen andern Steinbau. Halb aus der Bergwand hervor tritt die steinerne Umfassung eines Grabes. Hohe Kastanien- und Tannenbäume und allerlei Strauch- und Buschwerk beschatten es. Es ist eine verlassene traurige Stelle, obwohl nur wenige Schritte tiefer ein wohnliches großes Gartenhaus vor lebensfrohen Augen das reizendste Bild des schönen Thales und seiner waldigen Umgrenzung und nächsten Ferne ausbreitet. — Der pflegende Hand fehlt dem Grabe nicht; sein Blumenbeeichen ist nicht ohne den Schmuck der Jahreszeit. — Wer ruht unter diesem einsamen Hügel?

Diese Frage ist schon von Tausenden gethan, aber die Antwort gab noch Niemand. Und doch stehen wir nicht etwa vor einem Grabe aus weiter Vergangenheit; es ist noch kein Menschenalter, es sind erst sechsundzwanzig Jahre vergangen, seit man es grub. Und viele Menschen standen in jener Herbst-Mitternacht im Scheine der Fackeln um den Sarg, den man vor seiner Versenkung öffnete, und sahen das Frauenbild von rührender Schönheit im weißen Atlaskleide, das hier der Erde übergeben wurde.

Wer war das schöne Weib? Niemand weiß es. Dreißig Jahre lang wohnte es in nächster Nähe, und nur wenige Augen sahen es, gesprochen mit ihm hat kein einziger Mensch des Landes je ein Wort! Auf eine einzige Menschenseele beschränkte sich der Umgang dieses ganzen Lebens, dem doch die Mittel zu Gebote standen, in dieser äußersten Abgeschlossenheit mit den glänzendsten Moden von Paris fortzugehen. Wer war diese Dame? Hier ruht ein Geheimniß von so schwarzer Tiefe, daß man unwillkürlich das Auge zu den Nachsiten der Throne hinrichtet, um dort die Embüllung zu suchen, die Alles, was als Thatsächliches aus diesem dunkeln Treiben aufgestellt wurde, bis jetzt nicht zu geben vermochte.

Es war im Jahre 1807, Monat und Tag sind mir nicht bekannt, als nach Hildburghausen, das damals noch Residenz eines herzoglichen Hauses war, ein Reisewagen offenbar vornehme Gäste brachte. Der reichverzierte Kutscher hielt mit seinen stattlichen Schimmeln vor dem Gasthaus zum Englischen Hofe. Aus dem Wagen stieg zuerst ein rüstiger, eleganter Mann, der dann einer tiefverschleierten Dame den Arm zum Aussteigen bot. Beide blieben Wochen und Monate lang in diesem Gasthofe. Ihre Ansprüche waren nicht gering, aber die Bezahlung ihnen entsprechend. Verbindungen knüpften sie mit Niemandem an, Niemand störte sie in ihrer Zurückgezogenheit.

Solche Erscheinungen erregten zu jener Zeit kein besonderes Aufsehen. Man war an den Anblick von Flüchtlingen aus den höchsten Ständen seit dem Beginn der französischen Emigration so gewöhnt, daß man selbst für ihre strenge Abschließung vom öffentlichen Leben die Ursachen in ihrem traurigen Schicksal suchte. Man achtete das Unglück, und sogar die Polizei scheute sich, solchem hocharistokratischen Elend gegenüber ihre störenden Fragen nach Paß und Legitimation zu erheben.

So blieben auch unsere Fremden in ihrem stillen Leben unbelästigt, und man hat selbst dann nicht davon gehört, daß man über die Verhältnisse und Beziehungen derselben obrigkeitlich nachgeforscht, als sie aus dem Gasthofe in eine Privatwohnung zogen und damit die Absicht eines längeren Verweilens antenteten. Sie wohnten erst in der trüben Etage eines Hauses des später sogenannten Regierungsgebäudes am Markte, siedelten aber, als im Parterre, einem Trinkereilokale, einmal ein kleiner Feuerlärm entstand, sofort in die freundlichste Bel-Etage von Hildburghausen, die Neustadt, über, und zwar in die zweite Etage eines ganz freistehenden Hauses.

Während dieser Zeit, und hauptsächlich seit dem Aufenthalt in der Neustadt, verbreitete sich etwas mehr Licht über das verschlossene Paar. Es war nunmehr bekannt geworden, daß der Fremde ein Baron oder Graf Bavel de Berfay sei. Der „Kammerdiener", der erst als Kutscher erschienen war und später sich als ein über seinen angeblichen Stand gebildeter Mann zeigte, hat nie den Namen des Fremden ausgesprochen; er nannte ihn stets nur „den gnädige Herr". Im Publikum hielt man an der höheren Bezeichnung „Graf" fest, und weil die Dame für die Gemahlin galt, so hieß sie die „Gräfin". Die Lakeien um Hildburghausen und hauptsächlich später in und um Eishausen machten sich aus dem ihrem Ohr zu fremd klingenden „Bavel" einen neuen Namen für den Mann zurecht; für sie hieß er „der Pfaffel". Wir wollen für das Folgende die landüblich gewordenen Bezeichnungen „Graf" und „Gräfin" beibehalten.

In dem Hause der Neustadt, das einer vermöglichen Gebäude-Assessorswitwe Roderich gehörte, entstand das Leben Beider bald zu Verwunderlichen so viel, daß allerdings nunmehr die Neugierde der ganzen Stadt in steigende Bewegung geriet. Der Graf bezahlte auch hier splendid, machte Tagegen ungewöhnliche Ansprüche. Im ganzen Hause mußte fortan die tiefste Klosterstille herrschen, keine Thür durfte mit Geräusch gehandhabt werden, kein fröhliches Kinderspiel, kein lautes Lachen, kein fester Fußtritt im Innern sich hören lassen. Durch Verschläge von Latten an Treppe und Vorplatz wurde die gräfliche Wohnung vom übrigen Hausraum abgesperrt und stets sorgfältig verschlossen gehalten. Alle Fenster waren Tag und Nacht dicht verhängt. Außer dem Kammerdiener bewohnte kein menschliches Wesen diese Etage mit; eine Köchin nur eine Aufwärterin, die noch in Dienst genommen waren, wohnten außerhalb des Hauses. Diese Personen sowie die Hausbesitzerin, eine sehr würdige Matrone, ein Kaufmann und Ratsherr A., der zum Geschäftsführer angenommen, aber nur mit Besorgnissen betraut wurde, und einige seltliche Handwerker, die im Hause arbeiten hatten — sie waren die einzigen Menschen, die während des ganzen Aufenthaltes des Grafen zu Hildburghausen, also während der Zeit von ungefähr drei Jahren, mit ihm gesprochen haben.

Den häufigsten Verkehr unterhielt der Graf mit der Hausbesitzerin. So oft sie aber zu ihm gerufen ward, verschloß der Graf auch hinter ihr sorgfältig die Thür. Seine Unterhaltung war lebhaft, seine vielen Fragen mußten jedoch der Matrone eine fast kleinliche Neugierde verrathen, so sehr bezogen sie sich auf alle Persönlichkeiten, die in und um Hildburghausen von einiger Bedeutung waren, ja selbst auf die Fremden, die in der Stadt häufiger einkehrten. Offenbar lag diesen Fragen eine tiefere Absicht zu Grunde, die mit der Sicherheit seines Aufenthaltes in Beziehung stand.

Bei all diesen Besuchen war niemals die fremde Dame zugegen. Drei Jahre wohnte die Frau Assessorswitwe mit der Gräfin unter Einem Dache, und nie hat sie ein Wort mit ihr gesprochen, ja sie nur einige Male flüchtig und gerufen, zu wider Willen im Vorbeigehen erblickt und dabei nur bemerkt, daß sie jung und sehr schön gewesen. Es war nämlich im Hause Jedermann streng untersagt, irgendwie, wenn der Graf mit der Dame seine Etage verließ, um mit ihr spazieren zu gehen oder zu fahren. Geschah Letzteres, so war die Gräfin so dicht verschleiert, daß ihr Antlitz für niemanden nahe Späherangen unkenntlich blieb. Es war aber nach und nach im Volk zur Sitte geworden, jede absichtliche Annäherung an das seltsame Menschenpaar zu vermeiden. Die Spazierfahrten geschahen in eigenen Wagen, aber mit Postpferden, denn der Graf hatte die eigenen Pferde bei der Uebersiedelung in die Neustadt verkauft. Die Herrschaften stiegen stets im verschlossenen Hofraume ein, nur auch dem Postillon war es verboten, sich nach den Einsteigenden umzuschauen. Anfang ist doch wenigstens so viel erkundet worden, daß bei solchen Ausfahrten der Graf, der stets in feinster Kleidung, in Frack und Seidenstrümpfen erschien, die tiefverschleierte Dame, den Hut in der Hand, zum Wagen führte, nach einer Verbeugung ihr den Arm zum Einsteigen bot und dann neben ihr Platz nahm. Der Wagen war nie zurückgeschlagen und, so lange

er auf belebten Straßen fuhr, oft auch noch verhängt. — Ebenso vorsichtig verfuhr man beim Aussteigen. Selbst der Köchin, die von früh bis Nachts in der oberen Etage verkehrte, war es nie vergönnt, die Gräfin zu sehen.

Es wird nach dem Erzählten sich Niemand wundern, daß der Eintritt in die oberen Räume sogar dem Briefträger verboten war, obwohl fortwährend zahlreiche Postsendungen unter der Adresse „Bavel" oder „Bavel de Berfay" an den Grafen anlamen. Briefe und Packete nahm die Hausbesitzerin in Empfang, legte sie in einen Korb, der zu diesem Zweck an der Treppe hing und, nach einem Zeichen mit einer Klingel, an einer Schnur in die Höhe gezogen wurde. — Die vielen Zeitungen, die der Graf bezog, besorgte der Kammerdiener. Man hörte oft noch spät in der Nacht mit starker Stimme vorlesen; sonst herrschte oben stets Todtenstille.

Während des Aufenthaltes zu Hildburghausen unternahm der Graf mit der Dame oft Reisen, die sie mehrere Tage abwesend hielten, — wohin? weiß Niemand. Der Kammerdiener war der einzige Begleiter. — Plötzlich kündigte der Graf die Wohnung in der Neustadt, man sagt, weil die Hausbesitzerin, gegen ihre Zusage, sich ohne sein Vorwissen auf Anerbietungen zum Verkauf ihres Hauses eingelassen. Ob dies der wahre Grund gewesen, oder ob der Graf — es war im Jahre 1810 — mehr Sicherheit abseits einer Stadt zu finden geglaubt — wer weiß es? Er wählte zu seinem ferneren Aufenthalt das herrschaftliche Schloß auf dem Domaineguth zu Eishausen, einem Dorfe, das anderthalb Stunden von Hildburghausen an der Straße nach Coburg liegt. Hier zog er mit der Gräfin und dem Kammerdiener am 30. September ein.

Im Schlosse zu Eishausen fand der Graf anfangs nicht Alles nach Wunsch. Das Erdgeschoß bewohnte noch ein bejahrter Verwalter, und die großen Böden benutzte der Kammerguthspachter als Fruchtkämme. Wie ruhig nun auch der Verwalter und seine gleich alte Frau sich verhalten und wie leise die Pachtersleute die schweren Getreidesäcke auf den Strohmatten die Treppen auf- und abtragen mochten, der Graf schien seiner Wohnung in der zweiten und dritten Etage nicht eher froh zu werden, bis dem Verwalter eine gute Unterkunft im Dorfe bereitet war und eine neue Pachterwohnung auch den Böden im Schlosse frei machte. Wie der Graf im Gekrpunkte sich stets im höchsten Grade ängstlich zeigte, so hatte er auch für diese Vergünstigungen bereitende Opfer je recht.

Das Grab auf dem Stadtberg bei Hildburghausen.
Nach einer Originalzeichnung von Plato Ahrens in Hildburghausen.

Trotz alledem schien ein dauernder Aufenthalt auch hier nicht in des Grafen Plane zu liegen. So wurden z. B. die vielen Möbel, die zur Wohnlichmachung der großen Zalonräume nöthig waren, gemiethet. Und wenn er sich wieder Pferde anschaffte, so konnten täglich diese auch dazu dienen, ihn eine Abreise in jedem Augenblick möglich zu machen. Das häusliche Dienstpersonal wurde nur um eine Köchin vermehrt, die jedoch das Schloß niemals verlassen durfte! So hielt sie es viele Jahre aus, bis sie endlich das Gehen auf bloßer Erde ganz verlernt hatte. Die Vermittlung mit der Außenwelt besorgten drei Personen, ein gewisser Schmidt

ein geborener Böhme, der mit einem österreichischen Werbecommando nach Thüringen kam und da zurück blieb, und dessen Frau, die als Bote und Vötin in Dienst genommen wurden, aber in Hildburghausen wohnten und von da täglich nach Eishausen gingen. Auch sie mußten jeden vertrauten Verkehr mit den Menschen möglichst meiden, und sie thaten dies mit unerschütterlicher Treue und mit fast abergläubischer Berehrung gegen den Grafen, weil eine Eigenwein ihnen einst gereichsagt, es werde ein Fremder aus fernen Landen kommen und sie glücklich machen. Die dritte Person war eine Aufwärterin, ein Mädchen, das im Dorfe wohnte und das Schloß nie betreten durfte, sondern jeden Morgen die Milch durch ein Fenster an die Köchin abgab und auf demselben Wege ihre sonstigen Aufträge erhielt.

So lebten nun diese vier Menschen allein und vor jedem Zutritt von außen verriegelt in dem Schlosse, der Graf und die Gräfin meist im zweiten Stock, der Kammerdiener und die Köchin in der Bel-Etage. Wenn wir nun erfahren, daß selbst diese in das Schloß gleichsam lebendig eingemauerte Köchin das Antlitz der Gräfin binnen sechsundzwanzig Jahren nur zwei Mal sah, ja, daß sogar der anscheinlich in so hohem Vertrauen stehende Kammerdiener niemals selbst die Gräfin in ihrem Zimmer bediente, sondern daß er z. B. die Speisen nur in das Vorzimmer trug, wo der Graf sie in Empfang nahm, so werden wir, trotz aller vom Grafen allein ausgehenden Befehle, doch bald in der Gräfin die Hauptperson zu erkennen haben, um deren Schicksal das Geheimniß sich tagen, das so außerordentliche Vorsichtsmaßregeln gegen seine Enthüllung in Anspruch nimmt.

Ehe wir zur Betrachtung der in vieler Beziehung sehr bedeutenden Persönlichkeit des Grafen und zu der schier märchenhaften der Gräfin übergehen, wollen wir ein für allemal die streng regelmäßige Ordnung und Gewohnheit des täglichen Lebens im Schlosse angeben. Früh zwischen 4 und 5 Uhr klopfte die „Anfa'ererin“ die Köchin auf und brachte die Milch. Um 9 Uhr kam die „Vötin“ und der Stadt mit den bestellten Nahrungsmitteln und den Briefen und Zeitungen den Morgenpost und besorgte die Reinigung der Zimmer, während der „Bote“ den Dienst Nachmittags hatte. Um 10 Uhr hielt der Wagen vor der Schloßthür. Der Kammerdiener thronte wieder, in dreieckigem Hut und silberstrotzender Livree, als Kutscher auf dem Bocke, wie denn auch die Wartung der Pferde sein Amt mit war. Die Fahrt ging Tag für Tag bis in die Nähe des coburgischen Landstädtchens Rodach.

Hierher gehört eine Bemerkung, die das Dunkel dieser Geschichte noch verdüstert und auf die ebenfalls bis heute noch kein Strahl Aufklärung gefallen ist. Auch in der Dorfeinsamkeit wurden die uns bereits bekannten Vorsichtsmaßregeln beim Ein- und Aussteigen der Gräfin beibehalten. Keine Seele durfte sich in den Gängen, auf den Treppen, hinter den Thüren oder Fenstern zeigen, wo die Vorüberfahrende Dame ging. Auf der steilen Landstraße fiel der Schleier nur öffnen sich oft auch die Fenster des Wagens. Und da mit ein alter Chaiseträger, der ein nüchterner, zuverlässiger Mann genannt wird, mit seinen guten Augen deutlich gesehen haben, daß bald eine ältere, bald eine jüngere Dame beim Grafen im Wagen war. Mit voller Bestimmtheit sagte er: „Heute ist die Alte mit ihm ausgefahren,“ oder: „Heute hat die Junge bei ihm gesessen.“

Wo ist diese „ältere“ Frau her, wo ist sie hingekommen? Der Graf hat bis zu seinem Tode Eishausen nie eine Nacht verlassen, das Schloß verrieth von der Lebenden keine Spur, und die Todte hier in unserm Byrggrabe kann nur die damals „jüngere“ gewesen sein.

Aber noch ist es unmöglich, in dem Charakter des Grafen, wie er aus vielen einzelnen Ankennungen zu erkennen ist, wie er in der Fremde am Wasthum und wie er in dem engsten Anstreten gegen jede obrigkeitliche Nachforschung, wie er in der Art seiner klassischen Studien und in geistreich humoristischen Briefentwürfen sich aussprach, die Aleden zu finden, die ihm unverkennbar anhaften mußten, wenn ein schweres Verbrechen auf seiner Seele geklastet hätte.

Als Graf Bavel nach Eishausen zog, schätzte man ihn für einen angehenden Vierziger. Er wird geschildert als ein hoher kräftiger Mann, der, wo er sich allein, auf den sehr seltenen einsamen Spaziergängen zeigte, stets in grauem Fitzhut, langem dunklem Rock und weißen Strümpfen erschien; „sein kräftiges, schwärzgerötetes Gesicht, die frische dunkle Farbe, beschattet von rabenschwarzem Haar und starkem Backenbart, die blitzenden Augen, der entschieden rasche Gang“ blieben Jedem, der sie einmal gesehen, unvergeßlich.

Auch die Dame wurde in der ersten Zeit des neuen ländlichen Aufenthalts aus der Ferne beobachtet. Sie ging mit dem Grafen auf der Wiese beim Schloß einige Male spazieren. Die wenigen Leute aus Eishausen, die sie sahen, erzählten mit Bewunderung von der schlanken Figur, dem zierlichen Gang und den lebendigen Bewegungen der Gräfin und sagten die den richtigen Takt des Volkes verrathende Bemerkung hinzu: man habe es an Allem gesehen, daß sie die Vornehmere sei; der „gnädige Herr“ habe ordentlich vor ihr Ehrerbietung angesehen.

Einer der neuesten Berichterstatter über diese „Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen“, der lange Zeit in dem Dorfe wohnte, hat ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, die Dame in nicht zu großer Entfernung und mittelst eines Glases zu beobachten. Er erzählt: „Die Gräfin stand am offenen Fenster und fütterte mit Backwerk eine Katze, die unter dem Fenster war. Sie erschien mir wunderschön; sie war brünett; ihre Züge waren ausnehmend fein; eine leise Schwermuth schien mir eine ursprünglich lebensfrische Natur zu umhüllen; in dem Augenblicke, wo ich sie sah, lehnte sie in schöner Unbefangenheit im Fenster, den feinen Shawl halb zurückgeschlagen, wie ein Kind mit dem Thiere unter sich beschäftigt. Ich sehe noch, mit welcher Grazie die schöne Gräfin das Backwerk zerbrach und die Fingerspitzen am Taschentuche abwischte.“ — Diese Beobachtung kann vom Jahre 1818. Als die Dame im Jahre 1810 nach Eishausen kam, hatte man ihr Alter auf höchstens 18 Jahre geschätzt.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Gerstäcker über die peruanische Auswanderungsangelegenheit. Nachstehende Briefe, die ich schon vor einiger Zeit aus Südamerika erhielt, dringen so manches Interessante, daß ich sie Ihnen, lieber Heil, wenigstens im Auszuge für die Gartenlaube mittheilen möchte. Sie sind von dem seiner Zeit noch angegriffensten und vertheidigten Demian v. Schütz, der seine Colonisten nach Peru schaffte und die dortige deutsche Colonie am Pozuzu gründete.

D. v. Schütz hatte dadurch allerdings einen großen Fehler begangen, daß er den Versprechungen, ja selbst dem Contract einer peruanischen Regierung glaubte. Er selber handelte aber stets als ehrlicher und braver Mann, und die Colonisten selber bejahigten mir damals an Ort und Stelle, daß er kein letztes eigenes Geld ausgegeben, ja in Lima der Posse sogar seine Uhr versetzt habe, um den Einwanderern das Nöthigste zu verschaffen, was er, trotz aller Versprechungen und Zusicherungen, von den Damen nicht erlangen konnte. Die Sache ist zu verwickelt, um sie hier noch einmal zu erwähnen; nur so viel sei wiederholt, daß sich die peruanische Regierung damals verbindlich gemacht hatte, einen Weg bis zu jener Stelle dauen zu lassen, wodurch die deutsche Colonie gelegt werden sollte, indessen D. v. Schütz die Colonisten von Europa holte. Als er aber mit ihnen ankam, hatte die Regierung das Geld für den Weg allerdings an die Präfecten anzahlen lassen, diese aber daselbe in anderer Weise verwandt und mit der Straße kaum begonnen. Ihm selber wurde später ebenfowenig gehalten, was ihm vagelegt werden, und nachdem er sich in Lima eine Zeit lang lümmerlich mit Unterrichtsgeben durchgebracht, verließ er das Land wieder. Eben darüber schreibt er in den beiden Briefen.

Der erste von diesen enthielt nun die bekannten für mich interessante Nachricht, daß mein Besuch bei dem Präfecten Castilla doch etwas genützt habe, indem dieser auf alle meine Vorschläge eingegangen war, für den Weg dan nach der Colonie war eine bedeutende Summe monatlich bewilligt worden, und zum Weg-Inspecter der einzige möglliche Mann, der wirklich etwas vom Wegbau verstand, und die Wälder und Berge dort so genau wie seine Tocalasche kannte, ernannt und entsprechend besoldet worden. Es war derselbe, den ich damals dem Präsidenten vorgeschlagen. Bis dahin war ein peruanischer Minenspecialist mit monatlich 60 Dollar dazu angestellt gewesen, der seinen Gehalt ruhig verzehrte und klug genug war, sich um etwas gar nicht zu bekümmern, was er doch nicht verstand. Natürlich bekamen die Colonisten aber auch dadurch keinen Weg. Der arme Teufel, der zugleich als Gebernader eber oberste Polizeiherrsin in der Colonie jungirte, nahm aber ein trauriges Ende, denn beim Urbarmachen seines eigenen Landes erschlug ihn ein fallender Baum, und der Indianer Leon Cartagena konnte ohne Weiteres sein Amt als Wegeinspecter antreten. Se weit schien Alles gut zu gehen, und wenn die Colonisten über Hunacabamba den directen Weg nach Cerro de Pasco gehabt bekamen, so durften sie hoffen, ihre Producte weit besser verwerthen zu können, als dies jetzt bei dem bedeutenden Umwege über Huanuco der Fall war. Präsident Castilla hielt auch darin wirklich Wort, denn der Betrag für den Weg zeigte sich doch noch immer als ein sehr kleiner Posten gegen die ungeheuren Summen des Landes, die nach Millionen zählten, und er nahm in der That Interesse an der deutschen Colonie, wie überhaupt an allen Fremden.

Vom November 1861 schreibt mir nun D. v. Schütz:

„Sie werden wünschen, einige Nachrichten aus der Colonie vom Pozuzu zu erhalten. Die neuesten, die ich habe, sind vom September. Der Weg über Huanaco war damals schon fast fertig. Es fehlten noch zwei Leguas zwischen Muna und Pozuzu und 80 Indianer arbeiteten beständig daran, so daß er jetzt schon beendet sein muß. Die Brücke über den Huatlava bei Muna war fertig. Nur dem Eifer der Bewohner von Huanaco ist es zu verdanken, daß dieser Weg vollendet wurde, und daß jetzt schon an dem Wege vom Pozuzu nach Maico* gearbeitet wird. Der Missionair Pater Calvo war wieder vom Amazonenstrom und Ucayali am Pozuzu angelangt. Gegenwärtig werden in London vier Dampfschiffe für den Amazonenstrom und seine peruanischen Nebenflüsse gebaut, von denen zwei kleine von 60 Tons bis zum Mairo hinaufgehen sollen. Für den andern Wegbau nach Huancabamba schickt die Regierung jeden Monat regelmäßig 500 Dollar nach Cerro, die aber der dortige Präfect ebenso regelmäßig in die Tasche steckt, weil Niemand die Sache betreibt. Mit dem Wegbau nach Huanaco wäre dasselbe der Fall gewesen, wenn die Bewohner dieser Stadt nicht selber so großes Interesse an demselben genommen hätten, indem die Vollendung dieser Straße ihre Stadt ja direct mit dem Amazonenstrom in Verbindung bringt.** Im nächsten Jahr werden die Colonisten schon eine volle Kaffeeernte haben (dies Jahr selbst bauen sie schon hinreichend für den eigenen Bedarf) und können dann recht gut 8–10 Dollar pro Centner an Ort und Stelle erhalten. Diese vorzügliche Art Kaffee gilt jetzt in Huanaco 25 Dollar und in Lima 40 Dollar pro Centner. In Lima fällt dieser Kaffee nie unter 30 Dollar, wenn der von Central-Amerika nur 20 gilt. Jetzt endlich verstehen die Colonisten die Bereitung des Tabaks, was ebenfalls ein guter Erwerbszweig werden wird."

Soweit der Brief über die Colonie, wonach D. v. Schütz sich noch, und wohl mit Recht, bitter über die vielen Ungerechtigkeiten beklagt, die seiner Zeit gegen ihn ausgeübt wurden. Am meisten hat ihn damals die Allgemeine Zeitung gekränkt, die selbst persönliche Angriffe gegen ihn aufnahm, ihn selber aber stets mit seiner Entgegnung unter die Inserate setzte und schwer dafür zahlen ließ. Er mußte für drei Entgegnungen 104 fl. entrichten.

In dem ersten Brief sagt nun D. v. Schütz noch:

„Was mich betrifft, so ist mir der Antrag gestellt worden, der Leiter eines Unternehmens zu werden, welches die Verschiffung von Häuten und getrocknetem Fleisch, sowie den Anbau von Baumwolle auf den Galopagos-Inseln bezweckt. Eine dieser Inseln, St. Charles oder Floreana genannt, ward vor 30 Jahren von der Regierung von Ecuador einem gewissen General Villamil in Besitz gegeben, welcher damals 100 Kühe nebst ein paar Stieren, wie viele Ziegen und Schweine dahin brachte. Diese Thiere haben sich nun erstaunlich vermehrt und jetzt sollen sich über 10,000 Stück Rindvieh, 20,000 Ziegen und viele Schweine im Zustand der Wildheit auf der Insel befinden. Dies will jener Villamil nun nutzbar machen und einen Contract mit ein paar Engländern abschließen, welche beabsichtigen, das nöthige Capital zu dem Unternehmen herzugeben.

Ich selber soll mit einer Partie Cholos (peruanische Abkömmlinge von Weißen und Indianern) und einigen Yankees dahin abgehen und die Sache in's Werk setzen. Ein Antheil an dem Geschäft ist mir versprochen. Das Leben dort wird freilich ein trauriges sein, denn die Insel ist gänzlich unbewohnt, aber das Klima prachtvoll."

In seinem zweiten Briefe hat D. v. Schütz die Reise wirklich angetreten und schreibt darüber:

„Seit Ihrer Abreise von Lima bin ich selber wieder viel gereist und habe Peru am Ende für immer verlassen. Eine englische Gesellschaft, welche die Galopagos-Inseln ausbeuten will, beauftragte mich, jene Inseln zu untersuchen, und demgemäß fuhr ich in Gesellschaft jenes columbianischen Generals, der schon mehrere Jahre auf den Inseln zugebracht, und in Begleitung von einigen Nordamerikanern und peruanischen Eingebornen von Callao ab. Wenige Tage nach unserer Abfahrt bekam das Fahrzeug einen Leck, was die Mannschaft Tag und Nacht an die Pumpen zwang, und zuletzt waren wir genöthigt, Guayaquil anzulaufen. Dort verkaufte ich das Schiff und miethete ein anderes, mit dem wir unsere Reise fortsetzten und die Inseln acht Tage nach unserem Abgang von Guayaquil erreichten. Ich besuchte nur zwei derselben, die Floreana (St. Charles) und die Chatam, auf denen allein wildes Vieh in großer Anzahl angetroffen wird. Derselbe alte General, der die Reise mit mir machte, hatte nämlich im Jahre 1830 sechzig Kühe mit ein paar Bullen, Schweine, Ziegen, Pferde, Esel, Hunde und Katzen nach den Inseln gebracht, welche sich seit der Zeit zum Theil bedeutend vermehrt haben und jetzt gänzlich verwildert sind. Gegenwärtig mögen auf beiden Inseln 15,000 Stück Rindvieh vorhanden sein, nebst vielen Schweinen und Ziegen. Pferde und Esel haben sich nicht stark vermehrt, noch weniger die Hunde und Katzen. Kühe, Ziegen, Pferde und Esel sind, Dank der guten Weide, in vortrefflichem Zustand.

Einige Jahre lang wurden diese Inseln als Strafcolonie für Ecuador benutzt, was jedoch längst wieder aufgegeben ist. Den Sträflingen war es übrigens nicht gestattet, das Vieh zu tödten. Vor der Einführung dieses Viehes gab es nur wenig Thiere auf den Inseln — vierfüßige gar keine: einige Arten von Vögeln, von Amphibien schwarze Iguanas und nur sehr viele Land- und Seeschildkröten, von denen die Inseln auch ihren Namen haben (Galopago ist eine Landschildkröte). Auf den Inseln jedoch, auf denen Schweine ausgesetzt wurden, haben diese die Schildkröten gänzlich vertilgt. Sonst sind sehr große Landschildkröten auf den Inseln vorhanden, und man findet deren bis zu 12 Centner. Sie geben vortreffliches Fleisch und Oel. Der Fischfang ist ebenfalls sehr reich und wird ein bedeutender Industriezweig werden. Namentlich ist eine Art von Stockfisch sehr häufig.

Die Inseln sind neuen vulcanischen Ursprungs, einer Trachytformation angehörend, mit vielen erloschenen Kratern. Die Gruppe besteht aus sechs größeren und vielen kleineren Eilanden. Die Vegetation ist gar nicht tropisch, obgleich die Inseln unter dem Aequator liegen, vielmehr dem Norden von Mexico ähnlich. Sie enthalten viele natürliche Weideplätze und gar keine Palmen. Die baumartigen Pflanzen sind fast sämmtlich Mimosen. Außerdem giebt es viele baumartige Cactus, darunter einige von drei Fuß im Durchmesser. Diese dienen dem Vieh in dürren Jahren als Aushülfe für Speise und Trank, denn sie enthalten sehr viel Wasser. Es ist ein sonderbarer Anblick, mehrere Stück Rindvieh gemeinschaftlich einen solchen Cactusbaum mit den Hörnern fällen zu sehen. Das Klima ist sehr gemäßigt. Dieselbe kalte Südströmung und derselbe Südwind, welche das Klima der peruanischen Küste abkühlen, drehen sich bei Paita (4 Gr. südl. Br.) westlich und passiren die Galopagos-Inseln. Daher ist das Klima dem von Peru ähnlich; im Innern von Floreana und Chatam, 1000 Fuß über der Meeresfläche, nie unter 10° und nie über 16° R. Doch regnet es hier, während es bekanntlich an der peruanischen Küste nie regnet.

Ich ließ einige Nordamerikaner und Eingeborene von Ecuador dort, um für die nachfolgende Expedition Vorbereitungen zu treffen. Auf der Chatam Insel fand ich zwei Robinsons, einen Dänen und einen Nordamerikaner, die dort Kartoffeln, Gemüse, Melonen &c. für den Gebrauch der Wallfischfänger bauten, für welche diese Inseln ein Hauptlandungsplatz sind. In dem Garten dieser Leute sah ich, wie der fruchtbare Boden hier fast Alles hervorbringt, Salat und Bananen, Kartoffeln und Bataten, Zwiebeln und Zuckerrohr, Kohl und Ananas &c. &c. Nach meiner Rückkehr und Abstattung meines Berichtes beschloß die Gesellschaft, die Sache in Angriff zu nehmen. Die Inseln liegen 500 Miles vom Festlande, gerade im Course der Schiffe, welche nach Californien, englisch Columbien und der Westküste von Mexico bestimmt sind. Außerdem werden sie die Wallfischfänger zu ihrem steten Landungsplatz machen, wenn sie dort sicher Lebensmittel und Wasser vorfinden, und im südlichen stillen Meere kreuzen durchschnittlich in den bestimmten Jahreszeiten 500 derselben. Dann sollen die Galopagos-Inseln auch noch Stationsplatz für die neue Dampferlinie zwischen Panama und Australien werden. Die Gesellschaft will außerdem vorzüglich Baumwolle bauen, wozu der Boden besonders geeignet ist, und die Fischerei im Großen betreiben.

Die zweite Expedition ist nun schon wieder im Gange. Hier (der Brief ist von Guayaquil, November 1861 datirt) nehmen wir eine Anzahl Eingeborener mit ihren Pferden ein, Leute, die mit dem Viehtreiben und Lassowerfen umzugehen verstehen, und außerdem haben wir einige Nordamerikaner engagirt, die ich für Unternehmungen dieser Art allen Anderen vorziehe. Sie sind intelligent und praktisch und erfüllen das, was sie versprochen haben zu thun, so lange der andere Theil auch seine eingegangenen Verpflichtungen hält. Namentlich kömmt bei ihnen das ewige Geklatsche und Gemurre nicht vor, wodurch die „grünen" Deutschen sich so unausstehlich machen. Nordamerikaner kann und muß man auch als Seinesgleichen behandeln, was bei Deutschen der unteren Classen unmöglich ist. Diesen Fehler hatte ich bei der Colonisation in Peru begangen. Ich war früher fast mit keinem anderen Arbeiter zusammengekommen, als mit amerikanischen, und glaubte, die neuen deutschen Einwanderer auch ebenso behandeln zu können, nämlich als freie, unabhängige Leute, die ihre Vorgesetzten selber zu wählen hätten und sich selbst regierten. Die Folge davon war, daß sie allen Respect verloren und namentlich durch Schimpfen ihre Unabhängigkeit beweisen zu müssen glaubten —"

Einen kurzen Satz über das Consularwesen will ich aus dem Briefe noch folgen lassen, der zwar leider nur Allbekanntes bringt, aber nicht oft genug wiederholt werden kann.

„Eine Aenderung des Consularwesen ist vor allen Dingen nöthig: die, daß man sich für überseeische Plätze in Deutschland wenigstens in soweit einige, um nur Consuln oder Geschäftsträger herüber zu senden, die ganz Deutschland zu vertreten hätten. (Schöner Traum!) Die Kaufleute sind ganz gut, um für die commerciellen Interessen an Handelsplätzen einzustehen, allein für diplomatische Geschäfte passen sie ganz und gar nicht. So wurde neulich einem deutschen Büchsenmacher in Lima bei den Wahlen der Laden ausgeplündert. Er wendete sich als Preuße gleich an den preußischen Consul, der ihm erwiderte: „Officiell kann ich für Sie gar nichts thun, vielleicht kann ich durch den Einfluß einiger meiner Freunde etwas erlangen."

Der Consul hatte vollkommen Recht, denn in diesen Ländern werden die Consuln der verschiedenen deutschen Staaten, deren Machtlosigkeit man gut genug kennt, nicht im Geringsten respectirt. Dann können Kaufleute selten energisch auftreten, weil sie fürchten müssen, ihren eigenen Handelsinteressen dadurch zu schaden. Einen ebenso großen Fehler würde man begehen, wenn man, was von Deutschland aus sehr zu fürchten ist, im Actenwust ergraute Staatshämorrhoidarien hierzu verwenden wollte. Für die unwissenden und oberflächlichen, Alles nach dem Scheine beurtheilenden Staatsmänner der hiesigen Cabinete wäre ein flotter Husarenofficier mit fürchterlichem Schnurrbart am passendsten, vorausgesetzt, daß er eine gute Dosis Grobheit und gesunden Menschenverstand besäße. Gegenwärtig sind die Deutschen hier so gut wie schutzlos."

Soweit der Brief. D. von Schütz ist nach den Galopagos Inseln abgegangen, und wir dürfen hoffen, jetzt bald einmal wieder Nachricht von ihm über die dortigen Verhältnisse zu bekommen. Recht von Herzen aber will ich wünschen, daß er sein Unternehmen dort glücklich zu Stande bringe, wie ich auch überzeugt bin, daß die Compagnie keinen passenderen Mann zu der Leitung desselben hätte wählen können. So ehrlich und wacker er sich, trotz aller Anfeindungen, in Peru gegen seine deutschen Landsleute, die Colonisten benommen, so wacker wird er auch dies — und jetzt zwar mit den früher gemachten Erfahrungen bereichert und gewitzigt — zu Ende führen, und wieder haben wir den Beweis, daß fremde Nationen sich immer nach Deutschen umsehen, wenn sie eine Vertrauensstelle mit irgend wem besetzen wollen. Und der Deutsche? — arbeitet in fremden Ländern

* Maico ist jener etwa 12 bis 13 Leguas vom Pozuzu entfernte Punkt am Amazonenstrom, bis wohin Dampfschiffe fahren und dadurch eine Verbindung mit dem atlantischen Ocean eröffnen können.

** Huanaco liegt schon am östlichen Hang der Cordilleren und also mit an den freilich dort noch nicht schiffbaren Quellen des Amazonenstroms.

— Dank unseren weisen und umsichtigen heimischen Regierungen — nur für den Fremden — schafft erst, bevölkert dann und hebt dessen Colonien und wird von Deutschland aus — etwa unterstützt? — nein, höchstens steckbrieflich verfolgt, weil er sich seiner Militärpflicht entzogen hat.

Friedrich Gerstäcker.

Französisches Familienleben. Vor kurzer Zeit ereignete es sich in Paris, daß ein junges Mädchen auf die Frage des Maire: ob sie ihren Bräutigam zum Ehemanne nehmen wolle? erwiderte: „Sie, Herr Maire, sind der Erste, der mich darnach fragt, und ich antworte ein entschiedenes Nein!“ Alle Versuche der Eltern, den Sinn der Tochter zu ändern, waren vergeblich, und die Hochzeitsgäste kehrten unverrichteter Sache nach Hause zurück. Ein derartiger Widerstand, welcher in Frankreich nur zu oft berechtigt wäre, tritt allein deshalb selten ein, weil die jungen Mädchen in der Ueberzeugung aufwachsen, daß bei der Wahl des Ehegatten nicht ihr Herz, sondern allein der Wille der Eltern oder Vormünder zu entscheiden habe. Der Code civil giebt keine Definition von der Ehe; die Praxis des Lebens hat daraus in den meisten Fällen nur eine vermögensrechtliche Vereinigung von Mann und Frau gemacht; die Gleichmäßigkeit äußerer Verhältnisse und vorzüglich der Besitzthümer findet größere Berücksichtigung als die Frage, ob sich das Herz zum Herzen findet. Ist es hiernach zu verwundern, wenn ein Familienleben, wie es in Deutschland und England heimisch ist, in Frankreich selten angetroffen wird? Die Freiheit, welche die Mädchen in jenen Ländern genießen, kennt die junge Französin nicht; sie wird möglichst streng von der Welt abgeschlossen, bis über ihre Hand disponirt ist. Ist der Bräutigam gefunden, wobei die Vermittlung der Notare sehr gewöhnlich ist, so wird von den beiderseitigen Eltern der Ehecontract mit genauer Berücksichtigung aller Chancen für Leben und Tod festgestellt; erst wenn dies gelungen, dürfen die Verlobten mit einander verkehren; oft beschränkt man dieselben auch hierin auf die engsten Grenzen, damit etwa vorhandene Disharmonien nicht schon vor der Ehe hervortreten und die Ausführung des Contractes in Frage stellen; die Wahl der Brautgeschenke, des sogenannten Hochzeitskorbes, füllt die kurze Zeit zwischen der Verlobung und Verheirathung angenehm aus. Oft tritt ein Mädchen unmittelbar aus dem Pensionat oder Kloster mit einem Manne zum Traualtare, den sie kaum äußerlich kennen gelernt hat; das Leben der verheiratheten Frauen, die gesellschaftlichen Rechte und Freiheiten derselben sind so verschieden von der zurückgezogenen Lebensweise der jungen Mädchen, daß diese den Ehecontract mindestens als ihren Freiheitsbrief aus der häuslichen Sclaverei mit Freude entgegennehmen. Die Ehe erschließt ihnen eine neue Existenz und giebt dem Drange ihres Herzens nach gegenseitigem Mitempfinden ein erlaubtes Ziel; noch schlafen freilich die zartesten Keime des Gefühls und harren der Pflege der Liebe, um sich zu entfalten.

Wird diese Erweckung erfolgen, oder werden jene Keime, ohne Blüthe zu treiben, verdorren? diese Frage berührt der Contract nicht, nur wenige Ehemänner haben Zeit und Lust, das lebendige Naturräthsel, welches der Lösung durch sie harrt, zu studiren und sich geistig wie physisch zu assimiliren; sie haben ja nicht so sehr die Frau wie die Mitgift gesucht! Das allgemeine Streben nach schnellem Vermögenserwerbe oder einflußreicher Stellung im Staate läßt keine Zeit übrig für eine Liebe, wie sie ein jugendliches, weibliches Herz in den ersten Jahren des Zusammenlebens von dem Manne fordert; die Ehe hatte für diesen ja nur den Zweck, seine geschäftlichen Interessen zu fördern und die Erfolge seines Schaffens durch Nachkommenschaft sicher zu stellen. Welche Freude daher bei der Geburt des ersten Sohnes! Welch Gefühl der Sicherheit gewährt ein zweites und drittes Kind! Aber sobald nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit die Dauer des Namens gesichert, liegt ein fernerer Zuwachs der Familie außer den Wünschen der Eltern; die größere Anzahl der Kinder verringert die Mitgift und erschwert somit die Verheirathung. Hat der Mann ein Geschäft, so tritt in den mittleren Ständen die Frau als Buchführer oder Cassirer ein; bald hat sie mit der dem Weibe im Allgemeinen und vor Allen der Französin eigenen Gewandtheit die äußeren Formen, sowie das innere Wesen kennen gelernt und sich zu einem eigentlichen Associé des Gatten emporgeschwungen; die Träume der Jugend von Liebe und Glück verschwinden schnell in dem Strudel des materiellen Lebens; die Sorgen des Geschäfts gestatten keine geregelte Häuslichkeit, sie wird daher so viel als möglich beschränkt; die kleinen Kinder werden, nachdem sie gekennzeichnet, zu den Ammen auf's Land gegeben, die größeren in Pensionate untergebracht, die Gatten, die somit allein von der Familie noch zusammen bleiben, gestatten sich oft nicht einmal die Annehmlichkeit einer eigenen Küche, sondern beziehen ihre Mahlzeiten aus dem Speisehause; die Wohnung entspricht unter solchen Verhältnissen gewöhnlich mehr dem Bedürfnisse, als dem Comfort und der Gemüthlichkeit. Die Kinder wachsen auf, wie die Eltern gelebt: ohne Sinn für Familienleben und häusliches Glück.

Noch trauriger ist die Lage einer jungen Frau, die ohne gegenseitige Neigung einem Manne angetraut wird, an dessen Wirken und Streben sie keinen Theil nehmen kann.

Darf ein Ehemann, der in der Häuslichkeit sein eigentliches Lebensglück zu suchen verschmäht, sich beklagen, wenn ein Dritter die in dem jungen Wesen schlummernden Kräfte erkennt, sie in's Leben ruft und dadurch der Vertraute der jungen Frau wird? War es nicht Pflicht des Gatten, die ihm anvertrauten Kräfte zu wecken, zu entwickeln und dem Zwecke der Ehe dienstbar zu machen? Aber das erfordert Hingebung und Liebe, und sie ist nur zu selten das Motiv der Vereinigung. Darf man sich hiernach wundern, wenn die Männer bald nach der Ehe zu den leichten und bequemen Freuden ihres Junggesellenlebens zurückkehren, und die verlassenen Frauen über die Grenzen der ihnen gestatteten Freiheiten hinausgehen? Der maßlose Luxus des weiblichen demi-monde, der den Neid der ehrbaren Frauen in so hohem Grade erregt, wird zum größten Theil aus den Cassen der Ehemänner bestritten. Trotz alledem bietet das eheliche Zusammenleben dem Auge des Publicums weniger Anstoß als in anderen Ländern, in denen die Ehe heiliger gehalten wird. Die Treue der Gatten verliert da an Werth und Bedeutung, wo Liebe nicht das Band der Verbindung ist, und die größere persönliche Gleichgültigkeit erleichtert auch bei vorhandener Disharmonie die Beobachtung der äußeren Formen; überdies entfernt die geringe Mitwirkung der Eltern bei Erziehung der Kinder so manche Veranlassung zu Meinungsverschiedenheiten, und die Unmöglichkeit der Ehetrennung deckt den Mantel des Geheimnisses auf die vielfachen inneren Schäden der häuslichen Zustände.

Schon oft hat man den Vorschlag gemacht, die Mitgift, die vielfach als das Grundübel des ehelichen Lebens in Frankreich angesehen wird, gesetzlich aufzuheben. Es läßt sich nicht verkennen, daß, abgesehen von der Frage der Durchführbarkeit einer solchen Maßregel, die Motive der Eheschließung dadurch von ihren niedrigsten Momenten befreit werden würden; das Weib käme zum richtigen Bewußtsein seiner selbst zurück, wenn nicht mehr sein Vermögen, sondern seine Schätze an Herz und Geist den Werth bestimmten; die vielen jungen Männer, welche jetzt durch eine reiche Heirath sich eine Stellung im Leben zu machen streben, würden auf ihre eigenen Mittel angewiesen, und eine Fülle unwürdig vergeudeter Kräfte wüchse dem Gemeinwohle zu; die Ehe und das Familienleben würde wieder der eigentliche Sitz und Schwerpunkt der menschlichen Glückseligkeit werden. Aber selbst bei den Frauen findet dieser Vorschlag wenig Beifall. Die reinen und vollkommenen Freuden des häuslichen Heerdes sind ihrer Anschauungsweise und Erfahrung so fremdartig, daß sie für die bloße Möglichkeit derselben die einflußreiche Stellung nicht aufgeben wollen, welche ihnen die vorbehaltene Disposition über ihr Vermögen gewährt; der goldne Gürtel der Mitgift wird die Kette, an die sie den Ehemann anschließen können; der Gewinn an Macht entschädigt sie für den Mangel an Liebe. Die sociale Bedeutung des weiblichen Geschlechts ist dadurch in Frankreich größer als in irgend einem andern Lande, daß ein bedeutender Theil des beweglichen und unbeweglichen Vermögens in den Händen der Frauen ist. Noch weniger aber würde das Verbot der Mitgift von den Männern befürwortet werden; sie gewährt dem Einen die Möglichkeit, ein Geschäft zu begründen, ein Anderer vermag durch sie die Resultate seines Schaffens auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft ohne Sorgen abzuwarten. Die Ehelosigkeit und das Concubinat würden durch die gesetzliche Aufhebung der Mitgift in ausgedehntem Maße um sich greifen. Mehr noch als die Mitgift trägt aber an den traurigen Zuständen des ehelichen Lebens der Mangel an häuslichem Sinn Schuld, welcher dem Franzosen eigen ist: sein Blut ist leichter, er hat mehr als der Nordländer das Bedürfniß des geselligen Verkehrs, und liebt es nicht, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Hätte er Sinn und Vorliebe für ein häusliches Stillleben, so könnten solche Motive, wie sie bei Eingehung der Ehe vorherrschen, im Volksgeiste nicht Wurzel fassen.

Auch in England sind die Ehepacte allgemein gebräuchlich, aber sie haben mehr den Zweck, den Bund der Herzen auch auf die Vereinigung der irdischen Güter auszudehnen, als die Ehegatten gegen einander sicher zu stellen. Die neuere französische Literatur hat nicht wenig dazu beigetragen, das Familienleben zu untergraben: die eheliche Untreue ist der unerschöpfliche Stoff der Romane. In einer Zeit, wo die Unnatürlichkeiten einer Feydeau'schen Sylvie aus dem wirklichen Leben geschöpft sind, können selbst die feinen und zarten Ideen eines Michelet über Liebe, Ehe und Familie keine Wurzel fassen.

H. R.

Berichtigung. In dem Aufsatze „Theodor Körner's Leier und Schwert“ in Nr. 8 der Gartenlaube ist auf Seite 119 die Betheiligung der würtembergischen Truppenabtheilung in einer Weise dargestellt, als ob der dieselbe commandirende Oberstlieutenant von Kechler einen militärischen Ungehorsam begangen habe, indem er den Oberst von Lützow von dem beabsichtigten Angriff in Kenntniß setzen wollte.

Zum Beweis, daß dies nicht der Fall war und daß diese Anschauungsweise auch den Mittheilungen des bei dieser Affaire mitbetheiligten Adjutanten des Oberstlieutenants Kechler, auf welchen sich der Herr Verfasser des Aufsatzes als Gewährsmann beruft, nicht entnommen werden kann, folgen hier die betreffenden Stellen aus diesen Mittheilungen wörtlich abgedruckt:

„Kechler ritt darauf mit mir, seinem Adjutanten, nach Lützen und meldete dem General Fournier den vom Herzog von Padua erhaltenen Befehl, die getroffenen Conventionen und den Hermarsch von Zeitz bis Kitzen.

Ueber den Punkt der Convention,

„daß bevor eines Angriffs Anzeige gemacht werden müsse,“

äußerte Fournier: „das ist recht“ und entließ uns ohne weitere Verhaltungsbefehle.“

Ferner heißt es in diesen Mittheilungen:

„Uebrigens sogleich nach unserer Ankunft sandte Oberstlieutenant von Kechler den Reiter-Oberlieutenant Ferdinand Grafen von Reischach mit einem Trompeter an Lützow ab, um ihn von dem von uns vermutheten Angriff von Lützen her zu avertiren.“

Daraus erhellt klar, daß das Verfahren Kechler's sowohl gegenüber seinem militärischen Vorgesetzten, dem General Fournier, als gegen Lützow, welchem er vertragsmäßig den Angriff anzuzeigen hatte, ein völlig correctes war, und ebenso, daß die Absendung des Grafen von Reischach an Lützow weder eine geheime war, noch zu sein brauchte.

Kleiner Briefkasten.

H. J. in Weimar. Einverstanden! Eigentlich sollte es nicht noch einmal nöthig sein, unsere lieben Deutschen auf den 16. Mai, als den Tag hinzuweisen, an welchem der Senior und das Haupt aller lebenden deutschen Dichter, Friedrich Rückert, sein fünfundsiebenzigstes Jahr vollendet. Dennoch geschieht es hiermit, damit in diesem ereigniß- und jubelreichen Jahre nicht Viele, denen das später leid thäte, versäumen mögen, in größeren oder kleineren Kreisen dem Dichter ein Ehrenfest zu weihen, wie er es um den deutschen Geist und das deutsche Herz verdient hat.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 20. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der seltsame Beweis!

Von A. v. K.

(Schluß.)

Die Miethkutsche fuhr durch mehrere Straßen, die Mathilde nicht sah, da der Vicomte aus übermäßiger Vorsicht auch noch die seinem Verhänge der Wagenfenster verunmöglichte. Wortlos und bedeutungsvoll saß sie da, und nach einigen erfolglosen Versuchen, ein Gespräch anzuknüpfen, überließ sie der Vicomte ihren Gedanken.

Der Wagen hielt, der Vicomte half Mathilden aussteigen und geleitete sie durch einen feuchten Flur eine halbdunkle Treppe hinauf. Dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine Thür, und Mathilde trat in ein leeres Vorzimmer und von da in einen ziemlich einfach möblirten Salon, dessen Eingänge gegenüber sich eine zweite Thüre mit dicker, herabgelassener Portière befand.

„Jetzt," sprach der Vicomte mit leiser Stimme, „frage ich Sie nochmals: haben Sie Muth? — noch ist ein Rückschritt möglich. . . ."

„Nichts, kein Wort," antwortete Mathilde, „halten Sie Ihr Versprechen!"

„Dann aber halten Sie auch das Ihrige, meine hülfreiche Hand nicht von sich zu stoßen."

„Ja doch, ja — quälen Sie mich nicht länger!"

Der Vicomte näherte sich der Portière und hob sie auf. Sie verdeckte eine Glasthüre, durch deren Scheiben man in's benachbarte Zimmer sehen konnte. Mathilde trat näher, warf einen Blick hinein und einen Schrei unterdrückend, fuhr sie das Bild an, das sich ihren Augen zeigte. An einem bequemen Fauteuil saß Leo, den Kopf zurückgeworfen, an die Lehne des Sessels gestützt, die Augen auf eine weibliche Gestalt gerichtet, die vor ihm stand. Die Dame hatte ihre beiden Arme um seinen Hals geschlungen, er umfaßte die feine Taille, jetzt drückte sich die Fremde und drückte einen Kuß auf Leo's Lippen. Kaum einen Moment betrachtete Mathilde das Schreckensbild, das ihr Glück auf immer zerstümmerte; der Vicomte ließ die Portière fallen, und als sie nach derselben greifen wollte, tammelte sie entkräftet dahin . . . Mit sicherm Arm faßte sie der Vicomte und trug sie auf das Sopha, wo sie sich nach und nach erholte, — der treue Freund saß zu ihrer Seite, umfaßte sie und sparte nezer Worte tros Trostes noch nüsse, mit denen er ihre eisalten Hände bedeckte. Mathilde befreite sich mechanisch aus seinem Arm und wollte sich wieder der Portière nähern. Er hielt sie zurück.

„Wozu, Mathilde?" sprach er in bittendem Tone, „Sie haben genug gesehen, zu viel, fürchte ich. Fassen Sie sich und verlassen wir diesen Ort, wohin ich bereue, Sie geführt zu haben!"

Halb ging sie, halb ließ sie sich führen, und halb bewußtlos hob er sie in den Wagen, der nach einigen dem Kutscher zugerufenen Worten rasch dahinrollte. Trocknen Auges und stumm saß Mathilde neben dem Vicomte, der die zarteste Besorgniß um sie zeigte und mit tausend Worten sie zu beruhigen suchte. Abermals hielt der Wagen, Mathilde stieg aus und schon im Begriffe, die Hausschwelle zu betreten, stand sie plötzlich still.

„Wohin haben Sie mich gebracht, Vicomte?" frug sie. „Wir sind nicht zu Hause."

„Kommen Sie nur, Mathilde, kommen Sie," flüsterte er und versuchte sie zum Eintreten zu bewegen.

„Keinen Schritt weiter, Vicomte, wohin haben Sie mich geführt?"

„Mathilde, nach dem Vorgefallenen können Sie doch unmöglich zu Leo zurückkehren. Ich habe für ein anderes, passenderes Unterkommen für Sie gesorgt. Haben Sie nicht versprochen, meinen Schutz anzunehmen?"

„Wenn ich teufelsen beanspruche, nicht eher," rief Mathilde mit einer Entrüstung, die eine für den Augenblick heilsame Reaction ihrer schmerzenden Kräfte hervorrief. „Jetzt müssche ich nach Hause zu fahren und das sofort!"

„Aber, Mathilde," . . . wollte der Vicomte einlenken.

„Vicomte," rief Mathilde am ganzen Körper bebend, „mit welchem Rechte nennen Sie mich Mathilde? Mit welchem Rechte wollen Sie mich zwingen, ein Haus zu betreten, das ich nicht betreten will? . . . Ich müssche nach Hause zu fahren, Vicomte, haben Sie mich verstanden, oder soll ich um Hülfe rufen?"

Mit diesen Worten sprang sie in den noch offenen Wagen und rief dem Kutscher „Rue Montorgueil" zu. Die Pferde zogen an.

Der Vicomte biß wüthend die Lippen zusammen.

„Verrücktes!" rief er endlich und starrte ihr lange nach, „ich habe mich übereilt, nur hätte aber auch des kleinen Versen so viel Bitterkeit zugemuthet? sacrée petite Allemande! — Doch Gerade, vielleicht ist noch nichts verloren."

Mathilde war nach Hause gekommen und beinahe besinnungslos in die Arme der treuen Mary gesunken, die in Todesangst ihrer harrte. An kurzen Worten theilte sie ihr Alles mit.

„Mary," schloß sie, „Du hast versprochen, daß ich im äußersten Falle auf Dich rechnen könnte; müßt Du mir nun beistehen?"

„Gewiß, Mathilde, was haben Sie aber vor?"

„Vor Allem, ihn nie wiedersehen. Mache schnell, Mary, wir müssen fort, schnell fort; nimm das Nöthigste mit, Geld habe ich für den Augenblick genug, komm, bringe mich nach Deinem Vaterlande. Unter Deinem Schutze, im freien England, will ich

mein Unterkommen suchen. Gott verläßt mich nicht, wenn auch er mich verlassen hat!“

Der über Leo's Verrätherei entrüsteten Mary war es zunächst darum zu thun, Mathilde vor ferneren Verfolgungen des Bicomte zu schützen; sie machte wohl noch einige Einwendungen, deren Resultat aber kein günstiges war. Drei Tagen später dampften die beiden jungen Frauen, mit leichtem Reisegepäck versehen, dem Hafen zu, von wo aus sie bald nach Albions Ufer segelten.

Einige Monate später, in einer der entlegensten Straßen Londons, in einem kleinen Zimmer der vierten Etage, saß Mathilde vor einer Staffelei und beendete das ziemlich gelungene Pastellbild einer blonden Miß in weißem Kleide.

Mathilde war verändert, die frische Rose zur schmachtenden Lilie verwandelt, die blühenden Farbe ihrer Wangen einer durchsichtigen Blässe gewichen. Erst seit wenigen Tagen hatte sie das Krankenlager verlassen, an welches sie während langer Wochen in Folge der erlittenen Gemüthserregungen gefesselt gewesen. Während dieser schweren Zeit war die treue Mary nicht von ihrer Seite gewichen, bis endlich die jugendlichen Lebenskräfte die Oberhand gewonnen und der grelle Schmerz sich in stille Wehmuth verwandelt hatte. Leider traten aber den Genesenden statt der gewichenen Sorgen neue entgegen. Die ungenügenden Mittel waren durch Einrichtung, Krankheit und nöthige Pflege so ziemlich erschöpft, es mußte für das künftige Fortkommen gesorgt werden. Mathilde wollte ihr nicht geringes Talent für Pastellmalerei dazu verwenden, aber guter Wille und Fleiß allein sind in einer großen, kalten Weltstadt, ohne Bekanntschaften, ohne Freunde, ohne Protection, nicht genügend. Mary hatte wohl Verwandte und Freunde in der Bretagne, aber leider meistens unbemittelte, wie sie selbst. Nach vielen Bemühungen war es ihr doch gelungen, Mathilden die erste Bestellung zu verschaffen, und zwar durch Vermittlung ihrer Cousine, die bei den Eltern der jungen Miß, an deren Bild Mathilde jetzt arbeitete, in Diensten stand. Da Mathilde noch zu schwach war, um anzugehen, so hatte sich die junge Miß anonahmsweise zu ihr bemüht, und nun arbeitete Mathilde eifrig, sowohl um den geringen Lohn zu erwerben, als auch um ein Probestück ihres Talentes abzulegen, das ihr, wie sie hoffte, neue Bestellungen zuführen würde. Noch saß sie an der Staffelei, als Mary eintrat, Hut und Mantel bei Seite warf und, nachdem sie auf Mathildens Stirn einen Kuß gedrückt, einen zufriedenen Blick aufs Bild warf.

„Bravo, Mathilde,“ sprach sie, „treuen Miß Maxen nicht zufrieden ist, so weiß ich nicht, was sie will . . . Nun aber machen Sie, daß das Bild bald fertig wird. Seeben begegnete mir Kitty und erzählte, ihre Lady habe gestern Gesellschaft gehabt, und Mutter und Tochter hätten mit Begeisterung von Ihnen gesprochen und sich dabei auf dieses Bild berufen, das zur baldigen Ansicht versprochen wurde.“

„Gute Mary,“ antwortete Mathilde gerührt, „diesen ersten Erfolg verdanke ich Dir, nie meine Genesung. Was wäre aus mir geworden ohne Deine liebevolle, aufopfernde Pflege?“

„O, vergessen wir diese Schreckenstage, liebe Mathilde, und vor allen Dingen schonen Sie sich. Noch gestern sagte der Doctor, daß Ihnen nichts fataler sein könnte, als ein Rückfall!“

„Beruhige Dich, meine gute Mary, ich fühle mich ganz wohl, ja so wohl, daß ich vielleicht noch glücklich leben könnte mit Dir und mit meiner Kunst, wäre es mir nur möglich, meine Erinnerungen zu verbannen.“

Ein energisches Pochen an der Thür unterbrach Mathilde. Auf ihr „Herein!“ trat ein Mann in die Stube, der echte Typus des Engländers, wie ihn sich die Franzosen zu ihren Caricaturen nicht besser hätten wünschen können. Röthliches Haar, ein rother Backenbart, ein hochrothes Bierjägergesicht, ein sandfarbiges tout de même, von welchem ein rothes carche-nez grell abstach, bildeten das glückliche Ensemble des ziemlich wohlbeleibten Herrn, der ohne Weiteres auf Mathilde zuging und sie mit steifem Gruße frug:

„Sie thun sein Lady Leo?“

„Ja, mein Herr, ich bin es.“

„Sie thun malen?“

„Zu dienen, mein Herr, wie Sie sehen,“ und sie deutete auf das Bild.

„Ho!“ gurgelte der Engländer, besah das beinahe beendete Porrait und fuhr fort: „Yes, ich sehe, die Ladies haben gesprochen wahr gestern Abent, Sie seien eine Meisterin, und das ist die wahre, lebendige Miß Sarah Maxen, ich bin sehr zufrieden mit meine Besichtigung!“

Mathilde verbarg sich lächelnd.

„Erlauben Sie,“ fuhr der Engländer fort, „daß ich mir sege, denn ich muß erzählen Ihnen eine lange Geschichte von das, was Sie sollen thun.“

„Neden Sie, mein Herr,“ sprach Mathilde, während Mary dem Original einen Sessel vorrückte.

„Erst Sie müssen erfahren, meine Lady, daß ich bin verliebt, sehr, viel verliebt, und Sie sollen machen mir das Bild von meinem Liebling.“

„Recht gern, mein Herr, das Fräulein . . .“

„E! ist keine Fräulein!“

„Also die Dame . . .“

„So! ist auch keine Dame!“

Mathilde sah ihn befremdet an und konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, als sie der dreifig ernsten Miene ihres Gastes begegnete.

„Wohl, mein Herr,“ sprach sie, „so will ich mich Ihrer eigenen Ausdrucke bedienen. Wenn alse Ihr Liebling mit einige Sitzungen gestatten will, bin ich bereit das Bild zu machen.“

„E! wird nicht sitzen, kann nicht! Kieb immer, wird auch stehen!“

„Dürfte aber sehr ermüdend sein . . .“

„E! thut ihr nichts, wird stehen! Sie sollen aber nur malen Kopf und Schultern, denn Körper schlecht! Sehen Sie, ich konnte kaufen ihr ganz, aber kanse nicht, weil Körper schlecht. Will nur Kopf haben.“

Trotz alledem, was Mathilde über englische Originalität gehört, schien ihr dieses denn doch ein wenig zu stark, und sie fürchtete im Ernst einen Obestbesuchen vor sich zu haben.

„Wie soll ich Sie verstehen, mein Herr?“ sprach sie, „und wo kann ich die Bekanntschaft der Dame machen? Will sie sich zu mir bemühen, oder . . .“

„Habe schon einmal gesagt, ist keine Dame, wird sich auch nicht bemühen. Mr. Smith ist ein sehr eigensinniger Mann, giebt sie nicht, aber bei ihm können Sie malen, das erlaubt er!“

„Und wo ist denn dieser Mr. Smith, der über die Dame zu verfügen hat?“

„Wieder Dame! Ist keine Dame, ist Puppe, schlechter Körper, das habe ich auch Mr. Smith gesagt, aber schöner Kopf, in Kopf bin ich verliebt, sehr verliebt!“

Mary trat Mary lächelnd hinzu. „Liebe Mathilde,“ sprach sie, „ich muß wohl helfen, wenn Du Dich mit dem Herrn einverständigen sollst. Mylord, ist Mr. Smith nicht der Besitzer der Wachsgallerie, der so meisterhaft nach Natur porrairirt?“

„To be sure! Alle kennen Mr. Smith.“

„In der That habe ich von seiner Kunst gehört. Diese Lady ist aber noch fremd in London, weiß Nichts von Mr. Smith, konnte Sie also auch nicht verstehen.“

„E! Alle kennen Mr. Smith,“ wiederholte der Engländer.

Mathilde drängte das sie plagende Lachen zurück und sprach möglichst ernst: „Also, Mylord, Sie wünschen, daß ich das Portrait einer Wachsfigur male, in die Sie verliebt sind?“

„Yes, yes, kann keiner verbienen mir in eine Figur verliebt zu sein . . . malen Sie mir Portrait, und ich werde zahlen nie für eine wahre lebendige Figur! Sehen Sie zu Mr. Smith, er wird Ihnen zeigen: Nr. 37, Fancy Pictures. Sie werden sehen, schöner Kopf — — aber schlechter Körper!“ murmelte er hinzu, zu seiner süßen Idee zurückkehrend.

Jetzt wurde der Handel geschlossen. Mathilde versprach, sich in den nächsten Tagen zu Mr. Smith zu begeben und das Bild in möglichst kurzer Frist zur Zufriedenheit des Verliebten zu vollführen.

Noch lange unterhielten sich die Freundinnen über die echt englische Originalität des Lords, der sich in eine Wachsfigur verliebt hatte. Es war sein langes Wochen der erste heitere Moment Mathildens, die immer und immer wieder lachen mußte, wenn sie an den vierjährigen Gelehrten und an den sonderbaren Gegenstand seiner Flamme dachte. Sie hatte bereits noch eine Stunde gearbeitet und stand ziemlich abgespannt auf.

„Mary,“ sprach sie, „das Wetter scheint heute schön zu sein, ich hätte Lust meine Kräfte zu versuchen und einen Spaziergang zu wagen. Wollen wir nicht Mr. Smith besuchen? Ich bin in der That begierig, die Bekanntschaft meines Modells zu machen.“

Mary war einverstanden, hüllte die zarte Gestalt Mathildens in einen warmen Pelz, und Beide wandelten durch Londons nebelige Straßen, die Mathilde zum ersten Mal sah, da sie gleich nach ihrer Ankunft erkrankt war. Das Interesse des Neuen, das rege Leben der Londoner Straßen, Bewegung und frische Luft, die sie so lange entbehrt, wirkten heilsam auf Mathilde. Lebhaften Schrittes ging sie neben der Freundin, ihre Wangen färbten sich mit einem frischen Roth, die Augen blickten dunkler, lebhafter als seit langer Zeit. Nach ungefähr zwanzig Minuten kamen sie vor dem bezeichneten Wachscabinet, das die ganze erste Etage eines Hauses in einer der Hauptstraßen Londons einnahm. Mathilde frug nach Herrn Smith und erklärte ihm den Zweck ihres Besuches. Mr. Smith antwortete lächelnd, er wisse schon, wovon die Rede sei, und schicke sich an, Mathilden das Modell zu zeigen, das seiner Aussage nach sein Portrait, sondern eine Schöpfung seiner Phantasie war. Nun geleitete er die beiden Freundinnen durch seine Säle, und machte die Honneurs mit der ganzen Liebe eines Künstlers, der er in der That war.

Mr. Smith's Wachscabinet ist nicht mit denen zu vergleichen, die bis jetzt durch Europa gezogen, und in denen sich das Publicum an Napoleon auf dem Sterbebette, an Luther mit seinem Fremde Melanchthon und an Werther nebst Charlotte ergötzte. Mr. Smith hat diese Kunst, an der bis jetzt immer etwas Marionettenhaftes klebte, veredelt und zur höchsten Stufe emporgebracht; sein Cabinet bildet zur jetzigen Zeit — was nicht wenig bedeutet — eine der sehenswürdigsten Raritäten Londons. Mathilde, selbst Künstlerin, vergaß bald den Zweck ihres Besuches vor den Schöpfungen dieser neuen, einigermaßen unheimlichen Kunst, sie blieb vor bekannten, noch lebenden Persönlichkeiten stehen, die in solcher Wahrheit dargestellt waren, daß man vergessen mußte, was man eigentlich vor sich hatte, und gespannt auf eine Bewegung, auf ein Wort aus diesen stummen Lippen warrete. Mary, weniger Künstlerin, theilte unteressen ihre Aufmerksamkeit zwischen den Besuchen und den Besuchern, und konnte sich eines schalkhaften Lächelns nicht enthalten, als sie einige Russen an der Gestalt des verstorbenen Kaisers, der in seiner wohlbekannten imposanten Majestät dastand, vorbeigehend mechanisch die Hand an den Hut legen sah.

Jetzt gelangte man an einen Salon, über dessen Thür die Aufschrift stand: Fancy Pictures. — „Hier," sprach lächelnd Mr. Smith, „finden Milady das bewußte Ideal, dieser Raum enthält Phantasiestücke und zurückgezogene Portraits — in meinen Augen ist er nicht der interessanteste."

Nr. 37 stellte ein junges Mädchen vor, ein Köpfchen à la Greuze, mit blonden Locken und regelmäßigen Zügen, in dessen blauen Augen ein seltsamer Zug von wehmüthiger Sanftmuth lag. Mathilde suchte schon in ihrer Phantasie, wie sie in einem Gemälde dieses sanfte Gesichtchen am besten zur Geltung bringen könne, als die danebenstehende Mary durch einen Verwunderungsausruf ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Mathilde wandte sich um, — und das Blut stockte in ihren Adern, sie wurde leichenblaß, und Mary mußte ihren Arm um die Schwankende schlingen, um sie zu stützen.

In einem Voltaire-Fauteuil saß — Leo, den Kopf zurückgeworfen und an die Lehne gestützt, genau in derselben Stellung, wie Mathilde ihn zum letzten Mal gesehen, nur fehlte die Frauengestalt, die damals den Kuß auf seine Lippen drückte.

Mit einem Blicke, den alle Intelligenz verlassen zu haben schien, starrte Mathilde die Figur an, — blieb wie die Wand, bebend am ganzen Körper stand sie da, wie gebannt, — vergeblich versuchte es die erschrockene Mary, sie wegzuführen, — sie athmete endlich tief auf, wandte sich zu Mr. Smith und frug mit erstickter Stimme: „Mr. Smith, wie kommt dieses Portrait in Ihre Sammlung?"

„O," antwortete er gleichgültig, „dies ist ein unbedeutendes Exemplar, ich weiß nicht einmal, wen es darstellt!"

Mathilde sah ihn stehend an.

„Mr. Smith, ich beschwöre Sie, mir zu sagen, wie es sich damit verhält, wie . . . . ."

„Es ist ganz einfach, Milady. Vor ungefähr drei Monaten kam ein junger Franzose zu mir, brachte mir die photographische Karte dieses Herrn und forderte unter einigen Angaben eine vollständige stehende Figur, die in der kürzesten Frist vollendet werden sollte. Nach drei Tagen war die Figur auch fertig, — Sie begreifen aber, Milady, daß es schwerer ist, nach einer Photographie zu arbeiten, als nach der Natur, somit war der junge Mann nicht zufrieden. Ich mußte nach neuen Angaben einen neuen Kopf modelliren, der, wie es scheint, seinen Wünschen entsprach, — und hier sehen Sie den ersten, den mißlungenen, den ich des Pikanten der Physiognomie wegen in die Fancy-Sammlung gestellt habe."

„Und — und wissen Sie, wer dieser junge Franzose war?"

„Seinen Namen muß ich wohl noch in meinem Notizbuche haben," sagte Mr. Smith, dasselbe hervorziehend, — „September, den 28., Monsieur le Vicomte de Jelu!"

Laut schluchzend fiel Mathilde an Mary's Brust; verwundert und erschrocken sah Mr. Smith die beiden Frauen an. Mary gab ihm eine genügende Erklärung, indem sie sagte, der Herr sei ihrer Freundin wohlbekannt, und die Figur habe trübe Erinnerungen in ihr wachgerufen, und bat schließlich Mr. Smith, einen Wagen vorfahren zu lassen, um die aufgeregte Freundin nach Hause zu bringen, was denn auch augenblicklich geschah.

Wer könnte Mathildens Verzweiflung, ihre Gewissensbisse schildern! Alles war nun klar, das schändliche Benehmen des Vicomte, der ihre Eifersucht benutzt und nichts gespart, um einen Beweis zu schaffen, der in seine geheimen Hoffnungen spielen sollte. Hundert Mal warf sich Mathilde ihre Blindheit, ihre Uebereilung vor, dazwischen tauchte wieder das auf Place de la Concorde gesehene Bild auf, das doch kein Trug war. Mary suchte vergebens, sie durch Worte der Vernunft zu beschwichtigen, ihre krankhafte Phantasie war zu stark aufgeregt worden, die noch schwachen Kräfte hatten einen zu harten Stoß erlitten; gegen Abend trat das Fieber mit neuer Gewalt ein, Mathilde phantasirte, raste, beschuldigte bald sich, bald den Vicomte, bald Leo, nannte Lüge und Wahrheit durcheinander — die von der armen Mary befürchteten Schreckensstage waren wieder da! Nun Tage und Wochen lag Mathilde wieder bewußtlos, bald ein Opfer des Fiebers, bald in einer gänzlichen lethargischähnlichen Entkräftung. Der Arzt gab wenig Hoffnung und wartete auf die immer Alles entscheidende Krisis. Endlich stellte diese sich ein, und noch einmal siegte die jugendliche Lebenskraft; Mathilde versiel in einen ruhigen Schlaf, während dessen der Arzt das Wort gerettet! aussprach. Als sie die Augen aufschlug, fiel ihr erster klarer Blick auf Leo, der an ihrem Bette saß, ihre Hand hielt und seine Augen unverwandt auf dem bleichen Antlitze haften ließ.

Mathilde war zu schwach, um sich zu erinnern, — daß Leo da, sie ihr nicht auf, sie fühlte nur die Seligkeit seiner Gegenwart, versuchte einen schwachen Händedruck, ein Lächeln und schlief wieder in tiefen Athem. Nach und nach, in den nächsten Tagen der Besserung, kehrte aber mit den zunehmenden Kräften auch die Erinnerung an das Vorgefallene zurück, noch wagte Mathilde keine Frage, ihr unruhiger Blick sagte aber bisweilen mehr als Worte, und diese stumme Frage beantwortete Leo gewöhnlich mit einem Kusse, Mary aber mit einem seligen Lächeln, das deutlich sagte: mein Werk!

Als endlich eines Tages der Arzt erklärte, alle Gefahr sei vorüber, schloß sie der beglückte Leo in seine Arme und sprach unter den wärmsten Küssen: „Du böse, böse Mathilde, ohne unsere treue Mary wüßte ich bis heute nicht, wo mein süßes Glück weilt. Wie um Gottes willen konnte mich mein liebes Weibchen mit einer Wachsfigur verwechseln?"

„O, vergieb mir, Leo, ich war wahnsinnig, aber dazu auch so unglücklich, und dann . . . . ."

„Und dann?" wiederholte lächelnd Leo.

„Das, was keine Wachsfigur war!"

„O Mathilde, hättest Du nur drei Tage gewartet, nur noch drei Tage mir vertraut, so hättest Du ersahren, daß die, die Du mit mir gesehen, keine Andere war, als Henriette, meine theuere Schwester!"

„Henriette in Paris — und das durfte ich nicht wissen?"

„Nein, Mathilde, Du durftest nicht. Höre, wie es sich verhielt: Henriettens Mann, aus politischen Gründen gezwungen, heimlich seine Heimath zu verlassen, flüchtete nach Paris, um sich dort eine Zeit lang zu verbergen. Er war auch da nicht sicher. Henriettens aufopfernder Liebe gelang es, den stark Compromittirten eine Zeit lang allen Blicken zu verbergen, sie berief mich nach Paris, um ihr in der fernern so schwierigen Angelegenheit seiner weitern Flucht beizustehen. Alle, ohne Ausnahme,

mußten getäuscht werden, selbst Du, mein armes Weibchen. Die Gefahr war zu groß, bei Deiner Unerfahrenheit, Deiner Leidenschaftlichkeit hätte ein unvorsichtiger Blick, ein unwillkürliches Erröthen von Dir Alles verrathen, und dann war Alles verloren. — Ich galt die ganze Zeit für etwas Anderes, als Henriettens Bruder, und so peinlich mir auch die Rolle war, ich mußte sie spielen, denn es war das einzige Mittel, um das Mißtrauen der Dame zu motiviren und jeden Verdacht zu entfernen, daß ein Mann im Hause verborgen war. Dieser Anschein hat auch den Bicomte getäuscht, dessen schändliches Benehmen mir sein Verschwinden bald nach dem Duingen völlig erklärt. Meine Bemühungen blieben nicht erfolglos: in diesem Augenblicke segelt Henriette mit ihrem Manne Amerika zu; die Schwester hatte ich gerettet, dabei aber mein Glück zum Opfer gebracht, mein Liebstes eingebüßt! Ich hatte den ganzen Schmerz Deines Entliebens, ohne den eigentlichen Grund desselben zu kennen, und alle meine Bemühungen, den Ort Deines Aufenthaltes zu entdecken, blieben fruchtlos. Ich schrieb nach Hause, auch da mußte man nichts von Dir. Welche Tage ich verlebt, magst Du nach alledem ermessen. Da endlich empfing ich Mary's Brief, ich eilte zu Dir und mußte nun befürchten, das kaum wiedergefundene Glück wieder zu verlieren. Gott hat aber Mitleiden mit mir gehabt, jetzt habe ich Dich wieder ...."

„Und gebessert, mein Leo," fiel Mathilde ein, „gebessert durch recht trübe Erfahrungen!"

„Arme Frau, was magst Du gelitten haben! Nun aber, Mathilde," fuhr Leo fort, und der alte Humor trat wieder in sein Recht, „nun und vor Allem werde wieder mein gesundes, frisches Weibchen von früher. Dann wollen wir zusammen Mr. Smith besuchen und gemeinschaftlich dem den Hals brechen, der alles Uebel zwischen uns verschuldet."

„Nein, Leo, diesem nicht, dieser hat ja im Gegentheil Alles wieder gut gemacht, der Andere war es, der mich so namenlos unglücklich gemacht, um den ich so viele Thränen vergossen habe!"

„So viele Thränen um ein Unglück von Wachs!" sprach Leo und küßte ihr die Thränen von den Wimpern.

Das Ruhebett Garibaldi's — ein Erzeugniß deutscher Industrie.

Der Artikel in Nummer 15 der „Gartenlaube", in welchem Rüstow seinen „Besuch bei Garibaldi" schildert, war kaum in die Welt gegangen, als uns zugleich von mehreren Seiten nähere Angaben über das Ruhebett zugingen, dessen sinnige und praktische Construction die Ueberfürsorge des Generals von Spezzia nach Pisa und von da (am 22. December v. J.), nach einer viermonatlichen Abwesenheit, nach Caprera so sehr erleichterte. Wir theilen diese Angaben unseren Lesern um so lieber mit, als dieses Bett, den Bedürfnissen des Kranken vortrefflich angepaßt, aus der Werkstätte eines deutschen Fabrikanten hervorgegangen ist; um so lieber, als die deutsche Arbeit vor allen aus England, Frankreich ꝛc. zahlreich übersandten Proben den Vorzug erhielt. Zugleich freut es uns, eine getreue Abbildung dieses wunderthätigen und doch so einfachen Mechanismus beifügen zu können, der, einmal vor möchten wohl sagen von weltgeschichtlichem Interesse geworden, fortan manchem schwer Leidenden sein schmerzvolles Dasein erleichtern helfen wird.

Garibaldi's Ruhebett.

Das Ruhebett ist aus der bekannten „Fabrik hydropathischer und mechanischer Heilgerätschaften“ der Herren Fischer und Co. in Heidelberg hervorgegangen und wurde dort vom Leibarzte Garibaldi's, Dr. Enrico Albanese, bestellt. Derselbe schreibt unterm 6. Februar d. J. von Caprera aus an die Verfertiger u. a.: „Ich bin Ihnen übrigens dankbar für das treffliche Ruhebett, indem der General manche Stunde des Tages im Freien darauf zubringen kann; besonders hier auf Caprera hat es ihm vorzügliche Dienste geleistet, und ich habe die Ueberzeugung erlangt, daß es für Invaliden und Verwundete ein ausgezeichnetes Mittel ist, die Wiedergenesung zu beschleunigen, indem es namentlich einen sicheren und leichten Transport ermöglicht. Auf Ihren Ruhebette wurde der General von Spezia nach Pisa und von da hierher gebracht, er nun immer bei guter Witterung auf dem Platze vor seinem Hause auf und ab gefahren wird.“

Zu unserer Abbildung geben wir noch folgende kurze Erläuterung: Das Ruhebett, auf das Beste gepolstert und hübsch ausgestattet, kann in Folge seiner sinnreichen Construction leicht in ein Fauteuil, Sopha oder Bett verwandelt werden und erlaubt es, den Kranken ohne Störung und ohne ihn berühren zu müssen, in jede ihm wünschenswerthe Lage zu bringen. Den Armlehnen wird ein verstell- und verschiebbares Tischchen, welches auf das Bequemste zum Lesen, Schreiben, Essen ꝛc. benutzt und beim Ein- und Aussteigen des Patienten entfernt werden kann, angefügt. Die am unteren Theile angebrachte Fußstütze ist je nach Bedürfniß länger oder kürzer zu machen, damit der Leidende jederzeit einen Hülfspunkt für die Füße hat; ebenso ist das Fußpolster höher und niederiger zu stellen. Das ganze Bett steht auf drei niedrigen Rädern, mittelst welcher beim Fahren, das ohne Geräusch und Erschütterung vor sich geht, die kürzesten Wendungen gemacht werden können. Die Rücken- und Armlehnen sind beweglich, um jede beliebige Lage vom Wagrechte bis zum Aufrechtsitzen damit herstellen zu können, welche Bewegungen durch eine einfache und leichte Manipulation am Mechanismus bewerkstelligt werden. Dadurch endlich, daß man die Armlehnen an der Rücklehne aushängen und an den Seiten zusammenlegen kann, kann man, wenn das Ruhebett an die Lagerstelle des Patienten gebracht wird, diesen auf das Bequemste herüber und hinüber legen — eine treffliche Einrichtung beim frisch Herrichten des Krankenbettes, beim Auslüften des Zimmers ꝛc.

Ein geheimnißvolles Grab.

Von Friedrich Hofmann.

(Schluß.)

Für die Bornehmheit dieser wunderbaren Gäste sprach auch ihre Lebensweise. Auf den gräflichen Tisch kamen die besten Erzeugnisse der Jagd und des Fischfangs, die Köchin mußte das feinste Backwerk bereiten, der Graf trank nur theure französische Weine, Porter und feine Liqueure. Der Keller mußte stets gut versehen sein. Am auffälligsten für die ländliche Zurückgezogenheit erschien der bedeutende Aufwand für die Garderobe. Die Kleidersendungen kamen von Frankfurt a. M. her. Wie bereits bemerkt, trug sich die Gräfin stets nach der neuesten Pariser Mode, daher sich im Lauf der Jahre eine sehr starke Kleidersammlung im Schloß anhäufte. Der Graf trug von seinen weißseidenen Strümpfen das Paar nie länger als 14 Tage. Ebenso stark war der Bedarf an Glacéhandschuhen, von der feinen Leibwäsche ganz zu schweigen. Es herrschte im ganzen Schlosse in jeder Beziehung eine Reinlichkeit, die für den Grafen auf holländischen Ursprung hindeutete.

In welchen Rufe stand nun der Graf in Eisbausen, Hildburghausen und der Umgegend? Trotz aller unbefriedigten Neugierde über die Gründe seiner fast karäusianischen Einsiedelei stand er überall in wahrhaft hoher Achtung, und diese hatte er sich nicht etwa blos durch den Aufwand erworben „der von denenenden Mitteln zeuge, sondern durch sein persönliches Auftreten gegen die Wenigen, mit denen er verkehrte, und insbesondere durch die Größe und die Art und Weise seiner Wohlthätigkeit. Abhold jeder zudringlichen Bettelei, die selbst an Thür und Fenster klopft, kam er um so eifriger der stillen Noth und bescheidenen Armuth zu Hülfe, und um diese auszukundschaften, zog dieuten nicht blos die wenigen Vertrauten, mit denen er mündlich oder brieflich (wir erzählen später, wie?) verkehrte, sondern auch sein Fernrohr, das er sehr viel handhabte, mittelst dessen er sich sogar seine Lieblinge aus den Dorfinsiedern auswählte, denen er zur Weihnacht bescheerte, und überhaupt seine Beamtenschaft mit den hervorragenden Dorfverhältnissen unterhielt. Man rabei auch manches Bizarre zum Vorschein, gab z. B. der Graf einem Knaben monatlich 24 Kr., blos weil er beobachtet hatte, daß derselbe nie zu den Fenstern des Schlosses hinauf sah, und belohnte er überhaupt mit Vorliebe Alles, was für die Ruhe des Schlosses geschah, so waren doch die Beweise wahrer Menschenfreundlichkeit so zahlreich, daß der Verdacht ungerechtfertigt wäre, er habe dies Alles nur für die größere Sicherheit seines Geheimnisses gethan. Es gab im Lande Hildburghausen keine wohlthätige Anstalt und Unternehmung, die sich nicht seiner stets ansehnlichen Unterstützung erfreut hätte. Und da man wußte, daß sich der Graf verletzt fühlte, wenn man bei einer öffentlichen Danksagung seinen Namen nanne, so folgten später Alle dem glücklichen Rathe, welchen die damalige Erbprinzessin von Hildburghausen Einem gab, der in Zweifel war, wie es nun zu bezeichnen sei, von wem die Gaben geflommen: „Schreiben Sie: Von einem Manne, der unserm Lande nur durch seine Wohlthaten bekannt ist.“

Uebrigens stand der Graf mit dem herzoglichen Hofe in gar keiner Verbindung. Es ist früher (auch öffentlich) behauptet worden, der Graf sei von jeder obrigkeitlichen Ausübung frei geblieben, weil er dem Herzog oder der Herzogin sein Geheimniß anvertraut habe. Das ist eine bloße Erfindung. Während der französischen Kriege dachte Niemand daran, den „Grafen“ in seinem Asyl zu stören, und als es endlich Friede wurde, hatte man längst erkannt, daß sein Abzug aus dem Lande ein fühlbarer Nachtheil für dasselbe sein würde. Dagegen ist es richtig, daß die Herzogin Charlotte, eine der schönsten und geistreichsten Frauen und, nebenbei bemerkt, zugleich eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen ihrer Zeit, die Schwester der Königin Louise von Preußen und Mutter der Königin Therese von Baiern, allerdings einen seinen Versuch der Annäherung an den Grafen machte. Durch den damaligen Pfarrer von Eishausen, der früher Lehrer und Erzieher der herzoglichen Kinder gewesen und seitrem ein lieber Vertrauter der Familie geblieben war, hatte man an diesen erfahren, daß der Graf in Bezug auf die von ihm gemiethenen Localitäten des Eisbäuker Schlosses einen Wunsch habe. Diese Gelegenheit benutzte die Herzogin, um dem Grafen in einem kurzen französischen Handbillet zu schreiben: „daß sie sich freue, ihm die Erfüllung seines Wunsches von Seiten des Herzogs zusagen und dabei einen Dank aussprechen zu können für die Wohlthaten, die er im Lande verbreite.“ Es erfolgte allerdings eine Antwort des Grafen, ebenfalls französisch, gestreich und artig, aber so aalglatt jeder Möglichkeit einer Fortsetzung solcher Correspondenz entschlüpfend, daß der Schluß: „er hoffe, später noch das Glück zu haben, Ihrer Hoheit sich persönlich nähern zu dürfen,“ sogar das Gegentheil von jeder Annäherung aussprach. Wie oft auch Glieder der herzoglichen Familie das Eisbäuser Pfarrhaus besuchten und dort sich im Freien ergötzen, so mieden sie doch absichtlich die Umgebungen des Schlosses.

Ein desto innigeres Verhältniß entspann sich zwischen Pfarrhaus und Schloß, und gewiß einen der seltsamsten der Welt.

Als der genannte Geistliche im Jahre 1812 nach Eishausen kam, ließ der Graf ihm einige der politischen Zeitungen, die er hielt, zum Lesen anbieten. Der Pfarrer nahm natürlich das Anerbieten dankbar an. Von diesem Augenblick an scheint es zu den Functionen der „Aufwärterin“ gehört zu haben, in aller Frühe das couvertirte Zeitungspacket durch eine Spalte unter der Hausthür in's Pfarrhaus zu schieben. Dort fand man es regelmäßig jeden Morgen. Es enthielt deutsche und französische Blätter, sämmtlich legitimistischer Tendenz, zuweilen auch englische. Bald darauf brach der Sturm des Befreiungskrieges los. In dieser erregten Zeit ließ der Graf durch die „Botin“ mündlich dem Pfarrer über de-

fenders wichtige Nachrichten seine Bemerkungen mittheilen, die stets von großem Politischen Scharfsinn zeugten. Bisweilen erbat er sich durch vieselbe Vermittelung ein oder das andere Buch vom Pfarrer, und da machte es sich zuerst nöthig, daß der Graf, wenn es Werke in fremden Sprachen betraf, deren Titel aus dem Munde der Bäbin nicht zu enzissren waren, dieselben auf sorgfältig couvertirte Zettelchen schrieb. Bald sandten auf diesen Zettelchen auch die bisher mündlich von der Bäbin ausgerichteten Bemerkungen Platz, die den Pfarrer zu ebensalls briefsichen Gegenbemerkungen veranlaßten, und das war der Anfang einer Correspondenz, welche sich später zu einem fast ununterbrochenen, in vielen Beziehungen höchst vertraulichen, herzlichen und gemüthlichen Gedankenaustausch der beiden Männer entwickelte.

Da diese Correspondenz es hauptsächlich ist, welche uns einen Einblick in das Weben des unerkärtigen Unbekannten gestattet, so wollen wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Sie umfaßt im Lauf der Zeit Alles, was Wissenschaft, Kunst und Politik den beiden Männern verfügbare und was das Leben und das alltägliche Bedürfniß dazu brachte. Aus den Briefen des Grafen geht hervor, daß derselbe eine sehr rege geistige Thätigkeit entfaltete und daß sein Wissen ein ganz ungewöhnliches war. „Nur eine Stunde des Tags gönne ich mir, um blos zu meinem Vergnügen zu lesen," schrieb er einmal, und ein andermal setzte er seine tägliche Correspondenz nach dem Pfarrhause aus, „weil dringende Geschäfte seinen ganzen Tag in Anspruch genommen." Seine Sprachkenntnisse erstrecken sich über das Französische, Englische, Italienische, Teutsche, Lateinische und Griechische. Das Hellänische war wahrscheinlich seine Muttersprache. Ueber seine classischen Studien schreibt er einmal: „Können Sie eine Bystellung raoen haben, welches Glück ich auch in meiner Einsamkeit genossen habe? Wo hätte ich sonst diesen stillen Frieden genossen, wo sonst die Muße gefunden, die Classiker von vier Nationen der Reihe nach zwei und drei Mal zu lesen?" Längere Zeit trieb er mit Vorliebe Naturphilosophie (französische und teutsche), auch christliche Kirchengeschichte, las mit großem Interesse David Strauß und schrieb einst: „Zur katholischen Religion erzogen, wurden doch in meiner Jugend deren Grundsätze gerade so tief erschüttert, daß sie nie wieder fest standen." Jede neue Erscheinung ward zwischen Schloß und Pfarrhaus so gründlich besprochen, daß die Bäbin sich nicht selten an einem Tage zehn bis zwölf Mal zwischen Beiden mit den oft ganz hitzigen Briefen hin- und hereilen mußte. Im Zeitraum eines Jahres, verschiert der genannte Berichterstatter, verbreitete sich diese Correspondenz über theorischen Magnetismus, über die Philosophen Locke, Kant und Schelling, über die Theologen Schleiermacher und de Wette, über specielle Verfehung, Unfehlbarkeit, positive Religion, Stolberg's Uebertritt, Reform des Universitätswesens, Ursprung der alten Aegypter, und außerdem über eine Unzahl von Tagesfragen. — In vielen Briefen des Grafen äußert sich eine sehr lebhafte Sympathie für die Bourbons und die Schicksale der Emigranten nach dem Sturze Napoleon's. Dabei sei gleich bemerkt, daß alle Briefe weder Datum noch Unterschrift trugen. Gesiegelt waren sie in der Regel mit Oblaten und einem quarrirten Perschaft; nur zwei Male fand der Pfarrer ein charakteristisches Siegel, das drei Lilien im Felde zeigte.

Besondere Lieblingsstudien des Grafen waren Meteorologie (nach seinen Wetterprophezeiungen, die er dem Kammerdiener mit dem Pfarrer mittheilte, richteten sich sogar die Bauern mit ihren Feldarbeiten) und — Medicin, die er mit Hülfe einer kleinen Hausapotheke auch — natürlich nur im eigenen Hause — ausübte. Einen Arzt nicht zu bedürfen, war allerdings für die Sicherheit seines Geheimnisses von Bedeutung.

Die Correspondenz ließ sich aber auch zu den Angelegenheiten des Dorfes herab und erging sich hier oft in köstlichem Humor über Familienverhältnisse, deren Kenntniß dem Grafen Niemand zugetraut hätte, und über Personen, wie des Müllers schöne Tochter und des Schulmeisters noch schönere Tochter, die er nur mittelst des Fernrohrs kennen gelernt haben konnte. — Am innigsten äußerte sich aber die Correspondenz über jedes Ereigniß, jedes Fest im Pfarrhause, an denen der Graf stets den augenscheinlich herzlichsten Antheil nahm.

Aber trotz all dieses freundschaftlichen Verkehrs hütete der Graf auch gegen den Pfarrer sein Geheimniß auf das Strengste. Nie ist in seinen Briefen von einer weiblichen Person im Schlosse die Rede; nur einigemal deutet er durch „man" an, daß noch Jemand bei ihm lebe. „Man hat, wegen der Unruhe in der Nähe des Schlosses, die Nacht schlaflos zugebracht und fühlt sich sehr angegriffen" — so schreibt er nach einer Neujahrsnacht, in welcher die Bauernburfche nach landüblicher Polizeiwirksamkeit ihre Mädchen besonders kräftig „angeschossen" hatten.

Ja noch mehr: die Vorsicht gegen den Pfarrer ging so weit, daß dieser von der Jahre lang geführten Correspondenz auch nicht ein einziges Zettelchen mit des Grafen Handschrift zurückbehalten durfte. Die Bäbin, welche die gräflichen Schriftstücke (und zwar stets mit weißen Glacehandschuhen!) überbrachte, mußte sie, sammt der Antwort des Pfarrers, auch sogleich wieder mit zurücknehmen.

Und trotz der briefsichen Versicherung des Grafen: „wenn Friede wird, so werde ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft suchen" — ist auch dies nicht in Erfüllung gegangen. Die beiden Männer, welche vierzehn Jahre lang im engsten geistigen Verkehr leben, der ihnen zu einem Lebensbedürfniß geworden, welche von ihren Fenstern aus sich mit blogen Augen sehen und grüßen können, diese beiden Männer grüßen sich mit stummer Verneigung, wenn der Graf am Pfarrhaus vorüber fährt oder der Pfarrer am gräflichen Wagen vorüber reitet, — diese beiden Männer, die sich vierzehn Jahre lang und oft täglich zehn Mal schreiben und bis zum erbittertsten Meinungskampf die Geister aneinander reiben, haben im Leben nie ein Wort mit einander gesprochen! —

Im Februar 1827 starb der Pfarrer. Dieser Todesfall ergriff den Grafen tief. Er fragte Niemand nach der Bezeichnung des Glockenläutens am Morgen nach der Todesnacht, aber als die Bäbin die Zeitungen ihm unerörtert zurückbrachte, sah sie Thränen in seinen Augen. Er verließ seine bisherigen Wohnzimmer und bezog andere, die abgewendet vom Pfarrhause lagen. Sein Trauer- und Trostwort an die Wittwe schloß mit der Versicherung: „mit dem Pfarrer sei das letzte Band mit der Welt für ihn zerrissen."

Später trug er jedoch das Vertrauen vom Pfarrer auf die Wittwe über und setzte mit ihr seine Correspondenz fort bis zu seinem Tode.

Warum, müssen wir hier fragen, schloß der Graf sich gerade von dem einzigen Manne seiner Umgebung, der ihm geistig ebenbürtig war, so streng, ja so ängstlich ab? Verschiedene andere Männer von Einsamsen, namentlich einen Schreiner, Namens Christ, ließ er nicht selten zu sich rufen und freute sich sichtlich der Unterhaltung mit ihnen, wie denn diese wiederum seine Freundlichkeit und „die erstaunliche Macht seiner fließenden Rede" nicht genug rühmen konnten. Warum zog er nicht auch mit dem Geistlichen die mündliche Unterhaltung höreichen der schriftlichen vor? Schrieb er doch selbst einmal: „Manches im Leben läßt sich bei weitem besser mündlich, als schriftlich behandeln; ja es bedarf sehr häufig erst eines durch persönliches Zusammenseln zuvege gebrachten Berührungs- und Anknüpfungspunktes." Und dennoch dieses schreiben Vertagen gegen den Mann, den er als „das einzige Band zwischen ihm und der Welt" schätzt! War das nicht verletzendes, kränkendes Mißtrauen? — Ja, Mißtrauen war es, aber ich erkenne darin kein Mißtrauen des Grafen gegen den Pfarrer, sondern gegen sich selbst. Dem ehrwürdigen Geistlichen gegenüber, der ihm schon brieflich oft das Herz tief zu ergreifen verstand, mochte er für sein Geheimniß fürchten. In einem Briefe an den Pfarrer schreibt er einmal von sich selbst: „Es geht mir wie den Nennen: wenn sie einmal sprechen dürfen, sprechen sie zu viel." — Und fürchtete er nicht für sein Geheimniß, so war ihm sicherlich sein Verhältniß zum Pfarrer zu kostbar, um es der Gefahr auszusetzen, durch einen bei seiner Reizbarkeit so leicht möglichen persönlichen Anstoß gestört oder gar zerrissen zu werden.

Wie brachte aber sie ihr Leben dahin, um derentwillen dies Alles ertragen werden mußte?

Der Blick hinter diesen Vorhang soll ein trauriges Bild. Während der Graf in edlen geistigen Genüssen wahrhaft schwelgte, war es des armen Weibes Zeitvertreib, mit Hunden und Katzen, Drehorgeln und Geldbeuteltehen zu spielen. Eine höhere geistige Entwickelung scheint ihr nicht vergönnt worden zu sein, nicht der Trost und die Erhebung, welche die Tonkunst gewährt, nicht die stille Freude irgend einer andern Kunst. Es ist wirklich so: eine Drehorgel war das einzige Instrument, das je im Schloß gehört wurde, und ein beliebter Zeitvertreib soll es gewesen sein, Katzen in einen Wagen zu setzen und von angespannten Hunden durch die Säle und Zimmer des Schlosses fahren zu lassen! Eine Unter-

haltung für den Winter war es, die Sperlinge auf einem Binnenbrett zu füttern. Außerdem wurde jener längere Aufenthalt an den Fenstern vermieden; auch der Graf machte seine vielen Beobachtungen mit dem Fernrohr (selbst Bote und Bötin verfolgte er täglich mit demselben die halbe Stunde Wegs nach Hildrungshausen hin, die er vom Schloß aus beherrschte) hinter den Vorhängen.

Die Gräfin verstand deutsch und zu lesen und zu schreiben. Ich sah selbst mehrere Hefte der damals in Hildburghausen erschienenen „Teutschen Classiker", in welchen, wie der Graf später sagte, die Dame sich ihre Lieblingsgedichte bezeichnet hatte. Auch ein Brief[*] von ihr hat sich erhalten, natürlich ein sehr unverfänglicher, eine Geburtstagsgratulation der „Gräfin" für den „Grafen", welcher wenigstens leise Andeutungen an die Vergangenheit der Ersteren giebt und die Taufnamen Beider, Ludwig und Sophie, verräth.

Die Spaziergehenden nach Rodach hin gebeichten vielleicht zu den größten Freuden der Gräfin, wobei wir jedoch nicht verschweigen dürfen, daß sie nicht ein einziges Mal Allein, d. h. ohne der Grafen Begleitung, ausgefahren ist. Diese Fahrten verkürzten sich später bis zur Coburg-Hildburghäuser Landesgrenze, weil der Redacteur Chaussegelter-Einnehmer einmal beim Grafen um eine Entschädigung für die immer nur bis kurz vor den Schlagbaum benutzte Chaussee angehalten hatte. Plötzlich wurden die Pferde wieder verkauft, und der Graf miethete einen Grasgarten jenseits eines Baches und umgab für 20—40 Scheine vom Schloß entfernt. Obwohl dort hohes Buschwerk stand, wurde er doch noch mit einer acht Fuß hohen Bretterwand versehen, — und das war nun auf der großen schönen Gotesacre das einzige Fleckchen, wo — doch erzählen wir lieber gleich die Art der Benutzung dieses Bischens freier Natur an einem Tage, so haben wir ein Bild für viele Jahre. Die Schnitzereschreiber der alten Bötin Schmidt, von der ich am Schluß dieses Artikels spreche, erzählte mir Das so oft, daß es mir wie zu etwas Selbsterlebtem wurde. Um so mehr freute ich mich, als ich später mit den Angaben des obengenannten Berichterstatters bekannt wurde, jene mündlichen Mittheilungen hier so genau wiederzufinden. Darnach begab sich alle „an jedem Morgen, in der schönen Jahreszeit, doch nie früher, als die Bötin aus der Stadt in's Schloß gekommen war, der Graf in den Garten; hier ging er eine Stunde lang auf und ab mit kehrte dann in's Schloß zurück. Darauf trat die Bötin aus der Thür des Schlosses und wartete, dieser den Rücken zugekehrt. Die Thür wurde von innen aufgeschlossen, die Gräfin, tief verschleiert, trat heraus, und die Bötin, ohne sich nach ihr umsehen zu dürfen, schritt ihr voraus, über den Steg hinüber an die Gartenthür, schloß diese auf und stellte sich hinter die Thür, die sie aufzog. Sobald sie merkte, daß die Gräfin hinter ihr in den Garten geschlüpft war, zog sie die Thür wieder zu, verschloß sie und hielt Wache davor. Der Graf beobachtete vom Fenster aus (und man behauptete später, daß er dabei Schußwaffen bereit gehalt, mit denen er allerdings versehen war) die im Garten auf- und abgehende Dame. Wenn diese in's Schloß zurückkehren wollte, warf sie ihr Taschentuch in die Höhe, und nun wurde, auf einen Wink vom Schlosse aus, die Gräfin in derselben vorsichtigen Weise in's Schloß zurückgeführt." So hat die Schmidtin dieses Führer-Amt viele Jahre besorgt, ohne je zu sehen, wen sie führte!

Nur drei Menschen haben, außer dem Grafen, einmal die Stimme der Dame gehört. Die Köchin, die, bei einer plötzlichen Krankheit des Grafen schon einmal Nachts durch die Klingel

[*] Dieser Brief lautet wörtlich, nur mit berichtigter Orthographie, so:

„Lieber, guter Ludwig!

Ich wünsche Dir zu Deinem Geburtstage viel Glück und Segen! Der Himmel erhalte Dich gesund bis in das späteste Alter. Ach, lieber Ludwig, es sind schon viele Geburtstage, die ich bei Dir erlebe, und der Himmel segne Dich für Alles, was Du schon an mir gethan hast und an mir noch thust!

Ach, lieber, guter Ludwig, es thut mir leid, daß ich Dir zu Deinem Geburtstag keine bessere Freude machen kann. Ich habe hier eine Kleinigkeit für Dich gestickt, ich schäme mich, daß sie nicht besser ist. Aber gewiß weißt Du, lieber guter Ludwig, es doch von Deiner armen Sophie anzunehmen als einen Beweis meiner Liebe und Dankbarkeit. Ach, verzeihe mir, mein guter Ludwig, wenn ich bisweilen fehle! Ich bitte den Himmel, daß er mich lehre, meinen Fehler zu verbessern. Möchtest Du doch mit mir zufrieden sein, ich aber im Stande, Dir Alles nach Wunsch zu thun, Alles Dir angenehm zu machen. Ach, lieber guter Ludwig, ich weiß, daß meine Lage schrecklich war, und ich danke Dir nochmals! Der Himmel segne Dich für Alles! Behalte mich lieb, lieber Ludwig! Ich bleibe im Schutze Marias und dem Deinen

Deine arme Sophie bis in's Grab.

Den 28. September 1808."

gerufen, zu ihrem Schrecken damals zum ersten Mal die Gräfin gesehen hatte, die an des Kranken Lager weinte, erlebte dies zum zweinen Male im Winter von 1829 auf 1830. Die Gräfin stand abermals, bitterlich weinend, im Zimmer und rief ihr entgegen: „Der Herr ist plötzlich erkrankt, lassen Sie mir ihm einen Trank bereiten!"

Der andere Mensch war ein Eisenhäuser Bauer, der einmal hörte, wie die Gräfin von einem Fenster des Schlosses aus Katzen lockte und zwar mit dem Rufe „Puß! Puß!"

Der dritte war ein Sohn des Boten Schmidt. Der Graf hatte bei Hildburghausen in der Nähe des jetzigen Bahnhofs ein Haus und einen Garten gekauft, den er vergrößern und ebenfalls mit einer hohen Bretterwand umgeben ließ. Dahin fuhr er bisweilen mit der Gräfin, und das sei, erzählte der junge Schmidt, auch einmal im Jahre 1832 geschehen. Er habe deshalb im Garten gearbeitet, was die Herrschaften wahrscheinlich nicht gemußt hätten. Da sei aus einem der Gänge plötzlich die Gräfin herausgerennen, habe ihn erblickt und sei, wie es schien, anfangs erschrocken, bald aber mit lustigen Sprüngen auf ihn zugeeilt und habe fast atemlos gesagt: „Lieber Schmidt, ich möchte Sie gern sprechen, ich — —" In dem Augenblick aber sei der Graf aus dem Gange gerannt, wie rasend herbeigerannt und habe die Gräfin am Arm fortgeführt. Später soll die Dame noch einmal den Versuch gemacht haben, sich diesem Schmidt zu nähern, worauf ihm für immer der Garten verboten wurde.

Armes Weib! Auch nicht das vergängliche Zeichen von Liebe und Theilnahme durfte ihm zu Theil werden. Die Frau Pfarrerin hatte es, kurz nach ihrem Anzuge in Eisenhausen, einen Tages gewagt, im Pfarrgarten einen schönen Strauß zu pflücken und ihn durch ihr Dienstmädchen „für die gnädige Frau Gräfin" in's Schloß bringen zu lassen. Das Dienstmädchen meinte freilich, der Graf müsse sich sehr gefreut haben, denn „er sei wie närrisch in der Stube herumgesprungen." Die Aufklärung kam bald genug: die freundliche Gabe hatte seinen äußersten Zorn erregt. Man wußte nun, daß für Niemand eine Dame im Schloß existire: sie hatte nur von den Resten der Lebenden gefreichen, und der Graf war nur der Wächter ihres Mahnes.

Trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln schrebne das Geheimniß mehrmals in der Gestalt der Enthüllung. Se gestand der Graf später selbst, daß während der Truppenmuchtige von 1814 und 1815 im Pfarrhaus ein russischer Officier gelegen habe, der sein Geheimniß gekannt und, wenn er ihn gesehen hätte, sein Schicksal entschieden haben würde. Nicht geringere Gefahr drohte ihm einige Jahre später durch seinen „Kammerdiener". Die Eingeschlossenheit desselben mit der Köchin war nicht ohne Folgen geblieben: sie hatte ihm in wenigen Jahren zwei Kinder geboren. Ward auch dadurch das gräfliche Geheimniß nicht kennbrigt, so schien dagegen den Kammerdiener, der regelmäßig zur Kirche ging, eine schwere Last im Gewissen zu drücken; er bat den Pfarrer mehrmals, heimlich bei ihm beichten und das heilige Abendmahl nehmen zu dürfen. Der Pfarrer versagte ihm diesen Wunsch, weil ihm die Verheimlichung der Beichte bedenklich war. Und als der Kammerdiener auf dem Sterbebette lag und in großer Unruhe nach dem Geistlichen verlangte, widersetzte sich der Graf diesem Verlangen. Ohne Arzt und ohne Pfarrer, nur von einer gewissen sogenannten „Teichgreth" gepflegt, starb der arme Mann, den nun der Graf dem Pfarrer als einen „Philipp Scharre, 60—66 Jahre alt und aus der Schweiz gebürtig" bezeichnete. An diese Atrrefse sollen dann noch zwanzig Jahre lang Briefe in's Schloß gelangt sein! Wohin sind sie gekommen? Offenbar hat die Flamme stark im Dienste dieses Geheimnisses gestanden. — Spurlos verlöscht ging der Verdacht, welchen der bekannte Polizeimann Eberhardt auf das Schloß warf, indem er es mit Kaspar Hauser in Verbindung zu bringen suchte; es führte den Finkling vor das Schloß und in der Umgegent umher, mußte aber ohne das genschnschte Resultat wieder mit ihm abziehen.

Eine ernstlichere Gefahr führte die Ernestinische Erbtheilung nach dem Aussterben des Fürstenhauses Gotha, 1826, herbei. Das Herzogthum Hildburghausen kam an Meiningen, und die meiningische Regierung drang darauf, daß der Unbekannte sich legitimire. Und weil man wohl an das Gerücht glaubte, daß der Graf sein Geheimniß der Herzogin Charlotte von Hildburghausen entdeckt und damit seine Duldung im Lande gesichert habe, so gab man ihm auch jetzt an die Hand, daß der Herzog von Meiningen bereit sei,

die Legitimation persönlich entgegen zu nehmen und sein Geheimniß zu wahren und zu schützen, wenn es zu verantworten sei. Der Graf erklärte jedoch entschieden: „daß seine Papiere bereit lägen, daß er aber, wenn er gezwungen werden sollte, sie vorzulegen, sofort das Land verlassen werde, um in einem anderen Winkel der Welt unbekannt zu leben.“ Da hieß die Regierung ihre Forderung fallen, in erster Rücksicht auf das Hildburghäuser Land, das sonst den Verlust seines Herzogshauses erfahren hatte und durch den Abzug des Grafen in neuen materiellen Verlust gekommen wäre. So war auch diese Gefahr vorüber gegangen. Die Stadt Hildburghausen erfreute in Folge davon den Grafen mit ihrem Ehrenbürgerrecht, und dieser kaufte deshalb jenes Haus mit dem Garten, in welchem die Begegnung der Gräfin und des jungen Schmidt stattfand; später kaufte er noch ein Haus mit Gärtchen im nahen Dörfchen Walrabs und endlich das schöne Gartenhaus mit dem Garten hoch am Stadtberg, der nun das Grab der armen Gräfin birgt.

Der Graf machte mit der Gräfin in diesen neuen Wohnstätten jährlich einige Besuche, und zwar in einem eleganten, aus Frankfurt a. M. angekommenen Wagen und stets mit vier Postpferden von Hildburghausen. Er verweilt gern die Stadt und fuhr auf der sogenannten Marienstraße abseits von ihr zu seinen Besitzungen. Auf einer solchen Fahrt begegnete ihm auf einer Stelle, wo der Wagen langsam fahren mußte, ein Mann (Geheimrath B. aus Meiningen), welcher die französische Königsfamilie genau gekannt. Als dieser die Dame erblickte, war er betroffen von der auffallenden Aehnlichkeit ihrer Züge mit der charakteristischen Gesichtsbildung der bourbonischen Familiengliester.

Im Herbste des Jahres 1837 ereignete der Graf in seinen Briefen an seine Correspondentin, die Wittwe des Pfarrers, die nach dessen Tod nach Hildburghausen gezogen war, zum ersten Male „seine Lebensgefährtin“. Er sprach von der raschen Abnahme ihrer Kräfte und wollte offenbar auf den Todesfall vorbereiten. Wirklich starb die Gräfin am 25. November. Kein Arzt war an ihr Krankenbett getreten, kein Priester hatte ihr Worte ihres Glaubens zugesprochen, kein liebendes Auge ist ihrem letzten Blick begegnet, keine liebende Hand hat ihr das gebrochene Auge zugedrückt. Sie kam zum ersten Male unter Menschen, als sie todt war, ein zahlreiches Geleite Theilnehmender folgte ihr zur neuen Einsamkeit ihrer Grabesstätte.

Bis zu diesem Augenblick stand es noch als allgemeine Annahme fest, daß die Dame wirklich von höherer Abkunft als der Graf, aber die Gemahlin desselben und darum gewungen gewesen sei, sein Einsiedlerleben zu theilen, denn viele von den äußersten Vorsichtsmaßregeln zur Verbergung ihrer Person waren damals noch nicht bekannt geworden. Ihr Alter glaubte man nicht höher als zu 45 Jahren annehmen zu dürfen. Wie groß war daher das Erstaunen, als der Graf auf die Anfrage der Geistlichkeit nach den Personalien „seiner verstorbenen Gemahlin“ antwortete: „Die Verstorbene war nicht meine Gemahlin; ich habe sie nie dafür ausgegeben!“ Seine Mittheilung über sie bestand in den Worten: „Sophie Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westphalen, 38 Jahre alt.“

Diesmal glaubte das Gericht, den Schleier des Geheimnisses nicht länger schonen zu dürfen. Man schritt zur Versiegelung des Nachlasses der Verstorbenen. Die seit 30 Jahren jedem Auge verborgenen Gemächer thaten sich auf. Man fand indeß in den Zimmern der „Gräfin“ außer einer reichen Garderobe und vielen in allen Winkeln herumliegenden Bonbekchen mit Goldstücken gar nichts, was Aufschlüsse über ihre Person hätte geben können; letztere verweigerte der Graf aber so entschieden, daß er erklärte: „keine Gewalt der Erde werde diese ihm entreißen.“ Und so schloß denn abermals die Verhandlung mit dem Siege des Geheimnisses: „der Graf hinterlegte den Schätzungswerth des Nachlasses der Verstorbenen im Betrag von 1470 Gulden, und diese Summe wurde bis auf Weiteres, d. h. bis zum Tode des Grafen, gerichtlich deponirt.“ Der nunmehr siebzigjährige Greis sollte für den Rest seiner Tage in Friede bleiben. Allgemein sprach sich auch noch in dieser Zeit die öffentliche Theilnahme für den Mann aus, von dem man nur Gutes kannte und hinter dessen Geheimniß Niemand ein Verbrechen sah.

Wie kräftig auch der Geist sich gegen den Andrang des Alters wehrte, der Körper gab nach, und das Gefühl der Vereinsamung drückte schwerer auf den alten Herrn. Wichtig aus dieser Zeit ist eine Unterredung des Grafen mit dem auch als Schriftsteller bekannten Oberweißenstrath Hohenbaum, auf das wir noch zurückkommen werden. Der uns für diesmal zugewiesene Raum heißt uns zum Ende eilen. Der Graf starb im Jahre 1845 und wurde in Eichau neben seinen Freund, den Pfarrer, begraben. Aber die Enthüllung seines Geheimnisses ward selbst nach seinem Tode und aus den mancherlei Papieren seines Nachlasses nicht gefunden, und auch die gerichtlichen Ermittelungen, welche in dem Grafen Bavel de Versay einen Leonardus Cornelius van der Balck erkannten, haben zu seiner vollständigen Aufklärung geführt, obwohl einem „Verwandten dieses van der Balck“, welcher sich in Folge der gerichtlichen Edictalladung als solcher legitimirte, der Nachlaß des Grafen von 15,000 Gulden rhn. ausgehändigt worden ist.

Die Quelle der Einnahme des Grafen ist damit nicht ermittelt und ebensowenig erklärt, wer das unglückliche Weib gemacht, für dessen Verbergen vor der Welt wohl eine halbe Million Gulden aufgewendet worden ist. Und der Graf selbst starb nicht mit leichtem Herzen. Er hatte in den letzten Jahren den einen Sohn seinem alten Boten Schmidt und dessen Gattin mit ihren zwei Kindern in's Schloß zu seiner Pflege berufen. Diese Frau ist noch Besitzerin des Berggartens, in welchem das Grab der Gräfin ist, und in ihrem großen Berggartenhaus wohnte ich mehrere Jahre. Sie war die Pflegerin des alten Grafen in der letzten Krankheit, mit ihr sprach ich viel und oft über die arme Gräfin, deren Grab nur wenige Schritte von meiner Schlafkammer entfernt war, sie zeigte mir mancherlei Spielzeug derselben, und sie war es auch, die mir den letzten schweren Kampf des Grafen mit seinem Gewissen schilderte, wie oft er die Boten zum Gericht und zum Geistlichen abgehen und wieder zurückreisen ließ, wie er immer für sich und in fremden Sprachen redete und immer tiefer aufseufzte, bis ihm endlich die Kraft zum Entschluß gebrach und er sein Geheimniß mit in die Gruft nehmen mußte.

Diese Umstände und die vielen neuen Andeutungen, namentlich über den früheren Aufenhalt des Grafen mit der verschleierten Dame und demselben schweigsamen Kammerdiener in Ingelfingen, von wo das Schiffal des Herzogs von Enghien sie vertrieben zu haben schien, ferner Winke aus französischen Blättern, Hypothesen geistreicher Männer, die nach des Grafen Tod in der Presse laut wurden, sind wichtig genug, um uns nicht von diesem Gegenstande hier für immer scheiden zu lassen. Vielleicht gelingt es der „Gartenlaube“, bis zu Personen vorzudringen, welche weitere Aufschlüsse über dieses unheimliche Geheimniß nunmehr geben können. Für alle Fälle versprechen ich, in einem nachträglichen Artikel alles bis jetzt Ermittelte treulich zu berichten.

Die deutschen Juden in London.

Der Berliner — Der Frankfurter — Der „eigentliche“ Jude.

Unter der ausländischen Bevölkerung Londons, zu der wohl alle Nationen der Welt ihre Contingente geliefert haben und die in runder Zahl auf 150,000 veranschlagt wird, dürfte es kaum eine interessantere, charakteristischer in sich abgeschlossene Individualität geben, als die des deutschen Juden. Die Classe ist sehr zahlreich, da alle nicht portugiesischen Juden, namentlich die holländischen und polnischen, dazu gerechnet werden und sich selbst dazu rechnen. Gleichwohl ordnen sich alle diese verschiedenartigen Elemente einem weiten, leicht zu fixirenden und in seinen charakteristischen Zügen unverkennbaren Gattungsbegriff unter, der sich eine Physiognie in das Auge klemmen und im modischen Frack auf der Straße herumlaufen oder in Kaftan und Spanzggenbart hinter der Trödelbude stehen mag, aber in allen Lagen, in allen Trachten und in allen Sprachen seine bezeichnenden Eigenschaften bewahrt. Der Begriff ist weit und deckt daher die mannigfaltigsten Abstufungen von Respectabilität, Laster und Verbrechen, aber im Ganzen muß man gestehen, daß der deutsche Jude in London nicht zu der am wenigsten beachteten Classe der Fremdenbevölkerung gehört. Der ihm

innewohnende Trieb der Thätigkeit hebt ihn über manchen Abgrund hinweg, in welchem andere Ausländer versinken. Es mag ihm oft und lange schlecht gehen, er mag die plötzlichsten und härtesten Schicksalsschläge zu erdulden haben, heute in Reichthum schwelgen und morgen in Armuth darben: er wird nie ganz niedergeworfen, die halsbrechendsten Sprünge von Ueberfluß zu Mangel exerairt er mit der größten Leichtigkeit, die Noth und er sind alte Bekannte, die sich vor einander nicht fürchten, er versteht gute Miene zum bösen Spiele zu machen und nimmt mit derselben Rührigkeit die Bauchschachtel unter den Arm, mit der er noch vor Kurzem die Börsenevourse studirte und alle Zonen in den Bereich seiner Speculationen zu ziehen suchte. Er weiß, daß Gott einen christlichen Deutschen nicht verläßt, zumal wenn dieser Deutsche Jude ist und es mit der Ehrlichkeit ebenso genau nimmt, als manche Christenseele, die in der schwülen Atmosphäre des Londoner Geschäftstebens treibt, blüht und wuchert. Er kommt immer wieder oben auf, weil er nie den Glauben an seine Thätigkeit verliert. Der deutsche Jude in London arbeitet zwar selten, aber er ist nie müßig, er sucht und findet immer Beschäftigung, er handelt, schachert, photographirt, ist Künstler und Lohndiener, Gelehrter und Stiefelwichser, Krämer und Großhändler, Banquier und Commissionär, Diebshäscher und Schwindler, aber etwas ist und muß er sein, an der absoluten Fautheit, der so viele andere Ausländer hier obliegen, geht er nicht zu Grunde. Selbst wenn er liederlich wird, wenn er große Anlage besitzt, so bereitet er die Liederlichkeit geschäftsmäßig und regt seine physischen und moralischen Kräfte auf, ohne sie zwecklos zu verzetteln.

Diese allgemeine Charakteristik könnten wir sehr leicht noch weiter ausdehnen; aber wir würden dadurch unserem Ziele, dem Leser ein lebenswahres Bild von der Gattung und Species des „deutschen Juden in London" zu zeichnen, um kein Haar breit näher kommen. Im gewöhnlichen Leben pflegt man hier den deutschen Juden in drei Theile zu zerlegen: 1) den Berliner, 2) den Frankfurter und 3) den eigentlichen Juden, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß jene uneigentlich seien. Im Gegentheil, sie sind eigentlich genug, haben jedoch den Gattungscharakter zu sehr bestimmten Specialität ausgebildet, die oberflächlich mit „Berlinisch" oder „Frankfurtisch" bezeichnet werden kann. Ueberhaupt macht diese Eintheilung auf wissenschaftliche Gründlichkeit keine Ansprüche, aber für die praktische Orientirung genügt sie. Der „Berliner Jude" kommt selten zu etwas in London; er ist zu sehr an das Berliner Zehnsilbergroschen-Börsenspiel gewöhnt, und das zieht hier nicht. Die Londoner Börse ist eine sehr ernsthafte Institution, die sich durch wuchtige Privilegien gegen die Zwickanerei verschließt und nur demjenigen ihre Thore öffnet, welcher Tausende von wohlerworbenen oder wenigstens wohlgezählten Pfunden einzusetzen vermag. Das Börsenspiel, wie es in Paris und in verkleinertem Maßstabe in Berlin betrieben wird, hat hier überhaupt keine Chancen und ist nur dann erfolgreich, wenn es großartigere Dimensionen annehmen kann. Tassette zieht vom Schwindel. Der kleine Schwindel, der meist von Ausländern betrieben wird, wird gewöhnlich nicht viel ab und ist von kurzer Dauer. Um Erfolg zu haben, muß sich der Schwindler erst durch jahrelange ehrliche Geschäftsführung Respectabilität und Capital erworben haben. In England muß gearbeitet werden, selbst der professionirte Dieb hat Vorsindien, Plan, Capital und Energie nöthig, um sein Geschäft mit Erfolg zu betreiben.

Alles das geht über den Geschmad und die Fähigkeit derjenigen Juden, die man hier unter dem Namen „Berliner" zusammenfaßt. Der Berliner Jude ist zu fanatischer Preuße und zu eingefleischter Berliner, um aus Abenteuerlust und Geschäftstrieb in die Welt zu gehen; daher ist seine Uebersiedelung nach London gewöhnlich unfreiwilliger Natur. Am liebsten pflegt er politischer Märtyrer zu sein. Reactionäre Gläubiger haben ihn vor den Bankerottgerichtshof gebracht, polizeiliche Werkzeuge einer despotischen Regierungsform haben seine Art der Wechselausstellung beanstandet, um die Volksfreiheit ihres wackersten Kämpen zu berauben u. s. w. Außerdem spricht er immer von Berlin, macht Erfindungen, später Gedichte, die er zu declamatorischen Abendunterhaltungen benutzt, geräth tiefer und tiefer in den Schmutz von Leicester-Square, bis endlich seine Schuhe darin stecken bleiben. Sein röthlicher Bart wird nicht mehr schwarz gefärbt, Demokratie, Gedichte, Erfindungen und Philosophie lassen beteilaut auf der Straße herum und suchen jeden Menschen in Contribution zu setzen, der ein ausländisches Gesicht trägt und wo möglich Berlinisch versteht. Der „Berliner Jude" bildet eine Ausnahme von allen seinen Glaubensgenossen, er lernt nie seine eigene, geschweige denn eine fremde Sprache, ist durchaus unpraktisch, voll Selbstüberschätzung und passiver Selbstgefälligkeit, er speculirt, aber er arbeitet nicht und reibt sich mit seinen Berliner Mucken und Grillen so lange an den scharfen Ecken und Kanten des englischen Lebens wund, bis ihm nichts Anderes übrig bleibt, als religiös zu werden. Bekanntlich giebt es hier religiöse Gesellschaften, welche einen bestimmten Marktpreis für jede bekehrte Judenseele zahlen; ihnen fällt er gewöhnlich in die Hände, läßt sich zum Christen machen und unterschreibt Missionärre anwerben. Er trägt jetzt wieder ganze Schuhe, hält Vorträge über die Rechtfertigung durch den Glauben in den Vereinen „christlicher Arbeiter", schreibt auch Tractate über seine „persönlichen Erfahrungen in Christo", giebt seinem Haar einen gottseligen Scheitel in der Mitte, geht glatt rasirt und bekundet seine Wiedergeburt vor aller Welt, indem er nur noch Schinken und Bratwürste ißt. Aber lange dauert das auch nicht. Er wird des Christenthums und die Engländer werden des Zahlens müde; und bald sieht man ihn wieder in Leicester-Square und in dem alten Aufzuge, ein trauriges Bild verkommener Großthuerei. Ihm ist nicht zu helfen, die passive Berliner Kritik, die von jeher seine Arme lähmte, fährt ihm schließlich in die Beine, er kann nicht mehr fort und sinkt an den Stufen eines Hospitals nieder, das ihn aufnimmt, sterben und von seinen medicinischen Praktikanten seciren läßt.

In diesem Schicksale, das unter der Classe von Ausländern, die man hier der Kürze halber als „Berliner Juden" bezeichnet, leider zu gemein ist, liegt nun freilich durchaus nichts Jüdisches. Wenn er mehr Jude und weniger Berliner wäre, so würde es ihm in London viel besser ergehen. Er würde dann arbeiten können und sich nicht bis zum Hospital durchzubetteln brauchen, er würde sich zu fügen und zu schicken wissen, er würde den rauhen Sitten des englischen Lebens geschickt auszuweichen verstehen, anstatt sich von ihnen zerschlagen zu lassen, er würde einen guten Puff vertragen können, wie seine unsprunkhosseren Glaubensgenossen, die in den polnischen Landstrichen oder im Verkehr mit südteutscher Jovialität dieses gelernt haben, er würde vor die Füße und in die Zukunft sehen, anstatt für die Berliner Oper zu schwärmen und in sentimentaler Erinnerung an die verschwundenen Genüsse des Kroll'schen Etablissements dahin zu leben, er würde keine Gedichte machen und keine Abhandlungen über hohe Politik schreiben, sondern beobachten und lernen, daß das Preußenthum, über das er nicht hinauszublicken vermag, in seiner jetzigen Gestalt außerordentlich klein ist und mit der hohen Politik ebenso wenig zu schaffen hat, wie Zwickauer mit den riesenhaften Proportionen des englischen Geldmarktes. Wollen wir nun noch eine Moral daraus ziehen, so ist es die, daß sich der auswandernde Berliner vor zwei ererbten Vorurtheilen zu hüten hat, die mehr als alles Andere dazu beitragen, um den „Berliner Juden" in England erfolglos zu machen. Diese sind 1) die durchaus ungegründete, aber zur süßen Gewohnheitsphrase gewordene Ansicht, daß das Berlinerthum witzig sei und daher jeder Berliner das angeborene Talent und Privilegium des Witzes besitze. Das Berlinerthum ist nicht witzig. Der Edenscheerwitz wurde von Glasbrennern erfunden, der kein Berliner ist, und die Gelehrten des Kladderadatsch sind unseres Wissens zum größten Theile nach Berlin übergesiedelte Schlesier. Die Witzelei, zu der sich jeder spreisische Berliner gedrungen fühlt, ist einfach unausstehlich und bedarf einer starken Portion Unverschämtheit, um nur einige Würze zu haben, sie gewinnt nicht, sondern sie entfremdet und ist die schlechteste Empfehlung, mit der ein Mensch in ein neues Leben eintreten kann. Ebenso verhebt ist 2) die Annahme, daß Niemand, der den Accusativ von dem Dativ zu unterscheiden und die Präpositionen richtig zu construiren vermöge, sich an Gesinnung und Geistesfrische mit demjenigen messen könne, der in glücklicher Unkenntniß über solche grammatische Pedanterien schwebt. Es beißt zwar, daß nur die Lumpe bescheiden seien; aber es ist auf der andern Seite ebenso wahr, daß ein großer Theil von Bescheidenheit dazu gehört, um den Menschen vor der Verlumpung zu bewahren. Der Berliner Jude besitzt diese Bescheidenheit nicht. Daher ist es eine durchaus nicht auffallende Thatsache, daß sich fast keine der vielen jüdischen Firmen der City, die es zu Wohlhabenheit und Ansehen gebracht haben, auf einen Berliner Ursprung zurückführen läßt, während die Vertreter der beiden andern Classen des „deutschen Juden in London" ein sehr gewichtiges Wort in

der City von London, d. h. auf dem Weltmarkte, mitsprechen haben.

Mit viel größerem Geschick und lohnenderem Erfolge pflegt sich der „Frankfurter Jude", der seinen Namen für alle fürstenthümlichen, österreichischen und ungarischen Glaubensgenossen hergeben muß, hier zu acclimatisiren. Er besitzt ein erstaunliches Sprachtalent, sowie er denn überhaupt weniger Individualität, als Gattungsbegriff ist und sich fremden Sitten und Vorurtheilen mit wunderbarer Leichtigkeit anbequemt. In Paris spricht er von allen Ausländern das beste Französisch und in London das beste Englisch, obgleich dieses dem südenglischen Organ viel größere Schwierigkeiten entgegensetzt, als den nordeutschen. Das Charakteristische seiner Erscheinung liegt zwischen Banquier und Lotteriecollecteur. Hieraus entspringt eine gewisse Zweitheiligkeit des Bewußtseins, die jedoch der Einheit seines geschäftlichen Strebens keinen Abbruch thut. In beiden Eigenschaften verwendet er ängstliche Sorge auf seinen Anzug und besitzt eine comfortable Vorliebe für dicke Uhrketten und Siegelringe, selbst wenn dieselben auch nur aus sorglich gebürstetem Messing bestehen sollten. Je nachdem das Lotteriecollectoren- oder Banquierbewußtsein bei ihm vorwaltet, ist er zuvorkommend höflich oder würdevoll herablassend, aber er ist nie zurringlich oder anmaßend, gleichviel, ob er von Dir einen Schilling zu verdienen beabsichtigt, oder ob er Dir eine Prise aus seiner mehr in den Händen als in der Tasche getragenen silbernen Tabaksdose offerirt. Er spricht immer von Geschäften, aber er berechnet nie. Am Gefühle seiner Lotteriecollecteurenatur lebt er von „seines Nichts durchbohrendem Gefühle" und erklärt sich mit bescheidener Resignation zu jedem Geschäfte bereit, das nur die entfernteste Beziehung mit Courstabellen, Preiscourranten und dem Umsatzstyle hat. Wenn dagegen das Bewußtsein seines Banquierberufs in ihm vorwaltet, so pflegt er seine Unterhaltung mit hoher Politik zu würzen und die Chancen der verschiedenen großen und kleinen Mächte auf $\frac{1}{4}$ Procent zu berechnen; aber auch in dieser Rolle treibt er das Gefühl seiner Bedeutung nie bis zur Anmaßung, sondern begnügt sich damit, vor seinen Namen ein „von" zu setzen und das etwas indiscrete „er" am Schlusse verschwinden zu lassen, sonst aber „Northeiner" ein Herr von Northeim, aus „Erlanger" ein Herr von Erlangen, aus „Bubbeiner" ein Herr von Bubbeim wird.

Wenn der „Frankfurter Jude" aus Wien oder Pressburg gebürtig ist, so wird diese Namensverjüngung auch schon im Lotteriecollectorenstatium vorgenommen. Seine Laufbahn in London beginnt er regelmäßig mit der Gründung eines Commissions- und Spesitionsgeschäfts. Der verhängnißvolle Wendepunkt für ihn ist der Augenblick, wo der erste Brief ohne Lotteriestempel und Ziehungstabellen in seinem verwaisten und unbezahlten „Office" ankommt. Wenn sich derselbe auf irgend eine seiner vielseitigen Annoncen in der deutschen Presse bezieht und eine emsterne Hinweisung auf Spesition und Commission verräth, so wird Zzig u. Comp. eine großbritannische Wirklichkeit, rafft sich den bisher noch rund getragenen Bart in der Mitte durch, stützt sich die Vatermörder steif in die Luft und behauptet, kein Deutsch zu verstehen, wenn er auf der Straße von einem unbekannten Landsmann um den Weg gefragt wird. Läßt er sich in diesem entscheidenden Momente nicht vom Banquierbewußtsein übermannen und nicht verleiten, mit auf das Schicksal ausgestellten Wechseln das Reichwerden foreiren zu wollen, als Smith u. Comp. ein zweites Bureau zu belegen und für die Solidität und Zahlungsfähigkeit dieses neuen Importgeschäftes die Reference des achtbaren und geachteten Hauses Zzig u. Comp. anzugeben, oder sich gar als Actiengesellschaft „zum Schutze continentaler Geschäftsleute" zur Empfangnahme aller Art von Waaren, zu Vorschüssen auf selbige und zur Verabfolgung derselben an die Besteller, im Falle diese sich nach den schriftlichen Erkundigungen als solide erweisen sollten, bereit zu erklären, — läßt er sich noch einige Zeit mit dem Lotteriecollectorenbewußtsein genügen, so braucht uns für ihn nicht bange zu sein. Er geht mit langsamen, aber sicheren Schritten dem Ziel seiner Wünsche entgegen, und wenn er auf seiner Reise auch gelegentlich im Schuldgefängniß von White Crop einsprechen sollte, den Criminalgerichtshof hält er sich jetzt Schritt vom Leibe und beziehl schließlich einen Landsitz in Camberwell oder Brixton als Baron Rosenbein, Chef der Firma Rosenbein u. Sohn, Bankcomie in der Bank of England, Chcques zahlbar bei Lloyd.

Wenn man jedoch den jüdischen Charakter von seiner besten Seite kennen lernen will, so muß man den „eigentlichen Juden" in London beobachten. Er heißt der „eigentliche", weil er nichts Anderes ist und sein will als Jude, und aus keinem andern Grunde nach England kommt, als um Geld zu verdienen. Dieser Entschluß steht bei ihm fest. Der einzige Plan, den er verfolgt, um zu diesem Zwecke zu gelangen, besteht in dem festen Willen, jede Gelegenheit und jeden Vortheil zu benutzen, der sich ihm darbietet. Die Vielseitigkeit und Energie des jüdischen Charakters, die raffinirte Thätigkeit, Genügsamkeit, Ausdauer und Berechnung, die sich in jahrhundertelangen Verfolgungen bewährt und gestählt hat, sind das einzige Capital, mit dem er sich aus seiner polnischen, schlesischen oder mitteldeutschen Heimath entfernt, um sein Glück im reichen London zu versuchen. Er weiß sehr wohl, daß hier die Gelegenheit nicht auf der Straße herumliegen, daß er als „eigentlicher Jude" hier noch größere Vorurtheile zu überwinden hat, als daheim, daß es ihm viel Arbeit, Hunger und Elend, viel Demüthigung und Unterwerfung kosten wird, ehe er sich allmählich aus seinem Kaftan oder abgetragenen Familienrock zu wohlgekleideter Respectabilität und geschäftlicher Würde entwickelt. Aber eben weil er dieses weiß, ist er zu Allem entschlossen. Er unternimmt Alles, was er kann, und kann Alles, was er unternimmt. Er verliert oft die Früchte seiner jahrelangen Thätigkeit, aber nie seinen Muth. Gelingt es ihm, den Verlockungen der jüdischen Bedrechereolonie, die sich in den düsteren Höfen von Whitechapel angesiedelt hat und ihre Bose in Petticoat Lane besitzt, zu widerstehen, so macht er seinen Weg, und es ist ein Vergnügen, ihm auf diesem Wege mit all seinen Krümmungen und Quälpunkten zu folgen.

Wir betrachten ein beschedenes Haus in einer stillen Vorstadtstraße weit weg von dem Lärme des nordstädtischen Verkehrs. Die Straße ist eben der Natur abgenommen worden. Auf beiden Seiten uniforme, en gros gebaute Häuserreihen, neu, reinlich, hell und offen. Jedes der Häuschen hat sechs blank geschwenzte Sissen vor der Thür und einen kleinen, mit Immergrünsträuchen und Rosen besetzten Garten als coketes Schürzchen vorgebunden. Nur an einem Punkte ist die Monotonie dieser zusammenhängenden langen Häuserreihe durch einen offenen Garten mit einer hinter Bäumen versteckten Villa unterbrochen. Diese Villa war lange unbewohnt und bot mit ihren verstaubten und zerschlagenen Fenstern und zerfallenden Dachziegeln einen traurigen Anblick dar. Plötzlich waren es in den nie gerade gegenüber liegenden Hause lebendig. Arbeitsleute waren Tag und Nacht beschäftigt, um der rothen Villa wohnliches Leben und dem mit Gras überwucherten Garten zierliche Ordnung zu geben. Die Vorbereitungen wurden in solcher Ausdehnung und Schnelligkeit getroffen, daß sie das Tagesgespräch der Nachbarschaft bildeten. Dann kamen die Möbelwagen, einer nach dem andern, und entluden ihre Schätze. In den umliegenden Häusern drängte sich die weibliche Neugier an den Fenstern. Meist eignes Weid konnte ihre Augen von den kostbaren Möbeln nicht abwenden und brach unwillkürlich in die Worte aus: „Wie glücklich müssen diese Leute sein!" Dabei warf sie einen melancholischen Blick auf unser eigenes Mobiliement und seufzte so recht aus tiefstem Herzen. Bleiber sind nun einmal so. Die unsignirten einem Nachbar seinen festbaren Spiegel und geben ihr letztes Geschmeide hin, um einem anderen Nachbarn aus der Noth zu helfen. Wer der Erösus eigentlich sei, der die Villa so reizend hergerichtet und so glänzend ausgestattet hatte, wußte Niemand zu sagen.

Endlich kam der geheimnißvolle Eigenthümer selbst in einem eleganten Brougham angefahren, — ein junger Mann mit verführerisch schwarzem Barte, sehr sorglich gekleidet, voll Bonhomie und vornehmer Gewandtheit. Während er so aus dem Wagen sprang, den Zügel einem kleinen Jockey zuwarf und seiner etwas zu auffallend gekleideten, aber reizenden Gattin anstelzen half, konnte Jeder auf den ersten Blick sehen, daß er zum vornehmen Leben geboren war, „ein Gentleman von Geburt und Erziehung", wie die Phrase in England lautet. Uns selbst jedoch war die Erscheinung des jungen Mannes noch viel interessanter, als der befriedigten Nachbarschaft, denn er war ein alter Bekannter, ein gelungenes Specimen des „eigentlichen Juden". Vor nun etwa 12 Jahren sprach uns ein zerlumpter, vor Kälte zitternder Judenknabe auf der Straße an und bat uns, einige Bücher, die wir unter dem Arm hatten, von ihm tragen zu lassen, da er sehr hungrig sei und noch nicht wisse, wie er einen Pfennig verdienen solle. Er war vor einigen Wochen mit seinem Vater aus Posen hier angekommen, dieser jedoch im Laufe dieser Zeit an den Pocken gestorben. Wir gaben ihm einige Kupferpence. Später verkaufte uns derselbe Knabe Seife

und Cau de Cologne auf der Straße. Einige Jahre später traf'n wir ihn zufällig als Professer der deutschen und französischen Sprache und aller möglichen Wissenschaften in einem Pensionat, noch ein paar Jahre später als Schiffsagenten in den London-Docks — noch ein paar Jahre später als Dandy in der italienischen Oper, wo er uns erzählte, daß er Unglück mit seiner Schiffsagentur gehabt und einige Monate im Schuldgefängniß gesessen habe, jetzt jedoch Cassirer in einem großen Handelshause und wohlauf sei.

Der zerlumpte Knabe, Straßenverkäufer, Professer, Agent, Cassirer und beneidete Besitzer der reizenden Villa uns gegenüber sind ein und dieselbe Person. Vom Cassirer wurde er Schwiegersohn nur Associé des hebräischen Handelsherrn und ist jetzt ein reicher und glücklicher Mann. Trotzdem versäumt er nie, die Synagoge zu besuchen und in seinem würdigen und bescheidenen Auftreten zu bekunden, daß er sich noch immer im Zusammenhange fühlt mit dem „demüthen Juden in London".

Friedrich Rückert zum 16. Mai.

Mich zieht ein Blick, ein tranter,
Den ich im Geiste schau',
Zum Garten an der Lauter
Im meiner Heimathau.
Da ward zu allen Stunden
Mir Geist und Herz beglückt:
Da sei ein Kranz gewunden,
Da sei ein Haupt geschmückt!

Nur nieder will ich legen
Den Kranz am Blumenrain,
Auf den verschlung'nen Wegen
Mich um im Garten schau'n,
Zum Fenster will ich schleichen,
Nur einen Blick hinein,
Das soll mein einzig Eigen
Vom Dichterfeste sein.

Doch zu der stillen Feier
Drängt sich ein Jubelchang
Für Deiner ehrnen Leier
Gdarmischen Gelang:
Die Zeiten kommen wieder,
We einst auf weiter Spur
Das klirren Deiner Leder
In alle Herzen fuhr.

So sei es Dir zum Lohne
Verliehn für jene Zeit,
Der Du die Blüthenkrone
Der Jugendkraft gweiht,
Daß es Dein letztes Dichten,
Dein letztes Singen sei:
„Es kam der Herr, zu richten,
Und siehe, wir sind frei!"

Friedrich Hofmann.

Süddeutsche Ausflüge.

Nr. 1. Am Königsee.

In Duft verklärt die em'gen Berge stehen,
Im gott'nen Sonnenschein,
Und ihre ernsten Rielenhäupter sehen
Tief in den See hinein.

O wär' mein Herz, von manchem Sturm ermüret,
Der Woge Bild!
So unerschöpflich, doch so still umfeidet,
So ruhig, klar und mild!

M. Quednow.

Im südöstlichen Winkel der Provinz Oberbaiern streckt sich eine Gruppe gewaltiger Bergriesen weit in's Salzburgische hinein. Sie überragen stolz die umliegenden Höhen um schauen trotzig in's Nachbarland hinüber; es sind gar wetterfeste und hinderwindbare Necken, die dort die Grenze bewachen. An jenes Hochgebirg schmiegt sich ein reizendes, in seiner Art wohl einziges Ländchen, die ehemals geführtete Propstei Berchtesgaden mit der Ramsau, welches Gebiet auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume die großartigsten Partien deutscher Alpen in sich schließt. Himmelhohe Berge mit bewaldeten Häuptern, wildzerrissene Klüfte und schauerliche Felsöden, saftiggrüne Auen und dunkle Nadelwälder, smaragdene Seen und donnernde Wasserfälle, liebliche Thäler und freundliche Gehöfte sind hier in theils imposanter, theils anmuthiger Abwechselung vereinigt. Den Glanzpunkt dieser romantischen Gegend bildet unstreitig der Königsee, dessen tiefklares, grünes Wasserbecken, von 8000 bis 9000 Fuß hohen Felswänden eingeengt, sich über zwei Stunden weit in das mächtige Gebirge hineinzieht.

Es war ein prächtiger Herbstmorgen, als ich eines Tages von Berchtesgaden nach dem Königsee aufbrach. Die säuselnden Lüfte und rauschenden Wasser, die thauigen Wiesen und sonnigen Höhen, das melodische Geläute weidender Heerden und die fröhlichen Jauchzer ihrer Hirten — kurz, Alles was ich sah und höre, erregte in mir ein selten empfundenes Gefühl von Lebenslust und Wanderdurst. Der tosenden Ache entlang führte mich der Pfad bald im Schatten hoher Ahornbäume, bald durch finstern Tannenforst, dann wieder durch freies Feld; zuweilen begegneten mir geschäftige Landleute, die freundlich „Grüß Gott!" boten; bald war's ein rothwangiges Maidl, das schüchtern grüßend an mir vorüber eilte, bald ein flämmiger Bursche, der mit der Holzart oder mit Büchse und Eisstock nach der Höhe schritt.

Allmählich öffnete sich das Thal, und durch's lichte Gehölz schimmerte schon von ferne der Spiegel des Sees. Eine Viertelstunde später war ich mit einem Sprunge in's Boot und mit einem kräftigen Ruderschlage mitten auf den tiefen See hinausgekommen; ein alter Schiffer und sein schmuckes Töchterlein begleiteten mich als Ruderer. Noch einen scheidenden Blick werfen wir auf das traute Fischerdörfchen, das wir eben verlassen, dann umfahren wir rasch den aus dem See steigenden Falkenstein, und jetzt erst zeigt sich uns der Königsee in seiner ganzen Ausdehnung. Rechts erheben sich aus der dunklen Fluth die Vorläufer des Watzmann, dessen Gipfel hier nicht sichtbar sind, links treten die steilen Wände der Gotzenalp an's Wasser, während im Hintergrunde das schneebedeckte Stuhlgebirg mit der 8400 Fuß hohen Schönfeldspitze thront. Am östlichen Ufer springt muthwillig der Königsbach in weitem Sahe über den rothen Felsen herab; daneben gähnt uns ein Felsrachen entgegen, genannt das Kuchler-Loch, durch welches ein Theil des Sees abfließen und jenseits der Berge den Gollinger Wasserfall bilden soll.

Etwas südlicher, ebenfalls am östlichen Gestade, lockt ein kleines grünes Verland, gleich einer Oase in der Felsenwüste, an's Ufer; das ist die Wallner-Insel. Dort ließ ich mich an's Land setzen, um den ans enger Schlucht hervorbrechenden Kesselbachfall zu betrachten und alsdann das Gebirg zu erklimmen. Auf diesseitiger Felswand der Klust ist eine merkwürdige Inschrift in den Stein gegraben. „Ewiger, duch sprichts das Gestein, dich das Brausen der Gewässer, wann wird meine Seele dich schauen?" Der Urheber dieser schönen Worte dürfte aber weder die Krinkerhälle im Pinzgau, noch den Gießbachfall im Berner Oberlande gesehen haben, sonst wäre er schwerlich durch den Anblick des zwar hübschen, doch an und für sich unbedeutenden Falles des Kesselbachs zu solch poetischer Begeisterung hingerissen worden.

Ohne Zweifel wird mir der freundliche Leser auf meiner Wanderung nach der Gotzenalp gern Gesellschaft leisten, und so wollen wir denn rüstig die Bergtour beginnen. Vom Kesselbachfall führt, an einer verfallenen Klause vorüber, ein ziemlich guter Reitweg in vielfachen Krümmungen zur Alp hinauf; König Max II. von Baiern hat diesen Weg erst vor wenigen Jahren wegen seiner Gemsjagden auf der Regenalm anlegen lassen. Beim Aufwärtssteigen fesselt uns öfters an den offenen Wandstellen ein entzückender Blick auf den unten glitzernden See und auf die drüben schroff

abfallenden Berge. Je höher wir kommen, deste prächtiger wird die Aussicht, doch unbeschreiblich großartig ist das Panorama, das sich vor unsern Augen entrollt, sobald wir die Gotzenalp und zumal den noch ein wenig höher gelegenen Feuerpalfen (4600 Fuß ü. M.) nach dreistündigem Steigen glücklich erreicht haben. Von allen Seiten umstarren uns da die eisgepanzerten und wilderklüfteten Bergkolosse von acht- bis neuntausend Fuß Höhe. Den Süden beherrscht die Gletscherwelt des steinernen Meeres, aus welchem die übergroße Alm, das Teufelshorn, die Schönfeldspitze und mehr nach vornan die Simetspitze in die Lüfte emporragen; an diese reiht sich im Westen, uns gerade gegenüber, der Watzmann mit seinen ausgezackten Hörnern. In nördlicher Richtung erblicken wir links den Dreisesselkopf und das Thal von Reichenhall, rechts den sagenreichen Untersberg und davor die malerischen Häusergruppen

sich meiner und trieb mich wider Willen fort von jener Stelle, fort nach den Sennhütten der Gotzenalp zurück, die mich jetzt ganz anheimelten.

In dem Wasserkaser, einer der größeren Hütten, hieß mich eine freundliche Sennerin willkommen und bewirthete mich reichlich mit dem Wenigen, was sie hatte, mit Roggenbrod, Butter und Käse. Das Maidl war zudem von recht sauberem Aussehen, und sein Feiertagsgewand — rothes Mieder mit weißem Vorhemd, kurzer, schwarzwollener Rock und grüngestickte Strümpfe — stand ihm ausnehmend gut. Sie hatte sich aber, wie es schien, nur ihrem „Bua" zulieb so festlich aufgeputzt. Dieser, ein flotter Bursche, war heute zum Besuche aus dem Thale heraufgestiegen, um sich nach seinem „Deandl"* umzuschauen und ihm etwas von daheim zu erzählen. Resei** klagte dann über das einsame und lang-

Der Königssee.

von Berchtesgaden; östlich zwischen dem Untersberg und dem hohen Göll taucht über Hallein hinweg die Gegend von Salzburg mit dem Gaisberg auf. Am Dachstein vorbei zeigen sich weiter im Osten die dunklen Höhen des Hagengebirges, und dahinter, am äußersten Horizonte, verdämmern die Bergkuppen des Tännengebirges. Tief unten am Fuße der jähen Felswand, auf der wir stehen, schimmert der ruhige, spiegelglatte See, und drüben auf der lieblichen Au prangt das einsame Forsthaus mit dem Wallfahrtskirchlein zu St. Bartholmä.

Welch mächtigen Eindruck übt so eine Bergwelt auf unser Gemüth! Sobald sich das Auge an dem unvergleichlichen Bilde gesättigt hat, überwältigt uns eine ernste, feierliche Stimmung. Wir glauben uns in solch großer, erhabener Natur dem Allmächtigen viel näher gerückt und bewundern mit Ehrfurcht diese frühen Werke der Schöpfung, die Zeugen der Macht und Herrlichkeit Gottes. Doch fühlen wir uns bald verlassen in dieser schauerlich wilden Umgebung und scheuen uns zurück unter die Menschen und auf die Scholle Erde, an die wir so fest gekettet sind. Und so ging es auch mir, nachdem ich mich da oben eine Weile in stille Betrachtung vertieft hatte; eine unerklärliche Sehnsucht bemächtigte

weiliges Leben, das sie hier oben auf der Alm führe, worauf sie der Toni*** mit der baldigen Heimkehr tröstete und wieder aufzuheitern versuchte, was ihm auch bald gelang. Mittlerweile ließ ich mir mein frugales Mahl wacker schmecken — denn die Bergluft würzt ungemein den Appetit — und betrachtete mit wahrem Vergnügen die beiden schlichten Naturkinder, welche sich im Uebermuthe der Jugend und der Liebe bald singend, bald scherzend neckten und kosten, und dabei in der armseligen Hütte glücklicher schienen, als manches Fürstenpaar im stolzen Palaste. Schade, daß ich kein Zeichner bin; das hätte eine prächtige Skizze für mein Reisetagebuch gegeben!

Nach einem freundlichen Abschiede von den untern Leuchen machte ich mich wieder auf den Rückweg und fand, unten am See angelangt, gleich ein Boot, dessen Fährmann mich nach St. Bartholmä hinüber bringen mußte. St. Bartholmä wird das alte, 1732 erbaute Jagdschloß mit der dabei stehenden Wallfahrtskapelle genannt, die sich auf grüner Matte fast an das Gebirge lehnen.

* Deandl, baierisch statt Mädchen.
** Resei s. v. a. Therese.
*** Toni s. v. a. Anton.

Zum Feste des Sanct Bartholomäus (24. August) strömen hier Tausende von Wallfahrern aus den nachbarlichen Bergen herbei, und in der darauffolgenden Nacht leuchten auf allen Höhen jener Gegend lodernde Festfeuer. Der Sage nach stand schon 1134 auf dieser von aller Welt abgeschiedenen Halbinsel eine Kirche, wo manches Wunder vollbracht wurde.

Im Jagdschlösschen wohnt ein alter Förster, bei dem man gutes Bier und die berühmten Saiblinge, eine Art von Lachsforellen, findet. Ein paar hübsche, herzige Mädchen, vermuthlich seine Töchter, besorgen das Hauswesen und bedienen die Gäste, die von solch ungewohnten ländlichen Schönheiten auf's Angenehmste überrascht werden. Leider konnte ich nur kurze Zeit im behaglichen Försterstübchen weilen, da die anrückende Nacht an baldigen Aufbruch mahnte. Zwei thüringische Maler, die mich als deutschen Landsmann beim schäumenden Glase begrüßt hatten, forderten mich auf, die Rückfahrt nach dem Dörfchen Königsee in ihrer Gesellschaft anzutreten, wozu ich mit Freuden einwilligte. — Der Abend war entzückend schön, als unser Boot vom Lande abstieß und fast lautlos über die ruhige Fluth dahinglitt. Vom glühenden Roth der scheidenden Sonne übergossen, spiegelten sich prachtvoll noch einige der höchsten Bergspitzen in dem dunklen See ab, über den sich schon die Dämmerung zu lagern begann. Die beiden Maler schienen jedoch weniger von der magischen Beleuchtung der Landschaft gefesselt zu sein, als vielmehr von unserer Schifferin, einer schmucken Blondine, die mit ihrem Bruder gemeinsam und schweigend das Ruder führte. An der sogenannten „Schalltwand" feuerte der Bursche eine Pistole ab, da rollt ein langhallendes Echo in starken Schlägen gleich Donner durch das ganze Gebirg, und nach einer Weile, als bereits Alles stille geworden, vernehmen wir aus der hintersten Ecke des Bergkessels noch einmal den Wiederhall des Schusses. Ein zweiter Schuß wird losgebrannt, wieder kracht und dröhnt es dumpf und hohl durch die Berge; ein dritter und letzter Schuß folgt, diesmal von einem freudigen Hurrah unsererseits erwidert. Nun erreichten wir in Kürzem das Ziel unserer Fahrt, den Ort Königsee. Im derrigen Wirthshause trafen wir eine lustige Gesellschaft von Malern aus den fernsten Gauen des weitland deutschen Reichs beisammen, die alle hierher gekommen waren, um die großartigen und imposanten Staffagen der Umgegend zu studiren und sie mit werthvollen Skizzen auszubeuten.

Als ich später dem lärmenden Kreise entschlüpfte, um nochmals an den See hinauszugehen, stand der Vollmond hell und glänzend über den schwarzen, geisterhaften Bergen. Wie ganz anders war jetzt die Physiognomie der Landschaft! Welche Unterschiede zwischen den Eindrücken des heutigen Morgens, wo ich den Königsee zum ersten Male erblickte, und jenen der Abendfahrt, wo ich von ihm Abschied nahm! Und nun die warme, herrliche Nacht, und diese zaubervolle, fast märchenhafte Umgebung!

Von etwas träumerischen Gefühlen beschäftigt, hatte ich eine Zeitlang am Strande geruht, als ich plötzlich ein sonderbares Geräusch über den See zu vernehmen glaubte. Ich lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, das Geräusch wird als ferne Ruderschläge hörbar, und es ertönt dazu ein sanfter, schöner Gesang. Immer lauter schallen die Lieder, immer näher plätschern die Ruder, und immer reger wird der Wasserspiegel. Ein Kahn nähert sich allmählich dem Ufer, und darin sitzen einige Mädchen vom Dorfe, welche die schöne Nacht noch zu spät auf den See gelockt hatte. Jetzt hatten sie unweit vom Gestade an und singen ein Alpenlied, das eine tiefergreifende, sehnsuchtsvolle Melodie hat. Sobald der Gesang beendigt war, landete das Boot; schäkernd und jodelnd hüpften die munteren Dirnen an's Ufer, wo sie von den Dorfburschen jauchzend empfangen wurden.

Glücklich und beneidenswerth möchten uns diese schlichten Menschen in den Bergen dünken, wenn wir nicht wüßten, daß auch sie Leid mit Freud tragen müssen, wie ja Alle, die auf Erden wallen. Einen für das Leben kostbaren Schatz bewahren sie aber: es ist das ihre allgemeine Genügsamkeit und die daraus hervorgehende Zufriedenheit mit ihrem oft harten und entbehrungsvollen Dasein!

Die deutsche Strafrechtspflege sonst und jetzt.

Der Staat ohne Strafgewalt — Auflage vor dem Volksgericht — Bußsystem — Zweikampf und Gottesurtheil — Proceßverfahren im zehnten Jahrhundert.

Eine gute Gesetzgebung schützt heutzutage unser Leben, Gesundheit, Eigenthum und Ehre. Nicht leicht entrinnt ein Verbrecher seiner Strafe und verfällt ein Unschuldiger in solche. Die Leiden, die dem Missethäter zugefügt werden, sind seiner Schuld angemessen und arten namentlich nicht in Unmenschlichkeit aus. Aber wie Viele fragen darnach, ob es zu allen Zeiten so gewesen? Die Meisten begnügen sich mit dem Bewußtsein, daß unsere heutige Strafrechtspflege auf einer hohen Stufe ihrer Vervollkommnung steht, unbekümmert darum, daß es zweier Jahrtausende bedurft, ehe sie diese Höhe erreicht hat. Doch nur der kann den Segen der Gegenwart wahrhaft begreifen, der die Vergangenheit mit ihren oft traurigen Verirrungen kennt. Versuchen wir daher in großen Zügen ein Bild von dem Entwicklungsgang des deutschen Straf- und Strafproceß-Rechtes zu entwerfen.

In den ältesten Zeiten hatte die Volksgemeinde, der Staat an und für sich keine Strafgewalt. Der Staat war weder verpflichtet noch berechtigt, aus eigener Veranlassung, im öffentlichen Interesse ein Verbrechen zu bestrafen, weil, wie bei allen Völkern in ihrem Kindesalter, auch bei den Deutschen die staatliche Verbindung eine sehr lockere war. Die alten Deutschen faßten ihr gesammtes Rechtsverhältniß als ein Friedensverhältniß auf. Sache des Einzelnen war es, den durch ein Verbrechen gestörten Frieden eigenmächtig zu rächen, und die Gemeinde, wenn sie nicht besonders dazu aufgefordert wurde, mischte sich darein nicht. Es galt das Princip der Privatrache. Der Friedensbrecher wurde ein Feind, ein Blutsfeind des Verletzten. Dieser kündigte dem Verbrecher Privatkrieg, Fehde an und brauchte nicht eher zu ruhen, als bis er durch das Blut seines Feindes sich Genugthuung verschafft hatte. Doch waren deshalb unsere Vorfahren keineswegs solche Barbaren, als die wilden Indianer mit ihrer Blutrache noch heute sind. Der Indianer scheut sich nicht, aus einem Versteck heraus seinem Feind den vergifteten Pfeil durch die Brust zu jagen, ihm meuchlings den tödtlichen Streich zu versetzen; die Deutschen aber suchten im offenen Kampf, Mann gegen Mann den Friedensbrecher zu besiegen, und als feig und eines freien Mannes unwürdig galt es ihnen, einen wehrlosen Feind zu überfallen.

Ueberdies war es nicht immer auf das Blut des Uebelthäters abgesehen. In vielen Fällen konnte es die Fehde absaufen, d. h. ein Sühnegeld, eine Buße zahlen, deren Höhe der Verletzte zu bestimmen hatte. Durch Erlegung der Buße war das Verbrechen gesühnt. Die Parteien gelobten sich von Neuem Frieden und bekräftigten diesen durch einen feierlichen Eid.

War der Verletzte ein Fehdeunfähiger oder gar gestorben, so trat seine Familie, d. h. die waffenfähige oder sehr schwägerigen Verwandten vom Mannesstamme, für ihn ein. Durch ein Verbrechen war nicht nur der Friede des Einzelnen, sondern der Familienfriede gestört. Deshalb war es Pflicht der ganzen Familie, die den Deutschen als eine Schutz- und Trutzgenossenschaft galt, an dem Friedensbrecher Rache zu nehmen. Es entspann sich in solchen Fällen ein Familienracheкrieg, denn auch dem Beschädigten war dessen Familie zum Beistand verpflichtet, wenn sie ihn nicht als einen ihrer Unwürdigen aus der Genossenschaft ausstieß.

Die Fehde war indeß nicht das einzige Mittel zur Wiederherstellung des gestörten Friedens. Sonst hätte ja auch der Starke und der durch eine mächtige Familie Geschützte jedes Verbrechen begehen können, ohne die Rache des Verletzten fürchten zu müssen. Es gab einen zweiten Weg: die Anklage vor dem Volksgericht. Dasselbe wurde in den frühesten Zeiten in der Volksversammlung abgehalten, welche aus den waffenfähigen, freien Männern der einzelnen Familien eines Volksstammes bestand. Jeder Friedensbrecher konnte vor das Volksgericht geladen werden. Hielt dieses den Angeklagten für schuldig, so verurtheilte es ihn zur Erlegung einer Sühne. Verstand sich aber der Angeklagte und seine Familie nicht dazu, auf diese Weise das Verbrechen zu sühnen,

so wurde er für friedlos erklärt, dies in der öffentlichen Versammlung laut verkündet, und Jeder konnte ihn ohne Weiteres tödten.

Diese Friedlosigkeit wurde aber nur bei schwereren Verbrechen verhängt, bei geringeren trat, wenn der Verurtheilte die Buße nicht bezahlen konnte, an deren Stelle körperliche Züchtigung.

Ein eigentliches Bußsystem gab es ursprünglich nicht. Das Volksgericht ordnete die Sühnen nach freiem Ermessen an, und nur allmählich bildete sich bei den einzelnen Völkerstämmen durch Gewohnheitsrecht, Volksrecht ein geregeltes Bußsystem aus. Im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert ließen die Könige der einzelnen Völkerschaften diese Gewohnheitsrechte nebst den von ihnen erlassenen Gesetzen aufzeichnen, und so entstanden die lex Salica, lex Saxonum, Thuringorum ꝛc. Alle diese Sammlungen enthielten fast nur Bestimmungen über die Sühnen. Nach dem salischen Volksgesetz mußte z. B. derjenige, der einer ehrbaren Frau wider Willen die Hand drückte, 15 Schillinge Buße zahlen; auf Entführung eines Mädchens standen 60, auf Verführung 120 Schillinge. Brandstiftung wurde mit 62, Raub an begrabenen Todten mit 200 Schillingen bestraft. Diese Bußen konnten aber leicht den Wohlstand, ja die ganze Existenz des Verurtheilten zu Grunde richten, denn in jenen Zeiten galt in der Regel ein Schilling so viel wie eine Kuh.

Die Wahl, ob Fehde erhoben oder die Sache vor das Volksgericht gebracht werden sollte, stand dem Verletzten zu. Der Friedensbrecher konnte nicht durch sofortige Erlegung der Sühne ohne Weiteres die Fehde verbindern.

Die Privatrache durfte übrigens nur bei vorsätzlichen, nicht auch bei fahrlässigen Verbrechen erhoben werden, und nie war sie gestattet im Haus und Hof des Germanen, auf seinem Felde zur Zeit der Bestellung und Ernte, in der Volksversammlung. Auch der schwerste Verbrecher sollte an diesen Orten, die den Deutschen als besonders heilige unter „befriedete“ galten, vor der Rache seiner Feinde geschützt sein. In einem nordischen Volksgesetz heißt es z. B.: „Wo ein Mann Haus und Heimath (Wohnung) hat, da hat er Frieden sechzig Faden von seinem Hause.“

Allmählich erwachte in den Deutschen der Gedanke, daß durch ein Verbrechen nicht allein der Friede des Einzelnen und seiner Familie, sondern auch der Friede des gesammten Volks, die gesammte Rechtsordnung verletzt werde. Darin lag der erste Fortschritt in der Strafrechtsphilosophie. Nach und nach kam nämlich die Gewohnheit auf, daß, wenn der Verletzte vor dem Volksgericht Anklage erhob, der Verbrecher auch an das Gericht oder den König eine Sühne erlegen mußte. Sie hieß Friedensgeld und, wenn sie an den König bezahlt wurde, Bann.

Ein eigentliches Proceßverfahren konnte natürlich nur stattfinden, wenn von der Fehde abgesehen und vor dem Volksgericht Anklage erhoben worden war, und da das Gericht nur auf Anrufen des Verletzten einschritt, mußte die Form des Strafverfahrens die des Anklageprocesses sein, d. h. wo kein Kläger, da kein Richter. Den Schwerpunkt jeden Criminalprocesses bildet die Frage, wer den Beweis der Schuld oder Nichtschuld zu führen hat, ob das Gericht, der Ankläger oder der Beschuldigte. In dieser Beziehung befolgen nun unsere Vorfahren einen Grundsatz, der mit den obersten Prinzipien unseres heutigen Strafproceßrechts im schroffsten Gegensatz steht. Was würde man heutzutage dazu sagen, wenn ein Strafgericht dem Angeschuldigten auferlegen wollte, seine Unschuld zu beweisen mit, wenn er dies nicht vermöchte, ihn ohne seine Ueberführung verurtheilen würde? Dies war aber der Grundsatz des Strafverfahrens aller deutschen Völkerstämme. Gestand der Angeklagte sein Verbrechen, so war der Proceß aus. Er hatte „sich selbst gerichtet“ und wurde verurtheilt. Leugnete er aber die That, so war nicht der Ankläger verpflichtet, das Volksgericht von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen, sondern dem Letzteren lag es ob, den Beweis seiner Unschuld zu führen.

Dieser Beweis konnte auf dreifache Weise geführt werden. Der Angeklagte konnte nämlich den Ankläger zum Zweikampf herausfordern. Trug er in diesem Streit, der sofort im Volksgericht ausgefochten wurde, den Sieg davon, so wurde er freigesprochen. Durch den Sieg hatte er sich von der Beschuldigung gereinigt, denn die Gottheit würde ihm, so dachten unsere Altvordern, nicht zum Siege verholfen haben, wenn er ein Friedensbrecher gewesen wäre.

Wagte der Angeschuldigte seinen Gegner zum Zweikampf nicht herauszufordern, kann konnte er seine Zuflucht zu dem Eid nehmen. Unter Anrufung der Gottheit mußte er seine Unschuld betheuern, und unerschütterlich dann seinen Eid noch eine Anzahl „Eideshelfer“, Mitschwörer, sie sprach ihn das Gericht ebenfalls frei. Unumstößliche Gewißheit von der Unschuld des Angeklagten brauchten die Mitschwörenden nicht zu haben, es genügte, wenn sie an seine Unschuld glaubten. Sie betheuerten nur, daß nach ihrer Ueberzeugung der Eid des Angeklagten ein reiner und kein Meineid sei. Die Zahl der Eideshelfer richtete sich nach der Schwere des Verbrechens und war bei den verschiedenen Volksstämmen verschieden. So mußten z. B. nach dem salischen Gesetz bei leichteren Vergehen mit dem Angeklagten sechs Eideshelfer schwören, wogegen bei den schwersten deren Zahl bis auf zweiundsiebzig anstieg.

Die Eideshelfer waren aus der Familie des Angeklagten zu nehmen. Dieser unseren heutigen Anschauungen auffällig erscheinende Grundsatz beruhte auf der Idee der Fehde. Denn wie in dieser die Familie zum Beistand verpflichtet war, so auch wenn ein Angehöriger vor dem Volksgericht als Angeklagter stand. Man denke aber nicht, daß die Eideshülfe förmlicher Zwang gewesen wäre. Wer von der Schuld des Angeklagten überzeugt war, mußte seine Eideshülfe verweigern, und unsere Vorfahren fürchteten nicht, daß Jemand aus Liebe zu dem Verwandten einen Meineid schwören werde, weil sie streng auf die Ehre der Familie hielten und ehrlose Meineidige verachteten. Die Eideshülfe, das beschworene Vertrauen der Verwandten des Angeschuldigten galt als die sicherste Bürgschaft seiner Unschuld, und wer unter seinen Angehörigen diese Hülfe nicht fand, durfte sie bei Fremden in der Regel gar nicht suchen.

Die dritte Form endlich, in welcher der Angeklagte seine Unschuld beweisen konnte, bestand in den Gottesurtheilen, Ordalien. Die Germanen glaubten an eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf die menschlichen Angelegenheiten. Daher zweifelten sie auch nicht, daß dieselbe durch irgend ein Wunder die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten offenbaren werde. Wollte der Beschuldigte also zum Zweikampf nicht herausfordern, konnte oder die erforderliche Anzahl Eideshelfer nicht erlangen, so blieb ihm nur übrig, sich einem Gottesurtheil zu unterwerfen. Der Beklagte mußte z. B. mit bloßen Füßen über glühende Kohlen gehen, oder ein glühendes Stück Eisen mit den Händen einige Schritte weit tragen (die sogenannte Feuerprobe), oder aus einem Kessel siedenden Wassers einen Stein herausnehmen (der sogenannte Kesselfang u. dergl. m. Bestand er diese Proben ohne eine Verletzung, dann galt er für schuldlos. Mit der Zeit, namentlich seit Verbreitung des Christenthums, kamen übrigens auch mindergefährliche Ordalien auf, z. B. die Probe des „gereihten Bissens“. Man legte dem Angeklagten unter Flüchen und Verwünschungen eine Hostie in den Mund; verschluckte er dieselbe ohne Mühe, wurde auch dann nicht von einer schweren Krankheit heimgesucht, so hatte sich Gott für seine Unschuld ausgesprochen.

Von dem Grundsatz, daß der Angeklagte den Beweis seiner Unschuld zu führen habe, gab es in einzelnen Fällen eine Ausnahme. Beging nämlich Jemand vor versammeltem Volke ein Verbrechen und wurde bei oder unmittelbar nach der That, auf „handhafte That“ betroffen, so machte man ihm sofort den Proceß, und er wurde ohne Weiteres verurtheilt.

Ein wesentlicher Fortschritt geschah zur Zeit des fränkischen Reichs. Zwar wagten die Könige nicht, das Fehderecht gänzlich aufzuheben, da es zu sehr im Fleisch und Blut der Germanen wurzelte, allein sie suchten es möglichst zu beschränken. Zunächst unterfagten sie die Fehde für gewisse Zeiten, namentlich während religiöser Feste. Ferner gestatteten sie dieselbe nur bei den schweren Verbrechen und räumten sich das Befugniß ein, jeden Verbrecher durch Erhebung des sogenannten Königsfriedens gegen die ihm drohende Fehde zu schützen. Wen „der König in seinen Frieden genommen“, gegen den mußte alle eigenmächtige Gewalt ruhen, und er konnte nur vor Gericht zur Verantwortung gezogen werden.

Das Proceßverfahren blieb in den ersten Zeiten des fränkischen Reiches dasselbe, nur die Gerichtsverfassung wurde eine andere. Nicht mehr in dem Volksgericht wurde der Proceß geführt, sondern in den Gerichten der „Grafen“, d. h. derjenigen Beamten, welche an die Spitze eines größeren Länderbezirks, „Grafschaft“, gestellt wurden. Diese Gerichte bestanden aus einer Anzahl freier, angesehener Männer, die ursprünglich für jeden einzelnen Fall aus

der Volksversammlung gewählt, später aber ein für allemal als solche bestellt wurden und nunmehr den Namen „Schöffen" erhielten. Das Gericht wurde zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Gerichtsplätzen abgehalten. Es hieß das ungebotene Gericht, „ungebotene, echte Dinge", im Gegensatz der „gebotenen", die bei außerordentlichen Gelegenheiten abgehalten wurden.

Erst vom zehnten Jahrhundert an trat in dem Proceßverfahren insofern eine Aenderung ein, als der Begriff der handhaften That ein weiterer wurde. Ein Verbrecher, der jetzt auch nur von einem Einzelnen bei der That oder auf der Flucht oder überhaupt auf eine Weise betroffen wurde, die es zweifellos erscheinen ließ, daß er der Schuldige sei, konnte sofort auf handhafte That processirt werden, wenn nur für die Ergreifung desselben und die erforderlichen Zeugen gesorgt war. Letzteres war aber leicht zu bewirken. Wer den Verbrecher betraf und gegen ihn als Ankläger vor Gericht auftreten wollte, brauchte ihn nur zu verfolgen und dabei einen bestimmten Hülferuf auszustoßen, wie: Zetter, Jo dute, oder Mord jo dute, Zetter mordjo, Dieb jo dute! Wer diesen Hülferuf hörte, mußte bei schwerer Buße zu jeder Zeit, bei Tag und bei Nacht, der Nacheile sich anschließen. Wurde der so verfolgte Verbrecher ergriffen, noch an demselben Tag oder wenigstens dem folgenden, bis wohin ihn der Ankläger bei sich in Haft behalten konnte, vor Gericht gebracht, so wurde nun der Proceß auf handhafte That geführt. Der Kläger mußte die Schuld des Angeklagten beweisen, und zwar durch seinen und der „Schreileute" Eid, d. h. derjenigen, welche der Nacheile sich angeschlossen hatten. In der Regel waren sechs solcher Schreileute zur Verurtheilung des Angeklagten erforderlich.

Im Uebrigen, d. h. bei nicht handhafter, der „übernächtigen" That, blieb das alte Proceßverfahren. Nur hie und da traten einige Modificationen ein. So konnte z. B. im südlichen Deutschland der Angeklagte durch einen alleinigen Eid sich reinigen, nach anderen Rechten bedurfte er sechs Eideshelfer, mußte sich „selbstsiebent" losschwören.

Die Gestellung des Angeklagten vor Gericht hatte der Ankläger zu bewirken. Die von letzterem ausgegangene Vorladung hieß Mannitio, und leistete der Angeklagte dieser wiederholt keine Folge, so konnte er mit Gewalt vor Gericht geführt werden. Später sorgte der Richter selbst für die Vorladung. Sie hieß Bannitio, und erschien der Angeklagte auf diese nicht, so wurde auch in seiner Abwesenheit der Proceß geführt. Er wurde in die Acht, „Verfestung", erklärt. Der Verfestete durfte innerhalb des Gerichtsbezirks von Niemandem beherbergt werden, und der Ankläger oder dessen Angehörige konnten ihn im Betretungsfalle ergreifen und gewaltsam vor Gericht führen. Aus dieser Acht konnte er sich aber wieder „ausziehen", wenn er innerhalb eines Jahres freiwillig vor Gericht sich stellte. In diesem Fall trat das gewöhnliche Verfahren ein. Erschien er nicht, so verfiel er in die Reichsacht, die sich über das ganze Reich erstreckte. Zog sich der Verbrecher durch freiwilliges Erscheinen innerhalb eines Jahres auch aus dieser nicht, so wurde die „Oberacht" über ihn verhängt, d. h. er wurde friedlos (vogelfrei), und Jeder konnte ihn ungestraft tödten.

Mit dem Erlöschen der carolingischen Könige war endlich das altdeutsche Fehderecht, welches immer weiteren Beschränkungen unterworfen worden war, vollständig verdrängt, und der Grundsatz, daß durch ein Verbrechen die gesammte Rechtsordnung verletzt werde, zur vollen Geltung gekommen. Das alte Bußsystem kam allmählich außer Anwendung, und wenn auch einzelne Verbrechen, namentlich Tödtungen, noch geraume Zeit mit Geld gebüßt werden konnten, so geschah dies doch nur ausnahmsweise. In der Regel wurden öffentliche, und zwar meist Leibes- und Lebensstrafen verhängt. Wenn sich jetzt die Landesherren oder das Reich nur einigermaßen der Strafrechtspflege angenommen hätten, so würde diese nicht auf so traurige Abwege gerathen sein, auf die sie nunmehr gerieth, und vielleicht wüßten wir nichts von einem mittelalterlichen Fehderecht.

Die alten Gesetzbücher wurden von einem in den verschiedenen deutschen Landen sehr verschiedenen und schwankenden Gewohnheitsrecht verdrängt, und kaum ein Jahrhundert nach Beseitigung des alten Fehderechts tauchte ein neues auf, welches vier, ja fünf Jahrhunderte hindurch die rohe Gewalt an Stelle des Rechts setzte.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Berühmte Abenteurer. Jeder, der Herrn Kinglake's „Geschichte des Krimkrieges" gelesen hat, wird sich erinnern, wie meisterhaft er die „kleine Gesellschaft von Abenteurern" schildert, die sich gegen Ende des Jahres 1848 in Paris zusammengethan hatten, um „ihr Glück zu machen". Keiner von ihnen hatte etwas zu verlieren, nicht einmal einen Namen; denn von den sieben Männern hatten drei sich euphonistische Namen beigelegt (St. Arnaud — de Persigny — de Maupas), und das Recht, welches die Uebrigen auf ihre Namen hatten, war nicht in allen Fällen unbestritten. Die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten, die Mittel und Intriguen, durch die sie Schritt für Schritt zu dem Punkte geführt wurden, wo sie Alles gewinnen oder Alles verlieren mußten, die Kühnheit der Verzweiflung, womit sie endlich Vabanque! spielten und Frankreich gewannen — alles das ist von Herrn Kinglake in die Geschichteannalen der Welt eingetragen worden und zwar mit einer graphischen Meisterschaft, die dauernder sein wird, als die erstaunlichen Erfolge seiner „sieben Abenteurer". Diese Erfolge aber sind erstaunlich und stehen in Bezug auf Großartigkeit einzig da in der Geschichte des Abenteurerthums aller Zeiten. Einer der Sieben ist bekanntlich mehr oder weniger anerkannter Schiedsrichter von Europa. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus eigener Erfahrung einer Zeit, wo Herr Morny Schwierigkeiten gehabt haben würde, in Paris nur zehn Francs aufzutreiben, während der Herzog von Morny in diesem Augenblicke wahrscheinlich der reichste Privatmann des Continents ist. Die Großartigkeit und Vollständigkeit dieses Erfolges hat eine förmliche Revolution im Bewußtsein unserer Zeit hervorgerufen und unsere ersten Schulbegriffe auf den Kopf gestellt. Wir wurden irre an der Weltgeschichte, die — wie man uns gelehrt hatte — sich nach sittlichen Principien bewegen und mit all ihren Kämpfen, Siegen und Niederlagen, Actionen und Reactionen der Verwirklichung großer Fortschrittsideen entgegenstreben sollte. Wenn nun „sieben Abenteurer" durch einen extemporirten Handstreich im Stande waren, die Weltgeschichte so vollständig in die Tasche zu stecken, daß auch das geübteste Auge nichts mehr von jenen Principien und Ideen zu entdecken vermochte, — wenn sie ihre eigenen Persönlichkeiten an die Stelle der confiscirten Weltgeschichte setzen konnten: so gab es keine historische Entwickelung in dem Sinne, wie wir sie verstanden und zur Grundlage unserer politischen Bildung, Arbeit und Hoffnung gemacht hatten.

Man braucht nicht gerade deutscher Idealist zu sein, um von einer solchen „Logik der Thatsachen" schmerzlich berührt zu werden. Ein soeben hier unter dem Titel: „Bemerkenswerthe Abenteurer von Lascelles Wraxall" erschienenes Buch verdient daher aus mehr als einem Grunde unsere Beachtung; nicht nur weil es in sehr amusanter Weise einen Gegenstand behandelt, der so tief in unsere Zeitbewegung eingreift, sondern auch weil es eine Moral predigt, die uns für manche schmerzliche Erfahrung zu trösten vermag. Aus den interessanten Lebensbeschreibungen berühmter Abenteurer aller Zeiten und Nationen, welche das Buch füllen, geht unwiderlegbar hervor, daß das Höchste, was Kühnheit, Talent und Energie ohne Tugend und Grundsätze zu erreichen vermögen, temporärer Erfolg ist. Nur auf sittliche Grundlagen läßt sich dauernde Macht oder dauernder Wohlstand gründen. Die tiefangelegtesten Pläne schlagen am Ende fehl, wenn ihnen keine andere Hülfsquellen zu Gebote stehen, als Charlatanerie, Humbug und Handstreich. Freilich können wir uns auch beim Durchlesen dieses Buches der niederschlagenden Ueberzeugung nicht erwehren, daß die menschliche Dummheit und Leichtgläubigkeit eine Macht ist, die dem kühnen Betrüger das weiteste und dankbarste Feld eröffnet, wenn auch sein Erfolg nur von kurzer Dauer ist. Ein schlagendes Beispiel liefert die bekannte Geschichte des Königs Theodor von Corsica. Freilich verbrachte er das Ende seines Lebens im Schuldgefängnisse und war ein Gegenstand öffentlicher Mildthätigkeit, als er starb; aber seine Königswürde war gleichwohl kein leerer Titel, sondern eine wohlbegründete Wirklichkeit. Ein tapferes Volk, welches für seine Freiheit kämpfte, hatte ihm die Krone gegeben, und, fügt Herr Wraxall hinzu, „der westphälische Abenteurer war mindestens mit ebenso vielem Rechte König von Corsica, als ein corsicanischer Abenteurer 50 Jahre später König von Westphalen war."

Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß die kleinen deutschen Höfe, welche sich durch ihre Kleinheit der öffentlichen Meinung Europa's entzogen und im eigenen Lande keine öffentliche Meinung hatten, von jeher eine leichte Beute des Abenteurerthums gewesen seien. Von den vielen Abenteurern, die der Verfasser der complicirten Geschichte unserer zahllosen Höfe und Höfchen im 18. Jahrhundert verdankt, verdient wohl keiner mehr unsere Beachtung, als der Jude Süß, der unter dem Herzog Carl Alexander in unglaublicher Schnelligkeit Herr von Würtemberg wurde. Er war der Sohn eines jüdischen Hausirers und hielt ursprünglich einen kleinen Barbierladen. Im Jahre 1732 dem Herzog von einem andern Juden empfohlen, wurde er kurz darauf sein Kanzler und erster Minister. „Mit großem Geschick," heißt es in unserem Buche, „aber zugleich mit noch viel größerer Gewissenlosigkeit, wußte er alle Wünsche und Pläne des Herzogs auszuführen, die Opposition niederzuschlagen, Fonds zur Erhaltung der Armee aufzutreiben und seinen Herrn über den wirklichen Stand der Angelegenheiten zu täuschen. Die Mittel, welche er anwandte, bestanden hauptsächlich in Bestechung und Einschüchterung. Binnen kurzem war der Jude Süß der eigentliche Beherrscher des Landes; alle Aemter befanden sich in den Händen seiner Creaturen; er betrug sich wie ein Pascha;

und die Juden hatten unter seiner schützenden Hand ungestörte Freiheit, die unglücklichen Würtemberger zu schinden und auszubeuten. Alles war unter der Judenregierung käuflich; Titel, Aemter und Rang wurden öffentlich versteigert; auf alle Gewerbszweige wurden Steuern gelegt, selbst auf das Geschäft der Schornsteinfeger. Alle Processe kamen vor den Fiscalgerichtshof, dessen Präsident er war. So versank das Land allmählich in eine Tiefe des Elends, von der man sich heutzutage kaum eine Vorstellung machen kann. Wir wissen in der That nicht, worüber wir am meisten staunen sollen — über den im Grunde edlen Fürsten, der sich so von einem Schurken betrügen lassen konnte, oder über das Volk, das Alles dies ertrug und sich durch seine ekelhafte Kriecherei gewissermaßen zum Mitschuldigen machte.“

Seinem jüdischen Charakter getreu, fuhr er fort in Gold, Juwelen und Silber zu handeln und gewann durch seine geschickte Behandlung der Finanzen des Herzogthums große Summen. Seine Verschwendung in Equipagen, Dienerschaft, Maitressen und Luxus aller Art war ungeheuer; gleichwohl wurden alle seine Excesse geduldig ertragen bis zum Tod des Herzogs 1737. Dann trat die Kehrseite seines Schicksals hervor. „Alle Juden wurden jetzt arretirt, verhört, durchgepeitscht und dann vom Pöbel durch die Straßen gehetzt. Der Jude Süß selbst konnte nur mit den größten Schwierigkeiten der Wuth der Bevölkerung entzogen und als Gefangener auf den Hohenasperg gebracht werden. Anfangs war er unverschämt und nahm einen hohen Ton an, aber seine Kühnheit verließ ihn bald und er machte verschiedene Male Selbstmordversuche. In der Hoffnung, seine Lage zu verbessern, gestand er endlich, daß er das Vertrauen seines Herrn mißbraucht, die Gerechtigkeit gefälscht, Betrug und Erpressung begangen habe, und bot sein Vermögen, das von ihm selbst auf 400,000 Gulden geschätzt wurde, sich aber in der That weit höher belief, als Entschädigung an. Als er bemerkte, daß seine Richter sehr aufgebracht gegen den verstorbenen Herzog und die Herzogin waren, bemühte er sich niederträchtiger Weise, die Schärfe der Anklage auf seine Beschützer fallen zu lassen. Die ganze Untersuchung wurde übrigens mehr im Geiste des siegreichen Parteiübermuths als der unparteiischen Gerechtigkeit geführt. So z. B. wurde Süß gezwungen, die Namen aller der Damen zu nennen, welche sich zu gütig gegen ihn bewiesen hatten; und die Zahl dieser schwachen Schönen war so groß, daß der Gerichtshof in Anbetracht der Unmöglichkeit, Alle zu bestrafen, beschloß, sich mit einem Opfer zufrieden zu geben.“ Nach welchem Grundsatze dies eine Opfer ausersehen wurde, oder ob vielleicht die schwachen Schönen genöthigt waren, das Loos zu ziehen, wird leider nicht mitgetheilt. Wegen Unterschlagung, Fälschung und Hochverraths wurde er zum Tode verurtheilt. In der kurzen Zwischenzeit zwischen Urtheilsspruch und Execution stritten sich ein katholischer und ein lutherischer Priester um seine Seele; er wurde unablässig mit dem Taufbecken verfolgt, obgleich er auf den Knieen darum bat, ihm diese beleidigende Verfolgung zu ersparen. Zu seiner letzten Mahlzeit erhielt er Speisen, deren Genuß ihm von seiner Religion versagt war. Auf dem Schaffot leistete er einen so gewaltsamen Widerstand, daß es nöthig war, ihn zu binden. In ein reichgesticktes Scharlachgewand gekleidet, wurde er an einen 50 Fuß hohen eisernen Galgen gehängt, — denselben, an welchem eine andere Berühmtheit unseres Werkes, der Geldmacher Honauer, im Jahre 1597 seinen Tod gefunden hatte. Der Volksunwille hatte jedoch schon vor seinem Tode eine Wandlung erlitten und wurde durch die Strenge der Strafe vollends besänftigt. Von seinen eigenen Glaubensgenossen wurde er als Märtyrer betrachtet; die große Synagoge von Fürth erklärte ihn für einen Heiligen, dessen Todestag zu allen Zeiten gefeiert werden müßte. „So“ — schließt der Verfasser — „machte der blinde Haß der Stände einen Heiligen in Israel aus einem frivolen, sinnlichen, betrügerischen Abenteurer, welcher der Fluch Würtembergs gewesen war.“

Wir empfehlen das Studium dieser und ähnlicher Beispiele des Abenteurerthums, von denen sich in Hrn. Wraxall's Buche eine große Auswahl findet, allen denjenigen, welche die Kleinstaaterei als ein wünschenswerthes und unantastbares Resultat der „geschichtlichen Entwickelung“, der deutschen Eigenthümlichkeit und des deutschen Geistes hinzustellen pflegen. Auch Johann Kalb und die Scene in „Kabale und Liebe“, welche Schiller seinen Memoiren entnommen zu haben scheint, wird vom Verfasser in seinem Panorama berühmter Abenteurer vorgeführt. Wir meinen selbstverständlich die Scene, in welcher Lady Milford erfährt, daß die Juwelen, welche ihr fürstlicher Liebhaber ihr zum Geschenk macht, mit Blutgeld gekauft worden seien. Der Prinz war der Markgraf von Ansbach-Baireuth und die Dame Lady Craven, welche später Markgräfin wurde. Die Welt hat längst ihr Urtheil über diesen Seelenhandel gefällt, der von dem Genius Schiller's in so ergreifender Weise für alle Zeiten geächtet worden ist. Daher ist es ziemlich auffallend, daß ein Potentat, der so ängstlich bemüht zu sein scheint, sich einen Charakter zu gründen, wie Louis Napoleon, neuerdings ein ähnliches Geschäft entrirt haben sollte. Das schwarze Contingent, welches der Pascha von Aegypten für den mexicanischen Krieg geliefert hat, wurde wie eine Viehheerde verkauft und gegen den Willen der übertölpelten Schwarzen eingeschifft und zur Schlachtbank geführt.

Es fehlt uns an Raum, um weitere Auszüge aus dem reichen Inhalte dieses interessanten, auf einem ausgedehnten Quellenstudium beruhenden Werkes zu geben. Wir wollen daher zum Schluß die bereits oben angedeutete Moral, die von all den mitgetheilten Abenteurerbiographien bestätigt wird, nochmals kurz zusammenfassen. Sie läßt sich auf folgende Punkte reduciren: 1) der glänzendste und scheinbar vollständigste Erfolg des Abenteurers ist von kurzer Dauer, und die sittlichen Grundlagen der Weltgeschichte werden nie ungestraft verletzt; — 2) die Welt ist viel dümmer, als man gewöhnlich glaubt, und „je gröber das Stück, desto größer das Glück“; — 3) die Abenteurer aller Zeiten und Nationen gleichen sich, wie ein Tropfen Wasser dem andern, nicht nur in Charakter und Beweggründen, sondern auch in der Wahl der Mittel, die sie benutzen, „um ihr Glück zu machen“, wie Herr Kinglake sagt.

Uhlandslinde. In der Frühe des ersten Mai hat auf Anregen des Verschönerungsvereins zu Stuttgart die Einweihung einer zu Uhland's Andenken gepflanzten Linde, die, wie die Höhe, auf der sie steht, des Dichters Namen trägt, stattgefunden. Der Liederkranz sang drei Uhland'sche Lieder, ein Gedicht von C. Schönhardt wurde gesprochen, und J. G. Fischer sprach folgende Einweihungsworte:

„Zwischen die Blüthen dieses und des vorigen Frühlings fällt der Schatten eines theuren Grabes. Heute vor einem Jahr klang es durchs ganze deutsche Land von Liedern und Segenswünschen und flatterte von Ruhmeskränzen um das Haupt des geliebten Dichters, der sein fünfundsiebzigstes Wiegenfest beging. Diese Jubelrufe waren nicht ohne Trübung, denn die Sorge durchkreuzte sie, dieses Wiegenfest könnte das letzte sein, das der Gefeierte beging. Das Geschick hat die Sorge wahr gemacht, und wir haben, eben als die Blätter jenes Frühlings herbstlich dahin sanken, Ludwig Uhland in die Erde gelegt. Was Jedem einmal beschieden ist, den schwersten Gang hat die allgemeine Trauer ihn gehen sehen müssen.

Aber auch das, was nur Wenigen, was nur den Auserwähltesten zu Theil wird, ist ihm geworden, die Liebe und die Bewunderung der ganzen Nation. Heute schon zieht die Geschichte eine große Summe von Beweisen, wie er eingedrungen, wie er wirkt, und der erste Frühling nach Uhland's Tode giebt lautes Zeugniß, welch lebendiger Organismus ihn mit seinem Volk verbindet.

Ja, das Volk, das deutsche Volk ist der Grund und Boden, durch welchen Uhland's Seele ihr starkes Wurzelwerk schlingt und treibt. Ist er doch recht ein Vorläufer und Bahnbrecher des Gedankens gewesen, dem Hochflug unserer Classiker den schönsten und natürlichsten Canal in's Volk herab zu öffnen dadurch, daß er, wie selten Einer vor ihm, mit dem Auge des Volkes sah, mit dem Munde des Volkes sang. Seine Wander- und Frühlingslieder, seine glockenhellen Balladen, sind sie nicht Gewächse, ganz und voll nur aus einem Herzen gezeugt, das an der Luft und Sonne des Volkes großgewachsen? Darum sind sie auch die ganz eigenthümliche, seelenerfrischende, duft- und safthaltige Volksnahrung, darum singt sie das Volk und singt sie wieder, so reich und vielgestaltig der Hall und Schall von andern Vögeln dazwischen klingt; und von Uhland's Muse selbst könnte der Mund des Dorfes singen: „Ich hatt' einen Cameraden, einen bessern find'st Du nit!“ Darin liegt es eben, warum Uhland so ganz verstanden ist und bleibt, daß er sich nicht verführen ließ von dem Schallen und Knallen, darnach überreizte und übersättigte Ohren begehren mögen, daß er mit weiser Selbstbeschränkung sein klargegossenes heimathliches Lerchenlied anhub und aufhörte, unbeirrt von dem exotischen Grazioso und Maestoso, das die Salonschläger schwülerer Zonen in die Mode brachten. Diese charaktervolle Selbstbeschränkung ist es, wodurch er groß ist; dieses Insichselbsthineinknieen und Insichselbsthineinhorchen hat ihm seine Wirkung gesichert, von der man tausend Anderen gegenüber sagen kann:

Sie suchen und suchen ohne Ruh',
Doch der Wahrheit fällt es von selber zu.

Und darum kamen wir heraus, um ihn, der nur die Natur zum Meister genommen, mitten in der Natur zu feiern, die auf ungesuchte Weise, wie er, blühend und herrlich ist. Diesen Baum hat die Dankbarkeit und Liebe seiner Ehre und seinem Namen gesetzt.

Es ist ein echt altdeutscher Baum, der gepflanzt zu werden pflegt am Eingange der Dörfer und Städte, wo die Straßen hineinführen zu Haus und Hütte der Einzelnen und heraus in alles weite Vaterland. So soll Uhland's Name uns stehen als ein Merkzeichen unlösbarer Verknüpfung aller deutschen Herzen zu einem ganzen und starken Volke.

Einst, wenn unsere Urenkel herauspilgern werden zu diesem Baume, wenn die Vögel und Bienen ihn durchschwärmen, werden sie noch wie wir Uhland's Lieder singen, werden seinen Namen preisen wie den Walther's von der Vogelweide — und noch mehr, sie werden sagen: er war ein echter, er war im unbeugsamsten Sinne des Wortes ein ganzer deutscher Mann!

Dieser Zukunft treibe in Stamm und Aesten zu, aufgrünendes Gewächs, eingeweiht von Uhland's eigenen Worten:

Gesegnet seist du allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.“

Bei Ernst Keil in Leipzig erscheinen:

Deutsche Blätter.

Beigabe zur Gartenlaube

herausgegeben von

Berthold Auerbach.

Für Abonnenten der Gartenlaube Preis vierteljährlich 6 Ngr. = 36 Neu-Kr. österr. W. = 21 Kr. rhn. Für Nichtabonnenten 12 Ngr. oder 72 Kr.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 21. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Kind.

Novelle von F. Brunold.

Frau von Werner, als Präsidentin des Frauenclubs für hülfsbedürftige Kinder und verschämte Arme, hatte bereits vor Wochen ihren alljährlichen Aufruf zur Beisteuer unter Beiträge zum Besten eines Weihnachtsbaums ergehen lassen. Sie war zu diesem Behufe nicht allein selbst sehr thätig gewesen, viel in die Häuser reicher Bekannter gegangen, wo sie um milde Gaben gebeten, sondern sie hatte es selbst nicht an Theebüchschen, Lotterien und dergleichen fehlen lassen; so daß wirklich ein Beträchtliches zu genanntem Zwecke eingekommen war, von dem man sich eine reiche Weihnachtsfreude armer Kinder glaubte versprechen zu können — wenn die böse Welt auch meinte, daß die Frau Präsidentin keinen Theil zu dem Ganzen beigesteuert habe. — Mag dies auch der Fall gewesen sein, sie mußte man doch den Eifer, die Andauer dankend anerkennen, mit der sie sich der Sache gewidmet hatte.

Heute am Tage vor dem heiligen Abend war nun endlich der Tag der Bescheerung, der Vertheilung der Geschenke und milden Gaben an die Kinder herangekommen. Es hatte eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft sich in dem Saal eingefunden, elegante Damen, wie auch eine Anzahl junger Männer. Erstere waren ungemein thätig, hie und da an dem Weihnachtsbaum, der mitten im Saale auf einem großen Tische stand, auf welchem zugleich die einzelnen Geschenke für die im Vorzimmer harrenden Kinder lagen, Dies und Jenes noch zu ordnen, hier ein Lichtlein gerade zu rücken oder dort einen abgefallenen Apfel wieder anzubinden; während dessen dieser oder jener der jüngeren Herren sich die ausgelegten Geschenke besah, wobei er nicht unterließ, der nebenstehenden Dame, um deren willen er vielleicht nur anwesend war, spöttische Bemerkungen in Bezug des Ausliegenden zuzuflüstern. Genug, man schien zusammengekommen zu sein, um ein Stündchen, statt durch Concert oder Schauspiel, auf andere Weise einmal hinzubringen, bis endlich Frau von Werner, als Präsidentin, dem allgemeinen Scherzen, dem Aroßsein freundlich lächelnd ein Ende machte, indem sie sagte: „Bitte, meine verehrten Damen, wir werden beginnen müssen. Die Kinderchen zögeln nicht länger ihre Ungeduld; die Freude, die Erwarmung in ihnen ist zu groß. O mein Gott, wie schön ist doch solch ein Fest! Welche Freude liegt im Geben! Können wir anfangen?"

Nur als nach diesen Worten die Anwesenden sich lächelnd und scherzend auf die eine Seite des Saales zurückzogen, wurden auf den Wink der Präsidentin rasch die Lichter des Baumes angezündet, worauf von einem der Herren die Thür geöffnet wurde und die Schaar der Kinder, Knaben und Mädchen, scheu, schüchtern eintrat. Kein froher, heiterer Kinderjubel machte sich bemerkbar; kein freudiges „Ach!" ertönte von ihren Lippen; die Hände gefaltet, standen sie um niedergeschlagenen Augen, eng gedrängt vor dem Tische.

Ein geistliches Lied wurde gesungen, dann hielt Frau Präsidentin Werner eine Rede, in der viel von Barmherzigkeit, Güte, Liebe und Milde die Rede war, während unterdessen der sinnlichen Dankbarkeit ein weites Feld eröffnet wurde.

Und nun endlich begann die eigentliche Vertheilung der Gaben an die heranstehenden Kinder. Es wurden deren Namen nach und nach aufgerufen, worauf die zugehörige Bescheerung von einer der jüngeren Damen verabreicht wurde. Es ging hier zu, wie es bei den meisten Vertheilungen der Art zugeht: die Kinder traten vor, empfingen ihre Gaben, wobei sie mehr auf diejenigen sahen, die Andere erhalten hatten, als auf die eigenen — und traten, Dank stotternd, in den Kreis zurück.

So war es auch hier. Die Kinder empfanden, gegenseitig sich und die empfangenen Gaben anschauend, mehr Neid als Freude, und eine innige Zufriedenheit war bei den Wenigsten zu bemerken.

Jetzt aber wurde der Name eines Mädchens genusen, ohne daß die Genannte Miene machte vorzutreten; und als nach nochmaligem Aufruf die zunächststehenden Kinder die Bereffende hervor zu zerren und zu stoßen begannen, schrie das Mädchen, ein etwa fünfjähriges, hübsches, blondgelocktes Kind, hervorstürzend und sich die Hände, wie im tiefsten Innern beschämt und verletzt, vor das Gesicht haltend: „Ach Gott! ach Gott! se sind wir also doch so arm; nun werden wir auch noch in's Armenhaus kommen!" Und mit diesen Worten hub das Kind so recht jämmerlich zu weinen und zu schluchzen an, daß selbst die andern Kinder scheu und befangen auf das Mädchen blickten und nicht wagten, es noch weiter vor die an den Tisch zu stoßen.

Frau Präsident Werner jedoch empfand diese unzeitige Störung sehr übel. Sie gab der zunächst stehenden jungen Dame einen Wink und sagte: „Bitte, Fräulein Waltow, geben Sie der kleinen Närrin ihre für sie bestimmte Jacke und dann lassen Sie den Trotzkopf laufen! Man muß solchen rohen, ungebildeten Kindern Manches zu Gute halten."

Ehe dieser Befehl intest zur Ausführung gebracht werden konnte, und ehe noch Fräulein Waltow oder eine der andern jungen Damen in unzeitigen Pflichteifer sich dem Kinde zu nähern vermochte, trat einer der anwesenden jüngeren Männer vor, hob das Mädchen rasch empor und legte sein Köpfchen sanft auf seine Schulter; rasch mit ihm zur Thüre hinauseilend sagte er: „Komm, Kind! komm, Marie! wir wollen zur Mutter gehen."

Es geschah dies Alles so rasch und mit solcher Entschieden-

heit, daß an Einspruch von irgend einer Seite nicht zu denken war. Als die Thür hinter dem jungen Manne sich geschlossen, rümpfte Frau Präsident Werner freisch die Nase und sagte spöttisch, sich zu ihrer Nachbarin wendend: „Herr Assessor Nordheim ist immer etwas rasch und abfonderlich in seinem Thun und Handeln! Aber lassen wir uns in unserm guten, Gott gefälligen Werke nicht stören. Fahren wir fort!“ Und den Namen des nächsten Kindes anfassend, begann die Vertheilung der Christgaben auf's Neue.

Der junge Mann war mit seinem kleinen Schützling auf die Straße getreten. Es war kalt, der Schnee knarrte unter seinem Tritt. Das Kind, dünn und leicht für die Jahreszeit gekleidet, zitterte und fror. Er wickelte es dichter in seinen Ueberzieher und schritt rasch dahin, es dabei zugleich nach seiner Mutter und deren Wohnung fragend.

Das Kind, das bald ruhiger und durch die Güte und Milde des Fragenden zutraulich geworden war, erzählte kindlich verständig, wie es daheim bei der Mutter sei und was die große Schwester mache.

So erfuhr der junge Mann mehr, als es der Mutter und Schwester vielleicht lieb sein mochte. Er erfah aus dem Geplauder des Kindes, daß die Eltern früher bessere Tage gesehen und seit dem Tode des Vaters zurückgekommen sein mußten. Er fühlte es aus den Worten des Mädchens heraus, daß die Mutter eine gebildete Frau sein müsse, daß die große Schwester zeichne, wohl gar male, und daß tiefes, plötzliches Unglück die Familie in Noth und Armuth gebracht habe. Sie wohnten seit Kurzem erst im Ort.

Dies Alles erkennend und erwägend, fühlte Nordheim um so mehr innere Genugthuung und Befriedigung, das Kind von der mehr beschämenden, als erkennenden Schaustellung im Saale errettet zu haben; er fühlte aber auch zugleich, daß er das Kind höchstens bis zum Hause, bis zur Thüre der Wohnung bringen dürfe, um Mutter und Schwester durch sein Kommen nicht noch mehr niederzubeugen, als dies durch die ganze Weihnachtsbescheerung schon geschehen sein mochte. Wie man Marie überhaupt zu derselben hatte senden können, blieb ihm ein Räthsel. Als er aber mit seiner kleinen Last so durch die belebten und erleuchteten Straßen der großen Stadt dahin schritt und Marie zuletzt freudig aufjauchzte, als sie an dem großen Schaufenster eines erleuchteten Ladens die kostbar schönen Puppen sehen sah, trat er rasch mit ihr in das Magazin, wo er den Kaufmann ersuchte, ihm eine Puppe für das Kind herüber zu reichen.

Die Augen Marie's strahlten vor innerer Glückseligkeit; aber dennoch erfaßte sie zugleich eine momentane Scheu; das Glück, die Puppe zu besitzen, erschien ihr doch gar zu groß — und nur mühsam brachte sie die Worte heraus: „Soll das meine sein?“

Und als der Assessor dies lächelnd bejahete, hinzusetzend, daß der Weihnachtsmann sie gebracht habe, hörte und sah das Kind nichts mehr, sondern nahm in Hast seine Puppe in den Arm, ergriff seine Hand und sagte, ihn zur Thüre ziehend: „Mama wartet!“

Er mußte schon folgen, wenn er anders seinen kleinen Schützling nicht verlieren wollte, der von nun ab für weiter nichts Sinn und Augen hatte, als für seine Puppe. Jetzt war alle Kälte, aller Schmerz vergessen, nur nur mit Mühe vermochte er noch sie in einen Laden zu ziehen, um ihr einige Pfefferkuchen und anderes Naschwerk zu kaufen. Gleich darauf war die Wohnung der Kleinen erreicht. Und das Kind, ihrer seine Puppe haltend, lief voraus — und der Assessor hörte noch, wie es bereits schon im Flur rief und schrie: „Mutter, Mutter! eine Puppe!“

Mehr hörte und vernahm er nicht. Rasch, als fürchte er von einem der Angehörigen der kleinen Marie entdeckt zu werden, eilte er davon.

Andern Tages aber, als Kinder und Erwachsene in sichtlicher Erregtheit durch die Straßen liefen und sich im Stillen wunderten, daß die Stunden, trotz aller Hast und Eile, doch so langsam dahin schlichen, daß es noch Abend werden wollte, faß Alexandrine, die einzige Tochter des verstorbenen Kreisgerichtsrathes Waldow, nachmittäg, verstimmt am Tisch. Die hatte ihre Weihnachtsarbeiten längst vollendet, sie lagen eingenickelt und geordnet in der Kommode und konnten in jeder Minute an die Betreffenden ausgetheilt werden, aber die Freude, die sie beim Arbeiten empfunden hatte, war sein gestern, seit der Christbescheerung der armen Kinder, wo sie auch thätig gewesen war und der Frau Präsident Werner hülfreiche Hand geleistet hatte, merklich gewichen. Die Handlungsweise des Assessor Nordheim, die sie im Grunde des Herzens nicht tadeln konnte, hatte doch ein zu großes Aufsehen erregt, als daß nicht mannigfache Anspielungen und Tadel hätten laut werden sollen, die auch sie verletzen mußten. Nordheim war schon bei Lebzeiten des Vaters vielfach in ihrem Hause gewesen; der Verstorbene hatte den talentvollen jungen Mann, der gleichsam unter seinen Augen, als der Sohn eines früh verstorbenen Freundes, aufgewachsen war, geschätzt und geliebt, und so war es auch natürlich, daß Alexandrine sich ihm nähern mußte, zumal auch die Mutter, nach dem Tode des Gatten, ihn nicht ungern in ihrer Nähe sah. Es hatte sich dadurch ein eigenthümliches, fast geschwisterhaftes Verhältniß zwischen ihnen gebildet, und wenn die Welt sie natürlich auch bereits als Verlobte und Versprochene betrachtete, so war doch von dem Assessor so wenig wie von Alexandrinen jemals ein Wort gefallen, das ein Verhältniß der Art bestätigen konnte.

Jetzt aber, beim zum ersten Male rege sich in der Brust des jungen Mädchens ein eigenthümliches Gefühl, das sie ehedem nicht gekannt, oder das ihr doch nicht so klar vor Augen gelegen hatte, als eben jetzt. Die Stichelreden der Damen hatten sei gestern doch einen eigenen Sturm in ihrer Brust hervorgebracht; es war ihr klar geworden, daß man sie als die Braut des Assessors bestimmt betrachtete — und sie, sie mußte es sich gestehen, daß derselbe ihr doch mehr sei, als sie bislang selbst geglaubt hatte; während sie doch auch wieder mit sich im Zwiespalt lag, ob sein gestriges Verhalten sie mehr erfreuen oder betrüben sollte. Er schien so herzenswarm, so nach dem Rechten gehandelt zu haben, und doch — —! Aber es war nicht Zeit, diesem Gedanken nachzuhängen; der Assessor war soeben ein.

Alexandrine erschrak ein wenig. Sie vermochte nicht, ihm in gewohnter Unbefangenheit entgegen zu gehen, und Nordheim, dies bemerkend, lachte und rief: „Ha! Fran Präsident von Werner mich so abgekanzelt, daß auch Sie an mir arg geworten sind?“

Und als er sah, daß sie erröthend schwieg, fuhr er, nicht ohne einige Bitterkeit, fort und sagte: „Daß die Welt in ihrem Egoismus sich doch niemals in die Lage Anderer versetzen kann! Glauben Sie es denn wirklich, daß die Kinder es nicht fühlen, daß sie blos zur Schaustellung für die Erwachsenen dorthin beordert sind, daß die Welt mit ihrer Barmherzigkeit sich brüsten will? Das reine Kindesgefühl wird durch solches Bloßstellen abgestumpft, der Neid der Kinder wird gegenseitig erregt, das Verschämtsein der Armen vernichtet, die betreffende Frechheit der Liederlichen sanctionirt und permanent gemacht. — O Alexandrine, war der liebesbenöthigte Rothschrei des kleinen Mädchens nicht die einschneidendste Kritik der ganzen Bescheerung? Ich weiß nicht, wer die Eltern des Kindes sind, wenn ich auch den Namen der Mutter weiß, das aber hat mich sein Schrei gelehrt, daß sie einst bessere Tage gesehen — und es ein Fehler war, dies Kind zur Weihnachtsbescheerung hinzuziehen!“

Er sprach nicht weiter, er fühlte, daß er in seiner Erregtheit zu weit gehen möchte, um so lachte er gezwungen und sagte, dem jungen Mädchen die Hand hinreichend: „Hier, Alexandrine, meine Hand! Mag die Art und Weise meines Einschreitens nicht die richtige gewesen sein, das aber weiß ich, daß die Freude, die ich dem Kinde bereitet habe, mir den Zorn der Frau Präsident von Werner vollständig aufwiegt. Und nun kommen Sie, Alexandrine, nehmen Sie Hut und Mantel und lassen Sie uns einige Straßen und Weihnachtsausstellungen durchwandern. Es will Abend werden, und durch die Fenster in den Stuben angezündete Weihnachtsbäume brennen zu sehen, ist für mich ein eigener Genuß. Man wird mit den fröhlichen Kindern zum Kinde wieder. Kommen Sie! Ihre Frau Mutter, die ich bereits sprach, hat ihre Einwilligung gegeben!“

Wenige Augenblicke darauf schritten sie Arm in Arm durch die hell erleuchteten, buntbewegten Straßen dahin, und wer sie so gehen sah, Arm in Arm, fröhlich plaudernd, hier und dort das Schaufenster eines reichgeschmückten Ladens bewundernd, dort eintretend, Kleinigkeiten kaufend, der mochte dem pfiffig dreinschauenden Jungen nicht unrecht geben, als er seinen Hauptmann Alexandrinen zum Kauf anbot und keck hinrief: „Kaufen Sie, schönes Fräulein, den besten Hampelmann für den gnädigen Bräutigam!“

Jetzt standen sie vor dem Local des Kunsthändlers, in dessen permanenter Ausstellung sich gerade einige der bedeutendsten Schöpfungen berühmter Maler vorfanden, und der Assessor, den Arm seiner Begleiterin fester anfassend, sagte: „Lassen Sie uns einen Augenblick eintreten. Ich meine, man kann den heutigen Abend nicht besser

beginnen, als wenn man die genialen Schöpfungen der Kunst betrachtet. Bitte, kommen Sie, Alexandrine!"

Und ohne eine Antwort oder Gegenrede abzuwarten, trat er in das Haus und öffnete die Thür zur Ausstellung. Diejenige war besuchter, als man am heutigen Tage hatte erwarten sollen. Lessing hatte eine seiner prächtigen Landschaften ausgestellt, während J. Schrader seinen König Karl I. von England gesendet hatte.

Alexandrine fühlte mit dem Eintritt in die Ausstellung ihre Befangenheit, in die der Anruf des Knaben sie versetzt hatte, mehr und mehr weichen. Nordheim, als tüchtiger Kunstkritiker dem Besitzer des Locals, wie auch den meisten Künstlern der Stadt bekannt, sprach sie klar und geistreich, daß ihr Blick sich mehr und mehr erweiterte, sie ein immigeres, tieferes Verständniß der Bilder gewann und ihre Herzensfreude und Sicherheit bedeutend zunahm.

Die Anwesenden standen in einzelnen Gruppen bald vor diesem, bald vor jenem Bilde.

Nordheim, von einigen der Anwesenden erkannt und freundlich begrüßt, ließ seinen Blick durch den Saal schweifen, bis er plötzlich am Ende desselben den Kunsthändler traf, der prüfend ein kleines Gemälde betrachtete, während eine junge Dame an seiner Seite mit erwartungsvoll ängstlichem Auge seines Ausspruchs zu harren schien. Die Dame war sauber, aber nicht elegant gekleidet, ihr Anzug zeigte, daß derselbe hin und wieder nur mühsam einige durchbrechende Schäden zu verdecken vermocht hatte — und so vermuthete Nordheim gemäß nicht mit Unrecht in ihr die Verkäuferin, wo nicht gar die Malerin des Bildes. Von Neugier aber Theilnahme ergriffen, ging er den beiden sich unbemerkt Glaubenden zu. Alexandrine, mit einer Fremden plaudernd, die sie zufällig getroffen, war zurückgeblieben. Jetzt war er dem Kunsthändler nahe, und er hörte, wie derselbe sich zu dem jungen Mädchen wendend sagte: „Schon gut, ganz gut! Wäre das Bild nur acht, vierzehn Tage früher eingeliefert worden, hätte ich Hoffnung haben können, es in der Masse, die zum Fest gekauft wird, loszuschlagen. Wer aber kauft jetzt noch eine Copie und zumal von der Hand einer gänzlich Unbekannten?"

Nordheim, der mit einem Blick die Güte und Feinheit des Bildes erkannt hatte, aber auch zugleich den Schmerz, die Hoffnungslosigkeit auf dem Gesicht des jungen Mädchens bemerkte, sagte rasch, entschieden vortretend: „Sieh da, Herr Sohr, welch' eine prächtige Copie des François Navez haben Sie hier?"

Der Kunsthändler, durch die Worte des Asseflors sichtlich verlegen gemacht, entgegnete zögernd: „Halten Sie diese Copie wirklich für gelungen?"

„Nun wohl!" lachte Nordheim sarkastisch, „ein Meisterwerk erster Classe ist sie nicht, man sieht derselben vielmehr einzelne kleine Fehler an, die eine Anfängerin als Versetzigerin vermuthen lassen; aber das ganze Gemälde bekundet auch zugleich ein so entschieden selbes jugendliches Talent, daß ich mich wundere, daß Sie dem Bilde nicht bereits einen Platz in Ihrem Saale gegeben haben. Hier, dächte ich, wäre eine Dr., jugendliche Talente zu ermuntern."

Und ehe der Kunsthändler noch Einzelnes zu entgegnen vermochte, fuhr er fort, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, indem sein Auge die Gestalt des jungen Mädchens gestreift, das mit gesenktem Blick erröthend stand und doch zugleich in sieberhafter Erregung seiner fernerem Worte zu lauschen und zu harren schien: „Ich weiß, was Sie sagen wollen: Copie! Maler unbekannt! Als ob, wie gesagt, nicht eben diese Ausstellung dazu angethan wäre, junge, strebsame Talente in die Oeffentlichkeit einzuführen. Oder sind Sie vielleicht auch der Ansicht, nur die Noth, die Hemmniß, die Zurücksetzung erzeuge den Künstler? Anerkennung, lieber Sohr, ist das Brod des Geistes. Sehen Sie hier, wie schön, wie treu, wie wahr heriet die Mutter zur Madonna, vor deren Standbild sie ihr todtkrankes Kind niedergelegt hat, während sie selbst sich auf die blühend schöne, erwachsene Tochter zur Seite stützt. Hier, namentlich in der Tochter, ist mehr als bloße Copie. Erlauben Sie mir das Bild dort drüben aufhängen zu dürfen, wo noch bis vor Kurzem die fehlende Lauchbahl eines sonst nicht unberühmten Mannes hing."

Mit diesen Worten ergriff Nordheim das Bild und trug es selbst nach der bezeichneten Stelle hin, während daß die junge Dame mit leuchtendem, verklärtem Blick seiner Rede gelauscht hatte. Der Kunsthändler jedoch, wie es schien wenig erbaut von den Worten des Asseflors, aber als bekannten Kritiker ihn fürchtend, wandte sich zu der Künstlerin und sagte, rasch zur Nebenthür hinausschreitend: „Bitte, folgen Sie mir, Fräulein! Wir werden unser Geschäft hier ruhiger abmachen können."

Und ehe Nordheim, das Bild aufhängend, noch einen Blick rückwärts wenden konnte, waren Beide aus dem Saal verschwunden. In diesem Augenblicke trat auch Alexandrine zu ihm, der mehrere der Anwesenden folgten, so daß er das Verschwundensein des Kunsthändlers mit der jungen Dame nicht sogleich bemerkte. Ohne Auskunft über die Künstlerin erhalten zu haben, mußte er die Ausstellung verlassen. Nordheim that's in sichtbarer Verstimmung und Zerstreutheit, die beide erst wichen, als er die und da einen brennenden Weihnachtsbaum erblickte nun, durch die erleuchteten Scheiben die Lust und Freude der Kinder schauend, selbst der Jugend gedenkend, froh und heiter wurde.

Alexandrine jedoch war stiller und ernster geworden; sie wußte selber nicht wobei es kam, aber es wollte ihr bedünken, als habe eine unsichtige Hand den schönen bunten Schmetterlingsstaub von den Flügeln ihrer Freude, ihres Glücks gestreift. Mechanisch trat sie am Arm ihres Begleiters zur Mutter ein. Und als sie hier auf dem Tisch, von der sorgenden Hand der Mutter, ihre Weihnachtsgaben vorfand und unter diesen auch ein prächtiges Murillo-Album, von der Hand Nordheim's dargebracht, war es ihr, als müsse sie, statt aufzujauchzen vor tiefer innerer Freude, gemischt mit namenlosem Schmerze, weinen und immer wieder weinen. Mit Mühe nur vermochte sie ein Wort des Dankes zu sagen und ihre Thränen zu verbergen. Was hatte sie nur so trüb gemacht?

Die Tage darauf war es rauh und kalt.

Die kleine Marie hatte in das mit Eisblumen überzogene Fenster sich ein Guckloch gehaucht, durch das sie glücklich zufrieden nach der Straße schaute. Sie lachte hell auf ob ihrer Kunst und Wagniß, während sie zugleich ihr Blauauge an die gehauchte Oeffnung brachte. Jeden Vorübergehenden rapportirte sie treulich der Mutter, die still gerührt nicht fern vom Ofen saß. Erst ging ein Knabe vorbei, Nachbars Fritz, dann kam sein Pudel; auch die Köchin des gegenüberstehenden Hauses trat heraus und holte Wasser. Alles Gegenstände von Wichtigkeit.

Jetzt aber lugte sie wieder heraus, und es war, als ob sie mit ihrem kleinen Guckauge die Scheibe durchbrechen wollte, so legte sie es an die Oeffnung, die sie vorher noch rasch sich klar gehaucht; dann aber war sie auch mit einem Satz vom Stuhl herab und lief zur Thür hinaus, ehe noch die Mutter sie halten und erinnern konnte, indem sie laut jubelnd schrie: „Der Puppenmann kommt! Der Puppenmann kommt!"

Und sie hatte sich nicht geirrt. Nordheim ging vorüber. Er hatte wohl nicht daran gedacht, daß hier sein kleiner Schützling wohne, wenigstens fuhr er, wie aus tiefen Gedanken geweckt, auf, als die kleine Marie plötzlich an seiner Seite war und ihm jubelnd die Hände entgegenstreckte. Er bob sie auf, stützte sie auf den Mund und wollte seinen Fuß dann weiter setzen. Doch in diesem Augenblick trat auch die Mutter aus der Thür und bat ihn mit gewinnendem Anstande, näher zu treten.

„Sie baten," sprach sie, „meinem kleinen Dalleserle eine so große Freude bereitet, daß Sie es der Mutter nicht verargen werden, wenn sie sich darnach sehnt, dem Geber des Geschenks auch ihren Dank abzustatten. Darf ich bitten?"

Nordheim, wenn er nicht als unhöflich erscheinen wollte, mußte der Einladung folgen; und was ein Blick auf die Frau ihm ge zeigt, fand er im Innern der Wohnung bestätigt: die Dame gehörte den gebildeteren Ständen an und war, wie es schien, nur durch Unglücksfälle in eine Lage gekommen, die ihrer früheren entgegengesetzt war.

Wie sah es so traut, so heimisch, trotz aller Aermlichkeit in dem Stübchen aus! Die kleine Marie hatte ihm ihre Puppe und Spielsachen gebracht, und wurde nicht müde zu plappern und zu plaudern. Die Mutter aber, die einen Augenblick ernst und sinnend geworden war, gleichsam als kämpfe sie mit sich selbst, sagte endlich, wie zu einem Entschluß gekommen: „Ich freue mich, daß mir Gelegenheit wird Ihnen danken zu können; nicht so wohl für das, was Sie meinem Kinde gethan haben, sondern für das, was Sie verhindert haben." Und als sie sah, wie Nordheim bei diesen Worten aufsahne und sie einen Augenblick wie prüfend ansah, sprach sie: „Mein Kind, das seit wenigen Wochen erst nach der Schule ging, kam glücklich mit der Nachricht nach Hause, daß der

Lehrer und eine Dame, die nach der Schule gekommen sei, sie bestimmt habe, an jenem Abende auch zu erscheinen. Das Kind in seiner Unschuld hatte gemeint, es könne ihr diese Aufzeichnung für ihren Fleiß zu, denn der Lehrer hatte sie einige Mal gelobt; und wir, die wir keine Ahnung von der eigentlichen Sachlage hatten, glaubten, es solle dem Kinde vielleicht ein getrocknes Weihnachtsgesprüchlein gegeben werden, wie dies in einzelnen Schulen Sitte ist. Wie konnte ich ahnen, daß man mein Kind in Folge seines künnen Röchens oder wegen seines bleichen Gesichtchens herabwürdigen gedachte — ihr — — O, lassen Sie es mich nicht weiter aussprechen. Annette von Droste spricht in einem ihrer Gedichte von dem Mißgeschick, das der guten Freunde übergroßer Eifer zumeist anrichte. Hier könnte man von Aehnlichem reden, von den Wunden, die solch zur Schau gestelltes Wohlthun schlage, wenn man nicht eben wüßte, daß das Ganze zumeist nicht der Armen wegen geboten wird, sondern der Leute wegen, die sie ob ihres Wohlthuns preisen sollen! O über die Menschen, die nie fühlen und empfinden wollen, daß keine Gabe den Armen tiefer kränkt, als solche öffentlich zur Schau gestellte. Diese Bälle, diese Vergnügungen zum Besten der Armen, was sind sie Anderes, als schneidende Messer, die den Bettler in das Fleisch schneiden und Bitterkeit in seine Wunde träufeln, denn die Ballmusik erklingt ihm in seinem Schmerz zum feiner Einsamkeit wie bitterer Spott und Hohn. Glauben Sie mir, diese prunkende Wohlthätigkeit ist ein Krebsschaden unserer Zeit!"

Mit einiger Bitterkeit fuhr sie fort: „Sie sehen mich an und meinen, weher diese Weisheit mir komme; aber wer, wie ich, edem selber vermögend war — und nun arm und gebrückt dasteht, der empfindet Manches tiefer, als er es vielleicht aussprechen sollte."

„O, sagen Sie nicht: arm geworden," fiel Nordheim, der aufgestanden war, mit Wärme ein. „Ich will mich nicht in Ihre Verhältnisse drängen, der Zufall hat mich Ihnen näher gebracht; aber unmöglich können Sie von Armuth und Entbehrung sprechen, beim Anblick Ihres Kindes!"

Die Mutter küchelte schmerzlich und nahm ihren kleinen Liebling auf den Arm. „Sagen Sie Kinder!" sprach sie ernst. „Ich habe zwei Töchter! — aber liegt nicht eben im Anblick der Kinder für mich der tiefste Schmerz? — Mein Gatte wurde in Folge seiner Betheiligung am Aufstand in Baden zu einer Zuchthausstrafe verurtheilt. Er entzog sich derselben durch die Flucht. Ich folgte ihm. Wir lebten als Verbannte in der Schweiz. Sagt das nicht genug? Mein Gatte, als früherer Fabrikbesitzer, der redlich nach Kräften für seine Arbeiter gesorgt hatte, der ihnen ein mitter Herr, ein Freund, ein Helfer in der Noth gewesen war, glaubte, es würde ihm auch in der Fremde glücken. Es sollte nicht sein! Ein schleichendes Fieber ergriffe ihn; er blieb jahrelang krank. Wir würden gedarbt, gehungert haben, hätte meine älteste Tochter, meine Elise, nicht ihr Talent, das sie in der Jugend zum Vergnügen, zur Freude spielend geübt, verwerthet. Sie war es, die das Brod im Exil uns schaffte, die es auch gegenwärtig hier gethan. Mein Mann starb, fern der Heimath, ich kehrte zurück, um den letzten Rest meines Vermögens zu retten. Es gelang mir nicht. Ein fassiver Freund, ein pflichtwidriger Kaufmann, betrog mich um das Letzte. Arm, gemieden von frühern Bekannten, zog ich hierher. Sie wissen, daß man in einer großen Stadt am leichtesten einsam und unbemerkt nach seiner Decke sich strecken kann. Ueberdies lag die einzige Hoffnung vor, daß Elise hier sich weiter ausbilden — und ihr Talent zur Anerkennung gelangen werde. — Aber auch hierin stellten wir bittere Erfahrungen machen. Auch dem Künstler muß ein Glücksstern leuchten, wenn er sich über die Menge hervor arbeiten soll. Auch dies ist die Armuth eine Fessel, die die schönsten Blüthen knickt. Doch ich bin wohl ungerecht und undankbar! war Marie doch so glücklich — sie ist im Exil geboren — und Elise "

Nordheim, der bis hierher die Rednerin durch keine störende, unzeitige Frage unterbrochen hatte, der den Schmerz ehrte, der aus und in den Worten sichtbar wurde, konnte sich nicht länger halten, eine bisher in seiner Brust schlummernde Ahnung schien in ihm nun zur Gewißheit geworden, freudig rief er: „Ihre Tochter ist Malerin. Ich habe vielleicht ihr Bild — —"

Er konnte nicht weiter sprechen. Die Thüre ging auf, und herein trat jenes junge Mädchen, das er im Saal des Kunsthändlers gesehen — und dessen Erscheinen einen so nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und dessen Bild so beredende Spuren wirklichen Talents verrieth.

Die Mutter, in sichtbarer Erende und mit mütterlichem Stolz die Eintretende bemerkend, rief, sie vorstellend: „Meine Tochter Elise!" während sie zugleich, zu Letzterer sich wendend, lächelnd sprach: „Unsere Marie hat den Herrn zu uns geführt. Es ist — "

Aber sie sprach nicht aus, was sie sagen wollte, denn die Tochter hatte bereits dem jungen Mann fremdlich, unbefangen die Hand gereicht. „Von ganzem Herzen willkommen!" rief sie freudig. „Ich sehe, Sie haben nicht meine Schwester allein zu Ihrem Schützling erkoren; auch ich bin Ihnen bereits zu Dank verpflichtet." Und sich zur Mutter wendend, sprach sie: „Herr Nordheim war es, der sich meiner bei Herrn Doy annahm. Ihm verdanken wir es, daß mein Bild gekauft wurde!" Und sich wieder zu dem Assessor wendend, rief sie, seinen Worten, die er entgegnen wollte, zuvorkommend: „Ich weiß, was Sie freundlich sagen wollen. Aber es war nicht das Geld, welches ich für meine Copie erhielt, was mich erfreute, obschon es trostlos gewesen wäre, wenn ich nichts erhalten hätte; Ihr Kommen befreite mich aus drückender Lage. Und dafür sei Ihnen herzlich gedankt. — Es ist trostlos, wenn man wegen eines Werks, das man mit Lust und Liebe geschaffen, feilschen und markten muß!"

Nordheim, der die Schönheit des jungen Mädchens erst jetzt zu bemerken Gelegenheit hatte, der aber zugleich auch den Schmerz gewahrte, der in den Worten lag, suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er ging nach auf einige andere Kunstgegenstände über, betrachtete ihre angefangenen und ausgeführten Skizzen und Studien und brachte es auf diese Weise dahin, daß Elise ihres Schmerzes verzaß und ihre Ansichten, Ideen und Hoffnungen offen darlegte. Wie geriegen, klar durchgedrungen fand er das junge Mädchen auch hier! — Der Augenblick, den er zu bleiben gedachte, dehnte sich auf diese Weise unbewußt zu einer Stunde aus. Die kleine Marie, die im Anfange an seinem Knie gelehnt gestanden und ihn mit ihren großen Augen angesehen hatte, war endlich zu ihren Spielsachen gegangen und hatte dort, unbekümmert um die Anwesenheit eines Fremden, eifrig, barmlos fort gespielt. Jetzt kam sie, und zu dem Assessor hinantretend, sagte sie, ihm ihr Weihnachtsgeschenk hinhaltend: „Es ist schon spät, meine Puppe will Die Gute Nacht sagen; sie ist müde."

Nordheim errötete bei diesen kindlichen Worten unwillkürlich, sie mahnten ihn daran, daß es Zeit sei, sich zu verabschieden. Haftig stand er daher auf und sagte lächelnd, dem Kinde die dargereichte und angenommene Puppe wiedergebend: „Leg' sie nur zur Ruh'!" Und sich zu der Mutter und Elisen wendend, sagte er entschuldigend: „Verzeihen Sie mein ungebührlich langes Bleiben!"

Mit diesen Worten wandte er sich zur Thür, doch hier angekommen, wendete er sich nochmals. „Werden Sie mich für zudringlich erachten," sagte er, „wenn ich Sie bitte, mir den Namen des Banquier zu nennen, durch den Sie Ihr Geld verloren? Vielleicht gestatten Sie mir auch eine Einsicht in die betreffenden Papiere. Ich bin Jurist."

Die Angeredete lächelte schmerzlich. „Sie wollen eine leise Hoffnung in meiner Brust aufkommen lassen!" sagte sie. „Ich hoffe nichts! — Banquier Wallbot hat fallirt — und Hamburg verlassen!"

„Wallbot! Wallbot!" rief der Assessor hoch aufhorchend. „Und er hat früher in Hamburg gewohnt? — O bitte, zeigen Sie mir die Documente. Wallbot macht gegenwärtig hier eins der anständigsten, besten Häuser."

Hastig ergriff er die ihm zitternd dargereichten Papiere, und dieselben ernst, rasch, aber umsichtig prüfend, gab er sie endlich zurück. „Lassen Sie uns hoffen!" sagte er, der Mutter die Hand zum Abschiede reichend. „Vielleicht gelingt es mir, Ihnen schon nach einigen Tagen Gutes mittheilen zu können. Ich glaube mich nicht zu irren, Wallbot ist kein schlechter Charakter!" Mit diesen Worten empfahl er sich und ließ Mutter und Tochter in nicht geringer Aufregung zurück.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 19. Jagderinnerungen aus dem Gebirge.

Als ich mich vor Jahren durch das anhaltend schöne Herbstwetter hatte verlocken lassen, noch in der letzten Hälfte des Octobers das sächsische Erzgebirge zu besuchen, um dort einsame Waldnatur und Jagd zu genießen, schlug ich mein Domicil in der Nähe

Die Abfuhr des Hirsches.

der böhmischen Grenze bei einem mir befreundeten Forstmann auf. Obgleich der Wildbestand auf dessen Reviere durch mancherlei Umstände ein ziemlich gestörter war und sich deshalb das Waidwerk meist nur auf Abschießung von Wechselwild, das zuweilen von Böhmen herübertrat, beschränkte, so lag doch gerade in dieser Art von Jagdbetrieb ein gewisser Reiz, weil doppelte Aufmerksamkeit und Mühwaltung dazu gehörte, wollte man seine Bestrebungen auf diesem Felde möglicherweise mit Erfolg gekrönt sehen. Da galt es denn unverdrossen hinaus auf den Anstand und Pirschgang zu gehen, auf ersterem aber, trat man des Abends an, bis zum Finsterwerden auszuhalten; ja, war Mondschein und man erwartete Hochwild, durfte man sich nicht scheuen, gleich die Nacht hindurch auf seinem Posten auszuharren, weil das Wild höchst unzuverlässig und nur spät Abends oder in der Nacht über die Grenze auf die daranstoßenden dürftigen Felder trat, die es aber schon in nämlichen Ausflüge aber boten mir gerade einen besonderen Genuß, weshalb ich sie denn auch während der mir vergönnten Zeit gestissentlich pflegte, und obgleich ich nicht ein einziges Mal dabei das Glück hatte zu Schuß zu kommen, so knüpfen sich doch nichtsdestoweniger liebe Erinnerungen an diese einsamen Gänge; denn welch herrliche Naturreindrücke empfing dabei das Herz!

War ich genaume Zeit vor Sonnenuntergang, um durch späteres Kommen nichts rege zu machen, hinausgeschritten an die Grenze, um mich dort anzustellen, so blieb mir volle Muße — bei aller Vorsicht für etwa eintretende Eventualitäten — auch der Betrachtung der mich umgebenden herrlichen Natur hingeben zu können; denn so lange es nicht so dunkel wurde, daß man nur noch zur Noth soviel Büchsenlicht hatte, um möglicherweise dabei schießen zu können, durfte ich doch nicht darauf rechnen, Wild zu Gesicht zu bekommen. Wie oft und mit welchem Genuß be-

trachtete ich dann die scheidende Sonne, wenn sie, wie ein glühender Ball in der purpurgefärbten Atmosphäre schwimmend, tiefer und tiefer dem Horizont zuneigte, bis sie scheinbar in das sichtübergossene Watmeer, das sich vor meinen Blicken ausbreitete, hinabsank! Oder es stiegen vorher noch am Saume der Gebirgslinien phantastisch geformte Wolkenmassen, die dem Herbste ja so eigen sind, empor, welche die sich dahinter bergende Sonne mit goldenen Säumen schmückte, während die in höheren Regionen hinziehenden Luftgebilde von ihr mit rosigem Schimmer übergossen wurden. War aber mit dem Heimgange der Lichtspenderin auch an dem rabineitenden Gerölle der erborgte Glanz verblichen und es zog leise die Dämmerung herauf, dann stellten sich die weißen Nebel sich ein, die den Tiefen emstiegen und den alten Tannen die dunkeln Häupter umwallten. Tiefe Ruhe begleitete solche Momente, in denen dann selbst die leisen Stimmen der Vogelwelt verstummten, und nur des Baches Rauschen aus der Thaltiefe traf das gespannte Ohr und trug hauptsächlich dazu bei, die heilige Stille des Waldes dem Menschen so recht vollbewußt werden zu lassen. Mit welcher Aufregung lauschte man aber dann, wenn dieselbe plötzlich noch einmal durch den rauschenden Flügelschlag eines Auerhahnes, der seinen Stand in dem Wipfel einer Fichte wählte, unterbrochen wurde! Schwer, als müsse der Gewaltige das Gäst seines nächtlichen Ruhesitzes herabwerfen, rat der urige Vogel auf, daß es weit hin den schweigsamen Forst durchhallte. Dann wurde es todtenstill — nur ein Lufthauch führe an solchen Abenden das dichte Gespreig der Tannen und Fichten, während die Finsternis mit dunkeln Fittigen mehr und mehr den einsamen Wald umspannte. Diese trieb' mich dann — erwartete ich keinen Mondschein — entweder nach Hause oder, was oft geschah, in die Baracke einer nahegelegenen Kohlenstatt, um in diesem Asyl zu übernachten und frühzeitig wieder auf dem Platze sein zu können. Manch' heimliche Stunde böte ich hier dem „Meilerfried", so nannte man den Köhler, zu, wenn er mir die Begegnisse seines Waldlebens erzählte, webei er besonders lebhaft wurde, kam er dabei auf die Vogelwelt zu sprechen; denn er war nicht nur leidenschaftlicher Liebhaber der kleinen gefiederten Sänger, sondern auch der eifrigste Fänger derselben, was mir alle Jäger der Umgegend bezeugten, ihm aber dafür nicht eben „grün" waren. Hierbei will ich nicht unterlassen, wenigstens eine Geschichte aus dessen Leben wiederzugeben, die ihn so recht als „Vogel-Tobias" charakterisirt.

Es war an einem jener Abende, wo düstere Wolken den Mond derart verhüllten, daß fängeres Ausharren auf meinem Anstandsposten Thorheit gewesen wäre, als ich spät noch in Meilersfriedens Hütte trat. Ich pfiffte ihn bereits schlafend auf seinem ärmlichen Lager zu finden, aber noch war er wach, und zwar saß er beim trüben Schein eines Lämpchens und erkannt sich aus einem alten Gebetbuche. Als Buchzeichen aber diente ihm, wie ich beim Heraintreten sah, die Schwanzfeder eines Vogelchens, und an diese knüpfte er, als ich lächelnd und darüber scherzend dieses originelle Memtal betrachtete, folgende Geschichte.

„Das war ein Fink', von dem das Federchen ist — ein Fink', für den ich's Leben gelassen hätt'! Und bald wär ich auch um seinetwillen darum gekommen," fügte er hinzu. Nachdem er das Buch, in das er sein theures Erinnerungszeichen sorgfältig barg, zugeklappt hatte, fuhr er fort: „'s war als mein selige Frau noch lebte, aber schon krank war und ich mit meiner Familie noch droben im Dorfe wohnte, daß ich an einem Sonntagnachmittage mit meinem ältesten Buben, der den verhergegangenen Katuffonntag confirmirt worden war, nach dem nächsten Kirchdorf, das zwei Stunden von meinem Heimatdorfe liegt, zum heiligen Abendmahl gehen wollte. Da 's gar so schön und sonnig an jenem Tage war, so schlugen wir miteinander einen Seitenpfad, der durch den Busch führte, ein; denn obgleich er nicht gerade der nächste war, so führte er doch auch nicht eben gar viel um, und man hörte doch dabei jedenfalls ein Bißel Vogelgesang; denn's Wetter war, wie schon gesagt, so gar prächtig, daß es der liebe Gott nicht schöner machen konnt, wesdhalb das liebe Vichzeug auch wirklich vor lauter Lust ganz des Teufels war. Da stieg wirbelnd die Baumlerch' quer auf in die Luft und trillerte dazu wie auf einer Flöt', bis sie wieder niederstieg und auf den Wipfel einer dürren Tanne aufsiel, dabei ihr zia, zia, zia! lockend, während die Zippen ihr „David" pfiffen. Es war eine Lust, und die Seel' im Leibe lachte vor Freude mit über all das Gesing' und Gepfeif'. Aber auf einmal höre ich ein Stück im Holze d'rin einen Reitzugfinken * schlagen — so glockenrein wie pures Silber. Himmelskreuzschnabel! wie fuhr mir das in die Glieder! Ich dachte gleich, der Kuckuck sollte mich holen! Aber bald kam ich wieder zu Sinnen.

Höre Jung', sagt ich zu meinem Fürchtegott, den Finken müssen wir haben! Du hast'n kleines Stündel dabeim; lauf was Du kannst und bring mir meinen Lockfinken zur Stell und auch den Leim, denn da hilft kein Betenken, soll und der Reitzug nicht in die Fichten gehen. Ich bleibe hier und lasse, bis Du wiederkommst, den Burschen nicht aus dem Aug', wesdhalb Du nur, lehrst Du zurück und siehst mich nicht gleich, zu pfeifen brauchst; denn weit weg — will's Gott! — bin ich nicht. Mein Jung' der war nicht faul — im Trabe lief er heim, und keine andertdhalb Stunden dauerte es, da war er wieder zur Stell'. Freud und Angst hatten mich derweil bald umgebracht, denn so'n Schlag, wie der Jung' ihm ins Leibe hatte, war mir noch gar nicht vorgekommen, und daher fürchtete ich jeden Augenblick, daß ein zweiter Hahn kommen könne und mir meinen Herzensfink forstreiten möcht'. Doch er hielt ungeföhr aus, so daß, als mein Bube zurückkam, er seinen Stand noch um keine hundert Schritte geändert hatte. Geschwind waren nun die Leimruthen geschmiert und meinem Hauptlocker freuweis auf den Rücken gebeftet. Herr mein Gott! nun hätten Sie ausschauen sollen, wie ich den Lauser ** auf den Boden gesetzt hatte und der sein helles Pink, Pink! erhob. Wie eine Sternschnuppe kam auf diesen Ruf der Stanbfink', das herrliche Thier, sein seiner Bruder, worauf er sah, 'runtergeschossen und auf meinen Leder draus, daß er schon in nächsten Augenblick fest an ihm hing. Ich natürlich wie eine Kat' drauf hin — da kommt der Teufelskerl tes von dem Leim und flattert, weil noch die Ruthe an ihm haften geblieben, tief über den Haidebodon hin einem jähen Hange zu.

In toller Hetze rennen wir, ich und mein Jung', hinter dem Ausreiser her, und eben will ich ihn greifen, da huscht er mir unter der Hand wieder fort und über die Bergkehne 'munter. In der Hast fahre ich nach und komme dabei auf Geröll, das unter mir weicht, daß ich wie im Fluge eine Streck' abwärts kollere, ehe ich mich wieder erraffen kann. Endlich gelang mir's doch, und natürlich war's mein Erstes, daß ich nach dem Fink' ausschaut. Dem Glück hatte ihn der Jung' ins Fingen verlegt und sage mir, er habe den Vogel juleyt gar nicht mehr, ein Stück unterhalb von mir gesehen. Ich raze 'munter, denn gebrechen oder sonst großen Schaden gelitten hat' ich nicht, obgleich's nicht weit vom Halsbrechen gewesen war, fuche und — o heiliger Teufelsbotzen! — erwische den Schwätzen'ther richtig wieder. Na, diese Freud'! Als ich meine Beut' im Schnupftüchel ver'm Entfliegen geschert hat', ging's den Berg wieder in die Höh'. Bald war ich oben bei meinem zurückgebliebenen Jungen, der unterdessen den Lauser in den Gebauer gethan hatte, und verschnaufte ein wenig. „Bauer, wie siehst Du aber aus?!" rief mich nun mein Fürchtegott an, und in der That verwunderte er sich nicht umsonst, denn mein gut'sbester Sonntagsrock hing voller Streu und Beer und hatte ein großes Loch, daß ich anfaß, als sag' ich in der Mauser. Meinen Hut aber hatte ich schon vor dem Hauptsturz vom Kopfe verloren, und das war gut; denn wäre er den Hang hinuntergepurzelt, so wäre er wahrscheinlich in die unten fließende Grümichbach gekommen, wie's mit meinem Beichbuche geschehen war, das aber der „Schindermüller" unten am Wehre wieder 'rausgefischt und mir später zurückgebracht hat. Doch was geschehen war, war geschehen, und ich hatte doch den Vogel! Freilich zur heiligen Communion konnten wir nicht mehr gehen, denn da war weder mehr Zeit dazu übrig, noch konnte ich doch in meinem verflixten Habit vor Gott's Tisch erscheinen."

Den Finken aber habe der originelle Vogelfänger, wie er mich versicherte, jahrelang besessen, obgleich er ihn oftmals theuer hätte verkaufen können. „Aber," behauptete er, „ich kennt' mich nicht freiwillig von meinem Staarsschläger trennen, bis er endlich eines Morgens todt im Futterkästel lag. Da hab' ich mir zum Angedenken noch ein paar Schwanzfeder'n von ihm ausgerissen und dann das arme Beest im Gärtel unter die Linde begraben."

* Ein Reitzzaufink ist ein Finkenhahn, dessen Schlag (Gesang) sich mit der Lockstimme schließt, die wie „Reitzug" klingt.

** Lauser: ein Lockvogel, der an einen Faden gefesselt und mit verschnittenen oder gebundenen Flügeln, aber sonst frei auf den Boden gelegt wird, um durch sein Locken und scheinbare Freiheit Individuen seines Geschlechts herbeizuziehen.

Doch kehren wir zurück zu unserer eigenen abgebrochenen Schilderung. Vernahme ich die Morgen und Abende, sowie theilweise ja auch die Nächte auf Erreichung meines jägerischen Zieles, so gab ich mich den Tag über ausschließlich den stillbeglückenden Einflüssen der herrlichen Herbstnatur hin. Stundenlang konnte ich dann unter den dunkeln Tannen auf weichem Moose oder im verblühenden Haidekraute an einer Berglehne liegen und die Blicke über die Waldhänge und unter mir liegenden baumumrauschten Felsengruppen und über die Thäler hinstreifen lassen, bis sie an den jenseits emporsteigenden blaudunkig übergossenen Höhenzügen hangen blieben. Oder das Auge ruhte mit Wonne auf der zunächstliegenden Umgebung, die unter der sonnendurchwärmten zitternden Luft ein reizendes Bild des farbenprangenden Herbstes bot; denn hier glühten in purpurner Pracht die Beerenbüschel der zartgefiederten Ebereschen, die in Grasflenschaft silberglänzender und goldlaubiger Birken von mit mächtigen Steinblöcken besäeten Vordergrund überragten, während den Boden wogende goldene Schwälen mit andere Grasarten, wilder Thymian und Erisen bedeckten. Dann lauschte das Ohr den Locktönen auf dem Zuge begriffener Drosseln, die sich an solcher Stelle vom Aufblick ihrer Lieblingsspeise, der Ebischbeeren, und von der schmeichelnden Sonne gern bestimmen ließen, kurze Zeit zu rasten.

Doch nicht lange mehr sollte es so bleiben; das Herz hatte Recht mit seinen Ahnungen — die Herrschaft des goldenen Herbstes erreichte ihr Ende! Die ersten Tage im November brachten düster bewölkte, rauhe Tage, an denen noch dazu heulender Sturm mit unwiderstehlicher Gewalt die Forsten zurnwüthete und manch mastvollen Baumriesen zerspitterte oder entwurzelt zu Boden warf. Welch einen Gegensatz bot nun der stumpfgespitzte Wald zu seiner früheren elegischen Stille! Das brausse- und stöhne, ächze und dröhnte, wenn der rasende Orkan die Kronen der wettertrotzenden Tannen zusammenschlug und ihre gewaltigen Schäfte mit schrillem Ton aneinander drängte, daß es wie ein Gebruf durch die Luft wimmerte; oder es erklang durch all dieses Toben das helle Knattern der berstenden Stämme und der dumpfe Fall aus dem Boden gerissener Bäume, die dem entfesselten Element zum Opfer fielen! Endlich aber legte sich das wilde Toben, nur noch in dem Wipfelchaos alter Bestände ertönte ein hohles Rauschen, als murrten die hohen Häupter der vom Sturm durchwühlten Tannen über die ihnen gesbehene Unbill, bis auch da Schweigen einkrat und der Wald wieder stumm und regungslos wurde. Aber in Försters Hobeit lag er nun vor uns; sein goldener Sonnenschein durchleuchtete und erwärmte ihn — nur graue schneeverkündende Wolken jagten über ihn hin, und eisige Luft strich von Norden her über die Höhenzüge hinweg.

Eines Morgens aber, beim Erwachen, überraschte mich der herrliche Anblick bleudenden Schneefalls. Wie freute ich mich darüber! Denn nicht nur, daß mir dadurch der Genuß wurde, die großartige Gebirgs- und Waldlandschaft in so eigenthümlicher Schönheit betrachten zu können, sondern auch dem Jagdteufel in mir sagte diese Erscheinung gewaltig zu, denn nun gab's ja einen Spurschnee, mit dessen Hülfe noch eher ein Geschäft auf die böhmischen „Großjacken“ zu machen war; alle welch hoffnungsreiche Aussicht! Und wie gewünscht, nachdem es den Tag über ununterbrochen fortgestöbert hatte, hörte es gegen Mitternacht mit Schneien auf und wurde klar und kalt, so daß des andern Morgens eine kostbare „Neue“ lag, die zu benutzen mein freundlicher Wirth nicht einen Augenblick anstand. Bald waren wir, der Förster und ich, dazu gerüstet und auf dem Wege nach der Grenze, um vor allen Dingen zuerst diese abzuspüren. Nachdem wir dort gefunden, daß Hedwild herübergetreten war, fugen wir an, die Dickungen, in die Fährten führten, einzukreisen; doch überall war das Wild nur durchgezogen, ohne sich „gesteckt“ zu haben. Schon glaubten wir deshalb die Hoffnung auf glücklichen Erfolg aufgeben zu müssen, denn nur noch ein schmaler Streifen ungefähr zehnjähriger Nichtenschonung blieb uns übrig zu umgehen, worin sich möglicherweise — aber kaum voraussichtlich — Wild geborgen haben konnte. Da das Dickicht nach der Grenzseite zu an ein Gehau stieß, dessen gegenüberliegender Rand schon Nachbarland berührte, so blieb es — selbst im glücklichen Falle, daß wir das Gesuchte anrufen und einer von uns zu Schuß kam — immerhin eine mißliche Jagd, schon um der nahen Grenze willen, wohin dann jedenfalls das beunruhigte Wild floh, so daß, wurde auch eins davon angeschossen, doch zu erwarten stand, das Opfer werde auf fremdem Boden verenden und uns also verloren gehen. Deshalb schrieben wir auch ziemlich kleinmüthig zu unserem letzten Versuche. Die Grenzseite abzuspüren übernahm der Förster, begegnen ich mich unterzog, auf einem alten Wege, der die entgegengesetzte Seite des Dickichts umschloß, dasselbe zu thun.

Zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich bald die Fährten zweier Hirsche, eines sehr starken und eines schwächeren, die in das Dickicht hineinführten, ohne daß ich sie auf meiner Strecke noch einmal herausspürte. Freilich fand noch die Wahrscheinlichkeit bevor, daß die Hirsche auf der andern Seite, Böhmen zu, hinausgegangen und über die Grenze gegangen waren, was ja mein Jagdherr auf seinem Pfade bald inne werden mußte. Deshalb erwartete ich mit Ungeduld das Zusammentreffen mit ihm, um ein sicheres Resultat zu erfahren. Bald sollte mir solches werden. Lautlos kam der Waidmann im molligen Schnee dahergeschritten, das Auge aufmerksam auf den Boden gehestet, bis wir aneinander waren. Mit leiser Stimme stattete ich ihm Bericht von dem Befund meines Kreisens ab, worauf er vergnügt erwiderte: „Ze bekommen wir die Burschen in's Feuer, denn bei mir ist keiner derselben hinaus!“ Also jetzt war Aussicht, von der Büchse noch Gebrauch machen zu können; ob mit Erfolg? das war eine andere Frage, die, meiner Ansicht nach, nicht eben hoffnungsvoll zu beantworten war, denn der Umstand, daß wir nur ihrer zwei und ohne Hund waren, schien mir, der Sachlage zufolge, ein entschieden ungünstiger, da das Dickicht, worin die Hirsche steckten, zwar schmal, aber einer Länge wegen schwer nach allen Seiten hin zu beschießen war. Dazu mußte notwendiger Weise Einer von uns die Dickung durchgehen, während der Andere sich vorstellte. Vielleicht konnten da aber die Hirsche zu enserm vom Schützen ausbrechen und unbeschädigt über die Grenze entkommen. Doch der Förster glaubte darauf rechnen zu können, daß die böhmischen Weidelänser ihren Wechsel, den er genau zu kennen behauptete, inne halten würden, besonders da der Wind vortrefflich stand; er theilte also mein Bedenken nicht.

Aber ein anderer Punkt führte zu Erörterungen, und zwar der: wer von uns Beiden vortreten sollte. Jeder sehnte für seine Person ab, um den Andern nicht um die Ehre des Schusses bringen zu wollen, bis wir das Loos entscheiden ließen. Eine Büchsenkugel und eine Posse gaben die Würfel des Schicksals ab; die Kugel sagte dem Schützen, die Posse aber bekommt der Treiberant, welches letztere — mir zu Theil wurde. Bei allem Leid, welches ich empfand, daß ich nachstehen mußte, sief mir doch — ich gestehe es offen — dadurch gleichsam ein Stein vom Herzen; denn hätte mich Diana durch den andern Posten begünstigt und ich hätte dann in der Hitze gefehlt — ich wäre meines Lebens nicht wieder froh geworden! — Und wie leicht konnte das passiren! — Deshalb übernahm ich wohlgemuth meine Stelle, die auch mit Geschick betrieben sein wollte. Möglich verhielt ich mich so lange an der Stelle, wo die Hirsche in das Dickicht gezogen waren, bis ich mit Sicherheit vernehmen konnte, daß der Förster seinen Stand bereits eingenommen habe. Dann drang ich sache auf der Fährte in die Dickung ein. Es war ein beschwerliches Fortkommen drin, denn die Massen lag der frischgefallene Schnee auf dem dichten Gezweig der eingeschlossenen Fichten. Dabei mußte ich das Gewehr, das ich zur Vorsorge schußfertig — im Fall ich die Hirsche passend zu Gesicht bekommen hätte — im Arme trug, vor Schnee und Zosgeben bewahren und doch auch die ganze Aufmerksamkeit auf die Fährten richten, die sich manchmal trennten, aber immer wieder zusammen kamen. Ohne Lärm, jedoch absichtlich nicht völlig geräuschlos etwa wie ein schlechtpirschender Sonntagsjäger — zog ich, immer die Fährte des starken Hirsches annehmend, darauf fort und kam darauf bald zu den frisch verlassenen Betten; die beiden Gumpane waren also bereits vor mir flüchtig, doch, wie die reinegehende Fährte zeigte, nur langsam weiter gezogen; ja, oft waren sie wieder stehen geblieben, sicherlich um zu lauschen, wober die Gefahr komme. Da ich noch keinen Schuß vernommen, auch sonst nicht gehört, daß die Hirsche bereits das Dickicht verlassen hatten, so folgte ich stetig ihrem Wechsel, auf dem sie manchen Wiedergang gethan, als ich den schneekumpiklingenden Schuß meines Camerad den hörte und gleich darauf auch dröhnendes Geräusch vernahm, das von den siebenden Hirschen herrührte, die mit gestählten Künsten den Schnee bis auf den harten Boden durchgrüben.

Nun gab ich meinen Schleichgang auf, und nachdem ich den

* Großjacken: scherzhafter Ausdruck für Hochwild.

Hahn meiner Büchse zu Ruh' gesetzt, brach ich gleich einem flüchtigen Stück Wilde durch den Rest der Schonung durch, um möglichenfalls mit der geladenen Büchse auf dem Wahlplatze vor Anken sein zu können; aber nichts als den Förster, der eben mit Laden seiner Büchse fertig war, erblickte mein Auge. Beim Näherzusehen bemerkte ich wohl die sich im Schnee scharf kennzeichnenden Fährten beider Hirsche, die über die Blöße der Grenze zuführten. Als der Förster an mich herankam, versicherte er mich, daß er auf den starken Hirsch, den er als einen capitalen, hochgeweihten Burschen beschrieb, vorzugsweise abgekommen sei und denselben auch gezeichnet habe. Und richtig, als wir auf den Anschuß kamen, lagen Schnittharre da, und nicht weit hinaus wir auf der Fährte, die sich auch bald von der des schwächeren trennte, fortgehen, als wir Schweiß fanden. *

Natürlich folgten wir bis an die Grenze, wo wir leider vorerst Halt machen mußten, da wir die Nachfolge nicht hatten. Doch schob sich gerade an der Stelle, wo der Hirsch das Nachbarrevier betreten hatte, dasselbe nur als ein Keil in das meines Freundes herein, so daß möglicherweise, war der Hirsch nur noch fünfzig Schritt geradeaus weiter gekommen, er wieder meines Geleitsmannes Terrain erreicht haben mußte; deshalb zog ich, das Gewehr dem Förster übergebend, um als harmloser Spaziergänger auf fremdem Boden erscheinen zu können, auf der Fährte nach. Daß wir aber den Hirsch nicht erst krank werden ließen, lag in den Grenzverhältnissen, weil, befand er sich noch auf Nachbarrevier und war noch nicht verendet, er durch mein langsames Nachziehen resp. werden mußte und dann jedenfalls auf das unserer, vor ihm liegende Terrain übertrat, wo wir ihn dann schon Rede gezönnt haben würden. Aber nicht lange brauchte ich zu suchen, denn kaum, daß ich die Zunge höhnischen Landes überschritten hatte und fünfundzwanzig Schritt weiter auf wieder heimischen Boden vorgedrungen war, erblickte mein Auge hinter Fichtenanflug die hingestreckte dunkle Gestalt des Hirsches. Wie flog ich auf den Gefallten zu und, nachdem ich die Enden des capitalen Vierzehnenders gezählt, nach meinem Freund Grünrock zurück, ihm die frohe Botschaft zu bringen! Bald waren wir nun Beide, das fremde Gebiet vermeidend, auf einem kleinen Umwege bei des Försters wohlerworbener Beute angelangt, deren Anblick den sonst ernsten Waidmann doch zu einem enthusiastischen Freudenruf hinriß. Da lag der stattliche Recke, der in seinem dunkeln Winterkleide, mit zottiger Halsmähne und mit wohlgelegten Schmuck seines Kopfes so recht ein Bild der Urwüchsigkeit bot. Hoch ragten die schwarzen, knorrigen Stangen mit ihrer respectablen Enden zahl aus den bleudenden Schnee empor, daß der Anblick dieser Trophäen wohl im Stande war, eines Jägers Herz vor Wonne hochauf schlagen zu lassen. Mit freudigem Stolze betrachtete deshalb der Erleger seine Beute, während ich ihm sein Jagdglück von Herzen gönnte, wenn auch nicht ganz ohne Beimischung eines etwas wehmüthigen Gefühles, dabei leer ausgegangen zu sein.

Da der Hirsch dicht an der Grenze Böhmens lag, wo man schon erwarten durfte, daß Unbefugene darüber kommen könnten, so bat mich der Förster, der zuvor die Haken zu sich gesteckt hatte, so lange am Orte bleiben zu wollen, bis er Fuhrwerk aus einem nahen Dorfe requiriren haben werde, um den Hirsch nach dem Forsthause schaffen zu lassen. Gern übernahm ich die Wache, wobei ich mich auf die fast noch warme Beute setzte. Aber nicht lange durfte ich mich auf meinem originellen Divan einsamen Betrachtungen hingeben, denn bald erschien ein Bauer mit seinem Fuhrwerk, einem Schlitten, auf dem Platze. Nachdem der königliche Jedre auf die Schleife gebunden worden war und der Fuhrmann sich vorn aufgesetzt hatte, ging die Fahrt dahin. Höchst malerisch, weshalb ich auch diese Scene bildlich beigegeben, gestalteten sich der Zug, als er durch einen Hohlweg in den heimlichen, schneebelasteten Hochwald einzog. Mit Energie schnaubte der zottige Braune vor seiner Last daher, daß den weitgeöffneten Nüstern der dampfenthaltene Odem entströmte und in leichten Wölkchen dahinzog. Sein origineller Lenker aber, der gemüthlich mit hereingezogener Mütze, dickem Pelze und pluppen Aufschlagstiefeln vorn auf dem Schlitten saß, repräsentirte so recht den Typus des biedern Erzgebirgers. Dabei war er wie aus seinen Aeußerungen hervorging — eine von jenen Bauernnaturen, welche die Jagd, wenn auch nicht selbst betreiben, doch über Alles lieben und daß sie — natürlich nur für Geld und gute Worte — zu Dienstleistungen bei derselben verwenden lassen. Diese Liebhaberei bewährte unser „Holzhauer", wie man ihn im Dorfe nannte, auch dadurch, daß er sich einen recht hübschen Schweißhund hielt, den er jung von einem Jäger bekommen hatte, und der das winterliche Jagdbild, die Abfuhr des Hirsches, nicht unwesentlich vervollständigte, indem er dem Zuge folgte.

Kaum herbar glitt der Schlitten durch den weichen, tiefen Schnee, während des Rosses Hufe mit dumpfem Schall den Boden dampften. Mässig emkuten die schneebelasteten, niederhängenden Aeste der Tannen und Fichten ihren Schmuck, indem das Pferd sie beim Vorwärtsschreiten mit dem Kopfe streifte; eher der lose Winterschaum bröckelte aus höheren Zweigen herunter, wenn Eichhörnchen und Meisen sich lustig darauf herumschaukelten. Aber bald hatte der kleine Jagdzug den tiefen Wald hinter sich und zog, seine Beute zu bergen, ein in das erweitte Forsthaus, das mit seinen hirschgeweihgeschmückten Giebeln unter den verschneiten Linden höchst anmuthend vor uns lag.

Denselben Abend noch rüstete gar würzig die gebratene Leber des erlegten Hirsches auf dem Tische meines freundlichen und fröhlichen Wirthes. Wir wurde das schmackhafte Gericht zum Abschiedsmahl, denn des andern Morgens folgte ich dem gebieterischen Muß — und eilte meiner Heimath zu.

* Daß man im November noch auf starke Hirsche schießt, da wo kein Wildschaden bezahlt wird, man also auch nicht hegen kann, besonders wenn die Grenznachbarn durchaus nicht schonen, wird kein Jäger dem andern verargen; denn kann kommt es ja nicht darauf an, ob der Hirsch an Wildpret gut ist, sondern es handelt sich, meiner Ansicht nach — zuerst um das Geweih und die Ehre, einen starken Hirsch geschossen zu haben.

Wann, wann marschiren wir gen Norden? —

Wozu, Ihr Fürsten, Eure Heere,
Zu weiten Dienst sind sie geweiht,
Wenn träg bei Fuß noch die Gewehre,
Indeß das Volk lüngst marschbereit?
Ein scheu Commando: „Hahn in Ruh'!"
Läßt es die deutsche Ehre morden,
Des Volkes Stimme ruft Euch zu:
„Wann, wann marschiren wir gen Norden?"

Wann, wann marschiren wir gen Norden?
Wann endlich in den heil'gen Krieg?
Kein Krieg um Titel oder Orden.
Ein Kampf für uns'res Rechtes Sieg,
Für das, was heilig in der Welt,
Zu enden jenen alten Hader,
Der schon Jahrhunderte gefchwellt
Des deutschen Volkes Zornesader!

Wozu, Ihr Fürsten, Eure Heere?
Behaltet sie um Euch geschaart,
Es sei des deutschen Volkes Ehre
Vom deutschen Volke selbst gewahrt!
Blickt auf, wir stehen Mann an Mann,
Zum Kampfe Alle sind bereit,
Und Deutschland leidet schirt uns an —
Wann, wann marschiren wir gen Norden?!

Fragt nicht: wer hat die Schmach verschuldet,
Ihr, die Ihr thatenlos geschaut,
Wir, die wir Euren Traum erduldet?
Nun jeglich Maß jetzt überschäumt:
Jetzt schreit zum Himmel auf're Noth,
Sie treibe Lämmer aus den Herden,
Jetzt wird die Frage zum Gebet:
Wann, wann marschiren wir gen Norden?

Wann wird auf Holsteins grüne Wiesen,
Das Grab, drin auf're Ehre ruht,
Ein lächend Sühnopfer fließen
Des dän'schen Blutes wehrig Blut?
Wann wird durchbohrt vom Freiheitshauch
Die deutsche Eiche Schleswigs rauschen,
Um ihren Stamm nach deutschem Brauch
Das Volk fein deutschen Lieder tauschen?

Albert Traeger.

Verkümmerte Existenzen.

Aus den Aufzeichnungen eines alten Wanderers

mitgetheilt von Roderich Benedix.

Zwischen Reisen und Wandern ist ein großer Unterschied, und dieser wird täglich größer. Der Reisende wird jetzt meistens durch die Kraft des Dampfes befördert, der Wanderer ist auf den Dienst seiner Füße angewiesen und kennt ausnahmsweise ein „Gelegenheit" zum Weiterkommen. Der Reisende hat keine Mühe, als die des Aus- und Einsteigens, der Wanderer hat die Mühe, die ganze körperliche Anstrengung vermittelst. Der Reisende durchfliegt die Welt, der Wanderer durchschreitet sie.

Und doch ist, wenn man das Reisen und Wandern gegen einander abwägt, der Vortheil mehr auf der Seite des Letzteren. Es ist wahr, der Reisende durcheilt mühelos in unglaublich kurzer Zeit fast ganz Europa, während der Wanderer sich mit kurzen Strecken begnügen muß, die er kennen lernt. Allein was sieht der Reisende? Im Fluge durch die schönsten Gegenden eilend, von denen er nie einen bleibenden Eindruck erhält, sieht er die großen Städte und ihre rohen Merkwürdigkeiten. Menschen lernt er nicht kennen, mit Ausnahme der Gastwirthe mit Kellner, der Schaffner und Packträger, die in ganz Europa einander auffallend ähnlich sind.

Der Wanderer dagegen schaut mit bewundernden Augen, wie herrlich der alte Gott seine schöne Welt ausgeputzt hat mit Bergen und Thälern, mit Flüssen und Seen, mit Haide und Wald. Seiner Mühe Belohnung ist die Freude an der Herrlichkeit der Natur. Und mehr noch, er lernt Menschen kennen. Der Reisende kommt wohl hier und da mit der sogenannten guten Gesellschaft zusammen, aber nicht mit dem Volke. Die ganz Gesellschaft hat aber in allen europäischen Ländern ziemlich dasselbe Aussehen. Die ganz Gesellschaft ist wirklich nur einen Hut gebraucht, wenn es auch leider der Pariser Cylinder ist, die ganz Gesellschaft hat es wirklich zu der Verwöhnung des Volksthümlichen gebracht, von der einige „Kosmopoliten" träumten, wenn auch die erlangte Gleichmäßigkeit nur im französischen Frack und der Crinoline besteht.

Aber das Volk, das der Wanderer kennen lernt, hat die allgemeine Uniform noch nicht angelegt. Das Volk bewahrt noch immer die Eigenthümlichkeiten des Volksstammes, mit deren Verlust ein Volk aufhört ein Volk zu sein. Ist doch von jeher die Wiedergeburt der Staaten, der in sittlicher Fäulniß versunkenen Zeiten vom Volke ausgegangen. Man lieb es in gewissen Kreisen, die Wörter Volk und Pöbel für gleichbedeutend zu halten. Das aber ist der schmählichste Irrthum. Der Pöbel erstreckt sich durch alle Classen der Gesellschaft und ist in den höchsten oft am meisten vertreten. Denn Unsittlichkeit und Gemeinheit sind die unterscheidenden Kennzeichen des Pöbels. Ich bin ein alter Wanderer und liebe das Volk, und namentlich unser Volk, weil ich es kennen gelernt habe. Die Tugenden, die in höhern Kreisen nicht immer zu Hause sind, beim Volke habe ich sie oft gefunden. Und doch wie wenig wird das Volk gewürdigt, ja nur beachtet! Die Geschichte selbst kennt nur Massen, aus denen einzelne Geister hervorragen, Geister, die durch eigne Kraft oder durch geistige Stellung bedeutend sind. Die Geschichte kann nicht anders. Der Einzelne verschwindet eben in der Menge. Auch die Dichter lieben es vorzugsweise, die Großen der Erde durch ihre Dichtung zu verherrlichen, wie die andern Künste auch. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, dem Volke Beachtung zu schenken, und wie die Malerei immer mehr Genrebilder liefert, so steigen die Dichter auch in die Hütten der Armuth, um dort ihre darzustellenden Figuren zu holen. Und das mit Recht. Je weniger in der Geschichte der Einzelne beachtet werden kann, je mehr im Leben der Einzelne in der Menge verschwindet, desto mehr soll die Kunst dem Einzelnen zu der verdienten Geltung verhelfen.

Denn jeder Einzelne ist ein Mensch, der gelitten und sich gefreut hat, der das Leben Noth und Lust gekostet, der gekämpft und gesiegt hat oder im vergeblichen Ringen untergegangen ist. Jedes Grab auf dem Kirchhofe deckt ein Herz, in dem Liebe und Haß, Hoffnung und Schmerz, Gutes und Böses gewohnt hat, das in brennigen Schlägen und in schmerzlicher Verzagtheit geklopft hat. Unaufhörlich dreht sich die Erde um die Sonne, die Zeit steht nicht still, unaufhörlich folgt Geschlecht auf Geschlecht, die Menschheit ist unsterblich. Der Einzelne aber stirbt, wird begraben und vergessen. Und doch habe ich viele Einzelne gekannt, die nicht vergessen zu werden verdienten. Ich will etwas von Diesem und Jenem aufschreiben — zu meiner eigenen Erinnerung oder für Freunde, denen meine Aufzeichnungen vielleicht einmal in die Hände fallen können.

Zu dichterischer Gestaltung wird sich nicht eignen, was ich aufschreibe. Es sind eben Einzelne, die ich auf meinen vielfachen Wanderungen erhalten, Thatsachen, die ich erfahren habe. Darnach beurtheilt meine Aufzeichnungen, ihr Freunde, wenn sie Euch jemals zu Gesichte kommen sollten. Vergeßt aber nicht, daß alles Thatsächliche, was Ihr finden werdet, wahr und selbst erlebt ist. Es wird meistens traurig sein, was ich aufschreibe. Giebt es so viel Trauer in der Welt, oder habe ich mich immer vorzugsweise zu den Leidenden hingezogen gefühlt? ich will es nicht untersuchen. So viel weiß ich, daß der Eindruck, den ein Leidender macht, tiefer und nachhaltiger ist, vielleicht schon darum, weil man über die Ursachen des Leidens nachdenkt, weil man sich klar zu werden sucht, wie viel der Leidende selbst verschuldet hat, oder wie viel die äußern Umstände die Ursache des Leidens sind.

1.

Mein Weg führte mich einst in eine der größern deutschen Hauptstädte. Man hatte mir dort ein Weinhaus gerühmt, in dem man ein Glas echten unverfälschten Ofenrüks und vortrefflich und mundete Gesellschaft fände. Ich ging dahin. Neben einem größeren Zimmer waren zwei kleinere. Da das größere voll von Gästen war, suchte ich mir einen Platz in einem der kleinern. Hier mochte sich wohl jeden Abend eine bestimmte Gesellschaft versammeln, weshalb die übrigen Gäste dasselbe vermieden, wie sich in vielen Wirthshäusern für Stammgäste solche Bedingungen wie von selbst machen. Jeder der nach mir Eintretenden musterte mich mit einem bedeutenden Blick, als wollte er sagen: Was machst du denn hier? Ich ließ mich aber nicht stören. Der Wein war wirklich gut, und ich betrachtete mir, da ich von meinem Platze das größere Zimmer bequem überschauen konnte, die einzelnen Trinker und ihre verschiedenen Manieren, was immer sehr ergötzlich für mich gewesen ist. Nach und nach füllte sich das Zimmer, in dem ich saß, und ich bemerkte bald, daß sich hier wirklich eine besondere, gewählte Gesellschaft zu versammeln pflegte. Es wurde nicht blos getrunken, sondern auch gesprochen und gut gesprochen. Die Ereignisse des Tages in Kunst, Literatur, Politik wurden berührt, und manch treffendes Wirtheil, manch gutes Witzwort kam dabei zum Vorschein. Offenbar hatte ich es hier mit künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Männern zu thun, und ich lauschte immer aufmerksamer auf die treffenden Bemerkungen, die von allen Seiten fielen.

Mittlerweile war die Zeit vorgerückt, die „Bürgerglocke", wie man sagt, hatte geschlagen, das größere Zimmer war nach und nach ziemlich leer geworden. Da trat plötzlich noch ein junger Gast ein, der mir sogleich merkwürdig auffiel. Er war ziemlich groß von Gestalt, seine breiten Schultern, seine hoch gewölbte Brust verriethen einen kräftigen Körper. Seinen großen Kopf umwallte dichtes, langes, etwas in Locken fallendes Haar, das man mit einer Löwenmähne vergleichen konnte. Sein Gesicht war groß, von scharf ausgeprägten Zügen, mit lebendigem Mienenspiel. Seine großen Augen waren unruhig und feurig, die hohe Stirn, die starke, etwas gebogene Nase verriethen geistige Bedeutung. Bald erfuhr ich, wer der Ankömmling war, ein berühmter Schauspieler, den ich Egidius nennen will.

Rasch trat er ein, schritt auf das kleinere Zimmer zu und rief laut guten Abend. Ein lebhaftes Willkommen tönte ihm von allen Seiten entgegen. „Franz," rief er dem Kellner, „ein Dutzend Flaschen Chambertin!"

„Was giebt's, was giebt's?" rief einer der Anwesenden, „wenn Sie gleich mit einem Dutzend anfangen, werden wir wohl mit einem Eimer aufhören!"

„Wenn wir einen Eimer bewältigen können," rief Egidius, „ich gebe ihn zum Besten."

Ich kam mir jetzt wie ein Eindringling in diesem Zimmer vor und wollte mich entfernen. Allein Egidius hielt mich bei den

Schultern fest, drückte mich auf meinen Sitz nieder und sagte: „Tagebücher, edler Unbekannter! Sie sehen aus wie ein anständiger Mensch und als ob Sie ein Glas Gyten nicht verschmähten. Ich aber habe einen Trinkspruch auszubringen, und Sie müssen mithalten.“ Es lag so viel Gutmüthigkeit in den lachenden Zügen des Sprechenden, daß ich die etwas derbe Art, zurückgehalten zu werden, nicht übel nehmen konnte und blieb.

Der Kellner brachte den bestellten Wein, die Gläser wurden gefüllt, und Egidius hob das seinige empor, indem er rief: „Aufgestoßen, Kinder, der König soll leben!“ Man trank, hier und da verwundert, zögernd, doch Egidius rief: „Wieder eingeschenkt und schaut mich nicht so dumm an. Ihr möchtet wissen, wie ich darauf komme, diesen Trinkspruch auszubringen. Ich bemerke an Einigen von Euch leises Kopfschütteln, ich weiß auch, daß Einige von Euch demokratische und republikanische Gelüste hegen, aber „ich werde nächstens unter Euch treten und fürchterlich Musterung halten.“ Die letzten bekannten Worte Karl Moor's sprach er mit blitzenden Augen, mit drohendem Gesichte und mit solcher Donnerstimme, daß ich unwillkürlich zusammenfuhr. Lautes Gelächter antwortete ihm von der andern Gesellschaft. „Wer lacht da?“ rief Egidius im Tone des Oberarzt Galotti, „ich glaube, ich war es selbst.“ Die letzteren Worte sprach er mit so eigenthümlichem innern Schauder, daß Alle einen Augenblick still wurden, dann fuhr er fort: „ich bringe es auch noch ein Mal, der König soll leben, denn “ fuhr er mit einem eigenthümlich schaurigen Geflüster fort: „Se. Majestät haben heute zum zweiten Male geruht meine Schulden zu bezahlen.“

Ein donnerndes Gelächter, ein lustiges Hochrufen folgte diesen Worten. „Es mag ein anständiges Stimmchen gewesen sein,“ rief neckend ein alter Herr mit weißem Kopfe.

„Hm, hm,“ sagte Egidius, „hinten standen drei Nullen, die vordere Zahl habe ich vergessen, geht Euch auch nichts an.“

„War nicht eine kleine Strafpredigt bei der guten Nachricht?“ sagte der alte Herr.

Egidius schüttelte seine weißen Locken, daß sie nach hinten flogen und das Gesicht ganz frei ließen, er trocknete sich zusammen, seine Mienen nahmen einen mühsterrestlichen Ausdruck von Dummheit und Hochmuth an, und mit seinem Tone lispelte er: „Mein lieber Egidius, Se. Majestät wollten mich ein Mal Sie aus Ihrer bedrängten Lage reißen, lassen Sie aber ansfortan, von Ihrer Verschwendung abzustehen, denn wenn Sie wieder in Schulden gerathen, würden Sie sich die allerhöchste Ungnade Sr. Majestät zuziehen.“

Alles lachte, und ich erstaunte, denn Egidius hatte einen bekannten Kammerherrn des Königs auf das Täuschendste nachgeahmt. Ein Anderer aus der Gesellschaft nahm das Wort und sagte: „Das war Hülfe in der Noth, nicht wahr, Egidius?“

Dieser erwiderte: „Hülfe? Ja! Noth? Nein!“

„Keine Noth?“ fragte der Andere, „ich weiß doch, daß Sie bis über die Ohren d'rin stecken, daß Wechsel auf Sie liefen und Ihnen der Schuldthurm drohte. Was hätten Sie thun wollen, wenn der König nicht half?“

„Durchgehen,“ sagte Egidius ruhig, „ein jeder Wechsel schreibt den Rückstichbrief,“ und mich hätte er von hier weggeschrieben. Es giebt noch viele Theater in Deutschland, und Egidius ist überall willkommen, „die Bühnen in Gesina kennen meine Triue.“

„Die Gläubiger wissen Sie überall verfolgt haben,“ sagte ein Dritter.

„Verfolgt, aber nicht erwischt,“ sagte Egidius. „Ehe man mich anderwärts hätte fassen können, mußten eine Menge Formalitäten erfüllt werden, Requisitionen von einem souveränen Staate zu dem andern, daß ich Zeit genug hatte, an einem andern Orte ein Jährchen zu bleiben — und im schlimmsten Fall wieder durchzugehen. Ehe man in Deutschland nur überall herumkommt, hat man sein Leben vollendet — und den letzten Wechselarrest setzt Fuß tief unter der Erde eingeht doch kein Mensch.“

„Was schwatzt ihr so obenhin über die mögliche Entfernung des Egidius?“ sprach ernst ein junger Mann mit blondem Lockenhaar, „sein Verlust wäre unersetzlich für die ganze Stadt und für uns in's Besondere. Also zum dritten Male ein Hoch dem Könige, der ihn uns erhalten hat!“

Man stieß an, es wurden neue Flaschen gebracht, die Männer wurden ernster, das Gespräch immer lebendiger, Anekdoten wurden erzählt, witzige, geistreiche Bemerkungen flogen hin und her, die Seele der ganzen Gesellschaft aber war Egidius. Dinge, die so unbedeutend sind, daß ein Anderer sie gar nicht mittheilen würde, erzählte er mit einem Ausdruck in Ton und Mienen, daß sie lautes Gelächter — oder auch Schauder erregten. Er wußte Jeden zu necken und auf seine Neckerei die Antwort schlagig zu bleiben, er traf mit jeder Bemerkung den Nagel auf den Kopf. Mit einem Worte, er sprühte von Geist und Witz. Endlich brachen wir auf. Es war fünf Uhr Morgens. Ich kann mich nicht besinnen, daß mir jemals die Stunden so verflogen sind.

Neun Jahre später weilte ich einige Tage in einer kleinen Residenzstadt Thüringens. Es war großer Markt in dem Orte und während desselben regelmäßig Theater. Eine reisende Gesellschaft, die die großen Städte der umliegenden Länder besuchte, spielte in der Residenz und wurde vom Fürsten immer ansehnlich unterstützt. Die Gesellschaft war gut, sie hatte tüchtige Kräfte und leistete mehr als manches stehende Theater. An ihrer Spitze stand ein in der Geschichte des deutschen Theaters rühmlich bekannter Mann. Das ganze Unternehmen war ein durchaus anständiges, nicht zu vergleichen mit den kleinen reisenden Truppen, die zuweilen in Dörfern die Kunst mißhandeln.

Auf dem Theaterzettel fand ich den Namen Egidius. Ich erstaunte und fragte meinen Wirth, ob das derselbe Egidius sei, der früher an den großen Hoftheatern zu D., B., W. und K. gewesen. Es war derselbe. Mich überschlich ein eigenthümliches Bedauern. Den Mann, den ich in D. im sprudelnsten Lebensgenuß kennen gelernt hatte, der Liebling von Fürsten und dem Publicum der größten Städte — war ein wandernder Schauspieler geworden! Und war diese Gesellschaft auch eine anständige, so konnte eine Stellung bei ihr doch keinen Vergleich aushalten mit einer bei großen stehenden Theatern. Das Einkommen eines Schauspielers bei einer kleinen Gesellschaft erreicht nicht den vierten Theil von dem eines Hofschauspielers. Egidius war an reichen Lebensgenuß gewöhnt, wie mochte er sich fühlen, da ihm die Mittel dazu entzogen waren!

Er spielte an dem Abend. Ich sah ihn, ich sah ihn noch zwei Mal. Unvergeßlich wird mir der Eindruck seiner Vorstellungen bleiben. Er war ein Meister im vollsten Sinne des Wortes. Niemals war er Egidius, der schön spielte, er war immer die Person, die er darstellte. Man kannte ihn in den verschiedenen Rollen kaum wieder. Jeder Ausdruck des Mienenspiels stand ihm zu Gebote, jedes Andruck durch das Wort in Stimme und Tonfarbe war er Herr. Er führte bis zu Thränen und erregte das brausendste Gelächter. Dabei besaß sein Spiel eine Feinheit, eine Schicklichkeit, wie man sie selten sieht. Niemals ging er über die Grenze, welche die künstlerische Schönheit vorschreibt, niemals übertrieb er. Der Mann, den ich zuerst in toller, ausgelassenster Laune gesehen hatte, war auf der Bühne der feinste, anständigste Schauspieler.

Ich traf nicht mit ihm zusammen während meines Aufenthalts in R , geradezu ausfinden mochte ich ihn nicht. Meine Bekanntschaft in D. mit ihm war ja nur eine flüchtige gewesen, ich konnte kaum vermuthen, daß er mich wieder erkenne. Am Abend vor meiner Abreise kam ich bei dem Nachessen mit einem Manne in's Gespräch, der viel vom Theater redete und mit Allem, was dasselbe betraf, genau bekannt war. Ich fragte ihn nach Egidius, von dem er mit begeisterem Lobe gesprochen hatte, und nach dessen Verhältnissen. Er erzählte mir, was ich halb und halb wußte, daß Egidius bei mehreren der ersten Hofbühnen angestellt gewesen, daß mehrmals für ihn Schulden bezahlt worden waren, daß er aber vorwärtsrend neue gemacht habe, bis die Last derselben ihn forttrieben. So war er von einem Theater zum andern gekommen, von größeren zu kleineren, und überall von Gläubigern verfolgt, endlich zu dieser reisenden Gesellschaft. „Es ist merkwürdig,“ schloß der Mann seine Mittheilungen, „Egidius ist eigentlich kein Wüstling im schlimmsten Sinne des Worts. Er liebt den Wein, ohne ein Trinker zu sein, man sieht ihn nicht leicht betrunken. Er spielt, ohne ein Spieler zu sein, denn er sucht das Spiel nie, geht ihm aber nicht aus dem Wege, wenn er es findet, weil ihm die Aufregung Vergnügen macht. Er ist kein Cato in der Liebe, aber doch auch kein Ausschweifling. Ich glaube, er hat nie ein weibliches Wesen unglücklich gemacht, außer seine Frau, die, schon wenige Jahre nach ihrer Verheirathung von ihm gestorben, sei Jahren bei ihren Verwandten lebt. Zu einem Ehemann, der doch wenigstens etwas häuslichen Sinn besitzen muß, sei es noch so wenig, paßt er

allerdings nicht. Was Egidius liebt, ist die Aufregung lustiger Gesellschaft, wie sie bei Wein und Spiel sich zusammenfinden. Vielleicht ist ihm diese Aufregung unentbehrlich geworden. In seinem Kopfe sprudelt und gährt es von Einfällen, Witz, Laune, dafür sucht er einen Ableiter, ihm ist Mitheilung Bedürfniß. Die Welt urtheilt hart über ihn. Man nennt ihn liederlich, unsittlich. Ob dieses Urtheil ganz gerechtfertigt ist, mag ich nicht untersuchen. Schlecht ist Egidius nicht, denn er thut Niemandem Böses. Ob kann man ihn auch nicht nennen, denn er kennt nur für sich, ohne sich um das Wohl Anderer zu bekümmern. Daß er gutmüthig ist und gern giebt, mit Anderen theilt, kann ihm nicht so hoch angerechnet werden. Aber eins ist er gewiß, leichtsinnig, todtenslo leichtsinnig."

„Wie aber hält er ein solches aufregendes Leben aus," frug ich, „das jeden Anderen in wenig Jahren zerrütten müßte?"

„Sehen Sie sich seine kräftige Gestalt an," erwiderte der Freund, „diese festen, markerfüllten Glieder. Sein Körperbau ist auf die Dauer eines Jahrhunderts angelegt. Er wird durch seine Art und Weise vielleicht die Hälfte seines Lebens vergeuden, aber sünfzig bis sechszig Jahre hält er aus."

Als ich am andern Morgen N. verließ, kam ich bei Egidius' Wohnung vorbei. Ich warf einen Blick nach dem kleinen Hause, in dem er lebte. Er lag im offenen Fenster, das Hemd geöffnet und den Kragen zurückgeschlagen und batete seine offene Brust in der kühlen Morgenluft. Sie mochte ihm wohl thun nach durchschwelgter Nacht. Als ich eben vorbeiging, warf er sein reiches Haar zurück, das ihm in's Gesicht fiel, wie es seine Gewohnheit war, und auch einmal sah ich mit Wohlgefallen den herrlichen ausdrucksvollen Kopf des berühmten Schauspielers. Ein Bildhauer hätte kein schöneres Modell finden können.

Fünf Jahre später war ich in Nordteutschland auf einer Wanderung. Ein anhaltender Regen hinderte mich eines Tages, mein bestimmtes Ziel zu erreichen, und zwang mich, in einem kleinen Städtchen zu übernachten, das von einem Theile sich nur durch den Namen unterschied. Eine wandernde Schauspielergesellschaft hatte ihren augenblicklichen Sitz hier aufgeschlagen. Der Wirth machte mich darauf aufmerksam und überreichte mir einen Theaterzettel. Derselbe war geschrieben und enthielt unten die Bemerkung: „Dieser Zettel wird wieder abgeholt." Und wieder fand ich auf ihm den Namen Egidius. Ich erschrak. So tief war der herabgesunken, der einst von Fürsten gehätschelt worden! Doch vielleicht war dieser Egidius ein anderer! Ich ging in den Saal und sah eine auf Bierfässern errichtete Bühne. Roh gemalte Leinwandstücke stellten Decorationen vor, blecherne Kasten mit Talg gefüllt erleuchteten qualmend und trübe den elenden Schauplatz, schmierige Kleider hüllten die Menschen ein, die hier die Worte der Dichter dem Volke durch Darstellung vermitteln. Auf diesen Brettern im eigenthümlichen Sinne des Wortes, in diesem trüben flackernden Lichte, in diesen schmierigen Kleidern erschien auch Egidius. Er war es. Ja, das war noch der herrliche Kopf, das große rollende Auge, aber die Stimme war es nicht mehr. Matt und gebrochen tönte sie aus der Brust hervor, er spielte nachlässig, nun Unmuth, wie ein Arbeiter, der zu einem ihm widerwärtigen Geschäft gezwungen wird. Mir war dieser Anblick peinlich, und nach wenigen Minuten verließ ich den Saal.

Meine Stube lag gerade über der allgemeinen Gaststube. Als die Vorstellung beendigt war, wurde es unten wie lebendig. Es wurde kam gesprochen, zuweilen gelacht. Ob Egidius mit da unten sein mochte? Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich davon zu überzeugen. Ich trat in's Zimmer. Die gewöhnlich einzeln stehenden Tische waren zusammen gerückt und bildeten eine einzige lange Tafel, um welche dicht gedrängt eine große Anzahl von jungen und alten Bürgern saß — mitten unter ihnen Egidius. Ein abgetragener Sammtrock, unter dem seine Weste befindlich, bildete seinen Anzug. Die Gäste hatten Bier, er ein Glas dampfenden Grogs vor sich stehen. Er führte das Wort, er erzählte Schnurren und Anekdoten, er gab Einzelne der Gesellschaft durch Redereien dem Gelächter der Anderen Preis, die vor Vergnügen förmlich wieherten. Wiederholt hörte ich die Bemerkung: „es ist doch ein Teufelskerl, der Komödiant." Ich sah ihn jetzt genauer, ohne Scheu. Er war sehr gealtert. Tiefe Falten durchfurchten sein Gesicht, seine Haare begannen sich grau zu färben, um die Augen hatten noch das alte Feuer, wenigstens jetzt beim Glase starken Getränks. Das erste Mal, wo ich den Mann sah, faß er auch in munterer Gesellschaft und riß Alles zu tollem Jubel hin durch die sprühenden Funken seines Geistes. Und jetzt sitzelte er das Zwerchfell ungebildeter Bauern. Welch' ein Abstand von damals und jetzt!

Ein Jahr darauf las ich in einer Zeitung, daß in einem Fürstenstaaten der Leichnam des bekannten Schauspielers Egidius gefunden worden sei. War die Kraft seines Körpers vor der Zeit in Ende gewesen ung hatte die Natur ihn eher es sich selbst gethan? Ich habe nichts Genaueres erfahren. Die Welt hat ihm ihr Verdammungsurtheil mit in's Grab gegeben.

Ist aber die sittliche Kraft, die dem Leichtsinn im Charakter die Wage hält, nicht auch angeboren oder durch Erziehung angebildet? Und wenn das Gleichgewicht zwischen sittlicher Kraft und Leichtsinn bei einem Menschen kein günstiges ist, nur mag ihn für ganz zurechnungsfähig erklären? Es ist eine gewichtige Frage, die der Zurechnungsfähigkeit! Sie urtheilt nach den äußeren Erscheinungen und ist immer geneigter, den Stab über einen armen Sünder zu brechen, als ihn zu entschuldigen. Aber die Welt hat andere Fragen zu lösen. Egidius trug sein Verdammungsurtheil mit in die Gruft — und er ist jetzt vergessen.

Ein „deutscher" Mann als Minister.

Noch sind es nicht dreißig Jahre her, daß die badische zweite Kammer als die kühnste Verkämpferin für deutsches Verfassungsrecht und die volle Ausbildung des Rechtsstaates in die Schranken trat; die badische Opposition hatte die Augen von ganz Deutschland auf sich gelenkt, die Namen Jstein, Rotteck und Welcker waren ein leuchtendes Dreigestirn freiheitlicher Denkart, politischer Fähigkeit und ungebeugten Mannesmuthes in der Darlegung ihrer unerschütterlichen Ueberzeugung. Baden hatt durch sie das Jahr 1848 vorbereitet; aber die Bewegung von 1848 und 1849 tobte sich in Baden auch aus. Von vollberechtigten Anfängen ausgebend, in ganz ursächlichem Zusammenhange mit der Durchführung der Reichsverfassung und der Grundrechte wurde sie in ihrem Verlaufe mehr und mehr über die Grenzen der gegebenen politischen Möglichkeiten hinausgetrieben in ein Gebiet, wo ihr zugleich die Kraft und die Sympathie des Volkes fehlen mußte. Aus einer Aufwallung des schönsten und des ekelsten Idealismus deutschen Glaubens und deutscher Hingebung an die Idee des Rechtes und die Idee der Einheit artete die deutsche Bewegung in Baden aus zu einem Acte politischer Verzweiflung; durch ihre Anlage nicht, und auch durch den Charakter ihrer Führer, nur durch ihren Verlauf wurde die badische Bewegung zu dem, was sie allerdings endlich geworden ist, zu einem Heerde ausschweifender politischer Unmöglichkeiten.

Die ganze Reactionsgenossenschaft hatt sich wieder in eine feste Phalanx gesammelt zum Widerstande gegen die 48er Ideen. Mit der wiedergefundenen Kraft waren alle vergänglichen Zusagen in den Wind geschlagen, und die badische Bewegung war der willkommenste Sündenbock für die legitimen Gewalten. Die Geschichte der Niederwerfung des badischen Aufstandes ist noch tief in die deutschen Herzen gegraben. Die Todesurtheile der Standgerichte stehen wie blutige Marksteine an der Grenze zwischen dem fünfzigser und dem sechziger Jahrzehnt. In dieser schmalen Grenzscheide liegen viele Engelzerrissene Leiber; sie hatten gesündigt nach dem siegreichen Gesetze, aber selbst in den Berirrtesten war ihr Vergehen herausgewachsen aus wahrer Liebe zum Vaterlande und aus gerandter Hoffnung auf sein Glück.

Es war nothwendig, diesen Schattenriß der Vergangenheit als Grundlage der Gegenwart zu geben. Mit der Niederwerfung des 48er Aufstandes trat die Reaction ein, und was wäre von ihr zu erzählen? Ihre Freunde sagen, sie habe die Besinnen wieder in den Kreis des Gesetzes und der Gottesverehrung zurückgeführt; der landläufige Liberalismus weiß von ihr als besonderes

kennzeichen zu erzählen, daß, nachdem einmal die blutigen Opfer gefallen waren, die schlimmsten Zustände des Rückschlages und das ekelste Exteun des Denunciantenwesens Baden erspart blieb. Was Alle nachträglich erkennen mußten, war, daß auf den letzten Kampf der ausgetrobten Leidenschaft die abgespannte Ermattung, die Entmuthigung, die bürgerliche und politische Theilnahmlosigkeit gefolgt war. Es erfolgte seine Aufhebung der Verfassung; wenn das ein Lob ist, nun, so gebühr es der badischen Reactionszeit. Es waren aber gar viele andere Dinge aufgehoben, durch welche diese besondere Aufhebung überflüssig wurde: der Geist des selbstthätigen Bürgerthums, die Freude am Gemeinwesen und das Vertrauen auf eine gute Zukunft. Der österreichische Einfluß war allmächtig, trotzdem doch Preußen den Staat in die Hände des Großherzogs Leopold zurückgegeben hatte; der österreichische Gesandte war einflußreich in allen maßgebenden Kreisen; Familieneinflüsse, kirchliches und Frauenregiment thaten das Ihre in mächtigen Kreisen; der Gedanke, die verirrte Heerde auf den Wegen der Klerisei der strenggläubigen Legitimität in die Arme zu führen, lag obenein dem Interesse der Kirche nahe: was Wunder, daß endlich die verschiedenen sittlichreligiösen Rettungsgedanken in der Convention mit Rom ihren Ausdruck fanden? Hier lag die Katastrophe, und von hier begann in Wahrheit die neue Aera.

Hier taucht zuerst der Name des Freiherrn Franz von Roggenbach auf. Monde vor der Entscheidung war der Kampf gegen die Vereinbarung in badischen Blättern eröffnet worden. Einige der glänzendsten Artikel — ob mit Recht oder Unrecht, ist heute noch nicht festgestellt — schrieb man damals, es war an der Wende des Jahres 1859 in das Jahr 1860, dem Herrn v. Roggenbach zu. Und je lebhafter die Entscheidung drängte, um so greifbarer trat auch, aber immer noch ohne feste Anhaltspunkte für die öffentliche Meinung, dieser Name in den Vordergrund. Der Kampf und die Entscheidung selbst waren merkwürdig genug. Der Donner der Schlachten von Magenta und Solferino hatte auch den politischen Schlaf der badischen Bevölkerung gestört; die entsetzliche Hülflosigkeit der Bundesmaschinerie hatte uns das Bevorstehen der erschreckten Zerrissenheit wiedergegeben. Wir waren zu schlimmer Erkenntniß aufgeschreckt, aber wir wachten doch wieder, und der „Schuflack" des Volkes war, Dank den deutschen Unterrichte, doch endlich genug gefüllt, um die Erkenntniß des geistigen Unheils, das in der Vereinbarung enthalten war, allen Schichten zugänglich zu machen. Das sittliche Allgemeingefühl könnte sich auf und Baden war befreit von dem Alp der Convention. In mehrtägiger Schlacht kämpfte die zweite Kammer, in ihrer Mehrheit aus Beamten bestehend, gegen die Minister von Meysenbug und Stengel. Das Land war wie im Fieber und die Entscheidung des Hofes schwankend bis zum letzten Augenblicke. In die widerstreitenden Gerüchte mischte sich stets der Glaube an den ernsten Willen des Großherzogs, dem Wahrspruch seines Volks über das Verrathsrecht gerecht zu werden; gegen die Bemühungen der Concordatsrüter und ihre vorbergezogen, mächtigen Einflüsse wirkten vorzugsweise zwei Männer — es hieß es im Volke — der allbeliebte Minister des Großherzogs, Prinz Wilhelm, und der bis dahin so gut wie unbekannte Freiherr von Roggenbach.

Von diesem Augenblicke trat der Name Roggenbach immer stärker in den Vordergrund. Lange entfremdet dem Lande, dem er durch Geburt, durch weitverzweigte, vielfach in politischer Denkart sicilich ihm höchst entgegengesetzte Familienbeziehungen angehört, führte ihn erst der Erlöhlungsathem schönerer und freierer, durch seine eigene Thätigkeit mit verbreiterführere Tage in das engere Vaterland und auf das Schloß der Ahnen bei Schopfheim im prächtigen Wiesenthale) häufiger zurück. Die ersten Tage des April 1860 hatten das Ministerium Stabel-Lamey gebracht. Herr Stabel, der schon unmittelbar nach der Niederwerfung der 48er Bewegung Minister gewesen war, verstand nahezu ein Jahr lang neben den Geschäften seines speciellen Fachministeriums auch das Ressort der auswärtigen Angelegenheiten. Wie Habichte warfen sich die gegnerischen Organe auf den neuen Minister. Man wußte wenig von seiner staatsmännischen Vergangenheit. Der 36jährige Mann Roggenbach ist geboren am 23. März 1826 in Mannheim) hatte seine „staatliche Carriere" hinter sich. Er hatte als Student mit den Häuptern der einstigen „Deutschen Zeitung", mit Gervinus, Häusser, Mohl, insbesondere auch mit Schlosser verkehrt; er hatte als Referendär im Reichsministerium der auswärtigen Angelegenheiten gearbeitet. Man sagte ihm nach, er habe mit kalter Besonnenheit und feuriger Energie den schönrednerischen Idealismus der Reichsversammlung verurtheilt, als diese in langen Monden die „Grundrechte eines Staates" berieth, den sie vorher zu schaffen versäumt hatte."

Mit „sittlichem Schauder" erkannte die Bureaukratie, der Theil der Adels, der blindlings nach Oesterreich hinneigte, erkannte die katholische Partei in Roggenbach einen Mann, dessen Laufbahn man nicht auf der Stufenleiter des badischen Regierungsbaltens nachklettern konnte. Wo man das Leben des Mannes zu fassen und eine Seite seiner Vergangenheit aufzuschlagen vermochte, da sah man ihn im Verkehre mit fürstlichen Personen oder mit hervorragenden Größen deutscher Geschichtsschreibung und deutscher Staatsrechtswissenschaft. Und als auf den Trümmern des Deutschen Bundes die preußische Politik die Apotheose ihrer eigenen Gehaltlosigkeit beging, als der wenn auch unfruchtbare Idealismus der Bewegungsjahre dem nackten, tödtlichen Cynismus der legitimen Gewalten Platz machte, die in der Orgie der Reaction Volksrechte preisgaben nach innen und außen, in Kurhessen und in Schleswig-Holstein — da sah man Roggenbach dem hoffnungslosen und entsittlichten Treiben eines siegreichen Legitimitätsrausches den Rücken kehren und in der Einkehr zur strengen praktischen Staatswissenschaft, auf weiten, erfahrungsreichen Reisen, im Verkehre mit den politischen Größen europäischer Weltstädte, von denen er London mit Vorliebe festhielt, die Gesundheit der politischen Denkungsart und den Schatz echten Freisinns sich erretten, durch die er heute noch seinen bureaukratischen, fäuilistischen und kirchlichen Gegnern ein Gräuel ist. Roggenbach ist ein „unpolitischer Minister"; er hat nicht die bureaukratische Wohlerfahrenheit eines wohlbespritzten Mandarinen mit in sein Amt gebracht, aber den guten Willen, den frischen Sinn, die geistige Begabung, den festen Charakter, und vor Allem die echte, thatenlustige Vaterlandsliebe, wie sie einzig und allein aus einem der Volksart und dem innersten Volksfühn verwandten Herzen herauswachsen kann.

Als Roggenbach in das Ministerium trat, konnte man die Eigenschaften seines Geistes und seines Charakters nur erst ahnen; seither hat er sie voll und ganz bethätigt. Niemals wird es gelingen, seine ministerielle Thätigkeit in den ganzen Kreis ihrer Tendenz zu verfolgen, wenn man nur die einzelnen diplomatischen Actenmappen, einzelne dürftige „Acten" als solche studiren. Die Thätigkeit hat vielmehr ein oberstes philosophisch praktisches Grundprincip, das Roggenbach mit Lamey, dem trefflichen badischen Minister des Innern, theilt und das der badischen Staatsleitung in ihren beiden hervorragendsten Vertretern ihr eigenthümliches, hellleuchtendes Gepräge giebt. Dieser oberste Grundsatz ist: der Glaube an die Nothwendigkeit des staatlichen Fortschritts durch Bildung und Freiheit. In diesem Grundsatze liegt der unmittelbarste Gegensatz zu der durch Metternich's Beispiel zu Schanden gewordenen Staatsleitungsmethode ausgesprochen. In diesem Grundsatze liegt die Nothwendigkeit des Anschlusses an den bewegenden Volksgeist ausgesprochen. Die Regierung tauche hinab in den Geist des Volkes; sie lauert die Gedanken, die sie in der Tiefe des Volkslebens findet, in dem Feuer der Wissenschaft, der höchsten Bildung und im Kampfe mit den bestehenden feindlichen Verhältnissen. Und indem sie sich über uns erhebt, erfüllt sie uns doch stets mit dem Bewußtsein, daß sie Blut von unserem Blute, daß sie aus den Wurzeln unseres Seins und Wesens herausgewachsen ist.

Von diesem höhern Gesichtspunkte betrachtet wird man erst den vollen Sinn der Worte verstehen, die Großherzog Friedrich von Baden sprach: „Ich kann nicht finden, daß ein trennender Widerspruch besteht zwischen Fürstenrecht und Volksrecht"; von diesem Grundprincip aus wird man begreifen, daß die ganze Thätigkeit Roggenbach's in allen ihren einzelnen Aeußerungen durchgeistigt ist von dem Athem, der sein höchstes und heiligstes Wort beseelte: „Die künftige deutsche Centralgewalt muß erfüllt sein und in Bewegung gesetzt werden von dem Gewissen des deutschen Volkes."

Unmöglich kann es die Aufgabe dieser Skizze sein, die politische Thätigkeit Roggenbach's in allen ihren einzelnen Kundgebungen zu verfolgen. Seine Note in der deutschen Frage, seine Abstimmung für das Verfassungsrecht in Kurhessen, seine Vermittlung des Delegirtenplanes vom Stuttgarter Congresse eines höheren, unverbrüchlichen Rechtes auf wahrhafte politische Sammlung, sein Einstehen für den preußisch-französischen Handelsvertrag und damit für den Grundsatz

des Freihandels, seine offene Kritik der neuen „Mißregierung“ in Preußen, wofür die Galle der Kreuzzeitung mit all ihrer Edelhaftigkeit über ihn ausgegossen wird, sein bedeutendes Auftreten für den „verlassenen Bruderstamm“ das Alles sind nicht lose, ungeklärte Aeußerungen eines freisinnigen Ministers, der seinen weniger freisinnigen Berufsgenossen ein Paroli bieten möchte, sondern es sind organische, in sich selbst verbundene Folgerungen aus einem und demselben großen rechtserzeugenden Grundgedanken. Ihm sind Schleswig und Holstein nicht unbenannte Größen, mit denen die Politik auf offenem Markte feilschen darf; ihm sind sie Glieder unseres Leibes, welche mit der Kraft und mit dem Rechte unseres Volkes aus der Sclaverei losgelöst werden müssen, in deren Fänge sie durch eine

Franz von Roggenbach.

entsittliche Reactionspolitik gerathen sind, aus einer Sclaverei, durch deren denkergleichen Mißbrauch Dänemark uns die Mittel zur Sühne selbst in die Hand gegeben hat. Ihm stand von Anbeginn das Recht des kurhessischen Volkes unerschütterlich fest.

Der badische Antrag am Bunde 4. Juli 1861 ging von der Ueberzeugung aus, daß der vom Bunde eingeschlagene Revisionsweg nach Bundesrecht und öffentlichem Rechtsbewußtsein ein unmöglicher war, wie dies von R. von Mohl, dem badischen Bundestagsgesandten, in seiner zerschmetternden Denkschrift so meisterhaft nachgewiesen wurde. Das Ergebniß der staatsrechtlichen Untersuchung war: Zu Recht bestehen der 35er Verfassung sammt Erläuterungen und Abänderungen von 1848 und 1849 und dem Wahlgesetz von 1849; Vereinbarung mit den hiernach einberufenen Ständen über die Abänderung der unmöglichen, weil mit dem bestehenden Bundesrechte unvereinbaren Bestimmungen. Noch ist es glücklicher Weise nicht zu spät, der kurhessischen Regierung das warnende Wort zuzurufen, das in der badischen Erinnerung auf die kurhessische Abrednote seine Stelle fand: daß höher als die Bundesbeschlüsse das Interesse der gemeinschaftlichen Aufrechterhaltung der Hoheit und der Würde monarchischer Ordnung und die unantastbare Heiligkeit bestehender Verfassungen steht.

Die ganze sittliche Kraft von Roggenbach's Welt- und Staatsanschauung tritt freilich am klarsten heraus in seinem Verhalten zur deutschen Frage. Ihm ist die deutsche Frage keine Frage, sondern ein unwiderlegliches Recht. Wie ein Blitz schlug darum mit der sündenden Kraft der Wahrheit jene Note in die deutschen Gemüther, mit der der Präsident des badischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten die Benst'schen Reformvorschläge vom Standpunkt des nationalen Gewissens zurückwies, eine Note, deren ergreifend wahrer, dem warmen Herzen des Volkes entnommener Gedankenflug sich ergänzt aus der mächtigen Rede, die Roggenbach in der Arrestdebatte der badischen zweiten Kammer am 13. December 1861 hielt. Kann es eine zu gleicher Zeit wahrere und vernichtendere Charakteristik geben, als die, mit welcher hier Roggenbach das Wesen des Bundestags schilderte? „Von der ganzen Nation aufgegeben, von allen Regierungen aufgehoben, hat die höchste Bundesbehörde, seitdem sie unter wesentlichen Vorbehalten und mit unsicherheitsvollem Rechte wiederhergestellt worden ist, wenig gethan, eine bessere Meinung zu gewinnen. Und doch ist sie für das herrschende System, die gegenwärtige Bundesorganisation der erwünschte Ausdruck desselben und des Widerstrebens der vielfachen Interessen in ihr. Es ist die formelle Gestaltung eines falschen politischen Systems, weil sie seinen Sprechen am besten dient.“ Kein Zusammenhalten parlamentarischer Stoffe mit tiefer Theilnahme des Volkes längst entrückten Behörde vermag auch nur den entferntesten Anspruch zu machen auf eine Befriedigung des großen deutschen nationalen Bedürfnisses der politischen Sammlung. Eine Volksvertretung am Bunde ist nach den eigenen Worten Roggenbach's nichts anderes als eine Ableitung der von den Regierungen gefürchteten Gefahr einer Centralgewalt. Jede parlamentarische Vertretung am Bunde bringt nur neue Verlegenheiten, ein Regiment Aller gegen Alle. Eine parlamentarische Versammlung würde dann gegenüberstehen dem 35stimmigen Widerspruche einer Behörde ohne Verantwortung und ohne Willen. Was kann für solche Auffassung der Telegirtenplan mit seiner verfassungswidrigen Berathung eines unverbandenen Obligationenrechts Anderes sein, als „ein Vorschlag, der dem Volke für seinen Hunger statt eines Stückes Brod einen Stein bietet“?

Die Lösung der deutschen Verfassungsfrage kann eben nicht in einer Umgehung gefunden werden, sondern nur in der Anerkennung und Befriedigung des nationalen Bedürfnisses. Wie glänzend verwirft, von diesem Gedanken ausgehend, die badische Note das Alternat im Bundespräsidium als Ausgleichungsmittel! Mit dem einfachen Hinabtauchen in die Tiefen des Volkes ist jeder Vorschlag vernichtet, denn er befriedigt vielleicht den betreffenen Einzelstaat, aber ist gänzlich gleichgültig und wesentlos für das Gemeinin ereffe. Jeder Vorschlag hat nur dann Werth, wenn er dem großen politischen Interesse, dem Interesse deutscher Macht und Unabhängigkeit Befriedigung gewährt. Die bewegende Frage der deutschen Gegenwart faßt sich damit ganz bestimmt zusammen auf den von den deutschen Regierungen ewig umgangenen Brennpunkt der Centralgewalt. Keine Macht der Welt wird einen Plan ersinnen, wie eine kraftvolle thatfähige Centralgewalt gebildet werden könne, ohne daß sie ihre Bausteine hole aus den Machtbefugnissen der bis jetzt in vollster Unbeschränktheit bestehenden Souveränetät der Einzelstaaten. Roggenbach sucht nicht, wie die übrigen Welt-

weisen einer verwohnten deutschen diplomatischen Kunst, diesen Brennpunkt zu vertuschen, sondern es geht festen Auges und sicheren Schrittes auf ihn zu. So ferne ihm der Gedanke eines das selbstständige Leben des Einzelstaatswesens vernichtenden Einheitsstaates liegt, so klar ist ihm doch andererseits der Gedanke des Opfers „aller Staatsfunctionen, durch welche politische Macht im Verkehr mit fremden Staaten entwickelt und bethätigt wird.“ Was der Einzelstaat bergiebt, das sei dann aber auch völlig einer einheitlichen Bundesgewalt unterworfen. Der Einzelstaat muß den Gedanken des Aufgebens dieser Rechte völlig in sich aufnehmen; sein kleinlicher Ehrgeiz wird ihn dann zufrieden, sein Staatsinteresse durch Theilnahme an der Centralgewalt und damit durch Zersplitterung derselben bethätigen zu wollen. Der Centralregierung muß die vollständige gesammelte Energie der Entschließung bleiben, aber die Einwirkung der Einzelregierung müßte gewahrt sein durch eine Vertretung derselben, die allen berechtigten Interessen Rechnung trägt, ohne einer kleinlichen für das Gesammtwohl zweckund maßlosen Eitelkeit zu fröhnen.

Zu dieser Politik des Opfermuthes bedarf es freilich anderer und werthhätigerer Tugenden, als die krankhafte „conservative“ Reformpolitik aufzuweisen vermag. Es bedarf dazu eines Fürsten, der einen hohen Geist und ein warmes Herz dem Berlangen seines Volkes entgegenträgt, und es bedarf eines Ministeriums, das sprechen kann, wie Roggenbach für sich uns seine Collegen anwies: „Wkkrn ein deutscher Minister den Verrath nicht begehen wollte, seinen Fürsten zu Opfern an seiner Souveränetät zu veranlassen, so werden wir den größeren Verrath nicht begehen, ihn zu rathen, er solle zurückstehen hinter seinem Volke an Patriotismus und Hingebung!“

Eine dem sittlichen Bewußtsein des Volkes so greifbar entwachsene Ueberzeugung müßte ihren eigenen, seiner Entschließung zugänglichen Muth. Sie begreift in ihrem vollen Umfange die Hintersinne, die sich ihrem hohen Ziele entgegenstemmen, aber sie sinn, wie Roggenbach so oft wiederholt, nur eben so viele Gründe ungebeugter Ausdauer und machtvoller Kraftanstrengung. Mit fester Hand und unerschrockenem Muthe trennt Roggenbach die bairische Handelspolitik von den Bahnen seiner süddeutschen Nachbarn und erklärt, im äußersten Nothfalle ein badisches Freihandelsgebiet gründen zu wollen. Die Energie, wie sie in diesem von dem politischen Glauben seines Volkes erfüllten Staatsmanne lebt, ist eben die neue Begleiterin einer gefunden sittlichen Ueberzeugung und die Mutter jener edlen, feinfühligen Bescheidenheit, die jedes laute Lob von sich weist, so lange das ersehnte Ziel noch so ferne steht. Hat auch die badische Bevölkerung in drei Bezirken Roggenbach zum Abgeordneten gewählt, das ist dem bescheidenen Manne kein Anlaß zu befriedigter Eigenliebe; es ist ihm nur ein neuer, mächtiger Sporn, solch reiches Vertrauen fort nur fort durch die That und durch den Erfolg zu verdienen. Und so steht an einem Wendepunkte deutscher Geschichte Baden wiederum glänzend vor den Augen von Deutschland und Europa. Wieder ist es die volksthümliche Opposition, durch die das herrliche kleine Land die Blicke auf sich lenkt; aber es ist nicht mehr die Opposition der badischen Kammer gegen die barsche Regierung, es ist die volksthümliche Opposition der badischen Regierung gegen die Bundesjagdpolitik und ihre souveränen Berräter. Die volksthümliche Opposition ist von der Straße hineingenommen und hinaufgehoben in die organische Gewalt. Ja, ihr Männer von Würzburg, ihr habt ganz Recht: Baden ist ifolirt — in der Liebe nur in dem Vertrauen des deutschen Volkes!

Wie bezeichnend ist der grimmige Haß der „conservativen“ Parteien gegen Baden und seine Regierung! Er entspringt vollständig der schlagabtüchen Ueberraschung, die politische Ueberzeugung, die politische Sehnsucht, das politische Recht des Volkes von einer deutschen Regierung vertreten zu sehen. Und die seinen Politiker des Würzburger Lagers begreifen nicht, welches vernichtende Zeugniß ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft sie sich schon durch die nackte Thatsache dieser Ueberraschung ausstellen, in der die weite, tiefe Kluft zwischen Volksbewußtsein und deutscher Regierungspolitik nun schreckensvoller Deutlichkeit zur Erkenntniß kommt? Freilich mit dieser Diplomatie des souveränen, selbstvergötterten Egoismus kann Franz von Roggenbach nicht in Mitwerbung treten. Er ist ein hochgesinnter, edeltenkender, von Vaterlandsliebe erfüllter deutscher Mann, der in dem Herzen seines Volkes den köstlichen Zwiespalt zwischen idealem Kraftbewußtsein und realer Thatunfähigkeit als mangelnder politischer Sammlung mit allen Fibern seines Wesens nachzufühlen versteht. Und das ist die Bürgschaft einer großen, einer geltenden Zukunft für das deutsche Volk; daß das Licht freier Hoffnung und erhebenden Vertrauens mächtig emporstrahlte, sobald das Blut, das in unsern Adern pulsirt, einströmte in das Wesen und die Gesinnung auch nur einer deutschen Regierungsgewalt. Daß er ein deutscher Mann ist in des Wortes vollster Bedeutung und daß er es geblieben ist auf dem Posten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten eines deutschen Mittelstaates, getragen von dem Vertrauen eines Volkes, festgehalten durch das Vertrauen seines Fürsten — dies hier ausgesprochen zu haben, sei unsere ganze Verherrlichung des Namens Franz von Roggenbach. Er hat es ausgesprochen und bethätigt im Namen seines Fürsten, das ist eine Verherrlichung giebt zwischen Fürstenrecht und Volksrecht auf dem Boden der echten Vaterlandsliebe und in der gemeinsamen Hingebung an die Idee der deutschen Einheit.

Die deutsche Strafrechtspflege sonst und jetzt.

(Schluß.)

Fehde- und Faustrecht — Die heilige Vehme — Das römische und canonische Recht — Die Carolina — Der Inquisitionsprocess — Folter und Hexenprocesse — Humanere Zeit der Zucht- und Arbeitshäuser — Verbrecht — Ueberzeugung — Oeffentliches und mündliches Verfahren.

Das Fehderecht des Mittelalters war eine Folge der heillosen Verwirrung und Anarchie, die vom 12. Jahrhundert an im deutschen Reiche herrschte. Die Wirksamkeit der Gerichte war so schlaff, die Polizei so mangelhaft, daß oft die größten Verbrechen ungestraft begangen wurden. Selbst in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wurde dem Verletzten häufig zu seinem Recht nicht verholfen. Abhülfe mußte geschehen, sie geschah auch, aber — in welcher Weise! Wer durch ein Verbrechen oder in seinen Privatrechten verletzt war, wandte auf die Selbsthülfe, Fehde angewiesen, in welcher Mord, Raub, Brand, überhaupt jede erdenkliche Schandthat gegen den Beleidigten begangen werden durfte. Ohne alle Beschränkung konnte freilich dieses Fehderecht gesetzlich nicht anerkannt werden. Es wurde nur für den Fall der Noth gestattet, d. h. wenn durch die Gerichte Rechtshülfe nicht zu erlangen war, auch mußte die Fehde drei Tage zuvor angekündigt werden, was in der Regel mittelst eines „Fehdebriefes“ geschah. In dem Landfrieden vom Jahre 1235 heißt es: „Was auch Jemanden widerfahre, daß er das nicht rache! Er klag es seinem Richter! es sei denn, daß er sich zur Noth muß wehren seines Leibes und seines Gutes. Wer seine Klage aber anbringt, wird ihm nicht gerichtet und muß er durch Noth seinen Feinden widerfahren, das soll er thun bei Tage, und von dem Tage an bis an den vierten Tag soll er ihm keinen Schaden thun, weder an Leib noch an Gut, so hat er drei Tage Frieden.“

Da die Fehden oft zu den heftigsten Kriegen führten und meist neben dem Eigenthum der Unschuldigen gefährdet wurde, verordneten die Reichsgesetze, daß bei Strafe des Landfriedensbruches Geistliche, Kranke, Wöchnerinnen, Kinder, Knbjeute mit ihren Gütern und namentlich Kirchen nicht verletzt werden dürften. Eine fernere Beschränkung führte die Geistlichkeit durch den „Gottesfrieden“ ein, indem sie bei Strafe des Kirchenbannes die Fehde für alle Festtage und vier Tage in der Woche untersagte. Doch alle diese Beschränkungen wurden nur zu häufig außer Acht gelassen. Kein Wunder daher, daß das Fehderecht zu den zügellosesten Faustrecht ausartete und zu den brutalsten Räubereien, namentlich von dem frägerischen Adel, den „Raubrittern“ benutzt wurde. Ein Markgraf von Brandenburg hat in seinen Fehden nicht weniger als 170 Dörfer in Asche gelegt!

Während diese Rechtsunsicherheit auf ihrem Höhepunkt war, entfalteten zwar die westphälischen Gerichte, die „heilige Vehme", gerade Zeit hindurch eine segensreiche Wirksamkeit. Indeß war einerseits ihre Absicht keine durchgreifende, andererseits mißbrauchten sie im Verlauf der Zeit ihre Macht, daher mußte endlich das Reich auf eine Reform bedacht sein. Der erste Schritt geschah auf dem Reichstage von 1495, welcher durch den „ewigen Landfrieden" das Fehderecht aufhob. Allein das bekannte Sprüchwort: „trane dem Landfrieden nicht", sagt deutlich genug, daß das Fehdewesen keineswegs mit einem Male zu Ende gewesen, und der ewige Landfrieden wurde in der Folgezeit mehr als zwanzig Mal wieder eingeschärft!

War doch auch nichts geschehen, was die Selbsthülfe entbehrlich gemacht hätte. Die Landesherren nahmen sich der Strafrechtspflege nur wenig an, und die Zusammenstellungen von Gewohnheitsrechten in sogenannten Statuten, die manche Städte veranstalteten, oder denen sich einzelne Privatleute unterzogen z. B. der Sachsenspiegel von Eike von Repkow waren in strafrechtlicher Beziehung sehr dürftig. Als vollends im 14. und 15. Jahrhundert das römische und canonische Recht in Deutschland sich einbürgerten, mußte die Verwirrung noch größer werden, weil das römische Strafrecht zum Theil auf ganz anderen Grundsätzen beruhte, als das deutsche, zum Theil auch Strafen hatte, die im deutschen Reich gar nicht vollzogen werden konnten. Der Willkür des Strafgerichts war jetzt ein weiter Spielraum gegeben, was um so gefährlicher war, als der alte Anklageproceß mehr und mehr verschwand und das Verbrechen von Amtswegen verfolgt wurde, ferner das Bestreben sich geltend machte, über den Verbrecher möglichst grausame Strafe zu verhängen. Freiheitsstrafen waren noch nicht in Anwendung, man kannte nur Geistesstrafen für geringe Vergehen, Verweisung außer Landes, vermummende Strafen (Abhauen von Körpertheilen) und hauptsächlich Todesstrafen. Die letzteren vollstreckte man aber nicht nur durch Enthauptung, Hängen und Erränkung, sondern man wendete wahrhaft grauenhafte Todesarten an, z. B. Lebendigbegraben, Pfählen, Ertränken in siedendem Wein, Oel oder Wasser, Verbrennen, Rädern, Viertheilen. Es war natürlich, daß man sich endlich nach einer festeren Rechtsordnung sehnte. Schon drei Jahre nach dem ewigen Landfrieden gingen die Reichsstände den Laiser um eine Reform des Criminalwesens an, indeß bei dem schleppenden Gang auf den deutschen Reichstagen dauerte es noch über dreißig Jahre, ehe die gewünschte Reform in's Leben trat. Erst 1532 wurde ein sowohl das Straf- als Strafproceßrecht umfassendes allgemeines deutsches Reichsgesetz, die peinliche oder Halsgerichtsordnung Kaiser Carl V. die sogen. Carolina erlassen. Dieses Gesetz war von segensreicher Wirkung, da es über die einzelnen Verbrechen, Strafen und das Proceßverfahren bestimmte Satzungen enthielt und die Willkür der Strafgerichte wesentlich beschränkte. Die zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts üblich gewesenen grausamen Strafen hat die Carolina zwar nicht abgeschafft. Sie schreibt z. B. für einzelne Verbrechen Abhauen der Finger vor, Herausschneiden der Zunge, Zerschneidung des Leibes in vier Stücke (Viertheilen), Lebendigvergraben, Verbrennen u. s. w., doch dieser Barbarei trifft nicht den Gesetzgeber. Es lag einmal im Wesen der Zeit, daß der Verbrecher mit möglichst qualvollen Strafen büßen müsse, und die Gräuel und Schandthaten des Faust- und Fehderechts waren wahrlich nicht geeignet gewesen, einer humaneren Richtung Bahn zu brechen.

Schon vor der Carolina und im Laufe des 15. Jahrhunderts hatte das Strafproceßverfahren eine wesentliche Umgestaltung erlitten. Der Grundsatz bei der hauptsächlichen That, daß dem Angeklagten seine Schuld zu beweisen sei, wurde allmählich bei jedem Verbrechen zur Regel. Der Anklageproceß ging in den Inquisitionsproceß über, und der Richter mußte nunmehr selbstständig für die Herbeischaffung der zur Verurtheilung erforderlichen Beweismittel sorgen.

Der bequemste Beweisgrund war freilich das Geständniß. Auf dieses legte man das hauptsächlichste Gewicht und suchte es auf alle mögliche Weise von dem Angeklagten zu erlangen. Dabei gerieth man aber auf einen Abweg, der zu abscheulichen Mißbräuchen führte. Durch die Folter (Tortur, peinliche Frage) suchte man nämlich ein Geständniß zu erpressen. Die Carolina, die ihr Bereitsthun mit Zeugenaussagen und Geständnisse kaute, vermochte sich über den Geist der Zeit nicht zu erheben und erlaubte die Anwendung der Folter gesetzlich an. Zwar bestimmte sie, daß man nur bei genügendem Verdacht und nur bei schwereren Verbrechen zu ihr greifen, sie auch nicht mehr als einmal anwenden solle. Allein an diese Beschränkungen hielten sich die Gerichte leider nicht, und oft genügte der geringste Verdacht, den Angeschuldigten den grausamsten Martern zu unterwerfen.

Durch die Folter sind unzählige Justizmorde verübt worden, nur sie trägt die Schuld an den Hexenprocessen, die Deutschland fast zwei Jahrhunderte lang furchtbar heimgesucht haben. Im Bisthum Würzburg z. B. starben von 1627 bis 1629 über 200 wegen Hexerei den Feuertod, im Bisthum Bamberg in denselben Jahren 285, in Salzburg in einem einzigen Jahre (1678) 97, und der sächsische Jurist Carpzow verurtheilte allein über 100 Hexen zum Scheiterhaufen.

Zu den Hexenverfolgungen im 15. und folgenden Jahrhunderten rnig freilich der grenzenlose Aberglaube bei, der alle Stände ergriffen hatte. Se glaubte man steif und fest an Zusammenkünfte und Schmausereien mit dem Teufel, glaubte, daß die Hexen Nachts auf Besenstielen, Ofengabeln und dergleichen durch die Lüfte an den Ort der Zusammenkunft ritten, daß der Teufel die Hexen lehre, Wetter zu machen, Menschen und Vieh krank zu zaubern u. dgl. m. Daß man aber Hexen in Unmasse fand, daß sie sämmtlich auf ihr Geständniß hin, sich wirklich mit dem Teufel verbunden zu haben, verurtheilt werden konnten, dies bewirkte allein die Folter. In der Regel wurden dem Angeklagten zuerst die Daumen in Schrauben gebracht, und diese nach und nach so zusammengepreßt, bis sie zermalmt waren (der sogen. Daumenstock). Ueberstand der Gefolterte dies, so wurde er in den „spanischen Stiefel" gespannt; hierauf band man ihm die Hände auf den Rücken, befestigte an denselben ein Seil und zog ihn an diesem langsam in die Höhe, bis die Armgelenke verrenkt wurden und die Arme über dem Kopfe standen (der sogen. Zug). Auf diese und ähnliche Weise quälte man die Unglücklichen oft bis zum Wahnsinn. Kein Wunder, daß auch die kräftigsten Naturen unter solchen Martern erlagen und in Verzweiflung ein Geständniß ablegten. Freilich wurde dies oft widerrufen. Aber dann begann die peinliche Frage von Neuem, und nur in seltenen Fällen überstand der Angeschuldigte die zweite oder gar die dritte Folter, ohne sein Leugnen oder, wie dies auch vorkam, den Gesti aufgegeben zu haben. Geschah das letztere, so war der Angeschuldigte freilich nicht an den Folgen der entsetzlichen Qualen gestorben, sondern — der Teufel hatte seine Seele geholt!

In einem Urtheil aus der sächsischen Praxis heißt es z. B.: „Weil aus den Acten soviel zu ersinnen, daß der Teufel der Margarethe Sparrnitz auf der Tortur so hart zugesetzt, daß sie, als sie kaum eine halbe Stund an der Leiter gespannt mit grausem Geschrei Tets verschwen und ihr Haupt gesenkt, daß man gesehen, daß sie der Teufel inwendig im Leibe umgebracht, immaßen denn auch daraus abzunehmen ist, daß es mit ihr nicht richtig gewesen, weil sie bei der Tortur gar nichts geantwortet: so wird ihr toter Körper durch den Abdecker unter den Galgen billig verscharret."

Es ist kaum glaublich, welche nichtigen Verdachtsgründe oft die Einleitung des Hexenprocesses veranlaßten. Wenn Jemand einem Anderen etwas Böses gewünscht hatte, demselben dann zufällig ein Unglück begegnete, so wurde gleich eine Anklage wegen Hexerei erhoben. Langer Schlaf galt als Folge der nächtlichen Zusammenkünfte mit dem Teufel u. dgl. m. Am gefährlichsten aber war es, daß man die Angeklagten auch nach Mißhandlungen frug und sie so lange folterte, bis sie zur Verzweiflung getrieben eine Reihe von Personen als Hexen bezeichneten, die sie vielleicht nur dem Namen nach kannten. Diesen wurde dann sofort der Proceß gemacht. Ohne die geringste Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr wurden sie dem Kreise ihrer Familie entrissen, verhaftet, peinlich gefragt und — auf ihr Geständniß hin zum Flammentode verurtheilt!

Im 18. Jahrhundert nahm die Strafrechtspflege einen neuen Aufschwung. Zunächst nahm sich die Wissenschaft ihrer in ernster Weise an und äußerte einen heilsamen Einfluß auf die Gesetzgebung. Einzelne Staaten erließen umfassende Strafgesetzbücher, so Baiern 1751, Oesterreich 1768, Preußen 1794. Dem humaneren Geiste trugen die Landesfürsten insofern Rechnung, als sie eine neue Strafart, die Zucht- und Arbeitshäuser, einführten, so daß die harten Strafen der Carolina halb ganz außer Anwendung kamen.

Das Proceßverfahren wurde ein geregelteres, die Folter kam allmählich außer Gebrauch und wurde in den meisten deutschen Landen gesetzlich aufgehoben. Zuerst in Preußen 1755, in Baden 1767, in Sachsen 1770. In manchen Ländern blieb sie, wenn auch mit mehr Beschränkungen als früher, bis in unser Jahrhundert bestehen. So wurde sie in Bayern 1807, in Würtemberg 1809 und in Hannover — 1818 abgeschafft.

Im Wesentlichen behielt man das Beweissystem der Carolina bei. Man verurtheilte den Angeschuldigten auf Grund seines Geständnisses und vollen Zeugenbeweises. Die Lücke aber, die dadurch entstanden war, daß man das Geständniß nicht mehr durch die Folter erpressen konnte, suchte man in verschiedener Weise auszufüllen. In Preußen und Sachsen erfand man die sogenannten außerordentlichen Strafen wegen Verdacht. War nämlich der Angeschuldigte zu einem Geständniß nicht zu bewegen, lag aber auch kein vollständiger, sondern nur halber Beweis durch Zeugenaussagen gegen ihn vor, oder hielt man ihn blos auf Grund von Indicien für überführt, so wurde derselbe wegen Verdachts zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt, und oft ließ man den eines schweren Verbrechens Verdächtigen zeitlebens im Zuchthaus schmachten. Bei leichteren Vergehen erkannte man dem Angeklagten einen Reinigungseid zu.

In Süddeutschland wurde dem Richter die Ermächtigung ertheilt, über den Angeschuldigten die volle gesetzliche Strafe zu verhängen, wenn der ganze Proceß so viel Verdachtsmomente ergeben hatte, daß ein vollständiger Beweis von der Schuld des Angeklagten logisch construirt werden konnte. War das nicht möglich, so wurde der Beschuldigte wegen vorhandenen Verdachts nicht völlig freigesprochen, sondern nur „von der Instanz entbunden", mit welcher Art Freisprechung der Verlust aller bürgerlichen Ehrenrechte verbunden war.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts that Sachsen im Jahre 1838 durch ein Gesetz, welches die außerordentlichen Strafen des Verdachts aufhob und dem ganzen Beweisssystem eine neue Grundlage verschaffte. Es verwies den Richter bei seinem Spruch lediglich auf seine volle Ueberzeugung, die er auf Grund der Acten gewonnen hatte und aus den Ergebnissen derselben begründen konnte. Nur behielt das Gesetz für leichtere Vergehen den Reinigungseid bei.

Dem Beispiele Baierns, Oesterreichs und Preußens folgten später fast alle übrigen deutschen Staaten. Das Königreich Sachsen erhielt sein Strafgesetzbuch vom Jahr 1838, Braunschweig von 1840, Hannover von 1841, Baden von 1845 u. s. f. Alle diese Strafgesetzbücher zeichneten sich durch Vollständigkeit, bestimmte Abgrenzung der einzelnen Verbrechen und der darauf gesetzten Strafen aus.

Die Reformen der neuesten Zeit beschränken sich im Strafrecht darauf, daß fast alle deutschen Staaten ihre Strafgesetzbücher revidirt und an neuen Stelle neue gesetzt haben, in welchen die Mängel nun Lücken, die erst durch die Praxis nach und nach sich herausgestellt hatten, beseitigt und ausgefüllt worden sind. So erhielten die meisten sächsischen Herzogthümer im Jahr 1850, Preußen 1851, Oesterreich 1852, Sachsen 1855 neue Strafgesetzbücher.

Eine ganz neue Richtung aber erhielt der Strafproceß. Der alte geheime und schriftliche Inquisitionsproceß wurde abgeschafft und ein öffentlich-mündliches Verfahren mit dem Institut der Staatsanwaltschaft eingeführt, und zwar entweder vor den „Geschworenen", wie in Preußen, Baiern u. oder vor gelehrten Richtern, wie seit dem 1. October 1856 in Sachsen.

Nicht mehr hinter verschlossenen Thüren wird der Angeschuldigte processirt, sondern der Zutritt zu den Verhandlungen ist Jedem, soweit es die Räumlichkeiten des Gerichts gestatten, erlaubt. Das ganze Verfahren ist nicht mehr ein geheimes, sondern öffentliches. Vor Zeit und Luft hat, mag zusehen und zuhören, wie die Richter über den Angeklagten zu Gericht sitzen und Recht über ihn sprechen. Das Verfahren, wenigstens das Hauptverfahren, auf dessen Grunde das Urtheil gesprochen wird, ist nicht mehr ein lediglich schriftliches, sondern die ganze Verhandlung wird mündlich geführt, unmittelbar vor den Richtern, die das Urtheil fällen. Eine eigentliche Beweistheorie kennt unser heutiger Strafproceß nicht. Die Richter thun ihren Spruch auf Grund ihrer aus der ganzen Verhandlung geschöpften Ueberzeugung von der Schuld oder Nichtschuld, wie sie solche bei ihrem Pflichteid vor Gott und ihrem Gewissen verantworten können. Die Geschworenen fällen das Urtheil, ohne die Gründe angeben zu müssen, die sie zu demselben bewogen haben, die gelehrten Richter dagegen haben dasselbe in den „Entscheidungsgründen" zu motiviren.

Von ein solches auf die Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit gestütztes Strafverfahren macht eine wahrhaft gerechte Strafrechtspflege möglich.

Vieler Jahrhunderte hat es sonach bedurft, ehe dieselbe in Deutschland nach manchen traurigen Verirrungen die jetzige Höhe ihrer Entwickelung erlangt hat. Ihr höchstes Ziel aber hat sie noch nicht erreicht, denn leider haben wir noch nicht eine deutsche, in allen deutschen Staaten gleichmäßig geltende Strafrechtspflege. Ob eine solche überhaupt möglich ist? Gewiß, wenn die deutschen Regierungen es ernstlich wollen. So gut uns das Jahr 1849 eine allgemeine deutsche Wechselordnung, das Jahr 1861 ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch brachte, warum sollte nicht auch ein deutsches Strafgesetzbuch, eine deutsche Strafproceßordnung möglich sein, da doch im Wesentlichen und in den Principien die aller deutschen Staaten bereits übereinstimmen!

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk"

sind ferner, bis zum 26. Februar, eingegangen: 40 Thlr. aus Kassel, nur zwar 38 Thlr. von dem Gesangverein „Salen" und 2. Thlr. von einem Mitglieder der Liedertafel daselbst — 3 fl. öhr. W. von F. A. Feige und Karl Oberländer in Ungar.-Weißkirchen — 20 fl. öhr. W. als Wiederbelohnung einer leichten Strafung aus Ofen — 5 Thlr. 25 Ngr. von 9 Stammgästen in Hering's Brauerei durch F. Barsilhon's Buch, in Zwickau — 2 Thlr. von G. D. in D. — 10 Thlr. vom Vorschußverein zu Schandau, durch Jul. Anders — 3 Ngr. als ueberschuß von einer Zahlung von H. B. in G. N. — 21 fl. rhn. (13 Thlr. 22 Ngr.) gel. an dem Weihnachtsfeste der Stuttgarter Jugendwerk, durch M. Pfaum — 4 Thlr. vom Arbeiter-Bildungs-Verein in Dresden, durch G. Fürstering und Wiberna — 1 Thlr. von Fräul. Jander in Nested — 1 Thlr. 27½ Ngr. von K. Tr. Wagner in Eydan — 12 Marl 8 Schilling (6 Thlr 10 Ngr) von C. Niemeyer und Jugbiani in Valparaiso, durch G. W. und C. W. Niemeyer in Hamburg — 8 Thlr. vom Turnverein zu Kahla — 1 Thlr. gel. durch W. Jordan in Homberg zu Knchessen — 5 Thlr. 10 Ngr. vom Leipziger Schwimmer-Club, durch J. Loewe — 5 Thlr. 10 Ngr. von den Vertretern des im Entstehen begriffenen Erzgebirglichen Sängerbunds am 1. Febr. in Chemnitz gel. durch C. Heinrich aus Glauchau — 7 Thlr. gel. auf einer Vergnügungsfahrt der Leipziger Lauderlust durch L. in Bergedorf — 7 Thlr. 22 Ngr. 1 Pf., gel. am 17. Stiftungsfeste des Gewerbevereins zu Glauchau, durch K. Ludwig, mit einem Glückwunschgedicht an W. Bauer — 3 Thlr., gel. bei einem fröhlichen Geburtsfeste durch J. E. W. in Kassel — 1 Thlr. nachträglich vom Leipziger Schwimmer Club — 2 Thlr. vom Vergnügenverein v. B. in Altenburg für „Meister Bitdorn" — 1 Thlr. 5 Ngr., ein Scherflein zum deutschen Werk von einigen Leiern der Garteni. in Oberwiesgberf — 2 Thlr. vom Hauptschützenverein zu Pankow bei Berlin, durch H. Landvogt. — 1 Thlr. von H. Richter aus Dresden, durch Dr. Georgi — 6 Thlr. vom Zerbster Männer-Turnverein, durch A. S. — 1 Thlr. von einigen Lel. d. G. in Kamenz, durch L. Biens — 2 fl. aus Kapellen-Drusweiler: „2. Cerimb. Cap. 4, 4. 8." — 4 Thlr. vom Fuller'schen Sängerverein zu Eilenberg, durch F. W. Schmidt — 3 Thlr. von einigen Lesern der Garteni. in Naumburg am Queis, durch C. Pedt — 7 Thlr. gel. von mehreren Tertianern der Realschule erster Ordnung zu Lippstadt — 10 Thlr. von einem „Verein junger Kaufleute" — 6 Thlr. vom „geselligen Verein zu Er.....", an der Rideyan — 6 Thlr. 20 Ngr., gel. beim Stiftungsfeste des Gewerbevereins zu Oederan, durch Fr. Kempe — 5 Thlr. 21 Ngr., gel. von den Lesern der durch die Poststationen Wiganbsdhal und Zittsdorf belegenen Gartenlauben, durch A. Linde — 2 Thlr. 15 Ngr. von einigen Lel. d. G. im Seebad Norderney — 1 norddeutscher Thlr. und 1 süddeutscher Gulden, gel. bei der Gründung eines gesellschaftlichen Kleidervereins zu Kidingen — 8 Thlr. von einer deutschen Regelschleifbahn in St. Petersburg, durch H. Kirchheim — 2 Thlr. 7½ Ngr. 17½ Ngr. Porto von der „Germania" zu Neuenburg im Großherzogthum Oldenburg, durch H. Oberschelve — 3 Thlr. 3 Ngr. v. Hitzebrand in C. — 7 Thlr. 2 Ngr. 5 Pf., gel. auf einem Maskenballe des Gesangvereins „Amphion" zu Riesa, durch F. Schlegel — 2 Thlr. 15 Ngr. von einer Anzahl Mitglieder des Spar- und Vorschuß-Vereins zu Glauchau, durch R. Schneider — 6 Thlr. 2 Ngr. 6 Pf. an Seume's Hofjägerzeug Gebrüdern, gesetzt vom Langenbielauer Turn- und vom Oberlangenbielauer Gesang-Verein, gel. „für den deutschen Bruder Bauer", durch Gb. Langer — 2 Thlr. 5 Ngr., gel. am Stiftungsfest der Gesellschaft „Germania" zu Eilenberg, durch E. Knopfe — 4 Thlr. gel. beim Stiftungsfeste des Stenographen-Vereins zu Plauen — 5 Thlr. 4 Ngr., gel. durch einen liebenswürdigen Matrosen auf einem Maskenballe zu Zwickau, durch C. Eenj — 15 Ngr. von einigen Lel. d. G. zu Schmiy — 2 Thlr., gel. im Turnverein zu Oschatz, durch G. Kurth.

(Schluß folgt.)

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteur F. Stolte u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 22. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Bild.

Novelle von F. Brunold.

(Schluß.)

Nordheim durcheilte in Hast die Straßen der Stadt nach seiner Wohnung zurück, um seine Recension in Bezug der Copie von Eisens-Haut zu sichten und im Einzelnen umzuändern. Er hatte nicht seine Ansichten, nachdem er die persönliche Bekanntschaft der Künstlerin gemacht, geändert, dieselben waren vielmehr noch fester in ihm geworden, als dies vordem der Fall; während aber vor Stunden mehr herablassendes Wohlwollen, mehr Güte und Nachsicht die Feder geführt, hatte jetzt die fester gewordene Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandensein künstlerischen Talents die Worte durchwärmt, die Kritik durchflechtet und gelautert.

Nachdem dies geschehen, wurden die Blätter zur Redaction befördert, um Tages darauf durch die Zeitung in alle Welt zu fliegen. Es ist ein eigenes Gefühl, sein Geschriebenes nach wenigen Stunden bereits gedruckt, von Tausenden gelesen zu wissen. Und wenn dies Gefühl bei dem Schriftsteller von Profession sich mit der Zeit auch mehr und mehr abstumpft, so taucht es erneuert immer wieder bei einzelnen Gelegenheiten mehr denn je hervor. Auch Nordheim empfand, nach schlaflos Nacht, dies Gefühl nach langer Zeit wieder einmal in verstärktem Maße. Eisens Erscheinen, die Art und Weise ihres Handelns und Redens, hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er mußte unausgesetzt an sie denken, während doch auch zugleich das Bild Alexandrinens sich, wie verletzt fühlend, immer wieder zwischen die Gedanken drängte. Elise war schöner, voller, Alexandrine lieblicher. Erstere brann gescheitelt, die Andere blond gelockt; Jene schmerzbewußt, nicht ohne Bitterkeit, aber stolz, lieber darbend, als sich beugend, wenn auch echter Weiblichkeit nicht entbehrend; Diese sinnlich vertrauend, sich anschmiegend, unbewußt, ohne Ahnung, daß es anders sein könne. Elise trug ihr Gefühl tief verschleiert in der Brust, Alexandrine ließ es, gleich einem Schmetterling, im Sonnenlichte des Tages um Rosen gaukeln.

Es war Tag geworden, die Stunden des Vormittags waren bald vorüber. Es wurde ihm zu eng im Zimmer. Die Gedanken kamen und gingen in ihm auf und nieder. Es hielt ihn nicht länger, er mußte zu Alexandrinen; er mußte sehen, was sie thu' und treibe, ob sie wirklich so lieblich sei, wie er sie, im Bergleich zu Elisen, in seinen Träumen und Vorstellungen gefunden.

Und er kam. — Aber wie doch wieder so ganz anders fand er sie, als er sie sich gedacht! Hatte denn aus der Rosenknospe, die an seiner Seite gleichsam täglich mehr und mehr erblüht war, sich wirklich seit gestern ein wunderliebliches Mädchen entwickelt? Oder waren seine Augen nur bisher gehalten gewesen? — Es war Alexandrine — und doch wieder eine Andere! —

Sie saß nicht fern des Fensters und las. Es war die Zeitung, welche sie vor sich hatte. Aber wie blickte sie so ernsthaftig ernst, so schmerzlich fremd, fast fragend auf, als er eintrat! Er kam so froh, so freudig erregt und fühlte sich beglückt, als er sie lesend fand, in dem Gedanken, daß sie wohl seine Kritiken lese, sich also mit ihm beschäftige — und nun, nun fand er sie scheu, zurückhaltend, wie er sie noch nie gesehen, wie er sie noch nie gefunden. Es war etwas Fremdes zwischen sie getreten, von dessen Dasein er bisher noch keine Ahnung gehabt hatte.

Die Mutter war nicht zugegen, sie war ausgegangen, und dennoch wollte sein heiterer Fluß in die Rede kommen; Alexandrinens Antworten blieben einsylbig, gedrückt. Nordheim fühlte es, und sich seiner Schuld bewußt und doch von dem Drückenden des Augenblicks gepreßt, ergriff er endlich ihre Hand, und ihr in das Auge sehend, rief er: „Alexandrine? was ist's! was haben Sie nur?"

Sie sah ihn fragend an und drängte mühsam mit Gewalt die Thränen zurück. „O nichts!" sagte sie scheinbar gelassen, „mir ist nichts! — Ich bin ja ruhig!" Aber mit diesen Worten war es auch, als ob der Thränenstrom den Damm durchbrechen habe, als sei es nicht möglich, sich länger zu halten: sie weinte laut!

Nordheim war erschüttert; er legte seinen Arm sanft um ihren Leib, er zog sie unwillkürlich näher zu sich heran; er bengte mit der andern Hand ihr Gesicht zu sich herüber und sagte, ihr sanft die Wangen streichelnd, wie man einem lieben, weinenden Kinde zu thun pflegt: „Alexandrine, Sie schienen so ruhig, als ich kam, Sie lasen — und nun?"

Sie gäbbe auf, sie wollte nicht mehr weinen und wollte sich erheben. „Ich bin ein Kind!" sagte sie, „was geht es mich an! Ich weine auch nicht." Dabei aber rannen die Thränen auf's Neue, und sie mußte sich setzen und ihr Angesicht in beide Hände bergen.

Nordheim bob die Hände sanft von ihren Augen. „Was geht Sie nichts an, Alexandrine?" frug er. Und dabei lächelte er schalkhaft, schelmisch, denn in seiner Brust hatte das Geheimniß ihrer Schmerzen zu keimen begonnen. „Hat meine unsbündige Recension Sie gekränkt?" fragte er. „Schmerzt es Sie, wenn ich ein anderes junges Mädchen lobe, das der Stütze, der Hülfe, der Anerkennung bedarf?" Und ohne eine Gegenrede abzuwarten, legte er ihr Köpfchen sanft auf seine Schulter, sah ihr leuchtend in das Auge, indem er sie fest umfing — und rief und sagte nichts, als nur den Namen „Alexandrine!" Es mußte in dem Tone, mit dem der Name gesprochen wurde, wohl ein eigener mächtiger Wohllaut, ein Zauber liegen, wie sie es noch nie empfunden, gefühlt oder gehört hatte; sie konnte nicht anders, sie mußte glückselig, auf-

glühend das Augen heben, wußte die Arme ausbreiten, ihn umfangen, sie konnte nicht anders — und ihre Lippen ihm zum ersten Kusse bieten.

Wie heilig still, wie schön war es im Zimmer! Zwei Herzen hatten sich gefunden.

Jetzt begann Alexandrine von selbst nach der Malerin zu fragen; und Nordheim erzählte seine Begegnisse, seine Entschlüsse mit derselben und deren Mutter. Er sprach von dem Unglück der Familie so bereit, so überzeugend, daß Alexandrine den Wunsch nicht unterdrücken konnte, die Familie zu befuchen, Elisen kennen zu lernen. Sie kam mit diesem Ausspruche den Wünschen Nordheim's entgegen.

Bald darauf kehrte die Mutter von ihrem Ausgange zurück. Nordheim empfahl sich. Er that es wie sonst, wie immer, fremdlich zuvorkommende. Er hatte der Mutter Alexandrinens nichts gesagt, auch die Tochter hatte geschwiegen. Die Liebenden hatten es unter sich abgemacht, ihr Geheimniß noch einige Zeit für sich zu behalten.

Sie waren der Billigung ihrer Liebe von Seiten der Mutter gewiß — und dennoch schwiegen sie! Wer kennt nicht die heilige, süße Scheu der Liebe? Nordheim eilte zur Ausstellung. Es war ihm zeitz Bedürfniß, das Bild Elisens noch einmal zu betrachten. Er fand den Saal gedrängt voll.

Der Kunsthändler bemerkte sein Eintreten, und ihm freundlich entgegenkommend und ihm die Hand zum Gruße reichend, sagte er: „Besten Dank! das Bild ist verkauft — Banquier Wallbot —" Mehr sagte er nicht, denn der Genannte trat soeben selbst heran, und den Assessor erkennend, rief er lachend, mit dem Finger drohend: „Nun, Sie Sünder und Verführer des Volks! Ihr's auch recht, Jemanden das Geld so aus der Tasche zu locken? He! was sollte anders die Recension? Hab's gekauft, damit ein aufkeimendes Talent ermuntern werde. Se hieß es ja wohl in Ihrer Beurtheilung? Aber kommen Sie nur und trinken ein Glas Wein mit mir. Können für das Bild mir dahein den besten Platz anfinden."

Wallbot sprach Alles in Hast, kurz abgebrochen; und Nordheim, der wohl fühlte, daß mit diesem kurzen Abbrechen der Sätze mehr Gefühl unterdrückt, als zu Tage geführert werden sollte, und denn selbst darum tag, mit dem Banquier in nähere Berührung zu kommen, ging natürlich sofort auf seine Einladung ein. Gemeinsam verließen sie die Ausstellung.

Wallbot kauf auch in seinem Hause im Anfange die gewünschte wohlwollende Ruhe nicht. Unruhig eilte er auf seinem Sessel, seinem Gaste gegenüber, umher. Endlich sagte er, einen neuen Blick auf das Bild werfend, welches der Diener gebracht und ihm gegenüber hatte aufstellen müssen: „Was ist es nur, das mich beim Anblick des Gemäldes so tief ergreift? Ihre Worte allein können dies nicht gemacht haben. Sie haben warm, anerkennend gesprochen, aber dies macht es nicht. Das Bild ist mehr als Copie. Aber aus dem Gesicht der Tochter, zur Seite der Mutter, heimelt es mich an, als hätte ich dies Gesicht einmal schon früher gesehen."

Der Assessor hatte bis jetzt geschwiegen; nun sagte er: „Giebt der Name der Künstlerin Ihnen vielleicht einen Anhaltspunkt?"

Wallbot blickte bei diesen Worten verwundert auf, und die Augen seines Gastes auf sich ruhen fehend, rief er, sich mit der Hand über die Stirn fahrend und wie aus ernsten Sinnen erwachend: „Der Name: Elise Sandow! — Sandow! — Hat die Künstlerin sich vielleicht auf dem Bilde in der Tochter selbst gezeichnet? — Sie müssen's wissen! — Und Sandow! Sandow heißt sie?"

Der Banquier schien wieder in sein nachdenkendes Sinnen verfallen zu wollen, doch Nordheim, der den Zeitpunkt gekommen meinte, wo er für die Gemainte handeln und eingreifen müsse, sagte ruhig, bestimmt: „Sie mögen im Einzelnen Recht haben! — Aber nicht die Tochter, die Künstlerin selbst, hat zu jenem Bilde gesessen; ich denke mir, so muß die Mutter vor Jahren ausgesehen haben. Vielleicht wurde sie als junges Mädchen gezeichnet, und die Tochter hat jetzt diese Zeichnung zu ihrem Bilde benutzt. — Aber hatten Sie nicht einen Bekannten, einen Freund, der Sandow hieß? — Es ist mir, als hörte ich einmal davon! "

Der Banquier schnellte bei dieser Frage auf, schlug sich, wie sich selbst anklagend, mit der Hand vor die Stirn und rief, den Assessor zugleich beim Arme erfassend: „Herr, Sie wissen mehr, als Sie mir sagen wollen. Sie haben Recht! — Wo war ich nur mit meinen Gedanken? Daher also die mir unerklärliche Zuneigung zu dem Bilde! — Ich hatte einen Freund, der Sandow hieß, Geschäftsfreund — war Fabrikant. Wir traten in Verbindung. Sie wissen, Banquiers und Fabrikherren müssen zusammenhalten. Er war ein ehrenwerther Mann, siehe seine Arbeiter und that mehr für sie, als sich mit seiner Casse vertrug. Das Sturmjahr 48 brachte sein Geschäft in's Stocken, ihn bei seinen Ansichten und Ideen in Conflict mit der Meinung Höherer. Ging mit nach Baden, war dumm! — Und das Uebrige wissen Sie!"

„Ja, ich weiß!" sagte Nordheim ernst. Entschiedener setzte er hinzu: „Aber wollen Sie mir nicht dennoch das Weitere mittheilen?"

Wallbot lachte, nicht ohne Bitterkeit. Er stand auf und durchschritt einige Male unruhig das Zimmer. Plötzlich jedoch blieb er stehen. „Nu Ihnen ist ein Pfasse verdorben," sagte er sich wieder niederlassend; „sip' ich zur Beichte? — Herr, ich wollte fast wünschen, das Bild nicht gekauft zu haben! Aber warum schreiben Sie auch solche Recensionen?" setzte er nach einigem Schweigen, gezwungen lachend, hinzu. „Und nun kommen Sie noch und regen Gedanken auf "

„Die noch gekommen wären!" fiel Nordheim gelassen ein. „Hätten meine Worte und das Bild diese nicht schon hervorgerufen, würde mein Besuch, der ohne Ihre heutige Einladung Ihnen doch geworden wäre, sie geweckt haben. Warum sich einer Erinnerung entschlagen, die sich nicht abweisen läßt?"

Der Banquier blickte finster, fast erzürnt, grollend auf und sagte, seinen Verdruß unter wilrem Humor verbergend: „Der Knabe Karl sängt an, mir fürchterlich zu werden! — Was wollen Sie?"

Nordheim that, als höre er die Frage nicht. „Sie sind mir noch die Fortsetzung Ihrer Erzählung schuldig, sagte er gelassen. „Mich dünkt, Sandow sah nach der Scheidung. Und seine Frau?"

„Folgte nach," entgegnete Wallbot grollend, wie im Innern noch verletzt. Plötzlich jedoch fprang er auf und rief, wie zu sich selber redend: „Hol' Alles Dieser und Jener! Was hilft das Drehen und Wenden, es muß doch zu Tage!" und sich zu dem Assessor wendend, lachte er: „Warum sind Sie nicht ein Pfaff geworden? Aber Sie thun Recht, mich an die Frau zu erinnern. Brave Frau! Muß sie achten. Frau von Werner, die Dame „comme il faut", deren Mann Reichsstagsabgeordneter war, wußte sich besser zu benen. Die Sandow folgte ihrem Gatten treu in's Exil und — — " Er vollendete den Satz nicht. Erregt, wüthend lief er umher und schrie: „Zum Teufel, Herr, warum kamen Sie nur, um mich an den schuftigsten Tag meines Lebens zu erinnern? Sandow starb arm in der Fremde. Das sagt Alles, er seine Frau eben das Brod der Verbannung! Sandow hatte mir vor seiner Flucht ein Capital übergeben, oder es lag vielmehr noch, von unserer Geschäftsverbindung her, in meiner Casse. Er ließ es dort. Und als sich im fremden Lande nichts Passendes für ihn fand, er vielmehr fürchten mußte, des Wenige noch zu verlieren, ließ er es mir, bis — bis — ich selber in die Brüche kam und endlich fallirte. Warum ließ er auch sein Capital bei mir? Es waren schlechte Zeiten. Herr, glauben Sie mir, wenn man so jahrelang redlich geschafft und gewirkt hat und sich dann plötzlich um alle seine Mühe und Anstrengung betrogen sieht, wenn man, wo man noch vor Kurzem stolz durch die Straßen fuhr, nun bemüthig zu Fuß, um Gnade bettelnd, von einem Gläubiger zum andern laufen muß — das Herz versteint, man wird hart, ja momentan schlecht. O Herr, man sollte Verbrecher nicht zu hart bestrafen, der Angeklagte kann den Besten fallen machen! Und solch ein Tag, solch eine Stunde war es, wo die Sandow kam, um das Capital zu heben. Ihr Mann war gestorben, sie war in die Heimath zurückgekehrt. Noch seh' ich im Geiste die Frau vor mir, wie sie so ruhig, durch Schmerz gelätiert, von dem Verstorbenen sprach. Nur die innigste Liebe redete aus ihren Worten, und wie bleich, wie marmorbleich wurde sie, als ich ihr sagte, daß ich banlerott, daß ihr Geld verloren sei! Ihre letzte Hoffnung war vernichtet. Arm, beklagt ging sie von mir. Wohin? ich habe es nie erfahren. Herr, warum herzeg ich damals nicht, warum gab ich der Unglücklichen, die so treu, so gewissenhaft, so menschlich mein an der Seite ihres Gatten ausgeharrt und gedultet hatte, und die keinen Fluch, kein böses Wort mir gesagt, daß ich ihr das Geld nicht gerette, nicht das Capital rerwog, das zum letzten Heller! Hätte es den übrigen reichen Gläubigern geschadet, wenn sie einige Procente weniger aus der Masse erhalten? Sie, die Arme, ging gänzlich leer aus, denn ihr Vermögen stand nur in meinem Privat-

buche verzeichnet, sie hatte seinen Theil an dem Ganzen! Herr, dies Gefagte hat oft und vielfach an meiner Brust genagt, warum nur konnte ich es nie vergessen? Wo mag die Frau nur sein?"

Der Banquier schwieg; er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und starrte gedankenvoll vor sich nieder.

Nordheim überlieh ihn einige Zeit seinen Sinnen. „Sie kamen später zu neuem Wohlstande," sagte er dann, „Sie siedelten hierher über, Ihr Name hat an der Börse einen guten Klang; wenn die Santrow jetzt käme, würden Sie derselben noch das kleine Kapital vorenthalten?"

Wallbot reichte seinem Gaste die Hand. „Werden Sie Rechtsanwalt, Herr," sagte er lachend, „an Praxis kann es Ihnen nie fehlen! Wüßt' ich nicht, daß die kleine Alexandrine Ihr Herz gefangen hält, ich würde meinen — — na, ich schweige schon, werden Sie nicht roth!"

Und auf's Neue einen Blick nach dem Bilde werfend, rief er: „Die Elise war dazumal schon ein talentvolles Kind, und nun sehe ich es klar: es sind die Züge der Mutter, die ich den erblicke. Wie konnte nur Herz und Auge so in mir gefangen gehalten sein! Aber kommen Sie, Herr, die Santrow ist hier. Nicht das Capital allein soll sie haben, auch — Doch was rede ich, was sich von selbst versteht! Kommen Sie, Herr, sind Sie der Frau, der Tochter Fürsprecher gewesen, müssen Sie auch der meine sein. Lassen Sie uns gehen!" Mit diesen Worten schritt er zur Thür. Nordheim folgte. —

Alexandrine aber saß während dieser Zeit ihr Köpfchen so recht schwer auf die Hand gestützt; sie wollte gern fröhlich sein und konnte es doch nicht. Das kleine Herz war ihr so übervoll, sie hätte aufjauchzen mögen vor innerer Freude, vor überseliger Lust und mußte doch zugleich sich zusammennehmen, daß nicht die Thränen ihr aus den Augen stürzten.

Die Mutter, die ab- und zugegangen war, sah ihr Töchterlein träumend sitzen. Es kam ihr seit Kurzem so ganz anders vor, so sinnend, so daß sie oftmals sich selber fragen mußte: ist dies meine Alexandrine oder nicht? Jetzt ging sie hin, legte ihren Arm um der Tochter Nacken und zog sie sanft, mütterlich zu sich hinan.

Alexandrine, wie aus tiefem Träumen aufblickend, sah das Auge der Mutter fragend auf sich ruhen. Das Herz war ihr so übervoll, und in diesem Augenblicke es gleichsam wie ein Unrecht bereuend und empfindend, daß sie der Mutter ein Geheimniß noch vorenthalten habe, konnte sie sich nicht halten, sie mußte ihre Arme um die Mutter schlingen, mußte ihr Köpfchen an ihre Brust bergen und ihr unter aufjauchzender Freude mit feuchtverklärtem, weinendem Auge ihre Liebe gestehen.

War diese der Mutter ein Geheimniß gewesen? Gewiß nicht. Sie hatte der Tochter Sinnen und Träumen längst verstanden, sie hatte den Wohllaut bemerkt, der in der Stimme Nordheim's lag, wenn er zu Alexandrinen sprach.

Freudig hielt sie die Tochter umschlungen. Aber diese preßte ihre Arme nur fester und immer fester um den Hals der Mutter und lachte und weinte wieder. Der Damm war gebrochen, das Herz ströme ihr über.

„Werde ich ihn glücklich machen?" rief sie, „werde ich denn sein Herz ganz ausfüllen? Ich bin so nichtig, so unbedeutend, und er, er steht so fest, so gediegen, so hoch über mir! O Mutter, und dennoch liebe ich ihn so sehr! Ich hab' es ja selber nie gewußt und geahnt, was Nordheim mir ist. Aber als ich der Malerin gedachte, als er mir so begeistert von ihrem Talente sprach, als ich seine Worte über sie las, da fühlte ich es, wie der Boden unter mir mehr und mehr versank, fühlte es, wie glücklich ihn ein so hochbegabtes, schönes Mädchen machen müsse, wie diese ebenbürtig an seiner Seite stehen würde, eine Gehülfin, eine Mitarbeiterin seines Strebens, fühlte, wie ich nichts, nichts dagegen einzusetzen hätte, als meine Liebe. Konnte ich da fröhlich sein wie kann ich's noch?"

Die Mutter lächelte zum freudigen ihrem Lieblinge die Wange. „Tröste Dich!" sagte sie freundlich. „Ist nicht die Liebe das Höchste, was ein Menschenherz einzusetzen hat? Kannst Du Schöneres, Besseres einem Manne darbringen, als ein Herz voll Liebe?"

Sie vermochte nichts mehr zu sagen. Es klopfte.

Frau von Werner trat ein, unangemeldet, rasch, aufsehenden, erregt, und darum nicht fühlend und bemerkend, daß sie vielleicht niemals mehr zur Unzeit gekommen, als eben jetzt. Aber, wie gesagt, sie sah und fühlte nichts. Sie dachte nur an sich selbst, wie sie dies stets während ihres ganzen Lebens zumeist gethan. Auch jetzt rief sie sogleich nach ihrem Cinnieren: „Wie schön, wie gut, daß ich Sie treffe, meine liebe Frau Waldow! Sie müssen mir Ihre kleine Alexandrine schon für eine Stunde entlehnen! Es ist eine wahrhaft fächerliche Geschichte, aber das hat man davon, wenn man sich mit den Armen in Berührung bringt. Ich würde mich ärgern, wenn's nicht eben zu toll, zu absurd wäre. Nein, denken Sie sich, meine liebe kleine Alexandrine, Sie entsinnen sich noch der fatalen Geschichte bei der Weihnachtsbescheerung. Nichts für ungut. Aber Herr Nordheim hat durch sein unzeitiges Eingreifen mir einen recht fatalen Streich gespielt! Freilich, er konnte vorher nicht wissen, daß es so kommen würde. Aber denken Sie sich meinen Aerger, meinen Verdruß, die Stadt ist voll davon, man hat Alles erfunden, erforscht, die Fama hat es vergrößert, in's Unendliche ausgesponnen. Die Schwester jenes Kindes ist Malerin. Ihr neuestes Bild hängt bei Sehr. Nordheim hat's gelobt; er hat die Malerin dort getroffen, und alle Welt läuft hin, es zu sehen, um sich dabei die dumme, lächerliche Geschichte mit der Schwester zu erzählen! Die Malerin ist en vogue — ich blamire. Aber die Sache muß ein Ende nehmen! Bitte, Alexandrine, nehmen Sie Hut und Mantel und lassen Sie uns zu der Malerin gehen. Ich muß diese Geschichte todt machen, ich darf nicht zögern. Rasches Handeln ist richtiges Handeln!"

Alexandrine glühte auf, und die Mutter wie um Beistand und Hülfe anflehend, rief sie: „Ich, ich soll mit? Ich weiß nicht — —"

„Wo die Person wohnt, werden Sie doch nicht sagen wollen?" fiel Frau von Werner ein. „Sie und Nordheim sind Eins! Oder wie, hätte er vielleicht für gut befunden, nichts zu sagen?" Mit diesen Worten suchte sie das eingeschüchterte junge Mädchen gleichsam bis auf das Herz auszuforschen, sie zugleich fragend anschauend.

Alexandrine wußte vor Schreck und Verlegenheit nicht zu antworten, doch die Mutter kam ihr zu Hülfe und sagte entschieden: „Allerdings wissen wir durch Herrn Nordheim, wo die Dame mit ihrer Mutter wohnt, und wir hatten bereits die Absicht ausgesprochen, dort einen Besuch zu machen, wenn auch nicht heute."

Frau von Werner schien die letzteren Worte gar nicht beachtet oder ängstlich überhört zu haben. Unruhig ging sie im Zimmer auf und nieder. „Bitte, Kind," sagte sie endlich, „machen Sie sich fertig, ich muß hin! Unangenehmes muß man so rasch als möglich beseitigen. Ueberdies verlangt mich nach Gewißheit! Es wäre ridikül, wenn Alles einträfe! Bitte, was soben Sie mich an, liebe Frau Waldow? Es hilft nun einmal nichts, Vergangenes zu vertuschen. Ich fürchte, die Santrow und ich sind alte Bekannte. Sie wissen, mein Mann sagte mir als Abgeordneter in Frankfurt. Er war Ther genug, mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart zu gehen, und wurde in Folge dessen seines Amts für verlustig erklärt und zu einer empfindlichen Strafe verurtheilt. Er entzog sich derselben durch die Flucht. Sollte ich es wie die Santrow machen, und mit in's Exil laufen? Dannnhin! Sollte ich dem Staate das Vermögen lassen und in der Fremde am Hungertuche nagen? Einfalt! Mein Sohn soll Carriere machen. Ich machte Gebrauch von dem, was das Gesetz gestattet, ich ließ mich scheiden und nenne mich wieder nach meinem Geburtsnamen, nach dem Namen meiner Ahnen: von Werner. Meinem Sohne, dem Lieutenant, wurde es gestattet, den Namen seiner Mutter zu führen. Für ihn ist nur mit der Vater todt sein. Ich rettete meine Ehre und mein Vermögen. That ich unrecht?"

Alexandrine und ihre Mutter schwiegen; sie fühlten durch diese Worte sich eisig kalt berührt. Endlich sagte Letztere: „Und die Familie wäre Ihnen von früher her bekannt?"

Frau von Werner hielt in ihrem Reden inne und sagte gedehnt: „Ich fürchte — ich war mit einer Santrow befreundet. Sie hatte damals nur eine Tochter; das Kind, die Marie, mußte in der Fremde geboren sein — so ein rechtes, echtes Elendskind! Aber kommen Sie, Alexandrine!" rief sie wieder, ihre Rede kurz abbrechend, „es ist horrible, daß ich dem Kinde eine Anmeldung schenken mußte! Aber, mein Gott, warum folgte die Frau auch ihrem Manne! Kommen Sie, ich muß für die Frau Etwas thun, der Leute wegen!"

Alexandrine hörte das Letztere nicht mehr. Es drängte sie selbst, die Familie jetzt kennen zu lernen. Die Mutter lobte ihren Entschluß. „Recht, Kind, geh'," sagte sie leise. „Der Besuch wird,

denke ich, auch Deine Besürchtungen zerstreuen. Geh' und suche die Worte Deiner Begleiterin zu mildern."

Letzteres war nicht möglich. Der Anblick, der Empfang, der ihnen im Hause der Makerin zu Theil wurde, schlug jede gehegte Erwartung und Voraussetzung nieder. Elise stand vor ihrer Staffelei. Sie war mit ihren Gedanken, mit ihren Ideen bei ihrer Arbeit. Wie unwillig, ob der Störung, starrte sie die Eintretenden an. Wie kalt, wie majestätisch ernst blickte sie auf! Nur als Alexandrine mit ihrer kindlich, schen mädchenhaften Freundlichkeit ihr nahe trat und sagte: „Herr Nordheim sprach von Ihnen; es drängte mich, Sie kennen zu lernen!" glitt ein Hauch milder Freude über ihr Angesicht.

Als Alexandrinens bei Nennung des Namens eine feine liebliche Röthe unwillkürlich die Wangen überzog, ein leises Zittern in der Stimme sich bemerkbar machte, wurde ihr ernstes, dunkles Auge größer, und es war, als ob sie das Herz der Sprecherin bis auf den Grund erforschen wollte. Es war ein kurzer, aber peinlich-entscheidender Augenblick. Bei Beiden hatte der Name eine Fluth von Gedanken hervorgerufen; jede von ihnen schien erforschen und fragen zu wollen: was ist Dir der Genannte?

In diesem Augenblick trat die Mutter ein. Sie sah die Fremden, sie erkannte aber sofort die Aeltere und sagte, einen Schritt vorretend und Frau von Werner erstaunt ansehend: „Fanny!" Es lag in diesem Worte unendlich viel. — —

Die Angeredete antwortete nicht; sie, die sonst nie um Worte verlegen war, die stets das Rechte, wenn auch schroff und entschieden, zu finden meinte, hatte verlegen, bleich den Blick gesenkt; sie, die sonstbar, elegant Gekleidete, die stets Dominirende, stets Beschlende, stand vor der Kleinen, ärmlich Gekleideten, die in diesem Augenblick aber so hoch, so erhaben, so menschlich rein, voll weiblicher Würde und Größe, und doch mit grandurchdrungenen Zügen vor ihr stand, mit niedergeschlagenen Augen. Diese Minute zeigte, wer von Beiden im Leben das Rechte gethan.

Nur wieder sprach die ärmlich Gekleidete, die Arme zur Reichen: „Fanny, müssen wir uns so wieder sehen? Denkst Du der Zeit, wo wir miteinander Freude und Leid, als glückliche, nachbarlich zusammenwohnende Frauen, getheilt? Denke der Stunde, wo Du zum ersten Mal Dein Landgut betratst, das Dein Gatte Dir heimlich zum Geburtstagsgeschenke gekauft hatte, und wo die traupärentern, mit Blumen umkränzten Fuchsritten Dir entgegenleuchteten: „Willkommen, Fanny!" Es ist anders geworden! Du stehst vor mir reich, vornehm, eine Andere, des Namens Deines Gatten Dich schämend. Er lebt im Exil. Der adlige Mann, der treue, liebende Gatte, der einst reiche Gutsbesitzer, fühlt sich glücklich, als unbedeutender Commis eines Handlungshauses sein Leben zu fristen, während Du — — ! Laß mich schweigen! O Fanny! Du hast mich geschmäht, als ich treu, entschieden zu meinem Gatten hielt, unbekümmert um die Meinung der Welt, nur meinem Herzen, meiner Pflicht folgend. Wie hattest Du Deinen Gatten auf die Bahn des Fortschritts mit geleitet, als derselbe Aussicht auf Erfolg hatte — und wie nanntest Du es Thorheit, als er auch im Unglück seiner Ueberzeugung treu blieb! Ist dies Eure gerühmte Politik, Euer adliges Sein und Wesen?"

Die kleine Marie, die bislang scheu, verschüchtert an der Thür gestanden, während Alexandrine, keines Wortes mächtig, mit feuchtenden Blicke auf die Sprechende geschaut hatte, tief im Herzen den eigenen Muth wachsen fühlend, die Größe und Macht der Liebe erkennend, hatte sich herangeschlichen und die Mutter am Rock zupfend, während sie ihr Auge scheu, verschüchtert auf die Prädirenin gerichtet hielt, flüsterte sie laut, vernehmlich: „Mutter, das ist die Frau, die nach der Schule kam. Will sie uns doch in's Armenhaus bringen?"

Frau Sandow zuckte bei diesen Worten heftig zusammen, ein unsagbarer Schmerz lagerte sich um ihren Mund, und rasch sich niederbeugend und ihren Liebling aufhebend, sagte sie bitter: „Fanny, spricht der Anblick dieses Kindes nicht mit Flammenschrift zu Dir? O Ihr reichen Leute, Ihr meint den Armen mit Eurem Gelde seine Schmerzen vergessen zu machen und wißt es nicht, wie tiefe Wunden Ihr damit schlagt. Gedenke, wenn Du wieder am Weihnachtsbaum stehst, daß auch der Arme ein Herz, eine Ehre hat, daß ein Wort der Liebe mehr Balsam enthält, als eine Jacke, mit der Du mein Kind für das Armenhaus einzukleiden gedachtest. Frau von Werner, unsere Wege trennen sich!"

Die Genannte, noch immer keines Wortes mächtig, trat einen Schritt näher; es war, als wolle auch sie das Kind erfassen, als wolle sie sprechen — doch die Thür ging auf, und Banquier Wallbot und der Assessor traten ein.

Alexandrine athmete freudig auf; alle Scheu überwindend, nur froh, daß sie einen Schutz, einen Beistand habe, eilte sie dem Geliebten entgegen und flüsterte, sich leise an ihn schmiegend: „Wie gut, daß Du kommst!" Elise hatte dies Entgegenkommen bemerkt, sie hatte es gesehen, mit welcher Innigkeit, mit welcher zutraulichen Herzlichkeit Nordheim das junge Mädchen umfing, und in ihrer Brust zuckte es, als ob ein Messer durch ihre Seele ginge. Rasch fuhr sie sich mit der Hand über das Auge, als müsse sie einen schönen Traum, liebliche Bilder und Gedanken von ihnen scheuchen.

Wallbot aber hatte mit einem Blick das ganze Verhältniß der beiden Frauen, die sich in diesem Augenblick so kalt, so fragend gegenüberstanden, errathen. Er sah aber auch den unwilligen, ernsten Blick, mit dem er selbst von der Mutter der kleinen Marie empfangen wurde, und rief, ihr seine Hand hinhaltend: „Schlagen Sie nur immer ein, meine liebe Frau Sandow. Herrn Nordheim habe ich bereits gebeichtet, und er wird gelegentlich meinen Fürsprecher machen. Ich komme als Mann, der ein bezanntes Unrecht nach Kräften wieder gut machen will. Ihr Capital liegt für Sie bereit — und die Zinsen —"

Der starke, kräftige Mann, er konnte nicht weiter sprechen, er mußte sich mit der Hand über die Augen fahren, um seine Rührung zu verbergen. Er hatte das Aermliche der Wohnung erkannt — und fühlte, was die Frau bereits gelitten haben mußte. Rasch wendete er sich zu Elisen und sagte, gezwungen lachend: „Ihr nächstes Bild gehört mir, ich lege feierlich Beschlag darauf! Dem Assessor aber müssen wir den Kopf waschen, er allein hat mich verleitet, Ihren Nadeyn von dem Sohr zu kaufen. Er ist der Urheber der ganzen Geschichte! — Ich würde sagen, Kind, fangen Sie ihn nicht allein bei Ihrer Kunst um Rath, sondern wenden Sie sich auch in allen andern Lebensverhältnissen an ihn; mußte ich nicht fürchten, daß seine kleine Nachbarn, die ihn so fest hält, als fürchte sie ihn zu verlieren, dagegen Einspruch thun würde. Die kleine Schelmin hat sein Herz gefangen!"

Alexandrine ließ den Arm ihres Begleiters rasch fahren und eilte hocherröthend zu Elisen. Sie umfing sie stürmisch und rief: „Wir wollen Freundinnen, herzinnige Freundinnen sein!"

Elise sagte nichts; sie umfing lautlos, still das junge Mädchen und drückte es fest an ihre hochklopfende Brust, indeß ihr Auge groß, sinnend, wie in eine endlose Leere hinstarrend, anschaute.

Frau von Werner, die dem Ganzen mit wachsendem Interesse zugeschaut und längst ihre frühere Ruhe und Energie wieder erlangt hatte, wendete sich kalt, spöttisch lachend zur Thür und sagte hinausschreitend, wie zu sich selber sprechend: „Mirakel! Das hat man davon! Solche Leute wissen nichts von Ehre, Anstand; — Liebe — und immer Liebe! — Mirakel! — Der Wallbot ist ein Narr!"

Der Banquier sah sie gehen; er hörte seinen Namen und sagte, sich zu Nordheim wendend: „Kommen Sie, Frau von Werner hat das Weite gesucht. Lassen Sie uns ein Gleiches thun. Spätere Besuche werden Alles regeln!" Und der Mutter und Elisen die Hand zum Abschiede reichend, sprach er: „Adel! Gott erhalte Sie. Auf Wiedersehen!"

Draußen aber sprach er zu Nordheim und seiner Begleiterin, der kleinen, still gewordenen, glücklichen Alexandrine: „Welch einen Schatz hat der Sandow an dieser Frau und seinen Kindern gehabt! Daggen die Werner!"

Er sagte nichts weiter; Jeder dachte sich das Seinige. Drinnen im Zimmer aber ließ Marie ihre Puppe tanzen, fröhlich derselben erzählend, daß sie nun nicht in's Armenhaus kämen. Die Mutter hatte wie betend die Hände gefaltet, und sich zu ihrer ältesten Tochter wendend, sprach sie: „Elise! es wird besser werden! Nun kannst Du froher, freudiger Deiner Kunst leben!"

Die Tochter umfaßte die Mutter, sie wollte nicht weinen und mußte es doch, leise, tiefgepreßt. Endlich sagte sie, mit Kraft sich aufrichtend und zu ihrer Arbeit gehend: „Es war ein Traum! — Ich habe ja noch Dich, Dich meine Kunst! — Ich will weiter schaffen!"

Aus dem Leben deutscher Schauspieler.

1. Ludwig Deffoir.

Ludwig Deffoir als Richard III.

Im Jahre 1825 erschien bei dem Theaterdirector Cosmiol in Posen ein armer, schmächtiger Knabe mit der Bitte, ihn an dessen Bühne zu beschäftigen. Der Herr ließ sich erweichen und gab dem aufgeweckten Burschen eine Anstellung als Rollenschreiber, Theaterdiener und Billetverkäufer. Aber der Ehrgeiz ließ demselben nicht Ruhe, bis er selbst die Bretter betreten durfte, welche die Welt bedeuten. Er quälte seinen Director so lange, bis ihm dieser gestattete, in dem Körner'schen Drama „Toni" als Negerknabe „Nangki" aufzutreten. Der angehende Künstler, der merkwürdiger Weise später als Mohr in Shakespeare's Othello seine größten Triumphe

feiern sollte, hieß Ludwig Dessoir, jetzt ein Stern ersten Ranges an dem deutschen Theaterhimmel. Nachdem er noch so glücklich gewesen war, in einigen kleinen Rollen zu debütiren, machte der Herr Director in Stettin, wohin derselbe von Posen sich begeben hatte, Banterott, und der junge Schauspieler sah sich gezwungen, sein Bündel zu schnüren und ein fernores Engagement in der weiten Welt zu suchen. Von edlem Ehrgeiz schon damals erfüllt, deabsichtigte der fünfzehnjährige Künstler nichts Geringeres, als auf der königlichen Hofbühne und zwar in der Rolle des „Wilhelm Tell" aufzutreten, wovon er sich einen ganz außerordentlichen Erfolg versprach. Natürlich wurde sein kühnes Anerbieten zurückgewiesen, aber er ließ sich nicht so leicht abschrecken, indem er sich mit demselben Anliegen an die damals in ihrem höchsten Glanze stehende Königsstädtische Bühne wendete. Der Regisseur versehen, Herr Nagel, gab ihm nach einer kurzen Prüfung den Rath, noch zu wachsen und sich erst bei einem kleinen Theater auszubilden, indem er ihn zunächst nach Spandau wies, wo der Director Krausnick, ein Bruder des bekannten Oberbürgermeisters von Berlin, mit seiner Truppe Vorstellungen gab. Hier fand Dessoir ein Engagement und spielte trotz seiner Jugend Liebhaber, Helden, komische Rollen und Bösewichter gegen ein äußerst bescheidenes Honorar.

Eines Tages befand sich ganz Spandau und besonders das Theaterpersonal in einer geringen Aufregung. Es hatte sich nämlich wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet, daß der gefürchtete Kritiker Saphir, der damals in Berlin ein satirisches Blatt, herausgab, mit einigen jungen Schriftstellern in Spandau eingetroffen sei, um sich einen Jux zu machen. Am Abend besuchte natürlich die ganze und zwar ziemlich zeugenhaftere Gesellschaft den Tempel Thalia's, wo die „Ahnfrau" von Grillparzer gegeben wurde. Hinter den Coulissen herrschte Heulen und Zähneklappern, und selbst den Muthigsten pochte das Herz. Mit Hohngelächter wurden von den verwöhnten Berlinern die Leistungen der „Bande" aufgenommen, die erste Liebhaberin, die Tochter des Herrn Directors, trotz ihrer Schönheit verspottet, so daß sie weinend von der Bühne eilte. Jetzt kam die Reihe auch an Dessoir, der den „Jaromir" gab und rückwärts auf die Scene stürzte, um sein Gesicht wenigstens beim ersten Auftreten den Spöttern zu entziehen. Alles ging auch gut, bis er sich im Verlauf der Rolle gezwungen sah, seine Vorterseite dem Publicum zu präsentiren. Da erschallte ein entsetzliches Gelächter über den jungen Künstler, so daß er nicht zu Worte kam und fast besinnungslos in den Sessel niedersank, bis ihn der ehrwürdige Castellan mitleidsvoll beim Arm ergriff und mit sich fortzog. Hinter der Coulisse empfing ihn die Frau Directorin und löste ihm das Räthsel, indem sie auf seine weißen, durch einen häßlichen Fleck entstellten Tricots deutete. Trotz dieses Unfalls gelang es Dessoir im ferneren Verlaufe seiner Darstellung die Theilnahme und den Beifall des gesürchteten Saphir in dem Maße zu gewinnen, daß dieser in einer humoristischen Beschreibung seiner Fahrt nach Spandau folgende Aeußerung that: „Unter den Schauspielern befindet sich ein junger Mann, der den Jaromir mit vielem Feuer spielte. Es wäre traurig, wenn ein solches Talent in diesem Wust und Treiben untergehen sollte!"

In Spandau machte Dessoir auch die interessante Bekanntschaft des Uhrmachers Naundorf, der sich später für den Sohn des unglücklichen Ludwig XVI. von Frankreich ausgab und Ansprüche auf den Thron von Frankreich erhob. Derselbe war damals ein eifriger Theaterfreund und lebte unter ziemlich beschränkten Verhältnissen in Spandau, durch nichts ausgezeichnet, als durch seine Fertigkeit in der französischen Sprache. Nie sprach er mit Dessoir über seine hohe Abkunft, obgleich der damals ungefähr vierzig Jahre alte Naundorf den jungen Schauspieler sehr lieb gewonnen hatte und täglich mit ihm verkehrte. Oefters machten Beide einen Spaziergang von Spandau nach Berlin, um einer Vorstellung im königlichen Schauspielhause beizuwohnen, wobei sie aus ökonomischen Gründen die Gallerie besuchten und ihr mitgebrachtes frugales Abendbrod dort verzehrten, ein Beweis, daß der Erbe Frankreichs sich damals nicht eben in glänzenden Verhältnissen befand. Auf dem Rückwege nach Spandau in später Nacht spielte dann Dessoir das eben gesehene Stück seinem Begleiter vor, der, je toller jener schrie und gesticulirte, um so stärker applaudirte und seinen Beifall zu erkennen gab. Nach langen Jahren, in denen er nichts von seinem Freunde gehört, war Dessoir nicht wenig erstaunt, aus den Zeitungen zu erfahren, welche Ehre ihm in Spandau zu Theil geworden. Damals hoffte er durch die Verwendung seines hohen Gönners mindestens eine Anstellung am „Théâtre français" zu finden, wenn erst Naundorf den Thron seiner Väter bestiegen. Leider aber gingen diese Träume nicht in Erfüllung, indem der arme Prätendent bekanntlich im Schuldgefängnisse endete.

Bei einer solchen Wanderung nach Berlin mit Naundorf oder einem andern Freunde that auch Dessoir das Gelübde, daß er es dahin bringen wolle, noch einmal auf der königlichen Bühne auftreten und zwar über die große Freitreppe seinen Einzug in das Berliner Schauspielhaus zu halten. Obgleich von seinem Begleiter verspottet und ausgelacht, hat Dessoir seinen Schwur treulich erfüllt und sein Wort mit der ihn charakterisirenden Energie gehalten. Im Jahre 1847, wo er von dem damaligen Intendanten, Herrn von Küstner, zu einem Gastspiel eingeladen worden war, betrat er, wie er sich vorgesetzt, die königliche Bühne, indem er zugleich in Erinnerung an sein früheres Gelübde sich das gewöhnlich verschlossene große Portal öffnen ließ und über die nur ausnahmsweise benutzte Freitreppe zu dem Tempel seines Ruhms emporstieg, so daß er wörtlich sein sich selbst gegebenes Versprechen erfüllte.

Ehe er aber zu diesem hohen Ziel gelangte, wurde der Künstler von dem launenhaften Schicksal vielfach herumgetrieben; Jahre lang führte er das wechselvolle Leben des wandernden Komödianten an verschiedenen kleinen unbezieheuden Bühnen und sogenannten „Schmieren". So irrte er durch Pommern, Sachsen und Schlesien, allerlei komische und mitunter auch tragische Abenteuer erlebend. In einer kleinen Stadt gab er zu seinem Benefiz den „Hamlet", obgleich ihm der praktische Director und alle Welt abgerathen und das damals sehr beliebte „Donauweibchen" empfohlen hatten. Aber Dessoir wollte den Hamlet spielen, und wenn er auch seinen Groschen darauf einnehmen sollte. Nach hergebrachter Sitte mußte er die Honoratioren des Städtchens selbst einladen und von Haus zu Haus herumwandernd die Billete abzusetzen suchen. Es hatte die vorangehenden Tage zufällig stark geregnet, und die schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen glichen einem Sumpf. Aus Borsorge hatte er sein einziges und besseß Paar Beinkleider hoch aufgestreift, um sie nicht zu beschmutzen. Seine Stiefeln jedoch trugen, da er, wie sich denken läßt, den Luxus der Ueberschuhe noch nicht kannte, deutlich die Spuren des langen, schlechten Weges. Eine ganze Wagenladung von Straßenschmutz hefteten sich an seine Absätze und hinterließ, wohin er trat, die deutlichen Spuren seiner Gegenwart. In diesem Anzuge trat er in das Zimmer einer begüterten Matrone, um sein Anliegen vorzubringen und sie zum Besuch des Hamlet einzuladen. Aber ehe er noch ein Wort sprechen und seine Wünsche ihr vertragen konnte, fielen ihre scharfen Blicke auf die unglücklichen Stiefeln, welche die weißen, sorgsam geschneerten Dielen verunreinigten. „Will Er wohl 'raus!" schrie ihm die zornige Frau entgegen. „Will Er wohl 'raus, Er Schw ..... d!" Und als Dessoir zögerte, hetzte sie ein Rudel von Hunden, mit denen sie umgeben war, auf den armen Künstler, der schleunig die Flucht ergriff. Nicht viel besser erging es ihm bei seinen übrigen Besuchen, so daß er nach Abrechnung der Tagesesten auf seinen Antheil siebzehn Silbergroschen und zehn Pfennige erhielt. Dennoch hätte er mit seinem Könige getauscht; hatte er doch den Hamlet gespielt!

Auch nach Muskau, wo der berühmte Fürst Pückler residirte, wurde die „Bande" verschlagen, aber Niemand wollte sie aufnehmen, bis die Wirthin des Rathskellers, eine gärtliche Wittwe, sich der armen Künstler erbarmte und ihnen ein Unterkommen gewährte, gerührt von der kräftigen Schönheit des ersten Liebhabers. In der Hoffnung, vor dem Hofe spielen zu dürfen, lebten die ausgehungerten Jünger Thaliens auf Kosten der versehrten Wirthin in Saus und Braus, bis diese selbst sammt ihren Gästen von ihren unerbittlichen Gläubigern eines Tages an die Luft gesetzt wurde. In dieser Verlegenheit wendete sich der Herr Prinzipal de- und wehmüthig an die Fürstin, da der Fürst selbst abwesend war, mit der Bitte, einige Vorstellungen in dem kleinen reizenden Hoftheater geben zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, und an dem bestimmten Abende erschien auch die Fürstin, eine Tochter des bekannten preußischen Ministers Hardenberg, die „angebetete Julie" in den „Briefen eines Verstorbenen", mit ihrem ganzen Hofstaat und sämmtlichen Beamten. Dessoir, welcher im letzten Act erst auftrat, hatte sich zu dieser festlichen Gelegenheit mit Aufopferung seines ganzen Vermögens einen neuen blauen Leibrock mit gelben Messingknöpfen anfertigen lassen und erwartete, damit Aufsehen zu erregen. Wer aber beschreibt seine Gefühle, als sich die Fürstin

schon nach dem zweiten Act erhob und mit ihrem Gefolge das Theater verließ! Am nächsten Tage erbeten der Director eine angemessene Summe und den Rath, Musäus so scheinung als möglich zu verlassen, den er auch so pünktlich erfüllte, daß er seine Gläubiger zu bezahlen vergaß.

Endlich gelang es dem vagabundirenden Künstler, ein Engagement bei einer kleinen Bühne und zwar beim Theater in Lübeck zu finden, aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, weil nur im Winter gespielt wurde und im Sommer die Gesellschaft auseinander stiebte. Wieder mußte Dessoir zum Wanderstabe greifen und von Stadt zu Stadt pilgern, um ein Unterkommen zu suchen. So gelangte er auf dem Wege nach Wiesbaden in das Städtchen Höchst, wo er mitte vom Wege im Wirthshause ansonne nur sich mit einem Schoppen lauten Apfelweins stärkte.

Als er darauf zum Thor hinaus mit dem Männchen auf dem Rücken wieder weiter zog, begegnete er auf der Landstraße einem Herrn in eleganter Kleidung, der ihm wunderbar bekannt vorkam. Unwillkürlich sah er ihn an, und auch der Fremde, vielleicht von einem ähnlichen Gefühl ergriffen, blickte ihm forschend in's Gesicht. Ohne zu grüßen, eilte Dessoir an ihm vorüber, aber wie gezwungen drehte er sich noch einmal um und wieder begegnete er den nachstarrenden Blicken des Unbekannten, die eine magnetische Gewalt auf ihn auszuüben schienen. Noch einmal, wo der Weg sich theilte, wendeten sich Beide gleichzeitig nach einander um, dann schrienen sie jeder seiner Straße. Erst nachdem der Fremde aus seinen Augen geschwunden war, machte sich Dessoir Vorwürfe, daß er ihn nicht angeredet, da er in ihm seinen ältesten Bruder, den er seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen, erkannt zu haben glaubte. Dieser Bruder war ebenfalls Schauspieler, aber damals bereits ein berühmter und durch seine Genialität ausgezeichneter Künstler am Hoftheater zu Braunschweig. Als Dessoir nach Wiesbaden kam und bei dem dortigen Director Haase sich wegen eines Engagements meldete, erfuhr er, daß sein Bruder daselbst in einigen Gastrollen aufgetreten sei und augenblicklich als Gast bei einem adligen Gutsbesitzer, Baron Schweitzer, in der Nähe verweile. So sehr er sich aber auch sehnte, den Bruder an sein Herz zu drücken, so wollte er sich ihm in seinem jetzigen traurigen Verhältnissen und abgerissenen Kleidern nicht präsentiren, am wenigsten aber ihn bei seinen vornehmen Bekannten aufsuchen. Erst als der Director Haase nach wiederholter Weigerung ihm ein Engagement mit einem monatlichen Gehalt von 30 Gulden, eine für ihn bis dahin unerhörte Summe, anbot, entschloß sich Dessoir, seinem Bruder zu schreiben und ihn zu seinem Debut in Wiesbaden einzuladen.

An dem Abend, wo er den „Brausen" in den „humoristischen Studien" gab, meldete ihm der Theaterdiener kurz vor der Vorstellung die Ankunft eines fremden Herrn, der ihn zu sprechen wünschte. Obgleich er wußte, daß es sein Bruder war, ließ er ihn bitten, bis nach der Vorstellung zu warten, da er die allzugroße Erschütterung für sein entscheidendes erstes Auftreten mit Recht fürchtete. Nachdem er glücklich und nicht ohne Beifall seine Rolle, mehr das Urtheil des ebenfalls gegenwärtigen Bruders und berühmten Künstlers als des Publicums fürchtend, zu Ende gespielt hatte, verließ er mit klopfendem Herzen die Bühne. Draußen an der Treppe erwartete ihn ein hoher, schöner Mann, der ihn lautlos umarmte, während die heißen Thränen über seine Wangen rollten. Auch Dessoir weinte, und so hielten sich die Brüder nach langer Trennung seit unsichtungen, zu ergriffen, um ein Wort zu sprechen.

Endlich führte der ältere Bruder den jüngeren mit sich fort in ein nahegelegenes Weinhaus. Was hatten sich Beide nicht Alles zu erzählen von ihrer Vergangenheit, von der Heimath und von ihrem Künstlerleben! Dessoir war besonders darauf gespannt, das Urtheil seines Bruders über seine heutige Leistung zu erfahren. Dieser lobte sein Spiel, setzte jedoch hinzu: „aber Du hast bei dieser Scene zu viel gelacht." Wieder verging einige Zeit, und sie sprachen von ganz anderen Dingen, als der ältere Bruder von Neuem rief: „aber Du hast zu viel gelacht." Nach einer Weile wiederholte er dieselben Worte immer stärker, immer heftiger, wohl mehr als funfzig Mal, sodaß jener sich eines unheimlichen Gefühls nicht zu erwehren vermochte. Schon früher hatte er ein dumpfes Gerücht gehört, daß der geniale Künstler an periodischem Wahnsinn leide und deshalb das Hoftheater in Braunschweig verlassen habe. Er konnte nicht mehr an der Wahrheit zweifeln, sein hochbegabter Bruder, den er erst wiedergefunden war wahnsinnig.

Dessoir blieb in seinem Engagement und folgte seinem Director nach Mainz, wo er bald ein Liebling des Publicums wurde, während sein unglücklicher Bruder sich von ihm trennte, in Deutschland herumirrte und bis nach Laibach an die äußerste Grenze ging, überall mit Beifall gastirend, aber wegen seiner Krankheit kein festes Unterkommen findend. Nach längerer Wanderung kehrte er endlich verarmt nach Mainz zurück, wo er ein Asyl bei dem jüngeren Bruder suchte und auch fand. Dieser spielte damals mit großem Beifall den „Fähnenjunker Schrankenau" in dem bekannten Drama „die Soldaten" von Arreste. Nach der Vorstellung ging der Unglückliche, dessen Lob Dessoir verdient zu haben glaubte, schweigend neben ihm her, ohne sich über seine Leistung zu äußern, bis jener ihn drängend um seine Meinung fragte. „Du bist ein Komödiant geworden," sagte der wahnsinnige Künstler, „ein bloßer Komödiant, ohne Wahrheit und Natur, die Du als Anfänger noch besessen hast." Und nun entwickelte er ihm mit scheinbarer Kritik die Mängel seines Spiels, so daß Dessoir gestehen mußte, daß sein Bruder Recht habe. Derselbe wurde von nun an in seinen klaren Stunden der Lehrer Dessoir's, der ihm einen großen Theil seiner Bildung und seines nachherigen Künstlerruhms zu verdanken hatte. Auf Dessoir's Verwendung gestattete der Director Haake dem Unglücklichen, auf dem Theater in Mainz aufzutreten; er gab den „Lear" und zwar mit so großartigem Erfolge, daß der Herzog von Nassau ihn in derselben Vorstellung in Wiesbaden zu spielen wünschte. Dies geschah auch, aber schon im zweiten Acte überfiel den armen Künstler ein altes Leiden; der Wahnsinn Lear's war nicht mehr vollendete Kunst, sondern grauenvolle Wahrheit und Natur, so daß der Vorhang plötzlich fallen mußte und die Vorstellung nicht zu Ende gegeben werden konnte.

Traurige Tage und furchtbare Nächte verlebte jetzt Dessoir mit seinem Bruder, der vorwährend mit Selbstmordgedanken umging und den er keinen Augenblick unbewacht lassen durfte. Eines Tages führte der Wahnsinnige sich auf einen österreichischen Officier, der in Begleitung eines großen Hundes, welcher sein Mißfallen erregt hatte, über die Mainzer Brücke ging. Der so plötzlich angegriffene Militär griff nach seinem Degen, um den Beleidiger seiner Ehre zu durchbohren. Nur durch Zeichen war es Dessoir möglich, den Officier zu belehren, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe, und so den Unglücklichen vor dem sicheren Tode zu retten. Später, als Dessoir ein Engagement in Leipzig bei dem bekannten Director Ringelhardt angenommen hatte, führte sein genialer Bruder seinen längst gehegten Vorsatz aus, indem er sich im Wahnsinn unter den seltsamsten Umständen selbst das Leben nahm.

In Leipzig gefiel Dessoir dem Publicum mit jedem Tage mehr und mehr, indem er die größten Fortschritte machte, wie die höchst anerkennenden Kritiken Heinrich Laube's, der damals die Zeitschrift „Europa" daselbst redigirte, hinlänglich bekundeten. Trotzdem gab er schon nach kurzer Zeit seine angenehme Stellung auf, um der höchst talentvollen und reizenden Liebhaberin Fräulein Reimann zu folgen, welche dahl seine Gattin wurde. Das junge Ehepaar fand in Breslau ein vortheilhaftes Engagement und wurde in kurzer Zeit der Liebling des vortigen Publicums. Beide wurden allgemein geachtet und geliebt, verehrt und auf den Händen getragen. Leider sollte dies Glück nur von kurzer Dauer sein, die aus Liebe geschlossene Ehe wurde durch häusliche Zwistigkeiten vielfach gestört und endlich getrennt. Unter diesen Umständen konnte und wollte Dessoir nicht länger in Breslau bleiben, aber die Theitnahme für ihn war im Publicum so groß, daß sein letztes Auftreten auf der vortigen Bühne zu einer in der Geschichte des Theaters nie erlebten Scene die Veranlassung wurde. Am Schlusse erhob sich ein nie erhörter Sturm, den der Künstler nur durch einige passende Worte und durch das Versprechen seiner baldigen Wiederkehr zu beschwichtigen vermochte.

Von Neuem begann der indeß zum wahren Künstler herangereifte Mann ein herumschweifendes Wanderleben, doppelt beschwerlich nach solchen Vorgängen. Zunächst wandte er sich nach Berlin, wo ihm die Aussicht zu einigen Gastspiele an der Hofbühne eröffnet worden war. Aber ein eigenes Unstern vereitelte seine Pläne; auch in Prag, wo er einige Mal mit Beifall auftrat, mußte er dem heimischen Affenspieler Klischnig weichen, für den der auf seine Casse bedachte Director Stöger und das Publicum schwärmten. Nicht glücklicher war er in Wien, wo er auf Empfehlung von Laroche und Peche auf dem Hofburgtheater unter der Direction des Dichters Deinhardstein gastirte. Er hatte den „Ferdinand" in Schiller's „Kabale und Liebe" gewählt, eine seiner besten Rollen,

die er in Breslau mit dem größten Beifall gegeben hatte; aber seine eigene Befangenheit und vor Allen der Rath Deinhardstein's und der Wiener Schauspieler, Maß zu halten und die Traditionen des Burgtheaters zu beachten, wirkten so erkältend auf seine Darstellung, daß er dem Publicum keinen Beifall abzugewinnen vermochte. Endlich gelang es ihm in Pesth ein eben so vortheilhaftes, als auch für seine künstlerische Entwickelung wichtiges Engagement abzuschließen. Hier kam er bald zu der verdiente Anerkennung und Bewunderung seines sich immer glänzender entfaltenden Talents. Zugleich lernte er daselbst Fräulein Pfeffer, die Tochter einer der angesehensten und wohlhabendsten Familien, kennen, die den allgemein geachteten Künstler später mit ihrer Hand beglückte. Ein Gastspiel, wozu er nach Karlsruhe eingeladen war, führte, trotzdem er von dem Publicum daselbst mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, nicht zu dem gewünschten Resultat, das er bald darauf nach dem Abgang des ersten Liebhabers Carl Devrient unter den glänzendsten Bedingungen erlangte. Bis zum Jahre 1849 verblieb Dessoir als Mitglied des dortigen Hoftheaters, hochgeachtet als Mensch und Künstler, auerkannt von der Kritik und von der großherzoglichen Familie. Sein Leben und Wirken gestaltete sich immer freundlicher, sein Ruf verbreitete sich durch ganz Deutschland, so daß ihm zuletzt von der Berliner Hofbühne unter dem Generalintendanten von Küstner ein Gastspiel angeboten und somit sein Herzenswunsch erfüllt wurde, in der Stadt der Intelligenz aufzutreten.

Leider geschah dies zu einer höchst ungünstigen Zeit und zwar im Jahre 1847, während des sogenannten Kartoffel-Aufstands in Berlin. Die Straßen waren mit tobenden Volkshaufen gefüllt, so daß der Künstler nur mit Mühe durch die wogende Menge bis zum Schauspielhause dringen konnte, wo er, getreu seinem Schwur als Jüngling, über die große Freitreppe seinen Einzug hielt. Trotzdem unter diesen Verhältnissen die Vorstellung nur schwach besetzt war, feierte Dessoir gleich den ersten Abend einen glänzenden Triumph. Unter den Zuschauern, die den fremden Künstler durch ihren Beifall ehrten, befand sich der damalige Prinz von Preußen, der jetzige König Wilhelm I., der mit am lebhaftesten ihm applaudirte. Mit jeder neuen Rolle stieg seine Beliebtheit, und bei der letzten Gastrolle, welche Shakespeare's Othello war, verlangte das Publicum so stürmisch seine Anstellung in Berlin, daß er sich genöthigt sah, gegen das ausdrückliche Verbot, einige Worte an die aufgeregte Menge zu richten, um dieselbe zu beschwichtigen. Worte auch Dessoir damals noch nicht engagirt, weil alle Fächer besetzt waren, so hinterließ er doch ein so ehrenvolles Angedenken, daß die Intendanz ihr Augenmerk für den Fall einer Vacanz auf ihn gerichtet hielt. Reich an Anerkennung und Lob kehrte der Künstler nach Karlsruhe zurück, wo im Jahre 1849 der badische Aufstand ausbrach. Der Theaterbau mußte stillstehen, das Hoftheater wurde aufgelöst, und Dessoir gastirte in Hamburg, als in Berlin der bekannte Hofschauspieler Hoppé starb, an dessen Stelle er sogleich berufen wurde.

Seitdem zählt Dessoir zu den beliebtesten und angesehensten Mitgliedern des Berliner Schauspiels; vorzugsweise gilt er für den würdigen Repräsentanten und Vertreter des classischen Drama's. In den Tragödien Shakespeare's, Schiller's und Goethe's befriedigt er in gleicher Weise den Kenner wie das Publicum durch die Tiefe seiner Auffassung, die innere Kraft seiner Darstellung und die Energie des leidenschaftlichen Pathos. Sein Richard III, Othello, Coriolan, Hamlet, Brutus, Butler ꝛc. sind in jeder Beziehung Meisterwerke, in denen er den Zuschauer überrascht und mit sich fortreißt. Nicht minder glänzt er in den Werken neuerer Künstler als „Caligula“ in Halm's „Fechter von Ravenna“ und als „Narcis“ in dem gleichnamigen Drama von Brachvogel, eine Rolle, die er geschaffen hat und die sein zweiter Darsteller in Deutschland mit ähnlicher Vollendung giebt. Diese Erfolge sind um so höher zu veranschlagen, da Dessoir, wie sein berühmter Vorgänger Seydelmann, von der Natur nicht besonders begünstigt ist; sein Organ klingt rauh, seine Gestalt ist für den Heldenspieler zu klein und gedrungen. Wie Seydelmann hat auch er Alles sich selbst und seinem Geiste zu verdanken. Von den meisten seiner Collegen unterscheidet er sich durch das geistige Gepräge, das er jeder seiner Rollen zu geben weiß, und selbst da, wo der Kenner mit seiner Auffassung nicht einverstanden sein kann, wird er doch der immer interessanten Lösung mit Spannung folgen und den echten Künstler, auch wo er irrt und sich vergreift, sogleich erkennen. Dessoir verschmäht die kleinen Hülfsmittel, die gewöhnlichen Theaterkunststücke; stets ergreift er seine Rolle in ihrer Totalität, in großen Zügen, indem er jede kleinliche Detailmalerei und Effecthascherei mit Absicht vermeidet. Seine Charaktere sind aus einem Guß, historische Bilder von mächtiger poetischer Wirkung und Wahrheit, seine Genregemälde der modernen Schule, die den Sinn für das höhere Drama und die classische Tragödie verloren zu haben scheint. Er dringt in die Tiefe seiner Aufgabe mit seltenem Scharfblick und läßt sich nicht wie die Mehrzahl seiner Collegen an der Oberfläche genügen. Deshalb tragen alle seine dramatischen Gebilde den Stempel der Innerlichkeit und Gediegenheit. Immer sind seine Intentionen groß und von einem idealen Hauch durchweht, wenn auch zuweilen das Maß seiner Kräfte ihre vollendete Ausführung nicht zuläßt. Man erkennt zu jeder Zeit in ihm den philosophischen Künstler, der mit dem Dichter Hand in Hand geht und den Schatz der Poesie zu heben sucht, wodurch er einen besondern Reiz auf jeden gebildeten Zuschauer ausüben muß. Die männliche Energie, welche ihn auch als Menschen charakterisirt und gleichsam das Geheimniß seiner Erfolge enthält, bewahrt ihn jedoch vor der gewöhnlichen Schwäche der sogenannten denkenden Schauspieler und verleiht seinen Leistungen die nöthige plastische Kraft und Leidenschaft. Deshalb gelingen ihm auch solche Rollen am besten, in denen eine sämmtliche Mann gewaltsam hervorbricht und die tiefe innerlich gehaltene Leidenschaft plötzlich emporschießt, wie im Othello Shakespeare's und von einem Schiller'schen Butler, oder die Helden des Gedankens, wie Hamlet.

Diesen Eigenschaften verdankt Dessoir seine Stellung am Hoftheater und die Anerkennung des Publicums und der Kritik, welche in ihm den würdigsten Darsteller Shakespeare's und der deutschen classischen Dichter erblickt. Ganz besonders war es der ausgezeichnete Dramaturg Rötscher, der die Verdienste des Künstlers in ausführlicher Weise gewürdigt und die einzelnen Rollen Dessoir's eingehend besprochen hat; weshalb wir auf ihn verweisen müssen, da der uns gestattete Raum eine weitere Behandlung der verschiedenen Rollen nicht erlaubt. — Im Jahre 1853 erhielt Dessoir die Aufforderung, sich einer Gesellschaft der vorzüglichsten deutschen Schauspieler anzuschließen, die in London eine Reihe von Vorstellungen mit großem Beifall eröffnete. Hier in der Heimath Shakespeare's gab der Künstler den Othello; kein geringes Wagstück, nachdem der berühmte Edmund Kean in dieser Rolle die höchsten Triumphe gefeiert hatte, so daß kein Schauspieler, selbst nicht der eigene Sohn Kean's, es wagte, nach ihm in derselben Rolle aufzutreten. Trotzdem Dessoir mit solchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, gelang es ihm, das von traditionellen und nationalen Vorurtheilen erfüllte Publicum nach und nach zu begeistern und in dem Maße zu befriedigen, daß die englische Kritik und besonders Lewes, der berühmte Verfasser von „Goethe's Leben“, ihn als den würdigen Nachfolger Kean's, des besten englischen Schauspielers, anerkannten und ihn an die Seite stellten. — In dem Atelier des ausgezeichneten Hofphotographen L. Haase ist vor Kurzem ein Album erschienen, welches Dessoir in seinen Hauptrollen darstellt. Diesem Album ist das der Gartenlaube zu diesem Zwecke überlassene Bild des Künstlers als Richard III. entlehnt.

Max Ring.

Vor- und Rathschläge zu Sommercuren.

Wer's irgendwie möglich machen kann, mag er krank oder gesund sein, der sollte es auch stets thun, nämlich in schöner Jahreszeit sein Haus und Geschäft auf einige Zeit verlassen, um in Gottes schöner freier Natur seinen Körper recht ordentlich abzumanövern und zu restauriren. Denn nichts fördert die Reinigung unseres Körpers von unbrauchbaren, durch ihre widernatürliche Anhäufung im Blute sogar gefahrbringenden Stoffen (Organenschlacken) mehr, als eine zweckmäßige Bewegung bei passender Kost und ermüdender Ruhe (des Geistes, Gemüthes und Körpers) in reiner (zumal sonniger Wald-) Luft.

Durch die Entfernung jener Gewebsschlacken aus unsern Organen und dem Blute, die sich in Folge der Lebensthätigkeiten durch Abnutzen der thätigen Organe vorwährend bilden, kann sich sodann das gereinigte Blut bei Anfuahme passender Nahrungsstoffe und hinreichender Lebenskraft recht ordentlich mit dem Neubau (der Verjüngung) unserer Körpergebilde beschäftigen, vorausgesetzt natürlich, daß wir seinen Lauf durch alle Theile unseres Körpers nicht nur nicht erschweren, sondern soviel als möglich fördern.

Die auf Badereisen in flottem Gang gebrachten Mauserungs- und Verjüngungs-Processe innerhalb unseres Körpers, die sind es nun auch, welche in den allermeisten Fällen bei den sogen. Badecuren das eigentliche Heil bringen, nicht aber die Mineralstoffe des gebrauchten Trink oder Badewassers. Ja, fast stets werden Badecuren erfolglos oder sogar schlecht ablaufen, sobald dabei Etwas gethan wird, was jenen Processen hinderud in den Weg tritt. Und weil das sehr oft der Fall ist, darum eben müssen die meisten Badecuren so wenig. Die Behauptung ist gewiß nicht zu kühn, daß, wenn diejenigen, welchen eine Badecur nichts genützt oder sogar geschadet hat, gerade so den Erfolg hiefer Cur ausposaunen, wie diejenigen, welche angeblich Vortheil davon gehabt haben, daß dann sicherlich in Bäde die Mineralquellen, nicht aber die Bade- und rationellen Heilorte, wo man sich's nicht nur wohl sein lassen, sondern auf naturgemäße Weise auch gesunden kann, in Verruf kämen.

Wie sowieso ist es nicht, wenn ein von seinem Arzte in's Bad geschickter Kränklicher aus weiter Ferne auf seiner Reiseour, gecujer=maßen um die Probe auf seinen heimischen Arzt zu machen, in allen größern Städten, die er passirt, die verschiedenen Heilpäpste consultirt und von diesen das für ihn zweckmäßigste Bad zu wissen wünscht! In der Regel empfiehlt dann fast jeder dieser Heilheroen ein anderes Lieblingsbad, und zwar mit einer Wichtigkeit, als ob wenigstens das Leben des Patienten davon abhinge, so daß dieser schließlich, wenn er aus der Ungewißheit über seine Badezukunft herauskommen will, nichts weiter übrig bleibt, als nach dem Gebrauche mehrerer Trink- und Badewässer zu guter Letzt außer Fichtennatel- und Seebädern noch eine Traubencur durchzumachen.

So ziemlich in jedem Badeorte kann nun aber der Gesunde wie Kranke seinen Zweck, nämlich die Kräftigung oder Wiederherstellung seiner Gesundheit, erreichen, nur muß er dort auch consequent alles das thun oder lassen, was sein Zustand verlangt oder vermieden wissen will. Und da nun vor allen Dingen eine behagliche Gemüthsruhe das wichtigste Erforderniß bei Euren außer dem Hause ist, so lasse der Bade- und Gesundheitsreisende alle Arten von Grillen und Sorgen, von Wehen und Suchten hübsch zu Hause nur suche sich zur Manserung und Verjüngung seines Ichs entweder ein behagliches, seinen Wünschen entsprechendes gemächliches Plätzchen in gesunder schöner Gegend, aber freilich mit den nöthigen Bequemlichkeiten aus, oder wanrere sich die versetzten unnützen Abcrikel seiner Organe tüchtig weg. — Die Wahl eines Bades für Erholungsbedürftige läßt sich am besten nach den Verhältnissen und Sympathien des Badereisenden treffen, z. B. nach der Vorliebe desselben für eine bestimmte Lebene, bergige, waldige, Gegend, ferner für eine gewisse Kost, sowie für eine besondere Gesellschaft und Unterhaltung. — Wir wünden nun den Bade- und reiselustigen Lesern mit Rücksicht auf ihren Gesundheits- und Krankheitszustand etwa folgende Vor- und Rathschläge ertheilen.

Für das übrigens gesunde, nur durch seinen Beruf etwas abgespannte Mehrheitsgeschöpf giebt es nichts Besseres als eine Wandercur; denn mit College Richter (welcher in Nr. 4 des Jahrgangs 1862 der Gartenlaube treffliche praktische Regeln zu dieser Cur gegeben hat) behaupten wir: „so ein paar Wochen Freiheit, welche man, in Lust und Flur herumstreifend, am besten in den Bergen umherschwärmt, zubringt, das ist eine Medicin, köstlicher und heilsamer als irgend eine aus der Apotheke." Aber auch diese Wandercur des Gesundheits-Reisenden will mit der nöthigen Vorsicht gebraucht werden, wenn sie wirklich Nutzen schaffen soll. Denn man kann leicht auch das Gegentheil davontragen, sich durch eine solche Reisecur krank, ja zeitlebens unthätig machen. Darum beachte man die Richter'schen Rathschläge.

Die sonst gesunden, aber durch anstrengende, besonders geistige Arbeit geschwächten Geschäftsleute, Diplomaten und Gelehrte, deren Köpfe so voll Zahlen, Speculationen und Desinitionen, voll Anträgen und Acten, voll Plänen zu Erfindungen und Entdeckungen stecken, daß ihnen das Gehirn brummt und alle Nerven zittern, deren Schlaf und Appetit unordentlich zu werden anfängt, denen im Hause nichts mehr recht gemacht wird und die an der Grenze der sogenannten Nervosität stehen, die werden am besten thun, eine Ausruheeur mit Ausflügen in einem gemüthlichen, ihnen zusagenden Aufenthaltsorte — ob mit oder ohne Frau ist sehr zu überlegen, jedenfalls aber ohne Couvzertel, Kreuzzeitung und Kammerberichte — einzurichten und gerüstigt. Wer von diesen Geschäftsmenschen es dahin bringen kann, daß er sich bei dieser Cur zeitweilig alles ernstlichen Denkens zu enthalten im Stande ist, der wird seinen Apparat für die geistige Arbeit (das Hirn-Nervensystem) ziemlich schnell wieder auf die Beine bringen. Bei dieser Ausruheeur ist der Aufenthalt in freier, reiner (sogenannter sonniger Luft) und eine nicht zu anstrengende Bewegung (zur Expansionen in die Nachbarschaft, während welcher die Lebens- und Ofenathmenpumpe (der Athmungsapparat; s. Garten. 1859. Nr. 20) gehörig spielen muß, nicht zu entbehren. Tagegen sind alle erregenden Einflüsse, zu denen nicht blos körperliche (wie Kälte, Spirituosa, starker Kaffee, Thee und Tabak, Sinnesaustrengungen), sondern auch geistige und gemüthliche (wie Leidenschaften aller Art, Spiel, größere Gesellschaften 2c.) gehören, fern zu halten. Die äußere Anwendung des kalten Wassers (als Bad, Uebergießung, Abreibung) muß, weil Kälte eines der stärksten Reizmittel für die Nerven ist (s. Garten. 1856. Nr. 40), streng unterfagt werden, ein warmes Bad von Zeit zu Zeit ist aber zu empfehlen.

Der Nervenschwachen, Blutarmen und Kraftlosen, die sich durch große Magerkeit und Schwäche, widernatürliche Blässe der Haut und Schleimhaut der Lippen, des Zahnfleisches, der Zunge, der Innenfläche des Augenlides und leicht erregbares Nervensystem (mit allerhand unangenehmen Empfindungen und vorübergehenden Zuckungen allerwärts) charakterisiren, kann nur eine kräftigende Ruheeur in behaglicher Abgeschiedenheit helfen. Diese besteht aber in der Anwendung der allergrößten Ruhe (in körperlicher, geistiger, gemüthlicher und geschlechtlicher Hinsicht), des unausgesetzten Athmens einer reinen (wenigen Wald-) Luft, einer guten Milch (nicht Molken, denen gerade das kräftigende Nahrhafte fehlt; und der Wärme. (Ausführlicheres s. Garten. 1862. Nr. 39.) Das kalte Wasser in seiner äußern Anwendung (Bäder, Waschungen 2c.) ist für diese Patienten geradezu Gift. Wenn sie trotzdem das, was wir schon früher sagten, recht beachten: „Die hauptsächlichsten Heilstoffe, welche kraftlose, blutarme und nervenschwache Personen bei der Heilung ihrer Leiden machen und welche auch die Schuld davon tragen, daß derartige Kranke trotz aller Euren doch nur äußerst selten ihre volle Lebenskraft wieder erlangen, sind folgende: die Patienten setzen auf die eisenhaltigen Trink- und Badewässer mehr Vertrauen, als auf eine zweckmäßige Nahrung (Milch); sie halten kalte Bäder (Seebäder) für Stärkungsmittel; sie meinen sich durch vieles Spazierengehen kräftigen zu können; sie fürchten, um ihr Gedanken von ihren Beschwerden abzuziehen, nach aufregenden Zerstreuungen und Vergnügungen. Nur so kommt es denn, daß das, was bei einer solchen Cur die Milch und die Luft gut machen, das kalte Wasser, übermäßiges Spaziergehen und ermattende Gesellschaften nicht selten auch die gesundheitswidrige Kleidung der Patientinnen wieder verderben. Kurz, nur äußerst selten werden bei den kräftigungsuren diejenigen diätetischen Gesetze beobachtet, welche stets, aber nur wenn sie alle zusammen gehalten werden, zur Heilung führen."

Der bleiche, magere Hustekranke, der von den Aerzten in der Regel nach Salzbrunn, Emis oder Soden 2c. dirigirt wird, kann seiner Brust überall, wo er sich in einer gegen Nord- und Ostwind geschützten, sonnigen und waldigen Gegend der kräftigenden Athmungseur mit rechter Gemüthsruhe (besonders ohne Heimweh) und ohne Verstöße gegen die hierbei streng zu beobachtenden diätetischen Gesetze unterwirft, anbefehlen. Eine Athmungseur mit viele Eur insofern sein, als sie unendlich auf die einzuathmende Luft, welche bei Tag und bei Nacht eine reine und warme sein muß, den größten Werth zu legen, und unternehmen den Aerzten des Athmens mit in ihr Bereich zu ziehen hat. Das Einathmen geschehe nämlich behutsam (nicht eilig und gewaltsam) und werde durch Uebung allmählich immer tiefer; die eingeathmete reine, warme Luft werde so lange, als es ohne Anstrengung und Beschwerden möglich ist, in den Lungen zurückbehalten und dann ganz langsam (vielleicht durch ein feines Röhrchen oder durch die Nase bei geschlossenem Munde) wieder ausgeathmet. Alles, was das Athmen sehr beschleunigt und Herzklopfen veranlaßt, schadet. Die Kräftigung bei

dieser Cur wird natürlich am besten durch gute und zwar fette Milch (nicht Molken) beförgt; die übrige Nahrung sei gehörig leicht und faßhaltig. Ausführlicheres s. Gartenl. 1859. Nr. 47.)

Wer am Magen leidet, der kann als feinen Curort nur den betrachten, wo er die passende Magentäst führen und warmes Wasser ohne großen Salzgehalt genießen kann, denn jede Arznei, sowie jedes kalte und mineralreiche Wasser ist dem kranken Magen äußerst nachtheilig. Diese Magenkäst wurde in der Gartenlaube 1860 Nr. 7 ausführlich besprochen und besteht aus dem Vermeiden kalter, reizender und harter Genußmittel.

Dem seelenbigen, mit Unerleidsumbehaglichkeiten aller Art oder mit hartnäckiger Verstopfung Behafteten, sowie den hypochondrischen Hämorrhoidarius empfehlen wir die Warmwasser-Wanderenr mit obligater Tiefathmung. Wie diese Cur und ihre Hilfsmittel zu hand- und fußbaden sind, lasse man sich aus der Gartenlaube 1863, Nr. 14; 1862, Nr. 4; 1859, Nr. 20 und 1860, Nr. 21 erklären. Wer mit dem Stuhle viel Blut verliert, beruhige sich nicht mit dem Worte „hämorrhoidalisch", sondern untersuche seinen Mastdarm einer ganz genauen Untersuchung, die aber vom Arzte sofort nach einer Entleerung des kranken Mastdarmes anzustellen ist.

Bei Frauenkrankheiten, wenn sie mehr örtlicher als allgemeiner Natur sind (Blutarmuth, Nervosität) sind, können Badecuren nur wenig helfen, denn hier muß die Behandlung auch eine vorzugsweise örtliche sein. Wo in einem Badeorte das passende örtliche Mittel (mit einem geübten Heilkünstler) angetroffen wird, da ist dieses allerdings dem zu Hause vorzuziehen.

Daß die sogenannten scrophulösen Kinder in Seebäder u. dergl. geschafft werden müssen, das finden Aerzte wie Eltern ganz unvermeidlich; daß aber eine gute Luft und eine zweckmäßige Nahrung, vorzugsweise die Milchdiät, weit wichtiger noch als die warmen Bäder (meinetwegen dem mit Seele oder Mutterlangensalz) sind, das wird nicht genug beachtet.

Ueber Sommercuren bei speicellerren Leiden später. Bock.

Deutschlands Nationalturnfest im Jahre 1863.

Von **Georg Hirth.**

„Als nun die Botschaft in das Reich ging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk."

Die letztverflossenen Jahre haben einen großen, vorher kaum geahnten Aufschwung des deutschen Volksbewußtseins erkeben sehen. Nach den Schreckauftlen der Tdtacht bei Solferino zog ein neuer, heilbringender Geist in ganz Europa ein; in unserem Vaterlande hatte er schon kurz vorher Wurzeln gefaßt mit dem Eintritt der damals vielverheißenden Regentschaft in Preußen. Nun regte sich's überall zu Gunsten des lange gehemmten Fortschritts, der deutsche Einheitsgedanke, der fast erstickt schien von der Last einer zehnjährigen Gedankenflaßeit, wurde mächtiger und mächtiger, gründete immer mehr und dehnte sich, gestützt durch eine friedliche, aber consequente Agitation, auf die Massenschichten der Bevölkerung aus.

Die Nationalfeste der letzten Jahre waren es namentlich, die solch neues Leben hervorzaubern halfen; jene großen Versammlungen, die Hunderte und Tausende aus allen Gauen des Vaterlandes in freier Festgemeinschaft vereinigten und die volksthümliche Idee, so zu sagen, erst wirklich popular machten und verkörperten. Denn zu dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit kam hier das einheitliche Streben auf verschiedenen praktischen Gebieten des Volkslebens; beide ergänzen sich, das eine wuchs mit den andern und richtete sich an ihm empor.

Den Anfang machten die Turnvereine, von denen eine größere Zahl, als man allgemein annimmt, in rühmlichem Festhalten an der Sache die Reactionsperiode der sünfziger Jahre überstanden hatte. Bemerkenswerth zeigte das erste, in den Tagen vom 16.—18. Juni 1860 zu Coburg unter dem Schutze eines freisinnigen Fürsten abgehaltene Turnfest einen gesunden, kräftigen Stern, wohl geschaffen, dem nun folgenden großartigen Aufschwung des Turnwesens einen sicheren Halt, eine geordnete Entwickelung zu geben. Das über alles Erwarten glückige Gelingen dieses ersten deutschen Turnfestes ermuthigte die Gesangvereine zu gleichem Thun, und so sahen wir einen Monat später in den Mauern derselben Stadt und unter derselben Theilnahme des Volkes Deutschlands Sänger ein aus allen Theilen des Vaterlandes beschicktes erstes Gesangfest feiern. Im Jahre 1861 folgte das erste deutsche Schützenfest zu Gotha, das zweite Sängerfest zu Nürnberg und das zweite Turnfest zu Berlin, im Jahre 1862 auch ein zweites Schützenfest zu Frankfurt a. M. — großartige nationale Feiertage, wie das deutsche Volk seit lange keine begangen.

In Berlin hatte die Turnsache wiedernum einen glänzenden Triumph gefeiert. Die Bevölkerung der zweigrößten Stadt Deutschlands war der Turnerjugend mit einer herzlichkeit entgegengekommen, die am Schluß des Festes zum einstimmigen Jubel wurde; die Presse war voll vom Lobe der herrlichen Tage, „eines Festes, wie Berlin noch keines gesehen," und selbst die Kreuzzeitung konnte nicht umhin, einen gesunden Beifrand zu spenden. Damit war nun zwar die Zukunft der deutschen Turnsache vollständig gesichert, zugleich aber war es offenbar geworden, daß sich von nun an nur große Städte zu Festorten eignelen. Die Wahl der Turnvereine fiel zuerst auf Nürnberg, doch entschied sich später der in Berlin gebildete „Ausschuß der deutschen Turnvereine" dafür, daß das dritte allgemeine Fest im Sommer 1863 in Leipzig und erst ein viertes im Sommer 1865 zu Nürnberg abgehalten werden solle. Für Leipzig sprach mehr als ein triftiger Grund. Schon am 18. September 1861, noch ehe die deutsche Turnerschaft über die Wahl des nächsten Festortes im Klaren war, beschlossen die Stadtverordneten eine Zuschrift an den Stadtrath des Inhalts: „Das Collegium, welches die Wahl Leipzigs zum Festorte des dritten allgemeinen Turnfestes mit Freuden begrüßen würde, erklärt sich bereit, die zu einer würdigen Feier desselben erforderlichen Kosten zu verwilligen, und giebt dem Wunsche Ausdruck, daß die Behörden die Wahl Leipzigs in jeder Hinsicht begünstigen möchten." Und der Rath antwortete am 16. October: „Er sei dem Beschlusse der Stadtverordneten, daß sie die Wahl Leipzigs zum Festorte mit Freuden begrüßen wollen, einstimmig beigetreten, sei bereit, die Wahl der Stadt in jeder Weise zu begünstigen, und werde die seinens der Stadtverordneten angesprochene Bereitwilligkeit, die zu einer würdigen Feier des Festes erforderlichen Kosten zu verwilligen, entsprechend benutzen." Dazu kam der Umstand, daß der sehr zahlreiche Leipziger Turnverein seit einer langen Reihe von Jahren die erste Stelle unter allen deutschen Turnvereinen eingenommen hatte, daß die Turnsache bei der Bevölkerung und den Behörden Leipzigs mehr als irgend anderswo in Ansehen stand.* Endlich sprach für die Wahl Leipzigs die Erinnerung an den vor fünfzig Jahren dort entschiedenen Befreiungskampf.

Die Aufgabe, welche nun den Leipzigern zufiel, war keine geringe. Zwar hatte man voraussichtlich nicht mit Vorurtheilen gegen die Turnsache zu kämpfen, die z. B. die Vorbereitung des nachmals so wohlgelungenen Berliner Festes schwierig gemacht; im Gegentheil, es fehlte nicht an Entgegenkommen seitens der Bevölkerung und der Behörden der Stadt, auch die sächsische Regierung hatte bereitwillig die Abhaltung des Festes gestattet. Die Schwierigkeit lag in dem großartigen Umfang, den das Fest annehmen mußte, um in der Eigenthümlichkeit der zu treffenden Anordnungen. Nach dem erneuten Aufschwunge des Turnvereinswesens in allen deutschen Gauen, namentlich im Königreich Sachsen und den benachbarten Ländern, mußte man von vornherein auf eine Zahl von 10—15,000 auswärtigen Festtheilnehmern rechnen, die nicht nur alle gemeinschaftlich verlehren und jubeln, sondern auch turnen und wohnlich untergebracht sein wollten. Aehnliches

* Der Leipziger Turnverein wurde im Jahre 1845, hauptsächlich auf Anregung Prof. Bock's, der den ersten Vorturner abgab, und Prof. Schreber's, gegründet. Seitdem hat das Turnen der Leipziger stets in Blüthe gestanden. Heute zählt der Verein nahe an 2000 einzelne Mitglieder, zu denen noch 2200 Knaben und 170 Mädchen, von den 6 Vereinsturnlehrern unterrichtet, kommen. Unter den Mitgliedern (die übrigens sämmtlich turnen, denn „passive Turner" giebt es in Leipzig nicht) sind alle Altersclassen, vom Jünglinge bis zum Greis, und alle bürgerlichen Berufsarten vertreten. Die Leitung des Vereins hat ein 18 Mann starker Turnrath, meist aus Aeltern, im städtischen Gemeinwesen ehrenvolle Stellungen einnehmenden Vereinsmitgliedern zusammengesetzt; Vorsitzender Stadtverordneter Paul Wassenge), und eine 40 Mann starke Vorturnerschaft unter technischer Leitung des Dr. Lion. — Im vorigen Jahre erbaute die Stadt lediglich für die Zwecke des Vereins eine neue schöne Turnhalle für 42,000 Thaler. D. Verf.

hatte kein einziges der bisher abgehaltenen Volksfeste aufzuweisen; man mußte alles einem selbstständigen, ganz neuen Plan entwerfen.

In voller Würdigung dieser Umstände und mit rühmlicher Hingabe und Umsicht nahm der Turnrath des Leipziger Turnvereins die vorläufigen Berathungen schon Anfang vorigen Jahres auf, in der Absicht, seine Vorschläge einem später zu gründenden großen Festausschuß, gebildet aus angesehenen und einflußreichen Bürgern der Stadt Leipzig und Freunden der Turnsache, vorzulegen. Thun der Turnrath war, wie er selbst ausgesprochen, von vornherein der Ueberzeugung, daß die ihm unmittelbar zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte nicht hinreichen würden, das Fest so zu gestalten, daß es den Erwartungen der Turnerschaft wie der Stadt Leipzig gleichermaßen genüge. Diese Erwartungen gingen ja nicht auf ein Fest hinaus, wie es eine einzelne Gesellschaft einigen Gästen, sondern wie es ein großes bürgerliches Gemeinwesen der gesammten Jugend der Nation gieb. So versammelten sich denn am 17. Januar d. J. auf Einladung des Turnraths über 150 Männer, die sich einmüthig bereit erklärten, den Gelingen des Festes ihre Kräfte zu widmen. Damit waren die Festvorbereitungen in ein neues, wichtiges Stadium ihrer Entwickelung getreten, die Lösung der schwierigen Aufgabe um ein Bedeutendes gesichert.

Nach dem von der konstituirenden Versammlung einstimmig angenommenen Organisationsplan bestand der nun gebildete Gesammtfestausschuß aus einem Centralausschuß und sieben Specialausschüssen. Wir wollen die Zusammensetzung und die Aufgaben derselben hier kurz anreuten, um ein übersichtliches Bild von der Art und Weise zu geben, wie die mannigfachen Vorarbeiten zum Feste vertheilt sind. Voraus bemerken wir, daß jeder der Unterausschüsse sich selbstständig zu organisiren, sein eigenes Bureau zu wählen und das Recht hat, sich nach Bedürfniß durch eigne Wahl zu ergänzen. Alse:

Der Centralausschuß — bestehend aus 6 Mitgliedern, und zwar Bürgermeister Dr. Koch, Stadtrath C. Sander, Stadtverordnetenvorsteher Dr. Josephy, Turnvereinsvorstand Kaufmann P. Bassenge, Vorsteher, Banquier A. Mayer (Firma Frege u. Co.), Advocat F. v. Zahn II. — hat die oberste Leitung sämmtlicher Festangelegenheiten und vertheilt die Geschäfte an die Specialausschüsse nach Maßgabe ihrer Bestimmungen; er wird von allen Ausschußbeschlüssen vor deren Ausführung in Kenntniß gesetzt.

Dem Finanzausschuß (14 Mitglieder, Vorsitzende Bürgermeister a. D. Berger und Kaufmann J. C. Cichorius) sind angewiesen: Die Beschaffung der erforderlichen Gelder, Aufstellung eines allgemeinen Budgets, Druck, Ausgabe und Verkauf der Fest- und Eintrittskarten, Einrichtung eines auf dem Festplatze anzulegenden Wechselcontors, Berichtigung sämmtlicher Rechnungen, Stellung der allgemeinen Schlußrechnung.

Dem Bauausschuß (22 Mitglieder, Vorsitzende Stadtrath A. Härtel und Baudirector Dost) fällt die Herstellung und Befestigung sämmtlicher durch das Fest nöthig werdender baulicher Einrichtungen und unbeweglicher Decorationen zu.

Der Wirthschaftsausschuß (20 Mitglieder, Vorsitzende Advocat P. v. Zahn I. und Stadtrath W. Felsche) hat die Verträge mit den Wirthen abzuschließen, die Aufsicht über die Wirthe und die allgemeine Aufsicht in der Festhalle.

Der Wohnungsausschuß (55 Mitglieder, Vorsitzende Advv. J. Tscharmann und Advv. Th. Winter) hat die Aufnahme und Prüfung der für die Gäste erforderlichen Wohnungen, die Verhandlungen mit den Verkehrsanstalten, den Empfang der ankommenden Gäste und die Ausgabe der Wohnungsbillets zu besorgen.

Dem Turnausschuß (17 Mitglieder, sämmtlich Turnlehrer und Vorturner; Vorsitzende Director Dr. Lion und Kaufmann O. Faber) kömmt die Ausstattung des Festturnplatzes mit den nöthigen Gerüstschaften, die Vorbereitung des allgemeinen und besonderen Leipziger Schauturnens, die Verständigung und Aufrechterhaltung der Turnordnung, die Anordnung und Aufstellung der turnerischen Festzüge zu.

Der Festordnungsausschuß 33 Mitglieder, Vorsitzende Gastwirthe J. Müller und Advv. Dr. H. Mayer) hat die Beschaffung der beweglichen Decorationen (Festzeichen, Vorturnerbinden, Schärpen, Standarten, Preiskränze rc.), die Besorgung eines Locals für die Begrüßungsfeierlichkeit und den Turntag, Veranstaltung etwaiger Lustbarkeiten auf dem Festplatze, die Anordnung der Festlichkeiten am vierten Tage des Turnfestes.

Dem Festpolizeiausschuß (25 Mitglieder, Vorsitzende Advv. Max Rose und Prof. Dr. Winter) endlich fiel zugewiesen die Besorgung der angemessen erscheinenden ärztlichen Hülfe und die feuerpolizeilichen Vorkehrungen auf dem Festplatze, die Hauthaltung der allgemeinen Sicherheitspolizei und der Ordnung daselbst, sowie die polizeiliche Unterstützung sämmtlicher Ausschüsse.

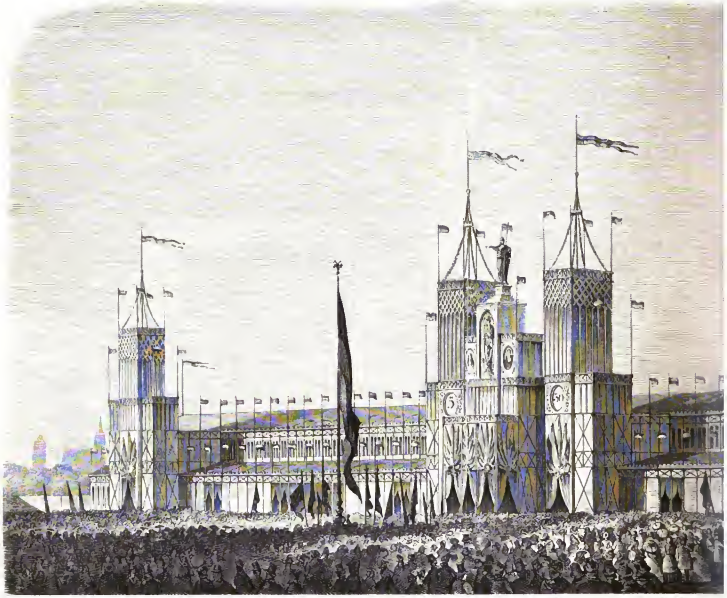
Man sieht auf den ersten Blick, daß der Haushalt des Festausschusses mit Geschick angelegt ist und Nichts zu wünschen übrig läßt. Selbstverständlich bestehen nun innerhalb der einzelnen Unterausschüsse so und so viele größere und kleinere Commissionen. Tüchtige Kräfte sind reichlich vorhanden und entsprechend vertheilt; es ist es fast selbstredend, daß die Spitzen der Kaufmannschaft ihren besten Vertretungskreis im Finanzausschuß, Architekten, Bauhelfer und Maler im Bauausschuß, Turnlehrer im Turnausschuß, Schriftsteller und Künstler im Festordnungsausschuß, Aerzte und Beamte im Festpolizeiausschuß gefunden haben.

Seit ihrer Gründung am 17. Januar herrschte reges Leben in der großen, vielgegliederten Körperschaft. Selten verging wohl ein Tag, an dem nicht irgend einer der acht Ausschüsse oder irgend eine Untercommission berathen hätte. Herüber und hinüber floß der Meinungsaustausch, und nicht selten bedurfte es angestrengter, wenn auch friedlicher Debatten, um über diesen oder jenen zweifelhaften Punkt in's Klare zu kommen. Da waren es Hunderte von Kleinigkeiten, die reiflich erwogen werden mußten; wollte man doch nicht nur ein glänzendes, sondern auch ein in jeder Beziehung vollendetes und solides Fest vorbereiten. — Eine der Hauptfragen bildete das Budget, das, bevor an größere Ausgaben zu denken war, möglichst genau festgestellt und von den städtischen Behörden genehmigt sein mußte — ein schwieriger Punkt, von dessen Entscheidung das Wohl und Wehe des ganzen großartigen Unternehmens abhing. Anfang April d. J. konnte dies Budget dem Stadtrathe und den Stadtverordneten vorgelegt werden — und einstimmig wurde in beiden Instanzen eine Summe von 75,000 Thlrn. verwilligt; ja es wurde sogar ein Antrag des Stadtverordneten Bassenge, des Vorstehers des Centralausschusses, wonach dessen Mitglieder für etwaige Ueberschreitungen jener Summe persönlich zu haften sich bereit erklären sollten, abgeworfen! — Nach den Budgetansätzen würde nach Abzug aller muthmaßlichen Einnahmen ein Defizit von ca. 30,000 Thlrn. bleiben.

Unter den allgemeinen Festlokalen stehen in erster Linie die Anlagen für die baulichen Einrichtungen auf dem Festplatze. Dieser Platz, circa fünfhundert Schritt von der Stadt vor dem Zeitzer Thore, zwischen der Chaussee nach Connewitz und der baierischen Eisenbahn gelegen, wurde schon zu Anfange vorigen Jahres von der Stadt für die Zwecke des Turnfestes eingeräumt. Daß man gerade dieses Ackerfeld und nicht einen der näheren Wiesengründe im Westen und Südwesten der Stadt zum Festplatze ausersehen, erklärt sich aus den häufigen Ueberschwemmungen, denen die letzteren im Sommer ausgesetzt sind. — Auf die nach der baierischen Bahn zugekehrte Seite des 1½ Million Quadratfuß haltenden Platzes kömmt die Festhalle zu stehen. Bestimmt, einen Mittelpunkt für den geselligen Verkehr der ganzen Festgemeinschaft abzugeben, mußten diese räumlichen Einrichtungen auch das gleichzeitige Unterkommen von Tausenden berechnet sein; andererseits mußte dem äußeren Eindruck Rechnung getragen werden — und dies war, wollte man nicht das Festbudget mit unerschwinglichen Summen belasten, eine schwierige Klippe. Den in jeder Beziehung anspruchenden und wetteifernden Entwurf, der nunmehr bestimmt zur Ausführung kömmt, verdankt der Bauausschuß seinem thätigen Mitglied Architekten Lipsius. Die Festhalle, die den Baunternehmern an 70,000, dem Festausschuß nach Rückgabe der Baumaterialien 28,000 Thaler kostet, bildet ein längliches Rechteck von 60 Ellen Breite und 324 Ellen Länge; zwei an den Breitseiten angebrachte vielseitige Ausbauten (Polygonen) geben der Halle eine Gesammtlänge von vierhundert Ellen. An seiner Längenrichtung besteht das Gebäude aus einem Mittelschiff (30 Ellen breit, bis zum Dach 28, bis zum First 34 Ellen hoch) und zwei Seitenschiffen je 15 Ellen breit und 16½ hoch, 20 Ellen hoch. Die Vorderfacade * wird durch einen großen Mittelbau ausgezeichnet, der die Hauptzugänge zur Halle weithin sichtbar macht. Dieser Mittelbau trägt zwei Thürme von 55 Ellen Höhe, zwischen denen sich auf geschmackvollem Fußgestell eine Germania erhebt. An jedem der

* Sonderabdrücke unserer Abbildung können durch die Expedition der „Gartenlaube" bezogen werden. D. Red.

beiden mittleren Thürme befindet sich ein großes, Abends transparentes Zifferblatt, auf deren einem die Stunden, dem anderen die Minuten von 5 zu 5 angegeben werden. Zwei Eckthürme auf den Seiten der Halle haben je eine Höhe von fünfzig Ellen und sind mit Treppenhäusern und Gallerien zur Umsicht versehen. An der vorderen Seite der Betrachtung des Mittel- und Seitenschiffes vom Hauptbau sowohl als den Anbauten sind in gleichen Abständen 114 Fahnen mit den Farben und Wappen der deutschen Staaten und größeren Städte angebracht. Die Hauptfahnen auf den Thürmen (auf den beiden mittleren derselben bis zur Spitze 85 Ellen hoch) tragen die deutschen Farben; die Fahnen auf den Ecken der Thürme dagegen die der Stadt Leipzig und Sachsens. Die Vorderseite des Mittelbaues hat 9 durch Fahnentrophäen ausgezeichnete Portale, von denen sich drei im Vorbau, je zwei unter den mittleren Thürmen befinden. Außerdem sind auf den Seiten der Vorderfaçade noch zehn, an den Eckthürmen noch je zwei Eingänge. — Der innere Raum der Halle gewährt Sitzplätze für sechstausend Personen. Die Tafeln laufen in der Längenrichtung des Gebäudes. In derselben Richtung gehen drei Gänge zwischen durch, von denen der mittlere zu acht, die beiden zur Seite zu vier Ellen Breite angenommen sind. Der Raum unter dem Mittelbau enthält nur die Rednertribüne und Plätze für den Festausschuß. Das Innere der beiden polygonischen Anbauten wird durch zwei Orchester für Instrumental- und Vocalmusikaufführungen ausgefüllt. Gegenüber den vorderen Eingängen befinden sich in der Halle vier große Büffets, welche mit den dahinter liegenden zwei Küchen — jede ca. 50 Ellen lang und durchschnittlich 15 Ellen breit — in Verbindung stehen. Jede dieser Küchen hat in ihrer Mitte einen 9 Ellen langen, 3½ Ellen breiten Kochheerd, ferner 4 eingemauerte Kessel à 350 sächsische Meßkannen und 4 Bratöfen mit doppelten Röhren, je 1½ Elle breit, 2 Ellen tief. Zwischen beiden Küchen ist ein 60 Ellen langer Raum zum Reinigen des Geschirrs ꝛc. gelassen, mit ihnen in Verbindung stehen 2 Eishäuser, eine Halle für die Tischwäsche, ein Conter für die



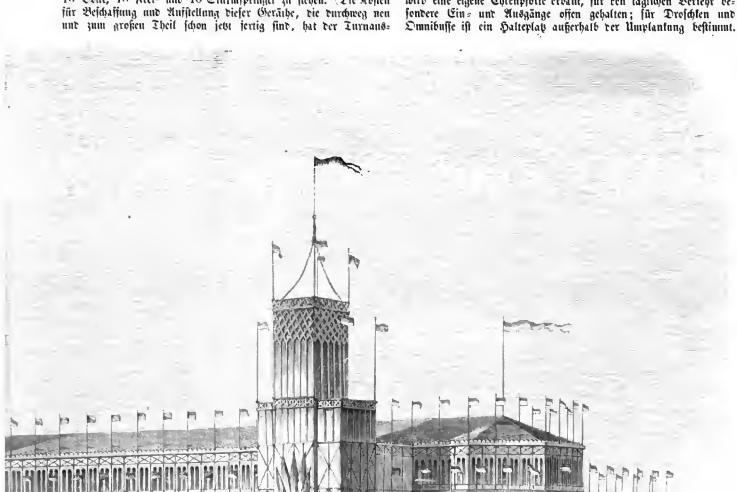
Vorderansicht der Festhalle zum
Nach dem Entwurf des Architekten

Wirthe ꝛc. Die Beleuchtung der Halle geschieht durch Gas, das aus der Stadt auf den Festplatz geleitet wird. Lediglich für den Bedarf der Küchen werden hinter der Festhalle zwei Brunnen außer zwei anderen auf dem Festplatz gegraben. Die gesammte Schank- und Speisewirthschaft in der Halle ist gemeinschaftlich von vier Leipziger Wirthen übernommen worden. Soviel uns von den bisherigen Uebereinkommen dieser Herren bekannt ist, werden allein für den Dienst in der Festhalle ca. 250 Kellner angestellt, 2000 Dutzend Teller, 2000 Schüsseln, 4000 Paar Messer und Gabeln, ca. 10,000 mit auf das Fest bezüglichen Sinnbildern versehene Biergläser, eine entsprechende Zahl von Weingläsern ꝛc. angeschafft werden.)

Der Festturnplatz, den bei Weitem größeren Theil des Festplatzes einnehmend, bietet in der Mitte einen 252,000 Quadratfuß

großen Raum lediglich zur Ausführung von Massenfreiübungen (durch ca. zehntausend Mann) dar. Die vier Exerzirplätze, jeder ca. hunderttausend Quadratfuß enthaltend, sind für das Geräthturnen bestimmt. Im Ganzen werden hier sechshundert Turngeräthe aufgestellt, und zwar 200 Reck, 200 Barren, 200 Sprunggeräthe, darunter 80 Pferde, 40 Böcke, 40 Freispringel und 40 Stemmspringel. Auf jeden einzelnen der vier Plätze kommen 50 Reck, 50 Barren, 20 Pferde, 10 Böcke, 10 Frei- und 10 Stemmspringel zu stehen. Die Kosten für Beschaffung und Aufstellung dieser Geräthe, die durchweg neu und zum großen Theil schon jetzt fertig sind, hat der Turnausschuß auf 3142 Thaler veranschlagt. Auf der Westseite des Festplatzes sind zwei Zuschauer-Tribünen errichtet, je 235 Ellen lang und 37 Ellen breit, die zusammen Raum für zehntausend Personen gewähren. Der Freiübungsplatz, der außer der für das Turnen angesetzten Zeit dem geselligen Verkehr übergeben ist, enthält eine Tribüne für die Leiter des Turnens und die Festordner; außerdem noch vier Tanzplätze und ebenso viele Orchester, unter denen sich unterirdische Privets befinden.

Der vom Turnplatz und der Festhalle nicht eingenommene Raum des Festplatzes wird von Buden und Zelten besetzt werden. Die Zahl derer, die sich um Ueberlassung kleiner Stückchen Platzes bewerben haben, ist nicht unbedeutend; Schaukwirthschaften, photographische Ateliers, kohlensaure Trinkhallen, Kaufläden ꝛc. werden sich hier in buntem Gemisch zusammendrängen. Dazu kommen noch die verschiedenen Büreaux des Festausschusses, ein Wechselcontor, ein telegraphisches, ein Post- und ein Festzeitungsbüreau u. s. w. — Der ganze Festplatz ist in einer Länge von neunzehnhundert Ellen, soweit ihn nicht die Tribünen begrenzen, durch eine 4 Ellen hohe Planke aus übergedeckten Brettern eingeschränkt. Eine zweite Einplankung, über siebzehnhundert Ellen lang und nur 1½ Elle hoch, grenzt den eigentlichen Turnplatz vom Zuschauerraume ab. Für die Festzüge wird eine eigene Ehrenpforte erbaut, für den täglichen Verkehr besondere Ein- und Ausgänge offen gehalten; für Droschken und Omnibusse ist ein Halteplatz außerhalb der Umplankung bestimmt.



ten deutschen Turnfest zu Leipzig.
ıpfine, gezeichnet von Sprosse.

Alles das, was wir in gedrängter Kürze hier mitgetheilt haben, umfaßt aber nur einen, wenn auch nicht den geringsten Theil der Arbeiten, die der Festausschuß zu vollbringen hatte. Wir erinnern nur an die schweren Pflichten des Wohnungsausschusses, der „fürsorglichen Mutter" der zum Feste erwarteten Turngenossen. Wahrlich, es ist keine kleine Aufgabe, zehntausend und wer weiß wie viel mehr Leuten Quartier, und noch dazu freies Quartier zu schaffen. Ein Glück, daß man sich in Leipzig unter einem Turner kein vorweltliches und urväterliches Ungethüm mehr vorstellt. Die Turnsache und ihre Jünger werden, wie es ja bei vernünftigen und praktischen Leuten gar nicht anders sein kann, von der wackeren Leipziger Bevölkerung hochgehalten, und mit Freuden wird sie die deutsche turnende Jugend aufnehmen, die es, sollte die Noth an den Mann gehen, wohl auch nicht verschmähen wird, ein schlichtes

Nachtlager auf einem der nahen Dörfer zu beziehen. Auch dafür, daß die Turner mit möglichst geringen Kosten ihre Reise nach Leipzig machen können, hat der treffliche Wohnungsausschuß gesorgt. Auf Antrag des „mittelteutschen Eisenbahnverbands", an den man sich deshalb wandte, hat die Direction des deutsch-österreichischen Eisenbahnverbandes an alle Bahnverwaltungen das Ersuchen ergehen lassen, den Besuchern des Leipziger Festes **freie Rückfahrt** zu gewähren, und es ist dies, soviel und bekannt, bisher vom besten Erfolg gewesen. (Zur Erlangung der Fahrpreisermäßigung ist an den betreffenden Abfahrtsstationen die Festkarte vorzuzeigen, welche schon vor dem 1. Juli — im Falle der Inhaber auf freie Einquartierung Anspruch macht — gegen Zahlung von 1 Thaler bestellt sein muß.)

Damit es schon vor dem Feste nicht an Gelegenheit fehle, zwischen dem Festausschuß und den Festtheilnehmern vermittelnd und anregend zu wirken, werden von Mitte Juni an beim Verleger der Gartenlaube „Blätter für das dritte deutsche Turnfest zu Leipzig, herausgegeben von G. Hirth und Ed. Strauch" erscheinen — eine Festzeitung, die, im Ganzen etwa 12 Nummern haltend, auch noch während und nach dem Feste ausgegeben werden und nach ihrer Vollendung ein würdiges Gedenkbuch zur Erinnerung an das Fest sein soll. Sie wird alle Bekanntmachungen des Festausschusses, Originalaufsätze über Leipzig und seine Schlachtfelder, eingehende Festbeschreibungen ꝛc. enthalten.

Soweit das Festprogramm sichergestellt ist, mag hier noch Einiges über den Verlauf des Festes und bezügliche Einrichtungen gesagt sein; die „Gartenlaube" wird von nun an regelmäßig über alle weiteren Schritte des Festausschusses so schnell als möglich Bericht erstatten.

Sonnabend, den 1. August. Empfang der fremden Gäste auf den fünf Bahnhöfen der Stadt und Geleitung derselben nach dem Schützenhause, wo der Wohnungsausschuß seine Quartierbüreaux, für jede Landsmannschaft einen, aufschlagen wird. Abends **Begrüßung der Festgäste** seitens der städtischen Behörde und Uebergabe der fornellen Festpräsidiums an den Ausschuß der deutschen Turnvereine im Schützenhause. Hierauf in den festlich decorirten Räumen desselben Locals Concert und geselliger Verkehr. (Sonnabend Nachmittag Sitzung des Ausschusses der deutschen Turnvereine im Turnrathszimmer der Leipziger Turnhalle.)

Erster Festtag, Sonntag, 2. August. Morgens Reveille. Um 11 Uhr Vormittags Beginn der Verhandlungen des Turntags (d. i. einer Versammlung von etwa 300 gewählten Vertretern der deutschen Turnvereine) im großen Saale des Schützenhauses. Während dem findet von 10 Vormittags an ein **Eröffnungsconcert auf dem Festplatze** statt; ob gleichzeitig auch ein Schauschwimmen in der Elster angesetzt werden wird, ist noch nicht bestimmt. Mittags 1 Uhr Essen in der Festhalle; Nachmittags Unterhaltungsmusik auf dem Festplatze, beziehentlich in der Festhalle; von 7 Uhr an Instrumentalconcert mit Männergesangsaufführungen; von den sämmtlichen Leipziger Liedertafeln unter Leitung des Festausschußmitgliedes Director Dr. Langer) in der Festhalle.

Zweiter Festtag, Montag, 3. August. Morgens Reveille. Vormittags 6½ Uhr Aufstellung, um zwölf Uhr Abmarsch des **Festzugs**, der, lediglich aus Festtheilnehmern und Mitgliedern deutscher Turnvereine gebildet, sich in einer Stärke von circa fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann durch die Straßen der Stadt nach dem Festplatze bewegen wird. Die Aufstellung geschieht auf dem Augustusplatz und in den benachbarten Anlagen in der Ordnung nach Landsmannschaften, die einander so folgen werden: Preußen, Schlesier, Pommern, Märker, Mecklenburger, Holsten und Hamburger, Friesen, Hannoveraner, Lüneburger, Niederrheiner, Mittelrheiner, Oberrheiner, Schwaben, Baiern, Thüringer, Sachsen, Oesterreicher.* Jeder Landsmannschaft wird eine Standarte, den Abgesandten jedes einzelnen Ortes ein Schild mit betreffenden Inschriften vorausgetragen.) Um drei Uhr Nachmittags beginnt auf dem Festplatze das allgemeine **Schauturnen**, eingeleitet durch eine Rede, gehalten von Dr. Goetz aus Lindenau. 1. gemeinsame Freiübungen, gleichzeitig von circa 10,000 Mann unter der Leitung des Dr. Lion ausgeführt. 2. Riegenturnen, mit möglichster Sonderung der einzelnen Landsmannschaften und Vereine. Nach Schluß des Schauturnens Unterhaltungs- und Tanzmusik auf dem Festplatze und in der Halle. Von neun Uhr Abends Nachtmanöver der Leipziger Feuerwehr.

Dritter Festtag, Dienstag, 4. August. Morgens acht Uhr Zug der Turnvereine Leipzigs und der umliegenden Dörfer (zusammen mit circa 4500 Mitgliedern) nach dem Festplatze und **Specialschulturnen** derselben von zehn Uhr an. Mittags Festmahl in der Halle. Nachmittags allgemeines Kür- und **Wettturnen**. (Das letztere beschränkt sich auf Uebungen im Laufen, Werfen und Springen; das Werfen geschieht mit ½ Zollcentner schweren Steinen. Für jede der drei Uebungen werden drei Ehrenkränze, zusammen also neun, als Preise an die Ausgezeichnetsten gegeben; die Rede bei der Preisvertheilung wird Rechtsanwalt **Georgii** aus Eßlingen halten.) Von Abends 7 Uhr an Unterhaltungsmusik in der Festhalle, zu gleicher Zeit vielleicht auch eine Festvorstellung im Theater.

Vierter Festtag, Mittwoch, 5. August. Morgens 8 Uhr Zug der Festgenossen nach dem Festplatze, welchselb eine Feier zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig stattfinden soll, bestehend in einer Festrede und Männergesangsaufführungen. Nach gemeinschaftlichem Mittagessen finden getrennte Züge nach den wichtigsten Punkten des Schlachtfeldes (auf dem übrigens, wie wir bemerken, der Festplatz mitten innen liegt) statt. Von Abends sechs Uhr an Concertmusik auf dem Festplatze. Den Schluß des Tages und des Festes überhaupt bildet ein großartiges Feuerwerk auf dem Festplatze.

So ist für den würdigen und großartigen Verlauf des dritten deutschen Turnfestes reichlich gesorgt. Leipzig weiß es sich zur Ehre rechnen, Deutschlands turnende Jugend gastlich zu empfangen, und das gesammte Vaterland wird der wackeren Stadt dafür Dank wissen. Es bleibt nur zu wünschen, daß auch der Himmel mit freundlichem Auge auf das Fest herabblicken und Leipzig in den Tagen vom 1.—5. August auf eine Stunde im Umkreis mit Regengüssen freundlich verschonen möge!

* Es ist diese Reihenfolge nach der in der kürzlich erschienenen Statistik der deutschen Turnvereine beobachtet, in Ostpreußen stimmt werden.

Geisesepidemien.

Ein Vortrag, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz

von **Hermann Reimer.**

Nr. 1.

Innerer Grund der Geisteserscheinungen — Die Gesetze unseres Seelenlebens — Der Reiz der Nachahmung — Fortpflanzung von Bewegung zur Empfindung — Das Gähnen — Die Wollust — Der Veitstanz — Die Kreuzzüge.

An den Werken unserer Dichter begegnet uns öfters eine alte Legende, in der uns von einem wunderbaren Spielmann berichtet, der durch das Land gezogen sei und mit geheimnißvollen Melodien die Herzen und Sinne der Menschen gefesselt habe. Und so unverständlich sei die Macht seiner Töne gewesen, daß die Hörer, alles Andere vergessend, ihnen hätten folgen müssen, erst Einige, dann mehr und immer mehr, bis sie endlich schaarenweise dahingetrieben worden seien. Wenn je eine Sage aus dem Leben herausgeschöpft wurde, so ist es diese, ein Spiegelbild wirklicher Begebenheiten, die im Strome der Zeiten immer von Neuem auftauchen und wieder verschwinden und die man deshalb füglich unter dem Namen „Geisteserscheinungen" zusammenfassen kann, weil sie, so verschiedenartig sie ihrem Umfange und der Art und Weise ihrer Erscheinung nach auch sein mögen, denselben Gesetzen unseres geistigen Lebens ihren Ursprung verdanken und nach Art ansteckender Krankheiten von Kopf zu Kopf sich weiter verbreiten. Während solche Bewegungen im Volke bisweilen Dimensionen annahmen, welche sie zu weltgeschichtlichen Ereignissen erhoben, trat andere Male in der krampfhaften Form der Bewegung das Gesundheitswidrige so deutlich hervor, daß sie von den Schriftstellern geradezu als Volkskrankheiten aufgefaßt wurden. Geschichtsschreiber und Aerzte haben diesen großen Epidemien ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und wir besitzen eine reichhaltige Literatur, in welcher wir sie nach ihren äußeren Umrissen beschrieben finden. Ueber den innern Grund der

Erscheinung hat man sich bisher wenig gekümmert. Man hat übersehen, daß jene großen Seuchen des Mittelalters, deren ich später zu erwähnen habe, nur die natürlichen Folgen von Vorgängen sind, die sich fast tagtäglich vor unsern Augen wiederholen; man hat, wo man um eine Erklärung in Verlegenheit war, fast auf die innere Natur des Menschen zurückzugehen, es vorgezogen, den Zeitgeist zum Urheber der Erscheinungen zu erheben. Indem ich einen andern Weg einzuschlagen versuche, erinnere ich an das bekannte Goethe'sche Wort:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Dieses Wort des Dichters steht mir zur Seite, wenn ich bei der Betrachtung der Geistesepidemien von den einfachsten Gesetzen unseres Seelenlebens ausgehe und an den Grundsatze festhalte, daß nur durch richtige Würdigung unserer geistigen Anlage eine Einsicht in jene fast räthselhaften Phänomene gewonnen werden kann. Die Neugier, mit welcher man bisher den Geistesepidemien gefolgt ist, erlangt damit eine ernstere, wissenschaftliche Basis, und hierin glaube ich vom Standpunkt des Naturforschers eine genügende Entschuldigung zu finden, wenn ich für wenige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit für einige Grundlehren des Seelenlebens in Anspruch nehme. Das erste Glied unserer Geistesthätigkeit ist bekanntlich die Sinnesempfindung, oder schlechtweg die Empfindung. Wir verstehen darunter das Bewußtwerden eines äußern Reizes, der, mit Hülfe der Sinnesorgane, durch die Sinnesnerven zum Gehirn geleitet wird. So erhalten wir durch die Sehnerven Lichtempfindung, durch die Hörnerven Schallempfindung u. s. w. Alle fünf Sinne sind in fortwährender Thätigkeit, um den Gehirn neue Reize, neue Bilder zuzuführen, eine Empfindung drängt die andere, und unser Gehirn würde förmlich mit Empfindungen überladen werden, wenn nicht ein Antrieb für diese fortwährende Zufuhr vorhanden wäre, und diese Ausgabe, diese Entlastung unsers Gehirns besteht in der Bewegung. Bewegung, als einen Theil unsers Seelenlebens, nennen wir einen vom Gehirn ausgehenden Reiz, der sich einem sogenannten Bewegungsnerven mittheilt und durch diesen irgend eine Muskelpartie unseres Körpers in Thätigkeit setzt. Wir können uns also das Gehirn vorstellen als eine elektrische Batterie, die geladen wird mit Empfindungen und sich entladet in Bewegungen. Betrachten Sie nur das Kind in seinen ersten Lebensmonaten. An seinen Bewegungen, nur zwar an ganz bestimmten Bewegungen, bemerkt man, daß die Sinne anfangen, Eindrücke aufzunehmen. Sehen und danach greifen, Mußt hören und Lallstimme die Beine in Bewegung setzen, Geruch empfinden und niesen, das sind Vorgänge, die wir beim Kinde überall als zusammengehörige auftreten sehen.

Beim Erwachsenen freilich gestaltet sich die Sache anders. Zwischen Empfindung und Bewegung schiebt sich allmählich ein anderes selbstständiges Gebiet, auf welchem die eigentliche Seelenthätigkeit zur Erscheinung kommt, das Gebiet der Vorstellungen. Die Empfindungen dürfen nun nicht mehr so ohne weiteres passiren, sie werden mit anderen bereits früher dagewesenen verglichen und müssen sich über ihren Werth und über ihre Berechtigung ausweisen. Wir lassen sie nicht mehr ohne weiteres in irgend eine Bewegung ausschlagen, wir werden zurückhaltend, oder zugeknöpft, wie es die Diplomaten zu nennen pflegen. Wie oft kommen wir unsere Schritte, besinnen uns eines Besseren und kehren auf halbem Wege wieder um, wie manche Thorheit, die schon als natürlicher Ausdruck einer frischen Empfindung in vollem Gange war, bleibt uns im Gehirn stecken, oder wir lassen es höchstens bis zu einem Zucken in den Fingerspitzen kommen, und wie manches Wort, zu dem wir schon die Stimmbänder gespannt hatten, wird im Kehlkopfe zurückgehalten! Diesen Zustand, in welchem wir also jede neue uns durch einen der fünf Sinne zugeführte Empfindung gehörig abzuwägen und den dadurch hervorgerufenen neuen Gehirnreiz richtig zu verwenden im Stande sind, nennen wir den Zustand der Besonnenheit. Die Besonnenheit kann aber durch verschiedene Umstände aufgehoben werden, und dann tritt jener ursprüngliche innere Zusammenhang zwischen Empfindung und Bewegung wieder in sein volles Recht ein. Ist ein Sinnesnervenzug außerordentlich stark, so können wir, selbst im Zustande vollständiger Besonnenheit, den sofortigen Uebergang in Bewegung nicht verhindern. Wir unser Ohr z. B. plötzlich von dem Schall eines Kanonenschlages getroffen, so erfährt der ganze Körper eine erschütternde Bewegung, wir fahren zusammen. Jede Empfindung, die das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen in starkem Maße hervorruft, treibt uns zugleich an, uns derselben in irgend einer Weise zu entäußern, wie es die Sprache ganz richtig in den Ausdrücken: sich ausweinen, sich ausschämen vor Lachen, bezeichnet, und bei allen stärkeren Erregungen unseres Gemüthes werden wir die äußere Form selten vermissen, in welcher diese oder jene Empfindung sich ausspricht. Es ist keineswegs Zufall, wenn der Betende die Hände faltet, wenn der Reuige in die Kniee sinkt, wenn der Zornige die Fäuste ballt; hier kommen keine Verwechselungen vor, sondern uns innerer Nothwendigkeit geschieht hier das Eine, dort das Andere.

So kommt es denn auch, daß wir häufig das Eine für das Andere sehen, und wenn wir von Jemand sagen, er lasse den Kopf hängen, oder er trage die Nase hoch, er kriche oder er mache einen krummen Buckel, so wollen wir damit das gewöhnliche Maß seiner Empfindungen bezeichnen, das sich eben in einzelnen Bewegungen vorwiegend zu erkennen giebt. Gleichartigkeit des Eintrucks und Gleichartigkeit der Empfindung und der Bewegung, das ist also das erste Naturgesetz, dem wir bei Betrachtung der geistigen Vorgänge begegnen. — Aber der Zusammenhang zwischen beiden Processen ist ein so inniger, ist ein so tiefliegender und unverantierlicher, daß er auch in umgekehrter Reihe sich geltend macht, und mit diesem zweiten Gesetz beginnt nun wir uns auf dem Boden der Geisteepidemien.

Eine Bewegung, die wir sinnlich wahrnehmen, erregt in uns riechebe oder eine ähnliche Empfindung als diejenige war, welche jener Bewegung vorausgegangen war, die sie hervorgerufen hatte. Wir sehen Jemand weinen und werden traurig gestimmt, wir hören lachen und wir werden zur Heiterkeit aufgelegt. Ist der Eintrund klar genug oder sind wir überhaupt dazu geneigt, so kommt es bei uns ebenfalls zum Weinen oder Lachen, und auf diese Weise sehen wir z. B. in den Schauspielhäusern Beim- oder Lach-Epidemien von mehr oder minder großem Umfange sich ausbreiten. Alle Bemerkungen, die Sie hier und da über Sympathien, über das Mitleid, über den Nachahmungstrieb finden mögen, sie fallen alle in die Breite dieses einfachen Gesetzes. Von diesem Gesetz lebt die Mode, jene merkwürdige, epidemische Verbreitung der Trachten, die von Auge zu Auge wandernd zur Nachbildung der wahrgenommenen Form auffordert. Nicht das Nützliche entscheidet hier, nicht das Zweckmäßige, sondern jene einmal den Sinnen zugängliche Erscheinung pflanzt sich bis in das Unendliche fort. Nichts ist wahrer, als das Sprüchwort, daß man unter Wölfen heulen müsse, und daß böses Beispiel gute Sitten verderbe.

Es ist bekannt, daß öffentliche Hinrichtungen die Verbrechen vermehren, denn der sinnliche Eindrund und der unwillkürliche Antheil an dem Verbrecher und seiner schwarzen That führt in denselben Irrengang hinein und fordert zur Nachahmung auf. Nichts reizt mehr, auf die Menschen zu treten, als wenn man über Andauer bei Duellen gewesen ist, und wer sich in die Schriften über den Selbstmord vertieft, dem kann es passiren, daß ihm zu seinem eigenen Besremden der Gedanke an den Selbstmord nahe tritt und daß ihm etwas von jener unbeimlichen Lust überkommt, die Sittlichkeit des Selbstmordes zu leugnen, von der, wie Plutarch erzählt, die Jungfrauen von Milet einst ergriffen wurden. Diese ertaste ein so heftes Sehnen nach dem Tode, daß sie sich aller Bitten, aller Thränen der Ihrigen unerachtet schauervolle Erhängungen ersannen. Und nicht eher habe man dieses schrecklichen Triebes Herr werden können, als bis man ein anderes und mächtigeres Gefühl, das der Scham und Schande, dadurch hervorgerufen habe, daß man die nackten Körper der Selbstmörderinnen mit einem Stricke um den Hals auf öffentlichem Markte zur Schau stellte. Auch in der Form des Selbstmordes entscheidet die Mode. War es doch eine Zeit lang in Paris gebräuchlich, daß alle Selbstmörder von den Thürmen und öffentlichen Säulen herunterspranden, und im Invaliden-Hotel hingen sich, nachdem erst das erste Opfer gefallen war, dreißehn hintereinander an derselben Säule auf, bis diese endlich entfernt und damit der Sache ein Ende gemacht wurde. In der That, wir haben Duell- und Selbstmord-Epidemien gehabt, gegen die die härtesten Gesetze ohne Erfolg waren.

Aber lassen Sie mich an weniger tragische Eisahrungen erinnern, lassen Sie mich das Gesetz der Fortpflanzung von Bewegung zur Empfindung und so weiter an einem Vorfall erläutern, der allzäglich und Jedem von uns gelänfig ist. Sie kennen Alle das Gefühl der Müdigkeit; es entsteht dadurch, daß uns vermittelst

der Gefühlsnerven von diesem oder jenem Theil unseres Körpers her ein Verbrauch von Kraft zum Bewußtsein kommt. Hat diese Empfindung eine gewisse Stärke erreicht, so spricht sie sich in einer Bewegung aus, welche darin besteht, daß wir den Mund weit öffnen und tief ein- und wieder ausathmen, kurz in einer Bewegung, die man mit einem Wort „Gähnen“ nennt. Diese Bewegung nun ist im Stande, dem, der sie mit ansieht, ebenfalls die Empfindung der Müdigkeit zu erwecken und zwar bis zu dem Grade, daß er selbst gähnen muß, und so fiel kaum in jener Versammlung durch einen einzigen leichtsinnigen oder höhnischen Gähner eine Gähn-Epidemie hervorgerufen werden, die Seichen, die mit den Gesetzen unseres geistigen Lebens unbekannt sind, zu ganz falschen Voraussetzungen Veranlassung geben kann.

Es giebt aber Bewegungsformen, die weniger unschuldig sind, als die eben erwähnte, und dieselbe Neigung zu epidemischer Fortpflanzung in sich nagen, ich meine die Krämpfe, die Convulsionen. Unter unzähligen Beispielen der Art erwähne ich nur eines, das mich von jeher, schon der handelnden Personlichkeit wegen, in hohem Grade interessirte, und das mir für meine heutige Aufgabe von ausgezeichneter Beweiskraft zu sein scheint. Im Anfang des 18. Jahrhunderts ereignete es sich, daß im Armenhause zu Harlem ein Mädchen in Folge eines starken Sinneseindruckes erschrak und in Krämpfe verfiel. Ein anderes Mädchen, welches Zuschauer der Scene war, stürzt bald darauf ebenfalls, von Convulsionen ergriffen, zu Boden, es folgt ein drittes, ein viertes, auch die Knaben werden mitergriffen, endlich ist das ganze Armenhaus ein Schauplatz des Schreckens und der Verwirrung. Aber nicht genug damit, die Scenen wiederholen sich beinahe tagtäglich und spotten der ärztlichen Kunst, die von allen Seiten entboten wird. Damals lebte in Leyden ein Arzt, dessen Ruf die Grenzen Europa's bereits überschritten hatte. Der Stolz seiner Mitbürger, wurde er häufig mit fürstlichen Ehren geehrt, und als er einst, so erzählt uns sein Biograph, nach längerer Krankheit zum ersten Male wieder sein Haus verließ, um seinem Berufe zu folgen, da habe ganz Leyden im Gebete unzählige Kniee gebeugt. Dieser Mann, Hermann Boerhave ist sein Name, wurde von den Vorfällen in Harlem und folgte willig dem Rufe, um nach Hülfe. Es traf sich nun, daß, gerade als er in das Haus trat, ein Mädchen in Convulsionen zusammenstürzte, dem bald ein zweites folgte. Boerhave beobachtete genau, dann plötzlich ließ er sämmtliche Anwohner des Hauses um sich versammeln und befahl, ein Becken mit glühenden Kohlen mitten in den Saal zu stellen und die Glut gehörig zu schüren. Nun legte er Glüheisen in die Kohlen und hieß sämmtliche Anwesende den rechten Arm entblößen, denn die Krankheit erfordere, daß derjenige sofort bis auf den Knochen gebrannt werde, der nun zunächst befallen würde. War es nun der außerordentliche Ruf des Mannes, war es der feierliche und bestimmte Ton seines Auftretens, oder war es vielmehr die Furcht vor der schmerzlichen Operation — kurz, Niemand wurde mehr von Krämpfen befallen, und die ganze Epidemie hatte ein für allemal ihr Ende erreicht. Darin bestand aber in diesem Falle der Scharfsinn dieses Mannes, daß er die Krankheit als den Ausdruck verloren gegangener Besonnenheit erkannte und durch einen neuen mächtigeren Eindruck den Kreislauf zwischen Bewegung und Empfindung zu sprengen suchte.

Solchen ungeregelten Bewegungen liegt immer eine krankhafte Anlage im Nervensystem zu Grunde, und wir sehen sie deshalb öfters bei schlecht genährten Kindern, in Waisen- und Armenhäusern zum Ausbruch kommen. Auch denselben Ursachen sind auf große verheerende und erschöpfende Volkseuchen ähnliche Geistesepidemien von totenfalem Umfange beobachtet worden. Es war um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als Europa von einer der fürchterlichsten Seuchen heimgesucht wurde, die die Welt jemals gesehen hat. Aus China kommend durchzog sie Asien, die Krim, Italien, Frankreich und England und erreichte im Jahre 1349 Deutschland, wo allein 2000 Dörfer vollständig ausstarben. Die Opfer des schwarzen Todes, so nannte man diese Krankheit, zählte man nur nach Millionen; ihre Wirkung auf das sociale Leben finden Sie in dem Decamerone des Boccaccio, mit der plastischen Wahrheit, die diesem Dichter eigen ist, beschrieben. Die rohesten Aberglaubens trafen zu Tage, und es schien, als ob der Böse selbst in die Massen gefahren sei, die in tollem Wirbel sich aufrieben. Damals zeigte sich jene merkwürdige Erscheinung, die von den Schriftstellern als die Tanzwuth oder Tanzplage beschrieben worden ist. Zu Aachen, das ganze Rheinthal auf und abwärts und in den Niederlanden erschienen Schaaren von Männern und Frauen, welche in bacchantischer Ausgelassenheit und unter wilden Sprüngen und Verrenkungen sich drehten. Hand an Hand schlossen sie Kreise und tanzten, ohne Scheu vor den Umstehenden, in wilder Raserei, bis sie ohnmächtumsank zur Erde stürzten. Immer mehr wuchs die Zahl der Neugierigen, die sich an dem neuen verfassen Schauspiel weideten, immer mehr aber auch die Zahl der Ergriffenen. Der Anblick der rothen Farbe, die Töne der Musik mit manche andere Sinneseindrücke beförderten sichtlich den Ausbruch der dämonischen Bewegungen, welche allen Heilmitteln der Aerzte, allen Beschwörungsformeln der Priester zu trotzen schienen. Man nannte sie St. Johannistänzer, wie Einige meinten, weil bei der Feier des St. Johannisfestes das Uebel seinen Ausgang genommen, wie Andere behaupten, weil man die Befallenen dem Schutze des heiligen Johannes empfohlen hieb. Als später im Jahre 1418 in Straßburg die Tanzwuth losbrach, benutzte man die Capelle des heiligen Veit zu Beschwörungen, und von da an hießen die Ergriffenen St. Veitstänzer. Die Form der Anfälle, wie sie die Schriftsteller der damaligen Zeit beschreiben, blieb immer dieselbe: Voran einige Sachpfeifer, dann eine Heerde Neugieriger, dann die Befallenen in ihren wunderbaren Sprüngen und Tänzen, endlich die jammernden Angehörigen, die vergebliche Anstrengungen machten, die unglücklichen Opfer zurückzugewinnen. Bisweilen versuchte man durch Schläge und Stöße die Besonnenheit bei den Tänzern zurückzurufen, und bei einigen schien dies in der That zum Ziele zu führen. Bei manchen dagegen steigerte sich die Ausgelassenheit bis zum vollständigen Verlust des Bewußtseins; schäumend und brüllend tanzen sie, bis sie todt niedersielen, oder sie stürzten sich blindlings in das Wasser oder zerschmetterten den Kopf an den Wänden. So währte der Spuk in mannigfachen Variationen bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts, wo er sich ganz allmählich verlor.

Vergebens suchen wir nach einer geistigen Triebfeder dieses wüsten und haltlosen Treibens. Es scheint vielmehr nur, als ob die durch den vorangegangenen Jammer eingetretene Erschöpfung des Nervensystems in dieser Weise die thierische Natur des Menschen herausgekehrt habe. Vor solcher trostlosen Misere hat die Vorsehung die spätern Jahrhunderte gnädig bewahrt, aber in anderer Form tritt uns der Verlust der Besonnenheit, als ein ansteckendes Massenübel, noch oft genug entgegen. — Sobald nämlich eine einzelne dunkle Vorstellung sich in den Vordergrund unseres Bewußtseins drängt, so hört das Abwägen, das Ueberlegen des Fürundwider im Bereiche unserer Vorstellungen mehr oder weniger auf, alle Empfindungen nehmen denselben Weg, und es entsteht ein unbestimmtes Streben, das sich in ebenso unbestimmten Bewegungen ausspricht und fortpflanzt. Solchen Epidemien begegnen wir auf allen Gebieten unserer Gesellschaftskreis, und es kann deshalb, wenn wir die ursprünglich treibende Idee berücksichtigen, von religiösen, von politischen und von wissenschaftlichen Geistesepidemien die Rede sein.

Gehen wir zurück bis auf die Zeit der Kreuzzüge, so begegnen wir da einem leitenden Gedanken, einem Gedanken, der Jahrhunderte lang ausschließlich die Gemüther beherrschte. Hervorgegangen aus dem tief religiösen Gefühle, die heiligen Stätten zu säubern und die frommen Pilger, die sie besuchten, vor dem Druck der Türken sicher zu stellen, hielt dennoch die Idee des Kampfes gegen die Saracenen und der Befreiung des heiligen Landes, in richtiger Erkenntniß der großen Schwierigkeiten, die sich solchem Unternehmen entgegenstellen mußten, auf zahllose Widersacher, ja es war gerade in Deutschland, wo die ersten Kreuzfahrer geradezu als Verrückte verschrieen wurden. Als es aber dann kam, daß die Enthusiasten sich das Kreuz auf die Schulter hefteten, da schien plötzlich ein anderer Geist in die Menge zu fahren. Wie wir es heutzutage noch bisweilen erleben, daß ein Band im Knopfloch einen unstimmenden Einfluß auf die Ansichten eines Menschen ausübt, so geschah es damals im Großen. Es entstand ein hastiges Drängen, sich dem Zuge der Kreuzfahrer anzuschließen, nachdem erst in dem sichtlichen Symbol des Kreuzes ein gemeinsamer Sinneszentrum gewonnen war, der denständig an die treibende Idee erinnerte. Wenn wir bei den ersten Kreuzfahrern noch eine gewisse Einsicht in die unvermeidlichen Gefahren, in die Schwierigkeiten des vorgesteckten Zieles vorfinden: später verlor sich die gesunde Ueberlegung mehr und mehr und ging in eine regellose epidemische Bewegung über.

Verantwortl. Redacteure F. Stolte u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 23. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Wachskerzen.

Ein Stück Geschichte von George Hiltl.

In der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien herrschte große Aufregung. Schon seit Wochen waren starke Transporte gefangener Ungarn, Männer theils hohen, theils niederen Ranges, durch die Straßen der Kaiserstadt gebracht und in verschiedenen Häusern eingekerkert worden. Jene Verschwörung, in der Geschichte unter dem Namen Zrinyi-Nadasdy'sche Verschwörung bekannt, war zum Ausbruch gekommen, hatte eine Zeit lang die Gemüther erregt, war mißglückt, verrathen und vorläufig und wurde zuletzt ertränkt in dem Blute der Edlen, welche ihr Leben für eine schon bei ihrem Beginnen verlorene Sache eingesetzt hatten. Die Kerker faßten nicht mehr die große Anzahl der Compromittirten, man mußte sie in Privathäusern einquartieren, deren Fenster in der Eile vergittert wurden und die, mit Wachen angefüllt, kleinen Citadellen glichen.

Die beunruhigendsten Gerüchte durchkreuzten sich. Der Kaiser Leopold I. war schwer erkrankt, es schien fast, als wolle die Vorsehung seine Hand nicht mehr zum Unterschreiben der Menge von Todesurtheilen brauchen, die voraussichtlich mit dem kaiserlichen Namenszug versehen werden mußten. Dazu regte sich mächtig der Feind jenseits des Rheines, der allgewaltige Ludwig XIV., seine diplomatischen Netze mit bewunderungswürdiger Schlauheit auswerfend, die Höfe mit gleißnerischer Freundlichkeit umwebend, bis zuletzt ein Blitzstrahl das Gewölk zerriß und die Kriegsfurie mit gezücktem Schwert herausstrat. Jetzt beschäftigte den französischen Herrscher lebhafter als je sein lange gehegter Plan: die Nachfolge auf den Thron der spanischen Habsburger an das Haus Bourbon zu bringen. Günstiger war nie ein Zeitpunkt für die Intriguen Ludwig's gewesen.

Leopold war ohne männliche Nachkommen. Sein jüngerer Bruder, Carl Joseph, war 1664 bereits gestorben. Starb der Kaiser, so war ein Erbfolgekrieg wohl unausbleiblich*, und wer hätte den mächtigen Ludwig widerstehen können, der, mit England durch Carl's II. Schwäche, mit Schweden und den bedeutendsten Reichsfürsten alliirt, außer den Generalstaaten keinen Feind von Bedeutung gegenüber sah? vor dessen Heeren Feldherren wie Turenne und Condé zogen, denen man damals noch keinen Eugen oder Marlborough entgegenstellen konnte? —

Das Haus Oesterreich wankte. — Zweihundertundfunfzig Streiter besanden sich zu jener Zeit in Wien. Es waren Streiter auf majorem Dei gloriam! die Patres der Gesellschaft Jesu.

* Die Ansprüche der einjährigen Tochter Leopold's, Marie Antonie, stießen zusammen mit denen seiner Schwestern, Marie Anna von Spanien und Eleonore, Gemahlin des Polenkönigs Michael Wisniowiecki.

Sie hatten den Kaiser ganz in ihrer Gewalt, nannten ihn ihren „Leopoldus Magnus", erhielten tausendfache Gnadenbeweise von ihm und — bereiteten durch ihre fanatische Bekehrungssucht die Empörung in Ungarn vor, die durch Ludwig XIV. unterstützt wurde. Die Magyaren mußten nun die Sündenböcke für alles Hochverrätherische und Treulose sein, was am kaiserlichen Hofe im Dunkeln sich ausbreitete. Auf ihre Rechnung arbeiteten die Väter, welche bereits seit dem Jahre 1668 im Dienste Ludwig's XIV. standen, dessen wachsender Macht sie vor der bedrohten des Habsburgers den Vorzug gaben.

Leopold I. mußte beten — viel, sehr viel beten, und er betete gern. In jener Zeit, die allerdings mehr als jede andere den bedrängten Herrscher aufforderte, sein Gemüth zu Gott zu erheben, machten seine Gewissensräthe — die Jesuiten — Politik durch die Religion. Der Kaiser hörte meistens drei Mal des Tages die Messe. Der Pater Müller lieh ihm sein Ohr in der Beichte. Religiöse Gespräche bildeten den Hauptstoff der Tagesunterhaltung. Alle Gegenstände, deren der Kaiser sich bediente, mußten durch Priesterhand geweiht sein.

Am 22. März 1670 erschien, als es bereits dunkelte, ein Mann, der einen kleinen Handwagen zog, vor dem Oekonomie-Gebäude der kaiserlichen Burg zu Wien. Die Küchenbeamten nahmen seine für den Haushalt bestimmte Ladung sofort in Empfang. Dieselbe bestand in zwei ziemlich bedeutenden Kisten. Die Begleiter des kleinen Handwagens und seines Führers waren für eine zur kaiserlichen Haushaltung gehörige Lieferung sonderbar genug. Es waren nämlich zwei in die Tracht der Jünger der Gesellschaft Jesu gekleidete Männer. Der herbeigerufene Haushofmeister verbeugte sich tief. Einer der schwarzen Herren war der Pater-Procurator, der Andere ein minder hohes Werkzeug des Ordens. Geschäftig wollten die Küchendiener sich der vom Wagen herabgenommenen Kisten bemächtigen, als der Pater sie mit sanfter Stimme zurückhielt.

„Meine Freunde," sprach er, „wisset Ihr auch, daß diese Kästlein mit Zartheit behandelt sein wollen? Traget sie leise in die Vorzimmer, damit ihr Inhalt nicht verderbe oder unwürdig aufgeschichtet werde."

„Hochwürden werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mittheilen, was die beiden Kästchen Herrliches enthalten, damit ich meine Maßregeln zu ihrer Sicherung treffen kann, bis ich sie in die Hand des dienstthuenden Kammerherrn abgeliefert habe," sagte der Haushofmeister, die beiden Kasten mit ehrfurchtsvollen Blicken betrachtend.

„Erfahren Sie, mein Freund," erwiderte der Procurator, „daß die Kisten eine Anzahl geweihter Wachskerzen enthalten, deren Flammen von nun an in den Zimmern des kaiserlichen Herrn leuchten sollen. Erhält er doch Alles, dessen er sich bedient, aus den Händen der Unsrigen, die es geweiht haben für seinen Dienst. Theilen Sie den mit der Einrichtung der Zimmer betrauten Dienern mit, daß kaiserliche Majestät dem hochwürdigen Beichtvater, Pater Müller, zu erkennen gegeben haben, wie Sie neben andern gewöhnlichen Gegenständen auch solche Kerzen in Ihren Zimmern zu brennen wünschen. Es soll also von jetzt ab aus diesem Vorrathe genommen werden."

Nachdem der Procurator sich überzeugt, daß die Kisten in gehöriger Art und Weise abgeliefert worden, entfernte er sich mit seinem Begleiter. Noch an demselben Abende brannten in den Gemache Kaiser Leopold's geweihte Kerzen, welche von nun an immer in Gebrauch blieben.

Acht Tage später erkrankte der Kaiser heftig. Trotz der gegessenen Lichter überfiel ihn ein Siechthum, dessen kein Arzt Herr werden, dem seine Färbstite Stillstand gebieten konnte.

„Die ungarischen Malcontenten haben dem Kaiser Gift beigebracht," hieß es in Wien. „Der Nadasdy hat's gethan, der schon den Niclas Zriny umgebracht hat."*

Auf der Landstraße, welche Schwechat mit Wien verbindet, fuhr eine leichte Reisekalesche. Der Kutscher trug einen breitkrämpigen Hut und hatte ein paar Pistolen in seinem Ledergürtel stecken. Rechts und links neben dem Fuhrwerk ritten kaiserliche Dragoner. An den Füßen der Reiter klirrten die Pallasche, über den Sattelknopf hatten sie ihre gespannten Carabiner gelegt. Diese Begleitung deutete den Verübergehenden an, daß sich im Innern des Fuhrwerks ein Gefangener von Wichtigkeit befinde.

Der zweisitzige Reisewagen führte zwei Männer nach Wien, von denen der Jüngere die Uniform der kaiserlichen Leibgarde trug. Sein Antlitz verrieth auf den ersten Blick den Südländer und bildete durch den lebensfrohen Ausdruck, welcher auf demselben sich zeigte, einen scharfen Contrast zu der Schwermuth, die in den Zügen des neben ihm sitzenden älteren Mannes ausgeprägt war. Der Letztere, dessen Person die militärische Bedeckung galt, war in schwarzen Sammet gekleidet. Ein langer, mit kostbarem Pelzwerk verbrämter Mantel aus feinem Tuch bedeckte seinen Körper vollständig. Auf dem Haupte trug er eine pyramidenförmige Kappe, unter deren Rändern sich graue Locken hervorwühlten. Das greisvolle, edle Gesicht hatte jene gelbliche Farbe angenommen, die dem Elfenbein eigen, wenn es Jahrhunderte alt geworden ist, die Farbe der Denker oder der Todten. Große schwarze Augen funkelten neben der Adlernase, und ein langer Bart fiel auf die Brust herab. Der Officier war der Rittmeister Luigi Scotti von der kaiserlichen Leibguardia, ein Gefangener der gelehrte, angesehenste Arzt, Arzt und Philosoph Giuseppe Francesco Borri.

Es war ein merkwürdiger Mann, dieser Borri. Aus adeligem Geschlecht stammend, hatte er sich mit glühendem Eifer den Wissenschaften zugewendet. Seine Vaterstadt Mailand verließ er, um die ewige Stadt Rom zu besuchen. Hier, an der für solche Beschäftigung gefährlichsten Stätte, arbeitete er emsig an seiner Bekanntmachung in den geheimen Künsten der Chemie. Borri suchte, wie die meisten gelehrten Hilfsköpfe seiner Zeit, den Stein der Weisen. Wenn er bis zum Grauen des Morgens vor seinem Heerde im Laboratorium stand, wenn die Retorten glühten, wenn die seltsamsten Mischungen, in Fluß gerathen, auf und nieder wogten in den wunderlich geformten Gefäßen, dann leuchtete die Freude aus den bleichen Zügen Borri's, und wenn er nach langen Mühen eine chemische Analyse zu Stande gebracht, dann warf er sich beglückt auf das Lager und entschlummerte, um im Traume weiter zu arbeiten. Aber die ewigte Phantasie des Gelehrten schweifte hinaus aus den engen Wänden des Laboratoriums; sie bestere sich an Dinge und Fragen, die nicht mit einzelnen Experimenten zu beseitigen waren. Sein reger Geist flog auch in das Gebiet der Theologie und der Kirche und rief ihm zu: „Der Papst ist nicht der Hohepriester, wenn er an seiner Stirne nicht das Gotteszeichen trägt."

Im Traum und Wachen verfolgten ihn diese Zweifel und ließen ihm keine Ruhe, bis sich diese Marter zu Erscheinungen und Visionen steigerte. Endlich hielt er sich berufen, diese Zweifel einem Priester mitzutheilen und suchtes zu sprechen. Er hielt Reden gegen die Herrschaft des Papstes und stützte sich dabei einestheils auf übernatürliche Eingebungen, während er auf der andern Seite wieder seine chemischen Experimente in die erste Reihe stellte und bewies, daß die heilige Dreieinigkeit, die Menschwerdung Christi und dergleichen aus den Grundsätzen der Scheidekunst hergeleitet werden müßten.

Die Jesuiten, bei denen er als Jüngling studirt hatte, verfolgten ihn heftig. Sie erlangten seine Verhaftung durch das Inquisitions-Tribunal. Borri flüchtete aus Rom nach Mailand und von da nach Straßburg. Während dessen war sein Bildniß zu Rom am 3. Januar 1661 durch die Hand des Henkers verbrannt, sein Name an den Galgen geschlagen. Seine Schüler wurden eingekerkert. In Straßburg nicht geduldet, ging Borri nach Amsterdam. Hier war er sicher. Er hatte allerdings den Stein der Weisen gefunden, denn die umfassendsten Studien hatten einen großen Arzt aus ihm gemacht. Borri konnte die Menge kaum befriedigen, welche von ihm geheilt sein wollte. Das Geld floß ihm in großen Summen zu und erlaubte ihm, ein glänzendes Haus zu machen. Seine chemischen Versuche hatten ihm namentlich ein dunkles Gebiet der Natur erschlossen; Borri war ein genauer Kenner der Gifte, ihrer Wirkungen und deren Heilung. Nachdem er viele, fast an's Wunderbare grenzende Curen vollendet, namentlich Augenleiden geheilt hatte, ging er nach Hamburg. Hier machte er die Bekanntschaft der Königin Christine. Wenige Monate später ward er nach Kopenhagen berufen. Er setzte auch hier alle Welt in Staunen durch seine Geheimkunst. Eine Bedienten-Kabale stürzte ihn. Nach dem Tode des Königs Friedrich III. verließ er den Norden Europas, um sich nach der Türkei zu begeben. Er kam am 10. April 1670 zu Goldingen an der schlesischen Grenze in das Haus eines Edelmannes, entschlossen, von hier aus seine Reise nach der Türkei durch Mähren und Polen fortzusetzen.

Hier gerieth Borri in die Hände der kaiserlichen Gewalt.

Eines Tages befand sich in dem kaiserlichen Gemache der Hofburg zu Wien der päpstliche Nuntius in angelegentlichem Gespräch mit Kaiser Leopold begriffen. Es galt der ausgebrochenen Empörung in Ungarn. Gerade als der Priester mitten im heftigsten Redestuße sich befand, als er gegen die Aufständischen donnerte, ward dem Kaiser eine neue wichtige Depesche überbracht. Sie enthielt Berichte von dem Vorgängen. Ein langes Verzeichniß von Personen, die compromittirt waren, lag dabei. Der Secretair las die Nachrichten, dann las er die Namen. Alle tiefen den Nuntius gleichgültig. Endlich kam ein Name an die Reihe, bei dessen Nennung der Priester unwillkürlich in die Höhe fuhr. Franz Borri stand auf der Liste der Verdächtigen; es sollten Anzeichen vorhanden sein, nach denen der Arzt in unmittelbarer Verbindung mit den Malcontenten stehe.

„Borri," rief der Nuntius mit Zähneknirschen, „Borri ist zu fangen? Majestät, sofort in Verhaft mit ihm! Es ist einer der gefährlichsten Sendlinge. Er wußte sich den rächenden Arme des heiligen Officiums zu entziehen. Sein Fang ist ein doppelter Gewinn, für Thron und Kirche."

Leopold hätte nie, am allerwenigsten aber im jetzigen Augenblicke, dem Anerbieten eines Priesters widerstanden, und so ward der Rittmeister Scotti in besonderer Mission nach Goldingen gesendet, um Borri zu verhaften.

Am 22. April erschien der Hauswirth Borri's mit verlegener Miene im Speisesaale und sämmtliche dem Arzte das Eintreffen eines kaiserlichen Commissärs an, der Befehl habe, ihn zu arretiren. Offenbar hatte der Wirth die Rolle des Verräthers gespielt, wenn er auch vorgab, daß Borri's Aufenthalt und Name du.ch Reisende nach Wien gemeldet sei. Der Rittmeister, ein Landsmann Borri's, aus Florenz gebürtig, behandelte den Verhafteten mit größter Artigkeit und theilte ihm mit, daß er in Verdacht stehe, Verbindungen mit einem der Oberhäupter der Verschwörung, Stephan Tökölh, zu haben. Borri nahm Abschied von seinen falschen Freunde, stieg mit dem Rittmeister in die bereitgehaltene Kutsche, die Escorte zwei Dragoner, setzte sich in Trab, und fort ging es auf Wien zu. —

Die Unterhaltung der beiden Reisenden ward wesentlich dadurch gefördert, daß sie Landsleute waren und sich in italienischer Sprache ihre Mittheilungen machen konnten. Im Verlaufe des Gespräches äußerte Scotti:

„Lieber Freund, mich dünkt, Sie müssen große Feinde unter

* Zrinyi wurde auf der Jagd erschossen, wahrscheinlich von dem sehr übelberüchtigten Nadasdy.

der hohen Geistlichkeit, eben Ihrer Wissenschaften wegen, haben; denn sogar der Nuntius des Papstes zählt zu Ihren Gegnern."

„Dann," entgegnete Borri, „erkenne ich die wahrhafte Ursache meiner Gefangennehmung."

Scotti theilte dem Gelehrten ferner mit, daß der Kaiser Leopold seit längerer Zeit an einem schleichenden Uebel leide, dessen kein Arzt Herr werden könne.

„Man sagt," fuhr der Rittmeister fort, „der Kaiser habe Gift bekommen."

„Sollten seine Aerzte das nicht bemerkt haben?" sagte Borri, „und können sie alsdann das Gift nicht aus dem Körper jagen? Mich würde eine solche Aufgabe nicht in Verlegenheit setzen, sobald ich mich von dem Vorhandensein des Giftes überzeugt haben würde. Der Kaiser wäre in diesem Falle der Erste nicht. Vielleicht bin ich berufen, den, der mich verfolgt und gefangennehmen läßt, zu heilen. Mein lieber Landsmann, erlösen Sie mich vom Kaiser, daß, wenn er wirklich Gift erhalten habe, so wolle ich ihn davon befreien, um zu zeigen, daß ich keiner Rache wegen der mir durch meinen Arrest geschehenen Beleidigung fähig bin."

Scotti versprach, dem Kaiser von der möglichen Hülfe Nachricht zu geben.

Am 28. April Mittags kamen die Reisenden in Wien an. Borri's Gefangniß befand sich im Gasthofe zum Schwan. Zehn Tage vorher waren in eben diesem Hause zwei Hauptführer der Verschwörung, Peter Zrinyi und Frangipani, eingeschlossen gewesen. Sie hatten sich nach Wien begeben, um sich dem Kaiser freiwillig zu stellen. Zrinyi saßen sie zu Neustadt in enger Haft. Es liefen einige Menschen zusammen, als Borri vor dem Thore des Gasthauses ausstieg. Am Fenster aber erregte seine Ankunft wenig Aufmerksamkeit, da die Einbringung ungarischer Gefangener bereits ein alltägliches Schauspiel für die Bewohner Wiens geworden war.

Borri ward mit großer Höflichkeit behandelt, „Herr Arrestant" von den wachthabenden Soldaten angeredet und in das beste Zimmer geführt. Allein gelassen und eingeschlossen warf der ermüdete Gelehrte sich auf das einfache Ruhebett und verfiel in tiefen Schlummer. Er mochte bereits mehrere Stunden geschlafen haben, als ihn das Klirren der Thürschlösser weckte. Er richtete sich empor. Es war schon finster geworden. Die Thür öffnete sich, und Borri sah seinen Landsmann Scotti, der in einen Mantel gehüllt war und eine Blendlaterne trug, eintreten.

„Geschwind," begann der Rittmeister, „machen Sie sich fertig."

„Soll ich schon ein Verhör bestehen?"

„Nein. Der Kaiser will Sie sprechen. Ihr Auf als Arzt ist ihm bekannt. Bei meinem Rapporte nahm ich die Gelegenheit wahr, dem hohen Kranken Ihr Anerbieten mitzutheilen. Der Herr besitzt auf Sie, mußte aber die Nacht abwarten, da er nicht will, daß Etwas davon in's Publikum komme, denn Sie sind ihm als einer der hartnäckigsten Ketzer geschildert worden."

„Hätte mich mein Gewissen der Ketzerei beschuldigt," sagte lächelnd Borri, „so hätte mich der Kaiser nicht gefangen. Meine innere Ruhe, mein Eifer, das Elend meiner Mitmenschen zu erleichtern, geben mir die Kraft, meine Verhaftung ruhig zu ertragen. Gehen wir. Meinen Dank, Scotti, für Ihre Empfehlung, mit der Sie aber fälschlich auch dem Kaiser einen Dienst erwiesen."

Arm in Arm wandelten die Beiden durch die dunklen Gassen, bis sie vor der Hofburg angelangt waren. Hier übergab Scotti seinen Gefangenen dem Kammerdiener, der den Arzt durch eine lange Reihe von Zimmern bis in das kaiserliche Vorgemach geleitete, woselbst er ihn niederzusitzen bat; der Kaiser werde ihn rufen lassen.

Borri befand sich nicht allein. Verschiedene Personen führten eine lebhafte Unterhaltung. Der Gelehrte hatte die sein Haupt bedeckende Kapuze zurückgeschlagen und zeigte sein intelligentes, edles Gesicht offen. Er bemerkte, daß er der lebhafte Gegenstand der Unterredung zweier Geistlicher war, welche sich die Ursache seiner Anwesenheit nicht zu erklären vermochten.

Nach Verlauf einer Viertelstunde trat ein Kammerherr des Kaisers in das Gemach, erfuchte die Anwesenden höflich, sich zu entfernen, und gab Borri einen Wink, ihm zu folgen. Sie durchschritten wieder einige Zimmer und blieben vor einer mit Sammet beschlagenen Thüre stehen. Der Hofherr öffnete, bob den schweren Vorhang zurück und winkte dem Arzte einzutreten. Borri befand sich im Cabinet des Kaisers.

Das Gemach, an sich düster, ward durch zwölf Kerzen erhellt, welche auf silbernen Leuchtern, von denen jeder in drei Arme auslief, brannten. Verschiedene große Gemälde, meist Scenen aus dem Leben der Heiligen darstellend, zierten die Wände. Neben diesen Bildern befanden sich auf Consolen alterlei Curiositäten. Zur Seite eines kleinen Arbeitstisches stand ein sehr großer Betstuhl, über welchem ein prächtig gearbeitetes Crucifix hing. Die Fensthervorhänge waren geschlossen. Das Halbdicht, welches trotz der Beleuchtung im Zimmer herrschte, gestattete dem eingetretenen Arzte anfangs nicht, die Gegenstände genau zu unterscheiden. Nach und nach traten sie deutlicher hervor, und Borri erblickte ein in kleinen Mann, der neben dem Arbeitstische, in einem Armstuhl sitzend, einige unaufständige Bewegungen machte. Es war der Kaiser Leopold. Der kranke Herr trug einen grünseidnen Schlafrock, auf dem Kopfe eine Mütze, die in eine Art von Augenschirm auslief. Seine Füße waren mit Decken umwickelt. Das Gesicht zeigte eine Blässe, und war sehr eingefallen.

„Der setzen Sie Majestät," sagte der Kammerherr zu Borri in italienischer Sprache. Der Arzt trat einen Schritt vor und verbeugte sich.

„Ihr seid der mailändische Cavagliere?" begann der Kaiser mit einer Stimme, die vor Frost zu zittern schien, obwohl der Kamin eine behagliche Wärme ausströmte.

„Zu dienen, Ew. Majestät!"

„Mir thun's leid, Euch als Gefangenen hier zu sehen, aber Ihr seid es gegenwärtig nicht."

„Ohne gefangen zu sein, würde ich nicht das Glück gehabt haben Ew. Majestät zu sehen."

„Von Eurer Wissenschaft habe ich viel Rühmliches gehört, wiewohl Ihr in anderer Hinsicht ein gefährlicher Mann sein sollt!"

„Beides glaube ich Ew. Majestät gern. Denn in der Welt folgt die Verfolgung immer dem Lobe nach."

„Bewegen geht Ihr Euch mit Religionssachen ab? Ueberlast das der Geistlichkeit."

„Ich halte die Religion für einen großen Schatz. Wurm sollte ich nicht mit ihr beschäftigen?"

„Ihr seid katholisch?"

„Ja, Majestät."

„Habt aber, wie man mir sagt, Eure Religion schon einige Mal geändert, und sollt Sister einer neuen sein."

„So sagen meine Feinde, welche auch zugleich die Feinde Ew. Majestät sind."

„Wie meint Ihr das?"

„Nur Diejenigen, welche weder Religion noch Menschenliebe kennen, haben mich hierhergebracht. Weil die Leute, welche dem freien Gedanken Fesseln anlegen wollen, immer die Feinde Gottes sind, so können sie nicht die Freunde Ew. Majestät sein, von der ich so Etwas nicht erwarte."

Hier machte der Kammerherr die Bemerkung: „Dem Cavagliere steigt die Inspiration in das Gehirn!"

„Wer ist der Mensch," rief Borri mit verächtlichem Achselzucken, „der sich erdreistet von Inspiration zu sprechen?"

„Es ist mein Kammerherr," sagte begütigend der Kaiser. „Er hat zuweilen lustige Einfälle."

„Er möge sie in meiner Gegenwart hinunterschlucken," entgegnete der Arzt mit strengem Tone. „Es verdrießt mich schon genug, dergleichen Leute in der Umgebung Ew. Majestät zu sehen."

„Nicht so empfindlich, mein guter Cavagliere," rief Leopold, „wollte ich mich über alle dergleichen Bemerkungen ärgern, wäre ich längst in die Grube gefahren."

„Ich schweige nie, Majestät, wenn es gilt, meine Ansicht auszusprechen. Bevor ich also das Glück habe, weiter mit Ew. Maj. sprechen zu dürfen, stelle ich die Bedingung: daß jener Mensch schweige." *

Der Kaiser winkte dem Kammerherrn mit der Hand. Dieser trat zurück.

Von der bigotten Richtung Leopold's zeugte diese Unterhaltung am deutlichsten. Statt den Arzt über seinen Zustand, der offenbar gefährlich war, zu befragen, ließ sich der Kaiser zunächst mit dem Philosophen, d. h. Ketzer, in religiöse Plänkeleien ein. Das Gespräch drehte sich nun um Borri's schon oben angeführte Behauptungen in Betreff der heiligen Dreieinigkeit. Leopold prüfte die theologischen Kenntnisse des Arztes, seine Ansichten über die

* Wörtliche Unterredung des Borri mit Leopold I., n. d. Bericht des Cardinals Pallavicini.

Mutter Maria und dergleichen mehr, ein Examen, bei welchem die Dialektik Borri's immer den Sieg davon trug.

Endlich sagte der Kaiser: „Euch steht in Rom eine Verantwortung bevor. Möge sie von keinen üblen Folgen begleitet sein. Nun aber höre ich, Ihr gebt Euch mit chymischen Heilungen ab; darüber möchte ich Euch lieber hören, als über theologische Dinge. Was habt Ihr von meinem Zustande gehört?"

„Nichts als die Vermuthung: Ew. Majestät sollen Gift bekommen haben. Um aber meine Ansichten darüber aussprechen zu können, müßte mir der Leibarzt Ew. Majestät die Ordination verlegen, ich könnte mich dann bestimmter äußern."

Auf Befehl des Kaisers ward nach dem Leibarzt gesendet. — Allein mit dem Kaiser geblieben, heftete der Arzt seine forschenden Blicke auf die zusammengefallene Gestalt des Kaisers, besichtigte dann die Haut des Leidenden und ließ endlich seine Augen die Wände entlang, bis zur Decke des Zimmers schweifen, musterte sodann alle Gegenstände mit großer Aufmerksamkeit und blickte schließlich wieder zur Zimmerdecke empor, unverwandten Blickes mit zusammengezogenen Augenbrauen, als wollte er sich hineinbohren in die Blumen und Schnörkel, welche, in reicher Stuccaturarbeit ausgeführt, den Plafond des kaiserlichen Zimmers bedeckten. Die Augen des Kaisers folgten ängstlich den Blicken und Bewegungen Borri's. Der arme Kranke flehete leise. Er erwartete den Ausspruch des Arztes, eine Vermuthung, einen Trostspruch.

„Nun, Borri," keuchte er. „Was meint Ihr?"

„Meine Vermuthung," entgegnete der Arzt mit fester Stimme, „ist fast zur Gewißheit geworden. Ew. kaiserliche Majestät haben Gift bekommen."

„Heilige Mutter, erbarme Dich!" schrie der Kaiser.

„Ich muß, wie gesagt, und den Leibmedicus sprechen. Doch glaube ich, er wird meine Ansicht theilen. Ebenso kann ich auch mit Bestimmtheit die Heilung Ew. Majestät voraussagen. Es ist noch Zeit dazu."

„Und woraus schließt Ihr auf Vergiftung? Meine nächste Umgebung speiset mit mir fast aus derselben Schüssel. Bemerkt Ihr an meinem Körper Etwas?"

„Mein Kaiser," sprach Borri, „nicht der Körper Ew. Maj., sondern die Luft Ihres Wohn- und Schlafzimmers ist vergiftet. Sobald der Leibmedicus gekommen ist, wollen wir Anstalten treffen, daß Ew. Majestät andere Zimmer beziehen."

„Wie wollt Ihr das wissen, da ich Nichts davon verspüre?"

„Ew. Majestät sind zu stark an den giftigen Dunst gewöhnt, als daß Sie es bemerken könnten."

„Und wo sollte dieser Dunst herkommen?"

Der Arzt ging langsam und feierlich auf die vergoldeten Gueridons zu, auf welchen dreiarmige Leuchter mit brennenden Kerzen standen. Er nahm die Leuchter herab, trat an den Tisch des Kaisers und stellte sie zu den andern Leuchtern. Zwölf brennende Kerzen befanden sich dicht bei einander.

„Woher der Dunst kommt?" sagte Borri, seine Hand ausstreckend. „Von Ihren Wachskerzen, Majestät. Sehen Sie nicht das rothe Feuer der Flamme?"

In diesem Augenblicke trat der Kammerherr ein.

„Das Feuer ist sehbar," entgegnete der Kaiser, „scheint mir aber nicht ungewöhnlich."

„Sie bemerken den feinen, weißen Dunst nicht, der den natürlichen Wachskerzen nicht eigen ist?"

„Meine Augen sind so schwach. Seht Ihr es, Kammerherr?"

Der Gerufene mußte bejahend antworten.

„Ihre Augen," sagte Borri verächtlich, „sind besser als ihr Gebirn, Herr Kammerherr."

Der Leibarzt des Kaisers erschien.

„Ihr kommt recht," rief der Kaiser. „Hier dieser Cavagliere behauptet, die Luft meines Zimmers sei vergiftet. Habt Ihr die Ordinaten bei Euch?"

„Hier, Majestät; sie sind vom ersten Tage Ihrer Unpäßlichkeit an gefiltrirt," sagte der Leibarzt.

Borri durchsah die Papiere. Er fand die Verordnungen vollständig richtig und unschädlich. Der Leibarzt, erfreut über diese Anerkennung, ließ sich Borri's Argwohn mittheilen.

„Sehen Sie," rief Borri, „Doctor, sehen Sie den feinen, schnellaufwirbelnden Dampf? Jetzt betrachten Sie die Zimmerdecke. Sehen Sie den Absatz, welchen der Dunst dort oben schon abgelagert hat?"

„Ich sehe Alles und beuge mich vor Ihrem Scharfblick, Cavagliere," sagte der Doctor. „Ich gestehe Ew. Majestät, daß ich seit einigen Tagen bereits Verdacht schöpfte."

„Brennen Majestät überall solche Kerzen?" fragte Borri. „Es wäre wichtig, zu wissen, ob im Gemache der Kaiserin auch derlei Lichter benutzt werden."

Der Kammerherr mußte zwei brennende Kerzen aus dem Zimmer der Kaiserin holen. Man verglich die Flammen. Die Lichter des Kaisers brannten in düsterrother, unruhiger Flamme, ein feiner Dunst, der gleich einem Schleier den oberen Theil der Kerze einhüllte, ward durch häufige Funken zerrissen, welche von dem Dochte abspritzten und gleich elektrischen Entladungen knisterten. Die Kerzen aus den Zimmern der Kaiserin brannten ruhig, wie jede gewöhnliche Wachskerze.

„Hier steckt das Gift," rief Borri triumphirend, seine weiße, verkücherte Hand auf einen Leuchter des kaiserlichen Zimmers legend. „Soll ich jetzt Ew. Majestät zeigen, daß diese Kerzen ein feines Gift auswerfen?"

„Ohne Weiteres."

Borri schloß die Thüre des kaiserlichen Gemaches. Er und der Leibarzt löschten sogleich die verdächtigen Kerzen. Dann traten Beide in einen Winkel, nahmen eine silberne Schüssel und begannen über derselben das Wachs der Kerzen von dem Dochte abzulösen. Sobald letzterer bloßgelegt war, theilte Borri dem Kaiser seine Ansichten mit. Leopold ließ den Kammerdiener rufen und befahl, daß der ganze Vorrath von Lichtern in sein Zimmer geschafft werde. Sie wurden aus den Schränken im Vorzimmer genommen. Ihr Gewicht betrug nach dreißig Pfund. Borri zeigte dem Kaiser sogleich eine auffallende Erscheinung: jede Kerze war oben und unten mit einem gedrehten Kränzchen eingefaßt, offenbar um sie nicht zu verwechseln. — Eine genaue Untersuchung ward vorgenommen. Sie ergab, daß die Dochte der für das kaiserliche Zimmer bestimmten, besonders gezeichneten Kerzen reichlich mit Arsenik getränkt waren. Es ward ein Hund eines Küchenjungen herbeigeschafft, in ein Seitencabinet gesperrt, und es wurde ihm eine Schüssel mit Fleisch vorgesetzt, zwischen welches man kleingeschnittene Stückchen der aus den Kerzen gezogenen Dochte gemischt hatte.

Unterdessen brachte man den Kaiser in andere Gemächer. Auf Befehl des Monarchen mußte Jeder das tiefste Stillschweigen über die ganze Begebenheit beobachten. Borri und der Leibarzt gingen in die Schloßapotheke, entfernten hier alle Gehilfen und bereiteten eigenhändig ein Gegengift für den Kaiser. Borri analysirte sofort die Bestandtheile der getünchten Dochte und erhielt aus ihnen einen reichhaltigen Niederschlag von Arsenik. Er hatte angeordnet, daß man ihn rufen möge, sobald der Hund Unruhe zeige, die Wirkung des Giftes war aber so schnell, daß Borri den Hund schon todt fand, als er zum Kaiser zurückkehrte. Beide Aerzte begannen die Heilung des Kaisers noch an demselben Abende. Borri's Medicin bestand besonders in schweißtreibenden Mitteln, er wendete diese Cur stets bei Vergiftungen an.

Leopold hatte kaum sein Zimmer geändert, als er auch den Befehl gab, den Lieferanten der Wachskerzen zu arretiren. Als solcher ward der Jesuiten-Procurator ermittelt — aber — nicht mehr in Wien angetroffen. Borri blieb auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers in der Nähe und behandelte den Monarchen, dessen Besserung täglich zunahm. Der Leibarzt unterstützte den Gelehrten auf's Beste, und am 19. Mai konnte der Kaiser bereits wieder ausfahren.

Fortwährend hatte er Unterhaltungen mit Borri, der ihm genauen Bericht über das medicinische Verfahren erstatten mußte. Der Arzt hatte die Wirkungen des Giftes und dessen Quantum auf das Schärfste ermittelt und sogar die an der Decke befindliche Ablagerung chemisch untersucht. Er behielt zwei Kerzen als Beweise zurück, die übrigen wurden zu den Analysen verwendet. Das Gewicht der Kerzen betrug 24 Pfund, das der getünchten Dochte $3^1/_2$ Pfund, woraus Borri schloß, daß die Giftmasse $2^1/_4$ Pfund betragen müsse. Als der Kaiser diese Resultate vernahm, äußerte er: „Da hätten sie mich in einigen Monaten auf Patres schicken können." Borri speiste am kaiserlichen Tische und ward sehr ausgezeichnet, zum nicht geringen Aerger seiner geistlichen Feinde, die indessen des Kaisers Wankelmuth gut genug kannten, um zu wissen, daß ihnen ihr Opfer dennoch nicht entgehen werde. Dieselbe Ansicht herrschte unter den Eingeweihten am Hofe. Scotti betrachtete

* Bericht des Cardinals Passioni.

Pachelbel'sches Haus, in welchem Wallstein ermordet wurde.

Albrecht Graf von Waldstein, Herzog zu Friedland.
Schloß zu Eger, wo Tryka, Kinsky, Ilow und Neumann meuchlings fielen.
Auf Holz gezeichnet von Herbert König.

Schloß Friedland.

seinen berühmten Landsmann nur mit Blicken des Mitleids, und der Leibarzt äußerte unumwunden: „Lieber Borri, die Stellung des Kaisers hat Ihre Feinde nur vermehrt. Wer hier den Haß der Priester sich zugezogen, ist als verloren anzusehen. Sie werden Ihr Schicksal in Rom vollendet sehen."

„Meinen Geist," entgegnete Borri, „schlägt keine Verfolgung nieder." *

Es dürfte kaum glaublich erscheinen, daß Leopold in der That seinen Lebensretter der Gewalt des Officiums in Rom auslieferte, wären nicht leider in der Geschichte ähnliche Beispiele genug vorhanden.

Am 14. Juni 1670 verabschiedete der vollständig geheilte Leopold seinen Arzt Borri. Er dankte ihm innig und mit Thränen in den Augen, und bedauerte (!), daß er nicht jene Erkenntlichkeit zeigen könne, die er dem Arzte nach der Empfindung seines Herzens schuldig sei. Borri habe sich aber im Punkte der Religion so weit „verstiegen, daß es nothwendig sei, ihn von seinem Irrthume zu heilen." Der Papst werde eine Commission niedersetzen. „Doch habe ich," fuhr der Kaiser fort, „einen Revers durch den päpstlichen Nuntius ausstellen lassen, daß Euch in keinem Falle an Leib und Leben Etwas geschehe. Mein Gesandter in Rom wird Euch das in Gegenwart der päpstlichen Commission eröffnen. So lange Ihr lebt, wird Euch von mir oder meinen Erben jährlich die Summe von 200 Ducaten gezahlt werden, als Merkmal, was Ihr an mir gethan. Kommt Ihr in Sachen der Religion zu besserer Ueberzeugung, so werde ich sehen, was zu thun ist. Gott nehme Euch in seinen Schutz — dies ist mein Wunsch. — Lebet wohl!" — —

Er reichte dem Arzte die Hand zum Kusse, die Borri mit seinen Thränen benetzte, Thränen der Rührung und — des Bedauerns. Am folgenden Tage ward der Gelehrte unter Bedeckung nach Rom geführt. — Der Procurator war und blieb verschwunden. Die schwarze That aber ward verschleiert, und noch wie vor herrschen die Finsterlinge und ihr Einfluß. Und Borri?

Er ward zu Rom in der Engelsburg in lebenslänglicher Haft gehalten. Anfangs durfte er die Burg nie verlassen. Endlich aber erhielt er so viel Freiheit, daß er ungehindert aus- und eingehen, auch ärztliche Curen verrichten durfte. Dies verdankte er dem energischen Auftreten des französischen Marschalls d'Estrées, den er zu Rom von schwerer Krankheit heilte. Er vollendete nun später noch viele namhafte Curen und starb im Jahre 1681. Der Jesuiten-General Pater Gonzalez besuchte ihn oft in der Engelsburg und wendete Alles an, um von ihm das Arcanum zu erlangen, wodurch er die Gifte aus dem menschlichen Körper trieb. Gonzalez legte ihm sogar ein Normalax eines Aufschutzgenusses vor und versicherte ihn der vollkommenen Freilassung. Borri schlug aber die Entrechung des Geheimmittels, immer ruhig lächelnd, mit den Worten ab: „Diese Wissenschaft verträgt sich nicht mit den Regeln des heiligen Ignatius von Loyola." * — In Wien ward die Sache bald vergessen. Die Hinrichtungen der ungarischen Rebellen verlöschten das Entsetzen, welches die düstre Begebenheit erregt hatte.

Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß die That auf Antrieb der französischen Partei gegen Leopold gewagt wurde. Aus welchen Gründen, ist oben angeführt. Der sogleich bei Seite geschaffte Pater-Procurator mag irgendwo eine Entschädigung erhalten haben, ** und nach den Sätzen des Ordens war man nicht für die schlechte That eines Einzelnen verantwortlich. Am 20. September 1713 schreibt aber Prinz Eugen an Sinzendorf aus Philippsburg: „Mit der Auswahl Bentenrieder's als politischen Mitanten bin ich zufrieden und werde Sorge für die Gesundheit dieses vortrefflichen Mannes tragen, daß ihm keine Beisorgniß selbst wegen der Aqua tofana anwandelt. Man muß über Manches einen Schleier werfen, wie es Kaiser Leopold that, als er von dem unglücklichen Borri überzeugt wurde, daß sein eingesegnetes Gift von den auf seinem Tische gebrannten Wachskerzen herrührte." ***

* u. ** Bericht des Cardinals Pasticni.

*** Politische Schriften des Prinzen Eugen Band 7. S. 45.

Die geschichtlichen Helden deutscher Dichter.

Nr. 2. Wallenstein.

Von K. G. Heldig.

(Mit Abbildung.)

Neben Gustav Adolph ist keine Persönlichkeit des dreißigjährigen Krieges populärer geworden, als Wallenstein. Wenn ihm auch schon die Art, wie er endete, vorzugsweise Theilnahme verschaffte, so kam ihm doch ganz besonders die poetische Verherrlichung durch Schiller zu Gute, und wie Viele mag es jetzt noch geben, die sich den Helden so denken, wie ihn der geniale Dichter dargestellt hat. In einem weit unglücklicheren Lichte erscheint er in der Geschichte, und schon Schiller wußte dies recht wohl, wenn er auch von später zu entdeckenden Quellen eine vortheilhaftere Beleuchtung seines Charakters hoffte. Diese Quellen wurden nach Schiller's Tode in reicher Fülle aufgethan, aber im Gegensatz zu der Erwartung des Dichters ist „das früher in der Geschichte schwankende Bild" des Helden zu seinen Ungunsten fixirt worden. Es ist hier nicht blos sein Verhältniß zum Kaiser Ferdinand, was in Betracht kommt, nicht blos die Frage, ob er den Kaiser habe verrathen wollen, obschon auch diese Frage jetzt zum Nachtheil Wallenstein's erledigt ist. Wohl könnte auch ein solcher Verräther der Theilnahme werth sein, wenn er mit hohem Sinn und kühnem Wagniß auf diese Weise eine große Aufgabe verfolgt hätte, deren Lösung die Vorsehung für höhere Zwecke öfters auf solchem Wege begabten Menschen zuläßt. Davon ist aber im Leben und Charakter Wallenstein's nichts zu bemerken. Er war von seiner hohen Idee beseelt, ohne alles Wohlwollen, zweideutig und falsch, immer nur auf seinen Vortheil bedacht, und ermangelte trotz mannigfacher Begabung, welche ihn unter günstigen Verhältnissen emportrieb, doch des selten Sinns und der energischen Kühnheit, womit die großen Cäsaren der Geschichte, zunächst für sich, aber, ohne es zu wollen, auch für die Menschheit mehr oder weniger geschaffen haben.

Albrecht von Wallstein — schon von den Zeitgenossen Wallenstein genannt — der Sohn eines wenig begüterten böhmischen Edelmanns, geboren 1583 zu Hermanitz an der Oberelbe, ward nach dem frühzeitigen Tode seines protestantischen Vaters im Jesuitenseminar zu Olmütz erzogen, wo er durch den Pater Pachta, der sich seiner sehr lieboevoll annahm, katholisch gemacht wurde. Darauf bildete er sich auf Reisen im Ausland und zum Kriegsdienst in Ungarn gegen die Türken. * Der Tod seiner ersten Frau, einer alten reichen Wittwe, verschaffte ihm nach einer sechsjährigen Ehe 1614 die Mittel, dem Erzherzoge Ferdinand, dem spätern Kaiser, im venetianischen Kriege als Oberster erhebliche Dienste zu leisten, und damit hatte er die Bahn betreten, die ihn nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zu hohen Ehren bringen mußte. Denn nach der Niederlage der böhmischen Rebellen, die er energisch bekämpft hatte, brachte er, zum Theil auf unredliche Weise, in Böhmen einen großen Länderbesitz zusammen, der, nach dem Schlosse Friedland genannt, später zum Herzogthum erhoben und mit besondern Privilegien ausgestattet wurde.

Durch eine zweite Verbindung mit der jungen und liebenswürdigen Isabella von Harrach 1623 gewann er noch mehr Gunst bei Hofe und nützliche Verbindungen mit den angesehensten österreichischen Familien. Doch mit der Stellung eines reichen und stattlich lebenden böhmischen Herrn konnte sich der ehrgeizige Mann nicht lange begnügen. Bald bei ihm der Ausbruch des dänischen Krieges, in welchem Ferdinand mich länger von der katholischen Liga abhängen wollte, die günstigste Gelegenheit, der Oberfeldhauptmann eines Heeres zu werden, das er ohne Beschwerde des Kaisers aus eigenen Vorschüssen und Contributionen zu organisiren versprach. Bewunderungswürdig war das Geschick, mit dem er mich etwa 25,000

* Wallenstein hat nicht in Altorf studirt und ist nicht in Burgau katholisch geworden, das sind von Schiller benutzte Sagen, wie sie in der Geschichte jedes bedeutenden Mannes vorkommen.

Mann, wie der Kaiser gewollt hatte, sondern nach und nach gegen 100,000 Mann zusammenbrachte und zusammenzuhalten verstand, so daß Freunde und Feinde zwei fünf Jahre lang von seinen ihm ganz ergebenen Soldaten furchtbar ausgenutzt wurde. Denn er war stets aufmerksam und thätig, durch vornehme Verschlossenheit wie durch äußere Prunkentfaltung imponirend, genau und streng, aber auch freigebig und nachsichtig, je nachdem es sein Vortheil erheischte.

Den Grafen von Mansfeld zu verjagen und den bereits von Tilly geschlagenen König von Dänemark zum Frieden zu bringen, das war unter solchen Umständen keine große Arbeit. Dabei behielt der Herzog Zeit und Kraft genug, unter dem Vorwand, des Kaisers Stellung im Reiche zu sichern, den größten Theil des protestantischen Deutschlands zu besetzen und sich selber verklärlig wider alles Recht des Herzogthums Mecklenburg zu versichern. Der Kaiser war bei diesem Gebahren seines Feldherrn oft bedenklich gewesen, fügte sich aber, von den Gönnern des Herzogs beruhigt, theils aus Furcht, theils in der Hoffnung, die gesammte kaiserliche Autorität im Reiche, besonders im Interesse der katholischen Kirche, wiederherzustellen. Dies sollte 1629 zunächst durch das Restitutionsedict, d. h. durch den Befehl, alles seit 1552 der katholischen Kirche entfremdete Besitzthum zurückzufordern, bewerkstelligt werden. Doch in Norddeutschland zögerte der Herzog mit der Ausführung desselben, weil er bei der Erbitterung der Protestanten und der Nähe Gustav Adolph's, der schon des Herzogs Absichtliche Autorität im Reiche, besonders im Interesse der katholischen Kirche, wiederherzustellen. Dies sollte 1629 zunächst durch das Restitutionsedict, d. h. durch den Befehl, alles seit 1552 der katholischen Kirche entfremdete Besitzthum zurückzufordern, bewerkstelligt werden. Doch in Norddeutschland zögerte der Herzog mit der Ausführung desselben, weil er bei der Erbitterung der Protestanten und der Nähe Gustav Adolph's, der schon des Herzogs Absichten auf Stralsund hatte vereitelu helfen, seine Stellung gefährdet glaubte. Denn er opferte stets das confessionelle Interesse dem politischen Vortheile auf, schien bald den Jesuiten, bald den Evangelischen gewogen, wie es die Verhältnisse mit sich brachten.

Doch plötzlich kam der Schlag von einer andern Seite. Max von Baiern und die andern katholischen Kurfürsten nöthigten jetzt, wo seine Gefahr mehr zu drohen schien, mit Hinweis auf den Ruin des Reichs 1630 in Regensburg den Kaiser zur Entlassung des Herzogs und zur Reduction des Heeres, das mit dem der Liga vereinigt unter Tilly's Oberbefehl gestellt werden sollte. Wallenstein, der es nicht wagte, gegen den Willen des Kaisers den Reichsfürsten entgegenzutreten, fügte sich und ging voll bittern Grolles nach Böhmen zurück, wo er theils auf seinen Gütern, theils in Prag fernerhin mit mehr als fürstlicher Pracht lebte.

Während dieser Zeit war Gustav Adolph im Juni 1630 zum Schutze seiner Interessen wie zur Rettung seiner Glaubensgenossen in Pommern gelandet. Besonnen und kühn vorwärtsschreitend machte er in sünfzehn Monaten Norddeutschland frei und drang nach Tilly's Niederlage bei Leipzig bis Ende des Jahres 1631 den Main entlang nach Mainz. Fast der Herzog während dieser Zeit seine Beamten in Mecklenburg nicht gerade im Interesse des vom König bekämpften Tilly instruirte, mag in seinem Groll gegen Max von Baiern seine Erklärung finden. Höchst auffällig aber sind die Versuche Wallenstein's, durch geheime Agenten mit Gustav Adolph anzuknüpfen, der jedoch die Anerbietungen des Herzogs höflichst ablehnte. Auch den Sachsen, den Bundesgenossen der Schweden seit dem September 1631, hatte der Herzog insgeheim die Einnahme Prags erleichtert. Da er jedoch durch diese Umtriebe nichts gewann, so entschloß er sich, die durch die Unglücksfälle der Kaiserlichen ihm eröffneten Aussichten zu benutzen und den seit lange an ihn gestellten Bitten Gehör zu geben; er übernahm im December 1631 zur Werbung eines neuen Heeres für den Kaiser, jedoch nur auf drei Monate, den Oberbefehl. Mit wunderbarer Energie war bis zum Frühjahr ein tüchtiges Heer schlagfertig gemacht. Der Herzog versprach, dem Wunsche des Kaisers gemäß den jetzt wieder auf dem Kriegsschauplatz in Franken thätigen Tilly zu unterstützen, der von Gustav Adolph nach der Donau verfolgt wurde. Doch seine Generale betauen geheime Contreordre, und der verlassene Tilly warf im April 1632 am Lech von den Schweden geschlagen, welche zur Freude des Herzogs siegreich in Baiern vordrangen. Kurze Zeit darauf hatte Wallenstein sich endlich zur definitiven Uebernahme des Oberbefehls entschlossen, den kein Anderer übernehmen konnte, wenn das Heer in gutem Stande bleiben sollte, aber gegen Bedingungen, die den Herzog zum Kriegsherrn, den Kaiser zum Diener machten. Daneben hatte er sich, außer der Sicherung seines Besitzthums, ein kaiserliches Erbland und den Besitz eines zu erobernden Landes mit der Kurwürde als Lohn ausbedungen. Nur die größte Mäßigung des Herzogs konnte ein solches Verhältniß dem Kaiser erträglich machen.

In der nächstfolgenden Zeit blieben Beide fast ein ganzes Jahr lang mit einander in gutem Vernehmen. Da der Herzog Sachsen bedrohte, eilte Gustav Adolph aus Baiern zurück und verstand sich zur Concentrirung seiner Truppen in Nürnberg. Dorthin kam auch der Herzog und wartete klüglich in der sehr festen Position bei Fürth, bis Gustav sich in der ausgesogenen Gegend nicht mehr halten konnte. Der endliche Angriff der Schweden auf das kaiserliche Lager wurde von Wallenstein kräftig abgewiesen, und Gustav Adolph ging wieder über die Donau nach Baiern. Statt nachzufolgen, wie der König hoffte, wendete sich Wallenstein nach Sachsen; er gönnte den Schweden die Winterquartiere im Lande seines Feindes. Doch Gustav Adolph eilte zurück und überraschte die Kaiserlichen bei Lützen. Der König fiel den 6. (16.) November 1632, aber Wallenstein mußte geschlagen den Kampfplatz räumen und während des Winters sein Heer in Böhmen reorganisiren. Der ganze Feldzug hatte von Wallenstein's besonnener Kriegführung, aber von seiner höhern militärischen Begabung desselben Zeugniß gegeben.

Die Feindseligkeiten der Schweden im südwestlichen Deutschland während der ersten Monate des Jahres 1633 nöthigten den Herzog, dem bedrängten Max allerhand Versprechungen zu machen, die er nicht erfüllte, obgleich er sie erfüllen konnte. Er wendete sich im Frühjahr nach dem von den Sachsen besetzten Schlesien. Statt aber die demoralisirten Truppen des kursächsischen Generals Arnim nach Sachsen zurückzuwerfen, knüpfte er unerwartet mit Arnim geheime Verhandlungen an, welche bis auf den Herbst hinein fortgesetzt wurden. Allerdings konnten diese zum Vortheil des Kaisers gedeutet werden, aber Mißtrauen mußten sie in Wien erregen, da Wallenstein dem Kaiser jede Auskunft darüber versagte und dem immer mehr bedrängten Kurfürsten Max jede Hülfe verweigerte. Einen bestimmten Plan hatte damals der Herzog sicherlich noch nicht gefaßt, da er überhaupt ein Zauderer war und immer schwankend günstige Gelegenheiten suchte. Jedenfalls dachte er aber schon jetzt daran, den bairischen Kurfürsten zu demüthigen und sich selbst auf einen Lohn zu verschaffen, wie ihn der Kaiser hatte in Aussicht stellen müssen. Dieser hatte bei der zweiten Bestallung auf die Rheinpfalz hingewiesen. Doch nach Gustav Adolph's Tode hatte Wallenstein in's Geheim vom Kaiser die Aechtung des Kurfürsten von Brandenburg und dieses Land nebst Pommern, später aber, da der Kaiser nicht darauf eingehen wollte, Würtemberg und Hessen verlangt. Da trotz der Unterstützung dieser Projecte durch die spanische Regierung der Kaiser sich verklärlig nicht entscheiden wollte, so dachte der Herzog sich selber zu helfen und suchte unter allerhand Intriguen eine vortheilhafte Situation. Doch mußte er merken, daß seine Stellung unsicher wurde, und hielt es für zweckmäßig, nach langer Wasserruhe etwas zu unternehmen. Daher übersiel er nach dem Abzuge Arnim's den 1.–11. October bei Steinau an der Oder die noch zurückgebliebenen schwachen Feinde und suchte sich den wiederholten dringenden Forderungen des Kaisers zur Unterstützung des Max gegen die an der Donau siegreich vordringenden Schweden durch Verrohung der Lausitz und der Mark Brandenburg zu entziehen. Da aber mit der Einnahme Regensburgs durch Bernhard von Weimar Böhmen bedroht war, mußte endlich Wallenstein im November mit dem größten Theile des Heeres nach Böhmen zurückgehen. Er sollte nach dem Wunsche Ferdinand's an der Donau vordringend dem Kurfürsten Max Luft machen. Statt dessen vertheilte er die Truppen in die böhmischen Garnisonen: er selbst nahm sein Hauptquartier in Pilsen. Alle Vorstellungen des Kaisers, daß sich Wallenstein gegen Bernhard in Bewegung setze oder wenigstens das arg mitgenommene Böhmen durch eine andere Disposition der Winterquartiere erleichtere, wurden schnöde zurückgewiesen. Der Kaiser mußte sich dem trotzigen Willen seines Generals fügen, der damals des Heeres ganz sicher zu sein schien.

Der Herzog machte sich nach dem, was vorgefallen war, keine Illusionen über seine Stellung zum Kaiser; er wußte, daß seine Gegner, die jetzt auch von der spanischen Regierung unterstützt wurden, seine Entfernung vom Commando durchsetzen und seine chrgeizigen Pläne vereiteln würden. Dem mußte vorgebaut werden, und so entschloß er sich gegen Ende des Jahres 1633 zur energischen Action gegen den Kaiser. Die schon im Laufe des Sommers zwischen dem Agenten des Herzogs, Kinsky, und dem Herrn von Feuquières eröffneten, aber bald wieder abgebrochenen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich wurden gegen Ende des Jahres energisch aufgenommen und führten zu einem für den Herzog günstigen Abschluß, nach welchem der König von Frankreich dem-

Digitized by Google

selben, wenn er sich gegen den Kaiser erheben wollte, zur böhmischen Krone zu verhelfen versprach. Die Ratification des Vertrags war unterwegs, als Wallenstein ermordet wurde. Mit Arnim wollte der Herzog in Pilsen verhandeln, angeblich um mit den Sachsen den Kaiser zum Frieden zu zwingen; doch sollte Arnim für die weitgreifenden, aber noch sehr unklaren verrätherischen Pläne Wallenstein's gewonnen werden. Auch jener näherte sich erst der böhmischen Grenze, als die Katastrophe eintrat. Während dieser Unterhandlungen waren die nach Pilsen gerufenen Obersten durch die Verwandten des Herzogs, Trzka und Illow, den 2. (12.) Januar 1634 mit Hinweis auf die Gefahr, den des Commandos überflüssigen General zu verlieren, bei einem tollen Banket bestimmt worden, ohne irgend eine Clausel der Verpflichtung gegen den Kaiser durch Unterzeichnung einer Erklärung eidlich zu versichern, „sich vom General nicht spalten zu lassen und Alles bis zum letzten Blutstropfen für ihn einzusetzen."

Manche dunkele Gerüchte von Wallenstein's Unterhandlungen und die Berichte von dem sogenannten „Pilsener Schluß" veranlaßten den Kaiser, zwar noch nicht sofort, wie vielfach gerathen wurde, eine scharfe Remedur eintreten zu lassen, aber doch die Entfernung des Herzogs vom Commando in der Stille vorzubereiten. Der schon früher gewonnene General Gallas, der in Schlesien commandirte, erhielt zu beliebiger Benutzung ein kaiserliches Patent vom 14. (24.) Januar, in welchem der Herzog nicht geächtet, aber das Heer des Gehorsams gegen ihn entbunden und an Gallas gewiesen wurde. Davon machte dieser erst Gebrauch, als er sich von der Lage der Dinge in Pilsen unterrichtet hatte. Dahin hatte nämlich Wallenstein noch einmal die Officiere entboten, um erwogene Beschuldigungen zu beseitigen und sich neuerdings zu versichern. Den 10. (20.) Februar hatte er ihnen mitgetheilt, daß er nichts gegen den Kaiser bezwecke, aber alle Truppen nach Prag beordert habe, um sich im Interesse seiner Officiere gegen seine Feinde am Wiener Hofe sicher zu stellen, und hatte von denselben die Unterzeichnung einer der frühern ähnlichen Erklärung mit einer loyalen Clausel erlangt, die er selbst mit unterschrieb; eine Abschrift derselben wurde zur Beruhigung des Kaisers nach Wien gesendet. Gallas aber und einige andere Officiere, unter ihnen der leidenschaftliche Gegner des Herzogs, Piccolomini, hatten sich bereits heimlich von Pilsen entfernt und durch energische Maßregeln mit Hilfe eines neuen kaiserlichen Patents vom 8. (18.) Februar, in welchem deutlich von der „Conspiration" des Herzogs gesprochen war, die Garnisonen in Prag und andern böhmischen Städten für den Kaiser verpflichtet. Dies erfuhr Wallenstein am 11./21. Februar, als er nach Prag aufbrechen wollte. Da beschloß er, sich nach Eger zu werfen, und rief den Bernhard von Weimar, mit dem er kurz zuvor bereits eine Verbindung eingeleitet hatte, zu schneller Hülfsleistung herbei. Ebenso wurde von Sachsen schleunige Hülfe begehrt. Den 14. (24.) Februar traf der Herzog, körperlich sehr leidend, in der Festung ein mit etwa 1200 Mann, darunter gegen 600 Dragoner des Obersten Buttler, eines dem Kaiser ergebenen Irländers, der ihm zufällig begegnete und ihm zu folgen gezwungen wurde. Hier überredete Buttler den Festungscommandanten, den Schotten Gorron, der anfangs auf Entsatz durch die aus dem südwestlichen Böhmen heranrückenden Kaiserlichen hoffte, durch Ermordung des Herzogs und seiner Genossen die Festung vor den sich nähernden Schweden zu retten. Den 15. (25.) Februar, Abends acht Uhr wurden bei einem Bankete auf dem jetzt verfallenen Schlosse Illow, Trzka, Kinsky und Neumann durch Buttler'sche Dragoner ermordet. Gleich darauf fiel in der Stadt, im Hause des Bürgermeisters Pachelbel, unter Leitung Buttler's durch die Hellebarde des Dragonerhauptmann Deveroux der Herzog, als er vom Lärm aufgeschreckt aus dem Bette gesprungen war. Wenn auch Piccolomini solchen blutigen Ausgang wünschte — der Kaiser hatte ihn nicht befohlen und Gallas nicht angeordnet. Es war die eigenmächtige That der Obersten, die durch rohe Gewaltthat die gnädige Aufmerksamkeit Ferdinand's zu verdienen hofften. Der Kaiser ließ sich die Execution gefallen und verfuchte in einer officiellen Schrift dieselbe als gerechte Strafe des Verbrechens seines Feldherrn rechtfertigen zu lassen. Von den nach damaliger Sitte confiscirten Nachlaße Wallenstein's behielt die Krone durch kaiserliche Gnade die Herrschaft Neuschloß in Böhmen, welche durch spätere Verheirathung seiner damals zehnjährigen Tochter Maria Elisabeth an die Grafen Kaunitz kam. Die jetzigen Waldsteine in Münchengrätz und Dux stammen von Seitenverwandten des Herzogs.

Mit meisterhafter psychologischer Divinationsgabe hatte der große Astronom Kepler schon den sechsundzwanzigjährigen Wallenstein charakterisirt, als er ihm nach damaliger Sitte das Horoskop stellte. „Er sei ernst, unruhigen Gemüths, allerhand Neuerungen begierig, finde an gemeinen menschlichem Wesen keinen Gefallen, habe viel mehr in Gedanken, als er äußerlich spüren lasse. Der Saturn in seiner Constellation könne ihm vielen Schaden bringen. Denn der mache liebloß, fetbschädig, hart, falsch, lassen Einen bald verschossen still, bald wieder leidenschaftlich ungestüm, einmal kühn, das andere Mal ohne Noth ängstlich erscheinen. Doch da der Jupiter gleich mächtig sei, so würden sich wohl diese Untugenden abwetzen, und es könnte die ungewöhnliche Natur zu hohen Ehren kommen." Zuletzt warnt er, „daß der Herzog durch sein eigenthümliches Wesen viel Volks an sich ziehen und sich zum Rädelsführer einer unzufriedenen Rotte aufwerfen könnte." Diese Charakteristik finden in Wallenstein's Leben bis an's Ende ihre Bestätigung. Dabei sei noch erwähnt, daß sich der Herzog nicht nur, wie viele seiner Zeitgenossen, einmal das Horoskop stellen ließ, sondern daß er sein Leben lang dem mystischen Triebe seiner Seele, der in der Religion keine Nahrung suchte, zur Befriedigung seiner ehrgeizigen Träumereien in astrologischen Beschäftigungen fröhnte, welche vielfach seinen klaren Blick trübten und seine Thatkraft lähmten.

Das war der historische Stoff, den Schiller nach einer mehrjährigen wohlbenutzten Unterbrechung seiner poetischen Thätigkeit, in seinem Urtheil wie an Kenntniß gereift, sein 1790 in's Auge faßte, seit 1796 ernstlicher vornahm und bis zum März 1799 in seinem Drama Wallenstein so zur Gestaltung gebracht hatte, wie es im Lager, in den Piccolomini und Wallenstein's Tod als das großartigste Erzeugniß des Schiller'schen Genius dem deutschen Volke lieb geworden ist. Denn wenn ihm auch viele bedeutende Dichten dieser Geschichte noch nicht bekannt, so stand doch auch ihm schon das Bild des historischen Wallenstein in den Hauptzügen klar vor Augen. Er hatte sich gerade diesen Stoff gewählt, um durch die in dem Unternehmen seines Helden objectiv vorliegende Idee zu einer objectiven Behandlung gemüthigt zu werden, nach welcher er in dieser neuen Epoche seiner dramatischen Thätigkeit vorzugsweise strebte. Bald aber fühlte er die ungeheure Schwierigkeit, „dieser Staatsaction in seiner Weise beizukommen und für den zwar furchtbar, aber nie edel und groß erscheinenden Helden, der nur durch Rachsucht und Ehrbegierde bewegt wurde, die Theilnahme zu erwecken." Die Schuld des Verraths gegen den Kaiser konnte und mußte er beibehalten: sie motivirte den Untergang des tragischen Helden. Aber die Verschuldung mußte gemindert, der Frevler durch die Verhältnisse zum Frevel gedrängt, der Held großartiger und edler gestaltet erscheinen, ohne daß die reale Grundlage des historischen Charakters ganz aufgegeben werden durfte.

Auch in der dramatischen Gestaltung der Handlung mußte Vieles verändert werden, wenn auch die wesentlichen Thatsachen der Geschichte festgehalten sind. Was sich von Ende Novembers 1633 bis zu Ende des Februar 1634 zugetragen hat, ist bei Schiller in beiden Dramen in einen Zeitraum von vier Tagen zusammengedrängt. Statt Gallas, der in der Geschichte die Hauptrolle spielt, tritt im Anfange des ersten Dramas Octavio Piccolomini auf, nicht, wie in der Geschichte, ein junger Mann und leidenschaftlicher Gegner des Herzogs, sondern ein gereifter und besonnener Mann, dem der Herzog in seiner strategischen Ueberlegenheit sein Vertrauen aufgedrängt hat. Er hat von Wien einen ihm schmerzlichen Auftrag bekommen: er soll dem Herzog heimlich das Heer abwendig machen, dessen für den Kaiser gefährliche Anhänglichkeit an Wallenstein in der weiteren Entwickelung der Piccolomini bis zu der unsterblichen Schilderung des Pilsener Bankets im vierten Aufzuge anschaulich gemacht wird. Doch ist diese Pilsener Verbindung im Drama nur ein vorbereitender Schritt zur Sicherstellung vor künftiger Gefahr, welche der Herzog nach entschiedener Abweihung der Forderungen des Kaisers zu fürchten hat.

Mit dem Schlusse der Piccolomini ist der Knoten gefchürzt, die Exposition zu Ende. Wallenstein steht zur Abwehr bereit, Octavio rüstet sich für seinen Kaiser zur Action. Daneben entwickelt sich das schöne Verhältniß zwischen den beiden vom Dichter geschaffenen Personen, dem Max und der Thekla, welche im Gegensatze gegen die politische Klugheit der auf der Weltbühne handelnden Charaktere das unbefangene Urtheil des Herzens, das rein sittliche Gefühl, das Dichters ideale Subjectivität vertreten. Auch für sie schürzt sich der Knoten zu Ende des ersten Drama's: es

entwickelt sich die Collision ihrer Liebe mit dem beginnenden Kampfe der politischen Gegensätze. — Im zweiten Drama mußten zur Veranschaulichung des Kampfes der im Schauspiel unmöglichen Entwickelung des lange dauernden und verflochtenen diplomatischen Intriguenspieles, wie es die Geschichte darbietet, in kurze Zeit zusammengedrängte handgreifliche Begebenheiten und lebendige Situationen treten, in denen auch die Nebencharaktere scharf hervortreten konnten. Daher erdichtete Schiller zur deutlichen Motivirung des ersten verrätherischen Schrittes des Herzogs das Aufgreifen eines allerdings auch in der Geschichte vorkommenden Agenten Wallenstein's, des Sesyma Raschin, durch die Kaiserlichen und die förmliche Verbindung des Herzogs mit den Schweden, zu welcher er nach langem Zögern von der im Drama sehr bedeutend hervortretenden Gräfin Trzka gedrängt wird. Der geschichtliche Wallenstein war in seinen Entschlüssen von Andern nicht abhängig und hat erst nach langer Vorbereitung seines Abfalls durch Verbindungen mit Frankreich und Sachsen in der höchsten Noth Rettung bei den Schweden gesucht. Gleichzeitig wird Piccolomini's Thätigkeit anschaulich gemacht, wobei der vom Dichter aus einem sehr gewöhnlichen Charakter zu einer sehr interessanten Persönlichkeit gestaltete Buttler bedeutend hervortritt. Denn der Dichter ließ ihn, der sich aus gekränktem Stolze selbst mit Aufopferung seiner Soldatenehre an den Herzog angeschlossen hatte, wie er erfährt, daß ihn nicht der Kaiser, sondern der Herzog gedemüthigt habe, zum Todfeinde Wallenstein's werden, den, mit der klarsten Besonnenheit eines rachgefälligen Herzens menschlings zu Grunde richtet. Weiterhin sind die allmähliche Entfernung der Obersten aus Pilsen, der Lärm im Lager auf die Nachricht vom Verlust der Stadt Prag, die Empörung der Trzka'schen Regimenter, das Austreten der Wallonen erst zu Gunsten des Herzogs, dem sie Verrath nicht zutrauen können, dann aber die Trennung derselben von ihm und der Abschied ihres Führers Max, der seiner Pflicht getreu auf ihn und die Braut hat verzichten müssen — dies Alles sind höchst sinnreiche und mit historischem Sinn gestaltete Erfindungen des Dichters, die als lebensvolle Handlungen die endliche Katastrophe trefflich vorbereiten. Der vor dem Entschluß schwankende und von der Trzka bestimmte Herzog kommt gerade jetzt nach diesen unerwarteten Schicksalsschlägen, nach dem Verlust der beiden Freunde in entschiedener männlicher Selbstbestimmung als klarer und fester Held zur vollsten Geltung. Die Katastrophe selbst wird, abgesehen von der idealisirten Stimmung des Herzogs und vom Charakter der dabei thätigen Personen, im Ganzen der Geschichte entsprechend dargestellt. Doch waren die Schweden nicht unter dem Rheingrafen, der damals am Rhein stand, sondern unter Bernhard von Weimar. Ein Gefecht, in welchem Schiller den unglücklichen Max den Tod suchen und finden läßt, hat nicht stattgefunden.

Und nun sei zum Schluß noch kürzlich darauf hingewiesen, wie meisterhaft der geniale Dichter nicht etwa blos in dem köstlichen Vorspiel „Wallenstein's Lager", sondern durch beide große Dramen hindurch, theils in gelegentlichen Aeußerungen, theils in passenden Schilderungen ein historisch treues, wenn auch poetisch verklärtes Bild der Zustände jener Zeit und der wichtigsten historischen Momente des Kriegs gegeben hat, welches der von uns entwickelten Thätigkeit der handelnden Personen eine echt geschichtliche harmonische Färbung giebt. Mögen die Historiker auch hier manche Einzelheiten zu berichtigen, mögen sie die Wohheit, die Gemeinheit, das Elend der Zeit mehr hervorzuheben haben, schwerlich werden sie bei dem Volke, soweit es sich um die Vergangenheit kümmert, ein besseres Verständniß jener Zeit, eine lebhaftere Theilnahme für ihre Vertreter erwirken können, als es der Dichter vermochte

---

Eine neue Warnung für Auswanderer.

Von **Friedrich Gerstäcker.** *

Wieder und wieder hat man die Auswanderungslustigen gewarnt, sich bei einer Ueberfiedelung nach fernen Welttheilen vor hier in Deutschland abgeschlossenen Privatcontracten zu hüten, deren Tragweite sie gar nicht übersehen können, weil ihnen eben die Verhältnisse jener fernen Länder so vollkommen unbekannt sind.

Wir haben es aber da wieder mit dem ewigen Jammer in Deutschland zu thun, daß der Ungebildete nichts liest, als was ihm in die Hand gesteckt wird, und wie damals sämmtliche nach Peru angeworbene Emigranten fortzogen und nicht einen Artikel von all den hunderten gelesen hatten, in denen sie vor einer derartigen Ueberfiedelung gewarnt waren, so ist mir neulich erst wieder ein ganz ähnlicher und noch mehr schlagender Beweis vor Augen gekommen, wie vollkommen willen- und rathlos der Bauer und Arbeiter auf dem Lande den Verlockungen zur Auswanderung gegenüber steht, resp Allem, was dagegen gesagt und geschrieben ist.

Ich will den Fall hier einfach erzählen und bitte besonders alle kleinen Localblätter, diesen Artikel abzudrucken und zu verbreiten, um die Leute doch wenigstens in etwas auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie sich aussetzen, wenn sie eben toll und blind in die Welt hinein rennen. Zufällig durch eine Verwandte Eines der Auswanderungslustigen, die zu mir kam, um sich in der Sache Rath zu holen, erfuhr ich, daß in Wafungen, im Meiningischen, eine Anzahl von Familien einen Contract mit einem Agenten abgeschlossen habe, um auf irgend eine Plantage in der Provinz San Paulo in Brasilien befördert zu werden. Die meiningische Regierung hatte die ganze Verhandlung erst erfahren, als schon Alles abgemacht war — und was kann überhaupt irgend eine Regierung Privatcontracten gegenüber thun? Demnach sollte doch wenigstens noch Alles geschehen, um den gewagten Schritt, den diese Menschen thaten, so wenig gefahrvoll als möglich für sie zu machen. Ich hatte Gelegenheit, nach Wafungen hinüber zu fahren und nicht allein mit den Leuten selber dort zu sprechen, sondern auch den Contract zu sehen, auf den allein hin sie ihr Vaterland verlassen wollten.

Wenn man dieses Schriftstück liest, so ist es in der That unglaublich, daß irgend ein mit Vernunft begabtes Wesen blödsinnig genug sein könnte, in einem solchen Wisch eine Garantie zu erblicken. Das aber ist die Geschichte aller in solcher Weise beförderter Auswanderer, daß sie sich toll und blind in das Geschirr legen, und wie ein Stier mit einem rothen Lappen gereizt und gelockt werden kann, so genügt für derartige Menschen ein beschriebenes Stück Papier — besonders wenn noch ein Siegel darauf klebt. Was darauf geschrieben ist, bleibt sich vollständig gleich. — Es ist nöthig, das Schriftstück hier abzudrucken. Es lautet:

„Verpflichtung

des Landarbeiters:

mit Familie, nämlich:

gegen Herrn Theodor Wille in Hamburg.

Der Endesunterzeichnete, der die Passage für sich und die obenstehenden Familienglieder, nach unten stehender Specification mit . . . . . vorgeschossen erhielt, verpflichtet sich, nicht nur Herrn Theodor Wille hierselbst Vollmacht zu ertheilen, vermittelst seines Hauses in Santos, für sich und seine Familie mit einem brasilianischen Plantagenbesitzer Contract abzuschließen, zur Verdingung seiner und seiner Familie Arbeitskräfte auf eine Colonie der Provinz San Paulo, sondern macht sich auch durch Unterzeichnung dieses Contractes (!!!) für sich und seine sämmtlichen Familienglieder anheischig, durch den Theilertrag ihrer Arbeit die vorgeschossene Passage und sonstige Kostenverschüsse abzuverdienen, dergestalt daß, da nach der Bestimmung derartiger Arbeitsverträge der Ertrag der Arbeit zwischen Arbeiter und Brodherrn getheilt wird, von der ihm als Arbeiter zufallenden Hälfte des Ertrages der Arbeit in usancemäßiger Abtragung zu ersetzen.

Indem . . . . . durch seine Namensunterschrift solidarisch mit seinen Familiengliedern zur getreuen Erfüllung der contractlich eingegangenen Verpflichtung sich verbindlich macht, verpflichtet er sich ferner für sich und seine Familienglieder den gesetzlichen Befehlen seiner Brodherren oder deren bevollmächtigten Vertreter getreulich nachzukommen, und während der Dauer

* Die Redaction ertheilt auf Wunsch des Herrn Gerstäcker ausdrückliche Erlaubniß zum Nachdruck. D. Red.

des Contractes seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem ihm übertragenen Dienste zu widmen.

Hamburg, den . . .ten 18 . . .

Passagegelt bis Santos

für Erwachsene . . . . . .
= Kinder unter 10 Jahren à . . . . . .
hier bezahlt."

Sollte man nun glauben, daß irgend ein Mensch, der nur einfach lesen und denken kann, einen solchen „Contract" unterschreiben würde? — Aber derartige Leute können auch nicht denken, und Thatsache ist, daß sich sämmtliche Familien auf das allein hin, was ihnen in diesem Papier geboten wurde, entschlossen auszuwandern und ihr Gepäck voraus in die Welt hineinschicken. In diesem „Contract" verpflichteten sie sich zu Allem, und ihnen selbst wurde auch nicht einmal das Notdürftigste garantirt. Wer z. B. steht solchen Auswanderern dafür, die sich leichtsinniger Weise verpflichten, ihre ihnen geschenkte Ueberfahrt auf Theil abzuarbeiten, daß sie nicht einem Herrn überantwortet werden, der eben im Begriff ist, eine neue Plantage anzulegen? Geschähe das, so könnten sie Jahre lang Bäume und Büsche ausroden und dann Kaffeebäume pflanzen und nach fünf bis sechs Jahren durchbaare Arbeit erst darauf rechnen, wirklich zu verdienen, denn daß sie für ihre Arbeit bezahlt werden sollen, steht nicht in dem Contract, nur ein Antheil an dem Verdienst ist ihre, und wenn nichts verdient wird, geht ihre Arbeit, unbloß für sie selber, fort.

Selbst der pernanische Sclave — denn trotzdem daß in Peru die Sclaverei aufgehoben ist, existirt sie noch hie und da unter einer etwas veränderten Form — hat nur vier Tage in der Woche für seinen Herrn zu arbeiten, und drei sind für ihn selber. Diese armen Deutschen machen sich verbindlich, „während der Dauer des Contractes ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem ihnen überwiesenen Dienst zu widmen." — Also fein Tag in der Woche gehört ihnen, nicht einmal der Sonntag, wenn ihr „Herr" nicht will.

Aber wie lange dauert ein solcher Contract? Das ist eine Frage, die ihnen kein Mensch beantworten kann und die ganz von der Ehrlichkeit ihres Herrn abhängt. Will er sie aber hinhalten — wie das oft und oft geschehen ist — so kann er zehn und zwanzig Jahre und noch länger dauern, und Vater und Mutter und Kinder können darüber zu Grunde gehen.

Die gewaltsam aus einem Procerie-Vertrag befreiten Menschen, die ich in Brasilien sprach, waren zehn volle Jahre bei ihrem Herrn als Sclaven gewesen und, seinen Büchern nach, ihm noch bis über die Ohren verschuldet. Es hatte sich aber zufällig herausgestellt, daß er seine Bücher falsch geführt, daß er nicht den halben Preis eingetragen, den er für seinen Kaffee bekommen, daß er ihnen, was die Unglücklichen nun einmal zum Leben nothwendig brauchten, zu unverschämten Preisen berechnete, und anderes mehr, und den Gerichten wurden solche Beweise gegeben, daß sie zuletzt nicht mehr umhin konnten, die nur für ihre Passage zehn Jahr in Sclaverei gehaltenen Menschen zu befreien.

Diese Colonieen liegen meist alle weit im Inneren — selbst die, wohin die Wasunger Auswanderer geschafft werden sollen, lag nach Aussage des Agenten selbst vierzehn Tagereisen weit von der Küste entfernt. Dorthinein muß alles Alles auf Mauthieren befördert werden, was selbst die einfachsten Bedürfnisse enorm verheuert. Kleider, Branntwein, Tabak, Schuhwerk ꝛc. muß der Arbeiter aber von seinem Herrn in der Zeit, in welcher er für ihn arbeitet, entnehmen, und wer will den Pflanzer controliren, wenn er dem armen Teufel fünfzehn oder zwanzig Thaler für ein paar Hosen ansetzt?

Ich sage nicht, daß das immer geschieht, aber es kann geschehen, und der Deutsche, der überhaupt im Ausland vollkommen schutzlos dasteht, ist nach Unterzeichnung eines solchen Contractes vollständig und rettungslos in der Gewalt seines Herrn und hat später Niemanden weiter anzuklagen, als seine eigene Dummheit, die ihn blind und toll in ein solches Dienstverhältniß hineinspringen ließ.

Außerdem weiß er noch nicht einmal, wie tief er in Schulden sinkt, bis er nur an Ort und Stelle kommt, denn die Transportkosten werden ihm gewissenhaft annotirt. Die Seereise läßt sich leicht berechnen, aber von dem Moment an, wo er den fremden Boden betritt, ist es vollständig unmöglich auch nur eine annähernde Berechnung vorzuführen. In dem Hafen angekommen, bleibt es nämlich total ungewiß, ja sogar sehr unwahrscheinlich, daß die nöthigen Maulthiere sogleich bei der Hand sind, eine solche Anzahl von deutschen Auswanderern mit ihren unpraktischen riesenhaften Koffern und Kisten zu befördern. Vielleicht hat außerdem die Regenzeit gerade eingesetzt, und die Wege sind grundlos.

Wochen, ja Monate lang liegen die Auswanderer solcher Art dann oft in einem ungesunden Hafenort, ehe sie befördert werden können, und zehren indessen auf ihre eigenen Kosten, denn was sie brauchen, gehört natürlich Alles mit zur Reise und wird ihnen allerdings gegeben, aber auch berechnet und vermehrt von Tag zu Tag ihre Schuldenlast. In diesem speciellen Fall that die meinungslose Regierung wirklich Alles, was ihr noch zu thun übrig blieb, ja mehr, als wohl noch irgend eine Regierung gethan hat, denn gewaltsam zurückhalten konnte sie die Auswanderer nicht. Sie sandte aber auf eigene Kosten einen Beamten nach Hamburg, um sich dort mit den Behörden in Verbindung zu setzen und den armen Teufeln wenigstens jede Sicherstellung zu geben, die bei einem solchen Privatcontracte möglich war. Dort stellte es sich auch heraus, daß es die Auswanderer in diesem Fall, wie es schien, mit ordentlichen Leuten zu thun hatten, und auch der Expedient, Aug. Bolten, ein Mann sei, der sich von allen nicht reellen Geschäften fern halte. Es wurde mir geschrieben, daß seine Betheiligung an diesem Unternehmen schon eine Garantie dafür gebe, daß man es nicht mit einem der schmutzigen Geschäfte zu thun habe, die mit Recht in der letzten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätten.

Was aber mußten die Auswanderer in Wasungen davon, mit wem sie es dort zu thun bekamen, wenn sie in die Hände geliefert wurden, als sie ihr Gepäck nach Hamburg schicken und ihm selber folgten und sich dadurch den Rückweg in die Heimath vollständig abschnitten? Eben so leichtsinnig werden aber auch in jedem Monat, in jeder Woche fast in Deutschland ähnliche Contracte abgeschlossen, ähnliche Trupps von Unglücklichen auf's Gerathewohl in die Welt hinausgeschickt, nur zu oft dem Elend preisgegeben, und nicht eher wird dem ein Ende gemacht werden, bis man nicht daheim die Auswanderungsagenten selber durch Cautionen zwingt, für Alles das, was sie den Auswanderern versprechen, auch mit ihrem eigenen Vermögen einzustehen. Daß dann die meisten dieser Herren zu Grunde gehen würden, ist vorauszusetzen, aber einem großen Krebsschaden unserer socialen Verhältnisse wäre jedenfalls damit abgeholfen.

Die Sendung der meiningischen Regierung hatte aber auch noch außerdem einen directen Erfolg für die Auswanderer, denn während dieselben, diesem Contract nach, nach irgend einem Punkt der Provinz San Paulo gewiesen, irgend einem der dortigen Pflanzen- oder Sclavenhalter überliefert werden konnten, erwirkte der Bevollmächtigte hier für sie die Uebersiedelung nach der Plantage eines Mannes, auf der sich schon Verwandte von ihnen befanden, die sich, ihren Briefen nach, wohl befanden, und machte es ausdrücklich zur Bedingung, daß die ihnen etwa erwachsenden Kosten einer unverschuldeten Verzögerung im Hafenplatz nicht angerechnet werden dürften.

Ganz unmöglich ist es, von hier aus durch einen Contract die Ansiedlung der Arbeiter zu ihren Brodherrn zu regeln, denn die anscheinend kurzen und einfachen Ausstellungen lassen sich, wenn der Wille dazu da ist, leicht umgehen oder gerade in das Gegentheil verkehren. Ich habe ein ähnliches Beispiel schon früher in der Gartenlaube erwähnt, wo den Arbeitern von einem dortigen Pflanzer ein Stück Land zu eigener Bearbeitung zugesichert war, das sie im Urwald angewiesen bekamen, und das sie, als sie es urbar gemacht und zwei Jahre benutzt hatten, wieder hergeben mußten, um auf's Neue, angeblich für sich, in Wirklichkeit aber für ihren Herrn, eine neue Strecke anzuroden. Es soll übrigens jetzt von der brasilianischen Regierung ein Gesetz erlassen sein, das diese Arbeiterverhältnisse regeln, und sobald ich es bekommen kann, werde ich es Ihnen mittheilen.

Meiningen ist noch außerdem den anderen Regierungen darin mit einem guten Beispiel vorangegangen, daß allen Agenten bei Vermeidung der Concessionsentziehung untersagt ist, Auswanderer auf derartige Procieverträge zu befördern, und das ist vor der Hand das einzige Mittel, diesem Unwesen zu steuern, so lange nicht von einer deutschen Centralgewalt deutsche Auswanderer ge-

schützt werden können. Das Ansehen des deutschen Bundes kann dabei natürlich nicht in Betracht kommen.

Ich will gar nicht leugnen, daß solche Procurierverträge in sehr vielen Fällen zum Segen und Gedeihen des Auswanderers ausschlagen können, und daß er, wenn er es mit einem redlichen Brotherrn zu thun bekommt, selbst vollständig mittellos sein Vaterland verlassen und sich in einem anderen Weltheile eine gesicherte Existenz gründen kann. Aber wer bietet ihm hier die Sicherheit, daß er es mit einem redlichen Manne zu thun bekommt? wer kann ihm in einem solchem Fall, wo er auf eigene Hand einen Privatcontract abschließt, garantiren, daß er nicht auf Schritt und Tritt betrogen wird, während er durch seine Familie schon an den Flek gebunden und machtlos der Willkür seines Brotherrn preisgegeben ist?

Er darf sich auch die Verhältnisse des dortigen Landes selbst nicht einmal nur annähernd so denken wie die unsrigen. Er weiß noch nicht, was es heißt, vierzehn Tagereisen weit im Innern eines wilden Landes zu sitzen, dessen Sprache er nicht einmal spricht, dessen Regierung ihn nicht schützen kann, sobald er selber freiwillig einen Privatcontract unterzeichnet hat, selbst wenn die dortigen Richter und Pfänzer nicht eigene Interessen hätten und eng befreundet wären und einander, eines deutschen Sclaven wegen, wahrlich Nichts zu Leide thäten.

Die Versprechungen hier klingen allerdings verlockend genug. Es liegt schon darin ein eigener Reiz für den armen Mann, daß er sich dort Kaffee und Zucker — hier oft unerreichbare Luxusgegenstände für ihn — selber bauen kann. Andere Lockmittel kommen dazu, Vieh und Hühner, ein eigen Haus und eigen Land, und mit dem Ziel vor Augen hält er alles Andere für Kinderspiel. — Er kann das auch in der That in fremden Welttheilen Alles erreichen, aber er muß es nur vernünftig anfangen und sich von vorn herein nicht selber die Hände binden, sonst darf er sich nachher auch nicht beklagen, wenn er sich und seine Familie dem Unglück preisgiebt.

Vor Allem möchte ich aber auch die deutschen Regierungen besonders darauf aufmerksam machen, daß sie das Verfahren nicht dulden, das durch die Agenten gegen die armen unwissenden Auswanderer angewandt wird, hinsichtlich der Unterzeichnung eines solchen Contracts.

Man läßt sie nämlich nicht etwa in ihrer eigenen Heimath einen solchen Contract unterschreiben, wo es ihnen noch möglich wäre zurücktreten, wenn ihnen die einzelnen Bedingungen nicht gefallen. — Nein, das geschieht erst in der Hafenstadt. Der Auswanderer muß daheim erst sein geringes Besitzthum, was er vielleicht noch hatte, sein wenniges Hausgeräth verkauft und seine übrigen Sachen verpackt und nach dem Hafen geschickt, wie mit dem letzten zusammengerafften Geld seine eigene Passage dorthin bezahlt haben — dann erst wird ihm der Contract dort vorgelegt, und er muß ihn jetzt unterschreiben, was ihm auch darin zugemuthet wird, denn er kann nicht mehr zurück. Die Brücke ist hinter ihm abgebrochen und er rettungslos den Händen derer überantwortet, die seine Beförderung übernommen haben.

Viel Uebel könnte von den deutschen Auswanderern auch abgewandt werden, wenn sich die deutschen Regierungen nur wenigstens dahin vereinigen wollten, in den Haupt-Hafenplätzen einen einzigen, von ihnen gemeinsam besoldeten und unabhängig gestellten Mann zu halten, der die Auswanderung überwachte und besonders diese Contracte controlirte. Die Regierungen fremder und überseeischer Länder könnten dann auch leicht dahin vermocht werden, mit diesen einzelnen Generalbevollmächtigten in Verbindung zu treten und sie mit allen den auf die dortige Einwanderung bezüglichen Gesetzen und Verordnungen, Erleichterungen und Begünstigungen bekannt zu machen.

Fremde Regierungen haben nämlich stets ein wirkliches Interesse an der deutschen Einwanderung und wünschen selber, daß es den deutschen Einwanderern in ihrem Lande gut gehe, kamit sie mehr und mehr von ihren Verwandten und Freunden nachziehen mögen. Uebervortheilungen und Betrügereien gehen nie von den Regierungen aus — nur ist wenigstens kein einziges Beispiel bekannt — sondern immer nur von Privatpersonen und Agenten, die den Auswanderer als Werkzeug betrachten, um sich selber zu bereichern. Gegen solche Privatspeculationen brauchen derartige Leute deshalb auch nur geschützt zu werden, und man kann sie ihrem Schicksal und eigenen Fleiß dann ziemlich ruhig überlassen.

In den meisten Hafenstädten, besonders in Hamburg und Bremen, ist indessen ein Nachweisungsbureau der Auswanderer-Behörde errichtet worden, worin den Auswanderern unentgeltliche Auskunft über Alles ertheilt wird, was sie in Betreff der Auswanderung selber zu wissen wünschen. Für Hamburg befindet sich dies Nachweisungsbureau auf dem Bahnhof der Berlin-Hamburger-Eisenbahn und an der Landungsbrücke der Harburger Dampfschiffe, und in Bremen, wenn ich nicht irre, ebenfalls auf dem Bahnhofe.

Dort sind Beamte zum Schutz und Rath der Auswanderer den ganzen Tag stationirt; die ewige Klage aber ist, daß sie so wenig in Anspruch genommen werden, und entweder wissen die Auswanderer nicht, daß sie dort Leute treffen, die sich ihrer uneigennützig annehmen, oder — sie sind auch wohl von anderer Seite, aus leicht zu errathenden Gründen, vor solchen Bureaux gewarnt worden.

Im Interesse der Auswanderer liegt es nun ganz besonders, sie auf diese Nachweisungsbureaux in den deutschen Hafenstädten aufmerksam zu machen und ihnen wieder und wieder zuzurufen, derartige Plätze aufzusuchen. Sie erfahren dort nicht allein, wo sie am besten und billigsten logiren können und zu welchem Preis, sondern auch was die Verhältnisse kosten, die sie auf der Seereise brauchen, was sie für den Transport ihres Gepäcks zu zahlen haben ꝛc. ꝛc. Außerdem werden den Auswanderern nicht allein gedruckte Rathschläge für ihr Verhalten bei der Ankunft an überseeischen Landungsplätzen gegeben, sondern die Beamten sind ihnen auch zur raschen Erledigung etwaiger Beschwerden behülflich. Wünschenswerth wäre es, wenn sich unsere deutschen „Gerichtsschreiber" und andere Unterbeamte, die es besonders auf dem Land und in kleinen Städten mit den Auswanderern zu thun haben, der Sache ein wenig annähmen und die Abreisenden auf diese Nachweisungsbureaux ernstlich aufmerksam machten. Es ist ja doch das Einzige, was sie ihren bisherigen Landeskindern mitgeben können: einen wirklich guten Rath.

Ganz genau das Gegenstück zu diesen Procurierverträgen bilden in neuerer Zeit einige Ankündigungen in kleinen Städten, die zur Auswanderung nach Australien mit vollkommen freier Passage und ohne weitere Verbindlichkeit einer irgend zu leistenden Arbeit auffordern. Mit der „vollkommen freien Passage" ist es nun allerdings nicht so ganz richtig, denn 5 Thaler Handgeld für den Agenten und andere Spesen fallen allerdings noch davon ab, wie außerdem die Reise bis zum Hafenplatz und die Einrichtung an Bord, was sich, der Angabe nach, auf circa 25 Dollars per Person beläuft, aber selbst damit bleibt die Verlockung noch eine große für den armen Mann, der sich hier in Sorgen und Noth herumquält und der plötzlich eine Gelegenheit geboten bekommt, verhältnißmäßig sehr billig nach einem fernen Welttheil auswandern und damit der Sorgen daheim frei und ledig zu werden. Und doch möchte ich allen denen, die hier auch nur noch die Möglichkeit haben, sich zu erhalten, abrathen, selbst unter solchen Bedingungen nach Australien zu gehen.

Ich will ihnen einfach sagen weshalb. Australien ist seit der Entdeckung des Goldes das Ziel von Tausenden von Auswanderern gewesen, und noch jetzt suchen es Viele auf und besonders sich wohl dort. Weshalb aber bietet man da noch deutschen Arbeitern freie Passage? — Weil die Stationshalter dort an einzelnen abgelegenen Stellen in Busch und Wildniß seine Arbeiter freiwillig bekommen können, und nun zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen. Der Einwanderer hat, dort angekommen, keine Verpflichtung weiter, als sich selber am Leben zu erhalten, aber um das zu thun, muß er Arbeit suchen, und an der Stelle, wo er gelandet wird, findet er die nur bei den dortigen Stationshaltern. Fort von da kann er nicht wieder ohne Mittel. Eine Fußwanderung in jenem Welttheil, aus einem District in den andern liegt außer jeder Möglichkeit, die Schiffe nehmen ihn nicht wieder mit fort, und er muß also dort gerade aushalten und Schäfer oder Hüttenwächter werden.

Oft und oft habe ich schon das elende Leben dieser Art Leute geschildert, zu denen der Deutsche nun einmal vor allen anderen Nationen gar nicht paßt, und bringt er gar Familie mit, so möchte die Frau im einsamen „Busch" drinnen mit den Kindern gar verzweifeln. Aber es bleibt ihm, wie gesagt, nichts Anderes übrig, und er ist gezwungen, eine solche Stellung für sich und die Seinen anzunehmen und darin auszuhalten, bis er sich selber nach Jahren genug verdient hat, von dort wieder fortzukommen und in

bevölkerten Districten ein neues Leben zu beginnen. Er ist dort allerdings nicht der Gefahr ausgesetzt, von betrügerischen Pflanzern hintergangen und übervortheilt zu werden. Der englische Stationshalter giebt ihm den festen bestimmten Preis für seine Arbeit — etwa 24 Pfund Sterling jährlich und seine Rationen an Mehl, Thee und Zucker, aber er wird sich trotzdem elend und unglücklich fühlen und die Stunde segnen, wo er jenen Ort wieder verlassen kann.

Australien ist auch kein Ziel für unsere deutschen Auswanderer, denen besonders daran liegt, sich mit geringen Mitteln ein kleines eigenes Besitzthum zu gründen. Das billigste Land dort, das von der Regierung abgegeben wird, kostet 1 Pfund Sterling, nicht ganz 7 Thlr. der Acker, und für den Preis sind nur große Strecken zu haben. Wo das Land irgend etwas werth ist, wird es auf das Vier-, Sechs- und Zehnfache hinaufgeschraubt, und der Deutsche bezahlt dort für ein paar Acker sehr mittelmäßigen und wasserarmen Boden den nämlichen Preis, wofür er in irgend einem Theil des südlichen Amerikas eine schöne fruchtbare Besitzung kaufen könnte — das noch gar nicht gerechnet, daß er in Australien am anderen Ende der Welt sitzt und wenigstens fünf Monate gebraucht, nur um an Ort und Stelle zu kommen.

Wer auswandern will, mag sich irgend einen Staat im südlichen Theil von Südamerika aussuchen, Chile, La Plata, Uruguay, Süd-Brasilien, ja selbst die Hochebenen um Ibarra und Quito in Ecuador würde ich für meine Person Australien vorziehen. Aber zehn und zwanzig Mal mögen es sich Alle überlegen, ehe sie hier in Deutschland einen Contract unterzeichnen, der sie irgend einem Pflanzer in Brasilien als Arbeiter überliefert.

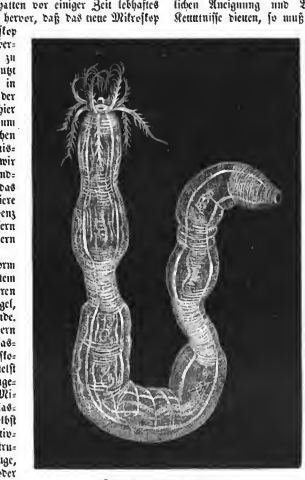
Freuden der Mikroskopie.

Verschiedene Mittheilungen in den Berliner Zeitungen über das neue Engell'sche Schul- und Salon-Mikroskop und die neueste Sammlung mikroskopischer Präparate von Kalk-, Kiesel- und Chitin-Gebilden der niederen Seethiere hatten vor einiger Zeit lebhaftes Interesse erregt. Es ging daraus hervor, daß das neue Mikroskop ebenso populär wie das Stereoskop werden müsse, da dasselbe noch übertreffen werde, da es namentlich zu Schul- und Unterrichtszwecken benutzt werden könne. Wir kamen bald in den Besitz des Instruments und der neuen Präparaten-Sammlung, und hier erschloß sich uns ein solcher Reichthum von uns bisher unbekannten zierlichen Gebilden und wunderbaren Organismen der niederen Seethiere, daß wir uns veranlaßt sahen, mit einem gründlichen Kenner und Forscher über das Wesen und die Lebensweise jener Thiere in eine ausführlichere Correspondenz zu treten, aus der wir unseren Lesern das Interessanteste in diesen Blättern mittheilen werden.

Das neue Mikroskop, in der Form eines kurzen Fernrohrs, mit breitem Fußgestell, enthält in dem letzteren einen beweglichen hyhirischen Spiegel, zur Beleuchtung opaker Gegenstände. Zwischen dem Spiegel und dem innern vorspringenden Rande wird die Glasplatte, welche in der Mitte das mikroskopische Präparat trägt, leicht mittelst einer verborgenen Spiralfeder eingeklemmt. Man schiebt dann das Mikroskoprohr möglichst nahe an die Glasplatte und rückt das Präparat selbst genau über die Mitte der Objectiv-Linse. Dann hält man das Instrument wie ein Opernglas vor das Auge, richtet es gegen das Fenster- oder Lampenlicht, und schiebt oder dreht nun, wie beim Fernglase, das Rohr in die für das Auge passende Stellung, bis das Präparat klar und deutlich hervortritt. Dann kann das Mikroskop in größeren Kreisen von Hand zu Hand gehen, und Jeder von seinem Platze aus an der Beschäftigung theilnehmen, während der Vortrag oder die Unterhaltung ungestört ihren Fortgang hat.

Somit wird nun das Mikroskop aus den Zimmern der Gelehrten auch in die Schulen und in die geselligen und Familien-Kreise verpflanzt werden, um so mehr, als schon Kinder von sechs bis acht Jahren sich auf den Gebrauch bald einüben und der Preis der Mikroskope bei der einfacheren Einrichtung bedeutend billiger als bisher gestellt werden kann. Ueberdies kann man das Mikroskop leicht in der Tasche mit sich tragen.

Das neue Instrument ist hauptsächlich zur Besichtigung fertiger mikroskopischer Präparate bestimmt. Soll dasselbe aber nicht nur zur Befriedigung angenehmlicher Neugier, sondern zur wirklichen Aneignung und Verbreitung gründlicher naturhistorischer Kenntnisse dienen, so muß man sich zugleich in den Besitz systematisch und wissenschaftlich geordneter Sammlungen fertiger Präparate setzen.



Seewalze. (Synapta.)

Bis jetzt ist das mikroskopische Institut von Engell u. Comp. das einzige, welches solche Sammlungen aus allen Classen des Thier- und Pflanzenreiches mit beschreibenden Verzeichnissen und Broschüren zum Verkauf herausgegeben hat.*

Die neueste Sammlung von Kalk- und Kiesel-Gebilden niederer Seethiere ist es, die uns hier näher beschäftigen soll.* Wir kannten die Polypen, Seesterne, Seewalzen, Bryozoen und ähnliche Thiere früher nur aus Zeichnungen oder in getrockneten und zusammengeschrumpften Exemplaren. Seit einigen Jahren werden uns dieselben lebend in den schönen Aquarien der zoologischen Gärten in Paris und London gezeigt, aber hier, in den mikroskopischen Präparaten tritt uns erst die wunderbare Mannigfaltigkeit von krystallhellen Organismen, von Saugfüßchen und Greifzangen, von Ankern und Rädern, von Sternen und Ornamenten vor das Auge, die uns eine ganz neue Welt von zierlichen und farbigen Gebilden aufschließen. Doch zur Sache.

Erster Brief.

W., den 12. März 1863.

Sie wünschen von uns Näheres über die Synapten zu erfahren, welche sich der Anker schon längst vor Erfindung der Schiffahrt bedienten, und über die Chirodoten, welche Tausende von krystallenen Locomotivrädern auf einmal in Bewegung setzen. — Wir ersuchen Sie, uns an das Inselgestade von Barignano in den Meerbusen von Syrakus zu begleiten. Lagern wir uns dort auf eine der Felsenplatten, die aus dem ruhigen Becken des Meeres hervorragen, dessen sandiger Boden von Algen und Fischreben bedeckt ist. Da wimmelt es von Seesternen, Seeigeln und trägen Seewalzen, die langsam tastend ihre Saugfüßchen und Tentakeln ausstrecken. Eine prächtige Seeanemone entfaltet in schim-

* Die Herren Schäffer und Budenberg in Buckau bei Magdeburg haben den Generalvebit für die Sammlungen des Instituts von Engell u. Comp. und zugleich das Patent und den alleinigen Debit der Engell'schen Schul- und Salon-Mikroskope.

mernder Farbenpracht ihren Kranz von Fühlfäden und läßt uns nicht Zeit auf den Regenwurm zu achten, den alten Bekannten vom Festlande her, der sich mit seiner gemeinen Gestalt unter diese farbenprangenden, beweglichen Gebilde drängt. Aber was ist das? Welche Verwandlung geht mit dem unscheinbaren Würme vor? Er schwillt an, er wird größer und größer. Ein Kranz von weitvergreigten blattförmigen Fühlern tritt aus dem Mundrohr hervor und beregt sich tastend hin und her. Er sammelt Nahrung im Sande und führt sie der Mundhöhlung zu. Der dürftige Leib wird ein weiter rosenfarbener Schlauch, durch dessen Haut, wie durch eine feine Gaze, die thätig arbeitenden Eingeweide deutlich durchscheinen. Fünf weiße Muskelstreifen ziehen sich vom Kopf bis zum unteren Ende des Thieres hinab, das bald eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuß und einen Durchmesser von fast einem Zoll erreicht. Jetzt schnüren sich die Muskelbänder an einer Stelle des Leibes zusammen und dehnen sich wieder aus. So hebt sich das zarte Geschöpf höher und höher und bald wiegt es sich leicht und schwebend im Wasser hin und her. Beugen wir uns leise näher zu ihm nieder. Die glasartig durchscheinende Haut gönnt uns einen Blick in das Innere. Wir sehen Muskeln und Sinnesfäden langsam durch den Verdauungskanal niedergleiten und ihn oft von der verschlungenen Beute knotig aufschwellen.

Jetzt nähren sich das Thier den breiten Blättern der Alge und heftet sich plötzlich mit einem Theile des Körpers fest an das Blatt. Nun ist es Zeit es zu fangen. Wir haben Dich, Synapta! Wir streuen unsern Hakenstock aus, wir ziehen das lange bewegliche Blatt langsam zu uns heran, wir heben es dann rasch aus dem Wasser an's Land. Die Synapta hilft noch fest daran, aber sie schrumpft wieder zu dem unscheinbaren Würme zusammen, der bei der ersten Entdeckung zwischen Sand und Steinen hervorkroch. Der Fühlerkranz ist eingezogen, der rosenfarbene Schlauch, die weißen Emailstreifen sind verschwunden, aber indem wir das Thier ergreifen und vom Blatte trennen wollen, bleibt uns ein Stück desselben in der Hand, das andere am Blatte zurück, von dem wir es nur mühsam losreißen und die zerstückelte Beute zu unsern andern Schätzen in ein Gefäß mit Seewasser legen, um es daheim mikroskopisch zu untersuchen.

Die nebenstehende Zeichnung der Synapta ist von der kundigen Hand des bekannten Pariser Naturforschers de Quatrefages nach dem Leben entworfen, aber das wunderbar zarte, glasartig durchscheinende Geschöpf selbst vom leichten Roth mit seinem vielverzweigten Fühlerkranze bleibt unerreichbar für den Zeichner. — Bringen wir nun ein Stück der Haut des Thieres unter das Mikroskop. Da sehen wir auf einer Fläche von wenigen Linien im Quadrat, für das bloße Auge kaum als staubfeine Punktirungen erkennbar, in regelmäßigen Reihen 30—40 Kreuzanker, deren jeder mit einem zierlich gegitterten Gestelle verbunden ist. Wenn wir die Haut auf chemischem Wege auflösen, so bleiben die Kalkkörperchen, welche in der Haut abgelagert sind, die Anker und Gestelle, glashell zurück und zeigen unter dem Mikroskope die Gebilde auf der nebenstehenden Zeichnung. Zunächst ziehen die Anker unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die elegante und schöne Form dieser von der Natur auf eine einzelne Synapta zu Tausenden vertheilten Haftorgane übertrifft bei weitem die vom schöpferischen Menschengeiste zu ähnlichen Zwecken, zu Haltvorrichtungen im Meere, erdachten Schiffsanker. Ihr cylindrischer Stab ist nach unten eine Strecke weit leicht angeschwollen, um dann wieder verdünnt in die Handhabe auszugehen. Diese fällt durch ihren convexen gezähnelten Rand auf. Am oberen Ende des Ankers befindet sich stark gekrümmt der Bogen. Sein Außentand ist oft glatt, oft in der Mitte oder gegen die Spitze hin mit feinen Zacken, vergleichbar den Zähnen einer Säge, besetzt. Man begreift leicht, wie es dem Thiere möglich wird, sich mit Hunderten von diesen Ankern zugleich so fest an einen Gegenstand zu heften, daß auch der stärkste Menschenfluß es nicht loszureißen vermag. Mit dem untern Theile des Stieles, der gezackten Handhabe, greift der Anker in die Löcher des hinteren Theiles der Kreuzplatte ein, die wir neben dem Anker gezeichnet sehen. Bei den meisten Arten der Synapten erhebt sich über den hinteren Theil der Gestelle oder Platten ein Bügel, unterhalb dessen der Anker in die Löcher eingreift, offenbar dazu bestimmt, den Anker in einer schrägen festen Richtung zu erhalten.

Wir haben bis jetzt neun verschiedene Arten von Synapten untersucht und bei jeder Art anders geformte Anker und Platten gefunden, die bei den größten Arten schon mit bloßem Auge erkennbar sind, weil sie eine Länge von einer Linie erreichen. Die größten Arten leben im indischen Ocean und werden mehrere Fuß lang. Häufig sind zwischen den Ankern viele unregelmäßig, oft sternförmig geformte kleinere Kalkgebilde abgelagert. Noch bei weitem zierlicher und bis in die feinsten Details kunstvoll ausgearbeitet sind die Kalkräder der den Synapten verwandten Chirodota, über die wir uns in einem andern Briefe mit Ihnen unterhalten werden.

Eine Erinnerung aus den dreißiger Jahren.

Mit dem Jahre 1830 wurde die alte Ruhe der Welt zu Grabe getragen. Auf die Juli-Revolution folgte die belgische, dann die polnische Erhebung, beide die Trennung aus den unnatürlichen Banden erstrebend, in welche die Diplomatie sie geschmiedet hatten. Während Belgien, durch das Bürgerkönigthum unterstützt, seinen Zweck erreichte und unter dem gewählten Könige zu einem wahren Musterstaate sich ausbildete, unterlag das unglückliche Polen, von Europa verlassen, seinen Erbfeinden, denn die Regierungen von Oesterreich und Preußen, auf altes Unrecht neues häufend, halfen das unglückliche Land wieder in die alten Fesseln schlagen und überlieferten es der Rache seines Feindes. Diese Schuld trifft aber nur die Cabinete — die öffentliche Meinung hielt es mit dem verfolgten Rechte, und die polnischen Flüchtlinge, welche so glücklich waren, der russischen Rache zu entrinnen, wurden von dem deutschen Bürger überall mit offenen Armen aufgenommen.

Das bisher so stille und ruhige Deutschland wurde durch alle diese Begebenheiten nicht wenig aufgeregt; der deutsche Michel erinnerte sich wieder lebhaft, daß noch nicht alle Verheißungen erfüllt seien, welche ihm feierlich gegeben waren, und es gährte heftig vom Fuße der Alpen bis zu den Dünen der Nordsee, so daß Polizei und Bureaukratie gewaltig beschäftigt waren, einen Ausbruch zu verhüten und die aufgeregten Gemüther nach und nach wieder zu beruhigen. Aber während äußere Ruhe nach und nach wiederkehrte und die Streitpunkte nur noch auf den Rednerbühnen der deutschen Ständekammern, wo solche bestanden, und in den Spalten der liberalen Presse, soweit die Censur dies gestattete, erörtert wurden, gährte es unter der Oberfläche desto heftiger fort, und die neuen Ideen waren tiefer getrungen, als die äußerliche Ruhe vermuthen ließ. Der 20. März 1833 schreckte die Machthaber auf: der verunglückte Angriff auf die Constabler-Wache in Frankfurt a. M. zeigte plötzlich, daß es noch Leute in Deutschland gabe, welche im Nothfall entschlossen waren, ihr Leben für ihre Ueberzeugung und für die gehoffte Freiheit hinzugeben.

Verzebliches Bemühen! Der kleine Haufen unterlag, und die jetzt beginnende Untersuchung entdeckte, wie der spätere Bericht sagte, eine weitverzweigte Verschwörung zum Umsturz der gegenwärtig bestehenden Zustände und Errichtung einer deutschen Republik! Auch nach dem gelegneten Würtemberg war das Gift dieses revolutionären Geistes gedrungen und hatte neben vielen Besitzlosen auch alten Ständen und Altern sogar unter dem Militär Theilnehmer gefunden, ja ein Theil selbst des königl. Armeecorps stand an der Spitze der Würtemberger Verschwornen, welche, nach der officiellen Darstellung, nichts Geringeres im Sinne hatten, als in Würtemberg die Republik zu proclamiren und bei etwaigem Widerstande Stuttgart niederzubrennen, als warnendes Beispiel für Alle, welche der neuen Bewegung sich widersetzen sollten!

Ein unruhiges, geheimnißvolles Treiben regte die sonst so zufriedenen Gemüther der guten Schwaben auf: Festzüge traten in der Stille der Nacht durch die Dörfer, Befehle gingen und kamen zwischen den Garnisonstädten in rascher Folge, und irgend ein ungeheures Ereignis schien bereit, über die Welt hereinzubrechen — da kreiste der Berg, und das erstaunte Land erfuhr die Verhaftung des Oberlieutenants v. Koseritz und ungefähr eines Dutzends

Soldaten und Unteroffiziere, so wie einer Anzahl Civilisten, welche nichts Geringeres beabsichtigt hatten, als die Schwaben zu Republikanern zu machen.

Der Proceß wurde sehr geheim verhandelt, über seine Ergebnisse verlautete wenig im Publicum, aber die Untersuchung, obschon sie zwei Jahre dauerte, wurde muenschlich geführt, und Würtemberg hielt seine Hände rein von den Schändlichkeiten, die damals einige deutsche Regierungen gegen die gefangenen Republikaner zuließen, und welche des Zeitalters der Hexenprocesse und der Folter würdiger waren, als einer deutschen Regierung des 19. Jahrunderts. Armer Weitig! Deine Martern zeugen lauter gegen geheimes Inquisitions-Verfahren, als alle Schriften gelehrter Verfasser, und die Mäßigkeit, daß in unserer Zeit so etwas geschehen konnte, wirft das greifste Licht auf die damaligen deutschen Zustände. Sorgen wir dafür, daß sie niemals wiederkehren!

Zwei Jahre waren verüber gegangen — der Proceß war zu Ende, das Urtheil sollte gefällt sein, aber Niemand wußte etwas Näheres über die Vollziehung desselben. — Am Abend des 23. April 1835 — flüsterte mir ein Nachbar die Nachricht in's Ohr: Morgen früh soll Koferitz erschossen werden! Das Wetter war schön, Ludwigsburg nur zwei Stunden entfernt, und ich war fest entschlossen, diese Execution mit anzusehen.

Lange vor Tagesanbruch des 24. befand ich mich auf dem Wege; es war noch völlige Nacht, als ich durch den Haartwald ging. Zu meinem Erstaunen traf ich nur auf einen einzigen Mann, den der gleiche Zweck denselben Weg trieb. Man merkte es: es war eine politische Hinrichtung und daher möglichst geheim gehalten worden. Der Tag brach an, als wir in Altingen den Neckar passirten, und nachdem ich mich durch ein Glas Wein und einige frische Eier gestärkt hatte, wanderte ich ganz einsam die Straße nach Ludwigsburg entlang, denn auch in der nächsten Umgegend rührte sich Niemand. Der Weg führte am großen Exercirplatze vorbei, und ein leises Grauen umzog mein Herz, als dort hinten auf dem weiten öden Platze zwei frisch aufgeworfene Gräber in meine Augen fielen und plötzlich die traurige Katastrophe vor meinem Blicke aufrankte, welche in wenig Stunden den jetzt so stillen und leeren Platz in eine Schaubühne voll Leben und Aufregung verwandeln und zwei Männer — in der Blüthe ihrer Jahre — in ein blutiges Grab betten sollte. Denn zwei Todesurtheile sahen heute ihrer Vollstreckung entgegen; außer Oberlieutnant von Koferitz war auch Feldwebel Lehr zum Tode des Erschießens verurtheilt, und dort unten beschien die aufgehende Sonne ihre harrenden Gräber.

Trotz der so frühen Tageszeit war das Thor in Ludwigsburg bereits von Militär besetzt, welches Niemand passiren ließ. Jetzt galt es, mit Geduld die vier bis fünf Stunden zu warten, bis die Execution beginnen sollte. Die entzückende Lage des Saleu-Waldes verwandelte diese Stunden in Minuten. Wohl lag hier im Thale vor mir der große leere Exercirplatz mit seinen zwei einsamen offenen Gräbern; aber darüber hinaus schweifte der Blick — so muß ein Sterbender in die seligen Gefilde jenseits schauen — auf eine herrliche weite Landschaft mit reichen Fluren, grünenden Wäldern und einer Menge Dörfer, die im Hatbkreise umher im hellen Sonnenlichte glänzten. — Dort winkte rechts in herrlicher Beleuchtung die Solitude hernuter, und über dem Rebel, der die Lage der Residenz kennzeichnete, erblickten wir die weißen Häuser von Degerloch, über das die waldigen Höhen der Alp herübertragen, Hanfirt von ihren starken Bewerken, Achalm und Teck und Hohenneuffen, dessen gewaltige Mauern hell in der Morgensonne glänzten. — Gerade vor uns erhob sich die Capelle auf dem rothen Berge, zu deren Füßen, wie eine Heerde um ihren Hirten, sich die blendend weißen Häuser des Dörfchens Rothenberg lagerten. — Daran reihen sich die Hügel des Remisthales und des Schurwaldes, über welche der Hohenstaufen ernst herüberblickte und deren fernste Ausläufer der Hohentuhberg und der Rosenstein bei Heubach bildeten. Die rebenbepflanzten Hügel von Kleinheppach und Korb lagen offen da vor unsern Blicken, wie die bewaldeten Höhen des Heinrenshöre, und das ganze Panorama von Hügeln und Thälern, Wäldern und Dörfern, Felsen und Burgen breitete sich vor unsern Blicken wie ein Gemälde aus, getaucht in Sonnenglutb und Frühlingsluft.

Aber der Mittag nahte, und die frühere Einsamkeit war einem regen Gewimmel gewichen, das sich wartend umherrieb. Landleute aus den nahen Dörfern fanden sich nach und nach zahlreich ein und besetzten die Seiten der Straße, auf welcher sich der Zug bewegen sollte. Die Militärwache am Thore war indessen von einem Zug Bürgermilitär abgelöst worden, welches Niemand mehr zurückwies, sondern Jeden passiren ließ, der den letzten Act ansehen wollte, wodurch die Verurtheilten aus dem bürgerlichen und militärischen Verbande gestoßen werden sollten! Dieses empörende Schauspiel reizte mich nicht; wie kann ein vorurtheilsfreies Herz gleichgültig zuschauen, wenn junge Männer, welche keine entehrende Handlung begangen hatten, unter schimpflichen Ceremonien ihrer Strafe überantwortet, wenn ihnen die Abzeichen ihres Standes mit roher Hand vom Leibe gerissen und mit Füßen getreten werden! Dies ist ein Anblick für den Mob, mag er im Zwielichtel oder in Glacehandschuhen zu dem abscheulichen Schauspiele sich eingefunden haben. —

Endlich war die traurige Ceremonie zu Ende; man konnte es aus der durch das Thor herausfluthenden Menge schließen, welche in endlosem Zuge vorüberströmte, dem großen Exercirplatze zu, der in zwei- bis dreihundert Schritten Entfernung ausgebreitet zu unsern Füßen lag und dessen drei freie Seiten sich immer dichter mit dem zudringenden Volke füllten. Die vierte Seite durfte nicht besetzt werden, da die Kugeln der Todesschützen dorthin flogen.

Jetzt naht sich der Zug — und ein stattlicher war es, der die beiden Hauptverbrecher auf ihrem letzten Gange begleitete. Voraus zog ein Reiterregiment in voller Ausrüstung, hierauf der Gouverneur von Ludwigsburg, umgeben von seinem Stabe, und hinter ihm ein Regiment Infanterie. Jetzt wieder ein Zug Reiterei, und dann, in der Chaise neben dem Geistlichen sitzend, die Hauptpersonen des heutigen Dramas, Oberlieutnant von Koferitz. Wahnsinn, wer nicht wußte, was dieser feierliche Zug bedeute, der konnte beim Anblick des Fuhrwerks unmöglich denken, daß der Mann, der da neben dem geistlichen Herrn saß, in wenigen Minuten einem schnellen Tode verfallen sei. Koferitz saß in aufrechter Haltung neben seinem Seelenhirten; seine glatten Wangen waren mit einem etwas starken Roth überhaucht, und das schwarze Bärtchen auf der Oberlippe gab dem jugendlichen Gesichte einen etwas kecken Ausdruck. Seine Hände, mit Glacehandschuhen versehen, begleiteten in anmuthigen Bewegungen das Gespräch, das er mit seinem Nachbar führte, und nichts ließ ahnen, daß die beiden Leute in der Chaise ein zum Tode Verurtheilter und sein Beichtvater waren. —

Einen deste grelleren Gegensatz hierzu bildete das zweite Gefährt, welches den Feldwebel Lehr seinem letzten Augenblick entgegenrang. Der Mann gewährte einen wahrhaft herzzerreißenden Anblick: die Blässe des Todes auf seinem entstellten Antlitze, seine er geschlossenen Augen und hängenden Hauptes in seinen Sitze, ein trauriges Bild von Todesangst und Hoffnungslosigkeit. Der neben ihm sitzende Geistliche verschwendete seinen Trost an taube Ohren, denn Lehr schien alle Besinnung verloren zu haben und seinem letzten Augenblick ohne klares Bewußtsein entgegenzugehen.

Sie waren vorüber, und die Menge drängte eifrig nach, um seinen Blick von dem interessanten Schauspiele zu verlieren. Aber hier oben hatte man einen ganz offenen Ueberblick, und der Schauplatz des beginnenden Trauerspiels lag wie ein Schachbrett vor uns ausgebreitet. Der Zug war auf dem weiten Exercirplatze angelangt, und die Regimenter bildeten ein gegen die beiden Grabhügel geöffnetes Viereck, in dessen Mitte die beiden Delinquenten gestellt wurden, ihnen gegenüber der Commandirende mit seiner Begleitung zu Pferde. —

Horch! — Langer Trommelwirbel: der General verliest mit lauter Stimme das Urtheil mit seinen Motiven, und weitere zehn Minuten dürfen die Verurtheilten die schöne Welt anblicken, die sie nach wenig Augenblicken auf ewig verlassen müssen. Jetzt war er zu Ende; neuer Trommelwirbel, nach dessen Beendigung die Delinquenten ihre „Plätze" einnahmen. Jeder ward vor sein offenes Grab gestellt, und zwei Artilleristen zu Schützen traten vor, auf zehn Schritte ihnen gegenüber! Todesstille rings herum! Ueberall hörbar tönte das Commando: „Achtung! Schlagt an!" Zwölf Todesschlünde sind auf die Brust der beiden Verurtheilten gerichtet; Koferitz breitet seine Arme aus in Erwartung der tödtlichen Kugeln, und Lehr liegt auf den Knieen, nur noch halb dem Leben und dem Bewußtsein angehörend. — Statt des tödtlichen Knalles ertönte aber plötzlich das Wort: „Parirt!" und Tausende von Herzen athmeten auf, und die bisherige Ruhe und Stille ging in ein Getümmel über und in ein Lebehochrufen auf das gnadenspendende Haupt, daß einem ganz schwindlig ward, und Alles wirbelte durch-

einander, und Jedem sah man die Freude an, daß die traurige Frage sich so unblutig und so freundlich gelöst hatte, denn den Verbrechern war alle Strafe erlassen, und sie wurden, mit Reisegeld versehen, vom Richtplatz weg dem nächsten Seehafen zugewiesen, um in der andern Hemisphäre sich ihr Glück ungehindert zu suchen.

Die Regimenter kehrten wieder in ihre Kasernen zurück, die Menge verlief sich, und nach kurzer Zeit war der Exercirplatz wieder so einsam, wie er heute am frühen Morgen gewesen war, sogar die beiden offenen Gräber fehlten, denn sie waren zugeworfen, ohne ein blutiges Opfer zu decken, und keine traurige Erinnerung haftet auf dem schönen großen Raume, auf den die Sonne noch einmal so freundlich niederblickt, und an dem der Wanderer fröhlicher vorüberzieht, nicht gedrückt durch den Gedanken einer blutigen Hinrichtung!

Würtemberg wird dem Jahrhundert keine Schande machen, und wenn vierzehn Jahre später Rastatts Wälle von edlem Blute rauchten, so darf Süddeutschland kein Vorwurf treffen — es wurde von jener Partei vergossen, die heute noch, wie vor anderthalb Decennien, ihre eigene Willkür und Herrschsucht dem Wohle und der Einheit Deutschlands entgegensetzt und auf ihrer unheilvollen Bahn noch heute fortwandelt.

W. B.

Blätter und Blüthen.

Pferd, Esel und Eland. In England, dem wahren Himmelreiche für Katzen, giebt's auch viele Tausende von Menschen, die blos vom Handel mit Katzenfleisch, d. h. Fleisch für Katzen leben. Die „Tom's" und „Pussies" und wie diese weichen, „zwirnenden" und schmeichlerisch-gutmüthigen (weil gut behandelten) „Mietzchen" sonst heißen, kennen die Zeit, wenn der „Lieferant" kommen muß, und dessen schrille Ausrufersstimme: „Cat's meat! Cat's meat!" (Käth' miet!) auch ganz genau und werden unruhig, wenn er mal länger als gewöhnlich ausbleibt, und laufen nach der Thür und miauen so herzrührend und steinerweichend, daß die Köchin Alles stehen und liegen lassen muß, nur um so schnell als möglich diesen wahrhaft schreienden Hunger zu stillen. Der Händler ist ein gewandter Geschäftsmann und giebt die übliche Portion, auf ein spitzes Stückchen Holz gespießt, ebenso schnell, als er seinen Penny dafür erhält. So geht's jeden Tag zu einer bestimmten Stunde, so daß jede anständige Familie mindestens zehn Thaler jährlich für Hauskatzen oder Stubenkatzen ausgiebt. Dafür sind's aber auch gesunde, brave, gutherzige, fette Katzen. Auch die Hunde (in der Regel zärtliche, treue Freunde der Katzen in England) gedeihen dabei vortrefflich. Uns war einmal ein Köter in London zugelaufen, der nicht wieder fort wollte, so daß wir ihn endlich als Hausgenossen duldeten und bald lieb gewannen. Aber als Engländer war er mit unserer Hausmannskost nicht zufrieden, so daß er in der Regel Frühstück und Mittagsessen ganz verachtete und überhaupt zu Hause wenig zu sich nahm. Dabei wurde er alle Tage dicker und stärker. Wir konnten uns das lange nicht erklären. Zwar ging er alle Tage regelmäßig aus, und zwar so regelmäßig, daß, wenn ihm etwa um 10 Uhr die Thür nicht geöffnet ward, er sich dahinter aufstellte und mit scharfem Klaffen so lange drum bat, bis ihm aufgemacht ward. Aber auf der Straße war bei der vielen Concurrenz von Hunden und Menschen um Abfälle und Schnappbäppchen nicht viel zu holen.

Hatte er sich etwa einem schlechten Lebenswandel hingegeben und war glücklicher, geschäftlicher Dieb in offenen Fleischerläden geworden? Höchst unwahrscheinlich, da alle Fleischer sich scharfe, starke, unbarmherzige Wächter halten. Nein, er ernährte sich redlich von einem anständigen Geschäft. Er hatte eine Anstellung gefunden, war Beamter geworden. Er ging regelmäßig alle Morgen um 10 Uhr in's Geschäft und kam regelmäßig etwa um 4 Uhr wieder, Jeden von uns persönlich mit Schwanzwedeln begrüßend und dann ruhig zusehend, wie wir Mittagsbrod aßen. Seine Anstellung blieb uns lange ein Geheimniß, bis endlich sein Arbeitgeber und Brod- oder Fleischherr die Sache selbst verrieth. Eines Nachmittags kam er nämlich mit diesem seinem Herrn nach Hause. Dieser sagte, er sei ein Cats-meat-man, Katzenfleischhändler, bei welchem sich dieser Hund einmal, wie so viele, als Bettler um seinen Karren herum eingefunden. Er habe diesem wegen seiner gefälligen Manieren den Vorzug und einen Spieß voll Fleisch gegeben, auch sonstige Zeichen seines Wohlwollens. Dafür habe er viel Dankbarkeit gewedelt und weitere Anhänglichkeit, ebenso entschiedene Feindschaft gegen andere Hunde kund gegeben. Der Hund sei ihm gefolgt und ohne Weiteres zum treuen Wächter seines Katzenfleischkarrens geworden, was sehr viel werth sei, da ihm sonst die Hunde, während er die einzelnen Portionen in die Häuser getragen, sehr viel Schaden gethan. Nun möchte er den Hund aus Liebe kaufen, wenn er nicht zu theuer sei.

Nun kannten wir auf einmal das Geschäft unseres Findlings und wußten, warum er so gut aussah und unsere Hausmannskost verachtete. Er speiste viel besser und nahrhafter, nämlich Katzen-, d. h. Pferdefleisch. Die Katzenfleischer machen ihre Portionen fast ausschließlich aus Pferdefleisch zurecht. Und deshalb sehen Hunde und Katzen so wohlgenährt und gesund aus. Und so ist Pferdefleisch gewiß überhaupt ein gutes Nahrungsmittel und als solches endlich auch für Menschen aller gebildeten Völker mehr oder weniger anerkannt worden. Es verdient aber noch einen größeren Spielraum in unserer Wirthschaft.

Wir haben aus einem Buche des Franzosen Geoffroy St. Hilaire erfahren, daß eine große Menge Völker und Stämme in Asien ebenso regelmäßig Pferdefleisch essen, wie wir Rinder- oder Kalbsbraten, und dabei stärker sind als wir. Während der großen französischen Revolution bekamen die Pariser ein halbes Jahr lang blos Pferdefleisch zu essen und befanden sich sehr wohl dabei. Ein berühmter Lazarethartzt Lorrey verordnete den Kranken, die Fleisch essen durften, Pferdefleisch, wodurch eine ganze ansteckende Krankheit aus dem Lazarethe verschwunden sein soll.

Unzählige Beweise haben festgestellt, daß Pferdefleisch ebenso gut, gesund und nahrhaft ist, als das beste Rindfleisch. Aber ist es auch so wohlschmeckend? Auch darauf antwortet reichliche Erfahrung günstig. Viele Festessen von Pferdefleisch, gehalten in Deutschland und Frankreich, ergaben das beste Zeugniß für Suppen, Braten, Filets und Steaks von Pferden. Im Jahre 1841 bekam Pferdefleisch zuerst offenes Bürgerrecht als Verkaufs- und Nahrungsartikel in Ochsenhausen. Jetzt wird's in ganz Würtemberg mehr oder weniger allgemein (und unter Polizeiaufsicht) verkauft. In Baden ist es seit 1846 überall zulässig. Ein Jahr später endeten ein paar Pferdefleischfestessen zu Karlsbad und Detmold mit entschiedenem Hippophagismus (d. h. Pferdefleisch-Appetit). In Zittau verspeist man jährlich eine große Anzahl von Pferden. Um es kurz zu machen, ist der Verkauf des Pferdefleisches als Nahrungsartikel für Menschen jetzt gebräuchlich in Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hannover, Schweiz und Belgien. Die fünf Pferdeschlächtereien in Berlin haben sich während der letzten zehn Jahre mehr als verdoppelt und machen gute Geschäfte.

Diese Thatsachen sind schlagend und durchweg günstig. Ein großes Vorurtheil des Magens und der Gewohnheit ist wirklich überwunden worden und zwar durch die Tugenden der Nahrhaftigkeit und des rindfleischartigen Wohlgeschmacks gut gekochten oder gebratenen, nicht zu alten oder mageren Pferdefleisches. Pferdefleischsuppe ist sogar oft von Gutschmeckern der besten Rinder-Bouillon vorgezogen worden.

Freilich gute, gesunde Pferde sind lebendig kostbarer und nützlicher, als gebratene. Das ist richtig; aber die Pferdeschlächtereien bestehen, mehren sich und machen gute Geschäfte, so daß sie unmöglich mit Schaden arbeiten können. Das ist auch natürlich, da viele gute, gesunde, junge Pferde oft plötzlich als solche unbrauchbar werden. Früher holte sie der Schinder, jetzt macht man eine gute, gesunde, verhältnißmäßig wohlfeile Nahrung für Menschen davon. Pferde sind uns lieb vor unserm Wagen und werden uns nun auch immer nützlicher und angenehmer im Magen.

Sind wir so auf's Pferd gekommen, kommen wir auch auf den Esel. Warum nicht auch Esel braten? Die Italiener und die Feinschmecker aller Nationen essen Salami gern und für hohe Preise. Salami aber ist Eselswurst. Ich sehe nicht ein, warum wir den Esel, wenn er einmal gut schmeckt, von Italienern erst in Gedärme packen lassen sollen, um ihn zu essen. Er schmeckt auch so. Mr. Lewes, der berühmte englische Physiolog, tractirte einmal mehrere Gäste mit einer geheimnißvollen gebratenen Keule. Es wurde davon heruntergeschnitten und herumgereicht. Allen schmeckte es, und Einige baten um eine neue Auflage. Die Keule aber war das Hinterviertel eines Esels. — Also immer heran mit dem Graurock und Langohr auf den Mittagstisch, wenn er sich im Leben nicht nützlicher machen kann. Man spart ihm damit zugleich ein armseliges, verachtetes Alter und manchen Schimpf und Schlag.

Der brave Esel verdient wenigstens, daß man sich seiner ebenso annehme, wie des Pferdes. So viele Hufthiere sterben plötzlich in Ausübung ihrer Pflicht: sie stürzen, zersprengen sich eine Ader u. s. w., erlahmen oder erblinden unheilbar, zeigen Laster, lebensgefährlich für den Menschen. Sie alle sind gute Nahrung für den Menschen und wohlfeile obendrein, so daß man gar nicht leicht in den Fall kommt, gute und theure Pferde oder Esel besonders zu schlachten. Irgendwie unbrauchbar gewordene Pferde oder Esel sollte man freilich, wenn's irgend geht, vorher noch 6–8 Wochen gut füttern und mästen, um ihr Fleisch nicht nur zu vermehren, sondern auch wohlschmeckender und zarter zu machen. Auch ist es gut, wie bei allem Fleische, es nicht zu frisch in den Kochtopf oder in die Bratpfanne zu bringen. Je kälter die Witterung, desto älter muß man das Fleisch vor dem Gebrauche werden lassen, um ihm Zeit zu chemischen Wandelungen zu geben, die Wohlgeschmack, Verdaulichkeit und Zartheit vermehren. Man läßt Wild „wild" werden, warum nicht auch zahmes Fleisch? Nur darf's selbstverständlich nicht zum wirklichen Anfaulen kommen.

Zum Pferd und Esel kommt nun wohl auch bald das schönste und feinste Hufthier als Bereicherung unserer Tafelfreuden, das Eland, die größte und fleischreichste aller Antilopen-Arten. Die Elands werden ziemlich so groß und schwer wie Kühe, haben aber ein viel zarteres, nahrhafteres, wildpretartiges Fleisch. In England haben verschiedene Aristokraten angefangen, Elands zu acclimatisiren, einzubürgern, wie dort überhaupt die großen, reichen, lordlichen Grundbesitzer alle andere Aristokratie in nützlicher, Beispiel gebender, volksthümlicher Thätigkeit übertreffen, namentlich in Einbürgerung fremdländischer Pflanzen, Früchte, Blumen, Bäume, Gemüse und Thiere.

Die Elands gedeihen in England sehr gut als Haus- oder vielmehr Parkthiere. Im nördlichen Deutschland würden sie während des Winters besonderen Schutz bedürfen. Aber diesen gewähren wir ja auch unseren Schafen und Kühen. Wer von großen, gebildeten Grundbesitzern Deutschlands Unternehmungsgeist und Vervollkommnungstrieb hat, sollte mit Einbürgerung von Elands einen Versuch machen. Deutschland muß nicht warten, bis ihm Fortschritt im eigenen Interesse aufgezwungen wird, wenn alle Andern schon vorausgegangen sind, sonst folgen wir mit Reue dem hinkenden Boten.

Berliner Plaudereien. Aus einer königlichen Residenz ist Berlin eine volksthümliche Fabrikstadt geworden. Die großartigen Maschinenbauanstalten von Borsig, Egels ꝛc., die Cattun- und Wollen

webereien und Druckereien von **Reichenheim**, **Liebermann** und **Goldschmidt** wetteifern mit denen des Auslandes, so daß ein großer Berliner Fabrikant dem Könige, als dieser ihn bei einer officiellen Vorstellung nach seinem Namen frug, mit Recht sagen durfte: „Ew. Majestät, ich bin ja der Commerzienrath L . . . . ., der da hat die Engländer vom Continent verdrängt.“ Eigenthümlich für Berlin sind zwei kleinere Industriezweige, welche sich in kurzer Zeit zu einer kaum glaublichen Höhe emporgeschwungen haben: der Handel mit Stickmustern und das sogenannte Confectionsgeschäft mit hier angefertigten Mänteln und anderen Kleidungsstücken. Berliner Mantillen, Hüllen und Paletots wandern nach Dänemark und Schweden bis hoch nach dem Norden, sowie nach dem Süden bis in die Donauländer und in die Türkei, während die holde Miß und die stolze Lady, die Londoner und New-Yorker Damen nach Berliner Mustern und mit Berliner Wolle sticken, wenn sie es nicht vorziehen die bereits vollendeten Arbeiten zu kaufen und mit fremden Federn sich zu schmücken. Der Grund für den Aufschwung dieser Industrie liegt in den hiesigen Verhältnissen, besonders in der Billigkeit des Arbeitslohnes. Sehr viele Berliner Damen, selbst aus den sog. besseren und höheren Ständen, verschmähen es nicht, sich in ihren Mußestunden mit verschiedenen weiblichen Handarbeiten zu beschäftigen, um sich dadurch ein kleines Taschengeld für ihre Nebenausgaben, Toilette und sonstige Liebhabereien zu verschaffen. Holde Geheimrathstöchter, welche mit ihren zarten Händen so emsig an einer zierlichen Cigarrentasche oder an einem sanften Ruhekissen sticken, haben diese sauberen Kunstwerke nicht für einen poetischen Anbeter, einen gehaltlosen Referendar oder Assessor, sondern für einen prosaischen, aber sicheren Kaufmann gegen baare Bezahlung bestimmt. Dagegen wird so mancher John Bull und Yankee von seiner holden Braut oder der zärtlichen Gattin mit einem reizenden Angedenken überrascht, das nicht sie, sondern eine fleißige Berlinerin heimlich auf Bestellung angefertigt hat. Das sind die Fortschritte des internationalen Verkehrs!

Die Kunst und das Theater gehen auch hier wie anderswo nach Brod und ziehen einen stets gedeckten Tisch der hungernden Unsterblichkeit vor. Große Historienmaler besitzt Berlin nicht, außer **Cornelius**, der immer noch auf die Vollendung des Campo Santo wartet, das er mit seinen Fresken schmücken sollte. Zuweilen begegnet man im Thiergarten in der Nähe des Raczynski'schen Palais einem kleinen Mann, welcher der große **Cornelius** ist. Wer ihn aber genauer kennen lernen will, der muß ihn in München aufsuchen, wo sich sein Genius in Kirchen und Museen offenbart. Dort weilt sein Geist, in Berlin nur sein Schatten, der aber immer noch groß genug ist, um alle übrigen Künstler zu verdunkeln. Es giebt hier auch, wie man von Zeit zu Zeit aus den Zeitungen durch verschiedene Ankündigungen erfährt, eine Akademie der Künste mit mehreren Professoren, die kein Mensch kennt. Desto berühmter sind die Herren **Menzel**, **Knaus**, **Richter**, **Becker**, **Magnus**, **Hildebrand** in ihrem Genre. Letzterer weilt gegenwärtig in Indien, von wo er, reich beladen mit Landschaftsstudien und Motiven, zurückerwartet wird. Eduard Hildebrand ist der größte Farben-Virtuose, dessen Palette vor keinem Wagniß, vor keinem noch so kühnen Lichteffect zurückschreckt; Morgenroth, Alpenglühen und Nordlicht sind ihm nur Kleinigkeiten und die Gluth des tropischen Sonnenuntergangs eine wahre Lumperei. Seine Farben brennen, leuchten, blitzen und zünden, obgleich er auch den bescheidenen Reiz und den stillen Zauber einer minder glänzenden, nordischen Natur mit bewunderungswürdiger Feinheit und Sinnigkeit in sich aufzunehmen und wiederzugeben weiß. Ein geistreicher Freund nennt ihn nicht mit Unrecht den „**Freiligrath der Malerwelt**“. Auf dem Theater herrscht die Berliner Posse, die zwar witzige, aber entartete Tochter der komischen Muse, eine kecke Dirne, der nichts heilig ist und die aller Welt ein Schnippchen schlägt. Sie hat ihren Hauptsitz im Wallner'schen Theater aufgeschlagen, das von der besten Gesellschaft besucht wird und in der That ein vorzügliches Ensemble bietet. Der urkomische **Helmerding**, der überraschende **Reusche**, der drastische **Neumann** und die reizende Soubrette Fräulein **Schramm** bilden ein vierblättriges Kleeblatt, wie es nur selten zum zweiten Mal gefunden werden dürfte. Das kleine Theater in der Blumenstraße ist jetzt das Rendezvous für Fremde und Einheimische, für Aristokratie und Volk. Selbst Herr von Bismarck verschmäht es nicht mit fremden und einheimischen Diplomaten in der Prosceniumsloge zu erscheinen und über die Ausfälle und Anspielungen auf die neueste Aera und ihre Conflicte zu lachen. Als bei der letzten Anwesenheit des Minister-Präsidenten im Theater der Komiker Helmerding stürmisch gerufen wurde, sagte derselbe mit seinem eigenthümlichen Lächeln zu dem Publicum gewendet: „Ich höre schon, auch wenn ich hinter der Thüre stehe.“ —

Eine Ballnacht und ihre Folgen. Kürzlich erschien in New-York vor Richter Kelly im Jefferson Market ein junges, schönes Mädchen und suchte um einen Verhaftsbefehl gegen ihre Mutter nach. Es gab an, daß es am Abend vorher mit einem jungen Mann auf einen Ball gegangen und dort geblieben, bis der Ball vorüber war, worauf es nach Hause zurückgekehrt sei, aber die Thür verschlossen gefunden habe und außer Stand gewesen sei, hineinzugelangen. Sie sei dann, fuhr die junge Dame fort, in das Haus einer Freundin gegangen und dort bis zum Morgen geblieben. Um elf Uhr Vormittags sei sie dann nach dem Hause ihrer Mutter zurückgekehrt, von dieser aber eine Lügnerin gescholten worden, indem sie (die Mutter) die ganze Nacht aufgeblieben sei und vergebens auf ihre Tochter gewartet hätte. Ihre Mutter habe sie dann so arg geschlagen, daß die Spuren davon an ihrem Körper zu sehen seien, und hätte ihre guten Kleider weggenommen und ihr nichts als Lumpen übrig gelassen. Auf eine Frage des Magistrats erwiderte sie, sie sei 18 Jahre alt. „Well,“ sagte Richter Kelly, „ich kann nicht zwischen Ihnen und Ihrer Mutter einschreiten; sie hatte ein vollkommenes Recht, Sie dafür zu züchtigen, daß Sie die ganze Nacht ohne ihre Erlaubniß ausgeblieben waren. Ich rathe Ihnen, nach Hause zu Ihrer Mutter zu gehen oder sofort zu heirathen.“ Das Mädchen zog sich auf einen Augenblick zurück und besprach sich mit dem jungen Mann, welcher zugegen war, worauf Beide das Gerichtszimmer verließen, indem die Schöne erklärte: „sie würde um 5 Uhr verheirathet sein.“

Für die treue Pflegerin Theodor Körner's gingen in den letzten Wochen wieder bei mir ein: 2 Thlr. von Dr. W. K. in München — 5 Thlr. von einigen Verehrern Körner's in Kirn — 1 Thlr. von einer deutschen Frau — 1 Thlr. Ein deutsches Mädchen aus H. . . . . . . — 3 Thlr. 16 Ngr. von G. W. L—w und Freunden in L—n mit nachfolgendem Gedicht:

Ich grüße Dich, Mütterlein.
Er liegt auf Mecklenburger Grund,
Der süße deutsche Liedermund,
Den Du gepflegt so fein.

Drum grüßt Dich Mecklenburg
Durch mich mit Herzensinnigkeit,
Du Zeugin großer deutscher Zeit,
Einst uns'res Sängers Burg.

Gott segn' Dir Seel' und Leib!
Und gehst Du eher heim, als ich,
Den schönsten Gruß von mir ihm sprich,
Du edles, deutsches Weib.

2 Thlr. von Carl Niezold in Bamberg — 1 Thlr. N. N. in Dresden — 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. von L. K. in Danzig — 2 Thlr. 13 Ngr. von † † † Ritter.

Ernst Keil.

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk“.

(Schluß der Quittung aus Nr. 21.) 75 Silberrubel aus dem **Dorfe Szumitow in Südrußland**: „Der deutsche Weihnachtsbaum vereinte die unterzeichneten Stammesgenossen verschiedener Gaue des großen lieben Heimathlandes zu gemeinschaftlicher Freude und Genuß. Möge so allen Genossen daheim Ein großer deutscher Weihnachtsbaum erwachsen, der sie im Großen wie uns hier im Kleinen vereint, und wolle er Jedem segensreiche Früchte der Einsicht und des Verständnisses zur Einigung spenden! Wenn unsere Brüder daheim, um so mehr fühlen wir in der Fremde das Bedürfniß der **Einigkeit**, die uns **stark** macht, und mit inniger Theilnahme begrüßen wir jedes redliche Streben nach diesem Ziel und wissen es Dank der verehrten Gartenlaube, die in diesem Sinne ihr deutsches Banner schwingt. Unseren Gefühlen folge die That, zunächst in der Sammlung für W. Bauer's Erfindungen, die durch die Gartenlaube zur National-Ehrensache aller Deutschen geworden.“ — Beigetragen haben zu dieser Sammlung: A. Diestel 19 Rubel, L. Diestel 5 R., M. Diestel 1 R., H. Diestel 90 Kopeken, O. Oloff 5 R., Z. Oloff 3 R., H. Ulmann 1 R., O. Ulmann 1 R., E. Ulmann 20 K., H. Ulmann 15 K., M. Ulmann 15 K., F. Ulmann 10 K., E. Brunnmayr 10 R., F. Senftleben 1 R., E. Schönfeld 5 R., A. Wolf 3 R., L. Mundt 2 R., F. Mund 1 R., E. Dohmke 1 R., H. Sacher 1 R., E. Sacher 50 K., G. Pachmann 1 R., Flemming 1 R., W. Eckert 1 R., P. Piechatzek 1 R., G. Pratsch 1 R., G. Wolf 1 R., A. Wels 3 R., O. Wels 3 R., W. Wels 1 R. — durch A. Diestel. Gruß und Dank den fernen treuen braven Landsleuten! — 1 Thlr. von zwei echt deutsch gesinnten Hannoveranern: „Vivat Germania unita!“ — 10 Thlr. vom Gewerbeverein zu Dippoldiswalde durch den Cassirer H. Karg — 5 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. ges. am Geburtstage zweier deutschen Zwillingsbrüder am 2. Febr. 1864 in Sommerfeld — 3 Thlr. vom Gewerbeverein zu Altenburg, durch Richter und Zinnert — 6 Thlr. ges. beim Stiftungsball des Casino's zu Steinigtwolmsdorf, durch A. Kern und E. H. Kleinhempel — 2 Thlr. von H. Lehner's Leseverein zu Chemnitz, durch G. Ernesti — 3 Thlr. 1 Ngr. ges. im Gasth. z. schwarzen Bären zu Roda, durch O. Streit — 3 Thlr. ges. in der Mittwochs-Ressource zu Kraupischken, durch Gutsbes. Vetter in Karpolischen — 2 fl. von zwei Lesern d. G. aus Westhofen und Gimbsheim, durch C. A. Klauder — 1 Thlr. 3 Ngr. ges. im Reichel'schen Männer-Krankenunterstützungs-Verein zu Frankenberg, durch F. Pilz — 10 Thlr. vom Vorstand des Handwerker-Vereins zu Breslau — 3 Thlr. 7 Ngr. 6 Pf. ges. in Stadtilm, durch K. Wolfiarth — 6 Thlr. ges. im Männergesangverein zu Melede (Hannover), durch A. Gathmann — 3 Thlr. ges. im Gewerbeverein zu Penig, durch W. Fritzsche — 1 Thlr. von W. Hendel in Berlin — 11 Thlr. ges. auf einem Costümball zu Löbau durch Kaufmann Schubart als „Dienstmann Nr. 11“ — Bravo! — 2 Thlr. ges. von einigen Turnern Hirschbergs, durch M. Rosenthal — 2 Thlr. ges. in einer Gesellschaft im Richter'schen Café national zu Reichenbach, durch H. Schwabe — 5 Thlr. von der Sächsischen Bauhütte — 5 Thlr. von den Turnern zu Sebnitz, durch R. Schubert — 5 Thlr. von Gustav Mayer in Leipzig — 2 Thlr. 19 Ngr. von H. Curths in Triest — 1 Thlr. von Frau Ebert — 5 Thlr. von Herm. Köselitz in Annaberg: „Willst Du ein echter Deutscher sein, so gieb etwas, ob groß ob klein.“ — 25 Thlr. von G. R. in Nürnberg, mit dem Wunsche, daß die Aufforderung in Nr. 8 überall, wo die Gartenlaube hinkommt, gute Früchte tragen möge. — 2 Thlr. vom Turnverein zu Ilmenau, durch Rect. Heckenhayn — 2 Thlr. von Wernicke in Chemnitz — 1 Thlr. von Frl. S. aus Landau in der Bayer. Pfalz — 3 Thlr. 10 Ngr. ges. im Männergesangverein zu Oederan, durch J. Berger — 2 Thlr. von Fr. W. in Pirna — 5 Thlr. 9 Ngr. ges. auf einem Ball des Turnvereins zu Gröbzig (Anhalt): „fröhliche Turner geben gern!“ — 1 Thlr. ges. in einer kleinen Gesellschaft bei L . . .

Summe dieser 25. Quittung: 357 Thlr. pr. Cour. $4\frac{1}{2}$ Ngr., 23 fl. österr. W., 30 fl. rhn., 12 Mark 8 Schilling und 75 Rubel.

Hierzu haben wir noch 34 fl. rhn. aus Isny und 20 Francs von R. Sieber aus Reichenberg in Böhmen anzuführen, die an W. Bauer direct abgegeben worden sind.

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 21. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine dunkele That.

Erzählung von Otto Ruppius.

Es war ein lauschiges, mit dem modernen Luxus ausgestattetes Parterrezimmer, in welchem ein junges Paar saß. Sie hatte den Sitz neben einem der hohen Fenster inne und blickte, das Kinn leicht in die weißen Finger gestützt, über die dem Blicke sich bietenden Wiesen und Felder nach dem Walde hinüber, in welchem die goldigen Lichter der untergehenden Sonne zu spielen begannen. Er hatte sich auf einem Stuhle umweit von ihr leicht zurückgelehnt und schien mit halb zusammengezogenen Augenbrauen ihre Züge zu beobachten. Sie ließ in ihrer äußeren eleganten Erscheinung die Herrin des Hauses errathen, während dennoch das weiche, von einem Reichthum blonder Haare umrahmte Gesicht kaum zum Befehlen geschaffen schien und bisweilen sogar, wie ihre Gedanken tauten und gingen, einen leisen Zug von Gedrücktheit zeigte. Er verrieth in seiner Kleidung den Oekonomen, aber die sehlende Eleganz ersetzte eine umadelhafte Sauberkeit; seine Hände sprachen von eigener Arbeit, aber waren verhältnißmäßig klein, und in den sonnengebräunten Gesichte standen ein Paar dunkele, glänzende Augen.

„Du sprichst heute so wenig — hast Du Verdruß gehabt, Fritz?“ wandte sie, wie sich ihren Gedanken entreißend, sich mit einem Versuche zu lächeln nach ihm.

„Es wird gut sein, Anna, Du hörst mich gar nicht mehr sprechen!“ erwiderte er langsam, ohne seine Stellung zu ändern.

Sie hob aufmerksam den Kopf, und ein leichter Farbenwechsel belebte einen Moment ihre bleichen Züge. „Warum, Fritz?“

„Weil die Leute über meine Besuche hier reden und ich nicht die Schuld an einer einzigen trüben Stunde für Dich haben mag.“ Er erhob sich rasch, fuhr mit der Hand über seine Stirn und wollte nach seinem bei Seite gestellten Hute greifen, aber ihre Entgegnung schnitt seine Bewegung ab.

„Warte einen Moment!“ sagte sie, wie fast erschrocken über seine Aeußerung ihren Sitz verlassend, „was können die Leute reden?“

Er schüttelte langsam den Kopf, ohne sie anzublicken. „Laß es, Anna,“ erwiderte er, „sie werden keine Ursache mehr dazu finden!“

„Aber ich muß wissen, was sie sagen, Fritz,“ drängte sie, während ein leichtes Roth in ihre Wangen stieg, „halbe Worte sind eine Qual, und ich sehe keinen Grund, der mich um die freundliche Stunde bringen könnte, die mir Deine Anwesenheit schafft. Wir sind Nachbarskinder und mit einander aufgewachsen — was können die Leute reden, Fritz?“

Er hob langsam den Blick, ihn zwei Minuten schweigend in dem ihrigen haltend, und der Ausdruck desselben schien plötzlich eine Abwnng in ihrer Seele zu wecken — ihr klares, blaues Auge ward dunkler und unsicher, und das Roth in ihren Wangen stieg höher. „Sie sagen,“ begann er mit einer leichten Dämpfung seiner Stimme, als traue er deren Festigkeit nicht, „daß ich Dir als Mädchen nachgegangen sei, und daß es wohl auch zu Weiterem zwischen uns gekommen wäre, wenn nicht meiner Mutter Bruder mich so schnell zu sich gerufen hätte. Nun, da ich Dich verheirathet wiedergefunden, könne die fernere genaue Bekanntschaft kaum zu etwas Gutem führen — und ich denke selbst,“ setzte er mit seiner sinkenden Stimme hinzu, „sie haben Recht, so weit es wenigstens mich angeht!“

„Aber es ist nicht wahr, Fritz!“ erwiderte hastig die junge Frau, aus deren Zügen plötzlich jede Spur von Roth gewichen war, während in ihrem Auge ein Ausdruck von Aengstlichkeit aufstieg.

„Was ist nicht wahr, Anna?“

„Daß Du mir jemals ein Wort gesagt hättest, was über unsere Kinderfreundschaft hinausgegangen wäre!“ Ihr Auge ruhte in eigenthümlicher Spannung in dem seinen, und er senkte den Blick.

„Ich war eben zu feig dazu, Anna,“ erwiderte er halblaut, „ich wollte mich in der letzten Stunde, als ich weg mußte, zu Dir reden, und vermochte es doch nicht! — Aber es wäre ja auch umsonst gewesen,“ fuhr er aufblickend fort, während es wie eine aufsteigende Erregung in seinem Tone zitterte, „Du hättest ja das, was fremde Leute sahen, am ersten fühlen und die wenigen Monate auf mich warten müssen, wenn ich ein Recht zu einer Hoffnung gehabt. Ich habe mir das gesagt, als ich zurückkam, und gemeint, wenigstens das frühere Kinderverhältniß zwischen uns herstellen zu können; aber das ist für die Menschen vorüber, wie für mich auch, und darum laß mich gehen, Anna — sprechen aber mußte ich noch einmal zu Dir, damit Du mich verstandest!“

Sie stand vor ihm, mit großen, starr gewordenen Augen, mit bleichen, regungslosen Zügen, und als er jetzt die Hand zum Abschied nach ihr ausstreckte, zuckte es nur wie eine plötzliche Schmerz-Empfindung um ihren Mund und das weiche Kinn. Dann aber drehte sie sich hastig weg und trat an's Fenster. Er blickte ihr befremdet nach; in der nächsten Minute aber ging ein Zug von Bitterkeit über sein Gesicht. „Ich hätte auch das nicht aussprechen sollen, und jetzt am wenigsten, nicht wahr?“ sagte er, „aber es ist ja damit auch Alles vorbei, soweit es Dich betrifft, und darum darfst Du mir schon noch einmal Deine Hand geben!“

„Ja, damit ist Alles vorbei, Fritz, bis auf das Elend, in das Du uns Beide gebracht hast!“ erwiderte sie, sich langsam zurückwendend, und die Worte klangen wie mühsam einem innern Drucke abgewonnen. „Warum kommst Du gehen, ohne ein Wort des Abschieds von mir, das wohl die Lippen gelöst hätte? Jetzt will ich es aussprechen, da doch nichts mehr zu ändern ist: ich habe damals gewiss drei Nächte lang über meine betrogenen Erwartungen und habe doch immer noch gehofft, daß mir Jemand ein Wort von Dir bringen sollte, bis ich auch diese letzte Hoffnung begraben mußte. Und als nun der Antrag mit seiner Werbung um mich kam, als mir Vater und Mutter zusprachen, da galt es mir ziemlich gleich, was mit mir geschah; als ein Trost aber erschien es mir, daß der Mann, dem ich gehören sollte, schon in die Jahre war und nicht mehr von mir fordern konnte, als ich zu geben vermochte. Ich habe in seinem Hause freilich nicht einmal die Ruhe gefunden, an die ich geglaubt, und als Du zurückkehrtest, meinte ich zuerst, das Herz müsse mir brechen. Was ist denn Alles das aber gegen die Zeit, die nun kommen wird, von der mir jeder Tag und jede Stunde sagen muß, daß ich selbst meinem Glücke aus dem Wege gegangen; wo das ganze Elend erst über mich kommen wird, da ich weiß, daß Alles hätte anders sein können? — Ja, geh', Fritz, geh'!“ rief sie in hervorbrechendem Schmerze, die Hand abwehrend gegen ihn ausstreckend, „und möge Gott uns Beiden gnädig sein!“

In seinem Gesichte aber war bei ihrer Rede das Blut gekommen und gegangen, sein Kopf hatte sich gehoben und in seine Augen war ein neues, eigenthümliches Leben getreten. „Halt, um Gotteswillen, Anna!“ rief er, wie in aufwallender Erregung nach ihrer Hand fassend, „so darf ich jetzt nicht gehen!“ Einen Augenblick schien sie sich freimachen zu wollen, aber als fürchte er, daß sie ihm entschlüpfen möge, hatte er sie kräftig an sich angezogen, und in ausbrechendem Weinen, wie von aller Kraft verlassen, lief sie in seine Arme.

„Muth, meine Anna, Muth!“ rief er, sie fest an sich schließend, „hier muß sich noch ein Rettungsweg für uns finden lassen!“ Kaum aber mochte sie der überwältigenden Aufregung Herrin geworden und zum Bewußtsein ihrer Lage gekommen sein, als sie sich leise seiner Umschlingung entwand, dann aber seine Hand faßte und mit dem Ausdrucke unsäglicher Traurigkeit in seine Augen blickte.

„Geh, Fritz, geh — es ist Alles zu spät,“ sagte sie, „und so laß uns ferner einander aus dem Wege bleiben!“

Von außen klang in diesen Augenblicke der Hufschlag eines Pferdes, und sie fuhr erschrocken auf, faßte nach ihrem auf dem Seitensitze liegenden Taschentuche und drückte es gegen die nassen Augen. Er aber trat nach einem kurzen Blicke durch das Fenster ihr rasch nach. „Es ist nur der Doctor!“ sagte er hastig; „laß mich nicht so von Dir gehen, Anna! Nur der Tod scheidet hoffnungslos — soll denn ein Mißverständniß mit dem lebenslangen Elende zweier Menschen bestraft werden? Nur eine ungestörte Stunde zum ruhigen Aussprechen, und es kann noch Vieles gut werden — heute Abend, wenn Alles schläft, will ich hinten im Obstgarten sein und Dich erwarten —“

Er erhielt keine Antwort, denn eine dicke, lachende Stimme ward vor der Zimmerthüre laut: „Stillgehalten! bremsender Kopf — scheues Auge — allgemeine Unruhe! Schlimme Zeichen, die einen schleunigen Aderlaß erfordern —!“ Der leise Schrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören, und von dem frühern behaglichen Lachen begleitet, öffnete sich die Thür, um eine kurze, untersetzte Figur, mit Hut und Reitgerte in der Hand, ein joviales, wohlgenährtes Gesicht unter einem Busche eisgrauer Haare zeigend, einzulassen. Einen kurzen Moment nur flogen die hellen, scharfen Augen beim Erblicken der beiden Anwesenden über die erregten Gesichter derselben, während sich eine leichte Falte zwischen den grauen Augenbrauen bildete; dann schwenkte er in kurzem Gruße die Hand gegen den jungen Mann und wandte sich nach der Hausherrin.

„Ihre Christine, Frau Amtsräthin, scheint eine heimliche Lust auf dem Herzen zu haben,“ sagte er launig, „sie stand dicht an der Thür, als wage sie nicht einzutreten, und wollte bei meinem Erscheinen mit fürchterlichem Gesichte davon —“

„O, sie hat gebeichtet?!“ entfuhr es der Angeredeten wie in einem plötzlichen Schrecken; aber schon im nächsten Augenblicke trieb ihr die Erkenntniß ihrer Uebereilung das Blut in die Wangen.

„Gebeichtet!“ lachte der Eingetretene, Hut und Gerte bei Seite legend, ohne die sichtliche Bewegung der jungen Frau zu beachten, „müßte doch in einem Hause wie das Ihre ein langweiliges Geschäft sein! — Das also ist Herr Fritz Rothe?“ wandte er sich dann an den jungen Mann, der schon seit acht Tagen wieder in seiner Eltern Hause ist, ohne nur einmal nach seinem besten Freunde, dem Doctor, gesehen zu haben. — Hat man sich vor einem guten Rathe des Alten gescheut, wie vor Zeiten als Junge, wenn man auf irgend einen Streich aus war?“

Es war ein eigenthümlicher Ton von halbem Ernst in den Worten, welcher durch den hörbaren Humor derselben klang; als aber der junge Mann, mettbar eine leichte Verlegenheit unterdrückend, ihm mit einem: „Es ist wahrscheinlich bis jetzt ohne meine Schuld geschehen, Doctor!“ die Hand reichte, sich dieser mit kräftigem Handschlage wieder in sein früheres Lachen.

„Ob er nicht wirklich thut, als ob so ein Alter auch noch einen Anspruch haben könnte!“ — dann indessen wandte er sich, sein Gesicht langsam in ernstere Falten ziehend, wieder nach der jungen Frau. „Wie steht es mit unserem Amtsrathe — noch viel Beschwerden?“

„Er ist seit Mittag aus dem Hause und schien völlig munter!“ erwiderte die Angeredete, ohne noch ganz eine leichte Befangenheit, in welche sie das Wesen des Arztes versetzt zu haben schien, von sich streifen zu können.

„Aus dem Hause — völlig munter,“ nickte der Alte, „freut mich nun Abermalen, Frau Amtsräthin; es ist ein langweiliges Geschäft für eine junge Frau, Krankenwärterin zu sein. Indessen giebt es doch etwas, das über allen Freuden mit Lockungen dieser Welt steht und selbst eine junge Frau für alle Entbehrungen zu entschädigen vermag, etwas, ohne welches auch so ein armer Landarzt, wie ich, gar nicht bestehen könnte und von ersten wunderbaren Segen ich aus eigener Erfahrung zu erzählen weiß — das ist das Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung. Man muß nur den ersten Kampf mit den süßen Versuchungen rechts oder links, die einen Menschen vom richtigen Wege ablenken möchten, siegreich bestanden haben, um eine Genugthuung kennen zu lernen, von der so Viele, die nur immer den nachgehen, was ihnen gut schmeckt, niemals eine Vorstellung bekommen — e, das ist dem jungen Menschen hier langweilig!“ unterbrach er plötzlich lachend seinen bis dahin ernsten, fast weich gewordenen Ton, als Rothe nach seiner bei Seite liegenden Kopfbedeckung griff, „glaub's gern, es ist eben nicht Jedermanns Geschmack und wird oft erst unter Schmerzen gelernt; darum wollen wir die Sache auch fallen lassen, und wenn Herr Rothe heimreitet, machen wir unsern Weg zusammen!“ Es war, neben dem lustigen Ausdruck in des Sprechers Gesicht, ein so bedeutungsvoller Blick, welcher den Angeredeten traf, daß dieser, trotz einer bereits begonnenen ablehnenden Bewegung, nicht den Muth zu haben schien, die ausgesprochene Voraussetzung des Alten zu verneinen; nur ein rasches Ergreifen von Anna's Hand und ein leises Drängendes: „Heute Abend noch ein!“ wagte er, als der Doctor fast wie absichtlich Beiden den Rücken drehte und nach Hut und Gerte griff; vergebens aber suchte der junge Mann nach einem answortenden Ausdrucke in dem Auge der jungen Frau; ein scheuer Blick nach dem Alten war Alles, worauf er traf, und zugleich fühlte er in sich ängstlicher Hast ihre Finger seiner Hand entschlüpfen. Des Doctors Lamgen: „Und denn, daß ein alter Freund auch einmal eine Viertelstunde von Ihnen hat!“ schnitt jeden weiteren Versuch zu einer bestimmten Verständigung mit ihr ab, und nochgedrungen folgte er, nur noch einen einzigen bittenden Blick in Anna's Augen senkend, denn Alten nach dem mit Kies bestreuten Vorplatz des Hauses, wo neben dem Pferde des Letztangekommenen das seinige angebunden stand. Wie in bitterem Unmuthe schwang er sich auf sein Thier, während der Doctor bedächtig sich in den Bügel erhob und von der zögernd nachgetretenden Hausfrau sich mit einem lachenden: „Lassen Sie mir die Christine nicht außer Acht, Frauchen, sie hat Neigung zu einer ganz gefährlichen Krankheit!“ verabschiedete, und in der nächsten Minute hatten Beide durch das offene Gitterthor die Landstraße erreicht, welche in der einen Richtung sich nach dem im Grunde liegenden Dorfe hinabzog, in der andern, welche die Reiter einschlugen, sich durch die Felder nach dem Walde hinüberschlängelte.

Beide verfolgten schweigend neben einander den Weg. Der Doctor ließ die klaren, scharfen Augen ringsum über die Gegend schweifen, während seine beweglichen Züge jedem seiner Gedanken, wie er auftieg und wieder ging, Ausdruck zu geben schienen —

um seinen Mund sich bald ein sinnendes, trauriges Lächeln legte, bald wie eine Erinnerung ein Zug lachenden Humors über sein ganzes Gesicht zuckte, bald seine Stirn sich wie in tiefer Sorge bewölkte.

Der junge Mann neben ihm schien nur einem einzigen Dreigange nachzuhängen, blickte entweder starr in's Weite, oder mit finster zusammengezogenen Brauen auf den Sattelknopf vor sich; aber wie ihm seines Begleiters Schweigen fast erwünscht zu sein schien, so ließ sich auch an dem Decter kaum eine Beachtung der shweigsamen Stimmung seines Gesellschafters wahrnehmen. Erst als Beide die volle Höhe unweit des Eingangs zum Walde erreicht, warf der Alte einen raschen, scharfen Blick über die ganze Umgebung, zügelte dann plötzlich sein Pferd zu langsamerem Gange, daß der Andere wie unwillkürlich auffah, und sagte dann mit dem vollen Tone warmer Zuneigung: „Fritz, mein Junge, laß uns einmal wie in alten Zeiten reden — was thust Du noch da drüben, wo ich Dich soeben herausgeholt habe?“

Ein rascher Farbenwechsel ging über des jungen Mannes Gesicht. „Was soll ich anders thun, Decter,“ sagte er, sich augenscheinlich zu einem Tone von Verwunderung zwingend, „als einen einfachen Besuch machen? Sind die Anna und ich nicht Nachbarskinder gewesen von Jugend auf?“

„Nenne mich doch Onkel, Fritz, wie Du's auch in den letzten Jahren noch manchmal gethan,“ erwiderte der Andere ruhig. „Du sprichst dann vielleicht aufrichtiger und vertrauungsvoller zu mir. Es ist mir gerade so, als müßtest Du einen guten Freund jetzt recht nöthig haben!“ Das Auge des Sprechers blitzte so forschend zu seinem Begleiter hinüber, daß dieser wie unwillkürlich den Blick senkte. „Es wird Dir wahrscheinlich schwer, mein Junge, das rechte Wort gegen einen alten Menschen, wie ich bin, zu treffen,“ fuhr jener nach einer kurzen Pause mit einem leichten Kopfnicken fort, „und weißt Du, ich habe auch zuviel Deine Bekenntnisse gar nicht nöthig. Du stehst die Frau Amtsräthin gerade mit denselben Augen an, wie früher die Anna als Mädchen, da steckt Alles darin — hast Du Dich denn aber wohl schon einmal gefragt, was Du mit Deinen fortdauernden Besuchen anrichten kannst? Hast Du denn schon ein einziges Mal Dich über Deine eignen still beobachteten Gedanken erhoben und an die Lage des armen jungen Weibes gedacht, das wahrlich alle seine Kraft nöthig hat, um den Muth zu einer gerechten Pflichterfüllung nicht zu verlieren, und nicht erst neu hervorgerufener Kämpfe bedarf, um ihre Stärke zu erproben? Wir kennen uns, Fritz, und ich weiß ja wohl, daß nichts vorbedacht Unrechtes hinter Deinen Wegen steckt, aber jeder besonnene Mensch fragt sich doch bei seinem Handeln: wohin kann das zuletzt führen? Willst Du, wenn einmal die Rederei der Leute Dich zum Einstellen Deiner offenen Gänge zwingt und Du dann vielleicht nicht mehr Herr einer verbotenen Leidenschaft in Dir bist, auf heimlichen Wegen ein armes Weben ruiniren, das möglicherweise nicht die Kraft zum Widerstande Dir gegenüber hätte?“

Rothe bob langsam den Kopf und begegnete mit einem stillen, dunklen Blicke dem eindringlichen Auge des alten Arztes. „Meinen Sie nicht, Onkel,“ erwiderte er in eigenthümlich tiefem Klange seiner Stimme, „daß ganz besonderbare Verhältnisse stattgefunden haben müssen, wenn ein junges, schönes Mädchen, das nichts von Sucht nach Reichthum oder nach einer besondern Stellung gewußt, sich einem Menschen zum Weibe gegeben, der außer seinem Gelde kaum mehr als den Ruf eines alten Sünders aufzuweisen hat? und meinen Sie nicht, daß solche besondere Verhältnisse auch eine ganz andere Betrachtung der Dinge, als wie sie im gewöhnlichen Leben gilt, zulassen können?“

Der Decter hielt plötzlich sein Pferd an und sah seinem jungen Begleiter, der wie unwillkürlich seinem Beispiele gefolgt war, starr in das Gesicht. „So weit alles schön?“ stieß er hervor, während sich seine ganze Stirn in eine Sorgenvolle hüllte. „Star verbedacht alte!“ Er schüttelte kurz und energisch den Kopf, während er seinem Pferde wieder den Zügel ließ, und mehrere Minuten lang verfolgte er wortlos, die zusammengezogenen Augen gerade in's Weite gerichtet, die Straße. „Willst Du mir wohl etwas von Deiner besondern Betrachtung der Dinge sagen?“ unterbrach er dann, den Kopf unzufrieden herumwerfend, das Schweigen, „weißt Du vielleicht etwas Anderes, als daß hier eine rechtsgültige Ehe besteht, glücklich oder unglücklich, kommt dabei gar nicht in Rechnung, die durch sich selbst jede Hoffnung für einen Dritten ausschließt und deren Betrachtung von einem andern Standpunkte als dem des gewöhnlichen Laufs der Dinge zu nichts als zum Verbrechen führen kann?“

Ein tiefer Schatten ging über das Gesicht des jungen Mannes. „Wir wollen die Sache fallen lassen, Decter!“ versetzte er, kalt gerade ausblickend, und der Alte nickte wie in stillem Aerger.

„Konnte mir das schon denken,“ sagte er, „es ist aber noch immer ein schlimmes Zeichen gewesen, Fritz, wenn eine Sache die gerade Wahrheit nicht hat vertragen können!“

Vom Walde her war soeben ein junges Bauermweib, einen Handkorb am Arme, auf die Straße heraus getreten, und über Rothe's Gesicht schoß bei ihrem Erblicken ein Strahl von Genugthuung, während dennoch seine Lippen sich verächtlich kräuselten. Es war eine kräftige, hochgewachsene Gestalt mit stechenden schwarzen Augen, und der herausfordernde Blick, mit welchem sie die herankommenden Reiter umsterte, paßte ganz zu einer eigenthümlichen Selbstständigkeit und Freiheit, welche ihren Gang und ihre Bewegungen bezeichneten. „Kennen Sie die Person dort, Decter?“ fragte der junge Mann halblaut.

Der Alte blickte scheuwärts, als wolle er von der Begegnung nicht die geringste Notiz nehmen, durch seine Züge aber ging es wie eine halbunterdrückte Verlegenheit. In der nächsten Minute hatten Beide die Frau passirt und bogen in den Wald ein. „Ja, Decter,“ begann jetzt Rothe, „das war die eigentliche Frau Amtsräthin, wenn auch nicht in rechtmäßiger Ehe, und soll noch heute sich ganz bestimmter Rechte erfreuen. Das arme Opfer aber, welches der alte Sünder sich als Krankenpflegerin, als Wärterin für seinen abgenutzten Körper gefangt, soll nicht einmal das Recht haben, einen Jugendfreund zu empfangen! — Gut, Decter,“ fuhr er wie in aufsteigender Erregung fort, „ich will Ihrer Ansbauungsweise der Dinge folgen, ich werde Anna nur noch ein einziges Mal sehen; aber sagen Sie mir, der Sie diesen Menschen genauer kennen mußten, als er sich selbst auf wie viele Jahre kann es ein solcher gemüthvoller, in allen Fugen loser Lebensmechanismus noch bringen? — Warten Sie einen Augenblick, damit Sie mich nicht wieder verurtheilen,“ setzte er rasch hinzu, als des Arztes Augenbrauen sich zusammenzogen und dieser einen Anfatz zum Sprechen machte. „Sie wissen Zweierlei noch nicht, und dieses sage ich allein dem guten Freunde, der Sie mir haben sein wollen. — Als ich hier wegging,“ fuhr er langsamer fort, „wußte ich nicht, daß sie, deren Herz ich mir so gern erobert, wenn ich nicht ein feiger Tropf gewesen wäre, schon längst an mir gehangen. Drei Nächte lang hat sie gemeint, daß ich ohne das rechte Wort von ihr gegangen war, und hat gemeint, sie habe in mir sich selbst betrogen. So etwas mag schon im Leben passiren und ohne besondern Schaden verwarben, wenn nur nicht hinterdrein, wo es zu spät ist, eine Stunde kommt, die klares Licht bringt und Beiden ihr selbstgeschaffenes Elend erkennen läßt. Als sie aber heute auf des Amtsraths Gute anfangen, Decter, da traten Sie mitten in eine solche Stunde, da wußten wir Beide, worau wir mit einander waren, da hatte die halbe Verzweiflung über ein ganzes verscharztes Lebensglück unsere Seelen gefaßt, da wußte ich aber auch und hatte es ausgesprochen, daß ein Mensch um eines einzigen versäumten Wortes willen nicht zeitlebens elend sein darf. Sie, Decter, und nun reden Sie, wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben — verlangen Sie von mir, ich soll noch fünf Jahr warten, und ich will warten, wenn Sie sicher sind, daß sie dann frei ist — ich spreche sie noch heute Abend, und sie wird geduldig ausharren wie ich selbst; sagen Sie mir aber nichts mehr von dieser rechtsgültigen Ehe, die jete Hoffnung vernichtet; sie kommt mir vor, wie die Verurtheilung eines unschuldigen Menschen, der um eines verspäteten Zeugen willen verdammt bleiben muß, da einmal das Urtheil gesprochen worden!“

Der alte Arzt blickte starr in die Bäume vor sich, ohne zu antworten; aber Rothe schien auch mehr um seiner eigenen Erleichterung willen gesprochen, als eine Gegenäußerung erwartet zu haben. Schweigend und finster verfolgte der Letztere neben seinem Begleiter die Straße, bis nach kurzer Zeit der Wald zu beiden Seiten zurücktrat, im Grunde ein langgestrecktes, freundliches Dorf sichtbar ward und der Weg sich theilte. Hier hielt der Alte sein Pferd an, wandte langsam den Kopf nach dem jungen Manne und reichte ihm die Hand. „Fritz,“ sagte er mit einem vollen Ausdruck der Sorge, „laß den Teufel nicht Herr werden über Dein klares Gewissen! Wer eines Andern Eigenthum begehrt, ist auch nur einen Schritt vom Diebstahl entfernt, und wer eines Menschen Tod zur

Stufe für sein Glück macht, weiß nicht, was er in seiner Leidenschaft begehen mag. Im Uebrigen tröste und leite Dich Gott, mein Sohn, und seltsest Du einmal fühlen, daß ein ehrlicher treuer Kampf für ein reines Gewissen doch allein das Rechte für einen wahren Mann ist, so komm zu Deinem Vater, er wird Dir als treuer Freund zur Seite stehen und Dir eine Genugthuung können schren, größer als Dein heißes Blut sie Dir jemals geben könnte!"

Er nickte zweimal dem jungen Manne freundlich und dennoch mit dem Ausdruck unverhohlter Bekümmernis zu und ließ dann sein Pferd in die Straße einbiegen, welche nach einer kleinen Zahl abgesonderter Besitzungen an der jenseitigen Anhöhe führte.

Es war sieben Uhr am nächsten Morgen, und der Doctor schritt langsam aus seinem in der ganzen Pracht des Sommers prangenden Garten der Hinterthür seines kleinen Hauses zu, wo die alte Haushälterin bereits zum zweiten Male gerufen, daß der Kaffee kalt werde, als er eine Gestalt mit abgetragener Soldatenmütze, einen kräftigen Stock in der Hand, mit dem Ausdruck vollen Amtseifers auf sich zukommen sah. „O, der Flurschütz von drüben!" sagte er kopfnickend, nachdem er, einen Augenblick stillstehend, den Herankommenden erkannt, „etwas Besonderes bei Euch?"

„Ich denk's, Herr Doctor," versetzte der Angeredete; „sie haben heute Morgen den Herrn Amtsrath erschlagen im Obstgarten aufgefunden; der Herr Justitiar hat gleich nach dem Gericht in der Stadt geschickt, vorläufig aber selbst die nothwendige Untersuchung vorgenommen und wünscht, wenn auch dem unglücklichen Herrn nicht mehr geholfen werden kann, daß der Herr Doctor sogleich hinüber käme, um über die besondere Art des Todes ein Gutachten abzugeben."

Der alte Arzt stand mit weit ausgerissenen Augen und völlig starren Zügen, als habe er einer Medusa in's Antlitz geblickt; zwei Mal zuckte es um seinen Mund, als wolle er fragen und vermöge doch nicht das rechte Wort zu finden; dann wandte er sich plötzlich ab und rief mit einer Stimme, die auf wunderliche Weise in die Fülle überschlug: „Jakob, mein Pferd, aber rasch!" und als er hinter den Sträuchen des Gartens eine breite Gestalt anstaunen sah, die mit einem „Gleich, Herr Doctor!" die Hacke bei Seite stellte, schritt er in Hast, als habe er den Boten neben sich völlig vergessen, nach dem Hause.

Zwei Minuten darauf aber, als eben der „Flurschütz" mit der Hand unter seine Mütze fuhr und zu überlegen schien, ob er so ohne Weiteres den Heimweg wieder antreten solle, erschien die wohlgenährte Gestalt einer Alticken Frau in dem Eingange zum Garten und winkte ihm hastig zu, heran zu kommen. „Sie trinken doch eine Tasse Kaffee, oder nehmen eine Magenstärkung?" sagte sie halblaut, als Jener dem Winke bereitwillig Folge geleistet; „was ist denn das um Gotteswillen für eine Bestellung, die Sie gebracht, ich habe ja doch den Doctor in den letzten zehn Jahren noch nicht so confus gesehen?"

In der nächsten Viertelstunde trabte der Arzt auf seinem Klepper bereits dem Walde zu, und das runde Thier schüttelte oft unwillig den Kopf, wenn es immer wieder scharf die Gerte fühlte, sobald es bei dem aufsteigenden Wege den Versuch zu einem langsameren Schritte machte. Als der Alte endlich auf dem Vorplatz des Hauses, das er am Abend zuvor noch in vollem Frieden verlassen, abgestiegen war und, wie um sich zu sammeln, sich die heiße Stirn wischte, trat ihm von den Stufen der Hausthür langsam ein stämisch gekleideter Mann entgegen, der, wie unter einem Gewicht von Sorgen, sich in dem buschigen grauen Haare wühlte.

„Kommen Sie einen Augenblick mit mir, Doctor, ehe wir zur Hauptsache schreiten," sagte dieser, „ich möchte ein paar besondere Worte mit Ihnen reden, bevor der Gerichts-Commissar aus der Stadt hier ist."

Der Doctor nickte, als treffe er nur auf die Bestätigung eines eigenen Gedankens, und folgte dem Voranschreitenden nach benselben Zimmer, in welchem er Tags zuvor die Haushaltung mit seinem jungen Freunde gefunden. „Doctor, wir haben hier einen ganz entsetzlichen Fall, und doch sträubt sich mein Alles in mir, an das zu glauben, worauf einzelne Zeugenaussagen bereits klar schließen lassen," begann Jener, sich mit einem raschen Strich über sein Gesicht auf einem der Stühle niederlassend, „ich will kurz die Hauptsachen des Geschehenen resumiren, dann sagen Sie mir, was der schlichte Verstand eines Nicht-Juristen daraus schließen würde, und vielleicht ändert sich dadurch eine Ueberzeugung in mir, die zu Maßregeln führen müßte, gegen die sich Alles, was rein menschlich in mir ist, empört!"

Der Arzt neigte wie unter einem harten Drucke sein Haupt. „Sprechen Sie, Herr Justitiar!" sagte er, langsam und schwer von dem nächsten Stuhle Besitz nehmend.

„Es war heute Morgen nach vier Uhr," begann der Andere, die Stirn in die Hand legend und den Ellbogen auf das Knie stützend, „als mich der Verwalter mit der Nachricht weckte, daß soeben der Amtsrath todt im Obstgarten gefunden werden sei. Als ich in Hast mich nach dem bezeichneten Platz begeben, fand ich das Folgende: Der unglückliche Mann, welchen noch Niemand hatte berühren wollen, lag zum Theil auf seinem Gesichte in einer Lache von geronnenem Blute; er war in dem Anzuge, welchen er bei seinen Ausgängen trug, sein Hut fand sich unweit von ihm, und es ließ sich vermuthen, daß er bei seiner Heimkehr Nachts auf seinen Mörder getroffen, oder daß dieser ihm aufgelauert. Als wir ren bereits völlig steifen Körper zum Transport in das Haus aufgehoben hatten, fand sich hart daneben ein nur theilweise vom Blute besudelter gemsledernet Reisehandschuh, den ich zu kennen meinte, trem ich auch im Augenblicke nicht sofort wußte, wohin in meinem Gedächtnisse damit; daß er dem Amtsrathe nicht gehören konnte, ging schon aus dem Mißverhältnisse zwischen dessen breiter Hand und der geringen Größe des betreffenden Objectes hervor. Ich nahm den Fund an mich; was aber eine weitere Nachforschung an Ort und Stelle bot, war fast mehr geeignet, aus dem Falle ein völliges Räthsel zu machen, als einen Anhalt für die kommende Untersuchung zu geben. Der Todte hatte seine Uhr und Börse noch bei sich, eine Beraubung als Motiv für die That konnte also nicht angenommen werden; das Gras, in welchem er lag, ließ nirgends ein Zeichen sehen, daß ein Kampf stattgefunden hätte oder auch nur vielfache Tritte gethan worden wären, und daß der Ermordete auf das Gesicht gefallen, ließ nur auf einen raschen, unerwarteten Angriff in seinem Rücken schließen, wie sich dies auch, als wir den Unglücklichen gereinigt und entkleidet, durch eine breite, augenscheinlich von hinten beigebrachte Stichwunde in der Seite zu bestätigen schien. Wem aber konnte, soweit ein Vertrauter des Amtsraths, wie ich es war, zu denken vermochte, soviel an dem Tode dieses Mannes liegen, daß er zu einem nächtlichen Meuchelmord seine Zuflucht nahm? Was auch Schlimmes am ihm sein mochte, so war doch seine Weise: zu leben und leben zu lassen, nirgends danach angethan, ihm einen so verzweifelten Vorsatz zu verschaffen, wenn nicht ganz besondere, noch kaum geahnte Verhältnisse ihm einen solchen erwoben!"

(Fortsetzung folgt.)

Schweizer Alpen-Bilder.

Nr. 5. Das Alpenrindvieh.

Es ist nur ein schmaler Streifen der Alpen, den die Natur dem Sennen zum Betriebe seines Berufs angewiesen hat. Bis zu 4000 Fuß über dem Meere hat sich fast überall die regelmäßige Bodenbewirthschaftung emporgerungen, und schon 1500 Fuß höher tritt ihm der ernste Geist der unwirthbaren Felsen, der unergiebigen Geröllhalden und der zerschründeten Gletscher mit seinem eisigen Hauche wehrend entgegen. Auf diesem kleinen Streif findet der eigentliche Gebirgsbewohner der Schweiz, der Senne, mittelst seines geliebten Alpenrindviehs seine Existenz und in den grünen saftigen Alpenkräutern das nöthige Futter für seine milchtragenden Kühe.

Wir wollen uns nicht in tiefgehende gelehrte Forschungen über die Abstammung des Alpenrindviehs einlassen; es mag uns genügen, daß unser ehrlicher Hausdachs sich schon auf eine ganz respectable Ahnenreihe berufen kann, da sein Geschlecht wen über alle geschichtlichen Ueberlieferungen hinaufreicht. Einen eigentlichen schwei-

Digitized by Google

zerischen Rindertypus giebt es auch streng genommen nicht einmal, wohl aber drei besondere, streng von einander abzugrenzte und von den Viehzüchtern mit besonderer Vorliebe vor Vermischung geschützte Hauptracen. Die erste dieser Racen ist der prächtige, auf den ausgedehnten Viehausstellungen so sehr bewunderte Simmenthaler Schlag, im Simmenthal, der Landschaft Saanen und in einem Theile des Kantons Freiburg hauptsächlich verbreitet. Doch treten auch in jeder der eben genannten Arten noch leicht bemerkbare, charakteristische

grenze liegenden Alpen seine Existenz fristen muß, seine Größe abnimmt, während es dagegen an Intelligenz, Kleinergewandtheit und Muth sichtlich gewinnt. Selbst auf diese anscheinend nicht sehr hoch stehende Thiernatur wirkt der Hauch der Gebirgsluft, die ewige Nähe der Gefahr ähnlich, wie auf das Wesen des verwegenen Geisbuben, der sich über schwindelnde tiefem Abgründe auf den schwanken Aesten einer Legföhre schaukelte und dem später der Pfarrer darüber eine ernste Mahnung zugehen ließ, die mit den

Meister Braun in einer Alpenviehheerde.
Nach einer Originalzeichnung von H. Jenny.

Nüancen hervor. Das Simmenthaler Vieh ist meist weiß und rothgelb gefleckt, während dasjenige aus dem Kanton Freiburg mehr eine schwarz und weiße Färbung aufweist. Der ganze Schlag aber zeichnet sich durch einen prachtvollen Wuchs aus, ist weit im Ausdauernde berühmt, erreicht durchschnittlich ein Gewicht von 5—6 Ctr., und ein charakteristisches Merkmal dieser Race ist ein kurzer, dicker, edelmänniger Kopf. An Milchergiebigkeit steht sie über allen andern Racen, und übertrifft darin namentlich die ebenfalls weithin berühmte dunkelbraune Schwyzerrace, deren Mastfechsen oft ein fabelhaftes Gewicht erreichen, so daß zuweilen Bursche von 3000 Pfund geschlachtet worden sind. Aehnlichkeit mit diesem Schlage hat auch derjenige von Appenzell, denn die Färbung ist fast dieselbe, jedoch erreichen die Kühe dieser Gattung nicht die Größe der erstgenannten. Weitere unbedeutendere Racenunterschiede aufzuzählen, würde uns hier zu weit führen. Im Allgemeinen kann angenommen werden, daß da, wo das Vieh auf steilen oder gar über der Holzgrenze liegenden Alpen seine Existenz fristen muß, seine Größe abnimmt, während es dagegen an Intelligenz, Kleinergewandtheit und Muth sichtlich gewinnt. Selbst auf diese anscheinend nicht sehr hoch stehende Thiernatur wirkt der Hauch der Gebirgsluft, die ewige Nähe der Gefahr ähnlich, wie auf das Wesen des verwegenen Geisbuben, der sich über schwindelnde tiefem Abgründe auf den schwanken Aesten einer Legföhre schaukelte und dem später der Pfarrer darüber eine ernste Mahnung zugehen ließ, die mit den Worten schloß: „Schau, Seppi, hätte Dein Schutzengel Dich nicht behütet, so hättest Du leicht Deinen Uebermuth mit dem Leben büßen können.“ — „Oha, Herr Pfarrer,“ gab der kecke Tangenichts dem Geistlichen zur Antwort, „so weit hinaus wie ich wagt sich der Schutzengel nicht!“

Die Alpenkühe, fast ganz auf sich selbst angewiesen und von den Besitzern nur wenig gepflegt, wissen gar trefflich Bescheid in den Gebirgslabyrinthen, die ihnen zum Aufenthalte angewiesen sind, jede Quelle, jedes Wässerlümpelchen ist ihnen bekannt, wenn sie ihren Durst löschen wollen, und sie verfehlen nie um die regelmäßige Zeit des Melkens sich auf die Lockstimme der Hirten auf dem Melkplatz einzufinden. Freilich wissen sie auch, daß sie um diese Stunde vom Sennen eine Hand voll Salz zu lecken bekommen, was für sie ein besonderer Schmaus ist. Besonders fein ist die Witterung der Kühe bezüglich der nahenden Hochgewitter, sowie sie auch mit großer Vorsicht die gefährlichen Stellen meiden und

sorglich ihre Jungen von denselben fern zu halten suchen. Freilich können sie nicht immer das Ausgleiten auf dem glatten, kurzen Rasen oder auf Geröllhalden, wo der Boden unter ihnen zu weichen anfängt, verweiden. In solchen Fällen pflegen sie sich ruhig in ihr Schicksal zu ergeben, und mit geschlossenen Augen dem Abgrund entgegenzugleiten. Trifft es sich, daß ein glücklicher Zufall, eine hervorragende Wurzel oder ein Steinklamm den jähen Sturz aufhält, so warten die klugen Thiere gelassen und regungslos den Moment ab, bis der Sonne sie aus der gefährlichen Situation erlöst.

Auffällig ist besonders der Ehrgeiz um den Rangstreit, der sich unter den Alpenklühen bemerkbar macht; seine englische Hauptmannsfrau ist eifersüchtiger auf den ihr gebührenden Vorritt von der Frau des Oberlieutenants, als die sogenannte Heerkuh auf den übrigen. Diese Heerkuh ist nämlich nicht nur etwa die Schönste, sondern auch die Stärkste unter all ihren Genossinnen. Beim Auffahren auf die Alm trägt sie die riesigste Schelle; keine andere würde sich die Unanständigkeit erlauben, ihr vorangehen zu wollen, und mit würdigem, stetzem Schritte folgt die übrige Aristokratie, die fürstlen Häupter der Heerde, ein Jedes in seiner Rangordnung nach. Gelangt durch Kauf eine neue Bürgerin in diesen aristokratischen Staat, so muß sie erbarmungslos der Reihe nach mit allen ihren neuen Genossinnen kämpfen, damit ihre zukünftige Stellung entsprechend bestimmt werden kann. Da setzt es denn nicht selten stundenlange, gefährliche Kämpfe ab, bei denen noch von Glück zu sagen ist, wenn es mit Verlust eines Hornes abläuft und nicht gar eine der erbittertsten Kämpferinnen die andere über den Rand des Abgrundes hinausstößt. Wird die bisherige Heerkuh in solchem Kampfe überwunden, so wird sie von tiefer Traurigkeit befallen und nicht selten krank.

Der Ochse wird gar oft zum Sinnbild der Dummheit gewählt, und allerdings dürfte die Behauptung, daß er zu den höheren Intelligenzen, zu den tiefern Denkern im Thierstande gehöre, eine etwas gewagte sein. Trotz alledem ist aber nicht zu leugnen, daß er in Bezug auf Galanterie eine recht mittelalterlich ritterliche Gesinnung hegt und selbst in seinen höchsten Gimmue sich nie verleiten läßt, diesem Princip untreu zu werden. Um se erbitterter, ingrimmiger aber führt er den Kampf gegen Seinesgleichen. Einer der merkwürdigsten Kämpfe dieser Art fand im Jahre 1847 auf einer Grenzalp zwischen den Kantonen Aargau und Waadt statt. Es war dieses in der Zeit, wo Schweizer gegen Schweizer hier sich zum blutigen Streite rüsteten, kurz vor den Ausbrnche des Sonderbundskrieges. Die Freiburger waren bekanntlich der Partei des Sonderbundes zugethan, während die Waadtländer zu den eifrigsten Gegnern desselben zählten. Eines Tages nun geriethen auf der Grenzalpe die beiden gehörnten Fürsten der freiburgischen und der waadtländischen Heerde unweit einer jäh abstürzenden Felswand an einander. Zuerst begnügte man sich mit dem obligaten, weithin dröhnenden, fast wie ein rauhes Trnßlied klingenden Brummen, dann wurde mittelst der Hörner der Erdboden aufgewühlt, daß Schollen und Steine weit umherflogen, und dann erst stießen die beiden grimmigen Kämpfer auf einander, daß der Boden unter ihren festgewurzelten Hufen erbebte.

Mit athemlosen Augen schauten die Sennen und ihr Hausgesinde dem Kampfspiele zu. Kämpfer und Zuschauer waren in zwei fast gleich eifrige Parteien getheilt; unwillkürlich bemächtigte sich der Menschen die Idee, in den Kämpfenden Bullen einerseits den Repräsentanten des Sonderbundes und anderseits denjenigen der pflichtgetreuen Kantone zu erblicken. Fast eine Stunde lang blieb die Entscheidung ungewiß; mit gesenkten Häuptern, Stirn an Stirn gepreßt, suchte einer den andern rückwärts zu drängen, ohne daß einer von den Beiden auch nur einen Zoll breit Terrain gewonnen hätte. Allmählich geriech der Waadtländer doch einigermaßen durch den Umstand, daß sein Gegner mit dem Rücken gegen den Rand der Felswand zu stehen kam, in Verlheil, der immer noch wehrte sich der Freiburger wie verzweifelnd und schien manchmal wieder die Oberhand gewinnen zu wollen. Mit weit vorgequollenen Augen, schnaubend vor Wuth und Angst drängte er in einem letzten Angriff den Gegner wieder von der gefährlichen Stelle zurück, und ein lustiges Jauchzen der Sennen von seiner Partei schien ihn zu tapferem Ausharren ermuthigen zu wollen — da aber sammelte der Waadtländer ebenfalls seine letzte Kraft zu einem wuchtigen Offensivstoße, ein dröhnendes, lendendes Brummen, eine letzte Anstrengung, daß die gewaltigen Sehnen fast zu reißen schienen, und Zoll für Zoll verlor der Freiburger wieder an Boden; schon bohrten sich seine Hinterhufe in den kantigen Rand des Abgrunds ein — vergeblich! der letzte, wüthende Stoß des Gegners schleuderte ihn rettungslos in die gähnende Tiefe, auf deren steinigem Grunde er nun mit zerschmetterten Gliedern wieder hervorgeschleppt wurde. Ein Triumphgebrüll ausstoßend, das fast die Zuschauer erbeben machte, wühlte der Sieger noch eine Weile den Boden mit den Hörnern auf, auf dem der besiegte Gegner gestanden hatte, und ging dann gemessenen, stolzen Schrittes, begleitet von dem Beifallsgeschrei der eingeschlossenen Partei, wieder zu seiner Heerde zurück. Die Freiburger aber sollen wirklich in der schmählichen Niederlage ihres Kämpen ein übles Omen für den Ausgang des Sonderbundeskrieges erblickt haben.

Im Allgemeinen ist dem Bullen auf der Alm nicht zu trauen, ein geringfügiger Umstand, ein rothes Kleidungsstück, die können ihn zum erbitterten Angriffe auf den Menschen verleiten, und da ist dann schleunigst Rückzug hinter einen schützenden Felsblock oder eine Einzäunung fast das einzige Rettungsmittel, denn gelingt es dem Ochsen, den Gegenstand seines Zornes zu erreichen, so bearbeitet er ihn so lange mit Hörnern und Hufen, bis er kein Leben in ihm mehr zu bemerken glaubt. Selbst die Inhaber solcher Thiere, die kräftigen Sennen, werden nicht selten das Opfer solcher Muthausbrüche, denn der Stier giebt in seinem Angriffe nicht leicht nach und läßt sich lieber in Stücke hauen, als daß er nachgäbe. Dennoch giebt es auch Sennen, die sich sundiges einem solchen Angriffe entgegenstellen, mit sinkem Griffe das tolle Thier mit der einen Hand bei einem Horne packen, mit der andern ihm in den Mund fahren, die Zunge herumdrehen und dann mit berkulischer Kraft das Thier auf die Erde schleudern. Ein einmal so gebändigtes Thier pflegt sich dann später fast wie wieder an einen Menschen zu wagen. —

Auf den hohen Alpen ist also der Stier meist ein äußerst wilder und gefährlicher Bursche. Gedrungenen markigen Körperbaus, mit dickem Kopf und krausem Stirnhaar steht er kropig am Alpenpfade, alles Freundartige mit finstern, zähzornigen Blicken auskarrend, bis er, wenn durch eine Kleinigkeit gereizt, mit tiefgesenktem Kopfe und aufgewerfenem Schweife in toller Wuth und Hast auf das losrennt, was sein Mißfallen erregt hat. Stundenlang ist er dabei im Stande, den Ort zu bewachen, wo er den Feind vermuthet.

Wagt einmal unfällig Meister Braun oder der weiß einen Angriff auf eine Alpen-Viehherde, dann zeigt sich erst recht die höhere Intelligenz und der Muth der an sich sonst sanften Thiere. Schleicht sich der Bär heran, so wittern sie schon von Weitem die Gefahr, eilen unter heftigem Brüllen dem Stalle zu oder rasseln, wenn sie angebunden sind, so laut mit ihren Ketten und Schellen, daß sie die Sennen auf den Feind aufmerksam gemacht haben. Die Raubthiere pflegen die Kühe von hinten anzugreifen, da diese im Nothfalle auch ihre Hörner recht gut zu gebrauchen wissen. Ist es dem schleichenden Mörder aber dennoch gelungen, ein Opfer zu erreichen und zu zerfleischen, so sammelt sich die ganze Heerde, wie unser Bild zeigt, rund um den Räuber und schaut mit gesenktem Kopfe schnaubend und brüllend dem Fraße zu, doch wagt sie selten den Angriff auf den schmausenden Bären, der aber auch seinerseits dem Kampfe nicht nur wenig trauen und sich mit seinem Frühstück sehr beeilen soll.

Dieser wohlige Muth, dieses besonnene Wesen pflegen die Alpenbewohner nur bei zwei Anlässen total zu verlassen. Der erste dieser Anlässe ist das Hochgewitter bei Nacht, das den Sennen fast immer, wenn nicht gerade schwere Verluste, doch wenigstens Stunden tüchtigen Schrecks zu bereiten pflegt. Denn sobald die Blitze, das Auge blendend, aus der nächsten, doch über der Hütte schwebenden Wetterwolke zucken, vom Donnerschlage die Grundfesten der gewaltigen Eisklotsse erbeben und lärmend der Regen auf die erschrockenen Thiere herabgießt oder der Hagel in schweren Körnern auf die durchnässten Rücken niederprasselt, da hört plötzlich alle Ordnung auf, die vollständigste Anarchie ist eingebrochen. Den Schwanz ringelnd in die Luft erhoben, mit gesenktem Kopfe rennt Alles wie toll in die finstere Nacht hinaus, meist der Richtung des Sturmwindes folgend. Gewiß und die Gefahr abwend, stürzen die Sennen sich halbangekleidet aus der Hütte und eilen, die Mithgapfen als Regenrach über den Kopf gestürzt, schreiend und lockend, minnter auch in allen Tonarten fluchend, den tollgewordenen Thieren nach, die aber nichts mehr hören und sehen und immer geradeaus rennen, bis vielleicht ein paar der schönsten von Allen im rasenden Laufe in den nahen Abgrund gestürzt sind. Ge-

linge es dann aber endlich den Sennen, die erschrockene Heerde wieder zu sammeln, so ist die Gefahr glücklich abgewendet; die Thiere weiden trotz Sturm und Wetter nicht mehr vom Flecke, selbst die die schmeichelnde, beruhigende Stimme der Hirten vernehmen, als glaubten sie jede Gefahr durch die Nähe des Menschen beseitigt. Aehnlich benehmen sich bei solchem Anlasse auch die weidenden Pferde und Schafe, und erst im Sommer 1860 sprangen auf einer Entlebucher Alp zehn Füllen mit einem Male über eine hohe Felswand. Am schlimmsten wird's in solchen Fällen bei den Schafen; springt der Leithammel voraus in den Abgrund, so folgt die ganze Heerde bis auf das letzte Stück nach.

Weniger erklärlich, als das soeben Erzählte, dürfte dem Leser als zweiter Anlaß zur Verpreſſung des Rindviehs die seltsame Thatsache vorkommen, daß, wenn auf der Alp ein Stück Vieh vermißlich oder sonst gefährdet wird, die Sennen nicht hergiebig genug das halbverdaute Futter des Magens oder den Inhalt der Gedärme verbergen können. Bleibt so was liegen, oder ist nicht tief genug verscharrt, so wird jede Kuh, welche die Stelle betritt, in die wildeste Aufregung gerathen, mit den Hörnern den Boden aufwühlen und damit das Signal zu einem Zusammenlauf der ganzen Heerde geben, deſſen Resultat nichts Anderes als der harmätigste Hörnerkampf sein wird, der nicht selten schwere Verwundung oder gar den Tod einiger Stücke zur Folge hat.

Daß auch die Sage sich bis zu dem Leben des Rindviehs erstreckt, ist auf der Alm, der so sagenseligen, kein Wunder. Sagenhafter Art ist z. B. das sogenannte Alpröcken, obwohl der Glaube der Sennen es nicht als etwas Fabelhaftes gelten lassen will. Sie behaupten aber dieſen Steiß gewöhnlich mit einer geheimnißvollen Scheu und müſſen mit einem Fremden schon auf gewisse vertrauten Fuße stehen, bevor sie mit einer sachbezüglichen Erzählung herausrücken. So was zu besprechen, hat seine Gefahren und gehört zu den Geheimnissen des Heerdsenns. Da fell nämlich zu besonders Zeiten, meist Abends nach dem Melken, in die Kühe plötzlich eine gewaltige Unruhe fahren und dann die ganze Heerde von unsichtbaren Wesen erfaßt und über alle Berge getragen werden, so daß auf der ganzen Alp kein einzig Stück mehr anzutreffen sei. Nach ihnen zu suchen, sei nicht eben gerathen. Glücklicherweise fänden sie am andern Morgen wieder alle gesund und munter auf dem alten Platze.

Eine der hübschesten der Sagen dieſer Art ist die von der Seevenalp im schönen Lauterbrunnenthale. Diese Alp war früher oder ist jetzt noch Gemeingut mehrerer Aelpler, die zur Frühlingszeit ihren Viehstand zu einem gemeinsamen Sennthum vereinigen und solches auch ihre Knechte den Sommer über besorgen lassen. Man bgab es sich auf dieſer Alp öfter, daß die Kühe rückten und, wenn die Hirten es nicht rechtzeitig bemerkten, verschwunden waren, ohne daß ein Mensch gewußt hätte, wohin. Daß ein solches Ereignis bevorstehe, bemerkten aber die Sennen gewöhnlich daran, daß die Kühe plötzlich starr und unbeweglich dastanden, den Kopf zur Erde senkten und keine einzige mehr ihre Schelle erklingen ließ. Trat dieſer Zustand ein, so pflegten die Hirten den Kühen zuzurufen: „Stehe in Gottes Namen still!“ Dann war der Zauber gelöst, und die Kühe fingen nunmer wieder an zu grasen. Waren aber die Thiere schon in Bewegung und jagten wie von unsichtbaren Mächten getrieben davon, so sprangen die Sennen mit Rufen und Pfeifen den Flüchtigen nach, und alle dieſelben, über welche sie noch den Mittelruf zu werfen vermochten, blieben heben, die übrigen aber verschwanden. War aber das ganze Sennthum gerückt, ohne daß die Hirten es bemerkt hatten, so verrichteten letztere ruhig drei Tage lang wenigstens scheinbar alle Geschäfte fort, als wenn die Heerde noch auf der Alp wäre, und nach diesen drei Tagen kehrte dann die Heerde mit fröhlichem Glockengeläut und Geschrei wieder auf die Alp zurück.

Die Skeptik ist aber auch dieſer wunderbaren Sage schon stark zu Leibe gegangen. Die Simmenthaler und Saaner Sennen, die es in der Naturphilosophie schon zu ganz befriedigenden Resultaten gebracht haben, behaupten nämlich, das Alpröcken auch zu kennen. Sie nennen diese Erscheinung das „Bysen“ der Kühe und sind der Ansicht, daß zu gewissen Abendstunden die Thiere von Mückenschwärmen überfallen werden und dann, wie bei einem heftigen Unwetter, mit hochgehobenen Schweifen alle auf einmal blitzschnell in einer Richtung davon rennen.

Doch kehren wir aus den verpanthenen Reiche der Sage zum Schluß in die nüchternere, aber immer noch schöne Wirklichkeit zurück und werfen, nachdem wir das Alpenmirwieh vom Leben bis in die Sage verfolgt, auch einen Blick auf den Alpenmenschen, denn auch der Mensch wird auf der Alm ein anderer. Die gern träumerischer Aberglaube über ihn Herr wird, ebenso wird er aber Herr über eine gewaltige physische Kraft. Bei dem abgeschiedensten, einsamen Treiben der Sennen da oben im Reiche der Lüfte muß ja die märchenhafte Sage in dem Leben dieser meist gemüthreichen Naturkinder eine gar mächtige Rolle spielen. Ihr zu träumerischem Sinnen obnehin schon geneigtes Gemüth findet gar mächtige Nahrung in der gewaltigen Natur, in den himmelanstrebenden Firsten und Zinken, die im wilden Gebärungskampfe dem Schooß der Erde entstiegen, wie in den tief geheimnißvollen Schreckmissen unmgängslicher Abgründe und Gletscherspalten, durch die der Wind seufzend wie ein klagendes Menschenkind streift. In diesen Gebieten wird jeder fallende Stein, jeder rufende Vogel zum Mefsostab, der den Brunnen der Wunder erschließt wie gleich dem schmetternden Alpenhorne aus den entfernesten Gründen die rähhafte, anmuthende Stimme des Gebirgsgeistes mech. Diese Anschauungskreise giebt sich besonders darin kund, daß auf den höhern Alpen, wo der regelmäßige Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes in dem tief im Thale liegenden Kirchlein eine Unmöglichkeit ist, ein Senne am Sonntagmorgen von seine Hütte nin und mittelst seines Alpenhorns die langgezogene, von der dünnen Luft stundenweit zu den entfernesten Almen hingetragene Melodie eines Psalms oder eines frommen Liedes in die feierliche Stille des Gebirgslabyrinths hinausschmettert. Von Alm zu Alm antworten dann die Sennen auf gleiche Weise, und die zuerst majestätisch anschwellenden, dann allmählich wie Geisterhauch in leisem, kaum mehr vernehmbarem Flüstern erstorbenden Töne bilden dann ein Concert, wie in wunderbarem Zauber weiter das schönste Orgelspiel. noch die Klänge der Glocken gleichkommen.

Massenhaft sind daher die Sagen, welche des Abends die Sennen, um den gewaltigen Feuerherd versammelt, sich erzählen. Aber auch für die Entwickelung der Körperkraft sorgt das Alpenleben. Es giebt nur wenig zu thun, was zu verrichten dem Sennen nicht eine Lust und Freude wäre, und zum dolce far niente fällt täglich noch ein tüchtig Stück Zeit ab, das man, bequem auf dem Rücken liegend und selig hinbusend, in den blauen Himmel hineinstarrend, genießen kann, und wenn das zu langweilig wird, so packt man sich gegenseitig zum Ringkampf Schwingen, oder mißt seine Kraft, indem man probirt, wer einen achtzig bis hundertpfündigen Kelbkod am weitesten zu schleudern vermöge. Diese edle Beschäftigung bildet denn auch Busche aus, wie den großen Mirdbacher, einen seiner Zeit berühmten Schwinger. Der hatte einmal von einem riesenstarken Sennen im Unterwaltnerlande gehört und beschloß, denselben aufzusuchen. Er traf den Mann auf der Alp in seiner Sennhütte eben mit Käsemachen beschäftigt und hat ihn um einen Trunk Schotten. Der Angesprochene entsprach dem Wunsche seines Gastes in der Weise, daß er mit der einen Hand eine wohlgefüllte Milchgapfe ergriff und sie dem erstaunten Schwinger vor den Mund hielt, als wäh's nur so eine Kaffeetasse. Das Erstaunen des Gastes war vollkommen gerechtfertigt, wenn man bedenkt, daß diese Milchgapfen flache, runde Gefäße ohne Handhabe von zwar geringer, kaum mehr denn sechs Zoll betragender Tiefe, aber von einem Umfange von mindestens acht Fuß sind, der Eheninhalt also eine Schwere von achtzig bis hundert Pfunden haben mußte. Der Mirdbacher war aber nicht der Mann, der sich durch solche Kleinigkeit verblüffen ließ, sondern er nahm, als ob sich das von selbst verstände, dem Sennen ebenfalls nur mit der einen Hand das Gefäß ab, wie ein Trinkglas, löschte in langen Zügen gam gemächlich seinen Durst und reichte das seltsame Trinkgeschirr mit ruhiger Miene dem Geber zurück, der nun seinerseits in den Ausruf ausbrach: „Unnecker bist Du der große Mirdbacher oder der Teufel!“

Welche Bedeutung das Rindvieh in Bezug auf den Nationalwohlstand der Schweiz hat, mag dem Leser durch die folgenden Zahlen klar werden. Die Gesammtzahl des Rindviehs betrug im Jahre 1860 911,683 Stück. Eingeführt wurden im gleichen Jahre 67,314, ausgeführt 46,529. Daß die Einfuhr die Ausfuhr so bedeutend übersteigt, dürfte vielfach befremden. Dieser Umstand kommt aber daher, daß das Schweizervieh zum Schlachten zu wenig weit und daher das meiste Schlachtvieh in den benachbarten Staaten mager angekauft, erst gemästet und dann zu dem angegebenen Zwecke verwendet wird.

A. B.

Aus dem Skizzenbuche eines polnischen Officiers.

Mein Vater, polnischer Edelmann, beschäftigte sich neben der Verwaltung seines Guts vorzugsweise mit geschichtlichen Forschungen, besonders aus dem Gebiete adeliger Abstammung und Wappenkunde, und besaß darüber trefflich geordnete Sammlungen aus den amtlichen Quellen wohl aller Länder Europas. Sein Gut, dessen Ertrag ungefähr zwei Stunden von der russisch polnischen Grenze entfernt ist, erstreckt sich mit Dörfern und Wäldern bis an diese.

Ich wurde nach vollendeter guter Erziehung Officier in Diensten unserer Regierung und hatte, in Besatzungen deutscher Bundesfestungen liegend, Gelegenheit, mich mit den Verhältnissen unserer westlichen und südlichen Nachbarn bekannt zu machen. Vor dem Aufstand nahm ich meinen Abschied. Für den Aufstand stichte und versorgte meine Mutter eine Fahne, deren Tuch auf der einen Seite das Bild des durch Lech, der Polaken Stammvater, in den Reste „Gnesen“ gesandenen weißen gekrönten polnischen Adlers im rothen Felde, auf der andern das der heiligen Mutter Gottes von Czenstochowa trug; — diese ist in einem aus byzantinischer Zeit stammenden, von Alter schwarzbraun gewordenen Bilde das Urbild der polnischen schwarzen Muttergnadenbilder geworden und hat im Jahr 1655 bei der Belagerung jenes Stifts durch die bisher siegreichen und übermüthigen, bereits das ganze Land besitzenden Schweden die Polen zum Siege begeistert, — von nun an Schutzheilige des für Freiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Polens. Auf die Stickerei stichte meine Mutter die Worte ein: „Freiheit für uns und für Euch!“ (Letzteres ist zu den Bauern gesprochen.)

Zu dieser Fahne schwur ich und mein Bruder den Eid der Treue zur polnischen Sache bis in den Tod. Ich trat als „Generalstabsofficier des polnischen Volksheeres“ in die Bande eines alten Obersten, der im Jahre 1831 gefeiert hatte und dadurch mit dem großen Krieg wohlbekannt geworden war.

Der Greisbat meines Vaters wurde zum Vorbereitungsplatz für einen Zug genährt. Namentlich empfing ich drei die dafür gelieferten Waffen. Als sie zum wirklichen Gebrauch noch näher an die Grenze gebracht werden sollten, verpackte ich sie in meinem Schlafzimmer. Dabei half mir ein im Dienste unserer Regierung stehender Officier. Im anstoßenden Zimmer war einer meiner Beamten und höherer Regierungsbeamter. Ich hörte ihn gegen die Thür unseres Zimmers kommen und wollte sie vor ihm verschließen; die Waffen lagen im Zimmer und auf meinem Bett herum. Er sagte mir lachend: „Lassen Sie mich nur herein und ein paar Cigarren nehmen; ich sehe sonst nichts!“ Ich that es; er ging gerade und unverwandten Blicks auf mein Cigarrenstichen los, bediente sich und entfernte sich in gleicher Weise.

Bei uns und in der Nachbarschaft lag eine Schwadron Husaren von den Regierungstruppen. Der Rittmeister, mit mir bestens bekannt, sagte mir kurz vor der zu unserem Abmarsch bestimmten Stunde: „Ich habe Befehl, heute Nacht von acht bis zwölf Uhr da und da patrouillieren zu lassen. Es ist mir nicht geboten, es geheim zu halten.“ — Nach der bezeichneten Stunde kam er zu mir und theilte mir mit, daß die Patrouille zu Ende, seine Husaren wieder in den Quartieren seien. — Ich spazierte mit mehreren Beamten, worunter einige Officiere von den Regierungstruppen, zum russischen Grenzpfahl, überschritt die Grenze, schüttelte den noch auf nichtrussischem Boden stehenden Officieren die Hände und nahm Abschied, wobei lachend bemerkt wurde, daß sie mir nun nichts mehr thun könnten.

Unsere Bande stieg bis gegen tausend Mann an. Bald zeigte sich aber die Unfähigkeit unseres Obersten. Er mochte im großen Krieg von 1831 unter höherer Leitung seinen Dienst gehörig und tapfer gethan haben: jetzt, wo er selbstständig und unabhängig handeln, wo er einen kleinen und Parteigänger-Krieg leiten sollte, wusste er sich in keiner Weise zu helfen.

Anfangs war unsere Mannschaft vom besten Geiste beseelt. Jeden Augenblick, welchen Märsche, Gefechte, Dienst freiließen, benutzten wir zu Waffenübungen im Lager oder in dessen nächster Nähe, nach einer vom Comité herausgegebenen Kriegsinstruction, welche auf die für das polnische Heer im Jahre 1831 gültigen verbesserten französischen Vorschriften gegründet, jedoch mit Bezug auf den Plänklerdienst ziemlich nach österreichischem Muster angegeben ist. Weisungen vom Comité und Meldungen von der Thätigkeit anderer Corps erhielten wir meist durch Unbewaffnete. Namentlich gab es einen Generalstabsofficier, welcher zu Fuß, mit einem dünnen Spazierstöckchen in der Hand, seine Bekannten besuchend, von einem Ortshof zum andern ging, dabei aber auch mit unserer und anderen Banden von Aufständischen zusammentraf und dann den Führern Befehle, Nachrichten von Freund und Feind und Mittheilungen aller Art brachte.

Wir waren ziemlich weit in's Innere von Congreß-Polen vorgedrungen, als wir zuerst auf eine etwas zahlreichere feindliche Truppenabtheilung stießen. Die Unfähigkeit unseres Obersten verschuldete den Verlust des Gefechts. Der Feind beträngte und hart, bis zum Handgemenge. Schon war die Stange der von meiner Mutter geschenkten Fahne in Feindeshand, da stürzte mein Bruder löwenmuthig auf die Fahne, riß Tuch und Schleife mit einem gewaltigen Zuge von der Stange ab, ließ dem Feind das bloße, nackte Holz und verbarg die geliebten Stoffe in der Busenjacke seines Rockes. Wir kamen uns leidlich zurechtgeschossen. Sobald wir in Sicherheit waren, wurde eine neue Stange beschafft, und nun flatterte wieder der weiße Adler in den reinen Frühlingslüften.

Längere Zeit waren wir einige Stunden von einem Dorfe entfernt gelagert; hier brachte uns unser spazierender Freund oder ein anderer Bote die Nachricht, daß ein Zug Kosaken gegen den Abend am Dorfe vorbeireiten würde. Das Dorf bildete eine aus zusammenhängenden Häusern und Gärten bestehende gerade Gasse. Denselben gleichlaufend, aber außen an der einen Häuser- und Gartenreihe vorbei, führte der Weg, den die Kosaken reiten sollten, und war noch weiter außen durch einen dichten Zaun begrenzt. Zu beiden Seiten des Weges, also in die Gärten und in die dabei gelegenen Häuser einerseits, hinter den Zaun andrerseits legten wir uns in den Hinterhalt und warteten auf des Feindes Durchzug. Mehrere Stunden waren vergangen, ohne daß sich ein Kosak zeigte. Es fing an Abend zu werden, der Durst heisel einige von uns zu Trinken und theilte sich mit, daß er uns in's Lager zurückführen werde. Die Kosaken kommen nicht mehr. Es fängt an spät zu werden, und wir wollen die Nacht im Lager zubringen.“ Vergeblich waren unsere Vorstellungen, nicht das ganze Unternehmen durch zu frühes Aufbrechen zu vereiteln. Auf seinen Befehl sammelte sich die Truppe, aus den Gärten und hinter dem Zaune hervortretend, auf dem Wege und war im Begriff, sich in Marsch zu setzen, als plötzlich aus der Mitte der letzten Leute einige Schüsse knallten und der Ruf: „Die Kosaken, die Kosaken!“ erscholl. Theils von selbst, theils auf Befehl warf sich Alles nieder so weit möglich in die Gärten und hinter die Zäune. Wie Vögel in pfeilschnellem Fluge sprengten die bisher in ruhigem Reisetempo herangekommenen Kosaken auf ihren kleinen Pferdchen in ihren grauen Mänteln, während die Peitschen über Mützen reid in die Gesichter brannten schlugen, mit schwankenden Lanzen vorbei. Unsere Schüsse streckten etwa zwei bis drei von ihnen nieder. Hätte unser Oberst nur fünf Minuten länger Geduld gehabt, so wäre uns von den nahezu hundert Kosaken vielleicht kein Mann entgangen. Daß wir mit Mißmuth in's Lager zurückkehrten, kann man sich denken.

An einem frühern Tage hatten wir eine günstige Stellung in und bei einem Walde. Die Russen rückten in der Stärke mehrerer Rotten heran. Mit jenen Schützen, welche, obgleich mißmuthig geübt, mit trefflichen Waffen versehen und dadurch zu vorzüglich sicherem Treffen unglaublich befähigt waren, besetzen wir den Saum des Waldes. Die Scharfschützen wurden in den Rückhalt, in's Innere des Waldes gestellt. Die Russen, in langer Linie entfaltet, rückten gerade gegen uns heran. Auf dem einen Flügel ging allein und leicht erkennbar ein Officier. Auf etwas weniger als tausend Schritt Entfernung wurde er von einem unserer ganz jungen Schützen und einem Officier bemerkt.

„Wer trifft ihn?“ fragte der Officier, „dem gebe ich einen Rubel!“

„Ich!“ erwiderte der junge Mann, „er ist aber mehr werth. Ich möchte gern fünf Rubel!“

„Fünf Rubel? Das ist viel!“

„Er ist es werth!“

„Sei's! fünf Rubel geb ich Dir, wenn Du ihn auf den ersten Schuß triffst!“

Der Junge legte an, das Pulver knallte, das Blei pfiff — der Mann sank, vom ersten Schuß der erste Gefallene.

Hurrah und Halloh bei uns, einige Unordnung beim Feinde. „Jetzt gieb mir aber die fünf Rubel sogleich. Man kann nicht wissen, ob nicht bald Gleiches Dir oder mir begegnet!“ sagte lachend der Junge.

„Du hast Recht! Da sind sie!“ erwiderte der Officier und legte das Geld in des Jungen Hand. — Bald hatte unser Feuer kräftig auf den Feind gewirkt. Seine Reihen lichteten sich. Man denke sich seinen Pulverrauch von einem leichten Luftzug gegen den einen Flügel unserer Waffstellung getragen und den Rauch von unserem Feuer in gleichlanzender Richtung in den Wald hinein, unsere Sensenmänner gegen jene von Feindesrauch umhüllte Waldecke gezogen, gesammelt, mit einigen Kraftworten ermuntert und plötzlich aus dem Walde hervor mit lautem Geschrei und gehobenen Sensen schräg gegen den entblößten feindlichen Flügel anstürmend. Kaum hört der Feind das Geschrei, kaum sieht er die breiten Klingen aus dem Rauche herausglänzen, so ergreift ihn unbezwingliche Furcht, wendet ihn zu unwiderstehlicher Flucht, und ehe unsere Sturmläufer ihn erreichen können, ist seine Geschichtsinie verschwunden und liegen nur noch Todte und Verwundete auf dem Felde. —

Bei aller persönlichen Tapferkeit entwickelt Oberst brachte es doch seine Aengstlichkeit und Unsicherheit als Führer dazu, daß wir uns nach Kurzem wieder an die Grenze zurückgedrängt befanden. Wir lagerten einige hundert Schritte vor einem in tiefem, steilrandigem Bette fließenden, die Grenze bildenden Bache, welchen unsere wohlbeladenen Wagen, so wie das Bett war, nicht hätten durchfahren können. Nach allen Nachrichten rückte der Feind, uns von allen Seiten umfassend, gegen uns vor. Ich drang in den Oberst, den Bach zu überbrücken oder durchfahrbar zu machen, um uns einen Rückzug zu sichern. Er wies dies mit leisen Andeutungen von Feigheit gegen mich ab. Ich schwieg und wurde um so wachsamer. Es wurde Nacht. In einem Dorfe, etwa eine halbe Stunde von einem unserer Flügel seinwärts gelegen, hingen Hunde zu bellen an; ich glaubte auch in gleicher Richtung Axtschläge zu hören und bemerkte es einem Cameraden. Hierauf längere Zeit Stille, dann ein leises Pfeifen seinwärts des entgegengesetzten Flügels. Gleiches Pfeifen von einzelnen anderen Stellen in einzelnen, gemessenen, aufeinander folgenden, in einem großen Halbkreis um uns bis zum Dorfe sich ziehenden Tönen. Ein Zeichen mit Trompetenstößen in diesem Dorfe. Wir waren offenbar umringt! Ich und mein Camerad gingen zum Oberst, meldeten, was wir gehört, und drangen in ihn, das Nöthige für den Rückzug, namentlich die Ueberschreitung des Baches anzuordnen. Er verlor den Kopf, sagte, er befehle nichts mehr, ich solle machen, was ich für gut finde. Ich eilte zum ältesten Hauptmann, auch einem Officier von 1831, und drang in ihn, den Befehl zu übernehmen. Auch er wollte nicht. So that denn ich es. Sofort sorgte ich, so gut wie eben möglich, für beste Ausführung des Vorgenommenen, ließ eine Truppe unter den Waffen stehend zur Abwehrung eines Angriffs im Lager und sammelte die Uebrigen mit Säbeln und allen irgend wie für Erdarbeiten tauglichen Gegenständen am Bach hinter der Mitte des Lagers.

Es war ungefähr Mitternacht und eine dunkle Nacht. Mit jenen Werkzeugen, mit den Händen, ich, mich bis zum Uebermenschlichen anstrengend, voran, rissen wir die steilen Ränder des Baches ein, ebneten und belegten eine Abfahrt vom russischen, eine Auffahrt vom entgegengesetzten Ufer. In mehreren Stunden war die Arbeit vollbracht; wir waren unangefochten geblieben. Ich ließ unsere nur zu lange Wagenreihe hindurchführen, die Mannschaft, welche gearbeitet, dann die Lagerwache, endlich die eingezogene Postenkette nachziehen. Wir waren Alle glücklich auf nichtrussischem Boden angelangt.

Hier sammelte ich die Truppe und gab, weil der Oberst sich jedes Commando's enthalten wollte, die nöthigen Befehle, um längs der Grenze möglichst verborgen hinzuziehen und an einer andern Stelle wieder das Polenland zu betreten. Die Mannschaft blieb einige Augenblicke stumm, und ich niederhohle meinen Befehl. Plötzlich rief Einer: „Wir sind nicht mehr auf dem Boden des Königreichs, wir haben nicht mehr zu gehorchen, und wir werden auch nicht gehorchen!“

Lärmend und schreiend erscholl aus den nächsten Reihen der Beifall mehrerer seiner Cameraden. Niemand widersprach ihm, Niemand gehorchte mir. Ich zog meinen Revolver und rief: „Den Ersten, der nicht gehorcht, schieße ich nieder!“ Da fällten sich viele Bajonnete gegen mich. Etwa zwanzig Exellente standen bei Seite und hatten stillschweigend dem Auftritte zugesehen. „Ihr seht, Cameraden,“ sprach ich zu ihnen, „was da geschieht. Ich erbeite Befehle, um unsern Zug anderswo fortzusetzen. Die Mannschaft gehorcht mir nicht, droht mir mit Gewalt. Ich rufe Euch als Zeugen dieses Auftritts auf. Ich kann die Mannschaft nicht mehr führen. Nun heißt mir retten, was zu retten ist.“ Einer von ihnen hatte seine Bricka mit zwei trefflichen Pferden da. Er ließ sie bespannen. Wir sechzehn Exellente nehmen von dem Waffengepäckwagen so viele von den besten Gewehren, als immer möglich, und verpacken sie auf die Bricka. Die andern sehen unthätig zu und gehen allmählich und in stärkern Trupps auseinander. „Ich werde diese Waffen bis zu besserer Gelegenheit in sichern Versteck bringen,“ rufe ich laut vor der Abfahrt an, besteige die Bricka mit den Eigenthümer und sechs von seinen und meinen nächsten Freunden, als möglich, sage den übrigen Exellenten Lebewohl auf Wiedersehen und lasse in rascher Fahrt uns einige Meilen weiter in ein sicheres Versteck in einen Wald nahe der Grenze fahren, vergrabe dort die Gewehre mit meiner Gefährten Hülfe und kehre auf meines Vaters Gut zurück, mache von dort vom Vorgefallenen höhern Orts Meldung und erwarte fernere Befehle.

Während ich eines Abends vor der Hütte eines unserer Bauern stand, lud ein Beamter der Landesregierung mich ein, ihm zum höhern Beamten zu folgen. Ich that dies. Letzterer empfing mich sichtbar verlegen, doch sehr höflich, gab mir auf's Gastlichste Speise und Trank und rückte endlich, anscheinlich mit schwerem Herzen, mit der Anzeige heraus, daß er mich verhaften müsse. Da ich mich blos im Besitz einer nichtnennerzeichneten Abschrift eines Tagesbefehls wußte, und einer andern Schrift, der man alle mögliche Deutung geben konnte, so fügte ich mich gedultig. Noch bin ich in Untersuchung.

Langiewicz halte ich, wie wohl die meisten Polen, für unsern besten Führer. An seiner Rechtschaffenheit, Tapferkeit und seinen Kenntnissen zweifelt Niemand. Er hat sich aber auch als im Felde durchaus fähig gezeigt, und seine Schritte waren stets von Erfolg begleitet, bis der unselige, eitle und gänzlich untauglichte Mieroslawski mittelst des damals noch immer lockenden Klangs seines Namens, Langiewicz vom Kampfplatz verdrängte. Ungeachtet seine Dictatur nur auf ein gewisses Gebiet beschränkt und ungeachtet Langiewicz vom Comité erst dann zum Dictator ernannt war, als Mieroslawski die ihm übergebenen Truppen selbst verlassen und somit seinen Posten freiwillig geräumt hatte, rannte derselbe nun wie ein Rasender in Langiewicz's Lager und zu allen Gefechten von 12. bis 20. März und schrie unaufhörlich den Führern und Truppen zu: „Langiewicz ist ein Verräther! Keinen Gehorsam dem Verräther! Gehorcht ihm nicht!“ So konnte Langiewicz nichts mehr thun, so wurde er im eigentlichen Sinne des Worts entrieben. Er entfernte sich, um nicht die Zwietracht zum blutigen Ausbruch kommen zu lassen, aus den edelmüthigsten Absichten und zwar höchst wahrscheinlich um mehr im Stein die Grenze wieder zu überschreiten und zu sicherern Truppen zu stoßen. Durch sein Abtreten ist er in den Augen meiner Landsleute nur noch höher gestiegen. Daß er dem Aufstand wieder zueilen wird, sobald er kann, ist mein fester Glaube. Seine Grundsätze theilen die Meisten von uns aus Ueberzeugung. So entschieden und unbedingt wir die Unabhängigkeit von Rußland wollen, so wenig denken wir an die Aufdrehung des Aufstandes gegen andere Regierungen. Wenn auch die meinige mich verbaftet hat, mich vor Gericht stellt, so sage ich doch: Welche geschartige Rolle könnte sie heute für Polens Befreiung spielen, wenn sie mit Waffengewalt ihm zu Hülfe kommen, die Russen aus ganz Polen vertreiben, Polen eine selbstständige, blos durch Bündniß mit ihr verbundene Verfassung gestatten würde! Sie wäre nach solchen Thaten die gepriesenste Großmacht Europa's. Doch dazu fehlt ihr der nöthige Schwung. Polen wird einst frei werden, das sagt uns allen ein innerstes Gefühl. Wie, das weiß Gott allein!

Geistesepidemien.

Ein Vortrag, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz
von Hermann Reimer.

Nr. 2.

Der Kinder-Kreuzzug — Das Ebersfelder Waisenhaus — Die Verzückungen der Camisarden — Die Convulsionen der Jansenisten — Die Predigt-Krankheit in den Lappmarken — Der Stummeltanz in der französischen Revolution.

Im Jahr 1212, zu einer Zeit, wo das heilige Grab bereits wieder in den Händen der Sarazenen war, sing in Frankreich, in Cloics, in der Nähe von Vendôme, ein gewisser Etienne, ein Hirtenknabe, das Kreuz zu predigen an. Seinen begeisterten Worten lauschte Jung und Alt, aber in den Kinderherzen schlug vor Allen die Flamme schwärmerischer Begeisterung zu einer stürmischen Lohe empor. Tausende strömten zusammen und ließen sich von den Reden des jungen Propheten hinreißen. Eine fieberhafte Sehnsucht nach dem heiligen Lande erfüllte bald die jugendlichen Seelen. Nach dem Meere! nach Jerusalem! das waren die Losungsworte, die von Munde zu Munde gingen. Vergebens versuchte der König Philipp August durch Gewaltmaßregeln den Strom der Begeisterung zu sperren. Scheu fingen die Eltern an mitzugreifen zu werden und rüsteten selbst die Kinder zum heiligen Kampf. Andere waren vernünftiger, sperrten ihre Kinder ein und hofften, daß die Schwärmerei erlöschen werde. Vergeblich, so leicht konnte der stürmische Drang nicht gehemmt werden. Die Kinder weinten und stöhnten Tag und Nacht, bärmten sich ab, verschmähten Speise und Trank und verfielen in Zuckungen. Das Mitleid mit dem zarten Alter der Kreuzfahrer gewährte ihnen Pflege und Schutz, als sie die heißen Ebenen der Provence durchzogen. Da freilich wurde die Gastfreundschaft auch den Trotz des Verlust der eigenen Kinder gelehrt, welche von dem wunderbaren Triebe mitergriffen wurden. So kommen sie nach Marseille und wurden dort liebevoll aufgenommen. Zwei wortige Kaufleute, die Geschichte hat uns ihre Namen bewahrt, Hugo Ferreus und Guilelmus Porcus, thaten sich zu scheinbarer Begeisterung für die heilige Sache hervor, ja sie versprachen sogar, auf sieben großen Schiffen um Gotteslohn die Knabenschaar bis an die Küste des heiligen Landes zu führen. Man traut ihren gleißnerischen Worten und sieht in See. Zwei von den Schiffen scheitern, ohne daß auch nur Einer der darauf Befindlichen mit dem Leben davon gekommen wäre. Den Uebrigen aber war ein noch traurigeres Loos vorbehalten: sie wurden die Opfer des tückischen Verrathes, den die eigennützigen Unternehmer von Anfang an beabsichtigt hatten. Die fünf Schiffe nehmen ihren Lauf nach der ägyptischen Küste. Hier wird gelandet und sämmtliche Kinder als Sclaven an die Saracenen verkauft. So nahm die französische Kinderfahrt ein jämmerliches Ende. Etwas besser, aber immer noch schlimm genug, lauten die Nachrichten über zwei Kinderheere, welche ohne die geringste Ahnung des französischen Kreuzzuges von Deutschland aus die Alpen überschritten und in Italien und das Mittelmeer zu gewinnen suchten. Das eine ging unter der Führung eines gewissen Nicolaus den Rhein hinauf über den Mont Cenis und erreichte im August, noch 7000 Köpfe stark, Genua. Auf diesen beschwerlichen Wege über damals noch ganz unwirthbare Alpenpässe läßt sich annehmen, daß ein großer Theil schon unterwegs ein Opfer der Strapazen geworden oder zurückgeblieben sei. Die Genueser aber waren von diesem Zuzuge keineswegs erbaut, ja sie schlossen ihm geradezu die Thore. Erst nach mühsamer Capitulation erlangte man Einlaß. Aber die Besonnene Kritik, die man hier an das thörichte Unternehmen legte, wirkte abkühlend auf die jugendlichen Schwärmer. Sie zerstreuten sich, bettelten sich unter dem Hohngelächter der Leute nach Hause zurück oder traten in Dienste, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Von dem zweiten Zuge deutscher Kinder wissen wir nur sehr wenig. Er nahm seinen Weg über die Gotthardtstraße nach der Lombardei und soll sehr bald an der Schlechtigkeit der Wege, an der Rauhheit des Klima's und an der Härte und dem Eigennutz der Leute gescheitert sein. Viele der Kinder scheinen diesen Anstrengungen unterlegen, andere ebenfalls Sclavenhändlern in die Hände gefallen zu sein. Man schätzt die Zahl der Kinder, die bei diesen Kreuzfahrtspielen zu Grunde gingen, gegen 60,000, wahrlich eine ernste Mahnung, wie sorgfältig der Geist der Kinder vor Allem zu bewahren ist, was die Phantasie erhitzt, und daß man ja bei Zeiten einschreiten müsse, wo excentrische Stimmungen und eine einseitige Richtung der Gefühlen zu ungeregelten Bewegungen fortreißen. Glauben Sie nicht, daß diese Warnung in unserm scheinbar so vorgeschrittenen, scheinbar so aufgeklärten Zeitalter eine überflüssige wäre. Nichts ist thörichter, als solchen Erfahrungen gegenüber sich durch die Fortschritte unseres Jahrhunderts sicher zu fühlen; denn nach der Organisation unseres Nervensystems können sie sich täglich wiederholen, und man muß sie kennen, um sich davor zu schützen. Lassen Sie mich zum Beweise dessen hier gleich an ein Beispiel erinnern, welches der allerneuesten Zeit angehört und welches, wenn auch nur von geringem Umfange, die aus einer intensiv-religiösen Stimmung sich entwickelnden Bewegungen und ihre Uebertragung klar genug veranschaulicht.

Es war im Januar vorigen Jahres, als von dem Vorstande des Waisenhauses in Elberfeld eifrige Bet- und Bußübungen angeordnet wurden, um bei den Knaben, deren Leichtsinn den Vorgesetzten Sorge machte, einen Zustand tiefer Reue und Zerknirschung hervorzurufen. Wirklich gelang es auch, die Geister dieser Kinder so verwieseud und ausschließlich mit dem Gefühl der Buße und Vergebung zu erfüllen, daß krankhafte Erschütterung des Nervensystems die Folge war. Zuerst sing eines der Mädchen an, still zu sitzen, sich von den übrigen abzusondern und über Seelenangst und Sündennoth zu klagen. Sie weinte, stöhnte und wälzte sich auf dem Fußboden umher. Bald fand sich ein zweites, ein drittes Kind hinzu; unter frommen Anrufungen, unter häufigen Citiren von Bibelsprüchen steigern sich die Empfindungen der Angst und gehen schließlich in die heftigsten Convulsionen, ja sogar in Starrkrampf über. Anfangs Februar lagen zwanzig Knaben darnieder, in der folgenden Woche belief sich die Zahl sogar auf dreiundzwanzig, und die Convulsionen waren so stark, daß die Kinder kein Wort mehr sprechen konnten. So weit war die Epidemie gediehen, als ihr durch eine strenge Untersuchung und durch geeignete Eingriffe ein Ziel gesetzt wurde.

Man stößt aber, wenn man die Ebersfelder Epidemie näher in's Auge faßt, auf andere viel umfangreichere Bewegungen, welche jenseits des Canals und jenseits des Oceans ihre Heimathstätte haben, man stößt auf die irischen und amerikanischen Erweckungen oder Revivals, über die Ihnen vielleicht Einiges aus den Zeitungen der Zimen erinnerlich ist. Diese Revivals, die noch zu dieser Stunde in Irland im Schwunge sind, sind aber wieder die Frucht der Methodisten-Predigten, welche schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nahmen, und in denen ängstliches Stöhnen und Jammern, Händeringen und Convulsionen ganz gewöhnlich waren. Es steht fest, daß die Nachrichten über die irischen Erweckungen in Elberfeld ausgebeutet wurden und daß die Gemüther der Kinder davon erfüllt waren.

Geistesepidemien, durch einseitige religiöse Geistesrichtung hervorgerufen, hat aber jedes Jahrhundert in so großer Zahl aufzuweisen, daß wir nur die flüchtige Erwähnung der bekanntesten gestattet ist. Hierher gehören die Verzückungen der Camisarden. Also nämlich nach Aufhebung des Edicts von Nantes die Reformirten in Frankreich erneuten Verfolgungen ausgesetzt waren, trat das religiöse Element bei ihnen nur um so schärfer hervor. Propheten standen unter ihnen zu Hunderten auf, und Convulsionen begleiteten ihre Gesänge und Predigten. Es liegt etwas Poetisches in dieser Schaar von Gottesbegeisterung entflammter Menschen, wie sie in ihren heimischen Bergen den Gefahren trotzen, mit denen sie von allen Seiten bedroht sind, wie sie unter Absingung feierlicher Hymnen in die Schlacht ziehen, wie sie die Weissagungen aus der Offenbarung, die sie vom Krampf Befallenen in kurzen Sätzen ausstoßen, voll Gottvertrauen hinnehmen, und Sie finden die Verzückungen der Camisarden in einer reizenden, leider unvollendeten Novelle von Tieck „der Aufruhr in den Cevennen" in diesem Lichte betrachtet.

Weit bedeutender und weit nachhaltiger war die als „Convulsionen der Jansenisten" bekannte Epidemie. Die religiöse Seete der Jansenisten stand nämlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit den Jesuiten oder Ultramontanen in heftigem Kampfe. Im

Jahre 1727 starb in der Hauptstadt Frankreichs der Diakonus Päris, ein Haupt der Jansenisten, nachdem er sich durch die strengsten Bußübungen furchtbar kasteit und so zu Tode gequält hatte. Sein Grab wurde häufig von seinen Anhängern besucht, um dort Bestätigungen vorzunehmen und das Andenken des Verstorbenen zu ehren. Vier Jahre nach seinem Tode, es war im September 1731, verbreitete sich in Paris das Gerücht, auf dem Kirchhofe St. Médard, am Grabe des heiligen Päris, geschähen Wunder. Kranke, besonders Gelähmte, die sich dort in der Nähe des Grabes herumgetrieben hätten, seien von unbestimmten Beängstigungen, von Zuckungen, von Starrkämpfen ergriffen und schließlich geheilt worden. Bald war ganz Paris in Aufregung. Große Menschenmassen strömten täglich nach dem Kirchhofe St. Médard, um Zuschauer jenes seltsamen Schauspiels zu sein, das von den Einen für göttlichen, von den Gegnern für höllischen Ursprungs gehalten wurde. Zuseben und selbst mit ergriffen werden, war bald das Gewöhnliche. Aber auch für Solche wurde gesorgt, die nicht mit eigenen Augen das Gift dieser Zuckungen einzusaugen vermochten. Den Abwesenden kam man dadurch zur Hülfe, daß man einige Reliquien des Verstorbenen, die Erde vom Grabe und das Wasser einer am Kirchhofe gelegenen Quelle als wunderthätig in die Provinzen verschickte. Damit gewann die Epidemie eine solche Ausdehnung, daß man bald über 800 Convulsionärs zählte. Endlich, es war im Januar 1732, und die Seuche noch im fortwährenden Zunehmen, setzte die Jesuiten-Partei es beim Könige durch, daß der Kirchhof geschlossen wurde. Die Pariser rächten sich damals durch ein Epigramm, das man am andern Tage an der Kirchhofspforte angeschlagen fand, und das ungefähr besagt, der König verbiete hiermit dem lieben Gott, fernerhin Wunder zu thun. In den Häusern und geheimen Versammlungsplätzen dauerte indessen die Epidemie in dem Maße fort, daß endlich durch königlichen Befehl geradezu alle Convulsionen verboten wurden. Die Anfälle selbst gestalteten sich verschiedenartig. Manche empfanden neben den Zuckungen die heftigsten Schmerzen, so daß ihre Glaubensgenossen ihnen zur Hülfe kommen mußten. Bald bildete sich innerhalb der Secte eine besondere Classe, die sogenannten Secouristen, welche blos Hülfsleistungen verrichteten, und zwar wie bei den Johannistänzern in der nebelen Art. Man schlug auf verschiedene Körpertheile mit Steinen, mit Hämmern, mit Degen, mit Holzstücken.

So dauerten diese merkwürdigen Zufälle, bei denen allerdings häufig genug einfache Nachahmung und Betrug mit unterlief, bis zum Beginn der Revolution, wo sie durch die dann auftretende politische Gährung ausgeglichen wurde. — Wenn bei dieser Epidemie die convulsivischen Bewegungen der Extremitäten die Hauptrolle spielten, so darf ich eine andere nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, bei welcher die Zunge fast ausschließlich zum Ausdruck der inneren Erregung kommt wurde. Der Uebergang geistiger Anregung auf dieses Organ ist bekanntlich ein sehr gewöhnlichen. Die meisten Menschen fühlen sich nicht eher ruhig in ihrem Innern, als bis sie sich nach jeder stärkeren Empfindung gegen Andere ausgesprochen haben. In manchen Versammlungen sehen wir dadurch förmliche Rede-Epidemien entstehen, daß manche Anwesende durch die Reden Anderer ebenso unwiderstehlich zum Selbstreden angesperrt werden, wie etwa ein Canarienvogel seine Stimme erhebt, wenn in seiner Nähe gesprochen wird. In Schweden war schon in den Jahren 1842 und 1843 in der Provinz Smaeland eine Geisteepidemie ausgebrochen, von der hauptsächlich junge Mädchen ergriffen wurden. Sie fühlten einen starken Drang zur Reue und Buße, und klagten dabei über Schmerzen im Kopfe oder in der Brust. Es folgten dann starke krampfhafte Bewegungen in den Achseln und Armen, welche bis zu starkem Schütteln der Arme und des Oberkörpers ausarteten, dann aber ein Schwall von Worten, welche Ermahnungen zur Buße und zur Bekehrung enthielten, im Allgemeinen also dasselbe Bild, welches ich Ihnen in der Ekstatiker Epidemie vorgeführt habe.

Weit bedeutenderes Aufsehen machte indessen die sogenannte Predigtkrankheit und Leserei, die 1850—52 in den Lappmarken verbreitet war. Hier wimmelten ganze Gemeinden und Dörfer, ganze Landstriche von Erweckten, die mit lauter unermüdlicher Stimme Predigten vorlasen, sangen und eiferten, abwechselnd aber auch still saßen und seufzten oder auch in Ohnmacht oder Zuckungen verfielen, aus denen sie manchmal erst nach 3—4 Stunden erwachten, um nun allerhand Offenbarungen und Erscheinungen zu beschreiben, die im Zustande der Erschöpfung phantastisch ihrer Seele erschienen waren. Ein schwedischer Arzt, der damals jene Gegenden bereiste, berichtet, daß sowohl der Kutscher seines Schlittens als auch ein auf dem Pferde reitender Knabe, ebenso der Kutscher des zweiten Schlittens, seines Begleiters, und ein neben diesem sitzendes Mädchen während der ganzen Fahrt laut gebetet, gesungen und gepredigt hätten, so daß ihnen selbst beinahe Hören und Sehen vergangen wäre. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Leserei in den Lappmarken einen günstigen Einfluß auf den moralischen Zustand des Volkes zur Folge hatte, indem sie einen vorzüglichen Ableiter gegen die Trunksucht bildete, welche dort in ungewöhnlich hohem Grade verbreitet war.

Aber ich will Sie nicht weiter mit der Aufzählung von Vorgängen ermüden, die, wie die bisher erwähnten, unter sich eine große Aehnlichkeit haben, sondern wende mich zu denjenigen epidemischen Bewegungen, als deren Triebfeder politische Ideen anzusehen sind. Ich werde mich dabei nur auf einige Bemerkungen beschränken und mich ausschließlich auf französische Zustände beziehen; denn bei keinem anderen Volke kommt der directe Uebergang von sinnlicher Empfindung zur Bewegung häufiger und mehr reiner zur Erscheinung als bei den Franzosen. Wer die bitterste Galerie im Versailles durchwandert, den überfällt ein eigenthümliches Gefühl von der Wandelbarkeit menschlicher Bestrebungen, wenn er diese Reihen von Gemälden überblickt und sieht, wie verschwenderisch eine ganze Nation heute Liebe und morgen Haß gespendet, wie sie heute mit voller Hingebung dem Principe der Volkssouveränetät, morgen dem Absolutismus und der Knechtschaft gehuldigt hat. Tritt man aber in Paris heraus auf die Straße und sieht dort mit eigenen Augen den ewigen Wechsel der Erscheinungen, wie ihn die Mode erzeugt, sieht dort jene bewegliche, fröhliche, zugängliche Menge gaffend und berchent vorüberziehen, kann scheint das Räthsel einer politischen Wandlungen seiner Lösung nähe zu treten. Redeepidemie, dieser eiserne Republikaner, wahrlich, er hatte eine richtige Ahnung, als er in der Mannigfaltigkeit äußerer Eindrücke den größten Feind der Republik erblickte und nie immer und immer wieder auf sie Mißsehr zu einfachen Zuständen hinwies. Aber solches Bemühen war vergeblich in der Heimathstätte der Schaulust, der Moden und Novitäten. „Armer Redepisseure," sagt Heinrich Heine in einem seiner Pariser Briefe, „Du weltfest republikanische Strenge einführen in einer Stadt, wo 150,000 Putzmacherinnen und 150,000 Perruquiers und Parfumeurs ihr lächelndes, frisirendes und duftendes Gewerbe treiben!" Aber eben deshalb stand der Demagogie, so wenig sie auf dauernde Erfolge rechnen durfte, ein weiter und leicht zugänglicher Spielraum zu Gebote, den sie in einem bis dahin unerhörten Umfang zu benutzen verstand. Von den französischen Demagogen hatte Keiner es richtiger begriffen, als Camille Desmoulins, daß man nicht mit Vernunftgründen, daß man mit Knalleffecten, daß man mit Farben und Tönen die große Menge in Bewegung setzen müsse. Wer in Paris war, kennt die kleine Kanone, die im Hofe des Palais royal allmittaglich mit Hülfe eines Brennspiegels durch die Sonnenstrahlen abgefeuert wird. Camille Desmoulins war es, der am 12. Juli 1789 diesen Schuß gewissermaßen als Signalschuß benutzte und auf eine Bank trat mit den Worten: „zu den Waffen!" rief. Er war es, der dabei vom nächsten Baume ein grünes Blatt herabriß, es als Cocarde an den Hut steckte und die dort zahlreich versammelten Spaziergänger aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Es dauerte nur wenige Minuten, und alle umstehenden Bäume waren ihres Schmuckes beraubt, alle Hüte mit dem grünen Wahrzeichen der Freiheit versehen. Am folgenden Tage trug ganz Paris die grüne Cocarde, die Aufregung wuchs stündlich, bis am 14. Juli die Bastille erstürmt und damit der Revolution das Thor geöffnet wurde. Es ist bekannt, wie dann die blau-weiß-rothe und später, als man mit pikanteren Eindrücken die Sinne kitzeln wollte, die rothe Farbe das Symbol der Revolution geworden ist, nur soll sich der treibenden Kraft der Töne gedenken, so erinnere ich nur an die Marseiller Freiheitshymne, die Hunderttausende in Bewegung setzte und mehr für die Republik gelesiet hat, als die durchdachtesten Beweisgründe für die Vortrefflichkeit dieser Staatsform. Im Laufe der Revolution begegnen wir einem fein durchdachten System von Sinnesreizen, welche in schrittweiser Steigerung die Menge in Bewegung hielten; Paraden, Fackelzüge, Verbrüderungsfeste folgten einer dem andern und zeigten sich jedesmal als unverweidliche Vorbeten, wo der Sturz eines Theils der bestehenden Gewalt oder einer politischen Partei in Aussicht stand. Kein großartigerer Anblick aber in der

ganzen Geschichte, als mitten in dieser schon schwankenlosen Bewegung einem Mann zu finden, der sie mit hervorgerufen, der sie nach Kräften gefördert hatte, der aber ihre weiteren Folgen, den Sturz der Monarchie und den Eintritt der Schreckensherrschaft mit einem staunenswerthen Scherblicke voraussah und die Freiheit aus den Händen der Freiheitstheben zu retten entschlossen war. Er fühlte sich berufen, die Rolle zu übernehmen, die Boerhave in jener Harlemer Epidemie gespielt hatte, und er sah sich nur nach dem Instrumente um, womit er die Operation zum Wohle des Staatskörpers vollziehen könne. Mirabeau's frühzeitiger Tod war für seine Zeit ein unersetzlicher Verlust, der Nachwelt aber hat er das interessante Schauspiel eines Kampfes entzogen, welchen ein Genie ohne Gleichen mit einer Bewegung ohne Gleichen aufzunehmen im Begriff stand.

Der Verbannte von Brighton.

Vor mehr als dreißig Jahren begrüßten wir auf der lateinischen Schule der Franke'schen Stiftungen zu Halle einen neuen Lehrer, der Ruge hieß, Dr. Arnold Ruge. Wir sollten bei ihm deutsche Verse machen lernen. Wir liebten ihn sofort und hatten alle aufrichtigen Respect vor ihm, ohne daß er jemals etwas der Art gefordert hätte, wie dies andere Lehrer vergebens thaten. Wer von uns keinen Vers machen konnte, setzte doch immer Himmel und Hölle in Bewegung, die aufgegebenen Hexameter, Distichen, Jamben und Reime aus dem Gehirn Anderer zu liefern, blos um dem einen Blicke oder Worte des Vorwurfs oder Spottes vom Katheder herab zu entgehen.

Jeder von uns sah ohne Weiteres mit dem scharfen Blick der Jugend für die Vorzüge und Schwächen der Lehrer nicht blos den gebarnischten Helden gründlichen Wissens und lebendigen, anregenden Vortrags, sondern noch mehr den kernigen, edeln Mann in seiner ungeschminkten, ich möchte sagen, naiven Würde, ganz nüchtern, ohne alle Phrase und unnützige Zuthat.

Ruge verkörperte ganz wesentlich den Geist der letzten funfzig Jahre, der Freiheitskriege, in deren höchsten wissenschaftlichen und praktisch-politischen Folgerungen und Forderungen. Das ungeheure Trauerspiel dieser von Regierungen unterdrückten, vom Volke verlorenen Forderungen und Früchte geht mitten durch sein Leben und alle seine wahrhaft bekrenmüthige Thätigkeit. Er verkörpitirt diese Zeit zugleich in einer so sittlich reinen, nüchtern norddeutschen, logisch scharfen, wissenschaftlich starken, sonnenhaft durch sich selbst klaren und leuchtenden Individualität, er hat dem Inhalte dieser unserer Zeit durch Worte und Werke und namentlich einst durch die Hallisch-Deutschen Jahrbücher einen so mächtigen Ausdruck gegeben, daß wir hier, kurz nach jenen Feierlichkeiten, welche zu Ehren der nach funfzig Jahren auferstandenen Geister der Freiheitskriege in's Leben gerufen wurden, just zur rechten Zeit uns an einem solchen Leben erquicken, durch einen solchen Mann ermannen lernen mögen. Noch setzt als Verbannter ruft er uns vom Meere herüber zu: „Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg? Nichts ist todt. Wir haben nicht umsonst gelämpft und gelitten. Gerade jetzt und nun erst nach funfzig Jahren fangen wir an, in diesem Geiste der Freiheit zu leben und zu siegen."

„Bei der damaligen Umwandlung glich Deutschland dem Lande, welchem Don Quixote den Käfig aufmachte. Er war seinen Käfig so gewohnt, daß er nicht herauskam. Oder es glich einem Schlafenmkenen, dem die Sonne in's Gesicht scheint und der sich herumdreht, um weiter zu schnarchen. Vor funfzig Jahren lezte das Volk einen vollständigen Mangel aller politischen Fähigkeit an den Tag, ja sogar das Bewußtsein von einem freien Gemeindewesen fehlte ihm."

Und jetzt? „Ebenso allgemein als die Forderung, daß Volk und Staat einig seien, ist die der Selbstregierung. Sie ist nicht mehr die Theorie einiger Freunde der englisch-amerikanischen Freiheit, sondern Eigenthum aller denkenden Deutschen."

Dies sind einige Stellen aus der unbesangenen, bis jetzt in zwei Bänden erschienenen Selbstbiographie Ruge's: „Aus früherer Zeit", worin die tröstliche Thatsache, daß der Geist der Freiheitskriege, damals blos ein dumpfer Unabhängigkeitskampf gegen einen Eroberer, jetzt zum klaren, in allem Volke lebendigen Streben nach Unabhängigkeit zu Hause geworden, ebenso männlich als überzeugend bewiesen und uns ermuthigend an's Herz gelegt wird.

Er spricht also, obgleich ein Sechziger und Verbannter, noch mit ungeschwächter Kraft und Ueberzeugung ermuthigend mitten in unsere höchsten Bestrebungen und Kämpfe hinein. Den Mann wollen wir näher kennen lernen. Ruge stammt von der Insel Rügen, in deren Hauptstadt Bergen er am 13. September 1803 geboren ward. Sein Vater war damals Verwalter der Güter des Grafen Brahe, der, als er seine Kostäthen von Hörigkeit und Frohn befreien wollte, beinahe eine Revolution seiner Leibeigenen gegen sich hervorrief, die sich endlich nur beseitigen ließen, weil sie es nicht hindern konnten. So sagt Ruge selbst in seiner Selbstbiographie und setzt hinzu: „Die, welche mir Schuld geben, ich hätte den Deutschen immer zu viel zugetraut, wissen nicht, wie früh ich ihr Talent kennen gelernt, sich ihren Befreiern zu widersetzen."

Sein Vater pachtete sich schon 1804 selbst ein Gut zu Bisnitz auf Jasmund an der Ostküste von Rügen. Hier im Thale, von Wogen und Jasmunds blauneilig umspülter weißer Felsenbrust umgeben, von Buchenwäldern, Wassermühle, Forellenbach, Uferbergen, grünen Weiden, weidenden Thieren, Füchsen und Seehunden, von ländlichen und Meer-Schönheiten, erzogen von einem strengrechtlichen, gutherzigen Vater und einer ebenso geistvollen als körperlich starken Mutter, die einmal einen Franzosen, der sie auf den Arm gehauen, eigenhändig und allein mit einem Besenstiele so nachdrücklich verbläute, daß er beraubt auf dem Hausflur liegen blieb und auf Befehl der zornigen Mutter liegen bleiben mußte, bis er von selber wieder aufstand der französische Officier, der kam, um die Sache zu untersuchen, gab ihr Recht und setzte hinzu, daß sie, die Franzosen, Deutschland nicht zu sehen gekriegt hätten, wenn die große Nation Napoleon's Angriffe so erwidert hätte, wie sie, Ruge's Mutter; — so gesund und stark entsprossen und in solcher Umgebung zum ersten Bewußtsein erwachend, dann schon als Kind verfeindet von der Franzosen Herrschaft berührt, daß er eines Nachts in einem dunkeln Gange des Gartens niederkniete und betete, der Tyrann möge zu Grunde gehen, oder er wolle ihn mit eigener Hand erstechen, endlich in nur auf Schulen in Bergen, Langenhavshagen und Stralsund schon im 17. Jahre zum sprüchwörtlichen „Aufklug" geworden, fuhr er zu Ostern 1821 als „ganz vernünftiger, junger Fuchs" mit zweihundert harten Thalern im Mantzel auf einem Hühnerwagen nach Halle hinein auf die Universität.

Mit diesem langen Satze haben wir die ganze Kinds-, Knaben- und Studienzeit gleichsam überfahren, obgleich „diese Welt der Kindheit größere Aufmerksamkeit verdient, als ihr gewöhnlich gewidmet wird." Blos weil wir innerhalb eines beschränkten Raumes das ganze bisherige Leben unseres Helden in seinen reichhaltigen Hauptzügen wenigstens andeuten wüssen, können wir uns mit dieser frischen Jugend ebenso wenig aufhalten, wie mit der noch bedeutungsvolleren Universitätszeit, der Ruge den ganzen zweiten Band seiner Selbstbiographie* widmet. Wer aber nicht nur ein Muster sittlicher Strenge, muthigen Handelns, edler Resignation, vielgen Fleißes, muthigen Kampfes gegen die Altbenheiten des alten Studententhums und den Reformator selbst kennen und achten lernen, sondern sich auch das klarste, reichste, lebenswahre Bild von dem damaligen Geiste der Universitäten verschaffen will, der muß diesen Band lesen. Ruge besuchte fast alle Universitäten als Hauptträger oder echter Bewollmächtigter der Burschenschaft, ihrer Bestrebungen, Pläne, Reformen, Vereine und Verschwörungen.

Wir wollen uns bei der Burschenschaft nicht weiter aufhalten: „sie hatte doch nur das Gefühl und den Glauben der Freiheit," sagt Ruge selbst; „die verwirklichte Freiheit war uns damals die Philosophie, und eben dieses Bewußtsein gab uns damals und giebt

* Ruge: „Aus früherer Zeit" die jetzt zwei Bände. Berlin, F. Duncker.

Arnold Ruge.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1863.

uns noch die Erhabenheit über das Gesindel, das nur ausschlägt, wenn's wild wird, aber doch der Allgewalt der Entwickelung weichen muß, die in der Philosophie vormeeg genommen wird." — Daher später der strenge, unbarmherzige Philosoph Ruge.

Als Hauptvertreter der neuen, sittlich strengen Burschenschaft und des Jünglingsbundes besuchte er, wie gesagt, fast alle Universitäten Deutschlands und der Schweiz. Nie hat Jemand etwas Schlagenderes gegen das Duell gesagt, als Ruge der Studenten, wie wir's im zweiten Bande seiner Selbstbiographie finden. Die Polizei verfolgte den Freiheitsgeist der Studenten und diesen sittlichen Ernst der Jugend zu Gunsten landsmannschaftlicher Liederlichkeit und pietistischer Schwanzwedelei Jahre lang und bevölkerte die Gefängnisse größtentheils bei Nacht und Nebel mit immer neuen Opfern.

So ward auch Ruge in einer Januars-Mitternacht 1824 von einem „anästenden Regierungsrath" zu Heidelberg „im Namen des Großherzogs" (nicht des Gesetzes) als Hochverräther verhaftet. Die Thätigkeit der Kamptz und Tschoppe's schaffte eine ganze Menge Jünglingsbündler herbei und hielt sie das ganze Jahr hindurch in Untersuchungshaft. Die Meisten wurden endlich zu 15jähriger Festungsstrafe verurtheilt, darunter Ruge. Nachdem er fünf Jahre lang auf der Festung Goblenz tief und anhaltend studirt und sich sprachlich und philosophisch zu einem Kerngelehrten ausgebildet hatte, wurde er und mehrere Mitgefangene entlassen. Sofort trat er mit dem Geiste der Freiheitskriege wieder auf, er ließ in Straßburg das Trauerspiel „Schill und die Seinen" veröffentlichen.

In Jena zum Dr. phil. promovirt, arbeitete er vorzugsweise als sehr bald gefürchteter Kritiker mit an den „Blättern für literarische Unterhaltung".

Wie die Julirevolution von 1830 auf ihn wirkte, werden wir erst ordentlich im dritten Bande seiner Selbstbiographie erfahren. Er ließ sich aber praktisch nicht stören und benutzte die ihm gewordene Erlaubniß, wieder ohne polizeiliches Hinterniß von seiner Arbeit leben zu dürfen, zunächst dazu, in den Franke'schen Stiftungen zu Halle sein Probejahr als Lehrer durchzumachen. Hier, mit der Familie des Kanzlers Niemeyer bekannt geworden, verlebte er glückliche Tage praktischen und poetischen Schaffens. Auf Grund seiner „Platonischen Aesthetik" wird er Privat-Docent der Universität und verheirathet sich mit Fräulein Louise Düsser, wodurch er zugleich in Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt. Die Honig-Monde werden zu einem Jahre in Italien, besonders in Rom. Dann studirt er in Giebichenstein bei Halle die Philosophie Hegel's und lehrt sie uns Studenten als Logik, Metaphysik, Politik und Aesthetik bis 1837. Ich war und blieb mit Wenigen anhaltend sein Zuhörer, und das einzige Heft, welches ich mir je auf der Universität binden ließ, war die Aesthetik von Ruge. Ich und fünf bis sechs Andere, wir bielten's aus bei ihm. Alle Andern blieben weg; es war ihnen zu starke Kost, vorgetragen in einer streng logischen „reinen Begriffs-Bewegung", holperig, unbarmherzig, ohne Witz, sich zu erheben oder es niederzuschreiben. Da saß er auf dem Katheder fest und knorrig, beinahe unbeweglich, hellblond, durchdringend blauäugig, körperlich stark, beinahe massiv, aber ganz unsichtbare, dialektische Gedankenbewegung, ohne Farbe, ohne Fleisch und Blut, ohne Wärme, uns armen Studenten zumuthend, das ganz rann- und zeitlose, ewig schrankenlose Evangelium von der geistigen Freiheit, wie es Hegel in gewaltigen Bänden classisch niedergeschrieben hatte, in unsere freiheitsgenährten, tabaks- und versrauch- und biermumbelten Köpfe aufzunehmen. Es war harte, harte Arbeit für uns.

Als Wirth, Gast und Vater in seinem Hause am Franke-Platz mit einem schönen eigenen Garten, stieg er manchmal auf die liebenswürdigste, weitgrüße Art mitten in unsere Anschauungsweise herab, sang mit uns Studentenlieder, spielte mit der jungen

Frau* Federball, ließ den kleinen Richard auf dem Knie reiten und ging auf den Kieswegen so fest und zuversichtlich einher, daß sich jeder Fußtritt abdrückte, ein ganzer Mann der Freiheit und Sittlichkeit in Wissenschaft und Leben.

Aber das Universitäts-Katheder ward ihm zu eng. Er schuf sich 1837 die eigenste, mächtigste Wirksamkeit: die halleschen Jahrbücher. Die Jahrgänge 1837—42 und das in Leipzig unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher" fortgesetzte Bruchstück sind und bleiben die ewig siegreiche Schlacht bei Leipzig in Wissenschaft der Philosophie. Wer je in seinem Dünkel Miene machen sollte, über die unfruchtbare Philosophie die Nase zu rümpfen, der greife nach diesen Jahrbüchern. Brennen werden entweder die ihm gehässlich erscheinenden Siege der Jahrbücher, der mit preußischer Censur gekrönten, weil die Diener des Glaubens und des Staates in diesen über ihren Horizont hinausliegenden Erörterungen die Morgenluft der Freiheit wittern. Ruge flüchtete nach Sachsen, aber auch hier wurde das Januarheft 1843 wegenommen und dem Verleger C. Wigand weiterer Druck verboten. Die zweite Kammer der Volksvertreter bestätigte das Verbot mit 54 gegen 6 Stimmen.

Ruge suchte sich nun eine Freistätte für Preßfreiheit außerhalb Deutschlands, in Paris. Hier dachte er mit Karl Marx und den Franzosen in „deutsch-französischen Jahrbüchern" zusammen zu wirken, aber Ersterer zeigt, daß er kein Mensch und kein Mann der Wissenschaft, sondern giftiger Communist ist, Letztere verstehen gar nichts von deutscher Wissenschaft und können nicht mitarbeiten. Die deutsch-französischen Jahrbücher befinden sich jetzt im 5. und 6. Bande der gesammelten Schriften von Ruge und verlüren 1844 ganz sicher die republikanische Revolution von 1848 in Frankreich, die constitutionelle in Deutschland voraus.

In Paris geschieht, versucht er's 1846 mit Julius Fröbel in Zürich, als Verlagsbuchhändler (literarisches Comptoir, Herwegh'sche Gedichte weiter zu wirken. Auch als solcher verdorben, fängt er 1847 das Verlags-Bureau in Leipzig an. Diesem verdanken wir die Veröffentlichung seiner bis dahin „sämmtlichen Werke" in 10 Theilen mit den übersetzten „Briefen von Junius", diesem ewig classischen Werke des echten Mannesernes in constitutionellen Staatsverhältnissen. Es sind seitdem noch 14 Werke hinzugekommen und zwei unter der Presse oder Feder. Wir können hier leider auf eine Würdigung derselben nicht eingehen und beschränken uns blos auf Erwähnung der nach unserer Meinung vorzüglichsten: „Das Komische", erste wirklich philosophische Lösung dieses Begriffs und „verwickelten Processes", „die Lage des Humanismus", „Friedrich Schiller's Leben" in St. Louis gedruckt und bei amerikanischen Schillerfeiern vorgetragen;, „Uebersetzung von Buckle's Geschichte der Civilisation" und „Aus früherer Zeit", die in zwei Bänden erschienene und wahrscheinlich in zwei bis drei folgenden vollendete Darstellung und Kritik seines eigenen Lebens und Wirkens und unserer letzten sechzig Jahre. „Wanderlei Dichtungen, Dramen, Novellen u. s. w. von Ruge sind zu kalt-classisch gerathen, als daß sie auf unsern wieder sentimental verdorbenen Geschmack hätten besonders wirken können. Mehrere, wie „die neue Welt" Trauerspiel 2c. kenne ich noch nicht, andere sind noch ungedruckt.

Den März 1848 erlebte Ruge in Leipzig, wo er besonders mit Robert Blum verkehrt hatte. Der Minister Oberländer, der die deutschen Jahrbücher gegen Regierung und Kammer-Majorität vertheidigt hatte, bildete damals keinen feindlichen Gegensatz zum Ruge'schen Standpunkte.

Breslau wählte ihn für die deutsche Reichs-Versammlung nach Frankfurt. Hier verlangte Ruge mit seiner Partei: „Centralgewalt aus unserer Mitte gewählt, Unterordnung aller Fürsten unter diese Centralgewalt, also Einheit auf dem Boden der Freiheit". Gagern's „fähnen Gruß" und das deutsche Parlament selbst verfuchten's mit Einheit ohne Freiheit und schufen jene verhängnißvolle Reichsverweserei mit unverantwortlicher Centralgewalt und ohne Verbindlichkeit gegen die Beschlüsse des Parlaments. Ruge hielt das für Selbstabdankung der National-Versammlung, schied aus

* Die erste Frau war ihm noch kurzem Glück durch den Tod entrissen worden. Er vermählte sich 1851 mit einer Freundin der Verstorbenen, einer Dresdnerin, seiner jetzigen Frau, der Mutter seiner zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn ist praktischer Arzt in Berlin, der zweite studirt als Jngenieur in Zürich. Die jüngste Tochter ist erst dreizehn Jahre alt.

und nahm in Berlin die in Leipzig gegründete „Reform" wieder auf, weil nach seiner Ueberzeugung nun Alles auf Preußen und nichts mehr auf Frankfurt ankam. In Frankfurt hatte sich die Volksvertretung selbst umgebracht.

Die „Reform", mit dem Privateigenthum Ruge's, 60,000 Thlr., begründet, gelang und ergab, wie von Sachverständigen und durch den Absatz nachgewiesen war, jährlich einen anständigen Gewinn, als General von Wrangel mit seinen Soldaten in Berlin einzog, die Nationalversammlung auflöste und die „Reform" verbot. Da derselbe nach seinem einzigen preußischen Gesetze berechtigt war, eine Zeitung mit Gewalt zu unterdrücken, ließ Ruge am Morgen nach dem Verbote die Zeitung wie üblich erscheinen. Darauf wurde die Druckerei geschlossen und Ruge selbst, der von dem damaligen Minister von Manteuffel die Versicherung erhalten, dem ferneren Erscheinen der „Reform" keine Hindernisse in den Weg zu stellen, mußte Berlin verlassen. Spätere Reclamationen um Rückerstattung seines Eigenthums blieben auch unter der „neuen Aera" unbeantwortet. Ruge hat diese Angelegenheit und Correspondenz mit den Ministerie der neuen Aera in einer englisch geschriebenen Broschüre dem Volke seiner zweiten Heimath, als gesetzlich englischer Bürger, zur Beurtheilung zugänglich gemacht.

Ruge, um seine Existenzmittel gebracht und heimathlos, begab sich nach Leipzig, dann mit der badenschen Gesandtschaft nach Paris.

In Folge der Niederlage Ledru Rollin's am 13. Juni war er auch von da vertrieben. Nach dem Siege der Contre-Revolution in ganz Europa, und in Leipzig durch Verunreinigung seines Verlagsgeschäfts (sein Commis B. verkaufte es für seine eigene Tasche), in Berlin durch Zerstörung seiner Druckerei und Zeitung aller seiner Habe beraubt, suchte und fand er eine Zufluchtsstätte in England. In London wollte ihm nichts gelingen. So siedelte er sich 1850 in Brighton am Meere, Frankreich gegenüber, in dem aristokratischen Bezirke Londons an, wo die ganze Gesellschaft im Herbst und Winter jedesmal bis zur Parlaments-Eröffnung an der Meeresküste entlang wohnt, fährt, reitet und sich ausstirt. Hier schuf er sich durch harte Arbeit und eiserne Ausdauer, durch die Kraft und das Ansehen seines Wissens und seiner starken, geraden, edelmännlichen Persönlichkeit auf fremdem Boden, durch fremde Menschen, in fremder Sprache eine neue Welt und Wirksamkeit. Durch öffentlichen und Privat-Unterricht erwarb er sie viel, daß er die Seinigen anständig ernähren und seine Kinder würdig erziehen und versorgen kann. Er verdiente aber mehr, viel mehr, die auskömmliche Hochachtung und Liebe seiner englischen Mitbürger. Da wird man selten eine edle Familie in Brighton finden, die nicht warm würde, sobald man von Ruge spricht.

In Deutschland braucht er sich nicht mehr der Art zu erwerben: er gehört zu den wenigen Männern der Zeit, die auch die bittersten Feinde, wenn sie ehrlich und gebildet genug dazu sind, unbedingt achten müssen.

Das ist das nothwendigste Aufsenwerk zum Leben Ruge's. Er selbst liefert uns in seinen Erinnerungen „Aus früherer Zeit" das lebendig Innere und den wahren Zusammenhang zu dem äußerlichen Rahmen. Er giebt die Wahrheit und den innersten Sinn seiner Erlebnisse und seiner Zeit wieder. Das wird ein wichtiges Werk, da diese Zeit so leicht und anziehend ist, da sie unsere Zeit ist, in der wir Alle wurzeln, und der wir die Lebenskraft für unsere Zukunft mit das Wort der Befreiung ziehen, für welche er arbeitete, kämpfte, opferte und litt, wie Wenige.

Ruge vermuthet, daß er in England sterben werde, und hat sich für seinen Grabstein folgenden Zuruf an die Heimath gedichtet:

„Menschen ließ ich zurück und der Heimath freundliche Fluren.
Doch nicht den Stolz und den Muth, welcher die Menschen beseelt:
Muth es bewegt kein Hauch die gehäss'e Welle der Knechtschaft,
Welche des Volkes Gemüth weder die Freien empört
Noch die Betrieb'nen aus Uer der gastlichen Fremde gebannt hält,
Bis sie der Tod umarmt, tren bei der Fahne des Rechts."

Wir hoffen, daß er noch in seinem, in unserm Deutschland leben werde. Er ist erst 60 Jahre alt und noch in voller Mannes- und Lebenskraft. Sollte aber endlich auch sein Leib in englischer Erde begraben werden, was er gethan und erstrebt, lebt und wirkt unsterblich in unserm Deutschland.

H. B.

Blätter und Blüthen.

Die Entdeckung der Nilquelle. In der glücklichen Zeit, wo wir „Robinson Crusoe" erst zu buchstabiren, dann zu lesen und schließlich in unserer Phantasie zu durchleben pflegten, wo wir für Cooper's Urwälder schwärmten und uns mit seinen Indianerhäuptlingen zusammenlebten, konnten wir uns nie der kindlichen Furcht erwehren, daß bald die ganze Herrlichkeit ein Ende haben und es in wenigen Jahren keine unentdeckte Insel mehr geben werde, auf die wir uns als Robinson Crusoe zurückziehen, keine waldeinsame Wildniß, über die wir als Huronenhäuptling herrschen könnten. Unaufhörlich quälte uns der Gedanke, daß die prosaische Civilisation mit ihrer rastlosen Entdeckungswuth nicht einhalten werde, bis wir groß geworden seien, und mit Angst und Widerwillen sahen wir den Zeitpunkt herannahen, wo die ganze Welt wie eine blau und roth gemalte Landkarte mit allen Nebenflüssen und Vorbergen vor den Augen unromantischer Menschen aufgeschlagen liege und in der Schule auswendig gelernt werden müsse, wie die Geographie von Kurhessen mit seinen vier Provinzen und 21 Kreisen, mit Fulda, Werra, Weser, Lahn, Main, Diemel, Schwalm rc. und all' den vertrackten Höhenzügen und Wasserscheiden, die uns so viel schwarze Striche und Strafarbeiten einzutragen pflegten. Nun, wir sind groß und alt geworden, ohne daß sich unsere kindische Furcht verwirklicht hätte. Noch immer bleibt ein gut Stück Erdoberfläche zu entdecken, und wenn auch die Romantik aus dem gründlich entdeckten Lippe-Detmold und dem ziemlich vollständig entdeckten Urwald des Leipziger Rosenthals verschwunden ist, und aus Amerika, Australien, Japan, dem Reiche der Mitte und dem Fürstenthum Waldeck demnächst zu verschwinden droht, so herrscht sie doch in Form von undurchdringlichen Wüsteneien, entdeckungsfeindlichen Cannibalen, uncivilisirten Fiebern, gerösteten und verspeisten Entdeckern, zweifelhaften Gorillas und unzweifelhaften Menschenjägern noch souverän in dem Inneren Afrikas. Aber ewig kann das nicht dauern; ein Stück nach dem andern wird in unsern Karten verzeichnet, und endlich muß allerdings die Zeit kommen, wo es nichts mehr zu entdecken giebt und der Beduinenhäuptling der Saharah im Stande sein wird, seinem gottbegnadeten Vetter von Dahomey eine freundnachbarliche Anstandsvisite mit einem Eisenbahnbillet erster Classe abzustatten.

Ein anderes vom Alterthum überkommenes Geheimniß, in dessen mysteriösen Schatten vor Jahrtausenden die menschliche Cultur geboren und erzogen wurde, ist vor dem unaufhaltsamen Ungestüm des modernen Unternehmungsgeistes gefallen. Was der Speculation der griechischen Philosophie und dem Gebote der römischen Herrschaft nicht gelang, das ist soeben zwei abenteuernden Engländern gelungen — die Quelle des Nils ist kein Geheimniß mehr, sondern eine geographische Trivialität, die hinfüro in jedem Schulatlas ihren wohlverzeichneten Platz finden wird. Vier, vielleicht fünf und sechs Jahrtausende lang haben die Menschen an den Ufern dieses wunderbaren Stromes gestanden und mit religiöser Scheu und menschlicher Wißbegierde nach der Himmelsgegend geblickt, woher die überströmenden, befruchtenden, Leben zeugenden und Segen spendenden Fluthen des majestätischen Nils sich ergossen. Unsere Chronologie läßt uns im Stiche. Ein Fetzen Leichentuch, das einer Mumie zur verwitterten Hülle dient, ein irdenes Gefäß, ein rohes, in Granit gehauenes Symbol sind die Urkunden, aus denen wir ägyptische Geschichte studiren müssen. Aber so viel ist gewiß: ehe Memphis und Theben existirten, ehe Obelisken und Pyramiden, jene kolossalen Spielzeuge einer kindlich unbewußten Cultur, ihre ewigen Schatten über ungezählte Jahrhunderte warfen, ehe der menschliche Gedanke in Hieroglyphen einen Ausdruck fand, ehe die alttestamentlichen Patriarchen ihre Wanderungen begannen, ehe Noah aus den Trümmern einer untergehenden Welt seine Arche baute, sannen Magier und Hirten, Könige und Sclaven, weise, gotterfüllte, stille, fremde Menschen über die unerklärlichen Wunder des heiligen Stromes nach, beobachteten mit Furcht und Hoffnung, mit Andacht und Gebet sein Steigen und Fallen und warfen sich die Frage auf: Woher kommt dieser Schrecken und Wohlthäter unseres Landes?

Lucian berichtet, daß Cäsar beabsichtigte, auf die Reize der Cleopatra und die ehrgeizigen Hoffnungen des Bürgerkriegs zu verzichten, um sich auf eine Entdeckungsreise zur Lösung des Räthsels zu begeben. Nero schickte zwei Centurionen ab, mit dem Befehle, die Nilquelle aufzufinden. Doch die Natur läßt sich nicht im Sturme erobern, und sie verlacht das ungestüme Machtgebot eigenwilliger Despoten. Jahrhundert und Jahrhundert verstrichen, und das älteste Geheimniß der ältesten Cultur blieb unerklärt. Zahllose Menschenleben sind geopfert worden, ohne daß dieses Opfer etwas Anderes vermocht hätte, als den Weg für weitere Nachforschungen zu zeigen. Endlich ist das Geheimniß ergründet und die Quelle des Nils vor Aller Augen enthüllt worden. Sir Roderick Murchison, der berühmte englische Geolog, erzählte die Geschichte neulich in der „Geographischen Gesellschaft" von London, und sie ist sehr einfach, wie die Geschichte aller wahrhaft großen Erfindungen und Entdeckungen.

Die englischen Entdecker Speke und Grant, frühere Officiere der indischen Armee und an die Wildnisse von Mittelasien gewöhnt, besaßen den Vortheil, daß sie wußten, wo sie nicht zu suchen hatten. Sie vergeudeten ihre Kräfte nicht in dem so oft vergeblich gemachten Versuche, stromaufwärts zu der Quelle des Flusses hinanzusteigen. Am 1. October 1860 reisten sie von der Ostküste Mittelafrika's ab. Während des ersten Jahres kamen sie nur wenig vorwärts. Das Land war durch das Ausbleiben der Regenzeit ausgedörrt, und die Hauptbeschäftigung der Eingebornen schien ein permanenter Stammeskrieg zu sein. Den Neujahrstag des Jahres 1862 brachten sie in der Hauptstadt des Königreichs Karagwe zu, an der südwestlichen Spitze des großen Nyanza-Sees. Der König dieses Landes ist ein aufgeklärter Despot und „marschirt an der Spitze der Civilisation" in Centralafrika, wie der Kaiser der Franzosen an der Spitze der Civilisation in Europa. Seine Unterthanen werden in der elendesten Knechtschaft erhalten und zum „Ruhme" der Nation und des königlichen Hauses abgeschlachtet; aber nach außen hin ist Alles Liberalismus, Aufklärung, Nationalitätenbefreiung. Daher ließ er den beiden Entdeckungsreisenden sehr schätzbare Unterstützung angedeihen. Das benachbarte Königreich Uganda ist von einer Negerrace niedrigerer Geistesverfassung bevölkert und von einem gutmüthigen, aber schwachen jungen Manne beherrscht, der es für seine erste Regentenpflicht hält, dem Gotte seines Stammes täglich einen Menschen zu opfern. Diese beiden Länder umschließen den ungefähr 150 engl. Meilen langen und breiten See, der ringsum von den schroffen und fast unübersteiglichen Mondbergen gegen die Neugier civilisirter Menschen geschützt wird und nach Norden hin den Nil zum Abflusse hat. Sechstausend Fuß über der Meeresoberfläche, von kegelförmigen Bergen bis zur Höhe von 10,000 Fuß umgeben, liegt der ungeheure Wasserbehälter, der so lange aller Speculation und Nachforschung gespottet hat.

Sir R. Murchison glaubt, daß die regelmäßige jährliche Ueberfluthung des Stromes nicht durch das Schmelzen des Schnees auf den umliegenden Bergen verursacht werde, sondern durch die tropischen Regen, welche von dem porösen Bergboden aufgefangen und von allen Seiten her in dies natürliche Wasserbassin geleitet werden. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so viel ist jetzt außer Zweifel gestellt, daß der Mutterstrom des Nils aus diesem See kommt. In einer Breite von 150 Ellen wälzt sich der Strom ungefähr aus der Mitte des nördlichen Ufers und beginnt seinen reißenden Lauf mit einer Stromschnelle von zwölf Fuß Höhe. Das sind die trockenen Thatsachen; die romantischen Einzelnheiten sind noch nicht bekannt und werden wohl von den glücklichen Reisenden selbst später erzählt und veröffentlicht werden. Wir werden dann en détail erfahren, wie sie mit ihren Chronometern und Instrumenten dem barbarischen Volke von Uganda entkamen; wie es ihnen gelang, den Lauf des Stromes bis zum 2. Grade nördlicher Breite zu verfolgen, wo er sich nach Westen wendet und einen kleineren See durchfließt; wie sie der Biegung folgten und mit Hülfe ihrer Instrumente fanden, daß er in 70 engl. Meilen 1000 Fuß gefallen war; wie sie unter dem 3. Grad 45 Minuten eine Karawane türkischer Elfenbeinhändler antrafen; wie sie etwas weiter nördlich auf ihren Landsmann Mr. Baker stießen, der so weit vorgedrungen war, um sie aufzusuchen, und wie sie endlich ihre ruhmvolle Reise zur Wiege der Civilisation durch die Entdeckung krönten, daß Mr. Petherick, ein anderer englischer Entdeckungsreisender, der schon seit Jahr und Tag todt gesagt war, sich frisch und gesund am Leben befand.

Was gewinnt die Welt bei dieser Entdeckung? werden die Nützlichkeitsmenschen fragen. Wird sie den Handel befördern, die Baumwollencultur ausbreiten und einen profitablen Civilisationsfortschritt bezeichnen? Die Entdecker Speke und Grant haben den Gesichtskreis des menschlichen Wissens erweitert; sie haben der Natur vielleicht das älteste ihrer Geheimnisse abgerungen, mit unsäglichen Entbehrungen und unter beständiger Gefahr ihres Lebens; sie sind kühn über die Gräber ihrer Vorgänger hinweggeschritten und haben nicht gewankt, bis sie am Ziele angekommen waren. Das ist freilich Alles, und dieses Alles wird belohnt mit — einer goldenen Medaille der „Geographischen Gesellschaft"! Freilich würde es vortheilhafter gewesen sein, Goldfelder in Australien zu entdecken oder Niederungen zur Anpflanzung von Baumwollstauden aufzusuchen; aber in unserer realistischen Zeit thut es einem außerordentlich wohl, auf Männer zu stoßen, die Muth und Aufopferung genug besitzen, um für ein idealistisches Ziel, das sich nicht auf Thaler und Silbergroschen berechnen läßt, ihr Leben einzusetzen.

Wie der Tod in die Welt kam. Bekanntlich geht in der ganzen Welt das Gerede, daß in früherer Zeit die Menschen gar nicht starben oder doch unverhältnißmäßig viel älter wurden als jetzt. Wie aber das Leben gar so kurz geworden sei, darüber ist man verschiedener Ansicht.

Die Zulukaffern erzählen: nachdem die Menschen geschaffen waren, gefielen sie dem großen Gott Umukunkulu, und er schickte das Chamäleon zu ihnen mit der Nachricht, daß sie niemals sterben sollten. Als dies bekannt wurde, so war große Freude auf Erden. Die Menschen betranken sich bei Tag und bei Nacht und thaten, was ihnen nur in den Sinn kam. Da merkte der Gott Umukunkulu, daß er einen faux pas gemacht hatte. Er schickte nun die Eidechse herunter, und — weil es für den Umukunkulu als Gott nicht passend gewesen wäre, sein Wort zu brechen — so mußte die Eidechse den Kaffern erzählen, das Chamäleon habe gelogen. Als die Kaffern solches erfuhren, ergrimmten sie sehr über das Chamäleon und machten Jagd, um es umzubringen. Das Chamäleon aber entsetzte sich dermaßen, daß es ganz weiß wurde vor Schrecken, und da es zuvor braun gewesen war, so erkannten's die Kaffern nun nicht mehr, und es entging der Verfolgung. Seit dieser Zeit ist bei den Menschen der Tod und beim Chamäleon der Farbenwechsel üblich geworden.

In Amerika unter den Indianern geht die Sage, den ersten Menschen seien die Krankheiten ganz und gar unbekannt gewesen. Deshalb lebten auch die Menschen viel länger als heutzutage. Sie starben erst, wenn sie sich die Beine abgelaufen und den Schlund abgeschluckt hatten. Da konnte Einer viel auf den Füßen sein und manchen kräftigen Zug thun und lebte doch seine zweitausend Jahre.

Daß die Weiber, neben vielen andern Calamitäten, auch den Tod in die Welt gebracht haben, das wird fast überall berichtet. Die Caraiben in Südamerika sagen, der Gott Kururuman, der die Welt schuf, habe anfänglich nur Männer zuwege gebracht. Diese lebten einig unter einander, waren guter Dinge und wußten nichts von Krankheit und Tod. Aber das Weib des Kururuman, die Göttin Kutimina, ärgerte sich, daß das schöne Geschlecht nicht auch auf der Erde vertreten sei. Sie ging also hin und machte Weiber. Als nun die Weiber auf der Erde erschienen, verwunderten sich die Männer sehr. „Welch' niedliche Thierchen das sind," sagten sie, „sie sehen beinahe wie wir aus!" Und die Männer und Weiber fingen an, mit einander ein lustiges Leben zu führen. Aber es hielt nicht lange vor. Bald stifteten die Weiber Zwietracht. Es gab Eifersucht und Streit, nachher auch Mord und Diebstahl. Und der Gott Kururuman ärgerte sich

Digitized by Google

über den Unfug, und er führte zur Strafe von nun an das Sterben in die Welt ein.

Ein wenig anders ist es bei den Grönländern gewesen. Der erste Mann, erzählt die grönländische Sage, hieß Kaliak und war ganz allein auf der Erde. Ihm ging's gut, denn Fische und Seehunde hatte er vollauf zu essen, und Thran konnte er trinken nach Herzenslust. Er lebte auch viele tausend Jahre. Aber endlich bekam er Langeweile. Als er wieder im Winter, wo die Nacht vier Monate dauert, in seiner Höhle saß, sah er wehmüthig seinen Daumen an. „O Daumen," sagte er, „Du liebster von allen Fingern, ein Stück von Dir gäb' ich darum, wenn ich nicht mehr allein in der Welt wäre!" Kaum gesagt, so fing der Daumen an zu wachsen. Zuerst kam ein Kopf mit zwei niedlichen Aeuglein aus ihm hervor, dann sproßten auch zwei kleine Arme und Beine nach, und als das Ganze fertig war, da war es ein Mädchen so fein und zierlich, wie sich's ein Grönländer nur wünschen mag. Seit der Zeit ist der Daumen um ein Glied kürzer als die andern Finger geblieben. Der Mann aber kroch jetzt zur Winterszeit gern in seine Höhle und langweilte sich nicht mehr. Als vollends das Weib anfing Kinder in die Welt zu setzen, da hatte der Mann eine große Freude. Die Freude aber dauerte nicht lang. Denn die Kinder zeigten einen recht gesunden Appetit, und jedesmal, wenn der Alte Hunger bekam, war die Schüssel schon leer gegessen. Der arme Kaliak wurde nun so mager wie ein Häring und versank in trübselige Gedanken. Das Weib aber sah ein, daß die Sachen so nicht fortgehen konnten. „Höre, Alterchen," sagte es, „mit uns ist's aus. Die Kinder nehmen überhand, und es ist Zeit, daß wir ihnen Platz machen. Wir wollen jetzt einmal sterben!" Da hatte denn der Mann auch nichts dagegen, und sie legten sich hin und starben. So ist nach der Sage der Grönländer der Tod in die Welt gekommen. W. W.

Kunstketzereien. Nr. 2. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Meine Künstlerwerke, seufzt der theatralische Künstler, entstehen im Augenblick und vergehen mit ihm! Die Nachwelt kann sie nicht sehen, genießen und bewundern.

Und dieses Malheur — angenommen, es wäre eins — träfe nur den Mimen? Zunächst wenigstens theilt er es mit dem Virtuosen, und außerdem mit dem allergrößten Theil der Erdbewohner. Ruhmwürdige Leistungen liefert doch wohl nicht allein der Schauspieler; große, nützliche, bewunderungswürdige Thaten haben im Laufe der Zeiten gar viele Menschen vollbracht. Wie viele davon sind denn aber sinnlich wiederholbar vor den Augen der Nachkommen? Daran denkt aber der Bühnenkünstler nicht; er hat die Werke der Dicht- und Tonkunst, der Sculptur, Malerei, Architektur im Auge, die bleiben und zeigen die Kunst ihrer Schöpfer den folgenden Generationen.

Mit großen Einschränkungen! Malerwerke, Leinwand und Farben sind nicht unsterblich; sie erbleichen oder verdunkeln mit der Zeit, und gehen früher oder später ganz zu Grunde. Von den Werken der alten Bildhauer sind wenige übrig geblieben, und die meisten davon nur verstümmelt. Von anderen kennt man wieder die Namen der Verfertiger nicht! Wo sind so viele großartige Wunder der Architektur hin, Paläste und Tempel, ja ganze Städte, wie Palmyra, Babylon mit seinen schwebenden Gärten, Theben mit seinen hundert Thoren hin? Weggrafirt von der Erde sind sie ganz und gar, oder liegen in Trümmern verstreut da, als traurige Prediger von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Allen diesen großen Künstlern früherer Zeiten ist es ergangen, wie es den theatralischen ergeht, ihre Werke sind nicht auf die Nachwelt gekommen. Schriften der Dichter, Denker, Componisten erhalten sich, besonders seit Erfindung der Buchdruckerkunst und des Notenstichs, länger, möglicherweise in alle Ewigkeit hinein. Aber wahrlich für die meisten Autoren meist mehr zum Nachtheil als zum Vortheil!

Für eine Unzahl von Dichtern, Schriftstellern, Musikern, Malern wäre es sicherlich ein Glück gewesen, wenn ihre Werke sie nicht überlebt hätten. Durchblättert die Kunst- und Literaturgeschichten, durchstöbert die Bibliotheken und Kunstarchive, welch eine Unmasse nachgelassener Werke wimmelt euch entgegen! Keiner wahrscheinlich von allen diesen Autoren, der nicht mit der süßen Ueberzeugung gearbeitet hätte, ein Product für die Bewunderung aller Zeiten geliefert zu haben. Bekümmere sich die Nachwelt darum? Und wenn es hier und da einmal einem Nachkommen einfällt, den Nachlaß eines Altvordern zu betrachten, was findet er oft? Verwundert ruft er aus: Wie, dieses geschmacklose, schwache, langweilige Ding hat seinen Zeitgenossen gefallen und dessen Verfertiger berühmt gemacht? Unter zehntausend erhaltenen Werken ist vielleicht eines, das einen relativen, und unter hunderttausend erst eines, das einen bleibenden Werth für alle Zeiten hat. Ach, die Nachwelt! Wie lange ist Klopstock todt? 59 Jahre erst. Wer liest seinen „Messias" noch?

Aber sind solche Geister wirklich nichts gewesen? Mögen ihre Werke späteren Generationen wenig oder gar nicht mehr munden, ihr Verdienst wird deshalb um nichts geschmälert; sie genügten ihren Zeitgenossen, und bedurften und besaßen zur Hervorbringung ihrer Werke für den Standpunkt und Geschmack ihrer Zeit dieselben großen Fähigkeiten, welche die größten Geister späterer Epochen zu verwenden hatten. Ihren Ruhm haben sie sich mit Recht erworben, und mit Recht lebt ihr Name in der Geschichte fort.

Und nun ist es Zeit, an den Nachsatz in Schiller's Spruch zu erinnern:

> Denn wer den Besten seiner Zeit genug
> Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Was will der Mime sich also ausnahmsweise beklagen? Die Geschichte seiner Leistungen und sein Name leben fort, das ist der Kranz, den die Nachwelt flicht. Roscius starb 61 Jahre vor Christus. Die Kunstgebilde dieses großen Mimen sind mit ihm verschwunden, aber die Vortrefflichkeit derselben und sein Ruhm leben fort in der Geschichte: er ist unsterblich. Eben so wenig werden sich ein Garrik, Talma, Schröder, Ekhof, Iffland, Ludwig Devrient, so wie ihre ebenbürtigen weiblichen Collegen über die versagten Kränze der Nachwelt beklagen, wenn sie da, wo sie jetzt sind, noch Nachrichten von der Erde empfangen können.

Wie wurde Theodor Körner von Leipzig aus gerettet? Die Biographien von Theodor Körner, welche dem Verfasser der nachstehenden Erzählung bekannt sind, erwähnen nur im Allgemeinen, daß derselbe von Leipzig aus durch treue Freunde nach Carlsbad gebracht worden sei. Ein Beweis, daß über das Wie noch nichts in Erfahrung gebracht worden ist. Jetzt nach funfzig Jahren erregt aber Alles, was Theodor Körner betrifft, da sein Todestag nahe ist, ein besonderes Interesse, und so glaube ich, daß diese einfache Erzählung von ihm einigen Beifall finden wird.

Es war am 28. Juni 1813 Vormittags,* an einem schönen, warmen Tage, als ich, damals ein junger Mann und Besitzer eines literarischen Geschäfts in Chemnitz, zu einer befreundeten Dame gerufen wurde. Sie theilte mir mit, daß ihrem Manne, welcher aber verreist sei, von einem Freunde in Leipzig ein preußischer Officier, Namens Körner, der in dem Ueberfall bei Kitzen verwundet worden, empfohlen wäre, um ihn sicher nach Carlsbad zu bringen. Sie bat mich um Rath, wie dies auszuführen wäre, und erwähnte, daß er sich in Carlsbad unter dem Schutze der Herzogin von Kurland und ihrer Schwester, der Frau von der Recke, welche dort verweilten und mit seinem elterlichen Hause befreundet wären, begeben wolle. Obgleich eine Reise bis an die Grenze nicht ohne Gefahr war, da französische Marodeurs umherstreiften, so entschloß ich mich doch, ihn durch meine Begleitung sicher nach Annaberg, der größeren Strecke des Weges, zu bringen und dazu Extrapost in meinem Namen zu bestellen und dort das Erforderliche zu seiner weitern sichern Reise zu besorgen, welches meine Freundin mit Dank annahm.

Im Nebenzimmer fand ich einen großen, schlanken Mann von edler Haltung und Gesichtsbildung in dunkler Kleidung, welcher von einem geschickten Wundarzt aus der Nachbarschaft verbunden wurde. Er hatte bei dem Ueberfall drei Hiebwunden an der linken Seite des Kopfes bekommen, wovon eine ziemlich tief war. Es war Theodor Körner, der Dichter und beliebte dramatische Schriftsteller, jetzt Officier und Adjutant im Lützow'schen Freicorps oder der schwarzen Legion, wie es damals genannt wurde. Er war mit einer Perrücke versehen, theils zum Schutz der Wunden, theils um sich unkenntlich zu machen. Er war von Leipzig über Frohburg in einem offenen unscheinbaren Wagen bis vor Borna, einem Dorfe eine Stunde vor Chemnitz, gefahren, dort abgestiegen und zu Fuße in die Stadt gegangen. Ich sagte ihm, was ich mit meiner Freundin über seine Weiterbeförderung verabredet hätte, und empfahl mich dann, um das Erforderliche in meinem Geschäft zu besorgen und die Extrapost zu bestellen. Nach Tische, nachdem er zu mir gekommen, die Postchaise vorgefahren war und meine Frau uns mit Kirschen zur Labung versehen hatte, fuhren wir ab. Unterwegs unterhielten wir uns sehr angenehm. Er erzählte mir von seinem Leben und seiner Familie, auch sprachen wir über Literatur und seine theatralischen Schriften, die bereits Epoche gemacht hatten. Auf der Hälfte des Weges, vor Ehrenfriedersdorf, machten wir Halt, um sowohl uns zu restauriren, als auch die Pferde füttern zu lassen, da es eine Station von vier starken deutschen Meilen war und dazumal noch keine Chaussee existirte. Nach einiger Zeit trat ein sächsischer Gensd'arm ein, der, da er eine Extrapost vor der Thüre traf und zwei noble Herren, die sich mit Kaffee regalirten, in der Stube fand, nicht nach unseren Pässen fragte, die wir auch nicht hatten. Bald darauf ging es weiter, und wir kamen ohne Gefährde glücklich nach Annaberg und fuhren nach dem Posthause, wo ich gleich wieder rasche Pferde als Extrapost nach Carlsbad bestellte. Während dies besorgt wurde, gingen wir zu einem Kaufmanne, an den Körner von dem Chemnitzer Hause durch ein mitgebrachtes Schreiben empfohlen war. Dieser Herr unterhielt sich mit ihm und empfahl ihm, sobald er die Grenze passirt sei, sich der österreichischen Behörde zu erkennen zu geben. Wir begaben uns dann nach der Post zurück, wo Alles bereit war. Körner dankte mir mit herzlichen Worten für Alles, was ich für ihn gethan hätte, wir schüttelten und drückten uns die Hände, und nach innigen Wünschen einer glücklichen Beendigung seiner Reise unter Gottes Schutz stieg er in den Wagen und fuhr davon. Bald darauf kehrte auch ich mit der Chemnitzer Postchaise, welche ich dort behalten hatte, nach Hause zurück, wo ich in der Nacht um zwei Uhr eintraf.

Vier Jahre nachher, im Sommer 1817, machte ich mit meiner Frau eine Reise in meine alte Heimath und blieb auf der Rückreise in Berlin bei Verwandten einige Tage. Hier beehrte mich der Geheime Oberregierungsrath Körner, Theodor Körner's Vater, mit seinem Besuche, da er meine Anwesenheit durch meine Verwandten, mit denen er freundschaftlich bekannt war, erfahren hatte. Er dankte mir mit herzlichen Worten und Thränen in den Augen für den großen Dienst, den ich seinem verstorbenen Sohne geleistet hätte, und empfahl sich mir und meiner Frau. W. St.

* An demselben Tage fand auch die denkwürdige Unterhaltung zwischen Napoleon I. und dem Minister von Metternich im Marcolini'schen Palais zu Dresden statt.

Berichtigung. Wir erklären hiermit in Folge preßpolizeilicher Anordnung und dem Verlangen des Herrn Theodor Schwarz in Güstrow gemäß, daß sein Name in dem Artikel: „Gottfried Kinkel's Befreiung" in Nr. 7–10 der Gartenlaube vom Jahre 1863 ohne seine Zustimmung, welche einzuholen wir keine Veranlassung zu haben glaubten, genannt ist.

D. Red. d. Gartenl.

Kleiner Briefkasten.

Eine Freundin der Kinderwelt wünscht eine Kleinkinder-Bewahranstalt in einem thüringischen Dorfe zu begründen, dessen Bewohner größtentheils unbemittelte Leute sind, die um Lohn auf den Feldern, in den Forsten und Scheunen arbeiten, ihre kleinen Kinder dann meistens sich selbst überlassen oder den älteren Geschwistern zur Beaufsichtigung übergeben müssen, ein Umstand, der schon manches Unglück veranlaßt hat. Wer für diese Stiftung sein Scherflein beitragen will, dem erbietet sich die Redaction der Gartenlaube gern zur Vermittelung der Gaben an die edle Kinderfreundin.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 25. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Dank an die Glückwünschenden zum 16. Mai 1863. *

So viel Flocken der Mai duftigen Blüthenschnees
Mit verschwenderischer Hand jetzt dem Gefilde streut,
So viel regneten Wünsche
Meinem Feste von fern und nah.

So viel Blumen im Thau schmeichelnde Morgenluft
Weckt und lüftend im Schloß wieget der Abendwind,
So viel Freuden zu pflücken,
Meine Wünschenden, wünsch' ich Euch.

Auch des blühendsten Mai's blühendste Blüthe welkt,
Und eh' sie sich besinnt, fleht sich die Jugend alt;
Doch nie welket und altert
Mir im Herzen das Dankgefühl.

Dank, daß mir zum Gesang öffnet ein Gott den Mund,
Dank, daß meinem Gesang danken ein Hörerkreis
Auch antwortet, und Dank, daß
Ich ihm heute noch danken kann.

Fr. Rückert.

Eine dunkele That.

Erzählung von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Der Justitiar hatte bei den letzten Worten langsam den Kopf gehoben und blickte dem Arzte in's Gesicht, als suche er darin das Verständniß für einen noch unausgesprochenen Gedanken. Zu des Doctors Zügen hatte sich indessen der Ausdruck der frühern Starrheit und Sorge mit jedem gehörten Satze mehr aufgeklärt, und der Blick des Redenden traf auf ein Auge, in welchem sich kaum mehr als die ernste Spannung auf das Ende der begonnenen Mittheilung verrieth.

„Meine erste Sorge, als sich mir die Unmöglichkeit einer Wiederbelebung vor die Augen stellte," fuhr der Justitiar, den Kopf wieder senkend, von Neuem fort, „war es, die gesammten Hausgenossen einzeln zu verhören, ob nicht während der Nacht irgend eine Bemerkung, die zu weitern Schlüssen hätte Veranlassung geben können, von einem derselben gemacht worden war. Die Kunde des Geschehenen war bereits durch das ganze Haus gedrungen, und es machte einen wohlthuenden Eindruck auf mich, als, kaum daß wir den Körper im Hinterzimmer niedergelegt, die junge Frau Amtsräthin, gänzlich verstört und nur mit dem bekleidet, was sie in Hast über sich geworfen, hereinstürzte, bei dem Anblick des mit Blut bedeckten Todten aber fast besinnungslos in den nächsten Stuhl sank und nur noch die Worte: „Schicken Sie um Gotteswillen nach dem Doctor!" hervorbringen konnte. Wir wußten ja Alle, daß sie den Amtsrath nicht eben aus Liebe genommen. Sie konnte ich jetzt natürlich nicht mit Fragen quälen und übergab sie der Sorge ihrer Christine, die bald eine Wirthschaftshülfe, bald eine Art Kammermädchen bei ihr vorstellt; begann dann im anstoßenden Zimmer ein Verhör mit den Knechten und Mägden, konnte aber bei Niemand zu einer Angabe, die irgend einen Verdacht hätte rege machen können, gelangen. Da stellte sich, als ich gegen zienlich hoffnungslos den ganzen dunkeln Fall mir noch einmal vor die Seele rief, die Christine wieder ein, warf einen raschen Blick durch das Zimmer, ob sie auch völlig mit mir allein sei, und wies dann auf den neben mir auf dem Tische liegenden gefundenen Handschuh, den Keinem der Uebrigen hatte kennen wollen. „Ich denke, Herr Justitiar, ich weiß, wo der Handschuh dort hingehört, wenn ich auch damit nicht das geringste Schlimme weiter gesagt haben will," begann sie geheimnißvoll; „ich halte es aber bei der schrecklichen Geschichte auch für meine Pflicht, Ihnen etwas Anderes zu erzählen, das mit dem Handschuh zusammenhängen könnte." Und nun folgte abwechselnd eine Mittheilung, welche mich mit jeder Minute mehr spannte. Der junge Rothe, Ihr Nachbar, Doctor, war am Nachmittag bei der jungen Frau gewesen, und das Mädchen wollte im Vorbeigehen an der Stubenthür einige Worte des Gesprächs zwischen Beiden aufgefangen haben, welche sie unwillkürlich zum Stillstehen gebracht. Die Beiden im Zimmer hatten sich gegenseitig ihre Liebe erklärt, und Rothe war endlich zu den Worten gekommen: um eines Mißverständnisses willen, durch welches die Heirath der Amtsräthin herbeigeführt worden, dürften sie nicht Beide zeitlebens elend werden, und es müsse noch Mittel geben, die junge Frau wieder frei zu machen — Abends um elf Uhr wolle er im Obstgarten sein, um das Weitere mit ihr zu besprechen. Christine behauptete ferner, daß die Neugierde sie getrieben, um die besprochene Zeit die monthelle Umgebung des Hauses von ihrem Fenster aus zu beobachten, daß sie den jungen Rothe wirklich auf dem Wege nach der Rückseite des Hauses bemerkt, dann aber ihre Aufmerksamkeit dem Zimmer der Amtsräthin zugewandt habe. Sie

* Des Dichters fünfundsiebenzigster Geburtstag, an welchem ihm so viele Festgrüße aus ganz Deutschland und selbst aus Rußland, von den Deutschen in St. Petersburg, zugingen, daß es den gefeierten Greis drängt zu den besondern Erwiderungen noch diesen allgemeinen Dank dafür auszusprechen.

sei indessen, als dort nach geraumer Zeit sich nichts geregt, eingeschlafen und wisse nicht, ob die Zusammenkunft stattgefunden. — So sehr nun auch der letzte Punkt im Zweifel liegt," fuhr der Justitiar, sich rasch durch das graue Haar streichend, fort, „so hat sich doch mit voller Bestimmtheit herausgestellt, daß Fritz Rothe in der letzten Nacht an demselben Orte im Obstgarten, wo der Mord stattgehabt, sich befunden hat — denn," setzte er langsam aufstehend hinzu, „den gefundenen Handschuh bezeichnet nicht allein Christine für den Rothe's, sondern auch ich entsinne mich desselben deutlich — ein ähnliches Paar, wie es der junge Mensch als eine Art von Stutzer trug, werden Sie vergeblich auf unsern Dörfern umher suchen. Wenn erst festgestellt worden, wo der Amtsrath die letzte Nacht gewesen und wann er den Heimweg angetreten, wird sich auch ermitteln lassen, wie die Zeit von Rothe's Anwesenheit mit der Rückkehr des Ermordeten stimmt — mir ist," fuhr der Gerichtsmann in sichtlicher Erregung fort, „wenn ich an die Mittheilung über das statthabende Verhältniß zwischen der jungen Frau und dem jungen Menschen denke, der ganze Sachverlauf so klar, daß ich wohl kaum noch ein weiteres Wort darüber verloren hätte, wenn sich nicht die ganze Macht meiner rein menschlichen Anschauung, die sich in der langen Bekanntschaft mit den beiden jungen Hauptbetheiligten gebildet, gegen die Ueberzeugung des Inquirenten auflehnte."

Das wohlgenährte Gesicht des alten Arztes war im Verlaufe der Rede bleicher und bleicher geworden; dennoch blickte sein Auge fest und ruhig in das des Sprechenden. „Ich kann die gewaltige Macht einer Beweisführung, wie Sie diese anderen, verstehen," sagte er sehr langsam; „Sie vergessen nur, daß nach Ihrer eigenen Angabe der Stich von Rücken aus erfolgt, daß das Gras unher umgerreten gewesen ist und daß mithin ein wohlbedachter Meuchelmord vorzuliegen scheint. Wollen Sie sich diesen aber in Verbindung mit einem jungen Manne denken, der seiner Gemüthsart und seinem ganzen bisherigen Leben nach —"

„Das ist es ja eben, was mich in vollen Widerspruch mit mir selbst bringt," unterbrach ihn der Justitiar eifrig, „wollen Sie sich aber vermessen, in alle Tiefen der menschlichen Leidenschaft zu dringen, um genau die Grenze zu bestimmen, bis wohin sie den, welcher ihr in einer unglücklichen Stunde verfallen, führen kann?"

Der Doctor hob kräftig den Kopf. „Alles recht, lieber Herr," versetzte er, „aber ich sage Ihnen, daß selbst die Spitze der Leidenschaft einen kräftigen, edlen Charakter nie zum feigen Meuchelmörder machen wird; sage Ihnen, daß diese beiden jungen Leute so unschuldig an dem Geschehenen sind, als wir, die wir hier sitzen, selbst. — Welche Maßregeln haben Sie bereits getroffen?" setzte er hastig hinzu.

Der Andere zuckte bedauernd die Achseln. „Ich habe pflichtgemäß Rothe's Verhaftung anordnen müssen — die Amtsräthin habe ich ersucht, bis zu Ankunft der Gerichts-Commission ihr Zimmer nicht zu verlassen, und habe die äußerliche Bewachung desselben angeordnet —"

„Lassen Sie mich den Todten sehen!" rief der Arzt, sich rasch erhebend, und schritt seinem Gesellschafter selbst nach der Thür voran.

Eine halbe Stunde danach war der Doctor wieder auf dem Heimwege; als er aber den Wald durchschritten, lenkte er das Pferd, das gewohnterma\u00dfen die Richtung nach der kleinen Besitzung an der Anhöhe jenseits des Thales nehmen wollte, auf die Straße nach dem Dorfe im Grunde. Es war das erste Mal, daß er auf seinem Ritt das starr vor sich hin blickende Auge gehoben, und nur ein einziges Bild war es, welches bis dahin seinem innern Auge vorgeschwebt — das war der gefesselte Fritz Rothe, welcher ihm, den Gensd'arm an seiner Seite, beim Austritte aus dem Hofe des amtsräthlichen Gutes begegnet. Ein einziger, voller Blick auf den Verhafteten hatte dem Arzte ein wohl todtenbleiches, aber wunderbar ruhiges Gesicht gezeigt, auf dem sogar etwas wie ein stiller, freudiger Strahl geleuchtet, der in diesem Momente indessen des Alten Gesicht fast wie ein Frevel berührt. „Fritz, um Gotteswillen," hatte dieser wie vor einem peinlichen Zweifel ergriffen gerufen, „hast Du dem Teufel erliegen müssen?" — aber es ist nicht so, ich weiß es, ich weiß es!" hatte er dann rasch, wie über seine eigenen Worte erschrocken, hinzugefetzt, und ein plötzliches Erstarren in Rothe's Zügen, als er dem Doctor in's Gesicht geblickt, hatte sich bei dessen Nachsage gelöst. „Onkel, das habe ich nicht gethan, was da geschehen ist, und daran halten Sie nur fest!" war die Antwort gewesen, die unter aufseufzendem Augen, aber wie aus vertrocknetet Kehle sich hervorgerungen; „es spielt wohl Niemand unsinnig mit dem Teufel, und darum bitte ich jetzt; aber Gott hat uns nicht verlassen!"

Und diese letzte Aeußerung war es, mit welcher der Alte, trotz seiner festgewordenen Ueberzeugung von Rothe's Unschuld, sich bis jenseit des Waldes herumgequält — etwas mußte vorgefallen sein, was den jungen Mann mit dem Geschehenen in Verbindung brachte, und mehr als einmal hatte der Grübelnde sich die meuchelartige Weise des Mordes wieder vor die Seele rufen müssen, um wieder zu seinem früheren unumstößlichen Halte zu gelangen.

Der eingeschlagene Weg führte nach der Mitte der langgestreckten Häuserreihe; ehe er diese indessen erreicht, ließ er das Pferd in einen Zuppfad einbiegen, welcher nach dem Ende des Dorfes, der nächsten Nachbarschaft von seiner eigenen Besitzung führte. Ein stattliches Haus, mit dem südrischen Style gehalten und durch die ausgedehnten Wirthschaftsgebäude den Wohlstand des Besitzers andeutend, blickte ihm dort entgegen, und schon von Weitem ließ der Hinzunehmende die Augen durch den offenen Hof, wie über die Umgebung des Hauses schweifen, als wolle er dort irgend ein menschliches Wesen entdecken, ehe er selbst das Haus betrat; ringsum aber schien Alles wie ausgestorben, und mit einem tiefen Athemzuge, hörbar aus schwerem Herzen kommend, trieb er sein Pferd zu rascherem Schritte an. Als er endlich in den reinlichen Hof einritt, stecke ein Knecht den Kopf scheu aus einer halboffenen Stallthür heraus und trat sodann, den Angekommenen erkennend, heran, ohne einen Versuch zu machen, den verstörten Ausdruck seines Gesichts zu verdecken. Der Alte nickte ihm ernst und verständnißvoll zu und fragte, ihm das Pferd übergebend, halblaut: „Sind sie zu Hause?"

„Die Frau ist drinnen, aber der Herr ist nach der Stadt zum Advocaten, wie ich gehört!" war die gedämpfte Antwort, und langsam wandte sich der Doctor nach der breiten Hausflur, dort vor der nächsten Thür einige Secunden, wie sich sammelnd, stehen bleibend. Geräuschlos und ohne anzuklopfen öffnete er dann und trat in ein geräumiges, völlig städtisch eingerichtetes Zimmer, in dessen Hintergrunde eine Frauengestalt im Sopha lehnte, den von dichtem grauen Haare eingehüllten Kopf in die Seitenlissen gedrückt.

Einen Augenblick blieb der Eingetretene in der Mitte des Zimmers stehen, die Dastehende schweigend betrachtend, dann sagte er in einem so weichen Tone, wie man ihn kaum und diesem von Runzeln umzogenen Munde erwartet hätte: „Liebste!"

Die Frau fuhr auf und zeigte ein bleiches, starres Gesicht, das trotz der deutlichen Spuren des Alters die Feinheit und frühere Schönheit ihrer Züge noch immer hervortreten ließ; nur einen Moment hafteten die sichtlich vom Weinen gerötheten Augen auf dem Dastehenden, dann löste sich plötzlich die Starrheit ihres Ausdrucks und mit einem, wie im vollen Schmerze hervorbrechenden: „Mainwald — Doctor, Gott sei Dank, daß Sie kommen — haben Sie es denn gehört — wissen Sie es denn?" erhob sie sich und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Nur Ruhe und Fassung, das ist jetzt das Nöthigste!" erwiderte der Alte, ihre Hände fest in die seinen nehmend, während er ein Aufwallen der eigenen Weichheit zu unterdrücken schien; „er ist unschuldig, verlassen Sie sich darauf, oder ich habe noch niemals in einen Menschen Sele lesen können —"

„Gott gebe es, Doctor, und bringe es an den Tag!" rief sie mit den neu hervorbrechenden Thränen kämpfend; „aber ich glaube nicht recht daran, es sind nicht Alle solche Engelsseelen, wie Sie, Mainwald, und der Fritz vielleicht am wenigsten! Ich habe gewußt, wie es mit ihm steht, und habe doch nicht zu ihm reden können," fuhr sie erregter fort, „es war mir, als hätte ich damit die eigene Schuld meiner Jugend wieder aus der Vergessenheit aufwecken müssen — und jetzt kann ich es nicht aus den Gedanken bringen, daß an ihm gestraft werden soll, was ich einmal in meinem Leichtsinne gesündigt —" ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach ihre Rede, und der Doctor, um dessen Mund es plötzlich wie eine nühsam niedergehaltene Seelenbewegung zuckte, führte sie langsam nach dem Sopha zurück.

„Regen Sie sich nicht noch absichtlich mit Vorstellungen auf, Frau Rothe, die nur Ihre angegriffenen Nerven erzeugen," versetzte er ernst und gehalten, nachdem er sich den nächsten Stuhl herbeigezogen; „wenn von einer Sünde gesprochen werden soll, die sich

an alte, längst begrabene und vergessene Dinge knüpft, so ist es der Aberglaube, der sie wieder lebendig machen und in den weisen Rathschluß unseres allgütigen Herrgotts hereinpfuschen lassen will. Wenn ich zufrieden bin mit dem, was einmal geschehen, und mich glücklich in meinem jetzigen Schicksale fühle," setzte er weicher hinzu, „wer hätte dann wohl ein Recht, auch nur eines Haares Schwere auf Sie zu legen, Elisabeth?"

Die noch immer schönen, dunkelblauen Augen der Frau hoben sich wie unter einer warmen Empfindung nach dem Gesichte des alten Arztes; dieser aber wich ihrem Blicke aus und sagte: „Lassen Sie uns ruhig mit einander reden; ich bin von seiner Unschuld wie von meinem Leben überzeugt, das hilft aber in dem Falle, wie er liegt, bei dem Gerichte nichts, und wir haben mit allen unsern Verstandeskräften zu arbeiten, daß wir Punkte auffinden, aus denen ein ordentlicher Advocat den Beweis seiner Unschuld herleiten kann. Wissen Sie, daß er vergangene Nacht aus dem Hause gewesen ist?"

„O, ich habe ihn gehen und kommen hören," rief sie schwerlich, „ich ahnte es, daß er zu ihr ging, mir war es, als müsse ein Unglück daraus entstehen, und ich konnte ihn doch nicht warnen. Dann, als er heimgekommen war und saß noch eine Stunde in seiner Kammer rastlos auf und ab ging, da wußte ich, daß etwas Uebeles geschehen sein mußte, und als beim frühen Morgen die Nachricht kam, der Amtsrath sei erschlagen, wollten die Beine unter mir brechen, denn ich wußte nun, daß er mit dem zusammengetroffen war —"

Ein rasches, unwilliges Kopfschütteln des Arztes unterbrach sie. „Er ist nicht mit ihm zusammengetroffen," sagte er kurz und bestimmt, „der Mord ist heimtückisch und hinterrücks geschehen — halten Sie den Frieß dessen fähig? — Und noch Eins!" fuhr er erregt fort, „die Todeswunde ist mit einem ungewöhnlich breiten Messer beigebracht, etwa von der Art wie es zum Borschneiden in der Küche gebraucht wird — haben Sie wohl mehr als eins davon hier im Gebrauche?"

Die Mutter sah dem Sprecher einen Augenblick starr in's Gesicht, als verstehe sie ihn nicht. „Hinterrücks ermordet — mit dem Borschneidemesser?" sagte sie stockend; „o nein, o nein!" brach es dann aus ihrem Munde, und zugleich schnellte sie auf wie ein Pfeil, hastig aus dem Zimmer eilend. Der Doctor sah ihr mit einem langsamen Kopfneigen nach und hielt den Blick auf die Thür gedeftet, bis sie eilfertig mit einem großen Vorlegemesser wieder erschien. „Da ist es — an derselben Stelle, wo es gestern Abend noch gebraucht worden ist!" rief sie schon beim Eintreten, „o, er mag im Kampfe einen Todtschlag begangen haben, als der Amtsrath Beide überrascht hat, aber ein Meuchelmörder ist er nimmer, nimmer!"

„Und somit ist keins dieser Art im Hause?" fragte der Alte, das Messer aufmerksam betrachtend, welches in dem fettigen Ausseben noch von dem letzten Gebrauche sprach. „Und die Wirthschafterin könnte jedenfalls auch Zeugniß ablegen, daß sie es in demselben Zustande wiedergefunden, wie sie es aus der Hand gelegt?" setzte er nach der hastigen Verneinung der Frau hinzu, — „aber das ist ja Alles noch kein Beweis; es giebt ja so viele Messer in der Welt," unterbrach er sich, mit der Hand unmuthig in das buschige Haar fahrend, „hier muß ein geriebener Jurist die Sachen in die Hand nehmen. Sagen Sie mir nur, ob Sie auf die Stunde seines Gehens und Kommens geachtet haben?"

„O, ich habe jede Viertelstunde an der alten Uhr schlagen hören, so lange er weg war. Es konnte noch nicht halb elf sein, als er sich fortschlich, und eine getaume Weile schon wanderte er wieder in seiner Kammer umher, als es eins schlug. Er kann sich kaum länger als eine halbe Stunde drüben aufgehalten haben! Uebrigens höre ich, wie er beim Heimkommen ein kurzes Wort mit dem Knechte wechselte, der nach dem kranken Pferde sah!"

Der Doctor nickte hastig. „Das wäre etwas — wenn sich nur bald ein sicheres Anzeichen findet, zu welcher Stunde der Amtsrath nach Hause gekommen, und das muß sich finden, denn er wird nicht allein in der Nacht im Felde umhergelaufen sein. Und nun, Frau Rothe," fuhr er fort, ihr seine Hand reichend, „seien Sie ruhig und stark, halten Sie fest an dem Glauben, daß, was auch in letzter Nacht geschehen sein möge, er doch an dem Mexte unschuldig ist. Was seine Freunde thun können — und Sie wissen, daß ich an dem Jungen hänge, als wäre es mein eigenes Kind — das wird geschehen, um bald Licht in die dunkele That zu bringen. Sobald aber der Advocat kommt, lassen Sie es mich wissen! — Wollen Sie dem Jungen und mir zu Liebe sich stark machen und sich nicht mehr mit allerhand Gespenstern abgeben?" setzte er hinzu, ihr mild in die Augen sehend.

„Ich will, Doctor, ich will!" erwiderte sie, seine Hand drückend, während die Thränen auf's Neue über ihre welken Baden rollten, und der Arzt erhob sich, nach seinem Hute greifend.

Die nächsten Minuten hatten ihn wieder auf das Pferd gebracht, das ihn aus dem Hofe trug, aber kaum schien er darauf zu achten, wohin dieses seinen Weg nahm. Schlaff ruhten die Zügel in seiner Hand, seine Augen blickten zielloß, als horche er nur seinen Gedanken, in's Weite, und um den wellen Mund lag ein wehmüthiger Zug. Wie die ferne, in Dämmerung versunkene Landschaft plötzlich noch einmal von einem Strahl der scheidenten Sonne erhellt und in rosiges Licht getaucht wird, so hatte die eben durchlebten Szene ein ganzes, abgethanes Jugendleben mit seinen gescheiterten Hoffnungen und längst überwundenen Schmerzen wieder in ihm wach gerufen. Alles aber glänzte eben nur in dem stillen Lichte des letzten Abendroths.

Da stand weit unten im Dorfe, umweit der Kirche, das Pfarrhaus, heute noch so, nur etwas grauer, wie vor fünfundzwanzig Jahren; dort hatte der junge Student der Medicin regelmäßig die Ferien bei seinen Eltern verbracht — aber wenn auch die Pietät gegen die alten Leute ihren Antheil an seinen regelmäßigen Besuchen in der Heimath haben mochte, so war es hauptsächlich doch ein anderer, glänzenderer Stern gewesen, welcher ihn oft hatte die lockendsten Einladungen reicher Commilitonen ausschlagen und den Aufenthalt in dem stillen Dorfe vorziehen lassen.

Drüben an der Anhöhe wohnte auf einer eigenen kleinen Besitzung ein pensionirter Officier, sich nur mit der Pflege seines Gartens und der Erziehung einer Tochter beschäftigend, welche eben so frisch aufblühte, wie die schlanke Rose in seinem Blumenfiere. Sein Hauptumgang bestand nur aus zwei Familien des Ortes, der seines nächsten Nachbard, des Gutsbesitzers Rothe, welcher gleich ihm die Kriege mitgemacht, und der des Pfarrers. An beiden Familien waren Söhne von gleichem Alter, und im Dorfe wußte man genau, daß die beiden jungen Menschen sich mit gleichem Eifer um die Gunst der schönen Elisabeth bewarben. Während aber der praktische Sinn des alten Hauptmanns sich auf die Seite des reicheren Rothe neigte, hatte sich das Herz der Tochter längst dem jungen Pfarrersohne zugeneigt und mit diesem die Schwüre ewiger Treue ausgetauscht. Wenn Maiwald sein Doctor-Examen bestanden, sollte seine Niederlassung in der Gegend, die längst eines Arztes bedurft, erfolgen, und dann die Einwilligung des Vaters zur ersehnten Verbindung erobert werden. Aber Märchenbergen sind schwach. Der alte Rothe stak seinem Sohne die schöne Besitzthum hinterlassend, und der Hauptmann, welcher im Interesse seiner Tochter zu handeln meinte, that diese zu einer Verwandten in der Stadt, um sie, während der Trauerzeit des jungen Gutsbesitzers, Maiwald's Augen und ferneren Bewerbungen zu entziehen — dort mochte wohl im Sinne des Vaters auf sie eingewirkt worden sein, und während dem Studenten jede Gelegenheit selbst zu schriftlichem Verkehr mit ihr abgeschnitten war, hatte Rothe, welcher nie ohne seine zwei raschen Rappen vor dem leichten Wagen in der Stadt erschien, freies Spiel. Als Jener endlich nach länger als Jahresfrist mit dem Doctordiplom in der Tasche bei den alten Eltern eintraf, fand er seine Elisabeth in Rothe's neu und prächtig eingerichtetem Hause als dessen Frau.

Es hatte nach dieser Zeit Niemand ein Wort der Klage von ihm gehört; eifrig hatte er sich der ihm in weitem Umkreise zufallenden Praxis hingegeben, und nur eine eigenthümliche Ruhe und Blässe bei den oft unvermeidlichen Begegnungen mit den Rothe's hätten den Kundigen seinen Seelenzustand verrathen können. Als der Hauptmann gestorben und seines kleines Besitzthum öffentlich zum Verkauf ausgeboten worden war, hatte ein unbekannter Bieter sich eingestellt und das Grundstück erstanden; als aber Elisabeth am selben Abend noch einmal den Boden desselben betreten, um Abschied von den Räumen ihrer Kindheit zu nehmen, hatte sie den Doctor als den neuen Eigenthümer angetroffen. Es war das erste Mal gewesen, daß sich Beide wieder allein gegenüber gestanden, und die junge Frau hatte im ersten Schrecken sich abkehren und davon eilen wollen; er aber hatte mit seiner sanften ruhigen Stimme gefragt: „Habe ich Ihnen denn etwas zu Leide gethan, Elisabeth? Gott mache Sie glücklich, das ist mein heißester Wunsch

— wir hatten uns Beide in einander getäuscht; warum sollen wir aber deshalb absichtlich und auffällig einander ausweichen?“ Sie indessen hatte, wie ganz vernichtet durch seine Milde, die Hände vor das Gesicht geschlagen und so den Garten verlassen. Sein dieser Zeit hatte die wohl nirgends sichtlich und nur den Betheiligten fühlbar gewesene Spannung zwischen den beiden Familien sich gelegt; der Pfarrer hatte sich pensioniren lassen und war mit der alten Mutter zu dem Sohne gezogen; in dem Amtsnachfolger war eine unbetheiligte immer mehr ausgleichende Verbindung zwischen den jetzigen Nachbarn erwachsen, und als in einer Nacht Rothe den Doctor herausgepocht, damit dieser sein plötzlich erkranktes, einziges Söhnchen rette, als Maiwald bis zum Tagesgrauen nicht von dem Bette des Kindes gewichen war, hatte sich Seitens der jungen Eltern eine fast zarte Begegnungsweise gegen den Arzt, fast wie eine fortlaufende, stumme Adresse, herausgebildet. Und so wäre das beiderseitige Verhältniß mit der Zeit vielleicht in eine alltägliche Bahn eingelaufen, wenn Maiwald nur daran gedacht hätte, sich selbst zu verheirathen. Auch nach dem Tode seiner Eltern lebte er mit Wirthschafterin und Knecht als einsamer Junggeselle auf seinem kleinen Besitzthum fort, ein überall willkommener und verehrter Gast, der unter einem nach und nach erwachenden glücklichen Humor alle weichen Stellen seines Innern zu bergen verstand; was aber sein Herz noch an besonderer Liebe barg, schien sich auf Elisabeth's kleinen Sohn, welcher der einzige geblieben war, concentrirt zu haben, und Rothe ließ nie ein mißbilligendes Wort hören, wenn auch der Knabe oft Tage lang bei dem „Onkel am Berge“ sich aufhielt.

Das Alles war es, was jetzt nach zwanzig Jahren in der Seele des altgewordenen Arztes sich wieder belebt und ihm für eine kurze Zeit die Sorge um die Gegenwart fast aus der Seele gedrängt hatte.

Erst als plötzlich eine jammernde Stimme vor ihm laut wurde, riß er sich aus seinem Sinnen und fand sich seinem eigenen Häuschen gegenüber, wohin das Pferd ihn getragen; in der Thüröffnung aber stand die alte Wirthschafterin und empfing den Ankommenden mit gerungenen Händen. „Ach, Herr Doctor, Herr Doctor, wer hätte das jemals von dem Fritz denken sollen!“

„Denkt Sie es von ihm?“ fuhr der Alte in hörbarem Unmuthe auf.

„Ach, ich möchte ja nicht, aber der Herr Justiziar hat gesagt, wie der Flurschütze berichtet —“

„Daß der Flurschütz gerade so ein altes Weib ist, wie Sie!“ unterbrach Jener die Sprechende, sich aus dem Sattel schwingend, „und damit hat er Recht; sonst aber ist der Herr Justiziar gerade so wenig dabei gewesen, als das Verbrechen begangen wurde, als ich und Sie, und kann deshalb eben so wenig von jetzt noch völlig verborgenen Dingen wissen. Seinen Freunden aber redet man eher das Gute als das Schlechte nach,“ fuhr er fort, dem herbeieilenden Knechte den Zügel zuwerfend und sodann dicht an die Frau heranretretend, „und wenn Sie etwas Besseres in der Sache thun will, als darüber zu jammern und zu klatschen, so strebe Sie danach, zu erfahren, wo der Amtsrath in letzter Nacht gewesen und wann er heimgegangen ist — es kann ja sonst Niemand im Dorfe hier oder drüben einen Schritt thun, ohne daß Ihre Gevatterinnen Buch und Rechnung darüber führen; jetzt könnte Sie damit das Leben eines unschuldigen Menschen retten, denn der Fritz ist unschuldig, das sage ich Ihnen!“

Er schritt an der sichtlich Verschüchterten vorüber nach dem Innern des Hauses, wo ihm plötzlich eine andere, aber bald kleinmüthige Stimme entgegenklang: „Herr Doctor, der Herr Justiziar möchte wünschen, daß Sie doch einmal nach der Frau Amtsräthin sähen, die ihm gar nicht gefiele —“

„Ah, Sie sind das, Flurschütze,“ war die barsche Entgegnung, „und so will ich Ihnen denn sagen, daß Sie mit Ihren unbefugten Reden gegen jedes alte Weib mir auch nicht gefallen, und wenn mir noch einmal etwas dergleichen in Dingen, die Sie nicht verstehen, zu Ohren kommt, so werde ich Sie dafür zu nehmen wissen. Im Uebrigen werde ich kommen, das mögen Sie melden!“

Er wollte mit finster zusammengezogenen Brauen an ihm vorüber nach seinem Zimmer schreiten, als die Haushälterin sich mit einem kurzen Husten wieder neben ihm bemerkbar machte. „Herr Doctor, wegen dessen, wo sich der Herr Amtsrath in der Nacht aufgehalten,“ begann sie halb zögernd, „so möchte ich nur sagen, daß das sicher nicht bei der Meier-Lotte — Sie wissen, mit der er es immer gehalten — gewesen ist; die hat jetzt einen Fleischer, der sie heirathen will —“

Dem Arzte schien ein derbes Wort über die negative Auskunft auf den Lippen zu schweben, aber von einem aufsteigenden Gedanken wieder zurückgedrängt zu werden. Das eine Wort „Fleischer“ hatte plötzlich die Eigenthümlichkeit der von ihm untersuchten Todeswunde wieder vor seinen Geist gerufen und ihn an die Fleischermesser, wie sie von den Betreffenden bei ihren Geschäftsgängen über Land in einer starken Lederscheide geführt werden, erinnert. Schon im nächsten Augenblicke meinte er auch die völlige Unsicherheit des Gedankens erkannt zu haben. Was hatte einen Fleischer, selbst wenn er der Bräutigam von des Amtsraths früherer Liebsten war, zu einem Morde, der heimlich und unprovocirt geschehen, wie dies alle bis jetzt entdeckten Umstände andeuteten, treiben sollen, zumal nicht einmal eine Beraubung stattgefunden?“

„Schaffe Sie mir ein kräftiges Frühstück, da ich nicht weiß, ob ich heute noch einmal zum Essen kommen werde!“ sagte er, sich langsam nach seinem Zimmer wendend, „Jakob aber soll mir das Pferd in einer halben Stunde wieder bereit halten.

(Schluß folgt.)

Aus dem Norden.

Von Brehm.

V. Ein Reisebild.

Ein thaufrischer Sommermorgen liegt über dem schönen Guldbrandsdalen,* und dahin geht die Fahrt durch das morgenfrische grüne Alpenthal. Zu beiden Seiten erheben sich schroff und steil die gewaltigen Berge; wild durcheinander gehäuft, oder über einander gebaut, liegt ein grauenvolles Gewirr von Felsblöcken und Steinen, welche die Höhe herabfandte an den beiden Rändern des Thales; aber silberglänzende Birken wuchern dazwischen hervor, und dunkle Föhren aber ihnen scheinen sie zu schirmen vor den noch immer thätigen feindlichen Gewalten des Gebirges, welches schwarze Massen drohend über dem grünen Thale hängen läßt, — drohend auch über den einzelnen Höfen, die überall von dort aus in das Thal herunterschauen, wo der Mensch dem Gestein sein tägliches Brod abtrotzte mit dem Schweiße seiner Arbeit. Die grünen Rasendächer der holzbraunen Häuser wetteifern mit den saftigen Wiesen im Grunde, und heiter blicken die Wohnungen hervor, wie unbesorgt ob der furchtbaren Schwere der über ihnen hängenden Felsen, welche sie jeden Augenblick unter Trümmer begraben können. Allein trotz der freundlichen Gebäude würde das Thal dunkel erscheinen und die düsteren Farben vorherrschend werden, trügen die fröhlichen Kinder der Höhe nicht blendende Lichter auf. Auf allen Wänden liegen die silbernen Bänder der Gebirgsbäche, und rauschend und brausend, oder rieselnd und gleitend wandert das belebende Wasser seine tausend Wege zum Schmucke der Landschaft.

Es ist sommerlich fühl im Thale und die Wiesen dampfen noch, aber munteres Leben herrscht überall. Aus dem Walde tönen die Heerdenglocken; auf den Gerölls- und Felswänden klettert das lustige Volk der Ziegen umher; im saftigen Grün zu beiden Seiten des Weges ruhen weidende Pferde. Schaaren von Eistern, die heiligen Vögel des Landes, begleiten das Gefährt lange Zeit und schwatzen mit dem Wasser um die Wette; mit Geschrei fliegt die Ringamsel von Stein zu Stein und warnt die ganze Vogelwelt vor dem Wanderer, worauf an 5 gleich ein ganzes Dutzend von Krammetsvögeln durch lautes Getratz ihr zu erkennen giebt, daß man die Warnung verstanden; fröhliche Staare durchsuchen im Gefolge der Rebelkrähen Wiesen und Felder; Pieper umschwärmen den Wagen, Goldammern und Bachstelzen reichen ihm vertrauend eben nur aus; das ewig regsame Volk der Meisen fliegt munter von

* Dieses berühmte norwegische Thal liegt im Stift Christiania und erstreckt sich durch das Christians-Amt von S.-O. nach N.-W. bis zum Romsdal im gleichnamigen Amte der Stifts Drontheim.

Scenerie in Guldbrandsdalen.

Baum zu Baum; im Wasser aber huscht die purpurgefleckte Forelle pfeilschnell über den steinigen Grund, wenn der Schatten des vorüberrollenden Wagens sie schreckte.

An einem grünen See vorüber führt der Weg. Hundert gletschergrüne Wasseradern hat er in sich aufgenommen und trägt nun selbst das wunderbare Kleid derselben, jenes unbeschreiblich frische, klare Wellengrün des Hochgebirges, welches man selbst geschaut haben muß, um sich vorstellen und begreifen zu können, wie fest das Auge und das Herz davon gefesselt werden. Zwei Buben wiegen sich im leichten Kahne und werfen die Angel in die Tiefe, den köstlichen Dorret oder die Alpenforelle zu berücken; ihre feuerrothen Mützen heben sich grell ab von dem Grün der Wogen. Einzelne Landleute gehen vorüber, jeder hat einen Gruß, eine Frage an den „fremden Mann“, jeder einen Glückwunsch für seine fernere Reise.

Höher und höher steigt die Straße empor; endlich überschreitet sie den Gebirgskamm und gestattet eine freie Aussicht in ein neues Thal, schön wie das erste, aber großartiger und reicher. Seine Sohle ist breiter, und die schimmernde Otta, welche durch das Grün sich zieht, ist schon ein ziemlich bedeutender Fluß, obgleich er noch in aller Jugendlust und in seinem Jugendkleid dahinbraust. Die zahlreichen Wasserfäden, welche er rechts und links aufnimmt, trägt er jauchzend dem Laagen zu, mit welchem er sich wenige Meilen unterhalb vereinigt, zur weiteren Wanderung. Im Hintergrunde schimmert der Vaagevand; der See, welcher auch für ihn sammelt und wohl hundert Bäche zu seinem Schooße ladet, um sie zu vereinen und jenem dann zu schenken. Ganz in der Ferne zeigen die Berge krystallne Kronen; es sind die Vorläufer des gewaltigen Galthopsspitzen, welcher seine ewig beeisten Hörner höher hinaufstreckt in die Bläue, als irgend ein anderer Berg des Landes, ja der Norden von Europa. Die Thalwände erscheinen wie besät von Gehöften, und im Grund vereinigen sich die wohnlichen und behaglich aussehenden Gebäude fast zu einem Dorfe.

Das eine große Gehöft ist die Wechselstelle für die Reisepferde, und darauf zu trabt vergnügt das kuntige Rößlein. Zwischen reifenden Getreidefeldern und blühenden Hagen, zwischen Gärten und Häusern hindurch geht der Weg zum Stift. Ohne Verzug erhalte ich ein frisches Pferd, und dieses jagt mit mir nach dem nahen Wasser. Dort ist das Boot rasch bestellt und noch ein zweites, welches eine sangslustige Gesellschaft aufnimmt, wird gebracht, und mit gleichmäßigem Schlage treiben die Ruderer beide Fahrzeuge durch die grünen Wogen. Mehr und mehr erstirbt der Gesang aus dem andern Boote, welches sich weiter von dem meinen entfernt. Aber neuer Klang tönt von allen Bergen hernieder. Glatt und ruhig liegt der See vor mir, doch dröhnt und donnert es ohne Unterlaß; das Wasser, welches von den Bergen stürzt, rauscht und braust seine gewaltigen Weisen. Welch' eine Landschaft! Grün und Schwarz und blendend Weiß sind die Farben des Bildes: grün sind die Wellen des Sees, grüner kaum die Wände des Thales; aber dunkel sind die Berge wie früher, und nur die Wildbäche ziehen ihre lichten Streifen. In der Ferne raucht es, als ob ein gewaltiges Feuer brenne; es ist der Wasserstaub über dem prächtigen Fall der Tesse, welche einen See verläßt, um sich in den andern zu stürzen. Eine Viertelmeile weit hört man den Donner der sich zu Gischt auflösenden Wassermassen. Jede neue Biegung des Sees rollt andere prächtige Bilder auf, aber jedes einzelne ist gleich großartig und gleich bezaubernd. Die Gehöfte am Ufer zeigen von dem behäbigen Wohlstand ihrer Bewohner. In den größten Hofe wird wohnt der reiche Engländer, welchen die schönste Bewohnerin des Sees hier fesselte, welcher einen Bauermädchen zu Liebe norwegischer Bauer wurde.

Stetig und ruhig schwimmt das Boot weiter, der Wechselstelle Gardmoe zu, welche endlich in dem Grün der Birken sichtbar wird. Das ist ein echt norwegisches Haus! Alle Giebel und Gesimse sind mit Schnitzwerk geziert, und zwar mit Schnitzwerk, welches einem Bildhauer zur Ehre gereichen würde, so schmuckvoll und mannigfaltig sind die Arabesken. Die Schränke im Innern der großen Stube sind nur eine Schnitzerei. Einzelne Gebäude stehen, wie es hier Sitte ist, auf hölzernen Säulen, aber auch diese sind zierlich gearbeitet worden. Das Gehöft ist still und leer, denn fast alle Bewohner sind ringsum mit der Ernte beschäftigt. Doch jetzt rust sie die in einem Vorbau wie in einer Siebelei hängende Glocke heim zur Erfrischung und Erquickung. Auch ich finde köstliche Milch und gutes Brod zum Mittagmahl.

Gardmoe ist keine feste Wechselstelle, sondern nur eine Vermittlungsanstalt zwischen den Reisenden und den Bauern, welche verpflichtet sind Erstere weiter zu befördern. Der Mann, an welchem heute die Reihe ist, erscheint und befördert mich mittelst seiner entsetzlichen Stolzkärre in kurzer Zeit nach Lom.

Das hölzerne Gotteshaus dieses ausgedehnten Kirchspiels bezeigt durch seine dunkle Färbung, daß es schon vor Jahrhunderten erbaut wurde, und die merkwürdigen Drachenköpfe, welche alle Firstenenden des mehrfach abgesetzten und immer höher steigenden Daches krönen, scheinen an jene Zeit erinnern zu wollen, in welchem die nordländischen Könige in ihren Meerungeheuern die salzige Meeresflut durchzogen, um den Ruhm ihrer Waffen weithin durch die Lande zu tragen. Rings um das Gebäude breitet sich der frischgrüne, grüne Wiesenteppich aus, und selbst an den Felsen weben die Birken sichtgrüne Blüthen und die Bäche lichte, silberne Bänder ein. Neben der Kirche liegt der Pfarrhof, ein stattliches und gar freundliches Holzgebäude.

Im nahen Stift klappert der Webstuhl, die Töchter des Bauers sendet mit gewandter Hand das emsige Schiffchen durch die selbst gesponnenen und gefärbten Wollfäden, um das bunte Zeug zu bereiten, aus welchem sie für sich und die Ihrigen Kleider fertigen will. Ein neuer Wagen wird bestellt und rasch bespannt, und weiter geht die Fahrt der tobenden Bäbra entgegen. Immer höher werden die Felsen, immer steiler werden die Wände, immer enger wird das Thal. Die Felder schmelzen zu kleinen Beeten zusammen, welche hier und da zerstreut zwischen den Büschen liegen und nur mit wenig Garben die schwere Arbeit lohnen können; die Gehöfte hängen wie Adlerhorste an den Steilungen. Eine wahrhaft großartige Gebirgswelt rollt sich vor dem trunkenen Auge auf und läßt dem Blick in Einöde die Frische und den Reichthum der Tiefe und die schimmernde Anmuth und Kälte der Höhe erfassen. Die eisigen Gletscher hängen über den grünen Wiesen und fruchttragenden Feldern.

Ein Bewohner des Thales gesellt sich zu mir mit freundlichem Gruß und legt vertraulich die Hand an den langsam dergansteigenden Wagen, um allerlei Fragen an mich zu richten und zu erfahren, ob im großen Deutschland das Volk ebenso frei und glücklich sei, wie in seinem Norge; eh denn wirklich die Deutschen gegen Gesetz und Recht den Dänen ihr Land nehmen und den ganzen Norden überschwemmen wollten, wie er in den Zeitungen gelesen; ob es in meinem Vaterland auch so „häßliche" Berge gäbe wie hier u. s. w. Erst nach langem Zwiegespräch wendet sich der freundliche und redselige Mann von mir und wandert seinem Hause zu, welches er mir vorher zeigte mit allem Stolz und aller Freude eines glücklichen Besitzers.

Immer einsamer wird das Thal, immer seltener werden die Gehöfte, mehr und mehr verdrängt die wilde Natur den Menschen. Plötzlich endet der Weg. In einer Gebirgsschlucht hat das Wasser ungeheure Massen von Blöcken und Steinen von der Höhe herab in das Bett der Bäbra getragen und dabei das ganze Thal verschüttet und in eine Wildniß verwandelt. Dieselbe des Wildbachs stehen Hunderte von Karren und Wagen, der Besitz aller Landleute, welche im Sommer oder jahraus jahrein oberhalb dieser Orte im Thale wohnen, aber ihr Fuhrwerk erst von hier aus benutzen können. Dorthin wird auch mein Karjol gestellt, und das davor gespannte Pferd von nun an als Saumthier benutzt, denn die Wechselstelle Rösheim liegt noch weiter oben im Thal, dort wo die wilde Bäbra sich mit der auf den Gletschern des Galdhaasbriggen geborenen Wiesenkalelf vereinigt.

Der Besitzer von Rösheim verspricht, selbst mit mir über die Gebirge zu reisen, und führt am andern Tage das starke Saumpferd vor, welches mein Gepäck und, wenn der Weg es erlaubt, auch mich über das Fjeld tragen soll. Wir nehmen Abschied von der freundlichen Hausfrau und ziehen weiter nach oben, der Bäbra entgegen. Anfangs führt der Weg noch an mehreren Gehöften vorüber, doch erhebt er sich bald mehr und mehr und läßt den Menschen und sein Treiben unter sich, dafür aber das Gebirg den Blicken erschließen. Die gewaltigen Massen, welche sich westlich von uns zusammenbauen, um den Riesen des Landes zum Fuß zu dienen, sind sämmtlich mit Gletschern bedeckt; das ewige Eis der Höhe breitet sich meilenweit vor dem Auge aus und zeigt sich überall, in der Nähe wie in der Ferne. Die Birken krüppeln und verkümmern, aber noch deckt die niedliche Zwergbirke mit dem Wachholder und der wie Alpenrosen schimmernden Haide die Bergflächen und Gehänge. Ein Volk Moralschneehühner läuft über den Weg und zeigt sich in seiner bunten Sommertracht, wenn auch nur auf Augenblicke dicht neben den einsamen Wanderern — ein gar seltenes Schauspiel! Sonst begegnet man nur noch dem überall gegenwärtigen munteren Steinschmätzer und hier und da einem Falken, alle übrigen Thiere meiden die Höhe.

Mild und heiter senkt sich der Abend nieder, und sein Schimmer spiegelt sich wieder auf den kryllallenen Dächern der Berge; aus der Tiefe tönen noch leise die Heerdenglocken wie fernes Abendläuten herauf; dann wird es still und dunkel, und nur die Gletscher leuchten noch der geschiedenen Sonne nach, bis auch sie im grauen Nebel der Nacht verschwimmen. Der Weg führt wieder in die Tiefe herab, und das verständige Saumthier prüft jetzt vor jedem Schritte die Stelle, auf welcher es fußen will. Das Wasser allein ist noch lebendig und rauscht seine ewigen Weisen in die Stille der Nacht. Endlich zeigt uns ein schimmernder Lichtstrahl das Ziel der Wanderung. Zwei Sennhütten liegen am Ufer des Sees, sie sind ärmlich und unfreundlich, und von dem dicken Schmutze, welcher sie umgiebt ist ein guter Theil auch in ihr Inneres gekommen, aber sie sind die einzigen Wohnungen weit und breit und deshalb willkommen. Die Ansprüche stellt Bielez zu wünschen übrig, ja, die Besitzerin ist sogar recht unfreundlich; doch Keiner von uns kehrt sich daran. Wir richten uns ein, so gut es gehen will, bereiten uns selbst das einfache Abendbrod und suchen dann trotz alles Käsegeruchs im Raume auf unserm erbärmlichen Lager die Ruhe. Am andern Morgen besehen uns die Unverschämtheit unserer Wirthin, daß Engländer auch hier schon die angekaufte Gastfreundschaft durch ihr Gelt zu verdanken wußten.

Wir steigen noch immer längs der Bäbra bergan. Die Landschaft wird öder und trauriger mit jedem Schritte. Die Pflanzenwelt scheint bis auf Moose und Flechten erstorben, nur hier und da zeigen sich einzelne verkümmerte Büsche in dem Morast, welcher sich überall bildete, wo das Wasser nicht raschen, freien Abzug fand.

Der Weg ist kaum noch ein Weg zu nennen, obgleich Steinhaufen und Holzpfähle an einer Seite auf eine Straße deuten. Vor der letzten Höhe, dort, wo das gewaltige Eisfeld, welches um den Galthaaspiagen liegt, in zwei Thälern zwei Gletscher zur Tiefe sendet, liegt ein kleines Haus zum Schutze der Reisenden; Pferde weiden in seiner Nähe, es werden auch Leute sichtbar, und Einer ladet uns zur kurzen Rast in die Hütte ein. Es sind Rennthierjäger, welche schon sein Tagen vergeblich das Hochgebirg durchkreuzt haben, ohne ihres scheuen Wildes habhaft geworden zu sein. Mich lockt es hier nach dem kaum fünfhundert Schritt vom Wege abliegenden Smörstadgletscher, dessen blaue Krystallgrotten gar zu wunderbare Gestalten, Formen, Zacken, Ecken und Spitzen zeigen. Mehr als hundert Fuß hoch liegt dort, was das Wasser den Gletscher aushöhlte, das Eis übereinander und zeigt dem Auge alle jene märchenhafte Pracht der Farben und Formen, welche man kaum verstehen und noch viel weniger beschreiben kann.

Unser Pfad hat nun die Höhe des Gebirges erreicht. Eine ungeheure Oede umgiebt uns; das Auge sucht fast ängstlich nach etwas Lebendigem. Kalt und todt, nicht einmal in Farben lebendig, liegen die Eismassen auf den dunklen schwarzen Bergen, und dort, wohin sie ihre Ausläufer nicht senden konnten, starrt und ein Wirrsal von Blöcken und Steinen entgegen. Nicht überall haben sich die gebliebenen Rennthierflechten ausbreiten können, alle übrigen Pflanzen gedeihen nicht mehr hier oben. Todtenstill liegen die dunklen Seeen in ihren Schluchten, nur ein einziger prangt in seinem wunderbaren Grün. Selbst die Bäche rauschen und brausen hier nicht mehr fröhlich dahin, denn die Eisene des Fjeldes hemmt ihren Lauf. Die Einöde ist grabartig, aber kalt, fast schauerlich, trotz der Gletscher und scharfgeschnittenen Felsenzacken und Hörner! Und dennoch ist das Leben hier noch nicht gänzlich erstorben! Inmitten des Eises der Höhe zeigt es sich in aller Frische und Anmuth. Munter tanzt der liebe Steinschmätzer von Stein zu Stein, vertraulich nähert sich das jetzt felsengrau gefleckte Alpenschneehuhn dem Wege, und dort über dem Fanerok zieht ein Steinadler seine Kreise und schwimmt stolz dahin

„Hoch über allem Erdenleben,
Hoch über allem Tod!“

Uns aber treibt es wieder der Tiefe zu, und wir eilen, so schnell wir und unser Lastthier gehen können, über die stille Ebene dahin. Abfließendes Wasser leitet uns dem Thale zu; aber noch ist der Weg lang und beschwerlich, noch befinden wir uns in der Höhe des Eises, gleichsam zwischen Gletschern eingezwängt; aber plötzlich öffnet sich ein wahres Zauberbild den Blicken. Zwischen den dunklen, schneegekrönten Bergen hat das ewig arbeitende Wasser ein Thal eingegraben, dessen Anfang mehr als dreitausend Fuß über demselben Meere liegt, welches mehr als seine Hälfte erfüllt, ein Thal, in welchem man binnen drei Stunden von den Gletschern zum Meere herabsteigen kann! Wohl zwanzig Seitenthäler und Schluchten münden in dieses Thal ein und durch alle eilen die Gesandten der Gletscher zu dem ewigen Meere hinab. Die Armuth der Höhe und die Fülle der Tiefe reichen sich in diesem Thale die Hand; von dem Tode zum Leben ist hier gleichsam nur ein einziger Schritt.

Und wieder braust und tönt das Wasser, welches in unzähligen Fällen zur Tiefe stürzt, klangvoll zu uns herauf; wieder läuten die Heerdenglocken den Abend ein, welcher zu allem Glanz da unten nun auch noch seinen Schimmer auf die eisigen Höhen legt; da steigen und klettern wir an den steilen Gehängen hernieder und wandern den Hütten zu, von denen uns Schalmeienklänge entgegen grüßen. Alle Beschwerden und Mühen werden vergessen; das reich beglückte Herz stählt die ermatteten Glieder, und tiefer und tiefer geht es hinab, zu den Sennhütten, zu den ersten Gehöften, zum Dorfe. Neben dem lebendigen Wasser hinab führt der Saumpfad, mit ihm durchwandert er alle Windungen des Thales. Freundliche, liebe Menschen wohnen in ihm; jedes Haus steht dem Fremden offen. Am andern Morgen folge ich dem Bächlein weiter und sehe es mit Lust zum Bache und Flusse anwachsen. Der führt mich durch die herrliche Landschaft meinem Ziele zu, und dieses liegt auch bald so hold und lieblich vor mir, daß ich — es nicht erkenne. Denn der Führer muß mir zwei und drei Mal sagen, daß jener stille, sonnenklare grüne Alpensee, den ich unwandern will, die Salzfluth, das Meer ist, bevor ich ihm Glauben schenken will! Ich stehe am Meere — und kenne das Meer nicht; — was manche ich nach diesen Worten noch von dem Zauber zu sagen, in welchem der Lyxterfjord meine Sinne versteckt hatte! Ich überlasse es Jedem, sich ein solches Stück Meer selbst auszumalen.

Noch mehr „zu Deutschlands Größe auf dem Meere“.*

Ganz Deutschland kauft für etwa fünf Millionen Thaler Seeproducte vom Auslande und würde jedenfalls noch mehr dafür ausgeben, wenn der Bedarf, namentlich an frischen Seefischen, zur Nothwendigkeit und wohlfeiler, schneller, massenhafter befriedigt würde, so daß man während der kälteren Monate auch in Leipzig und Dresden und gleich weit oder weiter vom Meere entlegenen Städten frische Waare von der Nordsee und der Bank von Rockall und zu jeder Zeit wohlfeile Seeprodukte zu kaufen im Stande wäre. Unternehmungen, die auf einen Absatz bis zu 5 Millionen und später bis zu 10—15 Millionen (nach dem Beispiel und der Erfahrung in andern Gebieten) rechnen können, lassen sich leicht berechnen. Wie viel Capital kann man hinein stecken, um besserer Verzinsung sicher zu sein, als in anderen Unternehmungen? Will man noch Patriotismus, Schule für deutsche Seetüchtigkeit, für eine Land und Leute, Handel und Wandel schützende deutsche Flotte mit einrechnen, desto besser. Wir müßten eine Seefischerei-Flotte von etwa zweihundert entsprechenden Schiffen haben, um unsern Bedarf aus dem Meere selbst zu befriedigen.

Wer soll diese bauen und das Geld dazu hergeben? Wie ist's überhaupt anzufangen? Der Artikel in Nr. 11 der Gartenlaube hat im Königreich Sachsen, obgleich es vom Meere abgeschlossen ist, mehrere Männer angeregt, an praktische Ausführung zu denken und sich nähere Aufschlüsse über diese Angelegenheit zu erbitten.

Wir wollen versuchen, die betreffenden Thatsachen und einen bereits im Drucke erschienenen Plan in den Hauptzügen zu beleuchten. Der ehemalige General-Consul J. J. Sturz hat in seiner Broschüre: „Der Fischfang auf hoher See“ ꝛc. die Frage: „Auf welche Weise kann dem Fischerei-Betrieb für Deutschland eine größere Ausdehnung gegeben werden?“ zu allererst mit Unsinn beantwortet. Er sagt nämlich: 1) durch Zollvereinsprämien. Diese seien nothwendig, „um den Egoismus des Einzelnen durch Aussicht auf Gewinn anzuregen“; Napoleon, England, Amerika hätten's in Bezug auf Seefischerei ebenso gemacht. Amerika ist gleich ein blutiges Beispiel, wie diese Schutzzöllnerei, diese gewaltsame Beraubung Aller zu Gunsten Einzelner wirkt. Der abgefallene Süden der nordamerikanischen Freistaaten führt unter seinen Anklagen gegen den Norden die Seefischerei-Prämien als eine der hauptsächlichsten an.

Ja, kann es etwas Unsinnigeres, Erbitterteres geben, als ein ganzes Volk zu zwingen, Geld für Fische zu bezahlen, gleichviel, ob es hernach Fische kaufen will oder nicht? eine Industrie zu erziehen, die ihre Prämie nicht in sich selbst hat, die überhaupt nur einen künstlichen Verlust mehr erzeugt? Jetzt kosten und die Seeprodukte etwa 5 Millionen Thaler jährlich. Nun sollen wir ungeheure Capitalien aus ihren jetzigen lohnenden Beschäftigungen in Unternehmungen verlocken, die sich nicht selbst bezahlt machen. Das ist tausendfach erwiesener, praktisch widerlegter Unsinn.

Herr Sturz will den Schaden, womit die deutschen Seefischereien arbeiten sollen, durch einen dreifach erhöhten Tabakszoll und Verdoppelung der Tabaksteuer decken. Er meint, kein Deutscher, der sein Vaterland liebe, könne dagegen Einwendungen machen. Die Tausende von Cigarrenmachern, Tabaksfabrikanten und Händlern und die Millionen Raucher sollen sich also für ihre Verluste durch Patriotismus entschädigen, während die Prämie, die sie zahlen, dazu dienen soll, „den Egoismus der Einzelnen durch Aussicht auf Gewinn anzuregen“.

Unsinn! Unsinn! Anreizung zum Verbrechen! Und wenn's auch kein Unsinn, kein Aufruf zu einem Zollvereinsstaaten-Ver-

* Vorher könnte der gleichnamige Artikel in Nr. 11 der Gartenlaube noch einmal nachgelesen werden.

brochen wäre: wozu Prämien, da sich die Seefischerei bei einigermaßen richtiger und großgeschäftlicher Ausführung und praktischem Betriebe ganz von selbst lohnen muß? Als in England die Seefischerei Ausfuhr mit Staatsprämien unterstützt ward, brachte man's bis auf 180,000 Faß jährlich. Seit mehr als 30 Jahren hat diese Ausfuhr-Prämie aufgehört, und seit dieser Zeit ist die Ausfuhr von 180,000 auf 600,000 Faß jährlich gestiegen. Das führt Sturz selbst an, um die Vorrefflichkeit der Prämie zu beweisen.

Die andern von Sturz angeführten Mittel zur Ausdehnung des deutschen Seefischerei-Betriebes verstehen sich von selbst, da es das Geschäft aus eigener Nothwendigkeit so mit sich bringen wird. Er sagt: „Organisation eines planmäßigen Betriebs von Seefischen nach dem Binnenlande" sei das preiste Mittel. Nun ja, das ist's, aber wohl nicht ein Mittel, sondern der Betrieb, die Ausdehnung des Betriebs, das Geschäft selbst. Dieser Betrieb „muß" organisirt werden. Er muß? Wer soll ihn zeingen? Die Polizei? Der Staat? Staaft nur Schiffe und Fischer, dann macht sich's von selbst. Man denke sich mehrere Schiffsladungen frischer Seefische in Hamburg. Dort würden sie spottbillig, in Berlin aber theuer sein. Die Fische würden dann jedenfalls so schnell wie möglich nach Berlin kommen und hier viel Geld einbringen. Damit ist die Sache schon „organisirt" und würde sich sehr schnell zu einem planmäßigen Betriebe ausbilden. Dafür sorgen die Eisenbahnuetze, die Eisenbahn-Compagnien, die Leute, welche Fische verkaufen, und die Leute, welche Fische kaufen wollen, ganz von selbst. Jeder verfolgt sein Interesse, seinen Gewinn, und das giebt dann den „planmäßigen Betrieb", die „Organisation".

Also in Allem, das ist und war die ganze Sache ist: eine oder mehrere Gesellschaften, Actieiunionen oder Compagnien zur Ausdehnung und Vergrößerung des Geldes, das sie haben, vermittelst der Ausdehnung und Vergrößerung unserer Seefischerei. Man muß Geist und Geld auf den Punkt richten, einsehen und zeigen, daß hier viel Geld zu machen ist, mehr Geld, als durch andere Unternehmungen, dann Geld dazu sammeln, zeichnen lassen und entsprechende Seeschiffe bauen. Es sind nicht gleich 200 nöthig. Man kann sehr klein mit zwei anfangen, dann je nach dem Erfolge fortfahren, dann werden's auch mit der Zeit 200 und jedenfalls eher, als die Meisten jetzt zu hoffen wagen.

Jeder, der etwas Geld und Geist hat, kann sein Scherflein dazu beitragen und auf mehr Erfolg rechnen, als die Thaler, Groschen und Pfennige, die für die deutsche Flotte gesammelt wurden. Denn die beabsichtigte Seefischereiflotte bringt uns wohlfeile, frische Seefische, Geld und das Zeug und die Kraft zu einer Vertheidigungsflotte.

Um aber das nöthige Geld und den dafür erwachten Geist wirklich zu sammeln und zur Kraft der Ausführung zu vereinigen, muß zunächst Einer oder ein kleiner Verein von sachverständigen, begeisterten Männern, womöglich gleich mit einigen guten Bankier-, Kaufmanns- und Rhedernamen und einem bestimmten Plane und Programme, auftreten und darlegen, wie und wie entsprechende Schiffe gebaut, bemannt und in Thätigkeit versetzt werden sollen, was sie nach den bisherigen Erfahrungen in England u. s. w. kosten und was sie durch ihre Ernten einbringen mögen.

Die nördlichen Häfen Deutschlands haben allein über 3000 Segelschiffe und beinahe 100 Dampfer mit mehr als einer Million Tonnengehalt und über 30,000 Mann uns Matrosen, wozu noch über 10,000 Mann Deutsche, jetzt auf englischen, französischen, amerikanischen Schiffen, kommen würden, wenn man ihnen nur erst lohnende Arbeit auf deutschen Fahrzeugen böte. Aus diesem geübten und unzähligen Lehrlings-Material, das jetzt auf trockene, miserable Anstellungen auf trockenem Lande hungert, ließen sich die neuen Seefischerei-Boote leicht und gut bemannen.

Die Fahrzeuge müßten theils für Fang an den Küsten, theils für Neckall eingerichtet werden. Mit letzteren wäre wohl anzufangen. Die Actien-Gesellschaft oder Compagnie mit etwa 300,000 Thaler Capital, das natürlich nur nach und nach eingezahlt zu werden brauchte, Hauptsitz vielleicht in Hamburg, würde zunächst drei Schiffe à 40—50 Tonnen à fünf Mann und fünf Jungen aus geeignetsten Plaße bauen lassen und dazu drei größere Schiffe à 20—30 Mann zunächst pachten oder mit Theilzahlungen kaufen.

Damit wäre der Stamm, die Grundlage erworben. Die großen Fahrzeuge haben den planmäßigen Betrieb mit Arbeitstheilung zu übernehmen, die kleineren müßten als Proviantschiffe für Wasser, Salz, Lebensmittel, als Beförderer der frischen und gesalzenen Waare und der Abfälle dienen, damit die großen immer bei der Arbeit selbst bleiben können. Hauptsache wäre für den unmittelbarsten Gewinn die Landung und der Transport frischer Seefische. Auf dem Meere selbst lassen sie sich sehr gut erhalten, und von Hamburg aus können sie in geeigneter Verpackung höchstens binnen zwölf Stunden im tiefsten Innern Deutschlands abgeliefert werden. Daß dazu Abkommen mit den Eisenbahnen getroffen werden müssen, versteht sich ebenso von selbst, wie daß in den Hauptverzehrorten, namentlich in Berlin, wo der frische, nahrhafte, wohlschmeckende Seefisch noch einen seltenen Luxusartikel bildet, geeignete Verkaufs- und Conservirungshallen erbaut werden. Dafür giebt es in Billingsgate und bei den Fischhändlern in London, wie in der Halle „aux poissons" zu Paris vorzügliche Muster. In der Halle selbst, wie bei den Einzelverkäufern, liegen die köstlichen Ungeheuer des Meeres frisch und appetitlich auf schrägen Marmorplatten, wo sie mit wohlfeilem Eiswasser und Eis (das auch bei uns durch Fabrikation im Großen spottbillig werden wird) so lange frisch, appetitlich und rein gehalten werden, bis sie in die verschiedenen Küchen wandern. Daneben häufen sich Hummern, Austern, Krebse, Shrimps und andere Delicatessen des Meeres, auch den beschränktesten Mitteln zugänglich.

Um den Einzelvertrieb rasch und leicht zu machen, schlägt Sturz sehr praktisch vor, die gleich nach Ankunft in großen Partien verauctionirten Fische für den Detail selbst in einsprännige Wagen mit Doubl-Etagen so zu packen, daß jede Fischart von außen sichtbar wäre. Die Wagen müßten dann mit besonderem Geklingel oder Ausruf sich in die verschiedenen Straßen vertheilen und so jedem Kaufslustigen die Waare vor die Thüre fahren. Angehängte Preise könnten noch den Aufenthalt durch Handeln und Feilschen beseitigen. Für die Fälle großer Häufung der Zufuhr müßten Einrichtungen zum Backen und heißen Verkauf der Fische auf der Straße getroffen werden. Jeder könnte sich dann oft, wie in London, für 1 Sgr. ziemlich gut und schmackhaft satt essen, und Berlin würde manchmal in einem Tag mehr Seefische verschmausen, als jetzt das ganze Jahr hinturch.

Von dem Verkaufs-Mittelpunkte in Berlin müssen die weiter südlich und im Innern gelegenen Orte versorgt werden. Das geht in eisernen Kasten mit Eis sehr gut. Mit dem Telegraphen erfährt man die Ankunft und die Masse der Fische vorher. Mit dem Telegraphen kann man vorher in Leipzig, Dresden rc. anfragen, ob und wie viel derlige Händler abholen wollen. Die Bestellung geht dann mit der Eisenbahn gleich weiter. Um durch zu große Ernten den frischen Fisch nicht zu entwerthen, ist für Salzungs- und Räucherungsanstalten zu sorgen.

Doch wir wollen uns noch nicht vor dem Zwiel fürchten. Vorläufig haben wir in unsern Soldaten- und Commißbrod-Lüsten noch nicht einmal Fischgeruch.

Vorerst gilt's an die Hauptsache zu gehen. Diese ist ein provisorischer Verein von sachverständigen und tüchtigen Männern, die sich's etwas Zeit und Geld kosten lassen mögen, genau zu ermitteln, wie viel die Herstellung und der Betrieb der Seefischerei, besonders mit Bezug auf Neckall, kosten mag, wie die Ernten auf diesem Meere ausfallen, was sie an frischen Fischen, Oel, Thran rc. für Gewinn versprechen, und zu welcher Procenthöhe das angelegte Capital, mit einer Berechnung von wahrscheinlichen Verlusten, der Versicherung der Schiffe rc., sich verzinsen wird. Nach englischen Erfahrungen auf Neckall kann diese Berechnung nur sehr glänzend ausfallen und eine bessere Prämie durch sich selbst in Aussicht stellen, als die Unternehmung je durch Berauhung der Tabaksfabrikanten und Cigarrenmacher erhalten würde.

Ist aus allen vorhandenen Thatsachen ein guter Gewinn in Aussicht gestellt, so werden Eigeinsinn und Patriotismus sich gern vereinigen, um einer zu diesem Zweck begründeten Gesellschaft (vielleicht mit Actien von 5 Thaler an, damit sich auch der Aermere betheiligen kann) das nöthige Geld und die Thatkraft zum Handeln anzuvertrauen.

H. B.

Eine unheimliche Seefahrt.

„Wann werden wir in Bremen sein?“ fragte ich Mr. Wilson, den ersten Mate des Dampfers, als er eben aus dem Maschinenraume auftauchte, wo er mit dem Oberingenieur eine längere Zwiesprache gehalten hatte.

„Kann's nicht sagen; wenigstens bei diesem Curse niemals!“ war die kurze Antwort Wilson's, der rasch nach dem Steuerhause ging und einige hastige Worte an die beiden Leute am Ruder richtete, welche dieselben mit Kopfschütteln beantworteten.

Diese brüsken Worte Wilson's setzten mich einigermaßen in Erstaunen, da derselbe sonst immer sehr zuvorkommend war. Es mußte etwas vorgefallen sein, was ihn beunruhigte, auch hatte ich schon bemerkt, daß seit zwei Tagen die Schiffsofficiere — der Captain war fast gar nicht zu sehen — die Köpfe zusammenstecken und leise miteinander flüsterten. Da ich aber im Seewesen keineswegs ganz unbewandert war, intrem ich schon öfter die Tour über den Ocean gemacht hatte, und keinen Grund zu irgend einer Besorgniß entdecken konnte, so hatte ich über dieses sonderbare Benehmen bis dahin weiter nicht nachgedacht.

Wir hatten New-York vor dreizehn Tagen verlassen und näherten uns nun nach einer nicht übermäßig rauhen Passage der Mündung des englischen Canals, auch hofften wir am nächsten Morgen Land zu sehen und vielleicht noch in der Nacht die beiden bekannten Leuchtfeuer von Cap Lizard. Der Aufenthalt, welcher den Segelschiffen so häufig dadurch entsteht, daß sie an dieser Stelle auf steife Ostwinde stoßen, die ihnen die Einfahrt verwehren, kann bei einem Dampfschiff nicht stattfinden, und so hofften denn alle Passagiere, das Ziel ihrer Bestimmung bald zu erreichen. Wie es auf den transatlantischen Fahrten dieser Linie die Sitte war, den letzten Abend vor dem Erblicken des Landes durch ein splendides Souper zu feiern und den an Bord so schnell geschlossenen Freundschaften eine Abschiedsbikation zu nehmen, so hatte auch unser vortrefflicher Steward in dem großen Salon der Staatskajüte ein Mahl aufgetragen, das einem Hotel erster Classe Ehre gemacht hätte. Selbst die Damen, welche während der ganzen Reise an Seekrankheit gelitten und sich nur selten auf Deck gezeigt hatten, erschienen in geschmackvoller Toilette, als die silberne Schelle der Aufwärter den Anfang des Festes anzeigte. Die Herren standen nach amerikanischer Sitte hinter den Plätzen, welche sie gewöhnlich einzunehmen pflegten, und warteten, bis das schöne Geschlecht sich gesetzt hatte, ungeduldige Blicke nach dem obern Ende der Tafel werfend, wo der Capitain zu präsidiren gewohnt ist, wenn ihn nicht Berufsgeschäfte abhalten.

Statt seiner erschien der Schiffsarzt, sonst ein joviafer junger Mann, mit besangener Miene, und ich las in seinen Zügen, daß ihm Etwas schwere Sorgen machte. Indessen vertief das Mahl ziemlich heiter, wie es bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt, und die gewöhnlichen Toaste wurden munter und witzig beantwortet. Gegen zehn Uhr endlich erschien der Capitain im Salon, warf einen zerstreuten Blick über die Anwesenden und sagte in höflichem Tone: „Ebbe und Fluth warten auf Niemand, und eine lustige Tafelgesellschaft braucht es auch nicht zu thun. Erlauben die Damen und Herren, daß ich auf ihre Gesundheit trinke.“ Er trank, aber wie krank er, obgleich sein echauffirtes Wesen und seine blutunterlaufenen Augen deutlich zeigten, daß er des Guten schon mehr als zu viel genossen hatte! Die Hast, mit welcher er dem Schiffsjungen, der zu seiner Bedienung bereit stand, sein immer leeres Glas zum Füllen hinhielt und mit welcher er den starken Punsch hinunterguß, war unnatürlich und hatte etwas Krankhaftes. Meine Augen begegneten sich mit denen des Doctors, welcher andeutete, daß er auf das Deck ging.

„Verdammt will ich sein,“ schrie dieser, „wenn der Pflasterkasten das Recht hat, mir vorzuschreiben, wie viel ich trinken soll! In die Hölle mit ihm! Wenn der Pillendreher sich noch einmal so etwas herausnimmt, so schicke ich ihn zu den Feuerleuten. Hollah, Dick,“ sich an den Schiffsjungen wendend, „eine neue Bowle von meinem Santa-Cruz-Rum, und recht stark! Verdammter Junge, soll ich Dir Beine machen? Sie da, Mr. Ladenschwengel, Sie können ja singen, wie eine virginische Nachtigall, geben Sie uns doch eins von Ihren Liedern zum Besten, aber ein recht lustiges. He?“

Der Angeredete, das Muster eines Dandys, der in dem Seidenpalaste Stewart's auf dem Broadway Lyoner Sammts den Damen anzuprobiren gewohnt war und im Besitz einer erträglichen Stimme allabendlich, wenn es das Wetter erlaubte, auf dem Promenadedeck zu seiner Guitarre sang, fuhr bei diesen rauhen Worten auf, als wenn ihn eine Tarantel gebissen hätte, während die Ladies erschrocken Anstalten machten, den Tisch und den Salon zu verlassen.

„Capitain, wenn Sie mich auf solche Weise auffordern,“ sagte der junge Kaufmann, „werde ich sicher nicht singen. Uebrigens wird Ihr Betragen den Credit des Schiffes und dieser Linie nicht vermehren.“ Mit diesen Worten entfernte er sich nebst einigen andern Passagieren. Fast wäre ich seinem Beispiele gefolgt, aber die Spannung zu erfahren, wie sich das seltsame Betragen des Capitains noch weiter entwickeln würde, hielt mich nebst einigen Bekannten, welche wohl der gleiche Wunsch beseelte, an der Tafel zurück.

„Wenn der Ladenschwengel nicht singen will, so mag er sich zu Davy Jones (Teufel) scheren,“ rief der Capitain, „ich aber will Euch zeigen, was so ein echtes Seemannslied ist. Hört!“ Und er sang:

„Ich lag mit starrem Aug', so träumt' ich diese Nacht,
Auf einem morschen Wrack im tiefen Meereeschacht.“

Hier konnte er nicht weiter, denn die überreizte Natur wollte ihre Rechte haben, auch schien es mir, als wenn bei seinem verschlossenen Wesen ihn Etwas zurückhalte, den Rest der grauenvollen Verse herauszubringen. Seine stieren Augen nahmen dabei einen unheimlichen Ausdruck an, den man nicht ganz auf Rechnung der Trunkenheit bringen konnte, und jeder Rest von Heiterkeit, der noch bei den wenigen Gästen am Tische vorwaltete, verschwand. Es war daher Allen erwünscht, daß der Capitain sich von Dick nach seinem Stateroom geleiten ließ, und somit das so unangenehm gestörte Fest ein Ende nahm.

Um vor Schlafengehen noch einmal frische Luft zu schöpfen, stieg ich auf das Deck hinauf, wo noch ein großer Theil der Passagiere auf- und abwandelte und sich lebhaft über die Vorfälle bei dem Abendessen unterhielt. Der erste und zweite Officier standen hinten am Steuerhause, in lebhafter Unterhaltung mit dem Doctor begriffen, der, so weit ich es bei dem Helldunkel der Nacht unterscheiden konnte, lebhaft gestikulirte. Bald wandte sich dieser ab und kam auf mich zu, als ich auf die Brüstung gelehnt den Myriaden von Funken nachsah, welche die mächtigen Schaufeln des Dampfers den dunkeln Wellen entlockten.

„Wir werden eine rauhe Nacht haben, Herr,“ sagte er, „und wir müssen dicht an der Küste sein. Ich wollte, wir führen mit halber Schnelligkeit.“

„Ei, weshalb das?“ erwiderte ich, „wir haben Alle Eile, nach Southampton zu kommen. Wir sind schon dreizehn Tage aus, und ich denke, wir müssen morgen die Kreidefelsen von England sehen.“

„Das glaube ich auch,“ unterbrach mich der Schiffsarzt, „aber ich fürchte, am unrechten Orte. Wissen Sie, daß wir aus dem Course sind und zwar zu weit nördlich? Wir hätten schon seit gestern Ost zum Südost ansteuern müssen, um die beiden Leuchtthürme von Cap Lizard anzuwachen. Doch der Capitain hat Wilson streng befohlen, den alten Curs zu halten, trotz aller Einwendungen. Sagen Sie, was hielten Sie von dem Betragen des Capitains heute Abend? war es nicht auffallend?“

„Auffallend im höchsten Grade,“ erwiderte ich, „aber ich denke, er hat seit ein paar Tagen des Guten zu viel genossen. Fast sollte ich meinen, er hätte einen Anfall von Säuferwahnsinn.“

„Das wohl; es ist aber nicht das Delirium tremens allein. Mit dem wollte ich schon fertig werden. Es ist eine viel tiefere Seelenstörung bei ihm vorhanden. Seit er von seiner Frau geschieden ist, hat sein Geist trübe Perioden. Das Schlimmste ist, er weiß es selbst, und in diesen quälenden Bewußtsein trinkt er die stärksten Getränke, um sich zu betäuben. Sie werden sehen, in seinem Wahnsinn ist Methode. Ihnen und einigen verständigeren Passagieren mache ich diese traurige Mittheilung, damit Sie im Fall der Noth mit bei der Hand sind und auch Zeugniß ablegen können.“

Der zweite Mate, ein Deutscher von Geburt und ein äußerst entschlossener Mann, trat jetzt hinzu und sagte dem Doctor, der Capitain schlafe jetzt, und deshalb habe er im Einverständniß mit

Wilson die Ingenieure unten beaufsragt, nur mit halber Schnelligkeit zu fahren."

„Wir fahren jetzt," sagte Dammann, denn so hieß der zweite Officier, „zwölf Meilen die Stunde, und wenn wir die Nacht so fortmachen, so sitzen wir morgen früh, ehe es hell wird, irgendwo bei den Scilly-Inseln auf dem Festen. Mäßigen wir die Schnelligkeit auf sechs, so können wir nach meiner Rechnung immer noch ein Dutzend Meilen westlich von Bischops-Reck sein, und wenn dann der Nebel kommt, so ist es mir ganz gleich, ob wir auf den Felsen sitzen oder nicht."

„Jedenfalls," antwortete der Schiffsarzt, „halte ich es für besser, einem Unzurechnungsfähigen das Commando abzunehmen, als Schiff und Passagiere dem sichern Untergange auszusetzen. Wir alle wissen, wie strenge die Gesetze der Disciplin an Bord sind, und welche Strafe auf Meuterei steht, doch sind wir hier im Ausnahmezustande."

Es schlossen sich hier dem Gespräche noch mehrere Passagiere an, welche von Wilson über den Zustand des Capitains unterrichtet waren, und wir Alle beschlossen erwartungsvoll die Nacht über aufzubleiben. Die Officiere bestimmten den vom Capitain vorgeschriebenen Curs so lange einzuhalten, bis sich directe Gefahr zeige, was, da die Maschine jetzt nur mit halber Kraft arbeitete und eine rauhe See gegen uns stand, vor Anbruch des Tages wohl nicht zu erwarten war. Es wurde auch, um keinen unnützen Lärm zu machen und namentlich um die Damen und Kinder an Bord nicht zu erschrecken, welche vielleicht durch ihr Geschrei den Capitain hätten erwecken können, unter uns ausgemacht, den Rest der Passagiere ruhig schlafen zu lassen. So verging ein Theil der stürmischen Nacht, ohne daß weiter etwas Besonderes vorfiel, außer daß die Wache vorn zu besonderer Aufmerksamkeit aufgefordert wurde, da wir in der Nachbarschaft des Landes waren. Wir steuerten nämlich noch immer direct östlich, unmittelbar auf die Scilly-Inseln zu, in deren bedenklicher Nähe wir uns befinden mußten. Wer jene Gegenden des atlantischen Oceans kennt, wird wissen, daß jedes Schiff gern einen weiten Umweg macht, da dieser kleine Archipelagus voll der gefährlichsten Untiefen und Klippen ist.

Von weitem gesehen, gleichen diese Oden, nur von einem halbwilden Fischervölkchen bewohnten Inseln den Rücken riesiger Schildkröten, so gänzlich entbehren diese flachhügligen Felsen aller Vegetation, da die convergirenden Stürme des Oceans und der irischen See keinen Pflanzenwuchs aufkommen lassen. Für einen menschenfeindlichen Einsiedler kann man sich keinen bessern Platz wünschen, und wenn ein Maler die setzten Schrecken der Sündfluth darstellen wollte, wie die tosenden Wogen die granitnen Spitzen der höchsten Berge zu überschwemmen drohen, die äußerste Zuflucht des Menschengeschlechtes, so könnte er hier die passendsten Studien machen. Am weitesten nach Westen vorgeschoben, der äußerste Vorposten Englands, liegt ein schwarzer Schieferfelsen, der Bischops-Rock, von dem die Sage geht, daß St. Patrid, der Apostel Irlands, sich dort in der Einsamkeit, von dem scharfen Geschrei der Möven unbeirrt, zu seinem heiligen Berufe vorbereitet habe. Hier hat die englische Regierung in ihrer bekannten Vorsorge für die Seefahrer einen Leuchtthurm gebaut, dessen weitscheinendes Drehlicht die vom Westen kommenden Schiffe in finsterer Nacht vor dem Verderben schützen soll, das in diesem Labyrinth von Klippen auf den Unvorsichtigen oder den von Sturm gewaltsichen Seemann lauert.

Während ich an die Thür des Maschinenraums gelehnt den feurigen Schein beobachtete, welcher aus dem mächtigen Schlote des Dampfers in der Finsternis aufsteigend die schlanken Masten und Spieren erhellte, sachlich eine Gestalt gespenschlos auf mich zu. Ich erkannte Dammann, den zweiten Officier. „Kommen Sie," sagte er, „hier in meine Koje. Ich will Ihnen etwas zeigen." Dort sah ich bei dem schwachen Scheine der Laterne, welche bei dem starken Stampfen und Schlingern des Schiffes hin und her schwankte, einen Revolver in seinen Händen. „Sie wollen doch nicht? Um Gottes Willen, was soll das bedeuten?" war meine hastige Anrede.

„Seien Sie ruhig," erwiderte er. „Sie verstehen nicht, was ich damit will. Dieser Revolver gehört dem Capitain, und ich schlich, um ihn zu nicht aus dem Schlafe zu erwecken, in Strümpfen vor sein Bett, um mich der Waffe zu bemächtigen. Sie wissen nicht, welche übertriebene Ideen er von Subordination hat, und es steht zu fürchten, daß er, wenn es zu dem Aeußersten kommt, auf uns schießen wird, um Gehorsam zu erzwingen. Es handelt sich nun darum, den Revolver unschädlich zu machen. Sie sehen" — dabei zeigte er mir die sechs Mündungen der Waffe — „er ist scharf geladen, und die Zündhütchen sind erst frisch aufgesetzt. Ich will ihn aber so zurichten, daß der Capitain keinen Schaden damit anrichten kann und daß er nichts davon merkt. Sollte er also auf den Doctor, Wilson oder mich abdrücken, so brauchen Sie keine Sorge zu haben; jedenfalls müssen Sie dann aber bezeugen, daß er den Versuch der Tödtung machte. Auch werden Sie gut thun, die eingeweihten Passagiere von der Unschädlichkeit der Waffe zu unterrichten."

Nach diesen Worten zog Dammann sorgfältig die sechs Kugeln aus den Läufen und schüttete das Pulver vorsichtig bis auf das letzte Korn aus. Dann rammte er jene wieder an ihren alten Platz, so daß Niemand bemerken konnte, was mit der Waffe vorgegangen war. Hierauf schlich er sich leise die Treppe nach der Kajüte hinunter, um den Revolver wieder über des Capitains Kopfe aufzuhängen, und ersahen einige Minuten später wieder mit der Nachricht, daß Alles in Ordnung sei.

Es war ungefähr fünf Uhr Morgens, kurz vor dem Grauen des Tages, als die Wache vorn ausrief: „Licht in Sicht! gerade vor uns!"

„Das muß Bishops Rock sein!" rief der erste Officier, indem er nach der Back eilte, „es verschwindet schon; in ein paar Minuten werden wir es wieder sehen."

Wirklich erschien das Licht bald wieder, ein Beweis, daß der Leuchtthurm, den wir vor uns hatten, ein Drehfeuer enthielt. Aus dem Umstande, daß der glühende Schein ziemlich hoch über dem Horizont stand, ging hervor, daß der Dampfer jener gefährlichen Reihe von Riffen, welche die Scilly-Inseln im Westen wie ein Bollwerk gegen den Andrang des Oceans schützen, schon ziemlich nahe gekommen sein mußte. Aus diesem Grunde rief Wilson durch das Sprachrohr in den Maschinenraum hinunter: „slow!" (langsam), während Dammann zu den Leuten am Steuer eile und ihnen befahl, das Schiff nach Südost zum Süden herumzulegen. Der mächtige Dampfer schwenkte nun langsam nach rechts um, und die starke See, welche früher gegen uns stand, drückte denselben fast auf die Seite. Die veränderte Bewegung mußte nothwendiger Weise den Capitain wecken, und so war es auch. Schon unten in seinem Bett mochte er an dem Compaß, der über seinem Kopfe hing, gesehen haben, daß wir einen andern Curs, als den vorgeschriebenen, steuerten, denn schon auf der Treppe, ehe er nur das Deck betrat, brach er in die heftigen Worte aus: „Gott verdamme mich! Wer hat die Wache? Ist der Kerl nicht recht bei Sinnen, den Curs abzuändern!" Wilson trat vor und machte die Meldung, daß das Feuer von Bishops Rock in Sicht sei, redhalb habe er nach Süden umlegen lassen. „Ach was," schrie der Capitain, „Sie haben nichts zu thun, als meine Befehle auszuführen, und die Leute da unten in dem Maschinenraume soll der Teufel holen, wenn sie nicht gleich ordentlich aufsteuern. Mit voller Dampfkraft!" rief er mit donnernder Stimme dem dienstthuenden Ingenieur hinunter, eilte dann nach dem Ruder und befahl dem alten erfahrenen Matrosen am Steuer, den alten Curs wieder einzuhalten. Während dieser Auftritte war es allmählich Tag geworden, und das Licht auf dem Leuchtthurm erlosch nach und nach bei der zunehmenden Helle. Der erste und zweite Officier standen vorn an dem Bollwerk der Back in heftigem Gespräch mit dem Doctor, von Zeit zu Zeit mit dem Fernrohr nach vorn auslugend, da sie von der drohenden Nähe des Landes überzeugt waren. Wir Passagiere, welche die rauhe Nacht mit so unangenehmen Eindrücken durchwacht hatten, besanden uns auf dem Promenadedeck, wo der Capitain mit seinem Sprachrohr unter dem Arme auf und ab schritt, heftige Worte in sich hinein murmelnd. Ich beobachtete ihn genau und konnte außer einem krankhaften Zucken der Lippen und einem rastlosen Zwinkern mit den Augenlidern nichts an ihm entdecken, was einer Geistesstörung ähnlich sah, und diese Symptome konnte man ja auf Rechnung seiner gestrigen Trunkenheit setzen. Doch war sein Benehmen offenbar das eines Unsinnigen, indem er bei dem nebligen Wetter, wo man fast keine Meile vor sich sehen konnte, den Dampfer mit voller Schnelligkeit, zwölf Meilen die Stunde, fahren ließ und noch dazu in einer Richtung, welche uns nothwendiger Weise in kurzer Zeit zwischen die gefährlichsten

Riffe bringen mußte. Jetzt nahte sich Dammann dem Capitain und machte die Bemerkung, ob es nicht besser sei, die Schnelligkeit des Dampfers auf drei Meilen zu reduciren oder ganz beizulegen, bis sich der Nebel vor uns verzogen habe.

„Verdammt will ich sein, wenn ich das thue; scheren Sie sich an Ihre Arbeit!“ war die brüske Antwort.

Einige Minuten später erschien Wilson mit demselben Vorschlage und wurde ebenso barsch abgefertigt. Beide Männer gingen nun nach vorn und conferirten wieder mit dem Doctor, der von seinem Standpunkte aus den letzten Vorschlag zur Güte machen sollte.

„Capitain,“ sagte er, „Sie sind nicht wohl und sollten lieber wieder nach unten gehen und sich zu Bett legen; die scharfe Morgenluft bekommt Ihnen nicht.“

„Was? Ich nicht wohl?“ sagte der Angeredete, indem er dem ruhig forschenden Blick des Arztes auszuweichen suchte, „ich glaube, Sie sind selbst nicht recht bei Sinnen. Niemals in meinem Leben befand ich mich besser. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Und ich sage Ihnen,“ sagte der Doctor mit Festigkeit, einen besorgten Blick nach vorn werfend, wo sich die Nebelbank zu verziehen im Begriff war, „Sie sind nicht in einem Zustande, das Commando über dieses Schiff noch länger zu führen! Wissen Sie, daß Sie durch Ihre Tollheit das Leben von dreihundert Menschen auf das Spiel setzen? Wissen Sie . . .“

Hier wurde der Arzt durch das Geschrei der Wache auf der Back und des Mannes oben in den Wanten des Fockmastes unterbrochen, die fast gleichzeitig ausriefen: „Brandung vor uns! Brandung im Lee!“ Alles lief durcheinander, und die Verwirrung, welche durch die im Nachtanzuge auf das Deck stürzenden Passagiere noch vermehrt wurde, drohte einen Augenblick verderblich zu werden, doch die Geistesgegenwart der Officiere ließ nichts zu wünschen übrig. Wilson sprang nach der Maschinentreppe und rief mit donnernder Stimme hinunter: „stop!“ und im nächsten Augenblicke — der Ingenieur hatte offenbar auf diesen Befehl gewartet — entstiegen dicke Wolken weißen Dampfes aus der Ventilröhre, während das Schiff noch einige Augenblicke vorwärts schoß und dann im Trog der See heftig zu rollen begann. Dammann war unterdessen in das Steuerhaus geeilt und hatte sich des Ruders bemächtigt, den Moment erwartend, wann die Maschine wieder arbeiten würde. Unsere Lage war in der That höchst gefährlich. Der Lenchthurm auf seinem von den hohen Wellen gepeitschten Felsen lag keine dreihundert Schritt entfernt vor uns, und wir konnten deutlich sehen, wie die Leute oben auf der Gallerie eilig hin und her stürzten. Zu beiden Seiten der schwarzen Klippe lief eine fischesörmige Reihe von dunklen Riffen aus, über welche sich die rauhe See mit großer Gewalt brach, so daß wir gewissermaßen in einem Halbkreise von Verderben staken. Als Wilson nun den Befehl gab, die Maschine rückwärts arbeiten zu lassen, donnerte der Capitain, der in dem ersten Augenblicke der Verwirrung ganz unbeachtet geblieben war, dem unten beschäftigten Ingenieur durch sein Sprachrohr zu, nicht zu gehorchen, sondern im Gegentheil mit aller Gewalt vorwärts zu fahren.

„Ich werde ihnn, was meine Pflicht ist,“ erönte als Antwort, und der Dampfer bewegte sich langsam zurück. Jetzt stürzte der Wüthende nach dem Steuerhause, um Hand an Dammann zu legen, hier fand er aber die Thür verriegelt.

„Dich, meinen Revolver!“ rief er nun, „ich will Euch zeigen, wie man Meuterei bestraft. Alle Hände auf Deck!“

Die Feuerleute und Matrosen, welche nicht im Dienst und nicht auf Wache gewesen waren und daher von dem bis dahin Vorgefallenen nichts wissen konnten, eilten nun aus ihren Kojen heraus und machten, da sie an blinde Subordination gewöhnt waren, Miene, dem tobenden Capitain beizustehen; indessen, da sie sofort die gefährliche Lage des Schiffes erkannten, und außerdem Wilson und Dammann in hoher Achtung bei ihnen standen, besannen sie sich bald eines Besseren und nahmen eine ziemlich neutrale Haltung an. Wie der Doctor gesagt hatte, daß Methode in des Capitains Wahnsinn sei, so verhielt es sich auch, denn als Dick mit der vertangten Waffe antam, entriß er ihm diese zwar schnell, doch unterwarf er dieselbe, ehe er sich zum Feuern anschickte, einer eiligen, aber scharfen Inspection. Als er sich überzeugt hatte, daß Kugeln und Percussionshütchen am richtigen Platze waren, machte er Anstalt, in den Maschinenraum zu steigen, fand aber die Thür barricadirt. Außer sich vor Wuth lief er dann nach dem Steuerhause, wo Dammann am Rade stehend den Augenblick erwartete, den Dampfer nach Süden umlenken zu können.

„Ich frage Sie nun, Maat, wollen Sie das Ruder abgeben und herauskommen oder nicht?“ rief der Capitain mit heiserer Stimme, den Hahn des Revolvers spannend.

Dammann sächelte still in sich hinein, antwortete aber nicht und verfolgte mit seinen Augen die immer mehr in der Ferne schwindenden Umrisse des Riffes. Mit den Zähnen knirschend forderte der Rasende nun die umstehenden Matrosen auf, sich des Mates zu bemächtigen und denselben in Eisen zu legen; Niemand aber rührte sich, da die Kunde von des Capitains Geistesskrankheit sich mit Blitzesschnelle auf dem ganzen Schiff verbreitet hatte, selbst Dick, der treue Dick, welcher aus Dankbarkeit wie ein Hund an seinem Herrn hing, wußte nur die Hände zu ringen. Jetzt näherte sich Wilson mit dem Doctor, um der traurigen Scene ein Ende zu bereiten, und als Letzterer Miene machte, den Tobenden durch sanfte Worte zu beruhigen, drückte dieser seine Waffe auf ihn ab. Der Schuß verfagte begreiflicher Weise, ebenso die andern fünf Läufe, die in rascher Folge an die Reihe kamen, und dem bestürzten Wahnsinnigen blieb weiter nichts übrig, als seinem vermeintlichen Feinde den Revolver in das Gesicht zu schleudern. Man warf sich nun von allen Seiten auf den Capitain und band ihn trotz seines Tobens und Widerstrebens an Händen und Füßen, so daß es möglich wurde, ihn ohne weitern Aufwand von Gewalt auf sein Bett zu schaffen, wo der Doctor zwei handfeste und verständige Leute als Wache bei ihm ließ. Dann wurde unter dem Vorsitz von Wilson, während der Dampfer unter Dammann's kundiger Leitung in sicheres Fahrwasser gebracht wurde, ein Protokoll aufgenommen, welches den ganzen Vorgang constatirte und von sämmtlichen Schiffsofficieren und den Passagieren erster Classe unterzeichnet wurde. Einige Stunden später steuerten wir wieder den richtigen Curs und Nachmittags hatten wir schon die Freude, die beiden bekannten Leuchtthürme von Cap Lizard, welche von ihrer festigen Höhe die nach Europa Zurückkehrenden so freundlich grüßen, zu erblicken, für uns ein doppelt angenehmer Anblick, da wir soeben einer schrecklichen Katastrophe entronnen waren. —

Andern Tages waren wir in Cowes, auf der Insel Wight, wo die Post abgegeben wird, und die Passagiere für Southampton und Havre aussteigen. Wie das bei solchen Fällen Gebrauch ist, zogen wir die Nothflagge auf, und der dortige amerikanische Consul kam dann auf dieses Zeichen mit einigen Beamten an Bord, um über den traurigen Vorfall eine Untersuchung anzustellen, zu der denn auch einige Aerzte vom Lande als Fachkundige gezogen wurden, welche dann auch das Urtheil des Doctors vollständig endesfiten konnten, weil der Zustand des Capitains wahrscheinlich in Folge des letzten Auftritts in vollständige Raserei übergegangen war. Daß der Consul hierbei mit der größten Gründlichkeit zu Werke ging, war ihm nicht zu verdenken, da kein Verbrechen auf der See strenger bestraft wird, als Meuterei. Ein Schiff mit seiner Mannschaft bildet gewissermaßen einen kleinen monarchischen Staat, dessen absoluter Herrscher der Capitain ist, welcher dafür aber auch alle Verantwortlichkeit tragen muß. Es müssen daher auch sehr gewichtige Gründe vorliegen, um diesem den Gehorsam aufzusagen und dessen Person unschädlich zu machen. Wenn aber ein solcher durch geistige Unzurechnungsfähigkeit oder durch boshafte Tollwuth planmäßig das Schiff und die Existenz Aller an Bord dem Verderben weihen will, dann hat auch die Mannschaft das formelle und moralische Recht, sich zu empören und den Capitain des Commandos zu entsetzen. Nach diesen unbestreitbaren Grundsätzen, welche auch in jedem vernünftigen Staatsrecht zu finden sind, urtheilte auch der Consul, indem er das Benehmen der Schiffsofficiere, die fast den letzten entscheidenden Moment abwarteten, ehe sie Gewalt anwandten, unbedingt rechtfertigte und Wilson als ersten Mate den Befehl übertrug. Der Capitain wurde in ein Privatirrenhaus bei Southampton gebracht, wo er so lange bleiben sollte, bis seine Verwandten in Amerika nähere Bestimmungen über ihn treffen würden. Dick, der treue Diener, blieb zu seiner Pflege zurück, und der steife Dampfer, der eben noch einem fast sicheren Verderben entronnen war, setzte, majestätisch die Wellen durchpflügend, seine Reise nach der grünen Nordsee fort, wo ihn kundige Lootsen vor der blonden Weser erwarteten.

Die Beguinen in den Niederlanden.

Von Ludwig Eterch.

Einer der wichtigsten Knotenpunkte in der Entwicklungsgeschichte des europäischen Menschheitslebens ist die hunderteinfünfzigjährige Periode vom Anfange des 12. bis zu der Mitte des 13. Jahrhunderts. Ein ungemein lebendiges Drängen und Kämpfen entbrennt in den Gemüthern gegen und für die Strenge des christlich-kirchlichen Lehrbegriffs und wiederum der beiden Hauptparteien, jede für sich und auf ihre Art, gegen den sittlichen und religiösen Verfall der Gesellschaft, insbesondere der Geistlichkeit. Mit dem furchtbar blutigen Kampfe der Kirche gegen die auf die einfache Apostellehre zurückgehenden Albigenser und Waldenser ging die Bildung neuer geistlicher Ordensverbrüderungen, besonders die der Bettelmönche, Hand in Hand, um dem neuerwachten religiösen Bewußtsein innerhalb der Kirche selbst neue entsprechende Bahnen zu ebnen. Die bloße Askese des Klosterlebens genügte nicht mehr; sie mußte mit dem praktisch thätigen Eingreifen in die Lebensentwicklung verschmolzen werden.

Aus dieser reich bewegten Zeit ging auch der erste weltliche Verein frommer Frauen zu sittlich religiösen und praktischen Zwecken hervor, ganz besonders zu dem Zwecke, um die sittlich verkommene gesellschaftliche Stellung der Frauen der mittlern Stände wieder aufzuheben und zwar nicht durch strenge Abgeschlossenheit von der Welt, sondern besonders durch Uebung der Krankenpflege, Beschützung Verlassener, Rettung Gefallener und Erziehung Unmündiger. Diese Frauen führten den Namen der Beguinen oder Beghinen und führen ihn heute noch von ihrem Stifter Lambert le Begues (der Stammler), einem Priester zu Lüttich. Sie bilden eine nicht unbedeutende Sprosse in der Stufenleiter der sittlich-freialen Entwickelung der letzten Jahrhunderte des Mittelalters und sind deshalb einer nähern Betrachtung würdig.

Das sittlich-kirchliche Leben war damals arg in Schmach und Schande versunken, die Geistlichkeit wälzte sich im Schlamme niedriger Lüste. Die Gestrengsten waren noch die, welche sich über das Gebot des Cölibats hinwegsetzten und sich förmlich verheiratheten. In Lüttich war zu Ende des zwölften Jahrhunderts Unzucht und Schelmerei bei der Geistlichkeit ungewöhnlich stark im Schwunge. Der Fürstbischof von Lüttich, Raoul (Radulphus), ein Lothringer, ging Allen mit dem schlechtesten Beispiele voran und übertrug verderblichen Einfluß auf die Sitten der ihm untergeordneten Geistlichkeit und der Bevölkerung des Landes. Schon früher wegen der schamlosesten Simonie als Erzbischof von Mainz verrufen, steigerte er die Verdorbenheit religiöser Zucht und Ordnung bis zu dem Wahnwitz, daß er die geistlichen Stellen durch seinen Scharfrichter Idelinus auf dem Markt Lüttichs öffentlich versteigern ließ. Aus diesem einen Zug läßt sich auf das wüste Zerrbild der ganzen Gesellschaft schließen und abnehmen, zu welcher schmutzigen Verworfenheit das Weib, die Hüterin der Sitte und die Verschleierin eines keuschen geregelten Lebens, herabgedrückt sein mußte.

An einen gesetzlich gegliederten Verband der Kirche war nicht zu denken, nur die schlechten Auswüchse der Klerisei ordneten sich dem verbrecherischen Oberhaupte unter. Die bessern Priester entzogen sich der Oberherrschaft des Bischofs und wanderten amtlos im Lande umher zur Verrichtung der Sacramente. Es konnte nicht fehlen und ist der bessern Menschennatur, die durch ihren Gegensatz stets gestählt wird, angemessen, daß es darunter Männer gab, denen es mit wahrer Religiosität und einer derselben angemessenen Lebenseinrichtung ein Ernst war und die ihrer Entrüstung über die Lüderlichkeit der höhern Geistlichkeit unmißige Worte gaben.

Unter diesen Ehrenmännern zeichnete sich Lambert le Begues durch Frömmigkeit, Sittenstrenge und freimüthigen gegen das Verderbniß der Obern gerichteten Eifer aus. Daß der Mann geistigen Scharfblick besaß, beweist der Weg, den er einschlug, um die im Lasterpfuhl versunkene Menschheit auf die reinliche Höhe eines gesitteten Lebens zu retten, beweisen die rechten und zweckmäßigen Mittel, die er anwendete, um sein schönes Ziel zu erreichen. Er hatte begriffen, daß, wer die sittlich verdorbene Gesellschaft bessern will, bei den Frauen anfangen muß. Sein nicht unberächtliches Vermögen wandte er zu einer eigenthümlichen Stiftung auf, um unverheirathete Frauen zu einem gottgefälligen Leben zu vereinigen. In einem ihm gehörigen großen Garten in der Nähe der Stadt ließ er eine nicht kleine Anzahl einzelner Häuschen erbauen, die er Jungfrauen und Wittwen ohne Unterschied des Standes und Vermögens unter der Bedingung zu Wohnungen gab, daß sie keusch und züchtig, arbeitsam und verträglich zusammen leben, und in der Mitte des Gartens eine kleine Kirche für seine Pfleglinge. Sämmtliche Bauten waren in zwei Jahren vollendet, und am 2. März 1184 wurde die Kirche dem heiligen Christoph geweiht. Die Oberaufsicht über seine Stiftung übertrug Lambert einem von ihm angestellten Priester. Die hier zusammenlebenden Frauen erhielten vom Volke den Namen Beguinen (Stammlerinnen), vom Zunamen des Stifters le Begues abgeleitet, und es war dies höchst wahrscheinlich anfangs ein Spottname, wie Geusen, Hugenotten ꝛc.

Dies ist der Anfang der nachher so großen und bedeutenden Vereinigung der Beguinen und der erste Beguinenhof.

Der fromme Lambert, nach einer in der großen Lambertus-Kirche gehaltenen Strafpredigt von seinen wüthenden Feinden, den vornehmen Pfaffen, überfallen und gemißhandelt, wurde von den Häschern des Bischofs gefangen nach dem nahen Castell Rewegne geführt. Bei dieser seiner Verhaftung in der Kirche soll er, der Sage nach, den baldigen Untergang dieser Kirche prophezeit haben. Als nun die Kirche während seiner Haft wirklich durch die Unvorsichtigkeit eines Glöckners abbrannte, wurde er von seinen Feinden der Zauberei angeklagt, aber die vom Bischof angeordnete Untersuchung konnte keinen Tadel an Lambert finden, der, da das Volk über seine ungerechte Haft murrte, freigelassen nach Rom wanderte, um sich beim Papst Urban III. zu rechtfertigen. Dieser sprach den frommen Priester von jeglichem Vorwurf frei und bestätigte ihn als Patriarchen des von ihm gestifteten Instituts der Beginen. Nach Lüttich zurückgekehrt, starb er sechs Monate darauf, nachdem er seine letzten Kräfte der Beförderung seines wohlthätigen Werks gewidmet hatte, im Jahre 1187.

Die Beginen vermehrten sich ungemein schnell, nicht allein in Lüttich, sondern auch in den ganzen Niederlanden, in Frankreich und Deutschland. In den Niederlanden wurden alle Beguinenhöfe nach dem Vorbilde des Lütticher angelegt, eine Anzahl sich stets vermehrender kleiner Häuser mit einer Kirche außerhalb der Städte, so daß sie eigentlich Vorstädte oder Dörfer bildeten, und von den Nonnenklöstern auch in der äußern Gestalt wesentlich verschieden waren. Erst in spätern Jahrhunderten sind sie wegen der Kriegsdrangsale, welchen sie allzu sehr ausgesetzt waren, durch die Ringmauer hier und da in die Städte aufgenommen worden. Zu Ende des 13. Jahrhunderts gab es fast keine belgische Stadt, welche nicht ihren Beguinenhof hatte.

Diese ungemein rasche Vermehrung und Ausbreitung des Beguineninstituts lieferte den Beweis, daß dadurch einem moralischen, socialen und nationalen Bedürfniß Ausdruck und befriedigende Gestalt gegeben war.

Wie die Beguinenhöfe in der äußern Gestalt und innern Einrichtung nichts mit den Nonnenklöstern gemein hatten, so waren auch die Gesetze, nach welchen die Beguinen zusammenlebten, von den Ordensregeln der Nonnen sehr verschieden, und es wäre nichts Verkehrteres, als sie für Nonnen von einer leichten Observanz zu halten. Wenn die Nonne, von welchem Orden sie auch sei, stets an eine mehr oder minder strenge Ordensregel gebunden war, hatte die Beguine höchstens sich eines nüchternen, mäßigen Lebens zu befleißigen. Gar oft war das Gegentheil der Fall, ohne daß die Beguine dadurch ihrer Stellung im Bunde verlustig worden wäre. Das Gelübde der Nonne lautet auf Gehorsam und Keuschheit für ihr ganzes Leben; die Beguine versprach den Vorsteherinnen der Anstalt nur für die Dauer ihres Aufenthaltes im Beguinenhof Gehorsam, und von einem keuschheitsgelübde ist bei ihr keine Rede. Die Nonne ist für die Lebensdauer an ihr Kloster gebunden; die Beguine kann zu jeder Zeit, wenn es ihr beliebt, die Anstalt verlassen, um in die Ehe oder ein anderes Verhältniß zu treten. Die Nonne tritt bei der Einkleidung ihre sämmtliche Habe dem Kloster ab; die Beguine behält die freie Verfügung über ihr Eigenthum. Die Nonne trägt ihre streng vorgeschriebene Ordenskleidung, die Beguine zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten eine verschiedene Tracht und ist nur vorschriftlich verpflichtet sich, einfach

und anspruchslos zu tragen. Der Unterhalt der Nonne wird aus dem gemeinsamen Klostergute bestritten; die Begüine lebt vom Ertrag ihres Vermögens, von der Unterstützung ihrer Familie oder Freunde, oder von ihrer Arbeit, und wird nur, wenn sie arm und gebrechlich oder sonst arbeitsunfähig ist, auf Kosten der Anstalt verpflegt. Das gemeinsame Eigenthum der Begüinenschaft eines Hofes besteht nur in den Häusern, im Krankenhause und in der Kirche. Das Krankenhaus war stets das Hauptstück des gemeinsamen Eigenthums, und ihm gehörten alle Einkünfte der Anstalt, die der Kirche ausgenommen, und aus der Casse des Krankenhauses wurden alle gemeinsamen Ausgaben bestritten, wie die Armenpflege, die Bau- und Reparaturkosten, insoweit sie den ganzen Hof betreffen, als für Wege, Brücken, Gräben, Zäune ꝛc. Die Bau- und Reparaturkosten der einzelnen Häuser hatten dagegen die Bewohnerinnen selbst zu zahlen.

In den kleinen Häusern wohnen sie entweder einzeln, oder selbander, zu drei, höchstens zu vier beisammen, je nach Vermögen, Verdienst oder Neigung; denn sie müssen der Anstalt einen Miethzins entrichten, der den Armen und Erwerbsunfähigen erlassen wird. Jede Begüine führt aber auf ihre Kosten ihre eigne Wirthschaft. Wenn eine Begüine sich aus ihren Mitteln ein Häuschen baut, so fällt dieses nach ihrem Tode der Anstalt zu.

Im Begüinenhof zu Brügge.

Ihre häusliche Einrichtung darf nur sehr einfach sein. Ihr Erwerb kommt aus Handarbeit oder Unterrichtgeben. Sie weben, nähen, stricken, sticken, verrichten auch Hülfsarbeiten anderer Art in den Häusern, wohin sie bestellt werden; sie unterrichten junge Mädchen in allen weiblichen Handarbeiten, ferner im Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc. — Mit Erlaubniß der Vorsteherin darf die Begüine in die Stadt gehen und dort einem Erwerb obliegen. Eine strenge Controlle wäre schon wegen der vielen einzelnen Häuser nicht möglich. So gleichen sie in dieser Hinsicht den Insassen der Schwesterhäuser in den Herrnhutergemeinden.

Auf diese Weise blieb die Begüine in steter lebendiger Wechselbeziehungen mit dem Volke und bildete das Mittelglied zwischen der Klosterfrau und der Frau der Gesellschaft, und da die Gesetze ihrer Körperschaft sehr dehnbar waren und sich leicht der fortschreitenden Bildung der Zeit anbequemten, so erhielt sie sich, freilich unter verschiedenen Modificationen, bis auf unsere Tage.

Da die Begüinen nicht, wie die Mönchsorden, eine festgestellte und vom Papste bestätigte oder gegebene Regel hatten, sondern nur einfache Verordnungen, von den Bischöfen für ihre Diöcesen gemacht, so mußten ihre Regulative in den verschiedenen Begüinagen

Der Prinsehof Beggynhof in Brügge.

oder Beguinerien zu verschiedenen Zeiten von einander abweichen, doch gehen durch alle nach Zeit und Ort weit auseinanderliegenden bischöflichen Verordnungen wesentliche Grundzüge hindurch, so daß sie vom Ende des 13. Jahrhunderts an ziemlich übereinstimmende Statuten haben.

Das Institut gewann eine festere Gestaltung, als die Diöcesanbischöfe in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den meisten Beguinenhöfen die Trennung von den Parochialkirchen und ihre Constituirung als besondere Kirchspiele mit ihrem eigenen Pfarrer zugestanden. Von nun an bilden die Pfarrer mit den Vorsteherinnen (magistrae principales) die verwaltende und polizeiliche Behörde der Anstalt. Die Zahl der Vorsteherinnen wechselt von zwei bis acht.

Aus den mannigfachen bischöflichen Verordnungen im Laufe der Zeit geht hervor, daß es nicht immer zum Anständigsten in den Beguinerien hergegangen sein mag. So wurde ihnen verboten, Männer bei sich zu beherbergen, in der Stadt ohne Erlaubniß der Magistra herum zu laufen, Abends vor der Hausthüre zu sitzen, unanständige Lieder zu singen ꝛc. Eine andere bischöfliche Verordnung verbietet ihnen überhaupt zu singen und Musik zu treiben. Bei Strafe wird ihnen die Betheiligung an Arbeiten zu Hochzeiten und Festlichkeiten verboten und junge Hunde zu halten. Wenn eine Beguine der Unkeuschheit überführt wird, so wird ihr ihr bestes Bett genommen und sie als ehrlos vom Hofe gejagt. Wenn eine Beguine heirathen will, so soll sie sofort nach der Verlobung ihr Hausgeräth zusammenpacken und abziehen, sonst wird sie um 12 Gulden gestraft.

Farbe und Schnitt der Kleidung wurden allmählich auch gleichmäßiger, doch hat die erstere immer zwischen schwarz, grau und blau gewechselt. Der Hauptsitz des Beguinenwesens war stets in Gent, wo noch immer zwei Beguinenhöfe bestehen, der große und der kleine. Deshalb ist die Tracht der Genter Beguinen zumeist maßgebend für die übrigen Beguinenhöfe des Landes.

Den behaarten Theil des Kopfes bergen sie in einer einfachen leinenen Haube ohne Besatz, mit Bändern unterm Kinn befestigt. Diese gewöhnliche Frauennachmütze heißt französisch béguin, béghin, béguinet und flämisch begyne, und gilt sonach als integrirender Theil für das Ganze, und es ist heut zu Tage sehr charakteristisch, daß die Nachmütze Respektsmantin der Beguine ist. Die Genter Beguinen legen über den vorderen Rand dieser Haube eine fast handbreite Binde, deren Zipfel ebenfalls unter dem Kinne zusammengeknetet werden. Die Löwener haben diese Binde nicht. Ueber Haube (und Binde) wird das eine Elle breite und fast zwei Ellen lange leinene Tuch gelegt, dessen vorderer Rand von der Stirn zu beiden Seiten bauschig absteht, dessen linker Zipfel unter dem Kinn hingezogen an der rechten Schläfe mit einer Stecknadel befestigt wird. Dieses Tuch war die Kopfbedeckung der Frauen des 13. Jahrhunderts überhaupt und wird noch jetzt von Nonnen verschiedener Orden und anderen weiblichen frommen Genossenschaften getragen. Die Beguinen des großen Hofs in Gent legen das Tuch glatt an die Stirn und belegen die vom kleinen Hofe, welche es bauschig tragen, mit dem Spottnamen „Hornträgerinnen“, zum Beweis, daß die Schalthaftigkeit der weiblichen Natur nicht in der Frömmigkeit der Schwestern untergegangen ist. (Schluß folgt.)

Zwei Junker von der Schwalm.

Es ist sehr bezeichnend für den denkenden Sinn des Deutschen, daß der urkräftige Bewohner der bekannten Schwalmufer-Landschaft im Hessenlande mit Stolz von seiner Heimath sagt: „Off der Schwalm seng ich derheem!“ — denn der Schwalmfluß ist der Nil seiner schönen Thalheimath, und so heißt diese selbst „die Schwalm“. Von der Schwalm kommt die beliebte „Ziegenhainer Butter“, ein Erzeugniß ihres herrlichen Viehstandes, ihrer saftigen Wiesen; die „Schwälmer Amme“ ist weit und breit gesucht von all' den vornehmen Städter Damen, denen die heilige Sitte ihrer Mutterpflichten zu „gemein,“ zu „unästhetisch“ verkommt, und — ein großer Theil der kurfürstlichen leibbewachenden Kürassiere (Garde du Corps) besteht aus Kindern der Schwalm, sintemalen es lauter kräftige, himmellange Gestalten sind, die Se. königl. Hoheit zu Allerhöchstihrem Schutze für nöthig hält.

So liefert uns die Schwalm ein scharfausgeprägtes Bild von dem Einfluß des Bodens auf die Beschaffenheit der Bewohner. Diese bilden hier ein eigenthümliches Volk. Durch viele Jahrhunderte hindurch hat es die sonderbare schwerfällige Tracht der Vorältern, aber auch ihre guten, einfachen, harten Sitten aufbewahrt bis auf den heutigen Tag, und hat sich auch hierbei das „königliche Regiment“ des Zeitgeistes geltend gemacht, so bleibt dem Schwälmer doch noch Einiges von der Neuzeit einzutauschen, dessen Mangel das anziehende Bild seines Lebens und Schaffens mit einem trüben Schatten überzieht. Alte hessische Geschichtsbücher preisen die Biederkeit des Schwälmervolkes, den großen Reichthum seiner Bauernhöfe. Darin eben liegt ein Widerstreit, der an den biedern, fleißigen, sittlichen Stamme unangenehm überrascht, den wir uns aber durch das zähe Festhalten desselben an den Gebräuchen vergangener Jahrhunderte leicht erklären können — wir, die Kinder einer Zeit, die vor Allem berusen ist, altheiligen Verrechten den Garaus zu machen. Was nämlich auf der Schwalm den ungeheuren Reichthum der Hofbesitzer begründet, was dort das Sprüchwort hervorgerufen hat: „Die Bettellent' stammen von de reiche Bauern ab!“ — was ein bäuerisches Geld-Junkerthum wie einen giftigen Pilz auf dem Boden angeflammter Redlichkeit gereihen ließ, das ist das Vorrecht der Erstgeburt. Der Erstgeborene erbt das Gut mit Allem, was dazu gehört, und die jüngeren Geschwister werden durchgängig — so will's die „Sitte“! — mit einer Geldsumme abgefunden, die weit unter dem Maße rechtschaffener Theilung steht. So kommt es, daß der älteste Sohn der „Herr“ und die jüngeren Geschwister die Knechte und Mägde des Bruders werden.

Das ist die Hauptschattenseite eines Volksstammes, an dessen Kraft und Gesundheit, an dessen eisernem Fleiß, an dessen Einfachheit, Sparsamkeit, Sittlichkeit der Blick des Fremden mit stiller Bewunderung hängen müßte.

So wenig Sinn das Völkchen der 13 Dörfer für dichterische Gestalten hat, so lebt doch noch in Einzelnen die Erinnerung an seine Naturgewöhnlichkeiten. Eine hiervon hat eine andere Feder bereits in dem Artikel „Fürst und Bauer“ (in Nr. 6 der Gartenlaube) unseren Lesern vorgeführt. Es sei mir vergönnt in kurzen Zügen die Thaten zweier Helden aufzuzeichnen, die auf der Schwalm geboren, doch im Allgemeinen dort fast ebenso vergessen sind, als der Name „Junker Hansens Hof“,* von dem der Verfasser des obenerwähnten Artikels irrthümlicherweise erzählt, daß er heute noch gebräuchlich sei.

Wenn der Name „Fürstendiener“ heute, wo die Völker mündiger geworden sind, in Verruf gekommen ist, so haftet dagegen unser Blick mit Rührung auf den Getreuen der Vorzeit, wo hie und da im deutschen Lande zwischen Fürst und Volk Verhältnisse bestanden, wie zwischen einem Vater und seinen Kindern. Ein solcher Getreuer — d. h. unser solchen Verhältnissen — war Heinz (Heinrich) von Lüder, ein Zeitgenosse Philipp's des Großmüthigen, geboren auf dem Schlosse seiner Väter zu Loßhausen bei Ziegenhain. Als der Kaiser (Carl V.) seinen edlen, ritterlichen Landesherren nach der für den „Schmalkaldischen Bund“ so verhängnißvollen Schlacht von Mühlberg, wo Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in Gefangenschaft gerieth, nach Halle lockte, um ihn dann in Sicherheit bringen zu lassen, saß Heinz von Lüder als Commandant in der Festung Ziegenhain. Dahin entsandte der Kaiser einen seiner Generäle mit großer Heeresmacht und mit dem Befehle, das Commando der Festung zu übernehmen. Als man aber Heinz von Lüder des Kaisers Begehr zu wissen that und hinzufügte, daß sein eigener Landgraf, der Freiheit zulieb, es selbst verlange, entgegenete der wackere Junker von der Schwalm: „Mein Herr, der Landgraf, hat mir den Befehl gegeben, die Festung zu halten, da er noch frei war, und was der freie Landgraf befohlen hat, das kann der gefangene nicht umstoßen!“ — und fügte nun seinerseits hinzu: „Wenn übrigens der Herr General nicht mache, daß

* Die damit verknüpfte Geschichte ist mir, als einem Ziegenhainer Kind, von meiner frühesten Jugend an bekannt. Aber gar oft habe ich mich geärgert, daß das Schwälmervolk den interessanten Hof nie anders nannte, als „dem Borgemeester Hooß in Leimbach leng Hooß.“ J. B.

er fortkomme, so wolle er ihm den Weg mit den großen Karthaunen weisen!"

Vor diesem Ereigniß, das sich unauslöschlich in der Brust des Knaben **Konrad Wiederhold** (des späteren Commandanten von Hohentwiel, dessen wir in Nr. 36 der Gartenlaube 1862 gedachten) festgesetzt hat und diesem, nach eigenem Geständniß, ein steter Leitstern seiner Handlungen gewesen ist — stand Heinz von Lüder auf einem friedlicheren Posten. In Gemeinschaft mit **Adam Krafft** mußte er im Hessenlande umherreisen, das Kirchenwesen zu untersuchen und die evangelische Kirchenzucht herzustellen, wie dies auf der Kirchenversammlung zu Homberg im Jahre 1526 bestimmt war. Dabei traf es sich auch, daß Heinz von Lüder das Kloster zu Haina von den innewohnenden Mönchen säuberte. Die Aebte beschwerten sich bei dem kaiserlichen Reichskammergericht, so daß kaiserliche Beamte nach Haina kamen, um sich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Mittlerweile war aus den Räumen des Betens und Faulenzens ein Zufluchtsort für Gebrechliche und Geistesschwache erstanden, und der zeitige „Abt" hieß — Heinz von Lüder. Dieser, auf die Frage, weshalb er die Mönche aus ihrem Eigenthum vertrieben, schwieg und ließ die Thüren des Empfangszimmers öffnen. Da traten herein die Blödsinnigen, die Krüppel und Elenden. Die Kaiserlichen aber sahen sich beschämt und verwundert an, als nun der Ehrenmann sie fragte: „Gnädige Herren, hier sind sie, die die Einkünfte der Abtei genießen; möget Ihr es vor Gott verantworten, daß diese wieder in's Elend gestoßen werden?" Mit Hochachtung schieden die Gesandten des Kaisers von der Anstalt, und gar bald erging von Seiten des Letzteren das Urtheil, daß die Mönche ihre Rechte am Kloster einbüßen müßten.

Damals grollte Carl V. dem Biedermanne noch nicht, wohl aber etliche Jahre später, nach der Eingangs erzählten ritterlichen Antwort. Da, als sich endlich Landgraf Philipp die Thüren des Gefängnisses öffneten, machte der Kaiser auch seinem Zorne gegen den Commandanten von Ziegenhain Luft und behielt sich vor, als eine Mitbedingung von Philipp's Freiheit, daß dieser den Heinz von Lüder am Ziegenhainer Festungsthore aufhängen lasse. Herrlich löste der befreite Landgraf sein gegebenes Wort. An einer goldenen Kette, mit Polstern unter die Arme des Missethäters gelegt, ward Heinz von Lüder am Thore sanft in die Höhe gezogen und, nachdem er ein wenig gehangen, wieder herabgelassen. Die Kette aber ist sein Eigenthum geblieben, als ein Zeichen der Dankbarkeit seines Fürsten und ein Sinnbild seiner eigenen Treue, herrlich wie Gold im Feuer der Noth bewährt. —

Mein zweiter Junker von der Schwalm kann nicht mit Waffenthaten prunken oder sich rühmen, **seinem** Fürsten treu gewesen zu sein bis in den Tod. Doch war er treu sich selbst, treu seiner besseren Ueberzeugung und treu dem guten Rechte seines Volkes. Er heißt **Bernhard v. Schwertzell**, ist von „gutem Adel", wie seine Thaten beweisen werden, und 1816 auf dem Schlosse der Freiherrn v. Schwertzell zu Willingshausen, zwei Stunden von Ziegenhain, geboren. In den „tollen Jahren" kam er, den Keim des Todes in der Brust, aus Oesterreich, wo er als Lieutenant gedient, auf sein Heimathdorf zurück. Hier sah er bald, was dem Schwalmvolk, dessen Gleichgültigkeit an den Bewegungen der Zeit ihn erschreckte, vor Allem Noth that. Es war damals noch die schöne hoffnungsvolle Zeit des Frankfurter Parlamentes, als Bernhard v. Schwertzell — und dies ist seine ganze Heldenthat — von seinem Schmerzenslager aus das „Willingshäuser Wochenblättchen" gründete, dessen Preis er (beiläufig gesagt), in richtiger Würdigung des Schwälmer Charakters, auf vierteljährlich **einen Silbergroschen** festsetzte. In volksthümlicher, d. h. den Schwälmern bis auf den letzten Buchstaben verständlicher Sprache erweckte er die Landbewohner aus dem hier und da noch süßen politischen Schlummer, zeichnete ihnen das Bild des Rechtes und suchte sie für gesetzliche Selbsthülfe zu begeistern. Wer die Schwälmer kennt, muß unwillkürlich rufen: „Eine schwierige Aufgabe!" Aber der Mann mit dem dahinsiechenden Körper und dem frischen Geiste, der „Junker" mit seinem warmen Herzen für das Volk, war der rechte Mann dazu. Er ruhte nicht eher, bis sein Wort auf der Schwalm die That geboren, und als sich am 29. April 1849 Nachmittags gegen fünf Uhr die von ihm gegründeten sechs Vereine zu dem von ihm unter unsäglichen körperlichen Leiden angestrebten „Schwalmbund" vereinigten, da ruhte er für immer! Die Hoffnung eines Menschen aber, der ihm sein Leben und Streben durch gemeine Angriffe auch geistig zu verbittern gesucht hatte, die Hoffnung, daß „mit der nahe bevorstehenden Auflösung seines Körpers auch das Blättchen" sterben werde, wie jener Gegner, ein angehender Geistlicher, in einer Erwiderung meinte, ging nicht in Erfüllung. Ein treuer Freund des Verblichenen setzte fort, was der unvergeßliche Todte begonnen, bis ihn — den armen israelitischen Lehrer von Merzhausen — das Willkürregiment eines Hassenpflug aus seinem doppelten Beruf und seinem Vaterlande vertrieb.

Bernhard v. Schwertzell starb, noch nicht ganz dreiunddreißig Jahre alt. Ein unabsehbarer Leichenzug, darunter der Bürgerverein von Ziegenhain und seine erst durch den Tod mit ihm versöhnten Verwandten, folgte dem Sarge des Frühvollendeten. Auch er ist einer von Denen, die mit der Hoffnung im Herzen gestorben sind, daß die Nacht des zerrissenen Deutschland vorüber und sein Morgenstern aufgegangen sei. Selig sind die Todten der Freiheit alle, die so gestorben sind, kämpfend und hoffend bis an's Grab, das nach wenig Tagen auch die Freiheit verschlang! J. V.

Blätter und Blüthen.

Der Vogel meines Freundes. Einer meiner älteren Freunde, welcher von einer Reise durch Südamerika zurückgekehrt war, lud mich zum Besuch ein, indem er hinzufügte, daß er mir allerlei merkwürdige Dinge, die er mitgebracht, zeigen könne. Als ich endlich seiner Aufforderung folgte und in sein Naturaliencabinet trat, fiel mein Auge zuerst auf einen ungeheuern Vogel, dessen ausgebreitete Flügel nicht weniger als sechszehn Fuß maßen und der am Plafond des Zimmers in fliegender Stellung aufgehängt war. Ich äußerte mein Erstaunen über diese Größe, und mein Freund erwiderte darauf lächelnd: „Ja, das ist ein prachtvoller Vogel, er hat mir aber auch mehr Angst und Gefahren verursacht, als die ganze übrige Sammlung."

„Wie so?" fragte ich.

„Ja, das war ein furchtbares Abenteuer," antwortete er, „und wenn Sie Alles angesehen haben, will ich Ihnen die Geschichte bei einem Glase Wein erzählen."

Wir brauchten zwei Stunden, um Alles durchzusehen, dann begaben wir uns nach der Bibliothek meines Freundes, wo wir auf unsere beiderseitige Gesundheit tranken und worauf mein Freund seine Erzählung begann.

„Als ich mich in La Paz, einer der blühendsten Städte Südamerika's am Andes-Gebirge, aufhielt, machten meine Freunde mir den Vorschlag, nach dem See Titicaca zu reisen, wo wir, wie sie sagten, äußerst romantische, fast unzugängliche Felsenklippen finden würden. Dies war mir sehr willkommen. Die Reise wurde sogleich beschlossen, und nachdem wir uns einen erfahrenen Führer verschafft und Alles, was zur Reise nöthig war, besorgt hatten, machten wir uns auf den Weg. La Paz liegt zwar in einem Thale, dieses befindet sich aber immer noch einige tausend Fuß über dem Meeresspiegel, und der See, nach welchem wir reisten, liegt 3—4000 Fuß über La Paz, sodaß wir uns bergaufwärts zu bewegen hatten. Die Reise war sogar nicht ohne Gefahren, da wir oft über enge, jähe Felsenpfade, zu deren Seiten uns furchtbare Abgründe angähnten, zu wandern hatten. Ein verfehlter Schritt konnte uns dort leicht den Tod bringen, und wir mußten so sorglam als möglich gehen. Wenn wir Steine in die Abgründe schleuderten, so dauerte dies oft mehrere Minuten, bis uns das Echo aus der Tiefe verkündete, daß sie dort angelangt seien.

Endlich kamen wir nach den Ufern des Sees, der ein wildes, höchst malerisches Ansehen hatte. Ringsum war die Landschaft wild und zerklüftet, die tiefe Ruhe, welche darüber verbreitet war, gab ihr aber zugleich eine solche Harmonie, daß sie den Eindruck des Erhabenen machte. Es war schon Nachmittag, als wir dort ankamen, und da die Sonne bald darauf hinter die Schneekoppen der Westseite zu sinken begann, beschlossen wir, unser erstes Lager aufzuschlagen und unsere Forschungen bis zum nächsten Tage auszusetzen. Bald nachdem wir Halt gemacht und unser Führer Joseph unser frugales Mahl bereitete, lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der hinter einer zerklüfteten Klippe auf einer fernen Felsenspitze hervorragte. „Señores," sagte er, nachdem er gesehen, daß wir ihn in's Auge gefaßt, „das ist das Nest eines Condor-Paares, das dort seit Jahren seine Jungen auszieht, da es sicher ist, daß es dort Niemand erreichen kann, denn da kommt so bald Keiner hinauf." Er erzählte darauf, daß einige Bergbewohner es versucht hätten, aber dabei zu Schaden gekommen seien. Einmal soll Einer hinaufgekommen sein, aber der furchtbare Vogel habe ihn trotz seiner tapfern Gegenwehr über den Rand der Klippe gezogen und in den Abgrund geschleudert. „Sollte man den Vogel nicht tödten können?" fragte ich Joseph. „Nein, Señor," erwiderte er mit großer Bestimmtheit. „Der Condor ist zu stark, und namentlich würde er jetzt zu fürchten sein, wo Junge im Neste sind, die er mit der größten Wuth vertheidigt."

Je mehr unser Führer in dieser Weise dagegen sprach, desto mehr reizte uns der Angriff, und wir beschlossen, am nächsten Tage eine Klippe zu ersteigen, welche das Nest überragte, und von wo wir einen Blick auf den furchtbaren Vogel mußten werfen können.

Demgemäß machten wir uns am nächsten Morgen voll Lust auf den Weg. Nach mühsamem, erschöpfendem Emporklimmen kamen wir endlich auf dem Gipfel der Klippe an und nahmen dort erst einige Erfrischungen zu uns, ehe wir weiter vorgingen. Nach dem Frühstück erklimmten wir mehrere hervorragende Punkte am Rande des Felsens, um einen Blick in das Nest zu gewinnen; da uns dies jedoch nicht gelang, so schlug ich vor, tiefer hinabzusteigen und an der Felsenkante

entlang zu klettern, bis wir sehen konnten, ob die Condor-Mutter im Neste sei. — Unser Führer protestirte feurig gegen meine Keckheit, aber meine Neugier war durch das, was ich von dem Vogel gehört, so gespannt, daß ich entschlossen war, es auf alle Fälle zu wagen. Nach einer Besprechung mit meinen Freunden wurde beschlossen, daß sie mich nach der Klippe hinablassen sollten, damit ich in's Nest sehen könne; war die Mutter nicht im Nest, so wollte ich ein oder ein paar Junge fortnehmen und nach der Spitze der Klippe, wo ich niedergelassen war, zurückgehen, damit ich von dort wieder hinaufgezogen werden könne.

Nachdem ich meinen Revolver nachgesehen und mein Jagdmesser in der Scheide lose gesteckt, bereitete ich mich auf die gefahrvolle Reise, indem ich alle überflüssige Kleidungsstücke abwarf, das eine Ende des Seiles um meinen Leib und das andere um einen Holzblock band, der an den Rand der Klippe gestellt wurde. Dann ließ ich mich vorsichtig hinab, bis ich an den Armen hing, schaute umher und gab, als ich sah, daß Alles in Ordnung war, das Zeichen, daß ich hinabgelassen werden sollte, bis meine Füße die Klippe berührten. Darauf kroch ich leise und sorgfältig entlang, bis ich das Nest entdeckte, das unter Zweigen verborgen war und gegen vier Fuß im Durchmesser hatte. Glücklicherweise war die Mutter fort, und mit freudeklopfendem Herzen ging ich auf das Nest zu, in dessen Nähe ein wilder Weinstock Wurzel gefaßt hatte und eine Felsenhöhlung umrankte. Als ich durch diese hindurchtrat und in das Nest sah, erblickte ich zwei junge Vögel in einem weichen Federnest.

Sie waren etwa so groß wie große Gänse, und ich beschloß daher rasch, sie zusammen zu binden und mit ihnen zu entfliehen. Während ich aber damit beschäftigt war, fühlte ich einen Ruck an meinem Leibe, und man kann sich meine Empfindung denken, als ich gewahrte, daß das Seil sich aus irgend einer Ursache gelockert hatte, losgegangen war und etwa fünfzig Fuß lang über den Abgrund hing. Rasch ließ ich die Vögel fallen, zog mein Messer, schnitt das Seil durch und war im Begriff, es einzustecken, als ein wilder Schrei meine Aufmerksamkeit erregte. Verstört blickte ich auf und erblickte zu meinem Entsetzen über dem See einen furchtbaren Vogel, der die Luft durchschnitt und gerade nach der Richtung, wo ich stand, hinflog. Großer Gott! Nie vergesse ich das entsetzliche Gefühl, das mich in dem Augenblick erfüllte, als ich die volle Gefahr meiner Lage erkannte. Auf dieser Felsenkante, fern von meinen Freunden, allein mit dem ungeheuren Vogel, der wie ein Teufel auf mich zustürmte, um mich zu zerreißen! So furchtbar dieses Gefühl war, fühlte ich jedoch auch Muth und Kraft zum Widerstande in mir, eilte durch die Höhlung zurück, zog meinen Revolver und erwartete den Angriff. Ich brauchte nicht lange zu warten. Mit furchtbarem Schrei, der von Klippe zu Klippe hallte, kam der wüthende Condor auf mich losgeschossen, und als er herabschwebte, erhob ich meinen Revolver und zielte so gut ich es in der furchtbaren Aufregung vermochte. Dreimal schoß ich und entlud den Inhalt des Pistols in die Brust des furchtbaren Thieres, ehe es seine Klauen in mein zuckendes Fleisch schlug und mit dem furchtbaren Schnabel nach mir hackte. Mit der Energie der Verzweiflung hieb ich mit meinem Jagdmesser um mich, während ich mit der linken den Weinstock faßte, um meinen Feind zu verhindern, mich nach dem Abgrund der Klippe zu ziehen. Unablässig bohrte ich das Messer in seinen Leib, aber ohne eine Wirkung dadurch zu erzielen. Während der Vogel so stark und kräftig wie im Anfang fortkämpfte, fühlte ich meine Kräfte schwächer werden und begann zu fürchten, daß sie mich verlassen würden. Meine Stöße wurden nach und nach schwächer, meine Hand hielt den Weinstock nicht mehr fest genug, meine Kniee begannen zu zittern, und ich fühlte, daß meine Kräfte mich verließen. „Gott erbarme sich meiner Seele," rief ich betend aus, während ich mit einer letzten furchtbaren Anstrengung mein Messer bis zum Heft in die Kehle meines gefiederten Feindes bohrte. Der Schlag zog mich zu Boden, und es schien mir, als falle ich leise einen dunklen Abgrund hinab, während das geflügelte Unthier meine Kehle zerfleischte, heisere, teuflische Schreie ausstoßend — hinunter, hinunter ging es, bis wir am Fuß einer furchtbaren Kluft ankamen, wo Alles um mich her finster wurde.

Als ich zum Bewußtsein erwachte, lag ich auf dem Boden der Höhle, auf der ich gestanden hatte, und der Condor verendet und steif neben mir. Der letzte Stoß, den ich gethan, hatte die Schneide des Jagdmessers zwischen zwei Rückenwirbel getrieben, die Wirbelsäule durchschnitten und dadurch den unmittelbaren Tod des Ungeheuers verursacht. Aber mit welchen Gefühlen mußte ich um mich blicken! Die Sonne ging herrlicher unter, als ich sie je gesehen, aber nicht ein einziger Laut unterbrach die furchtbare Stille, welche ringsumher herrschte. Verwundet, blutend, halb ohnmächtig und verzweifelnd saß ich dort und bewachte die Felsenhöhen, welche immer dunkler und unbestimmter wurden und sich endlich ganz in dichten, grauen Nebel hüllten, und als Stern nach Stern emportauchte und den Himmel mit seinem Glanz erfüllte, zog die furchtbarste Verzweiflung in meine Brust und mein Verstand begann zu wanken. — Welche Hoffnung hatte ich noch? Meine Freunde mußten mich todt glauben und waren zurückgegangen, um nie wieder zurückzukehren. Der Führer würde mein keckes Abenteuer denen der Anderen in seiner wundervollen Erzählung beifügen — und meine Knochen mußten unterdessen unbeerdigt auf dem Felsen meiner Tollkühnheit bleichen! Mit tiefem Seufzer ließ ich das Haupt auf die Brust sinken, und als ich es that, fiel der Schimmer eines kleinen Feuers in der fernen Dunkelheit in mein Auge. — Begierig strengte ich meine fieberischen Augen an, um den Schatten eines menschlichen Wesens in der Nähe des Feuers zu erspähen, denn wo dieses war, mußten auch Menschen sein. Eine schwache Hoffnung entsprang in meiner Brust. Konnten es nicht meine Gefährten sein, die, nachdem sie mich aufgegeben, nach dem Ort zurückgekehrt waren, von dem aus unser Führer uns das Nest gezeigt hatte? Mit dem Gedanken hieran wuchs auch die Hoffnung, ich zog mein Pistol und feuerte beide Läufe nach einander ab, aber ach! es kam kein Laut zurück, als das Echo, das meiner Noth spottete. Großer Gott! Sollte ich im Angesicht menschlicher Wesen, ohne daß sie eine Anstrengung zu meiner Rettung machten, verkommen? Der bloße Gedanke daran machte mich beinahe wahnsinnig, da durchzuckte es wie ein belebender Funke mein angstdurchglühtes Gehirn, und es überkam mich dabei wie ein Gefühl der Rettung, das unbeschreibbar ist, daß ich vielleicht das Nest anzünden und dadurch die unten Befindlichen darauf aufmerksam machen könnte, daß sich oben ein lebendes Wesen befand, das aus Mangel an Hülfe dem Verderben ausgesetzt war. Mit zitternder Hand zündete ich ein Schwefelholz an, häufte ein Paar trockene Blätter zusammen, kroch nach dem Nest und legte sie darauf. Eine Zeit lang schien es, als wollten sie nicht brennen, dann brach jedoch eine Flamme hervor, die trockenen Zweige fingen Feuer und in wenig Minuten brannte das ganze Nest prasselnd lichterloh.

Ach, wie ängstlich bewachte ich es und lauschte, ob ihm nicht ein Zeichen des Verständnisses folgen würde. Freude, Freude! Ja, es kam. Eine Büchse wurde unten abgeschossen, ein zweiter und dritter Schuß folgten. Halb verrückt vor Freude ergriff ich einen großen Theil des brennenden Nestes und schleuderte ihn mit aller Kraft in das Dunkel hinein, und als es wie ein Meteor hinabflog, rollten zwei neue Schüsse durch die stille Luft. Gott sei gelobt! Meine Freunde waren unten, und ich sollte gerettet werden. Ich will jetzt nicht wieder erzählen, was ich während der Nacht empfand und mit welcher halb wahnsinnig machenden Angst ich die langsam dahinschleichenden Stunden bis zur Dämmerung zubrachte. So wie es hell wurde, standen meine Freunde auf dem Felsen über mir und bereiteten Alles zu meiner Rettung. Ich warf den Condor über den Klippenrand und während ich das Seil fest um meinen Leib band, sah ich mit Ueberraschung, wie der Vogel wie ein lebendes Wesen im Kreise flog, jemehr er sich dem See näherte. Die Flügel hatten sich ausgebreitet und trugen ihn langsam von der Felshöhe herab. Während er langsam herniederflog, wurde ich eben so langsam hinaufgezogen, und endlich erreichte ich, unter Freudenrufen, den obersten Felsen, wo ich in die Arme meiner Freunde sank, die mich wie einen vom Tode Erstandenen begrüßten. Sie reichten mir Erfrischungen, verbanden meine Wunden, und eine Stunde nach Sonnenuntergang gelangten wir glücklich nach dem See, wo ich den Preis fand, den ich mit so viel Gefahren errungen hatte, und den ich jetzt als Andenken an die um ihn erduldeten furchtbaren Leiden aufbewahre.

„Das", sagte mein Freund, indem er unsere Gläser von Neuem füllte, „ist die Geschichte des furchtbaren Vogels, der jetzt so harmlos in meinem Cabinet hängt."

Körner's Todtenkranz. Es ist bekannt, daß der jugendliche Held und Dichter oft von dem Vorgefühle seines frühen Todes beschlichen wurde. Kurz vorher, ehe diese trübe Ahnung sich verwirklichen sollte, war er in G. in einer fröhlichen, meist aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts bestehenden Gesellschaft. Man scherzte, man lachte, bis durch eine unvermuthete Wendung des Gespräches die Rede auf einen kürzlich verstorbenen jungen Officier kam, dessen Sarg man reich bekränzt mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragen habe. Bei diesem Gespräch wurde Körner sehr ernst und äußerte: er fühle nur zu gewiß, daß auch er bald diesen letzten Weg antreten müsse. Man wollte ihm natürlich diese schweren Gedanken ausreden; vor allen war es ein junges, hübsches, lebhaftes Mädchen, die sich für den liebenswürdigen Dichter interessirte und ihm theilnehmend bei dieser Gelegenheit zusprach. „Nun, Mademoiselle," sprach Körner, „wenn Sie von dem Gegentheile meiner Ahnung überzeugt sind, so werden Sie mir um so leichter eine Bitte gewähren: winden Sie mit Ihren schönen weißen Händen einen Kranz von Myrthen und Rosen und legen mir diesen Kranz auf den Sarg." Julie G. versprach es wie im Scherze mit einem Handschlag, aber mit einem wehmüthigen Schauer. Kurze Zeit darauf drang der Schmerzensschrei: Körner ist gefallen! auch nach G. und zu ihr. Unter heißen Thränen wand das junge Mädchen den versprochenen Todtenkranz und reiste so schnell wie möglich ab. Da aber in jener Zeit Gedanke und That nicht auf Flügeln eilten wie jetzt, kam sie in dem etwa 3 Meilen von G. entfernten Dorfe Wöbbelin erst an, als Körner bereits unter der schönen, von ihm selbst zum Ruheplatze auserwählten Eiche eingesenkt war. Seine Freunde, welche diese traurige Pflicht schweren Herzens erfüllt, waren hingezogen, Körner's frisches Blut am Feinde zu rächen, und so schlief der Dichter von „Leyer und Schwert" einsam unter der Eiche, und die Nacht senkte sich auf die Erde, und die Sterne woben ihren unvergänglichen Strahlenkranz.

Da eilte leicht wie ein Schatten eine schlanke weibliche Gestalt über den Feldweg dem einsamen Grabhügel zu. Hier scharrte sie mit ihren zarten Händen und einer kleinen Hacke, die sie mitgebracht, die frisch aufgeworfene Erde hinweg, und als sie den Deckel des Sarges erreicht, rief sie, dreimal an denselben klopfend: „Theodor Körner, ich bringe Dir den versprochenen Myrthenkranz!" Unter Thränen nahm sie dann Abschied von dem stillen Grabe und eilte heimwärts.

Diese vorstehende Thatsache erzählte mir eine erst kürzlich verstorbene alte würdige Dame. Sie selbst war jene Julie gewesen, welche in ihrer Schwärmerei dies Zeichen inniger Verehrung noch dem jungen Dichter im Grabe darbrachte.

Fr. L. Graff.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Leipzig, im Juni 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 26. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine dunkele That.

Erzählung von **Otto Ruppius.**

(Schluß.)

Es waren vier Tage vergangen; der junge Rothe war nach der Stadt in Untersuchungshaft gebracht worden und der Amtsrath begraben; der Doctor aber saß wie halb gebrochen in seinem Sorgenstuhle am Fenster, welches den freien Blick in den wohlgepflegten Garten bot, ohne indessen das starre Auge von einem Punkte auf den Dielen vor sich zu erheben. Seit vier Tagen war er kaum vom Pferde gekommen, um neben den nöthigsten Besuchen, welche sein Beruf forderte, den einzigen Punkt festzuhalten, wo der Ermordete in der Nacht des Verbrechens sich aufgehalten, damit durch die Zeit seiner Heimkehr sich ein Anhalt für den Nachweis von Rothe's Unschuld erlangen ließ — sobald nur festgestellt werden konnte, daß die Rückkehr des Ersteren in die Zeit nach ein Uhr fiel, so mußte auch der nächste dringendste Verdacht gegen den jungen Mann fallen, da dieser nachweislich vor ein Uhr bereits wieder in seinem elterlichen Hause gewesen war. Sonderbarer Weise aber hatte sich trotz der genauesten und speciellsten Nachforschung auch nicht die geringste Spur über des Amtsraths Wege von dem Verlassen seines Hauses bis zu seiner Heimkehr auffinden lassen, und auch als der Doctor den letzten Schritt gethan und, der Meinung seiner Wirthschafterin zuwider, in dem Hause der sogenannten Meier-Lotte, welche bei einem alten, heruntergekommenen Ehepaare im dieseitigen Dorfe wohnte, Erkundigung hatte einziehen lassen, war ihm die Nachricht geworden, daß die Genannte an jenem Nachmittage nach der Stadt gegangen und die Nacht dort geblieben sei — eine Angabe, wegu auch die Begegnung, welche der Arzt und sein junger Freund bei ihrem letzten Heimritt mit der Person gehabt, völlig stimmte.

Jetzt saß dem Alten ein Mann in schwarzem Anzuge, mit scharf ausgeprägten Geschichtszügen gegenüber, in sichtlich mißmuthiger Stimmung in das halbgeleerte Weinglas vor sich hinstarrend. „Ich muß es offen aussprechen, Doctor," sagte er jetzt, sich rasch aufrichtend und in die sonnige Landschaft hinaus blickend, „daß mir der Fall so hoffnungslos wie selten ein anderer erscheint, da er nach seiner Seite hin dem Vertheidiger auch nur den kleinsten Umstand zur Benutzung übrig läßt. Nicht allein die vorhandenen Thatsachen reihen sich zu einem ganz unumstößlichen Indicien-Beweise zusammen, nicht allein die moralische Ueberzeugung jedes Unparteiischen neigt sich bei dem erwiesenermaßen verabredeten Rendezvous auf Seite der Anklage, sondern auch die einzelnen, scheinbaren Entlastungs-Momente tragen nur noch dazu bei, die Weise der That erklärlich zu machen und mit dem Charakter des Angeklagten in Einklang zu bringen. Das Rendezvous hat nicht stattgefunden, die junge Frau ist aus Angst vor ihrem noch nicht heimgekehrten Manne dem Signale des harrenden Geliebten nicht gefolgt, das können wir feststellen; jetzt aber wird uns der Staatsanwalt psychologisch nachweisen, daß gerade durch diese Täuschung die Leidenschaft des jungen Mannes und seine Erbitterung gegen den Ehemann die höchste Spitze erreichen mußte und daß es deshalb noch gut zu denken sei, wie unter einen solchen den Geist verfinsternden Aufregung beim Erscheinen des Gehaßten, des einzigen Hindernisses zu einem ersehnten Glück, sich auch ein edler Charakter zu einer raschen That habe hinreißen lassen können. Ich kenne die Deductionen meines verehrten Gegners und sehe ihn schon völlig vor mir. Es wird mit unter diesen Umständen wahrlich schwer, den Eltern des jungen Mannes Bericht zu erstatten, die mit so zitternden, gespannten Augen jeden meiner Besuche empfangen, daß ich schon schwach genug gewesen bin, Hoffnungen rege zu machen, an die ich selbst nicht glaube; an Ihnen, Doctor, hängt das ganze Vertrauen der alten Leute, und so bitte ich Sie, ihnen allgemach den wahren Stand der Dinge klar zu machen!"

Der Alte hatte, regungslos vor sich hinstarrend, den Worten gehorcht, jetzt hob er langsam das abgespannte Gesicht und schüttelte mit einem Lächeln, das wie ein leiser Sonnenstrahl aus dunkeln Wolken durch seine Züge ging, den Kopf. „So weit sind wir noch nicht, lieber Herr," sagte er, „und wenn Sie auch, an der menschlichen Kunst der Vertheidigung verzweifelnd, die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang fallen lassen, so verzweifele ich doch noch nicht, und die Alten trüben sollen es auch nicht, denn es giebt eine Unmöglichkeit im Laufe der Dinge, die sich nicht klar bewußtfühlen läßt, und so sage ich Ihnen: Eben so sicher wie ich innerlich von der Unschuld des Jungen überzeugt bin, so sehr auch alle äußeren Umstände dagegen sprechen mögen, eben so gewiß bin ich auch, daß seine Verurtheilung zu den Unmöglichkeiten gehört, und wenn er wergen schon vor seine Richter treten sollte, daß Alles, was jetzt noch dunkel ist, klar werden muß, noch ehe es damit zu spät sein würde! — Verlassen Sie sich darauf," setzte er mit einem eigenthümlichen Kopfnicken hinzu, „ich weiß es, wenn Sie auch nicht viel davon halten mögen, daß der Herrgott einem alten Knaben, den er schon genugsam geprüft und treu erfunden hat, seine letzte Freude in dieser Welt nicht rauben wird!"

Der Advocat zuckte leicht die Achseln und erhob sich. „Ich werde meinerseits natürlich das Möglichste versuchen," erwiderte er, „indessen hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen den Stand der

Dinge ungeschminkt mitzutheilen. Sollte Ihnen noch irgend etwas Bemerkenswerthes aufstoßen, so setzen Sie es mir ja sofort wissen lassen!“

Er trank den Rest seines Weines aus, griff dann nach seinem Hute und verließ nach einem kurz gewechselten Händedrucke mit dem Alten das Haus.

Eine Weile noch saß der Alte, wie in tiefen Gedanken den Kopf gesenkt. „Nur ans Furcht vor ihrem ausgebliebenen Manne soll sie nicht mit ihm zusammengetroffen sein,“ brummte er endlich mit leisem Kopfschütteln. „Sie machen sich Alles nach ihrer eigenen nüchternen Seele zurecht und wundern sich nachher, daß es noch Hoffnungen giebt, wo sie längst damit zu Ende sind. — Armes Kind! Als ob sie nicht ein noch schwereres Kreuz hätte auf sich nehmen wollen, wie es ihr alter Freund getragen, als ob zwischen den beiden Kindern ein einziger böser Gedanke aufgetragen wäre — und da soll eine Sache aufgegeben werden, die gar nicht verdorben kann, wenn nicht Alles, was irdische und ewige Gerechtigkeit heißt, zur Lüge werden soll!“

Trotz einer Art leichten Unwillens aber, welcher in den letzten Worten klang, trat dennoch ein sorgenvoller Ausdruck auf seine Stirn, und er erhob sich, wie in aufsteigender innerer Unruhe. „Gott gebe nur, daß sie zur rechten Zeit stark genug ist, um Zeugniß abzulegen, sei es auch nur des moralischen Eindrucks halber!“ fuhr er dann fort, einige Male rasch das Zimmer durchmessend, und öffnete hierauf die Ausgangsthür. „Jakob, das Pferd!“

Nach einer halben Stunde bereits hatte er das Gut des Amtsraths erreicht; in dem Hofe stand der Justitiar im Gespräch mit einer jungen Frauensperson, welche bei dem Klange der Pferdetritte sich rasch umwandte und sodann davon eilte, und die Augenbrauen des Ankommenden zogen sich bei ihrem Erblicken dicht zusammen. Mit einer plötzlichen Leichtigkeit schwang er sich aus dem Sattel, warf den Zügel über die Eisenstangen des Gitters und schritt hastig auf den ihm erwartenden Gerichtsmann zu. „Wissen Sie, Herr Justitiar,“ sagte er, während ein leichtes Roth in die weißen Backen trat, „wenn Sie mir die Christine hier im voller Thätigkeit lassen, so stehe ich Ihnen nicht für das Leben der Braten. Ich hatte es, gerade heraus gesagt, mindestens für eine Taktlosigkeit, bei den bewandten Umständen die Frau vom Hause unter die Obhut ihrer Anklägerin zu stellen; die Amtsräthin weiß schon aus dem kurzen Verhör, das an jenem unglücklichen Tage mit ihr vorgenommen wurde und sie auf's Krankenlager warf, was die Creatur wider sie ausgefagt, und jeder Laut aus deren Munde, welcher zu der Kranken dringt, muß Gift für diese werden!“

Der Justitiar neigte mit einem kalten Lächeln leicht den Kopf. „Ich entschuldige Ihre Ausdrucksweise, Herr Doctor, mit Ihrem Interesse für die junge Frau,“ erwiderte er gemessen, „indessen sollten Sie bedenken, daß meine eigenen Pflichten diesem nicht nachstehen können. Im Augenblicke bin ich den Verwandten des Verstorbenen für den gesammten Nachlaß verantwortlich, denn Sie werden einsehen, daß, wenn die Untersuchung irgend einen derartigen Anhalt der Frau an dem begangenen Verbrechen herausstellen sollte, ihre Erbansprüche, welche auch dem Ehe-Contracte erwachsen, sehr in Frage gerathen dürften. Christine ist nun nicht allein die Einzige, welche seit der Verheirathung des Amtsraths einen großen Theil der Wirthschaft bereits unter sich gehabt, sondern sie hat durch ihre Aussage auch nur ihrer Pflicht genügt, um die sie am wenigsten eine Hintenansetzung erleiden darf —!“

„Ah — schön — ah!“ unterbrach ihn der Arzt, dessen Brauen und Mundwinkel wunderlich zu zucken begonnen hatten und dessen Gesichtsfarbe in raschem Wechsel gekommen und gegangen war; „die Verwandten halten es ihrem Vortheil angemessen, die junge Frau ohne Weiteres mit dem Verbrechen zu identificiren, und Sie machen sich zum getreuen Diener derselben! Schön — ich werde heute noch bei dem Gerichte in Person darauf antragen, daß die Kranke nach meinem Hause geschafft wird, damit wenigstens ein auf diese Weise voraussichtlicher zweiter Mord vermieden wird —!“

Der Justitiar wurde bleich und biß sich auf die Lippen, der Doctor schien aber kaum auf die Wirkung seiner Worte zu achten, drehte sich weg und schritt in das Haus, hier rasch die Treppe hinaufsteigend. Erst als er den oberen Corridor erreicht und ein Blick ringsum ihm Sicherheit vor fremder Beobachtung gegeben, zog sich seine Stirn in tiefe Falten, und seine Augen voll schwerer Sorgen wandten sich durch das Fenster dem Freien zu. Nur ein kaum merkliches Kopfschütteln verrieth seinen Gedankengang, und als er sich nach kurzer Weile der nächsten Zimmerthür zudrehte, kostete es ihm sichtliche Anstrengung, seinen Zügen einen Ausdruck von Ruhe zu geben.

Es war ein kleiner, eleganter, durch die zugezogenen dichten Gardinen vor dem hellen Tageslicht geschützter Raum, welchen er betrat, und das weiße Bett im Hintergrunde, von dem sich das bleiche Gesicht der darin ruhenden Gestalt fast nur durch die unter dem Spitzenhäubchen hervorquellende Fülle blonden Haares abzeichnete, ließ das Schlafzimmer der Hausherrin sofort erraten. Vom Ende des Bettes erhob sich eine ältliche Frau und winkte dem Eintretenden, vorsichtig aufzurreten. „Meine Tochter ist kaum erst eingeschlafen,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, „es scheint indessen nur die gänzliche Abmattung zu sein, welche ihr die Augen geschlossen!“

Der Arzt nickte, trat zu dem Bette und schien die Kranke zu beobachten, aber sein unruhiges Auge, das kaum auf ihrem Gesichte haftete, deutete die völlige Abwesenheit seiner Gedanken an. Nach einer kurzen Weile erhob er den Kopf, rieb sich die Stirn und sagte, sichtlich zerstreut: „Ich werde das Nöthige verschreiben!“ Sein Blick durchlief das Zimmer, als suche er nach den nöthigen Materialien dazu; dann aber, wie sich seiner erst recht bewußt werdend, schritt er rasch nach der Thür zu dem anstoßenden Zimmer und öffnete diese in angstscheinender Verzweifelt mit der Localität. Doch er hatte den Raum, welcher ihn empfing, auch so oft betreten, daß er sich darin im tiefsten Dunkel sprecht gefunden haben würde. Hierher hatte sich der Amtsrath mit den Beschwerden, welche ihm als Bodensatz einer leichtsinnig vergeudeten Jugend und der kaum mehr handhabterlich verbrachten Mannesjahre übrig geblieben waren, immer zurückgezogen, so lange er noch unverheirathet war, und hierher hatte er nach geschehener Verheirathung sein Schlafzimmer verlegt.

Das Zimmer war noch genau in demselben Zustande, in welchem es der Amtsrath bei seinem letzten Ausgange verlassen hatte; außer den Bequemlichkeiten für den Aufenthalt eines Leidenden zeigte es nur einen kleinen Tisch für die nothwendigste Schreiberei, und die Gerichts-Commissiren, welche sich zur Vornehmung des Falles in dem Orte und Stelle eingefunden, hatte hier nirgends das etwas Bemerkenswerthe zu entdecken vermocht.

Der Doctor nahm sichtlich nur mechanisch an dem Tische Platz und stützte, anstatt nach Feder und Papier zu greifen, wie von seinen Gedanken übermannt, den Kopf in die Hand. Mehrere Minuten vergingen so, ohne daß er nur ein Augenlid bewegt hätte; da schien endlich sein Blick von einem kleinen Stück groben Papiers, welches in dem Zugloche der Ofenflur hing und jedenfalls durch einen Windstoß aus dem Innern des Ofens geweht worden war, angezogen zu werden. Es hing da, von dem leisen Luftzuge zitternd bewegt, und noch immer wie sich seines Hantelns nicht völlig bewußt, erhob sich der Arzt leicht und griff danach. Gleichgültig betrachtete er es, dem schwarzen Brandrande nach war es der Rest eines größeren verbrannten Stücks, und seine Hand zeigte sich schon bereit, es ohne Umstände wieder zu befestigen, als sich plötzlich sein Blick schärfte und einige deutlich darauf erkennbare plumpe Schriftzüge entziffern zu wollen schien. Dann schnellte der Verrachtende, wie von einem jäh aufschießenden Gedanken belebt, in die Höhe und öffnete hastig die Ofenthür, dort, ohne Rücksicht auf seine wohlgepflegten Hände, in der sich ihm zeigenden Asche umherwühlend; aber nicht das kleinste weitere Fragment zur Ergänzung des Gefundenen ließ sich entdecken; nur einzelne emporflatternde Aschenflocken zeigten durch ihre besondere Leichte, daß sie einst Papier gewesen waren, und kaum mochte der Alte sich von der Fruchtlosigkeit seiner Nachsuchung übergeugt haben, als er auch von Neuem den treulosen Worten auf dem erhaltenen Papierstück seine volle Aufmerksamkeit zuwandte.

„ — rothe Schenke erwar — arne dies wohl nicht ausz — chts wieder von mir hören und Ruhe — lößt heirathen und von hier weg — eier.“ Das war Alles, was das Fener verschont; dennoch schien der Doctor, dem eigentümlichen Leuchten nach, das von Secunde zu Secunde heller in seinen Gesichte aufging, ganz besondere Entdeckungen darin zu machen. Er zog endlich sein Notizbuch, verwahrte sorgfältig seinen Fund darin, rieb sich mit scharf zusammengezogenen Brauen kräftig die Stirn und schritt dann nach dem anstoßenden Zimmer zurück. Jetzt war es ein langer Blick voll wundersamer Milde, welchen er auf der Kranken ruhen ließ; er bog sich hinab zu ihr, um einen Augenblick auf ihren Athem

zu horchen, und sagte dann halblaut zu der daneben stehenden Mutter: „Ich will selbst gehen, um die rechte Medicin für sie zu suchen, und Gott wird helfen, daß ich sie finde!“ Und ohne auf den Ausdruck von leichter Befremdung, mit welchem die Angeredete zu ihm aufsah, zu achten, verließ er das Zimmer.

Als er mit fast jugendlichem Schritte die Treppe hinabstieg, sah er den Justitiar im Hofe auf und ab gehen und diesen, sobald er seiner ansichtig ward, auf sich zuschreiten. „Wenn Sie durchaus meinen, Herr Doctor,“ begann der Herantretende, sichtlich eine leichte Verlegenheit überwindend, „daß es vom medicinischen Standpunkte aus nöthig ist —“

„Ich denke, Herr Justitiar, ich habe Ihnen bereits meine Meinung deutlich genug mitgetheilt, als daß noch ein weiteres Wort darüber erforderlich wäre,“ schnitt ihm der Angeredete das Wort ab, „handeln Sie nun, wie Sie wollen! In Ihrem Privatinteresse aber möchte ich Ihnen rathen, sich nicht zu tief mit Leuten einzulassen, welche die natürlichen Feinde der jetzigen Besitzerin des Guts sind, in sehr kurzer Zeit aber von ihren sonderbaren Einbildungen geheilt sein werden!“ Damit kehrte er sich kurz ab, schwang sich auf sein Pferd und verließ in scharfem Trabe den Hof.

Jetzt aber nahm er die seinem Heimweg entgegengesetzte Richtung, hinunter nach dem zum Gute gehörenden Dorfe und achtete kaum auf die bereitwilligen Grüße der ihm Begegnenden und die verwunderten Blicke, welche seinem ungewohnten schnellen Ritte folgten. Erst als die Häuser hinter ihm lagen, und er den Fuß der jenseitigen Anhöhe erreichte, ließ er seinen oft unwillig den Kopf schüttelnden Klepper einen langsamen Schritt annehmen, und als er oben die Bäume der sich dort vorüber ziehenden Chaussee, dahinter aber ein aus rothen Backsteinen aufgeführtes Haus auftauchen sah, zog er wie unwillkürlich den Zügel an. Dort oben lag die ihres Aeußeren halber sogenannte rothe Scheune, und dem Reiter war es bei ihrem Erblicken plötzlich wie das Bangen vor einer schweren Entscheidung überkommen, das sich auf seine helle Stimmung wie ein dichter Nebel legte — erst jetzt drängte sich ihm ein Gefühl wie eine geschehene Ueberschätzung seines Fundes auf, und mit einem raschen Griffe holte er sein Notizbuch hervor, das darin verwahrte Papierstück und die Brustnadel zu Sätzen darauf einer neuen Prüfung unterwerfend. Ein Kopfnicken der Selbstvermuthigung endigte diese intessen, und als er auf der Höhe, die Chaussee trennend, eine breite Flur, die Hände in den Hosentaschen geborgen, in der Thür des Wirthshauses lehnen sah, vermochte er es, dieser scheu von Weitem einen launigen Gruß zuzuwinken. Langsam, aber in sichtlichem Behagen über den Besuch, trat der Mann dem Ankommenden entgegen.

„Lange nicht hier gewesen, Herr Doctor — hätte beinahe gesagt: Gott sei Dank!“ lachte Jener, als der Arzt sich aus dem Sattel schwang, und ergriff den Zügel, um das Pferd anzubinden; „man sieht Sie ja eben nur hier, wenn der Teufel in der Nachbarschaft irgendwo sein Spiel hat, und so hoffe ich jetzt wenigstens, daß Sie sich aus irgend einer andern Ursache herausgemacht haben!“

Der Doctor lüftete den Hut und fuhr mit der Hand durch das buschige, graue Haar. „Will einmal Euer Bier hier oben versuchen und nebenbei eine Frage thun,“ sagte er, „da es sich aber nach abgemachten Geschäften ruhiger trinkt, so mag die Frage vorweg gehen. Wissen Sie wohl noch den Tag,“ fuhr er fort, langsam, von dem Wirthe gefolgt, nach dem Felde hinaus treuend, „als der unglückliche Ausbruch das letzte Mal hier war?“ Er hatte seinen Schritt angehalten, und ließ das Auge groß und erwartend auf seinem Gesellschafter ruhen.

„Den unglücklichen Ausbruch?“ wiederholte dieser, sich mit der Hand hinter das Ohr fahrend, „das muß eine gute Weile her sein, denn ich möchte's nicht einmal unternehmen, genau den Monat zu bestimmen!“

„So!“ versetzte der Alte gezogen, während sein Gesicht einen Schatten bleicher wurde, „ich hörte, er sei in derselben Nacht, in welcher er zum Tode kam, hier oben gesehen worden, und es liegt mir viel daran, die Wahrheit zu ermitteln!“

„Nicht in meinem Hause,“ erwiderte der Wirth kopfschüttelnd, „es wäre mir sonst, als die Nachricht von dem Morde kam, gewiß zuerst beigefallen.“

Der Arzt nickte langsam, den Blick zu Boden senkend. „Da ist nun eine Charlotte Meier, oder kurzweg Meier-Lotte, aus unserm Dorfe drüben, die Sie ja wohl kennen, diese soll ebenfalls an jenem Abend sich hier gezeigt haben.“

„Das ist in Richtigkeit,“ war die eifrige Erwiderung, „sie war ihrem Schatze, dem Fleischergesellen, nachgegangen, der am selben Tage ein Kalb bei mir geschlachtet hatte — sie haben Beide bis spät bei einander gesessen.“

„Und können Sie sich dabei auf nichts Besonderes in dem Benehmen Beider besinnen? Strengen Sie Ihr Gedächtniß an, Mann, Sie wissen nicht, wie wichtig jeder kleine Umstand werden kann,“ sagte der Doctor fast ängstlich; „ich muß Ihnen sagen, ich glaube den sichern Beweis in der Hand zu haben, daß die Meier den Anmerath, mit dem sie es verdächtigene Jahre gehalten, an jenem Abend hier herauf bestellt hat — möglich, daß der Mann aus einer natürlichen Rücksicht gegen sich selbst das Haus nicht betreten; es würde dies auch erklären, daß alle Nachforschungen über seinen Verbleib an jenem Abend fruchtlos blieben —“

Der Andere hatte wie in plötzlicher Spannung den Kopf gehoben. „Sie haben doch nicht etwa Gedanken, Doctor, daß — um Gotteswillen, lassen Sie mich dabei aus dem Spiele, ich mag mit keinem Gerichte in derartigen Sachen etwas zu thun haben —“

„Und auch nicht, wenn es gälte, einen unschuldigen Menschen zu retten?“ rief der Alte mit aufblitzenden Augen und sagte kräftig den Arm des sich halb wegwendenden Wirths; „wenn Ihr Sohn ein anfleckendes bösartiges Fieber hätte, dann würden Sie vom Doctor verlangen, daß er auf die Gefahr hin, das eigene Leben daran zu setzen, zu Hülfe eilte; ihr Menschen auf unsern Dörfern hier aber könnet einen Nebenmenschen ruhig zu Grunde gehen sehen, nur um nichts mit dem Gerichte zu thun zu bekommen.“

Der Andere zog das Gesicht in wunderliche Falten. „So ganz schlimm ist es nun nicht mit mir,“ versetzte er mit einem Lachen, das zwischen Humor und Verlegenheit mitten inne stand, „aber der Teufel allein mischt sich gern in Dinge, die ihn nichts angehen. Mag's denn in Gottes Namen drum sein,“ fuhr er fort, sich dem Arzte wieder voll zuwendend und zugleich seine Stimme dämpfend, „es ist mir bei Ihren Worten da allerdings Einzelnes durch den Kopf gefahren, was mit Ihrer Vermuthung wegen des Anmraths stimmen könnte. Wir hatten denselben Abend bis spät Gesellschaft hier, es waren mehrere von den Verwaltern aus der Umgegend da, und die Meier-Lotte saß mit dem Fleischer in einer Ecke, anscheinend in ganz gutem Einvernehmen. Ich hatte ein Auge auf sie, da ich solche Frauenzimmer nicht gern hier sehe und nicht wußte, was sie hier so lange zu suchen habe; auch ihr Liebster hätte längst auf dem Heimweg sein müssen; er ist eine Stunde von hier, drüben im Flecken zu Hause. Da sah ich also, daß die Leute, als es spät wurde, öfters durch das Fenster sah, als erwarte sie Jemand — es war heller Mondschein — und anfing, unruhig zu werden, daß sie aber nach einer Weile aufstrang und aus der Stube ging. Der Fleischer mußte jedenfalls um ihre Sache wissen, denn er blieb ruhig allein sitzen und bestellte auch noch für Beide zu trinken. Es dauerte aber wohl eine halbe Stunde, und das war schon nach zwölf, gerade als die Verwalter ihr letztes Spiel anfingen, ehe sie wiederkam, und nun ging zwischen den Beiden in der Ecke ein hastiges, kurzes Gespräch los; der Fleischer stand mit einem Male von der Bank auf, als wolle er nichts mehr mit ihr zu reden haben, bezahlte mich kurz und ging; sie aber machte ein wüthendes, freches Gesicht, packte, was um sie her lag, in ihren Handkorb und schoß dem Andern nach; ich meine erst, sie werde ihn draußen noch fassen wollen, und sah durch's Fenster; aber der Fleischer ging ruhig die Chaussee fort, und die Meier-Lotte kam mir nicht wieder vor die Augen. Das ist aber Alles,“ schloß der Erzähler, „was ich selbst auf dem Tanzboden aufpassen konnte — und nun machen Sie damit, was Sie wollen!“

Der Arzt rieb sich mit zusammengezogenen Augenbrauen die Stirn. „Und wie heißt der Fleischer?“ fragte er nach einer kurzen Weile.

„Wir nennen ihn nur Christian, aber er ist die einzige Hülfe des alten Krause drüben, gleich das dritte Haus, wenn Sie von hier nach dem Flecken kommen, wo Sie ihn jedenfalls finden können!“

Um den Mund des Alten zuckte es, als wolle er noch eine Frage thun, aber er schien sie zu unterdrücken. „Das Bier probiren wir, wenn ich zurückkomme, und sorgen Sie auch, daß ich dann etwas zu essen finde,“ sagte er, dem Wirthe die Hand reichend, „danken will ich Ihnen später, wenn Sie erst selbst wissen werden, weßhalb!“

In der nächsten Minute hatte er bereits sein Pferd wieder

bestiegen und folgte in raschem Trabe der Chaussee. Vor seinem innern Blicke stand schon fein der letzten Theile der gehörten Erzählung nur die breite Todeswunde des Ermordeten, und daneben wollte das gebräuchliche Messer des Fleischers nicht aus seiner Vorstellung weichen; nirgents in den Berichte des Wirths aber fand sich der geringste Grund, daran zu denken, und selbst die Annahme, daß der Amtsrath von dem besprochenen Weibe zu einer Zusammenkunft nach der rothen Schenke in jener Nacht bestellt worden sei, ließ sich kaum ihrerseits mit dem Auftuchen ihres erklärten Bräutigams am demselben Orte zusammenreimen. Zum ersten Male tauchte in dem Dahintrabenden der Gedanke empor, ob nicht das aufgefundene Brief-Fragment aus einer früheren Zeit stamme. Er aber schlitterte, als wolle er durch die Bewegung die peinigenden Zweifel von sich werfen, energisch den Kopf. „Wenigstens soll jede Spur verfolgt werden, so lange sich auch nur eine Vermuthung rechtfertigen läßt und die alten Knochen aushalten!“ brummte er vor sich hin, und wie gestärkt durch den Entschluß, richtete er sich straffer im Sattel auf und ließ den Klepper die Gerte fühlen.

Es war Mittag, als er den ihm bezeichneten Marktflecken erreichte, und schon von Weitem zeigte ihm der an dem Thürpfosten eines kleinen Hauses angekahte Ochsenkopf mit weit heraushängender Zunge die Wohnung des Gesuchten. Eine Nothwendigkeit war seinem Verstande sofort klar: den Burschen nicht scheu zu machen, falls dieser wirklich die Anwesenheit des Amtsraths in jener Nacht bestätigen konnte. Der Reiter hielt, ohne abzusteigen, vor dem Hause an und ließ ein lautes „He!“ ertönen. Ein junges Weib erschien in der Thür. „Ist der Christian daheim, Frauchen?“

„Ich denke, er wird hier herum sein; können's aber auch mir gleich sagen, wenn es wegen einer Bestellung ist.“

„Habe nur einen kurzen Auftrag im Vorbeireiten an ihn selber; es ist besser, Sie rufen ihn!“

Die Frau verschwand, und nach kurzem Warten erschien ein rothes, dickbäckiges Gesicht in der Thür, in schlichter Neugierde den Reiter musternd.

„Kennt mich wohl nicht, Christian?“ begann der Alte, als Jener langsam und breitbeinig sich ihm genähert, „ich bin der Doctor, drüben aus dem Bruche, und ich wollte nur fragen, ob Ihr noch etwas mit der Meier-Lotte zu thun habt.“

Ein Ausdruck von Mißtrauen ward plötzlich in dem Gesichte des Angeredeten bemerkbar. „Mit der Meier-Lotte?“ versetzte er, den Kopf hoch abwendend, „habe eigentlich noch niemals was Rechtes mit ihr zu thun gehabt!“

„Rechtes oder nicht, Christian! ich möchte Euch nur sagen, daß der Doctor nicht der Avocat ist, gegen den man sich am besten versteht. Habt noch denselben Abend, wo sie auf den Amtsrath wartete, mit ihr bis nach Mitternacht in der rothen Schenke gesessen und für sie bezahlt —“

„Nun gerade deshalb habe ich niemals etwas mit ihr zu thun gehabt,“ unterbrach ihn der Bursche, während ihm das Blut in das Gesicht schoß. „Sie hat mich gelockt und gefagt, der Amtsrath wüsse ihr noch eine große Summe Geld zahlen, damit solle ich in der Stadt Meister werden und sie dann heirathen; 's ist aber Alles erlogen gewesen; der Amtsrath hat sich wohl da eingestellt, wohin sie ihn bestellt gehabt, ich habe ihn selbst gesehen, aber er hat ihr nur gesagt, daß er sie einsperren lassen würde, wenn sie ihn noch länger verfolge. Damit war die Geschichte aus und blieb aus — das mögen Sie ihr nur sagen, wenn Sie etwa von ihr abgeschickt sein sollten.“

„Und der Amtsrath soll nach Mitternacht noch dort gewesen sein?“ fragte der Alte, in welchem es zitterte, als könne ihm die endliche Bestätigung seiner Vermuthung wie ein scheuer Vogel bei ungeschickter Berührung unter der Hand wieder entschlüpfen, „es gehört jedenfalls ein guter Glaube für den Fremden dazu, Christian!“

„Möchte sie vielleicht die Sache jetzt anders drehen, da er todt ist?“ erwiderte der Bursche mit einem plötzlichen Ausdrucke von Pfiffigkeit, halb zu dem Reiter aufblickend; „ich habe ihn selbst gesehen, wenn sie auch nichts davon weiß, und sie wird wissen, daß er, der Gäste wegen, erst spät hat kommen wollen. Im Uebrigen kann Ihnen der Wirth in unserm Gasthofe, wo er den ganzen Abend mit dem Domänenpächter gesessen hat, sagen, daß er erst um eilf von hier weggegangen ist. Damit sind wir fertig, und sie braucht sich keine weitere Mühe zu machen!“

Der Sprechende wollte sich bei den letzten Worten mit einem kurz gebundenen Gruße dem Hause wieder zudrehen, aber der Doctor, dessen ganzes Gesicht sich mit einem leichten Roth gefärbt, rief, als mangele ihm einen Augenblick der Athem: „Noch Eins, Christian! ist Euch nicht an besagtem Abend Euer Messer abhanden gekommen?“

Der Bursche wandte sich rasch zurück. „Mein Messer? — verdammt, nun weiß ich selber, wo es geblieben ist; ich hatte es in den Handkorb der Meier-Lotte gelegt — wenn sie das als Entschädigung behalten will, so mag sie es haben!“ Und als wolle er jedes fernere Wort abschneiden, drehte er dem Doctor den Rücken, dem Hause wieder zuschreitend.

Der Alte aber warf plötzlich sein Pferd mit einer Kraft herum, daß dieses nie erschreckt einen Satz that und mit im Galopp seinen Reiter der Chaussee wieder zutrug; dort aber schlug dieser hastig den Weg nach der Stadt ein, und der Wirth in der rothen Schenke wartete den langen Nachmittag vergebens auf seine Rückkehr.

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als der Doctor langsam in den Hof des Rothschen Besitzthums einritt; aber wie Sonnenschein zwischen zerrissenen Wolken stand ein Zug heller Laune in den faltigen Zügen seines Gesichts.

„Erfchrick einmal nicht, Johann,“ sagte er, dem herbeikommenden Knechte das Pferd übergebend, „wenn sie von Gerichts wegen nach Dir fragen, und gieb fröhlichen Bescheid. Du weißt doch noch, wann an jenem Unglücks-Abend der Fritz heimgekommen ist?“

„O! ich es weiß!“ erwiderte der Angeredete, den Arzt mit dem Ausdrucke leichter Verwunderung anblickend, während sich dennoch in seinem derben Gesichte ein scheuer Anflug bildete, die launige Miene des Alten wiederzuspiegeln; „ich mußte alle zwei Stunden nach dem kranken Pferde sehen und war gleich nach zwölf in den Stall gegangen. Gerade als ich wieder in's Bett kriechen wollte, kam der junge Herr!“

„Richtig, das gieb nur gerade so an!“ nickte der Alte und wandte sich nach dem Hause. Ohne anzuklopfen, öffnete er hier leise die Thür des Parterre-Zimmers und steckte den Kopf hinein. Drinnen saß der alte Rothe, eine hohe, breite Gestalt, regungslos in einem ledernen Sorgenstuhle, während die Frau unweit von ihm, eine Näthcrei im Schooße, den umsterten Blick nach seinem Gesichte gewendet hatte. Beide schienen soeben eine Pause in einem trüben Gespräche genommen zu haben.

„Darf man hinein kommen?“ fragte der Arzt, indem es trotz des leichten Zuges von Humor um seinen Mund wie eine stille Erregung in seiner Stimme bebte.

„Da ist er, Vater! sieht Du, daß er uns nicht verlassen hat?“ fuhr die Frau auf. „Es ist seit vorgestern Niemand hier gewesen, Doctor, auch der Advocat nicht, und da hat er gleich an das Schlimmste gedacht.“

„Dummes Zeug, gleich von Verlassen zu reden, wenn Unsereins auch einmal das schöne Wetter genießen will,“ erwiderte der Eingetretene mit einem wunderlichen Zucken in den alten Zügen. „Es thät' hier auch gut, die Fenster aufzumachen, damit etwas frische Luft in den Trübsalsnebel kommt!“

Der Mann im Sorgenstuhle hatte aufmerksam den Kopf gehoben, während die Frau den Blick in fichtlicher Befremdung auf dem Gesichte des Sprechenden haften ließ. „Haben Sie etwas erfahren, Doctor?“ fragte der Erstere zögernd, „etwas — Tröstliches?“

„O, ich war nur eben dabei, als die Scheide und der Riemen von einem Fleischermesser gefunden wurden —“

„Von einem Fleischermesser?“ wiederholte Rothe, sich langsam gerade setzend und die Augen groß öffnend.

„Ja, das heißt unter den Sachen der Meier-Lotte, die soeben abgeholt werden sollte; es hat sich indessen herausgestellt, daß die Person schon seit vier oder fünf Tagen nicht mehr in ihr Quartier gekommen ist!“

„Und was ist das mit der Meier-Lotte, Doctor?“ klang die neue Frage des Mannes, welcher jetzt den Blick starr in des Arztes Gesicht geheftet hielt.

„Ja, das ist allerdings eine sonderbare Geschichte, wenn man auch schon längst selbst darauf hätte fallen können,“ erwiderte der Arzt, sich in den Haaren kraxend und fleif durch das Fenster in den blauen Himmel hinaus blickend; „Sie wissen ja, daß der Amtsrath es mit der Person bis zu seiner Verheirathung gehalten hat,

und es scheint, daß sie sich noch Rechnung auf ein gehöriges Abstandsgeld gemacht, sich darauf hin auch schon einen Fleischer zum Liebsten geangelt hatte, der sie um der schönen Thaler willen zu heirathen versprochen. Eines Abends indessen, als sie unter Drohungen den Amtsrath zu einer Zusammenkunft mit ihr bei der rothen Schenke veranlaßt, droht ihr dieser bei einem neuen Erpressungsversuche mit gerichtlicher Haft, der neue Liebste, der im Hause nur auf das Resultat der Unterredung gewartet, giebt ihr kurz gefaßt den Laufpaß, und sie stürzt mit Rache im Herzen dem Amtsrath nach. Der Fleischer aber hat sein Messer in ihrem Korbe aufbewahrt gehabt, ohne wieder, als er sie verlassen, daran zu denken — ja — Alles dies ist aber nun zu derselben Zeit geschehen, als der Fritz in jener Nacht nachgewiesenermaßen sich längst auf dem Heimwege von des Amtsraths Gute befunden hat —"

„Doctor, um Gotteswillen martern Sie uns nicht — mein Sohn kommt frei?!" schrie Rothe auf, von seinem Sitze emporschnellend.

„Nun ja, und wenn Sie jetzt nach der Stadt fahren wollen, bringen Sie ihn möglicherweise gleich mit heim!" erwiderte der Arzt, der erst jetzt den Kopf wandte, mit einer Bewegung in seinem Tone, die er vergeblich durch ein plötzliches, glückliches Lachen zu verdecken suchte — und: „Lisbeth — Doctor, sehen Sie nach der Frau!" brach es aus des Vaters Munde, während er gleichzeitig zur Thür hinaus in den Hof stürzte. Und von dort klang es im nächsten Momente in voller Kraft der Stimme: „Johann, die Pferde, den kleinen Wagen, rasch!"

Als aber der Doctor sich in einem leichten Schrecken nach der Frau gewandt, sah er, wie diese leichenblaß neben ihrem Stuhle stand und sichtliche Anstrengungen machte, sich daran festzuhalten. „Lisbeth, fassen Sie sich!" rief er, rasch auf sie zutretend, „ich wollte ja mit meiner Nachricht recht vorsichtig sein!" — sie aber streckte beide Arme, als vergingen ihr die Sinne, nach ihm aus. „Maiwald, Maiwald, das haben Sie gethan!" flüsterte sie, dann sief ihr Kopf haltlos an seine Brust.

Eine Secunde lang hielt der Alte den Blick in den sonnenhellen Himmel hinaus gerichtet, und ein wundersamer Strahl ging fast verklärend durch seine welken Züge, dann bettete er die Frau leise in den von ihrem Manne verlassenen Großvaterstuhl und rief nach frischem Wasser.

Der Stoff zu der vorliegenden einfachen Erzählung ist dem wirklichen Leben entnommen. Die „Meier-Lotte", welche in einem verrufenen Hause der großen Stadt aufgegriffen ward und nach kurzen Versuchen zu leugnen ein ausführliches Geständniß ablegte, wurde unter Berücksichtigung der Aufregung, in welcher sie den Mord vollbracht und welche ihr nach ihrer eigenen Angabe für eine Zeit lang völlig den Verstand genommen, zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt, ein Umstand, welcher dem Doctor, der „Niemand an's Beil hätte liefern mögen", zur sichtlichen Erleichterung gereichte. Die „Amtsräthin" hatte der Erbschaft zu Gunsten der durchgängig armen Verwandten des Ermordeten entsagt und sich damit unter den Klatschmäulern der beiden Dörfer einen ruhigen Weg nach Rothe's Hause, in welchem sie nach länger als Jahresfrist als neue junge Frau einzog, gebahnt.

Heute, wo dies geschrieben wird, lebt von den Alten nur noch „Vater Rothe" als rüstiger Greis; der Doctor starb kaum neun Monate nach dem Hingange seiner ersten Liebe ohne auffällige Krankheit; sein Andenken ist aber noch lebendig, soweit seine Wirksamkeit gereicht.

Menagerie-Bilder.

Nr. 6. Das Raubthiermodell.

Das Modell.

So wird in der Naturgeschichte von Pöppig der Tiger genannt, und er verdient diesen Namen in der That, wenn der Löwe mehr den Eindruck des Großartigen, Gewaltigen macht, so ist es hingegen der Tiger, welcher das Gierige, nach Beute Spähende, und doch auch die Eigenschaften des Kraftvollen und Gewandten am meisten in sich vereinigt. Nächst dem Löwen ist er es daher auch, welchen eingesperrt zu sehen das Publicum immer von Neuem interessirt. Selbst in Japan macht man gute Geschäfte mit

ihm. Vor einigen Jahren wurde eine solche Bestie dorthin gebracht, um für Geld gezeigt zu werden. Da man nicht wußte, welcher Eintrittspreis für die noch nicht dagewesene „Waare" zu fordern sei, so weigerten sich die japanischen Beamten, das Thier aufzunehmen, bis der englische Gesandte erklärte, dann müsse er den Tiger lassen lassen, da dem Capitain das Zurücknehmen und Füttern nicht zuzumuthen sei. Jetzt gaben die biedern Japanesen nach, und mit dem Tiger wurde ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht.

Für eine große wandernde Menagerie ist daher, wie der Löwe, so auch der Tiger ein nothwendiges Thier, und sein einziges Fehlen eine unangenehme Lücke. In der großen Kreutzberg'schen Menagerie kam denn auch, so viel ich sie kennen lernte, tiefer Fall nur ein einziges Mal in früheren Jahren vor. Dafür war aber wenigstens ein „Löwenjäger" so fern. Es war dies ein Bastard von Löwe und Tigerin, welcher noch aus der Aken'schen Menagerie herstammte. In der Gefalt, Haltung und Kopfform glich dieses Thier seiner Mutter, während die Färbung die des Löwen war, indem besonders außer einigen schwarzen Flecken am Kopfe alle schwarze Abzeichnung fehlte. Ich sah dieses schöne Thier 1843 zuerst in einer kleinen Menagerie, welche nur noch aus den Trümmern der großen Aken'schen bestand, aber immer noch deren vollen Titel führte, und 1850 erblickte ich dasselbe Thier im Kreutzberg'schen Besitz, und es war kraftvoller und schöner noch geworden als vorher. Es war dies ein seltenes Beispiel von vollkommener Entwickelung und langem Leben eines im Käfig geborenen Thieres.

Bei der vorgezeigten Dressur der Bestie trieb dieselbe ihren Widerstand mitunter so weit, daß Herr Kreutzberg das Vorführen der beabsichtigten Kunststücke aufgeben mußte, was ich übrigens nie bedauert habe, denn gerade dann waren die vorhergegangenen Scenen am interessantesten, da sie das Thier am meisten in seinem Charakter zeigten.

Noch anziehender mußte natürlich ein Kampf werden, welcher eines Tags in den Blättern angekündigt wurde, und zwischen dem Bastard und dem daneben logirenden „Riesenlöwen", einem alten phlegmatischen Burschen, stattfinden sollte.

Es war ein tragischer Tag. Der Himmel war von Wolken umhüllt, und ein strömender Regen durchnäßte die Wenigen, welche sich trotzdem nicht abhalten ließen, das großartige Schauspiel zu sehen. Zuerst begann die gewöhnliche Vorstellung mit den Thieren, dann ging die Fütterung vor sich, und den Schluß sollte dann der blutige Kampf ausmachen. Wir wenigen Zuschauer hatten alle Ursache das schlechte Wetter zu preisen, da wir dadurch um so bequemer das gewaltige Schauspiel genießen konnten.

Der Löwe hatte gefressen und lag in einer Ecke seines Käfigs; der Bastard schien noch unschlüssig, was er thun solle, als der Wärter endlich erschien, um die Zwischenwand, welche die Käfige trennte, herauszuziehen und dadurch das Zeichen zum Kampfe zu geben. Jetzt wendete sich der Löwenjäger um, und als durch das beginnende Herausnehmen des Schiebers eine Lücke entstanden war, trat er hinzu und grinste durch diese den Löwen an. Schnell sprang ein Wärter zu Herrn Kreutzberg, welcher ruhig an der Casse saß, und meldete ihm das schreckliche Grinsen. Aber dieser, in seiner Gewissenhaftigkeit offenbar erwägend, daß der bei dem schlechten Wetter gezeigte Enthusiasmus der wenigen Zuschauer verdiene, das gegenseitige Zerfleischen der Bestien nun auch ungeschmälert zu genießen, winkte ruhig zum Gewährenlassen. Jetzt wurde der Schieber völlig herausgezogen. Ich wagte kaum hinzusehen. Doch ich war ja bedeutend gekommen. Da sah ich denn, wie der Bastard zurückging, wie um zum Sprunge auszuholen, sich aber in seine Ecke legte und — gähnte. Der Löwe, welcher in der ganzen Zeit auch nicht die geringste Notiz von seinem Nachbar genommen hatte, that ein Gleiches, und wir? nun, wir befahen uns sehr aufmerksam die noch lange gähnenden Bestien, uns mitunter umsehend, ob wir etwa schadenfroh beobachtet würden. Zuletzt, da man so schneeweiß war, uns nicht auszulachen, thaten wir dies selber, wobei wir übrigens dem Verstande der beiden Thiere unsere Anerkennung nicht versagen konnten. Sie waren jedenfalls alte Bekannte.

In der äußern Erscheinung war natürlich dieser Bastard bei weitem nicht so prächtig, als es der eigentliche Tiger ist. Zwar kann man vom künstlerischen Standpunkt aus die lebhaft gefleckten oder gestreiften Thiere nicht immer so schön finden, wie die schön einfach gefärbten, weil durch diese Abzeichnung der Genuß an der eigentlichen Schönheit der Form und des Muskelspiels oft beeinträchtigt wird; für das Auge an sich hingegen, welches nun einmal Farbenglanz verlangt, ist der Tiger ein so recht passendes Thier. Ist eine solche Bestie nun obendies noch nicht durch lange Haft abgestumpft und von wildem Naturell, so gewährt sie dann gerade mit durch den Glanz ihres Felles eine furchtbar schöne Erscheinung. Ich erinnere mich eines solchen Exemplars, welches sich gleichfalls, aber zu anderer Zeit, in der Kreutzberg'schen Menagerie befand. Schon ein scharfes Ansehen genügte, um diesen Tiger in Grimm zu versetzen; kam man ihm aber näher, so setzte er sich sofort in Vertheidigungsposition; auf den Hinterbeinen lauernd und den Rachen weit aufreißend, grinste er den vermeintlichen Gegner mit so furchtbarer Wuth an, daß er einen wahrhaft diabolischen Anblick darbot. Ich benutzte diese Reizbarkeit zu einer Sturie, zu welcher ich mir schon längst die Gelegenheit gewünscht hatte. Ein Wärter stellte sich auf meine Veranlassung vor den Käfig und bot einfach den Arm in die Höhe, in Folge dessen die Bestie so bösartig in der Erstellung ihrer Wuth verblieb, daß ich ein verhältnißmäßig sehr bequemes Zeichnen hatte, denn das Modell „saß" wirklich besser, als manches menschliche.

Ich kenne in der That kein anderes Raubthier, welches in der Wuth einen so dämonischen und grauenhaften Ausdruck hat, so daß mir dies schon hinreichend erklärt, daß gerade der Tiger in den Ruf der „Grausamkeit" gekommen ist.

Einen noch anziehenderen Anblick, als der eben besprochene Tiger, bot ein anderer in der Renz'schen Menagerie befindlicher, da derselbe, außer der auch ihm innewohnenden Wuthheit, noch von gewaltiger Größe und Stärke war. Mit ihm in demselben Käfig war noch ein anderer, etwas kleinerer Tiger zusammengesperrt, wurde aber von seinem stärkeren Genossen so vollständig beherrscht, daß er in seiner unterwürfigen Rolle gar nicht mehr den Eindruck eines Tigers, eines Raubthieres machte. Ein Kampf zwischen Beiden hätte allerdings auch seinen Augenblick zweifelhaft sein können. Selbst den Wärtern graute es vor dem größern der beiden Thiere, was ich sonst nie wieder beobachtet habe.

Bei der Natur des Tigers ist es erklärlich, warum man gezähmte und dressirte Thiere dieser Art seltener sieht, als Löwen; sie sind unzuverlässiger als dieses gewiß edlere Raubthier. Der erste Besuch in einem Tigerkäfig mag daher schon manchem Thierbändiger Herzklopfen verursacht haben. So ging es wenigstens auch dem von mir schon früher erwähnten Brankel in der Schreier'schen Menagerie, obgleich es sich hier keineswegs um Dressur handelte. Es mußte eine nicht mehr aufschiebbare Ausbesserung im Innern des Käfigs vorgenommen werden, ohne daß man den Tiger, ich weiß nicht genau warum, absperren konnte. Brankel wählte zu dem Wagniß die frühe Morgenstunde, wo die Thiere noch halb schlafend in ihrem Stroh liegen. Der Tiger, ein allerdings mehr ruhiges Exemplar, ließ auch wirklich den Wärter seine Arbeit ungestört vollenden, so daß dieser wohlbehalten wieder herauskam und sich nicht wenig darob freute.

Die Leistungen der gezähmten Tiger sind in der Regel sehr einfache; sich aufrichten am Gitter oder am Thierbändiger, herumgehen oder sich hinlegen, und das bekannte Papa- und Mamasagen (wobei allerdings der Zuschauer den Unterschied erst heraushören muß), das sind gewöhnlich die Kunststücke des gebildeten Tigers, wobei übrigens den Verdiensten einzelner, mit größerem Talent begabter nicht zu nahe getreten werden soll. Daß übrigens jedes einzelne Exemplar seinen eigenen Charakter hat und sich manche Eigenthümlichkeit angewöhnt, wird manchmal die Ursache von einzelnen neuen Dressurstücken. Es ist daher eine genaue Beobachtung von Seiten des Thierbändigers erforderlich, um die befonderen Neigungen des Thieres zu erkennen und sie zu einem Kunststück zu benutzen, und dies gilt von allen derartigen Thieren.

Ueber dieses Dressiren ist schon viel gefagt und geschrieben worden, und ich kann es mir daher ersparen, hier noch Wasser in den Brunnen zu gießen. Das möchte ich aber noch bemerken, daß hierüber sehr viel irrige Vorstellungen umlaufen, denn nicht nur werden sehr viel derartige Erzählungen erfunden, sondern die Leute selbst sind immer geneigt, das romantisch Klingende eher zu glauben, als die einfache Wirklichkeit.

Wie irrig z. B. die Vorstellung ist, daß die Thierbändiger immer todbringende Waffen bei sich tragen, mag folgendes Beispiel beweisen.

Als Herr Kreutzberg, so erzählte mir derselbe nach seiner Zurückkunft aus Rußland, in Petersburg fast alle seine Thiere durch den Tod verloren hatte, war er genöthigt, die Neuangekom-

menen möglichst schnell zu dressiren. Eine Löwin, in zehn oder zwölf Tagen angeeignet, hatte nur noch eine Hauptprobe zu bestehen, um dann vorgeführt zu werden. Bei dieser Probe aber wurde dieselbe durch deren lange Dauer zuletzt so ennüs, daß sie den Gehorsam vergaß und ihren Herrn am Arm packte. Er riß sie los, wurde aber von dem aufgereizten Thier jetzt am Knie gefaßt, und nur schwer gelang es ihm, dasselbe zu überwältigen. Noch zur Zeit der Erzählung litt er an der Wunde, aber er hatte sich derselben lieber ausgesetzt und das Thier erhalten, als gleich an Todtschießen oder Todtschlagen gedacht. Ein dressirtes Thier ist eben dem Besitzer viel zu werthvoll, um es gleich bei einretenter Gefahr zu tödten.

Ich will zum Schluß noch eine selbst mir angesehene Dressurscene erzählen, bei welcher allerdings der angestrebte Zweck verfehlt wurde.

Eines Morgens in die Kreuzberg'sche Menagerie eintretend, fand ich zur ungewöhnlichen Stunde die Raubthiere in dem großen Centralkäfig vereinigt. Eine Probe wurde abgehalten, und es galt also Neues einzustudiren. Besonders handelte es sich darum, den einen Leoparten zu bewegen, sich auf den Schooß der jungen Dame, welche bei den Vorstellungen mitwirkt, zu setzen. Dieselbe saß auf einem Klappstuhl dicht vor dem Leoparden, welcher auf seinem am Gitter aufgehängten Bret kauerte. Durch Herrn Kreutzberg's freundliches Zureden, und durch den von dem jungen Mädchen vorgehaltenen Teller mit Fleisch gelockt, entschloß sich endlich auch das Thier, mit den Vordertatzen auf den Schooß des Mädchens zu treten, aber immer fuhr es wieder zurück und war nicht weiter zu bringen. Ich ging daher zuletzt hinweg und fing an zu zeichnen. Nach einiger Zeit hörte ich plötzlich ein Poltern, ein zorniges Aufbrüllen und die donnernde Stimme des Menagerieb'esitzers, welcher rief: „Das kann hinaus!" Damit war ein niedliches Schäfchen gemeint, welches inzwischen in den Centralkäfig gebracht worden war. Es kam, als ich hinzueilte, bereits unter dem Wagen hervorgesprungen, am Kopfe blutend, aber sonst ganz munter. Offenbar war beim Anblick des Wiederkäuers die wilde Natur des Leoparten, denn wohl nur dieser war der Attentäter, erwacht, und hatte den Angriff und damit den Schluß der Probe herbeigeführt.

K.

Ein Besuch bei Theodor Körner's Pflegerin in Groß-Zschocher.

Die vielen thatsächlichen Beweise der Theilnahme für Theodor Körner's Pflegerin nach seiner Verwundung bei Kitzen gaben dem Herausgeber der „Gartenlaube" Veranlassung, die hochbetagte Frau Häußer in ihrem Wohnorte selbst aufzusuchen, um ihr die bis jetzt für sie gesammelten Gaben an Geld und freundlichen Zuschriften zu überreichen.

Es ist natürlich, daß die trotz ihrer nun fast 80 Jahre noch immer geistig munntere Frau, erfreut durch die dargebrachten Geschenke einer dankbaren Gegenwart, gern und ausführlich jener gefahrvollen Tage gedachte, in welchen ein Theodor Körner unter ihrem Schutze lebte, und es wurde dabei so manches Neue, unsers Wissens bis heute Unbekannte über des Sängerhelden Auffindung und Pergung in der Erinnerung der Frau Häußer geweckt, das wir einer Mittheilung um so mehr werth halten, als jetzt, wo man bald den Gerächtnißtag seines halben Jahrhunderts auf sein Grab legt, die allgemeine Theilnahme der Deutschen sich auch dem Kleinsten zuwendet, das mit diesem lieben großen Todten in Verbindung steht.

Die napoleonische Schandthat bei Kitzen geschah bekanntlich am 17. Juni. In der Nacht nach jenem für die Lützower so blutigen Tag standen zwei Männer der eine ein Zimmermann, Namens Haugk, an dem Mühlteiche bei Groß-Zschocher, und zwar am rechten Ufer der Elster, um das Bauholz zu bewachen, mit welchem damals das Wehr ausgebessert wurde. Sie hatten sich ein Feuerchen angeschürt und waren eben beschäftigt, Kaffee zu kochen, als sie mit einem militärischen „Wer da?" angerufen wurden und zu gleicher Zeit zwei dunkle Gestalten zu ihnen heranttaten, in denen sie Officiere von der schwarzen Schaar erkannten. Diese fragten, ob Franzosen im nächsten Dorfe seien, und als das bejaht und mit einem „sehr viel" bekräftigt worden, baten sie die Männer, sobald der Morgen anbreche, über den Fluß hinüber in das Gehölz zu gehen, wo sie einen ihrer Cameraden verwundet an einer Eiche liegend finden würden. Sie möchten, fänden sie ihn noch am Leben, ihm ärztliche Hülfe verschaffen und der Allem ihn nicht in die Hände der Franzosen fallen lassen. Die beiden Männer mußten das wiederholt versprechen, worauf die Officiere sich entfernten.

Mit dem ersten Morgengrauen gingen sie an die Ausführung ihres Auftrags. Die Frau Häußer erzählt, daß jene Eiche nicht sehr weit vom Wehr entfernt gewesen, denn sie hätten in der Stille der Nacht das Schnauben von Körner's Pferd gehört. Da aber das Wehr zum Theil abgerissen war, so mußten die Beiden den Umweg über die nächste Brücke machen, der allerdings längere Zeit gekostet habe. Im Gehölz (es war „im Schönen" genannt) fanden sie, eben durch das Schnauben des Pferdes geführt, ohne langes Suchen die bezeichnete Eiche und darunter den verwundeten Officier.

Als sie sich ihm näherten, hielt Körner ihnen in jeder Hand eine Pistole entgegen und rief: „Wer da?" Die Männer beruhigten ihn mit der Nachricht von ihrem Auftrage und sicherten ihm ihre bereitwillige Hülfe zu. Nur war es, nach der Erzählung jenes Zimmermanns Haugk, nicht sofort möglich, den Verwundeten nach Groß-Zschocher zu bringen, eben weil es darin von Franzosen gewimmelt, und erst als um 4 Uhr ein starkes Trommeln vom Dorfe her den Abmarsch des Feindes anzudeuten schien und sie sich vom wirklichen Abmarsch desselben genau überzeugt, habe man noch mehrere Leute vom Dorfe geholt, um „den Officier, der sich Körner nannte", in Sicherheit zu bringen.

Die Haugk'sche Erzählung berichtigt jedoch Frau Häußer, indem sie als sicher behauptet, daß damals gar keine Franzosen im Dorfe gewesen seien, daß aber ihr seliger Mann, den man zunächst zum Beistand aufgerufen und ohne welchen die andern Männer ihre Beihülfe nicht gewagt hätten, trotzdem alle möglichen Sicherheitsmaßregeln getroffen habe, um auch in's Dorf keine Kunde von der Anwesenheit eines Lützow'schen Officiers gelangen zu lassen. Er habe von seinen Kleidern einen Anzug zusammengepackt, habe sogleich den alten Chirurg Dietze aus Klein-Zschocher herbeiholen lassen und sei dann zum Bader Schurig gegilt, um sich von diesem eine frische Wein zur Stärkung für den Bleßirten zu erbitten, und so ausgerüstet habe er den Weg zum Walde eingeschlagen.

Nachdem man Körner vom Blut nothdürftig gereinigt und er sich an einem Schluck Wein gelabt, kleidete er sich um, Uniform und Waffen wurden sorgfältig verpackt, und dann führte Häußer ihn allein und, um nirgends Aufsehen zu erregen, um das Dorf herum in seine beim Rittergute gelegene Gärtnerwohnung. Die Entfernung von der Eiche bis dahin betrug ungefähr eine Viertelstunde. Außer dem Pächter Schurig, der es sich zur Freude machte, Körner manche kleine Erquickung durch den Gärtner zu schicken, dem Chirurgen Dietze und den wenigen Männern am Wehr, die Alle das treueste Stillschweigen schworen und hielten, erfuhr im Dorfe Niemand etwas von dem stillen Gaste, selbst die Schwester der Frau Häußer nicht, „denn," sagte sie, „wenn's verrathen worden wäre, wären wir ja Alle erschossen worden, und die Franzosen hätten ja gleich das ganze Gut demolirt" — und daß diese Befürchtung nicht übertrieben war, dafür zeugen Beispiele genug aus jener Zeit der deutschen Erniedrigung — und Erhebung.

Um so höher müssen wir den Heldenmuth achten, den diese deutsche Frau bei den gefahrvollen Aufträgen bewährte, die ihr noch geworden sind. Während sie die von Blut starrende Uniform Körner's wusch, hatte dieser, nachdem er vom Chirurg Dietze verbunden und ein wenig der Ruhe überlassen war, sich wenigstens soweit erholt, daß er seinem Drange, seinen Eltern und Freunden Nachricht von sich zu geben, folgen konnte. Da saß er denn, mit verbundenem Haupte, in dem Dachstübchen des Hauses, und mag aus dem kleinen Fenster, das unser Bildchen uns zeigt, manchen besorgten Blick auf das Dorf und die Flur geworfen haben, während er an dem bescheidenen Tischchen neben seinem Bette die Briefe schrieb, die wir auf S. 119 (Nr. 8) mitgetheilt haben. Wer es aber übernahm, diese Briefe an Körner's Vater und an den

Kaufmann Kunze durch das streng bewachte Thor von Leipzig in die Stadt zu bringen, war nicht „ein zuverlässiger Bote", sondern eine aufopferungsfähige Göttin, unsere Frau Häußer.

Wer bedenkt, wie unerbittlich streng die französischen Gewalthaber damals jede deutsch-patriotische Handlung strafte, wer ferner bedenkt, daß Frau Häußer damals Mutter von zwei lieben Kindern war, die ihr das Leben doppelt theuer machen, und daß sie nicht etwa von irgendwelcher Begeisterung für den „gefeierten Dichter" zu jenem Wagniß emporgehoben sein konnte, da sie von diesem Dichterruhm gar nichts gewußt, sondern blos und allein den „blessirten Officier", den „braven jungen Mann", den „Lützower in der Noth" vor sich hatte, der wird es ihr bewundernd anerkennen, daß sie den Gang für ihn wagte. Sie verbarg beide Briefe in ihre Strümpfe und brachte sie glücklich zu Kunze. Wir glaubten es ihr, als sie hier ihrer Erzählung hinzufügte: „Wie ich da die Briefe los war, da können Sie denken, daß ich recht froh war."

Das Gärtnerhaus in Groß-Zschocher.

Im seinem Bodenstübchen, „wo er den ganzen Tag schrieb", verweilte Körner, nach der Aussage der Frau Häußer, 8—9 Tage. Nachdem sie die von Kunze besorgten Kleider und die Perrücke, durch welche die fernere Flucht Körner's gesichert werden sollte, nach Groß-Zschocher gebracht, kam der Tag der Uebersiedelung desselben zu Dr. Wendler nach Leipzig. Am hellen Mittag verließ der Gärtner Häußer mit seinem verkleideten Gaste das Haus und führte ihn durch den Park, wiederum ohne das Dorf zu berühren, nach Schleußig, bis wohin er ihm auch die Kriegsgasse (von mehr als tausend Thaler, wie Frau Häußer sagte) trug, die Körner gerettet hatte.

„Wie's wieder ruhig war," erzählte Frau Häußer weiter, „kamen die Eltern Körner's und besuchten uns. Mein seliger Mann mußte den Vater an die Eiche im Gehölz führen, aber die Mutter blieb bei mir, und ich sollte ihr von ihrem Sohne erzählen. Draußen an der Eiche gab Körner's Vater meinem Mann den silbernen Becher, den ich durch alles Kreuz und Elend, das über mich kam, glücklich erhalten habe bis heute." Auch einige Bilder und die Gedichte Körner's in ältester Ausgabe werden als Andenken der Eltern des Dichters von der Familie Häußer aufbewahrt.

Leider sucht der Verehrer Theodor Körner's heute vergeblich nach der Eiche; sie ist sammt dem ganzen Walde verschwunden, es ist Ackerfeld aus dem Waldboden geworden, und selbst die Eltern hat ihr altes Bett, das nun „das stille Wasser" heißt, verlassen müssen und kann nicht mehr als Wegweiser für den dienen, der die ehemalige Stätte des Holzes „im Nesselwinkel" und des Gehölzes „im Schönen" sucht. Nur der Sohn und die Tochter der Frau Häußer sind im Stande, annähernd den Platz anzudeuten, wo die schöne Eiche emporragte und wo Theodor Körner, selbst dem Tode nah noch Dichter, in der schlimmsten Nacht seines Lebens lag. Diese Stelle soll jetzt durch einen Denkstein bezeichnet werden.

H.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

Eine Stunde bei Michelet.

Am 13. Juni zurückkehrend, aus der Madeleinekirche, wo die Todtenfeier zu Ehren des Grafen Cavour stattgefunden hatte, begegnete ich auf dem Boulevard des Italiens vor dem Café Cardinal meinem Freund und Landsmann D., der langsam dahinschlendernd umherspähte, wie Jemand, der etwas sucht.

„Wohin des Weges?" redete ich ihn an.

„Ich sehe mich nach einem Wagen um, der mich nach meiner „Erholung" bringen soll."

„Sie haben also Ihr Sanssouci wie ein Fürst?"

„Warum nicht?"

„Darf man wissen, wo Ihr Lustschloß steht?"

„Rue de l'Ouest Nr. 44, hart an dem Luxembourg-Garten."

„Sehr empfehlend fürwahr!"

„Wenn Sie mitkommen wollen, so steht es Ihnen frei, und ich stehe dafür, daß auch Sie eine Befriedigung finden werden."

„Ich nehme Ihre Bürgschaft an; wissen aber möchte ich doch, wohin Sie mich eigentlich bringen wollen."

„Nun denn," entgegnete D., zu Michelet, „wo ich, wie nirgends, die drückendsten Sorgen abthue, die mir meine verwickelten Geschäfte verursachen, wo ich meinen Geist in eine Sphäre tauche, die reinigend und erfrischend zugleich wirkt, wo ich die Unerquicklichkeiten und Gemeinheiten vergesse, mit denen ich mich herumzuschlagen habe. Sie bedürfen zwar nicht in dem Maße, wie ich, der Lustveränderung; denn Sie, nachdem Sie der Sturm, wie mich, hierher verschlagen, blieben, trotz der harten Kämpfe, die Sie zu bestehen hatten, bei Ihren Büchern und Schriften, während ich es mit Bankiers, mit Commissionären, mit Fabrikanten und Kaufleuten, mit der türkischen Finanzkrise und dergleichen zu thun habe; allein Michelet ist ein politisch-literarischer Charakter von besonderem Interesse, und es ist eigentlich unrecht von Ihnen, daß Sie ihn nicht längst kennen zu lernen suchten. Sie haben vor einigen Jahren der verbreiteten „Gartenlaube" Schilderungen französischer Berühmtheiten geliefert, und ich denke, daß in dieser Gallerie der berühmte Professor nicht hätte fehlen, daß er neben Béranger, Lamennais, George Sand, Thiers einen Platz hätte finden sollen."

„Der Vorwurf ist vollkommen gegründet," versetzte ich, „doch ist der Fehler leicht gut zu machen. Ich folge Ihnen."

Ein Wagen wurde genommen, und wir fuhren zu Herrn Michelet.

Der Mann, der so viele Kämpfe mit den „Schicksalsmächten", mit Irrthum, Aberglauben und Unrecht bestanden, der gearbeitet, geforscht und gelehrt hat, an dessen Lebenswandel der eifrigste Widersacher keine Makel finden kann, dessen Ueberzeugung stets ein Fels war, von dem keine Brandung etwas abzulösen vermochte,

und der nie zur Unterhandlung mit der Lüge zu bewegen war, verdient in der That von Allen, die sich an der Lauterkeit und Würde eines Charakters erfreuen, gesucht und gekannt zu werden.

Der berühmte Geschichtschreiber und Professor Jules Michelet stammt aus der französischen Heroenzeit, in der ein gewaltiges Geschlecht viel Schwierigeres ausgeführt hat, als die Halbgötter, von denen die griechische Sage, als die Helden, von denen Homer erzählt. Er ist am 21. August 1798 zu Paris geboren.

Sein Vater hatte eine Druckerei, in welcher der Knabe von seinem zwölften Jahre an als Setzer verwendet wurde, da die drückenden Verhältnisse seiner Familie die Bezahlung eines Arbeiters schwer, wo nicht unmöglich machten. Erst zwei Jahre später gelang es mit den äußersten Anstrengungen, den jungen Menschen in einem Collège unterzubringen. Als Michelet seine Studien beendet hatte, verschmähte er es, von seiner Feder zu leben, und wollte einen wirklichen Beruf, er widmete sich dem Lehrfach. Drei Jahre lang gab er Lectionen theils in Privathäusern, theils in Privatlehranstalten, bis er 1821 in Folge einer Mitbewerbung Professor am Collège St. Barbe wurde.

Neben seinen Berufsgeschäften betrieb er unausgesetzt und mit unermüdlichem Eifer die Wissenschaften: Geschichte, Philosophie und classische Literatur. In den Jahren 1825 und 1827 erschienen seine ersten geschichtlichen Werke, in welchen sich der unabhängige Geist, das Wissen und die Darstellungsfähigkeit des Verfassers kund gaben und die Aufmerksamkeit erregten. Man merkte bereits, daß er die Philosophie des großen deutschen Denkers Kant in sich aufgenommen. Von da ab steigert sich der Ruf des Geschichtschreibers und Lehrers immer mehr und mehr. Nach der Julirevolution wird Michelet zum Vorsteher der geschichtlichen Abtheilung des königlichen Archivs ernannt und in die Lage gebracht, wie die andern liberalen Schriftsteller zu jener Zeit, nach politischem Einfluß, nach den höchsten Aemtern zu langen. Allein Michelet verschmäht die Stellenjagd und die Intrigue. Bescheiden und stolz bleibt er bei seinen Büchern und Schülern.

Die Werke meist historischen Inhalts, die Michelet nun in verhältnißmäßig rascher Aufeinanderfolge an's Licht treten läßt, zeichnen sich vor Allem durch Originalität der Anschauungen aus, die manchmal gesucht erscheinen, die aber aus der allzu lebhaften Phantasie des Verfassers, aus dem Tumult der Gedanken, die sich in seinem Kopfe drängen, entspringen. Ferner ist an den Geschichtschreiber zu rühmen, daß er viel gesucht und geforscht und neue Quellen gefunden hat, aus denen er geschöpft, daß er manches Dunkel aufgehellt, Ereignisse, die falsch aufgefaßt und falsch beurtheilt wurden, auf ihren wahren Grund zurückgeführt und ihnen ihren wahren Charakter zugewiesen hat.

Als Lehrer zeigt Michelet noch ganz andere Eigenschaften, denn als Schriftsteller. Er hat unter seinen Schülern Sympathien gewonnen, die an Fanatismus grenzen und die keine Zeit zu überwinden vermag. Er unterrichtete nicht nur, er erhob, er begeisterte. Alles, was sich des Bessern vorfand in den jungen Herzen und Seelen, das belebte, das bewegte er. Alles, was hoch steht in der Welt, Alles, was unvergänglichen Werth hat, das brachte er der Jugend nahe, er lehrte seine jungen Zuhörer vor Allem denken, erkennen, Gesetzen stützen und Götter erheben. Seine Vorträge waren ungeregelt, wie seine Bücher sind, die Wirkungen aber, die sie hervorbrachten, waren außerordentlich. Sie boten keine systematische Belehrung, allein sie regten zum Bessern an, sie bildeten Geist und Gemüth und traten den schädlichen Einflüssen des Pariser Lebens, denen die Jugend ausgesetzt ist, sie traten den Einflüssen eines nach der Herrschaft strebenden gemeinen Materialismus, dem Aberglauben und dem Vorurtheil siegreich entgegen.

Die Maßregeln, welche von zwei Regierungen gegen den Professor ergriffen wurden, sind leichter zu erklären, als zu entschuldigen. Im Jahre 1834 ließ sich Herr Guizot, der die Schule gegen den politischen Thaumelpfaff vertanzhte, auf dem Lehrstuhl der Faculität der schönen Wissenschaften ersetzen. Ein Jahr darauf bekundete unser Professor durch die Herausgabe der „Memoiren Luther's, geschrieben von ihm selbst" (Mémoires de Luther écrits par lui-même) seine Hinneigung zum Protestantismus. Dieses Werk ist aus Stellen, die sich in Briefen, Reden und Schriften des deutschen Reformators finden, zusammengesetzt.

Im Jahre 1838 gelangt Michelet auf den Lehrstuhl für Geschichte und Moral am Collège de France, der sich durch den Tod des Herrn Daunou erledigt fand. Kurz darauf wird er als Nachfolger des dahingeschiedenen Grafen Reinhard in die Akademie aufgenommen.

Bezeichnend ist es, daß der König Ludwig Philipp seiner Tochter Clementine von Michelet Unterricht in der Geschichte ertheilen ließ, doch ging der Professor nicht in die Tuilerien, sondern die Prinzessin kam zu ihm. Oefters wartete sie gedultig, wenn ihr Lehrer, durch Geschäfte veranlaßt, aus dem Hause war und sich später als zur festgesetzten Stunde einfand. Michelet hätte durch diese nahe Beziehung zum Hofe die größten Vortheile erreichen können; allein er hat es verschmäht, sie auch nur im Geringsten zu benutzen; er sah in der Prinzessin nichts weiter als seine Schülerin, die er in seiner Weise zu belehren, aufzuklären suchte. Er hat sogar das Anerbieten, ihn dem König vorzustellen, zurückgewiesen.

Am Collège de France bekämpfte Michelet mit Edgar Quinet um die Wette die Jesuiten, welche in Frankreich neue Niederlassungen und Schulen gründen wollten. Der Streit wurde heftig. Die beiden Professoren schlugen und trafen fürchterlich. Die erschreckten Väter, denen es an das moralische Leben geht, greifen ihrerseits mit allem Ungestüm die Professoren an, in wüthenden Hirtenbriefen und anderen frommen Schriften, sie erregen Michelet Stürme im Lehrsaal, außerdem wissen sie durch ihren weit reichenden und weit verzweigten Einfluß die Sache vor die Pairskammer und vor die Versammlung der Abgeordneten zu bringen. Die Aufregerung, von allen Seiten durch diesen tausendköpfigen, tausendarmigen Einfluß bestürmt, sah sich bewogen, mit der Gesellschaft durch einen Abgesandten an den General derselben zu unterhandeln, und es wurde die Vereinbarung getroffen, daß die Jesuiten ihr Bethaben, in Frankreich neue Gemeinschaften zu gründen, aufgaben und den Feinseligkeiten des Collège de France gegen die Gesellschaft Jesu Zügel angelegt würden. Edgar Quinet verließ den Lehrstuhl am Collège de France, weil sich das Ministerium herausnahm, ihm ein Wort in dem vorgelegten Programm zu streichen. Und Michelet setzte allein, unerbittlich, unerschütterlich den Kampf fort, ohne sich um das getroffene Abkommen zu kümmern, das er verachtet, ohne die Stürme zu beachten, die gegen ihn von allen Seiten heraufbeschworen werden. Er läßt (1844) das Buch: „Von dem Geistlichen, der Frau und der Familie" erscheinen, welches heute eine bedeutende Rolle spielt und das ein besonderes Schicksal hat, wie weiter unten erwähnt wird.

Doch auch gegen die Regierung, die sich auf schlechten Wege befand und den eben so dringenden als bescheidenen Forderungen der Nation einen starren Widerstand entgegensetzte, waren die Angriffe in den Vorträgen Michelet's gerichtet. Und die verbenteten Staatsmännner am Ruder erblickten in einer Propaganda, die bereits im ganzen Lande gemacht war, eine Gefahr, sie hatten Angst vor Worten, die nichts weiter als ein beredter Ausdruck der allgemein vorherrschenden Stimmung waren, und schlossen 1847, den Tag vor ihrem Fall und vor dem Fall des Thrones, den sie stützten, dem Professor den Mund.

Im lateinischen Viertel entsteht eine Aufregung, so wie die Maßregel bekannt wird, die zu einem Auftand anzuwachsen droht. Zweitausend Studenten vereinigen sich und rücken vor die Kammer der Abgeordneten, um von dieser die Wiedereinsetzung ihres Meisters in sein Lehramt zu verlangen. Die Schaar ward auf ihrem Zuge in allen Straßen von der Menge jubelnd begrüßt und durch Zuruf ermuthigt. Ein Blinder konnte sehen, daß Paris, und also Frankreich, zu den Studenten hielt. Die Kammer widerstieh, wie der ausübende Gewalt, und überläßt es der Februarbewegung, Michelet seinen Lehrstuhl und der französischen Nation das verlangte Recht zurückzugeben.

Daß der Präsident Ludwig Napoleon einen öffentlichen Lehrer wie Michelet nicht dulden konnte, ist wohl nicht nöthig anzuführen, eben so wenig, als daß Michelet dem Kaiser Napoleon nicht den Schwur der Treue leisten wollte. Nach dem Staatsstreich gab er seine Stelle im Archiv auf. Seit jener Zeit lebt er zurückgezogen seiner Familie und seinen Arbeiten. —

Wir fuhren also, mein Freund und ich, zu Herrn Michelet. Wir traten in ein ganz gewöhnliches Haus, dem Luxenbourg-Garten gegenüber, stiegen zwei Treppen hoch und klingelten. Eine Magd öffnete und wies uns, ohne uns anzumelden, in den Salon. Kannte sie meinen Freund, oder wird Jeder, der kommt, in dem Hause des Gelehrten gastlich aufgenommen, ich weiß es nicht.

Der Salon besteht aus einer geräumigen Stube in geviertelter Form, mit anständiger Einrichtung, ohne allen Aufwand, mit zwei gut gemalten Bildern, das Ehepaar, welches wir besuchen, darstellend. Kaum hatte ich Zeit, mich etwas umzusehen, um aus den Gegenständen den Charakter der Bewohner herauszulesen, als Madame Michelet eintrat. Sie ist eine Frau von etwa 28 bis 30 Jahren, eine anmuthige, gewinnende Erscheinung; sie begrüßte D., der kürzlich aus Constantinopel zurückgekehrt ist, mit Herzlichkeit und empfing mich, den Vorgestellten, in ungezwungener, liebenswürdiger Weise.

Bald darauf kam Herr Michelet. — Er ist unter mittlerer Größe. Trotz der grauen Haare ist etwas jugendlich Belebtes in seinem Wesen. Die Züge seines Gesichts sind beweglich und einnehmend, sie folgen den Gesprächen, sie geben rasch die verschiedenen Eindrücke wieder, wie sie der „poetische Gelehrte" empfängt. Aus seinem grauen Auge spricht ein tiefer Ernst, Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Schwärmerei. Er ist sehr angemessen, weder nachlässig, noch allzusorgsam gekleidet. Die ganze Weise, sein Auftreten und Benehmen, ist französisch, und es fiel mir auf, daß in dem Knopfloch seines Rockes das rothe Bändchen fehlte, das Abzeichen des Ehrenlegionordens, der ihm 1833 verliehen worden war.

D. stellte mich ihm als einen deutschen Schriftsteller vor, der ihn um Etwas zu bitten hätte.

„Ich bin zu Ihren Diensten," rief Michelet, und sein ganzes Wesen schien von dem Wunsche beseelt, mir gefällig und nützlich zu sein. Michelet ist nämlich der dienstfertigste Mensch, den man finden kann. Ganze Tage läuft er umher, klopft bei Freunden und Bekannten an, bittet all' seine Verbindungen aus, wenn es gilt irgend Jemandem, der ihm empfohlen ist oder sich ihm selbst empfohlen hat, behülflich zu sein, eine Anstellung oder sonst ein Unterkommen zu verschaffen. Und was er nie für sich gethan hat, das thut er für Andere. Und er genießt eines solchen Ansehens, selbst bei seinen politischen Gegnern, daß seine Empfehlung sogar in der amtlichen Welt einen Werth hat, besonders seitdem die Regierung mit der Klerisei zerfallen ist und man von oben herab den abgesetzten Professor hat wissen lassen, daß er nun die zweite Auflage des Buches „Von dem Geistlichen, der Frau und der Familie" ungehindert erscheinen lassen könne, das sei dem Staatsstreich verpönt gewesen war.

Ich sprach die Bitte aus, von ihm selbst über sein Leben Etwas zu erfahren, um es der verbreitetsten Zeitschrift auf dem Festlande mitzutheilen.

„Unsereiner", versetzte Michelet mit natürlicher Offenheit, „hat kein Leben, was man eigentlich so nennt. Ich stehe des Morgens zeitig auf, frühstücke und gehe in die Bibliothek. Um zwei Uhr Nachmittags komme ich nach Hause und empfange meine Freunde, wie Sie sehen. Ich bin zweimal von meinem Lehrstuhl entfernt worden. Meine Werke sind mein Leben."

„Also wie unsere deutschen Gelehrten," bemerkte ich.

„Ganz so. Nicht wahr, Kant ist aus Königsberg nicht über sieben Meilen weit herausgekommen?"

Ich nickte bejahend. — „Wenn Sie kein äußeres Leben haben, so haben Sie doch ein inneres," bemerkte ich.

„Fragen Sie, und ich werde Ihnen antworten," sagte zuvorkommend Michelet.

„Ein solches Vornehmen ist zu zarter Natur, und ich kann mir es nicht erlauben. Ich weiß, daß es Dinge in dem innersten Leben eines Menschen giebt, von denen man nicht sprechen will."

„Warum denn nicht? Ich bin bereit Alles zu sagen."

Es war diese Versicherung so natürlich vorgebracht, daß sie einen tiefen Eindruck auf mich machte. Mir dünkte dieses eine Wort hinreichend, um einen bedeutenden Menschen anzuzeigen. So fremd wie ich dem Gelehrten bei einer ersten Begegnung war, hätte ich es aber für unangemessen gehalten, von dem außerordentlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.

„Uebrigens," erklärte Michelet, als er meine Zurückhaltung bemerkte, „findet sich in der Vorrede zu meinem Büchlein „Das Volk", welches 1846 erschien, ein kurzer Abriß meines Lebens. Es ist dieses Angaben nur Weniges hinzuzufügen, etwa: daß ich mich wieder verheirathet habe, daß ich durch meine Frau zum Studium der Naturwissenschaften geführt wurde. Wir haben „die Insecten", „das Meer" und „den Vogel" geschrieben. Diese Werke haben mich neben meinen historischen Arbeiten beschäftigt."

Frau Michelet bemerkte, daß Biographien ihres Gatten von Hippolyte Castille und — sie lachte — von Herrn Mirecourt vorhanden seien.

„Von Herrn Mirecourt!" rief der Gelehrte. „Der gute Mann hat in seiner Freundlichkeit versichert, daß ich beichte und regelmäßig jeden Monat das Abendmahl genieße. Ich habe nie gebeichtet und nie das Abendmahl genossen; als ich zur Welt kam, waren die Kirchen in Frankreich geschlossen oder in Werkstätten umgewandelt, die Druckerei meines Vaters befand sich in einer Kirche, und ich habe gearbeitet, wo man sonst betet."

Michelet wandte sich, da der besprochene Gegenstand erschöpft war, an D. mit der Frage nach den Zuständen von der Türkei, „die wohl recht krank sei".

D. äußerte die Meinung, daß die Türkei mehr Lebensfähigkeit besitze, als man in Europa annehme.

„Wohl möglich," versetzte Michelet; „denn krank ist dieses Reich so lange es besteht," und er erinnerte an das Factum, daß die Türken in ihrer Blüthezeit Knaben raubten, um sich durch äußere Anhäufung wie die Steine zu vermehren.

„Es bringt wohl die social-politische Einrichtung, wie sie durch den Koran festgestellt ist," bemerkte ich, „diese Krankheit mit sich. Die Vielweiberei, durch welche die Bildung der Familie unmöglich gemacht wird, ist wohl an der chronischen Schwäche der Mohamedaner schuld, weil sie mit einer Herabwürdigung der Frau, mit der Herabwürdigung der Mütterlichkeit selbst zusammenhängt."

„Wunderlicherweise," bemerkte er, „sind die Türken wegen der Neugierde unserer Soldaten, die gar zu gern von den Gartenmauern aus die türkischen Frauen lustwandeln sehen, uns abgeneigter, als den Engländern, obgleich unser Benehmen viel angenehmer, als das der Engländer ist."

„O die Engländer sind hart," rief Frau Michelet, „man sehe nur, wie sie ihre Frauen behandeln."

Obgleich gewohnt, von Franzosen aller Bildungsstufen alles Englische mit Ungerechtigkeit behandelt zu sehen, konnte ich doch nicht unerlassen, dieser Ansicht mit einiger Lebhaftigkeit entgegen zu treten.

„Meines Wissens," versetzte ich, „behandeln die Engländer ihre Frauen mit einer Rücksicht, die der Franzose, seiner eigenen Ehehälfte gegenüber, nicht selten außer Acht läßt."

„Weibt der Engländer seine Frau doch nicht einmal in den Gang der Geschäfte, in den Stand des Vermögens, kurz in die wichtigsten Angelegenheiten der Familie ein," entgegnete Michelet. „Der läßt sie aber dafür," versetzte ich, „im Hause mannschränkt gebieten, ja, in vielen Stücken sich von ihr lenken, er sieht und ehrt sie mehr, als es der Schroffe zeigen mag. Daß er sie dem Drange und den Sorgen der Geschäfte fern hält, gereicht ihm vielleicht eher zum Lobe, als zum Vorwurf; es spricht sich darin vielleicht eher eine zarte Schonung als Geringschätzung aus. Wie es der angelsächsische Stamm mit den Frauen hält, zeigt sich in den Vereinigten Staaten, wo der Mann, wer es auch sein mag, den Frauen den Platz räumen muß."

„Im Grunde," gestand Michelet zu, „versteht der Engländer die Heiligkeit der Familie, und es gefällt mir an ihm, daß er sein Haus geschlossen hält. Bei uns Franzosen haben die Häuser gar keine Thüren. Man tritt ein und man ist da."

Noch viele andere ebenso interessante Fragen regte der Gelehrte an, und sprach über dieselben in eben so origineller, als anziehender und belehrender Weise. Sein Ausdruck ist kräftig, seine Stimme hell und wohltönend. Durch die Einfachheit, die Lebendigkeit, die höhere Anschauung des berühmten Mannes gewonnen, eine Gedankenbewegung im Kopfe, verließ ich das schlichte Haus.

Michelet hat seit dieser Zeit noch zwei Bücher erscheinen lassen: „die Liebe" und „die Frauen", beide voll feiner und tiefer Blicke in das weibliche Herz, obwohl ich auch hier nicht Alles als unangreifbare Wahrheit unterschreiben möchte. Namentlich für deutsche Leser ist Vieles verletzend. Aber auch in diesen Büchern hat er seine große Kunst bewährt, den Leser zu fesseln, das Gefühl und die Einbildungskraft anzuregen und durch schlagende Behauptungen zu überraschen. Jedenfalls sind beide Bücher nicht ohne Beihilfe seiner liebenswürdigen Frau entstanden.

Eduard Vogel und die Versuche zur Aufhellung seines Schicksals.

Nahezu sieben Jahre sind nunmehr verflossen, seit die ersten dunkelen Gerüchte von dem Tode des muthigen Afrikareisenden nach Deutschland gelangten. Am 7. März 1853 — seinem vierundzwanzigsten Geburtstage — hatte Eduard Vogel bei Tripoli den Boden des afrikanischen Continents betreten und war Mitte Januar 1854 in Kuka, der Hauptstadt des großen Reiches Bornu, am Tsadsee angekommen. Das Jahr 1854 benutzte er zu Ausflügen nach dem Westen und war dann, nach Kuka zurückgekehrt, daselbst vom 29. December 1854 bis zum 29. Januar 1855 mit dem auf der Rückreise begriffenen Dr. Barth zusammen, der ihm ein kurzes Geleit auf seinen weiteren Ausflug nach Südwesten gab. Kuka, sein Standquartier, das er am 1. December 1855 wieder erreicht, verließ er am 1. Januar 1856, um über Wadai, Darfur und Kordofan bis zum Nil vorzudringen und so auf einem noch nie von Europäern betretenen Wege nach seiner Heimath zurückzukehren.

Seiner Heimkehr aber wurde seitdem unfroh gewartet. Noch in demselben Jahre 1856 verbreitete das Ausbleiben sicherer Nachrichten eine allgemeine Bangigkeit unter den Freunden des kühnen Reisenden, wie unter allen Deutschen, die mit Stolz auf die wissenschaftlichen Errungenschaften ihres Landsmannes geblickt hatten. Den ersten ungewissen Zweifeln und Vermuthungen kamen bald allerlei Gerüchte zu Hülfe, welche, so verschiedenartige Nebenumstände sie auch berichteten, doch darin fast sämmtlich übereinstimmten, daß Vogel bis Wadai vorgedrungen und dort ermordet worden sei.

Es ist unsern Lesern bekannt, wie mit dem Beginn des Jahres 1860 die „Gartenlaube“ die erste Anregung zur Ausrüstung einer deutschen Expedition nach Innerafrika zur endlichen bestimmten Aufklärung von Vogel's Schicksal gab,* wie diese Anregung eine weitere Stütze in dem Aufrufe des Dr. Ule in Halle fand, und wie sich am 15. Juli 1860 unter dem Vorsitz des Herzogs von Coburg-Gotha ein eigenes Comité bildete, welchem hauptsächlich Dr. Petermann und die Perthes'sche geographische Anstalt in Gotha ihre Kräfte widmeten; wie darauf die durch freiwillig aufgebrachte Mittel in's Werk gesetzte Expedition unter Leitung Th. v. Heuglin's, begleitet von den Wünschen der ganzen Nation, ihre Thätigkeit begann, und welches Mißgeschick seitdem die reich ausgestatteten Kräfte zersplitterte und trennte, so daß wir bald nicht mehr eine, sondern drei verschiedene deutsche Expeditionen nach Innerafrika vordringen sahen.**

So werthvoll nun auch die wissenschaftlichen Arbeiten unserer Afrikareisenden bisher waren — ihre nächste Aufgabe, deren Lösung ganz Deutschland erwartungsvoll entgegensah, haben sie noch nicht erfüllt. Noch ist es keinem von ihnen gelungen, den verhängnißvollen Ort zu erreichen, wo das traurige Schicksal unseres Landsmannes Vogel erfüllt ward, und wir müssen uns da, wo wir auf den sichern, überzeugenden Bericht eines deutschen Mannes hofften, immer noch auf Aussagen und Gerüchte fremder Abenteurer verlassen.

Wichtiger nun als Alles, was über Vogel's Ende auf solchen im Allgemeinen wenig zuverlässigen Wegen erfahren worden ist, ist der neuerdings erstattete Bericht eines Mannes, der mit Eduard Vogel als dessen Diener nach Wara gekommen und dort Augenzeuge seines Schicksals gewesen zu sein vorgiebt. Ende Januar d. J. nämlich kam ein verbannter Prinz von Wadai, Namens Eriss, ein naher Verwandter des jetzigen Sultans, der als Kronprätendent auftritt und sich zu diesem Zwecke mit der türkischen Regierung in Verbindung setzen will, nach Tripoli. Er hatte einen Empfehlungsbrief an den britischen Generalconsul daselbst, Oberst G. F. Herman, von M. v. Beurmann, mit welchem er am 12. August 1862 beim Brunnen Agadem (zwischen Bilma und Borma) zusammengetroffen war, und in seiner Begleitung befand sich ein aus Bornu gebürtiger Mann, Namens Mohammed-Ben-Suleiman, der die Reise nach Tripoli zu dem Zwecke unternommen hatte, um Bericht über den Tod Eduard Vogel's zu erstatten.

Nun war es zwar verdächtig genug, daß dieser Mann erst jetzt, sieben Jahre nach dem traurigen Ereignisse, daran dachte, sich seiner Pflicht zu entledigen, und daß er auch nach seiner Ankunft in Tripoli nicht eher zur Ablegung seines Zeugnisses schritt, als bis er nach mehreren Wochen auf das britische Generalconsulat beschieden wurde. Gleichwohl haben es die sorgfältigen Kreuzverhöre, denen er von dem Oberst Herman unterzogen wurde, außer Zweifel gesetzt, daß Mohammed sich wirklich im Dienste Vogel's befunden haben und mit ihm in Wadai gewesen sein muß; sein Schweigen nach seiner Ankunft in Tripoli erklärt sich außerdem durch den Einfluß eines Menschen Namens Gagliuffi, bei dem er wohnte und der früher behauptet hatte, Vogel sei infolge der in Bengasi erfolgten Beschlagnahme der Karawane des Königs von Wadai von diesem aus Rache getödtet worden.

Die Einzelnheiten der Aussagen Mohammet's gehen aus den actenmäßigen Protokollen hervor, wie sie der Consul Herman dem Dr. Heinrich Barth brieflich mitgetheilt hat. Der Berichterstatter war danach aus der Stadt Kuka in Bornu gebürtig und hatte schon vor der Reise nach Wadai Vogel auf seinen Ausflügen nach Mandara, Adamawa und Jakoba als Diener begleitet. Im 1. Januar 1856 brach er von Kuka nach Wadai mit Dr. Vogel und drei andern Dienern auf. Die Richtung ihres Marsches war über Kabar, Dabiki, Ungarno, Marre, Gharf Shobab, Ereda, Bahar-el-Ghazal, Bled Oded Rasched, Bahar-el-Fitri, Jao, Barkit, Baroit, Darel-Madu und Wara. „Wir waren“ — fährt Mohammed in seiner Erzählung fort — „einschließlich kurzer Raste, 26 Tage unterwegs. Am Morgen nach seiner Ankunft machte der Doctor dem Sultan seine Aufwartung, der ihn sehr freundlich empfing und Befehl gab, für ihn und sein Gefolge im Hause des Hagig (d. i. ein Kaid) Kheighama, eines Mannes von Rang und des Chefs der Reiterei in Wara, Quartier zu bereiten. Vom Sultan nach dem Zwecl seines Besuchs befragt, sagte ihm der Doctor, dieser sei einfach, das Land zu sehen. Am vierzehnten Tage nach unserer Ankunft befahl der Sultan nach dem Doctor und zeigte ihm an, er müsse augenblicklich sein Land verlassen. Dr. Vogel kehrte daher in sein Quartier zurück und begann Vorbereitungen zur Abreise zu machen, als der Diener des Sultans kam und uns befahl, das Haus nicht zu verlassen. Darauf entschloß sich der Doctor, zum Sultan zu gehen, und steckte einen Revolver in seinen Gürtel, was ich ihm widerrieth. Wir gingen darauf zum Sultan, welcher Befehl gab, auch die drei anderen Diener des Doctors — Mashabout, Dunkout und Madri — vor ihn zu bringen. Bei ihrer Ankunft sagte er dem Hagig Kheighama: „Wir müssen diesen Christen tödten!“ Dem widersetzte sich jedoch Kheighama. — Der Sultan gab nun Befehl, uns allen die Hände auf den Rücken zu binden, und Dr. Vogel fiel, zweimal von einer Lanze durchbohrt, mit einem tiefen Seufzer todtig zu Boden, und sein Kopf wurde augenblicklich abgeschlagen. Seine drei Diener theilten dasselbe Schicksal. Ein ähnliches Loos war mir selbst vorbehalten; nachdem ich aber mit meinem wieder frei gewordenen Arme drei Säbelhiebe parirt hatte, beschwor der Hagig Rhuma, da er mich noch am Leben sah, den Sultan, mein Leben zu schonen. Da rief der Sultan aus: „Last ihn fortschaffen und als Sclaven verkaufen!“ Danach blieb ich noch einige Monate in Wara, bis meine Wunden geheilt waren; worauf ich an einen Hirten verkauft wurde, der mich nach einem vier Tage von Wara entfernten Ort schickte, um seine Heerden und Schafe zu weiden. Nach Verlauf von fünf Monaten stahl ich einen Ochsen und eine Kuh und entfloh auf dem Thiere.“ Nach acht Tagen ließ ich das Thier im Stich, damit seine Fußspuren meinen Weg nicht verrathen sollten. Nachdem ich einige Zeit in der Wüste gewandert war, mich von Wurzeln nährend, erreichte ich endlich Bornu, wo ich seitdem gewohnt habe.“

Somach muß Eduard Vogel um die Mitte des Februar 1856 den Tod gefunden haben. — Die von Mohammed in dem speciellen Verhör angeführten Details veranlassen auch Dr. Barth zu dem Schlusse, daß „diese Aussagen unbedingten Glauben zu verdienen scheinen.“ Der Mann wußte genau Vogel's äußeres Aussehen zu beschreiben: „kleine Figur, sehr helle Gesichtsfarbe, mit hellen Haaren und blauen Augen“; „sein gewöhnlicher Anzug bestand aus einer Tobe und einem Turban, nur einmal auf dem Wege, zu Gha-

* S. „Gartenlaube“ Jahrg. 1860 Nr. 4 S. 49: „Eine Mahnung an die Deutschen.“

** S. „Gartenlaube“ 1862 Nr. 5 S. 72: „Die deutsche Expedition nach Mittelafrika und ihre Gegner“ von A. Brehm, und „Gartenlaube“ 1862 Nr. 43 S. 682: „Die deutsche Expedition nach Innerafrika und M. v. Beurmann“ von Dr. H. Lange.

* Nach der Versicherung des verbannten Erriss, des Bruders des Sultans, soll es in Wadai eine Art Ochsen geben, die so schnell wie die Pferde sind und beschlagen werden.

rouna, legte er europäische Tracht an, bestehend aus einer goldverbrämten Mütze, einem dunkeln bordirten Rock und schwarzen Ueberrock.* Nach der Beschäftigung Vogel's während seines Aufenthaltes in Wara befragt, gab Mohammed an: „Einen großen Theil des Tages schrieb er und des Nachts sah er mit seinem Glas nach den Sternen." — „In der Nähe von Wara befindet sich ein sehr hoher Hügel; der Zugang zum Gipfel desselben ist nur dem Sultan und seinen Großen und solchen Personen, denen er die Erlaubniß ertheilt, gestattet; Dr. Vogel suchte vergebens um diese Erlaubniß nach, hat aber nie versucht, den Hügel heimlich zu besteigen." (Hieraus mag sich das u. a. verbreitete Gerücht, der Reisende sei zur Strafe für die Besteigung eines „geheiligten Berges" hingerichtet worden, erklären.) Als Gründe des Sultans, Vogel zu tödten, gab er an: „Da Borrnu und Wadai damals im Kriege begriffen waren, mochte der Sultan glauben, Dr. Vogel sei ein Zauberer, den der Sultan von Bornu geschickt habe, das Land zu bekehren."

Aus einem zweiten Verhör ergab sich, daß der Familienname des Kheighama (d. i. der Borrnu-Titel des Scrastiers) Djerma sei, was mit der Aussage von Munzinger's Gewährsmann stimmt. Mohammed-Ben-Suleiman blieb aber dabei, daß nicht Djerma, sondern der Sultan selbst Eduard Vogel und seine Diener habe umbringen lassen, und fügt hinzu, daß nach vollbrachter That der Sultan anfänglich alle Habseligkeiten des Erwordeten verbrennen wollte, welchem Vorhaben sich aber Djerma widersetzt hätte, worauf er das Telestop und zwei Mantelsäcke in Besitz nahm; ferner, daß er in Folge mit Djerma über den Besitz von Vogel's Pferd in Streit gerieth und es trog Djerma's Widerspruch für sich behielt. Daraus erklärt sich das Gerücht, daß jenes Pferd die Veranlassung zu Vogel's Tod gewesen sei. —

Soweit reichen im Wesentlichen die gänzlich unerwarteten, wie es scheint, durchaus zuverlässigen Aussagen eines Augenzeugen. Sehen wir nun, wie es mit dem Verlaufe der deutschen Expedition steht, deren hauptsächlichste Aufgabe eben die Aufklärung von Dr. Vogel's Schicksal, sodann aber die Vollendung seines Forschungswerkes war.

Die Reisenden von Heuglin und Dr. Steudner kommen — so verdienstlich auch ihre bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten über die Gegenden, die sie nicht besuchen sollten, gewesen sind — bekanntlich nicht mehr in Betracht; sie sind von Comité aufgegeben, das ihnen schon seit Jahr und Tag keine Geldunterstützung mehr hat zukommen lassen. Seit langer Zeit fehlen alle Nachrichten von ihnen, so daß das übrigens vollständig unverbürgte Gerücht von Heuglin's Tode hie und da Glauben gefunden hat.

Werner Munzinger und Th. Kinzelbach fanden, nachdem sie sich von dem anfänglich bestellten Leiter der Expedition getrennt und nach langem Krankenlager in Kassala auf nördlichem Umwege den Atbara entlang über Damer nach Chartum gewandt hatten, hier das Mandat vor, selbstständig weiter zu gehen. „Ich hatte," so heißt es in Munzinger's Bericht, „immer den Weg von Tripoli hinein für den fast allein möglichen gehalten, da die Expedition aber einmal von Osten eingedrungen war, konnte daran nichts mehr geändert werden. Um den Bahr-el-Ghazal westlich zu verfolgen, dazu reichten die Mittel bei weitem nicht hin, da bei den jetzigen Zuständen des Weißen Flusses militärische Bedeckung nothwendig ist. Es blieb also nur der directe Weg über Darfur. Es ist bekannt, daß ich auf die Antwort des dasigen Sultans ein Verbringen nicht räthlich glaubte. Der Brief des Sultans erlaubte uns zwar einen Besuch am Hofe von Tendelti, aber erst auf ein neues Schreiben vom österreichischen Consul in Chartum, was uns jedenfalls mehrere Fiebermonate noch in Kordofan aufgehalten hätte. Hoffnung auf Umberreisen in Darfur selbst war keine da, die zum Vorbringen gegen Westen kurz abgeschnitten, also war keine Aussicht auf einen wissenschaftlichen Erfolg. Ferner gab uns der Sultan gar keine Garantie für unser Leben, und nach allen Erfahrungen setzten wir uns einer langen, wenn auch ehrenvollen Gefangenschaft in Darfur aus. Ich durfte also um so eher den Rückzug antreten, da ich vernahm, daß der Weg von Tripoli hinein versucht wurde, und zwar von einem ebenso gebildeten, als wahrhaftigen und energischen Gentleman, Herrn v. Beurmann, von dem ich mir Alles versprechе." Munzinger und Kinzelbach sind nun schon seit geraumer Zeit, jener nach Stuttgart, dieser nach der Schweiz, zurückgekehrt. Der Erstere gedenkt die vollständigen Resultate seiner letzten Reise in zwei Bänden herauszugeben.

Die Ausgaben, welche der ursprünglich aus so reichen Kräften zusammengesetzten und mit namhaften Geldern unterstützten Expedition zufielen, ruhen also gegenwärtig nur noch auf den Schultern des Herrn v. Beurmann. Die letzten Nachrichten über ihn datiren vom 12. August 1862. Derselbe Mohammed, der über Vogel's Ende berichtet hat, gab auf Fragen an ihn gerichteten Fragen zur Antwort, daß er Herrn v. Beurmann zu Ngadem (s. oben) getroffen habe. „Seine ursprüngliche Absicht war, nach Wara zu reisen; als er aber von mir die Einzelheiten von Dr. Vogel's Tod erfuhr, beschloß er, in Kaskana — einem am Nordufer des Tsadsee's gelegenen Orte — an der Grenze zu halten und von jenem Punkte aus dem Sultan zu schreiben und die Herausgabe von Vogel's Effecten zu fordern. Er wünschte, ich sollte ihn begleiten, aber ich schlug es ab, weil ich einem gewissen Tode entgegen gegangen wäre. Ich sagte ihm, daß sein Leben in Gefahr sein würde, wenn er nach Wara ginge." Die beiden Packete, die v. Beurmann dem Mohammed zur Beförgung nach Tripoli mitgegeben, wurden diesem unterwegs des Nachts, als er schlief, mit einem Sacke, in dem sich außerdem noch Kleidungsstücke befanden, von einigen zur Karawane gehörigen Tibbu gestohlen. So kam nun der bei dem Prinzen Erissi von v. Beurmann mitgegebene Empfehlungsbrief richtig an, der aber Nichts über seine Reisen und Pläne enthielt.

Daß Hr. v. Beurmann dem menschenfreundlichen Sultan von Wadai seine persönliche Büste machen werde, ist wohl nach allem als sicher anzunehmen; der Wunsch, von Neuem das Leben eines Landsmannes auf's Spiel gesetzt zu sehen, kann sicherlich keinem Deutschen in den Sinn kommen, jetzt um so weniger, da und der lange ersehnte Aufschluß über Vogel's trauriges Schicksal endlich geworden ist. Dagegen steht es zu erwarten, daß die v. Beurmann'sche Expedition sich der von Vogel begonnenen Erforschung der östlich und südöstlich vom Tsadsee gelegenen Gegenden nach Kräften annehmen wird, ohne weitere Rücksichtnahme auf das verhängnißvolle Wara.

Bergessen wir übrigens nicht, daß sowohl die Munzinger-Kinzelbach'sche, als die v. Beurmann'sche Expedition zur Herbeiführung des Aufschlusses über Vogel's Schicksal wesentlich beigetragen haben; denn die von der ersteren in El Obeid eingezogenen Nachrichten stimmen in der Hauptsache mit den Aussagen Mohammed-Ben-Suleiman's überein, die letztere hat das Andenken an Vogel in Tripoli wieder geweckt, und wer weiß, ob es ohne diese Anregung von überlebenden Diener je Ernst mit der Ablegung eines ausführlichen Zeugnisses geworden wäre. Vermuthlich ist v. Beurmann mittlerweile mit dem Sultan von Wadai wegen der Herausgabe von Vogel's Hinterlassenschaft par distance in Unterhandlung getreten, so daß wir, wenn seine Bemühungen von Erfolg waren, immer noch recht werthvollen Enthüllungen entgegensehen dürfen.

G. Hth.

* Die nähere Beschreibung dieser Kleidungsstücke paßte genau auf diejenigen, welche Dr. Barth an dem Reisenden gesehen hatte.

Die Beguinen in den Niederlanden.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Beguinenwesens ist die Freiheit der Schwestern, zu jeder Zeit und ohne alle nachhaltige Verpflichtung in die bürgerliche Gesellschaft zurücktreten. Daraus erklärt sich, daß man nur ältere Frauen in den Beguinenhäusern sieht und es gleichsam feststehende Regel geworden ist, daß ein unverehlichtes Weib nicht vor dem 40. Lebensjahre Beguine wird, eine Regel, die sogar durch päpstliche Bullen sanctionirt worden ist. Dieses Lebensalter und das ruhige Temperament der Nieder-

länderinnen bewirken, daß galante Unordnungen jetzt nicht mehr in den Beguinenhöfen vorkommen, wie zur Zeit ihrer Blüthe im 13. und 14. Jahrhundert, wo auch junge Mädchen in die Beguinengemeinschaft traten. Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts kam die Beguinage in Verfall, und jetzt gehört sie zu den wunderlichen Ruinen des Mittelalters, die, gleich Fetzen einstiger Prachtgewänder, am Staatskörper hängen geblieben sind und ohne Bedeutung für die Gewandung der Gegenwart in der Luft flattern.

Die Beguinen gehören heute mit zu den auffallenden Gegensätzen, die in constitutionellen katholischen Staaten sich immer schärfer herausbilden und den letzten schwachen Kampf einer untergegangenen Zeit mit der Gegenwart und der Zukunft repräsentiren. Die Freiheit der Verfassung gestattet den Resten mittelalterlicher Institutionen, sich bis zum vollständigen Marasmus auszuleben, und das flimmerliche Flämmchen verlischt nicht eher, als bis es das letzte Tröpfchen Oel verzehrt hat. In keinem Lande der Welt tritt dem Fremden dieser Contrast auf jedem Tritt und Schritt in die Augen springender entgegen, als in Belgien, das in dieser Beziehung ein wahrer Janushopf ist, dessen jugendliches, vorwärtsschauendes Antlitz von den großartigen Fortschritten der Neuzeit, von Preßfreiheit, Glaubens- und Cultusfreiheit, Redefreiheit, Eisenbahnen und von einem auf republikanische Grundlagen erbauten Königsthron mit allen aus solchen Staatseinrichtungen entspringenden Pertinentien erzählt, und dessen gealtertes, rückwärtsschauendes Gesicht noch von einer nicht geringen Anzahl mittelalterlicher matt und schwach gewordener Lebenseinrichtungen weiß, von cenfervirten und restaurirten Institutionen, Mumien und Versteinerungen aus längst vergangener Zeit, denen nur noch ein Scheinleben beiwohnt.

Ein solcher versteinerter Zug im Greisenantlitz des Landes ist das Beguinenthum. Daß es sich bis jetzt, wenn auch nur kümmerlich, erhalten hat, läßt sich nur aus dem germanischen Volkscharakter der Niederländer erklären, der die Freiheit für das höchste Gut hält und an althergebrachten bewährten Lebenseinrichtungen mit Zähigkeit hängt. Ein kritisches Urtheil des Bischofs Malderus von Antwerpen, vom Jahre 1630, paßt noch heute: „Das Beguineninstitut ist freilich kein geistlicher Orden, aber doch eine fromme Genossenschaft, und in Beziehung auf jenen vollkommneren Stand als eine Vorschule zu betrachten, in welcher das zur Andacht geneigte weibliche Geschlecht in Belgien auf eine der Sinnesart und dem Charakter des Volkes sehr angemessene Weise lebt. Denn dieses Volk ist eifersüchtig auf seine Freiheit und will sich lieber leiten, als zwingen lassen. Obgleich es ohne Frage verdienstlicher ist, sich durch die feierlichen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth dem Himmel zu weihen, und es auch sehr viele fromme Frauen in Belgien giebt, die diese Gelübde der That nach zu halten geneigt sind, so scheuen doch die meisten das unwiderrufliche Versprechen. Sie wollen lieber unverbrüchlich keusch sein, als unverbrüchliche Keuschheit geloben; sie wollen wohl gehorchen, aber ohne sich zum Gehorsam förmlich zu verbinden; lieber in mäßigem Genuß ihres Vermögens der Armuth sich befleißigen, als ihr Eigenthum auf einmal gänzlich aufgeben, wodurch sie sich auch die Möglichkeit nehmen würden, den Armen, die es verdienen, nach Kräften wohlzuthun. Sie wollen sich lieber in freier Knechtschaft stets von Neuem unterwerfen, als sich ein für allemal gefangen geben, um so durch die täglich wiederholte freiwillige Entsagung das mangelnde Verdienst der ewigen Einschließung einigermaßen zu ersetzen."

Ein Gäßchen im Beguinenviertel in Gent.

Die benigen Beguinenhöfe, die auch hinsichtlich der Anzahl ihrer Bewohnerinnen sehr heruntergekommen sind (der große Hof in Löwen, der in seiner Blüthe über 400 Bewohnerinnen zählte, hat jetzt deren kaum 60, und der kleine gar nur 7), sind eigentlich nur Hospitäler, Versorgungsanstalten für alte Jungfern und Wittwen, und derjenige würde sehr irren, der da meinte, es ginge darin besonders idyllisch oder heilig zu.

Im Beguinenhof in Gent.
Die Kirche ist aus.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß man Jahrhunderte lang benützt gewesen, auf den Grund von (falschen) Urkunden das Beguineninstitut von der heiligen Begga, Fürstin von Brabant, als Stifterin (gegen Ende des siebenten Jahrhunderts), herzuleiten. Dieser Irrthum ist in unserer Zeit mit deutscher, kritischer Gründlichkeit von Dr. E. Hallmann in Berlin erschöpfend nachgewiesen worden.

Die Beguinenhöfe in Deutschland (fast jede bedeutendere Stadt hatte einen solchen) erhielten sich unter mancherlei Bedrückungen und Verfolgungen von Seiten der Ketzerlords, doch eben so oft von Päpsten, Landesfürsten und Synoden beschützt, bis über das Zeitalter der Reformation hinaus. Merkwürdiger Weise wurden die Beguinen frühzeitig Anhänger der neuen Lehre und hießen dann Seelweiber, weil sie die Seelsorge des weiblichen Geschlechts sich aneigneten. Schon im 13. und 14. Jahrhundert hatten sie die verfolgten Spiritualen der Franziskaner, die sogenannten Fra-

triellen, so wie die Brüder und Schwestern des freien Geistes in sich aufgenommen und wurden von der Inquisition als ketzerische Secte verfolgt. Diese Verfolgung von Bischöfen, Concilien und Päpsten erstreckte sich über Frankreich, Italien und Deutschland. Die niederländischen Beguinen waren ausdrücklich davon ausgenommen. Wo jetzt noch in einzelnen deutschen Städten sogenannte Beguinenhäuser bestehen, da sind es nur Hospitäler oder Armenhäuser für hülfsbedürftige, unverheirathete Frauen aus dem Bürgerstande.

Nach dem Vorbilde der Beguinen entstanden zu Anfang des 13. Jahrhunderts auch ähnliche Männervereine, welche sich Begharden nannten, sich ebenfalls nach Deutschland und Frankreich verbreiteten, aber schon gegen das Ende des Jahrhunderts als verächtliche und ketzerische Müssiggänger von päpstlichen Bullen, wie von der öffentlichen Meinung verfolgt wurden. In den Niederlanden erhielten auch sie sich reiner, doch verschwinden sie auch hier schon im 14. Jahrhunderte wieder.

Ein Begardenvollegium war eine Gesellschaft ehelofer Männer, die zusammen beteten, arbeiteten und aßen, aber keine Gütergemeinschaft hatten. Sie standen unter einem Magister, dem sie Gehorsam versprachen, insofern es das Wohl der Gesellschaft erforderte. Sie hatten ebenfalls keine Regel und konnten, wenn es ihnen beliebte, die Gesellschaft verlassen. Ihre Tracht war einfach, braun, weiß, schwarz oder grau. Viele dieser Gesellschaften traten im Laufe der Zeit in die dritte Regel der Franziskanermönche, andere bestanden fort bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo sie vom Papst Innocenz X. den Tertiariern beigefellt wurden. In Deutschland waren sie schon längst wieder verschwunden. Eine ganz ähnliche Verbindung waren die Lollharden, ebenfalls in den Niederlanden und Deutschland zumeist um dieselbe Zeit blühend, wie die Beguinen und Begharden, oft mit diesen zusammenschmelzend und zuletzt ebenfalls im dritten Franziskanerorden aufgehend.

Alle diese Erscheinungen im kirchlichen Leben des Mittelalters sind Versuche des deutschen Geistes, gegenüber dem Andrängen und Eindringen des Orientalismus in die germanische Bevölkerung des Abendlandes in Gestalt des Klosterwesens, seinem ursprünglichen nationalen Freiheitsgefühl zu genügen und selbst im religiösen Vereine sich frei zu bewegen. Sie verdienen daher als Manifestationen des Germanismus gerechte Beachtung und Würdigung.

Nach der großen Künstlerversammlung in Antwerpen 1861 bereiste ein deutscher Maler die alten flandrischen Städte und wurde in Brügge wie in Gent von der Erinnerung an einige in neuester Zeit bekannt gewordene Gestichten der Beguinen bestimmt, einen Blick in die alten seltsamen Wohnstie dieser Körperschaft zu thun.

In hohem Grade gespannt auf die Einrichtungen und das Wesen dieser Halbreligiösen, von dem man ihm so Eigenthümliches berichtet hatte, fragte er sich in Brügge nach dem abgelegenen Quartier durch, wo die Beguinen hausen, und folgte dann den Schritten einer in eigenthümliche dunkle Gewänder gekleideten Frau, die in der Beschreibung nach als eine Beguine erkannte. Sie ging endlich einem alterthümlichen Gebäude zu, welches, jenseits des Flüßchens liegend, mit der Stadt durch eine ziemlich bedeutende Steinbrücke verbunden war, und verschwand in einem großen Thorwege. Der Maler stand vor dem „Prinfelyk Beggynhof“ und trat hinein, ohne von einer Pförtnerin oder einem sonstigen einköpfigen Cerberus belästigt zu werden. Ebenso unbehindert durchschritt er die engen Straßen der kleinen Stadt mit ihren alterthümlichen Häuschen.

Sie machte zwar wegen ihrer großen Sauberkeit keinen verletzenden, aber doch wegen der überall herrschenden schrecklichen Oede einen unheimlichen und schläfrigen Eindruck auf unsern lebensfrohen Künstler. Die hellen Strahlen einer vollen Augustsonne reflectirten von den schneeweißen Mauern der engen Gäßchen, wo von Zeit zu Zeit eine düstere Mönchsgestalt auftauchte, die eben so schnell wieder in die Thüre eines der Häuschen huschte. Das war eine Totenstadt, in welcher das Gespenst des Mittelalters, verbleichend im Sonnenstrahl der Neuzeit, unheimschlich oder sich vielmehr scheu verkroch.

Wenn unser kunstbegabter Landsmann auch gerade nicht auf galante Abenteuer ausgegangen war und nicht erwartet hatte, classischen Schönheiten zu begegnen, die er in sein Skizzenbuch aufnähme, so wurde er doch durch den Anblick der einzelnen frommen Schwestern, der ihm in sehr spärlicher Weise zu Theil wurde, dermaßen frappirt, daß der Begriff „schönes Geschlecht“ in Gelahr kam, gänzlich in ihm zu Schanden zu werden, und er behauptete: wenn ihre Keuschheit und Tugend ihrer Form angemessen sei, wie zu erwarten stände, so müßten sie wahre Musterbilder eines heiligen Lebens sein. Der Maler fand von jedem Versuch ab, sich mit diesen Brügger Antiquitäten in Berührung zu setzen.

Im großen Beguinenhofe in Gent sah er bald darauf die Baulichkeiten denen des Brügger sehr ähnlich, aber die schmalen Gänge der Gäßchen belebt; denn die Kirche war eben aus, und dem kleinen Ausgange entquoll die große Anzahl der schwarz-weißen Beterinnen. Wie die Fünfchen auf der Kohle eines soeben verbrannten Papiers, eilten sie einige Minuten hierhin und dorthin, theilten sich, verschwanden, und die Ruhe des Kirchhofs lagerte sich auch über dieser felsfamen kleinen Stadt, die, eine Schöpfung längst vergangener Zeit, so gespenstisch belebt und so fremdartig in unsre Tage hereinragt, und in welcher ein deutscher Künstler der Gegenwart wie in einem rathselhaften Irrgarten der religiösen Romantik, die und „ein Buch mit sieben Siegeln“ geworden ist, herumstieg, um für die „Gartenlaube“, dieser weitverbreiteten Leuchte der Gegenwart, einige Skizzen zu zeichnen, die uns zu den Illustrationen unsres Aufsatzes gedient haben.

Blätter und Blüthen.

Die wohlverdiente Ausster. Schill, der unerschrockene Soldat, war ganz in der Nähe der Festung Colberg und frühstückte mit einigen Freunden. Da trat ein junges frisches Bauermädchen in's Zimmer und fragte nach dem Lieutenant v. Schill. „Der bin ich!“ rief Schill, „was wünschest Du, mein Kind?“

„Ich wünsche nichts, aber mein Herr in . . . . . h läßt Sie heute Nachmittag einladen, Karten zu spielen und Wein zu probiren, Sie würden auch Gesellschaft dort finden — gute Gesellschaft, sagte er.“

„Nun, das sind ja sehr gute Aussichten! Aber was hast Du, Kind?“ frug Schill theilnehmend, „Du siehst verweint aus, hat man Dir etwas zu Leide gethan?“

„Ach ja, Herr Lieutenant!“

„Wer könnte einem so schmucken jungen Mädchen wehe thun?“

„Ach Herr, wenn Sie wüßten — —“

„Sprich, mein Kind, Du darfst mir Alles sagen, ich helfe Dir, wenn ich kann.“

„Sie können mir aber nicht helfen.“

„Wenn nicht helfen, doch rathen!“

„Mein Herr hat mich geschlagen!“ sagte sie schluchzend.

„Pfui doch! Das muß aber doch seinen Grund haben, was hast Du denn verbrochen?“

„Mein Schatz hat mich gegen seinen Willen beküßt. Er ist der Kutscher auf dem Hofe und wir sollen einander nicht heirathen, weil wir beide arm sind.“

„Ah! Das ist sehr unfreundlich gegen ein so braves Mädchen. Ich begreife das um so weniger, als Dein Herr doch sonst so freundlich ist und so namentlich mit uns Officieren so gut meint.“

Das Mädchen sah den Lieutenant forschend an. „Meint er es auch wirklich gut, lieber Herr?“ fragte es dann zögernd.

„Du fragst mich, und hast mir erst eben selbst eine so freundliche Einladung gebracht!“

„O Herr Lieutenant, wenn Sie wüßten!“

„Nun, was hast Du denn noch?“

„Ich möchte Ihnen wohl etwas sagen, nur nicht hier!“

„Soll ich Deine Geheimnisse erst in . . . . . h erfahren?“

„Um Gottes Willen bort am wenigsten! aber ins Herren —“

„Nun, so erzähle mir leise hier in der Ecke, was Dich so schwer drückt.“

Schill, welcher in rosiger Laune war, warf einen schelmischen Blick auf seine Begleitern und ließ sich bis zur Südnuthlit führen. Die anderen Officiere lächelten und wünschten im Stillen ihrem Kameraden Glück zu einem kleinen Abenteuer.

„Herr Lieutenant,“ flüsterte ängstlich die Dirne, „Ihnen droht Gefahr!“

„Bleibt es noch eine andere Gefahr, als die süße mein Herz?“ sprach Schill, mehr zu seinen Kameraden als zu dem Mädchen gesprochen.

„Kein Scherz mehr, Herr, ich bitte Sie! Bin ich gleich nur eine arme Dirne, und hat mich auch mein Herr ungerechter Weise gemißhandelt, Rache ist es nicht, die aus mir spricht. Aber, Herr Lieutenant, Sie sollen ein so guter menschenfreundlicher Mann sein, und sehen auch so gut und ehrlich aus, daß ich es unmöglich leiden kann, wenn man Sie verrathen — verkaufen will.“

Schill zuckte zusammen und wurde ernst. „Was sagst Du?" frug er leise.

„Nun, die beiden Herren, mit denen Sie zum Spiel- und Trinkgelag eingeladen sind, sind nicht die, für die sie sich Ihnen ausgeben. Ich habe Uniform unter ihrer Oberkleidung bemerkt; als ich das Zimmer verließ, verschloß es leise der Herr hinter mir. Ich wurde dadurch noch aufmerksamer, ich bemerkte, daß man das Schlüsselloch an der Thür verstopfte, ich kannte aber eine kleine Spalte in der Thür."

„Neugier! o Eva's Töchter!"

„Und doch war es gut, Herr Lieutenant, daß ich horchte, ich hörte Ihren Namen flüstern."

„Verliebte haben scharfe Ohren!"

„Nun, ich sah auch 200 Goldstücke auf den Tisch zählen, die der Herr in seine Schatulle verschloß, und dabei wurde wieder Ihr Name genannt. Herr Lieutenant, ich irre wohl nicht, das war der Preis für Ihren Kopf, es war das Blutgeld."

„Also 200 Goldstücke bin ich noch werth?" sagte Schill gedankenvoll, fast bitter; „nun, mein Kind, ich danke Dir herzlich, das Gold werde ich Dir, will's Gott, zum Hochzeitgeschenk machen. Sage Deinem Herrn, ich würde mich prompt einstellen!"

„Sie werden doch nicht?"

„Jedenfalls, sei ruhig, ich fürchte nichts."

Schill schüttelte dem jungen Mädchen die Hand und drängte sie, zu gehen. Zur bestimmten Stunde ritt er den Weg nach .....y zu, zehn seiner Getreuen, beritten und bewaffnet, folgten ihm so lautlos wie möglich und blieben im Gehölz vor dem Gute zurück. Schon vor dem Hofe kamen ihm der Herr des Gutes und dessen beide Gäste entgegen. Die fremden Herren wurden Schill als ein Viehhändler und ein Kaufmann sehr artig vorgestellt, und man geleitete ihn zuvorkommend in die Wohnung, wo bereits mehrere Flaschen Wein und die nöthigen Gläser bereit standen. Man trank und stieß auf's Wohl des neuen Gastes an. Da auf einmal bemerkte Schill, daß sein Wirth leise die Thür abschloß, und in demselben Augenblick warfen auch die fremden Herren ihre Ueberröcke ab, und die Uniformen zweier holländischer Officiere wurden sichtbar. Alle Drei gingen auf Schill zu und Einer rief: „Ergeben Sie sich, Sie sind Gefangener!" Schill wußte, vorbereitet wie er war, Schreck, Entsetzen, Ueberraschung, Wuth vortrefflich darzustellen. Lautlos stand er da, wie verzweifelnd zog er den Degen und legte ihn zwischen Gläser und Flaschen auf den Tisch. — „So bin ich denn doch verloren," rief er und hielt das Taschentuch vor's Gesicht. In diesem Augenblick aber, indem er sich umwandte, als wolle er den Schweiß von der Stirn trocknen, schoß er mit der Pistole, die er stets im Busen bei sich trug, durch's Fenster; dies war das verabredete Signal, und im Nu sprengten seine muthigen zehn Reiter aus dem Gebüsch, schlugen mit ihren Gewehrkolben die Thür ein und umringten Schill. Jetzt waren Schreck und Entsetzen an der Reihe der Verräther.

„Bindet mir die Drei da!" donnerte Schill, „aber zuvor soll mir mein sauberer Wirth die schönen blanken Goldstücke für meinen Kopf herausgeben."

„Gnade, Gnade!" jammerte der Wirth und fiel ihm zu Füßen.

„Heraus mit dem Blutgeld! und Sie," wandte er sich an den vermeintlichen Viehhändler, „haben wohl die Gefälligkeit, mir Ihre Geldkatze dafür zu borgen; unser Einer," setzte er verächtlich hinzu, „ist bei seinen Kreuz- und Querzügen nicht auf solche Dinge eingerichtet."

Gebunden führte Schill die drei Gefangenen auf einem großen Erntewagen nach Colberg. Der Kutscher auf dem Bock hätte sich gewiß gern einmal umgeschaut, weniger um seinen Herrn, der bleichen Gesichtes vor sich hin starrte, als um seine Braut einmal zu sehen, die neben Schill auf einem Heusacke saß. „Wir wollen die Sache gleich in Richtigkeit bringen," sagte Schill.

Ob sich das junge Paar bekommen, wie es mit dem Heirathsgut und mit den Gefangenen weiter verlief, ist dem Referenten unbekannt. Ein alter, noch jetzt lebender Veteran, welcher unter Schill diente und einer jener zehn Berittenen war, welche den Strauß in .....y ausfechten halfen, hat mir diese vorstehende Thatsache oft erzählt. Er lebt als Gärtner dürftig in unserer Mitte und erzählt, wenn man ihm eine kleine Erfrischung reicht, am liebsten aus alten Zeiten und von seinen Heldenthaten unter Schill, namentlich war ihm der Schluß ergötzlich, wo Schill seine drei Gefangenen nach Königsberg sandte und dem König sagen ließ, er sende ihm da „drei schöne fette Braten".

Aus Mecklenburg. Fr. L. Graff.

Berliner Plaudereien. Wenn ein Fremder bei seinem Aufenthalt in Berlin an gewissen Tagen der Woche solche öffentliche Vergnügungslocale wie das Odeum, Sommer's Salon, die Tonhalle u. s. w. besucht, so wird er nicht wenig überrascht sein, daselbst von einem Orchester die Meisterwerke eines Haydn, Mozart und Beethoven in wahrhaft klassischer Vollendung zu hören und zwar für das beispiellos billige Entrée von 2—3 Silbergroschen. Der Dirigent dieser ausgezeichneten Capelle ist der Musikdirector Liebig, ein schlichter Mann, der sich jedoch größere Verdienste um die Kunst erworben hat, als mancher berühmte Musiker. Ohne Uebertreibung darf man von ihm behaupten, daß er der Hauptbeförderer der classischen Richtung in Berlin ist und daß ihm die Residenz hauptsächlich ihre musikalische Bildung zu verdanken hat, indem er die genialen Schöpfungen der großen Componisten zu popularisiren und gleichsam zum Gemeingut Aller zu machen wußte. Von Saal zu Saal, von Garten zu Garten wandert der wackere Musikdirector Liebig mit seiner trefflichen Capelle und verkündigt, gleich einem Apostel, das Evangelium der Kunst nicht nur den Reichen, sondern dem ganzen Volk. Um ihn sammelt sich die andächtige Gemeinde der Musikfreunde, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, um den göttlichen Offenbarungen des Genies zu lauschen. Seitdem Liebig seine billigen Symphonie-Concerte veranstaltet, schwindet immer mehr der rohe Geschmack an der sonst allgemein verbreiteten Tanzmusik oder an dem häßlich faden italienischen Melodiengedudel. So hat dieser einfache Mann allmählich in der That eine förmliche musikalische Revolution herbeigeführt und ohne jede Unterstützung und Förderung von oben mehr geleistet, als so manches reich ausgestattete Conservatorium und manche auf ihre Classicität stolze Akademie.

Dasselbe Streben, die Kunst allgemein zugänglich zu machen und zu popularisiren, finden wir in Berlin auch auf dem Gebiete der Malerei und Plastik. Durch den hier immer mehr in Aufnahme kommenden Oelfarbendruck ist es auch dem minder Wohlhabenden gestattet, für einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis seine Wohnung mit Bildern auszuschmücken, welche einen wahren Kunstwerth haben. Aus der berühmten Anstalt der Herren Storch und Kramer sind einzelne Blätter, Landschaften und Genrebilder in Oelfarbendruck hervorgegangen, die fast die Schönheit der von den ersten Künstlern herrührenden Originale erreichen. Ebenso liefern die im Verlage der Reimer'schen Sortiments-Buchhandlung erschienenen lebensgroßen Portraits des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und des bekannten Geheimen-Ober-Tribunal-Raths Waldeck den Beweis, welchen Aufschwung dieser neue Kunstzweig genommen hat. Beide Bilder zeichnen sich durch ihre täuschende Aehnlichkeit und ihre treffliche Ausführung aus, abgesehen von dem Interesse, welches die dargestellten Personen selbst erregen müssen. Mit welcher Sorgsamkeit die Copie des Herzogs von Coburg nach dem bekannten Originale von dem Maler Lauchert gearbeitet ist, geht schon aus dem Umstand hervor, daß zur Herstellung derselben nicht weniger als 25 Steinplatten benutzt wurden, wodurch allerdings die Copie der Lebensfrische des Originals nahe kommt. Dasselbe Lob gilt für das Bild des berühmten Volksfreundes Waldeck, das der Maler Francke in sprechend ähnlicher Weise vollendet und das Kunst-Institut von Lichtenberg durch Oelfarbendruck vervielfältigt hat. Beide Bilder werden gewiß den Freunden und Verehrern des populären Fürsten und des preußischen Demokraten eine willkommene Gabe sein, zumal der Preis verhältnißmäßig nur ein unbedeutender zu nennen ist. Auch das Bild eines conservativen Staatsmannes der Gegenwart ist vor Kurzem erschienen; beim Anblick desselben äußerte ein wegen seiner Sprachfehler bekannter Banquier: „Dieser Minister ist der Typhus (Typus) der Reaction."

Wie die Malerei durch den Oelfarbendruck, so wird die plastische Kunst durch den Zinkguß immer mehr verbreitet und populär gemacht. Architektonische Ornamente und Statuen, welche fast nur die Paläste unserer Fürsten schmückten, findet man jetzt an den Häusern und in den Wohnungen unserer reicheren Privatleute. Die Billigkeit des Materials und die Leichtigkeit des Gusses gestattet jetzt die Vervielfältigung und Anschaffung der bedeutendsten Kunstwerke des Alterthums und der modernen Zeit für einen kaum glaublichen geringen Preis. Statuen, die in Bronze oder Marmor Tausende von Thalern kosteten, werden jetzt für 50—100 Thaler in vorzüglichen Abgüssen geliefert. In dem Institut des Herrn Geiß in Berlin findet man ein völliges Museum der vorzüglichsten antiken Bildwerke, den berühmten Knaben mit dem Dorn, das Knöchel spielende Mädchen, die schöne Diana aus dem Louvre, die herrliche Gewandstatue der Muse, die classischen Götter und Helden Griechenlands nach den berühmtesten Originalen mit einer bewunderungswürdigen Treue und technischen Vollendung gearbeitet. Der Einfluß einer solchen Popularisirung der Kunst auf den Geschmack und die Bildung des Volkes kann nicht ausbleiben, und schon jetzt macht sich der gesteigerte Schönheitssinn in allen Schichten der Gesellschaft bemerkbar. Auch die Kunst, die früher nur das ausschließliche Privilegium der bevorzugten Classen war, wird jetzt demokratisch, das heißt wirklich volksthümlich und populär.

Das große Schweizer Schützenfest 1863 wird am 12. Juli beginnen, am 21. Juli enden. Bekanntlich hat das Organisations-Comité in La Chaux-de-Fonds die deutschen Schützen zum eidgenössischen Feste eingeladen, und der Vorstand des deutschen Schützenbundes hat die Frankfurter, auf ihren Wunsch, damit betraut, „die nöthigen Anordnungen zu treffen, um sämmtliche an dem Feste theilnehmende Bundesmitglieder zu einem gemeinsamen Schützenzuge zu vereinigen und denselben zum Festorte zu führen."

Wir freuen uns dieses Beschlusses und wünschen ihm eine ebenso große als würdige Theilnahme. Es ist eine neue und bedeutende Erscheinung unserer Zeit, daß Völker sich zu Gaste laden, und diese Erscheinung erhält eine besondere geschichtliche Wichtigkeit durch die Stammverwandtschaft der Völker, die sich zu diesem Feste die Hände reichen, „denn", sagt das Comité für den deutschen Schützenzug nach der Schweiz mit vollem Rechte, „wenn die bei dem Frankfurter Schützenfeste gehörten herrlichen Worte kein leerer Schall waren, wenn Freundschaft und Verbrüderung zwischen den Schweizer und deutschen Schützen Ernst und Thatsache ist: dann sind die Schweizer Feste auch die unsrigen, wie unsere die ihrigen; dann haben wir deutschen Schützen so das Recht wie die Pflicht, unsere schwarzrothgoldene Fahne auch bei den eidgenössischen Nationalfesten zu entfalten, Ehrengaben dahin zu senden und dort persönlich zu zeigen, daß auch bei uns starke Arme und feste Augen zu finden, daß wir auch befähigt sind, der Schweiz, im Falle der Noth, als treue Freunde zur Seite zu stehen, und ihre Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigen zu helfen." — Dazu wird jeder brave Deutsche sein „Ja und Amen" sagen. Von den vielen guten Anordnungen des Comité's ist besonders wohlthuend die in §. 8 ausgesprochene: „Der Zug marschirt nur unter einer einzigen Fahne, der deutschen; besondere Fahnen von Ländern, Städten, Vereinen rc. werden nicht zugelassen." So wird denn Deutschland zum ersten Male draußen als ein Ganzes sich vorstellen und nicht, wie auf so mancher Weltausstellung und bei so vielen Weltvorgängen, das traurige Bild seiner inneren Zerrissenheit auch in's Ausland tragen. H.

Ein Freund auf dem Sterbebette. Dem Briefe eines im Unionistenheere dienenden Landsmannes entnimmt der N. K. die nachstehende rührende Scene: „Schon seit längerer Zeit ist meine Wunde soweit hergestellt, daß

ich zwar das Bett, aber nicht das Hospital habe verlassen können. Ich versehe seitdem den Dienst eines Wärters, leiste Beistand, wenn Glieder abgenommen und Wunden verbunden werden, und Du magst es mir glauben, ich könnte Bände schreiben von den herzbrechenden Geschichten, die ich hier gesehen und erlebt habe. Doch bestand das schwerste Stück Arbeit, welches ich habe verrichten müssen, darin, daß ich meinen Daumen von dem Oberschenkel eines Verwundeten zurückzog. Du wirst nicht begreifen, aber höre und beurtheile. Unter einer Menge von Verwundeten wurde ein junger Mann in das Krankenhaus gebracht. Die Kugel war durch den Oberschenkel gegangen, und es mußte zur Amputation geschritten werden. Das Bein wurde dicht am Leibe weggeschnitten, die Arterien wurden unterbunden. Der Kranke befand sich erträglich, und man glaubte gewiß, ihn am Leben erhalten zu können. Nach einigen Tagen sprang eine der kleinen Arterien. Es wurde ein Einschnitt gemacht und dieselbe wieder unterbunden. Der Wundarzt sagte, es sei ein Glück gewesen, daß nicht die Hauptarterie gesprungen, sonst wäre der Mann todtgeblutet, ehe ihm hätte Beistand geleistet werden können. Es besserte sich dann erheblich mit Charley, und wir freuten uns alle über ihn. Eines Nachts, wo ich im Krankenhause zu thun hatte, sagte er plötzlich, als ich an seinem Bette vorbeikam, zu mir: „Heinrich, mein Bein blutet wieder.“ Ich warf die Betten zurück und das Blut spritzte in die Luft. Der Schurf der Hauptarterie hatte sich abgetrennt. Glücklicherweise wußte ich, was zu thun war, im nächsten Augenblick drückte ich meinen Daumen auf die Stelle, und stopfte die Blutung. Es war so dicht am Leibe, daß kaum Raum für meinen Daumen blieb, aber es gelang mir, ihn daselbst festzuhalten. Ich weckte einen der Reconvalescenten und sandte denselben zum Wundarzt, der in der nächsten Minute erschien. „Ich danke Ihnen, H – ,“ sagte er zu mir, als er mich sah, „daß Sie zur Stelle gewesen sind und wußten, was zu thun sei, denn außerdem wäre er verblutet, bevor ich hier sein konnte.“

Als er aber die Stelle untersucht hatte, nahm sein Gesicht einen sehr ernsthaften Ausdruck an, und er sandte zu den andern Wundärzten mit der Bitte, sie möchten sogleich kommen. Es erschienen alle, die im Hause waren, und sie gingen zu Rathe über den armen Burschen. Ihre Entscheidung war einstimmig. Es war kein Raum da, wo sie operiren konnten, außer der Stelle, auf welcher mein Daumen lag; unter dem Daumen konnten sie nicht arbeiten, nahm ich denselben fort, so würde er zu Tode geblutet sein, bevor die Arterie unterbunden werden konnte. Es gab keinen Weg, sein Leben zu retten. Armer Charley! Er war sehr ruhig und gefaßt, als ihm sein nahe bevorstehendes Ende verkündigt wurde, und bat, daß sein Bruder, der gleichfalls im Hospital lag, geweckt und zu ihm gerufen würde. Dieser kam, setzte sich an der Bettseite nieder, ich stand drei Stunden und hielt durch den Druck meines Daumens das Leben von Charley auf, während die Brüder zum letzten Male auf Erden mit einander sprachen. Gewiß, es war eine ganz eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, zu fühlen, daß ich das Leben eines Mitmenschen in der Hand hielt, und noch sonderbarer das Gefühl, daß eine geringe Bewegung meinerseits dessen Tod nothwendig zur Folge haben werde. Der Gedanke war für mich ein schmerzlicher und drückender, um so mehr, da ich den armen Burschen lieb gewonnen hatte, aber es gab keinen Ausweg. Die letzten Worte waren gesprochen, Charley hatte seine Angelegenheit mit seinem Bruder geordnet und gab demselben zärtliche Bestellungen an seine Lieben in der Ferne, die wohl wenig ahnten, wie nahe am Rand des Grabes ihr treuer Freund und Verwandter stand. Thränen füllten meine Augen, als ich diese Abschiedsworte vernahm. Als er damit geendet hatte, wandte er sich an mich und sagte: „Jetzt, Heinrich, denke ich, wäre es am besten, Du nähmest den Daumen fort.“ „Ach, Charley,“ entgegnete ich, „wie kann ich das?“ „Es muß sein,“ erwiderte er freundlich. „Ich danke Dir für Deine große Gefälligkeit, und nun lebe wohl.“ Er wandte sein Haupt ab, ich hob den Daumen, noch einmal floß der Strom des Lebens, und in drei Minuten war Charley eine Leiche.“

Der Weihnachtsbaum für arme Kinder, auf welchen die „Gartenlaube“ in Nr. 23 des vorigen Jahrgangs ihre Leser aufmerksam machte, hat zu seiner einundzwanzigsten Christbescheerung in 82 Städten und Ortschaften abermals nahe an 4000 der armen Kleinen geladen und die jungen Herzen mit jener höchsten Freude der ganzen Kindheit erfüllt, die ohne solche menschenfreundliche Sorge der großen Mehrzahl dieser Kinder gar nicht und allen nicht so zu Theil geworden wäre. Das alljährliche Christfestgeschenk des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen (eine Stiftung des unvergeßlichen Joseph Meyer und Friedrich Hofmann's, der den Gedanken und seitdem die geistige Arbeit dazu gab) gehört recht eigentlich der Schule an. Ueberall, wo der „Weihnachtsbaum“ in die Hand der Lehrer gelegt wurde, hat er doppelte Frucht des Segens getragen; das Wort des Lehrers: „Wer von Euch Kindern recht brav ist, dem bescheert der heilige Christ auch Etwas hier in der Schule“, bewährt stets eine ganz besondere Kraft, und da nach der elterlichen Wohnung die Schule, nach den Eltern die Lehrer im Aug' und Herzen des Kindes Allem voranstehen, so liegt auch in der Verpflanzung des Christbaumes in die Schulstube für die kindliche Auffassung nichts Störendes. Die Eltern wohnen der Bescheerung bei, die von Gesang und Rede begleitet wird. Ein frommes Schaustück sollte nirgends daraus gemacht werden. Wo aber im Laufe der Zeit eine neue Art Volksfestes daraus geworden ist, da hat auch die größere Oeffentlichkeit der Bescheerung keinen schädlichen Einfluß mehr. Nur in der Hand der leider sogenannten „Frommen“ verunstaltet man das schöne Fest in jenes Zerrbild, von welchem uns in Nr. 21 der „Gartenlaube“ Fr. Brunold eine Copie gegeben hat.

Die segensreiche Wirksamkeit des „Weihnachtsbaumes“ für die Schule muß zu dem Wunsche anregen, daß demselben eine noch größere Ausbreitung zu Theil werde, als er bisher durch die so sehr ehrenwerthe Munificenz des Bibliographischen Instituts bereits erlangt hat. Deutschland ist reich genug an wohlhabenden und wohlwollenden Buchhändlern und Buchdruckern, die den Hildburghäuser Weihnachtsbaum für ihre Stadt oder ihren Kreis, ihren Bezirk ebenfalls gratis herstellen und vertheilen könnten. Die geistige Arbeit würde durch Fr. Hofmann ja dann für alle ebenfalls gratis gemacht sein. Vielleicht erleben wir die Freude, daß noch vor dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des „Weihnachtsbaumes“ dieser Wunsch für einen großen Theil von Deutschland in Erfüllung gegangen ist. Zu diesem Behufe soll der Weihnachtsbaum künftig schon im Monat August im Druck vollendet sein, um so rechtzeitig anderen Officinen zur Herstellung und Ausstattung des Werkchens für ihre Bescheerungskreise zugesandt werden zu können. Möchten sich möglichst bald recht viele dazu erbieten!

Für den „Weihnachtsbaum von 1862“ haben, in Folge des erwähnten Artikels in Nr. 23 der „Gartenlaube“, 182 deutsche Dichter und Dichterinnen aus Deutschland, Holland, der Schweiz, Ungarn, Rußland und Nordamerika poetische Gaben eingesandt. Davon konnten nur 76 Aufnahme in den 10 Druckbogen des Werkchens finden; ihr Honorar besteht in einem Freiexemplare des „Weihnachtsbaumes“ und in der Mitfreude am Erfolg des Ganzen.

Hinsichtlich des neuen „Weihnachtsbaumes“ (für 1863) mögen die poetischen Theilnehmer an demselben folgende Bemerkungen freundlichst beachten: Niemand schicke der Redaction des Weihnachtsbaumes (Dr. Fr. Hofmann in Reudnitz bei Leipzig) von Gedichten mehr als 3, von Erzählungen in Prosa mehr als 2 zu; Jedermann behalte von den Gedichten Abschrift, weil die Zurücksendung des Unbenutzten unterbleiben muß; Niemand sende der Redaction ganze Stöße von Gedichten mit dem Anliegen ein, sie zu prüfen, brieflich zu beurtheilen und Verleger für sie zu suchen, denn das ist zu hart; endlich frankire Jedermann seine Sendung, denn sie geschieht für arme Kinder, für deren „Weihnachtsbaum“ der Einzelne schon auch sein Antheil Kosten tragen darf. Frist der Einsendung: bis Ende Juli.

Zur Nachricht!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Novellistische Beiträge liefern nach wie vor: Herm. Schmid, Levin Schücking, Alfred Meißner, Otto Ruppius, Temme, Berth. Auerbach, Otto Müller etc. etc. und kommen außer den trefflichen Beiträgen eines Bock, Schulze-Delitzsch, Beta, Max Ring, L. Storch, G. Hammer, Franz Wallner, Schmidt-Weißenfels etc. im nächsten Quartal zum Abdruck:

Ein Polterabend, von Temme — Eine Geschichte aus dem Hochgebirge, von Hebrich — Unsichere Fundamente. Erzählung aus dem Kaufmannsleben, von Otto Ruppius — Erinnerungen an Raimund, von Franz Wallner. Mit Abbildung — Das Licht und der Schall, von Bruno Hasert — Bilder aus Tyrol — Jakob Clement. Histor. Episode, von Hiltl — Das deutsche Postwesen — Aus dem Schweizer Dorfleben, von H. A. Berlepsch — Der alte Vincke — Verkümmerte Existenzen, von Roderich Benedix — Fürst Pückler-Muskau und seine Parkanlagen in Muskau und Branitz. Mit Abbildung — Aus dem Leben deutscher Schauspieler, von Max Ring. Nr. 2. Mit Abbildung — Am Grabe Körner's. Erinnerung. Mit Abbildung — Eine Heldenthat aus den Zeiten deutscher Erniedrigung. Mit Abbildung — Ein Besuch in der deutschen Seemannsschule in Hamburg. Mit Abbildung — Bauer's Brandtaucher, von Fr. Hofmann. Mit Abbildung — Vorlesungen über verleumdete Thiere, von Carl Vogt — Bilder aus dem zoologischen Garten, von A. Brehm — Die Bauer'schen Hebearbeiten in Rorschach — Die Muster-Farm des Herzogs von Coburg auf dem Callenberg. Mit Abbildung etc. etc.

Die Redaction der Gartenlaube hat ferner Sorge getragen, daß zu den in den nächsten Monaten fallenden Nationalfesten, wie das

Eidgenössische Freischießen in La Chaux de Fonds,

die dorthin ziehenden deutschen Schützen von einem gewandten Berichterstatter und einem Schweizer Künstler behufs Schilderung und Illustrirung begleitet werden. Ebenso werden wir

das Allgemeine deutsche Turnfest in Leipzig

in Wort und Bild in der geeignetsten Weise zur Darstellung bringen. Die gewandten und gutunterrichteten Federn der in unserm Verlage erscheinenden „Turnzeitung“ und „Festblätter“ haben auch der Gartenlaube ihre Mitwirkung zugesagt. Für die „internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Hamburg“ haben wir einen tüchtigen sachkundigen Fachmann gewonnen.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, Ende Juni 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 27. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Polterabend.

Von J. D. H. Temme.

Es war ein warmer Augustabend und die Luft ruhig, als wir unsern Wagen verließen. Mein Freund, der Steuerrath, führte mich um das Dorf herum, an Wiesen vorüber, nach einem Wäldchen von Fichten, Birken und einzelnen Buchen. Wir waren in Dunkelheit und Stille gegangen. Als wir in das Wäldchen hineinschritten, war es darin noch dunkeler und stiller, als es am Dorfe und an den Wiesen gewesen war. Wir kommen in dem Wäldchen hundert Schritte zurückgelegt haben. Gerade vor uns, aber noch in weiter Ferne, wurde ein schwacher, unbestimmter Lichtschimmer wahrnehmbar. In derselben Richtung vernahm das Ohr ein unbestimmtes, summendes Geräusch.

„Dort!“ sagte mein Freund, indem er mit der Hand nach Lichtschimmer und Geräusch hinwies. Ich hatte ihm nichts zu erwidern, und wir setzten unseren Weg fort, immer in gerader Richtung nach Schimmer und Geräusch. Der Schimmer wurde heller; ein weiter Raum schien von einer Menge von Lichtern erleuchtet zu werden. Das Geräusch wurde vernehmlicher; Menschenstimmen sprachen und lachten durch einander. Wir kamen den Lichtern und den Stimmen näher und immer näher und waren fast unmittelbar bei ihnen; nur noch eine hohe und dichte Hecke trennte uns von ihnen. Der Steuerrath führte mich an diese; es war eine Taxushecke.

„Bleib' Du hier stehen,“ sagte mein Freund. „Halte Dich ganz ruhig. Ich bin in zwei Minuten wieder bei Dir.“

„Wohin willst Du?“ fragte ich ihn.

„Recognosciren.“

Er ging an der Hecke entlang, und ich verlor ihn in der Dunkelheit aus den Augen. Er war leise gegangen; nach fünf Schritten hatte ich ihn nicht mehr gehört. Ich blieb auf der Stelle stehen, an der er sich von mir getrennt hatte, und versuchte, durch die Hecke in den Garten zu blicken, den sie von dem Wäldchen und von mir trennte. Die Hecke war zu breit, der Taxus zu dicht. Ich konnte zwar eine Menge von Lichtern und Lampen unterscheiden, die überall unter standen und hingen, bald hoch, bald niedrig, wohl auf Tischen, an Spalieren, in den Bäumen; ich sah auch, wie es zwischen und unter den Lichtern sich fortwährend hin und her bewegte. Weiter konnte ich aber nichts erkennen. Menschen mußten es sein, die sich so hin und her bewegten. Ich vernahm deutlich die Stimmen, die sich unterhielten, bald laut, bald leiser sprechend, rufend, scherzend, lachend. Es war eine große, heitere, muntere, lustige Gesellschaft da. Zu das Reden und Lachen mischte sich das Klirren von Gläsern. Ich fühlte mich befriedigt. War mein Zweck hier überhaupt zu erreichen, in dieser munteren, lustigen Gesellschaft schien er mir um so leichter erreichbar zu sein. Und doch wollte es mich auf einmal heiß und kalt überlaufen, als ich so recht darüber nachdachte.

Ich kam von dem Schauplatze eines Mordes und ich suchte den Mörder.

Aber, meine lieben, freundlichen Leser, hier muß ein Anderer, als der bisher zu Dir sprach, das Wort nehmen. Der Schreiber dieser Zeilen, der Dir in der „Gartenlaube“ allerdings schon so manche Geschichte aus seiner früheren Thätigkeit als Criminalrichter erzählt hat, erzählt Dir jetzt nicht aus seinem eigenen Beamtenleben, sondern er erzählt diesmal nur nach, was er von einem anderen, auch schon alten Criminalrichter aus dessen Leben erfahren hat. Und so läßt er denn seinen Gewährsmann fortfahren.

Ich horchte, um zu unterscheiden, was und worüber gesprochen wurde, aber ich konnte nur einzelne Worte auffangen. Das Gesumme der Stimmen war zu bewegt, zu vielfach durch einander getreugt, als daß man zusammenhängende Worte oder Sätze hätte heraushören können. Das Einzelne, was ich verstand, bezog sich eben auf die Munterkeit der Gesellschaft, auf den herrlichen Abend, auf Wein und auf Punsch und was dazu gehörte oder damit zusammenhing. Nach einer Minute verstand ich gar kein Wort mehr. Eine Tanzmusik spielte auf, ganz nahe vor mir, dicht an der Taxushecke. Ihre lauten, lustigen Töne verschlangen jeden anderen Laut umher. Mein Freund, der Steuerrath, kam zurück.

„Folge mir,“ sagte er.

„Was hast Du gefunden?“

„Einen herrlichen Platz, an dem Alles zu überschauen ist.“

Er führte mich an der Hecke entlang, in der Richtung, in der er sich vorhin entfernt hatte. Wir kamen an dem großen erleuchteten Raume vorüber, in dem sich die lustige Gesellschaft befand. An dem Ende desselben, wo sich die Hecke beg, machten wir Halt. In der Biegung war ein Gitterpförtchen, durch welches man jetzt den ganzen erhellten Raum des Gartens übersehen konnte. Vor dem Pförtchen stand eine große, breite Haselnußstaude. An sie stellten wir uns. Sie verbarg uns jedem Auge jenseits des Pförtchens, ließ aber unsere Blicke durch das Pförtchen völlig frei.

Der Garten war mit Lampen glänzend erleuchtet; Alles plauderte, lachte, scherzte, tanzte und traut. Sie waren Alle so fröhlich, so munter, so lustig. Aus dem dichtesten Haufen der Scherzenden und Lachenden schlich leise und verstohlen und ängstlich ein feines, blasses Mädchen heraus. Sie war hoch aufgeputzt, mehr als die Anderen. Sie war jung und schön, aber so sehr, so schrecklich blaß in ihrer Jugend, in ihrer Schönheit und in ihrem Putze. Sie schwankte auf das Pförtchen zu, hinter dem

wir standen, nach einem weniger erleuchteten Flecke neben dem Pförtchen. Es war eine Laube da. Eine einzige Lampe erleuchtete sie. In einer Ecke der Laube saß eine ältliche Frau allein. Wir hatten sie bisher nicht bemerkt. Sie war bleich, fast so bleich wie das Märchen, und in dem abgehärmten Gesichte zeigte sich Schmerz, Sorge, Unruhe, Angst. Das Mädchen trat in die Laube und warf sich in die Arme der blassen, von Schmerz und Angst verzehrten Frau.

„Mutter, ich sterbe!“

Die Angeredete zitterte heftig. „Möchte ich mit Dir sterben können, mein Kind!“ schluchzte sie.

Dann preßte die Mutter krampfhaft die Tochter an sich. Beide weinten. Hinter ihnen rauschte die lustige Tanzmusik, tanzen und sprangen die fröhlichen Paare, lachte, scherzte und jubilirte Alles.

Aus dem Haufen der Jubilirenden kam wieder Jemand hervor. Es war diesmal ein noch junger Mann, vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre, von hohem, kräftigem Körperbau, von stolzer, vornehmer Haltung. Das aristokratisch geschnittene Gesicht war wettergebräunt, dunkelglühende Augen brannten unheimlich darin. Eine sonderbare Unruhe ergriff mich plötzlich bei dem Anblicke des jungen Mannes.

„Mein Gott, den habe ich irgendwo gesehen!“ mußte ich meinem Freunde zurufen.

„Still, still,“ ermahnte der Steuerrath mit seinem leisesten Flüstern. „Er könnte uns hören, er hat Augen, von denen man glauben sollte, er könne die Nacht damit durchbohren.“

Ich schwieg. Der Steuerrath hatte Recht. Der Mann war stehen geblieben, als er sich dem Haufen entwunden hatte. Er sah sich nach allen Seiten um, als suchte er etwas. Seine Augen fielen auch in die Richtung, in der wir standen. Sie bohrten sich brennend, leuchtend in die Finsterniß hinein, die uns hinter dem Pförtchen und den Zweigen und Blättern der Nußstaude barg. Sie schienen mit ihrem Glühen und Leuchten die Finsterniß zu durchbohren, zu erhellen. Dieser Blick war es, der jene plötzliche Unruhe, der eine etwas beängstigende, aber völlig unbestimmte Erinnerung in mir geweckt hatte, eine um so beängstigendere, je unbestimmter sie war.

„Um des Himmels willen, wo habe ich den Menschen gesehen?“ mußte ich mich selbst fragen, da ich den Freund nicht mehr fragen durfte. Eine Antwort hatte ich nicht. Die Blicke des Mannes hatten sich von dem Pförtchen, hinter dem wir standen, nach der Laube neben dem Pförtchen gewandt. Auch hier hafteten sie fest. Ihr Inneres schien er wirklich durchbohrt zu haben. Er schritt mit raschen Schritten auf sie zu. Im Eingange blieb er stehen, die Mutter und die Tochter hatten ihn nicht bemerkt. Sie hielten sich noch umfangen und weinten noch still. Sie hatten sich in der einsamen Laube wohl sicher gefühlt.

Der Mann schaute finster auf die weinenden Frauen. Er stand kaum fünf Schritte von uns, und das Licht der Lampe in der Laube fiel voll auf sein Gesicht. Das war ein stolzes, herrisches, hartes Gesicht. Und wie vergebrannt und verwittert blickten die dunklen, glühenden Augen! Er stand so dicht vor mir, daß ich jeden Zug des Gesichts erkannte, aber den Menschen erkannte ich nicht wieder. Er schritt in die Laube hinein, nach Mutter und Tochter hin.

„Ah, hier?“ sagte er.

Nur die zwei Worte sprach er, aber finster, hart, herrisch, feindlich. Der ganze Charakter des Mannes sprach aus dem Tone der zwei Worte. Hätte ich ihn noch nicht gesehen gehabt, aus diesem Tone hätte ich mir den Mann zusammensetzen müssen, mit seiner Gestalt, mit seinem Gesichte. Die Stimme war mir fremd, ich hatte sie noch nie gehört. Mutter und Tochter waren auseinander gefahren, die Tochter war aufgesprungen. Er nahte sich ihr, und ich glaubte sie zittern zu sehen.

„Darf ich bitten?“ sagte er zu ihr.

Er bot ihr seinen Arm. Sie legte ihren zitternden Arm hinein. Er sah sie darauf an.

„Ah! und auch Thränen? An ihrem Polterabend darf die Braut ihren Gästen keine Thränen zeigen.“

Ja, sie feierten einen Polterabend, und das hochausgeputzte junge, schöne, blasse und zitternde und weinende Mädchen war die Braut. Und der hohe, stolze, vornehme, harte, herrische, finstere Mann war der Bräutigam? Er hatte die Worte wieder so hart und herrisch und befehlend gesprochen. Das Mädchen trocknete hastig ihre Thränen.

„Hast Du nicht auch ein Lächeln?“ fragte er, und seine Frage war wieder ein harter, strenger Befehl.

Aber ein Lächeln hatte die Arme nicht. Sie wollte es erzwingen, aber sie vermochte es nicht.

„Zwinge Dich!“ sagte er dennoch zu ihr.

So führte er sie aus der Laube. Sie wollte noch einen Blick auf die Mutter werfen, aber sie wagte es nicht, an der Seite und unter den Blicken des finsteren und befehlenden Mannes, der mit der Frau kein Wort gesprochen, sie auch einmal angesehen hatte. Er führte sie zu dem Haufen der jubelnden Gäste zurück, und die Gäste jubelten lauter bei dem Erscheinen der Beiden, stießen mit den klirrenden Gläsern an und riefen, daß es weit durch den Garten und durch die dichte Taxushecke in den dunklen Wald hineinschallte: „Hoch lebe das Brautpaar! Hoch und hoch und hoch!“

Und die Gläser erklirrten von Neuem, und die Musik spielte einen rauschenden Tusch, der all das Rufen und Gläserklirren und Jubeln übertönte. Da da die blasse Braut das Lächeln gefunden hatte, das sie in der Laube nicht hatte erzwingen können? Die Mutter in der Laube saß noch still, mit verhülltem Gesicht, da. Sie weinte wohl noch immer. Mein Freund und ich durften wieder mit einander sprechen.

„Du hast den Menschen schon früher gesehen?“ fragte er mich.

„Ich weiß es nicht.“

„Du sagtest es!“

„Ich meinte es im ersten Augenblicke, da er dort aus der Menge heraustrat. Aber ich besinne mich seitdem vergeblich auf ihn, und seine Stimme war mir völlig unbekannt. Ich mußte mich geirrt haben.“

„Du bist seit vielen Jahren Criminalrichter, vielleicht aus Deiner Amtspraxis? Du kennst mit so vielen Leuten in Berührung, an so manchen Orten.“

„Als Criminalrichter sollte ich ihn gesehen haben, meinst Du?“

„Warum nicht? Hat er mit allem seinem stolzen, vornehmen Wesen nicht auch auf Dich einen unheimlichen Eindruck gemacht?“

„Ich kann es nicht leugnen, und ich muß Dir auch zugeben, der erste Eindruck, den ein Mensch auf mich gemacht hat, hat sich mir nachher noch immer als der richtige bewährt.“

„So lassen wir den Menschen nicht aus den Augen,“ sagte mein Freund.

„Aber welche entsetzliche Verhältnisse sind das hier!“ mußte ich ihm noch bemerken.

„Gerade darum! Jedes sehen wir jetzt zu der Gesellschaft!“

„Ich bin bereit.“

„Wir müssen zu unserem Wagen zurück. Nur in ihm dürfen wir anlangen und müssen vorn an Hause vorfahren.“

Wir verließen unsern heimlichen Platz hinter der Haselnußstaude neben dem kleinen Gitterpförtchen und kehrten in das Wäldchen zurück, durch das wir gekommen waren. Hinter uns spielte lustig die Tanzmusik, klirrten fröhlich die Gläser, rief und jubelte man Hoch und Hurrah! Mir traten aus dem Dunkel nur die Bilder der bleichen, zitternden Braut und ihrer still weinenden blassen Mutter hervor, und des finstern, harten, vornehmen Bräutigams. Wir gingen still. Der Steuerrath ging voraus. Auf einmal blieb er stehen. Wir hatten kaum dreißig bis vierzig Schritte zurückgelegt.

„Da nahet sich Jemand,“ flüsterte er mir zu.

Wir standen Beide und horchten. Aus der Mitte des Waldes her näherte sich ein Schritt. Wir gingen in einem schmalen Pfade; in demselben schien der Schritt herauszukommen.

„Er darf uns nicht begegnen,“ sagte mein Freund. „Gehen wir auf die Seite.“

Wir gingen leise auf die Seite und verbargen uns hinter einer Fichte. Der Schritt kam näher. Ein einzelner Mensch ging vorüber. Er ging schnell, sicher; er mußte den Weg kennen. Zehn Schritte von uns, als er vorüber war, blieb er stehen. Er war nicht weit von der Tannshecke, von dem Pförtchen, an dem wir gestanden hatten. Er stand vielleicht eine Minute; dann setzte er seinen Weg fort, nach dem Pförtchen hin; aber er ging langsam, leise, vorsichtig.

„Was mag der hier vorhaben?“ sagte der Steuerrath.

„Du kennst ihn?“ fragte ich.

„Es ist der Inspecteur Holm.“

„Ah, von dem Du mir erzähltest?“

„Derselbe. Was schleicht der da herum? Als wenn er etwas Böses im Sinne hätte."

Wir gingen dem Menschen nach, leise, mit unhörbaren Schritten, von Fichte zu Fichte, von Birke zu Birke uns zurückscheichend. Wir hatten ihn aus dem Gesichte verloren, aber wir hörten seinen Schritt vor uns. Als wir zehn Schritte von dem Pförtchen entfernt waren, sahen wir ihn wieder. Er stand an dem Pförtchen, hinter der Haselnußstaude, an derselben Stelle, an der wir vorhin gestanden hatten. Er lauschte auch, wie wir, zuerst nach dem hellen Schauplatz des Jubels, dann in die stille Laube gleich nebenan. Auf einmal hörten wir ihn sprechen. Er flüsterte in die Laube hinein; leise genug; wir konnten dennoch verstehen, was er sagte. Es wurde ihm geantwortet; wir konnten auch das verstehen.

„Madame!" rief er leise in die Laube hinein. „Darf ich Sie um ein paar Worte bitten?"

„Um Gotteswillen, Holm, Sie? Was wollen Sie hier?"

Die blasse Frau, die gegenstigte Mutter der Braut rief es zurück, mit einer Stimme, die den höchsten Schreck verrieth.

„Wo kann ich Sie allein sprechen, Madame?" fragte der Inspector Holm. „Aber sofort!" Er sprach dringlich, eilig.

„Müssen Sie mich sprechen?" fragte die Frau.

„Gewiß, gewiß! Ich habe Nachrichten von Ihrem Sohn."

„Von Ulrich?" schrie die Frau auf.

„Von ihm und von Ihrem Manne."

„Mein Gott, reden Sie. Auf der Stelle! Ich beschwöre Sie."

„Werden wir hier nicht gestört werden?"

„Nein," wollte die von Neuem, die auf den Tod gegenstigte Frau wohl antworten. Da wurden sie schon gestört.

„Frau Mutter —" sprach im Eingange der Laube eine Stimme. Es war die harte, befehlende Stimme des vornehmen Bräutigams. „Frau Mutter —! Aber ah, Sie sprechen da mit Jemandem?"

Der wiederholte Schreck hatte die arme Frau doch nicht niedergewiesen. Sie hatte sich zusammennehmen können.

„Ich? Mit wem sollte ich sprechen?"

„Ich werde es erfahren."

Ein rascher Schritt nahete sich dem Pförtchen. Es war der Bräutigam. Er wollte die Thür aufreißen, aber sie war verschlossen.

„Teufel!" fluchte er.

Er sah über sie hinüber, aber er gewahrte nichts. Der Inspector hatte sich an der Hecke der Laube, fast unter ihr, zur Erde niedergelassen. Der fluchende Mann kehrte in die Laube zu der Frau zurück.

„Madame, ich will wissen, mit wem Sie sprachen."

Er war zornig geworten. Aber die unglückliche Frau war nicht ganz seine Sclavin.

„Mein Herr," sagte sie, und sie sprach die Worte mit ruhiger, fester Würde — „ich hoffe, Sie werden einsehen, daß das nicht der Ton ist, in dem Sie mit mir zu sprechen haben. Sie werden keine Antwort von mir erhalten."

Die Ruhe und Festigkeit der Frau hatten ihm imponirt. Welche Zwangsmittel hätte er auch gegen die Frau gebabt?

„Folgen Sie mir, Madame. Es paßt sich für die Frau des Hauses nicht, sich den Gästen zu entziehen, zumal wenn der Hausherr nicht da ist. Kommen Sie mit mir zu der Gesellschaft zurück."

An ihrem harten und befehlenden Tone hatte seine Stimme nichts verloren. Wir hörten, wie die Frau mit ihm die Laube verließ. Gleich darauf erhob sich der Inspector Holm aus seinem Versteck an der Laube. Er ging rechts um die Gartenhecke herum, nach dem Theile des Gartens hin, wo dieser dunkel war. Als er uns nicht mehr wahrnehmen konnte, verließen auch der Steuerrath und ich unseren Versteck und schritten wieder in das Wäldchen hinein, um zu unserem Wagen zu gelangen, der uns als Gäste zu der Festlichkeit bringen sollte, von der wir bis jetzt Zuschauer gewesen waren.

„Das ist ja ein entsetzlicher Polterabend!" mußte ich ausrufen. „Und die beiden Frauen sind allein in der Gewalt des Menschen! Der Mann, der Vater nicht da, der Sohn, der Bruder nicht! Und ohne sie das Fest? Auch wohl morgen die Hochzeit? Und welche Schreckensnachrichten fürchtete die Frau über die Abwesenden zu erfahren? Sie schrie auf, als die Namen des Gatten und Sohnes genannt wurden."

Der Steuerrath hatte keine Antwort auf meine Fragen, und bald darauf erreichten wir unseren Wagen und fuhren zu dem Gutshofe.

Aber ich muß erzählen, was uns hingeführt hatte. Am Abend vorher hatte mir ein reitender Gensd'arm ein Schreiben der russischen Grenzbehörde überbracht. Der Gensd'arm war an der fünf Meilen entfernten Grenze stationirt. Es war schon später Abend, als er bei mir antam. In dem Schreiben stand, daß am Morgen von patrouillirenden russischen Grenzbeamten auf russischem Gebiete, nicht weit von der Grenze, die Leiche eines ermordeten Mannes gefunden sei. Der Mord sei wahrscheinlich in der vergangenen oder vorvergangenen Nacht geschehen, der Ermordete sei unbekannt, und trage eine Kleidung, deren Schnitt und übrige Beschaffenheit in Rußland ungewöhnlich sei. Dies mit anderen Umständen leite darauf hin, daß der Mord auf preußischem Gebiete verübt sei. Die Untersuchung des stattgefundenen Verbrechens werde daher nur zu einem Resultate führen können, wenn sie, und zwar auf das Schleunigste, gemeinschaftlich von den preußischen und russischen Behörden vorgenommen werde. Man ersuche mich, zu diesem Zwecke, um sofortige Herüberkunft.

Die russische Behörde schien Recht zu haben. Ein Resultat der Untersuchung war nur von einem solchen sofortigen Zusammengehen zu erwarten. Ich traf sofort Anstalten zur Abreise nach der Grenze. Aber auch schon dieseres der Grenze mußten Nachforschungen angestellt, Ermittelungen versucht werden. Bei dem Criminalgerichte, der „Kreisjustizcommission", war von einem verübten Morde nichts bekannt.

„Kennen Sie den Inhalt des Schreibens?" fragte ich den Gensd'armen.

„Nein. Der Kosal sagte nichts darüber."

„Sprach er nicht von einem Worte?"

„Kein Wort. Er brachte mir nur das Schreiben und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß es so schleunig wie möglich besorgt werden müsse. Er verstand weder Deutsch noch Lithauisch, und ich verstand sein Russisch oder Kosakisch nicht."

„Haben Sie nichts von einem Morde gehört, der an der Grenze verübt sei?"

„Gar nichts."

„Auch nichts von Grenzexcessen?"

„Seit vierzehn Tagen nicht. Die Schmuggler hatten Unglück, da haben sie in der letzten Zeit nichts mehr gewagt."

„Ja, ja, das ist es."

Das war es, es war mein erster Gedanke gewesen, als ich das Schreiben gelesen hatte. An der russischen Grenze blühte damals der Schmuggelhandel, auf Preußen nach Rußland. Er blüht noch heute dort mit seinem ganzen Gefolge von Verrath, Rohheit, Gemeinheit, von Erziehung des Volkes zu allen möglichen Lastern und Verbrechen.

Der Schmuggel nach Rußland wurde im Großen getrieben. Verwegene, bewaffnete Banden schafften die Waaren über die Grenze, mit List, und wenn die List nicht ausreichte, mit Gewalt. Eine Zeit lang hatten fast Nacht für Nacht Kämpfe zwischen den Schmugglern und den russischen Grenzhusaren und Kosaken stattgefunden. Anfangs waren sie blutig gewesen, mit wechselndem Glücke. Dann war der Erfolg regelmäßig auf Seite der Schmuggler gewesen; sie hatten durch Scheinangriffe die Russen zu verlocken gewußt, so daß dort, wo der Uebergang der Waare erfolgen sollte und erfolgte, die Grenze frei war. Auf einmal hatte sich das Blatt gewendet. Den Scheinangriffen hatten die Russen nur Scheinvertheidigungen entgegengesetzt, und die Waarentransporte, die sich sicher glaubten, waren mit drei- bis viermal überlegener Macht überfallen und angegriffen worden und hatten von den Transportenten im Stiche gelassen werden müssen. Diese hatten kaum die Grenze erreichen können, nicht selten unter Verlust von Todten und Verwundeten. Man hatte bei dem sich wiederholenden Unglück bald von Verrath gesprochen. Man konnte zuletzt nicht mehr daran zweifeln, auch daran nicht, daß der Verräther unter den Schmugglern selbst, unter den eigenen Cameraden zu suchen sei. Seit ungefähr vierzehn Tagen war darauf von den Schmugglern gar nichts unternommen, man hatte nicht das Geringste von ihnen gehört.

Wir erreichten die Grenze, ohne irgend einen Umstand zu erfahren, der mit dem Verbrechen hätte in Verbindung gebracht werden können. Die russischen Beamten erwarteten mich dort und führten uns zu der Leiche.

In einem Erlengebüsch, zwischen zwei dichten Erlen, lag die Leiche, ungefähr sechzig Schritte von dem Grenzwalle entfernt. Ein Grenzkosak, der am Mittage vorher in der Sonnenhitze einen schat-

tigen Platz gesucht, hatte sie dort zufällig gefunden. Man hatte sie liegen lassen, ganz in dem Zustande, wie sie aufgefunden war. So sah ich sie auch noch. Sie lag lang ausgestreckt da, auf dem Rücken. Sie lag in voller Bekleidung, nur die Kopfbedeckung und eine Halsbinde fehlten. An der Bekleidung war Manches zerrissen, Einzelnes offenbar absichtlich. Der Ermordete war ein junger Mann von etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, von schlankem, fast zartem Körperbau, von etwas mehr als mittelmäßiger Größe, die Haare waren blond; das Gesicht war fein geschnitten, aber mager, eingefallen; man glaubte, noch im Tode zu erkennen, daß es angenehme, geistreiche, lebhafte Züge gehabt habe. So sah man die Leiche eines jungen Mannes der sogenannten besseren, vielleicht gar höheren Gesellschaft vor sich.

Seinem Aeußern nach konnte der junge Mann nicht mit den Schmugglern in Verbindung gebracht werden, es konnte kein Camerad von ihnen sein, denn die Schmuggler der Grenze bestanden nur aus den verkommensten, zusammengelaufenen Gesindel der Grenze: das Beste waren unter ihnen ein paar herumtergekommene oder sonst zweideutige Bauernwirthe. Aber in der That schien jenem Aeußeren die Bekleidung der Leiche nicht entsprechen zu wollen. Der Ermordete trug einen ganz gewöhnlichen, groben, grauen, langen Wandrock, wie ihn die litthauischen Bauern, und zwar auf preußischer Seite, zu tragen pflegen. Allein unter dem Rocke sah man eine Weste von schwarzem Atlas und dem modernsten Schnitt, und unter der Weste wieder ein Hemd von sehr feiner Leinwand, wie der beste litthauische Bauer sie wohl noch nie getragen hat. Dann waren die Beinkleider von seinem schwarzem Tuch und ebenfalls von modernem Schnitt, und die aristokratisch schmalen Füße waren mit eleganten Stiefeln bekleidet.

Der Mord war in doppelter Weise auszuführen gesucht. Zuerst hatte der Mörder sein Opfer erwürgen wollen. Die Spuren eines fest um den Hals gewundenen Strides zeigten sich deutlich. Der Strick fehlte. Dann war der Hirnschädel an mehreren Stellen eingeschlagen. Es mußte mit einem stumpfen Instrumente geschehen sein, mit einem Stück Holz, einem Hakenstede oder dergleichen. Ob der Tod durch jene oder durch diese Mißhandlung herbeigeführt, konnte sich erst durch eine Section der Leiche ergeben. Der Mord war nicht an der Stelle verübt, wo die Leiche gefunden war; er war überhaupt nicht auf russischem Boden verübt. Die russischen Behörden hatten das bisher nur vermuthen können. Gewiß festzustellen konnten sie es nicht, weil sie allein die preußische Grenze nicht überschreiten durften.

Jetzt, unter meiner Leitung konnte dies geschehen. Auf dem Grenzwalle war an dem verbogenen Gebücsch zu bemerken, daß Jemand quer hindurchgegangen sein müsse. Eine aufgefundene Fußspur bestätigte dies. Sie hatte in gerader Richtung den Wall überschritten. So wurde sie auch jenseits, auf preußischem Gebiete weiter verfolgt. Nach hundert Schritten führte sie nach der Mordstelle.

Der Boden war auf preußischer Seite, wie auf russischer, sumpfig, feucht, gruppenweise mit Erlen bewachsen. An einzelnen Stellen war er plötzlich saftig; dort standen verkrüppelte Fichten und Erlen; auf einem der saftigen Flecke war der Mord geschehen. Der Sand war in einem Umkreise von mehreren Schuhen von Blut getränkt, wie mit Blut getränkt. An Zweigen und Blättern der nächsten Erlen waren Blutstropfen angetroffen. Sie waren bei dem gewaltsamen Zerschlagen des Hirnschädels umher und in die Höhe gespritzt. Das war auch fast Alles, was zu sehen war.

Außerdem war namentlich daraus, daß an den nächsten Fichten und Erlen, obwohl zu diesen die Blutstropfen herangespritzt waren, kein Zweig und kein Blatt verbogen war, zu entnehmen, daß zwischen dem Mörder und dem Ermordeten durchaus kein Kampf stattgefunden hatte. Daraus und aus dem Befunde an der Leiche war dann auf die Mordspur weiter zu schließen. Der Mörder hatte den Ermordeten plötzlich und unversehens überfallen, entweder indem er ihm aufgelauert hatte, oder indem er verrätherischer mit ihm gegangen war. Er hatte ihn sofort durch den Ueberfall kampfunfähig gemacht; wahrscheinlich indem er eine Schlinge, einen Strick, ihm um den Hals geworfen, sie zugezogen und ihn so niedergerissen und gewürgt hatte. Um das Todes sich ganz und völlig zu versichern, hatte er dann noch mit dem stumpfen Instrumente den Hirnschädel eingeschlagen. Den todten Körper hatte er über die Grenze getragen. Er hatte ihn nicht an der Erde geschleppt; davon hätten sich auch in jenem sandigen und schlüpfrigen Boden Spuren finden müssen. Er hatte ihn also getragen, und daraus war ein weiterer Schluß zu ziehen. Hatte nur ein einziger Mensch das Verbrechen verübt, so mußte es ein Mensch von großer, ungewöhnlicher Körperkraft sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Körner-Gräber und ihr alter Wächter.

Es war an einem wunderschönen Mainvegen, als ich mit einem Freunde mich auf die Wanderung machte, um die Grabstätte Theodor Körner's einmal wieder zu besuchen.

Das Bauerndorf Wöbbelin liegt hart an der Ludwigslust-Schweriner Chaussée und ist auffallend in die Länge gebaut. Gleich zu Anfang der Häuserreihe — von der Ludwigslufter Seite aus — erheben sich zwei mächtige Eichen, weithin sichtbar. Das ehrwürdige Geschwisterpaar ist ungefähr 40 Schritte von einander getrennt; unter dem entfernteft liegenden Baume fand Theodor Körner die ewige Ruhe, und um ihn herum hat der Tod auch seine Lieben gebettet.

Anfangs befanden sich die Körner'schen Gräber allein auf dem Platz, und ein hölzernes Gitter, um welches sich im Abstande von etwa 12 Fuß eine einfache Mauer herumzog, umschloß die heilige Stätte. Im Jahre 1839 ward die erste Einrahmung indeß durch eine eiserne ersetzt, und als man im nächstfolgenden Jahre den Platz mit einem Friedhof für die Dorfschaft vereinigte, fiel auch die Mauer, welche nun soweit hinausgerückt ist, daß sie die Körner-Gräber mit dem Gottesacker zu einem Ganzen umschließt; dem Dorfkirchhof öffnet sich jedoch ein eigenes Thor.

Den Grabstätten gegenüber liegt an der anderen Seite der Chaussée das Schulzengehöft, wo die Schlüssel zum Dichtergrabe aufbewahrt werden. „Vergeßt die treuen Todten nicht!“ lautet die ernste, mahnende Inschrift des Thores zu letzterem, welches in Gestalt eines Triumphbogens, nach einer Zeichnung von Schinkel, aufgeführt ist. Die eiserne, mit einem Helm gekrönte Gitterthür, welche schon in der früheren Mauer befindlich war, öffnete sich uns, und wir betraten den breiten Kiesweg, der, auf beiden Seiten von Birken, welche gleichsam trauernd ihre Zweige tief gesenkt haben, und Gebüsch begrenzt, in gerader Linie zu der Ruhesstätte führt.

Da stehen wir vor der geweihten Stätte, — vor einem Heiligthum der Nation, — vor einem Tempel, darinnen der reinsten Begeisterung ein Altar gebaut ist! Wie viele Thränen mögen hier geflossen, wie viele Gelübde gen Himmel gestiegen, wie viele Erinnerungen an diesen einsamen und einfachen Ort gelnüpft sein! — „Wir erblicken nur wenige Bittsäulen,“ sagt Thomas Abbt, „die uns die Lehre predigen: Stirb für's Vaterland!“ Ich möchte behaupten, es giebt keinen andern einfacher gekennzeichneten Ort, der beredter sz zu uns spräche, als Theodor Körner's Grab.

Während wir uns dem Eindruck dieser Stätte hingaben, öffnete sich das Fenster eines nahegelegenden Hauses, und ein von weißem Haar und Bart umrahmtes Greisenantlitz kam zum Vorschein, den Blick unverwandt auf den Kirchhof und uns gekehrt. Die ehrwürdige Erscheinung zog mich mächtig an — vielleicht ein Zeuge der Trauerumgänge an diesem Orte, vermuthete ich, und als solcher sicher im Stande, die Einzelheiten des Sängerbegräbnisses zu erzählen. Ich beschloß, mich zu nähern. Ein eben Vorübergehender sollte mir zuvor Auskunft geben.

„Das ist der frühere Dorfschulze Frank,“ lautete die Antwort, „der dort auf seinem Altentheil lebt.“

„Ist er denn schon Schulze gewesen, als Körner hier begraben wurde?“ fragte ich weiter.

„Gewiß,“ entgegnete der Andere, „er weiß Manches über den Vorgang zu erzählen, aber jetzt ist sein gut Umgehen mit ihm. Sein man ihn in den Ruhestand gesetzt hat, ist er ganz tiefsinnig geworden, und nur selten treten Augenblicke seiner früheren Gesprächigkeit wieder ein.“

Der Alte fesselte mein Interesse in noch höherem Grade. Ich trat zu ihm an's Fenster und wünschte guten Tag. Er dankte indeß gar nicht und schlug das Fenster zu. Inzwischen war

Körner's Tod.
Nach einer Originalzeichnung von Th. Aker.

auch mein Freund herangekommen, der auf meine Eröffnung vorschlug, dem Alten näher auf den Leib zu rücken. Wir thaten es. Bei unserm Eintritt in die Stube stand der Alte, den Rücken uns zugekehrt, vor einem Bilde, ohne umzuschauen. Zu unserer Verwunderung entdeckten wir als seine Augenweide eine Zeichnung des Körnergrabes.

„Das ist Euch wohl eine liebe Zimmerzierde, wenn gleich Ihr den Ort so nahe habt und mit den Augen ablangen könnt," unterbrach ich die beklommene Stille.

Nach einer Pause erst machte der Angeredete Lehrt und zeigte uns ein vom Alter durchfurchtes Gesicht, bessen lebhafte und kluge Augen unstät vom Einen zum Anderen liefen. Mit diesem Blick kam ihm auch die Sprache. — „Ja, ja, das Bild ist mir sehr theuer," begann er, „es ist ein Geschenk vom alten Rath Körner, und nun die Gräber, welche ich über vierzig Jahre gewissenhaft hütete, meiner Aufsicht entzogen sind — — — doch was wollen Sie?" unterbrach er sich selbst, „Sie sehen, ich bin schwach und krank und kann Ihnen in nichts dienen."

Wir sprachen den Wunsch aus, in seiner Begleitung das Dichtergrab zu besuchen — „denn ein Führer, wie Ihr," setzte ich hinzu, „wird uns gewiß so Manches von Theodor Körner erzählen können, für das wir bis in die kleinsten Einzelheiten das innigste Interesse hegen.

Es schien dem Alten sichtlich zu behagen und zu schmeicheln, daß wir von seiner Person so viel erwarteten. „Na, meinetwegen denn," rief er halb zögernd, „lassen Sie die Schlüssel herholen."

Sie wurden bald gebracht. Er betrachtete sie eine Weile, als wenn er nach Merkmalen suche, in Wirklichkeit aber, um seine Gemüthsbewegung zu bemeistern.

„Als der alte Körner mir diese einhändigte," begann er auf's Neue, „versprach er mir mit einem Handschlag, daß dieselben bis an mein Lebensende in meinen Händen verbleiben sollten. Das ist aber nicht in Erfüllung gegangen, denn als das Alter heranahte und man mich nicht länger als Schützen brauchen zu können meinte, nahm man mir auch diese und gab sie meinem Nachfolger. Wenn der alte Rath oder die ehrwürdige Frau Räthin noch gelebt hätten, wär's freilich nicht geschehen. Seh'n Sie, diese Maßregel hat mich tief gekränkt und ist die Ursache meiner Krankheit geworden. Nein wegen der wegfallenden kleinen Einkünfte kam wirklich nicht dazu, denn, Gott sei Dank, ich habe wohl ausreichend für die wenigen Tage, welche mir noch beschieden sind. Aber seh'n Sie, etwas Theueres, welches Einem zum Schutze anvertraut ist, und das man viele Jahre treu behütet hat, wird Einem selbst bald lieb und theuer, und einen harten Kampf kostet es, wenn's Einem wieder genommen wird." Dabei rannen ihm die hellen Thränen über die Backen in den grauen Schnurrbart.

Die schlichten, ungekünstelten Worte machten einen tiefen Eindruck auf uns; so viel Pietät hatten wir bei dem Alten nicht zu finden gehofft.

Inzwischen waren wir auf den Kirchhof gekommen. Fraud blieb fast bei jedem Baum in der Birkenallee stehen, die er gepflanzt und viele Jahre hindurch gehegt und gepflegt hatte. Es ward ihm sichtbar schwer, seiner Rührung Herr zu werden — war er doch heute nach langer Zeit zum ersten Male wieder an dem ihm so theueren Orte.

Als wir an die Gräber herangekommen waren, setzten wir uns auf den Sockel des Denkmals. — „So, nun kann ich Ihnen meinerwegen erzählen, was ich von der traurigen Geschichte weiß, und was mir noch bis heute in meinem altersschwachen Gedächtniß sitzen geblieben ist," fing unser ehrwürdiger Cicerone unaufgefordert wieder an.

„Seh'n Sie, als der Marschall Davoust sich am 16. August 1813 von Hamburg aus gegen Mecklenburg in Bewegung setzte und am 23. August Schwerin besetzt hatte, war der General-Lieutenant Graf v. Walmoden-Gimborn, dessen Truppenabtheilung unter Tettenborn, dem kühnen Kosakenanführer, die Lützower zugetheilt standen, ihm in der rechten Flanke gefolgt und stellte sich nach dem Gefechte bei Bellahn — zwischen Boizenburg und Wittenburg gelegen — den 21. August in der Ebene zwischen Ludwigslust und Neustadt auf. Die Truppen waren in einem Dreieck bei den umliegenden Dörfern postirt, die Reiterei stand bei Rastow, das Fußvolk bei Lübtow und hier bei Wöbbelin, die Avantgarde unter dem Kosakengeneral bei Fahrbinde. Tettenborn, der sehen bis Warsow bei Schwerin vorgedrungen gewesen war, schickte den Major v. Lützow mit 100 Freischärlern und 100 Kosaken auf die Landstraße von Schwerin nach Gadebusch zu einem verwegenen Streifzug. Da zeigte sich in der Frühe des 26. August bei Resenberg, zwischen letzteren Städten belegen, ein Transport feindlicher Wagen mit Proviant und Munition beladen, unter Bedeckung zweier Compagnien Infanterie; im Nu waren die Wagen genommen und die Bedeckung in die Flucht geschlagen oder niedergemacht. Der flüchtige Theil des Feindes hatte sich in ein rechts am Wege, hinter dem rosenberger Kruge liegendes Unterholz von Tannen und Fichten geworfen und unterhielt von hier kurze Zeit ein Gewehrfeuer. — Sie wissen wohl das Nähere über Körner's Tod, der hier erfolgte. * — Es dürfte Ihnen aber der Name des Cameraden unbekannt sein, in dessen Armen Körner seine Seele ausbauchte. Es war der Jäger und Lützower F. Helfrig, nachmals Förster in der Gegend bei Ribnitz, dem Körner kurz vor dem Verscheiden noch seinen Ring als Andenken einhändigte. — Außer Körner waren noch ein Graf Hardenberg, ein Sohn des Landrosts v. H. zu Drönnewitz bei Wittenburg, und drei Gemeine gefallen.

Die Leichen wurden Nachts gegen 3 Uhr mit den erbeuteten Wagen aus den Gefangenen hierher in's Lager gebracht, und zwar erstere in das Haus eines alten Holzwärters zu Anfang des Forstes, welches Sie von hier sehen können. (Dies ist der Gegenstand unseres Bildes.) Nachdem schnell ein paar leichte Särge für Körner und Hardenberg, von dem Tischler im Dorf zusammengezimmert waren, wollte man die Gefallenen zur Erde bestatten, aber nicht unter dieser alten Eiche hier, sondern dicht an dem Neustädter Landwege. Ich kam dyüber zu und gab den Grabenden mein Mißfallen über die Wahl des Platzes zu erkennen. Wie leicht hätten auch die Grabhügel von den Durchziehenden, die hier oftmals frei herumliefen, aufgewühlt werden können. Inzwischen war auch der Lützower Fr. Förster, ein vertrauter Freund des Dichters und der Seinigen, herangekommen, mit vollkommen beistimmend. — Er hate schon Plätze unter den Eichen ausgesucht, sagte er, und man solle die Gruben weder zuwerfen. — Damals ging die Erzählung, daß es Körner's eigener Wunsch gewesen, unter dem alten Eichbaum die letzte Ruhe zu finden. Körner, hieß es, habe vor wenigen Tagen, nach einem weiten und ermüdenden Ritt, mit mehreren Cameraden im Schatten des gewaltigen Baumes gerastet und hier, während die Gefährten eingeschlafen waren, ein's seiner schönsten Lieder, „Das Gebet während der Schlacht," gedichtet. Beim Aufbruch habe sich plötzlich Todesahnung seiner Seele bemächtigt, und, sich noch einmal zu der Eiche umwendend, soll er die Worte gesprochen haben: „Wenn ich falle, und ihr's möglich machen könnt, so begrabt mich drt, wo wir eben so schön ruheten." — Ob sich das so verhält, kann ich nicht verbürgen, aber gesprochen wurde viel davon.

Gegen Mittag fand die Beerdigung statt, nachdem ich noch eine Leichenbahre von Lübtow herbeigeholt. Man hatte dem Sänger im Tode seine Epauletten, sein Schwert und seine Uhr abgenommen, um solche den Seinigen als letzte Erinnerungszeichen zu überbringen. **

Die Züge des theueren Todten waren wie im Leben. — Ich habe sie nach einigen Monaten, als man dem Sarge in der Erde eine andere Stellung gab, wobei sich der zu schwach befestigte Deckel verschob, noch einmal gesehen — verändert wohl, aber noch kenntlich. Mit Eichenzweigen geschmückt, ward der Sarg in die Gruft gesenkt. Dabei stimmten die Cameraden ein Lied an, aber das Singen wollte nicht recht gehen, denn der Schmerz übermannte oft die Sänger. Die Theilnahme war so groß, daß wohl kaum ein Soldat im Lager zurückgeblieben war; selbst die Reste der Eiche waren dicht mit Liebgekosenen besetzt. Einfach war die Feier, aber tief ergreifend; manch erprobtem Krieger flahlen sich Thränen über die gebräunten Backen. Eh' sich die Cameraden entfernten, lösten sie ein länglichrundes Stück Rinde aus dem Baum und brannten mit einem glühenden Eisen den Namen und Todestag des Gefallenen in's Holz.

Graf Hardenberg ward unter der vierzig Schritt entfernt liegenden Eiche beigesetzt. Er hatte aber kaum vierzehn Wochen todt geschlafen, als seine Angehörigen ihn wieder ausgraben und in ihr

* Vgl. Garnisonbuch 1861, Nr. 50, S. 789 f.

** Die Uhr erbielt später der Gerichtsrath W... in Ludwigslust für seinen Sohn vom alten Körner zum Geschenk. — Ob sie sich wohl noch vorfindet?

Familiengrabstätte bringen ließen. Im Garten von Dröbneuitz ist ihm ein hübsches Denkmal gesetzt. Die übrigen drei Gefallenen begrub man etwa in der Mitte zwischen beiden Eichen. Zwei und zwei der Cameraden trugen die mit Stroh zugedeckten Leichen auf kleinen Tragbahren. Ihr Grabhügel zeichnet sich nicht mehr vom Erdboden ab, denn die erste Mauer lief gerade darüber hinweg und hat ihn geebnet.

Herzzerreißend war der Jammer der Angehörigen Körner's, namentlich seiner Schwester Emma, beim ersten Besuch des Grabes. Wirr hing ihr das Haar um das bleiche Gesicht, und den Hügel umklammert haltend, rief sie im tiefsten Schmerze wiederholt den ihrenen Namen: „Theoder, mein Bruder — mein Bruder!“ Aber die Klagerufe verhallten ungehört im Rauschen der Eichwipfel. Fast gewaltsam mußte man sie endlich vom Grabe wegziehen.“

Der Alte machte eine Pause und fuhr mit der Hand über die nassen Augen. Mit bewegter Stimme erzählte er dann weiter: „Bei einem späteren Besuch zeichnete sie das Grab ihres Bruders, und das Bild, welches Sie vorhin in meiner Stube sahen, ist eine Copie jener Zeichnung. Ihr Stb bei dieser Arbeit war der jetzt dort unter der Eiche liegende Stein, den ich von meiner Wohnung hatte herbeischaffen lassen.

Emma Körner war eine herzensgute, junge Dame und anscheinend große Kinderfreundin; meinen ältesten Jungen hat sie Eifers auf den Armen getragen, geherzt und geküßt. Als der kleine einst vergnügt mit ihrer Uhr spielte, versprach sie, bei nächster Herkunft ihm eine mitzubringen. Und sie kam bald wieder — aber ach, nur als Leiche! —“

Dann kam er wieder auf die Eiche zu sprechen. „Sehen Sie, in der Oeffnung dort hatte man zuerst ein kleines hölzernes Schränkchen angebracht, worin des Dichters Uhrkand, geflochten aus den Haaren seiner Braut, Toni Adamberger, und ein Gedenkbuch mit einer Widmung des Professors Franz Passow vom 10. Juni 1814, aufbewahrt wurden. Als jene Reliquie aber von frevelnder Hand entwendet worden, mußte ich das Buch, welches auch zu sehr vom Einfluß des Wetters litt, auf Wunsch des alten Körner's in meine Wohnung nehmen. Leider ist dasselbe um Ostern 1835, als mein Haus in Flammen aufging, mit verbrannt. Das neue Gedenkbuch ward bei Gelegenheit der zu Ehren Gottlieb Schnelle's am 16. Juni 1845 stattgefundenen dreißigjährigen Schwerterfeier angelegt und wird im Hause meines Nachfolgers aufbewahrt.“

„Ist denn Körner's Braut, Toni Aramberger, niemals hier gewesen?“ fragte ich den Alten auf's Neue.

Er sah trübselig drein. „Ja, ja,“ sagte er langsam und seierlich, „es mochte etwa ein Jahr nach der Beerdigung verflossen sein, als sie mit fünf Freundinnen die Ruhestätte ihres Verlobten besuchte. Erfparen Sie mir indeß die Schilderung der Scene am Grabe. Bevor sie wegging, schnitt sie eine Locke ihres prächtigen Haares ab und vergrub solche im Grabhügel. Im Fremdenbuch fand ich hernach die einfachen Worte von ihrer Hand: „Ich war hier und bin im Geiste oft hier.““

Sie plauderten mit lange mit dem Alten, selbst noch in seiner Wohnung, wohin er uns freundlich mitzukommen geheißen. Von seiner Verschlossenheit, seinem Tiefsinn merkten wir in diesen Stunden keine Spur, vielmehr erklärte er uns wiederholt und noch beim Abschied uns herzlichen Händedruck, daß es ihm heute nach langer Zeit einmal wieder recht frei und frisch um's Herz sei. Und so sah es auch in unserer Brust aus. Trugen wir doch die schönste Erinnerung vom Dichtergrabe heim: den neu bestärkten Glauben an eine freie, unwandelbare Menschentreue, welche über's Grab hinausreicht.

Noch wenige Monate, und es sind fünfzig Jahre verflossen, seit der liebliche und begeisterte Sänger, der edelmüthige Heldenjüngling Theodor Körner mit heiliger Opferfreudigkeit sein Herzblut für die große Sache des Vaterlandes dahingab. Am Rande eines halben Jahrhunderts soll von Erhebung Deutschlands wird das deutsche Volk auch seines Lieblings mit hohem Stolz und alter Liebe gedenken — wird seinen treuen Todten nicht vergessen. Möge es dann auch des vielfährigen treuen Hüters der Gräber * unter der Wöbbeliner Eiche sich erinnern und durch liebevolle Anerkennung die Wolken verscheuchen, welche Undank um die Seele des biedern Alten gelagert hat. Möge die nationale Körnerfeier, welche man für den 26. August vorbereitet, in Wirklichkeit eine solche werden, indem sie auch den treuen Mann aus dem Volke ehrt und dessen Lebensabend durch den Sonnenschein der Dankbarkeit erhellt und erwärmt.

* Bild und Beschreibung der fünf Gräber unter der Körnereiche wird die Gartenlaube ihren Lesern in einer der nächsten Nummern bringen.

Eine Schweizer Dorfkomödie.

Von H. A. Berlepsch. *

Bei den alten Griechen und Römern bestand für das Drama das von Aristoteles aufgestellte unantastbare, eisern-streng befolgte Gesetz der Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung. Es widerstrebte der einfachen, natürlichen Auffassung jener Völker classischen Alterthums, blos durch gefälliges, rasches „Sich-Anbequemen an den Ideengang des Dichters“ auf der gleichen Bühne, am gleichen Platz in diesem Augenblicke mit dem Helden des Stückes durch die gemalten, hohen Hallen eines mit Trophäen und Ahnenbildern geschmückten gothischen Rittersaales zu phantasiren und in der nächsten Minute, auf Befehl des Theater-Maschinisten, sich in die Wildniß eines finsteren Waldes, oder in die rustige Hütte eines armen Köhlers oder gar in den Wolkenhimmel Raimund's zu versetzen, wie diesen Scenen-Wechsel der Localitäten heutzutage die Decorations-Maler auf unseren modernen Bühnen uns vorzugaukeln und oft zum Haupt- und Glanzpunkt der ganzen Aufführung machen. Diese banalbaaren, man möchte fast sagen jungfräulich-naive Bedingung der alten Dramatiker ist auf der Kunstbühne längst verschwunden. Man würde denjenigen Dichter oder Dramaturgen für einen General-Esel erklären, der heutzutage die theatralische Drei-Einheit wieder zur Geltung zu bringen suchen wollte. Und doch besteht factisch noch ein Stück jener alten, classischen Auffassung von der Normenrigkeit der Einheit des Ortes, und zwar, was Niemand ahnen dürfte, — beim schweizerischen Bauer, wenn er Komödie spielt.

Ich habe schon viele solcher ergötzlicher Dorf-Suiten mitgemacht und will eine, die an drastischen Effecten am reichsten ist, hier erzählen.

In der deutschen Schweiz, besonders aber in den katholischen Cantonen oder Cantons-Theilen, herrscht von alter Zeit her der Gebrauch, namentlich beim Landvolke: im Frühjahre, meist nach Ostern, oft aber auch schon um Fastnacht, große dramatische Schaustücke im Freien zum Besten zu geben.

Bei einem großen Theile derselben geben Acte aus dem Leben eines Volkshelden oder glorreiche Thaten der Vorfahren die Unterlage des Schauspieles ab, das einst von einem Dorfpoeten oder enthusiastischen Schulmeister verfaßt, nie gedruckt wurde, sondern in Abschriften von einem Ort zum andern, von früheren Generationen auf spätere überging. In diesen echten Volksdramen herrscht gewöhnlich eine derbe, feste, dem Volke verständliche Sprache, wie sie der Bauer, der Aelpler, der Senn in Momenten großer Erre-

* Ich muß diesem Artikel eine Entschuldigung bitte voranschicken. Zu der letzten Nummer vorigen Jahrgangs zeigte mein verehrter Freund, Herr Keil, den wohlwollenden Lesern der Gartenlaube an, daß der neue Jahrgang vieles Blattes eine Reihe landschaftlicher Schilderungen aus Graubündens Hochalpen von mir enthalten werde, zu denen damals schon die Illustrationen in den Händen der Verlagshandlung sich befanden. Obzleich Freund Keil mich weislich mit Briefen maßregelte, um seinem Versprechen dem Publicum gegenüber nachkommen zu können, so nahm dennoch die Reisiten meines soeben in neuer Auflage (für 1863) erschienenen „Reisehandbuches für die Schweiz“, sowie die Besorgung der hinnen wenig Tagen erscheinenden französischen Bearbeitung desselben meine Zeit so vollständig in Anspruch, daß für meine liebe Gartenlaube nur nicht eine Stunde ungestörter Muße übrig blieb: jetzt, wo meine Reiserthe hinausgewandert, um jedem Alpenfreunde ihre treugemeinten Dienste anzubieten, bin ich endlich frei, und ein paar herrliche Sommertage in's prächtige Wägjithal haben mir die Wintermonaten vollends hinausgejagt. Jetzt bete ich mein Versprechen nach, lasse aber zuvor, ehe wir nach Graubünden wandern, noch einen anderen, nicht zwar Collectiven angehörigen Artikel vom Stapel laufen. Dies bies zur Entschuldigung für die Redaction. D. Red.

Digitized by Google

gung gebrauchen würde, wenn das Heil seiner Familie, seines Ortes, seines Vaterlandes in der Waagschale läge. Selten begegnet man schwülstigen Phrasen oder hochtrabender Diction, aber ebenso selten auch gemeinen Schimpfereien oder den im Alltagsleben sonst sehr beliebten Kraft-Ausdrücken. Die Figuren des Stückes sind meist eben so einfach gezeichnet und stechen von jener Art und Weise, wie uns der alte, halb-mythische Volksheld Tell im Schiller'schen Schauspiele von coulissen-wüthend gewordenen Decorateurs-Kunstdiamanten ist (selbst auf renommirten Bühnen) vorgeführt wird, freilich gewaltig ab. Auch die tragischen Hebel-treibenden Mittel sind lange nicht so raffinirt, wie sie die Dichter unserer Tage häufig anwenden; das Volk braucht solche mit Cayenne-Pfeffer gewürzte Anregungen nicht, um sich lebhaft in die Situationen zu versetzen; — es geht auch ohne dieselben in's Geschirr.

Bei diesen specifisch schweizerisch-historischen Dramen wirken oft hundert und mehr Personen mit, zu Fuß und zu Pferde, zu Wasser und zu Lande, und mit dem Costüm wird's natürlich, in Ermangelung einer großen Garderobe-Auswahl, nicht so streng genommen. Eine eigentliche Bühne existirt in der Regel dann nicht. Die Eintheilung und Anlage des ganzen, mehrere Stunden spielenden Stückes ist so gerossen, daß Alles sich im Freien begiebt. So sah ich vor einigen Jahren in Rorschach den berühmten Kampf der Unterwaldner gegen die Franzosen (1798) dramatisch darstellen. Hier öffnete eine auf freiem Marktplatz abgehaltene Volksversammlung die Imitation einer Landesgemeinde; mit kleinem und großem Rath, Säckelmeister, Bannerherrn, Landesvaister und übrigen Beamteten, das Drama. Der Landschreiber mit großer Brille und Perrücke verlas auf rothgezimmerter Tribüne ein Manifest, welches die Obrigkeit an ihre „lieben und getreuen Landsleute und Bundesgenossen" erließ, worauf dann der regierende Landammann den „Stuhl" (so nennt der Schweizer die Tribüne, von welcher aus bei politischen Versammlungen zu ihm gesprochen wird) bestieg und das Volk in feurigen Worten haranguirte, treu zum Vaterlande zu halten, die von den Ahnen ererbte kostbare Freiheit mit Gut und Blut zu vertheidigen und lieber zu sterben, als Heimath und Recht sich rauben zu lassen.

Die Rede war von mächtiger Wirkung, nicht nur bei denjenigen Theile des Publicums, welches activ als bewaffneter Landsturm und als „Volk" (wie unsere Theaterzettel sagen) die Tribüne umstand, sondern auch bei demjenigen Publicum, welches sich eingefunden hatte, das Schauspiel mit anzusehen. Jetzt folgte Rede und Gegenrede; Männer aus dem Volke verlangten das Wort und gaben ihre Meinung ab, was zu thun sei, genug, es war das leibhaftige Comersei einer Agitation, wie sie in Wirklichkeit sich abwickeln würde. Als nun der Schluß einmüthig gefaßt worden war, dem Feinde sich entschlossen die Stirn zu bieten, da langte die Nachricht an, daß General Schaumburg mit seinen fränkischen Bürgerbanden zu landen versuche. Rasch hob die Obrigkeit die Versammlung auf, und Alles eilte zu den Waffen, an die bedrohten Punkte. Dies war der expositionelle Theil des Schauspiels. Nun entspannen sich Scenen da und dort. Eine Flottille mit Dorfschauspielern, als Franzosen verkleidet, Völker auf den Kähnen, kam über den Bodensee daher und kanonirte weidlich gegen die alarmirten Ufer. Die als Unterwaldner verkleideten Landleute ließen es nicht an Gegenwehr fehlen und verbrauchten nicht minder viel Pulver, um den Angriff abzuschlagen. Es gelang; aber da lief die Nachricht ein, von anderer Seite her dringe der Feind über's Gebirge herein. Sofort Diversion und Kampfplatz an anderen Stellen. Die guten Patrioten nahmen sich das Ding recht ernstlich zu Herzen, und die resp. Jngend vergegenwärtigte sich den Krieg so lebhaft, daß sie zu Raketen und Steinen griff, um nach Kräften das Ihrige gegen die fremden Eindringlinge beizutragen. Es gelang. Auch hier wurden die Franzosen mit Glanz zum Rückzuge gezwungen. Dieses Angreifen und Abschlagen wiederholte sich in verschiedenen Formen und an verschiedenen Orten mehrmals, bis es endlich der französischen Uebermacht gelang, in Besitz der wichtigsten Positionen zu kommen. Das treue, zusammengeschmolzene Häuflein wurde immer enger eingeschlossen. Schöne Appenzellerinnen erschienen als bewaffnete Unterwaldnerinnen und wußten die Büchse so flott zu laden und abzuschießen, daß es eine Freude war. Zuletzt wurden die Unterwaldner in eine ans Latten errichtete und mit Papier überzogene Capelle, ihre letzte Zuflucht, gedrängt, und diese, von den Franzosen in Flammen gesteckt, vergrub die kleine Heldenschaar ganz theatralisch unter ihren Trümmern. Hiermit schloß das Spectaculum.

Dies ist die eine Richtung der schweizerischen Dorfkomödien, von denen ich hier nicht eigentlich erzählen wollte, die ich aber deshalb mit wenigen Linien als Beispiel skizirte, um zu zeigen, von welch außerordentlichem Einfluß solche Volksspiele und Volksfeste sind, und wie sie auf die Hebung und Stählung des Patriotismus mächtig einwirken. Der Schweizer ergreift überhaupt mit Freuden jede Gelegenheit, um seinem Nachbar, seinem Mitbürger, seiner Jugend mit beredtester Sprache, mit den einschlägigsten Mitteln immer und immer wieder es in's Gedächtniß zu rufen: „Du bist frei geboren! Du bist Herr deines Landes, deines Eigenthumes, deines Rechtes. Kein Mann mit einer Krone von Gottes Gnaden steht über dir, um dich, wider deinen Willen, Staatswege zu führen, die nicht Wege der allgemeinen und öffentlichen Wohlfahrt nach deinem guten, gesunden, natürlichen Verstande sind. Keine Premier-Minister dürften deine Volksabgeordneten, deine Cantons- und Nationalräthe ungestraft höhnen und ihnen lachend in's Gesicht werfen: „Wenn wir es für gut befänden, dies oder jenes zu thun, wir würden's thun auch ohne des Volkes und seiner Abgeordneten Zustimmung." Du bist ein Schweizer! Wehre dich und hilf, daß du es bleibst!"

Ja, ja, bei solcher Entschlossenheit, bei solchem Geiste im Volke, da muß es mächtig vorwärts gehen, soweit es die allgemeine, öffentliche Wohlfahrt beschlägt.

Doch ich wollte ja eine sirele Dorfkomödienfuite erzählen. Also zur Stange zurück.

Eine andere Gattung solcher Productionen bewegt sich auf dem Boden der Legende, der Sage oder gar der historia sacra. Das renommirteste Schaustück dieser Art ist das schon unendlich oft beschriebene und abgebildete „Passionsspiel in Ober-Ammergau", das freilich nicht der Schweiz angehört. Diese Sorte von Klosterkomödien, welche die vornehmsten und dem Volke heiligsten Personen des Dogmas in plumper Weise profaniren, bestanden früher auch in der Schweiz, so lange eben noch specifisches Pfaffenregiment in manchen Cantonen herrschte. Jetzt sind sie gefallen. Dagegen schätzt das Volk die dramatisch bearbeitete romanische Sage hoch und läßt sie gern verkörpert an seinen Augen vorüber fahren. Jn diesen Kreis gehört die Genovefa.

Vor mehreren Jahren wurde dieser Stoff, nach einer ebenfalls nie gedruckten Bearbeitung, im Dorfe Adywyl bei St. Gallen auf offenem Platze vor dem Wirthshause aufgeführt. Ein halbrunder, mit leinenen Laken umspannter Raum bildete das Auditorium, vor dem ein etwa 5 Fuß hohes Podium, schlicht, wie es der Zimmermann mit der Axt herrichten kann, die Bühne darstellte. Der Hintergrund war ebenfalls mit leinenen Tüchern und ähnlichen Verhüllungsmitteln abgeschlossen, deren freier Antheil jedoch den gespannten Zuschauern durch allerlei Draperiungen und davor aufgepflanzte junge Tannenbäumchen entzogen wurde. Jn Mitte der Bühne stand eine wackere Tafel, gedeckt und reichlich mit Blumensträußen und blank geputztem Zinngeschirr aufgerüstet. Dies war Ritter Siegfried's Schloßhalle, der eine und allgemeine Verhandlungsort alles dessen, was innerhalb der Burg sich zutrug. Hier tafelte der Graf prächtig und in Fülle, hier verlebte er zärtlich mit seinem trauten Ehegemahl, hier schmiedete der böse Golo seine Pläne, und hier verstieß Siegfried seine Genovefa. Das Alles konnte auch recht wohl, ohne der „Einheit des Ortes" zu nahe zu treten, hier sich begeben. An benebenter Tafel wurde mit einem wahrhaft appetiterregenden Appetit gezecht und getrunken und dadurch den Zuschauern ein schlagender Beweis von der Confumfähigkeit der Leute im Mittelalter gegeben.

Aber es kommen in der Historia von der edel- und tugendreichen Genovefa auch noch andere Localitäten vor, wo einzelne Scenen sich abwickeln, — und hier kommen wir endlich zu des Pudels Kern. So wie es den alten Griechen undenkbar war, daß die gleiche Schauspielerin zugleich zehn oder zwanzig verschiedene Localitäten darstellen könne, ebenso ging es den braven Dorfmimen von Adywyl. Da, wo noch eine Viertelstunde vorher Genovefa in den Armen ihres ritterlichen Gatten geschwaist haue, wo noch die mit Speise und Trank reichlich beladene lange Tafel stand, die man nicht so rasch abräumen konnte wie die obligatorischen Tischchen mit den grünen oder rothen Teppichen unserer Conversationsstücke, — da konnte unmöglich zugleich auch der unheimliche, schwarze Wald sein, wo die unschuldige Genovefa „umgebrannen" werden sollte, da konnte ebensowenig der Platz sein, wo Ritter Siegfried seine Fehden ausfämpfte, und am allerwenigsten konnte die gleiche Bühne

mit ihrem enormen Victualienreichthum jene Höhle darstellen, in welcher die halbentblößte, bedauernswerthe Genovefa sich von Wurzeln und wilden Beeren nährte, und ihr in der Verbannung geborenes Knäblein an die Brüste einer Hirschkuh legte. Das widerstrit der unverdorbenen Logik der Abtmyhler Bauern. Aber ein schlauer Theaterdirector weiß sich zu helfen; so auch der Impresario von Abtmyhl.

Dicht neben dem Nußbaum war ebenfalls ein prächtiger, zu hoher Laubkuppel sich wölbender Nußbaum, dessen Hauptäste so günstig gewachsen waren, daß sie, unmittelbar über dem Stammende ausbauchend, nachstrickem Raum zu einer Tribüne boten, ähnlich so, wie man es in Mittelteutschland oft bei den Dorfkirchen trifft, in deren Blätterlaub die Musikanten Sonntags ihr Orchester aufschlagen, während das junge harmlose Volk um die Linde tanzt.

Auf besagtem Nußbaum war ebenfalls vom Zimmermann ein Dimininiv-Bühnchen errichtet, und von der Hauptbühne führte eine Treppe dahinauf.

Das war der schwarze, finstere Wald. Hierher wurde Genovefa nach ihrer Verstoßung geschleppt, hier flehte sie, Angesichts der im Auditorium sitzenden Zuschauer, um ihr Leben, hier erweichte sie die Herzen der zum Morde gedungenen Knechte, und hier wurde das wilde Thier des Waldes geädtet und in sein Blut Genovefens Gewand getaucht, um es dem Grafen zu überbringen.

Bis hierher war der Verlauf der Komödie schon sehr originell; — aber es sollte noch besser kommen. Ich hatte mir, durch Spendung einiger Maß Wein, die Gutmüthigkeit bei den Herren Bühnen-Comitirten erwirkt, auch hinter den Coulissen herumstehen zu dürfen, und da war ich denn Zeuge höchst naiver Momente.

Man hörte ein Trompetensignal. „Siehe zu, warum der Burgwart das Horn bläst!“ herrschte Siegfried einem seiner Diener zu. Dieser verließ die Bühne und stieg hinter der Leinwand, welche die Schloßhallen bildete, auf den Rasen hinter der Bühne hinab. Hier war ein berittener Knappe angelangt, mit einem mächtig großen Briefe in der Hand. Daß er wirklich seinem Gaul wacker zugefeyert haben mußte, ging daraus hervor, daß derselbe dampfte.

„Wer bist Du? was bringst Du?“ war die ernsthafte Anrede des von Graf Siegfried abgesandten Dieners, hinter der Bühne.

„Ich komme als Bote meines gestrengen Ritters N. N.,“ entgegnete der Reiter, „und bringe Deinem Herrn diesen Absagebrief.“

„Wohl! ich will ihn überg'ben; geh hinab in's Gesindezimmer und nimm einen Imbiß zu Dir!“ — Diese ganze Verhandlung wurde, wie gesagt, hinter der Scene völlig ernsthaft gepflogen, so daß die auf den Bänken des Auditoriums sitzenden Zuschauer weder vom dampfenden Gaul, noch vom briefüberbringenden Knappen etwas sahen, noch das Zwiegespräch selbst mit anhörten. Graf Siegfried und das Publicum warteten ruhig in dazwischen entstehender Pause, was der Hornruf zu bedeuten gehabt haben möge. Aehnliche Scenen kamen noch mehre vor, die den Urzustand des Begriffes von dramatischer Darstellung documentirten. Aber das war all noch nicht das Beste; es kam noch origineller.

Graf Siegfried hatte (immer zwischendurch einmal noch alter, deutscher Ritterstte dem Weinbumpen zuzurechen) die Fehde seines Nachbars angenommen und rüstete zum Streite.

Jetzt, Ihr lieben Leute, wenn Ihr etwas sehen wollt, so müßt Ihr mit in's Feld ziehen,“ hieß es; denn es widersprechte der „Einheit des Ortes“, daß auf der gleichen Bühne auch das Schlachtfeld sein sollte. Und siehe da! Jung und Alt, Groß und Klein brach auf, verließ den improvisirten Musentempel und folgte leuchend und springend, in hell aufgelösten Haufen der stattlichen Reiterschaar Siegfried's, welche in frischem Trabe einem etwa ½ Stündchen vom Dorfe entfernt liegenden Wäldchen zusprengte. Hier angekommen, hielt der Graf Waffenschau über seine Leute, redete ihnen zu, sich wie die Teufel zu wehren, es koste ja im höchsten Falle nur das Leben, also nicht einmal das Vermögen, und — darauf ging die Paukerei los.

Aus dem Dickicht brach nämlich der feindliche Haufen des abgagenden Ritters N. N. hervor, und zwar mit solcher Wuth, daß es Verwundungen absetzte und an manchen Kleidern die Fetzen herumtherungen. Auch hier ergriff des mitgelaufene Publicum Partei und half den Ausschlag geben.

Die Ueberwundenen wurden gebunden oder gefesselt, und im Siegeszuge ging es Graf Siegfried's Burg, d. h. dem Theater wieder zu.

Nachdem Alle, die Schauspieler auf der Bühne, die Zuschauer auf dem Auditorium, sich durch einen herzhaften Schluck abermals gestärkt und Platz genommen hatten, ging die dramatische Vorstellung wieder vor sich.

Jetzt erfuhr Graf Siegfried die schlechten Machinationen seines Rathgebers Golo; er vernahm, daß die edel- und tugendreiche Genovefa noch lebe, draußen im Walde in einer Höhle verborgen; er ging in sich, bereute, faßte Entschlüsse, strafte, und — nun ging das Stück seiner schönsten und originellsten Scene, aber mit ihr auch dem Ende zu. Abermals wurden die Gäule vorgeführt, abermals verließen die ungemein heiter gestimmten städtischen und ländlichen Zuschauer ihre Sperstze, und abermals schaarten sie sich in langem Zuge hinaus, diesmal aber einer anderen Weltgegend zu.

An der Straße nach St. Gallen, seitwärts derselben, ist der graue Molasse-Sandstein bloßgelegt, und in denselben befindet sich ein niedriges, kaum 3 Fuß hohes Loch, wie ein Fuchsbau. Das war Genovefens Asyl, die ärmliche Heimath, in welcher der junge Graf das Licht der Welt erblickt hatte.

Vor diesem eine Höhle darstellenden follenden Fuchsloch hielt der Zug an.

Graf Siegfried im sammtenen Mantel, mit hohen Reiterstiefeln über den durch den Kampf im vorerwähnten Hölzli ziemlich unschimmer gewordenen Tricot-Beinkleidern, stieg vom Gaul, ging zum Fuchsloch und zog die nur mit den äußerst nothwendigsten Kleidungsstücken bedeckte Genovefa, so wie den einfach im Hemdli sich präsentirenden Sprößling seines erlauchten Stammes aus der dunkeln „Unterirdischkeit“ hervor; eine schöne weiße Ziege, Repräsentant der legendischen Hirschkuh, kam ebenfalls meckernd hervorgetrochen.

Stillermischer Jubel! nicht zu Ende kommender Applaus! Große Umarmung des Grafen und der wieder in Würdigkeit, resp. gräfliche Ehren und Rechte eingesetzten Gattin, — Tusch der Bataillons-Feldmusik und ähnliche Ausbrüche des Entzückens.

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“ ꝛc.

Nachdem der erste Taumel der Freude vorüber war und Signora Genovefa mehr als einem Dutzend fröhlicher Zuschauer, die aus mitgebrachter Flasche das Glas füllten und der Heldin des Stücks kredenzten, Beschied gethan hatte, hob sie Graf Siegfried auf seinen Gaul und das halb nackte Bübli dazu, hielt nun noch eine kräftige Pauke an's Volk mit der Schlußmoral, daß das Gute stets triumphiren und das Böse unterliegen werde, und schloß mit dem patriotischen Rufe: „D' Schwyz soll leben, hoch!“ „Hoch! hoch! und dreimal hoch!“ stürmte es begeistert aus der Menge empor.

Die Tamboure (denn Militair in Landsturm-Uniform war mitgezogen, — der Anachronismus der Garderobe genirte nicht), die Trommler rührten das Kalbfell, die Feldmusik schmetterte freudig einen Desilirmarsch über die schwellenden Federn hin, daß es droben an den Felsenwänden des alten Säntis wiederhallte, und im freudigsten Jubel zogen Volk und Künstler in's Wirthshaus, wo eine große allgemeine Schlußscene bis tief in die Nacht hinein abgespielt wurde. — Das ist urwüchsiges Volksleben! Wer macht's nach? —

Eine Erinnerung an Georg Stephensen.

Von M. M. v. Weber.

Vertrauen besitzen ist immer eine Annehmlichkeit, aber Nichts weniger als immer eine Ehre. „Nichts, nächst dem Glücke,“ ruft schon la Rochefoucauld aus, „wird auf der Welt ungerechter vertheilt als das Vertrauen! Der Knabe, der mit verbundenen Augen in die Lotourne greift, vertheilt die Gewinne nicht weniger gerecht als Völker, Fürsten, Behörden und Freunde ihr Vertrauen spenden.“

Wie der Ruf, guter und böser, sich spontan erzeugt (wie etwa Infusorien und Moose aus einem Nichts, das die Luft willkürlich da und dorthin trägt, entstehen), ohne daß Handlungen und Ge-

sinnungen Etwas dagegen vermögen, so wandert das Vertrauen plötzlich von Mann zu Mann. Es kommt heut zu diesem, ohne zu sagen weshalb, verläßt ihn morgen, ohne daß er an Kopf und Herz um ein Haar breit anders geworten wäre, und wandert zu jenem, der unwerth ist, ihm die Riemen der Sohlen aufzulösen.

„Sei dem gleich, dessen Vertrauen Du gewinnen willst, denn der Ihor kann nicht dem Weisen, und der Schuft darf nicht dem Biedermanne trauen," ist noch das sicherste Recept zur Erlangung dieses Gutes, das nun einmal, trotz seiner Wandelbarkeit, unentbehrlich zur Insbesonführung des bedeutsamen Gedankens muß, daher der schimmste Feind jeder gegenbringenden neuen Idee, jeder Entdeckung, ja jeder hervorragenden Begabung ist.

Die Fähigkeit, auch dem Bessern, Klügern und Größeren, als man selbst ist, vertrauen zu können, das „Genie des Vertrauens", ist nur wenigen Auserwählten angeboren, ist aber ein Hauptelement der am seltensten von allen gefundenen Geistesgabe, nämlich des Talents für Regierung und Administration.

Dies Talent wird beim Individuum eingeschränkt, ja erstickt, durch Kleinlichkeit der Jugendeindrücke, Beschränktheit der Lebensverhältnisse, Mangel an Verkehr mit genialischen Persönlichkeiten, Philisterhaftigkeit der täglichen Thätigkeit und vor Allem durch den Mangel der Wanderjahre in der Erziehung und Bildung des Menschen, und es werden niemals, oder doch wenigstens selten, bei Mehrheiten, Collegien und Körperschaften, mögen sie Namen haben welche sie wollen, wenn sie nicht blos Ehrwürde für die Stimme einer einzigen, dominirenden Persönlichkeit sind.

Der genuesische Tuchmacherssohn wäre eben nicht Columbus gewesen, wenn er den Dummköpfen von Salamanca Vertrauen eingeflößt hätte. Salomon de Caus hätte nicht mit seiner Jammergestalt das weiche Herz Marien de Lorme's in Bicêtre erschüttert, wenn er nicht Narr genug gewesen wäre, die Dampfmaschine zu erfinden. Das Comité des Parlaments von England hätte, bei Durchsicht der Pläne zu der Liverpool- und Manchester-Bahn, den großen Stephenson nicht „utterly devoid of common sense" genannt, wenn seine Gedanken nicht über den gewöhnlichen Menschenverstand hinausgegangen wären. Ludwig dem Vierzehnten wären die Schreckenspossen von Dubocage und Marlaquet erspart worden, wenn hätte er „Genie des Vertrauens" genug besessen, dem unscheinbaren savoyischen Heden den Marschallstab in die Hände zu legen; Weber's Opern hätten wahrscheinlich nicht verdient, seit 40 Jahren die Welt zu umwandern, wenn man an gewisser Stelle es nicht nöthig hätte finden müssen, ihre Partituren einem beschränkten Italiener zur Prüfung zuzusenden.

Je ferner Geburt und Lebensstellung einen Menschen von der unmittelbaren Wahrnehmung der Thatsachen des Lebens hält, je mehr talentlose Organisation und unpraktischer Usus eine Behörde darauf anweist, ihre Anschauungen sich aus dem Staube der Acten zu sammeln, die Wahrheit aus den Berichten subalterner Geister zu klauben, mit den Schritten Anderer zu messen und mit den Augen Anderer zu schauen, je schwerer es mit einem Worte seitenden Individualitäten gemacht ist, ihre Urtheile auf Anderer und Thatsachen zu begründen: um so nothwendiger ist es für das Heil der Thätigkeiten, daß das „Genie des Vertrauens" die Mängel ihrer directen Beziehungen mit dem Leben ersetze.

Bei der großen Seltenheit dieser Form des Genies, die es in hohem Maße unräthlich macht, auf ihre Anwesenheit an irgend einem Orte zu rechnen, ergiebt sich für den redlich eine edle Idee Verfolgenden, den redlich nach Erfüllung der Pflicht in Geist und Wahrheit Strebenden, der ganz kategorische Imperativ: dreimal in's Herz zu greifen, dreimal Gewissen und eigene Ueberzeugung zu fragen, ehe er einmal die Hand ausstreckt, um nach Vertrauen zu haschen.

Wie aber Genie und Instinct so nahe beisammen liegen, so wenig in ihren charakteristischen Merkmalen getrennt sind, daß sie sich eigentlich nur in der Richtung ihrer Intuitionen unterscheiden, das Genie durch den Blick von oben nach unten, der Instinct durch Wahrnehmung von unten nach oben die Wahrheit erkennt, so wohnt, im Gegensatz zum Genie das Vertrauens bei den Befehlern, der Instinct des Vertrauens bei den Gehorchern.

Wie alle instinctiven Thätigkeiten ist er an Gattungen geknüpft, und seine Kundgebungen sind meist von fast unwidersprechlicher Wahrheitskraft.

Ein Untergebener, der das Vertrauen seiner Vorgesetzten nicht besitzt, kann vortrefflich sein, ein Vorgesetzter aber, der das Vertrauen seiner Untergebenen genießt, ist ohne allen Zweifel deselben würdig.

Es hat Menschen von großen Gaben und Charakteren jederzeit gelenneichnet, daß sie auch in untergeordneten Stellungen unwiderstehlich das Vertrauen von Arbeitsgenossen und Untergebenen an sich rissen und sie oft dadurch zu Opfer an Blut und Leben um sich versammelten, während ihre Vorgesetzten Beulen trugen, ihnen die unbedeutendste Leistung anzuvertrauen. Es tritt dies, außer auf dem Schlachtfelde und auf dem Meere, mit am prägnantesten in jenen männlichen und kraftshädenden Thätigkeitskreisen hervor, welche die Neuzeit im Bereiche der Technik theils geschaffen, theils unendlich erweitert hat und in denen es so häufig gilt, im Kampfe mit der Elementargewalt das Vertrauen zu einer Persönlichkeit, oder einer Anordnung, trotz Noth und Gefahr zu bethätigen.

Einer der größten Menschen, den die Neuzeit innerhalb jener Thätigkeitskreise wirkend gesehen hat, und an dem sich das Gelagte auf's Schlagendste bewahrheitet, ist der geniale Erfinder der Locomotive, Georg Stephenson.

„Es giebt Genies," sagt Arage in seiner Lobrede auf James Watt, „welche nicht allein die größten Ideen haben, sondern dieselben auch der Nachwelt so vollkommen verkörpert hinterlassen, daß dieselbe, mehrere Generationen lang, daran nichts Wesentliches zu verbessern finden kann."

So hinterließ James Watt die stehende Dampfmaschine, fast ganz in der Form, wie wir sie jetzt, nach beinahe einem Jahrhundert, noch benutzen, so Georg Stephenson die Locomotive, an der die Epigonen nur Weniges zu verbessern wußten, und dies Wenige empfrang auch fast Alles wieder dem starken Geiste von des großen Mannes großem Sohne.

Georg Stephenson stammt von einem ehrsamen Arbeiterpaare Robert Stephenson und Mabel Carr her, das mühsam in den um Whlam in Northumberland gelegenen Kohlengruben um die Existenz kämpfte. Rings um das, fast eine Hütte zu nennende, kleine Haus, in dem das arme Kohlenarbeiterkind geboren wurde, schnauten jetzt die wetterumgefaltenden Maschinen, die aus Whlam das für den Technifer machen, was Ushine für den Künstler ist.

Fast ganz ohne Erziehung gelassen, schuf sich der thatkräftige, echt angelsächsische Geist des Mannes aus sich selbst, gestaltete seine großen Talente, baute die mächtige Stirne von unglaublicher Capacität, schaute aus den großen, grauen Augen mit aller durchdringenden Schärfe und fast poetischen Weichheit zugleich und zeichnete um Mund und Wangen die krastvollen Linien, die seinem Gesichte die Form gaben, von der der berühmte Bildhauer Marochetti sagte: „Sie ist dafür geschaffen, in Erz gegossen zu werden!" Nur langsam gelangte Stephensen dazu, seine großen Gaben bethätigen zu können, nur klein waren die Stufen, um die sich die Stellungen, die er einnahm, über einander erhoben, denn wer sollte dem schlichten Arbeitsmanne größere Thätigkeitskreise anvertrauen, wer von den über ihm Stehenden hatte Lust sich die Mühe zu nehmen, sein Talent kennen zu lernen? Aber wo er auch stand, überall war er besser als seine Stellung, überall war er der unbeirrte Sohe unter Seinesgleichen, überall genoß er unter ihnen ein an das Wunderbare streifendes Vertrauen. Wo Stephenson stand, mußte gewiß der beste Platz sein; wo er arbeitete, förderte es am meisten; was er unternahm und that, das mußte gelingen — so sagten seine Collegen — Warum? Sie wußten's nicht — aber es war „nonsense" anderer Meinung zu sein. Bis zu welchem Grade zwingend dieses unerschütterliche instinctive Vertrauen auf seine Freunde und Arbeitsgenossen einwirkte, sie selbst zu fast verzweifelten Thaten fortriß, wenn er voranging, davon liefert folgende schöne Begebenheit Zeugniß, die wir aus einer Menge ähnlicher Züge hervorheben, welche seinen hohen Muth, seine Alles überwiegende Nächstenliebe bekunden, und welche der Verfasser, als er im Jahre 1844 mehrere Wochen beim Studium des Kohlenminenbetriebes bei Newcastle am Tyne zubrachte, im Munde der englischen Minenarbeiter gäng und gäbe fand, die von dem großen Manne gern als von einem „Ihresgleichen" sprachen.

Im Jahre 1814 befleidete Georg Stephenson der auf seinem fürstlichen Landsitze zu Tapton, als Mann von weltweiten Ruhme, nach eben siegreich durchkämpften Streite mit einem reichen Herzoge in einer kostspieligen Frage der Horticulture, starb), mit 1 Pfd. Sterl. 15 Schill. Gehalt per Woche, den bescheidenen Posten als Maschinenwärter und Dreifscher der Pump- und Fördermaschine auf einer der Killingworth-Kohlengruben, dem West-Moor-Schacht.

Digitized by Google

In seinem kleinen Häuschen zu Killingworth besserte der unermüdlich thätige Mann in seinen Mußestunden mit gleicher Sorgsamkeit die alten Schuhe, wie die Uhren seiner Arbeitsgenossen aus, um das Geld zu erwerben, welches dazu nöthig war, seinen Sohn „Dick", den nachmals ebenfalls weltberühmten Robert Stephenson nachmals leitender Ingenieur von mehr Eisenbahnen, als sehr viele Techniker gesehen haben, Mitglied des Parlaments von England und Träger der höchsten wissenschaftlichen und bürgerlichen Ehren), in der Sammelschule eines gewissen Bruce in Newcastle das lernen zu lassen, dessen Mangel ihn, Georgen, wie er sagte, abhielt „ein großer Mann" zu werden.

An einem Sommerabende des genannten Jahres befand sich George Stephenson in dem kleinen Garten, der an seinem Häuschen lag, emsig mit der Pflege seiner Kohlpflanzen und Gurken beschäftigt. Die Gemüseeultur, die stets bei ihm eine wahre Leidenschaft geblieben ist, und die er später in den größten Dimensionen, mit ungeheurem Aufwande trieb, interessirte ihn schon damals sehr, und er war stets darauf, daß seine Nachbarn zu ihm zu kommen pflegten, um die ungewöhnliche Größe seiner Kohlköpfe und Rüben anzuschauen.

Plötzlich dröhnte durch die Stille des Sommerabends ein dumpfer, den Boden erschütternder Donnerschlag, dem augenblicklich ein markerschütterndes Geschrei von der nahegelegenen Kohlengrube her folgte. Stephenson war keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß eine Explosion schlagender Wetter in derselben stattgefunden haben müsse, und noch weniger über die Pflichten, die er dabei zu erfüllen hatte. Welche Gefahren sich daran knüpften, das war ihm, dem Erfahrenen, am wenigsten verborgen.

Schuhe und Hut anzulegen — dazu ließ er sich nicht die Zeit — aber ohne einen, vielleicht den letzten Kuß von seinem Weibe, seiner treuen, guten Fanny, zu gehen, das war ihm unmöglich, und dieser Verstümmiß müssen ihm der gerechte Gott schon verzeihen!

Aber kaum hatte er sich aus den Armen, die ihn fest umschlungen hielten, losgerungen, so trieb schon der „Instinct des Vertrauens" heulende und schreiende Schaaren von Arbeitsgenossen, Weibern und Kindern der in der Grube steckenden Leute zu ihm in's Haus, die es mit schreckverzerrten Gesichtern füllten und die Hände nach ihm streckten, ohne zu wissen, was sie eigentlich von ihm, dem einzelnen Manne, wollten. Ohne ein Wort zu verlieren, bahnte er sich einen Weg durch die dichte Masse, die dem Davonlaufenden getreulich folgte.

Dampf und Brodem schoß in mächtigen Säulen aus dem Schachte; das Dach des Maschinenhauses war durch den mächtigen Luftdruck der Explosion zerstört.

Die Grube hatte nur einen Förder- und Fahrschacht, aber mehrere Luftschachte, es war also möglich, daß die Leute unten, wenn sie nicht verschüttet waren, unerstickt geblieben sein konnten. Es galt sie herauszuschaffen, oder das Feuer, das offenbar unten brannte, zu dämpfen. Stephenson unterjuchte ruhig seine Maschine, räumte dazwischen gefallene Trümmer weg, setzte sie in Gang, fand, daß sie sich gut bewegte, tauchte ein großes Tuch in Wasser und wickelte es sich um Kopf und Oberkörper, und in das zur Kohlenförderung bestimmte Gefäß steigend, das vier bis fünf Mann fassen konnte, und das der Dampf aus dem Schachte umqualmte, rief er mit starker Stimme in die Schaar, die ihn leichenblaß und stumm umstand, hinein: „Wer fährt mit hinunter?" Entsetzt wichen die jüngsten und beherzesten, wie die ältesten und erfahrensten Leute vor dieser wahren Höllenfahrt zurück. Da befahl Stephenson seinem Stellvertreter, die Maschine in Gang zu setzen, indem er allein hinunter wolle, und sie schnell laufen zu lassen, damit er nicht schon unterwegs erstücke. Doch — da siegte der „Instinct des Vertrauens" bei drei Männern im Kreise — sie sprangen zu ihm in das Fördergefäß — die Maschine zog an, und die vier Beherzten verschwanden, unter einem allgemeinen Geschrei des Entsetzens, in dem dampfenden Schlunde.

Die Grube war nur wenige hundert Fuß tief; die Hinabfahrt war daher, ohne vieles Athemholen, auszuhalten, und etwas betäubt, aber wohlbehalten langten die Männer unten an. Stephenson überzeugte sich bald, daß die Zerstörungen nur gering, nur zwei Leute durch die Explosion getödtet seien und die andern, entsetzt und ohne Geistesgegenwart, sich unter einen der Luftschächte zusammengedrängt hatten. In einem der Stollen brannte Zimmerung und Kohlenflötz, aus ihm qualmte der Brodem empor, der, inzwischen vermehrt, die Ausfahrt aus dem Schachte ganz unmöglich gemacht hatte.

Bei Stephenson's Anblick brachen die Leute in ein Jubelgeschrei aus; starken Herzens und nur das Nothwendige im Auge, wies er schroff und hart alle Freudenbezeigungen zurück, befahl zehn von ihnen, die er als die besten Maurer kannte, sich mit Wasser zu begießen und ihm mit Maurern erkleug nach dem brennenden Stollen zu folgen. Zugleich mußten die Andern eine dichte Handkangekette von dem im Schacht befindlichen Depôt von Ziegeln und Kalk nach jenem Orte der Gefahr bilden. Als ob ein mächtiger Geist und nicht ein armer Maschinenwärter befehligte, gehorchte die Masse. Auf dem Leibe hinkriechend, näherte sich Stephenson mit den zehn Maurern der Mündung des brennenden Stollens; über ihre Leiber hin wurden ihnen Kalk und Steine zugereicht, und die Leute selbst wurden mit Wasser begossen. So begannen sie, unter unsäglichen Beschwerden der Athemnoth und Gluth, aber, trotzdem daß mehrere von ihnen immer matter und stiller wurden, bis sie endlich regungslos ausgestreckt lagen, mit aller Kraft, die ihnen die furchtbare Lage ließ, und, am rüstigsten unter ihnen arbeitend, Stephenson, eine Mauer an der Stollenmündung aufzuführen. Je nachdem diese emporstieg und sie gegen Rauch und Hitze schützte, konnten sie sich mehr emporrichten, und um so schneller und freudiger förderte die Arbeit. Immer enger wurde das Loch, aus dem Rauch und Flammen herausqualmte, schon wollten sich einzelne Freudenrufe hören lassen, als Stephenson, der sehr wohl wußte, wie nahe die Gefahr einer zweiten Explosion lag, denselben trotzvoll Stille gebot, bis der letzte Stein in die Mauer gesetzt, der brennende Stollen verschlossen und die letzte Quadmwolke zur Schachtmündung hinausgezogen war. Dann ließ er die Schwächsten in das Fördergefäß steigen und an das Gotteslicht emporfahren, und so alle Lebendigen, und zuletzt die zwölf Leichen der bei der Explosion und dann bei der Arbeit Erstickten, die seine rüstigen drei Gehilfen bei der Höllenfahrt, ihm in das Fördergefäß laden helfen mußten.

Endlich fuhr er auch selbst hinauf, wo die Ingenieure und Eigenthümer der Grube versammelt waren.

Die Letzteren lobten sein Verfahren und sagten, sie hätten es selbst nicht besser machen können; die Andern, denen er die Grube gerettet hatte, denn der Brand des Flötzes erlosch noch denselben Tag, erhöhten seinen Wochenlohn um 10 Schillinge!! — Einer unter diesen frug Stephenson im ersten Eindruck des neuen, durch die furchtbare Gewalt der schlagenden Wetter verbeigeführten Unglücks, und mit einem Anwehen des „Genies des Verrtauens": „Mann! läßt sich denn gar Nichts gegen dieses Unheil thun?" Und der noch in seinen nassen Kleidern triefende Stephenson sagte im Weggehen: „Ich sollte meinen, daß Gott Hülfe dagegen schicken würde, wenn sich ein guter Mann recht ernstlich damit beschäftigen wollte!"

Zwanzig Jahre später rang der Erfinder der Locomotive mit dem großen Humphry Davy um die Priorität der Erfindung der Sicherheitslampe!

Er war einer der „guten Männer" gewesen, die Gott auserwählt, um seine Hülfe zu schicken, und der „Instinct des Vertrauens" der armen Kohlenarbeiter hatte ihn längst als Rüstzeug der Vorsehung erkannt, als das Parlament noch die Pläne des dunkeln Mannes zu der Liverpool-Manchester-Eisenbahn verspottete.

Fürst Pückler-Muskau und seine Parkanlagen in Muskau und Branitz bei Cottbus.

Die Niederlausitz, weiland des heiligen römischen Reiches Erzsandbüchse, bietet dem Naturfreunde Reize dar, deren Vorhandensein wohl deshalb weniger gewürdigt wurde, weil dieser Landstrich, durch den Mangel an Eisenbahnen vom Reiseverkehr unberührt, in eine iselirte Lage gerathen ist. Die eigenthümliche Bodenbildung des Spreewalds, mit seinen hundert Canälen, hat zwar schon manchen Touristen zu einem Besuche veranlaßt, und neben mehr oder minder wahrheitsgetreuen Naturschilderungen sogar eine

liebliche Novelle in's Leben gerufen, welche unter dem Titel „Die Schlangenkönigin" in Gutzkow's Unterhaltungen zu lesen ist; von dem Schmucke der Gartenanlagen in Muskau und Branitz aber, als deren Schöpfer der Fürst Pückler sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, wird in Schrift und Wort noch wenig zur Oeffentlichkeit gelangt sein.

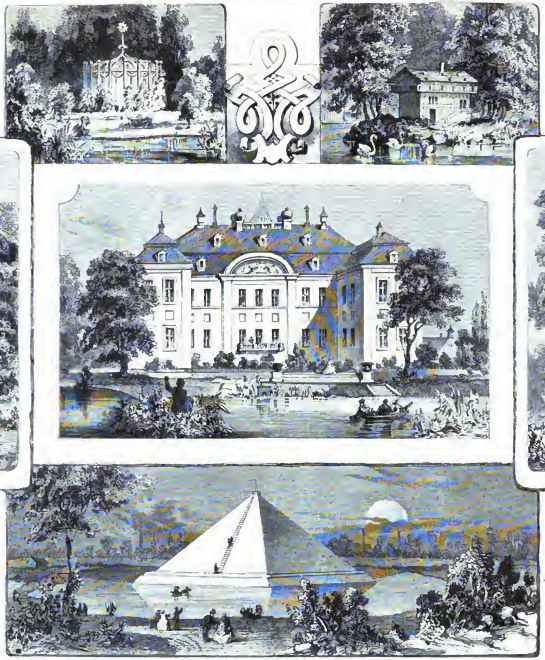
Schon lange vorher, ehe das so allgemeines Aufsehen erregende Werk über englische Zustände „Briefe eines Verstorbenen" erschien, war dessen Verfasser wegen seiner Originalität berühmt. Ein nicht unbeträchtliches Bändchen Pücklerliana, worin die übersprudelnde Geistesquelle der jüngeren Jahre des Fürsten hervortritt, würde sich leicht zusammenstellen lassen, während das reifere Alter in großen und weiten Reisen Befriedigung suchte und fand, deren geistreiche Darstellungsweise eine Lieblingslectüre der vornehmen Welt geworden ist. Daß ein so reger, schaffender Geist auf dem Gebiete der Gartenkunst, die der Phantasie einen unbegrenzten Spielraum darbietet, Großartiges leisten würde, war zu erwarten, und in der That kann der Fürst als der größte Gartenkünstler seiner Zeit bezeichnet werden. Bei der Anlage der Babelsberger Gärten verlangte der jetzige König Wilhelm von Preußen vom Fürsten den Muskauer Gartendirector zur Leitung derselben, und wie der Gärtner angemeldet wurde, war es der Fürst selber, der sich als solcher vorstellte und seine Anlagen meisterhaft auszuführen verstand. Seit fünfzehn Jahren restdirt der Fürst auf seinem Schlosse zu Branitz, welches er wahrhaft fürstlich eingerichtet hat, in philosophischer Ruhe nur mit seinen Parkanlagen beschäftigt; und wer die hohe Gestalt und kräftige Haltung des Mannes erblickt, wie er schaffend und anordnend stundenlang unermüdlich im Freien sich bewegt, der wird kaum glauben, einen Greis zu sinden, der die Mitte der siebenziger Jahre bereits erreicht hat.

Der Fürst ist bis auf den heutigen Tag eine ebenso chevaleréske und liebenswürdige Erscheinung, als das Verweilen in seiner Nähe interessant. Die Vormittage verlebt er allein, mit Correspondenz und Lectüre, oder mit Anordnungen für seine Parkanlagen beschäftigt; aber Nachmittags ist er, bis die Sonne sich senkt, fort und fort im Park zu sehen, unausgesetzt thätig anordnend und die herrlich gruppirte Parkschönheit selbst genießend, wobei er weder Wind noch Wetter scheut. Gönnt er sich auch zuweilen kleine Ausflüge im lieben deutschen Vaterlande, an den Hof oder in ein Bad, so ist er im Frühjahr und im Herbst, wo es gilt, zu pflanzen und neue Anlagen zu entwerfen, doch stets in Branitz. Jeden Abend um 6 oder 8 Uhr, je nach der Jahreszeit, fährt der Wagen nach der Stadt, der ihm einen oder zwei Gäste zum Diner zuführt. Zwei Stunden wird gespeist und zwar sehr gut, nicht nur geistig, sondern auch gastronomisch; sodann empfängt er auf ein halbes Stündchen seine Beamten und ordnet das Nöthige für den folgenden Tag, während Herr Bully, der nettest Zwerg Europa's, welcher seine ganze Bildung und Existenz dem Fürsten verdankt, die Gäste im Nebenzimmer bei Mokka und Cigarren unterhält. Hier ist schon immer etwas Interessantes und Neues zurecht gelegt und das Gespräch ebenso anregend vorbereitet, wie es die eben empfangenen gastronomischen Genüsse waren; hier ist man umgeben von den mannigfaltigsten Kunstgegenständen, und doch in keinem Raritäten-Cabinet, denn jeder Gegenstand weckt irgend eine Erinnerung in dem Leben des Fürsten, oder stellt hervorragende Momente aus der classischen Zeit- und Kunstgeschichte dar.

Erscheint nun der Fürst, gewöhnlich in bequemer orientalischer Tracht, so wendet sich das Gespräch bald auf die Literatur, Reisen oder Geschichte, je nach seiner oder der Gäste Geneigtheit; voller Geistesfrische und Humor geht er bereitwillig auf ihre Fragen ein, und mit allen irgend hervorragenden Persönlichkeiten des ganzen gegenwärtigen Jahrhunderts in Berührung gekommen, theilt er seine Erlebnisse mit ihnen eben so offen, als discret mit, je nach den Umständen und mit Rücksicht auf seine Gäste; nie spricht er von seinen Werken, giebt dem Gespräch auch bald eine andere Richtung, wenn man ungezwungen ihrer erwähnt, eine Bescheidenheit, die nicht alle seine schriftstellerischen Collegen in Deutschland theilen. Sein Lieblingsthema ist die Philosophie, worin Schopenhauer gegenwärtig mächtig auf ihn eingewirkt hat; dann unterhält er sich auch über das Jenseit und über die abweichendsten Ansichten, welche unter den verschiedenen Völkern und Religionsgemeinschaften existiren, und dabei geht er auf jeden ihm dargebotenen Gedanken mit jener gereiften Lebensweisheit ein, die man nur als die wahre und echte Toleranz bezeichnen kann.

Fürst Pückler-Muskau.

Einmal bei Tische befragt, warum er als Mausoleum sich nur eine Pyramide gebaut habe, die bei aller antiken und anmuthigen Form doch nur ein hervorragendes Gebäude von Sand sei, erwiderte der Fürst: „Weil ein solcher Sandhügel, dieser Tumulus, das Bleibendste ist, was es auf Gottes Erdboden giebt. Ich habe auf den Ruinen untergegangener asiatischer und afrikanischer Städte von weltgeschichtlicher Bedeutung gestanden; sie sind fast spurlos verschwunden, und die Trümmer früherer Herrlichkeit werden höchstens als Bausteine zu unbedeutenden Zwecken verwendet. Aber ich habe auch auf dem Schlachtfelde von Marathon mich umgesehen; zum Andenken an diese Schlacht ist ein halbes Jahrtausend vor Christo nur ein kleiner Hügel von geringer Dimension und wenigen Fuß Höhe aufgeworfen worden, und dieser Hügel besteht heute noch. Wer wird sich die Mühe geben, meinen Tumulus, der nicht einmal fruchtbare Ackererde enthält, wieder auseinander zu werfen?



Die Parkanlagen in Branitz.

Der Rosenberg. Der Kiosk. Das Schloß von der Parkseite. Der Tumulus. Das Schwanenhäuschen. Die Treppenfiguren.

Vor Ueberstuhungen unserer sanften Spree sind wir sicher, vulcanisch ist unsere Gegend nicht, mein Tumulus wird bleiben, so lange die Erde steht. Die scharfen Kanten wird der Wind verwehen, nichts weiter."

Wenn seltenere Gäste vom Auslande oder aus entfernteren Beziehungen bei ihm einkehren, so zieht er diese mit seinem Gaste aus Cottbus gern in das herrlich erleuchtete Billardzimmer mit seinen umfassenderen Dimensionen. Hier giebt er sich ganz derjenigen Unterhaltung hin, welche den Gästen angenehm zu sein scheint; aber auf den Tischen liegen dann kostbare Kupferwerke, die er selbst aus Rom oder Paris mitgebracht hat, und die immer neuen Stoff zur Unterhaltung gewähren. Oder er führt sie in ein Zimmer, wo vorzugsweise orientalische Gegenstände, in ein anderes, wo englische Kunstgegenstände mit ähnlichen aus allen Gegenden der Erde gruppirt sich finden; oder man durchwandelt mit ihm seine mit den herrlichsten Prachtwerken und Büsten ausgestattete Bibliothek. Dabei ist er immer lebhaft neu und interessant.

Wenden wir uns jetzt zu den Schöpfungen des Fürsten selbst, indem wir versuchen, in einer gedrängten Charakteristik dem Leser ein anschauliches Bild derselben vorzuführen.

Im Jahre 1817 begann der Fürst die riesenhafte Aufgabe, die Umgegend der Stadt Muskau zum Park umzuschaffen. Die Oertlichkeit bot dazu manche Vortheile wegen der durchgängig malerischen Bildung des Bodens und einer großen Abwechslung von Berg und Thal; wegen des Reißetlusses, der das zum Park bestimmte Land durchströmt; wegen des Vorhandenseins mancher schöner Bäume, namentlich Eichen und Linden. Die Nachtheile dagegen bestanden hauptsächlich in einer im Allgemeinen sandigen, größtentheils nur mit Kiefernwäldern bedeckten Gegend; in einem meistentheils schlechten Boden im Bereich des zum Park bestimmten Terrains selbst; in der zur Abrundung des Ganzen nothwendigen Erwerbung von mehr als zweitausend Morgen fremden Landes, welches zum drei- bis sechsfachen Werthe angekauft werden mußte.

Die großen Schwierigkeiten, mit welchen der Fürst bei der Anlage zu kämpfen hatte, und welche mit einer seltenen Ausdauer während seines 30jährigen Besitzes der Herrschaft, ohne Abweichung vom vorgesteckten Ziele, von ihm bewältigt wurden, werden folgende Angaben darthun. Um Erde zum Ausfüllen der beseitigten Wallgräben zu gewinnen, und zugleich um über verschiedenartige Wasseransichten disponiren zu können, war es nothwendig, einen Arm aus der den Park durchströmenden Neiße abzuleiten und auszugraben, welcher jetzt während eines Laufes von fast dreiviertel Stunde zwei Seeen von bedeutendem Flächeninhalte bildet; die Wiesenanlagen erforderten ungeheure Meliorationsarbeiten, welche jahrelang andauerten; zum Theil mußten große Flächen hergestellt werden, wo früher Sandberge waren, andere niedrig gelegene Gründe waren bodenlose Sümpfe, welche durch die kostspieligsten Entwässerungsarbeiten, durch Ausfüllen der Tiefen u. s. w. tragbar gemacht werden mußten. Rechnet man zu diesen Schwierigkeiten noch das Meliriren eines großen Theils der zu Pflanzungen bestimmten Flächen, ferner die Herstellung und Instandhaltung der Blumengärten und des pleasure-ground, wo jedes Blumenbeet mehrere Fuß tief mit guter Erde versehen und auf die Rasenflächen die größte Sorgfalt verwendet werden mußte, und endlich daß zu allen Pflanzungen zwei bis drei Fuß tief reeit worden ist, daß es also im ganzen großen Park keinen Quadratfuß Land giebt, der nicht durch Menschenhände mit der Schaufel bearbeitet worden wäre, so wird man den Geist bewundern müssen, der in höchst genialer und consequenter Weise solch ein großartiges Werk zur Vollendung gebracht hat.

Wo in einer armen und reizlosen Gegend eine neue, schönere Landschaft geschaffen werden soll, ist Größe der Anlage allerdings eine Hauptbedingung; sie wurde denn auch bei Muskau die Grundidee des Ganzen festgehalten und überall gleichzeitig darin vorgeschritten, während die Ausführungen in den Details nach und nach erfolgten und manchen Veränderungen unterworfen wurden, die zur Herstellung der Harmonie des Ganzen erforderlich waren. Beim Beginn der Anlagen mangelte es an kundigen Gärtnern in Deutschland, der Fürst ließ daher zu zwei verschiedenen Malen Gartenkünstler aus England kommen; sie nützten der Sache jedoch nur wenig, außer daß Beide ihn in seinen Plänen bestärkten. Einen größeren Nutzen hatte er dagegen von seinem deutschen Obergärtner, Namens Rehder, der sich durch unermüdliche Sorgfalt und durch geschickte Ausführung der vorgeschriebenen Arbeiten um den Muskauer Park sehr verdient gemacht hat. Gewiß war es nicht leicht, dem rastlos arbeitenden Genius des Fürsten einen befriedigenden Ausdruck zu geben, daher mußten denn auch die ersten Anlagen fast sämmtlich drei bis vier Mal geändert werden, ehe sie dem Schönheitssinn des über seine eigenen Werke die strengste Kritik übenden Fürsten Genüge leisteten. Später war dies nicht mehr nöthig, ja man kann bald so weit, um aus dem Schatze der eigenen Erfahrung selbst solche Regeln aufstellen zu können.

Der Muskauer Park umfaßte zur Zeit des Fürsten 4284 Morgen, wovon 1760 Morgen Pflanzungen, 980 Morgen Wiesen- und Rasenplätze sind. Gegen 10,000 tausende Ruthen Fahrwege, wie auch an 2000 tausende Ruthen Fußwege befinden sich darin, und seiner generellen Eintheilung nach zerfällt er in drei Theile, nämlich in den Schloßpark, den Park des Bades oder den Bergpark, und in den äußeren Park.

Es ist bei der Anlage darauf Bedacht genommen worden, daß die einzelnen Gegenstände der Landschaft nicht untereinander gemischt, daß vielmehr die Blumengärten, der pleasure-ground, und der Park auch für das Auge gesondert und abgegrenzt erscheinen. Der pleasure-ground dehnt sich rund um das Schloß aus und befindet sich nicht, wie es in England fast überall Sitte ist, an der einen Seite desselben. Die Gebäude stehen mit ihren Umgebungen stets in sinniger Beziehung; in ihrer Nähe sind hauptsächlich Bäume mit dunklem Laube gepflanzt worden, wie Eichen, Linden, Ulmen, weil die Gebäude daraus immer freundlicher hervorblicken, als aus hellem Laube. Das Schloß ist der Centralpunkt der ganzen Anlage und da, wo überall, die Ansicht vom Wohnhause den individuellen Geschmack des Besitzers möglichst angemessen eingerichtet wird, so ist von den Fenstern des Schlosses aus eine fortlaufende Bildergallerie geöffnet, immer neu und immer schön, großartig und voller Harmonie. Diese Bildergallerie setzt sich für den aufmerksamen Beschauer durch den ganzen Park fort, der, was Farbe und Form anbetrifft, den Schönheitssinn in jeder Jahreszeit befriedigen wird, selbst im Winter, wo die Laubfärbung und die Ausschmückung fehlt; denn die Schönheit der Formen tritt gerade in dieser Jahreszeit in ihrer ganzen Classicität hervor. Die Wege sind so angelegt, daß sie als anschauliche Führer an die schönsten Partieen der Landschaft hinführen, und durch geschickte Disposition der Pflanzungen möglichst gedeckt; ihre technische Ausführung ist vortrefflich. Das Wasser, welches der Canal aus der Neiße durch den Park leitet, giebt dem Landschaftsbilde Leben und Bewegung und bei die Eigenthümlichkeit eines jeden Theils der Anlage, den es berührt, noch mehr hervor.

Der Grundzug, welcher durch das Ganze weht, verräth ein richtiges Erkennen und ein genaues Auffassen des Charakters der Gegend, der durch geschmackvolles Arrangement der Pflanzungen, Gebäude und aller zur Landschaft gehörigen Gegenstände noch mehr hervorgehoben und verstärkt worden ist. Das hohe Verständniß der Natur und ein jahrelanges Studium der Eigenthümlichkeiten der Bodenbildung ist überall sichtbar, und so wie er in großen und einfachen Linien sich darstellt, charakterisirt Ruhe und Entschiedenheit in den Formen den ganzen Park.

Nach erfolgtem Verkauf der Herrschaft Muskau führte der Fürst Pückler den Entschluß aus, seine Besitzung Branitz bei Cottbus in einen Park umzuwandeln, und das Werk wurde im Jahre 1848 in Angriff genommen. Von den vielen Verzügen, die das Terrain um Muskau zur Unterstützung solcher Anlagen darbot, war hier nicht einer vorhanden. Eine kahle Gegend, ohne Abwechselung von Berg und Thal, zu fast ohne irgend eine Bodenerhöhung, bedeckt mit traurig ärmen Ackerflächen, die von Nadelholz und verkrüppelten Bäumen unterbrochen wurden, ein tiefer Sandboden, untermischt mit einzelnen sumpfigen Stellen, dies war das Feld, welches dem Fürsten sich darbot und ihm Gelegenheit geben sollte, eine Wüste in ein Paradies zu verwandeln. Die Spree, welche der Besitzung als Grenze dient, hat flache, reizlose Ufer und eine nur unbedeutende Wasserumgabe, die theilweise zur Benutzung von industriellen Anlagen vorher abgeleitet worden ist; sie konnte zur Hebung eines landschaftlichen Gemäldes wenig beitragen. Das Schloß war verfallen, und von einem Schloßgarten waren kaum noch Spuren bemerkbar, da bei den früheren Pachtverhältnissen seit fast hundert Jahren die landwirthschaftlichen Interessen vorgewaltet haben. Es mußte hier das Ganze erst wahrhaft geschaffen werden, und wie diese Aufgabe gelöst, wie das scheinbar Unmöglichte möglich gemacht worden ist, dafür gebührt

dem Gründer dieser herrlichen Schöpfung der Dank und die Bewunderung des gesammten Vaterlandes.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung des Planes entgegenstellten, würden für einen gewöhnlichen Geist unbesiegbar gewesen sein. Der Boden, aus Sand oder schwerem Lehm bestehend, mußte größtentheils verbessert, künstliche Hügel mußten geschaffen werden, um den Hintergrund zu bilden und dessen Einförmigkeit zu unterbrechen. Die Leitung des Wassers durch den Park, nach dem Tumulus und zur Spree hin, welches durch sehr reichhaltige Quellen und unterirrischen Zusammenhang mit der Spree gespeist wird, gegenwärtig noch nicht vollendet, erforderte großen Aufwand an Mühe und Kosten. Dem Mangel an Bäumen mußte bis jetzt durch Anpflanzung von mehr als einer Million Stück kleiner, von über 1000 Stück bis zu 30 Fuß hoher Bäume abgeholfen werden. Ganz große Bäume von 50—125 Fuß Höhe sind hundert versetzt um aus einer Entfernung von mehreren Meilen herbeigeholt worden.

Alle diese und viele andere Werke beschäftigten und beschäftigen noch jetzt Hunderte von Arbeitern, denen dieselben, als eine Gelegenheit des Broderwerbs, zum wahren Segen gereichen. Sowie in Muskau wurden auch bei den Anlagen in Branitz überall erst die Hauptmomente festgestellt und gleichzeitig darin gearbeitet; natürlich wurde die nächsten Umgebungen des Schlosses zuerst vollendet. Die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee ist nach Verlauf einer nunmehr fünfzehnjährigen Arbeit ihrem Ziele ganz nahe gerückt. Die Kosten für die bereits hergestellten Anlagen belaufen sich bis jetzt auf 250,000 Thaler, und dürften zu deren gänzlicher Vollendung wohl noch 50,000 Thaler und einige Jahre Zeit erforderlich sein. Den bereits vorhandenen, neu aufgeführten Gebäuden, welche dem Park zur Zierde dienen, werden im Laufe dieser Zeit noch hinzutreten: eine doppelte Vergrößerung der Gewächshäuser, ein Gesellshaus, ein neuer Parkhof, ein neues Gärtnerhaus, ein Fischerhaus am Pyramidensee, nebst mehreren kleineren in der ganzen Landschaft vertheilten Baulichkeiten.

Der eigentliche Schloßpark mit Gärten und pleasure-ground enthält etwa 600 Morgen Flächenraum; die forme ornée mit Wald, welche denselben umgiebt, wird über 2000 Morgen betragen. Dgleich die Anlage noch nicht ganz vollendet ist, erscheint sie doch wie aus einem Guß; die Erfahrungen eines Menschenalters sind hier angewendet worden, um ein Werk zu schaffen, welches in der Anmuth des Styls und hinsichtlich der überwundenen Schwierigkeiten wohl von keinem zweiten übertroffen werden dürfte. Besonders schön ausgeführt sind die Partieen mit dem Rosenberge und die Blumengärten um das Schloß, welche häufig selbst über jene von Muskau gestellt werden. Die große Freitreppe vor dem Schlosse, welche mehrfach verändert werden mußte, ehe sie dem Fürsten genügte, mit der ihr gegenüberliegenden Pergola, machen beide einen ebenso imposanten als wohlthuenden Eindruck; der italienische Geschmack scheint hier mit dem deutschen in eine glückliche Verbindung gebracht worden zu sein. In weiterer Entfernung giebt der Tumulus (zum Begräbnißort des Fürsten bestimmt), eine Höhe von 50 Fuß Höhe bildend, die in ihrer Basis einen Flächenraum von etwas über einen halben Morgen bedeckt und aus einem in Arbeit begriffenen, umfangreichen See emporsteigt, der Landschaft einen ganz eigenthümlichen, fremdartigen Reiz und bietet dem Auge zugleich in der weiten Plaine einen befriedigenden Ruhepunkt. Eine zweite Pyramide von gleicher Höhe ist noch in der Arbeit begriffen. In der Nähe der beiden Pyramiden befindet sich eine Anlage, wie sie wohl nech nirgendwo gesehen worden ist. Tausende von kleinen Fichten sind vor etwa fünf Jahren an die Grenze des Parks gepflanzt worden, und als sie nun kräftig angewachsen waren und zu wipfeln anfingen, ließ der Fürst sie alle in gleichen Linien köpfen, nöthigte dadurch die kleinen Finsterlinge Seitenäste zu treiben und diese dicht in einander zu verschränken, so daß nicht nur Hasen und Fasanen ein unwiderwindliches Verstieck finden, sondern das Auge auch durch die Originalität einer solchen Fichtenwiese ganz überrascht wird. Auch fehlt es nicht an Ferusichten auf die Stadt und andere hervorragende Punkte der Umgebung, wie auf die in Gruppen so zu sagen ausgeschnittenen entfernteren Kiefernwälder, die dem Ganzen die nöthige Abwechslung verleihen.

Wenn die Muskauer Anlagen den Stempel des Großartigen tragen, so muß dem Branitzer Park der Charakter des Lieblichen beigelegt werden. Der Sinn für Naturschönheit ist allen civilisirten Menschen eigen. In einer dürftig ausgestatteten Gegend finden wir einen willkommenen Ersatz in dem Genuß eines immer schöner und neuen Anblicks dieser von Meisterhand geschmückten Gefilde, welche ein lebendiges, beseeltes Bild alles dessen sind, was die Natur uns bietet. Durch solch eine wohlgestaltig umgestaltete Natur können die Gefühle des Menschen nur veredelt, Viele erfreut, erhoben und erbaut werden.

Blätter und Blüthen.

Rakelbeförderung durch den elektrischen Strom ist nicht mehr blos ein frommer Wunsch. Wenn der galvanische Strom bisher nur den unmittelbaren Gedanken mit Augenblicksschnelle in den Telegraphenbraht weiter leitete, so soll er jetzt wie der Dampf an die Leibsel gelegt werden, um mitere Lasten zu befördern.

Der italienische Physiker Bonelli, derselbe, der dem Lokerkreise der Gartenkunde schon durch die Erfindung des elektrischen Webstuhles bekannt geworden ist, hat auf eine scharfsinnige Weise das Problem gelöst.

Er hat in einen kleinen mit Bretern belasteten eisernen Wagen, der mit metallenen Rädern auf einem Schienenwege lief, eine elektrische Batterie gelegt, und diese wirkte als eine vortreffliche Zugkraft, welche die Geschwindigkeit von Station zu Station steigerte.

Es ist bekannt, daß, wenn durch einen spiralförmig um einen Eisenstern gewundenen Kupferdraht ein elektrischer Strom geht, der Eisenkern zu einem Magnete wird. Aber nicht nur der Eisenstern selbst, sondern auch der um ihn gewundene Kupferdraht wird anziehend. Die leere Spirale wird durch den elektrischen Strom gewissermaßen selbst ein Magnet. Ihre Anziehungskraft steigert sich bis die Mitte ihrer Windungen. Sie hält den Eisenstab mit einer gewissen Gewalt fest, und wenn derselbe leicht beweglich verschoben wird, so wird er von ihr mit steigender Geschwindigkeit wieder vom Anfange der Windungen bis in die Mitte gezogen.

Bonelli hat nun in seinem Apparate die elektrische Einrichtung getroffen, daß er die Anziehungskraft der Spirale auf das Eisen — (auf seinen kleinen auf Schienen laufenden eisernen Transportwagen) — nur so lange wirken läßt, bis derselbe die Mitte und somit die größte Geschwindigkeit erreicht hat. Er läßt nämlich den mit der elektrischen Batterie belasteten Wagen auf Schienen laufen, welche mitten durch die Spirale hindurchführen und die bis zur Mitte der Drahtwindungen von Metall, von da aber von einem nichtleitenden Körper, Holz, hergestellt aber mit einem solchen wenigstens überzogen sind.

Der elektrische Strom geht aus der Batterie durch die metallenen Räder des Wagens in die Schienen und wird von diesen in die Spirale geleitet, deren Anfang und Ende mit den metallenen Schienenstücken in Verbindung steht. Sobald also die Räder auf die metallenen Schienenstücke kommen, zieht die Kupferspirale wie ein Magnet den eisernen Wagen an, er bewegt sich, und da, je näher er der Mitte kommt, die anziehende Kraft der Spirale mehr und mehr wächst, so steigert sich auch seine Geschwindigkeit, die endlich in der Mitte der innerkörnigen Drahtwindungen am größten wird. Aber aber treten die Räder plötzlich auf die Holzschienen. Der Strom wird im Momente unterbrochen, die Spirale verliert jede Einwirkung und läßt den Wagen mit der vertangten Geschwindigkeit weiter schießen.

Damit allein wäre nun freilich nicht viel gewonnen, denn die treibende Kraft muß endlich durch die Reibung aufgezehrt werden.

Um diese aber einem Stillstande vorzubeugen, befindet sich in gewissem Abstande eine zweite ganz ebenso che Spirale, in deren Bereich die Schienenleitung wieder von Metall hergestellt ist. Sobald der Wagen sie erreicht, fängt der Strom an in dem Kupferdrahte zu kreisen, und die Räder erhalten durch die Anziehung einen neuen Anpuls.

In gleicher Weise setzt sich das Spiel auf der ganzen Länge der Bahn fort. Jede Spirale ist ein Relais, wo leichte Pferde vorgelegt werden. Die Beschleunigung wird sich um so mehr steigern, je näher die Spiralen an einander gestellt werden. Angenommen aber hat man es noch in seiner Hand, durch Verkürzung der Batterie Zugkraft und Schnelligkeit zu erhöhen. Den dem Strome wird nichts unnützes vergeudet, er spannt sich nur ein, um auch wirklich zu arbeiten. Er läuft nie leer. Selbst die colossale Geschwindigkeit wird er noch vergrößern; denn er ist in seinem Laufe durch die Spiralen noch viel rascher. Die Reibung der Räder kann so gering wie möglich gemacht werden, was bei Locomotiven nicht erlaubt ist.

Wenn daher auch eine telegraphische Geschwindigkeit sich nicht erreichen läßt, wie sie jenen Bauer so entzückte, als derselbe an Stelle der für seinen Sohn in der Fremde bestimmten und auf Anraten eines heimlichen Handwerksburschen über den Draht gehangenen neuen Stiefel wenige Minuten später ein Paar alte Latschen fand, von denen er überzeugt war, daß sie ihm sein geliebtes Kind zum Ausdrucken geschickt habe, so wird doch durch die Bonelli'sche Erfindung dem Verkehr ein neues Hilfsmittel dargeboten, das für die Beförderung kleiner Lasten, Briefe, Depeschen ein Muster von der weitgreifendsten Bedeutung zu werden versprecht.

Vollständiges über W. Bauer's neue Hebeardeiten. Am 17. Juni Nachmittags baden W. Bauer's Arbeitsleute beim „Ludwig" Anker gewesen. Das Wetter zeigte sich jedoch dem Unternehmen entschieden ungünstig. Die seit Wochen anhaltende Regenzeit, die den Rhein darf anschwellen, so daß dieser den See weit hinein mit seinem Schlammgelaute verunreinigte, und heftige Stürme wetteiferten mit einander, Bauer auch diesmal den Anfang schwer und die Arbeit nicht zum Ziel werden zu lassen. Der See war so trübe, daß die Taucher bei 24 Fuß Tiefe im Wasser zu schwimmen glaubten und schließlich den Ludwig nur durch die Führung der Boje keine Sandes, weil Wasser, Grund und Schiff eine Farbe hatten. Bauer selbst erkannte bei seiner ersten diesmaligen Niederfahrt nicht sogleich, ob er auf dem Vorder- oder Hinterdeck des Ludwig angekommen sei, und mußte erst durch genaues Untersuchen sich zurecht finden.

Besonders waren die drei ersten Tage ganz darnach beschaffen, als sollten Muth und Thatkraft der Männer auf den Schiffen an alle möglichen Gefahren des Sees auf einmal gerichtet werden. Taucher und Arbeiter lagen in fortwährendem Kampf mit ihm. Wir lassen unseren Lesern das Interessanteste über diese ersten Tage von W. Bauer selbst erzählen. Er schreibt u. A. „Am 18. (Juni) machten wir einen Ballon-Haken hinunter. Kaum davon, kommt ein Sturm; ich mußte ihn wieder heraufholen lassen. Um 4 Uhr zum zweiten Mal hinunter, erst den Haken, dann den Ballon zum Einhängen. Der Ballon treibt aber auf dem Grunde eine Schlammwolke auf, daß der Taucher die Schiefe nicht finden kann und sich nun bald fünf bis ein Viertel auf alle Uebergehöb daran abmüht. Da geht die Sonne unter, und es ist in der Tiefe völlig Nacht. — Am 19. früh 2 Uhr dreht ein heftiges Gewitter mit Sturm los. Drei Ankertaue müssen gekappt werden. Die Wellenhöhen drehen, trotz der Ankerbindung, wenn Schiff losgerissen und über Deck zu stürzen. Die Matrosen springen wie Gespenster im Hemde auf dem Deck herum, nur der Blitz leuchtet und blendet unglaich. Ein Matrose fällt zu den Pumpen in den unteren Schiffsraum und würde die Pumpen gebrochen haben, wenn sie nicht von anderen Arbeiter Beschaffenheit waren. Ein Ankerer selgt meinem Bebeile, den Receiver (der wagrecht, kranartig, am Mast befestigte Baum, an welchem die Taucher in die Tiefe gelassen, drunten geleitet und wieder gehoben werden), der sich losgerissen, wieder heimgehen, aber er wird den der Wucht des Sturmes, am Tau hängend, über das Schiff hinaufgeschleudert und baumelt entsetzlich in der Luft, bis wir ihn wieder herunterkommen. Den Nächsteleinen, Maschinisten ic. weit es nicht wohl und übel, und nicht blos der Regen, auch das steigende Seewasser hält oben und unten große Wäsche an uns. Erst um 6 Uhr wurde es ruhig, und um 10 Uhr waren die Anker wieder beigeholt. Das Tauchen beginnt, aber um 12 Uhr müssen wir die Arbeit wieder einstellen, weil ein heftiger Nordwest zu blasen beginnt und bis zum Abend nicht aufhört. Morgens 7 Uhr fahre ich nach Staad, das Boot bald mit Wasser gefüllt, und eile von da zu Fuß nach Rorschach.

Am 20. bin ich früh 4 Uhr bei den Schiffen. Sie werden wieder richtig gelegt, und um 10 Uhr beginnt das Tauchen. Der erste Ballen „Deutschland" ist festgemacht am Ludwig und wird vollgepumpt. Er steht wunderwell! „Deutschland" zieht mit aller Macht an der Lösung der Anlgabe. Da soll der Taucher den Schlauch und die Taue (an welchen der Ballen in die Tiefe gelassen wird) lösen. Letzteres macht er sehr gut, aber beim Schluß des Hahns über der Verbindung von Ballen und Schlauch überfleht er, daß der Steckschlüssel nur einen Zapfen erfaßt hat, der Hahn bleibt auf, und nach der Trennung des Schlauches vom Ballen strömt die Luft mit Heftigkeit wieder aus, braucht zwar über eine Stunde zum völligen Entweichen, aber dann liegt eben „Deutschland" doch am Boden. In dieser Zeit geht das Wetter von Neuem los, Taue und Schläuche müssen eiligst zurückgezogen werden, und um 2 Uhr fahre ich, von Arbeit ganz und halb von den Wellen zerrichungen, wieder nach Staad, um meine Leute mit diesem Brief an Dich Lust zu machen. Das Alles gehört freilich zum Handwerk, und es frischt den Geist zur That an, aber zu lange darf es nicht dauern."

So weit W. Bauer. Uebrigens ist er, nach den jetzigen Berarbeiten für die Durchführung der Erfindung, voll Zuversicht; seine unleirbrobte zehrenische Gebuld wird auch die Launen der Jahreszeit am Hechgebirg überwinden.

Die Sammlungen für W. Bauer sind in höchst erfreulicher Weise fortgegangen. Es sind jetzt noch drei Quittungen 126, 27 u. 28 ven je ca. 864, 548 u. 870 Thalern zu veröffentlichen, womit die Gartenlaube sofort beginnen und rasch damit fortfahren wird. Möge die Theilnahme für das nationale Unternehmen sich nunmehr so lebendig bis zum Ende erhalten.

Fr. Hofmann.

Eine deutsche Schule zu Valparaiso. Viennier und Träger der Cultur in fernste Länder sind die germanischen Völker schon von Alters her, aber immer lemzeichnenden sie sich zugleich durch die Leichtigkeit, mit der sie, trotz aller gefälligen und gutmüthigen Unterjochung, unter fremden Himmeln sich in das fremde Wesen selbst der von ihnen besiegten Nationen vertoren haben. Die mächtigen Westgothen sind in Spanien verschwunden, keine Spur zeugt mehr von den Longobarden in Italien. Geschieht dies an großen Völkern, um wie viel leichter gehen schwache Stammgenossenschaften oder gar einzelne Familien im Fremden unter. Ist verlegenheit schon die dritte Generation den Ursprung ihrer Väter. — Darum ist es von hoher Wichtigkeit, daß die nationale Erhebung im alten Vaterlande auch in der Fremde Anklang gefunden. Im Gegentheil heißt es u. A.: Deutsche Sitte, Sprache und Bildung unter unseren Landsleuten möglichst zu erhalten und zu verbreiten, ist der eine Zweck der Gemeinde, und die Väter glaubten mit Recht, durch Gründung einer deutschen Schule den Anfang zu Erreichung dieses Zweckes machen zu müssen." — Besonders legen wir allen Deutschen in der Fremde folgenden Aufspruch des Vorstandes mit an's Herz: „Es wendig wir Deutsche leider in politischer Hinsicht keine nationale Stellung, unseren Nationen gegenüber, geltend machen können, um so mehr dürfen wir auf unsere deutsche Erziehung und Bildung Gewicht legen, und so sollten wir alle, ohne Ausnahme, die wir uns zum Namen unseres großen Vaterlandes bekennen, das lebhafteste Interesse daran nehmen, daß unserer hoffnungsvollen Jugend einer der wesentlichsten Vortheile nicht entzogen werde, auf welche wir mit Recht unseren Stolz setzen." — Einer Schule, die von solchem Geist geleitet wird, rufen wir von ganzem Herzen unser „Glück auf!" zu.

Non plus Ultra aller Heirathsverträge. Durch Zufall kommt uns eine alte Urkunde in die Hände, „gaben 1568 zu Nürenberg an dem nechsten Freitag vor Bannaber". Darin verabredet Kaiser Karl (IV.) mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg eine künftige Heirath zwischen seinem Sohne Sigmund und des Burggrafen Tochter Kathrein, und einer allenfalls noch nachkommenden Tochter des Kaisers mit einem allenfalls noch nachkommenden Sohne des Burggrafen, gegen Festsetzung eines beiderseitigen Rengethes von 100,000 Gulden Nürnberger Währung.

Kleiner Briefkasten.

M. in L. Die Bemühungen, eine einfachere Notenschrift zu ersinnen, haben sich seit langer als einem Jahrhundert oft wiederholt. Keine hat Eingang gefunden und finden können, aus dem einfachen Grunde, weil, wer die neue Notation allein kennt, alle bisher existirende Musikwerke nicht lesen kann, wer aber diese auch lesen will, statt einer, zwei Notenschriften erlernen muß. Noch weniger werden die Instrumentenmacher wegen irgend einer neuen Notation neue Instrumente construiren! — Ihre Bemerkung, daß die neuern Partituren nur in einem Schlüssel geschrieben würden, ist gänzlich falsch; in jeder Orchesterpartitur sind wenigstens drei, oft mehr, ja fünf verschiedene Schlüssel zu finden. Auch den angeführten Gründen kann der Artikel in die Gartenlaube nicht aufgenommen werden.

F. W. in Neuenen. Ehe Sie den Verfasser der „Kunstfelvereien" Nr. 2 (in Nr. 24) bekmeistern und sein Glück aus Schiller als ein Goethe'sches bezeichnen, lesen Sie doch gefälligst den Brief zu Wallenstein nach. Derartige „Berichtigungsgedichte" sind wirklich langweilig.

B. in B. Wenn die in Innsbruck erscheinenden ultramontanen „Zyroler Stimmen" und einige Briefe unter Blatt aus „eine Schlange des Unglaubens und Verderbens der Zeiten" verdächtigen, so läßt sich gegen derartige Lügen hier nichts thun. Den Tyroler Stimmen sowohl als jenen Priestern aber möchte ich doch die Mittheilung nicht vorenthalten, daß die beiden Geistlichen, welche vor circa vier Monaten wegen Unzucht und Knabenschändung in Bayern zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurtheilt wurden, keine Abenteurer der Gartenlaube sind.

E. Keil.

Allen Theilnehmern des bevorstehenden deutschen Turnfestes, wie allen Freunden des Turnwesens sind empfehlen die im Verlage des Unterzeichneten erscheinenden

Blätter
für
das dritte deutsche Turnfest zu Leipzig.

Herausgegeben von
Georg Hirth und Eduard Strauch.

Dieselben werden in circa 12 Nummern a 1 oder 1½ Bogen im Format der Gartenlaube vor, während und nach dem Feste ausgegeben werden und außer den officiellen Bekanntmachungen des Festausschusses gediegene Originalartikel und Festberichte bringen. Das Ganze soll, gesammelt und mit Titelblatt und allgemeinem Inhaltsverzeichniß versehen, zugleich ein würdiges Gedenkbuch an das Fest bilden.

Abonnementspreis 15 Sgr. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Die erste Nummer wurde bereits am 26. Juni ausgegeben.

Leipzig, Ende Juni 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 28. 1863.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Polterabend.

Von **J. D. H. Temme.**

(Fortsetzung.)

Auch in anderer Weise war über den Thäter nichts zu ermitteln. Freilich auch nichts, was über die Person des Ermordeten hätte Auskunft geben können. Kein Instrument wurde gefunden, kein Fetzen eines Kleidungsstückes, kein anderer fremder Gegenstand. Wie der Thäter Hut und Halsbinde, die an der Leiche fehlten, beseitigt hatte, so mußte er auch alles Andere, was auf irgend eine Spur hätte hinleiten können, mit der größten Vorsicht und Sorgfalt auf die Seite geschafft haben. So hatte es sich schon an der Bekleidung der Leiche gefunden. Die Taschen waren völlig leer; kein Tuch, kein Fetzen Papier fand sich darin. Aus dem Hemde war das Stück, in welchen ein Namenszeichen sich befunden haben mußte, herausgeriffen, und es war wohl nicht zufällig geschehen.

Die Russen überließen mir die weitere Untersuchung. Erst am folgenden Tage aber sollte die Herausgabe geschehen, und da ich in Rußland — wenigstens vor der Hand — nichts mehr zu thun hatte, kehrte ich über die Grenze zurück, wollte indeß in ihrer Nähe bleiben: einmal, um nicht zur Empfangnahme der Leiche sieben Meilen hin und sieben Meilen her zu machen — so weit war mein Amtssitz entlegen —; zum Anderen konnte ich nur in der Nähe der Grenze und des Verbrechens auf Auskunft über dieses rechnen. Ich fuhr mit meiner Begleitung zu dem ersten besten Bauerndorfe auf preußischer Seite. Meinen Begleitern schärfte ich wiederholt ein, über den Mord das tiefste Stillschweigen zu beobachten und auch dann nichts von ihm zu wissen, wenn schon andere Leute von ihm wissen sollten.

Wir erreichten — eine halbe Meile aufwärts an der Grenze — ein jämmerliches Bauerndorf, einen elenden Krug. Der Tag neigte sich. Ich sah in der schrecklichen litthauischen Herberge einem schrecklichen Abend mit Tabaksqualm, saurem Bier, alten Häringen, verkrocheten Brode entgegen. Da fuhr eine Kutsche mit zwei prächtigen Braunen an dem Kruge vor. Ich kannte sie. Ein großer, wohlgenährter Herr trat in die Krugstube. Alles an ihm zeigte gutes Essen, gutes Trinken und guten Humor. So sehen nur gutgenährte Beamte aus, und er war Steuerrath, der Steuerrath Klemann, mit mir in derselben Stadt wohnend und mein lieber Freund. Ich erschrak fast, als ich ihn hier sah.

„Freund, Du in diesem Kruge? Welches Unglück hat Dich hierher getrieben?"

„Unglück?" sagte er. „Ich fahre ja zu einem Polterabend." Er war ernsthaft dabei geblieben, trotz der Antwort und seines Humors. „Aber Du? Wie kommst Du hierher?" fragte er erstaunt, verwundert.

„Ich komme von einem Morde."

„Hm, von Mord zu Raub, von Raub zu Diebstahl, von Diebstahl wieder zu Mord, das ist ja Dein Metier."

„Und diesmal möchte ich Dich in mein Metier mit hineinziehen."

„Um des Himmelswillen, was haben Schlacht- und Mahlsteuer mit Mord und Todtschlag zu thun?"

„Nun, minunter auch die. Indeß, Du hast ja auch mit Schmugglern zu thun."

„Aber nur mit den armen Teufeln, die für Weib und Kind daheim von da drüben ein paar Loth Salz holen, das unsere Regierung so wohlfeil an die Russen verkauft, daß unsere Unterthanen noch für den halben Preis, den es hier hat, von den Russen es zurückkaufen können."

Damals sprachen sogar die Steuerräthe in Preußen noch frisch von der Leber weg.

„Und die," erwiderte ich ihm, „schlagen sich untereinander nicht todt, meinst Du wohl?"

„So ungefähr meinte ich. Du kommst also von einem Todtschlagen der Schmuggler untereinander?"

Ich erzählte ihm den verübten Mord, und was ich darüber ermittelt oder eigentlich nicht ermittelt hatte. Er konnte mich vielleicht auf andere, weitere Spuren bringen. Er hatte zwar mit dem Schmuggel aus Preußen nach Rußland amtlich nichts zu schaffen; nur das armselige Einschwärzen von Salz aus Rußland nach Preußen berührte ihn, aber auch das hatte ihn das Schmuggel- und Schmuggelerleben an der Grenze näher kennen gelehrt. Er konnte mir dennoch keine Spuren, keine Fingerzeige angeben. Plötzlich aber fuhr er auf und sagte, immer noch ernst: „Fahre mit mir zu dem Polterabend."

„Was soll ich da?"

„Ich habe einen Gedanken, einen sonderbaren Gedanken."

„Der zu dem Morde in Beziehung steht?"

„Ich weiß es nicht. Aber höre mit zu. Kennst Du einen Gutsbesitzer Bertossa?"

„Ich habe nie von ihm gehört."

„Er ist seit vier Jahren in der Gegend und besitzt das Gut Kalwellen."

„Hier in der Nähe?"

„Drei Meilen von hier. Du kennst es?"

„Ich war noch nie da. Es soll ein großes einträgliches Gut sein."

„Ja, und der Besitzer hat mit der bedeutenden Landwirthschaft

auch eine große Branntweinbrennerei verbunden. Das führt mich oft hin. Die Branntweinkessel gehören ja mit zu meinem Metier, wie Mord und Todschlag zu Deinem, und durch eben diese Branntweinkessel bin ich mit dem Gute und seinem Besitzer und dessen Familie bekannt geworden."

„Er hat Familie?"

„Und namentlich eine wunderhübsche Tochter."

„Ah, zu deren Polterabend reisest Du?"

„Zu deren Polterabend reise ich."

„Du nanntest ihn ein Unglück!"

„Pah, wie viele glückliche Ehen kennst Du denn in der Welt? Die Dinge natürlich ausgenommen!"

„Und die Dinge! Aber Du sprachst das Wort Unglück so ernst und so eigenthümlich ernst aus."

„Und ich hatte Recht. In der Familie Bertoffa auf Katwellen herrschen eigenthümlich ernste Verhältnisse. Man könnte sie noch wohl anders bezeichnen. Der Mann, Bertoffa, kam vor vier Jahren hier an. Das Gut Katwellen stand damals zum öffentlichen Verkaufe. Es war in inländischen und auswärtigen Zeitungen ausgeboten. Er besah es, unterhandelte mit dem Verkäufer, kaufte es und er bezahlte den Kaufpreis baar — nahe an achtzigtausend Thaler. Er mußte sehr reich sein. Er nahm das Gut in Besitz, reiste ab, um seine Familie zu holen, und kam mit ihr nach vier oder fünf Wochen zurück. Seitdem wohnen sie dort."

„Und woher kam er?"

„Das weiß man nicht. Die Polizei mag es wissen — vielleicht auch nicht. Andere Leute sprechen bald dies, bald das."

„Und was sprechen sie?"

„Einige sagen, er sei ein Flamländer, er komme aus Belgien; Andere wollen wissen, er sei ein Romane und komme aus dem Canton Graubünden."

„Aber die Sprache, die Aussprache?"

„Es ist eine gebildete, eine sehr gebildete Familie. Sie sprechen Deutsch, Französisch, Italienisch. Ihr Deutsch ist ein durchaus reines."

„Und ihre Heimathspapiere, die sie der Polizei überreicht haben mußten, woher sind die?"

„Ich weiß es nicht, wie ich Dir sagte. Aber Papiere kann man überall bekommen."

„Du scheinst den Leuten nicht zu trauen?"

„Hm, ich bin Steuerrath, der nur an Contraventionen und Defraudationen denken darf."

„Bei Schlacht- und Mahl- und Branntweinsteuer! Aber außerdem nur, wenn er besondere Gründe hat. Hast Du sie?"

„Hm — aber nein, nein — und doch! Aber es kommt ja Alles auf die Augen an, mit denen man sieht, und ich habe ja einmal die Steueraugen."

„Nun, was haben Deine Steueraugen gesehen? Erzähle — von dem Mann, von der Familie."

„Sogleich, und dann, wenn Du mich begleitest, sollst Du selbst sehen — mit Criminalaugen. Also, der Mann ist ein feiner Weltmann, am Ende der fünfziger Jahre, mit Augen, die in keines anderen Menschen Auge sehen können, aber jedem anderen Menschen bis in die tiefste Tiefe seines Inneren sehen möchten. Es kommt seine Frau. Sie steht vielleicht im Anfange der fünfziger Jahre. Sie ist schön gewesen. Sie ist leidend, still. Es drückt sie etwas, und — wohl nicht blos ein Aerger."

„Sondern?"

„Ich weiß es nicht. Sie wird es schon wissen, und der liebe Gott und ihr Mann. — Aber weiter. Sie haben zwei Kinder. Einen Sohn — Ulrich heißt er — einen Burschen von einigen zwanzig Jahren, eine lebhafte, feurige, offene Natur, und doch gefällt er mir nicht."

„Und warum nicht?"

„Ich weiß es selbst nicht. Ich kann nichts an ihm finden, was mir mißfiele. Vielleicht ärgert sich just darüber meine Steuernatur. — Das zweite Kind ist die wunderhübsche Tochter, von der ich Dir sprach, erst achtzehn Jahre alt und vielleicht schon unglücklicher, als ihre Mutter."

„Sie hat heute ihren Polterabend?"

„Ja."

„Und ihr Unglück?" —

„Ist der Polterabend."

„Erzähle."

„In dem Hause ist seit anderthalb Jahren ein Gutsinspector, Holm heißt er, ein stiller, braver, lieber Mensch. Er und die Tochter, Rosalie, lieben sich, und sie soll morgen einen Anderen heirathen."

„Und wen?"

„Das weiß Gott. Vor ungefähr drei Vierteljahren sah ich zum ersten Male in dem Hause einen fremden jungen Mann von etwa dreißig Jahren, vornehm, stolz, anmaßend, unausstehlich. Er war, wie der Herr im Hause, aber wie ein Herr, den Jedermann im Hause fürchtete, haßte, zu allen Teufeln wünschte und den man doch nicht los werden konnte. Warum nicht, und was es mit ihm war, und wer er war, und woher er kam, und was er wollte, und was er that, über das Alles konnte ich nichts erfahren, und habe ich eigentlich bis auf den heutigen Tag nichts erfahren können. Er wurde mir als ein Baron von Föhrenbach vorgestellt, der aus früherer Zeit mit der Familie bekannt sei. Ich sah ihn später, wenn ich da war — meine Geschäfte führen mich alle sechs Wochen hin — nur selten. Wo er war? ich kümmerte mich nicht um ihn — er schien mich eben so wenig gern zu sehen, wie ich ihn gern vermißte. Auf einmal erhielt ich vor mehreren Wochen die Anzeige der Verlobung der schönen, armen Rosalie Bertoffa mit dem Baron Theobald von Föhrenbach, und vor drei Tagen die Einladung zu ihrem heutigen Polterabend. Steuerräthe pflegen gern in den Familien gesehen zu werden, weil man sie ungern in den Brennereien sieht."

„Und zu dem Polterabend soll ich Dich begleiten? Ich bin nicht eingeladen, ich kenne Niemanden dort."

„Du bist mein Freund. Ich habe Dich zufällig in der Nähe getroffen. Du vergingst vor Langerweile und manchem Anderen. Auf den Gütern ist man gastfrei, und was ist unter funfzig, sechszig Gästen Einer mehr?"

Das war Alles richtig.

„Aber was soll ich dort?" mußte ich wiederholt fragen. „Was war Dein fonderbarer Gedanke? In welcher Beziehung kann Dein Polterabend zu meinem Morde stehen?"

„Es kommen zu dem Polterabend so viele Menschen aus der ganzen Gegend zusammen, Leute allerlei Standes, Gutsbesitzer, reiche Kölner, Kaufleute, Krämer, Krugwirthe. Die sehen und hören viel, was auf zehn Meilen weit an der Grenze passirt. Und sodann, warum müssen der Ermordete und der Mörder gerade nothwendig unter den Schungglern zu finden sein?"

„Du wolltest sie anderswo suchen?"

„In solchen Fällen muß man überall suchen, oder gar nicht."

Er hatte Recht. Ich versäumte auf keinen Fall etwas. Erst am folgenden Tage konnte ich die Leiche von den Russen in Empfang nehmen. Bis dahin war in der Untersuchung nichts zu thun, und bis dahin war ich auch von dem Polterabend zurück. Ich fuhr in seinem Wagen allein mit ihm. Den Secretair und den Executer ließ ich zurück. Den Gendarmen wies ich an, mir nach einer Stunde zu folgen, und im Kruge zu Katwellen auf mich zu warten. Es konnte möglich sein, daß ich seiner dort bedurfte. Wir hatten drei Stunden zu fahren. Es war längst dunkler Abend, zwischen neun und zehn Uhr, als wir im Dorfe Katwellen ankamen.

Der Gutsgarten lehnte sich an ein kleines Wäldchen. Wir fuhren in dieses und ließen den Wagen sich dort verborgen aufstellen, er durfte nicht gesehen werden. Wir gingen durch das Wäldchen an den Garten, und sahen und hörten, was ich oben erzählt habe.

Wir kehrten zu unserem Wagen zurück und fuhren zu dem Gutshause. Wir kamen in das Haus eines reichen Mannes, der zu leben wußte. Man sah es an Allem. Ein Bedienter empfing uns beim Aussteigen aus dem Wagen, er bat uns, ihm in den Garten zu folgen, wo die Gesellschaft sei. Wir folgten ihm dahin. Der Garten glich einem Park. In einem von dem Hause entfernten Theile befand sich die Gesellschaft. Ein von Boskets umschlossener runder Platz war mit Lampen und Lichtern erhellt. Die Gäste bewegten sich dort zwanglos. Der Diener führte uns zu der Herrin des Hauses. Sie saß in einem Kreise von Frauen. Der Bräutigam hatte sie wohl dahin geführt, als er sie auf so rohe Weise aus der Laube neben dem Pförtchen abholte. Er hatte sie wohl im Auge behalten, daß sie nicht fortkonnte, um jene Nachricht von ihrem Sohne zu erhalten, der sie mit eben so viel Angst wie Sehnsucht entgegensehen mochte. Sie unterhielt sich mit den

Frauen. Sie konnte es, trotz Allem, was wir vorhin gesehen und gehört hatten, trotz allen Unglücks, aller Sorge, aller Angst, die ihr das Herz mochten erdrücken wollen. Aber sie war blaß zum Erschrecken. Sie war eine Dame, die ebenfalls zu leben wußte; man sah es ihrem ganzen Wesen an. So auch begrüßte sie meinen Freund.

Der Steuerrath stellte dann mich ihr vor:

„Kreisjustizrath — aus — mein alter Freund. Ich traf ihn drei Meilen von hier in einem elenden Kruge, aus dem er nur durch mich zu erlösen war. Darf ich um die Erlaubniß bitten, gnädige Frau, ihn Ihnen als Gast zuzuführen?"

„Die Herren sind mir Beide willkommen," antwortete sie.

Aber es war ein so sonderbar zuckender Ton, mit dem sie die wenigen Worte sprach, sie schien sie kaum beendigen zu können. Sie war bei der Nennung meines Namens plötzlich zusammengezuckt und war noch bleicher, als sie selbst unter jenen Schmerzen in der Laube gewesen war.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau," sagte ich, „für Ihre freundliche Aufnahme eines Eindringlings, der sterblich der Gewalt eines despotischen Freundes — Sie kennen ja unsern Steuerrath — folgen mußte, der ihm aber auch gern zu einem Freudenfeste und in eine liebenswürdige Familie folgte."

Sie hatte sich während meiner Worte erholt, gefaßt. Ich hatte offen, unbefangen gesprochen. Der Ton meiner Stimme, mein rückhaltsloser Blick schienen sie beruhigt zu haben.

„Ich bedaure nur," sagte sie, „daß die Herren meinen Mann nicht hier finden. Er mußte heute früh unerwartet eine nicht aufzuschiebende Reise antreten, von der er auch nicht zurück ist. Ich erwarte indeß seine Rückkehr jeden Augenblick."

Sie war doch roth geworden, wie sie das sprach. Sie hatte aber auch unterdeß — ich merkte es wohl — forschend in mein Gesicht geblickt. Sie konnte nichts darin gelesen haben. Ich war unbefangen geblieben.

„Darf ich um die Erlaubniß bitten, gnädige Frau," sagte ich, „dem Brautpaare meine Glückwünsche darzubringen?"

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie hinzuführen," erwiderte sie.

Sie sah sich nach den Brautleuten um. Auf einmal war sie blaß, wie eine Leiche. Ich folgte ihrem Blick. Meinen ganzen Körper durchfuhr etwas. Es war eine furchtbare, gleichsam wilde Ahnung, die mich zu Boden drücken wollte, aber sie schnellte mich heftig wieder empor. Der Blick der unglücklichen Frau und der meinige, sie hatten beide den Bräutigam getroffen, und sie trafen beide in seinen Blick, der nicht auf uns Beide, der aber auf mich gerichtet, und in diesem Augenblick nicht glühend, nicht finster, nicht durchbohrend war.

Der Baron Theobald von Föhrenbach stand wie ein plötzlich vernichteter Mensch da. Sein Gesicht war tief blaß geworden; die kräftige Gestalt war ineinander gesunken, die Augen starrten glanzlos, sie starrten nach mir, noch immer. Neben ihm stand ein Gutsbesitzer der Gegend, der mich kannte. Er hatte sich mit ihm unterhalten. Hatte ihm der Mensch gesagt, wer ich war, und hatte ihn darauf jener heftige, tödtliche Schreck erfaßt? Oder hatte er mich selbst schon früher gekannt und jetzt plötzlich wieder erkannt, und nun hatte der jähe Schreck ihn ergriffen?

Jene furchtbare, wilde Ahnung sagte es mir. Aber wer er war, ob ich ihn schon früher gesehen hatte, und wo und unter welchen Verhältnissen, das konnte auch sie mir nicht sagen, und sie blieb immer nur eine unbestimmte, in dem unbegrenzten Gebiete der Möglichkeiten und der dunkelsten Vermuthungen umherschweifende Ahnung.

Die Hausherrin hatte sich wieder gefaßt. Sie führte meinen Freund und mich zu dem Brautpaare. Die Braut war in der Nähe des Bräutigams; sie hatte sich während einer Tanzpause mit einigen jungen Mädchen unterhalten. Auch der Baron Föhrenbach hatte sich zusammengenommen. Als er uns ankommen sah, wandte er sich zu seiner Braut, nahm ihren Arm und erwartete uns so. Die Braut war noch jenes stille Bild des Leidens, das ich durch den Nußbaum und das Pförtchen gesehen hatte. Sie war in der Mitte der Gesellschaft nur stärker, muthiger, milder. Der Bräutigam war ein ganz vornehmer und hoher Mann. Finster, streng, herrisch sah er nicht wieder aus, aber beste Kälter, gemessener, vornehmer. Welch' ein Contrast, das schöne, blasse, leidende, junge Mädchen und dieser kalte, unheimliche Mann!

Die Hausfrau nannte mich ihm, den Steuerrath kannte er. Wir sagten der Braut und ihm unseren Glückwunsch. Er dankte mit einer kalten, stummen, vornehmen Verbeugung, dem Einen von uns nicht anders, als dem Anderen. Aber meine Ahnung wollte mich nicht verlassen, und auch die Hausfrau sah ich verstohlene ängstliche Blicke bald auf mich, bald auf den Mann werfen, der morgen der Gatte ihrer einzigen Tochter werden sollte. Er flimmerte sich um mich nicht weiter. Es konnte Absicht sein. Um so weniger ließ ich ihn aus den Augen. Es wurde wieder getanzt. Er nahm Theil an dem Tanze und tanzte mit der Braut.

Der Steuerrath war mit vielen der Anwesenden bekannt, wenn nicht mit den meisten. Er ließ sich mit seinen Bekannten in Gespräche ein und verfolgte dabei meine Zwecke. Er that es mit Gewandtheit, ohne irgend etwas zu verrathen, ohne nur irgend Jemanden stutzig zu machen. Sein Humor und seine Jovialität kamen ihm zu Hülfe. Wir erfuhren nichts. Ich war unsensit mit ihm gefahren, sagte ich mir.

Mitten während der Unterhaltung kam ein Diener des Hauses zu dem Steuerrath und sprach heimlich ein paar Worte zu ihm. Der Steuerrath machte eine kurze zusagende Bewegung des Kopfes. Dann trat er zu mir: „Auf ein Wort."

„Was giebt's?"

„Der Inspector Holm ist draußen, vor dem Hause. Er wünscht mich dort zu sprechen."

„Und was soll mir das?"

„Ich wollte Dich bitten, mich zu begleiten. Ich weiß nicht, noch es kommt, aber es ist mir, als hätte der eine Nachricht, die nicht blos ihr arme Frau dort, die auch Dich interessiren könnte."

Er konnte Recht haben. Neugierig war ich ohnehin geworden. Wir verließen die Gesellschaft, und nun sah ich, daß der unheimliche Brautgam sich in der That sehr wohl um mich gekümmert hatte. Seine Blicke verfolgten uns, als wir uns entfernten. Ich sah die dunklen Augen, prüfend, durchbohrend, auf mich gerichtet. Wir gingen durch den Garten in das Haus und durch dasselbe in den Gutshof. Hinter einem Baume trat der Inspector Holm hervor und kam auf uns zu. Er war ein hübscher, frischer, gutmüthiger, aber entschlossen aussehender junger Mann. Er stutzte, als er mich in der Gesellschaft des Steuerraths sah.

„Mein Freund," sagte der Steuerrath. Er nannte meinen Namen.

Der junge Mann stutzte noch mehr. Er wurde unruhig. Ich bemerkte durch die Dunkelheit, wie er mich zweifelnd, unentschlossen ansah. Er wandte sich an den Steuerrath.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie zu mir her bitten ließ. Ich war in großer Verlegenheit. Da sah ich hier Ihren Wagen, und nun mußte ich mich an Sie wenden." Er sprach eilig, dringlich.

„Und was wünschen Sie von mir, Herr Holm?" fragte ihn der Steuerrath.

„Ich habe nur eine unbedeutende Bitte."

„Die wäre?"

„Der Frau Bertessa zu sagen, daß ich hier sei und sie erwarte."

„Aber, mein lieber Herr Holm," sagte der Steuerrath, „warum gehen Sie nicht direct zu der Frau Bertessa? Warum sind Sie überhaupt nicht in der Gesellschaft?"

„Zu diesen steierern?" fragte er, und er tächelte schmerzlich. Er trug beständige Reisekleidung.

„Aber warum diese Kleidung?" fragte mein Freund.

Er wollte antworten, besann sich aber und antwortete etwas Anderes, als er zuerst auf der Zunge gehabt hatte.

„Ich gehöre nicht dahin," sagte er. „Ich gehöre überhaupt nicht mehr zum Hause."

„Sie haben es verlassen?"

„Ich habe meinen Abschied bekommen — nein, nein, ich habe ihn genommen. Ich mußte es, freilich — doch das gehört nicht hierher."

„Es gehört wohl hierher, lieber Herr Holm. Wer und was zwang Sie, dieses Haus zu verlassen?"

„Was? Ah, Sie wissen es. Sie waren öfter hier — Sie müssen gesehen haben —" Er sprach mit dem tiefsten Schmerze seines Herzens.

„Ja, ja, armer Holm," unterbrach ihn der Steuerrath. „Ich sehe es noch, und ich sah es vorhin im Garten —"

„Still, still, Herr Steuerrath! Darum bin ich nicht hier. Es ist etwas Anderes. Aber Sie wollten noch wissen, wer mich von hier vertrieben hat, eigentlich, wer mich vertreiben wollte. Der Herr Bertessa hat es nicht, auch die Frau nicht. Sie wollen mir Beide wohl, und wenn es von ihnen abgehangen hätte — Auch Ulrich war es nicht; wir waren Freunde. Aber jener Baron — Er bestehlt dem ganzen Hause und ist der Herr hier — Am Tage vor der Verlobung ging ich. Meine Liebe, meine Ehre, die Ruhe, das Leben der armen Rosalie, der Friede des Hauses, Alles, Alles forderte es von mir. Sie wissen jetzt Alles, Sie waren immer freundlich gegen mich, auch gegen Rosalien. Werden Sie mir jetzt meine Bitte erfüllen?"

„Gewiß, mein lieber Herr Holm."

„Aber noch Eins muß ich hinzufügen. Sie müssen die Güte haben, es der Frau Bertessa allein zu sagen, und so, daß der Baron es nicht bemerkt. Er würde sie nicht gehen lassen. Darum durfte ich keinen Bedienten zu ihr schicken."

„Seien Sie ruhig, Holm. Der Baron wird nichts gewahren, und sollte er auch, so führe ich die Frau zu Ihnen, und zwar ohne ihn."

Dem jungen Manne schien ein Stein vom Herzen zu fallen. Der Steuerrath hatte aber noch etwas auf dem Herzen, und er brachte es an, wie ein kluger Steuerbeamter, der verdient hatte, Polizei- oder Criminalbeamter zu sein.

„Noch vorher eine Frage, Herr Holm," sagte er gleichgültig genug, „ich habe den Herrn Bertessa nicht gesehen. Er wird doch an dem heutigen Tage nicht verreist sein?"

„Er ist nicht hier," sagte offen der junge Mann.

„Und auch der junge Bertessa, Ulrich, scheint nicht da zu sein."

„Nein, nein!" rief der Herr Holm schnell.

„Und auch von ihm wissen Sie?"

„Nein, nein," war die langsamere Antwort.

Der Steuerrath fragte nicht weiter. Er ehrte das Geheimniß, das nur dem jungen Manne und der unglücklichen Frau gehören mochte. Ich durfte nicht fragen, sehen um mich nicht zu verrathen.

„Die Frau Bertessa soll in zehn Minuten hier bei Ihnen sein," versprach der Steuerrath.

Damit kehrten wir in den Garten zurück. Der Tanz, während dessen wir ihn verlassen hatten, war zu Ende. Es wurde ein kleiner Pausenrathschlag aufgeführt. Es waren deren vorher schon mehrere gegeben, wie man uns erzählt hatte. Freunde und Freundinnen der Braut trugen allerliebst eine freundliche ländliche Scene vor, die auf irgend eine Begebenheit aus dem Leben der Braut Beziehung haben mochte.

Alles sah und hörte gespannt zu. Auch der Baron Föhrenbach. Vor ihm und der Braut, die an seiner Seite saß, wurde ja eigentlich das Stück aufgeführt. Die Mutter der Braut saß seitwärts von ihnen, so daß der Baron sie immer im Auge haben konnte. Dem Steuerrath war es dennoch gelungen, unbemerkt von ihm, hinter den Stuhl der Frau zu gelangen. Ich war ihm gefolgt. Er bückte sich zu ihr nieder und sprach leise zu ihr.

„Gnädige Frau, es wünscht Sie Jemand zu sprechen."

„Wer?" fragte sie erschrocken.

„Sie wissen es: Holm."

„Hat er Ihnen gesagt, was er von mir will?"

„Nein."

„Wo ist er?"

„Auf dem Hofe vor dem Hause. Befehlen Sie, daß ich Sie zu ihm führe?"

Sie sah sich scheu nach dem Baron um. Er blickte nicht nach ihr hin und hatte weder den Steuerrath noch mich gesehen.

„Ich bitte!" sagte einwilligend die Frau zu dem Steuerrathe. Sie stand auf, trat zwei Schritte zurück, um hinter ihrer Umgebung aus dem Bereiche der Augen des Mannes zu sein, der hier befahl und der sie mit Argusaugen hütete. Er sah sie, wie sie aufstand, sah hinter ihrem Stuhle den Steuerrath, und zuckte zornig auf. Er wollte aufspringen, aber er mußte sitzen bleiben, wollte er nicht Aufsehen erregen.

Ich sollte gleich darauf nicht minder heftig erschrecken.

Die Frau war hinter ihren Stuhl zurückgetreten. Der Steuerrath bot ihr seinen Arm. Indem sie ihn nahm, warf sie noch einmal einen Blick auf die Gesellschaft zurück, wohl um zu sehen, ob ihre Entfernung bemerkt werde. Sie zuckte plötzlich auf. Ich folgte wieder ihrem Blicke. Da sah ich zuerst den Baron Föhrenbach erblassen, dann ihm gerade gegenüber einen kleinen, ältlichen, häßlichen, blassen Mann stehen, den ich bisher noch nicht gesehen hatte, der im Augenblicke vorher angekommen sein mußte. Ueber seinen Anblick war der Baron erblaßt, die Frau zusammengezuckt, hatte ich mich plötzlich so heftig erschreckt.

„Mein Mann!" sagte die Frau. Sie nahm haftig ihren Arm aus dem des Steuerraths zurück, verließ uns, ohne ein Wort weiter zu sagen, und eilte zu der Gegend, wo wir den fremden Mann gesehen hatten.

Der Fremde — er war der Hausherr, der Gatte, der Vater — stand noch ein paar Secunden ruhig, dann ging er seiner Frau entgegen, die er auf sich zukommen sah. Ich konnte meine Augen nicht von ihm abwenden. Auch ihn hatte ich schon früher gesehen, und ich wußte, wo ich ihn gesehen hatte, und nun wußte ich auch auf einmal, wo ich den Baron Föhrenbach gesehen hatte, und ein jäher, heftiger Schreck ergriff und durchfuhr mich.

Die kleine Gestalt des Mannes stand vor meinem Gedächtnisse, das blasse, häßliche Gesicht, die seit zusammengekniffenen Lippen. Aber wie alt war der Mann geworden, in den wenigen Jahren, seitdem ich ihn gesehen hatte — wenn ich ihn wirklich gesehen hatte! Wie war sein Haar gebleicht, das damals noch rabenschwarz gewesen war! Welche tiefe Runzeln durchfurchten das Gesicht und machten es noch häßlicher, machten es häßlich zur Entstellung! Und dennoch, und wenn mir auch der Name Bertessa völlig unbekannt blieb, und wenn sich auch kein Zug in seinem Gesichte veränderte, als er mich erblickte, als er mich an der Seite seiner Frau sah, und er sah mich plötzlich und unerwartet, und er war einen scharfen Blick auf mich — und dennoch und trotz alledem mußte er derselbe sein, den ich meinte, den ich schon früher gesehen hatte. Das Bild stand zu lebhaft in meiner Erinnerung vor mir, und es paßte, trotz Runzeln, trotz schnellen Alterns. Und wie wäre sonst er und der Baron Föhrenbach wieder hier zusammengetroffen? Und daß sie beide andere Namen führten, und daß ihre früheren Verhältnisse und Beziehungen zu einander fast geradezu umgekehrt waren, das paßte erst recht.

(Fortsetzung folgt.)

In der Gruft eines deutschen Kaisers.

Einer der herrlichsten Genüsse, welcher den Besucher des Germanischen Museums im ehemaligen Karthäuserkloster zu Nürnberg überrascht, ist das unvermuthete Erblicken einer der vorzüglichsten Schöpfungen neuerer deutscher Kunst, das pracht- und effectvolle Wandgemälde, welches Wilhelm v. Kaulbach in der zu einer reichen Kunsthalle umgewandelten Klosterkirche als das werthvollste Geschenk in hoher Baterlandsliebe und Künstlergefälligkeit stiftete.

Die treffliche Wahl des Stoffes, die pikante Composition und Ausführung der meisterhaft vollendeten Darstellung, bringen auf den unvorbereitet eintretenden Beschauer einen fesselnden Eindruck hervor und nehmen ihn mit allen Zaubern und Schauern ehrwürdigen deutschen Alterthums gefangen, in deren Banne er hernach die herrlich aufgestellten werthvollen Sammlungen der Reliefen deutscher Vorzeit in Hallen, Sälen und Gängen auf das Vortheilhafteste betrachten kann.

Das stereochromatisch auf die südliche Wand des Langhauses gemalte große Bild stellt den Besuch Kaiser Otto's III. in der Kaisergruft Karl's des Großen zu Aachen, im Jahre 1000 nach Christi Geburt, in großartiger Wirkung dar. Im vollen Krönungsornate, die Kaiserkrone auf dem Haupte, das Reichsschwert in der Rechten, das Evangelienbuch, als Schirmherr der Kirche, auf den Knieen, in all der sagenhaften Herrlichkeit thront die alte blasse Kaisergestalt beinahe 200 Jahre in geschlossener Gruft den ewigen Schlaf schlafend, nachdem mit ihm heimgegangen des Reiches Herrlichkeit und die weltgebietende Macht seines Namens, seines Geschlechtes

LOUIS
BATON

fast mit ihm erloschen. Diese feierliche alte Kaiserleuchte, aufrecht zur Linken des Gemäldes vom Beschauer stehend, mit rothem Fackelschein von unten geisterhaft beleuchtet, ist der Brennpunkt, von welchem das geistige Leben des Bildes ausströmt.

Rechts im Bilde erhebt sich vor allen aus reichbewegter Gruppe seines Gefolges die herrliche Gestalt Kaiser Otto's III. von einer Steintreppe, aus welcher ein matter Tagesschimmer die meisterhaft gelungene Gruppe der Eintretenden umfängt und mit dem Fackelschein, der die Gruft und Kaiserleiche erhellt, einen effectvoll gelungenen Lichtcontrast bildet. Der lustige Spielmann und ein Krieger des Kaisers sind bereits unten, in der Mitte des Bildes auf dem Vordergrunde, am Boden vor der geisterhaften Erscheinung des thronenden Kaisers, welchen der vom Schwerte verdeckte Fackelstrahl in der Hand des kauernden Knäpen grell von unten beleuchtet, in plötzlich geänderter Stimmung, mit Grauen und Scheu in die Kniee gesunken, während ein blonder Edelknecht und ein voranseilender Meßknabe, erschreckt über die Majestät der Erscheinung, zurückweichen. Der Edelknecht, eine herrliche Figur von echt deutschem Typus, schmiegt sich verwirrt an die rechte Seite des Kaisers Otto„ welcher, eben im Begriff herunterzuschreiten, auf der Mitte der Steintreppe in höchster Spannung und Bewegung innehält und die plötzlich vom Fackellichte erhellte phantastische Gestalt anstarrt.

Man sieht die Erschütterung, die den hochstrebenden Kaiserjüngling vor der gewaltigen Hülle des ruhmreichsten und größten seiner Vorfahren ergaßt. Mit veilenlaub- und rosenmarantker Krone, das reiche Gewand von kostbaren Gürtel aufgeschürzt, ist er unmittelbar vom Jubel des heiteren Zechgelages und den Freuden des Mahles mit dem vom Wein erhitzten Gefolge hinabgestiegen in das Gewölbe des Todes, hat das fast zweihundert Jahre geschlossene Heiligthum des geheimnißvollen Kaisergrabes gesprengt; vergebens warnet und mahnet zu heiliger Scheu der nachgeeilte Bischof mit seinem geistlichen Begleiter; da überrascht ihn mitten auf den Stufen mit ungeahnter Macht die Majestät des feierlich ernsten Kaiserbildes und hemmt seinen Schritt, bangend vor Entweihung der heiligen Stätte; während zu seiner Linken in Weinlust ein Fremder, ein Italiener, mit spöttisch-frivoler Miene leckt auf die Leiche deutet. Die zwei neugierig hinter dem Kaiser vorblickenden Ritter schließen im Hintergrunde die wirksame Gruppe. Das ganze herrliche Wandgemälde ist in Gestalt eines Teppichs gehalten und von einem äußerst geschmackvollen Rahmen umgeben; eine effectvoll wirkende, doch maßvoll zur Stimmung gehaltene Färbung ist über das Ganze gebaucht, vereint harmonisch die contrastirenden Lichteffekte und verklärt die Schauer des Grabes, bar aller erassen Effecthaschereí, zu einem der schönsten, sinnigsten Meisterwerke deutscher Kunst.

Freiherr v. Aufseß entwickelte bei der Enthüllungsfeier dieser werthvollsten Gabe des patriotischen, deutschen Künstlers die Bedeutung des Bildes in Bezug auf das Germanische Museum ebenso tief und wahr mit den Worten:

„Kein treffenderes und schöneres Sinnbild seines Strebens könnte dem Germanischen Museum gegeben werden als dieses; denn auch wir sind berufen, hinabzusteigen in die lang verschlossenen Tiefen der Vorzeit, um aufzuschauen des alten Reiches herrlichkeit, sie, die längst abgestorbene, wieder hell zu beleuchten mit dem Fackelschein deutscher Wissenschaft, daß sie ein Jeder daran erfreue und stärke, ja, wie Kaiser Otto wollte, zu neuen Thaten der Ehre und des Ruhmes der deutschen Nation sich ermanne."

J. O.

Das Gebet-Verhör.

Das ostpreußische Oberland, eines der lieblichsten Fleckchen Erde in unserm Vaterlande, ist durch seine abgeschiedene Lage bis auf die neueste Zeit dem allgemeinen Interesse so fern geblieben, daß man im übrigen Deutschland es kaum dem Namen nach kennt. Jetzt aber, wo eine der großen Pulsadern unsers mercantilen und socialen Lebens, die Ostbahn, dieses gleichsam unbekannte Land in der Gegend von Preußisch-Holland und Mühlhausen berührt, dürften diese Blätter vielleicht mit dahin wirken, manchen Touristen, manchen Forscher gen Osten zu ziehen. Lange, sonnige Hügelketten, mit tiefen, umschatteten Schluchten, in denen bald der berggeborne Mühlbach dahinrauscht, bald über glatte Kiesel ein Schmerlenbächlein rieselt, wechseln dort mit grasbreichen Wiesen und Triften, mit dem tiefen Dunkel alter Eichen- und Buchenwälder, mit der Stille, die über dem weiten Spiegel der Berg- und Landseen schwebt.

Der Reiz der Landschaft, wie die Erzjehigkeit des Bodens müssen schon früh deutsche Einwanderer angelockt haben. Zeichen seiner Abstammung aus dem Süden Deutschlands sind in Sprache und Sitte noch heute dem biederen Völkchen, welches jetzt das ostpreußische „Hochland" bewohnt, unverkennbar aufgeprägt. Im Nordost an Lithauen, gen Süd und Südost an Masuren grenzend, in West und Nord vom plattdeutschen Dialect umgeben, und nur durch das sehr preäre Band der Schrift im Zusammenhange mit seinen hochteutschen Brüdern, hat es doch seinen Urtypus treu bewahrt. Auch die Liebe zur Freiheit, den männlichen, unabhängigen Sinn mag es aus seinen heimischen Bergen mitgebracht haben.

Allein über das engere Vaterland dieser Einwanderer schweigt die Geschichte. Sollten nun einzelne der Accorde, die ich in diesen Blättern anzuschlagen gedenke, in irgend einem von mir unerforschten Theile Deutschlands verwandte Klänge wecken (und wären es auch nur die Klänge einer „Sage aus der Väterzeit"), so gebt uns ein Zeichen, ihr stammverwandten Brüder! Es wird euch der treuherzige Altpreuße mit Freuden begrüßen und der historische Forscher mit großer Genugthuung ad acta registriren.

Wenn ich unter den Bildern zu wählen habe, die dieses isolirte Völkchen besonders charakterisiren, so muß ich obenan das „Gebet-Verhör" stellen. Es ist das eine Art religiösen Volksfestes, in den die sittlich-ernste Grundlage noch unverrückt als Träger des Ganzen erscheint, worans gleichzeitig eine gewisse patriarchalische Einfachheit uns anspricht, die auf altehrwürdige Sitte zurückschließen läßt. Wie der Name andeutet, ist es eine Besprechung über Religion. Doch die Art und Weise ist eine so abweichende von Allem, was in anderen mir bekannten Gegenden Sitte ist, daß ich für eine specielle Schilderung derselben mir ein allgemeines Interesse versproche.

Der gesegnete Herbst ist die Zeit, in der die Gebetverhöre floriren. In großen Gemeinden pflegen sie von Michaeli bis gegen Weihnachten zu dauern, da in jedem Dorfe alljährlich ein Gebetverhör abgehalten wird und der Herr Pfarrer mit weiser Oekonomie sie so vertheilt, daß in ein und derselbe Woche höchstens zwei Festtage der Art fallen.

Die kleine Familie des Geistlichen, wie des Lehrers (die einzigen Kinder, welche zu der Feier zugelassen werden) pflegen dann schon am frühen Morgen des festgesetzten Tages sehnsüchtig des Wagens oder Schlittens zu harren, der sie abholen soll. Zurück bleibt von den Kleinen gewiß Niemand freiwillig, obwohl es eigentlich ein Fest der Alten ist.

Zwar hat der Bauer sicher seine besten Pferde (stets hier lang) vorgespannt, zwar ist der Wagen vollgepfropft, ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit, aber dennoch muß in der Regel zwei bis drei Mal gefahren werden, ehe die beiden Familien au Ort und Stelle geschafft sind. In mehreren Wagen zu fahren ist nicht Brauch. Auch hat der Bauer nie mehr als einen kleinen, offenen Spazierwagen von so einfacher Construction, daß der Fremde ihn leicht für die Sedezausgabe eines Erntewagen halten könnte. Der Herr Pfarrer aber muß seine Chaise ruhig im Schuppen stehen lassen, will er anders den Gastgeber nicht kränken. Bei weiten Entfernungen hilft man sich damit, daß die Hauptpersonen zuerst befördert werden. Die „kleine Familie" kommt immer noch zurecht. In unglaublich kurzer Zeit legen wir den Weg zu dem Ziel unserer Reise zurück. Der Wagen hält vor der Thür eines stattlichen Bauernhauses. Die Bäuerin harrt der gechrten Gäste schon in der Vorlaube, rückt schnell den bereitgehaltenen Schemel (denn Wagentritte sind noch nicht Sitte) an die Seite des Wagens und hilft geschäftig den verhüllten Gestalten über die Leitern zur Erde. Frisch gestreuter Sand und duftender Kalmus oder gehackte Tannenzweige (das nie fehlende Symbol des Festtages) verbürgen schon bis auf die Straße hinaus, welche Ehre dem Hause heute zu Theil geworden.

In der großen Wohnstube mit dem ungeheuren Kachelofen dampft auf langer Tafel bereits die riesige Kaffeekanne. Liebliche

Wärme, aromatischer Duft weht die Eintretenden an. Kaum haben die Frauen in geschäftiger Eile Groß und Klein aus ihren Verpuppungen geschält und Tücher und Mäntel hinter dem Ofen, auf dem Bett der Großmutter geborgen, so muß auch schon hinter dem Kaffeetisch Platz genommen werden. Die Frau Prediger präsidirt als oberste Schenkin. Zucker in irdenen Tellern und Striezel auf dito Schüsseln sind in solcher Menge vorhanden, daß eine ganze Gemeinde damit verpflegt werden könnte, obwohl an diesem Imbiß nur einige wenige Gäste, Verwandte oder Gevatterleute aus benachbarten Dörfern Theil nehmen. Der frische Morgen hat unsern Appetit geweckt, wir greifen zu und bedienen uns selbst. Doch bald füllt sich die Stube mit den Alten der Gemeinde, die, den Herrn Pfarrer (hier meist schlechweg „der Herr" genannt) freundlich begrüßend, näher treten und dann chrfurchtsvoll sich wieder nach dem Hintergrunde zurückziehen.

Jetzt ist auch das Frühstück beendet, das Geschirr verschwindet sammt dem Tisch durch die weitgeöffnete Thüre. Die kleineren Kinder, auf deren Wohlverhalten während des „Gebets" man noch nicht mit Zuversicht rechnen kann, werden nun zu einem Nachbar gebracht, wo sie Spielcameraden und in Hof, Scheuer und Schuppen naturwüchsiges Spielzeug in Fülle finden. Unterdessen schauen wir uns noch einmal in der großen Stube des „Festbauers" um. Alles, was von Meubeln vorhanden gewesen, hat Platz machen müssen. Nur weiß gescheuerte Bänke lehnen sich rings an die Wand, und ein kolossaler Kleiderschrank mit Schnitzwerk steht bescheiden neben der Thür, als wolle er entschuldigend auf die winzige Oeffnung deuten, durch die es ihm zu verschwinden unmöglich geworden. Um das feierliche Ansehen der improvisirten Hauscapelle zu erhöhen, hat man zwischen Balken und Decke Kalmus-Schilf oder schwanke Tannenreisig gesteckt, dazwischen aber glühen und schimmern die prosaischen Penaten dieses materiellen Wüthens, die irdenen, glasirten und mit phantastischer Naturmalerei geschmückten Schüsseln und Teller in ununterbrochenen Reihen an beiden Seiten der massiven Balken, wie in der Höhe der Wände im bunten Kranze sich hinziehend. Sie sind die Ehre des Hauses, der Stolz der Bäuerin, und ihre Ersparung kommt derselben so wenig in den Sinn, wie die Ablegung der Küchen- und Galaschürze aus bunt-gestreiftem Linnen, welche, in weiten Falten den kernigen Leib umschließend, nur einen schmalen Streifen des rothen Friesrockes blicken läßt. Diese irdenen Geschirre bilden gleicherig die stabile Decoration des Zimmers. Rechnen wir dazu die gewaltige Pendeluhr, über der ein Paar Steinkitze mit zinnernem Deckel hängen, und einen hölzernen Schemel mit hoher, massiver Lehne, dessen der Herr Pfarrer an Stelle des Altars sich bedienen, so sind wir fertig.

Die Festgenossen, Männer und Frauen jedes Alters (auch Unverheirathete werden zugelassen, sobald sie von den Sonntags-Katechisationen in der Kirche sinspendirt worden), sind versammelt. Der Organist giebt dem Pfarrer einen Wink, dieser tritt hinter die Lehne des großen Stuhles. Die Männer in ihren langen Feiertagsröcken richten sich; die Weiber öffnen ihr Gesangbuch, in dem ein „Riechfel" ihnen als Zeichen dient, und der Lehrer intonirt das Morgenlied, von dem nur ein oder zwei Verse gesungen werden. Es folgt ein kurzes Gebet des Geistlichen und nun die Besprechung der im vorigen Jahre aufgegebenen Themen. Zunächst werden ein Paar Capitel aus der Bibel gelesen und der Inhalt in kurzen, bündigen Worten stückweise wiedergegeben. Jeder antwortet, so gut er kann, und selbst das älteste Mütterchen schließt sich nicht aus. Offen bekennt auch jeder, was er nicht verstanden hat, und bringt seine Bedenken vor. Es kommt nun das Hauptstück zur Sprache, das gerade an der Reihe ist. Der Geistliche fragt es wörtlich ab und sucht seine Bedeutung in der Christenlehre geltend zu machen. Er pflegt sich dabei treu an die Worte der Schrift zu halten, ohne in dogmatische Tiefen oder exegetische Spitzfindigkeiten sich zu verstiegen. Die Religion ist diesem Völkchen mehr Sache des Herzens, als des Verstandes, so sehr es auch sonst geneigt ist, alles irdische Machwerk seiner „gesunden Kritik" zu unterwerfen. — Nun wird das gelernte Lied „gebetet" und ein „Kernspruch" aufgesagt.

Endlich empfängt die Versammlung ihre Aufgabe für's nächste Jahr, und Gebet und Gesang schließen den religiösen Theil des Festes. Es ist jetzt etwa 11 Uhr geworden. Der Herr Pastor bindet seine Bäffchen los, was hier so viel heißt, als nenn der Hauptmann vor der Front „ihnen Fuchs" commandirt. Das Zimmer leert sich allmählich; es werden ein paar Fenster geöffnet, und der geistliche Herr tritt wohl selbst in's Freie, um frische Luft zu schöpfen. Bald erscheint er jedoch wieder in der Thür, das kleine Hänflein umsternd, das in der Stube zurückgeblieben. Da ist auch schon der Hausvater, mit der Mütze in der Hand, bereit den Herrn nach dem Stübchen zu führen. Dieses ist ein kleines Gemach, mit getäfelten Wänden, in das man aus der großen Stube über ein paar Stufen gelangt. Es ist die eigentliche Herzkammer des Familienlebens, ausgestattet mit Allem, was den Herrlichkeit und majestätischer Pracht der Bauer kennt oder aufzureden vermag. Die Fensterladen sind mit Oelfarbe gestrichen, an den Wänden ragen die thurmartigen Betten fast bis zur Decke, schwere, hochrückige Stühle mit gedrechselten Füßen und ledernen Ueberzügen umstehen den ererbten eichenen Familiensitzch, von dem es fraglich ist, ob er zu den Mobilien oder Immobilien zu rechnen sei. Ein hochbeiniger Nußbaumschrank mit eingelegten Zügen und Rarcirt- verschließt die Preticsen des Hauses in seinen mystischen Tiefen; eine eisenbeschlagene, polirte Lade (Kiste) von Eichenholz birgt das aufgesammelte Linnen.

Hier nimmt der Herr Pfarrer im großen Lehnstuhl Platz. Vor ihm auf dem Tische liegt Feder, Papier, Dinte. Der Wirth zieht sich stumm mit einem Kratzfuß zurück. Die in der großen Stube zurückgebliebenen Parteien sind unterdeß über den Vortritt untereinander einig geworden. Es beginnt das „geheime Verhör", — Privataudienz würde es, in die moderne Salonsprache übersetzt, füglich heißen können. Jeder bringt vor, was ihn drückt. Ein altes Mütterchen klagt über den leichtsinnigen Sohn, der im fernen Ungarlande sich in nichtsnutzige Händel eingelassen; ein betrogenes Mädchen bittet mit verschämtem Stocken um Hülfe gegen die Ränke einer umwürdigen Nebenbuhlerin, die das Herz ihres braven Christian ihr zu rauben droht; ein junger Bauer beichtet, daß er sich mit seiner Verlobten nicht einrichten könne; ein anderer Wirth wünscht Belehrung wegen der Wahl einer Versicherungs-Gesellschaft, der er sich anvertrauen will, und ein dritter erscheint mit seinem Nachbar wegen eines streitigen Grenzrains u. s. f. Ueberall sucht der Geistliche versöhnend, tröstend, belehrend und heilend einzuwirken. Wo es erforderlich, macht er sich auch wohl seine Notizen für Briefe, Gesuche und Eingaben, zu denen er sich im Interesse seiner Pfarrkinder veranlaßt sieht. Die Mehrzahl jedenfalls verläßt getröstet und hoffnungsvoll das kleine Cabinet, das sonst durch diese Werke des Friedens für den neuen Besitzer eine besondere Weihe erhalten hat.*

Die Clienten sind befriedigt, und an ihrer Stelle erscheint der Festwirth an der Schwelle des Stübchens mit der Meldung: „Herr Pfarrer, es ist angerichtet." — Während der Herr drinnen im das Seelenheil seiner Kinder sich bemühte, waren in der großen Stube die Hausleute auf das Eifrigste mit der Zurichtung der Tafel beschäftigt. Alle bei dem Gebet Anwesenden sind ex eo ipso geladen; nur wer sich selbst sagen muß, daß er nicht bestanden, bleibt aus eigenem Antriebe zurück, und Niemand ist so frech sich dem Spott und Hohn der Tischgäste preiszugeben; ja es kommt wohl vor, daß der Herr Pfarrer nach diesem oder jenem verschämten Gast, der sich selbst unterschätzt, schickt. Endlich ist die Gesellschaft vollzählig. An langen, mit schneeweißen Linnen bedeckten Tafeln stehen sie, nach Alter, Rang und Würden geordnet, an oberen Ende des Honoratiorentisches der Herr Pfarrer, zur Rechten die Frau des Lehrers, zur Linken sein Gemahl. Der Geistliche hält ein kurzes Tischgebet, und alsbald beginnt die fröndige Geschäftigkeit, die ein gesunder Appetit zu entwickeln vermag. Die Speisen sind ebenso kräftig, wohlschmeckend und reichlich, als einfach und stabil. Hühnersuppe mit Reis — für 4 Personen stets eine Schüssel mit 2 Hühnern — Marenen ** in Salz und Zwiebeln, und Karpfen in Bier gekocht, Gänse- und Schweinebraten mit saurem Kumst (Dämpfkraut) und Pflaumenkrede (Pflaumenmuß) folgen in ununterbrochener Reihe aufeinander; doch läßt man sich Zeit mit Gemächlichkeit die Gottesgabe zu genießen. Die alltägliche Zukost, die dem Bauer den größten Theil des Jahres hindurch Gemüse, Salat und selbst Fleisch ersetzt, — Kartoffel-

* Das Haus des Geistlichen steht übrigens hier jedem Rath- und Trost bedürftigen jederzeit offen. Viele besonderen Termine sollen darum nur zur Ersparung von Zeit und Mühe dienen. Ich kenne Gemeinden, in denen seit Menschengedenken kein Proceß vorgekommen; jeden Streit hat der Herr zu schlichten; wie er entscheidet, so geschieht's. Freilich hängt von der Persönlichkeit des Geistlichen viel ab.

** Die Marene (nicht zu verwechseln mit der Murane) ist ein den ostpreußischen Landseen eigenthümlicher delicater Fisch, der neuerdings auch unter dem Namen „russische Sardinen" marinirt in den Handel kommt.

Keilchen (eine Art schmaler, länglicher Klöße) und graue Erbsen, dürfen sich an solchen Festen nicht blicken lassen; sie würden wie eine Entwürdigung des Tages angesehen werden.

Für den fremden Zuschauer dürfte der natürliche Takt, mit welchem die aus Scheuer und Bierstall requirirte Gesellschaft bei Tische in bescheidener und doch ungezwungener Heiterkeit sich bewegt, ein freudiges Verwundern erregen. Es ist das eine Folge des tiefen Einflusses, den der Geistliche in der Gemeinde ausübt; das „Auge des Herrn", das auch über ihren Freuden wacht. Nach einem improvisirten Dankgebet erheben sich die Gäste mit einem allgemeinen laugsprochenen „Gesegnete Mahlzeit," und in kurzer Zeit ist das Speisezimmer geleert. Der Pfarrer und der Organist sind von diesem oder jenem Wirthe eingeladen, hier oder dort einen Preßhasten zu besuchen oder den Bierstand des Hofes in Augenschein zu nehmen, während die Frauen ein neues Gewebe mustern (denn auch die Frau Prediger ist oft — eine moderne Penelope — Meisterin im Damasstweben, wie denn überhaupt auf dem Lande in jedem Hause ein Werkgestell [Webestuhl] steht) oder in Vorrathskammer und Keller sich erlustiren. Die Dunkelstunde versammelt indessen den älteren Theil der Gesellschaft noch einmal im Festlocal um den Kaffeetisch, von welchem der Festtrank* in unerschöpflicher Quelle fließt. Der Herr Prediger entzündet mit ge-

* Vom Bauer wird der Kaffee jetzt nur an großen Festtagen genossen. Das gewöhnliche Frühstück und Abendbrod besteht abwechselnd aus Buch- (Milch-) Suppe, grauen Erbsen oder Keilchen.

müthlichem Wohlbehagen den Knaster in seiner langen Pfeife, und nach kurzen Präliminarien wird von den Dörfern eine Deputation der Aeltesten an den vorsitzenden Herrn entsandt, mit der Bitte um eine „schöne Geschichte". Und der Herr nickt lächelnd, bläst gewaltige Dampfwolken von sich, rückt sein Käppchen und beginnt eine phantastisch ausgezupfte Geschichte vom alten Fritz, wie er im Kloster zu Kamenz im Beichtstuhl gesessen, oder vom Ziethen aus dem Busch, der bei Jägerndorf mitten durch's österreichische Lager marschirte, oder auch vom König Pyrrhus, Alexander oder Karl dem Großen und seinem mannhaften Paladin. — Während der Pfarrherr auf dem Gebiete längst verstorbener Tage sich tummelt und mit wachsender Lebendigkeit seinem tändelnden Pegasus die Zügel schießen läßt, muß schon die Frau Predigerin den niedergelegten Scepter in die Hand nehmen, sonst käme man heute gar nicht mehr nach Hause. Beim Schluß der zweiten oder dritten Geschichte tritt der Wirth in's Zimmer, mit der Meldung: „Herr Pfarr! es ist angespannt, — die Frau hat befohlen." Dagegen ist kein Widerspruch zu erheben. Unter bedauernden Kopfschütteln der Bauern werden die werthen Gäste verpackt und auf den Wagen (respective Schlitten) „gewuchtet". Ist der Abend dunkel, so reitet ein Knecht mit der Laterne voran. Alles drängt sich abschiednehmend oder um noch ein gutes Wort anzubringen um das Gefährt; mit gewichtiger Miene aber der bevorzugte Bauer, den der Pfarrherrn noch im Augenblicke, wo die Pferde anziehen, zuflüstert: „Das nächste Jahr, Herr Prediger, so Gott will, bei mir."

Jakob Clement.

Historische Episode von **G. Hiltl.**

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1719 fuhr eine vom königlichen Schlosse kommende offene Chaise die Lindenpromenade zu Berlin entlang. Bei der Friedrichsstraße angelangt, bog der Wagen in dieselbe ein, eilte bis zum Weidendamme und hielt hier plötzlich still. Außer dem Kutscher trug das Fuhrwerk zwei Männer in Militairuniform. Hintenauf standen zwei Pagen. Nur eine der beiden im Innern des Wagens sitzenden Personen stieg aus, unterredete sich eine kurze Zeit lang mit den Andern und schritt dann eilig den Weidendamm entlang, bis in die Nähe der Oranienburger Barrière. Einige Vorübergehende wichen dem finstern Herrn mit scheuer Miene, unter ehrfurchtsvollen Begrüßungen aus. Der Spaziergänger blieb endlich vor einem Gartenthore stehen, warf einen kurzen, prüfenden Blick auf die Umgebung des Hauses, zu welchem der Garten gehörte, rückte unwillkürlich den an seiner Hüfte befindlichen langen Infanteriedegen zurecht und trat dann festen Schrittes durch die Thüre, welche in das Innere einer ziemlich dicht bewachsenen Baumpflanzung führte.

Dieser Mann war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Die zurückgebliebenen Personen seines Gefolges, welche die Ordre hatten bis zu seiner Rückkehr an der bezeichneten Stelle zu warten, vertrieben sich die Zeit auf verschiedene Weise. Die beiden Pagen beluſtigten sich, von dem damals noch sehr flachen Spreeufer aus sogenannte Butterbrode mit Steinen zu werfen. Der Kutscher dehnte sich auf dem Bocke halb schlafend; nur die Militairperson, welche neben dem Könige im Wagen gesessen hatte, stand in tiefem Nachdenken versunken, über das Brüdengeländer gebeugt und stierte in das Wasser. Es war der Herr von Forcade, Generalmajor und Commandant von Berlin. Herr von Forcade war besorgt über das lange Ausbleiben seines Königs. Plötzlich, geheimnißvoll, hatte er den Befehl erhalten, den Herrscher zu begleiten. Keine Andeutung, zu welchem Zwecke die Ausfahrt nach einem Stadttheile unternommen wurde, der selten vom Könige besucht ward, war ihm zugegangen. Während der ganzen Fahrt hatte Friedrich Wilhelm von den gleichgültigsten Dingen wie absichtlich gesprochen und sich dann eilig entfernt, nur den Befehl hinterlassend: ihn hier, an dem Damme, zu erwarten. Forcade sah mit Besorgniß die Sonne immer tiefer hinter die letzten Häuser der Spandauer Vorstadt sinken; er machte eine kleine Promenade den Weidendamm hinauf und hinunter. Der König war nirgends zu erblicken. Welch Geheimniß verbarg der Monarch so sorgfältig? Schon wollte der Commandant, bei der zunehmenden Dunkelheit immer unruhiger werdend, Nachforschungen über den Verbleib des Königs anstellen, als er plötzlich den Herrscher hinter einem kleinen, durch Zaun- und Pfahlwerk gebildeten Vorsprunge hervorkommen und die Straße gewinnen sah. Bald war Friedrich Wilhelm bei den Seinigen angekommen. Ohne ein Wort zu sprechen, stieg er in den Wagen, der sogleich davon rollte. Forcade wagte es nur von der Seite den Monarchen anzublicken. Das frische, wirklich schöne Gesicht Friedrich Wilhelm's war bleich und verstört, seine Augen traten starr aus den Höhlen, sein Anzug war augenscheinlich in Unordnung. Bald neigte sich der König vornüber, dann warf er sich wieder in die Kissen des Wagens. Von Zeit zu Zeit ließ er ein kurzes Stöhnen hören und trommelte mit den Fingern auf seinen Knieen herum. Forcade faßte sich endlich ein Herz, um zu fragen: „Ob Se. Majestät unwohl sei?" Ein tiefer, wehmüthiger Seufzer war die ganze Antwort. Endlich hielt der Wagen vor dem Schlosse. Forcade und die Pagen wollten den König begleiten; er verbinderte es. Statt dessen trat er dicht an den Wagen und sprach in festem Tone, so laut, daß es der Kutscher hören mußte: „Wer von Euch ein Wort über den heutigen Abend und darüber, daß ich ausgestiegen bin — spricht — dem geht es an den Kragen. Merkt's Euch. Gute Nacht." — Langsam schritt er zwischen den salutirenden Wachtposten hindurch in das Schloß. — Der König schloß sich sofort in sein Zimmer. Den ganzen folgenden Tag verweilte er allein darin. Er sprach Niemanden, selbst nicht die Königin. Gegen Abend fuhr er wieder die Linden entlang zu jenem Garten. — Hören wir nun, welche beunruhigenden Geheimnisse, und durch wen, dem Könige offenbart worden waren.

Wenige Wochen vor dem ersten Besuche des Gartens an der Oranienburger Barrière durch den Monarchen hatte der erste Hofprediger desselben, der Bischof der reformirten Kirchen in Ungarn und Polen, Jablonsky, von Dresden aus einen Brief erhalten, welchem ein Schreiben an König Friedrich Wilhelm beigelegt war. In dem Briefe an Jablonsky beschwor der sich „Clement" unterzeichnende Schreiber den Bischof, inliegenden Brief sofort dem Könige in die Hände zu liefern; wenn er Anstand nehme, solches zu thun, so sei er für alles Unheil verantwortlich. Jablonsky übergab dem Minister von Marschall jene Schriftstücke, welcher sie sofort dem Könige aushändigte. Friedrich Wilhelm las das an ihn gerichtete Schreiben. Er ward sehr ernst. Indessen enthielt das Schreiben nur die Versicherung, „daß der Unterzeichnete dem Könige von Preußen Sachen von äußerster Wichtigkeit mitzutheilen habe, die er aber dem Monarchen durchaus selber eröffnen müsse. Er bitte demnach um die schriftliche Zusicherung, daß Niemand Etwas

von seinem Aufenthalte in Berlin erfahre, daß er nur allein mit dem Könige zu verkehren brauche, daß es ihm endlich freistehen solle, jeder Zeit wieder abreisen zu dürfen, so oft seine Geschäfte es erforderten." Des Königs Gemüth, ohnehin schon zum Mißtrauen geneigt, ward nächtig erregt durch den geheimnißvollen Schleier, welcher sich über das Ganze breitete. Er gab dem Bischof einen Paß für Clement und befahl ihm zugleich zu schreiben, daß Clement in Berlin willkommen sein werde, Jablonsky solle ihm entgegenreisen und ihn die erste Nacht in seinem Hause behalten. — Clement kam also in Berlin an. Am folgenden Tage fuhr Friedrich Wilhelm zu der bereits mitgetheilten Unterredung in dem Garten am Weidendamme. — Der Inhalt derselben wirkte bedeutend genug auf einen Herrscher, der zwar rauh und eisern wie seine Zeit war, der aber an Redlichkeit, Geradheit und bestem Willen, an unerschütterlicher Charakterfestigkeit seines Gleichen sucht. *

Als der König, wie oben erzählt, in den Garten trat, bemerkte er nicht weit vom Eingange den Bischof Jablonsky. Dieser empfing den Herrscher und führte ihn durch einige Nebenwege in eine Art von Bosket. Hier sah der König sich einem im reiferen Mannesalter stehenden, ganz schwarz gekleideten Individuum gegenüber, welches ihn zwar artig, aber keineswegs unterwürfig grüßte. Das nahm den König schon sogleich ein. Er haßte jede Kriecherei.

Auf seinen Wink mußte Jablonsky sich entfernen. Der schwarzgekleidete Mann trat nun einen Schritt vor und präsentirte sich als den aus Ungarn gebürtigen Jakob Clement, Agent des sächsischen Ministers Flemming.

„Sire," begann Clement. „Ohne alle Einleitung denn, kurz und bündig: Sie schweben in der äußersten Gefahr."

Des Königs Hand umklammerte den Degengriff, seine Augen blitzten, er richtete sich hoch auf und rief kurz: „Oho!"

„Nicht hier, Sire," beschwichtigte Clement, „nicht mit dem Degen in der Hand, nicht in der Schlacht wird gegen Sie agitirt. Nein, leider ist der Kampf nicht offen, den würden Sie nicht scheuen. Es besteht ein Complot gegen Ew. Majestät. Ein Complot, geschmiedet von den Höfen zu Dresden und Wien."

Der König stöhnte vor Zorn und Ueberraschung.

„Man will," fuhr Clement fort, „Ew. Majestät Jagdliebhaberei, oder eine Reise benutzen, um sich Ihrer hohen Person zu bemächtigen. Sie sollen dann gefangen gehalten, der Kronprinz aber in der katholischen Religion, unter Vormundschaft des Kaisers, erzogen und auf Ihren Thron gesetzt werden. Bevor ich Ew. Majestät die verschlungenen Fäden des teuflischen Complots bloßlege, muß ich bemerken, daß ich selbst beauftragt bin, nach dem Haag zu gehen, um in dieser traurigen Angelegenheit Unterhandlungen einzuleiten."

Friedrich Wilhelm's Antlitz war purpurroth geworden; er lief in dem Bosket hin und her und hieb einige Male mit seinen Sporen in die Erde.

„Weiter!" rief er. „Ich will Alles wissen."

„Leider, Sire," meldete Clement, „sind die vornehmsten Generäle, die ersten Minister bereits gewonnen. Es kommt nur noch darauf an, die Seemächte für den abscheulichen Plan zu interessiren. Dies der Zweck meiner Reise in den Haag."

Ein leichtes Mißtrauen lieg bei dem Könige auf.

„Und was verantaßt Sie, mir das Complot, dessen Werkzeug Sie doch auch sind, zu enthüllen?"

„Weil ich," erwiderte Clement schnell, „die traurigen Folgen voraussehe, welche ein solches Verbrechen nach sich ziehen würde. Dann aber," hier heftete er seine Blicke fest auf den König, „weil ich den heftigsten Widerwillen gegen die katholische Religion empfinde und durchaus Protestant werden will."

Friedrich Wilhelm's Antlitz ward freundlicher. Clement hatte eine schwache Stelle glücklich getroffen. Er begann auch sogleich unaufgefordert weiter zu sprechen. „Die Hauptsache, Sire, ist aber die strengste Bewahrung des Geheimnisses. Ich bitte Ew. Majestät sich auf mich allein zu verlassen. Sie haben sonst nur Feinde um sich. Ich aber werde nun nach Holland gehen, Ihnen von dort Nachricht geben und die ehrgeizigen Pläne des Kaisers hintertreiben. Ich beweise vorher aber Alles durch die eigenhändigen in meinem Besitze befindlichen Briefe des Ministers von Fleuming, Ihrer sämmtlichen Herren Minister und des Prinzen Eugen."

„Der Prinz Eugen?" schrie der König, „der auch? Pfui Teufel! Pfui Teufel! Von dem braven Kerl hätt' ich das nicht gedacht. Ein Soldat um — Pfui Teufel!"

Während der letzten Rede hatte Clement verschiedene Briefe aus einem Portefeuille hervor und zeigte sie dem Könige. Da indessen die Dunkelheit einzutreten begann, so versprichtete der Monarch darauf sie anzusehen und verschob dies auf den folgenden Abend. Clement entwickelte nun noch sorgfältiger das ganze Gespinnst des Verrathes, und endlich schied der König von ihm mit Dankesworten, versprach Geheimhaltung und bestellte den Ungar zum nächsten Tage um dieselbe Stunde in den Garten.

Clement's ganzes Wesen hatte auf den König den Eindruck der Treuherzigkeit und der Wahrheit gemacht. Auch konnte Friedrich Wilhelm sich nicht erklären, welche Gründe den fremden Mann, der weder ein Geschenk beanspruchte, noch irgend eine Gnade verlangt hatte, bewegen sollten, sich zum Entdecker des furchtbaren Planes mit jedenfalls persönlicher Gefahr herzugeben, wenn dies nicht wirklich aus Liebe zum Könige geschehe. — Außerdem aber waren genug Ursachen vorhanden, welche Friedrich Wilhelm leicht an ein vom Wiener Hofe ausgehendes Complot glauben ließen. Bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen, sei es erlaubt, einen Augenblick abzuschweifen, um die Stellung zu betrachten, welche der König von Preußen den beiden Höfen Dresden und Wien gegenüber einnahm. — Oesterreich hatte der Krone Preußen die Erwerbung Geldern's, ihr schon von Leopold I. zugesprochen, sehr erschwert. Obgleich Friedrich Wilhelm, getreu seiner Verpflichtung, sein Contingent zum Heere des Kaisers stoßen ließ, widersetzte sich der Hof zu Wien den Ansprüchen Preußens auf Limburg. In den Jülich'schen Angelegenheiten arbeitete das Cabinet Kaiser Karl's ganz offen gegen den König. Jede Bereitelung seiner Pläne ward versucht. Die Protestanten wurden im katholischen Deutschland überall eingeschränkt. Besonders that sich hierin der Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz hervor. Er verwandelte alle Kirchen der reformirten Gemeinden, sobald nur einige Katholiken im Umfreiben Orte wohnten, in Simultankirchen.* Diese Dinge arteten zuletzt in förmliche Nachstellungen aus, und auf die Vorstellungen Friedrich Wilhelm's gab man nichts. Der König ergriff daher sehr energisch Repressalien. Er ließ verschiedene Klöster einziehen, den Dom zu Minden schließen u. s. w. Hannover und Hessen-Cassel folgten seinem Beispiele. Ein donnernder Brief des Kaisers, der mit allem Möglichem drohte, blieb ohne Wirkung auf den König, und es erfolgte nur die kurze Antwort: daß Preußen den Kaiser nicht eher als Richter anerkennen werde, bis derselbe auch über die Protestanten als gerechter Richter entscheide und sie vor Gewaltthat schütze. — Der Kaiser gab nach. — Ein genaues Eingehen auf die verschiedenen Intriguen würde zu weit führen. Nur mag es durch das Gesagte begreiflicher werden, daß der König sich für gefährdet durch Oesterreich und das ihm verbündete Sachsen hielt. Auch entließ sich hieraus seine Antipathie gegen die katholische Religion. Was seine Minister betraf, so hatte er unter der Regierung seines Vaters Beobachtungen angestellt, welche ihm die Menschen nicht im allzugünstigen Lichte erscheinen ließen. — Kehren wir zu unsrer Geschichte zurück.

Am nächsten Abend trafen sich die drei Mitwisser des Geheimnisses wieder in dem Garten. Clement theilte dem Könige noch weitere Neuigkeiten mit. Endlich zeigte er ihm die Briefe Flemming's, seiner Minister und des Prinzen Eugen.

Hastig ergriff der gesolterte Monarch die Papiere. Die Augen bohrten sich in die Schriftzüge. — Ja, er kannte sie. Das waren die eigenhändigen Briefe, die Siegel — er hatte sie in den Händen, die Beweise einer beispiellosen Verrätherei. Seine Zähne knirschten, als er las und den ganzen Plan herauslas, der einen Fürsten verderben sollte, dem die meisten der Aussitzer zu Dank verpflichtet waren. „Hundesolen!" murmelte der König. „Von dem Lumpenpack habe ich freilich nicht viel erwartet." Seine Faust ballte sich. Plötzlich aber ließ er das Papier sinken. Sein Haupt

* Die Geschichte hat noch viel an Friedrich Wilhelm I. gut zu machen. Noch bis heute besitzen wir keine parteiese, genaue Schilderung dieses bedeutenden Mannes. Seine Schwächen werden fast immer hervorgehoben. Sie tangen freilich für bisherige Zerdeuter. — Was er in der That seinem Lande war, bleibt unerwähnt.

* Kirchen zum gemeinschaftlichen Gebrauch zweier Confessionen.

neigte sich gegen die Brust. Der Zorn wich. Eine Thräne stahl sich ganz heimlich und unwillkürlich in das trotzige, blaue Auge des Königs. Er hatte unter den Verschwörern einen Namen gefunden, dessen Lesung den Zorn verscheuchte, aber die Wehmuth in sein rauhes Soldatenherz trieb; den Namen seines alten Freundes, seines treuen Kriegsgefährten. Ja — auch er war mit im Complote: „Leopold von Anhalt-Dessau." Von nun an galt Clement dem Könige als Schutzengel. Er erhielt die glänzendsten Anträge, wies aber Alles zurück. „Was mir Eure Majestät auch bieten können," sagte er, „es würde nur ein unbedeutendes Geschenk gegen das Glück sein, welches dadurch über mich gekommen ist, daß ich Sie von großer Gefahr errettet habe."

Er bat auf's Inständigste, ihn nach dem Haag reisen zu lassen, wogegen der König protestirte, der seinen Freund gern in der Nähe behalten wollte. Clement machte aber geltend, daß er im Haag besser für des Königs Interesse arbeiten könne, auch würden die Höfe von Dresden und Wien Verdacht schöpfen, wenn er sich nicht auf den bestimmten Posten begebe. — Es willigte der König endlich ein. Vor der Abreise hatte er noch einige Unterredungen mit Clement. In diesen zeigte der Ungar eine so genaue Kenntniß der inneren Verhältnisse des preußischen Staates, seine Ansichten über Finanzen, Ackerbau, Militär ꝛc. waren so treffend, daß der König ihn für ein Genie halten mußte. Vollständig gefangen ward der Monarch durch die Uneigennützigkeit Clement's. Ein Geschenk von zwölftausend Thalern, welches ihm geboten wurde, schlug der Agent hartnäckig aus, „da er noch Nichts gethan habe, um dasselbe zu verdienen." Er bat nur um Wiedererstattung der Kosten, welche ihm etwa durch die Bestechungen der Creaturen des Wiener Cabinets im Haag erwachsen möchten. Um endlich den König ganz für sich einzunehmen, schwur er vor Jablonsky die katholische Religion ab und ward reformirt. Dann reiste er nach Holland. Friedrich Wilhelm hatte aber nicht eher geruht, bis Clement die zwölftausend Thaler angenommen hatte.

Welche Beweggründe veranlaßten den Ungar Clement nun überhaupt eine solche Intrigue zu spielen? Er hatte schon in früheren Jahren die verwerflichsten Dienste als Spion, Lüftler und Anstifter geleistet. Unter dem Namen eines Barons v. Rosenau war er als Agent des Fürsten Rakoczy beim Utrechter Friedensabschlusse thätig. Er hatte diesem kühnen, unglücklichen Usurpator als Secretär gedient, begleitete ihn auf der Flucht nach Frankreich und der Türkei, stahl ihm aber in Constantinopel seine wichtigsten Papiere, emfam mit diesen nach Wien und lieferte sie dem Prinzen Eugen aus. Eugen zahlte gut; wie es den Verräthern aber gewöhnlich geht — so auch Clement — er ward verachtet, und von der Stellung, die er zu erreichen geträumt hatte, war keine Rede mehr. Wuth im Herzen verließ er Wien und ging nach Dresden, wo er sich durch verschiedene wichtige Spionagen dem Herrn von Flemming dienstbar zeigte. Er sollte angestellt werden, allein die vagabundirende Angeberei gefiel ihm besser. Er reiste umher, lediglich in der Absicht zu spioniren, und nahm dann und wann ein Sündengeld an, welches ihm nach gelieferten Rapporte hingeworfen ward. Daß ein solcher Mensch übrigens mit Talenten begabt sein mußte, versteht sich von selbst. Außer seinen geistigen Fähigkeiten besaß Clement auch viele technische.

Dahin gehörte besonders die unheilvolle Gabe, Handschriften jeder Art auf's Täuschendste nachahmen zu können. Kurze Zeit genügte für den gewandten Betrüger, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß die Höfe von Wien und Dresden in keinem besonderen Vernehmen mit dem Berliner Hofe standen. Sofort baute er sich einen Plan zusammen. Er wollte durch Erregung von Zwistigkeiten sein Glück machen, zugleich aber auch sich an dem Wiener Hofe rächen und dem Dresdner einen Beweis geben, wie wichtig seine Person durch die Verhältnisse werden könnte. Seinen Aufenthalt in Berlin hatte Clement benützt, um sich Verbündete zu schaffen. Dies war ihm schnell gelungen. Er fand drei Subjecte, welche nicht vortheilhaft für seine Zwecke gedacht werden konnten. Der erste war der Baron und Finanzrath von Heidekam. Heidekam's Vater war anfänglich Kammerdiener unter Friedrich I. gewesen und hatte es, später in das Finanzfach übergegangen, zu großem Reichthümern gebracht. Diese Schätze brachten den Sohn mit den Gesandtschaftsposten in Berührung, wodurch er sich gänzlich ruinirte. 1714 war er in größter Dürftigkeit. Durch den Herrn von Ilgen erhielt der junge Heidekam eine Stelle zu Stralsund bei dem Könige von Schweden, welche fast dieselbe wie die durch Clement in Dresden verwaltete, d. h. die eines Spions war.

Nach seiner Rückkehr von Stralsund hatte Heidekam dasselbe Loos wie Clement. Niemand kümmerte sich um ihn. Die Freunde, welche während seines Wohlstandes mit ihm geschmelzt, kannten ihn nicht mehr. Dies Alles bewog ihn, mit Clement, zu dem er überhaupt gut paßte, sich zu vereinigen. Er gab demselben genaue Notizen über alle dem König Friedrich Wilhelm nahestehenden Personen, brachte auch eine Menge Briefe der Minister zum Vorschein, welche von Clement dazu verwendet wurden, die Handschriften der höchsten Staatsbeamten nachzumachen und dann in ihrem Namen Briefe zusammenzustellen, durch die sie als Mitglieder der Verschwörung gegen ihren Monarchen erscheinen mußten.

Der zweite Helfershelfer war der geheime Kriegssecretär Bube, er setzte Clement von Zuständen des Kriegswesens in Kenntniß. Der Dritte im schönen Bunde endlich war ein gewisser Lehmann. Er galt in Berlin für einen Residenten des Herzogs von Sachsen-Weimar und hatte bedeutende Verbindungen mit den Domainen-Beamten, wodurch es ihm leicht ward, den Clement von der Finanzlage zu unterrichten. Hieraus erklärt sich die dem Könige so wunderfam erscheinende Kenntniß der preußischen Verhältnisse, welche Clement bei den Unterredungen an den Tag legte. Man wird zugeben, daß die Täuschung sehr begreiflich war. Seine Hülfsarmee im Rücken war Clement alle, das königliche Geschenk in der Tasche, nach dem Haag abgereist.

Sobald Clement Berlin verlassen hatte, verfinsterte sich die Laune des Königs vollständig. Durch die Räume seines Schlosses schritt er mit unheimlicher Hast. Seine Blicke waren unstät. Er mied selbst die Mitglieder seiner Familie, da er auch in ihnen nur Feinde sah. Man bemerkte, daß er sogar die militärischen Angelegenheiten nicht mit gewohnter Pünktlichkeit betrieb. Auf Leute seiner Umgebung, welche leise mit einander sprachen, trat er sofort schnell zu und fragte barsch: „Was sie mit einander zu tuscheln hätten?" Der giftige Same des Argwohns, den Clement ausgestreut, wucherte so mächtig, daß der König sein Leben stets bedroht glaubte; er schlief daher nicht anders, als mit zwei unter seinem Kopfkissen befindlichen scharfgeladenen Pistolen. In der Folge sprach er fast gar nicht mehr und verfiel in eine Melancholie, die in der That seine ganze Umgebung, namentlich aber den „alten Dessauer" tief rührte und nachdenklich machte.

Es war ein heißer Tag des Dienstes gewesen. Von der Parade kommend, schritt der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau durch einen langen Corridor des königlichen Schlosses zu den Gemächern des Monarchen, woselbst noch eine Besprechung der höheren Officiere stattfinden sollte. Kaum war er in den Gang getreten, so gewahrte er am andern Ende desselben den König, der gerade auf ihn zukam. Friedrich Wilhelm bemerkte den Fürsten nicht. Er hatte den Kopf gesenkt, seine Blicke suchten den Boden, seine Arme hielt er auf dem Rücken. In diesem Corridor ging der Herrscher seit mehreren Wochen jeden Tag eine Stunde lang spazieren. Er mied die freie Gegend, welche Freuden zum Verstecke dienen konnte. Sobald die Schritte des Fürsten dem Könige hörbar wurden, hob er schnell das Haupt empor, blickte Leopold finster an, wandte sich mit unwilliger Geberde und schritt auf seine Zimmer zu.

Der Fürst faßte einen raschen Entschluß. Er eilte hinter dem Könige her, es mußte endlich klar werden zwischen Beiden, die Gelegenheit war günstig. — Wenige Schritte hatten die Freunde gethan, als sich der König plötzlich umdrehte; seine Augen funkelten, im Nu sprang er zur Seite, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Corridors, und im nämlichen Augenblicke blitzte auch schon der blanke Degen in seiner Rechten, während er selbst eine Fechterposition annahm. „Was haben Sie im Sinne?" rief er, „was wollen Sie mir anthun?" Der Fürst, höchst betroffen von diesem unerwarteten Auftritte, sammelte sich jedoch sogleich. Ebenso schnell, als der König seinen Degen aus der Scheide gezogen hatte, nahm der Dessauer den seinigen aus dem Gehenke. Er warf ihn wohl zehn Schritte weit von sich, daß der Corridor dröhnte, und trat nun unbewaffnet dem König gegenüber. „Hier stehe ich, Majestät," rief der Fürst seine Weste aufreissend, „stoßen Sie mich nieder, aber halten Sie mich nicht für fähig, Ihnen nach dem Leben zu trachten. Lieber Herr, reden Sie offen. Welch' ein Kummer drückt Sie? Wir sehen es Alle mit Wehmuth, und besonders ich, der ich mir Nichts vorzuwerfen habe. Das ist so wahr, daß ich meine Reichsfürstenwürde niederlegen und von Ihnen nie der

nedrigſte Unterthan gerichtet ſein will. Habe ich Etwas gegen Sie verbrochen, ſo mag mein Kopf dafür halten. Er gehört Ihnen, machen Sie damit, was Sie wollen."

Die ſchlichte, aber eindringliche Sprache machte ſichtbaren Effect auf den König. Die alte Freundſchaft erwachte trotz allen Mißtrauens dennoch wieder. Er ſtieß den Degen in die Scheide, „Nehmen Sie Ihren Degen wieder auf, Leopold," ſprach er mit bewegter Stimme.

„Nicht eher," entgegnete der Fürſt, „bis ich weiß, was Sie mir vorzuwerfen haben."

Der König trat vor den Fürſten, legte beide Hände auf deſſen Schultern und ſah ihm feſt in's Geſicht. „Darf ich Ihnen noch trauen?" ſprach er.

„Ja, Sire, Sie können es," rief der Fürſt und fiel ihm zu Füßen. „Ich habe mich Ihren Dienſten geweiht, und ich habe gezeigt, daß ich bluten kann für Sie."

„Nun dann," verſetzte der König, „hören Sie, ob ich Unrecht that, Ihnen zu mißtrauen."

Er erzählte ihm nun die ganzen Verhandlungen mit Clement; Leopold von Deſſau gerieth in eine Art von Wuth, welche ihn erſtarren machte.

„Ich habe," ſchloß der König, „die Briefe vom Prinzen Eugen ſelbſt geleſen, die Sie als Theilhaber der gegen mich angeſponnenen Verſchwörung bezeichnen. Was haben Sie einem ſolchen Beweiſe entgegen zu halten?"

„Nichts," ſagte der Deſſauer in ſeiner bekannten derben Manier heraus, „als daß dieſer Clement der verſluchteſte Schu . . . . . d und Betrüger iſt, der jemals exiſtirt hat. Der Prinz Eugen kann mich eines ſolchen Verbrechens nicht beſchuldigt haben, und ich ſelbſt bin überzeugt, daß er einer ſolchen Hundsföttere ebenſo wenig fähig iſt."

Der König wurde ſtutzig. Noch war das Mißtrauen nicht ganz geſchwunden. Der Fürſt Leopold erbot ſich nun freiwillig in's Gefängniß zu gehen, bis man ihn mit Clement confrontiren könne. Das wirkte. Der König verabredete mit dem Deſſauer, welche Mittel zu ergreifen ſeien, um Clement wieder nach Berlin zu bekommen. Jablonsky, der unſchuldige Vermittler des ganzen Handels, wurde auserſehen, den Verräger zu fangen. Man ſendete ihn nach dem Haag. In ſeiner Begleitung befand ſich ein Officier Namens Dumoulin, einer jener verwegenen Männer, die der Gefahr oder dem Scandal mit Gelaſſenheit entgegengehen. Im Haag angelangt, fand man Clement ſehr wohlauf. Jablonsky theilte ihm mit, daß er nach Holland gereiſt ſei, um ein gewiſſes Werk drucken zu laſſen. Der König habe ihm den Auftrag gegeben, Clement ſeiner Gnade zu verſichern, zugleich aber auch den Wunſch ausgeſprochen, der Agent möge ſobald als möglich nach Berlin kommen, da der Monarch verſchiedene ſehr wichtige Dinge mit ihm beſprechen müſſe. Daſſelbe beſtätigte Dumoulin, der einige Tage nach Jablonsky im Haag einlraf und Clement einen Brief vom Könige überreichte, in welchem Friedrich Wilhelm ſich erbot, nach Cleve zu reiſen, wenn Clement nicht nach Berlin kommen wolle. Clement hatte die unerhörte Dreiſtigkeit, mit beiden Emiſſären nach Berlin zu reiſen.

Neues Schwanken des Königs. — Er ward zogleich wieder für Clement eingenommen; wie hätte ein Betrüger es wagen können, ſich einzuſtellen? Dieſe Frage lag in der That ſehr nahe. In dem Cabinete des Königs fand die Unterredung ſtatt, welcher der Deſſauer, hinter einem Vorhange verſteckt, beiwohnte. Der König behauptete, daß, da bis jetzt Nichts gegen ihn unternommen worden ſei, er dem Wiener Hofe unmöglich die Abſicht zutrauen könne. Clement berief ſich auf die Briefe Eugen's und Sinzendorf's. Der König verlangte die Briefe noch einmal zu ſehen. „Ich habe ſie nicht bei mir, Majeſtät," entgegnete Clement, „aber ſie ſind im Haag in den Händen eines Freundes, der ſie nur mir ausliefern darf. Befehlen Majeſtät ſie zu ſehen, ſo reiſe ich ſofort zurück, ſie zu holen."

Unbegreiflich! — Man ließ Clement wieder nach dem Haag reiſen. Zwar gab man ihm Dumoulin als Aufſeher mit, der Officier hatte jedoch vom Könige den ſeltſamen Befehl erhalten, Alles zu thun, was Clement ihm heißen werde, der in Staatsangelegenheiten beſchäftigt ſei. Uebrigens aber ſolle Dumoulin ihn um jeden Preis wieder nach Berlin bringen. Beide Männer kamen im Haag an und logirten in einem Hauſe. Gleich am erſten Tage eröffnete Clement ſeinem Begleiter, daß die Agenten des kaiſerlichen Hofes in der Nähe ſeien, Dumoulin müſſe ſich vor ihnen verſtecken. Er ſchloß — ſeinen Wächter drei Tage lang ein! — Jetzt hätte er davongehen können, allein — ſoll man Frechheit oder Siegesgewißheit annehmen? — Clement blieb. Endlich reiſten Beide wieder nach Berlin zurück. In Cleve angelangt merkte Clement, daß die Sache nicht gedeuer ſei, und wollte, unter dem Vorwande Papiere vergeſſen zu haben, wieder umkehren, nun aber trat der Reiſegefährte mit geladenen Piſtolen auf. Es war zu ſpät.

Bei der Ankunft in Berlin führte Dumoulin ſeinen Pflegebefohlenen zum Staatsminiſter von Marſchall. Man begegnete Clement mit großer Höflichkeit, und der Miniſter lud ihn zu Tiſche. Als Deſſert aber zeigte er ihm den Verhaftsbefehl. Clement proteſtirte umſonſt. Er ward noch denſelben Nachmittag in die Hausvogtei abgeführt. Um Mitternacht öffneten ſich die Thüren ſeines Gefängniſſes. Er ſollte das erſte Verhör beſtehen. Als er in das Verhörzimmer trat, befand er ſich dem Könige gegenüber. Die richterlichen Functionen leitete der Generallieutenant Herr von Katſch. Clement anwortete mit großer Geiſtesgegenwart, wurde aber noch in derſelben Nacht auf die Citadelle von Spandau geführt. Folgenden Tages begann das zweite Verhör, wieder in Beiſein des Königs. Clement blieb feſt bei ſeinen Ausſagen. Er beſtand darauf, Alles beweiſen zu können, und berief ſich auf die ihm von Wien und Dresden aus geſchriebenen Briefe. Die ſtaunenswerthe Sicherheit, mit welcher er ſeine Vertheidigung führte, brachte den König faſt dahin, den Proceß niederzuſchlagen. Katſch, der ganz auf Seiten des Fürſten von Deſſau ſtand, rief über den Tiſch hinweg: „Keine Ueberſtürzung, Majeſtät! noch ein oder zwei Verhöre und eine Portion Folter, dann ſollen Sie bald wiſſen, woran Sie ſind."

Am dritten Tage, mitten im Verhöre, that ſich plötzlich die Thüre auf. Der Henker, gefolgt von ſeinen Knechten, trat ein. Alle trugen die zur Folter gehörigen Geräthſchaften. Beim Anblicke dieſer entſetzlichen Maſchinen ſchwand die Keckheit Clement's. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und geſtand ſeine Betrügereien ein. Er bekannte, daß die Höfe von Dresden und Wien niemals einen Plan zur Gefangennehmung des Königs gehegt hätten, daß ferner alle Schriftſtücke gefälſcht ſeien.

Es trat nun eine merkwürdige Veränderung in der Stimmung Friedrich Wilhelm's ein. Der König hielt nämlich Clement's Geſtändniß inſofern nicht für aufrichtig, als er wirklich an das Beſtehen einer Verſchwörung gegen ſich glaubte. Er beharrte, Clement leugne jetzt im Intereſſe der Verſchwörung geſtimmten Höfe, um dieſe frei zu ſprechen. Erſt als der Generallieutenant von Borck nach Wien und Dresden geſendet worden war und die feierlichen Proteſte der Cabinete, der Miniſter und des Prinzen Eugen gegen den ihnen aufgebürdeten Verdacht zurückbrachte, beruhigte ſich der König. Der Prinz Eugen hatte die Nachahmung ſeiner Handſchrift ſo täuſchend gefunden, daß er bekannte, er würde ſelbſt ſeine eigenen Schriftzüge nicht zu unterſcheiden vermocht haben, doch kränke es ihn, daß man in Berlin habe glauben können, er werde ſeinem ehrlichen Namen einen ſolchen Schandfleck anhängen. — Um den König von der heilloſen Fertigkeit des Verräters zu überführen, mußte Clement vor dem Monarchen deſſen Handſchrift nachahmen. Friedrich Wilhelm's Schriftzüge und die gefälſchten ließen ſich nicht von einander unterſcheiden, ſo trefflich verſtand Clement ſein Handwerk.

Es blieb nun noch übrig, die Mitſchuldigen kennen zu lernen. Clement gab zunächſt Hebelam, Lehmann und Bube an. Alle drei wurden nach Spandau transportirt. Das eine der drei Schlachtopfer entzog ſich dem Arme der Juſtiz. Es war der Secretair Bube, der ſich im Gefängniſſe vergiftete. Die beiden anderen Verbrecher zogen in ihr Geſchick eine Menge Privatperſonen hinein, und die Gefängniſſe Spandau's waren mit Inhaftirten gefüllt. Einige dieſer Proceſſe bilden wieder ganz pikante, für ſich beſtehende Epiſoden, ihre Darlegung würde jedoch den Raum dieſer Blätter zu bedeutend in Anſpruch nehmen. Die Verhandlungen dehnten ſich ſo in die Länge, daß erſt im folgenden Jahre die Entſcheidung gefällt werden konnte. — Sie war blutig, furchtbar und den Rechtsbegriffen jener Zeit angemeſſen.

Am 18. April 1720 hatten die Berliner das grauenvolle Schauſpiel eines Executionszuges innerhalb ihrer Stadtmauern. Von der Hausvogtei wurden die drei Sünder nach dem neuen Markte, dem Richtplatze, gebracht. Die Procedur begann um acht Uhr Morgens. Clement war der Erſte im Zuge, dann folgte Lehmann. Den Erſtaren Heidelam trugen zwei Gerichtsdiener auf einem Stuhle, da er zu ſchwach war, um gehen zu können. Auf

dem neuen Markte war ein Schaffot errichtet, welches die Drei besteigen. Der Richter las Jedem sein Urtheil insbesondere vor. Heidelam ward zuerst gerichtet. Sein Urtheil lautete auf ewige Gefängnißstrafe, Verlust seines Adels und sonstiger Rechte. Demzufolge riß der Henker ihm den Degen ab und zerbrach denselben, dessen Stücke er dem Delinquenten vor die Füße warf. Dasselbe geschah mit dem Wappenschilde. Heidelam erhielt vom Henker zwei Ohrfeigen und ward dann mit Fußtritten die Treppe des Blutgerüstes hinabgestoßen. Unten erwartete ihn ein Wagen, der ihn nach Spandau führte. Dort lebte er noch zwei Jahre nach der Schändung, mit seinem erbärmlichen Schicksale ganz zufrieden.

Nach Heidelam's Aburtheilung wurden Clement und Lehmann mit glühenden Zangen gerissen. Hierauf bewegte sich der Zug wieder durch die Stadt bis zum Hochgerichte vor dem Spandauer Thore. Lehmann ward hier enthauptet und sein Körper geviertheilt. Obgleich Clement der Anstifter der ganzen Scheußlichkeiten war, fiel sein Urtheil dennoch verhältnißmäßig gelinde aus. Er ward nur gehenkt, sein Körper noch an demselben Tage herabgenommen und anständig begraben. — Vielfach ist die Schuld Clement's angezweifelt worden, allein es läßt sich auch nicht der geringste Beweis beibringen, daß wirklich gegen den König ein hochverrätherisches Unternehmen beabsichtigt worden sei.

Gewiß ist jedoch, daß Friedrich Wilhelm selbst bis zum letzten Augenblicke nicht vollkommen davon überzeugt war, Clement sei ein Verräther. Er sprach es später offen aus, daß er ihm das Leben geschenkt haben würde, wenn er dem Andringen der beleidigten Höfe, die den Tod des Verräters verlangten, hätte widerstehen können. Dieses Andringen mag wohl auch der Grund gewesen sein, Clement für ein Opfer der Cabinete zu halten, die sich des unbequemen Spions entledigen wollten, der jedenfalls nur den verdienten Lohn empfing für so manches Elend und Herzeleid, welches sein verruchtes Handwerk über viele Unglückliche gebracht hatte, die wohl noch in der Nacht ihrer Kerker seufzten, als der Verräter unter dem Stricke des Henkers endete.

Daß der König gegen seine Beamten besonders streng verfuhr, ist erklärlich, und er schenkte dem Heidelam das Leben nur deshalb, weil, wie er sich ausdrückte, für diesen der Tod eine zu gelinde Strafe gewesen wäre. Wie oben bereits angeführt, täuschte sich Friedrich Wilhelm darin aber gänzlich. Heidelam war ganz zufrieden, mit dem Leben davongekommen zu sein. Clement's Tod machte übrigens allen ferneren Untersuchungen ein Ende. Sämmtliche inhaftirte Personen wurden sofort in Freiheit gesetzt, und bald war die traurige Begebenheit in der Nacht der Vergessenheit begraben.

Die Aufsuchung unterirdischer Quellen.*

Von **G. Henoch**, Bergingenieur.

Mehrere wissenschaftliche Zeitschriften, darunter bergmännische Fachblätter, haben vor noch nicht langer Zeit eine Schwindelei aufzudecken vermeint, als sie gegen das Wirken des Verfassers dieses Aufsatzes auftraten, und ihm und jedem anderen Menschen die Fähigkeit absprachen, den Wasserlauf unter der Erdoberfläche verfolgen, in das Innere der Erde, wie sie sich ausdrücken, sehen zu können. — Mit solchen Angriffen wird nichts bewiesen.

Der Geologe macht bei Aufstellung seiner Schöpfungstheorien wohl gewagere Schlüsse, als ich bei Bestimmung meiner Brunnenpunkte, und der Bergmann schließt in Folge äußerer Anzeichen auf die Beschaffenheit größerer Tiefen, als solche, in denen der Quellenfinder sein Wasser sucht, beide aber — Geologe und Bergmann — würden es, und gewiß mit Recht, sehr übel nehmen, wollte Jemand ihnen die Fähigkeit absprechen, nach oberirdischen Anzeichen auf unterirdische Verhältnisse mit Anspruch auf Richtigkeit schließen, also gewissermaßen auch in das Erdinnere sehen zu können.

Betrachten wir vor Allem die Entstehungsart der Quellen etwas näher. Der Lauf der Gewässer auf der Erde ist eine so bekannte Erscheinung, daß wenige Worte hinreichen, sie in allgemeinen Umrissen zu bezeichnen. Aus allen Gewässern der Erdoberfläche, aus dem Meere, aus den Flüssen, aus den Seen ꝛc. steigen ununterbrochen Wasserdünste in die Atmosphäre, um so mehr, je wärmer oder trockener die Luft, um so weniger, je kälter und feuchter sie ist, verdichten sich dort zu Wolken und kehren als Regen, Schnee, Hagel und Thau wieder auf die Erde zurück. Hier fließen sie von höheren Stellen nach niederen, bilden Bäche, Flüsse ꝛc. und sammeln sich endlich im Meere, den ewigen Kreislauf zu erneuern.

Da aber die Erdoberfläche nicht vollkommen wasserdicht ist, sondern mehr oder weniger Wasser durchläßt, so dringt stets ein Theil der wässerigen Niederschläge in die Erde ein und nimmt einen unterirdischen Lauf. Das bis zu gewissen Tiefen gedrungene Wasser kommt entweder an tieferen Stellen der Erdoberfläche wieder zum Vorschein, oder es setzt seinen unterirdischen Lauf bis zu benachbarten Bächen, Flüssen oder Meeren fort. — Die Meteorwasser also: der Regen, Schnee, Thau ꝛc., das Wasser der Bäche, Flüsse, der Seen und des Meeres, das schmelzende Eis der Gletscher sind die Gewässer, aus denen die Quellen entstehen.

Je wasserdurchlassender nun die dem Eindringen der Meteorwässer ausgesetzten Erdschichten sind, deste größere Wassermassen können werden sie in sich aufnehmen und deste reicher werden sie auch an Quellwassern sein, während eine wasserdichte oder nahezu wasserdichte Oberlage dem größeren Theile der Meteorwässer Zeit zur Verdunstung läßt oder dieselben in Form von oberirdischen Bächen und Flüssen in die Niederungen ableitet. Je ungleichartiger und poröser eine Oberflächenschichte ist, deste wasserdurchlassender ist sie, und deste mehr begünstigt sie eine einzelige Quellenbildung, und je gleichartiger und dichter das Oberflächengestein ist, deste wasserdichter ist es, und deste geringer ist seine Production an unterirdischen Wasserläufen.

Conglomerate oder Breccien und lose Gebirgsarten, wie Sand und Dammerde, sind demnach die günstigsten Decken für unterirdische Quellen, und man wird auch allenthalben unter diesen die reichsten Wassermassen aufschließen. Die Gesteine haben in den meisten Fällen entweder eine deutliche regelmäßige Schichtung, oder sie sind durch Höhlen, Klüfte, Risse und Sprünge unregelmäßig und oft bis zu bedeutenden Tiefen durchgegen. Diese Structurverhältnisse der Gesteine bewirken, daß Gebirgsmassen, die ihrer Zusammensetzung nach sehr dicht und undurchlässig sind, in vielen Fällen die Quellenbildung äußerst begünstigen, indem sie durch die Zerklüftungen und Schichtenflächen wasserdurchlassend werden; so sind beispielsweise die Kalkgebirge ihrer Zusammensetzung nach so dicht, daß man, wie bekannt, aus Kalk Gefäße macht (Taufbecken, Badewannen ꝛc.), die bestimmt sind, zur Aufbewahrung von Wasser zu dienen, während gerade das Kalkgebirge, in Folge seiner Zerklüftungen, die reichsten und mächtigsten Quellen bildet. Eine genaue Kenntniß der Durchdringbarkeit der einzelnen Gesteine vom Wasser und ein intensives Studium ihrer Schichtungs- und Structurverhältnisse, mit einem Worte gegnostisches Wissen ist demnach vor Allem das Vorstudium des Quellenfinders.

Ein zweiter Hauptfactor bei den Studien des Quellenfinders ist die Oberflächenbeistrung. Wenn das Regenwasser auf wasserdurchlassende Erd- und Gesteinsschichten niederfällt, sinkt es in Folge seiner Schwere und flüssigen Beschaffenheit beständig abwärts. Seine Bewegung ist langsam, unmerklich und richtet sich nach den Zwischenräumen des Bodens, den es unterwegs antrifft. Die einzelnen Wassertheilchen treffen zusammen, verbinden sich mit einander, bilden unzählige und kaum bemerkbare Aederchen, die nach und nach wachsen und zu bemerkbaren Wasserfäden werden. Diese Wasserfäden dringen immer tiefer unter die Erde, nehmen andere in verschiedenen Zwischenräumen in sich auf, treffen auf undurchlässige Schichten, deren Neigung sie folgen, und bilden endlich unterirdische Wasserläufe, deren Volumen mit der Entfernung vom Orte ihres Ursprungs wächst. Wenn man also eine Quelle entspringen sieht, darf man sich nicht vorstellen, daß sie unter der Erde in ihrer ganzen Länge einen einzigen horizontalen Wasserlauf mit stets gleichem Volumen bildet. — Jede Quelle ist das Product einer unendlichen Menge von kleinen Wasseradern und Fäden, die sich in einander ergießen, anwachsen und, indem sie weiter vordringen,

* Dieser Gegenstand hat, namentlich seit dem Auftreten des bekannten französischen Quellensuchers, die Presse so vielfach beschäftigt, daß die Redaction es für ihre Pflicht hielt, ihren Lesern die Ansicht eines deutschen Quellenfinders über diese neue Erscheinung von diesem selbst vortragen zu lassen.

endlich den Wasserlauf bilden, den man an der Oberfläche erscheinen sieht. Ein anschauliches Bild der Quellenbildung gewährt die Entstehung und Circulation der auf der Oberfläche befindlichen Bäche, Flüsse und Ströme. Denkt man sich die obere, wasserdurchlassende Schicht der Erdkruste abgehoben, so wird die undurchdringliche Schicht ein Bild von Bach-, Fluß- und Stromgebieten zeigen, das dem ganz gleich ist, das wir uns durch unsere geographischen Karten vom oberirdischen Wassernetze entwerfen.

Die Richtung des Laufes dieser unterirdischen Wasserfäden und Adern, die sich in den durchlässigen Gesteinen bilden und auf den undurchlässigen abfließen, wird nicht vom Zufalle bestimmt. Sie theilen sich unter der Erde auf dieselbe Weise wie das Regenwasser, an unterirdischen Gehängen entstehend, in unterirdischen Thälern sich zu größeren Wasserläufen sammelnd und in Ebenen sich zu unterirdischen Seen ausbreitend. Da nun die Oberflächenbildung einer Gegend in den meisten Fällen, namentlich in den geringen Tiefen, in denen der Quellensinder sein Wasser sucht, ein analoges Verhalten im Niveau der unterirdischen Wasserläufe voraussehen läßt, oberirdische Wasserscheiden, Gehänge, Thäler und Ebenen mit unterirdischen correspondiren werden, so ist einleuchtend, daß in der Oberflächenbildung dem Quellensinder ein wichtiger Anhaltspunkt für seine Forschungen gegeben ist, und der Leser wird eine Bestätigung dieser Behauptung in der Erfahrung finden, daß oberirdische Gehänge bei Grabung von Brunnen viel ungünstigere Resultate liefern, als lange Thäler oder Ebenen.

Der Einfluß der Forstculturen auf unterirdische Wasserläufe ist ein dritter Factor, den der Quellensinder bei Bestimmung seiner Grabungspunkte nicht außer Acht lassen darf. Wenn die Höhenzüge hoch genug sind, um den niedrigen Luftströmungen ein Hinderniß sein zu können, so lenken sie diese nicht nur vielfältig von ihrer Bahn ab, sondern üben auch, wenn sie bewaldet sind, durch die Verdunstungskälte, welche das fortwährend Wasser anhauchende Laub hervorbringt, einen erkältenden Einfluß auf sie aus, wodurch sie genöthigt werden, einen Theil ihres Wasserdampfes als Thau oder Regen fallen zu lassen.

Auf diese Weise wird ein bewaldetes Gebirge durch Quellenbildung ein Segen für seine Umgebung. Ist dagegen ein hohes Gebirge unbewaldet, so vermag es wohl auch, den über seinen Scheitel hinziehenden Wolken ihr Wasser zu entziehen; dieses fließt aber dann an den kahlen Felsen in bunten, meist kleinen reißenden Bächen abwärts und kommt dem Gehänge und der Ebene nicht zu gute, sondern richtet sogar Verheerungen an, indem es die Ackererde der Fluren mit sich fortreißt, oder sie mit Sand und Schutt bedeckt. Hierin liegt die wichtige Nolle, welche die Gebirgswaldungen in der Wasserfrage spielen. Sie halten das Wasser, wie eine sorgliche Hausmutter ihr Hab und Gut, zu Rathe.

Roßmäßler hat uns in seiner „Flora im Winterkleide“ ein treffendes Bild von der Bedeutung des Gebirgswaldes gegeben, indem er von der Mooswelt in unserem Naturhaushalte spricht: „So klein die Moose sind, so wichtig ist das Amt, dessen sie zu Füßen der ragenden Stämme warten, zu dichten Haufen geschaart. Im Verein mit Haide- und Heidelbeergesträuch bilden sie die Bedeckte unserer Gebirgswälder. Die Moose,“ sagt er, „sind die kleinen Regulatoren der Beweglichkeit ganzer Provinzen. Sie groß ist ihre Bedeutung! Diese kleinen, schönen Pflänzchen sind Vermittler zwischen Himmel und Erde. Wenn der Regen in Strömen niederstürzt, als wollte er mit einem Male den durch Entwaldung verkümmerten Flüssen wieder aushelfen, so rufen ihm die Moose beschwichtigend zu: Nur gemach, Du Ungestümer! und werfen sich zwischen ihn und die bedrohte Erde und fangen die Fluthen des Himmels mit den Millionen ihrer zierlichen Blättchenarme auf und brechen ihre Gewalt, daß sie nur tropfenweise durch sie hindurch können und der Boden gemächlich auffangen kann, was er braucht, und was darüber ist, ruhig hinabsickert von Stein zu Stein unter der Moosdecke hinunter unter die Erde oder in den sammelnden Bach.“

Wie wesentlich die Waldungen für die Wasserbildung beitragen, zeigt der See Tacaripa im Thale von Aragua in Venezuela, der durch Entwaldung der umliegenden Höhen und durch ausgedehnte Urbarmachungen in wenig mehr als 200 Jahren so bedeutend verringert worden ist, daß eine Menge ehemaliger Inseln desselben zu freistehenden Hügeln wurden. Allein dieser See liefert auch noch einen weiteren Beweis in dieser Frage. In neuerer Zeit bewirkten viele Jahre lang politische Kämpfe die steigige Bevölkerung, und der in den Tropen das verlorne Terrain bald wieder eroberte Wald füllte den See wieder und vertrieb so die Zucker- und Indigo-Pflanzen, welche sich an seinen trockengelegten Rändern angesiedelt hatten.

Ueber die Frage, ob ausgedehnte Entwaldungen auch die Regenmenge verringern, ist in Europa noch schwer zu entscheiden, weil Anhaltspunkte hierüber noch fehlen und die physische Geographie noch nicht gar zu lange Zeit mit dem Ombrometer mißt. Für Amerika steht aber, nach Boussingault's Ausſage, die Thatsache fest, daß die vori im größten Maßstabe ausgeführten Entwaldungen stets mit Verminderung der Regenmenge verbunden gewesen sind.

Wir aber, wenn wir unsere geringe Waldfläche mit den unermeßlichen Urwäldern Amerika's vergleichen, müssen es uns eingestehen, daß Waldverwüstungen in Deutschland mehr und mehr aufhört, ein bloßes Gespenst zu sein, wenn der seinen Wald hütende Forstmann die Holzjagerien zurückscheucht. Da im südlichen Frankreich ist durch Entwaldung während der ersten Revolution ein Zustand der Gegenwart herbeigeführt worden, von welchem Blanqui, Professor der Staatswissenschaft in Paris, eine grauenerregende Schilderung macht.

Den mächtigen Rhein um seine vielen großen und kleinen Zuflüsse zu berauben, scheint Manchem vielleicht eine Chimäre. Wenn man sich aber nicht ganz verschließt für die Beachtung der Beziehung zwischen Ursache und Wirkung und die Macht der Zeit nicht übersieht, welche durch den kleinen Tropfen den Stein höhlt, so muß man in der Verminderung der Quellen eine Beeinträchtigung auch des größten Flusses erkennen. Zum Glücke liegen die Quellen des Rheins größtentheils außer dem Bereiche menschlicher Eingriffe, denn die bedeutendsten seiner schweizerischen Quellen sind Gletscherbäche. Die Donau ist mehr gefährdet, als der Rhein, da sie fast nur durch die 55 in den Inn speisenden Gletscher Eiswasser erhält, der auch bei seinem Einströmen in die Donau bei Passau bedeutend breiter als diese ist; ihre übrigen Zuflüsse stammen aus Waldgebirgen.

Abhängiger von menschlichen Eingriffen sind die nordwärts strömenden deutschen Flüsse zweiter und dritter Ordnung, z. B. die Elbe, Weser und Oder und deren noch kleinere Zuflüsse. Sie hängen mit tausend feinen Quellenfäden am Gedeihen unserer Bergwälder. Man muß oft weit und in Hunderte von kleinen bewaldeten Gebirgsschluchten zurückgehen, um diese Abhängigkeit ganz zu würdigen. Soweit an diesem Orte über den Einfluß der Wälder auf die Wasserläufe; derselbe ist zu wichtig, um nicht obige Erörterung zu rechtfertigen.

Die meisten Menschen gingen bisher von der Meinung aus, daß die Pflanzen dem Quellensinder die einzigen sicheren Zeichen für seine Bestimmungen geben könnten. Dies ist aber nicht der Fall. Die Physiognomie der Pflanzenwelt ist allerdings ein Anzeiger des Feuchtigkeitsgehaltes des Standortes und zwar in doppelter Weise, entweder durch bestimmte Pflanzenarten, die an einen gewissen Feuchtigkeitsgrad ihres Bodens gewiesen sind, oder durch das Aussehen der auf einem Boden wachsenden Pflanzen überhaupt, durch ihr besseres oder kümmerliches Gedeihen, die Tiefe ihres Grüns ꝛc.

Aber aus der Physiognomie der Pflanzenwelt auf die Entstehungsart dieser Feuchtigkeit schließen zu wollen, wäre in den meisten Fällen doch zu gewagt. Ob Tagwasser, Stauwässer oder Quellwässer dem Boden die zur Hervorbringung der Feuchtigkeitspflanzen nothwendigen Wassermengen liefern, wird man denselben wohl schwerlich ansehen können. Im Gegentheil wird man, falls man die Vegetation bei Bestimmung von unterirdischen Wasserläufen ausschließlich zu Rathe ziehen wollte, oft die größten Täuschungen erfahren. Man denke sich beispielsweise die oberen Erdschichten in einer Mächtigkeit von zehn bis zwölf Klaftern aus Sand bestehend, der auf einer Tegelschichte aufgelagert ist. Aehnliche Schichtenlagerungen sind, wegen der Leichtigkeit, mit welcher die obere Schichte die Meteorwasser aufnimmt, erfolgreichen Brunnengrabungen sehr günstig und geben große Wasserquantitäten in der Nähe der Tegelschichte.

Wegen der Leichtigkeit jedoch, mit welcher die Wasser im Sande versinken, werden die obersten Theile der Sandschichte einen äußerst geringen Feuchtigkeitsgrad zeigen und Pflanzen produciren, die viel eher den Wassersucher abhalten, als ihn bestimmen werden, Grabungen auf Wasser vorzunehmen. Entgegengesetzt tritt sehr oft der Fall ein, daß die Erdoberfläche aus einer sehr wasserdichten Lehm-

oder Tegelschichte besteht. Es werden sich also die Meteorwässer in die Mulden der Lehm- oder Tegelschichte zusammenziehen und, da sie nicht versinken können, einen Feuchtigkeitsgrad erzeugen, der massenhaft Feuchtigkeitspflanzen produciren wird, und man würde also wiederum falsch schließen, wollte man sich durch diese Vegetation bestimmen lassen, Grabungen auf Quellen vorzunehmen.

Diese wenigen Bemerkungen werden genügen, darzuthun, daß der Vegetations-Physiognomie in keinerlei Weise als Factor bei Quellenbestimmungen der Werth beigelegt werden darf, den Laien ihr bis jetzt zuschreiben, und dies um so weniger, als die unterirdischen Wässer meistens in solchen Tiefen fließen, in denen sie keinerlei Einfluß auf die Vegetation der Erdoberfläche mehr auszuüben vermögen. Ungleich wichtiger als die Pflanzen-Physiognomie ist die Kenntniß der klimatischen Verhältnisse bei den Bestimmungen des Quellensuchers. Die geographische Lage der Gegend, in der man Wasser sucht, deren Seehöhe, die Größe ihres Regenniederschlages, sind von wesentlichem Einflusse auf den Reichthum und die Natur der unterirdischen Quellenläufe und dürfen nicht außer Rechnung gelassen werden.

In gleicher Weise muß der Quellensucher den Einfluß erwägen, den menschliche Thätigkeit auf die Natur und die Qualität der Quellenläufe hervorgebracht hat, und er darf nicht vergessen, daß Entsumpfungen, Fluß- und Bachregulirungen, Canalisirungen, Drainirungen, so oft die einfachsten Grabungsarbeiten große Umwälzungen in dem unterirdischen Quellensysteme hervorbringen können.

Es würde für diesmal zu weit führen, wollte ich neben diesen wissenschaftlichen Factoren der Quellenkunde auch noch alle praktischen Erfahrungssätze anführen, deren sich der Quellensucher, durch langjährige Beobachtungen hierzu berechtigt, bedient und die, obgleich bis heute nicht wissenschaftlich begründet, doch vollständig untrüglich sind. Ich werde über dieselben ein anderes Mal sprechen.

Durch ein genaues Studium der einzelnen angeführten Factoren ist dem Quellensinder sämmtliches Material geboten, zur praktischen Ausübung seiner Wissenschaft zu schreiten. Freilich bleibt es einem richtigen Blicke, einer eigenen Combinationsgabe und einer langjährigen Praxis vorbehalten, die Wechselbeziehung der einzelnen Factoren zu einander kennen zu lernen und keinem derselben einen geringeren oder größeren Einfluß zu gestatten, als ihm, den localen Verhältnissen entsprechend, wirklich zukommt. Sandiger Obergrund mit fettiger Unterlage ist sicherlich ein der unterirdischen Wasserbildung günstiges Terrain, und doch werden in demselben Grabungen zu keinem Resultate führen, wenn der Brunnen auf die Kuppe einer Anhöhe gestellt wird, oder wenn die Letten-schichte ungang ist.

Waldungen haben einen großen Einfluß auf die Quellenbildungen, und doch wird man in der Nähe der großartigsten und üppigsten Waldvegetation keine großen Resultate erzielen, falls man die übrigen Factoren bei Bestimmung des Brunnenanschlagpunktes außer Acht läßt. Basaltboden ist beispielsweise ein der Waldvegetation äußerst günstiges — der Quellenbildung jedoch äußerst ungünstiges Terrain.

Daß Feuchtigkeitspflanzen nur in dem Falle als Anzeiger unterirdischer Wasserläufe angesehen werden können, wenn die geognostische Beschaffenheit des Bodens und dessen Oberflächenniveau die Quellenbildung möglich machen, haben wir bereits oben erörtert, wie wir auch dort kennen gelernt haben, daß die magerste Pflanzenvegetation durchaus nicht als ein Kennzeichen des Mangels an Quellen betrachtet werden könne, wenn nicht andere Merkmale, geognostische und locale, das Vorhandensein derselben unmöglich machen.

So ließen sich Hunderte von Beispielen anführen, die alle beweisen, daß keiner der angeführten Factoren für sich allein eine Anwendung zulasse, jeder derselben hat eben nur Bedeutung, wenn er mit allen anderen in richtige Wechselbeziehung gebracht wird. Diese Wechselbeziehungen je nach den localen Verhältnissen richtig beurtheilen zu können, darin besteht meine Kunst, die ich neben meinen bergmännischen Studien durch die Beobachtung der Bildung und des Laufes zahlreicher oberflächlich entspringender Quellen und durch eine jahrelange Praxis mir angeeignet habe.

Man muß die Natur nachahmen, um glücklich zu graben, und die Terrainverhältnisse, unter denen man gräbt, müssen denen ähneln, welche das natürliche Hervortreten der Quelle begleiten. Darin liegt das ganze Geheimniß!

Seit drei Jahren in die Oeffentlichkeit getreten, habe ich bis heute nicht weniger als 2800 Quellenpunkte bestimmt, von denen nur 15, also kaum $^1/_8$ Procent, das gewünschte Resultat nicht erzielt haben. Wenn man bedenkt, daß sämmtliche 2800 Punkte in Gegenden liegen, die als wasserarm bekannt sind, und daß man mich erst zu Rathe zog, nachdem man selbst schon wiederholte vergebliche Versuche, meist mit bedeutenden Geldopfern, in großen Tiefen gemacht hatte, so wird man die Zahl der mißlungenen Versuche kaum der Rede werth finden, und ich bin überzeugt, daß auch der größte Theil der verunglückten Grabungen das verfprochene Resultat erzielt hätte, wenn die Arbeit nicht auf der prätendirten Tiefe eingestellt, sondern um einige Klafter fortgesetzt worden wäre.

Es sei mir zum Schlusse gestattet, noch kurz von den Tiefe- und Wasserquantums-Bestimmungen, die von dem Quellensinder gemacht werden, zu reden, deren Möglichkeit von Vielen abgesprochen worden ist. Die Bestimmungen der Tiefe anlangend, so ist nicht zu leugnen, daß in vielen Fällen dem Quellensinder jeder Anhaltspunkt fehlt, Angaben mit Anspruch von nur annähernder Genauigkeit zu machen, wenn er nicht durch praktische Erfahrung und langjährige Erfolge das zu ersetzen in der Lage ist, wozu ihm wissenschaftliche Hülfsmittel keinerlei Anhaltspunkte bieten. In vielen Fällen jedoch ist eine solche Tiefebestimmung möglich und wissenschaftlich zu begründen.

Besitzen in einer Gegend, in der Wasser gesucht werden soll, bereits auf größerer oder geringerer Distanz mehrere Brunnen, durch welche die Reihenfolge der einzelnen Schichten, ihr Neigungswinkel und die Tiefe der wasserdichten Unterlage bekannt ist, so lassen sich aus diesen Daten Profile zusammenstellen, die ein richtiges Bild der Lagerungsverhältnisse geben und zu Schlüssen auf die Tiefe zu grabender Brunnen berechtigen. In gleicher Weise können Steinbrüche, Erdsälle, das Bett klarer Bäche, die Schichtenköpfe der Gesteine, mit einem Worte die Beobachtung aller Erscheinungen, welche dem Geognosten und dem Bergmann sichere Anhaltspunkte zur Eruirung der Gesteine, zur Ermittelung der Streichungsrichtung und des Einfallens derselben, sowie zur Bestimmung ihrer Mächtigkeit geben, auch dem Quellensinder zu seinen Bestimmungen gleich positives Material liefern.

Besitzt man auf einem Punkte im Thale, so braucht man nur die Niveauvifferenz zwischen dem Punkte, auf dem der Brunnenanlage steht, und der Ausmündung derselben in's nächste Bach- oder Flußbett zu erheben. Der Brunnen wird stets um etwas weniger tief werden, als diese Niveaudifferenz beträgt. Ist oberhalb der neuen Brunnenanlage die Quelle an irgend einem Punkte entweder durch die Natur oder durch Menschenhand zu Tage gelegt, so ist eine Tiefebestimmung noch um so leichter und sicherer zu machen. Kreuzen sich die wasserdichten Schichten zweier Gehänge im Thale, so ist der Kreuzungspunkt die Sohle des unterirdischen Wasserlaufes, und durch die Construction der Einfallswinkel beider Thalabhänge ist auch gleichzeitig die Tiefe der Brunnenanlage zu ermessen.

Wenn ähnliche Bestimmungen auch, wie gesagt, nicht für alle Fälle ausreichen, so wird doch, wie dies die obigen Beispiele zeigen, eine wichtige Frage mit ihrer Hülfe meistentheils gelöst: man erfährt das Maximum der Tiefe, die eine Quelle auf dem Punkte, auf dem man graben will, haben kann, und folglich das Maximum der Kosten, die zu ihrer Ergreifung nothwendig werden müßten. In gleicher Weise gilt das eben Gesagte für die Volumensbestimmungen einer Quelle.

Nach der oben gegebenen Entstehungsart der Quellen, die der Entstehung und dem Laufe oberirdischer Wasserläufe ganz analog ist, wird die Quelle näher zu ihrem Ursprunge ärmer, gegen ihre Mündung dagegen immer wasserreicher werden. Jedes Seitenthal, jeder Bergabhang bringen ihr neue Wasserflüsse zu. Kennt man die Länge des Haupthales und der oder dem Brunnenpunkte einmündenden Seitenthäler, berechnet man sich ferner, aus der Höhe und dem Neigungswinkel der Berglehnen, das Oberflächenterrain, das diese den Meteorwässern bieten, weiß man endlich in Folge meteorologischer Beobachtungen, die in Folge der bereits gemachten Erhebungen fast überall bekannt sind, den durchschnittlichen wässerigen Niederschlag per Quadratfuß oder per Joch: so kann man aus diesen Daten sich genau die Wassermenge berechnen, die in der betreffenden Gegend jährlich auf die obere Erdrinde niedersällt.

Das solcher Hand ermittelte Regenquantum, mit den Durchdringbarkeits-Coefficienten der betreffenden Gesteine multiplicirt, wird demnach hinreichende Anhaltspunkte über den Reichthum der Quellen geben, und wenn man auch nicht in die Lage gesetzt wird,

das Quantum mit mathematischer Genauigkeit zu bestimmen, so ist dieser Berechnungsmodus doch für die meisten Fälle genügend, und man wird beispielsweise einem industriellen Unternehmer sagen können, ob die Lage der Fabrik derart ist, daß ihre Bedürfnisse an Wasser durch Brunnengrabungen gedeckt werden können, oder ob es eine Unmöglichkeit sei, das hinlängliche Quantum zu beschaffen. Aehnliche Volumenbestimmungen lassen sich auch für Brunnenpunkte an den Abhängen der Gebirge und in der Ebene machen.

Diese Mittheilungen, denen ich mit Vergnügen weitere für den Fall folgen lassen werde, als dieselben des Interesses der Leser dieses Blattes nur einigermaßen werth gehalten werden, mögen darthun, daß die Quellenkunde, obgleich in ihrer Kindheit, einer wissenschaftlichen Begründung nicht entbehre und daß dem Quellenfinder keine übernatürliche Begabung zur Seite stehen müsse, um mit Erfolg zu wirken.

Blätter und Blüthen.

Zwei Knaben und zwei Fürsten. Am 30. August 1763 erschien in Frankfurt a. M. eine Concertanzeige in folgender Fassung: „Die allgemeine Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der zwei Kinder des hochfürstl. Capellmeisters Hrn. Leopold Mozart in den Gemüthern aller Zuhörer erweckt, hat die bereits dreimalige Wiederholung des nur für einmal angesetzten Concerts nach sich gezogen! Ja diese allgemeine Bewunderung und das Anverlangen verschiedener großer Kenner und Liebhaber ist die Ursache, daß heute, Dienstag den 30. August, in dem Scharfischen Saale auf dem Liebfrauenberge Abends 6 Uhr, aber ganz gewiß das letzte Concert sein wird; wobei das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knab', der im siebenten Jahr ist, nicht nur Concerte auf dem Clavessin oder Flügel, und zwar ersteres die schwersten Stücke der größten Meister spielen wird, sondern der Knab' wird auch ein Concert auf der Violine spielen, bei Synfonien mit dem Clavier accompagniren, das Manual oder die Tastatur des Claviers mit einem Tuch gänzlich verdecken, und auf dem Tuche so gut spielen, als wenn er die Claviatur vor Augen hätte; er wird ferner in der Entfernung alle Töne, die man einzeln oder in Accorden auf dem Clavier, oder auf allen nur denkbaren Instrumenten, Glocken, Gläsern und Uhren &c. anzugeben im Stande ist, genauest benennen. Letztlich wird er nicht nur auf dem Flügel, sondern auch auf einer Orgel (so lange man zuhören will, und aus allen, auch den schwersten Tönen, die man ihm benennen kann) vom Kopf phantasiren, um zu zeigen, daß er auch die Art die Orgel zu spielen versteht, die von der Art den Flügel zu spielen ganz unterschieden ist. Die Person bezahlt einen kleinen Thaler. Man kann Billets im goldenen Löwen haben."

Mit solchen Meßbuden-Affichen mußte man damals noch, wie es scheint, das Publicum zu der Production der edeln Musika herbeizulocken suchen! Des siebenjährigen Wunderknaben Vorname war Wolfgang. Unter seinen Zuhörern befand sich aber noch ein zweiter Wolfgang, der vierzehnjährige Wolfgang Goethe! Wer von allen damals Anwesenden hätte ahnen können, daß sich unter ihnen die zwei größten künstlerischen Genien des Jahrhunderts, und man kann sagen wie vieler künftigen noch! befanden? Wußten diese doch selbst noch nichts von den wunderbaren Geistesschätzen, die sie in ihren jugendlichen Köpfen schlummernd mit sich führten, und die dereinst zum Entzücken der Mit- und Nachwelt daraus hervorblühen sollten! Beide Knaben erstiegen später dieselben Höhen des Ruhmes, doch waren ihre Lebensschicksale in allem Uebrigen gar sehr verschieden. Mußte doch Mozart, obgleich der jünger Geborene, im 36. Jahre schon die Erde wieder verlassen, während Goethe das hohe Alter von 83 Jahren erreichte, und somit seinen großen Zeitgenossen um nicht weniger als 40 Jahre überlebte. Doch nicht von dem, was sie als Künstler geschaffen und gewirkt, kann selbstverständlich hier die Rede sein. Darüber so wie über ihre Lebensschicksale liegen ja der Schilderungen eine genügende Anzahl vor. Nur ein dunkeler Punkt aus Mozart's kurzem Erdendasein möchte weniger bekannt, oder doch nicht in dem grellen Gegensatz aufgefallen sein, den ein Vergleich des Verhältnisses beider Kunstheroen zu ihren Fürsten in's Licht stellt. An die überaus glänzende und ehrenvolle Stellung Goethe's zu seinem erhabenen Freunde Karl August und dessen Hofe braucht nur erinnert zu werden. Wie aber stand Mozart zu seinem Fürsten?

Das herbste Schicksal, das einen Genius von Mozart's kindlicher Art treffen konnte, traf ihn; er gerieth ohne seinen Wunsch und Willen, durch das Dienstverhältniß seines Vaters, schon in früher Jugend unter die Botmäßigkeit des Erzbischofs von Salzburg, eines Fürsten jener damals noch viel verbreiteten Art, für welche die zu achtende Menschheit erst mit dem „Von" anhub, gleichviel ob dieses Wörtlein durch wirklich adelige Thaten oder durch Buschklepperei auf den Landstraßen erworben war. Den erhabenen Genius, der des stolzen Pfaffen Residenz beehrte und berühmt machte, vermochte er nicht zu würdigen; gleichwohl merkte er an den Ehren und Huldigungen, die von auswärts herübertönten, daß er ein künstlerisches Kleinod von seltenem Werthe unter seinen — Bedienten besitze. Obwohl ihm das im Geheimen schmeichelte, haßte er doch den jungen Künstler, weil er sich nicht zu den hündisch furchtsamen Hofwedeleien erniedrigen konnte, die der erhabene Hirte von allen seinen Schafen erheischte, und die ihm am bereitwilligsten von seinen höheren Hofschranzen gespendet wurden. Darum suchte er Mozart durch Beschränkungen aller Art und die verächtlichste Behandlung zu demüthigen, und es ist ein halbes Wunder, daß der hohe Genius durch diese drückenden Verhältnisse nicht in seinem Streben erlahmt oder ganz zu Grunde gegangen ist. Tief fühlten Vater und Sohn diese abscheuliche Behandlung. Schon im Jahre 1777 schrieb Leop. Mozart an Amadeus nach Mannheim: „Du hast wohl Recht, daß ich den größten Verdruß wegen der niederträchtigen Begegnung, die Du erdulden müssen, empfunden habe; das war es, was mir das Herz abnagte, was mich nicht schlafen ließ, was mir immer in Gedanken lag und mich am Ende verzehren mußte." Und das Jahr darauf meldete er ihm nach Paris: „Ich habe dem Baron Grimm alle unsere Umstände in zween langen Briefen geschrieben und mich in vielen Stücken, die Verfolgung und Verachtung, die wir vom Erzbischof ausgestanden, betreffend, auf Deine mündliche Erzählung berufen."

Wie glänzend für seine beschränkten Mittel stellte Karl August seinen großen Dichter auch in pecuniärer Hinsicht! In den Diensten des Erzbischofs mußte Mozart darben. Seine Besoldung betrug lange Zeit 12 Gulden 30 Kreuzer monatlich, 150 Gulden jährlich! Dafür mußte er nicht allein als Orchestermitglied und Virtuos arbeiten, sondern auch zahlreiche Compositionen liefern, für die er niemals einen Heller erhielt, wohl aber stets den verächtlichsten Tadel erfuhr. Der Erzbischof sagte z. B. zu Mozart, „daß er nichts von seiner Kunst verstehe und erst nach Neapel in's Conservatorium gehen müsse, um dort etwas zu lernen!" Das war freilich nicht seine Ueberzeugung, sondern Berechnung. Je stärker er seinen jungen Concertmeister seine Geringschätzung empfinden ließ, um so weniger, meinte er, konnte dieser es wagen, für seine Leistungen einen höheren Gehalt als 150 Gulden in Anspruch zu nehmen. — Trotz aller dieser Elendigkeiten beredete der Vater seinen Sohn immer wieder, nach Salzburg zurück zu kommen und in den Diensten des Erzbischofs auszuhalten, da er bei seiner Jugend so bald noch nicht auf eine bessere Anstellung anderswo hoffen könne, und gutmüthig und ergeben folgte der liebevolle Sohn des verehrten Papa Ermahnungen, und hielt aus bis zu seinem 25. Jahre, wo die Erlösung aus dem schimpflichen Joche endlich kam.

Mitte März des Jahres 1781 nämlich wurde er von dem Erzbischof nach Wien befohlen, wo letzterer sich eines Processes wegen aufhalten mußte. Dort wollte er mit dem außerordentlichen Künstler glänzen, ihm aber keineswegs die Vortheile gönnen, die sich dem bereits hoch berühmten und allgemein geschätzten Virtuosen und Componisten in der musikliebenden höheren Wiener Gesellschaft boten. Nur wo der Erzbischof eingeladen war, erlaubte er seinem „Hausvirtuosen", sich — umsonst zu produciren. Sogar eine Gelegenheit, sich bei der Gräfin Thun vor dem Kaiser hören zu lassen, entzog er ihm durch die Mitnahme in eine andere Gesellschaft. Es ekelt Einen an, alle die Erbärmlichkeiten des mißgünstigen Priesters weiter zu verfolgen.

Glücklicherweise für Mozart trieb der Erzbischof in Wien seine verächtliche Behandlung so weit, daß der überstraff gespannte Strang endlich zerriß. Als nämlich die Rückreise der Capelle von Wien nach Salzburg befohlen wurde, bat Mozart wegen seiner noch einzucassirenden Gelder für gegebenen Unterricht &c. noch einige Tage zurückbleiben zu dürfen. Da wurde er vor den Erzbischof citirt und mit folgenden Worten empfangen: „Nun, wann geht Er denn, Bursch?" Mozart antwortete, wie ihm von Wohlmeinenden gerathen worden, um den Zorn des Gefürchteten zu beschwichtigen, daß er heute Nacht habe abreisen wollen, die „Ordinari" aber schon besetzt gewesen sei. Da fuhr Se. Fürstl. Gnaden folgendermaßen auf Mozart los: „Er ist der liederlichste Bursch, den ich kenne; kein Mensch bedient mich so schlecht wie Er. Ich rathe ihm, heute noch wegzugehen, sonst schreibe ich nach Haus, daß ihm die Besoldung eingezogen wird. Er ist ein Lump, ein Lausbub, ein Fex!" Mit bebender Stimme fragte Mozart: „So sind also Ew. Hochfürstl. Gnaden nicht zufrieden mit mir?" „Was," fuhr der Erzbischof noch wüthender auf, „Er will mir drohen? Er Fex? o Er Fex! Dort ist die Thür! Ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu thun haben!" — Da riß endlich Mozart die Geduld. „Und ich mit Ihnen auch nichts mehr!" erwiderte er und ging seiner Wege. Auf mehrere nun wiederholt eingereichte Abschiedsgesuche erhielt Mozart keine Antwort. Man hatte die Schreiben, aus Furcht vor dem Erzbischof, nicht übergeben; denn verlieren wollte er Mozart keineswegs, und daß dieser seinen Dienst wirklich verlassen könne, hielt er gar nicht für möglich. Aber Mozart blieb fest und trug endlich ein neues Abschiedsgesuch selbst zu dem Erzbischof. Als er sich in dem Vorzimmer einfand und um eine Audienz bat, setzte eine kammerherrliche Creatur des Erzbischofs, Graf Arco, den früheren Brutalitäten die Krone auf. Nachdem er Mozart mit Bursch, Flegel und anderen Schimpfnamen tractirt hatte — warf er ihn mit einem Fußtritt zur Thür hinaus.

So wurde Wolfgang Amadeus Mozart, der fünfundzwanzigjährige Mann und hochberühmte Künstler, von einem Fürsten behandelt, der sich einen „von Gottes Gnaden" Erwählten nannte. Furchtbar hat sich aber auch der mißhandelte Genius dafür gerächt. An dem Triumphwagen seines unsterblichen Ruhms schleifte Mozart seinen ehemaligen Gebieter Hieronymus Joseph Franz von Paula Graf Colloredo, Bischof von Gurk, Erzbischof von Salzburg, und gab ihn der Verachtung aller Zeiten preis.

Zum deutschen Turnfest in Leipzig. Seit wir den Lesern der „Gartenlaube" in einem längeren Artikel* von den Vorbereitungen erzählten, die man in Leipzig zur Feier des dritten allgemeinen Turnfestes macht, hat sich sowohl im Festorte selbst, als unter der festtheilnehmenden Turnerschaft Vieles bestimmter gestaltet.

* Nr. 22, S. 346 ff.

Fangen wir gleich da an, wo der ganze Festesjubel sich sammeln und entfalten wird — auf dem **Festplatze**. Wer da weiß, wie die nahe Aussicht auf eine bevorstehende großartige Feier eine ganze Bevölkerung in immer steigende Erwartung und Aufregung zu versetzen im Stande ist, der wird es den guten Leipzigern nicht verargen, daß sie schon jetzt Sonntags und an schönen Wochenabenden in unabsehbaren Zügen zum Zeitzer Thore hinauspilgern, um sich an dem allmählichen Wachsthum der festlichen Bauten zu ergötzen. Mehrere Hunderte von Zimmerleuten sind an allen Ecken und Enden des weitläufigen, mit vier Ellen hohen Planken umgebenen Platzes emsig beschäftigt; die massenhaften Gebälke, schon vorher auf den Zimmerplätzen in der Stadt zurechtgearbeitet, fügen sich zusehends zum Riesenbau zusammen, der schon heute — vierzehn Tage, bevor unsere Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommen — in seinen allgemeinen Umrissen erkennbar ist. Eile thut aber auch, mit dem Bau der Festhalle wenigstens, Noth, denn schon am 26. Juli soll der große Bau vollendet sein — so lautet wenigstens der Contract mit den Festwirthen, die an diesem Tage ein Probeessen veranstalten wollen. Und dieses Probeessen lassen sich die Leipziger nicht nehmen, in allen Schichten der Bevölkerung freut man sich auf den „Vorgeschmack“ der Feiertage; einen Richtschmaus will man halten, an dem sich ganz Leipzig männiglich betheiligt — wer weiß auch, ob während des eigentlichen Festgedränges für den Leipziger Bürger cum familia ein behäbiges Plätzchen in der Festhalle so leicht zu finden ist. So verbindet sich mit den regelmäßigen Inspectionswallfahrten, die von Hunderten und Tausenden nach dem Festplatze unternommen werden, ein solides, materielles Interesse; die rüstig arbeitenden Zimmerleute wissen das und stehen nicht an, den neugierigen Zuschauer freiwillig oder unfreiwillig seinen Tribut „für den Durst“ zahlen zu lassen. Wir bemerken übrigens, daß die Beschreibung der Festhalle, die wir neulich geliefert haben, nicht mehr ganz zutreffend ist; es fallen nämlich in Wirklichkeit die beiden vieleckigen Seitenbauten hinweg. Die Kosten des Baues stellen sich dadurch auf circa 5000 Thaler billiger, ohne daß ein wesentlicher Verlust an Sitzplätzen im Innern entsteht. Die Orchester, zu deren Aufnahme jene Anbauten anfänglich bestimmt waren, werden nunmehr in dem früher freigelassenen mittleren Raume der Halle ihren Platz finden. Außer der Festhalle erheben sich zahlreiche kleinere Bauten auf dem Festplatze: die große Bude für den Festausschuß, eine kleinere für ein telegraphisches, ein Post-, ein Wechselbureau etc., denen sich in ziemlicher Anzahl die größeren und kleineren Wirthschaftsbuden zugesellen; eine fliegende Restauration gewährt schon jetzt den Arbeitern und den Besuchern die zum Lebensunterhalte nöthigsten Erfrischungen.

Während nun der Bauausschuß unablässig thätig ist im Anfeuern der Arbeitsleute auf dem Festplatze, hat auch der **Wohnungsausschuß** eine riesige Arbeit begonnen und — Gott sei Dank! — bald und mit Glück vollendet. Freiquartier für 10,000 Mann — für ein Heer zu beschaffen, erforderte selbst in der quartiergewohnten Meßstadt Leipzig ganz besondere Anstrengungen. Daß die Leipziger, so sehr sie auch an der Idee des Festes hangen, dem Wohnungsausschusse ihre Quartierangebote nicht in den Schooß legen würden, wußte man wohl; die Leute mußten, jeder für sich, darum begrüßt werden, und das schöne Aemtchen fiel dem Wohnungsausschuß in höchsteigener Person zu. Es wurden also 10,000, sage zehntausend Briefe gedruckt, mit deren je einem alle diejenigen Insassen der Stadt bedacht wurden, von denen man eine Quartierabgabe erwarten durfte. Die ganze Stadt wurde nun in 21 Districte eingetheilt und in jedem dieser Districte hatten 2 Mitglieder des Wohnungsausschusses das Vergnügen, von Haus zu Haus, von Familie zu Familie „Quartiersammeln“ zu gehen. Da waren denn nun die meisten Bürger sehr zuvorkommend, und wußten auch die Herren Sammler wenig von splendiden Frühstücken u. dergl. zu erzählen, so loben sie doch durchweg die liebenswürdige Art, mit der ihnen 1, 2, 3 und mehr, ja hier und da 30, 40 und 50 Turnerquartiere zugesagt wurden. Trotzige Weigerungen kamen nur in den seltensten Fällen und nur bei solchen Leuten vor, an denen nun einmal in Bezug auf Gemeinsinn Hopfen und Malz verloren ist; desto mehr Beispiele rührender Opferfreudigkeit: sahen wir doch selbst ein altes Mütterchen im vierten Stock ganz entrüstet darüber, daß sie der Wohnungsausschuß nicht mit einer Aufforderung bedacht hatte, sie wollte unter jeder Bedingung ihr kleines, aber nett und reinlich gehaltenes Stübchen einem fremden Turnersmann überlassen — „für mich,“ sagte sie, „findet sich schon noch ein Plätzchen auf dem Boden.“

Sind die Quartiere geschafft, so wird nun der Wohnungsausschuß keineswegs schon pensionirt; denn die Wohnungen wollen auch vertheilt sein unter die erwarteten Festgenossen — und das hat nicht Zeit bis zu dem Tage, da diese zu Tausenden in die Thore Leipzigs einziehen werden, da käme man mit zehn Wohnungsausschüssen zusammengenommen nicht zurecht. Die Sache macht sich vielmehr so: Bis zum 1. Juli mußten sämmtliche Turner, welche Leipzig zum Feste besuchen und dort frei wohnen wollen, ihre Namen beim Wohnungsausschuß angemeldet haben; diese Namen werden nun auf besondere „Quartierkarten“ geschrieben, zu gleicher Zeit aber auch der Name und die Wohnung eines der gastfreien Leipziger. Ist diese Arbeit vollendet, so werden die Karten ungesäumt an die Vorstände der Turnvereine entsendet, die sie ihrerseits an ihre zum Feste reisenden Mitglieder vertheilen. So wissen die Turner schon, ehe sie von Hause abreisen, wer ihr edler Gastfreund sein wird, alles sonst unvermeidliche Gedränge an den Quartierbüreaux wird beseitigt, und die Festgenossen brauchen nicht, wie dies bei anderen Festen häufig der Fall war, stundenlang zu warten, ehe sie in die Idylle ihrer Festwohnung einziehen können — eine probate Erfindung namentlich für die bei Nacht und Nebel ankommenden Fremdlinge.

Der Besuch des Festes aus den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes wird sehr wesentlich durch die von den meisten deutschen und deutsch-österreichischen Eisenbahnen gewährte Fahrpreisermäßigung bedingt. Eine Ausnahme bilden die sämmtlichen preußischen und baierischen Staatsbahnen; die bayerische Ostbahn, die Main-Neckar-, Main-Weser- und herzogl. nassauische Eisenbahn. Daher wird der Festbesuch aus dem südwestlichen Deutschland verhältnißmäßig viel schwächer sein, als aus Oesterreich, dessen größere Städte namentlich bedeutende Contingente stellen. Den Turnern der ost- und westpreußischen Küstenstädte ist ein reichlicher Ersatz für die nachgesuchte, aber abgelehnte Eisenbahnfahrpreisermäßigung durch die „Neue Dampfercompagnie“ geboten worden, welche sie aus Königsberg, Memel, Elbing, Danzig etc. für ein Minimum (2 Thaler pro Mann für Hin- und Rückfahrt) nach Stettin bringen wird; von hier aus schließen sie sich den Pommern an. Hth.

Solidarität der Hausthiere. Unsere Beobachtungen der Hausthiere sind noch lange nicht erschöpft, und die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Natur kann noch sehr erweitert werden, wie folgender merkwürdige, wahrheitsgetreue Vorfall darthut. Im gothaischen Dorfe Wipperode, am Fuße des nordwestlichen Thüringerwaldes, warf in einem Bauernhause die schon ältliche Sau so viel Junge, daß sie über der Geburtsarbeit verendete. Vergebens boten die Hausbewohner Alles auf, die Ferkel durch künstliche Mittel zu erhalten; sie starben noch vor Nachts bis auf zwei, und auch diese mußte man ihrem Schicksal überlassen. Die Leute waren am folgenden Morgen nicht wenig erstaunt die beiden Thierchen nicht etwa todt zu finden, wie sie erwartet, sondern sie überhaupt gar nicht zu finden. Alles Suchen war vergebens. Bald darauf wird bemerkt, daß die trächtige Hauskatze sich ebenfalls ihrer Bürde entledigt hat, aber sie hat es an einem so versteckten Orte gethan, daß die jungen Katzen ebenfalls nicht zu finden sind. Nach einigen Wochen hört die Hausfrau auf dem entlegenen Heuboden ein seltsames Grunzen, dem sie nachgeht, und sie findet zu ihrem Erstaunen nicht nur eine artige Zahl junger Kätzchen, sondern auch die beiden jungen Schweinchen, die mit jenen lustig spielen, im Neste.

Die Katze, die doch erst vor Kurzem geheckt hatte, hatte in der Nacht nach dem Tode der Sau die beiden Ferkel aus dem Schweinestall auf dem Hofe weit fort auf den Heuboden zu ihren Jungen getragen und sie neben diesen mütterlich gesäugt. — Dr. A. Brehm, dem dieser Fall mitgetheilt wurde, nannte ihn das non plus ultra aller Beispiele von der Solidarität der Hausthiere.

Erklärung. Der in Nr. 25 erschienene Artikel, überschrieben „Eine unheimliche Seefahrt“, hat auf eine Anzahl von Lesern der „Gartenlaube“ den Eindruck hervorgebracht, als ob die geschilderten Scenen sich an Bord eines jener sichern und schnellen Dampfer zugetragen hätten, welche die New-York-Bremerlinie des Norddeutschen Lloyd bilden. Jedermann aber, der die Erzählung aufmerksam zum zweiten Male liest, wird ohne große Mühe zu dem Schlusse kommen, daß hier die Rede von einem amerikanischen Schiff und einem amerikanischen Capitain ist. Um übrigens jeden Zweifel zu lösen, will ich hinzufügen, daß der traurige Vorfall sich im Jahre 1852 an Bord des Dampfers Washington, Capitain Floyd, ereignete und folglich auch nicht den leisesten Schatten auf die großartigen und für den nationalen Seehandel so wohlthätigen Leistungen des Norddeutschen Lloyd werfen kann. Dieses zur Steuer der Wahrheit.

Der Verfasser.

Bock's Buch in Heften. 5. Auflage.

Die vierte, 12,000 Exemplare starke Auflage des schon bei seinem ersten Erscheinen mit allgemeinem Willkommen begrüßten Werkes:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen

von **Dr. Carl Ernst Bock,**

Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Mit 38 feinen Abbildungen.

ist vergriffen, und die fünfte, durchgehends verbesserte und vermehrte ist soeben in der **ersten Lieferung** erschienen.

Die anerkannte Gemeinnützigkeit dieses Buches und die glänzende Aufnahme, welche es in seinen vier ersten Auflagen überall gefunden, wo deutsche Zungen reden, überhebt die unterzeichnete Verlagshandlung jeder Anpreisung desselben.

Die 5. Auflage des **Buches vom gesunden und kranken Menschen** erscheint wieder in **sieben**, in monatlichen Zwischenräumen auf einander folgenden Lieferungen. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung von 5–6 Bogen ist nur 7½ Ngr., wofür auch der weniger Bemittelte im Stande ist, sich diesen **Helfer in der Noth** nach und nach anzuschaffen. Das dem Buche angefügte Sachregister ersetzt in Fällen der Noth den abwesenden Arzt.

Die Verlagshandlung.

Leipzig, im Juli 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 29. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Polterabend.

Von **J. D. H. Temme.**

(Fortsetzung.)

Die Frau Bertessa war ihrem Gatten entgegengeeilt. Sie hatten sich getroffen, und sie richtete mit ängstlichen Gesicht und bebenden Lippen eine hastige Frage an ihn. Er verneinte mit einem schmerzlichen Kopfschütteln. Sie verschwanden hinter der Menge. Mein Freund und ich waren zurückgeblieben.

„Was ist Dir?“ sagte mein Freund, der nicht blos Maischhütten und Braukessel, sondern auch Menschen beobachten konnte. „Mit Dem hast Du was gehabt?“

„Nein,“ erwiderte ich.

„Aber Du kennst ihn?“

„Ja.“

„Und nun bist Du auch auf einmal über den Andern klar!“

„Kannst Du in meinem Innern lesen?“

„In Deinem Gesichte. Und da man so leicht darin lesen kann, und der Andere, der Baron dort, wahrscheinlich sehr gut zu lesen versteht, so denke ich, wir ziehen uns ein wenig zurück. — Aber da fällt mir ein, daß ich in dem Gesichte des Herrn Bertessa nichts darüber lesen konnte, daß er Dich schon gesehen habe.“

„Er kennt mich auch nicht. Ich denke es mir wenigstens.“

„Du denkst es Dir? Hm, und auch dem Baron schien es eben keine Sorge zu machen, daß er Dich und seinen künftigen Schwiegervater so nahe beisammen sah!“

„Er kann auch nicht wissen, daß ich den Herrn Bertessa kenne.“

„Und doch kanntest Du sie Beide früher in naher Beziehung zu einander?“

„In sehr naher.“

„Darf ich das Nähere erfahren?“

„Warum nicht? Ich werde zudem Deines Rathes, Deiner Hülfe bedürfen, denn hier wird schleunig gehandelt werden müssen, schon um des armen Mädchens willen dort.“

„Der Braut?“

„Sie darf seine Frau nicht werden.“

„Ah, mein braver Helm —“

„Und doch,“ mußte ich ihn unterbrechen, „was ist denn härter für das unglückliche Kind, für die arme Frau? Entgehen sie dem einen Schicksal, verfallen sie dem anderen.“

„Du sprichst in Räthseln,“ sagte der Steuerrath. „Löse sie. Erzähle.“

Wir waren in das Bosket zurückgetreten, an welchem die kleine Polterabendposse aufgeführt wurde. Die Schauspieler spielten noch immer, machten Schwänke und überboten sich in Witz und Scherz. Der Bräutigam sah finster zu. Seine glühenden Augen waren unruhig; sein Gesicht war blaß, erschlafft geworden; seine Gebärden waren anderswo. Die Braut saß wie ein armer Engel des Leidens und des Schmerzes neben ihm, und wenn man sah, wie sie zu einem Lächeln sich zwang, so sah man, wie ihr Herz weinte, und man hätte mit ihr weinen mögen.

Der Hausherr und die Hausfrau waren fortgegangen, um ihre Angst und ihre Noth auszutauschen und sich die schweren Herzen noch schwerer zu machen; mein Freund und ich standen von der Seite.

„Aber Dein armer Helm!“ sagte ich, ehe ich meine Erzählung begann. „Du wolltest in zehn Minuten wieder bei ihm sein!“

„Er wird schon warten. Vielleicht ist sie auch zu ihm gegangen; vielleicht mit ihrem Mann. Erzähle.“

Was ich ihm mitzutheilen hatte, war nicht das Große. Vor etwa vier Jahren aus einer der entferntesten Provinzen des Staats hierher versetzt, hatte ich auf meiner langen Reise von zweihundert Meilen einen Freund zu begrüßen. Es war anderthalbhundert Meilen von hier. Er war Criminalrichter, wie ich. Der Freund war nicht in seiner Wohnung. Er sei auf dem Criminalgerichte, wurde mir gesagt. So mußte ich denn zugleich das Handwerk begrüßen.

Ich ging zum Criminalgerichte. Seine Berhörstube wurde mir angewiesen. Er war darin mit Inquiriren, Verhören, beschäftigt. Mir um reste lieber. So kam ich medias in res. Ich trat unangemeldet in die Stube. Er war mit seinem Protokollführer darin und einem Manne, den er verhörte. Wir umarmten uns, ohne daß unsere Namen dabei genannt wurden. Alter Freund! damit hatten wir uns begrüßt. Es fiel mir hier vorhin wieder ein. Der Freund, der Criminalrichter, war fertig; er entließ den Mann, den er verhört hatte. Wenn man das Handwerk begrüßt, so spricht man bald von dem Handwerke.

„Hast Du Dir den Menschen angesehen, den ich da vernahm?“ fragte mich der Freund.

„Ja.“

„Ist Dir nichts an ihm aufgefallen?“

„Es war ein kleiner, häßlicher Mann, mit struppigem, schwarzem Haar, zusammengekniffenen Lippen, glühendem Gesichte.“

„Das Gesicht ist sonst blaß, sehr blaß.“

„Er war also aufgeregt?“

„Beim Inquiriren.“

„Er war Inquisit?“

„Er war Zeuge, aber ich glaube, ein Zeuge, der als Inquisit hier stehen sollte.“

„Er schien den besseren Ständen anzugehören?“

„Er ist ein Gutsbesitzer der Gegend, der Baron — der Baron —“

„Teufel,“ mußte ich mich gegen den Steuerrath unterbrechen. „Da hatte ich plötzlich den Namen auf der Zunge, und auf einmal ist er wieder fort. Ich habe den ganzen Abend nach ihm gesucht, seit dem Momente, da ich den Baron Föhrenbach sah. Ich konnte ihn nicht finden. Auf einmal glaube ich ihn so eben zu haben; fort ist er wieder.“

„Er wird Dir wieder einfallen; erzähle weiter,“ sagte der Steuerrath.

Ich erzählte weiter, was mir der Criminalrichter, der Inquirent, erzählt hatte.

Ein paar Meilen weit war in einem Dorfe Jahrmarkt gewesen. Es war ein für die Gegend berühmter, sehr besuchter Jahrmarkt. Am meisten fanden sich die reichen Gutsbesitzer und die manchmal nicht minder reichen Viehhändler und Fleischer von weit und breit ein. Sie kannten sich; sie standen mit einander in vielfachem Geschäfts- und Handelsverkehr; sie erledigten auf dem Jahrmarkte alte Geschäfte, schlossen neue ab, gingen neue Verbindungen ein, tranken mit einander und spielten hoch, um bedeutende Summen. So war es auch an jenem Jahrmarkte gewesen. Ein reicher Viehhändler hatte die Bank gehalten; er hatte sehr viel gewonnen. Er hatte noch mehr Geld von den Fleischern eingenommen, denen er im Laufe des Jahres verkauft, und mit denen er heute abgerechnet. Man wollte ihm zwölf- bis fünfzehntausend Thaler im Ganzen nachrechnen. Er war ein paar Meilen von dem Dorfe zu Hause und war zu Pferde gekommen, ohne Gesellschaft. Er ist auch in der Nacht, als das Spiel zu Ende war, allein wieder fort; allein, aber mit seinem Gelde, seinem eigenen und dem gewonnenen. Er war nicht zu Hause angekommen. Sein Pferd wurde am anderen Morgen im Felde unherirrend angetroffen. Man suchte nun auch nach dem Reiter und fand endlich seine Leiche — ungefähr eine Meile weit von dem Dorfe, auf dem halben Wege zwischen diesem und seiner Wohnung. Er war erwürgt und aller seiner Baarschaft beraubt, aber auch nur seines baaren Geldes.

Wer der Mörder war, ist die fast bei jedem Morde zuerst sich aufdrängende und so schwer zu beantwortende und bei so wenigen beantwortete Frage. Spuren zu ihrer Beantwortung fanden sich lange nicht. Der Selbstverrath gab sie zuletzt, wie so oft.

Auf dem Gute des Barons — der Name will mir fremd bleiben, aber so nennen wir ihn denn bei seinem jetzigen Namen, denn dieser kleine, blasse, häßliche Herr Bertelsa war es — Neuve ein Knecht, ein fein ein paar Jahren aus der Fremde, ich glaube aus Belgien, vagabundirend herübergekommener unheimlicher Mensch, dem alle Welt alles mögliche Schlechte zutraute, den man aber behalten, weil er der tüchtigste Arbeiter war, den man finden konnte. Ein Vierteljahr nach dem Morde war verstossen, als dieser Mensch anfing, sich dem Trunke zu ergeben und Geld zu zeigen. Eines Abends in der Betrunkenheit ließ er dann in der Schenke Aeußerungen fallen, die dringend auf den Mord an dem Viehhändler hinwiesen. Er wurde sofort verhaftet und durchsucht, und man fand noch mehrere hundert Thaler in Gold bei ihm, und eine Börse, die dem Ermordeten zugehört hatte. Er wollte anfangs von dem Morde nichts wissen, verwickelte sich aber bald in so viele Lügen und Widersprüche, daß er nicht ferner leugnen konnte. Er legte ein Geständniß des Mordes ab und gab als Mitschuldigen, oder vielmehr als Hauptschuldigen, den Inspector des Gutes an, auf dem er diente. Und dieser Inspector — auch sein Name will mir ja nicht weiter beifallen; ich weiß nicht einmal ob der Inquirent ihn mir nannte; nennen wir ihn deshalb gleichfalls bei dem Namen, den er jetzt führt — er war der Bräutigam des heutigen Polterabends, der Baron Theobald von Föhrenbach. Baron — in der That — es steht mir vor — ja, ja, es fällt mir ein, ich erinnere mich bestimmt, daß der Inquirent mir sagte, er sei von Adel; Du wirst es gleich hören; nur den Namen hat er mir nicht genannt.

Der Knecht hatte Folgendes zugestanden und angegeben.

Er war ebenfalls auf dem Jahrmarkte gewesen. Sein Herr hatte ihm die Erlaubniß ertheilt. Er hatte in einer Schenke gesungen. Um Mitternacht auf einmal hatte der Inspector ihn herausgewiesen, war mit ihm auf die Seite gegangen und hatte ihn gefragt, ob er zwei bis dreihundert Thaler verdienen wolle.

„Teufel, das ist viel!“

„Aber es kostet Blut!“ hatte der Inspector gesagt.

„Herr, damit habe ich nichts zu thun!“

„Ich hätte Dich für keine feige Memme gehalten.“

„Herr —“

„Prahlen kann Jeder; tanze weiter, ich werde einen Anderen finden, der mehr Muth hat.“

„Herr, sprechen Sie.“

„Zu sprechen ist nichts, nur zu handeln. Willst Du mir folgen?“

Der Knecht folgte ihm. Sie entfernten das Dorf und gingen querfeldein durch Wiesen, über Aecker, durch Waldungen. Der Inspector machte den Führer. Nach einer starken Stunde machten sie halt. Sie waren an einer Landstraße, in der Nähe eines Gehölzes. Zu beiden Seiten der Straße standen Weidenbäume. An einen der Bäume stellte der Inspector den Knecht.

„Hier bleibst Du stehen, ohne Dich zu rühren, bis es Zeit ist. In einer Viertelstunde, vielleicht auch erst in einer halben, wird ein Reiter die Straße herauf kommen, von dem Jahrmarkte her. In dem Augenblicke kann, wenn Du einen Schuß fallen hörst, springst Du auf ihn zu, fällst vom Pferde in die Zügel und reißest den Menschen vom Pferde, wenn der Schuß ihn nicht schon herumtaumeln ließ.“

Der Knecht stellte sich an den Baum. Der Inspector begab sich zu einem anderen Baume, dem zweiten oberhalb dessen, an dem der Knecht stand. Sie standen eine halbe Stunde so. Es war unterdessen Alles ruhig geblieben. Nur einmal meinte der Knecht ein leises Schleichen vernommen zu haben. Es war in der Nähe des Baumes gewesen, an dem der Inspector stand. Er hatte Geräusch, der Inspector gebe vielleicht ungeduldig auf und ab. Sehen konnte er in der Finsternis der Nacht nichts. Da war es ihm aber gewesen, als wenn er ein leises Sprechen höre, als wenn Jemand dem Inspector etwas zuflüstere und dieser eben so leise antworte. Gleich darauf hatte er aber nichts mehr gehört, und er hatte gedacht, er habe sich vielleicht geirrt.

Wenige Minuten darauf hörte man den langsamen Schritt eines Pferdes auf der Landstraße herankommen, in der Richtung von dem Jahrmarkte her, wie der Inspector gesagt hatte. Der Reiter mußte zuerst an dem Baume vorbei, an dem der Inspector stand. Als er den Baum erreichte, fiel ein Schuß. Das Pferd machte einen Satz — setzte sich in Galopp. Der Knecht sprang ihm entgegen, fiel ihm in die Zügel und hielt es auf. Der Reiter glitt von dem Pferde, er hatte nur noch halb darauf gehangen; der Schuß hatte ihn getroffen. Der Inspector sprang herbei und warf sich über ihn her.

„Halte das Pferd, bis ich fertig bin,“ sagte er zu dem Knechte.

Der Knecht hielt das Pferd. Der Inspecter durchsuchte die Taschen des Reiters und plünderte ihn.

„Laß das Pferd laufen,“ sagte er zu dem Knechte, als er fertig war.

Der Knecht ließ das Pferd laufen.

„Hilf anfassen,“ sagte der Inspector dann zu dem Knechte.

Sie nahmen Beide den Körper des Reiters auf, der todt war, und trugen ihn zu einem Graben, der zwanzig Schritte seitab durch eine Wiese lief, und warfen ihn in denselben.

„Hier hast Du Dein Geld,“ sagte darauf der Inspector zu dem Knechte. Er zählte ihm dreihundert Thaler in Gold, sechzig Stück Friedrichsd'or, in die Hand.

„Wie viel haben Sie, Herr?“ fragte ihn der Knecht.

„Geht es Dich etwas an?“

„Geh' nach Hause, aber auf dem geradesten Wege, nicht durch das Dorf zurück. Laß Dich von keinem Menschen sehen. Sieh Dich einer, so wirst Du gehöpft.“

„Und Sie mit, Herr,“ sagte der Knecht.

„Bah!“ lachte der Inspector.

Sie trennten sich. Der Inspecter kehrte auf die Landstraße zurück. Der Knecht nahm den geradesten Weg nach Hause durch Wiese, Acker, Gehölz. An der Hecke der Wiese, in der sie den Leichnam in den Graben geworfen hatten, blieb er stehen, sah sich um, sah aber nichts mehr, auch den Inspecter nicht. Aber er glaubte wieder, unter den Bäumen der Landstraße ein leises Flüstern zu vernehmen. Dahin zurückzukehren, hatte er nicht den Muth.

„Der Inspecter,“ sagte er im Verhöre, „konnte sein Pistol wieder geladen, eher noch ein zweites bei sich haben. Es konnte dann um mich geschehen sein. Er ist ein Mensch, der zu Allem im Stande ist. Und wer wußte, wer bei ihm war?“

Er kam zu Hause an. Es war gegen vier Uhr Morgens, im October noch dunkle Nacht.

„Sind der Herr und der Inspector schon zu Hause?“ fragte er die anderen Knechte.

„Schon vor Mitternacht,“ wurde ihm geantwortet.

Er verwunderte sich im Stillen, aber er fragte nicht weiter. Der Inspector sprach nie wieder mit ihm über die Sache.

Das war die Ausfage des Knechtes. Gegen sich hatte er ein Geständniß abgelegt, das gegen ihn voll Beweise war; gegen den Inspector hatte er nur Beschuldigungen vorgebracht, die anderweit bewiesen werden mußten. Sie konnten freilich auch durch ein Geständniß des Inspectors bewiesen werden.

Der Inspector wurde verhaftet. Seine Sachen wurden durchsucht. Es geschah Alles mit der größten Sorgfalt und Vorsicht, aber es wurde nichts bei ihm gefunden. Es war kein Geständniß von ihm zu erhalten. Andere Beweismittel fehlten eben so vollständig. Es war ihm nicht einmal eine Unwahrheit, ein Widerspruch nachzuweisen. Er gerieth in keine Unruhe, in keine Verlegenheit, in keine Verwirrung und erklärte die Angaben des Knechtes einfach für Lügen, die ihm unbegreiflich seien. Er wurde mit dem Knechte confrontirt, blieb aber kalt, ruhig, selbst widerwelt. So war kein Beweis gegen ihn da. Er führte sogar einen Gegenbeweis, daß er der Mißhandlige des Knechts nicht sein könne. Er hatte schon um elf Uhr in der Nacht mit seinem Herrn, dem Baron, den Jahrmarkt verlassen. Sie waren zusammen gefahren, in dem Wagen des Barons, und waren kurz vor Mitternacht zu Hause angekommen. Der Kutscher, der sie gefahren hatte, bestätigte es; die Wirthshausleute im Dorfe hatten das Abfahren gesehen, die Leute im Schlosse bekundeten die Ankunft.

Ob der Knecht wirklich gelogen und einen Unschuldigen falsch bezichtigt hatte, dazu fehlte für seine Angaben der juristische Beweis; der moralischen Ueberzeugung von ihrer Wahrheit konnte der Inquirent sich nicht erwehren. Der Kutscher, die Wirthschaftsleute, die Knechte auf dem Schloß: hatten die Wahrheit bekundet. Aber der Inspector konnte selbst vom Schlosse zurückgeritt sein und darauf noch Alles gethan haben, dessen der Knecht ihn bezichtigte. Er war dann absichtlich zum Schein zurückgekehrt, um künftig einen Alibeweisbeweis zu haben. Er war ein rüstiger, kräftiger, behender Mensch. Die Entfernungen waren zu sehr groß nicht. Die Uhren gehen auf dem Lande verschieden. Er konnte selbst dem Knecht, als er ihn von dem Tanzboden abrief, eine falsche Stunde angegeben haben. Das Abrufen hatte Niemand gesehen.

Der Baron mußte noch vernommen werden. Der Inquirent verschob es bis zuletzt. Er hatte seine Gründe dazu.

Mit den Vermögensumständen des Barons stand es nicht besonders. Sein Gut war verschuldet. Die Gläubiger konnten ihre Zinsen nur unregelmäßig erhalten. Er war eng verbunden mit dem Inspector, den Jedermann zu allem Schlechten für fähig hielt. Ihm selbst traute Niemand; seinem häßlichen Aeußern, seinen stets zusammengekniffenen Lippen, seinem unstäten Blick entsprach sein verschlossener und doch wieder jähzorniger und zugleich wieder nachtragender, rachsüchtiger Charakter. Man wußte von allen diesen Eigenschaften Beispiele genug zu erzählen. Er hatte auf dem Jahrmarkte an der Bank des Viehhändlers gespielt und hatte viel verloren, Alles, was er bei sich hatte. Und wer war jener Mensch gewesen, mit dem, nach der Versicherung des Knechts, der Inspector zweimal so heimlich geflüstert hatte, einmal gleich vor, das zweite Mal gleich nach dem Morde? Der Mörder ging jedenfalls sicherer, wenn er genauere Nachricht von der baldigen Ankunft des Viehhändlers erhielt.

An dem Tage, da ich meinen Freund, den Inquirenten, besuchte, war die Vernehmung erfolgt. Ich traf gerade bei ihrer Beendigung in dem Verhörzimmer ein. Der Baron war in allen seinen Auslagen vollkommen klar und besonnen gewesen. Nicht die geringste Unwahrheit oder nur Unwahrscheinlichkeit in seinen Angaben, nicht der leiseste Widerspruch konnte ihm vorgeworfen werden; seine äußerliche Ruhe war unbeweglich, unerschütterlich geblieben. Aber wie in seinem Innern die Angst, die Angst des Todes kochen und siedeu mochte, das hatte deutlich genug die wilde, glühende Hitze gezeigt, mit der das sonst ewig graue, blasse Gesicht noch übergossen war, als das Verhör zu Ende war und ich ihn sah. Er mußte in seiner inneren Aufregung kaum mich gesehen haben.

„Sie sind schuldig,“ sagte der Inquirent zu mir. „Sie sind die eigentlichen Schuldigen, der Baron und sein Inspector. Meine innere Ueberzeugung sagt es mir. Aber es fehlt der gesetzliche Beweis gegen sie, der Knecht, der Verleitete, der Mitschuldige in zweiter Linie, wird zum Tode, zum Rade verurtheilt werden, und sie, die Verführer, die eigentlichen Mörder — den Baron wird man gar nicht einmal zur Untersuchung ziehen können, den Inspector wird man vorläufig freisprechen müssen.“

Er hatte Recht.

„Hast Du noch eine Hauptbahe? Weißt Du noch einen Ausweg?“ fragte er mich.

Wir überlegten. Es war keine Handhabe, kein anderer Ausweg mehr da.

„Zeige mir den Inspector,“ bat ich ihn.

Er führte mich in das Gefängniß des Inspectors. Wir traten hinein, als wenn wir nur das Zimmer besichtigen wollten. Ich besah mir unterdeß den Gefangenen. Mein erster Blick auf ihn sagte mir, daß aus diesen finsteren, harten, entschlossenen und verwegenen Menschen kein weiteres Wort, als was er schon gesprochen hatte, heraus zu bekommen war. Und der Baron war vielleicht noch zäher und verschlossener.

„Gieb Dir keine Mühe weiter,“ sagte ich zu den Inquirenten. „Laß alle Hoffnung fahren. Den Beiden wird man nach unseren peinlichen Gesetzen nichts anhaben können, und der Andere wird zum Tode verurtheilt werden, wenn nicht die Gnade des Königs etwas Anderes über ihn beschließt.“

Und so war es gekommen, wie wir ein halbes Jahr später mein Freund, der Inquirent, schrieb. Die Gerichte hatten erkannt, wie sie nach den Gesetzen nicht anders erkennen konnten: der Baron war gar nicht zur Untersuchung gezogen; der Inspector war vorläufig freigesprochen; der Knecht war zum Rade verurtheilt. Der König hatte die Strafe im Wege der Gnade in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt, weil bei der moralischen Ueberzeugung der Richter wie des Volkes von der Schuld wenigstens des Inspectors das allgemeine Rechtsgefühl durch die Hinrichtung des minder Schuldigen gegenüber der Freisprechung des wahren Mörders doch zu schwer würde verletzt worden sein.

Nach der Verkündigung des Erkenntnisses hatte übrigens der Baron sein Gut verkauft und mit seiner Familie die Gegend verlassen. Wohin er gegangen war, wußte man nicht. Einige Zeit vorher, während der Untersuchung, hatte seine Frau eine bedeutende Erbschaft gemacht. Dies war keine Vorspiegelung, die Getreu waren theilweise durch das Gericht selbst ausgezahlt worden. Der Inspector war gleichzeitig mit ihnen aus der Gegend verschwunden.

Ich habe vergessen, über die früheren Verhältnisse des Barons und des Inspectors, wie sie zu den Untersuchungsacten festgestellt waren, zu sprechen. Der Baron stammte aus der Gegend. Er gehörte einer bekannten adligen, aber verarmten Familie an, hatte in seiner Jugend die Heimath verlassen und war in fremde Kriegsdienste gegangen; nach Rom oder Neapel, meinte man. Vor etwa funfzehn Jahren war er mit Frau und zwei Kindern zurückgekehrt, und hatte das väterliche Gut übernommen. Die Frau sollte aus Italien oder aus der italienischen Schweiz sein. Der Inspector war der Sohn eines pensionirten, verkommenen Hauptmanns, der in einem kleinen Städtchen der Nachbarschaft von seiner geringen Pension ein jämmerliches Leben führte. Der Bursche war schon zu Lebzeiten des Vaters ein verwahrlester Taugenichts gewesen. Nach dessen Tode gab es keinen schlechten Streich, den er nicht ausführte. Als auch seine Mutter starb, hatte er etwas lernen müssen. Er hatte sich der Landwirthschaft gewidmet und war seit drei Jahren Inspector auf dem Gute des Barons. Der Baron und der alte Hauptmann sollten in ihrer Jugend befreundet gewesen sein.

Das war es, was ich meinem Freunde, dem Steuerrath, zu erzählen hatte.

„Und nun?“ sagte er.

„Und nun? Die beiden Verbrecher, die beiden Mörder, denen ihr Verbrechen nicht nachgewiesen werden konnte, sind hier; wir sind in ihrem Hause, wir sind ihre Gäste. In jener Gegend war ihre Ehre verloren, selbst ihre Sicherheit. Sie waren nicht ganz, nicht wegen erwiesener Unschuld frei gesprochen. Irgend ein Zufall konnte einen neuen Verdacht gegen sie hervorrufen, dieser eine neue Untersuchung, die Untersuchung doch zuletzt eine Strafe. So mußten sie fort, auch nachdem der Baron durch die Erbschaft seiner Frau ein reicher Mann geworden war. Er vergrub sich mit seinem Reichthum unter einem fremden Namen in diesem verborgenen

Winkel des civilisirten Lebens. Von seinem Mitschuldigen, dem Inspecter, hatte er sich zugleich trennen müssen. Ihr ferneres Beisammensein hätte schon für sich allein einen neuen Verdacht, wenigstens gegen den Baron, begründen müssen. Noch mehr mußte es ihm ein Verdrießniß sein, sich des rohen, übermüthigen Burschen zu entledigen, der schon vorher — wer weiß durch welche andere gemeinsam verübte Niederträchtigkeiten? — eine Gewalt über ihn gewonnen hatte, und in dessen Hände er, in Folge jenes Verbrechens, sich ganz und gar gegeben hatte. Aber der Fluch des Verbrechens weicht nicht von dem Menschen; er verfolgt ihn überall hin und er wächst im Verfolgen lawinenartig. Jener Elende hat ihn aufgesucht, hat ihn wiedergefunden, hat sich wie ein Alp, wie das Unglück auf ihn gelegt, hat ihn und seine Familie tyrannisirt, hat sie Alle zu willenlosen Werkzeugen und zugleich Opfern seines Uebermuthes, seiner Rohheit, seiner Gemeinheit gemacht; er will morgen das arme, blasse, von Schmerz und Leiden schon halb aufgezehrte Kind an den Traualtar schleppen, damit sie ihm ganz, wie dem Melech, geopfert werde. Welch' ein Elend, welch' ein Jammer! Und es ist keine Rettung, keine Hoffnung, kein Lichtstrahl in diesem Labyrinthe von Verbrechen und von Unglück, von der Strafe, die der Himmel sendet, und die auch, oft noch mehr als die weltliche Strafe, den Unschuldigen mit dem Schuldigen trifft. Und nun der Sohn, der nicht da ist, und über den sie in Schmerzen Nachrichten erwarten! Ist da nicht auch wieder eine jener Strafen der ewigen Gerechtigkeit? — Laß uns zu dem armen Holm gehen, den diese Gerechtigkeit so schwer mitbetrifft; vielleicht theilt er uns etwas mit."

Wir verließen den Garten, um wieder auf den Gutshof zu gehen, auf dem der junge Mann noch warten mußte, wenn nicht unterdeß die Frau des Hauses schon zu ihm gekommen war. Unser Weg führte uns durch das Haus, in welchem uns die Hausfrau begegnete. Ihr Mann war nicht mehr bei ihr; sie war allein und sah sich verstört aus. Sie mußte eine schwere Schreckensnachricht erhalten haben. Als sie uns sah, kam sie auf uns zu.

„Sie wollten mich vorhin zu Holm führen," sagte sie zu dem Steuerrath. „Ich habe ihn noch nicht gesprochen. Ich war auf dem Wege zu ihm. Darf ich bitten, mich zu begleiten?"

„Auch wir waren gerade auf dem Wege zu ihm," sagte der Steuerrath.

Sie sah uns zweifelhaft an, besonders mich.

„Darf ich fragen, zu welchem Zweck?" fragte sie dann den Steuerrath.

„Gnädige Frau," antwortete dieser, „Ihr Herr Gemahl hatte Ihnen offenbar keine angenehme Nachricht zu bringen. Da fürchtete ich, Sie hätten Holm vergessen, und wir wollten ihn bitten, noch zu warten."

Der Steuerrath sprach die Worte theilnehmend, sorglich, wie ein Freund. Die unglückliche Frau mußte Einem leid thun. Es schien ihr leichter um das Herz zu werden. Sie faßte Muth, Vertrauen, anfangs nur noch halb.

„Mein Mann hat mir in der That keine angenehme Nachricht gebracht," sagte sie. „Und wenn Holm —" Sie stockte und sah mich noch einmal zweifelhaft an. Sie konnte in meinem Gesichte nur das aufrichtigste Mitleid sehen. Aus dem ihrigen verschwand der letzte Rest des Mißtrauens. Sie mußte sich das Herz ganz erleichtern.

„O meine Herren," sagte sie, „darf ich vorher ein paar Worte mit Ihnen reden? Besonders mit Ihnen, Herr Kreisjustizrath, dem Criminalrichter des Kreises? Wollen die Herren die Güte haben, mir zu folgen?"

Wir waren noch im Hause. Sie schloß ein Zimmer auf.

„Wir vermissen unseren Sohn Ulrich," sagte sie, nachdem wir in das Zimmer getreten waren, „unseren einzigen Sohn. Vor acht Tagen verließ er uns. Er hätte schon vor drei Tagen zurück sein müssen und ist nicht zurückgekommen; wir haben nicht die geringste Nachricht von ihm. Doch. Er ist schon seit vier Tagen von dem Ort seiner Bestimmung fort. Mit dieser Nachricht ist heute Abend mein Mann zurückgekehrt, der in unserer Angst ihm gestern nachgereist war. Ihnen, Herr Kreisjustizrath, wird so Manches angezeigt. Hätten Sie nichts vernommen, was auf ihn Bezug haben könnte?"

Mir wollte eine Centnerlast auf das Herz fallen. Sollte ich etwa den Ermordeten entdecken?

„An welche Art von Nachrichten denken Sie, gnädige Frau?" fragte ich. „Ich bin Criminalrichter."

„Ich weiß es," sagte sie. Aber sie hatte nicht den Muth, mehr zu sagen.

„In welchem Alter ist Ihr Sohn?" mußte ich sie endlich fragen.

„Er ist fünfundzwanzig Jahre alt."

„Wohin war Ihr Sohn gereist?"

Sie nannte eine kleine Stadt der Gegend, etwa sieben bis acht Meilen entfernt.

„Und er ist seit vier Tagen von da fort?"

„Um direct nach Hause zurückzukehren, wie er gesagt hat. Niemand hat ihn wieder gesehen."

„War er in Geschäften hingereist?"

„Um Korn zu verkaufen. Es sind große Kornmärkte dort."

„Und allein?"

„Allein, und zu Fuße. Es war seine Liebhaberei. Er streifte gern im Lande umher, bald hier, bald dort einen Abstecher machend."

„Ich könnte Ihnen keine auf ihn zu beziehende Nachricht mittheilen, gnädige Frau, obwohl ich theilweise aus jener Gegend komme."

„Aber Ihre Fragen waren so speciell, als wenn sie sich doch auf etwas bezögen."

„Sie sollten nur meinen morgen anzustellenden Nachforschungen eine bestimmtere Richtung geben. Darf ich bitten, jetzt den Herrn Holm aufzusuchen?"

Sie war bereit, ihre eigene Unruhe trieb sie. Wir gingen zu Holm, auf den Gutshof hinaus. Er mochte nicht gerne das Haus wieder betreten wollen, aus dem er doch immerhin vertrieben war, und die Frau wollte es ihm nicht zumuthen. Er stand wartend am Ende des Hofes, hinter dem Baume, bei dem wir ihn vor einer halben Stunde verlassen hatten. Die Frau eilte auf ihn zu.

„Sie haben Nachrichten von Ulrich, Holm?"

„Nachrichten und keine Nachrichten, gnädige Frau."

„Gute?"

„Ich weiß es nicht —"

„Es sind schlimme. Ich höre es an Ihrer Stimme. Aber was es auch sei, theilen Sie es mir mit, vollständig."

Die Stimme, wie die Zurückhaltung des jungen Mannes, Beides ließ auf gute Nachrichten nicht schließen. Darin hatte die Frau Recht. Aber ihre Aeußerung ließ auch nicht auf einen Mord schließen, wenigstens nicht auf eine Furcht, daß ihr Sohn ermordet sei. Holm wollte noch einmal zweifelnd auf mich sehen. „Der Herr darf Alles wissen," sagte sie schnell. „Er muß Alles wissen. Erzählen Sie."

„Ulrich ist schon am Sonnabend vom Kornmarkte abgereist."

„Ich weiß es. Mein Mann hat ihm dort nachgeforscht. Haben Sie eine andere Spur von ihm?"

„Fassen Sie mich Ihnen ausführlich erzählen, gnädige Frau. Am Mittwoch, heute vor acht Tagen, war Ulrich bei mir. Sie wissen, wir waren befreundet. Er kam von Hause und brachte mir Nachrichten und Grüße von —"

Er stockte. Der Freund hatte ihm wohl Grüße, die letzten Grüße von der Schwester gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben deutscher Schauspieler.

2. Theodor Döring.

Auf seinem Krankenbette sag ein vierjähriger Knabe; der Arzt hatte ihn so eben verlassen, und die Mutter, eine sanfte Frau mit feinen, milden Zügen, war damit beschäftigt, ihrem Liebling den verordneten Heiltrank zu bereiten, ab und zu einen sorgsamen Blick auf den kleinen Patienten werfend. Dieser befand sich bereits in der Besserung, und da er ein sehr lebhaftes Temperament besaß, quälte er die gute Mutter mit seinen unaufhörlichen Wünschen und Fragen, so daß diese zuletzt sich genöthigt sah, ihm mit dem Arzte zu drohen, der ein alter, sehr ernster Herr war.

„Weißt Du auch Mama," fragte das frühreife Kind, ohne

Theodor Döring als Malvolio.

sich einschüchtern zu lassen, „was der Doctor für ein Gesicht macht, wenn er böse ist?"

„Nun, Du kleiner Affe?"

„So sieht der Herr Doctor aus, gerade so."

Dabei rümpfte das Kind seine kleine Nase, zog die Augenbrauen zusammen und copirte den würdigen Mann so treffend und wunderbar, daß die nachsichtige Mutter sich des Lachens kaum enthalten konnte.

„Willst Du wohl, Du Taugenichts!" drohte sie dem Knaben, dessen mimisches Talent sie im Stillen bewundern mußte.

Dieser kleine verjährige Künstler war der jetzige Hofschauspieler Theodor Döring in Berlin. Er wurde im Jahre 1805 in Warschau geboren, wo sein Vater das Amt eines königlich preußischen Salzinspectors bekleidete. Durch die nachfolgenden politischen Ereignisse und den unglücklichen Frieden von Tilsit verlor derselbe seinen Posten und mußte sich mit seiner Familie kümmerlich ernähren, bis er in späterer Zeit wieder eine Anstellung erhielt, die es ihm möglich machte, den talentvollen Knaben auf das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin zu schicken. Auch hier zeichnete sich der kleine Theodor durch seine dramatische Begabung aus, Lehrer und Schüler nannten ihn nur „den Schauspieler" oder den „kleinen Roscius", und bei jeder Festfeier oder öffentlichen Gelegenheit glänzte er durch seine Declamationen und Vorträge. Sein mimisches Talent entwickelte sich mit den Jahren immer mehr, verursachte ihm aber auch zuweilen manche Unannehmlichkeit. Es fehlte nicht an Strafen und selbst an Prügel von Seiten der Beleidigten, die sich nur oft zu getroffen fanden. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, zwang ihn die traurige Lage seiner Eltern, den Studirnm zu entsagen und sich dem Handelsstande zu widmen. Er trat als Lehrling in ein Tuchgeschäft, mit dem zugleich eine Weinhandlung verbunden war. Aber Döring war einmal zum Schauspieler geboren und deshalb zum Kaufmann verdorben. So oft er konnte, stahl er sich in's Theater, um sich von Künstlern wie Beschort, Lemm, Wolff zu entzücken zu lassen, sein Liebling aber war der berühmte Ludwig Devrient, den er sich zum Vorbild machte. Mit der Zeit wuchs seine Liebhaberei zur wahren Leidenschaft; er wurde Mitglied des Liebhaber-Theaters „Urania", dieser Pflanzstätte und Wiege manches großen Talents, in Berlin und spielte daselbst in kleinen Rollen, ohne jedoch die Aufmerksamkeit in irgend einer Weise auf sich zu ziehen.

In seinem zweinndzwanzigsten Jahre faßte er endlich den Entschluß, seine kaufmännische Carrière aufzugeben und sich ganz der Bühne zu widmen. Er ging von Berlin nach Bromberg, wo er bei der Gesellschaft des Director Gurray ein Engagement fand. Sein erstes Debut als Julius in dem „armen Poeten" von Kotzebue fiel jedoch so unglücklich aus, daß der Vorhang sinken mußte, bevor er noch seine Rolle zu Ende gespielt hatte. Döring bekam nämlich das Lampenfieber, eine nicht seltene Krankheit bei angehenden Künstlern, der Anblick des Publicums wirkte vollkommen lähmend auf sein Gedächtniß und seine Bewegungen, das Wort blieb ihm in der zugeschnürten Kehle stecken, und statt zu sprechen, stotterte er vor unbeschreibaner Verlegenheit. Seit diesem traurigen Abende war er die Zielscheibe der Lacher im Parterre, und so oft er auftrat, wurde der Arme mit Spott und Hohn empfangen. Erst nach und nach legte er diese Furcht ab, und es gelang ihm sogar in Thorn, wohin sich die Gesellschaft indeß begeben hatte, als „Vorrechaisenträger" in der „Schachmaschine" durch ein geistreiches Impromptu den ersten Applaus zu gewinnen, der einen wunderbar belebenden Einfluß auf sein niedergedrücktes Gemüth ausübte. Gedenfalls erregte er sortan die kleinen Leiden des Schauspielerlebens und seine Armuth, die bei seiner geringen Gage so groß war, daß er mehr als einmal sich hungrig zu Bett legen mußte. Mit vielem Humor erzählte Döring später seinen Freunden, wie er einmal, als er den „Prinzen" in Körner's „Rosamunde" halbverhungert gespielt, noch im Hermelinmantel auf die Einladung seiner Wirthin, einer armen Buchdruckerfrau, sich zu der dampfenden Schüssel mit Kartoffeln gesetzt und sich einmal wieder sein langer Zeit satt gegessen, wobei er die Versicherung zu geben pflegte, daß es ihm nie in seinem Leben besser geschmeckt habe, als an jenem Abend. Die Begeisterung für die Kunst hielt ihn jedoch aufrecht, und sein angeborener Humor ließ ihn nicht verzweifeln.

Mit neun Thalern und sechs Groschen in der Tasche verließ Döring Bromberg und wanderte zu Fuß in grimmiger Decemberkälte nach Breslau, um daselbst ein Unterkommen zu finden. Sein Geld war bald zu Ende und seine Stiefeln so abgelaufen und durchlöchert, daß er sich unmöglich in diesem erbärmlichen Zustande präsentiren konnte. Seine ganze Garderobe bestand in einem abgeschabten, zeisiggrünen Leibrock mit hellen Metallknöpfen und in gelben Nankingbeinkleidern. Zum Glück erinnerte er sich an eine Freundin, die Schauspielerin Carlberg, mit der er zusammen auf dem Uranianheater in Berlin aufgetreten. Diese streckte ihm einige Thaler vor, welche er zu dem nothwendigen Ankauf von einem Paar Stiefeln verwendete. So ausgerüstet stellte er sich dem Director Bierey vor, der ihm jedoch mit einem Seitenblick auf die traurige Garderobe ein Engagement rundweg abschlug. Seine inständigen Bitten und ein geschickt angebrachter Hanktuß bei der Alles vermögenden Frau Directorin erweckten das Mitleid der gutmüthigen Dame und verschafften Döring ein Engagement mit einer wöchentlichen Gage von vier Thalern. Glücklich begab sich derselbe zu dem damaligen Regisseur Herrn Stawieski, der schon damals den Ruf eines ausgezeichneten Künstlers hatte, um sich pflichtschuldigst bei ihm als neuengagirtes Mitglied zu melden. Die ganze Erscheinung und vornehme Haltung Stawieski's machte einen imponirenden Eindruck auf den armen Döring; besonders aber wirkte das Aroma des seinen holländischen Tabaks, den der Herr Regisseur aus seiner langen Pfeife rauchte, wahrhaft bezaubernd auf seine Sinne. Mit sichtlichem Wohlbehagen schlürfte er den würzigen Dampf ein, und sein ausdrucksvolles Gesicht verrieth so stark seinen Appetit nach einem ähnlichen Lang entehrten Genuß, daß sein jetziger Vorgesetzter ihm lächelnd eine gestopfte Pfeife anbot, wodurch er ihn in den siebenten Himmel versetzte. Seit jenem Tage wurden Döring und Stawieski Freunde für das ganze Leben, und noch heute erinnern sich Beide, wenn sie in der Weinhandlung bei Lutter traulich beim Glase sitzen, lächelnd an diese erste Friedens- und Freundespfeife.

Unter der Leitung des trefflichen Stawieski entwickelte sich Döring's Talent mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit; er gefiel dem Publicum besonders im Fache der Intriganten und in komischen Rollen. Aber trotz dieser Erfolge und des allgemeinen Beifalls wurde sein Einkommen erst nach drei Jahren um einen Thaler für die Woche erhöht und seine Bitte um eine Verbesserung seiner Lage als eine sträfliche Anmaßung zurückgewiesen. Unter diesen Umständen folgte Döring dem tüchtigen Schauspieler August Haake, als dieser das Theater in Mainz übernahm, derthin nach, mit einer alle seine Erwartungen übersteigenden Gage von 1200 Gulden jährlich. Haake selbst war ein anerkannter Künstler und übte besonders auf Döring einen höchst günstigen Einfluß aus. Ihm verdankte er zum großen Theil seine bessere Richtung und seine höhere Entwickelung, indem ihn Haake durch sein Beispiel und seine Belehrung wesentlich hob und förderte. In Mainz spielte Döring zuerst und mit großem Beifall jene Rollen wie „Schewa", „Polonius", „Lanzelot Gobo" und den „Organ" in Molière's „Tartuffe", welche den Grundstein zu seinem Künstlerruf legten. Immer klarer und bestimmter trat sein Talent hervor, immer entschiedener wendete er sich dem von ihm in der glänzendsten Weise vertretenen Charakterfach zu, nachdem er früher ohne Auswahl sich in den verschiedensten Rollen, als Liebhaber, Komiker und Intrigant, genau auch immer mit Erfolg, versucht hatte und dadurch in die Gefahr gerathen war, sich allmählich zu verflachen. — In Mainz lernte Döring auch die Tochter eines angesehenen Arztes kennen, mit der er sich verheirathete. Leider selbe das Glück dieser Ehe nur von kurzer Dauer sein, da die junge reizende Frau schon nach vier Monaten ihm durch ein nervöses Fieber wieder entrissen wurde.

Um so leichter entschloß er sich, ein Engagement in dem nahen Mannheim anzunehmen, das ihm von dem dortigen Intendanten, Grafen Luxburg, angeboten wurde. Dieser war ein ausgezeichneter Pferdekenner, besaß aber nebenbei einen gewissen theatralischen Instinct, der ihn selten einen Fehlgriff thun ließ, wie auch die Anstellung Döring's durch ihn bewiesen hat. Zu den Eigenheiten des originellen Mannes gehörte es, daß er nachträglich jeden von ihm engagirten Schauspieler den Mund sühnen ließ, um sie Zähne einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, wie er sonst beim Kaufe seiner Pferde zu thun pflegte. Waren dieselben gesund und vollständig, so sagte der Herr Graf in seinem Dialekt: „Ich geb' Ihne noch 200 Gulde zu, die Zähn' sein gut." — Da Döring noch heute sehr schöne und fast vollzählige Zähne besitzt, so äußerte der wunderliche Intendant seine volle Zufriedenheit mit ihm und legte die gewiß sehr willkommenen 200 Gulden dem erfreuten Künstler zu. In Mannheim gefiel Döring dem Hofe und dem Publicum; wahrhaft Furore machte er aber daselbst in den Bauernfeld'schen Lustspiele „die Betenntnisse" als „Banquier Müller", eine Rolle, die zu den vorzüglichsten Leistungen der deutschen Schauspielkunst gehört und die er mehr als dreihundertmal in den verschiedensten Städten stets mit dem gleichen Beifall gegeben hat. Kein zweiter Künstler besitzt aber auch wie Döring diese genaue Kenntniß des fürstlichen Volkscharakters mit allen seinen Schrullen und Vorzügen, wofür dieser Banquier Müller das glänzendste

Zeugniß adelgt. Hier ist jeder Zug dem Leben abgelauscht, wahr und natürlich, ohne jede Uebertreibung, ein vollendetes Genrebild.

Auf Empfehlung eines ihm befreundeten Engländers reiste Döring im Jahre 1836 nach Hamburg zu einem Gastspiele bei dem originellen Theaterdirecteur Friedrich Ludwig Schmidt, der ihn jedoch keineswegs ermuthigend empfing. Die Jahreszeit war sehr ungünstig gewählt, da im heißen August das Theater nur wenig besucht wurde; außerdem war der fremde Künstler in Hamburg wenig oder gar nicht bekannt. Alle diese Umstände stellte der wackere Director in seiner derben Weise Döring vor, ohne daß dieser sich davon abschrecken ließ. Endlich wurden ihm drei Gastrollen mit einem Honorar von zwölf Friedrichsd'or bewilligt, wenn auch nur mit großem Widerstreben. Döring trat in Hamburg auf und zwar mit einem so großen und unerwarteten Erfolg, daß er statt der zugesagten drei Rollen siebenzehnmal vor überfüllem Hause spielen mußte. Das Publicum war entzückt und hingerissen, der tüchtige Kritiker Reinhold sprach offen seine Bewunderung und sein Erstaunen aus, daß ein so genialer Künstler so lange in Deutschland unbekannt bleiben konnte. Der alte Schmidt, selbst ein ausgezeichneter Schauspieler und der nützliche Nachfolger des berühmten Schröder, bot ihm einen Contract auf zehn Jahre mit einer jährlichen Gage von 2500 Thaler, eine für die Hamburger Bühne und die damaligen Verhältnisse ungeheure Summe. — Drei Jahre verweilte Döring in seiner neuen Stellung unter dem Director Schmidt, dem er seine künstlerische Vollendung und Abrundung zu verdanken hatte. Manche Rolle, wie zum Beispiel der „Dorfrichter Adam" in dem „zerbrochenen Krug" von Heinrich Kleist, worin Döring noch jetzt die größten Triumphe feiert, zeigen deutlich die Spuren der Schmidt'schen originellen und stets lebenathmenden Auffassung. — Auch auf dem Hoftheater in Wien eröffnete Döring ein mit dem glänzendsten Erfolge gekröntes Gastspiel, das jedoch zu keinem Engagement führte, da das von ihm beanspruchte Nollenfach anderweitig besetzt wurde. Unterdeß erhielt Döring, nachdem Seydelmann einem Rufe nach Berlin gefolgt war, den ehrenvollen Antrag, dessen Stelle in Stuttgart zu ersetzen. Trotzdem er noch auf mehrere Jahre in Hamburg gebunden war, entband ihn der wackere Schmidt von seinem Contract, um ihn nicht in seinem Fortkommen zu hindern. In Stuttgart gefiel zwar Döring dem Publicum, aber er selbst hatte mit manchen Theatercabalen zu kämpfen, welche ihm seinen Aufenthalt verleideten, so daß er nach Pauli's Tod sich nach Dresden wendete, wo ihm ein lebenslängliches Engagement mit einem ansehnlichen Gehalt geboten wurde. Seine Stuttgarter Gegner hatten jedoch an den sächsischen Generalintendanten, Grafen von Nürchau, Briefe geschrieben, worin sie vor Döring wegen seines unverträglichen und unzufriedenen Charakters warnten. Als Graf Lüttichau diesen Verleumdungen Glauben zu schenken schien und ihn deshalb zur Rede stellte, zerriß der leicht verletzte Künstler den eben unterschriebenen Contract mit den Worten: „Wenn Sie so mit mir sprechen, so zwingen Sie mich, Herr Graf, auch Ihnen meinen unzufriedenen Charakter zu zeigen."

Vergebens eilte der gutmüthige Hofrath Winkler dem zornigen Döring nach, um ihn zu beschwichtigen. Dieser verließ festlich Dresden und reiste nach Hannover, wohin er ebenfalls eine Einladung erhalten hatte. Hier wurde er unter glänzenden Bedingungen engagirt; sein Künstlerruf steigerte sich von Tag zu Tag, so daß der bekannte Generalintendant Herr von Küstner sich veranlaßt sah, ihn zu einem Gastspiel an der Berliner Hofbühne aufzufordern, wo Seydelmann's Tod einen entsprechenden Ersatz dringend forderte. Zum zweiten Mal in seinem Leben sah sich jetzt Döring berufen, der Nachfolger des berühmten Seydelmann zu werden, ein Beweis seiner eigenen Künstlerhöhe. Es war jedoch keine kleine Aufgabe für ihn, das für Seidelmann mit Recht begeisterte Berliner Publicum zu gewinnen. Indeß gelang dies Döring bei seinem ersten Gastspiel so vollständig, daß ihm ein lebenslänglicher Contract an dem Berliner Hoftheater angeboten wurde. Indeß lehnte sich eine neue große Schwierigkeit, da der damalige König von Hannover, der bekannte Ernst August, ihn nicht aus seiner bisherigen Stellung gutwillig entlassen wollte, so dringend auch Döring ihn darum wiederholt ersuchte.

„Warum," fragte ihn bei solcher Gelegenheit eines Tages der König in seinem gebrochenen Englisch-Deutsch, „warum willst Du fort von mir?"

„Eure Majestät," erwiderte der Künstler, „ich bin ein geborener Preuße und finde in meinem Vaterlande einen größeren Wirkungskreis."

„Dummer Kerl!" sagte der originelle König wörtlich, „ich möchte auch lieber König sein von Engeland und muß doch hier bleiben in Hannover."

Nur durch die Verwendung einer hochgestellten Dame, welche dem Könige sehr nahe stand, gelang es endlich Döring, seinen Abschied zu erhalten. Im Jahre 1844 kam er nach Berlin, wo er bald der Liebling des Publicums wurde und zu den ersten Künstlern nicht nur der Hofbühne, sondern in Deutschland überhaupt gerechnet wird. — Döring ist der geborene Schauspieler, eine wahrhaft genniale Künstlernatur, die in ihrer Vielseitigkeit unwillkürlich an den unübertroffenen Ludwig Devrient erinnert, mit dem er auch in seiner äußeren Erscheinung und Gesichtsbildung manche Aehnlichkeit zeigt. Wie dieser tritt auch Döring in den verschiedensten Fächern, in der ernsten Tragödie und in heiteren Lustspiel, mit gleichem Erfolge und gleicher Meisterschaft auf, indem er heute den „Franz Moor" und „Shylock", morgen den „Falstaff" oder den schon erwähnten „Banquier Müller" mit hinreißendem Talente spielt. Zur höchsten Grade besitzt er das erste Erforderniß des darstellenden Künstlers, die protzische Gestaltungskraft und Verwandlungsfähigkeit, unterstützt durch sein ausdrucksvolles Gesicht und ein von Jugend auf geübtes und wunderbar entwickeltes Mienenspiel. Ohne Perücke und Schminke, ohne alle gewöhnliche Hülfsmittel vermag Döring jeden beliebigen Charakter, jede Leidenschaft sogleich, blos durch die Gewalt, mit der er seine Züge beherrscht, vollkommen wahr und überraschend auszudrücken. Mit Hülfe eines breiten Taschentuches verwandelt er sich in eine alte Frau von so täuschender Aehnlichkeit, daß man das Gemälde eines vielerländischen Meisters zu sehen glaubt. In demselben Grade, wie sein Gesicht, beherrscht er auch sein Organ, besitzt er die Fähigkeit jede Stimme, jeden Dialekt nachzuahmen, den er nur einmal gehört hat. Durch diese Eigenschaften übt er schon außerhalb der Bühne im alltäglichen Verkehr einen ganz eigentlichen Zauber auf seine Umgebung und seine näheren Bekannten und Freunde aus. Man kann sich nichts Interessanteres und Amusanteres denken, als wenn Döring irgend eine Geschichte, eine ganz gewöhnliche Begebenheit erzählt. Seine Züge beleben sich dabei, seine Mienen sind in sonnenheiterster Spannung und begleiten jedes seiner Worte in sprechender Weise; man sieht die Personen, um die es sich handelt, man hört sie reden, und verkörpert steht ihr Bild vor unsern Augen. Das alltägliche Ereigniß erhält daher in Döring's Mund einen dramatischen Reiz, ein eigenthümliches Leben, eine fesselnde Gewalt. Sie alle sind Künstler in der Weinhandlung von Luther, die er, wie der große Ludwig Devrient, gerne besucht, eine kleine Geschichte erzählt, sammelt sich ein Kreis von bewundernden Zuhörern um den vollendeten Mimiker. — Auf dem Theater verbindet Döring mit den genannten Eigenschaften eine lebendige, schöpferische Phantasie und eine wahrhaft geniale Gestaltungskraft. Den darzustellenden Charakter faßt er mit einer ihm eigenthümlichen Schärfe auf, die freilich zuweilen das Maß des Schönen überschreitet und ihm den Vorwurf der Caricatur, besonders in komischen Rollen, zuzieht. Immer bleiben aber seine Schöpfungen originell und von hinreißender Wirkung, und selbst sein „Chas Krumm" in Kopetue's „Der gerade Weg ist der beste", sein „Commissionsrath Frosch" im „Verschwiegenen wider Willen" sind trotz der Ausstellungen einer strengen Kritik nur unwiderstehliche Beweise einer Genialität, wie sie kein zweiter Schauspieler in Deutschland gegenwärtig aufzuweisen hat. Sein angeborener Humor, sein natürliches Gefühl für das Lächerliche, seine scharfe Charakteristik und unspülngliche Komik reißen ihn vorzugsweise auf das Lustspiel an, wo er auch stets die glänzendsten Triumphe feiert.

Rollen wie „Falstaff" und „Malvolio" in Shakespeare's „Was ihr wollt" sind Döring's Meisterstücke; hier entwickelt er einen unübertroffenen Humor, ein wahres Raketenfeuer von sprudelndem Witz, von bezaubernder Laune, von hinreißender Komik. Jede Miene, jede Bewegung, jeder Blick, jedes Lächeln übt einen unwiderstehlichen Zauber auf das Publicum, und selbst ein Cato nirt sich des Lachens nicht enthalten, selbst der eingefleischteste Hypochonder nicht länger finster sehen, selbst der ernsteste der Bühne erschüttert. Oft reicht schon seine stets charakteristische Maske, seine blasse, stumme Erscheinung hin, um einen allgemeinen Jubel hervorzurufen. Aber auch im ernsten Schauspiel und selbst in der höheren Tragödie erzielt der Künstler Ähnliche, wo nicht noch größere Erfolge. Sein

„Nathan" in Lessing's „Nathan dem Weisen", sein „Shyleck" in Shakespeare's „Kaufmann von Venedig", sein „Mephisto", „Jago", und vor Allem sein „Tischlermeister Anton" in Hebbel's „Magdalena" reihen sich den vorzüglichsten Schöpfungen des deutschen Theaters an und beweisen die geniale Vielseitigkeit Döring's.

In der Gesellschaft und im Umgange ist Döring eine der liebenswürdigsten Erscheinungen, ein heiterer, harmloser, stets zum Scherz aufgelegter Camerad, der einen Spaß versteht und gern einen zum Besten giebt, fröhlich mit den Fröhlichen, aber auch betrübt mit den Betrübten und stets bereit die Leidenden zu trösten und nach Kräften ihnen zu helfen. Der Grundzug seines Charakters ist eine fast an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit, verbunden mit einer hohen, bei Künstlern aber nicht seltenen Reizbarkeit. Leicht erregt, ist er auch schnell wieder besänftigt und bietet dann gern die Hand zur Versöhnung. Seine Reden klingen zuweilen scharf und verletzend, aber sein Herz weiß nichts von dem, was der Mund spricht. Sein Hang zur Satire, durch sein großes Nachahmungstalent noch gesteigert, artet nie in Bosheit aus, und zuletzt lacht auch der Beleidigte über den stets zutreffenden und nie bös gemeinten Scherz. In guten Stunden und wenn er heiterer Laune ist, gilt Döring mit Recht für den besten Gesellschafter, den man in der Welt finden kann. Solche Abende, wo er beim schäumenden Champagner seinem Humor die Zügel schießen läßt und die Schleußen seiner bezaubernden Heiterkeit öffnet, werden gewiß allen seinen Freunden und Bekannten unvergeßlich sein.

Der beigegebene Holzschnitt, welcher den Künstler in der Rolle des komischen Haushofmeisters „Malvolio" in Shakespeare's „Was ihr wollt" darstellt, ist nach einer trefflichen Photographie des Herrn Hofphotographen Graf in Berlin gefertigt und zeichnet sich eben so sehr durch charakteristische Auffassung als durch sprechende Aehnlichkeit mit dem Künstler aus.

Max Ring.

Ein Verleumdeter.

Von Dr. Ludwig Brehm, dem Vater.

Wer an einem stillen Maiabende durch den lieben Wald geht, begegnet oft genug, gewöhnlich wohl ohne daß er es weiß, einem der sonderbarsten Gesellen aus der ganzen Vogelwelt. Wie ein Schatten huscht in der Dämmerung an ihm Etwas vorüber, leicht und gewandt wie eine Schwalbe, rasch und zierlich wie ein Falk, und ist im Nu, vielleicht mit einer geschicken Wendung hinter einem Baum sich bergend, dem Auge verschwunden. Ich nehme es Niemandem übel, wenn er mir sagt, daß er diesen Vogel nicht kenne. Im Mai giebt es im Walde so viel zu hören und so viel zu sehen! Von den Auwäldern, in denen der Sänger Königin, die Nachtigall, ihr Hoflager aufzuschlagen hat, will ich gar nicht reden, ich habe unseren lieben Nadelwald, den würzigen, duftigen, im Sinne. Gerade ihn, ja gerade seine ärmsten Theile bevorzugt der Schattenvogel, welchen ich meine. Wer in der öden Haide oder auf ausgedehnten Schlägen beobachten will, wird ihn nicht nur sehen, sondern sicherlich auch hören; denn auch ihm wurde Klang und Stimme verliehen. Aber freilich, sein Gesang fällt nur durch seine Eigenthümlichkeit auf, und wenn die Singdrossel oder die Amsel, wenn der Mönch oder die Braunelle, wenn Rothschlschen oder Zaunkönig sich hören lassen, da verschwinden des armen Schelms ausdauerndes Flehen um Minne und Minnesold gänzlich dem verwöhnten Ohre. Dennoch kann es kommen, daß der aufmerksame Wanderer plötzlich überrascht stehen bleibt, weil er ein sonderbares Tönen vernimmt, welches ihn lebhaft an das Spinnen unseres Hausfreundes Hinz erinnern will. Lang gezogen und leise, abwechselnd bald wie „Cerrrrr", bald wie „Crrrrrr" klingend, tönt es durch den Wald, mit einer Ausdauer, die geradezu unbegreiflich scheint, weil man sich nicht denken kann, wie der eifrige Sänger imzwischen nur zu dem ihm doch unbedingt nöthigen Athemholen und Luft gelangen mag. Man geht, verdutzt fast, den sonderbaren Klängen nach, aber man muß geübt sein, wenn man ihren Urheber entdecken will. Ja, es kann kommen, daß man nicht an ihm vorübergeht, ohne ihn zu bemerken.

Der Vogel, den ich meine, ist aber durchaus nicht so unbekannt, als es nach Vorstehendem scheinen mag. Man berichtet von seinem Leben und Thaten Unglaubliches; man hat ihn schon vor Jahrhunderten in schlimmen Ruf gebracht, und, wie das Böse immer eher geglaubt wird als das Gute, alle Verleumdungen für baare Münze genommen. Ihm, welcher sein ganzes Leben nützlichen Geschäften widmet, wird Schuld gegeben, daß er sich gegen den Menschen und zwar vorzugsweise gegen den Armen sonderbare Eigenthumsvergehen zu Schulden kommen läßt. Das Alles geschah und geschieht einzig und allein aus einem Grunde, welchen sicherlich kein rechtlich Denkender billigen kann. Man urtheilt von der auffallenden Gestaltung unseres Vogels auf sein Thun und Treiben, ohne auch nur ein geringstes weiteres Halt für sein Urtheil zu haben.

Viele meiner Leser haben längst errathen, daß mit Obigem ihnen der Ziegenmelker oder Nachtschatten vorgeführt werden soll. Wir fassen beiden Namen wird jener Vogel in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes und in den wissenschaftlichen Schriften bezeichnet. Aber er trägt auch noch andere Titel, welche so recht eigentlich von jener ungerechtfertigten Mißachtung Kunde geben, zugleich aber auch von der großen Bekanntschaft, deren sich der Ziegenmelker erfreut. Nicht blos Ziegen-, Geiß- und Rindermelker, oder Ziegen-, Kuh- und Milchsauger wird er genannt, sondern auch Nachtwanderer, Nachtrabe, Brillenmaus, Kalfater, Hexe und Pfaffe, — der verdienten Namen Tagschlaf und Nachtschwalbe nicht zu gedenken. Die Spanier schelten ihn, wie meine Söhne mich berichteten, Hirtenbettläger, Windvater und Großmaul, und die übrigen Völker geben ihm in diesem Verhältnisse fast sämmtlich eine Menge ähnlicher Titel.

Ein so großer Reichthum an Namen hat stets seine Gründe, wenn auch dieselben nicht immer gerechtfertigt sind. Die Ziegenmelker gehören unzweifelhaft zu den merkwürdigsten Vögeln der Erde. Sie sind dasselbe unter den Schwalben, was die Eulen unter den Raubvögeln sind. Mit diesen Nachtgiestern haben sie das weiche Gefieder, das Sammtartige an den vordern Schwungfedern, die großen Augen und den weiten Rachen gemein. Der letztere aber ist verhältnißmäßig bedeutend größer als bei irgend einem anderen Vogel, und er allein ist es auch, welcher zu so schlimmen Verleumdungen Veranlassung gegeben hat. Der Rachen steht mit dem kleinen, unbedeutenden Schnäbelchen in gar keinem Verhältniß. Er öffnet sich bis hinter die Augen und ist so groß, daß er die Faust eines Kindes in sich aufnehmen könnte. Das Kinnladengelenk steht ganz nahe am Kopfende. Bei einigen Riesen der Familie kann der Rachen geradezu ungeheuerlich genannt werden; er wäre groß genug, um unseren deutschen Ziegenmelker mit Haut und Federn in sich aufzunehmen. Daß dieser Rachen zu den vielen Namen des Thieres, und wie bemerkt, zu den Verleumdungen Anlaß gegeben hat, ist leicht erklärlich. Denn mit dem Leben dieses Vogels nicht Vertrauten ist es unbenkbar, wozu das Thier ein so gewaltiges Maul bedarf, und weil die liebe Phantasie ein gar geschäftiges Ding ist und den Verstand, wo sie kann, zu beweisen und zu überwuchern sucht, mußte der Unwissende natürlich sich eine ihm zusagende Erklärung des Ausfallenden ausdenken. Der weite Rachen des Ziegenmelkers ist gerade groß genug, den Strich eines Ziegen- oder Kuheuters in sich aufzunehmen, — der Vogel muß also ein Milchdieb sein; der erschreckte oder gefangene Nachtschatten sperrt entsetzt diesen Rachen vor seinem Gegner auf, so weit er kann, — und der Grund für die Schimpfnamen Hexe, Windvater und Großmaul ist gefunden; die Nachtschwalbe bleibt bei Tag so lang als möglich auf dem Boden liegen; sie wird am öftesten von den Hirten gesehen, deren weidende Schafsheerden sie auftreiben; der Hirt versucht das merkwürdige Geschöpf zu fangen und wird betrogen, — hiermit ist ein neuer Titel erklärt. Selbst Hunger liegt in der Namengebung. Der Name „Pfaffe" will wahrscheinlich andeuten, wie viel schon in den Schlund Derjenigen hinabgegangen ist, welche sich Verkümmerer des göttlichen Wortes nennen — ich wenigstens könnte mir sonst die Ursache nicht erklären, daß man ein so nützliches Geschöpf „Pfaffe" schilt. Ueber die übrigen Namen brauche ich weiter nichts zu sagen, die nachstehende Beschreibung wird sie hinlänglich erklären.

Alle Ziegenmelker sind echte Nachtvögel. Der erste kundige Blick auf ihr Gefieder beweist dies. Das Federkleid zeigt immer und überall düstere, nur selten halbwegs lebendige Farben, welche stets mit der Umgebung auf das Allergenauste übereinstimmen. Nur ein geübtes Auge vermag unseren auf der Erde ruhenden Ziegenmelker und ein Stück flechtenüberspannener Baumrinde zu unterscheiden, wenn die Entfernung nicht gar zu gering ist. Schon auf zwanzig, dreißig Schritte hin verschwindet das Thier fast dem Blick. Die südlichen Arten sind sämmtlich lichter gefärbt als die unserigen, ja, in Afrika giebt es eine fast gelbgelbe, welche die Steppe bewohnt und die Färbung der dürr gewordenen Grashalme trägt. Andere Arten sehen sandfarbig aus, und wieder andere gleichen der Rinde dortiger Bäume. Die Zeichnung ist bei allen Arten eine überaus zarte und zierliche. Die feinsten Wellenlinien laufen über die Federn, und nur hier und da sieht man größere Flecke, auf denen die Grundfärbung nicht unterbrochen ist.

In ihrem Betragen ähneln sich die verschiedenen Arten mehr oder weniger. Bei Tage legen sie sich zwischen hohes Gras, Haidekraut oder Gebüsch platt auf den Boden, gewöhnlich so dicht, daß ihr sonst runder Leib förmlich breit gequetscht erscheint und somit die Aehnlichkeit mit einem zufällig herabgefallenen Stück Baumrinde nur noch vermehrt. Mit Sonnenuntergang werden sie munter und zeigen sich nun in ihrem wahren Leben. Derselbe Vogel, welchen man bei Tag mit halb- oder ganzgeschlossenen Augen träge dösten, so zu sagen auf der Erde kleben sah, ist ein behender, rascher Flieger geworden, welcher mit den schönsten Schwenkungen und Windungen durch die Luft eilt, ganz lustig wird, komische Spiele ausführt und seinen merkwürdigen Gesang hören läßt. Die meisten Arten ähneln sich auch hinsichtlich ihrer Stimme vollkommen. Sie spinnen fast sämmtlich in der oben angegebenen Weise. Doch giebt es Ausnahmen. Ein amerikanischer Nachtschatten trägt den Namen „Whip poor Will“, zu deutsch: „Peitsche den armen Wilhelm!“ weil er Töne, die mit diesen Worten Aehnlichkeit haben, ohne Unterlaß hervorbringt. Ihre Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren, und eben deshalb werden sie den Menschen nur nützlich und verdienen alle Schonung.

Wir lernen so ziemlich das Leben aller Ziegenmelker kennen, wenn wir uns mit dem Thun und Lassen der bei uns lebenden Art vertraut machen. Und deshalb will ich diese hier kurz zu beschreiben versuchen.

Der europäische oder gemeinste Ziegenmelker hat ungefähr die Größe einer Schwarzamsel. Er ist etwas zwölf ein halb Zoll lang, seiner großen Schwingen halber aber bis über zwei Fuß breit. An dem kleinen kurzen Körper fallen die starken Brustmuskeln auf; sie müssen aber auch gewaltige Schwingen in Bewegung setzen. Die Füße dagegen sind verschwindend klein und so wenig zum Gehen geeignet, daß der Ziegenmelker nur zu trippeln vermag. An den Zehen ist die mittlere ihres sägenartig gerandeten Nagels wegen und die innere deshalb merkwürdig, weil sie eben so wohl nach hinten als nach vorn gerichtet werden kann. Der Schnabel ist kaum zwei Linien lang und durch seine röhrenförmigen Nasenlöcher ausgezeichnet. Ein aus Reihen, vorstehenartigen Gebilden bestehender Bart umgiebt ihn und die ganze Mundöffnung, welche dadurch vergrößert und zum Fange der fliegenden Kerfe geschickter wird. Das aschgraue Gefieder zeigt auf dem Oberkörper braune, schwarze und rostgelbe Streifen, Flecken und Tüpfel und eine äußerst feine, lichtgraue Wässerung; der Unterleib ist bis auf die weißgefleckte und bräunlich umränderte Kehle braungrau und dunkelgelb. Ueber den Kopf verlaufen zwei deutliche schwarze Längsstreifen, über die Flügel oben eine lichtere, unten eine dunklere Binde. Die drei vordersten Schwungfedern des Männchens haben einen runden, weißen, die des Weibchens einen gelben Fleck. Bei dem Ersteren zeigt auch der Schwanz auf jeder Seite einen weißen Spitzenfleck, welcher aber den Jungen noch fehlt.

Ein großer Theil von Europa ist die Heimath unseres Nachtschattens. Im Süden ist er häufiger als im Norden. Wälder, und zwar vorzugsweise mit Nadelholz bestandene, sind seine Wohnsitze. Hier zieht er die Stellen, auf denen große Bäume neben Schlägen und Dickichten stehen, allen übrigen vor. Man findet ihn übrigens nirgends häufig, sondern immer nur paarweise. Jedes Paar besitzt ein Gebiet von einer Viertel-, vielleicht von einer halben Meile ins Geviert und behauptet es hartnäckig gegen jeden frechen Eindringling. Während der Zugzeit erscheint der Ziegenmelker auch in Gärten und verweilt hier, auf einem wagerechten Aste sitzend, vom Morgen bis zum Abend. Dann setzt er seine Reise fort. Zärtlich, wie er ist, bringt er nur den warmen Sommer bei uns zu. Er erscheint spät, etwa zwischen dem fünfzehnten April und fünfzehnten Mai, und verläßt uns schon Ende Septembers wieder, um in Afrika den Winter zu verbringen. Dort traf ihn mein Sohn Alfred noch unter dem zwölften Grad nördlicher Breite als Wandervogel. Er scheint also, wie die Schwalbe, noch tiefer in das Innere Afrika's zu gehen.

Bei Tage liegt der Ziegenmelker in der oben beschriebenen Weise auf dem Boden. Einen zufällig Vorübergehenden läßt er gewöhnlich so nahe an sich herankommen, daß man ihn erschlagen zu können glaubt, d. h. falls man ihn wirklich gesehen hat. Gewöhnlich ist das nicht der Fall. Er erhebt sich plötzlich dicht vor Einem, fliegt rasch in die Luft, fliegt etwa zweihundert Schritte weit und läßt sich dann an einer anderen Stelle des Dickichts wieder nieder. Am liebsten liegt er auf ganz ebener Fläche. Tiefstehende starke Aeste, der Schaft eines umgefallenen Baumes, eine niedrige Stange oder eine alte Bank sind Lieblingssitze von ihm; immer aber wählt er seine Orte so, daß sie der Zeichnung und Färbung seines Gefieders auf das Vollständigste gleichen. Er ist sich dieser Gleichfärbigkeit mit Boden und Baumrinde so bewußt, daß er sich ganz ruhig niederdrückt und still verhält, wenn er einen herankommenden Feind rechtzeitig entdeckt, d. h. bei Zeiten wach wurde und deshalb Muße genug hat, den Fall zu beurteilen. Besonders gern versteckt er sich auch unter Büsche, jedoch immer nur unter lichtere, deren Aeste nicht ganz bis auf den Boden herabreichen. Auch in der Art und Weise, wie er sich auf Aeste setzt, zeigt er etwas Eigenthümliches. Während die meisten anderen Vögel so sitzen, daß ihre Zehen den Zweig oder Ast umklammern, und ihr Körper mit dem Ast etwa einen rechten Winkel bildet, setzt sich der Ziegenmelker immer der Länge nach auf einen Ast. Der Kammnagel der mittleren Zehe und die Wendezehe mögen ihm dabei gute Dienste leisten.

Sobald die Sonne am westlichen Himmelsrande verschwunden ist, beginnt das lustige Treiben unseres Nachtfreundes. Jetzt zeigt er sich in seinem wahren Leben, und jetzt erst gewährt er jedem Thierfreunde großes Vergnügen. Gleich nach seiner Ankunft hat er sich gepaart, denn der Wiedersommer Mai ist auch für ihn die Zeit der Minne. Mit lautem „Häit, häit“ ruft das fliegende Männchen sein Weibchen herbei, klatscht, wenn er es gefunden hat, wie der liebesselige Tauber mit den Flügeln, umschwebt es in zierlichsten Reigen und setzt sich dann auf einen benachbarten Ast nieder, um dort flugs ein Stückchen an dem Liebesnetze zu spinnen, mit welchem er seine Geliebte umstricken will. Die wechselnden Laute „Oerrrrr“ und „Errrrrr“ werden jetzt mit einer Ausdauer vorgetragen, welche des edlen Zweckes vollkommen würdig ist. Ohne Unterbrechung währt der sonderbare Gesang, und man wird versucht zu glauben, daß er den höheren Ton, wie andere Vögel, durch Ausstoßen der Luft, den zweiten aber beim Einathmen derselben hervorbringt. Mehrere Naturforscher haben dies geradezu ausgesprochen; mir ist aber ihre Ansicht aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, weil das tiefere „Oerrrrr“ viel länger als ein gewöhnliches Einathmen dauert. Ich glaube, er schöpft Luft, ehe er den tieferen Ton ausstößt, und wechselt erst mit dem höheren Ton ab, wenn ihm der Athem knapp wird. Niemals läßt er diesen Liebesgesang im Fluge, sondern immer nur im Sitzen hören. Und wenn er damit zu Ende ist, beginnen von Neuem die Flugspiele der Liebe, das Werben durch die Künste der Schwingen von Seiten des Männchens, das Verfagen auf gleichem Wege, das Sprödethun von Seiten des Weibchens.

So eintönig der Stimmergesang unseres Vogel auch sein mag, soviel Gemüthliches hat er für den Beobachter. Alte Vogelfreunde stimmen darin mit mir überein, daß das Spinnen des Ziegenmelkers zu der angenehmsten Nachtmusik gehört, welche der Nadelwald zu bieten vermag. Mein Sohn gedenkt noch heute mit freudigen Gefühlen der Nächte, welche er in den Wald- und Steppendörfern Afrikas zubrachte.

„Wenn ich des Nachts in ein afrikanisches Wald- oder Steppendorf einritt,“ sagt er in seinem Leben der Vögel, „und Alles schon zur Ruhe gegangen war, höchstens die Hunde noch bellten, um eine von fern heulende Hyäne oder einen Schakal, vielleicht auch einen Leopard oder Löwen von ihrer Wachsamkeit zu benachrichtigen, spannen die Ziegenmelker, unbekümmert um die nächtlichen Raubthiere und mich, den nächtlichen Wanderer, zwischen den

Häusern und auf den nächsten Büschen ruhig ihren gemüthlichen Gesang ohne Ende. Denn wenn der eine ermüdet, begann ein anderer, und so hörte man die Vorträge in einem fort. Und in einer Nacht war er mir besonders erfreulich: das war, als ich mich einmal verirrt hatte, mitten in einem Steppenwalde übernachten mußte, von Hyänen umheult, aber wegen des heftigen Windes kein Feuer machen konnte und mein erschrecktes Kameel zu beruhigen hatte. Als da vier bis sechs langschwänzige Nachtschatten um meine einfache Lagerstätte schwebten und mit bewunderungswerther Ausdauer ihr Gesangsstück vorzutragen begannen, da war ich getröstet ob alles Ungemachs der Nacht, denn ich wußte, daß der Morgen nicht mehr fern war und von den Sängern begrüßt werden sollte."

Der eigenthümliche Gesang unseres Ziegenmelkers ist zugleich auch die hauptsächlichste Waffe, welche er gegen einen etwaigen Nebenbuhler — wer hätte denn solche nicht! — zu verwenden weiß. Doch kommt es manchmal auch noch zu ernsteren Thätlichkeiten. Brünstend stoßen zwei Männchen aufeinander, und gar grimmig und bösartig pfauchen sie einander an. Und wenn auch das nicht viel sagen will, sie erreichen doch ihren Zweck. Der eine schlägt den andern in die Flucht und eilt dann beglückt zu seinem Weibchen zurück, um mit diesem die Spiele der Liebe von Neuem zu beginnen. Gar artig sieht es aus, wenn dann beide Gatten neben- oder hinter einander herfliegen. Sie erscheinen noch einmal so groß als sie sind und verdienen jetzt ihren Namen Nachtschatten vollständig. Wie Gespenster schweben sie vorüber, die Flügelspitzen hoch über den Körper emporgebogen, oft auf lange Strecken hin ohne allen Flügelschlag.

Wenn der Ziegenmelker einmal munter geworden ist, kommt es ihm gar nicht darauf an, auch seinen lieben Wald zu verlassen. Er erscheint während der Nacht gar nicht selten in den Dörfern oder kleinen, nahe am Walde gelegenen Städten. So heimisch, wie in den Waldördfern Afrikas oder in den Gärten der Stadt Madrid, wird er freilich bei uns nicht, denn er kehrt immer und immer wieder nach seinem Walde zurück. Dort besindet sich ja das, was ihn am meisten zu fesseln weiß, sein Nest, oder richtiger sein Nestplatz.

Unser Ziegenmelker macht nicht besondere Umstände mit seiner Brut. Sein Weibchen legt die zwei gleichhälftigen, länglichen, glattschaligen, schwachglänzenden, auf hräunlichem oder schmutzigweißem Grunde mit erdfarbigen oder braunen Flecken bestreuten Eier ohne Weiteres auf den bloßen Boden hin. Niemals trägt er sich einen Halm oder ein Würzelchen zum Neste zusammen. Das Nest wird höchstens so angelegt, daß ihm ein dicker Baumast darüber einigermaßen zur Decke dient, d. h. dem brütenden Vogel bei Tag ein paar Minuten lang Schatten gewährt. Gleichwohl liebt die Mutter ihre Brut so außerordentlich, daß sie sich beim Nest manchmal mit den Händen greifen läßt, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß auch für unseren Ziegenmelker die schöne Beobachtung eines amerikanischen Forschers gilt, nach welcher eine Art des dort lebenden Nachtschattens ihre Eier in den weiten Schlund nimmt und nach einer andern Stelle schafft. Die Jungen, welche nach achtzehn- bis zwanzigtägiger Bebrütung dem Ei entschlüpfen, sind mit einem langen, grauen, hier und da schwarzfleckigen Flaume bedeckt. Man findet sie nicht immer zu Zwei im Neste, denn gar oft kommt das eine Ei gar nicht auf, und die Eltern haben dann nur für einen Sprößling zu sorgen. Wenn dieser bereits im Juni vollkommen flügge und zum eigenen Nahrungserwerb geschickt genug ist, machen die Alten wohl auch zur zweiten Brut Anstalt, und dieser gehören dann die Jungen an, welche wir noch im August zuweilen finden. Sie ziehen gewöhnlich nicht mit den Alten im September, sondern erst im October von uns weg, auf gut Glück dem nahrungsreichen Süden entgegen.

Unter allen Eigenschaften des Ziegenmelkers ist seine Neugierde besonders hervorzuheben. Sie zeigt sich auf eine sehr auffallende Art. Sobald unser Vogel etwas Ungewöhnliches bemerkt, beginnt er zu rütteln, d. h. sich durch schnellen Flügelschlag oder durch eine fast zitternde Bewegung der Schwingen auf einer Stelle zu halten, um den ihm fremden Gegenstand recht in's Auge zu fassen. Erst, wenn er seine Neubegier hinlänglich befriedigt hat, fliegt er weiter. Zuweilen wird ihm diese sonderbare Sucht verderblich. Ein schlechter Schütz z. B., dem der Ziegenmelker zu sehr Nachtschatten ist, braucht nur den einen Lauf seines Gewehrs auf ihn abzuschießen, um ihn zu veranlassen, sich zur beqnemsten Zielscheibe selbst des ärgsten Sonntagsschützen zu stellen. Nach dem Schuß beginnt der Vogel sofort zu rütteln und kann dann auch ohne jede Kunstfertigkeit herabgeholnmert werden. Nur ein erfahrener Ziegenmelker widersteht der Versuchung, nach einem Schusse durch Rütteln seiner Neugierde Genüge zu leisten.

Von dieser sonderbaren Leidenschaft des Ziegenmelkers erhielt ich vorigen Sommer einen mir besonders erfreulichen Beweis. Im Anfang des Juli ging ich Abends von dem benachbarten Karlsdorf nach Neuthendorf zurück. Der Weg führte durch einen etwa dreißig Minuten breiten Nadelwald. Ich war kaum eingetreten, da flog ein Ziegenmelker über meinen Weg, erblickte mich, rüttelte, besah mich ganz genau, setzte sich dann auf eine wenig entfernte Kiefer nieder und begann zu spinnen. Ich mochte noch nicht hundert Schritte weiter gegangen sein, da erschien mein lieber Freund schon wieder, schwebte neuerdings über mir herum, besah mich noch einmal und flog auf einen andern Baum, wo er sein Spinnen wieder aufnahm. Ich setzte meinen Weg fort und mochte, während der Ziegenmelker unverdrossen fortspann, um 500 Schritte weiter gegangen sein. Da erschien der Vogel zum dritten Male und begleitete mich wieder ein Stückchen. Der Weg hatte mich jetzt tief in das Thal hinabgeführt und der dichte Wald meinen neugierigen Beobachter entzogen. Als ich aber den gegenseitigen Hügel heraufgestiegen und dahin gekommen war, wo der Weg wieder frei wurde, erschien auch der Ziegenmelker abermals und flog längere Zeit als gewöhnlich über mir herum, gerade, als wolle er mir sagen: „Hier ist meines Reiches Grenze, an dieser will ich Abschied nehmen." Er that dies denn auch und kehrte über das Thal nach seinem Brutorte zurück, wie ich aus seinem von rückwärts zu mir herlönenden Geschnurre erkannte. Im Ganzen hatte er mich über eine Viertelstunde weit begleitet.

Bald darauf sprach ich mit dem auf alle Naturerscheinungen sehr aufmerksamen Herrn Förster Spittel in Mäusebach über dieses sonderbare Betragen des mir so lieben Vogels. Herr Spittel versicherte mir zu meiner großen Freude, daß er dieselbe Beobachtung schon mehrmals gemacht und bereits schon einige Mal mit Vergnügen gesehen habe, daß ein Ziegenmelker ihm Abends das Heimgeleite gab.

Zum Schluß noch eine Bitte: Jeder Leser, welcher mit dem gezeichneten Vogel in Berührung kommen sollte, möge ihn schonen. Er ist ein außerordentlich nützliches Geschöpf, denn er verzehrt bei seiner regen Eßlust eine große Menge schädlicher Kerbthiere, besonders Käfer, Abendfalter und Nachtschwetterlinge. Seine weite Speiseröhre gestattet ihm, Kerfe von bedeutender Größe herabzuschlingen, welche die meisten andern Insectenfresser fliegen lassen müssen, weil sie dieselben nicht verschlingen können. Wenn man nun bedenken will, daß während der Nachtzeit gerade die schlimmsten Feinde unseres Waldes fliegen und außer am Ziegenmelker nur noch an den Fledermäusen verfolgungsfähige Feinde haben, wird man die Wichtigkeit jenes Vogels kaum unterschätzen.

Einer, welchen ich kurz nach Sonnenuntergang erlegte, hatte, obwohl er höchstens drei Minuten gesessen, doch schon vier Maikäfer gefangen, und bei anderen fand ich den großen Magen von diesem schädlichen Gewürm und anderen Baumverwüstern dick aufgetrieben. Der Ziegenmelker richtet unter den Abend- und Nachtschmetterlingen große Niederlagen an und verdient die Schonung, welche ihm gegenwärtig von allen einsichtsvollen Forstfreunden wird.

Merkwürdig ist, daß der Vogel die lebenskräftigen Käfer herunterschlingt, wie sie ihm vor den Rachen kommen. Ich habe einen erlegt, welcher eine noch sehr muntere Nonne in seinem Rachen hatte.

Zahm gehalten macht der Ziegenmelker dem Besitzer wenig Freude, weil er fast immer mit dem Vorderkörper auf dem Boden des Käfigs liegt und wegen seines schlechten Ganges nicht herumspaziert. Wenn man ihn zum Zorn reizt, sperrt er den Rachen auf und pfaucht wie eine Schlereule. Er hält sich auch bei dem besten Futter, welches man ihm nur mit größter Mühe beibringt, in der Gefangenschaft selten länger als eine oder zwei Wochen.

Eine schlimme Stelle des menschlichen Körpers.

Diese schlimme Stelle unseres Körpers, — welcher ein ruhiger und verständiger Leser nach Durchsicht dieser Zeilen erst kann besondere Aufmerksamkeit schenken wird, wenn's wirklich Noth thut, und nicht, wie der krankheitsüchtige Angstmichel, bei jedem leisen Bauchknippe, — sie befindet sich rechts unten am Bauche, dicht über der Schenkelbeuge und wird vom Arzte Blinddarmgegend genannt. Als eine schlimme bezeichnen wir diese Stelle, weil hier ebenso in der Bauchwand, wie hinter und unter dieser in Organen der Bauch- und Beckenhöhle Krankheiten auftreten können, die, wenn sie mit hartnäckiger Verstopfung und heftigem, beim Drucke sich steigerndem Schmerze in der gespannten oder geschwollenen Blinddarmgegend einhergehen, von Derenthung sind und einer sehr genauen ärztlichen Untersuchung bedürfen.

Der gedanken- und urtheilslose Leser wird hiermit gebeten, sich von dem eben Gesagten die Worte „Schmerz in der gespannten Blinddarmgegend und hartnäckige Verstopfung“ gefälligst einprägen zu wollen, damit er nicht schließlich jedes seiner Unterleibsleiden für eine gefährliche Blinddarmgegend-Krankheit ansieht und sich unnützerweise ängstigt. Denn kaum zu glauben ist es, wie vieles kurz-, theils schwarzsichtig von vielen Lesern diese populär-medicinischen Aufsätze gelesen werden. Schreibt man von Mattigkeit in den Beinen und Druck im Hause, so sieht sich Mancher nächstens schon an Rückenmarksdarre und Kehlkopfschwindsucht zu Grunde gehen. Ist bei Schwächezuständen die Milch als das unentbehrlichste Stärkungsmittel angegeben, so trinkt trotzdem ein schwächlicher Leser statt Milch das frühe gegen ganz bestimmte Leiden, aber niemals zur Stärkung empfohlene heiße Wasser und schimpft auf dasselbe, wenn er sich dadurch nicht bald gekräftigt fühlt. Wird vor dem Mißbrauche des kalten Wassers und des Turnens bei gewissen Zuständen gewarnt, so geräth der Kaltwasser- und Turnfanatiker außer sich und meint, das kalte Wasser und Turnen sollten als Gifte ganz und gar von der Erde vertilgt werden. Räth man einem an häufigen Rheumatismen oder Brustbeschwerden leidenden ältern Herrn das Tragen eines Unterjäckchens an, so wird man von jungen, zur Zeit noch gesunden, und kräftigen Abhärtungsrenommisten mit den Worten angefahren: „Wollen Sie denn nicht lieber gleich die ganze Menschheit in Flanell einnähen lassen?“ Ach wenn der Mensch in der Schule außer vieles unnütze Andere doch auch denken lernte!!!

Was nun zuvörderst unsere obenberührte Bauchwand in der Blinddarmgegend betrifft, so hat diese ein Paar offene Stellen, durch welche Theile aus der Bauchhöhle (Darm, Netz) herausrutschen und durch ihre Einklemmung Gefahr bringen können. Man pflegt solche Ortsveränderungen von Bauheingeweiden „Bruchschäden“ zu nennen, und jene Austrittspforten heißen „Leisten- und Schenkeleanal“; der erstere zieht sich von außen und oben schräg, oberhalb und in der Richtung der Schenkelbeuge nach innen herab, während der letztere gerade in der Mitte der Schenkelbeuge seine Lage hat. Schmerzhafte Anschwellungen im Bereiche dieser Canäle, zumal wenn sie von Verstopfung begleitet sind, müssen zum sofortigen Herbeirufen eines Arztes, der zu untersuchen versteht, auffordern. In solchen Fällen kann gar nicht genug vor homöopathischen Heilkünstlern gewarnt werden, da diese durch ihr Nichtsthun schon manchmal den Brand des eingeklemmten Bruches und so Tod des Kranken veranlaßten. Uebrigens kommen an den genannten Stellen auch schmerzhafte Anschwellungen vor, welche keine Bruchschäden zu sein brauchen und demnach eine ganz andere Behandlung verlangen. Es können nämlich erkrankte äußere oder innere, oberflächliche oder tiefe) Leistendrüsen oder auch Eitersäcke sein, welche letztere mit einer Vereiterung von Muskeln (Schenkelbengen) innerhalb der Bauchhöhle in Verbindung stehen. Bisweilen führt sogar ein wasserlüchtiger Schleimbeutel am Hüftgelenke den Arzt irre, und so kann es recht leicht kommen, daß Anschwellungen in der Blinddarm-Leistengegend falsch beurtheilt werden und zwar gar nicht selten zum großen Nachtheile des Patienten. Darum hinaus mit jedem Arzte, der bei derzleichen Uebeln nicht die sorgmüßigste Untersuchung vornimmt!

Denken wir nun die Bauchwand weg und uns in die Bauchhöhle hinein, so fällt sofort ein ziemlich weiter, lugligsackförmiger Dann in die Augen, an dessen blindem Grunde ein regen- oder spulwurmähnliches, blind-endigendes, 1—5 Zoll langes Darmröhrchen hängt. Jener Darm ist der Blinddarm und dieses Anhängsel der Wurmfortsatz. Ein Stück höher oben am Blinddarme ist die Stelle, wo der vom Magen herkommende und mit einer Klappe versehene Dünndarm in den Diedarm übergeht.

Der Wurmfortsatz, deffen Zweck noch ganz unbekannt ist und der an seiner Einmündungsstelle in den Blinddarm durch eine Klappe von verschiedener Größe mehr oder weniger vollständig verschlossen werden kann, hat eine nur geringe Weite, so daß bloß fremde Körper von kleinem Umfange (Kirschkerne, Erbsen, Linsen, Gerstenkörner, Kothsteine) in denselben eintreten können. Leider geschieht dies nun aber gar nicht so selten und ist insofern mit Gefahr verbunden, als dadurch eine sehr heftige Unterleibs- (Bauchfell-) Entzündung hervorgerufen werden kann. Da nun eine Entfernung des fremden Körpers aus dem Wurmfortsatze von Seiten des Arztes, selbst wenn dieser die Gegenwart eines solchen Körpers mit Gewißheit erkennen könnte, durchaus nicht möglich ist, so muß ein vorsichtiger, sein Leben und seine Gesundheit liebender Mensch sich vor dem Verschlucken kleiner fremder fester Körper, die in den Canal des Wurmfortsatzes einzutreten im Stande sind, hübsch in Acht nehmen. So ist es eine sehr üble Angewohnheit, beim Kirschenessen die Kerne mit zu verschlucken; ebenso hat der Genuß von nicht enthülsten durchgeschlagenen Hülsenfrüchten seine Nachtheile. Denn abgesehen davon, daß die unlöslichen Hülsen dieser Früchte (Linsen, Erbsen) die Verdauung dieser Speisen bedeutend erschweren, so daß sich dieselben gewöhnlich zum größten Theile unverdaut, also ohne Nahrungsstoff geliefert zu haben, mit dem Stuhle wieder aus dem Körper entfernen, so hänsen sich derartige Nahrungsmittel auch sehr gern im Blinddarme an, reizen zum Theil in den Wandungen, ein, und können so in diesen Theilen nicht unbeträchtliche Leiden erzeugen. Auch tragen kleine verschluckte harte Gegenstände zur Bildung von Kothsteinen bei und zwar insofern, als sie den Mittelpunkt abgeben, um welchen sich zwiebelschalenartig harte Kothschichten anlagern. So sand man als Centrum von Kothsteinen verschluckte falsche Zähne, Goldklümpchen aus plombirten Zähnen, ein Stückchen Schweinsborste aus der Zahnbürste, Kerne von Beeren, Haferspelzen u. s. w.

Der Blinddarm oder das Cäcum, welches durch sehr lockeres Zellgewebe an die unterliegende Muskelbinde angeheftet ist, wird sehr häufig der Aufenthaltsort von großen Massen größtentheils unverdauter, eingedickter und verhärteter Nahrungsmittelreste (Kothballen), sowie von sogenannten Darm- (oder Koth-) Steinen, (Conglomeraten unverdaulicher Stoffe), die bis zu 20 Loth Schwere gefunden wurden. Auch setzen sich hier sehr gern verschluckte spitzige Gegenstände fest und bahnen sich später durch die Darm- und Bauchwand hindurch einen Weg nach außen. Die erwähnten im Blinddarme angehäuften Massen, die sich gewöhnlich auch durch die Bauchwand hindurch fühlen lassen, erregen nun häufig eine Entzündung des Blinddarms und zwar am häufigsten bei Personen, die neben Beeinträchtigung der Verdauung eine sitzende, den Leib zusammenpressende Lebensweise führen, und bei denen deshalb die Thätigkeit der Darm- und Bauchmuskeln verringert ist. Am meisten wird aber die Verdauung beeinträchtigt und dadurch Blinddarmstopfungsmaterial geliefert, wenn zu viel Unverdauliches genossen wird und wenn feste Nahrungsstoffe nicht gehörig zerkaut oder zu schnell aus dem Magen (in Folge von Reizung desselben durch starke Spirituosa) herausgetrieben werden. Wer demnach einer Blinddarmentzündung in Folge von Ueberfüllung des Blinddarms mit Kothmassen entgehen will, der genieße nicht zu viel unverdauliche Stoffe und zerkaue die verdaulichen festen recht ordentlich, auch treibe er die Bewegung des Verdauungsapparates (des Magens und Darmcanals) durch Reizmittel nicht widernatürlich an, wohl aber kräftige er durch Turnen die Darm- und Bauchmusculatur.

Hat sich nun aber eine Blinddarmentzündung entwickelt, so läßt sich dies erkennen: durch eine gespannte Auftreibung der Blinddarmgegend oder auch des ganzen Bauches; durch das Fühlen eines festen, anfangs noch verschiebbaren, flach rundlichen Klumpens in jener Gegend; durch den hier festsitzenden, bald dumpfen bald sehr lebhaften, bei Druck und Bewegung heftiger werdenden Schmerz; durch hartnäckige Verstopfung, bisweilen mit Durchfall abwechselnd oder sogar mit Erbrechen verbunden. Bei höheren Graden und schnellerem Verlaufe dieser Entzündung siebert der Kranke uns zählt ziemlich schnell zusammen, während bei langwierigem Verlaufe zeit-

weilige Besserung und wiederkehrende Verschlimmerung eintritt. — Fällt ein solcher Patient in die Hände eines mittelsüchtigen Heilkünstlers, dann fängt die Cur mit Setzung einer tüchtigen Anzahl von Blutegeln auf die Bauchwand vor dem Blinddarme an, obschon die Stelle, wo die Blutegel saugen, in gar keiner Verbindung mit dem entzündeten Darme steht und das Gebiet für dieses unmittelbare Wirken so gut wie zum Fenster hinausgeschmissen wird. Daß man nach Application dieser Blutsauger öfters Besserung wirklich eintreten sah, liegt darin, daß der Arzt sofort nach der Blutegelung fortwährend recht warme Breiumschläge auf die geschwollene und schmerzende Stelle machen läßt. Und diese Umschläge sind es eben, welche heilsam wirkten, obschon sie allein auch nicht zur baldigen Heilung hinreichen, denn dazu sind häufige Klystiere (von einer größern Quantität warmen Wassers mit Oel oder Stärke) ganz unentbehrlich. Sie müssen alle 2 bis 3 Stunden, aber so geschickt applicirt werden, daß sie auch gehörig hoch in den Darm hinauf gelangen und den kranken Blinddarm wirklich erreichen. Das bringt aber die gewöhnliche Handklystiererei (zumal mit Clysspompen) nicht fertig, und darum muß hier eine gelbliere Hand sich der Operation unterziehen. Natürlich betrachtet der echte Practicus das unbequeme und der Apotheke nicht entsprossene Klystier mit Verachtung und geht der Blinddarmverstopfung mit seinen Abführmitteln (Calomel, Ricinusöl, Sennaaufguß, Laxwerge und abführende Mineralwässer) nicht direct und von unten, wie's durch das Klystier auf rationelle Weise geschieht, sondern indirect von oben und unter Mißhandlung des Magens und Dünndarms zu Leibe. Von Glück hat dann aber der auslagrirte Patient zu sagen, wenn seine Blinddarmbauchgegend nicht auch noch mit Einreibungen (von Quecksilbersalbe), Pflastern und Jodeinpinselungen malträtirt wird. Der heimbeschriebene Heilkünstler bekämpft die Blinddarmentzündung hauptsächlich mit Aconit und Belladonna; das letztere Mittel ist aber nach Herrn Sanitätsrath Lutze hier vorzuziehen, da Aconit vorzugsweise ein links- und Belladonna ein rechtswirkendes Heilmittel ist. Unsinn!

Wenn nun der Leser meint, daß es mit den aufgeführten Leiden in der Blinddarm-Gegend genug sei, so irrt er sehr, denn außerdem kommt hier noch eine nicht etwa gering zu achtende Entzündung (Perityphlitis) des lockern Zellgewebes, welches den Blinddarm mit seiner hintern Fläche an die Beckenwand anheftet, sowie eine typhöse, tuberculöse und carcinomatöse Entartung im Darme vor, auch sind in der Blinddarmgegend zuweilen Darmeinschiebungen, sowie beim weiblichen Geschlechte noch Ovarialkrankheiten anzutreffen. Kurz, es giebt wohl keine Gegend in unserem Körper weiter, die von so vielen verschiedenen Uebeln heimgesucht werden kann, als die besprochene. Alle diese Uebel braucht nun aber der Leser nicht näher kennen zu lernen; er möge mit den Winken zur Verhütung und Heilung der Blinddarmentzündung zufrieden sein und lasse sich nochmals als Hauptfordernisse bei fast allen diesen Leiden „reichliche warme Klystiere und einen genau untersuchenden Arzt" empfohlen sein.

Beck.

Ein Ausflug in's Teufelsmoor.

Von J. G. Kohl.

Mit dem Namen „Teufelsmoor" bezeichnen die Geographen auf unsern Landkarten einen beinahe acht Quadratmeilen großen Moorstrich, der ungefähr die Mitte des Herzogthums Bremen ausfüllt und ehemals eine zusammenhängende Wildniß gebildet haben mag, jetzt aber durch die eingedrungene Cultur und die ihm nun einverleibten Dorfschaften und Ackerfluren in eine Menge einzelner Moorstriche zerlegt ist, deren jede ihren besonderen Namen trägt.

Im Lande selbst wird der Name „Teufelsmoor" (oder Düvelsmoor) kaum mehr in dem weiten Sinn, in welchem er auf den Landkarten erscheint, gebraucht. Vielmehr hört man die Leute nur immer von dem „Wallhofer Moor", dem „Gieler Moor", dem „Wister Moor", dem „Gnarsenberger Moor" und den andern kleinen Moorabschnitten sprechen. Es geht bekanntlich in der Welt überall so, daß die großen, weitumfassenden geographischen Namen nur in der Ferne bekannt sind, während an Ort und Stelle Localbenennungen gelten. Der Name „Düvels-Moor" ist jetzt im Lande selbst nur noch einem Dorfe, das ungefähr in der Mitte der ganzen Moorgegend liegt, eigen geblieben.

Am Eingange zum Teufelsmoor im Thale der Hamme, eines Flusses, der in die Weser mündet, liegt ein kleines Sandgebirge, der sogenannte „Weiberberg", den aber das Volk kurzweg „Up'r Wehe" (Auf der Wehe) nennt. Der höchste Gipfel dieser Düne soll 350 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Es ist die höchste Anhöhe weit und breit, und sie ist im moraftigen Herzogthume Bremen so berühmt, wie der Bleckserg in Norddeutschland. Die Mythe sagt, daß ein „Hüne", den Sand verstreuend, im Lande umhergewandelt sei, und jene Düne am Eingange des Moores aufgehaut habe, wie der griechische Hercules seine berühmten Felsensäulen am Thore des mittelländischen Meeres.

Die Abhänge und sanftgewölbten Rücken dieses kleinen Sandgebirges sind in das Gewand eines schönen, reichen Kornfeldes gehüllt, auf dem umangebauten Gipfel wurzelt ein kleiner Fichtenwald, in dessen Mitte sich eine Pyramide aus Granitsteinen, ein Monument für den größten Wohlthäter des Teufelsmoors, erhebt. Sie ist dem Andenken des wohlbekannten Herrn Findorff gewidmet, der im vorigen Jahrhundert zuerst mit Nachdruck und Erfolg die dem bösen Geist gewidmete Wildniß bekämpfte, in dem wüsten Bezirke die lieblichsten Oasen voll wohlbehender Dörfer und lachender Feldmarken schuf, und, ein zweiter „Hüne" oder Hercules der Neuzeit, diesen Augiasstall, wenn auch nicht völlig, doch in verschiedenen Richtungen ordnete und aussputzte.

Von diesem hochgelegenen Monumente aus, das ich an einem schönen, hellen Juliabende bestieg, konnte ich die ganze interessante Gegend, die ich am folgenden Morgen durchpilgern wollte, weit hin überschauen. Die Niederung, in welcher das Teufelsmoor aufgewachsen ist, läßt sich als eine mehrere Meilen breite Kluft zwischen zwei Haide- oder Geestrücken bezeichnen, deren Ränder ich von meinem Standpunkte aus sowohl im Osten, als im Westen, wie eine Reihe niedriger Hügel sich hinziehen sah. Auf diesen Hügeln sind so auch auf dem breiten Landrücken, dessen Ränder sie sind, giebt es kein Moor. Dagegen ist der ganze Zwischenraum damit angefüllt.

Der „Weiberberg", der, wie gesagt, wie eine Art Riegel vor dem Eingange des Thales oder Kessels liegt, trug vielleicht selbst dazu bei, in dieser Mulde die trägen Gewässer aufzustauen und den Morast zu veranlassen. Jahrhunderte lang schlugen sich aus dem stockenden Wasser die Binsen, Riedgräser, Sphagnen und andere saure Sumpfpflanzen nieder, vermoderten und verweseten unvollkommen, häuften sich auseinander, schwängerten sich mit allerlei vegetabilischen Auslaugungen und füllten so den ganzen Thalkessel mit einer 10 bis 20 Fuß dicken schwammigen, schwarzen Torfmoorschicht, einem „Hochmoor".

Die Flüsse haben sich nachher durch diesen schwarzen, dickflüssigen Suppenbrei wieder Wege und Canäle ausgebahnt, haben zu beiden Seiten den Torf eine englische Meile weit weggerissen und in solchen schwimmenden Stücken, wie sie kurz nach Christi Geburt Plinius in der Weser treiben sah, in's Meer hinausgeführt. Dadurch sind mitten in der Moorgegend breite bis auf den Untergrund ausgeschnittene Rillen entstanden, die jetzt mit Gräsern und Schilfen bestanden sind, und welche die Leute im Gegensatz zu dem braunen Hochmoore „das Grünland" (das grüne Land) nennen.

Diese grünen, langgestreckten Schilf- und Grasniederungen, durch die sich viele Canäle und Flußarme ziehen, sind an dem Hauptflusse des Teufelsmoords, der Hamme, wohl eine Stunde breit. Ich konnte sie von Weiberberge aus wie grüne tief eingelegte Bänder weithin verfolgen. Zu beiden Seiten derselben erhebt sich das Hochmoor mit ödem Scheitel und vom Graschreit des Menschen vielfach zerragt und zerarbeitet. Seine braunen melancholischen Flächen erstrecken sich vor meinen Augen weithin und verloren sich nach Bremervörde und den Elbgegenden zu im Nebel des Horizonts. Und als dritte Landesabstufung erhoben sich dann, wie schon gesagt, zu beiden Seiten des nackten Hochmoores, jene noch etwas höheren, hügligen und sandigen Geeststränder, hie und da

besetzt mit kleinen Hainen und Gehölzen, die aber mir jetzt nur wie grüne Flecken auf dem gelben Sanduntergrunde erschienen.

Von meinem Hügel, an dessen Abhange ich in einem kleinen Dorf-Hotel übernachtete, machte ich mich am andern Morgen in Begleitung eines der Wege kundigen Eingeborenen in besagtes Labyrinth von grünen, gelben, schwarzen Landparzellen und schimmernden Wasserstreifen hinaus, um mir die Sache mehr in der Nähe anzusehen.

Eine Zeit lang verschaffte uns noch der von den Weiherdünen aus im Lande verbreitete Sand trockene Füße und Wege. Bald aber kamen wir in das wässerige „Grünland" hinab und waren dann genöthig', uns nach einem Schiffe umzusehen. Wie in Nordamerika alle Ansiedelung mit einer Eisenbahn, so fängt hier in diesen Mooren aller Anbau, jedes Dorf mit einem Canale an. Ein Canal muß vor allen Dingen zuerst von dem Hauptflusse aus Ried- und Schilfwälder, unter denen überall der braune Spiegel der Moorwasser-Ueberschwemmung hervorschimmerte, und bekamen so endlich das besagte am Rande des Hochmoores gelegene Dorf in Sicht.

Es bot uns Heranschiffenden eine gar anmuthige Front dar, schöne, weitläufige Gehöfte und von Wohlhäbigkeit schimmernde Bauernhäuser unter dem Schatten eines Eichenhaines und mit künstlich geschaffenen Wiesengründen, die zu unseren Grünlandsümpfen hinabfielen und mit Geflügel und Vieh bereckt waren. Es waren die Besitzungen einiger der ältesten und daher reichsten Colonisten.

Das Land pflegte bei dem Beginne solcher Moorcolonien billig zu sein und als Lockspeise freigebig verschenkt zu werden. Die ersten Ansauer schnitten sich aus dem wüsten Hochmoore die Morgen bei Hunderten heraus. Sie waren trotzdem nicht reich, aber ihre Nachkommen wurden es, da allmählich Alles zugänglicher, besser

Ein Moordorf im Teufelsmoor.

in den Busen des Moores hineingeschnitten werden. Er giebt den Zusammenhang mit der übrigen Welt. Auf ihm wird es möglich, den zu beiden Seiten abgeschnittenen Torf zu versenden und zu verwerthen und dadurch dem Colonisten eine Existenz zu verschaffen. Anfänglich ist die ganze Ansiedelung nichts als so zu sagen ein Torfbergwerk, zu dem der Canal den Hauptschacht abgiebt. Je mehr dieses Bergwerk vorwärts und zu den Seiten sich in die Masse einfrißt und den Torf bis auf den Unterboden abarbeitet, desto mehr Wiesen und Ackerfelder kommen an den Tag, und desto reicher und blühender wird das Dorf.

Wir erreichten einen solchen Canal, an dessen Ufern schon viele Ansiedler saßen, überredeten einen derselben, der eben daran wollte, sich zu rasiren, diese Operation zu verschieben, sogar auch seinen anderthalb Zoll dicken Buchweizenkuchen, der schon in der Pfanne zum Umdreh für ihn schmorte, im Stiche zu lassen und sofort mit uns in's Schiff zu springen, um uns dem auf der andern Seite des „Grünlandes" liegenden Orte Teufelsmoor zuzuführen.

Wir fuhren eine Stunde lang aus einem Canale in den andern durch verschiedene Flußarme, lauter kaffeebraune Gewässer ohne Sand und Grand, ohne die von den Dichtern befungenen Bachkiesel, auf lauter Moorgrund fließend, wie sie hier in dem Teufelsmoor nicht anders üblich sind, und durch dichte Gras-, genutzt und höher verwerthet wurde. Die großen Grundbesitzer konnten zuletzt mit ihren Knechten nicht alle Arbeit, für die sich Aussicht eröffnete, mehr leisten. Sie siedelten daher auf ihren weitläufigen Ländereien Hinterfassen oder sogenannte „Achtermeier" an, die ihnen dafür 12 Tage im Jahre, — d. h. eben so viel Tage, als der Bauer dem Edelmann in der Moldau frohnt, — arbeiten mußten. Und die anfänglich so dürftig sich durchbringenden Torfcolonisten saßen daher am Ende wie vornehme Lehnsherren auf ihren Gehöften.

Die Dinge, nachdem sie einmal in Gang gekommen waren, schritten am Ende so schnell fort, daß jetzt auch schon jene „Achtermeier" wieder reich und unabhängig geworden sind. Ja sie sind nun sogar bereits mehr eine Last, als eine Hülfe für ihre käuflichen Lehnsherren. Die Verhältnisse haben sich so rasch verändert, daß, was vor 50 Jahren sehr vortheilhaft erschien, jetzt höchst onerös geworden ist. Damals z. B. bekamen die Achtermeier die Erlaubniß, eine Anzahl Kühe auf ihres Lehnsherrn Weide zu treiben und dafür einen Thaler per Kuh zu entrichten. Jetzt aber sind die Weiden und Viehzuchtproducte so werthvoll geworden, daß dieser stipulirte Thaler per Kopf um das Zehnfache hinter dem, was man heutzutage fordern würde, zurückbleibt und natürlich den Grundherrn drückt.

Wir besahen uns einige dieser schönen reichen Gehöfte, die

aus dem unwirthlichen Schooße des Moores hervorgewachsen sind, und setzten dann unsere Reise durch das sogenannte „Niederende“ und „Oberende“ fort. Dies sind die Benennungen der beiden Hauptabtheilungen der weitläufigen Colonie, und die Prediger dieser Gegend pflegen, wenn sie auf der Kanzel das Teufelsmoor zu erwähnen haben, diesen unchristlichen Namen ganz zu umgehen. Sie nehmen das Wort nicht in den Mund und bezeichnen ihre Leute nur als „die vom Niederende“ und „die vom Oberende“. Die Regierung und ihre weltlichen Behörden geniren sich dagegen in dieser Beziehung nicht und gebrauchen in ihren officiellen Erlassen den hergebrachten Namen. Das Volk hat diesen Namen sogar noch weiter hin benutzt und unter andern das Wort „de Düvelsmöörschen“ daraus abgeleitet, mit welchem in der That schrecklichsten Namen die Einwohner der Gegend selber bezeichnet werden.

Hinter dem sogenannten „Oberende“ der Düvelsmöörschen kamen wir auf einen Abschnitt des noch fast völlig unculturirten und wilden Hochmoores hinaus. Es war das sogenannte Wallhöfer Moor, das sich drei Stunden weit wie ein wüstes Plateau vor uns ausdehnte. Obgleich wir mitten in der schönsten Jahreszeit dort waren, in der Alles unther, was nicht Meer war, grüne und blühte, und in der alle Gebüsche vom Gesange der Vögel erklangen, so war doch auf diesem Plateau Alles todt und öde, als wäre es der tiefste Winter.

Vögel giebt es da nicht, weil kein Gebüsch und keine Gelegenheit zum Nesterbau vorhanden ist. Keine Lerche jubelt in den Lüften. Selbst Fuchs und Hase können in diesen Sümpfen nicht wohnen und leben. Obgleich die Sonne lieblich strahlte, stolperten wir in Wasserstiefeln auf tiefen schmutzigen Moraströgen wie im trüben November. Die Oberfläche war überall mit verschiedenen Sorten schmieriger und schwanniger Moose bewachsen. Wir konnten uns einbilden, es wäre ein riesiger Versuchter, auf der Erde hingestreckter Bannstamm, auf dessen rother Rinde wir wie kleine Käfer kröchen.

Obgleich man im Grunde genommen sich auf dem Rücken einer Niederung befindet, so hat man doch den Eindruck, als wanrele man auf einer hoch erhobenen Anhöhe. Solche Oden sahst Du zuvor nur an den Enden und Gipfeln der Erde, auf dem Rücken der Hochgebirge und dicht unter dem Wolkenschleier. Auch mag der weite Blick, der sich über die unbegrenzte Fläche eröffnet, dazu beitragen, diese Illusion zu unterstützen. Sie wird dadurch noch vollkommener, daß die Leute auch den Rücken dieses Hochmoores mit einer Anzahl ansehnlicher Hütten bedeckt haben, die an die Sennhütten der Schweizer Alpenhöhen erinnern.

Wie in der Schweiz die Hirten auf „die Alm,“ so ziehen hier im Teufelsmoor im Frühling die Torfarbeiter auf's Hochmoor, um ihren Torf zu ernten. Aus Strauchwerk und Torfsode bauen sie sich temporäre Wohnungen, die das Primitivste von menschlichen Wohnungen sind, was man sehen kann, und in der Dürftigkeit ihrer Ausstattung noch unter den Sennhütten stehen. „De Huttens“, so nennen sie diese Sommerwohnungen des Hochmoores, sehen aus, wie alte vermoofte Strohdächer, die man vom Hause abhob und auf den Boden stellte. Die Leute beziehen sie schon ganz früh im Frühling am Ende April oder Anfang Mai, wo ihre Torfarbeiten beginnen. Es sind die ärmeren Bewohner entlegener Dörfer, die wenig eigenen Grundbesitz haben, und die den großen Grundeigenthümern kleine Abschnitte des Moores abpachten oder ablausen und diese dann für sich ausbeuten.

Da im Moore nichts Eßbares wächst, ja nicht einmal ein trinkbares Wasser träufelt, so müssen sie sich ihre Lebensmittel mitbringen, und diese sind besonders im Verhältniß zu der schweren Arbeit unsolide genug. Ihre Frauen gießen ihnen zu Hause die im Laufe der Woche gewonnene Buttermilch in ein Faß, backen Schwarzbrod dazu und verproviantiren damit ihre Männer auf den Hochmoore. Die Buttermilch, wie man sich denken kann, macht allerlei Gährprocesse durch, sprengt zuweilen wie Champagner die Gefäße, und muß doch zum Frühstück wie zum Abendessen getrunken werden und auch zu Mittag statt der Suppe gelten.

Diese Hüttenwirthschaft in den Hochmooren scheint so trost- und freudlos, wie der Anblick der Hochmoore selbst. Von Festen und von irgend einer Art von Naturfeier unter den Leuten habe ich bei den Bewohnern der „Huttens“ nicht gehört. Auch hat dasselbe kein Zweiglein eigenthümlicher Literatur oder Volkspoesie erzeugt, wie das Sennenleben in den Alpen. Die Beschäftigung der Leute ist so schwer, so einförmig und so unappetitlich, wie die Sclavenarbeit der Neger in den Diamantenwäschen Brasiliens.

Den ganzen Tag bewegen sie sich schleichend und mühselig im kalten schwarzen Sumpfe. Da stehen sie auf plumpen schwerfälligen Holzschuhen postirt in tief ausgehöhlten Gräben, in denen sie die träufelnden Moorwasserschollen lösen, um sie 10 oder 12 Fuß hoch auf die Oberfläche hinaufzuschwingen. Oben fangen ihre Helfershelfer die überleichenden Moderbrocken mit eisernen Gabeln auf und packen sie auf Schiebkarren, um sie zu einem geebneten Platze zu transportiren, auf dem sie weiter verarbeitet und geformt werden sollen. Die Räder der Karren sind dabei, um das Einsinken zu vermeiden, mit dichtem Strohgeflechte umwunden, und zuweilen die Füße der Arbeiter desgleichen.

Auf dem „Lagerplatze“ wird der ganze Brei gleichmäßig ausgebreitet, und hier beginnt dann das „Petten“ (das Treten). — Der Torf, wenigstens die beste Sorte desselben, der sogenannte „Backtorf“, muß wie das Brod geknetet oder wie die Trauben gekeltert werden. Die armen Düvelsmöörschen gebehrden sich dabei, wie die Traubenfaßtreter am Rhein. — Stunden lang treten und tanzen sie mit bloßen Füßen in dem Teige herum, um ihm größere Compactheit und gleichmäßige Dichtigkeit mitzutheilen. Es ist der schwerste Theil ihrer schwierigen Arbeit.

Zuweilen trifft es sich, daß noch im Mai starke Nachtfröste eintreten und dabei der ganze Brei sich mit einer Eiskruste bedeckt. Diese Kruste haben sie dann nicht selten am andern Morgen bei der Fortsetzung ihres Knetens mit den bloßen Füßen zu durchbrechen, und dabei fallen oft genug Verwundungen vor, und sicher noch öfter treten Gicht, Rheumatismus, Podagra und andere Gliederleiden ein. Man sagte mir, daß man sich bisher vergebens bemüht habe, diese Arbeit durch Maschinenkraft oder durch Thiere verrichten zu lassen, und daß nur der Mensch sie gut zu Stande bringen könne. Selbst lederne Fußstiefelüge oder Stiefeln, die den Meisten ohnehin zu kostspielig sein würden, sollen dem Zwecke des Knetens hinderlich sein. Es gehört der nackte, gelenkige menschliche Fuß mit seinen fünf Zehen dazu.

Nach dem „Petten“ wird die ganze zerarbeitete Masse auf dem Lagerplatze ausgeebnet wie ein kolossaler Kuchen, einen halben preußischen Morgen groß und von der Dicke, von welcher die Torfstücke werden sollen. Mit breiten Holzschuhen springen sie nun hinauf, treten den Brei nieder und bearbeiten ihn auch noch mit Brettern und Schaufeln ganz glatt und eben. Bevor sie diese Masse in solche Stücke, wie sie gewünscht werden, von der Form und Größe unserer Ziegelsteine, zerlegen, machen sie eine Pause von ein paar Tagen, damit der Brei einige Consistenz gewinne. Diese Zwischenzeit muß je nach dem Zustande der Witterung abgewessen werden. Ist die Masse noch zu weich, so würde die Zerlegung nichts helfen. Alles würde wieder in einander verfließen. Wollte man damit aber zu lange warten, so würde der ganze Kuchen anfangen sich zu zerspalten und von langen Rissen durchsetzt werden.

Das Zerlegen geschieht in zwei Tempos. Zuerst werden Längslinien hindurchgeschnitten in einem Abstande von 9—10 Zoll, so lang jedes einzelne Torfstück werden soll, und auf diese Weise das Ganze in „Bänke“ zerstheilt. Nach einer abermaligen kleinen Pause von ein paar Tagen, damit die Schnitte etwas vernarben, schreitet man dann zu den Querschnitten, die in den engeren Abständen der Breite der Torfstücke gemacht werden. Und so sind denn diese — der Form nach — fertig und können zum völligen Ab- und Austrocknen abgenommen werden.

Dies Austrocknen geschieht auch recht vorsichtig, sehr gradatim und schrittweise. Die Torfsode sind anfänglich noch so schlaff und weich, daß man sie nicht gleich in jeder beliebigen Weise aufstellen kann. Sie müssen erst ein wenig auf die lange Kante und dicht neben einander gelegt werden, damit sie sich gegenseitig stützen, in langen sogenannten „Diken“ (Deichen). Wollte man sie gleich in hohen lustigen Pyramiden aufsempeln, so würden sie Gefahr laufen, wie an der Sonne geschmolzener Käse auszulaufen und zusammenzusinken. In den „Diken“ liegen sie wieder je nach dem Wetter 8—14 Tage, bis sie, wie die Leute sich ausdrücken „kräftig“ genug werden zum „Ringeln“. Dies Ringeln besteht darin, daß man die nun schon ziemlich steifen Broden zu kleinen runden spitzen Kegeln so übereinander legt, daß sie nur mit den Enden auseinander fassen, und daß möglichst große Zwischenräume zwischen ihnen bleiben. Die Kegel sind inwendig hohl, und in dieser Aufstellungs-

weise können Licht und Luft am besten einwirken, die Törfe völlig stärken und auch innerlich austrocknen.

Das Beste thut daran der Wind, der durch die durchlöcherten Ringeln hinzieht, wie dies auch schon Plinius, wo er in seiner Historia Naturalis vom Torfmachen im nordwestlichen Deutschland spricht, sehr richtig anmerkt, indem er von den alten Chauken sagt, daß sie „die brennbare Erde ihres Landes, mit der sie ihre Speisen kochten und ihren Leib wärmten, mehr mit Hülfe der Winde als der Sonne trockneten." Da der Wind natürlich die Spitzen der kleinen Kegel kräftiger angreift, als den Fuß, der auf dem feuchten Boden steht, und in den der Regen hinabsinkt, so wird es zuweilen nöthig gefunden, in diesen Pyramiden das Unterste zu oberst zu bringen oder, wie sie hier sagen, „umzuringeln". Die kleinen mühsam gebauten Kegel werden umgerissen und dann so wieder aufgebaut, daß nun die bisher untersten Törfe der Wohlthat des Luftzugs, der auf die Spitzen wirkt, theilhaftig werden.

Ist der Sommer, wie er es in Nordwestdeutschland oft zu sein pflegt, sehr naß, und kehren Gewitter und Regenschauer häufig wieder, so dürfen die armen geplagten Leute sich die Mühe nicht verdrießen lassen, wie Penelope ihre Arbeit zu zerstören und wieder herzustellen, ihre Pyramiden aufzubauen und einzureißen, unaufhörlich zu „ringeln" und wieder „umzuringeln".

Ist diese Bäckerei, bei der man, wie man sieht, nicht, wie beim Brodbacken, über Nacht zum Ziele kommt, die sich vielmehr durch mehrere Monate hinschleppt, endlich gelungen, sind die Torfkuchen innerlich ganz trocken, so beeilt man sich, um die fertige Waare vor ferneren Unfällen — beim Torf heißt das vor Naßwerden — zu schützen. Wie man sie zum Trocknen immer lockerer zerstreuen und vereinzeln mußte, so geht man umgekehrt nun darauf aus, sie immer mehr zu sammeln und in größeren Massen zu vereinigen. Wie jene Zerstreuung, so kann auch diese Vereinigung nur allmählich und stufenweise geschehen. Zunächst legen sie die Brocken noch auf dem Lagerplatze selbst schnell in sogenannte „Klikken" * zusammen. Es sind längliche Haufen von 8—10 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 5—6 Fuß Höhe. In diesen „Klikken" steht der Torf meistens einen Theil des Spätsommers, und kann darin schon manchen Regenschauer, wie es in jener Zeit zu kommen pflegt, vertragen und abschütteln. Es schadet ihm nicht viel, wenn er nur innerlich ganz durchtrocknet ist.

Ist ein fahrbarer Canal in der Nähe, so kann er auch gleich aus den Klikken in die Schiffe verladen und in die Welt verfahren werden. Sonst wird er aus den Klikken zunächst zu den Schiffsplätzen gebracht und dort in großen „Hopen" (Haufen) aufgestapelt. So kann er nun im Herbste wohl Monate lang liegen, und der bösen October- und November-Witterung trotzen, bis man die Schifffahrt mit ihm antreten und den Markt beziehen kann. Soll die Waare durchgewintert werden, so werden dafür noch größere „Hopen" (Haufen) gebaut, die wohl 50 kleine Schiffsladungen und mehr enthalten.

(Schluß folgt.)

* Das Wort „Klik", Plur. „Klikken", heißt so viel, als kleine Massen, Portionen. Es hängt wohl mit unserm hochdeutschen „Klots" zusammen.

Blätter und Blüthen.

Die Hebung des „Ludwig". „Rorschach, 3. Juli, 3 Uhr Nachm. — Ludwig gehoben auf achtzehn Fuß Grund. Alles gut gegangen. Brief mehr. Bauer."

So lautete die telegraphische Freudenbotschaft über den Sieg einer Erfindung, für welche durch die „Gartenlaube" die Theilnahme aller Deutschen in einer Weise angeregt worden ist, wie dies in der Geschichte der Erfindungen, namentlich in Deutschland, ohne Beispiel dasteht. Um so mehr fühlt die Gartenlaube sich verpflichtet, ihren Lesern eine eingehende Beschreibung der sämmtlichen Hebungsarbeiten zu geben; während jedoch die nöthigen Illustrationen hierzu hergestellt werden, glauben wir einstweilen den Freunden der Bauer'schen Bestrebungen eine Freude zu bereiten, wenn wir ihnen die lebendige Schilderung über die Arbeiten der letzten Tage bis zur Hebung des Ludwig nach einem Briefe W. Bauer's mittheilen.

In unserem vorläufigen Bericht (in Nr. 27) haben wir den Kampf Bauer's mit den von ihm in den Dienst seiner Erfindung gezwungenen Elementen bis zum 20. Juni verfolgt. Von da bis zum 26. war es ihm gelungen, seine Ballons am Schiffe zu befestigen, so daß an diesem Tage Bauer die Hebung durchführen wollte. Aber gerade da brachen alle möglichen Widerwärtigkeiten noch einmal in voller Stärke gegen ihn los. Er schreibt u. A.:

„Eben hatte ich den Taucher August Schroff zum Ludwig entsendet, um den letzten nöthigen Reserveballon zu befestigen — es war 10½ Uhr —, da kommt wie Teufelshauch aus klarem Himmel ein Windstoß, und in zwei Minuten sind unsere Schleppschiffe vom Ludwig abgetrieben, und zwar so, daß ich den Taucher, welcher außen am Radkasten den Haken zu befestigen hatte, quer über den Ludwig reißen mußte. Da er aber den Haken bereits angebunden hatte, so verstrickte er sich mit dem Luftschlauch und der Signalleine — den beiden Lebensfäden des Tauchers in der Tiefe — in das Doppeltau, an welchem der Haken vom Arbeitsschiffe hinunter zum Ludwig gelassen worden war. Ich fühlte das durch das in meiner Hand befindliche andere Ende der Signalleine, ich erkannte sofort die ihm drohende Gefahr, aber im Augenblick konnte ich ihm nicht helfen, denn wir wurden so vom Sturme fortgeschleudert, daß uns selbst noch ein Ankertau riß. Das zweite mit dem unseren verbundene Schleppschiff konnte nicht schnell genug gelöst werden, daher es erst nach mächtiger Spannung das Verbandseil selbst absprengte, — wir zogen, wir ließen nach — ich signalisirte — Alles, Alles war vergebens. Da lass' ich einen Seitenanker kappen, wir stellen unser Schiff in den Wind, und — o Glück! — unsere Taue (am Ballonhaken) lösen sich richtig auseinander, und der arme gezerrte Schroff kommt endlich lebend und wohlbehalten wieder herauf. Dieser Vorfall und die heftigen Wellen bewogen mich, für diesen Tag die Arbeit einzustellen.

Am 27. Juni fingen wir von Neuem an, den Reserveballon fest zu machen, und verbanden den Ludwig mit dem dritten rückwärts gegen Bord gestellten Schleppschiff. Nun ließ ich pumpen, — die Signalstange am Vordertheil des Ludwig steigt bis 5 Fuß, die am Hintertheil bis 3 Fuß — — da wölbt sich's plötzlich auf dem See, und herauf kommt ein losgerissener Ballon und schleudert eine mehr als 14 Fuß hohe Welle mit sich in die Höhe. Die Schleppschiffe und Gondeln rollen gewaltig, und die Welle schlägt über Deck. Der Ballon ist gut und unverletzt, nur der Haken war der Zugkraft gewichen. Unbeirrt von diesem Zwischenfall ließ ich weiter pumpen. Zehn Minuten vergehen, — die vordere Signalstange steigt noch um 2 Fuß, — da, abermals ein Wogengewühl, kommt der zweite Radkastenballon heraufgestürmt und schleudert uns die Wellen auf's Schiff, — und wieder ist der stärkste Haken von vierzölligem Winkeleisen abgerissen. Macht nichts! Weiter pumpen! Und abermals steigt die Stange, — da rufen Hunderte: „Er kommt! Er kommt!" — Grauen erfaßt die Menge. Das Wasser ist wie Schlamm, der Gischt von austretender Luft steigt höher und höher, — aber so rasend schnell fährt der Ludwig in diesem Wasserberg herauf, daß uns die Woge über Deck läuft und an 5 Fuß hoch über Niveau steigt. Die Radkasten schwingen sich über das Wasser auf, — aber der Rückfall des Ludwig sammt der durch ihn mit gehobenen Masse Wasser äußert einen so heftigen Stoß auf die Ballons, daß fünf Haken aus- oder abspringen, und mein alter Steiger steigt wieder in die Tiefe hinab. — Aber Ruhe ist ihm nun nicht mehr gegönnt. Wieder lasse ich pumpen, und siehe, das Hintertheil folgt meinem Rufe: Steh' auf! Compaßkasten und Geländer ragen 5 Fuß über das Wasser empor. Das war gegen 9 Uhr des Abends. Die Nacht bricht an. Ich lasse ein starkes Seil unter dem Ludwig durchfahren und hüben und drüben je einen Ballon festmachen; — des Himmels Antlitz wird immer finsterer —; ich lasse bei Licht tauchen, und um 11 Uhr wird noch ein Schlauch auf einen kleinen Ballon geschraubt, und die Dampfpumpen „Stettin" und „Nürnberg", sowie die beiden „Bremen" spielen wacker auf zu diesem Tanz; — da sehen wir in der Ferne Blitze, ein Gewitter ist im Anzuge. Um nicht das gehobene Schiff in neue Gefahr zu bringen und zugleich Verlust am Hebematerial zu erleiden, muß ich den armen Ludwig wieder möglichst langsam niederzulassen suchen. Um 11½ Uhr erschallt der Ruf: „Der Ludwig sinkt!" — und mit stummer Trauer sehen wir ihn an diesem Tag zum zweiten Male in sein Grab zurückkehren.

Am 28. aber war die Last und Adhäsion des Ludwig gehoben, er ruhte in weichen Kissen, und am 29. wurden vier der losgerissenen Ballons wieder befestigt, eine Arbeit, die um 5 Uhr Abends vollendet war. Am 30. sollte nun die Hebung des Schiffs durch ein langsames Steigen desselben bewirkt werden. Die Locomobilen wurden geheizt, die Feuerwehr von Rorschach hat sich eingestellt, um ihre hülfreiche Hand dem Werk zu bieten, Alles ist bereit, — aber auch die tückische Laune des Wetters, die mich hier verfolgt. Es erhebt sich ein Wind, der die Segel aller Boote prachtvoll schwellt, nur mir fährt er quer durch die Seele, denn jetzt brauchte ich Stille in der Luft und Ruhe auf dem Wasser. Wir warten und warten, aber erst um 4 Uhr des Abends wird es ruhig, aber nunmehr ist's auch zu spät, und dazu gehen die Wellen immer noch 3—4 Fuß hoch, so daß das Tauchen, falls ein abermaliger Unfall es nöthig machen sollte, unmöglich würde. Um also mit der Arbeit nicht wieder in die Nacht zu kommen, stellte ich sie für diesen Tag ein.

Der 1. Juli erfreute uns mit gutem Wetter. Die Arbeit beginnt, alle Pumpen spielen, und um 2 Uhr steigt der Ludwig nun zum dritten Male, aber prachtvoll und ruhig herauf. Da — ein Schlag — ein großer Ballon bricht seine sieben Zoll dicke Boje von Eichenholz entzwei und fährt mit solcher Gewalt an's Tageslicht, daß er noch 12—15 Fuß hoch frei über das Wasser emporspringt. Mit diesem Ballon sind 240 Centner Tragkraft verloren, und dieser Verlust genügt, um das Schiff zum dritten Male zur Niederfahrt zu zwingen. Um den Schaden wieder gut zu machen, wurden am 2. Juli außer dem zuletzt entwichenen noch zwei Ballons an den Ludwig befestigt — natürlich war jede neue Erfahrung eine Lehre für eine sicherere Befestigungsweise — und so konnte denn endlich am 3. Juli die Hebung so weit vollzogen werden, als das Telegramm sie

ankündigte. Nachdem der würtembergische Dampfer „Wilhelm“ um 11 Uhr angekommen war, begann um 11 Uhr 15 Minuten das Pumpen, und um 12 Uhr 10 Minuten steigt der Ludwig zur Höhe, wird sofort mit dem Dampfer Wilhelm verbunden, und vorwärts geht es, bis ein unterseeischer Bergrücken erreicht ist, ungefähr 2000 Fuß weit. Ohne den geringsten Unfall, ohne Riß und Bruch, langen wir an der Stelle an, wo jener Bergrücken sich bis zu 18 Fuß Tiefe erhebt. Hier lasse ich den Ludwig auf sichern Grund nieder, um ihn nun auf Kameele zu setzen, an's Niveau zu heben und so mit ihm im neuen Hafen von Rorschach einzulaufen.

Der Jubel ist groß und herzlich, Ständchen, Kanonen und Böller, Hurrahs und Händedrücken. Nur meine baierische Heimath zeichnet sich dadurch aus, daß ihre Dampfer, deren einen ich gehoben habe, weder Flagge noch Salut als Zeichen der Freude kennen.“

Diese kurze Mittheilung muß unseren Lesern vor der Hand genügen; für Das, was die Tagesblätter rascher und deshalb uns voraus bringen können, entschädigen wir die Freunde der Gartenlaube durch einen um so ausführlicheren Gesammtbericht über das Unternehmen. Hier darf jedoch die dringende Bitte nicht fehlen, daß die Sammler und Beisteurer für das „Deutsche Taucherwerk“ in ihrem Eifer nicht erkalten mögen, bis die Summe von 12,000 Thalern, die das Central-Comité für W. Bauer von der Nation erbeten hat, und die Bauer später zur Begründung seiner „Nationalstiftung für deutsche Erfinder“ verwenden will, vollständig zusammengebracht sind. In runder Summe sind bis jetzt bei dem Central-Comité und direct an Herrn Bauer eingegangen 11,200 Thaler, wovon jedoch 375 Thaler als unverzinsliche Darlehen zurückgezahlt werden müssen.

Ganz Deutschland freut sich jetzt über das endliche Gelingen dieser „Erprobung“ einer Erfindung, welche nun einer Reihe anderer gleich wichtiger Erfindungen Bauer's die erste Bedingung der Lebensfähigkeit, das öffentliche Vertrauen, erworben hat. Unsere Sammlungen allein hätten uns nicht zu diesem glänzenden Ziele geführt, Deutschland verdankt diese Ehre zum großen Theile der hochherzigen Theilnahme des deutschen Herzogs Ernst an diesem nationalen Unternehmen, der unserem Bauer die Sorge vor dem Mangel der rechten Mittel im rechten Augenblick abnahm, und dadurch ihm das Herz befreite und die Seele erhob; und zugleich freut es uns, einen neuen Beweis anzeigen zu können, wie treu Schweizer und Deutsche schon jetzt im Erstreben tüchtiger Ziele zusammen wirken, indem wir den Namen eines großen Schweizer Industriellen, des Herrn Moser in Schaffhausen, als den eines der eifrigsten Förderer dieser Hebung nennen.

F. Hofmann.

Berliner Plaudereien. Die Stadt der Intelligenz besitzt natürlich ein Heer von berühmten und unberühmten Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Wie billig gebührt den Damen bei der literarischen Musterung der Vortritt, den sie in der That nicht nur wegen ihres Geschlechts, sondern wegen ihrer Talente und ihrer großen Fruchtbarkeit verdienen. In dieser Beziehung nimmt unstreitig Frau Professor Mundt, welche unter dem Namen Luise Mühlbach ein Liebling der deutschen Lesewelt war und wohl noch ist, die erste Stelle ein. Die bekannte Schriftstellerin ist am 2. Jan. 1816 in Neu-Brandenburg geboren, wo ihr Vater, der Hofrath Müller, die Stelle eines Oberbürgermeisters bekleidete. Der geistreiche Mann, welcher mit Hegel, Gans, Schleiermacher und Nicolovius vielfach verkehrte, mußte im Jahre 1830 längere Zeit wegen einer schweren Krankheit in Berlin verweilen. Hier empfing die damals vierzehnjährige Tochter, die ihn begleitete, in solcher Umgebung und im Umgang mit diesen Freunden ihres Vaters eine Fülle von geistigen Eindrücken und Anregungen. Noch mehr trug zu ihrer Entwickelung ihre nahe Beziehung zu einem der genialsten Aerzte der Residenz bei, ein Jugendroman, der Herz und Geist des begabten Mädchens in wunderbarer Weise reifte und wie alle Jugendromane endete. Ihre Erlebnisse gaben ihr hinlänglichen Stoff zu ihrem ersten literarischen Werke, das im Jahre 1837 erschien. Andere Schöpfungen folgten nach, und zugleich trat sie in brieflichen Verkehr mit ihrem späteren Gatten, dem geistreichen Schriftsteller Dr. Mundt, der durch seine „Madonna“ und seine literarhistorischen Arbeiten das größte Aufsehen erregte. Nachdem Beide längere Zeit sich schriftlich unterhalten und geistig für einander interessirt hatten, entstand in ihnen der naheliegende Wunsch, sich auch persönlich kennen zu lernen. Dies geschah auch in Potsdam, und hier verliebten und verlobten sich die bereits im Geist Verbundenen.

Bald bildete das junge Ehepaar einen literarischen und geselligen Mittelpunkt für die sonst zerstreute Schriftstellerwelt Berlins. Vorzugsweise waren es die jungen Kräfte und die liberalen Elemente der dreißiger Jahre, welche sich um Mundt und seine Gattin sammelten. In ihrem Hause fand man eine Art von Salon und ein frisches Leben und Treiben, das einigermaßen an die Pariser Gesellschaft erinnerte. Hier wurde mit Geist politisirt, die wichtigsten Ereignisse des Tages und der Literatur besprochen, manche witzige und bedeutende Unterhaltung geführt. Zu den einheimischen Freunden kamen interessante Gäste aus allen Weltgegenden; bekannte Männer und liebenswürdige Frauen wie Varnhagen, Gutzkow, Holtei, der damals jugendlich frische Feodor Wehl, die reizende Therese von Bacherach und manche weltberühmte Künstlerin bildeten einen auserwählten Kreis. Ernst und Scherz wechselten mit einander ab, und nach den tiefsten politischen Gesprächen wurden kleine Lustspiele und Sprüchwörter mit heiterster Laune und Unbefangenheit ausgeführt. Einen Glanzpunkt dieser Soiréen bildete die Darstellung von Tieck's gestiefeltem Kater und ähnlichen dramatisirten Märchen der romantischen Schule, wobei ein wahrhaft übermüthiger Humor, stets durch weibliche Grazie beherrscht, entwickelt wurde.

Das Jahr 1848 mit seinen welterschütternden Begebenheiten sprengte auch diesen Kreis auseinander; Mundt vertauschte mit seiner Gattin, wenn auch nur auf kurze Zeit, Berlin mit Breslau, wohin er als Professor der Literatur an die dortige Universität berufen wurde. Bald jedoch kehrten Beide nach Berlin und zu ihren alten Freunden zurück, obgleich die politischen und socialen Verhältnisse die Physiognomie der Gesellschaft überhaupt und auch des Mundt'schen Kreises wesentlich verändert und umgestaltet hatten. Beide suchten und fanden jedoch hinlängliche Entschädigung in ihrer sich gegenseitig anregenden und unterstützenden literarischen Thätigkeit und in der Anerkennung, die sie in immer weiterem Umfange fanden. Mit glücklichem Griff bemächtigte sich die phantasievolle Frau der preußischen Geschichte und vor Allem der interessanten Erscheinung des großen Friedrich, wobei sie ihrem Vorbild Alexander Dumas in Benutzung historischer Thatsachen zu romantischen Zwecken mit eben so großem Geschick als Erfolg nacheiferte. Freilich oft auch mit den Fehlern des französischen Schriftstellers, mit seiner Willkür in Bezug auf geschichtliche Wahrheit, mit seiner Leichtfertigkeit und mit seiner Oberflächlichkeit.

Im täglichen Leben macht die berühmte Schriftstellerin den Eindruck einer geistreichen, liebenswürdigen Frau, welcher das Bewußtsein ihrer Stellung eine gewisse Sicherheit giebt. Ihre Unterhaltung ist immer lebhaft und anregend, zuweilen brillant und witzig; ihr Charakter vorherrschend gutmüthig, doch heftig leidenschaftlich und nicht ohne Anwandlung weiblicher Launenhaftigkeit, leicht der Rührung und Erschütterung zugänglich. Ihre Pflichten erfüllt sie nach allen Seiten mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Energie; sie besitzt einen seltenen Fleiß, eine staunenswerthe Arbeitskraft, so daß sie täglich, wenn sie nicht durch Krankheit gehindert wird, im Durchschnitt einen Druckbogen schreibt und jährlich 8 bis 12 Romanbände liefert. Dabei vernachlässigt sie keineswegs ihre Familie und ihr Hauswesen; so lange ihr Gatte lebte, war sie ihm eine treue liebevolle Gattin, in seinen Leiden eine hingebende Krankenpflegerin, wie sie ihren Kindern, zwei heranwachsenden Töchtern, stets eine liebevolle Mutter ist. Sie versteht die Wirthschaft und die Küche gründlich, ist geübt in allen weiblichen Künsten und Handarbeiten und malt ganz reizende Blumenstücke auf Porzellan. — In ihrer äußeren Erscheinung entwickelt sie eine gewisse behagliche Fülle, eine epische Breite der untersetzten, kräftigen Gestalt. Ihr Gesicht und besonders Stirn und Auge verrathen Geist und Phantasie, während um die Lippen ein Zug von gewinnender Freundlichkeit und humoristischer Heiterkeit schwebt.

Die Illustrirte Zeitung J. J. Weber's weiß den Ruf, den sie sich durch die Tüchtigkeit ihrer Leistungen erworben, nun seit zwanzig Jahren aufrecht zu erhalten; wie bisher bekundet sie auch in ihrem Programm für ihren 41. Band den erfahrenen Geist und die geschickte Hand ihrer obersten Leitung. Wem die Geschichte unserer illustrirten Literatur bekannt ist und wer an ihr das Interesse nimmt, das sie verdient, wird immer mit Anerkennung des Mannes gedenken, dem wir in Deutschland einen besseren Geschmack in der Behandlung der Illustration verdanken, der weder Mühe noch Kosten scheute, um die deutsche illustrirte Literatur durch deutsche Originalwerke der englischen und französischen an Eleganz und künstlerischem Werthe gleich zu stellen. Dieses nationale Streben zeichnet J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung“ noch heute aus und verdient ihm das Lob, daß er nicht, wie manche seiner Rivalen, mit Hülfe wohlfeiler Clichés, zum Nachtheil deutscher Künstler, das Publicum durch billigeren Preis an sich zu locken sucht. Auch das neueste Programm hat einen reichen Schatz von Kunstblättern aufzuführen, die hauptsächlich dem nationalen Aufschwunge der deutschen Gegenwart gewidmet sind. Neben dem Allgem. deutschen Turnfeste in Leipzig nennt es Bilder aus dem Befreiungskriege von 1813, zur Jubelfeier des 18. Octobers, zur National-Körner-Feier, zur landwirthschaftlichen Weltausstellung in Hamburg (wobei auch eine Hundeschau, als eine Neuheit in Deutschland, vorkommt), zum Künstlerfest in Weimar etc. Ein großes Historienbild von Prof. H. Rustige wird die Ueberführung der Leiche Kaiser Otto's III. von Italien nach Deutschland darstellen; auch wird ein großes Gedenkblatt zur 50jährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig veröffentlicht werden. Mögen diese Hinweisungen beitragen, dem bewährtesten der großen Blätter deutscher Illustration die wohlverdiente Theilnahme zu erhalten und zu mehren.

Kleiner Briefkasten.

Ein alter Abonnent in Preßburg. Sie finden von der Erzählung: „Eine Nacht in Missouri“, die Fortsetzung in Nr. 12, Seite 190, den Schluß in Nr. 13, Seite 204. Beide Nummern befinden sich noch im 3. Hefte.

Bei Ernst Keil in Leipzig erscheinen:

Deutsche Blätter.

Beigabe zur Gartenlaube

herausgegeben von

Berthold Auerbach.

Für Abonnenten der Gartenlaube Preis vierteljährlich 6 Ngr. = 36 Neu-Kr. österr. W. = 21 Kr. rhn. Für Nichtabonnenten das Doppelte.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 30. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Polterabend.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Pause fuhr der Inspector Holm in seiner Erzählung fort: „Ulrich sagte mir, daß er auf dem Wege zum Kornmarkt sei und am Montage auf seinem Rückwege wieder bei mir vorsprechen werde. Der Kornmarkt war schon am Freitag zu Ende, und ich fragte ihn, warum er da erst am Montag zurückkehre. Er wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus. Zuletzt gestand er, er wolle — Sie müssen Alles wissen, gnädige Frau — zu der Henriette."

„Mein Gott!" sagte die Frau schmerzlich. „Aber erzählen Sie weiter."

„Ich machte ihm Vorstellungen," erzählte Holm weiter. „Ich durfte und mußte es als Freund. Ich erinnerte ihn an seine Ehre, an seine Eltern, an seine Schwester. Es war vergeblich. Er sagte, er könne nun einmal nicht anders. Ich ließ ihn. Aber ich hatte meinen Entschluß gefaßt. Am Freitag Abend war ich in Szubin, wo die Henriette bei ihrer Mutter wohnt. So wie Ulrich kam, wollte ich ihn wieder mit mir nehmen. Ich quartierte mich in den Krug ein; auch er mußte, wenigstens zuerst, in diesem einkehren. In dem Kruge erkundigte ich mich nach der Familie des Mädchens. Sie stand nicht im besten Rufe. Die Mutter ist die Wittwe eines Grenzaufsehers, der drei stationirt gewesen war. Sie hatte schon zu Lebzeiten ihres Mannes ein leichtsinniges Leben geführt. Nach dem Tode ihres Mannes, als ihre Töchter heranwachsen und hübsch, sehr hübsch geworden waren, war ihr Haus der Sammelplatz der jungen, nichtsnutzigen Männer der Umgegend geworden, der jüngeren Grenz- und Steuerbeamten, Oekonomie- und Forsteleven, der Söhne von Gutsbesitzern ꝛc. Die jungen Leute wurden von der verschmitzten Frau ausgeplündert; sie mußten die Familie ernähren, und die Familie lebte gut; namentlich war der Aufwand und Putz der Töchter ein großer. Die Frau hat drei Töchter. Henriette ist die jüngste und hübscheste. Ein Bekannter der Familie hatte auch einen besseren Grund in ihr zu finden gemeint. Er hatte daher die Mutter vermocht, sie aus dem Hause zu geben, und so war sie hierher, zu Ihnen, gnädige Frau, als Kammerjungfer gekommen. Aber sie war nicht besser als ihre Mutter, als ihre Schwestern. Sie suchte schon nach wenigen Monaten Ulrich in ihre Netze zu ziehen. Es gelang ihr, bei seinem eben so gutmüthigen, wie leider auch schwachen Charakter. Sie mußte fort und kehrte zu ihrer Mutter zurück. Wir hatten geglaubt, er habe sie aufgegeben, gar vergessen. Da jenes Geständniß gegen mich! Nach jenen Nachrichten, die ich im Kruge erhielt, hoffte ich, ihn um so leichter von dem Hause und der Person fernhalten zu können. Ich glaubte es um so mehr zu müssen, da ich wußte, daß er von dem Markte viel Geld mitbrachte. Aber er kam nicht, weder am Freitag Abend, noch am Sonnabend, noch am Sonntag. So lange hatte ich im Kruge gewartet. Ich ging geradezu in das Haus der Wittwe und ließ Henriette zu mir bitten. Sie kam, und ich fragte sie, ob Ulrich nicht dagewesen sei. Sie verneinte es, sie wollte nichts von ihm wissen. Ich glaubte ihr. Sie war sofort zu mir herein gekommen, sie war unbefangen, sie konnte mir klar in die Augen sehen. Auch ihre Mutter, die mich empfangen hatte, war nicht verlegen gewesen. Endlich hatte kein Mensch im Dorfe einen jungen Mann von dem Aeußeren Ulrich's gesehen. Er war also nicht da gewesen. Ich mußte jetzt um so mehr Gewißheit haben, und eilte hierher nach Kalwellen. Auch hier war er nicht gewesen und in der Marktstadt, wohin ich sofort mich fahren ließ, erfuhr ich nur, daß er seit Sonnabend, nachdem er gute Geschäfte gemacht und viel Geld eingenommen, zu Fuße weiter gereist sei. Alle meine Nachforschungen, ob er mit verdächtigen Personen verkehrt, wurden verneint. Ulrich konnte nur zwei Wege genommen haben, nach Szubin, zu Henrietten, oder nach Kalwellen, nach Hause zurück. Ich reiste zurück, frug vergebens nach ihm und folgte dem Wege nach Szubin. Man wußte hier eben so wenig von ihm. Ich ging noch einmal in die Wohnung Henriettens. Ich fragte das Mädchen wiederholt nach ihm. Es war heute Vormittag. Sie wollte ärgerlich über meine Zudringlichkeit werden. Da ergählte ich ihr, wie Ulrich zu ihr gewollt, und ich ihn nun seit sechs Tagen vergeblich suche. Auf einmal wurde sie unruhig, blaß. „Was ist Ihnen?" fragte ich sie. „Wissen Sie etwas?""

Der Erzähler unterbrach sich.

„Gnädige Frau, sie theilte mir eine Nachricht mit, die mich im ersten Augenblick tief erschreckte, die ich dann aber, als ich darüber nachsann, für völlig unglaublich halten mußte. Dennoch darf ich sie ihnen nicht vorenthalten."

„Theilen Sie sie mit," sagte die Frau Vertessa.

Die arme Frau konnte vor Angst die Worte kaum hervorpressen. Holm fuhr fort:

„„Mein Gott," rief das Mädchen; „wenn er das wäre!"

„Wer?" fragte ich.

„Aber es ist nicht möglich!" sagte sie. „Wie sollte er dahin kommen?"

„Erzählen Sie, Henriette."

„Hören Sie. Aber Ulrich kann es nicht sein. Heute war ein Grenzbeamter hier, der in der Nacht mit einem russischen

Grenzhusaren zusammengetroffen war. Von diesem hatte er erfahren, daß man drüben die Leiche eines ermordeten Mannes gefunden habe, der aus Preußen sein müsse. Der Beamte hatte heute Morgen mit einem bekannten Schmuggler darüber gesprochen, und dieser hatte so eigen darüber gelacht. Das war ihm hinterher aufgefallen, da schon seit länger als einer Woche das Gerede ging, die Schmuggler hätten einen Verräther unter sich, den sie noch nicht ausfindig machen könnten, den aber, wenn sie ihn ermitteln, die schwerste Rache erwarte."

Ich war, wie gesagt, im ersten Augenblicke heftig erschrocken. Die Angst, daß Ulrich der Ermordete sei, hatte mich zwar verlassen, denn wie sollte er zu den Schmugglern und wie über die Grenze gekommen sein? Aber wo war er geblieben? Ich eilte wiederholt hierher und kam vor einer Stunde hier an. Ulrich war noch immer nicht da. Ich mußte zu Ihnen, gnädige Frau, um Ihnen zu erzählen, um weiter mit Ihnen zu berathen."

Der Erzähler schwieg. Er war fertig, schien es wenigstens zu sein. Ich hatte seit einigen Minuten auf die Frau Bertossa nicht geachtet und blicke jetzt nach ihr hin. Ich erschrak vor ihrem Aussehen. Ihre Augen waren wie erloschen; aber durch ihr Gesicht flog eine brennende Röthe. Sie hatte sich, um nicht umzusinken, an den Baum gepreßt, neben dem wir standen. Ich sah, wie sie an dem Baume zitterte.

„Wissen Sie nichts mehr?" fragte sie mit bebender Stimme.

Holm antwortete nicht gleich; endlich sagte er: „Gnädige Frau, wollen Sie nicht erlauben, daß der Herr Steuerrath Sie in das Haus führt? Ich habe mit dem Herrn Kreisjustizrath noch einige Worte zu sprechen, und Sie erholen sich unterdeß."

„Also doch?" sagte die ahnende Frau. Aber sie war einverstanden.

„Sie finden mich in meinem Zimmer," setzte sie nur noch hinzu.

Dann ließ sie sich durch den Steuerrath in das Haus zurückführen. Holm und ich blieben allein.

„Herr Holm, Sie haben die Hauptsache noch nicht mitgetheilt!"

„Nein, Herr Kreisjustizrath. Ich konnte es der armen Mutter gegenüber nicht."

„Aber sie ahnte."

„Ich hatte auch noch einen andern Grund."

„Welchen?"

„Sie werden ihn erfahren."

„Erzählen Sie."

„Der Baron Föhrenbach war in der Nähe von Szubin gewesen."

Der junge Mann sprach die Worte leise, geheimnißvoll, aber gerade dadurch mit besonderem Nachdruck.

„Der Bräutigam des Fräuleins?" fragte ich.

„Derselbe, und — Sie kennen mein Verhältniß zu diesem Hause, Herr Kreisjustizrath?"

„Der Steuerrath hat mich davon in Kenntniß gesetzt."

„So wissen Sie auch den Grund, warum ich das Weitere der Frau Bertossa nicht mittheilen durfte. Selbst Ihnen gegenüber befinde ich mich in Verlegenheit."

Der Steuerrath hatte mir nur Gutes von dem jungen Manne erzählt. Ich selbst kannte ihn aber nicht und mußte daher gegen ihn auf meiner Hut sein.

„Herr Holm," sagte ich zu ihm, „ich bitte, von diesem Augenblicke an mich nur als den Criminalrichter anzusehen, dem Sie in seiner amtlichen Eigenschaft Mittheilungen zu machen haben. — Wo war der Baron Föhrenbach gewesen?"

„In der Nähe von Szubin, unweit der russischen Grenze."

„Wann war das gewesen?"

„Am Sonntag Abend."

„Erzählen Sie mir das Nähere. Wer hat ihn gesehen? Hat Jemand mit ihm gesprochen?"

„Ich erzählte vorhin, daß ich Ulrich auch auf dem Wege von dem Marktorte nach Szubin nachgefolgt sei. Das war gestern. Auf dem Wege traf ich einen lithauischen Bauern, den ich kannte. Ich fragte ihn nach Ulrich und beschrieb ihm dessen Figur und Kleidung. Er hatte ihn nicht gesehen. Aber er war aufmerksam geworden.

„Dagegen habe ich einen anderen Herrn gesehen," sagte er, „den Du kennen wirst, Herr."

„Und wer ist das?"

„Der fremde junge Herr auf dem Gute, auf dem Du warst."

„Der Baron Föhrenbach?"

„So mag er bei Euch heißen."

„Kennst Du ihn unter einem anderen Namen?"

Der Lithauer lachte leise für sich.

„Hm, Herr, ich weiß es nicht."

„Nun, wo fahrt Du ihn?"

„Am Sonntag Abend sah ich ihn. Ich kam aus dem Kruge zu Szubin. Es war schon neun Uhr; da ich mich verspätet hatte, nahm ich nicht die Landstraße, sondern einen kürzeren Weg nach Hause, näher an der Landstraße entlang. Es ist meist wüstes Haideland dort. Mitten in der Haide glaubte ich auf einmal einen Schritt zu hören. Ich blieb stehen und hatte mich nicht geirrt. Jemand schritt quer durch die Haide. Er kam von der Landstraße her und ging in gerader Richtung auf die Grenze zu. Das war mir verdächtig. Ich mußte daran denken, wie in letzter Zeit die Schmuggler so oft den Russen verrathen waren. Wer konnte am späten Abend, zwischen neun und zehn Uhr, ganz allein zu der Grenze gehen? Und was konnte der Mensch dort wollen? Ich verbarg mich hinter einigen Fichten, die neben mir standen. Der Mensch mußte dicht an mir vorüber. Es war der Herr Föhrenbach, wie er bei Euch heißt. Ich erkannte ihn deutlich. Er war ganz allein und trug nichts bei sich. Er ging schnell, immer geraden Weges nach der Grenze hin. In der Dunkelheit hatte ich ihn bald aus den Augen verloren. Auch seinen Schritt hörte ich dann nicht mehr. Ich blieb noch eine Weile stehen. Als aber Alles still blieb und ich nichts mehr sah und hörte, setzte ich meinen Weg nach Hause fort."

Das war die Erzählung des Lithauers. Sie fiel mir erst auf, als ich heute von der Henriette über den Mord an der Grenze gehört hatte. Ich eilte darauf sofort hierher und konnte den Lithauer nicht vorher aufsuchen."

Auch Holm endete damit seine Mittheilung. Ich hatte eine Menge von Fragen an ihn, über Alles.

„Sie kennen den Namen des Lithauers?"

„Er heißt Joes Lubatis und wohnt jenseits Szubin. Ich kenne das Dorf, aber nicht den Namen."

„Woher kennen Sie den Lubatis?"

„Er wohnte früher in meinem Wohnorte, ist aber schon seit mehreren Jahren näher zur Grenze gezogen."

Ich sah dem jungen Manne an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte.

„Warum näher zur Grenze?" fragte ich.

Er schwankte eine Weile über seine Antwort.

„Herr Kreisjustizrath," sagte er dann, „Sie müssen Alles wissen. Mein Verhältniß, das ich vorhin berührte, kann mich bei Ihnen als einen Zuträger, Denuncianten erscheinen lassen. Selbst das darf mich nicht abhalten, Ihnen Alles zu sagen, sowohl was ich weiß, als was ich vermuthe. Es kann sich um die Ermittelung eines schweren Verbrechens handeln, und es kann ein großes Unglück, ein neues Verbrechen dadurch verhütet werden. Zwar auch das wieder — aber nein, ich muß sprechen."

Der junge Mann kämpfte noch immer mit sich. Es war keine Komödie. Es war der Kampf eines wirklich edlen Herzens. Ich mußte ihm zu Hülfe kommen.

„Herr Holm," sagte ich ihm, „ehe Sie fortfahren, will ich Ihnen eine Mittheilung machen. Aber vorher beantworten Sie mir ein paar Fragen. Der Herr Ulrich Bertossa ist fünfundzwanzig Jahre alt, von schlanker Figur, blond, sein Gesicht etwas blaß — etwas verlebt?"

„Allerdings! Und — aber es gehört nicht hierher, und Sie haben mich noch mehr zu fragen."

„Das habe ich. Wie war er gekleidet, als er auf dem Wege zu dem Jahrmarkte bei Ihnen war?"

„Er trug einen braunen Ueberrock und sonst schwarze Kleidung."

„Also keinen grauen lithauischen Wandrock?"

„Nein, wie hätte er dazu kommen sollen?"

„Ich weiß es nicht. Aber ein junger Mann von dem Alter und ganz von dem Aeußeren Ihres Freundes Ulrich, nur nicht mit einem braunen Ueberrock, sondern mit einem grauen lithauischen Wandrock bekleidet, ist gestern Morgen unweit der Grenze, auf russischer Seite, ermordet gefunden worden. Ich komme fast geraden Weges von der Besichtigung der Leiche. Der Mord ist in der Nacht vom Sonntag zum Montag oder vom Montag zum Dienstag

geschehen. Näheres über die That, den Ermordeten, den Mörder war bis jetzt völlig unbekannt. Jetzt theilen Sie mir mit, was Sie noch zu sagen hatten.“

Der junge Mann war heftig ergriffen.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief er. „Wäre also doch mein Verdacht begründet, und keine Erfindung meiner Eifersucht? Ja, Herr Kreisjustizrath, ich hatte das befürchtet, und darum konnte ich mich so schwer überwinden, Ihnen Alles zu sagen. Jetzt darf mich nichts mehr abhalten. Der arme Ulrich! Sollte er es denn wirklich sein? — Ja, ja! Und auch der graue Baudreck paßt. O mein Gott, welch' ein entsetzliches Verbrechen thut sich da auf! Und der Elende, der Mörder — die arme Rosalie muß an seiner Seite sitzen, soll morgen seine Frau werden —“

„Erzählen Sie,“ unterbrach ich ihn. „Wir haben nur noch Vermuthungen. Wir müssen Gewißheit, schleunige Gewißheit haben.“

„Ja, ja. Aber darf ich bitten, mir vorher eine Frage zu beantworten?“

„Fragen Sie.“

„In welcher Gegend der Grenze ist der Ermordete gefunden?“

„Starke drei Meilen von hier.“ Ich nannte ihm das nächste Dorf, in dem ich hatte übernachten wollen, in dem meine Begleiter noch waren.

„Eine Meile jenseits liegt Szubin,“ fagte er, „und etwa eine halbe Meile hinter Szubin hat der Lubatid den Baron Föhrenbach getroffen. Und nun hören Sie weiter. Sie fragten mich vorhin, warum Joes Lubatis näher zur Grenze gezogen sei. Joes Lubatis ist ein Hauptmitglied der Schmugglerbande.“

Die paar Worte machten auf einmal auch mir Alles klar, ließen auch mich auf einmal das ganze entsetzliche Verbrechen erkennen.

„Und daher kennt er den Herrn von Föhrenbach?“ fragte ich.

„Und daher kennt er ihn, und darum konnte ich nicht sogleich Ihre Frage beantworten.“

„Auch dieser Föhrenbach ist Schmuggler?“

„Er ist es. Die Anderen wissen es nicht, zeigen wenigstens nicht, daß sie es wissen. Sie dürfen es nicht zeigen. Dieser Mensch hat eine eben so unbegrenzte, wie unbegreifliche Gewalt hier im Hause —“

„Die kenne ich,“ mußte ich bemerken.

„Vor drei Vierteljahren,“ fuhr Helm fort, „kam er hier an. Auf einmal war er da. Niemand hatte ihn erwartet. Auf die ganze Familie hatte sich plötzlich eine peinliche Verlegenheit, eine schwere, drückende Angst gelagert. Das ist geblieben bis zum heutigen Tage. Von wo und wie er hergekommen war, darüber wurde niemals gesprochen. Aber ich wußte es bald. Das Auge der Eifersucht — ich darf ja offen mit Ihnen sprechen — sieht scharf. Er war als Emissair französischer und schweizerischer Uhrenfabrikanten hier, um an Ort und Stelle das Einschwärzen der Uhren nach Rußland zu bewerkstelligen. Ein Zufall hatte ihn die Familie Bertessa entdecken lassen, die er schon früher gekannt hatte. Er quartierte sich hier ein, denn er konnte von hier aus am bequemsten und am sichersten sein Geschäft leiten. Und — bedarf dieser Mord noch einer Erklärung? Die Schmuggler hatten in neuerer Zeit fortwährendes Unglück gehabt. Allgemein war der Glaube an einen Verräther verbreitet. Niemand kannte ihn; man meinte nur, er müsse entweder aus ihrer Mitte sein, oder ihnen sehr nahe stehen. Diese Umstände lieferten eine große Sicherheit für die Ausführung eines schwer zu entdeckenden Mordes. Er wurde auf ihre Rechnung geschrieben. Konnte der Leichnam gar nach drüben über die Grenze geschafft werden, so war eine Entdeckung fast gar nicht zu fürchten. Die Leiche wurde vielleicht erst nach langer Zeit gefunden. Die Russen kümmerten sich nicht viel um sie, die Behörden vielleicht gar nicht; von einem Herausgeben an die preußischen Gerichte hatte man bisher nie etwas gehört.“

Die Combinationen Helm's tagen nahe. Ich hatte sie ebenfalls gemacht. Nur zwei Momente waren mir noch unklar.

„Welches Motiv konnte Föhrenbach zu dem Morde haben?“ mußte ich fragen.

„Er hatte ein doppeltes. Er haßte Ulrich, dieser war mein Freund und der Einzige, der sich seiner Schwester annahm, der sich bis zum letzten Augenblicke entschieden gegen ihre Verbindung mit ihm aussprach. Die Eltern mußten nachgeben, aber der Haß blieb. Das war Eins. Dann aber — nach Ulrich's Tode war Rosalie das einzige Kind, die einzige Erbin ihrer Eltern, und er war der einzige Herr hier.“

Auch diese Combinationen lagen nahe.

Aber wie sind Mörder und Ermordeter an der Mordstelle zusammengetroffen? Wie hat namentlich der Mörder sein Opfer in jene Gegend verlocken können? Denn an eine Verlockung mußte man denken. Wie hat er das zumal bei dem Hasse, der Abneigung gefonnt, die unter Beiden bestand?

Holm hatte darüber nur unbestimmte Vermuthungen.

„Ulrich war gutmüthig und leichtsinnig, und, wie alle gutmüthigen und leichtsinnigen Menschen, offenherzig und leichtgläubig. Föhrenbach kannte sein Verhältniß zu der Henriette. Er kann dieses zu einer Verlockung benutzt und zum Zwecke der Verlockung auch jene Verstellung herbeigeführt haben, die zutem, wenn von dem Morde gesprochen wurde, dem Glauben, daß an dem Verräther der Schmuggler Rache geübt sei, um so größere Nahrung geben mußte. Es ließ sich wenigstens hören.“

Holm hatte keine weiteren Mittheilungen.

Was war jetzt weiter zu thun? Ich hatte die Frage nur als Criminalrichter. Die arme Rosalie, die unglückliche Mutter — ich durfte kaum an sie denken. Dennoch mußte etwas gethan werden, und was es auch war, es mußte sofort geschehen, eben um der Zwecke der Untersuchung willen. Vor allen Dingen war festzustellen, ob der Herr von Föhrenbach in der Nacht vom Sonntag auf Montag Kalwellen verlassen habe. Er hatte in dem Gutshause seine Wohnung. Ich mußte es im Hause erfahren. Für den Fall der Feststellung mußte ich zugleich andere Anstalten treffen.

Ich bat Holm, dem im Dorfkrug wartenden Gendd'armen den Befehl zu bringen, vor dem Eingange des Gutshofes zu halten, damit ich ihn sofort bei der Hand hätte. Er selbst möge dort bei dem Gendd'armen bleiben. Ich ging dann in das Haus zurück, in das Zimmer der Hausfrau, und traf sie dort mit ihrem Gatten und dem Steuerrath. Auch den Blicken des Steuerraths sah ich, daß sich unterdeß nichts ereignet hatte. Die Frau erwartete mich bebend. Sie hatte nicht den Muth, vielleicht nicht einmal die Kraft zu einer Frage. Der Mann saß in einem dumpfen, ängstlichen Hinbrüten auf einem Stuhle. Das Leben seines einzigen Sohnes stand in Frage; ein Verbrechen ahnte er. Mußte da nicht auch die Vergangenheit, seine Vergangenheit mit ihrer entsetzlichen Gewalt an ihn herantreten? Ja, es giebt eine Vergeltung! Er sprang auf, als ich eintrat. Aber nicht, weil er mich erkannte. Ich war und blieb ihm ein Fremder; ich sah es ihm klar an. Er hatte mich also in jenem Verhörzimmer nicht gesehen. Wie aufgeregt mußte er damals gewesen sein! Wie sehr sprach dies noch jetzt für seine damalige Schuld, wenn es nach dem Verhältnisse Föhrenbach's zu ihm noch einer Stimme für diese Schuld bedurft hätte! Die Angst um den Sohn trieb ihn empor. Ich durfte für das, was ich zunächst zu fragen hatte, keine Umwege machen. Ich wandte mich an die Frau. Sie hatte ja verhin schon geahnt.

„Gnädige Frau, war der Herr von Föhrenbach in der Nacht vom Sonntage zum Montage zu Hause?“

Sie erschrak sichtbar bei der Frage.

„Nein,“ antwortete sie leise.

„Wissen Sie es gewiß?“

„Ganz gewiß. Er selbst wird es bestätigen. Er war zur Stadt geritten, um für mich Besorgungen zu dem heutigen Polterabend zu machen.“

„Wann war er fortgeritten?“

„Am Sonntag gleich nach Tisch.“

„Wann ist er zurückgekehrt?“

„Am Montag Mittag.“

„Wie weit ist die Stadt von hier?“

„Drei Meilen.“

„Man könnte alfo bequem in zwei Stunden hinreiten?“

„In anderthalb Stunden,“ fagte der Herr Bertessa.

Ich fragte die Frau weiter.

„Warum hatten Sie gerade dem Herrn Föhrenbach jene Besorgungen anfgetragen?“

„Er hat mich darum.“

„Ah —“

„Er fagte indeß, daß er selbst Geschäfte dort habe.“

„Hat er die Besorgungen ausgerichtet?“

„Vollständig. — Aber mein Sohn, mein Herr? Haben Sie weitere Nachrichten über ihn?“

Die Angst des Mutterherzens hatte ihr doch die Frage auspressen müssen.

„Nur Vermuthungen, gnädige Frau," mußte ich ihr erwidern, „die ich eben darum Ihnen noch nicht mittheilen darf. Hätten Sie die Güte, mir ein Zimmer anweisen zu lassen, in dem ich ungestört verweilen kann? Ich werde Sie nachher hier wieder aufsuchen."

Sie klingelte. Ein alter Diener erschien.

„Georg, führe Er den Herrn in das grüne Zimmer."

Es war der alte Kutscher Georg, vor dem Holm sich hatte dürfen sehen lassen. Die andere Dienerschaft war bei dem Feste beschäftigt. Dem alten Mann durfte ich vertrauen.

„Gnädige Frau," bat ich die Hausfrau, „hätten Sie noch die Güte, mir den alten Georg zur Disposition zu stellen?"

„Georg, Er empfängt die Befehle des Herrn Kreisjustizraths."

„Folgen Sie mir, Georg."

Ich verließ mit ihm das Zimmer.

„Ist der Baron Föhrenbach noch im Garten?"

„Ja, Herr. Er war zwei Mal in das Haus gekommen, seitdem die gnädige Frau in ihrem Zimmer ist. Er fragte nach dem Herrn Holm. Als aber Niemand von dem wußte, kehrte er wieder zurück."

Ich ging in den Garten, zu dem Festplatz. Es wurde getanzt. Der Baron Föhrenbach war da. Er tanzte nicht mit, sondern sah dem Tanze zu. Seine Braut tanzte. Die Arme! Der Herr von Föhrenbach kam mir doch verändert vor. Er sah noch finster genug aus. Aber seine Züge waren erschlafft. Er schien mehr in sich gekehrt zu sein. Ich trat zu ihm.

„Mein Herr, dürfte ich Sie bitten, mich in das Haus zu begleiten?"

Er fuhr zusammen. Aber er faßte sich eben so schnell wieder, und nun war das finstere Gesicht wieder hart und trotzig.

„Zu welchem Zweck, mein Herr?" fragte er.

„Sie werden es erfahren."

„Mein Herr, ich finde die Antwort eigenthümlich."

„Sie werden auch die Gründe für diese Eigenthümlichkeit erfahren."

„Mein Herr, Sie fordern mich in sonderbarer Weise heraus!"

„Herr von Föhrenbach, ich spreche als Beamter mit Ihnen. Sie kennen mich doch?"

„Sie sind mir ja als der Herr Kreisjustizrath vorgestellt," sagte er vornehm.

„Ja, und als Kreisjustizrath hätte ich ein paar Fragen an Sie."

„Sie dürfen Sie hier nicht an mich richten?"

„Ich dürfte es wohl, aber ich wünsche es nicht."

Er hatte sich doch besonnen.

„Wohlan, so werde ich Ihren Wünschen entgegenkommen."

Wir gingen zum Hause. Der alte Georg folgte uns. Im Hause wollte er mich zu seinem Zimmer führen.

„Darf ich bitten, mir zu folgen," sagte ich. „Georg, führen Sie uns in das grüne Zimmer."

Er machte keine Einwendung weiter. Georg führte uns in das grüne Zimmer.

„Sie warten draußen," befahl ich ihm.

Ich war mit dem Baron Föhrenbach in dem Zimmer allein. Ich hatte noch immer nur sehr entfernte Vermuthungen gegen ihn. Seine Abwesenheit zur Zeit des Verbrechens war zwar festgestellt; aber er hatte die Flüstrage der Frau Bertossa besorgt, und wenn er nun jene Nacht in dem Städtchen zugebracht hätte? Wenn er gar selbst am Sonntag Abend da gewesen wäre und der Schmuggler Jees Lubatis sich in seiner Person geirrt, oder wenn dieser Holm, oder Holm mir die Unwahrheit gesagt hätte? Ich durfte ihm nichts auf den Kopf zusagen. Ich durfte ihm nicht einmal von dem Morde sprechen. Aber an etwas Anderes durfte, konnte, mußte ich am Ende anknüpfen, und riß dann der Faden nicht, so war ich gegen ihn der völlig berechtigte Inquirent auch für den Mord an der Grenze.

„Mein Herr, Ihr Name?" fragte ich ihn.

„Sie nannten mich ja selbst schon Baron Föhrenbach," antwortete er.

„Haben Sie den Namen immer geführt?"

„Man hat mir nie einen andern Namen beigelegt."

„Kennen Sie den Criminalrath Heitmann in L.?"

Ich hatte ihm den Namen meines Freundes, jenes Inquirenten genannt, der vor vier Jahren die Untersuchung wegen Ermordung des Viehhändlers gegen ihn geführt, und in dessen Gegenwart ich ihn in seinem Gefängnisse gesehen hatte. Er konnte auf die Frage vorbereitet sein; er mußte es sein, von dem Momente an, da ich das Verlangen an ihn gestellt hatte, ihn allein zu sprechen, wenngleich ich mit keiner Miene nur angedeutet hatte, daß ich ihn kenne. Die plötzliche Frage machte ihn dennoch verlegen, verwirrt. Er wechselte die Farbe, er schlug die Augen nieder.

„Den Criminalrath Heitmann?" fragte er zögernd, wie sich besinnend.

Dies gab mir auf einmal ein Uebergewicht über ihn, das ich, diesem eben so frechen wie gewandten Menschen gegenüber, doppelt benutzen mußte.

„Mein Herr," sagte ich ihm auf den Kopf zu, „warum hat meine Frage Sie verwirrt gemacht?"

„Verwirrt?" erwiderte er, indem er sich zusammenzunehmen suchte.

„Nun ja. Was anders war es, wenn Sie sich auf einen Mann und einen Namen besannen, der Ihnen seit vier Jahren keinen Augenblick aus dem Gedächtniß gekommen ist?"

Ich war in der That sein Herr geworden. Er hätte mir einfach erwidern können, er habe keine Lust gehabt und habe sie auch noch nicht, mir auf etwas zu antworten, was mich nichts angehe. Ich hatte dann, für den heutigen Abend wenigstens, ein schweres oder gar ein verlorenes Spiel gegen ihn.

„Ich konnte mich in der That nicht sogleich besinnen," erwiderte er.

„Sie haben sich also jetzt besonnen?" fragte ich.

„Ja."

Und mit dem Worte schlug ihm die helle Gluth des Zornes in das Gesicht, des Zornes gegen sich, gegen mich, daß er sich von mir hatte imponiren lassen, daß ich ihn in einer Falle gefangen hatte, die ihm eine sehr verhängnißvolle werden konnte. Das einzige Wort Ja brachte ihn zum Bewußtsein; er konnte nicht mehr zurück.

„Dann," fuhr ich rasch fort, „werden Sie sich auch wohl auf den Namen des Viehhändlers besinnen, wegen dessen Ermordung Sie damals in Untersuchung und Haft waren?"

„Ja," sagte er wieder, mit unterdrückter, aber desto mehr in ihm glühender Wuth.

„Und der Mann hieß?" fragte ich.

Ich spielte durch die Frage mit ihm. Ich mußte es, um ihm ganz mein Uebergewicht über ihn zu zeigen. Er nannte den Namen.

(Schluß folgt.)

Ein Pharus der deutschen Zukunft.

Von **Ludwig Storch.**

Es ist ein sehr charakteristischer Zug unsres heutigen Geschlechts, und es unterscheidet sich darin scharf von seinem Vorgänger, daß es von einem mächtigen Seelendrange zu den schönsten Bergeshöhen unseres herrlichen Vaterlandes immer und wiederholt geführt wird und besonders in die zerfallendsten, meist uns so malerischeren Mauern der alten Zwingburgen des brutalen Feudalismus, damit es an der Stätte finster Gewalt und scheußlichen Hasses die lichtseste der Freiheit und der Liebe feiere und sich die Seele mit Schönheit sättige, die das Sonnenlicht von allen Seiten den stattlichen Bergeshöhen zuführt.

Das nördliche Deutschland hat schon viele solche Leuchtthürme und Wallfahrtsorte des nach Seelenfreude hungrigen, nach Sonnenschönheit durstigen jungen Deutschthums, und es thun sich dort mit jedem Frühling neue auf; das südliche ist in diesem modernen Bergeultus noch zurück, obgleich fürstliche Hand vorleuchtend die Walhalla und den Siegesstempel auf schöne Donauberge baute und manche alte Burg prächtig restaurirte. Aber Licht, Leben und Liebe glühen in den süddeutschen Herzen so mächtig und schlagen in so prächtigen Liederflammen empor, daß der Norden fast davon beschämt wird; der Triumphwagen des Geistes der Neuzeit schwingt seine mit Feuersternen gestickte Wolkenfahne (in diesem Zeichen wirst Du siegen!) immer weiter auf der Eisenstraße durch die Thäler und

Burg und Stadt Wertheim.
Nach der Natur aufgenommen von Winkler.

die Ebenen und schaut selbst vor Bergen nicht zurück, und so werden die Berge bald auch hier überall die Zugspitzen für die in Gesängen jauchzende, vaterlandsbegeisterte Jugend und das sich verjüngende Alter werden, und die hohen Burgtrümmer, einst die Brustbilden bluthriefenden Hasses, nun Leuchthürme der blühenden und fruchttreibenden Menschen- und Vaterlandsliebe.

Auch die prächtige Burg Wertheim, an der nördlichsten vom Main bespülten Grenze des Großherzogthums Baden, wird und muß einst ein Hauptpharus des strahlenden Zukunftslichtes sein, wie sie es verdient hat und wozu vor dreihundert Jahren einer ihrer fürstlichen Besitzer, ein junger lichtbegieriger Mann, ihr gleichsam die erste Weihe gab. Es war für mich von hoher symbolischer Bedeutung, daß zur Johannisfeier, dem Licht- und Feuerfeste unserer Vorfahren, in Wertheim, im schönen Gegensatze zu dem Lichtfeste der alten verfunkenen Zeit, ein echtes Lichtfest der aufstrebenden Neuzeit gefeiert wurde: die kleine Stadt wurde zum ersten Male mit Gas beleuchtet und die Burg von buntfarbigen bengalischen Feuergarben prächtig überstrahlt und übernacht. Nicht die gaukelnden Lichter des Märchens und der Sage waren es, die das Burggemäuer umhüpften, es waren die Lichtflammen, die die Wissenschaft erzeugt hat, vor welchen der Aberglaube, die Geburt des kindlich befangenen Menschengeistes, versinkt und verschwindet. Vor dem Lichte der Wissenschaft zerfällt das Märchen wie eine schöne abgeblühte Blume, erbleicht die Sage wie der Morgenstern in der Sonne. Sie waren schön und poetisch, aber weit schöner und poesiereicher ist die Natur in ihrer wirklichen Größe und Erhabenheit, wie die Wissenschaft, der Sitbeltick des Menschengeistes, sie uns immer herrlicher erschließt.

Das Gastlichsest in Wertheim war ein Abschiedsfest der alten Zeit und ein Begrüßungsfest der neuen. Es warf seine Strahlen weit im Kreise, am Mainstrom auf- und abwärts, in den Taubergrund und den Odenwald und über den Main hinüber in das „Geheimniß des Spessarts“. Der schöne, mit köstlichen Reben bekränzte Halbkreis, welchen der Main von Gemünden bis Aschaffenburg um den alten deutschen Sprechshart schlingt, gehört unbedingt zu den reizendsten Partien Deutschlands, besonders die Höhe dieses Halbkreises, das Segment von Wertheim bis Miltenberg und Hembach, wo sich Spessart und Odenwald über den Fluß die Bruderhände reichen, und doch wurde dieses kleine Paradies verhältnißmäßig blumenig besucht. Ich kam eben aus dem Harze, wo auf dem Stufenberge, der Lauenburg, im Bodethale, auf dem Brocken ꝛc. die Besucher sich schon drängten; hier im herrlichen Maingrunde war es leer. Das moderne Lichtfest verspricht die schönere Zukunft. Bald wird der Dampfwagen den jetzt noch so stillen Taubergrund heraufrauschen und das junge Geschlecht rechts nach Würzburg, links durch den Maingrund über Miltenberg nach Aschaffenburg führen. Mit Staunen werden dann die Reisenden einen der großartig-reizendsten Theile Deutschlands entdecken. Und die einsame Burg Wertheim wird sich in einen durchkränzten und durchjubelten Pharus der Zukunft, die sehr bescheidne Gastwirtschaft des alten originellen Burgwegs in ein mit allen Bequemlichkeiten und Bedürfnissen des modernen Reisenten ausgestattetes Hotel verwandeln, Turner und Sänger werden ihre deutschen Fahnen auf die ragenden Zinnen aufstecken, und Wertheim wird ein Wallfahrtsort aller Nationen werden.

Schöne Wandlung im Geiste deutscher Gesittung und Humanität! Denn diese Burg ist eine Stätte böser Gewaltthat, blutiger Bruderkämpfe und ein Tummelplatz des schaudervollen Nachtgeistes des Mittelalters gewesen. Die bislang nur ein kalt angestaunes Denkmal des Feudalglanzes und der Schwertmacht der Dynastengeschlechter, die sie erbauten und bewohnten, war, soll von nun an ein Zusammenkunftsplatz deutscher Bruderliebe werden; wo der dreißigjährige Krieg, dieses entsetzlichste Unglück des an Jammer und Elend so überreichen Glaubenshaders der Deutschen, so deutliche Spuren hinterlassen hat, da werden sich deutsche Brüder von allen Confessionen die Hände reichen und die Herzen anstauschen.

Ob man die Burg vom Taubergrunde oder vom Maingrunde stromauf und ab, oder vom Berge jenseits der Tauber oder von dem jenseits des Mains (dem weinreichen Reuberge mit Felsenaltan, der einen überraschend schönen Blick auf die Burg gegenüber gewährt) betrachtet, stets macht sie den Eindruck des Großartigen, Bevorzugenten, Hochromantischen. Von zwei Punkten sah ich sie am liebsten: von der Chaussee nach Stadtprozelten auf dem rechten Mainufer, etwa eine Viertelstunde von der Stadt; hier hebt sie sich am reinsten vom Himmel ab und zeigt, von dem hinter ihr höher aufsteigenden bewaldeten Schloßberge nicht beeinträchtigt, die reinsten Contouren; und aus dem hart an rechten Mainufer gelegenen Pavillon des Gasthauses zur Sonne in dem baierischen Dörfchen Kreuzwertheim gegenüber unserem badischen Städtchen Wertheim. Hier hat man meiner Ueberzeugung nach die lieblichste Ansicht der Burgruine. Der Zeichner unseres Bildes hat aber seinen Standpunkt westlich jenseit der Tauber gewählt.

Der Besuch der Burg empfiehlt ihrem Anblick, oder übertrifft ihn vielmehr noch durch überraschende Ein- und Aussichten. Ihre Höhe über der Stadt, resp. dem Mainspiegel, ist nur eine mäßige, etwa 300 Fuß, und beträgt die halbe Höhe des in die Gabel des Mains und der Tauber eingeschobenen nicht hohen, aber ziemlich steilen Schloßberges. Bequeme, sogar gut beschabrane Wege führen hinauf. Die Architectur der kolossalen Mauern und Gebäudeserie, die amphitheatralisch am Berge emporsteigen, imponiren, soweit sie aus dem Zeitraume der edlen mittelalterlichen Baukunst stammen, durch reine Schönheit und Kühnheit der Formen. Diese alten Theile der Burg hat der noch leidige deutsche Kunstsinn getadt und sich damit ein dauerndes Zeugniß seines Seelenadels ausgestellt. Die Burg stellt ein verschobenes Viereck dar, dessen beide Fronten nördlich dem Main, westlich der Tauber zugekehrt sind, und aus dessen Mittelpunkt die größte Zierde der Burg, der kolossale viereckige Thurm von seinem Felsenfundamente und mächtigen Unterbau hoch und kühn emporragt. Von seiner letzten Bestimmung heißt er jetzt Pulverthurm, sein alter eigentlicher Name ist „Burgfried“, und seine Einstehung fällt, wie Aschbach, der Geschichtsschreiber der Grafen von Wertheim, glaubhaft gemacht hat, in das elfte Jahrhundert. Sagenhaft ist die Behauptung, der Thurm sei ein Römerbau und aus der Form der Rothsandsteinquadern entstanden, deren Kanten abgeschaft und deren Stirnfläche leicht gerübelt und rauh ist, eine Eigenthümlichkeit des römischen Baustyls, die sich an allen uns überkommenen Römerbauen zeigt und z. B. an den kolossalen Römerthurme in Regensburg, der allen kommenden Zeiten trotzen zu wollen scheint, recht scharf in's Auge springt. Aber die Römer kamen höchst wahrscheinlich am Main nicht über Miltenberg hinauf, wo sie eine Grenzfeste erbaut hatten, weshalb aber ihre Bauart, die sich weit über Deutschland verbreitet und lange nachher noch in Anwendung kam, auf sie selbst schon längst über unsere Grenzen hinausgefahren waren. Daher kommt es, daß fast alle Thürme von dieser Steinconstruction in Deutschland Römerbauten genannt werden, selbst in Gegenden, wohin erwiesenermaßen nie der Fuß eines römischen Legionärs gekommen ist.

Vor wenigen Wochen stand ich am weltberühmten Thurme der Burg Lyssbasien, dessen Quadern ganz dasselbe römische Gepräge haben und der deshalb gleichfalls sehr irrthümlich zu einem Römerbau geschmpft wird, obgleich Drusus gewiß nicht nach Nordthüringen kam. Aber die deutschen Kaiser und ihre Lehnsträger kamen oft und viel nach Italien und ahmten zu Hause die dauerhaften und zweckmäßigen Römerbauten nach.

Eben so sagenhaft und unerweisbar ist die Angabe, der rheinfränkische Herzog Gumibald sei Erbauer der Wertheimer Burg gewesen.

Der Burgfried diente auch zum Burgverließ, worin ritterliche Grausamkeit, die die des Tigers weit überbot, ihre Gefangenen schmachten und verschmachten ließ. Von welcher Art der „großmüthige Rittersinn“ war, übergenge man sich, als Fürst Georg zu Löwenstein († 1857) die tiefe Sohle des Burgfrieds aufräumen ließ und eiserne Ringe an den Wänden, zerbrochenes Töpfergeschirr, einen hölzernen Becher und endlich eine steinbedeckte Grube fand, bei deren Oeffnung der gräßliche Modergeruch die Arbeiter vertrieb.

Zunächst über dem Burgfried stand das weitausgedehnte, prächtige Wohnhaus der alten Grafen, von welchem noch der westliche Theil mit hochaufragendem Giebel übrig ist und dessen Erdgeschoß die dem St. Pankratius geweihte Capelle einnahm. Ihre aus dem 12. Jahrthundert stammenden Fenster von sehr geschmackvoller feiner Gliederung und zarter Ausführung sind noch vorhanden.

Die übrigen Theile der Burg sind meist Schöpfungen späterer Zeiten. Namentlich hatte Graf Ludwig von Stolberg in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der durch Verzicht seiner Tochter, der Wittwe des letzten Grafen von Wertheim, jenes schon erwähnten Lichtfreundes, zu seinen Gunsten Herr der Burg geworden war, sehr viel in sie hinein; die innere Einrichtung stammt größtentheils von

ihm, wie die Inschrift über dem Portale d:s Treppenthurms mit seinem Wappen und der Jahreszahl 1562 darthun. Auch das große dreistöckige Gebäude unter dem Hauptthurme auf unserm Bilde rührt von ihm her. Doch stehen nur noch die Umfangsmauern desselben; die übrige Herrlichkeit hat der dreißigjährige Krieg bis auf ein Restchen zerstört, der überhaupt dem jungfräulichen Ruhm der Veste ein Ende machte. Dieses Restchen ist ein ziemlich großes Gemach, der Rittersaal genannt, mit künstlich gewölbter, nur von einer in der Mitte stehenden Säule getragener Decke. Neben diesem Stolberg-Saal sehen wir einen älteren Erkthurm mit der Jahreszahl 1510 am Erker, welchen Fürst Adolf von Löwenstein in neuerer Zeit restaurieren und mit einem Spitzdache, so wie das Erkerzimmer, in welchem er eine kleine Sammlung alter Waffen und Geräthe aufstellte, mit bunten Glasfenstern versehen ließ. Nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode des Fürsten wurden diese Alterthümer verkäuft. Der kleine Platz vor diesen Bauten, mit Bäumen, rohen Tischen und Bänken besetzt, dient zum gefälligen Vergnügen der Besucher und ist rechts von dem zur Schenkwirthschaft eingerichteten Thurm des Burgwart, links vom großen Altan, eine der Hauptzierden der Burg und der bei weitem zumeist besuchte Theil derselben, begrenzt. Vom Thurme überschaut man fast die ganze Stadt; der Castellan hat deshalb die Stunden an einer freihängenden Glocke anzuschlagen und bei Bränden Feuersignale zu geben. Größer und reizender ist die Aussicht vom Altane, der, weit am steil abfallenden Berge vorspringend, auf fünf gegen siebzig Fuß hohen Bogen steht, an der innern (nördlichen) Seite von einer steinernen Brüstung von sehr geschmackvoller durchbrochener Arbeit altdeutschen Styls mit zwischenliegenden lanzelartigen Vorsprüngen, an der äußeren (südlichen) von einer mit Schießscharten für Kleingewehr versehenen Mauer, Erzeugniß des dreißigjährigen Kriegs, geschützt. Vom Altan überseht man den südlichen Theil des Schlosses, jetzt ein Weinberg, sonst mit Thürmen und anderen Gebäuden besetzt, welche 1634 die Kaiserlichen zusammenschossen. Unterhalb dieser Stelle zieht der Hirschgarten bis zur Stadt hinab, der seinen Namen von einem dort aufgestellten steinernen Hirsche hat. Hier soll nämlich eine schöne Gräfin den weißen Hirsch geschossen haben, nach welchem derweil der Gemahl den ganzen Tag vergebens gejagt hatte. Sie etwas verdient schon sein Denkmal. Der höchste Punkt der Burg ist die Citadelle, zu der man freilich auf steilen, nicht sonderlich geschützten Stufen emporklimmen muß, ein nicht unbedeutendes kasemattirtes Bollwerk und eine der jüngeren Bauten, vom Hauptthelle der Veste durch eine gegen sechzig Fuß tiefe Felsenschlucht geschieden, die, von Bäumen und Büschen erfüllt und von einem Pfade durchschlängelt, nicht wenig zur Romantik des Schlosses beiträgt. Der Hof der Citadelle, von einer noch nicht alten Linde geschmückt, führt den Namen Philosophenruh, obgleich er gewohnt ist, Gesellschaft bei sich zu sehen, die nicht ernste Theorie, sondern heitere Praxis liebt.

Von hier gelangt man am nördlichen Abhange zum östlichen Bollwerk der Burg, dem Zehentthurm, so genannt von den in seinen oberen Mauerkranz eingegossenen großen Eisenringen. Nur die Sage berichtet, ein Würzburger Fürstbischof habe einem Grafen von Wertheim oder Löwenstein gedroht, die Burg so zu zerstören, daß er die Trümmer mit zehn Mähren in den Main schleifen werde, darauf habe der Graf jene zehn Ringe an dem Thurme befestigen lassen, damit der Bischof seine Mähren daran anschirren könne. Der Pfaffe blitzte ab.

Der Thurm bietet den Ueberblick des anstoßenden Schloßwaldes, einer wenn auch nur kleinen Strecke des hier sehr gebogenen Mains, stromauf- und abwärts, und der innern Burg, die und über die ein ähnte baumreiche Felsenschlucht hinaus die Bauten neben dem Burgfried von der Rückseite zeigt. Auch sie hat der dreißigjährige Krieg sehr geschädigt. Die Bayern, welche in der letzten Zeit des Kriegs die Burg für den Kaiser bewachten, wichen 1645 den Schweden, ohne den Sturm abzuwarten, und diese blieben die letzten Kriegsherren der Burg, die nach ihrem Abzug lange Jahre verödet stand und in Trümmer sank. Das unterste und jüngste Gebäude ist das wohl erhaltene, stattliche, von zwei runden Thürmen mit Glockendächern flankirte Thorhaus mit dem einzigen Eingang, welches das in historischer Beziehung sehr wichtige, doch für Fremde schwer zugängliche fürstlich Löwensteinsche Archiv enthält.

Vielleicht verdient ein kleiner baumbesetzter hochgelegener Grasplatz, der „Hexentanzplatz“, noch Erwähnung, auf welchem die Volkssage in manchen Nächten die Hexen zur Zeit ihrer Blüthe tanzen ließ. Das „Hexenbäumchen“, ein kleiner seltsam gestalteter Hagedornstrauch mit einer wie ein Nest geflochtenen flachen Vertiefung seiner verschlungenen Zweige, worin die Hexen, die ihre Aufgabe schlecht gelöst, zur Strafe sitzen mußten, ist leider nicht mehr vorhanden.

Die Stadt Wertheim, am Fuße des Schloßberges, nimmt sich vom Maine her freundlich und einladend aus. In ihren meist engen und krummen Straßen trägt sie den ehrwürdigen Stempel des deutschen Mittelalters, der sie vielen spähren Besuchern, die der Vorzeit ihr Recht angedeihen lassen, gar sehr empfehlen wird, zumal der Geist ihrer Bewohner nichts Mittelalterliches mehr an sich hat, vielmehr mit der freisinnigen Regierung des Landes, zu der sie zu gehören so glücklich ist, die lichten Bahnen der Neuzeit wandelt.

Graf Wolfram I., der Erbauer der Burg um 1130 und von ihr „Graf von Wertheim“ genannt, Spreß eines schon alten mit dem deutschen Könige Konrad verwandten Donaustengeschlechts, das jedoch erst kurz vorher in der Geschichte deutlich auftritt, gilt als Ahn der Wertheimer Grafen, die eine glänzende Reihe tapferer Ritter bilden, zumeist den Kaisern nahe stehend, von ihnen begünstigt und mit Lehen beladet, ebenso treu der Kirche ergeben, an den Kreuzzügen sich betheiligend, geistliche Stifter gründend und viele ihrer Söhne an die Klerisei abgebend, doch auch mit den geistlichen Fürsten in mannigfachem Hader und blutigem Streit. Unter dem Grafen Michael II., welcher 1531 80 Jahre alt starb, hatte der Wertheimer Lehnhof den größten Umfang. Ueber hundert Geschlechter in Franken und im Odenwalde waren Vasallen des Grafen. Sein Territorium erstreckte sich in der Richtung von Osten nach Westen von der Zellersteig bei Würzburg bis zur Burg Breuberg im Odenwald mit der gleichnamigen Herrschaft an der Mümmling, und von Nord nach Süd waren die Städte Rothenfels am Main und Gerlachsheim nächst der Tauber die Grenzpunkte.

Michael's II. Sohn war Graf Georg, der sich im Bauernkriege gleich Götz von Berlichingen zu den Bauern schlug und mit ihnen die Festung Frauenberg bei Würzburg belagerte, aber dann gewitzigt sich auf sein festes Schloß zurückzog und die Bauern im Stiche ließ. Bald darauf starb er ein Jahr früher als sein Vater unterließ seinen einjährigen Sohn, jenen schon gerühmten Grafen Michael III., welcher der ausgezeichnetste und letzte der Grafen von Wertheim war. Erst 16 Jahre alt, bezog er die Universität Wittenberg und genoß den Umgang Luther's und Melanchthon's, deren begeisterter Anhänger er war. Heimgekehrt versmirte er seine Grafschaft, hob die Klöster Brombach und Grünau auf, erwichtete im ersteren ein Gymnasium und war für die Sache der Reformation in seinem Lande ungemein thätig. Aus Allem, was er that, erhellt, daß er ein genialer junger Mann war, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle trug. Da strahlte von Burg Wertheim in wenigen Jahren viel junges Licht aus, und sie versprach schon damals ein Pharus des Geistes zu werden wie die Wartburg. Aber Graf Michael starb, kaum 25 Jahre alt, unter großen Entwürfen und in der herrlichsten Thätigkeit, der Letzte seines rittterlichen Geschlechts, das fast fünfhundert Jahre durch fünfzehn Generationen hindurch geblüht hatte. Mit ihm ging eine der größten Hoffnungen des Protestantismus in Franken zu Grabe. In der Kirche zu Sanrbach, wo er begraben liegt, hat er ein schönes Monument; ein schöneres hat ihm J. Camerarius in seiner Lebensbeschreibung Philipp Melanchthon's gesetzt. Mich verdreß es, daß ich in seiner Burg, wie in seiner Stadt Wertheim vergebens nach einer ihm gewidmeten Denktafel suchte. Ich meine, wenn die Burg erst zu ihrer Zukunftsbestimmung, die ich oben aussprach, gelangt ist, wird ihr auch das steinerne oder eherne Blatt nicht fehlen, welches den geistesfreien Besuchern von dem letzten und genialsten Grafen von Wertheim erzählt, der so jung dem Tode als Beute fiel.

Sein einzig Kind, ein Töchterchen, starb wenige Tage nach dem Grafen, und seine Wittwe überließ die Grafschaft ihrem Vater, dem oben schon genannten Grafen Ludwig von Stolberg-Königstein, von dem sie an seinen Schwiegersohn, den Grafen Ludwig II. von Löwenstein übergang, der, ein Urenkel Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, der Stammvater des noch blühenden Hauses Löwenstein-Wertheim wurde. Von seinen Söhnen gründete Christoph die ältere evangelische Linie, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg; Johann Dietrich die jüngere katholische, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zu Heubach. Im Jahre 1712 wurde dem Gesammthause

Löwenstein-Wertheim vom Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde ertheilt.

Getreu ihrer vom Grafen Michael III. von Wertheim erhaltenen Bestimmung war die Burg im dreißigjährigen Kriege ein Hauptbollwerk des Protestantismus in Franken, und ihre Besitzer, die Grafen von Löwenstein, standen als die treuesten und wichtigsten Anhänger auf der Seite des siegreichen Schwedenkönigs. Nach der für die Sache der Geistesfreiheit so unglücklichen Schlacht bei Nördlingen stürzten sich die Kaiserlichen rachesehnend auf das fast ganz protestantische Franken. Piccolomini hatte den Auftrag, die Festungen Würzburg und Wertheim zu nehmen, und beorderte zur Eroberung der letzten den Feldmarschall-Lieutenant Suys, der die Burg auf ihrer schwächsten Seite, der südlichen, mit solchem Erfolge beschoß, daß die tapfere Besatzung, wozu auch eine Abtheilung schwedischer Hülfstruppen unter Hauptmann Rathgeber, einem geborenen Wertheimer, capituliren mußte. Sie erhielt freien Abzug und die wackern Bürger Belassung bei der augsburgischen Confession. Aber diese Concession mußte mit schweren Opfern erkauft werden. Zu fast unerschwinglichen Naturallieferungen kam eine Brandschatzung von 25,000 Reichsthalern für Abwendung der Plünderung, und da das Geld nicht aufzutreiben war, so gab jedes Haus, was es an Werthgegenständen besaß, und die Stadt wurde arm. Der kaiserliche Commandant der Burg, Borx, ließ die Bresche an der Südseite bestehen, oberhalb derselben aber eine Quermauer nebst Wall und Graben aufführen, wodurch die Befestigung zweckmäßiger und stärker als früher wurde. An dieser Mauer sehen wir heute noch die Jahreszahl 1634.

Nach dem Untergange des deutschen Reiches 1806 kam die Stadt Wertheim mit ihrer Burg und ein großer Theil der nach ihr benannten Grafschaft an das Großherzogthum Baden; andere kleinere Theile gelangten an Baiern und Hessen.

In Wertheim, dicht unter der Burg, wohnt der rühmlich bekannte Lyriker und Alterthumsforscher Dr. Alexander Kaufmann als fürstlicher Löwenstein'scher Archivrath mit seiner liebenswürdigen Gattin, der Dichterin Amara George. Jeder gebildete Freunde wird sich wohl in ihrem Hause fühlen.

Auch der fleißige Sagensammler Unterfrankens, Andreas Fries, lebt an der Gewerbeschule in Wertheim.

Geistesepidemien.

Ein Vortrag, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz
von **Hermann Reimer.**

Nr. 3.

Die weißen Cocarden der Bourbonen und die Adler der Napoleoniden — Die Tarantel-Epidemie — Tischrückerei — Medicinische Geisteskrankheiten — Humoristische Seite der Epidemien.

Mehr als zwanzig Jahre waren verflossen nach dem Sturze des Königthums, kein Mensch gedachte mehr der Bourbonen, die durch ihr unseliges Regiment Frankreich in den Abgrund der Revolution gestürzt hatten, als die alliirten Fürsten an der Spitze ihrer Truppen in Paris einzogen. Da mit einem Male, es waren einige Legitimisten, von denen der Streich ersonnen war, erscholl an einzelnen Straßenecken der Ruf: „Es lebe der König!" Dabei wurden weiße Cocarden unter das Volk ausgetheilt und mit weißen Tüchern geschwenkt. Bald vermehrte sich derselbe Ruf, bald sah man mehr und mehr die Farbe der Bourbonen, die weißen Cocarden aufsuchen, und die Bewegung, so flüchtig, so plump sie angelegt war, griff epidemisch um sich. Anfangs wehrten die Fürsten selbst ab, der Ruf und die ganze Demonstration erschien ihnen verfrüht und unmöglich, dann aber überzeugten sie sich, wie schnell die Massen ergriffen wurden, sie ließen gewähren, und der Thron der Bourbonen, unter den furchtbarsten Stürmen und nach unerhörten Schicksalen in Trümmer geschlagen, wurde durch einige Schoffel voll weißer Cocarden von Neuem wieder aufgerichtet.

In der napoleonischen Zeit waren es die Adler, denen man folgte, aber weit mehr noch hat der überwältigende Eindruck des großen Mannes die Menge mit fortgerissen. Ein eigenthümlicher Mythus besteht sich an seine Schritte, wo er nur in seiner äußern Erscheinung sich zeigte. Seine Stellung, die Haltung der Arme, jedes seiner Kleidungsstücke wurden historische Reliquien, an denen die Einbildungskraft der großen Menge sich belebte. An diese sinnlich wahrnehmbare Erscheinung des Kaisers mußte derjenige anknüpfen, der napoleonischen Ideen in Frankreich wieder Eingang verschaffen wollte. Zweimal versuchte der Prinz Louis Napoleon, zuerst in Straßburg, später in Boulogne, in dieser Weise die Menge fortzureißen. In der äußerlichen Gestalt seines Onkels trat er unter sie. Ihm fehlten weder der Hut, noch der grüne Frack, weder der bekannte Ueberrock, noch die classischen Stiefeln, und so mit über die Brust gekreuzten Armen hielt er in echt napoleonischem Styl seine Anrede. Bei der Landung in Boulogne hatte er außerdem ein noch feineres Spiel ersonnen. Man fand bei seiner Verhaftung auf dem Schiffe einen Adler, der gewöhnt war von seinem Hute zu fressen und der, losgelassen, in die Höhe stieg, um sich dann auf den Hut des Prinzen niederzulassen. Man hat alle diese Dinge höchst lächerlich gefunden, aber der kluge Napoleon hat gezeigt, daß vom Lächerlichen zum Erhabenen ebenfalls nur ein Schritt ist, und wenn er damals auch die Zeit nicht richtig gewählt und manche Umstände unterschätzt hatte, die Art und Weise seines Auftretens verräth den Menschenkenner, der über die Entstehung geistiger Strömungen sich ein Urtheil gebildet hatte und auf die Schwächepunkte unserer nafürlichen Anlage folgerichtig zu spekuliren verstand.

Die Geschichte der religiösen wie der politischen Bewegungen hat ihre Mysterien. In wahrhaft erhebender Begeisterung sehen wir Tausende, ja Millionen freudig ihr Leben opfern, heute für die Idee der Gottesbegnadigung, morgen für die der politischen Freiheit, und dann wieder sehen wir einen Zustand der Ruhe und Erschlaffung eintreten, in welchem die abgespannte Generation sich in den Gedanken zu gefallen scheint, daß das Jagen nach idealen Gütern des Schweißes und Blutes so vieler Menschen nicht werth gewesen sei.

In solchen Zeiten tritt an die Stelle großer Affecte und leidenschaften jene kleinliche Spielerei mit dem Geheimnißvollen, mit Gisten und Arcanen, mit Elektricität und Magnetismus, und das Gefühl des unergründlichen Waltens der Naturkräfte, des unbestimmten Schauers scheint jene Lücke auszufüllen, welche der Mangel einer idealen Stimmung in der Strömung unseres geistigen Lebens erzeugte. Von den Zeiten des finstersten Aberglaubens, ich erinnere nur an die Hexenprocesse, bis auf die Heksen des thierischen Magnetismus, bis auf Mesmer und Cagliestro, sind die Geister unzählige Male, von wissenschaftlichen Irrthümern befangen, epidemisch ergriffen worden. Eine große, in ihrer Art ganz eigenthümliche Epidemie, die fast drei Jahrhunderte lang Italien verheerte, halte ich einer besonderen Erwähnung werth. Sie kennen die Redensart „Aufspringen wie von der Tarantel gestochen"; sie verdankt jener Epidemie ihre Entstehung. Nun ist die Tarantel eine unschuldige Erdspinne, die in Apulien einheimisch ist, und der bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts Niemand etwas Böses nachzusagen wußte. Damals aber, vielleicht auch schon etwas früher — Italien war durch mörderische Seuchen furchtbar verheert worden — damals verbreitete sich die Sage, daß der Stich der Tarantel heftige, ja höchst bedenkliche Erscheinungen im menschlichen Organismus hervorzurufen pflege.

Man nahm sich nicht die Mühe, den Feind selbst genauer in das Auge zu fassen, sondern verwechselte die hartgeschuhte Spinne bald mit einer giftigen Eidechse, bald mit anderen schädlichen Thieren. Man hielt sich nur an die muthmaßliche Wirkung, welche, phantastisch ausgeschmückt, die Köpfe erhitzte. Die Gebissenen fühlten sich bekommen, verloren den Appetit und verfielen in Trübsinn. Aber bei den ersten Tönen angenehmer Melodien sah man, die eben noch wie betäubt und ihres Verstandes kaum mächtig schienen, aufspringen aus ihrem dumpfen Hinbrüten und ihre abgespannten Körper wie von neuem Leben durchzuckt werden. Laut aufjauchzend fingen sie an in schnellen Tänzen sich zu drehen, bis sie erschöpft zu Boden sanken, oder sie verfielen in eine Art melancholischen Rausches und erfüllten mit lauten Klagen die Lüfte. Die Cither und die Flöte galten bald für Universalmittel, durch welche das Gift der Spinne im Körper zerstreilt und so allmählich ausgeschieden werden könnte, und wo diese Instrumente gefehlt wurden, da sah man bald von einem Ende Italiens bis zum andern große Scharen

von Menschen in wilden Reigentänzen sich bewegen. Nicht etwa ein wirkliches Gift, nein, das Mißverhalten der tollen Tänze, das Mißverhältniß der lockenden Töne, der geheime Schauer, welcher die Idee der Vergiftung, der Ausscheidung des Giftes durch die Musik, durch Tanzen und Springen begleitete — alles das zusammen wirkte ansteckend von Einem zum Andern und vermehrte die Zahl der Tarantelsänzer bis in's Unglaubliche. So erstreckte sich die Epidemie bis in das 17. Jahrhundert, wo sie ihre größte Höhe erreichte. Alljährlich im Sommer durchzogen Schaaren von Spielleuten Italien, um die Heilung der Tarantati in Dörfern und Städten vorzunehmen. Da mit einem Male im 18. Jahrhundert erlosch der gespensterhafte Spuk, wie fortgeblasen von der Erde, und die arme Tarantel erfreut sich seitdem wieder keines schlechtern Rufes, als dessen bei uns etwa Flöhe oder Wanzen genießen.

Ich würde mich einer Vernachlässigung gegen die Wissenschaft zeihen, wenn ich hier aus Zartgefühl eine Epidemie unberührt lassen würde, zu deren Opfern, wie ich mir zu vermuthen erlaube, ein Theil der hochverehrten Anwesenden gerechnet werden darf. Im Jahre 1853 nämlich, zu einer Zeit, wo weder für religiöse noch für politische Dinge im Volke eine gehobene Stimmung vorhanden war, zu einer Zeit also, die ganz geeignet war mit wissenschaftlichem Humbug die matten Geister etwas anzuspornen, wurde von Amerika aus über Bremen eine Epidemie importirt, welche von dort aus bald ganz Deutschland in Bewegung setzte. Weiß der Himmel von welchem amerikanischen Spatvogel der erste Anlaß gegeben wurde, es wurde behauptet, erst leise und ganz schüchtern, bald aber schrie man es auf allen Gassen als eine erwiesene Thatsache aus, daß man ein neues, ein kaum glaubliches Wunder entdeckt habe. Der Mensch, so hieß es, sei im Stande von der ihm innewohnenden Elektricität dem todten Holze einen Theil abzulassen und es damit so weit zu beleben, daß es nicht nur selbstständige Promenaden unternehmen, nein, daß es auch zu allerhand ganz nützlichen und angenehmen Dingen, u. A. zum Wahrsagen, gebraucht werden könne. Von sämmtlichen Möbeln, die zu solchem Zwecke benutzt werden können, sei aber das behäbigste der ganz gemeine Tisch, dieses unentbehrliche Stück einer jeden Haushaltung. Um besagten Tisch setzten sich nun eine mehr oder weniger große Zahl von Personen, womöglich beiderlei Geschlechts, bildeten mit auf den Tisch gelegten Händen eine Kette und übten so lange einen sanften Druck auf die Hände und dadurch auf den gedrängten Tisch aus, bis dieser sich mehr oder sicher auf seinen eigenen Beinen fühlte, bis er sich zu bewegen zu rutschen begann.

Nun rief man Wunder über Wunder und man trennte sich voller Begeisterung, um neue Gläubige anzuwerben. Nicht lange währte es, und wohin man auch kam, in die Salons der Vornehmen, in die Stuben der Bürger, in die Hütten der Armen, überall drehten sich die Tische. Das Vergnügen war so billig, daß Jeder es mitmachen konnte. Schien es doch, als ob die alte, liebliche Fabel von dem „Tischchen, deck' dich" in veränderter Gestalt wieder aufgetaucht wäre, denn man konnte große Gesellschaften zu Tische einladen, ohne daß man nöthig hatte, vorher kochen und braten zu lassen. Und wie vortheilhaft unterschied sich diese Epidemie von dem wilden Drehen der Johannistänzer und Tarantati! Dieses trauliche Zusammenrücken um die häusliche Tischplatte, dieses leise Drücken, Drehen und Schieben, konnte allenfalls zarte Verbindungen stiften; das zähe Gespenst des Todes, wie es zuweilen die Tanzwuth des Mittelalters begleitete, ist den sanften Bewegungen der Tischrücker fern geblieben. Wohl suchten einige Gelehrte die wissenschaftliche Unmöglichkeit der Tischbewegung ohne mechanische Gewalt zu beweisen, aber wie einst Galilei unerschütterlich festhielt an der Bewegung der Erde, so rief man jetzt den Zunftgenossen jenes großen Physikers in Bezug auf die Tische ein allgemeines „Und sie bewegen sich doch" entgegen. Es war ein glänzender Sieg der Majorität über die Autorität. Bald entzündete die Bewegung der Tische die Geister zu neuen Versuchen. Gab sich einmal jedes alte Stück Holz dazu her, sich elektro-menschlich begeistern zu lassen, warum, so schloß man ganz richtig, wollten es denn gerade Tische sein? Konnte man das nicht bequemer haben? So entstanden die sog. Psychographen, hölzerne Wahrsage-Instrumente, polirte Hausgötzen, die wie die Penaten bei den Griechen und Römern in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen wurden. Sie bestimmten das Wetter, ordneten Landpartien an, schlossen sogar Ehen und kümmerten sich überhaupt um Alles, was in der Familie und in der Wirthschaft vorging. Manchmal waren sie verstimmt und antworteten nicht; dann wurde nachgeforscht, womit man den Hausgeist beleidigt haben konnte. Man ruhte nicht eher, als bis man ihn wieder versöhnt hatte. Sie waren ein größeres Naturwunder als der Esel des Bileam, denn sie sprachen häufig mehrere Sprachen und saugten nicht selten den einfältigsten Menschen geistreiche, ja selbst poetische, wenn auch zuweilen unorthographische Gedanken aus den Fingerspitzen. Auf diesem Höhepunkte brach sich indessen die Epidemie und ist gegenwärtig nur noch in leisen Nachklängen bemerkbar.

Aber ich kann mein Thema unmöglich verlassen, ohne wenigstens einen flüchtigen Seitenblick auf dasjenige Gebiet unseres Wissens zu werfen, dem ich am nächsten stehe. Die Heilkunde ist noch weit entfernt vom Wege zur Gewißheit; aber bis zu der Erkenntniß hat uns die Wissenschaft denn doch allmählich geführt, daß die Krankheiten viel eher vermieden als geheilt werden können, daß es überhaupt nur wenige Heilmittel giebt, und daß auch diese nur eine sehr beschränkte Wirksamkeit haben, im Verhältniß zu dem, was eine richtige Lebensordnung zu leisten vermag. Dem gegenüber ist aber die Lust am Leben und der Trieb nach Vollbesitz der Gesundheit unter der Menge der Menschen so unabweislich, daß zeitweise immer wieder Versuche auftauchen, die dunkle Sehnsucht nach einem Universalheilmittel zu befriedigen. Im Gegensatz zu aller wissenschaftlichen Erfahrung, zu Allem was die gesunde Vernunft einem Jeden sagen muß, wird immer von Neuem ein beliebiger indifferenter Stoff zu einem Wundermittel erhoben, und mit rasender Geschwindigkeit wächst die Menge der Gläubigen. Zeitungsannoncen verbreiten die Seuche; denn das Lesen von Heilungen giebt Vielen eine dunkle Empfindung, einen Vorgeschmack eigenen Wohlseins, und sie sind deshalb ein unentbehrliches Werkzeug in den Händen jener Gesundheits-Demagogen. Auch dadurch wird das Publicum nicht belehrt, daß diese Epidemien alle paar Jahre wechseln, daß das heute hochgepriesene Mittel nach einiger Zeit gar nicht mehr zu haben ist, und daß sich höchstens noch ein unbrauchbarer Rest davon in der Rumpelkammer irgend eines consequenten Gesundheits-Epidemikers aufstreiben läßt. Einer dieser Menschheitsbeglücker schreitet immer über den Leichnam des andern, Goldberger verdrängt Morrison, Dubary wieder Goldberger, Persch Dubary, Hoff wieder diesen, und so wird es weiter gehen. Auch die Epidemie Hoff scheint trotz aller Preismedaillen ihrem Schicksal zu verfallen. So vergeht der Ruhm der Welt, und man könnte sich kaum eines gewissen Mitleids gegen alle diese gefallenen Größen erwehren, wenn man nicht wüßte, daß sie sich vor ihrem Falle einen Lastzusatzsonds bezeichnet hätten, zu dem mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung die Fürsten und Völker Europas freigebig beigesteuert haben.

Die Gesellesepidemien haben auch ihre humoristische Seite; sie sind unerschöpflich wie das menschliche Leben selbst, und ich beschränke mich gern in dem Mitgetheilten wenig mehr als dürftige Bruchstücke davon gegeben zu haben. Es genügt mir auf ein Feld hingewiesen zu haben, das einer weiteren Bearbeitung werth ist, und das sicherlich einen wichtigen Theil jener Zukunfts-Philosophie abgeben wird, die sich ganz allmählich unter den Händen der Naturforscher aufbaut. Auch hier wird die Naturwissenschaft ihr Loos zu erfüllen haben, indem sie einer zu idealen Auffassung unseres geistigen Lebens schonungslos entgegentritt. Sie wird zu zeigen haben, daß der Enthusiasmus ansteckend ist wie der Schnupfen, und daß, was wir Begeisterung nennen, im günstigsten Falle nichts weiter ist als eine liebenswürdige Schwäche. Und indem sie die Geschichtsforschung zu Rathe zieht, wird sie Hand in Hand mit dieser über die Bedeutung der Gesellesepidemien für das Allgemeine ihr Urtheil zu sprechen haben. Ihre ich nicht, so wird dieses dahin lauten, daß, wie der Sturm der Leidenschaft den Einzelnen zu einer freieren, kräftigeren Entfaltung seines Wesens anspornen vermag, so die Wogen der Geistesepidemie in dem ruhigen Gang der Weltgeschichte das treibende Element bilden. Hier wie dort wird freilich häufig genug der Vortheil schnellerer Strömung dadurch an. wegen, daß die Grenzen der Bewegung niemals gezogen werden kon. en. Und wie die Leidenschaft dem Einzelnen über den Kopf zu wachs. pflegt, so haben auch jene großen geistigen Bewegungen nur zu leicht die Ziele bei weitem überschritten, die ihnen von ihren Urhebern gesteckt wurden. Diese sind vielmehr in der Regel Opfer geworden ihrer Verwesenheit, und so Mancher von ihnen hat einstimmen müssen in den Stoßseufzer jenes Zauberlehrlings:

„Herr, die Noth ist groß:
Die ich rief, die Geister
Werd' ich nun nicht los."

Ein Ausflug in's Teufelsmoor.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Mitten in dieser Zeit der Haupternte, in welcher ich das Land besuchte, ist der Anblick ein recht unterhaltender. Da aus verschiedenen Ursachen nicht Alle mit ihren Arbeiten ganz gleichmäßig fortschreiten, so sieht man alle möglichen Zustände des Torfs und alle Verrichtungen auf einmal. Hier stehen die Leute noch in den Gräben und klauben die klebrige, schwere Masse los. Dort tanzen sie auf den hochliegenden Lagerplätzen, und kneten den Boden mit hundert beweglichen Beinen. Auf einem anderen Stücke wiederum sind sie mit großen Tranchirmessern beim Aufschneiden und Zerlegen beschäftigt, eine Operation, die sie aus freier Hand, ohne Zirkel und Meßkette sehr geschickt und mathematisch genau vollbringen. Dort wiederum bauen sie ihre Pyramiden, wie Kinder ihre Kartenhäuser, „ringeln" die Brocken, und „ringeln sie um".

Zu solchen lebhaften Scenen kommt man aber nur stellenweise, nämlich da, wo das Moor schon angegriffen, wo bereits ein Canal, eine Lebensader in seinen finsteren Busen eingedrungen ist. Und zwischen diesen Stellen liegen wieder ganz unberührte todte Strecken, wo noch keine Aussicht möglich gemacht werden konnte. Da, wo ein schiffbarer Canal bereits eingesenkt wurde, glaubt man in das Innere eines offen zu Tage gelegten Bergwerks zu blicken. Der Hauptstrom des Canals geht wie ein offener und horizontaler Schacht gerade fort in das Moor hinein. Die sogenannten „Anwiesen" (oder Seitencanäle) münden unter rechten Winkeln, wie die Stollen, in diesen Hauptschacht ein, und das ganze Wassersystem verzweigt sich durch die Umgegend, wie die Adern eines Blattes. An den Seiten der Canäle, die mit Schiffen bedeckt sind, ist die braune Waare in hohen Mauern und „Hopen" aufgethürmt. Und rund herum ist die hohe, breite Modermasse in verschiedenen Stufen, in den mannigfaltigsten Formen, wie in einen labyrinthischen Steinbruch zerschnitten, und fällt vom Graben zerklüftet in bunt gestalteten Plateaux und Terrassen mit steilen Wänden zum Wasser ab.

Am Ausgange nach dem Flußthale und dem angrenzenden „Grünlande" zu, wo es in die Welt hinausgeht, verbreitert sich natürlich das Loch, weil da schon länger gearbeitet wurde, während es sich nach innen hin zuspitzt und an dem Canale zusammenzieht. Die ganze breite, dreieckige Höhlung ist, wie die Kupfergrube bei Falun in Schweden, mit geschäftigen Menschen gefüllt. Ihre „Hutten", jene rohen Torfmoor-Sennhütten sieht man zuweilen gar nicht unmalerisch vertheilt auf den Kanten, auf den Spitzen und Vorgebirgen und in den Schluchten und Rissen, welche durch die Bearbeitung des Moores entstanden sind.

Ich begreife nicht, daß unsere Maler das Leben und Treiben an solchen merkwürdigen Moorhäfen und Torffabrik-Stätten, die sich überall an den zerfressenen Rändern unserer Hochmoore darbieten, noch so wenig aufgefaßt und dargestellt haben. Und doch würden solche Darstellungen nicht nur höchst eigenthümliche Bilder, sondern auch Scenen geben, die tausend und tausend Mal in unserm nordwestlichen Deutschland vorkommen, den Bewohnern des Innern desselben sehr geläufig sind und daher eine vaterländische Bedeutung besitzen.

Viel Farbenpracht würde bei diesen Bildern freilich nicht entwickelt werden können. Denn Wege und Stege, Land und Wasser, die „Huttens" und ihre berußten Bewohner, Alles ist mit der einen dunkeln Tintenfarbe des Moores überzogen.

Die Leute scheinen für die Naturfarbe ihres Landes eine patriotische Vorliebe zu gewinnen. Wenigstens ist die schwarze Farbe bei ihnen in so hohem Grade die Feiertagsfarbe, daß ihre Weiber z. B. für den Sonntag, den namentlich, wenn sie zum Abendmahle gehen, ihre ganze Kleidung, alle ihre seidenen Bänder, ihre Schürzen, auch ihre Sommersstrohhüte und die Blumen auf den Hüten kohlschwarz färben. Wenn man sie zur Kirche strömen sieht, glaubt man eine von einem allgemeinen Unglück betroffene Bevölkerung trauernder Pilger vor sich zu haben.

Auf den noch ganz wilden Partieen des Teufelsmoores findet man nicht nur eine solche ab- und zufluthende Hüttenbevölkerung, wie ich sie beschrieb, sondern auch eine permanente. Die armen Leute des Moores, die ersten noch unbemittelten Besiedler eines noch uncultivirten Strichs wohnen Winter und Sommer in eben solchen primitiven „Huttens", die in ihrer inneren Einrichtung an die Zeiten erinnern, wo noch nicht das Fensterglas, die Ziegelsteine, auch keine Säge und Hobel erfunden waren. Denn von allen diesen Dingen und Instrumenten ist kaum etwas bei dem Bau ihrer Wohnungen verwendet.

Die Mauern oder Fundamente derselben bestehen aus in kleinen Dämmen aufgehäuften Torfsoden. Die Dächer — ich sagte schon, daß das Ganze eigentlich nichts als ein auf den Boden gesetztes Stück Dach sei, — sind aus schilfbedeckten Zweigen und Sträuchern componirt. Im Inneren ist Alles ein zusammenhängender, der Wärme wegen möglichst enger Raum, in welchem durch einige unbehobelte Baumäste für die Schlafstätten der menschlichen Bewohner und für die Stallung der einen mageren Mookkuh und der drei zottigen Moorschafe, aus denen ihr Viehstand besteht, Abtheilungen zu Stande gebracht sind.

Die nackte, etwas abgetrocknete Oberfläche des Hochmoores bildet die Flur und die Tenne des Hauses. In der Mitte derselben ist statt des Heerdes ein wenig Sand aufgehäuft, das der Hütteneigenthümer sich unten am Rande des Moores, wo einmal ein Schiff mit einer Sandladung anfuhr, und wo ein wenig von diesem kostbaren Artikel liegen blieb, zusammenkarrte. Dies Häufchen Sand bildet den Heerd. Ein Paar wurzelreiche Torfsoden, die man draußen grub, glimmen und schwelen Tag und Nacht auf diesem Sandheerde. Um ihn, der sich in der Mitte der Hütte befindet, kriechen die kleinen mageren und scrophulösen Kinder herum. Neben ihm sitzt die Mutter auf einem Klotze, wie eine Irländerin ihr kurzes Tabakspfeifchen im Munde, als wäre die Atmosphäre noch nicht räucherig und trübe genug.

Diesem Sandheerde, als erwarteten sie da alles Heil, sind die Gesichter Aller zugewandt, die der Kinder und auch die der Ziegen, Schafe, Kühe und Schweine, die, wenn Du bei den Leuten Platz genommen hast, dicht hinter Deinem Rücken grunzen und brüllen und Deinen Rockzipfel beschnüffeln. Für den Rauch und alle sonstigen Dünste giebt es nur einen einzigen Ausgang, die enge Thür, die nach Süden hin in der Torfmauer ausgeschnitten ist, und zugleich auch der Eingang für Menschen und Vieh und für die aus- und einkriechenden treuen Hunde ist. — Die Aeste und natürlichen Ausbuchse, welche man an den Dachsparren und dem Gebälke des Hauses belassen hat, dienen zum Aufhängen der Kleider, der Werkzeuge und aller kleinen Habseligkeiten, die rings in dem Hüttchen herumhängen, wie in der Trödelbude eines Lumpenhändlers in dem Judenviertel von Amsterdam.

Ich hatte mir bisher gar nicht vorgestellt, daß es in unserm Deutschland noch solche Zustände gäbe. Ich denke mir aber, diese „Huttens" der Hochmoore sind der Beachtung und der Beschreibung werth, erstlich, weil sie sich noch jetzt auf allen wilden Mooren vom Teufelsmoore bis nach Holland hin vielfach finden, und dann aus historischen Rücksichten, weil sie vermuthlich das urälteste Wohnhaus jener Gegenden sind, und uns einen Begriff davon geben können, wie die alten „Chauken" und „Angrivarier" hier gehaust haben mögen. Das ganze germanische Land und Volk hat hier wahrscheinlich mit seinen „Huttens" angefangen, wie noch jetzt hier im Moore fast jede Colonie zu allererst mit ihnen beginnt.

Was mir der Zeit aus den Nachkommen dieser armseligen Hüttenleute werden kann, das sah ich mir nun am folgenden Tage an, an welchem ich mich aus dem so eben geschilderten Wallhofer Moore, auf der Nordseite der Hamme-Niederung, in eine schon ganz cultivirte und mit zahlreichen „Fehnkolonien", stark bevölkerten und wohlhabenden Dörfern, belegte Partie des Teufelsmoores auf der Südseite dieser Flußmulde hinüberschiffen ließ.

Hier ist seit etwa 100 Jahren auf einem mehrere Meilen langen Striche das ganztige Teufelsmoor bis auf wenige Reste weggegraben, und es leben dort nun in einer Localität, wo ehedem, wie gesagt, nicht einmal wilde Vögel oder Füchse existiren konnten, Tausende von zufriedenen Menschen. Ich spazierte einen ganzen Tag lang durch eine Reihe von freundlichen Dorfschaften, von denen die eine vor 30, die andere vor 50, noch eine andere vor 100 Jahren begründet war.

Man kann keinen stärkeren Gegensatz und keinen wohlthuen-

deren Contrast sehen, als den eines solchen Colonienbistricts mit dem zur Seite liegenden unheimlichen Hochmoore.

Eine schönere, erfreulichere und nützlichere Eroberung hat die Civilisation der Neuzeit wohl nirgends zu Stande gebracht, als in der Besetzung der nordwestlichen deutschen Hochmoore und in ihrer zauberhaften Umwandlung von Wüsten zu lachenden Fluren. — Wie bei den vom Meere bedrängten Marschen die Deiche, so waren hierbei umgekehrt, wie gesagt, die Canäle die vornehmsten Zauberstäbe und die Seele des ganzen Unternehmens. Beide Erfindungen, die des Deiches wie die des Canales, sind von den Holländern ausgegangen und von ihnen oder von denen, welche ihnen nachahmten, durch die ganze Niederung zwischen Schelde und Elbe ausgebreitet worden.

Es ist bemerkenswerth, daß wir den Marschen-Deich und seine zauberischen Wirkungen in den Marschen zuerst gehabt, den Moorcanal aber erst viel später erhalten haben. Schon zur Römerzeit gab es Deiche in Batavien, und auch alle unsere deutschen Marschen waren längst eingedeicht und blühend, als in unsern Mooren, wegen der schlenden Canäle, noch alles Leben schlummerte, stockte und saulte. Die Holländer begannen mit Entwässerung, Canalisirung und Bebauung ihrer Moore und mit Anlegung ihrer Fehncolonien erst im 16. Jahrhunderte. Im folgenden 17. Jahrhunderte rückte diese Cultur zuerst in den nordwestlichsten Zipfel von Deutschland, in Ostfriesland ein, und erst seit dem 18. Jahrhunderte fing man in Nachahmung der Ostfriesen und Holländer auch im „Teufelsmoore" und in den anderen Morästen zwischen Weser und Elbe sich zu rühren an.

Zum Theil gingen die Impulse dazu von den Regierungen aus, — auch erwachte der Associationsgeist, und den Regierungen stellten sich Gesellschaften zur Seite, — aufopferungslustige und unermüdlich eifrige Männer traten als Reformatoren auf, wie der genannte Findorff im Teufelsmoor, — aber fast jedes Moorland hat so seinen Findorff erzeugt. Ohne die kräftig helfende Hand eminenter Geister und starker Vergesellschaftungen wäre die Sache nicht in Gang gekommen, und die Hüttenbewohner hätten, wie die Moose der Moore, in ihren elenden Zuständen noch Jahrhunderte lang, wie zu der Chaukenzeit, fortvegetirt.

Indem ich, wie gesagt, am folgenden Tage durch die Dörfer Huttenbusch, Neu St. Jürgen, Otterstein, Mooringen, Lünzhausen, Westerwehe wandelte, kehrte ich zu Zeiten bei den guten Leuten ein und ließ mir von ihnen erzählen, wie ihr Bauer oder Großvater als ein armer Hüttenbewohner mit einer Kuh oder mit ein paar Schafen angefetzt, wie weit er anfangs für diese Thiere das spärliche Gras und Heu zusammengesucht, wie mühselig er erst den Buchweizen, dann seine Kartoffeln und endlich ein kleines Gerstefeld cultivirt habe, — wie ihm dann der Canal zu Hülfe gekommen, und wie nun der Torf kräftig weggeschafft, ausgeräumt und verhandelt worden sei, wie dadurch die Capitalkräfte sich gemehrt und gestärkt hätten, und mit ihnen dann die Heerde, die Stallungen, das Wohnhaus und der Acker so erweitert und gewachsen wären, wie ich sie jetzt im Besitze des Enkels sähe.

Nach einer allgemeinen seit frühesten Zeiten hergebrachten Gewohnheit haben unsere niedersächsischen Bauern, wie in ihren alten westphälischen Dörfern, die Möser in seinen patriotischen Phantasien geschildert hat, auch in diesen neuen Colonien ihre Gehöfte in weiten und gemächlichen Abständen neben einander gelegt und haben sie mit frischen Gehölzen von Eichen und anderen Bäumen, unter denen die hellfarbigen Wohnungen hervorschimmern, umgeben. Hier im Teufelsmoore haben sie vielfach die Mode, das Balkenwerk der Häuser mit einer recht munteren blauen Farbe, und das Gewäuer dazwischen mit glühendem Roth zu überziehen, und dies giebt zwischen dem schattigen Grün der Bäume recht freundliche Contraste.

In den meisten dieser weitläufigen Gehöfte wohnen jetzt wohlhabende Bauern. Und Nothleidende, Dürftige findet man in solchen Moorcolonien — selbst in den kleineren Häusern kaum. — Das Gesinde stand überall in schönster Fülle, und da, wo sonst kein Häschen hinreichende Nahrung für sich fand, waren jetzt die Halme so lang, daß, wie einer der Bauern sich ausdrückte, ein Mann sich aufrecht in's Feld stellen und die Aehren sich über dem Kopfe zubinden könnte. — Die Wiesen, über die sonst die Irrlichter tanzten und anderer Spuk, denen das Teufelsmoor seinen Namen verdankt, sein Wesen trieb, waren jetzt mit völlig befriedigten und schmucken Wiederkäuern reichlich bedeckt.

Da man in den Mooren meistens nicht Alles ganz bis auf den tief liegenden Untergrund herabgraben darf, vielmehr noch ein wenig von dem ursprünglichen Moore liegen lassen muß, um das Land über dem Niveau der Flüsse und ihrer Ueberschwemmungen zu erhalten, so blickt überall, wo er nackt gelassen wurde, jener alte braune Untergrund noch zwischen dem auf diesen Canevas eingestickten Teppiche der Aecker, Gärten und Gehölze hervor. Das ganze heitere Bild schwimmt noch gewissermaßen in dem alten braunen Rahmen, der überall auf den Wegen, an den Gräben, in der Ackerkrume, im Staube des Landes sich zu erkennen giebt. Auch stehen noch überall neben den freundlichen Häusern, wie Trümmer oder Ruinen eines noch nicht völlig niedergerissenen Gebäudes, dicke hohe Bleke des alten Hochmoores selbst, die zuweilen ein paar Morgen im Umfang haben.

Diese schwarzen, auf den Seiten regelrecht abgeschnittenen Torfbänke nehmen sich recht wunderlich und fremdartig in der so heiter umgestalteten Umgebung aus, zu der sie nicht mehr passen wollen. Es sind die Brennstoffmagazine der Bauern, die nun ganz sparsam damit umgehen, und sie vorsichtig bedecken und benutzen, wie ein Stück Rindenreif, von dem man das Brod bereits verbrauchte.

Die Oberfläche dieser Bänke ist mit sorgfältig getretenen und sauber zerschnittenen Torfstuchen, wie ich sie oben beschrieb, bedeckt. Und zu den Seiten der grade abgestochenen Mauern sind, wie eine Naturdenksammlung, die alten Wurzelstöcke und Baumäste, die man als Ueberreste untergegangener Wälder in den unteren Schichten des Moores fand, in Reihe und Glied aufgestellt. Die Leute ziehen sie aus dem Moorgrunde hervor, putzen sie aus, lassen sie mit ihren Torfstuchen trocknen und verbrauchen sie als Brennholz.

Alle hiesigen Bauern, die ich über dies merkwürdige Fossil sprach, waren mit dem Umstande bekannt, daß man viele der alten Stämme aus der Tiefe herausgrabe, die vom Feuer angebrannt und verkohlt seien, und erwähnten mir desselben als eines Bewesten, daß einst lange vor ihnen und auch noch vor der Bildung ihrer Torfmoore ein untergegangenes Geschlecht von Menschen auf dem Untergrunde existirt, gehaust, gebeizt, gebrannt und gekocht haben müsse. Ich brauche nicht zu sagen, daß es sehr bekannt ist, daß unsere Moräste auch noch sonst die Sammelplätze vieler anderer Antiquitäten sind, die auch auf solche alte Urbewohner hindeuten.

Im Ganzen, kann man sagen, hat der Mensch auf dreierlei Weise und in drei großen Perioden in diesen Moorgegenden gewohnt. Zuerst, ehe es Moore gab, in unvordenklichen Zeiten als Jäger in dichten Wäldern auf dem niedrigen trocknen Grunde, — darauf schon zu Zeiten der Römer, nachdem die Wälder in dem aufgestauten Wasser verschlungen und die Sumpfpflanzen vermodert und aufgeschichtet waren, auf den Hochmooren, in den „Huttens" als armseliger Torfbauer und Haidschnuckenschäfer, — dann wieder seit 100 Jahren nach Wegräumung der Moore auf den gepützten, gedüngten und von Neuem bewaldeten Untergrunde als wohlhäbiger Ackerbauer zwischen Kornfeldern und künstlich bewässerten Wiesen.

Zum Nationalturnfest in Leipzig.

Die Tage, da sich Deutschlands turnende Jugend auf den ewig denkwürdigen Fluren der Leipziger Völkerschlacht festlich versammeln wird, rücken immer näher heran, und das ganze Vaterland nimmt Theil an einer Feier, wie so groß und mächtig lange keine begangen worden ist von Enschenkindern. In der That, das dritte allgemeine Fest der deutschen Turner gewinnt eine Ausdehnung, die selbst die hochfahrendsten Erwartungen weit übertrifft; das gute Leipzig, das in seinen geschichtlichen Erinnerungen wohl manchen Zusammenfluß gewaltiger Kriegerscharen aufzuzählen hat, wird diesmal wahrhaft überstuthet werden von einer friedlichen Volksmenge, zu Tausenden und Abertausenden werden die deutschen Stammesgenossen einziehen in die festliche Stadt, um auf dem Schauplatze

der großen Erhebung unseres Volkes von Neuem das unlösliche Band ihrer Zusammengehörigkeit zu festigen.

Seit Wochen schon herrscht in der festgebenden Stadt eine Aufregung, die auf ein großes, und zwar frohes und freudiges Ereignis vorbereitet. „Turnfest" und „Turngäste" sind die Worte, die Einem in der vielfältigen Verbindung aus allen Gesprächen und Unterhaltungen, sei es in der Familie, sei es beim Glas Bier, sei es in ernsten Versammlungen oder in der Tagespresse, entgegenklingen. Da sorgt man sich um die wohnliche Unterbringung der Turner, dort wird eben etwas „Neues" vom Turnfeste erzählt, dort endlich werden die sonderbarsten Vermuthungen, Zweifel, Bedenken, Hoffnungen und Erwartungen laut. Wer hätte aber auch nicht seinen Antheil an dem großen Feste! Die Hausfrau überlegt, wo sie wohl die lieben Gäste am bequemsten und weichsten betten könne, während der Papa mit Künstlern und Tapezierern den Schmuck des Hauses überlegt, Fahnenstoffe einkauft und Guirlanden bestellt, deren sinniges Aneinanderreihen wiederum den Töchtern des Hauses zufällt. Die Knaben brennen auf das Fest, denn sie sollen ja die fremden Turner, die sie als ältere Genossen schon im Voraus lieben und verehren, zuerst auf den Bahnhöfen empfangen und in die Stadt geleiten, kann sollen sie — und darauf sind sie nicht wenig stolz — im Zuge die ragenden Standarten vorantragen, auf denen die Namen all' der gepriesenen deutschen Gauen und Städte verzeichnet sind. „Wir werden während des Turnfestes wohl schlafen müssen," sagt nach resilicher Erwägung der Geschäftsinhaber zu seinen Leuten, denen alle willkommenen Freigebigkeit ihres Prinzipals das Herz freier und ruhiger schlägt, und in den Fabriken und Werkstätten sieht man allsächtlich lange über Feierabend arbeiten, lediglich um des Turnfestes willen, auf dessen Mitfeier der schlichte Arbeiter einen ebenso gerechten Anspruch hat, als der reiche Kaufherr, und dem er sich ganz und ungenirt, frei von den Mühen des Alltagslebens hingeben will. Wer nun gar das Vergnügen hat, Mitglied des großen Festausschusses zu sein, dem wird es vollends turnfestlich zu Muthe; seine speeielle Aufgabe — denn Arbeitstheilung macht sich hier mehr als anderswo nothwendig — verfolgt ihn unter Umständen im Traume, mahnend stellt sich ihm der Schemen eines furchtbaren bärtigen Turners vor, so daß er kaum den Morgen erwarten kann, um sich von Neuem an die vielumfassenden Festvorbereitungen zu machen. „Zum hervorstehenden großen Turnfeste" endlich ist das Ausbängeschäft von Hunderten geschäftlicher Anzeigen, in denen uns echte und unechte Stoffe in schwarz-roth-gold, roth und weiß, grün und weiß und blau und gelb, Anfertigung von Guirlanden, wohl auch — Schwindel muß ja immer dabei sein! — „schwarz-roth-goldene Turnerfeste mit dem Bildniß des Baters Jahn" angepriesen werden.

Schließen wir uns einer der zahlreichen Scharen Schaulustiger an, die jetzt saft zu allen Stunden des Tages auf den Festplatz hinaus pilgern. Sobald wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns haben, zeigt sich uns schon von Weitem die Festhalle, ein Riesenbau, der nunmehr in seiner ganzen Majestät dasteht. Ihr gegenüber, auf der unteren Seite des Festplatzes, erheben sich zwei gewaltige Tribünen, bestimmt, wie es scheint, ein ganzes Volk zu tragen. Den Platz selbst betretend, auf dem es noch vor Kurzem wie vor Olims Zeiten auf der Erde wüst und leer war, gewahren wir allerlei größere und kleinere Gerüste, vor Allem jene 600 Turngeräthe, an denen sich die deutsche Turnerschaft vergnügen wird, sodann die verschiedenen Musik-, Fahnen- und Rednertribünen, die Gerüste vieler Buden, in denen die Festgenossen allerlei Kurzweil finden sollen, endlich, verschämt an die äußerste Umplankung angelehnt, verschiedene Bauten von unzweifelhaft hoher Bedeutung, auf die wir hier wohl nicht näher einzugehen brauchen.

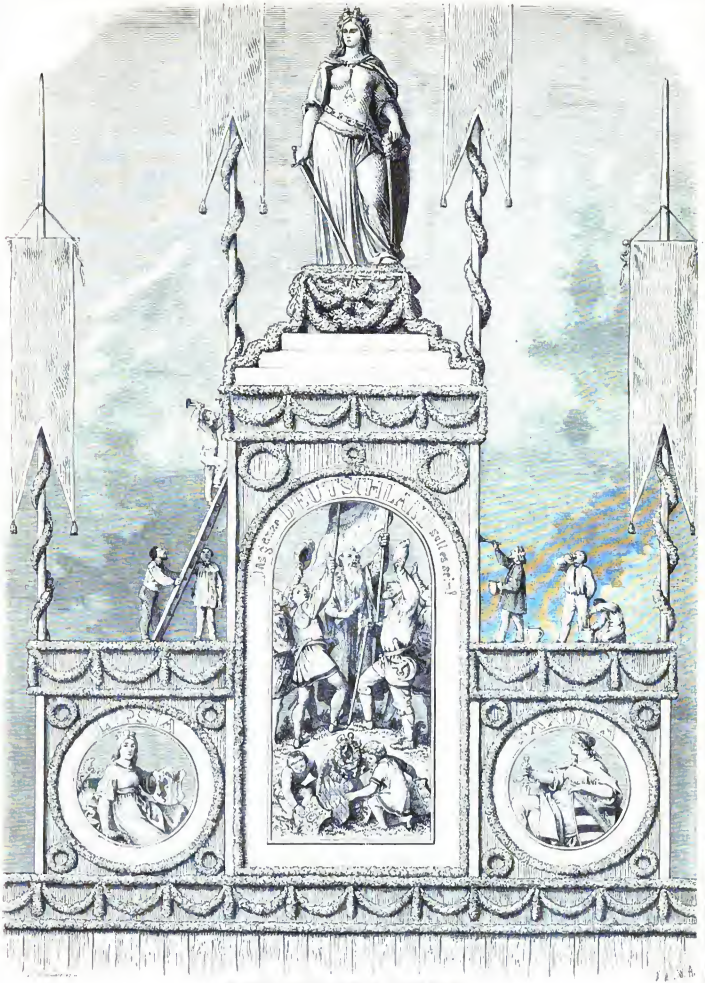
An die Festhalle wird eben der letzte Schmuck angelegt — Fahnen in den deutschen, sächsischen und Leipziger Farben, rothe und weiße Stoffe, Guirlanden ꝛc. Die äußere Bekleidung des Mittelbaues ist es hauptsächlich, die unsere Aufmerksamkeit erregt. Auf hohem Fußgestelle ragt eine Kolossalstatue der Germania, ein improvisirtes Werk des Bildhauers Albrecht; weiter unten, gerade über dem Haupteingang zur Halle, eine Gruppe von Sinnbildern, deren Ausführung der Festausschuß dem Maler Leutemann verdankt. Es lag die allgemeine Anordnung bereits im Entwurfe des Architekten Lipsius; an dem Maler also war es, die Gemälde mit der Erscheinung der Germania in Verbindung zu bringen, Beide zu einem geistigen Ganzen zu vereinigen. Wie dem Künstler diese Aufgabe gelungen, darüber zu urtheilen überlassen wir unseren Lesern, denen wir eine getreue Nachzeichnung vorlegen. Das Mittelbild stellt die festliche Versammlung der deutschen Stämme und Stände unter dem Banner der über ihnen thronenden Germania dar, während die Medaillons zu beiden Seiten die Lipsia und die Saxonia, gleichsam die Gastgeber, in den deren Bereich das Fest gefeiert wird, verstellen. Die verschiedenen Stände der festlich Versammelten sind durch ihre äußere Erscheinung bezeichnet: ein junger Krieger mit Schwert und Lanze, hinter ihm ein feuriger, patriotischer Schneider mit der Scheere, in der Mitte ein Gelehrter mit der Schriftrolle, als geistiger Führer die Fahne haltend, um welche sich das Volk schaart; vor ihm ein Landmann, die Sichel im Gürtel — denn das Fest fällt in die Erntezeit — hinter diesem endlich ein Künstler mit der Mappe und — der Schaumweinflasche, so daß alles Ackerbau, Handwerk, Wehrstand, Kunst und Wissenschaft vertreten sind. Die verschiedenen Stämme sind bezeichnet durch Wappen der deutschen Staaten, welche von den versammelten Festgenossen mitgebracht sind und von Festknaben zu einer Gruppe um einen Marschallstab zusammengestellt werden. Die Lipsia bedarf keiner Erklärung — sie hält das Wappenschild der Stadt, trägt die Mauerkrone, und in dem hinter ihr liegenden Gelschack mag man sich jene 75,000 Thaler denken, mit denen sie das Fest ausrichtet. Die Saxonia, den Staat Sachsen darstellend, der sich ja dem Turnfeste so wohlwollend gezeigt hat, trägt Diadem, Königsmantel und Schwert, und fügt sich auf das sächsische Wappenschild, das Fest, wie es auf dem Mittelbilde dargestellt ist, scharf beobachtend. Für die Herstellung des großen Bildes, welches 11 Ellen hoch ist (die runden Seitenbilder haben einen Durchmesser von 3½ Ellen), fand der Maler keinen Raum, der außer der Höhe zur Aufstellung auch genügenden Licht für die Höhe geboten hätte; er mußte das Bild malen, indem es am Boden lag, während er selbst auf einem darüber erbauten niedrigen Brettergerüste saß. Wollte er seine Schöpfung von Weitem übersehen, so mußte er auf einer Leiter bis dicht unter das Dach seiner „Malerhütte" steigen. Die Bilder sind mit enkaustischen (Wachs-) Farben gemalt, da diese jeder Witterung widerstehen (was gewöhnliche Oelfarben nicht thun) und im Sonnenlichte nicht schimmern. Die größeren Figuren werden 5½ Ellen hoch, also ziemlich doppelte Lebensgröße, was aber in der Höhe (die Basis der Bilder ist ungefähr 31 Ellen vom Boden, in gleicher Höhe mit dem Dachfirst des Mittelschiffes) kaum bemerkt werden wird.

Aber auch dem Innern der Festhalle fehlt ein würziger künstlerischer Schmuck nicht. Ein gewaltiger Fries, die Hermannschlacht darstellend, 70 Fuß lang, ein gelungenes Werk des Bildhauers Haertel aus Weimar, ziert die Rückwand der Halle, die dadurch zum hehren germanischen Parthenon wird. Eine glückliche Idee kann es nicht geben; sie ist um so glücklicher, als das großartige plastische Bildwerk das erste ist, welches jene gewaltige That der Deutschen in solchem Umfange und solcher Vollendung verherrlicht. Das schöne Werk ist Eigenthum der Großherzogin von Weimar; ihr und dem wackeren, strebsamen Künstler haben die Festgenossen den Schmuck zu verdanken.

Es ist unseren Lesern bekannt, daß die Zahl der zum Feste angemeldeten ausswärtigen Turner 14,000 übersteigt. Eine eigenthümliche Erscheinung ist dabei die auffallend schwache Betretung des gesammten westlichen Deutschlands, während der ganze Osten ziemlich stark vertreten ist. Namentlich ist die Betheiligung der Oesterreicher, ebenso aber auch der Ostpreußen eine große. Am massenhaftesten aber kommen die Turnerstelle aus Berlin — ca. 1200! Das Ausland wird u. a. durch Deputationen aus Amerika (1 Mann aus Hoboken im Staate Ohio), aus London (6), aus der Schweiz (5), aus Siebenbürgen (5), aus Italien (Pisa 2, Verona 1), Amsterdam (5), Rotterdam (5) ꝛc. vertreten sein. Den von siebenbürgischen Abgeordneten sühren sogar zwei ihre Frauen, der eine zwei Töchter zum deutschen Feste; die Leute sind wacker deutsch, haben aber ihr großes Vaterland noch nie gesehen.

So stehen wir froher Hoffnung der festlichen Zeit entgegen. Unter den abertausend Beten, die die Kunde von der großen Zusammenkunft des deutschen Volkes auf dem Boden der Leipziger Schlacht durch Wort und Schrift in alle Gauen des Reichs hinaustragen werden, soll auch die „Gartenlaube" sich finden. Bis dahin aber ruft sie allen ihren lieben Lesern einen freundlichen Festesgruß zu!

Hib.



Portalbilder über dem Eingang der Festhalle.

Die Fahnenweihe von Covington.

Aus dem deutschen Turnerleben in Amerika vor Ausbruch des Kriegs.

Motto: „Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschaut er sich den Werth."
Schiller.

Wir deutschen Turner in Cincinnati führten mitten im Strudel des amerikanischen Treibens ein schönes, echt deutsches Leben, worin sich Ernst und Gemüthlichkeit paarten. Unsere Turngemeinde, in der alle Gauen des deutschen Vaterlandes vertreten waren, hatte sich in der freien Sonne America's rasch zu großer Blüthe entfaltet. Eine herrliche, wohleingerichtete Turnhalle vereinigte jeden Abend die jungen strebsamen Deutschen Cincinnati's zu gemeinsamer Ausbildung. Dort war der Mittelpunkt des deutschen Lebens dieser großen Stadt, des Turners eigentliche Heimath, wohin er beim Schlag der Feierstunde aus Werkstätten und Comptoirs eilte, um in männlichen Uebungen Geist und Körper zu erfrischen, oder in gemüthlicher Unterhaltung bei Sang und Becherklang sich in das liebe Vaterland zurück zu versetzen. Wir betrachteten das Turnen nicht blos als physische Kraftübung, sondern vielmehr als eine den ganzen Menschen umfassende Bildungsschule, wodurch alle höheren Kräfte, alles Schöne, Edle und Menschliche geweckt und entwickelt werden sollte. Daher besaß unsere Anstalt neben den gewöhnlichen Räumlichkeiten, welche den eigentlichen Turn-, Fecht- und Schießübungen gewidmet waren, auch noch andere für gesellige und geistige Bedürfnisse, namentlich ein Spiel- und Gesellschaftslokal, ein Zeitungs- und Lesezimmer, eine schöne Bibliothek und einen größeren Sprechsaal für allgemeine Versammlungen, Reden und wissenschaftliche Vorträge von allgemein bildendem Inhalt, welch letztere zwei Mal wöchentlich durch unsere gelehrteren Landsleute, deren in Cincinnati nicht wenige sind, abgehalten wurden. Alle Mitglieder — im Ganzen etwa 600 Mann — waren verbunden an jedem Abend pünktlich auf dem Platze zu sein; denn die Zeit für die verschiedenen Uebungen, für leibliches und geistiges Turnen, wie wir uns ausdrücken, war wohlgeordnet und eingetheilt, so daß eigentliches Turnen und Fechten, Unterhaltung und Belehrung, Gesang und Spiel stets in richtiger Harmonie mit einander abwechselten. Besteht doch nach den großen Meistern der Gymnastik, den alten Griechen und dem Philosophen Plato, welcher anderß als unsere jetzigen Stubengelehrten selbst bei den olympischen Spielen mitkämpfte, gerade das Wesen dieser edlen Kunst in der allseitigen harmonischen Ausbildung aller Kräfte, wodurch die Schäden individueller Einseitigkeit und verroteter Ideen und Gewohnheiten gehoben und das richtige Ebenmaß im Menschen, ein erweiterter Sinn und besonnene Kraft, Frische und Freiheit des Geistes und Körpers, Frohsinn und Frömmigkeit des Herzens nach des Turners schönem Wahlspruch zur Wahrheit werden mögen.

Dabei vergaßen wir aber nicht, daß wir in dem praktischen America waren, und legten daher namentlich auch den Uebungen in den Waffen einen großen Werth bei. Unsere Turngemeinde zählte eine eigene Abtheilung Schützen, worin die gewandtesten, lebhaftesten Leute eingereiht waren, welche sich das militärische Exercitium besonders angelegen sein ließen. Diese Einrichtung war für uns Deutsche keineswegs ein so überflüssiges Spiel, wie es vielleicht scheinen möchte, wenn man sich unsere Lage mitten in fremdem Land unter einer feindlichen Bevölkerung, ohne den mindesten Schutz von Seite unserer Regierung, wie sich dessen Franzosen und Engländer erfreuen, in Erinnerung bringt. Denn gerade damals stand das Unwesen der „Knownothings", d. h. einer allgemeinen Verschwörung gegen die Deutschen, in schönster Blüthe, und sie geschah es gar leicht, daß der friedliche, fleißige deutsche Emigrant, den vielleicht nur die harte Noth auf den freien Boden America's getrieben hatte, sich hier vielfach den schreiendsten Beleidigungen, den empörendsten Mißhandlungen preisgegeben sah, wogegen ihn die Gesetze der Republik leider so wenig, als sein politisch darniederliegendes Vaterland schützen konnten oder wollten. Was Wunder, wenn uns da die Noth zuletzt auf eigene Kraft bauen lehrte, wenn wir uns in thatkräftige Vereine zusammenhatten und uns mit dem achtunggebietenden Nimbus der Waffen umgaben, deren bloßer Anblick seine abschlimme Wirkung auf wüthchen Uebermuth nicht verfehlte! We wir Turner daher in so großer Anzahl wie in Cincinnati beisammen waren, daß wir uns stellen konnten, da lachten wir der Mißgunst der Yankees, frei und offen zeigten wir bei jeder Gelegenheit unsere Farbe und sangen unsere schönen deutschen Lieder, daß man es überall hören konnte.

Das verdroß denn die Yankees gewaltig. Sahen sie ohnehin schon mit geheimem Neid und verletztem Stolz, wie die mißachteten Fremdlinge mitten unter ihnen ein so fröhliches gemüthliches Leben führten und sich dabei so sehr wenig nach ihnen umsahen, so kam noch der verbissene Ingrimm hinzu, diese Deutschen wegen ihrer imponirenden Haltung nicht, wie sie doch sonst gewohnt waren, nach Herzenslust mit Füßen treten zu können. So wird man es erklärlich finden, daß sich gegen unsere deutschen Turngemeinden allmählich eine gereizte Stimmung entwickelt hatte, die früher oder später bei günstiger Gelegenheit einmal zum Ausbruch kommen mußte.

Diese Gelegenheit hätte denn auch in der That kaum passender eintreffen können, als am Pfingstmontag 1856 bei der Fahnenweihe der neugegründeten deutschen Turngemeinde von Covington, wobei sich die 3 Turngemeinden von Cincinnati und den beiden über dem Ohio gerade gegenüber liegenden Städten Newport und Covington zu einem großen deutschen Turnfest zusammenfanden. Gehoben die obwaltenden Verhältnisse ohnedies Vorsicht, so galt es diesmal doppelt und dreifach auf der Hut zu sein, da die Stadt Covington, wo wir zusammenkommen wollten, schon zu dem Sclavenstaat Kentucky gehört, wo die Sitten wegen der Sclaverei roher und die Bewohner den Deutschen und noch dazu deutschen Turnern — diesen Antipoden der Sclaverei — noch abholder sind als in den freien Staaten. Als wir deßhalb mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über den Ohio zogen, durften wir uns wohl schon auf einen Strauß mit dem Straßengesindel eines Sclavenstaates gefaßt halten.

Das Verbrüderungsfest der 3 deutschen Turngemeinden von Cincinnati, Newport und Covington verlief in schönster Harmonie. Man kann sich leichter denken, als beschreiben, wie herzlich und freudig da Gruß und Händedruck, Fragen und Antworten flogen, wie sich so manche alte Bekanntschaft aus der lieben Heimath erneuerte und neue Bande zwischen den deutschen Brüdern sich knüpften, welche ein gemeinsames Schicksal aus allen Gauen Deutschlands hierher zusammengeschneit hatte. Ganz Deutschland war hier vertreten, hier gab es keine Oesterreicher und Preußen, keinen Süden und Norden, keine Katholiken und Protestanten, und man durfte, nun neuerdings auf dem berühmten Frankfurter Schützenfest, mit Recht sagen: das sogenannte „deutsche Einheit" war hier wenigstens im Kleinen zur vollen Wahrheit geworden. Begeisterte Reden wurden gehalten, die Becher kreisten, und in vollen Klängen rauschte der deutsche Gesang an den fernen Ufern des Ohio so frisch und froh wie daheim an dem grünen Rheine.

Aber während wir Deutsche noch so fröhlich beisammen waren, da umdrängten uns auch schon die finsteren Gestalten der Yankees, denen der helle Neid aus den Augen schaute, daß wir ein so schönes Fest feierten, wie sie selber es nun und nimmer im Stande sind; denn solche Feste können ja doch überhaupt nur Deutschen gelingen.

Als nun endlich der Abend herniedersank und wir uns schon von den Turnern von Covington verabschiedet hatten, schlugen wir, statt direct über den Ohio zu gehen, mit den Newporter Turnern den gemeinschaftlichen Rückweg über Newport ein, welches, von Covington nur durch den Licking getrennt, noch auf derselben Seite des Ohio ebenfalls im Staat Kenuckh liegt. Während wir nun in geschlossenem Zug, Fahnen und Musik voran, durch die Straßen von Covington marschirten, drängten sich plötzlich etliche Polizisten in unsere Schaar ein, welche unter dem Vorhaben, wir hätten ein Kind geschlagen, einzelne Turner, ohne Unterschied der Personen, herauszugreifen suchten. Unsere Leute gaben ihnen zu verstehen, sie seien amerikanische Bürger, die sich nicht ohne Weiteres arretiren ließen, man möchte sich, wenn man Etwas von uns wolle, wenigstens zuvörderst an den Commandanten des Zuges wenden" u. rgl. Da aber die Polizisten dessenungeachtet sofort Gewalt anwenden wollten und sogar die Revolvers anlegten, so erhielt der Eine von Seite der Unsrigen, die schnell zuvorkamen, einen Schuß in den Arm, ein Anderer einen Hieb mit dem Faschinenmesser über den Kopf. Dies war das Signal zu allgemeinem Aufstand. In einem Augen-

blick sahen wir uns von wüthenden Volksmassen umgeben, alle Glocken der Stadt fingen an zu stürmen, Steine hagelten von allen Seiten auf uns, und es fielen sogar einzelne Schüsse, welche indeß wegen der vorgeschrittenen Dunkelheit keinen Schaden anrichteten. Wir hatten uns indeß schnell zur Vertheidigung geordnet, die Musik in die Mitte genommen, vorn und hinten zwei größere Abtheilungen Bewaffneter postirt und auch auf die Flanken an die Enden jedes Gliedes je einen Schützen vertheilt, so daß den Angreifern auf jeder Seite Flintenläufe und die als Bajonnete aufgepflanzten Faschinenmesser entgegenstarrten, und bewegten uns nun in Reih und Glied immer mit klingendem Spiel unverdrossen durch die tobende Menge gegen die Lickingbrücke.

Als die Yankees merkten, daß sie in offenem Kampf hier übel anlaufen würden, beschlossen sie mit einem ausgesuchten Bubenstück uns beizukommen. Ein Karren wurde mit Pulver und verschiedenen gefährlichen Gegenständen, welche die Explosion nach allen Seiten auseinanderschleudern sollte, beladen und in die Mitte der Straße geführt, die wir passiren mußten. Allein der Rowdy, welcher diese Höllenmaschine gegen uns loslassen sollte, ergriff bei unserem raschen Anmarsch die Flucht, ehe er noch mit dem Legen der Lunte fertig werden konnte, und wir führten den eroberten Karren als Siegestrophäe im Triumph durch die feindliche Stadt mit fort.

So erreichten wir den Licking, sanden aber die hinüberführende Brücke dicht besetzt, um uns den Uebergang zu verlegen, der nun mit dem Bajonnet durch die vordere Reihe unserer Schützen forcirt werden mußte. Auch dieses Manöver gelang vortrefflich ohne Blutvergießen, und wir waren nun glücklich wenigstens bis Newport gekommen; gelang es vollends das Ferryboot zu gewinnen, das uns in das halbdeutsche Cincinnati hinüberbringen sollte, so war wenig mehr zu fürchten; allein noch standen wir auf dem Sclavenboden Kentucky's, noch stieg die Gefahr unserer Lage mit dem immer gewaltiger anwachsenden Tumult der feindlichen Menge, welche das Geheul der Sturmglocken nun auch aus Newport gegen uns in Bewegung setzte, während es im Rücken von Covington her über die Lickingbrücke unablässig nachwogte. Dabei mußten wir, was besonders bedenklich schien, stets sorgfältig vermeiden von den Waffen Gebrauch zu machen, wodurch die Erbitterung der Amerikaner noch mehr herausgefordert worden wäre; nur durch unerschütterliche Festigkeit und Besonnenheit konnte es der kleinen, aber wohldisciplinirten Schaar gelingen, das rettende Ferryboot zu erreichen. Allein das Glück blieb uns treu; mit drohend vorgehaltenen Bajonnet bahnten wir uns Schritt für Schritt den Weg und langten jetzt am Ohio an — aber da war weit und breit kein Ferryboot zu schauen, man hatte schon vorgesorgt uns den Rückzug abzuschneiden, wir sollten, so schien es, wie in einer Mausfalle in den Straßen von Newport aufgehoben oder wenigstens genöthigt werden, uns der Rache der Yankees auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. War auch der Marsch durch die feindlichen Städte ein glückliches Abenteuer zu nennen, so stellte sich nunmehr die Situation höchst ernsthaft und kritisch, und bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu den heiteren, gemüthlichen Stunden des heutigen Festes. Was sollten wir thun? vor uns der breite Strom, hinter uns die zahllose Menge, die es mit aller Gewalt auf unser Verderben abgesehen hatte! Von Ergebung — darin waren wir einig — durfte keine Rede sein.

In dieser Klemme galt es einen schnellen Entschluß zu fassen. Es geschah. Dieser bestand darin, uns rasch rückwärts wendend womöglich zur Turnhalle von Newport durchzuschlagen, die gegen die ersten Angriffe ein vorläufiges Asyl gewähren konnte, bis die Aufregung wieder einigermaßen nachgelassen haben würde, um friedlich zu unterhandeln. In völlige Schlachtordnung aufgestellt und zum Aeußersten entschlossen, sollte vereint der Versuch gemacht werden, ob sich die dichten Massen nicht vielleicht durch eine blinde Salve zertheilen ließen, um durchzudringen, indem wir dabei auf die Feigheit der Rowdies speculirten, welche zwar, wie das Gesindel der großen Städte überhaupt, bei solchen Gelegenheiten stets vordran sind, aber auch im Davonlaufen, wenn es Ernst wird, voranzugehen pflegen und dann natürlich auch die Muthigeren mit sich ziehen. Wir hatten richtig gerechnet. Kaum pfiffen die sicher gezielten Kugeln unserer wackeren Schützen dicht über die Köpfe der Menge hin, so gab es Luft, die wir im günstigen Moment schnell benutzten, um mit dem Bajonnet nachzudringen, ehe die Angreifer Zeit hatten sich vom ersten Schreck zu erholen und sich wieder zu stellen. Glücklicherweise gestattete die Nacht und das dichte Gedränge den Yankees nur einen sehr beschränkten Gebrauch der Revolver, auch Steinwürfe konnten uns wenig anhaben. Nur von den Fenstern herab hätte man uns schaden können, allein die ansständigeren Bewohner der Stadt, die in den Hauptstraßen wohnen, waren ehrenhaft und vernünftig genug, uns unbehelligt zu lassen. So konnte daher, nachdem einmal der dichteste Knäuel durchbrochen war und wir die Menge nunmehr im Rücken hatten, der Marsch auf die Turnhalle nicht mehr ernstlich aufgehalten werden. Mit leichter Mühe wurden die Nachdrängenden durch die hintere Abtheilung unserer Schützen im Schach gehalten, und wir erreichten bald das Obdach der deutschen Turnhalle von Newport.

Jetzt kamen endlich die Behörden der Stadt zur Besinnung. Sie hatten, durch die Kugeln unserer Schützen belehrt, begreifen lernen, daß es denn doch auch für die sprüchwörtliche Geduld der Deutschen ein gewisses Maß gäbe, und thaten jetzt, was sie, statt uns durch ihre Häscher wie Strauchdiebe aufgreifen lassen zu wollen, gleich von Anfang an hätten thun sollen: sie unterhandelten.

Das Ende war, daß wir gegen Ehrenwort, uns vor Gericht zu stellen, freien Abzug erhielten. Drei wackere deutsche Bürger, Bierbrauer Constantin aus Covington, ein geborner Elsässer, Eisenwerksvester West aus Cincinnati, ein geborner Pfälzer, und ein zweiter Elsässer, dessen Name mir entfallen ist, leisteten, indem sie selbstbauskosten für ihre Landsleute eintraten, die ungeheure Caution von 106,000 Dollars.

Wir wählten den Richter Stallo aus Cincinnati, einen der intelligentesten Deutschen Amerikas, zu unserem Anwalt vor dem Gerichtshof von Covington. Dieser führte die Vertheidigung mit glänzender Beredsamkeit. Der Gerichtsanwalt Advocat Stevens von Covington hatte in Ermangelung besserer Gründe u. A. gesagt: „ist es nicht empörend für uns, diese Fremdlinge gleich Cäsaren in unserer Mitte einherschreiten zu sehen?“ worauf ihm Stallo entgegnete: „er danke ihm für das Compliment und sei stolz darauf, Landsleute zu besitzen, die wie Cäsaren einherschritten.“ In dieser und ähnlicher Weise dauerte der Proceß über ein Jahr lang fort. Rechtlich konnte man uns Nichts anhaben, wir waren eine vom Congreß anerkannte Corporation und der rohe Uebersall der Polizei von Covington eine entschieden gesetzwidrige Handlung. Ueberdies waren die beiden verwundeten Polizisten glücklicherweise mit dem Leben davongekommen.

Während der Dauer der Verhandlungen hatten sich unsere Leute theilweise wieder in andere Städte des weiten Amerika's zerstreut; so oft aber einer vorgeladen wurde, so erschien er pünktlich an dem bestimmten Tage vor Gericht, manchmal aus einer Entfernung von 5—600 Stunden, wo er gerade zeitweilig in Condition stand. Solche Festigkeit des gegebenen Ehrenworts flößte selbst den Yankees Achtung ein, so daß sie nicht umhin konnten, in ihren Blättern anzuerkennen: „das müsse man diesen Deutschen denn doch nachsagen, daß sie ihr Wort halten sich nicht überbieten ließen.“ So bewährte sich auch unter diesem den Deutschen sonst so mißgünstigen Volk wieder die alte deutsche Treue, welche schon vor 2000 Jahren die Römer unseren Vätern nachrühmten.

Endlich konnte die Gerechtigkeit unserer Sache unmöglich länger angefochten werden. Sämmtliche Mitglieder der Turngemeinden von Cincinnati, Newport und Covington wurden freigesprochen.

So hatte die Ehre der deutschen Turner einen glänzenden Triumph über niedrigen Haß und Neid davongetragen, wodurch natürlich die Achtung vor unseren Fahnen in den Augen der ganzen Bevölkerung der Amerikaner und Deutschen nicht wenig stieg und Niemand mehr so leicht wagen mochte, den „gleich Cäsaren einherschreitenden Dutchmen“ den Handschuh hinzuwerfen. Nur einen einzigen Verwundeten hatten wir in diesem Kampf zu beklagen, nämlich — den Klingelbaum unserer Musikbande, welcher in Folge der erhaltenen Steinwürfe seither ziemliche Scharten aufzuweisen hat und so das Wahrzeichen des Festes der Fahnenweihe von Covington geworden ist.

Bald darauf verließ ich die schöne Stadt Cincinnati, wo deutscher Fleiß und Ehrenhaftigkeit, vom Vaterland getrennt, sich ganz aus eigener Kraft eine neue Stätte schufen, und kehrte wegen Familienverhältnissen in meine schwäbische Heimath, am Fuß der Alb, zurück. Seither hat sich drüben Vieles geändert. Beim Beginn des Kriegs mit den Sclavenstaaten stürzten sich die deutschen Turnerschaaren voll Begeisterung zuvörderst in den Kampf, worin

Digitized by Google

leider! leider! wie ich seither aus unserer Turnzeitung vernehmen mußte, schon die Meisten und Besten erlegen sind, oder richtiger gesagt: nicht den Waffen der Rebellen, sondern nur der Unfähigkeit ihrer eigenen Führer sind sie zum Opfer gefallen. Längst hätte man unserem deutschen General Sigel ein größeres Commando übergeben sollen. Statt dessen mußten wir uns von Yankeegeneralen zur Schlachtbank schleppen lassen, welche vielleicht den Krieg absichtlich in die Länge ziehen, weil sich so „ein gutes Geschäft“ machen läßt.

Blätter und Blüthen.

Der bekannte Schriftsteller Leopold Schefer in Muskau, der Jugendfreund des Fürsten Pückler, war nicht nur ein bedeutender humoristischer Dichter, sondern auch im Leben einer der liebenswürdigsten Humoristen, wie folgende charakteristische Züge beweisen. — Eines Tages erschien Schefer schon am frühen Morgen bei dem ihm befreundeten Bürgermeister der Stadt mit sorgenvoller Miene, hinter welcher der Schalk bei ihm lauerte. Auf Befragen, was ihn herführe, antwortete er: „Mir ist da eine Geschichte passirt, weshalb ich Ihren Rath in Anspruch nehmen muß. Denken Sie sich, heute Nacht ist bei mir ein armer Teufel eingekehrt, der nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe hat und keinen Heller besitzt. Mich dauerte der arme Kerl, der vor Kälte zitterte und ganz erbärmlich heulte. Ich gab ihm ein Lager und nahm ihn bei mir auf, obgleich er ohne Paß, ohne jeden Ausweis zu mir gekommen ist. Was soll ich aber nun mit dem Vagabunden anfangen? Ich kann ihn doch nicht fortschicken, da er sonst keinen Menschen zu kennen scheint. Wenn ich ihn aber bei mir behalte, fürchte ich mit den Gesetzen oder gar mit der hochlöblichen Polizei in Collision zu kommen und große Unannehmlichkeiten zu haben. Darum habe ich mich an Sie gewendet, damit Sie mir und dem armen Burschen helfen; denn fortschicken möchte ich ihn unter keiner Bedingung. Ich hoffe, daß Sie einmal aus alter Freundschaft für mich ein Auge zudrücken und den armen Schelm auch fernerhin dulden werden.“

Der Herr Bürgermeister machte zu der polizeiwidrigen Rede des Dichters ein bedenkliches Gesicht und schüttelte sein wohlweises Haupt über die Zumuthung, einen notorischen Vagabunden, der eingestandenermaßen keinen Paß, keinen Ausweis, nicht einmal ein Hemde besaß, gegen die Gesetze zu dulden. Er verschwieg auch nicht seine Bedenken und wollte mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Indeß Schefer wußte so eindringlich zu bitten, daß der Herr Bürgermeister aus Rücksicht auf den Freund sich entschloß, diesen zu begleiten und selbst mit dem armen Burschen Rücksprache zu nehmen. Als Beide in das Haus des Dichters traten, führte dieser den Bürgermeister in das Schlafzimmer, wo seine Frau ihre Wochen abhielt, und indem er auf die Wiege zeigte, worin sein neugeborener Sohn lag, sagte er lachend: „Da, lieber Bürgermeister, ist der Vagabund, der heut direct vom Himmel in mein Haus gekommen ist!“

Schefer's Nachbar in Muskau war der katholische Schullehrer, der eine Französin, eine fleißige und ordentliche Frau, geheirathet hatte. Ihre Freude und ihr Stolz war ein nettes Gärtchen, worin Beide fleißig arbeiteten; besonders aber bemühte sich die Frau Schullehrerin ein eigenes Spargelbeet anzulegen, was bekanntlich nicht leicht ist und wobei man lange Zeit warten muß, ehe man den Spargel stechen kann. Jahr aus Jahr ein warteten der Schullehrer und seine Frau auf ihren Spargel, aber wie sehr sie auch jeden Frühling suchten, nirgends wollte sich ein Spargelköpfchen zeigen, obgleich sie vor Sonnenaufgang schon aufstanden und mit Topf und Messer bewaffnet waren, um ihr Spargelgericht zu stechen. Endlich eines Morgens stößt die Frau Schullehrerin einen Freudenschrei aus und ruft ihren Mann herbei, um ihm das Wunder zu zeigen. Auf dem Beet steht Kopf an Kopf der schönste, weiße Spargel, den man sich nur wünschen kann. Auch die Nachbarn, welche das Ehepaar wegen ihrer vergeblichen Mühe öfters geneckt hatten, wurden herbeigeholt, darunter auch Leopold Schefer, der sein schelmisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Bei näherer Untersuchung ergab sich nämlich, daß ein Schalk bereits abgeschnittenen Spargel in die lockere Erde gesteckt und das schulmeisterliche Ehepaar in liebenswürdigster Weise getäuscht hatte. Der Schalk war aber kein Anderer als der bekannte Dichter des Laienbreviers.

So viele Bilder auch von Leopold Schefer existirten, so war doch keines recht getroffen, weil kein Maler den wechselvollen Ausdruck seines geistig belebten Gesichtes wieder zu geben vermochte. Auf wiederholtes Bitten seines jungen Freundes, des höchst talentvollen und leider früh verstorbenen Dichters Max Waldau (Spiller von Hauenschild), ließ sich Schefer bereden, nochmals einem Maler zu sitzen, da er versprochen hatte, der jungen Frau seines Freundes sein Bild zu schicken. Mit Ungeduld wird von dieser die Zusendung des Portraits erwartet, das auch endlich eintrifft. Schnell öffnet sie das Paket und ist nicht wenig erstaunt, zwar ein Bild, aber ohne Kopf darin zu finden. In dem beifolgenden Brief entschuldigte Schefer das seltsame Geschenk mit folgenden Worten: „Der Maler hat nicht mein Gesicht, aber um so besser meinen Pelz getroffen, ich schicke daher, um dem guten Mann nicht Unrecht zu thun, den Letzteren und habe mein Gesicht ausgeschnitten und für mich behalten. Wenn ich eine bessere Visage einmal bekomme, so steht dieselbe Ihnen nachträglich zu Diensten.“

Der Höllenstein ist eine Großmacht geworden. Auf seine Anwendung stützt sich die Photographie, von deren Ausübung in Paris bereits vor zwei Jahren 20,000 Menschen lebten. Jetzt hat sich diese Zahl vielleicht verdoppelt, und eine Grenze der Steigerung ist noch gar nicht abzusehen. Wenn nun auch nicht in so großartiger Weise, so ist doch auch in Deutschland wenigstens für den dringendsten Bedarf gesorgt, und die Nachfolger unsers Beck, bekanntlich Einer der Ersten, der sich um die Einführung und Verbreitung der französischen Erfindung der Lichtbildnerei bei uns verdient gemacht hat, vermehren sich von Tag zu Tag auf das Unglaublichste.

Man hat berechnet, daß ein einziges glückliches Kaninchenpaar im Stande wäre, die ganze Erde in acht Jahren zu bevölkern. Die Photographen spotten aller Anstrengungen der Arithmetiker.

Der Höllenstein ist salpetersaures Silberoxyd. Er hat wie viele Silbersalze die Eigenschaft unter der Einwirkung des Lichtes schwarz zu werden, und diese Eigenschaft bringt in der Camera obscura die Bilder auf dem Papiere hervor. Das zu photographischen Aufnahmen bestimmte Papier wird mit einer Silberlösung getränkt, in die dunkle Kammer an diejenige Stelle gebracht, wo das Bild hinfällt, und den Strahlen desselben eine gewisse Zeit ausgesetzt. Je nach dem Grade ihrer Beleuchtung werden die hellen Stellen schwarz, die dunklen (Schatten-) Partien dagegen bleiben hell. Es entsteht ein sogenanntes negatives Bild, welches gewissermaßen wie die verkehrte Schrift eines Petschaftes zur Herstellung naturgetreuer, positiver Bilder benutzt, aber auch selbst durch mancherlei chemische Proceduren in ein solches verwandelt werden kann.

Ein Pfund Silberlösung mit einem Gehalt von drei Loth salpetersaurem Silberoxyd genügt, um 800 Papierstücke von der Größe der jetzt beliebten Visitenkartenbilder zu präpariren. Mit einem Pfund Höllenstein ist also 4100 zärtlichen Paaren die Möglichkeit gegeben, sich erlaubter oder unerlaubter Weise zu besitzen.

Der Höllenstein hat eine dämonische Natur. Er ist den beziehentlichen Eltern und Vormündern gefährlicher als der Schmied von Gretna Green. Wie die Schmetterlinge beglückt er die heitere Jugend, dem humpelnden Kohlbauer legt er gotteslästerliche Reden in den Mund. Ihn aus der Liebe verbannen zu wollen, wäre so albern, als den Molkendieben das Eierlegen untersagen zu lassen.

In der Gold- und Silberscheideanstalt zu Frankfurt sind im letzten Geschäftsjahre über 5400 Pfund des feinsten Kornsilbers im Betrage von 163,428 Thaler an chemische Fabriken zur Darstellung von salpetersaurem Silber geliefert worden.

Aus diesen 54 Centner Silber können 6992 Pfund Höllenstein angefertigt werden. Jedes Pfund davon läßt eine Präparirung von 8000 Visitenkarten zu. Die freie Reichsstadt hat also allein schon das Ihrige in einem Jahre gethan, um jeden lebenden Deutschen mit all seinen Orden, Rüstungen, ledernen Fahnen, oder was er sonst zu seiner persönlichen Ausschmückung für das Passendste hält, der Nachwelt zu überliefern.

Von England kommen Visitenkarten in den Handel, deren eine 500 Köpfe berühmter Persönlichkeiten enthält. Die Photographen werden dem Conversationslexikon Concurrenz machen. Ein Pfund Höllenstein ermöglicht die Herstellung von zwei und einer halben Million berühmter Männer. So viel könnten wir ungefähr in Deutschland zusammenbringen, wenn wir die Gelehrten des kleinen Reactionair mitrechnen wollten. Im Ganzen aber hätte die Frankfurter Scheideanstalt das Material geliefert für 22,000 Millionen Portraits. Nun sage man, daß das Silber nicht das edelste Metall ist. Aus einem bleiernen Löffel macht ein Nürnberger Spielwaarenfabrikant 25 Soldaten, Officiere oder Gemeine, gleichviel, aus einem silbernen kann der König von Preußen sich jeden Soldaten seines Kriegsheeres einzeln abbilden lassen.

Berthold Auerbach's Volkskalender für 1864 wird auch diesmal in seiner bekannten schönen Ausstattung Anfang September bei dem Verleger der „Gartenlaube“ erscheinen. Er bringt wiederum von Männern der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens eine der Blüthe und Bildung Deutschlands würdige Nahrung. Die Illustrationen von W. v. Kaulbach und Paul Thumann gereichen demselben sehr zur Zierde und sind, wie sich das von den beiden Künstlern erwarten läßt, vortrefflich ausgeführt. Der Kalender enthält an sonstigen Beiträgen: Ein vollständiges Kalendarium. Mit Monatsbildern von W. v. Kaulbach. — Wilhelm Tell. Eine Erzählung von Moritz Hartmann. — Die Baumwolle und der Mensch. Ein Bild aus der Culturgeschichte von Berthold Sigismund. — Ja, Anne Dreizehn! Eine Geschichte von Edmund Höfer. — Das Huhn, geschichtlich und nationalökonomisch betrachtet von Eduard Uhlenhuth. — Böse Saatfrucht. Eine Erzählung von Berth. Auerbach. — Die Zehntablösung. Ein Capitel aus dem norddeutschen Bauernleben von M. Anton Niendorf. — Eine Winternacht auf der Locomotive. Eine Skizze von Max Maria v. Weber. — Die unsichtbare Geistermusik. Ein Graudenzer Erlebniß von Ludwig Walesrode. — Heiteres und Ernstes von Berthold Auerbach.

Kleiner Briefkasten.

Dr. in P. Ueber die Wagner-Liszt'sche Richtung sind seit einem Decennium so viele Bücher und Aufsätze erschienen, daß das Publicum, welches sich dafür interessirt, nur noch ein äußerst geringes ist. Die Mehrzahl, das wissen wir aus Erfahrung, überschlägt jetzt Artikel über diesen Gegenstand. Ihr Artikel kann daher keine Verwendung in der Gartenlaube finden.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 31. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Deutschlands Turnern.

Ziemt wohl den Söhnen frohe Feier
Und Jubel, der die Luft erfüllt,
Da noch der düstre Wittwenschleier
Der Mutter theures Haupt verhüllt?
Umsonst an aller Throne Stufen
Erfleht sie Rettung aus der Noth,
Ihr Schmerzensschrei, ihr Hülferufen,
Das ist's, was hierher Euch entbot.

Und ist's ein Fest, das wir begehen
Im Ernste dieser schweren Zeit,
Sei unser fest Zusammenstehen
Von heil'gem Ernste auch geweiht.
Herbei, die Reihen eng geschlossen,
Zum Schwure legt auf's Herz die Hand:
Wir weihen gern und unverdrossen
Uns Dir, geliebtes Vaterland!

Frisch gleich dem Grün der deutschen Eichen,
Fromm sonder Heuchelschein und Trug,
Froh bei des Schicksals schwersten Streichen,
Frei wie zum Licht des Adlers Flug,
So sei des deutschen Mannes Streben,
Er selber frisch, fromm, fröhlich, frei.
Die solche Losung ihm gegeben,
Gut Heil der deutschen Turnerei!

Sie stählt des Mannes Faust zur Wehre,
Zerreißt was Arm und Sinn umstrickt,
Daß er des Vaterlandes Ehre
Wehrhaft zu wahren sei geschickt,
Sie lehrt die Kraft zusammenraffen
In treuem, innigem Verband,
Daß Deutschlands Volk, ein Volk in Waffen,
Nach außen hält und innen Stand.

Willkommen, die in solchem Sinne
Von Nord und Süd Ihr Euch geschaart!
Die Welt voll Feinde werd' es inne,
Daß muth- und kraftvoll deutsche Art.
Erprobt das Mark der schmeid'gen Glieder
In reger Wettlust frohem Spiel,
Von Reck und Barren ruft hernieder
Euch bald ein ander, ernster Ziel.

Hier hat das Volk die Schlacht geschlagen,
Die Deutschlands Freiheit einst erneut;
Hier sei zu künft'gen Erntetagen
Jetzt frischer Samen ausgestreut.
Und hallen einst die Siegesglocken,
Dann prangt in wahrem Festesglanz
Auf uns'rer Mutter gold'nen Locken
Der ewig grüne Eichenkranz!

Albert Traeger.

Ein Polterabend.

Von **J. D. H. Temme.**

(Schluß.)

„Und jetzt, mein Herr von Föhrenbach," sagte ich mit erhobener Stimme, „werden Sie sich auch des Namens erinnern, den Sie damals führten?"

Sein verhaltener Zorn brach los. Er stellte jetzt jene Frage an mich, die ich vorhin gefürchtet hatte, der ich hatte begegnen müssen, die mir jetzt nur ein Lächeln abgewinnen konnte. Er war in meiner Gewalt, ganz und gar, für jenen ersten Mord, für die Untersuchung des zweiten.

„Mein Herr," sagte er, „wer giebt Ihnen ein Recht zu Ihren Fragen an mich?"

„Meine Stellung als Criminalrichter, denke ich," sagte ich ruhig.

„Sie mögen," erwiderte er höhnisch, „hier Criminalrichter sein; Sie sind es nicht für Untersuchungen, die anderthalbhundert Meilen weit geführt, und zudem längst abgethan sind."

Ich blieb ruhig, kalt.

„Sie sind da in einem doppelten Irrthume, mein Herr von Föhrenbach, denn so werde ich Sie so lange nennen, bis es Ihnen gefällig ist, mir selbst Ihren wahren Namen zu nennen. Ihr erster Irrthum ist, daß jene Untersuchung abgemacht sei. Sie wurden durch das Erkenntniß nur vorläufig freigesprochen. Das hat den Sinn, daß die Untersuchung nur vorläufig gegen Sie ruhet, bis neue Verdachtsgründe, Anzeigen, Indicien, wie wir es nennen, gegen Sie ermittelt werden. Sie kann, sie muß dann jeden Augenblick sofort wieder neu aufgenommen werden."

Er war doch still geworden und erwiderte nichts. Aber er sah mich fragend, lauernd an. Ich fuhr mit meiner kalten Ruhe fort.

„Ihr zweiter Irrthum, Herr von Föhrenbach, war, daß jene Untersuchung mich hier nichts angehe. Wo für eine Untersuchung, sei es eine neue oder eine alte, sich Indicien herausstellen, da hat jeder Richter, der sie ermittelt, sei es in welcher Gegend des Staates

es wolle, nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht Alles vorzunehmen, was zur Einleitung oder Fortführung der Untersuchung auf der Stelle, für den ersten Angriff, wie wir es nennen, erforderlich ist. Sie haben mir eingeräumt, Herr von Föhrenbach, daß Sie wegen Ermordung des Fleischers in Untersuchung waren. Mir ist bekannt, daß Sie vorläufig freigesprochen sind — oder wollen Sie es leugnen?"

Er antwortete nicht.

„Wohl," sagte ich. „Sie sind also von jenem Morde nur vorläufig freigesprochen. Neue Indicien habe ich heute hier gesammelt. Sie sind mein Gefangener, Herr von Föhrenbach."

Wie ihn der Schlag traf, sah ich nicht und durfte mich auch nicht mehr nach ihm umsehen. Ich mußte das, was ich einmal angefangen hatte, ohne den geringsten Aufenthalt fortführen. Ich hatte in meinem Rechte gehandelt, aber im Grunde mehr in einem formellen, als materiellen Rechte. Ich hatte Indicien gesammelt, aber sie waren nur psychologische. Ich hatte die Hoffnung, ihnen jeden Augenblick einen auch äußerlich greifbaren Grund geben zu können. Wenn ich sofort gegen den Herrn Bertessa einschritt, hier, in diesem Augenblicke — ich hätte ein schlechter Inquirent sein müssen, hätte ich nicht, falls auch nicht ein volles Geständniß der That, doch Geständnisse von Thatsachen erhalten, die von der größten Erheblichkeit waren. Allein ich konnte das nur hoffen, und ich hatte jedenfalls ein Spiel begonnen, dessen Ausgang ich nicht mit Sicherheit voraussehen konnte. Die vollste Sicherheit des Benehmens that mir da zunächst Noth.

Freilich lag noch das zweite Verbrechen, der Mord an der Grenze, vor, und für ihn hatte ich mehr als blos innerliche Vermuthungen, hatte ich erhebliche thatsächliche Verdachtsgründe, die unter allen Umständen weiter verfolgt werden mußten, und deren Verfolgung eben so große Eile, wie Vorsicht erforderte. Hier mußte der Zweck ein, wenn auch nur formell, doch immer rechtlich begründetes Mittel um so mehr heiligen, als ich es unzweifelhaft mit einem Verbrecher zu thun hatte, der seine frühere Freisprechung nur seiner ungewöhnlichen Frechheit und Verschlagenheit verdankte. So konnte ich denn, wie meine juristisches, auch mein menschliches Gewissen beruhigen. Ich ging rasch zur Thür, öffnete sie und sprach hinaus:

„Georg, draußen wartet ein Gensd'arm. Führen Sie ihn her."

„Zu Befehl, Herr," sagte der Kutscher.

Dann wandte ich mich wieder um, zu dem Herrn von Föhrenbach. Ich wußte ja seinen wahren Namen noch nicht. Er stand mit blassem Gesichte da. Er hatte seine Lage erkannt, und war noch nicht mit sich einig, was er thun solle, wie er sich zu verhalten habe. Er blickte bald zweifelhaft nach mir hin, bald unschlüssig vor sich nieder. Ich ging still, schweigend, langsam in dem Zimmer umher. Ich durfte ihm nichts mehr sagen. War noch etwas von ihm heraus zu bekommen, so mußte er selbst und von selbst damit hervortreten. Und wie ich die Menschen, die verbrecherischen — von ihnen nur spricht ja ein Criminalrichter — kannte, mußte ich erwarten, daß er so hervortreten werde. Ich wartete darauf.

Ich machte mir unterdeß meinen Plan weiter fertig. Er war und wurde einfach folgender: Der Herr von Föhrenbach blieb mein Gefangener. Meinen Gefangenen konnte ich, einen Gefangenen wie ihn mußte ich, bis ich ihn in die Gefängnisse des Criminalgerichts ablieferte, unter meiner fortwährenden, unmittelbaren Aufsicht behalten. Ich konnte, ich mußte ihn also auch mit mir nach der russischen Grenze nehmen, wo mir die Leiche des Ermordeten herausgegeben werden sollte. Ich konnte unterdeß in der Nachbarschaft Erkundigungen einziehen lassen, ob Föhrenbach in der Nacht vom Sonntag zum Montag dort gewesen sei, und konnte ferner unterdeß Joes Lubatiz zur Grenze bestellen lassen.

Ueber einen Punkt war ich noch zweifelhaft: was und wie sollte ich mit dem Herrn Bertossa beginnen? Der Herr von Föhrenbach unterbrach mich in meinen Gedanken darüber. Er trat an mich heran. Seine Miene war eine entschlossene.

„Mein Herr, ist es Ihr Ernst, daß Sie mich verhaften lassen wollen?"

„Gewiß, Sie sind bereits mein Gefangener."

„Oho, mein Herr, ich glaube doch, ich bin der Stärkere von uns Beiden."

Das war er in der That. Groß und stark gebaut, schien er nicht unbedeutende Körperkraft zu besitzen, und — es fiel mir zugleich jetzt auf — eine nicht unbedeutende Körperkraft hatte dazu gehört, den Ermordeten, der nicht an der Erde geschleppt war, von dem preußischen Gebiete in das russische hinüber zu tragen.

„Es käme darauf an, mein Herr," antwortete ich ihm indeß ruhig. „Uebrigens stehen mir hier gegen Sie hundert Arme zu Gebote, und für alle Fälle —"

Ich zog ein Doppelterzerol hervor, das ich auf meinen Reisen an der Grenze immer bei mir zu tragen pflegte. Auch er blieb ruhig.

„Darf ich fragen, was Sie weiter mit mir machen würden?" fragte er.

„Würden?" erwiderte ich. „Ich werde Sie in die Criminalgefängnisse bringen lassen."

„Heute?"

„Sie werden noch heute Nacht die Reise antreten."

„Es wäre eine eigenthümliche Unterbrechung des Festes."

„Ja, so wird es sein."

„Und, mein Herr — erlauben Sie mir noch die Frage — was wird mit dem Herrn — dem Herrn Bertessa — oder, da Sie ja auch seinen Namen kennen werden, dem Baron Grafenberg?"

Grafenberg! Baron Grafenberg! da hatte ich auf einmal den Namen, den so lange verlorenen und so angelegentlich gesuchten Namen jenes Gutsbesitzers wieder, der in der Untersuchung über den Mord des Viehhändlers als Zeuge vernommen und als Mörder verdächtig war. Und in demselben Momente hatte ich endlich auch den noch angelegentlicher, fast schmerzlich gesuchten Namen des Mannes, der als Baron Föhrenbach vor mir stand. Theobald von Freising hieß er. Ihn durfte ich nur noch nicht aussprechen, bis er selbst ihn mir nannte. Ich hatte es ihm einmal gesagt. Indeß —

„Richtig, mein Herr," sagte ich, „das ist der eigentliche Name des Herrn Bertossa. Würden Sie mir vielleicht jetzt auch Ihren eigentlichen Namen sagen?"

„Warum, da Sie ihn kennen?" erwiderte er. „Wenn Ihnen jedoch ein Gefallen damit geschieht — ich heiße von Freising."

„Auch richtig, mein Herr," sagte ich. „Theobald von Freising. Und nun, was Ihre Frage betrifft, so werden Sie einsehen, daß ein Inquirent auf dergleichen Fragen gleich nicht antworten darf."

„So konnte ich selbst Ihnen die Antwort geben," rief er rasch.

„Es würde überflüssig sein."

„Vielleicht nicht. Mein Herr, wenn Sie mich arretiren, so müssen Sie auch den Herrn von Grafenberg verhaften."

„Und dann?"

„Und dann, mein Herr —?"

Er hatte sich besonnen. Ein Entschluß, wie der Verzweiflung, war in ihm aufgetaucht gewesen. Er hatte ihn zurückgedrängt.

„Das Weitere wird sich finden," sagte er kalt.

Ich erwiderte ihm nichts. Der Gensd'arm trat ein, den ich durch den Kutscher hatte rufen lassen.

„Gensd'arm, Sie bewachen diesen Herrn. Er ist Ihr Gefangener. Sie stehen mit Ihrem Kopfe für ihn ein."

„Zu Befehl."

Ich verließ das Zimmer. Draußen stand der Kutscher.

„Georg, bei dem Gensd'arm fanden Sie den Herrn Holm?"

„Die Beiden standen beisammen."

„Bringen Sie ihn sofort zu mir, unten an die Hausthür. Sodann, Georg, von Allem, was Sie hier gesehen und gehört haben, erfährt kein Mensch etwas."

„Kein Mensch, Herr!"

Er eilte fort. Ich ging ihm langsam nach, bis zur Hausthür. Nach drei Minuten war er dort mit Holm bei mir. Ich hatte zuerst für den alten Mann wieder einen Auftrag.

„Bitten Sie den Herrn Steuerrath hierher."

Er eilte wieder fort. Dann wandte ich mich an Holm.

„Herr Holm, Joes Lubatis muß morgen früh mit dem Aufgange der Sonne in Mißlaulen sein." So hieß das Dorf an der Grenze, in dem ich die Beamten des Criminalgerichts zurückgelassen hatte.

„Ich werde auf der Stelle zu ihm reiten, Herr Kreisjustizrath."

„Ich wollte Sie darum bitten."

Er war schon fort. Gleich darauf kam der Steuerrath.

„Freund, stellst Du mir Deinen Wagen zur Dispostion?"

„Wohin?"

„Nach Mißlaulen, wo wir uns trafen."

„Ohne mich?"

„Für Dich habe ich eine Mission."

Digitized by Google

„Ah, ich soll Deinen Executor machen?“

„Ich wollte Dich bitten, nach dem Städtchen — zu reiten — ein Pferd wird man Dir hier schon geben, um Dich dort zu erkundigen, ob der Herr von Föhrenbach die Nacht vom Sonntag auf Montag im Gasthofe zugebracht hat. Bist Du bereit?“

„Ich reite sofort.“

„Die Nachricht bist Du so gütig, mir noch heute Nacht nach Mißlauken zu bringen.“

„Es soll geschehen. Aber Freund, was ist vorgefallen?“

„Du wirst es im Mißlauken erfahren. — Doch noch Eins. Warst Du bis jetzt bei der Familie Bertessa?“

„Ja.“

„Was machen sie?“

„Die beiden Menschen sprachen seit Deiner Entfernung kein einziges Wort.“

„Die Angst um den Sohn —“

„Es war auch noch eine andere Angst, eine größere. Ja, mein Freund, eine größere. Jenes Verbrechen — Auch die Frau muß darum wissen.“

„Und sie sind gebrechen, die beiden Menschen?“

„Völlig.“

„Und wenn ich jetzt zu ihnen träte, und zu dem Manne sagte: Herr, Sie sind der Mörder des Viehhändlers — ich würde von dem gebrechenen Manne ein Geständniß erhalten, meinst Du? Und die gebrechene Frau würde den eigenen Mann verrathen?“

„Mensch,“ fuhr mein Freund auf, „bist Du wahnsinnig oder ein Satan?“

„Ich bin ein Criminalrichter!“

Er ging in Angst neben mir auf und ab.

„Großer Gott, das ist ja ein entsetzlicher Polterabend! Und Du willst wirklich vor die armen Menschen hintreten?“

„Reite Du.“

„Ja, ja. Fort! Mich überkäuft ein Grausen hier. O, mein Gott, wie oft habe ich Mühlen und Müller, und Schlachthäuser und Maischbütten verflucht! Aber ein Criminalrichter ist doch das elendeste Geschöpf!“

Er ging zu den Ställen, die an dem Gutshofe lagen, um sich ein Pferd zu holen.

Ich stand noch vor der Thür des Hauses, auf dem dunkeln Hofe, aber in dem Hause war Fenster an Fenster hell erleuchtet, und aus dem Garten ertönte die lustige Tanzmusik herüber. Ich wollte in das Haus zurückkehren, als sich über mir eins der hellerleuchteten Fenster öffnete, und durch dasselbe eine Stimme laut rief: „Lust! Lust! Ich ersticke!“

Es war die Stimme des Herrn Bertessa, des Barons von Grafenberg.

„Es ist vorbei,“ fuhr der unglückliche Mann fort. „Die Vergeltung naht! Die Strafe! Es ist ja Alles Eins.“

Eine schluchzende weibliche Stimme wurde neben ihm laut. „Alfred, Alfred, fasse Muth!“ hat die unglückliche Frau des unglücklichen Mannes.

„Muth?“ entgegnete er, „Muth, wenn die Hölle und aufnimmt?“

Die Frau weinte lauter. In dem Zimmer wurde eine Thür aufgerissen.

„Mutter, ich sterbe!“ rief herzzerreißend eine andere Stimme.

Ich hatte sie schon einmal gehört, wie sie dieselben Worte ausrief. Die Mutter antwortete dem Kinde nicht wieder: „Möchte ich mit Dir sterben können, mein Kind!“ Aber der Vater sagte mit der tonlosen Stimme seines gebrochenen Herzens: „Ja, sterben wir Alle!“ Mutter und Tochter weinten zusammen.

Aus dem Garten klang die Tanzmusik lauter und lustiger herüber. Jubelnde Stimmen und Gläserklirren mischten sich hinein. Auf einem kleinen Thurme des Hauses schlug die Glocke Mitternacht. Sollte ich zu den drei Menschen gehen? Die Unglücklichen konnten mir und ihrem Schicksale ja doch nicht entgehen. Ich kehrte in das Haus zurück, zu dem Zimmer, in dem ich den Herrn von Freising mit dem Gensd'armen zurückgelassen hatte.

„Folgen Sie mir mit dem Gefangenen,“ befahl ich dem Gensd'armen.

Im Gange stand der alte Kutscher Georg.

„Ich lasse mich Ihrer Herrschaft empfehlen,“ sagte ich ihm.

„Weiter habe ich nichts zu bestellen?“ fragte er.

„Sie können jetzt auch sagen, was Sie gesehen haben.“

Ich verließ mit dem Gefangenen und dem Gensd'armen das Haus. Das helle Fenster war noch geöffnet. Drinnen war es still. In dem Garten tanzten und jubilirten sie noch immer. Wir gingen zu dem Dorfkruge, um von da in dem Wagen des Steuerraths nach der russischen Grenze, nach Mißlauken, zurückzufahren.

Der Tag dämmerte, als wir in Mißlauken anlangten. Die Nacht war dunkel gewesen. Der Wagen, in dem wir fuhren, hatte kleine, trübe Glasfenster. So war die Gegend, in der wir fuhren, nicht zu erkennen gewesen. Dem Gefangenen hatte ich über das nächste Ziel unserer Reise nichts gesagt. Er konnte daher nur meinen, ich bringe ihn in die Gefängnisse des Criminalgerichts. Er konnte also auch weiter nur an jenen, vor vier Jahren vorgefallenen Mord denken. Er hatte ruhig neben mir im Wagen gesessen — der Gensd'arm ritt neben diesem. Er hatte kein Wort mit mir gesprochen, ich kein Wort mit ihm.

So kamen wir in Mißlauken an. Die erste Morgenröthe zeigte sich am Himmel, als der Kutscher an den Kruge des Dorfes hielt und den Wagenschlag öffnete. Der Gefangene warf einen Blick durch das geöffnete Fenster. Er erkannte den Krug, er erkannte das Dorf und stutzte. Dann warf er unwillkürlich einen kurzen, fragenden Blick auf mich. Todesblässe bedeckte sein Gesicht. Mißlauken lag von der Merkstelle nur eine halbe Meile entfernt. Ich hatte mein gewagt begonnenes Spiel gewonnen.

„Steigen Sie aus,“ sagte ich zu ihm.

Die Kniee schlotterten ihm. Er war nicht im Stande, den Wagen zu verlassen.

„Gensd'arm, helfen Sie dem Gefangenen.“

Der Gensd'arm half ihm aussteigen, aber er mußte verwundert den starken, kräftigen Mann ansehen, der sich zitternd auf seinen Arm legte, und der, als er den Arm losließ, fast zusammenbrach.

Mein Spiel mußte bald gewonnen sein. Ist dem Menschen ohne moralische Kraft und ohne moralischen Muth einmal die physische Kraft und der physische Muth gebrochen, so geht es schnell ganz mit ihm zu Ende.

Holm wartete schon in dem Kruge mit dem Schmuggler Joes Ludatis auf mich. Ein Grenzkosak wartete, um mich zur Empfangnahme der Leiche über die Grenze zu führen. Der Gefangene hatte Beide nicht gesehen. Ich hatte ihn, unter Bedeckung des Gensd'armen, sofort in ein besonderes Gemach führen lassen. Ich vernahm dann zuerst den Schmuggler. Er wiederholte mir von Wort zu Wort, was er zu Holm gesagt hatte. Er hatte den „Herrn von Föhrenbach“ ganz genau erkannt.

Unterdeß war auch der Steuerrath angekommen. Er war scharf geritten. Föhrenbach — man nannte ihn ja nur noch unter dem Namen — hatte die Nacht vom Sonntag zum Montag in dem Städtchen nicht zugebracht. Am Sonntag Nachmittag war er da gewesen, und hatte mehrere Geschäfte besorgt, schnell, eilig. Gegen Abend war er wieder fortgeritten.

Auf die Leiche kam jetzt noch Alles an. War der Ermordete wirklich Ulrich Bertessa, oder Grafenberg, wie sein eigentlicher Name hieß? Ich ließ zur Grenze aufbrechen. Der Gefangene mußte sich zu dem Gerichtsactuar und mir in meinen Wagen setzen. Der Steuerrath folgte in seinem Wagen mit Holm. Beide mußten die Leiche recognosciren. Der Gensd'arm und der Kosak ritten vor den Wagen.

Der Tag war angebrochen, und der Morgen war warm und klar. Ich hatte meinen Wagen zurückschlagen lassen. Der Gefangene war fortwährend mit dem Gensd'armen allein gewesen. Er wußte nichts von dem, was unterdeß geschehen und ermittelt war. Er hatte sich zusammengenommen, aber sein Gesicht war erfahl geblieben. Er wollte sich trotzig umsehen, als der Gensd'arm ihn vorführte. Da sah er, wie der Wagen nach der Grenze hingerichtet war; da sah er den Kosaken. Der Trotz verschwand aus seinem Gesichte. Er konnte nur mit Mühe in den Wagen steigen.

Wir fuhren ab. Still, ohne Laut und Bewegung saß er im Wagen. Wir erreichten die Grenze und hielten an dem russischen Zordonhause. Ich ließ ihn zuerst aussteigen. Auf einmal fuhr er entsetzt auf; dann mußte er sich an dem Wagen festhalten, um nicht umzusinken. Er war vernichtet. Ich sah, was ihn vernichtend getroffen hatte. Die russischen Beamten waren schon da. Sie hatten die Leiche, die mir herausgegeben werden sollte, mit sich. Die Leiche lag, so wie sie gefunden war, offen, auf einer

Tragbahre, vor dem Cordonhause. Die Russen sind eben Russen. Der Gefangene hatte sie gesehen, das todte Gesicht, den zerschlagenen Hirnschädel, die blutigen Kleider.

„Kennen Sie die Leiche?“ fragte ich ihn. Es waren die ersten Worte, welche ich seit Kalwellen zu ihm gesprochen hatte.

„Ja,“ antwortete er mit trockener, angeklebter Zunge.

„Und wer ist es?“

„Ulrich Bertossa.“

„Und wer ist der Mörder?“

Er konnte gar nicht antworten. Ich durfte dennoch den Moment nicht fahren lassen.

„Kommen Sie mit zu der Leiche.“

Er schleppte sich an meiner Seite hin.

„Wer ist der Mörder?“ fragte ich noch einmal.

Er verhüllte sein Gesicht.

„Sie sind es!“ sagte ich.

Ich durfte es nicht sagen, nach der Criminalordnung. Die Gesetze haben allerlei Vorschriften, und diese war keine schlechte. Ich mußte es dennoch sagen. Was sind alle Buchstaben der Gesetze, gegenüber dem lebendigen Rechte des einzelnen Falles!

„Mein Gott, mein Gott!“ rief er die Hände ringend.

Ich wollte, ich mußte mit dem Verhöre fortfahren. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und die Russen sind eben Russen. Der erste russische Beamte trat an mich heran.

„Mein Herr, darf ich bitten, die Leiche von mir in Empfang zu nehmen, und das Protokoll darüber aufzusetzen?“

„Aber, mein Herr, in diesem Augenblicke?“

„Ich bedaure, mein Herr, ich habe keinen Augenblick mehr Zeit.“

„Es ist mir jetzt unmöglich —“

„Was Ihnen jetzt nicht möglich ist, ist später mir nicht möglich. Sie nehmen jetzt die Leiche, oder Sie bekommen sie nie.“

Da war nichts weiter zu machen. Ich mußte nachgeben, das Verhör abbrechen, die Leiche übernehmen, das Protokoll darüber niederschreiben lassen. Das Alles erforderte viele Formalitäten, nahm viele Zeit fort. Den Gefangenen hatte ich unterdeß durch den Gensd'armen in das Cordonhaus führen lassen. Als ich fertig war, wollte ich ihn wieder vorführen lassen. Wir mußten über die Grenze zurück. Aber ich war unvorsichtig gewesen — der Gensd'arm freilich noch mehr. Er kam mit verstörtem Gesichte aus dem Cordonhause.

„Der Gefangene hat sich erdrosselt, Herr Kreisjustigrath. Ich hatte auf ein paar Minuten das Cordonhaus verlassen, und hatte ihm der Aufsicht der Kosaken empfohlen. Er hatte sich in einen Winkel gelegt. Entkommen konnte er ihnen von da nicht. Da hatten sie nicht auf ihn geachtet. Als ich zurückkam, war er schon ohne Leben.

So war es. Ich ließ noch sofort Wiederbelebungsversuche anstellen; sie blieben ohne Erfolg. Meine Untersuchung war zu Ende. Ich hatte nichts mehr zu thun, und überließ nunmehr die Leiche des Erhängten den Russen. Die Leiche des armen Ulrich übergab ich seinem Freunde Holm.

So fuhren wir über die Grenze zurück. Aber ich hatte doch noch etwas zu thun — und doch nichts mehr. Der Herr v. Grafenberg war wegen jenes vor vier Jahren verübten Mordes verdächtig geworden. Ich mußte ihn vernehmen, ich konnte nicht anders, und fuhr daher nach Kalwellen zurück. Da wurde kein Polterabend mehr gefeiert. Das Haus lag still, wie ausgestorben da. Der Garten zeigte noch wüste Spuren des gestrigen Festes. Ich fragte nach dem Hausherrn. Er sei in der Nacht verreist, hieß es. Ich ließ mich bei der Frau des Hauses melden. Sie nahm mich an, die blasse, unglückliche Frau.

„Sie suchen meinen Mann. Er ist fort; er hat Preußen, er hat den Continent verlassen und wird in diesem Augenblicke schon eingeschifft sein. Sie würden ihn vergeblich verfolgen lassen.“

Sie hatte Recht. Wir waren nicht weit von der Küste der Ostsee.“

„Aber mein Sohn?“ rief sie dann.

Da trat Holm herein, das Haupt schmerzlich gebeugt.

„Ulrich ist todt!“ rief sie.

„Ja!“

Ich ging still fort. Ich hatte gar nichts mehr zu thun.

Auch die Frau hatte nach einiger Zeit Kalwellen verlassen. Die Unglückliche war dem Unglücklichen nachgereist. Ihre Tochter hatte sie vorher mit Holm trauen lassen. Es war eine stille Hochzeitsfeier gewesen, ohne Polterabend.

Noch Eins fragt mich der geneigte Leser: wie der Mörder den Ermordeten in jener Verkleidung zu der Mordstelle verlockt hatte? Ich kann die Frage nicht beantworten. Ich habe eine wahre Geschichte erzählt, in welcher die Lüsse die Katastrophe herbeiführten, und Wahrheit und Russen runden ihre Geschichten nicht immer kunstgerecht novellistisch ab.

Der Vater des Leipziger Turnwesens.

Von Prof. H. E. Richter in Dresden.

Zu dem Zeitpunkt, wo aus allen deutschen Gauen Turner und Turnfreunde nach der reichen und einsichtsvollen Hauptund Universitätsstadt des Königreichs Sachsen zur Feier eines großartigen Turnfestes zusammenströmen, zu solcher Zeit geziemt es sich wohl, desjenigen Namens zu gedenken, welcher zuerst daselbst dem Turnen eine bleibende Stätte gründete, welcher einen Kreis geliegener Männer zusammenwarb, aus denen später die Bevorwortung des Turnens bei Regierung und Ständen und die Begründung des Leipziger Turnvereins hervorging, und welcher seitdem, bis heut zu Tage, mannigfach auf uneigennützigste Weise viel Zeit, viel Geld und viel Kräfte zur Förderung des praktischen Turnens wie zur wissenschaftlichen Ausbildung der Turnlehrer und Turnvereinsmitglieder gewidmet hat.

Dieser Vater des Leipziger Turnwesens ist zugleich eine Persönlichkeit, welche auch in manchen anderen Hinsichten verdienstvoll und aufsprossend für den Fortschritt eingegriffen hat. Unsere Leser kennen ihn bereits, denn — es ist „der Bock von der Gartenlaube“, das heißt der Professor der pathologischen Anatomie bei der Universität zu Leipzig, Herr Dr. Carl Ernst Bock.

Die Aufforderung unseres Heil, bei Gelegenheit des Leipziger Turnfestes Bock's Lebensgeschichte zu erzählen, kommt mir (trotz allen Zeitmangels) nicht unlieb. Denn nur ich kann sie schreiben; nur ich stehe diesem originellen Mann seit 40 Jahren so nahe, daß ich alle seine Thaten und Unthaten nebst ihren Motiven kenne. — Wie leicht könnte mir später ein „Schlagflüßchen“ oder sonst etwas Menschliches widerfahren, das mich hinderte diese Lebensgeschichte zu schreiben! Und es wäre schade, wenn sie nicht geschrieben würde, denn sie ist ein Spiegelbild für Manchen im deutschen Volke, der zeitlebens auf falscher Fährte, auf Schleif- und Schwänzelwegen wandelte. Sie kann Tausenden von jüngeren Leuten ein lebendes Beispiel davon geben, wie am Ende der gerade Weg immer der beste ist!

Bock stammt aus Leipzig. Sein Vater war daselbst 20 Jahre lang Professor an der anatomischen Anstalt, ein tüchtiger Anatom, kaltsester als mancher gelehrte Professor, aber ein reiner Empiriker. Vom niederen Eifrungen, ohne classische Vorbildung, hatte er sich durch ausdauernden Fleiß so emporgearbeitet, daß seine Vorträge zu den besuchtesten, seine zahlreichen und umfangreichen Werke zu den gesuchtesten gehörten. Und die Sucher in beiden Fällen waren alles Leute, die etwas Tüchtiges, Festbestehendes, Haltbares sicher lernen wollten. Denn nur davon ist in Bock's Schriften die Rede: nackte Anatomie, keine Physiologie, keine Phrase (damals so sehr üblich), keine Hypothese.

Bei diesem Vater nun, in den Räumen der Anatomie und frühzeitig als Gehülfe dabei, wuchs unser Carl Ernst auf. Er besuchte das städtische Gymnasium zu St. Nicolai, zu gleicher Zeit aber auch, des Zeichnens wegen, die Kunstakademie. Diese „Allotria“ (wie man sie vom Gelehrtschul-Standpunkte benennen muß) haben unseren Bock vor dem unheilvollen Einfluß jenes Lateinerthums beschützt, welches seit alten Zeiten (bis heute) die sächsischen Gelehrten- und Hochschulen beherrscht und die besten Köpfe zu unlogischen Denkern, die besten Herzen zu charakterlosen Leuten macht.

Carl Ernst Bock.

Von diesem Bildungsgange her schreibt sich aber auch jener radical-realistische Charakter, welcher unserem B. in wissenschaftlicher und anderer Hinsicht von jeher eigen ist. Bei ihm handelt es sich stets um die Sache, sehr wenig um die Form, gar nicht um romantische, ästhetische, zartsüßlige Ansprüche oder Zuthaten. Es kann gar nicht anders sein. Wer von Jugend auf das wirkliche Innere des Menschen bei Leichenöffnungen beschaut, und tagtäglich die Strebungen des Menschen mit diesem unserem schließlichen unabwendbaren Endziele vergleicht, — wer mit Schädeln und Gerippen wie mit seines Gleichen umgeht und in jedem lebenden Mitmenschen nur ein unsecirtes Präparat sieht: für den giebt es (wenn er überhaupt ein denkender Mensch ist) gewiß wenig Täuschungen. Aberglaube, Gespensterfurcht, Priestertrug, Gesellschaftsheuchelei, Prüderie und Vornehmthun müssen an einem solchen wie Wasser vom Wachstteller abrinnen. Irdische Größen können ihm nicht imponiren. Wenn es einmal dahin käme, daß Jedermann schon in der Schule den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers durch eigene Anschauung am Leichnam kennen lerne, so würden wir eine Menge von Vorurtheilen, welche heutzutage noch in den Köpfen des Volkes herrschen, spurlos dahin schwinden sehen. Und zwar gewiß zum Vortheil aller Betheiligten, mit Ausnahme der Dunkelmänner und der Unterdrücker.*

* Man erzählte vom alten Bock eine Anekdote, die seine gänzliche Furchtlosigkeit veranschaulicht. Eines Abends hielt er eine Leiche in beiden Armen aufrecht, an welcher sein Professor R. ein feines Präparat herausarbeitete. Letzterer löscht das Licht aus. Er geht, um es wieder anzu-

Hierzu gesellte sich bald für Carl Ernst ein zweites Bildungsmoment, wobei ich von mir reden muß. Ich war mit vielen anderen Kaufmannssöhnen auf einer vorzugsweise für Solche bestimmten Privatanstalt Leipzigs erzogen, welche in der Hauptsache schon den Charakter der jetzt sogenannten Realschulen trug, indem Rechnen, Schönschreiben, neuere Sprachen, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft (mit Experimenten), sogar Technologie betrieben wurden, auch für den Körper durch Exercieren, Turnspiele, Ausflüge und Reisen systematisch gesorgt wurde. Etwa 12—13 Jahr alt entschlossen sich Einige von uns zu studiren und erhielten deshalb allabendlich eine Extrastunde in Latein und Griechisch. Von denen, welche in diesen Extrastunden beisammen saßen, sind drei Professoren geworden (darunter Einer berühmter Sprach- und Alterthumsforscher), und der vierte hat es zwar nur zum Superintendenten und Kreisdirectionsbeisitzer gebracht, ist aber nur aus Zufall nicht Professor geworden, denn er war auf der Universität weitaus der Gelehrteste in Griechisch und Latein. — Drei von uns, die Gebrüder Francke und ich, kamen in das Sladtgymnasium, wo Beck saß, und wurden bei unserm wenigen Latein bisherwerse gering geachtet. Als wir aber uns mit voller Wucht und ungeschwächten Kräften auf die alten Sprachen warfen, so kamen wir natürlich weit rascher vorwärts, als unsere armen Mitschüler, welche von Septa an naturwidrig mit der alten Grammatik gequält worden waren und alle Lebensfrische dabei eingebüßt hatten. Wir griffen auch das Studium ganz anders an, als sie: praktischer, realistischer. Und diese unsere Art bewirkte, daß Beck sich bald und immer enger an uns anschloß. Es bildete sich auf der Schule jenes vierblätterige Kleeblatt, welches dann auf der Universität (weil der eine Francke Theolog wurde) sich in ein bis zum Ende unserer Universitätszeit zusammenhaltendes dreiblätteriges medeinisches Kleeblatt umgestaltete. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß auf St. Nicolai auch andere Mitschüler einen geistigen Einfluß und manche Anregung ausgeübt haben; als Bedeutendste nenne ich nur Hermann Schulze aus Delitzsch, Emil Wolfmüller aus Leipzig, Gustav Klett ebendaher, Botaniker der mit uns exmrrirte; starb frühzeitig). H. Herz. Ja, lieber Leser, solche gesährliche Leute sind auf der Leipziger Nicolaischule gebildet worden, obgleich deren Rector der loyalste Mann des gesammten Königreichs gewesen ist.

In die Zeit seines Primanerthums fällt nun das erste Auftauchen eines freiwilligen Turnbetriebes in Sachsen. Wir waren gewohnt, alle Nachmittage in Wald und Wiese herumzustreifen und uns auf mancherlei Weise, mit Zug und Anzug zu bethätigen. Irgend Einer (ein Schüler des alten Jahn) brachte uns ein Stückchen Geräthturnen bei. Es wurde eine Reckstange angeschafft, zwischen zwei gelbspte Weiden befestigt, und zu Auf- und Umschwüngen benutzt, nach dem Gebrauch aber sorgsam im Walde versteckt. (Denn damals war nicht nur das Turnen, sondern sogar das Turngeräth polizeiwidrig!) — Gewiß war dieses heimliche Turnen am Reck sehr thöricht von uns; wir hätten den größten Schaden nehmen können. Einmal fiel Einer so derb auf den Kopf, daß er erst bewußtlos liegen blieb, dann beim Nachhausegehen irrte redete. Glücklicherweise hatte er einen dicken Schädel und war einer der Dümmsten in der Schule; als ich ihn einige Jahr später wieder sah, war er ein recht netter verständiger junger Mann geworden. Der Fall auf ein Kopf hat ihm also mindestens nicht geschadet.

Unser medicinisches Studium betrieben wir das erwähnte Kleeblatt in ähnlicher Weise, wie wir es mit dem Latein und Griechisch gemacht hatten, realistisch. Wir fingen allenal gleich mit der Sache an. Wir botanisirten schon als Schüler mit dem obengenannten Klett (dem zu Ehren ich noch seinem Tode die Freudheit hatte, als bloßer Student eine Flora von Leipzig herauszugeben); wir lernten die Pflanzen kennen, ehe wir ein botanisches Handbuch kannten. Als wir ein solches (den Wildrand) erworben hatten, gingen wir ohne Klett in das Rosenthal und bestimmten selbst die Pflanzen des Erstfrühlings; Beides längst bevor Schwägrichen's Collegien über Pflanzenkunde begannen. — Auf der Anatomie nisteten wir uns unter Beck's Protection ein und begannen zu präpariren, ehe wir Anatomie gehört hatten. Und so haben wir später die Kliniken besucht, ehe wir Krankheitslehre gehört; wir haben alle Drei samulirt, ehe wir die Klinik beendet hatten. Um dergleichen möglich zu machen, dazu diente eben jenes System, mittelst dessen wir und durch die Lateinschule geschlagen hatten. Es giebt nämlich in jeder von Menschen zubereiteten Wissenschaft gewisse Hauptsachen, welche man tatsest und in ihrer Gliederung mit 1, 2, 3, a, b, c, im Kopf haben muß, um mit fortgehen zu können. An diese krystallisirt sich dann während des Lernens alles Uebrige von selbst an, an dessen mittelst eigener Anschauung und Praxis. Zum Einkernen dieser Grundlagen dienten uns selbstgefertigte, aus irgend einem Handbuche gezogene Excerpte, in systematischer Form, welche wir in den Taschen bei uns trugen und uns daraus während der Spaziergänge, sogar während des Badens und Schwimmens oder auf dem Grase liegend gegenseitig überhörten, bis die Sache im Kopfe festsaß. So konnten wir den Professoren stets über die Hauptsache sicher Antwort geben.

Diese Methodik hat Beck am meisten festgehalten. Ihr verdanke er seine ausgezeichneten Erfolge als Repetent und Examinator der Studenten, als Lehrer für gelehrte und ungelehrte Versammlungen, als ärztlicher und Volksschriftsteller. Selten nehme ich etwas „Beck'sches" in die Hand, ohne daß mir unsere ehemaligen Excerpte mit ihren dichtunterstrichenen Hauptpunkten und ihren unter 1. 2. 3., a. b. c., gegliederten Unterabtheilungen unwillkürlich einfallen.

Wir waren 1831 alle Drei noch nicht fertig mit unserm Studium, als wir in's Leben hinausgerissen wurden. Zuerst ich, den Armuth zwang, eine Famulatur bei einem Dresdner Leibarzt anzunehmen. Kurz nachher erscholl der Aufruf von Warschau her, daß deutsche Aerzte kommen sollten, um die vielen Opfer des damaligen polnischen Erhebungskrieges zu pflegen. Beck ergriff mit Feuer diese Gelegenheit, sich praktisch zu üben und Dinge zu sehen, die in den Leipziger Civilspitälern Jahre lang nicht vorkommen. Mit seinem gewaltigen Werbetalent rip er, außer dem andern Kleeblänchen Francke (später Professor der Chirurgie zu Leipzig) noch mehrere andere Studiengenossen hin. Die Facultät machte ihm ohne Disputation zum Doctor. Er bezahlte die spätere Dissertation auf eigenthümliche Weise. Während andere Aerzte nach gethaner Arbeit sich vergnügten, stand Beck im Warschauer Leichenhaus und zog Hunderte der schönsten Schneidezähne aus. Mit deren Erlös bezahlte er, zurückgekehrt, seinen Doctortitel. Denn damals gab es noch keine künstlichen Zähne. Die feinsten Damen trugen eingesetzte echte Menschenzähne, welche theuer bezahlt wurden.

Unsere Freunde wurden in Warschau sofort als Stabsärzte angestellt, und erwarben sich bald Achtung bei Vorgesetzten und Collegen. Ihre Erlebnisse daselbst verdienten eine besondere Berichterstattung; die von ihnen nach Hause geschriebenen Briefe waren sehr interessant. Einen Theil davon druckten Clarus und Radius in ihrer „Cholera-Zeitung" ab, wodurch der berühmte Physiker Fechner veranlaßt ward, unsern Freunden öffentlich eine Huldigung auszusprechen. F. hatte nämlich unter dem Namen „Mises" eine satirische Broschüre: „Schutzmittel für die Cholera" geschrieben, worin er die 300 verschiedenen Meinungen von ebensoviel Aerzten mittheilt. An die Spitze stellte er die Worte von Beck und Francke: „daß sie über das Wesen der Cholera keine Ansicht zu äußern wagten" (was noch heute das Klügste ist) — mit der Randbemerkung: „bescheidene Leute!"

Die Mord- und Gräuelscenen in W. tühlten die politische Sympathie unserer Freunde bald ab. Desto eifriger ergaben sie sich ihrem ärztlichen Fach. Als den Russen Warschau übergeben worden war, wurden Beck und Francke zum Eintritt in russischen Dienst aufgefordert, den sie auch der vielen nöthigen Amputationen wegen mehrere Monate lang verwalteten.

Von dieser Warschauer Cholera-Epidemie stammt Beck's Vorliebe für das heiße Wasser als Curmittel. Das zähe, pechartige dicke Blut der Cholerakeichen leitete ihn auf den Gedanken, heißes Wasser als Verdünnungsmittel trinken zu lassen. Die Erfahrung hat auch später, bei der Leipziger Choleraepidemie, diese Behandlungsweise als eine der besseren bewährt. Später wandte sie Beck auch für andere Krankheitsfälle an, wo das Blut verdickt oder die Schleimhäme besonderd in Schlund und Magen; mit zähem, schwerabtösbarem

Schleim übergegen sind. Er hat deßhalb oft sich spottweise mit Dr. Sangrado aus Gil Blas vergleichen lassen müssen.

Nach seiner Rückkehr aus Warschau erwarb sich Bock rasch die Liebe einer gebildeten Bürgers- und Seifensieders-Tochter in Leipzig und verheirathete sich mit ihr. Ihn erwartete aber kein ruhiges Leben, sondern eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit, deren Wenige fähig sein dürften. Sein Vater starb plötzlich. Unserm B. fiel zum größeren Theil die Versorgung der zahlreichen Familie (neben seinem eigenen Haushalte) und die Beendigung der schriftstellerischen Werke seines Vaters zu. Letzteren ließ er bald mehrere eigene, meist anatomischen Inhalts folgen, von denen die meisten mehrmals aufgelegt sind. Viele Jahre hindurch ist B. alle Morgen um 3 Uhr aufgestanden, hat im ungeheizten Zimmer bis gegen 8 Uhr geschriftstellert und dann seine Tagesarbeit begonnen, welche besonders in Repetitorien und Examinatorien, bald auch (nachdem er sich habilitirt hatte) in eigenen Collegien bestand. Er galt bei den Studenten als der zuverlässigste Einpauker (d. h. Vorbereitender zum Examen) und trieb mit ihnen ziemlich alle Fächer der Heilkunde.

Man muß aber nicht glauben, daß Bock dabei zum gewöhnlichen Studengelehrten geworden sei. Zwar verschmähte er schon damals das gewöhnliche Praktisiren, sogar in der Chirurgie, obgleich er sür letztere besonders begabt und von zwei der besten Leipziger Chirurgen, Kohlrausch und Kuhl, als wirklicher Assistent, sogar im Jakobspital verwendet worden war. Aber sonst war er in leiblichen Dingen nichts weniger als ein Stubenhocker. Er schwamm, ritt, machte Fußreisen, avancirte in der Communalgarde zum Officier und endlich zum Bataillons-Commandanten, welcher zu Pferde die Manöverb commandirte, — und zwar nicht ohne Anerkennung, sogar von Seiten des Militärs, aber auch unter allerlei Händeln, in welche ihn sein Sinn für das Recht und seine Gewohnheit, ohne Ansehen der Person Jedem seine Meinung gerade heraus zu sagen, verwickelte.

In diese Zeit nun, etwa 1832, fällt die durch Bock bewerkstelligte Einführung des Turnens im Königreich Sachsen. Zuerst für sich selbst, um den Nachtheilen des angestrengten Sitzens entgegenzuarbeiten, und um seine von Haus aus enge Brust zu erweitern (was ihm auch vortrefflich gelungen ist), errichtete Bock im Garten seines Schwiegervaters mehrere Turngeräthe. Bald ward er mit dem ihm eigenen Talent zum Proselytenmachen eine Anzahl von jungen Gelehrten und anderen Personen zur Theilnahme und regelmäßigen Benutzung seines Turnplatzes, darunter manche Männer, die jetzt in Staat, Kirche, Rechtspflege, Heilkunde rc. hochstehen. — Vorzugsweise zu nennen unter diesen ist Dr. Moritz Schreber (geb. in Leipzig), welcher später die Gymnastik und die gesundheitsgemäße Volkserziehung zu seiner Hauptaufgabe machte und das großartige heilgymnastische Institut begründete, welches noch heute blühend daſteht. Dieser Schreber war es dann, welcher den zweiten Schritt that und die Turnangelegenheit zuerst zur öffentlichen Erörterung brachte, indem er 1843 eine Schrift: „Das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus, zugleich als Staatsangelegenheit“, veröffentlichte und der sächsischen Ständeversammlung vortegte. Derselbe Schreber hat dann auch die deutsche Heilgymnastik, zuerst durch seine „Kinesiatrik“, in's Leben gerufen und sich um Volksgesundheitspflege viel Verdienst erworben (auch durch Artikel in der Gartenlaube).

Nicht unerwähnt zu lassen ist, daß um dieselbe Zeit, jedenfalls noch vor 1834, auch in Dresden, und zwar im damals Bochmann'schen, jetzt Gräfl. Wiglum'schen Gymnasium, das Turnen systematisch durch einen tüchtigen und geschickten Mann wieder eingeführt wurde. Dies war kein Anderer, als der jetzige Professor der Physik zu Jena, Herr Geh. Hofrath Dr. Snell, zugleich der erste Bevorworter der Realgymnasien*. Von Snell ging die Leitung des Turnwesens bei dieser Anstalt, und bald bei mehrern anderen, an den bekannten Turnlehrer Heusinger über, welchen wir Dresdner gewohnt sind, als unseren Turnvater zu begrüßen.

Bock war es dann auch, welcher im August 1845 unter Mitwirkung von Schreber, Professor Biedermann, Gustav Mayer a. A. den Turnverein zu Leipzig begründete und lange Jahre mit Mühen und Opfern für denselben wirkte. Diesem berühmten Leipziger Turnverein vorausgegangen war der Dresdner (Febr. 1845), welcher eine Zeit lang durch die Anzahl talentvoller, wissenschaftlicher Männer, die sich demselben widmeten, durch das von ihm begründete Journal (Steglich's Turner), durch die Berufung des allgemeinen sächsischen Turntags, durch die Verwendung bei der Regierung, Einrichtung einer Turnlehrerschule u. s. w., an der Spitze des vaterländischen Turnwesens vorwärts ging. Nach den Maitagen 1849 aber fiel die Hegemonie von selbst und unbestritten auf den Leipziger Verein, welcher sich dieses Ehrenpostens auch bis jetzt vollkommen würdig gezeigt hat.

Bock's Wirksamkeit für diesen Verein ist jahrelang die ausgedehnteste gewesen. Anfangs turnte er selbst mit; er beaufsichtigte den Betrieb des Turnens vom ärztlichen und vom gymnastischen Standpunkte aus; er war Mitglied des Turnrathes; er führte dem Verein fortwährenb Proselyten zu; er gab den Turnlehrern Unterricht in Anatomie, Physiologie und Diätetik; er hielt endlich im Verein selbst jene berühmten populären Vorträge, denen sich später ähnliche für die Volksschullehrer, dann für die gebildeten Damen Leipzigs, für eine ausgezeichnete Mädchenerziehungsanstalt und mehrere gewerbliche Bildungsvereine daselbst anschlossen. Alles das unentgeltlich, neben der eigenen anstrengenden Berufsthätigkeit als Anatom, Professor, Arzt und Schriftsteller!

Soweit die turnerische Thätigkeit Bock's. Wir sahen mit seiner Lebensgeschichte fort. Im Jahre 1839 wurde er zum außerordentlichen Professor der Medicin, 1845 zum Professor der pathologischen Anatomie ernannt, ein Zweig, welcher gerade zu dieser Zeit eine hohe Bedeutung für das gesammte Fach der Heilkunde erlangte und in immer steigendem Maße behalten hat. — Es fällt nämlich in diese Zeit jene radicale Umwälzung und Neugestaltung, welche die deutsche Heilwissenschaft und Kunst von Wien her, hauptsächlich durch den pathologischen Anatomen Rokitansky und seinen Freund Skoda, so wie durch deren zahlreiche, jetzt allenthalben berühmte Schüler in Wien und Prag erhielt (die Zeit der sogenannten neuen Wiener-Prager Schule). Durch die Entdeckungen und Arbeiten, Lehren und Schriften dieser Männer wurde die deutsche Medicin auf einmal zu einer Wissenschaft der Thatsachen — statt Meinungen und Hirngespinnste — und zwar so vielfach neuer und origineller Thatsachen, daß für die Aerzte und Professoren nur die Wahl übrig blieb, von Grund aus neu zu studiren, oder ins alte Eisen zu kommen. Wir wählten natürlich das Erstere. Wir gingen zusammen auf ein paar Monate nach Prag und Wien, und wiederholten diese Besuche später ab und zu. Wir verdanken ihnen die Bekanntschaft, ja Freundschaft der ausgezeichnetesten Vertreter dieser Schule. Bock, dessen ganzer Lebensrichtung die Tendenz dieser Schule aufs Vollkommenste entsprach, ward natürlich ihr begeisterter und entschiedenster Anhänger. — Durch sein bald darauf erschienenes „Handbuch der pathologischen Anatomie und Diagnostik“, seitdem in mehreren Auflagen erschienen, trug Bock wesentlich bei, die Lehren dieser Schule in klarster faßlichster Weise über Sachsen und das übrige Deutschland zu verbreiten. Seine Leichenöffnungen im Jakobspitale, und seine dabei geübte Kunst, die Diagnose am Leichnam zu stellen, bevor er geöffnet wurde, und ohne den Verlauf der vorhergegangenen Krankheit zu kennen, galten mit Recht als Muster ärztlicher Lehrthätigkeit und wurden außer den Studenten noch von alten Praktikern und Professoren, wie von reifenden Aerzten eifrig besucht. Aber mit vorgleichen persönlichen Erfolgen konnte einem Mann wie Bock nicht gebient sein. Die neben ihm wirkende Leipziger ärztliche Facultät bestand damals, mit wenig Ausnahmen, aus alten eingerosteten Professoren, die das Neue nicht aufnehmen konnten. Obenan der damalige Vorstand der inneren Klinik. Gegen diese kehrte sich also sofort die ganze Thätigkeit Bock's in einer Weise, welche in kurzer Zeit zum feindseligsten Kampf ausartete.

In diesen Kampf hinein kam nun der große Streit um die Medicinalreform Sachsens, angeregt durch eine Bittschrift des Dresdner ärztlichen Vereins und durch einen ständischen Antrag auf Aufhebung der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden. Bei diesem Streit hat Bock durch sein berühmtes „Votum“, worin er allen Parteien der alten Zeit gehörig den Kopf wusch und die Homöopathie als den Gipfel des von den alten Schulen gehegten Unsinns bezeichnete, wohl die Palme davon getragen. — Endlich kam der März 1848 und machte allen diesen Häkeleien kurz ein Ende. Die Studenten traten zusammen und erklärten die alte Klinik für geschlossen. Eine Deputation derselben, von Bock be-

* K. Ed. Snell, über Zweck und Einrichtung eines Realgymnasiums. Dresden und Leipzig 1831.

gleitet, künftigte diesen Beschluß dem Cultusminister von der Pfordten an und forderte ihn auf, einen Professor neuer Schule nach Leipzig zu berufen, was auch bald darauf geschah, indem der berühmte Oppolzer aus Prag (des häufigen Czechentreibens müde) den Ruf nach Leipzig annahm und dort ziemlich ein Jahr als ärztliches Wunder für Studirende und Publicum, und als intimster Freund Bock's lebte. — In diese Zeit, während einer Ferienreise Oppolzer's, wo ihn Bock vertreten mußte, fiel jene mörderische Cholera-epidemie, wo Bock allein die ganze Spitalskrankenpflege und noch städtische Praxis dazu besorgen mußte, wobei er selbst von der Krankheit befallen wurde und ihr nur mit Mühe entging. Für diese außergewöhnliche Anstrengung, wobei Bock noch eine starke Summe Geld zugelegt hat, indem er darauf bestand, die Choleragenesenden mit bairischem Bier zu stärken, — für diese Zeiten der Anstrengung, der Verantwortlichkeit und der persönlichen Lebensgefahr hat Bock, wie es mißliebigen Leuten ergeht, von seiner vorgesetzten Behörde nie eine Anerkennung, wie Andere in gleichem Falle, geerntet! Er hat aber auch freilich nicht danach gestrebt! Die Sache genügte ihm auch hier, wie in allen anderen Fällen. Uebrigens haben Stadtrath und Stadtverordnete seine Thätigkeit in glänzender Weise anerkannt.

An den politischen Ereignissen der Jahre 1848—49 hat Bock weit weniger, als Manche glauben werden, Theil genommen. Seine realistische Natur mußte sich von den vielen Ideologischen, seine nüchterne Klarheit von dem vielen Unklaren, was beigemengt war, abgestoßen fühlen. Namentlich aber behauptete er von den Führern dieser Bewegung — es klingt curios und er mag es verantworten — „sie hätten keinen Charakter und reteten anders als sie dächten.“ — Das Betrübendste für ihn war wohl meine damals erfolgte Einkerkerung und Untersuchungshaft. Er bewährte dabei sein Realismus, sein treuer Freundschaft. Als alle anderen Freunde noch von der Reaction eingeschüchtert waren, drang er schon zu mir in den Kerker, machte mir Muth, bot mir Geld und jede andere Hülfe an, schaffte mir buchhändlerische Arbeiten und endlich sogar den Redacteurposten eines großen medicinischen Journals, — Letzteres mit der Last, daß eine Anzahl mit Bock zusammengetretener Collegen die Redactionsgeschäfte so lange führen sollten, bis ich frei wäre. — Es ist nicht das einzige Mal, daß ich — und Andere — diesen realistischen Charakter der Bock'schen Freundschaft erprobt habe, — der sich in den aufopferndsten thatsächlichen Dienstleistungen bewährt, von schönen Worten aber gar nichts — oder das gerade Gegentheil hören läßt.

Nach Oppolzer's zeitigem Abgang (er ging nach seinem geliebten Oesterreich zurück) verwaltete Bock zum zweiten Male stellvertretend die innere Klinik zu Leipzig. Er zeigte dabei, in welchem Geist er (verschieden von den meisten anderen Klinikern) ein solches Amt geführt wissen will. Es soll dabei nicht der Herr Professor durch glänzende Reden, seine Diagnosenstellung oder sonst persönlich hervortreten, sondern der Studirende soll tüchtig eingeschult werden, soll es lernen seine fünf Sinne zu brauchen, seine ganzen Geisteskräfte anspannen, tüchtig zu untersuchen und einen sichern Blick in's Innere seines Kranken zu werfen (eine gute specielle Diagnose zu machen). Daraus werde sich dann schon eine vernünftige Behandlung nach diätetischen Grundsätzen von selbst ergeben. Alles andere Curiren, aller unnöthige Arzneigebrauch sei in einer Klinik doppelt schädlich, weil es den Blick auf's Ueberflüssige vom Nothwendigen ablenke, und weil es den jungen Arzt vor der Zeit auf den Weg führe, den das leidige Prakticiren ihn später ebenfalls betreten lehre, nämlich des Zuvielcurirens. Denn — das müssen wir nur gleich gestehen — Bock hält sehr wenig von allen praktischen Aerzten, selbst mit Einschluß seines Richter und Oppolzer. Er meint, sie seien alle „mehrweniger“ Quacksalber und nur ein Weniges besser als die Homöopathen, „das Prakticiren verderbe den Charakter.“ — Was dieser Ansicht Wahres und doch auch Einseitiges zu Grunde liegt, ist leicht zu fassen. So lange man es blos mit einer Leiche zu thun hat, oder mit grobsinnlich materiellen Zuständen und Menschen, so lange hat Bock's Auffassung Recht. Aber die Praxis, und die private insbesondere, hat in mehr als der Hälfte aller Fälle mit geistig-gemüthlichen Zuständen oder mit solchen lebendigen Functionsstörungen zu thun, welche dem Messer des Anatomen ganz entschlüpfen. Und auch die große Hälfte aller Mittel, unsere lateinischen Recepte nicht ausgeschlossen, die homöopathischen und fast alle berühmten Specifica oder Geheimmittel, — haben diesen psychischen Charakter, sie nützen großentheils dadurch, daß der Kranke die Beruhigung faßt: „es geschehe etwas für ihn, und es sei ein Kraut für seine Leiden gewachsen.“ — Ein Viertel oder Fünftel aller unserer Patienten besteht aus Tuberculösen (Schwindsuchtscandidaten), ein Drittel vielleicht aus Unheilbaren. Soll man sie mit dem Spruche wegschicken, daß ihnen nicht zu helfen sei und daß die Anatomie lehre, Tuberkeln lassen sich nicht zertheilen? — Nichts wäre thörichter als das. Es ist besser, man fesselt sie durch ein paar leichte Linderungsmittel an einen rationellen Arzt, dessen Rathschläge ihnen vielerlei Nutzen bringen werden; denn sie würden sich unausbleiblich zu einem anderen, vielleicht zu dem größten Charlatan laufen, der ihnen recht viel verspricht und durch seine Curversuche ihnen nur Schaden bringt (Exempla sunt odiosa). Von solchen Standpunkten aus haben also wir, die Praktiker, Recht, wenn auch alle Philosophen des Krankenhofes uns verurtheilen. —

Begreiflich wird nun aber noch Eins, was Viele wundert. „Warum praktizirt der Bock nicht, bei dem ungeheueren Zulauf von Patienten, welche ihm seine Gartenlauben-Artikel und sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ (jetzt schon in 5. Auflage und in nahe an 60,000 Exemplaren verbreitet) zuführen? Warum verweist er beharrlich seit Jahren alle feste Familienpraxis an jüngere Aerzte? Warum ertheilt er blos Consultationen?“ Nun, er will sich eben nicht durch das Curirgewerbe seinen Charakter verderben lassen (wie er es nennt); er will das Recht behalten, auf alle Praktiker, und auf die homöopathischen insbesondere, allezeit zu raisonniren.

„Warum schreibt er außer den neuen Auflagen seiner wissenschaftlichen Bücher vorzugsweise gern Volksbücher und Gartenlauben-Artikel?“ Weil er der Sache dadurch am sichersten zu nützen glaubt; weil die großen Ergebnisse der neueren Naturwissenschaft und Heilkunde dadurch, daß man sie unters Volk bringt, am sichersten und schnellsten gemeinnützig werden; — weil es Hauptzuge vor Allem die Aufgabe ist, eine gesündere, vorurtheilsfreiere, klarerdenkende, charakterfestere Bevölkerung heranzubilden. Bock's Hauptstreben in all' seinen populären Schriften ist vor Allem das Volk über die Verhütung von Krankheiten aufzuklären; zu diesem Zwecke ward er seit Beginn der Gartenlaube (1853) ein treuer Mitarbeiter dieser Zeitschrift, die durch eben seine Artikel ein ärztlicher Rathgeber in Tausenden von Familien ward. Wie sehr Ernst es damit unserm Carl Ernst ist, das geht aus einem Umstand hervor, der Vielen neu sein wird. Das Schreiben ist ihm nämlich nicht wie Anderen (z. B. wir selbst) ein Vergnügen, sondern eine Last und Marter. Bock leidet seit Jahren, in Folge seines früheren überangestrengten Schreibens, an dem sogen. Schreibekrampf. Sobald er eine halbe Stunde schreibt, fängt sich die Hand an krampfhaft zusammenzuziehen und die Vorderarmmuskel empfindlich wehe zu thun. Unter solchen folterähnlichen Muskelschmerzen sind die meisten Gartenlauben-Artikel geferigt; kein Wunder, wenn sie manchmal dabei etwas grimmig ausfallen. Viel mehr zu verwundern ist, daß Bock bei Schreibens nicht längst überdrüssig geworden ist und sich dafür den ihm offenstehenden, weit einträglicheren und bequemeren Erwerbszweigen, besonders der chirurgisch-ärztlichen Praxis gewidmet hat.

Wir haben nur wenig über Bock's neueste Geschichte nachzutragen. Nach dem Sieg der neuen Medicin war er eine Zeit lang hoch angeschrieben. Wie gewöhnlich kamen nach gewonnener Schlacht, und als die Sache rentabel ward, eine Menge Leute hervor, um die Früchte mit zu genießen. Viele, zum Theil hochgestellte Familien ließen ihre Söhne der neueren Heilkunde huldigen und in Leipzig, Prag und Wien studiren. „Die Beamtensöhne suchten ihr Futter in den Gleisen, die Wir gefahren haben!“ — Damals war Bock eine Zeitlang Gutkind. Allein ein Charakter wie der seinige, ein Mensch der die Persönlichkeiten so gering achtet, der immer der Sache huldigt und seine Ansicht immer auf die unverblümteste Weise Jedem gerad in's Gesicht sagt, so ein Subject harmonirt nimmer mit einer Bureaukratie, besonders in dem feinen Sachsenlande!

Im Ganzen jedoch hat Dame Büreaukratie unsern Freund immer ziemlich glimpflich behandelt, obschon er mehrere Male mit Verwarnungen und Androhungen von Entsetzung bedacht wurde. Zudem kommen wohl auf einen Feind, den Bock hat, drei gute Freunde, welche das Schimmste von ihm abwehren. Und schließlich ist seine Stellung so, daß er bei einer Absetzung (wenn man es dahin triebe) nur gewinnen könnte; er würde sofort, und

sogar vielleicht zum Nutzen seines Embonpoints (siehe Abbildung) eine reichliche, praktisch-ärztliche Beschäftigung finden.

Dieses Embonpoint führt uns gleich auf den noch übrigen Theil unserer Aufgabe, nämlich die Persönlichkeit unseres Freundes. Wer die wirft, ist in der Regel ein gemüthlicher Mensch und sorgt oder ärgert sich nicht viel. Beides trifft hier zu. Die vielen Feinde Bock's haben ihm, der schon das funfzigste Jahr hinter sich hat, noch keines seiner schönen schwarzen Haare weiß machen können! — Seine Gemüthlichkeit, sein Humor, seine unerschöpfliche Spaßhaftigkeit sind in seiner Vaterstadt allbekannt und durch die giftigsten Störungen niemals unterdrückt worden. Seine etwa angesammelte Galle macht sich immer zur gehörenden Zeit nach außen hin Luft, im Nothfall gegen die Hemdsopathen.

Manche Leute finden dies mit dem Charakter seiner Schriften nicht vereinbar. Ich finde im Gegentheil, daß dies ein allgemeines Gesetz ist. Die trockensten Fachmänner, Rechnungsmenschen, Juristen ꝛc. haben gewöhnlich in ihrem Privatleben eine höchst gemüthliche oder phantastische Seite. Und so wird ein Mann, der die nüchternste Erfahrungswissenschaft, die Anatomie, betreibt und der immer nach außen hin kämpft, auch auf der anderen Seite den Bedürfnissen des Gemüths Rechnung tragen. Am angenehmsten überrascht dies manchmal die Patienten, welche Bock consultiren. Sie glauben einen schrecklich groben, rauschbärtigen Ifegrimm zu finden und treten zitternd ein. Elegantes Boudoir, Etheuluube über Schreibtisch und Sopha; die seltensten Blumen (zu denen sogar Lübide's Wintergarten in Dresden beitragen muß), alle neu in Blüthe; der gefürchtete Doctor selbst wohlgelockt und in der Regel (wenn die Anrede nicht adhern ist) auch freundlich empfangend. Da bleiben sie dann beim Fortgehen auf der Treppe stehen und sagen: „Mein Gott, das ist ja ein ganz hübscher Mann, den habe ich mir gar anders gedacht!“ — was dann dem parterre wohnenden Lauschern von Bock's Familie zur höchsten Ergötzlichkeit dient.

Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß unser Freund manchmal grob und verletzend aufgetreten ist. Aber eine Mehrzahl derjenigen Geschichten, welche man in dieser Beziehung erzählt, sind erlogen oder übertrieben. Namentlich aber ist die Sage, daß Bock den Kranken ihren Tod tückischstens voraussage oder sie überhaupt ängstlich mache, eine Verleumdung. Ich will nur eine Geschichte mittheilen, die wirklich vorgefallen ist, und will dem Leser dann das Urtheil überlassen.

Ein alter, den Tod schrecklich fürchtender Herr ist Abends auf dem Sopha eingeschlafen, wacht auf und kann den Hals nicht bewegen. Er denkt, der Schlag habe ihn gerührt, macht (immer liegend) schrecklichen Lärm und läßt Bock aus angenehmer Gesellschaft holen. Dieser folgt denn auch der Aufforderung und findet im Hause des Kranken Alles weinend und in großem Jammer. Er tritt an's Bett und besieht sich den Sterbenden. „Sie elender Feigling!“ ruft er plötzlich, „den Augenblick stehen Sie auf und machen, daß Sie aus der Stube kommen. Gehen Sie spazieren, Sie alter —, das ist geschehter, wie Ihrer Familie was vorjammern!“ Bock hatte sofort erkannt, daß es ein bloßer Nacken-Rheumatismus war und der Alte folgte seinem Befehl und war fortan für immer von seiner Schlagflußfurcht curirt. — Zu dieser Art hat Bock mehr als Einen durch eine einzige derbe Ansprache curirt, zu zum dankbarsten Anhänger gewonnen. Diese Verfahrungsweise ist in vielen Fällen sehr gut; sie darf nur nicht zur Maxime werden.

Und damit, lieber Leser, komme ich zum Schlusse. Warum habe ich Dir dieses Lebensbild vorgeführt? Aus Cameraderie gewiß nicht; es fiel mir nicht ein dergleichen zu schreiben; ich hatte Dringendes zu arbeiten, als Freund Keil mich dazu auffoderte. Aber wenn man einmal von diesem eigenen Kauz, dem Bock, spricht, so muß man eben die Seite an ihm hervorheben, welche an ihm für das deutsche Volk die wichtigste ist. Und dies ist, mit wenig Worten gesagt, folgendes: er ist — was sich in Sachsen so schwer bildet und so selten findet — ein ganzer Mann!

Noch eine Erinnerung an Wöbbelin.

Von Apell-Rath **Ackermann** in Dresden.

Mit Wehmuth greifen wir gerade in diesen Tagen nach jedem Erinnerungsblatte aus dem denkwürdigen Jahre 1813, mit Wehmuth besonders nach dem, was uns die Presse, vor Allen aber die „Gartenlaube“ über unsern jugendlichen Tyrtäus Körner brachte und bringt. Tausende ihrer Leser haben daher auch mit Dank in Nr. 27 die Mittheilung über die „Körnergräber und ihr alter Wächter“, den alten ehrwürdigen Dorfschulzen Frand, gelesen.

Nicht um das, was der biedere Greis aus jener Zeit erzählt, zu bezweifeln und zu berichtigen, sondern um Einiges zu erklärtern, was ein halbes Jahrhundert und Geistesschwäche verwischt, erlaube ich mir nachfolgende Mittheilung.

Wer aber berichtigen oder auch nur ergänzen will, muß dazu berechtigt sein. Ich legitimire daher zuvörderst meine Bekanntschaft mit unserm Körner. Er Leipziger, ich Wittenberger Student, hatten wir bei den Reibungen einiger Verbindungen beider Universitäten und bei den dieß falls vorkommenden Verhandlungen mehrfache Gelegenheit uns zu sehen und zu messen. Man reiste herüber und hinüber, als gälte es Europa's Wohl. Dabei kam auch im Winter 1810 Körner von Leipzig zu uns. Sein freies, jugendliches, joviales, studentisch ungenirtes Wesen erwarb sich bald Freunde.

Der Krieg sprengte nach wenig Jahren die mehr als 300jährige Universität Wittenberg und schleuderte ihre Jünger nach Ost und nach West. Körnern, der inzwischen bereits seine Dichterbahn betreten, führte er auf seine blutige Bahn.

Mit Körnern zugleich focht mein Bruder, den deutscher Patriotismus aus glücklichen Verhältnissen bei seinem väterlichen Freunde Pestalozzi zu Yverdun in der Schweiz in sein Vaterland zurück und in Dresden in das Lützow'sche Corps geführt hatte. Mein edler Bruder, eine hohe, reine, deutsche Natur, gebildet durch Reisen und Wissenschaften, ward bald Körner's Freund. Seinen Mittheilungen verdanke ich manche Erhebung und manche interessante Erzählung von den Heldensänger, so auch über Körner's Tod und Beerdigung.

Aus diesen mündlichen Mittheilungen, und aus den bereits vor sechzehn Jahren veröffentlichten „Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen in den Jahren 1813 und 1814“ enthaltenen Aufsätzen meines Bruders kenne ich dessen Antheil an den traurigen Feierlichkeiten nach Körner's Tod; und ich glaube kein tadelnswerthes Plagiat zu begehen, wenn ich, unter Zugrundlegung eines Aufsatzes meines schon längst in seinem lieben Frankfurt heimgegangenen Bruders, diesen selbst sprechen lasse.

Der 26. August 1813 war für uns ein trauriger Tag; an ihm verloren wir einen unserer herrlichsten Kampfgenossen, den Streiter mit Leier und Schwert.

Unser Corps biwouakirte auf einer Trift bei Wöbbelin, in deren Mitte zwei uralte Eichen standen. Förster und ich waren mit noch ein paar Freunden an diesem Morgen zu sogenannten Corpsofficieren ernannt worden; das hieß, wir waren officiersdienstthuende Oberjäger, so lange, bis die Bestätigung des Königs, dem wir zu Officieren vorgeschlagen waren, ankam. Wer, wie wir, als Gemeine, Gefreite und Unterofficiere gedient hatte, weiß, was das sagen will, Officier zu werden. Man verläßt die Classe der Gehorchenden und tritt hinauf in die der Befehlenden. Man hat die höchste Stufe militärischer Ehre nun erreicht; ob Lieutenant, ob Feldmarschall, anderes als Officier kann man nicht mehr werden. Im Lager und in unseren Herzen war Sonnenschein; aber ein finsterer Schatten sollte bald alle Freude auslöschen. Lützow, der mit dem Corpscommando sich nicht gern viel zu schaffen machte, sondern lieber, wie er einst mit seinem Freunde Schill gethan, auf Husarenabenteuer auszog, hatte auch heute das Commando dem Major Petersdorff übertragen und war mit seinen Adjuanten und einer Schwadron Husaren weggeritten, um sich vier Stunden weit von unserem Lager in einen Hinterhalt zu legen und von da aus einen Transport Zwieback wegzunehmen, der, wie er durch Spione erfahren hatte, unter militärischer Escorte nach Hamburg gebracht werden sollte.

Man hatte mir ausnahmsweise vergönnt, bei derselben Compagnie, bei der ich bisher als Unterofficier gestanden hatte, nun auch als Officier zu bleiben. Unter allerlei Einrichtungen sür mein

neues Verhältniß war der Tag vergangen. Ich lag auf meinem Strohlager. Alles schlief um mich, nur ich konnte keinen Schlaf finden. Wir hatten in diesen Tagen die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand erhalten, und ich fürchtete die berüchtigte Schlauheit des Corsen noch mehr als sein Schwert. Unsere Heere waren vor ihm in die Lausitz zurückgewichen. Er gewann jetzt Zeit, sich zu verstärken. Wenn der Waffenstillstand mit einem Frieden enden, und Napoleon seinen furchtbaren Einfluß in Deutschland behaupten sollte, welches Schicksal stand dann uns armen von ihm schon geächteten Lützowern bevor? — Verbannung oder Tod, Amerika oder jene hellen Sterne, an denen bei diesen Betrachtungen meine Augen fest hingen.

Da hörte ich auf einmal weiter unten im Lager schönen Gesang; ich raffte mich auf, eilte den Tönen nach, und fand eine Gesellschaft fröhlicher Freunde, die, weil ihnen das Glück eine Bouteille Arac zugeführt, Wunsch gemacht hatten, und nun nach Jetter'schen Melodien Lieder sangen, die Körner gedichtet hatte. Ich half ihnen singen und trinken bis auf die Neige. Dann suchte jeder seine Ruhestätte bei seiner Schaar. Im Lager war wieder Alles still. Nur vom Dorfe her hörte man Wagengerassel und unseres Jahn's Stimme dazwischen. So wenig auffallend dies Letztere auch war, so sprang ich doch noch einmal auf, um zu sehen, was denn wohl Jahn jetzt noch, um Mitternacht, im Dorfe zu wirthschaften habe. Der Mond war aufgegangen, und ich sah einen langen Zug von beladenen Wagen aus dem Dorfe kommen, begleitet von Einzelnen unserer Husaren. Ich fragte den ersten, der an mich herankam, was sie da brächten; er sagte, sie wären so glücklich gewesen, den Franzosen den ganzen Transport von 40 Wagen mit Zwiebad abzunehmen, nur hätten sie leider ihren Lieutenant dabei verloren. Mich interessirte dies zunächst nicht besonders, da ich unter der Cavallerie nur wenig Bekannte hatte; doch fragte ich nach dem Namen. Als mir der Husar Körner nannte, dachte ich auch nicht von Weitem daran, daß das unser Theodor sein könnte. Auf meine weitere Frage: was für ein Körner? deutete der Husar auf den nächsten Wagen, mit den Worten: „Da liegt er, da können Sie ihn sehen.“ Es war der Dichter!! — In diesem Augenblick kam Jahn in Hast an mich heran: „es ist mir lieb, daß ich dich finde, du bist heute Offizier geworden, ich übergebe dir hiermit diese 40 Wagen sammt den darauf befindlichen Gefangenen; laß die Wagen auffahren, umstelle sie mit Mannschaft und hafte für ihre Sicherheit, bis der Morgen kommt.“ Fort war er wieder, der alte Jahn! ich glaube, ich hatte nicht einmal so viel Zeit, ihm etwas von unserem großen Verlust zu sagen. Pflichterfüllung trat jetzt an die Stelle des Schmerzes. Ich ließ die Wagen möglichst nah zusammenfahren, auf mehreren lagen todte schwarze Husaren, auf anderen verwundete Franzosen.

Nun eilte ich an Körner's Wagen. Daß er uns für immer entrissen sei, hielt ich noch nicht für möglich; ich meinte, er sei vielleicht schwer verwundet, schlafe oder liege in Ohnmacht und werde uns wohl noch einmal, so wie nach jenem fürchterlichen Hieb, der ihn schon bei Leipzig in eine tiefe Ohnmacht versenkt hatte, erhalten werden. Ich wollte mich dabei von der Art der Verwundung selbst überzeugen. Den Kopf fand ich frei von jeder Wunde, ebenso die Brust; aber mitten in der Wagengegend fühlte ich eine Schußwunde, die ihrer Richtung nach das Rückenmark verletzt haben mußte. Da hatte ich denn plötzlich die schreckliche Gewißheit, daß der Herrliche für uns unrettbar verloren sei. Ich weckte die Freunde und theilte ihnen die traurige Kunde mit. Bald schlief im ganzen Lager Niemand mehr. Alles war von tiefem Schmerze ergriffen.

In der Compagnie, in welcher Körner zuletzt als Lieutenant gestanden hatte, waren zwei Schreinergesellen. Diese verschafften sich sogleich im Dorfe Eichenholz und machten sich noch in der Nacht daran, ihm einen Sarg zu zimmern. Nahe bei unserem Lager stand das Häuschen des Hirten. Da hinein wurde Körner's Leiche gebracht und in die Mitte der Hausflur auf eine lange Tafel auf Eichenlaub gelegt. Außer Körner waren noch ein Graf Hardenberg, der als Freiwilliger diese Expedition mitgemacht hatte, und ungefähr sieben von unseren Husaren gefallen. Diese wurden auf den Boden der Hausflur ebenfalls auf Eichenlaub um die lange Tafel, auf der unser Heldenjüngling lag, herumgelegt. Sie waren Alle von wohlgezielten Schüssen plötzlich gestreckt und daher mit den Mienen, die sie im Augenblick ihres Todes gehabt hatten, erstarrt. Da sah man noch freudigen Muth oder Zorn in ihren Gesichtern; Einer hielt den Arm in die Höhe und die Faust geschlossen, als wollte er eben zu einem Streiche ausholen; Einer schien sogar zu lachen. Es war ein schauerlich belebtes Bild, diese sprechenden Leichen auf dem Boden umher! Körner's Mienen waren ruhig; so schien sein Gemüth im Augenblick des Todes gewesen zu sein. Als den schwer Getroffenen, vom Pferde Stürzenden seine Cameraden auf den Wagen legten, soll er noch mit großem Gleichmuth gesagt haben: „ich habe wieder Etwas weggekriegt, doch es wird wohl nichts zu bedeuten haben.“ — Einen Augenblick darauf hauchte er sein schönes Leben aus.

Was von Malern unter unseren Freiwilligen war, kam herbei, um seine Züge auf dem Papiere festzuhalten. Förster und ich aber gingen zu Major Petersdorf, mit ihm das Nähere über unseres Freundes Beerdigung zu besprechen. Wir äußerten den Wunsch, ihn unter der größeren der beiden Eichen ein Grab allein machen zu dürfen. Indeß unser Major meinte, er finde es viel passender, ihn unter den Meilenstein zu legen, der bei dem Dorfe an der Landstraße stand; denn dieser könne dann zugleich als ein Denkmal des Dichters dienen. Wir waren entrüstet über das Unpassende dieses Vorschlags und erklärten, daß wir die Bestattung unseres Körner an solch profanem Orte nimmermehr zugeben würden, er gehörte keines Meilenzeigers zum Denkmal, er habe sich eines in den Herzen seines Volkes auf ewige Zeiten gesetzt, übrigens wiederholt in seinen Gedichten den Wunsch ausgesprochen, wenn er bliebe, unter einer deutschen Eiche zu ruhen. Der Major, der sonst ein wohlwollender Mann war, ließ noch einige Worte über jugendlich romantische Ideen fallen, und gab nach, da er wohl fühlte, daß die Rücksicht des Befehlshabers denen der Freundschaft in dieser Angelegenheit weichen mußten.

Förster, Nostitz, Thümmel und ich ließen es uns als Körner's Freunde und Landsleute nicht nehmen, ihm sein Grab zu machen.

Unter der zweiten Eiche wurde zugleich ein zweites größeres Grab für die übrigen gefallenen Cameraden gegraben.

Gegen Mittag war Alles fertig. Körner lag in seinem eichenen Sarge auf Eichenblättern, und nun setzte sich vom Hirtenhäuschen aus der Trauerzug unter dem gedämpften Schall der Trommeln in Bewegung. Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Officiere von Regimentern des Wallmodischen Corps, die gerade vorbei marschirten. Da die vierte Compagnie des ersten Bataillons seit Körner's Tod ohne Officier war, führte Freund Stiebel (damals Feldwebel Bär) den Leichenzug. Als wir den Sarg in das Grab gesenkt hatten, sangen Diejenigen, die vor Weinen singen konnten, noch einige Verse aus seinen Liedern, in denen er seinen Tod für's Vaterland wiederholt voraus verkündigt hatte, dann warfen wir wir Freunde das Grab zu, und der alte Markworth von Berlin schnitt Körner's Namen und Todestag so tief in die das Grab überschattende Eiche ein, daß diese Inschrift wohl bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verschwunden sein wird.

Voll Trauer, wie wir waren, wollten wir eben still auseinandergehen, als plötzlich Alarm im Lager geblasen wurde und es hieß, der Feind zeige sich. Da strahlten die traurigen Gesichter auf vom freudigsten Muthe. Was konnte uns in diesen Augenblicken des dumpfen, sprachlosen Schmerzes erwünschter sein, als denen im Kampfe zu begegnen, denen wir unsern Zorn auszulassen nur zu sehr berechtigt waren, die durch ihre ungerechten Kriege schon so viel Elend und Schmach über unser Deutschland gebracht, die uns eben erst noch unseren herrlichen Freund geraubt hatten! — Aber leider! es war nur ein blinder Lärm gewesen. Wir mußten unsere Waffen wieder hinstellen, und hatten Zeit genug unseren trüben Gedanken weiter nachzuhängen.

Was war das ganz Ergebniß des unglaublichen Zuges gewesen? Wir hatten unsern Körner, die Zierde unseres Corps, den Stolz der Jünglinge Deutschlands hingeopfert, und was hatten wir dagegen gewonnen? — — eine Partie Zwiebad!! O Krieg! o menschlicher Wahnsinn!

Ueber das Nähere von Körner's Tod hörten wir Folgendes: Am Morgen, so lange die Schwadron im Versteck lag, hatte er sich mit Schreiben beschäftigt. Förster fand in der Briefmappe desselben den Entwurf zu dem schönen Schwertlied, den er später vervollständigte. Als der erwartete Transport in die Nähe des Hinterhalts kam, und unsere Husaren sich auf die aus ein paar Hundert Mann bestehende Bedeckung stürzten: flüchteten sich die Feinde in ein nahe liegendes Gehölz, und richteten von da aus ihre sicheren

Schüsse auf unsere Reiter, die mit dem Umdrehen der Wagen zu thun hatten. Körner, der sah, wie gefährlich die Franzosen von diesem Gebüsch aus den Umzug wurden, rief den nächsten Husaren zu: „Cameraden, wer folgt mir da hinein?“ — der kühne Jüngling bedachte nicht, daß Reiterei in eine n Walde gegen Fußvolk immer verloren ist. Er sprengt bis an einen Graben und ist im Begriff, einen der Feinde niederzuhauen, als er von demselben den tödtlichen Schuß erhält und vom Pferde sinkt. Und dieser Feind, der den deutschen Dichter erschoß, soll — ein Deutscher gewesen sein! — — So mußte damals das arme Vaterland gegen sich selbst wüthen.

Beinahe ein Jahr nach diesem Unglücktag stand unser Corps in Cudenarde in Belgien in Cantonnirungsquartieren. Ich benutzte die Zeit der Ruhe, um meinen Onkel, den verstorbenen Kunsthändler Rudolph Ackermann in London, zu besuchen. Durch ihn wurde ich mit der deutschen Correspondenz der zwei Hülfsgesellschaften beauftragt, die sich in der City und in Westminster zur Unterstützung der durch den Krieg verunglückten Deutschen gebildet hatten. Man glaubte, daß der wohl am geeignetsten sein möchte, Wunden zu heilen, der eben genöthigt gewesen war, sie schlagen zu helfen. 130,000 Pfund Sterling wurden durch diese beiden Gesellschaften allein an milden Beiträgen zusammengebracht; andere 100,000 Pfund Sterling bewilligte das Parlament, so daß nahe an drei Millionen Gulden zur Unterstützung der Nothleidenden nach Deutschland geschickt werden konnten. Die Vertheilung von London aus hatte aber ihre Schwierigkeit. Die Berichte der deutschen Stadträthe und Hülfsgesellschaften, mit deren mehr als fünfzig ich zu correspondiren hatte, konnten nicht wohl als maßgebend angenommen werden, da es in der Natur der Sache lag, daß diese ihre durch den Krieg erlittenen Verluste in der Regel als die schrecklichsten im ganzen Vaterlande darstellten, um so viel als möglich von den goldenen Strömen Albions auf ihre Fluren zu leiten. Mein trefflicher Onkel, der der Urheber des ganzen wohlthätigen Unternehmens gewesen und daher die Seele beider Gesellschaften war, wußte sich indeß zu helfen. Er gab mir eine nicht illuminirte Karte von Deutschland und wies mich an, die Gegenden, in denen es während des Krieges blutig hergegangen sei, die also auch wahrscheinlich vorzüglich gelitten hätten, mit rother Dinte mehr oder weniger, je nach meinem besten Wissen, anzustreichen. Das geschah. Um Leipzig herum entstand so ziemlich ein rothes Meer, und von da aus ergoß sich ein rother Fluß die ganze Heerstraße entlang über Erfurt und Frankfurt bei Mainz in den Rhein; die vielen rothen Flecken nicht gerechnet, die hier und da auf der Karte als Sporaden figurirten. Das blutige Bild war fertig, aber jedenfalls auch ein sehr unzulänglicher Maßstab der Hülfsbedürftigkeit in Deutschland. Indeß, es hatte für die alten Herren, unter welchen mehrere Bischöfe, selbst der Primas von England, der Erzbischof von Canterbury, waren, und die wohl Deutschland eben so wenig, als den Krieg je mit eigenen Augen gesehen hatten, die beiden großen Vortheile der Anschaulichkeit und der möglichsten Unparteilichkeit. Ich hatte für jede Gesellschaft ein Exemplar auf diese Weise entworfen müssen, und in allen ungewissen Fällen, was so ziemlich alle waren, richtete man sich mit den Guineen nach der rothen Dinte.

Es war zum Theil in Angelegenheiten dieser Gesellschaften, daß ich im Winter 1814 bis 1815 eine Reise nach Deutschland, vorzüglich nach Sachsen, was bekanntlich am meisten durch den Krieg gelitten hatte, machen mußte. Auf dieser Reise kam ich nach Dresden, und wurde in Körner's Familie mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Ich lernte Körner's Schwester, Emma, kennen. Es war eine hochbegabte Jungfrau, und in ihrem Kreise für des Vaterlandes Ehre und Erhebung so wirksam, wie es ihr Bruder in dem seinigen gewesen war. Sie hatte ihn nicht nur (aus der bloßen Erinnerung) als Lützow'schen Jäger in Oel gemalt, wonach der bekannte Kupferstich gemacht worden ist, sondern auch sonst noch in verschiedenen Lebensaltern. Jetzt war sie beschäftigt mit einem kleinen Miniaturbilde, welches ihn als siebenjährigen Knabe vorstellte, und womit sie ihren Vater bei seinem bevorstehenden Geburtstage zu überraschen gedachte. Sie fragte mich nach meinem Urtheil über die verschiedenen Bilder, welches wohl das geistige Wesen ihres Bruders am besten wiedergebe; und ich mußte mich unbedingt, nicht für das große Oelgemälde, sondern für das kleine Bildchen aussprechen. Emma war eben mit ihren Eltern in Mecklenburg am Grabe des Bruders gewesen. Sie erzählte mir, wie sie da eine unendliche Sehnsucht ergriffen habe, ihn zu sehen, wie aber ihr Vater, zu große Gemüthsbewegung fürchtend, ihrem Wunsche nicht willfahrt habe, das Grab öffnen zu lassen.

Als sie mir das sagte, stand sie noch vor mir in der ganzen Fülle jugendlicher Gesundheit, und — vier Wochen später sehnte sie sich nicht mehr nach ihrem Bruder; denn sie ruhte im Grabe unter der Eiche bei Wöbbelin neben ihm.

Kaum nach London zurückgekehrt, erhielt ich von einem Freund des Hauses die Nachricht, daß Emma am Nervenfieber darniederliege und in ihren Phantasien oft den Namen Theodor nenne; der nächste Brief brachte mir die Nachricht ihres Todes, und der dritte die, daß ihre Leiche nach Wöbbelin gebracht worden sei, um mit der des Bruders in einem Grabe zu ruhen.

Mein Vaterland, vergiß nicht das treue Geschwisterpaar unter der Eiche bei Wöbbelin! *

Damit wird der alte wackere Dorfschulze Franck gewiß auch einverstanden sein, und wenn sein Geist wieder einmal einen lichten Augenblick hat, sich der schwarzen Jäger um die Körnereiche und Körnereiche erinnern.

Auf mich sind heilige Andenken unseres Körner gekommen. Mein Bruder hinterließ mir, außer einem reichhaltigen Briefwechsel mit den ihm befreundeten Kriegscameraden, wie Fr. Förster, Nestrip (nachmaligem sächsischen Minister), Thümmel und Anderen, auch einige ihm von Körner's Familie gemachte Geschenke, wie dessen Brieftasche in seiner Todesstunde, ein von dessen Schwester Emma gefertigtes Miniaturgemälde, ihren Bruder als 7jährigen Knaben darstellend, Körner's Bild als Lützower u. dergl. Mir sind dies und eine von meinem Bruder dem Cinseelten abgeschnittene Haarlocke Heiligthümer, die mich zugleich in meinem 73. Lebensjahre mit jugendlicher Frische in eine bewegte Zeit meines Lebens zurückführen.

* Der alte Körner trat später in preußischen Staatsdienst. Als ich die nun kinderlosen Eltern nach einigen Jahren in Berlin wieder besuchte, zeigten sie mir auch das kleine Miniaturgemälde, als die theuerste Verlassenschaft ihrer Emma, das letzte Zeichen der Liebe für ihren Vater, dessen Geburtstag sie nicht mehr erlebt hatte. Ich theilte ihnen mit, was ihre Tochter darüber noch mit mir gesprochen hatte, und so schenkten sie es mir, als dem Vertrauten ihres Vorhabens, damit es in Freundes Hand bleibe.

De Jungens von de dytsche Seemannsschoof.

Als ich nach manchen Jahren die Perle deutscher Städte, das vielfach als alte Hansestadt bezeichnete Hamburg wieder sah, da fiel mir zunächst die verjüngte Schönheit, die imponirende Pracht der Neubauten, der raffinirte Comfort außen und innen der neuen Paläste, und die brillante Kaufläden-Tournure als imponirende Contraste gegen früher, nebst der mindestens verdoppelten Lebendigkeit der Gassen gegen damals in's Auge, als ich diese deutsche Handels-Metropole zum letzten Male sah. — Aber ich wußte diesen imponirenden Steinmassen keine poetische Seite abzugewinnen. Der Fremde sucht nicht die Stadt, auch nicht die Hanse-Stadt, sondern die „An-See-Stadt, wie die Alten das Ding naiv beim rechten Namen nannten, und daher ist es der Hafen vor allem, der uns Binnenländer magnetisch anzieht, und wo Einem dann das Herz aufsaulit in Lust und Wonne, und alle Geschichten und alle Gefühle von Fernweh wieder auftauchen, wie sie einst aus Campe's Robinson, Cook's Reisen um die Welt u. s. w. in dem muthigen Knaben aufloderten.

Mit welcher Wonne stürzte ich mich daher in das Gewimmel der Theerjacken, indem ich mich von einem alten grauen „Bollenführer“ zwischen den schnaubenden und schäzenden Schiffskolossen, die da in Reihe und Glied lagen, und deren Flaggen und Wimpel lustig im Winde flatterten, umherschaukeln ließ!

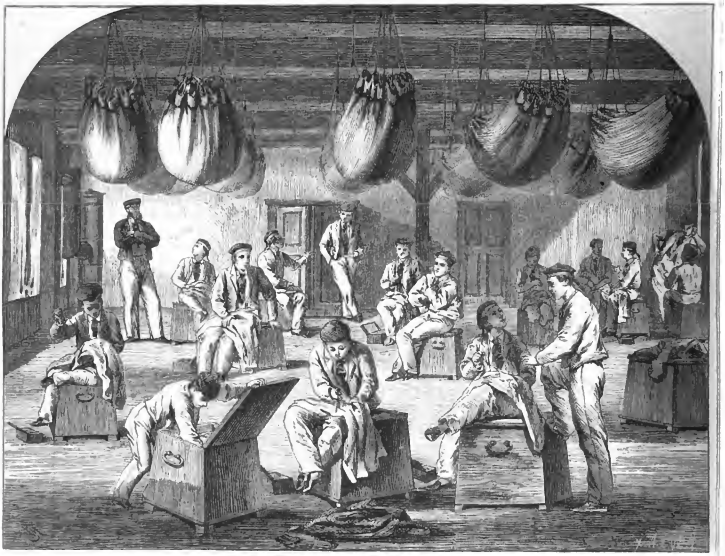
An der Außenseite des Hafens angekommen, schoß plötzlich unfern von uns ein hochbordiger Ruderkutter, von mindestens zwölf strammen, aber unbärtigen Blaujacken besetzt, nach dem jenseitigen Ufer, in den sogenannten Reiherstieg hinein. Die nobele Erscheinung des Ganzen, unten und oben, das exacte Rudertempo, das schlagfertige Folgegeben des Commandos vom Steuer her, das Alles erinnerte an die wohlexercirte Mannschaft eines Kriegsschiffs; was Wunder, daß ich neugierig war, von meinem graubärtigen Führer zu erfahren, welchem Schiffe die dralle Mannschaft angehöre.

„O, Herr, dat sind de Jungens von de dytsche Seemannsschool up Steenwarder!" explicirte der Alte, und nun tauchte plötzlich die Erinnerung von Explicationen deutscher Journale über diese neueste Errungenschaft Hamburgs in mir auf, und daß ich bei Durchsicht derselben nur immer die äußern gemeinen Umrisse beschrieben gefunden, und die genauere Darstellung der inneren Specialitäten, den eigentlichen Kern also, vermißt hatte.

So ließ ich denn — obgleich mir mein Führer nicht sagen konnte, ob mir der Zutritt frei stehen werde — dennoch den Schnabel meiner Jolle nach Steinwärder richten, vertrauend auf das Privilegium anständiger und wißbegieriger Fremden, überall offene Thore und offene Herzen im deutschen Vaterlande zu finden. Wenige Minuten, und ich trat in demselben Augenblick an einem überaus bequemen schwimmenden Stege an's Land, als ein kleiner, stark besetzter Passagier-Fähr-Dampfer nach dem rechten Elbufer hinüberschoß. — Auf diese Wahrnehmung hin lohnte ich meinen Jollenführer ab, nachdem er mir noch die schwarz-roth-goldene Flagge gezeigt, nach der ich zuzusteuern habe, stieg nun eine ziemlich hohe Treppe hinauf und stand somit nun auf dem Eiland Steinwärder.

Nachdem ich mich an dem imponirenden Panorama auf meinem Wege nach der Seemannsschule gemächlich geweidet, war ich allmählich bis zur verschlossenen Pforte der Anstalt angelangt, die aber auf einen kühnen Griff an die Klingelschnur schnell geöffnet wurde, wonach dann einer der jungen zukünftigen deutschen Admiräle, mit freundlicher Höflichkeit die Mütze ziehend, mich nach der Thür der Directorenwohnung zeigte. — Bevor ich so weit avancirte, besah ich mir im Fluge den weiten Vorhof, in dessen Mitte ungefähr man beschäftigt war, das Gerippe eines Schulschiffes auf einem gemauerten Untergrunde aufzuzimmern. — Damit ich auf dieses erste und nothwendigste Stück einer praktischen Seemannsschule (nicht zu verwechseln mit einer Navigationsschule) nicht wieder zurückzukommen brauche, will ich hier gleich vorweg bemerken, daß dieses fast auf dem Lande erbaute Schiff der Classe nach eine kleine Fregatte bildet, an welchem außer dem unteren Schiffsgefäß alles dasjenige vorhanden ist, was eine schwimmende Fregatte zum Segeln bedarf, also namentlich auch die Masten und Takelage, an deren Segeln, Wanten, Tauen u. s. w. die Seemannsschüler praktisch alle jene Handgriffe sich anzueignen und einzuüben haben werden, deren sie in ihrem zukünftigen Berufe bedürfen. Im Uebrigen fand ich den erwähnten Hofraum zu Gemüse-Anbau benutzt, der wohl geeignet sein dürfte, einen schätzbaren Beitrag zu den sehr beliebten Tafelfreuden jugendlicher Esser zu liefern.

Von der gesunden Eßlust der jungen Mannschaft sollte mir bald genug der Augenschein einen überzeugenden Beweis liefern, denn der Zufall wollte, daß ich just zur Mittagsmahlzeit in den Speisesaal trat. — Ich muß gestehen, die Sauberkeit und Nettigkeit, die derbe und gedrungene Einfachheit der



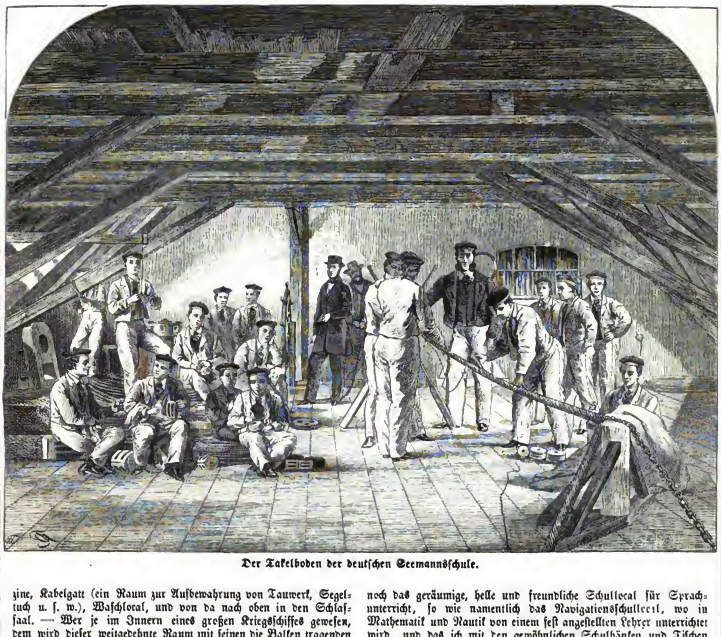
Der Schlafsaal der deutschen Seemannsschule.

ganzen Einrichtung frappirte mich eben so sehr durch ihre Neuheit als durch das Gefühl der Zweckmäßigkeit für diesen Stand. Bei den 22 anwesenden und sehr tapfer zulangenden rothhäckigen Zöglingen machten augenblicklich die Henneurs der Bootsmann und der zweite Unterofficier, wie denn solche abwechselnd Tag und Nacht, bei irgend größerer Anzahl Versammelter, von einem oder mehreren dieser unmittelbar Vorgesetzten überwacht, geleitet und in seemännisch-geschäftlichen Handgriffen (z. B. Splissen, Knotenmachen, Malen u. dgl. m.) unterrichtet werden. — Die sämmtliche Nahrung der jungen Leute besteht schon jetzt in einfacher Seemannskost, schiffsmäßig zugerichtet und, wie ich zu bemerken glaubte, gern genossen.

Vom Speisesaal begaben wir uns in die verschiedenen Magazine, Kabelgatt (ein Raum zur Aufbewahrung von Tauwerk, Segeltuch u. s. w.), Waschlocal, und von da nach oben in den Schlafsaal. — Wer je im Innern eines großen Kriegsschiffes gewesen, dem wird dieser weitgedehnte Raum mit seinen die Balken tragenden Stützen voll Hängematten ganz den Eindruck des Zwischendecks eines mäßigen Linienschiffs machen, nur daß der vorliegende zum Vortheil der Benutzer etwas höher und lustiger ist. Mehrere Reihen sogenannter Schiffskisten, die bekanntlich in seltener Compendiosität den Kleiderschrank, die Wasch-Kommode, Schreib-Secretair, Geldschatulle, ja nicht selten sogar den Speiseschrank in sich vereinigen, waren so geordnet und gestellt, daß jede als Stufe zu dem schwebenden Nachtlager dienen konnte, in das hinein zu gelangen übrigens nicht so leicht ist, als es sich Mancher etwa denken mag. Der Neuling oder Unvorsichtige geht oft eben so schnell wieder jenseits hinaus, als er diesseits hineingekommen.

Nicht minder interessant erschien mir der große Takelboden, wo eben in der Zeit meines Besuchs die Vorbereitungen zur Inbetriebsetzung der Takelage für das erwähnte Schulschiff unter unmittelbarer Leitung des Bootsmanns und abwechselnd der Unterofficiere getroffen wurde. Zu andern Zeiten wird daselbst vorzugsweise Tauwerk bearbeitet oder, wie die Seemannssprache es nennt, „geschiemannt". Von hier bestiegen wir das auf dem Giebel des Hauses errichtete niedliche Observatorium, dessen ostensibler Zweck (abgesehen von der prachtvollen bis über Harburg hinausreichenden Fernsicht) den nothwendigen Unterricht im Gebrauch nautischer Instrumente in sich befaßt; denn der Unterricht in dieser umsichtig geordneten und trefflich geleiteten Anstalt umfaßt das ganze Gebiet der Navigation, Praxis und Theorie, vom Schiffsjungen bis zum Capitain hinauf.

Von den überall durchschrittenen Räumen erwähne ich nur noch das geräumige, helle und freundliche Schullocal für Sprachunterricht, so wie namentlich das Navigationsschullocal, wo in Mathematik und Nautik von einem fest angestellten Lehrer unterrichtet wird, und das ich mit den gewöhnlichen Schulbänken und Tischen höherer Lehranstalten, nebst einem kleinen Katheter und Wandkarten für mathematische Geographie u. s. w. zweckmäßig eingerichtet fand.



Der Takelboden der deutschen Seemannsschule.

Der Geist, der in dieser neubegründeten Anstalt herrscht, ist, wie ich mich belehren ließ und nach der flüchtigen Uebersicht glaublich fand, der Natur des Seemannsstandes nach, ein zwar disciplinirt ernster und strenger, jedoch durch Humanität gemilderter, der auch ohne Kopfhängerei der Religiosität ihren bescheidenen Antheil nicht versagt. Es kommen gewaltig ernste Momente im Leben des Seemanns vor; wo er Gelegenheit und dringenden Anlaß findet, den Blick hoch über die brausende Woge und die Wolken hinaus in eine unbekannte Ferne zu senden.

Später begaben wir uns auf das eigentliche Element der munteren Burschen, auf den Strom, wo wir den eleganten

Uebungsschooner „Thusnelda“ bestiegen. Dieses schlanke und festgebaute eiserne Fahrzeug ist zugleich Schraubendampfer und Segelschiff und wurde von einem patriotischen Mitgliede des Verwaltungsrathes, Herrn W. Droege, ursprünglich zu einem Lustfahrzeug gebaut, den technischen Directoren der Seemannsschule zur freiesten Verfügung gestellt, soweit die Lehrzwecke des Instituts es als wünschenswerth erscheinen ließen. Mit diesem Schooner sind bereits kurze Uebungsfahrten ekbawärts unternommen, die im Laufe des Sommers bis in die Nordsee ausgedehnt wurden, um die kecken Jungen einmal bezüglich der famosen Seekrankheit ernstlich auf den Zahn zu fühlen.

In der Reihe abwärts folgt diesem Dampf-Segel-Schooner der Clipper-Segel-Kutter „Albatroß“, ebenfalls ein schmuckes Fahrzeug, das, ausschließlich für Segelübungen auf der Elbe bestimmt, vor einigen Wochen von einem der bedeutendsten Hamburger Rheder, Herrn A. J. Herz, dem Institut als freies Geschenk zuging. Diesem Segelkutter schließt sich dann der etwas kleinere zwölfruderige Ruderkutter an, dessen ich Eingangs erwähnte, um der exacten Schlagfertigkeit der jungen Ruderer eine verdiente Lloge zu machen, und der eben für das Exercitium dieser anmuthigen Fertigkeit aus den Mitteln der Anstalt eigens gebaut wurde. — Daß es ferner auch an kleinen Ruderjollen zum etwaigen Ueberfetzen nach und von dem anderen Ufer nicht fehlt, versteht sich von selbst. — Für körperliche Bewegung am Lande sorgen die freilich noch bescheidenen Anfänge einer Turnanstalt, und bis zur guten Jahreszeit wird auch eine im Plan bereits fertig vorliegende Schwimmanstalt die Zöglinge zu einer Uebung einladen, die auf dem erwählten gefahrvollen Berufswege dereinst von nicht geringer Bedeutung sein wird.

Von den Urhebern, Begründern und Leitern des Instituts ist allgemein bekannt, daß die Herren Gerard Schuirman und Georg Thaulow vormals Officiere der deutschen Bundesflotte und später Capitaine von großen Kauffahrteischiffen waren, mit denen sie die entferntesten Häfen der Erde, China, Japan ꝛc. besuchten, auf welchen Reisen sie Gelegenheit fanden und benutzten, unterstützt von gründlichen Navigationskenntnissen, mannigfaltige und lehrreiche Erfahrungen zu sammeln. — Der werthvolle Kern ihrer seemännischen Tüchtigkeit hat sich intreß hier nicht mit jener rauhen und knorrigen Schale umgeben, die vielleicht ausgepichten Theerjacken gegenüber zeitweise völlig am Orte, in einer Lehranstalt aber schwerlich von vortheilhaftem Erfolge sein würde. Mir schien ihre Vertrauen erregende Bonhomie so eben die gute rechte Mitte zwischen seemännischer Derbheit und weltmännischem Schliff zu halten, und die umsichtige Organisation ihres Instituts zeugt schon an und für sich — abgesehen von den noch zu erwartenden Erfolgen — für die Befähigung zu dem erwählten Berufe.

Die innere Organisation des Instituts ist sehr einfach für uns Binnenländer, aber jedenfalls von großem Interesse. Morgens 5½ Uhr wird die Mannschaft mittelst der Bootsmannspfeife „ausgepurrt“ das ist geweckt. Alle Hängematten kommen rasch in schwingende Bewegung; sink, wie Alles in diesen Räumen, ist auch das Anklei den vollbracht, und zerrent marschirt man nach dem Waschlocal, wo Jeder sich den ganzen Oberkörper, aus einer ihm eigens angehörigen metallenen Waschkumme in kaltem Wasser wäscht und das Haar kämmt. Von hier ab wird sogleich vorab zu Ruderübungen im Kutter geschritten, die bis gegen 7 Uhr währen, da dann die Anstalt gekehrt und hiernach das erste Frühstück, bestehend aus Kaffee und Butterbrod, eingenommen wird. — Um 9 Uhr beginnt der Schulunterricht. Derselbe besteht für zwei Classen abwechselnd in Mathematik, Navigation, Geographie und neueren Sprachen, während eine Classe (die Schüler sind in drei Classen und 2 Wachen — Steuerbords- und Backbordswache — eingetheilt) mit praktischen Arbeiten, wie z. B. Spliffen (Taue künstlich zusammenfügen), Zimmern, Malen u. dgl. beschäftigt wird. — Um 12 Uhr ertönt das Signal zum Mittagessen. Bevor wir jedoch der Mahlzeit beiwohnen, möge noch bemerkt werden, daß der Reihe nach 2 Zöglinge als „Backsjungen“ fungiren. — „Back“ ist nämlich auf Kriegsschiffen die technische Bezeichnung für einen an der Schiffswand befestigten Klappitsch, hier natürlich durch einen gewöhnlichen Tisch ersetzt, der als Speisetisch gilt und den die Backsjungen „auf- und abzudecken“ haben. — So auch hier, und sobald aufgedeckt ist, pfeift der Bootsmann zum „Schaffen“ — was wir „Landratten“ „Essen“ zu nennen pflegen. — Von dem gesunden Appetit der jungen Mannschaft habe ich bereits geredet, und bemerke nur noch, daß die Speise mehrentheils aus Fleisch, Hülsenfrüchten, Reis und Kartoffeln besteht. Freitags giebt es regelmäßig Fische, und Sonntags Braten, Gemüse und Pudding; — in der Woche auch dann und wann dickgekochten Reis mit trockenem Obst gemischt. Erbsen, Bohnen, Graupen und Grütze spielen eine bedeutende Rolle bei den Genüssen des Seemanns.

Die Zeit von 12½ bis 2 Uhr ist der Erholung auf dem Tummelplatz draußen gewidmet, oder vielmehr jeder geht seinen Launen und Neigungen nach. — Von 2 bis 4 Uhr Unterricht wie Morgens. Um 4 Uhr schlägt die Vesperzeit; da aber auf Schiffen von Uhrschlagen keine Rede ist, so verrichten dieses allemal Menschenhände, und das nennt man dann „Glasenschlagen“. Das Vesperbrod besteht aus Butterbrod und einem Glase Bier. Bis 5 Uhr allgemeine Erholung wie vorher, Turnen ꝛc. Von 5 bis 7 Uhr hat eine Classe Navigationsunterricht und zwei Classen haben Aufgaben zu machen. Um 7½ Uhr wird zu Abend gegessen, nämlich Thee und Butterbrod. — Nach dem Abendessen mag sich Jeder beliebig beschäftigen, lesen, schreiben, musiciren, singen, was Geist und Sinn verlangt; lange kann es aber nicht währen, denn schon um 8½ Uhr pfeift der Bootsmann unerbittlich zu „Kojes“, und müde oder munter voltigirt Jeder in seine Hängematte.

Das sind nun so ungefähr die Grundzüge der Tagesbeschäftigung, von denen nur Sonn- und Festtage eine Hauptausnahme zulassen. Kleinere Abweichungen bringt aber unter anderem auch der Wirthschaftsbetrieb, wo von den Zöglingen großer Wäsche und Flickerei abgehalten wird, denn Jeder wäscht hier seine Leinwand und flickt sein Zeug selber. Sonnabends aber tritt die Generalreinigung der ganzen Anstalt ein, wo jeder Betheiligte dann seinen festen Arbeitsplatz hat. Daß dem Seemann nicht, wie unser Einem, die Nacht zur unbedingten Ruhe gewährt ist, ist wohl jeder Landratte bekannt. So ergeht es auch den angehenden Seeleuten in der Seemannsschule. Zwei derselben müssen, überwacht von einem Unteroffizier, abwechselnd Wache halten. die Anstalt in Intervallen durchpatrouilliren. Am Tage hat nur ein Zögling die Wache, der dann das Thor den Ein- und Ausspassirenden zu öffnen und „Glasen“ zu schlagen, d. i. alle halbe Stunden an der großen Glocke anzuschlagen hat. Zu dieser planmäßigen Beschäftigung der jungen Leute werden nun später, nach Vollendung des Schulschiffes, noch die Uebungen mit Tauen und Segeln, Klettern ꝛc. als wesentliches Erfordernis eines tüchtigen Matrosen kommen, und es wird somit dann der ganze Complex der seemännischen Praktik vereinigt sein. Der Hauptinstructeur in den manuellen Fertigkeiten ist der Bootsmann (ein früheres Mitglied der preußischen Marine, der unter anderem auch die bekannte ostasiatische Expedition des preußischen Geschwaders mitgemacht hat, und mit schätzenswerthen Kenntnissen auch eine treffliche Begabung für seinen jetzigen Beruf vereinigt). Ferner gehört zu dem Personale 1 Zimmermann, 1 Quartiermeister, 1 Maschinenmeister für die „Thusnelda“, und für theoretische Kenntnisse 2 Sprachlehrer und 1 Lehrer der Mathematik und Navigation.

Der Leser wird eingestehen, daß für die Anfänge dieses Instituts als Privatunternehmen das irgend Mögliche geschehen und die Hoffnung begründet ist, es werde die für die deutsche Marine in jeder Hinsicht hochwichtige Anstalt durch reiche Frequenz zu einer Blüthe emporgehoben werden, von der dessen Existenz abhängig ist. — Nicht wenig wird die Hinneigung von Eltern und Pflegern seemannslustiger deutscher Söhne zur Benutzung der deutschen Seemannsschule in Hamburg durch die Zusage der ersten Rheder und Kaufleute daselbst gehoben werden, daß dieselben vacante Plätze als Deckjungen und Leichtmatrosen auf ihren resp. Schiffen vorzugsweise nur durch Zöglinge der Seemannsschule besetzen wollen. — Es ist indeß von Wichtigkeit den betheiligten Eltern wohlmeinend zu rathen, ihre Söhne nicht später als im vierzehnten Lebensjahre zur Vorbildung in die Seemannsschule zu schicken, da es sich schon jetzt durch Erfahrung herausgestellt hat, daß junge Leute, die das für die Aufnahme vorschriftsmäßige Alter von 15½ Jahren bereits überschritten haben, sich nur schwer in die ihnen neuen und von der gewohnten Lebensweise eigenthümlich abweichenden Verhältnisse fügen, und dadurch leicht Conflicte entstehen, die später bei der ersten Seereise in noch ungleich verstärktem Maße hervortreten.

Ich verließ die Anstalt mit großer Freude. Wenn auch die Aussichten auf eine deutsche Flotte augenblicklich nicht die besten sind, so muß und wird doch endlich das von Millionen angestrebte Ziel erreicht werden. Dann wird die Hamburger Seemannsschule eine doppelt wichtige Bedeutung erhalten und der deutschen Kriegsmarine zur Vertheidigung der vaterländischen Küsten eben so wackere Seeleute liefern, wie sie jetzt der Handelsflottille Deutschlands tüchtige Steuermänner und Capitains bildet.

Ein Geburtstagswunsch für Herzog Ernst von Coburg-Gotha

und des Fürsten Antwort an den Dichter.

Der Wunsch.

Am einundzwanzigsten Juni 1863.

Es trübt sich zu, der Himmel blickt
Von Wolken schwer zur deutschen Erde.
Wenn Gott uns jetzt ein Wetter schickt —
Wer kündet, wie es enden werde?
Ist unten doch wie oben Spiel
Des leichten Sinns und Frevels Mode!
Es steckt die Hast sich Ziel an Ziel
Und hebt die deutsche Kraft zu Tode.

Die jubeln in den Tag hinein
Ob unsers Siegs vor fünfzig Jahren —
Und sehen nicht den Feuerschein
Der tückisch züngelnden Gefahren.
Sie ziehen stolzerfüllt von Fest
Zu Fest mit schwarz-roth-goldnen Fahnen,
So weit man die sie tragen läßt —
Nur was und droht, will Keines ahnen.

Und Jene sä'n der Zwietracht Gift
In's eigne Land, den Muth zu brechen,
Der, wenn des Königlichen Pfeil sie trifft,
Allein sie retten kann und rächen.
Sie flügen leck im Hinterhalt
Ein fremdes Haus, für das sie wachen —
Und wissen nicht, wie bald, wie bald
Des eignen Hauses Balken krachen!

In solcher wetterschwülen Zeit
Erhebt den Geist der tief Gedungen
Ein Fürstenherz, dem Volk geweiht,
Ein Mannesaug' voll Wetterleuchten.
An Ihm hebt sich das Volk empor,
Auf daß es fest zu hatten wage,
Was es so bitter oft verlor:
Die Hoffnung besserer deutscher Tage.

Um dieses Trostes willen kann
Des Herzens Stimme heut nicht schweigen.
Es sei mein Lied Ihr, Fürst und Mann,
Dem Volksgedank' ins Reine zeigen.
Der Himmel führe Deinen Geist
Und Du das Volk des Heils Pfade,
Daß segnend einst die Welt Dich preist:
Er war ein Fürst „durch Gottes Gnade"!

Fr. Hofmann.

Die Antwort.

Mit Ihren tiefempfundenen, herzlichen Worten haben Sie mir eine große Freude bereitet, mein lieber Hofmann, und ich kann nicht umhin, Ihnen persönlich meinen wärmsten Dank auszusprechen.

In gebundener Sprache, im hustenden Kreis der Poesie haben Sie der tiefen Prosa der Zeit die richtigen Worte verliehen.

Ja wohl, die Zeit ist trüb! Zwietracht und Schwäche auf den Thronen, Mißgunst und Eigenliebe im Schooße der Parteien; viel hohle Phrasen und schöne Worte, wehende Fahnen und donnernde Hochs!!

Wo sind die Handlungen, wo die Thaten?

In tiefer Trauer schlägt das Herz des wahren Patrioten, und wehmüthig schweifen seine Blicke umher nach Gesinnungsgenossen. Ruhiges Erwägen, großherziges Selbstvertrauen, unbeirrtes Unterordnen unter die erwählten Führer leiden, nicht Muth und Begeisterung.

Möchte doch deutsche Treue, der fromme deutsche Sänger, dem Volke vor Allem jene Tugenden preisen! Nur durch sie können wir einst werden: ein freies Volk „durch Gottes Gnade".

Ihr ergebener
Ernst.

Coburg, 1/7 63.

Blätter und Blüthen.

Die Gelehrten des Kladderadatsch. Unter den Berliner Schriftstellern nehmen die „Gelehrten des Kladderadatsch" eine eigenthümlich eximirte Stellung ein. Sie bilden eine besondere Trias, zu der noch der geistvolle Maler Scholz und der Bildner des eben so einträglichen als allgemein verbreiteten Bildblattes, der Verlagsbuchhändler Herr Hofmann, treten. Der Ursprung des Kladderadatsch verliert sich in nebelgraue, mythische, vormärzliche Zeiten. Damals bestand in Berlin eine zwanglose Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern und Privatleuten, welche sich wöchentlich versammelten, eine geschriebene Zeitung voll Witz und Geist herausgaben und den damals noch nicht gekannten „höhern Blödsinn" mit besonderer Liebe pflegten. Mitglieder dieser Gesellschaft, welche „das Allitt" hieß, waren unter Andern der bekannte Feuilletonist Kossak, der Musikdirector Truhn, einer der geistvollsten Gesellschafter, Gottschall, Titus Ullrich, Ernst Dohm, Rudolph Löwenstein ꝛc. Es wurde gescherzt, gelacht, die Thorheiten der Gesellschaften und des Tages verspottet und von Scholz, dem lustigen Carricaturenzeichner, illustrirt. Im Jahre 1848, wo die gewonnene Preßfreiheit auch den Witz entfesselte, entstand in diesem Kreise die nahe liegende Idee, ein humoristisches Blatt öffentlich herauszugeben. Bald wurde auch der geeignete Verleger gefunden, und eines Tages erschien der Kladderadatsch, der seinen drastischen Namen dem witzigen Pressedirector D. Kalisch verdankte, welcher als der eigentliche Begründer des genannten Blattes angesehen werden kann. Der lustige, übermüthige, aber stets den Nagel auf den Kopf treffende Geist fand in Berlin die freundlichste Aufnahme, sein Ruf verbreitete sich mit jedem Tage, und mit ihm wuchs die Zahl der Abonnenten, wenn auch damals noch in bescheidenem Maße. Die kühne Sprache, der schneidende Witz und die Bekämpfung der nur zu allgemein verbreiteten Phrasen erregten ein ungewöhnliches Aufsehen und verschafften dem Blatte zahlreiche Freunde.

Die der Bewegung auf dem Fuß folgende Reaction bedrohte jedoch das junge Leben des allzukecken Burschen; der über Berlin verhängte Belagerungszustand zwang ihn auszuwandern und zunächst nach dem nahen Freienwalde, später nach Leipzig zu flüchten, von wo er im Verlage von Ernst Keil nach wie vor seine spitzen Pfeile auf die herrschende Reaction abschoß, indem er trotz der traurigen Zeiten weder seinen Humor, noch seinen Muth verlor. Nach dieser überstandenen Krisis kehrte er lächelnd, im Kampf mit der Gewalt erstarkt und gereift, nach Berlin zurück, wo er seitdem einen glänzenden Aufschwung nahm und nach und nach eine europäische Berühmtheit erlangte. An seine Spitze trat jetzt als Redacteur der geistvolle Ernst Dohm, welcher mit seltenem Takt bestrebt war, das Wildkraut leitete und ihm seinen Charakter und feste Haltung gab. Dohm selbst war ursprünglich zum Theologen bestimmt und studirte in Halle; verließ jedoch die kirchliche Laufbahn und arbeitete längere Zeit an dem von Professor Gubitz herausgegebenen „Gesellschafter" und anderen Zeitschriften, für die er Feuilletonartikel und Theaterkritiken schrieb. Er besitzt eine classische Bildung, gediegene Kenntnisse, besonders der neueren Sprachen, vor Allem aber jenen schon gerühmten Takt und eine bewunderungswürdige Feinheit des Urtheils. Diesen Eigenschaften verdankt der Kladderadatsch seine geistige Ueberlegenheit, indem der einsichtsvolle Redacteur dafür Sorge trägt, daß die aufgenommenen Artikel nie trivial werden und selbst den Geschmad des Gebildeten beleidigen. Sein großes Wissen und seine Belesenheit bekundet er in der Anwendung von jenen Citaten aus bekannten Schriftstellern, welche meist in wunderbarer Weise das Schwarze treffen; seine eigentliche Domaine ist nicht der sogenannte höhere Blödsinn, sondern der feinere Witz, den er auch in der Form auf das Sauberste und Schärfste zuzuschleifen versteht. Im gewöhnlichen Leben und im Umgange erscheint der gefürchtete Redacteur des Kladderadatsch als ein liebenswürdiger, harmloser, gesellvoller Gesellschafter von einer Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit, welche ihm schon manche große Verlegenheit bereitet hat. Hülfreich für Alle, für Freunde, Bekannte und selbst Fremde, denn er nicht an sich und seine eigenen Verhältnisse.

Wie Dohm den Geist und den Takt, so vertritt Rudolph Löwenstein das Gemüth, die eigentliche Poesie des Kladderadatsch. Auch er studirte ursprünglich in Breslau Philologie und war zum Pädagogen bestimmt. Frühzeitig entwickelte er sein poetisches Talent und schon auf der Universität machte er sich als junger, begabter Lyriker bekannt. Später veröffentlichte er jene reizenden „Kinderlieder", die sowohl durch ihren eigenen Zauber wie durch die köstlichen Compositionen des Musikerrectors Taubert sich einer großen Beliebtheit erfreuen. Die Ereignisse des Jahres 1848 versenkten den zarten Lyriker in einen energischen Politiker; statt naiver Kinderlieder schrieb jetzt Löwenstein geharnischte Leitartikel für ein von ihm redigirtes Volksblatt. Nebenbei bearbeitete er sich an dem damals emporrauschenden Kladderadatsch, dessen Redaction er in den schwierigsten Zeiten nicht ohne persönliche Gefahr während des Exils in Freienwalde und Leipzig leitete. Hauptsächlich ist ihm der poetische Theil zugefallen, jene sinnigen oder schallhaften Gedichte, die besonders den Frauen gefallen und sich durch ihre meisterhafte Formvollendung und dichterische Empfindung auszeichnen, obgleich ihm auch der scharfe Witz nicht fehlt. Auch Löwenstein besitzt ein seltenes gesellschaftliches Talent; er ist ein Meister im Improvisiren von geistreichen Trinksprüchen und Toasten, ein allezeit fertiger Gelegenheitsdichter im Goethe'schen Sinne und in dieser Beziehung

ein echter Sohn seiner schlesischen Heimath, welche bekanntlich die vorzüglichsten Gelegenheitsdichter, Männer wie Schall, Geisheim 2c. hervorgebracht hat. Eine Zeit lang durfte Löwenstein in Berlin bei keiner öffentlichen Gelegenheit, bei keinem Feste, selbst bei keiner größeren Privatgesellschaft fehlen, die er durch seinen liebenswürdigen Humor und seine heitere Laune zu beleben wußte. In letzter Zeit hat er sich jedoch zurückgezogen, um mehr sich selbst und seiner heranwachsenden Familie zu leben. Er ist ein ausgezeichneter Familienvater geworden und durch die Bande der Familie mit dem Besitzer des Kladderadatsch nur noch enger verbunden, da er dessen Schwägerin geheirathet hat.

Eigenthümlich ist die schriftstellerische Laufbahn des originellen Kalisch, welcher als der eigentliche Repräsentant des höheren Blödsinns betrachtet werden darf. Als angehender Tertianer verließ er das Gymnasium, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Mehrere Jahre war er Commis in verschiedenen G schäften und selbst Disponent in einer ansehnlichen Möbelhandlung. Der Drang nach Bildung und das ihm angeborene Talent ließen ihn seine einträgliche Stellung und sichere Laufbahn aufgeben, um sie mit der unsicheren eines deutschen Schriftstellers zu vertauschen In dieser lernte er hinlänglich die Noth des Lebens kennen; in Paris, wohin er sich begeben hatte, mußte er eines Tages sein letztes Schnupftuch auf dem Boulevard verkaufen, um seinen Hunger zu stillen. Nach Berlin zurückgekehrt, fristete er nothdürftig sein Leben durch Bearbeitung von französischen Theaterstücken und kleinen Vaudevilles, die auf dem Sommertheater in Steglitz zur Aufführung gelangten und ihm ein Honorar von wenigen Thalern einbrachten. Durch seine, ebenfalls dem Französischen entlehnte Posse „Einmalhunderttausend Thaler“, die auf dem alten Königsstädtischen Theater gegeben wurde, gelang es Kalisch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der ihm eigene schlagende Witz, die geistreichen Couplets, die glücklichen Localfarben und vor Allen die zündenden politischen Anspielungen wurden von dem Berliner Publicum mit Jubel aufgenommen und selbst von den höher Gebildeten als Anfang einer neuen zeitgemäßen Possen-Aera begrüßt. Der arme, unbekannte Handlungsdiener wurde mit einem Schlage ein beliebter und gesuchter Theaterdichter und humoristischer Schriftsteller. Als solcher betheiligte er sich bei der Begründung und Herausgabe des Kladderadatsch, der im ersten Jahre zum großen Theil von ihm geschrieben wurde. Kalisch besitzt jenen eigenthümlich populären Witz, jene hinreißende Komik, jene überraschenden und drolligen Einfälle, welche als sogenannter höherer Blödsinn rst eine unwiderstehliche Wirkung ausüben. Was ihm an eigenthümlicher Bildung abgeht, ersetzt er durch Ursprünglichkeit und Originalität, obgleich er redlich bemüht war und noch ist, die Lücken seines Wissens durch nachträgliches Studium auszufüllen, wobei er von seinem scharfen Verstande und schneller Auffassungsgabe wesentlich unterstützt wird.

Als glücklicher Possendichter hat Kalisch in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erworben, indem er in manchem Jahre gegen 8000 Thaler Tantiemen bezieht, wozu noch sein sehr bedeutendes Honorar als Hauptmitarbeiter des Kladderadatsch kommt. Trotz dieser glücklichen Umwandlung seiner äußeren Verhältnisse und der ihm zu Theil gewordenen Anerkennung leidet Kalisch, wie die meisten wahren Humoristen und echten Komiker, an einer unerklärlichen — Hypochondrie. Der Vater so manches lustigen Scherzes, manches zwerchfellerschütternden und die Welt zum Lachen bringenden Einfalls erscheint in größerer Gesellschaft nur ungern und, wenn er dazu gezwungen wird, gedrückt und schüchtern, obgleich es ihm weder an Geist, noch gesellschaftlicher Bildung mangelt. Um so überraschender ist seine wirklich hinreißende Fröhlichkeit und übermüthige Komik, wenn er sich zu guter Stunde in vertrautem Freundeskreise befindet Dann umschweben ihn die Geister des Witzes, der Laune, eine unwiderstehliche Heiterkeit und Liebenswürdigkeit; die finsteren Augen leuchten hell auf; die ernsten Züge verwandeln sich in ein unbeschreiblich komisches Gesicht, um die gebogene Nase und den feinen Mund zucken und spielen die ausgelassenen Genien der Freude und des Scherzes, des gutmüthigen Spottes und des satirischen Humors um so toller, kecker und übermüthiger, je seltener dies geschieht und je ernster im gewöhnlichen Leben Kalisch ist.

So ergänzen sich durch ihre verschiedenen Talente und Gaben die Gelehrten des Kladderadatsch, welche durch ein sonderbares Spiel des Zufalls alle Drei geborene Schlesier, außerdem nahe Anverwandte sind und sich ohne alle Verabredung erst nach jahrelanger Trennung in Berlin zusammengefunden haben, der ehemalige Theologe, Philologe und Handlungsdiener, um dies in seiner Art einzige Witzblatt zu gründen.

Ein Hauptreiz des Kladderadatsch besteht aber in seinen witzigen Illustrationen und geistreichen Carricaturen, welche von dem Maler Scholz herrühren. Derselbe ist ein geborener Berliner, der Sohn eines tüchtigen Beamten und von seinem Vater für dieselbe Laufbahn bestimmt. Erst nach langen Kämpfen gestattete ihm dieser, seiner Neigung zu folgen und Maler zu werden. Er war Schüler eines wegen seiner frommen Richtung bekannten Meisters, unter dessen Leitung Scholz mit Heiligenbildern debutirte. Bald aber wandte sich sein Pinsel minder frommen Stoffen zu, indem er der ihm angeborenen Neigung für die komischen Seiten des menschlichen Lebens folgte. Schon als Mitglied des „Rütli“ überraschte Scholz durch seine humoristischen Zeichnungen und seine unwiderstehliche Laune. Er ist in der That ein geborener Humorist, und schon die bloße Erscheinung des langen, stets heiteren Scholz genügt, um die fröhlichste Stimmung zu erwecken. Unerschöpflich in lustigen Einfällen und überraschenden Wendungen besitzt er einen trockenen Humor, ein komisches Darstellungstalent, wie es nur wenig Schauspieler aufweisen können. Man muß Scholz bei dem Berliner Künstlerfest seine eigenen Carricaturen erklären hören, oder ihn in den ausgelassenen Festspielen und Partien bald als Tyrann, bald als schmachtende Dame sehen, wo sich der finsterste Hypochondrist des Lachens nicht erwehren kann. Der lange Scholz als Vater und der kleine Kalisch als sein Kind bilden zusammen eine komische Gruppe, die jedem Zuschauer unvergeßlich bleiben wird. — Mit ihm wetteifert noch Hofmann, der glückliche Besitzer des Kladderadatsch, der ebenfalls ein seltenes komisches Darstellungstalent entwickelt und im Vortrage kleiner witziger Begebenheiten seines Gleichen sucht. Unter andern Verhältnissen wäre er vielleicht ein ausgezeichneter Komiker, ein bedeutender Schauspieler geworden. Jedenfalls zieht er es jedoch vor, Eigenthümer des Kladderadatsch zu sein, der ihm ein fürstliches Einkommen sichert. Er kann nicht nur lachen, sondern er versteht auch die Kunst, Andere zum Lachen zu bringen und sich und die Welt zu amüsiren.

Ein Versuchsvogel, gewissermaßen ein Probestückchen der Natur, ist neuerdings in den Kalksteinschichten von Solenhofen, die den in der ganzen Welt bekannten lithographischen Schiefer geben, entdeckt worden. Man kannte bis jetzt noch keine Ueberreste von Vögeln, welche in eine so frühe Entwickelungsperiode der Erde hinaufreichen, als die ist, in der jene Solenhofener Gesteine sich auf dem Grunde des Wassers absetzten. Jetzt erscheint auf einmal aus dem lang verschlossen gewesenen Grabe das Skelet eines Thieres auf das Feinste in der zarten Gesteinsmasse abgedrückt, das den vollständigsten Uebergang von den Reptilien zu den Vögeln bildet. Es ist von der Größe eines Raben, an den Vordergliedern zeigt sich ein Besatz scharf ausgeprägter Federn, aus denen sich fächerartige Flügel bilden, eben solche Federn stehen an dem Schwanze, der eine Länge von sechs Zoll hat und aus gegen 20 Wirbeln besteht. Der Befiederung nach haben wir einen Vogel vor uns, der Wirbelsäule nach eine jener merkwürdigen Flugeidechsen, welche in den Solenhofener Schiefern so häufig angetroffen worden sind. Und doch ist das Geschöpf keines von beiden. Es steht auf der Grenze zwischen beiden — weder Fisch noch Vogel. Es ist ein Uebergang von der einen unvollkommneren Form zu einer höher entwickelten andern; der erste Versuch der Natur, die Eidechse in einen Vogel umzugestalten. In der Folge haben sich die Eigenschaften der Reptilien mehr und mehr verwischt, neue dagegen hervorgehoben, und endlich nach unendlichen allmählichen Vervollkommnungen hat das Vogelgeschlecht seine jetzige Ausbildung erhalten.

Das so höchst wichtige Belegstück aus der Entwickelungsgeschichte des thierischen Organismus, entdeckt von dem Herrn Oberjustizrath Witte, haben die Deutschen leider von dem British Museum ankaufen lassen, welches einen Gelehrten lediglich dieser Erwerbung wegen nach Deutschland schickte.

Carl Maria von Weber, ein Lebensbild von Max Maria v. Weber. Unter diesem Titel erscheint in der nächsten Zeit eine ausführliche Biographie des großen Meisters, die dessen Sohn zum Verfasser hat. Das Werk wird zwei Bände umfassen (nebst einem Nachtrag), von denen der erste die Darstellung der Jugend-, Lehr- und Wanderjahre, der zweite die der Meister- und Jochjahre enthalten wird. Außer den Familientraditionen, Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen, die sich schon in seinem Besitze befanden, hat der Verfasser durch siebenjähriges unablässiges Sammeln ein ganz ungemein reiches noch nie veröffentlichtes Material an Correspondenzen und Mittheilungen zusammengebracht, das ihm theils auf zahlreichen deshalb unternommenen Reisen, theils auf briefliche Aufforderungen von Behörden und Privatleuten mit einer Bereitwilligkeit geliefert worden ist, durch die sich das warme Interesse an dem volksthümlichen Componisten und der pietätvollen Unternehmung des Sohnes deutlich documentirt hat.

Eingedenk des Goethe'schen Ausspruches, daß nur ein Gespräch über Musik noch unförderfamer sei als eins über Malerei, hat sich der Verfasser von musikalischen Reflexionen und kritischen Zergliederungen der Werke fern gehalten und war dagegen bemüht den Entwickelungsgang des Meisters aus den innerlich und äußerlich auf ihn einwirkenden Einflüssen mit möglichster Lebendigkeit darzustellen. Mehr, als es in einer uns bekannten Künstlerbiographie der Fall ist, hat er dabei die Wechselwirkungen zwischen Publicum und Künstler kräftig hervorgehoben.

Der Sohn ist bei Ausarbeitung dieses wichtigen Buches mit großer Objectivität verfahren, und sein Werk ist nichts weniger als ein Panegyrikus auf seinen Vater. Wer aber die glänzende Darstellungsweise dieses talentvollen Autors kennt, wird mit uns die Ueberzeugung haben, daß aus dieser Feder nur etwas ganz Ausgezeichnetes und durch und durch Fertiges zu erwarten ist. Wie wir hören, wird das glänzend ausgestattete Buch mit einem vortrefflichen Portrait des Meisters und einer Abbildung des Denkmals (beides Stahlstich) geziert werden.

Zum deutschen Nationalturnfest. Ein Gedanke, ein Gefühl wird es sein, welches die Tausende und Abertausende unserer lieben Leser nah und fern beseelen wird in dem Augenblicke, da sie dies Blatt zur Hand nehmen werden: der Gedanke an das festliche Leipzig, an die große Festgenossenschaft, die zur selben Stunde einzieht aus allen Gauen des Vaterlandes, an alle die erhebenden Scenen, von denen der Antritt eines großartigen Nationalfestes begleitet ist. So wird das dritte deutsche Turnfest ein Fest sein, an dem sich das ganze Volk weit und breit erhebt; mitfeiern und geistig miterleben soll es jeder deutsche Mann und jede deutsche Familie als ein Fest der Wiedergeburt unseres nationalen Bewußtseins und unserer unumstößlichen Zusammengehörigkeit. In diesem Sinne rufen wir allen unseren Freunden, die nicht mit uns feiern und jubeln können, zu: Seid froh im Gedanken an das Fest Eurer Brüder in Leipzig, vereinigt mit ihnen Eure Wünsche und Gelübde, daß sie emporsteigen zum weiten Himmelszelt als das Morgengebet eines großen, jugendlich erstehenden Volkes!

Die „Gartenlaube“ hat schon früher über den Verlauf des Festes berichtet. Seitdem hat sich kaum etwas Wesentliches in der allgemeinen Anordnung geändert, so daß unsern Lesern das Mittel geboten ist, die Festlichkeiten im Geiste zu verfolgen; wie es dann in Wirklichkeit geworden, wie der Himmel — und von ihm hängt ja ein großer Theil des Gelingens ab — auf das Fest herniedergeschaut: das Alles werden wir berichten, wenn der erste Festesjubel vorübergerauscht und die große Festgenossenschaft erhoben und gestärkt in das ruhige Geleis des Alltagslebens zurückgekehrt ist. Vorläufig verweisen wir — bis unsere, freilich erst in 14 Tagen erscheinende Schilderung erfolgt — auf die Berichte der „Festzeitung“.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiebe in Leipzig.

№ 32. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die unsichtbare Geistermusik.*

Ein Grandenzer Erlebniß.

Von Ludwig Walesrode.

Am 20. November des Jahres 1845 Vormittags fuhr ich zur Antretung meiner Haft in der Equipage des nur unvergeßlich im dankbaren Gedächtniß lebenden Kaufmanns W., begleitet von diesem und dem geistvollen Justizcommissarius H., nach der eine starke Viertelmeile von der Stadt auf hohem, schroffem Weichselufer liegenden Festung Graudenz. Ich leugne es nicht, es war ein eigenthümliches Gefühl, als der Wagen von dem eine impasant weite Aussicht auf den Weichselstrom und dessen Niederungen bietenden sanft ansteigenden Wege plötzlich über eine Zugbrücke in die Barriere des ersten Festungsaußenwerks einbog und zwischen den scharfen Mauerwinkeln und steilen Wallboschungen der Redouts, Lunetten und Ravelins hindurch endlich in das tiefe, wie ein Felstunnel dunkle Thorgewölbe der inneren Festung hineinrasselte. — Unweit stellte sich doch der Platz, mit dessen Topographie mich meine beiden Begleiter vertraut machen wollten, bevor ich dessen unbeweglicher Insasse wurde, dem ersten von der Neuheit überraschten Blicke nicht so ganz unfreundlich dar. — Die ringsum unter der rasenbewachsenen Wallerde in fortificatorischen Linien sich brechenden Casemattenfaçaden mit ihren zahllosen, schießschartenartigen Fenstern machten den Totaleindruck eines riesigen und antiquirten Palastes von gar barocker Architektur. — Von dem Oberthore, durch das wir eingefahren waren, führte als längster Durchmesser des Platzes eine etwa 600 Schritt lange Pappelallee, an welcher das an den beiden Schildwachen kenntliche Commandanturgebäude und einige gemüthliche bürgerliche Häuschen lagen, nach dem entgegengesetzten Niederthor. Ein drittes, das Wasserthor, befand sich an der sogenannten „Festungskehle", die auf dem steilen mehrere hundert Fuß hohen Weichselufer gleich einer Mauerkrone saß. Man hatte durch dasselbe, wie durch einen rundbogigen Bilderrahmen, eine prächtige Aussicht auf die sich weit hinstreckenden Weichselstampen mit ihren schimmernden Dörfern und Gehöften. Auf der Place d'armes, einem geschlossenen Bogen gegenüber der Festungskehle, stand unter zahllosen Pyramiden von Gewehrpyramiden jeglichen Kalibers ein im steifen soldatischen Trophäenstyle ausgeführtes eisernes Monument für den braven Vertheidiger der Festung, den Feldmarschall L'Homme de Courbière, „König von Graudenz", wie er sich dem französischen Belagerungscorps gegenüber nannte und unterzeichnete. Jene Franzosen des Jahres 1807 waren aber eigentlich großherzoglich hessische Truppen vom Rheinbunds-Contingent.

So weit unsere topographische Rundschau, die binnen zehn Minuten bequem erledigt war.

Nachdem ich so gehörig über die Aeußerlichkeiten meines künftigen Aufenthaltsortes orientirt war und meine beiden Freunde mit dem Versprechen, mich bald und recht oft oben zu besuchen, sich verabschiedet hatten — ein Versprechen, das sie ehrlich gehalten —, verfügte ich mich zum Platzmajor Hauptmann N., um mich zum Antritt meines Arrestes zu melden. Dieser theilte mir mit, daß ich schon seit drei Tagen erwartet worden und daß Alles für mich in Bereitschaft sei; zunächst aber müsse er mich auf die Commandantur begleiten, um mich der „Excellenz", dem Generallieutenant v. Dedenroth vorzustellen. — Es erweckte in mir ein günstiges Vorurtheil, daß ich auf dem Arbeitstische des Commandanten Humboldt's „Kosmos" liegen sah, und der bald einsetzende General selbst hatte Nichts in seiner Erscheinung, um diese vorgefaßte Meinung zu zerstören. Sein Gesicht, wie die ganze Haltung, hatte etwas Humanes. Er begrüßte mich mit allen Formen wohlthuender Höflichkeit, und selbst die unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings eigenthümliche Aeußerung: „Es freut mich Sie hier zu sehen!" war durchaus gut gemeint. — Es wurde mir gleich klar, daß die außergewöhnliche Casemattenverfügung, von der man mir in der Stadt Graudenz erzählt hatte, nur in irrigen Voraussetzungen, welche die Berichte des Generalcommando über mich bei dem Commandanten erweckten, oder in einem directen Befehle von Königsberg her ihren Grund haben könnte; eine Ansicht, in der mich die Aeußerung des Commandanten bestärkte, er habe dafür Sorge getragen, daß mir eine recht gesunde Casematte auf der Sonnenseite der Festung eingeräumt worden; ossenbar sollte ich in dieser Maßregel keine außergewöhnliche verletzende Strenge erblicken.

Der Platzmajor wurde beordert, mich nach dem mir bestimmten Gefängnisse zu führen. Auf dem Wege dahin engagirte derselbe zu meiner Bedienung einen alten Invaliden, den er sofort anwies, einige Klafter vom „Garnisonwürfel" zur vorläufigen Heizung meiner Casemate herbeizuholen; — da ich nämlich auf die Alimentation der Staatsgefangenen, 5 Rthlr. per Monat, Verzicht geleistet hatte, so war ich auch verpflichtet, für Feuerung selbst zu sorgen. — Mein Gefängniß befand sich über dem Wachtlocale am Niederthor. — Obwohl es heller Mittag war, mußte der wachthabende Unteroffizier Licht anzünden, um uns hinaufzuleuchten. — Eine mächtige mit eisernen Ueberwürfen und Vorlegeschlössern verwahrte Eichenthüre, im Hintergrunde der Wachtstube, führte über eine steckdunkle Treppe in eine Art von Vorzimmer, dessen Wände

Nachdem ich so gehörig über die Aeußerlichkeiten meines künftigen Aufenthaltsortes orientirt war und meine beiden Freunde mit dem Versprechen, mich bald und recht oft oben zu besuchen, sich verabschiedet hatten — ein Versprechen, das sie ehrlich gehalten —, verfügte ich mich zum Platzmajor Hauptmann N., um mich zum Antritt meines Arrestes zu melden. Dieser theilte mir mit, daß ich schon seit drei Tagen erwartet worden und daß Alles für mich in Bereitschaft sei; zunächst aber müsse er mich auf die Commandantur begleiten, um mich der „Excellenz", dem Generallieutenant v. Dedenroth vorzustellen. — Es erweckte in mir ein günstiges Vorurtheil, daß ich auf dem Arbeitstische des Commandanten Humboldt's „Kosmos" liegen sah, und der bald einsetzende General selbst hatte Nichts in seiner Erscheinung, um diese vorgefaßte Meinung zu zerstören. Sein Gesicht, wie die ganze Haltung, hatte etwas Humanes. Er begrüßte mich mit allen Formen wohlthuender Höflichkeit, und selbst die unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings eigenthümliche Aeußerung: „Es freut mich Sie hier zu sehen!" war durchaus gut gemeint. — Es wurde mir gleich klar, daß die außergewöhnliche Casemattenverfügung, von der man mir in der Stadt Graudenz erzählt hatte, nur in irrigen Voraussetzungen, welche die Berichte des Generalcommando über mich bei dem Commandanten erweckten, oder in einem directen Befehle von Königsberg her ihren Grund haben könnte; eine Ansicht, in der mich die Aeußerung des Commandanten bestärkte, er habe dafür Sorge getragen, daß mir eine recht gesunde Casematte auf der Sonnenseite der Festung eingeräumt worden; ossenbar sollte ich in dieser Maßregel keine außergewöhnliche verletzende Strenge erblicken.

Der Platzmajor wurde beordert, mich nach dem mir bestimmten Gefängnisse zu führen. Auf dem Wege dahin engagirte derselbe zu meiner Bedienung einen alten Invaliden, den er sofort anwies, einige Klafter vom „Garnisonwürfel" zur vorläufigen Heizung meiner Casemate herbeizuholen; — da ich nämlich auf die Alimentation der Staatsgefangenen, 5 Rthlr. per Monat, Verzicht geleistet hatte, so war ich auch verpflichtet, für Feuerung selbst zu sorgen. — Mein Gefängniß befand sich über dem Wachtlocale am Niederthor. — Obwohl es heller Mittag war, mußte der wachthabende Unteroffizier Licht anzünden, um uns hinaufzuleuchten. — Eine mächtige mit eisernen Ueberwürfen und Vorlegeschlössern verwahrte Eichenthüre, im Hintergrunde der Wachtstube, führte über eine steckdunkle Treppe in eine Art von Vorzimmer, dessen Wände

* Als Probe aus dem nächstens bei E. Keil erscheinenden Volkskalender von B. Auerbach für das Jahr 1864.

und Decke mit einem glänzenden Schwarz bekleidet waren, das sich bei näherer Untersuchung als lang verjährter, schön krystallisirter Ofenruß darstellte.

Dieses Vorzimmer war eigentlich ein Rauchfang. Abermals klirrten Schlösser und Riegel, abermals kreischte eine schwere Eichenthür in ihren Angeln, wir standen in der Casemate. Diese war ein bombenfestes, rundbogiges Gewölbe, wohl 50 Fuß lang und etwa 12 Fuß breit. Der langgestreckte, sargartige Raum mit seinem frischen, blendenden Kalkanwurfe erinnerte mich an das überirdische Grab der Strafe. Das Licht fiel durch eine schießscharfenartige Mauerlücke herein, die nach innen mit dicken eisernen Traillen, sogenannten „schwedischen Gardinen", versehen war. Mein Arm reichte nur mit knapper Noth durch die Mauervertiefung an die niedrigen Fensterflügel mit den kleinen blinden Scheiben. Ein Paar Eisenringe an der Wand bemerkte darauf hin, daß manche der früheren Insassen dieser Casematten an der Kette gelegen haben müssen. An der Hinterwand, in der Nähe der Thüre, befand sich ein neuer riesiger Lehmofen, nach Art derer, wie sie in polnischen Dorfschenken vorkommen — man merkte es ihm an, daß er sich wohl nie mit etwas Anderem als schmaler Gesängnißkost behaft hatte. Die vom Staate gelieferten Möbel von verzweifelt schlichtem Aussehen bestanden aus einem hölzernen Schemel und einem leeren Bettgestell; jedoch war es den „Festungsstubengefangenen", wie die Staatsgefangenen zweiter Classe, zu denen ich gehörte, genannt wurden, freigestellt, sich einige Comforts aus eigenen Mitteln anzuschaffen.

Außerdem werden die Gefangenen dieser Kategorie nicht eingesperrt; der Platzmajor übergab mir vielmehr sämmtliche Schlüssel, die zu meiner Casemate gehörten. Am angenehmsten war es mir, zu hören, daß ich täglich sechs Freistunden, von 9— 12 und von 2—5 Uhr hatte, in denen ich Besuche empfangen und innerhalb der Umwallung zwischen dem Ober- und Niederthor promeniren durfte. Was ich sonst noch reglementsmäßig zu thun und zu lassen hätte, würde ich aus den gedruckten „Instructionen", die mir im Laufe des Tages zugestellt werden sollten, durch Selbststudium erfahren. Während der Platzmajor mich zu in meiner neuen Wohnung installirte, fand der zu meiner Bedienung angenommene Invalide, der sechs mächtige Kloben Eichenholz herbeigeschafft hatte, mit respectvoll angezogenen Armen im Hintergrunde. Aber kaum war der Platzmajor fort, als der alte Möbe, so hieß mein Invalide, ungemein beredt wurde. Er mußte mir vom Gesichte abgelesen haben, daß mir die eben bezogene unfreiwillige chambre garnie durchaus nicht behagte, denn er knüpfte seine Worte unmittelbar an diesen Gedanken an.

„Dat is ja niederträchtig," sagte er, „dat solche Herrens, wie Sie, Herr Leutnant, über dem Niederthor wohnen sollen; dat is ja gottserbärmlich. Sie sein ja kein Mörder oder so wat. Die andern Herren Stabsgefangenen wohnen alle da unten am Oberthor und viel besser, und zum Donnerwetter, Herr Leutnant, da gehören Sie auch hin!"

Möbe, der ein sonderbares, zwischen Platt und Hoch schwankendes Deutsch sprach, titulirte mich in einem fort „Herr Leutnant", wie der italienische Cameriere oder Faccchino jeden wohlgekleideten Fremden, von dem er ein Trinkgeld erwartet, mit „eccellenza" anredet. — Ich will gerade nicht behaupten, daß ich durch diese unverdiente Titulatur sonderlich bestochen wurde; aber Möbe gefiel mir. Er trug die „Pflaume", wie die aus Kanonenmetall geprägte Medaille der Festzüge von 1813—15 genannt wird, auf der linken Brust feiner Invalidenkutka; das gemahnte sein ganzer Habitus frappant an „Duft" in Lessing's Minna von Barnhelm. Er sah eben so ehrlich aus, so grob und so verschmitzt, und die Zornesröthe über die schlechte Welt, die permanent auf seiner Nase glühte, bewies, daß Möbe eben so wenig wie Juft ein Berächter vom „kvitablen Danziger" oder irgent welcher anderen den Mäßigkeitsvereinen anstößigen Flüssigkeit war.

„Ja, guter Möbe," sagte ich achselzuckend, „da ist nun einmal nichts zu machen."

„Wat? nischt? J, dat wäre ja!" — brummte Möbe, während er ein gewaltig aufloderndes Feuer von Hobelspähnen im Ofen entzündet hatte, „dat wollen wir doch einmal sehen!" und paff! lachelte er einen Eichenklotzen mit solcher Gewalt in den Ofen hinein, daß dieser erdentlich dröhnte. „Da soll ja ein heiliges Donnerwetter drein schlagen, wenn dat nicht brennt!" und — paff! paff! hinterher ein zweiter. „J, daß dich die Schwerenoth!" — „Na, so wat lech nich!" — „Na, so muß's kommen!" u. s. w. und jeder derartigen Exclamation der Entrüstung schienderte Möbe einen Kloben wie ein riesiges Ausrufungszeichen hinterdrein in den Ofen.

Es war ein Feuer, bei dem man bequem einen hochseligen Frankfurter Krönungsochsen hätte braten können. — Der gigantische Lehmofen mit seinen zehrenden Gluthen im Innern erschien mir wie das russische Kaiserreich — ein thönerner Koloß — nur daß ihm die Eisenfüße fehlten. — Eines schönen Tages — dachte ich — und — — — „Wollen der Herr Lieutenant nicht spazieren gehen? es könnte hier ja rauchen!" sagte Möbe, sich wie Juft in der Scene, wo er Tellheim seine Rechnung überreicht, den Rauch aus den Augen wischend, doch mit einem gewissen schlauen Seitenblicke. — Mir ahnte etwas von einer Katastrophe. Es war gerade Freistunde, und in der That fing der Ofen an zu rauchen; jedenfalls, dachte ich, wär's bieser, Möbe mit dem Ofen allein zu lassen und mich noch ein wenig draußen umzusehen; — außerdem war ich ja noch meinen Mitgefangenen am Oberthor die Antrittsvisite schuldig. — Es waren deren beim Antritt meiner Haft nicht viele.

Zwei Elbinger Kaufleute saßen wegen schriftlichen Bankerouts; ein Artillerielieutenant v. Sch. — Pole bis zum Fanatismus — wegen Insubordination; ein Oekonom aus Gnesen, wegen schwerer Mißhandlung seines Dieners. Ein seltenes Verbrechen büßte ein gewisser Cl. ab; obwohl selbst katholischer Confession, hatte er in der Domkirche zu Kulm, während des Hochamts am ersten Ostertage, auf der dichtgedrängten knieenden Menge hervorstürzend, das Crucifix vom Altar gerissen, auf den Boden geschleudert und, ehe noch die bestürzten Priester intervenirten konnten, unter lauten Verwünschungen und Flüchen mit Füßen getreten. Das irre, scheue Wesen dieses Mannes, der mit Niemandem Umgang pflog, ließ kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß derselbe zweckmäßiger im Irrenhause als auf der Festung unterzebracht worden wäre. Ein Fähnrich v. G. wurde auf Gesuch seines Onkels und Vormunds, des Generals v. G., durch besondere königl. Verfügung nun schon Jahr und Tag gefangen gehalten. Sein ganzes Verbrechen war, daß er nach dem vulgären pädagogischen Grundsatze, nicht gut thun wollte". Er erinnerte mich an Mirabeau, den der eigene Vater auf Grund einer ausgewirkten lettre de cachet auf der Insel Rhé einsperren ließ — von anderen Aehnlichkeiten des Fähnrichs mit Mirabeau ist mir nichts bekannt geworden; interessant war's mir jedenfalls, aus eigener Anschauung zu ersahren, daß es damals auch in Preußen lettres de cachet gab oder doch etwas dem Entsprechendes. — Ob der pädagogische Zweck mit dem Fähnrich erreicht worden ist, bah' ich starken Grund zu bezweifeln; von mir wenigstens kann ich nicht sagen, daß ich die Festung gebessert verlassen hätte.

Von den Gefangenen am Oberthor vernahm ich denn auch die Bestätigung dessen, was ich in der Stadt gehört, daß sie seit meiner Ueberweisung nach Graudenz einer weit strengeren Controle als bisher unterlägen und daß meine Casemate am Niederthor wirklich als eine bisher nur von schweren Verbrechern bewohnte berüchtigt war. — In der That erschienen mir die Oberthorcasematten für die Festungsstubengefangenen weit wohnlicher, einige sogar freundlich. Sie lagen sämmtlich zu ebener Erde und waren daher ungewölbt, außerdem hatten sie größere und helle Fenster, und der Eingang vom Platze her war frei und führte durch keine Wachtstube. Einen ganz besonderen Reiz für die Herren vom Oberthor hatte die vis-à-vis-Nachbarschaft eines niedrigen einstöckigen Häuschens mit einigen gemüthlichen Linden davor. In denselben waren, nach kleinstädtischer Art, ein Materialwaarenladen, eine Bäckerei, eine Schnapskneipe und eine Weinstube vereinigt. Von den hier verkehrenden Artillerieofficieren wurde dieses Häuschen bas „Zündloch" genannt; für mich war's im Laufe meiner Gefangenschaft ein wirkliches „Gasthaus", d. h. gastlich im liebenswürdigsten Sinne des Wortes, obwohl eigentlich den Gefangenen der Verkehr daselbst wie an jedem anderen öffentlichen Orte, mit Ausnahme des Besaales, untersagt war.

Doch ich will hier nicht zu weit vorgreifen. Muß ich doch obnedies schon, um die Leser mit Ort und Verhältnissen vertraut zu machen, mehr erzählen, als streng genommen eigentlich zu dem Gtschuldigungsbuch, das ich hier mittheilen will, gehört.

Als ich nach etwa einer Stunde wieder in die Wachtstube am Niederthor trat, kam mir der wachthabende Unterofficier mit der

Meldung entgegen, daß ich jetzt wohl schwerlich mich in meine Casemate hinauf begeben könne; es müsse mit dem Ofen oben wohl nicht ganz in Ordnung sein, da der Rauch sich sogar hinunter in die Wachtstube gezogen. Ich witterte in diesem Rauche so etwas wie Moderluft. Auf meine Bitte begleitete mich der Unterofficier nach oben. Ein dicker Dualm wälzte sich uns schon auf der Treppe entgegen. In der Casemate selbst konnten wir uns nur durch rasches Oeffnen von Thür und Fenster des erstickenden Qualms erwehren und den Schaden in der Nähe besehen. Die breite Decke des Ofens war nach innen gestürzt und hatte denselben im Fallen, wie's schien, aus den Fugen gerissen. Die Lehmruinen spieen nun Flammen und Dampf, gleich einem wüthenden Vulcan. An eine Feuersgefahr ist in den unter der Wallerde liegenden feuer- und bombensesten Gewölben nicht zu denken; werden ja die Schornsteine niemals gefegt, sondern der überhandnehmende Ruß durch ein auf dem Heerde angezündetes Strohfeuer in Brand gesetzt, daß die Flammen lichterloh oben hinausschlagen. Aber was sollte ich bei der schon scharf eingetretenen Winterkälte in einem Casemattengewölbe ohne Ofen machen?

Auf mein Ersuchen schickte der Unterofficier sofort eine Ordonnanz an den Platzmajor mit der Meldung von dem Verfallenen. Dieser kam denn auch sofort in officiellster Hast angerannt; bald darauf stellte sich der Ingenieurofficier vom Platz ein, um den Fall technisch zu untersuchen. Möbe, der wieder mit straff angezogenen Armen und dem ehrlichsten Gesichte von der Welt im Hintergrunde stand, wurde scharf in's Verhör genommen. Allein der blieb dabei, daß er den Ofen mit zartester Schonung und Rücksicht geheizt habe, daß es daher wohl an dessen schwächlicher Constitution gelegen haben müsse. Der Ingenieurofficier, der den Ofen erst vor kurzem und eigens für mich hatte setzen lassen, wußte nicht was er denken sollte, und der Platzmajor schüttelte in einem fort Kopf und Federbut. „Ein ganz neuer Ofen, bei Jott, es ist unglaublich!" — Er war aus Sangerhausen in der Provinz Sachsen, und das weiche G war der einzige weiche Zug, den ich an ihm kennen gelernt.

Der kritische Casus war aber der: was mit mir anfangen? An einen Neuban des Ofens konnte für's Erste nicht gedacht werden, eben so wenig daran, daß ich ohne Ofen dasselbst aushalten sollte; nirgends aber war in gegenwärtigen Momente eine andere Casemate zu meiner Aufnahme frei oder geeignet. Es war Humor in der Situation: ein Gefangener, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte! Ich wartete gutes Muthes die Lösung dieses Dilemma in der Wachtstube ab, während der Platzmajor und der Ingenieurofficier zum Commandanten sich verfügt hatten, um demselben die Angelegenheit vorzutragen. Endlich nach ziemlich langer Conferenz kam der Platzmajor mit dem Bescheide an mich zurück, Se. Excellenz habe angeordnet, daß Casematte Nr. 1, Coupure 1, am Oberthor bis morgen Abend zu meiner Aufnahme in Stand gesetzt werden solle und daß ich mich bis dahin in das Weise'sche Gasthaus, der Commandantur gegenüber, einlogiren könne, was ich denn auch mit Freuden that. Konnte ich dann doch noch eine Nacht als freier Mann schlafen! — Auf der Wachtparade des nächsten Tages ging die Ofengeschichte unter den Officieren von Mund zu Mund und erregte nicht wenig Heiterkeit. In dem eng abgeschlossenen Raum einer fernabgelegenen Festung, wo der Garnison ein Tag nie der andere in dienstlicher Eintönigkeit dahin geht, erhalten dergleichen Historien einen anekdotischen Charakter, sie gehen in die mündlichen Ueberlieferungen der stabilen Festungsbewohner über. Meine einjährige Gefangenschaft in Graudenz hat die Chronik dieses Platzes um manche heitere oder ernste Anekdote bereichert. Man wollte durchaus nicht glauben, daß der Ofen von selbst auf den Einfall gekommen sein könnte, einzusallen, um mich gewissermaßen so durch ein Elementarereigniß, durch höhere Gewalt aus dem wohlweislich mit zugedachten Silvio Pellico-Kerker zu befreien; man meinte steif und fest, daß ich selbst mit Hülfe Möbe's die ganze Katastrophe in Scene gesetzt und durchgeführt hätte. Der arme Möbe! Glücklicherweise hatte er bereits als Invalide und Befreier Deutschlands, mit der „Pflaume" auf der Brust, einem wöchentlichen Commißbrod und zwei Thaler monatlich, die höchste Staffel seines militärischen Ehrgeizes erklommen, so daß ein solcher Verdacht ihm in seinem weiteren Avancement nicht hinderlich sein konnte. Und was mich betrifft, so kann ich vor jedem terminirenden Assessor die drei Schwursinger aufheben und beeidigen, daß ich bei besagter Ofenaffaire des Polonius weise Lehren befolgt und keinem in mir aufsteigenten Gedanken „die Zunge gegeben" Ich lächelte blos, und Möbe fluchte, und der Ofen fiel ein — das war Alles.

Aber ohne „Aber" giebt's nun einmal nichts hienieden, selbst nicht einmal auf einer Festung, wo doch jedes „Aber" als subordinationswidrig streng verpönt ist. Auch an meine humoristische Erlösung aus der fatalen Niederthoreasemate durch den „feurigen Ofen" flammente sich diese fatale Conjunctionsstelle.

„Aber," sagte mir die alte polnische Schaffnerin im Weise'schen Gasthause, „zu beneiden sind Sie gerade nicht um Ihre neue Casematte am Oberthor."

„Zu beneiden nun wohl nicht," meinte ich, „aber gewiß doch weniger zu beklagen."

„Hm, das ist sehr die Frage. Am Niederthor hätte es doch wenigstens nicht gespukt!"

„Was, in meiner neuen Casemate spukt's?" lachte ich unglaübig in mein Glas hinein; „das habe ich in der That nicht gewußt, daß hier auch Geister in Garnison liegen."

„Ja, lachen Sie nur, aber wahr bleibt doch wahr! Sie werden es schon erfahren." Weiter wollte sie, sichtlich mürrisch, meinem Unglauben nicht Rede stehen.

Am anderen Morgen besuchte ich zur Paradezeit, wo ich sicher war, keine Officiere dort zu finden, das erwähnte „Zündloch", das der mir bestimmten Casematte schräg gegenüber lag. Man sah mich dort stehen als Nachbarn an und kam mir mit der gemüthlichsten Aufmerksamkeit entgegen.

„Es ist uns recht lieb," sagte die freundliche, geschäftsführende Cousine des Hauses, „Sie in unserer Nähe zu haben; Sie bekommen auch eine weit bessere Casematte, als die am Niederthor Ihnen zugedachte; aber es ist leider ein Uebelstand dabei — "

„Es spukt doch nicht etwa da?" kam ich scherzhaft fragend zuvor.

„Nun, Sie werden sich selbst die Antwort auf Ihre Frage geben können."

„Also wirklich? Von welcher Art sind aber die Geister oder Gespenster, die dort ihr Wesen treiben? Sie drehen Einem doch hoffentlich nicht den Hals um oder treiben sonst welchen gefährlichen Schabernack?"

„Das nicht! Im Gegentheil, sie musiceren. Sie werden manche Nacht ganze Concerte aufführen hören."

„J, das wäre ja ganz vortrefflich — da hätte ich ja meine Hausorgelle — und die Geister machen hoffentlich gute Musik!"

„Wenn Sie das schauerliche Ereignis kennten, das diesem Spuk zu Grunde liegt, würde es Ihnen schon unheimlich genug zu Muthe werden."

„Würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, mich darüber näher zu unterrichten?"

Meine neue liebenswürdige Nachbarin ließ sich nicht lange bitten. Ich erfuhr von ihr Folgendes:

„Es sind etwa sechs Jahre her, daß ein Edelmann aus dem Großherzogthum Posen, Graf J—sky, wegen politischer Vergehen zu mehrjähriger Festungsstrafe condemnirt, Insasse der in Rede stehenden Casematte wurde, die schon seit langer Zeit auf unheimliche Weise berüchtigt war. War's doch, als ob Melancholie, Verzweiflung und tragische Katastrophen ihre Opfer vorzugsweise in diesem Winkel suchten, denn in keinem Kerker der Festung waren je so viel grauenhafte Selbstmorde vorgekommen, als gerade hier. Mit dem Einzug des neuen Gefangenen jedoch schien der finstere Dämon, der hier herrschte, gebannt zu sein, gebannt wie der böse Geist des Königs Saul durch die Macht der Musik. — Graf J—sky, ein Mann von jener chevalereusen männlichen Schönheit und Tournüre, die das nationale Erbtheil des Sarmatenstammes geblieben ist, trotz aller Theilungen und Zerstückelungen Polens, hatte in seine Gefangenschaft seine treue Geige mitgebracht, auf der er Meister war. — Man hörte ihn den größten Theil des Tages bis spät in die Nacht hinein seine musikalischen Monologe halten. Bald vertiefte er sich in Etuden, deren technische Schwierigkeiten zu lösen die durch keine Zerstreuungen und Geschäfte gestörte Verlassenheit des Kerkers und die hingebende Geduld des Gefangenen ganz besonders geeignet sind, wie denn auch die Sage, daß Paganini sich während langer Gefangenschaft in einem italienischen Kerker zum unsterblichen Maestro gefpielt, mag sie nun erfunden sein oder nicht, ihre sinnige Bedeutung hat. Bald rief er, voll schwärmerischer jugendlicher Lebenslust, heitere Reminiscenzen des geselligen Lebens in klingenden Weisen herbei. Wer vermöchte

zu sagen, welche liebe, warme Erinnerungsträume aus den Takten der galanten Polonaise oder der feurigen Mazurka ihn umfingen, welche weiche Hand einer anmuthigen Tänzerin die feinige drückte, welches flammende Auge ihn aus vertrauten Tanzrhythmen grüßte? Bald erging er sich mit phantasirendem Humor in bunt sich jagenden Opernmelodien, wie Jemand, der wehmüthig ein Album durchblättert, um an flüchtigen Schattenzügen die dahin geschwundenen Momente erhabener Kunstgenüsse zu beleben. Dann spielte er wieder jene zwischen rührender Klage und keckem Uebermuthe wie trunken tanzenden Nationallieder, aus denen treu der polnische Volkscharakter und ein Stück polnischer Geschichte herausklingen.

So wurde Graf J—sky bald der musikalische Wohl- und Wunderthäter seiner Umgebung. Der in fester Gefangenschaft schmachtende Bewohner der oberen Casemattenwölbung lauschte, das bleiche Gesicht gegen die Eisenstraillen des Fensters gedrückt, auf die herrlichen Töne, die ihm so unendlich und so göttlich klangen; selbst der an die harte Arbeit vorbeigeführte Baugefangene stand pausirend still, als fürchte er durch sein Kettengerassel das Spiel zu stören, und horchte hoch auf, während der escortirende Patrouilleur, die scharfgeladene Muskete bei Fuß gesetzt, ihn eine Weile gewähren ließ und eben so lauschte. In der Dunkelheit lauer Sommerabende aber schlichen flüsternde Gruppen von „Festungsdamen“ unter den Fenstern jener Casematte einher, um den polnischen Grafen auf der Geige phantasiren zu hören und auch wohl nach den Klängen einer Mazurka oder Cracovienne oder eines deutschen Walzers leise und unbelauscht ein Tänzchen zu machen.

Aber ein Pole, und noch dazu ein so jugendlich-feuriger wie der gefangene Graf, schwebelt und nebelt nicht platonisch auf deutsche Weise in dem Tonäther umher. Die lustige Unterhaltung mit seiner Geige genügte nicht seinem schusüchtig an das warme sinnliche Leben sich drängenden Herzen. Und so entsann sich, durch die mäßige Einsamkeit des Kerkers gefördert, bald ein inniges Verhältniß zwischen ihm und der jungen Frau eines unten in der Stadt garnisonirenden Unterofficiers, die, wie andere Unterofficiersfrauen, sich mit der Aufwartung von Staatsgefangenen befaßte. Sie war erst seit Kurzem verheirathet, selbst von polnischer Herkunft und von seltener Schönheit. Ihr Mann, wegen seines ehrenwerthen, biedern Charakters von seinen Vorgesetzten eben so geachtet wie bei seinen Cameraden beliebt, ließ es arglos zu, daß die junge Frau sich den Tag über oben auf der Festung aufhielt, um durch die Einnahme, die sie von den Staatsgefangenen zog, sich eine Ausbülfe für die Haushaltung zu verschaffen, für welche die kümmerliche Unteroffiziergage nicht ausreichte. Er hatte um so weniger dagegen, als ihr Leben bisher ein durchaus makelloses gewesen und er sich der Treue seiner Frau eben so sicher hielt, als er sie selbst über Alles leidenschaftlich liebte. — Allein auf der Festung giebt's keine Geheimnisse. Die Mauern, so verschwiegen sie aushehen, plaudern, und der Teufel „Gerücht“ weiß eben so die Wälderde von den Casematten abzudecken, um zu erspähen, was im Inneren derselben vorgeht, wie Le Sage's hinkender Teufel es mit den Dächern der Häuser machte. — Bald war das Geheimniß von dem gar intimen Verhältniß des gefangenen Grafen und der jungen, schönen Unteroffiziersfrau aus der Stadt ein öffentliches — und außerdem hat es noch keinem Othello, mag er weiß oder schwarz sein — an einem schadenfrohen Jago gefehlt.

Eines Tages war der sonst so dienstpünktliche Unterofficier ohne vorhergegangene Meldung von dem ihn treffenden Dienst ausgeblieben. Man schickte nach ihm — die Thüre seiner Wohnung war von innen verschlossen. Als diese gewaltsam geöffnet wurde, fand man die Unterofficiersfrau mit zerschmetterten Hirnschädel todt auf ihrem Bette hingestreckt: eine blutige Axt neben ihr. Auf dem Boden aber wälzte sich unter unsäglichen Schmerzen ihr Mann, der sich als der Mörder seines treulosen Weibes bekannte. Er selbst hatte sich mit Schwefelsäure vergiftet und starb nach wenigen Stunden in entsetzlichen Todesqualen.

Man mag sich denken, welchen Eindruck der gewaltsame Tod der allgemein bekannten jungen und schönen Frau und des braven im blühendsten Mannesalter stehenden Unterofficiers in der Stadt und oben auf der Festung machte.

Seit jenem Ereigniß waren die Mazurka's, Cracovienne und die polnischen Volksleder verstummt, die sonst so heiter aus der Casematte Nr. 1, Coupure 1, am Oberthor weit über den Festungsraum hinklangen. Graf J—sky schien seine Geige vergessen zu haben. Seine Casemattenfenster blieben fest geschlossen, wie keine nur den revidirenden Polizeiunterofficieren sich öffnende Thüre. Man sah ihn nicht, wie sonst wohl während der Freistunden, mit anderen Gefangenen promeniren, und obwohl er bis zehn Uhr Abends Licht brennen durfte, eine Erlaubniß, die er früher unbehindert über Gebühr ausdehnte, blieb nunmehr seine Casematte stets finster. — Eines Abends jedoch — es mochten wohl 14 Tage seit jener blutigen Katastrophe verstrichen sein — hörten die Umwohnenden wieder seine Geige durch das Dunkel der Nacht klingen. Es waren schwermüthig klagende Phantasien, unterbrochen von bizarren Passagen, die wie wahnsinnig gellend dazwischen lachten. Die Töne verklangen endlich melancholisch, wie ein leise verhauchendes Grabeslied. Es wurde still. Da plötzlich knallte durch das tiefe Schweigen der Nacht ein Schuß. Die erschreckten Nachbarn stürzten hervor, die Fenster der Gefangenen-Casematten öffneten sich; Ordonnanzen von der alarmirten Hauptwache am Oberthor hatten den Platzmajor und den Officier du jour herbeigeholt. Diese ließen die von innen verrammelte Thüre sprengen. Ein entsetzlicher Anblick zeigte sich ihnen und den ihnen nachdringenden Neugierigen. Der Graf hatte sich mit einem Pistolenschuß den Kopf zerschmettert, die Wände waren mit Gehirn und Blut besprützt. Der grausig entstellte Leichnam lag mitten auf dem Boden der Casematte; nicht weit davon die zertrümmerte Geige, eine prachtvolle Amati von großem Werthe — sie war sichtlich mit einem Fußtritt zerstampft worden.

Es sind nunmehr bereits, wie gesagt, sechs Jahre seit dieser blutigen Katastrophe verflossen; aber noch immer ist deren unheimlich gespenstisches Echo nicht verhallt. Während der Stille der Nacht klingt eine leise, wie durch eine weite Ferne abgedämpfte Musik durch die Casematte. Alle späteren unfreiwilligen Bewohner derselben haben sie mit Grausen vernommen und waren froh, wenn sie durch Versetzung in einen anderen, wenn auch schlimmeren Kerker von der unheimlichen Geisterruhe befreit wurden.“

So erzählte meine neue freundliche Nachbarin — und ich erzähle es ihr, wenn auch nicht in ihren eigenen Worten, doch inhaltstreu nach. Was ich gehört, hatte mich nicht gläubiger gemacht; allein ich lachte nicht mehr über die Spukgeschichte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben deutscher Schauspieler.

Ein ernster Komiker.

Von Franz Wallner.

Am 13. Mai 1820 waren die Räume des alten Leopoldstädter-Theaters Zeugen eines damals unerhörten Theaterscandals. Ferdinand Raimund, der vermöhnteste Liebling des Publicums, der originelle Schöpfer der Bäuerle'schen Possenfiguren, wurde bei seinem Erscheinen an jenem Abend ausgepfiffen, daß die Wände zitterten! — Der Grund, warum das vielköpfige Ungeheuer Publicum die Schale seines entfesselten Grimmes über das Haupt des gefeierten Komikers ausgoß, war wohl der seltsamste, und welchem je ein Schauspieler sich das Mißfallen des Auditoriums zuzog. Raimund hatte nicht heirathen wollen! Darum wurde er ausgepfiffen. So seltsam das klingen mag, so buchstäblich wahr ist das ganze Ereigniß.

Als Bräutigam einer blendend schönen Schauspielerin, Louise Gleich, der Tochter eines beliebten Localschriftstellers, erfuhr Raimund kurz vor der Hochzeit Dinge aus dem Vorleben seiner Braut, es wurden ihm Beweise über Thatsachen vorgelegt, die auch eine kaltblütigere Natur als die Raimunds erschüttert hätten. Und doch war der folgende Morgen zur Trauung bestimmt; nach derselben aber sollte eine zahllose Festvorsammlung das frohe Ereigniß der Vermählung zweier Lieblingsschauspieler der Residenz in dem prachtvollen Saale des k. k. Augartens mitfeiern helfen. Die einflußreiche Familie und die noch weit einflußreicheren hohen Gönner Braut hatten ihre gewichtigen Gründe, dieselbe baldmöglichst unter der Haube zu wissen — und wie der arme, rath-

Ferdinand Raimund als Aschenmann.

lose Künstler auch seinen Verstand zermarterte — kein Ausweg aus dem Netze, welches er sich selbst gestellt! Und doch einer, wenn auch originell und bizarr, wie das ganze Treiben des Sonderlings!

Eine schaulustige Menge drängte sich in der Kirche, dessen Altar festlich geschmückt des Brautzuges harrte. Aber nur der eine Theil hatte sich eingefunden. Der Bräutigam erschien nicht, ohne ein Wort der Entschuldigung war er ganz einfach ausgeblieben, alles Suchen nach ihm vergebens; nachdem stundenlang die Geduld der Anwesenden auf die härteste Probe gesetzt worden, kehrte die Braut in ihre Wohnung zurück, wo ein lakonischer Zettel meldete: „er habe sich die Sache anders überlegt, und wolle nun gar nicht heirathen."

Mit Windeseile durchlief diese Nachricht mit monströsen Zusätzen und Verunzierungen die Stadt, deren entrüstete Bewohner sich um die gekränkte Künstlerin schaarten und in oben geschilderter Weise derselben Satisfaction zu schaffen suchten.

Ein gellendes Pfeifen, Toben und Scharren empfing den sonst so beliebten Komiker, der leichenblaß, mit finsterer Stirne die Lynchjustiz über sich ergehen ließ. Auf den Ruf: „Abbitten! Fräulein Gleich Satisfaction geben!" ꝛc. trat Raimund vor die ergrimmten Zuhörer, im Galgenhumor versichernd, daß es ihm während seiner theatralischen Laufbahn oft vorgekommen sei, daß ein Schauspieler „auf allgemeines Verlangen" eine Rolle spielen müsse, aber daß ein Künstler auf allgemeines Verlangen heirathen solle, das sei gewiß neu.

Man kann sich keinen Begriff von der Wirkung machen, mit welcher diese keke Anrede in das Publicum einschlug. Während ein Theil vor Lachen über die sonderbare Vertheidigung in tollen

Jubel ausbrach, pfiff und tobte der andere fort, indeß die Verehrer Raimund's eben so wüthend applaudirten.

Der Vorhang fiel, die Vorstellung nahm ein verstühtes Ende. Als Nachspiel heirathete der Komiker doch noch „auf allgemeines Verlangen" die Schauspielerin Louise Gleich, aber nur, um in kurzer Zeit darauf eine rechtskräftige Scheidung einzuleiten und durchzuführen. Diese Scheidung „von Tisch und Bett", nach welcher er als Katholik nicht wieder sich vermählen durfte, war der schwarze Schatten, der das heitere Leben des Künstlers für immer verdunkeln sollte. Ein wackeres Mädchen, Fräulein A. W., schenkte dem Manne, der nur sein Herz, aber keine Hand mit dieſem zu vergeben hatte, ihre erste Jugendliebe und blieb dieſer treu bis übers Grab hinaus. Daß er seine „Toni" nicht heimführen dürfte an den häuslichen Heerd, war für den redlichen Raimund eine fortwährende geistige Marter; die Demüthigungen, welche das arme Mädchen zu erdulden hatte, die Opfer, welche sie ihrer Liebe brachte, erkannte der Künstler dadurch an, daß er seine Geliebte zur Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens einsetzte.

Im Juni 1790 wurde Raimund in Wien geboren. Leider reichten die Mittel seines Vaters, eines armen Drechslermeisters, nicht aus, um dem heißen Wunsche des Knaben, zu studiren und etwas Tüchtiges zu werden, Genüge leisten zu können. Nun, der Junge ist doch etwas Tüchtiges geworden, wenn gleich in anderer Sphäre, als er damals ahnen mochte. Zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gebracht, übte er sich mit poetischen Erstlingsversuchen, als Bonbonpressen, welche letztere viel besser ausgefallen sein sollen, als der von ihm gefertigte süße Inhalt derselben.

Der Schauspieler Wurm, ein früherer Schulcamerad und späterer College Raimund's, mit dem er bis zu seinem Tode innig befreundet blieb, hatte einige Federproben aus jener Zeit aufbewahrt; so zum Beispiel eine burleske Grabschrift, die er bei irgend einer Gelegenheit für seinen eigenen Leichenstein pränumerando anfertigte:

Wandrer, steh' still aber lese Dich nieder.
Hier ruhet eines Mannes Gebein,
Der Ferdinand Raimund hat geheißen,
Ganz jung mußt er ins Gras scheu beißen;
Im rühmlichen Beruf hat er den Tod gefunden:
O Wanderer — ihm wär's lieb, lägst Du statt ihm da unten!

Nach vielen gescheiterten Versuchen, in Wien oder wenigstens in der Umgebung der Residenz auf einem Sommertheater unterzukommen, begann er seine theatralische Laufbahn in Preßburg; diese Versuche fielen aber kläglich aus, und er mißlief, dem dortigen Publicum total. Nun begann für den Armen ein Wanderleben der entmuthigendsten und mühseligsten Art, auf's Greellste contrastirend mit dem hohen Ideal, welches der unerfahrene begeisterte Bürgerssohn von der „hehren Kunst" im Busen trug.

Es fehlt uns bei der Raum, um den fahrenden Komödianten auf seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen, und die Entwickelung seiner Fähigkeiten stufenweise zu beobachten. Im Jahre 1813 finden wir ihn schon als Gast mit großem Beifall in Wien auftretend, und 1817 gehörte er schon als überaus beliebtes Mitglied dem damals unübertrefflichen Komikerverein des Leopoldstädtertheaters an, für welches die Schriftsteller Meisl, Bäuerle und Gleich ihre hoch beliebten Zauberpossen schrieben. Der Zufall und die eiserne Nothwendigkeit drängten Raimund selbst auf die Bahn des Volksdichters, auf welcher er so reiche Lorbeeren zu ernten und alle seine Nebenbuhler zu überflügeln bestimmt war.

Er hatte Meisl die Idee zu einem Zaubermärchen mitgetheilt, welches zu seinem Benefize im Winter 1823 in Scene gehen sollte. Vergebens war alles Drängen und Mahnen des gefänglustigen Schauspielers, der Tag des Benefizes rückte näher und näher, ohne daß Meisl schreibesfaul wie immer, mehr als die Einleitungsscenen zu Papier gebracht hatte.

In seiner Desperation beschloß Raimund, selbst den kühnen Versuch zu wagen und das angefangene Opus, „der Barometermacher auf der Zauberinsel", fertig zu schreiben, ein Versuch, der so glücklich ausfiel und seine hochgespanntesten Erwartungen so hoch überflügelte, daß er schon im nächsten Jahre mit einer neuen Zauberposse, „der Diamant des Geisterkönigs," vor das Publicum trat, deren Grundidee einem Märchen aus Tausend und einer Nacht entnommen war. In rascher Reihenfolge erschienen nun die Originalwerke: „der Bauer als Millionär", „Menſafur's Zauberfluch", „die gefesselte Phantasie", „der Alpenkönig und der Menschenfeind", „die unheilbringende Zauberkrone" und endlich „der Verschwender".

Es ist hier nicht die Stelle, um auf Raimund's unbestrittene Verdienste um die deutsche Volksbühne, seine reiche Erfindungsgabe, seine naive, nie verletzende Witzader als Schriftsteller näher einzugehen; als Schauspieler war derselbe eine Erscheinung, die kaum in der Geschichte des deutschen Theaters wiederkehren dürfte. Den glühender Begeisterung für seine Kunst erfüllt, trugen seine Bühnengestalten stets den Stempel des treffsten, charakteristischesten Studiums. Sein haferfüllter Rappelkopf und die wehmuthsvoll weiche Erscheinung des Aschenmannes, welch' ein Contrast!

Unser Bild bringt die Figur des letzteren, nach einem Original des genialen Kriehuber in Wien, in sprechender Aehnlichkeit in Haltung und Zügen, zur Anschauung.

Die Erkennungsscene im „Verschwender", wo der arme treue Valentin seinen ehemaligen Herrn im Elend findet, gehörte in Raimund's Darstellungsweise mit zu den Bestendesten, was die deutsche Schaufpielkunst je aufzuweisen hatte. Und mit wie einfachen Mitteln erreichte der geniale Künstler die erschütterndste Wirkung! Valentin findet an der Schwelle des Palastes seines früheren Gebieters einen Bettler, der Arme will mit dem Aermeren theilen, er nimmt ein Geldstück, um es ihm zu schenken, die Züge des Bettlers scheinen ihm bekannt, er starrt ihm ins Gesicht, die ausgestreckte Hand bleibt unbeweglich, er wagt es nicht, dem Bittenden den bereit gehaltenen Groschen anzubieten. Der ehemalige Millionär fragt den fremden Mann erstaunt, was er von ihm wolle; dieser erkennt auch die Stimme seines geliebten Herrn, ein unartikulirter Schrei entringt sich der vollen Brust, ein Schrei, in dem sich der tiefste Jubel und die innigste Wehmuth mischt; ein greller Ausruf: „Mein gnädiger Herr!" Er überstieget noch einmal die verfallene Gestalt des einst so hochgestellten Mannes, und leise stammeln die bebenden Lippen, welche die Hände des früheren Gebieters mit Küssen bedecken, unter einer Fluth von Thränen der Freude und des Schmerzes: „Mein gnädiger Herr!" Wie Viele, auch Schreiber dieser Zeilen, haben es versucht, dieses zweimalige „Mein gnädiger Herr" in ähnlicher Weise nachzusprechen, nachdem der Mund des Schöpfers für immer stumm geworden! keinem ist dies nur annähernd gelungen. Diese Töne einer auffauchzenden und schmerzerfüllten Menschenbrust waren eben nur dem Dichter des „Verschwenders" eigen.

Wer sollte nicht meinen, daß Raimund jetzt auf dem Höhenpunkte des Glückes angelangt sei? Getragen von der vollen Gunst der Elite des Publicums und der Achtung seiner Mitbürger, in glücklichen Vermögensverhältnissen, Besitzer eines reizenden Tusculums in dem schönsten Gebirgsthale der Monarchie, in Guttenstein, umgeben von der zärtlichsten Sorgfalt eines liebenden und geliebten Wesens, was konnte dem Beneidenswerthen noch fehlen? — Und doch wurde der überall Geseierte seines Lebens und Wirkens nicht froh; weder die Anerkennung in der Heimath, noch die Erfreuung seiner Verdienste auf weiten Gastspielreisen an den größten Bühnen Deutschlands, die sich durch die glänzendsten Erfolge zu wahren Triumphzügen gestalteten, vermochten die schwarzen Schatten der Hypochondrie zu verscheuchen, die sich um das Haupt des Musengünstlings gelagert hatten. Gerade bei seiner genialen Begabung lastete der Mangel an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung doppelt schwer auf ihm; bei einem Herzen voll warmer Menschenliebe, unermüdlich im Wohlthun, mit stets offener Hand gegen ärmere Collegen, konnte er doch nie ein scheues Mißtrauen gegen alle Welt überwinden. Wie unglücklich sich der Mann fühlte, dem alle Herzen entgegen schlugen, der Alles erreicht hatte, was in seiner Sphäre zu erreichen möglich war, mögen die folgenden Blätter beweisen. Raimund liebte es, in losen Heften seine Empfindungen in Tagebuchform niederzulegen. Einige dieser Ergüsse hat sein Freund und College, der Schauspieler Landner in Wien, der Veröffentlichung entrissen. Sie mögen hier eine Stelle finden.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines ernsten Komikers.

Wien 18—

Es ist seltsam! Je höher die Wogen des Beifalls mich umrauschen, je stürmischer mich die Gunst des Publicums erhebt, desto unzufriedener werde ich mit mir selber. Ich fühle in meiner tiefsten Brust, was ich mir kaum selbst zu gestehen wage, wie unzulänglich mein Genre ist, wie es in demselben so ganz und gar unmöglich ist, Großes zu leisten. Es ist recht traurig! Ein ganzes volles Menschenalter hindurch habe ich vergebens gestrebt und ge-

rungen; mit der letzten Scholle, die man einst meinem Sarge nachwerfen wird, ist auch mein Name der Vergessenheit anheim gefallen. Ihr Glücklichen, denen Mutter Natur ein Organ in die Brust gelegt, vollkönnend und kräftig genug, um Shakespeare's, Schiller's und Goethe's herrliche Worte auf der Bühne erklingen zu lassen, jedes warme Zuschauerherz erbebend und begeisternd!

Warum mir gerade dieses schnarrende, mißtönige Instrument, zu meiner glühenden Scele passend, wie die Strafenorgel zum Kirchengesang! Warum mir gerade dieses tonlose Organ, eben gut genug, den Possenreißer zu spielen, um der johlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen; ohne tieferen Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung! Und an diese fluchbeladene Existenz gefesselt zu sein, wie der Galeerensklave an die Kette!

München.

Heute habe ich einen furchtbaren Abend erlebt. Der berühmte Eßlair spielte am Hoftheater den Tell, eine seiner Forcerollen. Ich stiege in's Schauspielhaus, um die Künstlergröße anzustaunen, von welcher der Ruf so viel Günstiges erzählt. Was finde ich? Eine Ruine! Eine Ruine, zerfallen und ohne Spur ehemaliger Herrlichkeit. Ein alter Mann, zahnlos, kaum noch verständlich seine Aufgabe handwerksmäßig herabkallend und das Publicum, das den einst Gefeierten in anerkennungswerther Pietät mit einem Sturm von Applaus empfing, im Verlaufe der Darstellung eisig kalt lassend. Ich kann nicht beschreiben, wie schneidend wehe mir der Anblick that. Die Erscheinung berührte mich um so schmerzlicher, als ich erfuhr, daß nur Gebrauch den Greis dazu trieb, seine früher errungenen Lorbeeren selber in den Staub zu treten. Ach, welch ein widerlicher Anblick ist doch ein alter Komödiant! Wird es mir einst auch so gehen? Von jetzt an will ich sparen, die Sorge für die Zukunft soll in Folge mein Cassenverwalter sein, und der heutige Tell möge ein warnend Schreckbild als Titelbild meines Aufgabebuches stehen. Ob es nicht besser wäre, mit einem raschen Pistolenschuß diesen Sorgen zuvorzukommen, während man noch auf dem Zenith des Ruhmes steht?

Wien, den —.

Heute Abend haben wir einen Theaterscandal zu gewärtigen. Die Krones tritt nach einer mehrmonatlichen Pause wieder auf. Der Leichtsinn dieser allerdings sehr talentvollen Person hat selbe in eine gräßliche Situation verwickelt. Ein reicher polnischer Cavalier sucht ihre Bekanntschaft zu machen, und läßt sich bei der beliebten Schauspielerin einführen. — Es soll dies — wie die böse Welt behauptet — eben nicht mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein. Kurz und gut, in wenig Wochen stehen die Krones und Graf Jaroschinsky auf so vertrautem Fuße, daß Erstere eine Einladung zum Mittagessen in der Wohnung des Edelmanns annimmt. Es soll dort toll genug zugegangen sein. Während die Orgie in vollem Gange ist, wird der Graf abgerufen. Die Krones setzt sich an's Clavier und trällert ein Modeliedchen. Plötzlich öffnet sich die Seitenthür, und Graf Jaroschinsky steht umgeben von Polizeidienern und Criminalbeamten, mit schweren Ketten gefesselt und mit todtenbleichem Antlitze, vor den Augen seiner entsetzten Gäste. Die Krones fällt in Ohnmacht, ob in eine wirkliche oder fingirte, will ich dahin gestellt sein lassen, wird aber durch die Hände der rauhen Sicherheitsbeamten in's Leben zurückgerufen und muß nun über ihr Verhältniß zu dem Grafen — der eines Raubmordes angeklagt ist — genaue Auskunft geben. Es sollen dabei eben nicht die erbaulichsten Details an's Tageslicht gekommen sein. Jaroschinsky hat wirklich, wie es sich bald ergab, seinen ehemaligen Lehrer, den siebenzigjährigen ehrwürdigen Professor Blank, mit kalter, henkersmäßiger Grausamkeit gemeuchelt und beraubt und mußte vor wenig Wochen seine fluchbeladene That am Galgen büßen. Die Krones, hieß es damals, werde der Bühne entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen. Und jetzt, nachdem kaum mehrere Monate über dies Ereignis hingegangen, hat die Person die Frechheit, wieder vor die Augen des Publicums zu treten. Alles ist empört, und die Krones wird, trotz ihrer Beliebtheit als Künstlerin, gewaltiges Strafgericht zu überstehen haben.

Ich bin gottlob in der heutigen Vorstellung nicht beschäftigt; und geht mich gleich die ganze saubere Geschichte persönlich nichts an, so schäme ich mich doch in tiefster Seele hinein, daß solche Dinge beim Theater vorgehen können. Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich unter die Zuschauer zu mengen, sondern ich werde mir irgend einen Winkel auf der Bühne suchen und die Resultate des verhängnißvollen Abends in banger Erwartung vorübergehen lassen.

Den folgenten Tag.

Die Krones ist gestern Abend mit einem Sturm von Applaus, ohne das geringste Zeichen von Mißfallen, empfangen worden! *

Ist es denkbar! Wahrlich, so sehr ich gestern fürchtete, unsern Stand beschimpft zu sehen, so empört war ich dennoch über den Ausgang. Ist dies dasselbe Publicum, welches ein Recht zu haben glaubte, sich in meine Privatverhältnisse einzumengen, und mich wüthend ausspiff, weil ich ein Mädchen nicht heirathen wollte, von deren Sittenlosigkeit ich mich leider während des Brautstandes vollständig überzeugt hatte? Ich wurde deshalb mißhandelt, und eine gemeine Buhlerin, deren Verschmendung Mitursache an einem Morde gewesen, wird mit einem Jubel empfangen, als träte sie nach einer großen That vor die Augen der Menge! Ja, um das Maß voll zu machen, wurden einige bezügliche Reden — man gab eine Parodie auf Spontini's Bestalin — besonders aber die Worte der Krones: „das dumme Volk wird doch nicht im Ernste glauben, daß ich eine Bestalin bin?“ mit einem rasenden Beifallssturm aufgenommen. Die Röthe der Scham brannte mir auf der glühend heißen Wange; und die Menge jauchzte! Und diesem Götzen, charakterlos und lasnisch, bringt der Schauspieler sein Dasein, der Künstler den „Saft seiner Nerven“ zum Opfer!

Am Abend desselben Tages.

Heute zum ersten Male während einer zwanzigjährigen Künstlerlaufbahn drängt sich mir der Gedanke durch den Kopf, ob ich nicht besser gethan hätte, nach den Willen meines alten braven Vaters ein friedlicher Handwerker zu werden. Ich sehe ihn vor mir, den gutmüthigen Greis mit den Silberlocken, wie er mit rastlosem Fleiße schafft und sich müht um die Existenz seiner Familie.

An einem Sonntag, das einsache Mahl war verzehrt, das Tischgebet gesprochen, frug er mich mit herzlichen Worten: welchen Stand ich mir zu wählen gedenke? Und als ich hierauf mit scheuer Stimme antwortete, ich wolle Schauspieler werden: da wurde der alte Mann bleich wie der Tod, die gutmüthigen Augen umzogen sich mit einem hervorquellenten Thränenflor, nach langer Pause entrangen sich den bebenden Lippen meines armen Vaters die beinahe unhörbaren Worte: „Ferdinand, das kann dein Ernst nicht sein. Du wirst deine unglücklichen Eltern nicht vor der Zeit ins Grab bringen wollen!“ Da trat auch die Mutter an mich heran, und beschwor mich mit heißen Thränen, von meinem Vorsatze abzustehen, und meine liebliche Schwester Gertrude ergriff meine Hand und vereinigte ihre Bitte mit denen meiner theuren Erzeuger. Erschüttert gab ich den Meinen das Wort, nie mehr an die vorübergehende Idee zu denken, Schauspieler zu werden. Dankbar drückte mich der Alte ans treue Herz, Jubel scholl durch die Räume unserer sonst stillen Wohnung, ein Fest wurde improvisirt, es war, als sei ich meiner Familie zum zweiten Mal geboren worden. Nochmals mußte ich meinem Vater das feierliche Wort geben, dem unseligen Vorsatze „Komödiant“ zu entsagen.

Ich habe mein Wort nicht gehalten.

Zürnst Du mir deshalb noch, verklärter Dulder dort oben? Sieh, Du bist gerächt! Vollwichtig gerächt! Trotz allem, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, habe ich während der langen, langen Zeit, daß ich der Bühne angehöre, mich nicht eines wahrhaft glücklichen Augenblicks zu erfreuen gehabt. „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ — Ich habe die letzten Wünsche der Meinen außer Acht gelassen, dafür stehe ich jetzt allein und freundlos in der Welt. Niemand, der mir angehört, alle meine Lieben ruhen im Schooße der Erde. In den bereits erbleichenden Locken wühlt kein liebes Kind, kein theurer Sprößling schaukelt auf meinem Knice, welches die Hand stützt, in der das sorgenschwere Haupt ruht.

Du sollst Vater und Mutter ehren.

Und doch — war es denn meine Schuld? Konnte ich dem Drange widerstehen, welcher mich unaufhaltsam den verhängnißvollen Brettern entgegentrieb? Konnte ich ankämpfen gegen die glühende Neigung zur Kunst, welche mir von meinem unausweichbaren Geschicke gleichsam als Pathengeschenk in die Wiege gelegt zu sein schien? Von dem Tage an, als sich mit dem Anschauen des ersten Bühnenwerkes eine nie geahnte Wunderwelt vor meinen erstaunten Blicken erschloß, konnte ich die sieberhafte Pein, die heiße Sehnsucht nach der Priesterschaft in dem für mich heiligen Tempel der Kunst nicht eine Minute los werden.

Kaum hatten wir den braven Vater hinaus getragen auf den

* Factisch.

beschneiten Kirchhof, so waren die feierlichen Gelöbnisse vergessen, die ich in die jetzt erkalteten Hände gelegt. Treulos den Ladenisch verlassend, der mir zur Galeere geworden war, begann ich bei wandernden Truppen ein mühseliges, abenteuerliches Nomadenleben.

Damals war ich glücklich! — Die rasche Jugend half mir mit leichtem Sinne über Nahrungssorgen hinweg, dafür durfte ich die Kunstkenner in Stein am Anger und Oedenburg* entzücken, und beschwichtigte den knurrenden Magen, indem ich ihm eine neue Rolle vorlas und ihn mit meinen großartigen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft tröstete. Alle diese Hoffnungen sind mehr als wahr geworden, alle meine Pläne habe ich realisirt, und dennoch — bin ich jetzt zufriedener als damals? — Du sollst Vater und Mutter ehren!

Leider reichen die uns zugekommenen Blätter nicht weiter, doch geben sie ein klares Bild von dem Seelenzustande des edlen und genialen Selbstquälers. Wenn auch die stets steigenden glücklichen Erfolge in seiner Doppeleigenschaft als ruhmgekrönter Dichter und Darsteller von Zeit zu Zeit die „Saulslaune", die sich seiner bemächtigt hatte, nicht zum vollen Ausbruch kommen ließen, so stellte sie sich doch periodenweise um so gewaltiger ein. So auch am 26. August 1836, wo der Dichter sich auf seinen reizenden Landsitz zu Pernitz bei Guttenstein zurückgezogen hatte. Ein kaum nennenswerthes Ereigniß führte die verhängnißvolle Katastrophe herbei, welche dem Leben Raimund's ein vorschnelles Ende machte.

Ein bissiger Haushund verletzte ihn leicht an der Hand, die Wunde war so unbedeutend, daß sie in ein paar Tagen bis auf die letzte Spur geheilt worden wäre. Da bemächtigte sich mit unabweisbarer Gewalt des armen Hypochonders der furchtbare Gedanke, „der Hund sei toll gewesen."

Um sich zu zerstreuen und den Fetzerquälen seiner immer fester wurzelnden Ideen zu entgehen, unternahm er eine Reise zu dem wunderthätigen Madonnenbilde in Mariazell, welches bei allen Katholiken in hohem Ansehen steht, und wohin tausend und Tausende Belasteter wallfahrten, um ihr schweres Herz auszuschütten. Dort mag auch der geängstigte Poet seine Hände um Gebet gerungen und die gnadenreiche Heilige mit heißer Bitte angefleht haben, die furchtbare Todesart von ihm abzuwenden. Nach Hause zurückgekehrt, wurde sein unseliger Wahn noch bestärkt, als er erfuhr, daß der Hund in der Zwischenzeit erschossen worden sei, da er noch eine Person gebissen, und sich überhaupt „wie toll" gebehrdet habe.

Der verwüstete Hofraum, die ringsum weit aufgewühlte Erde, die zerrissenen Trümmer der Einfriedigung des Grundstückes legten ein furchtbares Zeugniß ab für die Wuth des bösen Hundes. Vergebens alles Bureden seiner besorgten Umgebung, seiner treuen Toni. Endlich brachte ihn die Letztere zu dem Entschluß, mit ihr nach Wien zu fahren, und dort Rath und Hülfe eines berühmten Arztes in Anspruch zu nehmen.

Scheu in eine Ecke des Wagens gedrückt, stumm und regungslos saß der Märtyrer seiner Einbildung in furchtbaren Qualen, unzugänglich den Trostesworten und Bitten der sanften Freundin. Da brach ein so furchtbares Unwetter los, wie man sich eines ähnlichen seit Jahren nicht erinnerte. Der Donner rollte mit dröhnenden Schlägen, in dem Gebirgsthal ein hundertfaches Echo weckend, Regengüsse, gleich Strömen niederrauschend, machten die Wege unfahrbar und zwangen unsere Reisenden in einem kleinen Gasthof in Pottenstein zu übernachten. Man weiß, wie selbst die heiterste Stimmung durch einen unfreiwilligen Aufenthalt an einem langweiligen Orte bei schlechtem Wetter niedergedrückt wird. Und nun denke man sich Raimund, mit bitterer Verzweiflung im Herzen, Nacht, düstere Nacht um und in ihm, im unbehaglichen, düsteren Dorfwirthshause, und umtobt von dem Wüthen der Elemente! Immer finsterer, immer drohender umgaben die Schreckgestalten eines gräßlichen Todes den armen Leidenden, mit leiser Stimme bat er seine Toni, ihm ein Glas Wasser zu bringen. Diese hatte sich kaum entfernt, als ein dumpfer Knall sie zurückschreckte; mit düsterer Ahnung öffnet sie die Thüre — da liegt der Unglückselige; mit einem Taschenpistol, welches er stets geladen bei sich trug, hatte er sich in den Mund geschossen!

Wie ein Lauffeuer drang der Ruf der vorschnellen Schreckensthat nach Wien. Aerzte und Freunde des armen Mimen eilten nach Pottenstein, nur Trost, nicht Hülfe konnten sie an das Schmerzenslager bringen. Die Kugel des schwach geladenen Terzerols war im Gaumen stecken geblieben, noch acht qualvolle Tage mußte er seine Leiden, seine Reue tragen, ehe der Tod als Erlöser aus schwerer Pein an sein Sterbebette trat.

Als ihn sein vieljähriger Freund, der Schriftsteller Weidmann, besuchte, zeigte er diesem, während ihm heiße Thränen über die abgemagerten Wangen rollten, mit dem Finger in den Mund und wimmerte zu wiederholten Malen: „die Kugel! die Kugel!"

Und schließt mich einst die Kunst aus ihrem Tempel aus,
Berleg mein graues Haupt in Deinem grünen Haus;
Dann mag sich meine Lebensleyre neigen,
Dann will ich in Dein stilles Brautbett steigen,
In Deinem Schooß ruh' mein Gebein,
Mein Grabmal sei im Guttenstein!

(An Guttenstein.)

Nach diesem seinem Wunsch, den er oftmals in seinen Poesien ausgesprochen hatte, wurden seine sterblichen Reste der Erde seines vielgeliebten Guttensteins anvertraut.

Am 8. September 1836 bewegte sich der endlos lange Zug der Leidtragenden — Leidtragende im strengsten Sinne des Wortes — in dem reizenden Gebirgsthale entlang, dem entschlafenen Freund und Kunstgenossen die letzte Ehre zu erweisen. Die Landleute der Umgegend, denen er stets Freund, Berather, Helfer in allen Nöthen war, die den „guten Stadtherrn" alle innig liebten, hatten sich in reicher Zahl, angethan im Festschmucke, eingefunden, den „braven Herrn" zur Gruft zu geleiten. Größere, festlichere Leichenbegängnisse mögen schon vorgekommen sein, ein ergreifenderes, schmerzlicheres wohl nie. Die Klänge des schönen Liedes: „So leb denn wohl, Du stilles Haus", aus seiner besten Dichtung „der Alpenkönig und der Menschenfeind", wirkten erschütternd auf die Menge, die mit heißen Thränen dem Sarge folgte. Sein ebenbürtiger College Ludwig Löwe, der den Lorbeer auf sein Grab gelegt, war vor schmerzlicher Aufregung nicht im Stande, die Worte der Liebe und Achtung, die dem Hingeschiedenen folgen sollte, zu vollenden. Schmerzlich weinend sank er mit gefalteten Händen am Sarge nieder, während die bebenden Lippen nicht einen armen Laut mehr hervorbringen konnten.

Und so möge denn auch meine Feder verstummen; vielleicht finde ich später Platz, auf einzelne Charakterzüge, so wie auf einen fast tragikomischen Streit um den gestohlenen Schädel des Todten, in diesen Blättern zurückzukommen. Jetzt mag die ernste Stimmung bei der Erinnerung an einen edlen Menschen, an ein großes, vor der Zeit untergegangenes Genie, an einen unvergessenen Darsteller den Schlußstein meiner Federzeichnung bilden.

* Zwei kleinere Provinzialstädte Ungarns, in denen Raimund seine Laufbahn begann.

Deutschlands Arbeiter.

Von **H. Schulze-Delitzsch.**

Mitten in schwerer Schädigung unserer nationalen Interessen, während Deutschland, bei tiefem innerem Zerwürfniß, äußeren Verwickelungen der verhängnißvollsten Art entgegensieht, vollzieht sich ruhig und stet ein Vorgang vor unseren Augen, der wohl geeignet ist, unsere Hoffnung auf das glückliche Bestehen der herannahenden Krisis, auf Begründung dauernder, dem Wesen und den Bedürfnissen des deutschen Volks entsprechender Zustände aufrecht zu erhalten. Es ist die deutsche Arbeiterbewegung.

Noch ist der Rückschlag von 1848 im frischen Gedächtniß, den wir einzig und allein dem Bruche innerhalb der großen bürgerlichen Mehrheit des Volks zuzuschreiben haben. Geschreckt von den Forderungen, noch mehr von dem äußeren Auftreten eines im Verhältniß nur kleinen Theiles der Arbeiter, sowie durch die Ereignisse in Paris, warfen sich die besitzenden Classen, in der Meinung, das Privateigenthum und alle Grundlagen eines geordneten Verkehrs seien gefährdet, der Staatsleitung um jeden Preis in die Arme, und so trieben wir in die Nähe der Reaction. Erst langsam Drucke blieb es vorbehalten, die Spaltung zu beseitigen und die allgemeine Ueberzeugung zu befestigen, daß, wie die gesitzigen, so auch die materiellen Interessen aller Classen nicht schlechter

gewahrt werden können, als unter dem feudal-büreaukratischen Regiment, welches von Neuem die Zügel ergriffen hatte. Da endlich, in dem gemeinsamen wirthschaftlichen und politischen Bedürfniß, in der auf Allen gleich schwerlastenden bedrohlichen Lage des Vaterlandes nach innen wie nach außen, fand man sich zu gemeinsamem Handeln wieder zusammen, und verständigte sich über die Ziele des Kampfes, über Mittel und Wege einer offenen und energischen Agitation mit gesetzlichen Mitteln für das verfassungsmäßige Recht, als Basis jeder weiteren Entwickelung. Obschon verkürzt um manches Recht von 1848, traten die Arbeiter rückhaltlos in die Reihen der liberalen Kämpfer und bewiesen durch ihr Festhalten gegen das Werben der Rückschrittsmänner, daß die Erfahrungen von 1848 und 1849 für sie nicht verloren seien.

Aber damit nicht genug. Mit dieser klaren Position auf politischem Gebiete wurde zugleich der Grund zu gesunden socialen Bestrebungen, zur dauernden Hebung der betheiligten zahlreichen Bevölkerungsschichten in ihrer materiellen Lage wie in ihrer ganzen gesellschaftlichen Stellung gelegt. Mit einem unsäglichen Eifer ergriffen die Arbeiter, zunächst in den größeren Städten, die ihnen von Männern der gebildeten Stände, von Vertretern der Wissenschaft, dargebotenen Hände, ihre Kenntnisse, ihre Bildung für Beruf und Leben zu erweitern. Zugleich wurden praktische Organisationen mannigfacher Art geschaffen, die materiellen Fragen in Beschaffung der Arbeits- und Unterhaltungsmittel, in Gewährung von Baarschaft und Credit, in Ermöglichung der gewerblichen Selbstständigkeit, zum Besten der Leute zu lösen. Eine Unzahl von Vereinen entstand und ist täglich im Wachsen. Während die Arbeiter, die Handwerker, die Gewerbe- und volkswirthschaftlichen Vereine die Fortbildung in technischer, gewerblicher und humaner Hinsicht vermitteln, befassen sich die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften in der angedeuteten Art mit der Hebung der materiellen Lage ihrer Mitglieder. Eine Regsamkeit, ein rüstiges Erfassen, ein freudiges Schaffen herrschen überall, wie sie erforderlich waren, in kurzer Zeit, vor Ablauf eines Jahrzehnts, bedeutende Resultate hervorzubringen. Sicher kann die Zahl der Vereine nach jeder der beiden Hauptrichtungen hin nindestens auf tausend in Deutschland angeschlagen werden, und ihre Mitglieder auf zusammen einige hunderttausend. Während sich mehrere Bildungsvereine — wir nennen namentlich den großen Handwerkerverein zu Berlin und den Arbeiterfortbildungsverein zu Hamburg — zu wahren Arbeiterakademien emporgeschwungen haben, eigene großartige Locale, Bibliotheken und die besten Lehrkräfte und Lehrmittel jeder Art besitzen, haben die Genossenschaften — Vorschuß- und Creditvereine, Rohstoff-, Magazin- und Produktivgenossenschaften, Consumvereine u. a. — im Jahre 1862 bereits für mehr als 30 Millionen Thaler Geschäfte gemacht und darunter gegen 25 Millionen baar unter ihren Mitgliedern in Umlauf gesetzt, auch durch allmählich geringe Einlagen und Zuschreibung von Gewinnantheilen an eigenem, den Mitgliedern gehörigen Fond mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler aufgesammelt, obschon die meisten dieser Vereine erst seit 2 bis 3 Jahren bestehen. Und bei allen diesen Bestrebungen — dies heben wir besonders als dasjenige Moment hervor, welches ihnen erst ihren rechten Werth giebt — stehn die Arbeiter durchaus und völlig auf dem Boden der Selbsthülfe!

Welche Freude, welches erhebende Gefühl, sein Vorwärtskommen in Bildung und Wohlstand, seine materielle Existenz, seine gesellschaftliche Stellung der eigenen Kraft zu danken, sich sein Geschick selbst gemacht zu haben, alle Unterstützung, jede Gönnerschaft mit der von beiden unzertrennlichen Einmischung und Beaufsichtigung, von sich abweisen zu können! Nur wer auf eigenen Füßen steht, wer sich selbst zu helfen weiß, ist ein freier Mann — und daß die Arbeiter dies recht wohl vermögen, wenn sie es nur recht angreifen, das zeigt sich alle Tage, und das giebt ihnen eben den frischen Muth, den nachhaltigen Eifer in allen diesen anstrengenden Mühen, diesen schweren Anfängen, die ihnen nicht erspart werden können, wenn sie sich dauernd emporringen wollen. „Der Mensch hat von Natur Bedürfnisse, an deren Befriedigung die Möglichkeit wie die Würdigkeit seines Daseins geknüpft ist; aber er hat zugleich von der Natur die Kräfte erhalten, deren Ausbildung und richtiger Gebrauch ihn zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gelangen läßt," — dies die einfache unbestreitbare Wahrheit, aus welcher für jeden von uns die Pflicht der socialen Selbstsorge, der Selbstverantwortlichkeit für die eigene Existenz abgeleitet werden muß. Wer viel bedarf, muß viel leisten; jedenfalls sorge Jeder, daß seine Bedürfnisse nicht seine thätigen Kräfte überwuchern, sonst stimmt es nicht im Haushalt des Einzelnen, wie in dem ganzer Nationen. Mit sich muß jeder anfangen, wenn es gut, wenn es besser mit ihm werden soll. Seine Kräfte und Anlagen ausbilden und recht gebrauchen, das ist es, was den Einzelnen fördert, was ganze Gesellschaftsclassen, die ja doch eben nur aus vielen Einzelnen bestehn, einzig in die Höhe bringt. Hier durch ein Zusammenwirken Vieler die mancherlei äußeren Hindernisse wegräumen, welche dem Arbeiterstande bei solchen Bestrebungen entgegenstehen, die äußeren Bedingungen des Gelingens in Erwerb und Wirthschaft ergänzen, die sich dem einzelnen Arbeiter verfagen, — z. B. die Beschaffung von Capital und Credit u. dergl. — das ist die Aufgabe. Zusammenwirken, die zersplitterten schwachen Kräfte der Einzelnen zu einer Gesammtkraft im Dienste Aller vereinigen — dadurch wird etwas geleistet, das zeigen die Genossenschaften in der überraschendsten Weise. Aber freilich, die innere sittliche und geistige Tüchtigkeit, die technische und geschäftliche Befähigung, die müssen die Einzelnen in die Vereinigung mitbringen, die müssen sie Jeder in sich selbst ausbilden, das kann ihnen die Genossenschaft nicht ersetzen. Diesen Fond von Tüchtigkeit setzt vielmehr bei ihren Mitgliedern voraus, und nicht ihn zu ersetzen, sondern nur ihm die äußeren Mittel zuzugesellen, darin besteht die Aufgabe, die sie zu lösen vermag. Eine Genossenschaft von Untüchtigen wird niemals Erfolg haben, so wenig als eine Anzahl Nullen eine Summe giebt, weil ein untüchtiger Mensch durch den bloßen Zusammentritt mit anderen noch nicht tüchtig wird.

Dies Alles haben die deutschen Arbeiter trefflich begriffen, und den wahren Grund bei sich selbst gelegt, mit Sparen und Lernen. Deßhalb hat sich denn auch der Schreiber dieser Zeilen nicht einen Augenblick über den Verlauf der ganzen Bewegung getäuscht, als er den Verleitungen der Gegner vom Wege der Selbsthülfe bei seinen Vorträgen im Berliner Arbeiterverein* das Wort entgegensetzte: „Die deutschen Arbeiter wissen es Niemandem Dank, der ihnen die Garantie ihrer Existenz von außenher — anders als durch die eigene Kraft — entgegenbringt, weil er in der Aufhebung der Selbstverantwortlichkeit und Selbsthülfe die Grundlage ihrer sittlichen Würde, ihrer bürgerlichen Gleichberechtigung, wie ihrer wirthschaftlichen Selbstständigkeit antasset, Dinge, ohne welche von einer wirklichen Hebung der arbeitenden Classen doch wirklich nicht im Ernste die Rede sein kann." (S. 142 des unten citirten Buches.)

In der That hätte die den Arbeitern als bequemes Heilmittel für Alles angepriesene Staatshülfe, ohne jenen tüchtigen Sinn und jene ernste, ehrliche Arbeit von Jahren, wohl Aussicht gehabt, wenigstens augenblicklich einen Theil von ihnen für sich einzunehmen. Wenn man gegen die Lockungen der Reaction von Haus aus voreingenommen war und sie wenig beachtete, bis auf einige unverbesserliche Zänkter, so war die Sache diesmal im demokratischen Gewande den Gefühlen und Anschauungen der Menge ungleich zusagender und näher gerückt. In einer Zeit tiefgreifender politischer Aufregung mußte die Agitation für das allgemeine gleiche Wahlrecht, welches die Reactionsperiode den Arbeitern entzogen hatte, eine ungeheure Kraft ausüben, und die Aufforderung, sich durch dasselbe ausschließlich der Staatsleitung zu bemächtigen und diese zum Vortheil der Arbeiter auszunutzen, mußte für Leute ohne politische Bildung und ohne wirthschaftliche Einsicht — und dafür hielt man die Arbeiter — wirklich verführerisch sein. Mit den Geldmitteln und dem Credit des Staats sollten sämmtliche Fabriken in das Eigenthum der Arbeiter gebracht und diese sämmtlich zu Unternehmern gemacht werden u. s. w. Allein man hatte die Stimmung und Einsicht der Arbeiter bedeutend unterschätzt, und jene schwindelhaften Versprechungen fanden kein gläubiges Publicum. Vielmehr wurden sie im Großen und Ganzen nur belacht, da man soweit vorgeschritten war, das Unmöglichen derselben in jeder Hinsicht recht wohl einzusehen. Da hatten die Leute denn doch die eigenen Augen zu offen, um sich einreden zu lassen, sie allein

* Dieselben sind im Verlage von C. Leit in Leipzig unter dem Titel: „Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus, 6 Vorträge im Berliner Arbeiterverein," erschienen und bei directen Bezügen von mehr als 25 Exemplaren bei der Verlagshandlung zu 5 Sgr. = $17\frac{1}{2}$ Xr. rhein. zu haben. Möge ihre Gesammtverbreitung hiermit allen Arbeiter-, Handwerker- und Gewerbevereinen empfohlen sein!

Sch.-D.

wären der Staat, alle übrigen Classen ihnen gegenüber kämen dabei gar nicht in Betracht, und dieser blos aus ihnen bestehende Staat könne ihnen helfen, wenn sie selbst dies nicht vermöchten — und was dergleichen Verkehrtheiten mehr waren. Vielmehr zeigte sich der Segen der gegenseitigen Annäherung und des vielfachen Verkehrs der verschiedenen Gesellschafts-Schichten mit einander, in welchem man sich gegenseitig kennen und achten gelernt hatte. Die Arbeiter wußten die Sympathie und das Entgegenkommen der gebildeten und besitzenden Classen viel zu sehr zu schätzen, als daß sie sich gegen dieselben durch so hohle Vorspiegelungen zu einem traurigen Classenkampf hätten aufstacheln lassen sollen, von welchem Niemandem die Frucht zufallen würde, als der Reaction. Soviel hatte man gelernt, daß man sich nicht muthwillig in Zwiespalt bringen dürfe mit der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, wenn man überhaupt etwas erreichen wolle, und daß die Interessen der Arbeiter nicht im Gegensatz ständen zu denen der übrigen Classen, sondern mit ihnen zusammenfielen. Die volle bürgerliche und wirthschaftliche, die Ermerbsfreiheit, die Verwirklichung des verfassungsmäßigen Rechtsstaates mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, in welchem das allgemeine gleiche Wahlrecht ohnehin eine Hauptforderung bildet, die mögliche Selbstregierung in Staat und Gemeinde: das ist's, was die große liberale Partei in ganz Deutschland erstrebt, und was den Arbeitern gerade eben so Noth thut, wie allen Uebrigen, so daß ihre Sache von der gemeinen Sache zu trennen nicht blos ein Verrath wäre am ganzen Volke, sondern zugleich ein Verrath an sich selbst, der sich an Niemand schwerer rächen würde, als an den Arbeitern.

Daß dies Alles so entschieden und besonnen aufgefaßt, so klar ausgesprochen ist in den eigenen Reihen der wackern Männer, das ist Etwas, um was uns unsere Nachbarvölker zu beneiden haben, so hoch ihnen auch sonst der Sinn steht, so weit sie uns in politischer Gestaltung und äußerer Machtentfaltung voraus sein mögen. Noch lastet die Furcht vor den socialistischen Arbeiterbewegungen wie ein Alp auf Frankreich, und hält es unter dem eisernen Scepter der kaiserlichen Militärgewalt. Noch muß, soll Italien dauernd seine Stelle unter den europäischen Staaten ausfüllen, in dem größeren Theile des Landes ein eigentlicher Arbeiterstand mit bildungsfähigen Elementen überhaupt erst geschaffen werden; eine Aufgabe, welche der pfäffischen Verdummung gegenüber, die das Volk in Mittel- und Unteritalien Jahrhunderte lang niedergehalten hat, vielleicht schwerer auszuführen sein dürfte, als die Bertreibung der fremden Dynastien. Ja selbst in England, der Veste der bürgerlichen Freiheit in Europa, wo der praktische Sinn der Arbeiter dieselben am meisten vor socialistischen Abwegen behütet und am ersten den Wegen der genossenschaftlichen Selbsthülfe zugeführt hat, haben dieselben niemals eine so bewußte Stellung zu den großen Zeitfragen, zu der humanen und politischen Entwickelung der Nation eingenommen, als dies gegenwärtig bei uns der Fall ist. Darum, wie tiefe Nacht auch die Geschicke unseres Vaterlands bedeckt, wie kläglich seine öffentlichen Zustände sein mögen: wo alle Schichten des Volks einmüthig von solchem Geiste beseelt sind, da kann der endliche Sieg nicht fehlen! Und noch mehr: da, und da allein, wo der politische Fortschritt mit gesunden wirthschaftlichen Grundlagen, mit humaner Reife Hand in Hand geht, ist die Garantie gegeben, daß einem siegreichen Durchkämpfen dauernde geordnete Zustände folgen, nicht jenes krampfhafte Hin- und Herschwanken zwischen großen Erhebungen und furchtbaren Rückschlägen, zwischen wilder Anarchie und starrem Despotismus, wie wir sie bei Völkern beobachten, die trotz mehr als einer siegreichen Revolution nicht zur Feststellung der Grundlagen wahrer bürgerlicher Freiheit bei sich gelangt sind.

Eben dieser tiefgreifenden Bedeutung halber scheiden sich an unserer Arbeiterbewegung die politischen Parteien so scharf, wie je in einer staatlichen Frage. Hier die Socialisten, mit den Fendalen, den Ultramontanen und allen sonstigen Heerschaaren der Reaction in schönster Einigkeit, und ihre Organe dazu, von der Berliner Kreuzzeitung bis zur Augsburger Allgemeinen, vom Norrstern bis zum Magdeburger Correspondenten und der Masse kleineren Nachtgevögels. Auf der andern Seite die ganze liberale Partei in allen ihren Schattirungen, mit sämmtlichen ehrenhaften Organen der Tagespresse ohne eine einzige Ausnahme. Und es ist wahrhaftig nicht zufällig, daß sich die Männer des socialen Staates und die des feudalen und Stände-Staates zusammengefunden haben, daß diese sogenannten Extreme, welche man als die entschiedensten Gegensätze zu betrachten gewöhnt ist, gerade bei diesem Punkte zusammengehen. Zur vollen Bewerkstelligung ihrer Pläne bedürfen beide einer und derselben Voraussetzung, welcher die jetzige Arbeiterbewegung schnurstracks zuwiderläuft: unbewußte, nur für rohe, sinnliche Antriebe empfängliche Massen, die den Führern blindlings folgen. Nur mit solchem Material läßt sich an eine Ausführung ihrer politischen und socialen Ideale gehen, die mehr mit einander gemein haben, als es auf den ersten Blick scheint. Der frohnende Leibeigene des Junkers und der Arbeiter unter Staatsgarantie — beiden ist durch die Entbehung von der Selbstverantwortlichkeit für die eigene Existenz jeder sittliche und wirthschaftliche Halt, jede Möglichkeit, jemals zu einer würdigen, gesellschaftlichen Stellung zu gelangen, unter den Füßen weggezogen. Mit Leuten, die denken, die sich selbst vernünftige Ziele setzen, sich über ihre wahren Interessen aufklären, sich durch eigene Kraft zu Bildung und bescheidenem Wohlstand emporarbeiten, macht man solche Experimente nicht, über die hat man keine Gewalt, und deßhalb taugen sie nicht für beide Lager. Daher der gleiche Geifer der beiderseitigen Clique gegen alle solche Bestrebungen der Arbeiter, weil die Leute dadurch dahin gelangen, an den großen Zeitfragen selbstständig mit Kopf und Herz Theil zu nehmen und sie nicht als bloße Magenfrage dem Bereich der brutalen Gewalt zu überliefern, welche der Frivolität und dem Ehrgeize derartige Dinge regelmäßig aus den Händen zu entwinden pflegt — ein Schwauß, auf den sich gewisse Leute bereits im Voraus — Gott sei Dank vergebens! — freuten.

Daher Ehre den deutschen Arbeitern! Sie haben sich um das Vaterland verdient gemacht — und den besten Dienst haben sie dabei sich selber geleistet.

Die Geburtsstätte eines Dichters.

Im Herzen Altenglands, in der Grafschaft Warwick, liegt am Avonflusse das Städtchen Stratford. In früherer Zeit ein nicht unbedeutender Verkehrsplatz, zählt es heute mit seinen dreibis viertausend Seelen in dem Lande der Großstädte kaum für mehr als ein bescheidener Flecken. Aber dieser unscheinbare Ort ist ein Wallfahrtsziel für Hunderttausende von Andetern, die dem Genius des gewaltigsten unter den unsterblichen Dichtern an seiner Wiege und an seinem Grabe das Opfer einer stillen Verehrung bringen. William Shakespeare wurde hier am 23. April 1564 geboren, und hier schloß er die Augen an seinem zweiundfunfzigsten Geburtstag im Jahre 1616.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht! nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Wahrlich, nicht edler als mit diesen Worten unsres alten Goethe könnte das fromme Gefühl ausgesprochen werden, mit dem wir die Heimath eines großen Todten durchwandern. Und wie muß uns ein solcher Ort um so viel heiliger sein, je mehr ihn jener Mensch selbst geliebt hat, und je weniger uns sonst von dessen äußerer Umgebung bekannt und übrig geblieben ist! Die Worte scheinen wie gemacht auf den reizenden Fleck am Avon. Ohne Shakespeare würde Stratford in der Fremde kaum genannt werden. Aber mit diesem Namen verschlungen, hat es für Jeden, der seinen großen Bürger kennt und verehrt, das ganze Interesse und den ganzen Zauber einer kostbaren Reliquie. Hier durchspielte der Knabe, in der ungebändigten Muthwilligkeit des aufwachsenden Genius, unter munteren Genossen den goldenen Morgen seiner Tage. Aus den Eindrücken dieser Umgebung trank der feurige Jüngling die erste siedende Begeisterung. Dahin und immer wieder dahin zog es den Mann, wenn er, in der vollen Gluth des Strebens und Schaffens, vor dem Mittagsstrahl der eigenen Sonne einen Augenblick schattiger Einsamkeit suchte. Und da endlich genoß er den allzukurzen

Abend des reichsten Lebens. Hier, mit einem Worte, war und blieb seine Heimath. Er liebte diesen Ort, und so hat er ihn geweiht!

Stratford liegt in der Mitte einer weiten, ebenen Gegend. Das umliegende Land dehnt sich fernhin in sanftverschlungenen, kaum merklichen Wellungen, und nur im Nebel des Horizontes erheben sich bewaldete Anhöhen. Nicht Kühnheit und wilde Romantik sind der Charakter dieser Natur. Es ist jene einfach stille Anmuth, die die eigenthümliche Schönheit der englischen Niederungen bildet, und die das Gemüth des unbefriedigten Wanderers zu einer wonnigen Beruhigung stimmt. Saftige Wiesen, von feuchtem Duft überhangen, der kraftstrotzende Baum, der nach allen Richtungen hin frei entwickelt in vollendetem Umriß prangt, der Bach, ein blaufchimmerndes Band durch tiefgrüne Einfassung gewunden, und am Bache die Weide, über alle diesem ein lachender Himmel, mit weißen Wanderwolken besäet: das sind Typen jener Gegenden. Dichter zweiten Ranges, Talente, empfangen aus einer solchen Umgebung den sentimentalen Zug, der bei Goldsmith, Thomson und so manchem anderen Engländer in den Vordergrund tritt. Das Genie aber, welches Kühnheit und Energie in sich selbst trägt, wird durch den Umgang mit einer solchen Natur in dem erhabenen Maß jener klaren, ruhigen Größe gehalten, in der Shakespeare so gewaltig, so fast übermenschlich dasteht.

Wie warm und innig der edle Mann den Zauber dieser stillen ländlichen Schönheit auffaßte, davon redet jedes Blatt seiner Schöpfungen. Wie sein Zweiter hat er an der Natur, und an dieser Natur, sich geschult und groß gezogen. Mit unbefangen genialer Naivetät mischt er gar häufig Bilder und Züge aus der ihm vertrauten Umgebung in seine Dichtung. So klingt umgekehrt, wenn wir die Gegend von Stratford durchstreichen, des Dichters Wort und That aus jedem neuen Eindruck aus wieder. Wem sollten nicht, wenn er die schilfsegäumten Ufer des Avon entlang unter den Weidenbäumen hinschlendert, die melancholischen Worte einfallen, mit denen die Erzählung von Ophelia's Tod anhebt:

„Dort wächst ein Weidenbaum am Bach und spiegelt
Im klaren Naß sein silbergraues Blatt."

Wem ahnte da nicht etwas wie ein Verständniß des tiefsinnigen Weidenliedes, welches die keusche Desdemona bei ihrem letzten Schlafengehen sang, und welches, allen Deuteleien zum Trotz, doch nun und nimmermehr ausgelegt, sondern ewig nur empfunden werden kann. Und so läßt die von dem Geheimniß einer solchen Oertlichkeit angeregte Phantasie Jeden, der ein wenig Verständniß für die unsichtbare Seele der ihn umgebenden Natur hat, tausend ähnliche Beziehungen ahnen.

Wo hundert Jahre der Vergessenheit die Lebensumstände eines großen Mannes, den erst ein spätes Geschlecht verstand und zu verdienten Ehren brachte, überschüttet haben, da kann die Sage, der dichtende Geist des Volkes, ein freies Spiel treiben. Sage ist denn ein guter Theil von Allem, was wir über Shakespeare's Person und Verhältnisse wissen. Und von solchen Sagen lebt es in der Gegend von Stratford.

An der Landstraße zwischen Stratford und dem wenige Stunden entfernten Städtchen Bedford steht ein uralter wilder Apfelbaum. Die Leute der Umgegend nennen ihn den Shakespearebaum und erzählen folgende Geschichte. Bedford ist von Alters her durch sein vortreffliches Ale bekannt. Wo aber gutes Bier ist, da pflegt der Mensch den Durst hinzuzuthun. Und so hat sich die Einwohnerschaft von Bedford in dieser Beziehung stets eines entsprechenden Lobes zu erfreuen gehabt. Lustige Zechbrüderschaften pflegten früher von Zeit zu Zeit die Nachbarn aus den umliegenden Orten zu einem Wettgelage herauszufordern, um ihren Durst gegen einander zu messen. Eine solche Einladung erhielten denn auch einmal die Bürger von Stratford, und unter den Helden des Humpens, die sie auf Gastrollen ausfandten, war ein gewisser William Shakespeare. Indeß obschon die wackeren Stratforder, die die Ehre ihrer Kehlen auf dem Spiele hatten, Alles drau setzten, konnten sie doch gegen Jene, die ihre Schule am Braubottich gemacht hatten, nicht lange Stand halten. Schon nach dem ersten Gang fiel das Häuflein Mann für Mann ab. Mit schweren Köpfen suchten sie im Dunkel der Nacht den Heimweg. Nachdem sie eine Strecke auf der Straße hingetaumelt waren, ließen auch die Füße sie im Stich. Unter jenem Apfelbaum stolperte der Vorderste nieder, und die Andern, William Shakespeare nicht ausgenommen, fielen hinterdrein. Dort blieb die saubere Gesellschaft, Einer über dem Anderen, die ganze Nacht hindurch liegen und schlief bis zum nächsten Morgen den Rausch aus. Der Dichter muß demnach den Becher, wie so mancher andere weise Mann und Sokrates vor Allem, auch nicht eben verachtet haben. Der Apfelbaum aber, dessen Zweige von der Schande und dem Jammer des geschlagenen Ritters zu sagen wüßten, ist ein Gegenstand der Neugierde und Verehrung geworden.

In der unmittelbaren Nachbarschaft von Stratford liegt Charlecote, der Landsitz der Barone von Lucy. Es ist ein altes Schloß aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, mit einem ausgedehnten Park von stattlichen Eichbäumen, durch die sich der Avon hindurchwindet. Auch an diesen Ort knüpft der Mund des Volkes eine Jugendgeschichte von unserem Dichter. Der große Shakespeare — so wird berichtet — war in seinen tollen Jahren von einer unbezwinglichen Jagdlust besessen. Durch sie verleitet ließ er sich beigehen, mit anderen Spießgesellen in jenem Park eigenmächtiger Weise dem Sport obzuliegen. Der damalige Besitzer, Sir Thomas Lucy, verstand indeß keinen Spaß. Er ließ die frechen Spitzbuben eines Tags auf frischer That einfangen und setzte sie ohne Federlesen vierundzwanzig Stunden in Dunkelarrest. Uebrigens scheinen sie mit einem derben Denkzettel davon gekommen zu sein. Shakespeare aber nahm die demüthigende Behandlung, die er wegen eines vermeintlich harmlosen Vergnügens von dem Edelmann erfahren hatte, höchlich übel. Er rächte sich mit seinen Waffen. Damals verfaßte er auf Sir Thomas Lucy ein beißendes Spottgedicht, von dem uns noch ein Vers überliefert wird, und liebte es über Nacht, sehr zum Aergernis des vornehmen und mächtigen Herrn, an die Parkthüre. Es wird erzählt, daß jener wegen des neuen Frevels einen Criminalproceß gegen den Pasquillanten deabsichtigt und ihn durch die wenig erfreuliche Aussicht zur Flucht genöthigt habe. Dies soll denn nach Einigen die Veranlassung gewesen sein, die Shakespeare von seiner Heimath weg nach der Hauptstadt und zu einem abenteuerlichen Schauspielerleben trieb, aus welchem der große Dramatiker hervorging. Wahr oder nicht wahr, — jedenfalls war des Dichters Groll ein nachhaltiger. Als er viele Jahre später seine lustigen Weiber von Windsor und „Heinrich V." schrieb, führte er in diese Stücke die durch und durch sächerliche und alberne Persönlichkeit des „Justice Shallow", zu Deutsch: „Landrichter Schwachkopf" ein. Damit war Niemand anders als Sir Thomas Lucy gemeint, der ein Friedensrichter war und außerdem deutlich genug durch die „weißen Fische im Wappen", welche seine Familie noch heute führt, gekennzeichnet ist. Wer also einen jungen Taugenichts in seinem Revier auf Jagdfrevel ertappt, der sei klug und lasse ihn ruhig laufen. Denn wenn das Schicksal aus dem Wildbieb einen großen Schriftsteller werden ließe, so könnte es ihm ergehen wie dem armen Sir Tom, der nun für die Ewigkeit zum allgemeinen Gelächter als ein Einfaltspinsel an den Pranger gestellt ist.

Nur wenige Spuren, die mit Bestimmtheit an Shakespeare erinnern, haben sich durch drei Jahrhunderte vor der schonungslosen Zerstörerin Zeit in unsere Gegenwart gerettet. Bei diesem verweilt natürlich der Besucher von Stratford mit besonderer Vorliebe und Andacht. Was uns freilich das Interessanteste sein möchte, das Haus, welches der Dichter von dem weislich zurückgelegten Ertrage seiner Kunst erkauft hatte und in dem er seine letzten sorgenfreien Jahre gemächlich verlebte, hat eine vandalische Hand boshaft vernichtet. Dieses Haus, eine der schönsten Bestzungen in Stratford, mit der Einrichtung, wie sie Shakespeare selbst getroffen, und dem Garten, den er ganz nach seinem Geschmack angelegt hatte, kam nach mannigfachem Herrenwechsel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in das Eigenthum eines geizigen Pfaffen. Dieses ärgerte der jahrelche Zuspruch von Fremden, die der Ruhm seines Vorbesitzers herbeizog. Er begann damit, einen prächtigen Maulbeerbaum, den nach der Sage der Dichter selbst im Garten gepflanzt hatte, abzuhauen und an den Ersten besten als Brennholz loszuschlagen. Das Gebäude selbst war mit allerhand Abgaben belastet, und da der alte Filz sich von seinem blanken Gelde nicht trennen wollte, um sie zu bezahlen, ließ er es dem Erdboden gleich machen und — zog zur Miethe. So ist Alles, was noch unversehrt dasteht, des Unsterblichen Geburtsstätte und sein Grab. Als hätten wir aus dem irdischen Dasein des großen Mannes an seinen Werken genug, um uns übrigens mit dem Anfang und dem Ende begnügen zu können!

An der Hauptstraße von Stratford steht noch ein altes nie-

driges Häuschen, ungetüncht, aus Holz und Fachwerk aufgeführt. Heutzutage macht es den Eindruck einer dürftigen Bauernwohnung. Vor dreihundert Jahren aber war es gewiß ein behäbiger und von Manchem beneideter Sitz. Um jene Zeit bewohnte es der Gentleman John Shakespeare, und in einer Oberstube desselben wurde ihm sein ältester Sohn William geboren. Beinahe wäre Europa durch einen amerikanischen Humbug auch um diesen unschätzbaren Rest gekommen. Vor längerer Zeit handelten ein paar Yankees, — die nach der Art ihrer Landsleute auf antiquarische Raritäten verseſſen waren, — um das Haus. Sie führten nichts Geringeres im Schilde, als es auf den Abbruch zu kaufen, Steine, Balken ꝛc. einzupacken und über das Waſſer zu ſchicken, um drüben in der neuen Welt den neuaufgezimmerten Phönix für ſchweres Geld ſehen zu laſſen. Aber England hat ſich dieſen Schimpf nicht angethan, und glücklich ſind wir der Beſchwerlichkeit überhoben, über den Ocean reiſen zu müſſen, um zu ſehen, wo Shakeſpeare geboren wurde. Das Haus iſt aus Staatsmitteln angekauft und Nationaleigenthum geworden. Der Beutel des britiſchen Volkes iſt Gott ſei Dank groß genug, um dem würdigen Bau nun eine freie und anſtändige Alterspflege zu ſichern.

Shakeſpeare's Geburtshaus.

Die ſchmale Thür, die allerdings nicht für die ſtabigſpreizten Unholde unſerer Tage eingerichtet war, die niedrigen bleigerahmten Fenſter, kurz die Gebrüchtheit des ganzen Baus, läßt freilich nicht ahnen, wer unter dieſem Dache aufwuchs. Doch der Genius gedeiht überall! — Neben dem Eingang öffnet ſich aus dem Hauserden auf die Straße ein Ladentiſch. Hier hielt der alte Shakeſpeare feil; doch ſtreiten ſich die Gelehrten, was. Manche meinen, er ſei ein Metzger geweſen; Andre dagegen erklären ihn für einen Wollkrämpler, und wieder Andre für einen Landwirth, der nebenbei einen Kram betrieben habe. Eine enge Treppe führt aus einer Kammer auf den Vorſaal des oberen Stocks. Von da treten wir in das Allerheiligſte: die Stube, in der Shakeſpeare geboren wurde. Von jener Zeit her iſt freilich nichts mehr übrig als die kahlen Wände. Ueber und über ſind ſie mit tauſend und abertauſend Namenszügen beſät. Denn ein jeder Beſucher pflegt ſich in dieſer Weiſe zu verewigen, ſo daß nachgerade auf den vier Seiten dieſes eigenthümlichen Fremdenbuchs kaum noch ein Plätzchen leer geblieben iſt, wo man ſeine paar Buchſtaben ſchicklich hinbringen kann. Aber laſſen will man's doch auch nicht gerne, und wo Walter Scott, Macaulay und ſo viele andre Ehrenmänner ſich eingezeichnet haben, da kann auch unſer Einer ohne Schande dieſe kleine Schwachheit begehen. Shakeſpeare's Stuhl und einige andre Gegenſtände von Intereſſe, die früher das Zimmer zierten, ſind jetzt in den Muſeen der Hauptſtadt aufgeſtellt, um ihren Anblick einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Das Einzige, was von Reliquien noch gezeigt wird, iſt ein Stück von Shakeſpeare's Maulbeerbaum. Leider ſoll nur dieſer, wie oben erzählt, in den Ofen gewandert ſein. Man würde am Ende wohl mit ebenſoviel Recht den Klotz von dem leibhaftigen Maulbeerbaum herleiten können, unter dem ein grauſames Schickſal den Pyramus und ſeine Thisbe, die es im Leben ſchied, im Tode zuſammenführte. Und wer weiß, ob nicht Einer in einer ſolchen ſchwachen Stunde ſelbſt daran einen Augenblick glauben könnte!

Am äußerſten Ende des Städtchens, vom Friedhof eingeſchloſſen, liegt die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit. Ein einfacher gothiſcher Bau aus alter Zeit, überragt von einem langgeſpitzten Thurm. Dicht daran gleitet, unter lieblichem Schilfe hin, der Avon vorbei. Ein breiter Gang ehrwürdiger Linden führt auf das Hauptportal zu. Stattliche Ulmen umſchatten die Kirche und die Gräber umher. Ueber dem ganzen Ort ruht eine feierliche Stille, gehoben durch das Düſter der mächtigen Bäume. Dies iſt die Ruheſtätte des Dichters. Da liegt er, fern den andern großen Todten des Landes, deren Grüfte die ſtolze Weſtminſterabtei überwölbt, in ſeinem eignen Tempel. Und wie er einen ſolchen verdiente, ſo hätte ihm auch wahrlich kein ſchönerer gebaut werden können, als dieſe bezaubernde Einſamkeit.

Shakeſpeare's Ruheſtätte.

Das Innere der Dreifaltigkeitskirche iſt in einem edlen reichen Styl verziert. Ein dämmeriges Licht fällt durch die hohen Bogenfenſter, vor denen draußen das dichte grüne Gezweig lagert. Shakeſpeare's Gruft liegt im Chor, gerade vor dem Altar. Ihm zur Seite ruhen die nächſten von den Seinen: zur Linken ſeine Gattin, Anna Hathaway, die ihn um mehrere Jahre überlebte; zur Rechten ſeine kluge Tochter Suſanna, der Liebling ihres Vaters, und dann mehrere entfernte Anverwandte. In einer Niſche der Seitenwand ſteht eine Büſte des Dichters, die kurz nach ſeinem Tode von einem holländiſchen Künſtler ausgeführt wurde. Sie und ein altes Oelgemälde ſind die einzigen Portraits, die wir von ihm beſitzen. Die Büſte zeigt die hochgewölbte Stirn und das offne Auge, das frei und voll Zuverſicht über das Grab hinwegſchaut. Unter ihr trägt eine Tafel ein lateiniſches Diſtichon folgenden Inhalts:

„Nestor an Sinn, an Witz ein Sokrates, Bruder Virgiliens,
Ruht er, von Allen beweint, drunten und lebt im Olymp."

Seine trauernden Freunde ſetzten dem Hingeſchiedenen dieſes Denkmal. Eine ſolche Auszeichnung und der vornehme Platz der Gräber im Innern der Kirche beweiſen, daß Shakeſpeare unter ſeinen Mitbürgern ein hochgeehrter und angeſehener Mann war. Die Gruft ſelbſt aber iſt ohne Schmuck und Zierde, mit einer

einfachen Platte gedeckt. Vier Zeilen, von dem Todten selbst gereimt, sind auf den Stein gemeißelt:

„O lieber Freund, bist du ein guter Christ,
Laß ruh'n den Staub, der hier begraben ist.
Wohl geb' es dem, der diese Steine ehrt;
Doch Weh auf ihn, der mein Gebein versehrt!"

War es ein Aberglaube aus düsterer Zeit, dem sich der große Mann nicht entzog, war es ein Spiel seiner Laune, was ihn diese Worte auf sein Grab zu setzen trieb? — Man hat ihn gescheut, den Fluch des Sängers. Es ist öfters angeregt worden, seinen irdischen Resten im Westminsterdom eine Stätte zu geben, die sie selbst noch mehr zieren als verdienen würden. Aber keine neugierige Frevlerhand hat es bis jetzt gewagt, dem Fluche trotzend an den Stein zu rühren!

Ein heimlicher Schauer überhebt den Wanderer, wenn er durch die Bogenhalle in den stillen Dom und an die Gruft tritt. Zu dem Frieden des Gotteshauses und zu der Stille des Grabes gesellt sich hier die Erinnerung an den großen, den einzigen Menschen. An dem Orte, der das unsichtbar fließt, was von ihm dahingegangen ist, tritt uns alles das vor die Seele, was er uns gelassen. Kennen wir ihn doch fast nur aus diesem! Sein leichter Scherz und die fürchterliche Macht seines Wortes, der tiefe, gewaltige Ernst und die erhabene Heiterkeit seiner Kunst, die ganze unendliche Welt, die er aus sich schuf, geht, in ein großes Bild gefaßt, an uns vorüber. Zum hundertsten Male staunen wir über den unerschöpflichen Reichthum dieses Geistes. Und hier löst sich in Wehmuth das Staunen.

Es ist nicht lange mehr hin, — kommendes Frühjahr — da wird das Städtchen Stratford der Mittelpunkt einer großartigen Feier sein. England wird den dreihundertjährigen Geburtstag Shakespeare's begehen. Auch wir Deutschen werden dann einen Festtag halten, und wir haben ein gutes Recht, den Dichter zu ehren. Denn war er gleich von Haus aus nicht einer der Unsern, so ist er es geworden. Unser und hat er ja seine Anserstehung gehalten!

Z. H.

Der deutsche Schützenzug nach La Chaux de Fonds.

Von Wilhelm Jungermann.

1.

„Auf Wiedersehen in La Chaux de Fonds!" Mit diesen Worten reichten uns die Schweizer im vorigen Jahre zu Frankfurt beim Abschied die Hand. „Es gilt!" war die Antwort, und wir schlugen Alle freudig ein. Freilich hat das Wort gegolten, aber — daß wir es nun offen und ehrlich gestehen — mehr bei den Schweizern als bei uns. In der Schweiz glaubten sie, wenn die kleine Schweiz mit 1100 Schützen in Frankfurt gewesen, so werde das große Deutschland doch wenigstens mit 4000 kommen, und als ihnen die Frankfurter schrieben, sie möchten keinenfalls auf so Viele rechnen, da anzuweisen sie: nun, wir würden willkommen sein, so viele es unser auch seien, aber auf 1000 deutsche Schützen zählten sie doch gang bestimmt. Tausend deutsche Schützen! — Wir wußten in Frankfurt besser, wie es stand, und waren froh, als in den letzten Tagen vor dem 10. Juli die erste Hälfte des dritten Hundert vollzuwerden versprach: 243 standen in der Liste, und wenn wir die Nachzügler noch hinzuzählen, so werden es auch so viele gewesen sein.

Die Schweizer haben diesen spärlichen Besuch mild und gerecht beurtheilt; stehen wir daher nicht hinter ihnen zurück. Die geringe Zahl von deutschen Schützen, die mit den Schweizern einen Wettkampf überhaupt wagen können, die zahlfosen Ausgaben bei der Gründung und ersten Einrichtung unserer jungen Schützenvereine, die großen Landesschießen in Baiern, in der Pfalz, in Baiern am Niederrhein und in Thüringen, das Turnerfest zu Leipzig, das Sängerfest zu Braunschweig, die doch gespannten politischen Zustände in Preußen, vielleicht auch die Scheu vor der französischen Sprache in La Chaux de Fonds — so kamen der Ursachen viele zusammen, die unser Häuflein schwal machten. Erfreulich ist es nur, daß unser Zug sich aus so vielen einzelnen Städten und aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zusammengefunden hatte; so kommt doch, wie ich hoffe, in jeden fernen Winkel deutschen Landes irgend ein lebendiger Zeuge zurück, der daheim erzählen kann, mit welchen Ehren und mit wie viel Liebe die Schweizer uns empfangen und was für ein herziges, tüchtiges, freiheitliebendes Volk wir da draußen getroffen.

Nur Eines hätte wohl sollen anders und zwar besser sein: ich meine, wir hätten in Deutschland auch ein wenig daran denken sollen, daß wir den Schweizern nicht blos unsere besten Schützen, sondern auch unsere besten Männer zu senden hatten, Männer, die unser Volk auch auf der Rednerbühne und, wenn es sein mußte, auch im ernsten, politischen Rath würdig vertreten konnten. Denn so war es doch nun einmal, daß das Urtheil der Schweizer sich danach feststellen mußte, wie die 250 deutschen Schützen sich gaben und gefielen, die da, der Einladung der Schweizer folgend, zwar nicht im Auftrag, aber doch im Namen des deutschen Volkes mit der schwarz-roth-goldenen Fahne in die Schweiz gezogen kamen. Es ist auch so gegangen, und wir dürfen unseren Schützen keinen Vorwurf machen. Es hätte aber auch anders kommen können, und für künftige Fälle will ich hiermit recht dringend gewarnt haben, jemals wieder einen deutschen Schützenzug so auf's Gerathewohl in die Fremde ziehen zu lassen. Die Schweizer hatten es im vorigen Jahr und die Italiener haben es diesmal ganz anders gemacht. Der Schützenverein und die Jugendwehr von Frankfurt hatten es sich nicht nehmen lassen, uns am Morgen des 10. Juli vom Römer aus nach dem Bahnhof das Geleit zu geben. Unter den Klängen des deutschen Schützenfestmarsches zogen wir, zehn schwache Züge stark, durch die menschengefüllten Straßen, und mit einem letzten tausendstimmigen Hoch von den Frankfurtern und Frankfurterinnen entlassen, traten wir um 8 Uhr im hellsten Morgensonnenschein, jedoch nicht ohne eine gewisse erwartungsvolle Aufregung, unsern Festzug nach dem Schweizerlande an. In Heidelberg und Offenburg begrüßten uns die Schützen, in Emmendingen und Müllheim die Turner mit Musik, Gesang und Böllerknall; sonst nahm man aber im deutschen Land weiter keine Notiz von uns. Fünf Uhr war herbei gekommen, als uns, eine halbe Stunde schon vor Basel, die Artillerie der Baseler Cadetten ihre ersten Begrüßungssalven entgegensandte. Endlich hielt der Zug im festlich geschmückten Bahnhof an. Wir vereinten uns, so gut und so rasch es ging, und zogen dann auf den freien Platz vor den Bahnhof, wo die Cadetten und die Schützen sich in Reih und Glied aufgestellt, um uns vor der zahlosen Menschenmenge Platz zu machen. Es ist eine schöne und nebensei gesagt eine echt teutsche Sitte in der Schweiz, daß man dem Gast, der einem so recht vom Herzen willkommen ist, als ersten Willkomm einen frischen Trunk entgegen bringt. So ist uns am folgenden Tag auf allen Stationen, wo wir hielten, begegnet worden, so geschah es in La Chaux de Fonds nach jeder feierlichen Begrüßung der neu ankommenden Schützen eines Cantons, und so empfing uns auch die Stadt Basel, die treue Hüterin der Schweiz an der Grenze gegen Deutschland und Frankreich. In purem Silber und Gold ward uns der Ehrentrunk gereicht; es waren lauter Schützenbecher, die die Baseler sich auf den Bundesschießen geholt hatten, auch mancher Frankfurter war mit darunter. Dann hieß uns Dr. Brenner im Namen der Stadt Basel mit warmen kräftigen Worten willkommen, uns, die Vertreter des deutschen Volkes, das er sehr wohl von seinen Regierungen zu unterscheiden wisse. Consul v. Heymann aus Bremen, Mitglied des Centralcomité's für das nächste deutsche Schützenfest, dankte in unserm Namen. Dann hieß es: „Gradaus, vorwärts Marsch!" und die Baseler Cadetten voran, die Baseler Schützen als Schluß, die Fahnen und die Comité's von Frankfurt, Bremen und Basel in der Mitte, so zogen wir unter dem Schalle zweier Musikcorps in die reich mit Blumen, Inschriften und Fahnen geschmückte Stadt hinein.

Das Herz schlug uns hoch vor Stolz und Freude über solchen Empfang, und mit lautem Hurrah grüßten wir auf unserm Marsche bald eine Fahne, bald eine besonders ansprechende Inschrift, bald die Frauen und Jungfrauen Baſels, die uns von den Fenstern herab mit Blumensträußen willkommen hießen. Für den Abend waren wir in das dicht am grünen, rasch strömenden Rhein gelegene Gesellschaftshaus der drei Innungen von Kleinbasel zum Abend-

imbiß eingeladen. Die Namen der besten und größten deutschen Männer, von Guttenberg und Berthold Schwarz bis zu Schiller, Stein und Humboldt, grüßten uns hier von den Wänden herab; ein prachtvolles Feuerwerk warf von einem Schiff im Rhein seine sausenden Raketen und Feuerräder zu dem dunkeln Abendhimmel empor, und dazwischen setzte magisches Roth- und Weißfeuer die dicht vom Volk umlagerte Brücke und die schwarzen Wogen des Rheines in eine zauberhaft schöne Beleuchtung. Auch der Humor fehlte nicht: ein riesiges Schattenspiel bewegte sich an den Wänden der jenseit des Rheines gelegenen Häuser, und noch weit in die stillen Gassen hinein scholl mir der Jubel der Baseler und der deutschen Schützen nach, als ich endlich gegen Mitternacht mich losriß. „Sie haben Recht, es wird wohl morgen ein heißer Tag für Euch werden," sagte Dr. Brenner zu mir, als ich ihm zum Abschied die Hand reichte. Ich verstand kaum, was er damit sagen wollte; aber am folgenden Tage, als es uns heiß und immer heißer um's Herz wurde über all die Liebe und Ehre, die man uns entgegen trug, da hab ich oft an diese vielsagenden Abschiedsworte denken müssen.

Es giebt Erlebnisse, die fassen auch eines Mannes Herz mit erschütternder Gewalt, also daß er sich nicht retten und bergen kann vor der Rührung, die ihn beschleicht. Es ist schwer, die Stimmung mit Worten wiederzugeben, in der solches möglich ist. Man weiß selbst nicht, wie es kommt; aber plötzlich zuckt es um den Mund und das Auge schwimmt und man tritt still hinter die Andern, um heimlich die Thräne abzuwischen, die über die Wange rollt — hinter die Anderen, die ab und zu sich selber seitwärts wenden, um ganz verstohlen mit der Hand nach den Augen zu fahren. So ist es gar Manchem von uns geschehen, als wir am 11. Juli von Basel nach La Chaux de Fonds fuhren, und ich denke, man wird uns deshalb noch keine Weichlinge schelten. Was uns die Stadt Basel Liebes und Gutes angethan, werden wir ihr allezeit dankbar gedenken. Aber es war doch nur eine Stadt, die uns so empfangen, und wir wußten uns zu fassen. Auch auf den ersten Stationen, die wir nach Basel zu passiren hatten, hielten wir aller Herzlichkeit gegenüber noch guten Stand. Als wir aber weiter und weiter fuhren und und überall dieselbe Wärme und Liebe in der ungeschicktesten, einfachsten und darum nur um so eindringlicheren Weise empfing, als wir erkannten, daß hier nicht blos diese und jene Gemeinde, nein daß das ganze Schweizervolk jubelnd und achtungsvoll willkommen hieß, da schwand allmählich auch bei den Festesten von uns die Fassung, um mehr als Einen habe ich mit ersticker Stimme vor sich her sagen hören: „Zu viel, zu viel!" Es ist wohl mancher Fürst schon durch sein Land gezogen, und die Glocken haben geläutet und die Fahnen haben geweht und Alles hat im Festgewand ihm entgegen gejauchzt. Aber das Alles reicht doch lange nicht daran, wenn ein Volk das andere so recht von Grund des Herzens in voller freiwilliger Freudigkeit bei sich willkommen heißt, denn das ist erst das rechte Volksfest, das ein Volk zu Ehren des andern bereitet. Die Schweizer aber mögen es uns glauben, wir wußten gerade von ihnen, von einer so freiheitstolzen, so zurückhaltenden, so republikanisch-ernsten Nation, so hohe Ehren vollauf zu schätzen, und ich denke, noch im nächsten Jahr sollen sie erkennen, daß selbst nach Jahresfrist der Dank des deutschen Volkes noch warm ist für das, was sie am 11. Juli an den deutschen Schützen und damit am deutschen Volke selbst gethan.

Der große Nationalheld der Schweizer, Wilhelm Tell, war es selbst, der unseren Zug geleitete. Vorn an der festlich geschmückten Locomotive unter Blumen, Bändern und Fahnen stand seine und seines Knaben Figur, als sollte er schirmend wachen, daß uns, den lieben Gästen seines Schweizerlandes, kein Unheil auf unserer Fahrt begegne. So ging es fort von Basel im hellsten Sonnenschein, und wo auch nur unser Zug hielt, in Muttenz, Pratteln, Liestal, Sissach, Läufelfingen, Olten, Langenthal, Herzogenbuchsee, Solothurn, Grenchen, Pietertlen, Biel, Twann, Neuenstadt, Saint Blaise, Neuenburg, Chambrellien, Hauts Geneveys, überall waren die Bahnhöfe reich geschmückt, überall schallte uns Musik und Kanonendonner entgegen, überall ward uns aus silbernen Bechern der Ehrentrunk gereicht. Doch dabei blieb es in den meisten Fällen nicht. Vielfach war auch ein Redner zur Stelle, der uns in warmen Worten begrüßte, oder die Jugendwehr hatte sich als Ehrenwache aufgestellt. Es war indeß nicht die Pracht des Empfangs, die uns so ergriff, sondern meist gerade die treuherzige Einfachheit und das warme lebendige Gefühl der Freude, das Ungemachte und Ungeheuchelte, das aus allen Anordnungen herausblickte. Da hatte jeder Ort sich selbst etwas herausgesucht, womit er seine ganz besondere Aufmerksamkeit beweisen wollte.

So hatte sich in Pratteln und Sissach ein junger Bursch in eine alte eiserne Rüstung gesteckt, um uns mit gravitätischem Ernst die Honneurs zu machen; so hatte Herzogenbuchsee seinen Triumphbogen mit Ritterrüstungen und uralten Fahnen, Hellebarden und Schwertern aufgeputzt; so hatte gar Neuenstadt die stolzesten Zeugen seines vergangenen Ruhmes, zwei alte verrostete, wunderlich geformte Kanonen hervorgeholt und uns zu Ehren aufgestellt — es war Kriegsbeute aus irgend einer siegreichen Schlacht gegen die Herzöge von Burgund oder sonst einen Feind der Schweizerfreiheit. Aber nicht blos mit alten Schwertern und Waffen grüßte man uns. In Sissach und Olten standen die hübschesten kleinen Mädchen mit weiß-rothen und schwarz-roth-goldenen Schärpen, um Alpenrosen an uns zu vertheilen, und die Langenthaler und Solothurner hatten gar ihre schönsten Jungfrauen nicht für zu gut gehalten, um uns den Ehrentrunk zu reichen. In Solothurn begrüßte uns noch obendrein ein vierstimmiger deutscher Männerchor und der deutsche Verein mit seiner Fahne, in Biel waren es die Turner, die uns bewirtheten, und in dem vor Allem reich und prachtvoll geschmückten Neuenburg lud uns die Stadt selbst in ihr Rathhaus zum Vesperbrod mit besserem Neuenburger und Champagner zu Gaste. Aber auch wo der Zug nicht hielt, grüßte man uns. Die alte Festung Aarburg hatte noch einmal ihre Wälle mit Kanonen bepflanzt, um uns ihren Gruß entgegen zu donnern; in Murgenthal war uns zu Ehren auf dem Bahnhof wenigstens ein riesiger Blumenstrauß aufgestellt, der uns seine Wohlgerüche entgegen senden sollte, und vor Solothurn hatten sich mitten im freien Felde etwa 20 kleine Bauernmädchen der Bahn entlang aufgestellt, um uns mit ihren kleinen Schweizerfähnchen ihren Gruß zuzuwehen. Es war wirklich so, wie uns in Pratteln am Bahnhof ein treuherziger, schmucklofer Vers sagte:

„Blei und Pulver und Kanonen
Bezwingen Städte und Kantonen.
Deutsche Schützen mit Pulver und Blei
Erobern in Liebe unser Ländchen frei."

„In Liebe" erobert — ja das war das richtige Wort! Anders als „in Liebe" läßt sich wohl auch die wehrhafte Schweiz nicht erobern, und anders als „in Liebe" will auch das deutsche Volk keine Eroberungen machen. Aber bei dieser unserer neuesten Eroberung, die wirklich und allein nur „in Liebe" gemacht ist, soll es hoffentlich nun für immer sein Bewenden behalten.

Den tiefsten Eindruck machte indeß auf uns der Aufzug der 1200 Cadetten aus den Cantonen Aargau und Bern vor dem Bahnhof zu Olten und das große Manöver, das sie unter der Führung des Obersten Schwarz von Aarau in der Nähe der Stadt Olten im Feuer aufführten. Schon von weitem hatte uns ihre Artillerie gegrüßt, während die Infanterie, als wir in den Bahnhof einfuhren, rechts und links Spalier bildete. Dann, nachdem uns Präsident Kully von Olten in warmer hinreißender Rede willkommen geheißen und wir selbst uns zwei Glieder hoch rangirt, zog die ganze junge Mannschaft mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen im Paradeschritt an uns vorüber. Es war für die meisten von uns ein ganz neues unbekanntes Schauspiel, diese 1200 Buben im Alter von 10 bis 17 Jahren, die da in voller feldmäßiger Ausrüstung an uns vorbeidefilirten. Ihre Kanonen zogen sie sich selbst, ihre Officiere waren Buben wie sie selbst. Kinder waren es, die da vor uns marschirten, ihre leichten Gewehre waren nicht zum Kriegführen, ihre Säbel taugten nicht für eine Männerfaust, ihre Kanonen hätten keinen ernsten Feind aufgehalten; aber aus all dem Kindertreiben schaute denn doch wieder ein so mächtiger Ernst heraus, daß es uns das Herz zusammendrückte: das war die wahre Volksarmee, die wahre Armee der Zukunft, das waren die wahren Bürgen für die stete Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz. So lange die Schweizer-Berge stehen und solche Buben noch in ihnen hervorwachsen, so lange die Schweizer es noch verstehen, in so naturgemäßer Weise den soldatischen Beruf unzertrennlich mit dem Sinn für bürgerliche Selbstständigkeit zu verbinden, so lange wird nie ein fremder Eroberer es wagen dürfen, an ihre Selbstständigkeit die Hand zu legen. Unsere Frankfurter Jugendwehr ging auch mit im Zuge. Sie grüßte uns stolz mit ihrer frisch gewonnenen deutschen Fahne, und die Buben traten so fest und kräftig auf und schauten so ernst und mit so blitzenden Augen drein, nicht rechts und nicht links, als

hätten sie die Ehre von ganz Deutschland zu vertreten. Bei dem nun folgenden Manöver hatten sie einen Ehrenplatz erhalten, sie kamen nach den Pfänklern des angreifenden und siegenden Theiles in der Vorhut, und wie ich mehrfach gehört, haben sie auch ihre Sache gut gemacht, wenigstens so gut, daß sie sich unter ihren geübteren, stinken Schweizer Cameraden mit Ehren sehen lassen konnten. Ueber den Verlauf des Manövers, dem wir aus möglichster Nähe zusahen, kann ich leider wenig berichten. Es entspann sich kunstgerecht langsam, und die Aufgabe bestakte darin, daß der vom Hauenstein her kommende Feind den Uebergang über die Aarbrücke bei Olten erzwingen und die Schweizer dies zu verhindern hatten. Das Gefecht war aber eben erst bei der Zägelhütte vor Olten, an der entscheidendsten Stelle mit aller Heftigkeit entbrannt, als uns der Zug wieder weiter und nach Langenthal führte.

Wenn ich oben darauf verwies, es sei nicht rathsam, einen deutschen Schützenzug so auf's Gerathewohl in die Fremde ziehen zu lassen, so hatte ich dabei vor Allen die nicht zu verweitenden Situationen im Auge, bei denen es sich darum handelt, im Namen der Gesammtheit ein Wort in freier Rede an die Gastgeber zu richten. Wir hatten uns nach dieser Seite hin kaum vorgesehen und mußten bei den Begrüßungsreden der Schweizer auf gut Glück zusammenrassen, was wir von Rednern nur unter uns hatten. Im Ganzen freilich war die Aufgabe nicht schwer, aber immerhin wollte sie gelöst sein. Es war Ein Gedanke, der durch die Reden der Schweizer hindurchging, und Ein Gedanke, der aus unseren Antworten herausklang: das Bündniß der freien Schweiz mit einem freien Deutschland sollte hier auf dem schweizerischen Gebiet erneuert und bekräftigt werden. Unsere Wahl fiel in Olten als ersten Redner auf Dr. Heinefe aus Bremen und als zweiten auf Dr. Carl Grün aus Frankfurt, welcher Letztere denn auch in so hinreißender Weise unseren Dank aussprach, daß die Schweizer nicht weniger als wir selbst davon ergriffen wurden. In Langenthal, wo Oberst Geise uns begrüßte, antwortete Max Wirth aus Frankfurt; in Herzogenbuchsee dankte auf die Anrede des Oberst Im Obersteg von dort Jungermann aus Beckenheim; in Solothurn, wo Regierungsrath Schenker uns empfing, Dr. Plater aus Bremen; in Neuenburg, wo Dr. Guillaume die Anrede hielt, antwortete Dr. Sigmund Müller aus Frankfurt deutsch und Dr. Grün französisch, und in Hauts Genéveys endlich erwiderte auf die Rede von Dr. Scheurer aus Fentaine nochmals Max Wirth in französischer Sprache.

Es war schon dunkle Nacht und fast 10 Uhr, als wir endlich in La Chaux de Fonds ankamen. Nach all den Beweisen herzlichster Freundschaft, die wir den ganzen Tag über erhalten hatten, waren wir einigermaßen überrascht, als gerade in La Chaux de Fonds, am Ziel unserer Fahrt, am eigentlichen Festort, Niemand sich eingefunden hatte, der uns willkommen geheißen hätte. Der Grund lag in Mißverständnissen aller Art, nicht aber etwa in bösem Willen; denn es war uns ein glänzender Empfang von dem Comité, der Gemeindebehörde, den Schützen und der Jugendwehr zugedacht gewesen. Nun, nach so viel Begrüßungsscenen konnten wir, müde und einigermaßen abgespannt, eine weitere, und wäre sie noch so glänzend gewesen, schon missen. Es berührte uns daher auch weiter nicht, als wir uns so auf eigene Hand in den Festort und unsere Quartiere einfühlen mußten; wir stellten uns vielmehr am andern Morgen ganz mit demselben guten Muth zum Festzuge ein, als hätten wir zu unseren achtzehn Begrüßungsacten in La Chaux de Fonds auch noch den neunzehnten hinzuzufügen gehabt.

Ein Festzug bei einem schweizerischen Schützenfest hat einen ganz anderen Charakter und eine ganz andere Bedeutung, als wir nach dem Vorbild des unvergeßlichen Tages von Frankfurt uns vorzustellen geneigt sind. Alle unsere großen Nationalfeste gewinnen bei uns dadurch einen eigenthümlichen Schwung und eine höhere Weihe, daß sie allein bis jetzt die Gelegenheit bieten, uns als eine Nation, als ein einziges großes Ganzes zu fühlen. Wir haben kein Parlament und keine oberste Reichsgewalt, wir werden durch keine einzige gemeinsame Institution daran erinnert, daß wir ein Volk, ein einiges Volk sind; so hat sich denn der Drang nach Einheit und nationalem Leben, der augenblicklich wieder so mächtig durch uns hingeht, in anderer Weise und auf nicht politischem Gebiet die Möglichkeit schaffen müssen, uns wie in einem Spiegelbild in unseren gemeinsamen Festen unsere nationale Einheit und Zusammengehörigkeit zu zeigen. Vor Allem war dies der Fall auf dem großen, wunderbar herrlichen Schützenfest in Frankfurt, durch das ein Rausch des Enthusiasmus, ein einziger großer Accord brüderlichen Gesammtgefühls hindurch klang, daß bis auf diesen Tag sogar die Schweizer nur in tiefer Bewegung sein gedenken können. Alle Weihe und Poesie des Frankfurter Festes gipfelte aber in dem großartigen Festzug, bei dem 8000 deutsche Schützen aus allen, auch den entlegensten Theilen des deutschen Landes sich zusammen gefunden hatten und gemeinsam dem ergreifenden Act der Weihe der deutschen Bundesfahne beiwohnten. Und dieses Beisammensein aller deutschen Schützen bei dem großen Festzug war für das Gelingen und das ganze Gepräge des Festes so nothwendig, daß eben das Fest nicht das gewesen wäre, was es war, wenn nicht eben in den 8000 deutschen Schützen aus Preußen und Tyrol, aus Bayern und Sachsen, der eigentliche Zweck des ganzen Festes, nämlich die Offenbarung der Einheit aller deutschen Volksstämme, sich vor aller Welt Augen deutlich und sichtbar manifestirt hätte. Das ist in der Schweiz ganz anders. Die Schweizer ringen und streben nicht mehr nach Einheit und Freiheit, sie haben sie, und der Bundesrath und die Bundesversammlung zu Bern liefern ihnen alljährlich und alltäglich den Beweis, daß ihr nationales Staatsleben bereits einen festen Abschluß gefunden hat. Die Schützenfeste der Schweizer haben daher nicht die Bedeutung und können sie nicht haben, daß sich in ihnen erst noch der Gedanke der Einheit aller Schweizercantone ausprägen soll; die Schützenfeste der Schweizer sind vielmehr nichts mehr und nichts weniger als das was ihr Name besagt, nämlich gemeinsame festliche Zusammenkünfte aller schweizerischen Schützen zum gemeinsamen Wettkampf in der uralten nationalen Kunst des Schießens. Der Festzug aber ist dem entsprechend in der Schweiz auch nichts weiter, als der einleitende Act der Eröffnung des Festes. Dazu kommt nun noch, daß bei der großen Anzahl von Schützen in der Schweiz und der verhältnißmäßig geringen Einwohnerzahl der Städte, nur sehr selten es möglich sein würde, daß die Schützen aller Cantone zu gleicher Zeit zum Bundesschießen zusammen kommen können, daß vielmehr, einer festsetzenden Sitte zufolge, die Cantone nur nach und nach zum Feste einzutreffen pflegen. Beim Festzug aber, als beim Beginn des Festes, sind regelmäßig gerade die wenigsten Schützen anwesend, und der Zug selbst könnte schon aus diesem Grunde nur eine geringe Anstrebung haben. Rechnen wir dazu, daß Frankfurt 75,000, La Chaux de Fonds 19,000 Einwohner zählt, daß Frankfurt auf fünf großen Eisenbahnen von einem Dutzend volkreicher Städte in wenig mehr als einer Stunde erreicht werden kann, während La Chaux de Fonds hoch oben im Jura, 3500 Fuß über dem Meere, abgeschnitten von den großen Verkehrsstraßen und dicht an der französischen Grenze liegt, so ergiebt sich von selbst, daß, wie jeder Festzug in der Schweiz seiner inneren Bedeutung nach ein anderer ist und sein soll, als der Frankfurter Festzug, so auch der Festzug von La Chaux de Fonds, ungeachtet an ihm über 3000 Personen Theil nahmen, keinen Vergleich an Pracht und Ausdehnung und zuschauenden Menschengewühl mit dem Frankfurter Festzug aushalten kann.

Die Cadetten von La Chaux de Fonds, die vier in altschweizerische Tracht gekleideten Vertreter der Urcantone (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern), die Zeiger mit rother Blouse und rothem Fez, die Warner mit blauer Blouse und rothem Fez, und — die deutschen Schützen in Joppe und Schützenhut bildeten außer den 25 Fahnen die einzigen malerischen Elemente im Zug. Ernst und schweigsam schritten die Schweizer bei dem feierlichen Geläute der Glocken durch die nicht sehr überfüllten Straßen, und nur wir Deutsche waren es, die etwas Leben und Bewegung in den Zug wie unter die Bevölkerung brachten, indem wir mit lautem Hurrah und lustigem Hütteschwenken den Damen für die uns zugeworfenen Blumensträuße dankten oder eine deutsche Fahne oder ein ansprechendes Transparent begrüßten. Am Gabentempel erfolgte dann mit Rede und Gegenrede die Uebergabe der Fahne des schweizerischen Schützenbundes durch den Vorsitzenden des heitherigen Central-Schützenbundes, Herrn Obermatt aus Stanz, an den Vorsitzenden des neuen Centralcomité's zu La Chaux de Fonds, Herrn Buchhändler Leschereux; dann wurde unter dem Donner der Kanonen die Bundesfahne auf dem Mast des Gabentempels aufgehißt, der Ehrentruf in den silbernen Bechern umhergereicht, und — das eidgenössische Bundesschießen war eröffnet.

Nur um Eins habe ich bei der einfachen prunklosen Ceremonie die Schweizer beneidet: um das stolze Gefühl, in dem der greise Präsident Odermatt bei der Uebergabe der Fahne sagen konnte: „Die Freiheit ist es, die uns trotz aller Verschiedenheit zu Brüdern macht. Ihr danken wir unseren hohen Bürgersinn und das Blühen unserer Bildungsanstalten, unseren Wohlstand, unser Glück.“ Wann werden wir in Deutschland solche Worte sprechen können?

Vom wiedererstandenen „Ludwig“.

Wer um die Mitte des Juli dieses Jahres von Lindau nach Rorschach fuhr, wurde sehr bald auf drei der gewöhnlichen Bodensee-Schleppschiffe aufmerksam gemacht, die etwa drei Viertelstunden von Rorschach und eine halbe Stunde vom sogenannten Rheinhorn entfernt, fortwährend von Booten und Gondeln umschwärmt, vor Anker lagen. „Dort,“ sagten die baierischen Dampfschiffsleute, „hat der Bauer den „Ludwig“ bis auf 18 Fuß gehoben, aber er soll schon wieder e Biffel hinunter sein. Er wird ihn schwerlich gar 'raus kriegen.“ .

Diese drei Schiffe waren der „Delphin“, welchen die badische Dampfschiff-Verwaltung in Constanz für die „Erprobung des deutschen Taucherwerks“ gratis und aufs Beste ausgerüstet Herrn Bauer zur Benutzung überlassen hatte, der „Welfe“, welcher von der würtembergischen Verwaltung in Friedrichshafen, und der „Trabant“, welcher von der baierischen Verwaltung in Lindau (letzterer für Verankerung ꝛc. sehr mangelhaft ausgerüstet) gemiethet worden war. Zwischen Delphin und Trabant schwammen die Ballons, Kameele und Fässer, welche den Ludwig trugen. Auf jedem Schiffe arbeitete eine Locomobile (von Welter in Mülhausen) für je zwei der Bauer'schen Luftpumpen, deren lange Gutta-Pertscha-Schläuche theils in den Taucherhelm, theils zu den am Ludwig befestigten Hebekörpern liefen. Der „Welfe“, abseits geankert, diente als Magazinschiff.

„Er ist schon wieder e Biffel hinunter!“ Diese Worte konnte man in Rorschach stets hören, wenn Besucher früh am Morgen oder gleich nach einem starken Wehen zum „Ludwig“ gekommen waren. Wunderlicherweise deutet dieser halb bedauerliche, halb tadelnde Ausspruch auf einen der größten Vortheile und zugleich auf die großartige Sicherheit dieser Bauer'schen Schiffshebeweise hin: ist nämlich das gesunkene Schiff bis in die Nähe des Niveau gehoben, so spielt Bauer förmlich mit der Last, er läßt sie nach Belieben sinken und wieder steigen. Ersteres geschieht nun stets bei drohendem Unwetter, um die zu hoch über dem Niveau schwimmenden Ballons wieder so tief ins Wasser zu bringen, daß auch der stärkste Wellenschlag sie nicht losreißen oder sonst beschädigen kann. Es wird dies einfach durch Ablassen von so viel Luft aus den Ballons bewirkt, als zum Versenken des gehobenen Schiffs um so und so viel Fuß sich nöthig zeigt. Die hohen Ballons am „Ludwig“ wurden jeden Abend durch Niedersenken des Schiffs vor etwaigen Stürmen der Nacht gesichert. Nach ein- bis zweistündigem Aufpumpen der Ballons erreicht das Schiff wieder die vorher gewonnene Höhe. — Wer mit dieser ruhigen und sichern Procedur das Heben der Schiffe mittelst mechanischer Kräfte vergleicht, bei welchen der geringste Sturm durch fortwährendes Zerren, Stoßen und Reißen hebende wie zu hebende Schiffe stets schwer beschädigt und oft zertrümmert, der wird den außerordentlichen Werth der Bauer'schen Durchführung dieser Erfindung auch in dieser Beziehung gerecht würdigen.

Nachdem die an sich sehr schwierige Arbeit der tieferen Befestigung der Ballons und Kameele am „Ludwig“ durch die schlimmen Winde sehr verzögert worden war, konnte Bauer endlich die Abführung desselben von seiner letzten Hebestelle nach dem Schweizerufer wagen.

Dieser Festtag, der 21. Juli (ein Dienstag), kam jedoch nicht mit günstigen Aussichten. Von Constanz her drohte der alte Taucherfeind Wind und zeigte die weißen Köpfe seiner näher und näher springenden Wellenkatzen. Dennoch arbeiteten die Locomobilen fleißig zum Aufpumpen der Ballons. Gegen 9 Uhr trat das Hintertheil des „Ludwig“ immer mehr hervor, und bald begann auch das Vordertheil zu steigen. Um ½10 Uhr stand zum ersten Male das Deck des Hintertheils so hoch, daß Obertaucher A. Schroff als der Erste den Ludwig betrat und zwischen den Trümmern des Steuerrades und seiner zerstörten Umgebung herumging. Die ungeschickte Heberei des Hochholzer, der bekanntlich nach Bauer's ersten Hebearbeiten im Jahre 1861 den „Ludwig“ mit mechanischen Mitteln heraufholen wollte, zeigte nun ihre traurigen Früchte. Alles Hervorragende am „Ludwig“, das seine Haken und Schlingen (die er nicht durch Taucher hatte befestigen lassen, sondern mit denen er blindlings von oben am gesunkenen Schiffe herumfischte, um feste Haltpunkte zu finden) erreicht hatten, war abgebrochen, abgerissen und starrte in Fetzen, Splittern und Stücken hervor: für die Taucher die schlimmste Gefahr und eine außerordentliche Erschwerung der Taucherarbeit.

Das erste Möbel, welches Schroff in die Hand fiel, war ein Fußschemelchen neben den Trümmern der Bank rechts vom Steuerrad. Der Ludwig stieg immer mehr. Die Radkasten treten hervor, die Glocke wird sichtbar. Es ist ¾10 Uhr — und im Westen rückt der lange schwarze Strich vom Untersee her, der die höheren Wellen bezeichnet, näher und näher.

Da faßt Bauer den Entschluß, den „Ludwig“ noch heute vor den Zufällen eines abermaligen Wellenspiels zu sichern: Abfahrt zum Hafen! geht's von Schiff zu Schiff. Die badische Flagge wird am Delphin aufgehißt. Sie bedeutet für die in Rorschach wohnende Gattin Bauer's das Zeichen, einen würtembergischen Dampfer von Friedrichshafen telegraphisch zum „Ludwig“ herbeizurufen. Zugleich kommt Bauer's Kanone, aus Eisen vom dänischen Christian VIII gegossen, auf das Deck und verkündet der Schweizerküste die Hebung und Abfahrt des „Ludwig“. Alles voll Leben und Thätigkeit, die Luftschläuche wandern von Ballon zu Ballon, von Kameel zu Kameel, um jede Tragkraft auf ihre Höhe zu bringen.

Gegen 2 Uhr näherte sich die Rauchsäule des „Wilhelm“ und um ½3 Uhr fuhr er am „Ludwig“ vor. Während Bauer an Bord desselben stieg, arbeiteten fortwährend alle vier Pumpen (die beiden „Bremen“, „Nürnberg“ und „Stettin“) am Auf- und Nachpumpen der Ballons und Kameele. Mit einem Male brauste es auf zwischen den Arbeitsschiffen, und da stand der Ludwig mit beiden Radkästen vollkommen gleich 3 Fuß über dem Wasser, sodaß die Fenster desselben ganz frei waren und den Einblick in das Innere gestatteten. Aus der Küche langte Taucher A. Schroff eine Flasche Cognac heraus, welche sofort von Mund zu Mund wanderte; in der Küche stand von dem Geschirr noch Vieles in hübscher Ordnung. Weiter gingen die Forscherblicke vor der Hand noch nicht. Allmählich kam das Geländer zu beiden Seiten der Radkasten zum Vorschein. Auch der Stern trat wieder in's Freie.

Während Bauer mit dem Dampfer „Wilhelm“ den Bogen nach dem Rheinhorn und Staad zu bis zum kleinen Hafen von Rorschach, als den für den „Ludwig“ bestimmten Lauf, befuhr, hatte der Telegraph die Kunde von Dem, was da geschehen sollte, so rasch in die Schweiz getragen, daß der nächste Bahnzug ganze Heerhaufen herbeizog, die nun den heranbrausenden Dampfer „Friedrichshafen“ Kopf an Kopf anfüllten; zugleich mehrten sich die vom Schweizerufer herbeieilenden Gruppen von Gondeln und Booten. Endlich kam Bauer zurück, um die letzten Hebearbeiten anzuordnen und den Transport vorzubereiten. Nachdem die Arbeitsschiffe sich ankerfrei gemacht, setzte sich 5 Minuten nach 5 Uhr der ganze Zug in Bewegung; voraus der Dampfer „Wilhelm“, dahinter an ihren drei Tauen die beiden Arbeitsschiffe Delphin und Trabant mit dem „Ludwig“ in der Mitte wie in Reih' und Glied; rechts zwischen dem „Wilhelm“ und dem „Ludwig“ Wilhelm Bauer in einer Gondel, um den Lauf der Schlepptaue zu beaufsichtigen und den der Schiffe zu dirigiren; hinter dem Ludwig, an ihn befestigt, zwei mächtige Kameele, auf dem einen derselben Taucher Franz Schroff stehend, dahinter ein großes Boot der Arbeiter am „Ludwig“ und ein ganzes Geschwader von Kähnen und Gondeln. Rechts und links immer mehr heranziehende Fahrzeuge.

Die nothwendigen einzelnen Commandorufe waren für einige Minuten plötzlich die einzigen menschlichen Stimmen, die in dem stattlichen Geschwader laut wurden, einen so ernsten Eindruck übte der fest und stät dahin wallende Zug aus — für die armen Unglücklichen im Schooße des „Ludwig“ der großartigste Leichenzug. Aber neue Eindrücke verwischen die Stimmung der Trauer und heben das allgemeine Gefühl noch höher. Der Dampfer „Leopold“ kommt heran, grüßt mit der Flagge und mit drei Schüssen und schließt sich dem Zuge an, um dem wiedererstandenen alten Bruder „Ludwig“ das Ehrengeleite in's Leben zurück zu geben. Herrlich, ohne Anstoß, ohne die geringste Störung, zieht die Flotille in weitem Bogen, dem Ufer von Staad sich nähernd, dahin, die beiden Arbeitsschiffe ununterbrochen thätig, matter werdende Ballons aufzupumpen. Um ¾7 stößt der „Ludwig“ auf Grund, kurzer Aufenthalt, Aufpumpen der Kameele und untersten Ballons, und flott ist er wieder, und wieder geht es, und zwar in weitem Bogen, in den tieferen See zurück, prachtvoll und feierlich dahin. Ein baierischer Dampfer fährt nach Lindau vorüber, aber diesmal fehlt ihm die Flagge nicht. Um 7 Uhr beginnt der Kanonendonner vom Ufer her und erstreckt sich immer weiter von Berg zu Berg. Der „Wilhelm“ donnert seinen Gruß entgegen, die Böller des „Leopold“ und einzelner Boote folgen nach, alle Flaggen gehen grüßend und festlich auf und nieder. Da wird auch der „Ludwig“ lebendig, die Taucher Hoch und Aug. Schroff in ihrem Taucheranzug erscheinen auf demselben, und während Hoch die deutsche Fahne schwingt und auf dem rechten Radkasten des „Ludwig“ aufpflanzt, läßt Aug. Schroff zum ersten Male nach zwei Jahren vier Monaten die wohltönende feierliche Stimme des Erstandenen, die Schiffsglocke des Ludwig, erschallen. Da will das Hoch kein Ende nehmen, und Vielen stehen dazu die Thränen in den Augen. Mitten in diesen Jubel donnert der Gruß des würtembergischen Dampfschiffs „Königin“ darein, das sich ebenfalls dem Triumphzug einer deutschen Erfindung anschließt. Und wieder vorwärts geht es, jetzt mit vollem Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Hebeapparate und mit voller Siegesgewißheit nicht mehr ängstlich und besorgt das sichere Ufer entlang, sondern kühn gerade aus über Abgründe von 180 und 240 Fuß Seetiefe dahin. Immer näher braust das Hoch der Volksmenge am Ufer, an welchem endlich bei anbrechender Dämmerung die stolze Flotille hält und der „Ludwig“ zwischen seinen getreuen Begleitern an's Land stößt.

Das war der Triumphzug des „Ludwig“, der Triumphzug Bauer's und seiner Erfindung. Sie ist erprobt, sie hat ihre beiden schwersten Aufgaben gelöst: ein Schiff, das fast dritthalb Jahre im See gelegen, ist aus einer Tiefe von fast 80 Fuß zur Oberfläche emporgehoben, und, auf der Höhe fest erhalten, hat es eine fast dritthalbstündige Fahrt bestanden. Hätte das Ufer um Rorschach herum einen Hafen mit einer Schiffswerfte, so würde das gehobene und transportirte Schiff auch sofort geborgen sein. Das Schweizerufer bietet diesen Schutz und diese Hülfe nicht, und eben darum muß Bauer das Schiff noch bis über die Kajütenfenster emporheben, den Leck verstopfen, den Schiffsraum durch Auspumpen von seiner Wasserlast befreien und damit das Fahrzeug wieder flott machen.

Eine genaue Beschreibung des „Ludwig“, seines äußeren und inneren Zustandes, soll die getreue Abbildung desselben begleiten.

Fr. Hofmann.

Die „Erinnerungen an das Leipziger Turnfest“ beginnen mit Nr. 34. D. Red.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 33. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Martha.

Erzählung aus dem Leben.

Von A. Diezmann.

Ich war noch sehr jung, als ich eine kleine Reise benutzte, um einen befreundeten ehemaligen Mitschüler zu besuchen, der sich in dem Hause eines sehr reichen Altenburger Bauern als Lehrer des einzigen Sohnes befand.

Dieser Bauer, Michel Gerber mit Namen, war ein Mann eigener Art und Besitzer eines ererbten, durch Kauf und Heirath vergrößerten Gutes, das sich mit manchem großen Rittergute messen konnte. Seine zahlreichen Knechte, Mägde und andern Arbeitsleute behandelte er im Ganzen mit tyrannischer Strenge, bisweilen aber auch, wenn er mit ihren Leistungen sehr zufrieden war, mit einer gewissen herablassenden Milde, wie etwa ein Patriarch in der Bibel seine Sclaven behandelt haben mag, und Michel Gerber glaubte in der That so hoch über seinen Untergebenen zu stehen wie ein Herr über seinen Leibeigenen. Dies ging soweit, daß er sich sehr selten herbeiließ, persönlich mit Einem der Knechte zu sprechen — mit den Mägden sprach er nie selbst. Er ertheilte vielmehr seine Befehle und seine Vorwürfe dem Ersten der Knechte, welcher sie an die Betroffenen weiter zu befördern hatte. Sein Stolz waren seine großen starken feisten Pferde, „auf denen kein Tropfen Wasser stehn blieb," seine wohlgenährten Rinder, die alle genau von einer Farbe, schwarz mit einem weißen „Stern" auf der breiten Stirn, und stets von dem kleinsten Schmutzfleck frei sein mußten, seine Heerde hochfeiner Merino-Schafe und endlich sein Geflügelhof, in dem es von Hühnern, Gänsen, Enten und Tauben der verschiedensten, zum Theil seltensten und theuersten Arten wimmelte. Wenn der breitschultrige stattliche Mann in der Thür seines Hauses stand, die schwer mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife im Munde, den kleinen runden hinten leichtaufgekrempten Hut auf dem Kopfe, in der kurzen Jacke vom feinsten grünen Tuche, in den weithausigen kurzen Hosen und den langen engen Stiefeln von weichem Leder, die Daumen beider Hände auf der Brust unter die Hosenträger gesteckt, und so wohlgefällig seinen wimmelnden Hof überschaute, sah er allerdings wie ein Bauernfürst aus.

Diesen Hof umgaben auf drei Seiten die verschiedenen zum Theil neu aufgeführten, sämmtlich wohl unterhaltenen Wirthschaftsgebäude, während die vierte Seite das stattliche Wohnhaus nebst dem großen Einfahrtsthore einnahm und in der Mitte ein Taubenhaus in der Form eines riesigen Pilzes stand. Im Erdgeschosse des Wohnhauses befanden sich die Milch- und Vorrathskammern, die große Küche mit dem stets blitzendblank gescheuerten Zinn-, Messing- und Kupfergeschirr, des Herrn geheimes Cabinet, in dem er namentlich sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte und das Niemand betreten durfte, und endlich die große allgemeine Wohn- und Eßstube, denn so stolz Michel war, hielt er doch fest und streng an dem Herkommen, welches verlangte, daß „der Herr" mit seinem „Gesinde" die Mittags- und Abendmahlzeiten gemeinschaftlich einnehme. Freilich stand der kleine Familientisch oben quer vor der langen Tafel und war mit einem blendendweißen feinen Tischtuche geschmückt, während sich die Tafel mit einem groben begnügen mußte; auch kamen auf den Tisch meist andere Speisen als auf die Gesindetafel, welche letztere indeß stets sehr reichlich, ja verhältnißmäßig reich besetzt wurde. „Die Leute" mußten jedesmal, ehe sie sich zum Essen niedersetzten, an der Tafel stehend ein stilles Gebet verrichten, und dies that der Herr mit seiner Familie gleichzeitig ebenfalls. Lautes Gespräch oder gar Späße während des Essens duldete er nicht, und wenn es einigermaßen laut an der Tafel wurde, brauchte er nur leicht mit dem Messer auf seinen Teller zu klopfen, um sofort eine wahrhaft andächtige Stille herbeizuführen.

Dies Alles geschah freilich wohl auch ähnlich oder genau so in den andern großen Bauerhöfen, Michel Gerber aber hatte eine Eigenthümlichkeit, die ihn von allen seinen Standesgenossen unterschied. Er war allerdings ein echter Bauer von altem Schrot und Korn, er wollte ein Bauer sein und war stolz, daß er es war, aber er wußte auch wohl, daß die andern Stände an Bildung über den Bauern standen und deshalb bisweilen mit einer gewissen Geringschätzung auf dieselben herabsahen. Das wurmte ihn, wie es sein großer Aerger war, daß er in den Gesetzen, Verordnungen, gerichtlichen Bekanntmachungen, Advocatenschreiben und Zeitungen Vieles nicht verstand. Das verhehlte er weder sich noch Andern und darum nahm er sich vor, daß es seinen Kindern nicht ebenso ergehen solle und daß sie mehr, viel mehr lernen müßten, als er selbst gelernt und zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

„Die Leute in der Stadt und die Adeligen auf dem Lande," pflegte er zu sagen, „reden immer davon, daß sie größere Bildung hätten, und sie haben Recht. Warum sollen aber unsere Kinder nicht eine gleiche Bildung erhalten können? Weil es Geld kostet, viel Geld? Ich habe Geld, mehr Geld als manche „Herr von"; darum sollen meine Kinder dieselbe Bildung erhalten wie die jungen Herrn und Fräuleins, und wenn es mich tausend Thaler und mehr kostet. Ich hab's. Nichts, gar nichts sollen anderer Leute Kinder vor den meinigen voraushaben, denn ich kann's be-

zahlen und ich bezahl's. Kauf' ich mir ein paar Pferde, blos weil sie mir gefallen, für tausend Thaler, verspiel' ich an einem Abend im „Schafkopf" hundert Thaler, warum sollte ich meiner Martha nicht auch einen Flügel, wie sie's nennen, für lumpige fünfhundert Thaler kaufen? Ich halte der Tochter eine „Gouvernante" und dem Jungen einen „Informator". Was können solche Leute kosten? Wenn die der Herr Gerichtsdirector und der Herr von Moosbach drüben bezahlen kann, kann es Michel Gerber erst recht!"

Und er that, wie er gesagt. Er schickte seine Kinder nicht in die gewöhnliche Dorfschule. Mehrere Jahre lang hielt er der Tochter eine Erzieherin, und er fand zum Glück eine solche in einer sehr verständigen, nicht mehr jungen Person, die er glänzend bezahlte, und dem jüngeren Sohne hatte er seit nicht langer Zeit in meinem Freunde Engel einen „Informator" gegeben. Trotz allem dem aber und obgleich die Tochter im ersten Stock des Hauses ein fast elegant eingerichtetes eigenes Zimmer mit einem kostbaren „Flügel" darin besaß, hielt Michel Gerber streng darauf, daß die Kinder die gewiß nichts weniger als kleidsame Nationaltracht trugen, und es war ihm wohl zuzutrauen, daß er ein Kind lieber verstoßen als zugegeben hätte, daß es die sogenannte „städtische" Kleidung anlege.

„Ich bin ein Attenburger Bauer," sagte er, „meine Kinder sollen Bauern bleiben und darum sich kleiden, wie ich es thue und wie es unsere Vorfahren seit vielen hundert Jahren thaten."

Als ich in den Hof Gerber's trat, erschien eben an der Thür des Wohnhauses ein schlankes Mädchen von mehr zartem als kräftigem Bau in der Attenburger Tracht. Sie mochte etwa siebzehn Jahre alt sein und hatte ein frisches rundes Gesicht mit blauen Augen, einem Stumpfnäschen, kleinem Munde und Grübchenkinn. Sie streute goldfarbige Gerstenkörner in weitem Kreise für ein großes Geflügelvolk aus, und ich konnte die freudig überraschten Augen von dem frischen, mehr als schmucken Mädchen gar nicht abwenden. Als endlich ihre Blicke mich trafen und mir fragend ansahen, trat ich näher, begrüßte sie und erkundigte mich, ob der Hausherr anwesend sei. Sie machte einen freundlichen Knix, wattete gewissermaßen aus dem um sie hin- und herwogenden Geflügelmeere, lachend aber vorsichtig, heraus und kam mir entgegen.

„Sie sind gewiß der Herr, den er erwartet," sagte sie. „Kommen Sie!"

Sie schritt rasch in das Haus, die breite Treppe nach dem ersten Stock hinauf, deutete da nach einer Thür, klopfte leicht und sagte sehr freundlich zu mir: „Kommen Sie aber auch bald herunter zu uns, denn wir Alle freuen uns über Ihre Ankunft."

Bei dem Mittagstisch, zu dem eine weitschallende Glocke die Leute zusammenrief, war das Mädchen, Martha, die Tochter vom Hause, meine sehr heitere Nachbarin, und als der Hausherr in sein Cabinet — zum Mittagsschlafe — sich zurückgezogen hatte, schlug sie vor, daß wir, Engel mit seinem Zöglinge und ich, sie in ihr Zimmer hinauf begleiten möchten. Sie befahl, wie eine kleine Gräfin, den Kaffee dahin zu bringen. Wir folgten ihr in das freundliche, mit Blumen geschmückte Zimmer, in dem ich eine kleine Bücherzammlung — die Stunden der Andacht, das Conversationslexikon, Schiller's Werke u. s. w. — bemerkte. Sie machte da in der natürlichsten und anmuthigsten Weise die Wirthin. Später spielte ich Manches auf dem prächtigen Flügel, der in dem Zimmer stand, und Martha war unersättlich im Zuhören, als ich aber C. M. v. Weber's Variationen über Vorina bella spielte, wurde das Mädchen allmählich still, während ihr Gesicht abwechselnd leichte Röthe und Blässe überflog. Auch nachdem ich geendet hatte, saß sie eine kurze Zeit noch wie in Gedanken versunken da. Dann stand sie rasch auf und sagte: „Nun nichts mehr! Ich könnte nach diesem nichts Anderes hören."

Sie strich dabei mit einer Hand über Stirn und Augen, als wolle sie ein Traumbild, Gedanken oder Empfindungen verscheuchen, welche das Musikstück in ihr hervorgerufen. Mit einer gewissen Anstrengung fragte sie endlich:

„Darf ich Sie in den Garten führen und Ihnen meine Blumen zeigen?"

Sie eilte voraus, und in dem Garten, unter den Blumen, fand sie nicht nur ihre naive Heiterkeit bald ganz wieder, sondern auch den Muth mir das Versprechen abzunehmen, zum Erntefest meinen Besuch zu wiederholen, und endlich beim Abschied mir zuzuflüstern:

„Wollen Sie mit wohl das Musikstück schicken, das Sie zuletzt spielten? Ich . . ich möchte es auch spielen lernen."

Sie reichte mir dabei die wahrhaft aristokratisch feine weiße Hand mit den langen schmalen Fingern, und sie erwiderte auch meinen Druck mit unbefangener Herzlichkeit.

Der Sommer verging, und zum Erntefest erschien ich wieder in dem Hause Michel Gerber's. Bereits hatten sich zahlreiche Gäste aus der „Freundschaft", d. h. nähere und entferntere Verwandte zu dem Feste eingefunden, das in jener Gegend zumeist durch fast den ganzen Tag fortgesetztes Essen und Trinken gefeiert wurde. Michel Gerber namentlich suchte seinen Stolz darin, seinen Gästen durch eine überreiche Fülle von Speisen und Getränken zu imponiren und es auch darin allen Andern zuvorzuthun. Auch konnte man ihm durch nichts mehr schmeicheln, als wenn man Verwunderung und Staunen über solchen Ueberfluß äußerte. Dann glänzte auf seinem breiten Gesicht, gleich Sonnenschein auf einem seiner Aecker, die befriedigte Eitelkeit des reichen Bauers, und er antwortete wohl auch: „Ich hab's. Ich kann's geben." Martha freilich, welche die Wirthin zu machen hatte, war so in Anspruch genommen, daß ich nur selten eine flüchtige Gelegenheit fand, allein mit ihr zu sprechen. Sie war aber ungewöhnlich heiter und wendete mir häufig genug verstohlen ein freundliches Lächeln oder einen Blick zu, der es deutlich aussprach, wie glücklich sie sich fühle. Am Nachmittag endlich, als die Gäste sammt und sonders sich zum Tanze begaben, steigerte sich ihre Heiterkeit bis zum Muthwillen. Sie hing sich plötzlich schäkernd an meinen Arm und sagte:

„Wollen wir nicht auch zum Tanze gehen? Ich war noch nie dort. Mit wem soll ich auch gehen? Ihr Freund, der Herr Hauslehrer, den ich einmal bat mich zu begleiten, hält es nicht für schicklich, auf den Tanzplatz unter die Bauern zu gehen. Kommen Sie! Ja?"

Ich erklärte mich sofort und mit Freuden bereit.

„O, die Leute werden große Augen machen, wenn „Michel's stolze Martha" unter ihnen erscheint!" fuhr sie fort und sie lachte laut auf in ausgelassener Freude.

Wir gingen, und das Erscheinen Martha's machte allerdings, wie sie erwartet hatte, großes Aufsehen. Aller Blicke richteten sich auf sie und auf mich, ihren Begleiter. Der Tanz erlahmte fast eine Unterbrechung. Das Local war freilich ziemlich beschränkt, die Decke namentlich niedrig. Tabaks-, Branntwein- und Bierdunst drang uns entgegen, obgleich alle Fenster weit offen standen. Die meisten der älteren nicht tanzenden Männer, selbst einige der Burschen, die, in Hemdärmeln, mit ihren Mädchen sich drehten, hatten die Tabakspfeife im Munde. Michel Gerber selbst, der im stolzen Gefühl seiner Bedeutung mit einigen seiner Gäste zuschauend nahe am Eingange stand, begrüßte die ihm unerwartet erscheinende Tochter mit freudiger Verwunderung und rief ihr laut zu:

„So ist's recht! Tanz' auch einmal mit dem Herrn."

Darauf trat er an das kleine Orchester, griff in die Tasche seiner weitbauschigen Hosen, legte auf das Pult des Vorgeigenden einen harten blanken Thaler, so daß es Alle sehen mußten, und sagte:

„Nun spielt für mich Euer bestes Stückchen."

Die Musikanten hörten augenblicklich mitten in dem Tanze auf, den sie eben spielten, und begannen einen anderen.

„Jetzt müssen wir tanzen," flüsterte mir Martha zu, „sonst werden wir ausgelacht."

Die Anderen hatten bereits zu tanzen wieder angefangen, und wir traten denn auch an. Es war ein wunderlicher Tanz, den ich vorher nie gesehen, viel weniger getanzt hatte, aber so einfach, daß Jeder, mit nur einigem Taktgefühl, ihn sofort mittanzen konnte. Jedes Tänzerpaar blieb fortwährend genau auf der Stelle, auf der es zu tanzen angefangen hatte, weil man sich immer nur auf dem linken Absatz herumdrehte und den rechten Fuß in Dreiachtel-Takt herumschleifte. In dieser Weise tanzte ich denn auch mit Martha, und der so einfache Tanz machte mir bald in der That großes Vergnügen, zumal meine Tänzerin sehr glücklich zu sein schien. Das Hauptvergnügen der übrigen Paare bestand freilich in noch etwas Anderem. Der tanzende Bursch stieß nämlich von Zeit zu Zeit einen lauten Jauchzer aus, faßte dabei mit beiden Händen seine Tänzerin um die Taille und hob sie in dieser Weise empor, je höher desto besser. Die Aufgabe auch dabei bestand darin, immer genau auf der Stelle zu bleiben und das Drehen im richtigen Takte fortzusetzen, sobald die Füße der Tänzerin den Boden wieder berührten. Dieses Emporheben der Tänzerin unterließ ich natürlich

so leicht es auch gewesen sein würde, Martha's zarte Gestalt emporzuschwingen. Sie würde es auch in keinem Falle geduldet haben. Wir tanzten indeß eine ziemlich lange Zeit, und Michel Gerber hatte offenbar seine große Freude daran, denn er wendete seine schmunzelnden Augen von der lieblichen Tochter nicht ab. Diese wurde jedoch des wüsten Schreiens, Stampfens und Jauchzens noch früher überdrüssig als ich, und als die Musikanten eine Pause machten, in deren Folge ein Hin- und Herwogen und Drängen unter den Tanzenden entstand, schlug sie mir vor, die allgemeine Verwirrung zu benutzen und fortzugehen.

„Am Ende käme einer von den Burschen," sagte sie, „vielleicht gar ein Vetter, und verlangte, daß ich auch mit ihm tanze. Das könnte ich nicht, und doch möchte ich auch keinen durch mein Weigern beleidigen."

Sie wand sich mit den geschmeidigen Gliedern zwischen den Drängenden leicht hindurch, schlüpfte hinaus und war verschwunden, ehe es Jemand bemerkte.

Draußen wanderten wir lange über eine duftende Wiese, an der sich ein Bach hinschlängelte. Die tiefste Stille herrschte ringsum. Einmal bückte sich Martha am Ufer des Baches nieder und pflückte einige Vergißmeinnicht. Mit diesen Blumen kam sie dann zu mir, und begann sie mir spielend in das Knopfloch des Rockes zu stecken. Sie sah mir dabei lächend in das Gesicht, und ihre Lippen kamen den meinigen so nahe, daß ich der lockenden Versuchung nicht zu widerstehen vermochte. Rasch drückte ich mich ein wenig und küßte sie auf den blühenden Mund.

Sie sah mich anfangs erschrocken an, dann wurde ihr Blick ernst und endlich erhielt er einen bittenden Ausdruck.

„Nicht küssen! Ach nein! Nicht küssen!" sagte sie. „Wenn ich Ihnen gut bleiben soll," fuhr sie nach einiger Zeit fort, „und ich habe Sie gleich gern gehabt," setzte sie im Tone der ehrlichsten Aufrichtigkeit hinzu, — „dann küssen Sie mich nicht wieder." Die Röthe, welche bei diesen Worten ihr Gesicht überflog, stand ihr reizend. „Ich müßte mich sonst vor Ihnen fürchten, ich könnte Ihnen nicht mehr wie jetzt offen in die Augen sehen und auch nicht mehr mit Ihnen reden, wie mir's eben um das Herz ist. Nicht wahr, Sie versprechen mir, mich — nicht wieder zu küssen?"

Sie hielt mir treuherzig die Hand hin, damit ich bestätigend und bekräftigend die meinige hinein lege, und sie schien nicht im mindesten zu ahnen, wie schwer sie mir es machte, gerade in diesem Augenblicke sie nicht zu küssen. Ich versprach indeß, was sie verlangte, mein Versprechen beruhigte sie sogleich, und sie fuhr fort:

„Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen gut bin, daß ich Sie nicht gern bald wieder verlieren möchte und daß ich Ihnen das gerade heraus sage. Mit Ihnen kann ich über Alles reden. Sie verstehen mich, das weiß, das fühle ich. Hier," sprach sie in recht treuherzigem Tone weiter, „hier bin ich ganz allein. Ich habe keine Freundin; Niemand versteht mich, und ich verstehe Niemanden. Was mir gefällt, begreifen die Anderen nicht, und das, was ihre Hoffnung und Freude ist, läßt mich kalt oder stößt mich gar ab, denn Alles, was sie wünschen, erscheint mir ganz und gar nicht begehrenswerth. Ich bin nicht glücklich, wenn ich auch allgemein beneidet werde. Aber" — und sie ging plötzlich in einen ganz anderen Ton über — „ich lasse solche Gedanken nicht gern in mir aufkommen, sondern — lache sie fort."

Sie lief rüllernd voraus, so daß ich rasch gehen mußte, um sie einzuholen. Als wir in das Haus zurückgekehrt waren, kamen allmählich auch die Uebrigen an, denn es galt zu, wieder ein reiches Essen zu halten.

Am zweiten Tage gab mir Martha einen neuen Beweis ihres besonderen Vertrauens.

„Heute zeige ich Ihnen mein Lieblingsplätzchen," sagte sie, und sie ging mit mir durch das Dorf nach der kleinen Kirche zu; dann bog sie nach dem Friedhofe ab, auf dem sie sich nach einer Stelle an der Mauer wendete, wo im hellen Sonnenschein die vergoldeten Spitzen eines Eisengeländers leuchteten. Dieses Geländer umschloß den wohlgepflegten grünen Hügel eines Grabes, auf welchem noch einige Spätblumen blühteten. Zu Häupten des Grabes, außerhalb des Geländers, neigte eine üppig gedeihende Trauerweide ihre Zweige nieder.

Martha nahm schweigend einen kleinen Schlüssel aus der Tasche ihrer Schürze, schloß damit die Thür in dem Geländer auf, reichte mir dann ihre Hand und sagte:

„Ich führe Sie zu meiner guten Mutter, die hier schon lange schläft. Bei ihr ist mein Lieblingsplätzchen. Hierher gehe ich, wenn ich mich recht einsam und verlassen fühle und wenn Gedanken kommen wie gestern Abend auf der Wiese. Ach ja! Liebe die Mutter noch, dann würde Manches anders sein und anders — werden! Ich fürchte, ich weiß selbst nicht recht warum, daß ich hier noch recht oft weinend beten werde."

Sie setzte sich auf das Grab, stützte die Ellenbogen auf die Kniee, den Kopf in die Hände und so saß sie eine Zeit lang schweigend da.

Es war ein rührendes Bild: das blühende Mädchen, welches vom Schicksal mit manchen seiner Gaben überreichlich bedacht war, in tiefer Trauer hier auf dem Grabe der Mutter, im Schatten der Trauerweide, umgeben von dem blitzenden Gold der Geländerspitzen.

Endlich brach Martha die einzige weiße Rose ab, die noch da blühete, und reichte sie mir mit den Worten:

„Nehmen Sie an, diese Rose gäbe Ihnen meine Mutter zum Dank dafür, daß Sie freundlich gegen die Tochter sind, die sie hier lassen mußte."

Darauf schloß sie die kleine Thüre in dem Geländer wieder zu, und wir traten schweigend den Rückweg an.

Kaum aber hatten wir den Friedhof hinter uns, so sagte Martha:

„Nicht wahr? Ich bin ein recht thörichtes Ding, daß ich das heitere Fest durch solche Reden mit mir Dir verderbe."

Sie erschrak über das Du, das ihr entschlüpft war, und setzte hoch erröthend hinzu:

„Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Du zu Ihnen gesagt habe . . ."

„Sie können mir keinen größeren Beweis Ihrer Freundschaft geben," fiel ich ein, „als wenn Sie fortfahren, mich so zu nennen, Willst Du, liebe Martha?"

„Ich weiß nicht, ob ich es thun darf," antwortete sie, „aber zur Erklärung meines Verlebens muß ich sagen, daß das Du bei uns auf dem Lande gewöhnlich ist und daß mir Alles viel leichter vom Herzen und von der Zunge geht, wenn sich das „Sie" nicht dazwischen drängt. Leider habe ich hier Viele Du zu nennen, zu denen ich viel lieber Sie sagte, und ich muß mich von ihnen Du nennen lassen, wenn es mich auch bei dem Du aus solchem Munde stets kalt überläuft."

„So bleibt es zwischen uns bei dem Du?" fragte ich.

„Wenn . . . Du mir versprichst, in diesem Jahre uns noch einmal zu besuchen."

„Ich glaube, daß ich es in — Deiner Gegenwart zu spielen im Stande wäre," antwortete Martha heiter und unbefangen.

Bei dem großen Mittagessen nannte sie mich öffentlich Du, und als ihr Vater das zum ersten Male hörte, sagte er:

„Martha, der Herr ist nicht vom Dorfe."

„Er hat es mir erlaubt, ihn so zu nennen," erwiderte sie. „Nun, wenn er's nicht übel nimmt, mir kann's recht sein. Es freut mich, wenn Herren aus der Stadt sich auch einmal nach einer Stite im Dorfe richten. Sehen Sie," fuhr er gegen mich gewendet fort, „das gefällt mir von Ihnen, daß Sie den dummen Stadtstolz nicht haben wie die Anderen." Er schenkte dabei sein und mein Glas voll Wein und fuhr fort: „Stoßen Sie mit mir an!"

Wir stießen an. Als es geschehen war, griff Martha nach ihrem Glase, blinzelte und nickte mir zu und ließ dann auch ihr Glas mit dem meinigen zusammenklingen.

Bald nach Tische erinnerte ich Martha an das Versprechen, das sie mir wegen des Spiels gegeben hatte.

„Ja," sagte sie, „jetzt kann ich spielen. Komm!"

Sie stand auf, und ich begleitete sie allein in ihr Zimmer. Ohne sich weiter bitten zu lassen, setzte sie sich an das Instrument, und als ich das Notenheft für sie suchen wollte, meinte sie lächelnd:

„Ich habe das Stück so oft gespielt, daß ich keine Noten mehr dabei brauche."

Sie spielte mit einem Ausdrucke, in welchem sich das tiefste Gefühl, fern von Leidenschaftlichkeit, aber voll der innigsten Hingebung, kundgab. Und was sie bei dem Spielen empfand, war deutlich in den träumerisch verschleierten Blicken ihrer Augen zu lesen. Ich konnte die meinigen von ihr kaum losmachen, aber als

Digitized by Google

errathe sie, daß ich nahe daran sei, mein ihr gegebenes Wort wegen des Nichtküssens zu brechen, stand sie rasch auf und verschwand aus dem Zimmer, ehe ich sie zurückhalten konnte.

Bei dem Abschiede diesmal hoffte ich bereits auf das Wiedersehen im Herbst.

Es wäre aber von diesem meinem Besuche nichts Erwähnenswerthes zu berichten, wenn nicht ein charakteristischer Auftritt auf dem Tanzplatze vorgekommen. Martha äußerte an einem Sonntag-Nachmittage den Wunsch, noch einmal mit mir dahin zu gehen. Wir gingen und tanzten. Während unseres letzten Tanzes indeß sah Martha sich öfters wie ängstlich um, auch machte sie mich leise aufmerksam, daß die übrigen tanzenden Paare, eines nach dem anderen, abgetreten waren, so daß wir bald ganz allein noch tanzten, während die jungen Burschen rings an den Seiten umherstanden, halblaut unter einander sprachen und uns mit nicht eben freundlichen Blicken ansahen. Ich ahnte im Anfange, trotz der Aengstlichkeit Martha's, nichts Arges. Als wir aber ebenfalls zu tanzen aufhörten, entstand ein offenbar absichtliches und böswilliges Drängen und Stoßen um uns her. Man schien Streit anfangen und zunächst uns hindern zu wollen, den Ausgang zu gewinnen, jedenfalls um Martha ein Zeichen der allgemeinen Mißstimmung dafür zu geben, daß sie nur mit einem Fremden daherkomme und nur mit diesem tanze, dem Fremden aber in derber Baumwanier das Wiederkommen gründlich zu verleiden. Martha, welche diese Absicht der Burschen sofort errathen hatte, zitterte an meinem Arme, während wir uns einen Weg durch die uns Umdrängenden zu bahnen suchten. Ehe es zu Schlimmerem kam, erschien, gerade zur rechten Zeit, Michel Gerber auf der obersten Stufe der Treppe, welche in den Tanzsaal führte, und auf den ersten Blick in denselben erkannte er, was man vorhatte. Mit zornglühendem Gesicht und mit so gewaltiger Stimme, daß der leichte Bau davon erzitterte, rief er hinein in den Saal:

„Wer unterfteht sich meine Tochter und meinen Gast zu beleidigen? Michel Gerber möchte den sehen, welcher zu mucksen wagt, wenn er Ruhe gebietet!"

Er stand da, am Eingange des Saales, wie in den Boden gewurzelt, gleich einem Felsblecke im brandenden Meere, und die Bursche wichen langsam scheu zurück, die Furchtsamsten bis dicht an die Wand. Nur ein kleiner krummbeiniger Schneider, der wahrscheinlich hässlich in seiner Altenburger Kleidung, namentlich in den kurzen weiten Pluderhosen, auffiel, blieb keck vor den Borderften stehen und schaute den zornigen Michel Gerber herausfordernd an, der ein Riese gegen ihn war.

„Na! na!" sagte er dann mit quälender höhnischer Stimme. „Hier hat Einer so viel Recht als der Andere, und Du bist auf dem Tanzplatze nicht mehr als ich, wenn Dir auch die Thaler zu Tausenden draußen auf dem Felde von selbst zuwachsen und ich meine paar Groschen mühsam zusammenflicken muß."

„Krummbeiniger Schneiderknirps," donnerte ihn Michel dafür an, und in seinem Tone lag die wegwerfendste Geringschätzung, „fünfhundert solche Lumpenkerle wie Du machen noch lange keinen halben Michel Gerber aus! — Herr," fuhr er zu mir gewendet fort, „bringen Sie die Martha her zu mir. Ich möchte sehen, wer sie anzurühren wagt."

Ehe wir von der andern Seite des Tanzsaales zu ihm gelangen konnten, trat der kecke Schneider noch einen Schritt näher an Gerber heran und sagte, während er den emporgestreckten dürren Zeigefinger der rechten Hand drohend bewegte und mit boshaften Blicken zu dem Gegner emporsah:

„Michel Großmaul, ich habe noch immer gehört: Uebermuth thut nicht gut, und Hochmuth kommt vor dem Fall!"

„Ich will Dir sagen, Du Schneiderlappen, was vor dem Fall kommt," antwortete Michel Gerber mit verächtlicher Gelassenheit. Dabei bückte er sich rasch, packte mit einer seiner starken Fäuste den kleinen Schneider in der Mitte des Leibes, hob ihn so, leicht wie eine Feder, empor und schien ihn von der Stelle aus, auf der er stand, durch das offene Fenster hinausschleudern zu wollen. Martha war todtenbleich geworden und rief in Verzweiflung: „Vater, thu' ihm nichts zu Leid!" Die anderen Mädchen und die Weiber kreischten vor Angst und drängten sich dicht zusammen; die Robesten der Bursche lachten über den zappelnden kleinen Schneider und die Andern sahen gleichgültig und neugierig zu, was wohl geschehen werde. Dem Schneider widerfuhr kein Leid. Michel Gerber hielt ihn nur eine Zeitlang so „in schwebender Pein", dann setzte er ihn, freilich sehr unsanft, auf die krummen Beine wieder nieder. Während der Gränzstille in der Menge sich verbreckt und Michel über den Saal hinschaute wie ein Feldherr über das siegreich behauptete Schlachtfeld, ging ich mit der noch immer zitternden Martha so rasch als möglich hinweg.

„Unter solchen Menschen soll ich mein Leben verbringen!" sagte sie, als wir eine Zeit lang still nebeneinander gegangen waren, mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer. „Verfehlt Du nun, warum ich nicht glücklich bin? Ach, hätte mir mein Vater eine andere Erziehung geben lassen, als er gethan, hätte er mich aufwachsen lassen wie die Andern hier aufwachsen gleich den Blumen auf dem Felde! Er meinte es gut, sehr gut, ich weiß es wohl, aber Recht that er nicht und er wird darunter leiden, wie ich schon gelitten habe, noch leide und — noch sehr viel werde leiden müssen!"

„Ich habe schon längst gefühlt, daß Martha erwartet hatte, und ich sah sie nur noch einmal in ihrer Blüthe und Heiterkeit — Herrlichkeit, hätte ich beinahe geschrieben. Das war nach Verlauf des Winters, als der Frühling sich anschickte seinen Einzug zu halten. Er lockte mich hinaus auf das Land, und die Erinnerung an Martha, die ich so lange nicht gesehen hatte, bestimmte das Ziel meiner Wanderung. Ich verbrachte nochmals ein paar glückliche Tage in dem Hause Gerber's, und daß ich der Tochter durch meinen Besuch eine wahre Herzensfreude machte, sah und fühlte ich. Vor dem Abschiede aber saßen wir eine Zeitlang allein in ihrem Zimmer, in dem wir abwechselnd gespielt hatten, und hier bat sie mich dringender als je, auch in einer andern Zeit als sonst, aus dem ich eine gewisse Aengstlichkeit herauszuhören glaube, noch einmal zu kommen — und diese Worte sprach sie ganz eigenthümlich — zu Pfingsten. Als ich in sie drang mir zu sagen, ob sie etwas fürchte und was, antwortete sie traurig:

„Noch kann ich es nicht mit Gewißheit sagen; ich weiß nur, daß mein Vater etwas vorhat, das mich beunruhigt. Er verkehrt viel mit einem Manne, der mir widerwärtig ist. Sie sitzen oft und lange in seiner Stube beieinander, haben alle etwas sehr Wichtiges und Geheimes vor. Er fuhr auch an zwei Sonntagen hintereinander allein fort, nicht in die Stadt, und er sagte mir nicht, wohin er reise, obgleich ich ihn darum fragte. Er lächelte nur und antwortete: „Du erfährst es schon; 's ist nur Deinetwegen." Ach . . ich fürchte, er will mich verheirathen! Er wird irgend einen jungen Bauer auffindig gemacht haben, dessen Vermögen dem meinigen entspricht und der deshalb, seiner Meinung nach, für mich paßt. Ich weiß wohl, daß die Kinder ihren Eltern Gehorsam schuldig sind, aber — der liebe Gott verzeihe mir meine Sünde, wenn es eine ist! — gewiß dann nicht, wenn die Kinder besser wissen als die Eltern, daß solcher Gehorsam Aller Unglück sein muß."

Ich suchte Martha zu trösten, ohne daß es mir gelang, und so schieden wir diesmal nicht mit leichtem Herzen von einander. Es war auch das erste Mal, daß das Mädchen bei dem Abschiede weinte und weinend mich bat, den Besuch zu Pfingsten „um Gottes Willen" nicht zu versäumen.

(Schluß folgt.)

Der Freund der deutschen Arbeiter.

Wenn man in Berlin während des vergangenen Winters an einem Sonntagsmorgen zwischen 11—12 Uhr in die Nähe der sogenannten Tonhalle gelangte, welche in der großen Friedrichsstraße liegt, so erblickte man einen ungewöhnlichen Menschenstrom, der sich nach jenem bekannten Vergnügungslocale in stiller, ernster Haltung bewegte, nicht um haltlose Zerstreuung und materielle Ge-

Schulze-Delitzsch.

nüsse zu suchen, sondern um Belehrung und Unterricht über seine wichtigsten Interessen zu finden. Die Meisten der Anwesenden sind Arbeiter mit schwieligen Händen und intelligenten Gesichtszügen, in denen ein aufmerksamer Beobachter zwar die Sorge um das tägliche Brod, aber auch den Durst nach Wissen und Erkenntniß lesen kann. Dazwischen bemerkt man auch wohl Männer von höherer Bildung, Gelehrte, Künstler und Kaufleute, Fabrikanten, junge Studenten und Beamte, darunter hochgeehrte und weltberühmte Persönlichkeiten, den ehrwürdigen Präsidenten Lette, den genialen Virchow, angesehene Fremde, Nationalökonomen, Volksfreunde und Volksvertreter. Bald füllt sich der große Saal und die damit verbundenen Gallerien bis auf den letzten Platz; es herrscht trotz der großen Versammlung eine bewunderungswürdige Ordnung und Ruhe, eine fast andächtige Stille, wenn der erwartete Vortrag beginnt, so daß man in einer Kirche der Andacht einer frommen Gemeinde beizuwohnen glaubt.

Jetzt besteigt der Redner die Bühne, ein kräftig gedrungener Mann mit geistvoll energischen Zügen, hoher Stirn, leuchtenden Blicken und beredten Lippen, um die ein freundliches, gewinnendes Lächeln schwebt. Er begrüßt die Versammlung mit kräftiger, wohl-

klingender Stimme, die den weiten Saal vollkommen ausfüllt. Sein Vortrag ist wunderbar klar und allgemein verständlich, ohne Phrase, einfach, logisch und stets zutreffend, so schlicht, daß ihn jeder Arbeiter begreifen und ihm folgen kann. Er spricht nicht zu den Leidenschaften, sondern zu dem Verstande und zu den Herzen seiner Zuhörer; er belehrt sie, ohne pedantisch zu sein, er überzeugt sie durch die bloße Macht der Wahrheit, durch die Kraft seiner Gedanken, ohne je der Menge zu schmeicheln; er ist im höchsten Grade populär, ohne je trivial oder oberflächlich zu werden. Frei von jeder Effekthascherei, von blendenden Schlagwörtern, von lustigen Theorien, ist es ihm nur allein um die Sache selbst zu thun, obgleich ihm alle Künste der Rede in einem seltenen Maße zu Gebote stehen, die feinste Ironie, der glänzendste Witz, der rollende Donner sittlicher Entrüstung, das erhabene Pathos der Begeisterung. So entwickelt er seine Ansichten über die schwierigste Aufgabe der Zeit, über die sociale Frage, über das Verhältniß der Arbeit zum Capital, über die Lage der Arbeiter und die Mittel zu ihrer Verbesserung, indem er das große Problem in praktischer Weise zu lösen sucht und den einzig möglichen Weg zur Versöhnung der einander gegenüberstehenden Interessen zeigt, so daß man mit Recht behaupten darf, daß er die herrlichsten Samenkörner der Bildung und Gesittung, des Friedens und der bürgerlichen Ordnung mit segenbringender Hand ausstreut.

Dieser volksthümliche Redner ist der bekannte Abgeordnete Schulze-Delitzsch, der Apostel der Arbeiter, wie er mit Recht genannt zu werden verdient, seine Zuhörer aber sind die Mitglieder des Berliner Arbeitervereins, der in kurzer Zeit einen hohen Aufschwung genommen hat und eines solchen Lehrers würdig ist. Jene Vorträge aber, die einen so mächtigen Einfluß ausgeübt, sind jetzt gesammelt unter dem Titel „Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus“ im Verlage des Herausgebers der „Gartenlaube“ erschienen. Sie geben ein vollständiges Bild von dem Wirken und Streben dieses wahren Volksfreundes, welcher als Begründer der deutschen Arbeiter-Associationen sich ein unsterbliches Verdienst um die deutschen Arbeiter erworben hat. Dieser Seite seiner Thätigkeit ist der vorliegende Aufsatz vorzugsweise gewidmet, nachdem die „Gartenlaube“ bereits früher eine ausführliche Biographie von Schulze-Delitzsch gebracht hat, worin hauptsächlich seine politische Wirksamkeit nach Gebühr gewürdigt worden ist.

Von jeher hat es bekanntlich nicht an Versuchen gefehlt, die sociale Frage, deren Wichtigkeit allgemein einleuchtet, in zufriedenstellender Weise theoretisch und praktisch zu lösen. Ganz besonders beschäftigten sich die Franzosen mit dieser schwierigen Frage, die sie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres für alle Neuerung schwärmenden Geistes ergriffen. In kurzer Zeit tauchten die verschiedensten Systeme und kühnsten Theorien auf, wobei es auf nichts Geringeres als auf einen vollständigen Umsturz der bisherigen Weltordnung abgesehen war. Selbstverständlich mußten diese meist unhaltbaren und phantastischen Pläne bei ihrer Ausführung scheitern. Die Einmischung des Staates, welche der Alles centralisirende Geist des französischen Volkes nicht zu entbehren vermag, erwies sich eher schädlich als nützlich. Die Nationalwerkstätten, welche nach der Revolution vom Jahre 1848 der geistreiche, aber unpraktische Louis Blanc gewaltsam in's Leben rief, gingen an ihren falschen Voraussetzungen und ihrer fehlerhaften Einrichtung bald wieder zu Grunde und discreditirten alle ferneren ähnlichen Versuche. Durch den Aufstand des fanatisirten Proletariats und die blutigen Kämpfe in den Straßen von Paris wurde der ruhige Bürger und die bestehende Classe zum Feinde jeder socialen Bewegung gemacht und von einer fast lächerlichen Furcht erfüllt. Erst Louis Napoleon, der die ganze Bedeutung der socialen Frage erfaßt hat, benutzt dieselbe als eine mächtige Bundesgenossin für seine selbstsüchtigen Zwecke, indem er sich durch das allgemeine Stimmrecht zum Kaiser erhob und gegenwärtig noch auf die Arbeiterbevölkerung, welche er durch einen vortheilhaften, künstlichen Wohlstand zu gewinnen wußte, sich fortwährend stützt und durch sie seine Stellung behauptet.

Praktischer wurde der Socialismus in England begriffen und angefaßt, wie in der Natur dieses handeltreibenen, der Speculation und bloßen Theorie feindlichen Volkes liegt. Bereits im Jahre 1800 hatte hier der bekannte Socialist Robert Owen die Lage seiner eigenen Fabrikarbeiter zu verbessern gesucht und zu diesem Behufe eine auf moralische Hebung der Arbeiter berechnete sociale Musteranstalt in dem schottischen Dorfe Newlanark gegründet, wobei er von dem Grundsatze ausging, durch Erziehung und Betheiligung der Arbeiter an dem Gewinn dieselben moralisch und auch materiell zu verbessern. Owen hatte seine Ideen dem Congresse zu Aachen 1818 und mehreren Staatsmännern in London und Paris vorgelegt, aber das Parlament in England widersetzte sich der Annahme seiner Vorschläge, weil einige darin enthaltene religiöse und moralische Ansichten Owen's mit Recht bedenklich erschienen, indem er nämlich das persönliche Interesse als die Triebfeder und die Hauptsache aller menschlichen Handlungen hinstellte und den Menschen selbst lediglich als ein Product der äußeren Verhältnisse auffaßte. Sein Beispiel indeß sollte nicht so leicht verloren gehen; in den vierziger Jahren bildeten sich in den nördlichen Grenzstrichen von Lancashire und Yorkshire kleine Genossenschaften ärmlicher, durch schlimme Zeiten und Arbeitseinstellung heruntergekommener Fabrikarbeiter, die sich in Erinnerung an das Vorbild Owen's zusammenthaten, um einige wirthschaftliche Vortheile durch ihre Vereinigung zu erzielen. Diesen ersten und unvollkommenen Versuchen folgten bald größere Associationen von handwerksmäßigen Arbeitern zur Gründung eines Productionsgeschäftes mit fabrikmäßigem Betriebe.

Mit reißender Schnelligkeit vermehrte sich die Zahl dieser Associationen, so daß im Jahre 1861 allein in England ohne Schottland 400 derartige Associationen mit 50—60,000 Mitgliedern, einem Capital von 2 Millionen und einem Umsatz von 6 Millionen Pfd. Sterl. bestanden. Um einen Begriff von den Vortheilen dieser Genossenschaften zu gewinnen, braucht man nur die Geschichte der unter dem Namen der Pioniers von Rochdale bekannten Genossenschaft zu lesen. Dieselbe fing 1844 mit 20 Mitgliedern und einem mühsam beschafften Capital von 28 Pfd. Sterl. an und macht gegenwärtig mit 3000 Mitgliedern und 35,000 Pfd. Sterl. Capital ein jährliches Geschäft von 160,000 Pfd. Sterl. mit einem Reingewinn von 16,000 Pfd. Sterl. Ihren Bedarf an Kleidungsstücken aller Art liefern ihre eigenen Werkstätten. Außerdem wurden hauptsächlich von den Mitgliedern dieser Genossenschaft zwei gewissermaßen Zweiggeschäfte begründet. Erstlich eine Getreidemühle, welche 1852 mit 250 Mitgliedern, einem Capital von 2800 Pfd. Sterl., einem Geschäftsbetrieb von 7000 Pfd. Sterl. und einem Gewinn von 360 Pfd. Sterl. anfing und 1860 schon 500 Mitglieder, 21,000 Pfd. Sterl. Capital, einen Betrieb von 102,000 Pfd. Sterl., einen Gewinn von 10,000 Pfd. Sterl. und eine Dividende von 10 Pfd. Sterl. aufweisen konnte. Noch beachtenswerther in mancher Beziehung ist das zweite Unternehmen, eine Spinnerei und Weberei, welche 1858 mit einem Capital von 5500 Pfd. Sterl. begründet, seit October 1860 mit den vorzüglichsten Dampfmaschinen und Einrichtungen aller Art, welche 50,000 Pfd. Sterl. erforderten, arbeitet und 1600 Mitglieder zählt. Dieselbe kommt noch neuerdings die Gründung einer „Baugesellschaft“ zur Erwerbung eigenen Grundbesitzes und eigener Häuser für die Mitglieder, mit einem Actiencapital von 80,000 Pfd. Sterl.

Auch in Deutschland beschäftigte die sociale Frage vielfach die Arbeiter und besonders die kleinen Handwerker, welche sich durch den raschen Aufschwung des Fabrikwesens in ihrer Existenz bedroht und einer unvermeidlichen Armuth preisgegeben sahen, indem sie der drückenden Macht des Capitals keinen Widerstand zu leisten vermochten. Gegen diese Uebel suchte man vergebens Schutz durch die Wiederbelebung des alten Zunftwesens und durch Beschränkung der überhand nehmenden Concurrenz. Das Jahr 1848 brachte nicht nur eine politische Revolution, sondern eine eben so große sociale Erschütterung hervor. Vorzugsweise suchte der Handwerkerstand durch Petitionen und Deputationen bei den gesetzgebenden Versammlungen in Frankfurt und Berlin einen Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben und seine nicht immer gerechtfertigten Forderungen und Wünsche durchzusetzen; was ihm auch zum Theil durch den ausgeübten Druck und die Macht der Verhältnisse, nicht eben zu seinem Vortheile und zum Nutzen des Ganzen, gelang. Bald erwiesen sich aber diese sogenannten Verbesserungen, was das in der Natur der Sache lag, als eitles Flickwerk und keineswegs ausreichend, die Hülfe und das Eingreifen des Staates als unzulänglich, da keine Gesetzgebung der Welt im Stande ist, Todtes zu beleben und den unaufhaltsamen Gang der Geschichte, der rücksichtslos fortschreitet, zu hemmen.

Bald erkannten die Einsichtsvolleren unter den Handwerkern und Arbeitern ihren begangenen Irrthum und suchten Rettung und Hülfe in sich selbst und in der freien Genossenschaft mit ihren unerschöpflichen Hülfsquellen. Zugleich fand sich auch der rechte

Mann im rechten Augenblick, und dieser war kein anderer als Schulze-Delitzsch, der, mit einem wunderbaren Organisationstalent begabt, die erste deutsche Genossenschaft in seiner Vaterstadt Delitzsch in's Leben rief. Als Deputirter der ehemaligen preußischen Nationalversammlung mit Leitung der zur Ordnung der Handwerker-Verhältnisse eingesetzten Fachcommission betraut, hatte er sich mit großer Vorliebe dieser Aufgabe gewidmet und dabei einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt, so daß er besonders seit seinem Austritt aus dem Staatsdienste die Förderung des Associationswesens in Deutschland als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete. Er ging dabei mit weiser Vorsicht zu Werke, indem er die gegebenen Verhältnisse, die eigenthümliche Natur des deutschen Volkes und des deutschen Handwerkers im Besonderen berücksichtigte und, von kleinen Anfängen ausgehend, durch langsames, aber stetiges und sicheres Vorschreiten immer größere und bedeutendere Resultate erzielte. Im Gegensatze zu den glänzenden Theorien der französischen Socialisten und ihren großartigen, aber auf Sand gebauten Experimenten schlug er den einzig richtigen Weg der praktischen Selbsthülfe nach englischem Vorbilde ein, ohne darum der einseitigen Richtung und der ausschließlich materiellen Praxis der Engländer zu huldigen. Auch hier bewährte sich der echt deutsche Geist des Gründers der deutschen Genossenschaften, indem ein ideeller Hauch seine Schöpfung durchzieht, Theorie und Praxis, Gedanke und That in ihm harmonisch verschmelzen. Das von ihm befolgte System beruhte auf der alten Erfahrung, daß mehrere kleine Capitale zusammen ein großes geben, daß den Betheiligten auch alle Vortheile des großen Capitals gewährt, billigere Beschaffung der nöthigen Rohstoffe, der Lebensmittel, des Handwerkszeugs, der Maschinen, der ganzen Production und des Betriebes. Zu diesem Zwecke bildeten sich, meist auf seine Veranlassung, die verschiedenen Genossenschaften, Consum-, Vorschuß- und Productionsvereine, welche durch gemeinsame Kräfte in kurzer Zeit einen bedeutenden Gewinn erzielten und den Nutzen der Association auf diesem Gebiete praktisch darthaten.

Nach Schulze's Ansicht aber, die er in seiner Schrift: „Die arbeitenden Classen und das Associationswesen in Deutschland" niedergelegt hat, mußte gerade in Deutschland mit einer gewissen Zurückhaltung vorgegangen werden, „weil die Zerstörung der früheren Gewerksorganisationen noch nicht vollständig genug erfolgt, der Platz noch nicht von allen Trümmern so weit geräumt ist, um mit völliger Freiheit zum Neubau zu schreiten." „Insbesondere hat man mit dem den Deutschen eigenthümlichen Hange zur Absonderung zu kämpfen, der in der Ueberzeugung die Selbstständigkeit opfern zu müssen meint, obschon die letztere der Mehrheit nach nur durch jenen innigen Anschluß der Einzelnen aneinander geretten werden kann." Von diesen Ansichten ausgehend hat Schulze ein ineinandergreifendes System von Associationen und gewerkschaftlichen Genossenschaften geschaffen, mit denen die von ihm ebenfalls ins Leben gerufenen Creditvereine, Vorschußvereine und Darlehnscassen Hand in Hand gehn. Gegenwärtig bestehen durch seine Bemühungen zweitausend derartige Associationen in Deutschland, wovon jedoch die Hälfte sich auf Bildungszwecke beschränkt, von den übrigen kommen ungefähr 500—550 auf die Vorschuß- und Creditvereine, gegen 200 auf Rohstoff-Vereine, 50 auf Vereine zur gemeinsamen Magazinirung und Production, gegen 100 auf Consum- und ebensalls 100 auf Krankenpflege-Vereine.

Um einen Begriff von Umfang und Bedeutung derselben zu geben, entnehmen wir den regelmäßig erscheinenden Jahresberichten folgende Zahlen. Von ungefähr 360 Vorschußvereinen, welche bereits im Jahre 1861 thätig waren, hatten 188 ihren speciellen Jahresabschluß eingereicht. Obschon darunter 46 sich befanden, deren Abschluß ihr erstes Jahr betraf, wo der Verkehr natürlich noch ganz unentwickelt ist und sich in sehr kleinen Verhältnissen bewegt, so ergab sich an gewährten baaren Vorschüssen, einschließlich der Prolongationen, meist auf die Frist von 3, manchmal auch bis 6 Monaten, die ungeheure Summe von 16,876,009 Thlr. Die Mitgliederzahl belief sich bei 188 Vereinen auf 48,760, der Nettogeschäftsgewinn für das Jahr 1861 zusammen auf 78,055 Thlr. Rechnet man zu diesen Resultaten noch die fehlenden Berichte der übrigen 140—150 Vorschußvereine, so dürfte sich der Umsatz dieser allerdings am meisten entwickelten Classe der Genossenschaften auf mindestens 20 Millionen Thaler, der eigene Fond auf 1 Million bis 1,200,000, die fremden Anlehen auf $1^1/_2$ Million schätzen lassen. Aehnliche großartige Erfolge haben aber auch die übrigen Consum- und Productionsvereine aufzuweisen.

Diese bewunderungswürdigen Resultate hat aber der deutsche Arbeiter hauptsächlich der rastlosen Thätigkeit und dem außerordentlichen Organisationstalent dieses Mannes zu verdanken, der sein ganzes Leben, seine unermüdliche, vor keinem Hinderniß zurückschreckende Energie dem deutschen Volke und vor Allen den deutschen Arbeitern und Handwerkern widmet. Ein neues Zeugniß dafür legt der deutsche „Arbeiterkatechismus", jene im Berliner Arbeitervereine von ihm gehaltenen Reden, ab. Sie geben in musterhaft populärer Sprache die Grundzüge seines Systems und enthalten einen wahren Schatz volkswirthschaftlicher Grundsätze und Erfahrungen. Hier werden das Wesen und die Natur der Arbeit und des Capitals mit wunderbarer Klarheit dargethan, die Arbeiter über ihre wahren Interessen belehrt, die alten Vorurtheile gegen die Concurrenz und das Maschinenwesen schlagend beseitigt, die Mittel angegeben, um den in ihrem Gefolge nothwendig auftretenden Uebelständen zu begegnen, das Selbstgefühl und das Selbstvertrauen des Arbeiters gehoben und gestärkt, die Vortheile der Selbsthülfe durch die Genossenschaften theoretisch und praktisch nachgewiesen und die ausschweifenden Forderungen und phantastischen Träume moderner Volksbeglücker und falscher Volksfreunde nach Gebühr gewürdigt und ihr verderbliches Treiben schonungslos aufgedeckt.

Vor Allem aber kann nicht genug hervorgehoben werden, daß Schulze-Delitzsch im eigentlichen Sinne ein Apostel des Friedens, der Sittlichkeit und der Bildung ist, die er als die Hauptfactoren zur Hebung und Verbesserung der deutschen Arbeiter betrachtet. Im Gegensatz zu den socialen Agitatoren stellt er nicht das Capital der Arbeit feindlich gegenüber; für ihn „ist die Fähigkeit der Capitalansammlung bei den Menschen gleichbedeutend mit ihrer Culturfähigkeit, indem vom Wachsthum dieses geistigen und sachlichen Capitals der Menschheit jeder Fortschritt in der Civilisation, die allmähliche Vervollkommnung menschlicher Zustände in intellectueller, sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht nothwendig bedingt wird." So sucht er die Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen unablässig auszufüllen, indem er Arbeit und Capital als gleichberechtigte Mächte hinstellt, die allein durch ihre innige Verbindung und gegenseitige Förderung sich und der Menschheit durch Lösung der socialen Frage dienen. Beide können aber zu diesem Resultate nur durch die politische und bürgerliche Freiheit gelangen, welche die Lebensluft des Staates und der Gesellschaft ist. Daher geht bei Schulze-Delitzsch seine sociale Thätigkeit mit seinem politischen Wirken Hand in Hand, und sein Wahlspruch lautet: Kein socialer Fortschritt ohne politische Freiheit, keine politische Freiheit ohne socialen Fortschritt.

Der deutsche Schützenzug nach La Chaux de Fonds.

Von Wilhelm Jungermann.

2.

Die Bürger von La Chaux de Fonds haben fast mehr als ihr Möglichstes gethan, um den Festort festlich herzurichten. Bis in die kleinsten Gassen hinein war der Ort mit Blumengewinden, mit Fahnen, Bildern, venetianischen Masten, Triumphbogen und Inschriften geschmückt; am Gebäude der Uhrenausstellung war uns Deutschen zu Ehren Schiller's lebensgroßes Bild angebracht, und auf dem Denkmal Leopold Robert's, des berühmten Malers aus La Chaux de Fonds, war dessen Bildsäule in Gyps aufgestellt. Hier hoch oben im Jura auf dem dürren Kalkboden wachsen der Blumen nur wenige, da hieß es also die Blumen selbst gemacht, wenn die Häuser festlich geschmückt werden sollten. Und so haben denn die Frauen und Mädchen von La Chaux de Fonds viele Monate — manche sagten sogar ein Jahr — lang mit unermüdlicher Geduld Blumen und wieder

Blumen für den Schmuck ihrer Häuser gemacht, damit der Festort doch auch wirklich festlich und freundlich aussehe.

Was so alle einzelnen Bewohner für den Schmuck der Häuser und Straßen, das hatte der Festausschuß für die wirkliche Herrichtung des Festplatzes gethan. La Chaux de Fonds liegt in der muldenförmigen Vertiefung des höchsten Kammes eines der Jurarücken. Zu beiden Seiten ziehen sich die Wände dieses Bergeinschnittes theils als Wiesen-, theils als Waldgrund in angenehmer, ja in malerischer Abwechslung nach den Höhen des Rückens hinauf, während auf der Grundfläche in der Richtung von Ost nach West der Ort selbst angesiedelt ist. Unmittelbar nun am Westende von La Chaux de Fonds und in nächster Nähe der beiden Bahnhöfe war der sehr geräumige Festplatz angelegt. Links, wenn man aus der großen Hauptstraße Leopold Robert herausstrat, befand sich die weite, geschmackvoll gebaute Festhalle mit den Küchengebäuden; dem Eingangsbogen gegenüber, am Westende des Festplatzes, stand der in maurischem Styl gehaltene Gabentempel, und rechts vom Eingang, der Festhalle gegenüber, waren die 120 Schießstände mit den dazu gehörigen Localitäten errichtet, so daß alle die Flintgahn der Schießstände sich die nördliche Seitenwand des Thalbeckens hinauf zog. Auch das Postgeb-, Telegraphen-, Post-, Schreib- und Zeitungsbüreau befand sich auf der den Schießständen angewiesenen Nordseite des Festplatzes.

Wenn ich mir das Bild des Frankfurter Festplatzes vergegenwärtige, so drängt sich meiner Erinnerung zunächst immer die schimmernd weiße Bildsäule der Germania auf, wie sie von der Spitze des Gabentempels mitten im Festplatz die Eintretenden grüßte und dem Sieger den Eichenkranz entgegenreichte. Die Schweizer hatten es unterlassen, einen so herrlichen decorativen Schmuck ihrem Gabentempel und dem Festplatz überhaupt zu verleihen. Statt der Helvetia grüßte die eidgenössische Bundesfahne von der Höhe des Gabentempels, unter dieser wiegten sich die deutsche und die italienische Flagge — die Ehrengaben der Schützenvereine beider Nationen — und vom Gesims des Daches hinab flatterten die Fahnen der eben beim Fest anwesenden Cantone. Die Fahnen der einzelnen Städte hatten nicht den Ehrenplatz auf dem Gabentempel, sie wurden in der Festhalle zu beiden Seiten des Mittelschiffes angebracht. Im Uebrigen aber war die Festhalle stattlich, geräumig und geschmackvoll hergerichtet; war sie doch nur wenig kleiner als die Frankfurter, so daß 4000 Personen bequem darin Platz finden konnten. Ueber dem Haupteingang war das Bild der Helvetia angebracht, darüber wehten die Fahnen der verschiedenen großen Culturnationen und zu allererst zwei deutsche Fahnen; die Fahnen der übrigen Völker hingen etwas tiefer, auch waren sie nur einfach, nicht doppelt wie die deutsche Fahne, vertreten. Dieselbe Anordnung war unserer Nation an der westlichen Seitenwand der Festhalle zu Theil geworden. Dort befand sich das Bild von Arnold von Winkelried — wie gegenüber an der östlichen Seitenwand das Bild von Wilhelm Tell mit seinem Knaben — und rechts und links davon war das schweizerische Wappen und der deutsche Reichsadler angebracht. Etwas tiefer aber hingen die Wappen von Bremen, Frankfurt und Hamburg und abermals das weiße schweizerische Kreuz im rothen Feld. Die Wappen der übrigen Nationen waren nicht angebracht. Rings um die Festhalle her, an der äußeren Seite unterhalb des Daches, standen die Namen der ruhmvollsten Schlachttage der Schweizer, wie Sempach, Murten, St. Jakob, und auch von der äußeren Wand der Schießstände unter den Haupteingängen grüßten ernst die einfachen und doch so viel sagenden Namen: St. Jakob, Morgarten, Murten, Grandson, gleichsam als stille Mahnung für die Schützen, daß sie der Thaten der Väter sich würdig erweisen sollten. Ringsum am Festplatz endlich, soweit nur der Raum reichen mochte, zogen sich die Buden der Krämer, der Carrousselle, der Wachsfigurencabinete, Menageriebesitzer und all der sonstigen Speculanten auf die Neugierde und Schaulust der großen Menge.

Das ist in flüchtigen Umrissen ein Bild des Schauplatzes, auf dem sich das großartigste und bewegteste Schützenfest abspielte, das die Schweiz bis dahin gesehen. Die Farben zu diesen Umrissen lieferte vor allem ein formwährend heiterer sonniger Himmel und sodann das bunte Menschengewühl, das sich Tag für Tag über den Festplatz und durch die Festhalle ergoß. So laut und geräuschvoll wie in Frankfurt war freilich das Treiben auf dem Festplatze nicht. Es bewegten sich zwar im Laufe eines jeden Tages immerhin 20,000 Menschen in den Schießständen, in der Halle, in den Buden und auf dem freien Platz, allein so ganz aus sich heraus geht der Schweizer nicht so leicht wie wir Deutschen; das hatten wir schon in Basel bei unserem Einzug und in La Chaux de Fonds beim Festzug bemerkt. Der Schweizer ist eben im öffentlichen Auftreten viel zurückhaltender, er ist mit einem Wort ernsthafter als wir. Erst im Laufe des Festes, als immer mehr Cantone angezogen kamen, als den Schützen mit den gewonnenen Bechern auch der Muth und der Frohsinn wuchs, kam das Treiben auf dem Festplatz und namentlich in der Festhalle so recht in den gemüthlichen Fluß. Viel trugen dazu die Aufzüge der Schützen bei, die mit ihren Preisbechern von dem Gabentempel, meist auf den Schultern ihrer Cameraden, unter Vorantritt einer Musikcorps in die Festhalle gezogen kamen. Da entschädigte man sich dann für alle Geduld, Aufregung und Entsagung, die in den Schießständen geübt worden war. „Zwanzig Flaschen Champagner!“ commandirten einmal zwei Züricher, die so mit ihren Bechern in die Festhalle kamen, und dies Quantum wurde auch richtig unter Jubel und Standreden und hellem Gesang leergetrunken. Noch großartiger aber war der Champagnerfluß, als die Italiener mit ihren ersten sieben Bechern und die Deutschen mit ihren sechs Bechern sich legitimiren konnten. Das Jubeln der Italiener, Schweizer und Deutschen wollte kein Ende werden, deutsche, französische und italienische Reden klangen durcheinander, und auf zehn Schritt im Umkreis war Niemand vor den Champagnergläsern der überseligen Schützen sicher.

Besondere Vorbereitungen zur Belebung des Festes waren vom Comité von La Chaux de Fonds erst für die letzten Tage getroffen worden, nämlich die bengalische Beleuchtung des Sees von Brenets und ein glänzendes Feuerwerk. Beide Festlichkeiten galten offenbar den Mitgliedern des Bundesrathes, die zuletzt noch erschienen waren. Im Uebrigen überließ man das festliche Treiben ganz sich selbst und der eigenen Wucht an Leben und Lebenslust, die einer gleichzeitig versammelten Menge von mehreren Tausenden immer innewohnt. Nur die Musikcorps schmetterten unablässig in der Festhalle ihre Tänze und Lieder, und die deutsch-schweizerischen Gesangvereine von La Chaux de Fonds und Locle trugen wiederholt des Abends ihre vierstimmigen deutschen Lieder vor. Bei der reichen, zuletzt fast ermüdenden Abwechselung, welche die Aufzüge der einzelnen ankommenden und abziehenden Cantone Tag für Tag boten, waren besondere Vorbereitungen auch wahrlich nicht nöthig. Ein jeder Canton zog feierlich mit Musik vor den Gabentempel auf, überreichte dort den Comité seine Fahne, wurde in aller Form willkommen geheißen und, wenn er wieder abzog, in derselben feierlichen Weise wieder entlassen. Da gab es denn den ganzen Tag zu sehen und zu hören genug. Aber auch zu trinken gab es genug, denn der Ehrentrunk kreiste selbstverständlich in den silbernen Schützenbechern bei jeder dieser Ceremonien. Einen besondern Humor entwickelten bei diesen an sich ganz ernsten Begrüßungsacten die Schaffhausener und die Berner, die Schaffhauser mit ihrem Steinbock, die Berner mit ihrem „Mutz“. Der „Mutz“ ist der Berner Bär, von dem die Stadt ihren Namen hat und den sie im Wappen führt. Der „Mutz“, der ja noch bis auf diesen Tag in mehreren Exemplaren im Stadtgraben von Bern auf Staatskosten gefüttert wird, ist aber im ganzen Canton Bern, ja in der ganzen Schweiz, eine populäre Figur geworden. Man hat den „Mutz“ gern, ja die Berner heißen und nennen sich selbst, ihren Bären zu lieb, „Mutze“. Ohne den „Mutz“ nimmt die Stadt Bern nicht leicht einen öffentlichen Act vor, und so muß denn auch seit alter Zeit der „Mutz“ mit marschiren, wenn die Berner Schützen auf das eidgenössische Bundesschießen ziehen. Natürlich ist es kein Bär, den sie mitnehmen, sondern nur ein Bärenfell. Das Fleisch und Blut darin gehört irgend einer muthwilligen jungen Berner an, dem es nicht darauf ankommt, einmal zu Ehren seiner Vaterstadt einen Tag lang in ein Bärenfell eingenäht zu sein. So kam denn auch diesmal der „Mutz“ mit angezogen. Er ging dem Zug voran dicht hinter der Musik, die Zähne grimmig fletschend, sonst aber ganz friedlich und gemüthlich mit Schwert und Hellebarde und einer breiten schwarz-rothen Feldbinde angethan. Wir Deutsche haben über diesen alten gesunden Volkswitz laut und herzlich mitlachen müssen, und wirklich war es ein komisches Bild, den „Mutz“, der mit seinen Bärenaugen denn doch seiner Sache nicht so ganz sicher war, vor dem Zuge der Berner gravitätisch einherrollen zu sehen. Es gehört schon Etwas dazu, sich bei

20 Grad Réaumur einen ganzen Tag lang in ein Bärenfell einnähen zu lassen, aber die Berner thun es schon. „Er hat aber auch einen guten Durst gehabt," meinte ein Berner zu mir, als ich ihn fragte, ob denn der „Mutz" wirklich schon in Bern in fein Fell gesteckt worden sei, und ich glaube es gern. Ganz dieselbe Figur wie der „Mutz" bei den Bernern spielt nun der Steinbock bei den Schaffhausenern. Auch sie führen ihn im Wappen, und überall, wo sie als Schaffhausener auftreten, muß der Steinbock mit dabei sein. Nach dem Aufzug der Berner begrüßten sich „Mutz" und der Steinbock ganz feierlich und würdig in der Festhalle, ja sie stiegen auch zusammen auf die Rednerbühne hinauf und umarmten sich vor der versammelten Eidgenossenschaft. Auch nahm „Mutz" bei dieser Gelegenheit seinen Bärenkopf ab und hielt eine Rede. Ich habe aber vor dem Lärm und den Beifallslatven kein Wort von dieser Bärenrede verstehen können. Das ist Schweizer Volksmitz, und es steckt wirklich viel urwüchsige Komik darin.

„Wort und That dem Vaterland!" stand in goldenen Buchstaben an der Rednerbühne in der Festhalle. Von den Begrüßungsreden der einzelnen Cantone habe ich schon gesprochen. Vierundzwanzig Cantone waren zu begrüßen und mit feierlicher Rede wieder zu entlassen. Dazu kamen noch die Reden in der Festhalle während des gemeinschaftlichen Mittagsmahles, und daran schlossen sich dann die anderen Redner und zwar in ununterbrochener Reihe. Wir Deutschen haben uns dabei sehr bescheiden verhalten. Außer einigen Herren aus Bremen, Dr. Plater, Consul von Heymann und Kaufmann Buff, brachte, wie ich mir denke, zu Ehren des internationalen Festes und der deutschen Wissenschaftlichkeit, Dr. Karl Grün aus Frankfurt in fünf Sprachen, französisch, italienisch, englisch, wlämisch und deutsch, ein Hoch der Verbrüderung aller freien Völker.

Die Schweizer haben uns wiederholt versichert, daß ein so schönes und bewegtes Fest, wie das zu La Chaux de Fonds, die Schweiz noch nicht gesehen, selbst die großen Feste zu Basel, Bern und Zürich können sich weitaus nicht damit messen. Und wenn das die Schweizer selbst sagen, so muß es wohl wahr sein, und wenn ich die beschiedene Summe von 15000 Francs, welche im Jahre 1824 von Festpreisen für das erste Bundesschießen zu Aarau ausgeworfen war, mit der stolzen Summe von 375,582 Francs vergleiche, welche diesmal der Opfermuth der Schweizer im In- und Auslande aufgebracht hatte, so beweist dieser bis dahin ganz unerhörte Reichthum des Gabentempels allerdings genug für das hochgespannte Interesse der ganzen Schweiz an dem diesjährigen Feste. Ein gutes Theil der Bewegtheit des Festes war indeß, und zwar ebenfalls nach dem eigenen Geständniß der Schweizer, auch durch die Anwesenheit der deutschen und italienischen Schützen veranlaßt. Erst als wir am Dienstag, den 14. Juli, und nach uns die Italiener die deutsche und italienische Fahne, diese beiden Ehrengaben für die schweizerischen Schützenvereine, am Gabentempel übergeben hatten, erst als in diesen beiden feierlichen Acten die große Idee des Bundes aller freien Völker ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hatte, fingen die Wellen der eigentlich festlichen Stimmung höher und höher zu gehen an, und der Geist der Weihe zog auf den Festplatz ein. Es war ein einfaches schwarz-roth-goldenes Banner, das wir im festlichen Zug von dem Neuen Platze aus am Gabentempel den Schweizern entgegenbrachten, und ein tiefer Ernst lagerte sich auf die Gesichter Aller, als Dr. Heinete aus Bremen, unser Sprecher, in seiner Rede die Worte sprach: „Hoffen wir zu Gott, daß es nie wieder eine Zeit geben werde, wo diese Farben sich auf der deutschen Erde nicht zeigen dürfen. Aber wenn dem doch noch einmal so sein sollte, dann haben wir es den treuesten Händen zur Obhut übertragen, damit es doch einen Fleck auf Erden gebe, wo wir uns wieder sammeln können um das geliebte Banner, von wo wir den Kampf wieder aufnehmen können, wo wir ihn gelassen haben, und siegreich durchführen, denn wir lassen ihn nicht." „Die Freiheit ist es, die uns trotz aller Verschiedenheit zu Brüdern macht. Ihr verdanken wir unsern Wohlstand und unser Glück." Das waren die Worte, die Präsident Obermatt bei der Uebergabe der schweizerischen Bundesfahne sprechen. Wie klangen die tief empfundenen und leider wahren Worte unseres deutschen Sprechers so schmerzlich zweifelhaft gegenüber dem stolzen Wort der Schweizers! „Was ist des Deutschen Vaterland?" fragen wir noch immer in Deutschland; „Rußt du, mein Vaterland," singt voll frischen Vertrauens, voll freudigen Opfermuthes der Schweizer. In dieser Verschiedenheit der Empfindungen und Anschauungen beider Nationen liegt der ganze Verlauf der Geschichte Beider beschlossen. Wann werden auch wir einmal aufhören nach unserem Vaterland zu suchen und zu fragen? wann werden wir endlich einmal aus frischer Brust die Worte singen: „Rußt du, mein Vaterland?"

Im vorigen Jahre zu Frankfurt schlossen wir den Bund mit dem Schweizer-Volke ab, nicht einen Bund besiegelt und verbrieft, wie ihn die Diplomaten abschließen, sondern einen Bund der Herzen, der freien Zuneigung. Wir wußten beide wohl, gegen was dieser Bund gerichtet war, aber es wurde in Frankfurt noch nicht gesagt. In La Chaux de Fonds ist es mit klaren Worten gesagt worden: „Zwischen den Alpen und den Jurageburge" — hieß es in der Anwortrede von Obristlieutenant Girard aus La Chaux de Fonds — „ist eine Gasse, die nach Ulm, nach Wien, nach Jena führen könnte. Nun, diese Gasse wollen wir hüten, durch diese Gasse soll kein Unbefugter, wer er auch sein möge, durchgehen können. Diese Gasse und unser Gebiet bis an seine äußersten Grenzen wollen wir bis auf den letzten Mann vertheidigen. Ihr habt begriffen, deutsche Schützen, welchen Nutzen ein solches Vorgehen der Schweiz für Deutschland haben könnte, darum Verbrüderung unter uns." Das war ein offenes kräftiges Freundeswort, und ein lautes Bravo antwortete darauf aus unseren Reihen.

Aber noch eine zweite Freundeshand reichte sich uns bei dieser Gelegenheit entgegen. Legnani aus Mailand, ein bekannter italienischer Patriot, der schon im Jahre 1860 auf der Versammlung des Nationalvereins zu Coburg für die Freundschaft des deutschen und des italienischen Volkes gewirkt hatte, ergriff zum Schlusse ebenfalls das Wort; er war schon vom Neuen Platze aus Arm in Arm mit Sigmund Müller aus Frankfurt in unserem Zuge gegangen. „Wir haben vergessen" — sagte er — „was im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Frankfurter Schützenfestes zwischen uns vorgefallen, und hier auf's Neue traten wir Euch deutschen Schützen unsere Sympathien entgegen. Auf den Bund Italiens und des freien Deutschland! Und daß zum Zeichen will ich hier den Vorsitzenden des Frankfurter Festausschusses vor Euer Aller Augen umarmen." Gesagt gethan, und beide Männer lagen sich mit brüderlichen Küssen in den Armen. Nicht immer geräth eine solche Scene; aber hier, unter dem Eindrucke der vorausgegangenen ernsten Worte, gerieth sie. Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich, und tief bewegt schüttelten wir uns mit den Italienern die Hände. Am Nachmittag, als die Italiener ihre Fahne übergaben, ging ein großer Theil von uns ebenfalls Arm in Arm mit Ihnen im Zuge, und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien fanden abermals in der Rede ihren Ausdruck. Das letzte Siegel aber wurde am Donnerstag Abend beigedrückt, als uns die Italiener zu einem Banket in das Gasthaus zur Lilie eingeladen hatte. Hier erst konnte ich vollständig übersehen, mit welcher Umsicht die Italiener ihren Schützenzug in die Schweiz vorgesehen hatten. Gewiß waren Schützen bei ihnen und zwar mit die besten, die sie überhaupt hatten, und die haben denn auch alle zehn ihren Becher herausgeschossen. Aber außer den Schützen waren auch noch ebenfoviele andere Leute da, die nicht nur des Schießens willen gekommen waren: zwei Mitglieder beider Kammern, der schweizerische Consul in Neapel, Barone, Marquis, Grafen, genug eine ausserwählte, vornehme Gesellschaft, und als vornehmstes Mitglied — wenn es anders wahr ist, was mir die Italiener wiederholt versicherten — Prinz Amadeus von Italien, der zweite Sohn Victor Emanuel's. Mit liebenswürdigem Anstand hieß uns der Sprecher der Italiener, Banquier Fenji aus Florenz, Mitglied der zweiten Kammer, willkommen, als wir, neun Mann an der Zahl, sechs Frankfurter, ein Bremer, ein Berliner und ein Kurhesse, nach 9 Uhr im Saale der Lilie erschienen. Auch einige schweizerische Berühmtheiten trafen wir, mehrere Mitglieder des Centralcomité's und außer diesen: Jaques Fazy, den langjährigen Beherrscher von Genf, ferner Major de Brunner aus Frauenfeld, den berühmten Vertheidiger Benedigs gegen die Oesterreicher im Jahre 1849, und General Burnand, den Chef der gesammten eidgenössischen Artillerie. Der Champagner löste bald die Zungen, und Rede auf Rede folgte, um es noch einmal und immer wieder auszusprechen, daß keine Feindschaft bestehen solle zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien, daß diese drei Nationen sich die Hand reichen sollen für Förderung der Freiheit, des Friedens, der allgemeinen großen Culturaufgaben. „Auf Wiedersehen in Bremen, auf Wiedersehen beim Bundesschießen in Mailand!" das waren die letzten Worte, mit denen wir tief in der Nacht von den Italienern schieden. Ob es

wahr werden wird, ob es uns die Baiern und Tyroler nicht abermals unmöglich machen werden, die Italiener als unsere Gäste in Bremen bei uns zu sehen? Ich will den warmen Eindruck, den das herzliche Entgegenkommen der Italiener auf uns Alle gemacht, nicht weiter stören durch diese unerquickliche und vorerst noch unzeitige Frage.

Es begegnet uns Deutschen nicht allzuoft in der Fremde, daß wir auf Landsleute stoßen, die wirklich noch Deutsche sein wollen oder die sich gar mit Stolz Deutsche nennen. So tief uns das schmerzen muß und so wenig wir es rechtfertigen können, so viele Umstände sind doch leider überall und regelmäßig vorhanden, die uns dies begreiflich erscheinen lassen. Wer schützt uns denn im fernen Ausland, wer vertritt denn unser Recht? Ein deutscher Gesandter oder Generalconsul, eine deutsche Flotte? Es ist ein unglückliches Thema, auf das ich mit diesen Fragen gerathe, lassen wir es lieber fallen. Wir hatten es uns nicht versehen, als wir in die welsche Schweiz, hoch oben in den Jura, gezogen kamen, auf so zahlreiche und so gut deutsch gesinnte Deutsche zu treffen, und doppelt überrascht waren wir, als wir erfuhren, daß schon seit Jahren ein großer, über die ganze Schweiz verbreiteter Bund der deutschen Arbeiter besteht, der nicht blos seine Mitglieder in Krankheiten und auf der Wanderschaft unterstützt, nicht blos ihre Ausbildung und deutsches Turnen und deutschen Gesang fördert, sondern der auch wesentlich mit die Erhaltung und Hebung der nationalen deutschen Gesinnung als Zweck verfolgt. So angenehm uns indeß diese Begegnung mit deutschen Landsleuten berührte, so hoch erfreut waren diese selbst über unseren Besuch. Es war zu zum ersten Mal, daß sie deutschen Schützen in der Schweiz begegneten, deutschen Schützen, die noch dazu wir im Triumph durch das Schweizerland gefahren waren und als hochgebrnte Gäste der Schweizer hier auftraten. Unsere Ehre war ja aber auch ihre Ehre, und so viel Herzlichkeit unsere Landsleute in La Chaux de Fonds und Locle im persönlichen Verkehr mit uns entfalteten, so viel Stolz auf sich, auf uns, auf unsere gemeinsame Eigenschaft als Deutsche blickte doch auch überall mit durch. Wie freuete uns dieser Stolz — hat doch der Deutsche im Auslande gar so selten Veranlassung, auf sich als Deutscher stolz zu sein! Schon für den Dienstag Abend hatte uns der Gesangverein „Frohsinn" zu sich in sein Local eingeladen, für Mittwoch baten uns die deutschen Arbeiter in Locle um unseren Besuch, und am Donnerstag Abend, bevor wir zu den Italienern gingen, brachten wir wenigstens eine kurze Zeit noch bei dem deutschen Arbeiterbildungsvereine in La Chaux de Fonds zu.

Hier war es auch, wo wir — es waren leider nur etwa 20 von uns da — zur Erinnerung an den deutschen Schützenzug in den Jura 138 Francs für die Verbollständigung der Bibliothek des Vereins stifteten. Es ist dies zwar nur eine kleine Summe, aber sie reicht doch gerade aus, um ein weiteres festes Band zwischen den Deutschen in La Chaux de Fonds und uns zu knüpfen — dafür bürgt uns die ungeheuchelte Dankbarkeit unserer Landsleute — und um ein gutes Beispiel zu geben für alle noch kommenden deutschen Schützenzüge in die Schweiz oder ein anderes Land. Unvergeßlich wird uns Allen der Mittwoch Nachmittag sein, den wir als die Gäste der deutschen Arbeiter in Locle dort und am Wasserfall des Doubs verlebten. Leider waren es unser nur wenige, die sich dabei betheiligen; viele waren bereits abgereist, die meisten waren schon in den vorhergehenden Tagen am Doubsfall gewesen, und die Schützen waren nicht aus den Schießständen zu bringen. Aber so wenige es unser auch waren, die Herzlichkeit unserer Arbeiter konnte nicht größer sein, wenn auch wir Alle zusammen gekommen wären. Mit frischem vierstimmigem Gesang zogen wir, eine deutsche und eine schweizerische Fahne voran, nach dem reizenden stillen See von Brenets und zum Wasserfall des Doubs. Dann ging es zu Schiff über den See zurück und das Echo der steilen Kalkwände, die rings den See umgeben, trug uns in dreifachem Wiederhall die deutschen Lieder zurück, die wir in die warme Abendluft hinausjagten. Nie habe ich die nationale Bedeutung des deutschen Gesanges so lebhaft empfunden, als hier im Gebiete der welschen Zunge. Die Macht des deutschen Liedes ist hier so mächtig, daß in den selbstständigen Gesangvereinen stets Deutsche und deutsche Schweizer gemeinschaftliche Mitglieder sind, und es bestehen doch diese Vereine gegen acht im welschen Jura. Ein Deutscher ist es, der sie sämmtlich gegründet hat und zum Theil leitet: Herr Ch. Taucher in La Chaux de Fonds, ein Sohn der Stadt Weimar. Ihm sei an dieser Stelle nochmals dafür unser Dank gesagt.

Den deutschen Arbeitern in Locle und La Chaux de Fonds gegenüber waren wir blos Deutsche, den Schweizern gegenüber aber waren wir zugleich deutsche Schützen, und es ist daher wohl an der Zeit, daß ich endlich auch ein Wort über das Schießen sage. Ein Schützenfest in der Schweiz ist wirklich und wahrhaftig ein Schützenfest, das sind unsere Ohren gewahr worden. Mit dem Schlage sechs des Morgens ging das Schießen an und dauerte, bis des Abends der verhängnißvolle Kanonenschuß ein unwillkommenes Ende machte. Mit solcher Bebarrlichkeit und Leidenschaft ist in Frankfurt nicht geschossen worden und wird wohl schwerlich auch schon in Bremen geschossen werden, denn bei den Schweizern ist nicht blos ein Schütze auf den andern eifersüchtig, sondern auch eine Stadt und ein Canton auf den andern. Es ist ein Ruhm nicht blos für den Schützen, der beste Schütze der Eidgenossenschaft zu sein, sondern auch für seine Vaterstadt, den besten Schützen groß gezogen zu haben. Daher denn auch in den ersten Tagen des Schießens der volle Eifer in den Schießständen: es galt ja den ersten Becher im Feldkehr oder im Standkehr und die ersten beiden Becher im Standkehr und Feldkehr zusammen zu haben. Da wurde keine Mühe und kein Geld gescheut; mit sinnl, ja mit sechs Büchsen standen die Schützenkönige da und schossen und schossen wieder, während die Lader das frisch abgeschossene Gewehr wieder luden, und so kam es denn auch richtig dahin, daß noch im Laufe des Sonntag-Nachmittags sünf Becher im Feldkehr und vier Becher im Standkehr geschossen waren. Johannes Staub aus Wädenschwyl (Canton Zürich) und Knecht aus Glarus waren die ersten im Feldkehr, dann folgten Knuth aus Basel, Streiff-Luchsinger aus Glarus und Bautier aus Genf, während Groß aus Brunnen, Hotz aus Fellanden, Bänziger aus Wald und Fäquier aus Fleurier die ersten Becher im Standkehr davon trugen. Das Beste leistete jedoch Streiff-Luchsinger, vielleicht der beste, jedenfalls der schönste Schütze der Schweiz; er hatte schon am Montag Morgen auch den Becher im Standkehr geschossen. Unsere deutschen Schützen nahmen sich etwas mehr die Zeit, sie schossen aber auch meist nur aus Einer Büchse und luden sie sich selbst, wie sich das auch für den rechten und echten Schützen gezieme. Aber doch trug Ludwig Bermeittinger aus Schopfheim in Baden — und zwar mit Einer Büchse, die er selbst geladen, wie dies auch rühmend bei der Uebergabe hervorgehoben wurde — schon am Montag als erster deutscher Schütze seinen Becher im Standkehr davon, während freilich erst am Dienstag Paul Trischeller aus Lenzkirch in Baden den ersten deutschen Becher im Feldkehr gewann.

Im Ganzen haben überhaupt unsere Landsleute mit Ehren und mit Glück geschossen: etwa 20 bis 25 Becher nahmen sie wohl mit nach Hause, und von den Festscheiben auch wohl manchen hübschen Preis. Constantin de Leuw aus Düsseldorf, der bekannte Schützenkönig aus Niederrhein, hat auf die Festscheibe drei capitale Schüsse gethan und einen Becher im Feldkehr und statt des Bechers im Standkehr eine goldene Uhr herausgeschossen. Freilich sind Manchem die Becher sehr theuer gekommen, und mehr als einer hat wohl 300, 400, auch 500 Francs dafür gezahlt, aber die deutsche Ehre ist doch auch in den Schießständen gerettet worden. Das ist aber auch um so mehr anzuerkennen, als die Bedingungen für das Schießen bei den Schweizern viel schwieriger sind, als leither bei uns. Das Blüttchen in den Standkehrscheiben war nur halb so groß (7½ Centimeter) als in Frankfurt, und die Zielfläche in den Feldkehrscheiben — wobei außerdem jeder Treffschuß nur einen Punkt zählte — war nur etwa so breit als die Brustfläche auf den Frankfurter Feldscheiben. Freilich galten dann auch wieder im Standkehr schon 25 Nummern einen Becher — in Frankfurt 36 — und im Feldkehr waren nur 80 Punkte erforderlich — in Frankfurt 120 —; aber wenn das Treffen selbst so erschwert ist, daß man kaum treffen kann, so will es nicht viel sagen, wenn statt 36 oder 120 nur 25 oder 80 Treffer gefordert werden. Das sind alle Fingerzeige für unsere Schützen, die sie wohl zu beachten haben werden, wenn sie es den Schweizern überhaupt noch gleich zu thun gedenken, und das steht doch wohl zu hoffen.

Sehr reich — ein glänzender Beweis für den Opfersinn der Schweizer — war der Gabentempel geschmückt. Aus China und Brasilien, aus Californien und Rußland, aus London und Paris hatten die Schweizer ihre Gaben zum Bundesschießen gesandt; die freien Schweizer hören eben nie auf Schweizer zu sein, sie mögen

so weit und so lange entfernt sind wie sie wollen, ihnen verführt ihr Heimathschein nicht und ihr Staatsbürgerrecht geht ihnen nie verloren. Aber auch die Schweizer im Inland hatten den Gabentempel reich bedacht, so daß es nicht weniger als 565 Preise waren. Die beiden höchsten, nämlich je 6000 Francs, waren vom schweizerischen Bundesrath und von der Regierung des Cantons Neuenburg gestiftet, der niedrigste Preis, von einer kleinen Schützengesellschaft herrührend, waren 6 Francs. Die höchsten Preise, die überhaupt gewonnen werden konnten, waren den beiden Scheiben „Vaterland" im Standehr und Feldehr zugetheilt. Sie konnten nur von Schweizern gewonnen werden und hatten jede einen Werth von 2800 Francs. Der eine von diesen beiden höchsten Preisen bestand in Gold- und Silberwaren von Schweizern in Schanghai, der andere bestand in 2000 Francs in baar und einem silbernen Becher von Schweizern in Rio de Janeiro sowie in mehreren Flaschen Wein und in Cigarren aus der Schweiz selbst.

Unter den Gaben selbst befanden sich nicht so viele und nicht so schöne Kunstwerke wie in Frankfurt, dagegen mehr Geldpreise. Gaben, wie das Trinkhorn des Nationalvereins und des Herzogs Ernst von Coburg, oder der Elfenbeinbecher der Stadt Wien, oder die Fruchtschale der preußischen Fortschrittspartei habe ich in La Chaux de Fonds nicht gesehen. Doch befanden sich auch einzelne sehr schöne Kunstsachen dort, so: eine silberne Bierkanne mit zwei Bechern und einem Teller (1500 Francs an Werth) von den Schweizern in Paris; eine silberne Vase, das Ehrengeschenk der Direction des italienischen Nationalschießens zu Turin (1200 Francs an Werth), der silberne Candelaber, der Becher, ein Gemskopf auf Rehposchlagen ruhend, und eine Caraffine von Krystall mit silbernem Rebenlaub und goldenen Trauben zusammen im Werthe von 1725 Francs) von dem Schützenverein zu Frankfurt. Sehr reich war auch die Gabe der Freimaurerloge in La Chaux de Fonds, ein silbernes Besteck im Werth von 1200 Francs; sehr praktisch waren die 39 Ordonnanzflinten und die zahllosen goldenen und silbernen Uhren; sehr ansprechend, wenigstens für uns Deutsche, war ein Geldpreis von 400 Francs, gestiftet von „vier preußischen Fortschrittsmännern".

Schon am Mittwoch Morgen gingen wohl an hundert von unseren Leuten fort, um in den savoyischen oder den Alpen des Berner Oberlandes sich auch ein wenig umzusehen; fast eben so viele folgten am Donnerstag und Freitag, und mich selbst litt es in dem Lärm und Gewühl des Festes nicht länger als bis zum Sonnabend. Wir alle sind geschieden voll Dank gegen die gastliche freie Schweiz, voll Dank auch gegen die liebenswürdigen Bewohner von La Chaux de Fonds, voll hoher Achtung vor der sittlichen Tüchtigkeit einer Nation, die uns, ohne von einer Polizei überwacht zu sein, in Mäßigkeit, Friedfertigkeit und in ihrem steten Anstand während des ganzen Verlaufes des Festes ein glänzendes Beispiel von öffentlicher Volkserziehung gegeben hat. Für den erhebendsten Tag aber, den wir auf unserer Schützenfahrt in der Schweiz erlebt, haben wir schon in La Chaux de Fonds öffentlich unseren Dank ausgesprochen, und dessen Wortlaut mag denn auch hier den Schluß meines Berichtes bilden:

„Abschied der deutschen Schützen.

Liebe Eidgenossen! Ihr habt den deutschen Schützen einen Empfang bereitet, der uns tief gerührt hat, der unvergeßlich für alle Theilnehmer, ehrend für unser ganzes Vaterland ist. Gleich doch unsere Fahrt durch Euer schönes Land mehr einem Triumphzug Euerer eigenen Söhne! Nehmt dafür unseren heißesten Dank. Ihr habt uns Euer Herz erschlossen, wie nie ein Volk! Möge der in der Festesfreude geschlossene Freundschaftsbund dauern für alle Zeit. Auf Wiedersehen in Bremen!"

Nach der Schlacht bei Großbeeren.

Am Morgen des 23. August 1813 befand sich ganz Berlin in einer aufgeregten, bangen Stimmung. Die Arbeit ruhte, leer waren die meisten Werkstätten, die Läden zum Theil geschlossen. Trotz des unwohlthun Himmels und des in einzelnen Schauern niederströmenden Regens gingen auf den Straßen Tausende unruhig auf und ab, blieben stehen, sprachen mit einander, Männer mit Männern, die sich nie zuvorgesehen, allein die Besorgniß, welche aus Aller Augen blickte, hatte schnell ein Band zwischen ihnen geknüpft. Kanonendonner hallte bald einzeln, bald in schneller Aufeinanderfolge dumpf und erschütternd in der Stadt wieder. Er war der Grund der aufgeregten, bangen Stimmung. Nur wenige Stunden von Berlin entfernt hatte ein Kampf begonnen, den dessen Ausgange das Geschick der ganzen Stadt abhing, abgesehen von den unberechenbaren weiteren Folgen, welche ein Sieg oder eine Niederlage für den ganzen Krieg mit sich bringen mußte.

Mit 80,000 Mann, die zum größten Theil aus Sachsen bestanden, war Oudinet gegen Berlin herangerückt, um nach Napoleon's Plan: Berlin, Breslau und Prag zu nehmen und zu besetzen, mit der preußischen Hauptstadt den Anfang zu machen. Ihm gegenüber stand das Nordheer der Verbündeten unter dem Befehle Bernadotte's, des Kronprinzen von Schweden. Eine Schlacht zwischen beiden Heeren hatte begonnen.

Großes stand auf dem Spiele. Für Preußen vielleicht Alles. Mit der festen Zuversicht, in Berlin einzuziehen und an der ihnen in mancher Beziehung verhaßten Stadt Rache zu üben, waren die Franzosen und Sachsen herangerückt. Noch war Napoleon's Kriegsglück und Ruhm zu wenig erschüttert, das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes war noch zu jung, um ohne Besorgniß ein solches Heer, wie es Oudinet führte, herannahen zu sehen. Dazu kam noch, daß man auf Bernadotte mit wenig Vertrauen blickte. Er hielt fest an dem von den preußischen, österreichischen, russischen Herrschern und ihm bestimmten allgemeinen Kriegsplane, welcher so lange ein Zurückweichen des angegriffenen Armeecorps vorschrieb, bis es den drei verbündeten Heeren gelungen sei, sich möglichst zu vereinigen und den französischen Herrscher mit Uebermacht zu erdrücken. Er zögerte deshalb, mit einem Wirbel Alles auf das Spiel zu setzen, und mochte vielleicht auch für seine Schweden allzu besorgt sein. Dazu kam noch, daß er bei der Berathung über einen Rückzug nach Norden und das Aufgeben Berlins auf Bülow's Einrede ausgerufen hatte: „Was ist Berlin? eine Stadt, nichts weiter!" Die Aufregung der Berliner, welche zunächst um das Geschick ihrer Stadt besorgt waren, war dadurch noch gesteigert. Zwar hatte Bernadotte nachher die Versicherung gegeben, daß die Stadt vom Feinde nichts zu besorgen habe, doch man vertraute derselben nicht mehr.

Wenn der Kampf für das Nordheer unglücklich ausfiel, oder wenn dasselbe zurückgedrängt die Stadt aufgeben mußte, so war sie verloren. Zwar waren während des Waffenstillstandes auf dem Kreuzberge und am Schafsgraben Schanzen aufgeworfen, und hierher eilte an diesem Tage mancher entschlossene Landstürmer, unter ihnen Buttmann und Schleiermacher mit ihren „weithin schattenden Lanzen", Fichte mit zwei Paar Pistolen in den breiten Ledergürtel und Iffland mit dem Helm und den Brustharnisch der Jungfrau von Orleans angethan, um die Stadt zu vertheidigen; allein jedem nur etwas unbefangenen Auge konnte es nicht entgehen, daß durch jene Schanzen das Geschick Berlins nicht abgewandt, ja vielleicht nicht einmal um eine Stunde verzögert werden konnte.

Die Unruhe und Angst wuchs mit jeder Minute. Verbreitete und Verwundete aus dem Gefechte, welches am Tage zuvor bei Blankenfelde stattgefunden hatte, kamen in die Stadt und steigerten die Aufregung, weil man sie anfangs für Flüchtlinge aus dem an diesem Tage stattgefundenen Kampfe hielt. Der Donner der Geschütze schien bald näher zu kommen, bald sich mehr zu entfernen, und mit ihm wechselten Furcht und Hoffnung. Lange, angstvolle Minuten und Stunden schwanden hin. Vergebens suchte man von den Thürmen und dem Kreuzberge südlich von der Stadt durch Fernrohre etwas über den Fortgang der Schlacht zu erfahren.

Schon am Morgen, sobald der erste Donner der Kanonen gehört war, hatten sich Manche zu Roß und Wagen nach der Gegend begeben, aus welcher der Schall der Geschütze kam, um so schnell als möglich Auskunft über den Fortgang und den Erfolg der Schlacht zu erhalten. Von ihnen kamen am Nachmittage einige zurück, oder von ihnen abgesandte Boten, welche die Nachricht brachten, daß der Hauptkampf um und in der Nähe des Dorfes Großbeeren stattfinde, daß die preußischen Truppen im Vortheil seien und namentlich die Landwehr unter Bülow Wunder der Tapferkeit thue. Der Sieg sei fast schon gesichert. Boten auf

Beten kamen, welche die Nachricht bestätigten und neues Erfreuliches berichteten.

Jubel erfüllte mit einem Male die ganze Stadt. Ein anderer Geist war in ihr eingekehrt. Alle, welche bis zu dieser Stunde mit Angst für Hab' und Gut und Weib und Kind erfüllt waren, vergaßen jede Furcht. Begeisterung war in Aller Herzen zusammt. Viel hatten die Meisten hingegeben, um die Freiwilligen zu dem heiligen Kriege auszurüsten, sie dachten jetzt nicht an sich, sondern nur an die, welche in dieser Stunde für sie Blut und Leben zum Opfer brachten — das Letzte gaben Manche für sie hin.

Wagen mit Brod, Fleisch, Wein, mit Nahrungsmitteln und Erquickungen aller Art, soviel nur aufzutreiben war, wurden sortgeschickt zum Kampfplatze, um die Kämpfenden zu stärken und den Verwundeten Hülfe zu bringen. Spitäler wurden in aller Eile errichtet, um die Verwundeten aufzunehmen, Frauenvereine bildeten sich, die Bleffirten zu pflegen, die ganze Stadt, alle Hände regten sich, Jeder wollte in der Hoffnung des Sieges das Seinige dazu beitragen, den Siegenden beizustehen und ihnen ein Zeichen der Freude zu senden.

Es waren Stunden der freudigen Begeisterung und der Opferbereitwilligkeit, wie sie selten schöner vorgekommen und wie sie nur in einer Zeit möglich sind, in der ein solcher Geist das ganze Volk belebt, wie der ist, welcher das Jahr 1813 als groß und heilig in der deutschen Geschichte hingestellt hat.

Während dieser freudigen und begeisterten Vorgänge in Berlin wurde auf dem Schlachtfelde noch immer mit größter Erbitterung gekämpft. Als die Franzosen Nachmittags 5 Uhr das Dorf Großbeeren genommen und in Brand gesteckt hatten, glaubten sie den Sieg für sich schon gesichert, und sächsische Lieutenants vom Regiment Niesemauschel riefen von der Zinne der Windmühle auf dem Windmühlenhügel, welche sie erkletert hatten, den Berlinerinnen schon spottende Grüße für ihr Nachtquartier am folgenden Tage zu. Der General v. Bülow hatte indeß die Gefahr der Lage erkannt und mit dem Degen in der Hand den Brigade-Generälen den ferneren Angriffs- und Schlachtplan dictirt. Zwar hatte Bernadotte durch seinen Adjutanten den schriftlichen Befehl überbringen lassen: „General von Bülow hat nach dem Empfang dieses sofort den Rückzug nach Berlin anzutreten und auf den Weinbergen* Position zu nehmen," allein Bülow hatte unwillig gerufen: „Vor uns liegt die Entscheidung!" und war mit seinem Generalstabe fortgesprengt, um seine Truppen gegen den Feind zu führen.

Im Sturmschritt gingen sie auf das brennende Dorf los. Mit lautem Hurrah! stürzte sich vor Allem das erste neumärkische Landwehrregiment in den Kampf und auf die Batterien des Feindes. Der Regen tröstete noch fortwährend und hinderte, von den Schießwaffen Gebrauch zu machen. Das Bajonnet wurde gebraucht. Mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigten die Sachsen das Dorf und die Batterien, die Landwehr drängte sie zurück, flach die Kanoniere neben den Kanonen nieder, und als das Bajonnet unter den in dichten Haufen zusammengedrängten sächsischen Gardegrenadieren nicht schnell genug ausräumte, griff die Landwehr zum Kolben und schlug darauf los. „Det sischet beter!" riefen die Pommern, und die Kolbenschläge drangen durch die hohen Bärenmützen und die kiebsrothen Röcke mit gelben Kragen der sächsischen Grenadiere. In kurzer Zeit war das Dorf in den Händen der Preußen.

Mit Gewalt drängten die Preußen, den erlangten Vortheil benutzend, sofort nach und stürmten auf den Feind los. Mit größter Tapferkeit wurde auf beiden Seiten gekämpft, allein mehr und mehr neigte sich der Sieg den Preußen zu, und nach zweistündigem, äußerst heftigem Kampfe war der Sieg entschieden und die Schlacht bei Großbeeren von den Preußen gewonnen.

Endlos war der Jubel, als endlich die sichere Siegesnachricht nach Berlin gelangte. Die ganze Aufregung und Spannung löste sich in namenlose Freude auf. Gerettet war die Stadt, der Feind vollständig geschlagen und auf der Flucht, ein Ruhmestreis mehr war von dem Haupte des französischen Herrschers gerissen.

Manche eilten trotz der hereinbrechenden Nacht noch auf das Schlachtfeld, um die Sieger zu begrüßen. Kaum war aber der Morgen des 24. August hereingebrochen, so zog es in dichten Zügen aus der Stadt gen Großbeeren, Männer und Frauen, Greise und Knaben, alle in lautem Jubel trotz des Regens und fast Jeder mit irgend einer Gabe oder Erfrischung für die Sieger oder die Verwundeten. Wagen folgten auf Wagen, entweder mit Lebensmitteln beladen oder bereit, die Verwundeten nach der Stadt zu holen, wo die sorgsamste Pflege sie erwartete. Das ganze Volk war sich bewußt, daß es das Seinige zum Siege beigetragen hatte, denn mit Freuden hatte es das größten Opfer gebracht.

Und groß waren die Errungenschaften des Sieges. Angesichts der Stadt war der bereits frohlockende und siegesgewisse Feind niedergeworfen und in die Flucht geschlagen. 26 Kanonen, 60 Munitionswagen und 2000 Gefangene hatte er in den Händen der Sieger zurück lassen müssen, und 1800 Mann seiner Truppen lagen todt oder schwer verwundet auf dem Schlachtfelde. Und wichtiger vielleicht noch als diese Errungenschaften war die moralische Kräftigung, welche das preußische Heer durch diesen Sieg gewann. Seit Jahren hatte Napoleon über kriegsgeübte Heere fast immer den Sieg davon getragen, seine Heere unterlagen Männern gegenüber, die mit Begeisterung und Todesverachtung für ihr Vaterland kämpften. Die Landwehr, welche von vielen Officieren der Linie bis dahin mit vernehmem, verächtlichem Achselzucken behandelt worden war, hatte zum ersten Male sich in rühmlichster Weise bewährt, und offen erhielte ihr Bülow in dem nach der Schlacht erlassenen Tagesbefehle das verdiente Lob.

Man fühlte in dem freudigen Siegesrausche den bitteren Mißklang nicht, der darin lag, daß in dieser Schlacht Deutsche gegen Deutsche im erbittertsten Kampfe standen; man übersah es fast, daß selbst in jenen Tagen der hereingebrochenen Freiheit der Censor in Berlin — ein Geh. Legationsrath Renfner — es wagte, Bülow's Siegsberichten die Druckerlaubniß in den Zeitungen zu versagen, — den Sieg konnte er trotz alledem nicht schmälern und Bülow die Palme desselben nicht entreißen.

Unleugbar ist es, daß Bülow der Held dieser Schlacht war, daß er sie selbst gegen die Befehle des Kronprinzen von Schweden gewonnen, der sich nicht an der Schlacht betheiligte und erst zum Schluß derselben den Preußen einige Truppen zur Unterstützung sandte. Ebenso unleugbar ist es aber auch, daß Bernadotte's Verhalten von den Meisten verkannt und sast schon gedeutet wurde. Bülow hatte im Vertrauen auf die gute Sache kühn die Schlacht gewagt, und das Glück war ihm zur Seite gestanden, Bernadotte durfte nicht Alles auf eine im Erfolge noch sehr unsichere Schlacht setzen, er war ein zu gereifter und erfahrener Feldherr dazu.

Was wäre aus Berlin, aus der ganzen Nordarmee, vielleicht aus ganz Preußen geworden, wenn die Schlacht bei Großbeeren unglücklich endete? In dieser einen Frage liegt die ganze Rechtfertigung für Bernadotte's Verhalten.

Unser Bild bedarf kaum ein Wort zur Erklärung. Eine Scene am Morgen nach der Schlacht auf dem Friedhofe zu Großbeeren stellt es dar. Von Berlin war bereits zahlreiche Hülfe für die Verwundeten angelangt. Auf dem Kirchhofe war an erbittertsten gekämpft worden. Er war von einer hohen Mauer von Feldsteinen umgeben, hatte also eine schwache Befestigung. Anfangs wurde er durch die pommersche Landwehr vertheidigt, sie mußte weichen, als das ganze Dorf durch die Sachsen unter Reynier erobert wurde. Nach hartnäckigem Kampfe gewannen die Preußen mit dem Dorfe auch den Kirchhof wieder.

Eine große Anzahl der im Dorfe Gefallenen wurde auf dem Friedhofe beerdigt. Neben ihren Gebeinen erhebt sich, rings von Ketten umgeben, ein Denkmal mit dem Adler und dem Landwehrkreuze oben darauf.

Sicherlich werden am 23. August dieses Jahres Viele von Berlin nach der Stätte wallfahrten, wo vor fünfzig Jahren über Berlins, ja über Preußens Geschick entschieden wurde. Sie werden der Männer gedenken, welche dort Alles gewagt für ihr Vaterland und welche den Sieg mit ihrem Leben erkauft haben, sie werden sich des Jubels erinnern, welcher ganz Berlin nach der Schlacht bei Großbeeren erfüllte; mögen sie aber auch des Geistes eingedenk sein, der damals das ganze Volk, vom Bettler bis zur Krone hinaus, erfüllte, jenes großen, heiligen Freiheitsgeistes, und mögen sie sich dann zurufen: „So war es vor fünfzig Jahren, und wie ist es jetzt!"

Fr. Fr.

* Die Weinberge liegen westwärtlich von Berlin; Bernadotte hätte hiernach jetzt noch Berlin preisgeben wollen. Wahrscheinlich liegt in dem Befehle eine Verwechslung der Weinberge mit dem in südlicher Richtung von Berlin gelegenen und, wie bereits erwähnt, mit Schanzen versehenen Kreuzberge.

Eine Scene am Morgen nach der Schlacht auf dem Friedhofe zu Großbeeren.

Die unsichtbare Geistermusik.

Ein Grandbeuzer Erlebniß.

Von **Ludwig Walesrode.**

(Schluß.)

Spät am Nachmittage war, wie angeordnet, die für mich bestimmte Casematte in vollständige Bereitschaft gesetzt und wurde auch sofort von mir bezogen. Ihre Lage war keine besonders anmuthige. Während die anderen Oberthor-Casematten in gebrochener Linie Halbfront gegen die durch die Festung führende Alleestraße und vor Allem gegen die Morgensonne machten, lag die meinige im rechten Winkel an die hohe finstere Mauer der Festungsfehle gelehnt, gewissermaßen im ewigen Schattenreiche. Selbst wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren Jahresgange um die Erde sich in diese Ecke der Festung Grandenz verirrte, vermochte sie doch keinen ihrer goldenen Strahlen durch die niedrig am Boden gelegenen tief in die Mauer gebrochenen Fenster in das Innere dieser Casematte zu senden. Darum war diese so kalt und feucht, daß ich selbst während des heißen Sommers von 1846 genöthigt war, dieselbe heizen zu lassen. Auch das offene Lattrinengewölbe in meiner nächsten Nachbarschaft, vor welchem in den Morgenstunden die Baugefangenen die widerlichsten aller öffentlichen Arbeiten verrichten mußten, war gerade nicht im Stande, das ästhetische Behagen an diesem Platze zu steigern. Das Einzige, was einigermaßen Ersatz für diese unerquickliche Lage bot, waren die schräg zulaufenden Musketen-Schießscharten in der Befestigungsmauer, durch welche ich in schmalen perspectivischen Streifen eine Aussicht über den Weichselstrom, seine Kempen und das gegenüberliegende Ufer bis an den weitblauenden Horizont hatte. Ein solches noch so launfarig zugemessenes Stückchen Aussicht ins Freie ist von unschätzbarem Werthe für den auf Jahr und Tag auf den engen, von hohen Wällen umschlossenen Festungsraum beschränkten Gefangenen. — Der Zutritt zu meiner eigentlichen Casemattenstube ging über einen schmalen Hausflur, von welchem gerade vor meiner Stube eine doppelte mit Eisenüberwurf und Vorhängeschlössern versicherte Fallthüre in den „Mordkeller" hinabführte, wie das tiefe unter der Erde ausgemauerte Gewölbe genannt wurde, welches den Zugang zu den labyrinthischen Gängen des nach den Außenwerken der Festung führenden Minensystems bildete. Alle zu der schauerlichen Geistergeschichte auch noch der Mordkeller. Es war als ob ich in die Einleitung eines haarsträubenden Schauergemäldes, verlegt von Gottfried Basse in Quedlinburg oder von Fürst in Nordhausen, einträte. — Die zu ebener Erde liegende, durch eine doppelte Bohlendecke von dem oberen Gewölbe getrennte Casematte hatte die Dimensionen eines Pferdestalles für mindestens 10 Gespanne. Selbst an den hellsten Tagen herrschte in dem Hintergrunde derselben in der Nähe des Ofens ununterbrochene Dämmerung. Sonst war sie, den Umständen nach, nicht unfreundlich. Die Fenster waren ohne die sonst übliche Eisenvergitterung und die Wände al fresco mit einer gelben Tünche bepinselt, die mit dem Gelb der Baugefangenen-Uniform auf's Innigste harmonirte. Außerdem hatte mein in seiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit für mich unermüdlicher Freund W. aus der Stadt durch Hinauffendung einiger Möbeln, wie eines Lehnstuhles, Schreibtisches, Spiegels und Bettes, die Casematte so behaglich als möglich ausstatten lassen.

So war ich denn richtig auf ein volles Jahr Ding- und Bombenfest untergebracht. In sentimentaler Anwandlung hätte ich mir wohl auch provisorisch eine bis zu Thränen rührende Leichenrede halten können. Ruhte ich doch nunmehr, wie's wenigen Sterblichen bei Lebzeiten beschieden ist, unter feuchtem Rasen, der mit dem nächsten Frühling gar grün und blumig über mir ausspriessen sollte; und auch eine Ruh sollte da eben über meinem irrischen Leichnam grasen, wie eine solche über dem verfallenen Staube des Königsberger Hunnerstein Hippel auf dem Armenkirchhof zu Königsberg grafte, bis vor kurzem dort dem immer mehr um sich greifenden Festungsbau auch das grüne Fleckchen eines rührenden Friedhofhumors zum Opfer fiel.

Vor Allem aber wollte mir die Geschichte meines Vorgängers, des polnischen Grafen, gar nicht aus dem Sinn. Denn es ist ein Anderes, so etwas flüchtig zu hören oder zu lesen und unter den Zerstreuungen des geräuschvollen Tages zu vergessen, ein Anderes in enger Räumlichkeit auf den Boden einer solchen Schauergeschichte gebannt zu sein, gewissermaßen in einen lebendigen Zusammenhang mit einer unheimlichen Tradition zu treten. Wer könnte ruhig in einem Bette schlafen, von dem er wüßte, daß ein Mensch seinen letzten schweren Todesseufzer darin verröchelt? Wer möchte auf einer ehemaligen Richtstätte die Comforts und die geselligen Freuden der Häuslichkeit genießen?

Ich hatte mir Licht angezündet, das meine langgestreckte Casematte nur zweifelhaft erhellte, und an der Lectüre der „Instruction für die Königlichen Festungscommandanten wegen Behandlung der Festungsstubengefangenen" vom Jahre 1826, unterzeichnet: Kriegsminister v. Hake, suchte ich mich von all den Eindrücken zu ernüchtern, mit welchen ohnedies die erste im Gefängniß anbrechende Nacht den Neuling umfängt. Die damalige bureaukratische Weisheit des preußischen Staates hatte zum Ueberflusse auch das Leben des Gefangenen in ein dichtes Netz von Paragraphen eingesponnen. Ich hatte für eine volle Stunde genug zu lesen. Aber unwillkürlich schweifte mein Blick oft von der Instruction an den Wänden umher, als zöge ihn ein gewisses Etwas, die besagten Blutspuren an denselben zu entdecken, und in der That schien's fast, als rühten blutige Flecken unter der frischen gelben Tünche hervor. — Endlich war's, nach Paragraphus so und so viel der Instruction, vorschriftsmäßige Zeit, das Licht auszulöschen und zu Bett zu gehen.

In der Festung war's still geworden bis zur Lautlosigkeit. Nur von Viertelstunde zu Viertelstunde hörte man das sogenannte „lange Werda?", das sich die Wachen als Contrele ihrer Wachsamkeit ringsum zurufen müssen, eine Art von gedehntem Hahnenschrei, das R im „Werrrrrrrda?" so vollend, daß unsere Schauspielerinnen und Sängerinnen sich desselben für das so jungenschlagfertig schnarrende Bühnen-R als treffliche Uebung bedienen könnten.

Auch von den Außenwerken trug der Wind den Wachtruf in die Festung hinein, so daß man ihn wie in einem zwanzigfachen Echo verhallen hörte. Dieses „Werda?" in seiner eintönigen Regelmäßigkeit hatte etwas Einschläferndes wie der Pendelschlag einer Uhr oder wie das Rauschen des Mühlrades. Nechmals zog Alles, was ich am Tage erlebt und gehört, als Einleitung zu einem phantastisch bunten Traume durch die halbwachen Sinne. Da mit einem Mal streifte eine leise abgedämpfte Musik wie auf einer Aeolsharfe schwebend dicht über mein Lager hin, bald im feinen Pianissimo verhauchend hinterdrein, bald wieder in wunderbaren Modulationen anschwellend den ganzen Casemattenraum durchklingend. — Anfangs glaubte ich wirklich zu träumen und willenlos dem Spiele meiner entfesselten Einbildungskraft hingegeben zu sein; aber der gerade von der Oberthorwache herschallende Anruf der Ronde, das Commandowort, das Klirren der Musketen der unter's Gewehr tretenden Wache ꝛc. weckte mich zum vollen Bewußtsein der Sinne.

Jetzt war's wieder still geworden, man hörte nichts als das Rascheln des Windes in dem Gesträuch der Linden gegenüber, da — richtig — da klang's wieder wunderbar geisterhaft bald in diesem bald in jenem Winkel der Casematte, schwebte es über meinem Haupte weg, verlor sich's leise, lohrte es anschwellend hin und wieder. Es hörte sich meist an wie ein Streichquartett mit obligat concertirender Geige. Die Töne, wie sie so aus weiter jenseitiger Ferne klangen, und doch wiederum in nächster und unmittelbarer Nähe, hatten etwas geisterhaft Neckisches; man wurde an den muthwilligen Ariel mit seiner unsichtbar durch die Lüfte ziehenden Musik in Shakespeare's „Sturm" erinnert. — Hört man erst Töne, so bleiben auch die Melodien nicht aus. Alle meine musikalischen Reminiscenzen wurden wach gerufen. Bald glaubte ich ein Violinconcert von Mayseder, bald einen Satz aus einem Quartette von Beethoven, Onslow, Fesca u. A. zu hören. Bald meinte ich wieder die bezaubernd galante Polonaise des Grafen Ogińsky zu erkennen. Gesteh' ich's nur, ich fühlte die Schauer unheimlicher Geisternähe mich kalt durchrieseln; denn mein Herz ist so gläubig hingebend, wie nur eins in der Welt, und das Wunder ist sein liebstes Kind. Allein mein Kopf ist wiederum ein gar kühler Skeptiker, der dem gläubigen Herzen und dessen verzogenem Wunderkinde auch nicht das Geringste durchgehen läßt. Ich war seit entschlossen, meine bestechende Einbildungskraft zur Ordnung zu rufen und nicht eher

zu rasten, als bis ich dem Spuke seine geheimnißvolle Larve abgerissen. — So stand ich denn auf und zündete, trotz des Paragraphen X der Instruction, Licht an — hatte ja auch die Instruction den Fall nicht vorgesehen, daß es auf der Festung spuken könnte.

Ich durchleuchtete jeden Winkel der Casematte, um den Schlüssel zu dem musikalischen Geheimnisse zu finden; allein die schwebende Musik schien förmlich mit mir zu spielen oder meiner zu spotten; sie war bald hie bald dort, nur da nicht, wo ich sie suchte. Nur kam's mir vor, als ob's in der Nähe des Ofens stärker tönte als an anderen Stellen. So oft entdeckte ich, was ich bei meinem abendlichen Einzuge in die Casemate übersehen: im Hintergrunde derselben unfern des Ofens eine Eichenthür. Sie war unverschlossen und nur eingeklinkt. Ich öffnete sie und trat in ein schwarz ausgeschlagenes Gemach, das bei näherer Besichtigung ganz so wie das bereits geschilderte Vorzimmer zur Niederthor-Casemate mit dichtem glänzendem Ruß an Decke und Wänden bekleidet war. Auch ließ der eigenthümlich muffige Ofenruß gerauch keinen Zweifel über die stoffliche Eigenschaft der Decoration aufkommen.

Es war eine förmliche Rauchkammer. Die Zugröhre meines Ofens mündete auf einen großen Heerd, der die ganze mit dem Wallprofile parallel laufende Wand einnahm und in dessen sogenanntem „Heerdmantel", der unteren Schornsteinöffnung, trichterförmig ausliefe. — Es war mir gleich klar, daß hier der musikalische Spuk seine natürlich akustische Lösung finden müsse, wie die biblischen Wunder in Dinter's Schulbeweisbibel in den Anmerkungen zum Texte sich natürlich auflösten. Und wirklich klangen hier die Töne nicht nur unmittelbar mit stets wechselndem Crescendo und Decrescendo, sie wehten mich förmlich luftig an in den durch den Schornstein streifenden Windstößen; nur daß es jetzt meiner Einbildungskraft nicht mehr gelang, bestimmte Melodien heraus oder hinein zu hören. Doch immer tönte es ätherisch lieblich gleich den Accorden einer Aeolsharfe.

Ich stellte mich auf den Heerd und leuchtete mit dem Licht so hoch als möglich in den Schornstein hinein; da sah ich auch etwa drei Fuß über dem Heerdmantel sinf wie Saiten einer Lyra nebeneinander gespannte Eisenstäbe eines Rostes, durch den zweifelsohne die Gefangenen an Fluchtversuchen durch den Schornstein verhindert werden sollten. Das war in der That eine Aeolsharfe, auf welcher der in diesem Festungswinkel stets rege Zugwind durch den Schornstein spielte; der Heerdmantel bildete dazu eine allmählich sich erweiternde Schalleöffnung von ausgezeichneter Resonanz, aus welcher die hervorfluthenden Schallwellen durch die weiten Räume der Casemate schwammen und ebend verhallten, oder sich an den eigenthümlich conformirten Mauern brachen, oder endlich, wie auf unbesuchenbarer Ferne abgedämpft, in den Ofen zerklangen. Die technischen Aufschlüsse, die ich einige Tage später von einem liebenswürdigen Ingenieurofficier der Festung über den eigenthümlichen Bau der Casemattenschornsteine erhielt, bestätigten nicht blos meine Erklärung des Phänomens, sondern bereicherten dieselbe noch um einige weitere akustische Momente. Ich erfuhr nämlich, daß der Schornstein in spiralen Windungen durch die Wallerde gezogen sich nach oben hin immer mehr verenge und daß die Höhlung desselben noch an mehreren Stellen von Eisenstäben unterbrochen wäre, die also als immer mehr sich verkürzende Saiten eine gar mannigfaltige Tonscala bildeten.

Als ich am andern Tage meiner freundlichen Nachbarin im „Zündloch" mein erstes nächtliches Casemattenabenteuer und dessen Lösung mittheilte, war diese sichtlich über die letztere verstimmt. Und auch auf die meisten eingebürgerten Festungsbewohner machte meine Erzählung keinen günstigeren Eindruck. Ich hatte ihnen unbarmherzig ein Stück unheimlicher Poesie geraubt, an dem sie schon seit Jahren gehangen — das schauerliche Geisterwunder war ihnen lieber gewesen, als dessen physikalisch nüchterne Deutung. So geht es mit allen Erscheinungen des Aberglaubens, die sich heut zu Tage noch durch irgend ein überraschendes Phänomen der Gesellschaft bemächtigen; so geht es mit dem dogmatischen Aberglauben, der sich durch Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht als Heilswahrheit vererbt hat. Das gläubige Gemüth läßt sich ein Joia davon rauben, weil es durch einen solchen Raub in seinem Innern zu verarmen fürchtet. Die rücksichtslose Herrschaft der Logik mit ihren kalten unbeugsamen Gesetzen erscheint den gläubig seligen Gefühlsmenschen als eine um so unerträglichere Tyrannei, als sie selbst durch dieselbe zum Denken gezwungen werden sollen.

Einen psychologisch interessanten Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Sage bietet auch noch der Umstand, daß die Sage von der unsichtbaren Geistermusik sich erst nach der schauerlichen Katastrophe mit dem Grafen S—sky bildete, obwohl die besagte Musik, seitdem die Festung Graudenz besteht, hätte gehört werden müssen. So auch hat das Volk gewiß von jeher seine Sagen gedichtet, indem es ein erlebtes, seinen Sinnen oder seiner Empfindung imponierendes Factum in das Reich des Uebersinnlichen und Dämonischen hinüber spielte; so wurde ein rohe Thatsache poetisch zur Tradition verklärt.

Das wären die Betrachtungen und Nutzanwendungen, die dieser harmlosen Erzählung auch in den Augen des Lesers vielleicht einiges Interesse verleihen könnten.

In Bezug auf mich habe ich schließlich hinzuzufügen, daß ich oft noch mit Vergnügen auf die ihres schauerlichen Ursprungs entledigte „Geistermusik" in stillen Gesangsnächten gelauscht und daß es meiner Phantasie nicht schwer wurde, gar herrliche bekannte Tonschöpfungen aus derselben auch ferner herauszuhören.

Blätter und Blüthen.

Berliner Plaudereien. Die beiden ältesten Berliner Zeitungen sind die Vossische und Spenerische Zeitung, von dem Berliner Volkswitz „Tante Voß" und „Onkel Spener" genannt. Das Privilegium der Ersteren stammt aus dem Jahre 1721, während die Letztere am 30. Juni 1740 bei dem Buchhändler Ambrosius Haude erschien. Derselbe hatte Friedrich den Großen, als er noch Kronprinz war, heimlich und gegen den Willen seines strengen Vaters mit den neuesten Erzeugnissen der französischen Literatur versorgt und dafür zum Lohn die Genehmigung zur Herausgabe einer neuen Zeitung erhalten. Der große König gewährte beiden Blättern eine angemessene Preßfreiheit, indem er bei Gelegenheit den noch jetzt beherzigenswerthen Grundsatz aufstellte: „Gazetten dürfen nicht genirt sein, wenn sie das Publicum interessiren sollen." Während des siebenjährigen Krieges drohte den beiden Redacteuren der Berliner Zeitungen eine tragische Execution, indem ihnen von den Russen, welche die Residenz 1759 eingenommen hatten, 200 Stockprügel wegen vorangegangener Beleidigungen zugedacht waren. Die unglücklichen Zeitungsschreiber krank und kränklich mer betheuerten vergebens ihre Unschuld, sie wurden ergriffen und verurtheilt, die eben so schmerzhafte als schimpfliche Strafe a posteriori zu erleiden. Nur den unablässigen Bemühungen des patriotischen Kaufmanns Gotzkowsky gelang es endlich, den russischen General von Totleben, der sich persönlich beleidigt fühlte, milder zu stimmen. Nach vielem Bitten brachte er es dahin, daß die beiden Verurtheilten ihre Strafe nur sträflich erdulden, indem sie auf dem Neumarkt durch eine Gasse von 200 mit Ruthen bewaffneter Soldaten geführt, darauf begnadigt, ihre Schriften aber durch den Henker verbrannt wurden. — Beide Zeitungen erschienen damals in Octavformat nur dreimal wöchentlich und kosteten zwei Thaler für das ganze Jahr; einzelne Nummern wurden für 6 Pfennige verkauft. Die Zahl der Abonnenten und Leser war natürlich sehr beschränkt und betrug kaum so viel Hunderte wie jetzt Tausende.

Zu den Mitarbeitern der Vossischen Zeitung gehörte der berühmte Lessing, der als junger Mann „seinen Brod verdient" und Zeitungsschreiber geworden war. Mehrere Jahre lieferte er für das genannte Blatt verschiedene größere und kleinere Aufsätze meist kritischen Inhalts. Hier bildete er sich im Umgange mit Mendelssohn und Nikolai zu dem größten Kritiker Deutschlands und übte seine jugendliche Kraft, mit der er später als kritischer Herkules den Anglaufall der deutschen Literatur säuberte. Seine Einflüsse müssen nicht eben glänzend gewesen sein, denn er schrieb zu jener Zeit an seinen Bater: „Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen 6 Pfennige eine starke Mahlzeit thun." Mit der eigentlichen Politik wollte er nichts zu thun haben, wie aus seinen Briefe hervorgeht, worin er unter Anderm meldet: „Der jüngere Mylius ist mit dem Alteren Klüger dem damaligen Besitzer der Vossischen Zeitung) zerfallen und schreibt also die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben, wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Lust gehabt hätte." — Durch einen merkwürdigen Zufall wurde später die Vossische Zeitung das Eigenthum der Lessing'schen Familie, deren Nachkommen sie noch in diesem Augenblick besitzen.

Unter den nachgelassenen Papieren der Vossischen Zeitung bemerkten wir den Kriegsrath Mylicher, den bekannten Anecdotensammler und ungerschöpflichen Gelegenheitsdichter, der im hohen Alter erst vor wenigen Jahren gestorben ist. Er war die lebendige Chronik seiner Zeit, ein liebenswürdiger Erzähler aus vergangenen Tagen und eine allgemein bekannte Stadtfigur. An Popularität wurde er bloß noch durch den nicht minder bekannten Reisstab übertroffen, welcher lange Zeit die Hauptstütze der Zeitung war. Als junger Mann hatte derselbe durch seinen Roman „die schöne Henriette", eine gelungene Satire auf die berühmte Sängerin Henriette Sonntag und ihre Verehrer in Berlin, die größte Sensation

erregt. Von dem Aufsehen dieses Buches in der damaligen Zeit, wo sich das ganze Interesse in Deutschland um das Theater, um Schauspieler, Sänger und Tänzer drehte, kann man sich heut schwerlich noch einen Begriff machen. In allen Kreisen war von nichts Anderem als von der „schönen Henriette“ die Rede; die höchsten Personen, Staatsmänner und fremde Diplomaten, der russische und englische Gesandte in Berlin, betrachteten diese vorübergehende literarische Erscheinung als eine höchst wichtige Angelegenheit. Dem Verfasser, der trotz seiner Anonymität nicht verborgen blieb, wurde der Proceß wegen Beleidigung der angebeteten Sängerin gemacht und eine längere Festungsstrafe ihm für seine Verwegenheit zuerkannt. Aber das Buch hatte seinen Ruf begründet, und bald wurde Rellstab Mitarbeiter der Vossischen Zeitung und das kritische Orakel der Residenz. Kein Berliner wagte ein Urtheil auszusprechen, bevor nicht Rellstab das seinige abgegeben. Ueberall, im Theater, im Concertsaal, an allen öffentlichen Orten, bei jeder Festlichkeit erblickte man den „Unvermeidlichen“ mit dem gutmüthigen Gesichte, das durch einen militärischen Schnurrbart martialisch geziert wurde, und mit der behaglich kräftigen Figur. Man konnte förmlich an Zauberei glauben, da man ihm immer wieder begegnete, und es wurde in allem Ernst behauptet, daß er die Kunst besitze, an zwei verschiedenen Orten zu gleicher Zeit zu sein. An einem Abend konnte man ihn im Opernhause, bei Kroll und in der Singakademie erblicken, stets mit der rothledernen Brieftasche in der Hand. Rellstab besaß in der That bis kurz vor seinem Tode eine bewunderungswerthe Arbeitskraft; er schrieb eingehende Kritiken, Reisebilder, Weihnachtswanderungen, Notizen, Berichte und redigirte den Artikel über Frankreich für die Zeitung. Außerdem erschienen von ihm Romane, darunter der viel gelesene und bewunderte Roman „1813“, Novellen und Erzählungen für verschiedene Taschenbücher und Kalender, Schauspiele und Operntexte für die Bühne und eine Unzahl von kleineren Aufsätzen, Gelegenheitsgedichten &c. Nebenbei war er später Verwaltungsrath einer Eisenbahn und bekleidete noch manche andere Posten; auch ertheilte er, wenn auch nur ausnahmsweise, Unterricht im Gesang und Generalbaß, da er eine ausgezeichnete musikalische Bildung und gediegene Kenntnisse in dieser Kunst besaß. Schon diese Vielseitigkeit beweist, daß Rellstab kein gewöhnlicher Mensch war, obgleich er vielfach im Leben angegriffen und besonders in letzter Zeit verspottet wurde, wozu allerdings eine gewisse breite Geschwätzigkeit und philisterhafte Gemüthlichkeit beitrug, die sich mit der veränderten Zeitrichtung und dem durch schärferes Gewürz verwöhnten Geschmack einer jüngeren Generation nicht mehr vertrug.

Gegenwärtig ist der Hauptredacteur der Vossischen Zeitung Dr. Lindner, ein classisch gebildeter Gelehrter, der auch als theoretischer Musiker einen ausgezeichneten Ruf genießt. Ihm hauptsächlich verdankt die Zeitung ihre jetzige liberale Richtung und eine Reihe trefflich geschriebener politischer Leitartikel. Unter den Mitarbeitern befindet sich der geistreiche Nationalökonom Dr. Guido Weiß, der ehrwürdige Gubitz, der tüchtige Musiker Dr. Engel, der sanfte Lyriker Kletke und Max Ring. — Die Abonnentenzahl schwankt zwischen 15–18,000, von denen der größere Theil auf Berlin selbst kommt. Die Haupteinnahme besteht jedoch in den Annoncen, welche der Zeitung so reichlich zufließen, daß sie sich zuweilen, besonders vor Weihnachten, genöthigt sieht, 6—8 Beilagen zu geben.

Minder günstig situirt ist die Spener'sche Zeitung, welche von ihrer alten Concurrentin längst überflügelt ist. Die Hauptschuld trägt die schwankende Haltung der Ersteren in der Politik seit dem Jahre 1848, indem die sonst mit großer Umsicht geleitete Redaction kein scharf ausgesprochenes, festes Princip verfolgt, obgleich auch sie im Grunde einem allerdings so sehr gemäßigten Liberalismus huldigt, daß man ihn zuweilen fast gar nicht merkt. In früheren Jahren wurde die Zeitung von dem Dr. Spieker, auch „Lord Spieker“ genannt, nicht ohne Geschick geleitet. Den Beinamen hatte der etwas steife, aber verdienstvolle Gelehrte seiner Vorliebe für England, englische Sitten und Literatur zu verdanken. Als interessante Mitarbeiter aus früherer Zeit nennen wir vor Allen den liebenswürdigen Holtei, während seines Berliner Aufenthalts, und den berühmten Spuck-Schulz, einen eben so ausgezeichneten als originellen Kritiker, den Goethe durch seine Anerkennung geehrt hat. Den Namen „Spuck-Schulz“ verdankte er der sonderbaren und gerade nicht sehr angenehmen Gewohnheit, den Leuten, mit denen er sprach, sprudelnd in's Gesicht zu spucken. Außerdem war er in seiner vernachlässigten Kleidung und seinen sonstigen Gewohnheiten ein ausgemachter Cyniker, obgleich er bei den Damen des Theaters gern den Galanten spielte und wirklich in dem Wahne lebte, daß er unwiderstehlich sei. Als er einst eine Redoute in Berlin besuchen wollte und die berühmte Bethmann um ihren Rath fragte, welche Maske er wählen sollte, um nicht erkannt zu werden, sagte die berühmte Künstlerin, auf seine bekannte Wasserscheu anspielend: „Lieber Schulz, wenn Sie sich das Gesicht waschen, wird Sie gewiß kein Mensch erkennen.“

Gegenwärtig wird die Spener'sche Zeitung von dem Dr. Alexis Schmidt, einem früheren Theologen, redigirt. Die Theaterkritiken schreibt der bekannte Aesthetiker Professor Rötscher, der leider augenblicklich an einer Lähmung schwer erkrankt ist. Seine Kritiken zeichneten sich durch ihre Gediegenheit und Anständigkeit aus, wenn auch ihre Unparteilichkeit unter seinen immer liebenswürdigen und menschlichen Schwächen zuweilen litt. Vorzugsweise wird das Blatt in den gebildeten Beamtenkreisen gelesen, da seine artistischen und literarischen Beigaben von jeher das beste Lob wegen ihrer Vollständigkeit und sorgsamen Auswahl verdienten.

Aus dem Insectenleben. So reich auch die Insectenwelt an Arten und Individuen ist, so entzieht sich doch meist das eigentliche Leben und Treiben dieser Thiere unserer genaueren Beobachtung. Nur bei einigen wenigen in nächster Nähe des Menschen angesiedelten Arten sind die Verhältnisse etwas günstiger, während wir bei der weit überwiegenden Mehrzahl uns begnügen müssen, die erlangten Exemplare der vollkommenen Insecten an Nadeln aufzuspießen und ihre Puppen und Larven in Spiritus aufzubewahren oder sie mit Wachs auszuspritzen. Eben deshalb dürften auch Mittheilungen von ganz bescheidenem Inhalt, sobald sie sich auf das Leben der Thiere selbst beziehen, nicht ganz unwillkommen sein.

Ende Juni d. J. hatte ich mich an einem besonders warmen Tage in einen mir zugänglichen Garten begeben, um daselbst bei einer Tasse Kaffee Siesta zu halten. Zu diesem Zwecke stellte ich einen Gartentisch in den tiefen Schatten einer großen, aber etwas kernfaulen Eiche, nahm ein Buch in die Hand und versuchte, mich so behaglich, als die Hitze zuließ, in die Lectüre zu vertiefen. Bald wurde indessen meine Aufmerksamkeit durch ein eigenthümliches Geräusch abgezogen. Aus den unteren Zweigen der Eiche ließ sich in kurzen Zwischenräumen ein leises, aber dennoch deutlich unterscheidbares Knacken oder Knirschen vernehmen, als ob kleine, dürre Zweige zerbrochen würden. Kurz darauf fiel ein schwärzlicher Gegenstand vom Baume herab in das Gebüsch. Nach längerem Suchen entdeckte ich den Gefallenen. Es war ein Hirschkäfer, Baumschröter oder Feuerschröter der größten Art, der jetzt, so rasch es ihm möglich war, an der rauhen Eichenrinde wieder empor klomm. Da inzwischen das Knirschen und Krachen fort und fort ertönte, so richtete ich meine Blicke dahin, woher es kam, d. h. nach oben.

Am Stamme selbst und etwa 15 Fuß vom Boden bemerkte ich eine eigenthümliche bräunliche Masse, auf welcher der Sonnenstrahl in höchst seltsamem Wechsel reflectirte. Bei meiner Kurzsichtigkeit vermochte ich zunächst nichts Näheres zu unterscheiden. Inzwischen fiel bald ein zweiter und dritter Hirschkäfer herab.

In Zeit einer Viertelstunde hatte ich 11 Stück von allen Größen, Männchen und Weibchen, auf dem Tische gesammelt, die wirr neben einander herumkrochen. Das leise Knirschen tönte inzwischen immer noch vom Baume herab. Ich beschloß deshalb die Sache näher zu untersuchen, holte eine kurze Leiter herbei und stieg hinan. Hier bot sich mir ein seltsames Bild.

Auf einer Fläche von etwa einem Quadratfuße war an der Eichenborke ein süßlicher Baumsaft herabgeflossen. Zu diesem leckern Mahle nun hatte sich eine sehr gemischte Gesellschaft von Insecten zu Gaste geladen. Große Ameisen kletterten geschäftig hinauf, nahmen ihre Mahlzeit und stiegen dann wieder zu Thal; genäschige Fliegen aller Art saßen dicht beisammen, und auch die große jähzornige Hornisse schwärmte grimmig summend um den Stamm. Die auffallendsten Gäste aber, sowohl nach der Zahl, als nach ihrer sonstigen Bedeutung waren unzweifelhaft die Hirschkäfer. Obwohl der Käfer hier nicht so selten ist, als an manchen anderen Orten, so habe ich doch nie eine so große Zahl an einem Flecke beisammen gesehen. Ich zählte in wenig Minuten und auf einer kleinen Fläche 24 Stück, die in meiner Gewalt befindlichen Gefangenen ungerechnet. Sie spielten auch offenbar die wichtigste Rolle bei diesem Gastmahle, schienen aber trotz der süßen Speise nicht besonders guter Laune zu sein. Selbst die gewaltigen Hornissen scheuten sich, den plumpen, aber gefährlichen Gesellen und ihren gewaltigen Kiefern zu nahe zu kommen, und hielten sich deshalb in respectvoller Entfernung.

Um so wüthendere Zweikämpfe fochten die Käfer unter einander aus, und zwar rangen mindestens zwei Drittheile der Versammelten zusammen. Da auch die Weibchen mit ihren kurzen, kräftigen Kiefern sich zornig verbissen hatten, so lag das Motiv wohl nicht in der Eifersucht, sondern in dem wenig idealen Futterneide. Besonders interessant waren indessen nur die Kämpfe der Männchen. Die geweihartigen Kiefern bis an das Ende schief übereinander geschoben, so daß sie über den Kopf und das Halsschild des Gegners hinwegragten und die Köpfe selbst sich dicht berührten, zum Theil hoch aufgebäumt, rangen sie erbittert mit einander, bis den einen Streiter die Kräfte verließen und er hinab zur Erde stürzte. Hin und wieder gelang es auch wohl einem geschickteren Fechter, den Gegner um die Taille zu fassen. In diesem Falle richtete sich der Kopf des Siegers stolz auf und ließ den Gefangenen einige Zeit in der Luft schweben. Dann folgte stets der unvermeidliche Sturz in die Tiefe. Das Knirschen, welches ich gleich anfangs gehört hatte, rührte nur von dem trägen, aber kräftigen Schließen der Kiefern her. Von den gebogenen seitlichen Wulsten des Kopfschildes in die mittlere Einbiegung abgleitend, verursachten sie jenes leise bis auf mehrere Schritt Entfernung hörbare Knacken. Uebrigens sah der Kampf gefahrvoller aus, als er in Wirklichkeit war. Ich habe wenigstens keinen einzigen Käfer gefunden, welcher ernstlich verwundet gewesen wäre. Der dicke Panzer schützte die Ergrimmten sowohl gegen die feindlichen Waffen, als gegen den Sturz. Nur bei einem Einzigen zeigte sich eine leichte Verletzung der Kiefern.

Fast noch interessanter als jene Zweikämpfe war mir ein anderer Umstand. Die Thiere schienen meine Annäherung im Allgemeinen nicht zu bemerken, die Kämpfer kämpften fort, die Sieger leckten begierig den süßen Saft oder gingen den Liebesfreuden nach. Nur wenn mein Athem sie direct berührte, zeigten sie sich beunruhigt. Dagegen wirkte das leiseste Geräusch, z. B. das Knacken eines brechenden Zweiges, rasch auf die ganze Gesellschaft. Sie richteten sich sämmtlich rasch und hoch auf und schienen eine Weile zu lauschen. Aehnliches geschah, sobald einer der Gefallenen von unten heraufsteigend sich dem Kampfplatze näherte. Auch in diesem Falle richteten sich die Männchen auf und gingen dann dem Gegner etwa eine Spanne lang mit weit ausgebreiteten Kiefern kampfbegierig entgegen. Unwillkürlich fiel mir dabei das Bild eines zornigen Stieres ein, der dem Nebenbuhler begegnet.

Die Kämpfe waren in den Nachmittagsstunden am heftigsten. Gegen Abend summte allmählich der größere Theil der Käfer davon, augenscheinlich nur um sich nach den Tafelfreuden eine kleine Motion zu machen. An Serenaden, verliebte Stelldicheins und dergleichen romantische und idyllische Dinge glaube ich nicht; das konnten sie ja näher und bequemer haben. Oder suchten sie etwa auch ein pikanteres Glück außer dem Hause?

Als ich endlich nach 8 Uhr Abends den Garten verließ, tönte noch immer aus den Zweigen der Eiche das verhängnißvolle Knacken herab, wenn auch seltener und schwächer.

Sondershausen. Karl Chop.

Verantwortl. Redacteure F. Stolte u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 34. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Martha.

Erzählung aus dem Leben.

Von **A. Diezmann.**

(Schluß.)

Im Hause Michel Gerber's war dieses Pfingsten kein „liebliches Fest". Martha's Befürchtungen hatten sich nur zu bald verwirklicht. Eines Tages nämlich theilte ihr der Vater höchst vergnügt und in seiner besten Laune die, wie er meinte, für sie höchst erfreuliche Nachricht mit, daß sie bald — Braut sein werde. Er habe, erzählte er weiter, ohne auf das Erschrecken der Tochter zu achten, einen Mann für sie gefunden, den einzigen Sohn eines Bauern in einem zwei Stunden entfernten Dorfe, der beinahe so reich sei wie er, Michel Gerber, selbst. Alles sei zwischen ihnen, den Wäern, bald abgemacht gewesen, aber weil ihm, Michel, das Wohnhaus in jenem Orte nicht gefallen, habe er die Bedingung gestellt, daß dieses erst neu und schön neuangebaut sein müsse, ehe er seine Martha da einziehen lassen könne. Der Andere habe zwar Anfangs die Forderung zu hoch gefunden, aber doch nachgegeben, sobald er gemerkt, daß aus der Heirath nichts werde, wenn er jene Bedingung nicht eingehe. Gleich nach den Feiertagen werde denn angefangen das Haus einzureißen, und zum Ernte- und Hochzeitsfeste müsse das neue zum Beziehen fertig sein. Am zweiten Feiertage werde der Alte mit dem Sohne zur „Brautschau" kommen.

„Stellen Sie sich vor," sagte Michel Gerber zu mir am ersten Feiertage, als nach dem Mittagessen das Gesinde sich aus der Wohnstube entfernt hatte, in Martha's Beisein, „kreideweiß im Gesicht stand das Mädchen vor mir, als ich ihr das sagte, an allen Gliedern zitterte sie, mir vor die Füße fiel sie und auf meine Kniee legte sie den Kopf, den sie nicht still halten konnte. So lag sie eine lange Weile, und ich wußte nicht, was es zu bedeuten haben sollte. Dann umklammerte sie meine Kniee mit ihren beiden zitternden Armen und fing an zu weinen, wie ich sie nur einmal weinen gesehen habe, — als ihre Mutter starb. Ich erschrak, denn ich glaubte, sie sei krank geworden. Aber nein! Eigensinn war's, Trotz, Ungehorsam! Sie erklärte mir rund heraus, sie könne und werde den Mann nicht heirathen, den ich, ihr Vater, wohlbedächtig für sie gewählt habe. Verstehen Sie das?"

Ich war in so peinlicher Verlegenheit als Martha selbst, die todtenbleich da stand und die zitternden Hände auf die Lehne meines Stuhles stützte.

„Reden Sie ihr in das Gewissen," fuhr Michel fort. „Ich weiß, daß sie große Stücke auf Sie hält."

Das Verhältniß zwischen Martha und mir war allerdings ein rein freundschaftliches, keineswegs ein Liebesverhältniß; man hätte aber recht wohl ein solches vermuthen können. Daß ein Liebesverhältniß zwischen uns hätte bestehen und die Ursache der Weigerung Martha's sein können, kam dem steifen Bauer gar nicht in den Sinn, weil er es geradezu für unmöglich hielt, daß ein junger Mensch wie ich die Augen zu der Tochter des reichen Michel Gerber zu erheben oder gar nach dem Besitze derselben zu streben wagen könne.

Den alleinigen und natürlichen Grund der Weigerung Martha's mochte ich jetzt, im Beisein des Mädchens, nicht aussprechen, weil dies zu einer langen und weitläufigen Auseinandersetzung hätte führen müssen, die den hartnäckigen Bauer doch nicht überzeugt haben würde. Ich hielt es daher für das Beste, vor allem, wo möglich, Zeit zu gewinnen, und ich begann deshalb:

„Martha ist durch die für sie so wichtige Nachricht erschreckt worden, weil sie gar nicht darauf vorbereitet war."

„Das ist nichts," fiel Gerber ein. „Die Kinder müssen jeden Augenblick bereit sein, den Eltern in Allem zu gehorchen, was von ihnen verlangt wird."

„Auch ist sie ja so jung noch," bemerkte ich.

„Jung soll sie heirathen, damit Alle sehen, wie gesucht die Tochter des reichen Michel Gerber ist. Wenn ich sie lange warten ließe, meinten die Leute wohl gar, es könne mit meinem Reichthum doch nicht so weit her sein."

„Lassen Sie Martha nur noch einige Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen."

„Ja, alle Mädchen wollen heirathen, und je jünger, desto lieber. Sie brauchen sich also an den Gedanken daran nicht erst zu gewöhnen. Was das Heirathen eigentlich ist, wissen sie freilich sind. Das ist, Gott sei Dank! bei uns Bauern anders und besser, nicht, und sie können's nicht wissen. Darum eben sollen die Eltern die Kinder verheirathen. Die haben die Erfahrung und meinen es auch gut. Nur die Mädchen in der Stadt glauben klüger zu sein als ihre Eltern und wollen darum bei dem Heirathen ihren eigenen Willen haben. Daher kommt's, daß die Mädchen in der Stadt, wie man so oft hört, fogar beim Heirathen den Eltern ungehorsam denn die Töchter der Bauern — und die Töchter der Fürsten, wie ich mir habe sagen lassen — nehmen gehorsam den Mann, den die Eltern für sie ausgesucht haben. Martha ist die Tochter eines Bauern, eines reichen Bauern, darum muß und wird sie gehorchen."

„Vater! Lieber Vater . . . !" fiel Martha flehentlich ein.

„Weißt Du," unterbrach sie Michel, „weißt Du, warum Dein

Vater ein reicher Mann ist? Weißt Du, was in der Bibel steht? „Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser, aber der Fluch der Eltern reißt sie nieder!“ Wir, Deine Mutter und ich, hatten einander nicht gesehen, als unsere Eltern ausmachten, daß wir ein Paar werden sollten. Wir gehorchten, wie sich's ziemt, und sie gaben uns ihren Segen. Dieser Segen hat uns reich gemacht.“

„Die Mutter war . . nicht glücklich,“ wagte Martha einzuwerfen.

Ich erschrak über ihre Kühnheit und fürchtete schlimme Folgen davon.

Michel Gerber sprang in der That auf, als er diese Worte hörte, als würde er von dem Zorne, den sie in ihm erregten, emporgeschnellt. Er faßte einen vor ihm stehenden Stuhl mit beiden Händen, hob ihn empor und stieß ihn mit solcher Gewalt wieder nieder, daß er in Stücke zersprang.

„Mädchen,“ sagte er und seine Augen funkelten, „erinnere mich daran nicht. Sie hat's gesagt, war aber doch eine reiche Frau, die reichste weit und breit, und konnte Alles haben, was sie sich wünschte. Ich meinte, solche Reden, wie ich von ihr gehört, hätten ihr Ende gefunden in ihrem Grabe. Hüte Dich, sie da herauszuholen uns sie mir wieder zu bringen! . . Morgen ist Brautschau und dabei bleibt es!“

Er ging mit großen Schritten hinaus, und wir blieben allein, in welcher Stimmung, läßt sich leicht errathen.

Ich wäre am liebsten fortgelaufen, denn es war mir unbeschreiblich peinlich, Martha so schmerzlich leiden zu sehen, ohne ihr irgentwie nützlich sein zu können. „In's Gewissen ihr zu reden,“ wie es ihr Vater wünschte, vermochte ich nicht. Hatte ich aber auf der anderen Seite ein Recht, sie in ihrem Ungehorsam gegen den Vater zu bestärken, und durfte ich sie zum Ausharren in ihrer Weigerung ermuthigen? War es nicht immerhin möglich wie sicher auch das Gegentheil zu sein schien — daß Martha den jungen Mann, dem sie ihre Hand geben sollte, mit der Zeit doch lieben lerne und mit ihm glücklich oder doch nicht so ganz unglücklich lebe, als sie jetzt fürchtete? Er hatte ja vielleicht auch Sinn für höhere Bildung, würdigte dieselbe an der, welche seine Frau werden sollte, und gab sich Mühe, allmählich sich zu ihr zu erheben, statt sie zu sich herunterzuziehen.

Ich sprach das gegen Martha aus, aber sie wehrte Alles heftig ab und bat mich so dringend, sie an dem morgenden „fürchterlichen“ Tage nicht allein zu lassen, sondern in ihrer Nähe zu bleiben, daß ich den Muth nicht fand, ihre Bitte abzuschlagen.

„Wenn ich weiß, daß Du da bist,“ sagte sie, „wenn ich Dich sehe, behalte ich nicht nur Muth, sondern auch Besonnenheit. Wenn ich ganz verlassen wäre, sagte oder that ich vielleicht etwas, das meinen Vater heftig erzürnte. Und im Zorn ist er schrecklich; Du hast nur eine ganz kleine Probe davon gesehen. Bleibe bei mir! Es geschieht übrigens morgen noch nichts Entscheidendes, und ich brauche da noch nicht Ja oder Nein zu sagen. Sie kommen nur, um mich anzusehen, und das muß ich ihnen wohl erlauben. Wer weiß? Vielleicht gefalle ich ihnen nicht, und sie treten zurück. Wahrscheinlich ist es freilich nicht, denn auf das Aussehen kommt hier wenig an, und leider werden sie es auch nicht wagen, meinen Vater durch den Rücktritt von dem „Handel“ zu beleidigen; aber eine Möglichkeit bleibt es doch. Bleibe also bei mir und rede mit Herrn Engel, daß auch er unten in der Stube aushalte, damit Deine Gegenwart auch den Argwöhnischen nicht auffallen kann,“ setzte sie mit einem freundlichen Blicke hinzu.

So blieb ich denn, und ich sah den nächsten Tage in großer Spannung entgegen. Martha hielt sich festsam gefaßt, und auch, als am Nachmittage des zweiten Feiertages die beiden Erwarteten in einem offenen Wagen erschienen, bemerkte ich keine auffallendere Veränderung an ihr, als daß sie noch etwas blässer wurde, als sie schon gewesen war. Der künftige „Schwiegervater“ war ein sehr beleibter Mann mit fettem rothen Backen und dicken wulstigen Lippen, der eine schwere lederne „Geldtasche“ um den Leib geschnallt trug. Sein Sohn, der zwanzig Jahre alt sein mochte, schien ganz das Ebenbild des Vaters zu werden. Er war groß und starknochig und zeichnete sich namentlich durch unverhältnißmäßig starke und plumpe Hände aus, die man freilich selten sah, weil er sie meist in den Taschen seiner weiten Pluderhosen hielt. In seinem Gesicht tag leiter gar nichts, was nur einigermaßen zu der Hoffnung hätte berechtigen können, daß er den Werth der Bildung Martha's würdigen und versuchen werde, sich wenigstens einigermaßen zu ihr zu erheben.

Als sie in die Stube traten, kniff der Alte im Vorbeigehen Martha schmunzelnd in die Wange, der Sohn aber sah sie nur flüchtig von der Seite an. Den Hauslehrer und mich, die wir mit dem jungen Sohne Gerber's an einem Tische saßen, zu dem auch Martha alsbald trat, beachteten Beide gar nicht. Daß es übrigens für den Vater wie für den Sohn bei dem Besuche Nebensache war, die Tochter des Hauses zu sehen, die Hauptsache vielmehr die genaue Besichtigung des Gutes, zeigte sich bald genug. Kaum war der Kaffee getrunken, der ihnen vorgesetzt wurde, so sprachen sie den Wunsch aus „herumgeführt“ zu werden. Als sie sich mit dem Hausherrn zu diesem Zwecke entfernten, flüsterte mir Martha zu:

„Wenn mir das Weinen nicht gar zu nahe wäre, könnte ich über den Bräutigam lachen. Hast Du ein dummes Gesicht beobachtet? Und seine Fäuste! Nein, der liebe Gott kann nicht wollen, daß ich einen solchen Menschen zum Manne nehme!“

Zum Glück forderte ihr Vater Martha nicht auf, ihn und seine Gäste bei dieser Besichtigung zu begleiten, denn sie gingen langsam und lange Zeit in allen Räumen umher, musterten jedes Pferd und jedes Rind einzeln mit Kennerblicken und besahen prüfend selbst die großen Getreide- und Futtervorräthe.

Als nach mehr als einer Stunde Gerber allein zurückkam, ging ich eben hinaus und da sah ich, daß die beiden Fremden, Vater und Sohn, im Gespräch noch im Hofe, vor der Thür, standen. Sie schienen zwar leise mit einander reden zu wollen, sprachen aber so laut, daß ich jedes ihrer Worte deutlich verstehen konnte. Daß ich absichtlich sehr langsam ging, als ich Einiges davon vernommen hatte, wird man wohl begreiflich finden.

„Schönes Vieh, Vater! Prachtvieh!“ sagte der Sohn begeistert. „So haben wir's nicht. Und die Ställe! Schmucker sieht's drin aus als in unserer Stube!“

„Und das Mädchen? he?“ fragte der Alte behäglig und er schien sehr gespannt auf die Antwort zu sein, welche der Sohn geben werde.

„Na, die ist einmal dünn! Wenn ich sie mit meinen Fäusten angreife, zerbricht sie. Wie ein Wachspüppchen sieht sie aus! Und ihre Hände! Mein Daumen ist größer als so eine ganze Hand. Arbeiten kann die gewiß gar nicht.“

„Sie braucht's nicht! Aber Clavier soll sie spielen.“

„Von dem Klimpern wird keine Kuh fett.“

„Und schrecklich viel hat sie gelernt. Sie soll mehr wissen als unser Pfarrer und Schulmeister zusammen.“

„Mir gefällt sie nicht, aber sie ist reich, und ich heirathe sie frischweg. Hat sie viel gelernt, nun von mir soll sie noch mehr lernen. Ich zieh' sie schon, wie ich sie brauche und haben will. Macht's meinetwegen gleich richtig. Ich gehe unterdeß noch einmal in den Stall und besehe mir die Pferde.“

Die beiden Väter begaben sich darauf in das „geheime Cabinet“ Michel Gerber's, und hier brachten sie die Sache jedenfalls völlig in Ordnung, ohne aber Martha irgendwie zu den Berathungen zuzuziehen, welche sie da pflegen. Alsbald nach dem Abschlusse fuhr der dicke „Schwiegervater“ mit dem Sohne wieder fort, wie es schien höchlich befriedigt von der Besichtigung, obgleich der „Bräutigam“ die ganze Zeit über auch nicht ein Wort mit Martha gesprochen hatte. Diese theilte mir später mit, daß ihr Vater gegen Abend ihr gesagt habe, nach vierzehn Tagen würden sie nach dem Gute fahren, das sie künftig bewohnen werde. Sie hätte das, wie sie hinzusetzte, angehört, als sei sie dabei gar nicht betheiligt, sie daß ihr Vater vielleicht glaube, sie habe den Widerstand gegen die Heirath aufgegeben. Mir kam die Ruhe des Mädchens unerklärlich vor, ja sie hatte etwas Unheimliches für mich. Als ich mich verabschiedete und sie allein mich eine kleine Strecke weit, nur wenige Schritte über das Dorf hinaus, begleitete, konnte ich nicht umhin, mich gegen sie darüber auszusprechen. Im Tone des unerschütterlichsten Glaubens antwortete sie mir:

„Verlaß Dich darauf, ich werde die Frau des Menschen nicht, der mir aufgedrungen werden soll. Ich vertraue fest auf Gott und meine gute Mutter im Himmel, die beide nicht zugeben werden, daß ich in solchem Unglücke untergehe.“

Sie reichte mir darauf in zuversichtlicher Ruhe die Hand und mit den Worten: „Was auch geschehen möge, bleibe mir gut!“ wendete sie sich rasch zur Umkehr. Ich aber setzte meine Wanderung

mit schwerem Herzen fort, denn ich konnte mich der schlimmsten Befürchtungen nicht erwehren. Wenn dieses Mädchen sich zwingen ließ, das Weib jenes rohen jungen Mannes zu werden, konnte ihr Schicksal nur ein sehr trauriges sein. Verharrte sie dagegen bei ihrer Weigerung, sie ließ sich, nach dem Charakter ihres Vaters, nur eine gewaltsame Lösung des Conflictes erwarten, und es ersaßte mich ein Schauer des Entsetzens, als ich auf meiner einsamen Wanderung an eine solche Möglichkeit dachte.

Da ich der schließlichen Entwickelung des Dramas nicht selbst beiwohnen konnte, an Martha aber den innigsten Antheil nahm, so schrieb ich sofort nach meiner Heimkehr an Freund Engel, um ihn dringend zu bitten, mir so oft und so ausführlich als möglich über Martha und ihr Schicksal Mittheilungen zu machen. Aus seinen Briefen also entnehme ich das Weitere.

Martha war seit der „Brautschau“ stiller, ernster und blässer als je geworden, und jeden Tag vermißte man sie im Hause einoder auch mehrmals, auf kürzere oder längere Zeit, ohne daß man anfangs wußte, wohin sie ging. Die Leute im Dorfe freilich wußten es und wunderten sich nicht wenig, daß sie so gar oft auf dem Friedhofe sei. Sie trugen es entlich auch ihrem Vater zu, der ihr diese Gänge gern untersagt hätte, aber davon abstand, weil Martha nie mehr von der Heirathsweigerung sprach und sich also, seiner Meinung nach, vorgenommen hatte, gehorsam sich zu fügen, dann aber auch, weil sie, als er einmal von diesen Friedhofsgängen gesprochen, mit der ruhigsten Sanftmuth geantwortet hatte:

„Laß mich doch immer dahin gehen, Vater! Ich bete da zu nur zu dem lieben Gott und rede mit der seligen Mutter. Das thut mir so wohl!“

So duldete Michel Gerber schweigend jene Besuche bei dem Grabe der Mutter Martha's, so wenig sie ihm auch gefielen.

Je näher der Tag kam, an welchem sie mit ihrem Vater den ihr angekündigten Besuch an dem Orte machen sollte, den er als ihre künftige Heimath ausgewählt, desto länger verweilte sie auf dem Friedhofe. Am Freitag, zwei Tage vor der beabsichtigten Reise, blieb sie bis zur Nacht, obgleich gegen Abend ein schweres Gewitter mit heftigem Blitz und Donner über die Gegend gezogen war und selbst starke Regengüsse hatte niederströmen lassen. Michel Gerber ging unruhig in den Hause hin und her. Nicht, daß er gefürchtet hätte, seine Tochter habe sich selbst ein Leid gethan, um der Heirath zu entgehen. Ein solcher Gedanke kam ihm gar nicht in den Sinn, denn es ging weit über sein Fassungsvermögen hinaus, daß Jemand sich selbst das Leben nehmen könne, um sich einer Heirath, einer reichen Heirath, zu entziehen. Aber konnte dem Mädchen nicht irgend ein Unglück geschehen, ein Unfall in dem Unwetter zugestoßen sein? Er bot sogleich mehrere seiner Leute auf die Vermißte zu suchen, und er selbst schloß sich ihnen an. Wie unwahrscheinlich es auch sein mochte, daß Martha noch immer auf dem Friedhofe sich befinde, gingen doch einige der Suchenden dahin und unter ihnen Gerber selbst. Die Gewitterwolken hatten sich fast ganz verzogen, und als man auf den Friedhof kam, trat sogar der Mond an dem reinen blauen Himmel hervor. Hell fiel sein Licht gerade auf das Grab, zu dem man sich wendete, und die goldenen Geländerspitzen um dasselbe her leuchteten in seinem Schimmer. Michel Gerber ging mit großen Schritten voran, so daß auch er zuerst das Entsetzliche gewahrte, das sie hier erblicken sollten. Da lag Martha, wie eine vom Sturme geknickte Blume, zusammengesunken, so daß ihre Arme und das Gesicht auf dem Grabhügel ruheten. Sie war völlig durchnäßt von dem heftigen Regen, der auf sie niedergeströmt. Michel trat hastig durch die offene Geländerthür hinein an das Grab, faßte zornig mit beiden Händen die daliegende Tochter und wollte sie so emporreißen, aber starr vor Entsetzen blieb er einen Augenblick, über ihr gebeugt, stehen, und man sah, daß die Kniee des starken Mannes und die Arme, welche die Tochter hielten, heftig zitterten. Darauf rief er laut mit bebender Stimme voll Jammer: „Mein Kind! Sie ist todt!“

Dann nahm er die Tochter, wie ein kleines Kind, auf den rechten Arm und ging mit ihr so rasch, daß ihm die Andern kaum folgen konnten, nach seinem nicht weit entfernten Hause zu. Sobald er in den Hof trat, rief er so laut, als es ihm bei der Angst möglich war, die ihm die Brust zusammenschnürte: „Pferde! Die besten! Schnell! Zwei Knechte müssen sogleich nach M. und Z. reiten und Aerzte holen! Laßt die Pferde laufen was sie können! Stürzt eins — einerlei! Laßt's liegen und lauft vollends in die Stadt. Den Doctor holt ihr, wo er ist, vom Essen, vom Krankenbette, vom Spiel, aus seinem Bette! Postpferde soll er nehmen, Extrapost. Ich bezahl's. Zehn Thaler dem, der mir zuerst einen Doctor in's Haus bringt!“

Während er diese Befehle gab, schritt er weiter im Hofe hin, den starren Körper der Tochter noch immer auf dem Arme. So trug er sie in das Haus, die Treppe hinauf und trat dann nach der alten Hausbälterin. Im Zimmer Martha's endlich legte er seine Last sanft auf das Sopha und nun überließ er die Tochter einigen der bestürzt herbeikommenden Mägde, damit sie ihr vorsichtig die nassen Kleidungsstücke auszögen, trockene Wäsche anlegten und sie in das Bett brächten. Er selbst lief wieder die Treppe hinunter, um die Knechte, welche nach Aerzten reiten sollten, zur Eile anzutreiben. Das war indeß nicht nöthig, denn als er in die Hausthür trat, sagte bereits einer der Knechte, der sich nicht einmal Zeit genommen hatte das Pferd zu satteln, in sausendem Galopp aus dem Hofe, durch die Einfahrt, hinaus in die Nacht, und gleich darauf folgte auch der andere. Michel Gerber sah ihnen nach und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Gott sei Dank!“ Der Gedanke schon schien ihn einigermaßen zu beruhigen, daß doch die Boten fort wären und ein Arzt bald kommen müßte. Er ging dann wieder die Treppe hinauf, um nach der Tochter zu sehen. Sie war bereits ausgekleidet und in das Bett gebracht.

Michel Gerber setzte sich an das Bett Martha's und ließ seine Blicke unverwandt auf dem leichenbleichen Gesicht derselben ruhen, aber ganze gestattete ihm die Angst keine Ruhe. Er stand auf und trat an das Fenster, um zu horchen, ob vielleicht ein Wagen heranrolle, der den Arzt bringe, obschon seiner der reitenden Boten, selbst bei der größten Eile, die Stadt schon erreicht haben konnte. Nach einiger Zeit setzte er sich wieder an das Bett, um bald von Neuem aufzustehen und an das Fenster zu treten. So verbrachte er zwei qualvolle Stunden. Da vernahm er wirklich näher und näher kommende rasche Hufschläge. Er holte tief Athem, als sei ihm eine Last von der Brust gewälzt, und ging rasch aus dem Zimmer hinaus, die Treppe hinunter vor die Thür des Hauses. Eben sprengte einer der Knechte in den Hof und schwang sich vor der Thür von dem leuchenden, mit Schaum bedeckten Pferde.

„In höchstens einer Viertelstunde ist der Doctor da,“ sagte der Knecht. „Ich wartete nur, bis die Postpferde angespannt wurden, dann ritt ich scharf voraus.“

„Das vergesse ich Dir nicht, so lange ich lebe,“ sagte Gerber. „Die zehn Thaler hast Du verdient. Jetzt sorge für das Pferd.“

Nach kaum zehn Minuten erschien in der That ein Arzt und er wendete sofort, während man ihm erzählte, was geschehen, die zweckmäßigsten Belebungsversuche an. Leider schien alles Bemühen vergeblich zu sein, und der Arzt sing an ein bedenkliches Gesicht zu machen.

„Herr Doctor,“ sagte Gerber nach einer halben Stunde, „geben Sie mir meine Martha lebendig wieder und verlangen Sie viel Geld von mir dafür. Ich geb's; ich kann's geben. Und sie ist Braut.“

„Jetzt!“ äußerte der Arzt nach einer weitern Viertelstunde, und seine Züge heiterten sich etwas auf. Als Gerber dies sah und hörte, glaubte er, alles Schlimme sei vorüber. „Jetzt,“ fuhr der Arzt fort, „habe ich wirklich gefühlt, daß der Puls sich wieder regt. Nun dürfen wir hoffen!“

Die Bande des Todes, welche das Mädchen bereits umschlungen hatten, begannen in der That sich zu lösen, allmählich zwar und sehr langsam, aber doch immer merklicher und deutlicher.

„Sie athmet!“ sagte der Arzt nach einiger Zeit. „Ich fühle, daß die Brust leise sich hebt. Einen Spiegel!“

Gerber riß den ersten besten Spiegel von der Wand, ohne zu ahnen, was damit geschehen solle. Der Arzt hielt das Glas dicht vor den Mund Martha's und sagte dann:

„Da! Sehen Sie den leichten Hauch daran? Sie lebt!“

„Gott sei's gedankt!“ fiel der Bater andächtig ein. Und er beugte sich über die noch immer regungslos daliegende Tochter und sagte zu ihr, als könne sie ihn hören, in einem so weichen Tone, wie man ihn von dem starken Manne kaum hätte erwarten können: „meine Martha!“

„Sie wird gewiß auch bald die Augen aufschlagen,“ setzte die alte Haushälterin hinzu, und ihre Schmerzenstbränen schienen sich bereits in Freudenthränen zu verwandeln. „Sehn Sie nur, Herr Doctor, wie die Wimpern leicht zucken!“

Es schien in der That, als wollten die Augen sich öffnen, als

sei aber die Last noch zu schwer, welche die Lider niedergedrückt hielt. Der Puls wurde auch, wie der Arzt versicherte, deutlicher und der Athem voller.

„Nun," sagte er, „glaube ich mich verbürgen zu können, daß sie nach einiger Zeit ganz in's Leben und auch zum Bewußtsein zurückkehrt. Freilich," setzte er wohlweislich hinzu, um dem Vater nicht zu gewisse Hoffnung auf Rettung der Tochter zu machen, „freilich kann ich nicht wissen und voraussagen, was dann geschieht."

Die günstigen Anzeichen hielten und mehrten sich. Allmählich kehrte eine gewisse Wärme in die Gliedern zurück, und von den Lippen begann die bläulichweiße Leichenfarbe mehr und mehr zu weichen. Die Bewegung der Brust löste sich in Seufzern, und selbst die Augenlider öffneten sich, wenn auch zuerst nur, um sich alsbald wieder zu schließen. Michel Gerber stand in der gespanntesten und freudigsten Erwartung dabei. „Meine Martha!" rief er noch einmal, und siehe da, die Tochter schien seine Stimme jetzt zu erkennen, denn sie that die Augen ganz auf und richtete sie auf den über sie gebeugten Vater. Dann blickte sie verwundert auch die Anderen an und in dem Zimmer umher.

So erholte sie sich mehr und mehr, sie kam endlich ganz zum Bewußtsein, fand die Sprache wieder und konnte selbst auf die Fragen antworten, was ihr auf dem Friedhofe begegnet sei.

Sie habe, erzählte sie, lange auf dem Grabe ihrer Mutter gesessen und an die Heirath gedacht, die ihr Vater wünsche, in die sie sich aber noch nicht finden könne; sie habe gebetet, geweint und darüber Alles vergessen. — Michel Gerber zog, als er das hörte, die Stirn in Falten, und der alte Zorn schien sich in ihm regen zu wollen, aber ein Blick auf die Tochter machte ihn bald wieder sanft und gemüthig. Allmählich, erzählte Martha weiter, habe sie eine entsetzliche, unerträgliche Angst überkommen, so daß sie am Grabe der Mutter auf die Kniee habe sinken müssen. So habe sie die Hände gefaltet, nach dem Himmel hinaufgesehen und wohl halblaut gerufen: „Mutter! Mutter! Nimm mich zu Dir!" In diesem Augenblicke habe sich der Himmel über ihr in Feuer aufgethan und eine Feuerwolke sie umgeben. Sie habe da wohl gar geglaubt, die Mutter, die sie so verzweiflungsvoll gerufen, steige im Himmelsfeuer zu ihr nieder, aber sie habe den Gedanken nicht ausdenken können, denn es sei plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag erfolgt, und sie wisse nicht, was weiter mit ihr geschehen sei.

Der Arzt, welcher die ganze Nacht am Bette der Kranken geblieben war, reiste am frühen Morgen mit dem Versprechen ab, im Laufe des Tages noch einmal zu kommen, befahl aber auf's Strengste, die Kranke im Bett zu halten. Diese schlief später lange, anfangs sehr ruhig. Als sie erwachte, klagte sie über Beängstigung. Dazu trat bald wachsende Unruhe und stechender Schmerz in der Brust. Der Arzt erkannte, als er wiederkam, sofort die beginnende Brustentzündung. Die Krankheit steigerte sich schnell zu großer Heftigkeit. Es trat starkes Fieber und mit ihm Irrereden ein. In ihren Phantasien sprach Martha bald mit Angst und Entsetzen, bald mit Spott und unheimlichem Lachen von dem ihr bestimmten Bräutigam.

„Du bist bös, Vater," sagte sie einmal, „ich weiß es wohl, aber habe nur noch ein klein wenig Geduld mit mir. Die Mutter kommt auf einem feurigen Wagen aus dem Himmel und holt mich ab."

Der Vater, der dies hörte, hatte offenbar einen schweren Kampf in seinem Innern zu bestehen. Seiner Liebe zu der Tochter, seinem Wunsche, die Geängstigte zu beruhigen und durch solche Beruhigung vielleicht zu schnellerer Genesung beizutragen, stand seine festgewurzelte Ansicht von dem unbedingten Gehorsam der Kinder, sowie seine durchaus nicht erschütterte Ueberzeugung entgegen, daß die Heirath, die er stiften wolle, doch das Glück Martha's sei, welches sie nur nicht erkenne. Er konnte deshalb auch zu seinem Entschlusse kommen und tröstete sich in seiner peinigenden Unruhe einigermaßen dadurch, daß er sich sagte, wenn er auch eine Entscheidung nach dem Wunsche Martha's aussprechen wollte, würde sie ihn jetzt, in dem Irrsinn, doch nicht verstehen; es bleibe ihm also noch Zeit.

Auch mit mir schien sich die Kranke in ihren Phantasieen zu beschäftigen. Niemand freilich von denen, die um sie waren, verstand aber etwas dies, und ich allein konnte es erraten, als ich erfuhr, einmal habe ein gar freundliches Lächeln ihr Gesicht gleichsam verklärt und sie dann in schalkhaft bittendem Tone gesagt: „Ach nein! Nein! Nein! nicht küssen!"

Da alle Mittel, die der Arzt anwendete, wirkungslos blieben, schüttelte er bedenklich den Kopf und er verhehlte es dem Vater nicht, daß seine Tochter jetzt in großer Gefahr schwebe. Michel Gerber hörte diese Worte an, als wären sie sein Todesurtheil.

Er saß den größten Theil des Tages und der Nacht am Bette der Kranken, und wenn er vielleicht auch nicht erkannte, daß die Schatten des Todes sich bereits über sie zu senken begannen, litt er doch nichts desto weniger Schmerzen, die rief in seine Seele griffen. Er sing allem Anscheine nach sogar an sich Vorwürfe zu machen und Reue zu empfinden, denn er sagte sich, wenn er die Tochter nicht hätte zwingen wollen zu einer Heirath, würde sie durch die Verzweiflung nicht zu dem Grabe der Mutter getrieben und also da auch nicht von dem Unfall betroffen worden sein. Der Stachel der Reue in seinem Herzen wurde allmählich so scharf, daß er sich mehr und mehr zu dem Versuche gezwungen fühlte, gut zu machen, was noch gut zu machen sei. Er benutzte denn auch wirklich einige der lichten Augenblicke im Zustande der Tochter, faßte die eine Hand derselben, die auf dem Bette lag, streichelte mit der andern die bleiche Wange der Kranken und sagte, während ihm die Thränen in die Augen traten:

„Meine Martha! Bleibe bei mir! Thu mir das Leid nicht an mich zu verlassen! Du sollst den nicht heirathen, den Du nicht haben willst."

Um Martha's Lippen spielte ein Lächeln; sie sah den Vater mit dankbarer Freude an und antwortete schwach:

„Ich danke Dir, Väterchen! Ich wußte wohl, daß Du mir nicht immer zürnen würdest. O, nun Du mir verzeihst, wird mir auch das Sterben leicht. Es thut mir so weh, in dem Glauben von Dir zu gehen, Du grollest mir."

„Du wirst nicht sterben; Du wirst gesund werden und leben, und der liebe Gott wird für das Andere sorgen," fiel Michel ein.

„Ja, so möchte ich wohl leben," sagte Martha, „aber es ist zu spät, ich fühl's. Sterben muß ich."

Da stand Michel Gerber rasch auf, denn der Schmerz, der ihn ergriff, war stärker als er, der starke Mann. Er sank auf einen Stuhl und weinte laut und bitterlich. Aber die Sehnsucht nach der sterbenden Tochter trieb ihn bald genug wieder an das Bett.

Als er sich da wieder niedergesetzt hatte, hob Martha mit Anstrengung eine Hand nach seinem Gesicht, um ihn zu liebkosen. Dabei sah sie ihn mit einem so lieblich bittenden Blicke an, wie er vielleicht den Augen der Engel eigen ist, und sagte:

„Väterchen, versprich mir eine letzte Bitte zu erfüllen, die ich auf Erden an Dich zu richten habe."

„Alles, Kind, Alles!" sagte der Vater.

„Ich bin Dir darin immer gehorsam gewesen, daß ich mich in unsere Tracht kleidete, wenn sie mir auch lange nicht mehr gefiel. Ich fügte mich Deinem Wunsche, aber — sei nicht bös! — ein Mädchen in Altenburger Tracht sieht im Leben häßlich aus, im Tode aber, im Sarge, wird sie gar widerwärtig. Mir graut vor mir, wenn ich mir denke, so im Sarge zu liegen. Versprich mir — es ist die letzte Bitte Deiner Martha — wenn ich todt bin, mir ein weißes Kleid anlegen zu lassen und mir eine weiße Rose in die Hand zu geben."

Sie schwieg, und Michel Gerber nickte nur wiederholt zum Zeichen, daß er thun wolle, wie sie wünsche, denn sprechen konnte er nicht.

Nach einer Pause begann Martha noch einmal:

„Laß auch den Freund Engel's zu meinem Begräbniß holen, damit er mich auch im weißen Kleide im Sarge noch einmal sehe. Willst Du?"

„Ja, ja!" sagte Michel Gerber tief aufseufzend. Er ließ dann den Kopf auf das Bett sinken und barg da sein von Thränen überströmtes Gesicht. Martha aber legte wie segnend ihre beiden Hände auf das Vaterhaupt, und ihre Lippen bewegten sich wie in stillem Gebete. Dann schloß sie die Augen. Einige Stunden darauf war sie zu ihrer Mutter gegangen.

Michel Gerber saß lange sprachlos und in sich zusammengesunken da; dann aber raffte er sich gewaltsam auf, um die Anstalten zur Beerdigung der Tochter zu treffen — ganz so wie sie es in ihrer letzten Bitte ausgesprochen hatte. Gleichzeitig erwachte aber auch in ihm der Stolz des reichen Bauern, der sogar in dem Begräbniß seiner verstorbenen lieben Befriedigung sucht. Seine

Martha sollte ein Leichenbegängniß erhalten, wie es in dem Dorfe und in der Umgegend nie zuvor gesehen werden sei. Er selbst fuhr am Morgen des andern Tages nach der Stadt, um den theuersten Stoff, den er finden könnte, zum Brabkleide seiner Martha auszusuchen. Nach langer Wahl entschied er sich für schweren weißen Atlas, schon aus dem Grunde, weil er glänzte „wie Silber". Auch den zweiten Wunsch der Todter, der mich noch einmal zu ihr berief, erfüllte er gewissenhaft. So sehr ich mich aber auch beeilte, konnte ich doch erst erscheinen, als der Sarg bereits auf der Bahre im Hofe stand und die Leidtragenden in dem Hause versammelt waren. Der Zug ordnete sich bald. Voran wurde das Bild des Gekreuzigten getragen. Dann folgten die Schulknaben mit ihrem Lehrer und dem Geistlichen im Priesterge-wande. Hinter diesen kam die Bahre, mit Blumen geschmückt, von zwölf jungen Burschen getragen und von zwölf Jungfrauen umge-ben, deren jede eine weiße Rose in der rechten Hand trug. Hinter dem Sarge ging, tiefgebeugt, fast gebrochen, Michel Gerber mit seinen Verwandten, die sämmtlich geladen und erschienen waren. Ihnen schlossen sich alle nämmlche Bewohner des Dorfes an. So bewegte sich der Zug langsam, unter dem Geläute der Glocken und dem Gesange der Schuljugend, durch das Dorf nach dem Friedhofe, wo nicht nur alle Weiber und Mädchen des Dorfes, sondern auch viele Fremde von nah und fern bereits versammelt waren, denn alle wollten die Todter des reichen Michel Gerber sehen, weil das Gerücht die Kunde verbreitet hatte, sie liege im Sarge „so schön wie eine Prinzessin". Vor dem Geländer, welches das Grab der Mutter Martha's umschlogt, hielt der Zug und bildete einen Kreis. In diesem wurde die Bahre niedergelassen und der Sitte gemäß der Deckel vom Sarge genommen, damit Alle die Todte noch ein-mal sehen könnten. Als der Sarg geöffnet war, lief durch das laute Weinen umher ein Ah! der Bewunderung. Da lag Martha in dem weißen glänzenden Gewande, einen Kranz von weißen Rosen auf dem jungfräulichen Haupte, eine weiße Rose in der Hand, mit freundlichem Lächeln um den für immer geschlossenen Mund, und sie sah in diesem Schmucke, der ganz für sie geeignet war, so schön aus, daß die Versammelten kaum glauben konnten, es sei dieselbe Martha, die sie alle gekannt hatten. Ich selbst staunte bei dem unerwarteten Anblicke und betrachte bei mir, da Martha im Tode so schön sei, wie bezaubernd sie hätte erscheinen müssen, wenn das Wiederlicht sie gestaltet, im blühenden Leben, in der Freude des Glücks, in einer ihr ziemenden Kleidung sich zu zeigen.

Der Geistliche hielt eine von warmem Gefühl eingegebene ein-fache Rede und sprach den Segen der Kirche über die Entschlafene. Darauf schloß man den Sarg von neuem, senkte ihn in den Schooß der Erde, und bald bildete sich darüber, neben dem Grabhügel der Mutter, jener der Tochter. Gerber stand die ganze Zeit über un-beweglich da und hielt sich an dem Eisengeländer an. Fast mit Gewalt mußten wir ihn endlich hinwegführen. Bei dem großen und reichlichen „Leichenessen", das dem Herkommen gemäß in dem Trauerhause den Leidtragenden gegeben wurde, rührte er gegen seine Gewohnheit die Speisen kaum an. Nach Beendigung des Mahles, als die Uebrigen sich zur Heimkehr anschickten, nahm er mich bei Seite und sagte:

„Mit Ihnen habe ich noch zu reden, aber morgen erst; heute kann ich es noch nicht. Bleiben Sie bei mir."

Ich blieb. Am andern Morgen führte mich Michel Gerber in sein „geheimes Cabinet", ein einfaches, freundliches Stübchen.

„Erinnern Sie sich," begann er da, „daß der Schneider auf dem Tanzplatze mir einmal sprach: „Hochmuth kommt vor dem Falle?" Jetzt, da mich das Unglück getroffen hat, sagen das die Andern auch. Ich hätte, heißt es, zu hoch hinaus gewollt mit der Martha, darum hätte Gott sie von mir genommen und mich so gestraft. Hätte ich das Mädchen erziehen lassen, wie die andern Mädchen im Dorfe erzogen werden, würde sie heute noch leben. Ich trüge also die Schuld an ihrem Tode. Sie haben Martha gut gekannt, und sie hielt viel auf Sie. Was sagen Sie? Habe ich Unrecht daran gethan, daß ich ihr Bildung geben ließ?"

Was sollt' ich dem betrübten Vater sagen? Konnte, durfte ich ihm Alles geradezu vorhalten, was er an der Tochter gesündiget? So bald nach ihrem Verluste?

„Nein, Herr Gerber," antwortete ich nach einigem Nachden-ken, „Sie haben sicherlich nicht nur nicht Unrecht, sondern im Gegentheil wohl daran gethan, daß Sie Martha eine gute Er-ziehung und höhere Bildung geben ließen; denn jede Art von Bildung ist eine Veredlung. Nur in der Verwendung der Bildung kann fehlgegriffen werden und wird gefehlt. Sie glauben, und Viele mit Ihnen, Bildung sei nichts weiter als Wissen, ein An-sammeln von mehr oder weniger Kenntnissen, ein Aneignen von Fertigkeiten. Das ist ein Irrthum, wenn auch ein verzeihlicher. Kein Theil, keine Kraft des menschlichen Geistes kann für sich allein ausgebildet werden, ohne daß die andern sich auch davon berührt fühlen, wie man kein Rad in einer Uhr z. B. in Bewegung sehen kann, ohne daß es in die andern eingreift und sie mit zu treiben beginnt. Hat das Gedächtniß Schätze des Wissens angesammelt, so fängt der Mensch, unbewußt vielleicht und ohne daß er es will, an, sie untereinander zu vergleichen; dadurch wird das Urtheil geweckt, und nach denselben bilden sich Ansichten über Recht und Unrecht, Gut und Böse, Schön und Häßlich. Der gebildete Geist läutert, reinigt und veredelt das Gemüth. Nun wissen auch Sie, Herr Gerber, daß Gleich sich gern zu Gleich gesellt. Der gebildete Geist verkehrt am liebsten mit dem gleich- oder noch mehr gebildeten, und der geläuterte Geschmack sucht das Schöne und Erle. Unwissenheit und Rohheit verletzen sie und stoßen sie ab. Darum kann ein Gebildeter nun und nimmermehr unter Ungebildeten sich wohlbe-finden, und wenn er gezwungen ist, immer unter solchen zu leben, wird er sich elend und unglücklich fühlen und endlich zu Grunde gehn."

„Wenn die Bildung," fiel Michel Gerber ein, „nicht für Alle gleich gut und nicht überall gut ist, so taugt sie überhaupt nichts."

„Das wäre eben so, als wenn Sie sagten, wenn ein Arznei-mittel nicht jedem Kranken und nicht zu jeder Zeit helfe, tauge es überhaupt nichts."

„So sind Sie also auch der Meinung, ich hätte der Tochter die Bildung nicht geben sollen, die sie hatte?"

„Keineswegs. Sie hätten Martha mit ihrer Bildung nur nicht dahin bringen sollen, wohin sie nicht paßte."

„Ich hätte sie also nicht einem Bauer zur Frau geben sollen?"

„Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß jede gebildete Frau an der Seite eines ungebildeten Mannes unglücklich wird."

„Dann hol' der Teufel die Bildung!" sagte Michel Gerber.

„Sie wollen die Sonne auslöschen, weil sie Ihnen einmal lästig ist, und vergessen ihre sonstigen unentbehrlichen wohlthätigen Wirkungen."

„Das ist mir Alles zu hoch, sehen Sie. Martha hatte Sie gern, ich weiß es wohl, und ich glaube, sie hätte sich gar nicht gegrämt, wenn sie Ihre Frau hätte werden sollen. Ihnen hätte ich sie aber nicht gegeben, trotz aller Ihrer Bildung, weil Sie noch nichts sind und auch nichts haben. Die Hauptsache in der Welt ist und bleibt das Geld. Wer Geld hat und seine Bildung, wie ich z. B., ist ein ganzer Kerl und alle Welt hat Respect vor ihm; wer aber nur Bildung hat und kein Geld, ist noch nur ein halber Mensch. Also Geld und Bildung, wenn es sein kann. — Der Tod der Martha hat mich sehr erschüttert, sehr, aber ich über-wind's und zum Sohne lasse ich Bildung geben, wenn auch die Tochter vielleicht daran gestorben ist. Sie hatte viel von ihrer schwachen Mutter. Der Junge wird mir an der Bildung nicht sterben, denn er hat meine Natur."

Bald darauf verließ ich das Haus Michel Gerber's, das mir öde und leer erschien, seit die nicht mehr darin waltete, die sein Schmuck gewesen war.

Ein deutscher Jude.

(Mit Porträt.)

Während die von Vielen längst todtgeglaubte deutsche Reichs-verfassung vom 28. März 1849 mit einem Male in den Herzen des Volkes wieder auflebt und von einer zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Partei zu dem Panier erhoben worden ist, unter welchen sie den Kampf, der damals nicht ausgekämpft werden konnte, neuerdings aufzunehmen und früher oder später zu einem

siegreichen Austrage zu bringen gedenkt, während dessen geht von den Kämpfern jener früheren Zeit, von den ersten Urhebern und Verbreitern der Reichsverfassung von 1849, Einer nach dem Andern dorthin, von wannen Niemand wiederkehrt, einem jüngeren Geschlecht die Erbschaft ihrer Anstrengungen, ihrer Hoffnungen und Enttäuschungen hinterlassend, sammt der Pflicht dankbarer Erinnerung an das, was Jene gethan, gelitten, erstrebt — wenn auch leider nicht erreicht haben.

Vor Kurzem ist wieder jener Aelteren einer, und wahrlich keiner der mindest Bedeutenden, geschieden. Es giebt Namen von stärkerem, weiterhin tönendem Klange, aber sicherlich keinen von reinerem, als den Namen Gabriel Riesser. Sei es denn Einem, der dem Verstorbenen längere Zeit und in einer der wichtigsten Epochen seines Lebens als Kampf- und Gesinnungsgenosse so nahe gestanden, wie Wenige, vergönnt, zu Riesser's Ehrengedächtniß hier ein kurzes Lebens- und Charakterbild desselben zu entrollen! G. Riesser war geb. zu Hamburg am 1. April 1806. Aus jüdischer Familie stammend und viel zu ehrenhaft, um seinen Glauben eines äußeren Vortheils wegen zu wechseln (wie sehr auch seine aufgeklärte Gesinnung ihn über eine beschränkte Auffassung jenes Glaubens erhob), sah er sich alle Wege zu einer öffentlichen Wirksamkeit, wie sie seiner hohen geistigen Bildung entsprechen haben würde, versperrt. Um so eifriger warf er sich zum Berfechter eben der Sache auf, welche er nicht blos als seine eigene, auch nicht einmal blos als die seiner Glaubensgenossen, vielmehr als eine allgemeine Sache der Humanität, der Gerechtigkeit, des Fortschritts betrachtete, der Sache der Emancipation. Durch zahlreiche Schriften in dieser Richtung, in denen eben so sehr die edle Hoheit seines Charakters, wie die Schärfe seines Verstandes und die Macht seiner Beredsamkeit glänzend zu Tage trat, erwarb er sich einen wohlbegründeten Ruf als Schriftsteller, und unter seinen Glaubensgenossen weitverbreitete verehrungsvolle Sympathien.

Auf diese schriftstellerische Wirksamkeit für die Sache der Emancipation und daneben für andere, mehr oder minder damit im Zusammenhang stehende Fragen des Rechts und der Politik blieb die Thätigkeit Riesser's im Wesentlichen bis zum Jahre 1848 beschränkt. Die denkwürdige Bewegung dieses Jahres rief ihn endlich auf einen größeren Schauplatz, wie er seinen Fähigkeiten und seinem von früh auf regen patriotischen Thatendrange entsprach. Riesser erschien beim Vorparlament zu Frankfurt und fand dort alsbald Gelegenheit, ebenso wohl für die bisher von ihm so bebarrlich verfochtene Sache seiner Glaubensgenossen, wie für ein großes und wichtiges allgemeines Princip in Betreff der politischen Neugestaltung Deutschlands bereit und siegreich aufzutreten. Als die Versammlung darüber verhandelte, ob und wie weit die Wahlordnung für das zu berufende deutsche Parlament sofort festzustellen, oder was davon etwa den Einzelgesetzgebungen zu überlassen sei, ergriff Riesser das Wort und sprach die wenigen, aber gewichtigen Sätze, welche, indem sie den Kern der Sache trafen, für den Redner, der so scharf, klar und von dem höchsten Standpunkte aus diese Fragen angriff, sogleich allgemein die günstigste Meinung erweckten.

„Wir wollen," sagte Riesser, „der Localität überlassen, was der Form angehört, aber für Deutschland reserviren, was dem Geist angehört. Ich glaube, daß die Frage des directen oder indirecten Wahlmodus der Form angehört, und daß es dem Geiste seinen Abbruch thut, wenn die Staaten, denen es die Verhältnisse nicht möglich machen, das direct gewählt wird, den indirecten Modus beibehalten; aber daß kein Census, keine Bedingung des Vermögens, des Standes, des Religionsbekenntnisses obwalte, ist Sache des Princips, des Geistes, und diese Frage dürfen wir der Localität nicht überlassen. Meine Herren, die Einheit Deutschlands soll nicht eine bloße Form sein, diese Einheit soll eindringen in die Gesinnung. Lassen Sie die aufgegangene Sonne Deutschlands leuchten durch alle Winkel und düsteren Schluchten, lassen Sie allenthalben jeden Unterdrücken, in seinem Rechte Zurückgesetzten fühlen, daß er in der Vertretung einer Nation von vierzig Millionen eine Stütze habe! Nach diesem Grundsatze mache ich den Vorschlag, daß die genaue Festsetzung des Wahlmodus den einzelnen Staaten überlassen bleibe, daß aber der Wahlmodus auf dem Grundsatze beruhen müsse, daß jeder volljährige Deutsche ohne eine Bedingung des Standes, Vermögens und Glaubensbekenntnisses Wähler und wählbar sei."

Die Versammlung erhob diesen Vorschlag zum Beschlusse. Trotz dieses so glänzenden parlamentarischen Debüts Riesser's beim Vorparlamente schien es gleichwohl, als sollte dem Parlamente eine so bedeutende Kraft entzogen bleiben. Obschon Riesser, im Bewußtsein seines uneigennützigen, nur auf das Gemeininteresse Deutschlands gerichteten Strebens, zugleich im Bewußtsein seiner Pflicht als berufener Anwalt seiner Glaubensgenossen, die von der zu schaffenden nahen Ordnung der Dinge auch für sich Gerechtigkeit hofften, sich nicht scheue, als Wahlcandidat für das Parlament öffentlich aufzutreten, hatten doch seine und seiner Freunde Bemühungen eine Zeit lang wenig Aussicht auf Erfolg. In Hamburg selbst durfte er, bei der sozialen Stellung, die er dort einnahm, auf eine Wahl ins Parlament zur Zeit noch nicht rechnen. Auch gehörte Riesser nicht zu denen, die vor einer lebhafter erregten Wählerversammlung (wie es damals die meisten waren mit tönenden Schlagwörtern und großen Versprechungen rasche Erfolge zu erzielen im Stande waren. Gewissenhaft bis zum Peinlichen, hätte er es nie über sich vermocht, Hoffnungen zu erwecken, die er nach seinen eigenen Kräften und nach den gegebenen Verhältnissen, wie er sie erkannte, nicht mit Sicherheit zu erfüllen sich gerraute, oder Behauptungen zu versechten, die er nicht mit vollster, genauest erwogener Ueberzeugung vertreten konnte. Ebenso war er verschieden zu bescheiden, um nicht da, wo er mit einem ihm politisch halbwegs Gleichgesinnten hätte concurriren müssen, lieber freiwillig zurücktreten, als es auf den Rückzitt des Andern oder auf die Entscheidung der Wähler ankommen zu lassen. Doch erhielt er endlich ein Mandat von den Wählern des Herzogthums Lauenburg.

Im Parlament schloß Riesser sich dem linken Centrum, dem sogenannten Württemberger, Hof, an. Er gehörte zu dem Theile dieser Fraction, der nach dem Septemberaufstand sich als besonderer Club im Augsburger Hofe constituirte. Sowohl in diesen engeren Kreisen, als in der Versammlung selbst nahm Riesser bald eine geachtete und hervorragende Stellung ein. Die Lauterkeit seiner Gesinnungen, die Wärme seines patriotischen und seines Rechtsgefühls, die ans seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, gewannen ihm schnell allgemeines Vertrauen, während die Schärfe und Klarheit seines Denkens selbst denen imponirte, welche an praktisch-politischer und parlamentarischer Erfahrung ihm überlegen waren. Er ward in den wichtigsten Ausschuß des Parlaments, den Verfassungsausschuß, gewählt und von diesem unter Anderm mit der ebenso schwierigen, als bedeutsamen Berichterstattung über den Abschnitt der Verfassung „vom Reichsoberhaupte" betraut. Er war eine Zeit lang Mitglied des Bureaus als zweiter Vicepräsident. Seine Stimme wurde stets mit besonderer Aufmerksamkeit gehört und hatte ein nachdrückliches Gewicht in jenen kleinen Versammlungen von Mitgliedern der verschiedenen Fractionen der Mehrheit, welche bei besonders Veranlassungen, z. B. bei der österreichischen und der Oberhauptsfrage, theils nur unter sich, theils auch im Verein mit den gesinnungsverwandten Männern des Reichsministeriums, die Lage der Verhältnisse und die zweilig einzuschlagenden Wege beriethen. Entrieh war er auch Mitgried der großen Deputation des Parlamentes, welche dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die auf ihn gefallene Wahl zum deutschen Kaiser anzeigen und ihn zur Annahme der Krone auf Grund der Reichsverfassung vom 28. März 1849 einladen sollte. Als nach der abschlägigen Antwort des Königs die Deputation beschloß, demselben das Unbefriedigte dieses Schrittes und die Unmöglichkeit einer Abänderung der einmal beschlossenen Reichsverfassung nochmals vorzustellen, war es Riesser, der nebst zwei andern Mitgliedern mit der Abfassung einer solchen Erklärung beauftragt ward.

Als Redner ist Riesser im Parlament nur selten, aber dann immer mit bedeutendem Erfolge aufgetreten. Nachdem er zuerst in einer rein formellen Frage, wobei er Gelegenheit hatte, seinen logischen Scharfsinn zu zeigen, die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich gelenkt, überraschte er dieselbe mit einer glänzenden Improvisation, worin er einen sanatischen Angriff des sonst freisinnigen, aber in diesem Punkte äußerst voreingenommenen Württembergers Moritz Mohl auf die Juden mit einer ebenso sachlich eingehenden, als von den höchsten Ideen durchwehten Beweisführung siegreich, unter dem lauten Beifall einer ungeheuren Mehrheit des Hauses, widerlegte.

Diese Rede kennzeichnet so ganz nicht blos den Standpunkt Riesser's in der Judenfrage, sondern sein Wesen überhaupt und die Art seiner Beredsamkeit, daß wenigstens die Hauptsätze derselben hier eine Stelle finden mögen.

„Ich nehme das Recht in Anspruch," sagte er, „vor Ihnen aufzutreten im Namen einer seit Jahrtausenden unterdrückten Classe, der ich angehöre durch die Geburt, und der ich — denn die persönliche religiöse Ueberzeugung gehört nicht hierher — ferner angehöre durch das Princip der Ehre, das es mich hat verschmähen lassen, durch einen Religionswechsel schnöde verfagte Rechte zu erwerben. (Bravo!) Im Namen dieser unterdrückten Volksclasse gegen gehäffige Schmähungen vor Ihnen das Wort zu ergreifen, dieses nehme ich in Anspruch. (Stimmen: Sehr gut!) Sie haben durch einen förmlichen Beschluß den nichtdeutschredenden Volksstämmen, die in Deutschland leben, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Rechte, Gleichheit alles dessen, was dem Deutschen Deutschland theuer macht, zugesichert. Sollen wir Juden es für unser Unglück erachten, daß wir deutsch reden? Sollen wir darum schlechter behandelt, soll und die Freiheit vorenthalten werden dürfen, weil wir nicht in die Kategorie nichtdeutschredender Volksstämme gehören? Soll die Geschichte von Ihnen sagen, daß Sie mächtige Volksstämme, die zerstörend in die Geschicke Deutschlands eingreifen könnten, die gewaffnet und gerüstet vor Ihnen stehen, durch Verleihung gleicher Rechte haben versöhnen wollen, daß Sie für die drohende Gewalt nur milde Worte hatten, einer schwachen Religionspartei dagegen, die in bürgerlicher Hinsicht nichts will, als in Deutschland aufgehen — denn nur nach Denjenigen, die sich darnach sehnen, lebendig fühlen und ein deutsches Bewußtsein ihrer Lage haben, können Sie diese, wie jede Masse beurtheilen — einer Classe, die keine Nationalität haben will, die ihnen von ihren Feinden aufgedrückt wird, die deutsch denkt und fühlt, mit Mißhandlungen entgegengetreten, und zu ihrem Nachtheil Ausnahmsgesetze bestehen lassen, während Sie andererseits alle Ausnahmsgesetze vernichten?"

Ganz anderer Natur und doch ebenso seinem innersten Wesen, seinem tiefen und unbefleckten Gefühl für Recht und Wahrheit entquollen, darum auch eben so eindrucksvoll in ihrer Art, war die Rede, welche Riesser nach den traurigen Ereignissen vom 18. September, dem Angriff einer wüsten Rotte auf die Paulskirche, dem blutigen Morde Auerswald's und Lichnowsky's hielt — bei Gelegenheit eines vom Reichsministerium in das Parlament gebrachten Gesetzentwurfs zum Schutz der Versammlung.

„Deutschland," rief er der Versammlung zu, „wird durch eine blutige Herrschaft unter dem Vorwande der Freiheit niemals, auch nur einen Augenblick, regiert werden können; es bedarf für jetzt und für immer einer mäßigen, einer gerechten, einer sittlichen Regierung. Die Städte von München bis Königsberg, von Trieft bis Hamburg werden den Abgeordneten der Blutherrschaft ihre Thore nicht öffnen, wie es einst Lyon und Nantes gethan. Sehr gut! Lebhafter Beifall auf der Rechten und im Centrum.) Die Anarchie würde die Einheit Deutschlands unmöglich machen, und die Reaction, die nach Wiederholung solcher Schreckniße — ich erinnere Sie an das warnende Beispiel des jetzigen republikanischen Frankreichs — die Reaction, die dann unvermeidlich wäre, würde die Freiheit und Einheit Deutschlands auf lange, lange Zeit vernichten."

Riesser selbst, wie der bei weitem größte Theil des Würtemberger Hofs hatte in der Frage des Malmoer Waffenstillstands mit Dänemark — der bekanntlich den Anlaß und Vorwand zu dem Frankfurter Aufstande gegeben — gegen die Majorität, für Verwerfung des Waffenstillstandes und Fortsetzung des Krieges gestimmt. Aber er protestirte feierlich gegen jede Solidarität seiner Partei mit der Partei des Aufruhrs.

„Wir, meine Herren," sagte er, „die wir in der Waffenstillstandsfrage gegen die Majorität des Hauses gestimmt haben, und die wir diese Abstimmung nicht bereuen und sie wiederholen würden, wenn die Frage sich erneuern könnte — wir müssen das Bündniß mit jener, großentheils erkünstelten Aufregung zurückweisen, welche eine solche Ansicht an diesen Waffenstillstandsvotum geknüpft hat. Wir können in dem unrechtlichen Vorwand keineswegs den wahren Grund der vorgefallenen Gräuel erkennen."

Eine dritte größere Rede Riesser's — sowohl dem Umfange nach, als nach der Wichtigkeit des Gegenstandes wohl die bedeutendste unter allen — war sein Schlußwort als Referent über die Frage des Reichsoberhauptes. Sie ward, obschon sie fast zwei Stunden dauerte, mit gespannter Aufmerksamkeit angehört und von der Mehrheit des Hauses mit einem wahren Beifallssturm belohnt. Einzelnes daraus hier wiederzugeben, müssen wir uns versagen.

Nur über Riesser's Verhalten in den letzten Wochen des Parlaments, nach erfolgter definitiver Ablehnung der Kaiserkrone von Berlin aus, sei noch Einiges bemerkt, weil gerade darin sich wieder sein ganzes Wesen ausprägt.

Ein wie großer Feind jedes ungesetzlichen, zerstörerischen Treibens Riesser war, haben wir aus seiner Rede über die Septemberereignisse ersehen. Aber nicht minder empörte sein sittliches und sein Rechtsgefühl der Gedanke, daß durch den bloßen einseitigen Widerstand einiger Regierungen oder Dynastien — gegenüber den dringlichen Wünschen der großen Mehrheit des deutschen Volkes und angesichts der drohenden allgemeinen Wirrnisse — das Werk der einheitlichen und freiheitlichen Neugestaltung Deutschlands vereitelt werden sollte. Die Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit einer solchen Neugestaltung, von dem Rechte der Nation darauf, und von der sittlichen Verwerflichkeit einer Verkümmerung dieses Rechts war bei ihm so stark und lebendig, daß er zur Erreichung jenes höchsten Zieles selbst äußerste Maßregeln nicht schlechthin zurückweisen zu dürfen glaubte, und er that in dieser Richtung mehrfache Schritte, um Heinrich v. Gagern und die diesem anhängende große Partei des Parlaments zu gewinnen. Nur dann, als alle jene Bemühungen scheiterten, als die große conservativ-liberale Mehrheit des Parlaments, statt sich zu einem bestimmten Entschlusse des Handelns aufzuraffen, in Masse ausrat, während auf der andern Seite die localen Aufstände in der Pfalz, in Baden und Sachsen, indem sie über die Reichsverfassung hinausgingen, die Lage vollends unrettbar verwirrten, erst da gab Riesser die Sache der Reichsverfassung und die Thätigkeit des Parlamentes verloren. Aber auch da noch nicht ohne die härtesten Seelenkämpfe und das tiefinnerste Widerstreben seines ganzen Selbst gegen einen solchen Gedanken. So tief ergriff der Schmerz darüber und der innere Widerstreid der Gefühle das Gemüth Riesser's, daß sogar seine physische Natur in diesem Kampfe fast erlag, und er, von täglichen Krankheitsanfällen erfaßt und zur Betreibung parlamentarischer Geschäfte unfähig gemacht, zuletzt sich genöthigt sah, die Versammlung zu verlassen und in einer Reise an den Rhein erst wieder neue Kräfte zu sammeln.

Auch jetzt noch wollte er den Faden nicht gänzlich abreißen, der seine letzten, wie auch immer schwachen Hoffnungen an das ihm so theure Verfassungswerk knüpfte: er bekleid sein Mandat bei und somit sich die Rückkehr in das Parlament vor, indem er nur einem seiner vertrautesten Freunde und Parteigenossen die Vollmacht hinterließ, für den Fall, daß dieser sich veranlaßt fände aus zutreten, auch seinen Austritt mit zu erklären.

Mit wieder gestärkter Kraft, wenn auch mit schwacher Hoffnung, fand sich Riesser auf dem Unionsparlamente zu Erfurt ein, diesmal von seiner Vaterstadt Hamburg entsendet. Er betrachtete es als eine schwere, aber nicht abzulehnende Pflichterfüllung gegen das Vaterland, auch zu diesem letzten Versuche der Herstellung einer nationalen Einheit die Hand zu bieten, wie sehr er auch von vornherein nicht blos die Möglichkeit des Gelingens, sondern selbst die Aufrichtigkeit des Wollens auf Seiten der Urheber dieses Experimentes bezweifelte.

Damit war Riesser's parlamentarische Thätigkeit auf größerem Schauplatze zu Ende. Nicht so sein Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes. Wo immer er mit Rath oder That denselben förderlich sein konnte, da fehlte er nie. So hat er namentlich der schleswig-holsteinischen Sache und der von ihrem Rückschlage Betroffenen sich jederzeit auf das Wärmste und Thatkräftigste angenommen.

Im Uebrigen lebte er jetzt wieder zurückgezogen dem engern Kreise der Pflichten seines Berufs und der Zwecke seiner persönlichen Ausbildung, an welcher fort und fort zu arbeiten, er niemals müde ward. Wie er schon vor 1848 in fast alljährlichen Reisen von mehr oder minder großer Ausdehnung nicht blos Deutschland nach allen Seiten, sondern auch die meisten andern europäischen Länder, insbesondere England, Frankreich, Italien, genau kennen gelernt, mit den Anschauungen ihrer politischen und socialen Zustände sich bereichert, mit vielen ihrer bedeutendsten Persönlichkeiten fruchtbare Bekanntschaften angeknüpft hatte, so unternahm er im Jahre 1857 zu dem gleichem Zwecke eine Reise nach den Bereinigten Staaten von Nordamerika, wo er längere Zeit verweilte und auch von der deutschen Emigration in Newyork in ihren bedeutendsten Vertretern selbst solche nicht ausgeschlossen, denen er daheim auf der politischen Arena feindlich gegenübergestanden) durch ein großes Festmahl geehrt ward. Die Resultate seiner amerika-

nischen Studien, namentlich über die eben damals brennend werdende Sclavenfrage, legte er in mehreren, mit gewohnter Freiheit und Klarheit geschriebenen Aufsätzen in R. Haym's „Preußischen Jahrbüchern“ (1. Bd.) nieder.

Als im Jahre 1859 die Wogen der öffentlichen Meinung in Deutschland wieder höher zu gehen anfingen, blieb auch Riesser, mit seinem so warm patriotisch schlagenden Herzen, davon nicht unberührt. Zwar die erste Anregung zu einem thätigen Wiedereingreifen in den Gang der Ereignisse im Sinne der alten Parteibestrebungen von 1848, von damaligen Genossen an ihn im April 1859 gebracht, fand ihn noch unglaubig in Bezug auf die Möglichkeit einer Erneuerung jener Bestrebungen: er sah die Anhänger der strengeren Einheitspartei zum Theil in sich selbst gespalten, unklar oder schwankend, die allgemeine Stimmung (er verweilte damals eben in Frankfurt a. M.) im ganzen Süden heftig gegen Preußen eingenommen, und glaubte daher, daß die Einheitspartei kaum in der Lage sein werde, die Initiative für eine Verbesserung der deutschen Verfassung zu ergreifen, daß sie abwarten müsse, ob eine solche Initiative von anderer Seite ergriffen, oder durch den Gang der Verhältnisse selbst angebahnt werden möchte, um sich dann, nach gewissenhaftem Erwiegen, dem anzuschließen, „was sie als das annähernd Beste erkennen würde.“ Als jedoch die Entwickelung der Ereignisse und das Bedürfniß einer Einigung über die brennenden nationalen Anliegen schneller, als es anfangs geschienen, zu einer persönlichen Annäherung und Verständigung der Nationalgesinnten hinerängte, da konnte auch Riesser, seiner ganzen Natur nach, einer solchen nicht fern bleiben. Schon im Juli zeigte er sich der Betheiligung an einem gemeinsamen öffentlichen Auftreten im Sinne einer neuen Nationalpartei nicht abgeneigt. Der Eisenacher Versammlung vom 13. August, zu der man ihn eingeladen, war er verhindert beizuwohnen; doch schloß er sich den dort Vereinbarten an, wenn schon die Schwierigkeiten des Unternehmens ihm auch jetzt noch überwiegend, die vorhandenen Hoffnungen und Kräfte zu deren Ueberwindung aber zur Zeit wenig Erfolg versprechend erschienen.

Gabriel Riesser.

Auf der Frankfurter Versammlung, wo der Nationalverein zu Stande kam, war Riesser gegenwärtig, ward auch in den Ausschuß des Vereins gewählt. Doch schied er im Jahre 1861 freiwillig aus diesem letzteren wieder aus, da andere berufsmäßige Pflichten ihn ganz in Anspruch nahmen und überdies das zunehmende Alter bei ihm in dem Bedürfniß einer größeren Sammlung und in einer wachsenden Scheu vor Unternehmungen, deren Ziel nicht klar abzusehen schien, sich geltend machte. Doch hat er, wie schon ein Brief von ihm aus dem Juli 1859 bewies, und wie auch die „Wochenschrift des Nationalvereins“ in einem warmen Nachruf auf ihn anerkennend bestätigt, der Bildung einer neuen Freiheits- und Einheitspartei durch Verschmelzung der Constitutionellen und Demokraten rüchaltslos beigestimmt, ja er schien damals zu wünschen, daß die Ersteren, gemäß ihren Traditionen von 1848, die Initiative der neuen, auf ähnliche Ziele gerichteten Bewegung ergreifen möchten.

In seinen letzten Lebensjahren ward ihm noch die Freude zu Theil, in seiner Vaterstadt die Rechte und Ehren zu erlangen, die ihm längst gebührt hätten, von denen ihm aber früher eine unduldsame Gesetzgebung ausschloß, und damit zugleich — was ihm ungleich wichtiger war — das Princip thatsächlich zur Geltung gelangt zu sehen, für welches er sein Leben lang gekämpft hatte. Nachdem er im Jahre 1858 als Advocat in Hamburg immatriculirt, bald darauf in der Neubesetzung der Vicepräsidentenstelle im Handelsgericht mit auf die weitere Wahl gesetzt worden war, ward er im Jahre 1859 zum Mitgliede des Obergerichts gewählt, — der erste Jude, nicht blos in Hamburg, sondern in ganz Deutschland, der ein richterliches Amt bekleidete! Gleichzeitig führten die auf Grund der Verfassung vorgenommenen Wahlen ihn in die Vertretung Hamburgs, die Bürgerschaft, und das Vertrauen dieser Versammlung berief ihn auf den Vicepräsidentenstuhl.

Leider sollte diese ohnedin so verspätete Befriedigung ihm nicht lange unverkümmert bleiben: die Reibung politischer Parteien in dem engen Rahmen eines so kleinen Gemeinwesens nimmt nur zu leicht einen geschärften, und namentlich einen persönlichen Charakter an. So erging es auch hier: Riesser, in seinen Ansichten, weniger wohl über das letzte Ziel und Maß der anzubahnenden Reformen, als über das schnellere oder langsamere Tempo derselben, von einer entschiedener vorandrängenden Richtung überholt, ward auch persönlich bei Seite geschoben und bei der Erneuerung der Versammlung im vorigen Jahre nicht wieder gewählt — eine Zurücksetzung, die ihm, im Bewußtsein seines langen, redlichen, immer nur dem Erhabenen gewidmeten Strebens, mit Recht tief schmerzlich sein mochte. Indeß war Riesser einer von Jenen, die das Gute und Rechte thun, weil es das Gute und Rechte ist, und weil sie gar nicht anders können, nicht aus eigensüchtigen Beweggründen, aus Eitelkeit oder Ehrgeiz, und so wird ihn eben jenes innere Bewußtsein auch über die Verkennung, die ihm hier widerfuhr, erhoben und getröstet haben. Seinen Manen ward vollste Genugthuung dafür zu Theil durch das ehrende Gedächtniß, welches ihm die Bürgerschaft Hamburgs, ohne Unterschied der Parteien, in einem so glänzenden Begräbnisse, wie lange dort nicht gesehen worden, seine Glaubensgenossen in Frankfurt aber durch eine Stiftung widmeten, die seinen Namen verewigen soll — diesen Namen, der überdies mit der Geschichte der ersten Toleranz- und Humanitätsbestrebungen, mit der Geschichte der Emancipation in Deutschland und zugleich mit der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen und des deutschen Verfassungswerkes von 1848 unauflöslich verknüpft ist.

Aus dem Schweizer Schützenfest zu La Chaux de Fonds.

Wir haben unseren Lesern in Nr. 32 und 33 die Erinnerungen eines begeisterten Festgenossen von La Chaux de Fonds mitgetheilt, der umstehende Holzschnitt führt sie vor das Bild eines der bewegtesten Augenblicke dieses Volksjubels der freien Schweizer und ihrer deutschen, italienischen und französischen Gäste. Unter der Schaar unserer Landsleute werden die hervorragendsten von ihren Freunden und Bekannten wohl leicht herausgefunden werden. Die Porträtähnlichkeit derselben mag zugleich die Authenticität unserer Abbildung bezeugen.

Die Leiche des Ministers Schwarzenberg.

Historische Episode von **Georg Hiltl.**

Anno 1641 den 4. Monat ist weiland der hochwürdige, hochwohlgeborne Herr, Herr Adam Graf zu Schwarzenberg, des ritterlichen St. Johanniterordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wenden Meister, des königlichen Ordens St. Michaelis in Frankreich Ordensritter, Herr zu Hohenlandsberg und Gimborn, Churfürstlich Brandenburgischer Statthalter in der Chur Mark, Geheimter Rath und Oberkammerherr auf der Veltung Spandow, in Gott seelig entschlafen und hier in dieser Kirche beigesetzet.

R. I. P.

So lautet die Inschrift eines Epitaphiums, welches man in der St. Nicolaikirche zu Spandau bei Berlin in dem Gange vor der sogenannten Ribbeckischen Gruft gewahrt. Unter diesem Steine ruhte ein Mann, der in wister Zeit ein sorgenvolles Leben geführt, einen Staat gelenkt, einen Fürsten beherrscht hatte; dessen Name verlästert und verwünscht, mit Flüchen vereint genannt wurde, dem es nicht vergönnt war, die Ruhe des Grabes zu genießen, denn selbst den Stein, der den Eingang seiner Ruhestätte bildete und verdeckte, hat man hinweggerissen; die Leiche ist unter den Quadern zu Staub geworden, welche der kothige Fuß der Kirchenbesucher tritt, und heut weiß Niemand recht mehr zu sagen, wo Schwarzenberg, der mächtige Minister, hinabgesenkt ward, selbst die Votivtafel ist an fremder Stelle eingemauert. Ohne sie wüßte man vielleicht gar nicht, daß der Entschlafene hier seine ewige Stätte gefunden.

Schwarzenberg ist ein verhängnißvoller Name für die Geschichte Preußens. — In der Brüderstraße (Nr. 1) zu Berlin steht noch heute ein stattliches Gebäude, welches bereits dem gefürchteten Minister zu eigen war. Von hier aus gingen seine Machtsprüche. Der Graf Schwarzenberg hatte mehr Feinde, als wohl jemals ein Staatsbeamter aufweisen konnte. Es gab keine Art von Schändlichkeit, deren man ihn nicht für fähig gehalten hätte. Vieles ist ihm angedichtet worden, Vieles übertrieben. Wer so unumschränkt in der Macht dagestanden, hatte nothwendigerweise die furchtbarsten Verantwortungen übernommen, und nach seinem Tode haben bis auf die neueste Zeit geistvolle Schriftsteller ihn verdammt, sorgsame Durchsucher der Archive dagegen allerlei aus dem Staube der Acten hervorgebracht, was zur Rechtfertigung für ihn dienen sollte und konnte.

Ist nun auch den Freunden greller Malerei so manches Motiv für die Darstellung eines verhaßten Ministers genommen, es bleibt genug übrig, um Schwarzenberg's Charakter in einem sehr zweideutigen, ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen.

Freilich war die Zeit, in welcher sein Wirken Platzfand, eine furchtbare. Der dreißigjährige Krieg tobte in Brandenburg einen schwachen Fürsten, Georg Wilhelm. Freie Hand besaß der Minister, dessen Schritte der Fürst stets billigte und guthieß. Nur selge und halbe Maßregeln bezeichneten die Laufbahn Schwarzenberg's. Im Jahre 1640 sahen die Bürger Berlins, ihre Vorstädte in Flammen aufodern, weil der Oberste Stahlhans mit einer Abtheilung schwedischer Truppen sich näherte. Ohne Widerspruch betrieb sogar der Minister die Brandschatzungen der kaiserlichen Besatzungen, welche dem Berliner und Teltower Kreise in sechzehn Monaten 300,000 Thaler kosteten.

Minister eines protestantischen Fürsten, war Schwarzenberg in der Zeit des Glaubensstreites katholisch geblieben, ein Freund und Rathgeber des Kaisers, also Gustav Adolph's Todfeind, der dem Grafen alles Unheil zuschrieb, welches über Brandenburg gekommen. „Dieser Niger (Schwarze)," sagte der König, „bringt alles Elend über seinen Herrn. Die Brandenburger sollen den Grafen fenestriren oder ihm den Hals entzwei schlagen." — So sprach Gustav zu den Abgesandten im Jahre 1627.

Steuern, welche sich in der Folge nicht rechtfertigen ließen, schrieb der Minister aus. Durch die Straßen Berlins rollte der „Pfandwagen", wenn man ihn nannte, der den Bürgern das Hab und Gut wegnahm, um es zum Verkaufe zu fahren. Begleitet wurde dieses traurige Fuhrwerk von einer Schaar händeringender Weiber und jammernder Kinder, welchen man ihr Besitzthum genommen, um die Contributionen zu zahlen, und die laute Verwünschungen gegen den Minister ausstießen.

Gegen diese Maßnahmen galt kein Einspruch. Schwarzenberg — oder der Kurfürst — es war Eine handelnde Person. Ein Nicken des Kopfes, und der mächtige Graf hatte entschieden. — Sein Gehalt betrug nur 2300 Thaler, aber er erwarb ungeheure Besitzthümer. Wie? Schwarzenberg machte wucherische Geschäfte. Er benutzte die Geldverlegenheiten des Kurfürsten, der Beamten, ja selbst der Städte und lieh Summen gegen Verpfändung von liegenden Gründen. Damit seine Art der Bereicherung ihm erspart würde, ging im Volke das dumpfe, im Auslande laut nachzuhallende Gerücht umher: Schwarzenberg sei ein Giftmischer; er habe dem jungen Kurprinzen zwei Mal nach dem Leben durch Gift getrachtet; es sei ein Meuchelmörder gedungen, um die Hoffnung des Landes, den Prinzen Friedrich Wilhelm, aus dem Hinterhalte hervor, auf der Jagd zu erschießen. Als dies Alles vereitelt, sei es endlich der Minister gewesen, der versucht habe, den Prinzen in schlechte Gesellschaft zu bringen, damit er durch Ausschweifung untauglich für die schweren Geschäfte der Regierung werde. — Alle diese letztgenannten Beschuldigungen sind erwiesen unrichtig und von dem Kurprinzen, nachmals Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürsten, selbst für Erdichtungen erklärt, wobei freilich nicht erwiesen werden kann, wie viel auf Rechnung der Großmuth des edlen Fürsten zu setzen ist, der auch seinen Feinden leicht verzeihen konnte. — Beladen mit dem Hasse des Volkes, verdächtig dem Kurprinzen, ohne Freunde, nur bezahlte Subjecte um sich, so stand Graf Schwarzenberg da, als am 21. November 1640 sein Beschützer, der Kurfürst Georg Wilhelm, die Augen auf immer schloß.

Aus dem Spandauer Thore zu Berlin rollte eine schwerfällige, dicht verschlossene Kutsche. Sie war aus dem Hause Nr. 1 der Brüderstraße gekommen. Auf dem Bocke saß mit verdrießlicher Miene der ärmlich gekleidete Kutscher. Er hatte noch vor kurzem in glänzender Livree die brausenden Pferde gelenkt. Er mußte die gestickten Kleider ablegen, Miethopferde vor einen ganz schäbigen Reisewagen spannen und bei einbrechender Nacht aus den Thoren zu kommen suchen, denn er führte den verhaßten Minister in der Kutsche, und man fürchtete die Volksjustiz, wenn der Wagen und sein Inhalt erkannt würden.

Der Graf Schwarzenberg hatte nach Spandau zu fahren befohlen. In Berlin hielt er sich nicht sicher. Es trieb ihn nur das böse Gewissen — mögen seine Vertheidiger sagen was sie wollen — denn der junge Kurfürst zeigte gar keine Neigung, die üblen Gerüchte, welche den Minister verfolgten, näher zu prüfen. In Spandau glaubte sich der Graf sicher. Dort befand sich als Commandant der Obrist Moritz von Rochow, der auf Schwarzenberg's Veranlassung mit der ganzen Besatzung dem Kaiser einen Eid der Treue geleistet hatte.

Schwarzenberg hatte es vielfach ähnlich zu drehen gewußt und die Besatzungen sämmtlicher märkischen Festungen den Eid leisten lassen, der Majestät des Kaisers zu gehorsamen. Unter solchen Vasallen hielt der Graf seine Person für ungefährdet.

Sei es nun, daß die großartigen Unternehmungen, welche ihn beschäftigten, oder ein Zartgefühl, den Diener seines verstorbenen Vaters nicht fogleich zur schweren Rechenschaft zu ziehen, den Kurfürsten bewogen, die Ruhe des Geflüchteten nicht zu stören — genug, Schwarzenberg blieb vorläufig unangetastet. Ja, einige Male zog der junge Herrscher ihn sogar zu Rathe, als es sich um Auskunft über gewisse Finanz-Angelegenheiten der vorigen Regierung handelte. Aber eine mächtigere Hand griff nach ihm. Fast ein Jahr lang hatte er unter Furcht und Hoffnung zugebracht. Seine Gesundheit war zerrüttet.

Man fürchtete ihn nicht mehr. Eine Rotte Soldaten drang in sein Haus und forderte einen rückständigen Sold. Es waren Fuchtknechte des Rochow'schen Regiments. Der Minister hatte sie geworben, er war ihnen noch Geld schuldig. Gegen Rochow durfte er sich nicht beschweren, denn dieser Mann war nach seiner Ansicht der Hauptbeschützer. Der kränkliche Minister zahlte mit zitternden Händen 300 Thaler als Abschlagssumme. — Zwei Jahre früher hätten die Soldaten die Galgen der Berliner und Spandauer Hochgerichte geziert.

Drohs- und Spottbriefe trafen täglich ein. Wenn er ausfuhr, spieen die Vorübergehenden seine Kutsche an, und Abends erschallten Schelmenlieder auf der Gasse vor seinem Hause.

Ende Februar des Jahres 1641 erhielt der Erminister einen

Brief aus Regensburg. — Er hat Niemandem diesen Brief gezeigt. Er las ihn, faltete ihn zusammen, sein bleiches Gesicht nahm eine grünliche Farbe an, seine Zähne schlugen zusammen, er ließ sich in sein Arbeitscabinet tragen und blieb allein. — Nachts sah man das Fenster erleuchtet, und hinter den herabgelassenen Vorhängen huschte und wankte der Schatten der Figur Schwarzenberg's hin und her. — Dabei rauchte der große, unheimliche Kamin des Zimmers. Der Graf liess viele Papiere zu verbrennen. — Am folgenden Tage befand er sich sehr angegriffen.

Man raunte einander zu, der Brief sei eine Warnung gewesen und habe den Grafen darauf vorbereitet, daß man eine Untersuchung seiner Amtsführung beabsichtige.

Schwarzenberg ließ wiederum einige Tage verstreichen. Er tauschte angstvoll; in seinem Hause zu Spandau sich abschließend, gleich er dem Wild, welches im einsamen Gehäge verstockt die Tritte des verfolgenden Jägers behorcht und kaum zu athmen wagt. — Keine Maßregel gegen ihn erfolgte.

Alle Welt war gespannt auf den Ausgang, denn seine Feinde, besonders der wüste Oberst von Burgsdorf, schürten das Feuer gegen ihn mächtig an. — Da rollt eine Equipage vor das Haus des Grafen. Es ist der kurfürstliche Kriegsrath von Zastrow. Kommt er den Minister zu verhaften? Der Beamte zeigt das teufelische Wesen, er ist voller Höflichkeit gegen den Grafen. Im Cabinete Schwarzenberg's hat er mit diesem eine Unterredung, die Angelegenheiten der kurfürstlichen Armee betreffend. Vielleicht aber ist es nur ein Vorwand! Schwarzenberg athmet freier; würde der Kriegsrath mit solcher Freundlichkeit ihm entgegenkommen, wenn er Schlimmes brächte? Der Exminister will sogleich eine entscheidende Probe wagen. Noch Niemand haben sich zu seine unbeschränkten Einlüsse eine glänzende Tafel zu führen. Er ladet den Kriegsrath zu Tische. Herr von Zastrow nimmt die Einladung dankbar an. — „Er würde nicht an meinem Tische speisen, wenn er mit dem Verderben gegen mich heraustreten wollte," tröstete sich der Graf.

„Auch Judas speiste am Tische des Herrn," murmelten die verrauteren Diener.

Die Tafelgenossen bestanden aus den täglichen Gesellschaftern des Exministers und aus Officieren der Garnison. Schwarzenberg konnte sich nicht so schnell von seiner früheren Lebensweise entfremden, er liebte es noch, einen kleinen Hofstaat um sich zu halten. Er hatte seine vier Trabanten, seine Schenken, seine Pfeifer; ein adliger Kammerjunker verwaltete das Amt eines gräflichen Vorschneiders.

Während der Tafel beobachtete der Graf ängstlich jede Bewegung des Herrn von Zastrow. Der Beamte war gemessen, aber freundlich. Desto ungestümer betrug sich die übrige Tischgesellschaft. Es schien, als sei die kleine Festung Spandau neutrales Gebiet in kurfürstlichen Landen. Die Herren prahlten mit ihrem kaiserlichen Eide, und fast konnte man glauben, die Anwesenheit des Staatsbeamten habe die Tischgenossen des Ministers in eine gereizte Stimmung versetzt, welche sich in vollständigen Ausforderungen Luft machte. Schwarzenberg saß auf Nadeln.

Plötzlich trat die Katastrophe ein. Der gräfliche Vorschneider, Herr von Lehndorf, Kammerjunker, aus Preußen gebürtig, trank dem Kriegsrathe mit großem Ungestüme einen Humpen Wein zu und forderte ihn auf, Bescheid zu thun. Zastrow lehnte mit seinem Lächeln die Einladung ab, indem er bemerkte, daß er solche große Quantitäten Wein nicht trinke.

„Dann sind Sie ein unvermögender Hunnsfott," schrie der Kammerjunker, indem er den Humpen mit solcher Heftigkeit auf den Tisch niedersetzte, daß der Wein, über den Rand des Trinkgefäßes spritzend, das Gedeckttuch besudelte. — Tödtlich erschrocken sprangen Alle von ihren Sitzen.

Schwarzenberg wollte sich erheben, er sank zurück in den Sessel. Aber bevor er noch einen zweiten Versuch zur Erhebung machen konnte, fiel schon die feine Hand des Kriegsrathes, aus der Spitzenmanschette hervorkommend, mit gewaltiger Wucht auf die linke Wange des Herrn von Lehndorf, und der klatschende Schall einer ungeheuren Ohrfeige tönte durch das Gemach. Ein Kreischen sämmtlicher Anwesenden überhallte die donnernden Worte des Herrn von Zastrow. — Ein Edelmann geohrfeigt! — Welche Rache wird er nehmen? — Sie erfolgte augenblicklich; blitzschnell riß der Kammerjunker den Degen aus der Scheide, der hinter ihm an der Stuhllehne hing, wie das in jener Zeit Gebrauch war. Die Klinge fuhr, von sicherer Hand gelenkt, über den Tisch und dem unglücklichen Kriegsrathe mitten durch die Brust. Ein stöhnender Schmerzenslaut, eine Fontaine von Blut, die hochaufsprudelte und rings umher die Speisen, Getränke und Gefäße benetzte.

Zastrow schlug mit beiden Armen in die Luft, kam stürzte er vornüber mit seinem Oberkörper die Tischplatte deckend. Gläser, Schüsseln und Leuchter fielen klirrend durcheinander. Auf der gräflichen Tafel lag ein Todter inmitten einer Lache von Blut. — Neben ihm ein Sterbender — der Graf Schwarzenberg — den das entsetzliche Ereigniß dem Grabe nur desto schneller näher gebracht hatte. — Die Verwirrung war ungeheuer. „Mord! Mord!" heulten die Einen, „Aerzte! Hülfe!" die Andern. Lehndorf stand versteinert, denn die Trunkenheit, welche sich offenbar seiner Sinne bemeistert hatte, war einer grauenhaften Ernüchterung gewichen. Plötzlich aus seiner Erstarrung erwachend, stieß er einen Schrei aus und stürzte aus dem Zimmer. Er kam aber nur bis zur Treppe. Hier ward er in Verhaft genommen und als ein Diener Schwarzenberg's in dessen eignem Hause in Gewahrsam gehalten.*

Der Exminister verfiel in ein heftiges Fieber. Zastrow's Leiche ward noch denselben Tag nach Berlin geführt. „Da fährt der Leichnam des Gemordeten," hieß es in der Stadt und auf dem ganzen Wege. „Lehndorf hat ihn todtschießen müssen, weil er zuviel vom Schwarzenberg gewußt hat."

Man sah den Grafen nicht wieder. Nur die in Spandau anwesenden kurfürstlichen Räthe waren Zeugen seines Verscheidens, welches am 21. März (neuen Styls) 1641 erfolgte. Von seinen Freunden ließen sich nur wenige blicken.

Abends drängten sich große Menschenmassen vor der Hausthüre der gräflichen Wohnung. Auf dem Hofe stand ein geschlossener Sarg, den eine schwarze Sammetdecke halb verhüllte. Viele Lichter und Cruzifixe umgaben ihn. Da lag der Herr Graf Adam von Schwarzenberg im prächtigen, eichenen Todtenschrein, und von all seinen Würden und Treuen sprachen nur Diejenigen noch, die durch ihn verloren oder gewonnen hatten, und die, welche ihn verwünschten. — Wo aber war er nach dem schrecklichen Auftritte an seiner Tafel hingekommen? Er war, wie gesagt, nicht wieder zum Vorschein gekommen. Man hatte sein Haus mit Wachen umstellt, aber Viele behaupteten: In der Nacht kurz vor seinem Ableben sei eine schwarze Kutsche an den Hintergebäude vorgefahren, ein Mann, ohne Zweifel der Exminister, sei hineingehoben worden, bewaffnete Reiter hätten den Wagen escortirt, und so sei es fortgegangen, hinaus, tief in den Wald hinein, der zwischen Berlin und Spandau sich erstreckte. Im Gehöfte habe die Kutsche gehalten. Nach einer Stunde sei der Zug wieder zurückgekommen; man habe, an der Hinterthür der gräflichen Wohnung angelangt, einen schweren Gegenstand aus dem Wagen gehoben und in's Haus geschleppt. Danach seien die kurfürstlichen Räthe ausgeritten, die selben, welche beim Ableben des Grafen zugegen gewesen sein wollten. Um 6 Uhr Morgens des folgenden Tages habe es geheißen:

„Graf Schwarzenberg ist am Herzschlage gestorben."

„Wir wissen besser, woran wir sind," sprachen die kannegiessernden Bürger auf der Bierbank. „Der junge Kurfürst hat Gerechtigkeit geübt gegen den Frevler, und im Spandauer Forst ist er bei Fackellicht enthauptet worden."

So ging die Sage. Die Irrlichen Leichenbegängnisse hielt man für fingirt, ebenso die Berichte der Räthe an den Kurfürsten und dessen Antwort. Die Leiche ward dem Sohne zum ehrlichen Begräbniß übergeben, und die Hinterbliebenen hatten bereits alle Vorkehrungen getroffen, nach abgehaltenen Exequien die sterbliche Hülle nach Wien zu schaffen, woselbst die väterliche Gruft sie aufnehmen sollte. — —

An einem Sonntage des Jahres 1755 gingen ein hoher Officier und eine Dame nach beendigtem Gottesdienste durch die Nicolaikirche zu Spandau. Es waren der Prinz August von Preußen und seine Schwester Amalie, Geschwister Friedrich's des Großen. Sie betrachteten die Gemälde, die Inschriften und Zierrathen, welche die Kirche enthält. Der Prediger Schulz begleitete sie. In

* Der Herr von Lehndorf, berichtet Lecectius, wurde in Haft genommen, aber den Tag nach des Grafen Ableben, bei dem vorgebenden Gelärm in einem Kasten, als wenn's Kleider wären, von des Obersten Gebrüder Lakaien heraustragirt, auf ein bestelltes Pferd gesetzet, und als davongebracht. Doch hat er der göttlichen Strafe nicht entgehen können, und ist unlängst hernach in einem renouvirte von denen Schwedischen in der Lausitz erschlagen worden.

dem Seitengange angelangt, wies Schulz auf eine in Mannshöhe festgemauerte Steinplatte, welche die zu Ganzang dieses Aufsatzes stehende Inschrift trägt. „Dies hier," begann der Prediger, „ist der Denkstein von dem Grabe eines sehr gelehrten und verhafteten Mannes. Es scheint fast, als sollte er im Grabe keine Ruhe finden für Alles, so er verschuldet. Dort, wo das Crucifix steht, also mitten in der Kirche, liegt sein Leichnam. Aber man hat ihn nicht respectirt, sondern 1722 bei Reparatur der Kirche tiefer in das Gewölbe gesenkt und darüber hinweg die neuen Quadern gelegt. Die Betivalsel ist fortgenommen und hier eingemauert worden, weil die Flügelthüren, welche sie bedeckten, hinderlich waren."

„Schwarzenberg?" rief der Prinz, der die Inschrift gelesen hatte. „Sonderbar. Wie kommt Schwarzenberg's Leiche in die Nicolaikirche zu Spandau?"

„Je nun," lächelte die Prinzessin, „weil sie jedenfalls hier beigesetzt wurde. Was ist da zu verwundern?"

„Ich habe zur Verwunderung meinen besondern Grund," entgegnete der Prinz. „Unser Bruder, der König, schreibt ausdrücklich in seinen Mémoires de Brandebourg, daß der Minister Graf Schwarzenberg vor seinem Ableben nach Wien gegangen und dort gestorben sei. Selbst sich diese Abreise nach der Kaiserstadt nicht feststellen lassen? und hat der König nie seine Aufmerksamkeit dieser Tafel zugewendet? Hier ist ein Räthsel."

„Dieses ist räthselhaft in dieser ganzen Sache," bemerkte Schulz. „So dürfte Ew. königlichen Hoheit vielleicht auch noch das Gerücht unbekannt sein, welches behauptet, Schwarzenberg sei auf Befehl des großen Kurfürsten gelöpft worden und liege hier mit zerhauenem Halse in der Gruft."

„Und hat man nie einen Versuch gemacht, hinter die Wahrheit zu kommen? die Gruft zu öffnen?"

„Nein. Denn erstens bedürfte es dazu höherer Erlaubniß, dann aber bringt man die Eröffnung mit einer anderen Sage in Verbindung, nach welcher dem Grafen dereinst prophezeit worden sein soll, er werde im Sarge keine Ruhe finden. Seitdem nun die erste Störung der Leiche im Jahre 1722 erfolgt ist, soll der Minister in seinem ehemaligen Hause spuken."

„Wo ist die Gruft?" fragte der Prinz.

„Dort am Taufsteine."

Alle Drei traten auf die bezeichnete Stelle. „Hu!" rief die Prinzessin, „fort von hier. Es ist, als zöge ein Schauer herauf aus den Gewölben."

„Die Sache ist höchst interessant," bemerkte Prinz August. „Noch heute muß ich dem Könige davon Anzeige machen."

Noch an demselben Abende um 11 Uhr erschien in Spandau ein Läufer des Königs. Er ließ durch den Küster sich die Kirche öffnen, mit einer Laterne die Votivtafel beleuchten, copirte genau die Inschrift und überbrachte sie dem Könige nach Charlottenburg.

Zwei Tage darauf erschallten die Wölbungen der Kirche von den Schlägen der Hämmer arbeitender Maurer. Die Quadern sind hinweggeräumt. Die Uebermauerung des Gewölbes liegt bloß. Nur wenige Steine sind hinweg zu nehmen, endlich fallen diese auch hinunter, durch die Oeffnung gewahrt man einen Sarg mit Handgriffen. Modergeruch dringt den die Gruft Umstehenden entgegen, eine kalte, eisige Luft haucht sie an. Erwartungsvoll schauen der Prinz August, sein Adjutant, der Oberprediger und der kecke Page Fritz von Dequede in die Höhlung. Birgt der Sarg wirklich den Todten, oder ist es nur eine Scheinbeerdigung gewesen? Die Handwerker, Zimmergesellen und Maurer, sind ebenso geschäftig als neugierig. Dergleichen Arbeiten haben sie selten vor. Schon sind zwei Gesellen in die Gruft gesprungen, jetzt naht der Augenblick, der Deckel kreischt beim Abheben, Myriaden von Gewürm stüchten nach allen Seiten, Staub wirbelt in grauen Wolken auf und füllt gleich einem Nebel die Höhlung. Als er sich verzogen, gewahrt die Versammlung die langgestreckte, mit Flitterband belegte Leiche. Ernst, ruhig, fast drohend liegt sie da.

„Herr Graf von Schwarzenberg, Sie sind also in der Mark geblieben. — Sie haben dem Mächtigsten nicht entrinnen können. — Sie konnten nicht ruhen in der Gruft Ihrer Väter. — Sie blieben unter Ihren Feinden, und jetzt — jetzt sind Sie eine willkommene Beute für die Neugierde, Sie bereiten einen interessanten Tag — gestatten müssen Sie es, daß Ihre Gebeine untersucht werden, Ihre gewaltige Macht kann Nichts mehr hindern."

Die Leiche lag in einem mit violettem Sammet ausgeschlagenen Sarge, der reich mit goldenen Tressen besetzt war. Die Kissen trugen Ueberzüge aus weißem Taffet. Eine prächtige spanische Kleidung, ganz aus Drap d'Argent bestehend, hüllte die Leiche ein. An der linken Seite ruhete ein Stählerner Degen, den eine goldene Schleife zierte. Ein schwarzsammetner, mit goldener Stickerei umwundener Hut, Strümpfe von fleischfarbener Seide und dicke schwarzlederne Schuhe, Alles sehr wohl erhalten, bildeten den übrigen Theil der Grabesstelette.

„Zurücktreten!" befahl der Prinz. Alle Handwerker entfernten sich. August, sein Adjutant und der Page traten nicht an die Gruft. Der Prinz stützte sich auf seinen Stock und betrachtete schweigend die noch kenntlichen Züge des Todten, der, als böser Engel eines hohenzollerschen Fürsten verrufen, nun vor dem Nachkommen lag, eine morsche, zerbrechliche Masse. — Unter solchen Gedanken hatte der Prinz nicht bemerkt, daß der Page Dequede in die Gruft gesprungen war und den Sarg durchsuchte. Als er es gewahrte, rief er:

„Dequede, kommen Sie heraus."

„Hoheit, lassen Sie mich noch einen Augenblick weilen. Es ist höchst interessant."

Es war ein eigenthümliches Bild. Die über hundert Jahre alte Leiche des Ministers, daneben der frische, kecke Knabe in der reichen Uniform der königlichen Leibpagen, das von Gesundheit frohende Gesichtchen unter einer fein gepuderten Perrücke trotzig in die Luft streckend, ganz unempfindlich gegen die Miasmen der Leichenhöhle.

Und wer war dieser Knabe? Ein von Dequede. — Sonderbares Spiel des Zufalls! — Der Urgroßvater dieses Pagen war einer der Wenigen gewesen, welche das Ende des Ministers gesehen. — Der kurfürstliche Rath von Dequede hatte die letzten Seufzer Schwarzenberg's vernommen, hatte sein Auge brechen sehen — der Ureukel durchsuchte die Leiche, beraubte mit jugendlichem Uebermuthe die Stoffe der Kleider und faßte plötzlich — das Haupt des einst Allmächtigen. Die morschen Knochen sprangen auseinander, die trockenen Bänder ließen nach, die Leiche ruckte ein wenig — und in den Händen des Pagen lag das Todtenhaupt des Grafen von Schwarzenberg.

„Sehen Sie, Hoheit, hier ist der alte Herr. Er beißt nicht," rief der Knabe mit muthwilligem Gelächter und hielt den Schädel empor.

„Pfui, Fritz! Abscheulich!" rief der Prinz. „Legen Sie das sogleich wieder hinein und dann vorwärts. Wir haben genug gesehen."

„Nun, so lieg Du da," rief der Knabe, setzte den Kopf auf die Brust der Leiche und sprang mit einem lauten „Hopp" aus der Grube.

Prinz August war beim Heimfahren sehr still und ernst.

„Wissen Ew. Hoheit," begann plötzlich der Adjutant, Herr von Hagen, „was mir recht lebhaft vor den Sinn gekommen ist, als wir heute an der Gruft standen und Dequede mit dem Schädel spielte?"

„Nun?"

„Im Jahre 1741 war ich in London bei der Gesandtschaft, da gaben sie ein Komödienspiel, worin ein Prinz vorkommt, der am Grabe Unterhaltungen mit einem Todtengräber führt, auch Schädel betastete und sehr gute Dinge über die Vergänglichkeit des Irdischen vorbrachte."

„Ich kenne das Stück," sagte der Prinz. „Es heißt Hamlet, von dem Dichter Shakespeare."

„Richtig, Hoheit! Hamlet. — Na, das Stück fiel mir ein. Den Dichter habe ich vergessen, denn wir behalten nur gut die Namen von Generalen oder Schlachtlagen, aber der Schauspieler, der den Prinzen spielte, war der berühmte Komödiant Garrick. Er spielte das sehr schön, als er sagte, wie lumpig doch eigentlich der ganze zurückbleibende Plunder beschellt ist, und damit einen meinte, den er früher gekannt hatte. Der Herr von Holmbern, der neben mir saß, verdeutschte es mir, und heute fiel mir Alles wieder ein."

„Hamlet hat sehr Recht," antwortete der Prinz. Schweigend fuhren sie weiter. — Als der Prinz und seine Begleiter die Kirche verlassen hatten, eilten die Arbeiter an die Gruft. Mit Staunen betrachteten sie die gräßliche Leiche.

„Na," schrie plötzlich ein junger Maurer, „da haben wir's ja. Es ist keine Redensart, daß Schwarzenberg geköpft worden ist. Da liegt der herumtergehauene Kopf auf der Brust, wie es immer gemacht wird."

„Richtig," riefen die Anderen, „da liegt er."

„Kinder," sagte der Polirer, „es war heute was Merkwürdiges. Nach Feierabend können wir auf der Herberge nun die genauesten Nachrichten von dem gespöpften Grafen erzählen." Singend und pfeifend gingen sie wieder an die Arbeit. Bald war die Gruft geschlossen, und Jedermann schritt über die Quadern. Zwei Mal war Schwarzenberg's Grabesruhe gestört worden. — — —

Am 20. August 1777 gingen auf dem Platze vor der Nicolaikirche zu Spandau zwei Männer auf und nieder. Der Aeltere trug die Uniform eines Regimentschirurgus, der jüngere, etwa 29 Jahre alte Mann war in Civilkleidung. Er hatte ein sehr heiteres, frisches Antlitz, kräftige Körperformen und zeigte große Beweglichkeit. Der Chirurgus war der Herr Laube, der Civilarzt der Stadtphysikus Heim. — Damals stand er an der Schwelle seiner segensvollen Laufbahn. Wer hat den Namen des alten Geheimrathes Heim nicht nennen hören, vereint mit Dankesworten und in Begleitung irgend eines originellen Charakterzuges? Das alten Heim, der jährlich 4000 arme Kranke unentgeltlich behandelte und sie theilweis unterstützte?

Heim sah inmitten des Gespräches nach der Thurmuhr der Nicolaikirche. „Gleich acht Uhr," sagte er zu Laube. „Nun muß der Oberst doch bald anfangen."

„Irre ich nicht, so biegt er eben dort um die Ecke," entgegnete der Chirurg.

Wirklich kam auf die Kirche zu der Oberst von Kalkstein in Begleitung des Küsters und eines Haufens von Arbeitern, welche verschiedene Werkzeuge trugen. Bei Heim und Laube angekommen begrüßten sich die Herren.

„Nun," sagte der Oberst, „schreiten wir zum Werke. Ich bin doch neugierig, ob wir es ausfindig machen werden, daß er hingerichtet wurde."

„Ich zweifle daran, Herr Oberst," sagte Heim.

„Ich kann Ihnen mein Wort darauf geben," entgegnete Kalkstein, „daß ich gestern noch den Maurer gesprochen habe, der vor 22 Jahren beim Aufbrechen des Gewölbes thätig gewesen ist und der mir bestimmt hat, daß der abgehauene Kopf neben der Leiche gelegen habe."

„Wollen sehen," lächelte der Physikus.

„Wenn's gefällig wäre," unterbrach der Küster, welcher unterdessen die Kirche geöffnet hatte. Die ganze Versammlung trat in das Gotteshaus.

Und zum dritten Male ward der Schlaf des Grafen Schwarzenberg gestört. Wieder dröhnten die Schläge gegen die Wölbung der Gruft und hallten unheimlich in der hohen Kirche; gleich langanhaltendem Aechzen tönte das Knirschen der Eisen zwischen dem Gestein, als die Arbeiter die Quaderstücke aushoben. Auch das Publicum zu diesem seltsamen Schauspiele hatte sich geändert — kein Prinz mit Adjutanten und Pagen wartete der Oeffnung. Einfache Soldaten und Aerzte wollten die Wahrheit erforschen und Gewißheit haben, ob der Henker den hochgräflichen Hals zerhauen; denn die Sage war fast zur Geschichte geworden und hatte ihren Platz in einem der berühmtesten Werke gefunden: daß der Graf Schwarzenberg enthauptet worden sei. * — Wieder plumpten die Steine hinunter in die Höhlung — wieder stieg nun senkte sich der Staub — da sah man die Leiche, die drei Mal beunruhigte. Im offnen Sarge lag nun sie, der zertretene Deckel neben demselben noch von 1755 her. Die Arbeiter hatten damals es gar nicht für nöthig gehalten, den schützenden Deckel wieder aufzulegen. Aber die Leiche hatte sich nicht verändert, sie war vollständig da, wie sie vor 22 Jahren sich ihren Störern gezeigt hatte, gleichsam als wollte sie sagen: „Ich bleibe hier zur Nachsuchung, rechtfertigt mich vor den Lebenden." — Der Kopf lag neben dem Hute, wie Deutsche ihn niedergelegt. Der Degen war von Rost zerfressen, die dicken Sohlen der Schuhe zerplatzt.

Heim war schon in der Gruft und begann seine Untersuchung. Für den Arzt war der mächtige Graf eine Leiche, wie er deren hunderl auf dem Seciritsche vor sich gehabt hatte.

„Sehen Sie," rief Kalkstein herab, „da liegt wahrhaftig der abgeschlagene Kopf."

„Ruhig Blut!" entgegnete Heim. „Das beweist Nichts. Der Schädel kann vom letzten Male her dahin gelegt sein. Erst die Halswirbel, Laube. Erst die untersuchen."

* Der Feldprediger Ouvrier hatte die Nachricht von der Enthauptung in Büsching's Wöchentlichen Nachrichten veröffentlicht. Namentlich in Folge dieses Aufsatzes ward die Gruft noch ein Mal geöffnet.

Beide Mediciner wühlten in dem Sarge umher, hoben die Leiche hoch, verrückten die Kissen und fuhren unter die modernden Kleider.

„Wie viel Wirbel haben Sie, Laube?" fragte Heim.

„Viere, Herr Physikus."

„Ich habe nur zwei, sieben müssen wir haben. Sollte einer fehlen, so wäre am Ende die Hinrichtung kein Märchen."

Sie suchten weiter.

„Halt," rief Heim, „hier ist Nummer sieben. Ganz und wohl erhalten. Herr von Kalkstein," rief er hinauf, „sieben Halswirbel sind da. Schwarzenberg ist ehrlich gestorben."

Kalkstein stieg jetzt ebenfalls in die Gruft.

„Alles in bester Ordnung," sagte Heim. „Da sehen Sie 7 Halswirbel, 12 Rücken- und 5 Lendenwirbel. Leiche ist gut erhalten. War balsamirt. Können noch die Kräuter deutlich erkennen, in der Bauchhöhle ist viel Myrrhen und Aloe, davon die röthliche Farbe der Leiche. Hier im Kopf — da sehen Sie Lavendel und Vorbeer." Bei den letzten Worten zog der Arzt sein Taschenbuch heraus und notirte: Corpora vertebrarum colli, auch die processus obliqui ascendentes und descendentes nebst den processus spinosi vollkommen und unbeschädigt und fest, welches an einigen keineswegs hätte sein können, indem bei der Enthauptung wenigstens zwei dieser Knochen beschädigt werden müssen. Punktum. Schwarzenberg ist nicht decapitirt, und in Zukunft wird wohl das Märchen nicht mehr auftauchen, wenigstens können wir Herrn Ouvrier ad absurdum führen." * Heim klappte sein Taschenbuch zusammen.

„Und nun," sagte Kalkstein, „mag der alte Herr in Frieden ruhen. Sie werden ihn nun wohl nicht mehr stören."

Ein saufender Luftzug fuhr durch die Kirche, welche bereits halb dunkel geworden war, denn die Dämmerung senkte sich hernieder, die Fenster klirrten, und Wetterleuchten erhellte die Schiffe des Gotteshauses; es war ein heißer Augusttag gewesen. Bewegt blickten die Männer in der Gruft einander an. Der alte Regimentschirurg hatte die Hände gefaltet und betete. Er war das von früher her im siebenjährigen Kriege so gewöhnt. Kalkstein aber sah dem jungen Stadtphysikus zu, der den Kopf des Grafen an die richtige Stelle legte und den Sarg wieder in Ordnung brachte.

Draußen flogen endlich alle Drei heraus. Die Kirche war ganz finster geworden. Die Arbeiter hatten Laternen angezündet, deren Schein an den hohen Pfeilern auf und nieder blitzte.

„Schließt mir das Grab gut und setzt den Deckel wieder über die Leiche. Es soll Euer Schaden nicht sein. Gute Nacht!" Mit diesen Worten verließ Kalkstein mit den beiden Aerzten die Kirche. Draußen athmeten sie hoch auf. „Wie nichtig — wie erbärmlich ist der Mensch!" moralisirte der alte Oberst.

„Wie wenig bleibet ihm von aller Hoheit, so er im Grabe ruhet!" setzte der ergraute Regimentschirurgus hinzu.

„Ja," lächelte Heim, „er kann noch froh sein, wenn er im Grabe Alles behält, was er mit hineingenommen hat."

„Wie meinen Sie das, Herr Kreisphysikus?"

„Ei," lachte der junge Arzt, „sehen Sie, weil ich mir von dem alten Herrn da unten ein Andenken mitgenommen habe." Bei diesen Worten zog Heim eine Faust voll Knochen aus der Rocktasche. „Es sind die sieben Halswirbel Sr. Erlaucht des Herrn Grafen von Schwarzenberg, die von nun an in meiner Sammlung anatomischer Gegenstände prangen werden."

„Herr," rief der alte Chirurgus zurückweichend. „Wissen Sie nicht, daß der Minister umgehen, Pusten soll? Wenn er — —"

„Pah! lieber Regimentschirurgus! Sie, ein Arzt, glauben an Geister? Er soll nur kommen, der Alte, wird mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen. Gute Nacht, meine Herren; wahrscheinlich werde ich in einer Stunde herausgeklingelt; ich habe drüben auf dem Kieß eine Entbindung zu erwarten. Gute Nacht." Der Physikus grüßte, schob die Halswirbel in seine Tasche und trat dann schnellen Schrittes den Rückweg an. **

Schwarzenberg's Grabesruhe ist nicht wieder gestört worden.

* Heim's Gutachten trug besonders zur Beseitigung des Gerüchtes von der Enthauptung bei. Daß die Leiche des Ministers in Spandau blieb, veranlaßte der Sohn. Graf Schwarzenberg der Jüngere wollte anfangs die ärztlichen Aeße nach Wien führen. Indessen unterblieb die Wegführung, weil die Strapazen durch die Schweden, die den Grafen glühend haßten, zu unsicher waren.

** Die sieben Halswirbel fanden sich noch nach Heim's Tode in seiner Sammlung vor.

Eröffnung des Eidgenössischen Freischießens in La Chaux de Fonds, den 12. Juli 1863.

Nach der Natur aufgenommen von H. Jenny.

Plagreitende Guiden. Vier alte Schweizer aus den Urkantonen. Dr. Carl Grün. Dr. Heinrich. Fabricius. Carettenspaziere.

Statue des Malers Leopold Robert auf dem Platz gleichen Namens.

Erinnerungen an das dritte deutsche Turnfest zu Leipzig.

1.

Keine vollständige Beschreibung — nur Erinnerungen. — Der Empfang der Gäste. — Thränen. — Ankunft der Schleswig-Holsteiner. — Im Schützenhause. — Ostpreußen und Südtiroler. — Am Sonntag Vormittag. — In und an der Festhalle. — Ueberall Verbrüderung.

Das waren herrliche Tage, die Leipzig und seine Gäste jetzt durchlebt haben.

Schon einmal sah man Deutschlands Söhne aus allen Gauen nach unserer Stadt ziehen; aber zu jener Zeit galt es nicht die friedliche Feier eines Freudenfestes, damals galt es die Befreiung unseres geknechteten Vaterlandes vom Drucke tyrannischer Fremdherrschaft. Die kampfesmuthigen Männer, welche in jenen Tagen zur blutigen Auferstehungsfeier deutscher Freiheit nach Leipzig Fluren zogen, zählten nach Hunderttausenden, und viele Tausende von ihnen fielten das glorreiche Ende des heiligen Kampfes, den sie mit ihrem Blute gewinnen halfen, nicht mehr sehen; aber sie starben freudig, denn sie gingen mit dem Bewußtsein hinüber, durch ihren Tod das neue Leben des Vaterlandes begründet zu haben.

Wie anders jetzt! Wieder waren es deutsche Männer und deutsche Jünglinge, die von allen Seiten hieher strömten. Die Vaterlandsliebe, welche die Kämpfer jener großen Zeit zu unsterblichen Helden weihte, sie beseelte auch die Festgenossen, die in Leipzigs Mauern einzogen; aber es galt jetzt keinen Kampf auf Leben und Tod, man wollte nur ein Fest der Liebe und Eintracht, ein Verbrüderungsfest aller deutschen Stämme feiern.

Eine ausführliche Beschreibung dieses herrlichen Festes zu geben, ist hier nicht wohl möglich, denn sie müßte viele Bogen füllen, wenn sie nur einigermaßen den vorhandenen Stoff eingehend behandeln würde. Es sind daher auch nur, wie der Titel dieses Aufsatzes besagt, Erinnerungen, Erlebnisse, die ich, noch bewegt von dem mächtigen Eindrucke des Festes, hier niederlegen will. So manchem Festtheilnehmer werden die einfachen Schilderungen mangelhaft erscheinen, weil er vielleicht Momente darin vermißt, die gerade für ihn von unvergeßlicher Bedeutung waren. Von den Festgenossen aber will ich meine anspruchslose Arbeit auch nur als das leichte Gewebe betrachtet wissen, in welches sie die glänzenden Perlen ihrer eigenen Erinnerungen einfügen und dadurch das Ganze erst zu einem für sie werthvollen Angedenken gestalten mögen.

Wenn man von Seiten des Festausschusses auch eine sehr große Theilnahme der auswärtigen Turner am Feste vorausgesetzt hatte, so glaubte man damit, dieselbe auf die Zahl von ungefähr zehntausend anwachsen zu sehen. Es erwies sich aber sehr bald durch die massenhaft eingehenden Anmeldungen, daß jene Annahme weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben sollte, denn die Zahl der auswärtigen Festgenossen stieg bis auf **sechszehntausend**! Dazu kamen noch etwa vierundsend Turner Leipzigs und der nächsten Dorfgemeinden, also zusammen nicht weniger als **zwanzigtausend Festtheilnehmer**!

Ueber die anfänglich schweren Sorgen des Wohnungsausschusses und wie dieselben mit jedem Tage leichter wurden und endlich in die Freude vollendetster Befriedigung ausschlugen, ist bereits Allgemeines und Einzelnes berichtet, weshalb wir hier sogleich zum Feste selbst übergehen.

Am Morgen des Sonnabends (1. August) strahlte die Stadt im vollen Festschmucke, und die Spannung der Einwohner hatte ihren Höhepunkt erreicht, denn auf diesen Tag war ja das Eintreffen der Festgäste bestimmt, und den sehnlich Erwarteten schlugen alle Herzen schon jetzt lebhaft entgegen. Das Quartierbureau war auf dem reich geschmückten Rathhause eingerichtet worden, und unten auf dem Marktplatze wogten schon seit früher Morgenstunde dichte Massen auf und nieder, die ankommenden Turnerzüge, die ihre Gäste brachten, sehnsüchtig erwartend. Inmitten der Menschenmenge war jedoch ein großer freier Raum offen gehalten, der durch die 800 jugendlichen Turnschüler Leipzigs mit nicht genug anzuerkennender Energie begrenzt wurde; denn diese Knaben hatten der Aufgabe, den eintreffenden Gästen als Führer nach ihren Wohnungen zu dienen, jubelnd Folge geleistet. Auf den fünf Bahnhöfen der Stadt waren aber Deputationen des Wohnungsausschusses und Musikchöre zum festlichen ersten Empfang der Festgenossen aufgestellt, und lauter, heiterländender Jubel erschallte von allen Seiten, als in früher Morgenstunde die ersten zwar noch schwachen Züge der eintreffenden Turner mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ihren Einzug in die Stadt hielten. Ihnen war es vergönnt, im Laufe des Tages Zeuge der sich immer mehr steigernden Herzlichkeit des Empfanges der ununterbrochen eintreffenden Zuzüge sein zu können, nachdem sie in den ihnen angewiesenen Wohnungen von Seiten ihrer freundlichen Wirthe auf das Freudigste begrüßt worden waren.

Wer aber möchte im Stande sein, die Gefühle der anlangenden Festgäste oder deb ihrer an allen Bahnhöfen massenhaft harrenten Publicums in Worten wiederzugeben? Wer von den lieben Festgenossen wußte sich die Thränen zu erklären, die so vielen unter ihnen im Augenblicke der Ankunft bei all dem Jubel in die Augen traten? Das Willkommen, welches Allen ohne Ausnahme zugerufen wurde, kam aus aufrichtigen Herzen und fand um so leichter den Weg zum Herzen der Ankommenden, von denen so Viele im überwältigenden Hochgefühle dieser Augenblicke sich oft nur durch Schweigen der Hülle, oder mächtig hervorquellende Freudenzähren äußern konnten. O, versucht es nur, wenn Ihr nicht Zeugen oder Theilnehmer solcher Auftritte gewesen sei, diese Thränen zu begreifeln! Nicht rasche feurige Jünglinge allein waren es, auch über die Wangen ergrauter und in des Lebens Stürmen hart geprüfter Männer sah man diese Zähren rollen, aber fragt sie, ob sie sich dieser gewiß unverwutheten Gefühlsäußerung schämen, und Ihr werdet ein offenes Nein zur Antwort erhalten. Wie oft ist an jenem Tage gewiß insgeheim von verschiedenen Turngenossen sowohl aus dem leicht erregbaren Süden als aus dem ruhiger überdenkenden Norden auf dem Wege zur Stadt die Frage gestellt worden: Was haben wir getban, daß Ihr uns wie Sieger nach einer gewonnenen Schlacht empfangt? Und hier ist die Antwort darauf: Brüder, wir feierten ein wahrhaft deutsches Fest; wir betrachteten Euer Kommen als einen Beweis der echten treuen Vaterlandstiebe, und ist ein solcher friedlicher Sieg nicht weit eher eines Triumphzuges würdig, als die Niederwerfung eines Volkes, das wir nur aus diplomatischen oder dynastischen Gründen als Todfeinde zu betrachten gezwungen sind? Warum giebt es überhaupt auf Erden noch einen andern Kampf als den der Seelengröße um die höchste Achtung?

Man glaube übrigens nicht, daß nur die Ankommenden jene überwältigende Regung fühlten; auch die harrenden Empfänger fühlten sich mächtig bewegt, und oft hatten Viele im ersten Augenblick für die Festgäste wohl auch nur den stummen Händedruck und das feuchte Auge als Willkommen, weil das, was das Herz bei solchen Begegnungen fühlt, viel zu erhaben scheint, um sich mit den alltäglichen Worten ausdrücken zu lassen. Der herzliche Empfang wirkte aber auch noßgebend auf die Feststimmung der Gäste, die sich hier doch auf der Stelle wohl fühlen mußten, wo man sie mit so viel Herzlichkeit empfing.

Oft brachen die Ertrazüge auf den Eisenbahnen tausend und noch mehr Turner auf einmal nach der Festhalte, und in stattlicher Reihe ging es dann hinein zur Stadt, ein Musikchor an der Spitze des Zuges. Besonders in den Abendstunden von sechs bis zehn Uhr trafen ohne Unterbrechung von allen Seiten die Turner ein, und man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß in jener kurzen Zeit allein acht- bis zehntausend unserer Festgäste hier anlangten.

Unvergeßlich bleibt mir die Ankunft der Schleswig-Holsteiner. Als der sie bringende Extrazug signalisirt wurde, war das Publicum von dem zur Bequemlichkeit der Ankommenden immer frei gehaltenen innern Raum des Bahnhofes nicht mehr zurück zu halten, und Alles fluthete herein. Mit dem Liede „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wurde der herannahende Zug empfangen, und tausend Hände streckten sich den gekuechteten Landesbrüdern entgegen, ihnen treue Hülfe in der Stunde der Gefahr verheißend. Aber hat denn diese Gefahr seit einer langen Reihe von Jahren für sie auch nur einen Augenblick aufgehört? Sinnen nicht in derselben Stunde schon dänische Schergen eifrig auf die Rache, die sie an allen den Theilnehmern unsres großen Festes bei ihrem Rückkehr auszuüben gedenken? In den Thränen, welche die Schleswig-Holsteiner bei ihrer Ankunft hier vergossen, konnte man neben der freudigen Rührung wohl auch noch einen bittern Vorwurf für ganz Deutschland finden. Der Trauerflor, der noch immer die von ihnen entfaltete Fahne

überschattet, ist ein herzzerreißender Hülferuf, an ihre deutschen Brüder gerichtet, und ein Fluch für die niedrige auswärtige Diplomatie, welche im fernen Amerika oder in Asien weniger gefnechteten Völkern mit scheinheiligem Ernstmiene Hülfe bringt, während sie hier der Knechtschaft eines hochherzigen Volks den verdammenswerthesten Vorschub leistet. Einige der Schleswig-Holsteiner stimmten auf ihrem Zuge nach der Stadt das Lied an: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ allein die stürmischen Zurufe des Publicums übertönten dieses heilige Zeugniß schmerzlicher Ergebung in ein unverdientes Schicksal, aber zugleich auch eines noch ungebrochenen Muthes. Ein Schleswiger äußerte zu einem sein inniges Mitgefühl lebhaft ausdrückenden Begleiter bitter lächelnd: „Wir kann dafür, daß wir keine Mexicaner sind?“ — Möge die Liebe, welche bei dem Feste dem schmachvoll unterdrückten Brudestamme von allen Seiten so lebhaft entgegengebracht wurde, ein Beweis des tiefen Mitgefühls sein, das mit Sehnsucht der Gelegenheit harret, wo es zur kräftigen, helfenden That werden darf!

Auch die deutschen Brudervölker wurden auf das Herzlichste begrüßt, von welcher Seite her sie auch immer kommen mochten. Mit jedem ankommenden Zuge wuchs auch die Begeisterung der Einwohnerschaft, und wie Mancher bereute jetzt, daß er aus irgend einem Grunde sich nicht zur Aufnahme von Turnern gemeldet hatte. Viele suchten diese Saumseligkeit jetzt dadurch gut zu machen, daß sie an die auf dem Markte aufgestellten und der Auslieferung der Festzeichen harrenden Turner herantraten und alle Ueberredungskunst anwandten, um Gäste mit sich heim zu nehmen, welche schon anderen Wirthen, die sich früher gemeldet, zugewiesen waren. Zuweilen gelangen wohl auch solche ungerechte Bestrebungen zum großen Leidwesen der jetzt daheim vergeblich auf ihre Gäste harrenden Wirthsleute, die nun oft auch bei dem Wohnungsausschusse ihre Klagen anbrachten. Am betrübtesten gebehrete sich ein biederes Ehepaar, das bis zur sinkenden Nacht bei jedem auf dem Marktplatze eintreffenden Zuge die Reihen auf und ab nach seinen „vier Berlinern“ forschte, welche es sich in's Quartier erbeten hatte. Die drei großen Berliner Extrazüge waren jedoch längst eingetroffen, und die sehnlichst erwarteten vier Söhne der Spreestadt mochten jedenfalls anderen wirthlichen Verlockungen nicht widerstanden haben, denn endlich gingen die betrübten Eheleute ohne Turner heim; sie haben aber aus Rache gleich am nächsten Morgen bei einem anderen Bahnhofe postirt und dafür sind als Nachzügler eintreffende Oesterreicher gekapert. Man sieht hieraus, wie rasch nationale Sympathie umzuschlagen vermag.

Die Fahnen der Vereine wurden stets nach dem großen Saale des Schützenhauses gebracht und hier von künstlerischen Händen entsprechend aufgestellt. Mehr als hundert Fahnen waren stets dicht bei einander gruppirt, und nahe an sechshundert Stück überhaupt abgeliefert worden. Die Schleswig-Holsteiner Fahne aber hatte für sich allein einen Ehren- oder wohl auch Trauerplatz in der Mitte des Saales erhalten; man mochte fühlen, daß der schwarze Flor sich unter den übrigen Fahnen gar zu betrübt ausnehmen würde, und man wollte vielleicht auch diese Mahnung an eine Blutschuld den hier anwesenden Söhnen Deutschlands recht teutlich vor Augen halten.

Von unbeschreiblichem Eindrucke war die officielle Empfangsfeierlichkeit in der achten Abendstunde des Sonnabends. Der wahrhaft glänzend eingerichtete und zauberisch erleuchtete Garten des Schützenhauses diente den eintreffenden Turnern als erster allgemeiner Versammlungsort. Hier fand die herzliche Begrüßung der Festgäste durch den Bürgermeister Dr. Koch, so wie Buruch den Vorsitzenden des Festausschusses, Bossenge, statt. Die aufrichtig gefühlten Worte wurden durch den Vorstand des Fünfzehnerausschusses, Th. Georgii aus Eßlingen, der zum Festpräsidenten erwählt worden war, eben so herzlich als patriotisch erwidert. Dem großen Vaterlande, der Turnerschaft, der Feststadt galten die mit Jubel aufgenommenen Worte, und nach dieser kurzen Feierlichkeit entfaltete sich hier ein reges Leben, wie es vorher wohl Niemand mochte vermuthet haben. Es waren ungefähr sechs- bis achtausend Turngäste in diesen Räumen versammelt, und unaufhörlich wogte diese Menge auf und ab. Hier fanden sich alte Freunde ganz unvermuthet, dort wurden neue Freundschaften schnell, aber trotzdem gewiß für die Dauer geschlossen. Ein engeres Beisammensein aller einzelnen Nationalitäten unseres Vaterlandes war nicht wohl zu denken, und wie rasch und aufrichtig befreundeten und verbrüderten sich hier die Vertreter aller Volksstämme! An einem Tische zum Beispiel saßen Ostpreußen und Südbaiern beisammen; sie erzählten sich ihre lustigen Reiseerlebnisse und tranken bald an einander das innigste Gesallen. Ein allgemeiner Brüderschaftstrunk wurde vorgeschlagen und von jeder Seite jubelnd aufgenommen. Der Weheruf für Alle wurde zwischen dem ältesten Preußen und dem ältesten Baierländer ausgetauscht, und Letzterer konnte bei dieser Gelegenheit nicht umhin, Jenem zuzurufen: „Herzbruder, das gilt für die Ewigkeit! Aber ich hätte mir nimmer träumen lassen, daß Ihr im abscheulichen Norden droben dennoch so kreuzbrave Leut' wäret. Nach unsern Zeitungsblättern freilich müßtet Ihr ganz anders aussehauen.“ „Für Menschenfresser haben wir Euch zwar nicht gehalten, aber so etwas halbwegs Duckmäuserisches stellten wir uns in Euch schon vor,“ entgegnete eben so offen der Preuße. „Jetzt sehen wir aber auch unser Unrecht ein und von Herzen bitten wir Euch um Verzeihung. Her mit der Hand!“ — Allein der Baier bot die verlangte Hand nicht dar, dagegen zog er den neuen Freund an seine Brust, und die dabeistehenden Genossen riefen wie aus einem Munde: Hoch unser ganzes, großes Vaterland! Und wie viele solcher erhebender Auftritte konnte man an jenem Abende sehen! Wie umdrängte man die anwesenden Vertreter des Londoner deutschen Turnvereins, von denen jedoch einige als Engländer blos est deutsch zu turnen verstanden, aber nicht im Geringsten deutsch sprechen konnten. Mit Liebe und verdienter Hochachtung begegnete man den Siebenbürgen, welche nach einer fast wochenlangen Reise am ersehnten Ziele angelangt waren und hier den Beweis gaben, daß deutsche Sitte und Vaterlandsliebe auch mitten unter dagegen ankämpfenden Nationen sich bei edlem Charakter unverkürzt und unverdünterlich zu erhalten vermag.

Gegen 11 Uhr Nachts kam erst noch die Mehrzahl der österreichischen Turner im Schützenhause an, nachdem sie vor etwa einer Stunde mit einem großen Extrazuge von Dresden her eingetroffen und so rasch als möglich ihre Quartiere in Empfang genommen hatten. Ihr Erscheinen erregte allgemeinen Jubel, der sich auch schon am Bahnhofe und bei ihrem mit Fackeln geleiteten Einzuge in die Stadt zu erkennen gegeben hatte.

Die Zuzüge dauerten am Sonnabend bis tief in die Nacht hinein, und immer suchten die Ankommenden noch die versammelten Turngenossen im Schützenhause auf, um an der allgemeinen Freude brüderlichen Beisammenseins theilnehmend noch einen kurzen Antheil zu haben. Die an jenem Abende verlebten Stunden aber werden in eines Jeden Erinnerung fortleben, und Mancher wird sich in ihnen gewiß noch für trübe Tage in späteren Jahren Trost und Kraft suchen.

Der Sonntag Morgen bot ebensalls freundliche Bilder in Menge überall dar. Der durch alle Straßen früh um 5 Uhr ertönende musikalische Weckruf sand so viele der Gäste eben nur in den ersten Schlummer, und so Mancher mag vielleicht die ihn nur auf Augenblicke halbdeutlich umgaukelnden Töne für Bruchstücke einer Serenade gehalten haben. Der Weckruf wurde also in den meisten Fällen blos zu einem Wendepunkt für die unmittelbar darauf sanft fortträumenden Festschläfer.

Wo im Laufe des Vormittags auf der Straße und auf öffentlichen Orten Turner oder deren Wirthe einander trafen, da gab es immer blos dieselben Fragen, nämlich von Seiten der Ersteren: „wie gefällt Dir Dein Wirth?“ und von Seiten der Letzteren: „wie gefallen Dir Deine Gäste?“ Und immer wieder hörte man glücklicher Weise blos die beiden Antworten: „Ich hätte ein besseres Unterkommen gar nirgends finden können!“ — oder: „meine Turner sind prächtige Leute, es thut mir nun doch leid, daß ich anfangs nicht noch mehr für mich ausdrücklich bestellt habe.“ — Diese allgemeine gegenseitige Zufriedenheit machte die Feststimmung zu einer wahrhaft gehobenen, die bis zum Ende der herrlichen Festtage unverändert anhielt.

Die Vormittagsstunden des Sonntags wurden hauptsächlich der Besichtigung der glänzend geschmückten Stadt gewidmet. Besonders war der Schmuck an Guirlanden und Fahnen ein überreicher, und in einzelnen gar nicht etwa sehr langen Gassen und Straßen zählte man 4 bis 500 Fahnen. Einen prächtigen Anblick gewährte das wahrhaft geschmackvoll verzierte, altehrwürdige Rathhaus, und hier war der Glanzpunkt wieder eine unmittelbar unter der Thurmuhr angebrachte große rosettenartige Decoration, welche auf schwarzroth-goldenem Grunde ringsherum und sast der Eintheilung der darüber befindlichen Uhr entsprechend das Wort „Willkommen“ enthielt. Diese Decoration ward zu beiden Seiten von Fahnen in

den Farben aller Bundesstaaten umgeben, und so ergab sich hieraus die höchst sinnige Erklärung des Ganzen von selbst: daß nämlich die hier zusammenströmenden deutschen Männer ohne Unterschied des engeren Vaterlandes in den Mauern Leipzigs und unter dem Schutz seiner Behörde zu jeder Stunde willkommen seien. Die Süddeutschen, welche Meister sind in der Kunst, ihre heimischen Volksfeste durch die sinnreiche Anbringung prächtiger Kernsprüche nicht wenig zu heben, werden freilich einen gleichen Schmuck hier fast allgemein vermißt haben, doch steht hierin unseren süddeutschen Brüdern längere Erfahrung und öftere Gelegenheit zur Erprobung solcher Künste zur Seite.

Besonders glanzvoll ausgestattet war der Eingang zur Grimmaischen Straße, und einen nicht weniger günstigen Eindruck machte die Ausschmückung der Petersstraße, die zu beiden Seiten fortlaufende Reihen blumenumwundener und mit Flaggen gezierter hoher Masten zeigte. Viel Beifall fand die Festdecoration eines Eisenhändlers, welcher aus den verschiedensten eisernen Werkzeugen ein großes Tableau zusammengesetzt hatte, in dessen Mitte vier eiserne Winkelmaße die vier turnerischen F bildeten. Jahn's und Arndt's Büste waren zu beiden Seiten angebracht, und ringsherum zog sich als Inschrift der Anfang des Arndt'schen Liedes:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

Eine ebenso originelle Verzierung hatte, in einem nur wenig von den fremden Gästen betretenen Hausdurchgange, ein Eierhändler angebracht. Zwischen grünen Blättern glänzten lange Guirlanden von — Eiern in der Reihenfolge von schwarzer, rother und goldener Färbung. Diejenigen aber, welche diese seltsame Verzierung lächelnd betrachteten, ahnten vielleicht nicht, daß in jenem unscheinbaren Durchgange ein wahrhaft großartiger Eierhandel betrieben wird, der von Jahr zu Jahr zunimmt, und schon jetzt jetzt der einfache, bescheidene Mann jährlich gegen 2½ Millionen Stück Eier um, die aus Schlesien, Westphalen und Thüringen hierher geliefert werden.

Auch am Sonntage trafen noch immer Turngäste ein und zwar darunter viele, die sich erst nachträglich entschlossen hatten. So wurde z. B. von den Nürnberger Turnern der herzliche und glänzende Empfang am Sonnabend Nachmittag voller Freude telegraphisch nach ihrer Heimath gemeldet, und dort entschlossen sich in Folge dessen noch eine Anzahl Nachzügler, auf der Stelle zu ihren Turngenossen in die Festhalle zu eilen. Nicht ohne einige Sorge wegen des Unterkommens, da sie sich vorher nicht angemeldet hatten, trafen sie hier am Sonntag ein, aber noch ehe sie den Weg vom Bahnhofe bis zur inneren Stadt zurückgelegt, waren sie auch sämmtlich bei freundlichen Bürgern, die sich sofort auf der Straße zu ihrer Aufnahme freudig erboten hatten, vortrefflich untergebracht. Mag auch die glänzende Aufnahme, welche die Nürnberger vor zwei Jahren den fremden Sängern bei ihrem großen Feste bereiteten, von Manchem als Grund der Vorliebe für die biederen Bürger der alten Reichsstadt angeführt werden, so sind doch noch eine Menge ähnlicher Beispiele, welche andern Landesklindern begegneten, bekannt geworden, und der Wohnungsaufschuß mußte oft genug die betrübte Klage einzelner Quartiergeber hören, daß die ihnen zugesicherten Turner nicht erschienen seien und höchst wahrscheinlich von anderen zungenfertigen Turnerfreunden ihren rechtmäßigen Wirthen abspenstig gemacht worden wären. Diese Klagen waren gewöhnlich nur durch zugefagten raschen Ersatz zu stillen.

Während auf dem im Schützenhause abgehaltenen Turntag Vereinsangelegenheiten besprochen und als Ort für das nächste allgemeine deutsche Turnfest 1866 Nürnberg gewählt wurde, fand draußen in der früher schon ausführlich beschriebenen Festhalle das erste große Festmahl statt, welches außerordentlich zahlreich besucht war. Die dabei ausgebrachten Toaste haben die verschiedenen politischen und Tagesblätter schon berichtet, und es genügt deshalb wohl auch nur die Bemerkung, daß alle von Begeisterung für das große, allgemeine Vaterland durchweht waren. Dem Könige von Sachsen, der heim Fest leider nicht erschien, überfandte die Turnerschaft Deutschlands auf telegraphischem Wege ein aufrichtiges Gut Heil und erhielt dafür auf gleiche Weise einen Dank zurück.

Weit über sunfzig telegraphische Festgrüße, darunter deren aus Amsterdam, Triest, Reval, Worms, Memel u. s. w, gingen während der Festtafel ein, aber bei der Ausdehnung der Festhalle und der Menge an Theilnehmern verhallte so manches bedeutende Wort, so mancher tief-ernste Gruß ungehört, oder war nur für die der Rednerbühne zunächst Sitzenden vernehmbar. Dagegen war der gesellige Verkehr zwischen den Festgenossen ein ungemein belebter, und als die charakteristische Seite des sich schon jetzt immer herzlicher gestaltenden festlichen Verkehres muß hervorgehoben werden, daß nicht etwa ein ängstliches Bestreben nach der ausschließlichen Vereinigung von Landsmannschaften hervorrat, sondern daß man grade mit richtigem Takte die nationale Bedeutung einer solchen großartigen Zusammenkunft in dem innigsten Verkehr der sonst durch weite Länderstrecken von einander getrennten Festgenossen suchte. Man darf in dieser Hinsicht wohl blos an das oft freundschaftliche Band erinnern, welches während der ganzen Festtage die Schleswig-Holsteiner mit den Tyrolern vereinigte: doch gab es solcher Beispiele in Größen und Einzelnen noch viele, während von einem selbstsüchtigen Abschließen oder einem stolzen Zurückziehen auch nicht die geringste Spur zu bemerken war.

Wie faß bei allen großen Festen die Turner und Sänger sich einander mit brüderlicher Hülfe unterstützen, und wie auf diese Weise eine Art von Zusammengehörigkeit Beider sich herausgestellt hat, so waren auch die Sänger Leipzigs (900 an Zahl) zusammengetreten, um durch eine große musikalische Aufführung in der Festhalle am Sonntag Abend den gesammten Festgästen eine Dankbezeugung darzubringen. Ein für diese Gelegenheit eigens bestimmter Festgruß eröffnete die musikalische Feier, welche den Gästen meistentheils die vorzüglichsten Compositionen anerkannter deutscher Tondichter vorführte. Leider verhinderte jedoch die auf akustische Wirkung nicht berechnete Bauart der Festhalle die von der Sängertribüne entfernter Sitzenden, den musikalischen Vorträgen zu folgen; dagegen wurde von dem näher befindlichen Festpublicum den Sängern enthusiastischer Beifall gezollt.

Während des ganzen Tages war aber auch draußen auf dem kolossalen Festplatze und in den verschiedenen hier errichteten Restaurationen ein außerordentlich reges Leben. Ueberall sah man die Turngenossen im freundschaftlichsten Verkehr mit den Bürgern und deren Familien; auf Aller Mienen war mit glänzenden Zügen zu lesen, welch herzliches Wohlgefallen man aneinander fand. Die Turner gaben sortwährend ihre ungeheuchelte Freude über die ihnen von allen Seiten entgegengebrachten Aufmerksamkeiten zu erkennen, und die Bewohner der Stadt erklärten eben so offen, daß auch selbst ihre kühnsten Erwartungen durch das Fest schon jetzt übertroffen seien. Wo war nun die Scheu hin, welche noch vor so kurzer Zeit manche Bedenklichte vor dem Feste gehabt hatte? Wenn es aber wirklich hier und da immer noch erst halbbekehrte Gegner des schönen Festes geben mochte, so sollte auch für diese am morgenden Tage das Stündlein der reuigen Umkehr schlagen.*

* Die auf das Turnfest bezüglichen Illustrationen werden in zwei bis drei Wochen erscheinen.

Kleiner Briefkasten.

Leop. W—r in Heidelberg. Alle Anerkennung Ihrer braven patriotischen Gesinnung; singen Sie auch einer gleichen wissenschaftlichen Tüchtigkeit, und Sie werden nicht für den „verlassenen Brudersstamm" allein ein guter Kämpfer werden. Mit Gedichten, und namentlich solchen, deren gesuchte und schwerfällige Reimart nicht einmal einen poetischen Genuß, geschweige gar zur That einstimmende Begeisterung aufkommen läßt, wirft man Nichts für die ernste Sache.

M—n in H. Werden Sie sich nach Prag oder Reichenberg, wo man Ihnen gern die Bezugsquellen der geschmackvollen österreichischen Turnanzüge nennen wird.

E. M. bei Helmstadt. Für einen „sechzehnjährigen Bauernknaben", wie Ihr Brief versichert, sind allerdings Ihre Arbeiten aller Anerkennung werth; wenn auch die „Gartenlaube" noch keinen Gebrauch davon machen kann, so muß sie wenigstens den Wunsch aussprechen, daß sich für Sie eine wohlthätige Hand finden möge, die Sie auf den entsprechenden Lebensweg führt.

S. in Z. Wie oft sollen wir wiederholen, daß die Redaction der „Gartenlaube" Gedicht-Manuscripte niemals zurückschickt. Sollen wir die Couvertfabriken und die Post reich machen?

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 35. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der verhängnißvolle Ring.*

Ein Danziger Erlebniß,
mitgetheilt von W. v. K.

Wenn der weise Rabbi Ben Akiba behauptet, daß sich im Leben Alles wiederhole, so glaube ich doch, daß das unten mitgetheilte Ereigniß, welches hier sich wirklich zugetragen und von mehreren noch lebenden Augenzeugen bestätigt werden kann, schwerlich schon vorgekommen ist und sich wiederholen wird.

An einem heiteren Septembertage im Jahre 1811 waren die Bewohner der Stadt Danzig, zumal die ganze vornehme Welt, in großer Aufregung, und schon in den Morgenstunden sah man sämmtliche Fenster der Häuser des Langenmarkts, und zwar am meisten die der Südseite, dicht mit Zuschauern, größtentheils Damen, bis zu den Giebelfenstern besetzt. Der Grund dieser Aufregung war ein außerordentlicher: es sollte ein französischer Officier, der als Capitain in der Garnison stand und Ehrenlegionair war, öffentlich, im Beisein der Garnison, als Dieb gebrandmarkt werden.

Der Unglückliche war eine allgemein beliebte Persönlichkeit. Es wurde kein Fest, sowohl beim Militair, als auch beim Civil, ohne sein Gutachten angeordnet, kein Polterabend, der in den höheren Cirkeln stattfinden sollte, ohne seine Beihülfe vollzogen. Zu den öffentlichen Fastnachtsaufzügen, die abgehalten wurden, vertheilte er die Rollen unter den Garnisonsmitgliedern, und Jeder unterzog sich bereitwillig seinem Arrangement. Noch kam hinzu, daß er geläufig deutsch sprach, zur Guitarre deutsche und französische, meistens komische Lieder anmuthig sang, Kunststücke verschiedener Art zur Belustigung der Gesellschaft machte, grazios tanzte und oft an den Spielen der Kinder des Hauses Theil nahm. Er war ein schöner Mann von einigen 40 Jahren und hatte sich bei der Elite die Achtung dadurch mit erworben, daß er sich in der Gesellschaft stets anspruchslos bewegte und wirgends erschien, wo er nicht besonders eingeladen war.

Capitain Alswanger wohnte schon geraume Zeit bei einem Galanteriehändler, dessen Geschäft aber sehr gesunken und so zu sagen aus der Mode gekommen war. Der Eigner stand daher demselben nur allein vor, wurde vom Capitain, der mehr Freund als Einquartierter war, bei seinen Verkäufen als Dolmetscher unterstützt und oft von diesem in seiner Abwesenheit vertreten.

Später fand auf Beschwerde einiger Hausbesitzenthümer, die längere Zeit Officiere inne gehabt, eine Umquartierung statt, und der Capitain mußte auf Ordre ein anderes Logis beziehen, was den Wirth wie dessen Familie sehr schmerzte. Mit Thränen im Auge entließ man den geliebten Freund.

Kurze Zeit nach dem Abzuge vermißte der Besitzer einen Siegelring, fast das werthvollste Stück seines Lagers. Man konnte sich nicht erklären, auf welche Weise er verschwunden sei, da derselbe stets in einem Glaskasten mit anderen Goldsachen aufbewahrt wurde, und da kein Fremder, selbst das Hausmädchen nicht, den Laden betrat, so war das Verschwinden des Werthstücks um so unerklärlicher. Der Verdacht auf den Capitain wurde von der Familie mit Entrüstung verworfen, und man suchte endlich, da keine Spur zu finden war, den Verlust zu verschmerzen.

Einige Monate nach diesem Vorfalle besuchte der Kaufmann, wie sonntäglich, die Wachtparade auf dem Langenmarkt, um das stets glänzende Schauspiel mit anzusehen; dort traf er einen Bekannten, an dessen Finger er den vermißten Siegelring erblickte. „Herr, wo haben Sie diesen Ring her?“ frug er mit Heftigkeit, sogleich hinzusetzend: „Der ist mir gestohlen!“

Jener gab gleichgültig zur Antwort: „Den habe ich von einem französischen Officier für 5 Thaler gekauft.“

„Was war das?“ Mit dieser Frage trat ein Officier, der deutsch verstand, zu den beiden Herren heran, die höchlichst erschrocken sich entfernen wollten. Ein gebieterisches Halt! nöthigte sie wieder zurückzukommen. Eine Schreibetafel ziehend, fragte er sie nach Namen, Stand und Wohnung, die mit der Aeußerung notirt wurden, daß diese Aussage näher untersucht werden müsse, und ebenso fragte er den Ringinhaber, ob er den Officier kenne. Jener verneinte es und wurde aufgefordert, denselben zu beschreiben; doch kaum hatte derselbe Einiges erwähnt, so sprach der Bestohlene mit Entrüstung: „Das ist Capitain Alswanger!“ Der Examinator erschrak so heftig, daß es einer Weile bedurfte, ehe er sich erholte und mit gepreßter Stimme endlich die Frage that: „Bleiben Sie beide bei Ihrer Aussage?“ und da gegenseitig ein kräftiges „Ja“ erfolgte, so verbot er denselben, bei Vermeidung von Unannehmlichkeiten, die Stelle zu verlassen. Den beiden Herren that es sehr leid, daß die Sache so schnell zur Publicität gekommen sei, und sie hätten es lieber gesehen, wenn das unangenehme Verhältniß unter der Hand ausgeglichen worden wäre. Aber es war zu spät, da selbst das umstehende Publicum die Unterhaltung mit angehört hatte und sich um die Kaufleute drängte, um den weiteren Erfolg des Drama's abzuwarten.

Nur mit Mühe konnte ein Stabsofficier in Begleitung des Anklägers und des herbeigerufenen Capitains sich durch die Masse drängen. „Kennen Sie diese Herren?“ frug er den Capitain. Der Sturz aus seinem Himmel in die alltägliche Wirklichkeit war

* Die vorstehende nicht uninteressante Mittheilung verdanken wir einem hochgeachteten alten Herrn, dessen eigenthümliche Liebenswürdigkeit in der Darstellungsweise wir möglichst beibehalten zu müssen glaubten. D. Red.

zu plötzlich gekommen, er erblaßte, gerieth außer Fassung und stammelte ein kaum vörbares „Ja" über seine Lippen. Der Oberst ließ sich den Ring einhändigen und fragte weiter: „Haben Sie diesen Ring an den Herrn verkauft?" Da Jener gepreßt „Ja" antwortete, fuhr der Frager fort: „Wo haben Sie denselben her?" Etwas gefaßter gab er zur Antwort, daß er denselben von seiner verheiratheten Schwester, die sich jetzt in Paris aufhalte, geschenkt erhalten habe. „Was haben Sie hierauf zu sagen?" wurde der Beschuldigte gefragt. Dieser wandte sich an den Capitain mit der Frage: „Kennen Sie das Geheimniß dieses Ringes?" Stutzig betrachtete er denselben und sagte gedehnt „Nein".

„Nun, Herr Oberst, so werde ich Ihnen den Beweis führen, daß der Ring mein früheres Eigenthum ist, und Ihnen das Geheimniß mittheilen."

Beide traten auf einen etwas freieren Platz, wo der Eigenthümer mit einem Federmesser einen der kleinen Knöpfe, die den Stein umgaben, drückte, wodurch nach innen eine Platte aufsprang und unter dem Steine eine Vertiefung sichtbar wurde, die groß genug war, um ein feingefaltetes Blatt Papier oder auch ein Fläschchen Oel darin aufzunehmen. Der Oberst betrachtete stillschweigend den Ring, drückte die Platte langsam in die Fuge und blieb eine Weile nachdenklich stehen. Langsamen Schrittes traten dann die Beiden zu den Zurückgebliebenen, und bekommen sagte er zu den beiden Officieren: „Folgen Sie mir."

Der Oberst stattete dem commandirenden General Bericht ab, welcher vier Unterofficiere beorderte, den Capitain hinter die Fronte zu führen. Eben kam der Gouverneur Rapp, heiter wie immer, mit seiner glänzenden Suite in vollem Trabe heran, ritt die Linie hinab, stellte sich vor dieselbe auf und ertheilte dem Platzmajor Befehl zu der Ausführung des gegebenen Manövers. Noch war aber vom Commandirenden nicht das „Marsch" erschollen, als der Gouverneur von dem Vorgefallenen unterrichtet war. Höchst entrüstet über trug er dem meldenden General im nahen Junkerhofe (Börsenfaal) die Voruntersuchung, befahl ihm das Resultat mitzutheilen, das Manöver einzustellen. Auf die Frage, ob der verhaftete Capitain vorgeführt werden sollte, verneinte er dasselbe mit abwehrender Handbewegung und abgewandtem Gesichte. Ohne den üblichen Parademarsch abzuhalten, sprengte er mit seinem Beobachter mit solcher Hast in gestrecktem Carrière davon, daß seine Umgebung ihm kaum folgen konnte.

Nach Abzug der Truppen waren bald die zurückgebliebenen Officiere im Junkerhofe zusammengetreten und das Verhörgericht angeordnet. Vorgeführt betrat der Generaladjutant, ein vieljähriger intimer Freund des Angeklagten, ihn mit zitternder Stimme an: „Capitain Alswanger, Sie sind wegen Verunreinung eines Siegelringes angeklagt; was haben Sie darauf zu antworten?"

Mit fester Stimme sagte er: „Die Sache liegt klar, und ich werde der Wahrheit die Ehre geben. Ich habe mich leider verbleuden lassen, den Ring zu entwenden, und bin dumm genug gewesen, denselben hier am Orte zu verkaufen."

Alle schwiegen vor Erstaunen, und es dauerte eine Weile, ehe der vorsitzende General zu Worte kommen konnte. „Capitain," sagte er, „kennen Sie die Folgen, denen Sie auf diese Selbstanklage antworten sind?"

„Ja, Excellenz. Da mir die Kriegsgesetze wohl bekannt sind, so weiß ich, ich werde entehrt aus dem Officierscorps gestoßen und darf Frankreichs Boden nicht wieder betreten."

Auf Befehl des Vorsitzenden wurde das Protokoll geschlossen und von dem Verhafteten mit fester Hand unterschrieben. Dem Gouverneur wurde dasselbe durch einen Adjutanten überbracht. Stehend, auf einen Tisch gestützt, hörte dieser mit den anwesenden Officieren die Vorlesung mit an. Nach Beendigung derselben warf er sich mit bedeckten Augen in die Sophaecke, ein über das andere Mal rufend: „Unehört, unerhört vonsolch einem Manne!" Zweiß faßte er sich bald, um seine Function als Gouverneur auszuüben. Er befahl dem Capitain den Degen abzunehmen und ihn, bei strenger Bewachung, zum leichten Arrest abzuführen.

Nach dem Eintreffen der Untersuchungscommission trat der General Rapp vor die Versammlung und sprach: „Meine Herren, wir haben heute einen unerhörbaren Fall erlebt und durch sein Geständniß einen Mann verloren, den wir Alle achteten, ja liebten, denn er war ein braver Soldat, ein treuer Freund und ein lieber Gesellschafter. Um so schwerer wird es uns werden, ihn nach den Militairgesetzen zu verurtheilen. Durch sein Selbstbekenntniß ist das Verfahren sehr vereinfacht, es kann daher schon morgen das Kriegsgericht hier zusammen treten, bei welchem Sie, Herr General C., gefälligst den Vorsitz übernehmen werden. Lassen Sie uns das schwere Geschäft ohne Aufschub vornehmen."

Der Generaladjutant wurde auf seine Bitte von der Theilnahme an diesem Gerichte, aus persönlicher Rücksicht, entbunden.

Die Speisen, die der Inhaftirte erhielt, waren bereits klein geschnitten. Mit einem leichten Achselzucken und der Aeußerung „unnütze Vorsicht," bediente er sich des beigelegten Löffels. Von den ihn besuchenden Commilitonen und Freunden wurde er stürmend gebeten, einen Ausweg anzugeben, den sie bereitwillig unterstützen würden. „Meine Herren," entgegnete er, „ich danke für Ihre Theilnahme, lehne aber den angebotenen Beistand ab. Meine Rolle ist ausgespielt. Ich werde mich der Strafe, die das Gesetz verordnet, unterwerfen und bitte Sie inständigst, mich mit fernern Besuchen gütigst zu verschonen."

Am folgenden Tage trat das Kriegsgericht vorschriftsmäßig zusammen. Nach kreisläufiger Sitzung wurde das Protokoll, welches die Beurtheilung enthielt, von sämmtlichen Beisitzern unterschrieben und vom Vorsitzenden fünf Personen als Deputirte ernannt, um dasselbe dem Gouverneur zur Bestätigung vorzulegen. Bei ihrer Meldung empfing General Rapp die Herren, sich langsam von seinem Sitz erhebend, und hörte die Vorlesung wieder stehend an. Das Protokoll lautete mit Weglassung der Eingangsformel: in der Hauptsache dahin:

„Da der Hauptmann Alswanger sich durch das unterschriebene Protokoll der Voruntersuchung für schuldig erklärt habe, so sei er als gemeiner Dieb zu bestrafen. Er solle vor der Fronte seiner Compagnie infam cassirt, aus dem Officierscorps als moralisch todt gestrichen, auf ein Jahr zur Festung verurtheilt und dann als Gemeiner in seiner bis daher geführten Compagnie eingereiht werden. Für seine frühere gute Führung und Dienstleistung solle er jedoch der Gnade des Kaisers empfohlen werden."

Mit einem tiefen Athemzuge erwiderte der Gouverneur: „Das Urtheil, meine Herren, ist hart, doch da das Verbrechen des Capitain Alswanger von der niedrigsten Art ist, so können wir zur Ehre der kaiserlichen Armee es nicht anders sühnen. Dem Inhaftirten ist genug heute noch das Urtheil mitgetheilt worden, und ich ernenne den General N. zur Vollstreckung desselben um morgenden Tage auf dem Langenmarkt im Beisein sämmtlicher Officiere der Garnison.

Der Verurtheilte wurde dann in verhängten Wagen herbeigeholt und ihm die Strafsentenz im Beisein des ganzen Kriegsgerichts vorgelesen. Er zitterte und antwortete auf die Frage, ob er gegen das Urtheil appelliren wolle, ein festes „Nein". Auch das Anerbieten, die Gnade des Kaisers nachzusuchen, lehnte er ab, indem er sich der Strafe unterwerfen werde. Das hierauf aufgenommene Separatprotokoll unterschrieb er mit zitternder Hand, worauf zwei Soldaten mit leichten Handschellen hereintraten, um ihm dieselben anzulegen. Er bat inständigst, ihm dieses zu erlassen, als aber der Vorsitzende versicherte: „das Gesetz schreibe es so vor," sagte er nur leise: „Nun, auch das noch!" und ließ sich die Kette an beiden Händen anlegen. Mitleidig ließ ihm der General einen Mantel umhängen, und so wurde er zu Fuß nach seinem Gewahrsam transportirt, wobei ihm manches thränende Auge nachblickte.

Wie ein Lauffeuer war die zu vollziehende Execution bekannt geworden, und schon früh waren nicht nur sämmtliche Fenster des Langenmarkts mit Zuschauern besetzt, sondern auch der Platz selbst mit wogenden Menschenmassen angefüllt. Das Militair wurde in Hufeisenform aufgestellt, und nachdem die Officiere im Innern Platz genommen und der beaustragte General vor der Front mit seinem Stabe erschienen war, wurde der Unglückliche vorgeführt. Nachdem man ihm den Mantel und die Handschellen abgenommen, stand er in vollkommener Paradeuniform da. Der Auditeur trat ihm mit der Frage entgegen, ob er noch etwas zu sagen habe. Auf sein entschiedenes „Nein" kamen zwei Officiere heran, wovon der eine ein rothsammtnes Kissen trug. Der andere schnitt den Orden mit einer Scheere von der Brust, küßte ihn und legte ihn auf das Kissen, welches sogleich weggetragen wurde. Hierauf zog der Officier ihm den Degen aus der Scheide und warf ihn, mit einem kräftigen Fußtritt zerbrochen dem Verurtheilten vor die Füße. Dann traten zwei Unterofficiere heran, welche die Schärpe durch- und die Silberschnur-Verzierung des Czakos abschnitten, die Epauletten gleichzeitig mit Heftigkeit abrissen, so daß die Achselstücke der Uniform herabhingen, ihm dann

den Czako abnahmen, eine ordinaire Feldmütze aufstülpten und alle seine getrennten Sachen ihm zu Füßen legten. Mehrere Damen wurden während dieser Execution ohnmächtig fortgetragen, viele Leute seiner Compagnie weinten.

Nach vollstreckter Execution wollte man ihm wieder die Handschellen anlegen, da sprach er vortretend zu dem General: „Excellenz, gerathen Sie nur einen Augenblick frei zu lassen, da ich eine wichtige Mittheilung zu machen habe."

„Sprecht," gab jener zur Antwort.

„Ich habe als verurtheilter Capitain meine Strafe erlitten, darum gebe ich Ihnen auch meinen bisher geführten Namen zurück. Ich bin nicht der Sohn des verstorbenen Bankiers Alswanger in Rom, sondern der Sohn des Kleinhändlers Diterici aus Straßburg."

„Wie hängt das zusammen?"

„Excellenz! die Sache ist zu weitläufig, als daß ich es hier auf der Straße mittheilen kann; geruhen Sie, daß wir dorten (nach dem Junkerhofe zu gehend), eintreten und ich will Ihnen gerne Auskunft geben, die ich mit Schriftstücken belegen kann.

General Rapp, dem sofort von diesem Zwischenfall rapportirt wurde, erstaunte nicht wenig darüber und äußerte, daß ihn jetzt die vollzogene Execution weniger unangenehm berühre, da dieselbe offenbar einen Betrüger getroffen habe. Interessant müsse er gestehen, daß der Mensch, sei er wer er wolle, sich ehrenhaft benehme.

Im Artushofe wurden schnell die Tische für die Protokollführer, wie Sitze für die höheren Officiere eingerichtet und, als diese eingenommen waren, der Angeklagte vorgeführt. Er trat aus dem Kreis der ihn umgebenden Officiere und sprach:

„Excellenz, bis heute habe ich den achtungswerthen Namen Alswanger geführt und durch meine militairische Carrière und übrige Führung in Ehren gehalten. Mein unglückliches Verhängniß legt mir jedoch die Pflicht auf, denselben, von meiner Seite, gegen Schande zu wahren; darum bekenne ich frei, daß ich nicht der Sohn des vor zwei Jahren verstorbenen Bankiers Alswanger in Rom, sondern der Sohn des Kleinhändlers Diterici aus Straßburg bin. In meiner weitern Mittheilung werde ich so kurz als möglich sein.

Ich war ein wilder Bursche, der Platz hinter dem Schreibtische war mir zu enge, halbe Tage lang schweifte ich im Freien herum, lernte durch Zwang nothdürftig lesen, rechnen, schreiben und wurde im 9. Jahre zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben. Nach siebenjähriger Lehrzeit, in der der Spannriemen oft den sprudelnden Geist niederdrückte, wurde ich freigesprochen. Jubelnd wie die Lerche zog ich aus den Thoren Straßburgs und traf nach einigen Tagemärschen auf eine herumziehende Truppe Schauspieler und Gaukler, denen ich mich freudig anschloß. Nach eigener ich mir alle ihre Kunststücke an, hatte mit Leichtigkeit zur Guitarre Lieder singen und wurde bald der Busse der Gesellschaft. Aber nach einigen Jahren widerte mich das Verhältniß an, ich sehnte mich nach reellerer Beschäftigung, quittirte meinen Dienst und setzte mit der Guitarre meine Wanderschaft allein fort. Leider wurde ich überall, wo ich mich zur Arbeit meldete, abgewiesen, da man Deutsche, die auf schwere Lederarbeiten geübt waren, suchte, und ich nur die Anfertigung von Damenschuhen erlernt hatte. So kam ich nach Lyon, aber auch hier fand ich keine Arbeit, erhielt mich einige Zeit durch das neu Erlernte und zog getrosten Muthes nach Marseille. Vergeblich warch auch hier meine Bemühungen nach Beschäftigung, und ich sah mich wieder genöthigt, mein Leben in Wirthshäusern und Kneipen durch mein Bänkelsingen und Kunststückemachen zu fristen. In einem dieser Locale traf ich einen Schiffscapitain, der in argen Conflict mit der Gesellschaft gerathen war, und den ich glücklich durch mein muntres Auftreten aus den Händen seiner Gegner befreite. Aus Dankbarkeit nahm er mich mit nach Livorno, denn mir war es gleichgültig, wo ich hinkam. Reich beschenkt, nach damaliger Lage, entließ er mich. Auch hier fand ich trotz aller Mühe keine Arbeit, verließ mich auf meine Guitarre, die mir bisher Unterhalt gewährt hatte, und wanderte muthig weiter. So kam ich, nach mehr als Jahresfrist, nach Aquila und saß mißmuthig in einer Limonadenboutique. Da in der letztern Zeit der Verdienst sehr gering ausgefallen war, ich auch hier keine Arbeit fand, so kam ich beim Anblick mehrerer Officiere, die sich im Local befanden, auf den Gedanken, mich anwerben zu lassen. Bald bemerkte ich eine auffallende Bewegung unter denselben, und es schien mir, daß ich die Veranlassung zu ihren lebhaften Gesprächen sei, was mich verdroß und schließlich veranlaßte fragend hinüberzublicken. Doch kaum hatten sie mein volles Gesicht erblickt, so brachen sie in ein allgemeines Gelächter aus. Einer der Herren trat dann auf mich zu und fragte, wer ich sei. Wie erschrak ich, als ich ihn ansah! Ich glaubte nicht anders als in einem Spiegel mein Porträt zu erblicken, so vollständig ähnlich war mir der Mann, daß selbst das kleine Muttermälchen nicht fehlte. Vor Erstaunen vermochte ich nur zu antworten, daß ich ein wandernder Schuhmachergeselle sei. „Nun gut, so seid Ihr frei," entgegnete der Officier, „und ich trage es ab, ob Ihr bei mir als Kammerdiener eintreten wollt." Mit Freuden sagte ich zu, da ich dadurch meiner Lebenssorge entheben wurde.

Tages darauf wurde ich eingekleidet und war nun der wohlbestallte Kammerdiener des Lieutenant Alswanger, einzigen Sohns des Bankiers Alswanger in Rom. Mein Dienst war leicht, da ich es nur persönlich mit meinem Herrn zu thun hatte und die übrigen Arbeiten von der anderen Dienerschaft besorgt wurden. Nach der Einkleidung, und nachdem mein langgetragenes Haar kurz verschnitten war, trat die Aehnlichkeit mit meinem Herrn noch mehr hervor, so daß die zu einem Festmahl versammelten Herren stutzig wurden und meinten, daß Zwillingsbrüder nicht ähnlicher sein könnten. Bei diesen Zusammenkünften, theils in, theils außer dem Hause, ging es in der Regel so hoch her, daß ich oft meinen Herrn, den ich stets begleitete, kräftig unterstützen mußte, um ihn mit Sicherheit nach Hause und zu Bette zu bringen. Mehrmals ging der Herr in meiner Livrée aus, um seine Gäste in seinem Namen einzuladen, was ihm, wie er sagte, vielen Spaß gemacht habe. Einmal mußte ich bei einer ähnlichen Versammlung seine Uniform anziehen und seine Stelle am Tische einnehmen, doch hütete ich mich, viel zur Unterhaltung beizutragen, um nicht durch Dialekt und Redeweise die Täuschung bemerklich zu machen. Da rief einer derselben: „Jack, sing uns eines Deiner lustigen Lieder." Lachend zog der Herr die Livrée mit den Worten aus, daß er sich einen Spaß gemacht habe, wodurch die Anwesenden sehr unangenehm berührt wurden; doch der neu aufgetragene Spracusaner und Cyprier stellten bald das Gleichgewicht wieder her, und der Scherz wurde belacht.

An einem naßkalten Herbsttage geleitete ich wie immer den schwergetrunkenen Herrn nach Hause, der über heftigen Kopfschmerz und Schwindel klagte. Ich bereitete schleunigst eine kühlende Limonade."

„Oder vielleicht ein Glas Gift!" unterbrach ihn der General.

„Geruhen Excellenz," erwiderte der Angeklagte, „gefälligst weiter zu hören. Die Limonade, wie der kalte Umschlag um den Kopf schienen ihn zu beruhigen, und nach einer Stunde konnte ich ihn ziemlich erhebt zu Bette bringen, nachdem ich einen zweiten Umschlag gemacht hatte. Den Morgen darauf trat ich in sein Schlafzimmer, um gewohnterweise die Chocolade zu bereiten, die der Herr im Bette einzunehmen pflegte. Ich bemerkte, daß derselbe auffallend blaß aussehe, trat näher und erschrak, denn er war todt, kalt und steif. Wie ein Blitz schlug ein Gedanke durch mein Hirn. Was war natürlicher, als daß ich augenblicklich die Wäsche wechselte, was mir wahrlich nicht leicht war, und den Todten sofort in mein Bett und mich in das seinige legte. Nach einer Stunde rief ich nach Jack, und da er nicht kam, klingelte ich die übrige Dienerschaft zusammen, die nach der Untersuchung meldete, daß Jack todt im Bett läge. Ich ließ mich nothdürftig ankleiden und befahl schleunigst den Regimentsarzt, wie zwei Civilärzte, herbeizuholen. Nach einer Stunde erschienen die Herren. Während dieser Zeit hatte ich eine tüchtige Collation von dem feurigen Weine zu mir genommen. Nachdem die Doctoren von dem Vorfall unterrichtet waren, trat der Regimentsarzt, der meine Hinfälligkeit bemerkt hatte, zu mir heran, fühlte nach dem Puls und meinte, erst müsse für den noch Lebenden gesorgt werden, worauf ein Recept zur schleunigen Besorgung abgeschickt wurde. Nach genauer Untersuchung der Leiche erklärten sämmtliche Aerzte, daß hier ein Gehirnschlag eingetreten sei, und ich ließ mir ein Attest ihres Gutachtens ausfertigen, was die drei Herren unterschrieben. Der Regimentsarzt, der mich zu Bette gehen hieß, versprach Nachmittag wieder vorzukommen. Ich bat denselben, da ich mich von dem gehabten Schreck sehr angegriffen fühle, den General um einen Urlaub von acht Tagen zu ersuchen. Den erhaltenen Urlaub benutzte ich, aus den vorgefundenen Papieren und Briefen die Familien- und Freund-

schaftsverhältnisse genau zu erfahren und mir die Schreibart und Unterschrift des Verstorbenen anzueignen. Gegen meine nunmehrigen Freunde spielte ich den sehr Angegriffenen und äußerte, daß ich meinem von ihnen sogenannten Zwillingsbruder bald nachfolgen werde, was sie mit ausreden und mich durch muntere Unterhaltung aufzuheitern suchten. Nach Ablauf des Urlaubs meldete ich mich bei der Parade, um den Dienst wieder anzutreten, der höchst oberflächlich war und stets stillschweigend verrichtet wurde. Cameraden und selbst der General bedauerten den Vorfall, durch den ich alterirt scheine, Letzterer empfahl mir fleißigen Besuch der Bälle und lud mich zu dem morgen bei ihm stattfindenden freundlichst ein, dessen Besuch ich jedoch am andern Tage wegen Unwohlseins höflich ablehnte. Das erhaltene Attest der Aerzte schickte ich mit der genauen Berechnung der Löhnung und des Ueberschusses wie Effecten des verstorbenen Kammerdieners, dem Bürgermeister mit der Bitte, von ersterem eine Abschrift zu nehmen, das Original visirt mir wieder zuzustellen, letztere laut beigelegter Adresse an die Angehörigen desselben nach Straßburg zu senden. Daß kein Verdacht einer möglichen Täuschung, weder beim Militair noch im Civil rege wurde, da doch unser Aehnlichkeitsverhältniß stadtkundig war, ist mir bis heute ein Räthsel geblieben. Ich nahm keine Einladung zu Gelagen an, hielt selbst bei mir keine der früheren Zusammenkünfte mit den Cameraden und zeigte mich öffentlich stets kopfhängerisch.

Bei einem der täglichen Besuche des Regimentsarztes meinte derselbe nach der dritten Woche, das könne so nicht länger gehen, ich müsse fort von hier, was ich mit heimlicher Freude aufnahm und ihn inständigst um seine Vermittelung bat, meine Versetzung nach Frankreich zu befürworten. Väterlich unterstützte mich derselbe, denn er brachte mir nach drei Tagen einen Urlaubschein auf vier Wochen, theilte mir mit, daß der General selbst sich für mich verwenden wolle, und da ich sicher zu meinen Eltern nach Rom gehen würde, so sollte ich dorten das Weitere abwarten. Mit wahrem Entzücken vernahm ich die Nachricht, verabschiedete mich bei dem General dankend, nahm auf der Parade von sämmtlichen Commilitonen Abschied, die mich ohne Abschiedstrunk nicht fortlassen wollten, was ich mit scheinbarem Widerwillen annahm, übertrug einem derselben den Verkauf meiner zurückgelassenen Effecten, besten Betrag an meine Eltern nach Rom zu schicken wäre, und reiste am Nachmittag ohne Diener nach Ancona ab, wo ich meine bisherige schwerfällige Maske etwas lüftete. Ich studirte fleißig das Italienische, las viel und versuchte selbst schriftliche Aufsätze, da mir noch eine schwere Prüfung bevorstand und zwar in dem Besuche meiner nunmehrigen Eltern. Diese hatte ich schriftlich von meinem Verhältniß unterrichtet und den Besuch zugesagt, wenn sich die Witterung einigermaßen gebessert haben würde. Endlich mußte ich doch hinüber, wurde vom Vater mit herzlicher Freude, von der Schwester mit Entzücken, von der Mutter jedoch etwas kühl, fast mit halber Scheu empfangen. Die Klugheit trieb mir, dieses nicht zu bemerken, da ich auch später bei unserem Zusammensein oft mißtrauischen Blicken begegnete, in denen ich sehr wohl ihre Ahnung las, daß hier eine Täuschung obwaltete. Ich besuchte flüchtig die Verwandten und Freunde der Eltern und hielt mich so viel als möglich, der Localkenntnisse wegen, im Freien auf. Vier Tage nach meiner Anwesenheit erhielt ich von dem General die Ordre, mich schleunigst nach Ancona zu begeben, indem ich in das verstärkte Corps des General Sonlt eintreten solle. Fast hätte ich vor Freude meine Maske ganz fallen gelassen. Unter dem Schein der Traurigkeit, daß ich so schnell aus den Armen meiner Lieben gerissen werden solle, nahm ich endlich Abschied. Mit herzlicher Umarmung und reich beschenkt wurde ich vom Vater mit seinem Segen, von der Mutter mit einem „geh mit Gott", von der Schwester mit einem mehr als brüderlichen Kusse entlassen. Ich habe Alle nicht wiedergesehen. Mit welch erleichterter Brust ich Frankreichs Boden betrat, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, denn der Zwang war gewichen, und meine angeborne Heiterkeit entfaltete bald ihre vollen Schwingen. Meinen Bericht schließe ich mit dem Bemerken, daß die militairischen Acten es nachweisen, bei welcher Gelegenheit ich Premier-Lieutenant, wann Capitain und für mein Verhalten bei Jena decorirt wurde. Meine Papiere werden meine Aussage bestätigen."

Stillschweigend hielt er seine Hände hin, wurde gefesselt und abgeführt. Alle Anwesenden blickten dem Verurtheilten fast mit thränenvollen Augen nach und bedauerten seinen Fall.

General Rapp, der natürlich Mittheilung erhielt, wurde so wüthend, daß er von sofortigem Füsiliren sprach. Nie hatte man ihn in solcher Aufregung gesehen, und es kostete den anwesenden Generalen Mühe ihn zu beschwichtigen, da der Kaiser sich alle Todesurtheile vorbehalten habe. Das Erste sei wohl, daß man die Effecten untersuche, ob Beweise für oder wider die Wahrheit seiner Aussagen sich darin befänden. Es wurden der Generalauditeur und zwei Officiere beordert, das schon bei der Verhaftung amtlich versiegelte Logis näher zu untersuchen. Man fand eine Masse Briefe theils von seinen usurpirten Eltern, wie der Schwester, und früheren Cameraden, wie auch eine Menge billet doux von Damen vor, welche augenblicklich verbrannt wurden, ebenso ein versiegeltes Pack Papiere unter Kreuzband mit der Aufschrift: „Mein Testament". Es enthielt ein vollständiges curriculum vitae bis zu seiner Anstellung in Frankreich, viel weitläufiger als seine Mittheilung, und dabei manche interessante Episoden aus seinem Wanderleben, die mit lebhaften Farben geschildert waren. Es wurde ein genaues Verzeichniß mit Zuziehung seines Wirthes angefertigt. Das baare Geld, wie Schriftstücke wurden mitgenommen, und das Zimmer abermals mit dem Versprechen versiegelt, daß dasselbe innerhalb acht Tagen dem Wirthe zur Disposition gestellt werden solle.

Der Kaiser erhielt eine umständlichen Bericht mit den Beilagen und wurde um weiteres Verhalten gegen den Degradirten gebeten.

Gleichzeitig wurde der Wittwe Alswangen in Rom die Nachricht über diesen Vorfall mitgetheilt. Sie antwortete einige Wochen darauf, daß sie beim ersten Anblick des jungen Mannes angenehm überrascht gewesen sei, indem sie den vermeintlichen Sohn gekräftigter, als vor zwei Jahren gefunden, daß aber doch ein leiser Argwohn in ihr aufgestiegen sei, da seine unstäte Bewegung und sein fast scheuer Blick nicht mit dem freundlichen Aeußeren ihres Sohnes, wie auch mit dessen kindlichem Benehmen, hauptsächlich gegen sie, übereingestimmt. Als sie gegen den Vater diese auffallende Veränderung bemerkt, habe er geäußert, das möge wohl das flotte Garnisonsleben bewirkt haben. Ihr Zweifel wurde noch mehr durch die erhaltenen Briefe bekräftigt, in denen sie die früheren zarten Ausdrücke ihres Sohnes schmerzlich vermißte. Sie danke herzlich für die Mittheilung, die ihr Herz zwar sehr erschüttert, ihr aber doch die Beruhigung gegeben, daß nicht ihr Sohn unwürdig gehandelt, und sie freue sich, daß ihr mütterliches Auge sie nicht getäuscht habe.

Mehrere Monate später ging vom Kaiser aus Paris der Bescheid ein, daß er das ganze Verfahren gegen den Capitain für Recht erkenne, der nunmehrige Diderot von dem Verdachte der Tödtung des Lieutenants Alswangen zwar freizusprechen sei, dagegen aber für die Annahme eines fremden Namens, wodurch er die Familie Alswanger getäuscht und die Untersuchung erschlichen habe, als Dieb zwischen den Schultern zu brandmarken, vorläufig nach der Festung Weichselmünde abzuführen, und bei geeigneter Gelegenheit nach Brest zur lebenslänglichen Haft zu schicken sei. Dieses Urtheil nahm der Unglückliche mit Gleichgültigkeit auf.

Bei der Execution wiederholten sich die herzbrechenden Scenen der Degradation in verstärktem Maße; es regnete förmlich gefüllte Börsen und Binnensträuße auf das Schaffot, welche erstere, nach der Vollstreckung des Urtheils, der Auditeur an sich nahm, letztere der Delinquent, rundum dankend, unter seine Jacke barg.

Das verhängnißvolle Jahr 1812 beschäftigte die Militairbehörde so ausschließlich, daß das ganze Ereigniß in den Hintergrund trat. Bei einem müßlungenen Fluchtversuch hatte sich der Gefangene nicht nur eine körperliche Strafe zugezogen, sondern wurde auch mit schweren Ketten belastet. Nach der Uebergabe der Festung, Ende 1813, fand in sämmtlichen Gefängnissen, wie auch zu Weichselmünde eine Revision statt; die bürgerlichen Personen, denen kein Verbrechen nachgewiesen werden konnte, wurden frei gelassen, diejenigen vom Militair den übrigen Capitulirten beigeordnet. Der uns interessirende Mann aber wurde nicht vorgefunden, und im Gefängnißbuche neben seinem Namen stand nur die kurze Bemerkung: „verschollen". Der mehrjährige invalide Commandant meinte auf Befragen, daß der schwerbelastete Gefangene sich wahrscheinlich, von der Schiltwache ungesehen, bei einer Promenade vom Wall in die Weichsel gestürzt habe.

Die Wöbbeliner Festgräber.

In diesem Jahr der unaufhörlich wallenden Jubelfahnen werden viele auch mit dem Flor der Trauer behangen zu den Ruhestätten großer lieber Todten getragen. Von den unzähligen Opfern der Befreiungsschlachten, deren Asche zertreten, deren Staub verweht ist, hat die Dankbarkeit des Volkes noch viele Namen erhalten, theils eingegraben in die Gedächtnißtafeln der Kirchen und Friedhöfe, theils in die der Geschichte, theils in die Herzen aller Vaterlandstreuen für alle Zeiten. Unter diesen letzteren ist kein Geliebterer und darum Glücklicherer, als Theodor Körner. An der Stätte, die sein Grab und die Gräber seiner Lieben birgt, feierte

Karl Theodor Körner,
geboren zu Dresden am 23. September 1791,
widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst,
zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung.

Diesem Beruf weihte er Schwert und Leyer und opferte ihm die schönsten Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend.

Als Lieutenant und Adjutant in der Lützow'schen Freischaar wurde er bei einem Gefecht zwischen Schwerin und Gadebusch am 26. August 1813 schnell durch eine feindliche Kugel getödtet.

Auf der entgegengesetzten Außenseite liest man:

Die Körnergräber bei Wöbbelin.

man am 26. Aug. das größte aller Erinnerungsfeste für einzelne Kämpfer, und darum wird den Freunden der „Gartenlaube" ein Bild dieser nun wieder so stillen Gräber wohl willkommen sein, dem wir folgende authentische Beschreibung derselben beigeben.

In einem Rasenkreise befinden sich fünf Grabhügel. Unter dem mittleren schläft der vielbesungene Heldensänger, rechts von seinem Haupte die Mutter, links der Vater; zu Rechten seiner Füße ruht seine einzige Schwester Emma, zu Linken seine Tante, die witzige und talentvolle Pastellmalerin Dorothea Stock. Und über dieser Erdenschelle, die so viel des Theuren birgt, breitet der alte, „mit Moos und Schorfe bedeckte" Wachpfosten, von welchem Rückert den um Mitternacht der Gruft entsteigenden Heldengeist singen läßt:

„Die Eich' ob meinem Scheitel,
Wie ist der Kranz so groß!" . . .

schützend und segnend seine gewaltigen Arme.

Das am Fußende des Dichtergrabes aufgerichtete, in Berlin gefertigte Denkmal trägt folgende Inschriften. Dem Grabe zugekehrt:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet.

Die beiden anderen Seiten enthalten die Körner'schen Strophen:

Dem Sänger Heil! erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde.

und

Vaterland! Dir woll'n wir sterben,
Wie Dein großes Wort gebeut!
Uns're Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachte, Du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachte empor über unsre Leichen! .

Die Grabhügel von Theodor's Eltern zieren nur kleine Eisentafeln mit Angabe der Geburts- und Sterbetage.

Christian Gottfried Körner,
geb. zu Leipzig 2. Juli 1756, gest. zu Berlin am 13. Mai 1831.

Anna Maria Jacobina Körner,
geb. zu Nürnberg am 11. Mai 1762, gest. zu Berlin am 20. August 1843.

Dorothea Stock
ward im Jahr 1832 beigesetzt.

Emma's Gunst deckt ein breiter Sandstein, auf dem nur noch die Patmen- und Lilienzweige und die Thränenkrüge sichtbar sind; die Inschrift hat Zeit und Wetter verlöscht. Sie lautete:

Unter den Nachgelassenen
Theodor Körner's
folgte ihm zuerst
seine gleichgesinnte Schwester
Emma Sophia Louise.
Sie war geboren zu Dresden
am 13. April 1788.
Durch Charakter, Geist und Talente
verschönerte sie die Tage der Ihrigen
und erfreute Alle, die sich ihr näherten.
Den geliebten Bruder betrauerte sie,
wie es der deutschen Jungfrau ziemte.
Aber innem sich die Seele zu ihm erhob,
wurde der Körper allmählich enträtselt.
Ein Nervenfieber endete ihr irdisches Leben
zu Dresden, am 15. März 1815.

Den Begräbnißplatz schenkte der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz I., der Familie. Dagegen erwarb diese die Eiche als Eigenthum für den abgeschätzten Preis von 16 Thlrn.

Der Baum theilt sich scheinbar, in der Mitte des Stammes eine Oeffnung lassend, in zwei Arme, welche sich beim Ansatz der Krone wieder vereinigen. Dieses wunderbare Spiel der Natur erklärt sich jedoch darauf, daß wir in Wahrheit zwei Eichen vor uns haben, und zwar eine Winter- und eine Sommer-Eiche, die wie zu einem Stamm verwachsen sind, eine kurze Strecke in ihrer selbstständigen Natur auseinander gehen, um sich endlich in der Krone wieder recht innig zu vereinen. Ueber diesen Baum hatte Körner's Vater in das 1815 bei einer Feuersbrunst verloren gegangene) Webbelsiner Stammbuch folgende Verse geschrieben:

Den Manen der Kinder.

Heil Euch, seliges Paar! Hoch schwebt Ihr über der Erde:
Wir wandeln noch hier, wandeln auf dornichter Bahn.
Aber in Blumen und Sternen, in jeder Zierde des Weltalls
Sieht der lohnende Blick keine Gräbetten verklärt.
Auch in der Eiche, die hier die dreifachen Gräber beschattet,
Zeigt das Ihrvereinte sich, uns sich als liebliches Bild.
Rab' an der Wurzel entkeimt aus dem Herzen des Stammes zwei Aeste,
Kräftig strebt einer empor, ihm schlicht der zweite sich an.
Bald, wie durch fremde Gewalt, leb't von sie gehrumt und vereinigt,
Aber der höhere Trieb siegt über irdische Macht.

Die Erhaltungskosten des Platzes werden von dem Ertrag einer Seitens der Körner'schen Familie angekauften großen Wiese bei Ludwigslust — der sogenannten Körnerwiese — bestritten; außerdem ist den Armen zu Wöbbelin ein jährliches Legat von 32 Thalern ausgesetzt.

Am Stamm der alljährlich sich vervielgenden Beschriftmerin der Gräber hängt außer einem Turner-Album, welches bei Gelegenheit einer Turnfahrt der Männer-Turnvereine zu Schwerin und Grabow nach Wöbbelin von letzterem gestiftet ward, die „Eisentafel" eines ehemaligen Lützowers. Eine daneben befestigte Eisentafel giebt folgende kurze Erklärung:

Dies Schwert von Eisen stark und gut
Führte mit eisenfestem Muth,
Deß' Namen mit Ehren wird genannt,
Gottlieb Schnelle aus dem Mecklenburger Land.

Drei Feldzüge hatt' er wohl vollbracht,
Da fiel er in einer Heldenschlacht,
Die geschlagen wurden zur guten Stunde
Und gehörten die Schlacht vom schönen Bunde. –

Schnelle stammte aus einer angesehenen Familie Mecklenburgs und trat, nachdem das Lützow'sche Freicorps aufgelöst war, in das 26. Linienregiment, mit dem er am 16. Juni 1815 im Feuer bei Ligny stand.

Nach Verabredung mit zwei Cameraden, daß, wer zuerst von ihnen im Befreiungskampfe umkomme, sein Schwert an die Webbelsiner Eiche hesten lassen solle, kam daselnige Schnelle's hierher, als der tapfere Träger desselben in jener Schlacht den Heldentod gefunden hatte.

Der Name Theodor Körner's, den seine Kampfbrüder in das von der Rinde befreite Holz eingegraben haben, ist jetzt wieder überwachsen und von dem ursprünglichen

TH. KÖRNER
26. ATC.
15.

— die Angabe des Jahrhunderts (18) ist später eingeschnitten — sind nur noch wenige Buchstaben sichtbar.

Das Dichtergrab wird selten leer von Kränzen und Blumen und ist den Schulen, Gesang- und Turnvereinen der umliegenden Städte ein oftmaliges Ziel ihrer Fahrten; ziemlich ununterbrochen bis zum Jahre 1834 ward hier an jedem 26. August eine Todtenfeier gehalten, zu welcher nicht selten aus entfernten Gegenden die Theilnehmenden herbeiströmten.

Warum sei jenem Jahre diese Gedächtnißfeier im Volke einschliefen? Weil das Volk selbst in der großen Reactionswoge lag und durch so ernsthafte Sachen im süßen Schlummer jeder vaterländischen Herzenserregung und politischen Willenskraft nicht gestört werden sollte. Die Zeit des großen Wecrufs kam, und mit ihr stand auch der Cultus am Grabe des geliebten Dichters und Kämpfers der Freiheit wieder auf. Zur Eiche von Wöbbelin wallfahrtete wieder das an Deutschlands Zukunft von Neuem glaubende Volk, von großen Nationalfesten sandte man diesen Gräbern Ehrenkränze, und der Eiche grüner Schmuck wanderte nach Leipzig, um am Turnerfest das Denkmal der Kugeln aus der Völkerschlacht als Kranz zu zieren. So führt jede große Zeit den Geist der großen Todten in ihr neues Leben zurück.

Zum Schluß, zum Abschied von Körner und seinen Gräbern, rede die Geschichte seines Todes noch ein mahnendes Wort an die deutsche Nation.

Es ist keine Vermuthung mehr, sondern helle Wahrheit, daß Theodor Körner durch die Hand eines Deutschen gefallen ist. Einer der Gelegrafe dieses Jubeljahrs, ein Lützower, der Rechnungsrath Kutzbach in Trier, weist uns auf einen schon im Jahr 1834 in der Beilage Nr. 31 der Allgem. Zeitung durch einen preußischen Premierlieutenant a. D. Storck zu Martinstein veröffentlichten Artikel hin, in welchem ein alter braver Schullehrer, Namens Schlehorn, zu Dhaun bei Kreuznach, als ein Ereigniß aus seiner französischen Kriegsdienstzeit den Tod Körner's erzählt. Die Erzählung des alten Schönbornen ändert nichts an der des alten Ackermann, die wir in Nr. 31 als „Noch eine Erinnerung an Wöbbelin" mitgetheilt haben; sie berichtigt nur die gewöhnliche Angabe, daß der Transport von Lebensmitteln, Zwieback rc. nicht von zwei Compagnien, sondern nur von 90 Mann unter der Führung eines Lieutenants begleitet gewesen sei, die zur Hälfte als Musketiere, zur Hälfte als Grenadiere dem 105. französischen Linien-Infanterie-Regimente angehört hätten.

„Den Wagen," so lautet Schönborn's Bericht, „ging eine Avantgarde voraus, und hinter denselben folgte eine Abtheilung Arrièregarde von einem Unterofficier und 10 Mann.

Zu dieser Arrièregarde gehörten der Musketier Franz, jetzt (d. h. 1834) Ackerer in Bibern, Kreis Simmern, und ich, damals Grenadier in dem Regimente. Der Lieutenant, im Rücken der Armee seine Gefahr ahnend, hatte die übrigen Mannschaften bei den Wagen, auf welchen die Soldaten mehrentheils schlafend lagen, vertheilt, und seine Seitenpatrouillen ausgesandt.

Die Straße, worauf sich die Wagen fortbewegen, ging durch einen Wald; rechter Hand war ein geschlossener Fichtenwald, und linker Hand ein Gebüsch von kleinen gemischen Holzgattungen.

Als die Arrièregarde eben den Saum des Waldes zum Eintreten in denselben erreicht hatte, stürzten aus dem Fichtenwalde preußische schwarze Jäger zu Pferde auf dieselbe, welche ins Gebüsch sprang und ein Tirailleurfeuer eröffnete. Ein Officier der Jäger hieb auf den Musketier Franz ein, der von Jugend auf recht gut mit dem Gewehr umzugehen wußte. Er bog dem Hiebe aus, ließ sich in den Straßengraben fallen, schlug an und gab Feuer. Das Pferd des Officiers fiel sogleich zusammen, und er selbst ebenfalls getroffen herunter.

Während der Zeit hatten die schwarzen Jäger, weil die Franzosen die Flucht in das Gebüsch ergriffen, das Convoi genommen. Wir machten uns nun auch davon, sahen aber auch deutlich, wie der blutende Officier von seinen Cameraden weggetragen wurde.

Aufmerksam bin ich auf den Gegenstand geworden durch die Lebensgeschichte des Theodor Körner, die ich während meiner jetzigen Beinkrankheit, durch welche ich bereits seit einigen Monaten das Bett hüten muß, gelesen habe. Ich fand, daß sein darin beschriebener Tod mit demjenigen, was ich als Augenzeuge dabei gesehen und erfahren, ganz übereinstimmt."

Ja, es stimmt ganz, es stimmt zum Erbarmen überein! Körner fiel von deutscher Hand!

So unaussprechlich elend war Deutschland geworden, daß Deutsche unter französischen Fahnen „Victoria!“ über Deutsche jubelten und daß Deutschlands herrlichster Jünglinge, in Vaterlandsliebe und Lebensfreudigkeit das ewige Muster der männlichen Jugend Deutschlands, hingestreckt wurde durch eine deutsche Hand, die Frankreich den Fahneneid hatte schwören müssen.

Sollen solche Tage sich erneuern? Wenn irgend Etwas aus den Herzen der ganzen Nation ein ehern tönendes „Nein!“ hervorpreßt, so ist's der Mahnruf der Trauer und der Schmach: ein Deutscher hat unsern Theodor Körner mit der französischen Kugel gemordet! Und dieser Ruf schlage an die Herzen, so oft die Verführung winkt und der Uebermuth droht, dann wird der Mahnruf der mächtigste Weckruf zum Kampf für die Freiheit und Ehre des teutschen Geistes und der deutschen Erde sein. Fr. Him.

Das Licht im Vergleich zu dem Schalle.

Von **Bruno Hasert.**

Das Licht, die Quelle alles Lebens, stammt für unsere Erde von der Sonne und ist das Product einer gewaltigen, rings um diesen Weltkörper vor sich gehenden Verbrennung, bemnach der Vereinigung des Sauerstoffgases mit andern Elementarkörpern. Diese Vereinigung ist nun stets von einer sehr rapiden zitternden Bewegung der beiden sich vereinigenden Körper begleitet, und diese zitternde Bewegung erzeugt die Erscheinung ebenso des Lichtes, wie der Wärme und der Elektricität dadurch, daß sie sich dem überall vorhandenen Aether mittheilt. Je nach der Schnelligkeit dieses Zitterns dieser Wellenbewegung entstehen dann die drei innig mit einander verwandten Erscheinungen des Lichtes, der Wärme und der Elektricität. Sie alle haben also ihren Grund in der Bewegung des Aethers. In ähnlicher Weise wird der Schall durch die zitternde Bewegung der gröbern Körper erzeugt, und indem sich diese Schwingungen der Körper durch die Luft fortpflanzen, wird der Schall auf größere Entfernungen hörbar. Alle diese Schwingungen des Aethers und der Luft können sich andern Körpern mittheilen und werden also in diesen ebensalls Licht, Wärme, Elektricität und Schall erregen.

Die Verbrennung erzeugt nun aber nicht immer Licht, sondern kann auch ohne dieses Wärme oder Elektricität entwickeln. So geht z. B. im menschlichen und thierischen Körper fortwährend im Blute mit Hülfe des eingeathmeten Sauerstoffes ein Verbrennungsproceß vor sich, der nur Wärme (die sog. thierische oder Lebenswärme) hervorruft. Und auf gleiche Weise scheint sich die Elektricität in den Nerven zu bilden.

Die innige Verwandtschaft des Lichtes, der Wärme und der Elektricität läßt sich dadurch beweisen, daß Wärme und Elektricität unter veränderten Bedingungen der Strahlung sich in das intensivste Licht umwandeln können. Das Knallgas z. B. brennt mit einer Flamme, deren Licht beinahe Null ist, da es noch nicht den 20. Theil der Lichtstärke einer Spirituslamme erzeugt, dagegen ist die durch dieses Gas hervorgebrachte Wärme so stark, daß man Eisen mit Leichtigkeit und selbst das in allen anderen Feuern unschmelzbare Platin schmelzen kann. Leitet man nun aber diese fast lichtlose Flamme auf Thon oder ungelöschten Kalk, so entsteht ein so starkes Licht, daß es dem Auge unerträglich ist. Ebenso lassen sich die elektrischen Schwingungen in die intensivsten Lichtschwingungen umwandeln, wenn ein starker elektrischer Strom durch Kohlenspitzen geleitet wird, wobei ein noch stärkeres Licht als das vorige entsteht.

Das von der Sonne zu uns kommende Licht enthält stets außer den Lichtstrahlen auch noch Wärme- und elektrische Strahlen. Sodann zeigt sich ferner, daß durch starke Reibung von Körpern zuerst Wärmestrahlen, dann bei höherer Steigerung auch elektrische und Lichtstrahlen entwickelt werden.

Fangen wir nun einen Lichtstrahl durch ein Prisma auf, so zeigt sich derselbe, nachdem er durch das Prisma hindurchgegangen ist, nicht mehr als einfaches, weißes Licht, sondern er ist in einer Reihe verschiedenfarbiger, parallel neben einander liegender und hier und da durch dunkle Linien getrennter Bänder zerlegt. In dem Bilde des zerlegten Lichtstrahls finden sich alle Farbennüancen vor, und die Reihenfolge der Farben ist dieselbe, wie wir sie im Regenbogen sehen: zuerst Roth, dann Orange, dann Gelb, dann Grün, Blau und Violett. Zwischen diesen Hauptfarben liegen alle möglichen Mischfarben, welche durch verschiedene Vermischung der Grundfarben entstehen können. Es ist demnach das weiße Licht eine Verbindung von einer großen Menge verschiedenfarbiger Strahlen.

Bezeichnet man jede verschiedene Farbe mit dem Worte Licht on, so ist das weiße Licht das harmonische Zusammenklingen aller Lichttöne, es ist der in vollen Klängen tönende Lichtaccord. Die drei Grundtöne dieses Accordes sind die Farben Roth, Blau und Gelb, durch deren gegenseitige Verbindung alle übrigen Farben erzeugt werden können. Vergleichen wir nun Licht und Schall, sowie das Verhältniß der verschiedenen Körper zu beiden. Sowie das Licht durch die schnellschwingende Bewegung des Aethers fortgepflanzt wird, so pflanzt sich auch der Schall auf ähnliche Weise durch die Wellenbewegung der Luft fort. Beide Schwingungsbewegungen entstehen nicht von selbst, aus freiem Antriebe, sondern müssen durch Erzittern bestimmter Stoffe angeregt werden; für das Licht kennen wir als Quelle die verbrennenden Substanzen an der Sonne, ebenso wie bei jedem künstlich erzeugten Licht. Töne werden erzeugt durch jede Kraft, welche einen elastischen Körper durch einen Anschlag in schwingende Bewegung versetzt. Eine gespannte Saite z. B., die mit dem Finger berührt wird, giebt, durch diese Berührung in Schwingungen versetzt, einen bestimmten Ton von sich. Verändert man die Spannung dieser Saite und berührt sie wieder, so ist der Ton ein anderer geworden; ebenso geben verschieden dicke Saiten verschiedene Töne. Kurz, es steht fest, daß die Art des Tones bedingt ist durch die Dicke des tönenden Körpers und durch die Spannung desselben. Alle Körper nun, die wir um uns erblicken, haben ein bestimmtes Verhalten zum Schalle; je nachdem sie mehr oder minder elastisch in ihren Theilen sind, werden sie langsamere oder schnellere Schwingungen machen können, und davon hängt dann die Beschaffenheit des Tones ab, welchen sie von sich geben können. Je schneller die Schwingungen, desto höher wird der Ton; je langsamer, desto tiefer. Manche Körper, wie z. B. ein Stück weichen Thons oder lose zusammengeballte Wolle (Watte), gerathen beim Anschlagen in gar keine Schwingung und geben also keinen Ton von sich, sie besitzen keine Schallelasticität.

Ein ganz ähnliches Verhalten wie für die Schallschwingungen besitzen die uns umgebenden Körper auch für die Lichtschwingungen. Je nach der besondern inneren Structur und Spannung haben dieselben eine größere oder geringere oder gar keine Lichtelasticität und können demnach die Lichtwellen mehr oder weniger vollkommen in ihrer Substanz fortpflanzen. Diejenigen Körper, welche vollkommen lichtelastisch sind, werden alle Lichtschwingungen in ihrer Substanz fortpflanzen, das Licht wird ungehindert durch sie hindurchgehen und wieder ziemlich ungeschwächt aus ihnen herausstreten, um seinen Weg weiter zu verfolgen. Diese vollkommen lichtelastischen Körper, welche auch alle Lichttöne zugleich wiedergeben, nennt man durchsichtige farblose, wie das Glas, das Wasser, die Luft ꝛc. — Andere Körper dagegen sind vermöge ihres Baues nur im Stande einen oder den andern bestimmten Lichton wieder zu geben und denselben im Innern ihrer Substanz fortschwingen zu lassen, so daß er an der anderen Seite wieder austritt. Diese Körper sind also nur lichtelastisch für einen Lichton, wie z. B. das rothe durchsichtige Glas und der Rubin für den rothen Lichton, das gelbe Glas und der Topas für den gelben Lichton, das blaue Glas und der Sapphir für den blauen Lichtstrahl. Das weiße Licht, welches auf einen solchen Körper von bestimmter Lichtspannung trifft, wird also nur theilweise durch denselben hindurchgelassen, theilweise zerstört. Diejenigen farbigen Strahlen des weißen Lichtes, deren Schwingungsgeschwindigkeit der bestimmten Lichtelasticität eines solchen Körpers entspricht, werden, indem sie diese seine Lichtelasticität in Thätigkeit versetzen, von den Körpern fortgepflanzt oder weiter vibrirt, die andern dagegen, indem sie kein Echo in ihm wachrufen, können von ihm nicht wiedergegeben werden und gehen aus dem Zustande der Bewegung in den der Ruhe über.

Da aber das Licht in seinem ganzen Wesen doch nur ein Bewegungszustand ist, so hört derjenige Theil des Lichtes, welcher in den Ruhezustand tritt, vollständig auf zu sein.

Jeder Ton hat eine bestimmte Anzahl Schwingungen in der Secunde, der tiefste Bassten macht 16 Schwingungen, der höchste Discanton 8000 in dieser Zeit; zwischen diesen beiden Extremen der musikalischen Töne liegen die Schwingungszahlen aller übrigen Töne, jedem dieser Töne entspricht eine bestimmte Spannung der tönenden Saite. Nehmen wir nun drei oder mehrere Saiten und spannen dieselben so, daß die eine 100, die andere 500, die dritte 1000 Schwingungen in einer Secunde macht, so wird jede dieser Saiten bei dieser bestimmten Spannung stets nur den ihr möglichen bestimmten Ton von sich geben können. Schlagen wir nun auf einem anderen musikalischen Instrumente, welches in einer bestimmten Entfernung von den gespannten Saiten steht, einen Accord an, der jene drei Töne dieser Saiten enthält, so werden diese letzteren, ohne berührt worden zu sein, von selbst in Schwingung kommen und jede einzelne den Ton wiederholen, der in dem angeschlagenen Accorde, ihrer Spannung entsprechend, enthalten war.

Ganz ähnlich wie dieses Mitklingen der nicht berührten Saiten durch einen von fern ertönenden Accord, wo jede mitklingende Saite je nach ihrer besonderen Spannung einen bestimmten Ton anstimmt und wiederklingt, ist auch das Verhalten der in ihrem Innern verschieden angespannten Körper der Außenwelt unter der fortwährenden Einwirkung der mächtigen Lichtaccorde, die von der Sonne mittelbar oder unmittelbar auf sie niederströmen. Alle denkbaren Lichttöne (Farben) sind in diesen der Sonne einströmenden Lichtaccorden enthalten, und jeder Körper nimmt nur den Ton auf, der seiner besonderen Bestimmung (Lichtelasticität) entspricht, und klingt nur diesen Lichttönen nach. Durch diese verschiedenartige Lichtspannung der Körper entstehen demnach die so verschiedenartigen Färbungen, die wir im Lichte an diesen Körpern wahrnehmen, und deswegen sehen wir ihre Farbe auch nur im Lichte. Je heller das Licht, desto stärker treten die Farbenunterschiede hervor, und wo kein Licht ist, da kann auch keine Farbe sein; im Finstern sind die Körper also nicht farbig, und es existirt gar kein Farbestoff. — Sowie es nun Körper giebt, welche kein Lichtelasticität, welche gar keinen Lichtton von sich geben können, wie die Kohle und andere schwarze Gegenstände, die also das Licht weder zurückwerfen, noch durch sich hindurchlassen. Diese Körper besitzen häufig jedoch noch einen Elasticitätsgrad, der ausreichend ist, um die weit weniger energischen Schwingungen der Wärme wiedergeben zu können, und der beständige Anprall der Lichtwellen mag die Wärmeschwingungen in ihnen noch steigern, woher es kommt, daß diese Körper, wenn sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, sich leichter erhitzen als solche Körper, welche die Lichtstrahlen in einer oder der andern Weise wiederzugeben vermögen. — Noch andere Körper haben eine so starke Lichtelasticität, daß sie die Lichtschwingungen noch lange fortsybriren, nachdem das Licht aufgehört hat, sie durch Bescheinen zur Aetivität anzuregen. Solche Körper werden noch nach Sonnenuntergang in die Nacht hinein leuchten können, wie die sogenannten phosphoreszirenden Körper (sanktes Holz, Diamant).

Daß die Fähigkeit Licht fortzupflanzen nicht in den chemischen Stoffen oder Elementarstoffen, welche die Körper zusammensetzen, liegt, zeigt am deutlichsten der Kohlenstoff, welcher als Diamant die höchste Lichtelasticität besitzt, während die Kohle das Licht gar nicht fortpflanzt. Aehnliches findet sich bei allen Metallen, welche in gediegener Form für das Licht schon in geringen Dicken undurchdringlich sind, während sie in ihrer Verbindung mit Sauerstoff so lichtelastisch werden, daß sie Lichtwellen mehr oder weniger vollkommen wiedergegeben im Stande sind.

Schwabendichterstreiche.

Eine Jugenderinnerung von **Ludwig Storch**.

Selbst wenn das Bild bedeutender Menschen historisch und psychologisch schon festgestellt und vom klarsten Licht beleuchtet ist, wird man gern noch einzelne Züge davin nachtragen sehen, die seine Wahrheit bestätigen und seine Treue vervollkommnen. Ich bin im Stande, einen solchen kleinen, aber höchst liebenswürdigen Zug zu Ludwig Uhland's historischem Portrait zu liefern, welcher zwar keine neuen Aufschlüsse über den vortrefflichen Charakter des als Dichter und Mensch gleich großen Mannes zu geben vermag, den vorhandnen aber vollkommen entspricht.

Ich hatte im Jahre 1826, während eines einjährigen Aufenthaltes in Leipzig, als angehender schüchterner Schriftsteller vorübergehend die Bekanntschaft eines thüringischen Landsmannes von mir gemacht, der zwar mit mir in gleichem Alter stand, auf der Schriftstellerlaufbahn aber — wenigstens wie ich damals glaubte — Riesenschritte vor mir voraus gemacht hatte, und zu dem ich mit einer Art ehrfurchtsvollem Anstaunen empor sah. Dies war der Dichter E.... G...., dessen Namen freilich heutzutage Niemand mehr kennen dürfte, der jedoch zu jener Zeit nichtsbestoweniger einiges Aufsehen machte. Er war aus Mühlhausen in Thüringen gebürtig, von armen Eltern niederen Standes und, ich weiß nicht mehr auf welche Weise, als Knabe auf das Gymnasium nach Hannover und in das Haus eines Consistorialraths gekommen, von dessen Unterstützung er gelebt hatte. Dafür hatte er mit der kleinen hübschen Tochter seines Wohlthäters ein heimliches Verhältniß gepflegt. Die beiden jungen Leute hatten, kaum zwanzig Jahre alt, die Flucht nach Leipzig ergriffen und hier ihre eheliche Verbindung ermöglicht. Herr G. hatte zu jener Zeit schon ein Trauerspiel „Graf Waltemar“ wenn ich den Titel recht behalten habe) veröffentlicht, in welchem Sachverständige ein nicht unbedeutendes poetisches Talent erkennen wollten.

In Leipzig hatte G. die Bekanntschaft H..... S..... gemacht, der kurz vorher von Göttingen gekommen war und im schönsten Liebesfrühling mit seiner nachherigen Gattin stand. S..... war mit G. in gleichem Alter, und die beiden jungen Dichter schlossen einen Freundschaftsbund, dessen schönste Blüthe ein Band „Griechenlieder“ war. Es war die Zeit der Schwärmerei für die junge Hellenenfreiheit, von der man damals nur erst die Lichtseite kannte. Die Gedichte von S..... und G. gaben dieser Schwärmerei einen würdigen schwungvollen Ausdruck und machten lokales Glück.

Die beiden Dichter hatten nicht unterlassen, ihr Werk an die damaligen Koryphäen der deutschen schöngeistigen Literatur zu schicken, und unternahmen dann eine Begrüßungsreise in das fürstliche Deutschland, wo sie in Bayreuth von Jean Paul Friedrich Richter und in Stuttgart von Ludwig Uhland auf das Wohlwollendste aufgenommen wurden. Von dieser Reise erfuhr ich sowohl durch S....., der mein Mitschüler und Freund auf dem Gymnasium zu Gotha gewesen war, als auch später von G. interessante Details, namentlich über ihre Aufnahme bei Uhland.

Ohngefähr ein Jahr später machte G. noch mehr von sich reden durch eine vorgebliche Uebersetzung noch unbekannter Gedichte Byron's, die er im „Gesellschafter“ abdrucken ließ und womit er selbst gute Kenner von Byron's Muse dergestalt täuschte, daß sie stürmisch nach den Originalen fragten. Da stellte sich heraus, daß G. der glückliche Nachahmer des Briten gewesen war. So etwas hilft. Herr G. war von nun an ein von den Verlegern gesuchter Schriftsteller. Eine bombastisch geschriebene Geschichte oder Legende der heiligen Ida mit dem gefährten Beweise, daß die Sprossen des preußischen Königshauses directe Nachkommen dieser Heiligen seien, brachte ihm ein glänzendes Geschenk des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm IV., ein. Dieses schnelle Glück machte Herrn G. der ohnedies eine starke Anlage zur Selbstüberschätzung hatte, übermüthig und dünkelhaft. Er spielte den kleinen Goethe und aufgeblasenen literarischen Mäcen gegen angehende Schriftsteller und legte es auf eine förmliche Selbstvergötterung an. In dieser Hinsicht waren die köstlichsten Anekdoten von ihm im Schwange. Unvergleichlich komisch war später Karl Herlossohn in der Erzählung und Darstellung der carikirt vornehmen Art und Weise, mit welcher er, als mittelloser entsprungener Jesuitenzögling nach Leipzig gekommen, von G. von oben nach unten behandelt worden war. Natürlich erwarb sich G. mit diesem Wesen keine Freunde.

Eine weitere Folge dieser Treibhausvornahmheit war die Unproductivität ihres Praktikanten. Unter dem Vorwande, daß er seine poetische Kraft nicht verspittern dürfe, nur einen großen Roman, an dem er arbeite, in einer Vollendung zu geben, wie die Welt noch nichts gesehen, entnahm er von Verlegern, die sich mit ihm eingelassen, Geld, ohne etwas dafür zu liefern. Dergleichen Verfahren hält nie lange aus. — Der Segen seiner Ehe war indeß rasch auf fünf kleine Häupter gestiegen. Noch während meiner Anwesenheit in Leipzig erfuhr ich belustigende Geschichten über die Art, wie er sich Geld zu verschaffen suchte, ohne zu arbeiten. So hatte er eines Tages eine nicht geringe Anzahl namhafter junger Männer, Schriftsteller, Schauspieler, Buchhändler ꝛc. zur Geburtstagsfeier seiner Frau zusammengebeten und traetirte sie sogar mit Chiorwein. Einige Tage später erhielt jeder der Theilnehmer eine hohe Rechnung mit dem Bemerken des Festgebers, er erwarte von der Generosität seiner Gäste, daß seiner Casse nicht die Zumuthung gemacht werde, die Kosten eines so schönen Festes allein zu tragen. Natürlich beeilte sich Jeder, dem noblen Festgeber den Betrag der Rechnung einzuhändigen.

Die Familie verfiel bald genug in drückende Noth, und es geschahen wirksame Schritte zu ihrer Unterstützung. Vorzüglich war es der bekannte vielseitige Schriftsteller Adolph Wagner, ein in jeder Hinsicht trefflicher Mann, der sich ihrer thätig annahm, obgleich ihm G.'s anmaßliches Wesen, wie ich aus seinem eignen Munde wußte, sehr zuwider war.

Wagner war in Bezug auf G.'s Verhältnisse mit dem ihm befreundeten Ludwig Tieck in Dresden in regem welche Unterhandlung getreten, und, wie ich glaube, in Folge derselben wurde G. veranlaßt, nach Dresden zu ziehen. Die nähern Umstände dieser Uebersiedlung sind mir freilich nicht bekannt.

Wenn sich Tieck hatte bestimmen lassen, helfend und fördernd auf G.'s Schicksal zu wirken, so bekam ihm diese Menschenfreundlichkeit in der That sehr übel; denn er sah sich bald in die moralische Nothwendigkeit versetzt, ganz und gar für die Existenz der Familie G. zu sorgen. Da nun der von seiner hohen Poetenbestimmung über und über erfüllte Familienvater zu nichts zu bringen und zu verwenden war, womit er sein und der Seinigen Leben hätte gewinnen können, so versuchte es Tieck in stiller Verzweiflung mit der Familienmutter. Wahrscheinlich ließ ihm nur die tägliche Sorge für den Unterhalt einer zahlreichen Familie zu der Ueberzeugung gelangen, die kleine niedliche Frau G. habe Talent für die Bühne und müsse bei Fleiß und Uebung eine gute Soubrette werden. Er nahm sie in die Schule und studirte ihr Rollen ein. Aber es ist bekannt, daß Tieck in dieser Richtung entschiedenes Unglück gehabt hat. Außer der Rettig hat er keine dramatische Größe gebildet, mit wie vielen er es auch versucht hat. In Bezug auf das theatralische Talent seiner Schüler befand er sich in einer steten merkwürdigen Selbsttäuschung. So erging's ihm auch mit Frau G. Die kleine Frau hatte wenigstens guten Willen, einen bessern als ihr Mann. Es war ihr ein heiliger Ernst, ihn, von dessen hohem Dichterberufe sie eben so überzeugt war, als er selbst, von der drückenden und störenden Sorge für das materielle Leben zu befreien und ihre Kinder anständig zu ernähren.

Zu jener Zeit war Franz Elsholz aus Berlin, der sich durch eine beliebte dramatische Kleinigkeit „Komm her!“ und durch ein Lustspiel „Die Hofdame“ einen schnell vorübergehenden Namen gemacht hatte, Intendant des eigentlich erst in der Entstehung begriffnen herzoglichen Hoftheaters zu Coburg, und wahrscheinlich war er als solcher nobilitirt worden. Durch seine dramatischen Leistungen war Herr von Elsholz in Verbindung mit seinem Landsmanne Tieck gekommen, und dieser suchte ihn nun zu bestimmen, Frau G. an dem neuen Hoftheater zu placiren. Nach der glänzenden Schilderung, welche Tieck dem jüngern Berliner Freunde von dem Talente seiner Schülerin machte, ging dieser mit Freuden auf den Plan des berühmten Dichters und Dramaturgen ein, freilich unter dem natürlichen Vorbehalt, „wenn die angehende Künstlerin dem Herzoge gefiele.“

Das G.'sche Ehepaar reiste nach Coburg mit den schönsten Hoffnungen und ließ seine Sprossen, unter Obhut einer Schwester der Frau und der treuen Vatersorge Tieck's anheim gegeben, in Dresden zurück. Aber die Kinder nicht allein, auch ein artiges Sümmchen Schulden, so daß jene gewissermaßen als lebendige Pfänder in Verfatz blieben. Wenn ich mich recht erinnere, nahm ein Wohlthätigkeitsverein die armen Geschöpfe in Apnung und Pflege, um sie dem doch wahrlich auch nicht in glänzenden Umständen sich befindenden Tieck nicht über dem Halse liegen zu lassen; es starb aber doch nach einigen Monaten eins der Geschwister, ein Knabe, fern von den Eltern.

Frau G. betrat in Coburg die Bretter, die die Welt bedeuten, und mißfiel zum unwilligen Erstaunen ihres Gemahls, der von ihrem eminenten dramatischen Genie eben so fest überzeugt war, wie sie von seinem poetischen, so entschieden, daß sie mit einem Geschenk entlassen wurde. Herr G. erklärte die Coburger sammt ihrem Herzog für Böotier und begab sich mit seiner Gattin nach Nürnberg, wo es ihm ebenfalls gelang ihr Auftreten zu erwirken. Aber in der fast republikanischen Stadt war der Erfolg noch schlimmer, und die Kritik der Tageblätter fiel unbarmherzig über die arme angehende Künstlerin her, und Herr G. beging die Dummheit, in einem Aufsatze, dessen Druck in ein Tageblatt er bezahlen mußte, die Nürnberger in hochfahrender impertinenter Weise über das Kunstgenie seiner Frau aufklären zu wollen. Es gab einen Scandal; Jedermann war empört über die empfangene Beleidigung, und es fehlte nicht viel, daß Herr G. öffentlich Schläge erhalten hätte. Er entging schlimmen Erfahrungen nur durch eine eilige Flucht bei Nacht und Nebel aus der Stadt am Stecken, ohne Geld, ohne Aussicht, wiederum mit Hinterlassung einiger angebundenen Bären und der unglücklichen Frau als lebendiges Pfand. Jetzt waren die Kinder in Dresden verpfändet und die Frau in Nürnberg, und wie die Dresdener an jenen, so übten die Nürnberger an dieser Barmherzigkeit. Er aber wanderte bettelnd nach Stuttgart, um mich dort aufzusuchen und meine Hülfe in Anspruch zu nehmen, der ich damals selbst nicht auf Rosen gebettet war. Dies war im Sommer 1829.

Ich war nicht wenig bestürzt, als G. mir bald nach seiner Ankunft sein ganzes Elend enthüllte und mich versicherte, er habe sein Heil einzig und allein auf mich gesetzt. Zu Uhland zu gehen, der ihn doch fünf Jahre früher so gut aufgenommen, verweigerte er geradezu.

Die Sache machte mir großen Kummer, und ich überlegte lange, was zu thun sei, um dem einst so übermüthigen, nun so sehr herabgekommenen Manne gründlich zu helfen. Zuerst gab ich ihm, was ich entbehren konnte, um die bedauernswerthe Frau in Nürnberg aus der ärgsten Bedrängniß zu reißen. Das Resultat aller meiner Liebubrationen war, ihm ein festes Engagement bei der Cotta'schen Buchhandlung zu verschaffen. Dazu konnte Cotta der Sohn, der sich mir wohlwollend gezeigt, nichts thun. So lange der Vater lebte, war er nicht beim Geschäft betheiligt. Aber Frau von Cotta, die zweite Gemahlin des alten Herrn, eine geborne Freiin von Hügel und von Geist und Herz gleich ausgezeichnet, hatte viel moralischen Einfluß und war eigentlich die Seele der Redaction des Morgenblatts. Gelang es mir, diese fein gebildete Dame für G. zu gewinnen, so durfte ich mich der Hoffnung hingeben, daß seine Lage geschient sei. Ich hatte mich schon früher dieser trefflichen Frau vorstellen lassen und war schon im Begriff ja ihr zu gehen, um für G. zu sprechen. Herr von Cotta, der Vater, war nämlich damals auf längere Zeit von Stuttgart abwesend. Nun wußte ich aus der besten Quelle, wie hoch Uhland von Frau von Cotta als Dichter und Mensch geschätzt wurde, und daß Einer, den er ihr empfahl, bestens empfohlen war. Um also ganz sicher zu gehen, entschloß ich mich, mich zuerst Uhland zu entdecken und ihn um seine Mitwirkung zu bitten. Schon hatte ich den Hut in der Hand, um zu ihm zu gehen, als mir beikam, es sei besser ihm zu schreiben, dann könne er meinen Brief Frau von Cotta vorlegen, wodurch die Sache sehr abgekürzt werde. Ich schrieb ihm also und schilderte G.'s Lage ausführlich. Der Gegenstand mochte meiner Darstellung eine lebhafte Färbung gegeben haben. Der Brief war noch keine Viertelstunde fort, als mir Uhland's Dienstmädchen eine Geldrolle mit einem Briefe überbringt, worin er mir kurz schreibt: „Ich schicke Ihnen Alles, was ich eben habe; es hilft wenigstens der brennendsten Noth ab. Mit Frau von Cotta spreche ich heute noch. Herr G. soll guten Muthes sein. Es wird und muß glücken.“

In der Rolle waren 56 Gulden. — Ich war erschüttert von dieser edlen und großmüthigen Handlungsweise, so daß mir Thränen aus den Augen stürzten. Herr G. lächelte selbstgefällig; er schien in Uhland's Liebesgabe nur die seiner eignen Dichtergröße gebührende Huldigung zu sehen.

Einige Stunden später sehe ich einen Schiebkärrner ein Eimersaß in das von mir bewohnte Haus fahren, und gleich darauf bringt mir mein Dienstmädchen folgenden Brief:

„Ich komme so eben von Uhland, wo ich Ihren Brief las. Für Abhülfe der größten Noth hat er gesorgt; ich schicke Ihnen ein Fäßchen guten Wein, damit Sie sich mit Herrn G. frohen Muth trinken. In Schwaben soll kein Dichter traurig sein. Herrn G. wird ganz gewiß gehelfen werden. Gustav Schwab."

Wie soll ich das Erstaunen und die Rührung, die mich während des Lesens überkamen, schildern! Das war wieder ein Schwabenbischterstreich, der mir die Thränen in die Augen trieb.

G. ließ nun seine Frau von Nürnberg kommen, und ich gab jetzt Beiden, wie früher ihm allein, Monate lang freie Kost und Wohnung. Auf Uhland's und Schwab's Verwendung erhielt G. noch im Herbst eine Anstellung bei der Allgemeinen Zeitung in Augsburg. Ob er sich bei Uhland und Schwab bedankt, weiß ich nicht, zweifle aber daran. Mir dankte er, indem er kleine Geldsummen, die ich bei einer dortigen Verlagshandlung stehen hatte, hinter meinem Rücken zu erheben versuchte, und bei der Abreise mit dem Vorwurfe, ich habe ihn und seine Frau nicht anständig genug bewirthet, ich sei nicht werth, einen solchen Gast, wie er sei, zu beherbergen.

Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes bei mir war er spazieren gegangen und hatte keine Feder angerührt, kein Buch angesehen, sondern nur immer von den unsterblichen Werken gesprochen, die er schreiben werde.

In seiner Stellung in Augsburg blieb er kein volles Jahr. Die Julirevolution rüttelte seinen Genius plötzlich aus der Lethargie empor. Und nie hat ein Hochrother heftigere Ausfälle gegen eine Regierung drucken lassen, als G. gegen die baierische. Sein Styl bestand eigentlich aus lauter Keulenschlägen, die vorzüglich gegen den König gerichtet waren. Das ließ sich nicht weglezugnen, es war Geist in seinem Radicalismus. Er war einer der wenigen Jakobiner des südlichen Deutschlands und hatte sich in den unteren Schichten der Gesellschaft schnell einen nicht gering zu schätzenden Anhang verschafft. Kaum war die Sturmfluth etwas verlaufen, so wurde er verhaftet, vor Gericht gestellt und wegen Majestätsbeleidigung zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt. Seine Familie fiel der öffentlichen Mildthätigkeit anheim, und wenn ich einer mir zugegangenen Sage Glauben schenken darf, so haben sich Uhland und Schwab im Stillen dabei betheiligt.

Nach seiner Entlassung wandte sich G. mit den Seinigen nach der Schweiz, wo er in der S.'schen Buchdruckerei in A. eine Anstellung als Corrector fand.

Die Leute, von welchen ich in dieser kleinen Episode zu berichten hatte, sind fast alle todt: ob G. noch lebt, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe nichts wieder von ihm vernommen. Wenigstens hat er von den Hoffnungen und Erwartungen, die er vor vierzig Jahren in so hohem Grade zu erwecken verstand, keine einzige erfüllt.

Wilhelm Bauer's unterseeische Fahrten.

Von **Fr. Hofmann.**

1.

(Mit Abbildung.)

Jetzt, nachdem für eine Erfindung unsers Wilhelm Bauer auch in Deutschland der Sieg ein vollendeter ist, nachdem er den ehemals baierischen, nun seinen Dampfer „Ludwig" aus der Tiefe von mehr als 70 Fuß gehoben, auf dem Niveau transportirt und endlich ausgepumpt und wieder flott gemacht hat — in jeder Beziehung ein Meisterwerk der Schiffsbehung, wie die Welt noch keines gesehen! — jetzt, hoffen wir, ist auch für die übrigen Erfindungen Bauer's in Deutschland das volle Vertrauen gewonnen, jetzt erst ist die Zeit gekommen, wo wir sie unseren Landsleuten vorführen können mit der Zuversicht, daß ihnen die rechte Beachtung zu Theil werde.*

Wir geben mit diesem Artikel zu der ersten Erfindung Bauer's zurück, welche die Grundlage aller späteren ist: zur unterseeischen Schifffahrt.

Die unterseeische Schifffahrt ist bis jetzt vernachlässigt worden, weil für das Hauptseevolk der Erde bis heute durch eines jener wunderlichen Gesetze, die gerade in England das zäheste Leben haben, die Ausübung derselben untersagt ist, und zwar aus dem Grunde, „weil die Submarine nicht controlirbar sei und dem Schmuggel besonders fördertich werden möchte." Im englischen Volke selbst hat sie nur vorübergehend Freunde gefunden; im Allgemeinen ist der Stolz und die Zuversicht auf die oberseeische Flotte dort so groß, daß für eine unterseeische bis jetzt das Bedürfniß noch nicht gesprochen hat.

Erst in der jüngsten Zeit wird der unterseeischen Schifffahrt wieder regere Theilnahme zugewendet. Den Anstoß dazu gab unser Wilhelm Bauer, dem die alleinige Ehre gebührt, der erste Erfinder der Submarine zu sein. Denn er ist's, der zuerst, d. h. im Jahre 1849, also lange vor der Zeit, welcher alle übrigen ähnlichen Versuche angehören, auf den Gedanken kam, das unterseeische Boot vollkommen unabhängig von der atmosphärischen Luft zu machen und ihm dadurch die selbstständige Bewegung und das Vordringen bis zu Tiefen von bedeutendem Atmosphärendruck zu ermöglichen. Das ist seine Idee, und er hat sie zuerst praktisch durchgeführt und durch 134 glückliche Fahrten auf das Vollkommenste bewährt gezeigt.

Wie in meinen Artikeln „Ein deutscher Erfinder" (1861, Nr. 41), „W. Bauer's Taucherkammer" (1862, S. 331) und „W. Bauer's Erfindungen ꝛc." (1862, S. 566 der Gartenlaube) vorläufig angedeutet ist und wie ich früher schon in Payne's Panorama des Wissens und der Gewerbe (Bd. 1, S. 207 und 309) zu erzählen Gelegenheit hatte, wurde Bauer durch einen echt patriotischen und soldatischen Trieb auf den ersten Gedanken seiner Erfindung geleitet. Wilhelm Bauer, 1822 zu Dillingen geboren, war, wie sein großer Landsmann Burgschmiet, seines Zeichens ein Drechsler, ehe er seinen höheren Weg im Leben einschlug. Ins baierische Militair eingetreten, diente er sieben Jahre bei den Chevauxlegers,

* Wir ergreifen diese Gelegenheit, um denjenigen unserer Leser, welche in den letztverganzenen Monaten noch für „Bauer's deutsches Taucherwerk" beisteuerten, die Versicherung zu geben, daß alle noch rückständigen Zuttungen über diese Gaben nun in rascher Folge veröffentlicht werden; sie werden Nachsicht mit dieser Verspätung haben, da der Raum der Gartenlaube in derselben Zeit zu vielfach in Anspruch genommen war.

Zugleich bitten wir alle unsere Leser und alle Freunde und Verehrer W. Bauer's, in ihrem Sammeleifer noch nicht müde zu werden. Nicht die eigentliche Hebung, die, nach den gemachten Erfahrungen, künftig eine ebenso rasche als verhältnißmäßig billige Operation sein wird, sondern diese Erfahrungen selbst, von der Erprobung des besten Materials zu den Apparaten, bis zu den erforderlichen Stärken aller Eisentheile, Taue, Befestigungsweisen ꝛc., haben so bedeutende Summen aufgezehrt, daß, nach der Rückerstattung der zur Ermöglichung der Durchführung der Erfindung gewährten Creditsummen und der Abzahlung der Rückstände Herrn Bauer für all sein Wagen, Ringen und Mühen von dem Erlöse für das Schiff gar Nichts übrig bleibt.

Es war ein Freudenruf durch ganz Deutschland, der die Hebung des Ludwig, den Triumphzug einer deutschen Erfindung auf dem Schwabenmeer verkündete; jeder brave Deutsche fühlte den Stolz der Ehre mit, die an der Schweizerstadt ein kühner deutscher Geist errungen; so sein wir denn auch dankbar dafür! Ruhen wir nicht, bis wir unserm Wilhelm Bauer verliehen haben, was er im vollsten Maße verdient hat, für seinen deutschen Ehrensitz eine würdige und würzige Nationaldotirung!

Freunden und Verwunderern dieser Erfindung bietet sich eine neue Gelegenheit, ihre Theilnahme durch die That zu beweisen. Ohne Zweifel ist die Hebung des „Ludwig" in der Geschichte der Erfindungen ein epochemachendes Ereigniß, das den Gegenstand der Hebung selbst zu einem historisch merkwürdigen macht. Da liegt's nahe, daß Jeder, dem die Sache am Herzen lag, gern sich im Besitz eines „Andenkens vom Ludwig" sähe. Das wünscht Hr. Bauer zu ermöglichen; er denkt hiermit alle von dem Ludwig geretteten Gegenstände und alle zur Erhaltung des Schiffs nicht nöthigen Theile desselben, vom Küchengeschirre bis zum Nagel und Hufeisen, mit seinem eigenhändigen Namenszug auf einen Zettel versehen und numerirt, zur Versteigerung an. Mögen nun aus allen Städten und Ortschaften, wo man für Bauer's Taucherwerk sammelte, die Herren Sammler und Vereinsvorsteher mit ihrer Bestellung von einer genau angegebenen Stückzahl von „Ludwigs Andenken" sich direct an „Herrn Submarine-Ingenieur Wilh. Bauer in Reichach am Bodensee" wenden; und mögen die Versteigerungen sich überall eines glänzenden Erfolgs zu erfreuen haben!

bis man, auf seine technische Begabung aufmerksam geworden, ihn zur Artillerie versetzte. Als Artillerieunteroffizier kam er mit den baierischen Truppen nach Schleswig-Holstein. Hier war es der Ingrimm über die Zerstörungen, welche die dänische Flotte ungestraft an deutschen Küsten verüben konnte, der in ihm den Entschluß erweckte, die feindlichen Schiffe durch eine Art Kriegsbrander zu vernichten. Eine Anfrage deshalb bei seinen Vorgesetzten brachte ihm einen abschlägigen Bescheid ein. Und das war gut, denn nun fann sein toger Geist auf neue Mittel, seinen Plan dennoch auszuführen, aber so, daß er auf seinem Verstümmungsorte von Niemand beobachten werden könne. Du mußt ein Fahrzeug haben, sagte er sich, das unterm Wasser fährt und keiner Verbindung mit oben bedarf. Mit diesem Gedanken sprang er über Alles, was mit dem bis dahin alleinherrschenden (sogen. eartesianischen) Princip der Taucherkammer zusammenhing, hin hinweg und forderte von seinem Tauchapparat, daß er 1) ein hermetisch verschlossener sein müsse, wodurch die in dem Raum desselben eingeschlossene Luft vor jeder Einwirkung der Wassersäulenschwere geschützt sei, daher dem menschlichen Organismus auf gewisse Zeit in jeder Tiefe zusprechend bleibe, — und daß 2) außen an dem Tauchschiffe schwimmende Hüllen, mit Sprengladung gefüllt, angebracht sein müssen, um diese an die feindlichen Schiffe zu befestigen und durch galvanische Batterien zu entzünden.

Bauer erzählt, daß, während diese Idee Tag und Nacht mit ihm herumgegangen sei und nach Gestaltung gerungen habe, er an Jütlands Küste einen Seehund habe ins Meer springen sehen. Da war die Form gefunden und blieb so. Es war natürlich, daß Bauer wegen dieser Bestrebungen viel von seiner Umgebung zu leiden, daß er wegen seiner „verrückten Gedanken“ Spott von oben und unten zu verwinden hatte; er hatte einen Dornenweg betreten, aber das Ziel war des schweren Weges werth.

Das erste Tauchschiff (der Brandtaucher) war ein deutsches, erbaut auf Kosten der schleswig-holsteinischen Armee; durch einen Tag Löhnung derselben und Zuschüsse patriotisch gesinnter Männer und der Admiralität zu Kiel wurde die Summe von 11,500 Mark dafür aufgebracht. „Leider“ — so berichtete damals der Professor der Physik, G. Karsten in Kiel — „standen bei der Ausführung der Erfindung nicht solche Mittel zu Gebote, welche das Schiff nach dem Projecte (des Erfinders) zu erbauen gestattet hätten, vielmehr mußten, um Kosten zu ersparen, wichtige Theile des Apparates durch andere, einfachere, aber auch ungenügendere ersetzt werden. Diesem Uebelstande allein ist das am 1. Februar (1851) erfolgte (im Artikel „Ein deutscher Erfinder“ geschilderte) Verunglücken des Schiffes zuzuschreiben.“ Der arme „Seeteufel“, wie die Seeleute das submarine Boot nannten, liegt, trotz der dänischen Hebeversuche in den Jahren 1855 und 1856, noch heute in seinem Wassergrabe im Kieler Hafen.

Durch dieses Kieler Mißgeschick gerade erst recht von der Richtigkeit und hohen Bedeutung seiner Erfindung überzeugt, legte Bauer dieselbe der Regierung seiner Heimath vor. Da aber Baiern sie nicht verwerthen konnte, so versah König Max den Erfinder mit den nöthigen Reisemitteln, damit er auswärts für sie Boden suche. Bauer wandte sich zuerst an Preußen und Oesterreich, wurde aber von ersterem gar keiner Beachtung, von letzterem nur einer abschläglichen Antwort gewürdigt. Gleiches Schicksal hatten Anfragen im Auslande. Da lenkte eine geistreiche hohe Frau noch einmal die Aufmerksamkeit Oesterreichs auf Bauer. Er wurde nach Triest entboten und befand dort eine Prüfung seiner Modelle vor dem Kaiser, dem Erzherzog-Admiral, der gesammten Admiralität und einer gemischten Commission, deren Ergebniß die vollkommenste Anerkennung der Richtigkeit und außerordentlichen Wichtigkeit der Erfindung war. Es sollten, nach Protokoll vom 16. März 1852, sofort 50,000 Gulden zum Bau eines Tauchschiffs, und zwar 15,000 Gulden von der Marinecommission, 10,000 Gulden von der Gesellschaft des Lloyd, 10,000 Gulden von der Triester Börse und 15,000 Gulden vom Handelsministerium in Wien, aufgebracht werden. Da gefiel es dem Herrn Handelsminister von Baumgarten, die Erfindung für einen Schwindel zu halten, „weil sie allen physikalischen Gesetzen widerstreite“, — der Widerspruch dieser Excellenz gegen die verbrieften und besiegelten Erklärungen der obersten österreichischen Autoritäten der Fachmännerschaft wirkte ansteckend, die Sache verwickelte sich in einen diplomatischen Hofknäuel, den keine Bemühung mehr lösen konnte, und auch diese Erfindung (wir erinnern an Kessel's Schraubenschiff!) ging für Oesterreich verloren.

Mit Empfehlungsbriefen von Coburg ging Bauer nun nach England, um seine Erfindung unter den Schutz des Prinzen Albert zu stellen. Dieser geistvolle Mann durchschaute sofort die Großartigkeit und Tragweite derselben, unterstützte Bauer mehrere Jahre und wandte, als die englische Regierung aus den oben angeführten Gründen jede Betheiligung an der Submarine zurückwies, ihr die Theilnahme großer Industrieller zu. Diese Herren, der Leviathanerbauer Scott Russell (sin dessen Atelier Bauer sieben Monate lang alle Pläne und Risse zum Tauchschiffe und zu einer unterseeischen Kriegsvorwerte zeichnete), Charles Fox, der Ingenieur Brunel, entblödeten sich nicht, als nicht nur Bauer's vollständige Zeichnungen, sondern auch zur Ausführung der Erfindung 10,000 Pfd. Sterl. von den Lords Palmerston und Panmure in ihren Händen lagen, dem Erfinder die Thür zu weisen, weil sie nun ohne ihn sein unterseeisches Schiff bauen könnten. So sah Bauer sich beraubt und abermals verlassen zugleich, und entrüstet über solchen „britischen Hochsinn“ kehrte er dem Lande der gekrönten Selbstsucht den Rücken. Die drei Herren bauten in der That ihr Boot, fügten aber ihrem Bau so viel Neues aus eigenem Genie zu, daß es gleich beim ersten Versuch unterging und mehreren Menschen das Leben kostete.

Als Bauer früher sich — ebenfalls vergeblich — nach Nordamerika gewandt hatte, war ihm von einem nordamerikanischen Consul der Wink geworden: wenn England die Erfindung nicht anwende, so sei nur noch von einem Lande etwas zu hoffen, nämlich von Rußland.

Diesem Wink folgte nun Bauer, und gerade dieser Schritt ist ihm am meisten zum Verwurf gemacht worden, und zwar ebenso von Nationalisten-, als von Freisinnig-Phantasten. Die Einen schrieen — als es galt, das deutsche Tauchenwerk nicht mehr mit Redensarten, sondern mit der Hand im Geldbeutel zu unterstützen —: „Wir geben nichts, denn Bauer hat seine Erfindungen (— und man leg dazu: zuerst —) dem Ausland angeboten!“ — Und jene: „Er hat sie dem Despotismus überliefert und sich dadurch der Unterstützung aller Freisinnigen unwürdig gemacht!“ — Aus letzteren Gründen vergaß sogar ein bedeutender deutscher Schriftsteller sich so weit, die Ehre dieser Erfindung lieber einem Spanier (Monturiol, der zehn Jahre nach Bauer mit seinen Versuchen auftrat) zu gönnen, weil dieser die nationale Unterstützung und die der liberalen Parteigenossen dem Regierungsanerbieten vorgezogen, als dem Deutschen W. Bauer! — Ihr gelehrten Herren, wer trug denn die Schuld, daß Bauer im Auslande für seine Erfindungen gleichsam herumbetteln mußte? Doch wohl die Vertreter der nationalen und liberalen Presse, die sich um diese Erfindung nicht bekümmerten, die sie als etwas ihrem Gesichtskreis Fremdes ihrem Schicksal überließen. Jetzt ist hoffentlich die Zeit solcher Vorwürfe vorüber: seitdem es uns so rasch gelungen ist, mit der „Gartenlaube“ mächtiger Hülfe, Bauer's Erfindungen zu einer mit seltener patriotischer Wärme erfaßten nationalen Sache zu erheben, seitdem die Nation in allen ihren liberalen Organen gezeigt hat, daß sie ihren Stolz in diese Erfindungen setzt, seitdem ist nicht nur für Bauer, sondern auch für andere deutsche Erfinder die Aussicht gewonnen, daß sie sich nicht mehr an das Ausland hinzugeben brauchen, um sich und ihre Erfindungen vor der Verkümmerung zu bewahren.

Für die Entwickelung dieser Bauer'schen Erfindung sind wir Rußland sogar Dank schuldig, denn dort wurden Bauer zum ersten Male die Mittel geboten, sein unterseeisches Boot ganz nach seinem Plane zu bauen und damit die Ausführbarkeit dieser in Deutschland bereits dem Spott preisgegebenen deutschen Idee darzuthun. Darum halten wir uns auch mit unserer Beschreibung ausschließlich an dieses Schiff, das außerdem noch existirt, aber als todt, seitdem ihm die Seele fehlt, welche die Bauer's gewesen ist. Dieser Beschreibung liegen, außer der in diesen Artikeln bereits mehrmals erwähnten Broschüre Ludw. Hauff's in München (Die unterseeische Schiffahrt ꝛc.“, Bamberg 1859), viele schriftliche und mündliche Mittheilungen W. Bauer's zu Grunde.

Der russische „Seeteufel“ Bauer's hat, wie früher der deutsche und der englische, Cylinderform. Er ist 52 Fuß lang, 12 Fuß 6 Zoll hoch und 11 Fuß breit und ganz in Eisen ausgeführt. Um einer Wasserſäule von 150 Fuß Höhe widerstehen, d. h. bis in solche Tiefe sicher vordringen zu können, ist die äußere Hülle aus Platten von $^1/_2$ Zoll Dicke, 2 Fuß Breite und 10 Fuß Länge zusammengesetzt und durch $3^1/_2$zöllige Eisenrippen von Fuß

zu Fuß verstärkt; sie bildet eine Ellipse von 11 zu 12, mit Ausnahme des Kopfes, welcher keilförmig endet und in dessen nach rückwärts schiefer Abdachung die Luke sich befindet. Um die größte Tragkraft dem Mittelstheile zu überlassen, ist der Kopf um 6 Zoll niedriger gestellt, als die höchsten Punkte des Körpers. In demselben sind nach vorne 2, nach den Seiten 2, in der Luke ein Fenster von je 2 Zoll Dicke und 9—11 Zoll Durchmesser, in Metallrahmen eingelegt. Die Fortbewegung des Bootes geschieht mittelst der Propellerschraube, die durch vier eiserne Arme vor Beschädigungen durch etwa anrennende Gegenstände geschützt ist, und die Steuerung durch die Steuerschraube. Das Triebwerk besteht aus 4 Rädern von 7 Fuß Durchmesser, eine durchlaufende Achse von $3^1/_2$ Zoll Stärke trägt die Treträder und giebt die Transmissionen der Kraft durch 2 unlösbare Stirnräder auf eine zweite Achse, an welcher sich ein konisches Rad befindet, um durch die verticale Uebersetzung die 6 Zoll über dem eisernen Boden horizontalliegende Schraubenkuppelwelle zu drehen.

In diesem Zustand schwimmt das Schiff an der Oberfläche des Wassers. Um es in die Tiefe zu zwingen, ist Zweierlei nöthig: Ballast und 3 große und ein kleiner Cylinder zur Einnahme von einem beliebigen Quantum Wasser. Es versteht sich von selbst, daß jede Thätigkeit von innen nach außen durch Stopfbüchsen vermittelt wird. Die Handhabung des Ballasts übergehend wenden wir uns sogleich zu den Cylindern. Die großen Cylinder zur Aufnahme des Belastungswassers haben 10 Fuß Länge, $4^1/_2$ Fuß Durchmesser, 1 Zoll Wandstärke, sind aus 2 Hülfen zusammengesetzt und enthalten eine Schraube von $3^1/_2$ Zoll Durchmesser. Diese 3 Cylinder können 45,000 Pfund Wasser aufnehmen, worauf die Hähne geschlossen werden, um in den Pistons der Cylinder das Wasser festzuhalten. Der kleine Cylinder (Directionscylinder) ist 5 Fuß lang, hat 14 Zoll Durchmesser und 1 Zoll Wandstärke; er setzt den Bootführer in den Stand, die Friction des Apparats im Wasser in dem gewünschten Tempo zu überwinden. Er darf nur bis 10 Kubikfuß (620 Pfund) Wasser einnehmen, weil schon 10 Pfund genügen, um den Körper von 4000 Kubikfuß Volumen in 5 Minuten einen Fuß sinken zu machen und in diesen Fällen gleichmäßig zu erhalten. Dagegen bringen ihn 2 Pfund erst in 37 Minuten 1 Fuß tiefer, 40 Pfund dagegen in 1 Minute $2^1/_2$ Fuß. Zum beliebig schnellen Steigen des Boots dienen die Forcepumpen, welche das in die Cylinder aufgenommene Wasser wieder in die See hinauspressen; umgekehrt wie beim Sinken entspricht beim Steigen die Schnelligkeit desselben dem Gewichte der ausgepreßten Wassermasse. Um den Apparat in beliebiger Tiefe verharren zu lassen, führt ihn zuerst Ueberschwere an Wasser bis zu der Tiefe, in welche man gelangen will, dann wird diese Ueberschwere ausgepreßt, und der Apparat gelangt nach kurzem Spiele in die genaue specifische Schwere.

Die vielen technischen Einzelnheiten, als hier zu weitführend, übergehend, haben wir noch Zweierlei, das unsere Abbildung zeigt, zu erklären. Am Kopf des Apparats sehen wir die Pulvermine. Sie kann 500—1000 Pfund Pulver, Bomben ꝛc. enthalten und wird durch einen im Kopf des Apparates angebrachten Guttaperchaschlauch gehandhabt und vermittelst Fuchseisens oder pneumatischer Sauger am Kiel des feindlichen Schiffs befestigt. Ihre Zerstörungskraft ist leicht erweislich.

An der Wand des Raumes sehen wir eine Thür. Sie führt in die sogenannte Taucherkammer, oder vielmehr das Tauchercabinet, um mit jener Bezeichnung unsere Leser nicht irre zu führen, da Bauer seiner zweiten, aus dem Brandtaucher hervorgegangenen industriellen Gestaltung seines unterseeischen Schiffs den besonderen Namen der Taucherkammer (vgl. Gartenlaube 1862, Nr. 21) gegeben hat. Dieses Tauchercabinet ist ein Raum am Schiff, durch welchen ein Taucher auf dem inneren Raume ins freie Meer gelangen kann, ohne daß Wasser ins Innere eindringt. Es enthält eine Thür nach innen und eine nach außen, beide in Metallrahmen schließend. In der nach außen führenden Thür befindet sich ein Ventil, um Wasser in das Cabinet einzulassen. Im Boden des Cabinets ist ein zweites Ventil, damit das Wasser aus demselben in den Kielraum des Boots ablaufe, und ein Deckel des Cabinets ist ein Luftventil, um Luft aus dem Cabinet nach dem Schiffsraume, und umgekehrt, zu führen. Der Taucher tritt in das luftgefüllte Cabinet und schließt die Thür zum Schiffsraum, öffnet das Ventil nach dem Meer hin und läßt in das Cabinet das Wasser eindringen, dann erst öffnet er die Thür nach dem Meere. Kehrt er zurück, so schließt er diese Thür wieder, öffnet das Ventil nach dem Kielraum, das Wasser fließt ab, und er kann die innere Thür nach dem Schiffsraum wieder öffnen, worauf, wenn nöthig, das Wasser aus dem Kielraum wieder ausgepumpt wird.

Hinter den großen Cylindern im Innern ist die Regenpumpe angebracht, welche das Wasser vom Kiel holt und durch eine Siebröhre von 33 Fuß Länge, zum Behufe der Luftverbesserung, in den Raum spritzt. Am Schlusse des Apparats befindet sich der Abtritt mit Pumpröhre und Schlußhahn.

So ist, in allgemeinen Umrissen dargestellt, der Apparat, dessen Bau im Mai 1855 Bauer in der Leuchtenberg'schen Fabrik zu Petersburg begann und der am 2. November desselben Jahres von der Admiralität übernommen wurde.

Der Transport des Apparates von Petersburg nach Kronstadt hat seine eigene Geschichte, die später einmal des Erzählens werth ist. Sieben volle Monate brachte die Admiralität mit 2—300 Mann an dieser Arbeit zu, um das ihr von vorn herein verhaßte Schiff nach Monaten ungefähr 1000 Schritte weit zu bringen. Nach der Rückkehr des Großfürsten Constantin, des eigentlichen Beschützers dieser Erfindung in Rußland, aus der Krim übernahm Bauer die Oberleitung des Transports und machte dadurch, daß er sein Tauchschiff binnen 24 Stunden an's Ziel dirigirte, der einträglichen Finanzspeculation der hohen Herren, denen Bauer schon während des Baues einen „Rechnungsfehler" von 16,700 Silberrubel nachgewiesen hatte, ein Ende. Am 25. Mai 1856 gab Bauer den Befehl zur Versenkung des Bootes, in welchem der Apparat durch den Canal transportirt werden war, und am 26. Mai, früh 5 Uhr, stand er auf dem Kopf seines bart am Niveau schwimmenden Seeteufels vor der Barriere des Kriegshafens von Kronstadt, und damit beginnen seine unterseeischen Fahrten in diesem Gewässer.

Erinnerungen an das dritte deutsche Turnfest zu Leipzig.

2.

Vor dem Zuge. — Zahl der Turner. — Ueberall Jubel. — Blumensträuße und Fahnenwald. — Ein Taschentuch. — Die Ausländer. — Die amerikanische Flagge. — Die Geschichte eines Landwehrmannes. — Auf dem Platze. — Leben in den Festhütten. — Die diese Wiege.

Auf die Mittagsstunde des Montags war der große Festzug angesetzt, und mit nicht geringen Erwartungen sah man demselben entgegen, da er eigentlich gleichsam der Weiheact für das ganze Fest sein sollte.

Seit den frühesten Morgenstunden strömten der Stadt Tausende von Gästen zu, welche Zeugen der herrlichen Feier sein wollten. Alle Geschäfte ruhten, weil man diesen Tag als einen Festtag in der wahrsten Bedeutung des Wortes betrachten wollte. In den Straßen wogte es auf und nieder; die herbeigekommenen Fremden stammten den reichen Schmuck der Häuser an; Turner in ihren einfachen Anzügen eilten in Massen auf die ihnen angewiesenen Sammelplätze, wo schon seit geraumer Zeit die ihrer Würde sich stets freuenden Leipziger kleinen Turnschüler aufgestellt waren, welche Standarten mit den Namen derjenigen Städte trugen, die zum Feste Turngenossen hierher gesandt hatten.

Um wenigstens hier eine kurze Uebersicht der Betheiligung zu geben, sei nur bemerkt, daß aus etwa 830 Ortschaften Turner zum Feste anwesend waren. Die deutschen Turnvereine vertheilen sich auf 15 Kreise, und unter diesen hatte das Loos die Reihenfolge beim Zuge entschieden. Dem vierten Kreise (Norden) war die erste Nummer zugefallen, und der vierzehnte Kreis (Sachsen) bildete als derjenige, in dessen Gebiete das Fest gefeiert wurde, natürlich den Schluß des Zuges. Bekanntlich hat nirgends das Turnen einen günstigeren Boden gefunden als in Sachsen; 150 Ort-

Wilhelm Bauer's Brandtaucher.

schaften des kleinen, aber stark bevölkerten Staates hatten über 5000 Festgäste gesandt; wenn man nun hierzu die Turner Leipzigs (2350) und die der nächsten Umgebung, unter dem Namen: Verband der Turnvereine des Leipziger Schlachtfeldes (2442) rechnet, so waren etwa 10,000 sächsische Turner bei dem Zuge. Hiernach war der dritte Kreis Mark und Pommern nebst dem größten Theile der preußischen Provinz Sachsen am stärksten und zwar durch 3800 Turner vertreten; der dreizehnte Kreis, Thüringen, hatte weit über 2000, und der fünfzehnte, Oesterreich, fast 1300 Turner gesandt. Der auswärtigen Festgäste waren ungefähr 16,000, und wenn man die ehrenhalber 4800 Turner Leipzigs und der Umgegend dazu rechnet, so stellt sich die Stärke des ganzen Zuges auf 21,000 Mann! Ein Festzug von gleicher Stärke war bisher wohl noch nie dagewesen, aber nicht nach seiner Größe, sondern nach seinem Wesen muß man ihn beurtheilen, und auch hierin dürfte er wohl unerreicht dastehen. Da war kein deutscher Stamm, kein einziger Staat des großen Bundes unvertreten, und alle waren in Liebe und Eintracht vereinigt.

Zur Aufstellung des riesigen Zuges war ein mächtiger Flächenraum erforderlich, und derselbe erstreckte sich nicht nur fast um die ganzen breiten Promenaden und Plätze, welche die innere Stadt umgeben, sondern einzelne Turnerkreise mußten sich bis in die Straßen der Vorstädte ausdehnen. Die Anordnung des Ganzen war jedoch so vortrefflich, daß bei dem Einrücken der verschiedenen Abtheilungen nicht die geringste Störung eintrat. Mit dem Schlage Zwölf setzte sich der Zug in Bewegung; das Gedränge in den Straßen, welche er zuerst berührte, verstummte plötzlich und machte einer fast lautlosen, erwartungsvollen Spannung Platz. Kaum hatte aber die Spitze des Zuges die Stadt betreten, so brach auch mit einem Male ein Jubel los, der keine Grenzen kannte. Von der Straße her, aus den dicht besetzten Fenstern rief man den Heranziehenden Willkommen und endlose Lebehochs zu. Die Männer schwenkten die Hüte, und Frauen und Mädchen wehten mit den Tüchern. Alle diese Freudenbezeigungen wurden aber von einem unaufhörlichen Blumenregen begleitet, der sich aus allen Fenstern herab und von den Zuschauern auf der Straße über den Zug ergoß. Kostbare Blumensträuße, prächtige Kränze wurden gespendet, und die Glücklichen, welche diese duftenden Liebesgaben auffingen, dankten mit jubelndem Gut Heil! Dieser turnerische Freudengruß brauste wie ein unaufhörlicher Donner von der Spitze des Zuges bis zu dessen Ende und war in gleicher Weise von der zahllosen Menge der Zuschauer erwidert. Wenn man aber die Straßen, durch welche der Zug ging, hinauf oder hinab sah, so flatterte es ununterbrochen in der Luft von Blumen, als wolle man damit die dahinziehenden Festgäste überschütten. Noch lange nachher bezeichnete eine breite Bahn von zertretenen Blumen deutlich den Weg, den der Jubelzug genommen hatte. Viele der schönen Blumenspenderinnen hatten in ihrer Freigebigkeit nicht bedacht, daß dieser gewaltige Zug eine Länge von fast zwei Stunden einnahm, und mit innigem Bedauern sahen Manche den reichen Blüthenvorrath doch bald erschöpft. Allein auch die Freude und Wonne kann erfinderisch sein, und so flatterte bald hier eine Bandschleife, da wieder die künstlichen Blumen des Kopfputzes auf die vorüberziehenden Turner herab, und jauchzend wurden diese Trophäen auf die Hüte gesteckt. Als in dem geschäftsleeren eines Putzwaaren-Fabrikanten dessen Angehörige ihren Blumenvorrath zu Ende gehen sahen, öffneten sie, um nicht mit leeren Händen die braven Turner vorüberziehen zu sehen, eine Waarenkiste, und nun flogen bunte wollne Häubchen, Kinderstrümpfe, Shawls und dergleichen auf die Straße hinab, zum nicht geringen Ergötzen der Zugtheilnehmer und des Beifall rufenden Publicums.

In anderen Straßen wußte man sich auf eine nicht minder erfinderische Weise bei dem eintretenden Mangel an Blumen dadurch zu helfen, daß man die vor den Fenstern stehenden Blumenstöcke hinabrung und sie den lieben Turngästen überreichte. Viele dieser duftenden Angedenken sind mit ihren neuen Eigenthümern in die ferne Heimath gewandert, und dort werden sie gewiß zur Erinnerung an das herrliche Fest sorgsam gepflegt.

Aber auch Erfrischungen wurden den in der glühenden Mittagshitze dahinziehenden Turnern in Menge gereicht. Auf der Straße drängten sich oft Männer und Frauen durch die Reihen der Zuschauer und brachten bald Wein, bald Bier als Labetrunk herbei; andre vertheilten ganze Batterien von Flaschen mit kohlensaurem Wasser. Einer der eifrigsten Wohlthäter hatte sich sogar mit einer großen Tonne Bier dicht am Wege postirt und füllte die im Zuge befindlichen großen Trinkhörner so lange, bis er traurig gestehen mußte, daß sein Vorrath zu Ende sei. Dort wurde wieder perlender Rheinwein credenzt, und oft genug sah man aus den Fenstern an langen Schnuren Flaschen mit Wein auf die Straße hinabschweben, die unten von den Turnern jubelnd in Empfang genommen und auf das Wohl der Geber und der gastfreundlichen Stadt geleert wurden.

Auch die Kinder stimmten in den Jubel ein, und rührend war es, von ihren Haren, hellen Stimmen das freudige Gut Heil! ertönen zu hören. Manche von ihnen wollten aber nicht blos unthätige Zuschauer bleiben, und mehr als einmal sah man, daß sie ihr Liebstes, bunte Spielzeug, opferten und dies den Turnern hinabwarfen, da sie glaubten, daß diese darüber eine ganz besondere Freude haben müßten.

Großen Enthusiasmus erregte es, als ein junges, reizendes Mädchen, mit oder ohne Absicht sich glaube an das erstere!, ihr Taschentuch in den Zug hinabwarf. Ein gewandter Fahnenträger fing das Tuch geschickt auf und befestigte es sofort an der Spitze seiner Fahne, wo es, wie er laut versicherte, für immer seinen Ehrenplatz behalten sollte. Aber das Tuch war auch dieses Ehrenplatzes würdig, denn es hatte Thränen der Freude und Begeisterung von den schönen Augen einer deutschen Jungfrau getrocknet. Wie Mancher trüge ein solches Kleinod nicht voll Entzücken auf dem Herzen!

Die Thränen im Auge jener lieblichen Jungfrau waren jedoch nicht die einzigen, welche dem Zuge geweiht wurden. Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß nur wenig Augen ganz trocken geblieben sind. Der Eintruck dieses Triumphzuges heiserstenter Eintracht war so überwältigend, daß sich wohl Niemand ihm ganz entziehen konnte. Selbst Solche, die noch kurz vorher das Fest ignorirt oder ihm eine nachtheilige Bedeutung abgesprochen hatten, fühlten ihren Spott besiegt, und ihre Gleichgültigkeit wurde in Theilnahme verwandelt. Ja, es war etwas Erhabenes, einundzwanzigtausend Söhne eines großen, ehrwürdigen, wenn auch zersplitterten Reiches, von reinster Vaterlandsliebe begeistert, unbekümmert um den ehrgeizigen Hader der Cabinete, sich die deutsche Bruderhand reichen zu sehen. Wo war hier, zwischen den Söhnen des Volkes, jene Kluft zu sehen, welche die Staatsweisheit wie eine häßliche, todbringende Wunde künstlich offen zu erhalten sucht?

Den Zug eröffneten die Mitglieder des Fünfzehnerausschusses und der zahlreiche Festausschuß, den in Anerkennung seiner rastlosen Bestrebungen und Mühen mancher Kranz unter donnerndem Lebehoch zugewiesen ward. — Ehe noch die 15 Turnkreise Deutschlands folgten, hatte man den Turnern des Auslands den Ehrenplatz angewiesen; doch konnte man sie nicht alle als eigentliche Ausländer betrachten, denn die Mehrzahl der Schweizer sind durch die heiligen Bande gleicher Sprache und Sitten unsere Bundesbrüder, und im ganzen großen Zuge gab es sicher nicht aufrichtigere Deutschgesinnte, als jene braven fünf Siebenbürgen, die von Kronstadt gekommen waren, um am Feste Theil zu nehmen. Sonst war noch Italien durch Pisa, Holland durch Rotterdam (10 Mann), England durch London (12 Mann), Rußland durch Dorpat und Revel, Amerika durch St. Louis und Hoboken und Australien durch Melbourne vertreten. Die Londoner hatten ihre prachtvolle Fahne mit über den Canal gebracht; Amerika wußte sich auf andere Weise zu helfen. Als der Zug nämlich durch eine der ersten Straßen passirte, sah man an einem Fenster auch eine amerikanische Flagge, welche einer Ruderbootgesellschaft junger Leute gehörte und zum Schmuck vom Boote in die Stadt verpflanzt war. Als die Amerikaner dies sahen, eilten sie aus dem Zuge hinauf in jenes Haus, erbaten sich und erhielten die Fahne, und nun wehte auch das Banner der Union im Zuge. Wohl hatte sie ein Recht auf diesen Platz, denn wie vielen bedrängten Deutschen wurden die amerikanischen Freistaaten das zweite Vaterland, und Tausende unserer Landsleute haben diese große Schuld jetzt durch ihr im Kampfe für die gerechte Sache des Nordens vergossenes Blut abgetragen.

Bei der Vorlosung der Zugreihenfolge hatte der vierte Kreis (Norden) den ersten Platz erhalten, und so gingen wie ein Mahnruf für ganz Deutschland die Schleswig-Holsteiner voran. Dieselben Männer und Jünglinge wären mit gleicher Freude auch in den heiligen Kampf für ihr mit Füßen getretenes Vaterland gezogen, und wo ist der Deutsche, der sich ihnen nicht begeistert an-

schließen möchte! Der brausende Zuruf der unabsehbaren Menge war Bürge dafür. Möge der Trauerflor von der blau-weiß-rothen Fahne beim nächsten großen Turnfeste Deutschlands verschwunden sein!

Wie viel rührende und erhebende Scenen boten sich aber auch im Publicum selbst dar! — An einer Straßenecke stand auf einer Erhöhung ein ehrwürdiger Greis mit entblößtem Haupte, das nur von wenigen Silberhaaren noch umspielt wurde. Die jüngere Rechte schwenkte mit sichtlicher Anstrengung den Hut zum Willkommen der vorüberziehenden Turner, und das Tuch in der Linken wurde oft zu den Augen geführt, die dem würdigen Alten vor freudiger Rührung übergingen. Die beiden Ordensbänder im Rocke zeigten, daß der Greis vor vielen Jahren seine Kräfte der Befreiung des Vaterlandes geweiht hatte, und bald sollte eine lebendige Erinnerung an jene gewaltige Zeit an ihm vorüberziehen. Als der Brehnaer Turnverein nahete, sah man unter den Mitgliedern desselben einen alten Invaliden in preußischer Uniform, der von zwei jüngeren Turnern geleitet daherschritt und den der endlose Jubel fast zu verjüngen schien. Wie jener Greis den alten Kriegsgenossen erblickte, da richtete auch er sich höher auf und anstatt des Gut Heil rief er mit aller Anstrengung seiner Stimme ein dreimaliges Victoria! hinüber. Zwar verschlang der allgemeine Jubel diesen Siegesruf, aber mein Freund, welcher dem Greise zunächst stand, stimmte in den Ruf mit ein, und glänzenden Auges reichte Jener ihm die zitternde Hand wie zum Danke. — „Der Ruf paßt wohl eigentlich nicht recht hierher," meinte der Greis. — „Im Gegentheil," erwiderte mein Freund, „es ist ein großartiger Sieg über die unselige Spaltung der deutschen Stämme, der heute ohne Blut errungen wird und dem hoffentlich noch andere folgen werden. Wir sollten heute alle Victoria! rufen." — „Mir kam dieser Ruf nur so unwillkürlich aus dem Herzen, als ich jenen Invaliden so mitten zwischen dem jungen kräftigen Nachwuchs daherschreiten sah." sprach der alte Herr weiter. „O, ich kenne den Mann recht wohl, 's ist ein preußischer Landwehrmann, der vor fünfzig Jahren dem blutigen Feste bei Leipzig auch mit beiwohnte. Ich habe ihn heute schon gesprochen, ehe der Zug begann. Ach ja, lieber Herr, es ist noch etwas Anderes als die Freude über Deutschlands kräftige Jugend, die mir altem Manne Thränen abpreßt, deren sich ein ergrauter Soldat doch wohl erwehren sollte. Aber die Erinnerung an jenen Einzug, dem ich als kräftiger Krieger vor fünfzig Jahren hier in denselben Straßen nach dem errungenen Siege über den Erzfeind beiwohnte, sie ist es, die mich so weich stimmt, die Erinnerung an meinen besten Freund und treuesten Cameraden, den ich hier an meiner Seite sterben sah. Es war ein furchtbarer Tag, jener 19. October 1813, überall Blut und nichts als Blut, grenzenlose Verwüstung, unendlicher Jammer! Ich war auch Landwehrmann, lieber Herr, und wir gingen genau an derselben Stelle in die Stadt ein, wo heute dieser Friedenszug sie betrat; aber damals stand dort noch ein hohes finsteres Thor, durch das wir uns hindurchdrängen mußten. Aus den Fenstern aller Häuser und in allen Straßen tönte uns auch endloser Jubel entgegen, denn man befreiete uns als Befreier; aber das waren keine festlichgeputzten Menschen, sondern bleiche, abgehärmte, hungernde Gestalten, von denen viele selbst schon dem Tode verfallen schienen. Blumen und Kränze gab es auch nicht, mit denen man uns den Weg bestreuete, aber Kugeln und Waffenstücken, die der fliehende Feind weggeworfen, lagen genug da. Die Straßen, welche wir durchzogen, wurden jedoch hinreichend bezeichnet, denn unter uns waren Viele, denen bei jedem Schritte das Blut aus den noch unverbundenen Wunden träufelte. An Schmerz und Blutverlust dachte aber in jenem Siegesstaumel kein Mensch, es war Alles vergessen, und der Donnerruf Victoria! trang hundertausendfach gen Himmel. Ich habe damals wacker mit gerufen, so schwer es mir auch wurde, denn an meiner Seite schleppte sich, von mir nach Kräften unterstützt, mein bester Camerad mühsam hin. Aus drei Wunden blutete er, zwei davon waren im linken Arm und eine Kugel hatte ihn in die Seite getroffen; ich schämte mich fast, daß ich weiter nichts als den Hieb über die Stirn — Sie sehen die Narbe noch hier oben! — aufzuweisen hatte. Mein Camerad wurde von Secunde zu Secunde schwächer, ich wollte mit ihm aus dem Gliede treten, aber dazu war er nicht zu bringen. Er habe noch Kräfte genug, meinte er, und des Sieges wollte er sich aus voller Seele freuen. Da bogen wir um die Ecke des Marktplatzes, und dort empfing uns neuer Jubel; unaufhörlich wurde den Siegern Hurrah zugerufen. Da erhob sich mein Freund plötzlich wie mit neuer Kraft, er machte sich von meinem stützenden Arme frei, richtete sich hoch auf und rief dreimal mit wahrer Löwenstimme: Victoria! Dann aber sank er neben mir zusammen; diese Anstrengung war seine letzte gewesen — mein bester Camerad lag todt neben mir! Um den Todten bekümmerten sich aber die Anderen nicht, sondern es hieß nach wie vor: Victoria! Was war auch ein Menschenleben in jener Zeit, wo der Tod seine Ernte nach Tausenden zählte!"

Welcher Contrast zwischen jenen furchtbaren Stunden und dem friedlichen Jubel am heutigen Tage! Und doch wurde jetzt wie damals ein Sieg gefeiert. Das Siegesgeschrei von heute hieß jedoch nur Gut Heil! und der Weg ging nicht durch Blut, sondern über Blumen.

Schon aber ertönte immer wieder neuer Freudenruf, der den massenhaft anrückenden sächsischen Landsleuten galt. Allgemeinen und wohlverdienten Beifall fand das Trompeter- und Trommlerchor der Knaben, welche dem Bornaischen Turnvereine zugehörten. Hatten doch auch die Leipziger Turner, welche den Schluß des Riesenzuges bildeten, aus ihrer Mitte in wenigen Wochen ein vortreffliches Trommlerchor recrutirt, und der demselben vorzutheilende schweizerische Tambourmajor warf seinen gewaltigen Stab während des Marsches handhoch in die Luft, denselben stets wieder mit bewundernswerther Geschicklichkeit auffangend.

Aber nicht solchen Einzelnheiten galt der Zuruf, welcher die Luft erschütterte, er galt dem erhabenen Ganzen, der Vereinigung deutscher Söhne aus allen Gauen des großen Baterlandes. Die Begeisterung und Liebe, die man ihnen entgegen brachte, ist gewiß die schönste Erinnerung, welche die Festtheilnehmer für alle Zeiten bewahren werden.

Die Spitze des Zuges, von Kanonendonner begrüßt, erreichte den Festplatz, während die letzten Abtheilungen von ihren Sammelplätzen sich erst in Bewegung setzen konnten. Auch auf dem Festplatze war der Empfang ein enthusiastischer, denn Tausende harrten dort schon längst der Ankommenden. Die Masse der sostbaren Fahnen ward nun oben im Mittelschiff der riesigen Festhalle angebracht und so verlieh dieser ein herrliches Ansehen. Einige Vereine trugen auffallend der ihnen noch seltenen Fahnen junge Eichbäume ihren Zugabtheilungen voran. Ein Berliner Verein führte einen kleinen Tannenbaum mit sich, der mit kleinen deutschen Fahnen geschmückt war. Wohl keine der prachtvollen Fahnen aber war zu sehen, die nicht während des Zuges mit einem oder mehreren Kränzen geschmückt worden wäre.

Auf dem großen Festplatze waren 720 Turngeräthschaften aufgestellt, und inmitten denselben befand sich der freie Raum für die Freiübungen, so wie das zu den Feuerwerkvorbungen bestimmte Steigerhaus, welches zugleich nach einer Seite einen großen Balkon für die Festredner, Preisvertheilung u. s. w. aufwies. Als nun die Turnerschaaren vereint standen, da ergriff ein Mitglied des Fünfzehnerausschusses, Dr. Goetz aus Lindenau, das Wort, um in eindringenden Worten die Bedeutung des Festes, den Werth des Turnens zu schildern, ein freies, einiges Baterland als das höchste Ziel aller Bestrebungen bezeichnend.

Unmittelbar hierauf traten über 7000 Turner zu den Freiübungen an. Ueber die ausgezeichneten Leistungen der Festturnerschaft ist bereits so viel anderwärts berichtet, daß wir hier billig darüber hingehen können. Unvergeßlich wird ohnedies der Augenblick bleiben, wo die vierzehnhundert erhobenen Arme mit einem Male an die Körper gleichmäßig niederfielen und ein Geräusch entstand, das sich am besten mit dem Knattern des Kleingewehrfeuers vergleichen läßt. Der Abend des Montags schloß mit einem Nachtmanöver der Leipziger Feuerwehr.

Komute man den Verkehr auf dem Festplatze bereits am gestrigen Tage einen freundschaftlichen nennen, so gewann er heute nur noch immer mehr an Herzlichkeit. In der Festhalle, wo des Abends Concert stattfand, hatten 6000 Menschen Platz zum Sitzen, aber die Summe der Anwesenden stieg zu jener Zeit auf das Doppelte, weil sich in dem breiten Mittelgang, an den Seiten und zwischen den Tischen ebensoviel hin und her drängten. Oft stieg der Verkehr ganz, doch da wußten die Turner schnell Rath; einer legte beide Hände auf die Schultern des Vormannes, und auf gleiche Weise ging es fort in endloser Reihe, die sich nun wie eine Schlange durch die dichte Menge leicht Bahn brach.

Die Standarten mit den Städtenamen, welche ins Zuge den betreffenden Turnern vorangetragen wurden, waren denselben sovian

überlassen, und nun sah man sie theils in der Festhalle, theils in den Restaurationslocalen auf dem Festplatze aufgepflanzt, um den Sammelplatz für die Turngenossen jener Städte zu bezeichnen. Man würde sich indeß sehr getäuscht haben, wenn man die in der Nähe einer solchen Standarte Sitzenden immer ohne Ausnahme für Söhne der bezeichneten Stadt halten wollte, denn eine solche Absonderung hätte dem Charakter des schönen Festes auch geradezu widersprochen. Es war im Gegentheil eine fortwährende fröhliche Wanderschaft, auf welcher man dem ganzen deutschen Reiche seinen Besuch machte, und überall sah man, wie sich der Norden mit dem Süden und wie sich Ost und West verbrüderten. Die wenigen Tage des Beisammenseins wollte man nützen, um sich Alle zu Freunden zu machen; denn wie bald lagen ja wieder Hunderte von Meilen trennend zwischen den hier so eng vereinten Festgenossen! Wie begeistert aber wurden überall, wo sie sich nur zeigten, die hervorragenden Männer der Wissenschaft, der Dichtkunst und der Volksvertretung aufgenommen! Die Schleswig-Holsteiner besonders waren es, die nicht müde wurden, den Größen deutschen Geistes ihre Huldigungen darzubringen; sie glaubten dadurch am eindringlichsten das ganze Brudervolk zu ehren.

Immer inniger war aber auch der Verkehr zwischen den lieben Gästen und ihren glücklichen Wirthsleuten geworden, und wo man nur trage, überall hörte man die herzlichsten Versicherungen gegenseitiger Zufriedenheit. Auf dem Festplatze suchte man sich auf und war glücklich, wenn man sich fand, um auch hier einige Stunden gemeinschaftlich verbringen zu können. War dann die Mittagsstunde gekommen, wo der Platz sich leerte, dann suchte man wieder das gastliche Obdach auf, sich freudig der herrlichen Eindrücke des Tages erinnernd. War aber ein Turner, dessen zögernder Schritt in den Straßen die Unkenntniß der fremden Stadt verrieth, so brauchte er den Heimweg nicht erst bittend zu erfragen, sondern auf der Stelle waren heimkehrende Bewohner der Stadt bereit, die fremden Gäste bis an Ort und Stelle zu bringen.

Es war jedoch nicht allein die Stadt, welche sich so bereitwillig zur Aufnahme der fremden Turner erboten hatte, auch die umliegenden Dörfer wetteiferten hierin mit der großen Nachbarin auf die edelste Weise. Diese Dörfer gleichen aber sowohl an Ausdehnung als an Bauart ansehnlichen Landstädtchen, und die dort einquartierten Turner waren über den festlichen Empfang und die reiche Ausschmückung in jenen Dorfschaften nicht wenig erstaunt. Mehrere dieser Dörfer, besonders aber Eutritzsch, hatten zur Nachtzeit auf dem ganzen Wege von der Stadt an in gewissen Entfernungen eben so Kreuzwegen Posten aufgestellt, welche die heimkehrenden Turngäste zurechtwiesen, gewiß eine anzuerkennende Opferfähigkeit, die solch ein Nachtwachpostsen voraussetzen läßt.

Ein ebenso origineller als komischer Aufzug versetzte am Dienstag diejenigen, welche so glücklich waren, ihn beobachten zu können, in die größte Heiterkeit. Es wird gewiß Niemand auffällig erscheinen, daß sich unter den sechszehntausend fremden Turnern eine ziemliche Anzahl befanden, die trotz des Turnens einen ganz beträchtlichen Leibesumfang zeigten und die vielleicht das Turnen theilweise als wirksames Gegenmittel der Körperfülle betrachteten; im letzteren Falle war freilich von einem großen Erfolge bei den Betreffenden noch nichts zu bemerken, wenn man nicht Einsicht in die Gewichtaufzeichnungen ihrer Vergangenheit nehmen konnte. Jeder dieser dicken Herren hatte daheim wahrscheinlich gesürchtet, er möchte der einzige dicke Turner sein, der zum Feste in Leipzig erscheinen würde, und man kann sich deshalb auch die Freude und Beruhigung jedes Einzelnen vorstellen, als er unter den Turngenossen noch eine ziemliche Anzahl dicker Leidensgefährten antraf. Da nun gemeinschaftliche Leiden die Herzen fast noch rascher binden, als gleiche Freuden, so wird ein rasch geschlossener Sonderbund der Dicken leicht erklärlich scheinen. Der Gewichtsgitte unter ihnen, ein trotz seiner gewaltigen Körperfülle ungemein lebendiger und heiterer preußischer Gutsbesitzer, hatte schon am Montage den Plan gefaßt, die zum Feste anwesenden wohlbeleibten Turner auf einem Platze zu versammeln, und man hatte für den nächsten Morgen den unmittelbar vor dem Polizeiamte gelegenen Raschmark bestimmt. Hier war nun eine Brückenwage aufgestellt und das Minimalgewicht, welches zum Eintritt in die „dicke Riege“ berechtigte, auf 180 Zollpfund festgesetzt. Jeder erscheinende Aspirant mußte sich der Gewichtsprüfung unterziehen; die Minderwichtigen wurden von dem dicken Gutsbesitzer der Ehre, in die dicke Riege eintreten zu können, für unthelhaft erklärt, denjenigen aber, die 50 oder gar 100 Pfund Uebergewicht aufwiesen, wurden die Ehrenplätze zugetheilt, und dann setzte sich der ganze Zug, der 40 bis 50 Mann zählen mochte, unter dem Jubel der Zuschauer in Bewegung hinaus nach dem Festplatze, wo sie im Schweiße ihres Angesichtes anlangten. Die von ihnen spöter abgelegten Proben turnerischer Befähigung sollen zum Theil die Aberraschendsten Resultate ergeben haben; noch mehr aber erwarb sich ihr liebenswürdiger Humor Aller Herzen, und man wurde lebhaft an Sitten erinnert, als einer der dicken Herren sich auf ein Faß setzte und mit diesem auf den Schultern von vier seiner kräftigen Genossen in Triumph über den Festplatz getragen wurde, wobei er in improvisirten Versen der Feststadt und der Turnerei, das mächtige Trinkhorn schwingend, ein Hoch brachte.

Kleiner Briefkasten.

B. in L. — Gesuche um Zulassung zur deutschen Seemannsschule in Hamburg, so wie um Mittheilung der Aufnahmebedingungen, Prospecte ꝛc. sind an den Vorstand der Anstalt unter der Adresse: „An den Vorstand der deutschen Seemannsschule in Hamburg, zu Augsten in Hommer's Hotel“, zu richten.

M. E. Sp. in Sch. (Baiern.) — Sie beschweren sich bei uns, daß Ihnen seitwebl, wie auch Anderen die „Gartenlaube“ von der heutigen Post nicht selten zu spät zugestellt wird, und theilen uns den Grund hierwon in der Ihnen auf Ihre bedaßlige Reclamation gewordenen Antwort mit, dahin lautend, „daß der Postexpeditor — ohne wirklicher Misleser zu sein — immer ein Exemplar selbst lese und es hierauf erst dem Abonnenten zustellen lasse.“ Wenn solche Ungedörigkeit in einer geordneten Postverwaltung, wie wir sie bei Ihnen annehmen, noch vorkommt, so haben Sie sich bei den betreffenden vorgesetzten Behörde selbst zu beschweren, oder wenn Sie wünschen, daß wir diesem Missstande abhelfen, so müssen wir um Nennung des Namens des betreffenden Beamten bitten, um ihn als solchen Verwalten entweder verklagen, oder, Behufs gehöriger Courrole Seitens des Publicums, hier namhaft machen zu können. Die „Gartenlaube“ erscheint regelmäßig Freitags und muß durch die dortige Post spätestens am darauf folgenden Sonntage in Ihre Hände kommen.

J. L. in Nürnberg. Ihr Brief ist Herrn Bauer mitgetheilt.

M. R. in Ostrab. In dieser Beziehung: Ja!

H. E. in Gotha. „Die Rache“ steht zur Verfügung.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Bibel.

Für denkende Leser betrachtet

von

Gustav Adolf Wislicenus.

11 -12 Lieferungen in groß Octav à 7½ Ngr. Lieferung 1 ist bereits erschienen.

Die gegenwärtige Verwirrung in religiösen Dingen wirkt sowohl innerlich als äußerlich hemmend ein, schwächt die großen Bestrebungen der Zeit ab, und hindert den Einzelnen, mit sich selbst in Einklang zu kommen. In der hier erscheinenden Schrift werden die Geschichten und Lehren der Bibel dargestellt und betrachtet, mit vollgerechter Würdigung der Vergangenheit, aber auch in unbedingter Wahrheitsliebe. Sie ist keine neue Auflage des vor bereits zehn Jahren erschienenen Bibelwerks desselben Verfassers, sondern eine durchaus neue Arbeit. Nur in Betreff der Grundsätze steht sie wie jene auf dem Boden der Wissenschaft, vor der die Bibel eine Erscheinung der Geschichte, ein Glied in der Kette menschlicher Geistesentwickelung ist, in welcher Eigenschaft sie keine Ausnahmestellung einnimmt, sondern ebenso wie andere Bücher dem Urtheile der denkenden Menschen unterliegt. Die bekannte, gemeinverständliche Darstellungsweise des Verfassers macht das Werk zu einer populären Erscheinung, die dem ganzen denkenden deutschen Volke willkommen sein muß.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 36. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Echte.

Eine Geschichte aus dem alten Lande.

Von **Ernst Willkomm.**

1.

Am linken Ufer der Niederelbe, zwischen den schiffbaren Küstenflüssen Este und Schwinge, liegt ein ungewöhnlich fruchtbares Stück Erde, das „alte Land". Wohlerhaltene, festgebaute Deiche schützen es gegen die häufig wiederkehrenden Sturmfluthen der Nordsee, wie gegen Ueberschwemmungen der kleineren, das Land in zahllosen Krümmungen durchschneidenden Flüsse, an denen entlang die Bewohner der großen, volkreichen Dörfer sich angesiedelt haben, die sich in Sprache, Sitte, Gewohnheit, Hauseinrichtung und Beschäftigung von ihren nächsten Nachbarn vielfach unterscheiden.

Schon der Name dieses merkwürdigen, von der Natur reich gesegneten Landstriches zeugt für sein hohes Alter. Aus noch vorhandenen Ueberbleibseln alter Urkunden und aus Bruchstücken längst vergessener Chroniken läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß diese fruchtbare Marschgegend des linken Elbufers schon vor Christi Geburt eingedeicht und bebaut war, während ringsum alles übrige Land noch wüst lag und ein unurchdringliches Chaos von Sumpf, Schilf und Moor bildete.

Stolz auf das hohe Alter ihrer Heimath nennen sich noch heutigen Tages dessen Bewohner „Altenländer" oder in der überall an der Niederelbe gebräuchlichen plattdeutschen Mundart „Ohlander", während sie die ihnen zugehörende Erde „dat ohle Land" heißen.

In den angrenzenden Districten, sowie in ganz Nordwestdeutschland ist der Name „Obst- oder Kirschenland" für dasselbe noch mehr im Gebrauch, und damit wird zugleich die Gewerbsthätigkeit der Obstländer prägnant bezeichnet. Die langen Dörfer des „alten Landes" liegen nämlich in einem dichten, undurchdringbaren Walde von Obstbäumen, unter denen wieder der Kirschbaum die Hauptrolle spielt. Mit Ausnahme eines nur kleinen Bruchtheiles seiner Bevölkerung lebt Jedermann vom Obstbau, indem er nicht nur die größte Sorgfalt auf Pflege und Zucht seiner Pflanzungen verwendet, sondern auch deren reichen Ertrag nah' und fern, auf dem Festlande wie zur See in eigner Person verhandelt.

Etwa in der Mitte dieses interessanten Ländchens, nahe den Ufern der Lühe, wohnte vor längerer Zeit der Baumhofsbesitzer Osten, ein auerkannt reicher Mann, der nicht allein Eigenthümer eines der größten und ältesten Baumhöfe war, wie man die umfangreichen Obstgärten nennt, sondern auch noch drei schön getheerte, schnell segelnde Ewer besaß, die auf der Lühe an der Grenze seines Hofes vor Anker lagen. In diesen Fahrzeugen pflegte er alljährlich die von ihm erzeugten Früchte, die er nach Hunderten von Centnern zählte, mit Verwandten und Angehörigen zu verschiffen.

Osten selbst segelte gewöhnlich nach Hamburg, wo er alte Verbindungen besaß und stets gute Geschäfte machte. Ein jüngerer Bruder aber, der in früheren Jahren Seemann gewesen war und als solcher mehrere Male beide Indien besucht hatte, unternahm in Begleitung zuverlässiger, mit dem Seewesen ebenfalls vertrauter Landsleute weitere Seereisen nach Holland, England, Dänemark und Rußland. Am liebsten besuchte er, wenn die Oesterute recht gut aussiel, St. Petersburg, weil er in der großen Residenz des russischen Kaiserreichs stets die einträglichsten Geschäfte machte.

Die Gebrüder Osten, von denen der ältere, Heinz, verheirathet, der frühere Seemann, Jobst, aber noch Hagestolz war und es auch zu bleiben gedachte, lebten in glücklicher Einigkeit und bewohnten ein und dasselbe Haus mit einander. Dieses Haus lag hinter dem Deich in fruchtbarster Marsch und bot, von dem Verbindungswege aus gesehen, der auf der Deichhöhe fortlief, zwischen dem Segen der vielen Obstbäume in dem malerischen Ziegelschmuck seiner Wände, die bald verschobene Vierecke, bald andere Figuren, wie der Ohlander sie nun einmal von Alters her liebt und noch jetzt beibehält, einen gar stattlichen Anblick dar, besonders seit er beide Giebelenden mit glänzend gescheuerten neuen Schwanenhälsen hatte versehen lassen, wie sie jedes Haus im alten Lande statt der getreuen Pferdeköpfe trägt, die man erst auf der Geest wieder findet.

Heinz Osten hatte sich ungewöhnlich spät verheirathet, d. h. erst in seinem dreißigsten Jahre. Seine Ehe war aber eine glückliche und galt im ganzen Orte für eine musterhafte. Ihr waren innerhalb zehn Jahren zwei Söhne und eine Tochter entsprungen, von denen die Tochter, Dorthen, an ihrem sechszehnten Geburtstage für eins der schönsten Mädchen im ganzen alten Lande gelten konnte.

Man wollte indeß wissen, daß Heinz Osten nicht immer ein so musterhaftes Leben geführt habe, als nach seiner Verheirathung mit der wohlhabenden, jungen und unbescholtenen Tochter eines Seefahrers, der gleich ihm Besitzer eines großen Baumhofes war und sich, als er des Umherschweifens auf dem Meere müde geworden, auf seinem schönen Erbe zur Ruhe gesetzt hatte. Das Sprüchwort „Jugend hat nicht Tugend" mochte wohl mit einigem Recht auf den älteren Osten angewendet werden können. Heinz persönlich kümmerte sich aber wenig um das Gerede der Leute. Er war nicht allein ein reicher, er war auch, gewisse Kleinigkeiten,

die im Herkommen wurzelten, abgerechnet, ein vorurtheilsfreier Mann. Außerdem that er redlich seine Pflicht, ließ sich als Mensch und Staatsbürger nichts zu Schulden kommen, und brauchte daher Niemand zu fürchten.

Um Pfingsten, nach Dorthens Confirmation, als eben die Obstbäume des ganzen alten Landes in voller Blüthe standen und süßes Aroma durch die Baumhöfe fluthete, schritt eines Abends eine ärmlich gekleidete Frau den Deichweg entlang. Um den Kopf trug sie ein buntes Tuch gewunden, das beide Augen beinahe bedeckte. Ein junger, frammer Bursche von etwa achtzehn Jahren führte die Frau und zählte die quer über den Deich laufenden Gitterthüren, die oft den Weg sperrten, sich aber leicht öffnen ließen und auch von Jedermann ohne Umstände geöffnet werden. Jede solche Gitterthür bezeichnet nämlich die Grenze oder den Anfang eines neuen Besitzthumes, denn alle in der Marsch belegenen Häuser mit ihren Baumhöfen erstrecken sich über den Deich hinaus an den Fluß, wo die Fahrzeuge der verschiedenen Eigenthümer, von Obstbaumästen überschattet, vor Anker liegen.

Schon aus dem unsichern Gange der Frau ließ sich errathen, daß sie blind sein müsse.

„Dreißig!“ sprach jetzt der junge Mensch und streckte die Hand nach der nächsten Thür aus, um diese zu öffnen.

Die Frau blieb stehen und wandte sich der Flußseite zu. Das Abendroth umhüllte die Tausende blühender Bäume mit Purpur und hauchte auch auf die erschlafften und gealterten Züge der Blinden die Reflexe der Jugend.

„Hast Du auch recht gezählt, Heiny?“ fragte sie dann und seufzte leise auf.

„Ganz genau, Mutter!“

„Wie sieht das Gitter aus?“

„Sehr fauber . . . auf dem Thorwege verziert es eine vergoldete Kugel.“

„Und das Haus in der Tiefe?“

Heiny beschrieb es so genau, daß die Blinde von einem leichten Zittern befallen ward.

„Es ist das gesuchte,“ sprach sie, ihren Mund dicht an das Ohr des Sohnes haltend. „Führe mich nun die Stiege hinunter zum Fluß. Dort muß es schattig sein, und Niemand sieht uns. Schiffe kommen jetzt nicht von der Elbe herauf, denn wir haben Tiefebbe, und die Besitzer der Baumhöfe gehen um diese Zeit mit ihren Leuten zu Tische. Das ist die beste Zeit, Dich zu unterweisen. Merk' aber genau auf meine Worte, denn unser Glück hängt davon ab!“

Der Sohn that, wie die Mutter ihm sagte. Unbemerkt gelangten Beide durch ein Labyrinth auch noch an der Deichböschung wachsender und jetzt mit Millionen Blüthen überfäeter Obstbäume bis zum kleinen Hafen des Fleckens, auf dessen seichtem Wasser ein Ewer, halb in Schlamm gebettet, lag. An dem breiten, mit farbigen Schnörkeln ausgeputzten Spiegel des Fahrzeuges stand in großen goldenen Buchstaben das Wort „Fidncia“ geschrieben. Es war ein dem Baumhofsbesitzer Ossen zugehörendes Schiff.

Unter einem gespaltenen, breitästigen alten Apfelbaume, der an verschiedenen Stellen mit grobem Segeltuch umwunden war, damit er noch einige Jahre Früchte tragen möge, setzte die blinde Frau sich an die Erde. Heiny lehnte neben ihr an dem kranken Stamme. Die Blinde sprach lange und mit tiefer Bewegung, doch so leise, daß der Sohn sich anstrengen mußte, damit ihm keins ihrer Worte verloren gehe. Ein paar Mal steckte die Frau, und Thränen entrannen den lichtlosen Augen. Heiny's gebräuntes Gesicht aber röthete sich vor Zorn oder Grimm, und seine lebhaften braunen Augen schossen nach der Höhe des Deiches trotzige Blicke.

„Hast Du mich auch vollkommen verstanden?“ fragte die Blinde am Schlusse ihrer Auseinandersetzung.

„Du darfst Dich ganz auf mich verlassen,“ erwiderte der Sohn entschlossen. „Was willst Du, daß ich thun soll?“

„Das Elend Deiner Mutter rächen!“

Heiny reichte der Blinden seine Hand.

„So sage Mutter, was ich beginnen soll.“

Die Mutter zog den Sohn näher an sich und raunte ihm ganz leise Worte in's Ohr.

„Gut, wenn es finster ist und Alles schläft!“ fügte sie etwas lauter ihrer Weisung hinzu. „Ich warte auf Deine Zurückkunft am dritten Gitterthore von hier flußabwärts. Dort auf der Flußseite steht eine uralte Linde. Sie ist hohl und dient mir als Schlupfwinkel. Wenn ich mich in der Höhlung niederkauere, bemerkt mich Niemand. Führe mich dahin, sobald die Häuser und Gärten in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen sind. Also nochmals: gieb Acht! Auf der Hausdiele links ist ein Fenster. Dies riegelst Du vorsichtig auf, langst hinein und nimmst den Schlüssel. Der Deckel der großen Truhe im Hinterzimmer, das gerade vor Dir liegt, läßt sich leicht heben. Das Kästchen steht auf der rechten Seite vorn in der Ecke. Nimm es vorsichtig auf, damit Du kein Geräusch machst! Ueberbringst Du mir dasselbe wohlbehalten und mit seinem ganzen Inhalte, so sind wir gerettet, und den schlechten Mann ereilt, ehe er es ahnt, die gerechte Strafe für seine Sünden und Verbrechen!“

Eine Stunde später hörte man in der Ferne eine Uhr schlagen. Heiny zählte neun Glockenschläge.

„Ich glaube, es ist jetzt so dunkel, daß wir nicht mehr gesehen werden können, Mutter, wenn wir behutsam hinter den Bäumen nach dem Ort Deines Verstecks fortschlüpfen,“ sprach er. „Bist Du bereit?“

„Führe mich.“

Der Sohn ergriff die Hand der Blinden und geleitete sie zu dem hohlen Lindenstamme.

„Laß die Gitterthüren auf dem Deiche nicht laut zufallen!“ rief sie dem Fortgehenden mit halber Stimme nach. „Man könnte leicht aufmerksam werden und Verdacht schöpfen. Ich vertraue Dir ganz, Heiny. Du bist ja ein kluger gewitzigter Bursche.“

Der Sohn entfernte sich ohne Antwort, überschritt den Deich, öffnete und schloß lautlos jede Pforte, die er passiren mußte, und stieg dann in die Marsch hinab, wo er auf schmalem Stege dem größten der sauber gehaltenen Häuser sich näherte, die hier neben einander, nur durch Hecken und Bäume geschieden, im Frieden der warmen Frühlingsnacht ein schönes Bild ländlichen Glückes und Wohlstandes darstellten.

Nach einer kleinen Weile schon tauchte die geschmeidige Gestalt des flinken Burschen wieder am Fuße des Deiches auf, dessen Böschung er jetzt in hastiger Eile erstieg. Auf dem Rückwege zum Versteck der Mutter vergaß er in der Aufregung deren Warnung, und ziemlich geräuschvoll schlug eine der Gitterthüren hinter ihm zu. Unten in der Marsch hellte verdrießlich ein Hund, schrieen aber sogleich wieder still.

Die Blinde lag mit dem Kopf auf die Erde gebeugt, als Heiny zu ihr trat.

„Gefunden!“ rannte er ihr triumphirend zu und schüttelte das Kästchen vor ihrem Ohr.

„Gut, sehr gut!“ sagte die Mutter, und ein boshaftes Lächeln glitt über ihre fahlen, unsühnen Züge. „Nun ist er nur noch ein halber Mensch; denn wo Jemand seinen Schatz hat, da hat er auch sein Herz! Komm, Heiny! Bald wird die Fluth eintreten. Der Schiffer warnet nicht auf uns, wenn wir nicht pünktlich sind, und morgen früh bei Sonnenaufgang müssen wir in Hamburg sein.“

Das Kästchen in ihrer dürftigen Kleidung verbergend, schritt die Blinde an der Hand des Sohnes den Deich entlang, der Elbe zu, deren Ufer sie nach einstündiger Wanderung unangefochten erreichten.

2.

Ein Jahr später, im Herbst, brachte Ossen zwei volle Schiffsladungen des ausgesuchtesten Obstes nach Hamburg. Die Obsternte war so ungewöhnlich ergiebig ausgefallen, daß der Ertrag selbst sogenannte gute Obstjahre fast um das Doppelte übertieg. Trotzdem aber verstanden die schlauen Obsländer aus diesem großen Segen Vortheil für sich zu ziehen, indem es ihnen durch allerhand geschickte Manöver glückte, die Preise ziemlich lange hoch zu halten.

Wenn der Obstbauer aus dem alten Lande gute Geschäfte macht, ist er, obwohl von Haus aus jedem Luxus und thörichter Verschwendung entschieden abhold, doch gelegentlich nicht abgeneigt, sich und den Seinen einen besonderen Genuß zu gönnen.

Heinz Ossen war mit Frau und Kindern nach der großen Welthandelsstadt gekommen und hatte gut verdient. Die weiten Taschen seiner maschenfernen Beinkleider staken voller blanker Thaler. Er trat in mehr als einen der glänzenden, lockend aufgeputzten Läden, um Kleiderstoffe zu kaufen, wie Frauen und Mädchen im alten Lande dem Herkommen gemäß sie tragen, und so genau er sonst im Handel war, heute zahlte er, ohne lange zu feilschen, ja die Ausgaben selbst schienen ihm Vergnügen zu machen.

Nach beendigten Einkäufen erklärte Osten den Seinigen, daß sie nunmehr „nobel“ leben und den übermüthigen Hamburgern zeigen wollten, wie es einem rechten Ohlländer auf eine Hand voll Geld nicht ankomme. Es dunkelte bereits, und Heinz Osten schlenderte mit Frau und Kindern so lange am Jungfernstige umher, bis er die Firma entdeckte, von der ein lebenslustiger Freund und Landsmann viel Interessantes erzählt hatte. Es war ein berühmter Delicatessenkeller, in dem man vortrefflich, nur etwas theuer speiste.

Der reiche Ohlländer suchte sich das bequemste Sopha in dem brillant erleuchteten Speisesalon aus, dessen Wände zur Hälfte fast mit den kostbarsten Spiegeln bekleidet waren, und ließ auftragen, was sein Herz wünschte. Rothwein feinster Sorte, der theuerste Rheinwein, der auf der Karte notirt war, und der beste Champagner fehlten dem splendiden Mahle nicht, und es währte nicht gar lange, so kam das lebhafteste Gespräch in Gang, da bald auch Landsleute, die ein gleicher Instinct in den Keller führte, sich zu der Familie Osten gesellten.

Es war ein Bauernhofbesitzer aus dem benachbarten Mittelkirchen mit seinem erwachsenen Sohne, der als Capitain auf einem Hamburger Schooner fuhr. Vor wenigen Tagen erst war der kräftige, schlanke Mann, in dessen schmalem Gesicht ein paar kluge und feurige Augen glänzen, aus Bombay zurückgekehrt. Sein heiteres Wesen und seine anmuthigen Erzählungen gefielen allgemein. Am aufmerksamsten aber hörte doch Dorthen zu, die mit thautropfenklaren blauen Himmelsaugen zu dem jungen Capitain aufblickte und dabei zwei Reihen der tadellosesten Zähne zwischen den rosigen Lippen sehen ließ.

„Einen lustigen Spaß muß ich noch erzählen,“ bob Moritz Krahn nach einem kleinen Intermezzo, das durch Anstoßen und Trinken entstanden war, von Neuem an, Vater Osten, der heute kein Maß zu kennen schien, sein leeres Kelchglas hinhaltend. „Auf der letzten Reise hin ich den Engländern hinter einen Pfiff gekommen, den wir ihnen ablernen müssen. Ich habe mir auch schon vorgenommen, mit meinem Rheder zu sprechen. Schon aus Dankbarkeit muß er mich und dadurch mittelbar alle Ohlländer unterstützen!“

„Was?“ fiel Osten ein. „Dein Rheder soll uns im alten Lande unterstützen? Das ist nicht nöthig, und das werde ich nicht dulden!“

Er schlug mit der Faust so hart auf den Tisch, daß es dann durch den Keller dröhnte.

„Hört mich nur an, Vater Osten, und Ihr werdet Euern Sinn bald ändern,“ fuhr Capitain Krahn fort. „Seit zwei, drei Jahren haben wir uns Alle den Kopf zerbrochen, was den Englischman wohl bewegen kann, uns conniverweise die unreifen Kirschen abzukaufen. Unsere Ahnehmer in anderen Ländern und zumal die Hamburger machten uns das erste Mal Molesten, als wir trotz des großen Kirschensegens ihre Bestellungen doch nicht ausführen konnten. Jetzt weiß ich, wo die unreifen Kirschen bleiben.“

„Nun, wo denn?“ fragte der Vater des Capitain, der bei einer so wichtigen Geschäftsangelegenheit nicht weniger interessirt war, als Osten. Letzterer sah Moritz Krahn nur ungläubig an und leerte gemächlich sein Glas.

„Nach Indien schafft sie der speculative Engländer,“ fuhr der Capitain fort, „zuvor aber thut er sie in schön geformte Büchsen, zuckert sie tüchtig und verkauft sie den vornehmen Indern als etwas ganz Apartes für enorme Preise. Sobald wir das Geheimniß der Zubereitung erfahren, brauchen wir Englands Vermittelung nicht, nun uns für unreife Kirschen von den indischen Nabobs Hände voll Gold bezahlen zu lassen. Dazu gerade soll mein Rheder, der mit allen Engländern zusammenhält, mir behülflich sein. Eine gute Provision können wir Jedem gern im Voraus zusichern.“

„Du bist ein Goldjunge, Moritz,“ sprach Osten und stieß mit dem gewissen jungen Manne, der eine so wichtige Neuigkeit aus dem fernen Indien mit nach Hause brachte, lebhaft an. „Wir müssen uns näher kennen lernen! Wann löschst Du Deine Ladung und wann musterst Du ab?“

„Innerhalb der nächsten acht Tage.“

„Dann kannst Du gleich in meinem Ewer „Fiducia“ die Lühe hinaufhexen und auf ein paar Tage Wohnung bei mir nehmen. Ich denke, Dein Vater sagt nicht Nein!“

Osten's Augen glitten dabei mit schlauem Blick von seiner schönen Tochter auf den Capitain und von diesem zu dem alten Krahn, an dessen grauen Wimpern sie fragend hängen blieben. Dieser bewegte bestimmend das graugesprenkelte Haupt und blickte Osten wo möglich noch schlauer an. Beide Männer verstanden einander, rückten sich näher und verriethen sich in ein leise geführtes Gespräch, während die Kinder Osten's sich lebhaft mit dem Capitain unterhielten, der unterß nur Augen für das schöne, rosige Dorthen zu haben schien.

Als die Gesellschaft ziemlich spät das interessante Kellerlocal verließ, war zwischen Osten und dem alten Krahn in Bezug auf eine Verbindung ihrer Kinder bereits Alles in's Reine gebracht. Es fehlte nichts weiter, als daß der Capitain in landesüblicher Weise um das junge Mädchen warb, daß dieses seine Zusage vor Zeugen gab und das herkömmliche Verlobungsgeschenk aus der Hand des Bräutigams entgegennahm.

„Zehntausend harte Thaler gebe ich dem Kinde baar mit,“ flüsterte Heinz Osten dem Vater des Capitain auf dem Heimwege in's Ohr. „Ich habe Glück gehabt, seit ich früheren Thorheiten entsagte und dem Willen meines verstorbenen Vaters mich fügte. Es sieht mir anfangs freilich schwer, und ich machte mir auch manchmal Gedanken darüber. Später, als ich mich frei wußte, verlor sich das, und mit dem Glücke zog auch ein heiterer Sinn in mir ein. So soll's bleiben, will's Gott, und damit ich mir selbst keine Vorwürfe zu machen habe, denke ich bei Zeiten auch an die Zukunft meiner Kinder. Schade, daß Du keine Töchter hast! Meine Jungen sind nicht die Schlechtesten, und was arbeiten heißt, verstehen sie.“

Krahn brummte schmunzelnd, drückte dem Vater Dorthens nochmals zustimmend die Hand und verließ ihn endlich unters des Binnenhafens, wo ihre Wege sich theilten, mit großer Zufriedenheit. Beide Ohlländer betrachteten ihre getroffene Abrede wie ein glücklich abgeschlossenes Geschäft, das allen dabei Betheiligten reiche Früchte tragen müsse.

3.

Moritz Krahn beeilte sich nach Kräften, um der erhaltenen Einladung Osten's bald folgen zu können. Er hatte Dorthen so rief in ihr wunderbar sanften blauen Augen gesehen, daß er die schöne Landsmännin Tag und Nacht nicht mehr vergessen konnte, und daß er sich in der großen Stadt, wo es ihm auch an zahlreichen Bekannten nicht fehlte, trotz der vielen Geschäfte doch langweilte. Kaum war das Nöthigste besorgt und er selbst mit dem Rheder bezüglich der Abrechnung und der Uebernahme eines anderen Fahrzeuges im Reinen, als er das gesegnete Land zwischen Este und Schwinge aufsuchte.

Im Bauernhofe Osten's hatte man den Capitain schon erwartet und daher Vorkehrungen zu freundlichem Empfange des gern gesehenen Gastes getroffen, den man als Freund begrüßen und als einen engen Verwandten des Hauses nur wieder gehen lassen wollte.

Mit Dorthen hatte die Mutter unter vier Augen ein längeres Gespräch geführt, um das Herz der Tochter zu erforschen. Was ihr dabei von Seiten des jungen Mädchens mitgetheilt ward, beruhigte sie vollkommen und trug nur zur Erhöhung der Freude bei, an welcher alsbald alle Mitbewohner des Bauernhofes aufrichtigen Antheil nahmen. Die accurate Hausfrau begann sofort die vornehmen Zimmer sauber aufzuräumen, die purpurrothen, steifleinigen Stühle mit den reich vergoldeten Zierrathen und den brokatenen, an allen vier Ecken mit Goldtroddeln versehenen Kissen abzustäuben, und Alles zum Empfange eines Ehrengastes herzurichten. Später kramte sie in den riesengroßen, auf Rollen stehenden, bunt bemalten Holztruhen, in denen die reichen Linnenschätze aufgespeichert lagen, um eine Menge der feinsten Grobe aus denselben auszuwählen. Osten aber saß rechnend und Geld zählend ein paar Tage lang in seinem Dielenzimmer und ließ sich in diesem hochwichtigen Geschäfte nur stören, wenn seine persönliche Gegenwart zum Abschlusse eines Handels mit fremden Ostfriesländern nicht entbehrt werden konnte.

Das sich rasch verbreitende Gerücht, Heinz Osten werde demnächst die Verlobung seiner Tochter mit einem der tüchtigsten Seeleute des Ostlandes feiern, sprach wahr. Osten aber hatte nicht so große Eile mit der Verheirathung seines Kindes, daß er über diese sein Geschäftliche vergessen oder seinen eigenen Vortheil hintangesetzt hätte. Denn der Ohlländer ist bei all seinen guten Eigenschaften, die er besitzt, doch ein großer Egoist, und als solcher schlau und berechnend in allen seinen Unternehmungen. Sein volles Vertrauen gewinnt nur der, welcher ihm verständig zu schmeicheln

weiß, seine eigenen Verdienste, wie die Vorzüge seiner Heimath willig anerkennt und auch selbst mit gegründetem Tadel klug zurückhält.

Ueber des Capitains Gesinnungen konnte Heinz Osten nicht lange im Unklaren bleiben. Jeder Blick des ernsten Seemannes sagte ihm, daß Moritz Krahn seine Tochter aufrichtig liebe und daß er bei Dortchen nur Gegenliebe zu betten nicht Ursache habe. Die Partie war nach Osten's praktischer Auffassungsweise eine passende und für beide contrahirende Theile durchaus erwünschte. Der reiche Baumhofsbesitzer hatte längst schon gewünscht, mit weit entlegenen Gegenden in Verbindung treten zu können. Er war aber kein Freund der Agenten und Commissionaire, die ihn, namentlich in gefegneten Obstjahren, förmlich belagerten und durch ihr ewiges Feilschen und Bieten häufig genug recht verstimmten. Ihm wäre es weit lieber gewesen, er hätte wie ein recht beschäftiger Holländer vor der Thür seines schönen Hauses sitzen bleiben und ohne viel Hin- und Widerreden den Ertrag seiner ungeheuren Obstbäume immer direct an ihm bekannte Abnehmer verkaufen können.

Durch Krahn's Mittheilungen war ihm nun der Grund klar geworden, der jedes Jahr verschiedene steife Englishmen nach seinem Gute führte. Sie kamen, um ihm seine unreifen Früchte abzukaufen, die dann in schnellsten Zubereitung nach Indien wanderten. Das Geschäft konnte und wollte Osten selbst machen.

Damit nichts versehen werde, sprach also Heinz Osten diese ihm so wichtige Angelegenheit mit seinem zukünftigen Schwiegersohne und dessen Vater in aller Ruhe durch, bis volle Uebereinstimmung unter ihnen herrschte. Darauf erst wurden Anstalten zur Verlobung Dorchens mit dem Capitain getroffen, wozu die Freundschaft beider Familien Einladungen erhielt.

Kraftet Sitte gemäß giebt noch heutigen Tages der Bräutigam im „alten Laude" seiner Braut am Verlobungstage ein Geschenk, gleichsam ein Hantgeld oder einen Gottesspfenning, durch dessen Ueberreichung der geschlossene Bund erst Gültigkeit und für beide Theile bindende Kraft erhält. Dies Geschenk besteht aber nicht in dem anderwärts überall üblichen goldenen Ringe, sondern in mehreren alten Silbermünzen von seltenem Gepräge. Schöne Wittemannsgulden, alte Speciesthaler und andere nicht mehr als Tauschmittel von Hand zu Hand gehende schwere Silberstücken sind als solche Brautgaben an gewöhnlichsten. Jede altländische Familie besitzt dergleichen eine größere oder geringere Anzahl und veräußert sie nie. Vielmehr sieht es die Mutter gern, wenn der heirathsfähige Sohn ihr eigenes Brautangebinde bei der Wahl einer jungen Lebensgefährtin dieser wieder als solches überreicht. Die seltenen Werthstücke bleiben dadurch längere Zeit in ein und derselben Familie und gewinnen um so mehr an Werth, je älter sie sind und je seltener ähnliche Münzen von gleichem Gepräge vorkommen.

Diese Verlobungsgabe des Bräutigams an die Braut, das von dieser nicht erwidert wird, führt den sonderbaren Namen „die Echte", vielleicht, weil durch dieselbe das Verlöbniß erst geheiligt wird und als ein zu Recht bestehendes, mithin als echt zu betrachten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ein vergessener Held der Befreiungsjahre.

„Wer ist denn dieser russische Wurdeute?" frug der alte Yorck die Officiere seines Stabes, als in der Schlacht von Großgörschen oder Lützen, wie sie Napoleon nannte (2. Mai 1813), ein blutjunger russischer Officier auf ihn zusprengte und ihm die Worte zurief: „Herr General, jetzt haben Sie Ihre Dörfer (Groß- und Kleingörschen, Rahna und Kaja) wieder und stehen mir für ihre Behauptung! Ich zähe rechts dem Feinde entgegen!" Als darauf der russische Major von Hellkorf, der Adjutant dieses jungen Generals, den Namen des Prinzen Eugen von Württemberg nannte, brummte Yorck etwas verdrießlich in den Bart: „Ein Teufelskerl, Ihr Prinz, der den Feldherrn wohl mit der Muttermilch eingesogen hat!" Und in der That, der kaum 20jährige Prinz Eugen, welcher bis zu dieser Stunde nahe an 100 Schlachten und Treffen beigewohnt hatte, schien das außerordentliche Feldherrntalent, das er bei allen Gelegenheiten bewährte, mit der Muttermilch eingesogen zu haben; denn kaum hatte er jene Worte gesprochen, als er sich sofort an die Spitze von sechs russischen Bataillonen stellte und bis zur sinkenden Nacht gegen zwei französische Divisionen muthig Stand hielt.

Wenn auch Alter in seinem berühmten Werke über die Gefechte und Schlachten bei Leipzig in edelsteigen Worten dem Prinzen Eugen nachrühmt, daß er in der Schlacht von Wachau der Tapferste von allen Heerführern der Verbündeten gewesen, wenn er in seinem Lobe wörtlich fortfährt: „Durch seine persönliche Bravour, durch seine Ausdauer, durch seinen richtigen militairischen Blick, durch seine Theilnahme an den Gefahren der Soldaten, durch sein Beispiel fählte er auch den Muth seiner mit ihm treu aushaltenden Untergebenen; er veranlaßte sie auf diese Weise, ihrem gefeierten Eide und den ihnen anvertrauten Fahnen bis in den Tod treu zu bleiben; sie hielten Wort und lagen ermattet, aber in taktischer Ordnung geschaart, um ihres Kaisers Panier," — wenn auch nicht wenige andere Schriftsteller in ihren Werken dem Prinzen Worte freudiger Bewunderung und Anerkennung zollen: so ist doch sein Name im deutschen Volke bei Weitem noch nicht so anerkannt, als er es im reichsten Maße verdient, und es bleibt eine heilige Ehrenpflicht der Geschichtschreibung, dem absichtlich verkannten und zurückgesetzten Helden den schönsten Lorbeerkranz eines unsterblichen Ruhmes zuzuerkennen. Sicher werden es uns daher die Leser dieser Blätter ein wenig Dank wissen, wenn wir es unternehmen, das Leben und Wirken des Herzogs Eugen von Württemberg in einer Zeit, die vielleicht bald der Bäder großer Heldengeister bedarf, uns sich an ihnen aufzurichten, in kurzen Zügen zu schildern, wobei wir die nachgelassenen „Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg", sowie das jüngst erschienene Werk des Generalmajor von Helldorf „Aus dem Leben des Prinzen Eugen ꝛc." zu Grunde legen.

In der Geschichte der preußischen Heere wird der Name Herzog von Württemberg zu wiederholten Malen rühmend genannt. Schon der Urgroßvater unseres Helden, Herzog Carl Alexander von Württemberg, diente unter den Fahnen des Prinzen Eugen von Savoyen; der Großvater Friedrich Eugen im siebenjährigen Kriege, und der Vater unseres Eugen, der den Namen des Großvaters führte und die Bestimmung traf, daß der Name Eugen, stets auf das sich daran knüpfende Andenken, erblich in seiner Geschlechtslinie bleiben solle, bekleidete ebenfalls die Würde eines preußischen Generals. Ihm wurde am 8. Januar 1788 zu Oels, wo er als Chef eines Husaren-Regiments in Garnison stand, unser Eugen geboren, mit welchem er schon nach wenigen Jahren in die neuerworbene Standesherrschaft Carlsruh in Schlesien übersiedelte. Hier empfing der junge Eugen den für Prinzen in damaliger Zeit üblichen Unterricht, und besonders günstige Verhältnisse schienen ihm die glückliche Laufbahn eröffnen zu wollen. Die Schwester seines Vaters war mit dem bizarren Kaiser Paul I. von Rußland vermählt und bewahrte ihn ab ihr Lebensende für Eugen ein seltenes mütterliches Wohlwollen. Ihrem Einflusse verdankte der achtjährige Prinz seine Ernennung zum russischen Oberst und schon nach zwei Jahren zum Generalmajor und Chef eines Dragoner-Regiments. Ausgezeichnete Geistesgaben und tadellose Streben nach allem Wissenswerthen, soweit solches namentlich in das Bereich des von ihm mit Vorliebe gepflegten Soldatenstandes gehört, rechtfertigten diese Bevorzugung des fürstlichen Knaben, dessen Glücksstern höher und höher stieg, als ihn im Jahre 1801 seine kaiserliche Tante an ihren Hof nach Petersburg berief. Dort empfing er auf Kaiser Paul's Befehl den Generalmajor Baron Diebitsch, den Vater des nachmaligen Balkanüberschreiters, der im polnischen Kampfe 1831 die Lorbeern wieder einbüßte, die er früher im Türkenkriege errungen, zum Gouverneur, während er zu gleicher Zeit dem Cadettencorps zugetheilt wurde. Noch herrschten am Petersburger Hofe die Einwirkungen aus der feandalösen Zeit Katharina's II., obschon Kaiser Paul sie alsbald mit finsterer Strenge unschädlich zu machen suchte.

Prinz Eugen schildert in ergötzlicher Weise sein erstes Auftreten in Petersburg in folgenden Worten: „Als ich am ersten Cadettenhause auf Wassili-Ostrow anlangte, empfingen mich eine Menge reich mit Silber belehnter Officiere und viele Dienerschaft

Prinz Eugen von Würtemberg.

mit Lichern. Gleich darauf erschien ein mit vielen Sternen bedeckter General, ebenfalls in der Uniform des Cadettencorps, und gab sich als dessen ersten Chef, den Fürsten Plato Subow, zu erkennen. Dieser vornehme und unter Katharinens Regierung nicht wenig einflußreiche und mächtige Mann versicherte mich von Hause aus seiner Unterthänigkeit und verlangte meine Befehle. Ich hatte zuerst nicht übel Lust, ihm die Hand zu küssen, aber General Diebitsch hielt mich nicht nur davon ab, sondern raunte mir auch, in Folge meiner ersten Anrede, in's Ohr: „„man nennt den Kerl nicht Durchlaucht!““ Kaum hatte der Fürst den Rücken gewendet, als Diebitsch in seinen Expectorationen fortfuhr: „„Wissen Sie auch, was das für ein Mann ist? Einer von den berüchtigten Gourmachern der Kaiserin Katharina, die jetzt alle bei Hofe auf der Neige stehen. Dem machen Sie nur ja nicht zu viele Kratzfüße!““ Ich versicherte, für Hofcabalen noch ein Bauernjunge zu sein.“

Immer freundlicher lächelte dem jungen Prinzen das Glück. Der Kaiser Paul würdigte ihn einer ganz besonderen Gunst und hegte in seinem tollen Kopfe die Absicht, ihn mit seiner Tochter, der Großfürstin Katharina, zu vermählen, wobei er wiederholt die unvorsichtige Aeußerung that, er habe Pläne mit dem Prinzen Eugen vor, worüber die Großen seines Reiches noch Maul und Nase aufsperren sollten. Wir wollen nicht entscheiden, ob derartige Worte nicht Veranlassung zu argwöhnischem Mißtrauen in dem Herzen des Großfürsten Alexander gaben und die spätere Zurücksetzung des Prinzen herbeiführten. Nur wenige Wochen konnte er sich

des kaiserlichen Wohlwollens erfreuen, denn bereits in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 fand in Folge einer Palast-Verschwörung die Ermordung des unglücklichen, geisteskranken Kaisers Paul I. statt. Eugen's kaiserliche Pflegerin ward durch diese Frevelthat auf das Tiefste gebeugt und traute sich nicht die Kraft zu, ihren Liebling gegen die vielleicht über ihr ganzes Haus hereinbrechenden Stürme schützen zu können; sie sandte ihn daher alsbald wieder heim zu seinen Eltern nach Carlsruh, um ihn in besseren Tagen wieder an den kaiserlichen Hof und an ihr Herz zurückzurufen. Hatte aber schon das gewaltige Ereigniß mit seinen blutigen Gräueln den Charakter des heranreifenden Jünglings gestärkt und gehärtet, so fand dies in noch reicherem Maße zu Carlsruh statt, wo die glückliche Wahl seiner Eltern den preußischen Sec.-Lieut. Baron Ludwig von Wetzgen, Bruder des Schwagers von Schiller, zur sorneren Ausbildung Eugen's berief.

Dieser Treffliche hatte mit scharfem Auge dem Unbeholfenen und fast Zierlichen ab, welches noch Eugen anhing und ihn wohl nie ganz verließ, denn noch in späteren Jahren, als bereits der Siegeslorbeer der Schlachten seine Stirn zierte, pflegten ihn seine Treuen in harmlosem Scherz mit dem Namen „Jüngferchen" zu bezeichnen. Jetzt erst widmete er sich mit allem Fleiße an der Hand seines neuen Lehrers den militairischen Studien, und vorzugsweise beschäftigten sich Beide in vielfachen Gesprächen über die möglichen Vortheile eines Vertheidigungskrieges bei genauer Kenntniß des Terrains. Ohne in diesen Ideen auf bestehende Verhältnisse Bezug zu nehmen, unterleiteten sich Beide, Lehrer wie Schüler, noch nach Jahren brieflich über diesen Gegenstand, der namentlich in Eugen's Seele tiefer und tiefer Wurzel faßte und ihn bewog, lange bevor sich noch eine Aussicht zu dem französisch-russischen Feldzug von 1812 darbot, dem russischen Kaiser ein Memorial zu übersenden, in welchem er mit klaren Worten einen präsumtiven Rückzug mit Aufopferung aller nicht haltbaren Stellen vertheidigte. Er, der deutsche Fürst, war demnach der Erste, welcher dem russischen Kaiser den nachmals so hoch gepriesenen Feldzugsplan von 1812 anrieth und ihn auch später mit ausführen half.

Nach vollendeten Studien zu Erlangen, das der blutjunge Student in seinem 14. Lebensjahre besuchte, und nach mehrfachen Reisen ward der Prinz im Herbst des Jahres 1806 zum activen Dienst in der russischen Armee zurückberufen, fand unter Bennigsen den Postlust die erste Gelegenheit, seine Sporen zu verdienen, zeichnete sich während des Winterfeldzugs und auch im Sommer 1807 durch Muth und Tapferkeit in vielen Treffen und Schlachten aus, so daß er im November 1807 zum Brigadecommandeur ernannt wurde. Schon damals verehrten seine Truppen in ihm ein strahlendes Vorbild persönlicher Tapferkeit, ruhiger Ueberlegung und demnächst entschiedenen Handelns. Jeder Einzelne hing mit Innigkeit und aufopfernder Liebe an dem Prinzen, weil er das Wort „Selbstschonung" gar nicht kannte, alle Strapazen mit seinen Untergebenen theilte und durch seine wahrhaft väterliche Fürsorge für Letztere Alle zu dankbarer Anerkennung verpflichtete.

Das Jahr 1812 war angebrochen. — Napoleon's Augenmerk war, wie Eugen selbst berichtet, seit dem Frieden mit Oesterreich auf Spanien und Portugal gerichtet, wo ihm Wellington als gefürchteter Gegner reichlich zu schaffen machte. Dieser Krieg absorbirte denn auch die Hauptkräfte Napoleon's, und er bemerkte, daß er dort, wo dem erneuerten Anbinden mit den östlichen Mächten, nicht zu Rande kommen könne. Da er voraus wußte, daß er diese nicht zu Athem kommen lassen dürfe und daß sie ihm im Herzen unmöglich geneigt sein konnten, so glaubte er sich wohl schon seit dem Jahre 1810 in die Nothwendigkeit versetzt, den Kampf auf beiden Enden Europa's weiter aufsuchen zu müssen. Hier galt es bei ihm die Frage des „Seins oder Nichtseins". Als Napoleon konnte er nicht still stehen, beim Vorschreiten mußte er auf Feinde stoßen und beim Rückschritt untergehen. Es konnte die Frage sein, ob Europa bei seiner Alleinherrschaft gewinnen oder verlieren werde; ein Zweifel aber blieb, daß er nach jener Herrschaft streben müsse, wenn er nicht selbst den Hals brechen wolle. Darum gab er denn auch, trotz des ihm lästigen Kampfes in Spanien, seine östlichen Aggressionen nicht auf. Er hatte nach und nach ganz Italien unter seine Botmäßigkeit versetzt, Holland, das ihm als eigenes Königreich noch nicht genug Ressourcen bot, mit Frankreich vereinigt, und die Grenzen dieses letzteren in Deutschland weit über den Rhein hin und rücksichtslos auch über das Land des mit dem russischen Kaiserhause verwandten Herzogs von Oldenburg ausgedehnt.

Auch Kaiser Alexander benutzte nach dem Waffenglück, das ihm im Kampfe gegen Schweden zu Theil geworden, und vertrauend auf den in Aussicht stehenden Frieden mit der Türkei die durch die Uebergriffe Napoleon's sich ihm darbietende Gelegenheit, die Verletzungen des Tilsiter Vertrages als Repressalie zu gebrauchen und dem durch die Continentalsperre bis zum Aeußersten darniederliegenden russischen Handel durch Verständigung mit England und Wiedereröffnung seiner Hafenplätze endlich, bevor es zu spät war, emporzuhelfen. Napoleon fühlte dies sehr wohl und betrieb daher seine ungeheueren Kriegsrüstungen mit unbeschreiblichem Eifer. Die maßlosen Zornesworte, in welchen er sich am 15. August 1811 gegen den russischen Gesandten, Fürsten Kurátin, in öffentlicher Versammlung ergoß, ließen jede Hoffnung auf Verständigung schwinden, die Maske war abgeworfen, der Würfel gefallen. Mit einer ungeheuren Heeresmacht von mehr als 600,000 Streitern rückte Napoleon in der ersten Hälfte des Jahres 1812 an die russischen Grenzen vor und überschritt dieselben, ohne die sonst übliche Kriegserklärung voranszuschicken. Bekannt ist das russische Vertheidigungssystem, welches, wie bereits erwähnt, schon früher vom Prinzen Eugen vorgeschlagen und jetzt von Wolzgen und General v. Phull detaillirt worden war. Leser, welche sich hierüber genauer unterrichten wollen, verweisen wir auf die treffliche Auseinandersetzung in Eugen's Memoiren S. 300.

Bereits im April 1812 war Prinz Eugen als Commandeur der 4. Division beim 2. russischen Corps bestätigt worden. In dieser Würde nahm er, mehrerer kleineren Treffen und Gefechte nicht zu gedenken, zunächst ruhmvollen Antheil an der blutigen Schlacht bei Smolensk am 17. August 1812. Von Neuem bewährte sich auch hier des Prinzen Feldherrntalent und unbeugsamer Muth. Denn schon hatten die Franzosen mehrere Vorstädte mit stürmender Hand genommen, als es dem Prinzen, der mit seiner Division hinter dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly hielt, auf seine Bitten gestattet wurde, mit seinen tapferen Truppen vorzurücken, die Angreifenden aus mehreren den Russen Gesahr drohenden Stellungen zurückzuwerfen und bis zum Abend Stand zu halten. Nur der Befehl seines Vorgesetzten konnte ihn zum Rückzuge bewegen. Und was war der Lohn für diese anßnarrende Tapferkeit? Der St. Wladimirorden 2. Classe, während Eugen zwei Tage darauf zum Generallieutenant befördert wurde, nachdem er bei Gorodnowo als Commandeur der Arrièregarde mit äußerster Bravour die verfolgenden feindlichen Heeresmassen zurückgeworfen und hierdurch Barclay's Armee vor sicherer Vernichtung bewahrt hatte.

Seit dem Schlachttage von Smolensk reiht sich in dem Leben Eugen's Heldenthat an Heldenthat, und unsere reiche deutsche Sprache würde den Vorrath ihrer ehrenden Beiwörter bald erschöpfen, wollten wir in diesen wenigen Spalten jede einzelne Waffenthat des Prinzen mit der ihm gebührenden wohlverdienten Auszeichnung schildern. In der mörderischen Schlacht von Borodino am 7. September 1812 wurden ihm fünf Pferde unter dem Leibe erschossen; inmitten des furchtbarsten Feuergregens von Eisen und Blei, welcher Tausenden seiner tapfern Kampfgenossen das Leben kostete, hielt er unerschrocken Stand, keine feindliche Kugel traf sein theneres Leben, und unversehrt verließ er, ein neuer Achilles, das leichenbedeckte Schlachtfeld. Wo in den Annalen der russischen Kriegsgeschichte die Schlachttage von Tarutino am 18. October, Wjäsma am 3., Krasnä am 15., Merkino am 16., Larionowo am 17., Luschitza am 18. Nov. 1812 und Kalisch am 14. Februar 1813 a. A. m. verzeichnet stehen, da sollte auch hochherrlich vor Allen der Heldenname des Prinzen Eugen von Württemberg glänzen. Aber schon machten Neid und Intrigue sich geltend, und der beschiedene Feldherr, auf dessen Haupt andere Regierungen die reichsten Ehren und Würden gehäuft hätten, besaß während dieses ruhmvollen Feldzuges oft nicht so viel, um sein sarenscheiniges, durchlöchertes Waffenkleid durch ein neues ersetzen zu können.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an das dritte deutsche Turnfest zu Leipzig.

3.

Das Wetturnen. — Die Krönung der Sieger und ein Kranz frischer Alpenrosen und Edelweißblüthen. — Der letzte Festtag. — Treitschke's Rede. — Ein Schreck. — Der Abschied. — Die Resultate des Festes.

Im Festleben bot auch der Dienstag viel des Interessanten. Die Morgenstunden auf dem Festplatze waren dem Schauturnen des Leipziger Turnvereins geweihet, und am Mittag fand in der Halle das zweite Felsessen statt. Man konnte dasselbe eigentlich als das Abschiedsmahl der Festgenossen betrachten, denn die speciell turnerische Feier schloß mit diesem Tage. Wieder trafen beim Festmahle eine Menge telegraphischer Grüße (u. A. aus Kronstadt, Tilsit) ein, und herzliche, aber auch inhaltsschwere Worte wurden gesprochen. Eindruck machte die begeisterte Rede des Advocat Wiggers aus Neumünster, der Prag nahm auf die zwar an Ehrenplatz der Festhalle aufgepflanzte, aber leider noch immer mit dem Trauerflore unhüllte Fahne seines gekrönten Vaterlandes, zu dessen Erlösung wohl noch eine Blutaaat der mit Füßen getretenen Farben nöthig sein würde. Dem freien, einigen Deutschland, dem die Erlösung des nordischen Bruderstammes ohne Schwierigkeit gelingen müßte, brachte er ein Hoch. — Lecher aus Wien weihte ein Glas den verfassungstreuen preußischen Landtags-Abgeordneten, und einer derselben, Parisius aus Brandenburg, dankte durch ein Hoch auf Deutschlands Freiheit. Von gewaltigem Eindrucke war Benedey's Rede, welcher gerührt bekannte, daß die beiden großen Tage, die er erlebt, jenen Einzug der deutschen Parlamentsabgeordneten in Frankfurt und dann wieder den gestrigen Festzug der Turner in sich faßten. Einmal habe er unter Spott und Hohn vor Schwerz geweint über die Verwirrung, welche jene mit Jubel begrüßte Versammlung dem traurigen Verfall zuführte; am gestrigen Tage aber vor Freude beim Festzuge der Turner, im vollen Bewußtsein des Sieges, den die gute Sache feierte. Den Gründern der Turnerei weihte er ein Hoch.*

Unmittelbar nach dem Festmahle begann das Wetturnen und zwar 1) im Wettlauf; 2) im Hochspringen und 3) im Steinstoßen und Weitspringen. Die hier sich kundgebende Gewandtheit und Kraftentwickelung war von großem Interesse, und man hatte für jede Abtheilung drei Preise (Siegeskränze) bestimmt.

Die für den Wettlauf abgesteckte Bahn entsprach dem griechischen Stadion (574 rhein. Fuß) und wurde von den ersten Sieger in 26, von den beiden nächsten in 27 Secunden durchlaufen. Um einen Begriff von der Geschwindigkeit dieses Laufes zu geben, muß bemerkt werden, daß die deutsche Meile bei gleicher Schnelligkeit in etwa 18 Minuten zurückgelegt würde. Die Sieger im Wettlauf waren sämmtlich Preußen und zwar ein Merseburger und zwei Berliner.

Den höchsten Freisprung (mit Absprung auf kurzem Brete), 66 rhein. Zoll, erreichte ein Eßlinger. Die beiden nächsten Sieger, ein Oelzener und ein Hamburger, sprangen 62 Zoll hoch.

Die dritte Aufgabe war eine doppelte. Zuerst galt es einen Stein von einem Dreitheil Zollcentner Schwere mit einer Hand zu werfen oder zu stoßen. Von den drei jedem Bewerber gestatteten Würfen galt der letzte. Nachdem Alle geworfen hatten, wurde auch von Allen gesprungen, und das Resultat der zusammengerechneten Wurf- und Sprungweite war für die Zuerkennung des Preises maßgebend. Der erste Sieger war ein Gießener, der beim Steinstoß 17 und beim Weitsprunge 18 rhein. Fuß erreichte; der zweite, ein Münchner, hatte zwar beim Stoß 18, aber beim Sprung nur 16 rhein. Fuß erlangen können, und der dritte aus Aich gebürtige Sieger erreichte bei Stoß und Sprung gleichmäßig je 17 Fuß.

Nach den beendeten Uebungen wurden diese neuen Sieger vom Festpräsidenten Georgii auf dem Balcon am Steigerhause dem Publicum vorgestellt und mit den Siegeskränzen geschmückt. Bei Verkündigung der Namen herrschte stets eine lautlose Stille über den ganzen weiten Raum, der mit Menschen dicht besetzt war. Nur einmal wurde diese gespannte Aufmerksamkeit unterbrochen. Wie nämlich der Präsident als den ersten Sieger der dritten Abtheilung Hanstein aus Göttingen verkündete, da erschallte aus dem Häuflein der Londoner Turner von einer wahren Stentorstimme ein echt englisches Hurrah, das im geschlossenen Raume die Fensterscheiben zersprengt haben würde. Das Publicum, welches sich den Grund dieses Freudenrufes nicht erklären konnte, gebot auf der Stelle Ruhe, welche auch sogleich wieder eintrat. Später aber erfuhr man, daß Hanstein früher in London dem hier vertretenen Turnvereine angehört und den beim großen Turnfeste des vergangenen Jahres ebenfalls den ersten Preis errungen habe. Aus diesem Grunde hatte der Londoner Turngenosse seine Freude nicht zurückdrängen können, als er den Freund auch hier wieder als Sieger verkünden hörte.

Nachdem Georgii noch zwei andre einfache, aber bedeutsame Liebesgaben: eine junge Eiche aus Lanz, dem Geburtsorte Jahn's, von dort der Stadt Leipzig als ein Erinnerungszeichen an den Gründer der Turnkunst und an das herrliche, gegenwärtige Fest überfandt — und einen Strauß frischer Alpenrosen und Edelweißblüthen, der von den fernen Alpen als Gruß und Liebesgeichen für die beim Feste anwesenden Schleswig-Holsteiner hierher geschickt worden war — übergeben hatte, leerte sich der Balcon; aber kaum waren die bekränzten Sieger unten angelangt, als sich Tausende um sie drängten und sie jubelnd beglückwünschten. Dann wurden sie von kräftigen Turnern auf breiten Schultern gehoben und im Triumph zur Festhalle getragen, wo man sie beim jauchzenden Publicum nochmals nannte und vorstellte. Alles drängte sich zu ihnen hin, und am liebsten hätte jeder Einzelne seinen Festwein oder sein Bier mit ihnen getheilt. Neben mir, jedoch leider zu fern von dem Standpunkte der gefeierten Sieger, befand sich ein augenscheinlich mit Glücksgütern reich gesegneter Turngenosse aus Pommern, der sein wohlgefülltes Portemonnaie in die Höhe hielt und dabei immer ausrief: er wolle die Sieger nicht in Rothwein, wohl aber in Champagner baden! Ehe er sich jedoch durch die dichte Menge Bahn brechen konnte, hatten die Officieren ihren Ehrenplatz schon wieder verlassen, und ich vermuthe dem freigebigen Pommer nicht zu folgen, weil deshalb auch nicht, ob der gute Mann seinen eben so menschenfreundlichen als gefährlichen Vorsatz ausgeführt hat. Der freundschaftliche und gesellige Verkehr in der Festhalle und auf dem Festplatze entwickelte sich aber heute womöglich noch herzlicher als bisher, denn die Schicksalsnot, die für Viele sogar schon geschlagen hatte, rückte auch für die Uebrigen immer näher.

Der letzte Festtag (5. August) galt einer nicht minder erhebenden Feier: dem Andenken an Leipzigs große Tage vor funfzig Jahren, wo dieselben Fluren, die heute jubelnde Festgenossen belebten, von den Blute der Freiheitskämpfer getränkt wurden. Es war ein herrlicher Gedanke, das erhebende Friedensfest, welches deutsche Männer aus allen Gegenden des Vaterlandes hier vereinigte, auch der Erinnerung an eine Zeit zu weihen, welche den Beweis geliefert hatte, daß dem einmüthig auftretenden Deutschland kein Feind zu widerstehen vermochte.

Wieder versammelten sich die Turngenossen in den Morgenstunden zum gemeinschaftlichen Zuge nach dem Festplatze, wo jene ergreifende Feierlichkeit stattfinden sollte. Den Turnern schlossen sich heute auch die Sänger Leipzigs an, welche an der Feier thätigen Antheil nehmen wollten. Stand auch dieser Festzug an Stärke hinter dem am Montage zurück, so brachte ihm das Publicum doch wieder ganz dieselbe herzliche Theilnahme entgegen. Wieder waren die Straßen dicht besetzt, aus allen Fenstern wehten Tücher den Vorüberziehenden Grüße zu, und ein Blumenregen, der dem ersten nicht nachstand, ergoß sich von allen Seiten über den Zug. Man wollte den Gästen dadurch den Beweis geben, wie sehr man sie in den wenigen Tagen ihres Aufenthaltes liebgewonnen habe. Auch die Turner gaben ihre Freude und Dankbarkeit in jeder Weise zu erkennen. Der Verkehr zwischen ihnen und den gastfreundlichen Bewohnern der Stadt war ein wahrhaft freundschaftlicher geworden. Ueberall hörte man Turngäste beim Namen rufen, und wenn diese ihre Wirthsleute unter der Menge der Zuschauer erkannten, so ertönten Lebehochs und das mächtige Gut Heil, in das dann immer sämmtliche Landsleute des Begrüßten einstimmten;

* Es ist nicht möglich, hier den Inhalt dieser und der übrigen Reden genauer wiederzugeben; dieselben sind in den „Blättern für das dritte deutsche Turnfest“ meist wörtlich enthalten, ebenso die Specialitäten über Wett- und Schauturnen u. s. w.

denn sie betrachteten es als einen Liebesdienst für Alle, was man Einem von ihnen Gutes erwiesen hatte. Auch mannigfaltige Erfrischungen wurden den Zugtheilnehmern wieder von allen Seiten freudenz und dankbar angenommen, denn eine glühende Hitze lag über der Stadt, und ferne Gewitterwolken prophezeiten eine spätere, unwillkommene Störung des Festes.

Als der Zug den Festplatz erreicht hatte, wurde ein mächtiger Halbkreis um den Balcon geschlossen, wo sich die Rednerbühne befand. Zwei von den sämmtlichen Männergesangvereinen Leipzigs vorgetragene Lieder (die Wacht am Rhein und das Schwurlied) eröffneten die Feier, und hierauf berief der Festordner, Professor Dr. v. Treitschke, den Balcon.

Was der begeisterte Redner sprach, war nicht blos ein rhetorisches Meisterstück, sondern auch der volle Erguß eines von Vaterlandsliebe überströmenden Herzens. Zu Hunderttausenden von Exemplaren der verschiedensten Zeitschriften ist jene Rede schon über ganz Deutschland verbreitet, aber sie verdient, wie in die Paläste, so auch in die kleinste Hütte zu dringen und Eigenthum Aller zu werden. Die Jugend möge sie sich einprägen und das Alter sie als einen warnenden Spiegel der durchlebten Knechtschaft betrachten. Erheben aber wird sie Jung und Alt, und wo die Liebe zum großen deutschen Vaterlande noch nicht recht Wurzel schlagen oder noch nicht durchdringen konnte, da werden jene Feuerworte sich unwiderstehlich Bahn brechen. Neben der Verherrlichung der Helden des Freiheitskampfes war die Rede eine Mahnung vor Lauheit und Phrasenpolitik, und schlagend führte sie auch die Gebrechen unseres Vaterlandes Allen vor Augen. Es hieß darin:

„Noch steht unser Volk rechtlos, unvertreten, wenn die Völker tagen. Noch grüßt kein Schutzschuß im fremden Hafen die deutsche Flagge; denn heimathlos ist sie auf dem Meere, wie die Farben der Seeräuber. Noch blutet die Wunde, die im Frieden nimmer heilen darf: die schmerzliche Erinnerung, daß dies große Deutschland dem sieglosen Sieger, dem schwachen Dänemark, ein Glied von seinem Leibe, der edelsten einen unter seinen Stämmen schmählich preisgegeben hat."

Den großen Zweck des Festes schilderte der Redner wie folgt:

„Für Millionen unseres Blutes ist der Name „deutsche Einheit" nur ein großes, wohltönendes Wort, nicht eine begeisternde Ueberzeugung, die jeden Entschluß des Mannes durchdringt und heilig. So gehet denn ihn, Ihr unsre lieben Gäste, und verkündet daheim, was Ihr hier gesehen. Verkündet, wie Ihr im bewegten Austausch der Gedanken und Gefühle, in der Hebung der gemeinsamen deutschen Turnkunst empfunden und im tiefsten Herzen erlebet habt, daß wir zu einander gehören, daß wir ein Fleisch und ein Blut. Erzählet, wie der Mann aus dem Norden dem Manne aus dem Süden das Wort von den Lippen nahm, und wenn Ihr nicht wisset, ob die Wirthe oder die Gäste, ob die Schwaben oder die Niedersachsen das Meiste gethan für die Freude dieses Festes, so gedenket: das ist ein Bild der deutschen Geschichte. Seit Jahrhunderten haben unsere Stämme im Wetteifer gewirkt für die Herrlichkeit unseres Volkes, und kein Weiser hat ergründet, welcher Stamm das Edelste gab, welcher das Größte empfing."

Wohl ist es ein Unrecht, welches man begeht, nur einzelne Stellen jener Rede anzuführen; mich leitet dabei aber der Zweck, daß diejenigen, welche jenes Meisterstück noch nicht kennen lernen, dafselbe sich vollständig zu verschaffen suchen werden. Nur der Schluß sei hier noch angeführt: „Laß es nicht von uns heißen, wie von den großen Griechenvölkern: die Väter retteten alle Schätze reiner Menschenbildung vor dem fremden Eroberer, die Söhne aber gingen schmachvoll zu Grunde, weil sie nicht verwehren, Zucht und Recht und Frieden zu bewahren auf dem besreiten Boden. Nein, diese blühende Jugend- und Männerkraft, die sich prächtig zusammenfand in unserer gastlichen Stadt, ein erhebendes Bild von dem Adel und der Stärke unseres Volks, sie wird das Werk unserer Väter nicht zu Schanden werden lassen. Sie wird helfen, es zu vollenden. Die Zeit ist dahin, für immer dahin, wo der Wille der Höfe allein die Geschicke dieses großen Landes bestimmte. Auch der Geringste unter uns ist heute berufen, mitzuwirken an der Arbeit unserer politischen Erziehung, auch der Geringste ladet eine schwere Schuld auf seine Seele, wenn er dieser heiligen Pflicht sich feig versagt.

Deutsche, geliebte Landsleute! Ihr, die Ihr wohnet, wo die Thürme von Lübeck und die weißen Felsen von Arkona dem heimwärtsfegelnden deutschen Seemanne die Nähe seines Landes künden, und Ihr Mannen, die Ihr daheim seid, wo die Schweizer Alpen sich spiegeln in dem schwäbischen Meere, und Ihr, deren Wiege stand, wo die graue Pfalz aus dem Rheine steigt und in der Neujahrsnacht des großen Krieges Vater Blücher den deutschen Strom überschritt! Ihr Alle, wes Stammes, wes Gaues Ihr seid, stimmet ein in den Ruf: Es lebe Deutschland!"

Vergeblich wäre es, die Wirkung schildern zu wollen, welche diese Rede hervorbrachte. Tief ergriffen stand Alles, und selbst dem losbrechenden Beifallssturme konnte man deutlich anhören, wie viele der in das Hoch einfallenden Stimmen vor gewaltiger Bewegung zitterten.

Kaum war diese herrliche Feier durch einen Schlußgesang beendet, so brach in der bis dahin ruhigen Runde ein erkundschaftender Sturm mit Gewitter los. Man eilte in die Zelte oder in die Festhalle, doch sollten die in letztere Geflüchteten noch einen argen Schreck bestehen. Der Sturm riß nämlich die Hochbeleuchtung des einen Mittelthurmes los, und derselbe wurde durch die Gewalt des tobenden Elementes bedeutend zur Seite geneigt. Der Lärm der auf das Dach fallenden Breter und der Ausruf: „Die Halle stürzt ein!" brachte eine furchtbare Verwirrung hervor, da Viele schon ein ähnliches Unglück wie bei der Frankfurter Schützenfesthalle vor Augen haben mochten. Die Angst war jedoch überflüssig gewesen, denn der Thurm senkte sich nicht tiefer; die Halle hätte aber auch noch stärkeren Stürmen getrotzt, und so war bald Ruhe und Festfreude wieder hergestellt, da auch der Himmel wieder im schönsten Blau strahlte.

Immer mehr aber lichteten sich die Reihen der Festgäste, denn jeder abgehende Eisenbahnzug führte viele Hunderte mit sich fort. Zu den Nachmittagsstunden wurde von einem Theile der Gäste der Grundsteinlegung des neuen Kugeldenkmales in der Marienwerfter beigewohnt. Jenes Denkmal bezeichnet den Platz, wo am 19. Oct. 1813 das erste zu einem Bollwerke gehörige Haus Leipzigs von preußischen Freiwilligen und Landwehrmännern den Franzosen entrissen wurde. Mancherlei auch auf das Turnfest bezügliche Schriften und Gegenstände wurden dem Grundstein einverleibt, u. A. auch ein Kranz von der Körnereiche bei Wöbbelin, den die Gradower Turner zu diesem Zwecke hierher geschickt hatten. Begeistert von der patriotischen Feier nahm der Fahnenträger des Prager Turnvereins seine folthar gestickte Fahnenschärpe und legte sie mit in den Grundstein.

Eine weitere Feierlichkeit fand vor dem Rathhause statt, wohin sich der Zug hierauf begab. Dort war als Erinnerungszeichen an das schöne Fest eine von den Turnvereinen Deutschlands gestiftete prachtvolle Marmortafel eingemauert worden, und der Festordner, Georgii enthüllte und übergab dieselbe dem Bürgermeister Dr. Koch mit tiefgefühlten, warmen Worten des Dankes für die den Festgenossen bereiteten schönen Tage. Jene Tafel trägt die Inschrift:

Zur Erinnerung
an das dritte deutsche Turnfest
den 2. bis 5. August 1863
die deutschen Turnvereine der Stadt Leipzig.

Der Bürgermeister dankte voll tiefer Rührung im Namen der Stadt und brachte den deutschen Turnern und ihren Führern ein Lebehoch, welches Georgii mit einem Hoch auf die Festtage erwiderte.

Die fröhliche Feststimmung der vorhergehenden Tage hatte jetzt schwermüthigeren Gefühlen weichen müssen, denn auch für die letzten der Festgenossen schlug nun bald die Trennungsstunde. Wohin man nur blicke, konnte man Zenge der rührendsten Auftritte sein. Hier brachte die Familie des Wirthes die Allen so liebgewordenen Turngäste zum Bahnhofe, und da wurden beim Scheiden so bittere Thränen vergossen, als trennte man sich auf Nimmerwiedersehen. Die Turner waren ja keine Fremden mehr, sie wurden als liebe Angehörige betrachtet, von denen man vielleicht für immer schied. Die Dankesworte, die mancher der Scheidenden vielleicht vorher im Geist recht wohl gesetzt hatte, sie wurden von Thränen erstickt, noch ehe sie vom Herzen bis zu den Lippen gedrungen waren. Wo gäbe es aber einen schöneren, beredteren Dank als jene Thränen? — Dort sah man wieder, wie den die Stadt verlassenden Turnern noch auf der Straße duftende Blumen überreicht wurden, mit der Bitte, dieselben in die Heimath mit zu nehmen, aber der Geber noch zu gedenken, wenn von jenen Blüthen nichts mehr

übrig sei. Dieser Bitte bedurfte es jedoch nicht, wie die Beschenkten versicherten, als sie die Blumen an ihr Herz drückten. — Ein alter, biederer Bürger der Stadt, der im vorigen Jahre die Todesnachricht seines einzigen in Rußland gestorbenen Sohnes erhielt, hatte seinem liebenswürdigen Turngast, einem Hanseaten, das Geleit zum Bahnhofe gegeben, und als der Alte nun traurig heimkehrte, meinte er: „Mir ist, als wenn mir heute mein Sohn zum zweiten Male gestorben!“

Wie erhebend war die Abschiedsfeier, welche am Abend des 5. August die Schleswig-Holsteiner und die Tyroler im Hotel de Prusse begingen! Der Kranz von Edelweiß, welchen die Söhne der Alpen ihren nordischen Freunden übergaben, möge den in der Heimath zurückgebliebenen Brüdern ein Zeichen sein, wie gewaltig man hie zu den fernsten Grenzen Deutschlands von dem verbindenden Rechte des verfassenen Bruderstammes überzeugt ist und wie schnlich man die Zeit herbeiwünschte, wo man statt Blumen Waffenbilfe senden könnte.

An einem andern Orte der Stadt feierten wieder Schwaben, Oesterreicher, Preußen und Siebenbürgen ihr Abschiedsfest, und selbst im Theater fand an jenem Abende eine eigenthümliche Feier statt. Nachdem während des ganzen Festes zu Ehren der Festgäste in dem sinnig geschmückten Hause nur Stücke patriotischen Inhaltes aufgeführt und dieselben durch v. Meyer's: „Heinrich von Schwerin“ abgeschlossen worden waren, erhob sich den stürmisch hervorgerufenen Künstlern gegenüber im Parterre ein Turner aus Berlin und brachte in fließenden Reimen der Bühne Leipzigs ein herzliches Gut Heil, welches einen nicht enden wollenden Wiederhall im ganzen Hause fand.

Schon am Mittwoch rief ein großer Maueranschlag in einfachen, aber tiefempfundenen Worten den Abschied und Dank der Turner aus Oesterreich den Bewohnern Leipzigs zu. Die Turner von Rostock und Schwerin, so wie die vom Mittelrhein folgten am nächsten Tage in ähnlicher Weise, und wochenlang brachten die Tagesblätter Leipzigs an jedem Morgen ganze Seiten voll Danksagungen aus allen Gegenden, überströmend von den innigsten Gefühlen. *

* Auch der Redaction der Gartenlaube sind von vielen Seiten Briefe beimgekehrter Festtheilnehmer zugekommen, welche von den freudigsten Rück-

So war das herrliche Fest vorüber, begünstigt vom schönsten Wetter bis auf den letzten Tag, wo noch ein entsetzlicher Regenguß am Abend leider das Leobrennen des Feuerwerks verhinderte. Wie stachen aber die darauf folgenden Tage mit ihrer wiederkehrenden Ruhe und Einförmigkeit von dem festlichen Wogen und Treiben ab! Die Blätter der zahllosen Eichenlaubguirlanden waren verdorrt und rauschten unheimlich beim leisesten Lüftchen; dafür aber grünte in den Herzen Aller die erhebende Erinnerung an die köstlichen Tage, deren Segen unmöglich ausbleiben wird. Auge in Auge, Hand in Hand lernten sich die Söhne Deutschlands von den Alpen bis zur Nordsee, vom Rhenen bis zur Mosel kennen, lieben und achten. Im Laufe des Festes stürzten mächtige Schranken zusammen, die bisher nur das Verwirrbeit zwischen einzelnen Volksstämmen aufrecht erhalten hatte, und so geschah wieder ein gewaltiger Schritt zu dem und immer deutlicher verschwebenden herrlichen Ziele der Einheit. Das ist aber die große Bedeutung solcher Feste, daß sie uns in Liebe und in Frieden jener erhabenen Bestimmung näher führen. Und ist erst Deutschlands innere Feindschaft, der alte Hader glücklich überwunden, dann zeigt uns den äußeren Feind, den wir zu fürchten hätten!

Und somit Gut Heil Euch Allen, Ihr Festgenossen, die Ihr jetzt längst wieder in der Heimath weilt! Gedenkt noch manchmal der Stadt, die Euch so freudig begrüßte und die noch jetzt mit hoher Freude Euer gedenkt. Gut Heil dem Baierlande!

A. B – t.

erinnerungen berichten und von den dankbarsten Gesinnungen gegen die Feststadt überfließen. Das Schreiben eines Schleswig-Holsteiners, der im Namen seiner Landsleute auf wahrhaft rührende Weise für die gastliche Aufnahme und das herzliche Entgegenkommen sowohl einzelner, namentlich angeführter Bürger, als auch der ganzen Bevölkerung Leipzigs dankt, ist ein neuer Beweis (wenn es dessen überhaupt noch bedürfte) von der treuen Liebe, mit welcher jener brave Volksstamm an deutschen Vaterlande hängt. Aber wir können diese Dankeserzießungen nicht annehmen ohne den Gegendank für die herrlichen unvergeßlichen Tage, welche die Stadt ja eben nur dem Erscheinen so vieler von treuester Vaterlandsliebe durchdrungener Festgenossen zuschreiben kann. Ja, wir die Gäste und die Gastgeber gleichen Genuß hatten, so muß die Festfreude gewiß eine reine, erhebende gewesen sein! D. Red.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

1. Die Frankfurter Kaiserdeputation im Jahre 1849.

„Kaiserholz und Majestät
Zogen auf geschwinden Sohlen
Wir sie's deutsche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sage überall,
Sowein deutsche Zungen klingen:
Einen Kaiser heimzubringen
Rief der Völker Jubelschall.

Ach! wie sollten Dorn und Stein
An der Wanderer Sohlen reißen!
Ja den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Scheu'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?

Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt hott den Kaiser ein.“

(E. M. Arndt: „Die Ausfahrt zur Heimholung des deutschen Kaisers“, Frankfurt 17. Mai 1849.)

Zweihundertneunzig Stimmen in der deutschen Nationalversammlung hatten am 28. März 1849 den König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser von Deutschland gewählt. Der Präsident der Versammlung, Simson, hatte das Ergebniß der Wahl mit bewegter und erhobener Stimme verkündigt, und unter Bezugnahme auf die schönen Worte Goethe's in „Hermann und Dorothea“:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die unbeitvolle Bewegung
Endlos fort zu leiten, zu sehr außen hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!

mit dem patriotischen Gelöbte geschlossen: „Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!“ Ein dreifaches stürmisches Hoch aus der Versammlung und von den dicht gedrängten Gallerien hatte diesen Wunsch bekräftigt, während von draußen herein das festliche Geläute der Glocken von allen Thürmen der Stadt, untermischt mit Kanonensalven, erschallte, und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zahlreiche Gruppen von Menschen sich erfreut zuriefen, daß endlich nun vorüber sei

Die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter wieder auf Erden.

Noch vor Vollziehung der Wahl hatte die Nationalversammlung den Beschluß gefaßt, „der erwählte Kaiser solle durch eine Deputation der Nationalversammlung eingeladen werden, die auf ihn gefallene Wahl auf Grundlage der Reichsverfassung anzunehmen.“ Zugleich hatte die Versammlung „das feste Vertrauen ausgesprochen, daß die Fürsten und Volksstämme Deutschlands, großherzig und patriotisch, in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung, die Verwirklichung der von ihr gefaßten Beschlüsse mit aller Kraft fördern würden.“

In der Frühe des 30. März brach die große, von dem Bureau der Nationalversammlung gewählte Deputation auf. Die verschiedenen Staaten und Stämme Deutschlands — mit Ausnahme Oesterreichs — waren in derselben möglichst verhältnißmäßig vertreten: Preußen durch die Rheinländer Arndt und Zell, den Westphalen von Hartmann, Gödden aus Posen, von Dezy und Löwe (Calbe) aus der Provinz Sachsen, Fr. von Raumer aus Berlin, Stenzel aus Breslau, endlich den Präsidenten der Nationalversammlung, der als solcher auch das Haupt der Deputation war, Simson aus Königsberg — Baiern durch Barth, Bauer, Kraft, Sachsen durch Biedermann und Stieber, Hannover durch Freudentheil und Zachariä, Würtemberg durch Feederer und

Rümelin, Baden durch Soiron, die beiden Hessen durch Emmrin und Reh, Oldenburg durch Rüder, Thüringen durch Briegleb, Nassau durch Schepp, die Mecklenburg durch Sprengel, Schleswig-Holstein und Lauenburg durch Beseler aus Greifswald, Dahlmann und Rieffer der Letztere, als Berichterstatter in der Oberhauptsfrage, auch persönlich gewissermaßen geborener Mitglied der Deputation, Luxemburg-Limburg durch Scherpenzeel, Braunschweig durch Hollandt, die Anhaltinischen Länder durch Pannier, endlich die freien Städte durch den Hamburger Merck. Zwei Mitglieder, Mittermaier und Scheer, konnten wegen nothwendiger Amtsenheit in der Heimath nicht Theil nehmen.

Man hatte absichtlich von den zwei Reiserouten nach der preußischen Hauptstadt die längere über Köln gewählt. Man rechnete darauf, daß der Wiederhall, den der Beschluß der Nationalversammlung, wie man zuversichtlich erwartete, von Tag zu Tag in immer weiteren Kreisen finden würde, eines starken Eindrucks auch in den maßgebenden Regionen Berlins nicht verfehlen könnte. Aus demselben Grunde sollte die Deputation nur in kleinen Tagereisen sich ihrem Ziele nähern und erst am vierten Tage in Berlin eintreffen.

So fuhren wir denn auf festlich beflaggtem Dampfschiff am 30. März den Rhein hinunter. Es war ein schöner, klarer Morgen, die Märzsonne schien so rein und warm, wie ein Jahr zuvor, da wir uns zum Vorparlament in der alten Krönungsstadt Frankfurt versammelten. Der königliche Rhein wälzte seine grünen Wogen so gewaltig dahin, als trage er auf seinem Rücken wirklich die Majestät des deutschen Volkes, das seine Ufer so oft siegreich fremden Eindringlingen abgekämpft und mit seinem Blute ihn recht eigentlich zu einem deutschen Strome getauft hat. Aber trotz all der Pracht, womit Himmel und Erde prangten, und trotz all der stolzen Erinnerungen, die mit der Welle des Stromes an uns vorüber rauschten, waren doch die Männer im Schiffe sehr ernst. Nicht, wie jene Siebener-Deputation, welche im Sommer des Jahres 1848 die Donau hinabging, um einen Reichsverweser zu holen für das nach Einheit und einer obersten Führung dürstende Deutschland, fühlten wir uns getragen und gehoben von der Woge jugendlicher Begeisterung, welche damals die ganze Nation ergriffen hatte. — Dieser erste Rausch war längst verflogen; in strenger Arbeit, unter harten Kämpfen hatten wir uns fast ein Jahr lang gemüht, die Form zu finden und festzustellen, in welcher das Bedürfniß der Nation dauernde Abhilfe, der schöne Traum deutscher Einheit und Größe seine Verwirklichung finden sollte. Wir glaubten eine solche Form gefunden zu haben; der Mehrheitsbeschluß der sreigewählten Nationalvertretung hatte dem Werke den Stempel der Gesetzlichkeit aufgedrückt; die Nothwendigkeit, die Verfassung endgültig zu Stande zu bringen, den schwankenden Zuständen wieder festigkeit, den erschütterten Vertrauen wieder eine sichere Grundlage zu verschaffen, die Unmöglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, wenn dazu erst noch die ausdrückliche Zustimmung von einigen dreißig Regierungen und Ständeversammlungen eingeholt werden müßte — alles dies ließ wohl hoffen, daß die Berufung der Nationalversammlung an die Hochherzigkeit der Fürsten und den Patriotismus der Volksstämme Deutschlands keine vergebliche sein werde. Aber doch zagten wir, diese Hoffnung könne täuschen; zu heftig hatten die Gegensätze der politischen Parteien und der Stämme schon in der Paulskirche selbst sich geregt, hatten das Zustandekommen der Verfassung selbst beinahe unmöglich gemacht; zu entschieden hatten manche der deutschen Regierungen sich bereits gegen die von uns gewählte Form der Einheit erklärt, als daß wir nicht auf mannigfachsten Widerstand bei Ausführung unsrer Beschlüsse hätten gefaßt sein sollen. Wir wußten, daß eine entschlossene und in vielen Gegenden Deutschlands durch zahlreichen Anhang im Volke starke Partei, die demokratische, über diesen Ausgang der Verfassungsberathung bitter grollte und daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben seine Abneigung gegen die erblich monarchische Spitze höheren Rücksichten des Patriotismus zum Opfer gebracht hatte; daß eine andere, ebensalls sehr einflußreiche Partei, die Ultramontanen, selber durch solche Rücksichten ihre starre Opposition gegen die Führerschaft des protestantischen Preußens nicht hatte erweichen lassen. Wir selber konnten nicht ohne Wehmuth an jene Zeit der ersten Bewegung des Jahres 1848 zurückdenken, wo Alles, soweit nur die deutsche Zunge klang, wahrhaft Ein Herz und Eine Seele zu sein schien, an jene feierliche Verbrüderung mit den Oesterreichern im Römer und in der reformirten Kirche zu Frankfurt, während des Fünfziger-Ausschusses, wo beide Theile im guten Glauben die Schranke für immer niedergerissen wähnten, welche so lange die deutschen Brüder jenseits des Böhmer Waldes von denen diesseits getrennt hatte, und dann wieder an die neue Trennung von eben denselben Oesterreichern, zu der wir uns, zwar mit schwerem Herzen, aber nach gewissenhafter Ueberzeugung und nach dem strengen Gebot der Verhältnisse hatten entschließen müssen.

Und wie stand es dort, wo allein die Kraft lag, unserm Bau den Schlußstein einzufügen, ohne welchen derselbe unvollendet bleiben und haltlos in sich zerfallen mußte? Wir hatten Alles auf einen Wurf gesetzt — wie, wenn dieser uns abschlug, wenn der Monarch Preußens aus legitimen Bedenken, aus Abneigung gegen eine Krone aus Volkes Hand, oder gegen eine Verfassung, welche ja freilich seinen Willen nach innen ebensosehr beschränkte, wie sie seine Macht nach außen verstärkte, oder aus sonst welchen Rücksichten das Anerbieten, welches wir ihm zu machen kamen, ausschlug? Was dann? Die Zaghaftesten unter den Deputationsmitgliedern erinnerten an jenen Ausbruch schlecht verhehlter Bitterkeit, womit König Friedrich Wilhelm IV. einer andern Deputation der Nationalversammlung, beim Dombaufeste zu Cöln im August 1848, als sie ihn begrüßte, die Worte zugerufen hatte: „die Versammlung möge nicht vergessen, daß es in Deutschland noch Fürsten gebe, und daß er darunter einer der Ersten sei!“ Die Hoffnungsreicheren beriefen sich dagegen auf die offizielle Erklärung der preußischen Regierung nach der ersten Lesung der Reichsverfassung — eine Erklärung, die wenigstens in der Hauptsache eine Uebereinstimmung derselben mit der Mehrheit zu Frankfurt annehmen ließ; Einzelne, angeblich Eingeweihte, wollten auch wohl theils aus eigenem Wissen, theils aus Mittheilungen Gagern's, der einige Zeit vorher ausdrücklich zu dem Zwecke nach Berlin gereist war, um die dortige Stimmung zu erkunden, sichere Erwartungen eines günstigen Erfolges schöpfen. Ein mit der Eigenthümlichkeit des Königs aus eigener Erfahrung wohlvertrauter Diplomat, Heinrich von Arnim versehlte, der durch die Märzbewegung zum preußischen Minister des Auswärtigen erhoben worden war und, wie man sagt, den König zu jenem vielbesprochenen Umritt durch die Stadt, mit der deutschen Fahne in der Hand, vermocht hatte) — Heinrich von Arnim, der ein Stück Weges mit uns fuhr, aber in Neuwied unser Schiff verließ, empfahl uns beim Abschied Geduld, wenn es mit unserer Sendung in Berlin, wie er fürchte, nicht so bald zum Ziel kommen sollte.

Die nächsten Eindrücke waren einer hoffnungsreicheren Auffassung unserer Sendung wenig günstig. Im Sommer vorher, als wir, die feierliche Deputation der Nationalversammlung zum Domfest, gleichfalls hier zu Thale fuhren, hatte uns allenthalben lauter Jubel und herzliche Verehrung begrüßt. Ganze Dorfschaften waren uns von den Dörfern und den kleinen Städten aus längs dem Ufer hin, festlich geputzt, mit wehenden Fahnen, meist einen Priester an der Spitze, entgegen gewallt. In Coblenz hatte die Bürgerwehr paradirt. Von Cöln aus war man weit den Strom hinauf zu unsrer Einholung gekommen.

Von alledem fand jetzt nichts, oder das gerade Gegentheil statt. Wie verödet, lagen zu beiden Seiten die Ufer des Rhein, und wenn sich ja hier und da neugierige Gruppen sehen ließen, so warfen sie mehr mißtrauische oder übelwollende, als theilnehmende Blicke zu uns herüber. Diese Erscheinung war zwar nicht erfreulich, aber wohl erklärlich: die Bevölkerung längs des Rhein war überwiegend entweder streng katholisch, oder demokratisch, mancher Orten auch wohl beides zugleich; weder der einen noch der andern dieser Richtungen aber konnte unsere Sendung — zur Einholung eines monarchischen und protestantischen Reichsoberhauptes — sympathisch sein. In Cöln, wo wir das erste Nachtquartier machten, wurden wir zwar von einer Deputation eines constitutionell-nationalen Vereins mit feierlicher Anrede empfangen, dafür brachte uns aber ein lärmender Hause eine Katzenmusik in hoher Form, und die löbliche Polizei ließ denselben ziemlich lange ungestört gewähren.

Damit war indeß der schlimmere Theil unserer Reise überstanden. Die folgenden Tage führten uns durch Landstriche, wo die öffentliche Stimmung sich ungleich günstiger erwies, zuerst durch protestantische Theile des Rheinlandes, wie Düsseldorf, dann durch das altphonzellerische Besitzthum, die Grafschaft Mark. Selbst Dahlmanns schwer bewölkte Stirn heiterte sich hier auf, und um seine schmerzlich verzogenen Lippen begann es zu lächeln, als von Sta-

tion zu Station die sich heranbrängenden Massen dichter, die Kundgebungen der Sympathie unzweideutiger und lauter wurden. Der greise Arndt vollends, der überall noch ganz besonders der Gegenstand und Mittelpunkt volksthümlicher Ovationen war, hatte vollauf zu thun, mit Alt und Jung Händedrücke zu tauschen, seine leichte blaue Reisemütze zu schwenken und in seiner gewohnten pruchtund bilderreichen Weise, obwohl schon in den ersten Stunden gänzlich heiser, allerhand bald allgemein patriotische, bald auf Landesund Stammesart bezügliche Reden zu halten. Und in der That, eine für unsere vaterländische Vergangenheit hoch bedeutsame Gegend war es, durch die wir jetzt dahin zogen. Dort, aus nicht allzuweiter Ferne, winkten die Höhen des Teutoburger Waldes herüber, und das halbsertige, unvollendet gebliebene Standbild Hermann's des Cheruskers mahnte verhängnißvoll an unser eigenes, des Abschlusses noch ermangelndes Werk, nahme an all die Hemmnisse, welche der angestammte deutsche Bolkscharakter und vor allem die Eifersucht und der Eigennutz der einzelnen Stammeshäupter jedem Versuch einer Einigung Deutschlands entgegensetzten.

Bald traten wieder andere vaterländisch geschichtliche Erinnerungen an uns heran, jene aus der ältesten Zeit ergänzend. Wir zogen nach einander in den Residenzen beider Zweige des einst so mächtigen Geschlechts der Welfen ein. In Hannover, wo wir am zweiten Tage unserer Reise übernachteten, wußten wir den alten, streng loyalistischen König und sein Ministerium — leider auch den im Uebrigen so freisinnigen Stadt — der nationalen Einheitssache seinsteilig abgewandt; nun so erfreulicher waren uns die Huldigungen, welche die Stadt durch feierliche Bewillkommnungsdeputationen, die prächtige Bürgerwehr durch festliche Aufstellung vom Bahnhofe bis in unser Hotel uns brachte.

Einmüthiger zeigte sich die Stimmung in der zweiten Welfenstadt, Braunschweig. Hier hatten die höchsten Regierungsbeamten, die Minister selbst, — an ihrer Spitze der alte würdige Herr von Schleinitz, dessen freisinnige Richtung schon von vor 1848 her datirte, — mit der Blüthe der Bürgerschaft sich zu einem großen Festmahl für die Abgeordneten der Nationalversammlung vereinigt. Hier — das sah man wohl — war die Idee eines deutschen Kaiserthums, und zwar eines hohenzollernschen, populär, allerdings aber — denn auch das lieg sich nicht verkennen — eines solchen, welches — nach des unvergeßlichen Uhland Ausspruche — „mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt worden." Das bewies die allgemeine, lebhafte Zustimmung, als ein Redner daran erinnerte, wie die Unbotmäßigkeit des mächtigen Welfenfürsten einst einen der größten deutschen Kaiser in seinem Siegeslaufe aufgehalten, wie aber die Nationalversammlung bei Abfassung der Reichsverfassung Sorge getragen, daß sich Aehnliches nicht, zum Schaden Deutschlands, wiederholen könne, daß vielmehr die Bollkraft der Nation dem Oberhaupte des Reichs, jederzeit durch keinen andern als den Gesammtwillen eben dieser Nation beschränkt, zur Verfügung stehe.

In Magdeburg, unserm letzten Rasterte, brachte eine Deputation der deutschen Vereine aus dem Königreich Sachsen uns Gruß und Glückwunsch entgegen. Der letzte Theil unseres Weges führte durch die ältesten und getreuesten Landestheile des hohenzollernschen Hauses; daß wir hier immer wachsenden Sympathien begegneten, konnte uns nicht überraschen. Höchstens das durfte uns bedeutsam und hoffnungserheißend erscheinen, daß in der alten preußischen Königsstadt Potsdam die Mitglieder der Regierung und anderer Behörden uns festlich bewirtheten und bezeugten; ließ sich doch daraus schließen, daß auch in jenen Kreisen, wo das specifische Preußenthum und die absolutistisch-bureaukratische Abneigung gegen parlamentarische Einrichtungen am meisten zu Hause zu sein pflegen, die Wichtigkeit unserer Sendung gewürdigt werde.

Während jenes Festmahles in Potsdam trafen mehrere Frankfurter Collegen bei uns ein, welche zugleich Mitglieder der preußischen Kammern waren und welche sich bereit hatten, uns noch vor unserer Ankunft in Berlin die frohe Kunde entgegenzubringen, unter wie günstigen Sternen diese stattfinde. In der That klang, was sie mittheilten, so erfolgverheißend wie möglich. In beiden Kammern waren von den Ministern Erklärungen in Bezug auf die Reichsverfassung und die Kaiserwahl abgegeben worden. „Dieser Beschluß," war darin gesagt, „sei ein wesentlicher Fortschritt auf der Bahn der Entwickelung der deutschen Verhältnisse, und die Regierung werde Alles aufbieten, damit das erstrebte, jetzt nahe gerückte Ziel ganz erreicht werde." „Allerdings," hieß es weiter, „könne die Regierung, festhaltend an den schon früher kundgegebenen Ansichten, die Beschlüsse der Nationalversammlung nur für diejenigen Regierungen als gültig anerkennen, welche aus freiem Antriebe denselben beistimmen würden, allein sie werde nichts unversucht lassen, um ein solches Einverständniß zu fördern."

Der Eindruck dieser Erklärung in den Abgeordnetenkreisen war, wie unsere Freunde uns sagten, ein durchaus günstiger gewesen.

Mit solchen Aussichten und in einigermaßen gehobener Stimmung langten wir am Abend des 2. April in der preußischen Hauptstadt an. Wir wurden in dieser Stimmung bestätigt durch die vielen Mitglieder beider Kammern, die uns, nebst einer Deputation des Magistrats von Berlin, auf dem Bahnhofe empfingen. Die Stadt Berlin ehrte uns als ihre Gäste und hatte für unsere Einquartierung in den ersten Hotels gesorgt. Die Bewillkommnung begleitete uns mit Zeichen sichtbarer Theilnahme, als wir in den für uns bereit gehaltenen Wagen dorthin fuhren. Kaum dort angekommen, erhielten wir eine Sendung von dem Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg. Er wünschte eine Privatunterredung mit dem Präsidenten der Deputation, womöglich noch an demselben Abend. Da Simson schon von Köln aus auf der ganzen Reise leidend gewesen war, begaben sich zwei andere Mitglieder der Deputation zu dem Grafen. Die vertrauliche Mittheilung, die sie von ihm in Betreff der vom König zu erwartenden Antwort empfingen, stimmte mit der den Kammern gemachten öffentlichen überein. Die Audienz beim König ward auf den folgenden Tag, Mittags zwölf Uhr, im Ritterfaale des Schlosses, anberaumt.

Zu der angesetzten Stunde begaben wir uns, wiederum in städtischen Equipagen, in's Schloß. Der König empfing uns, unter dem Thronhimmel stehend, in militärischer Uniform, den Helm in der Hand, umgeben von den Prinzen des königlichen Hauses, sowie den obersten Hof-, Civil- und Militärbeamten. Präsident Simson theilte in kurzen Worten die Beschlüsse der Nationalversammlung mit, welche uns hierher geführt, indem er zugleich ein Exemplar der Reichsverfassung überreichte. Dann fuhr er fort: „In Vollziehung dieses Auftrags stehen vor Ew. Majestät der Präsident und 32 Mitglieder der Nationalversammlung in der ehrfurchtsvollen Zuversicht, daß Ew. Majestät gruhen werden, die begeisterten Erwartungen des Vaterlandes, welches Ew. Majestät als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupte des Reichs erkoren hat, durch eine feigenen Entschluß zur glücklichen Erfüllung zu führen."

Die Antwort des Königs, mit freier und gehobener Stimme gesprochen, begann ziemlich hoffnungverheißend. Er sprach von der Wichtigkeit unserer Sendung, von dem „Anrufe", welchem die Wahl der Nationalversammlung ihm gebe, und dessen Werth er zu schätzen wisse. „Aber" — und hier hob der König die Stimme noch mehr — „ein Blick nach oben in solchen wichtigen Momente macht das Auge hell." Diese Worte durchzuckten die Meisten von uns fogleich besorgnißerregend; wir ahneten, daß aus solcher Abwendung von den irdischen zu himmlischen Betrachtungen sich irgend eine, vielleicht wohlgemeinte, aber sicherlich nicht staatsmännisch praktische, weit eher romantisch besangene Auffassung der Sachlage entwickeln werde. Und so geschah es. Der König sprach zuerst von der gewissenhaften Achtung der Rechte Aller, welche ihm verbiete, einen entscheidenden Schritt ohne das Einverständniß der andern deutschen Fürsten zu thun. Noch war eine schwache Hoffnung vorhanden, daß damit nur die Freiheit der Annahme oder Ablehnung der Reichsverfassung im Ganzen vorbehalten sein solle, also entsprechend den Erklärungen vom Tage vorher — obschon Ton und Haltung des Königs Mehr und Schlimmeres befürchten ließen. Nur zu bald sollte auch diese letzte Hoffnung schwinden. Der König fuhr fort: „An den Regierungen der einzelnen Staaten wird es sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung zum Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen."

Was der König noch weiter sagte — von dem Schwerte Preußens, das in der Stunde der Gefahr dem deutschen Vaterlande nicht fehlen werde, und Anderes mehr, das haben wohl nur die Wenigsten von uns recht gehört. Eine tiefe Bewunderung, eine fast beklemmende Seelenerschütterung war über uns gekommen. In manchem Auge, das sonst ruhig und kalt blickte, sah man Thränen zittern. Die mühsame Arbeit eines Jahres, das Bollwerk unserer

nationalen Zukunft, die Hoffnung und Sehnsucht von Millionen deutscher Herzen — das Alles sahen wir in diesem Momente in sich zusammendrechen, und an seiner Stelle, wohin wir nur blickten, ein Chaos von Ungewißheit, von neuen Kämpfen, von Wirrsalen ohne Ende emportauchen.

In solcher Stimmung kamen wir in unsere Wohnungen zurück! Wir versammelten uns sogleich bei dem Präsidenten der Deputation. Die Aufregung war allgemein. Der Entschluß, sofort abzureisen, ward von den verschiedensten Seiten energisch kundgegeben. Der erhaltenen Einladung zur königlichen Tafel zu folgen, erschien Vielen nach solchem Vorgange rein unmöglich. Dennoch siegte — nach langer, lebhafter Debatte — die Ältere Ueberlegung, daß in so großem und verhängnißvollem Momente jedes Gefühl persönlichen Unbehagens, selbst nach so berechtigter Erregtheit, schweigen und nur das Interesse der Sache, in deren Dienst wir ständen, den Ausschlag geben müsse. Wenn wir jetzt abreisten, so war jede Brücke der Verständigung zwischen Berlin und Frankfurt abgebrochen. Die Nachricht dieses scharfen Bruches, sobald sie in die Paulskirche kam, würde dort einen Sturm hervorrufen, dessen nicht zu berechnende Folgen die ohnedies so verwickelte Lage noch rettungsloser verwirren möchten. So ward endlich beschlossen, zu bleiben und Alles zu thun, was wir nur könnten — ohne unserer Verantwortlichkeit und der Würde der Nationalversammlung etwas zu vergeben — um, wenn möglich, den gefaßten Entschluß des Königs noch zum Besseren zu wenden. Der erste Entwurf einer Erklärung an das Staatsministerium, von drei damit beauftragten Mitgliedern verfaßt, ward von der Mehrheit zu mild und entgegenkommend gefunden; er sprach aus, daß und warum auf eine Revision der Reichsverfassung nicht eingegangen werden könne, machte auf die Gefahren des Vaterlandes aufmerksam, und ersuchte den König — unter Bezugnahme auf die officielle Erklärung der Regierung an die Kammern — die Führung der obersten Gewalt nach Maßgabe der Reichsverfassung zunächst wenigstens für seine und für die Länder derjenigen deutschen Regierungen zu übernehmen, welche die Reichsverfassung anerkennen würden. Die verschärfte Fassung, die Arbeit des Präsidenten Simson, war streng juristisch gehalten; sie constatirte einfach, daß „die Einladung auf Grundlage der Reichsverfassung die auf ihn gefallene Wahl annehme, in dem Augenblick als von dem König abgelehnt angesehen werden mußte, in welchem Se. Majestät Ihre Willensmeinung dahin zu erkennen gaben, daß die von der verfassunggebenden Reichsversammlung in zweimaliger Lesung beschlossene Verfassung überhaupt noch keine rechtliche Existenz und Verbindlichkeit habe, einer solchen vielmehr erst durch gemeinsame Beschlußnahme der deutschen Regierungen theilhaftig werden könne."

Noch stand uns Peinliches bevor, zuerst das Diner in Charlottenburg, dann ein Besuch des Theaters, wozu wir von der Stadt als teren Gäste eingeladen waren. Der König zeigte sich bei den Gesprächen vor und während der Tafel, wie schon früh bei der Vorstellung der einzelnen Deputationsmitglieder nach der Audienz, scheinbar munter gelaunt, angeregt, sorglos, witzig; er schien den Ernst der Lage hinwegscherzen zu wollen. Von den mancherlei beiläufigen, auch recht witzigischen Bemerkungen, die er einzelnen Deputationsmitgliedern hingeworfen haben soll, und die alsbald mündlich und schriftlich circulirten, ist Vieles erfunden oder entstellt. Ein Wort, das er an den alten Arndt richtete, ward damals nicht verstanden, auch von Arndt nicht erklärt, hat aber später seine Erläuterung gefunden. „Sie sind also noch gekommen!" sagte er zu demselben. Man weiß jetzt aus der nach Arndt's Tode veröffentlichten Correspondenz zwischen ihm und dem König, daß Arndt vor der Kaiserwahl schriftlich dem König wegen Annahme der Krone angelegen, der König aber schon damals, mit ehrenwerther Offenheit, seine Abneigung kund gegeben hatte, eine Krone anzunehmen, die ihm nicht von den Fürsten, sondern vom Volke geboten werde. Arndt hatte von diesem Bescheid niemals, so viel bekannt, etwas verlauten lassen; er mochte gehofft haben, der König werde doch vielleicht Angesichts der vollendeten Thatsache einer auf ihn gefallenen Wahl anderen Sinnes werden.

Gegen ein anderes Deputationsmitglied äußerte sich der König mit unverhohlenem Mißbehagen über den, eben damals, nach Ablauf des Waffenstillstandes von Malmoe, wieder begonnenen Krieg gegen Dänemark, doch fügte er, vielleicht weil er Erstaunen über eine solche Aeußerung in den Mienen des Angeredeten las, ein paar Worte hinzu, welche den Eindruck der früheren abschwächen sollten, indem sie die Schuld des Krieges auf Dänemark warfen.

Wir fanden in Charlottenburg eine Deputation der braunschweigischen Stände vor, welche gekommen war, um in deren Namen Vorstellungen wegen Annahme der Kaiserkrone und Wiederherstellung eines festen und geordneten Zustandes in Deutschland zu machen. Auch eine deutsche Regierung — leider nur eine, und zwar eine der kleineren — hatte sich beeilt, das Gewicht ihrer Stimme in gleichem Sinn in die schwankende Wagschale der Entscheidung zu werfen. Es war die Regierung des dem königlichen Hause von Preußen nahe verwandten Großherzogs von Sachsen-Weimar; der hiesige Staatsminister von Watzdorf selbst war zu diesem Behufe nach Berlin gekommen.

Im Theater waren wir der Gegenstand achtungsvoller Begrüßungen und einer sonderzeichnen wohlwollenden Theilnahme von Seiten des zahlreich versammelten Publicums; nur leider hatten wir, in unser damaligen Stimmung, dafür wenig Sinn, für die Vorstellung selbst natürlich noch weniger. Wir entfernten uns, sobald es nur schicklicher Weise geschehen konnte, um der letzten Pflicht dieses so schweren und verhängnißvollen Tages zu genügen, dem Besuch einer Soirée beim Prinzen von Preußen, wozu wir gleichfalls eine Einladung empfangen hatten.

Die Eindrücke, die uns hier erwarteten, waren gleichviel persönlich von den bisherigen wesentlich verschieden. Der Prinz empfing uns mit großer Freundlichkeit, ließ sich die Einzelnen vorstellen und begann dann, während wir ihn in einem Halbkreise umstanden, ein allgemeines Gespräch. Mit einer militärischen Geradheit, welche uns nun doppelt wohlthat, ging er sofort auf die brennende Tagesfrage ein. Wir hielten mit dem lebhaftesten Ausdruck unseres Schmerzes über den so wenig tröstlichen Ausgang unserer Sendung nicht zurück. Der Prinz versuchte es, die Entscheidung seines Bruders zu rechtfertigen; er legte dabei den Accent auf die Nothwendigkeit einer freien Zustimmung der Fürsten, auf die moralische Unmöglichkeit, ein hohenzollernsches Kaiserthum auf anderm Wege, wohl gar mit Gewalt der Waffen, den übrigen deutschen Staaten aufzuzwingen. Wir bemerkten ihm dagegen, daß nicht dies für uns der entscheidende und unsere Hoffnungen zerstörende Punkt in der Antwort des Königs sei; die vorbehaltene Zustimmung der andern Regierungen würde ja wohl auf völlig friedlichem Wege, durch deren eigene patriotische Einsicht und durch das moralische Gewicht der öffentlichen Meinung, zu erlangen gewesen sein, sobald nur von hier aus die Annahme der Krone und der Reichsverfassung erfolgt wäre. Aber daß man an letzterer rütteln, daß man das Werk der Nationalversammlung wieder in Frage stellen, und damit diese selbst von der Stellung, welche sie kraft einer unabweisbaren Nothwendigkeit und zum Heil des Ganzen eingenommen, herabdrücken wolle — das sei es, was die Hoffnung auf Verständigung und die Aussichten auf die Zukunft der Nation so schwerlich trübe. Der Prinz schien diese Auslegung der königl. Antwort entschieden als eine irrthümliche zurückzuweisen; ein Druck mit der Nationalversammlung sei durchaus nicht beabsichtigt, vielmehr erkenne man die Bedeutung der Gesammtvertretung Deutschlands und des von ihr gemachten Anerbietens vollkommen an. Das Gespräch ward bald darauf von ihm abgebrochen, indem er ging, um seine Gemahlin einzuführen, damit auch diese uns empfange. Die Prinzessin richtete erst einige allgemeine Worte an uns, dann sprach sie mit den Einzelnen, wie diese ihr, Einer nach dem Andern, vorgestellt wurden. Uebertall zum Nächsten und Persönlichsten anhebend, kam sie immer und immer wieder auf das Allgemeine zurück, welches uns Alle und, wie man deutlich sah, sie selbst ausschließlich beschäftigte und in innerster Seele ergriff. Sie gab sich keine Mühe, ihre tiefe Erregung zu verbergen; mit bewegter Stimme ermahnte, beschwor sie uns, nicht vorschnell die Hoffnung aufzugeben, oder den Weg der Verständigung abzubrechen. Was wir erstreben, sei ja so schön, so groß, so nothwendig, daß es zum Ziel kommen müsse und nicht aufgegeben werden dürfe. Wir Alle waren von diesem Empfange auf's Tiefste bewegt; es war das erste Mal, daß wir an solcher Stelle einem so klaren Verständniß und einem so warmen und wahren Gefühl für die große nationale Aufgabe begegneten.

Auch dem jungen Prinzen wurden wir, ohne förmliches Ceremoniell, beiläufig Einer und der Andere vorgestellt; er zeigte sich als ein junger Mann von einfachem, anspruchslosem Wesen, der nur öffent-

Die Uebergabe der deutschen Schützenfahne am Gabentempel von La Chaux de Fonds.
Nach der Natur auf Holz gezeichnet von H. Jenny.

iche Dinge manchen Beschreibungen wußte und darüber mit Interesse, verständig und zugleich mit jugendlicher Bescheidenheit sprach. Der Abend verging uns sehr angenehm. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen machten äußerst liebenswürdige Wirthe, indem sie, abwechselnd an einzelnen Tischen umhergehend, an denen die Gäste bei einem einfachen und zwanglos servirten Mahle Platz genommen, da und dort selben blieben und sich bald mit Einzelnen, bald mit Mehreren zugleich unterhielten, wobei sie nicht gestatteten, daß der Angeredete sich von seinem Sitze erhebe.

Wir harrten noch einen Tag in Berlin aus. Auf unsere Erklärung ward uns lediglich eine eingehendere Mittheilung der Regierung direct an die Nationalversammlung in Aussicht gestellt. Interpellationen in den Kammern erfolgten erst nach unserer Abreise und blieben ebenfalls wirkungslos.

Unsere Rückreise ging durch Mitteldeutschland. In Halle, Weimar, Erfurt, Eisenach wurden wir mit warmen Sympathien und hochgespannten Erwartungen empfangen, die wir freilich sehr herabstimmen mußten. Nur auf der letzten Station geschah uns das Gleiche, und so Schluß unseres ersten Reiseganges in Köln, wo omnibus bezeichnet hatte. Die Hanauer Straßenjungen, unterstützt mit einigen Erwachsenen, begleitete, im Vollgefühl republikanischen Freiheitsdranges, die hinein Gnaden verhaßten „Kaiserlichen" bei der Absahrt mit Pfeifen und Zischen zum Städtchen hinaus.

Im trüben Abendgrauen kehrten wir nach Frankfurt zurück, das wir vor sieben Tagen beim klarsten Morgen verlassen hatten. Es war ein Bild unserer Sendung. Hell und klar lag die Zukunft Deutschlands vor uns, wenn die Hoffnungen, mit denen wir unsere Reise begannen, sich verwirklichten, wenn Deutschland ein Oberhaupt erhielt, umgeben von einer mit selbstständigen Rechten ausgestatteten Nationalvertretung. Vor der vollendeten Thatsache würde auch der hartnäckige Widerstand verstummt sein; in der Vereinigung von Ordnung und Freiheit, von monarchischen und parlamentarischen, volksthümlichen Einrichtungen wäre eine Versöhnung und Ausgleichung selbst des strengeren Conservatismus mit dem weitergehenden Demokratismus angebahnt gewesen. Das Ausland hätte schwerlich gegen diese Selbstconstituirung der deutschen Nation etwas Ernstliches zu unternommen, so wenig, als es dies gethan gegenüber der viel kleineren Schweiz im Jahre 1847; hätte aber eine feindte Macht eine solche Einmischung gewagt, so wäre dies sicherlich der stärkste Hebel für die Befestigung der jungen Einheit gewesen. Deutschland wäre eine Großmacht geworden und hätte als solche den drohenden europäischen Verwickelungen nicht nur ruhig entgegensehen, sondern selbst bei deren Schlichtung ein gewichtiges Wort mitreden können.

Es hatte nicht sein sollen! Eine dunkle Nacht brach nochmals über Deutschland herein — der Unfreiheit und der wüstesten Reaction im Innern, der Ohnmacht und Erniedrigung nach außen.

Und doch — ganz fruchtlos sind jene Bestrebungen, ganz eitel sind jene Hoffnungen des Jahres 1848 nicht gewesen! Der Gedanke der deutschen Einheit, wie oft auch seudem von den Gegnern verlästert, verhöhnt, unter die Füße getreten und zu den Todten geworfen, ist doch immer und immer wieder auferstanden und hat, wie der lebendige Fruchtkeim, jeden, auch den härtesten Widerstand überwunden. Wie im März 1848, unter dem Druck äußerer Verhältnisse, die Regierungen nachgiebig die Hand boten zu dem Versuch einer Neugestaltung Deutschlands, so haben heut die deutschen Fürsten selbst, diesmal ohne äußern Trang und Zwang, lediglich getrieben durch die unwiderstehliche Macht der in der Nation lebenden und mit unserer Rechtsgiltigkeit wirkenden Idee, sich in eben jener alten Krönungsstadt Frankfurt, wo damals das Parlament tagte, versammelt, um den gleichen Versuch von sich aus zu wagen. Reinlos wollen wir, die wir damals unternahmen das große Werk der Einigung Deutschlands zu vollziehen — neidlos wollen wir es ansehen, wenn die erlauchte Versammlung, glücklicher als wir, das hinausführt, woran wir gescheitert. Was damals die Inschrift über dem Präsidentenstuhle in der Paulskirche uns, den freigewählten Vertretern der Nation, mahnend zurief:

Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O bringt sie, o gebt sie dem Volke zurück!

das rufen heut wir den Fürsten zu. Mögen sie ein Werk schaffen, wie es den Ganzen frommt! Die Nation wird ihnen dankbar sein und das Gebotene, wenn es die Probe einer unbefangenen Prüfung aushält, nicht darum zurückweisen, weil es auf einem andern Wege zu Stande gekommen, als den wir 1848 beschritten. Der Wege zum Ziele mag es vielerlei geben, das Ziel selbst wird stets nur Eins sein können: eine geschickte Machtstellung Deutschlands nach außen, feste Bürgschaft des Rechts und der Freiheit nach innen!

K. Biedermann.

Blätter und Blüthen.

Berliner Gespenster. Von jeher war Berlin reich seiner sogenannten Intelligenz und Aufklärung ein fruchtbarer Boden für den Aberglauben, im achtzehnten Jahrhundert trieben hier die sogenannten „Geisterseher", eine unsittliche Secte, welche bald mit den Freimaurern, bald mit den Jesuiten und Pietisten in Verbindung standen, ihr frevelhaftes Spiel, selbst auch solchen kühne Abenteurer auf sich stürzten sich im Besitze besonderer Geheimnisse zu sein; sie spekulirten auf die vorwaltende Stimmung und Umwälzendheit der Menge, auf die Haltsucht und Lebenslust der Bevölkerung, denen sie mensch enfreundlichste Gottseligkeit und die Verjüngung ihrer durch Ausschweifungen aller Art verbrauchten Körpersäfte verbrauchten. Einer der interessantesten jener Betrüger war der berüchtigte Cagliostro, er als Geisterbeschwörer von Wundermann ganz Europa in Erstaunen setzte und zahlreiche Gläubige in Frankreich, England, Deutschland und auch Russland fand, bis er endlich starb in den Kerkern der päpstlichen Inquisition zu Rom starb. Jahre lang kämpfte dieser raffinirte Abenteurer durch seine unpenetrante Erscheinung, durch den Zauber seiner ihm ohne Zweifel zu Gebote stehenden Uebervortheilungskunst, durch seine Taschenspielerkünste nicht nur den Pöbel, sondern vorzugsweise die sogenannten höheren Kreise und selbst gebildete Männer und Frauen, unter Anderen selbst die edle Elise von der Recke, die bekannte Freundin des Dichters Tiedge. Er rühmte sich im Besitze der alten ägyptischen Priesterweisheit zu sein und erfand ein eigenes maurerisches System, welches er als das der ägyptischen Maurerei bezeichnete und von dem Propheten Elias herleitete. Er selbst stellte sich als den Großcophta dieses Prophetenthums und wies sich von seinen Anhängern als Groß Kophta verehren. Den Gläubigen verkaufte er eine vollkommene Verjüngung ihrer geistigen und physischen Kräfte vermittelst einer wunderbaren Würze, von der einige Tropfen genügten, um das Leben auf 50 Jahre zu verlängern. Nach seinen Angaben konnte man durch diese Essenz einen Theil dieser Erscheinungen ein Alter von 5557 Jahren bequem erreichen. Ausserdem gab er vor, Hanf in Seide, Blei in Gold verwandeln und aus kleinen Diamanten große machen zu können; ausserdem verlaufte er ein Schönheitswasser, das besonders von den leichtgläubigen Damen der Demi monde in Paris ihm mit Gold aufgewogen wurde.

In den von ihm gestifteten Logen ließ er auch Geister erscheinen mittelst eines gezeigneten Medianus Engel und Propheten citiren. Zu diesem Behufe wurde ein Kind benutzt, welches die „Taube" hieß. Cagliostro oder einer der Eingeweihten legte ihm die Hand auf's Haupt, brauchte es an und rief ihm den Kopf mit dem „Oele der Weisheit" ein. Hierauf wurde das Kind in einen Verschlag gebracht, wo es in die Hand oder in eine Schüssel mit geweihtem Wasser blicken mußte, während die Versammlung die vorgeschriebenen Gebete sprach. Zugleich kam der Geist über das Kind; es sah Engel, Propheten und andere Erscheinungen, sprach mit ihnen und erhielt von ihnen passende oder oft auch unpassende Antworten, welche lezzallig protokollirt wurden. Natürlich waren, wie dies unlängbar feststeht, diese Kinder vorher von Cagliostro unterrichtet, wie sie sich zu benehmen hätten. Er griff war die Gewalt, welche dieser gemiale Abenteurer auf die Gemüther seiner Anhänger und Schüler ausübte, daß diese ihn förmlich anbeteten, Stunden lang zu seinen Füßen lagen, ihn wie einen Gott verehrten. Man trug Ringe, Zeichen und Medaillons mit seinem Bilde und dem Bilde seiner Frau, und stellte seine Marmorbüste mit der Unterschrift auf: „Ihrer Cagliostro". Bekannt ist das Anlehen, welches die Halsbandgeschichte des Cardinal Rohan verursachte, in die auch Cagliostro verwickelt war. Dieses Ereignis, welches dem Königthum in Frankreich einen empfindlichen Schlag versetzte und vielfach als ein Vorläufer der Revolution betrachtet wird, gab Goethe die Veranlassung und den Stoff zu seinem „Groß Kophta", der das Ebenbild Cagliostro's sein sollte.

Ein nicht minder interessanter Abenteurer und Geisterbeschwörer war der kantonte Gastwirth Johann Georg Schrepfer in Leipzig. Aehnlich wie Cagliostro verstand auch er einen Kreis blinder Anhänger und Verehrer um sich zu versammeln. Zu diesen gehörte auch der Herzog von Kurland, der Cousenzminister von Wurmb, der Kammerherr von Hendig, der Baron von Hebenthal in Dresden und vor Allen der damals noch in sächsischen Diensten stehende Herr von Bischofswerder, der später nach Preußen ging und eine sehr einflußreiche Rolle am Berliner Hofe spielte. Schrepfer hatte vorgegeben, im Besitze unermeßlicher Schätze zu sein, welche ihm die Jesuiten anvertraut und die er seinen Freunden zuwenden wollte. Das angebenete Vermögen, das aus unberen Millionen Steuerscheinen bestehen sollte, war nach seiner Erklärung bei den Erbherren Bethmann in Frankfurt a. M. niedergelegt. Diese

bestätigten auch auf geschehene Anfrage, daß sich in ihrer Verwahrung ein wohl eingepacktes und versiegeltes Packet, dem Anscheine nach die Papiere enthaltend, befände. Man glaubte ihm um so mehr, da er außerdem seinen Angaben durch die von dem Herzog von Kurland gewünschte Geisterbeschwörung einen unwiderleglichen Beweis zu geben wußte. In dem Palais des Herzogs, welches nach dessen Tode mit dem Dresdner Zeughause verbunden wurde, ließ Schrepfer den Geist des verstorbenen Chevalier de Saxe vor der ganzen Gesellschaft erscheinen. Der Eindruck war so mächtig und grauenvoll, daß der Herzog in Ohnmacht fiel und der Kammerherr von Heynitz fast darüber den Verstand verlor. Trotzdem erwachte bald wieder das Mißtrauen seiner Anhänger; sie verlangten das versprochene Geld, so daß Schrepfer sich genöthigt sah, das in Frankfurt deponirte Packet kommen zu lassen. An dem Tage, wo dasselbe in Dresden anlangte, entfernte sich Schrepfer nach Leipzig, wo er in Gegenwart seiner vertrautesten Schüler, der Herren von Hopfgarten und Bischofswerder, auf einem Spaziergange nach dem Rosenthal seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte.

Seine Papiere und verschiedene physikalische Apparate, welche sich in seiner Wohnung vorfanden, sollen in den Besitz des Herrn von Bischofswerder gekommen sein, der nach diesem Vorfall in Berlin am Hofe eine Anstellung fand und später im Verein mit dem berüchtigten Wöllner und der liederlichen Gräfin Lichtenau den schwachen, leichtgläubigen König beherrschte. Zu diesem Zwecke wurden allerhand verwerfliche Mittel und vorzugsweise auch Geistererscheinungen angewendet. In dem Palais der Gräfin unter den Linden fanden diese Vorstellungen statt, bei denen mit Hülfe der von Bischofswerder und seinen Mitverschworenen geschickt dirigirten Apparate die Geister Cäsar's und des berühmten Philosophen Leibnitz beschworen wurden. Ein andermal mußte auf Veranlassung der Lichtenau dem Könige sein und ihr im zarten Alter verstorbener Sohn, der von Friedrich Wilhelm II. abgöttisch geliebte Graf von der Mark, erscheinen, um ihn an seine Pflichten gegen die Gräfin zu mahnen und das schon etwas gelockerte Band zwischen Beiden von Neuem zu befestigen. Dieses freche Gaukelspiel wirkte so mächtig auf die zerrüttete Constitution des Königs, daß er von kaltem Schweiß bedeckt in eine Ohnmacht sank und von krampfhaften Zuckungen ergriffen wurde. Mit Hülfe dieser und ähnlicher Taschenspielerkünste herrschten die Pietisten und politischen Intriganten an dem Hofe Friedrich Wilhelm's II. zum Verderben des preußischen Staates.

Auch in neuester Zeit hat es in Berlin nicht an Geistererscheinungen und Geisterbeschwörern gefehlt, an deren Spitze der vor Kurzem erst verstorbene geheime Registrator Hornung stand. Derselbe versammelte in seiner Wohnung ein Häuflein Auserwählter und Gläubiger, zu denen der reiche, ebenfalls vor nicht langer Zeit heimgegangene Kaufmann Ravené, der General v. Pfuel, ein zwar höchst geistreicher, aber von allem Wunderbaren nur zu sehr eingenommener Herr, und der ihm befreundete Gesandte am Turiner Hofe, Herr von Willisen, so wie mehrere ältere Herren und Damen aus den höheren Ständen gehörten. Mittelst des sogenannten „Psychographen", eines dem Storchschnabel ähnlichen Instrumentes, verkehrte die Gesellschaft mit den abgeschiedenen Geistern und Seelen. So wurde eines Tages durch Herrn Hornung der Geist des todten Dichters Heine citirt, um über seinen jetzigen Aufenthalt Aufschluß zu geben. Aber der ungezogene Liebling der Grazien hatte auch im Jenseits seinen kaustischen Witz nicht eingebüßt und beantwortete die durch den Psychographen an ihn gestellten Fragen mit so vieler Ironie und solchem Spott, daß man froh war, ihn wieder in sein Grab schicken zu können. Besonders entwickelte der Psychograph eine große Thätigkeit während des Krimkrieges, wo sich hochgestellte Staatsmänner und Diplomaten bei ihm Raths erholten und Herr Hornung selbst eine einflußreiche politische Stellung einnahm. Charakteristisch ist das Ende des Herrn Hornung, das durch seinen Aberglauben herbeigeführt wurde. Ein junger Mann, der ihm als Medium diente, machte sich laut Verabredung mit einigen lustigen Gesellen den Scherz, dem Geisterseher einen in der Nähe von Berlin befindlichen Schatz zu verkünden. Sogleich machte sich der getäuschte Hornung in Begleitung eines seiner Freunde und Anhänger auf den Weg, um den Schatz zu heben. Mit Hacke und Schaufel bewaffnet gingen die beiden Schatzgräber um Mitternacht an's Werk, belauscht von den muthwilligen jungen Leuten, welche mit Hülfe von Knallerbsen und Kanonenschlägen einen Höllenspectakel machten und den Geisterbeschwörern solchen Schreck einjagten, daß sie davonliefen. In Folge der in jener Nacht ausgestandenen Furcht erkrankte der arme Herr Hornung und büßte seinen Aberglauben mit dem Leben.

Ein eigenthümliches und interessantes Licht über diese Geistererscheinungen verbreitet die neueste optische Erfindung eines Engländers Henry Dirks, dem es gelungen ist, Personen oder vielmehr das Bild derselben so erscheinen zu lassen, daß sie ganz wie Gespenster aussehen und denselben schauerlichen Eindruck hervorrufen. Den ersten Versuch in dieser Weise machte der Professor Peper in dem Londoner polytechnischen Institut; bald bemächtigte sich die Bühne der neuen Erfindung, und der speculative Schauspieldirector Lane in Haxton ließ ein besonderes Drama zu diesem Behufe schreiben, worin das Gespenst einer ermordeten Pfarrerswittwe ihrem Mörder erscheint. In Paris citirt der bekannte Taschenspieler Robin verschiedene Geistererscheinungen, unter Andern einen Zuaven, der bei Inkerman gefallen und aus seinem Grabe beim Schalle der gedämpften Trommeln emporsteigt und bleich über das Podium schreitet, indem er mit der Hand auf das Kreuz der Ehrenlegion und auf die klaffende Wunde seiner Brust zeigt. Im Theater Du Chatelet spielen die Gespenster in einem dem Englischen entlehnten Drama. Im letzten Act sieht man einen durch den Mond schwach erleuchteten Wald. Es schlägt Mitternacht; da tritt ein Mann auf, in den blutbefleckten Händen ein Packet Banknoten, die er seinem von ihm ermordeten Herrn geraubt hat. Scheu sieht er sich um, da erblickt er mit Entsetzen wenige Schritte entfernt den Geist seines Opfers. Schaudernd taumelt er zurück, dann stürzt er sich auf das Phantom, welches ein gräßliches Gelächter aufschlägt. Der Mörder stößt nach ihm mit seinem Dolch, und die Gestalt zerfließt vor seinen Augen, um nach wenig Augenblicken wieder zu erscheinen, diesmal mit einer breiten Wunde unter dem blutigen Hemde. Von Neuem greift der Mörder nach einer Hacke, und dasselbe grauenvolle Schauspiel wiederholt sich noch einmal. Zum Schlusse erscheint ein ganzer Geisterreigen, der den Schuldigen umkreist, bis er sich dem Richter selbst überliefert.

Diese Gespenster sind nichts Anderes, als die Bilder von Personen, die in der ersten Versenkung des Theaters verborgen von einem Spiegelglase ohne Folie reflectirt werden. Stellt man sich nämlich in einem vollkommen dunklen Zimmer vor einen großen vertical angebrachten Spiegel ohne Folie und beleuchtet seine Person mit einer Lampe, so wird man alsbald das eigene Bild auf der entgegengesetzten Seite des Glases erblicken. Wenn sich dann jenseits des Glases andere Personen, z. B. die Schauspieler auf der Bühne, in derselben Entfernung befinden, in welcher man selbst vor dem Spiegel steht, so wird das reflectirte Bild gerade neben oder mitten unter diesen Personen sichtbar werden. Der ganze Apparat besteht demnach aus einem kolossalen Spiegel ohne Folie, der in verticaler Richtung mit der Rampe des Theaters sich erhebt und auf der Bühne eine schräge Glaswand bildet, welche theils wegen ihrer Durchsichtigkeit, theils wegen der nothwendigen Dunkelheit von den Zuschauern nicht wahrgenommen werden kann. Das Gespenst oder die Gespenster, welche erscheinen sollen, befinden sich in der ersten Versenkung des Podiums, dessen Schieber offen bleiben. Ein intensiver Lichtstrom beleuchtet die Gruppe; derselbe wird durch einen elektrischen Apparat bewerkstelligt, und auf ihm beruht zum größten Theil die Wirkung.

Mit Hülfe dieser Vorrichtung werden die Geistererscheinungen hervorgebracht, und es läßt sich annehmen, daß schon vor dem jetzigen Erfinder die früheren Geisterbeschwörer wie Cagliostro, Schrepfer ꝛc. sich im Besitz ähnlicher Apparate befunden haben. Die neue Erfindung aber liefert die Erklärung zu mancher jener geheimnißvollen Geistererscheinungen, die ohne Ausnahme auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen.

Guarapo. In den südlichen Ländern, wo das Zuckerrohr gedeiht, besonders in Südamerika, Neu-Granada, Ecuador und Peru, bereiten die dortigen Einwohner aus dem Saft des Rohres ein ganz vorzügliches Getränk, das ich schon einmal in meinem „Achtzehn Monate in Südamerika" genau beschrieben habe. Da aber dieses Buch doch nicht in Jedermanns Händen ist und die Zeit heranrückt, wo unsere deutschen Zuckerpflanzer — die Herren von der Runkelrübe — ihren Zuckersaft gewinnen, so möchte ich die Bereitung desselben hier noch einmal mittheilen. Möglich doch, daß sich ein oder der andere Besitzer einer Zuckerfabrik veranlaßt findet, einen ähnlichen Versuch mit dem Zuckersaft der Rübe zu machen, der aller Wahrscheinlichkeit nach das nämliche Resultat liefern wird.

Das dortige Getränk, Guarapo genannt, hat einen weinsäuerlichen, außerordentlich angenehmen Geschmack, und ich will hier die Bereitung, wie sie in jenen Ländern stattfindet, genau angeben. Eine Quantität Zuckersaft, gleichviel wie groß und sich natürlich nach den Gefäßen richtend, wird eingekocht, nachdem man zuvor ein Viertheil Wasser dazu gesetzt hat. Beim Kochen muß es gut und viel abgeschäumt werden. Ist das Ganze bis auf die ursprüngliche Quantität Saft (ehe das Viertheil Wasser hinzugethan wurde) eingekocht, so läßt man es abkühlen und gießt es dann in ein irdenes oder hölzernes Gefäß zum Gähren. Das Gefäß wird leicht zugedeckt.

In dem dortigen heißen Klima bedarf der Guarapo drei Tage, bis er seinen Gährungsproceß durchgemacht hat — und ist das Gefäß, in das man ihn schüttet, ein neues, so daß es noch keine Säure angenommen hat, auch wohl noch etwas länger. Hier in Deutschland müßte das freilich erst Alles ausprobirt werden. Süß, mit einem leichten, angenehmen, säuerlichen Geschmack bleibt er dort etwa drei Tage, nachher wird er mehr herbe. Uebrigens berauscht er auch, wenn man zuviel davon trinkt. Die Gefäße, die man dort benutzt, um den Guarapo gähren zu lassen, sind entweder große irdene Urnen bis zu 4 Fuß Höhe, auf die dann blos ein Deckel gelegt wird, oder auch hölzerne, ausgebauene Tröge.

Das ist die ganze einfache Bereitungsart des Guarapo aus Zuckerrohrsaft, und da der Saft der Runkelrübe genau dieselben Eigenschaften hat, nur vielleicht nicht so zuckerhaltig ist, so weiß ich nicht, weshalb man nicht ein eben so gutes Getränk daraus bereiten sollte. Möglich ist nur, daß es hier nicht nöthig würde, soviel Wasser zuzusetzen, wie bei dem Zuckerrohrsafte — vielleicht nur ein Achtel, vielleicht gar keins, um durch das Einkochen das überflüssige Wasser zu entfernen. Jedenfalls müßten das einige Versuche herausstellen, die man ja mit verschiedenen kleinen Quantitäten machen könnte.

Ein anderes Lieblingsgetränk der Peruaner ist die sogenannte Mais-Chicha, deren Bereitung aber etwas schwieriger erscheint und in Deutschland schwerlich Nachahmer finden wird. Die Maiskörner werden nämlich von unbeschäftigten Personen (in Peru meist von älteren, achtbaren Frauen) gekaut und dann sorgfältig in einen gemeinschaftlichen Topf gespuckt. Das Ganze wird dann mit Wasser übergossen und, wenn es ausgegohren hat, mit Leidenschaft getrunken. Die Mais-Chicha hat einen herben, bei heißem Wetter aber sehr kühlenden Geschmack, und ich selber habe sie, ehe ich zufällig mit ihrer Bereitungsart bekannt wurde, häufig getrunken. Später aber versagte ich mir diesen Genuß.

Fr. Gerstäcker.

Wie viel wiegt die Luft? das heißt die ganze Atmosphäre, welche die Erde umgiebt? In runder Summe: einmal hundert und zwanzigtausend Billionen Ctr., oder in Ziffern geschrieben: 120,000,000,000,000,000 Ctr.; — und das gewöhnliche Wetterglas ist die Wage, in welcher der obere Quecksilberspiegel die Zunge bedeutet, die uns mit größerer Sicherheit jenes Gewicht angiebt, als sie uns bevorstehende Witterungswechsel vorher verkündet.

Die Höhe des Quecksilbers in der Barometerröhre ist auf der ganzen Erde, an der Oberfläche des Meeres genommen, ziemlich gleich: ohngefähr 28 Zoll. Ihre Schwankungen sind unbedeutend und gleichen sich in fortwährendem Wechsel immer wieder aus. Da nun das Quecksilber in der Glasröhre höher steht als außerhalb derselben, dasselbe aber nur durch den Druck der äußern Luft stattfinden kann, so muß diese Luft, sie mag sich so hoch über uns aufbauen, als sie immer will, eben so viel wiegen, als eine Quecksilberschicht wiegen würde, welche um die ganze Erde in einer Dicke von 28 Zoll gelagert wäre. Ein Quadratzoll dieser Schicht aber wiegt, wie man sich leicht überzeugen kann, 15 Pfund; ein Quadratfuß 2160 Pfund, eine Quadratmeile (die Meile zu 25,000 Fuß) 13500 Millionen Centner. Die ganze Atmosphäre, welche auf der über 9 Millionen Quadratmeilen großen Erdoberfläche ruht, repräsentirt demnach ein Gewicht von weit über 120,000 Billionen Centner.

Obwohl in der Luft nur gegen 5 Zehntausendstel Kohlensäure enthalten sind, jenes Gas, das sich aus dem perlenden Champagner, aus vielen Mineralquellen (sogenannten Säuerlingen) entwickelt, das bei der Gährung, bei der Verbrennung sich bildet und von den Lungen der Menschen und Thiere beim Athmen ausgehaucht wird, obwohl dieser Kohlensäuregehalt nur ein Zwanzigstel Procent beträgt, so schwebt davon doch allein über dem Königreiche Sachsen fortwährend ein Gewicht von 1836 Millionen Centner.

Aus dieser Kohlensäure der Luft bilden die Pflanzen ihre Organe; Holzfaser, Stärke, Zucker u. s. w. entstehen daraus, und weitergehend erhält sich das Thierreich durch ihren Consum. Denn die Kohlensäure enthält, wie schon der Name andeutet, Kohlenstoff, jenen schwarzen Körper, den wir in unsern Oefen verbrennen. Aus der Esse entweicht die Kohle in unsichtbarer Gasform und mischt sich der Atmosphäre bei; in solchem stetigen Kreislaufe erhält sich das wechselnde Leben.

Der Kohlenstoff- (nicht Kohlensäure-) gehalt der ganzen Atmosphäre beträgt mehr als 17 Billionen Centner! Es würde, wenn wir ihn gesondert darstellen könnten, daraus sich eine Kugel von 1½ Meile Durchmesser bilden lassen; wenn wir ihn aber über die ganze Erde vertheilen wollten, so würde die Schicht doch nur die Dicke eines Messerrückens erhalten. Dagegen ließe sich eine Straße von 30 Fuß Breite und 300 Millionen Meilen Länge einen Fuß hoch damit belegen; das ist eine Länge, welche 15 Mal die Entfernung der Sonne und beinahe 6000 Mal den Abstand des Mondes von der Erde in sich faßt.

Das ist die Menge des Kohlenstoffs, welche in der Kohlensäure der Luft enthalten ist.

Die Strickmaschine. Auf der vorigen Weltausstellung in London hat eine Wirkmaschine großes Aufsehen gemacht. Neuerdings aber wird eine Strickmaschine für Strümpfe und Wämser in Amerika gefertigt, welche von fast so großer Bedeutung zu werden verspricht, wie die Nähmaschine. Wirth und Sonntag in Frankfurt a. M. haben eine solche aus Amerika importirt und dieselbe vollständig bewährt gefunden. Es lassen sich mit dieser Maschine, welche mittelst einer Kurbel durch die Hand gedreht wird, 5000 Maschen in der Minute stricken. Man kann damit abnehmen und zugeben, dichter und loser stricken. Die Maschen werden natürlich ganz egal. Nur die Fersen müssen mit der Hand hineingestrickt werden. Ein Mißstand, den die Maschine anfangs hatte, ist nun aufgehoben. Wenn nämlich der Faden reißt und die die Kurbel drehende Person giebt nicht Acht und dreht weiter, ohne den Faden wieder anzudrehen, ehe er abgelaufen ist, so fällt der Strumpf aus den Hacken, und man braucht eine halbe Stunde, um die Maschen wieder einzuhängen. Diesem Uebelstand ist nun durch eine Vorkehrung vorgebeugt, vermöge welcher die Maschine sich feststellt, sobald der Faden abgerissen ist. Mit dieser Vorkehrung braucht die Maschine nur zugerichtet zu sein, um von einem Kinde von 6 Jahren bedient zu werden.

Diese Maschine, von der ein Modell in der Frankfurter Ausstellung angesehen werden kann, eignet sich besonders für große Familien und für arme Leute. Ein junges Paar, welches sich verheirathet, hat selbst in der geringsten Stellung, als Knecht und Magd, ein paar hundert Gulden sparen können. Kauft es daher neben dem nothwendigsten Hausrath nur eine Näh- und Strickmaschine, so kann die Familie sich allmählich zur Wohlhabenheit emporarbeiten. Sobald die Kinder heranwachsen, können sie die Strickmaschine drehen, welche die Mutter nur zu beaufsichtigen braucht. Es kann zu dem Verdienst des Mannes täglich von Frau und Kind auch noch nahe 1 Thaler verdient werden.

Reclame überall. Unter diesem Titel veröffentlicht die „Deutsche Klinik“ in der Nummer vom 27. Juni dieses Jahres eine Warnung vor einem neuen Toilettenmittel, das von einer Münchener Parfümerie- und Seifenfabrik (Korn) in den Handel gebracht wird: Fluid-Ozon.

Nach der Gebrauchsanweisung ist dasselbe ein ganz vorzügliches Mund- und Waschwasser, das bei richtigem Gebrauche alle übeln Gerüche des Mundes nimmt und „ohne alle nachtheiligen Nebenwirkungen dieselbe (die Haut) reinigt, schädliche Ausdünstungen und Absonderungen auf das Vollkommenste zerstört und als natürliches Desinfectionsmittel durch Sauerstoff in der eigenthümlichen Weise des Ozons wirkt.“

In der That ist aber das sogenannte Fluid-Ozon nichts weiter als eine wässerige Lösung von übermangansaurem Natron, mit Spuren von Glaubersalz und Kochsalz verunreinigt, und zwar enthält die Lösung auf 9 Theile Wasser 1 Theil des übermangansauren Salzes. In der Herstellung kostet die Kanne davon höchstens 2 Silbergroschen, wozu der Verkaufspreis in keinem Verhältniß steht.

Dies sowohl als der Umstand, daß diese Anwendung des wirksamen Salzes durchaus nichts Neues ist, indem dasselbe schon längst als ein wesentlicher Bestandtheil der geruchzerstörenden, desinficirenden Mittel benutzt wird, macht das Fluid-Ozon zu einem würdigen Bruder der Revalenta Arabica.

Dadurch, daß der berühmte Chemiker Freiherr Justus von Liebig in München bei dem Fabrikate gern Pathenstelle vertreten und ihm ein Creditiv mit auf den Weg gegeben hat des Inhalts: „daß dasselbe vollkommen unschädlich sei und wegen seiner großen Nützlichkeit und Wirksamkeit für die bezeichneten Zwecke alle Empfehlung verdiene,“ — dadurch wird die Sache in unsern Augen zwar delicater, aber nicht besser. Jeder Chemiker erkennt auf den ersten Blick, mit wem er es bei dem Fluid-Ozon zu thun hat, und es ist, gelind gesagt, die Gefälligkeit gegen einen marktschreierischen Fabrikanten etwas weit getrieben, wenn demselben durch eine gewichtige Empfehlung die Mittel an die Hand gegeben werden, sich ohne Mühe, lediglich auf Kosten des Volksvertrauens zu bereichern.

Unser Publicum ist glücklicherweise noch nicht gewöhnt, die Namen seiner großen Gelehrten im Vereine mit Geldmachern nennen zu hören; es trägt der Wissenschaft noch jene jungfräuliche Pietät entgegen, die Forscher und Laien in gleicher Weise ehrt. Aber diese Unbefangenheit zu erhalten und alles Unkraut im Keime zu ersticken, was sie überwuchern könnte, sehen wir für unsere Pflicht an, und darum ziehen wir hier einen Gegenstand an das Licht, der durch die medicinischen Fachjournale einem nur kleinen und am wenigsten betheiligten Leserkreise sonst bekannt werden dürfte.

Die deutsche Fahne vor dem Gabentempel zu La Chaux de Fonds.*

Hier ward ein alter Bund erneut,
Ein neuer Völkerbund geschlossen,
Der Eintracht Saat in's Herz gestreut
Und frisch mit Wort und Wein begossen.

Gedeihe sie und trage Frucht
So reich, wie sie der Haß getragen,
Der uns Jahrhundert' heimgesucht
Und uns am tiefsten selbst geschlagen.

So ist es. Deutsche, Schweizer und Italiener haben in gegenseitiger Anfeindung, Bekriegung, Verfolgung und Vernichtung so Großes geleistet, daß sie den blutigen Stoff zu vielem Feldherrnruhm geliefert; die Blätter ihrer Geschichte sind voll Großthaten des Nationalhasses und des Glaubenswahns, ja das dicke Buch ihrer Geschichte würde um Vieles dünner werden, wenn alle jene Blätter voll Jammer und Jubel des Kriegs plötzlich herausfielen, aber auch um so viel ärmer würde es an den bitteren Lehren, welche erst in der Gegenwart verstanden werden. Deutsche, Schweizer und Italiener haben ihr Rütli gefunden vor dem Gabentempel zu La Chaux de Fonds. Wohl sind es auch hier nur einzelne Männer gewesen, die das Wort für ihr Volk führten, aber aus den Herzen der Besten dieser Völker haben sie gesprochen, und je weiter der Geist wahrer Freiheitsliebe die Massen erleuchtet, um so mehr wird der Handdruck des Friedens und der Achtung, den hier die wenigen Männer sich gaben, von den Völkern anerkannt und zu voller Gültigkeit erhoben werden.

Das ist die hohe Bedeutung der Uebergabe der deutschen und italienischen Fahne als Ehrengaben für die schweizerischen Schützenvereine, jener beiden Fahnen, die von denen aller Nationen allein die Ehre genossen, den Gabentempel mit zu schmücken. Unser Bild erklärt sich selbst. Die Fahne, die Niemand mehr die schwarz-roth-goldne zu nennen braucht, die sich den Ehrennamen der deutschen errungen, begrüßt das Schweizervolk zuerst vom gesammten Ausland als das Zeichen der deutschen Nation. Wird es, wenn sie wieder von deutschen Schiffen weht, noch einmal den Staatslenkern Englands einfallen, sie für eine Piratenflagge zu erklären? H.

* Hierzu das Bild auf S. 573. — Vergl. Gartenl. Nr. 33, S. 521.

Mit nächster Nummer beginnt das Erscheinen der Abbildungen zum Turnfest.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen mir unaufgefordert zu: 2 Thlr. 2 Ngr. Die Kneipe Germania in Würzburg — 2 Thlr. Ein Berliner Student — 1 Thlr. Mehrere Oekonomieverwalter der Hohnsteiner Gegend — 7 Thlr. 12 Ngr., gesammelt von Brasecke, Vorsteher des Turnvereins in Potsdam, in der Turnfesthalle, übergeben von einer schönen Leipzigerin — 14 Thlr. 2½ Ngr., gesammelt am Turnfeste im Rosenthal unter Oesterreichern, Sachsen, Baiern, Thüringern, Pommern, Rheinländern und Berlinern. Mit einem dreifachen „Gut Heil“ für alle jene fröhlichen Geber, welche am 5. August im Rosenthale zu jener Summe beigesteuert haben, und mit dem Wunsche eines frohen Wiederfindens in Nürnberg 1 Thlr. 13 Ngr. vom Buckauer Männerturnverein —, 6 fl. von J. Schäfer in Neu-Isenburg — 2 Thlr. von F. B. in L.

Noch ist in den Herzogthümern, trotz aller Congresse und schönen Reden, die deutsche Schmach und Schande nicht gesühnt, und noch ist dort vieler Noth abzuhelfen. Das Wenigste, was jeder ehrliche Deutsche in dieser Bedrängniß zu thun hat und thun muß, brauchen wir nicht zu wiederholen. Die Redaction der Gartenlaube wird jede, auch die kleinste Gabe annehmen und darüber quittiren.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Echte.

Eine Geschichte aus dem alten Lande.

Von **Ernst Wilkomm.**

(Fortsetzung.)

Moritz Krahn war Dorthen von ganzem Herzen zugethan. Er hätte kein echter Ohlander sein müssen, wäre es ihm völlig gleichgiltig gewesen, ob seine Braut vermögend oder arm sei. Bei dem jungen Manne aber, der die Welt kannte und mit den Sitten und Gebräuchen anderer Länder und Nationen wohl vertraut war, überwog der materielle Besitz bei der Wahl einer Lebensgefährtin nicht so ganz alles Andere, daß er auf die Vermögensfrage allein Werth gelegt hätte. Ihn freute es, daß Dorthen ein reiches Heirathsgut zu erwarten hatte, er würde sie aber schwerlich weniger geliebt haben, wäre sie arm gewesen.

Selbst begütert und von Natur zur Freigebigkeit geneigt, wollte der Capitain die Erwählte seines Herzens durch eine reiche „Echte" überraschen und, wie er glaubte, auch beglücken. Er befand sich im Besitz verschiedener Silberstücke indischen Gepräges, von denen er wußte, daß Doubletten davon sich im alten Lande nicht vorfinden könnten. Diese entnahm er seiner Reiseschatulle, in der er sie sein Jahren schon aufbewahrte. Ehe er sie aber Dorthen überreichte, zeigte er sie den eigenen Eltern, um deren Ansicht zu hören. Denn bei der großen Vorliebe der eigen gearteten Ohlander für alles Hergebrachte hätte er mit einem Verlobungsgeschenk, das dem Morgenlande entstamme, und das seine Entstehung heidnischen oder doch dem Christenthum abgeneigten Künstlern verdankte, leicht Anstoß erregen können.

Hans Krahn indeß war in Bezug auf Geld und Geldeswerth nicht heikel. Ihn gefielen die großen schweren Silberstücke ausnehmend gut, und er billigte die Absicht des Sohnes, seine Braut am Verlobungstage damit zu beschenken. Nur fand er es nicht schicklich, daß der Capitain die fremden Münzen allein als „Echte" überreiche, weil dies doch von den Verwandten der Braut übel vermerkt werden könne. Deshalb mußte die eigene Mutter die vor dreißig Jahren als Braut erhaltene „Echte", zwei dünne, hellklingende silberne Medaillen, die eine ein sich schnäbelndes Taubenpaar, die andere zwei flammende Herzen darstellend, dem Sohne überliefern.

Der Vater, höchst glücklich über den versöhnlichen Sohnes kluge Wahl, wollte aus seiner Privatkabe auch noch einige seltene Stücke hinzufügen und ging, dieß zu holen. Für ihn war es aber nicht leicht, eine Wahl zu treffen, die zugleich auch dem Geschmack des jungen Paares entspreche. Er liebte altes Silbergeld, am meisten recht alte Thaler und Gulden, die im gewöhnlichen Verkehr entweder gar nicht, oder doch nur ausnahmsweise vorkamen. Bei größerer Bildung würde der reiche Baumhofsbesitzer wahrscheinlich eine Münzsammlung angelegt und bedeutende Summen auf deren Ergänzung verwendet haben. So begnügte er sich mit gelegentlichem Eintausch seltener Stücke, wobei er seinen Vortheil nie aus den Augen verlor. Was ihm von alten Münzen verkam, brachte er an sich, legte es in den dafür bestimmten Kasten, zu welchem er den Schlüssel immer bei sich trug, und ergötzte sich in einsamen Stunden, wenn Niemand ihn beobachtete, an Betrachtung des blinkenden Schatzes, der von Jahr zu Jahr größer ward.

Nach langem Prüfen und Wählen entnahm der Baumhofsbesitzer zwei viereckige Münzen feinsten Silbers und ein größeres rundes thalerähnliches Stück, welches die Mitgift des Erzvaters Jakob, nämlich die buntgesprenkelten Schafe aus Laban's Heerden, darstellte. Diese gab er dem Sohne, damit dieser sie zu den übrigen Werthstücken lege und sie am nächsten Tage Dorthen einhändige.

Im Hause Osten's, das von der Diele bis unter den Dachfirsten blank gescheuert war, herrschte Frohsinn und munteres Leben. Die Thüren der festlich geschmückten Besuchszimmer standen weit offen, die muffisch mit bunten Kacheln ausgelegten Wände, die eben so viele verschiedene Figuren, auch Schiffe, Landschaften, Thierkämpfe ꝛc. zeigten, wie die bunten Ziegelfächer der Hauswände, glänzten, als wären sie mit frischem Lack überstrichen, und um die bereits gedeckten Tafeln drängten sich in fröhlichem Durcheinander die zahlreichen jungen Freundinnen der Braut in der schönen, farbig funkelnden altländischen Nationaltracht.

Dorthen war noch nicht sichtbar. Erst an der Hand des Verlobten, von Vater und Mutter begleitet, trat sie nach Ueberreichung der „Echte" in den Kreis der Verwandten. Sie harrte mit sehnsüchtig klopfendem Herzen des Bräutigams im vornehmen Zimmer, feierlichig, wie alle Gäste, nicht aber ungewöhnlich glänzend gekleidet. Das funkelnde Prunkgemach der altländischen Hausfrau wird erst am Tage der Vermählung nach beendigter Tafel angelegt.

Endlich traf Moritz Krahn mit seinen Eltern im Baumhofe ein. Heinz Osten begrüßte ihn mit herzlicher Freundlichkeit an der Thür seines Hauses und führte ihn dann über die Diele nach dem vornehmen Zimmer. Hier ergriff Dorthens Mutter die Hand des Capitains und geleitete ihn zur Tochter, die leicht erröthend das versiegelte Packet, welches die „Echte" enthielt, in Empfang nahm, den Geber durch einen Kuß belohnte und das erhaltene Angebinde, ohne es zu öffnen und den Inhalt zu mustern, auf einen mit

Blumen bestreuen, im Zimmer bereit stehenden Teller legte. Erst nach dem Verlobungsmahle, wenn der Bräutigam und die gesammte Freundschaft das Haus wieder verlassen hat, pflegt von der Braut, deren Eltern und Geschwistern die „Echo“ besichtigt, ihrem Werthe nach abgeschätzt und zu dem Heirathsgute der Frau, doch in besonderem Verschluß, gelegt zu werden.

Es war später Abend, als nach Entfernung aller Verlobungsgäste die Familie Osten im vornehmen Zimmer sich wieder zusammen fand. Mit zaghaftem Finger löste die erwartungsvolle Braut die kreuzweise das Packet umschlingenden blauen Seidenbänder, entfaltete es und ließ beim Erblicken der großen Silberstücke ein frohes Ah! hören.

Aus der Hand der Tochter empfing zunächst die Mutter des freigebigen Capitains reiche Verlobungsgabe. Die Mutter reichte sie dem Vater, der mit Kennermiene Gewicht und Klang der einzelnen Münzen prüfte.

Das größte Stück betrachtete Dorothen zuletzt. Es schien ihr besonders gut zu gefallen, denn ihr Auge ruhte mit freudigem Lächeln darauf.

Als die Mutter es empfing, begann sie zu zittern, und stirrend fiel die große, glänzende Münze auf die Erde.

„Wie ungeschickt!“ sprach Osten und bückte sich, sie aufzuheben. Kaum aber hatte er sie flüchtig angeblickt, als er sich entfärbte, das werthvolle Silberstück fallen ließ, als sei es von seiner bloßen Berührung glühend geworden, und mit dem Ausdrucke sich Luft machte:

„Was ist das? . . Will Krahn mich verhöhnen?“

Die Mutter deckte seufzend beide Hände über die Augen und ließ tief berührt ihr noch immer anmuthiges Haupt auf die Brust sinken. Dorothen stand wie versteinert und sah mit ihren unschuldigen klaren Augen fragend den Vater an, der in größter Aufregung die Zimmerthür aufriß und sogleich das Haus verließ.

Dorothens jüngster Bruder hatte inzwischen das verdächtige Silberstück wieder aufgehoben und es dem älteren Bruder gezeigt. Beide betrachteten es mit ungetheiltem Interesse, konnten aber begreiflicherweise nichts Auffälliges daran bemerken.

„Dem Vater muß das Gepräge nicht gefallen, obwohl ich es ganz allerliebst finde,“ meinten beide Gebrüder, legten das Stück zu den übrigen und folgten dem Vater, um von diesem wo möglich zu erfahren, was ihn so aufgebracht haben könne.

4.

Heinz Osten durchschritt seinen umfangreichen Baumhof in tiefen Gedanken. Seine Brust bob sich unter schwerem Stöhnen, als finge er mühsam nach Athem. Manchmal nur murmelte er leise vor sich hin: „Es ist unmöglich! . . Es kann nicht sein! . .“

Die Stimmen der laut sprechenden Söhne verschwanden ihm aus dem Baumhofe. Osten verließ ihn und ging die Hecke entlang nach dem Teiche. Diesen erstieg er, überschritt ihn und klomm auf der andern Seite zum Flußufer hinab, wo seine Schiffe ankerten. Hier blieb er stehen und ließ seine Blicke flußabwärts gleiten bis zu der Biegung, welche von dicht stehenden Bäumen überschattet war.

„Dort war es, wo wir den Streich ausführten,“ sprach er leise. „Und dort erreichte mich ihr Ruf nach Rache, den ich nie vergessen werde! Sollte sie — es ist unerhört! Sie muß todt sein lange, lange Jahre!“

Osten verweilte so lange am fühlen Flußufer, bis er sich erleichert fühlte. Dann ging er auf bemoosten Wege, den er gekommen war, wieder in's Haus zurück, gebot den ihm entgegeneilenden Kindern mit ernstem Blick und barschem Wort Ruhe, und winkte seiner treuen Frau, indem er sagte:

„Mit Dir muß ich allein sprechen!“

Heinz führte seine Frau in das Schlafgemach. Es brannte kein Licht darin, bald nur kümmerte von leichtem Gewölk gedämpfter Mondschein durch die Fenster. Neben einem derselben nahmen die Ehelente Platz.

„Kennst Du die Münze, die Deiner Hand entglitt?“ fragte Osten die Gattin, ohne sie anzublicken.

„Ich kenne sie und neben deshalb erschrak ich.“

„Sie gehört zu Deiner Erbe! An dem schräg abgeschliffenen unteren Rande würde ich das Stück aus tausend ähnlichen oder gleichen leicht herausfinden. Es giebt aber keine zweite Münze im alten Lande, die dieser gleicht. Mein Urahn brachte sie mit aus der Fremde! Du hast sie schlecht verwahrt!“

„Sie lag seit Jahren unangetastet bei den andern Münzen, die Du mir zur Verlobungstage schenktest!“

„Wo?“

„In dem Ebenholzkästchen mit der Perlmuttereinlage. Die große Bernsteinkette, der Lieblingsschmuck meiner verstorbenen Mutter, bedeckte sie ganz.“

„Und wo verwahrst Du das Kästchen?“

„In der rothen Blumenkiste.“

„Ist sie verschlossen?“

„Nimmer.“

„Seit wann hast Du sie nicht mehr geöffnet?“

„Seit dem Confirmationstage Dorthens.“

„Zünde Licht an! Wir wollen die Liste und das Ebenholzkästchen untersuchen.“

Dorthens Mutter gehorchte ohne Widerrede. Osten ging in's vordere Dielenzimmer und nahm den Schlüssel von dem gekrümmten Messinghaken, der hinter dem schmalen Fenster in die mit Kacheln ausgelegte Wand eingefügt war. Dieser Schlüssel öffnete das hintere Dielenzimmer.

„Leuchte vor!“ befahl er, als die Frau mit einem hell brennenden Lichte zurücklam.

Das genannte Dielenzimmer ward in der Regel nur von der Hausfrau betreten, weil es ausschließlich die Schätze des Baumhofbesitzers, in Leinen, werthvollen Kleidern, Gold, Silber und alten Juwelen enthielt, wie sie bei allen wohlhabenden Bewohnern des alten Landes im Gebrauch sind.

Die rothe Blumenkiste, so genannt, weil sie auf purpurrothem Grunde eine Menge Phantasieblumen des inventiösen Malers zeigte, war stets verschlossen. Der Schlüssel, welcher sie öffnete, lag in einer kleinen unter dem Charnier befindlichen Oeffnung des schweren Deckels, über welcher ein Metallplättchen lag, das sich mit Leichtigkeit zurückschieben ließ. Aus diesem verborgenen Behälter nahm jetzt die Hausfrau den kleinen Schlüssel, worauf Osten mit eigener Hand öffnete und den Deckel der Kiste zurückschlug. Das Ebenholzkästchen war aus derselben verschwunden!

„Gestohlen!“ flohnte Osten. „Alle Deine Ketten, die alten Silberketten von meiner Großmutter und die ganze Erbe gestohlen! Wer hat mir das gethan?“

Die erschrockene Hausfrau rang schluchzend die Hände. Nicht sowohl der Verlust schmerzte sie, als der Kummer ihres Mannes über denselben; denn sie wußte, daß ihr Heinz an den jetzt verschwundenen Kleinodien mit Leidenschaft hing.

„Aber wie kommt Krahn in den Besitz unseres Jakobsthalers?“ stieß er heraus, nachdem er die ganze Kiste wochmals gründlich durchsucht hatte. „Er war doch immer ein ehrlicher Mann.“

„Kannst Du zweifeln?“ entgegnete die Frau, die Heftigkeit ihres Mannes fürchtend, auf dessen Meinen sich Aerger und Zorn malten.

„Ich werde ihre an den eigenen Kindern,“ sprach Osten. „Nur ein Eingeweihter, der alle Winkel und Ecken des Hauses kennt, und unsere Gewohnheiten dazu, kann den Raub begangen haben! Wenn einer unserer Jungen . . . .“

„Heinz! . .“

„Ich könnte eine so nichtsnutzige Creatur kaltblütig erwürgen!“

„Beide sind sparsam! Sie geraten nach Dir! Und an fleißigem Schaffen lassen sie es früh und spät nicht fehlen.“

„Es ist die Wahrheit! Wer sonst aber findet den verborgenen Schlüssel?“

„Ich habe keine Ahnung!“

„Und ich muß es erfahren, und sollte ich das ganze alte Land durchsuchen lassen!“

„Keine Ueberredung, Heinz!“ bat die Frau. „Wir schänden uns selbst, wenn wir unsere Nachbarn für unehrlich halten! Schweigen wir über das Geschehene. Der Verlust läßt sich verschmerzen. Und ich pute mich nicht mehr!“

„Der Inhalt des Kästchens hat einen Werth von mehr als zweitausend Thalern!“

„Wenn auch, Heinz! Er drückt uns doch nicht!“

„Trotz alledem muß und will ich den frechen Dieb ermitteln wissen, der seine Hand nach meinem liebsten Eigenthume ausstreckte! Ehe dies nicht geschehen ist, bleibt Dorthen unverheirathet! Die

Verlobung gilt ohnehin nichts. Eine gestohlene Echte bringt Unglück und ewigen Fluch in's Haus!"

„Mein armes, armes Kind!"

Die betrübte Frau begann zu weinen. Heinz Osten aber kümmerte sich nicht um sie. Seine Gedanken waren nur bei dem entwendeten Schatze, für dessen Wiedergewinnung er gern das Doppelte seines Werthes ausgegeben haben würde. Nach längerem Schweigen und Sinnen legte er seine Hand sanft auf das Haupt der noch immer weinenden Frau, die gebückt vor der offen stehenden Kiste saß.

„Laß jetzt das Greinen sein, Mutter!" sprach er. „Wir ist, hoff' ich, ein guter Gedanke gekommen. Unser Kind wollen wir nicht verschimpfiren, die falsche Echte aber muß der Capitain wieder zurücknehmen! Morgen schon gehe ich zu Krahn. Er muß wissen, wie der Jakobsthaler in sein Haus gekommen ist. Ich denke mir, er hat ihn erhandelt! Es ist seine Art, auf alte Münzen ein scharfes Auge zu haben, und wer mit solchen Dingen handelt, den kennt auch der Krahn. Kennen wir aber erst den Verkäufer, so sind wir auf der rechten Spur, auch den Dieb zu entdecken, der mir diesen Streich gespielt hat. Ich vermuthe, es ist ein verkappter Freund oder ein unversöhnlicher Feind früherer Jahre, der mir den Tod geschworen."

5

Dorthen ward sehr betrübt, als der Vater ihr am nächsten Morgen die von Moritz Krahn erhaltene Echte wieder abforderte. Osten ging dabei sehr offen zu Werke, da Semimentalität durchaus nicht in seinem Wesen lag. Die Tochter ward von dem Diebstahle, der wahrscheinlich schon vor längerer Zeit verübt worden war, unterrichtet und ihr dabei bedeutet, daß nicht von einer Rückgabe, sondern nur von einem Tausch des Verlobungsgeschenkes die Rede sei. Vorher aber habe allerdings entweder der Capitain oder dessen Vater den Nachweis zu liefern, auf welche Weise sie in den Besitz des merkwürdigen Jakobsthalers gekommen seien.

Ohne viel auf die Niedergeschlagenheit der Tochter und die Bestürmerniß der Mutter zu achten, verließ Heinz Osten frühzeitig den Baumhof, die Echte, die ihm ein Gräuel war, in der Tasche. Krahn wollte eben an Bord seines Ewers „Die Glorie" gehen, als er den Vater seiner zukünftigen Schwiegerneffen von Deichsteg herabsteigen sah. Dieser unerwartete Besuch fiel ihm auf und hielt ihn zurück.

„Ist der Capitain daheim?" rief ihm Osten zu.

„Noch ist er's, aber er hat Eile. Die Rheder in Hamburg erwarten ihn. Ich will ihn begleiten und Einkäufe zur Hochzeit machen, 's giebt noch vielerlei herzurichten."

„Jetzt nicht, vielleicht später! Aus der Fahrt nach Hamburg kann nichts werden!"

„Oho!"

„Ist die Wahrheit! Mußt mir Rede stehen!"

„Weshalber?"

„Drinnen im Hause, gegenüber dem Capitain!"

Krahn schlang die gestoße Kette wieder um den Ueserpfahl und rief den beiden Knechten zu, sie möchten an ihre länstliche Arbeit gehen. Dann erst gab er Osten die Hand und führte ihn in's Haus.

Ohne Antwort auf dessen rasche Fragen zu geben, verlangte der Vater Dorthens nur ein Gespräch unter sechs Augen, und legte, als Krahn ihm willfahrte, die mitgebrachte Echte, ganz wieder so verpackt, wie der Capitain sie dem jungen Mädchen überreicht hatte, vor diesen hin, indem er, einen eisig kalten Blick auf ihn richtend, sagte:

„Das da gilt nichts, weil es Dir nicht rechtmäßig zugehört!"

Vater und Sohn fuhren gleichzeitig beleidigt empor und nahmen eine drohende Haltung an. Der kaltblütige und entschlossene Osten ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Nur still!" fuhr er fort. „Ich will Euch nicht zu nahe treten und am wenigsten Euch Unrecht thun. Aber Ihr müßt mir Rede stehen, oder ich nehme mein Wort zurück! Da liegt die Echte! Oeffne das Packet, Moritz, und sieh' zu, ob Du Alles darin findest, was Du hineingelegt!"

Der Capitain that es murrend und finster. Er besah und zählte die einzelnen Silbermünzen und befahe die Frage.

„Wer gab Dir dieses Stück?" sprach Heinz Osten, den Jakobsthaler aufhebend und ihn klingend wieder hinwerfend. „Ist's etwa ein Erbstück?"

Moritz Krahn sah seinen Vater fragend an und reichte ihm die seltene Münze.

„Es ist Dein Geschenk für meine Braut," sagte er mit erzwungenem Lächeln.

Der alte Krahn verfärbte sich, den Jakobsthaler um und um wendend.

„Ein Erbstück ist's nicht," sprach er nach einer Weile, „aber es gehört mir, und weil es sich als für besonders werthvoll hielt, bestimme ich es meiner Schwiegertochter zum Geschenk."

„Besitzest Du es schon lange?" fragte Osten.

„Seit vorigem Herbst."

„Du hast's gekauft?"

„Nein!"

„Oder in Zahlung genommen?"

„Auch nicht."

„Wie bist Du denn dazu gekommen?"

„Mußt Du's wissen?"

„Wenn Dorthen die Frau Deines Sohnes werden soll!"

Krahn zauberte ein paar Secunden. Dann sagte er ärgerlich:

„Nun denn — ich hab's gewonnen!"

Die Blicke beider Männer begegneten sich, und Einer suchte die Gedanken des Andern zu erraten.

„Gewonnen!" wiederholte Osten. „Im Spiel gewonnen! Wer war's, der solches Stück auf eine Karte setzte?"

„Du hast kein Recht danach zu fragen," erwiderte Krahn trotzig. „Im Spiel nimmt man's nicht immer genau, weder mit den Gästerten, noch mit den Partnern. Die besten sind immer die, welche das meiste Geld haben und nicht damit geizen. Du bist selbst ein Kostverächter!"

„Seit zwölf Jahren habe ich keine Karte und keinen Würfel mehr in die Hand genommen," entgegnete Osten. „Doch darauf kommt es hier nicht an. Spiele, wer Gefallen daran findet, nur hüte sich Jeder, daß er weder mit falschem, noch mit gestohlenem Gelde sich bezahlen läßt! Dieser Jakobsthaler gehört mir und ist mir vor längerer Zeit mit vielen anderen Werthsachen durch einen schlanen Dieb entwendet worden!"

Diese Mittheilung versetzte beide Krahn in große Unruhe. Der Capitain namentlich war in hohem Grade unglücklich; denn er erblickte in dem unseligen Zufall, daß er seiner Braut ein gestohlenes Geschenk als Echte gegeben hatte, ein böses Omen.

„Es ist sehr unrecht von Dir, Heinz," sprach der alte Krahn, „daß Du eine Anzeige von dem in Deinem Hause verübten Diebstahle gemacht hast. Es sieht's Niemand einer Münze an, wem sie von Rechtswegen zugehört."

Osten erzählte nun, daß er erst bei dem Erblicken des ihm wohlbekannten Jakobsthalers stutzig geworden sei und sich veranlaßt gefunden habe, die Kiste nachzusehen, in welcher seine Frau ihren Schmuck aufbewahre. „Du begreifst also," schloß er, „daß ich den Namen des Spielers wissen muß, von dem Du das Stück gewannst!"

„Ich kenne ihn selber nicht," versetzte Krahn, „und wahrscheinlich weiß er eben so wenig, an wen er den alten Thaler verlor, den er nur einstehe, weil er kein anderes Geld mehr bei sich hatte. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß Du von ihm, auch wenn ich Dir ihn nennen könnte, den Dieb eben so wenig erfahren würdest, wie ich Dir ihn namhaft machen kann."

„Du weißt aber doch den Ort, wo Du den Mann trafst?"

„Gewiß! In Hamburg."

„Die Stadt ist groß."

„Dicht am Hafen giebt es Verlehrsorte, die viel von unseren Landsleuten besucht werden, da sie bequem für uns liegen und verhältnißmäßig billiges Logis in ihnen zu finden ist. Ueber einem dieser Häuser hängt ein Schild, das ein Schiff im Sturme darstellt. An der Gaffel flattert die Helgolander Flagge. In diesem Hause gewann ich den verhängnißvollen Thaler. Es ertönt Abend, an dem mich doch daselbst gespielt wurde, und immer war der mir unbekannte Mann der Erste und Eifrigste unter den Spielern."

„Würdest Du ihn wieder erkennen?"

„Sicherlich!"

„Wir müssen nach Hamburg," sprach Osten, rasch aufstehend. „Spieler sind pünktliche Leute, wenn sie ihrer Leidenschaft fröhnen.

Wir kehren in dem von Dir bezeichneten Hause ein und bleiben so lange, bis Du sagst: Der ist's! Von ihm habe ich den gestohlenen Jakobsthaler gewonnen!"

„Und was dann?" fragte Krahn. „Meinst Du damit den Dieb ermittelt zu haben?"

„Was ich später thun werde, hängt ganz von den Umständen ab," erwiderte Osten. „Es ist möglich, daß ich mich in eine recht böse Geschichte verwickele, daß ich einen kostspieligen Proceß führen muß, vielleicht gar dem Criminalgerichte in die Hände falle. Gleichviel, ich gehe nach Hamburg! Wer meinen Thaler von dem Diebe oder Hehlerbolzen kaufte, hat jedenfalls noch andere mir zugehörige Werthsachen mit an sich gebracht."

„Ich begleite Euch," fiel der Capitain ein. „Wenn wir mit der Abendfluth auffegeln, liegen wir noch vor Mitternacht am Baume."

„Du bleibst hier," sagte Heinz Osten gebieterisch. „Dortchen hatte schon rothgeweinte Augen, als ich von ihr ging. Es ist Deine Pflicht, ihr das Herzeleid tragen zu helfen, das die unreine Ehre ihr zugefügt! Bitte Dir nicht ein, daß sie Deine Frau wird, wenn ich den Dieb nicht finde und zur Verantwortung ziehen kann, der diesen Tort mir angethan! Es ist eine niederträchtige Voraussberechnung dabei im Spiele, oder ich will nicht ehrlich sein! Wer aber die Schlechtigkeit angezettelt hat und was man eigentlich damit beabsichtigen wollte, darüber kann ich trotz alles Nachdenkens nicht in's Klare kommen."

Der Capitain durfte sich Osten nicht widersetzen, wenn er den obwohl schon sehr gereizten Mann nicht gegen sich aufbringen wollte. Mit Anstrengen an Dortchen und deren Mutter verlief er bald nach Mittag den Baumhof seines Vaters, während dieser mit Osten den Ewer klar machte. Bei Sonnenuntergang tanzte das schlanke Fahrzeug mit seinen rothbraunen Segeln schon mitten auf der Elbe und trieb mit der Fluth schnell stromaufwärts der gerächtsvollen Weltstadt zu, welche die beiden Ohlander diesmal nicht in der hoffnungsvollsten Stimmung betraten. Auf dem hohen Thurme der St. Michaeliskirche schlug die Uhr elf, als der Ewer am alten Blockhause, dessen Laterne trübrothe Kreise im weißlichen Stromnebel bildete, geräuschlos anlegte. Am nächsten Morgen erst, nach Oeffnung des Baumes, konnte das Fahrzeug in den Binnenhafen gelangen.

6.

Osten war von Natur zwar leidenschaftlich, durchaus aber nicht unvorsichtig. Bei Allem, was er that, behielt er den eigenen Vortheil im Auge. Diesem konnte er sogar Opfer bringen, unter denen sein besseres Selbst litt. Der Egoismus, die eigentliche Triebfeder seines Handelns, überwand die ederen Regungen in ihm und trug stets den Sieg davon.

Während der nächtlichen Fahrt auf der Elbe hatten die beiden Ohlander hinlängliche Zeit, die für sie wichtige Angelegenheit nach allen Seiten zu erwägen und sich über einen gemeinsamen Operationsplan zu einigen. Die Nachtluft kühlte den leidenschaftlich erregten Osten vollkommen ab, so daß er seinen Gleichmuth und seine Kaltblütigkeit vollkommen wiedergefunden hatte, als sie unter einer Menge anderer Fahrzeuge am Blockhause anlegten.

Am andern Morgen nahmen beide einander besreundete Männer Logis in dem von Krahn bezeichneten Hause. Osten hatte noch niemals daselbst gewohnt, es gefiel ihm aber sehr wohl; denn der Wirth war ein freundlicher, alter, sehr schlau blickender Mann, der sich mit seinen Gästen gern unterhielt, und in Bezug auf Sauberkeit konnte es das Logishaus mit der Wohnung des eigensinnigsten Hollänbers aufnehmen.

Krahn, als Bekannter des Wirthes, erkundigte sich unter der Hand, ob des Abends noch dieselbe Gesellschaft in seinem Hause verkehre, die er im vergangenen Herbst habe kennen lernen. Der Wirth bejahte und warf dabei einen vielsagenden Blick auf den still beobachtenden Osten, indem er heimlich die Geste des Geldzählens machte. Krahn, welcher diese Bewegung richtig deutete, nickte bejahend mit dem Kopfe. Darauf spielte der Wirth mit seinen Fingern, bis er Gelegenheit fand, acht gegen Krahn aufzuheben. Nun wußte der Ohlander, daß sich um die achte Abendstunde die erwartete Gesellschaft, die in einem Hinterzimmer dreimal die Woche sehr hoch spielte, einfinden werde.

„Wir wollen und den Leuten nicht aufdrängen," raunte Krahn dem Freunde zu, „sondern es an uns kommen lassen, damit wir ihre Manier und ihre Finten kennen lernen. Ist unser Mann dabei, so wird er nicht lange Ruhe geben; denn daß er mit Leidenschaft und in der Regel auch glücklich spielt, habe ich schon im Herbst vorigen Jahres bemerkt. Er hätte es gar zu gerne gesehen, wenn ich mich noch einmal von ihm und seinen Genossen zur Theilnahme hätte bereden lassen. Ich fürchtete aber übervortheilt zu werden und dabei mit allem Gelde auch den Jakobsthaler zu verlieren, an dem mir das Meiste gelegen war. Darum zog ich mich zurück, obwohl sie das sehr übel vermerkten. Fordern sie mich heute zum Mitspielen auf, so darf ich mich nicht weigern, ohne von ihnen des Geizes bezichtigt zu werden und vielleicht gar Streit zu bekommen."

Osten versprach sich ganz ruhig zu verhalten, bis sich für ihn Gelegenheit finde zur Anknüpfung eines Gespräches. Um die Zeit hinzubringen, schlenderte er den Hafen entlang, machte einige kleine Einkäufe und trat, als es dunkelte, wieder in den „Vertrag zur glücklichen Fahrt", wie sich das Haus nannte.

Noch vor Acht fanden sich einige Herren ein, die ihrem ganzen Auftreten nach dem wohlhabenden Mittelstande angehören mußten. Der Wirth empfing diese Abendgäste mit zuvorkommender Freundlichkeit und öffnete ihnen das am Tage verschlossene ziemlich große Hinterzimmer. Auch die beiden Ohlander nöthigte er, daselbst einzutreten, indem er bemerkte, die Herren seien da ganz unter sich, würden von Niemand gestört und könnten thun und treiben, was sie wollten.

Erst etwa nach Verlauf einer Stunde ward ein Kartenspiel vorgeschlagen und von den sich Kennenden einstimmig angenommen. Nach einigen Winken lud man die Ohlander ebenfalls dazu ein.

„Ich kenne die Karten nicht und würde nur stören," meinte Osten, die Einladung freundlich ablehnend. „Wenn es aber erlaubt ist, so sehe ich zu. Wer weiß, ob ich von den Herren nicht etwas lernen kann?"

Krahn kam der an ihn ergangenen Aufforderung nach und gab sogleich Proben großer Gewandtheit im Spiele. Jeder der Mitspielenden stellte einen großen Stapel blanker Silberstücke, sogenannte Drittel, die zur Zeit unserer Erzählung noch allgemein üblich an der Niederelbe waren, vor sich hin. Hinter seinem Freunde, und so, daß er diesem in die Karten sehen konnte, saß Osten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Musterfarm.

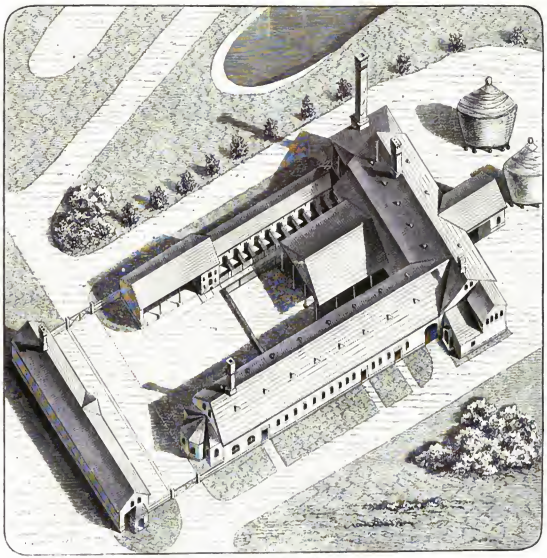
Aller Fortschritt beruht auf den großen Forschungen und Erfindungen, welche uns die Naturkräfte dienstbar machen. Die Druckkraft der Luft, die Fallkraft des Wassers, die Spannkraft der Dämpfe, sie übernehmen, woran früher viel tausend Hände thätig waren; dem Menschen aber bleibt fast nur übrig, die natürlichen Bewegungskräfte in Bewegung zu setzen und zum Stillstand zu bringen, überhaupt die Bewegung zu leiten und zu beaufsichtigen.

Was Wunder, daß die Arbeit immer leichter und ergiebiger wird, daß sich die Productionsfähigkeit in außerordentlichem Grade steigert, daß die blos mechanische Muskelthätigkeit des Arbeiters mehr und mehr durch Naturkräfte ersetzt und dadurch Zeit und Kraft zu geistigerem, rationellem Schaffen gewonnen wird. So ist es in der Industrie, so in der Landwirthschaft; die Maschinen sind gewissermaßen die Sclaven unseres vorgeschrittenen Jahrhunderts geworden, und die menschliche Arbeit geht immer größerer Vergeistigung entgegen. Wenn man den hohen Werth des Ackerbaues für die Fruchtbarmachung des Bodens, für den folgenreichen Reichthum der Völker, überhaupt für die gesammte Culturentwicklung der Menschheit, in's Auge faßt, wird man die enorme Wichtigkeit der großartigen Entdeckungen und Erfindungen gerade auf diesem Gebiet zu würdigen wissen. Und in dankbarem Angedenken wird es bewahrt, was nach solcher Richtung hin einzelne hochbegabte Männer

und ganze Vereine, vornehmlich in Centraleuropa, Großes gewirkt haben.

In England stellte sich, wie bekannt, der unvergeßliche Prinz Albert, jedem geistigen und praktischen Streben ein mächtiger Förderer, auch an die Spitze der Agriculturbewegung. Unter den vielen Männern, die in Deutschland mit Eifer und Thätigkeit der Landwirthschaft sich annahmen, steht Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha mit in vorderster Reihe. Beide Brüder richteten ihre Hauptaugenmerk auf die Lösung des Problems, zugleich wohlfeil und zweckmäßig zu bauen. Dem Prinzen Albert war, bei der Landschaft hinausblickt, dem mag das Herz höher schlagen bei so fröhlicher Aussicht. Nur ebenso, wenn er die hellenchwenden Zinnen des von Herzog Ernst restaurirten Schlosses betrachtet oder in die freundlich lichten Räume eintritt, in denen überall Behagen und feinster Kunstsinn waltet. Natur und Kunst im schönsten Bunde vereinigen sich, zu erfreuen und zu ergötzen; und fällt dann der Blick des Beschauers hinüber auf die altersgraue Veste Coburg, steigt auch der Zauber historischer Erinnerungen vor der entzückten Seele auf.

Hier also, damit dem Schönen das Nützliche nicht fehle, ist



Ansicht der Musterfarm aus der Vogelperspective.

Fülle der ihm zu Gebote stehenden Mittel, die Ausführung wesentlich erleichtert worden; nach vielen Versuchen hat er mehrere Musterfarmen errichtet, die, gleich so vielen andern Schöpfungen, immer von dem glänzenden Geist ihres Erbauers Zeugniß ablegen werden.

Nach diesen Vorbildern und den während des Betriebs neugewonnenen Erfahrungen hat nun Herzog Ernst aus Privatmitteln gleichfalls, und zwar für Deutschland, ein Modell hingestellt, zum Zweck, daß danach gearbeitet werde und der denkende Oekonom Anregung und Vorbild darin finde. Der Schauplatz ist der Kallenberg bei Coburg. Nicht leicht kommt heutzutage ein Fremder in die freundliche Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Coburg, der bei noch so flüchtigem Aufenthalt versäumte, das eine halbe Stunde entfernt gelegene Schloß Kallenberg aufzusuchen. Seit dem Jahre 1842 ist es die Sommerresidenz des Herzogs und unstreitig einer der reizendsten Fürstensitze Deutschlands. Mit verschwenderischer Hand hat hier die Natur über Hügel und Thäler, Wiesen und Wald die Fülle ihrer Schönheit ausgestreut; und wer, an die alte Schloßmauer gelehnt, in die weit sich dehnende, heiter lachende

die neue Schöpfung entstanden, nach den persönlichen Vorschlägen des Herzogs und ausgeführt unter der Leitung des kundigen, längst rühmlichst bewährten Baurathe Rothdurft; eine Musterfarm, wie sie in solcher streng systematischen Vollständigkeit wohl einzig in Deutschland dastehen möchte. — Im Folgenden sei nun eine kurze Darstellung dessen versucht, was so, nicht ohne beträchtliche Opfer, durch den hervorragend praktischen Sinn des Herzogs in's Leben gerufen worden ist.

Die bei der Anlage der Gebäude gestellten Bedingungen waren im Wesentlichen folgende: Alle Räume so zu vertheilen, daß die vorkommenden Arbeiten stets die kürzesten Wege zu machen haben. Trockene, luftige und geräumige Stallungen mit zweckmäßiger Ventilation und so eingerichtet, daß sowohl im Winter als im Sommer eine möglichst gleichmäßige Temperatur in denselben erzielt werden kann. Stets frisches reines Wasser in allen Theilen der Gebäude. Wo es thunlich ist, Maschinenarbeit. Möglichste Billigkeit bei strenger Solidität; Vermeidung von allem Luxus.

Die Gebäude nehmen einen Flächenraum von 320 Fuß Länge

und 120 Fuß Breite — englisches Maß — ein und sind durchaus massiv, in den Fundamenten und Sockeln aus Sandstein, im Uebrigen aus Rohbackſteinmauerwerk aufgeführt. Die Dachdeckung ist Asphaltpappe. Die Decken der Rindvieh- und Pferdeſtallung sind zwischen schmiedeeisernen Trägern mit Hohlbackſteinen flach ausgewölbt, mit Cement verputzt und durch gußeiserne Säulen unterſtützt. Zu den übrigen Decken und zu den Dachconſtructionen ist durchaus geschnittenes hochkantiges Holz verwendet, verputz an diesen Decken und an den Wänden überall vermieden.

Alle Stallungen haben Doppelfenſter, welche jedoch nicht zum Oeffnen eingerichtet ſind, da durch die dicht unter den Decken angebrachten Ventilirapparate, die je nach Bedürfniß leicht reguliirt werden können, immerwährend frische Luft zugeführt wird. Krippen und Raufen im Pferdeſtall, ſowie die Tränktröge im Rindviehſtall ſind aus Schmiede- und Gußeiſen. Die Raufen im Pferdeſtall nicht, wie es bisher üblich war, über den Krippen, ſondern neben diesen in derſelben eisernen Platte hängend, ſo daß die Pferde das Heu wie aus einem Korbe freſſen. Die Krippen im Rindviehſtall ſind aus Eichenholz, da dieſes Holz, wie in England, nur Trockenfutter erhält. In den Tränktrögen, von denen immer zwiſchen zwei Stück Rindvieh einer in die Krippen eingelaſſen ist, iſt ſtets friſches Waſſer vorräthig, und daſſelbe wird aus einer 5000 Fuß von den Gebäuden entfernten Quelle in eiſernen Röhren hergeleitet, von zwei Reſervoirs aufgenommen und von dieſen nach allen Theilen der Gebäude vertheilt. Das täglich der Wirthſchaft zu Gebote ſtehende Waſſerquantum beträgt 1200 Cubikfuß.

Durch die ganze Länge des an der Weſtſeite liegenden, 94 Fuß langen Maſchinengebäudes läuft eine Transmiſſion, welche die Kraft einer acht Pferdekraft ſtarken Dampfmaſchine auf folgende Hülfsmaſchinen überträgt: Mühle, Dreſchmaſchine, Rübenſchneider, Grünfutterſchneider, Häckſelſchneider, Strohſchneider, Haferquetſche, Leinkuchenbrecher und Kartoffelwaſchmaſchine. Der von der Dampfmaſchine abgehende Dampf erwärmt das zum Waſchen und zur Reinigung der Gefäße nöthige, ebenſalls in einer Reſerve vorräthige Waſſer bis zu einem ziemlich hohen Grad.

Den dem Raum, in welchem durch die Maſchinen das Futter vorbereitet wird, läuft eine über den Futtergang ſich hinziehende Eiſenbahn, auf welcher mittelſt eines kleinen Wagens das Futter in die Stallungen gefahren und ſofort in die betreffenden Krippen vertheilt wird. Die gewonnene Milch wird in dem nach engliſcher Art eingerichteten Milchgewölbe in Porcellanſchalen, welche auf gußeiſernen Tiſchen ſtehen, anſewahrt. Ueber dieſe Tiſche fließt immerwährend friſches Waſſer. In der Mitte des Gewölbes befindet ſich ein Springbrunnen mit Schale, in welcher die Butter friſch erhalten wird. Die Butterbereitung geſchieht in dem vor dem Milchgewölbe liegenden Zimmer.

Das Schweinehaus hat, abweichend von der engliſchen Einrichtung, eine doppelte Fütterungseinrichtung, und zwar ſo, daß im Winter in dem im Schweinehaus ſelbſt liegenden Futtergange, dagegen im Sommer in den Vorhöfen der Schweineſtellen gefüttert wird. Auch hier ſind die Futtertröge aus Gußeiſen. Die Zubereitung des Futters geſchieht mittelſt eines in der dicht an den beiden Futtergängen liegenden Küche aufgeſtellten Dampfkochapparates. Sämmtliche Jauche wird durch in Cement gemauerte Canäle in ein vollſtändig geſchloſſenes Jauchengewölbe abgeführt, von wo aus ſie mittelſt einer Druckpumpe entweder auf die überdachte Miſtſtelle verbreitet oder auf das Hubfaß gebracht werden kann.

Getreide und Heu werden wie in England in Feimen auf ſchmiedeeiſerne Geſtelle aufgeſtellt und von da auf die Maſchinen zum Verarbeiten gebracht. Zu bemerken iſt noch, daß, da das Dienſtperſonal nicht im Hauſe verköſtigt wird, auf Kücheneinrichtung und dergleichen Räume keine Rückſicht genommen werden iſt.

Dies ein flüchtiger Ueberblick des Baues. Man ſieht, es handelt ſich hier, wenn von Fortſchritt und Bedeutung für die Landwirthſchaft die Rede iſt, nicht um leere Phraſen oder hohle Theorien; vielmehr iſt etwas praktiſch und durch die That in's Leben geführt worden, wovon wir nur wünſchen können, daß es Nachahmung finde.

Daran wenigſtens kann wohl nicht gezweifelt werden, daß die neu errichtete Muſterfarm ihre nächſte Aufgabe, die rationelle Landwirthſchaft zu heben, glänzend zu erfüllen im Stande iſt.

Ein vergeſſener Held der Befreiungsjahre.

(Schluß.)

Das Jahr 1813 und der Feldzug in Deutſchland ſügten neue und noch reichere Lorbeeren zu den früheren, die ſich Eugen in Rußland erkämpft hatte. Die Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813, die, wenn ſie nach des großen Scharnhorſt Plane am frühen Morgen von dem zauernden ruſſiſchen Oberbefehlshaber v. Wittgenſtein eröffnet werden wäre, einen für die verbündeten Waffen ſiegbelohnten Ausgang genommen haben würde, ſtecht den erſten Ruhmeskranz um die Stirn unſeres Jährigen Helden, und erwarb ihm die Freundſchaft und das Wohlwollen des alten York, der an dieſem Tage Gelegenheit fand, den Prinzen Muth und Feldherrnblick zu bewundern. Nach einem darauffolgenden Waffenſtillſtand, von welchem ſein, obſchon an Strapazen gewöhnter, an ſich aber ſchwächtlicher Körper heimgeſucht wurde, gewahrten wir ihn in der zweitägigen Schlacht bei Bautzen, am 20. und 21. Mai, wieder an der Spitze ſeiner Truppen, mit denen er zwar keinen Sieg erfechten konnte, wie es wohl auch nicht in der Abſicht der Verbündeten lag, dem Feinde jedoch namhafte Verluſte beibrachte. Das hiſtoriſch denkwürdige Treffen bei Reichenbach und Markersdorf am 22. Mai war eigentlich das erſte, was er ganz ſelbſtſtändig leitete, und er trat in demſelben ſeine Dispoſitionen ſo trefflich, daß der an allen Waffengattungen vielfach überlegene Feind bis zur bereinbrechenden Nacht, ohne große Verluſte Seitens der Ruſſen, von ihm aufgehalten wurde. Mit gleichem Glücke hielt er am 26. Auguſt das Armeecorps Bandamme's bis ſpät Abends, zwiſchen Kriſchwitz und Struppen, auf, obſchon bereits an dieſem Tage ein unſeliger Gaſt bei ihm einkraf, der geiſteskranke General Graf Oſtermann-Toſten, welcher, geſtützt auf einen beſchwindten Zettel Papier, den Oberbefehl auf rechten Flügel der Verbündeten beanſpruchte und vielfache Verwirrungen unter Eugen's Generalſtab, wie unter ſeinen Truppen, veranlaßte. Zwar gelang es dem Prinzen, ihn inmitten des Kampfes nach ſeinem Standquartier zurückſchaffen zu laſſen, allein er wich nicht von ſeiner Seite, und ſchon nach wenig Tagen trat die unglückliche Geſtalt des verwirrten Grafen ihm bei Prießen und Culm vielfach hindernd und ſtörend engegen. Es war am 29. Auguſt 1813, als in der Nähe von Culm ſich eine der entſcheidenden Waffenthaten den faſt tagtäglichen Geſechten des Prinzen anreihte, die Schlacht von Culm am 30. Auguſt glorreich verbreitete und die Heere der Verbündeten zu neuen Siegeshoffnungen berechtigte.

Die große Wichtigkeit des Treffens bei Prießen mag es entſchuldigen, wenn wir hier den nur zu beſcheidenen Bericht des Prinzen Eugen über daſſelbe wörtlich mittheilen: „Um 1 Uhr Mittags begann der ruſſiſche Oberſtlieutenant Bistrom das Feuer, was eine ſtarke Batterie auf den Culmer Höhen ohne allen Erfolg erwiderte. Während ſich die franzöſiſchen Truppen um Culm her in dichten Maſſen zuſammenzogen und ſin's Erſte den von dieſer Seite begonnenen Angriff aufzugeben ſchienen, begann das Gefecht bei Straden gegen den General Biſtrom mit äußerſter Heftigkeit, ſodaß dieſer Flügel bis an die Eggenmühle zurückweichen mußte. General Permelow ſendete ihm ſofort das Regiment Semenow zu Hülfe, und vermöge dieſer Unterſtützung ging Biſtrom gegen den zuerſt Vortheile errungenden Feind wieder vor. Ich ſelbſt ließ den General Helfreich bei der Juchten-Capelle in die Intervalle zwiſchen dem linken Flügel und dem Dorfe Prießen einrücken und ſpäter auch noch die Regimenter Cgernigoff und Tobolsk in dieſer Richtung vorrücken, während Fürſt Schachowskoy bei den Prießer Prießen zurückblieb. Der Feind näherte ſeinerſeits das Gefecht durch die Diviſion des Generals Mouton-Duvernet und warf in erneuertem fürchterlichen Kampfe die Truppen unſer Biſtrom wieder nach der Eggenmühle zurück. Permetow ließ nun auch

2½ Bataillone Preobraschenski vorgehen, um das barbedrängte Regiment Semenow zu degagiren, und anbererseits eilten die Regimenter Cyrmigoff und Tobolsk dem General Helfreich zu Hülfe. Hier gewann das Gefecht rings um die Juchten-Capelle her einen wahrhaft schauerlichen Austrich. Von allen Seiten gedrängt, zog sich nach und nach die Schaar der Vertheidiger in eine große Masse zusammen, die nach Umständen vor- und zurückwogte und Truppen von der Garde und von der Linie umfaßte. Man konnte dieses ganze wüthende Handgemenge eine wahrhafte Metzelei nennen, in welcher die Truppen beider Theile mit Löwenmuth fochten, in der aber einzelne Thaten im Gewühl des ganzen großen Hergangs verschwanden.

Während sich nun zur Linken das Gefecht eine Weile im Gleichgewicht hielt, versuchte der Feind, auch im Centrum vorzudringen, und griff Priesten mit großer Uebermacht an. Die Schützen wurden daraus verdrängt, als der Feind aber dasselbe des Dorfes zum Vortheil kam, prallte er unter dem Feuer der Batterien zurück, und der tapfere Fürst Schachowskoy trieb ihn darauf mit dem 4. Jägerregiment, dem Regiment Revel und dem Ueberreste von Minsk wieder aus dem Dorfe.

Unmittelbar nach diesem Vortheil ließ ich die Batterien von Balkoff und Eyrcemissionow links von Priesten dergestalt vorrücken und durch den Oberften Wachten aufstellen, daß sie, selbst durch das Terrain gegen das feindliche Kanonenfeuer geschützt, mit ungemeiner Wirkung die französischen Colonnen bestrichen, welche am Saume des Waldes die fechtenden russischen Truppen zu umfassen strebten. Auf diese Weise wurde hier (in derselben Art, wie es früher bei Reichenbach am 22. Mai glückte) der Feind im Schach gehalten, an Umgehung gehindert und auf die Thatkraft seiner Colonnenspitzen verwiesen, welche trotz aller Tapferkeit und Anstrengung nicht hinreichen, um den ihnen entgegengesetzten Damm zu durchbrechen. Nochmals verdoppelte jedoch der Feind trotz der ungeheuerften Verluste seine Streitkräfte, trieb die 8 im Kampf begriffenen Gardebataillone und die 9 schwachen Bataillone unter General Helfreich vor sich her und war, des Kartätschenfeuers nicht achtend, eben im Begriff, sich meiner beiden Batterien zu bemächtigen, als ich unter diesen dringenden Umständen und in dieser äußersten Gefahr den zunächst stehenden General Krapowitzky mit dem Gardregiment Jamailow zu Hülfe rief. Man konnte wohl dem General Yermolow bei dieser Gelegenheit einen Sermpel nicht verargen, denn es galt fast seine letzte Reserve; auch rief er meinem an ihn gesandten Adjutanten Heltdorf zu: „Der Prinz ist allzuverschwenderisch mit dem Blute der kaiserlichen Garden!“ — Aber General Krapowitzky hatte seine Zeit zum Bedenken gewährt und augenblicklich der ihm durch meinen Adjutanten gewordenen Aufforderung genügt. Auftrieb, Angriff und Sieg war das Resultat eines Augenblicks; — gleich darauf sah man das Schlachtfeld mit feindlichen Leichen bedeckt, die nächsten feindlichen Colonnen flüchtend, unsere ganze Linie im erneuerten Vorrücken und die Batterien wieder in vollständigster Wirkung. Es war eine wahrhafte Heldenthat, die zugleich aber auch den tapferen Regimente große Opfer kostete. General Krapowitzky und Oberst Marzinow wurden schwer verwundet.“

Wenn auch Plotho in seinem bekannten Geschichtswerke sich über diese Heldenthat ausspricht: „Dieser hartnäckige und ungleiche Kampf der auserlesenen Kriegerschaar erinnert an die Vertheidigung von Thermopylä, an der Schweizer geringe Zahl, wenn sie mit eben so viel Heldenmuth ihre Gebirgspässe vertheidigten, — und so wird der Kampf in der Geschichte fortleben, gleich jenen, zum Vorbild künftiger Zeiten;“ — so wird sich wohl Niemand der gerechten Entrüstung erwehren können, wenn er vernimmt, daß über diese heroischen Waffenthaten innerhalb der letzten acht Tage, deren sich das zweite Corps unter Eugen's Befehlen rühmen konnte, in den russischen Berichten auch nicht ein einziges Wort zu lesen ist. Mit gleichem Löwenmuthe kämpfte Eugen in der Schlacht von Culm, am 30. August, wo er mit seinem Corps das Centrum der verbündeten Armee bildete, auf Barclay's Befehl die Culmer Höhen erstürmte, 21 Kanonen erbeutete und den General Vandamme gefangen nahm. Es ist zwar bekannt, daß diese Schlacht durch das glückliche Eintreffen des preußischen Generals von Kleist im Rücken der Franzosen entschieden wurde, aber die stürmische Tapferkeit des Prinzen und seiner Treuen trug nicht minder zu dem glänzenden Erfolge dieses Tages bei. Auch bei dieser Gelegenheit blieb der Name Eugen's in dem Armeebericht von 31. gänzlich unerwähnt. Wer wird es daher dem Tiefgekränkten verdenken, wenn er im gerechten Unwillen, in einem Briefe an den Kaiser, um seine Entlassung aus dem russischen Kriegsdienste bat? Der Kaiser Alexander, dessen Prinz Eugen immer und allezeit mit den liebevollsten Worten gedenkt, ertheilte ihm zwar auf dem Schlachtfelde den St. Wladimirorden 1. Classe, wie es in dem später erfolgten Rescripte heißt, „für ausgezeichnete Thaten und umsichtige Anordnungen bei Vernichtung eines Corps französischer Truppen am 29. und 30. August 1813“; trotzdem that er aber nichts, um dem Schwerverletzten eine billige Genugthuung zu verschaffen, und der hochherzige Prinz vergaß seinen Groll und hielt sein Entlassungsschreiben zurück, als kurze Zeit darauf, bei seinem Zusammentreffen mit Alexander, dieser, sein Unrecht fühlend, den jungen Helden mit den Worten anredete: „Ich weiß Alles, was wir Ihnen verdanken! Die Selbstverleugnung ist die schönste Tugend!“ Kann man noch fragen, wer bei diesem Zusammentreffen sich am edelsten benommen? Noch tiefer mußte es aber den Prinzen schmerzen, als nach 22 Jahren, wo doch füglich die Stimmen persönlichen Neides und gemeiner Intrigue verstummen konnten und mußten, die entscheidende Betheiligung am Siege bei Culm mit Stillschweigen übergangen wurde. Im Einem, aber wohlbegründeten Unwillen äußert sich der Prinz über diese Thatsache in seinen nachgelassenen Memoiren: „Ueberaus empörend ist die neue Erfahrung, welche ich 22 Jahre später erprobte, und von der folgende Documente ein Zeugniß reden, vor dem die Nachwelt im Namen der Theilnehmer das Urtheilen haben wird. Ich weiß in der That unter diesen Umständen nicht, was ich neuerdings für bemerkenswerther halten muß, die Größe des erkämpften Resultats oder die beispiellose Unkenntbarkeit der Zeitgenossen.“

Am 29. September 1835 bei der Grundsteinlegung des russischen Denkmals bei Priesten trat Fürst Metternich in Gegenwart der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen mit folgender, später von jenen drei Souveränen unterzeichneten Erklärung vor: „An dieser Stelle, wo die ausgezeichnete Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer einer Abtheilung der kaiserlich russischen Garde, unter dem Befehle des Grafen Ostermann-Tolstoy, den Eindringen eines französischen Armeecorps unter Anführung des General Vandamme, der Vorhut des großen französischen Heeres, am 29. August 1813 ein Ziel setzte und durch diese Waffenthat den glorreichen Sieg der verbündeten Heere bei Culm am 30. August 1813 vorbereitete, errichtet nach der Absicht des verewigten Vaters, Kaiser Franz I. glorreichen Andenkens, der Sohn Kaiser Ferdinand I., dieses Denkmal. Den Grundstein haben gelegt und gegenwärtige Urkunde eigenhändig unterfertigt:

Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich.
Kaiser Nikolaus I. von Rußland.
König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.“

In solcher Weise versuchte der kaiserlich österreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler die Geschichte zu fälschen, sie ist aber das Weltgericht und ihr Endurtheil unterliegt keiner Verjährung.

In dem blutigen Gemälde der großartigsten aller Schlachten, der Völkerschlacht von Leipzig, das wir jetzt unseren Lesern entrollen müssen, tritt das Bild des Prinzen Eugen von Würtemberg strahlend und in antiker Größe aus dem Vordergrunde heraus, jenes der übrigen Heerführer und Generale faft verdunkelnd.

Nachdem am Morgen des 16. Octobers, der erhaltenen Disposition gemäß, Prinz Eugen im Centrum der Verbündeten, unterstützt von der preußischen Brigade Klitz, nördlich von Güldengossa, Wachau gegenüber, Stellung genommen hatte, eröffnete früh 8 Uhr von der zum Corps des Prinzen gehörigen Batterie Rittiin der erste Kanonendonner, den Beginn des entsetzlichen Kampfes verkündend. Bald waren die wenigen gegenüberstehenden Geschütze der Franzosen zum Schweigen gebracht, bald hatte der russische Oberst v. Reibnitz Wachau besetzt, die wenigen dort postirenden Franzosen vor sich herumgeworfen, und schon frohlockte nur allzuvoreilig General Wittgenstein über das Zurückweichen des Feindes, allein Prinz Eugen war anderer Ansicht und erkannte vorahnend, aber klar, die Bedeutung des anbrechenden Tages, wie die folgenschwere Wichtigkeit seiner Stellung. Urplötzlich zeigte sich auch auf dem ganzen Höhenzuge von Wachau bis Lieberwolkwitz eine Unmasse feindlicher Geschütze, mehr als hundert an der Zahl, die sofort aus ihren düsteren Schlünden tausenfachen Tod auf die russischen Heeresmassen schleuderten. Der Donner krachte, die Erde zitterte; Rauch und Flammen, Blut und Tod rings um uns her — so be-

Digitized by Google

schrieb diese entsetzlichen Stunden Eugen's Adjutant Mekofstwoy in seinem Tagebuche — verklingen, daß wir durch unser leises Aufstreten den schlummernden Löwen geweckt hatten. Vermehrung traf die Lebendigen, Verminderung das Todte. Siebzehn russische und fünf preußische Geschütze lagen in wenig Minuten zerschmettert auf der Erde und dem auf dem Gefechte zurückgebrachten, schwerverwundeten Oberst Reibitz folgte der Haufen seiner flüchtigen Schaaren, vom siegestrunkenen Feinde hart und blutig gedrängt. Mit unerschütterlichem Muthe stand unsere übrige Linie, doch von Ueberzahlung noch wie versteinert. Der Prinz äußerte hierbei: „Ich hatte es ja vorausgesagt!"

„Das kann uns aber nichts mehr helfen," fiel ihm Fürst Schachowskoy in's Wort, „wir gehen alle zu Grunde, schon fährt die Artillerie ab!"

„Alles soll stehen bleiben!" rief der Prinz, „nichts sich von der Stelle rühren, was noch stehen kann!"

Adjutanten flogen nach allen Richtungen, um diesen Befehl zu verkündigen, jedoch gelhab dies mit Gefahr, von den bonnirten Geschützen, die man aus dem Treffen zog, überfahren zu werden. Vergebens tobte ein furchtbarer Kampf um Wachau, dessen Besitz Russen und Preußen in mehrfachen Stürmen den Franzosen streitig zu machen versuchten. Ringsum war das Schlachtfeld mit Leichen besät, aber eine weit reichlichere Ernte hielt der grimmige Tod unter den in der Ebene Gewehr bei Fuß aufgestellten Schaaren des Prinzen von Würtemberg. Ein feuerspeiender Berg schleuderten die französischen Geschosse mit ihren eisernen Kugeln Tod und Verderben unter die Tapferen, die, gleich dem blauen und gelben Regiment Süßermannland unter Gustav Adolph auf Lützens Ebenen, Mann neben Mann, wie sie im Leben bei einander gestanden, so jetzt entseelt das schreckliche Schlachtfeld bedeckten. In düsterem Schweigen, während Flintenlingeln ihm umsausten und die Kanonen mit ihren Geschossen die Erde neben ihm durchfurchten, durchritt der Prinz die furchtbar gelichteten Reihen seiner Kampfgenossen; es war eine trübe Musterung, und die Aufrage bei jedem Bataillone: „wie viel habt Ihr bereits verloren?" wurde meist schweigend mit einem Blick auf die Menge Entseelter, die rings umher lagen, erwidert. Hier war es, wo der Oberst Galubzow zu ihm heransprengte und ihm mit ängstlichen Worten die seiner Batterie drohenden Gefahren schilderte; in demselben Augenblicke tödtete eine Kanonenkugel das Pferd des Prinzen und gleichzeitig das des Obersten und raubte dem dauebenhaltenden Adjutanten, Lieutenant von Knysell, sowie einem preußischen Ordonnanzhusaren, das Leben. Sofort bestieg der Prinz ein neues Pferd, rief aber dem Obersten, der seine Batterie verlassen hatte, statt einen seiner Adjutanten zu senden, die mit etwas Spott vermischten Worte nach: „Sie sehen, Oberst, daß wir hier auch nicht auf Rosen wandeln!"

Allein es galt, noch Entsetzlicheres an diesem Tage mit festerstem Muthe zu bestehen. Um 3 Uhr Nachmittags verstummte plötzlich das Brüllen der feindlichen Kanonen, aber gleichzeitig vernahm man ein Geraffel wie von hundertaufend ehernen Ketten; die Erde erdröhnte unter dem Hufschlag von 8 bis 10,000 Rossen, die in Sturmeseile auf die gelichteten Schaaren des Prinzen Eugen heranbrausten. König Murat versuchte an der Spitze seiner Oberbarnischen in diesem wethstierischen Reiterangriff, das feindliche Centrum zu durchbrechen und zu zerschmettern; mit kaltet Todesverachtung rief der Prinz in hastiger Eile die wenigen Trappen, die ihm noch verblieben waren, zu sich heran und warf sie kühn dem athemlos heranstürmenden Feinde entgegen. Wie grausig auch das sich beginnende Gemetzel war und wie viele der Tapfern auch unter den Säbeln und Lanzen der Feinde erlagen, dennoch wurde derselbe gewonnen, allein gleich mächtigen Klippen trotzten und widerstanden die Granitcolonnen des Prinzen der Fluthengewalt und behaupteten, als die Ebbe wieder eintrat, kühn und unbeweglich noch ihre früheren Plätze, sodaß ihre Erhaltung in dem tobenden Kriegssturm für ein Wunder gehalten werden mußte. Als die Nacht hereinbrach, sandte der Prinz seinen Adjutanten, Oberst von Wachten, zum General Barclay de Tolly, um ihm über die Verluste des Tages zu rapporiren. Den 10,000, die er am Morgen auf das Schlachtfeld geführt hatte, blieben ihm am Abend nicht viel über 2000 kampffähige Streiter. Barclay, der die Größe dieses Verlustes nicht glauben wollte, mußte von dem rapportirenden Oberst die bittern Worte vernehmen: „Verfagen Ew. Excellenz den noch Lebenden Ihre Theilnahme, so werden Sie beim Anblick unseres Schlachtfeldes die Todten überzeugen!"

Der Held von Wachau — bewahre dies im treuen Gedächtniß, mein deutsches Volk — war Eugen, Herzog von Würtemberg!

Wie schon früher bemerkt, ist es nicht unsere Absicht, einen bis in's Einzelne gehenden Lebensabriß des Prinzen in diesen Spalten zu entwerfen. Obige Skizzen genügen sicher, dem Leser ein hellleuchtendes Bild von einem jugendlichen Helden zu liefern, den die antike Welt Griechenlands und Roms unter ihre Halbgötter versetzt haben würde, während die moderne Zeit ihm nur eine Fülle strahlender Orden reichte, mit denen er sein wundes, so oft auf's Tiefste verletztes Herz bedecken sollte. Wir übergehen daher Eugen's muthvollen Sturm auf Probsthaida am 18. October 1813, die Treffen und Schlachten, in denen er während des Kriegszugs nach Frankreich zu Anfang des Jahres 1814 glänzte, wir erwähnen nur vorübergehend den überaus ruhmvollen Antheil, den er an der Eroberung von Paris genommen, und der ihm die Obergutheilung verschaffte, zuerst an der Spitze von 1000 Mann in diese Hauptstadt, die sich noch vor Kurzem die erste der Welt dünkte, einzuziehen, das Stadthaus zu besetzen und die drei Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland an der Barrière von Pantin zu empfangen.

Der Krieg war beendigt und der heißeste Wunsch des Prinzen, die Besiegung des einst so mächtigen Dictators Europa's, erfüllt. Ebenso sträflich verweilen wir bei Eugen's späteren Waffenthaten während des Türkenkrieges, für welche ihn zwar der Kaiser Nikolaus mit schönen Nebensarten und den Diamant-Insignien des St. Andreasordens belohnte, während er die in der Ancienneität dem Prinzen nachstehenden Generale Diebitsch und Paskiewitsch mit dem Obercommando in der asiatischen Türkei betraute und nachmals zu Feldmarschällen ernannte. Zwar trat die Verfuchung oftmals an den Prinzen heran, die russischen Kriegsdienste zu verlassen — hatte doch selbst Napoleon zu wiederholten Malen in die seinigen zu treten gestrebt — allein stets hinderte ihn das seiner Tante und mütterlichen Freundin, der Kaiserin Maria Feodorowna, gegebene Versprechen, den russischen Dienst nicht ohne ihre ausdrückliche Genehmigung zu verlassen. Da seine liebevolle Gönnerin aber starb, ohne ihn seines Wortes entbunden zu haben, so hielt er sich sowahrenn an die russischen Fahnen gefesselt.

Dennoch nahm er nach beendigtem Kampfe mit Frankreich Urlaub auf unbestimmte Zeit und benutzte die ihm dadurch gewordene Muße, um nach seinem geliebten Carlsruh in Schlesien überzusiedeln. Hier beschäftigte er sich zunächst mit Studien über Politik, Staaten- und Militairorganisation, während sein reicher Geist sich in vielfachen poetischen Gestaltungen und musikalischen Compositionen übte. Hierbin führte er auch seine erste Gemahlin, die Prinzessin Mathilde von Baiern (20. April 1817), der er in seinen Memoiren nachrühmt: „Diese herrliche Seele verdiente ihre Stelle in den Werken aller edlen Dichter, die weibliche Tugenden und Vorzüge besingen;" allein schon nach acht kurzen Jahren wurde ihm auch dieses Glück durch den Tod der Prinzessin am 13. April 1825 entrissen. Eine zweite Ehe ging er am 11. September 1827 mit Prinzessin Helene von Hohenlohe-Langenburg ein, welche äußere Schönheit mit allen Vorzügen des Herzens vereinigte. Nach des Prinzen eigener Aeußerung war sie ein Musterbild einer herrlichen Frau für Jeden, der ihr nahte. Die Geburt einer Tochter, Prinzessin Agnes (geboren am 13. October 1835, nachmals vermählt mit Erbprinz Heinrich XIV. von Reuß-Schleiz am 9. Februar 1858) erhöhte noch im reichsten Maße das Glück des liebenden Paares, das fortan nur in der Ausübung häuslicher Tugenden und in stiller Zurückgezogenheit das schönste Ziel seines Lebens suchte und fand.

Im vertrauten Kreise mit Fremden und Waffengenossen bot die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit manch lichtstrahlendes Bild, und nur zuweilen, wenn das Gespräch die Ereignisse des Jahres 1813 berührte, zeigte die Heldenstirne des Greises einige bald wieder entschwindende Falten, denn selbst die Alles mildernde Zeit vermochte nicht immer den Unmuth über absichtliche Zurücksetzungen und Intrigunen zu verscheuchen. Am 16. Septbr. 1857 endete zu Carlsruh ein sanfter Tod das ruhmgekrönte Leben des Prinzen.

Das deutsche Volk aber möge nie vergessen, daß es der aufopfernden Wirksamkeit des Prinzen Eugen von Würtemberg wenigstens bei drei Gelegenheiten ganz allein zu verdanken

ist, daß unser Vaterland vom Joche der Fremdherrschaft und von der Gefahr, zu einer französischen Provinz herabzusinken, erlöst wurde! Diese drei Fälle waren:

Erstens die Schlacht von Malojaroslawetz am 24. Oct. 1812, wo sich Eugen dem gesammten Heer Napoleon's entgegenwarf, als dasselbe auf der bequemen und hülfsmittelreichen südlichen Straße über Kaluga von dem eingeäscherten Moskau her sich zurückzuziehen beabsichtigte. Der hartnäckige, trotz Kutusow's Gegenbefehlen und seigem Rückzug fortgesetzte Widerstand Eugen's veranlaßte allein Napoleon, die nördliche, geplünderte und dem harten Winter ausgesetzere Straße über Smolensk zu wählen, auf welcher dann sein ganzes Heer zu Grunde ging. Beweis: außer der Heldenschrift Schrift auch den Bericht des General Wilson, englischen Bevollmächtigten bei der russischen Armee, über den Rückzug vom 1812.)

Zweitens die Gefechte bei Pirna, Giesshübel und Culm, vom 26. bis 29. August 1813, wo Prinz Eugen ganz allein, wieder zum Theil entgegen den confusen, widerwilligen und störenden Befehlen des russischen Obercommando's, die Armee der Verbündeten vor gänzlicher Zersprengung und Vernichtung gerettet hat. Er hielt den General Bandamme, welcher heranzog, um die Höhen zu besetzen, auf denen die Verbündeten sich zurückziehen mußten, Schritt für Schritt auf und ermöglichte so, daß die gesammten russischen Garden und ein Theil des übrigen Heeres durchschlüpfen und sich schlagfertig im Thal bei Teplitz zusammeln konnten. Er allein setzte es dann durch (siehe Alter's Werk), daß die Verbündeten bei Culm wirklich gegen Bandamme's Nachzwängen Stand hielten und der Kaiser von Rußland zu diesem Behufe (und um die noch in den Gebirgen steckenden Truppen zu retten) seine Garde opferte, deren Heldenmuth wir nicht herabsetzen wollen. Nur so ward es möglich, Bandamme erst aufzuhalten, dann zu umzingeln und endlich dem glücklich auf Bandamme's Rückzugslinie anlangenden General Kleist (von Nollendorf) entgegen zu werfen.

Drittens endlich in der Schlacht bei Leipzig, wo nur Prinz Eugen es war, welcher die von Napoleon durch seinen großartigen Artillerie- und Cavalleriean griff bei Wachau beabsichtigte (und sogar als ausgeführt mirtels Siegesbriefs gefeierte) Durchbrechung des Centrums der verbündeten Armee vereitelt und seine Bataillone in den Fluthen jener Reitermassen, wie kleine Felsen in den Brandungen des Oceans, feststehend und schlagfertig gehalten hat.

Wo jemals von den damaligen Befreiern Deutschlands die Rede ist, da muß der Prinz Eugen von Würtemberg in erster Linie genannt werden. Und dies um so mehr, da die Deutschen Geschichtsschreiber an ihm eine doppelt schwere Schuld zu sühnen haben. Einmal ihre eigene; denn über keinen der deutschen Freiheitskämpfer hat man bis jetzt so mager berichtet (vielleicht in einer gewissen Mißstimmung darüber, daß dieser General bis in's hohe Alter in russischen Diensten geblieben ist). Andererseits müssen wir Deutsche die wahrhaft empörende Art, wie alle russischen Militairberichte und Geschichtsschreiber die Leistungen des Prinzen Eugen von Würtemberg herabgesetzt, verschwiegen oder lügnerischerweise auf andere Personen (z. B. auf den verrückten Tolstoy) übergetragen haben, immer und immer wieder (nach den treuen Berichten von Alter, Heldreef und Wilson) an's Tageslicht ziehen und dafür sorgen, daß die Wahrheit nicht nur bei uns, sondern auch bei den Geschichtsschreibern anderer Völker zur Anerkennung komme.

So werden wir ihm wenigstens noch seine Ehrenthränen zieren, nachdem merkwürdiger Weise die deutsche Presse sogar den Sterbetag dieses Helden fast stillschweigend hat vorübergehen lassen.

C. Burckhardt.

Aus dem Matkasten zu Düsseldorf.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Alte Leute in Düsseldorf erzählen, daß Napoleon der Erste, als er die Stadt besucht habe, in die höchst denkwürdigen Worte ausgebrochen sei: „Düsseldorf ist ein klein Paris!“ Diese Leute sind nun meistentheils nicht in Paris gewesen, sonst würden sie wahrscheinlich den Ausspruch, wenn der corsische Imperator ihn wirklich gethan hat, für einen Scherz halten, was indeß keineswegs der Fall ist, denn unsere Philister bleiben dabei und wiederholen mit dem behaglichsten Ausdruck und den zufriedensten Blicken: „Düsseldorf ist ein klein Paris.“ Habeant sibi! Wir wollen ihnen den Spaß nicht verderben und sie auch auf die übrigen rheinischen Nachkarorte von oben herabschauen lassen; denn ihre Heimath war ja einst Hauptstadt von Jülich, Cleve und Berg, sie ist der Ort, wo Jakobe von Baden entrosselt wurde, sie besaß einst eine wunderschöne Gallerie, sie besitzt noch die Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm, sie ist der Geburtsort der beiden Jakobi, des Barnhagen von Ense, des Heinrich Heine, des Peter von Cornelius, der Brüder Heß und einer Menge von Malern, deren Ruhm erst künftig in den Sternen geschrieben steht. Hier siedelt ferner eine berühmte Malerschule, hier entwickelte sich das Theater Immermann's. In der That Grund genug zu einem gewissen Stolz, den die Bürger auch an den Tag zu legen nicht verfehlen.

Und im wunderschönen Monat Mai ist Düsseldorf auch in der That ein allerliebster Ort. In die weiten Straßen und offenen Plätze schaut überall der liebe Frühling mit seinen frischbelaubten Bäumen herein. Bumgeleidete Damen — es befinden sich sehr hübsche darunter — und Herren gehen dort auf und ab. Der Menschenstrom ergießt sich hinaus. Wir folgen. Da öffnet sich vor den Blicken ein Kranz von anmuthigen Anlagen. Das ist der Hofgarten, der die Stadt fast allerwärts umschließt. Frisches Grün exquisit das Auge, hundert Blüthenbäume ragen empor, die schmetternden Lieder der Vögel haben nicht End und Ziel, die Nachtigallen singen überall aus den Sträuchen, die Teiche blitzen im Sonnenstrahl, weiße Schwäne ziehen ihre stillen Kreise auf dem Wasser. Ja, das ist Alles fröhlich, lustig, berauschend. Wir wandern und bleiben stehen, wir betrachten und lauschen, wir athmen Mailuft und Blüthenduft in vollen Zügen.

Endlich sind wir am Ende des Parks nach dem Dorfe Pempelfort gelangt. Im Angesicht der großen Ulmenallee erhebt sich der Jägerhof, die Residenz des edeln Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. Links an dieselbe schließen sich Fabrikgebäude, die jüngst vom Feuer angeblich angeblich verschwinden sollen. Sie bilrteten einst eine Fabrik, welche der Familie Jakobi gehörte. Hinter derselben erstreckt sich ein Park, in den wir eintreten.

Wir stehen hier auf echt classischem Boden. Wer sich einigermaßen in den Lebensbeschreibungen, Reiseberichten und Briefen der Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts umgesehen hat, der ist vielfach mit diesen Oertlichkeiten bekannt gemacht worden. Vor unsern Blicken dehnt sich nämlich der Jakobi'sche Garten, der vor etwa achtzig Jahren eine berühmte deutsche Culturstätte war. Das weite Besitzthum gehörte dem Philosophen Friedrich Jakobi, dessen Bruder Georg neben Goethe als einer der besten deutschen Lyriker geschätzt wurde. Die bedeutenden Mittel des Eigenthümers gestatteten eine ausgedehnte und glänzende Gastfreundschaft zu üben, zu welcher nicht minder die menschenfreundliche und herzliche Gesinnungsart Jakobi's anfforderte. So bildete sich denn hier der Sammelort für die geistigen Berrreter der Nation. Wie anmuthig schildert Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ diesen reizenden Aufenthalt, den er in jungen Jahren besuchte! Auch nach dem unglücklichen Feldzug in die Champagne ruhte er hier einige Tage aus. Wilhelm Heinse, der Verfasser des Ardinghello, wohnte damals in Düsseldorf und war alle Tage in Pempelfort, das nach uns nach Jung-Stilling, die Grafen Stolberg, Georg Forster, die Fürstin Gallizin mit ihren weltphälischen Freunden und Henstethuys, so wie Hamann, den Magus des Nordens, bewirthete. Pempelfort war vor Weimar die bedeutendste literarische Station des Vaterlandes. Dieses reiche bewegte Leben endete mit dem Einbruch der Franzosen in Deutschland. Jakobi verließ die geliebte Heimathstätte. Der Garten kam in die Hände des Arztes Brinkmann, dessen Tochter aber wieder einen Sohn Jakobi's heirathete, so daß das Gut nun zum zweiten Male an die Familie gelangte.

Sobald man das Thor im Rücken hat, gewahrt man links im Hintergrunde ein langgedehntes Haus, das aus Unterbau und erstem Stock besteht. Für die heutigen Berhältnisse ist es gerade nicht groß, in der Zeit, wo es entstand, galt es jedenfalls als eine stattliche bürgerliche Wohnung. Die Gebäulichkeiten sind namentlich nicht hoch, aber sie strecken sich in die Breite und besitzen sehr viele, darunter manche ansehnliche Räume. Es ist noch heute erkennbar, daß man sich für die Gastfreundschaft einrichtete. Denkt man aber

der Persönlichkeiten, welche hier ein- und ausgegangen sind, welche hier gefeiert, gelacht und in den ernsthaftesten Gesprächen zusammengehalten haben, so kann man sich eines Gefühls der Ehrfurcht nicht erwehren. In der That hat auch dieses Haus, als es von der Jakobi'schen Familie verlassen wurde, seine Anziehungskraft nicht verloren. Ferdinand Hiller niedere sich hier einst eine Stube, wo er componirte. Später wohnte Adolph Schröder eine Zeitlang in dem Hause, und gegenwärtig lebt Frau Anna Ritter, die Wittwe des geschätzten Malers Henry Ritter, in diesen Räumen.

Aber wir wandern an dem Hause vorüber und verlieren uns in die in englischem Geschmack angelegten Anlagen. Allerwärts erheben sich gewaltige Ulmen, Linden, Pappeln, hin und wieder Cedern und Tannen und andere Zierbäume. Unter denselben dehnen sich weite Grasplätze. Verschlungene Wege führen in das niedere Gesträuch. Kleine Brücken leiten über die Tümpel, die in der Mitte des Parks in einem nicht unbeträchtlichen Teiche ausmündet. In dem hinteren Theile der Anlage, längs der Mauer, welche den ganzen Garten umschließt, gewahren wir wieder einige Gebäulichkeiten. Wir rathen dem Besucher, sich hier von einem Düsseldorfer Freunde gegen Abend einführen zu lassen, denn zu dieser Zeit entwickelt sich an dieser Stelle ein humbewegtes Leben. Aus allen Wegen schreien junge und ältere Männer heran, um sich an dem Gebäude zu sammeln. Dort stehen auf den hölzernen Tische und Stühle, an denen sich die Einen niederlassen zu Gesprächen und Kartenspiel, Andere gehen an die Kegelbahn, auf welcher nun die Kugeln hin- und herrollen. Noch Andere setzen sich an die Coulisse von Zeitungen und Blättern bald in die Halle, bald unter das Laubdach der Bäume. Vor dem Einen steht der grüne Römer mit den Gaben des Bacchus, vor dem Andern ein Seidel mit dem Tranke des Königs Gambrinus. Meistens herrscht dabei eine fröhliche Heiterkeit in stets wechselnden Bildern.

Was bedeutet dieses durchaus moderne Leben? Wir stehen mitten im „Malkasten", der hier sein Sommerlocal aufgeschlagen hat. Mit Beginn der schönen Jahreszeit verlassen nämlich die Düsseldorfer Künstler ihre gemüthlichen, aber an hellen Tagen etwas düsteren Räume in der Ratingerstraße, um sich in der frischen fröhlichen Frühlingsluft am Teich, Park, Gebüsche und Bogelliedern zu erquicken. Und das geschieht hier im vollsten Maße. Lunge, Auge und Ohr schöpfen hier hundertfachen Genuß. Man kann sich kaum einen anmuthigeren Ort für abendliche Anspannung denken.

Der Düsseldorfer Malkasten! Wer hat nicht von dieser heiteren lebenslustigen Gesellschaft der Maler gehört? In den Berichten der Zeitgenossen ist schon vielfach von dem rheinischen Künstlerleben die Rede gewesen. Eine frühere Epoche ist ganz vorzüglich in Carl Immermann's „Maskengesichten" geschildert worden. Fr. von Uechritz hat zwei Bände „Blicke in das Düsseldorfer Künstlerleben" herausgegeben. Ich habe in verschiedenen Novellen an dieses Treiben angeknüpft. Als Schadow nach Düsseldorf kam, concentrirte sich das Leben auf der Akademie um im Hause des Meisters. Man hatte später „Künstlerkneipchen", eine „Brauerbude". Dann entstand eine aristokratenische Fraction, die ihre eigenen Kreise bildete. Maskenbälle, Aufführungen von lebenden Bildern, Theatervorstellungen und Künstlerfrühlingsfeste in bunten Maskenaufzügen vereinigten oft die differentesten Parteien auf kurze Zeit. Eine Geselligkeit, welche alle Mitglieder der Künstlerschaft vereinigte, konnte sich in den ersten zwanzig Jahren der neuen Schule nicht bilden.

Da kam das Jahr 1848 mit seinen vielfachen Bewegungen. Unsere Maler trieben auch Politik, tanzeigesetzten und spielten Bürgerwehr. Die Einen waren rechts, die Andern links. Die letzteren sollen — am 6. August, an dem Tage, wo das Fest deutscher Einheit in der Person des Reichsverwesers gefeiert wurde — sich durch Zufall zusammen gefunden und den Bund beredet haben. Diese Vereinigung geschah in dem Gögen'schen Wirthshause auf dem Hundsrücken, das bis dahin eine vielbesuchte Bürgerwehrstube war. Ohne sich durch Statuten gebunden zu haben, kamen von allabendlich die Genossen zusammen. Ihre Zahl wuchs zusehends, sie umfaßte bald den größten Theil der jüngern und der Altern freisinnigen Elemente, während sich die ältern und conservativen Männer zurückhielten. Man hat in der Folge viel von der politischen Richtung des jungen Vereins gerecht und ihn bisweilen demetrakischer Tendenzen beschuldigt. Ich muß gestehen, daß ich niemals etwas von Blutwurst, Tyrannenhaß und Sansculottenthum verspürt habe. Wer machte in der damaligen Zeit nicht seine politischen Witze? Ueber die Scherze des Klatderadatsch ist keiner hinausgegangen. Von Complotten und Verschwörungen war niemals die Rede. Wie das Leben der jungen Leute gemeiniglich auf Scherz, Fröhlichkeit und Lachen gestellt ist, so war es auch hier. Der einzige Vorwurf, den man machen konnte, ist vielleicht, daß man die ernste Zeit nicht allzuernst nahm. Wer will das aber der Jugend verübeln!

Die Hauptwendung des Vereins ist zu jener Zeit nichts Anderes gewesen, als die Liebe und Hingebung an den Verein selbst. Man hatte längst das Bedürfniß eines Zusammengehens der Künstlerschaft gefühlt. Das war nun mit einem Male ungefucht gefunden. Man hatte es nicht gemacht, es war geworden. Darüber herrschte eine allgemeine Freude, die sich bald durch ein eigenthümliches Zusammenwirken kund gab. Vor allen Dingen galt es das alte düstere Local wohnlich und künstlerisch umzugestalten. Es ist merkwürdig, mit wie geringen Mitteln man zum Ziele kam. Der Eine begann den Andern zu malen, so daß nach und nach eine ganze Gallerie von Malkästnern entstand. Man legte Albums an und schenkte Zeichnungen hinein, es entstand eine kleine Bibliothek, es entstanden Sammlungen von Gläsern. Die Landschaftsmaler führten Decorationen für die Bühne aus, welche im Hintergrunde des Zimmers errichtet wurde. In der Folge malte E. Leutze jene Darstellungen, welche, die Entwickelung der Kunstgeschichte gebend, die Wände des Winterlocals schmücken, und Mintrop führte die allerliebsten Kindergruppen aus, die wir dort erblicken. Zu diesen Künstlern gesellte sich A. Schmitz, der gleichfalls ein großes Bild lieferte. So hat denn der Malkasten in den Gesichenken, die ihm nach und nach zugewachsen wurden, gegenwärtig schon ein recht hübsches Besitzthum, denn man sieht hier außer den Arbeiten der schon genannten Künstler auch Portraits von L. Knaus und J. Roeting, so wie Zeichnungen von C. F. Lessing, E. Bendemann, A. Achenbach und vielen andern. Man darf übrigens nicht vergessen, daß die erste Zeit die fruchtreichste war. Die Sammlungen haben sich nicht in derselben Weise gemehrt, wie sie begannen.

Es läßt sich nun nicht leugnen, daß während der ersten Jahre ihres Bestehens in dieser jugendfrischen Gesellschaft an Witz, Scherz und Geist viel Vortreffliches in die Luft geschwirrt wurde. Aechte es auch hier und dort nicht an ernsten Gesprächen, so war doch der Zug der Allgemeinheit auf Possen und Schwänke gestellt. Gute Bonmots, kräftige Späße, humoristische Lieder hatten mehr Hoffnung auf Erfolg, als gediegene Betrachtung. Der göttliche Unsinn herrschte in jeder Beziehung vor und erreichte namentlich seinen Höhepunkt in den Lustspielen, die von Zeit zu Zeit aufgeführt wurden. Dieselben traten stets als eigenes Fabrikat auf, das von der einen oder andern Gruppe der Malkästner gemeinschaftlich entworfen und ausgeführt wurde und dadurch eines gewissen Eindrucks sicher war, daß es von Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten, städtische und staatliche Verhältnisse wimmelte. So erinnere ich mich eines Stückes, wo die Geschichte von König David und dem Weib des Urias in Schleswig-Holstein spielte. Andere Stücke hatten ähnliche burleske Bewandtnis. Man lachte einen Abend darüber und tagte die zu den Neuen. Es hatte eben kein Aristophanes dahinter gesessen. Die jugendlichen Genossen aber fanden sie „famos". Eine Krähe pickt der andern kein Aug' aus.

Mit der Zeit mochte man sich wohl von der Unzulänglichkeit dieser Vergnügungen überzeugt haben, und die jungen Schauspieler, von denen manche ein entschiedenes Talent an den Tag legten, griffen zu andern Aufgaben. Und hier kam Rudolf Nielo, der sich als Vorleser einen Namen gemacht hat, dem jungen Völkchen trefflich zu Statten. Er wurde nämlich der Regisseur der Bande, die sich allmählich an Shakespeare's Lustspiele wagte. Sowohl in dem alten Malkasten bei Gögen, dann in dem zweiten Locale an der Ecke der Ratingerstraße und schließlich in dem jetzigen habe ich „Viel Lärm um Nichts", „Die Komödie der Irrungen" und „Was Ihr wollt" in recht hübschen Darstellungen gesehen, in denen die Frauenrollen von den jüngsten Anschößlingen gegeben wurden. Von dieser muthigen Gesellschaft sah man sogar Stücke wie „Der Schatz von Rhamseni" von Platen und „Der Rubin" von Hebbel, die sonst nicht das Glück gehabt haben, in ihrem Heimathlande auf die Bühne zu kommen. Mit solchen theatralischen Versuchen wechselten mitunter große Darstellungen von lebenden Bildern für wohlthätige Zwecke, welche in einem großen Locale, dem Geisler'schen Saale, aufgeführt wurden und stets sehr zahlreich besucht waren.

Bildern diese Bestrebungen die Glanzpunkte für den Winter, so brachte Frühling und Sommer wiederum andere Vergnügungen. Da die Gesellschaft mehr und mehr an Wachsthum und Ansehen gewann, so fanden sich auch die Mittel, für die schöne Jahreszeit ein Gartenlocal zu gewinnen. Dasselbe befand sich eine Reihe von Jahren in der Kaiserstraße.

Zu den bedeutsamen Festlichkeiten, für welche zugleich die größeren und zeitraubenden Vorbereitungen getroffen wurden, gehörten während einiger Jahre die Frühlingsfeste. Sie wurden indeß nicht häufig gefeiert, weil sie sich in Beziehung auf Zeit und Geld zu kostspielig erwiesen. Die Stätten, wo sie abgehalten wurden, waren der Bitkerbusch und der Grafenberg. Im Jahre 1852 machte man die Sache so brillant, daß, soviel ich weiß, keine spätere mehr zu Stande kam. Aber auch manche ernsthafte Kämpfe haben im Schooße der Gesellschaft stattgefunden. Trotz der idealen Zwecke, welche die Kunst verfolgt, sind und bleiben die Künstler doch Menschen und haben so gut ihre Streitgelüsten wie die andern Söhne dieser Erde. Und so machten sich denn in der Schule schon von verneherein allerlei Differenzen geltend. Zuerst hatten sich Rheinländer und Berliner mitunter in den Haaren gelegen. Später machte man einen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Schließlich gab es eine akademische und eine ankerakademische Partei. Die erstere, kleinere war conservativ, die zweite größere war liberal. Dazu stiteten die letzteren den Maltasten. Es lag in der Natur der Sache, daß sie ihren Verein auch benutzten, um ihre künstlerischen und gesellschaftlichen Zwecke durchzuführen.

In der Zeit der politischen Aufregung hielten sich natürlich die Akademiker dem etwas ungebundenen Treiben der heißblütigen Jugend fern. Es war dies namentlich in jenen Tagen der Fall, wo der Maltasten seine eigenen Pessen aufführte, in denen er weder der Freund noch Feind schonte. Als die Gemüther sich beruhigten und Shakespeare auf die Bühne kam, hin und wieder eine Vorlesung gehalten wurde — ich selbst habe mitunter über deutsche Literatur gesprochen — als man Compositionsvereine zu bilden suchte, da fanden auch wieder Annäherungen der Conservativen statt. Man hatte sich angeregt zu gemeinschaftlichen festen nöthig, wie bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages Goethe's und des fünfundzwanzigjährigen Directorats Schadow's an der Akademie. So kamen denn auch in diesen Perioden die alte Meister, die Professoren der Akademie und ihre Anhänger. Künstler sind eben keine Leute, die sich einen langen Haß nachtragen. Heute wurde gezankt, morgen reichte man sich die Hand. Heute erklärte man sich den Krieg, morgen schloß man mit Thränen in den Augen den herzlichsten Frieden.

Den Lesern wird es vielleicht interessant sein, einige der Hauptchefführer der Gesellschaft kennen zu lernen. Indem ich unternehme, ihre Portraits zu skizziren, muß ich Emanuel Leutze an die Spitze stellen. Derselbe weilte schon längere Zeit in Düsseldorf und hatte sich in der Profangeschichte als einer der besten Künstler hervorgethan. Geboren in Gemünde in Schwaben, war er als Knabe nach Amerika gekommen, hatte sich als Jüngling der Malerei gewidmet und wollte dann, nach Europa zurückgekehrt, Düsseldorf zu seiner Bildungsstätte. Durch seine Arbeiten gewann er sich großes Ansehen unter den Genossen. Dazu war er stets lebendig, anregend, leidenschaftlich in der Gesellschaft gewesen. Seine Unruhe wuchs in der Zeit der Revolution. Man nennt ihn den Stifter des Maltastens. Den ihm soll der Verein seinen Bestand erhalten haben. Als Erfinder des Namens nennen die Einen Chr. Böttcher, die Andern Karl Hübner. Leutze wurde indeß in der Folge sein thätigstes Mitglied, überall ordnend, aufsernend, oft heftig bis zu entschiedener Tyrannei. Was man aber auch sagen mag, er meinte es stets gut und trug nie einen Groll nach. Zudem muß man gestehen, daß ohne die zähe Art, mit welcher er stets seine Zwecke verfolgte, manche treffliche Dinge nicht in's Leben getreten wären. Nicht allein für die Gesellschaft opferte er Zeit und Mittel, er ist auch bei der Gründung der deutschen Kunstgenossenschaft, die nun über ganz Deutschland verbreitet ist, an erster Stelle zu nennen.

Leutze hatte dabei treffliche Assistenten. War er der Präsident der Gesellschaft, so war Hermann Becker, der geistvolle Kritiker, sein Staatssecretair. Eine reiche Bildung, eine feine Ironie, eine gewandte Feder machten ihn den meisten Künstlern in der Geselligkeit überlegen. Er war lange Schriftführer des Maltastens, in welchem Amt ihn später der Landschaftsmaler Alexander Michelis ablöste. Zu diesen gesellte sich zu seinen Lebzeiten der Maler des deutschen Philisters, J. P. Hasenclever, der sich beim Glase Wein überaus behaglich fühlte und diesen Eindruck auch auf den Beschauer machte. Karl Hübner, der durch seine socialen Bilder berühmt geworden war, schloß sich an. Auch er war ein eifriger Förderer der Gesellschaft. Papa Weber, der Landschaftsmaler, erschien als einer der unverwüstlichen Stammgäste, denn es nie an der gebrigen Derbheit fehlte. Pleschebrink that sich durch seinen trockenen Humor hervor. Ludwig Knaus, der damals noch sehr jung war, wurde mitunter als Sänger auf die Bühne bemüht. Er hatte eine sehr liebe Stimme, aber sein Gebör war so vernachlässigt, daß sich bei seinen Liedern ein unaussöschliches Gelächter erhob. Und nun diese Häupter vereinigte sich nun die ganze brausende rauschende Jugend, die, wenn sie den Pinsel bei Seite gelegt hatte, Lieder sang, Komödie spielte und nach allen Seiten hin den blühendsten Unsinn trieb.

Nach diesen agitatorischen Elementen, die stets in Feuer und Flammen standen, fehlte es aber auch nicht an besonnenen und ruhigen Männern, deren Haltung, so wenig es auch den Anschein hatte, den eigentlichen Kitt und Zusammenhang für die oft zu weit dahintobende Geselligkeit abgab. Und hier muß ich vor allen andern der beiden Achenbach gedenken. Andreas Achenbach galt schon längst als die erste Größe im landschaftlichen Fach. Er empfand seinen Weg in der Kunst verfehlt, so heiter war er im Leben. Voller Humor, Witz, Satire, Laune, die er stets bunt und toll hervorsprudeln ließ, hielt er doch in den geselligen Angelegenheiten das rechte Maß. So bewahrte er sich das Ansehen nach innen, nach außen aber schützte sein Ansehen die Gesellschaft. In Oswald Achenbach besaß der Maltasten gleichfalls ein sehr nützliches Mitglied. Er war milder, stiller als sein Bruder und besaß sich feiner Formen. In ähnlicher Weise ist der Genremaler Ch. Böttcher zu nennen, der in den letzten Jahren so poetische rheinische Bilder geliefert hat. Schon seiner erschien der phantastische Schnerren, der nicht allein in seinen künstlerischen Entwürfen, sondern auch in seinem Worte, wenn er sich mgemein fühlt, höchst originell ist. Eine andere eigenthümliche Erscheinung war der Theodor Mintrop, der bis zu seinen dreißiger Jahre hinter dem Pfluge gegangen war und dann durch den Genremaler Eduard Geselschap, seinen steten Freund und Begleiter, zu der Kunst kam. Man kennt den unendlichen Formenreichthum seiner Gestalten. In seiner Geselligkeit entwickelte er ein außerordentliches Erzählertalent. Die Episoden aus seinem Leben hörten sich wie die schönsten Dorfgeschichten an. Auch die geistvollen Norweger A. Tideman und Hans Gude erschienen in diesem Kreise. Aus der ältern Generation standen außerdem namentlich Hildebrand, Köhler, Stilke und der Inspector Wimergast in freundschaftlichen Verhältnissen zu der Genossenschaft.

Noch mehr als alle diese Mitglieder gereichte es dem Maltasten zur Ehre, daß E. F. Lessing sich unverbrüchlich zu der jungen Welt hielt. Er ließ den alten ganzen Spruch gelten: „Jugendblut hat Uebermuth" und nahm nicht, wie es von andern Seiten geschah, die lustige Art und Weise der frischen Anstößigkeit krumm und übel. So viel ich mich erinnere, war er fast immer Mitglied des Vorstandes. Man achtete und ehrte ihn. Seine Anwesenheit hat gewiß manche Uebereitung gehindert, so wenig er auch bei seiner passiven Natur einen directen Einfluß geltend zu machen suchte. Die stille bescheidene Art seines Wesens, die gewissermaßen in einer künstlichen Männlichkeit bestand, mit welcher er sich stets unter der Schaar der jungen Künstler befand, machte einen überaus wohlthätigen Eindruck. Die Anhänglichkeit, welche er der Gesellschaft bewahrte, mußte allen vermünftigen Leuten die Bürgschaft geben, daß der Maltasten auch in seiner übermüthigsten Zeit kein so übles Institum war. Adolph Schröder, Lessing's Schwager, zog 1848 nach Frankfurt. Als er zurückkehrte, wurde er, bis die beiden Künstler nach Carlsruhe übersiedelten, dem Maltasten ein treuer Freund.

Als später geiweile und in den letzten Jahren, wie es scheint, für alle Zukunft eine Vereinigung der ganzen Künstlerschaft erzielt wurde, erhielt der Maltasten aus der Mitte der ältern Künstler noch eine Menge von Elementen, welche nicht wenig zur Belebung der Gesellschaft beitragen. So betheiligte sich namentlich W. Camphausen, der in der That ein vortreffliches dramatisches Talent besitzt, bei den Theateraufführungen, während Rudolph Jordan durch seine eigenthümliche Komik in Rede und Bewegung stets vielfach zur Erheiterung beizutragen verstand. Und so zählt der Verein

auch jetzt den Director Bendemann, die Professoren Sohn, Wiegmann und sogar die strengen Katholiken Deger, Karl und Andreas Müller, Juendsch und Andere mehr zu seinen Freunden.

Im Aufgebote einer solchen Gesellschaft stellt man sich natürgemäß die Frage, ob im Verhältniß zu ihrem Wachsthume auch die tiefern idealen Kunstzwecke gefördert worden sind. Haben die Künstler neue Bahnen eingeschlagen? Wurden die höchsten Richtungen der bisherigen Bildnerei in größerm Umfange aufgenommen? Ist die Compositionen zu höhern Flügen angeregt worden? Hat man in der Technik bedeutende Fortschritte gemacht? Seltsamer Weise können die Antworten nicht sehr erfreulich lauten. Leider haben im letzten Decennium eine Menge von ausgezeichneten Malern die Stadt verlassen. Freilich besitzen Dresden, Berlin, Frankfurt, Carlsruhe und Weimar Filialen der rheinischen Schule. Dieselben haben uns früher schon Hübner und Bendemann — der letztere ist hauptsächlich zurückgekehrt — Becker und Dietmann, Schrader, Knaus, Lessing, Schrödter und Schirmer, sowie eine Menge anderer Künstler entzogen. Leutze kehrte nach Amerika zurück. Glücklicher Weise trägt die Kirche die Bestrebungen Deger's, der Brüder Müller und Ittenbach's, so daß wir also eine treffliche biblische Malergruppe besitzen. Dagegen ist die profane Geschichtsmalerei fast ganz erloschen. Lessing und Lenze waren ihre letzten bedeutenden Vertreter. Auch in der Volksmalerei sind die Talente aus früheren Tagen nicht übertroffen worden. Rüner und Hasenclever sind todt. Zu Jordan, Titeman, Böttcher, Gesellschap, Wiesbeckrinf und Siegert haben sich in den letzten Zeiten nur Benjamin Bontier, Kindler und Salemin als ebenbürtige Talente gesellt. Schirmer, der jetzt die Carlsruher Schule dirigirt, nur Gnte, der nach England gegangen ist, vermißt Düsseldorf auch nicht gerne. Die beiden Achenbach, Schennen und Weber werden von seinem Jüngsten erreicht, viel weniger übertroffen. Die letzte Generation hat einen zu realistischen Weg betreten. Sie fügt sich zu sehr den Neigungen des Publicums, das im Bolksbilde und in der Landschaft die nüchterne Wirklichkeit sucht. Es wird leider oft mehr für den Verkauf als für die Kunst gearbeitet. Und das geschieht denn auch noch rasch, hastig, ohne innerliche Vertiefung in den Gegenstand. An Beziehung auf gediegenen Fleiß und zähes Forschstreben sind die ältern Künstler noch wie vor die besten und gewissenhaftesten Meister.

So erscheinen die hauptsächlichsten Resultate, welche der Malkasten erreicht hat, als geselliger und socialer Natur. Die ersteren suchte ich in der Kürze darzustellen, die zweiten anzudeuten. Ohne Zweifel haben die Künstler in Düsseldorf bedeutend zur Hebung des Standes mitgewirkt. In dem Unterstützungsverein, der im Malkasten stets eine freundliche Pflege fand und der gegenwärtig ein nicht unbeträchtliches Capital besitzt, hat der Künstlerstand ein treffliches Institut geschaffen. Daß von dieser Seite her auch die deutsche Kunstgenossenschaft vorzugsweise in's Leben gerufen und gefördert wurde, ist bereits gesagt. Dann aber gereicht es dem Verein zur ganz besondern Ehre, daß er sich einen solchen Sitz zueignete, wie das Jakoby'sche Gut, in welches ich die Leser beim Beginn meiner Darstellung eingeführt habe. Man darf mit Recht sagen: Der Malkasten hat sich um Düsseldorf, um den Rhein, um das deutsche Vaterland verdient gemacht.

Dieser alte classische Grund und Boden war nämlich vor einigen Jahren in Gefahr, als Erinnerungsstätte deutscher Cultur verloren zu gehen. Nach dem Tode des Staatsraths Jakoby, eines Sohnes des Philosophen, besaß sich die Familie nicht mehr in der Lage, das Gut an der Hand zu halten. Es kam in andern Besitz. Schon sollte damit begonnen werden, den Park in Bauplätze zu parcelliren. Vergebens erhob sich ein Schrei des Entsetzens in den öffentlichen Blättern. Gesuche an die Regierung und an die Stadt, Haus und Garten zu erwerben, hatten keinen Erfolg. Da tauchte der Gedanke auf, daß die Künstlergesellschaft sich hier einen schönen Sommergarten bilden könne. Andreas Achenbach und Assessor Alexander von Sybel legten sich in's Mittel und bewerkstelligten den Ankauf, indem sie sich erboten, die Anlagen später zu dem kostenden Preise wieder an den Malkasten abzugeben. Nun wurden Bilder gemalt, ausmärsche Künstler sandten gleichfalls Spenden ein. Man rührte eine große Lotterie, die im ganzen Vaterlande den lebendigsten Anklang fand. Die in Aussicht genommenen Summen wurden bedeutend überschritten. Das Gut wurde Eigenthum der Gesellschaft. Man besaß schließlich noch einen Reservefond, für den man ein neues Gesellschaftsgebäude herzustellen denkt. Bei dieser Gelegenheit wurden nun auch alle Künstler Düsseldorfs einig. Wir sprechen unsern Segen dazu. Mögen sie es alle Zeit bleiben!

Das war in der That ein wackeres Werk. Jedem Deutschen, der ein Herz für sein Volk und dessen geistige Geschichte hat, ist hier ein Ort erhalten worden, der in alle Zeiten hin heilig und geweiht sein wird. Wir lenke von der Feder danken es den thätigen und siebenundvierziger Künstlern ganz besonders. Und sie selber werden es wahrlich am wenigsten bereuen, daß sie im Augenblicke der Gefahr mit Rath und That eingetreten sind.

In den letzten Jahren hat sich der Verein lebhaft mit dem Plane beschäftigt, auf diesem Grund und Boden ein Gebäude aufzuführen, das sowohl im Winter wie im Sommer seinen Zwecken entspricht. Man hat bereits eine Concurrenz ausgeschrieben, es sind Entwürfe eingekommen, einem derselben ist der Preis zuerkannt worden. Zur Ausführung wird er indeß vorläufig wohl schwerlich kommen, da ein Zwischenfall eingetreten ist, der der Gesellschaft wahrscheinlich und hoffentlich noch zu einem größern Besitz verhilft. Zwischen dem Garten des Jägerhofes und dem Jakoby'schen Gut erstreckt sich nämlich ein Theil der frühern Fabrik, welche die Familie besaß und die später in andere Hände übergieng. Dieselbe hat aber eine große Krone nach der Straße hin, während das Jakoby'sche Gut im Hintergrunde liegt. Die Fabrik und der anliegende Garten ist aber vom Fiscus erworben worden. Der letztere wird wohl kein Bedenken tragen, dem Malkasten den Theil an der Straße abzugeben, damit er auf demselben bauen und den Park und das alte Haus schonen kann. Die ganze Gegend würde dadurch sehr an Anmuth und Schönheit gewinnen. Die Düsseldorfer Künstlergesellschaft hat schon früher das Unmögliche möglich gemacht. Sie wird auch wohl hier zum sichern Ziele gelangen. Nur wenn sie erst in den neuen Hause ihren Sitz aufgeschlagen hat, möge denn auch fürder Freude, Einigkeit und echtes Kunstgefühl bei ihr wohnen!

Bilder aus dem dritten deutschen Turnfeste zu Leipzig.

1. Scene aus dem Festzuge.

Wir hoffen, in den vor uns liegenden, besonders wichtige oder belebte Momente des Festes vergegenwärtigenden Bildern denjenigen unserer lieben Leser, welche nicht Zeugen jener festlichen Tage waren, eine willkommene Gabe zu bieten; für die Theilnehmer zu jenem großen Feste aber sollen diese Darstellungen Gedenkblätter sein, bei deren Anblick die Erinnerung an die in der Feststadt verlebten schönen Tage immer wieder warm und belebend die Seele durchzieht.

Die begeisterndste Erinnerung wird immer dem großen Festzuge am Montage bleiben. Eine stattliche Armee war es, die sich da aufgestellt hatte, aber es war nicht das Volk in Waffen, es war ein Volk in Liebe, ein Brudervolk! Wenn man diese von begeisterter Freude gehobene Schaar sah, so mußte man sich erkühnen sagen: es dies Söhne und Enkel derselben Vorfahren seien, die vor Zeiten um geringer Ursachen willen im allerhöchsten Ausmaße einander nach Leben und Eigenthum trachten mußten?

Ja, sie sind es, aber der große Festzug beim dritten deutschen Turnfeste war gewissermaßen die Verkörperung aller der Einheitsideen, die uns in Lied und Wort schon so oft vorgeschwebt und uns begeistert haben.

Eine glühende Sonne schien auf den unendlichen Festzug hernieder, ohne jedoch dessen Theilnehmer ermatten zu können. Fanden sich doch auch überall Mundvorräthe und liebliche Mundschenkinnen in Menge, welche den Vorüberziehenden einen Labetrunk kredenzen. Mit Dank und Jubel wurden immer diese erfrischenden Liebesgaben aufgenommen, und wenn sich durch derzleichen Zwischenfälle auch die Ordnung des Zuges an einzelnen Stellen auf Augenblicke zu lösen schien, so wurde sie doch stets rasch genug wieder hergestellt. Mit einem begeisterten Hoch! oder einem kräftigen Gut Heil! dankte man den freundlichen Gebern oder den schönen Geberinnen; man schwenkte ihnen zu Ehren die Fahnen, und dann wurden im Sturmschritte die im Zuge entstandenen Lücken rasch wieder ausgefüllt.

Ein Labetrunk im Festzuge.
Nach der Natur aufgenommen von Rudolph Geisler.

Eine solche genau der Wirklichkeit entnommene Scene vergegenwärtigt unser Bild. Die freundliche Hebe am Fenster wird so Manchem der Theilnehmer am Zuge noch vor der Seele schweben, ebenso wie der gemüthliche Hausherr, dessen Kellerreichthum an rheinischem Rebensafte an jenem Tage dem hier vertretenen Altenstaate gewidmet war. Einer der jugendlichen Turner fühlt sich entweder von der eigenthümlichen Tracht oder wohl auch von den frischen Lippen eines hübschen Landmädchens aus der Altenburger Gegend so angezogen, daß er im Sturmlauf auch noch ein Kußattentat versucht.

Wir mußten uns begnügen, hier nur eine Episode aus dem gewaltigen Festzuge wiederzugeben, denn wo wäre es möglich, in so engem Rahmen ein umfassenderes Bild der allgemeinen Begeisterung zu liefern; die einundzwanzigtausend Theilnehmer des Zuges werden davon zu erzählen wissen und ebensowohl sie, als alle Diejenigen, welche jene herrlichen Tage mitfeierten, bewahren in der Erinnerung einen Reichthum von Eindrücken, der sich wohl fühlen, aber kaum durch Wort und Bild wiedergeben läßt.

Rechtskunde für Jedermann.

4. Das Testament.

„Das Testament zu machen verabsäumen und verweigern nicht nur Solche, die in Folge blödsinnigen Aberglaubens fürchten, daß durch die Niederlegung des Testamentes ihr Tod eiligst herausbeschworen werde, sondern auch die, welche (unsiehes aus Bequemlichkeitsliebe) meinen, daß es bei ernstlichem Krankwerden schon noch Zeit genug sei, auf Anrathen des Arztes die letzten Verfügungen zu treffen. Es ist unverständig und gewissenlos, ja oft geradezu sündhaft, wenn Jemand, der vor seinem Tode zum Wohl seiner Angehörigen oder anderer Mitmenschen noch Bestimmungen und Verfügungen zu treffen hat, diese nicht bei Zeiten trifft und zwar so, daß sie rechtskräftig sind. Wenn es Manche für hinreichend halten, ihren letzten Willen nur im Stundstalon für die Angehörigen zu hinterlassen, so irren sie und können in den meisten Fällen, zumal wenn unmündige Erben mit in Betracht kommen, die Vollziehung ihres Willens total vereitelt sehen." (Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen, Supplement-Band 2, S. 207.)

Von der Wahrheit dieser Worte hat Verfasser schon oft sich überzeugt. Unter den vielen Testamenten, die er als Richter aufgenommen, ist kein einziges, welches der Testator bei gesunden Tagen errichtet, immer nur am Krankenbett hat er einen letzten Willen anhören und zu Protokoll nehmen müssen.

Wie gefährlich es aber ist, wie möglich bis zum letzten Augenblick mit der Errichtung seines Testamentes zu warten, mag nur ein Beispiel lehren.

Die Besitzerin eines großen Bauerguts — eine Witwe — war erkrankt und hatte schleunigst ihren lange gereiften letzten Willen von einem Rechtscandidaten niederschreiben lassen. Sie hatte einen mündigen Sohn und eine fünfjährige Enkelin. Das Gut war über anderthalbhundert Jahre in ihrer Familie gewesen und sollte es ferner bleiben. Demgemäß hatte sie bestehe hier ihrem Sohn bestimmt, ihrer Enkelin aber ein mäßiges, wenig mehr als den Pflichttheil betragendes großmüthiges Erbtheil in Geld ausgesetzt. — Auf Anrathen ihres Schwalters sollte die Frau unverzüglich eine Gerichtsreputation in ihre Wohnung kommen lassen, um das Testament gerichtlich niederzulegen. Die Krankheit hatte sich aber zum Guten gewendet, die Testirerin glaubte in den nächsten Tagen persönlich bei Gericht erscheinen zu können (wodurch sie einige Thaler erspartc), und — der Rath ihres Rechtsanwalts wurde nicht befolgt. Ein plötzlicher Rückfall warf die Frau wieder auf's Krankenbett. In der ersten Bestürzung dachte man natürlich nur an den Arzt, und als die Witwe einen Boten nach dem Gericht sendete und dieses zu schleunigen Abordnung einer Deputation ersuchen ließ, waren ihre körperlichen, mehr noch ihre geistigen Kräfte bedeutend im Abnehmen. Kaum drei Stunden nach Absendung des Boten war Verfasser als Gerichtsdeputirter an Ort und Stelle. An das Krankenbett geführt, fand er die Frau bereits mit halbgebrochenen Augen, ihres Bewußtseins nicht mehr mächtig. Sie konnte daher als „verfügungsfähig" nicht betrachtet und aus diesem Grunde das von ihr noch gar nicht unterschriebene Testament nicht angenommen werden. Die Frau verschied, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein und — ohne Testament, da das von ihrem Anwalt verfaßte zur gerichtlichen Niederlegung nicht gelangt und somit ungiltig war. Der Nachlaß mußte, weil ein minderjähriger Erbe vorhanden war, gerichtlich regulirt werden, in Folge dessen das Gut zum Verkauf und — in fremde Hände kam. Von dem Erlös, überhaupt der ganzen Verlassenschaft erhielt der Sohn und die Enkelin je die Hälfte, und — der letzte Wille der Verstorbenen war total vereitelt.

Dergleichen Fälle kommen in Folge der Testamentsscheu und Nachlässigkeit leider sehr häufig vor, daher kann man nicht oft genug rathen: zeitig und ordentlich testiren.

Testiren! ja, was heißt das? Haben alle Leser der Gartenlaube einen klaren Begriff von dem Rechtsinstitut des Testamentes? sind sie sich bewußt, wer testiren kann, wer nicht? was zu einem giltigen Testament erfoderlich ist? u. s. w.

Wohl nicht! Es ist eine traurige Erfahrung, daß das Volk von seinem Recht, insbesondere seinem Privatrecht nur wenig weiß, daß es über die im gewöhnlichen Leben und Verkehr vorkommenden Rechtsverhältnisse gar nicht unterrichtet ist.

Unser Jahrhundert ist das der Popularisirung aller Zweige der Wissenschaft. Nur die Rechtskunde hat man bisher in dieser Beziehung noch ziemlich vernachlässigt. Hier tappt das Volk noch arg im Dunkeln, und es dürfte kein undankbares Bemühen sein, in diese Finsternis einige Streiflichter fallen zu lassen, die Rechtsinstitute, die im täglichen Verkehr vorkommen, ihrem Wesen nach dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen.

Mit dem Tode einer Person erlöschen deren vermögensrechtliche Verhältnisse, Rechte und Verbindlichkeiten nicht, gehen vielmehr in ihrer Gesammtheit unmittelbar auf Andere über. Diese übergehenden Rechte und Verbindlichkeiten bilden die Erbschaft; die Grundsätze, welche den Eintritt in die Erbschaft einer Person regeln, sind das Erbrecht, und derjenige, der in die gesammten Vermögensrechte eines Verstorbenen eintritt, ist dessen Erbe.

Zur Beerbung eines Verstorbenen kann man auf dreifache Weise berufen werden, entweder 1. durch einen Erbvertrag, oder 2. durch ein Testament, oder in Ermangelung des einen oder anderen 3. durch das Gesetz.

Erbvertrag ist ein gegenseitiges Uebereinkommen über die künftige Verlassenschaft einer noch lebenden Person. Wer sich seinen Erben durch einen solchen Vertrag ernennt, ist in gebundenen Händen. Er kann zwar über sein Vermögen bei Lebzeiten noch frei verfügen, das einmal zugesicherte Erbrecht aber kann er dem Vertragserben einseitig, d. h. ohne dessen Zustimmung, nicht wieder entziehen, oder durch anderweitige letztwillige Verfügungen schmälern.

Das Gesetz beruft ganz bestimmte Personen — Kinder und Kindeskinder, Eltern und Voreltern, Seitenverwandte, Ehegatten — in bestimmter Ordnung und nach bestimmten Quoten zur Erbschaft.

Will daher Jemand durch Vertrag sich nicht binden, aber auch nicht die gesetzliche Erbfolge eintreten lassen oder noch andere Bestimmungen über seine Verlassenschaft treffen, z. B. Legate aussetzen, so muß er rechtzeitig ein Testament errichten.

Unter einem Testament — letztwillige Verfügung, letzter Wille — versteht man die freie, einseitige, jeden Augenblick widerrufliche Verfügung einer Person über ihr nach ihrem Tode vorhandenes Vermögen.

Fähig ein Testament zu machen sind alle Personen, welche zur Zeit der Testamentserrichtung handlungs-, willensfähig und ihren Willen gehörig verständlich zu machen im Stande sind. Taube, Stumme, Taubstumme und Blinde dürfen aber nur gerichtlich testiren, unter Beiziehung eigens gestellter Verbeiwender gar nicht.

Volljährig und selbstständig braucht der Testirer nicht zu sein. Die Fähigkeit zur Testamentserrichtung beginnt in den meisten Landen mit dem vollendeten 14. Jahre und bedürfen die, welche noch in väterlicher Gewalt oder unter Altersvormundschaft stehen, der Genehmigung des Vaters oder Vormundes dazu nicht.

Juristische Personen, d. h. Anstalten oder Vereine von Personen, denen vom Staat die Fähigkeit, Vermögensrechte zu haben, beigelegt ist, z. B. Stadt- und Landgemeinden, milde Stiftungen, Eisenbahngesellschaften, können zwar nicht ein Testament errichten, wohl aber in einem solchen als Erben eingesetzt oder sonst bedacht werden.

Um etwaigen Fälschungen vorzubeugen, dürfen Personen in einem letzten Willen, welchen sie für den Testirer verfaßt haben, oder bei dessen Errichtung sie als Zeuge oder Gerichtsperson betheiligt gewesen sind, sowie deren Verwandte weder als Erben eingesetzt noch als Legatare bedacht werden. Die Erbeinsetzung oder das Legat ist in solchen Fällen nur dann giltig, wenn der Testator noch in anderer Weise seinen Willen, diesen Personen etwas zuzuwenden, zu erkennen gegeben hat, z. B. die betreffende Verfügung selbst geschrieben oder eigenhändig unterschrieben, oder seine Genehmigung dazu vor besonderen Zeugen oder vor Gericht erklärt hat.

Wesentliches Erfoderniß eines jeden Testamentes ist die Erbeinsetzung, d. h. die Ernennung einer oder mehrerer Personen, welche nach dem Tode des Erblassers in dessen gesammte Vermögensrechte und Verbindlichkeiten eintreten sollen.

Der Willkür einer dritten Person darf die Wahl der Erben nicht überlassen werden, der Testirer muß sie sich selbst ernennen.

Sind die Erben nicht auf bestimmte Quoten der Verlassenschaft, oder auf bestimmte Summen oder Sachen eingesetzt, so erhalten Alle gleiche Theile. Nachlaßgegenstände, über welche im Testament keine Verfügung getroffen worden ist, fallen an die gesetzlichen Erben, auch wenn diese im Testament bereits bedacht sind.

Die Erbeinsetzung kann entweder mit oder ohne Bedingung geschehen und zwar ersteren Falles mit einer aufschiebenden oder auflösenden Bedingung, z. b. der Testirer kann verordnen, daß der Erbe den Nachlaß erst bei Eintritt einer gewissen Handlung oder eines gewissen Ereignisses erwerben oder wieder verlieren soll. Ich kann z. B. testiren: „Zum Erben meines Nachlasses ernenne ich hiermit N. N. unter der Bedingung, daß er ½ Jahr nach meinem Tode in meiner Behausung seinen bleibenden Wohnsitz aufschlägt," oder „unter der Bedingung, daß er das von ihm betriebene Fabrikgeschäft fortführt."

Wenn der angesetzte Erbe im ersteren Fall innerhalb eines halben Jahres in des Testators Vaterstadt nicht übersiedelt, so erwirbt er die Erbschaft nicht, nur läßt er letzteren Falles nach Erwerbung derselben das Fabrikgeschäft eingehen, so verliert er sie wieder.

Wer bekommt aber die Erbschaft, wenn sie der eingesetzte Erbe nicht erwirbt oder wieder verliert? In beiden Fällen die gesetzlichen Erben, wenn nicht im Testament anderweite Bestimmungen deshalb getroffen worden sind. Dieselben müssen dann aber die sonst gültigen Verfügungen des Testators erfüllen.

In der Wahl seiner Erben ist man im Allgemeinen unbeschränkt. Doch giebt es gewisse Personen, welche der Testirer von seinem Nachlaß nicht willkürlich ausschließen darf, die einen bestimmten Theil des Nachlasses — den Pflichttheil — zu fordern berechtigt sind — die sogenannten Notherben. Sind solche Erben im Testament gänzlich übergangen, oder ist ihnen nicht so viel ausgesetzt worden, als ihnen gesetzlich zukommt, so können sie das Testament anfechten und aus dem Nachlaß des Erblassers den Pflichttheil voll verlangen. Im Uebrigen wird aber das Testament durch eine solche Anfechtung nicht ungültig.

Notherben sind 1. Abkömmlinge (Kinder und Kindeskinder), 2. Eltern und Voreltern, 3. Ehegatten; letztere zugleich mit den beiden ersteren Classen, Eltern und Voreltern aber nur, wenn keine Abkömmlinge als Notherben vorhanden sind.

Geschwister haben kein Notherbrecht, können daher vom Testator in seinem letzten Willen ganz unberücksichtigt bleiben.

Der Betrag des Pflichttheils für die einzelnen Classen der Notherben ist nicht überall in Deutschland gleich. In Sachsen ist er für Abkömmlinge, wenn nur oder weniger Kinder des Erblassers vorhanden sind, der dritte Theil des Nachlasses, bei fünf oder mehr Kindern die Hälfte. Hinterläßt man z. B. sechs Kinder und beträgt die Verlassenschaft 6000 Thaler, so beträgt der Pflichttheil der Kinder 3000 Thaler, mithin der eines Kindes 500 Thaler. Für Eltern und Voreltern ist der Pflichttheil ⅓ des Nachlasses, für den Ehegatten ¼, ⅓ oder ½, je nachdem er mit Abkömmlingen, oder Eltern oder Geschwistern und Geschwisterkindern, oder entfernteren Seitenverwandten erbt.

Will Jemand seinen Notherben nur den gesetzlichen Theil aus der Verlassenschaft zuwenden, so genügt es im Testament zu sagen, daß N. N. den Pflichttheil erhalten solle. Sehr oft ihnen weniger aus, als sie bei der gesetzlichen Erbfolge erhalten haben würden, so ist es jedenfalls zweckmäßig, im Testament ausdrücklich zu verordnen, daß derjenige, der mit dem ihm beschiedenen Erbtheil nicht zufrieden sein und Zweit gegen das Testament erregen würde, auf den Pflichttheil gesetzt sein solle und sich dann auf diesen alles das einrechnen lassen müsse, was er von dem Erblasser bereits bei dessen Lebzeiten erhalten und was von den Gesetzen als „einwerfungspflichtig" anerkannt wird, z. B. was ihm zu Gründung eigenen Hausstandes, zur Ausstattung, Loskaufung vom Militair ꝛc. gewährt worden ist.

Soll ein Notherbe gar nichts aus dem Nachlaß erhalten, so muß er ausdrücklich enterbt werden. Eine solche Enterbung ist aber nur in den gesetzlich gestatteten Fällen zulässig, z. B. wenn der Notherbe dem Erblasser nach dem Leben getrachtet hat. Die Enterbungsgründe sind übrigens nicht allenthalben gleiche. Wer daher eine Enterbung verfügen will, muß sich genau unterrichten, ob er hierzu auch einen triftigen Grund hat.

Nur wer bei dem Tode des Erblassers lebt — wenn auch noch im Mutterleib — kann dessen Erbe werden.

Mit dem Tode des Erblassers gilt die Erbschaft dem Erben als angeboren, „angefallen". Wirklicher Erbe wird man aber erst durch die bestimmte Erklärung, daß man die Erbschaft annehmen, „antreten" wolle, oder durch Handlungen, die diesen Willen unzweifelhaft bekunden, wie etwa durch Auszahlung von Vermächtnissen.

Wer den Erbanfall erlebt hat, aber vor Antretung der Erbschaft verstorben ist, vererbt sein Recht auf letztere wieder auf seine Erben, dafern — eine anderweite testamentarische Bestimmung nicht entgegensteht.

Gezwungen ist Niemand eine ihm angefallene Erbschaft anzutreten, die Annahme derselben kann beliebig verweigert, ausgeschlagen werden.

Ein sorgfältiger Testator muß daher die Fälle wohl im Auge haben, daß der eingesetzte Erbe die Erbschaft entweder nicht antreten kann (wenn derselbe vor dem Anfall gestorben ist) oder nicht will. Er wird sich also für diese Fälle einen oder mehrere andere Erben, sogenannte Nacherben ernennen.

Ein Testament errichten kann man nur in Person, ein Anderer darf nicht für Jemanden auf dessen Todesfall letztwillig verfügen. Doch dem Vater steht es kraft seiner väterlichen Gewalt frei, für seine Kinder eine letztwillige Verfügung für den Fall zu treffen, daß sie versterben sollten, bevor sie das zur Testamentserrichtung erforderliche Alter haben, oder daß sie wegen Geisteskrankheit unfähig sind, selbst zu testiren.

Ein solches Testament wird aber sofort ungültig, wenn das Kind das testamentsfähige Alter (14 Jahre) erlangt hat, oder von der Geisteskrankheit genesen ist, gleichviel ob es nun testirt oder nicht.

Jedes Testament bedarf zu seiner Gültigkeit einer bestimmten, gesetzlich vorgeschriebenen Form. Man unterscheidet in dieser Beziehung gerichtliche und außergerichtliche Testamente, je nachdem sie mit oder ohne richterliche Mitwirkung errichtet sind.

Die außergerichtliche letztwillige Verfügung muß vor einer bestimmten Anzahl Zeugen (meistens sieben) errichtet werden, sei es, daß der Testator seinen letzten Willen vor diesen Zeugen mündlich ausspricht, oder daß er ihnen eine vorher niedergeschriebene Urkunde als sein Testament vorlegt und von ihnen mit unterschreiben läßt. Nicht Jedermann kann Testamentszeuge sein, z. B. nicht Taube, Stumme, Blinde, Frauenspersonen, Unmündige. Die Zeugen müssen während der Errichtung des Testamentes fortwährend gegenwärtig und ausdrücklich davon unterrichtet worden sein, daß sie als Testamentszeugen fungiren sollen. Der ganze Act der Testamentserrichtung muß ununterbrochen vor sich gehen, er darf nicht ausgesetzt und während desselben dürfen nicht anderweitige Geschäfte von dem Testirer oder den Zeugen vorgenommen werden.

Wegen dieser und noch mancher anderer Formalitäten, von denen die Gültigkeit des außergerichtlichen Testamentes abhängt, ist daher stets die Errichtung eines gerichtlichen Testamentes vorzuziehen, welches an weit einfachere Formen geknüpft ist.

Ein solches kann man errichten entweder mündlich oder schriftlich und zwar sowohl an Gerichtsstelle oder vor einer beryerrichenen Gerichtsdeputation in der Privatwohnung.

Das mündliche Testiren besteht darin, daß man vor dem Richter seinen letzten Willen deutlich erklärt und dieser ein Protokoll darüber aufnimmt, welches dem Testirer vorgelesen und von ihm genehmigt werden muß. Dieses Protokoll oder eine auf dessen Grund ausgefertigte Testamentsurkunde wird sodann im Testamentsarchiv niedergelegt und dem Testirer über die erfolgte Niederlegung ein Schein ausgestellt.

Schriftlich testirt man, wenn eine bereits schriftlich abgefaßte letztwillige Verfügung, in der Regel in einem verschlossenen Couvert dem Richter übergeben, von diesem zur Niederlegung im Testamentsarchiv angenommen und hierüber ein Protokoll aufgenommen wird.

Will ein Stummer testiren, so muß er sich wenigstens schriftlich oder durch einen verpflichteten Dolmetscher verständlich machen können.

In ganz besonderen Fällen können außergerichtliche Testamente auch mit sehr geringen Förmlichkeiten errichtet werden; dies gilt namentlich in Zeiten epidemischer Krankheit für Personen, die davon befallen sind, für Militärpersonen im Felde und für Eltern, die lediglich unter ihren Abkömmlingen testiren. Die verschiedenen Landesgesetze haben über diese Förmlichkeiten nicht ganz gleiche Bestimmungen, doch genügt es meistens, daß der letzte Wille vor zwei oder drei Zeugen ausgesprochen, oder in einer von den Testirer eigenhändig geschriebenen oder wenigstens von ihm unterschriebenen Urkunde niedergelegt wird.

Für Wilhelm Bauer's „Deutsches Taucherwerk"

sind ferner, bis zum 29. März, eingegangen: 185 Thlr., abermals aus Stettin: Ertrag eines großen Vocal-Concerts, das zum Besten des Bauer'schen Taucher-Unternehmens Sonntag den 22. März 1863 von der Stettiner Liedertafel, der neuen Liedertafel und dem Handwerker-Vereine in der mit Fahnen geschmückten Turnhalle zu Stettin gegeben und durch einen trefflichen, von dem Steindrucker-Gehülfen und Mitglied des Stettiner Handwerker-Vereins F. Marquard gedichteten Prolog würdig eingeleitet worden ist. Der Bericht über die höchst gelungenen Gesang-Productionen schließt mit dem Wunsche, „daß sämmtliche Gesangvereine Deutschlands mit Erfolg für Bauer wirken mögen!" — 7 Thlr. 28 Ngr. vom Männer-Turnverein zu Coswig in Anhalt — 7 Thlr. vom Gesangverein zu Gohlis — 7 Thlr. vierter und fünfter Beitrag des Vereins Frankfurter Gymnasiasten, durch J. Witte — 5 fl. österr. W. von einem Bergmann in Obersteiermark — 4 fl. österr. W. noch ein Beitrag aus Tiefenbach, vom Gesang- und Leseverein: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" — 2 fl. österr. W. von H. Wagner in Brünn — 1 Thlr. 15 Ngr. von einigen Turnern in Friedberg i. d. W., durch Scribe's Buchh. — 3 Thlr. 15 Ngr. von Madame Fallin in St. Petersburg, durch Minlos — 24½ Thlr. aus Potsdam, nämlich vom Lehrer S. 7 Thlr., vom Reg.-Sup. Rößel 5 Thlr., vom Maler Nicolai 2½ und von J. 10 Thlr., durch A. H. Pusch — 5 Thlr. von dem Gewerbe- und Handwerker-Verein zu Landsberg a. d. W. — 2 Thlr. ges. in fideler Gesellschaft durch G. Fontaine in Gera — 1 Thlr. von der „Station Vilbel" — 3 Thlr. gesammelt im Kreise von Fortschrittsmännern in Breslau, durch F. Schrader — 1 Thlr. „für W. Bauer's deutsches Taucherwerk" — 8 Thlr. Beitrag des Handwerker-Vereins zu Strausberg — 2 Thlr. 5 Ngr 3 Pf. ges. im Kegelclub „Germania" zu Braunschweig, durch H. Kraeger — 1 Thlr. 7½ Ngr. ges. bei Gelegenheit einer „Weinprobe" zu J., durch K. — 1 Thlr. von Christian Schellenberger aus Breitsdorf — 8 Thlr. gesammelt bei einer Abendunterhaltung des Turnvereins zu Markneukirchen, durch R. Lederer — 1 fl. rhn. von einem Deutschen zu Biberach in Würtemberg — 7 Thlr. 20 Ngr. von der Bier-Heilanstalt Zeitz — 24 Ngr. von einer Gesellschaft in Stockhausen bei Sondershausen, durch Bein — 2 Thlr. 16 Ngr. von Hartwig's Sonntagsgästen in Mügeln bei Oschatz — 5 Thlr. vom Gewerbe-Verein und 3 Thlr. ges. bei einem Gastmahl desselben Vereins zu Mügeln, durch H. J. Erfurth — 6 Thlr. von den Schülern der Handelsschule zu Chemnitz — 5 Thlr. 20 Ngr. ges. am 9. Febr. im Gabelsberger Stenographen-Verein zu Leipzig — 3 Thlr. von Albert Wilcke zu Magdeburg — 2 Thlr. ges. in einer kleinen Gesellschaft zu Metzingen in Würtemberg, durch einen Vaterlandsfreund — 7 Thlr., ges. beim Bier zu Carthaus bei Danzig — 2 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf. Ueberschuß beim Abschluß der Jahresrechnung des Lese-Vereins zu Hochdahl, durch A. Wagner — 1 Thlr. von Bernhardine Altmüller in Berlin — 43 Thlr. vom Glogauer Gewerbe-Verein, und zwar 30 Thlr. 10 Ngr. durch einmonatliche Mitglieder-Beiträge und 12 Thlr. 20 Ngr. Ertrag einer freiwilligen Sammlung, durch J. Landsberger in Großglogau — 1 Thlr. von W. in Eschwege — 5 Thlr. aus Meseritz: „2 K. 4 F." — 1 Thlr. 20 Ngr. ges. bei einem Bouleschmauß in der Schulze'schen Restauration zu Dresden — 4 Thlr. von „N. N. aus der Altmark" — 14 Thlr., zweite Gabe vom Gesangverein „Salon" in Hessen-Cassel, durch F. W. Scheppach. Dank dafür und für die schönen Aussichten! — 2 Thlr. von einem Schleswiger bei Sorau: „Empfangen Sie auch von mir mein Theil, um unsern Bauer vor Ressel's Schicksal zu bewahren" — 4 fl. rhn. von einigen Schülern der 1. Gymnasialclasse zu Speier, durch H. S. — 3 fl. von J. Hertz in Oppenheim: „Das deutsche Volk den Bauer neckt — bis ihn der grüne Rasen deckt." — 7 fl. 13 kr. gesammelt in der Stadt Rodach (bei Coburg) vom Bürgermeister Schmidt — 3 Thlr. 15 Ngr. aus der Casse der Pörschmann'schen Riege zu Leipzig — 1 fl. von W. in Butzbach — 4 Thlr., ges. in einer kleinen Abendgesellschaft zu Schönberg, durch F. Türke — 3 Thlr. 2½ Ngr. ges. in einer heiteren Gesellschaft von Technikern in der Walhalla bei H. Stöbe in Hannover, durch Ingenieur Heebold — 1 Thlr. von X. Y. Z. in Wunsiedel — 1 Thlr. 15 Ngr. ges. in der Borussia-Gesellschaft zu Lauban durch A. Schlums zu Haugsdorf — 10 Thlr. oder 17 fl. 30 kr. und zwar „von der Gesellschaft zur Lorelei in Neustadt bei Coburg 9 fl. 8 kr.; Ertrag eines von derselben Gesellschaft veranstalteten öffentlichen Concertes 8 fl. 22 kr." — 6 Thlr. aus Prag: „wo's deutsche Macht und Größe gilt &c.!" — 2 Thlr. von F. B., W. W., C. B. — 1 Thlr. von C. B. in D. (England) — 10 Thlr. 15 Ngr. von Burg bei Magdeburg, und zwar 8 Thlr. 15 Ngr. ges. im Handwerkerverein und 2 Thlr. von den Cigarrenmachern in Burg, durch W. Schroeder — 3 Thlr. v. F. B. B. Voigtländischer Prbbr. — 1 Thlr. von W. P. D. in Dresden — 2 Thlr. von C. Sch. in Arolsen — 2 Thlr., dritte Sendung aus Schwarzwald, von H. Premier-Lieutenant Mittelstandt und Inspector Gruschke zu Ludwikow, J. P. aus Ostrowo und W. H. in Schwarzwald: „Kraft und Ausdauer führen zum Ziel, Ueberwindung von Widerwärtigkeiten zeichnet den wahren Mann, Einigkeit macht stark! — Darum Alle Hand an's Werk!" W. Hoffmann — 4 Thlr., dritte Gabe von dem Gesangverein „Salon" in Cassel, durch Scheppach — 2 Thlr. von H. S. in A. — 100 Thlr. von G. S. in Berlin mit sehr ehrenwerthen Bedingungen — 5 Thlr. von mehreren Oscherslebern: „Lieber Michel, willst Du denn ewig schlafen?" — 3 Thlr. ges. in Folge des erneuten Mahnrufs der Gartenlaube in einer Gesellschaft von 6 Personen zu Halver, durch Lehrer Cornelius — 2 Thlr. von C. P. aus Baden-Baden: „Gott schenke einen glücklichen Erfolg!" — 3 Thlr., abermalige Sendung von „dem kleinen Comptoir" in Magdeburg — 50 Thlr. vom Banquier Albert Arons jun. in Berlin — 5 Thlr. von „einer gemüthlichen Versammlung bei „Ihm"" in Görlitz — 4 Thlr. von Oeser in Hainichen — 2 Thlr. von einigen Schülern des Gymnasiums in Schleiz, durch Ernst Weißler — 10 Ngr. vom Kaufmann Ebermann in Prettin — 6 fl. rhn., „zweiter Beitrag, von J. Retermann und J. W. Reuß in Oberursel, trotz Gewerbverein!" — 2½ Ngr. vom Förster T. in F. — 2 Thlr. von Rud. Stucke in Berlin — 2 Thlr. von Stern in Marggrabowo — 5 Thlr. ges. im Turnverein zu Oelsnitz, durch L. Patz — 2 Thlr. von vier Landleuten, eifrigen Lesern der Gartenlaube, in der Nähe Altenburgs: „Deutschland, rette deine Ehre — stehe bei dem wackern Mann!" — 5 Thlr. vom Weber-Innungsausschuß zu Millsen St. Jacob bei Zwickau, durch Ed. Nürnberger: „Wie Deutschlands Industrie und Gewerbfleiß, so führe auch Bauer's Unternehmen die Einigkeit zum Ziel!" — 2 Thlr. von Ernst J . . s in Hamburg, mit der Frage: „Hat denn unser Kaufmannsstand gar kein Interesse für diese ihm so wichtige Erfindung?" — 2 Thlr. 10 Ngr. von R. und G. in Dresden, Ertrag einer kleinen Lotterie — 3 Thlr. 5 Sgr. „im Café Wellstein in der Hoffnung gesammelt, daß von Crefeld noch recht bedeutende weitere Beiträge einlaufen werden" — 7 Thlr. 2 Sgr. Ueberschuß eines Sängerabends der Görlitzer Männer-Gesangvereine, durch G. Schulz, Secr. der Liedert. — 10 fl. von Fabrikant Berthold Thomas zu Todtnau in Baden — 12 Thlr., zweite Sendung einiger akademischer Schüler und Turner in Frankfurt a. M., durch Albert Blum — 2 Thlr., ges. beim Abschied eines Freundes am 7. Februar in Holzminden — 1 Thlr. 10 Ngr. „auch ein kleiner Beitrag für Wilh. Bauer's deutsches Taucherwerk von einigen deutschen Mädchen" — 4 Thlr. 12 Ngr. Ueberschuß und ges. von der Liedertafel II zu Groß-Oschersleben, durch F. Beudert — 5 Thlr. „von dem Sohn eines Leidensgefährten unsers Wasser-Bauer (siehe Leipz. Zeitg. 1850, Nr. 137, 1. Beil. S. 2527): „Die Schifffahrt des Lebens geht durch vielerlei Trüb- und wenig Labsal" — 2 Thlr. von F. Winkler in Z. — 16 Thlr Ertrag einer von der Bürger-Ressource zu Beuthen a. d. Oder (Niederschlesien) am 15. März gegebenen Theatervorstellung, durch Rendant C. Krause — 3 Thlr. 10 Sgr. aus Charlottenburg, und zwar durch Sammlung bei einem Abendessen 2 Thlr. 1 Sgr. und durch Versteigerung dieses 1 Sgr. noch 1 Thlr. 10 Sgr., um welche Summe derselbe vom Particulier Zeuner erstanden wurde, einges. durch R. Paetzold — 19 Thlr. ges. im Gewerbeverein zu Pirna, durch d. Vorsteher Carl Eppstädt. Glück auf! — 11 fl. rhn. ges. von einer kleinen Gesellschaft zu Ebersbach im schwäbischen Allgäu und königl. bayer. Landgerichts Obergünzburg, durch M. Brugger und Oßwald, mit einem poetischen Gruß an Bauer — 1 Thlr. von G. Sch . . . in Lamsdorf — 25 Thlr. von C. F. B. Lorenz in Leipzig: „Hoch lebe der edle Herzog Ernst von Coburg-Gotha! Möchte sich nun aber auch kein deutscher Mann selbst des schönen Bewußtseins berauben, mit beigetragen zu haben nach seinen Kräften zur Verwirklichung der großartigen und so vielversprechenden Idee unsers Bauer! Sie kann ja jetzt nicht mehr zu Grunde gehen!" — 5 Thlr. von J. C. in L. — 6 Thlr. ges. im Turnverein zu Rudolstadt, durch G. Windorf: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht freudig Alles setzt an ihre Ehre!" — 13 Thlr. ges. auf dem 12. Stiftungs-Commers des Corps „Brenia" in Hannover, durch G. Piedboeuf — 14 Thlr. vom Gewerbeverein zu Sagan, durch Lehrer Schneider im Namen des Vorstandes — 1 Thlr. ges. in einer kleinen fidelen Gesellschaft zu Leisnig, durch Dietze-Naumann das. — 1 Thlr. 24 Ngr. von der Süddeutschen Zeitung, durch Saalbach's Annoncen-Bureau in Dresden — 3 fl. rhn. von einem Augsburger Turner — 1 Thlr. 4 Ngr. von Ludw. Trapp in London — 1 Thlr. von H. von Uslar-Gleichen, Rittmeister zu Herzberg am Harz — 15 Sgr. ohne nähere Angabe — 5 Thlr. 15 Ngr. von einigen Mitgliedern des deutschen Drechsler-Amtes zu St. Petersburg, durch Th. Binder (NB. Die 33 Thlr. der deutschen Bäckermeister in St. Petersburg sind bereits quittirt!) — 2 Thlr. „von C. H. T., mit dem besten Wunsche für das Gelingen des Unternehmens" — 455 Piaster (= 10 Thlr. preuß. und 25 fl. öst. W.) von den Deutschen in Belgrad, und zwar haben beigesteuert: Th. Herrmann 31 Piaster, Ferd. Reclam 20 Piaster, K. Klier 12 Piaster, J. Steintechner 60 P., E. Geteter 40 P., G. Schutz 30 P., F. Schleißner 40 P., J. Stoll 20 P., F. Stavinew 40 P., F. Roselt 18 P., F. Trebin 20 P., J. Wagner 10 P., G. Schütt 15 P., F. Schuster 12 P., F. Loran 12 P., J. Schmidt 15 P., A. Herzog 10 P., G. Pfaff 12 P., J. Eibig 15 P., J. Mahler 20 P., durch Ernst Geisler in Belgrad — 1 Thlr. „für Deutschlands Größe auf dem Meere" von Anna Hesse — 1 Thlr. von Schaar in Güterlitz bei Triptis — 7 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf. ges. an einem gemüthlichen Abend des Männer-Turnvereins zu Lauenburg in Pommern, durch d. Cassenwart J. Stein: „Auch im hintersten Theile von Hinterpommern schlagen deutsche Herzen dem deutschen Erfinder." — 8 Thlr. aus Wächtersbach in Kurhessen, ges. durch Lins — 5 Francs (= 1 Thlr. 10 Ngr.) von einer ehemaligen Landsmännin, jetzigen Schweizerin — 5 Thlr., weitere Sendung vom Vorstand des Gewerbevereins zu Kattowitz in Oberschlesien — 2 fl. rhn. von J. H., Postst. Ravensberg — 1 Thlr. von A. F. in Dresden — 10 Thlr. von der Elbinger Liedertafel, durch A. Reimer — 38 Thlr. 10 Ngr. aus Holzminden als Netto-Ertrag eines zum Besten des Bauer'schen Taucherwerkes am 15. März von der Liedertafel, dem Männerquartett, dem Gesangverein „Germania" und dem Turner-Gesangvereine unter Mitwirkung des Streichquartetts und der Hochfeld'schen Kapelle veranstalteten Concerts, durch E. Klie, Vorstand des Männer-Turnvereins das. — 4 fl. 48 Xr. rhn. (= 2 Thlr. 22 Ngr.) von Schülern (meist Secundanern) der Realschule zu Saalfeld, ges. durch Eichhorn: „kleine Gabe zum großen Werk" — 2 fl. rhn. „für unsern Wilhelm Bauer bei einer Hochzeit gesammelt; ist die Gabe auch klein, aus kleinen Steinen führt man große Häuser auf," von Lehrer Müller in Habitzheim (Gr. Hessen) — 25 Thlr. „Ergebniß mehrfacher Sammlungen, veranstaltet im Verein jüngerer Buchhändler „Krebs" in Berlin", durch den Vorstand Th. Lemcke, Vors., Paul Wreden, Schatzm., L. Saube, Schriftf. — 3 Thlr. 10 Ngr. von einigen Handlungslehrlingen in Salzwedel — 6 Thlr. 5 Sgr. ges. von einer kleinen Anzahl Verehrer Bauer's, am 50jährigen Jubeltage der preußischen Landwehr zu Bozanowo im Großherzogthum Posen: „Möge der glänzendste Erfolg das herrliche Werk des wackern deutschen Erfinders krönen!" — 3 Thlr. am Abschiedsfest eines Freundes, ges. zu Bolkenhayn in Schlesien durch Bretschneider — 2 Thlr. 23 Ngr. Erlös gemüthlichen Pagetspiels im Laufe der Winterabende, durch die Gebrüder H. u. W. Pf. in Münder bei Hannover. — Summa dieser 26. Quittung: 901 Thlr. 14 Ngr. 4 Pf., 43 fl. rhn. und 36 fl. 10 Xr. österr. W.

Im Auftrag des Central-Comité's: **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 38. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Blau-weiß-roth.

Blau wie der Himmel über uns sich ziehet,
Blau wie das sanfte Veilchen auf dem Feld,
Blau wie das Auge, womit Liebchen siehet,
Ist in der Fahne unser erstes Feld.
Wir denken dran im blutigen Gefecht,
Denn Blau bedeutet: „Glauben an das Recht!“

Weiß wie der Schnee, den uns der Winter bringet,
Weiß wie das Bild der Unschuld uns erscheint,
Weiß wie das Lämmchen auf der Weide springet,
So uns're Fahne in der Mitte scheint,
Wir harren auf Erreitung mit Geduld,
Denn Weiß bedeutet: „Leiden ohne Schuld.“

Roth wie das Blut uns in den Adern rinnet,
Roth wie des Weines dunkle Purpurpracht,
Roth wie die Liebe, die das Herz gewinnet,
Roth ist die Farbe, die den Schluß nun macht.
Wir lassen gern für's Vaterland das Blut,
Roth ist die Farbe, die bedeutet: „Muth!“

O, blau-weiß-roth! ihr theuren Landesfarben
Von Schleswig-Holstein, führt's zum Guten nun,
Auf daß die Helden, die vor Zahren starben,
Gebet und sanft in freiem Lande ruh'n.
Muth gebt uns das, was uns anoch so fehlt:
Das „Schleswig-Holstein ewig ungetheilt!“

Rendsburg in Holstein, im Juli 1862.

Fr. Wendel.

Die Echte.

Eine Geschichte aus dem alten Lande.

Von **Ernst Willkomm.**

(Fortsetzung.)

Nach einer kleinen Weile traten zwei neue Ankömmlinge in das Hinterzimmer ein. Einer derselben war ein schon bejahrter Mann mit grauem Haar und merkwürdig breiter, stark vorspringender Stirn. Eine Brille mit grünen Gläsern machte die Farbe seiner Augen und deren Blick unkenntlich. Sein Begleiter war von untersetzter Statur, schwarzhaarig und von blasser Gesichtsfarbe. Er trug sich gebückt, hatte ein scharfes, ruheloses Auge, das auf Alles achtete, und machte entschieden einen unangenehmen Eindruck. Osten fühlte auf der Stelle, daß dieser Fremde eine Persönlichkeit sei, vor der er sich zu hüten habe, wenn er nicht mit ihr in Streit verwickelt werden wolle.

„Er ist's!“ flüsterte Krahn dem Landsmanne zu, indem er die Karten zu einem neuen Spiele mischte.

„Welcher?“

„Der mit der Brille!“

Osten fiel ein Stein vom Herzen.

„Und der Andere?“ fragte er.

„Kenne ich nicht!“

Er gab aus, und das Spiel begann von Neuem. Die eben Angekommenen sahen zu, ohne mit den Uebrigen ein Wort zu wechseln. Krahn gewann. Als er die seinen Silberviertel einstrich, fixirte ihn der Fremde mit der Brille und sagte:

„Ihre ich nicht, so haben wir auch einmal mit einander gespielt. Sie sind ein sehr vorsichtiger Mann und leidenschaftslos. Wer mit Ihnen Schritt halten will, muß auf seiner Hut sein. Wollen wir es heute mit einander versuchen?“

„Von Herzen gern, wenn der Einsatz mäßig ist.“

„Sie haben als Fremder zu befehlen. Sind wohl erst angekommen?“

„In letzter Nacht!“

Der Mann mit der Brille setzte sich Krahn gegenüber.

„Spielt der andere Herr nicht?“ fragte er, halb Krahn, halb Osten anblickend. Letzterer verneinte so kurz und scharf, daß Alle aufblickten. Es trat eine kurze Stille ein, dann ward das Spiel fortgesetzt. Krahn gewann abermals.

„Ich sag's ja, man muß bei Ihnen gewaltig aufpassen,“ sprach der in der Brille mit gutem Humor. „Spielen Ihre Landsleute alle so ausgezeichnet?“

„Wer von uns spielt, giebt sich wenigstens Mühe,“ versetzte Krahn. „Haben Sie nicht wieder alte Münzen? Ich bin ein großer Liebhaber davon. Die ich im Herbst von Ihnen gewann, war ein seltenes Stück. Leider aber hätte es mir beinahe Unglück gebracht.“

„Wie so?“ fiel scharf aufhorchend der Schwarzhaarige ein.

„Unglück?“ wiederholte der Herr mit der Brille. „Wie kann ein altes Stück Geld Unglück bringen? Je reicher man an dergleichen Münzen ist, desto besser befindet man sich. Es ist das reinste Silber, das man im Handel bekommen kann.“

„Um Vergebung, Sie sind wahrscheinlich Goldarbeiter?“

„Zu dienen! Es soll mich freuen, wenn Sie mich besuchen wollen. Ich habe manches seltene Stück, von denen das eine oder andere Ihnen vielleicht vorzugsweise gefiele.“

„Darf ich um Ihre Adresse bitten?“

„Hier ist sie.“

Der Goldarbeiter reichte dem Ohlländer seine Geschäftskarte. Auf dieser stand in schön lithographirter Schrift der Name L. B. Uffsen.

Unheimlich forschend ruhte das Auge des Schwarzhaarigen auf dem Fremden aus dem alten Lande. Uffsen, der eine heitere, harmlose Natur zu sein schien, jedenfalls aber gerne Geschäfte machte, nahm das Gespräch wieder auf und sagte zu Krahn:

„Unglück also haben Sie mit dem von mir gewonnenen Gelde gehabt? Wie ging das zu, wenn ich fragen darf?“

„Es ergab sich später,“ entgegnete Krahn, jedes Wort betonend und jetzt seinerseits den Begleiter des Goldschmiedes fixirend, „daß es gestohlen war!“

„Da haben Sie's!“ sprach Uffsen zu dem Schwarzhaarigen und hielt die Karten fallen. „Sie werden sich erinnern, daß ich gleich Bedenken äußerte und die Person kennen zu lernen wünschte, die Ihnen so werthvolle Dinge als Pfand überlassen hatte. Kennen Sie den Eigenthümer?“ setzte er fragend an Krahn hinzu.

„Es ist mein Freund hier, der Baumhofsbesitzer Osten. In seinen Händen befindet sich jetzt das seltene Stück.“

Uffsen reichte dem Ohlländer vertrauensvoll die Hand. „Ich bedauere aufrichtig,“ sprach er, „daß ich ohne Verschulden zu Etwas gekommen bin, das ursprünglich Ihnen gehörte und von Rechtswegen auch noch gehören sollte. Wir Silber- und Goldarbeiter, die wir edle Metalle besitzen müssen, kommen bei Ankäufen alten Silbers und Goldes oft in Verlegenheit, weshalb wir stets mit großer Vorsicht verfahren. Ich wenigstens habe mir es schon seit Jahren zur Regel gemacht, dergleichen Werthgegenstände nie unter der Hand und von mir ganz unbekannten Personen zu kaufen. Von dieser Maxime bin ich auch bei Erwerbung jener alten Münze nicht abgewichen. Ich erstand sie in öffentlicher Auction, und zwar von diesem ehrenwerthen Herrn, der Ihnen über die Persönlichkeit, von der er sie selbst erhielt, wahrscheinlich näheren Aufschluß geben kann.“

„Kann ich nicht! Werd' ich nicht und will ich nicht!“ fiel aufgebracht und mit großer Heftigkeit der Schwarzhaarige ein.

„Man wird aber eine solche Auskunft verlangen können, Herr Greiffson,“ sagte der Goldarbeiter, „und Ihrer selbst, wie auch Ihres Geschäfts wegen, sind Sie verpflichtet, dieselbe so genau wie möglich zu geben. Ich würde sonst genöthigt sein, jede Verbindung mit Ihnen abzubrechen. Und Sie wissen, ich war stets ein williger und zahlungsfähiger Abnehmer.“

„Wie kann ich alle Menschen kennen und sie fragen nach ihrem Renommée, die mir Gold und Silber und Preziosen anbieten, gute und schlechte, neue und alte, um dafür von mir zu erhalten eine Zeitlang currentes Geld?“ entgegnete Greiffson, der sich jetzt ganz offen als Pfandleiher zu erkennen gab. „Wollte ich die Leute fragen nach Namen, Stand und Gewerbe, so würde ich ihnen erweisen keine Gefälligkeit und sie forschenden aus meinem Hause! Pfand ist Pfand, und Geld ist Geld, und wem es rechtmäßig zugehört, kann man nicht sehen, und setze man sich auch auf tausend Brillen. Sie tragen ja eine Brille, Herr Uffsen! Warum haben Sie's denn nicht angesehen dem dummen Stück Silber, daß es berühmt gewesen ist von einem langfingerigen Menschen?“

„Damit wären Sie es nicht los geworden, Herr Greiffson! Uebrigens äußerte ich ja einige Bedenken . . .“

„Nicht über die Münzen, blos über den Bonstein! Und die schönen Bonssteinsläte haben Sie auch nicht gekauft, oder nicht erstanden, als sie kamen zum Ausruf!“

Heinz Osten hatte bisher nur die Rolle eines aufmerksamen Zuhörers gespielt. Er war zur Genüge mit den Vorkommnissen in einer großen Stadt vertraut, um auch die etwas anrüchige Geschäftsbranche zu kennen, die Greiffson ihrer Einträglichkeit wegen vielleicht mit besonderer Vorliebe cultivirte. Einen Vorwurf konnte er ihm deshalb nicht machen. Was der Gebrauch und die Lebensgewohnheiten der Menge sanctionirt, ist erlaubt, zumal dann, wenn es noch dazu den Schutz der Gesetze genießt. Den Verlust hatte Osten auch schon verschmerzt, da er ja ein reicher Mann war. Ihm lag nur daran, den oder die Diebe kennen zu lernen, die auf so unerhört schlaue Weise und ohne Zweifel schon vor langer Zeit in sein sicheres Haus eingedrungen waren und ihm gleichsam vor seinen Augen gerade das Liebste, was er besaß, in heimtückischer Berechnung entwendet hatten. Die abweichenden Einwürfe des Pfandleihers, der damit anzeigte, daß er Niemand Rede stehen wolle, verdrossen jedoch Osten, und da er Hamburg nicht ganz unverrichteter Sache wieder verlassen mochte, so meinte er, es sei jetzt die Zeit gekommen, wo er ein Recht zu sprechen und ebenfalls eine Meinung zu äußern habe.

„Es liegt nicht in meiner Absicht, Sie zu schädigen,“ wandte er sich an den Pfandleiher, „Sie werden aber mein Verlangen, den Dieben auf die Spur zu kommen und, wenn möglich, sie zur Rechenschaft zu ziehen, begreiflich finden. Aus diesem Grunde bitte ich, mir die Person zu beschreiben, die das mir gestohlne Gut bei Ihnen versetzte.“

„Ich achte grundsätzlich nicht auf das Aussehen der Menschen, die gegen Pfänder Geld von mir leihen.“

„Das ist ein verwerflicher Grundsatz, Herr Greiffson, der Ihnen gelegentlich einmal theuer zu stehen kommen kann!“

„Wie so theuer? Hab' ich statt des Geldes nicht geldeswerthe Gegenstände?“

„Sind diese gestohlen, so gehören sie Ihnen nicht!“

„Sie gehören mir, sobald ich darauf geliehen habe Geld!“

„Nur in Ihren Augen, Herr Greiffson, das Gericht würde anders urtheilen.“

„Ich habe nichts zu schaffen mit dem Gericht!“ schrie Greiffson so laut, daß es ganz ruhig im Vorderzimmer ward und der Wirth des Hauses mit leisem Finger an die Thür klopfte.

„Sie werden zur Unzeit heftig, Herr Greiffson,“ warf der Goldarbeiter ein, „und machen sich durch diese Heftigkeit verdächtig!“

„Bin ich ein Dieb?“ schrie der Pfandleiher und schlug mit geballter Faust auf den Tisch, daß die vor den Spielern aufgehäuften Geldstapel klirrend umfielen.

„Das behaupte Niemand,“ fuhr Osten fort, „wenn Sie aber harmäßig behaupten, Sie achteten auf das Aeußere derer nicht, die behufs einer Anleihe gegen Einreichung von Pfändern zu Ihnen kommen, so muß ich annehmen, Sie wollen gewissen Personen nicht hinderlich sein in ihrem dunkeln Treiben.“

„Das will ich auch nicht!“ rief unbesonnen der erhitzte Pfandleiher und bob drohend die Hand gegen den Baumhofsbesitzer. „Wie können Sie sich unterstehen, mir Vorschriften machen zu wollen! mich zur Rede zu setzen! Wer sind Sie überhaupt? Ich kenne Sie gar nicht! Beweisen Sie erst, daß Sie ein Recht haben, mit- zusprechen! Beweisen Sie, daß die fragliche Münze Ihnen gehört! daß Sie rechtmäßig in ihren Besitz gekommen sind! Ja, beweisen Sie das, oder man macht kurzen Proceß mit Ihnen, Sie — Sie — Bauernmensch!“ *

Das war ein unbedachtes Wort, das sich auf der Stelle an dem, der es gesprochen hatte, rächen sollte. Der längst schon ergrimmte Ohlländer fuhr heftig auf und schleuderte ein nicht minder beleidigendes Wort dem Pfandleiher zu. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig, ein hartes Wort folgte dem andern, und ehe es den übrigen Anwesenden gelang, den Streit zu schlichten, kam es zwischen Greiffson und Osten zu Thätlichkeiten. Krahn stand sogleich dem Fremde und Landsmanne bei. Uffsen, der Wirth und einige Andere wollten vermitteln. Der Lärm ward aber nur größer, und da Greiffson den Ohlländer einen bäurischen Lümmel, dieser dagegen den Pfandleiher einen jüdischen Hehler und Diebsgenossen schimpfte, so war an einen friedlichen Ausgleich gar nicht mehr zu denken. Während des Ringens und Balgens rollte das Geld vom Tische. Das Stampfen und Schreien drang hinaus bis auf die bereits still gewordene Straße und erregte die Aufmerksamkeit der Hafenräume, die eben nun die nächste Straßenecke beg.

Laut rufend und Ruhe gebietend drang die Runde, deren Aufgabe nur Pflicht es ist, in der Umgebung des Hafens die nächtliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, ein und machte die für den Wirth höchst unangenehme Entdeckung, daß verbotenes hohes Spiel getrieben worden war. Das viele auf dem Boden verstreute Geld, die Karten, welche zum Unglück sogar ungestempelt waren, die theils erhitzten, theils verblüfften Gesichter der Ueberraschten, und das höchst verdächtige Wesen des Wirthes, Alles das zusammengenommen berechtigte den Anführer der Runde zur Arretirung

* Bauernmenschen nennt der Plantdeutsche jeden Fremden.

aller Anwesenden. Von Einreden und Bitten wollte der pflichtgetreue Mann nichts hören.

„Findet sich morgen, nachdem ich Bericht abgestattet habe," sagte er barsch. „Jetzt gebiete ich Ruhe und vorwärts alle Mann!"

Gegen dies diktatorische Wort gab es keine Einrede. Man mußte sich in das Unabwendbare fügen. Wirth und Gäste wurden in die Mitte genommen, durch verschiedene Straßen nach einem freien Platze geführt, auf dem ein altes, ziemlich großes Wachthaus stand, und hier unsanft in ein paar dunkle Zimmer hineingeschoben, ohne daß der Schließer sich die Mühe nahm, den späten Arrestanten ein Nachtlager oder nur eine Bank zum Ausruhen während der Nacht anzuweisen.

7.

Capitain Moritz Krahn war inzwischen nach dem Wunsche Osten's zu seiner Braut geeilt. Er fand Dortchen weniger aufgeregt als tief betrübt. Das junge Mädchen hatte ihre Mutter so lange bestürmt, bis diese ihr das Vorgefallene unter vielen Thränen mittheilte. Sie konnte dabei nicht vorheimlichen, daß sie für die Tochter fürchte; denn — meinte die brave Frau — eine gestohlene Ehre hat noch niemals Segen gebracht!

Die Ankunft des Verlobten erfreute Dortchen zwar, die Angst jedoch, die sich ihrer bemächtigt hatte, vermochte auch der Gegenwart nicht von dem Herzen seiner Braut zu nehmen.

„Das Schrecklichste ist," wiederholte sie mehrmals, „daß alle Leute mit Fingern auf mich weisen werden! Warum hast Du mir das gethan!"

Moritz Krahn betheuerte unter erneuerten Versicherungen seiner Liebe, daß er vollkommen unschuldig sei und keine Ahnung gehabt habe, auf welche Weise sein Vater in den Besitz des alten Silberstückes gekommen sei. Dortchen glaubte auch diesen Betheuerungen, Trost jedoch für sich selbst konnte sie nicht daraus schöpfen.

„Wir werden uns trennen müssen und ewig geschieden bleiben!" lautete der Refrain, der sich immer von Neuem auf die Lippen der unröstlichen Braut drängte.

Der Capitain suchte die Brüder Dortchens auf, um sich mit diesen über die Maßregeln zu besprechen, die zur Geheimhaltung des unseligen Vorfalles ergriffen werden müßten. Leider aber fand er beide noch sehr junge Männer wenig zugänglich. Das Mißtrauen, wegen die Mehrzahl der Ohlländer eine angeborene Anlage besitzt, hatte sich ihrer bemächtigt und erlaubte ihnen nicht, dem Manne williges Gehör zu schenken, der ihre einzige Schwester höchst wahrscheinlich in's Unglück stürzen werde. Ob Leichtsinn, eigene oder fremde Schuld oder ein bloßer Zufall, den Niemand ahnen oder voraussehen konnte, die Sache veranlaßt habe, kümmerte Dortchens Brüder wenig.

„Haben Sie auf Niemand Verdacht?" fragte Moritz Krahn, sich verstimmt wieder an die Mutter wendend. „Es muß ein Feind des Hauses sein, und zwar ein unversöhnlicher, der Euch dies angethan hat! Lebt Osten mit Jemand in Streit?"

„So lange wir zusammen wohnen, haben wir keinen Menschen beleidigt," gab die bekümmerte Frau des Baumbehefstigers zur Antwort. „Heinz ist ein verbissener, verträglicher Mann. Er reist Niemandem zu nahe; er behauptet seine Leute wie Kinder; er ist weder geizig noch verschwenderisch; er ist eben ein Mann, vor dem Frau und Kinder, Fremde und Nachbarn Respect haben müssen."

Die Frau sprach in diesem Lobe, das sie dem eigenen Manne zollte, nur das aus, was alle Bewohner des Ortes über Osten urtheilten. Er hatte wirklich keinen Feind und gab zu Streit und Mißhelligkeiten keinerlei Anlaß. Moritz Krahn aber konnte sich dabei nicht beruhigen. Er besichtigte jetzt das Wohnhaus Osten's, das sich von anderen Häusern des alten Landes wesentlich freilich von nichts unterschied. Darauf ließ er sich von Dortchens Mutter die Kiste zeigen, in welcher der Schmuck aufbewahrt worden war. Dies führte zu einer Nachfrage über den Aufbewahrungsort auch des Zimmerschlüssels, den Moritz Krahn sehr genau in Augenschein nahm. Das Fenster, hinter welchem dieser Schlüssel hing, öffnete und schließend, sprach er: „Es ist ein Bretvanter Osten's gewesen, eine Person, die jeden Winkel kennen muß, welche den Diebstahl verübte!"

„Wer kann das beweisen?"

„Die Umstände sprechen dafür! Der Dieb mußte sich erst in den Besitz des Zimmerschlüssels setzen, ehe er zu der Blumenkiste gelangen konnte! Ich wette, es ist ein Mensch, der früher bei Osten diente und Wohlthaten von ihm erhielt!"

„Wir wechselten nur zweimal unsere Dienstleuten, und Alle waren ehrliche Leute, die jetzt sämmtlich im Lande angesessen sind."

„Dann ist der Dieb ein verkappter Feind, ein Schleicher, den Ihr vielleicht heute noch füttert!"

In diesem Augenblicke ließen sich dicht vor der nur angelehnten Hausthüre unsicher schlürfende Schritte hören, und eine matte, klanglose Frauenstimme fragte ängstlich, als fürchte sie, etwas Unpassendes zu thun:

„Sind wir auch recht? Ist das Heinz Osten's Hof?"

„Es ist der Baumhof, den Ihr sucht," entgegnete der Gefragte. „Soll ich Euch nun allein lassen und draußen an der Deichstiege warten, wie Ihr vorhin sagtet?"

„Geht noch nicht von mir, ich will mich erst vergewissern. Wenn ich recht bin, brauche ich durch Hof und Haus, in Küche und Keller keinen Führer!"

Diese Worte hörten sowohl der Capitain wie Dortchens Mutter ganz deutlich. Die Stimme der Sprecherin war Beiden unbekannt. Moritz Krahn öffnete neugierig die Hausthüre und blickte hinaus. Vom Baumhofe herein über den mit groben Kiessand bestreuten Platz schritt, auf einen langen Stab gestützt, eine Frau in Ohlländer Tracht, um den Kopf den dunkelfarbigen Band mit flatternden schwarzen Band, wie ältere Frauen und Wittwen ihn tragen. An der Einbiegung des Vorplatzes lehnte ein fremder Mann in Schiffertracht.

Nur drei Schritte von der Thür des Hauses wendete die Frau sich um und sagte in unverständlichem Tone zu dem fremden Manne: „Ich bin am rechten Orte. Ihr könnt gehen. Der Besitzer des Hofes selbst wird mich an den Deichsteg zurückgeleiten."

„Wer ist das Weib?" rannte der Capitain der Hausfrau zu, die sichen tiefer auf die Diele zurückgetreten war.

„Ich kenne die Frau nicht!"

„Sie scheint blind zu sein."

„Wahrscheinlich eine Bettlerin."

Der Stab der Fremden berührte jetzt tastend die Thür. Sie hemmte ihre Schritte und rief laut:

„Hella!"

Moritz Krahn gab der Hausfrau durch einen Wink zu verstehen, daß sie sich ruhig verhalten möge. Dann öffnete er geräuschlos die Thür des gewöhnlichen Wohnzimmers, als trete er eben aus diesem, räusperte sich und sprach: „Was ist Dein Begehr, Mütterchen?"

Ueber das gealterte Antlitz der Blinden glitt ein bitteres Lächeln, indem sie antwortete: „Du bist ein Fremder und kannst mich nicht kennen. Ich suche den Herrn dieses Hauses, Heinz Osten."

„Osten ist nicht hier."

„Wo sind' ich ihn?"

„Irgendwo auf dem Elbstrome, denk' ich."

„Segelte er nach Hamburg?"

„Kann wohl sein."

Die Stimme des Capitains mochte der Blinden etwas spöttisch klingen, denn sie antwortete.

„Du weißt es und willst es mir nicht sagen," fuhr sie fort. „Das muß ich tadeln, denn es ist gemein!"

„Hast Du hier zu befehlen?"

„Mehr als Du! Du bist ein Fremdling!"

„Aber ein Ohlländer! Begehrst Du eine Gabe, so soll sie Dir gereicht werden."

„Dir reürst' ich sie vor die Füße!" grollte die Blinde. „Ich bin keine Bettlerin! Wann treffe ich Heinz Osten?"

„Du? Ich fürchte, für Dich wird Osten niemals zu Hause sein."

Die Blinde erhob ihren Stab und drohte damit dem Capitain, der ein paar Schritte zurückweichen mußte, um nicht von ihr getroffen zu werden. Dadurch ward der Zugang zur Thür des vorderen Diekenzimmers frei, auf welche die Unbekannte jetzt zuschritt.

„Sie irrt recht!" sprach sie. „Du machst mir, die ich hier zu gebieten mehr berufen bin, als Andere, gebührend Platz. Darum verzeihe ich Dir. Drinnen am Fenster werde ich Osten's Rückkehr erwarten."

Der Capitain hinderte die Blinde eben so wenig als Dortchens Mutter, welche diese Unterhaltung schweigend und stammer

zugleich angehört hatte. Auch jetzt brach sie dies Schweigen nicht, da Moritz Krahn mit bedeutungsvollem Blick ihre Hand faßte und sie tiefer in's Haus führte.

„Sprich nicht mit dem Weibe, Mutter, aber achte auf Alles, was sie thut!“ flüsterte er der völlig Unschlüssigen zu. „Die unerwartete Ankunft dieser Fremden hat etwas zu bedeuten! Daß ihr das Augenlicht fehlt, erleichtert uns die Beobachtung. Ich gehe, um den Schiffer aufzusuchen, der draußen am Deich auf sie warten soll.“

Der Capitain verließ Haus und Baumhof, umging den weitläufigen Zaun und näherte sich der Deichlinie, auf deren Höhe er Segleich des Mannes ansichtig ward, der die Fremde begleitet hatte. Es war ein brummiger Gesell, offenbar ein Knecht, der phlegmatisch sein Priemchen kaute.

„Guten Tag, Fremde!“ redete Moritz Krahn ihn an, sich ebenfalls auf das Geländer der Stiege lehnend. „Woher kommt die Frau, die Osten sprechen will?“

„Ich hab' sie von der Lühemündung in meiner Jolle heraufgerudert.“

„Kennst Du sie?“

„Geht mich nichts an.“

„Aber Heinz Osten kennst Du?“

Der Schiffersknecht nickte.

„Du bist kein Ostlander?“

„Aus Hadeln, Herr.“

„Und dient wenn?“

„Dem Hirschvogel.“ Seine Smak liegt unten in der Elbe. Warret auf Rückfracht.“

„Hast also Zeit?“

„Ueberflüssig.“

Der Capitain nahm einen Drittel-Species aus seiner Börse und drückte das Geldstück dem Knechte in die Hand.

„Geh' und trinke auf meine Gesundheit,“ sprach er. „Da unten, wo die Windmühlen den Hauptschmuck der Hanswände bilden, giebt es vortreffliches Gerstänk. Vor Abend kommt die Blinde nicht wieder.“

Der Schiffer steckte, den Mund zu einem breiten Lächeln verziehend, das erhaltene Geldstück ein, kehrte sich auf dem Absatze seiner plumpen Schuhe um, hakte das Gitterthor auf und schlug die Richtung nach dem Hause ein, das ihm der Capitain so deutlich bezeichnet hatte.

Inzwischen war den Kindern Osten's die Ankunft der sonderbaren Fremden von der Mutter selbst mitgetheilt und dadurch die Entfernung derselben aus dem Hause ohne Bewilligung der sie beobachtenden Bewohner unmöglich geworden. Sie hatte, anscheinend in tiefen Gedanken, hier vor sich hin gesehen, manchmal schwer aufgeseufzt und einige Male, als rede sie nur mit sich selbst, gesprochen: „Der arme Mensch! Um meinetwegen!“

Capitain Krahn zweifelte nicht, daß Osten die Fremde kenne, und wäre ihm nicht mehr daran gelegen gewesen, sie still zu beobachten, so würde er sie zu erforschen gesucht haben. Absichtlich verhielten sich sämmtliche Bewohner des Baumhofes auf Krahn's Vorschlag und Wunsch so ruhig, daß die Blinde nach einiger Zeit glauben mußte, sie sei ganz allein im Hause. Das gerade hatte der Capitain beabsichtigt, der an der Seite des bekümmerten Dortchen dem kleinen Fenster gegenüber saß, das aus dem vorderen Zimmer einen Blick auf die Hausflur gewährte.

Plötzlich bewegte sich die Blinde vernehmbar, ihr Stab berührte vorsichtig, aber doch hörbar, den Fußboden, und gleich darauf zeigte sich ihre tastende Hand erst an der schmalen Fensterscheibe, dann an der mit Kacheln belegten Wand.

Sie blieb gerade vor dem Fenster stehen und ließ den Kopf etwas vornüber sinken.

„Fort!“ sprach sie dann leise und riß die blinden Augen weit auf. „Fort! Es ist richtig! Heinz Osten allein kann helfen. Ich muß ihn darum angehen!“

Hinter dem Deiche oder irgendwo in der Nähe des Hauses krachte ein Schuß. Dortchen schrie laut auf und wimmelang mit weichen Armen den Gelieben. Die Blinde duckte sich erschrocken und schlich zurück zu ihrem Sitz am Fenster. Hinter dem Hause wurden Männerstimmen laut, die sich schnell dem Baumhofe näherten. Capitain Krahn ging den Ankömmlingen, die sich in so ungewohnter Weise meldeten, Arm in Arm mit Dortchen entgegen.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Heldenmädchen.

Einen Monat vor den Tagen, wo in der Literatur- und Handels-Metropole Mitteldeutschlands, in dem alt- und weltberühmten Leipzig, das fünfzigjährige Jubiläum der größten Volksbefreiungs-Schlacht der Neuzeit von Tausenden patriotisch gesinnter Söhne Deutschlands wird gefeiert werden, gerade einen Monat früher als dies stattfindet, wird man in einem Winkel des nordwestlichen Deutschlands ein Fest, gleichfalls einer Siegesthat desselben deutschen Freiheitskrieges geweihet, mit allen Ehren und mit all dem Festschmucke begehen, welchen eine kleinere Zahl noch überlebender Mitkämpfer jener Tage im Verein mit gleichgesinnten Vaterlandssöhnen wird aufbieten können. Es ist die fünfzigjährige Gedenkfeier des Treffens bei der Göhrde, welche die kleine hannoversche Landstadt Dannenberg am 16. Sept. d. J. festlich begeht. Und wie dieses siegreiche Gefecht als eines der einleitenden, ermuthigenden Vorspiele zu dem letzten großen Entscheidungsschlage bei Leipzig zu betrachten ist: so werden auch alle im September des Erinnerungsfest des Göhrde-Treffens Feiernden dadurch mit Geist und Sinn schon dem großen Nationalfeste sich zugewendet fühlen, das in den Tagen des 16.—20. Octobers Tausende ihrer deutschen Brüder unter den von der deutschen Fahne überragten Landesbannern aller deutschen Einzelstaaten in und um Leipzig vereinen soll.

Jener Sieg bei den Göhrde-Wälde in der hannoverschen Provinz Lüneburg wurde zwar, der Mehrzahl der Kämpfer nach, von hannoverschen Truppen erstritten, und es wird nicht als ungerechtfertigt erscheinen können, wenn bei der festlichen Feier in dem hannoverschen Städtchen Dannenberg — auf dessen Kirchhofe manche bald nachher dem ihren Wunden erlegene Kämpfer begraben liegen — vorweg die Namen gefallener Hannoveraner den Zuhörern aufgenannt werden. Aber man soll auch den Namen der Nichthannoveraner, welche für dieselbe heilige, deutsche Sache dort kühn und opferfreudig den Heldentod starben, nicht vergessen. Vor Allem soll man dann dein nicht vergessen, du schwarze Freischaar, dich, „Lützow's wilde verwegene Jagd“, nicht mit Schweigen übergehen, denn die Zahl deiner Gefallenen war an jenem blutigen Tage im Verhältniß zu allen anderen Mitkämpfern die numerisch größte; aber Eins noch zeichnet deine Opfer, du kleine Heldenschaar, vor allen andern aus. Bei den andern Infwolk-Bataillonen und Reitergeschwadern kämpften und bluteten und starben doch nur Männer und Jünglinge, sie alle von dem Geschlecht, das, wie schon Vater Homeros sang, für die „männermordende Felzschlacht“ vom Geschick bestimmt ist, sich hinzugeben auf den Ruf der Führer. Unter deinen tapfern Häuflein aber kämpfte und blutete an diesem Tage auch und fand dahin mit deinen andern Gefallenen eine deutsche Jungfrau!

Ihr Name ist Eleonore Prohaska!

Und ob auch andere Namen, die Namen der ersten Kriegsleuter und Feldobersten aus diesem deutschen Befreiungskriege, mit einer weiterhin leuchtenden Glorieola des Ruhmes angethan leuchten, mit einem reineren Lichte strahlt keiner als dieser Mädchenname, und von keinem ergeht eine erhabenere Mahnung uns zum Gedächtnisse wie zur Nacheiferung an das deutsche Volk, wenn es ihm in kommenden Tagen nochmals bestimmt sein sollte, für sein Erbtheil aus der Teutoburger Schlacht zu kämpfen.

„Gebet dem Weibe eine Idee,“ sagte einst Jean Paul, „und es kann auch kämpfen und siegen!“

Das ist es, was sich in jenen Tagen zur Rettung unsres Vaterlandes bewährte. Die Macht der Idee war es, welche — ein ganzes Decennium lang — dem deutschen Volke wie ein verlorner, verfeinter, unauffindbarer Freiheitsherd geleuchtet hatte, weshalb es ein ganzes Decennium lang vor dem fremden Volke, das selbst doch nur von einer Scheinidee, der des Eroberungsruhmes,

Eleonore Prohaska's Tod. Originalzeichnung von W. Lindenschmitt.

angefeuert ward, besiegt, geknechtet, beschimpft darniederlag. Und die Macht der Idee war es, die Idee der wahren Vaterlandsliebe, des Mitleids um und für die höchsten Güter des Menschendaseins im Volks- und Familienleben, welche — neu entzündet durch die Freiheitslieder unserer Dichter, durch die philippischen Reden unserer Wissenschaftslehrer — unserem Volke die Hoffnung neu erweckte, daß es doch noch seine Dränger wieder von sich zu schütteln fähig sei, und welche aus der Hoffnung den Muth, und aus dem Muth die Zuversicht des Angriffs erzeugte.

Das aber war das Schöne und Große jener Tage von 1813, daß damals die vom Himmel aus zurückgekehrte Idee die Menschen aller Stände entzündete, daß damals auch die Geringsten und Schwächsten selbst von der Liebe zum Vaterlande erfüllt und getrieben wurden, ein Jeder von seiner Stelle aus groß und edel zu handeln. Denn auch die Frauen blieben diesmal nicht theilnahmlos und thatlos zurück. Nicht aber nur auf Liebesgaben, Pflege der Kranken und Verwundeten, freudiges Ertragen der Trennung von Vater, Bruder, Gatten und Verlobten beschränkten sie sich damals, nein, einige wurden von der allgemeinen Begeisterung so weit fortgerissen, daß sie unerkannt in die Reihen der Kämpfer traten und heldenmüthig an der Seite der Tapfersten fochten, sich weihend und bereit zum Tode für's Vaterland.

Den ersten Platz nun unter diesen nimmt ein das Soldatenkind aus Potsdam.

Eleonore Prohaska, die achtzehnjährige Tochter eines invaliden Unterofficiers zu Potsdam, verließ heimlich das elterliche Haus und trat unerkannt in das Lützow'sche Freicorps als Jäger zu Fuß ein. Kein Aufruf der Fürsten, kein Schlachtbericht der Feldherren kann für den Geist, welcher damals alle Herzen im preußischen Volksstamm durchglühte und von da ab bald in alle anderen deutschen Stämme übergehen sollte, ein so wahrhaftes Zeugniß ablegen, als zwei Briefe dieser Heldenjungfrau; sie gehören der Geschichte an und verdienen aufbewahrt zu werden.

Eleonore an ihren fünfzehnjährigen Bruder.

„Aus unserm ersten Bivouac 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da Alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest; ich war im Innern meiner Seele überzeugt, seine schlechte oder leichtsinnige That zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tyrol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Thaler, Hirschfänger und Czako zusammen 3½ Thaler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vortheilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tyrolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte sehen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder, denn Du weißt, Briefe haben manchesei Schicksale. Wir exerciren, traillirien und schießen recht fleißig, wovon ich sehr viel Vergnügen fünde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie sieht Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal; sage ihnen, verstehere sie, daß mein Herz stets gut und treu bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll und daß stets mein Herz rein und bieder für Euch schlägt. Mit ewiger Liebe

Deine

Leonora genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützow'schen Freicorps im Detachement erstes Bataillon."

„Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist.

Lieber guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl zu dreißig Meilen zurückgelegt und morgen früh um 2 Uhr marschiren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen. Es ist mir noch immer gegläckt, ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Camerad. Im Bivouac hab' ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Zu thun giebt es im Bivouac auch genug, denn außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der Compagnie, ein buckliger altes Männchen, den sie nirgends als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn das nur auf dem rechten Flecke sitzt. Mit dem halt' ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Lieber guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Muth zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Ueberzeugung, daß Du, Vater und Karoline mir nicht böse sein, und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Muth und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wirr meine Freude überschwenglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl dann, theurer guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl. Ich kann vor Thränen nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde Deine Dich ewig liebende Schwester

Leonore genannt August Renz."

Von den Einzelerlebnissen unserer jungen Heldin in ihrem Feldzuge vom Frühjahre bis Herbst 1813 liegt in bis jetzt dem Druck überlieferten Mittheilungen so gut wie gar nichts vor; auch werden sich dieselben auf die herkömmlichen Strapazen und Gefahren, wie sie fast jedem Soldaten im Felde beschieden sind, mehr oder minder beschränkt haben. So viel wissen wir jedoch darüber, daß August Renz von Anfang bis zu Ende sich als einer der braufen Soldaten des ganzen Freicorps bewährte. Derjenige ihrer Cameraden, welcher ausführlicher die Umstände zu Papier gebracht, unter denen Eleonore ihren Tod auf dem Schlachtfelde fand, hat uns auch darüber Einiges berichtet.

Dr. Friedrich Förster (der Geschichtsschreiber der Freiheitskriege), der als Jenaischer Student mit vielen Commilitonen unter die Lützower gegangen, und der auch, bereits zum Lieutenant avancirt, dem Gefecht bei der Göhrde mit beiwohnte, ist es, welchem wir überhaupt die einzigen näheren Angaben über Eleonore Prohaska und insbesondere ihren Tod in dieser Action verdanken.

Eine ausführliche Schilderung des Treffens liegt außer dem Zwecke dieser Erinnerungsblätter, und wir verweisen dafür auf Beamish, Beiske, Lange und Förster selbst. Hören wir hier nur den Bericht über den Tag des 16. September, so weit er unsere Heldin angeht.

Der Befehl über das zu Ende des Waffenstillstandes im August 1813 an der Niederelbe versammelte Armeecorps des Nordberees war dem russischen Generallieutenant Grafen Wallmoden, einem geborenen Hannoveraner, zugetheilt worden; er stand unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, doch war sein Verhältniß zu dem weiteu selbstständigeres als das der preußischen Generale, welche sich in der unmittelbaren Nähe der Schweden befanden.

Am 14. September versammelte General Wallmoden etwa 13,000 Mann und vollführte, durch Lützow's und Tettenborn's Zuzeden bewogen, damit einen der glücklichsten Streifzüge, welche in diesem Kriege unternommen worden sind. Unter diesem Streifcorps befand sich auch der Major Lützow mit 500 Mann zu Pferde

und 300 Mann zu Fuß. Es war nämlich am 12. September bei Mölln durch eine Lützow'sche Patrouille ein französischer Ordonnanzoffizier gefangen genommen worden, bei welchem man einen Brief fand, in welchem erwähnt wurde, daß der Marschall Davoust von seinem zwischen Hamburg und Lübeck stationirten Hauptcorps den General Pecheux mit einer Division von 8000 Mann auf das linke Elbufer entsenden werde, um entweder das Land fromaufwärts von den zahlreichen feindlichen Streifcorps zu säubern, oder auch auf weitere Ordre die Besatzung von Magdeburg zu verstärken.

Der französische General Pecheux war nun auch wirklich am 15. September von Lüneburg über Dahlenburg bis zur Göhrde, einem gut bestandenen großen Forst von Eichen, Buchen und Tannen mit einem gleichbenannten königl. hannoverschen Jagdschlosse, gekommen. Er ließ den Wald und das Jagdschloß besetzen, nahm jedoch Anstand, seinen Marsch weiter fortzusetzen, da hin und wieder streifende Kosaken vermuthen ließen, daß er auf ein größeres feindliches Corps stoßen könne. Auf die Meldung, welche er davon an den Marschall Davoust schickte, erhielt er einen Verweis „wegen seiner zaghaften Besorgnisse".

Dennoch suchte Davoust sich durch einen Angriff auf die Vorposten bei Boitzenburg auf dem rechten Elbufer zu überzeugen, ob die Linie an der Stecknitz noch von den alliirten Truppen besetzt sei. Wallmoden aber, unterrichtet bereits auf das linke Elbufer übergegangen, ließ sich durch den Kanonendonner, welcher ihm einen Angriff auf den jenseits zurückgelassenen Theil seines Hauptcorps ankündigte, von dem günstigen Erfolg verheißenden Unternehmen gegen Pecheux nicht abrufen, vielmehr wurde, einer mit raschem Ueberblick gemachten Disposition zufolge, der Angriff des Feindes in der Front begonnen, während durch Umgehung seiner Stellung ihm der Rückzug nach Lüneburg abgeschnitten werden sollte.

Der Major Lützow erhielt am 16. Sept. Mittags Befehl, die feindlichen Vorposten im Göhrde-Walde anzugreifen. Seine Tirailleurs trafen mitten im Walde auf den Feind; die Bajonnetjäger unterstützten die Büchsenjäger, und nach anderthalbstündigem Gefecht waren die Feinde aus dem Walde hinausgetrieben.

Hinter dem Göhrde-Walde ist eine hügelige Gegend durch einen Landrücken begrenzt, der dem Feinde Gelegenheit zu vortheilhafter Aufstellung bot. Auf seinem rechten Flügel hatte er einen Vorberg durch Tirailleurs besetzt; zwischen diesem und dem angrenzenden Höhenzuge führt die Straße nach Lüneburg, vor der Straße hielt Cavallerie, hinter demselben waren zwischen Steinhügeln dorniger Hünengräber eine Haubitze und sieben Kanonen zur rechten und linken Hand geschickt vertheilt und wurden tüchtig bedient.

Die Tirailleurs der Infanterie des Lützow'schen Freicorps vertrieben den Feind aus der Ebene und von dem erwähnten Vorberge. In diesem Augenblicke brach der Major Lützow mit seinen schwarzen Reitern aus dem Walde hervor, um sich auf die französische Cavallerie zu werfen; diese aber erwartete den Angriff nicht, sondern zog sich eiligst hinter ihre Infanterie zurück, welche Viereck formirte. Lützow und seine muthige Schaar stürzte sich auf die festgeschlossenen Vierecke, welche ihn mit Kartätschen und Bataillonsfeuer empfingen. Die Wirkung in unmittelbarer Nähe vor der Front war mörderisch, Lützow, der Allen voranritt, wurde durch einen Schuß schwer in den Unterleib verwundet, schwenkte rechts ab, und die Schwadronen, in der Meinung die Attaque sei aufgegeben, folgten ihm.

Es trat jetzt einer jener kritischen Momente ein, welche über Sieg und Niederlage entscheiden. Die Cavallerie und eben so die Infanterie des Freicorps hatten nicht nur die obersten Anführer, sondern auch fast sämmtliche Officiere verwundet oder todt; die Schwadronen sammelten sich rückwärts hinter dem sie schützenden Vorberge. Die Jäger, welche ihre Aufgabe, den Feind aus dem Walde zu vertreiben, erfüllt hatten, waren in kleineren Trupps gefolgt, mehr aus Neigier, wie die Attaque der Cavallerie ablaufen werde, als in Hoffnung auf fernere Betheiligung an dem Gefecht, welches nur durch Cavallerie und Artillerie entschieden werden konnte. Und dennoch kam es diesmal ganz anders; eine Handvoll unternehmender Burschen, man kann sogar sagen, der vorwitzige Einfall eines Einzelnen entschied hier mehr als Strategie und Taktik.

Bei der Verfolgung der Tirailleurs (erzählt Fr. Förster in seinem Tagebuche von 1813 weiter), welche sich, als wir sie aus dem Walde vertrieben hatten, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanteriemassen zurückzogen, erhielt ich einen Schuß in den rechten Oberarm. Da mir dies einen jener schmerzvollen Mißtöne entlockte, wie man sie bei solchen Veranlassungen unwillkürlich auszustoßen pflegt, eilte mein Nebenmann in der Schützenlinie, der Maler Kerstin g herbei, mich zu verbinden. Damit er die Kugel aus der Wunde herausdrücken konnte, hieß er mich niedersitzen, wozu sich als geeigneter Sitz die Trommel eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Ataplan darbot. Bald versammelten sich noch eine Anzahl Freunde, und als die Operation glücklich vollbracht war, versuchte ich, um zu probiren, ob meine Armröhre ganz geblieben, die Trommel zu schlagen. Da dies nicht zum Besten gelang, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum.

„Du verstehst Dich doch auf Alles," rief ein Anderer ihm zu, „Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießt, wie Keiner es besser versteht, und nun bist Du auch noch Tambour!"

„Ein Polsdamer Soldatenkind," sagte Renz, „muß sich auf Alles verstehen," und trommelte lustig weiter und sang:

„Zusammen, zusammen, ihr Kumpenbund',
Ihr sollt' zu Enern Hauptmann kommt',
Ihr sollt' nen Bucket voll Prügel bekomm'n,"

so daß die kleine Schaar, welche ihm folgte, als ob wir Soldaten spielten, bald auf fünfzig bis siebenzig Mann anwuchs. So waren wir lustiger Dinge über die ebene Haide bis zum Fuße der vor uns liegenden Hügelkette marschirt, als wir zu drohen Kanonen aufsahen, abprotzen und alsbald ein heftiges Feuer auf die sich zurückziehende Cavallerie eröffnen sahen. — „Nun hört aller Spaß auf!" rief unser Trommelschläger und schlug den Sturmmarsch. Von einem Commando und Ermäßigung dessen, was zu thun sei, war nicht die Rede. Mit wüthendem Hurrahgeschrei drangen wir in ungeordnetem Haufen, mit Büchsen, wenige nur mit Bajonnetgewehr, den Hügel hinan.

Hier erfuhr ich nun zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschendandung in einen dichtgeschlossenen Haufen auf etwa 150 Schritt Entfernung. Das stürzte, sprengte, stob und flog auseinander, Jammergeschrei und Hurrah übertönten und überzähnten eines das andere, aber mein tapferer Renz schritt noch immer voran, und schlug Sturm auf seiner Trommel. Die auseinandergesprengte Schaar schloß sich in verstopelten Sturmschritt wieder zusammen; es galt nur noch einen beherzten Anlauf, und wir waren dann der Batterie so nah, daß die Kugeln über uns wegfliegen mußten. Da warf ein zweiter Schuß seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen; unser tapferer Trommelschläger stürzte neben mir, krampfhaft hielt er den Zipfel meines Ueberrocks fest und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Lieutnant, ich bin ein Mädchen!" — Ohne darauf zu achten, riß ich mich los; nur wenige Schritte noch, und wir standen in der Schanze. Dieses letzte und entscheidende Wagniß gelang; die Haubitze hatte leidermm ihre Ladung erhalten, allein bevor der Feuerwerker die brennende Lunte daraufhielt, war er von dem Jäger Bachmann niedergestochen, und sein Schicksal theilten die anderen das Geschütz bedienenden Feinde. Nun aber gab es einen Jubel zum Rasendwerden: zwei französische Kanonen mit Sturm genommen! Wir waren augenblicklich lamm ihrer neun bis zehn Mann dabei, sämmtlich in innigster Herzensverbrüderschaft begriffen, die wir in Heidelberg, Jena, Halle und Berlin geschlossen. Wir fielen einander mit Thränen um den Hals, andere stiegen auf die Kanonenläufe und kletterten darauf wie Kinder, mehrere kamen hinzu, wir tanzten wie von der Tarantel gestochen, man könnte das auch ein „Kanonenfieber" nennen, so außer sich geräth man.

Leider wurden wir bald auf eine sehr überraschende Weise aus unserm Taumel wieder nüchtern gemacht. Nur einige hundert Schritte von den genommenen Kanonen waren zwei französische Bataillons in Colonne angerückt, und das vorderste gab Feuer auf uns. Mehrere der Unsern, die eben noch im Hochgefühl des Sieges mit uns gejubelt, lagen todt am Boden; unser ihnen der Lützower Füsilier Jacob aus Berlin, ein lieblicher Jüngling, der gewandteste Springer des Turnplatzes. Wir Verwundet aus Dessau schien hier freiwillig den Tod zu suchen; er schrie auf das französische Bataillon los und hieß es, das Gewehr zu strecken. Dann mit dem Rufe: „Körner, ich folge Dir!" stürzte er, von sieben Kugeln durchbohrt — so fanden wir ihn später — nieder.

Hier wurde auch der Lieutnant Lilmoiy schwer verwundet; es

war nicht sogleich möglich, dem Lieutnant Müller, der sich auf dem rechten Flügel befand, Nachricht davon zu geben. Die Oberjäger Bellermann, Fallenstein, v. Nostitz, Ackermann, Bibbeck und Föchler erhielten indeß das Ganze in bester Ordnung; letzterer, obgleich verwundet, verließ das Gefecht nicht.

Bei Wiederkehr der Besinnung erkannten wir, daß hier für's Erste nichts weiter zu thun sei, als unsere Geschütze in Sicherheit zu bringen. Das Bataillonsfeuer der Feinde war so hagelbicht, daß wir nicht im Stande waren, auch nur ein einziges von den Pferden der Bespannung, welche in der Nähe standen, ganzheinig zu entführen. Einige Wagehälse krochen auf dem Bauche bis an den Pferdestand heran, allein die verwundeten Thiere waren so wild gemacht oder stürzten todt nieder, daß es aufgegeben werden mußte, hier Bewegerde zu machen. Sobald wir die Kanonen nur erst bis an den Abhang hatten, rollten sie von selbst die Anhöhe hinab, und dort fand sich bald die nöthige Mannschaft zur fernerweitigen Abführung. Der Oberjäger Ackermann übernahm es, die von den Lützow'schen Jägern genommene Haubitze gegen anmaßliche Eroberungsgelüste anderer Truppentheile zu schützen und bis zu dem commandirenden General zu geleiten.

Mir war plötzlich bei dem Jubelkanz nun das Geschütz der Hülfersuf unseres armen Trommelschlägers wieder in's Gedächtniß gekommen, und nur dunkel schwebte mir vor, daß Renz mich mit den Worten festgehalten: „Herr Lieutnant, ich bin ein Mädchen.“ Ich stürzte zurück nach der Stelle, wo ich noch manchen andern Freund hatte fallen sehen. Um Renz fand ich einen unserer Aerzte beschäftigt; eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert; man hatte ihm den bellemmenden Waffenrock geöffnet; der schneeweiße Busen verrieth in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, um die noch sterbend ein beseligendes Lächeln schwebte. Das heldenmüthige Mädchen war Eleonore Prohaska, 21 Jahre alt, aus Preßburg gebürtig. Unter anfänglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung ertrug, entschlief Leonora am 5. October in Dannenberg. Ein Bericht von da vom 7. meldet: „Heute Morgens 9 Uhr wurde die Leiche der in der Schlacht an der Göhrde verwundeten Eleonore Prohaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützow'schen Freicorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannöversche und russisch-deutsche Jägercorps, der Oberst Graf Kielmannsegge nebst sämmtlichen Officieren. Der königl. preußische Grand maître de la Garderobe, Minister und außerordentliche Gesandte Graf de Groote hatte sich ebenfalls eingefunden. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturme des Krieges gebeugten Lilie den letzten Gruß nach in das Grab.“

Als dem Könige der Bericht über das Gefecht an der Göhrde vorgelegt wurde, erklärte er: „es werde von ihm auf die Erhaltung des ruhmwürdigen Andenkens der für König und Vaterland in den Tod gegangenen Eleonore Prohaska Bedacht genommen werden.“

Von dem, was dafür geschehen, hat nichts verlautet; dafür ist es unserm Friedrich Rückert gelungen, dem Mädchen aus Preßburg ein unvergängliches Denkmal zu setzen in seinem allbekannten Preisgedicht auf die deutsche Heldin.

Wir schließen dieses Lebensbild mit einem Sonett, dessen jetzt noch lebender Verfasser, Herr Dr. Friedrich Helms in Harburg, am 17., 18. und 20. September 1813 in Dannenberg am Schmerzenslager der tödtlich Verwundeten stand, „und“ — schreibt er — „was im Sonett ausgesprochen ist, war der Inhalt ihrer wenigen Worte zu mir.“ Es lautet:

Bleich lag sie, auf das Lager hingetragen,
Als sie durchbohrt ein feindliches Geschoß.
Sie litt le still, als meine Thräne floß;
Ich sprach schwer, ihr Mund war ohne Klagen.

Das matte Auge zu mir aufgeschlagen,
Durch das ein weiches Lächeln sich ergoß:
„Also trauerst Du,“ sprach sie, „mein Kampfgenoß?
Uns blieb der Sieg, der Feind ist ja geschlagen!“

Zu trösten, forscht' ich nach der Heimath Lande,
Nach Eltern und Geschwistern; ob die Bande
Der Liebe sie gestählt mit leichtem Muth.

Da strahlt ihr Blick, von Thränenglanz durchfeuchtet:
„Mein Volk war meine Lieb'!“ Ihr Auge leuchtet:
„Dem Vaterland gehört mein Herz und Blut.“

Wie und wo Körner's „Leyer und Schwert“ von C. M. v. Weber componirt wurde. *

Von **M. M. v. Weber.**

— — Hier (in Berlin im August 1814) trat Weber in eine gewaltig bewegte Sphäre voll Anstrengungen und Gefühle ein, die in dieser Form, Größe und Allgemeinheit durchaus neu für ihn waren. Die große Volkserhebung vom Jahre 1813 hatte ihre Früchte getragen, die Nation hatte durch eigenen Willen, eigene Opfer, eigene Kraft, den großen Unterdrücker besiegt und stand, wie ein Löwe, ihrer Stärke bewußt, auf dem Siegesfelde. Zu Prag hatte man den Sieg der Armeen Sr. Majestät des Kaisers Franz über die Sr. Majestät des Kaisers Napoleon geleiert, in Berlin feierte man den Triumph des deutschen Volkes über seine Tränger, der Freiheit über das Joch, des Nationenrechts über die Eroberergewalt. Von hatte man sich in Gala gekleidet und dann pflichtschuldigst illuminirt, hier loderte die Begeisterung über die große That in hellen Flammen als alle Illuminationen der Welt! Vom kleinen Straßenjungen an, der seit dem Mai 1814 in Berlin militärisch stramm ging, bis zu dem Generale des aus dem Volke hervorgegangenen Heeres fühlte nur ein Gefühl Aller Herzen: Selbstertämpfter Sieg, Kraft, Freiheit!

Alles was nicht dies zum Hintergrunde, zur Basis hatte, erschien von untergeordneter Bedeutung.

Leben, Kunst, Wissen, Alles mußte sich darauf beziehen, wenn es Gewicht in den Augen des Volkes erhalten, Aufmerksamkeit erwecken sollte.

Wer wollte noch Darstellungen der heiligen Geschichte, des Mittelalters, der süßen Perioden des Friedens sehen, wer noch Liebeslieder singen oder sanfte Weisen hören?

Wie hätten sich so zarte Töne in dem Getöse von Jubel und Kriegslärm lautbar machen sollen? Auf der Bühne wie im Leben hatte es von Waffenrasseln; Schlachtbilder wurden gemalt, und Kriegs-, Sieges- und Freiheitslieder componirt. An letzteren besonders konnte den ebenso musikalischen als patriotischen Berlinern kaum genug producirt werden.

Hoffmann's „Lobgesang an den Retter Deutschlands“, Meißessel's Kriegslieder mit Chören, B. A. Weber's „Patriotischer Kunzegang“, Gottfried Weber's „Morgenlied der Freien“, des am 8. Mai verstorbenen Himmel „Kriegslieder der Deutschen“ hatten unter der Masse der in dieser Richtung aufsauchenden Werke ehrenvolle Aufmerksamkeit erregt, ja selbst des alten Opitz von Boberfeld „Vaterlandslied“ war hervorgesucht und von Max Eberwein componirt worden.

Vor Allem aber legte sich die musikalische Bearbeitung der patriotischen Lieder des jungen deutschen Sängers nahe, der durch seinen poetischen Tod bei Gadebusch auch auf diese an sich schon bedeutsamen Gesänge ein erklärendes Licht geworfen hatte.

Theodor Körner's Gedichte wurden, von Krufft, Beyvartowsky, Grund, Gottfried Weber und Anderen componirt, allenthalben gesungen, wo Männer, die Töne im Munde hatten, beisammen saßen.

Berlin hatte z. B. als Weber daselbst (3. August 1814) ankam, den Charakter des Lagers eines siegreichen Heeres. Glänzende Truppenmassen kamen und gingen, von den Einwohnern begrüßt und entlassen, die Geselligkeit bewegte sich nur um die Kämpfer und feierte sie, und die Rückkunft des Königs wurde als der Glanzpunkt des Siegesfestes erwartet.

Es war ein wunderlicher, damals allenthalben in Deutschland

* Ein für die „Gartenlaube“ etwas modificirter Abdruck aus der demnächst bei Ernst Keil erscheinenden Biographie Carl Maria's v. Weber, von M. M. v. Weber.

hervortretender Zug im Jroentreise der siegreichen Völker, daß sich für sie die eigentliche Rückkehr der alten guten Zeit, ja selbst der Freiheit, mit der Rückkehr ihrer alten Fürsten identificirte, mochten dieselben vorher so unbeliebt gewesen sein, so wenig zur Wiedererlangung ihrer Throne geleistet haben, als sie wollten.

Wie viel mehr mußte dies in Preußen der Fall sein, wo man die guten Eigenschaften des gedemüthigten Königs wahrhaft schätzte, ihn liebte und, vor der Hand wenigstens, alle seine beim Durchfechten des großen Kampfes an den Tag gelegte Unschlüssigkeit und Schwäche ignorirte.

Auch hätte zu jener Zeit noch die alte Hyder Zwietracht sein Haar ihres Satansmutterkopfes zu zeigen wagen dürfen, die später so frech und niederträchtig das Haupt erhob, daß sie sogar die Heiden in Zelt und Cabinet, die Deutschlands Freiheit mit ihrem materiellen und moralischen Herzblute erkauft hatte, als mißliebige Personen von den Stufen des Thrones verdrängte, den sie gerettet hatten und der, von ihren Schultern getragen, einer der ersten Europa's hätte werden können.

Gerade in den Tagen, wo Weber in Berlin ankam, waren russische Truppen daselbst einmarschirt, und in der Person der schönen, prall uniformirten glänzenden Garden des Kaiser Alexander, deren Officiere von den Berliner Damen fast alle für ebenso schön und liebenswürdig, wie ihr unwiderstehlicher Kaiser und Herr war, erklärt wurden, sollte die Anhänglichkeit an den mächtigen Bundesgenossen gefeiert werden, sobald der König zurückgekehrt sein würde, zu dessen hochfestlichem Empfange die ganze Bewohnerschaft der Residenz aus vollem Herzen bereits Vorbereitungen zu treffen und dieselbe zu schmücken begann.

Alle Berühmtheiten des Krieges, der Diplomatie, der Kunst und Wissenschaft, die ganze Aristokratie der Geburt, des Geldes und der Stellung strömte zu den bevorstehenden Festen, um den König unter den Ersten begrüßen zu können, nach Berlin zurück. Die Stimmung war festlich, der Ton gehoben, eine heitere Menge woate durch die Straßen und erfüllte Theater, Concertsäle und öffentliche Locale, die Hegren waren frohen und liebevollen Eindrücken geöffnet und zu enthusiastischen Kundgebungen geneigt.

Es konnte daher kaum einen Moment geben, wo Weber, um bedeutsame Anregungen zu erhalten und durch Liebe und Anerkennung gehoben zu werden, glücklicher nach Berlin hätte kommen können. Gleich den ersten Abend nach seiner Ankunft empfing er, den sein unbeachtetes Wandeln in Prag fast glauben gemacht hatte, er sei von der Welt vergessen, überraschende Beweise von dem guten Andenken, das man ihm in den geistig am höchsten stehenden Kreisen Berlins bewahrte. Er ging, um seine musikalischen Freunde versammelt zu finden, nach der Singakademie, wo eine glänzende Versammlung, 300 Mitglieder und eben so viel Zuhörer, unter denen Blücher, Prinz Georg und andere Sterne der Zeit, beisammen waren, und trat in einer Pause hinein. Da sah ihn Lichtenstein, eilte auf ihn zu, umarmte ihn, dann Wollank, dann Rungenhagen, dann die Seebolds — Einer rief es dem Andern zu, daß er da sei, alle Freunde verließen ihre Plätze, man umdrängte ihn händeschüttelnd, Fremde ließen sich ihm bekannt machen, und ehe er sich's versah, mußte er bemerken, daß er der Mittelpunkt einer frohen Menge sei, die der, welche Blücher selbst umstand, an Zahl kaum etwas nachgab, und daß der alte Zeltergrimmige Gesichter schnitt. — Am andern Morgen setzte sich der erfreuende Eindruck fort, als er zum Bankier Beer (Meyerbeer's Vater) eintrat, der eben die Wassenkinder speiste und mit einer Gesellschaft von 80 Notabilitäten der Kunst bei Tafel saß. Die Mama Beer flog auf ihn zu, umarmte ihn mit den Ausrufe: „Unser Weber!" vor allen Kindern und Gästen und rief, als Letztere in Beifall ausbrachten: „Nicht wahr, er darf nicht wieder fort?" Die beiden Romberg's und Rhode, die er hier traf, begrüßten ihn auf's Herzlichste und boten ihm bereitwilligst ihre Dienste bei seinem Concerte. War hier überall sein Empfang auszeichnend, so war er rührend, liebevoll im Kreise seiner „Baschkiren".* Gern, Jordans, Kleinmann, Lichtenstein, Wollank, Gubitz fand er wieder und nur das Grab eines einzigen, seines theuren Flemming, hatte er zu besuchen.

Er schreibt über seinen Empfang in Berlin an seine Braut Caroline Brandt:

„Ich kann nicht leugnen, daß diese enthusiastische, beinahe übertriebene Verehrung meiner Arbeiten, und diese herzliche Aufnahme von allen Seiten mich recht aufgeregt und meinem Geiste einen neuen Anstoß und Schwung gegeben hat, und ich hoffe recht viel zu leisten und neue Lust und Kraft zur Arbeit mitzunehmen. Der Gedanke ist mir innig wohlthuend, wenn ich so manchmal hoffen kann, daß meine Lina recht stolz auf ihren Carl sein könnte."

Dieser Schöpferdrang erhielt in Berlin selbst, trotz des Anliegens seiner Freunde, gleich am Platze eine größere, auf die Zeit Bezug habende Arbeit zu liefern und so mit einem Schlage das ganze Terrain zu erobern, noch keine bestimmte Form, wohl aber eine bestimmte Richtung durch die Kraft der neuen Ideen und Empfindungen, welche die sich vor Beer entrollende Welt in ihm erregte. Zum ersten Male fühlte er bis dahin nur im Königreich des Schönen heimische Künstler sich politisch als Deutscher, zum ersten Male erwärmten die Begriffe von Freiheit, Vaterland, Heldenmut, Bürgermuth, Tyrannenhaß seine Seele, und gewannen bald eine so intensive Kraft in ihm, daß sie auf eine Zeit lang alle anderen künstlerischen Motive in den Hintergrund drängten und ihn mit allem Feuer den Stoff suchen ließen, in denselben künstlerischer Gestaltung er seine Wärme für diese Ideen, die sehr bald die Gestalt von glühendem Enthusiasmus annahm, austönen lassen könnte.

Diesen Enthusiasmus, der in seiner directen Beziehung zu den positiven Interessen der Augenwelt zu viel Heterogenes von Weber's ganzem Kunstsenken hatte, um dauernd daselbe zu beherrschen, verdanken die unsterblichen Freiheits-Sturm- und Dranglieder ihre Existenz, die einige Monate später entstanden, auf dem Boden des preußischen Enthusiasmus von 1814 gewachsen sind und bald, alle politischen Lieder seiner Vorgänger vertuntelnd, die Herzen der deutschen Jugend entflammten. Sie haben unzweifelhaft nicht wenig dazu beigetragen, die Liebe zur Freiheit und das Gefühl für Völker- und Menschenwürde im deutschen Volke heimisch zu machen. Diese Lieder waren es auch, die Weber's Ruf nicht allein in Ruhm umwandelten, sondern ihm auch eine ehrenvolle Stelle unter den Männern erworben haben, die in dichter, Schulter an Schulter geschlossener Phalanx, von Ulrich von Hutten bis Schlosser und Uhland, geistige und materielle Sclaverei bekämpften und das deutsche Volk sich seines Werthes bewußt machten.

Diese Lieder, die Prodrete einer fast momentanen Stimmung und Richtung, reihten ihn, den treuen Diener um guten ruhigen Bürger, dem sogar fast vielleicht zu viel Neigeet vor Fürstentrug und hoher Stellung innewohnte, aber auch, wunderlicher Weise, für immer unter die den Fürsten nicht sympathischen Jndividualitäten und, in den Augen der Rückschritts-Partei, in die Glieder der Volksführer und Stimmungsleiter ein, mit denen er eigentlich niemals Beziehungen pflog, obgleich er auf Jugend und Volk jederzeit unwillkürlich eine fast magnetische Anziehungskraft geübt hat.

Der König von Preußen kehrte in seiner vertrieflichen Weise, alle liebevollen Absichten seiner Residenzbürger kreuzend, mehrere Tage vor der bestimmten Zeit, am 5. August, früh in aller Stille nach Berlin zurück, nachdem ihm schon York, Bülow, Tauenzien, Hardenberg und andere Herrliche vorangeeilt waren, und brachte dadurch alle Festordner in die empfindlichste Verlegenheit.

Trotz der Webern gewordenen trefflichen Aufnahme stellten sich doch der Aufführung der „Sidvana", die er beabsichtigte, sehr wesentliche Hindernisse entgegen, zu deren Hinwegräumung sich Anselm Weber, dem, wie Carl Maria sich ausdrückt, „dem Obenanken an seine (Carl Maria's) Anstellung in Berlin schon der Angstschweiß auf der Stirne stand," nicht gerade sehr beeifert zeigte. Jffland lag im Sterben, der neue Jntendant war noch nicht ernannt, eine Commission verwaltete interimistisch die Bühne, es geschah daher in den königlichen Theatern gerade nur so viel, daß sie nicht geschlossen zu werden brauchten, und die Aufführungen gingen weniger exact und nachdrücklich denn jemals. Weber schreibt darüber: „Die hiesigen Vorstellungen wollen mir gar nicht recht schmecken. Der dritte Act von „Fanchon" ging sehr schlecht, und ich wollte nicht rathen, daß bei uns solche Lücken entstünden." Dazu kamen Festspiele und Freitheater für die fremden Truppen, so daß an ein festes Arrangement für die fast ganz neu einzustudirende Oper nicht zu denken war.

Jndeß ließ Weber den Jubelstrom beim wirklichen öffentlichen Einzuge des Königs am 7. August, die Festvorstellungen in den beiden Theatern, die im Opernhause in einem Prologe von Loebenne und einem militärischen Ballete, „die glückliche Rückkehr" heißt, im Nationaltheater in Hummel's „Fanchon" bestanden (!), an sich

* Eine kleine musikalische Gesellschaft. D. Verf.

verüberbrausen. Bei der Allumination im dicken Menschengedränge hingeschoben, das von einem naher kommenden Wagen eben peinlich vermehrt wurde, so daß sich hier und da Angstrufe hören ließen, sieht er Ludwig Tieck's wundervollen Kopf sich hervorstrecken, sich herumdrehen, sich freundig begrüßen, verschwinden. Jetzt hat die Illumination erst Bedeutung für mich, und ich weiß, warum ich in Berlin bin!"

Mehr als bei irgend einem anderen der hervorragenden Componisten unserer Zeit war Weber's Schaffen ein Product der Wechselwirkung zwischen seinem Genius und dem Publicum, das ihm lauschte.

Die Beschäftigung mit „Sylvana" leitete wieder intensiver auf dramatische Composition hin, der Verkehr mit Tieck und dem ebenfalls angekommenen Brentano legte die Gelegenheit zu Erlangung eines wahrhaft poetischen, künstlerisch gestalteten Operntextes nahe, und auch Gubitz las Weber eine Anzahl Entwürfe zu Opern vor. Clemens Brentano besonders zeigte sich geschäftig im Aufstöbern uralter, echt romantischer Sujets, und so kam man denn eines Abends, als Weber, ermüdet von den Vorbereitungen zu seinem Concerte bei Lichtenstein, auf dem Sopha saß, wo ihn Brentano auffuchte, auf die Fabel vom „Tannhäuser", die, wie die meisten mittelalterlichen Sagen erst durch spätere Bestrebungen in's größere Publicum gebracht, damals den vollen Zauber der Neuheit hatte. Brentano erzählte Weber den Stoff, und dieser erkannte ihn sofort voll Feuer als den musikalischsten, den es überhaupt geben könne, da seine tiefsinnigen Motive sämmtlich solche seien, zu deren Verherrlichung die Musik nothwendig sich erfordere und befähigt sei. Der Kampf der Gottesliebe, des Glaubens, der Sinnen- und der reinen irdischen Liebe, fast die einzigen Empfindungen, welche die Musik ganz und voll darzulegen vermag, waren hier das innere Motiv des Ganzen, und welche Pracht und Fülle des Aeußeren enthaltete sich bei dem Gedanken an den Wartburgkrieg, die Sirenenverlockung der Venus und ihrer Welt, den pontificalen Pomp der Scenen in Rom — Musik! rief hier jede Stelle und jeder Vers, Musik!

Brentano sollte sofort, auf Weber's Bitte, der von dem Stoffe ganz erfüllt war, an die Textbearbeitung gehen, und so war es nahe daran, daß die Fabel, die jetzt einem der größten Kunstwerke der Neuzeit zum Grunde liegt, schon 30 Jahre früher durch Weber ihre musikalische Behandlung gefunden hätte. Anderes, melodiöser, reizender, schöner, als sein berühmter Nachfolger auf dem Dirigentenstuhle zu Dresden, würde er ihn aufgefaßt haben, tiefer, gewaltiger, größer — kaum. Obgleich daher die Behandlung eines Stoffs von der Tiefe und poetischen Bedeutung, wie der des „Tannhäuser", unzweifelhaft die romantische Kraft von Weber's Genius zu einer noch weit bedeutungsvolleren Entwickelung geleitet haben müßte, als die Trivialitäten des Textes der „Euryanthe", so wäre doch dann wahrscheinlich der „Freischütz" und vieles Andere ungeschrieben geblieben, und somit war es gut, wie es der Geist der Kunst fügte, daß die Zeitstimmung so Brentano wie Weber von der Beschäftigung mit der Sache ablenkte, obwohl, wie es scheint, Ersterer ein gut Theil des Textes fertig gemacht hatte.

Weber's Concert, oftmals verschoben, kam endlich am 28. Aug. zu Stande. Weber hatte diesmal Nichts verfäumt, was nach damaliger Sitte zum Erzielen eines guten Concertes erforderlich war, und unzählige Billets von Könige und sämmtlichen Prinzen an bis zu den Notabilitäten zweiten Ranges der musikalischen Gesellschaft Berlins herab gemacht, und Stöße von Briefen geschrieben. Der Erfolg des Concertes, der Weber's Namen trotz der Abgelegenheit der Interessen wieder in Aller Mund brachte, legte den Wunsch nahe, ihn für Berlin zu gewinnen, wo mit dem unausbleiblich nahe bevorstehenden Tode Iffland's die Oper gründlich reformirt werden sollte und durch Himmel's Tod eine Bacanz am Dirigentenpult entstanden war. Hardenberg selbst sprach in einer Gesellschaft bei Staatsrath von Jordan mit diesem darüber, stellte aber natürlich Alles in's Ungewisse, so lange die bevorstehende traurige Katastrophe nicht eingetreten sei.

Auch Bernhard Romberg näherte man sich in gleicher Weise. Das Gerücht hiervon verbreitete sich, vielleicht von Weber's Freunden, den Jordans in Paulow, Lichtenstein, Kielmann, Gern u. s. w. angefacht, sehr rasch und hatte wenigstens die gute Wirkung, daß man ihm von Seiten der unteren Theaterleitung in Betreff der „Sylvana" geschmeidiger entgegen kam.

Die Proben zu dieser Oper begannen trotz alledem erst am 25. August und die Generalprobe war am 3. September, nimm schon unter den Geschäften, Besuchen und den Unruhen des Abschieds von Berlin (denn Weber beabsichtigte unmittelbar nach der Aufführung, die hier den 5. angesetzt war, die weitere Ausführung seines Reiseplanes fortzustellen, dessen nächster Zielpunkt durch die Einladung des Herzogs Emil Leopold August von Gotha fixirt war), die noch durch eine Einladung des Kronprinzen vermehrt wurden, der, bei einem heitern kleinen Diner, Webern sehr mit seiner liebenswürdigkeit, Derbheit, seinem geistreichen Witze und seinen klaren Kunstansichten bezauberte, so daß er später öfter äußerte, welche hohe Befriedigung es gewähren müßte, unter den Auspicien eines solchen Fürsten eine Kunstanstalt zu leiten, während die Geschmacksrichtung des damals regierenden Königs ihm wahrhaftes Grauen einflößte, welche Ballet und Pantomimen zu den gehätschelten Lieblingsluxtern der Berliner großen Kunstverbildungsanstalt machte, nachdem Iffland's wachsames Auge und derb redender Mund sich für immer geschlossen und Graf Brühl's guter Wille der Graf Redern'schen Unfähigkeit gewichen war.

Sylvana ging am 5. bei brechend vollem Hause in Scene, scheint aber das Publicum kühl gelassen zu haben, da weder die Journale, noch Weber selbst in den Briefen an seine Braut und an seine Freunde irgend erheblichen Beifalls Erwähnung thun. Diese Theilnahmslosigkeit des Publicums erklärt sich sehr natürlich aus der Zerstreuung der Geister, die mit ihrem großen, kräftigen, sonoren Wellenschlage weitab von der sentimentalen Opferromantik des Stückes der „Sylvana" lenkte, das mit allem seinem Apparat von pappenen Rüstungen, gemachten Empfindungen, unnatürlicher Situation in dem von Weltereignissen bewegten, kräftig fühlenden Volke nicht allein keine sympathischen Empfindungen wecken, sondern fad und matt erscheinen und mit seinen Anfprüchen auf Erwecknng von Interesse in Gemüthern, welche das gewaltigste Drama eben an sich hatten vorüberziehen sehen, sogar vielleicht abweisende Tendenzen oder mitleidiges Lächeln hervorrufen mußte. Im schrecklichsten Regen stieg Weber nach der Vorstellung der Sylvana gleich Nachts noch in den Wagen, und reiste, nach kurzem geschäftlichen Aufenthalte in Leipzig, nach Weimar durch, wo er am 9. Nachmittags 4 Uhr eintraf.

Es ist unzweifelhaft, daß in der Einsamkeit des Wagens, auf den der Regen monoton und unablässig herabrieselte, auf dieser Reise die heraufsamen und neuen Regungen, welche die Zeit in Berlin in Weber erweckt hatte, ihre künstlerische Form gefaßt und gefunden haben. Es ist bedeutungsvoll in Weber's Leben, daß auf einsamen Reisen, nach an- und aufregenden Zeiten, in fast allen Hauptmomenten seines Kunststrebens die Läuterung seiner Ideen, die Erkenntniß seiner weittragendsten Irrthümer, die Feststellung seiner allgemeinsten Richtungen erfolgte, die, einmal erkannt, er dann mit großer Festigkeit inne hielt.

In Weimar erfuhr er, daß die Großfürstin den 11. nach Wien abreise. Kaum erhielt diese aber Notiz, daß er in Weimar sei, als sie zu ihm schickte, ihn holen ließ und schon in Reisetoilette in der liebenswürdigsten Weise eine Stunde mit ihm verplauderte und ihn für nächstes Jahr einlud.

Der Drang nach einigen ruhigen Arbeitstagen, die er in Gotha zu finden hoffte, und in denen ein Theil des fertig aufgespeicherten Stoffs zu herrlichen Liedern, der ihm Kopf und Brust mit Geburtswehen bedrängte, zu Papier kommen sollte, ließ ihn ohne Aufenthalt am 11. Septbr. nach Gotha fahren. Hier traf er den Herzog nicht an, der eine Zeit lang auf seinem alten, kaum einigermaßen wohnlichen Schlosse Tonna (oder Gräfentonna) hauste, um fürzlich dort entdeckte Schwefelquellen durch eigenen Gebrauch des Bades in Credit zu bringen, und mußte ihn daher nachfolgend aufsuchen.

Den 12. Septbr. fuhr er nach dem alten Schlosse hinüber, das im Walde an der rauschenden Tonna gelegen, von einer stillen Fasanerie umgeben, mit seinen Giebeln und spitzen Dächern und verschiedenen Baustylen eine ereignißreiche Existenz von der stillen Einwohnerschaft der alten Grafen von Gleichen an, von Roth und Drangsal durch Tilly und Banner, bis zu den phantasiereichen Selbstgesprächen, Concerten und kleinen Gesellschaften, die Herzog Emil August hier hielt, erzählt.

Wir lassen Weber seinen Aufenthalt in Tonna selbst in einem von 14. und 15. Septbr. datirten Briefe an Caroline erzählen.

„Das uralte Schloß, in dem ich hause und in dessen schauerlichen Gemächern beim Klappern alter Fenster und Thüren ich diese Zeilen schreibe — umfaßt mich recht wohlthätig mit seiner Stille und giebt mir im geistvollen Umgange des Herzogs eine gewisse gemüthliche Ruhe, in der ich recht viel zu arbeiten und zu leisten im Stande wäre, wenn ich lange genug da hausen könnte, und nicht gewisse anderweitige Gefühle mich hinweg landeinwärts zögen und sich gar lieblich zudringlich in alles Denken und Trachten einmischten. Doch ich schwatze da in's Zeug hinein, und Du weißt noch nicht einmal, wo das alte, gute, ehrliche Touna steckt — ꝛc. Ich knickere heraus mit der gewissen ängstlichen Empfindung, die ich immer habe, wenn ich Jemand lange nicht gesehen habe und vielleicht kälter, als ich erwarten zu können berechtigt zu sein glaube, empfangen würde. Dies war nun aber hier ungegründete Furcht, denn der Herzog* empfing mich so herzlich als man nur empfangen werden kann. Nach Tische fuhr ich gleich mit ihm nach Langenlaisa, wo ein Naturalienkabinet besehen und der Thee bei einem Herrn von Sebach eingenommen wurde.

Den 13. componirte ich zwei neue Lieder, ordnete meine Papiere und brachte von 11 Uhr Morgens den ganzen Tag bis 11 Uhr Nachts beim Herzoge zu, wo natürlich auch Gurgel und Finger herhalten mußten ꝛc. — —"

Mit den beiden hier so einfach erwähnten Liedern war die Blüthe aufgegangen, die der Sennesuchein des großen National-Enthusiasmus in Berlin aus Weber's Seele heraugelockt hatte, die neue Bahn eingeschlagen, die ihn geraden Weges auf den Höhepunkt eines herrlichen Zweiges seines Talentes, an die Pforten des Ruhmes und der echtesten wohlbegründetsten Popularität führen sollte; es waren keine anderen, als „Lützow's wilde Jagd" und das „Schwertlied", die, wie der tönende Athemzug der Begeisterung selbst, aus dem dunkeln, waldesgrünen Arbeitszimmerchen im alten Schlosse Touna in die ideen- und thatenwogende Welt hinaustrausen sollten!

Er fährt in seinem Briefe an Caroline fort:

„Von meinem baldigen Wegreisen will der Herzog nichts wissen, und kann ich daher noch gar nichts Bestimmtes darüber sagen. Die Güte und Liebe des Herzogs ist wirklich unterordentlich, und so anziehend und brillant sein Witz ist, so oft habe ich auch Ge-

* Großvater von mütterlicher Seite des jetzt regierenden Herzogs Ernst. Der Verfasser.

legenheit sein gutes Herz zu bewundern, das nur so oft verkannt wird, da er allerdings oft etwas scharf mit seinem Witze die Thorheiten der Andern geißelt ꝛc. — Wenigen Menschen würde im Gange dieser Einsamkeit behagen, in der sich der Herzog so wohl gefällt, wo er, vom lästigen Getümmel des Hofes entfernt, nur die Menschen, die er sehen will, um sich hat. Ueberhaupt ist er mit seiner unendlich regen Phantasie überall zufrieden und zu Hause. Am liebsten sitzt er so neben mir am Clavier und dictirt mir so gleichsam die Gefühle und Bilder, die ich in Tönen ausdrücken soll, so daß er ganze Geschichten erfindet und erzählt, während ich sie zugleich in Musik bringe und durch Töne weiter erzähle.

So vergeht Tag auf Tag, und ich kann darauf rechnen, jeden Abend durch eine neue Idee und Ansicht bereichert in meine Stube zu kommen."

Dieser glücklichen Muße, diesem fruchtbaren Zusammenleben entriß Weber ein Sturmbrief seines Theaterdirectors Liebich, den er nicht widerstehen konnte, so daß er sich sogar entschloß, einen Theil des ihm so nöthigen Urlaubes und das fast schon arrangirte Concert in Leipzig, von dem er sich durch Aufführung seiner neuen Lieder, deren zündende Kraft ihm nicht verborgen war, viel Ehre versprach, aufzugeben und sich mit einem kurzen Aufenthalte in Altenburg zu begnügen, wo er am 21. eintraf und am 23. Concert gab. Hier wurde das prachtvolle dritte Körner'sche Lied von „Leyer und Schwert" „Männer und Buben" niedergeschrieben. Nach Prag zurückgekehrt, wo er am 25. anlangte, ließ er diesem am 19. Oct. das „Trinklied vor der Schlacht", am 20. Oct. das „Reiterlied", am 21. Oct. das „Gebet vor der Schlacht", am 19. Nov. das „Gebet während der Schlacht", am 20. Nov. den „Abschied vom Leben" und gleich darauf den „Trost" und „Mein Vaterland" folgen.

Er schreibt darüber an Friedrich Rochlitz am 14. März 1815:

— — „Leyer und Schwert" sind meine liebsten Kinder. Mögen sie Ihnen auch lieb werden! Die Stimmungen habe ich hier (in Prag) mit 16 Stimmen gegeben, wo sie großen Enthusiasmus erweckten. Die vier mit Clavierbegleitung sprachen sich selbst aus, nur wünschte ich, daß Sie in dem „Gebet während der Schlacht" nicht etwa ein Schlachtengemälde sehen sollten, nein, das Malen liebe ich nicht, aber die wogende Empfindung in der Seele des Betenden während der Schlacht, indem er in einzelnen betenden, anbächtigen langen Accenten zu Gott mit gepreßter Seele ruft — die wollte ich schildern — —."

Bilder aus dem dritten deutschen Turnfeste zu Leipzig.

2. Die Preisvertheilung nach dem Wettturnen.

Während am Montag (3. August) die durch große Massen in ganz vorzüglicher Weise ausgeführten Freiübungen der Turner bei dem Publicum den lautesten Beifall hervorriefen, war der darauffolgende Tag (4. August) für das eigentliche Wettturnen bestimmt. Hierzu hatte man nicht solche Aufgaben gewählt, deren Erfolg von langen Exercitien abhängig gemacht wird, sondern es waren die einfachsten, aber gleichzeitig auch wieder für Kraft und Gewandtheit wichtigsten Uebungen, welche überhaupt eine möglichst allgemeine Betheiligung zuließen.

Schon früher haben wir die Einzelnheiten und die Erfolge jenes Wettkampfes im Laufen, Hoch- und Weitsprung, sowie im Steinstoßen eingehender beschrieben. Unser Bild zeigt den Augenblick der Verkündigung der Sieger und die Vertheilung der Preise an dieselben. Es war in der That ein unvergleichlich erhebender Act, als der Festpräsident Th. Georgii aus Eßlingen nach einer kräftigen Eingangsrede die Sieger der unabsehbaren, aufmerksam lauschenden Menge nannte und vorführte. Nicht waren es glänzende Preise von edlen Metallen, welche hier vertheilt wurden, denn davon ist man, und zwar mit vollem Rechte, bei den großen Turnfesten ganz abgekommen, aber die Kränze, welche der Festpräsident den kräftigen Männern und Jünglingen auf das Haupt setzte, waren diesen wohl ebenso werth, als wenn es goldene Geschmeide gewesen wären. Die Ehre des Sieges ist ja unbestritten der höchste und unvergänglichste Preis. Den Leitern unserer Turnfeste schweben sicher die Einfachheit und der unbestreitbare Nutzen der olympischen Spiele vor, auf denen ja auch meist nur Kränze, aus den Zweigen des Oelbaumes gewunden, vertheilt wurden.

Die dem Untergange schon nahe Sonne beleuchtete mit glühenden Farben die martigen Gestalten der Sieger auf dem am Steigerhause angebrachten hohen Vorbau; war es doch gleichsam, als wollte das freundliche Gestirn des Tages auch zur Verherrlichung der Auserwählten beitragen. Der Festpräsident Georgii überlieferte hierauf noch die aus dem Geburtsorte Jahn's als Gabe gesandte junge Eiche, so wie den mächtigen Strauß, von Alpenrosen und Edelweiß gebunden, den die braven Söhne der Alpen als Zeichen der Liebe und der steten Hülfsbereitschaft den anwesenden Turnern aus Schleswig-Holstein gewidmet hatten. Wie hinab zu den äußersten Grenzen Deutschlands fühlt man die Stimmung, welche dem edlen nordischen Bruderstamme zugefügt wird und wie gern würde man zu seiner Befreiung Blut und Leben statt der Blumen hingeben!

Als die Sieger der Wettkämpfe jetzt den Balcon verließen und wieder herabstiegen, wurden sie von einem nicht endenwollenden Jubel empfangen. Von allen Seiten umringe man sie, kräftige Turngenossen hoben sie auf ihre Schultern, und im Triumphzuge wurden sie so umhergetragen. Alles drängte sich herbei, um die Gefeierten in der Nähe sehen zu können. Man drückte ihnen die Hände und jauchzte ihnen Beifall zu. Hauptsächlich schaarten sich die Landsleute der Betreffenden um sie, die sie ja jetzt mit doppeltem Stolze die Ihrigen nennen konnten. Aber nicht allein, daß

sie die Helden des Tages wurden, ihr Ruhm ist in der heimathlichen und auswärtigen Turngenossenschaft für immer begründet, und das Prädicat „Sieger beim großen Turnfest zu Leipzig“ wird ihnen ein mächtiger Freibrief für alle turnerischen Kreise sein.

Jener Alpenblumenstrauß ist seiner schönen Bestimmung gemäß mit hinausgezogen gen Norden. Der junge Eichbaum aus Jahn's Geburtsorte Lanz aber hat seinen Platz vor der neuen Turnhalle in Leipzig gefunden, wo er hoffentlich noch künftigen Geschlechtern ein immer frisches Erinnerungszeichen an das herrliche Fest sein wird.

Wilhelm Bauer's unterseeische Fahrten.

Von **Friedrich Hofmann.**

2.

Wie am Schlusse von Nr. 1 dieses Artikels bemerkt ist, kam W. Bauer am 26. Mai 1856, früh 3 Uhr, auf seinem Apparat stehend, von dem nur der schmale Kopf und der breite Rücken, beide schwarz, sich über die Oberfläche erhoben, vor Kronstadt an.

Wer verargt der Schildwache am Thore des Kriegshafens den Schrecken, der sie packte, als plötzlich, wie ein Seegespenst im Morgengrauen aus der Tiefe aufgetaucht, auf den Wogen ihr eine Gestalt näher und näher rückt — und sie endlich sogar mit russischem Commandowort anruft? Hätte der Mann Fassung genug gehabt, auf den fürchterlichen Meergeist zu schießen, wie viel Aerger und Sorge hätte er vielleicht allen Denen erspart, welchen die Störung der ewigen Ruhe des „Ludwig“ im Todesfee so ein Gräuel gewesen ist! — Anstatt zu schießen, lief der Soldat schreiend zum Wachthaus, und ehe man dort über das grause Wunder einig geworden, rannte die Wache des Seeteufels die Barrière durch, und er hielt auf diese neue Manier seinen Einzug in des Kaisers Hafen.

Nach kurzer Rast begannen die Exercitien mit Schiff und Mannschaft, welche letztere außer Bauer aus einem Officier, 10 Matrosen und einem Schlosser bestand, denen später noch, als beständiger Begleiter Bauer's im Apparat, ein Lieutenant Feorowitsch beigegeben wurde.

Bauer nahm zunächst 1800 Pud (1 Pud = 40 Pfd.) Eisenballast auf, wozu noch 540 Pud gußeiserner Auswurfballast in eigenen Hülsen kam. Während dieser Vorarbeiten fuhr der Großfürst Constantin heran, um den ersten Versuchen der Tauchfähigkeit des Boots beizuwohnen. Nachdem das Einlassen von 45,000 Pfund Wasser in die Cylinder begonnen hatte, schloß sich die Luke über der in dem eisernen Ungeheuer eingeschlossenen Mannschaft. Der Apparat hatte jetzt, durch Ballast und Cylinderfüllung, die specifische Schwere des Volumens Wasser, das er verdrängen mußte, um sinkfähig zu werden, erreicht; nur die Oeffnungen standen noch über dem Wasser. Alle diese Vorrichtungen waren der Mannschaft neu. Bangen und Neugierde stritt in allen Gesichtern. Nachdem die Cylinder gefüllt sind, geht Bauer zum Directionscylinder und läßt nur 5 Pfund Wasser in ihn eindringen. Da verschwindet das Sonnenlicht von den Fenstern der Decke, die Wogen fließen über sie hin, — völlig gleichmäßig sinkt das Schiff — schreckensstarr, mit offenem Mund, stehen die Matrosen, die Blicke an die Fenster geheftet. Alles schweigt. Da preßt Bauer, mittels der Force-pumpe, das doppelte Quantum Wasser wieder aus, und in fast gleichem Tempo steigt das Schiff zum Niveau, — das Wasser weicht von den Fenstern, — das Licht des Tages dringt wieder in den Raum — und „Skaha Bochu!“ — Gott sei Dank! — rufen die aus der Todesangst aufathmenden Russen und bekreugen sich inbrünstiglich. Es mußte Bauer vor Allem daran liegen, die armen Menschen, die zu diesen Uebungen commandirt waren und denen er nicht das beruhigende und ermuthigende Verständniß der Sache, des Princips, des ewigen Naturgesetzes, nach welchem das Schiff sank und wieder stieg, beibringen konnte, durch die Erfahrung von der Unschädlichkeit dieses Untersinkens bei der Sicherheit des Wiederaufsteigens zu beruhigen und mit Vertrauen zu seiner Führung und mit Stolz auf ihr Schiff zu erfüllen. Und dies gelang ihm schon an diesem ersten Tage. Noch fünf oder sechs Male erbleichten die Gesichter beim Sinken und preßte die gehobene Angst des „Skaha Bochu!“ aus, dann war das Submarinefieber für sie vorbei und an die Stelle des Todesgebets traten gemüthliche, oft recht sinnige und witzige Bemerkungen.

In den folgenden Tagen konnte Bauer mit den Experimenten des Sinkens und Steigens schon weiter gehen und damit nach und nach die der Inclination, des Vor- und Rückwärtsfahrens, des Steuerns, Wendens ꝛc. verbinden. Bis zum 12. Juni waren alle Principbewegungen erprobt und bis auf die Fortbewegungsweise durch Menschenkraft mittelst der Propellerschraube (für die Bauer jetzt eine andere Kraft einsetzt) dem Zweck des Tauchschiffs vollkommen entsprechend gefunden. Daher beging W. Bauer an diesem Tage die stille Feier seiner Erfindung, indem er in 17 Fuß Tiefe den Apparat beharren ließ und hier ein Danksagungsschreiben an den Großfürsten Constantin und an den König Max von Baiern und einige Zeilen an seine Eltern schrieb. Das Schreiben an den Großfürsten unterzeichnete Lieutenant Feorowitsch mit, für das andere verweigerte er dies, weil ihm der geheftete Befehl ertheilt sei, alle Experimente mit dem Tauchapparat als strengstes Staatsgeheimniß zu betrachten. Die Schreiben gelangten jedoch sämmtlich an ihre Adresse.

An den nächstfolgenden Fahrten betheiligten sich, auf Bauer's besondere Bitte und des Großfürsten und des Seeministers Baron v. Wrangel Anordnung, die Akademiker Lenz und Fritsch, um naturwissenschaftliche Beobachtungen in der Meerestiefe anzustellen. Als erstes Resultat dieser Forschungen fand Lenz, und zwar in drei verschiedenen Höhenstellungen, daß der Compaß unter dem Wasser genau so wie über dem Wasser wirke.

Sehr interessante Experimente stellte Bauer über die Beschaffenheit der eingeschlossenen Luft und die Möglichkeit, in ihr zu existiren, in verschiedenen Zeiträumen des Aufenthalts im Schiffe an. Am 2. Juli (1856) nahm er 12 Fläschchen und 12 Pfund Quecksilber in den Apparat und stieg mit dem Lieutnant Feorowitsch, einem Schlosser und 8 Matrosen Mittags 12 Uhr 30 Minuten in die Tiefe. Jedes Luftquantum war abgestrichen, und der Apparat wurde in allen möglichen Bewegungen unterm Niveau und abwechselnd wieder 30 bis 40 Minuten lang und in Tiefen von 12, 15, 17 und 19 Fuß Kiel an der Stelle beharrend erhalten, um die Mannschaft zur äußersten Luftconsumtion zu veranlassen. Die Temperatur, die beim Einsteigen im Freien 15° R, im Apparat 20° R war, sank hier nach 30 Minuten bis auf 8° R. und schwankte während des ganzen Experiments zwischen 8 und 10° R. Die Luft wurde von Stunde zu Stunde in ein Fläschchen eingeschlossen und dieses mit genauer Angabe über den Thermometer und Hydrometer, die Flammenlänge brennender Wachs-, Talg- und Stearinkerzen und über menschliche Respiration versehen. Schon nach zwei Stunden zeigte das Talglicht nur noch die halbe Flammenlänge, und nach 4 Stunden 10 Minuten erlosch es. Der Docht, deckfesten konnte von seiner Flamme mehr in Brand gebracht werden; sobald man ihn aber mit Wachs oder Stearin bestrich, brannte er, bis diese Theilchen verzehrt waren, ein Beweis, daß Wachs und Stearin den Sauerstoff noch an sich zieht, wo es der Talg nicht mehr vermag. Das Wachslicht erlosch nach 5 Stunden 5 Minuten, das Stearinlicht nach 6 Stunden 25 Minuten; letzteres hatte gegen sein Ende nur noch eine Beleuchtungskraft von 9 Zoll Durchmesser und zeigte am Flämmchen keine weiße, sondern eine hochrothe Spitze. Die im Apparate durch Respiration erzeugte Feuchtigkeit war so groß, daß auf allen Gegenständen große Schweißtropfen sich bildeten und der Docht mit dem Erlöschen der Flamme nicht den mindesten glühenden Rest zeigte. (Hauff, S. 27.)

Da nach dieser Zeit das Athmen in der bereits so sauerstoffarmen Luft noch keine Beschwerden verursachte, die Matrosen sogar ihr vollkommenes Wohlbefinden versicherten, so ließ Bauer aus den großen Cylindern die 45,000 Pfd. Wasser ausspressen. Dadurch stieg zwar der Apparat an das Niveau, aber die Luft ward zugleich um so viel verdünnt, als das ausgepreßte Wasser Volumen eingenommen hatte. Ohne den Zutritt frischer Luft zu gestatten, vertheilte er Cigarren an die Mannschaft, die mittelst Feuerschwammes

Die Preisvertheilung auf dem Leipziger Turnfest durch den Präsident Th. Georgii.
Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

entzündet werden mußten, weil die Zündhölzchen nicht mehr brannten, sondern der Phosphor nur flammenlos sprudelte. Dagegen bot der Schwamm die interessante Erscheinung, „daß die Luft bei der eigenen Berührung an Sauerstoff so gierig nach Ergänzung desselben war, daß sie sich selbst in den Verbrennungsproceß der einzelnen Salpeterheilchen theilte und das sonst kaum sichtbare Flämmchen zu einer langen Flamme zog, gleich electrischen Funken." Alle die veränderten Umstände zusammen genommen, Tabaksrauch und Phosphorgeruch, verursachten allgemeine Kopfschmerzen und bei Einigen bereits Schwindel. Es waren somit alle Grade der Luftverschlechterung durchmessen. Bauer schloß die heutige Fahrt, aber nicht ohne eine Art Knalleffect; da der Apparat jetzt am Niveau schwamm, so konnte er plötzlich einen frischen Luftstrom eindringen lassen, um die Wirkung desselben zu beobachten, und so öffnete er denn den großen Lufthahn von 5 Zoll Durchmesser. Die Wirkung war zum Erschrecken stark, denn im Moment des Lufteintritts „erfolgte ein solcher Schlag, daß jeder Einzelne einen Druck auf der Brust und am ganzen Körper fühlte." Die Fläschchen mit den verschiedenen Luftsorten wurden den Akademikern zur Untersuchung übergeben.

„Diese Versuche," sagt Bauer, „warfen eine alte Behauptung um, denn es war nun erwiesen, daß der Mensch nicht durchaus auf den Sauerstoff aus 180 Kubikfuß für die Stunde zum Leben angewiesen sei, sondern daß er unter Verhältnissen auch bei dem Consum aus 31 Kubikfuß arbeitsfähig bleibe."

Die Fortsetzung dieser Versuche führte auf einer spätern Fahrt zur Erprobung der Lufterneuerung durch künstlichen Regen. Als die Luft bereits so sauerstoffarm war, daß die Stearinlichter zu erlöschen drohten, preßte Bauer mittelst Pumpe durch die feingelöcherte, S. 556 bereits genannte Röhre einen Sprühregen in den Raum. Sofort lebten die Kerzenflammen wieder auf, und vierzehn Menschen konnten noch dreithalb Stunden in einem Raume von 3060 Kubikfuß aushalten. „Dagegen klagte die Mannschaft bei der chemischen Ergänzung der Luft durch Sauerstoff aus chlorsaurem Kali sehr bald über Kopfschmerzen."

Auf derselben Fahrt stellte sich heraus, daß zur Lufterneuerung aus der atmosphärischen Luft keine Luftpumpe nöthig sei, sondern daß Röhren von 4 Zoll Durchmesser, vom Apparate aus mit der Atmosphäre in Verbindung gebracht, den Luftwechsel für den innern Raum binnen sechs Minuten vermittelten, wobei (bei $^1/_4$ Atmosphärendruck) auf allen sichtbaren Wärmeleitern sich Reif zeigte und das Thermometer auf + 4° R. fiel.

Höchst interessant waren die Beobachtungen der Lichtwirkung in der Tiefe. Außer den S. 556 genannten fünf Fenstern im Kopf des Apparats ist der ganze übrige Raum mit nach 16 Fenstern von je 11 Zoll Durchmesser und 2 Zoll Dicke und zwar aus reinstem Krystallglase, nach oben, nach den Seiten und nach der Tiefe versehen. Die Erhellung des Raums durch die Ober- und Seitenfenster hängt natürlich ebenso von der Reinheit des Wassers wie von der Tiefe der Stellung des Schiffes ab, denn während Bauer bei Kronstadt, wenn die Newa nach Regentagen ihren Ablauf daher trug, nur 6 Fuß tief schon kaum 4 Fuß weit sehen konnte, vermochte er, als er mit seinem schleswig-holsteinischen Seetorpedo in Kieler Hafen lebendig begraben lag in einer Tiefe von 52 Fuß die schechtgedruckte Aufschrift eines Tabakspacketes ganz gut zu lesen.

Ruhige See und klares Wasser vorausgesetzt, wirkt das Sonnenlicht bis in sehr große Tiefen, und wie die oben auf dem Niveau dahersahrenden Schiffe ihren Schatten in die Tiefe werfen und bei hohem Sonnenstande ihr Nahen oft schon in ziemlicher Ferne an ihrem Schatten zu erkennen ist, so begleitet auch die Gegenstände im Wasser ihr Schatten, und Peter Schlemihl würde, um Leidensgefährten in der Schattenlosigkeit zu finden, vergebens in's Meer gesprungen sein. Bauer schreibt mir hierüber: „Allerdings sind auf dem Niveau des Wassers schwimmende Gegenstände, wie Schiffe, Ballen u. s. w., von dem Apparate in der Tiefe beobachtet, nur so weit zu sehen, als diese in das Wasser eintauchen, aber ihr körperliches Abfangen des Lichts ergeugt unter ihnen eine sichtlose Stelle, welche sich, je nach der Höhenstellung der Sonne oder des Mondes oder auch künstlichen Lichtes, in die verticale oder seitliche Tiefe zieht und je nach Größe des Gegenstandes und Schärfe der Beleuchtung von 100 bis 500 Schritt als verfolgbare Stelle zum Führer wird. Ich hatte leider nicht Gelegenheit, die Beobachtung eines in einer Glasglocke versenkten Lichtes soweit auszudehnen, daß diese zu einer Scala verzeichnet werden konnte, und mußte die angestrebten Versuche für submarine optische Signale mit farbigen Laternen zu früh aufgeben."

Dagegen machte Bauer auf einer spätern Fahrt einen anderen Versuch, der ohne Zweifel auch zum ersten Mal da war. Er stellte nämlich durch die neben dem Kiel des Apparats angebrachten Fenster submarine Gegenstands-Beobachtungen an, und dabei zeigte sich, daß das Sonnenlicht das meerige Wasser bei Kronstadt nicht genug durchdringe, um in der Tiefe selbst von 16 bis 18 Fuß liegende Gegenstände zu beleuchten. Um dies dennoch zu ermöglichen, wurde mittelst einer großen Reflexlampe durch ein Fenster der betreffende Gegenstand beleuchtet und durch das nächste Fenster beobachtet. Dies gelang so vortrefflich, daß Bauer sofort an eine photographische Aufnahme von Steinen, Wracks rc. ging. Wenn nun diese auch nicht sogleich gelang, wenn Ungeübtheit in der Handhabung des Instruments, Lichtreflex, Schrägstellen der Fenster und ein geringes Rollen des Schiffes durch die Seebewegung nur ein langgezogenes und verbrauntes Bild zu Wege bringen ließen, so ist doch durch diese Versuche schon 1856 die Ueberzeugung gewonnen, daß man unter dem Meere photographiren kann.

Ein amüsantes Zwischenspiel gewährte die Beobachtung der stummen Bewohner des Meeres, die durch den neuen Gast in ihrem Reiche in große Aufregung versetzt waren. Besonders wenn im Apparate Lichter brannten, kamen die Fische in Schaaren heran und umwängten mit den Köpfen die Fenster, folgten beim Fortbewegen in allen Richtungen, und nur ein Schlag mit dem Hammer an die Eisenwand des Schiffes vertrieb sie, aber dann so rasch, als ob sie mit einem Ruck in die Ferne geschleudert würden. Es liegt nahe, daß auch für den Fischfang das unterseeische Schiff sehr vortheilhaft ausgebeutet werden könnte.

Ueber die Seebewegung in der Tiefe schreibt Bauer: „Soweit ich solche (bei Kronstadt) beobachten konnte, reichte sie nur so tief, als die Wellen über die gewöhnliche Niveauhöhe stiegen, und war deren Höhe stets an dem Manometer abzulesen, daher die Behauptung, daß die Wellen keinen Druck mehr unten äußerten, vollständig widerlegt ist. Unterhalb dieser Bewegung wirken nur Ströme, doch zeigen sich häufig in Folge der Winde und Auffauungen von Wasser Wechselströme, welche in der Tiefe von 6 bis 8 Fuß und bei einer Stauhöhe von 5 Fuß oft bis 3 Fuß Stromschnelle hatten, während der gewöhnliche Strom in der Tiefe seine Richtung beibehielt; daher kreuzen sich wohl an einer Stelle von 20 Fuß Tiefe oft drei Ströme, falls nicht der Hauptstrom eines mündenden Flusses oder hohes Gefälle an Buchtenengen die anderen Strömungen in ihrer Wirkung stört."

Es ist selbstverständlich, daß auch die Akustik in den Kreis der unterseeischen Untersuchungen gezogen wurde. Schon auf dem Grund des Kieler Hafens hatte Bauer die Erfahrung gemacht, daß das Geschrei aus den zahlreichen Booten, die über dem untergegangenen Seeteufel schwammen, bis zu ihm hinunterdrang, wie umgekehrt sein Aufschlagen an die Wand des Apparats oben gehört wurde. Aus den Proben bei Kronstadt ergab sich, daß dieses Anschlagen auf mehr als 500 Schritt weit vernehmbar war. „Ein unter Wasser gelegtes Metallrohr" — schreibt Bauer — „oder ein Schlauch, an beiden Enden auf Kautschukmundstücken gefüttet, pflanzt den Schall fort, und zwar so, daß er ganz gut zu einer submarinen akustischen Telegraphie zu verwenden wäre."

Der demnächstige akustische Versuch Bauer's wird aber immer seine Musik unterm Wasser bleiben. Am 6. Septbr. (25. Aug. alten Styls), dem Krönungstage des Kaisers Alexander II., nahm Bauer außer dem Lieutnant Fedorowitsch und den Matrosen noch vier Trompeter von der 4. Equipage der Flotte (Capitain B. v. Taube) mit an Bord. In dem Augenblicke, wo der erste Kanonenschuß von den Kronstadter Batterien den Beginn der Krönungsfeierlichkeit in Moskau verkündete, senkte sich der Apparat in die Tiefe, die Trompeter stimmten die russische Nationalhymne an, und die Matrosen sangen dazu. — Wenn alles Kühne und Zukunftverheißende, das zum ersten Male geschieht, die Seelen der Theilnehmer tief ergreift, so mußte das wohl auch hier geschehen, wo offenbar zum ersten Mal, sei Menschen leben, Musik und Gesang unter den Wogen des Meeres hervorschallte. Die Festlichkeit im Boote, in Tiefen von 27 bis 40 Fuß, währte von 9 bis 1 Uhr, wo die von der russischen Flotte gegebene große Salve anzeigte, daß die Krönung vollendet sei. Im Apparat klang der Ton der Trompeten nicht schmetternd, sondern äußerst weich, wie entfernt, und

die Trompeter gestanten, daß ihnen die Töne weit leichter in dieser eingeschlossenen Luft gehorchten, als in der freien. Auf dem Niveau aber wurde, wie das Gutachten der Akademie bezeugt, diese unterseeische Musik noch in 145 Schritt Entfernung völlig klar und deutlich vernommen.

Trotz alledem fand die Submarine keinen andern Freund und Bauer keinen andern Beschützer in Rußland, als den Großfürsten Constantin, und nur soweit dessen persönlicher Einfluß reichte, soweit reichte auch die Theilnahme und Anerkennung für Bauer. Die Nationalrussen waren gegen den Deutschen erbittert, die Aristokratie haßte den baierischen Artilleriecorporal, der ein Erfinder sein wollte, die Akademie sah halb neidisch, halb mitleidig auf den Finder, der ein Corporal war. Allen diesen Corporationen mit Einflüssen schien der unserem Bauer beigegebene Lieutenant Feodorowitsch dienstbar zu sein, wie aus mehreren die Wahrheit stark verdrehenden Berichten des Gelehrtenconsils (das den Apparat höchst selten selbst betrat, sondern sich über die Vorgänge im Schiff Mittheilungen machen ließ und daraus erst sein Gutachten zusammenstellte) zu schließen war. Deshalb schlug Bauer ihn lange Zeit von seinen Fahrten aus. Als aber am 2. October (1856) in Anwesenheit einer Fachmänner-Commission von der Marine und dem Genie der erste Versuch mit dem unterseeischen Sprengen eines größern Schiffs stattfinden sollte, mußte jener Lieutenant wieder zugezogen werden. Bauer's Argwohn fand diesmal seine Bestätigung. Wie bisher schon oft, war auch für den vorliegenden Versuch das Mögliche gethan, um ihn unmöglich zu machen. Das zu explodirende Schiff war nämlich, ungefähr 3½ Werst von Kronstadt, an eine — wie Bauer nachher erst erfuhr — so seichte Stelle gebracht, daß der Apparat, um unter dasselbe zu kommen, nothwendig auf den Grund stoßen mußte. Feodorowitsch saß am Steuer. Das Schiff fuhr in inclinirter Stellung auf sein Ziel los. Da saß plötzlich das Hintertheil des Schiffs auf einem Sandbügel des Seegrunds fest und die Schraube war mit Seegras und altem Tauwerk so umwickelt, daß der Apparat, nur noch 40 Fuß von dem zu sprengenden Fahrzeug entfernt, am Grund fest gehalten wurde. Vergeblich war alles Bemühen, sich aus solcher Verstrickung loszureißen. Nach anderthalbstündiger Anstrengung ließ Bauer das Wasser aus den Cylindern pressen und Ballast auswerfen, so daß der Kopf des Seeteufels sich bis an's Niveau hob und noch immer stieg. Kaum aber stand die Luke zur Hälfte über dem Meeresspiegel, so riß Feodorowitsch, ohne ein Wort zu sagen, dieselbe auf, schwang sich hinaus auf den Kopf des Apparats und rettete sich, ohne die Luke wieder zu schließen, auf das den Apparat begleitende Boot der Commission. Bauer und die Matrosen, die noch mit den Anstrengungen des Ballastes beschäftigt waren, sahen sich plötzlich unter der hereinstürzenden Fluth, und da es ihnen unmöglich war, von innen aus die Luke jetzt wieder zu schließen, so blieb ihnen nichts übrig, als nun ebenfalls den Apparat während seines Versinkens eiligst zu verlassen.

Das war Wilhelm Bauer's 134. und letzte unterseeische Fahrt in Rußland gewesen. Das Schiff war zwar schon nach vier Wochen wieder gehoben, und Bauer war indeß zum kaiserlich russischen Submarine-Ingenieur mit Uniform und Gage des Staats ernannt; der Paß gegen ihn und sein Werk konnte aber gerade dadurch nur gesteigert werden. Trotz aller Befehle des Großfürsten ließ die Admiralität das unterseeische Schiff statt nach der Neuhebenbergschen Fabrik, wo die durch die gewaltsame Hebung beschädigten Theile an Steuer, Schraube ꝛc. repairirt werden sollten, am 15. November nach Ochta, 10 Werst von der Fabrik, schaffen und hier an's Land ziehen. Dort wird es noch heute liegen, wenn es nicht, wie schon manches größere kaiserliche Fahrzeug, so ganz nach und nach gestohlen worden ist.

Bauer erhielt zunächst den Auftrag zur Construction einer unterseeischen Corvette zu 24 Kanonen, mit einer Dampfmaschine zu Bewegung über dem Niveau und mit einer Luftkraft zur Bewegung unterm Wasser. Er vollendete das Modell. Schon während dieser Arbeit und noch während der Anwesenheit des Großfürsten drangen das Leben verbitternde und die Thatkraft störende Intriguen von allen feindlichen Seiten auf ihn ein; als aber der Großfürst aus bekannten Anlässen auf Reisen ging und nun die Admiralität Bauer den genossenen Befehl zusandte, den Bau der Corvette — angeblich um ihn, als Gegenstand eines Staatsgeheimnisses, gegen jeden Verrath und jede Nachahmung zu sichern — zu Irkutsk am Baikalsee, also in Sibirien, zu vollenden, zog Bauer es vor, seinen Abschied zu fordern und, nachdem er ihn auf vielmaliges Ansuchen endlich erhalten hatte, im Frühjahr 1858 nach Deutschland zurückzukehren.

So schlossen W. Bauer's unterseeische Arbeiten in Rußland.

Wie die Erprobung der Schiffshebung ist somit auch die der unterseeischen Schiffahrt als gelungen zu bezeichnen. Die am russischen Apparat noch ungenügenden Fortbewegungsweise hat Bauer verbessert. In allem Uebrigen hat der Apparat nur in der Form, den verschiedenen Zwecken gemäß, nicht im Princip Aenderungen erfahren.

Aus dem Brauntaucher oder Tauchschiff ist hervorgegangen für die Industrie die cylinderförmige Tauchercammer und für den Krieg die langgestreckte Corvette zu 24 Kanonen und 74 Mann Besatzung (mit 350 Pferdekraft Dampf, um auf, und der Luftrepulsionstraft, um unter dem Wasser zu fahren) und die Brauntaucher-gondel für einen Mann.

Vor jeder neuen Erfindung ist die erste Frage: was nützt sie? — Den Nutzen der Tauchercammer haben wir in dem betreffenden Artikel ausführlich dargethan; über den der unterseeischen Kriegsfahrzeuge wollen wir Bauer selbst sprechen lassen. „Die Kolosse der Marine" — sagt er — „stehen dem Grabe nahe, aber auch die Eisenpanzerschiffe, wie sie die letzten Jahre gebaut sind und wie sie alle Arsenale Frankreichs und Englands förmlich in Glühöfen verwandelt, werden einst der Hyponautik weichen, die Schöpfungen derselben müssen den Todeskampf der See-Gigamen der letzten Jahrhunderte herbeiführen. Die Meerbewohner von der Riesenpolype bis zum Seehund herunter werden dem nächsten Jahrtausend die Modelle stellen, um die ewige Harmonie des geistigen Umschwungs um die Achse Natur zu vervollständigen. Monitors und Merrimaes sind nur die Schleppenträger des großen Katafalks der alten Marine. Mögen Tausende lachen ob dieser Behauptung — sind doch alle Vorläufer und Bahnbrecher großer Umwälzungen altgewohnter und sieggekrönter menschlicher Einrichtungen von je verlacht worden, ja sie mußten sich glücklich preisen, wenn es beim Verlachen blieb.

Allerdings ist mir klar geworden, daß, ehe die Regierungen Europa's zu unterseeischen Flotten gelangen können, sich erst die Industrie der Submarine angenommen haben muß, daß man namentlich gewagt haben muß, neben der Tauchercammer für industrielle Arbeiten, Schiffbeben, Perlenfischen, Bauten, Naturforschung ꝛc., auch Passagierschiffe für unterseeische Fahrt nach dem Muster der unterseeischen Corvette zu erbauen, weil diese den Vortheil gewähren, die friedliche See mit Dampfkraft in bedeutender Schnelligkeit zu durchschneiden, herantobenden Stürmen aber unter die Wellentiefe auszuweichen und sich entweder schwebend in beliebiger Tiefe zu erhalten, bis der Sturm ausgetobt hat, oder auch unterm Wasser mit der Kraft comprimirter Luft die Reise fortzusetzen. Auch die Größe solcher Schiffe ist der Wahl überlassen, die sich nur dem Bedürfniß zu unterwerfen braucht; nachdem ich so viele Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, wie ruhig und sicher die Handhabung dieser Apparate in einer commandirenden See concentrirt ist, konnte ich in der Construction derselben von dem Brautaucher aus zur Gondel hinab- wie zur Corvette hinaufsteigen, ohne in der Anwendung des Princips auf ein Hemmniß zu stoßen."

Möge, nachdem W. Bauer das Seine gethan, um Vertrauen in seine Erfindungen auch im Vaterlande zu verdienen, endlich Deutschland es sein, dem er sie ganz widmen kann! Möge der Bau der ersten deutschen Tauchercammer nun nicht lange auf sich warten lassen!

Blätter und Blüthen.

Ein noch ungedrucktes Schriftstück von Ludwig Börne. Gewiß sind wenige schriftstellerische Erstlingsversuche mit so begeistertem Enthusiasmus, namentlich von der Jugend, aufgenommen worden, als die von Ludwig Börne. Die originell ansprechende Form, in welcher der für Wahrheit und Recht glühend begeisterte junge Mann seine sittlich ernsten Gedanken und Ideen darzustellen verstand, übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle Gemüther, während er sich später durch seine verbitterte Stimmung manche Herzen entfremdete. Sicher wird es den Lesern dieser Blätter von Interesse sein, ein Schriftstück des reich begabten Mannes aus seiner frischesten Blüthenzeit mitgetheilt zu erhalten, welches bis jetzt

noch nirgends in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Er ist eine im Oct. 1808 verfaßte Zuschrift an eine höhere sittliche Zwecke verfolgende und die Veredlung der Menschheit anstrebende Gesellschaft in Frankfurt, in welche Börne durch dieses Schriftstück Aufnahme suchte und fand. Sie lautet also:

„Ich habe betrachtet die Geschichte unserer Tage und Folgendes gesehen. Alte Formen, ob zwar festgegründet und gehärtet durch die Dauer vieler Jahrhunderte, wurden zersplittert von einem allmächtigen Geiste der Zerstörung. Das gegenwärtige Geschlecht verspottet Regeln und Weisen, die heilig und unverbrüchlich waren den Voreltern. Die Stürme der Zeit haben Grenzsteine weggeschleudert, die seit lange das Eigenthum der Menschheit geschieden; die herrenlosen Glücksgüter wurden von neuem vertheilt und wurden den Stärksten zu Theil, hülflos aber blieb Jeder, der Hülfe von Anderen erwartete. Unsere Hoffnungen und Aengste, vorher wohlthätig eingeengt durch Gewohnheit und Gesetz, schweiften nun in's Unendliche, nachdem jene Schranken nicht mehr waren, denn man sah, daß Bettler, wie sonst nach Almosen, jetzt nach Kronen die knöcherne Hand ausstreckten und sie nicht leer zurückzogen. Man sah, daß stolze Scepter sich zur Erde senkten, um als Wanderstäbe entthronte Könige durch das Land zu führen. Man sah die Thränen derer, denen der Krieg den Gatten, den Vater und jede Lebensfreude raubte, und die im Schooße des Glücks erzogen nach Brod schmachten.

Zu solcher Zeit nun, wo die Selbstsucht fesselfrei umhergeht, und kein Besitz so gerecht ist, daß er uns sichere vor dem Verluste des Guts, wem drängt sich da nicht der Gedanke schmerzlich auf, daß der Glaube an Tugend und Edelmuth durch jene egoistischen Kämpfe selbst bei den Bessern geschwächt werden müsse? Ja, wer ist stark genug sagen zu können, er werde zu jeder Zeit das eigene Herz vor dem Untergange bewahren?

Aus diesen Gründen habe ich längst gewünscht mich mit denen zu verbinden, die, gleiche Gesinnungen mit mir hegend, sich angelegen sein ließen das Wohl der Menschheit zu befördern und sich und Andere vor dem feindlichen Einfluß zu bewahren, den eine stürmische Zeit auf jene Wohlfahrt haben kann.

Ich kenne zwar factisch die Zwecke der Gesellschaft nicht näher; allein in der Voraussetzung, daß sie nur edle Zwecke habe, bin ich überzeugt, daß von dem Umfange ihrer Thätigkeit kein Gegenstand ausgeschlossen ist, der als ein guter und edler möglicher Weise nur erstrebt werden könnte. Ich habe daher einem Freunde meinen Wunsch eröffnet, Mitglied zu werden, und nach dessen Anweisung wage ich es, verehrungswürdige Gesellschaft, schriftlich um meine Aufnahme zu bitten.

Wenn Sie mich würdigen sollten, mir meine Bitte zu gewähren, so verspreche ich getreu und mit Ernst alle die Pflichten zu erfüllen, die mir die Gesellschaft auflegen wird, in der Gewißheit, daß es nur solche sind, denen kein edler und verständiger Mann seinen Beifall versagen könnte.

Ich verbinde mich insbesondere zur unverbrüchlichen Freundschaft gegen alle Mitglieder der Gesellschaft; ich will zur Verbreitung solcher Grundsätze mitwirken, die, wenn sie angewendet werden, den Menschen zum wahren Glücke führen; ich will mich zur Beförderung solcher öffentlichen Anstalten, durch die das Elend der Mitmenschen vermindert wird, nach meinem Vermögen und nach der Anweisung der Gesellschaft gerne gebrauchen lassen. Ich will endlich die Wittwen und Waisen meiner Freunde in soweit für die meinigen ansehen, daß ich zur Unterstützung der Erstern und zur Erziehung der Letztern nach meinen Kräften gerne beitragen werde.

Ueber dies Alles gebe ich hiermit schriftlich mein Ehrenwort, und sollte ich einer der auf mich genommenen Verbindlichkeiten durch meine Schuld nicht entsprechen, so bin ich's zufrieden, daß Sie von dieser meiner Handschrift zu meiner Beschämung Gebrauch machen.

Gezeichnet: Ludwig Baruch."

Schließlich theilen wir noch als höchst charakteristisch die originellen Antworten Börne's auf einige ihm von dem Vorstande jener Gesellschaft vorgelegte Fragen mit.

Was ist der Mensch sich selbst schuldig?

„Gerechtigkeit; denn Gerechtigkeit ist Gesundheit; Krankheit ist Zwietracht — ein jeder liebe sich selbst."

Was ist der Mensch seinem Nebenmenschen schuldig?

„Was sich selbst."

Was seinem Vaterlande?

„Treue und Dankbarkeit; denn ihm dankt er seine Unsterblichkeit."

Ein paar Züge vom Fürsten Lichnowsky. Prof. Vischer erzählt in seinen unlängst erschienenen „kritischen Gängen" seine letzte Begegnung mit dem Fürsten Lichnowsky, ganz kurz vor des Letztern gewaltsamem Tode. Dies brachte dem Einsender dieses ein paar andere charakteristische Anekdoten von Lichnowsky in's Gedächtniß, die er theils selbst erlebt, theils aus erster Quelle erfahren hat; die eine fällt auch in die allerletzten Tage vor dem blutigen 18. September. Es galt die Abstimmung über irgend eine brennende, die Parteien besonders scharf spaltende Frage. Der Versuch mit Aufstehen und Sitzenbleiben war zweifelhaft; man griff zu dem in solchen Fällen üblichen nächsten Mittel, um das Resultat zu constatiren. Die Schriftführer gingen durch die Reihen der Stehenden und Sitzenden und schrieben die Zahl Beider genau auf. Dabei war es herkömmlich, daß die ihrer Parteifarbe nach der Rechten näherstehenden Schriftführer diese Zählung auf der Linken, die mehr nach links neigenden solche auf der Rechten vornahmen, um möglichste Unparteilichkeit zu bewahren. Einsender, der auch Mitglied des Bureaus war, übrigens dem linken Centrum angehörte, begab sich zu der äußersten Richtung, um das fragliche Geschäft zu vollziehen. Da kam ihm lebhaft erregt und heftig gesticulirend, wie dies seine Art war, Fürst Lichnowsky entgegen und rief mit gewohnter Ungenirtheit ganz laut, indem er nach der Linken hinüberdeutete, wo diesmal ausnahmsweise ein der Linken selbst zugehöriger Schriftführer die Abstimmung notirte, er wolle doch ein Bischen controliren, damit Alles mit rechten Dingen zugehe. Da diese Worte, obgleich an Niemand gerichtet, doch so laut gesprochen wurden, daß die darin liegende verletzende Bemerkung fast absichtlich öffentlich hingeworfen schien, so rief ich dem Fürsten zu: „Sie haben kein Recht die Unparteilichkeit eines Bureaumitgliedes zu verdächtigen!" Er wollte sich gegen mich entschuldigen, indem er sagte: „Ah, Sie habe ich ja nicht gemeint, wider Sie habe ich Nichts!" Ich entgegnete ihm aber ernst: „Gleichviel, alle Schriftführer sind Beamte der Nationalversammlung und von ihr gewählt, Sie dürfen keinem davon eine Pflichtwidrigkeit zutrauen," worauf der Fürst zwar noch etwas gegenredete, aber doch seinen Vorsatz auf- und sich auf seinen Platz zurückbegab.

Höchst vergnügt sah ich früher einmal den Fürsten Lichnowsky, als bei einer ungewöhnlich stürmischen Sitzung die lärmenden und trotz mehrmaliger Mahnung des Präsidenten Gagern nicht zum Schweigen zu bringenden Gallerien auf dessen Befehl geräumt wurden. Da bei diesem Geschäfte, um ernstere Collisionen zu vermeiden, einige Schriftführer nebst dem Präsidenten selbst halfen, so mochte der Fürst diese für ihm Gleichgesinnte ansehen; er gab daher in meiner Gegenwart unverhohlen seine Befriedigung darüber kund, daß man nun ohne Zuhörer berathen könne, und weil die Zeit schon vorgerückt war, erklärte er, sofort einige Körbe mit Butterbrod und Fleisch aus dem Englischen Hof holen lassen zu wollen, damit die Versammlung die heiklige Frage, an der sie eben war, in geheimer Sitzung sogleich durchberathen und erledigen könne. Diese Freude ward ihm jedoch zu Wasser, da die Versammlung, zur Wahrung des Princips der Oeffentlichkeit, nach Erledigung des einmal in der Abstimmung begriffenen Punktes die Vertagung beschloß. — Wieder bei einer anderen Gelegenheit, wo Lichnowsky auf die Tribüne eilte, um eine seiner gewohnten glänzenden Improvisationen in einer Parteifrage zu halten, rief er einem ihm persönlich befreundeten Mitgliede des linken Centrums im Vorüberstreifen an dessen Sitz halb leise zu: „Halten Sie mir den Daumen, daß ich eine gute Rede zuwegebringe!" — „Den T— werde ich!" antwortete Jener, „Sie sprechen ja gegen uns!" — „Bah, das ist Alles Eins!" erwiderte lachend der Fürst und schritt spoecultirrend die Stufen zur Tribüne hinauf. — Uebrigens verschönert Vischer den Fürsten Lichnowsky, wenn er ihm einen „edlen Gesichtsschnitt" und „ein fast griechisches Profil" beilegt. Der Fürst hatte eigentlich wenig distinguirte, fast plumpe Züge, die nur durch ein blitzendes, aber auch mehr entschlossen und fast keck, als gerade geistreich blickendes Auge und durch ein vornehmes Air, — nicht von jener ruhigen Vornehmheit, welche imponirt, sondern von der herausfordernden und verletzenden Art, — etwas Auffallendes, Hervorstechendes erhielten.

Das Körnerfest betreffend, haben wir auf mehrfache Anfragen und Anliegen zu antworten, daß die „Gartenlaube" eine Schilderung jenes Festes nicht bringen kann. Die Tageszeitungen haben alles Mittheilenswerthe längst in solcher Fülle gebracht, daß eine Wochenschrift den Raum dafür sparen kann, und die Gartenlaube um so mehr, als gerade sie Körner und seine Zeit zu feiern durchaus nicht vergessen hat. — Wäre nur auch in Mecklenburg, dem Schauplatze der großen nationalen Feierlichkeit, dieselbe überall mit ebenso warmem Vaterlandsgefühl und würdigem Geist begangen worden! Leider ist dies nicht der Fall gewesen, leider hat es der bekannte herrschende Geist der Geistlichkeit jenes Landes nicht zu verwinden vermocht, eine so einfache, edle, zeitgemäße, ja zeitgebotene Huldigung am Grabe eines einst hochbegabten Jünglings, der all sein Liebstes auf Erden für die höchste Idee seines Lebens hochherzig opferte, ganz unbefleckt vorüber gehen zu lassen. Der Vorstand des Gymnasium Fridericianum zu Schwerin, der Hauptstadt des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, hat seinen Schülern die Betheiligung an jenem öffentlichen Feste untersagt, „wegen der in jener Feier liegenden allzugroßen Freisinnigkeit" — und „damit nicht auch schon die jugendlichen (NB. großherzoglich mecklenburgischen) Gemüther von jenem Freiheitsschwindel erfaßt würden." — Damit nicht genug, begründete Einer dieser Weisen des mecklenburgischen Klerus die Anordnung des Vorstandes noch mit dem Ausspruch: „Theodor Körner sei ein recht braver Mann gewesen. Wenn man aber jedes braven Mannes wegen nach Ludwigslust reisen wolle, so könne man es 365 Mal im Jahr thun." Wer nun weiß, daß Ludwigslust ein Hauptsitz der Orthodoxen des Landes ist, der wird auch die tiefe Bescheidenheit begreifen, welche in dieser Anschauung des Körnerfestes liegt.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Leipzig, im September 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Echte.

Eine Geschichte aus dem alten Lande.

Von Ernst Willkomm.

(Schluß.)

8.

So war der Voigt, begleitet von den zwei Ruderknechten des Alteren Krahn, welche zugleich mit ihrem Herrn und Heinz Ossen den Ewer nach Hamburg gesteuert hatten. In großer Bestürzung waren sie vor Kurzem allein zurückgekehrt, um die Verhaftung ihres Herrn, den sie nicht einmal sprechen durften, daheim zu melden und ihrer Obrigkeit davon Anzeige zu machen.

Der Voigt, ein guter Schütze, pflegte nie ohne Vogelflinte auszugehen. Er knallte oft blos zum Vergnügen unter einen Schwarm Spatzen oder lärmende Staare, die er überhaupt nicht leiden mochte, weil er in den naschhaften Vögeln die gefährlichsten Feinde aller Obstsorten erblickte. Einen solchen „Prellschuß", wie er sich ausdrückte, hatte er auch jetzt gethan, ohne zu fragen, was Andere davon denken möchten.

Capitain Krahn kannte den Mann, der gern sehr kurz angebunden war und sich in seiner obrigkeitlichen Stellung für völlig unantastbar hielt. Die Meldung der Krahn'schen Knechte hatte ihn erbittert, denn daß Ohllänter Eingesessene, Männer von Gewicht und von unbescholtenem Rufe, durch fremde Häscher in's Gefängniß geworfen werden können, dünkte ihm unmöglich. Er hielt eine solche Gewaltthat für ein schweres Verbrechen, für einen frevelhaften Eingriff in die Gerechtsame und Freiheiten seiner geliebten Heimath, und hätte am liebsten gleich das ganze alte Land aufgeboten, um den Hamburg zu ziehen und die Eingekerkerten, die in seinen Augen natürlich unschuldig sein mußten, nöthigenfalls gewaltsam zu befreien.

Moritz Krahn ward von dieser neuen unangenehmen Mittheilung sehr beunruhigt und wollte noch in der Nacht nach Hamburg aufbrechen.

„Was ist die Ursache ihrer Verhaftung?" wandte er sich fragend an die ängstlich gewordenen Knechte.

„Es heißt, man habe sie bei verbotenem Spiele betroffen," versetzte der eine.

„Beim Spiele!" wiederholte der Capitain nachdenklich. „Das ist wenigstens glaublich, denn der Vater kann keine Karte liegen sehen, ohne sogleich mit harten Thalern zu klappern."

Dorchen mit ihrer Mutter kam jetzt ebenfalls herbei, um zu hören, was der aufgebrachte und sehr laut sprechende Voigt anzuordnen für gut finden würde.

„Alles einerlei!" sagte dieser. „Haben sich unsere Landsleute vergangen, so ist's jedenfalls unwillkürlich geschehen. Wer von uns kann alle hamburgischen Verordnungen kennen! Man steckt aber ehrenwerthe Männer nicht gleich in's Loch, wenn sie etwas Verbotenes gethan haben. Dergleichen läßt sich mit Erlegung einer Geldbuße abmachen. Aber vermuthlich haben die Fremde Alles verspielt und sitzen nun fest. Darum auf, alle Mann! Steckt Geld ein und geizt nicht! Ihr werdet dann sehen, wie geschwind die gestrengen Hamburger freundlich werden und die Gefangenen freigeben."

Dieser Vorschlag gefiel dem Capitain, und er würde sofort dem drängenden Voigte gefolgt sein, hätte er sich jetzt nicht der Blinden wieder erinnert, die noch immer allein im Zimmer saß, um die Rückkehr des Hausherrn zu erwarten.

„Die Fremde!" sagte er, der Hausfrau zuwinkend. „Nun Ossen nicht kommt, muß sie fort! Ich werde selbst mit ihr reden!"

„Es bedarf keines Wortes," sprach die Blinde dicht hinter ihm. Sie stand an dem mehrmals erwähnten kleinen Fenster und hatte, wie sich sogleich ergab, die ganze Unterredung mit angehört. „Wenn Ossen im Gefängnisse sitzt, ist es meine Pflicht, ihn daselbst aufzusuchen. Ein Wort von mir macht ihn eher frei, als Euer Gott! Und ich werde es sprechen, wenn er mich erhört und meinen Willen thut!"

Sie war aus dem Zimmer getreten und ging jetzt, ohne sich des Stabes zu bedienen, mit festem Schritt über die Diele, um sich nach dem hinteren Theile des Hauses zu wenden, von wo sie die Stimme Dorchens gehört hatte. Alle ihre Bewegungen waren sicher, wie die einer mit scharfen Augen begabten Person.

„Diese Stimme muß ich kennen!" sprach der Voigt, der Umherkannen, die wie eine dunkle Erscheinung aufgetaucht war, mit den Augen folgend. „Aber ist das Weib?"

„Wir Alle haben es nie zuvor gesehen," versetzte Capitain Krahn. „Ihr kennen hat aber jedenfalls eine eigene Bewandtniß, und ich fürchte, keine erfreuliche."

Inzwischen war die Blinde zu Dorchen vorgedrungen, deren Haut sie jetzt ungeachtet des Sträubens derselben ergriff und fest in der Hand hielt.

„Ich weiß es, Du bist Bram," sprach sie mit bewegter Stimme. „Ich werde Dich segnen, wenn Dein Vater zuvor in sich geht und früh begangenes Unrecht wieder gut macht."

„Das ist Hanna Moll, so wahr ich lebe!" rief der Voigt und legte, rasch hinzutretend, seine Hand auf die Schulter der Blinden. „Lebst Du noch? Und von wannen kommst Du?"

Die Fremde horchte auf und kehrte ihr bekümmertes Gesicht dem Sprechenden zu.

„Du bist der Voigt," versetzte sie. „Ich erkannte Dich beim ersten Worte. Ja, es ist Hanna Moll, die vor Dir steht! Dieselbe Hanna, die Du verreichen hattest, als Osten mich gewaltsam der Ehre beraubte, durch die er sich mir für Zeit und Ewigkeit verlobt hatte!"

Dorotheens Mutter stieß einen tiefen Seufzer aus und verbarg weinend ihr Antlitz, indem sie sich auf die Schultern der zugenähten Tochter lehnte.

„Dann bist Du es, die Osten beraubte!" rief, von einer plötzlichen Ahnung durchdrungen, der Capitain, und riß die Binde mit Heftigkeit an sich. „Nur eine Person, welche mit allen Verhältnissen des Hauses genau bekannt ist, konnte ungestört einen so frechen Diebstahl begehen! Voigt, thu' Deine Pflicht! Im Namen des Königs fordere ich Dich auf: verhafte dies Weib!"

Der Voigt ließ die Binde von den Knochen in die Mitte nehmen, winkte diesen aber, daß sie glimpflich mit ihr verfahren möchten.

„Lasse mich fesseln, wenn Du willst," sprach Hanna vollkommen ruhig; „Du wirst mich freigeben, sobald ich mit Osten gesprochen habe. Ihn schaffe zur Stelle, oder triff Anstalt, daß ich möglichst schnell zu ihm gebracht werde!"

„Das soll geschehen," versetzte der Voigt. „Vorwärts, Männer, zum Strande mit vielen Alles zur Abfahrt! In einer Stunde müssen wir segeln."

9.

Es war eine stille, milde Herbstnacht. Ueber dem breiten Strombett der Elbe lag eine weißliche Nebelschicht, über welche die hohen Masten der größeren Seeschiffe in die helle Luft emporragten. In der kleinen Cajüte der Smak saß Hanna Moll mit fest geschlossenen Augen. Sie hatte sich geweigert, dem Voigte weiter Rede zu stehen, indem sie immer wieder darauf zurückkam, daß sie Osten sprechen müsse.

Capitain Krahn, welcher das Steuer des Küstenfahrzeuges führte, erkundigte sich nach Hanna Moll's Vergangenheit, da die vernommenen Aeußerungen voraussetzen ließen, daß der Voigt wenigstens zum Theil mit den Lebensverhältnissen der Binden bekannt sein müsse. Dieser schien anfangs zum Sprechen nicht sehr aufgelegt zu sein. Da aber Moritz Krahn immer dringender wurde, brach er doch endlich das Schweigen und theilte ihm Folgendes mit:

„Heinz Osten und ich, wir waren schon als Knaben mit einander befreundet, hielten immer zusammen und theilten Leid und Freud' als getreue Cameraden. Das blieb auch so, als wir die Schule verlassen hatten und in's thätige Leben übertraten. Es verging kein Sonntag, den wir nicht zusammen verlebten, oft genug in gar lustiger Weise, die nicht immer die Billigung unserer Eltern fand. Bei diesen sonntäglichen Vergnügungen lernten wir Hanna Moll kennen. Sie war ein ungewöhnlich hübsches Mädchen, leicht und frei in ihren Bewegungen, heiter, aufgeweckt, dabei fleißig und zu jeder Arbeit erbötig. Leider besaß sie aber gar kein Vermögen! Nur was sie durch rastlose Thätigkeit erwarb, war ihr Eigenthum.

Osten, der gleich bei der ersten Begegnung Wohlgefallen an Hanna fand, machte ihr bald darauf Verschläge welche das hübsche Mädchen nicht von sich wies. Sie sollte zu ihm ziehen als Dienerin; später, wenn sie sich erst eingerichtet habe, werde sich in seinem Hause bald eine bessere Stellung für sie finden.

Hanna verstand diese Andeutungen und ging ohne Bedenken auf den Vorschlag des jungen Baumhofbesitzers ein, von dessen Eltern nur der Vater noch lebte. Dieser war ein strenger, sogar ein harter Mann, der auf geringere Leute verächtlich herabsah und mit Dienstleuten nur sprach, wenn er es mußte. Gegen den Eintritt Hanna's als Magd in den Hof des Sohnes — denn diesem gehörte bereits das Gewese — hatte er nichts zu erinnern. Die Freundlichkeit Hanna's, ihr flinkes Wesen, ihr heiterer Sinn und ihre großen hellen Augen gefielen auch ihm, und er hatte das junge Mädchen gern um sich. Bald aber gewahrte er, daß sein Sohn Hanna anzüchtige und war in bedenklicher Weise. Da ergrimmte der Alte. Er seine Heinz zur Rede, verbot ihm jeden Umgang mit der jungen Magd und verlangte, er solle Hanna den Dienst aufkündigen.

Heinz stellte sich willfährig, traf aber keine Aenderung. Hanna Moll blieb, und als der Alte unter Drohungen ein zweites Mal seine Forderung wiederholte, gestand ihm der Sohn, er könne nicht daraus eingehen; Hanna sei seine Getiebte, seine Braut; vor wenigen Tagen erst habe er ihr die Ehe gegeben!

Es ging bös her in Osten's Baumhose nach Ablegung dieses Bekenntnisses. Heinz selbst verlebte wahre Höllentage, und Hanna sah sich sogar Mißhandlungen ausgesetzt, wenn sie zufällig dem erbitterten Vater ihres Verlobten begegnete. Sie ließ sich jedoch nicht einschüchtern; denn Heinz hatte ihr Schutz zugesichert und feierlich gelobt, daß er nie von ihr lassen werde. Allein es kam dennoch anders! Der stolze Alte wußte es so einzurichten, daß sein Sohn in Hanna's Treue Zweifel setzen konnte. Er ward eifersüchtig, mißtrauisch, heftig, zuletzt hart, und da es Hanna nicht gelang, sich vollkommen in den Augen des Verlobten zu reinigen, so verlangte dieser in einer Stunde der heftigsten Aufregung die Ehre zurück, indem er zugleich mit Hand und Mund dem Vater gelobte, er sei bereit, der reichen Erbin die Hand zu reichen, die ihm dieser vorgeschlagen und als passende Braut empfohlen habe.

Hanna berief sich auf ihr Recht und mit seiner Drohung. Die ihr gemachten Vorwürfe mit Anschuldigungen nahme sie elende Verleumdungen, erkennen von ihren Feinden, um sie zu verderben. Sie erklärte nunmehrden, daß sie niemals ihre Rechte auf Heinz Osten aufgeben werde! Im Besitz der Ehre dürfte mit konnte sie dies mit Fug und Recht thun, da ohne förmliche Rücksage derselben ein neues Verlöbniß nicht stattfinden konnte.

Zu wiederholten Malen versuchten die nächsten Verwandten der Osten'schen Familie das harmlose Mädchen andern Sinnes zu machen. Vergebens! Osten selbst erbot sich zur Erlegung einer beträchtlichen Abfindungssumme, wenn Hanna nur sofort die Ehre herausgebe, allen Ansprüchen auf Heinz entsage und sofort auf Nimmerwiedersehen das Land verlasse.

Auch diese Verschläge wies das eigensinnige Mädchen von der Hand, mit es war voraussehen, daß aller Friede von Osten's Hofe weichen werde, wenn es nicht gelinge, die Starrsinnige mit List oder Gewalt zu entfernen.

Zunächst griff man zur List, wozu ich selbst, im guten Glauben, dem Jugendfreunde einen Dienst zu leisten, die Hand bot. Heinz gab sich den Anschein, als wie ihm sein bisheriges Betragen, und als sei er Willens, sich mit Hanna wieder auszusöhnen. Er tat sie zu einer Ausfahrt nach Stade ein. Das Mädchen vertraute sich arglos dem Verlobten an. Geschmückt mit der von ihm erhaltenen Ehre bestieg sie den segelfertigen Ewer, den ich mit zwei zuverlässigen Knechten führte. Wir verlebten einen lustigen Tag in Stade, gingen Abends wieder an Bord und steuerten stromaufwärts. Als es dunkelte, entfernten wir uns absichtlich weit vom Lande, was Hanna in den Armen ihres Verlobten nicht gewahrte. Ein Schiff, das nach England segelte, und mit dessen Capitain wir uns im Voraus schon verständigt hatten, begegnete uns in dem Augenblicke, als der Ewer auf einer sehr seichten Stelle hart am tiefen Fahrwasser auf den Sand lief und nicht wieder flott gemacht werden konnte. Das Schiff ward angerufen, ein Boot von diesem ausgesetzt und zu Hülfe geschickt. In der Verwirrung trat Hanna in das rettende Fahrzeug, strauchelte und fiel, im Fallen aber blieb die Ehre in meiner Hand. Hanna rief angstvoll nach Heinz, der zu folgen versprach, während unter schnellen Ruderschlägen das Boot schon bei dem Engländer anlegte. Die arme Verlobte rief noch den geliebten Namen, als schon des Schiffes Segel sich blähten, und wir den fort gewordenen Ewer mit Mühe wieder in's Fahrwasser brachten. Drei Monate später erfuhren wir, daß Hanna sich nach uns nach bernhigt habe, sehr still geworden und auf englischem Boden glücklich angekommen sei. Heinz verlebte sich bald darauf mit seiner jetzigen Frau. Anfangs war er sehr rüster gestimmt. Er mochte wohl fürchten, die Geängstete möchte wiederkommen und durch ihr Erscheinen sein häusliches Glück stören. Das geschah aber nicht. Hanna Moll war mit blieb verschollen, und wir Alle glaubten, sie möge in England vornehmer geworden sein oder daselbst sich durch ihre Vorzüge Freunde erworben und, wie so manches junge Mädchen des Auslandes, ihr Glück gemacht haben . . ."

Moritz Krahn fand als streng gewissenhafter Mann an dieser Mittheilung des Voigtes wenig Gefallen. Er zürnte Osten des Frevels wegen, den er, wenn auch mehr durch die Aufstachelung Anderer, als durch eigene Schuld, an einem schuldlosen Mädchen begangen habe, und erblickte in diesem Frevel den Quell des Uebels,

das jetzt der Familie Osten anhaftete und sich von dieser auch auf ihn zu übertragen begann.

„Osten muß Hanna um Verzeihung bitten und das Unrecht, das er ihr zugefügt, soweit es möglich ist, dadurch gut zu machen suchen, daß er sich der Unglücklichen annimmt und ihr eine sorgenlose Existenz sichert," sprach er, als der Voigt schwieg. „In seinem Sinne werde ich mich für das arme Geschöpf verwenden."

„Steuerborb! Laßt abfallen!" rief in demselben Moment der Voigt den Knechten zu und ersaßte mit kräftiger Hand selbst die Steuerpinne; denn gerade vor durch den zerfließenden Nebel strich, die rothbraunen Segel wie die Flügel eines Raubvogels am Schaft seines Masses ausspannend, ein Ewerschiff und drohte mit der Smak zusammen zu rennen. Der kräftige Handdruck des Beiden, den Capitain Krahn sogleich unterstützte, als er, sich wendend, die Gefahr erblickte, verhinderte zwar einen vollen Zusammenstoß beider Fahrzeuge, ein Streifen aber war nicht zu vermeiden. Dabei brach die eine Segelstange des Ewers und warf gegen den Mast der Smak geschleudert, in dessen Tauwerk sie sich verwickelte.

Wie immer bei solchen Unfällen entstand sogleich an Bord beider Fahrzeuge ein starker Lärm, und heftiger hinüber rief man sich harte Worte zu. Dabei erkannte man sich an den Stimmen.

„Du bist es, Vater?" sprach der Capitain, das Steuer wieder mit fester Hand regierend. „Seid ihr Alle wieder auf freien Füßen?"

„Alle, Moritz!" klang es zurück vom Bord des Ewers. „Leg' um und laß' uns heimkehren! Es hat sich wunderbar gefügt, daß der im Spiel gewonnene Jakobsthaler zur Ermittelung des Diebes und dieser wieder zur Sühne alles Unrechts führe, über das Alle, die davon wußten im alten Lande, längst schon Gras gewachsen glaubten."

Capitain Krahn besahl den Knechten, die Segel der Smak zu wenden; dann steuerte er Backbord, um das Fahrzeug genügend von dem Ewerschiffe zu entfernen, und geräuschlos stromaufwärts segelten beide Fahrzeuge der Heimath wieder zu, die sie vor der Morgendämmerung glücklich erreichten.

10.

Am Nachmittage desselben Tages war im Baumhofe Osten's eine zahlreiche Gesellschaft um den Tisch des vornehmen Zimmers versammelt, und es herrschte die ungebundenste Fröhlichkeit. In der Mitte des großen Tisches stel Dorthen durch den farbigen Glanz ihrer reichen und festdaren Kleidung und das Glück, das sein ihr lieblichez Antlitz verklärte, Jedem in die Augen, und sog auch in der That die Blicke Aller auf sich. Neben ihr saß der Capitain Moritz Krahn, der vor wenigen Stunden seiner Braut zum zweiten Male die „Ehre" überreicht hatte. Dieser fehlte nicht der wackre Jakobsthaler, dem der Fluch, er sei entwederens Gut, nicht mehr anklebte.

Gegenüber dem glücklichen Brautpaare saßen wir den Baumhofesbesitzer Heinz Osten zwischen seiner Frau und der blinden Hanna Moll. Letztere trägt die dunkle Kleidung, welche im alten Lande die Wittwen anlegen. Außer den silbernen Knöpfen an den Handgelenken der weiten Aermel gewahrt man keinen blinkenden Schmuck an der gealterten Frau. Dagegen schlingt sich um den Hals der Mutter Dorthens eine Schnur großer, unregelmäßig geformter Bernsteinstücke, und um die Taille eine mehrere Ellen lange silberne Kette, welche der aus Hamburg anwesende Goldarbeiter auf einige hundert Thaler nur an Silberwerth taxirt.

Zur Linken Hanna Moll's und neben den Brüdern der Braut saß, wohl gefleidet, ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren, in dem wir denselben Heinz wieder erkennen, welcher vor Jahr und Tag von der blinden Frau in den Baumhof geschickt wurde, damit er ihr ein genau beschriebenes Kästchen hole, mit dem wir ihn später auch wirklich zurückkehren sahen.

Osten ist still, aber heiter. Sein helles Auge sagt's Jedem, daß sein Gebeimniß mehr seine Seele belastet. Ist es ihm doch gelungen, durch ein sonderbares Zusammentreffen verschiedener Umstände eine unüberlegte Handlung vergangener Tage zu sühnen, insofern es Sterblichen überhaupt gestattet ist, begangenes Unrecht wieder gut zu machen.

Ein Gespräch unter vier Augen mit seiner treuen Hausfrau hat dieser die ganze Vergangenheit Osten's enthüllt, die ihr bis dahin ein sorgsam bewahrtes Geheimniß gewesen war. An Schlusse dieser lange dauernden Unterredung ließ Heinz Osten Hanna Moll und deren Sohn Heinz eintreten.

„Denke, es sei eine ältere Schwester, die jerne von uns im Auslande gelebt hat," sprach er. „Sie liebe mich aufrichtig und leidenschaftlicher, als ich glaubte. Aus Liebe zu mir ist sie unglücklich gewesen lange Jahre, bis Noth und Elend sie ihres Angenlichtes beraubte in die Heimath zurück trieb. Sie sog Erkundigungen über mich ein und verstuchte sich mir zu nähern. Es gelang aber nicht, weil sie unseren Frieden hätte stören müssen, wenn sie sich mir zu erkennen gab. Da beschloß sie, mir im Geheim einen empfindlichen Schlag beizubringen. Das Gerücht, unser ältester Sohn werde sich bald verheirathen, trieb sie an, die einst ihr überreiche Ehre uns heimlich zu entwenden. Nur diese Ehre, die sie für ihr rechtmäßiges Eigenthum hielt, suchte sie. Weit aber der übrige Schmuck in demselben Kästchen mit den alten Silberthalern lag, war sie gezwungen auch diesen und mit zu entführen. Hanna setzte nämlich voraus, ich würde mich in dem Augenblicke, wo ich den an mir begangenen Raub entdeckte, sogleich ihrer erinnern, nach ihrem Schiffsale mich erkundigen und sie aufsuchen. Denn daß ich die entwendete Ehre wieder zu erhalten mich bestreben und selbst schwere Geldopfer dafür bringen werde, setzte sie voraus. Im Besitz unseres Schatzes begab sich Hanna mit Heinz, den wir von heute an als unsern Sohn betrachten wollen, nach Hamburg, um dort das Kommende in stillster Zurückgezogenheit abzuwarten. Das Gerücht von der baldigen Verlobung unseres ältesten Sohnes bestätigte sich aber nicht, und der Raub blieb unentdeckt. Da warfen Angst und Sorge die Unbemittelte auf's Krankenlager, und in der höchsten Bedrängniß ward sie genöthigt, um das Leben fristen zu können, einen Theil der Kostbarkeiten des Ehrenhofkästchens zu — versetzen!"

Osten schwieg bewegt. Die dadurch entstehende Pause benutzte der Goldarbeiter Ilissen, der jetzt auch vor Allen die Verpflichtung hatte, zur Erklärung des noch Unklaren einige Worte beizufügen.

„Die Krankheit Hanna's ließ keinen Zweifel an den Tag verkommen, an welchem das Pfand wieder eingelöst werden sollte," sagte er. „In Folge dieser Besümmnig hielt der Pfandleiher sich zu dem Verkauf der verschiedenen Kostbarkeiten berechtigt. Er kam zu mir, bot sie mir an und bemerkte, daß bei ihm Auction abgehalten werde; da ich den Preis, den er dafür verlangte, sehr billig gestellt fand, ward ich bei dieser ihr Eigenthümer. Auf welche Weise einige Zeit nachher der Jakobsthaler, den ich seines schönen Gepräges wegen einzuschmelzen mich nicht entschließen konnte, in die Hände des älteren Krahn übergang, ist ebenso bekannt, wie alles Folgende, das sich an diesen neuen Wechsel des Besitzers der seltenen Münze knüpfte. In zornigen Streite, welcher vor wenigen Tagen alle dabei Gegenwärtigen in Hast brachte, mußten wir jetzt einen glücklichen Zufall erblicken. Durch ihn kamen wir mit Heinz zusammen, der sich durch den Verkauf der wenigen Silberknöpfe, welche Hanna von allen ihren Werthsachen noch übrig geblieben waren, verrächtig gemacht hat e, und durch das schene Mesen, das schon bei der ersten an ihn gerichteten Frage ganz von ihm Besitz nahm, diesen Verdacht noch verstärkte. Der Pfandleiher und Heinz erkannten sich gegenseitig. Es kam zu Erklärungen, die uns schnell Licht gaben und dem Besitzer dieses schönen Ornamentstückes Anlaß gaben, sich großmüthig zu beweisen. Heinz ward durch ihn frei; ich machte mir ein Vergnügen daraus, den noch vorhandenen Inhalt des Ehrenhofkästchens dem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückzugeben, und so zur Sühne einer alten Schuld nach besten Kräften das Meinige beigetragen."

Osten war aufgestanden. Er flüsterte zuerst seiner Frau leise einige Worte in's Ohr, welche diese durch eine herzliche Umarmung erwiderte. Dann ruhte seine Hand lange in der der blinden Hanna, die mit bebender Lippe die Worte: „ich vergebe Alles, nur verstoße mich nicht zum zweiten Male!" stammelte.

„Du bist meine Schwester, und Heinz ist mein Sohn!" entgegnete Osten. „An Dorthens Hochzeitstage werde ich ihn allen Gästen als den Aeltesten, der meinen Namen trägt, vorstellen."

Der wackere Baumhofesbesitzer hielt Wort. Der Trauungstag Dorthens mit dem Capitain Moritz Krahn war auch für Heinz und dessen blinde Mutter ein Tag der Freude und Ehre. Beide wurden an ihm in ihre Rechte eingesetzt.

Als spät am Abend die junge Frau sich zum ersten Male in der prächtigen, farbenreichen Landestracht der jungen Hausfrauen den fröhlichen Hochzeitsgästen zeigte, auf dem zierlich geformten

Kopfe die kleine Mütze aus Goldbrokat mit lang herabflatternden Bändern, um den Hals eine sechsfache Schnur silberner Perlen aus feinster Filigranarbeit, auf der Brust unter dem offenstehenden Jäckchen von feinem schwarzem Tuche die blitzende „Rodun", ein Gewebe aus echtem Goldbrokat, und die Hüften umwunden von der zwölf Ellen langen schweren Silberkette, reichte sie Heiny zuerst die Hand, damit er sie zum Tanze führe.

Im nächsten Frühjahre trat Capitain Krabyn mit seiner jungen Frau auf dem ihm selbst zugehörenden Barkschiffe „die Versöhnung" eine Reise nach Ostindien an. Die Fracht des schönen Schnellseglers bestand größtentheils aus eingemachten unreifen Früchten des „alten Landes", jenen beliebten süßen Pickles, die in allen großen Städten jenes unermeßlichen weiten Reiches mit hohen Preisen bezahlt werden.

Heiny Osten befand sich mit auf der Barl. Er wollte sich zum praktischen Seemanne ausbilden. Seit dem Tode seiner blinden Mutter, die schon im Winter ruhig und schmerzlos verstorben war, hatte er keine Ruhe mehr im Kirschenlande. Es trieb ihn hinaus in die Ferne, in das bewegte Leben fremder Völker, wo er nach wenigen Jahren sein Glück machte.

Den Jakobsthaler, welcher so seltsame Schicksale erlebt hatte, legte Dorthen nie wieder ab. Er war ihr ein Amulet von unschätzbarem Werthe, und die Kraft dieses Amuletes brachte seiner schönen Besitzerin von Jahr zu Jahr neues Glück und neuen Segen.

Die Vertheidigung eines deutschen Bollwerks.

Die „Gartenlaube" hat in einer ihrer früheren Nummern die ruhmvolle Vertheidigung der Festung Hohentwiel durch den Hessen Konrad Wiederhold im dreißigjährigen Kriege mitgetheilt. Ein Seitenstück dazu ist die rühmliche Vertheidigung von Rheinfels im Jahre 1692 durch den hessenkasselschen Generalmajor Georg Stück Ludwig von Schlitz, genannt Görz. Beide Ereignisse sind leuchtende Erscheinungen in der Nacht tiefer Schmach und Erniedrigung des damaligen deutschen Reiches, und beide sind daher werth, der Gegenwart in's Gedächtniß gerufen und der Nachwelt erhalten zu werden.

Dazu kommt noch, daß die Uebereinstimmung in den Schicksalen beider Festungen in vielen Beziehungen merkwürdig und auffallend ist. Beide, Jahrhunderte lang unbezwungene, jungfräuliche Bollwerke der deutschen Grenzmarken, jenes — Hohentwiel — die Beherrscherin der Ebenen des Höhgaus zu Schutz und Trutz der südwestlichen Grenzen, dieses — Rheinfels — die Königin der Rheinburgen und die treue Warte des Rheines zwischen Mainz und Koblenz gegen den Erbfeind, beide erlagen sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts weniger dem gewaltigen und unwiderstehlichen Anstrange der neufränkischen Legionen, als dem Schwachsinn und der Unentschlossenheit abgelebter und greiser Commandanten. Warnend fordern ihre in Schutt zerfallenen Trümmer noch heute das deutsche Volk zur Vorsicht in der Wahl der Commandanten für die Grenz- und Bimenfesten auf.

Rheinfels — der Hauptort der Grafschaft Niederlahneneubogen — gehörte damals unter hessenkasselschen Oberbefehl dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rotenburg, welcher, im Widerspruch mit der vom Landgrafen Karl von Hessen-Kassel verfolgten wahrhaft nationalen Politik, sich nicht entblödet hatte, mit Frankreich wegen Abtretung der starken Festung an den Reichsfeind gegen eine bedeutende Summe zu unterhandeln und deshalb bei der Annäherung der Franzosen, im December 1692, Alles zu thun, um Karl die Ausnützung des diesem vertragsmäßig zustehenden Besatzungsrechts unmöglich zu machen. Nur den gemessensten Befehlen Karl's und deren pünktlichster Befolgung durch den charakterfesten Görz gelang es, die Festung vor einem Handstreich zu retten.

Die Festung besand damals auf dem linken Rheinufer ans der am nördlichsten und höchsten gelegenen eigentlichen Festung Rheinfels, dem gleichnamigen Schlosse — der alten Burg der Grafen von Katzenelnbogen — und der am südlichsten und tiefsten gelegenen Stadt St. Goar, auf dem rechten Rheinufer dagegen aus der zu einem Fort eingerichteten Burg Katz und zwei während der Belagerung errichteten Batterien. Sie war mit 70 Geschützen, von denen 24 auf dem rechten Rheinufer standen, und reichlicher Munition (130 Centner Pulver, 150,000 Musketenkugeln, 8000 gefüllte Granaten und 22,000 Kanonenkugeln, fast sämmtlich während der Belagerung verschossen) versehen und wurde nach der Besitzergreifung durch Görz von 4000 Mann hessischen Fußvolks und Dragoner, wovon eine Compagnie auf der Katz lag, und einer Abtheilung tüchtiger Mineure vertheidigt. Da eine andere Abtheilung von 3000 Mann unter dem General von Kräffenbruck auf dem rechten Rheinufer nur insoweit in die Vertheidigung eingreifen konnte, als dadurch die Franzosen an Uebergang über den Rhein und der vollständigen Sperrung der Rheinschiffahrt gehindert wurden, so sah sich die kleine Schaar unter Görz allein genöthigt, der französischen Uebermacht die Spitze zu bieten, welche sich am 16. December unter dem thatkräftigen Marschall Tallard mit 42 Geschützen, 18,000 Streitern und 3000 zur Schanzarbeit aufgebotenen Bauern vor der Festung lagerte und am 21. December noch mit 14. Geschützen und 10,000 Mann verstärkt wurde. Tallard war so fest davon überzeugt, Rheinfels vor dem Eintreffen des sich bei Koblenz sammelnden Entsatzheeres einnehmen zu können, daß er sich offen vermaß, seinem König Ludwig XIV. die Schlüssel der Festung zum Neujahrsgeschenk übersenden zu wollen, und von seiner Thatkraft durfte man erwarten, daß er Alles thun werde, um die nicht zu erkaufende Festung mit den Waffen zu nehmen.

Mußte es auch auf die Besatzung einen niederschlagenden Eindruck machen, daß die Kanone, auf der bei Annäherung der Franzosen der Alarmschuß abgefeuert wurde, zersprang und einen Constabler tödtete, so wirkte um so erhebender die That eines der bei der Vertheidigung betheiligten Bürgerschützen. Dem Dreschlermeister Johannes Kreisch gelang es schon am 17. December, vom evangelischen Kirchthurm zu St. Goar aus mit einem Doppelhaken auf eine Entfernung von 300 Schritten den Marschall Tallard, der von dem Gipfel des nahen Wackenberges die Festung recognoscirte, und welchen Kreisch an seinem großen Federhute erkannte, so schwer an der linken Schulter zu verwunden, daß Tallard den Oberbefehl an den Feldmarschall de Choisy abgeben mußte. Görz ernannte den braven Schützen dafür zum Hauptmann der städtischen Schützencompagnie.

Unter lebhaftem Feuern und Kämpfen gediehen die Belagerungsarbeiten bis zum 20. December so weit, daß die Franzosen, während das Schloß in Brand gerathen war, bereits glaubten, einen Sturm unternehmen zu können. Doch wiesen die Belagerten einen dreimaligen heftigen Angriff tapfer zurück, beim dritten, blutigsten Sturme warf sich Görz selbst an der Spitze seiner Truppen entgegen und tödtete persönlich einen Grenadieroffizier, der ihn durch den Arm stach. Dieser einzige Tag kostete den Franzosen 400 Todte und eine Menge Verwundete, während die Hessen 27 Todte und mehr als 100 Verwundete zählten. Um einem nochmaligen Brande vorzubeugen, ließ aber Görz alles Dachwerk abnehmen und die Magazine und Pulverhäuser mit Dünger bedecken.

Die Bürger von St. Goar nahmen an der Vertheidigung der Stadt den muthigsten Antheil. Namentlich bewiesen sie mit der Vertheidigung des Wackenberges beauftragen und von dem muthigen Johannes Kreisch angeführten Schützen die größte Tapferkeit.

Mit größeren Kräften ward am 22. December der Sturm wiederholt. Von Nachmittags 3 Uhr bis in die Nacht unterhielten die Franzosen ein fürchterliches Feuer, bei dem die Werke und Gebäude sehr litten, und da Görz durch Gefangene erfuhr, daß dies das Vorspiel des Sturmes sein solle, so traf er kräftige Gegenmaßregeln. Namentlich ordnete er an, daß man die Franzosen ganz nahe an die Schanzen herankommen lassen und erst auf ein gegebenes Zeichen Feuer geben solle. Nachts um 11 Uhr zogen dann bei schwachem Mondlicht die französischen Colonnen aus dem Lager gegen Stadt und Festung. Ehe sie sich aber ausbreiten konnten, wurden sie auf 30—40 Schritte durch ein solches Geschütz- und Gewehrfeuer begrüßt, daß ganze Reihen niedergeschmettert wurden. Noch eine Salve folgte, und dann machten vier hessische Compagnien unter dem tapferen Major von Zaden einen Ausfall gegen die französische Uebermacht, mußten sich jedoch nach einigem

Erfolge bald wieder in die Schanzen zurückziehen. Jetzt begann der Sturm, während die französischen Batterien ein lebhaftes Feuer auf die Festung unterhielten. Drei Mal stürmten die Belagerer mit der furchtbarsten Wuth, Mann gegen Mann wurde zwei Stunden lang im erbittertsten Kampfe gerungen, doch endlich siegte die hessische Andreaner und der Muth der Schützen von St. Goar, welche wieder den Wackenberg vertheidigten. Die Franzosen mußten mit Hinterlassung von 400 Todten und 700 Verwundeten weichen, die Belagerten hatten 48 Todte und 272 Verwundete verloren.

Nun fiel wieder für einige Tage dem Geschütz die Hauptrolle zu, und dies wüthete dergestalt, daß eine Menge Gebäulichkeiten, darunter die Commandantur und der große Schloßthurm zusammenstürzten und ihn und wieder den Graben ausfüllten. Görz sah sich genöthigt, seine Wohnung in einer Casemate zu nehmen, um aber die Belagerer aufzuhalten, ließ er durch acht Compagnien hessischen Fußvolks und eine Abtheilung der tüchtigen Mineurs einen Ausfall machen. Das Fußvolk brach von zwei Seiten hervor, nahm hierdurch die französischen Schutzcolonnen in die Mitte und vertrieb dieselben aus den Belagerungswerken, welche von den Mineurs zum Theil zerstört wurden. Hierbei verloren die Franzosen 200 Todte, viele Verwundete und 40 Gefangene, die Belagerten aber 35 Todte und 117 Verwundete.

Nachdem dann nochmals ein anhaltendes Feuer mit furchtbarer Wirkung bis zum 27. December fortgesetzt war, glaubte der französische Oberbefehlshaber, endlich der Einnahme der Festung sicher zu sein. Ja er war in dieser Annahme so sicher, daß er bereits mit französischer Schmeichelei das zu erreichen wähne, was seinen Waffen bis dahin nicht geglückt war. Er sandte daher einen seiner Adjuanten nebst einem Trompeter an Görz zur Unterhandlung. Der Adjutant wurde mit verbundenen Augen in die Festung geführt. Görz empfing ihn in seiner Casematte.

Der Adjutant bemerkte auf das Höflichste, daß Choisy es bis jetzt nicht gewagt habe, einen so ausgezeichneten Officier wie Görz zur Uebergabe der Festung auffordern zu lassen, daß er hierzu auch nur durch die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes bewogen sei, und daß daher Görz, um fernerem Blutvergießen Einhalt zu thun, jetzt, wo derselbe seiner Ehre Genüge gethan, die Festung übergeben möge, und eröffnete zugleich die ausgerechnetsten Bedingungen, wonach Görz und die ganze Garnison mit allen Kriegsehren, aller Munition, ja selbst mit sämmtlichem Geschütz abziehen könne.

St. Goar und Rheinfels im 17. Jahrhundert.
Nach einer alten Originalzeichnung.

Görz blieb von diesen Anträgen ebenso unbewegt, wie von den feindlichen Kanonenschüssen. Er dankte für die ihm wegen der Vertheidigung erwiesene Ehre, welche er nicht verdiene, da er dabei nur seine Pflicht gethan, bemerkte, daß er auch die Ansicht des französischen Oberbefehlshabers von der Unmöglichkeit, die Festung länger zu halten, nicht theilen könne, indem er ja vom letzten Vertheidigungsmittel, nämlich die Festung in die Luft zu sprengen, noch keinen Gebrauch gemacht habe, und fügte schließlich ironisch hinzu, daß, wenn er doch wider alles Erwarten die Unmöglichkeit einer längeren Behauptung der Festung einsehe, er dies den französischen Oberbefehlshaber wissen lassen wolle.

Der Adjutant ward mit verbundenen Augen zurückgeführt, und man rüstete sich nun auf beiden Seiten mit aller Macht zum Entscheidungskampfe. Choisy ließ gleich nach dem Empfang der Antwort ein schreckliches Feuer eröffnen und während dessen Dauer drei Sturmcolonnen von je 1000 Mann, an deren Spitze je vier Compagnien Grenadiere gingen, vorrücken, und denselben noch die

gleich starken Sturmcolonnen folgen. Görz dagegen stellte alle verfügbaren Truppen auf dem Paradeplatz in Bereitschaft, um die Werke viermal mit frischer Mannschaft versehen zu können, und ordnete für den äußersten Fall an, daß die eigentliche Festung in die Luft gesprengt werde und man sich in das Schloß zurückziehen solle.

Die Heftigkeit des Kampfes entsprach den Vorbereitungen. Mit der furchtbarsten Wuth drangen die Franzosen vor, und obgleich ihnen das heftig anhaltende Feuer ganze Reihen niederschmetterte, so gelang es ihnen doch nach einem lebhaften Kampfe, während dessen die französischen Bataillone ohne Unterschied auf Freund und Feind spielten, die Belagerten bis in die inneren Werke zurückzudrängen. Hier warf sich ihnen aber Görz persönlich an der Spitze seiner Truppen entgegen, und es gelang demselben nach der Heranziehung von Verstärkungen die Franzosen wieder aus den Werken herauszutreiben. Alsbald rückten die zweiten Sturmcolonnen an, auch sie wurden geworfen. Aber zum dritten Male begann der wilde Sturm. Die Franzosen füllten an einzelnen Stellen die Gräben aus und erstiegen hier die Wälle. Mann gegen Mann wurde gekämpft, jeder Fuß breit Erde mit Blut erkauft. Die Belagerten bedienten sich des Bajonnets, der Sense und des Morgensterns. Vier Mal waren die Feinde zurückgeschlagen, vier Mal drangen sie von neuem vor, bis sich endlich der aus mehreren Wunden blutende Görz abermals an die Spitze der Truppen stellte und die Feinde warf. Die Nacht machte eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich.

Dieser Tag hatte schwere Verluste gekostet. Die Franzosen hatten 1200 Todte und über 2000 Verwundete, welche am anderen Tage auf 120 Wagen nach Montreyal gebracht wurden, verloren, und namentlich waren die Grenadiere so gelichtet, daß, um dieselben zu ergänzen, von jeder der übrigen Compagnien zwei Mann zu Grenadieren gemacht werden mußten. Die Belagerten zählten 134 Todte und über 400 Verwundete. Es war ein Ehrentag für Görz, der überall war, wo der Kampf am heißesten tobte, drei Feinde niederstach, viele verwundete, mit dem Degen in der Hand die Seinen ermunterte und jenen Weichenden niederzustoßen drohte. Aus vier Wunden blutend, vom Pulverdampf geschwärzt, Haupthaar und Uniform verbrannt, war er, wie sich eine gleichzeitige Hautschrift ausdrückt, „schrecklich und grausserich anzuschauen".

Durch diesen Kampf war die Festung gerettet. Die Wuth der Franzosen war gebrochen, und von der anderen Seite nahte endlich der Entsatz. Am 28. Abends hatten die Franzosen um einen sechsstündigen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten, Görz aber, argwöhnisch, daß dieser Waffenstillstand zu einem Angriff mißbraucht werden möchte, schlug die Bitte ab, da es gegen den Kriegsgebrauch sei, einen Waffenstillstand am Abend zu bewilligen. Und sein Argwohn war gegründet, denn während der Verhandlungen näherten sich einige hundert Franzosen den Schanzen und zogen sich erst nach einem unter sie gethanen Kartätschenschuß zurück. Vom 29. bis 31. December unterhielten die Franzosen noch ein lebhaftes Feuer; aber schon am 29. gegen 300 Mann niederrheinischer Kreistruppen als Vorhut des Entsatzheeres in Rheinfels ein. Tallard ließ daher in der Sylvesternacht alles Geschütz bis auf drei Stück fortschaffen, aus diesen aber, um den Rückzug zu verbergen, am 1. Januar 1693 die Festung bis zur Nacht beschießen. Dann wurden auch diese fortgebracht und die Linien vor der Festung verlassen — am selben Tage, an welchem Tallard seinem Könige Ludwig XIV. die Schlüssel von Rheinfels hatte überreichen wollen.

Am 2. Januar ließ Görz den Feind durch die Kreistruppen verfolgen, um auch diesen Gelegenheit zum Kampfe zu geben. Im französischen Lager fand man einen großen Vorrath Munition und Schanzwerkzeug.

Es ist erfreulich, zugleich berichten zu können, wie Landgraf Karl, welcher am 4. Januar mit dem Entsatzheere in Rheinfels einzog, den tapfern Helden seinen Dank zollte.

Am 5. Januar ließ er in der Stiftskirche ein Tedeum singen, wozu die Festung und alle Batterien drei Salven gaben. Um 12 Uhr nahm er dann eine Heerschau über die Vertheidiger ab, hielt eine Dankrede an dieselben, ernannte Görz unter dem Donner der Geschütze vor allen Truppen zum erbländischen Gouverneur von Rheinfels, während demselben zugleich vom Landgrafen Ernst von Rotenburg die Ernennung zum Oberamtmann und Statthalter der Grafschaft Niederlahneinbezogen überreicht wurde. Sodann bestätigte Karl den wackern Schützen Kretsch als Hauptmann der städtischen Schützencompagnie und gründete eine Stiftung, damit die Schützengesellschaft zur bleibenden Erinnerung an Tallard's Verwundung alljährlich ein Fest feiere. Dies Fest wurde auch bis 1758 alljährlich in St. Goar gefeiert. Zu jenem Zahre verbündeten es die in St. Goar liegenden Franzosen, und es unterblieb seitdem. Zum Andenken an die Gefallenen ließ er in der Hauptkirche zu Marburg einen gewaltigen Marmorlöwen aufstellen, und endlich ließ er drei prachtvolle Silbermünzen schlagen, deren Aufschriften bezeichnende Anspielungen auf Tallard's Versprechen enthielten.

Leider aber drängen sich zum Schluß noch einige wehmüthige Betrachtungen auf. Görz genoß seinen Ruhm nicht lange. Nachdem er die Festung hatte herstellen lassen, starb er in Folge seiner bei der Vertheidigung erhaltenen Wunden bereits am 3. Febr. 1696 in einem Alter von 39 Jahren. Als er seinen Tod nahe fühlte, ließ er sich auf die Stelle tragen, von wo aus er die Vertheidigung geleitet, nun, wie er scherzend sagte, dem Feinde gegenüber zu sterben. Und hier starb er, sein Auge nach Frankreich zu gerichtet; sein Leichnam ist in Schlitz im darmstädtischen Oberhessen begraben.

Auch die Festung erfreute sich ihres Ruhes nicht lange. Es kamen Zeiten noch tiefrer Schmach. Durch die Uneinigkeit im Reiche gewannen die Franzosen bereits im siebenjährigen Kriege Rheinfels ohne Schwertstreich, sie drangen selbst bis Marburg vor und zerstörten auch das dort errichtete Marmordenkmal. Nur als 100 Jahre nach jener ruhmreichen Belagerung Rheinfels abermals in ihre Hände fiel, wurde die Festung von ihnen gänzlich zerstört.

Aber wie diese Schmach uns jene Heldenthat nur noch erhabener erscheinen läßt, so läßt sich auch andererseits der Verlust jener Denkmäler verschmerzen. Denn auch die Zeiten der tiefen Schmach sind vorüber, von neuem ist der alte Geist des deutschen Volkes erwacht, der in steter Erinnerung an die Heldenthaten der Väter Deutschland vor fernerer Erniedrigung bewahren wird.

C. G.

Die seitliche Rückgratsverkrümmung.

Ein Wink für Eltern und Lehrer.

Von **Dr. Schildbach** in Leipzig.

Die Skoliose, wie man die Seitwärtsrümmung des Rückgrats bezeichnet, ist in der ärztlichen Literatur bis jetzt von einem ganz besonderen Unglück verfolgt worden. Es giebt wenig Capitel in der Medicin, über welche so viel schöne Worte und Ermahnungen an das Laienpublicum gerichtet worden sind, und vielleicht keines, wo das so geringen Erfolg gehabt hätte. Täglich und jeden Tag von Neuem kann man die Kinder in den Schulen Stunden lang in derselben einseitig ausgebogenen Haltung beim Schreiben verharren sehen; ja fast mit jedem Aufblicke eines Kindes ist für das aufmerksame und lunige Auge das Bemerken einer einseitigen Gewohnheit verbunden. Noch heute wird in unzähligen Schulen durch schnenlose Bänke die unsinnige Zumuthung an die Kinder gestellt, sich mehrere Stunden nach einander ohne Stütze aufrecht, und zwar „gerade" aufrecht zu erhalten, „damit der Rücken nicht krumm wird", und noch jetzt kann man es erleben, daß selbst Aerzte einer beginnenden Schiefheit gegenüber erklären: „es hat nichts zu sagen; es wird sich verwachsen."

Wenn ich trotzdem mich den Predigern in der Wüste zugesellte, so geschieht es im Gehorsam gegen die innere Mahnung: Du sollst Deine Schuldigkeit thun auch ohne Aussicht auf Erfolg; — und nebenbei doch auch in der leisen Hoffnung, durch meine Worte hier und da einem Kinde seine Wohlgestalt erhalten zu helfen.

Der Rumpf mit Kopf und Armen ruht bekanntlich auf einer Säule von runden Bausteinen, den Wirbelkörpern. An jeden derselben setzt sich hinten ein knscheuer Ring an, welcher in verschiedenen Richtungen sieben knscheune Auswüchse oder „Fortsätze"

zeigt, deren hinterster, der Dornfortsatz, in der Mittellinie des Rückens sich deutlich unter der Haut markirt. Bei der Skoliose nun sind diese Rückenwirbel auf die Seite gerathen, so daß die Krümmung der Wirbelsäule nicht in der von vorn nach hinten gerichteten senkrechten Halbirungsebene des Körpers verläuft, sondern in einer zum Beispiel von rechts hinten nach links vorn gerichteten. Dieser Richtung der Wirbelsäule entspricht aber nicht auch die Stellung der Wirbel; diese haben vielmehr zugleich mit der Seitenausstossbewegung eine Drehung in der Art erlitten, daß bei der beispielsweise erwähnten rechtseitigen Skoliose ihr vorderer Theil noch viel weiter nach rechts gerückt ist, als ihr hinteres Ende. Beträgt z. B. die grösste Abweichung der Wirbelsäule von der Senkrechten nach rechts äußerlich, von den Dornfortsätzen gemessen, drei Linien, so wird der ursprünglich vorderste Punkt der Wirbelkörper ungefähr neun Linien weit abgewichen und viel mehr nach rechts als nach vorn gerichtet sein.

Mit den Brustwirbeln sind die Rippen ziemlich starr verbunden, müssen daher der Verschiebung und Drehung der Wirbel folgen. Dieser Umstand bedingt die Entstellung, welche die Körpergestalt durch die Skoliose mit der Zeit erleidet. Die Erhöhung auf der einen, die Einsenkung auf der andern Seite des Rückens haben ihren Ausgangspunkt in der Wirbelsäule selbst. Aber auch wenn noch keine bemerkbare Drehung des Brustkerbes vorhanden ist, wenn der Fornsicher auch nur als hohe Schulter oder schiefe Hüfte erscheint: auch dann ist die Ursache in einer Skoliose, einer seitlichen Abweichung der Wirbelsäule zu suchen.

Groß ist die Mannigfaltigkeit der Wege, auf welchen eine Skoliose zu Stande kommen kann.

Ich glaube hier nur von allen seinen Unterschieden absehen und auch die von ursprünglicher Erkrankung der Wirbelknochen herrührende Skoliose ausscheiden zu dürfen, welche gewöhnlich noch von andern Erscheinungen, von Zeichen eines Allgemeinleidens begleitet ist. Dann kann ich sagen: die häufigste Ursache der Skoliose ist eine einseitige Gewohnheitshaltung oder -Thätigkeit. So kann einseitiges Tragen der Kinder auf dem Arme, ungleiche Benutzung der Beine oder Arme, hängende Haltung beim Sitzen, wie sie besonders während des Schreibens gewöhnlich eingenommen wird, u. a. m. Skoliose erzeugen. Es ruht nämlich während einer solchen seinwärts ausgelegenen Haltung die Last des Oberrumpfes mit Kopf und Armen ausschließlich auf der einen, der senkrechten Achse des Körpers zunächst gelegenen Hälfte der Wirbelsäule, während ihre andere, äußere Hälfte, nichts zu tragen hat. Diese Belastung bewirkt auf der betreffenden Seite mit der Zeit Druckschwund, eine Abstachung des Wirbelkörpers in Folge des häufig wiederkehrenden Drucks und somit eine keilförmige Verbildung desselben, nach demselben Gesetze, welches am Schiebrein eine Rinne unter dem Strumpfband entstehen läßt. Damit ist die seitliche Abweichung eine dauernde geworden.

Weit einseitige Gewohnheiten viel häufiger sind, als völlig gleichmäßiger Gebrauch beider Beine oder Arme, vielleicht auch, weil von Geburt an beide Seiten nicht gleich entwickelt sind, zeigt eine genaue Beobachtung die große Mehrzahl unserer Jugend schief. Zum Glück bleibt es in den meisten Fällen bei einer geringen Ungleichheit beider Seiten, und nur bei einer kleinen Minderzahl schreitet das Uebel weiter. Auf die Frage aber, welche Verhältnisse dieser Minderzahl gemeinsam sind und die Zunahme der Verbildung bedingen, habe ich keine Antwort; wir kennen sie nicht. Wir vermögen niemals mit Gewißheit vorauszusagen, ob ein Kind, welches sich „schief hält", eine entstellende Verwachsung davon tragen wird, wenn es sich selbst überlassen bleibt, oder nicht. Aber eine Grenze giebt es, nach deren Ueberschreitung das Uebel nicht mehr stehen bleiben kann, sondern — sofern es nicht mit Geschick bekämpft wird — zunehmen muß, nur nur das beschleunigte oder langsamere Zeitmaß dieser Zunahme, worüber nur ein sehr geübter Orthopäde im Voraus einige Auskunft ertheilen kann, bedingt einen Unterschied des mit vollendetem Wachsthum erreichten Grades der Verkrümmung.

Diejenigen Eltern werden immer am sichersten gehn, welche, sobald sie die ersten Spuren einer schiefen Haltung an einem ihrer Kinder entdecken, sofort Maßregeln dagegen ergreifen. Wenn ihnen aber diese ersten Anfänge nicht entgehen sollen, so müssen sie zuweilen ihre Kinder untersuchen, indem sie eines nach dem andern mit entblößtem Oberkörper, so daß auch die Hüften noch sichtbar sind, vor sich hinstellen und, besonders von hinten, besehen. Das Kind soll dabei in militärischer Haltung, mit geschlossenen Fersen, gedrückten Knieen und beiderseits gleichmäßig herabhängenden Armen dastehen, ohne jedoch die Schultern zurückzunehmen, vielmehr ohne allen Zwang. Man beobachtet nun vergleichsweise die Höhe der Schultern, die Seitenconturen des Oberkörpers und hauptsächlich den Lauf der Wirbelsäule. Da diese nicht überall sichtbar hervortritt, so hat man sie zwischen zwei Fingern zu verfolgen. Findet man an ihr eine seitliche Abweichung, die meist auch durch ungleiche Höhe der Schultern und ungleiches Hervorreten der Hüften angekündet ist, so mache man den weiteren Versuch, daß man das Kind sich bei gestreckt gehaltenen Knieen und immer senkrecht schlaff herabhängenden Armen so weit vorbeugen läßt, bis die Hautgelenke in der Höhe der Kniee sich beginnen. Hierbei kommt eine geringe Skoliose zum Verschwinden; eine stärker entwickelte macht sich auch hier noch durch die seitliche Abweichung der Wirbelsäule und ungleiche Höhe der Rückenwölbungen bemerkbar. Dieser höhere Grad der Skoliose ist auf jeden Fall einem mit der Orthopädie vertrauten Arzte zur Behandlung zu übergeben, wenn ein günstiger Erfolg erlangt werden soll; der geringere Grad kann im elterlichen Hause behandelt werden, wird es aber selten mit Erfolg. Wenn ich trotzdem im Folgenden einige Regeln für die häusliche Behandlung der entstehenden Skoliose gebe, so ist das nur ein Nothbehelf, weil noch sehr wenige Aerzte eine genügende Kenntniß der Orthopädie und besonders der gymnastisch-orthopädischen Heilmittel besitzen und daher für viele Eltern gar nicht die Möglichkeit vorliegt, sich an richtiger Quelle Rath zu holen. Solchen gilt mein Rath, wie ich ihn hier geben will, der ihnen aber nur dann etwas nützen wird, wenn sie selbst der Sache eine gründliche und ausdauernde Sorgfalt widmen.

Die gewöhnlichen Skoliosen — denn seltenere Formen kann ich hier nicht berücksichtigen — sind zweierlei Art: entweder zeigt sich in der Höhe der Schulterblätter eine Krümmung nach rechts, oder unterhalb der Schulterblätter eine solche nach links. Erstere beschränkt sich auf wenige Wirbel, ist zuweilen gleich anfangs von einer Gegenkrümmung in der Weichengegend nach links und in der Regel von einem Tieferstehen der linken Schulter begleitet; die zweite Form dagegen besteht aus einem weitgedehnten flachen Bogen nach links, ohne Gegenkrümmung, und zeigt zugleich einen tieferen Stand der rechten Schulter.

Gegen die erstgenannte Form, die rechtseitige Skoliose, hat sich mir folgende Uebung bewährt, die wie alle Freiübungen im geschlossenen straffen Stehen vorzunehmen ist. Der Patient (um ihn der Kürze wegen so zu nennen) streckt den linken Arm, die Hohlhand nach vorn gerichtet, senkrecht neben dem Kopfe in die Höhe, aber ohne den Oberkörper nach rechts zu neigen und die linke Schulter zu heben, legt den rechten Unterarm quer über den Rücken und beugt nun den Oberkörper abwechselnd nach vorn und hinten. Ueber einer solchen Vor- und Rückbeugung sind 8—10 Secunden zuzuhringen. Beim Rückbeugen ist ein-, beim Vorbeugen auszuathmen. Der linke Arm hat dabei seine selbstständige Bewegung zu machen, ist vielmehr in seiner Stellung zum Oberkörper, dessen Verdrängung er in dieser Haltung bildet, unverrückt, wie angeschraubt, zu erhalten. Wenn er bei der Vorbeugung selbstständig abwärts geht, so ist das ein Fehler. Auch ist alle Beugung des Arms im Ellbogengelenk, so wie das Einknicken der Kniee bei der Vorbeugung, zu vermeiden. Der Kopf darf sich nicht nach links neigen, dem Arme entgegen, sondern muß seine aufgerichtete Haltung behaupten.

Ist bei der rechtseitigen Skoliose zugleich eine Gegenkrümmung der Lendenwirbel nach links vorhanden, so erleidet die Ausgangsstellung für diese Uebung eine Veränderung; der Oberkörper ist nämlich, sobald die Arme ihre Haltung eingenommen haben, ein klein wenig nach links zu neigen. In dieser Haltung soll der Körper bei der Vor- und Rückbeugung nicht nur, sondern auch bei dem Uebergange von der einen in die andere, also ununterbrochen, verbleiben.

Dieses „Rumpf vor- und rückbeugen in Linksstreckhalte" welches täglich 2—3 Mal, jedesmal 10—30 Mal zu wiederholen ist, sieht sehr einfach aus, ist aber in richtiger Ausführung nicht leicht, muß daher stets beaufsichtigt werden. Gut ist es, wenn der Patient seine Uebung vor dem Spiegel macht, um schiefen Stand der Schultern und des Kopfes oder gekrümmte Haltung des linken Armes zu vermeiden.

Eben wegen der Schwierigkeit dieser Uebung empfehle ich sie nicht für die zweite Form der Skoliose, die linkseitige, obgleich sie, natürlich mit Hochstreckung des rechten statt des linken Armes, hier ebenfalls ganz nützlich wirken würde. Es giebt aber eine leichter zu erlernende Uebung, welche bei der oben beschriebenen Abweichung der Wirbelsäule nach links, die ja nicht blos durch den Gegensatz der Richtung, sondern auch durch die Form wesentlich von der rechtseitigen verschieden ist, ebenfalls zum Ziele führt, nämlich das in Schreiber's Zimmergymnastik unter Figur 8 abgebildete „einseitige Tiefathmen". Der rechte Arm wird so weit über den aufrecht gehaltenen, nicht nach rechts geneigten Kopf gelegt, daß die Hand das linke Ohr berühren kann, und die linke Hand, Daumen hinten, Finger vorn, möglichst hoch, der Achselhöhle nahe in die linke Seite eingestemmt. In dieser Haltung eröffnet 10—30 Mal langsames, tiefes, bis an die Grenze der Möglichkeit ausgedehntes Athemholen; während jedes Athemzuges wird der Druck der linken Hand verstärkt. Auch diese Uebung betreibt täglich mehrmaliger Wiederholung.

So wirksam aber diese Uebungen beim ersten Anfang der Skoliosen sind, so werden sie doch die Formveränderung nicht beseitigen, höchstens nur ihre Zunahme aufhalten, sobald die Ursache des Uebels fortbesteht. Diese aufzuspüren und, wenn sie noch besteht, abzustellen, ist erste Vorbedingung für Heilung jedes, so auch hier in Frage stehenden Gebrechens.

Ein sehr wichtiges Unterstützungsmittel der Cur ist ein fleißiges Selbstrichten des Patienten. Er stelle sich des Morgens und des Abends mit entblößtem Oberkörper vor den Spiegel und bringe den Rumpf in eine ganz gerade, gleichmäßige Haltung, gehe so möglichst wenig gezwungener Weise durch das Zimmer und controlire damit seine Haltung wieder vor dem Spiegel. Besonders erfolgt die Annahme der richtigen Haltung durch fremde Nachhilfe, welche aber schriftlich nicht gut zu leisten ist und daher hier nicht empfohlen werden soll.

Gleichfalls Unterstützungsmittel, nicht aber Heilmittel, sind Biele anzuhemmen, und besonders dann nützlich, wenn dabei der Körper kräftig zurückgenommen und recht tief geathmet wird, in der Streckhang: die Hände sind nach oben gestreckt und halten eine wagrechte Stange oder Sprosse so umfaßt, daß der ganze gestreckte Körper von den Händen getragen wird.

Alle diese Vorschriften sind, ich wiederhole es, nur für den Nothfall und den ersten Anfang der Seitwärtsverkrümmung gegeben. Wer es kann, wird auch im Anfange freiwillig rathfelle thun, was er später wahrscheinlich thun muß: sein Kind für einige Zeit zum Einlernen der nöthigen Uebungen — oder für die ganze Dauer der Behandlung einem sachkundigen Arzt anvertrauen.

Aus den Rechtshallen des Mittelalters.

Zusammengestellt von **George Hiltl.**

1. Der Scharfrichter.

Josua: „Siehst Du, mein Sohn, der Mann, welcher die Geschichte seiner Zeit am besten kennt: es ist der Schlieser des Gefängnißthurmes."

Simon Renard: „Sie irren sich hierin, Meister: es ist der Henker."

Victor Hugo in: Maria Tudor.

Das Urtheil ist verlesen. Die Thüren des Kerkers haben sich hinter den Richtern und Beamten geschlossen, welche dem armen Sünder angeklagt, daß sein Leib der weltlichen Gewalt anheimgestalten, um den Mord zu sühnen mit seinem Blute. Der Verfallene ist allein.

Noch immer schneichelt er sich mit der Hoffnung auf Errettung, mit Begnadigung, mit Mütterung, welche die Todesstrafe in ein lebenslängliches Gefängniß verwandelt. So vergehen einige Stunden. Auf's Neue öffnen sich die schweren Kerkerthüren. Es tritt, von dem Gefängnißwärter geleitet, ein kräftiger Mann in die düstere Zelle. Sein Kommen gilt dem Verurtheilten, den er sorgsam betrachtet. Er beäugelt dessen Halswirbel, er mißt mit forschendem Blicke die Stärke der Muskeln; trägt der Verurtheilte langes Haar, so fällt es wohl unter der Scheere des einsichtigen Besuchers, der sich endlich mit kurzem Gruße empfiehlt.

Jetzt ist die Aussicht auf Rettung verschwunden. Der Besucher ist jene fürchterliche Person, die Handhabe des Blutgesetzes, das personificirte „Aug' um Auge, Zahn um Zahn", es ist der Henker. — Seine Beobachtungen des armen Sünders vollführt er mit Geschäftsernnmiß, die Handgriffe verrathen den Meister in der entsetzlichen Praxis, der morgen ein neues Stück Arbeit vollenden soll.

Durch die ganze Weltgeschichte hindurch läßt sich die düstere Gestalt des blutigen Vollstreckers der Gerechtigkeit verfolgen. Ueberall taucht sie auf wie ein unheimlicher Bewohner des Hades. Sie fehlt bei keinem Triumphzug; das classische Alterthum hatte seinen Scharfrichter, wie das Mittelalter und die neueste Zeit ihn hatten und haben — gleichviel, ob das Richtschwert in seiner Hand blitzte oder ob diese Hand die Feder einer Maschine in Bewegung setzte, welche dem Todescandidaten den Hals zerschnitt.

Die Beschäftigung des Henkers erreichte ihren Höhepunkt im Mittelalter. Nicht nur waren die Anzahl und Arten der Strafen vielfältiger, es waren auch die Ansichten über den Begriff „Verbrechen" so mannigfach verschieden, daß fast für jedes Vergehen eine besondere Ahndung — eine besondere Qual geschaffen wurde. Hier ist vorzüglich jene Nachsicht der menschlichen Natur in Betrachtung zu ziehen, welche bis heute zum Theil noch nicht erhellt wurde, die Manie, gewisse Mitmenschen des Umganges mit dem Erzfeind — dem Teufel zu beschuldigen, eine Sucht, welche ein neues Verbrechen feststellte: die Zauberei. Unerklärlich in sehr vielen Fällen ist die Selbstanklage jener unglücklichen Verdächtigen, die, der Hand des Scharfrichters überliefert, in qualende Instrumente gepreßt, die Abertriebensten Anfagen machten, um nur auf Augenblicke von der Pein erlöst zu werden, welche die Hand des Folterers ihnen durch Anlegung grausiger, mit teuflischem Scharfsinne zusammengesetzter Maschinen verursache. — Der Henker war auch hier nur der Vollstrecker des Gesetzes. Er fehrauste, quetschte und dehnte die Glieder seiner Opfer nur auf Befehl des peinlichen Richters. Aber die Menge ward einen ähnlichen Haß auf jenes Werkzeug der Gewalt. Sein Beruf ward für einen unehrlichen erklärt, jede Berührung von seiner Hand verpestete, und wenn er bei öffentlicher Ausübung seines Amtes auch mit schaudernder Bewunderung, mit angstvoller Neugier betrachtet wurde, so spähte doch zugleich emsig der Volkshaufe, ob nicht ein Fehler bei Vollstreckung der Hinrichtung zu entdecken sei, und wehe dem Henker, der nicht vollkommen kunstgerecht die Schnur um des Verurtheilten Hals schlang, oder dessen Hand nicht mit grausiger Fertigkeit das Haupt vom Rumpfe trennte, — er war der Volksjustiz ohne Erbarmen verfallen!

Vorzüglich durch diesen allgemeinen Haß ist es wohl üblich und wohnenheig geworden, das Amt des Scharfrichters von Vater auf Sohn zu vererben. Wir finden in Frankreich, England und Deutschland berühmte Scharfrichterfamilien, die gleich kunstreichen Handwerkern, Obigern und Fleischhauern ꝛc. auf ihre Nachkommen die Fertigkeiten des Scharfrichteramtes und damit das Amt selbst vererbten. — Dieses Amt war nicht von jeder in Händen einer Person gewesen, welche das Gesetz bestimmt hatte. Willkürlich ward irgend ein Trabant aufgerufen, die Strafe an dem Verurtheilten zu vollziehen. Selbst Fürsten verrichten häufig die Stelle des Scharfrichters, obwohl die Römer schon einen Diener der Gerechtigkeit hatten, der die Todesstrafe vollzog. Soldaten versahen in Kriegs- und Friedenszeiten meist das Amt des Henkers. Die also ausersehenen Personen waren dann mit der Scharfrichterwürde bekleidet und zwar so lange, als ihre Functionen währten. Merkwürdigerweise finden sich Beispiele, daß vor Belehnung mit dem Nachrichterpatente verschiedene Judividuen Todesstrafen vollzogen, deren Beschäftigung sonst der gemeinhaften Hantirung sehr entgegengesetzt war. So sieht man in Moser Heilbronn die Laienbrüder sich zu Scharfrichterdiensten gebrauchen, um 1562 henke noch ein Franziskanermönch, mit der Kutte bekleidet, die Plünderer von St. Cyr und Charcanbilain. Das Stadtrecht von Reutlingen bestimmte, daß der jüngste Rathsherr Henkersdienste

verrichten müsse, und beim Uebergießen des Richtschwertes fand eine besondere Ceremonie statt. Höchst originell sind die Hinrichtungsarten, an denen sich ganze Gemeinden betheiligen mußten. Das Seil, woran der Missethäter gehenkt wurde, ward über eine Rolle gezogen. An das untere Ende desselben band man den Verurtheilten. Diese Procedur vollzog der Scharfrichter. Sobald der zu Hängende bereit stand, zog die ganze Nachbarnschaft ihn an der Rolle in die Höhe, und das lange Seil lief durch die Hände sämmtlicher Gemeindemitglieder, „auf daß Niemand dem andern vorwerfen könne, er habe einen Dieb erhenket." Das Verfahren hielt z. B. die Gemeinde Weißenbrunn bei Castell in Franken lange Zeit inne.

Das entsetzliche Rechtsmittel der Folterung war ohne Zweifel Veranlassung, die Tortur des Hinrichtens einer bestimmten Person zu übertragen, da zufolge sich denn doch die Meisten weigerten, den Mitmenschen unerhörte Qualen zu bereiten.

Einmal in den Ehrlich der Nachrichterfamilien gekommen, war es natürlich, daß die Söhne des Nachrichters erblich ward, denn dem Sinne des Mittelstaates gemäß übertrug sich die vermeintliche Schande des Vaters auf die Kinder. Zu seiner ehrlichen Beschäftigung zugelassen, blieb dem Sohne des Henkers Nichts übrig, als ebenfalls das Nachrichtwerk zu ergreifen. Missethäter konnten in gewissen Fällen sich dadurch vom Tode retten, daß sie Scharfrichterdienste leisteten. Gerösthieb heirathete die Tochter des Nachrichter wieder Männer desselben Handwerkes, und so erhielten sich, wie oben gesagt, die finsteren Beschäftigungen bei ganzen Familien, ja Generationen. Ein interessantes Beispiel hiervon liefern die berühmte Nachrichterfamilie Lanjon in Frankreich, die bis auf die neueste Zeit unter dem Titel Messieurs de Paris Henkersdienste verrichtete. Auch in Deutschland sind bei Uebertragung des Nachrichteramtes ähnliche Beispiele vorhanden.

Mit der Zeit ward das Amt der von den Gerichten eingesetzten Henker sehr einträglich. Nicht allein blieb ihnen durch die peinliche Execution ein Gewinn, sie übernahmen auch zugleich die Besorgung der Abdeckereinigung, die Abführung und Beerdigung des gefallenen Viehes, die Beaufsichtigung der feilen Dirnen, von denen jede dem Henker — nach besonderer Verordnung der Stadtobrigkeit — eine gewisse Buße zahlen mußte. Endlich aber setzten sie sich in besondern Respect durch die verschiedensten Curen, die sie an Menschen und Thieren, namentlich an Leibern in ihrer Eigenschaft als Thierärzte oft und glücklich machten. Menschenkrankheiten heilten sie nach dem Aberglauben der Zeit oft durch übernatürliche Mittel, namentlich zauberischen. Auch trieben sie Handel mit zauberischen Dingen, als: Diebsdaumen, Galgenmännlein rc., worauf schwere Strafe gesetzt war, die jedoch nicht den Verrieb hinderte, sondern vielmehr dazu beitrug, daß der Henker sich das zu verkaufende Object desto theurer bezahlen ließ.

Die Anstellung des Scharfrichters war Sache des hohen peinlichen Gerichtes „des Kraises". War die Bestallung entschieden, so schwor der Erwählte einen Eid. Nach bambergischer Formel, die im Wesentlichen in Deutschland überall angenommen ward, lautete der Schwur:

„Ich sol und wil meines gnädigen Herrn von Bamberg nur St. Gnaden Stifft Schaden warnen, Frommen werben, in meinem Amdt treulich dienen. Peinliche Strafften, und Fragen wie mir von Sr. Gnad weltlichen Gerichts jedesmahl befohlen wirt, auch darum nicht mehr denn gemeine Belohnung nehmen, alles nach Laut der bambergischen Halß-Gerichts-Ordnung. Was ich auch in peinlicher Frage höre, oder mir sonst in Gehein zu halten befohlen wirt, daßelbige will Raimanden ferner eröffnen, auch ohne Erlaubniß meines gnädigen Herrn, Heimlichers, Marschalls oder Hannsvogten nicht verreisen oder wegziehen und derselben Geschäfften und Gebrauchen gehorsam und willig sein, alles getreulich und ohne allerley Gefährde, als helffe mir Gott und seine Heiligen."

An andern Orten, z. B. Nürnberg, Münden, auch in Norddeutschland ward der Scharfrichter verpflichtet:

„Bei Torturen, Bollern und peinlichen Fragen keine Angst noch Gefährde zu gebrauchen, nicht gelinder noch schärfer zu foltern als das Urtheil anfagen, namentlich aber keine zauberischen Mittel vorzunehmen und zu gebrauchen, das Bekenntniß der Gebrechen, sondern der Hexen und Zauberer zu erpressen." Ferner „soll der Henker mit den armen Sündern glimpflich und nicht grausam umgehen, fürnehmlich aber einen rechtschen, christlichen Wandel führen."

Auf diese Vorhaltungen antworteten der Henker mit „Ja, ich gelobe alles zu thun", und bei dem Gelöbnis legte er die Schwurfinger auf den ihm entgegengestreckten Gerichtsstab. Die Eidesformel lautete dann auch wohl:

„Ich N. N. schwöre hier zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß ich all denjenigen, so mir jetzo vorgehalten, ich auch verstanden, gelobet und versprochen habe, in allen treu, fleißig und unverbrüchlich nachkommen und mich dawider handeln will, so wahr mir Gott helfe und ich hoffe selig zu werden, durch Jesum Christum meinen Erlöser und Seligmacher, Amen." *

Der alte Beeidigte war nun bestallte „Diener Hand" des hohen Gerichtes und erwartete seine Opfer. Die Richter übergaben ihm sein Zeichen, das Richtschwert, welches er bei allen feierlichen Anlässen trug. Doch war ihm anbenommen sich bei Hinrichtungen eines andern Schwertes zu bedienen. Der Henker mußte nun die vorgeschriebene Kleidung anlegen. Sie war an verschiedenen Orten ebenso verschieden. Es sieht beschrieben nur soll, daß die Bluträcher nicht gewisse Farben tragen durften, die im Mittelalter zu den Privilegien bevorzugter Classen gehörten. So ward z. B. in Paris der Scharfrichter Lanjon zur Unterscheidung gezogen, weil er sich in blaue Farbe, welche die der Hofleute war, kleidete. — In Deutschland war die Tracht der Henker meist roth und an den Hüten trugen sie gewisse Abzeichen. Namentlich ward ihnen ein kurzes Schwert zu tragen gegeben, an dessen Gefäß gelbe und rothe Schleifen befestigt waren, wodurch sie kenntlich wurden. Sie durften sich nicht in eleganter Kleidung sehen lassen, nur obgleich die Gerichtsböte verschiedene Male die Ansicht, daß der Henker unehrlich sei, bekämpften, dagegen schreiben und sprechen ließen, sorgten sie dennoch dafür, daß der Nachrichter nicht mit dem Publicum in Berührung kam. Selbst in den Kirchen hatten die Henker, deren Knechte und Familien einen besonderen Stand. — Allgemein gebräuchlich blieb für den Henker der rothe Mantel, den er während des Zuges zur Richtstätte tragen mußte und unter welchem er das Richtschwert verbergen mußte, „daß er den armen Sünder nicht vor der Zeit schrecke." Im Halberstädtischen trug er eine Thierpfote auf dem Hute.

Durch die Erhebung des Nachrichters zu einer Justizperson ward es nothwendig, in das Gerüche der Scharfrichterei eine Ordnung zu bringen. Von jenem Augenblicke an erhielt der Henker seinen Platz bei den Gerichte Verhandlungen. Es ward actenmäßig festgestellt, wie weit seine Verrichtungen beschränkt werden durften, wie weit er nach eignem Ermessen gehen durfte, ohne durch den peinlichen Richter gehemmt zu sein. Noch 1754 lautet, schreckliche Weise, die Leipziger, Braunschweiger und Hannöversche Instruction für den peinlichen Richter: **

„Daß bei den Schärfrichtern, wo es auf's Zehen und Fühlen und Ermessen ankommt, der Scharfrichter zu prospiciren hat, ob der Reus genug oder zu wenig gefoltert ist, und wäre es von einem Richter zu viel gewagen, in die Erfahrung nichts eines Scharfrichters, der zumahlen beeidigt, die Erfahrung der Jahre hat und im Lande von höheren Collegiis gebraucht wird, wie der Schuster außer seinem Leisten Einreden zu thun."

Gewöhnlich hatten sich die Nachrichter genau mit Allem bekannt gemacht, bevor sie zur Uebernahme ihres Amtes schritten, da sie sich der höchsten Gefahr ausgesetzt wußten, wenn eine Hinrichtung mißlang. War das theoretische Examen bestanden, so ging die Scharfrichter Praxis an. — Vielfache Sagen sind über die zur Erlangung der Henkersfertigkeit vorhwendigen Vorübungen verbreitet. Gewiß ist es, daß einige Henker die Uebungen an Leichen vollzogen, wenn Selbstmörder zur Sectirung kamen.

Jenseits lag der Verkehr bekanntlich in der Beschaffenheit der zum Rädern erforderlichen Beile, deren nähere Beschreibung hier folglich folgen soll. Die berühmte Sammlung der Herrn Oeder in Nürnberg bewahrt alle Arten von Richtschwertern. Das deutsche Richtschwert hatte die einfache Form des Kreuzes, besaß keinen Dannenzug, war von blankem Eisen und hatte einen beiderseiten Griff. Wie in jener Zeit Alles mit außergewöhnlichen Einstüßen in Verbindung gebracht und denselben unterworfen ward, so geschah es auch bei den Richtschwertern. Dieses Symbol und Hauptwerkzeug des Henkers ward den verschiedensten Gebräuchen und Weihungen unterzogen. Die Länge des deutschen Richtschwertes war im 15., 16. und 17. Jahrhunderte durchschnittlich 28—30 Zoll, bei 2 Zoll

* Für gewisse Torturen waren bei ältere scharfrichterliche gebräuchlich.
** Ius Applicatione tormentorum, bekanntere vom Schulzen rc. Hannover 1754 bei Richter.

Breite. Die Schwerter des 16. Jahrhunderts zeigen häufig an der Dammeisene den ganzen Rosenkranz eingeschlagen auf der Klinge. Die Gebete werden durch Perlen bezeichnet, gewöhnlich 60 an der Zahl. Die Perlen sind vertieft, wie Grübchen; in gewissen Zwischenräumen bemerkt man auf der Klinge kleine Kreuze, von dem Heft bis zur Spitze läuft eine Rinne, in der Sprache der Waffenschmiede Blutrinne genannt. Die Klingen enden meist in einen gedrückten Bogen. Die Grübchen haben zu der Annahme geführt, daß solche Schwerter ihren Inhabern den Rosenkranz ersetzen und daß die Gebete im Fluge gesprochen wurden, wobei der bewegte seine Finger in die Grübchen legte und so die Perlen des Rosenkranzes ersetze. Man nennt daher diese Klingen „Paternosterklingen".

Unter den Richtschwertern der Sammlung des Herrn Geuder in Nürnberg zeichnen sich einige besonders aus. Der älteste und am häufigsten anzutreffende Spruch, der die Richtschwerter ziert, ist:

„Wenn ich thu' mein Schwert aufheben,
Bßinich' ich dem Sünder das ewige Leben."

Darüber gewöhnlich die Figur eines zu Richtenden mit verbundenen Augen. Zwei andere Schwerter enthalten die Inschrift:

„Die Herren steuren dem Unrecht,
Ich vollstrecke ihr Urtheil."

Ein Spruch, der fast wie eine Entschuldigung lautet. Auf einer sehr schön gearbeiteten Klinge des Ansbacher Nachrichters steht der Spruch:

„Hüte Dich, thu' kein Unrecht nicht,
So darf Du nicht zu fliehn das Gericht."

Einzelne Klingen zeigen nur die eingeätzte Figur der Gerechtigkeit mit der Unterschrift: „Justitia."

Sämmtliche Klingen sind von besonders feiner Arbeit und sehr dünn geschmiedet. Beim Gebrauche hielt der Henker die Spitze des Schwertes oder den unteren „Ort" in die Höhe, so daß beim Hiebe die ganze Klinge sich senkte.

Die Kürze der Schwerter bezeugt, daß eine nervige Faust sie führte, doch wußten die Scharfrichter auch mancherlei Stücklein anzubringen, welche ihrer Kraft zu Hülfe kamen. Unter den Richtschwertern der Genderschen Sammlung in Nürnberg befindet sich einer, an dem man die Vorrichtung zu solcher Künstelei sieht. Das Schwert zeigt am Klingenende drei Löcher, in welche der Richter Bleikugeln legte, deren Gewicht den Schwung beim Hiebe vermehrte. Indessen hielten sich die alten Scharfrichter von solchen Umständlichkeiten fern.

Nur eines seltenen Falles aus dem 15. Jahrhundert sei hier noch gedacht: der Anwendung des Quecksilbers. In dem rinnengewölbten Rücken des Richtschwertes war eine Rinne angebracht, welche vom Griffe bis zur Spitze lief. Diese Rinne barg Quecksilber. Beim Ausholen hielt der Scharfrichter das Klingenende höher als die Faust, so daß während des Hiebes das Quecksilber mit aller Kraft gegen die Spitze geschleudert ward.*

Die Schwerter der mittelalterlichen Scharfrichter besaßen gewöhnlich keine Scheide. Auch hier war ein Aberglaube vorhanden, der in der Idee beruhte, man dürfe das Schwert nicht in die Scheide stecken, um dem Urtheile Gottes nicht vorzugreifen. So zeigen denn die meisten der älteren Richtschwerter am Klingenende ein zuweilen dreieckiges Loch, mittelst dessen sie an die Wand gehängt wurden**. Diese furchtbaren Waffen, von denen einige zum Kriegsgebrauche bestimmt waren***, diese Zeichen des Blutrichters hingen in den Zimmern der Scharfrichter im „schwarzen Laden" oft in den verschiedensten Gruppen und bald stärker, bald feiner, denn der Scharfrichter hatte im Mittelalter, ja bis tief in's 18. Jahrhundert hinein noch so häufig einen armen Sünder „abzuthun", daß er Richtschwerter für stark und schwache Hälfte der Delinquenten besaß; außerdem sammelten die Meister gern renommirte Schwerter berühmter Handwerksgenossen, welche lange Zeit Dienste verrichtet hatten. Der oder die „schwarze Laden" war ein ungeheurer Schrank, der gewöhnlich die ganze Wand eines Wohnzimmers des Nachrichters einnahm.

War der Meister ein gesuchter und berühmter, so hatte er auch seine Häuslichkeit mit einem gewissen Luxus eingerichtet, und wie der Künstler die Wände seiner Gemächer mit den heitern Erzeugnissen seiner Kunst, der Gelehrte seine Studirzimmer mit Bücherschränken ziere, so prangten an den Mauern des Henkerzimmers oft die erfindungsreichen Instrumente zur Peinigung. Die schwarze Laden war häufig mit dunklem Tuche ausgeschlagen. Oeffneten sich nun die Thüren, so blitzten die blanken Klingen der Richtschwerter desto unheimlicher von der finsteren Hinterwand dem Beschauer entgegen, dessen Auge in den Tiefen des Schrankes außerdem noch allerlei unheimliches Geräthe entdeckte.

Die Schwerter hatten ihre Altersclassen. Ein hinlänglich bekannter Brauch war es, nie mit einem Schwerte hundert Menschen zu köpfen. Der Henker bediente sich einer und derselben Klinge nur für 99 Opfer. Erst nach einer gewissen Reihe von Jahren durfte das Schwert wieder in die Hand genommen werden.

Beim Schmieden des Schwertes mußte der Henker gegenwärtig sein, wenn der letzte Hammerschlag auf die Klinge gethan ward. Aus der Werkstätte ward es sorgfältig eingewickelt in die Behausung getragen und dann dort bis zum ersten Gebrauche verwahrt. Eine noch nicht gebrauchte Klinge war eine „Jungfernklinge". Unminderbar nach der Hinrichtung eines Delinquenten band man drei Tage und drei Nächte ein Bündel Kreuzdornzweige an die Klinge, nachdem dieselbe äußerst sorgfältig gereinigt war, damit keine Zauberei an dem Schwerte hafte, und der unselige Geist des Gerichteten dem Zimmer des Henkers fern bleibe. Das Schwert, welches der Henker bei seiner Einsetzung empfing, ward ihm vom Gerichte übergeben. Nach einer gewissen Anzahl damit vollzogener Hinrichtungen ward es sein Eigenthum, und er durfte es bei einer Versetzung oder Aufgebung seiner Stelle mitnehmen, wofür er drei Kreuzspeesnüge zahlte. In einigen Städten verwahrte man das Richtschwert auf dem Rathhause, von wo es zwei Gerichtsboten in einer verschlossenen Kiste zum Henker trugen, wenn es gebraucht werden sollte.

Außer diesen unmittelbar zur Henkerspraxis gehörigen Gebräuchen diente das Richtschwert dem Träger noch als Gelein und Abglaubigung; kam aber war es in gewisser Beziehung ein Maßstab für die Ansprüche, welche der Henker bei einigen Vorgängen erheben durfte. Einer der bemerkenswerthesten Fälle dieser Art war das alte Recht des Freimanns, die Habe des Selbstmörders, welche er als Nachrichter der Stadt, auf dem gesundenen Leichnam sichert, mit seinem Richtschwerte im Kreise um den Cadaver herum erlegen konnte, sein eigen nennen zu dürfen. Noch im 18. Jahrhundert ereignete es sich, daß ein Kornwucherer sich erhängte. Derselbe hatte alle seine Gottsäcke rund um sich gehäuft und in deren Mitte seinem Leben ein Ende gemacht. Der Freimann nahm Alles laut Richterspruch in Besitz.

Mit dem Richtschwerte belehnt, vereidigt und geprüft erwartete der neu bestellte Scharfrichter nun den Augenblick, der ihn in die Praxis einführen sollte. In der Handwerkssprache hieß dies: „das Meisterstück machen." Auch hier gab es einen Gewerksstolz. Der Scharfrichter machte sein Meisterstück nicht durch Hängen, sondern durch Köpfen. Der Strick war niedriger als das Schwert. Zur Noth verrichteten die Knechte die Arbeit mit dem Strange, aber das Schwert zu schwingen auf den Nacken des Verurtheilten, das ließ sich der Meister nicht nehmen.

Der Tag, wo die erste Kraftprobe abgelegt werden sollte, war ein feierlicher. So verhärtet die Natur des jungen Meisters auch schon sein mochte — war er doch von Jugend auf an Schauerscenen aller Art gewöhnt —: es bewegte ihn dennoch wunderlam der Gedanke, daß ein Mitmensch von seiner Hand sterben mußte, daß die schnelle Versetzung vom Leben zum Tode, die einzige Wohlthat, welche der sündige, angsterfüllte Sünder noch erwarten durfte, in seine, des Scharfrichters, kraftvolle und geübte Faust gelegt war. Andererseits fürchtete er wiederum im Falle des Mißlingens die Volkswuth. So wichtig das Amt des Scharfrichters war, es bedurfte dennoch mannigfacher Vorkehrungen, um beim Mißglücken einer Execution die verhaßte Persönlichkeit vor thätlichen Angriffen zu schützen. Die Aufgabe war: mit einem sichern Hiebe den Kopf vom Rumpfe zu trennen, oder den Strick so richtig zu schlingen, daß der Verurtheilte kaum noch eine Bewegung machte. Häufig genug war es vorgekommen, daß der Hals des Schlachtopfers durch ungeschickte Hiebe zerfleischt wurde, daß der Strang riß, daß die Festbürgung des Delinquenten nicht regelrecht vorgenommen war, und daß derselbe in der Todesangst aufsprang und dergl. Dann

---

* Im siebenjährigen Kriege kamen bei der österreichischen Armee Hufarenklingen in Gebrauch, welche ebenfalls mit Quecksilberrinnen versehen waren.

** Dergleichen Klingen sind sehr selten geworden. In der Nürnberger Sammlung befinden sich auch neuere Richtschwerter mit Scheiden.

*** Solche Schwerter zeigen einen Dammeisning und haben zuweilen das Paternoster aufgeätzt.

wendete sich die Wuth der Menge gegen den Scharfrichter und durchbrach alle Dämme. Steine flogen auf die Blutbühne, die Kirche und der Meister wurden gemißhandelt, und so ereignete es sich zu Lübeck, daß bei einer verfehlten Hinrichtung fünf Scharfrichter erschlagen wurden. Am 7. August 1611 ward in Magdeburg der Nachrichter Albrecht Galle erschlagen. Von seinen beiden Knechten erhielte der Pöbel den einen, der andere kam, ganz mit Wunden bedeckt, davon.

Dies Alles bewegte denn doch das Gemüth eines Innungsmeisters am Tage der ersten Blutprobe. Um sich zu stärken, wurden in der abergläubischen Zeit allerlei Mittel versucht. Zumeist war der Glaube vorhanden, man könne sich am besten gegen die Zaghaftigkeit, als Hauptgrund des Mißlingens, wahren, wenn man vor dem Richten Menschenblut trinke. Es sind Fälle vorgekommen, wo der Vater sich die Ader geöffnet, um dem Sohne, der sein Meisterstück machen wollte, den muthmachenden Trunk reichen zu können. Weniger abergläubische Henker betrachteten die Sache als ein Geschäft, nur noch Andere stärkten sich durch ein Gebet in der Kirche des Ortes, wobei sie das Richtschwert mit sich führten.

Eine besonders große Feierlichkeit war es, wenn die Ablegung einer Meisterprobe mit der Aufrichtung eines neuen Hochgerichtes zusammenfiel. War die Aufstellung einer gezimmerten Blutbühne (Schaffot) nothwendig wie das immer bei Städten der Fall, welche keine gemauerten Hochgerichte besaßen), so rief ein Befehl die Maurer und Zimmerleute zur Arbeit. Sobald man bis zum Richten des hölzernen Schaffotes gekommen war, schrieb der Rath der Stadt eine Feierlichkeit aus, bei der sämmtliche Maurer und Zimmerleute, welche an dem Erbauen des Hochgerichtes Theil genommen, sich einzufinden hatten. Von den übrigen Handwerkern: Schlosser, Steinmetz rc., brauchten sich nur die Meister und Altmeister zu stellen. Sie mußten sich auf dem Rathhause versammeln, um „den neuen Galgen zu richten". Ein Commando Stadtmiliz oder Soldaten war ebenfalls bestellt. Voran zogen: Richter, Aunfeute, Vögte und Schöppen, eine Abtheilung Gerichtsdiener mit Spießen; die Soldaten mit klingendem Spiele; der Oberrichter mit dem Schreiber; die Alt- und Obermeister nach Rang und Ordnung mit ihren Waffen und Wehren gliederweise; die Maurer und Zimmerleute, letztere mit ihren Aexten, deren Schneiden in die Höhe gekehrt; wieder eine Rotte Soldaten mit Spiel.

An dem bestimmten Ort angelangt, wurden sie von dem Scharfrichter empfangen, der mit seinen Knechten die Schaufeln und Hacken bereit hielt, um die Löcher zu graben oder die Vertiefungen zu hauen, in welche die Balken gelegt werden sollten. Diese Werkzeuge stellte der Oberrichter, und sie blieben im Besitze des Nachrichters, weil sie gewissermaßen amtlichig geworden waren. Der Oberrichter tritt nun auf den Platz, entblößte sein Haupt und bewillkommnete die sämmtlichen Anwesenden, bekannte sich bei ihnen, daß sie pünktlich erschienen, und bat sie, Hand anzulegen und nunmehr das Werk zu vollenden. Hierauf las er einen Paragraph aus der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Carl's V., wonach es Niemandem an seiner Ehre, guten Namen und Ruf schaden solle, beim Aufrichten des Galgens geholfen zu haben. Sofort begann die Richtung oder Setzung der Balken.* War ein eiserner Arm zur Aufhängung der Verurtheilten angebracht, so setzte der Nachrichter diesen ein. Wurden neue Balken auf die Unternagelung gelegt, so zog man diese mittelst Aloben herauf, woselbst sie dann von den Maurern festgekittet wurden. Das Aufwinden der Balken geschah durch die sämmtlichen Altmeister. Nach geendigter Arbeit zog man in derselben Ordnung zurück. Die Maurer und Zimmerleute erhielten vom Rathe doppelten Tagelohn, das Hochgerichtspersonal gab einige Tonnen Bier zum Besten. In einigen Ländern waren es gewisse Zünfte, denen die Erhaltung und Erbauung der Hochgerichte oblag. So mußten in Baiern die Weber das Hochgericht bauen lassen, die Müller lieferten die Galgenleiter.

Die blutige Einweihung des Galgens oder Rabensteines durch ein Meisterstück war ein Festtag für die Stadt. Am Morgen des Executionstages begab sich der peinliche Richter in die Zelle des Gefangenen. Hier fragt er ihn, ob er auf seinem Bekenntniß beharre.

Sünder erwidert: „Ja, ich beharre."

Hierauf ruft der Richter: „Meister Hans (der Scharfrichter), so ist der Reus der Eurige."

Hiernach läßt der Richter die Armen-Sünderglocke läuten. An manchen Orten stößet man auch in die Posaunen. Es soll, nach Carl's V. peinlicher Gerichtsordnung, ein solch Gericht unter freiem Himmel Morgens zwischen 9 und 10 Uhr ergehen. Sodann führen man den Sünder in den Saal vor die Schöppenbank, allwo der Richter sitzet in Mitten der Schöppen und einen weißen Stab oder ein bloßes Schwert in der Hand hält. Nach dem sächsischen Inquisitionsrecht „ziehet der Richter das Schwert nicht allsogleich aus, sondern er entblößet es erst, wenn er sich niedergesetzet, auch soll er von Rechts wegen eine gewappnete Hand (z. b. einen Blechhandschuh) haben. Doch ist dieses an den Orten verschiedentlich. Hernach nun heget der Richter das peinliche Gericht, befraget nochmals den Sünder, und wenn dieser Alles gestanden, so bricht der Richter den weißen Stab entzwei, nachdem der Schreiber das Urtheil verlesen. Die Stücke des Stabes hebet der Frohnbote sorglich auf, dieweil damit sonsten mancherlei Hexenwerk getrieben wird. Hierauf giebt der Richter dem Henker den armen Sünder. Der leget die Hand auf seine Schulter. Spricht der Richter: „Ihnen, Meister, nach dinhlichlichem Inhalt des Urtheils." Hierauf bindet der Henker den Malefikanten, und soll es seine Sache sein, dem Sünder zuzureden, ihn zu bitten, sich nicht für dem Tod zu fürchten, denn er wolle ihm schnell abthun mit dem Schwerte, oder glimpflich von der Leiter werfen und im schweren Angenblicke noch ein Gebetlein ins Ohr rufen." Der erste Knecht des Henkers führt nun den Sünder an einem Strick, der von den gebundenen Händen herabhängt, zur Richtstatt. Der Meister „gehet im rothen Mantel hinterher" und hat sein Schwert versteckt. Am letzten Hause reicht der Nachrichter dem Sünder einen Trunk Wein mit den Worten: „Gebet Wein denen, die umkommen sollen, und stark Getränk den betrübten Seelen, daß sie ihres Unglücks nicht gedenken." „Doch soll der Richter zusehen, daß der Henker sein herausschendes Mittel hineinwerfe, auf daß er nicht den Sünder um seine Andacht bringe."

Nunmehr nun der Verurtheilte in den Kreis oder auf das Hochgericht, so fühlet der Henker ihm drei Mal herum, bis er drei Paternoster gebetet. Der Priester absolvirt und segnet den Sünder. Während dessen machen die Knechte den Stuhl zurecht, auf welchem die Execution geschehen soll. Nun ist der letzte Augenblick nahe. Die Scharfrichter pflegen vor den Verurtheilten hinzureten und ihn um Verzeihung zu bitten, da sie nur handeln müßten, wie es das Gesetz gebeut." *

Die Knechte setzen den Verurtheilten nun auf den Stuhl und binden ihm die Arme rückwärts fest, schlingen auch eine Binde um die Augen und binden das Haar auf, wenn es nicht abgeschnitten worden ist. Vorher hat der Meister schon den Hals des Sünders entblößet. Während dessen spricht der Nachrichter zum Volke: „Ich gelobe den hier befindlichen N. N., einen Mörder, der verurtheilt ist, von Rechtswegen zu setzen, daß er es nicht mehr thun soll."

Letzteres war die alte gebräuchliche Formel, noch in der Mitte vorigen Jahrhunderts üblich. — Nach dieser Ansprache grüßt der Henker mit dem Schwerte um tritt zu dem Verurtheilten, ruft ihm Muth zu und unter dem Zurufe des Priesters „Herr Jesu, die leb' ich, Herr Jesu, die sterb' ich" fällt das Haupt. Ist der Nachrichter ein Meister in seiner Kunst, so schlägt er mit einer Hand, die linke Handfläche auf den Kopf des Verurtheilten legend, oder seine Haare fassend. Wo keine Blutbühne war, kniete der Missethäter vor einem Sandhaufen. Ebenso wenn die Hinrichtung im Felde oder Lager geschah. Sobald die Execution vorüber ist, stützt sich der Henker auf sein blutiges Schwert und ruft den Richter zu:

„Herr Richter, habe ich recht gerichtet, wie Urtel und Recht spricht?" wie der Arme und Recht gegeben hat? wie es der arme Mann verschulder hat?"

Antwortet der Richter: „Ja, Du hast recht gerichtet, wie Urtel und Recht spricht."

Antwortet der Henker: „Das danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelehrt." Zum Schluß thut er eine Vermahnung an das Volk, daß Jedermann sich hüten möge unter seine Hände zu kommen. Die Knechte bestreuen unterdessen den Platz mit Sägespähnen und unter Absingung eines Liedes legen sie die Leiche des Gerichteten in den Armensündersarg.

* Dieselbe Ceremonie fand auch bei den gemauerten Hochgerichten, den sogenannten Rabensteinen statt, oder wenn auf gemauerte Unterlagen die höheren Balkengerüste gesetzt wurden.

* Diese Ceremonie stammt aus England. „Torten," sagt ein alter Berichterstatter, „müssen die Scharfrichter Staudespersonen richten, wobei sie sich maquiriren sind, und bitten sie um Verzeihung."

Ein neuer Ehrentag der Wartburg.

Festerinnerungen von Livius Fürst.

Es ist noch nicht lange her, daß die Augen von ganz Deutschland auf die freie Reichsstadt, das alte Frankfurt gerichtet waren, in dessen Mauern die deutschen Fürsten sich versammelt hatten, um die Wiederherstellung eines einheitlich gestalteten Vaterlandes aus eigenem Antriebe zu bewirken. Aufmerksam lauschte die Presse den Ergebnissen jenes Congresses; alles Andere schien für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt.

In diesen Tagen — vom 16. bis 18. August — fand im Herzen Deutschlands ein Fest statt, das jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben wird. Wir meinen die achte allgemeine deutsche Künstlerversammlung zu Weimar. Dieselbe hatte während der vergangenen Jahre im kunstsprächigen Annverpen und im lieblichen Salzburg getagt. Jetzt war sie in der Wahl ihres Versammlungsortes auf eine von den Schutzgeistern der Poesie, Wissenschaft und Kunst geweihte Stätte geleitet worden, die freilich weder die Kunstschätze Belgiens und der Niederlande, noch die imposanten und einzigen Naturschönheiten des Salzkammergutes darbietet, aber durch den Zauber ihrer Erinnerungen und durch die von einem kunstsinnigen Fürsten wiedererweckte Zeit der classischen Blüthe Deutschlands ehrenvoll dasteht.

Hier auf geweihtem Boden, inmitten von Denkmälern einer ewig unvergeßlichen Zeit, wo jeder Stein dem Wanderer von Geistesheroen erzählt, wo jeden Rauschen der schattigen Wipfel im Park oder auf dem reizenden Belvedere uns gewaltige Namen in's Ohr flüstern und über den grünen Ufern der Ilm noch ein Hauch aus glänzenden Tagen weht, hier mußte es deutschen Künstlern wohl sein. Aber es wäre doch nur jene halb traurige Empfindung gewesen, deren wir beim Besuche einer denkwürdigen Ruine uns nicht erwehren können, jenes Gemisch von Ehrfurcht und Wehmut, das man einstigen Größen zu widmen pflegt, gehörte Weimar unter die nur durch das ihnen anhaftende Andenken werthen Trümmer. Denn ist nicht so. Sind auch die Zeiten von Weimars unvergessenen Glanze ein wohl nie wiederkehrendes Bild, so erfüllte es doch jeden Besucher des diesmaligen Festes mit innigem Vergnügen, zu sehen, wie unter der Hand des jetzigen Großherzogs Carl Alexander, eines von Beruf für das Erreichte und von künstlerisch-begabtem Streben nach Neuem gleich erfüllten Fürsten, Weimar einer hinsichtlich der Kunst schönen Zukunft entgegen geht. Es ist nur nöthig, in die Rolle des bevorneren eines Fürsten zu fallen, wenn man sieht, wie es ihm um die Wiederbelebung des geistigen Elements, um die Förderung künstlerischer Interessen und um die rege Theilnahme am Anordnen und Schaffen so tiefer Ernst ist, wie bei dem Regenten Weimars. Hier trifft das Auge des Künstlers nicht auf jenes willkürliche Spielen mit verbrauchten oder halbverstandenen Ideen, nicht auf jenes Haschen nach schimmerndem Wechsel und bleuender Ueberfülle. Was jedem Besucher die Stadt so werth macht, ist der aus allen neuen Schöpfungen und Anordnungen des Kunstsinnes sprechende Grundzug, daß Weimar unter ehrfurchtsvoller Schonung des Alten durch rege und ernstes Streben auf eine künstlerische Höhe gelangen soll, welche seines Namens nur seiner von Carl August übernommenen Bedeutung würdig ist. Daß dies die schönste Gesinnung ist, in welcher das Erbe jener Fürsten übernommen und ausgeübt werden kann, daß der Enkel jenen Geist treffend erfaßt und richtig verwertet hat, wird ihm persönlich aus der innersten Befriedigung hervorgehen, mit welcher die in Weimar versammelten deutschen Künstler jene Bestrebungen erkannt und gewürdigt haben.

Ich will es nicht unternehmen, den Leserkreise der Gartenlaube eine ausführliche Schilderung jener Festtage zu bieten. Mit Fug könnte ich dies den zahlreichen Tagesblättern überlassen, deren Berichte mehr oder weniger als historisches Material gelten mögen. Wo man für eine Million von Lesern schreibt, benächtigt sich des Geistes ein Gefühl von Weihe, das die Feder über die Einzelheiten und den Bestand eines solchen Festes schwell hinweggehen läßt. An dieser Stelle gilt es, einen höheren Gesichtspunkt einzuhalten und im Vollgefühle der empfangenen Eindrücke, sowie mit besthaulicher Ruhe das Erlebte seiner geistigen Bedeutung nach zu schildern.

Weimars Künstler waren mit großer Aufopferung in den Vorbereitungen thätig gewesen, so daß man nur bedauern konnte, durch Wetters Unguust manches Schöne vereitelt sehen zu müssen. In ungetrübter Stimmung sind Allen jene Tage verrauscht, nachdem Dichergrust und Anspachen Seitens der Behörden sie in wohlthuendster Weise eingeleitet hatten. Angenehm, ungezwungen, ja herzlich war der Ton, in welchem sich hier die Genossen der nach einem Ideale strebenden Kunstrichtungen zusammenfanden. In diesem Sinne rief Hans Kösler den Gästen zu:

„Se — durch Begegnen, Fürden, Rauneunenen,
Als einer Mutter Söhne sich bekennen,
Und aus dem Eins im engeren Verband
Das Eins empfinden mit dem Vaterland,
Das ebnet mehr den Weg zur Festerreite
Als Dampfroseß und eiserne Geleise!"

In deutschem Sinne begrüßte auch Weimars Regierung die Kunstgenossen, indem sie den Grundsatz aussprach, „daß eine wahrhaft edle Kunst ihre tiefsten Wurzeln in der Liebe zum Vaterlande schlägt und aus der Größe des Vaterlandes ihre ereste Nahrung fangt."

Und wahrlich — nöthig war dieser Alles erregende Geist, besonders da im Stern des Weimarischen Parles das poetische Festspiel Wilhelm Genast's „Der Deutschen Herr" so wie die darauf folgenden und mit viel Aufopferung angeordneten Volksfestlichkeiten im wahrsten Sinne des Wortes zu Wasser wurden. Zu weihevoller Stille lauschten Tausende jener sich Dichtung, die inmitten rauschender Waldeswipfel auf hoher Bühne in erhebender Darstellung zum Andenken kam und in ihrer schönen Einfachheit an die Schauspiele der Alten erinnerte. Bild und Wort vergegenwärtigen jenen Hochgemuten, daß Kunst und Wissenschaft stets mit den Geschicken unseres Vaterlandes Hand in Hand gegangen sind, daß sie in den Tagen des Unglücks das deutsche Volk ermuthigt, in den Zeiten der Blüthe es veredelt haben.

Leider trieb ein Regengast, gerade als die „Germania" von dem umwölkten politischen Horizonte sprach, die harrende Menge auseinander, und nur hier und da sammen sich später wieder engere Kreise zusammen, um sich in traulicher Vereinigung über gemeinsame Interessen auszusprechen. So schwand die Zeit in Weimar dahin, in einer besonderen beim Festmahle gehobenen Stimmung, aber doch im Gefühle peinlicher Unsicherheit über das Gesicht, das der Himmel zeigte. Jeden belebte die abumgewolle Hoffnung, daß der Tag auf der Wartburg, zu welcher der fürstliche Burgherr die Künstler geladen hatte, die Spitze des ganzen Festes bilden würde.

Und der Morgen kam. War es auch nicht einer jener Sommermorgen, an welchen die Sonne hell und freundlich über die von Frühthau blitzenden Wiesen scheint, die frisch-grünen Zweige der Bäume sich in leisem Hauche wiegen und in der Ferne die Berggipfel wie in leichten Nebelschleier gehüllt dastehen, so war es doch ein frischer, duftiger Morgen, zum Bergsteigen wie geschaffen. Also frisch hinauf zur Warburg!

Durch wenige holprige Straßen des alten Eisenach wandert sich der in Ungebundenheit zahnschwenkende Künstlerzug, mit grünem Eichenlaube geschmückt und vom Künstlerbauner geleitet. Noch eine Bewegung des Wegs — und da steht sie vor uns, die alte, historenreiche, ehrwürdige Warburg — die Königin deutscher Burgen!

Rings, welche herrliche Fülle grüner Wälder und Höhen, die sich — wie ein reicher Teppich um den Altar — ausbreitet! Je höher wir steigen, deste mehr vergrößert und verschönern sich das uns umgebende Bild. Die Ferne mit ihren Felsen, Waldesgründen und lachenden Fluren taucht uns auf. Bald sind wir von Dickicht des Waldes umgeben, bald stehen wir frei auf dem Felsen und fühlen uns von einem felsfamen Zuge emporgehoben. Und horch! — Jetzt donnern von der beflaggten Veste die Geschütze uns ihren Gruß, nur wieder, und abermals. Der weiße Dampf verfliegt langsam, und von den jenen Bergen hallt ein langes Echo die Donnerstimmen nach, daß sie erwachen in ihren Schlupfen und Klüften, die Geister der Tage, das Volk im Hör- Seelen-Berge mit dem verzauberten Frankenkaiser Tannhäuser, der treue Eckart und der fein lange schlummernde wilde Jäger. Und verwundert reiben sie sich die Augen, erstaunt ob des befremdenden Anblicks.

Ehe wir die Burg betreten, gilt es, in mittelalterlicher Weise Einlaß zu begehren. Ein „Wer da?" ertönt vom Com-

Der Empfang der Künstler auf der Wartburg.

manbanen, dem bekannten, kunstverständigen Braunschweig. Und auf die Antwort: „die deutsche Kunstgenossenschaft!“ und den Gegenruf: „Thore offen!“ rasseln die alte Zugbrücke nieder, über welche sieben manns' würdige Gestalt getrommen, und jubelnd zieht die Schaar der Künstler ein in die alten Hallen.

Vorbei geht es an dem noch völlig im Gewande der Reformationszeit prangenden Ritterhause, in welchem die denkwürdige Wiege der Bibelübersetzung, die Stube Luther's, sich befindet. Der mit Wappen geschmückte Burghof empfängt uns. Und weiter schreiten wir durch den Raum der ehemaligen Wartburg nach dem im Sinne der Vorzeit neu erstandenen und wieder hergestellten Theile der Wartburg, kaum ahnend, daß noch Manches im Schooße der Erde schlummern, die jetzt unser Fuß betritt. Aber bald wird auch hier Alles so schön vollendet sein, wie der Prachtbau des Landgrafenhauses, vor dem in weitem Halbkreise die Künstlerschaft sich aufstellt.

Der umzogene Himmel ist inzwischen auf einige Augenblicke freundlicher geworden. Vor dem in seiner stolzesten Wiederherstellung imponirenden Gebäude herrscht nun einem Male familiose Stille. Jetzt werden die Künstler von der Freitreppe herab durch die Herrin der Burg, die Frau Großherzogin, und durch den Erbgroßherzog in herzlichster Weise begrüßt. Ein Jubel antwortet diesem Willkommen. Die Mauern schallen von dem freudigen und begeisterten Dankesrufe der Menge; die feurigen Töne der Musik ertönen durch Hallen und Räume; lustig weht das Banner über die vielen kunstgeweihten Häupter hin — kurz, das Bild ritterlichen Wartburglebens scheint neu erwacht.

Der Augenblick war in der That erhebend. Das reichgeschmückte, durch Risalen so herrlich wiederhergestellte Landgrafenhaus, unten mit seiner alten Vorhalle oder Laube, wo sich einst Knappen und Diener mit den Edelfalken tummelten, mit seinen einen tief-symbolischen Sinn andeutenden Kapitälen und Ornamenten, oben mit

den altertümlichen Fensterbrüstungen, in denen einst die holden Frauen gesessen, und dann ringt das im alten Gewande Neugeschaffene, die Thürme mit ihren schützenden Zinnen, mit ihren vom Morgenroth lebhafter gefärbten und schimmernden Mauern alles dies gewährte ein Bild, das, belebt von der geschmückten Künstlerschaar, wie ein Nachklang aus vergangenen Zeiten erschaun.

Stern edler Ahnen! Ludwig, kühner Springer,
Den tiefe Halle Sein und Namen dankt;
Du, Langgrav Hermann, und Ihr Meistersinger,
Die Ihr Euch um den Heldenkamm gerankt;
Du, Geist Elisabeth's, der heil'gen Mutter,
Die gläubig hier gelitten und gelebt,
Und Du, verklärter Schatten eines Luther —
Wie bebt Ihr uns an jenem Tag umschwebt!

Wahrlich, man brauchte kein übersentimentales Herz zu besitzen, um zu dieser Stunde in einem Hochgefühle aufzugehen. Jeder — das sah man — war bemüht, dieses in unserer oft recht abstoßenden Gegenwart seltene Bild für immer dem Gedächtniß einzuprägen.

Da ließt es: „Zu den Tafeln!“ Und in alle zum Speisen ausgeschmückten Räume ergießt sich die Schaar der Gäste. Bald werden die ein ebenso künstlerischen Geschmacke des Mittelalters decorirten Schenk und Speisetische umlagert, und kaum gewinnt man Raum und Zeit, einen Blick auf den überaus reichen und originellen Schmuck, die Humpen, Schleifkannen, Geräthe, die gewaltigen Bären- und Auerochsenfelle, kurz auf all das mittelalterliche Tafelzeug zu thun. Und welche Fülle ausgesuchter Genüsse, bei deren Anblick freilich dem Feinschmecker — wegen der Schwierigkeit der Wahl — das Herz ganz besonders klopfen mag!

Doch wozu soll ich alle jene Freuden, die der Gäste hier harrten, noch aufzuzählen versuchen? Es dürfte mir wohl Niemand für eine noch so lebhafte Erinnerung Dank wissen. Steigen wir daher lieber hinauf in den Sängersaal, damit wir an derselben geweihten Stätte, wo im Jahre 1207 jener gewaltige Sängerkampf stattgefunden, die Erinnerung an dies erhabene Moment aus der Wartburggeschichte auffrischen, das uns im Bilde verkörpert lebhaft vor Augen tritt. Hier ist noch die Sängerlaube, wo die Dichter auftraten; rers stehen noch die Stufen, von wo sich die Nebenbuhler niederbeugte, um Opferungen zu schützen, da die andern Meister nebst Steuptet, den Henker, auf ihn einstürmten, um ihn in patriotischem Eifer für das Lob zu strafen, das er dem Herzog Leopold VI. von Oesterreich gespendet hatte. Hier bauchi uns noch die Sage von Klingsor, dem siebenbürgischen Meister der schwarzen Kunst, an, welcher durch seine übernirdischen Kräfte und mit Hilfe seines Höllengeistes Nasian nach Jahresfrist Offerdingen den Kampf bestehen gebolfen. Jetzt hallen jene Wände nicht mehr wieder von Gesang und Saitenspiel; aber zu dem Wanderer, der ein Herz mitbringt, sprechen sie in Zaubertönen deutlich und verständlich, so daß er wähnt, das alte Leben erwache wieder. Das ist das selige Träumen, das Jeden auf dem sagenreichen Boden dieses Felsens beschleicht.

Wieder ertönen Trompetenklänge und rufen alle Gäste hinauf in den Festsaal. Wie steigen die Wendeltreppe hinan, oben begrüßt von allen Steinbildern, einem gewappneten Wächter, einem lustigen Spielmann mit einem von dem Treiben sich entfernt abwendenden Mönche. Noch einige Schritte, und wir begrüßen sie, die schimmernde Halle mit ihrem lustigen Söller, ihren Symbolik athmenden Ornamenten, die in den verschiedensten Beziehungen zu Glauben, Sage und Volksleben stehen. Ueber uns die den Himmel versinnlichende Decke und die von scheinbar abenteuerlichen, aber vielbedeutenden Gestalten ausgehenden Dachbinder. Hohe, würzige Gestalten blicken von den Wänden auf uns herab. Hier Karl der Große, der Stammvater der thüringischen Fürsten, dort Ludwig der Springer, dort wieder Hermann I. und Elisabeth, seit dem Mai 1234 die Heilige benannt. Nur hinaus schweift unser Blick aus den nach Süden gelegenen Fenstern, und wir treten auf den Balcon, auf dem auch eine leidende Mutter und flüchtige Fürstin schmale Gestalten und in die Ferne gedeckt hat. Hier war das Lieblingsplätzchen der Herzogin Helene von Orleans. — Doch genug der Betrachtung. Eine geistige Feier harrt hier unser, eine Feier durch Wort und Lied im Sinne entschwundener, und jetzt verklärt erscheinender Zeiten. Das war nicht eine streng-künstlerische Feier, keine Aufführung, kein zu berechnendes Programm. Hier brach die vaterländische Begeisterung, nachdem sie, wie die Flamme am Hause, an einzelnen Stellen hervorgeleuchtet hatte, endlich mit Macht durch und schlug aus allen Herzen lodernd empor. Hier wurde das Künstlerfest im ersten Sinne ein vaterländisches, bei dem sich alle Gäste als Brüder eines Stammes, als Deutsche die Hand drückten. Darum zündeten jene Worte so, mit welchen der von einem Sängerherr uns entgegengebrachte Wartburgzgruß schloß:

„Und regt sich einst schutzbittig leise
Im eignen Herz die Schöpferkraft,
Daß Ihr in vaterländ'scher Weise
Ein Werk schafft, kühn und heldenhaft:
Dann leih gewiß, Ihr deutschen Meister,
Wo Ihr auch weilt im deutschen Land,
Daß Euch der Wartburg gute Geister
Von Neuem ihren Gruß gesandt.“

Und als Niemann aus Hannover in hinreißendem Vortrage das populär gewordene Lied des Ivanhoe ans Marschner's „Templer und Jüdin“ mit einem trefflich unterlegten Texte sang, worin die eine Strophe der Kunst, die andere dem Fürsten, die letzte dem Vaterlande galt: da war die Theilnahme der den Saal füllenden Menge so gewaltig, daß der Sänger kaum reden konnte, vielmehr Alles von selbst in die Schlußworte einstimmte. Von den Wänden tröhnte der Ruf „dem deutschen Vaterland!“ wieder, begeistert schwenkte Jeder — der Erbgroßherzog voran — den Hut, und Jeder fühlte und gestand es, daß hier das schöne Fest seinen Gipfelpunkt gefunden haben müsse.

Und so ist es auch gewesen. Fröhlich und befriedigt sind bald darauf die deutschen Künstler von der alten, Allen so lieb gewordenen Wartburg herabgestiegen in die grünen thüringischen Thäler. Sie haben sich wieder in alle Winde verstreut, Jeder nach seiner Heimath, um im gewohnten Kreise weiter zu schaffen und zu wirken. Aber Eins haben sie mitgenommen, das ist ein Gefühl der frischen Zusammengehörigkeit, ein Gefühl der Berechtigung für ein von echter Kunst- und Vaterlandsliebe beseeltes Fürstenbund, ein Gefühl festlicher Stimmung, das sie bis zum nächsten Beisammensein geleiten und ihnen das Andenken an diesen neuen Ehrentag der Wartburg frisch erhalten wird.

Als wir später durch's Thal gingen, schimmerte die Wartburg in sonnigem Glanze, wie verklärt. Mancher gedachte dabei der schönen Worte Tiegge's, die er in das Gedenkbuch der Feste geschrieben und mit denen auch wir vom Leser Abschied nehmen wollen:

Das, was die Zeit verschlungen,
Geht morgenröthlich auf,
Und aus Erinnerungen
Blüht helles Leben auf. —

Blätter und Blüthen.

Berliner Originale. Mit Recht klagt man gegenwärtig darüber, daß die Zahl der interessanten Originale immer seltener wird. Das großstädtische Leben scheint die Charaktere ab und verweicht das eigenthümliche Gepräge jener stark ausgesprochenen Individualität. In früherer Zeit lebte es auch in Berlin nicht an originellen Erscheinungen, unter denen der berühmte Theolog, Professor Neander, und seine ihm ebenbürtige Schwester einen hervorragenden Rang einnahmen. In den dreißiger Jahren begegnete man häufig unter den Linden dem seltsamen Paare, das allgemein durch seine Kleidung und Haltung Aufsehen erregte. Die gar wehste, innigste Liebe verband die Geschwister, welche in der That Zwillingsparadies waren und sich nie von einander trennten. Der große Gelehrte saß an einer wirklich außerordentlichen Zerstreutheit und war trotz seines Geistes in allen praktischen Verhältnissen des Lebens ein wahres Kind, so daß er ohne seine Schwester keinen Schritt thun konnte. Sie sorgte mit bewunderungswürdiger Hingebung und Aufopferung für sein Hauswesen, für seine Nahrung und Kleidung und begleitete ihn auf allen seinen Spaziergängen. Eines Tages hatte Neander es gewagt, ohne Wissen seiner Schwester ein neues Paar Beinkleider anzuziehen und die alten abzulegen. Während er nach der Universität ging, um daselbst sein Collegium zu lesen, fand seine Schwester die abgelegten Hosen ihres Bruders in dessen Studirstube. Sogleich schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß der zerstreute Gelehrte dieses nothwendige Kleidungsstück vergessen und als Sansculotte ausgegangen sei. Sie beeilte sich nachzueilen, nachdem sie die zurückgelassenen Beinkleider unter ihrem Tuche verbarg. Arbeitend stürzte sie nach der Universität und ließ durch einen gefälligen Studenten ihren erstaunten Bruder aus dem Hörsaale herausrufen, um ihm die vermeintlich vergessenen Beinkleider verschämt zu überreichen.

Neander's Zerstreutheit war so groß, daß er einmal in Gedanken

mit dem einen Fuß auf dem Trottoir ging, während er den andern im Rinnstein nachschleppte, indem er einem ihm begegnenden Freunde klagte, daß er plötzlich lahm geworden sei. Ein andermal beschloß er seine bisherige Wohnung aufzugeben, weil sie ihm von der Universität, wohin er sich täglich begeben mußte, zu entfernt lag. Er wandte sich zu diesem Behufe an den ihm befreundeten Professor Steffens, der ihm eine ganz nahe, seinen Wünschen vollkommen entsprechende Wohnung verschaffte. An dem Tage, wo Neander dieselbe bezog, holte ihn Steffens nach dem Collegium ab, aus Furcht, daß der zerstreute Freund den Weg verfehlen möchte. Unglücklicher Weise hatte Steffens noch eine Besorgung in einer entlegenen Straße zu machen, wohin ihn Neander im eifrigen Gespräche begleitete. Nach einigen Wochen erkundigte sich Steffens, wie er mit seiner Wohnung zufrieden sei. Zu seinem Erstaunen beklagte sich Neander, daß er jetzt noch weiter nach der Universität zu gehen habe, als von seiner früheren Wohnung aus. Bei genauer Nachforschung ergab sich, daß er denselben Umweg, den er zufällig damals mit Steffens gemacht, täglich wiederholte und über jene entfernte Straße nach der Universität in seiner Zerstreutheit nach wie vor gegangen war.

Derselbe Mann aber, der im gewöhnlichen Leben sich wie ein Kind leiten ließ, nahm in der Wissenschaft nicht nur den ersten Rang ein, sondern zeigte auch bei mehr als einer Gelegenheit eine seltene Charakterfestigkeit und den Muth der Ueberzeugung. Als die preußische Regierung damit umging, das „Leben Jesu" von David Strauß zu verbieten, und zu diesem Zwecke das Gutachten des berühmten Theologen forderte, erklärte sich Neander trotz seiner wahrhaft christlichen Gesinnung und seiner großen Frömmigkeit gegen jede derartige Beschränkung der Wissenschaft und der freien Forschung als dem Geiste des Protestantismus widersprechend und verfocht sein Urtheil mit solch schlagenden Gründen, daß die Regierung von ihrer beabsichtigten Maßregel Abstand nahm.

Nicht minder originell wie Neander war seine Schwester Johanna, die eben so viel Geist als liebenswürdigen Humor besaß. Sie war keineswegs eine pietistische Kopfhängerin, obgleich sie die religiöse Richtung ihres Bruders vollkommen theilte; sie liebte Scherz und Witz und gefiel sich in der Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Zu ihren näheren Freunden zählte sie Männer wie Chamisso, Varnhagen, Sieveling, Carl Mayer rc. Gern neckte sie die jungen Theologen, welche sich bei ihrem wahrhaft frommen Bruder durch pietistische Reden, Augenverdrehen und Muckerwesen zu empfehlen suchten, indem sie plötzlich die Frage an sie richtete: „Lieber Herr Candidat! Haben Sie auch eine Braut?" — Einen jungen anmaßenden Mann, der über ihre Vaterstadt Hamburg sich in absprechender Weise äußerte, unterbrach sie mit den Worten: „Ach, was wissen Sie von Hamburg!" — Als derselbe darauf entgegnete, daß er selbst in Hamburg geboren und erzogen sei, rief sie rasch: „Geboren, das mag sein, aber erzogen sind Sie nicht." Von demselben Mann sagte sie, die menschenfreundlichste Handlung seines Lebens sei, daß er sich nie verheirathet habe.

Als ein sehr langweiliger Herr von ihr Abschied nahm, indem er ihr mittheilte, daß er eine Reise zu seinem Vergnügen antreten wollte, sagte sie: „Er irrt sich, denn er reist nur zu meinem Vergnügen." Bei der großen Revue, welche zu Ehren des Kaisers von Rußland in der Nähe von Berlin abgehalten wurde, war auch sie mit einigen Damen ihrer Bekanntschaft hinausgefahren, um dem Schauspiele beizuwohnen. Im Gedränge sprang ein Mann aus dem Volke auf ihren Wagen und pflanzte sich ungenirt so vor ihr und ihren Begleiterinnen hin, daß ihnen jede Aussicht benommen wurde. Ruhig wandte sie sich an den unwillkommenen Gast mit der komischen Frage: „Glauben Sie etwa, wir wären nur deshalb heute so früh aufgestanden und ausgefahren, um Sie anzusehen?" Der Mann mußte über diese naive Frage lachen und verließ den Wagen sogleich, indem er sich wegen seiner Ungezogenheit höflich entschuldigte.

Nach dem Tode des geliebten Bruders zog sich Johanna Neander gänzlich von der Welt zurück, sie verließ ihre bisherige Wohnung und zog nach einer am Hallischen Thore gelegenen Straße, um dem Kirchhof und seinem Grabe näher zu sein. Seitdem legte sie bis zu ihrem Ende nicht mehr die dunklen Trauerkleider und ihre schwarze Schnebbenhaube ab. Nie mehr erschien sie unter den Linden und im Thiergarten, wo sie täglich am Arme Neander's ihren gewohnten Spaziergang gemacht hatte. Sie lebte nur noch in der Erinnerung an den Verstorbenen, mit dessen Portraits und Büsten ihr Zimmer ausgeschmückt war. Wohin man sein Auge richtete, sah man nur Bilder und Reliquien des Verewigten. Vier Jahre noch lebte sie voll Sehnsucht nach dem unendlich geliebten Bruder. Als sie erkrankte, sprach sie beständig in ihren Fieberphantasien nur mit ihm, sie sah ihn vor sich und redete ihn an, als ob er noch am Leben wäre. Ihre Nichte machte sie auf ihre Täuschung aufmerksam, indem sie ihr zurief: „Besinne Dich doch! er ist ja schon vor vier Jahren gestorben, nachdem Du ihn wie ein Engel gepflegt hast." — „Wie wäre das möglich?" fragte die Kranke. „Wie hätte ich es wohl so lange ohne meinen Bruder aushalten können? Ich hätte ja darüber den Verstand verlieren müssen. Nein, ich habe nie ohne ihn gelebt!" — Sie starb und wurde neben ihrem Bruder beerdigt, im Tode wie im Leben mit ihm vereint, das rührendste Beispiel treuester Schwesterliebe, wie sie nur noch selten in der Gegenwart gefunden wird. Auf dem Kirchhof vor dem Hallischen Thore ruht das originelle Paar, der berühmte Gelehrte und seine liebenswürdige Schwester, die gewiß auch im Himmel und unter den Seligen seine zaghaften Schritte leitet und für ihn sorgt.

Die Lage der Büreaubeamten. Während unter dem eminenten Aufschwunge, welchen in Folge der vielfachen Erfindungen der neueren Zeit und bei den total veränderten Verkehrsverhältnissen die Industrie in der gegenwärtigen Zeit genommen hat, die äußere Lage des Bürgers im Allgemeinen eine weit behäbigere geworden ist, während in Folge der fast überall durchgeführten Separationen und einer intelligenteren Cultivirung des Ackers der Bodenwerth seit zwei Jahrzehnten fast um das Doppelte gestiegen ist, und bei der stärker gewordenen Nachfrage auch das Angebot der ländlichen Erzeugnisse eine bedeutende Steigerung im Preise erfahren hat, während unter diesen veränderten Zeitverhältnissen die Lage des Bauern im Ganzen bedeutend sich gehoben hat, während selbst der Tagelohn des Handarbeiters nicht unbeträchtlich gestiegen ist, hat sich die Lage der Beamten nicht allein nicht verbessert, nein, sie ist weit, weit schlechter geworden, als ehedem. Obschon aber diese unerhörte Lage der Beamten ein öffentliches Geheimniß ist, wagt Niemand frei und offen darüber zu sprechen, und es mag wohl sein, daß den Beamten selbst ein gewisses Zartgefühl zurückhält, über Zustände zu sprechen, bei deren näherer Erörterung Fragen der delicatesten Natur sich nicht vermeiden lassen.

Wir wollen nicht bestreiten, daß die Quelle der bekannten und auffallenden Erscheinung, daß der Drang nach Reform auf politischem und socialem Gebiete gerade aus der Beamtenwelt am stärksten hervortritt, zum größeren Theile in einer hervorragenderen Geistesbildung und einer idealeren Richtung der Seele ihren Ursprung nimmt; dennoch glauben wir, daß die durch anhaltendes Elend in allen Schichten der Beamtenwelt hervorgerufene tiefe Mißstimmung ein nicht minder treibendes Motiv hiezu gebildet hat.

Fassen wir einmal die Lage der Beamten näher in das Auge und richten wir unseren Blick zunächst auf die Büreaubeamten der Justiz — die Secretaire und Actuarien.

Nachdem er eine Reihe von Jahren unentgeltlich und dann gegen eine geringe Remuneration gearbeitet hat, erhält der Referendarius, Auscultator oder Actuarius dann, wenn er sich dem Schwabenalter nähert, eine Secretair-Stelle; die Secretaire beziehen einen Gehalt von 450—650 Thlr., avanciren aber langsam, und nur wenige erreichen daher die höchste Gehaltsstufe.

Angekommen an dem längst und heiß ersehnten Ziele führt nunmehr der neucreirte Secretair die Verlobte seines Herzens heim — und wir glauben, daß gerade hier derartige Verbindungen noch am häufigsten vorkommen — aber von diesem Augenblicke ab datirt auch sein trauriges Geschick, welches sich als ein dunkler Faden durch seine ganze künftige Lebensbahn hindurchzieht, wenn er nicht kinderlos bleibt oder eigenes Vermögen besitzt.

Will er seinen Kindern eine entsprechende Ausbildung gewähren, so muß er sich persönlich die schwersten Opfer auferlegen; kommen aber Krankheiten in seiner Familie vor, oder brechen gar noch andere Unglücksfälle über sein Haus herein, dann ist er auf immer derangirt und vermag sich finanziell nimmer wieder zu erheben. Die drückende Noth, in welcher sich eine solche Familie befindet, übersteigt in der That alle Grenzen. Während sie nach außen hin bemüht sein muß, ihre bejammernswerthe Lage zu verbergen, während in der äußeren Erscheinung Alles aufgeboten wird, um dieses Geheimniß auf das Strengste zu wahren, während die Familie selbst den gesellschaftlichen Cirkeln nicht ganz fern zu bleiben vermag, während auf diese Weise Alles geschieht, um den Schein des Wohlbefindens nach außen hin zu retten — wie elend, wie traurig ist es um das Innere des Hauses bestellt!

Dienende Personen können nicht gehalten werden, und selbst die gebildete Frau muß mit ihren zarten Händen sich den gröbsten Handverrichtungen unterziehen, sie muß des Nachts bei den kranken Kindern wachen, die Kleidungsstücke der Kinder anfertigen und ausbessern, die Stuben reinigen, die Küche besorgen, und es gehört in der That der ganze sittliche Muth einer deutschen Hausfrau dazu, um unter diesem traurigen Loose nicht zu erliegen.

Um Unterstützung zu bitten, gilt unter den Standesgenossen für unehrenhaft, und um dem bittersten Nothstande vorzubeugen, benutzt so mancher Beamte die Nachtzeit, um durch literarische oder sonstige Nebenbeschäftigung einen kleinen Nebenverdienst sich zu sichern. Doch der Blick auf die ungewisse Zukunft seiner Kinder, die Frage über die Lage seiner Familie nach seinem Tode beunruhigen seine Seele unaufhörlich; denn die Pension, welche er aus seinen Gehaltsabzügen seiner Frau zu sichern vermag, reicht noch nicht aus, den nothdürftigsten Unterhalt der Wittwe zu bestreiten, die noch in jugendlichem Alter stehenden Kinder werden nach seinem Tode bei gutwilligen Verwandten oder Gott weiß wo untergebracht, die älteren Söhne aus ihren mit Erfolg eingeschlagenen Lebensbahnen herausgedrängt, die älteren Töchter aus der mütterlichen Pflege in eine öde, liebeleere Welt hinausgestoßen, um sich umringt von Gefahren unter fremden Leuten ihr Brod zu verdienen.

Ja der Fluch dieses elenden Daseins reicht oft noch über das Grab hinaus, wenn der unglückliche Mann bei seinem Tode Schulden hinterlassen hat, welche seine arme Wittwe nicht zu bezahlen vermag. Unter Spott und Hohn schließt sich das geöffnete Grab über der Hülle des armen Mannes. Gesenkten Hauptes verlassen dasselbe die Hinterbliebenen und fliehen vergebens vor dem frechen Blicke des Spötters, der selbst den heiligen Schmerz nicht scheut!

So steht es mit dem Secretair, nicht minder beklagenswerth ist die Lage der Actuarien. Indem diese mit einer guten Gymnasialbildung ausgerüsteten jungen Männer eine lange Reihe von Jahren hindurch für 15—20 Thaler monatlichen Gehalt arbeiten, rangiren sie kaum mit dem gewöhnlichsten Tagearbeiter, der in mannigfacher Beziehung weit glücklicher zu preisen ist. Während die Vorbildung des Actuar seine letzten Mittel absorbirt hat, während er stets in anständiger Kleidung erscheinen muß, während er acht Stunden des Tages die dumpfe Luft des Bureaus athmet, hat der Arbeiter auf seine Vorbildung wenig oder gar keine Kosten verwendet, fragt kein Mensch nach der Beschaffenheit seiner Kleidung, und in der freien frischen Luft, welche er täglich in vollen Zügen einathmet, schöpft er immer und immer wieder neuen Lebensmuth.

Kommt nun aber — was leider nur zu häufig der Fall — ein Actuar auf die unselige Idee, ein armes Mädchen zu heirathen, dann entrollt sich vor unseren Blicken ein Bild des Elendes, wie es kaum größer gedacht werden kann. Man muß sie gesehen haben, die Frau dieses Beamten, wie

Digitized by Google

sie mit den Kindern auf den Armen und unter dem Geschrei nach Brode dem unglücklichen Manne in das Bureau gefolgt war, wie er unter dem Drucke des Moments in seinem Arbeitssessel zusammenbrach und wie endlich sein tiefer, brennender Schmerz in heiße Thränen sich ergoß!

In die dunkelsten Farben müßte man die Feder tauchen, um ein solches trauriges Bild zu zeichnen; selbst das vollendetste Gemälde – wie weit würde es hinter die Tragik der Wirklichkeit zurücktreten müssen! Und nun denke man sich einen solchen Mann auf dem Posten eines Sporteleinhebers. Einen Finger nur braucht er zu rühren, um den Hunger seiner Familie zu stillen, welch ein sittlicher Muth gehört dazu – ein treuer Mensch zu bleiben!

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn alljährlich die Zahl der pflichtvergessenen Beamten größer wird? ist es ein Wunder, wenn andere wieder in dumpfer Verzweiflung hinsiechen, weil ihre Kraft gebrochen ist, weil sie kein Mittel, keine Waffe in ihren Händen fühlen, um den über sie hereinbrechenden Schicksalsschlägen Trotz zu bieten? In der That, es ist unbegreiflich, daß sich noch Menschen für diese traurige Laufbahn finden, und wir können es nur als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen, daß der Mangel an jüngeren Actuarien schon jetzt immer fühlbarer wird.

Zeit ist es bei Gott, daß dieser traurigen Lage der Bureaubeamten ein Ende gemacht wird, und es ist wirklich eine räthselhafte Erscheinung, daß in unserem Zeitalter der Humanität Zustände andauern, die der Menschlichkeit Hohn sprechen und unter deren fortgesetztem Drucke ein sonst so ehrenwerther Stand dem sittlichen Ruin entgegengeht. J. S.

Deutsche Nationalfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Während in manchen Schichten der Leipziger Einwohnerschaft noch heute der Eindruck des großen Turnfestes so nachhaltig wirkte, daß sie einer Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr der Schlachtentage nicht ohne Bedenklichkeit entgegenblickten, und während das Leipziger Festcomité noch über die Art der Feier berieth, deren Theilnehmerschaft sich kaum weit über die Dörfer des Schlachtengebietes ausgedehnt haben würde, erhebt plötzlich der Entschluß der ersten Stadt Deutschlands das Fest zu einem nationalen, das seine Gäste aus allen Städten des gesammten Vaterlandes abermals nach Leipzig berufen soll.

Vier Männer, die Jeder, der in unseren Tagen weiß, was er soll, wenn er sich einen Deutschen nennt, mit stolzem Herzen begrüßt, die Berliner Stadträthe Duncker und Löwe und die Stadtverordneten Delbruck und Professor Dr. Virchow, brachten am 12. Septbr. vom Magistrate von Berlin an den Stadtrath von Leipzig die Aufforderung: „mit ihm gemeinsam die erforderlichen Schritte einzuleiten, daß die fünfzigjährige Wiederkehr des ruhmvollsten Tages der deutschen Geschichte auf den Schlachtfeldern Leipzigs durch ein allgemeines nationales Fest in einer seiner würdigen Weise gefeiert werde.“ In vollem Einverständniß erließen demgemäß der Rath der Stadt Leipzig und der Magistrat der königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin unterm 14. September zunächst an 107 deutsche Landes- und Bezirkshauptstädte die Einladung: „sich mit ihnen zu verbinden, um am 18. und 19. October dieses Jahres auf dem Leipziger Schlachtfeld ein Volksfest im höchsten Sinne des Wortes zu veranstalten.“

Ehe unsere Leser dieses Blatt in die Hand bekommen, ist bereits (in der Sitzung am 23. Septbr. auf dem Rathhause zu Leipzig) aus den Abgesandten der deutschen Städte der permanente Festausschuß ernannt, welchem nun in Gemeinschaft mit dem in Leipzig bestehenden Local-Festcomité die Ausführung des Ganzen obliegt.

So steigt nun abermals die Sonne eines nationalen Festes vor uns auf, dem jedes deutsche Herz mit höherer Regung entgegenschlägt. Diese höhere Regung ist hervorgerufen durch die immer mächtiger hervortretende Sehnsucht der Deutschen nach einem Vaterlande! Die Dynastiensouverainetätssucht hat manchem Begriffe Gewalt angethan, keinem aber mehr, als dem des heiligen Wortes „Vaterland“. An der Denksäule der 30,000 Bayern, die in Rußland für napoleonisches Weltbeherrschergelüste zu Grunde gegangen sind, steht geschrieben: „Auch sie starben für's Vaterland.“ Für welches? fragt erstaunt der Deutsche. „Für das bayerische!“ – Das neue Fest zu Leipzig wird es mehr als alle bisherigen deutsch-nationalen Feste lehren, daß jeder rechte Mann mit wärmstem Herzen an seiner preußischen, an seiner bayerischen, sächsischen, wie an seiner lippischen und reußischen Heimath hängen kann, aber daß über Alles ihm gehet die Liebe zu dem Vaterlande, das Deutschland ist! Vergeblich haben sie fünfzig Jahre lang daran gearbeitet, uns jede einzelne Heimath zu einem besondern Vaterland zu machen; es konnte nicht gelingen, weil keine Macht, keine List, keine Zeit die Sehnsucht aller Deutschen vertilgen kann, die Sehnsucht aus der Heimath nach dem Vaterlande! Fr. Hfm.

Beitrag zum polnischen Pitaval. Ein alter Leser der Gartenlaube im Königreich Polen erzählt uns nachfolgende Geschichte und steht uns mit seinem ehrlichen Namen für deren actenmäßige Wahrheit ein. In der Woiwodschaft K. hatte das Criminalgericht einen Verbrecher zum Galgen verurtheilt und ließ an einem schönen Herbstmittag die Execution ausführen. Längst ist die landübliche Zuschauerschaft verlaufen, als ein polnischer Gutsbesitzer aus der Stadt nach Hause fährt. Der Weg führt ihn am Galgen vorüber, und da sieht er, wie der Gehenkte sich noch mit den Füßen bewegt. Rasch entschlossen befiehlt er seinen Leuten, den Menschen abzuschneiden und auf den Wagen zu laden. Kutscher und Bedienter sind bald mit dieser Arbeit fertig, und bei dem tüchtigen Stoßen und Rütteln des Wagens kommt der Mann des Galgens bald wieder zum Leben. Auf dem Gute angelangt, läßt der Edelmann seinem sonderbaren Gaste Abendbrod und dann ein Nachtlager anweisen. In derselben Kammer lagen die Einkäufe, die der Gutsherr aus der Stadt K. mitgebracht, auf einem Tische, und darunter ein Paar Halbstiefeln von grünem Saffian, wie sie damals zur Nationaltracht des polnischen Adels gehörten.

Bald schlief Alles im Hause, nur unser Galgenvogel fand keine Ruhe. Mitten in der Nacht steigt er auf, zieht die grünen Stiefel an, schleicht sich aus der Wohnung in den Pferdestall und will eben mit ein Paar Pferden das Weite suchen, als er vom Gutsnachtwächter erfaßt wird. Dieser Sicherheitsmann schlägt den Flüchtling mit dem Wächterspieß so kräftig über den Kopf, daß er zu Boden sinkt. Und wie er das Werk seiner Hände nun näher untersucht, findet er, daß er Einen todt geschlagen hat. Sofort meldet er diesen Vorfall dem Beamten des Gutes, und dieser meldet ihn dem Gutsherrn, der, ohne viel zu fragen, befiehlt, den Todten wieder an den Galgen zu hängen, von dem er ihn genommen hatte. Alles dies wurde noch in der Nacht glücklich besorgt, nur an die grünen Stiefel hatte in der Eile Niemand gedacht. Und das war schlimm, denn kaum hatte der nächste Morgen einige Gutsbesitzer desselben Wegs hergeführt, als diese nach K. zur Polizei stürmten, um wegen einer entsetzlichen Verhöhnung des gesammten polnischen Adels Klage zu erheben. Eine Commission fährt zum Galgen, findet in der That die grünen Adelsstiefel an den Füßen des Gehenkten, zieht sie diesem sofort ab und nimmt sie mit nach K. Hier wird der Oberälteste der Schuhmacherzunft von der Polizei citirt und erhält den Befehl, das ganze Handwerk zusammenzurufen, und nachdem die Schaar der ehrsamen Meister vom Pfriem zusammengebracht ist, wird ihnen das entehrte Stiefelpaar vorgezeigt und der Verfertiger desselben aufgefordert, sich zu nennen. So trat denn der richtige Mann hervor und war auch im Stande, als seinen Kunden den betreffenden Gutsbesitzer zu bezeichnen. Die einfache Aufklärung, die dieser vor der Polizei gab, genügte bei Weitem nicht zur Beruhigung des empörten Stolzes, die Klage ging an die höheren Gerichte über, und jenen Gutsbesitzer traf eine äußerst kostspielige Strafe, nicht weil er ein dem Tode verfallenes Menschenleben unbefugterweise zu retten gesucht, und auch nicht, weil auf seinem Gute an dem Geretteten ein Todtschlag begangen worden, sondern Alles nur wegen absichtlicher Schändung der grünsaffianenen Nationalstiefelchen des polnischen Adels.

Zur Nachricht!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Der steigende Erfolg unserer „Gartenlaube“ – im Laufe des Jahres erhöhte sich der Absatz abermals um **18,000** Exemplare – ist uns das sicherste Zeichen, daß wir die Aufgabe einer unterhaltend-belehrenden Zeitschrift gelöst und dem Volke und vorzugsweise der Familie eine gesunde und kräftige geistige Speise geliefert haben. Wir hoffen auch im Laufe dieses Wintersemesters den uns gestellten Ansprüchen zu genügen und erlauben uns vorläufig eine kleine Auswahl der vorliegenden Beiträge zu avisiren:

Novellen von Temme, O. Ruppius, H. Schmid und Louise Mühlbach – Die schwarzen Cabinete Deutschlands, von M..... – Rottmann und die Wiener Schule, von Prof. Richter in Dresden. Mit 3 Abbildungen – Ein verbannter König in Deutschland, von L. Storch. Mit Abbildung – Die Knüppelrussen. Ein Vorspiel zu der allgemeinen Volkserhebung von 1813 – Gerechtigkeit auf der Straße. Pariser Skizze, von Sigm. Kolisch – Drische Begebenheiten in Berlin, im Jahre 1861 und 1862, von Dr. H. Vogel – Räuber und Räuberwesen in Unteritalien, von Julius Rodenberg – Aus dem Leben deutscher Schauspieler, von Max Ring: Emil Devrient. Mit Abbildung – Bilder aus dem zoologischen Garten in Hamburg, von Brehm. Mit Abbildung – Vorlesungen über verleumdete Thiere, von Carl Vogt – Auswanderer auf dem Rhein, von Müller v. Königswinter. Mit Zeichnung von Leutemann – Die Geschichte eines Märtyrer-Denkmals. Mit Abbildung – Ein böhmischer Dichter. Mit Abbildung – Pulverjuche, von Guido Hammer. Mit Abbildung – Ein Haarkäufer in Thüringen. Mit Abbildung – Die deutsche Jugendwehr. Mit Abbildung – Das Institut der Dienstmänner. Mit Abbildung – Der letzte Sickingen, von Müller v. Königswinter. Mit Abbildung – Im Lager von Chalons. Mit Abbildungen – Skizzen von Franz Wallner: Gefangennehmung Bergem's und Schilderung einer Zigeunerstadt – Auf dem Eise des Mississippi – Der Lordmayor von London – Rechtskunde für Jedermann, von Erdmann: die rechtliche Stellung der Frauen – Ein Zögling Carl August's. Mit Abbildung – Das menschliche Nahrungsbedürfniß, von Dr. Otto Ule. Außerdem treffliche Beiträge von Bock, Schulze-Delitzsch, Beta, Schmidt-Weißenfels &c. &c.

Die Redaction der „Gartenlaube“ hat ferner Sorge getragen, daß die am 18. October fallende

Nationalfeier der Schlacht bei Leipzig

durch die anerkannte Feder des Prof. Joh. Scherr und durch Künstlerhand schildernd und illustrirend würdig vertreten sein wird.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, Ende September 1863. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N° 40. 1863.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Im Damenzimmer.

Skizze von Louise Ernesti.

1.

Eines der traurigsten Gefühle des Menschenherzens ist, wenn es sich losreißen soll und muß von der Stätte, wo sein Glück geblüht, sein Glück zurückbleibt. Gleich tief mag ein Jeder das empfinden, und doch — wie verschieden wird's ertragen! Der Eine nimmt's hin, still und ergeben, der Andere giebt seinen Jammer durch laute Klagen kund; Dieser findet Trost in dem Gedanken, daß es eben ein unabwendbares Geschick ist, vielleicht so besser, als anders sei, Jener wiederum sträubt sich gegen das an ihn herantretende Weh bis zur letzten Secunde, bangt, hofft, verzweifelt und sucht — trotzdem kein Entrinnen möglich — unablässig einen Ausweg im Labyrinthe seines Elends!

Wie ertrug die Frau, die wir vor uns sehen, jenes Schicksal? Daß sie nicht zu den sanften gebeugten Charakteren gehörte, zeigte der stechende Blick auf ihre Erscheinung, die ungeachtet der leidenschaftlichen Aufregung, welche ihr ganzes Wesen verrieth, wunderbar schön, außerordentlich anziehend und fesselnd war. Zum herrlichsten Modell einer Niobe hätte sie dienen können, wenn sie still, tief in ihren Schmerz versenkt dastand; einer wilden Rachegöttin aber wurde sie ähnlich, flammte das dunkle Auge hell auf und flogen über die feinen Linien des Gesichts die finstern Schatten böser Leidenschaften. Nie würde man in solchen Momenten für möglich erachtet haben, daß jene funkelnden Augen einst ruhig, mild wie Sterne geleuchtet, diese von Zorn, Haß, ohnmächtiger Wuth entstellten Züge, vormals das reinste Glück, die höchste Seligkeit verkündet.

Sowie es von Zeit zu Zeit licht aufblitzte in den nachtschwarzen Augen, so durchhuschten auch fort und fort neue Ideen das Hirn jener Frau, die sich schon Tage lang mit Plänen und Entwürfen gemartert; wie diese bebenden Lippen, so zuckte auch immer und immer wieder krampfhaft das Herz, wenn der Rest von Vernunft oder kurze Ueberlegung das mühsam Ersonnene als Trugbild einer glühenden, aufgeregten Phantasie erkannt und verworfen. Kein Ausweg! — keiner!

„Fort! fort!“ so stieß die Unglückliche nach jeder neuen bittern Erkenntniß laut, fast schreiend, dieses eine für sie so inhaltschwere Wort aus; aber kaum daß sie sich erhoben, nur wenige Schritte gegen die Thüre gemacht, da taumelte sie mit dem leisen Wehruf: „ich kann nicht! — kann nicht!“ nach dem Divan zurück.

Es mochten wohl schöne goldene Bilder einer vergangenen Zeit sein, die jetzt an ihrer Seele vorüber zogen, denn ein strahlender Ausdruck von Glück kam plötzlich über sie, und träumend schloß sie die Augen, daß sie den Mann nicht sahen, der unbemerkt, eine hohe ernste Gestalt, in das Zimmer getreten war. Da schaute sie auf, und ihr Blick traf ihn. Um wie viel heller leuchtete nun ihr tiefes Auge, welch wunderbarer Schein von Licht und Glanz überstrahlte jetzt erst ihre beweglichen Züge. „Du hier! — Du — zu mir gekommen!“ rief sie aufjubelnd und stürzte der Thür entgegen, an der die Hetzte, so schöne Erscheinung noch, ohne ein Wort zu sagen, weilte. Kraftlos sanken ihre ausgebreiteten Arme nieder, als er ruhig um einige Schritte zur Seite trat und kalt, strenge sagte:

„Der Wagen wartet jetzt drei Stunden, Gräfin, es ist die höchste Zeit, daß Sie reisen — endlich — endlich dieses Haus verlassen!“

Diese Worte, die einzigen von den Lippen, die einst tausend Worte der Liebe gesprochen; diese Worte, von kurzem eisigem Blick aus Augen begleitet, die einst lang, tief, voller Zärtlichkeit an ihren Zügen gehangen. — Armes Weib, das erleben zu müssen! — beklagenswerthes Weib, diesen Wechsel Dir selbst bereitet zu haben!

Vernichtet stand sie da und schaute starren Blicks auf die leere Stelle, wo er noch eben geweilt. Vielleicht würde sie das Ganze als Vision betrachtet haben, wenn sie nicht bald neuen Beweis für die furchtbare Thatsache erhalten hätte.

Ueber die Schwelle des Zimmers glitt wenige Minuten, nachdem der Mann gegangen, eine ältere Dame mit milden, sanften, wenn auch kummervollen Zügen. Sie näherte sich der regungslos Dastehenden und freundlich ihren Arm um die Unglückliche schlingend, sagte sie liebevoll: „Arme, arme Natalie!“

„Was willst Du, Clara?“ entgegnete die Frau heftig und entwand sich dem Arme, „willst Du Dich an den Früchten Deiner Thaten erfreuen, an meinem Jammer weiden? oder,“ fügte sie bitter hinzu „kommst Du auch, mich zu mahnen, daß die Pferde ungeduldig sind, das Opfer Deiner Ränke zu entführen und Dir freien Spielraum zu lassen?“

„Liebe Natalie, Nichts von dem Allen! ich kam einzig, Dich anzuflehen, zu reisen — da Dein Bleiben Alles verschlimmert. O geh, Natalie, und ich schwöre es Dir zu, bei meiner Seele Seligkeit, Du wirst's nicht bereuen, Dich jetzt seinem Willen gefügt zu haben. Was von meiner Seite geschehen kann, Dich bald, so bald wie möglich hierher zurückzubringen, es wird geschehn. Glaube, vertraue mir.“

Ein höhnisches Lachen war die Antwort; dringender fuhr die Andere fort:

„Natalie, verscherze nicht Dein ganzes Glück! Noch einmal: reise, reise! Reize ihn, den Du so furchtbar beleidigt hast, nicht zum Aeußersten.“

„Sparen Sie Ihre Worte, Comtesse Clara, ich bleibe — ich reise nicht."

„So helf Dir Gott!"

„Ja, mag er mir helfen, ein Herz wieder zu erringen, das Du mir völlig entfremdet — geh, Scheinheilige."

„Ich habe Dir noch diesen Brief zu übergeben, er ist von Rudolf."

Der Brief wurde heftig aus der Hand gerissen, das Abschiedswort nicht beachtet, und als die Andere das Zimmer verließ, entfaltete Jene hastig das Schreiben, dessen Inhalt lautete:

„Für den Fall die Prophezeiung meiner Schwester sich erfüllt, Sie trotz meines entschieden erklärten Willens und Ihres mir gestern gegebenen Wortes heute vermuth nicht zu Ihrer Mutter reisen — diese Zeilen! — Mag der kurze Inhalt des Briefes Sie an das lange Leid mahnen, das Sie mir bereitet, an die lange Geduld, die ich mit Ihnen gehabt und welche nun endlich ihr Ende erreicht hat.

Als vor ungefähr vier Jahren Miß Ellen Wood zu unserer ältesten Tochter als Bonne kam, nannten Sie dies junge Mädchen einen Engel, behandelten sie während der ersten Monate wie eine Schwester. Ich hat Sie zu verschiedenen Malen die Grenze inne zu halten, die zwischen Ihnen und jener jungen Engländerin bestehen sollte. Sie scherzten über meinen Steiz, Sie nannten mich sogar hochmüthig und ahnten in liebenswürdiger Nedexei die Mienen des „Weiberfeinds und Tyrannen" nach, ja Sie verscherzten, Miß Ellen, das sechzehnjährige Kind, fürchte sich faß zu Tode vor meinem Ernste, meiner Strenge und starren Unbeugsamkeit. Plötzlich, ohne allen Grunde, beschuldigten Sie Ihren bisherigen Liebling der Koketterie, der Gefallsucht, tadelten die Wahl ihrer Kleidung, spotteten über ihre unpassende Haartracht und — beleidigten das arme erschrockene Geschöpf täglich — stündlich durch die liebloseste, ungerechteste Behandlung. Ich schwieg dazu, indem ich hoffte, Miß Ellen würde ihr Ehrgefühl von dannen treiben; leider war sie Waise, gänzlich unterwürfig und — wie Sie mir einst selbst erzählt — von harten Verwandten roh behandelt und scheute auch, so schnell aus ihrer ersten Stellung zu treten. Am Geburtstage unseres Töchterchens — dem siebenten Jahrestage unserer Ehe — da, Gräfin, verlangten Sie unter Thränen von mir, ich solle Miß Wood aus dem Hause jagen, weil sie gewagt, heimlich mein Bild zu zeichnen und es unserm Kinde zu schenken. Vergeblich warf ich ein, daß sie ja auch Ihr Bild gemalt, vergeblich bat ich Sie, uns nicht lächerlich zu machen, und verweigerte entschieden, ein junges schutzlose Mädchen auf so ehrlose Weise zu entlassen.

Wie Sie jene Weigerung und meine Worte auslegten — wissen Sie! — Ebenso wenig, wie ich aber jene furchtbare Stunde vergessen, wo ich die erste entsetzliche Entdeckung Ihres Verdachtes, dieses so unwürdigen, unbegründeten Verdachtes machte, wo ich einsah, Ihr Vertrauen verloren zu haben — ebenso wenig werde ich je die Erinnerung an die Schmach verbannen können, mit der Sie wenige Wochen später mich — den völlig Schuldlosen, überhäuften. Haben Sie diesen schrecklichsten aller Tage vergessen? Wie ich eines Morgens arglos in die Bibliothek trat und dort Miß Ellen Wood fand, die ein Buch suchte, und wie Sie, ehe wir noch eine Sylbe zusammen gewechselt, kaum uns begrüßt hatten, wie eine Furie in den Saal stürzten und unter Thränen behaupteten, diese zufällige Begegnung sei eine verabredete Zusammenkunft, eine Zusammenkunft, die bereits Stunden gewährt! Erinnern Sie sich?

Ich schweige von jenem Eindruck — schweige von allen Folgen, ich mahne Sie nur an den Augenblick, als da, wo Sie in sinnloser Heftigkeit mich, Ihren Gatten, zu beschuldigen wagten, ein junges ganz unschuldiges Wesen des Schlimmsten anklagten — als da plötzlich mein Diener, jener freche Bursche Christian Grunewald, aus dem an die Bibliothek stoßenden Lesezimmer trat und versuchte, den Zeugen unserer Unschuld abzugeben, Sie — Sie die Gattin — der Treue des Gatten versicherte!

Sie schickten in richtiger Erkenntniß der Thatsache, daß nur der Anblick jenes Menschen ein furchtbarer sein würde, Christian Grunewald mit einem Geschenk von 500 Thlr. aus dem Hause. Doch haben Sie gedacht, mit seinem Fortschicken auch in mir die Erinnerung an das bannen zu können, was die Veranlassung Ihres Schrittes gewesen? — haben Sie wirklich gedacht, durch großmüthiges Geschenk die Zunge jenes Elenden zu binden?

Christian Grunewald ist jetzt wieder in unserer Nähe, vor einigen Tagen sprach er mich an. Sie werden ihn sich hierlich auch wiedersehen, und vielleicht bringt sein Anblick Sie zur vollen Einsicht dessen, was Sie mir einst angethan! — Von mir wollte dieser freche Geld erpressen, damit er über jenen Vorfall ferner schweige. Kommt er mit ähnlich beleidigendem Antrag einmal zu Ihnen, weisen Sie ihn zurück, wie sich's gebührt — geben Sie sich nicht, durch gar Nichts in die Hand dieses Menschen, der trotz manches Guten ein Elender, ein Verworfener ist!

Genug davon. Ich kehre zu unserm Leben, diesem furchtbaren fernern Leben zurück, das sich durch den Umstand um Nichts besserte, daß Miß Wood in gerechter Empörung und tiefgekränkt noch in derselben Nacht unser Haus verließ, wo Sie sie so ungerecht beschuldigt. Leider hatte sie keine andere Zufluchtsstätte, als bei der Baronin F*. Daß diese Dame das junge Mädchen nicht einsperrte und sie manchmal mit in Gesellschaft nahm, in der wir sie einige Mal trafen, das gab Ihnen neuen Anlaß zur Eifersucht! Fügte ein unglücklicher Zufall solch' Zusammentreffen, wie unwürdig Ihrer benahmen Sie sich da — mit welch' unwürdigem Verdacht beleidigten Sie das Mädchen — beleidigten Sie mich! — Zwei Jahre ertrug ich dies Leben — da trieb Sehnsucht nach einigen ruhigen Wochen mich nach der Schweiz. Was konnte ich dafür, daß Miß Wood, deren Ruf Sie ja in unserer Gegend systematisch untergraben, gerade in der Zeit aus Rücksicht gegen uns von der Baronin F* aus ihrem Hause entfernt worden? — Ich hörte davon bei meiner Rückkehr zuerst, und Sie blieben bei Ihrer Annahme: Miß Wood sei mir nachgereist, und wir — —

Nein, ich kann die Schmach nicht niederschreiben, mit der Sie mich, den Mann Ihrer Wahl, den Vater Ihrer Kinder abermals überhäuften! — Furchtbarer denn je zuvor war nun nach jener Reise unser Leben. Ein Dämon beherrschte Sie — Sie entwürdigten sich täglich mehr, indem Sie zum Spion Ihres Mannes herabsanken und selbst — jeden an mich anlangenden Brief heimlich öffneten. — Ich versuchte Alles: ich verlieh mit Ihnen jene Gegend, wo man uns beobachtete und Sie stets an die unschuldige Ursache Ihres Mißtrauens gemahnt wurden; — ich hoffte, der Aufenthalt auf diesem Gute, wo wir die ersten glücklichen Jahre unserer Ehe verlebt, würde besänftigend auf Sie wirken, ich ließ meine Schwester, dies zarte, sanfte, engelgleiche Wesen, kommen — Alles — Alles vergeblich — Alles — Alles nur neuer Grund zu Scenen und Aufritten! — Als meine Geduld endlich zu Ende, als der Bogen sprang, den Sie zum Zerspringen angespannt, da wollten Sie in Schmerz und Reue vergehen, da gelobten Sie Aenderung — Besserung!

Ich glaubte Ihnen, hoffte auf Ihre Liebe, und was war das Resultat meiner Nachgiebigkeit? — In der Stunde, wo ich Sie überraschte, als Sie abermals einen an mich adressirten Brief öffneten — betheuerten Sie mit heiligen Schwüren, daß es nie wieder geschehen solle — ich aber gab Ihnen einfach mein Ehrenwort, daß, wenn Sie noch einmal in den Wahnsinn der Eifersucht auf Miß Wood verfielen, Trennung zwischen uns die Folge sein würde. Der Zeitpunkt kam früher, als ich gefürchtet, Sie brachen Ihren Schwur — ich aber halte mein Wort!

Rudolf, Graf B****."

Gräfin Natalie hatte den Brief kaum beendet, da hörte sie das Fortrollen eines Wagens. Sie stürzte aus dem Zimmer und flog durch alle Räume des Hauses, wo sie ihren Gatten, ihre Kinder zu finden wähnte — fort Alle — fort auch ihre Schwägerin!

„Einen Wagen! — meinen Wagen!" rief sie der Dienerschaft zu.

Bis auf den Haushofmeister zogen sich Alle zurück. „Der Herr Graf," sagte dieser ernst, „haben verboten, Ihnen heute und morgen einen Wagen zu geben."

Obgleich sie wußte, ihr Befehl gelte gegen den seinen nichts, so forderte sie abermals das Verbotene, und erbleichte, zitterte, als Niemand ihr Wort beachtete, Keiner sich rührte. Sie eilte hinab zu den Ställen, ergriff den Zügel ihres Rosses; aber o Schmach für diesen stolzen, eigenwilligen Charakter — man entwand ihren Fingern den Zaum, führte das Pferd bei Seite, und als sie sich ihm abermals nähern wollte, sah sie, daß einer der Jäger ein Gewehr ergriff und nach dem edlen Thiere zielte.

„Was wollt Ihr thun, Anton?" schrie sie entsetzt.

„Der Herr Graf befahlen, das Pferd zu tödten, wenn —"

„Gut — ich verstehe! ich will's nicht! meinetwegen soll es sein Leben nicht verlieren."

Sie ging fort in ihr Zimmer zurück; ruhiger im Aeußeren, völlig verstört im Inneren trat sie dort ein. Niemand wagte, ihr zu folgen — Mitzag, Abend vergingen, ohne daß ihre Klingel irgend einen der Diener oder die Dienerinnen herbeirief. Als endlich ihre Jungfer in das Gemach trat, war die Gebieterin nicht darin, auch im ganzen Schlosse nicht zu finden. Allen Vermuthungen und Besürchtungen machte der Schäfer des Gutes durch die Aussage ein Ende: „Ich sah die Frau Gräfin heut um Mittag über die Wiesen gehen und den Weg zum Walde einschlagen."

Dort im Forsthause wohnt die Amme des Grafen, eine einfache, fromme, verständige Frau. Bei ihr glaubte man die verlassene Gräfin am besten aufgehoben.

2.

Mitternacht war nahe, als an der Eisenbahnstation E* der Schnellzug anhielt. Nur eine viel verschleierte Dame stieg aus, welche als einzige Bagage eine kleine Reisetasche bei sich trug.

„Ist's wirklich so, daß die Züge seit gestern verändert sind?" fragte sie den Bahnhofswärter, der mit einer im Sturme flackernden Laterne auf sie zuschritt.

„Wohin wollen Sie?"

„Nach A**."

„Dahin geht der nächste Zug morgen früh vier Uhr, fünfzig."

„Also doch dann erst! wie spät ist's jetzt?" -

„Einige Minuten über halb zwölf."

„Da muß ich ja fast fünf Stunden hier bleiben."

Sie blickte sich um, zog Mantel und Schleier fester und schritt langsam, gedankenvoll verwärts.

„Sie wollen doch nach der Stadt? warten Sie einige Minuten, dann werde ich Sie hin begleiten. Ist sonst Niemand da, der es könnte."

„Kann ich diese paar Stunden nicht auf dem Bahnhofe bleiben?"

„Hier? hm — gehen Sie lieber zur Stadt, der Gasthof ist nicht weit."

„So kann ich durchaus nicht hier bleiben?"

„Ist gegen die Verordnung, der Wartesaal auch kein Aufenthalt für Sie, die Sie so allein sind. Bon zwei Uhr ab ist viel Leben hier."

„Ist nicht ein Damenzimmer da?"

„O ja; doch es ist ungeheizt, sehr kalt."

„Kann ich dort nicht bleiben? Bitte — wenn es geht."

Sie zog bei den Worten ein Portemonnaie hervor, händigte dem Bedienstlichen einen Thaler ein, und williger sprach er- jetzt: „Nun, dann kommen Sie!"

Das Zimmer war bald erreicht und der Fremden geöffnet. Es zeigte sich als ein großes, ziemlich wüstes Gemach. In der Tiefe ein Sopha mit Tisch davor, eine Reihe Stühle an den Wänden seitwärts, das Ganze nur schwach, kaum erkennbar beleuchtet durch den Schein einer etwas trübe brennenden Gasflamme, der durch die Fenster jener nach dem großen Wartesaal führenden Glasthüre fiel.

Weniger durch das ungewisse Licht, als durch eine feuchte kellerartige Luft wurde der Raum unbehaglich.

„Es ist hier in der That sehr kalt," sprach die Fremde zusammenschaudernd.

„So werde ich Feuer machen."

„Ach nein, das würde zu lange dauern, und ich sehne mich nach ein wenig Ruhe."

„Sie reisen schon lang?"

„Zwei Nächte und einen Tag. Darf ich Sie um frisches Wasser bitten? der Kopf schmerzt mich so."

„Gleich!"

Das Gleich dauerte etwas lange; doch dafür kehrte der Mann auch mit einem Korbe voll Holz und Kohlen zurück.

„Werd' mir Feuer machen, und schlafen Sie dann ein wenig, ich bleib' nebenan."

„Sie werden mich aber doch sicher benachrichtigen vor Abgang des Zuges?"

„Ganz sicher! Also nach A** reisen Sie?"

„Mit dem Zuge, der dorthin fährt."

„Da gehen Sie wohl weiter oder — bleiben Sie in A**?"

Sie sah den Fragenden, dessen Ton ihr auffiel, jetzt zum ersten Male genauer an, er beugte sich aber tief zum Ofen nieder, so daß sie nichts von den Gesichtszügen erkannte, und war wieder ganz beruhigt, als er im gleichgültigsten Tone forfuhr:

„Sehen Sie dies helle Feuer, wahre Pracht solch eiserner Ofen!"

Hätte die Fremde nicht nach Zeitraum einer Stunde bereits geschlafen, die Wärme wäre ihr vielleicht unerträglich gewesen. Sie schlief so fest, daß sie nicht durch das Eintreten des Bahnwärters erwachte, der nach dem Feuer zu sehen kam, dies anfänglliche Verhaben indessen unterließ, auf den Fußspitzen dem Sopha sich näherte, den Schleier, welcher Kopf und Gesicht der Fremden umhüllte, ein wenig hob und ihn vielleicht auch wieder herabgelassen hätte, wenn eine leichte Bewegung der Schlafenden ihn nicht ängstlich gemacht. Das dichte, aber doch leichte Gewebe verschichtig über die Sophalehne zurückschlagend, schaute er noch einmal in das jetzt unverhüllte Antlitz und wie zusimmend mit dem Kopfe nickend, murmelte er leise: „Dacht' mir's doch, daß sie es sei, sowie ich diese Stimme und diese eigenthümliche Aussprache hörte."

Er schlich vorsichtig fort und hinaus, lehnte die Thür nur an, und nahm am Ofen im Wartesaale Platz, an dessen anderer Seite ein kleiner Kellner schnarchend auf Stühlen lag.

Augenscheinlich trachtete er dem Beispiel des jungen Burschen zu folgen, und die Ausführung der That war nahe, da öffnete sich das geschlossene Fenster in der Wand hinter dem Büffet, und die Stimme des Restaurateurs rief mit bebendem Ton: „Friedrich! Friedrich!"

Friedrich schnarchte weiter, der Andere sprang auf.

„Ach Grunewald, Ihr hier! welch ein Glück! eil, was Ihr könnt, zum Doctor, meiner Frau geht es wieder schlimmer!"

„Gern, gern, Herr Schulz," erwiderte der Wärter, „doch ein Wort."

„Was wollt Ihr? Lauft, ich bitte."

„Herr Schulz, hört nur — dort im Damenzimmer ist Jemand — achtet ein wenig darauf — es ist die schöne Engländerin, von der ich Euch gestern, als Graf B**** hier ohne Frau durchkam, die Geschichte erzählte und die —"

„Gott im Himmel, was geht mich die Dame und ihre Geschichte an, wenn meine Frau todtkrank ist! Wie kann ich auf sie achten, dort, wo sie nicht einmal ein Recht hat zu bleiben und mir noch Unzelegenheiten daraus erwachsen können!"

Er verschwand, der Wärter trat an den Kellner heran und ihn am Arme schüttelnd, rief er: „Schlafratte, ihr Deine Pflicht, wache und gieb hier Acht, oder —"

Der Kleine sprang erschrocken auf, Bahnwärter Grunewald aber eilestte dem Saale, und als er kaum aus dem Hause war, stecke ein junges Mädchen sein verschlafenes Gesicht den Kopf in die Thüre und rief: „Ach bitte, Friedrich, heilt mir ein wenig draußen beim Feuer. Die Frau soll Thee haben, und der Sturm läßt das Holz gar nicht zum Anbrennen kommen. Ach, ist das ein Elend, solch ein Bahnhofsdienst, nicht Tag, nicht Nacht Ruhe und nun noch eine todtkranke Frau!"

Der kleine Friedrich eilte bereitwillig der Bittenden nach.

Oede, leer blieb der große Wartesaal während einer Viertelstunde. Da plötzlich öffnete sich die Thüre, eine hoch und schlank gewachsene Frauengestalt in dunkler, eleganter Kleidung erschien auf der Schwelle, sah sich prüfend in dem Raume um und trat dann ein. Erschöpfung lag in jedem ihrer Züge, alle Bewegungen verriethen völlige Ermattung. Langsam, mit fast schleppendem Schritt ging sie voran, dem Damenzimmer entgegen, stieß die Thüre auf und sank auf den nächststehenden Stuhl, wo sie bald darauf die Augen schloß.

Wäre sie so fort nur eine Viertelstunde geblieben, hätte sie die müden Augen nicht geöffnet, es wäre ihr viel Elend — der traurigste Augenblick ihres Lebens erspart worden. Aber es mochte wohl ein böser Traum sein, der sie durchjuckte, sie fuhr im Schlafe auf und öffnete die Augen. Mit forschendem Blick den Raum durchschweifend, blieb er plötzlich an Etwas haften, das sie emporschnellte mit der Elasticität einer Feder. Ein „Unmöglich!" entrang sich ihren Lippen, und doch war's Gewißheit! Scheu, angsterfüllt, mit stockendem Athem trat sie dem Sopha nah, und nicht entschwand, wie sie gehofft, jenes reizende, jenes ihr so furchtbare Bild! Dort lag diese Fülle und Pracht schwellender Locken, die sie so oft als Spiel der Winde gesehen, dort ruhte ein Köpfchen, so lieblich und schön, wie sie sich als Kind die Engel gemalt, dort lag still und friedlich im tiefsten Schlafe, was ihr den Frieden des

Herzens genommen, was den Schlaf von ihrem Lager scheuchte und sie nicht mehr Ruh noch Rube finden ließ und jetzt einen entsetzlichen, einen furchtbaren Argwohn in ihrer Seele wach rief — den Argwohn: daß sie auf Befehl ihres Gatten an demselben Abend die Gegend hatte verlassen sollen, wo dieses Mädchen dahingekommen war! —

Wunderbares Verhängniß dieses Finden — trostloses, entsetzliches Verhängniß dieses Begegnen! — Erst nach und nach stellte sich die Erstarrung ihres Körpers — ihres Geistes, wie Feuer rollte aber dann das Blut durch ihre Adern, und im wilden Chaos drängten sich die finstersten Gedanken; bald preßte sie die eiskalten Hände gegen die brennende Stirne, bald gegen das laut pochende Herz, dann umflammerte sie den nahestehenden Stuhl, auf dem die kleine Reisetasche der Fremden lag, und sinnend, grübelnd verharrte sie so mehrere Minuten, ohne sich zu rühren.

„Ruhe Dir — Ruhe mir!" so lautete die kurze, furchtbare Entscheidung eines entsetzlichen Kampfes, eines Kampfes, der ihr Alles — alles Andere, nur keine Ruhe gab! Und diese Frau, die wenige Stunden zuvor, in leidenschaftlichster Aufregung, dadurch zur Besinnung gekommen war, daß ihrenwegen das Leben eines Thieres geopfert werden sollte, sie stehe jetzt nicht davor zurück, das eines Menschen, eines wehrlos daliegenden Wesens mit eigner Hand zu vernichten.

Ohne Beben, ohne Zittern traf die Frau ihre Vorbereitungen. Unhörbaren Schritts glitt sie zuerst zur Thüre, blickte sich in dem Saale um — als Alles leer — Todtenstille ringsum, zog sie rasch ein kleines Flacon aus der Tasche ihres Kleides, das sie wohl zu anderem Zweck dort verborgen. — Mit der linken Hand löst ihren Mantel vor Nase und Mund pressend, hob sie mit der Rechten vorsichtig den Deckel auf, schlich zum Sopha zurück und ließ die Schlafende nur wenige Minuten das tödtliche Gift einathmen!

Ein Aufzucken jener schlanken Gestalt, ein Umhergreifen der kleinen Hände, ein kurzer Blick aus umflorten Augen in das Dunkel — tiefes lautes Aufathmen — dann stärkeres convulsivisches Zucken des ganzen Körpers, ruhloses Hin- und Herwerfen, Röcheln — kurze Verzerrung aller Gesichtsmuskeln — plötzlich — Ruhe, völlige Ruhe und gänzliche Regungslosigkeit.

Starren Blicks verfolgte die Mörderin diesen kurzen Todeskampf, dann schlitzte sie vorsichtig — zu ihrer völligen Beruhigung vielleicht — einige Tropfen der dunkeln Flüssigkeit in den halb geöffneten Mund der Todten, preßte hastig das Flacon zwischen die festgeschlossenen Finger der Hand, die auf dem Mantel ruhte, ergriff die kleine Tasche und stürzte aus dem Zimmer, durch den leeren Saal, hinaus in's Freie. — In fliegender Hast über den Hof eilend, den ein hoher Bretterzaun von der Laufstraße schied, begegnete ihr an der letzten Ausgangspforte ein Mann, der eine kleine Laterne trug. Er hatte die Thür aufgestoßen, als sie eben um die Ecke beg und in nächster Minute vielleicht in Sicherheit gewesen wäre. Beim plötzlichen Schein des Lichts, der auf ein ihr wohlbekanntes Gesicht fiel, prallte sie entsetzt zurück und blieb stehen. Einen Moment nur schaute der Mann auf in das erdfahle Gesicht. „Frau Gräfin!"

rief er voller Bestürzung, aber in demselben Augenblick schlug ihn die Angerufene auch mit gellendem Aufschrei, die Laterne aus der Hand und stürzte durch die offene Pforte, hinaus in das Dunkel der Nacht.

Einen Augenblick stand er betroffen da und horchte mit angehaltenem Athem, wohin sie ihre Schritte lenkte. Dann sprang er mit raschen Schritten in's Haus, in das Damenzimmer — sah eine Secunde in das Antlitz der Todten und eilte in der nächsten der Entflichenden nach. — Der letzte Schreck schien ihre Kraft gebrochen zu haben; zitternd lehnte sie an einem Baum und sah mit angsterfülltem Blick in die Nacht hinaus. Da vernahm sie ein Geräusch — Schritte — die sich ihr näherten! — Die Todesangst trieb sie vorwärts — immer vorwärts, auf einem Wege zwischen steil aufsteigender Felswand und rauschendem Gebirgsbache fort. Sie flog so pfeilgeschwinde auf dem schmalen Pfade dahin, daß sie bald nicht mehr den Schritt ihres Verfolgers hörte. Plötzlich aber rauschte es ein Laub an ihrer Seite, sie vernahm einen Sprung ganz in ihrer Nähe — sah eine Gestalt dicht vor sich — er hatte ihr den Weg abgeschnitten; doch ehe er sie ergreifen konnte, suchte sie sich durch einen Sturz in das Wasser zu retten. — Ein Strauch verhinderte ihren Fall zur Tiefe, eine kräftige Hand riß sie in der nächsten Secunde empor. „Still, Frau Gräfin," flüsterte eine Stimme hastig, „still — ich will ja nicht Ihr Verderben. Verständigen wir uns — dann wird Alles gut." Besinnungslos sief sie zu Boden.

Zum Leben erwachend, fühlte sie bald die ganze Schwere desselben, und als sie vielleicht nach einer Stunde die Stätte verließ, auf den Arm ihres Verfolgers gestützt im Dickicht des nahliegenden Berges verschwand, da würde sie, wenn ihr die Wahl geblieben wäre, sicher lieber an der Stelle der Todten im Damenzimmer gewesen sein.

Die Würfel ihres Lebens aber waren gefallen, und die Reue — wie früh sie auch eingetreten, dennoch — zu spät!

Voll Mitleid blickte dem unglücklichen Weibe ein junger Mann nach, der von Beiden unbemerkt auf seinem Wege nach dem Bahnhofe sich ihnen genähert hatte, durch die letzten Schluchzen, durch einzelne seiner Worte seinen raschen Schritt unwillkürlich gehemmt sah und, von dieser nächtlich geheimnißvollen Scene angezogen, den weitern Verlauf abzuwarten beschloß. Vorsichtig hatte er sich hinter einen nahliegenden Felsvorsprung zurückgezogen, an diesem Ort ihre kurze, aber entsetzliche Beichte gehört und voll Angst den Bedingungen gelauscht, die der Mitwisser des Geheimnisses für sein Schweigen stellte.

Längst waren die Beiden fort, und noch immer stand der junge Mann wie gebannt an seinem Platze, dann schritt er in der tiefen Finsterniß unruhig hin und her und begrüßte mit sichtlicher Freude das erste anbrechende Licht des Tages. Genau sah er sich beim schwachen Schein des jungen Morgens die Umgebung an, machte im kleinen Notizbuch sogar eine Skizze von dem Platze, ging dann suchend herum und als er am Abhang des Rasens eine Reisetasche liegen sah, nahm er sie auf und mit sich. (Schluß folgt.)

Die Frankfurter Jugendwehr.

Regt sich's in Deutschland aller Orten,
Und weht ein frischer Geist durch's Land,
So öffnet willig Eure Pforten,
Daß Ihr den Geist nicht wieder bannt!

Schaut auf, es leuchten Aller Augen,
In Aller Augen wird es hell,
Und Alles eilt einzufangen
Den lichten frischen Lebensquell.

Wir wissen längst schon, was wir wollen
Und was uns fehlt zu dieser Stund';
Doch jetzo wird uns, was wir sollen,
Und was wir müssen, endlich kund.

Auf, greift zur Waffe, macht Euch fertig,
Gerüstet seiet, Alt und Jung,
Und steht, des Schlachtenruhs gewärtig,
In eiserner Vereinigung.

Wo in deutschen Landen lebte nicht heutzutage die Sehnsucht, das Bild von dem großen im Innern geeinten, nach außen mächtigen Vaterlande verwirklicht zu sehen? Wo lebte nicht das Bewußtsein, daß zur Erreichung dieses Zieles nicht ebene, glatte Pfade, sondern beschwerliche und gefährliche Wege führen, daß dieses hohe Gut uns nicht im Schlafe beschert werde, sondern unter schweren, schweren Kämpfen von uns erobert werden müsse? Aber wenn wir das wissen, da gilt es auch jetzt schon, die Hände nicht müßig in den Schooß zu legen, sondern sich vorzubereiten für die kommenden Tage des Kampfes und der Gefahr. Das deutsche Volk ist sich auch dieser Pflicht, dieser Nothwendigkeit bewußt, und die Turn- oder Schützenvereine thun das Ihre, die heranwachsende und heranggewachsene Jugend kampfbereit und tüchtig zu machen.

Auch der zu Frankfurt a. M. neugegründete Jugendwehrverein verfolgt zum großen Theil den gleichen Zweck. Dort ist es nicht nothwendig, daß die Bürgersöhne selber ihrer Wehrpflicht genügen; man pflegt das wöthige Bundescontingent durch Stellinge zu bilden, und es kann deßhalb die Aufgabe der dortigen Jugendwehr nicht sein, durch frühe militärische

Ausbildung der Jugend eine Verkürzung der Dienstzeit zu ermöglichen, wie das z. B. in Würtemberg der Fall ist. In Frankfurt hat man, neben dem hochanzuschlagenden pädagogischen Einfluß solcher Uebungen und solcher militärischen Ausbildung und Gewöhnung, hauptsächlich das oben angedeutete Ziel im Auge gehabt, und wenn Frankfurt nur eine einzelne Stadt ist und ein gar kleiner Staat in Deutschland, so hat man Angesichts der politischen Lage Deutschlands und der politischen Bildung der heutigen Tage doch gehofft, daß es nur dieses Beispieles und dieses praktischen Beweises, was sich auf solchem Wege wirken läßt, bedürfe, um allerorts in deutschen Landen ähnliche Institute erstehen zu sehen. Ferner ist die Ansicht heutzutage keine vereinzelte mehr, daß zu den zu erstrebenden Neuerungen in erster Linie die Ersetzung der stehenden Heere durch Volksheere gehören müsse. Auch für Erreichung dieses Zieles glauben die Gründer der Jugendwehr mit dieser Gründung den Weg bereiten und angebahnt zu haben, wenn anders die oben ausgesprochene Hoffnung sich erfüllt.

Solche Ansichten und Wünsche hatten schon lange in einigen Männern den Gedanken reifen lassen, der Jugend Frankfurts durch Errichtung einer Jugendwehr ein Geschenk zu machen, wie ihr nicht leicht ein schöneres und nützlicheres werden konnte. Die Männer, welche außerdem von Liebe zur Jugend erfüllt waren und das Wesen und das Gemüth der Knaben verstehen gelernt hatten, glaubten für ihre Pläne mit dem Schützenfest den günstigen Moment gekommen und gingen an's Werk, den Boden zu bereiten. Zu diesem Zweck allein veranlaßte einer dieser Männer die Verwendung der Schuljugend als Führer für die fremden Schützen. Man hatte hierzu ein Corps von circa 500 Knaben gebildet, zu welchem jede Schule in Folge Einladung an die Directoren eine ziemlich gleiche

Frankfurter Jugendwehr.
Nach einer Photographie aufgenommen.

Anzahl stellte, und das durch jenen Mann, der als Turnwart des hiesigen Turnvereins und Leiter des Knabenturnens in denselben die nöthige Befähigung hierzu gewonnen hatte, militärisch abgetheilt und geordnet und binnen 5 Abenden in den nothwendigsten Bewegungen so weit eingeschult wurde, daß die Mannschaft sowohl für den angeführten Zweck leicht verwendbar war, als auch in ihrer Gesammterscheinung und dem disciplinirten und geordneten Auftreten der aus allen Ständen und Schulen zusammengewürfelten Knabenschaar einen vortheilhaften Eindruck machte auf Fremde und Einheimische. In Manchem ist damals der Wunsch rege geworden, eine solche Erscheinung keine vorüberziehende sein zu lassen, und Manchem ist wohl eine Ahnung aufgegangen, was sich mit und aus dem kleinen Volke schaffen lasse. — Da so der Boden gelockert war

und das Schützenfest noch mehr patriotische Begeisterung in die Herzen gesenkt hatte, so konnte jener Führer der Fünfhundert an die Ausführung des eigentlichen Planes Hand anlegen.

Er rief eine kleine Anzahl von Männern zusammen, von deren Gesinnungstüchtigkeit und Liebe für die Jugend er überzeugt war, und trug diesen seinen Plan für militärische Ausbildung der Jugend vor. Unter allgemeiner Zustimmung beschloß man, einer größeren Vorversammlung, zu welcher namentlich auch die Schulvorsteher eingeladen werden sollten, den Plan vorzulegen, nachdem jedoch von einer Commission eine detaillirte Ausarbeitung, Grundzüge zu Statuten u. s. w. beraten seien. Diese zweite ausgedehntere Vorversammlung, welche in überwiegender Anzahl von Lehrern, außerdem auch unter andern von verschiedenen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers besucht war, sprach sich darauf einstimmig für Errichtung einer Jugendwehr aus und stellte auf Grund der von der Commission gemachten Vorlagen einen Statutenentwurf auf. Im Januar dieses Jahres fand dann in einer zu diesem Zwecke berufenen öffentlichen Versammlung die Gründung eines Vereins statt, der sich die Errichtung und Leitung einer Jugendwehr zur Aufgabe setzte. Dieser Verein stellte dann außer den Vereinssatzungen noch ein Statut für die Organisation und Formation der Jugendwehr selbst auf. Nach diesem soll die Aufnahme in der Regel nicht vor dem zurückgelegten zwölften Lebensjahre stattfinden und, außer von der körperlichen Tauglichkeit, für die Zöglinge der heutigen Schulanstalten von dem Fleiß und guten Betragen in der Schule (worüber Zeugniß verlangt wird) abhängig sein; die Zeit für die Waffenübungen soll das Sommerhalbjahr sein und für den Winter theoretischer Unterricht in Aussicht genommen werden; die Ausrüstung der Mannschaft soll bestehen aus einem nach Vorschrift gefertigten dunkelgrauen (Cassenet-) Kittel, einem Paar Hosen von Turnerzwilch (welche man aber jetzt durch Tuchhosen zu ersetzen beabsichtigt), Gamaschen, einer Mütze mit geradem Schilde, Gürtel mit Schnalle, an welchem Patronnitasche, Bajonnetscheide und Pistonsschachteln getragen werden, sowie endlich Muskete mit glattem Rohr und Bajonnet. Die Waffen können von dem Verein, so weit dessen Mittel reichen, auch entliehen werden.

Der Verein hatte sich rasch auf 500 Mitglieder vergrößert, und sein Vorstand war eifrig bemüht, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen, so daß mit dem Beginne des Sommerhalbjahres die Jugendwehr selbst in's Leben treten und der Unterricht beginnen konnte. Dieser war denn auch vom besten Erfolg und ein recht erfreulicher Fortgang in der Ausbildung bald bemerklich. Die Methode, nicht soldatisch und schulmeisterlich zu drillen, sondern den Kleinen Lust und Liebe zu schaffen und durch fortwährendes Vorführen neuer Uebungen und Uebungsformen ihnen den Sinn munter zu erhalten und nur nach und nach zu feilen und zu bessern, hat sich vorzüglich bewährt, und es hat unter der Aufsicht der für das Institut begeisterten Exercircommission und an der Hand zweier tüchtigen Instructoren das kleine Corps rasch die Soldaten-, die Compagnie- und Bataillonsschule, sowie das Tirailliren eingeübt und so in einer Uebungszeit von wöchentlich zweimal zwei Stunden ein Uebungsfeld bewältigt, wozu Soldaten bei voller Ausnützung aller Zeit wohl ein Jahr zu brauchen pflegen. Von großem Förderniß war hierbei, daß einige schon als Zöglinge des hiesigen Turnvereins eine Vorschule genossen hatten und so den Instructoren alsbald helfend zur Seite stehen und auch wohl Unteroffiziersdienste versehen konnten. Auch standen gleich für die ersten Einübungen dem Vereine Waffen zu Gebote; denn Angesichts der vorher nöthigen Beschaffungen mit den Fabrikanten und auch der zeitraubenden Fabrikation der bestellten Gewehre war die Gelegenheit benutzt worden, eine den Verhältnissen entsprechende Anzahl von percussionirten Karabinern (à 2 fl.) anzuschaffen.

Allwöchentlich sehen wir jetzt Mittwochs und Samstags um ½6 Uhr (bis vor Kurzen um ½ Uhr) das kleine 100 bis 120 Mann starke Corps der Jugendwehr hinaus auf ihren Exercirplatz rücken, voran die Tambours und Hornisten, welche schon vorzüglich eingeschult sind. Draußen angelangt geht es alsbald an die Arbeit, und mit Ernst und Freudigkeit, mit Eifer und größter Ordnung sucht Jeder das Verlangte zu leisten und das Gelernte sich zu eigen zu machen. Eine kurze Pause zur Erholung wird in der Mitte der Uebungszeit gegönnt, und um ½8 Uhr wird der Rückmarsch in die Stadt angetreten. Da ist es denn eine Lust, die rüstige Schaar ihre Marsch- und Soldaten-, ihre Jugend- und Vaterlandslieder kräftig und lebendig in den Abend hinaus schmettern zu hören; das Horn oder die Trommel oder das Piccolo begleitet sie auch wohl, und fröhliches Geplauder wechselt mit dem Gesang, bis kurz vor der Stadt ein Trommelwirbel beides unterbricht.

Entlassen zerstreut sich dann anständig und ruhig die muntere Schaar, mit elastischem Schritt nach Hause eilend, um dort vor allen Dingen die Waffe zu putzen und in Sicherheit zu bringen. Von Zeit zu Zeit auch wird ein Theil, welcher jedoch die besondere Erlaubniß der Eltern hierzu nöthig hat, im Scheibenschießen unterwiesen, und auch hier haben sich überraschende Resultate ergeben.

Bei Gelegenheit des diesjährigen Schweizer Schützenfestes, da bei Ehren zu Ehren der durchziehenden Deutschen ein Cadetten-Manöver abgehalten wurde, fühlten sich die Leiter der Jugendwehr veranlaßt, eine kleine Abtheilung dorthin zu senden, damit diese und ihr Führer den praktischen Felddienst und zugleich den gerühmten Geist des dortigen Cadettenwesens in unmittelbarer Beobachtung kennen lernten, und das Gelernte dann in der Heimath verwerthen möchten. Es haben die Blätter von dieser Schweizer Fahrt nachrsch berichtet, und es kann deßhalb hier von einer eingehenden Erzählung abgesehen werden; nur möge auch an dieser Stelle der zuvorkommenden Freundschaft gedacht sein, mit welcher die Schweizer, die Militärs und Lehrer in vorderer Reihe, allerorts die kleine Schaar aufnahmen, und auch der allgemeinen Anerkennung, welche sowohl die praktische und geschmackvolle Ausrüstung, wie auch die Leistungen und die Leistungsfähigkeit der Frankfurter, fort erfuhren. Prof. Bluntschli in Zürich, unser bekannter Adelsleiter, äußerte namentlich seine Freude über die erfreute Wahrnehmung, und die Güte der Waffen hat in Aran sogar Veranlassung gegeben, eine Partie von fünfzig Musketen bei dem gleichen Fabrikanten* zu bestellen.

Der Tag der Rückkehr aber war ein Festtag für die gesammte Jugendwehr, welche mit den bewaffneten Turnern ihre heimkehrenden Cameraden unter Betheiligung einer gewaltigen Menschenmenge auf das Feierlichste einholte; denen aber, welche Theilnehmer dieses Schweizerzuges waren, wird derselbe unvergeßlich als wundervoller Lichtpunkt im Gedächtnisse sortleben.

Das erste Uebungshalbjahr geht jetzt seinem Ende zu, und es läßt sich nun schon über Erfolge und über die Einwirkung auf die jugendlichen Mitglieder der Wehr ein Urtheil fällen. Die Einübung ist bereits schon so weit gediehen, daß es möglich war, ein Exercitium im Feld, ein kleines Manöver, abzuhalten, und daß ältere Officiere das günstigste Urtheil über die Leistungen der jungen Mannschaft abgegeben haben. Die Einwirkung aber, welche diese militärischen Uebungen und alles, was damit zusammenhängt, in erzieherischer Hinsicht ausüben, sind äußerst vortheilhaft. Es ist schon jetzt unverkennbar, wie ein gewisser Ernst die Knaben anhaucht, ohne ihnen ihre kindliche Fröhlichkeit zu rauben, wie ein edles Selbstgefühl und Bewußtsein ohne jegliche Eitelkeit sie erfaßt, wie ein Geist der Zucht und Ordnung, ein Geist der Verträglichkeit und gegenseitigen Werthschätzung bei den aus allen Ständen und Lebenskreisen zusammengescharten Knaben seine Herrschaft übt. Es ist natürlich, daß dieser Geist sich auch auf das Leben in der Schule überträgt und so die Schule durch ein solches Institut nur eine Stütze und einen Helfer gewinnt.

Wir können nicht schließen, ohne den tiefgefühlten Wunsch auszusprechen, daß auch anderorts** die Jugend und die Bevölkerung die Segnungen genießen möge, welche ein solches Institut im Gefolge hat, und wollen den Aengstlichen noch das eine Wort zurufen: Seid alle Krieger, dann habt Ihr Frieden!†

* W. H. Spangenberg in Suhl.

** Mit Vergnügen können wir berichten, daß schon den mehreren Seiten, von Hamburg, München, Leipzig und Halberstadt der hiesige Jugendwehrverein um Auskunft angegangen wurde, und wir sagen hinzu, daß derselbe mit Vergnügen jederzeit jede gewünschte Auskunft ertheilen wird. Der Präsidirende des Vereins ist Herr Dr. jur. Sauerländer.

† Beim Lesen dieser zeitgemäßen Anregung können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Leiter und Institutenten derartiger Institute vor Allem darauf sehen mögen, daß die an sich gute Idee nicht in eine Soldatenspielerei mit obligater eitler Lieutenantsfleflenjagd ausarte. Am wenigsten aber dürfen die jungen Burschen von dem Turnen zurückgehalten werden. D. Red.

Die schwarzen Cabinete.

Der wüste Paragraph der deutschen Grundrechte verfügt: „Das Briefgeheimniß ist gewährleistet.“ Eine Bestimmung gleichen Inhaltes finden sich in allen Verfassungen deutscher Staaten. Auf den ersten Blick hat es etwas Befremdendes, daß man den einfachsten und natürlichsten aller Grundsätze, unverrauses Gut dürfe nicht angetastet werden, in Staatsgrundgesetzen noch besonders anerkannt und seine Beobachtung gewissermaßen feierlich angelobt hat. Die Geschichte erklärt uns aber zur Genüge, weshalb das geschehen ist. Jahrhunderte lang hat sich die Polizei das Recht angemaßt, die der Post übergebenen Briefe zu öffnen und zu lesen, ja selbst in unserer Zeit hat dieser abscheuliche Mißbrauch nicht ganz aufgehört. 1844 ist es durch Parlamentsverhandlungen, die Mazzini durch öffentliche Anklagen hervorgerufen hatte, an den Tag gekommen, daß Sir James Graham zur Zeit der Landung der beiden Bandiera in Calabrien die nach Italien gehenden Briefe von englischen Generalpostamt erbrechen ließ, und noch jüngst, als England mit der Union wegen der Trent-Angelegenheit in Streit gerieth, hat das englische Colonialamt die für die amerikanische Westküste bestimmten Depeschen, die immer über die centralamerikanische Landenge befördert wurden, sechs Wochen lang zurückgehalten, weil man der nordamerikanischen Gesellschaft der Panama-Bahn zutraute, daß sie diese Depeschen öffnen werde.

Wie es scheint, ist die Verletzung des Briefgeheimnisses so alt wie die Post. 1543 richtete Leonhard von Thurn und Taxis die erste eigentlich deutsche Linie ein, und vier Jahre später, im schmalkaldischen Kriege, erfuhr Karl V. durch seinen Postmeister die wichtigsten Geheimnisse seiner protestantischen Gegner. Von den Habsburgern mit Reichthümern und Ehren überschüttet, zu Grafen und Fürsten des Reiches erhoben, stellten die Thurn und Taxis ihre Beförderungsanstalt der kaiserlichen Politik zur Verfügung. Unser Rudolph II. führte Lazarus Schwendi, der am Hof beliebteste Feldherr Oesterreichs, bittere Klage, daß der Postmeister Viechbauser seine Briefe erbreche oder zurückhalte. Als Ferdinand II. die Fürsten Paar mit der Post in seinen Erblanden belehnte, wurde ein Taxis'scher Beamter nach Wien berufen, um den politischen Theil der Postverwaltung zu übernehmen. Da der geheime Postdienst außer einer großen Gewandtheit eine eben so große Verschwiegenheit erforderte, so nahm man die dabei beschäftigten Beamten gern aus Familien, welche bereits ihre Proben abgelegt hatten. Häufig vererbte sich das schimpfliche Amt durch Menschenalter vom Vater auf den Sohn. Die jungen Leute wurden frühzeitig in das Geheimniß eingeweiht, wie man Briefe erbrechen und wieder versiegeln könne, ohne daß der Empfänger das Geringste merke. Die Familie Eberl wurde, immer in derselben Post, zu Stockerau an der Donau, nahe bei Wien, von Rudolph II. bis auf Joseph II., in dieser Weise beschäftigt. Lucas Eberl wurde wegen der Dienste, die er als Courier geleistet hatte, in den Adelstand erhoben und zum Postdirector einer Provinz ernannt. Ein anderes Mitglied der Familie, der Kürassier-Rittmeister v. Eberl, machte seinen Namen auf eine ruhmvollere Weise bekannt. Bei der letzten Belagerung Wiens durch die Türken führte er Sobiesky's Polen und die deutschen Reichstruppen durch den Wiener Wald an die Stelle, wo Franz von Lothringen lagerte.

Das in so vieler Beziehung verderbliche Beispiel Ludwig's XIV. wirkte auch bei der Behandlung der Briefe auf Deutschland ein. In seinem Alter wollte der französische Monarch, den die Maintenon scharf im Zügel hielt, wenigstens von fremden Liebschaften eine Unterhaltung haben. Seine Polizei berichtete ihm sorrowährend über die Intriguen, die eben im Gange waren, und schöpfte ihre Geheimnisse aus den Briefen, die man auf der Post öffnete. Das Verfahren wurde nun in ein System gebracht, welches bald genug in Deutschland Nachahmung fand. In allen Hauptstädten und allen wichtigen Verbindungspunkten wurden „Briefslogen“ errichtet. So lautete der ältere Name für die schwarzen Cabinete. Die bedeutendsten derselben arbeiteten in Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Eisenach, Bremen, Hamburg und Mainz. Um galante Geheimnisse kümmerten sich diese Briefserbrechungs-Anstalten nicht, ihnen kam es auf Staatsgeheimnisse an, auf den Briefwechsel von Diplomaten und unbekannten politischen Agenten, welche letzteren zu erminteln eine Hauptaufgabe der Briefslogen war, da ihre Existenz nicht so geheim war, daß man nicht wichtige Briefe an unverdächtige Adressen hätte abgehen lassen.

In Wien war ein Flügel des kaiserlichen Schlosses, die sog. Stallburg, für das schwarze Cabinet eingerichtet. Jeden Abend um sieben Uhr wurde die Post geschlossen, und die Wagen fuhren ab, scheinbar nach dem Orte ihrer Bestimmung. Sie begaben sich aber in den Hof der Stallburg, dessen Thor sich sogleich hinter ihnen schloß. Hier wurden die Briefbeutel geöffnet, die Briefe sortirt und alle die bei Seite gelegt, von deren Inhalt man Kenntniß nehmen wollte. Zu diesen gehörten regelmäßig alle Briefe, die an Gesandte, Bankiers und andere einflußreiche Männer gerichtet, oder von ihnen geschrieben waren. Der letztere Umstand ließ sich leicht ermitteln, da man die Handschrift jeder Person kannte, die in dem Hause eines Mannes dieser Art wohnte. Die für das Ausland bestimmten Briefe wurden stets eine besondere Aufmerksamkeit. Das schwarze Cabinet war zugleich Werkstatt und chemisches Laboratorium. Man hatte dort Siegellad aller Art, eine Masse von Petschaften, Werkzeug zum Ablösen der Siegel und Agenien, welche theils diese Operation unterstützten, theils zu Fälschungen der Briefe selbst dienten. Besaß man das Petschaft des Absenders, so ging die Sache rasch, mußte man das Siegel vorsichtig ablösen und wieder aufkleben, so verlor man viele Zeit. In der Regel wurde die Briefpost bis ein Uhr Nachts in der Stallburg aufgehalten, es geschah aber auch nicht selten, daß sie sich erst um ein Uhr Morgens in vollem Galopp entfernen konnte. Von den erbrochenen Briefen machte man Auszüge oder nahm auch ganze Abschriften. Die geheime Polizei, der diese Resultate der lichtscheuen Thätigkeit übermittelt wurden, erhielte zuweilen weitere Weisungen. Dann wurden den Beamten, welche Handschriften nachzuahmen verstanden, falsche Briefe geschmiedet und heimtückische Fragen gestellt oder verderbliche Rathschläge ertheilt.

In der Stallburg arbeiteten besonders Franzosen und Neapolitaner, deren übertegene Geschicklichkeit man schätzen gelernt hatte. Ihr Handwerk spannte den Geist so an und erforderte eine solche Sorgfalt und Geschwindigkeit, daß mehrere den Verstand verloren. Man bezahlte sie so gut, daß sie mit ihren Familien in Ueberfluß lebten, aber ihr Leben war doch, von seiner Ehrlosigkeit abgesehen, ein überaus trauriges. Sie waren mehr Staatsgefangene als Beamte. Die Polizei verlor sie niemals aus den Augen und wußte auf's Genauste, wie viel jeder von ihnen ausgebe, welche Schulden gen er sich gestatte, mit wem er verwandt sei, welche Häuser er besuche, wer zu ihm und seiner Familie komme. In der spätern Zeit zwang man diese Leute, blos mit Beamten der Kanzlei und des kaiserlichen Cabinets zu verkehren. Wollten sich Fremde oder wohl diplomatische Agenten zu dieser geschlossenen Gesellschaft gesellen, so wurden sie auf eine so brutale Art abgewiesen, daß sie nicht zum zweiten Male kamen. Jeden Morgen fand der Polizeidirector auf seinem Arbeitstische einen Bericht, den er blos zu öffnen brauchte, um zu wissen, wie jeder einzelne Beamte des schwarzen Cabinets den vorigen Tag verlebt habe.

Fürst Kaunitz machte von der Anstalt in der Stallburg den ausgedehntesten Gebrauch. Um Alles aufs Beste einzurichten, hatte er sich von der geheimen Polizei Ludwig's XV. Belehrung erbeten und sie bereitwilligst erhalten. Der Polizeilieutenant Lauvin hatte für ihn eine Denkschrift entworfen mit dem Titel: Näheres über einzelne Anstalten der Stadt Paris. Der preußischen Politik gegenüber glaubte der Fürst mit dem schwarzen Cabinet allein nicht auskommen zu können und wandte noch ein anderes Mittel an. Alle preußischen Couriere mit Ausnahme von zweien ließen sich von ihm bestechen. Diese ungetreuen Boten erhielten bedeutende Summen, so daß sie sorgenfrei leben konnten, wenn man Verdacht gegen sie schöpfte und sie entfernte. Friedrich der Große hat aber nie entdeckt, daß Fürst Kaunitz alle seine Depeschen an seinen Gesandten in Wien früher las als dieser. Die Sache nahm immer folgenden Verlauf. Hinter Pirna war an der böhmischen Grenze in einer einsamen Gegend ein Haus erbaut und seinem Zweck entsprechend eingerichtet worden. Es wurde von Vertrauten bewohnt, öffnete sich nur für Menschen desselben Schlages und war reichlich mit Pferden und Wagen versehen. Erschien einer der bestochenen preußischen Couriere, so stiegen Beamte mit ihm in einen Wagen des Hauses, öffneten sein Felleisen, erbrachen die Depeschen, ent-

ziffern den Inhalt mit Hülfe des Schlüssels, den sie zu der preußischen Geheimschrift besaßen, und nahmen eine Abschrift. War das geschehen, so wurde die Depesche wieder versiegelt und das Felleisen geschlossen. Das ganze Geschäft wurde auf dem Wege nach Wien besorgt, während der Wagen im raschesten Fahren blieb und nur an gewissen Stellen, wo die Pferde gewechselt wurden, auf wenige Minuten Halt machte. Auf der letzten Station vor Wien stieg der Courier wieder zu Pferde und überbrachte seine Depeschen, deren Abschriften Fürst Kaunitz bereits seit drei bis vier Stunden in Händen hatte.

Wie die Taxis'sche Post seine Depeschen behandle, erfuhr Friedrich der Große 1772, als sein Briefwechsel mit seinem Gesandten in Mainz über die polnischen und türkischen Angelegenheiten von einem höheren Beamten des Kurfürsten benutzt wurde. Dieser Gesandte, v. Dietz, erfuhr davon und machte einen gewaltigen Lärm. Dies war einer der Vorgänge, durch die öffentlich bekannt wurde, daß die Reichspost das Briefgeheimniß verletze. Uebrigens war Friedrich der Große, wenn er gleich kein schwarzes Cabinet besaß, in der Wahl seiner Mittel auch nicht zartfühlend. In Dresden hatte schon August der Starke Post und geheime Polizei mit einander in Verbindung gebracht, und unter der Verwaltung des Grafen Brühl war man darin noch weiter vorgegangen. Friedrich der Große zahlte dem sächsischen Hof mit gleicher Münze, indem er den Kanzlisten Menzel bestehen ließ, ihm den geheimen Briefwechsel auszuliefern, der zwischen Sachsen, Oesterreich, Frankreich und Rußland über die Vorbereitungen zum Kriege gegen Preußen geführt wurde. Auch in den Besitz der Geheimnisse des Wiener Hofs wußte sich der große König zu setzen. Von Zeit zu Zeit gingen nach Wien junge Preußen, ausgerüstet mit den Eigenschaften, welche das weibliche Herz und Auge zu bestechen pflegen. Man wußte in Berlin, daß die Kaiserin Marie Theresia immer einige bevorzugte Damen um sich habe, gegen die sie die wichtigsten Dinge unvorsichtig ausplaudere. Diese Damen hatten ihrerseits wieder bevorzugte Kammerndchen, die von ihnen mancherlei erfuhren. Die jungen Preußen hatten den Auftrag, solche Zofen zu gewinnen und ihnen ihre politischen Geheimnisse zu entlocken. Jeder von ihnen hatte eine feste Besoldung von fünfzehnhundert Talern und erhielt außerdem alle Ausgaben vergütet, die ihm seine Liebschaft verursachte. Erfuhr er etwas Wichtiges, so meldete er es nach Berlin und ließ den Brief auf einem sichern Wege abgehen. Nach dem Zeugniß eines preußischen Diplomaten brachten diese Agenten eigener Art großen Nutzen. „Ein hübscher Bursche," schrieb er dem Ritter von Zimmermann, „der die Kunst, mit Kammerjungfern umzugehen, aus dem Grunde verstand, erfuhr manchmal Dinge, die dem gesammten diplomatischen Körper verborgen blieben. Ich habe eine Menge Berichte solcher Art gelesen, die wirklich ausgezeichnet waren."

Joseph II. fand das schwarze Cabinet in der Stallburg vor und schaffte es nicht ab. Er glaubte es zu seinen guten und edlen Zwecken benutzen zu dürfen. Unter seinen Nachfolgern kam es wieder auf die alte Weise in Thätigkeit und brachte Manchen in's Unglück, der durch einige unvorsichtige Ausdrücke oder eine Prahlerei den Verdacht erweckt hatte, daß er zu den österreichischen Jacobinern gehöre. Während der ersten Besetzung Wiens durch die Franzosen (November 1805 bis Januar 1806) machte Talleyrand der geheimnißvollen Werkstatt in der Stallburg mehrere Besuche.* Die Gräfin Rombeck, eine Schwester des Kanzlers Kobenzl, machte seine Führerin. Es ist kaum anzunehmen, daß er in der Stallburg etwas Neues erfahren habe. Von Allem, was Napoleon aus der alten Zeit erblickt übernommen hatte, hat er sich nichts so vollkommen angeeignet, als die Stahliche und Kunstgriffe der geheimen Polizei, und seine Fouché und Savary waren die Leute dazu, das Ueberlieferte weiter auszubilden. Aber auch mehrere deutsche Fürsten haben das schmachvolle Briefserbrechungsgeschäft, das während der Rheinbundszeit in allen Hauptorten der Bastallenstaaten herrschte, beibehalten.

Die Stallburg gelangt, nach 1814 zu einer zweiten Blüthe. Mißtrauen gegen sich selbst und gegen alle Menschen war der vorherrschende Charakterzug des Kaisers Franz. Er traute blos Schurken, von denen er genug wußte, um sie jeden Augenblick auf's Zuchthaus schicken zu können. Gerade diese Menschen, die nach seiner Meinung gar nicht wagen durften, ihn zu betrügen, verleumdeten bei ihm seine treuesten Anhänger und seine nächsten Blutsverwandten. Erzherzog Johann verlor das Vertrauen des Kaisers für alle Zeit, weil einer dieser Zuträger dem Letzteren vorgeschwindelt hatte, daß sein volksbeliebter Bruder Alpenkönig werden, aus österreichischen Erblanden ein Königreich Rhätien bilden wolle. Diese mißtrauische Gesinnung mußte dem „guten Franz" das schwarze Cabinet lieb und theuer machen. Jeden Morgen hörte der Kaiser zuerst eine Messe. Um sieben Uhr trat er in sein Arbeitszimmer und ließ es sein erstes Geschäft sein, den bereitliegenden Bericht der geheimen Polizei zu lesen, in dem zugleich die Ausbeute der vortägigen Arbeit des schwarzen Cabinets enthalten war. In der stillen Zeit der Restauration waren es meistens Klatschereien oder Liebeshändel, die er fand, und dieser Unterhaltungsstoff sagte ihm besonders zu. Um solcher Dinge willen konnte er die ganze geheime Thätigkeit in Bewegung setzen, damit sie ihm ausführlichere Nachrichten verschaffe. Es kam sogar vor, daß er sich persönlich genau unterrichten wollte und zu diesem Behuf mit einem Agenten an einem dritten Orte eine Zusammenkunft hielt.

Von der hohen Politik wurden die schwarzen Cabinete besonders gegen die Italiener benutzt. Die Carbonaria mit ihrer erwiesenen Ausbreitung nach Frankreich, Belgien, Spanien und Portugal, und mit ihrer genuthmaßten Ausbreitung nach Deutschland hatte der heiligen Allianz einen gewaltigen Schreck verursacht. Man hielt den Geheimbund für um so gefährlicher, als man auf Spuren gekommen war, nach denen er mit den Freimaurerlogen der romanischen Länder in Beziehungen getreten zu sein schien. Diesem Ungeheuer den Garaus zu machen, benutzte man jedes Mittel, barbarische Strafgesetze in Rom und Neapel, die Bildung der Scaetienären Geheimbünde der Calderari und Sanfedisten, das Einschmuggeln falscher Brüder in die Freimaurerlogen, endlich die Thätigkeit der schwarzen Cabinete. Die französische Regierung lieh ihre besten Leute her, die in Mailand, Venedig, Turin, Lucca, Ferrara, Padua, Florenz, Neapel und Rom an's Werk gingen. Auch in Deutschland sollen in jenen Tagen der Demagogenriecherei schwarze Cabinete neu eingerichtet worden sein und zwei derselben, das eine in Frankfurt am Main, das zweite in Eisenach, „mit Auszeichnung" gearbeitet haben.

Ueber 1830 hinaus läßt sich diese gehenne und schimpfliche Thätigkeit nicht verfolgen. Wir glauben nicht, daß jeder Polizei in allen Fällen das Briefgeheimniß heilig sein werde, aber wir glauben ebensowenig, daß irgendwo in Culturstaaten noch ein förmliches schwarzes Cabinet bestehe. Solche Anstalten sind ungeheuer kostspielig, und es würde sich für sie kaum noch ein sicheres Versteck ermitteln lassen. Findet eine Ausnahme statt, so muß man sie westlich vom Rhein suchen, wo die bestverschlossenen Briefe nicht immer verhindert haben sollen, daß Jemand als Correspondent einer verpönten Zeitung „ertappen" worden ist. Gegen regelmäßige Briefserbrechungen ist die riesige Zunahme des Briefverkehrs ein sicheres Schutzmittel. Nach den amtlichen Veröffentlichungen sind innerhalb des deutschen Postvereins im Jahre 1860 an Frankirten und unfrankirten gewöhnlichen Briefen und an recommandirten Briefen zweihundertundneun Millionen Stück befördert. Die Zumuthung, den auf eine Hauptpost fallenden Theil dieses Briefcergs zu fortiren und nach Vorschrift weiter zu verfahren, würde dem geübtesten und sinnfixen Briefserbrecher der guten alten Zeit der Angstschweiß auspressen. Wollte er sich auf die Briefe von und nach dem Ausland beschränken, so hätte er noch immer zweiundzwanzig Millionen vor sich. Diese Zahlen haben sich seit 1860 mit jedem Jahre vermehrt.

Was früher das Briefgeheimniß als frommer Wunsch war, das ist jetzt das Telegraphengeheimniß geworden. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die Telegraphenbeamten den Inhalt der nichtchiffrirten Depeschen ersahren. Sie lesen alle Briefe, ehe sie sie weiter befördern. Sie sind zur Verschwiegenheit verpflichtet, aber berühmte Processe haben den Beweis geliefert, daß diese amtliche Verpflichtung nicht hinreicht. Wohl immer wird das Briefgeheimniß verletzt, um einen Dritten, der dafür gut bezahlt, durch Mittheilung einer Nachricht einen Dienst zu verschaffen. Um diesem Mißbrauch zu steuern, ist ein Gesetz erforderlich, welches den Staat, falls der Beamte selbst vermögenslos ist, zum vollen Ersatz alles entstandenen Schadens anhält.

Die Odtheorie und die Sensitiven.

Von **Dr. Hermann Vogel.**

Nachdem neuerdings die Od-Bewegung und der Sensitiven-Schwindel durch einige Vorgänge wieder in den Vordergrund gedrängt sind, dürfte eine populair-wissenschaftliche Beleuchtung dieser Verirrungen wohl an der Zeit sein.

Vor circa 20 Jahren trat der durch die Entdeckung des Kreosots, Paraffins und durch seine Untersuchungen über Meteorsteine rühmlichst bekannte Freiherr von Reichenbach mit einer Reihe von Beobachtungen an die Oeffentlichkeit, die im hohen Grade das Aufsehen sowohl der Naturforscher als auch des gebildeten Publicums erregten.

Reichenbach behauptete, eine neue, bisher nicht gekannte Naturkraft, die er „Od“ nannte, aufgefunden zu haben. Dieselbe sollte in der Natur eine mindestens ebenso große Rolle spielen, als Elektricität und Magnetismus, obgleich ihre Wirkungen nicht so klar zu Tage treten und nur für Personen sichtbar sein sollten, die mit besonders zarten Sinneswerkzeugen ausgerüstet sind. Nach Reichenbach's Angaben ist dieses Od ein Agens (wirkende Kraft), das sich sowohl im menschlichen und thierischen Körper, als auch in Pflanzen und Mineralien, Magneten, krystallisirten Salzen, beim Schall, beim Reiben und Schlagen, bei chemischen Processen ꝛc. entwickelt und in eigenthümlicher Weise auf den Geschlechtsinn und Gefühlssinn wirkt.

So soll diese Kraft schon in der Ferne auf reizbare Menschen wirken und „lauliche oder kühlige, gleichzeitig angenehme oder unangenehme Empfindungen verursachen.“ Die rechte Hand eines Menschen veranlaßt z. B. nach Reichenbach in der rechten Hand eines andern ein unangenehmes lauwidriges, in der linken dagegen ein angenehm kühliges Gefühl; umgekehrt wirkt die linke. Aehnliche Wirkungen hat auch ein starker Magnet, der Nordpol desselben veranlaßt in der rechten Hand unangenehme Gefühle Reichenbach sagt Magenweh und andere Pein), der Südpol dagegen angenehme; ebenso wirken Krystalle von Turmalin, Quarz ꝛc. mit ihren verschiedenen Enden. Reichenbach erklärt diese von ihm behauptete Erscheinungen aus der Annahme, daß das neue Agens „Od“ allen den genannten Körpern — und zwar an verschiedenen Enden in zwei verschiedenen Zuständen als positives und negatives Od entströme, daß z. B. unsere rechte Hand, unser Kopf, der Nordpol eines Magneten, odueg ativ, unsere linke Hand, die Füße ebenso der Südpol eines Magneten odpositiv seien. Alle odnegativen Körper sollen nun in der gleichfalls odnegativen rechten Hand unangenehme, in der odpositiven linken dagegen angenehme Empfindungen verursachen, und umgekehrt.

Diese Gefühle sollen sich minunter so stark äußern, daß viele Personen das Reichenbach'sche (wobei die odnegative Rechte der einen Person in die gleichnamig odische Rechte der andern gelegt wird) nicht vertragen können.

Auch die Erde ist nach Reichenbach odisch, am Nordpol positiv, am Südpol negativ. Deshalb sollen viele Menschen mit den (odpositiven) Füßen nach Norden gerichtet nicht schlafen können, wogegen ihr Schlaf mit dem (odnegativen) Kopfe nach Norden ein viel ruhigerer wäre.

Es wird ferner angegeben, daß unser Rücken odisch sei, in der Art, daß ein Major Philippi durch bloßes Gefühl die Himmelsgegend habe bestimmen können, indem er sich langsam im Kreise herumdrehte. Die Stellung mit dem (odnegativen) Rücken nach Norden soll die behaglichste sein.

Noch merkwürdiger klingen die Mittheilungen über die Anziehungen, die ein starker Magnet auf menschliche Glieder ausüben soll. So erzählte Reichenbach von einem Frl. Nowotny, deren Hände von einem starken Magnete angezogen wurden wie ein Stück Eisen. „Sie packte das dargebotene Ende der Magneten so fest, daß es ohne die größte Anstrengung nicht gelang, es ihr wieder zu entreißen.“

Das Od ist nach Reichenbach's Angabe übertragbar. Hält man z. B. ein Glas Wasser circa 10 Minuten in der Hand, so geht das Od aus der Hand in's Wasser über und ertheilt dem Letztern einen eigenthümlichen Geschmack, derselbe ist „kühlig“, wenn das Glas in der rechten, „laulich“, wenn es in der linken Hand gehalten wurde.

Nicht minder außerordentlich als die odischen Gefühlsphänomene werden die odischen Lichterscheinungen geschildert. Alle odausgebenden Körper sollen nämlich in absoluter Dunkelheit leuchten.

So wird der menschliche Körper im Dunkeln von einer leuchtenden Atmosphäre umhüllt gesehen, „die ihm das Ansehen eines geisterhaften Ungeheuers giebt.“ „Angesichts solcher Thatsachen,“ sagt Reichenbach, „frage ich, wie man es gemeinen Leuten verdenken will, wenn sie an Gespenster glauben? Sie haben sie gesehen, und was man gesehen hat, disputirt kein Doctor hinweg. Freilich sieht sie nicht Jedermann, sondern nur die Auserwählten, die Sensitiven.“

Verschiedene Theile des menschlichen Körpers leuchten verschieden stark, namentlich zeichnet Reichenbach den Kopf und die Hände als hellleuchtend aus. Der Kopf soll wie mit einem Heiligenschein umgeben erscheinen; „der Heiligenschein ist demnach,“ sagt Reichenbach, „nicht blos aus der Phantasie religiöser Schwärmerei geschöpft, er ist in Wirklichkeit vorhanden. Jeder Mensch trägt ihn beständig mit sich herum.“

Selbst ein blinder Tischler sah Reichenbach's Kopf in einer lichten Wolke schweben und gab die Bewegungen desselben richtig an. Die odischen Lichter sind sogar durch die Kleider hindurch sichtbar. Verschiedene Damen und Herren sahen ihre Beine von den Hüften bis zu den Knöcheln. Ja noch mehr: auch innere Leibestheile, wie Magen, Eingeweide, leuchten durch die darüber liegenden Theile hindurch und werden dem sensitiven Auge sichtbar.

Die rechte Hand wird als bläulich, die Linke als rothgelb leuchtend ausgegeben, weil positives und negatives Od verschiedenfarbige Strahlen habe. Auch Mauerwände sollen odleuchtend gesehen werden, und andere davorgestellte Gegenstände erscheinen als Schatten.

Ja noch mehr, die Mauerwände können förmlich odisch durchsichtig werden; so sah eine Sensitive Reichenbach's Gestalt durch die Wand hindurch und erkannte jede seiner Bewegungen.

Wie schon erwähnt, soll sich Odlicht auch bei chemischen und mechanischen Processen, z. B. beim Schlagen, Reiben, erzeugen. Der menschliche Odem, die einem Blasebalge einströmende Luft, verwesende und faulende Stoffe sollen odisch leuchten. Eine Frau Bl. behauptete nach Reichenbach, jeden dunklen Abend eine große Helle über dem Grabe eines Hundes zu sehen.

Andere Damen sahen ähnliche flammenartige Lichterscheinungen auf Gräbern von Menschen. Reichenbach erklärt hieraus den Aberglauben von dem nächtlichen Wiedererscheinen der Todten auf ihren Grabhügeln. — Das Gesagte, welches lediglich Reichenbach's Anschauungen und Behauptungen zusammenfaßt, wird hinreichen, dem Leser einen oberflächlichen Begriff von den vermeintlichen Entdeckungen zu geben. Ich habe keineswegs aus Reichenbach's Werken das Wunderbarste herausgesucht, im Gegentheil, man findet in seinem hier oft citirten Werke „Der sensitive Mensch“ Geschichten von Somnambulen ꝛc., die noch weit merkwürdiger klingen.

Alle diese wunderbaren Gesichts- und Gefühlserscheinungen sind jedoch wie gesagt keineswegs für alle Menschen wahrnehmbar, sondern nur für eine geringe Zahl Auserwählter, die mit besonders fein organisirten Sinnen ausgerüstet sind, die sogenannten Sensitiven. Man kann diese Sensitiven mit Hülfe eines einfachen Experimentes leicht herausfinden, indem man den Zeigefinger der rechten Hand langsam über den Teller der sinken des zu Prüfenden von der Wurzel bis über den Mittelfinger hinwegführt, ohne sie zu berühren. Alle Sensitiven spüren dabei ein Gefühl, als würden sie mit einem Strohhalm angeblasen. Reichenbach hat nach diesem Verfahren in Wien circa 200 Sensitive unter Leuten verschiedenen Alters, Geschlechtes, Bildungsgrades und Gesundheitszustandes aufgefunden, darunter auch mehrere Naturforscher, wie Endlicher, Ratterer, Schabus. Die meisten seiner Versuche hat er jedoch mit Damen gemacht.

Reichenbach selbst ist, seiner eigenen Angabe nach, nicht sensitiv. Er hat von den odischen Erscheinungen nichts selbst gesehen und gefühlt, sondern verdankt seine Kenntniß darüber nur den Mittheilungen Anderer. Dieser Umstand erregte bald das Mißtrauen der Naturforscher. Es ist eine mißliche Sache, ganz auf Beobachtungen fremder Leute hin über Gegenstände schreiben zu wollen, für die man gar kein Wahrnehmungsvermögen besitzt, von denen man sich also auch keine rechte Vorstellung machen kann. Es ist ebenso, als wenn ein Taubgeborener ein Buch über Musik, ein Blindgeborener ein Buch über Malerei schreiben wollte.

Nimm man dazu noch die wahrhaft unglaublich klingenden Mittheilungen über magnetische Anziehung, Gräberliebi, durchsichtige Mauern ꝛc., so ist das Mißtrauen um so gerechtfertigter. Wenn Reichenbach erzählt, daß die Hand des Fräulein Newomy von einem starken Magnete angezogen würde, so sollte man glauben, daß auch ein beweglicher Magnet von der Hand des Fräulein Newomy angezogen werden müßte. Das ist jedoch nach Reichenbach's eigener Ansicht nicht der Fall. „Eine freischwebende Magnetnadel wurde durch die Hand des Fräulein Newomy nicht im geringsten afficirt." Eine solche Erfahrung stände aber in so grellem Widerspruche mit der erkannten Gesetzmäßigkeit, welche den Wirkungen aller Naturkräfte zu Grunde liegt, daß jeder Naturforscher das Recht hat, so lange daran zu zweifeln, bis er sich durch eigene Experimente von der Wahrheit der Sache überzeugt hat.

Aber, wird man einwenden, Reichenbach selbst ist Naturforscher, er hat interessante Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie gemacht, die von anderen Chemikern bestätigt worden sind; also ist man, wie es scheint, verpflichtet seinen Untersuchungen Glauben zu schenken! — Der Begriff „Naturforscher" ist jedoch ein sehr umfangreicher; Chemiker, Physiker, Zoologen, Botaniker, Physiologen sind alle Naturforscher. Reichenbach hat sich als Chemiker einen wohlbegründeten Ruf erworben; seine obigen Untersuchungen spielen aber sehr stark auf das Gebiet der Physiologie hinüber. Man kann nun ein sehr guter Chemiker und doch nur ein schlechter Physiologe sein. Darin kann der Grund liegen, daß Reichenbach's Behauptungen am heftigsten von Physiologen angegriffen wurden.

Der erste Angriff ging wohl von Dubois Reymond aus. Er nannte Reichenbach's Arbeit „einen abgeschmackten Roman, in dessen Einzelheiten einzugehen fruchtlos wäre — eine der traurigsten Verirrungen, der seit lange ein menschliches Hirn anheimgefallen — Fabeln, die in's Feuer geworfen zu werden verdienen" u. s. w.

Nicht minder schonungslos äußerte sich später Carl Vogt in seinen physiologischen Briefen, etwas milder, jedoch auch entschieden absprechend Liebig, Heidenreich, Ehrenberg und A. Die Zweifel an Reichenbach's Angaben mußten sich noch erhöhen, als Wiederholungen seiner Versuche, die man in Göttingen, Wien und anderen Orten vornahm, nicht den erwünschten Erfolg hatten. Reichenbach ließ sich jedoch dadurch nicht zurückschrecken. Er suchte alle Einwände der Gegner durch Gegenzweifel niederzuschlagen und warf denen, die seine Versuche ohne Erfolg wiederholt hatten, Nachlässigkeiten bei der Anstellung derselben vor. Allen Angriffen von Seiten der Gelehrten gegenüber rüstete er sich mit den Sympathieen des Publicums, welches theils durch seine eigenen Schriften („Die Dynamide," „der sensitive Mensch" ꝛc.), theils durch Berichte verschiedener Unterhaltungsblätter (z. B. der Leipziger Illustrirten Zeitung) Kunde von seinen Entdeckungen erhielt.

Die Berichte erregten nicht geringes Aufsehen, sowohl durch die Neuheit der Sache, als auch durch den Reiz, den alles Wunderbare auf die Menschen ausübt. Dazu kamen die Beziehungen zu den von einer Seite standhaft behaupteten, von der andern Seite eben so standhaft bezweifelten Erscheinungen des thierischen Magnetismus. Die Sensation war um so größer, als das Bekanntwerden der Reichenbach'schen Entdeckungen in eine Zeit fiel, wo ganz Europa sich mit Tischrücken und dergl. beschäftigte, also die Empfänglichkeit für alle Wundergeschichten sehr groß war. Die Einwendungen der Gelehrten fruchteten sehr so wenig als beim Tischrücken. Man erblickte in Reichenbach den Märtyrer seiner Sache und bewunderte den Muth des Mannes, der allen Angriffen seiner Gegner zum Trotz sich nach wie vor mit Enthusiasmus seinem Gegenstande hingab.

Es läßt sich auch von vollkommen unparteiischem Standpunkte Manches zu Reichenbach's Gunsten anführen. Es ist nicht Alles unwahr, was unglaublich klingt. Nichts klingt unglaublicher, als daß man mit der bloßen Hand weißglühend-flüssiges Eisen ausschaufeln könne, ohne sich zu verbrennen, und doch ist das Thatsache. Es ist auch nicht Alles unwahr, was die Gelehrten leugnen. Jahrzehnte lang leugneten sie die Bebauptung, daß Meteorsteine fielen, bis der berühmte Meteorsteinfall von l'Aigle, wo ca. 2000 Stück an einem Tage fielen, auch den Ungläubigsten überzeugte.

Und selbst wenn man die Reichenbach'schen Mittheilungen über magnetische Anziehung, durchsichtige Mauern ꝛc. in Zweifel zieht, bleibt doch noch genug übrig, was eher glaubhaft erscheinen könnte. Die Schärfe unserer Sinne ist so außerordentlich verschieden. Schwachsichtige Körper, z. B. Sterne niederer Größe, sind für viele schwachsichtige Menschen unsichtbar, andere erkennen sie noch vollkommen gut. Warum sollte es also nicht Menschen geben, die im Stande sind, äußerst zarte Lichterscheinungen, wie die ersehen sein sollen, wahrzunehmen, während diese für weniger fein organisirte Augen verborgen sind?

Gleiches läßt sich hinsichtlich der Gestalterscheinungen bemerken. Wer mit nervenschwachen Personen umgeht, hat täglich Gelegenheit, zu beobachten, wie dieselben von leisen Geräuschen, unbedeutenden Erschütterungen und anderen Einflüssen, die für robuste Naturen spurlos vorübergehen, auf das Heftigste afficirt werden. Solche Betrachtungen hatten mich veranlaßt, anzunehmen, daß in Reichenbach's Angaben wohl einiges Wahre enthalten sein könnte. Doch enthielt ich mich vor der Hand eines jeden Urtheils darüber.

Im Winter 1861—1862 war Reichenbach in Berlin und entschloß sich, den Berliner Naturforschern seine ersehen Experimente vorzuführen. Es wurden ihm dazu zwei Zimmer auf der Universität eingeräumt, die er absolut verfinstern ließ. Hier suchte er zuerst auf photographischem Wege das Ortlicht nachzuweisen. Er nahm lichtempfindliche, frisch übercitrete Platten, bedeckte sie mit einem Pappdeckel, in dessen Mitte ein Kreuz ausgeschnitten war, und setzte sie der Einwirkung seiner vermeintlich erkenchenden Körper aus. Als nach einiger Zeit auf der Platte ein der Oeffnung entsprechendes Kreuz bemerkbar wurde, war seine Freude groß. Er wollte allen seinen Sensitiven den Abschied geben.

Aber schon die ersten Versuche ließen keineswegs übereinstimmen aus, und ich vermuthete, daß nicht Ortlicht, sondern ganz einfach ein wenig auch noch so schwacher Lichtzug, der nur an den ausgeschnittenen Stellen des Pappdeckels die Platte treffen konnte, dort aber sie am raschesten trocknen mußte, die Ursache der photographischen Kreuze sein könne.

Es bestätigte sich dies in sofern schon damals, als drei auf meine Veranlassung angestellte Versuche in einem allseitig verschlossenen Kasten, der keinen Lichtzug zuließ, vollständig mißlangen; später ist noch durch Dr. Schnauß der Beweis auf das Schlagendste geführt worden.

In dem Berichte, welchen Reichenbach über seine Versuche damals drucken ließ, erwähnt er freilich weder ihres häufigen Mißlingens, noch auch der Geschichte mit dem verschlossenen Kasten.

Indessen griff er doch endlich wieder zu seinen Sensitiven, von denen er nach langem Suchen, wobei ich selbst ihn unterstützte, eine Anzahl, die unter einander in Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand und Bildungsgrad verschieden waren, aufzufinden hatte. Er machte mit diesen Leuten eine Reihe von Versuchen, denen ich öfters beiwohnte und die ich oft auf frischer That wiederhotte. Zuerst machte ich im dunklen Zimmer die Bekanntschaft einer sensitiven Dame. Als ich mich ihr näherte, behauptete sie, einen leuchtenden Schein an meinen Händen und an meinem Kopfe zu sehen. Ich erfuhrte sie darauf, mir die Bewegungen zu nennen, die ich mit dem Kopfe machen würde. Sie gab bald rechts, bald links an, während ich in der Wirklichkeit den Kopf ganz still gehalten hatte. Bewegungen, die ich mit den Händen machte, wurden bald richtig, bald falsch angegeben. Die Antworten erfolgten dabei äußerst unsicher.

Reichenbach wollte nun die Schfraft der Dame prüfen, indem er sich, schrittweise rückwärts gehend, von derselben entfernte. Als er sechs Schritte rückwärts gegangen war, sagte sie: „Jetzt sehe ich Sie nicht mehr." Ich wiederholte das Experiment, entfernte mich jedoch nur zwei kleine Schritte von der Dame und tappte dann mit den Füßen auf, als wenn ich ginge. Als ich zweimal aufgetreten war, sagte die Sensitive: „Jetzt sehe ich Sie nicht mehr!!" Sonderbar war es, daß sie dennoch die mindestens zehn Schritte entfernte Mauerwand, obgleich dieselbe, nach Reichenbach, viel schwächer leuchten soll, als der Mensch, deutlich erkennen wollte.

Reichenbach wollte mir darauf die oben erwähnten „Wandschatten" vorführen. Die Dame trat an die Wand, so daß ihre Augen circa 1 Fuß davon entfernt waren, und ich bewegte, Reichenbach's Anweisungen gemäß, meinen rechten Arm langsam zwischen ihren Augen und der Wand nach verschiedenen Richtungen. Die Dame behauptete meinen Arm als schwarzen Schatten gegen die lichte Wand zu erblicken, konnte jedoch keine sichere Angabe über die Bewegungen desselben machen. Ihre Antworten blieben oft aus; dann suchte sie sich, bevor sie Angaben machte, mit dem Tastsinn von der Realität ihrer Beobachtungen zu überzeugen.

Interessanter war mir ein zweiter Abend in der Dunkelkammer

in Gesellschaft einer mir befreundeten, als Schriftstellerin wohlbekannten Dame, einer zwar nervenschwachen, aber willensstarken Frau, auf deren Angaben ich mich unbedingt verlassen konnte. Auch sie behauptete, mich zu sehen, jedoch nur kaum, wenn ich ihr mit dem Gesicht sehr nahe kam, und auch sie nahm unwillkürlich den Tastsinn zu Hülfe, bevor sie Aussagen machte.

Am Bergkrystall wollte sie ein schwaches Leuchten bemerken. Sie sagte jedoch, die Lichterscheinungen seien so unsicher, daß es ihr vorkäme, als käme das Licht eher aus ihren eigenen Augen, als aus den vorgelegten Körpern. Reichenbach war über den Ausfall dieser Versuche nicht sehr erbaut; er meinte, daß die Dame zwar sehr stark gefühlsfensitiv, doch nur sehr schwach gesichtssensitiv sei und daß ihr Nervensystem zu sehr durch ihren Verstand beherrscht würde.

Eines Abends traf ich eine Anzahl Damen und Herren in der dunkeln Kammer. Mit einem Herrn machte ich Versuche über das Leuchten der Hände. Er konnte mir keine sicheren Angaben über die Bewegungen derselben machen und sagte, daß der Lichtschein oft auf derselben Stelle bleibe und in der Stärke sehr wechsele. Plötzlich rief er: „Jetzt sehe ich Ihre Hand sehr deutlich.“ Ich erschrak ihn, danach zu fassen. Er that das und — griff in die Luft. Ich hatte beide Hände in den Taschen!

Versuche mit einer Dame hatten keinen besseren Erfolg. Reichenbach unterbrach schließlich mein weiteres Experimentiren mit den Worten: „Hören Sie auf! Sie machen mir durch Ihr vieles Fragen meine Sensitiven confus.“ Das veranlaßte mich, von weiteren Experimenten abzustehen und ein stummer Zeuge von Reichenbach's Versuchen zu bleiben. Dieser ließ u. A. die linken Hände mehrerer Damen an einen Holzstab legen, dessen Spitze dadurch erleuchtet werden sollte. Wirklich wollten zwei Damen auf der Spitze Ochlich sehen, drei andere jedoch nicht.

„Was! Sie sehen es nicht? Frau N. N.!“ rief eine der ersten. „Sehen Sie nur genau hin! Sie müssen es sehen!“

„Ja, jetzt sehe ich's auch,“ antwortete Frau N. N.

Nach dieser Sitzung vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich mich um Reichenbach's Versuche kümmerte. Inzwischen sah er mehrere der hervorragendsten Naturforscher Berlins zu einer Sitzung ein, in welcher er die Gesichtserscheinungen der Sensitiven durch Versuche erklärlich machen wollte. Ich erhielt von den Ergebnissen dieser Sitzung Kunde durch einen gedruckten Bericht, der jetzt den zweiten Abschnitt seines neuesten Werkes „Odische Begebenheiten in Berlin“ bildet. Nach diesem Berichte fielen mehrere Versuche zu Reichenbach's Gunsten aus, andere jedoch, die Herr Professor Dove anstellte, entschieden ungünstig. So unterschieden die Sensitiven durch den Geschmack zwei Gläser Wasser, von denen das eine in der rechten, das andere in der linken Hand zehn Minuten gehalten werden war, ebenso durch das Gefühl zwei in gleicher Weise gehaltene Knäuel Garn, die Temperaturunterschiede der rechten und linken Hand ꝛc. Dagegen waren ihre Angaben über die Empfindungen, die der Nord- und Südpol eines gewöhnlichen Magneten, eines Elektromagneten und eines Magneten mit Zwischenpolen verursacht, schwankend, unsicher und widersprechend.

Wie schon erwähnt, habe ich diesen Versuchen nicht beigewohnt. Ich bewahre mich aber, dieselben mit mehreren unbefangenen gebildeten Damen, die ich schon seit Jahren kenne, zu wiederholen. Diese Damen sind, nach der von Reichenbach angegebenen Probe zu urtheilen, sämmtlich sensitiv; eine ist darunter, die früher genachtwandelt hatte. Letztere glaubte zwei Gläser Wasser, von denen das eine in der rechten, das andere in der linken Hand gehalten werden war, unterscheiden zu können. Das rechte sollte angenehm säuerlich fühlt, das linke fade laulich schmecken. Da fiel mir die bekannte Behauptung ein, daß man mit verbundenen Augen Weißwein nicht von Rothwein unterscheiden könne. Ich verband der Dame die Augen und gab ihr abermals zu kosten. Ihre Angaben waren jetzt unsicher und widersprechend.

Bei den übrigen Damen gaben die Versuche mit zwei Gläsern Wasser, zwei Knäueln, einem Turmalin ꝛc. negative Resultate, d. h. sie waren nicht im Stande, in der Wirkung dieser Körper auf den Geschmack oder das Gefühl Unterschiede zu finden. Alle bisher von mir geprüfte Sensitive empfanden die Bewegung meines rechten Zeigefingers über den Handteller hinweg in der rechten wie in der linken Hand gleich unangenehm, während nach Reichenbach das Gefühl in der linken ein angenehm kühliges sein soll. Ich lege diese Versuche keineswegs als entscheidend an, ich führe sie nur an, um zu zeigen, daß es mir trotz meines Interesses zur Sache nicht gelang, Ergebnisse zu erzielen, die denen Reichenbach's entsprachen.

Nachdem Reichenbach wochenlang mit seinen Sensitiven Voruntersuchungen in der Dunkelkammer gemacht hatte, lud er auf's Neue die bedeutendsten Männer der Wissenschaft zu einer Sitzung ein, in welcher er die Existenz der odischen Lichterscheinungen nachweisen wollte. Es folgte jedoch nur ein einziger dieser Einladung; außer diesem waren noch drei fremde Herren und ich als Zeugen anwesend. Obgleich die Versuche, die in dieser Sitzung gemacht wurden, wechselnd vorbereitet waren, gingen sie doch keineswegs besser und waren keineswegs überzeugender für mich, als die der ersten Sitzung, welcher ich beigewohnt hatte.

Der Modus dieser Versuche war der, daß Reichenbach irgend einen Gegenstand ergriff, denselben den Sensitiven mit der Frage vorlegte, ob sie etwas sähen, und ihn nach der bejahenden Antwort derselben uns mit den Worten: „Sie sehen also, meine Herren, das und das leuchtet,“ zu weiteren Versuchen übergab. So behaupteten die Sensitiven ein Glas Wasser beim Umschütteln leuchten zu sehen. Dabei hielt aber Reichenbach das Glas in der Hand, die nach seiner Angabe ja auch odisch leuchten soll.

Auch eine tönende Glocke wollten sie sehen. Als ich ein Tuch zwischen ihre Augen und die Glocke ausspannte, sagte eine der Sensitiven: die Glocke sei jetzt unsichtbar. Ich senkte darauf das Tuch so weit, daß sie wieder gesehen werden mußte, wenn sie überhaupt sichtbar war. Dennoch wollte sie auch jetzt noch Niemand sehen. Gleichzeitig fühlte ich jedoch an meinem Tuche ein Zupfen und packte ein Paar Hände. Die Sensitiven hatten, bevor sie antworteten, herumgetastet, das Tuch gefühlt und in dem Glauben, daß dasselbe noch die Glocke verdecke, diese für unsichtbar erklärt. Dieser Versuch zeigt wieder die bei allen mir bekannten Sensitiven herrschende Neigung, durch Herumtasten sich, bevor sie antworten, von der Wahrheit ihrer vermeintlichen Beobachtungen zu überzeugen. Von den übrigen Versuchen — Bewegungen mit leuchtenden Händen, mit den Armen an der Wand entlang, erwähne ich nur, daß sie nicht besser ausfielen, als die oben beschriebenen. Reichenbach war über das schlechte Gelingen derselben nicht sehr erbaut. „Ja, ja,“ sagte er, „in meiner Hand gelingen die Versuche immer, bei fremden Herren selten oder nie.“

So endete der letzte Abend in der Dunkelkammer und mit ihm Reichenbach's odische Thätigkeit in Berlin. In dem Berichte darüber heißt es: Drei der Anwesenden erklärten sich befriedigt und von der Existenz des Odlichtes überzeugt, „die beiden Andern habe ich inzwischen nicht wieder gesprochen.“ Ich, der ich zu diesen Zweien gehöre, war leider durch die genannten Versuche nicht überzeugt, im Gegentheil, während ich vor meiner Bekanntschaft mit den Reichenbach'schen Versuchen die Existenz des Odlichtes für möglich hielt, mußte ich jetzt dieselbe auf das Stärkste bezweifeln.

In den einzelnen Fällen, wo ich den Charakter und die Unbefangenheit der beobachtenden Damen genau kannte, glaube ich allerdings, daß dieselben Lichterscheinungen gehabt haben können. Diese Lichterscheinungen sind aber höchst wahrscheinlich subjective gewesen, das heißt solche, welche nicht von Gegenständen der Außenwelt, sondern von physiologischen Vorgängen im menschlichen Körper herrühren, ähnlich wie ja auch dem Ohrenklingen keine äußerliche Schallquelle zu Grunde liegt. Drückt man z. B. im Finstern auf den Augapfel, so sieht man ein helles Licht: schlägt man darauf, so ist es einem, als wenn Feuer aus den Augen sprühe. Aehnliche Empfindungen hat man bei heftiger Anstrengung des Auges, bei Blutandrang ꝛc. Bei nervenreizbaren Personen, wie die Sensitiven sämmtlich sind, werden offenbar diese subjectiven Lichtempfindungen viel häufiger und stärker auftreten, als bei anderen Menschen.

Wer nun die Ursache dieser Lichterscheinungen nicht kennt — und das ist gewiß bei der großen Mehrzahl der Sensitiven der Fall — ist leicht geneigt, dieselben auf Vorgänge in der Außenwelt zu beziehen. Diese Umstände scheint Reichenbach ganz außer Acht gelassen zu haben. In seinem dicken Buche „Der sensitive Mensch“ findet sich nur eine kurze Erwähnung der subjectiven Lichterscheinungen, indem er dieselben als „odisches Augenleuchten“ erklärt. —

Zum Schlaß erlaube ich mir, die Erfahrungen, welche zwei andere Beobachter, Dr. Aubert in Breslau und Dr. Oppel in Frankfurt a. M., neuerdings in der Dunkelkammer gemacht haben, hier anzureihen. Ersterer hat sich im dunkeln Zimmer oft stundenlang aufgehalten und dabei vorwöhrend intensive subjective Lichterscheinungen wahrgenommen. Er giebt an, wie sehr man geneigt sei, diese auf Gegenstände

Digitized by Google

u beziehen, die man von früher her kennt. So glaubte er wieder-holt den Ofen zu sehen, den er zu seiner Linken wußte. Nachdem r sich mehrmal im Kreise herumgedreht, sah er ihn wieder, jedoch in einer Stelle, wo weder ein Ofen, noch sonst etwas dem Aehn-liches sich befand. In gleicher Weise erging es ihm mit seinen Händen.

Der andere Beobachter, Dr. Oppel, war nicht viel glücklicher. Auch er hatte im dunkeln Zimmer Lichterscheinungen; zur Prüfung, ob dieselben subjectiv oder objectiv seien, bewegte er die Augen nächtig. Dabei fand er, daß in den meisten Fällen die Spur eines Lichtwölkchens im Auge war; dasselbe schien jedoch den Bewegungen des Auges nicht zu folgen, und fuhr er in gerader Linie mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach der lichtern Stelle hin: so traf er in der That zu wiederholten Malen die Spitzen und Kanten von Kalkspath-, Quarz-, Steinsalz- und Gypskrystallen, die er auf einem Tische ausgebreitet hatte, beinahe eben so oft aber fuhr er mit seiner Hand in die Luft.

Diese Mittheilungen zeigen hinreichend, welchen Täuschungen selbst ein gewissenhafter und vorsichtiger Selbstbeobachter ausgesetzt ist. Viel ärger müssen nun diese Täuschungen sein, wenn man nicht selbst beobachtet, sondern sich ganz auf die Beobachtungen fremder Leute verläßt.

Ich bin jedoch weit entfernt, Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Verfasser der Sensitiven zu äußern. Im Gegentheil, ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich die Sensitiven nicht für Betrüger, sondern für Betrogene halte. Sie lassen sich täuschen von den subjectiven Lichterscheinungen und beziehen dieselben — mit ihrem Wesen unbekannt — auf Vorgänge in der Außenwelt, die damit in gar keinem Zusammenhange stehen.

Der Umstand, daß Dr. Oppel wirklich zu wiederholten Malen in der Dunkelkammer Krystalle erfaßt hat, von denen er glaubte, daß sie Licht ausströmten, spricht noch keineswegs zu Gunsten der Odtheorie. Auch gewöhnliche Menschenaugen sehen im Dunkeln Flußspath, Diamant, Chlorophan, ja selbst Glas leuchten, wenn diese vorher erwärmt oder vom Sonnenlichte beschienen worden sind. Das Wesentliche der Reichenbach'schen Odtheorie beruht aber nicht auf der Existenz simpler Geschmacks- und Gefühlswahrnehmungen, sondern auf dem polaren Unterschied, den diese in Bezug auf verschiedene Enden von Magneten, von Krystallen, in Bezug auf die rechte und linke Hand zeigen sollen; kurz auf dem Unterschied zwischen positivem und negativem Od und auf dem Verhalten der beiden zu einander, wie dies oben auseinander gesetzt worden ist. Einen solchen Unterschied habe ich weder bei meinen Gefühlsversuchen, noch Dr. Oppel bei seinen Gesichtsversuchen constatiren können.

In vorstehendem Artikel habe ich einen kurzen Abriß des Wesens und der Geschichte der odischen Entdeckungen zu geben und meine eigenen Erfahrungen auf diesem Felde der strengsten Wahrheit gemäß in möglichst ruhiger und wissenschaftlicher Weise mitzutheilen versucht.

Mit Absicht veröffentliche ich diese Mittheilungen nicht in einem wissenschaftlichen Journal, sondern in einem geachteten, weit verbreiteten und von Gebildeten aller Stände gelesenen Blatte, um so dem Publicum, das in dieser Sache bereits Partei genommen hat, Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Urtheil über den Werth oder Unwerth der odischen Entdeckungen bilden zu können.

Im Lager von Chalons.

Mit Abbildung.

Wenn mich die Erinnerung nicht trügt, war es gegen das Ende des Jahres 1855, wo der Kaiser der Franzosen die längst gehegte Idee eines stehenden Lagers in Ausführung brachte. Er wählte dazu die Ebene bei Chalons sur Marne, jenen historisch geheiligten Boden der catalaunischen Gefilde, auf welchen schon im vorgrauen Sturme der Völkerwanderung Hunnen und Römer vor anderthalbtausend Jahren eine der blutigsten Schlachten schlugen, welche jemals von der Weltgeschichte verzeichnet worden sind. Seitdem ist selten eine hervorragende Zeitperiode verflossen, in welcher nicht Feindes- oder Freundesblut hastig die Furchen des Landmannes füllte. Ein Lager war also hier so recht am Platze.

Für den Soldaten ist die Ebene nicht allein ein historischer, sondern auch ein classischer Boden, und das gelobte Haupt, welches im Begriffe steht, das Leben Cäsar's zu verössentlichen, hat diesen stehende Lager in Gallien und am linken Ufer des Rheinstromes praktisch in's Französische übertragen. In wiefern sich aus diesem Lager mit der Zeit eine drohende Kriegswolke entwickelt, welche den etwas abgeschmackten Gedanken der natürlichen Grenzen zu verwirklichen sucht, das wird die Zukunft lehren. Jedenfalls würden die deutschen Fürsten wohl thun, ähnliche Einrichtungen in's Leben zu rufen, um dem Gewichte ein Gegengewicht zu geben.*

Einstweilen hat dieses Lager noch keine furchterregende Bedeutung, der Kaiser ist noch nicht auf dem Punkte, seine schlagfertigen Massen an den Rhein zu werfen, aber, was vielleicht eine größere Bedeutung hat, er besitzt hier eine so großartige Kriegsschule, wie es keine zweite giebt.

Bei Chalons stehen beständig 40—50,000 Mann Truppen zusammen, die dort ausgebildet und abgelöst werden und jeden Augenblick zu politischen und kriegerischen Zwecken verwandt werden können, ohne daß eine kostbare Zeit mit Sammeln und Vorbereitungen verschwendet zu werden braucht. Ist das Lager eine allen militärischen Zwecken gerecht werdende Schule für Soldaten, Unterofficiere und Officiere, so ist dieses in einem noch höheren Grade für die Generäle der Fall. Selbst in den größten Garnisonen können solche Massen nicht zusammengelegt werden. Hier aber besitzen sie sich alle auf einem einzigen Raume, unbehindert und unbeeinflußt von allen bürgerlichen Einrichtungen, welche in Städten niemals ganz vermieden werden können.

Wo könnten sich die Generäle besser ausbilden, als in einem stehenden Lager, wo ihnen die Truppen zu Massenbewegungen jeden Augenblick zu Gebote stehen? Wo böte sich eine bessere Gelegenheit, den Blick zu erweitern, sich in große Verhältnisse hinein zu leben und sich für den Zeitpunkt vorzubilden, wo eine prompte Bewegung solcher Massen die Entscheidung in die Wagschale wirft?

Der französische Soldat ist an und für sich schon ein muthiger Kämpfer und übertrifft an Behendigkeit seine Handwerksgenossen im Süden und im Norden, im Osten und im Westen. Was ihm an Ausdauer abgeht, sucht das Lager zu ersetzen, indem es ihn in allen Verhältnissen abhärtet und in eine dauernde Kriegsbereitschaft einlebt. Daß unter solchen Umständen auch der soldatische Geist wächst, das Gefühl der Zusammengehörigkeit Bande um das Heer schlägt, die eine nachhaltige Wirkung ausüben, wenn es gegen den Feind geht, daß dann die solidarische Gemeinsamkeit sich ebenbürtig neben den Patriotismus und die Ehre stellt, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Das Lager liegt, etwa 5 Stunden von Chalons entfernt, in einer wellenförmigen Ebene. Nirgends behindern hervorragende Höhen den Blick; mit bloßem Auge kann man zuweilen die dunkeln Thürme der alten ehrwürdigen Stadt Rheims sehen, an deren Kathedrale sich so viele politisch und historisch wichtige Ereignisse knüpfen. Die Gegend ist kahl und einförmig, nur im weitern Umkreise zeigt sich einige Waldung; obschon es ziemlich mitten in der weinreichen Champagne liegt, so fehlen dennoch die Weingärten in diesem Theile der Ebene.

Erhält das Lager durch seine Entfernung von den Städten eine natürliche Isolirtheit, so ist es außerdem auch noch durch strenge Verordnungen von allen bürgerlichen Verkehr abgeschnitten. Nie-

* Wir können diesem Artikel gegenüber den Wunsch nicht unterdrücken, daß von den „maßgebenden“ Stellen Deutschlands aus das Lager von Chalons mit sehr ernsten Blicken betrachtet werden sollte. Niemand kann verkennen, daß dem deutschen Soldaten ganz genau gerade das vollkommen fehlt, was dem Franzosen hier in so vollkommenster Weise zu seiner echten kriegerischen Ausbildung geboten ist. Möchten wir nicht abermals „zu spät“ gemahnt werden, ein solches Muster nicht unnachgeahmt zu lassen: die Ersparung der dazu nöthigen Kosten könnte uns in nächster Zeit leicht außerordentlich theuer zu stehen kommen. A. d. Red.

Manövrirende Truppen.

Im Lager von Chalons.

Nach der Natur aufgenommen von Fikentscher.

Fürst von Hohenzollern Sigmaringen. Marschall Baraguay d'Hilliers. Der Kaiser. Mac Mahon. Prinz von Hohenzollern. Der kleine Prinz. O'Donell. General Hamilton.

mann darf es bereuen, welcher nicht durch eine Karte, die er überall als Legitimation bei sich zu tragen hat, dazu ermächtigt ist.

Man würde aber sehr im Irrthum sein, wenn man sich vorstellen wollte, der Soldat lebe hier einzig und allein seinem Berufe, ohne sich jemals der Erholung und der fröhlichen Muße hinzugeben. Der Franzose, sei er nun Soldat, gehöre er zu der Zunft der Handwerker oder zu den höhern Gliedern der Gesellschaft, kann einmal ohne Vergnügen und einen gewissen Grad von leichtsinniger Sorglosigkeit, die viel von Genialität an sich hat, nicht existiren. Wer also den Soldaten zum selbstbewußtesten Einsiedler machen wollte, der würde ihm seine unzugemäße Natur nehmen, und da er sich niemals zu einer gedankenlosen Maschine unserem läßt, so bliebe an ihm nichts übrig, als ein unbrauchbares Individuum.

Das hat der Kaiser sehr wohl eingesehen, denn er kennt den Charakter seiner Nation eben so gut und vielleicht noch besser als sein großer Onkel, dessen zahlreiche Kriege zu stehenden Lagern keine Zeit übrig ließen. Es ist deshalb in diesem Lager für Alles gesorgt, was zur Erheiterung der Sinne, zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Körpers dient. In dem nahen Städtchen Meurmelon hält der Kaiser sogar eine stehende Theatergesellschaft, welche für Erheiterung des Geistes und Vermehrung des Patriotismus sorgt.

Um dem Soldaten auch in dienstlicher Hinsicht das Lagerleben angenehm zu machen, wird ihm die Befolgung der Pflicht so leicht als möglich gemacht und Manches stillschweigend nachgesehen, was in Preußen und Oesterreich nicht ohne ernstliche Rüge oder Strafe hingehen würde. Ganz und gar aber bietet sich hier keine Aehnlichkeit mit unserem strammen Paradedienste. Kleine Unregelmäßigkeiten werden mit Absicht nicht gesehen; die Nachsicht geht so weit, daß man sogar zuweilen einen Soldaten in voller Equipirung mit der Cigarre im Munde antreffen kann.

Den der Cordialität, welche zwischen Officieren und Gemeinen, unbeschadet des nothwendigen und nie verfagten Respectes, besteht, wird man einen Begriff bekommen, wenn ich sage, daß der Spahi es sich unter Umständen erlauben darf, ein paar Züge aus des Officiers Cigarre zu thun und sie ihm dann behend wieder zwischen die ebenfalls lachenden Lippen zu schieben.

Es steht ein vollständig equipirtes Pferd an einem Zelte angebunden; ein Bummler, der sich mit seiner Ersatzmilitärkarte das Lager besieht, oder ein unbeschäftigter Soldat nimmt die günstige Gelegenheit wahr, schwingt sich hinauf, vergnügt sich ein paar Augenblicke im Sattel und kehrt dann mit einem unbändigen Vergnügen zum Zelte zurück. Auf stantesmäßigen Anzug und unladelhaft glänzende Uniform legen solche provisorische Reiter natürlich kein besonderes Gewicht; es kommt vor, daß man einer Cavalcade im bloßen Hemde begegnet, wo dann dem befremdlich aufschauenden Besucher der Gedanke nahe kömmt, es seien die Geister der auf den catalaunischen Gefilden von Aëtius erschlagenen Hunnen. Aber das Völkerin hat von Geistern keine Spur; es lacht und jubelt toll und ausgelassen und möchte sich im wilden Uebermuthe von den Rücken seiner Hengste zu dem blauen Gewölbe des Sommerhimmels erheben.

Für den echten Reiter ist die Behandlung der Pferde, wie sie durchweg Regel ist, nicht befriedigend; sie ist mit einem Worte nicht regelmäßig und erregt zuweilen eine stille Entrüstung. Es ist zum Beispiel gar nichts Seltenes, daß die Officiere, wenn sie außer der Dienstzeit reiten, mit ihren Spazierstöcken darauf losschlagen; ebenso muß man das häufige Binden durch die Behandlung mit den Sporen beklagen. In Folge der unzweckmäßigen Behandlung ist die Gangart schlecht und die Thiere sind hartmäckig, aber der Reiter sitzt nichts destoweniger stolz und zeigt keine Spur von gezwungener Steifheit; er ist auch auf dem Pferde Franzose.

Ich kann es hier nicht unterlassen, eines Verfalls zu erwähnen, der einem deutschen Herzen wohe thut. Einem Pferde war das rechte Vorderbein gebrochen, es lag hülflos und in großen Schmerzen auf dem Boden. Im Nu sammelten sich große Schwärme von Fliegen und Ameisen auf dem armen Geschöpfe, zerfrasen und peinigten es eine ganze Stunde lang. So mußte das geplagte Thier hülflos seinem Ende entgegenharren, ehe es von einer mitleidigen Hand getödtet wurde. Das hätte ein Deutscher nicht über sich vermocht.

Trotz dieser schlechten, ich möchte sagen rohen Behandlung, sehen die Pferde gut und rund aus, weil sie besser und reichlicher gefüttert werden, als bei uns. —

Wenden wir uns zu dem Lager selbst. Es bildet so zu sagen eine große Stadt und ist ungefähr wie Mannheim gebaut; 25 Fahrstraßen, vom Militärgenie angelegt, führen aus denselben sternförmig nach allen Richtungen Frankreichs, so daß sich die Truppen leicht dorthin dirigiren und zurückziehen lassen. Es ist gleichsam wie ein großes Spinngewebe, in welchem die Radienfäden sich aus dem Centrum nach der Peripherie ziehen.

Der Natur der Sache gemäß zerfällt es, wie z. B. das römische in Colonia Agrippina, in ein Winter- und Sommerlager. Das Winterlager, welches den Soldaten auch vor den Unbilden der Witterung zu schützen hat, besindet sich im Mittelpunkte und besteht aus kleinen, gemauerten Baracken, vor welchen an geeigneten Stellen hübsche Trinkhallen angebracht sind, vor der Soldat in freien Stunden seine Zeit mit Spielen, Rauchen, Singen und cameradschaftlichen Gesprächen vortrefflich.

An beiden Flügeln schließt sich das Sommerlager in langen Zeltreihen an. Diese Zelte sind rund, nach arabischer Einrichtung und fassen je 14—20 Mann. Das Aeußere dieser Zeltstrazen aus weißer Leinwand bietet schon wegen der großen Ausdehnung einen imposanten Anblick. Tritt man hinein, so findet man die größte Sauberkeit und Reinlichkeit rings umher. Argernis liegen verstreuete Strohhalme und Ueberbleibsel, welche an eine unbehaglich durchwachte Nacht erinnern, denn die Soldaten schlafen auf Strohmatten und haben zur Bedeckung schwere wollene Decken. An den Zeltstangen in der Mitte hängen Gepäck und Lederzeug, wodurch das Ganze einen echt soldatischen Anblick erhält. Die Officierzelte unterscheiden sich in der Form von denen der Soldaten; sie sind eckig.

Begreiflicherweise bedarf eine Lagerbevölkerung von 40,000 Mann einer großartigen Verproviantirung, die zum Theil aus bedeutender Ferne herbeigeschafft werden muß. Der Kaiser hat deshalb Vorkehrung getroffen, daß die Eisenbahn von Rheims direct in's Lager, die von Chalons nahe an dasselbe führt. Mit jedem Zuge kommen ganze Ladungen von unentbehrlichen Bedürfnissen, die vom Militär in Empfang genommen und auf Lagerwegen nach allen Richtungen der Zeltstadt versandt werden.

Der Leser kann sich selbst eine ungefähre Rechnung von den Massen machen, welche hier tagaus, tagein verzehrt werden. Nehmen wir beispielsweise den Fleischconsum per Tag und Kopf zu $^1/_2$ Pfund an, so macht das täglich das enorme Gewicht von 20,000 Pfund. Man wird alle nicht übertreiben, wenn man annimmt, daß das Lager von Chalons jährlich 7—8000 Ochsen verbraucht. Wie viel Bier und Wein nebstdem ist, welche zurchtbare Portionen hinunterzuschwemmen, wie viel Kartoffeln, Gemüse, Butter, Schmalz, Geflügel, Wildpret, Obst ꝛc. ꝛc. erforderlich sind, den Tisch der Officiere und Soldaten anständig zu versorgen, entgeht freilich unserer Berechnung, aber die Masse ist sicherlich nicht gering. Man kann sich demnach zur Genüge vorstellen, daß jeder Zug seine Waggons für das Lager bringt.

Die Eisenbahn von Chalons geht nicht bis in das Lager, sondern in der Nähe desselben vorüber. Die nächste Station ist das Städchen Mourmelon; von hier führt eine Zweigbahn in's Lager, die besonders für dasselbe erbaut ist. Alle diejenigen Lagerbedürfnisse nun, welche von Chalons kommen, bleiben auf dem Verladungsgleis von Mourmelon stehen, und von hier werden die Waggons auf der vorhin erwähnten Zweigbahn von Militärpferden in das Lager gezogen.

Diese Bahn ist abschüssig und wendet sich dem Lager in einem Bogen zu. An denjenigen Stellen, welche den stärksten Fall haben, ist der Transport der schweren Waggons nicht ohne Gefahr zu bewerkstelligen, denn trotz der Hülfe durch starke Bremsen sind die Pferde genöthigt, in scharfem Galopp zu laufen. Haben sie die Stelle erreicht, wo die Waggons durch die Neigung der Bahn allein in das Lager laufen können, so müssen die Pferde in vollem Galopp festgemacht werden. Dieses geschieht auf eine einfache und sinnreiche Weise ohne Zeitverlust und Stillstand, durch rasches Enthaken; die Pferde stieben rechts und links auseinander und überlassen es den Gesetzen der Schwere, den Dienst für sie zu verrichten.

(Der Schluß des Textes und die Erklärung unseres heutigen Bildes folgt in nächster Nummer.)

Blätter und Blüthen.

Mutter Gräbert. Berlin besitzt gegenwärtig acht Theater, welche mehr oder minder die Schaulust und den Geschmack des Publicums befriedigen. Darunter nimmt unstreitig das sogenannte „Vorstädtische Theater" vor dem Rosenthaler Thore eine höchst beachtenswerthe und originelle Stellung ein. Es entspricht noch am meisten dem Begriffe und den Ansprüchen einer wirklichen Volksbühne, deren vollkommene Realisirung freilich ein frommer Wunsch bleiben wird.

Vor langen Jahren lebte in der Residenz ein unter dem Namen „Vater Gräbert" wohlbekannter Schenkwirth vor dem Rosenthaler Thore, der durch die Derbheit und Ungenirtheit, womit er seine Gäste behandelte, allgemeines Aufsehen erregte. Bei dem geringsten Scandal beförderte er dieselben eigenhändig und ohne viele Umstände vor die Thüre. Außerdem besaß er eine wahrhaft demosthenische Beredsamkeit, die er mit allerhand kräftigen Redensarten im Style der Berliner Höckerinnen zu würzen verstand. Eine derartige Rede des Vater Gräbert erregte stets die ungeheuerste Heiterkeit seiner Gäste, die allerdings seinen Eifer nur noch mehr steigerte. „Vater Gräbert! Rede halten!" brüllte das Publicum, worauf der würdige Rhetor seine Tribüne, eine leere Biertonne, bestieg und die Versammlung gewöhnlich mit den Worten begrüßte: „Meine Herren! Sie sind dumme Jungen!" — Der Zauber einer solchen Beredsamkeit verfehlte seine Wirkung nicht, das Geschäft florirte, und Vater Gräbert wurde nicht nur ein populärer, sondern auch ein wohlhabender Mann. Sein Ehrgeiz erwachte, und er beschloß mit seiner einträglichen Bierwirthschaft ein Kunstinstitut zu vereinen. Mit richtigem Scharfblick erkannte er die Bedeutung des Ballets und der Pantomime, worauf er um so mehr angewiesen war, da ihm anfänglich die Concession zu einem ordentlichen Theater versagt wurde. Diese Vorstellungen, bei denen, wie in der italienischen Pantomime, Prügel und Schläge den Hauptreiz bildeten, fanden einen rauschenden Beifall. Bald gehörte es zum guten Ton, das Ballet vor dem Rosenthaler Thore zu besuchen und sich von Vater Gräbert anreden und herauswerfen zu lassen. Mit der Zeit erhielt der würdige Mann die Erlaubniß, Lustspiele und Schauspiele aufzuführen, die er so gut benutzte, daß er mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens starb.

Seine Wittwe setzte das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort; als praktische Frau hatte die neue Frau Directorin den großen Vortheil erkannt, der aus der Vereinigung einer Bierwirthschaft und Restauration mit der Kunst für sie erwuchs. Nach wie vor schmierte sie daher Butterbrod, verkaufte sie Schinken, Wurst und Käse, schenkte sie Weißbier und Bairisch aus, während sie die Leitung des Theaters mit Hülfe eines umsichtigen Regisseurs fortführte, mit der einen Hand den Küchenlöffel, mit der andern Hand den Directionsstab schwingend, bald einem Kunden ein frisches Seidel, bald einem ihrer Schauspieler eine neue Rolle verabreichend. — Dabei gedieh aber das Theater, vielleicht durch diese stärkende Verbindung mit der Küche, immer mehr und mehr, so daß Frau Gräbert gegenwärtig eine reiche Frau ist und unstreitig unter den Privatunternehmern Berlins die besten Geschäfte macht. — Das Theater selbst macht einen durchaus freundlichen und angenehmen Eindruck; das Publicum besteht meist aus dem mittleren Bürgerstande, aus kleinen Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern, die sich nach der Arbeit mit ihren Frauen und Töchtern erholen und sich einen geistigen Genuß verschaffen wollen. Es ist das beste und empfänglichste Publicum von der Welt, voll rührender Andacht und Hingebung an die Kunst. Hier findet man keine Spur von jener Blasirtheit der höheren Stände, sondern eine Aufmerksamkeit und ein Interesse an der Darstellung, wie sie sich nur ein Dichter wünschen mag. Die Leiden des Helden, die Klagen der ersten Liebhaberin wecken das Echo in der Brust der Zuschauer und besonders der zarten Zuschauerinnen, deren schöne Augen sich mit Thränen füllen. Viele der letzteren trocknen dieselben statt mit dem Taschentuche zuweilen mit dem Strickstrumpf, den sie, um nicht müßig zu gehen, in das Theater mitbringen. Die Stricknadeln sind gleichsam das Barometer ihrer Empfindungen, indem jene um so rascher bewegt werden, je rührender das Stück ist.

Eine sehr unangenehme Stellung hat der Schauspieler, welcher den Bösewicht oder Intriganten spielt. Für die schlechten Handlungen, welche ihn der Dichter begehen läßt, wird er verantwortlich gemacht, und wenn ihn zuletzt die gerechte Strafe und das Schicksal ereilt, ertönt ein unbarmherziges Freudengeschrei, und auf allen Gesichtern der braven Männer und ihrer wohlbeleibten Frauen glänzt der Ausdruck vollkommener Befriedigung, wenn „der niederträchtige Kerl" endlich fällt oder von dem Helden „erdolcht" wird. Vorzugsweise erfreut sich das Trauerspiel mit seinen Schrecken der Gunst dieses Publicums, das im Gegensatz zu den sogenannten gebildeten Theaterfreunden eine tüchtige Portion von Elend, Jammer und Noth zu ertragen vermag und keineswegs an schwachen Nerven leidet. Hier darf ein Dichter wirklich tragische Effecte wagen, vor denen die verwöhnten und entnervten Zuschauer des Hoftheaters zurückschaudern. Aber auch das Lustspiel und die Posse können auf dankbare Anerkennung rechnen, und wo die feine Welt kaum die Mundwinkel verzieht, wird hier aus vollem Halse gelacht. Hand in Hand mit dieser geistigen Gesundheit und Empfänglichkeit geht auch eine entsprechende Verdauungsfähigkeit des Magens. In den Zwischenacten werden Berge von belegten Butterbroden und unzählige Seidel Bier vertilgt. In Anbetracht dieses Umstandes trägt auch die praktische Frau Directorin Sorge, daß die Zwischenacte so lange als möglich dauern, damit um so mehr verzehrt werde.

Was nun die darstellenden Künstler und Künstlerinnen betrifft, so muß man ihnen nachrühmen, daß sie mit ganzer Seele bei der Sache sind. Mancher berühmte Hofschauspieler dürfte sich den heiligen Ernst und die Gewissenhaftigkeit dieser Collegen zum Muster nehmen, von denen er nur mit Achselzucken spricht und auf die er hochmüthig niederschaut. Die braven Leute gehen ganz und gar in ihrer Aufgabe auf und identificiren sich ganz mit den von ihnen darzustellenden Charakteren. Nirgends sieht man auf der Bühne so vollkommene Bösewichte, so tapfere Helden, so schmachtende Liebhaberinnen, als auf dem Vorstädtischen Theater. Der Held ist jeder Zoll ein Held und strengt alle seine Muskeln und besonders seinen Kehlkopf auf das Furchtbarste an, daß die Coulissen wackeln. Je mehr er aber rast und brüllt, desto lauter ist der Beifall des Publicums, das auch in dieser Beziehung die Zuschauer des Hoftheaters weit hinter sich zurückläßt, die erst einer Anregung von Seiten der Claque bedürfen. Hier findet der Künstler noch Beifallssturm und donnernde Bravo's, welche ihn für die geringe Gage entschädigen müssen.

Auch seine Dichter besitzt das Vorstädtische Theater, meist junge Poeten mit vollem Herzen und leerem Magen, die vom Ruhme leben, da das Honorar für ihre unsterblichen Werke nur wenige Thaler beträgt. Zuweilen giebt die großmüthige Frau Directorin von freien Stücken ihnen ein Benefiz, bestehend in einer Hammelkeule und einem Glase Grog oder Punsch. Die Mehrzahl der aufgeführten Dramen sind Bearbeitungen nach dem Französischen, oft mit großem Geschick den hiesigen Verhältnissen angepaßt. Je schauerlicher der Inhalt, desto größer der Beifall. Gewöhnlich haben diese Stücke einen socialen Hintergrund, indem ein edler, aber armer junger Mann oder ein edles, aber armes schönes Mädchen die Hauptrolle spielt und zuletzt nach allen möglichen Chicanen und ausgestandenen Qualen glücklich wird und eine anständige Partie macht. Auch ältere classische Dramen und selbst Schiller's Meisterwerke werden hier aufgeführt, und es ist gewiß vom höchsten Interesse, die Wirkung dieser poetischen Schöpfungen auf ein derartiges Publicum zu beobachten. Aus eigener Anschauung können wir die Versicherung geben, daß Schiller's „Jungfrau" selbst in dieser mangelhaften Aufführung einen größeren Eindruck auf diese Zuschauer macht, als auf das blasirte Parquet und die Logen des Hoftheaters, indem hier jede dramatische und poetische Schönheit wahrhaft enthusiastischen Beifall fand. Ein Besuch des Vorstädtischen Theaters wird in mehr als einer Beziehung auch den Gebildeten interessiren und ihm hinlänglichen Stoff zum Nachdenken über den Nutzen und die Bedeutung der Volksbühne geben.

Theodor Körner's erstes Gedicht. Das Bild des männlich-kühnen, fromm-vertrauensvollen Freiheitskämpfers, Theodor Körner's Bild, wurde uns in den ersten Stunden des 26. August auf die erhebendste Weise durch die eigenen Worte des einzigen Dichterhelden vorgeführt. „Ahnungsgrauend" sehen wir ihn mit hehrer Heldenbegeisterung „der ersehnten Freiheit Seligkeit", dem Tode, entgegeneilen. Dem Heldentode gelten seine letzten dichterischen Herzensergießungen. Eigenthümlich — auch des Knaben erstes dichterisches Wort ist „an den Tod" gerichtet, an den Tod, der ihm in den frühen Jugendtagen oft nahe getreten.

Des Knaben Theodor Lehrer, Candidat Körner, durfte nach langer Unterbrechung, die Krankheit veranlaßt hatte, seinem lieben, noch nicht zwölf Jahre alten Schüler auf's Neue Unterricht ertheilen. Eine recht zeitgemäße Aufgabe dünkte dem Lehrer die zu sein, Theodor aufzufordern, die Gedanken niederzuschreiben, welche ihn während so schwerer Krankheit beschäftigt hätten. Der kaum genesene, sich seiner Gesundheit erfreuende Knabe löste die Aufgabe mit leichtem Sinne und keckem Uebermuthe in dichterischer Weise, wohl angeregt durch viele Gedichte, die im Elternhause an seinem Ohr vorübergegangen waren. Er dichtete, wie Kinder dichten, die den Reim als das einzige Merkmal des Gedichtes kennen.

An den Todt!

Lieber Todt! O komm noch nicht,
Blas noch nicht aus mein Lebenslicht,
Es brennt ja so nicht helle.
Ach! gieb mir lieber eine Schelle.
Auf Erden gefällt mir es noch sehr,
Das versichre ich Dir, auf meine Ehr.
Hier kann man doch noch fest auftreten,
Dort oben darf man nicht einmahl sehr laut reden,
Um daß die Wolken nicht aus einander gehen
Und man zum Fallen kömt aus den Stehen.
Hier kann man doch Leckerbissen bekommen,
Dort oben aber muß es einen frommen,
Zu speißen lauter Wasser und Brod,
Welches man auf Erden nur thut in der größten Noth.
Mir gefällt's auf Erden besser,
Denn dort oben ist es feuchter und nässer,
Denn wo käm denn sonst der Regen her,
Da gäb mir gleich das Podagra die Ehr,
Mich ein wenig zu incommodiren.
Dazu soll mich niemand verführen,
Daß ich so mein Erdenloß
Wegwerf, und mich in den Schooß
Des Himmels über uns setze.
Nein mich bekömmts Du noch nicht in Deine Netze,
Ich trink noch nicht das Todten Glas,
Ich empfele mich Ihnen alse Herr Vielfraß.

Mit lachender Miene wohl, doch auch mit Hoffnung auf des Schülers vielseitige Begabung, verwahrte diesen ersten dichterischen Versuch der treue Lehrer, und nicht ohne Rührung übergab er nach vielen Jahren das ihm theure Andenken von seinem längst dahingegangenen Schüler seinem Sohne. Dieser, mein Universitätsfreund Dr. Körner zu Schellenberg, konnte bei seinem Scheiden von Leipzig mir kein werthvolleres Freundschaftszeichen übergeben, als das Blatt mit Theodor Körner's Handschrift, mit seinem ersten Gedichte.

Dr. Herm. Langer.

Vögelvergiftung. Dem mit der Zeit fortgeschrittenen Farmer und Gärtner in England genügten die altmodischen Vogelscheuchen nicht, welche im Kirschgarten und Weizenfelde den Vögeln Gespensterfurcht einjagen sollten, auch die Vogelflinte nicht, noch das Pistol, mit Vogeldunst geladen; diese Methode schien seinen Korn- und Obstreichthum nicht hinlänglich zu schützen. Gift mußte helfen und es wurde in furchtbarer Weise angewendet. Die Vögel starben zu Myriaden, aber dafür kamen die korn- und fruchtverzehrenden Insecten zu Tausenden von Myriaden. Nun hat man das Parlament zu Hülfe gerufen, und die blonden Squires des Unterhauses zerbrechen sich die Köpfe, wie mit einem Gesetze dem Unheil abhelfen und die Natur in ihre Rechte wieder einsetzen.

Die Vögel haben ihren Platz in der Oekonomie nicht nur der Natur, sondern der civilisirten Gesellschaft überhaupt, in welcher die Herren der Schöpfung zu leben bestimmt sind. Sie haben ihre kleine Mission von **Nützlichkeit**, und sie ist für sie so groß und wichtig, als für uns selbst. Die Natur erweist sich weiser, als wir selbst, und der Mensch mit der Chemie vertieft sich in Irrthümer beim ersten Versuche, ihre Weisheit durch seine eigene ersetzen zu wollen. Die Wahrheit beginnt sich den Gemüthern aufzuzwingen, daß wir entweder den fruchttragenden Boden den Würmern überlassen, oder eine zahlreiche Armee jener kleinen Tagelöhner in Thätigkeit erhalten müssen, die unermüdlich sind auf der Kriegsfahrt gegen die Ersteren. Die Vögel leben nur zum Theil auf unsere Kosten, aber sie leben noch mehr zu unserem Vortheile. Es ist erwiesen, daß der Buzzard gegen 6000 Mäuse im Jahre vertilge; die Zahl der Würmer, welche die Dohle verzehrt, ist unberechenbar. Bei zehn in England getödteten Schwalben fand man nicht weniger als 5482 Insecten bei der Section ihres Magens. Man berechne die Vermehrung von so vielen hunderttausend Insecten in einem Sommer nach dem Maßstabe der Vermehrung der Zimmerfliege — 20 Millionen in einem Sommer —, und man wird das Entsetzen begreifen, mit welchem in alter Zeit die Engländer auf das Schießen von Schwalben blickten! Es wäre gut, wenn dasselbe Gefühl noch heute vorwaltete. Die Heilighaltung, mit welcher ein milder Aberglaube das Leben des Rothkehlchens geschützt, die sich in Holland auf den Storch ausdehnt, in Indien auf den Scavenger-Vogel, schließt eine Zartheit und Schönheit in sich, welche einen Reiz der Volksnatur bilden. Wie in einer altenglischen Novelle Onkel Toby sagte, als er einer Fliege die Freiheit wiedergab: „Es ist Raum genug in der Welt für uns Alle.“ Und die Vögel, sie haben einen Dienst im Tempel des Himmelsgewölbes und auf der Erde zu verrichten, unter einer Weisheit, die größer als die ist, welche wir aufzubieten vermögen, und es ist so unzweifelhaft sicher, als eine mathematische Beweisführung, daß die allgemeine Nützlichkeit der Vögel bei weitem die Kosten übersteigt, welche sie den Oekonomen des neunzehnten Jahrhunderts verursachen.

In England sind diese Oekonomen mit unbarmherziger Grausamkeit zu Werke gegangen. Fast in jedem Dorfe giebt es Sperlings-Clubs, welche Preise auf die Vertilgung dieser Vögel aussetzen; einer dieser Clubs zerstörte in einem einzigen Jahre nicht weniger als 13,000 Vögel. Ein Geistlicher bezeugt, daß innerhalb einer gleichen Periode in Worthing allein 13,848 Goldfinken der „noblen Passion“ zum Opfer fielen. Ein Parlamentsmitglied M. Paull, welcher am 16. Juli dieses Unwesen zur Sprache brachte, schrieb das Gelingen so massenhafter Zerstörung der Anwendung vergifteten Kornes zu, das gegenwärtig im allgemeinen Gebrauche durch ganz England gefunden wird. Nicht nur Raben, Krähen, Spatzen und Lerchen, sondern auch Nachtigallen und Tauben, ja selbst Vierfüßler, wie Spanferkel, seien überall getödtet, indem man weit und breit die Aecker mit jenem vergifteten Korn besäet erhalten habe. Andere Parlamentsmitglieder vereinigten ihre Klagen mit den obigen; Einzelne führten an, daß die Dohlenschwärme, die in den alten Bäumen vor ihren Schlössern seit Jahrhunderten nisten und mit deren Existenz überall in England alter Aberglaube das Glück der jedes Mal angesessenen Familie verbindet, hie und da völlig vertilgt worden. Eine Dame in Kent rühmte sich vor Kurzem öffentlich in den Blättern, auf ihrem Gute binnen zwei Jahren gegen 90,000 Vögel mit einem Pulver „ihrer eigenen Mischung“ vergiftet zu haben. Auch das tödtliche Strychnin findet eifrige Käufer zu gleichem Zweck.

Der Leser kann sich nicht einmal damit trösten, daß nur **auf** den britischen Inseln dieser Barbarismus zur betrübenden Blüthe gekommen. Die Italiener geben den Engländern nichts nach in dieser Beziehung, und die Franzosen eben so wenig. An einem einzigen Tage d. J. 1862 wurden, um nur ein Beispiel anzuführen, innerhalb eines mäßigen Bezirks in der Lombardei nicht weniger als 15,000 Vögel gefangen oder getödtet, und jedes Jahr sieht an den Ufern des Lago Maggiore 60–70,000 Vögel eine Beute dieser Vertilgungsnarrheit werden. So ist es nicht England allein, wo Dohlenvölker in einem Tage aussterben und ihre Jungen in den Nestern dem Verhungern überlassen bleiben, Tauben zu Hunderten aus der Luft fallen und in der Grafschaft Derby die Haideläufer dutzendweise vergiftete Rebhühner von den Aeckern aufheben. Die Franzosen, welche, wie Shakespeare von ihren Falkonieren sagt, „nach Allem jagen“, haben aus ganzen Districten eine Wüste gemacht und büßen dort ihren Muthwillen mit schlechten Ernten. Sie haben so aus culinarischen Rücksichten gehandelt, sie haben die kleinen Vögel gegessen, und jetzt werden sie von den kleinen Insecten gegessen. Die Genauigkeit, mit welcher in Frankreich statistische Resultate festgestellt werden, erlaubt mit Bestimmtheit die Felderverwüstungen zu berechnen, welche ihre Gourmands hervorgerufen. In einem einzigen Departement belief sich der durch Würmer erlittene Getreideverlust in einem Jahre auf den Werth von vier Millionen Franken. Das Ueberhandnehmen dieser Insecten erklärte drei auf einanderfolgende Mißernten! Die Colza ist eine harte Pflanze, aber auch sie unterliegt dem Feinde. Zu Versailles machte man ein Experiment mit fünfhundert Colzakörnern, die man ohne Auswahl gesammelt, und mehr als die Hälfte wurde als von Insecten zerfressen gefunden. Auch der Weinstock, der Sorgenbrecher, erscheint in der Liste derjenigen Pflanzen, an denen die Versündigung gegen die „kleinen Vögel“ gestraft werden. In 23 weinbautreibenden Districten Frankreichs wurde der durch Insectenverwüstung verursachte Schaden auf 20,800,000 Franken berechnet. — Auch Ungarn hat davon traurige Dinge zu erzählen, und die dortigen Weinzüchter und Landökonomen, die bei Zeiten weise geworden, sahen und sehen sich noch genöthigt, Preise für die Zucht kleiner Vögel auszusetzen. Auch in einzelnen Provinzen Preußens folgte der Vögelvertilgung die Zerstörung von Bäumen durch Raupen im Bereiche von 24 Millionen Cubikmeter auf dem Fuße. Man erzählt vom alten Fritz, daß er es eine Zeit lang für eine gute Politik gehalten, die Spatzen, die in seinen Fruchtbäumen hausten, zu „exterminiren“, indessen sehr bald die Ordre widerrief und die Vermehrung seiner alten Feinde sogar „encouragirte“. Dasselbe ereignete sich in einem der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die „Autoritäten am Staatsruder“ in einem Jahre eine Prämie auf die Vertilgung der kleinen Vögel aussetzten und schon im nächsten doppelte Prämien für Vögelvermehrung nach allen Seiten hin verhießen.

Indessen in den oben erwähnten Ländern des Continents war es nur der Vogelfang mit seinen barmherzigeren Utensilien, in England ist es Gift, tausendfach zerstreutes und versäctes Gift, das die Felder entvölkert hat und noch entvölkern wird, ehe der erboste Landmann begreifen wird, daß die unsichtbaren Insecten ihm tieferes Herzeleid verursachen, als die sichtbaren kleinen gefiederten Feinde, die mehr seine Freunde sind. Ist es doch erwiesen, daß auf je 150 Vögelarten nur etwa 14 zu rechnen sind, die Insecten als Nahrung verschmähen.

Auch das religiöse Gesetz hat seine Hinterthüren. Die Methodisten in Amerika halten das Tanzen für Sünde. Eine junge Dame, die kürzlich außerhalb einer Methodistengemeinde getanzt hatte, wurde von den Vorstehern der Kirchengemeinde in Anklagestand versetzt. Ihr Vater vertheidigte sie und fragte, worin die Sünde des Tanzes bestehe? Die Antwort war: „Im Hüpfen nach dem Takt der Musik.“ Jetzt brachte er Zeugen vor, sowohl Tänzer als Musikanten, welche beschworen, daß die junge Dame nie Takt gehalten. Sie wurde daher, zum großen Jubel der Zuhörer, freigesprochen.

Berthold Auerbach's

Volkskalender für 1864.

Mit Bildern nach Originalzeichnungen
von
W. v. Kaulbach und Paul Thumann.

Preis $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Auerbach's Volkskalender nimmt auch in diesem Jahre unter allen Kalendern den **ersten** Rang ein. Er bringt wiederum von Männern der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens eine der Blüthe und Bildung Deutschlands würdige Nahrung. Die künstlerischen **Illustrationen** gereichen dem Büchlein eben so sehr zur Zierde, als sie angenehme Unterhaltung bieten. Er enthält diesmal:

Ein Kalendarium mit 12 Monatsbildern von Wilh. v. Kaulbach. — Wilhelm Tell. Eine Erzählung von **Moritz Hartmann.** Mit 11 Bildern von **Paul Thumann.** — Die Baumwolle und der Mensch. Ein Bild aus der Culturgeschichte von **Berthold Sigismund.** — Ja, Anno Dreizehn! Eine Geschichte von **Edmund Hoefer.** Mit 8 Bildern von **Paul Thumann.** — Das Huhn, geschichtlich und nationalökonomisch betrachtet von **Eduard Uhlenhuth.** — Böse Saatfrucht. Eine Erzählung von **B. Auerbach**, mit 5 Bildern von **P. Thumann.** — Die Zehntablösung. Ein Capitel aus dem norddeutschen Bauernleben von **M. Anton Niendorf.** — Eine Winternacht auf der Locomotive. Eine Skizze von **Max Maria v. Weber.** — Die unsichtbare Geistermusik. Ein Graudenzer Erlebniß von **Ludwig Walesrode.** — Eine deutsche Antwort.

Verlagsbuchhandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 41. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Im Damenzimmer.

Skizze von **Louise Ernesti.**

(Schluß.)

Während auf dem nicht entfernt liegenden Bahnhofe um diese Zeit eine dichtgedrängte Menschenmasse die Leiche eines jungen schönen Mädchens umstand und in dem allgemeinen Entsetzen immer und wieder die Frage laut wurde: „wer mag es sein? wo kommt sie her?" hatte der junge Mann an der Landstraße aus jener Tasche ein Papier gezogen, geöffnet und als einen Reisepaß erkannt, der auf den Namen „Ellinor Wood" lautete.

Außer diesem Paß enthielt der Reisebeutel ein Packet Briefe, die alle jene Namensaufschrift trugen, alle mit den kurzen und doch so bedeutungsvollen Worten: „For ever Harry West" unterzeichnet waren.

„Armer Harry!" rief der junge Mann, als er flüchtig einzelne der Briefe durchflogen und bei seiner weitern Untersuchung der Tasche an ein kleines Bild gelangte, das einen jungen Officier in englischer Uniform darstellte.

„Armer Harry!" rief er abermals, als er, ein Portefeuille öffnend, dort einen ungesiegelten Brief fand, der nächst der Adresse: „An Mr. Harry West" die nähere Bezeichnung seines Aufenthalts trug. „In der Krim also! Nun, diesen Brief sollst Du noch haben, und wer weiß, ob es nicht so wie so der letzte gewesen wäre. Feindliche Kugeln nehmen ja ebenso wenig Rücksicht auf liebende Herzen, wie eifersüchtige Weiber. Eher, als Ihr Beide dann gedacht, seid Ihr vielleicht vereint, dort vereint, wo das „for ever" nicht so fraglich ist, wie hier auf dieser jammervollen Erde."

Der junge Mann packte Alles wieder in die kleine Tasche und trat den Weg zum Bahnhof an, wo er unter allen Verstörten den Wirth am verstörtesten fand.

„Ah, Herr Lieutenant, Sie!" rief Jener aus, als er des jungen Mannes ansichtig wurde, „auch Sie kommen heut an diesen Ort des Unglücks?"

„Für mich ist's in Wahrheit ein Unglücksort, denn ich höre, daß ich den Zug nach O . . verpaßt habe. Aber was ist Euch, was habt Ihr, ist Eure Frau —"

„Ach nein, ach nein! kommen Sie, hören Sie das Entsetzliche!"

Als der Wirth berichtet, wen und was man vor kurzer Zeit in dem Damenzimmer entdeckt, bat der Officier, ihm die Todte zu zeigen, und als er an der Stätte des Verbrechens fragte: „Und Ihr wißt also eigentlich gar Nichts?" betheuerte der Wirth laut: „Nein, Nichts!" fügte aber leiser, in vertraulichem Tone das hinzu, was der Bahnhofwärter Grunewald ihm vor seinem Fortgehn von der Fremden gesagt.

„Werdet Ihr das bei Gericht angeben?" fragte der Andere ernst.

„Bewahr' mich Gott, Herr von H . . dorf! wo werd' ich als rechtlicher Mann Etwas auf das Geklatsch eines ehemaligen Bedienten geben und dadurch eine so hochstehende und achtungswerthe Familie, wie die des Grafen V****, in diesen Mord verflechten!"

„Ihr seid ein vernünftiger Mann, bester Schulz, — ein so vernünftiger, daß Ihr auch hoffentlich Nichts darin finden werdet, wenn ich mir von diesem reizenden Kopfe der Todten eine kleine Skizze mache und eine Locke dieses schönen Haares abschneide."

Als Herr von H . . dorf wenige Wochen später in einer vom Schauplatz des Verbrechens weit entfernten Stadt den Brief an Mr. Harry West zur Post gab und diesem Briefe ein kleines Packet beifügte, sagte er vor sich hin: „Mög es Dir Freude machen, Camerad! und ist's Deine letzte auf Erden und kommst Du eher als ich dorthin, wohin die Kleinlichkeiten des Lebens nicht dringen, dann vergiebst Du mir auch wohl, daß ich jenes unglückliche Weib durch Verrath nicht noch elender gemacht habe!"

3.

Acht Jahre sind seit den in dem vorigen Abschnitt geschilderten Ereignissen vergangen. In anderem Lande, anderer Umgebung, in völlig verschiedener Stimmung und gänzlich veränderter Lage finden wir die schöne Gräfin Natalie wieder.

Sie durchschreitet am Arm ihres Gatten eine Reihe Prachtgemächer in einer der größern Residenzen Europa's. Die Säle und Zimmer prangen alle im herrlichsten Festesschmuck, und von den herabhängenden Lüstres, den hoch aufsteigenden Candelabern, den Kerzenreihen über den breiten Flügelthüren strömt ein Meer von Licht und Glanz herab.

Zu den von Zufriedenheit, von innerem Glück leuchtenden Zügen des Mannes steht das ernste, fast düstere Antlitz der Frau, das eine beinahe geisterhafte Blässe deckt, in sonderbarem Contrast. Als sein Arm sie umschlingt, seine Lippen ihre Stirn berühren und seine weiche, klangvolle Stimme spricht: „Sei nur heiter, heiter, meine Natalie!" da versuchen ihre Lippen zu lächeln, aber Thränen steigen in den tiefen ernsten Augen auf.

Er stellt sich vor sie hin, legt seine beiden Hände auf ihre Schultern und schaut sie voll Liebe, voll Bangen an. „Natalie, kannst Du nie den Schmerz vergessen," fragt er im Tone der Zärtlichkeit, „den ich Dir heut vor zehn Jahren durch meine Strenge zugefügt? Vergiß und vergieb endlich!"

Das blasse Weib wandte sich ab. „Sprich nicht so!“ sagte sie dringend, „ach, Rudolf, marteret mich nicht, indem Du Dich anklagst, wo ich allein die Schuldige bin — ich — ich — so furchtbar gesündigt habe.“

„Nenne es nicht so, Natalie, und wäre es selbst, wie Du sagst, so ist's doch einzig aus übergroßer Liebe zu mir geschehen.“

„Das weiß der Allmächtige!“ flüsterte sie mit erstickter Stimme; dann die Hände faltend, rief sie mit ergreifendem Tone: „o könnt' ich zurücknehmen, was ich damals gethan!“

„Liebes Weib, Du hast Alles tausendfach gut gemacht.“

„Und doch kann ich's nie vergessen, und werde es ewig und ewig bereuen.“

„Doch — doch, Natalie, Du wirst endlich der traurigen Vorgänge jenes Tages nicht mehr gedenken, wenn sich eine so heitere, glückliche Erinnerung daran knüpft, wie die heutige ist, und darum wählte ich ihn, diesen Tag, auch als Verlobungstag unserer Tochter. Möchte sie stets ihrem Gatten das sein, was Du mir gewesen bist, Natalie.“

„So warst Du glücklich, Rudolf?“

„Weißt Du es nicht, Geliebte? —“ fragte er innig.

„Immer und wieder hör' ich's gern, denn immer zweifle ich von Neuem.“

Sie trocknete die Spuren der Thränen, welche einem so ganz andern Quell entsprangen, als er vermuthete, und zeigte wieder jenes Lächeln, hinter dem sie ihre Ruhe barg. Einen Moment leuchtete dies Lächeln hell auf, wie in vergangenen Tagen, die ernsten Züge verwischen ein rein es Glück, — es war als ihr Auge auf eine liebliche, jugendliche Erscheinung fiel, — ihre älteste, glückliche Tochter. Rosa wie der junge Tag, leicht wie ein Zephyr, schwebte sie daher, gefolgt von einer schönen männlichen Gestalt, die sie zu erhaschen strebte.

„Ihr spielt ja wie die Kinder!“ rief der Vater lächelnd.

„Alexander will mir meinen alten Ring entreißen, lieber Papa.“

„Und hab' ich nicht Recht, daß Olga nur einen, meinen Ring tragen soll, liebe Mama? Außerdem ist der Reif entzwei.“

„Er sprang vorhin erst, Alexander.“

„Was ist das für ein Ring?“ fragte der Graf.

„Der von Miß Ellen, lieber Vater! den sie mir gab, als sie von uns ging — ich bewahre ihn, da ich es ihr versprochen, und trug ihn seit Jahren. Sag, Mama, wirst Du Miß Ellen schreiben, daß ich verlobt bin?“

Die Gräfin stand abgewendet neben einer Blumengruppe.

„Wie kann Mama ihr schreiben,“ sagte der Graf, „wir wissen ja über neun Jahre Nichts von Miß Wood.“

„So! — ach ja, wir sprachen schon davon! Wo sie wohl sein mag, Papa?“

„Was kümmert Dich jene Dame!“ rief der Verlobte.

„O Mama, Alexander ist auf Alle eifersüchtig, die ich lieb habe. Das ist aber schön von Dir, mein Alex; und zur Belohnung für Deine Liebe mag der Ring als Opfer fallen.“

Sie warf ihn lächelnd in den Kamin; er wollte sie jubelnd umschlingen, da ertrübte ein schwerer Fall. Im Tanzsaale nebenan war einer der Kronleuchter zu Boden gestürzt.

Der Graf klingelte und eilte aus dem Zimmer, das junge Paar folgte ihm, die Zurückbleibende aber warf sich vor den Kamin hin, durchstöberte die glimmende Asche, fand das Gesuchte nicht, und auf den Knieen liegen bleibend, betete sie leise: „O Gott — o Gott, laß das kein böses Omen sein!“

Das glänzende Fest, das sich das junge Brautpaar zur öffentlichen Feier seiner Verlobung erbeten, ging froh und ungetrübt von Statten, und erst beim anbrechenden Morgen fuhren die Wagen mit den heiter angeregten Gästen heim.

Als der greise Thürsteher das Portal schließen wollte, trat ein Mann in schäbiger Kleidung hinter dem Pfeiler hervor, händigte dem Diener einen kleinen Brief ein und bat, dem Herrn Grafen das Papier sogleich zu übergeben, da es von höchster Wichtigkeit für ihn sei.

Graf B**** las staunend die seltsamen Worte, welche ihm völlig unverständlich waren, hieß aber den Mann in sein Zimmer bescheiden, der in so mystischen Ausdrücken angedeutet, Mitwisser eines Verbrechens zu sein, das eine ihm nahestehende theure Person vor vielen Jahren begangen.

Stundenlang war dieser Mann schon wieder fort, mit dem das Elend die Schwelle dieses Hauses überschritten, hell und strahlend schien die Sonne in ein Gemach, wo dieses Elend einen Menschen zu Boden geworfen, der Zeit seines Lebens so stolz, so kühn und frei sein Haupt erhoben, und zu diesem freien Anblick auch völlig so berechtigt war, da bisher kein Flecken seine Ehre getrübt, nicht ein Schatten auf seinen Thaten lag.

„Rudolf, ich sterbe vor Angst!“ wimmerte das Weib vor der verschlossenen Thüre ihres Gatten, der auf alle Bitten keine Antwort gegeben.

Endlich, endlich öffnete sich diese Thüre, eine eiskalte Hand ergriffe die ihre und zog sie in's Gemach. Eine tonlose Stimme frug dann: „Beantworte einfach meine Frage: ermordetest Du vergangene Nacht vor acht Jahren Ellen Wood im Tannenjmmer zu E**?“

Und ob sie seit jener Nacht lange, lange Jahre hindurch täglich, ja stündlich gefürchtet, diese Frage einst zu hören, schmetterte sie die Wirklichkeit doch nieder, und seine Kniee umklammernd, schrie sie: „Gnade, Erbarmen!“

Mit Todesangst, mit Todespein schaute er auf sie — auf sie, die lang ein Stolz — lang sein Glück, fast seit er denken konnte, sein Ein und Alles gewesen! Sie eine Verbrecherin! eine Mörderin, welche nun die Hand der irrsiechen Gerechtigkeit ereilen — bestrafen sollte. — Fast undenkbar, und dennoch mußt's durchdacht, immer und wieder klar gemacht werden

Eine tiefe, furchtbare Stille herrschte unter den Gatten, endlich beugte er sich zu ihr nieder und hob sie auf. „Natalie,“ sagte er sanft, „Du mußt stehen, sterben — doch nicht allein — ich begleite Dich auf dem dunklen Wege.“

„Nein! — nein!“ schrie sie laut, „wie könnte man Dich tödten!“

„Mich tödten? — Niemand!“ sprach er ernst und voll Würde. „Ich muß es selbst thun, Natalie! — ich könnte nicht gegen Dich zeugen, noch weniger könnt' ich Dich mit Schmach bedeckt sehen, Dich in Gefangenschaft wissen. Sieh denn ein, mein noch immer heiß geliebtes Weib, daß es besser ist, ich — ich tödte Dich — dann nicht, entreiße Dich dem Elend — mich der Qual! — Die Kraft habe ich mir in langem Gebete errungen — nun faße auch Du Muth und sage mir, wann Du bereit bist. Mir bleibt nur noch wenig zu thun.

Er sügte einem offen daliegenden langen Briefe noch Einiges hinzu, siegelte dann das Schreiben und berief den Portier in das Zimmer.

„Meiner Schwester! — Du übergiebst nur ihr selbst das Schreiben und sagst Niemand ein Wort davon.“

Er warf sich jetzt einen Moment mit verhülltem Antlitz in die Ecke des Divans; als er nach einer Weile ruhig, gefaßt aufblickte, sah er seine Frau vor sich auf den Knieen liegen. „Bleib' leben, Rudolf!“ rief sie unter Händeringen, „laß auch mich leben, laß uns, was kommt, erwarten, vielleicht ist der Himmel gnädig mit mir und . . .“

Er zog sie zu sich empor, lehnte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte mit halb erstickter Stimme: „Wir haben das Furchtbarste zu erwarten, Natalie. Er — er ist hier.“

„Wer?“ schrie sie entsetzt.

„Christian Grunewald! Er kehrte aus Amerika als Bettler, als Trunkenbold zurück und ist eine elende giftige Natur. In seiner Hand liegt unser Geschick, und er weiß, was das heißt! — Ich habe ihn gesprochen. Nachdem die Gäste fort waren, kam er zu mir — in diesem Augenblicke, Natalie, ist er vielleicht schon auf dem Gerichte — mindestens drohte er damit, weil ich mich weigerte, ihm eine Summe zu verschreiben, die weit über die Hälfte meines Vermögens beträgt, und jenes Gut, wo wir einst lebten.“

„Wollte er dann schweigen, Rudolf?“

„Vielleicht so lange, bis er es vergessen, wie jene anderen Summen, die er von Dir seit jener Nacht erpreßte. Er sagte mir Alles, Natalie.“

Sie verbarg ihr Antlitz und weinte still. Der arme Mann legte seine Hände auf das Haupt der unglücklichen Frau. „Warst Du je ruhig, Natalie,“ frug er dann, „einen Tag ganz sicher?“

„Nie eine Stunde, Rudolf! — o, es waren furchtbare Jahre, Jahre endloser Qualen!“

„Und wie — wie würden diese Jahre jetzt sein, wenn er als Gutsbesitzer, wenn auch unter angenommenem Namen, in demselben Lande mit uns lebte?“

Sie schwieg, sie sah ein, er hatte das Beste erwählt. — Noch einmal blickte sie„in's Licht der Sonne, noch einmal auf die Bilder ihrer Kinder, und als die Arme des Gatten sie fest und fester — zum letzten Male — umschlangen, da fühlte sie, so tief, wie vielleicht noch nie, wie sie sich einst an diesem Herzen versündigt hatte, fühlte, wie endlos die Gnade des Allmächtigen, der ihr die volle Liebe dieses Herzens auch jetzt als Trost in so schwerer Stunde gelassen.

Hätten Beide dieser enblosen Gnade des Himmels nur fester vertraut — hätten sie nicht eingegriffen in das dem Menschen verhüllte Dunkel der fernen, der — nahen Zukunft, thätten sie einen lebendigern Glauben an die wunderbaren Fügungen eines liebenden Gottes gehabt — wie bald, wie so sehr bald würden sie diese Fügungen als gänzlich unberechenbare erkannt haben!

In der Stunde, wo Christian Grunewald vor dem Polizeigebäude der Schlag auf offener Straße rührte, durchhallten zwei kurz aufeinanderfolgende Pistolenschüsse das Palais des Grafen B****, in dem wenige Stunden zuvor nur Festesklang und heitere Musik ertönt.

Die entsetzte Dienerschaft, die auf der Straße erschreckten Leute, welche neugierig in's Haus drangen — Alles, Alles eilte am's Ende des Corridors, wo man im Zimmer des Grafen seine Leiche neben der seiner Gattin fand.

Um wie viel trostloser hier entsetzliche Anblick, als ein junges, schönes Mädchen, die älteste Tochter der Unglücklichen, ohnmächtig über die entseelten Hüllen der so heiß geliebten Eltern stürzte, zwei Söhne, stumm in Schmerz versenkt, keine Thräne für diesen Schmerz hatten — drei kleinere Kinder aber immer lauter jammernd: „Vater! Mutter!“ riefen.

Die That war bis auf Weniges Allen ein Räthsel geblieben — ein unaufgelöstes Räthsel trotz alles Forschens der Behörden. Der Eine, der einen starken Anhalt in dem Labyrinthe der Vermuthungen hätte geben können, der alte Diener des Grafen — er schwieg. Er leugnete selbst, als er am nächsten Tage zur Klinik berufen wurde, den Todten, zu dem er geführt wurde, je zuvor gesehen zu haben, obgleich ein Lohnkutscher fest behauptete, diesen Mann, den er am Polizeigebäude vom Schlag gerührt angetroffen, wenige Stunden zuvor am Palais des Grafen B**** in Unterredung mit dem Portier bemerkt zu haben, und sich sogar entsinnen wollte, daß Jener einen Brief von ihm angenommen.

Die Aussagen des Portiers: „Es waren in der That zu Viele, die mich in diesen Tagen angeredet — auch zu Viele, die mir Briefe an den Herrn Grafen übergeben haben, als daß ich mich auf den Einzelnen besinnen könnte,“ — diese Aussagen waren zu wahr, zu natürlich in Anbetracht jenes Festgewühles und vieler Gratulationsschreiben zur Verlobung, als daß man hätte glauben können, der alte Diener gebe diese Antworten aus andern Gründen.

Nur als der greise Thürsteher der Gräfin Clara B**** den Brief ihres Bruders übergaben und im Antlitz seiner nunmehrigen Herrin oft einen Ausdruck banger Sorge entdeckte, wenn unvermuthet ein ungewöhnliches Geräusch im Hause war, beschloß er, sie von dem Tode eines Mannes in Kenntniß zu setzen, der, wie er ahnte, in nur zu nahem Zusammenhange mit dem Selbstmorde seines Herrn und der Tödtung von dessen Frau stand, und von dem die Gräfin sicherlich noch immer die Ruhe ihrer Familie gefährdet glaubte.

Ein Unglücksfall, der sich auf dem Gute ereignete, wohin sie sich zurückzegegen, gab ihm Veranlassung den Punkt zu berühren, denn um keinen Preis sollte sie wissen, daß Christian Grunewald schon damals gestorben — an dem Tage, wo nach seiner Unterredung mit dem Grafen dieser sein unt seiner Gattin Leben geendet hatte!

So trat er denn eines Morgens zu Gräfin Clara ein, und nachdem Einiges besprochen war, was er ihr zu melden hatte, sagte er im ruhigsten Tone: „Wären in E* nicht lange die Untersuchungen über jene unglückliche Tode im Damenzimmer beendet, so würde ich jetzt der Behörde melden, daß ich die Leiche des ehemaligen Bahnhofwärters Christian Grunewald erkannt, der nach jener Nacht, wo man die Dame vergiftet gefunden, so spurlos verschwunden ist.“

Der Blick des Entsetzens aus dem ruhigen Auge der Gräfin bewies dem Diener, was sie Alles von dem Namen noch abhängig glaubte, und rascher fuhr er daher fort:

„Sie hörten, daß man vorgestern Abend eine halbverwesle Leiche aus dem Weiher unten an der Schloßwiese gezogen; ich erkannte sogleich das Gesicht des Todten, wie ich's sah.“

„Christian Grunewald todt!“ dauchte sie leise.

„Todt und begraben jetzt, gnädige Gräfin.“

„Hat irgend Jemand ihn in der Leiche erkannt?“

„Niemand — auch Keiner vermuthet, daß er es sein könnte — er ist verschollen und vergessen!“

„Mag er's bleiben!“ sprach sie ernst.

„Ja — mag er nach den Thaten seines Lebens friedlich im Tode ruh'n.“

Der alte Diener wollte sich entfernen, nachdem er die Beruhigung gewonnen, der Gräfin die größte Last von der Seele genommen zu haben; sie hielt ihn noch einen Augenblick zurück durch die Frage: „Hat man wirklich in E* nie den Namen jener Todten erfahren?“

„Nein — alle Forschungen waren vergeblich, selbst der Koffer, der lange herrenlos in A** stand und den die Behörde von E* endlich als muthmaßliches Eigenthum der Verstorbenen reclamirte, ergab nichts Näheres über ihr dunkles Ende.“

„Hatte er keine Signatur?“

„Nur die Buchstaben E. W. Sie ergaben Nichts.“

Manche, die in Zeitungen die Geschichte dieser Buchstaben gelesen und nie wieder Etwas von Ellen Wood gehört hatten, knüpften wohl Vermuthungen an den schwachen Halt — Vermuthungen, die aber Nichts mit der wahren Sachlage zu thun hatten und nur dem üppigen Boden blühender Phantasie entsprossen waren.

Eine solche Vermuthung erreichte wenige Monate nach dem unglücklichen Ende des Grafen und der Gräfin B**** den ehemaligen Lieutenant von H.. dorf. Galt ihm auch im Allgemeinen das Urtheil der Welt wenig, so erreng sein Rechtlichkeitsgefühl doch nicht den Gedanken, jenes Opfer blinder Leidenschaft auch von denen im Tode verkannt zu sehen, die die heilige Verpflichtung hatten, sie zu achten.

Dies Gefühl trieb ihn nach dem Gute, wo Gräfin Clara in Zurückgezogenheit lebte, und veranlaßte ihn nach kurzer Einleitung die Frage an sie zu richten: „ob sie auch zu Denen gehöre, die da glaubten, daß Miß Ellen Wood den Grafen B**** geliebt habe.“

Als die Antwort nicht so bestriedigend lautete, wie er wünschte, und ein Schatten von Verdacht an der Todten haftete, erzählte er, wann er zum ersten Mal von jenem Mädchen gehört, und als er mit möglichster Schonung die Scene jener Nacht in der Nähe des Bahnhofes geschildert, legte er ihr den Inhalt der gefundenen Reiselasche vor, und als sie nach dem Lesen einzelner Briefe tief erschüttert war, fuhr er fort:

„Hätte ich als Mann von Ehre — als Officier, nicht die heilige Verpflichtung gefühlt, über der Ehre der Braut eines Cameraden zu wachen — nie würde ich nach ihrer Vergangenheit geforscht, nie Sie durch so schmerzliche Eröffnungen betrübt haben. Aber ich mußte es thun. So setzte ich denn zuerst eine Freundin von den Schicksalen Ellen Wood's in Kenntniß, die mir helfen konnte, Näheres über sie in England zu erfahren. — Ich erfuhr durch die Nachforschungen jener Dame, die Verbindungen in England hat, daß Ellen Wood die traurigste Kindheit bei ihrer Tante Mrs. West gehabt, der Sonnenschein ihres Lebens ist nur die Liebe zu ihrem Cousin Harry gewesen, dessen Herz auch warm für sie geschlagen hat. — Als Mädchen von 16 Jahren wurde sie in's Ausland als Erzieherin geschickt — ihre Schicksale im Hause Ihrer Verwandten werden Sie besser als ich kennen. — Nachdem sie von ihrer Beschützerin, der Baronin F*, auch entlassen worden, lebte sie eine Zeit lang von den Unterstützungen ihres Verlobten, Mr. West. Nach England zurück konnte sie nicht — seine Eltern waren gestorben — sie Beide die Letzten ihrer Familie. In Moskau bot sich ihr plötzlich ein neues Engagement; sie mußte durch diese Gegend — das Weitere wissen Sie!“ — Der Einzige, der Interesse an ihren Leben hatte, konnte nicht nach ihr forschen, er starb in der Krim — sein Name steht auf den Todtenlisten der englischen Armee verzeichnet.“

„Und hat wohl der Arme noch Ihre Sendung erhalten?“ fragte Gräfin Clara voll Interesse.

Herr von H.. dorf zog ein altes Zeitungsblatt aus seiner Brieftasche. „Unter den erschütternden Berichten," las er, „wie die barmherzigen Schwestern oft Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde finden, nimmt folgende kleine Episode das Interesse Mancher vielleicht mehr in Anspruch, als die größte Schreckensscene des Krieges. Nach dem tetzten blutigen Gefechte fand eine der thätigsten und aufopferndsten Diakonissinnen einen jungen sterbenden englischen Offizier, dessen brechendes Auge an einem Medaillon hing, worin sich das Bild eines der lieblichsten Mädchenköpfe und eine Locke des schönsten blonden Frauenhaars befand. So lang seine Hand Kraft zum Halten hatte, so lang umklammerten die Finger auch dies Eine, was für ihn im Leben vielleicht sein Alles unschätzt!"

„Und Sie glauben, daß jener Sterbende Harry West war?"

„Ich vermuthe, ich hoffe es!"

Nach langer Pause, als der Freunde sich Gräfin Clara empfehlen wollte, ergriff sie seine Hand und fragte unter Thränen: „Wie, mein Herr, wie kann ich Ihnen vergelten, was Sie gethan, wie Ihnen danken?"

„Mein Schweigen war mir kein Opfer," sagte der junge Mann, „ich that's einfach aus Gründen der Menschlichkeit, und Dank verdiene ich deshalb nicht. Wollen Sie mir aber einen Gefallen erweisen, so geben Sie mir Aufschluß über die Ursache jenes entsetzlichen Doppelmordes und — sagen Sie mir, was aus den hinterbliebenen Kindern geworden ist."

„Lassen Sie mich das Letzte zuerst beantworten! — Meine älteste Nichte ist nach Auflösung ihrer Verlobung in den Orden der frommen Schwestern zu ** getreten; die beiden erwachsenen Söhne haben beschlossen, im Auslande Dienste zu suchen; die drei jüngsten Kinder sind hier bei mir auf dem Gute. Werfen Sie einen Blick durch jenes Fenster, — sehen Sie sie spielen in der glücklichen Sorglosigkeit jenes Alters, in dem noch Alles leicht vergißt, und hoffen Sie mit mir, daß die Jahre ihnen mehr und mehr die traurige Erinnerung an sich so furchtbares Ereigniß ihres Lebens nehmen werden."

Gräfin Clara ging nach diesen Worten an ihren Schreibtisch, und Herrn von H.. dorf den letzten Brief ihres Bruders und ein Tagebuch ihrer Schwägerin gebend, das sie in dem verborgenen Fache eines Büreaus gefunden, worin Jene wichtige Papiere aufzubewahren pflegte, sprach sie ernst: „Aus Beiden werden Sie Alles ersehen, was Sie zu wissen wünschen; das Tagebuch wird Ihnen völligen Aufschluß über eine That geben, die, im Dunkel der Nacht vollführt, durch Ihre Rücksicht mit im tiefsten Dunkel für die Welt gebtieben ist; — dieser Brief aber wird Ihnen offenbaren, daß jene finstere That im Damenzimmer zu E* gestöhnt worden, — furchtbar gestöhnt ist und sich in entsetzlicher Weise gerächt hat."

Im Lager von Chalons.

(Schluß.)

Um nicht Alles aus den Städten einführen zu müssen, sind hinter den Baracken des Lagers Gemüsegärten angelegt worden, welche von den Soldaten selbst bearbeitet werden. Das hat einen doppelten Vortheil: es verschafft den Truppen eine frische, angenehme Kost und nimmt einen Theil der freien Zeit in Anspruch, die sie jetzt nützlich hindringen, während sie sonst auf Spiel und Müßiggang verwendet wurde.

Der praktische Sinn des französischen Soldaten, welcher sich ganz wunderbar in alle Lebenslagen zu schicken und den größten Vortheil daraus zu ziehen weiß, bewährt sich auch hier. Bei dem Mangel an Wald und Gesträuch sehlt es dem Lager und folglich auch den einzelnen Zelten an Schatten, was besonders im Sommer sehr unangenehm wirt. Wer nun nicht so glücklich ist, seinen Zeltpfahl unter oder neben einem Baume aufschlagen zu können, der hilft durch Anpflanzung von schnell wachsendem Gesträuch, großen Blättern und Blumen nach. Ueberall, wo es nur zu machen ist, muß die hochstämmige Sonnenblume zugleich Zierde und Schatten verleihen.

Damit noch nicht zufrieden, haben sie auch noch für andern Schmuck gesorgt, indem sie an hervorragenden Stellen Bildsäulen aus Gyps aufrichteten, welche noch die besondere Bestimmung haben, durch allegorische Andeutungen die vielfachen Siege der französischen Nation in's Gedächtniß zurückzurufen.

Ein Musiker, der auch in plastischer Hinsicht ein wenig von den Musen angeschabelt worden ist, hat alle diese Bildsäulen in freien Stunden geschaffen. Er heißt Lemperenr, welchem Umstande wir eine nette Anekdote verdanken. Als nämlich der Kaiser zuerst daran aufmerksam gemacht wurde, fragte er nach dem Künstler und seinem Namen. „Wer hat diese Statuetten angefertigt?" „Lemperenr," war die Antwort. Da der Kaiser sich nun sehr wohl bewußt war, niemals solche Stiefeln in Gyps begangen zu haben, so fuhrte er und fragte noch einmal nach dem Verfertiger. Er erhielt immer von Neuem die Antwort: „C'est Lemperenr!" bis sich denn endlich herausstellte, daß der plastische Musikus Lemperenr heiße. Der Kaiser lächelte, ließ sich den Künstler vorstellen, beschenkte ihn und ermunterte ihn, fortzufahren. Hoffentlich wird er es mit einem bessern Erfolge thun, als bisher.

So ist Alles hübsch und nett, selbst die Trinkstuben entbehren des Geschmackes nicht; man trifft keine einzige ohne ihren Pavillon vor derselben.

Das Hauptquartier, dem wir doch auch einige Worte widmen müssen, hat eine solche Lage, daß man aus demselben einen Ueberblick über das ganze Lager hat. Es besteht aus einer Anzahl kleiner, steinerner, fast zu zierlich erbauter Häuser. Der kaiserliche Palast, wenn wir das Gebäude so nennen dürfen, hat natürlich eine größere Ausdehnung und bedeutendere Verhältnisse, aber er ist ebenfalls in dem jetzt landläufigen, nichtssagenden Eisenbahnstyle erbaut. Er trägt eben die ephemere Dauer an der Stirne, welche bei einem Lagergebäude natürlich ist.

Dieses Hauptquartier, welches in der großen Zeltstadt ein Städtchen für sich bildet, enthält noch große Räume für Gäste, wo täglich an langen Tischreihen Table d'hôte gehalten wird. Die hübsche Militärmusik, welche hier bei jedem Mahle aufspielt, würzt die Speisen und erhebt den Gast eine Weile über den kriegerischen Lärm der vollreichen Soldatencolonie.

In der letzten Hälfte des Monats Juli hatte der Kaiser seinen in Düsseldorf residirenten Verwandten, den Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, zum Besuche im Lager eingeladen, und dieser war mit seinem Sohne, dem Prinzen Anton, der Einladung gefolgt.

Nachdem Wettrennen und andere Festlichkeiten vorangegangen waren, fanden am 22. vor dem hohen Gaste Manöver statt, welche eine großartige Wirkung hervorbrachten. Es kann hier die Angabe nicht sein, auf dieselben näher einzugehen, doch können wir es uns nicht versagen, zu erwähnen, daß die Frontveränderungen in kolossalem Maßstabe von mehreren großen Truppenkörpern mit einer seltenen Präcision und Schnelligkeit ausgeführt wurden, wie denn überhaupt die Beweglichkeit der französischen Infanterieregimenter die der deutschen bei Weitem übertrifft.

Die Bataillons- und Pelotonsfeuer geschahen mit einer solchen Ruhe und Genauigkeit, daß man in der That nur einen einzigen Schuß zu hören glaubte.

Den Glanzpunkt aber bildete eine Schwärmattaque der Spahis, die aus der Reserve plötzlich durch die Intervalle der übrigen Cavallerie hervorbrachen, sich in rasender Schnelligkeit ausbreiteten und nach Art der Kabylen in voller Carrière Feuer auf den Feind gaben.

Die äußere Erscheinung der afrikanischen Truppen ist in einem hohen Grade interessant. Wenn man diese wilden Söhne einer fernen, glühenden Zone einzeln und in Schwärmen daherfliegen sieht, so wird die Phantasie auch des nüchternen Schauers thätig. Unwillkürlich glaubt man sich nach Afrika versetzt, man sieht im Geiste die Palmen und hört über dem Haupte ihr Rauschen. Die Gestalten dunkelbärtiger Emirs steigen vor unsern Augen auf, wie sie mit flatternden Gewändern und blitzenden Augen in rasendem Galopp über die sandigen Flächen jagen oder in stiller, träumender Beschaulichkeit vor ihren Zelten sitzen, dem fernen Hufschlage lauschend oder über kriegerischen Unternehmungen brütend.

Die Einbildungskraft durchbricht dann alle Schranken der Wirklichkeit und schwingt sich mit einem kühnen Rucke über alle

Wälle und Palissaden des praktischen Lebens, um in wasserlosen Wüsten und auf quellenreichen Oasen umherzuschwärmen, die Datteln mit eigener Hand zu pflücken und mit stillem Entzücken den schwarzäugigen Töchtern des Propheten zu folgen.

Nach beendigtem Dienste, am Abende nach heißem Tage, kann man die Söhne Afrikas in ihren Kaffeehäusern zusammen finden, wo sie nach der Gewohnheit ihres Landes mit untergeschlagenen Beinen kauern und ihren Kaffee schlürfen. Da ist jeder Typus des Südens vertreten; herrliche, classische Gestalten sieht man da, würdige Gegenstände für den Pinsel des Malers, aber

Einen wahrhaft komischen Anblick gewährt die Anstandsetzung der Morgenteilette dieser Söhne des „glutströmenden Afrika". Da nur der Haarbüschel in Mitten des Kopfes ein Recht auf dauernden Verbleib hat, die übrigen Schädelstellen aber glatt sein müssen, so ist an jedem neuen Morgen eine neue Scheererei nothwendig; doch wird man schon ohne einen modernen Friseur fertig. Irgend ein Camerad, der sich besser als die übrigen auf die Kunst des Scheermessers versteht, verrichtet ihnen den Liebesdienst ohne irgend einen klingenden Entgelt.

Der zu Rasirende läßt sich auf einen Kessel oder irgend ein

Afrikanische Truppen im Lager von Chalons.
Nach der Natur aufgenommen von Fikentscher.

auch Zigeuner, welche es auf den ersten Blick fraglich erscheinen lassen, ob sie zu den civilisirten Menschen zu rechnen sind.

Die Turcos, Spahis und welche Namen sie sonst noch tragen mögen, haben ihre eigene Musik. Obschon dieselbe nach unsern Begriffen und Gewohnheiten keineswegs conservatoiriumäßig ist, so halten die Afrikaner sie doch für ganz vorzüglich und können einem von ihren Musikanten veranstalteten Concerte stundenlang, fast bewegungslos, mit übereinandergeschlagenen Armen und leuchtenden Augen zuhören. Damit die Leser ebenfalls einen Begriff von der Vortrefflichkeit derselben erhalten, mögen sie sich merken, daß die Hauptinstrumente aus zwei dicken Trommeln, einer Schalmei und einer Kette von vier zusammenhängenden kleinen Pauken bestehen, welche letztere auch mit auf das Pferd genommen werden.

Wenn die musikalische Unterhaltung mit ihrem ohrenzerreißenden Lärme losgeht, so stürzt Alles hinweg, was nicht zu den Eingeborenen zählt; desto fester aber halten diese am Platze, und sie können ein mitleidiges Lächeln über den verbildeten Geschmack der Franzosen nicht unterdrücken.

anderes augenblicklich nicht gebrauchtes Geräthe nieder und bietet vertrauensvoll seinen Kopf dem Messer dar. Der Scheermeister streicht nun in langen Zügen aus, die fast eine Aehnlichkeit mit den weitgreifenden Bewegungen einer Sichel haben und die einen Europäer sicher in Grauen und Todesfurcht versetzen würden. Der Afrikaner aber hält mit einem stoischen Gleichmuth aus und verzieht weder eine Miene zum Lachen, noch zu ernsten oder weisheitsvollen Betrachtlichkeiten. Der Mann ist eben abgehärtet und kann etwas vertragen. Er gleicht darin seinem edlen Rosse. Es liegt Tag und Nacht ohne Stroh und Streu auf dem harten Boden, aber es wird davon nicht ruinirt, sondern ebensalls abgehärtet, und es lernt Strapazen ausdauern und ertragen, worunter unsere deutschen Pferde erliegen würden.

An den Sonntagen findet ein großes Hochamt, eine feierliche Festmesse im Lager statt, welcher die ganze Generalität nur, wenn der Kaiser zugegen ist, auch dieser beiwohnt. Auch der Fürst von Hohenzollern war mit dem Prinzen Anton bei demselben zugegen.

Schließlich haben wir noch des kaiserlichen Prinzen zu erwähnen,

auf welchem die Hoffnung der Napoleonischen Dynastie beruht. Obschon noch Kind, so ist ihm doch schon in dem großen Lagerleben eine Rolle übertragen. Sie besteht hauptsächlich darin, sich beliebt zu machen, Capital für die Zukunft zu sammeln. Und wahrlich, das Kind versteht seine Aufgabe; sie muß ihm gut einstudirt sein. Jede Bewegung, jeder Blick, jedes Lächeln ist ein Minutenstein auf der großen Rue Napoleon, welche mitten durch das Lager und von da zu dem Throne von Frankreich führt.

Wo eine Schildwacht auf Posten steht, taucht er plötzlich auf, stellt sich der Wache mit gewinnendem Lächeln vor und überreicht dem Soldaten ein Loos zu der Lotterie, welche am Abende im Hauptquartiere gezogen wird. Der Glückliche gewinnt, er muß gewinnen, denn das verhängnißvolle Loos ist ihm durch die Hand des kaiserlichen Prinzen zugegangen.

Bei dem erwähnten Manöver waren außer dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen auch noch der Herzog von Teiuan, General Hamilton und andere hervorragende Persönlichkeiten zugegen; aber Alles drehte sich doch nur den Fürsten. Er ritt beständig an des Kaisers Seite und war sortwährend in lebhafter Unterhaltung mit demselben begriffen.

Hieraus haben die Politiker den Schluß ziehen wollen, als sei der Fürst mit einer hohen Mission beauftragt gewesen. Wo hohe Personen zusammenkommen, will man immer nach tiefen Motiven suchen. Für diese Zusammenkunft möchte das ein vergebliches Beginnen sein; denn der Kaiser und der Fürst haben sich nur als Verwandte und Soldaten gesehen. H.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 9. Die Schrecken oder Geradflügler.

Die Schrecken — Eine Gottesanbeterin — Die Wanderheuschrecke — Die Maulwurfsgrille und deren Fang — Ein sich selbst fressendes Thier — Die Liebe der Werren.

Meine Herren!

Während wir bisher nur mit Insectenverwandlungen zu thun hatten, welche eine vollkommene Verwandlung besitzen und wenigstens während einiger Zeit einen ruhenden Puppenzustand durchmachen, so gehören die Schrecken und Wanzen, welche wir in der Folge betrachten werden, im Gegentheil zu denjenigen Insecten, die niemals der Ruhe genießen, stets fressen und nur eine unvollkommene Verwandlung durchmachen, indem sie in mehreren aufeinander folgenden Häutungen nach und nach sich Flügel anschaffen. Die Schrecken aber insbesondere zeichnen sich vor den übrigen Insecten durch ihre vier großen häutigen Flügel aus, von welchen die vorderen niemals gefaltet, sondern dedenförmig in der Ruhe über den Leib geschlagen werden, während die hinteren einem Fächer gleich in der Ruhe strahlenförmig sich zusammenfalten. Der Kopf dieser Thiere ist meist mit sehr langen, fadenförmigen Fühlern und außerordentlich kräftigen Kinnbacken und Kinnladen ausgestattet, die Hinterbeine häufig sehr verlängert, die Schenkel verdickt, so daß sie bedeutende Sprünge machen können. Auch in dieser Ordnung finden wir nur Feinde, und da sie mit einziger Ausnahme der Fangheuschrecken nur von pflanzlichen Stoffen sich nähren und häufig in ungeheuren Schwärmen auftreten, welche im wahren Sinne des Wortes gewaltthätig über die menschlichen Pflanzungen herfallen, so ist es nicht mehr als billig, ihnen in jeder Weise nachdrücklich den Krieg zu erklären. Auch hat sich in dieser Beziehung der Volksglaube niemals gelästert, und nur hinsichtlich der erwähnten Fangheuschrecken sind fromme Naturforscher, namentlich Franz von Paula-Schrank, der specifisch katholische Zoologe Baierns, auf höchst absonderliche Gedanken gekommen. Wir besitzen im südlichen Deutschland, wenn auch selten, eine Art Heuschrecken, welche auch das Weinhähnchen oder die Gottesanbeterin (Mantis religiosa) genannt wird und sich durch den äußerst beweglichen Kopf und die höchst eigenthümlichen vorderen Fangfüße von allen übrigen Insecten auf den ersten Blick unterscheidet. Diese Fangfüße sind nämlich mit einer innen scharfgezähnten, schneidenden Klinge als äußersten Gliede versehen, die ganz wie ein Taschenmesser gegen das Mittelglied, das ebenfalls auf der Innenseite scharf ist, eingeschlagen werden kann. Den schlanken Vorderleib mit diesen Fangfüßen trägt das Thier stets in die Höhe gerichtet, sodaß es gleichsam die Stellung eines Betenden zeigt, der seine Hände nach dem Himmel ausstreckt. Natürlich mußte denn auch die Bestie als Beispiel für alle jene seltsamen frommen Nutzanwendungen und gottesligen Gedanken dienen, welche man an diese Stellung knüpfte. Der Schöpfer habe sie dem Menschen selbst zur Mahnung erschaffen, um ihn beständig an das Beten zu erinnern; das magere Thier nähre sich nur vom Thau, der ihm zur Belohnung seines gottesligen Lebenswandels vom Himmel direct zugesandt werde, freilich aber auch nur gerade genüge, um es nothdürftig zu ernähren. Durch seinen mageren, klapperdürren Leib soll es die sündige Menschheit mahnen, zu dem Gebet noch Fasten und Kasteiungen hinzuzufügen, und auf diese Weise durch Beispiel und Exempel auf den Pfad zur Tugend leiten. In der That aber ist die Fangheuschrecke ein grimmiges Raubthier, welches anderen Insecten auflauert, sie mit den klammerförmigen Fangfüßen packt und zerschneidet und sich vorzugsweise gern von Fliegen und Heuschrecken nährt, ja sogar und namentlich in der Gefangenschaft seines Gleichen nicht verschont.

Unter den eigentlichen Heuschrecken ist es namentlich die Wanderheuschrecke (Gryllus migratorius), welche sich durch die Verheerungen, die sie anrichtet, in unliebsamer Weise berüchtigt gemacht hat. Ihr eigentliches Vaterland ist der Orient, die flachen Steppen Südrußlands, die grasreichen Ebenen der Tatarei und des Inneren Asiens und Afrikas. Von dorther kommen jene ungeheuren Schwärme, welche zuweilen gleich den Heerzügen der Mongolen in schrecklich zerstörender Weise über ganze Länder herfallen, die Sonne bei ihrem Zuge verfinstern und nicht nur alles Grüne bis auf die Wurzel zerstören, sondern auch durch ihre modernden Leiber verpestende Dünste erzeugen. Vor einigen Jahren erst zeigte sich in den Gouvernements Cherson und Bessarabien ein solch ungeheurer Schwarm, der einen Strich Landes von 60 Werst Länge (etwa 17 Stunden) und 20 Werst Breite einnahm. Der Schwarm passirte den Dniester, Alles auf seinem Zuge verheerend, und näherte sich dem schwarzen Meere. Man versammelte eine wahre Armee von etwa zwanzigtausend Bauern mit einigen Kosakencompagnien, welche während drei Wochen Millionen von Heuschrecken tödeten und den Ueberrest in die See trieben. Aus dieser einzigen Angabe kann man sich etwa ein Bild der ungeheuren Schwärme machen, welche jene Gegenden verwüsten.

Man hätte indessen Unrecht, zu glauben, daß die Wanderheuschrecke einzig auf den Osten beschränkt sei und nur auf einer ihren Wanderung zuweilen in Deutschland und der Schweiz einbreche. Sowohl in der Mark Brandenburg, als auch namentlich in dem durch seine zoologischen Eigenthümlichkeiten so merkwürdigen Wallis findet sich die Heuschrecke ziemlich häufig, und ohne Zweifel könnten bei geringer Cultur und genügender Rücksicht zu den gepriesenen mittelalterlichen Zuständen auch größere Schwärme in günstigen Jahren entstehen. In dem schmalen Rhonethale, welches die Schweiz des Wallis bildet, ist die Wanderheuschrecke schon eine ganz gewöhnliche Plage, und nicht selten kommen kleinere Schwärme über den See bis nach Genf herüber, wie ich denn seit meinem achtjährigen Aufenthalte schon zwei Mal häufige Exemplare auf der Ebene von Plainpalais gefunden habe. Am leichtesten gelingt die Zerstörung dieser Heuschrecken zu der Zeit, wo ihre Flügel noch nicht gehörig ausgebildet sind, da man sie dann mit Leichtigkeit totschlagen kann; während später, wenn sie einmal vollkommen fliegen, die Treibjagden, welche man anstellen könnte, nur sehr geringen Erfolg haben. Das Weibchen legt die Eier, in schaumigen Schleim gehüllt, in Gruppen von etwa hundert Stück in zolltiefe Erdlöcher, zu deren Anlegung es besonders gerne leichten, sandigen Boden wählt, welcher der Sonnenwärme recht ausgesetzt ist.

Alle übrigen Heuschrecken sind ähnlich in ihrer Lebensweise und würden nicht minder zerstörend auftreten, wenn sie in eben so

großen Schwärmen vorkämen. Gewöhnlich aber lassen sie den Schaden, welchen sie verursachen, ihrer geringen Zahl wegen eben so wenig bemerkbar werden, als die Haus- und Feldgrillen (Acheta domestica und campestris, welche durch ihren unangenehmen, schrillenden Gesang weit mehr lästig fallen, als durch ihre Gefräßigkeit.

Ein höchst unangenehmer, zerstörender Gast ist aber in unseren Feldern und Gärten die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris), deren vielfache populäre Namen schon darauf hindeuten, wie zerstörend das Thier in unseren Pflanzungen haust. Rinds- Raub- oder Schrotmurm, Werre und Werbel oder Ackerwerbel, Erdkrebs, Erdwolf oder Mottwolf heißt das häßliche Thier mit dem dicken Leibe, den es auf der Erde schleift, den breiten schaufelförmigen Grabfüßen, dem langen, panzerähnlichen Brustschilde und dem kleinen Kopfe mit listigen Augen und einer Menge von Fühlfäden, Freßspitzen, Tastern, Fühlern, Kinnbacken und Kinnladen. Dem Maulwurfe ähnlich lebt die Werre in der Erde, wo sie vielfach hin- und hergewundene Gänge nahe an der Oberfläche gräbt, die ein wenig aufgeworfen erscheinen und sich besonders nach Regen leicht erkennen lassen, weil sie früher trocknen als die umgebende Erde. Man kann leicht in einen solchen Gang den Finger einbringen. Fährt man ihm nun mit den Finger nach, so dauert es selten lange, bis man den Gang in die Tiefe sich senken sieht und mit dem Finger nicht weiter folgen kann. Hier ist nun der Eingang zu der unterirdischen Wohnung, die aus glätteren, geräumigen Gängen mit kesselartigen Erweiterungen besteht, während die Jagdgänge, die auf der Oberfläche sich finden, nur leichthin aufgeworfen werden und häufig zusammenfallen, auch keine geglätteten Wände zeigen. Will man eine Werre fangen, so braucht man nur den Eingang ein wenig mit dem Finger festzudrücken, damit er nicht einfällt, und dann mittelst eines dutenförmig zusammengerollten Blattes, oder noch besser, mittelst eines Papiertrichters erst einige Tropfen Oel und nachher Wasser in den Gang zu gießen. Es braucht oft viel Wasser — drei bis vier Gießkannen voll — ehe sich sämmtliche verzweigte Gänge so gefüllt haben, daß kein Wasser mehr eindringt. Nun aber krabbelt es auch aus dem Boden hervor — oft an dem Loche selbst, in welches man Wasser goß, oft auch an einer ganz anderen Stelle. Die Werre kriecht heraus, klebrig, ekelhaft fett, bald erstickt. Oft besitzt sie nicht einmal die Kraft mehr herauszukriechen — est auch gelangt sie nur gerade an die Oberfläche und stirbt unter Zuckungen. Das fette Oel hat sich an ihren Leib gehängt, die Luftlöcher verstopft und die Bestie eben so gut erstickt, als wenn man einem Säugethiere den Hals zugeschnürt hätte.

Thun wir aber nicht vielleicht Unrecht, indem wir die Maulwurfsgrille verfolgen? Hat der Maulwurf nicht Jahrhunderte lang unter dem allgemeinen Verurtheil des Volkes gelitten, bis die neuere Zeit versuchte, ihm sein Recht angedeihen zu lassen?

Wir können gewiß nicht leugnen, daß die Werre mit Wohllust auch über thierische Nahrung herfällt und einen Engerling oder Regenwurm, den sie auf ihren dunklen Wegen trifft, nicht verschont. Ihre ungemein große Gefräßigkeit läßt sie sogar die Jungen und Larven ihrer eigenen Art fressen und aufzehren. In Gefangenschaft schneiden sie sich unter einander an und fressen sich, wie die Löwen in der Fabel, gegenseitig auf, so daß nur die Schwanzspitzen übrig bleiben. „Ueber alle Begriffe geht," so erzählt Nördlinger, „was in dieser Beziehung mein Vater mir oft ansah. Er hatte bei Bearbeitung eines Blumenbeetes im Garten eine Werre mit dem Spaten auf den Weg ausgeworfen und durch die Mitte entzwei gestoßen, in der irrigen Meinung, das Thier dadurch getödtet zu haben. Als nach einer Viertelstunde seine Augen wieder auf die Werre fielen, war ihr Vordertheil beschäftigt (wer weiß ob nicht in den Gefühle der Leere ihres Bauchs) heißhungrig den weichen Hintertheil aufzufressen. Das gräuliche Schauspiel wurde schnell durch einige weitere Spatenstiche unterbrochen." Die Geschichte klingt fast wie aus dem Münchhausen, dessen durch das Fallgitter geheiltes Roß vorstehn Wasser zu saufen, und dennoch ist sie vollkommen wahr, denn ich habe selbst Gelegenheit gehabt, Aehnliches zu beobachten. Thierische Nahrung verschmäht also die Werre keineswegs, und manche ihrer Gänge mögen zur Aufsuchung derselben getrieben werden. Wenigstens bemerkte ich häufig in meinem Garten, daß die Werren ihre Gänge um die Zuckererbsen herum trieben und diese ungestört fortkeimen und wachsen ließen, während man hätte erwarten sollen, daß sie die Erbsen anfressen würden. Wahrscheinlich sagten sie da die Schnecken, welche die Erbsen fressen.

Aber diese Fähigkeit oder Lust, Alles zu verzehren, hindern durchaus nicht, daß die Werre auch Pflanzen angreift und gründlich zerstört. Man braucht nur ihren Mageninhalt zu untersuchen, um sich zu überzeugen, daß er theilweise aus Pflanzenstoff gebildet ist. Ferner lassen sich die Zerstörungen in den Pflanzungen durchaus nicht wegleugnen, und wenn man früh Morgens oder gegen Sonnenuntergang aufmerksam und still beobachtet, wird man leicht mit dem Spaten in der Hand constatiren können, daß eine Salatpflanze ihr Haupt neigt, weil die Werre eben ihre Wurzel zernagt. So ausgiebige Verheerungen wie der Engerling mag sie in Wiese und Feld wohl nicht erzeugen, da auch trotz ihrer Größe ihre Kiefer schwächer zu sein scheinen und sie also Baum- und Rebwurzeln nicht oder nur in der höchsten Noth angreift — aber im Garten ist sie eben so verderblich, wenn nicht verderblicher als der Engerling, welcher doch nur von unten her die Wurzeln frißt, während auf den zahlreichen Gängen der Werre auch die noch jungen Stämme und Setzlinge in Folge der mechanischen Lockerung ihrer Wurzeln verdorren.

Auch eine Werre kann lieben. Im Juni und Juli kommt eine eigene Bewegungslust über sie, in welcher sie häufig sogar bei Tage ihre Höhlen verlassen, auf dem Boden herumlaufen oder schwerfällig schwirrend umherfliegen. Auch sehr sich das Männchen gern vor die Eingangslöcher und zeigt mit den Hinterbeinen an den Flügelrändern, was einen leise zirpenden Ton hervorbringt, der demjenigen der Feldgrillen ähnlich, aber weit gedämpfter ist.

Das Weibchen legt in der Erde, meist in der Tiefe eines halben Fußes, ein Nest an, welches in einem faustgroßen Erdballen besteht, der in der Mitte eine nußgroße geglättete Höhle enthält. Der Gang, welcher von der Oberfläche in dieses Nest führt, zeigt eine spiralige Krümmung mit allmählicher Senkung und läßt sich von dem gelblichen Auge leicht erkennen, so daß es vortheilhaft ist, an solchen Orten, wo die Werren große Verwüstungen anrichten, die Arbeiter zum Ersennen und Aufsuchen der Nester anzuleiten. In die sorgfältig geglättete innere Höhlung legt das Weibchen zuweilen über zweihundert Eier und hält sich dann in der Nähe, wie wenn es über dem Neste wachte. Die nach einem Monat ausgekrochenen Jungen gleichen fast großen Ameisen, halten sich noch in Schaaren zusammen und verwüsten besonders gern die Grasplätze, auf denen sich ihre Gegenwart durch gelb werdende, abdorrende Flecken erkennen läßt. Im Winter gehen sie in die Tiefe — im Sommer kommen sie mehr an die Oberfläche — mit jeder Häutung nimmt die Länge ihrer Fühler zu, die erst nach der fünften Häutung vollständig werden. Sie durchlaufen so, wenn auch mit verhältnißmäßig weit geringerer Mühe, etwa alle Stadien, welche die Verleidung der schweizerischen Armee durch unzählige Commissionen, Berichte und Berathungen der eidgenössischen Räthe durchlaufen hat — von der sügelosen Armeelosse zum Halbrad, zum Schwalbenschwanz und endlich zum Waffenrock, der doch die nach Jahn wichtigsten Theile des Kriegers deckt, nämlich Kreuz und Band.

Das Ausnehmen der Nester und das Fangen mittelst Eingießen von Oel und Wasser mögen wohl die einzigen nachhaltigen Vertilgungsmittel der Werren sein. Durch das letztere Mittel habe ich wenigstens in meinem Garten, der durch leichten humusreichen Sandboden dem Raubzeuge aller Art unendlichen Vorschub leistet, ihre Verwüstungen ziemlich beschränkt. Man räth auch Eingraben von Pferdemist im Herbste in einer Tiefe von etwa 1—2 Fuß an, indem die Werren sich der Wärme wegen dorthin zögen, in das Misthäufchen einwühlten und dann nach eingetretenem Froste leicht herausgenommen und vertilgt werden könnten. — Es hat mir aber scheinen wollen, als sei das Mittel über alle der Raupen, den es bringen soll, indem die Werren sich auch nur in die Nähe der ernannten Stelle ziehen, dort leichter überwintern und so sicherer im Frühjahre Schaden zufügen.

(Schluß folgt.)

Eine alltägliche Geschichte.

Von Fr. Gerstäcker.

Es war auf einem Balle in der Erholung, daß Dr. Linno Brethammer Fräulein Bertha Wollmer kennen lernte — oder vielmehr zum ersten Male sah, und sich sterblich in sie verliebte.

Bertha Wollmer trug ein einfach weißes Kleid, einen sehr hübschen Kornblumenkranz im blonden Haare und sah wirklich allerliebst aus. Aber es bleibt immer ein gefährlich Ding, wenn sich ein Mann eine Hausfrau auf einem Balle sucht. Der Ballsaal sollte der letzte Ort dazu sein, denn dort ist Alles in Licht gehüllt, nur er wird geblendet und berauscht, wo er gerade Augen und Verstand nüchtern und besonnen auf dem rechten Fleck haben müßte.

Diesmal hatte aber Dr. Brethammer seine Wahl nicht zu bereuen, denn Bertha Wollmer war nicht allein ein sehr hübsches Mädchen, das sich mit Geschmack zu kleiden wußte, sondern auch außerdem wacker und brav, ein wirklich edler Charakter und eine, wie sich später herausstellte, vortreffliche Wirthschafterin. — Der Doctor hätte auf der Welt keine bessere Lebensgefährtin finden können.

Gegen ihn selber ließ sich ebenso wenig einwenden. Er war etwa 34 Jahre alt, Advocat mit einer recht guten Praxis, hatte also sein Auskommen, galt in der ganzen Stadt für einen braven, rechtschaffenen Mann, schuldete keinem Menschen einen Pfennig, und als er, vierzehn Tage später, um Bertha Wollmer anhielt, sagte das Mädchen nicht nein, und Vater und Mutter sagten ja, worauf dann noch in der nächsten Woche die Verlobungskarten ausgeschickt wurden. Zwei Monate später fand die Hochzeit Statt.

So lebten die beiden Leute viele Jahre glücklich miteinander, und Dr. Brethammer sah mit jedem Tage mehr ein, daß er eine außerordentlich glückliche Wahl getroffen und Gott nicht genug für sein braves Weib danken könne. Er liebte sie auch wirklich recht von Herzen, aber — wie das so oft im Leben geht — das, was sein ganzes Glück hier bildete, wurde ihm — durch Nichts gestört — endlich zur Gewohnheit, und er vernachlässigte, was er hätte hegen und pflegen sollen.

Es mag sein, daß seine Liebe zu der Gattin deshalb nie geringer wurde, aber er vernachlässigte auch die Form, die in einem gewissen Grade in allen Lebensverhältnissen nöthig ist: er war oft rauh mit seiner Frau, ja heftig, und wenn er auch dabei nicht die Grenzen überschritt, die jeder gebildete Mensch inne halten wird, that er ihr doch oft — gewiß unabsichtlich — recht wehe. Ja manchmal, wenn ihm ein heftiges Wort entfahren war, hätte er es von Herzen gern widerrufen mögen, aber — das ging leider nicht an, denn — er durfte sich an seiner Autorität nichts vergeben.

Nur zu einer Entschuldigung ließ er sich herbei: „Du weißt, ich bin jähzornig," sagte er, „wenn's aber auch oft ein Brocken rauh herauskommt, so ist es ja doch nicht so schlimm gemeint und eben so rasch vergessen."

Ja, das war allerdings der Fall; er hatte es eben so rasch vergessen, aber sie nicht, und wenn sie ihm auch nie ein unfreundlich Gesicht zeigte, wenn sie ihn immer bei sich entschuldigte und sein oft mürrisches Wesen auf die Sorgen und den Aerger schob, den er außer dem Hause gehabt — ein kleiner Stachel blieb von jeder dieser Scenen in ihrem Herzen zurück, so viel Mühe sie sich selber gab, die Erinnerung daran zu bannen; einen kleinen Nebelpunkt ließ jede solche Wolke zurück, die an der Sonne ihres häuslichen Glücks sei es noch so schnell, vorüberzegezogen, und in einsamen Stunden konnte sie oft recht traurig darüber werden.

Sie hatten zwei Kinder miteinander, an denen der Vater mit großer und wirklich inniger Liebe hing — und doch, wie wenig gab er sich mit ihnen ab! Es ist wahr, am Tage war er sehr viel beschäftigt und mußte sich oft gewaltsam die Zeit abringen, um nur zum Mittagessen zu kommen, aber Abends um sechs Uhr hatte er dafür auch jedes Geschäft abgeschüttelt, und dann wäre ihm allerdings Zeit genug geblieben bei Frau und Kindern zu sitzen, um sich seines häuslichen Glückes zu freuen, aber — „er mußte dann doch ein wenig Zerstreuung haben" — wie er sich selbst vorlog — er mußte den Geschäftsstaub abschütteln und mit einem „Glas Bier" hinunterspülen, und das geschah am besten im Wirthshause, wo man nicht gezwungen war zu reden — wenn man nicht reden wollte — wo man einmal eine Partie Scat oder Billard spielte, um die ärgerlichen Geschäftsgedanken aus dem Kopf zu bringen — und wie die Ausreden alle hießen, mit denen er allein sich selber betrog, denn seine Frau fühlte besser den wahren Grund.

Er amüsirte sich nicht zu Haus. Er hatte seine Frau und Kinder unendlich lieb und würde Alles für sie gethan, jedes wirklich große Opfer für sie gebracht haben, aber — er verstand nicht, sich mit ihnen zu beschäftigen, und suchte deshalb Unterhaltung bei Karten und Billard.

Und wie verständig und lieb betrug sich seine Frau dabei! Er mochte noch so spät Abends zum Essen kommen, wie zeigte sie ihm ein unfreundliches Gesicht, wie frug sie ihn, wo er heute so lange gewesen. Die Kinder — wenigstens das jüngste — waren dann schon meist zu Bett gebracht; er konnte ihnen nicht einmal mehr „gute Nacht" sagen, und ärgerlich über sich selber — so sehr er auch vermied, es sich selber einzugestehen — verzehrte er schweigend sein Abendbrod.

Das waren die Momente, wo ihm der älteste Knabe ängstlich aus dem Wege ging, denn hatte er irgend etwas versäumt, und der Vater erfuhr es in einer solchen Stunde, dann konnte er sehr böse und sehr heftig werden — und die arme Mutter litt besonders schwer darunter.

Wie oft nahm er sich vor, die Abende in seiner Familie, bei den Seinen zuzubringen, und er wußte ja, wie sich seine Frau darüber gefreut haben würde. So lieb und gut sie dabei mit den Kindern war, so sorgsam sie auf Alles achtete, was den Gatten eine Freude machen oder zu seiner Bequemlichkeit dienen konnte, so verständig war sie in jeder andern Hinsicht, und es gab Nichts, worüber sich nicht ihr Mann hätte mit ihr unterhalten mögen, Nichts, worin sie nicht im Stande gewesen wäre, einen vernünftigen Rath zu ertheilen. Er kannte und schätzte diese Eigenschaften an ihr — er liebte sie dafür nur desto mehr, aber — wenn der Abend, wenn die Zeit kam, wo er wußte, daß sich die Spielsche besetzen, oder die gewöhnliche quatre tour am Abende zusammenkam, dann ließ es ihn nicht länger zu Hause ruhen.

Seine Frau war die letzten Jahre kränklich geworden, da sie aber nie gegen ihn klagte und ein häufiger wiederkehrendes Unwohlsein stets so viel als möglich vor ihm verbarg, um ihm die wenigen kurzen Stunden nicht zu verbittern, die er bei ihnen zubrachte, achtete er selber nicht viel darauf, oder hielt es doch seines wegs für geschrlich. Er hatte in der That sehr viel zu thun und den Kopf zu Zeiten voll genug — nur seiner Frau daheim hätte er es nicht sollen entgelten lassen. Sobald er das aber ja einmal fühlte, wollte er es auch stets gern wieder gut machen, und überhäufte sie mit Geschenken — ja, wo er einen Wunsch an ihren Augen ablesen mochte, erfüllte er ihn — soweit er eben mit Geld erfüllt werden konnte — nur seine Anwesenheit verlangte er ihr nicht.

Er wollte auch eine Erholung haben, wie er meinte, und in seiner Heftigkeit gegen die Seinen mäßigte er sich eben so wenig.

„Ihr müßt mich nehmen, wie ich nun einmal bin," sagte er in einer halben Abwehr, in halber Entschuldigung; „Ihr wißt, wie's gemeint ist," und damit war die Sache für ihn abgemacht, aber nicht für die Frau.

Er war auch jetzt zu Zeiten, in Gegenwart Fremder, heftig gegen sie, und sprach sie rauh an. Er meinte es wirklich nicht so bös, wie die Worte klangen, aber es trieb ihr doch manchmal die Thränen in die Augen, so sehr sie sich auch dagegen stemmte, ihn zu zeigen, wie weh er ihr gethan.

So verging der Winter. Es war eine neue Gesellschaft in X. gegründet worden und Brethammer Vorstand dabei. Das Local wurde mit einem Ball eröffnet, und er hätte seine Frau gern dort mit eingeführt, ja er kaufte ihr ein ganz prachtvolles Ballkleid und that wirklich Alles, um sie zu überreden, ihn die Freude zu machen. Sie sagte ihm jetzt, daß sie unwohl sei, aber er wollte es nicht glauben, und erst als sie ihm mittheilte, wie viel sie den letzten Herbst gelitten, und wie große Mühe sie sich gegeben, es zu zeigen, erschrak er, und jetzt fiel ihm auch ihr bleicheres Aussehen, fielen ihm die eingefallenen Wangen auf. Aber er nahm es trotzdem leicht. Sie war schon oft unwohl gewesen und hatte sich immer wieder erholt, auch diesmal würde es sicher vorübergehen, wenn sie

sich nur schonte. Es war unter solchen Umständen jedenfalls das Vernünftigste, daß sie nicht auf den Ball ging.

Der Winter verging, Bertha wurde in der That nicht kränker, aber sie blieb leidend, und ihr Gatte gewöhnte sich zuletzt an diesen Zustand. Er hatte anfangs seine Heftigkeit gemäßigt und sich Gewalt angethan — und ach, wie dankbar war ihm Bertha dafür! — auf die Länge der Zeit aber vergaß er das wieder — es war ja nicht mehr nöthig. Seine quatre tour und Soirées versäumte er aber nie und amüsirte sich ganz vortrefflich dabei. Kam er dann Abends nach Haus — ob er sich auch einmal nun eine halbe oder ganze Stunde verspätet hatte — fand er den Tisch gedeckt, und war es so spät gewordenen, daß die Kinder zu Bett geschickt werden mußten, so setzte sich sein Weib mit ihm allein zum Essen nieder.

Im Frühjahr schienen Bertha's Leiden heftiger wiederzukehren, und der Arzt kam fast täglich, aber auch er sah keine Gefahr darin. Er wußte selber nicht, daß Bertha ihr Leiden leichter nahm, als es wirklich war, aber vielleicht mehr vor ihm verbarg, als sie hätte thun sollen, aber sie fürchtete, dem Gatten das Haus dadurch noch ungemüthlicher zu machen, und trug deshalb lieber Alles allein.

Eines Abends, im Mai, saß Dr. Brethammer wieder am Kartentisch und zwar in einem Garten, etwa drei Viertelstunden Wegs von X. entfernt, wohin die kleine Gesellschaft bei schönem Wetter allabendlich auswanderte, als ein Bote hereingestürzt kam und ihm einen kleinen Zettel überreichte. Es standen nur wenige Worte darauf:

„Komm zu mir. — Bertha." Aber die Worte waren mit zitternder Hand geschrieben, und den Mann überkam, als er sie gelesen, eine ganz sonderbare Angst.

Was konnte da vorgefallen sein? war Bertha krank geworden? — daß sie fortwährend krank gewesen, wollte er sich gar nicht gestehen, aber der Bote wußte weiter nichts. Man hatte ihn auf der Straße angerufen und gut bezahlt, damit er so schnell wie möglich diesen Brief übergeben sollte. — Mitten im Spiel hörte der Doctor auf, ein Besitzender mußte dasselbe übernehmen, und so rasch ihn seine Füße trugen, eilte er in die Stadt zurück. Und er hatte nicht zu sehr geeilt — unten in Hause traf er sein Mädchen, die eben aus der Apotheke kam und verweinte Augen hatte.

„Was um Gottes willen ist vorgefallen — meine Frau?"

„O gehen Sie hinauf, gehen Sie hinauf!" rief das Mädchen. „Sie hat so danach verlangt, Sie noch einmal zu sehen."

Der Mann wußte nicht, wie er die Treppe hinauf kam. Der Arzt stand neben dem Bett, streckte ihm die Hand entgegen, drückte sie leise und verließ das Zimmer, und neben dem Bett kniete der Unglückliche, die kalte Hand seines treuen Weibes mit Küssen und Thränen bedeckend.

„Mein Kuno," flüsterte die zitternde Stimme, „o wie lieb das von Dir ist, daß Du noch einmal gekommen bist — mir ist nur so kurze Zeit geblieben — das Alles brach so schnell herein."

„Bertha, Bertha, Du kannst — Du darfst mich nicht verlassen," schluchzte der Mann und schlang seinen Arm krampfhaft um sie.

„Du thust mir weh," bat sie leise, „lasse Dich, Kuno, es muß sein — ich muß fort von Dir und den Kindern — o sei gut mit ihnen, Kuno — sei nicht so rauh und heftig mehr — sie sind ja lieb und brav, und Du — hast sie ja auch so lieb."

Der Mann konnte nicht sprechen. In der leisen, mit bebender Stimme gesprochenen Bitte lag ein so furchtbarer Vorwurf für ihn, daß er seinen Gefühlen, seiner Reue, seiner Zerknirschung nicht mehr Worte geben konnte. Nur seine Stirn preßte er neben die Sterbende auf das Bett, und ihre Hand lag auf seinem Haupt und drückte es leise an sich.

„Kuno," hauchte ihre Stimme nach einer langen Pause wieder. „Bertha, meine Bertha!" rief der Mann, sein Antlitz zu ihr hebend, „fühlst Du Dich besser?"

„Leb wohl!"

„Bertha!" stöhnte der Unglückliche, „Bertha!"

„Mach mir den Abschied nicht schwer," bat die Frau, „die Kinder habe ich schon geküßt, ehe Du kamst — ich wollte noch mit Dir allein sein. Laß mich ausreden," flehte sie, „mir bleibt nicht mehr viel Zeit und das Sprechen wird mir schwer — leb wohl, Kuno — habe noch Dank — tausend Dank für all das Liebe und Gute, das Du mir gethan — sei mir nicht bös, wenn ich vielleicht — "

„Bertha, um Gottes willen, Du brichst mir das Herz —"

„Es ist gut — es ist vorbei — es wird Licht um mich — leb' wohl Kuno — sei gut mit den Kindern — auf Wiedersehen!"

„Bertha!" — — es war vorbei. Der Mann kniete neben der Leiche seiner Frau, und es war ihm, als ob das Weltall ausgestorben wäre und er allein und trostlos in einer Wüste stände.

Die nächsten drei Tage vergingen ihm wie ein Traum. Fremde Leute kamen und gingen ein und aus im Hause; er sah sie, wie man gleichgültige Menschen auf offener Straße vorbeipassiren sieht, und selbst als sie die Leiche in den Sarg legten, blieb er still und theilnahmlos. Die Kinder kamen über Tag zu ihm, hingen an seinem Hals und weinten; er preßte sie fest an sich und küßte sie und blieb dann wieder allein bei der Geschiedenen.

Endlich kam die Stunde, wo der Sarg fortgeschafft werden mußte, und jetzt war es, als ob er sich dem widersetzen wolle. Aber es traten eine Masse Leute in's Zimmer; Fremde von ihm dazu, die herzlich mit ihm sprachen und ihm zuredeten, daß er sich den Unglücksfall nicht so schwer zu Herzen nehmen solle. Er hörte ihre Trostgründe gar nicht, aber er fühlte, daß — was hier geschah — eben geschehen mußte, und duldete Alles.

Nach dem Begräbniß kehrte er mit seinen Kindern nach Haus zurück, schloß sich hier in sein Zimmer ein und weinte sich recht von Herzen aus. Danach wurde ihm etwas leichter — und es ist ein altes und wahres Sprüchwort — die Zeit mildert jeden Schmerz, denn das Menschenherz wäre sonst nicht im Stande zu tragen, was nach und nach ihm aufgehoben bleibt. Die Zeit mildert jeden Schmerz, aber — die Zeit mildert und sühnt keine Schuld.

Den Verlust der Gattin hätte er ertragen — mit bitterem Weh wohl, es ist wahr, denn er hatte sie treu und innig geliebt, aber mit Jahr und Tag wäre die schwere Stunde des Verlustes, das Gefühl, nie mehr ihr treues Auge wieder schauen zu können, mehr in den Hintergrund getreten, und ihm nur die Erinnerung an ihre Liebe und Treue geblieben. Jetzt aber nagte ein anderes Gefühl an seinem Herzen, nicht allein das Gefühl der Schuld, nein auch die Reue über vergangene Zeit mit dem Bewußtsein, diese nie zurückbringen, das Versäumte nie, nie wieder nachholen oder ungeschehen machen zu können, und das bohrte sich ihm in's Herz, nicht mit der Zeit weichend, nein mit den wachsenden Jahren fester und fester und unerschütterbar.

Draußen die Welt merkte Nichts davon; er war immer ernst und abgeschlossen für sich gewesen, und daß er sich jetzt vielleicht noch etwas zurückgezogen hielt, konnte nicht auffallen, aber daheim in seiner jetzt verödeten Klause, da stieg die Erinnerung an die Geschiedene mahnend vor ihm empor, und je weniger Vorwürfe sie ihm je im Leben gemacht hatte, desto mehr machte er sich jetzt selber. Wieder und wieder malte er sich die Stunden aus, die er mit vollkommen gleichgültigen Menschen draußen bei den Karten oder hinter dem Wirthstische verbracht, während seine Bertha daheim mit einer wahren Engelsgeduld auf ihn wartete, und so lieb, so freundlich ihn empfing, wenn er endlich zurückkehrte. Wieder und wieder malte er sich die einzelnen Fälle aus, wo er rauh und heftig gegen sie gewesen, die nie ein rauhes und heftiges Wort zu irgend einer Erwiderung gehabt, und vor Scham und Reue hätte er in die Erde sinken mögen, wenn er sich jetzt überlegte, wie er damals immer — immer Unrecht gehabt, und das nur, wenn er es auch früher eingesehen, nicht früher hatte eingestehen mögen.

Aber das Alles kam jetzt zu spät — zu spät für ihn wenigstens. Er hatte einen Schatz gehalten und mißachtet, bis er von ihm genommen wurde — keine Reue brachte ihn je zurück, und daß er jetzt sich elend und unglücklich fühlte, war nur die Strafe für eine begangene Sünde.

Für ihn war es zu spät — aber noch nicht für Viele, die diese Zeilen lesen. Viele, viele halten in gleicher Weise einen ähnlichen Schatz — und vernachlässigen, mißhandeln ihn ebenso, und es war der Zweck dieser Zeilen, daß sie sich den Moment zeigt, da es noch für sie Zeit ist, auszuhalten möchten, wo die Gattin plötzlich, unvorbereitet abgerufen wurde, und die Reue des Mannes dann zu spät kam, und nie, nie wieder gut gemacht werden konnte.

Eine Boxerfahrt.

Wie noch vor fünfzig Jahren in schottischen Dorfschulen ein Stutbuch in Gebrauch gewesen, welches die interessante Mittheilung enthielt, daß die Leute in Deutschland in Felle gekleidete Barbaren seien, so giebt es noch heute deutsche Landsleute, die allen Ernstes sich einen Engländer nicht ohne gelben Nankinganzug, Fidibusse von Fünfpfundnoten und einen Bulldog als Spiritus familiaris denken können, vor Allem aber die edle Kunst des Boxens als ein populäres Vergnügen vom Lord bis auf den Straßenjungen herab erklären. Ob der Ranking aus der Mode, müssen die Schneider am besten wissen, aber daß Bauknoten nicht mehr zum Anzünden von Pfeifen verwendet werden, ist eben so gewiß, wie die Seltenheit der Duellzeggen in London und die Unmöglichkeit, einen Lord in Hemdsärmeln zu entdecken, der wie ehedem einen Matrosen zu einem „Gang" herausforderte.

Indessen ist die alte liebe Gewohnheit nicht völlig ausgestorben, alljährlich finden Preisfaustkämpfe statt, zu welchen die Helden wie edle Pferde lange vorher „trainirt" werden, bis ein Platz in sicherer Entfernung von polizeilicher Störung ausfindig gemacht ist und die Höhe der Wetten das Risico von Leib und Leben „verlohnt".

So war es am ersten September unseres erleuchteten Jahres. Die Sportzeitungen hatten die Erwartung und Ungeduld jenes Theils der Bevölkerung, den die Times ein „wölfisches Gemüth" zuschreibt, bis zum Siedepunkt erhitzt. Auf Mace, den Zigeuner und Preisboxer, Englands Champion, waren bald 600 Pfd. St., auf seinen Gegner Goß 400 Pfd. St. gewettet. Der Sieger sollte beide Summen in die Tasche stecken.

Es war Mitternacht in Whitechapel, einem düsteren östlichen Distriete Londons, und zwar dem ärmsten. Die Bierhäuser waren aber noch gedrängt voll, und sehr gemischte Gesellschaft wogte ein und aus. Hier war das Stelldichein Aller, welche für zwei Sovereigns das Geheimniß erkaufen wollten, wo der Boxkampf vor sich gehen sollte. Wer mit Ellenbogen und Rippenstößen sich den Weg zum Ohre des grinsenden Bierwirths erzwungen und ihm zwei Goldstücke in die Faust drücken konnte, erhielt ein Eisenbahnbillet „gültig von der Paddington-Station nach W. B. und zurück." Wer nun keine verdächtige Polizeinase besaß, konnte mit Leichtigkeit unter so liebenswürdigen Sportsmännern auskundschaften, daß W. B. eine kleine Stadt in der entlegenen Grafschaft Wiltshire, Namens Wootton-Bassett sei, von ehrwürdigem Alter, fast so alt, wie der Kalkboden, auf dem sie erbaut worden. Um halb vier Uhr Morgens sollte der Bahnzug abgehen, und in dichten Gruppen marschirten die Billetinhaber von allen Bezirken der Millionenstadt nach der Station Paddington im fernen West-End.

Eine Fluth von Menschenköpfen drängte sich in dieser Frühe durch das Bahnhofsgebäude, durch Fenster und Thüren; — die Beamten gaben jede Ordnung als hoffnungslos auf, und Ex-Champions verschiedenster Gattung bildeten eine Amateur-Polizei und boten die Reiselustigen mit Knotenstöcken und Faustpüffen in Reih' und Glied, bis die in Bereitschaft gehaltenen Waggons mit dieser lärmenden, fluchenden und jauchzenden Völkerwanderung gerüttelt und geschüttelt voll waren. Die Policemen glänzten durch Hinwesenheit, augenscheinlich hatten sie ihre besonderen Pläne, wie den Fang sich in flagranti nicht entgehen zu lassen.

Der Zug schien von ungeheurer Länge. Dichter Nebel verhüllte die Aussicht nach nach allen Seiten, und man entdeckte nur ein Lichtschweif von glimmenden Cigarren in den Thüren des Personen und der Coupés, bis mit einem schrillen Pfiff die ganze ungefüge Masse in Bewegung kam. Die Heroen des Tages, Mace und Goß, die zuletzt eingestiegen, wurden mit einem brausenden Hurrahruf empfangen, das noch weithin hallte, als schon das Rasseln der Räder und Ketten und das Geknatter der Schienen jede menschliche Rede unhörbar machte. Ein gellendes Geschrei anwortete vom Eisenbahnhof, wo späte Nachzügler ihr Geschick verwünschten und gern auf einen Höllenwagen gestiegen wären, wenn solcher für hundert Guineen zu haben gewesen, um die Davonfliegenden noch einzuholen.

Und doch war dies kein „gemeiner Pöbel" — nein — gut zwei Fünftheile waren Leute aus der sogenannten „guten Gesellschaft", durchfreut mit hochadligen Namen, einzelnen Parlamentsmännern, hin und wieder einem jugendlichen Kleriker, freilich ohne die sonst kenntliche weiße Halsbinde, Beamten, die den Sport lieben, und Leuten, die bei Tatterfall täglich hohe Wetten auf Pferdefleisch buchen und bezahlen können. Der große Rest besteht immer aus Gesindel, dessen gute Geschäfte in London ihm an solchen „Ehrentagen" die Ausgabe von einigen Guineen gestatten. Die „wölfische Gemüthlichkeit", wie die Times sagt, verbrüdert schnell in solchen Fällen.

Hinaus in die Morgenfrühe, in das offene Land! Vorwärts sausen die Fünfhundert nach einem entlegenen Platze, wo sie in Bevorgenheit einem Schaufpiel beiwohnen wollen, das möglichenfalls mit einem Brudermorde endet! Sie sorgen sich um solche Gedanken nicht; sie rühmen das Ding als nobel und bewisch; denn es sei etwas „Bowderes um die heutige Probe", weil „beide Männer Extraheine seien" und in „excellenter Condition" sich befänden. Namentlich Mace, der erklärte Champion von England, sei ein würdiger „Professor einer äußerst nützlichen Kunst", nothwendig „für die nationale Existenz Britannniens"; Beide auch „Wetteiferer" für ein anständiges „Preisgeld", das mehr als ein „Ehrensold" denn als „gemeiner Mammon" angesehen werden müsse. Sie gäben ein Beispiel, „bis zu welcher Vollkommenheit ein Mann trainirt werden könne, wenn nur sein Geist mit Ernst sich auf die Sache werfe" ꝛc. Hin und her gingen die Wetten, die sorgfältig gebucht wurden. Es macht nicht viel aus, sich als zweitenziger Bankeroteur vor Gericht weiß zu waschen, aber es ist Ehrensache, solche Wetten auf Menschenblut zu bezahlen.

Weiter! Weiter! Sonnenschein überall! Man ist achtzig englische Meilen von London entfernt und hat die Fahrt in kaum zwei Stunden zurückgelegt. Zauberischer Sommermorgen! Grün funkelt der Saumet der weiten Hirtenlandschaft fern und nah. Ungesehen — hier ungefühlt! „Welch' schönes Wetter! Wir werden einen „Modellkampf" sehen."

Wootton-Bassett ist erreicht. „Endlich!" — Sofort schlüpfen aus dem vordersten Waggon ein Dutzend Gestalten, Ex-Champions, die ihren Ruhm überlebt, beladen mit den Utensilien der Kampfequipage, d. h. den Feldstühlen für die Boxer, wenn erschöpft oder blutend, riesigen Bündeln von Wasch-Schwämmen, Essig- und Wasserflaschen, Flacons mit Portwein gefüllt, Bandagen u. s. w. In allen diesen Dingen verräth ein gewisser patentirter Luxus das vorgeschrittene Zeitalter. Nur das mitgebrachte Strohbündel sieht häßlich — ominös aus. Ich blicke mich unwillkürlich nach einem Todtengräber um und nach einem Sarge! — Weichliche Sentimentalität! Anderer „von der Kunst" schließen sich an, welche die Pfosten und Seile tragen, mit denen der Kampfplatz — oder vielmehr der „Ring" — eingezäunt werden soll. Dann folgt Mace, der Champion von England, von Kopf bis zu Fuß in einen phantastisch-weißen Flanellanzug gekleidet, an den Schultern mit schwarzen Streifen verziert, eine weiße Mütze auf dem verwegenen Zigeunerkopfe. — Bewehrung spricht aus allen Gesichtern — denn Viele warten schon dort, die von Bristol, Manchester, Liverpool, von allen Ecken und Enden Englands herbeigekommen, zu Roß und zu Wagen oder mit Dampf, und theilweise im Freien über Nacht biwouakirt haben. — Goß, sein Rival, ist dunkelfarbig von Antlitz und Kleidung, sicht weniger kunstreiterhaft aus und könnte für einen harmlosen Hufschmied gelten.

In langer, schweigender Procession — die Spannung macht alle Gespräche verstummen — schreitet die zweifennde Menge über den weiten, weichen Mergel der Felder, mitunter durch Hohlwege, von dunklem thanigem Lande überwölbt, durch welches das Sonnenlicht schimmert auf alle die wanderuden, muheinlichen, oft scandalösen Gesichter,' fast quer über auf eine Wiese zu, auf der ein Schäfer friedlich seine Heerde weidet, denn der seltsame Besuch kommt dem Landstädtchen in Wiltshire ganz unerwartet. Er will sich anfangs dem Eindruche auf sein Gebiet widersetzen, aber ein einziger voller Händedruck macht alle Scrupel schwinden.

Nun wird der „Ring" errichtet — es ist eigentlich mehr ein verkümmertes Viereck. — Ein äußerer Ring für bevorzugte Honorationen folgt in gleicher Schnelle, wofür die Schaupläße zum Besten der „Faustkämpfer-Wohlthätigkeits-Gesellschaft" sich mit rapider Bereitwilligkeit verlaufen. Gold regnet in die schmutzigsten Hände — denn es sind zwölf breitbrustige Burschen nöthig, um den ersten Rang gegen den Andrang der Uebrigen mit frischgeschälten Weißdornstäben und Guttaperchapeitschen zu vertheidigen.

Seine Gnaden der Marquis** jetzt sich platt auf die Erde; Mylord — in verschiedenen Exemplaren — macht es sich bequem auf einem Feldstuhl, Bruder „Strowser“ in zweideutigem Costüme nimmt neben ihm Platz; hinter ihm lagert Einer, dessen Gesicht halb verschämt sich hinter einem feinen Taschentuche versteckt. Ist es nicht derselbe Kopf, der am vergangenen Sonntage in London auf einer Kanzel erschien und den Segen über die friedliche Gemeinde sprach? Hier ein Banquier, dort ein Rubel geschwätziger Clerks, wiederum ein wohlbekannter Squire des Unterhauses, ein Member of Parliament in feinstem Schwarz, hier und da wohl andere größere und kleinere Bireaukraten für Großbritannien und Irland, mit sultanisch-verschränkten Beinen auf dem Rasen hockend oder über die straffgespannten Seile des Ringplatzes lehnend. Rowdy und junge Bershwenter, „junge Väter“ und „ältere Söhne“, Officiere in Civil, hier und da auch elegante Taschendiebe — denn die Ernte ist oft reich und leicht, wenn Aller Augen auf quellendes Blut gehestet sind. Am zahlreichsten aber ist die Classe der „Turfisten“, oder der „Daäser des Turfs“ vertreten, Spottnamen für Sportsmen. Diese Classe ist sogleich herauszuerkennen. Sie rekrutirt sich an der Pferde- und Wettrennenbörse am Tattersall an der Ecke von Hydepark täglich um vier Uhr Nachmittags. Wie verschieden auch an Bildungsgraden, sie sind durchweg — lateral, horizontal, vertical und diagonal — Pferdeliebhaber oder solche, die von den Interessen des Pferdefleisches leben. Weiße oder gelbe Halstücher mit absonderlichen Knoten, schwarze, graue, grüne Röcke mit absonderlichem Schnitt, barchlederne Gesichter, ernsthafte Mienen, meist mager, und von der Neigung, beide Hände in die Seitentaschen zu stecken, knappe Pantalons und Hüte mit sehr breiter oder sehr schmaler Krempe, Stulpstiefeln oder leichte, weiße Schuhe. — Da giebt es keine Mißverständnisse, das sind „Turfisten“. Mit dem geschäftsmäßigen Enthusiasmus für Pferdefleisch verbinden sie eine fixe Idee, daß das britische Reich nicht ohne Preisboxkämpfe bestehen könne, wie sie sagen, von einem „christlich-umsturzlösen“ Gesichtspunkte aus betrachtet. Boxkampf und Constitution! Boxkampf und alte Institutionen! Boxkampf und Freiheit! Vor dem „Ring“ sind Alle gleich, Aristokraten und Demokraten. So lange beide Parteien ihre Wetten bezahlen, begegnen Herzoge und Lumpensammler, Pfandleiher und Jockeys sich auf dem gemüthlichen Fuße von „Mann gegen Mann“ auf dieser echt nationalen Grundlage.

„Platz! Platz! Ruhe!“

Mace erscheint auf der einen Seite des Rings, Goß auf der anderen. Beide werfen herausverdrehn ihre Flanellkappen in die Mitte. Donnernde Cheers ringsum. Jetzt werfen Beide eine Münze empor, „Kopf oder Schwanz!“ um den besten Platz. Mace gewinnt, d. h. diejenige Ecke, wo er dem stärenden Sonnenlicht den Rücken zukehrt. Mit feierlicher Langsamkeit geht nun die Entkleidung durch die Secundanten vor sich. Jeder hat zwei Gentlemen dieser Art zur Hand, von denen je einer sein gebogenes Knie dem Kämpfer als Sitz bietet. Die Stiefel werden gegen weiche Schuhe vertauscht, Rock und Weste. Alles bis auf festgeschnürte Beinkleider abgelegt. Der ganze Oberkörper bleibt nackt. Mit welchem „Kunstsinn“ die ahnenlos Zuschauenden die kräftigen Gestalten kritisiren!

„Beide sind zu fast gleichem Gewicht trainirt!“ — „Ihr Fleisch ist so weich wie Bienenwachs, ihre Haut dünn wie Seide!“ — „Herrliche Politur der Gliedmaßen!“ — „Aber Mace hat den kräftigsten Schädel!“ — „Wie sie einander messen, Aug' um Auge!“ — „Goß hat mehr thierische Anstauer in seiner Gestalt ausgeprägt!“

Dies die Conversation, wie sie von Mund zu Munde geht. Die Speculanten machen Wetten über Wetten — fast unterthalb Stunden währen die mit pedantischer Genauigkeit vorgenommenen Rüstungen, — die Ungeduld steht auf den Zehen — Furcht blickt rechts und links nach der Richtung des Bahnhofes von Swindon, wo der verdächtige Polizeimann sichtbar gewesen!

Jetzt!

Mace steht mit gekreuzten Armen in der Mitte des Ringes. Goß tänzelt um ihn herum mit Finten und Scheinangriffen. Jeder sinnt den ersten drohenden Hieb zu erhalten oder zu vermeiden. Bald wieder senken sie die Arme und lächeln einander an mit convulsivischer Mundverzerrung. Die Zuschauer heben sie auseinander, wie zwei knurrende Hundedoggen. Jeder hat seine Capuleti und Montecchi unter der Versammlung, die im rohesten Englisch sich gegenseitig „aufstieren“ und die Champions preisen oder verhöhnen. Lärm, Gelächter, Fluchen und Schwören ringsum, Händeklatschen und Fersenstampfen. Noch immer drehen sich die Kämpfer mit wachsamem Lauern im Ringe hin und her. So vergehen zehn Minuten. Tiefste Spannung überall. Noch fiel kein Schlag. Da — ein Schrei!

„Die Coppers!“

Verwirrung überall. Coppers ist ein Spottname für Polizeiconstabler, von Yankee-Ursprung vermuthlich.

Der blaue Hut des Polizei-Inspectors, den man in Swinden erblickte, erschien in der Ferne, und vor ihm her stürmten drei Wächter der öffentlichen Sicherheit, um durch die festgezauute Menge zu brechen. Einige Londoner Rowdies riefen, man solle die Biere gefangen nehmen, bis der „Mordkampf“ ausgefochten, indessen die Loyalität überstimmte. Langsam löste sich der dichte Kreis in Gruppen auf, und während einige berittene Gentlemen die lachenden Policemen in eine merkwürdig lange Unterredung verwickelten, wurde den halbnackten Champions ein Ueberrock übergeworfen, und wie auf Commando trabten die gesammten Zuschauer — achthundert nunmehr — zur Eisenbahn zurück. Man glaube nicht, daß die Sache damit zu Ende. Eine lustige Meute ruht nicht eher, als bis sie Blut gesehen!

In der That! Die gesammte Menge stieg wieder in die wartenden Waggons, rasselte achtzig Meilen entlang nach London, stürmte dort über den Bahnhof, — Hunderte in Cabs und in Omnibus, andere Hunderte überrumpelten die sich dort anschließende unterirdische Eisenbahn — und passirten Alle, was Pferde und Dampf leisten konnte, sieben — englische Meilen quer durch London, überall mit Cheers begleitet, nach dem südöstlichen Bahnhof in Fenchurch-Street. Alles folgte einem geheimen Lokungswerte. Diesmal in ganz entgegengesetzter Richtung — achtzig Meilen ostwärts nach der Küste von Essex! Die Scene vor dieser zweiten Abfahrt war unbeschreiblich. Hülfersuche überall aus dem summenden Gedränge! In fünf Minuten wurden nicht weniger als sieben gewaltsame Ausplünderungen mit Hülfe von Beyrbieben verübt. Ich sah einen Dandy von Sechsen umzingelt, halb ohnmächtig geknufft und vergeblich protestiren, als Uhr, Kette, Börse, Busennadel ihm unter vielfeitigem Hohngelächter abgenommen wurden. Es gelang einem Trupp Policemen, sich zu ihm Bahn zu brechen, aber der Gespünderte rief:

„Laßt die Burschen in Ruhe! Ich habe keine Zeit zum Denunciren und will nicht den Bahnzug versäumen!“

Und Diebe und Bestohlener stiegen in ihre Coupés. Wer sollte es heute mit „practical jokes“ zu genau nehmen!

Es war vier Uhr Nachmittags, als der Zug in der Kenuschen Marsch anlangte. Aber, o Mißgeschick, ein Fluß war zu überfahren — und nur drei Boote vorhanden! Dies war Alles zum Transport von nunmehr tausend aufgeregten, erhitzten, entrüsteten Sportsmännern, die auf der Fahrt durch London allerlei verdächtige Verstärkungen erhalten. Wieder hatten nur die Stärkeren Recht! Jeder Platz in den Booten wurde erkämpft. Manche fprangen in das Wasser und wateten hinter den ersten sich entfernenden Fahrzeugen her, die bis zum Sinken überladen waren. Dort angelangt, klammerten sie sich an den Rand und erzwangen sich einen Platz oder stiegen sich halbschwimmend nach dem jenseitigen Ufer hinüberschleppen. Andere boten zwei Guineen (14 Thaler) für einen Sitz und erhielten doch nur Ruderschläge als verächtliche Antwort. Hin und her gingen die Boote — es währte volle zwei Stunden, ehe nur die Hälfte der Truppen übergesetzt war. Die Boote waren halbzermalmt und zogen unrettbare Leck; somit blieb die Hälfte in ohnmächtiger Erbitterung zurück, ein Gebeul ausstoßend, das einer Indianerhorde Ehre gemacht hätte. Daß nicht Einer ein nasses Grab gefunden, nicht ein Boot seine wüste Bürde ausgeschüttet — erscheint demjenigen ein Wunder, der die Geschicklichkeit englischer Ruderer nicht kennt. Etwa ein Dutzend vertraute sich sogar schwimmend den Wellen an und erreichte das gegenüberliegende Ufer unter brausendem Hurrah der vor ihnen Angelangten. Nun lag Wasser zwischen den Landfriedensbrechern und der Polizei, wenn solche ja es wagen sollte, ihnen ein zweites Fiasco zuzugedenken.

Dieses Mal gingen die Vorrüstungen zum Ehrenkampf für tausend Pfund Sterling mit größter Eile von Statten. Der Ring war in fünf Minuten gesteckt, auf dem Seesand, halbverdeckt hinter alten Dünen und Rohrgebüschen, über sich den bleifarbenen Wolkenhimmel. Daß der Faustkampf begonnen, bewies den an

andern Ufer Gebliebenen bald das Echo des gellenden Geschreis aus hundert und aber hundert Kehlen, das weit hinüberschallte und wiederhallte.

Begleitet von einigen Wenigen gelang es mir auf weitem Umwege in einem Weiler ein Boot uns dienstbar zu machen, und wir langten nach Verlauf von anderthalb Stunden auf dem Kampfplatze an, wo die Aufregung der Zuschauer sich bereits zu völliger Raserei echipt hatte. Dumpf flelen die Faustschläge der Combattanten — aber nur in langen Pausen, denn Jeder überbot den Andern im Pariren, Ausweichen und im Finten jeder Art. Die unringende Masse, ungeduldig darauf, Blut zu sehen, überhäufte Goß mit unbeschreiblichen Schimpfwörtern, „weil er davon laufe“ — „keine Courage zeige“ — alles in der Absicht, ihn an eine Stelle zu locken, wo ihm möglichenfalls ein tödtlicher Schlag treffen könne. Vierzehn Minuten der Anfregung und — noch kein Blut. Das war unerhört in der „Faustgeschichte!“ Und soviel dürstende T— in Menschengestalt harrend — schwörend — höhnend! Mace's rechtes Auge war bereits fast geschlossen und auf Goß's breiter Brust prannten die rothen Fingerspuren seines Rivalen, während auf seiner Stirn ein dunkler Blutstropfen sichtbar wurde.

„Erstes Carmin für Mace!“ rief der Schiedsrichter, der auf einer Schütte Stroh saß, mit einsöniger Stimme.

Oft rangen die Kämpfer mit einander bis zur Erschöpfung, und nicht weniger als fünf Mal mußten sie zu den Feldflaschen getragen werden, bis jedes Mal der „Unparteiische“ sie wieder anfrief mit seinem monotonen Geschäftston: „Zeit ist um, Gentlemen!“

Mace, die Arme kreuzend, verfolgte mit dem Ausdruck diabolischer Verachtung alle die tänzelnden Rungänge, mit welchen sein Rival ihn zu einer Bloßstellung verlocken wollte. Das währte Viertelstunde um Viertelstunde. Dämmerung erschien schon auf den westlichen Hügeln. Die Wuth der Ungeduld unter den Zuschauern überstieg alle Grenzen. Die Sorge, daß einretende Dunkelheit das grausame Schauspiel unterbrechen werde, malte sich auf allen Gesichtern, in den blutunterlaufenen gloyenden Augen, in den Asdrücken drohenden Grimmes. „Geht drauf! Geht drauf!“ gellte, brüllte, keuchte, dröhnte und zischte es in hundertfacher Modulation. Noch immer drohten sich die Kämpfer im Kreise.

„Jetzt!“

„Geht drauf!“

Goß holte aus zu einem vernichtenden Schlage, aber wurde in demselben Momente mit Blitzesschnelle durch einen krachenden Faustschlag unter der Kinnlade besinnungslos zu Boden geschmettert. Er fiel vornüber und — er ist todt!“ brauste es ringsum unter unermeßlichem Jubel. Vergeblich schienen alle Wiederbelebungsversuche. Noch konnte er „die Ehre des Tages“ retten, wenn er sich aus der Ohnmacht erhole.

„Zeit ist um!“ tönte es dumpf von dem Munde des Schiedsrichters.

„Ich gebe ihm fünf Minuten Ueberzeit,“ erwiderte der Sieger, unbeweglich auf die Scene blickend.

Wiederum eine schauerliche Pause. Der Getroffene schlug die Augen auf, versuchte zu stammeln und sich aufzurichten, doch vergebens!

„Zeit ist um, Gentlemen!“

Hurrah für Mace! Drei Cheers für den Champion von England. Aber nicht höllisches Jauchzen allein, nicht dröhnendes Beifallklatschen nur belohnte Mace, den Sieger, der soeben tausend Pfund Sterling gewonnen, sondern man umarmte ihn, man bedeckte ihm Gesicht und Schultern mit Küssen, wie einen enthusiastisch gefeierten Halbgott. Und das Alles, während auf der anderen Seite ein Mensch, der nur um Haaresbreite dem Tode entgangen, beäubt und blutend davongeführt wurde.

Man trug den Champion von England auf den Schultern aus dem Ring, in jubelnder singender Procession — Gentlemen von Rang, ja richterliche Beamte darunter, vermischt mit Rowdies und Bagabunden, Alt und Jung, der elegante Rock vom feinsten Tuch neben der Jacke des Stallknechts. Allgemeine Verbrüderung!

Und in London erwarteten zehntausend Neugierige die Heimkehrenden mit donnerndem Beifallsruf. Das Portrait des Siegers — der Bericht in den Zeitungen ging am nächsten Tage von Hand zu Hand, und die edle Boxkunst hatte einen neuen Triumph gewonnen.* F. B.

* Zu der Empfehlung einiger Zeitschriften, das Boxen in die deutschen Turnvereine einzuführen, giebt der vorstehende Artikel eine sehr angenehme Illustration. D. R.

Die Geschichte des Hussensteins in Constanz.

Wenn vor Zeiten ein Wanderer in die alte Concilsumsstadt Constanz kam und nach dem Platze fragte, wo Huß und Hieronymus verbrannt wurden, und wenn er dann endlich auf eine unbestimmte Angabe hin, nach langem Suchen und Fragen auf die muthmaßliche Stätte gelangt war, so mußte ihn ein Gefühl tiefer Wehmuth bei dem Anblicke ergreifen, daß noch nicht einmal ein einfacher Denkstein die Stelle bezeichnet, auf welcher ein Huß und Hieronymus, um der Wahrheit willen, sich einem qualvollen Flammentode freiwillig unterzogen haben. Zunächst mußte ihn ein schmerzliches Gefühl gegen die Bewohner von Constanz selbst einnehmen; denn wenn es gleich Sache der ganzen Menschheit war, durch die Errichtung eines großartigen Monumentes auf dem Grabe dieser Märtyrer darzuthun, daß ein milderer Geist in ihr lebe, daß jene Zeiten einer unbeschränkten Priesterherrschaft vorüber seien, in welcher eine brutale Gesetzlosnechtung jeden Aufschwung der Seele mit Feuer und Schwert vertilgte, so war es nach seiner Meinung doch zunächst an der Stadt Constanz, kund zu geben, wie tief es die Enkel beklagen, daß ein so schreckliches Ereignis in ihren Mauern und zugleich unter der thätigen Mitwirkung ihrer Vorsteren geschehen konnte. Schon Manchen mag daher, wenn er Hussens Grab vergeblich gesucht hatte, mit stillem Groll im Herzen den Staub von den Füßen geschüttelt haben, sobald er die Thore der alten Stadt im Rücken hatte. Er that ihr gewiß Unrecht; denn erstlich konnte er sie nicht dafür verantwortlich machen wollen, daß das Concilium in ihr gehalten wurde, dann war ihm aber wahrscheinlich auch unbekannt, daß schon vor vielen Jahren einzelne Bürger, darunter der unvergeßliche Bürgermeister Hüetlin, durch die beabsichtigte Errichtung eines würdigen Denkmales die alte Schuld zu sühnen gedachten, wenn etwa eine auf der Stadt ruhen sollte, daß sie aber in der Ausführung ihres edlen Unternehmens durch höhere Weisung verhindert wurden. Zur Ehrenrettung der Stadt Constanz und ihrer Bewohner, zum rühmlichen Andenken ihres hochverzigen verstorbenen Bürgermeisters Hüetlin, sowie zur Geschichte des Hussendenkmales sollen daher diese durch fremden Druck vereitelten Bestrebungen hier ihre Darstellung finden.

Im Anfange des Jahres 1834 traten sieben der angesehensten Bürger von Constanz, darunter drei Gemeinderäthe und der damalige Bürgermeister Hüetlin, zu einem provisorischen Comité zusammen und erließen nachstehende drei Schreiben, deren Inhalt zugleich zur Aufnahme in öffentliche Blätter von Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz bestimmt war:

„An die wohllöblichen Magistrate von Prag, Hussinecz und Tabor.

Vier Jahrhunderte und die weltumgestaltenden Erfolge der Kirchenreformation Luther's haben über Johann Huß und Hieronymus von Prag, sowie auch über Sigismund und sein gehrochenes Geleite gerechter gerichtet, als das Concilium zu Constanz in den Jahren 1415 und 1416.

Die Flammen der Verketzerungswuth haben in unsäglichen Qualen die Leiber dieser beiden Männer verzehrt, und vielfährige Stürme des Krieges und Ströme von Blut haben bald darauf die Nationen gegeißelt; aber die Nachwelt und die Geschichte, leidenschaftslos und gerecht, verehren diese starken Geister als erste Vorkämpfer der Gewissensfreiheit und als Vorläufer der großen kirchlichen Reformation.

Kriegshelden, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler aller Arten, Napoleon, Luther, Canning, Schiller, Goethe, Guttenberg, Dürer und Keppler haben ihre Denkmale, welche der Nachwelt wichtige Momente ihres Lebens und Wirkens bezeichnen, oder den Ort, wo ihre Asche ruht.

Aber kein Denkstein bezeichnet bis heute die Stelle, wo Huß

Der Hussenstein bei Constanz.

und Hieronymus von Prag für ihren Glauben den schrecklichsten Tod im Feuer fanden!

Aufmerksame Forschung setzte uns in den Stand, mit Zuverlässigkeit diesen merkwürdigen Ort in der Gemarkung unserer Stadt bestimmen zu können.

Der unterzeichnete Bürgermeister von Constanz und mehrere Bürger dieser Stadt, die, gestützt auf das höchste Gebot der Liebe und Versöhnung, in der katholischen Kirche, zu der sie ohne Ausnahme gehören, kein Hinderniß der Sache finden können, haben sich daher vereinigt, um in Deutschland und Frankreich, vornehmlich aber in England, wo Hussens Lehrer Wiklef lebte, und in Böhmen, dem Heimathslande des Huß und Hieronymus von Prag, mittelst einer Subscription Beiträge zur Errichtung eines großartigen Denkmals zu sammeln, welches die Stelle bezeichnen soll, wo beide in den Flammen starben.

Indem wir die Ehre haben, dieses vorläufig dem verehrlichen Magistrate im Geburtsorte des Johannes Huß anzuzeigen, bitten wir Wohldenselben um gefällige Erklärung der dortigen Ansicht über den wahrscheinlichen Erfolg, den dieses Unternehmen, welches kein locales, sondern ein allgemeines und eben deswegen nur großartiges ist und sein soll, in Hussens Geburtsorte und bei seinen Vaterlandsgenossen überhaupt haben werde, namentlich bitten wir ergebenst um Auskunft, ob gehofft werden darf, daß die Magistrate der Städte in Böhmen, an welche das hiesige Comité sich wenden wird, zu diesem Unternehmen hülfreiche Hand bieten werden.

Mit Hochachtung ꝛc."

Diese nach Böhmen an die genannten Magistrate zur Post gegebenen Rundschreiben scheinen die Orte ihrer wirklichen Bestimmung nie erreicht zu haben, wohl aber erfolgte darauf eine Vorladung des Bürgermeisters Hüetlin vor die badische Regierung des Seekreises, von welcher ihm ein auf die Errichtung eines Hussendenkmals bezügliches Reskript des großh. Ministeriums des Innern mit der ernstgemessenen Auflage bekannt gemacht wurde, bis auf nähere Verfügung mit allem Verfahren einzuhalten. Zugleich wurden ihm die vier folgenden Punkte mitgetheilt, über welche er sich zu verantworten hätte:

Ob der Gemeinderath zu Constanz über die Errichtung dieses Denkmals vernommen worden sei? Ob derselbe dazu seine Zustimmung gegeben habe? Wer ihn (Bürgermeister) zu den obgedachten Einladungen ermächtigt habe? Wie er sich habe unterstehen können, diese Einladungen, ohne hierzu die Erlaubniß der betreffenden k. k. österreichischen Behörde eingeholt zu haben, zu erlassen, zumal da ihm nicht unbekannt sein müsse, daß vergleichen Sammlungen schon nach den dießfalls bestehenden Verordnungen verboten seien?

Darauf erwiderte der Bürgermeister in einer schriftlichen Zusendung:

„Zur Beantwortung dieser vier Fragen mit zur Darstellung des eigentlichen Sachverhalts erlaube ich mir in Ehrerbietigkeit folgenden Vortrag:

Unstreitig sind die Glaubenshelden Johannes Huß und Hieronymus von Prag größer als alle spätern und heutigen Märtyrer ihres Glaubens; — denn sie lehrten, litten und starben zu einer Zeit der allgemeinen Geistesnacht, welche nur vorübergehend durch das Licht ihrer Scheiterhaufen erhellt wurde. Sie hatten nicht den Trost, daß unter den tausend und abertausend Menschen, welche sie zur Todesstelle begleiteten, so viele wären, daß ihre Lehre einer künftigen Saat sich erfreuen könnte; — nicht die Hoffnung hatte sie zum Scheiterhaufen geleitet, daß ihr Tod eine fruchtbare Saat werde; sie mußten fürchten, daß mit ihnen auch ihre Lehre wieder unterginge, denn sie waren die Ersten, welche der Gewissensfreiheit Bahn brachen.

Ihre unbeugsame Seelenkraft, und das Bewußtsein der Reinheit und Wahrheit ihrer Lehre allein war es, was sie standhaft und stark erhielt selbst im schrecklichen Feuertode.

Als Hieronymus, nach Besag der Originalurkunden unserer Archive, entblößt, mit einigen elenden Fetzen, die man ihm auf den Leib geworfen, bis an den Mund in Stroh, Holz und Pech stand, und der Henker aus Mitleiden die Brandfackel in seinem Rücken in den Scheiterhaufen stoßen wollte, so rief er freudig: „gang herfür, und zünd vornen an! Hätt' ich das für gefürchtet, warlich so stünde ich jezo nicht hie!"

Huß und Hieronymus, welche die Kirche von ihren Schlacken reinigen wollten, wurden ohne vollständiges gerichtliches Gehör zum Tode verdammt. Das Concilium übergab sie dem Kaiser, der Kaiser dem Herzoge von Baiern, dieser dem Stadtvogte zu Constanz, welcher durch seine Rathsknechte die schreckliche That vollzog.

Die Geschichte hat längst über Huß und Hieronymus, aber sie hat auch über das Concilium von Constanz und seinen Urtheilsspruch und über Sigismund und sein gebrochenes Geleit gerichtet.

Aber zunächst auf der alten, sonst so ehrwürdigen Stadt Constanz ruht noch eine nichtgetilgte Schmach, denn in ihren Mauern ging die Scheußenshantlung vor sich, und sie selbst lieferte die Henker dazu.

Alle denkenden Reisenden, welche die hiesige Stadt berühren, erkundigen sich nach dem Verbrennungsplatze des Huß und Hieronymus; mit vorzüglichem Eifer haben dieses aber bisher immer die Engländer und Böhmen gethan. Namentlich die unablässigen Nachfragen der Fremden, welche den Conclave-Saal besuchen, mochten den Wärter desselben zu seiner Bitte an den Gemeinderath veranlaßt haben, den Platz, wo Huß und Hieronymus verbrannt wurden, mit einem Denkteine zu bezeichnen. Die Bitte wurde abschlägig beschieden, indem man den Weg der Subscription als den hier allein zweckmäßigen ansah. Diese zufällige Anregung erweckte sofort in dem Ehrerbietung Unterzeichneten die früher schon gehabte Idee, diesen so merkwürdigen Ort durch ein Denkmal aus freiwilligen Beiträgen zu bezeichnen und auf diese Weise die alte Schuld der Stadt Constanz zu sühnen. Er glaubte dies als Bürgermeister und Bürger seiner Vaterstadt, als Mensch der Menschheit schuldig zu sein. Jedoch sollte nach Maßgabe des obigen Gemeinderathsbeschlusses, zu welchem er selbst wesentlich mitgewirkt hatte, seine Wirksamkeit nur als die eines Bürgers, nicht aber des Bürgermeisters eintreten.

Um diese Sache nicht zu übereilen und möglichst sicher vorzuschreiten, beschloß das errichtete Comité, vorläufig bei den Magistraten jener böhmischen Städte, von welchen wegen historischer Erinnerungen das meiste Interesse zu gewärtigen war, nach der dortigen Ansicht und dem wahrscheinlichen Erfolge dieses Unternehmens sich zu erkundigen. Es waren dies Hussinecz, der Geburtsort Hussens; — Prag, der Geburtsort des Hieronymus, und Tabor, das Feldlager des gewaltigen Hussitenführers Ziska. Jedenfalls glaubte der Unterzeichnete diesen Städten von unserm Vorhaben nähere Anzeige machen zu müssen, weil sie gleichsam eine geschichtliche Befugniß besitzen, dieses anzusprechen dürfen.

Deshalb erließen wir im Augeinn dieses Jahres an die Magistrate dieser drei Orte mutatis mutandis das obige gleichlautende Schreiben. Vergebens wartet der ehrerbietigst Unterzeichnete bis heute auf ein Antwortschreiben. Statt dessen aber kam ihm die Eingangs bezeichnete Eröffnung des hohen Ministerial-Erlasses mit der Aufforderung zur Verantwortung zu.

Außer der Ansertigung oben erwähnter drei Briefe nach Prag, Tabor und Hussinecz ist zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes zur Stunde noch lediglich nichts geschehen.

Dieses ist der Stand der Sache.

Ueber die Befugniß zu diesem Unternehmen erlaube ich mir zur Zeit keine Ausführung, da sie antizipirt wäre — bemerke blos, daß die Mächte, welche Ehrenteinmale für Luther, Melanchthon und Zwingli gestatteten und selbst dem hingerichteten Sandwirth Hofer in Tirol heute eine ehrende Urne bauen — auch dulden werden, daß man mit Achtung der größten Glaubenshelden des 15. Jahrhunderts gedenke, daß man auch dem edlen Johannes Huß und Hieronymus von Prag einen Denkstein setze.

(Nachdem Hüetlin die obigen vier Fragen gründlich beantwortet und die Einmischung der österreichischen Behörden gehörig beleuchtet, schließt er sein Vertheidigungsschreiben mit „der getrosten Zuversicht, daß die aufgeklärte hohe Landesregierung diesem rein menschlichen Unternehmen ferner nicht hemmend entgegentreten werde.")

Constanz, am 6. Mai 1834.

Carl Hüetlin."

Auf diese Darlegung hin kam folgender Beschluß des großh. bad. Ministeriums des Innern: „Bürgermeister Hüetlin in Constanz wird angewiesen, vor der Hand Alles zu unterlassen, was auf diesen Gegenstand Bezug hat."

So wurde also durch ein kurzes Verbot, welches sicherlich seine Entstehung einer Weisung von einer deutschen Großmacht verdankte, das edle Unternehmen schon in seinen ersten Anfängen unterdrückt, und die ehrenwerthen Bürger von Constanz, an ihrer Spitze der hochachtbare Hüetlin, hatten nur das befriedigende Be-

wußtsein, daß sie einer heiligen Pflicht Genüge leisten wollten, aber nicht durften. Daß ihrem Unternehmen ein glänzender Erfolg gesichert war, wenn es dem damals herrschenden Bevormundungssystem gefallen hätte, seine Genehmigung zu ertheilen, daran ist gewiß kein Zweifel; denn wo auch dieses Vorhaben bekannt wurde, nahm man es mit Begeisterung auf. Davon zeugt unter Anderm ein Brief des berühmten Geschichtschreibers von Rotteck, welchen derselbe nach erhaltener Kunde dem Bürgermeister von Constanz zusandte. Als ein Denkmal seines freien und für alles menschlich Edle empfänglichen Sinnes möge er hier folgen:

„Freiburg im Breisgau, den 10. April 1843.

Verehrter Herr und Freund!

Ihre Idee wegen eines Denkmals für Johannes Huß und Hieronymus von Prag finde ich ganz vortrefflich. Das Ehrendenkmal für die Märtyrer ist zugleich eine Schandsäule für ihre Henker, und das Zeitalter, welches sie errichtet, spricht eben dadurch auch das Verdammungsurtheil aus über alle von gleicher Henkersgesinnung erfüllten Machthaber der Gegenwart und aller Zukunft. Wer sich für Hussens Denkmal unterschreibt, der erklärt sich zugleich gegen die heutigen Henker der politischen Ketzer; er verdammt die Richter Riego's und Bolthart's und die Gewaltsdiener der Congresse und Minsterverfammlungen in Wien, Frankfurt und überall sonst; die Einladung und Unterschrift aber ist zugleich eine mächtige Anregung des Rechts- und Freiheitseifers bei allen Empfänglichen und Guten.

Daß ich mit Eifer und Liebe das Unternehmen unterstützen werde, versteht sich von selbst.

Mit alter, unverbrüchlicher Hochachtung und Liebe

Ihr treuest ergebener

von Rotteck."

So dachten und denken freilich noch nicht Alle; so dachten auch nicht die Männer, welche von ängstlicher Rücksicht geleitet es sogar verboten, daß ein im Jahre 1840 in Constanz gebautes Dampfboot bei der Taufe den Namen Huß erhalte. Helvetia durfte das badische Schiff heißen, den Namen eines republikanischen Landes durfte es führen, aber nach einem freien Manne, einem der größten, den die Weltgeschichte kennt, benannt zu werden, das konnte und durfte man nicht gestatten.

So hatte man es also glücklich dahin gebracht, daß auch fernerhin jede äußere Erinnerung an den edlen Glaubenshelden und seinen großen Schüler aus den Augen der Menschen entrückt war. Gern hätte man diese standhaften Kämpfer für Wahrheit und Licht auch aus dem Andenken entfernt; gerne würden heute noch Viele bereitwillig die Hand dazu bieten; aber sie hassen tief, diese Namen, im Herzen aller Bessern, und keine Macht der Welt ist im Stande, das Gedächtniß an die Flammengluth zu vernichten, in welcher die Glaubens- und Gewissensfreiheit für ewige Zeiten begraben werden sollte. Es gelang daher auch in Constanz nicht, den Eifer für diese edle Sache zu unterdrücken und das Gehässige abzuschwächen, als habe die Stadt eine besondere Verpflichtung, die alte Schuld in angemessener Weise zu sühnen. Das Unternehmen war nur zurückgedrängt; denn 26 Jahre nach dem vergeblichen Versuche einzelner Bürger beschloß die Stadtgemeinde, abgeneigt von der Errichtung eines großartigen Denkmals, die Stelle, auf welcher Huß und Hieronymus verbrannt wurden, durch einen einfachen Denkstein zu bezeichnen. Da sich aber die Ausführung dieses Beschlusses verzögerte, so traten im Jahre 1861, nach dem glorreichen Umschwung der Dinge in Baden, mehrere Privaten, sowohl katholischer wie evangelischer Confession, zusammen, um durch Sammlung freiwilliger Beiträge die Kosten zur Herstellung eines solchen Denksteines aufzubringen. Nachdem daher der Gemeinderath von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden und seine thätige Mitwirkung bereitwilligst versprochen hatte, nachdem auch bald darauf unter der erleuchteten Regierung des Großherzogs Friedrich von Baden die Staatsgenehmigung erhielt war, wurde die Subscription sofort eröffnet und hatte bei Hoch und Niedrig, bei Reich und Arm, unter Leuten, welche den verschiedensten Confessionen angehören, einen so günstigen Fortgang, daß in kürzester Frist die veranschlagte Summe überliefert war.

Obgleich sich die Sammlung nach dem Wunsche des Comité's nur auf die Stadt beschränken sollte, weil man für das beabsichtigte einfache Denkmal schon auf diesem Wege die erforderlichen Mittel zusammenzubringen hoffte, obgleich man daher auch keinen Aufruf zur Theilnahme in den Blättern erließ, so liefen doch von nah und fern Beiträge ein, oft von der Bitte begleitet, die Gabe nicht zurückzuweisen, ja mit dem Zusatze, daß man noch mehr geben wolle, wenn es nöthig sei. So kam unter Anderm ganz unerwartet ein reicher Beitrag von New-York (150 fl.), meistens von ehemaligen Constanzern zusammengebracht; so fließen es sich auch die benachbarten Schweizer nicht nehmen, ihr Scherflein beizutragen. Viele Begleitschreiben gaben so recht Zeugniß davon, daß trotz aller Lehren von der Verwerflichkeit und Verdammungswürdigkeit der Ketzerei das Gefühl für Licht und Wahrheit nicht erstickt werden kann.

Man glaube aber ja nicht, daß die Zionswächter mit ihrem Anhange diesem Unternehmen so gleichgültig zusahen. Zuerst wollte man die Bedeutung des zu setzenden Denksteins abschwächen, indem man in dem Constanzer Localblättchen eine angebliche Kundgebung mehrerer Beisteurer veranlaßte, „daß dieselben wohl beigetragen haben zur Herbeischaffung eines Steines (keines Denkmals), um den Platz dieses für die Vor- und Nachwelt geschichtlichen Ortes genauer bezeichnen zu können, also um damit der Stadt Constanz, oder vielmehr den hier durchreisenden Fremden einen Dienst zu erweisen, aber weiß entfernt, dem hier befindlichen Radicalismus als blindes Werkzeug zu dienen."

Und als die Glaubenshüter einsahen, daß das größere Publicum mit seiner Ansicht auch auf Seiten des Comité's stand, so suchten sie in ihrem Blatte theils mit der stumpfen Waffe eines albernen Spotts (man sprach von den neuen Hussiten in Constanz), theils mit der schon gefährlichern der politischen Verdächtigung gegen das Unternehmen aufzutreten. Aber auch dies half ihnen Nichts.

Als die nöthige Summe beisammen war, kaufte das Comité einen für das einfache Denkmal geeignet scheinenden Stein an. Es war dieses ein erratischer Block, circa 350 Centner schwer, ein Findling von schwärzlichem Kalkstein, welcher beim Ausgraben eines Eisenbahneinschnittes in der Nähe von Constanz zum Vorschein gekommen.

Nachdem die Eisenbahnarbeiten zwischen den Hunderte des erratischen Blockes und Constanz soweit hergestellt waren, daß an eine Ueberführung gedacht werden konnte, erfuchte das Comité den Gemeinderath der Stadt um die Anweisung des Platzes, auf welchem der Denkstein ruhen sollte. Durch die eifrigen Bemühungen und Untersuchungen des verstorbenen, auch durch seine germanischen Studien bekannten Professor Josua Eiselein hatte man nämlich deuseben mit ziemlicher Sicherheit ausgefunden. Die im städtischen Archiv aufbewahrte Chronik des Ulrich von Richental, der Augenzeuge des ganzen schrecklichen Vorganges war, giebt sowohl über die Ausführung des Urtheils, wie über den Platz selbst genauen und zuverlässigen Bericht. Wenn man die Stadt vom See aus der Breite nach durchschritten und das ehemalige Paradieser-Thor hinter sich hat, wenn man dann auf der Straße nach Gottlieben Huß sah in einem Thurme daselbst gefangen weiter geht: so ist der denkwürdige Ort links vom Wege auf dem südlichen Bleiche zu suchen, unweit der jetzt in der Nähe errichteten Gasfabrik. Diese Stelle wurde dem Comité von der Stadt bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und nun ging's im Monat September 1862 an die Herbeiführung des Steines. Es war dieses bei einem so großen Gewichte keine Kleinigkeit und bedurfte großer Umsicht. Vom Fundorte bis zum Concilium's-Gebäude wurde der Stein auf der Eisenbahn mit der ersten hierhergekommenen Locomotive „James Watt" transportirt, wobei ganz in der Nähe des Bahnhofes zwei Achsen brachen. Von dem Platze beim Concilium bis an die Wiese, auf welcher der Denkstein gesetzt werden sollte, mußte die Ueberführung auf der Achse mittelst Zugviehes bewerkstelligt werden. Den hierzu erforderlichen Wagen, dessen Tragkraft auf 700 Centner berechnet war, lieferten die Herren Escher und Wyß in Zürich, das Zugvieh Constanzer Bürger unentgeltlich.

Weil man aber zwei Tage hintereinander 12 und 14 Pferde verwendet hatte, ohne mehr als ca. 30 Schritte weit vom Platze wegzukommen, ging unter dem Volke schon die Rede: „der Teufel sitzt darauf und hat ihn verhext, man solle die Sache bleiben lassen." Das Comitémitglied, Herr Zogelmann, war anderer Ansicht; denn Teufel ließ er sitzen, machte aber den Versuch, ob Ochsen nicht Meister über ihn würden. Am dritten Tage wurden daher 4 Pferde und 10 Ochsen angespannt, welche alsbald den Stein ohne Beschwerde bis an den Beiihl fortführten. Von da gestaltete der Transport mittelst Schlitten, durch Bürden und Krahnen gehoben. Hierauf wurde am 6. October 1862 in Anwesenheit einer vieles Ereignisses würdigen Gesellschaft der Grundstein gelegt. In denselben verwahrte man einzelne auf das Concilium von Constanz, besonders

aber auf Huß und Hieronymus bezügliche Schriften, sowie ein Actenstück über den Hussenstein selbst, und das Verzeichniß der Comitémitglieder. Auf den Grundstein wurde der Block, so wie er war, gebracht, nur schliff man die nördliche und südliche Seite desselben auf einer kleinen Fläche, um die Inschriften „Johannes Huß" und „Hieronymus von Prag", sammt dem Todestage beider Märtyrer anzubringen. Der Platz wurde eingefriedigt, und bald werden zwei kräftige Linden das denkwürdige Fleckchen Erde überschatten.

So ist endlich den beiden Männern auf der Stelle, wo sie für Licht und Wahrheit ihren letzten Kampf gegen Finsterniß und Barbarei mit ungebeugtem Heldenmuth kämpften, ein einfaches Denkmal gesetzt, genannt „Hussenstein". Es ist nicht kostbar, es ist nicht großartig, aber es ist umstrahlt von dem Märtyrerglanze eines Huß und Hieronymus, es ruht so sicher und fest auf der Flammenstätte, als die Namen Huß und Hieronymus in den Herzen der Menschen leben.

Blätter und Blüthen.

Das letzte Autodafé. In der Restaurationszeit der zwanziger Jahre wurde auf Betrieb des Pater Cyrillo, welcher den größten Einfluß auf den König Ferdinand ausübte, im Staatsrathe ein Gesetzentwurf zur Wiederherstellung der Inquisition in Spanien beschlossen, um, wie es in der Adresse an den König hieß, den Umtrieben der Liberalen einen undurchdringlichen Damm entgegenzusetzen. Die Stadt Valencia ward zum Hauptsitze dieses furchtbaren Glaubensgerichts bestimmt, welches, durch keinen einzigen ordentlichen Richter besetzt, nur aus Priestern bestand, einem Präsidenten, dem Generalvicar Torranzo, einem Fiscal, einem Secretair und sieben Räthen. Kaum war dasselbe in Kraft getreten, so füllten sich auch schon die schaurigen Räume des Gefängnisses, welches im Innern des bischöflichen Palastes sich befand. Das Verfahren des Gerichts war ziemlich genau nach dem Vorbilde des alten Inquisitionsgerichts unter Philipp II. eingerichtet. Der Unglückliche, welcher den Harpyien desselben in die Krallen fiel, wußte nicht, wer sein Ankläger war, durfte zum Beweise seiner Unschuld keinen Zeugen herbeibringen und war für immer von der Außenwelt abgeschlossen. Das Verhör wurde in verfängliche Fragen eingekleidet, verbunden mit Versprechungen und Drohungen, und der Vertheidiger wurde dem Beklagten von den Unholden selbst bestimmt. Bei gefällter Todesstrafe übergab man das Urtheil und den Verurtheilten dem weltlichen Criminalgerichte, welches die Execution zu vollziehen hatte.

Ein solches Todesurtheil wurde im Jahre des Heils 1826 an einem Catalonier Namens Ripoll, wahrscheinlich dem aufgeklärtesten Manne in Spanien, vollzogen. Der Unglückliche war Vorstand einer von ihm selbst errichteten Privatschule, und hatte die unvorsichtige Behauptung ausgesprochen, daß Christus kein Gott, sondern nur ein Mensch gewesen sei. Nach dem Bekanntwerden dieser Aeußerung wurde Ripoll der allerärgsten Ketzerei, der Gotteslästerung angeklagt und in die Gefängnisse der Inquisition gesteckt. Dort ließ man ihn über ein Jahr zwischen feuchten Kerkerwänden schmachten, bis er, von Ungeziefer zerfressen, in stillen Wahnsinn verfiel.

In diesem Zustande kam er in's Verhör.

Torranzo, der Präsident, legte ihm verschiedene Kreuz- und Querfragen vor und forderte ihn auf, seine Meinung über Christus zu äußern. Der arme geistesschwache Mensch wußte nicht zu heucheln. Er sprach, wie es ihm um's Herz war, und seine Antwort fiel so ketzerisch wie möglich aus. Da stürzte der feiste Pfaffe mit Tigerwuth auf den ausgehungerten Gefangenen los, schlug ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen und rief wie einst der Hohepriester: „Er hat Gott gelästert, was brauchen wir weiter Zeugniß!"

Einstimmig wurde das Todesurtheil über Ripoll ausgesprochen, der nun, mit Ketten belastet, dem nicht minder glaubenswüthigen weltlichen Gerichte überliefert wurde.

Nun folgte das Autodafé, ein Schauspiel, würdig eines Philipp'schen Zeitalters, ein Schauspiel, welches nur den verthiertesten Pöbelschaaren und dem verkommensten Pfaffengezücht einen Kitzel bereiten und Genugthuung verschaffen kann. Bis zur Stätte der Hinrichtung waren alle an den Wegen und Stegen befindlichen Heiligenbilder mit Schleiern verhüllt. Die Brüderschaft der Büßenden von der Mutter Gottes schritt dem Zuge voran, in dessen Mitte sich das unglückliche Opfer, auf einem Esel reitend, befand. Neben ihm trug man eine Tonne, die mit Flammen und Teufeln bemalt war. Die Büßenden von der Mutter Gottes, so wie die andern Heere von Mönchen ließen es sich angelegen sein, die an und für sich schon aufgeregte ungeheure Menschenmenge, die zum Richtplatz hinausströmte, zum wildesten Fanatismus aufzustacheln.

Zwischen zwei Kreuzen stand auf dem Schaffot der Galgen. Doch die Kreuze durften durch die Gegenwart des Gottesleugners noch weniger entweiht werden, als die Heiligenbilder an den Wegen; sie wurden deshalb bei seiner Ankunft fortgenommen. Das Volk, dessen Glaubenswuth, angestachelt durch die siegestrunkenen Mönche, zur wildesten Raserei ausartete, brüllte ohne Aufhören: „Verbrennt ihn! verbrennt ihn!" — Wer erinnert sich dabei nicht sofort an das „Kreuzige! kreuzige ihn!"?

Betäubt und fast bewußtlos langte der arme Wahnsinnige auf dem Schaffot an, und er wird es, wenn sein Denkvermögen noch so weit reichte, als eine große Wohlthat betrachtet haben, als der Henker ihm die Schlinge um den Hals legte und ihm dann auf den Nacken sprang.

Während dies geschah, sah man rechts und links Feuerflammen emporzischen, damit es den Anschein haben sollte, als würde er in Wahrheit verbrannt. Die Leiche warf man sodann in das Faß und wälzte es in die Fluthen des Guadalaviar, wo man dieselbe einige Male untertauchte und darauf der Brüderschaft der Büßenden übergab, die den Leichnam in ungeweihte Erde begrub. — Solches geschah im „schönen Land des Weins und der Gesänge" im Jahre 1826. Dr. W. A.

Geizhälse unter den Ameisen. Daß viele Thiere eine große Vorliebe für mancherlei buntfarbige oder glänzende Gegenstände haben, und dieselben lediglich zu ihrem Vergnügen in ihre Wohnungen und Nester zusammentragen, ist bekannt, und wir haben in den Elstern, Dohlen und Raben ganz in unserer Nähe sprechende Beispiele davon. Einige Ameisenarten gehören auch dazu, und zwar wissen gerade sie ihr Augenmerk auf diejenigen Körper zu lenken, welche auch von den Menschen ihrer Seltenheit und Schönheit wegen für besonders kostbar gehalten werden. Schon das classische Alterthum und die alte indische Literatur kennt die Sage von goldhütenden Ameisen, und dieselbe hat, wie aus den Beobachtungen neuerer Reisenden hervorgeht, einen wirklichen Grund. Der bekannte Reisende Möllhausen fand bei den Zuñi-Indianern sehr schöne Granaten als Schmuckgegenstände, und er berichtet, daß sich dieselben in Erdhügeln fänden, die von einer großen Ameisenart zusammengetragen werden. Bei großer Kälte ziehen sich die Thiere tiefer in die Erde zurück, und man kann dann durch Zerstörung jener Haufen die bunten Edelsteine in der Sonne glänzen sehen. Auch Humboldt bestätigt, daß er in den basaltreichen Gegenden des mexicanischen Hochlandes glänzende Körner von Hyalith, einem weißen, durchsichtigen Steine, die von Ameisen in ihren Nestern gesammelt worden waren, aus den Ameisenhaufen aufgelesen habe. Fragt man, zu welchem Zwecke die emsigen Thierchen das für sie doch schwer zu bewältigende Material mühevoll in ihren Kammern bergen, so müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Farbe und Glanz der bunten Steine und der glitzernden Goldblättchen können sie ja nicht erfreuen, denn es gehört der Strahl der Sonne dazu, im Finstern erscheint ein Edelstein nicht anders als ein gewöhnlicher Kiesel. Sollten sich die Ameisen als echte Geizhälse am Besitz erfreuen, daß sie dasjenige immer um sich zu haben wünschen, was ihnen Gefallen verursachte, als es ihnen zuerst im Lichte entgegenglänzte? Das würde auf eine Seelenthätigkeit, auf ein Urtheil, auf eine Vorstellung von der Zeit schließen lassen, die uns höchst merkwürdig erscheinen müßte, und die den Versen Goethe's eine gewisse wirkliche Bedeutung unterlegen würde, wenn er im Faust den Chor der Ameisen auftreten läßt:

Ihr Zappelfüßigen,
Geschwind nach oben!
Behendest aus und ein!
In solchen Ritzen
Ist jedes Bröselein
Werth zu besitzen.
Das Allermindeste
Müßt ihr entdecken
Auf das Geschwindeste
In allen Ecken.
Allemsig müßt ihr sein,
Ihr Wimmelschaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren.

Friesischer Gesetzspruch. Wenn wir unsere jetzigen juristischen Bücher durchlesen, so finden wir Alles, nur keine schöne oder gar poetische Form. Wie hoch dichterisch klingt dagegen ein Spruch des friesischen Rechtsbuches: eine Formel der drei Hauptnöthen, in denen die Mutter des unmündigen Kindes Erbe verkaufen darf, um dessen Leben zu fristen. Es heißt dort: „Dies ist die erste Noth: So ein Kind gefangen und gefesselt wird nach Norden über das Meer oder nach Süden über den Berg, so soll die Mutter des Kindes Erbe versetzen und verkaufen, damit sie ihr Kind löse und ihm das Leben friste. Die andere Noth ist: Wenn ein böses Jahr wird und der heiße Hunger über das Land fährt und das Kind Hungers sterben will, so soll die Mutter ihres Kindes Erbe versetzen und verkaufen und ihm davon kaufen Kuh und Korn und die Dinge, womit sie sein Leben friste. Die dritte Noth ist: Wenn das Kind stocknackend ist oder hauslos und die nebeldüstre Nacht und der nordkalte Winter über den Zaun steigt, wenn der Menschen jeglicher in seinen Hof und sein Haus fährt, und das wilde Thier den hohlen Baum und der Berge Obdach sucht, allda es sein Leben behalte; so weint das unmündige Kind und wehklagt über seine nackten Glieder und über seine Hauslosigkeit und über seinen Vater, der es schützen sollte gegen den kalten Winter und den heißen Hunger, daß er so tief und so dunkel unter der Eiche und unter der Erde umschlossen und bedeckt liegt. Dann soll die Mutter des Kindes Erbe versetzen und verkaufen, dessen Pflege und Pflicht sie hat, so lange das Kind unmündig ist." W. A.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig erscheinen:

Deutsche Blätter.

Beigabe zur Gartenlaube

herausgegeben von **Berthold Auerbach.**

Für Abonnenten der Gartenlaube Preis vierteljährlich **6 Ngr. = 36 Neu-Kr. österr. W. = 21 Kr. rhn.** Für Nichtabonnenten **das Doppelte.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle und A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 42 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus den Tyroler Bergen.

Von Adolph Pichler.

Der Wanderer, welcher auf dem Wege nach Achenthal vom Tegernsee herkommt, hat bald einen sehr steilen Felsenkegel vor Augen, der sich rechts vom Bade Kreuth über waldigen Vorbergen erhebt. Hinter einer Kante des Gipfels lauert Stanis, wie von einer Warte die verschlungenen Pfade überblickend, welche sich tief drunten von der Straße abzweigen und durch das Gebüsch winden. Zu seinen Füßen liegt ein Gemsbock, er hat ihn bereits aufgebrochen und die Eingeweide hinabgeschleudert, vorher jedoch ein Stückchen von der rothen Leber mit Salz bestreut verzehrt, um sich einen schwindelfreien Kopf zu erhalten. Die Vorderfüße sind unter den Sehnen der Hinterfüße durchgezogen auf eine Art, daß er das Wild schnell und bequem um den Hals über den Rücken hängen kann. Stanis ist von kurzem, gedrungenem Körperbau mit breiter, hochgewölbter Brust, über dem linken Ohr sitzt keck das grüne Hütchen mit dem Spielhahnstoß und beschaltet das scharfe graue Auge, die gebogene Nase springt zwischen den magern Wangen, welche kaum der erste Flaum umsäumt, bestimmt und fest hervor, und der wohlgeformte Mund mit trotzig aufgeworfener Unterlippe, die stark entwickelten Kiefer deuten auf Härte und Entschlossenheit. Es sind die Züge eines Raubthieres, wenn auch eines edlen, man könnte an den Alpenadler denken. Eine graue Joppe, graue Hosen und Strümpfe, über denen das nackte, von bieglamen Sehnen umflechtene Knie hervorragt, vollenden den Anzug. Wenn er sich nicht rührte, möchte man ihn wohl für ein Stück Fels halten.

Stanis war ein weitum berühmter oder berüchtigter Wildschütz. Die bairischen Jäger behaupteten, er sei kugelfest und könne, wenn man ihn dränge, in den Felsen verschwinden. Freilich that es ihm Keiner im Klettern gleich, wie eine Fliege über eine senkrechte Wand läuft, emrann er über die Schroffen, wenn er nur einen Finger oder einen Nagel der schweren Bergschuhe einhacken konnte. Bisweilen nahm er ein Hündlein mit; das arme Thier verwochte ihm nicht zu folgen, da stecke er es in den Schnappsack und trug es über die kühnen Felsenrinnen. Der zweitgeborne Sohn eines reichen Bauern im Unterlande, zog er es vor, den ganzen Herbst zu wildern, anstatt auf dem Felde Garben zu schneiden und Korn zu dreschen. Schon lange hatten ihn die Baiern auf dem Strich, ja es war sogar ein Preis auf seine Einlieferung gesetzt, das kümmerte ihn aber wenig, er war frech genug, Nachts vor den Fenstern der Jäger Trutzliedeln zu singen; am Sonntage ging er wohl auch in Tegernsee zur Kirche, wobei man ihm, da er harmlos ohne Waffen erschien, nichts anhaben durfte. Im Wirthshaus versuchten es einmal fünf Jäger, ihn durch Sticheleien zu reizen, er lächelte nur bisweilen und trank ruhig sein Bier, da wagte es Einer, trat ihm auf den Fuß und stieß seinen Stuhl fast um. Nun sprang Stanis auf wie eine Stahlfeder, zeichnete den Kecken mit seinem Schlagringe und warf die Andern, welche Jenem zu Hülfe eilten, durch Thür und Fenster hinaus. Die wilde Rauferei dauerte keine fünf Minuten, seitdem ließ es sich Niemand mehr beifallen, mit Stanis anzubinden.

Nur ein Gegner lebte, dem auch er auswich, und dieser kletterte jetzt den steilen Pfad heran. Dieser war der Förster Peter Auer; der Schuß, mit welchem Stanis die Gemse erlegt, hatte ihn angereizt, den Wilderer zu suchen und zu fangen. Auer glich einem Recken der Vorwelt, an Größe übertage er alle Andern, und obwohl ein Greis von sechzig Jahren, war er noch so stark, daß er als Grundstein für sein neugebautes Häuschen einen Block von beiläufig fünf Centnern frei auf der Schulter herbeitrug und versenkte. Nur beim Klettern merkte er das Alter, er mußte langsamer gehen, als in der Jugend, wo er sich wie eine Gemse von Absatz zu Absatz schwang. Stanis ließ ihn ruhig heranskommen; als er etwa noch dreißig Schritte entfernt war, streckte er den Stutzen vor und rief ein donnerndes „Halt!“

Der Alte war überlistet. Sei's Jäger oder Wildschütz, dem dieses begegnet, er muß, will er nicht ein Opfer des Todes sein, die Büchse ablegen und beileibe stellen. Auer erkannte den Stand der Dinge augenblicklich, er wußte, daß Widerstand vergeblich sei, und lehnte sein Gewehr an die Felsenwand. Eine solche Entwaffnung sieht Niemand für schmählich an, ebensowenig als wenn bei einem Duell dem Gegner der Degen aus der Hand geschlagen wird.

Nun trat Stanis vor: „Hast mich fangen wollen, gelt? Bist jedoch abgeschlüpft. Laß gut sein! Du bleibst auf Deinem Platz stehen, die Büchse nehm ich zur Sicherheit mit, dort drunten beim Kreuz kannst Du sie wieder aufstanden. Rührst Dich aber, oder giebst Laut, so schieß ich zurück.“

„Du hast Glück,“ erwiderte Auer, „viel Glück, aber mißbrauch es nicht länger, sonst holt Dich endlich die Strafe Gottes ein.“

„Fasten ist vorbei, brauchst mir nicht zu predigen,“ antwortete Stanis. „Eigentlich hätt' ich die Gelegenheit nutzen und Dir das Licht ausblasen sollen, wie Du's unbarmherzig vielen meiner Landsleute gethan, aber Du bist ein alter Mann, hast ohnehin nimmer lang zu leben und siehst ganz meinem Vater gleich; geh' dieses Mal in Frieden, steig mir aber nicht mehr nach, sonst —“ Er schwieg und nahm Auer's Gewehr, vor seinen Augen riß er die Zündkapsel ab, spuckte auf das Schloß, daß der Schuß nicht mehr losgehen konnte, belud sich mit der erlegten Gemse und stieg, ohne sich um den Jäger weiter zu kümmern, bergab.

Beim Wirth in der Glashütte war Musik. Der Schullehrer mit seinem Gehülfen saß zu hinterst an der Mauer, auf einem Bretergerüst, das untergelegte Fässer stützten, und fiedelte lustig drauf los. Köhler, Bauernbursche, Jäger mit ihren Mädchen, Alles tummelte durch einander und strampfte, als sollte der Boden einstürzen. Seitab am Tische saßen Gruppen von Bauern mit ihren Weibern, die Mädchen, wenn sie nicht tanzten, gingen ab und zu, um sich in der Hitze mit einem Schluck Gerstensaft zu laben. An einem solchen Tische saß nun Auer's Weib und Stina, ihre Tochter, beide vorläufig in ein Stück Braten vertieft, den ihnen der Wirth mit einer Schüssel Gurkensalat vorgesetzt hatte. Stina entfaubte von Zeit zu Zeit die glänzenden braunen Augen auf das bunte Gemisch des Tanzes, wie es schien, war sie aufgelegt recht lustig mitzuspringen. Mitunter schaute wohl auch ein Bursch herüber, ob sie bald fertig gegessen, um sie sodann aufzufordern. Sie war aber auch die Königin des Festes; dazu erhob sie ihre Schönheit und ihre Tracht. An dieser hatte sie alles Auffällige vermieden, aber auch die häßlichen Bauschen und Falten, welche das Weibsvolk im bairischen Gebirge so abscheulich entstellen. Die langen schwarzen Zöpfe waren um eine silberne Nadel geschlungen, das braune Mieder schloß knapp an den schlanken Leib, während Nelke und Rosenknospe an der Brust mit den Lippen und Wangen zu wetteifern schienen.

Da lief ein Flüstern durch den Saal, Stanis war eingetreten. Lust und Uebermuth sprühte aus seinem Auge, in der Tasche trug er eine Nelle harter Thaler, denn die Gemse war gut verkauft. Er musterte die Gesellschaft, sein Blick blieb an Stina haften. Er hatte nie ein Wörtlein mit ihr gered, sie nie gesehen, das flimmerte ihn aber wenig, er schritt zum Tisch, und nachdem er die Mutter um Erlaubniß gefragt, bat er sie um ein Täuzchen. Auch ihr war der Fremde aufgefallen, unwillkürlich erhob sie sich und reichte ihm die Hand. Sie war sehr hoch gewachsen, man hätte streiten können, ob sie nicht größer sei als Stanis, dieser behauptete jedoch trotzdem durch die Mächtigkeit des Gliederbaues neben ihr den vollen Rang. Er legte den starken Arm um sie und trat vor die Musikanten, ihm nach die übrigen Tanzpaare. Schnalzend warf er in den Zimmeller, welcher auf dem Fenstersims stand, einen Kronenthaler und sang:

A Gamet bin' i g'schoß'n,
Daß der Berg widerhallt,
Und iatz tanz i mit 'm Tiendl,
Dös mir am allerbesten g'fallt!
Juchhui!

Er patschte auf die Ledershosen und tauchte sich in die dichtesten Wogen des Reigens. Schade, daß der alte Bauerntanz mehr und mehr verschwindet aus Walzer, Mazurka und all' der einförmige Schnickschnack auf dem Lande sich einschmuggeln. Hier konnte man ihn noch in seiner wilden Grazie, in seiner verschämten Liebe, in seiner tollen Freude bewundern; auch bei diesem Tanz gilt, wie bei der Schlacht, jeder so viel er werth ist, — versuch' es einmal ein Berliner Galan und wage mit seinen Schweifstößphnen solche Sprünge gleich unserem Stanis, der Stinele wie ein feuriger Planet umkreiste und sie dann wieder jauchzend hoch aufschwang, aus dem Arm ließ, seinslüchtig verfolgte und wieder umfaßte. Da sang ein Jägerbursch, den die Haut juckte:

'S Gamtet hab' g'hobt'n
Da drenten in Wald,
'S Stinele, des leigst nit,
Und wenn's Dir nu a so g'fallt.

Stanis war zu selig, um die Herausforderung zu hören; so ein Mädel im Arm, dachte er sich, ist doch was anders als einen Hirsch pirschen. Ein tüchtiger Schuß hat beides am liebsten. Während des Tanzes fragte ein Nachbar Auer's Weib: „Wo hast denn deinen Mann?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „warum er heut so saggrisch ist, durch's ganze Haus rennt er hin und her und brummt wie eine Hummel. Später kommt er schon."

Immer wilder wogte der Tanz, die Kleider flogen und der Busen hob sich in feuriger Lust. Da hatte Stinele den Strauß verloren, Stanis holte ihn aus dem Gewühl, anstatt ihn jedoch der Tänzerin zu reichen, steckte er ihn auf den Hut und nahm von diesem eine üppige Staude Jochraute. „Das kann Dir keiner geben von denen, die da sind!" flüsterte er ihr in's Ohr, und sie steckte den Büschel erröthend an die Brust.

Jochraute! Schönes ist nichts daran, aber der Aelpler kennt kein edleres Kraut; was ist Edelweiß dagegen! So mancher kühne Bursche hat sich todt gefallen, wenn er seinem Schatz am Himmelfahrtstage einen Strauß bringen wollte, er lag zerschmettert unter den Felsen, die Stäudchen in seiner Hand schmückten kaum den Sarg.

Der Jägersbursche hatte Alles gesehen und gehört, noch einmal sang er sein Trutzlied, da erwiderte Stanis lachend:

„Wer die Rauen mecht hab'n,
Steig auff auf d' Wand;
An boarischen Zaga
Fallt's gewiß nit in d' Hand'."

Das wäre sonst das Signal zu einer Rauferei gewesen, einige flämmige tyrolische Holzhuckte traten schon an Stanis' Seite, dieser war aber nur zu einem Handel mit Stinele aufgelegt, die Musik fiel wieder rauschend ein, und von Neuem begann der Tanz. Indessen hatte sich Auer eingefunden, er fragte die Alte nach der Tochter, die deutete mit dem Finger auf das Paar, der Alte verstummte, von dem, was sich seinem Auge zeigte, keineswegs sehr erbaut. Alles nimmt ein Ende, so auch der Tanz, Bursche und Mädchen suchten verathmend die Plätze, und Stanis führte Stinele an den Tisch zurück.

„Grüß Gott, Bauer!" rief sie schon von Weitem.

„Bist Du Auer's Tochter?" flüsterte Stanis.

„Daß Du das nicht gewußt?" erwiderte sie heiter und eilte auf den Vater zu.

Stanis zögerte einen Augenblick den Kopf senkend, ermannte sich jedoch rasch und trat zu den Eltern. Aug' in Auge standen die Männer, kein Zug jedoch verrieth, was heute zwischen ihnen vorgegangen, der Tanzboden war neutrales Gebiet wie die Kirche. Da neigte sich Stanis: „Herr Förster, ich dank' für den Tanz mit Eurem Stinele!" Dem Mädchen bot er die Hand, welches den Druck arglos erwiderte. „Leb' wohl," fügte er bei, „ich hab' noch einen weiten Weg, und muß jetzt gehen."

Das war nur eine Ausrede; die Furcht trieb ihn nicht fort, wohl aber ein Gefühl, als ob es sich nicht schicke, unter solchen Verhältnissen im Angesicht des Greises zu verweilen. Man will ihn beobachtet haben, wie er aus dem Dunkel der Bäume, welche vor dem Tanzsaal standen, in diesen hineinlugte, bis der letzte Geigenstreich verklang und Alles müde nach Hause ging. Er folgte Auer's Familie von fern auf dem weichen Grase neben der Straße; als bereits die Hausthüre geschlossen war, stand er noch lange und spähte nach den Fenstern.

Am nächsten Morgen holte Stanis sein Gewehr, das er unter einer Hofstaude verborgen, wieder hervor, und stieg in die Wände des Blaubergs. Erst gegen Abend gelang es ihm, eine Gemse zu erlegen. In einer bairischen Alpe mochte er nicht einkehren, zur nächsten österreichischen war es über den Schiltenstein zwei gute Stunden, dazu die bei der Dunkelheit halsbrechenden Pfade, er besann sich daher nicht lange und suchte in einer verlassenen Hütte, wo die Bauern das abgefallene Laub sich zum Winter aufzubewahren pflegen, ein Nachtlager. Brod und Käse waren ihm Mittagskost und Abendmahl. Ein Hirtenbube hatte ihn beobachtet, wie er in das Laub schlüpfte, und es einem Jäger, welcher durch den Schuß alarmirt worden war, verrathen. Dieser holte alsogleich seine Cameraden, die Morgendämmerung war noch nicht angebrochen, als sie die Hütte von allen Seiten umstellt hatten. Der Kühnste kroch hinein, nahm Stanis' Gewehr und reichte es dem Nächsten an der Thüre. Nun folgten zwei Andere nach. Stanis lag im tiefsten Schlafe; als man ihm Stricke um die Hände wand, murmelte er von Stinele und dem Tanz. Die Jäger lachten höhnisch. Nachdem ihm jede Möglichkeit eines Entrinnens, eines Widerstandes geraubt war, schoß der Bursche, der ihn Abends zuvor mit dem Trutzliedchen geneckt, den Stutzen neben ihm ab.

Er fuhr auf — welches Erwachen! Die scharfe Morgenluft gab ihm rasch die volle Besinnung, er schaute grimmig herum im Kreise der Peiniger und biß knirschend in die Stricke. Alles war vergeblich. Als sie ihn mit den Kolben vorwärts stießen, kam kein Laut über seine Lippen; wie die Wilden Amerika's hätte er sich lieber todt martern lassen, als seine Feinde um Schonung gebeten, und wäre sie auch mit einem Worte zu erlangen gewesen. Diesen Triumph gönnte er ihnen nicht. Da sang der Bursche das Trutzlied von gestern und rief höhnisch: „Jetzt führen wir Dich zu Stinele!" Er blieb stumm, aber in seinem Blick loderte tödtlicher Haß.

Als sie die Straße erreichten, begegneten ihnen viele Leute, welche die Frühmesse besuchen wollten. Sie warfen einen mitleidigen Blick auf Stanis. „Haben sie ihn endlich," sagte Mancher, „der hat sich schlecht gebettet." In einem Anger verzehrte eine Bäuerin mit ihren Kindern fröhlich das Morgenbrod, eine Schüssel dicker Suppe und Schmalzmandeln zum Eintunken. „Da siehst Du," warnte sie den älteren Buben, „wohin der Müßiggang führt." Sie stand jedoch auf, um Stanis einige Nudeln zu schenken. Er konnte seinen Finger rühren; das gute Weib steckte sie ihm in den Schnappsack, welchen ihm die Jäger auf den Rücken gehängt hatten. „Gieb ihm nur Nudeln," bemerkte der Bursche spöttisch, „im Zuchthaus auf der Pfaffenburg kriegt er viele Jahre keine mehr zu beißen."

„Du bist auch nicht der Beste," bemerkte die Bäuerin unwillig, „hast Du vielleicht einen Freibrief für die Zukunft, daß Du nie ins Elend gerätst? Man soll den Nebenmenschen nie spotten, wenn er sich nicht wehren kann."

„Er hat uns lang genug getrutzt!"

„Warum habt Ihr es ihm nicht gelegt, Ihr seid halt für Nichts. Geht, schämt Euch, da schleppen wir solche Lagael einen Menschen gebunden daher, den sie im Schlaf überfielen; Ihr habt wenig Ursach zu einem Triumphgeschrei."

Sie kehrte den Jägern verächtlich den Rücken.

Diese führten Stanis zu Stincle. Auer war ihr Vorgesetzter, er hatte über das Schicksal des Gefangenen das Weitere zu verfügen. Die Dirne, welche an der Thüre stand, sagte ihnen, daß er in den Wald gegangen sei und erst in einer Stunde zurückkehre.

„Stincle," rief der rohe Bursche, „Stincle! wir bringen Dir Deinen Liebhaber!"

Das Mädchen hatte den Lärm längst gehört, ohne sich darum zu kümmern, jetzt beugte sie sich unwillig zum Fenster heraus. Ihr Blick begegnete dem Blick Stanis', entsetzt wich sie mit einem leisen Schrei zurück. In der Brust des Gefangenen schwoll Schmerz, Wuth und Scham zur Riesenkraft, er drehte die Fäuste übereinander, die Knochen knackten, Blut rann über die Finger, die Bande waren gesprengt. Er entriß einem Jäger mit einem Griff sein Gewehr, schlug den Burschen mit dem Kolben nieder, überwarf den nächsten, die zwei andern schossen in der Verwirrung ihre Büchsen ab, fehlten jedoch und liefen eiligst davon. Das war alles das Werk einer Minute. Stanis war frei, er stieg die Höhe vor das Haus hinan und sang, eh' er sich in das Gebüsch barg, droben noch einmal:

Wer die Kunst mecht hab'n,
Stelg auf auf d' Wand,
An beritschen Jaga
Fallt's greift an d' Hand.

Als der Jägerbursche ächzend, mit blutrünstigem Schädel bei der Küruin, welche Stanis die Nudeln geschenkt hatte, vorbei geführt wurde, erkundigte sich diese um die Geschichte. Man erzählte ihr die Befreiung Stanis'. „Gott sei Dank," rief sie aus, „es wär' schad gewesen um den saubern, jungen Menschen, wenn er sich's nur zur Warnung nimmt und das Wildern ausstleckt. Du aber," die Werte galten dem Jägerburschen, „sei ein anderes Mal barmherzig und lobe den Tag nicht vor dem Abend."

Woche um Woche verrann, niemand hörte mehr von Stanis, doch blieb er deswegen nicht vergessen: der Jägerbursche trug seinen Denkzettel, wegen dessen er oft ausgelacht wurde, an der Stirne herum; vielleicht auch erinnerte sich Auer manchesmal seiner, obgleich er ihn nie nannte, ebenso wenig als Stincle, das wohl am elfersten an ihn dachte. Sie konnte ein Gefühl der Unruhe nicht bewältigen, wem sollte sie vertrauen? Der Mutter? Diese war durch die Keckheit des Burschen, der anfänglich, eh' sie Näheres von ihm wußte, einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, tief gekränkt und schmälte mehr, als der Tochter gefiel. Den Freundinnen? Die hätten sie wahrscheinlich in allen Spinnstuben herumgetragen. Den Sternen? Diese Erfindung hatte sie, obwohl sie nicht neu ist, für sich noch nicht gemacht. Was hätte sie schließlich auch sagen sollen? War sie doch über ihr Herz selbst im Unklaren, daß sie sich fest einredete, nur der Unwille rufe ihr das Bild des Wilderers vor die Seele. — Der Reif hatte längst schon die Zeitlosen versengt, nach einer Reihe klarer kühler Tage mehrte ein Herbststurm das Nahen des Winters, die Nebel hingen von den Bergen so dicht in das Thal, daß man sie hätte schneiden mögen, und schwere Tropfen schlugen an die Nordseite des Hauses, mit einem Wort ein Wetter, in welches man keinen Hund hinaustagen soll. Die Dämmerung brach früher als gewöhnlich an, Stincle saß in ihrer Kammer, die ungestört hinten aus lag, denn sie scheute sich nach Einsamkeit, da tiefe es an die Glasscheiben, als suche ein Bügelchen Unterkunft. Sie machte rasch das Fenster auf, eine Hand ergriff den Querstab des Kreuzes, und eh' sie noch einen Schrei ausstoßen konnte, stand Stanis vor ihr. Er war blaß und abgemagert. Nachdem er der Betroffenen einen Augenblick zur Erholung gegönnt, begann er: „Stincle, wenn Du alles weißt, wirst Du mir verzeihen."

„Du gehst schleunig, sonst rufe ich den Vater!"

„Thu es und weihe mich dem Untergang, dann ist's aus."

Sie schwieg.

„Stincle!" er faltete dabei wie bittend die Hände, „Stincle, laß mich wenigstens reden; gönnt man doch dem Verbrecher, der zum Galgen geführt wird, ein letztes Wort. Ich hab' Alles aufgeboten, Dich zu vergessen, Alles! Es war jedoch unmöglich. Stets sah ich Dich, aus jedem Busch traust Du mir entgegen, in jedem Wölkchen, das vom Thal aufstieg, wallte Dein Gewand, Du glittest wie im Tanz an den Felswänden hin, Gemse hab' ich seitdem keine mehr geschossen, obwohl mich ein prächtiger Bock fast niederstieß. Ich kann ohne Dich nicht leben, — wie willst Du's halten mit mir? sag nur ja oder nein. Von Dir hängt es ab, ob ich unterge hen —"

„Gott im Himmel!" unterbrach sie ihn heftig, „der Vater kommt —"

„Dann bin ich verloren!"

„Lauf durch jene Thüre und spring' aus dem Fenster!"

„Stincle, jetzt weiß ich, daß Du mich lieb hast!"

„Fliehe, fliehe!"

Die Tritte, die man zuerst unten auf dem Flur vernommen, näherten sich.

„Stincle, nun wär's mein Tod, noch ein Kuß!"

Er drückte sie heftig an sich, sie leistete keinen Widerstand.

Eine Minute später schlangen die Büsche hinter dem Hause zusammen, er war dahin.

Der Vater öffnete die Thüre: „Was machst Du denn für einen Lärm?" frug er. „Mir schien, es sei etwas Schweres auf den Boden gefallen. Du wirst bleich und roth, was ist denn mit Dir, fehlt Dir etwas? Seit einiger Zeit weiß man wahrlich nicht, was anfangen, nichts ist Dir recht, und kannen hast Du mehr als Haare auf dem Kopf."

Das Mädchen nahm die Vorwürfe hin, ohne sich zu entschuldigen, hätte doch ein Wort ihre Aufregung verrathen können. Der Vater fuhr fort: „Drunten in der Stube ist schon eingeheizt, ich hab Dich holen wollen, daß Du mir und den Nachbarn die neue bairische Zeitung vorlesest."

Sie gehorchte der Aufforderung.

Der Himmel klärte sich wieder, selbst im Hochgebirge schmolz die zusammenhängende Schneedecke und ließ nur in Runsen und Senken einzelne Fetzen zurück, die Buchenwälder hatten jedoch schon Roth angelegt, und zwischen den schwarzen Föhren stieg hier und da wie eine getrene Pyramide ein Lärchenbaum. Hoch oben durch den blauen Himmel zogen im langen Striche die Zugvögel den wärmern Süden zu, hier und da drang ein verlorner Ton hinab und weckte leise Sehnsucht nach schönern Ländern; es war Allerheiligen. Längst hat die Gemse ihr schwarzes Winterkleid angezogen, es schützt sie nicht vor der Kugel des Jägers, der sie jetzt besonders eifrig verfolgt. Stanis saß auf einer Bergspitze im mildern warmen Sonnenschein, die wundervolle Aussicht von der Spitze der Gletscher bis tief in's bairische Flachland stimmerte ihn wenig, sein Aug' war in das Thal gerichtet, durch welches bläulicher Rauch stieß, in das Thal auf das schimmernde Häuschen Auer's. Wenn der verliebte Auerbahn balzt, sieht und hört er nicht; auch Stanis balzte, sonst hätte er gewiß das leise Knistern des trockenen Grases hinter seinem Rücken bemerkt. Der alte Auer schlich näher und näher, die Büchse in der Hand, das Auge unverrückt auf den Wilderer, machte er jetzt wieder vorsichtig einige Schritte und blieb, wie sich jener regte, ruhig stehen. Endlich, nur noch einen Steinwurf weit entfernt, rief er mit lauter Stimme: „Stanis!" Dieser sprang, wie aus einem Traume aufgeschreckt, rasch auf und blieb, als er den Alten erblickte, unbeweglich stehen. Auer schritt langsam vorwärts, erst jetzt besann sich der Wilderer, riß die Büchse von der Schulter und wollte anlegen. „Laß gut sein," sagte der Alte ernst, „ich hab Dich schon beobachtet, wie Du

beim Gelänte während der Wandlung den Hut zum Beten abnahmst; hätte ich Dich schädigen wollen, es wär mir ein Leichtes gewesen. Leg das Gewehr ab, stehst Du, auch ich lehne das meinige an diesen Steinblock, ich bin gekommen, um mit Dir friedlich zu reden."

Erstaunt that Stanis, wie der Alte verlangt, und trat zu ihm.

„Ja, Stanis," begann dieser, „ich hab' mit Dir lang schon reden wollen und eine schickliche Gelegenheit erwartet, jetzt ist sie da, und meine Worte machen vielleicht Eindruck auf Dich, weil wir hier Gott näher stehen und uns Niemand hört als Engel und Heilige, die heut aus dem weit offenen blauen Himmel niederschauen. Du brauchst mir nicht zu sagen, wer Du bist und was Du bisher verübt hast, ich kenne Dich und Du kennst mich. Auch Dein Vater hat mich gekannt und 1809, wo ich gefangen und verwundet bei ihm auf dem Peinstroh lag, gepflegt wie ein Christ den andern. Er ist jetzt todt, ich hab' jedoch nicht vergessen, was ich ihm schuldig bin, seinem für ihn gebeten und eine Seelenmesse lesen lassen. Jetzt will ich an Dir vergelten, was er an mir gethan, und an seiner Statt Dir in das Gewissen reden. Willst Du ihm noch in der Grube Schande machen? Wie durch ein Wunder bist Du letzthin entronnen; vielleicht fässest Du jetzt im Zuchthaus und dächtest dort über das siebente Gebot nach; laß es Dir zur Warnung sein und bändige Deine wilde Lust. Ich weiß, zuverlässige Zeugen haben es mir bestätiget, daß Du sonst Jahr aus Jahr ein brav bist, und in Deinem Handwerk als Büchsenmacher unverdrossen arbeitest, nimm Dich zusammen und gelob der Mutter Gottes zum Dank nie mehr zu wildern. Es ist Diebstahl" — Stanis fuhr auf — „ja Diebstahl, wie ein anderer. Du würdest Dich schämen, von einem Bergnachb auch nur eine Handvoll Heu fortzutragen, und doch läßt es der liebe Gott wachsen ohne Zuthun des Menschen. Wenn Du nachdenkst, kannst Du Dich bei der einfältigen Ansrede, das Wild sei für jeden, der es erlegt, nicht beruhigen. Siehst Du dort den Bach, der durch das Thal rinnt? Liebe' ihn ab, so werden Dir die Müller wegen Verletzung des Eigenthums einen Proceß an den Hals, und was ist freier als das Wasser? — Du bist noch jung, Stanis, es wär' schad' um Dich! Es ist mir nicht entgangen, in Deiner Brust lebt noch ein edler Funke, blas' ihn nicht selber aus, ich beschwör' Dich beim Grabe Deines Vaters, ich bitte Dich bei Deinem eigenen leiblichen und geistigen Wohl!"

Stanis war so erschüttert, daß er kein Wort zu stammeln vermochte.

„Willst Du mir folgen? Schlag ein und zieh' in Frieden!" Er hielt mit einem mitden, vorwurfigen Blick die offene Hand hin.

„Ja, ich will!" rief Stanis, der sich indeß gesammelt hatte, „ich will, aber stell' Du, nachdem Du so viel für mich gethan, auch noch den Engel an meine Seite, der mich vor jeder Versuchung schirmt."

„Der Schutzengel hat Dich ja nie verlassen, das beweist Alles, was Dir widerfahren ist."

„Ich mein' das Stinele!" sagte Stanis tief aufathmend.

„Das Stinele? Nu, Du hast eine spaßige Manier, um ein Mädel zu werben. Uebrigens müßt' noch die Mutter auch Hauptsächlich Stinele Ja sagen."

„Die hat schon Ja gesagt!"

„Hm!" brummte der Alte, „hätt' mir's doch denken können, daß sie verschossen ist! So ist's aber mit den Dieuelten. Sind Alle gleich, Eine verdreht wie die Andere." Er wendete sich wieder zu Stanis. „Das Heirathen gehört freilich zur Heirath, aber auch noch viel Anderes. Du bist der zweite Sohn, wirst schon ein Bischen was haben, ein Bischen kriegt Stinele, wenn ich die Augen zudrücke, von mir, das ist aber zu wenig."

„Hab' ich nicht gesunde Glieder zum Arbeiten? die Büchsenmacherei trägt auch etwas, und ein Gesell' wird endlich Meister!"

„Endlich! wär' schon recht! Wenn Dir gar so ernst ist, weiß ich aber etwas Anderes. Meld' Dich beim Forstamt, dort braucht man Leute, und Du wirst vielleicht bald als Gehülf' angestellt. Bist noch jung, Stinele und Du könntet einige Jährchen warten, unterdeß bringst Du's zu einem bessern Brod und dann meinetwegen Amen. Aber brav sein mußt."

„Auer, da hast meine Büchse, ich will sie nimmer anrühren, bis Du mir sie selber giebst. Jetzt müssen wir aber zum Stinele und ihr die Neuigkeit melden, das arme Mädel hat sich viel gekümmert."

„Ei der Teufel, Du hast Eil'! Den Schießprügel magst' übrigens selber tragen, auch ist's bald Mittagszeit; die Alte hat schon so viel gekocht, daß Du mithalten kannst."

Sie suchten den nächsten Weg, Stanis wollte immer vorwärts über Stock und Block, sonst werde die Suppe kalt.

„Du bist doch der gleiche Tottel, wie ich's gewesen bin," bemerkte der Förster, „laß Dir nur Zeit, die Alte richtet nicht an, bis wir drunten sind, und das Dienel wird derweil auch nicht kalt."

Stinele pflückte im Garten Blumen und Kräuter, wie erschrak sie, als sie Beide daherkommen sah! Kaum traute sie ihren Augen, was mußte vorgegangen sein! War Stanis gefangen? Dann würden sie schwerlich so friedlich miteinander reden, er böse ihr nicht von Weitem ein lachendes „Grüß Gott!" Während der Vater in das Haus ging, seiner Alten Bericht zu erstatten, trat er in den Garten und schlitterte ihr die Hand, unbekümmert um die ganze Nachbarschaft, als ob alle Vettern und Basen bereits wüßten, wie es zwischen ihnen gemeint sei. „Laß jetzt das Kranzeflechten für Allerseelen," rief er fröhlich, „Nachmittag helf ich, da geht's schneller, mir steckt noch einen Büschel Blumen auf den Hut." Nun erzählte er ihr unter lustigem Schäkern Alles, was geschehen und wie sie sich nun der ganzen Welt als Brautleute zeigen dürften.

Das Mädchen senkte ungläubig den Kopf, ihr schien sein ganzes Gerede ein kindisches Märchen, sie zu äffen; ein schöner Traum, aus dem man in eine schreckliche Wirklichkeit erwacht. Da stieg der Vater über die Treppe, das Mütterchen begleitete ihn, sorgsam mit der Schürze die Hände wischend, an der ruhigen Küchenzettel auf der Wange dachte sie gar nicht, ihre Züge waren sonnenhell um heiter. „So laß ich es mir gefallen, Stanis," sagte sie herzlich, „wenn Du so in das Haus kommst!"

Stinele perlten die Freudenthränen auf das Busentuch. „Ist's wirklich so?" rief sie erstaunt.

„Ja, ja, es ist so," erwiderte der Alte, „ich hoffe, Stanis thut in Zukunft gut!"

„Ganz gewiß!" meinte Stanis, „Stinele, da heb' Du meine Büchse auf, bis ich ordentlich angestellt bin und sie von Rechtswegen tragen darf."

„Jetzt rastcht aber nicht bis morgen," unterbrach ihn Auer, „ich möchte eine Suppe, und die Dienstboten passen auch schon lang und können nicht von der Lieb zehren!"

„Derweil die Mutter anrichtet," sagte Stanis, „binden Stinele und ich einen schönen Strauß, heut' gehört einer auf den Tisch."

Die Alten kehrten in das Haus zurück, das junge Paar flatterte wie Schmetterlinge von Aster zu Aster, von Nelke zu Nelke, und wenn es sich in die von Ranken umsponnene Laube verlor, so wird es wohl nicht blos Blumen, die der Reif verschont, sondern auch einige Küsse gepflückt haben. Wenigstens erzählte man so im Wirthshaus zur Glashütte, wo die Jäger den Burschen aufzogen und foppeten. Der aber sang:

Eine andere Mutter
Hat auch ein schön's Kind."

Es sind einige Jahre verflossen, der Leser begleitet mich wieder in eines der zahlreichen waldigen Seitenthäler. Unter den Bäumen erhebt sich ein zierliches Häuschen aus braunen Balken mit einem hölzernen Hirschkopf über dem Söller, den Ahtern, Kapuzinerkresse und Winden schmücken; das Gerüusch unserer Tritte auf dem steinigen Wege rief ein schönes junges Weib heraus, ein starker Bube hängt an ihrer Schürze, auf dem Arme trägt sie ein herziges Mädchen.

„Das ist nicht der Großvater," sagt sie zu den ungeduldigen Kleinen und will umwenden.

„Wohnt hier der Forstwart Stanis?"

„Ja," erwidert sie freundlich, „er muß in einem Viertelstündchen kommen, er ging dem Bauer entgegen, den wir heute erwarten. Wollen Sie nicht eintreten?"

Kehren wir ein, es ist ein Bild des reinsten Friedens und der Liebe, welches sich vor uns entrollt, und da naht auch Stanis und Auer. Schließen wir unsere Idylle in der Wildniß mit ihrem herzlichen:

Grüß Gott!

Aus jüngstvergangenen Tagen.

2. Die Fürsten des Fürstentages.

Franz Joseph — Der Liebling des Volkes — Max von Baiern — Der Mecklenburger — Georg von Hannover — Johann von Sachsen — Der Coburger — Das Resultat.

Es ist in den deutschen Blättern viel zu lesen gewesen von den Aeußerlichkeiten des Fürstentages, von dem feierlichen Empfang des Kaisers Franz Joseph, von dem großen Banket im Römersaal und dem Feuerwerke mit der mißlungenen Germania, von der Gallavorstellung im Theater und was sonst noch der Senat der Stadt Frankfurt seinen hohen Gästen zu Ehren gethan und unterlassen hatte. Wir wollen auf diese Festlichkeiten nicht zurückkommen. Einmal war das, was geschehen, gar nichts Besonderes und Großartiges, und sodann giebt es ein ganz falsches Bild vom Fürstentag, wenn man bei einer Beschreibung desselben dem dabei entfalteten äußeren Glanz einen besonders großen Raum gestatten wollte. Es ging in Frankfurt Gott Lob nicht so her wie auf dem Wiener Congreß vor 50 Jahren, wo die österreichische Regierung 30 Millionen Gulden in Festlichkeiten vergeudete, während ihr vom Kriege erschöpftes Land aus tausend Wunden blutete, während in Ungarn gar die Menschen Hungers starben und den deutschen Staatsmännern über all dem tollen Jubel in den raffinirtesten Genüssen Sinn und Verständniß für die wichtigsten Interessen abhanden kamen. In Frankfurt ist — dies Zeugniß wollen wir den deutschen Fürsten nicht versagen — vor Allem mit vollem Ernst gearbeitet worden, und weil es die Fürsten persönlich gewesen sind, auf deren Thätigkeit das wenn auch schließlich mißlungene Werk des Congresses beruht, so haben wir den Versuch gemacht, einige der hervorragendsten Persönlichkeiten unter ihnen nach ihrer äußeren Erscheinung und ihrem allgemeinen Verhalten zu charakterisiren.

Es gab einmal eine Zeit, da hieß in einem gewissen Schlag deutscher Blätter Oesterreich nicht anders als der „große Kaiserstaat mit seinen unerschöpflichen Hülfsquellen", und wenn vom Kaiser Franz Joseph die Rede war, so fehlte nie das feststehende Beiwort: „der ritterliche Kaiser". Das war die Zeit, in der das Concordat abgeschlossen wurde, in der Oesterreich seine Staatseisenbahnen verkaufen mußte, in der ein Darlehn von 500 Millionen Gulden ausgeschrieben wurde und die Staatsfinanzbehörden nicht davor zurückschanden, statt für 500 für 611 Millionen Schuldverschreibungen auszugeben; das war die Zeit, in der das Staatsdeficit mitten im Frieden alljährlich beinahe 50 Millionen betrug und die österreichische Presse nicht wußte, wie sie sich winden und drehen sollte, um nicht Tag für Tag dem Schicksal der Confiscation zu verfallen. Und dann kam eine Zeit, da hörte man nichts mehr von dem „großen Kaiserstaat" und seinem „ritterlichen Kaiser", aber die Lombardei ging bei Magenta und Solferino verloren, der österreichische Finanzminister schnitt sich selbst den Hals ab, General von Cynatten, des groben Betrugs angeklagt, hing sich im Gefängnisse auf, und es trat ringsum in der Staatsverwaltung eine Fäulniß zu Tage, daß das verwunderte und entsetzte Europa die Hände darüber zusammenschlug. Das Geschick, das noch zu allen Zeiten die Schmeichler und Speichelleder den Fürsten bereitet, hatte sich an Kaiser Franz Joseph unerwartet rasch erfüllt. Man hatte dem jungen achtzehnjährigen Fürsten bei der Uebernahme der Regierung in die Feder dictirt, er wolle den „Glanz der Krone" aufrecht erhalten, und rechne dabei besonders auf die „Tapferkeit, Treue und Ausdauer der glorreichen Armee", und das war allerdings das rechte Programm für einen „ritterlichen" Kaiser. Aber das 19. Jahrhundert gehört nicht mehr den Rittern, und seit der große Friedrich von Preußen die Aufgabe des Fürsten dahin bestimmt, ein Diener des Staates zu sein, sagt nur noch die fürstliche Romantik dem verderblichen Trugbild des „Glanzes der Krone" nach. Die furchtbare Lage, in welche das Regiment der fünfzigjer Jahre den Staat Oesterreich gestürzt, hat seitdem den Kaiser Franz Joseph wohl anderen Sinnes gemacht. Es ist besser, weit besser geworden in Oesterreich. Zwar das Concordat besteht noch und das Deficit ist noch nicht geschwunden, die Silberwährung noch nicht eingeführt, und die Gefängnisse werden noch nicht leer von den Vertretern der österreichischen Presse — die doch die zahmste ist in ganz Europa, die französische und russische ausgenommen; aber es tagt doch in Wien nun auch ein Reichsrath, den wenigstens die Mehrzahl der Provinzen beschickt, der Staat hat doch wieder Credit und leidlich geordnete Finanzen, und zum Beweis, daß auch nach außen hin das Ansehen des Kaiserstaats sich wieder mächtig gehoben, hatte Kaiser Franz Joseph es unternehmen können, dem eben noch so einflußreichen Preußen zum Trotz die Fürsten Deutschlands in Frankfurt zu versammeln.

Wie wird der Kaiser aussehen? war in Frankfurt die allgemeine Frage nicht blos der Neugierigen. Es hing denn doch Etwas, wenn nicht Alles, für den Verlauf des Fürstentages davon ab, daß der Mann auch wirklich eine Persönlichkeit war, der im persönlichen Verkehr und in persönlicher Leitung der Verhandlungen die deutschen Fürsten zu einer Reform der Bundesverfassung bestimmen wollte. Das Urtheil aber über die Persönlichkeit des Kaisers, welches sich seither allmählich in Deutschland gebildet hatte, war Dank der unglücklichen Phrase vom „ritterlichen Kaiser", offen herausgesagt, nicht gerade das günstigste. Auf der andern Seite stritt wieder eine leichterklärliche natürliche Sympathie für den Mann, der so eben den blendenden kühnen Schachzug in der deutschen Politik gethan. Und mit der einmal erwachten Sympathie schweiften denn auch alsbald die wohlwollenden Gedanken weiter. Man gedachte der Jugend des Kaisers und des verhängnißvollen Geschicks, daß auf die Schultern eines achtzehnjährigen Jünglings in schwerer, schwerer Zeit die Last der Regierung eines Staates gelegt worden war, der unbestritten zu den am schwersten zu regierenden gehört; man gedachte der bitteren Prüfungen, die dies erst dreiundzwanzigjährige Leben schon hatte durchkosten müssen und — zu seinem Vortheile bestanden hatte, man gedachte, daß kein einziger deutscher Fürst bis jetzt Krieg geführt, außer dem unblutigen Krieg gegen die eigenen Stände, und daß, den alten König von Würtemberg ausgenommen, keiner von ihnen im Kampfe gegen den äußern Feind die Kugeln pfeifen gehört, außer Franz Joseph. So stritt das Mitgefühl, das die Geschichte des Kaisers erregte, mit dem Zweifel, den der Unwille über die seilen Schmeichel-Federn hervorgerufen hatte.

Endlich kam der Zug, der Kaiser stieg aus, vom Frankfurter Senat ehrfurchtsvoll begrüßt, die Musik spielte die österreichische Nationalhymne, und nach kurzer Beschtigung der Ehrenwache des Frankfurter Bataillons ging es im einfachen zweispännigen Wagen nach dem Gallusthor und auf einem ganz unvermuthten Umwege durch die harrende Volksmenge nach dem Bundespalast. Die Menge stand zu Tausenden noch lange dicht gedrängt in der Eschenheimer Gasse und wartete auf „den Kaiser", als dieser schon längst vorbeigefahren und im Hofe des Taxis'schen Palastes abgestiegen war. Man hatte sich wenigstens eines achtspännigen Wagens und Gott weiß welches Gepränges versehen und auf den Zweispänner mit den zwei Manne in der einfachen Obersten-Uniform gar nicht weiter geachtet. Diese vornehme Schlichtheit im öffentlichen Auftreten, die vielleicht bei der Einfahrt eben so sehr der natürlichen Neigung als einer klugen Berechnung entsprach, hat Kaiser Franz Joseph während seines ganzen Aufenthaltes in Frankfurt bewahrt. Die Menge kannte ihn natürlich schon nach wenigen Tagen trotz seines Zweispänners, und er ist selten durch die Straßen gefahren, ohne daß ihn ein Hoch begrüßt hätte, aber bei aller Freundlichkeit, mit der er auf jeden Gruß dankte, hat er nie gezeigt, daß er besonderen Werth auf diese Huldigungen lege, oder gar, daß er es darauf abgesehen habe. Er nahm die Begrüßungen der Menge auf wie ein vornehmer Herr, der es nicht anders weiß, als daß man ihm in der Oeffentlichkeit vorzugsweise Beachtung schenkt, und doch zugleich mit noch gerade so viel Wärme, daß der Begrüßende einen Austausch gegenseitiger Höflichkeit darin erkennen konnte. In diesem seinen, wohlthuenden, wahrhaft fürstlichen Takt ist Kaiser Franz Joseph von keinem der anderen Fürsten erreicht, geschweige denn übertroffen worden.

Wie sich der Kaiser im Verkehr mit den anderen Fürsten gegeben, haben wir natürlich nicht im Einzelnen beobachten können. Sein Auftreten bei dem Bankett im Römersaal bewies, daß er sich denn doch bei allem Entgegenkommen seiner überwiegenden Stellung sehr wohl bewußt war. Er schritt als der Erste aus dem Empfangszimmer in den Römersaal und nahm zunächst ganz allein auf dem für ihn bestimmten Ehrenplatz seinen Sitz ein, und dann erst gruppirten sich die übrigen Fürsten im Allgemeinen

je nach ihrem Range rechts und links um die Tafel. Die Toastrede, welche der Kaiser während des Bankets hielt, wurde im reinsten Deutsch, mit richtiger Betonung und mit fester, voller, klarer Stimme gesprochen. Von der Besangenheit, die man früher am Kaiser bemerkt hat, war sonach, wenigstens bei dieser Gelegenheit, nichts zu hören. Es ist denn auch das Urtheil über das Auftreten des Kaisers beim Römerbankett bei allen Theilnehmenden ein durchaus günstiges gewesen. Das Urtheil über sein Verhalten bei den Sitzungen des Fürstentages ist, nach Allem was darüber verlautet hat, ein nicht weniger anerkennendes. Kaiser Franz Joseph hat das Präsidium in einem deutschen Fürstenparlament — wie wir glauben, eine nicht ganz leichte Aufgabe — mit aller Umsicht und dem besten Geschicke gehandhabt, er hat sich auch hier redegewandt und der Betonung des deutschen Bundesrechts kundig, er hat sich aber auch während der Debatten stets dessen sehr wohl bewußt gezeigt, was er erreichen wollte.

In dem, was wir bis hierher über den Kaiser gesagt, sind eigentlich alle für Geist und Charakter entscheidenden Züge enthalten, wie sie sich bei flüchtiger Beobachtung in kurzen 14 Tagen feststellen ließen. Schon diese Ungenügendheit unserer Beobachtung der inneren Seiten nöthigt uns indeß, zur Vervollständigung des Bildes des Staatsmannes auch die äußeren Züge des Menschen aufzunehmen. Was an Franz Joseph vor Allem angenehm berührt, das ist seine schlanke, zierliche und doch elastisch-kräftige, etwas über mittlere Größe hinausreichende Gestalt und der leichte, zwanglose Anstand, mit dem er sich in jeder Situation, im Stehen wie im Gehen, zu Pferd und im Wagen bewegt. Diese ungekünstelte Noblesse scheint nach der glücklichen Proportionalität seines Körperbaues mehr oder weniger angeboren zu sein und wird sich im Verlauf der Jahre bei zunehmender Fülle und Festigkeit des Körpers bis zum Imponirenden steigern. Wir schließen dies unter Anderem auch daraus, daß selbst die Gewohnheit des Befehlens nicht vermocht hat, der angeborenen Grazie und dem Gewinnenden in allen Bewegungen irgend welchen Eintrag zu thun. Der Kopf des Kaisers interessirt bei flüchtiger Beobachtung erst in zweiter Linie. Es ist das kein Studienkopf, wie ihn die Maler brauchen, mit breiter mächtiger Stirn, mit kühn gebogener Nase, mit fein geschnittenen Lippen und großen sonnigen Augen, er entspricht vielmehr im Wesentlichen der Figur, die ja auch nicht hoch und imposirhaltig, sondern mehr vornehm zierlich ist. Bei näherem Zusehen zieht indeß auch der Kopf des Kaisers an. In der sest gefügten Stirn und dem hellblauen Auge spricht sich denn doch unbedingte Entschlossenheit und Verstand aus, und der dichte Schnurr- und Backenbart erhebt die an sich vielleicht etwas weichlichen Züge zur vollen Männlichkeit. Vor Allem aber ist es der Ausdruck von Offenheit und Milde, der in dem Gesicht gewinnt. Es liegt kein unedler, lauernder, grausamer Zug darin, der Kopf ist einer von denen, die erst unter dem Ausdruck der Heiterkeit die rechte Beleuchtung gewinnen. Das glaubt und hofft und strebt noch in dem Gesicht, und der ganze Mann ist noch der Entwickelung fähig, denn die Jugend ist trotz des etwas gelblichen und nicht eben frischen Teints in allen Zügen unverkennbar.

Es besteht ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen dem alten Oesterreich und seinem jungen Kaiser. Dies Oesterreich mit seiner finsteren, schlachtenreichen Geschichte, in der uns fast nur Thaten des Schwertes und der Gewalt begegnen, dies Oesterreich, in dessen weitem Donauthal schon in der grauen Vorzeit die Völker in blutigem Kampf auf einander fließen, dies Oesterreich, dessen Zukunft und Bedeutung noch heute ein ungelöstes Problem der Weltgeschichte ist, dies alte schwerdurchfurchte Oesterreich und sein junger anmuthiger Kaiser! Die Aufgaben der Fürsten wechseln je nach dem treibenden Prinzip, das in der geschichtlichen Entwickelung die Völker verwärts drängt. Das treibende Prinzip in der heutigen Geschichte des deutschen Volks ist das Streben nach Befestigung seiner politischen Nationalität. Möge ein gütiges Geschick den Kaiser Franz Joseph vor dem Irrthum bewahren, wie einst Metternich die Unfreiheit Deutschlands für die Unfreiheit Oesterreichs, so heute die Unfreiheit der deutschen Nationalität für die Unfreiheit der österreichischen Nationalitäten benützen zu wollen. Der Irrthum Metternichs's war nur ein bedauerlicher, der Irrthum Franz Joseph's könnte ein verhängnißvoller werden.

In früherer Zeit fand man in den Bilderläden auf unseren Messen und Jahrmärkten regelmäßig auch das eine oder andere Bild von diesem oder jenem deutschen Fürsten. Seit dem Jahre 1848 ist dies nicht mehr der Fall — die Fürstenbilder „gehen", wie es scheint, nicht mehr. Um so größer war unser Erstaunen, als wir auf der letzten Frankfurter Messe in dem Bilderlager wieder einmal das Bild eines Fürsten ausgestellt fanden. Aber seltsam! — als bedürfte der ungewohnte Artikel gewissermaßen einer besonderen Rechtfertigung — unter dem Bild standen die drei letzten Verse von dem bekannten Gedicht von Justinus Kerner: „der reichste Fürst", als namentlich die Versicherung des Grafen Eberhard von Württemberg an die Fürsten von Baiern, Sachsen und der Pfalz: „daß in Wäldern noch so groß ich mein Haupt kann kühnlich legen jeden Unterthan in Schooß." Es war das Bild des Großherzogs Friedrich von Baden, auf das der speculative Künstler diese prächtigen Verse von Justinus Kerner bezogen hatte. Wir würden diesen unscheinbaren Umstand nicht erwähnen, wenn er nicht besser und eindringlicher, als wir es vermögen, die Stellung des Großherzogs von Baden zu dem Urtheil des deutschen Volkes charakterisirte. So ist es allerdings, wie unter dem Bild geschrieben steht, und seit wir in Frankfurt den Manne in sein offenes treues Angesicht und in das große tiefblaue Auge gesehen, haben wir auch die Ueberzeugung, daß es so bleiben wird, daß Großherzog Friedrich unwerdar „sein Haupt kann kühnlich legen jeden Unterthan in Schooß". Um vier Jahre älter, als Kaiser Franz Joseph, hat der Großherzog von Baden doch ein noch jugendlicheres Ansehen als dieser. Die Gestalt ist zwar weniger zierlich und elastisch, aber doch immerhin noch straff und schlank. Das Gesicht dagegen hat eine gesündere Farbe und den hellen frischen Teint, wie er sich bei blondem Haar vielfach findet. Ein starker blonder Bart rahmt bis auf das Kinn das ganze Gesicht ein und giebt den regelmäßigen angenehmen Zügen den Ausdruck der vollen selbstbewußten Männlichkeit. Der anziehendste Theil des Gesichts ist indeß die hohe freie Stirn und das große seelenvolle Auge. Es giebt eine Art des Blicks und einen Gesichtsausdruck, die von vornherein unser volles Vertrauen erwecken, die uns schon beim ersten Begegnen anziehen, als hätten wir die Persönlichkeit, der sie angehören, längst gekannt. Nachmachen läßt sich dieser Blick nicht, denn er ist der Spiegel der Seele und wird angeboren. Solcher Art wirkt der Gesichtsausdruck des Großherzogs von Baden.

In der Westendhalle, also vor der Stadt, war es, wo der Großherzog sich seine Wohnung genommen. Aber obwohl er auf diese Weise nur selten in den Straßen sich zeigte, begrüßte ihn doch regelmäßig der Zuruf der Menge. Man wußte es auch in Frankfurt, daß er bereitwillig ein Conzertat und ein ultramontanreactionäres Ministerium hatte fallen lassen, nachdem er sich von der Verderblichkeit beider überzeugt; man vergaß es ihm nicht, daß er seitdem den Liberalismus in ungefälschter Münze hatte cursiren lassen und, ohne gerade von seinem Volk gedrängt zu sein, aus freien Stücken das Seinige gethan, um seines Volkes Wohlfahrt auf der wahren Grundlage der Freiheit, auf dem Princip der Selbstverwaltung, sicher zu stellen; ja man rechnete, was er seitdem gethan, gerade ihm um so höher an, als sich gegenüber den trüben Erfahrungen des Jahres 1849 ein weniger bereitwilliges Eingehen auf die liberalen Forderungen der Zeit wenigstens hätte begreiflich finden lassen. Was er gerade während des Fürstentages im Interesse Deutschlands gethan, war damals, als nur sehr Weniges über die Vorgänge im Bundespalast in's Publicum drang, noch vollständig unbekannt. Wir wissen auch jetzt noch nicht viel mehr, als was die Karlsruher Zeitung uns mitgetheilt. So viel aber wissen wir bereits, daß an der festen Haltung des Großherzogs von Baden ein schlimmer deutscher Sonderbund gescheitert ist, und daß er, vielleicht er allein, der Forderung des Abgeordnetentages sich angeschlossen, wonach das Ergebniß der Berathungen der Fürstentages einem deutschen Parlamente zur Zustimmung vorgelegt werden soll. Das deutsche Volk wird dessen eingedenk sein.

„Ich bin stolz darauf, mich einen constitutionellen König zu nennen," sagte König Max von Baiern am Tage nach seiner Thronbesteigung, am 22. März 1848, zu seinen Ständen. „Ich will Frieden haben mit meinem Volk," sagte er zehn Jahre später, als er, dem Drängen der Stände nachgebend, das Ministerium Pfordten-Reigersberg entließ. Das sind zwei schöne Worte, und das letztere namentlich — denn das erste ist vergessen — hat dem König manches Hoch und manches Wort des Lobes in Frankfurt eingetragen. Viel wirkte freilich dabei auch das entschieden populäre Auftreten des Königs mit. Kein anderer Fürst hat sich so wie er in unmittelbare Verbindung mit dem Publicum gesetzt. Wir wissen

nicht, wie König Max es in München hält; in Frankfurt schien er die Uniform ebensowenig wie das Fahren im Wagen leiden zu mögen, wenigstens zeigte er sich sehr häufig im Civilrock und zu Fuß auf der Straße. Wir wollen dabei das herbe Urtheil eines englischen Berichterstatters nicht unterschreiben, so viel hat jedoch auch uns scheinen wollen, daß König Max in Frankfurt zwar populär war, daß er aber dort auch hat populär sein wollen. Es ist möglich, daß diese Absicht von seiner Seite in aller Unbefangenheit gehegt wurde; gewiß ist, daß sie nicht von allen Seiten mit gleicher Unbefangenheit aufgenommen wurde. Wir unsererseits möchten uns hierbei für die erstere Annahme entscheiden, denn es liegt in dem Gesicht des Königs etwas Hastiges, Unruhiges, das den Schluß auf ein Gefallen am Außergewöhnlichen sehr wohl rechtfertigt.

Es ist sehr schwer, ein richtiges Bild von der äußeren Erscheinung des Königs Max mit der Feder allein zu zeichnen, denn der ganze Eindruck des Mannes ist ein ungewöhnlicher, ohne daß man sich mit dem bloßen Auge Rechenschaft davon zu geben vermag, worin eigentlich der Schlüssel für die einheitliche Auffassung dieser Physiognomie zu suchen ist. Die schlanke, ziemlich große, obwohl, nach der Haltung zu schließen, nicht allzu kräftige Gestalt trägt an Interesse ganz zurück vor dem charakteristischen Ausdruck des Gesichtes. In dem an sich fein geschnittenen Gesicht aber treten hauptsächlich drei Momente bestimmter hervor: eine breite und ziemlich hohe Stirn, deren Bau auf eine lebhafte Thätigkeit der Phantasie schließen läßt, ein Paar tief liegende, anscheinend dunkle Augen, deren scharfer Blick unter den starken schwarzen Augenbrauen die Gegenstände rasch überfliegt, und drittens ein vielleicht nur in nervöser Angegriffenheit beruhender Zug von unruhiger Beweglichkeit um die fest geschlossenen Lippen und die wenig vollen Wangen. Ein dünner, dunkler Schnurr- und Backenbart hebt sodann auf dem blassen Teint das Eigenthümliche des ganzen Gesichtsausdrucks nur noch stärker hervor. Man ist, wie schon gesagt, auch wenn man sich alle einzelnen Züge dieser ungewöhnlichen Physiognomie ganz genau vergegenwärtigt und sie prüfend überblickt, doch vollständig außer Stande hiernach ein Urtheil über das Gemüths- und Seelenleben des Königs abzugeben. Wenn man nach dem Urtheil des baierischen Volkes geht — und das sollte doch wohl eigentlich das entscheidende sein — so ist freilich die Antwort auf die Frage nach dem Charakter des Königs bald gegeben. Es sind nicht viele Fürsten in Deutschland, die sich einer gleich ungebeugten Popularität bei ihren Unterthanen erfreuen. „Der gute König Max" sagt man in Baiern und hat vom baierischen Standpunkt aus gewiß ein Recht dazu. Im übrigen Deutschland freilich giebt es Leute, die von ihrem deutschen Standpunkt aus mit der Politik von König Max weniger einverstanden sind. Die Zukunft wird es lehren, ob ihre Ansicht gerechtfertigt war, denn erst mit dem Ausgang der jetzigen Zollvereinskrisis wird sich das Urtheil über die deutsche Politik des Königs von Baiern feststellen lassen.

Nicht ohne ein gewisses besonderes Interesse sah man in Frankfurt der Ankunft der beiden Großherzoge von Mecklenburg entgegen. Mecklenburg, das Land der Unjunker und lutherischen Normalpfaffen, das gelobte Land der Auswanderungsagenten, das Land, in dem das vierte Kind unehelich geboren wird, dies Conglomerat von rechtlosen Unterthanen und Privilegien, diese mittelalterliche Staatsruine — wie wohl der Fürst eines solchen Landes aussehen mag, fragte man sich in den Frankfurter Volksfreisen. Das Volk, dessen Phantasie sich nach den Nachrichten von den Abschlachtungen der Bauern, von der brüllenden Ritterschaft des Landtags, von dem Rostocker Hochverrathsprocesse der schamlosesten That der Reaction — ein ganz ungeheuerliches Bild von dem Lande Mecklenburg zusammengewoben hatte, war in seiner Naivetät natürlich nicht abgeneigt, sich nun auch unter der Persönlichkeit der Fürsten dieses Landes etwas Fremdartiges, noch nicht Dagewesenes vorzustellen, und schien einigermaßen verwundert, als es dem fast erblindeten Großherzog von Strelitz gegenüber nur Mitleid haben konnte und im Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin einen blonden, blühenden Mann mit einem frischen, schönen, wohlwollenden Gesicht vor sich sah. Auf ein prächtiges Pferdegespann hatte man sich wohl gefaßt und war bei aller Anerkennung von dessen Vorzüglichkeit nicht weiter davon überrascht; aber einen so normalen Menschen hatte man sich unter dem Großherzog Friedrich Franz durchaus nicht vorgestellt. Es liegt allerdings etwas sehr Bezeichnendes in diesem Contrast zwischen der Persönlichkeit des Großherzogs und der Vorstellung, die man sich in den Volkskreisen von ihm gebildet hatte. Diesem kräftigen Mann mit seiner getrungenen, muskulösen Gestalt, mit den blauen sanften Augen, der fein gebogenen edlen Nase, dem schön geformten Schädel, dessen vollständige Kahlheit indeß eben wegen seiner schönen Form und der ungeschwächten Gesundheit des Körpers im Uebrigen keineswegs unangenehm berührt — diesem Manne hätte man wohl die Lösung der Aufgabe zutrauen sollen, aus seinem Lande einen wirklichen Staat, aus einer föderativen Ritterrepublik ein staatsbürgerliches Gemeinwesen zu bilden. Sieht man freilich etwas schärfer in das Gesicht, so entdeckt man nicht unschwer den Ausdruck stark ausgebildeter Gutmüthigkeit, welcher es erklärlich macht, wie Junker und Pfaffen ihn schließlich dennoch vermögen konnten, sein in aller Form Rechtens publicirtes und feierlich beschworenes Verfassungswerk schon nach wenigen Monaten dem Bundes-Schiedsgericht von Freienwalde wieder preisgugeben. Die Schuld, die der Bundestag in Mecklenburg aufgehäuft, wird nicht weniger gefühlt werden wie in Kurhessen. Möge der Großherzog der Sühne dieser Schuld dieselbe Bereitwilligkeit entgegen tragen, wie er sie bewiesen, als es sich vor 13 Jahren darum handelte, sein eigenes Werk, das Denkmal seines Ruhmes, zu vernichten.

Mit vieler Theilnahme wurde König Georg von Hannover betrachtet. Seine hohe majestätische Gestalt und das schöne volle Gesicht imponirten der Menge gewaltig und verstärkten nur den Ausdruck des Mitgefühls sowohl mit dem König, der außer der schweren Last seiner Krone auch noch die Last der Blindheit trägt, als mit dem Volke, das einen blinden König sein ohnehin so schwieriges Amt beleiden sehen muß. Es mag mit an dem bekannten Beltreben des Königs liegen, seine Blindheit zu verbergen, wenn er seinen Kopf so stark nach aufwärts gerichtet trägt und dadurch sein Gesicht in der Regel den Ausdruck eines ungewöhnlichen Stolzes annimmt. Die übrigen Züge des Gesichtes verrathen wenigstens nicht, daß der hierdurch hervorgebrachte etwas strenge Ausdruck in der Persönlichkeit des Königs an und für sich begründet wäre. Die persönliche Anschauung seines andern Fürsten vermittelt übrigens so sehr das Verständniß seiner Handlungsweise, wie gerade die des Königs von Hannover. Man begreift das Bestreben, das sich in dem einen Wort „Welfenreich" hinlänglich angedeutet findet, man begreift die bekannte Strafe gegen die Stadt Emden, man begreift endlich sogar den Umsturz der hannoverschen Verfassung und das Regiment, das Graf Borries vollführen konnte, wenn man einmal in diese starr in's Weite schauenden Augen gesehen. Der König blickt ja nur in das Leere, Schrankenlose, vor seinem Blick kann sich allerdings das Land Hannover zum „Welfenreich" erweitern, vor seinem Blick können allerdings die Schranken verschwinden, wie die Rechte Anderer vor ihm hergegangen, und in diesen Conflict zwischen der Vorstellung von seinen königlichen Pflichten und der mangelnden Anschauung von den concreten Verhältnissen des Lebens liegt, wie wir glauben, die einfache Erklärung seiner Regierungsweise und — die Tragik seines Lebens.

König Johann von Sachsen, dem deutschen Volk schon durch seine Uebersetzung des Dante als Gelehrter und als einer der begabtesten deutschen Fürsten bekannt, hat sich nur selten in der Oeffentlichkeit gezeigt. Es entspradh dies auch ganz der Vorstellung, die sich nach den in's Publicum dringenden Gerüchten über seine vorzugsweise vermittelnde Thätigkeit bei dem Congreß gebildet hatte. Charakteristisch war es sodann, daß er als der erste Fürst, im schlichten Civilrock, den zoologischen Garten besuchte und sich hier mit vieler Aufmerksamkeit und Ausdauer die einzelnen Thiere und deren Naturgeschichte erklären ließ. Das Aeußere des Königs wich nur wenig davon ab, wie man sich ihn nach den bekannten Bildern vorgestellt hatte. Man wußte, daß der König — vielleicht als der einzige deutsche Fürst — seinen Bart glatt rasiren läßt, man wußte, daß er es liebt, in bequemer Civilkleidung zu gehen, man wußte, daß er sich bereits in vorgerücktem Lebensalter befindet. Die stets lustigen Züge, das etwas verwirrte Kinn, die kleinen, grauen, ruhigen Augen entsprachen auch im Uebrigen der Vorstellung, die man sich von dem vielseitig gebildeten, geistig thätigen alten Herrn gemacht hatte.

„Das gilt dem Coburger, daß Ihr's wißt!" rief bei der Auffahrt zum Römerbanket ein vor uns stehender Arbeiter, nachdem er in das Hoch auf den eben vorbeigefahrenen Herzog Ernst von Coburg kräftig eingestimmt hatte. Es lag etwas gar Zutrauliches

Digitized by Google

in dieser halb komischen Aeußerung des Arbeiters, und sie kann wohl als der Ausdruck der Volksstimmung gelten, die sich für den Herzog gebildet hat. Herzog Ernst war noch vor einem Jahre in der Schützenjoppe zu Frankfurt gewesen und hatte vor den Augen von Zehntausenden als Ehrenpräsident des deutschen Schützenbundes die Bundesfahne eingeweiht, er war ja überdies lange genug in den reactionären Blättern als der Herbergvater des Nationalvereins geschmäht worden, ihm konnte, wo er sich auch blicken ließ, der Jubel des Volkes nicht fehlen. Aber die Volksgunst ist wandelbar, und man hat es gerade Herzog Ernst, dem „schlichten Patrioten", wie er sich in der Schützenfesthalle selbst genannt, nicht wohl genommen, daß er bei der Wahl zwischen den Forderungen Oesterreichs und den Forderungen des Abgeordnetentages, zwischen Delegirtenversammlung und Parlament für die Delegirtenversammlung und gegen das Parlament sich erklärt hat. Großherzog Friedrich von Baden, der nichts weiter hat sein wollen, als ein verfassungstreuer, für das Wohl seines Landes thätiger Fürst, ist auch dem Ruf des Kaisers gefolgt, aber er hat darum doch nicht die Rechte des Volkes verleugnet. Dieser Vergleich ist am Schluß des Fürstentages vielfach angestellt worden und zwar nicht zum Vortheil des Herzogs. Herzog Ernst ist ein begabter, kluger Mann; das spricht aus den fest geschlossenen Lippen und dem ganzen geistig durchwehten Ausdruck seines Gesichtes, das haben auch seine Reden in Gotha und in Frankfurt bewiesen. Aber das Volk schätzt Festigkeit höher als Klugheit, und wenn der Herzog den Ruhm des Diplomaten mit dem Ruhm des Volksvertrauensmannes verbinden will, so darf er in den Fragen der Freiheit des Volkes den Diplomaten nicht über den Volksmann Herr werden lassen. Der Fürstentag ist an dieser Klippe gescheitert; mag Herzog Ernst sich vorsehen, daß ihm — wenn auch vielleicht mit Unrecht — nicht Gleiches widerfährt.

Die übrigen Fürsten — mit Ausnahme des wackern volksfreundlichen Großherzogs von Weimar, den ich aus eigener Anschauung nicht zu schildern vermag — traten wenig oder gar nicht in den Vordergrund, und die Frankfurter und alle hier anwesenden Fremden haben sich auch wenig um sie gekümmert.

Die regierenden Herren sind seitdem aus Frankfurt wieder geschieden, ein unfertiges Werk als das Ergebniß vierzehntägiger Verhandlungen hinterlassend; unfertig nicht blos deshalb, weil es ihnen weder gelungen, unter sich eine Einigung zu erzielen, noch auch Preußens Zustimmung zu erlangen, nein unfertig vor Allem deshalb, weil sie es abermals nicht über sich vermocht, dem Volke zu geben, was des Volkes ist: ein aus freier Wahl hervorgegangenes Parlament. Es hat den deutschen Fürsten bei ihren Berathungen an einer warnenden Stimme nicht gefehlt. Noch ehe sie zur fünften Sitzung fuhren, lag schon das einstimmige Urtheil des deutschen Abgeordnetentages über den österreichischen Entwurf fertig da. Entgegenkommender konnten die deutschen Abgeordneten sich nicht äußern, als sie es gethan. An den Fürsten wäre es gewesen, von all den gegründeten Bedenken, welche vorgebracht waren, vor Allem wenigstens das Entscheidende zu berücksichtigen: die Forderung einer deutschen Volksvertretung auf Grund freier Wahlen. Vergebens! Man verfiel auf's Neue in den unbegreiflichen Irrthum, daß man den jungen Wein in alte Schläuche füllen, daß man demselben Geist, dessen gewaltiges Drängen und Streben überhaupt doch den ganzen Fürstentag zusammen gebracht, daß man dem mächtig aufstrebenden Geist der deutschen Nation die Form für seine Bethätigung beliebig zurecht schneiden könne.

Die Folgen dieses Verfahrens liegen bereits klar am Tage. In allen Theilen Deutschlands hat sich das Volk den Forderungen des Abgeordnetentages angeschlossen und die von den Fürsten beschlossene Bundesreform zurückgewiesen; Preußen hat seinerseits die Forderung eines freigewählten Parlaments sich angeeignet und verlangt, daß in Ministerialconferenzen die Verhandlungen weiter geführt werden, und in Folge dieses gemeinsamen Widerstandes Preußens und des deutschen Volkes ist die vom Fürstentag beschlossene Bundesreform wirklich geworden, was der Abgeordnetentag vorausgesagt hatte: „schätzbares Material" für die Zukunft. Wo sind die Hoffnungen und Erwartungen hin, mit denen wir dem Zusammentreten des Fürstentages entgegen gesehen? Ist es wirklich wahr, was man sich jetzt schon voll Mißtrauen in's Ohr flüstert: das ganze Project habe weiter keinen Zweck gehabt, als eine Handhabe zu bieten zur Sprengung des Zollvereins? Wir wissen nicht, ob die Zweifler Recht haben, und noch berechtigt Nichts zu der Annahme, daß man es wirklich gewagt, mit den heiligsten Interessen unserer Nation ein schnödes Spiel zu treiben.

Aber wie dem auch sei, ganz ohne Ergebniß ist denn doch der deutsche Fürstentag nicht auseinander gegangen, mag im Uebrigen aus seinen Beschlüssen werden was da will: das ist die abermalige und diesmal freiwillige und deshalb unwiderrufliche Anerkennung der Fürsten Deutschlands, daß der jetzige Zustand unserer Bundesverfassung „schlechthin chaotisch" sei, daß „der Boden schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt," und daß „der bloße Wunsch, die morschen Wände möchten den nächsten Sturm noch aushalten, die dazu nöthige Festigkeit nimmermehr zurückgeben kann." An diesem Geständniß aber wollen wir festhalten, denn es ist ein von den Fürsten selbst ausgestellter Frei- und Majestätsbrief für die deutsche Nation. Wo ist der Richter, der künftig noch Bestrebungen in den Volkskreisen verurtheilen mag, die auf die Herstellung einer besseren deutschen Bundesverfassung gerichtet sind? Selbst wenn sie irrig wären, diese Bestrebungen, können sie deshalb für schuldig erklärt werden, nachdem die Bestrebungen der deutschen Fürsten selbst sich als irrig herausgestellt?

Octoberfeuer.

Von Johannes Scherr.

> Wenn heut' ein Geist herniederstiege —
> Uhland.

Napoleon, der letzte eigenwüchsige und großangelegte Despot, hatte seinen Kaiserthron mit beispielloser Genialität bis hoch in die Wolken hinaufgebaut. Auf der schwindelnden Höhe desselben stehend, sagte er nach der Geburt des Königs von Rom zu Cambacérès: „Ein Sohn ist Uns geboren! meine Dynastie hat unausrottbare Wurzeln geschlagen; mich zu fällen ist unmöglich!" In diesen Worten rasete schon die tolle Ueberhebung des Kaiserwahnsinns, in welchen die Nichtswürdigkeit seiner Anbeter und seiner Sclaven — und letztere zählten nach Millionen — den glücklichen Abenteurer, den Meineidigen vom 18. Brumaire, den wundersamen Mischmasch von Heros und Histrio allmählich hineingeschmeichelt hatte. Mit kolossaler Wucht lastete die eiserne Adlerkralle des Eroberers auf dem Festland von Europa. Als er jedoch im Wahnwitz seines Weltherrschaftstraumes die erobernde Kralle über den Niemen, über die Wolga, über den Ural hinweg und nach Asien hinein, nach Indien hinüber strecken zu wollen sich vermaß, als er, dem Moloch seiner Herrschergier eine unerhörte Menschenhekatombe darzubringen, sechsmalhunderttausend Söhne aller continentalen Völker auf die russischen Steppen und in's Verderben schleppte, da trat ihn die Nemesis an. Drei Werkzeuge aber erwählte sich zunächst die rächende Göttin: — den Stein, welcher zu Petersburg in der Seele des Czaren die Glut des Napoleonhasses schürte; den Rostoptschin welcher in das heilige Moskau die Brandfackeln schleuderte — eine That, deren Größe der kleine Sinn unserer kleinen Gegenwart kaum noch zu ermessen vermag — und den York, welcher durch den in der poscheruner Mühle mit den Russen abgeschlossenen Vertrag von Tauroggen der schwankenden Politik Preußens endlich wieder einen Halt und zur Befreiung Deutschlands von der schmach- und jammervollen napoleonischen Zwingherrschaft das Signal gab.

Sie wurde vollbracht. Aber „wenn heut' ein Geist herniederstiege", der Geist von einem aus jenen heldenmüthigen Tausenden, welche dafür gestorben, und die Frage erhöbe: „Was ist aus dieser Befreiung geworden?" — was würdet ihr, die ihr damals den Söhnen des Vaterlandes so viel versprachet, was würdet ihr zu antworten vermögen? Ah, es ist nicht schwer zu errathen. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In grandioser Monotonie und doch zugleich mit buntestem Scenenwechsel bethätigt sich das welthistorische Gesetz von Ebbe und Fluth. Zeiten giebt es, Ebbezeiten, wo das Feld des Denkens wüst liegt und „Alles des Nutzens hartem oder des Genusses schwel-

gerischem Dienste verlaust ist", wo alle edleren Instincte aus der Gesellschaft verschwunden scheinen, wo die Begeisterung ein Spott und die Scham ein Gelächter, wo die Bestie gemeiner Selbstsucht frech aus dem Menschen hervorgrinst, die Völker dem Despotismus entgegenkriechen, um ihm die Füße zu küssen und seinen Speichel zu lecken, die Pfaffen dem glücklichen Verbrechen ihr Tedeum singen, ein charakterloser Literatenwitz gelungene Schurkereien zu „Gesellschaftserneurungen" umschönfärbt, die Männer ihre Talente, die Frauen ihre Reize dem Wüstlertrieben zuschicken und über alle die tausend privatlichen Niederträchtigkeiten die öffentliche Feigheit als ein verbindender Kleister gistig sich hinschleimt. Und wieder giebt es Zeiten, Fluthzeiten, wo aus dunkeln Wetterwolken schwerster Noth die heiligen Gewitterblitze Freiheit und Vaterland hernieder-fahren und zündend in die Herzen schlagen, daß sie auflodern in reinen Flammen, welche alles Kleine, Gemeine, Schlechte verzehren und die Menschen emporflügeln in die Aetherhöhen der Ideale. In solchen Blitzerfrühlingstagen werden edle Gelübde gezeigert getan und schön erfüllt, werden schmerzlichste Opfer lächelnd gebracht, werden Felseln gesprengt und Frevel gesühnt, werden Thermopylenkämpfertode gestorben, Marathonschlachten geschlagen und wandeln die Nationen in glorreichem Auf- und Berschritt die Bahnen, die ihre Seher und Propheten ihnen gewiesen.

So ein Frühling ist im Jahre 1813 über Deutschland aufgegangen. Aber „wenn heur' ein Geist herniederstiege", zu fragen: „Welches waren die Früchte der Blüthenträume von damals, für die wir Gut und Blut dahingegeben?" — so gäbe es nur zu antworten: Man schlug die Blüthen von den Bäumen, bevor sie zu Früchten werden konnten, und das Resultat des „Befreiungskrieges" war eine aus Machtdünkel und Unmaßlichkeit unersättliche Politik, welche, was 1813 eine Tugend gewesen, zum Verbrechen stempelte, die deutschen Jünglinge wie Bösewichte hetzte, weil sie ihre Mutter Germania liebten, und jede leise Mahnung an die Rechte des Volks und die Bedürfnisse der Nation wie Raub und Mord verfolgte, — eine Politik, die, von Verblendung in Verblendung fallend und Schuld auf Schuld häufend, bis in unsere Tage herein unselig fortgewirkt hat.

Und doch, wie erquickt es Auge und Seele, durch all das Dunkel hitterer Enttäuschungen in die Frühlingshelle von 1813 zurückzublicken! Wie erquickt dieser Rückblick Auge und Seele selbst dann, wenn er keineswegs durch das Kaleidoskop einer unseren Gefühlen leicht sich einschmeichelnden Schönfärberei geschieht, sondern ohne alle so oder so zugeschnittene Gläser vom festen Standort geschichtlicher Wahrhaftigkeit aus!

Die Größe des nationalen Elements in der Erhebung Preußens, voran Ostpreußens, im Frühjahr von 1813 wird noch überwogen durch das freiheitliche, durch den Charakter bürgerlicher Selbstthätigkeit, welcher so überraschend und so geeignet diese ganze Bewegung kennzeichnete. Es ist ganz unzweifelhaft das schönste Blatt in der Geschichte des deutschen Adels ausmacht. Denn weit, fürwahr, ist der argwöhnische Gedanke hinwegzuweisen, daß der preußische Adel damals im Grunde doch nur für die Restauration altpreußischer Junkerei auf- und eingestanden sei. Nein, auch er fühlte und handelte unter dem Antrieb des heiligen Sturmes, dessen Odem damals die Seelen weitete.

Das Vaterlandsgefühl und die Freiheitssehnsucht waren mächtig in den Menschen. Ein von Lessing, Kant, Schiller und Fichte erzogenes Geschlecht war herangewachsen. Denn nicht in der Schule einer die Geschichte fälschenden, von einem erlegenen Mittelalter fabelnden Romantik, sondern in der Region, wo der von jenen vier Erwähnten ausgegossene Jrrenstrom rauschte, ist der Geist von 1813 großgezogen worden, — in der Region, wo der Genius des Tellschützers waltete, die Herzen aller Empfänglichen mit sittlichem Pathos und edelstem Enthusiasmus tränkend. Wir Nachgeborenen, entäuscht, verbittert und hoffnungsarm, wir können uns kaum noch einen Begriff machen von dem „lechzenden Durst", womit nach Schiller's Hingang die deutsche Jugend sich herbeidrängte, um sich „am Quell seiner Poesie zu berauschen". Kein Wunder demnach, daß wir in den echten und rechten Zeitgesängen der Befreiungskriegspoesie, in den Liedern von Ludwig Uhland, Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner, in den aus unerschöpflichem Born quellenden Ehren- und Spottversen, Zeitgerichten und garnischen Sonetten von Friedrich Rückert, wie später noch in den Liedern von Julius Mosen, überall der leuchtenden Feuerspur der Muse Schiller's begegnen. Und nicht etwa nur in Dichterklängen, nicht etwa nur in den Herzen einer Jugend, welche auf blutigen Walstätten bald herrlich erwies, wie todesmuthig-ernst ihre Begeisterung war — nein, allenthalben, wo ihr zu jener Zeit in Deutschland fühlende Frauen und denkende Männer reden hört, vernehmt ihr den Wiederhall der ewigen Worte, welche Schiller seine Attinghausen und Stauffacher in die Zukunft hatte streuen lassen, eine tausendfältig, millionenfältig fruchtbringende Gedankensaat. Ja, das Vaterlandsgefühl war mächtig in den Menschen, und einen höher gehobenen Lebens Pulsschlag ging durch das Volk.

Preußen, das unter dem Griff der napoleonischen Adlerkralle auf die Hälfte seines vormaligen Gebiets eingeschrumpfte, ausgesogene, ausgepreßte, zerstampfte Preußen hat im Frühjahr von 1813 Opfer gebracht, die geradezu beispiellos sind. Jener glorreiche Königsberger Landtag, in dessen Beschlüssen der Sturmgeist der Zeit den verknöcherten altfritzischen Absolutismus entschieden durchbrach, gab dem übrigen Lande das schönste Beispiel, indem er, wie jedes seiner Mitglieder willig und bereit war, den letzten Sohn und den letzten Thaler der Sache des Vaterlandes darzubringen, so auch nicht anstand, für diese Sache den letzten Nerv der Provinz anzuspannen. Was dieses Ostpreußen, nach allen den ungeheuren Leiden und Einbußen von 1807 bis 1813, jetzt leistete, kann man an der Thatsache ermessen, daß es von je 100 Männern zwischen 18 und 50 Jahren nicht weniger als 45 unter die Waffen, im Ganzen 71,445 zur Linie und Landwehr stellte und trotz der bitterlichen Armuth und Noth, welche im Lande herrschte, zur Ausrüstung der Landwehr allein 1,025,859 Thaler aufbrachte. Solche Wunder wirkt Vaterlandsgefühl. Hier, in Königsberg, ist der große Scharnhorst'sche Gedanke der Schaffung eines deutschen Volksheeres damals zuerst zur Verwirklichung gekommen. Der Graf Alexander von Dohna, Vorsitzer des Landtags, hat damals das beste Wort gesprochen, welches jemals aus eines deutschen Edelmanns Mund gegangen, ein Wort, welches so recht den Kern von Scharnhorst's Landwehridee bloßlegte: — „Wir wollen Alle Krieger sein, aber Bürger bleiben!"

Und „wenn nun heur' ein Geist herniederstiege" und fragte: „Sind die Nachkommen solcher Väter Bürger geblieben?" so würde er zur Antwort erhalten: „Das nicht, aber sie sind dafür „kleine Herren" geworden" . . . .

Während die am tiefsten Haß entzündete Flamme Ostpreußen durchlohte, nach Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien hereinsichte und ihren Feuerlauf bis zur Elbe heranrollte, an den Gestaden der Ost- und Nordsee in den Bauerschaften Etwas vom alten Stedinger- und Dithmarsensinn, in den Städtern Etwas vom alten Hansageist weckend, bliesen und trieben zu Breslau die Männer der That, des Losschlagens, des Wagnisses auf Leben und Tod, die Männer des Widernapoleonismus, die Franzosenhasser und Deutschgesinnten, die Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, die Boyen und Grolman zur Sammlung, zum Entschluß, zum Handeln.

Schon der erste königliche Erlaß vom 3. Februar wirkte elektrisch, und prächtig ward offenbar, was man einem gesunden Volke zutrauen darf und soll. Die preußische Jugend bis weit in's Mannesalter hinein erhob sich unter dem Jubelrufe: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!" Denn diese war die echte und ursprüngliche Losung. Die Hörsäle der Universitäten, die oberen Classen der Gymnasien, die Comptoire, die Kunst- und Werkstätten leerten sich, die Pflüge standen verlassen. Väter und Mütter weihten ihre Kinder, Schwestern ihre Brüder, Bräute ihre Bräutigame, Frauen ihre Gatten dem heiligen Krieg. Die Städte begannen von Freiwilligen zu wimmeln, die Straßen von den zehenden Scharen zu brausen. Greise pfiffen mit Jugendkraft nach den Waffen; Knaben flehten schluchzend, wenigstens als Trommelschläger mitgehen zu dürfen; Mädchen, an deren jungfräulichem Ruf nicht der leiseste Makel, schwangen sich, vom heiligen Eifer über die Bedenklichkeiten ihres Geschlechtes hinweggehoben, in den Husarensattel oder bewehrten sich mit der Jägerbüchse, und mehr als eine der schönen Kriegerinnen hat höchste Proben der Tapferkeit abgelegt,

und mehr als eine ist den schönsten der Tode gestorben. Und weil die Weiberkraft der großen Stunde alle Alter und Geschlechter, alle Stände und Berufsclassen mit Macht durchdrungen hatte, ward es möglich, daß das kleine, arme Preußen im Frühling und Sommer von 1813 nicht weniger als 271,000 Streiter unter die Fahnen bringen konnte. Ach, das war damals ein Leben und Weben im alten Breslau, wo die Schalen der Weltgeschickswage auf- und abstiegen, wo das Herz Deutschlands schlug, wo in der rauchigen Bierstube „zum Scepter" die edelste Blüthe deutscher Jugend sich drängte, um in die Freischaar der Lützower einzutreten, in jene „Schwarze Schaar", in deren Sinn der Krieg, zu welchem sie sich rüstete, kein Krieg war, „von dem die Kronen wissen," kein Fürsten- und Diplomatenkrieg, sondern ein Volkskrieg, aus dem Mutter Germania in verjüngter Herrlichkeit hervorgehen sollte! Und wie lieg sich in diesen Tagen der „Altar des Vaterlandes" unter der Last der auf ihn gehäuften Opfergaben! Das Einzige, Letzte, Theuerste, mit rührender Beiseitung dessen sei, als das preußische im Jahre 1813, wenn man betrachtet, daß das arme und ausgesogene Land neben den von Gemeinde- und Staatswegen geforderten Opfern noch freiwillige im Betrage von Millionen aufgebracht hat.

Daß, was Preußen durch den Befreiungskrieg errang, in gar keinem Verhältniß zu seinen Anstrengungen und Leistungen stand, daß die ursprüngliche Idee dieses Krieges, d. h. die Wiedergeburt und zeitgemäße, auf der Basis bürgerlicher Freiheit zu bewerkstelligende Neugestaltung des deutschen Reiches, wie sie durch das berühmte „Manifest von Kalisch" vom 25. März dem deutschen Volke feierlich verkündigt und verheißen wurde, gar nicht zur Erfüllung kam, ist auf verschiedene unheilvolle Ursachen zurückzuführen. Erstens auf die Schwäche der preußischen Diplomatie, welcher Richtung und Energie zu geben die Hardenberg und Humboldt nicht das Zeug hatten. Zweitens auf die Fassichtigkeit des Czaren Alexander, welcher zwar die Kräfte Deutschlands zu seinen widernapoleonischen Zwecken ausnutzen wollte, aber selbstverständlich der Schaffung eines großen und mächtigen Deutschlands durchaus entgegen war. Drittens auf die verhältnißmäßig geringe Tragweite des deutschen Erhebungsgedankens. Denn es muß gesagt werden, daß es nur ein Märchen ist, wenn geglaubt wird, die Flamme des Befreiungskrieges habe hingeschlagen über alles deutsche Land, wie sie der Meinung des Freiherrn von Stein zufolge hätte thun sollen und können. Sie that es aber nicht. In Oesterreich hatte, wie das eine durchaus natürliche Folge des von Franz und Metternich consequent eingehaltenen Mißregierungssystems war, der Widernapoleonismus nicht entfernt einen freiheitlichen und deutschnationalen Charakter, sondern einen ausgeprägt reactionären, aristokratisch-absolutistischen und widerdeutschen. Aber auch abgesehen von Oesterreich, hatte die Bewegung nur das östliche und nördliche Deutschland ganz und voll ergriffen, während sie im südwestlichen nur sporadisch vorkam, nur einzelne Bekenner und Förderer hatte. Die rheinländischen Fürsten waren fanatische Napoleonisten und blieben es, bis ihnen unter österreichischer Vermittelung ihre volle Souverainetät gewährleistet wurde und damit den nationalen Hoffnungen die Art an die Wurzel gelegt war. Allerdings war der Wellenschlag des deutschen Gedankens stark genug, um auch in die höfischen Regionen hinaufzureichen, und es waren in diesen Kreisen z. B. der Kronprinz Wilhelm von Würtemberg im freisinnig-nationalen und der Kronprinz Ludwig von Baiern im mittelalterlich-romantischen Sinne dawon erfaßt; aber bekannt ist auch, daß Beide ohne allen Einfluß auf das Verhalten ihrer Höfe gewesen sind. In Würtemberg war die größte Kraftäußerung des patriotischen Geistes von 1813 diese, daß ein, wohlverstanden noch nach dem Beitritte des Königs zur widernapoleonischen Allianz, im Local des Stuttgarter Lesevereins angeschlagener obrigkeitlicher Befehl, „nicht über Politik zu reden," herabgerissen wurde und zwar „ungestraft". Wir wissen auch, daß besagter König, als die Nachricht eingegangen, daß Napoleon den unsäglichen Wrede bei Hanau über den Haufen gerannt habe, sich zu einem Siegesbankett niedersetzte und unter Trompeten- und Paukenschall ein Hoch auf seinen „erhabenen Protector" Napoleon ausbrachte.

Es ist eine schmerzliche Thatsache, daß der Emporeur hauptsächlich durch den umfassend und eifrig geleisteten Gehorsam, welchen seine Befehle bei den Rheinbundsfürsten fanden, deren Truppen sich bis zum Herbst mit unbestrittener Tapferkeit für den Zwingherrn schlugen, in den Stand gesetzt war, im Frühlingsfeldzug von 1813 den verbündeten Preußen und Russen noch einmal den Meister zu zeigen und dadurch namentlich dem Kaiser Alexander die Ueberzeugung beizubringen, daß Rußland, Preußen und England mitsammen unvermögend wären, den Napoleonismus zu bewältigen. Die Folge hiervon war, daß man Oesterreichs Beistand um jeden Preis erkaufen zu müssen glaubte, und der Preis, welchen Oesterreich dafür forderte und bewilligt erhielt, ist wahrlich ein hoher gewesen. Der starre und zähe Kaiser Franz, der in seinen Hand der frivole, bis zur letzten Faser entdeutschte Metternich nur ein schmiegsames, geschickt zugeschnittenes und wohleingeübtes Werkzeug war, ließ sich, also zum Meister der Situation geworden, durch seine Minister „von dem Bonaparte losmachen", wie er es nannte. Denn er hasste, wie bekannt, seinen Herrn Schwiegersohn gründlich; aber durchaus nur darauf zielend, die zum Gelegenheit zu benutzen, um Oesterreich seine ehemalige Machtstellung zurückzuverschaffen, wollte er den Napoleonismus nur eingeschränkt und keineswegs vernichtet wissen. Erstens, weil ihm die napoleonische Macht als Gegengewicht gegen die russische dienlich schien; und zweitens, weil sich seinem Haß doch wieder ein geheimes Gefühl der Achtung, ja so zu sagen der Zärtlichkeit für den Vernichter der Revolution und schwiegersöhnlichen Meisterdespoten beimischte. Metternich, ein Staatsmann ohne alle Initiative und aller selbstständigen Ideen bar, aber ein Meister der Formen diplomatischer Spiegelfechterei, vollbrachte die ihm übertragene Arbeit, Oesterreich auf dem französischen Lager in's verbündete hinüberzulootsen, mit Geschicklichkeit, wenn auch nur unter dem mächtigen Beistand der starren Hartnäckigkeit Napoleon's. Er stellte zunächst den ersehnten Beitritt seines Kaisers zu ihrer Allianz den Verbündeten in Aussicht, aber unter zwei Grundbedingungen. Zum Ersten mußte in das ganze widernapoleonische Geschäft ein „correctorer Styl" als der bisher eingehaltene gebracht werden. Von „Freiheit", „deutschem Vaterland", „Volksrechten", „nationaler Verfassung" und anderen dergleichen „Ungeheuerlichkeiten" mehr, wie die „beklagenswerthe" Proclamation von Kalisch sie „leider" in Umlauf gebracht, müsse unbedingt Rußland genommen, jenes „gefährliche" Manifest selbst förmlich der Vergessenheit überwiesen, ferner jede Appellation an das Nationalgefühl der Massen vermieden, der mit Kundgebung „jakobinischer" Grundsätze begonnene Krieg durchaus in die correcten Geleise eines „nüchternen Cabinetskrieges" hinübergeleitet, jede Betheiligung der Völker an den öffentlichen Angelegenheiten, soweit sie nicht eine allerhöchst befohlene sei, energisch zurückgewiesen und dafür geforgt werden, daß die unbequeme und verdammliche Hitze des „Freiheits- und Vaterlandsrausches" unter dem Kühlapparat „reindynastischer Interessen" unschädlich „verdampfe". Zum Zweiten dürfe dem Emporeur nicht zu Viel zugemuthet und müsse — wie das Oesterreich in seinen „maßvollen" Friedensvorschlägen präcisiren werde — insbesondere zu dessen Gunsten auf die „Chimäre" der vollständigen Befreiung eines „chimärischen" Deutschlands von den Franzosen verzichtet werden. Diese Bedingungen und Bestimmungen gingen Rußland und Preußen ein, und darauf hin schloß Oesterreich mit ihnen den Reichenbacher Vertrag (27. Juni), kraft dessen es versprach, der widernapoleonischen Allianz beizutreten, falls Napoleon die Friedensvorschläge Oesterreichs verwerfen würde.

Er verwarf sie. In der That, er verwarf diese „maßvollen" Friedensbedingungen, welche ihm im Grunde ganz alles gelassen hätten, der er war. Denn die Franz-Metternich-Politik wollte ihm ja alles Erntes den Besitz von Frankreich, Italien, Belgien, Holland, der Schweiz, dem linken Rheinufer, Westphalen und dem Rheinbunde lassen, dessen Auflösung nur als „wünschbar" bezeichnet wurde. Wundersam, aber sehr wahr: Deutschland hat nie einen grimmigeren Feind, aber auch nie einen besseren Freund wider Willen gehabt, als den Napoleon! Nicht allein deßhalb, weil sein eiserner Zwingherrnbesen Berge von mittelalterlichem Unrath aus deutschen Landen weggefegt hat; auch nicht deßhalb nur, weil seine Tyrannenfaust dem schlafenden Deutschthum so in die Seele griff, daß es endlich wieder erwachen mußte; sondern auch und ganz insbesondere deßhalb, weil er in seinem Kaiserwahnsinn den eleudeu, undeutschen und widerdeutschen franz-metternichischen Frieden, welchen er im Juni zu Dresden, im August zu Prag, ja, wenigstens was die Hauptsache, d. h. die Fortdauer seines Kaiserthums betraf, noch im folgenden Jahre zu Chatillon hätte schließen können, hochmüthig verwarf.

Er that es, wie Jedermann weiß oder wissen könnte, zu Metternich's tiefem Bedauern, und der österreichische Minister hat

unzweifelhaft mit Wissen und Willen seines Herrn, vor dem er Staub war, auch noch nach der Eröffnung des Herbstfeldzugs von 1813 sein „Finassiren" mit Napoleon fortbetrieben, sehr eifrig namentlich unmittelbar nach der letzten großen Liebkosung, welche Diene Fortuna ihrem verwöhnten Liebling am 27. August bei Dresden zu Theil werden ließ. Aber die preußischen, gegen den Willen des erbärmlichen Zweckköhlers Bernadotte erfochtenen Siege von Großbeeren und Hagelsberg — dann der große Blücherssieg an der Katzbach und endlich der russisch-österreichisch-preußische Triumph bei Culm, sie machten den „Finassiren" vorerst ein Ende und knüpften den Knoten der Allianz Oesterreichs mit den Verbündeten mittelst des Teplitzer Vertrags vom 9. September fester. Auch hiebei aber setzte es in Betreff der deutschen Sache seine Absicht und seinen Willen durch. Der Freiherr von Stein forderte bei dieser Gelegenheit bekanntlich die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums in verbesserter Gestalt. Preußen widersetzte sich und noch entschiedener Oesterreich. Hardenberg und Humboldt schlugen dann die Errichtung eines deutschen Bundes vor mit straff-föderativen Formen, kraft welcher die Souveränetätsansprüche der mittleren, kleineren und kleinsten deutschen Staaten zu Gunsten des Ganzen beschränkt werden sollte. Allein auch davon wollte Oesterreich Nichts wissen, und Metternich brachte es dahin, daß festgesetzt und erklärt wurde, der Rheinbund zwar müsse aufgelöst werden, allein die Fürsten desselben und überhaupt sämmtliche zwischen dem wiederhergestellten Oesterreich und Preußen, dem Rhein und den Alpen gelegenen Staaten und Städtchen sollten die volle und unbedingte Souveränetät besitzen („l'indépendance entière et absolue").

Damit waren die Hoffnungen auf die Herstellung deutscher Nation, auf ein deutsches Gesammtvaterland glücklich vernetternicht, d. h. eingesargt und begraben. Die geäfften Deutschen schlugen sich fortan, indem sie gegen den Napoleonismus weiterfochten, im Grunde nur noch für einen anderen Antrieb ihrer Fesseln, für dynastische Egoismen und diplomatische Jschariothismen, und der veränderte Charakter des ganzen Krieges gab sich hörenden Ohren schon dadurch deutlich kund, daß in den Lagern an die Stelle der Arndt- und Körner'schen Eisen- und Feuerlieder die anbesohlene albekannte offiziell-fervile Drehorgelei gesetzt ward. Also triumphirte Oesterreich, die Zweideutigkeit der russischen und die Schwäche der preußischen Politik gleichermaßen irreführend. Und nicht zufrieden damit, Princip und Charakter des widernapoleonischen Krieges gefälscht zu haben, hat die Metternich'sche List nachmals noch den Versuch gemacht, durch die Feder von Judas Gentz auch die Geschichte dieses Krieges zu fälschen, indem sie den genannten Judas, in schreiendem Widerspruch gegen früher von ihm selber gethane Aeußerungen, lügen ließ: „die Völker, die Jugend, die Freiwilligen hätten Anno 1813 so gut wie gar Nichts gethan, sondern Alles sei vollbracht worden durch die wundervolle, im Stillen längst vorbereitete Eintracht der Höfe."

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege" und fragte: „Aber ließen sich denn die Völker solchen schnöden, höhnischen Unsinn gefallen?" — so müßte die Antwort lauten: Ja wohl! denn was ließen und lassen sich die Völker nicht Alles gefallen? O, sie hatten ja, nachdem sie damals gelitten und gestritten, um also belohnt zu werden, vollauf zu thun, ihre Todten zu begraben, ihre Wunden zu verbinden, ihre eingeäscherten Häuser wieder aufzubauen, ihre zerstampften Felder wieder zu beackern, — wie hätten sie, den schweren Kampf um des Lebens Nothdurft kämpfend, Sinn und Zeit haben sollen, zu bedenken, wie ungeheuer man sie betrogen? . . . .

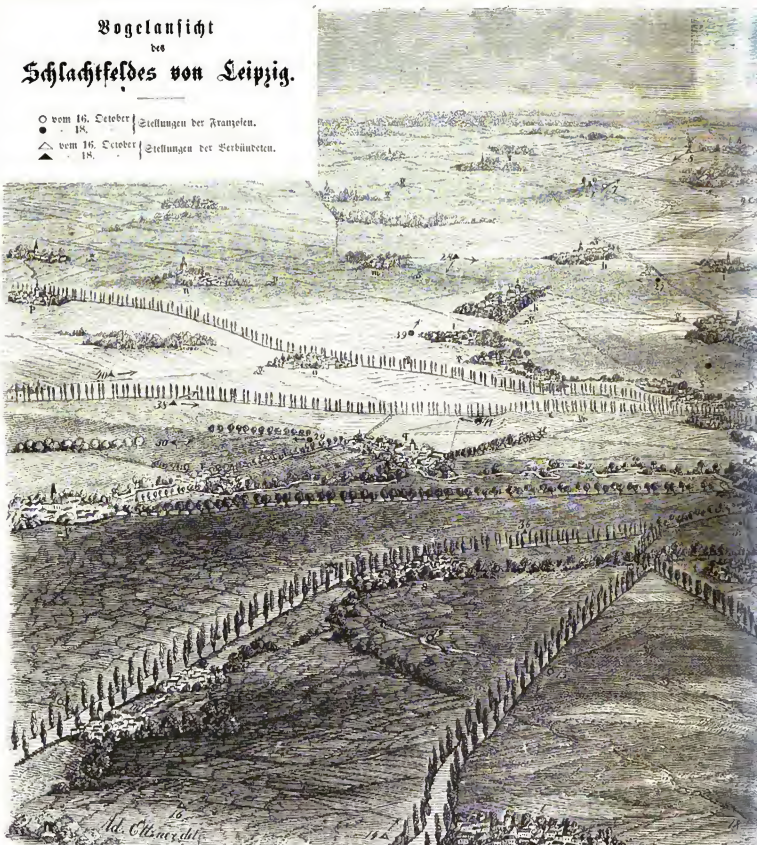
Etwas jedoch war, allen Metternich'schen Betreibungen und Erfolgen von Reichenbach und Teplitz zum Trotz, auch im Herbste von 1813 vom Frühlingsgeist des großen Jahres noch vorhanden und in frischester Wirksamkeit. Das war der deutschpatriotische Zorn, der flammende Napoleonhaß, welcher in dem Zelte des alten Blücher wachte. Hier lebte fortan der Nerv des Krieges, hier ward der Gedanke: „Derunter muß der Bonaparte!" täglich aufs Neue zur That, um mit unlöschbarer Feuerkraft den Zwingherrn erst nach Elba und dann nach Sanct Helena zu schmelzen. Man hat dem Generalissimus der Coalition, dem Fürsten Schwarzenberg, dessen Oberbefehlshaberschaft übrigens mehr nur eine formelle als eine substantielle gewesen ist, vielfach Unrecht gethan, indem man ihm Mängel und Mißgriffe in seiner Kriegsführung zum Verwurf machte, welche eigentlich ganz andere Leute als er verschuldet haben. Des Fürsten Heeresmanndne war ein Marktyrium, wie das seine erst neuestens bekannt gewordenen vertraulichen Auslassungen (in den während der Feldzüge von 1813—14 an seine Frau geschriebenen Briefen) klärlich darthun, und er hat, soweit seine Fähigkeiten reichten, seine Pflicht im Sinn und Geist eines österreichischen Magnaten zwar, aber durchaus als ein redlicher, humaner, ehrenhafter, verständig-vermittelnder Mann gethan. Ganz unzweifelhaft jedoch ist, daß der Schwarzenberg mit dem Napoleonismus nie zu Stande kommen wäre, falls nicht der widernapoleonische Geist, welcher im Blücher'schen Heere lebte und auch die preußischen Generale und Soldaten beim Nord-heer beseelte, unablässig vorwärts und zur Entscheidung gedrängt und getrieben hätte. Es ist jetzt auch anerkannt, von und bei Lützendorf wenigstens, daß die berühmte „Zwickmühle", d. h. der Trachenberger Kriegsplan vom 11. Juli, welchen man lächerlicher Weise Bernadotte zugeschrieben hat, den Napoleon entweder gar nicht oder jedenfalls nicht so tüchtig und vernichtend gewickt haben würde, wie sie that, falls nicht der Blücher dafür gesorgt hätte, daß die Wände dieser Zwickmühle mehr und mehr um den Schlachtendonnerer her zusammengeschoben wurden.

Wahrlich, der heldenmüthige Alte, welchen Napoleon in seiner Wuth einen „verfossenen Husaren" und die Umgebung seines Königs einen „betrunkenen Tollkopf" und „blinden Dreinstürmer" gescholten haben, er hat den Sinn des trefflichen, von Toll, Radetzky und Knesebeck mitsammen ennworfenen und festgestellten Kriegsplans am besten begriffen und am thatkräftigsten zur Ausführung gebracht. Das ganze Verhalten des schlesischen Heeres vom Beginn des Herbstfeldzugs bis zum 18. October beweist das unwiderleglich. Als die preußischen Generale Bülow, Tauenzien und Borstell abermals ihrem Oberselbherrn Bernadotte zum Trotz am 6. September bei Dennewitz ruhmvoll geschlagen und glänzend gesiegt hatten, begann Blücher, nachdem er sich mit diesen seinen Waffenbrüdern verständigt hatte, seine „Rechtsabschwenkung" aus Schlesien und erzwang am 3. October bei Wartenburg, wo der Yorck mit seinem Harst heldherrlich die „Pflaumenschlacht" focht und gewann, den Uebergang über die Elbe, welcher auch den Bernadotte, obzwar sehr gegen seinen Willen, über den Strom nachzog und dem schwarzenbergischen Heere Lust und Luft schuf, wiederum aus Böhmen hervorzubrechen und zwar diesmal in der Richtung auf Leipzig. Diese Blücher'sche Handhabung der lolossalen Heerzange, womit die Verbündeten ihren Gegner zu umfassen und zu packen suchten, ist es gewesen, welche den Napoleon zwang, endlich die Eiblinie aufzugeben und, nach dem fehlgegangenen Stoß in der Richtung auf Dilben, in die Ebenen von Leipzig zurückzuweichen, wo aber nicht, wie er noch immer sich schmeichelte, ein entscheidender Sieg, sondern eine vernichtende Niederlage seiner wartete. Nicht also, wie die napoleonische Mythologie gefabelt hat, der „Abfall" Baierns, welchen Napoleon erst am 13. October erfuhr, nachdem er schon am 8. Dresden verlassen hatte, sondern der Elbübergang Blücher's war das entscheidende Moment in der Kette von Ursachen, welche die Entscheidung bei Leipzig herbeigeführt haben. Daß aber der Entscheidungstag schon der 16. October, daß der eigentliche Held dieses Tages der genialе Feldhauptmann und tapferste Soldat Prinz Eugen von Würtemberg bei Wachau und der eigentliche Entscheider der alte Blücher bei Möckern gewesen ist, darüber kann heute gar kein Zweifel mehr sein.

Es verdient als ein eigenthümliches Schicksalsspiel noch besonders hervorgehoben zu werden, daß, während der „dicke Frieder" von Würtemberg eine der Hauptstützen der napoleonischen Zwingherrschaft in Deutschland war, ein Prinz seines Hauses, der genannte „Prinz Eugenius der edle Ritter", in den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814 als einer der tüchtigsten Hebel zum Sturze des Napoleonismus sich bewährte. Und ebenso muß betont werden, daß es ein schwesterwerbenes, aber größtes Verdienst des alten Recken Gebhard Lebrecht gewesen ist, den „Piastirer" (Großthuer) Bernadotte, dem die zweideutige czarisch-alexandrische Politik zu einer Rolle verholfen hatte, welche die Befähigung und noch mehr den Charakter des Gascogners weit überstieg, an der Elbe festzuhalten und auf das Entscheidungsfeld „heranzutreiben". Mußten doch alle Saiten der Geduld sowohl als der Entschiedenheit aufgezogen werden, um zu erreichen, daß der gascognische Capriolenschneider, welcher aus dem trüben Wasser seines Gehabrens die Krone von Frankreich heraufzufischen wähnte, mit seinen 90,000 Mann da nicht ausriffe, wo der Blücher mit seinen 60,000 Mann anzugreifen entschlossen war. Es ist uns, beiläufig bemerkt, aus

Vogelansicht des Schlachtfeldes von Leipzig.

○ vom 16. October } Stellungen der Franzosen.
● „ 18. „ }
△ vom 16. October } Stellungen der Verbündeten.
▲ „ 18. „ }



Der 16. October 1813. Schlachtfeld bei Wachau.

Französische Linie.

○ 1 Victor, Herz. v. Bellune, II. Corps, 20,000 M.
○ 13 Oudinot, Herzog v. Reggio, 3. u. 4. Div. d. jungen Garde, 12,000 M.
○ 3 Augereau, Herzog v. Castiglione, IX. Corps, 10,000 M.
○ 11 Fürst Poniatowsky, VIII. Corps, 8000 M.
○ 5 Graf Lauriston, V. Corps, 15,000 M.
○ 9 Mortier, Herzog von Treviso, 2. Div. d. jungen Garde, 12,000 M.
○ 7 Macdonald, Herzog von Tarent, XI. Corps, 15,000 M.

Linie der Verbündeten.

△ 2 Prinz Eugen v. Würtemberg, 10,000 M.
△ 4 General von Kleist, 10,000 M.
△ 12 General Bianchi, österr. Reserve, 15,000 M.
△ 10 Graf Pahlen, III., 9000 M.
△ 6 Fürst Gortschakoff, 9000 M.
△ 8 General Klenau, IV. österr. Corps, 24,000 M.

Bezeichnung der Orte.

A Wachau. *a* Dösen. *b* Marktkleeberg. *c* Gröbern. *d* Gösbern. *e* Güldengossa. *f* Universitätsholz. *g* Liebertwolkwitz. *h* Groß-Pösna. *i* Colmberg. *o* Galgenberg mit Denkmal.

Der 16. October. Schlacht bei Möckern.

Französische Linie.

○ 25 Marmont, Herz. v. Ragusa, VI. Corps, 18,000 M.
○ 17 Gen. Lagrange, II. Div.
○ 15 Gen. Compans, I. Div.
○ 19 Gen. Frederic, III. Div.
○ 21 General Dombrowsky, Seuham, Delmas, vom III. Corps, 12,000 M.

Linie der Verbündeten.

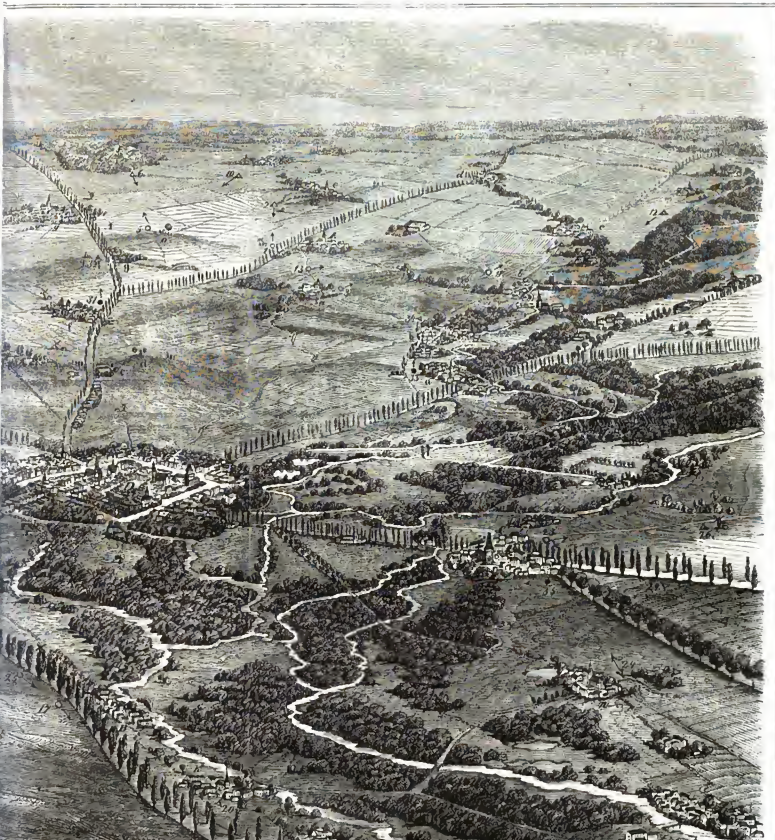
General von Blücher, schlesische Armee, 60,000 M., als:

△ 20 Generallieut. v. Pirch. I. preußisches Armeecorps, 21,500 M.
△ 18 General von Sacken, 9000 Reiter.
△ 14 Generallieut. St. Priest, 12,000 M. Russen.
△ 16 General Graf Langeron, 18,500 M. Russen.

Bezeichnung der Orte.

B Möckern. *k* Wahren. *l* Lindenthal. *m* Groß-Widderitzsch

Für die zwei Schlachten von Wachau und Möckern und das Gefecht von Lindenau, am 16. October, sind die betreffenden Dörfer mit liegendem Buchstabe



Der 16. October. Gefecht bei Lindenau.

Französische Linie.

○ 23 General Bertrand, IV. Corps, 10,000 M.

Linie der Verbündeten.

△ 22 General Graf Gyulai, III. österr. Corps, 17,000 M.

△ 24 Prinz v. Hessen-Homburg, I. Colonne und III. österr. Corps.

△ 25 Fürst Moritz Liechtenstein, 1. österr. leicht: Division, 5500 M.

Bezeichnung der Orte

C Lindenau. n Leutzsch.

für die Gesammtschlacht am 18., mit stehenden Buchstaben bezeichnet.

Der 18. October. Schlacht und Sieg bei Leipzig.

Französische Linie. ● 33 Poniatowsky, Augereau, VIII. und IX. Corps, Ondinot, III. u. IV. Div. d. jungen Garde, 30,000 M. — ● 34 Victor, Lauriston, II u. V. Corps, 30,000 M. — ● 27 Macdonald, XI. Corps, 12,000 M. — ● 39 General Reynier, VII. Corps, 10,000 M. — ● 41 Rey, Fürst v. d. Moskwa, hinter franz. Flügel. — ● 29 Marschall Marmont, VI. Corps, 15,000 M. (Kampf um Schönefeld.) — ● 37 General Dombrowsky, 5000 M. — ● 35 Marschall Mortier, I. u. II. Div. d. jungen Garde, 10,000 M.

Bezeichnung der Orte. D Leipzig. a Connewitz. b Dölitz. c Probstheida. z Meusdorf, Monarchenhügel, Schwarzenberg's Denkmal. h Holzhausen. i Auckelhausen. k Steinmannsdorf. l Möckau. m Baalsdorf. n Engelsdorf. o Paunsdorf. p Sommerfeld. q Schönefeld. r Abtnaundorf. s Entritzsch. t Gohlis.

Linie der Verbündeten. ▲ 34 I. Colonne. Erbprinz v. Hessen-Homburg, später General Graf v. Nostitz, 50,000 M. — ▲ 32 II. Colonne. General Barclay de Tolly 50,000 M. — ▲ 28 III. Corps. General Graf v. Bennigsen, 65,000 M. — ▲ 38 IV. Corps. Cel. Carl Jehann, Kronprinz von Schweden, 50,000 M. — ▲ 40 Capitain Bogue, engl. Raketenbatterie. — ▲ 30 General Graf Langeron, 30,000 M. (Sturm auf Schönefeld.) ▲ 36 V. Colonne. General v. Blücher, 25,000 M.

a Tronberg. d Napoleonstein. e Stötteritz. f Probstheida. g Holzhausen. i Auckelhausen. k Steinmannsdorf. l Möckau. m Baalsdorf. n Engelsdorf. o Paunsdorf. p Sommerfeld. q Schönefeld. r Abtnaundorf. s Entritzsch. t Gohlis.

Die Pfeile deuten die Richtung der betreffenden Corps-Bewegung an.

jenen Vorbereitungstagen zur Leipziger Schlacht eine hübsche und wohlbezeugte Episode überliefert, echt pommer'sches Gewächs. Unweit vom Petersberg bei Halle begegnet der alte Blücher, Feldmütze auf dem Kopf, abgeschabten grauen Mantel über den Schultern, die ewige Tabakspfeife zwischen den Zähnen, einer vorreitenden Patrouille durch den zähen Nebeldunst, sich fortarbeitenden Colonne von Bülow's Corps. „Na," sagt er zu den pommer'schen Grenadieren, „wie freu' ich mich, meine Pommern wieder mal zu sehen. Habt euch fakermentisch gut geschlagen bei Großbeeren und Dennewitz; so habt ihr, Gott straf' mir! Und schüp' ich mir's recht zur Ehre, so zu sagen auch ein Pommer zu sein." Die Grenadiere schauten auf, und da sie den Alten nicht kannten, der ganz allein dahergeritten kam in gar keinem oberselbherrlichen Aufzug, brummte Einer kopfschüttelnd aus den Reihen hervor: „Ja, det glöw ik wol, nu mag jeder Hundsfott wol een Pommer wesen" (ja, das glaub' ich wohl', jetzt will jeder Hundsfott ein Pommer sein). „Schwernöther ihr," lachte der Alte, den Gaul wendend, „ihr bleibt immer die Alten, brav und groß, Gott verdamm' mir!"

Am 14. October waren die Wände der widernapoleonischen „Zwischmühle" endlich so enge zusammengeschoben, daß innerhalb derselben die Vorbereitungen zu dem beispiellosen Waffenconcert, betitelt Leipziger Völkerschlacht, getroffen werden konnten. Schwarzenberg hatte sich, die schwere Bürde seiner drei Monarchen auf dem Nacken, langsam über das Erzgebirge herübergeschoben und war über Altenburg und Zeitz am Dölitzer Saume der Wahlstatt angelangt. Vom Norden her zog Blücher, den heftig sich sträubenden Gegegner mit sich ziehend wie an einem Nasenringe, und bereit, seine zu Halle versammelten Horste auf dem rechten Ufer der Elster über Schkeuditz gen Leipzig vorzuführen. Der Empereur seinerseits traf an dem genannten Tage ebenfalls in Leipzig ein, und nachdem er die Stadt umritten hatte, vernahm er in seinem Quartiere zu Reudnitz von Liebertwolkwitz her das Stimmen der Instrumente zu der ungeheuren dreitheiligen oder dreitägigen Symphonia heroica, d. h. das Geröse des Reitertreffens, welches Schwager Murat da draußen gegen preußische und russische Reiterei schlug und verlor. Am folgenden Tage rückten Schwarzenberg's Schlachthaufen in die Stellungen, in welchen und aus welchen hervor sie am 16. Octbr. den Kampf führen sollten. Den Schlachtplan hatte bekanntlich der aus sächsischen in österreichische Dienste übergetretene General Langenau entworfen. Andere hatten dann an dem ungeschickten Plane ungeschickt herumbantirt, und so kam es, daß Schwarzenberg's Gewalthaufe in den engen, unwegsamen „Sumpfwickel" zwischen Elster und Pleiße gepfercht wurde, wo für Massenentwickelung kein Raum und das vorausgesetzte und geforderte rechtzeitige Hervorbrechen über die Pleiße bei Connewitz einem tüchtigen Feinde gegenüber fast eine Unmöglichkeit war. Napoleon dagegen hatte, den rechten Flügel seiner Schlachtordnung an die Pleiße lehnend, seine Hauptstellung auf den sanften, die weite Ebene beherrschenden Bodenerhöhungen bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Gestützt auf das in seinem Rücken liegende Leipzig, meinte er im Stande zu sein, Schwarzenberg und Blücher getrennt zu halten und jenen am 16., diesen am 17. zu schlagen. Ein Herantkommen Bernadotte's glaubte er gar nicht ernstlich mit in seine Berechnung ziehen zu müssen: er kannte ja seinen „Piaffirer"; aber er kannte noch immer nicht den alten Recken, welcher den Piaffirer am Nasenringe hielt. Hätte er den Blücher gekannt und geahnt, was ihm von dieser Seite bevorstand, er würde sich nicht begnügt haben, den Marschall Marmont mit 20,000 Mann und 84 Geschützen nach Möckern zu schicken, um diese allerdings sehr feste Stellung gegen ein allfälliges Vorgehen des Blücherheeres zu bewachen und zu behaupten.

Die Scribenten und Docenten der napoleonischen Mythologie fabelten und fabeln, daß die Verbündeten gleich zu Anfang der Völkerschlacht mit einer „erdrückenden Uebermacht" gegen ihren Gegner hätten auftreten können. Nun ist aber Thatsache, daß der Entscheidungstag der erste der drei Schlachttage war, und ebenso ist Thatsache, daß an diesem 16. Octobr die Streitkräfte der Verbündeten — Dank den nicht zweideutigen, sondern geradezu verrätherischen Benehmen, d. h. absichtlichen Nichtherankommen Bernadotte's — den französischen gar nicht oder doch nur ganz unbedeutend überlegen waren. Denn Napoleon hatte am 16. jedenfalls nicht weniger als 190,000 Mann, worunter etwa 33,500 Reiter, mit 700 Geschützen, wogegen seine Gegner, die getrennten Heere Schwarzenberg's und Blücher's (jenes 133,078, dieses 60,431 Mann stark) zusammengerechnet 193,509 Streiter, worunter ungefähr 38,000 Reiter, mit 756 Kanonen aufzubringen vermochten. Und die französische Macht wurde von Napoleon commandirt, der, wenn auch nicht mehr der ganze, doch noch immer ein Zweidrittels-Napoleon war.

So hat er denn da, wo er selber die kolossale Symphonie dirigirte, d. h. auf der Südseite der ungeheuren Wahlstatt, am 16. October seinen Feinden den alten Kriegsmeister und Schlachtendonnerer noch einmal gezeigt. Aber doch nicht mehr, lange nicht mehr in der früheren zermalmenden Wetterstrahlsweise. Besonders unglücklich stritten an diesem Tage die österreichischen Generale Gyulai vor Lindenau, Merveldt bei Connewitz, Klenau bei Liebertwolkwitz. Schwarzenberg's biedermännische Hand war lange nicht eisern genug, um die Nachtheile eines schlechten Schlachtplans, um die in Folge der glänzenden Unfähigkeit von mehr als einem General lose und verzettelte Ausführung desselben mittelst einer straff einheitlichen und imponirenden Führung des Generalcommandostabs aufzuwiegen. Aber es wurden diese Nachtheile dennoch großen Theils aufgewogen durch die Einsicht und Standhaftigkeit einzelner Führer, sowie durch das wetteifernd heldenmüthige Streiten der verbündeten Truppen, welche nein genug waren, zu glauben, es sei ernst gemeint, wenn der Generalissimus, welcher es übrigens für seine Person ehrlich und ernst meinte, in seinem Tagesbefehl vom 15. October ihnen zugerufen hatte: „Ihr kämpft für die Freiheit Europa's!" Wie wußten die Franzos, Metternicht und Gentz gelacht haben, als sie diese Redensart zu Gesicht bekamen!

Doch nicht in Menschen von der Sorte pulsirt, was „herblich nicht" im Menschen und den schweren Erdenklotz emporträgt in die hellen Regionen, von wo der göttliche Anhauch — („afflatus divinus") — zu großem Denken und Thun ausgeht. Seht, dort drüben, wo am 16. October um Behauptung und Erstürmung der Hochebene von Lindenthal blutig gerungen ward und der alte Blücher den entscheidenden Mörchernsieg gewann, da waltete voll und ganz dieser Anhauch, waltete herrlich in den schlichten preußischen Landwehrmännern, welche auf den Zuruf eines ihrer fallenden Führer, des zum Tode getroffenen Grafen Wedell: „Rettet das Vaterland!" den in und um Möckern mit höchster Bravour fechtenden Franzosen die eiserne Garde unwiderstehlich in's Fleisch trugen. „Jeder" — hat ein anderer tapferer Führer, der Major Hiller, nachmals ausgesagt — „Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrah von Neuem auf den Feind." Die Umstände fügten es, daß, wie Männlich weiß, die Möckernschlacht wiederum durchaus nur von preußischen Truppen, vom Corps des prächtigen Griesheim's York, welcher an diesem Tag ein „Bataillengeneral" erster Größe war, geschlagen und gewonnen wurde. Der Sieg war vollständig: Marmont wurde mit den kläglichen Trümmern seiner Streitmacht am Abend bis unter die Mauern von Leipzig zurückgetrieben, und damit war die Schutzwand Napoleon's auf der Nordseite des Leipziger Entscheidungsfeldes zerstört.

Aber auch auf der Südseite hatte der größte aller Schlachtenvirtuosen doch mehr nur scheinbare als wirkliche Vortheile errungen, und man dankte das ganz namentlich dem Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher, der ganzen auf ihn fallenden Wuth des napoleonischen Kanonenzorns zum Trotz, Wachau und damit die Schlacht bis zur äußersten Möglichkeit gehalten hatte. Mit 4700 Preußen und 5200 Russen war der Wackere in den Kampf gegangen, und von diesen 9900 Streitern ließ er 6333 todt oder verwundet auf der Wahlstatt, — so war hier gestritten worden. Und des Prinzen entsetzlich verdünnte Bataillone traf dann auch noch der erste Stoß der Reitermasse von 8000 Mann, womit Napoleon schließlich das Centrum der Verbündeten sprengen wollte, ein Stoß, der an dem tüchtigen Gegenstoß russischer Kürassiere und Dragoner sich brach. Als die Blutarbeit dieses Tages zu Ende, standen die Franzosen mit ihrem Centrum bei Wachau, mit dem rechten Flügel an Markkleeberg, mit dem linken an die sogenannte Schwedenschanze gelehnt, die Verbündeten dem Feinde in einem Halbkreis parallel gegenüber, mit dem Centrum vor Güldengossa. Sie zeigten eine feste Haltung, und Schwarzenberg traf sofort seine Anordnungen zur Erneuerung des Kampfes, in dessen Wagschale das Gewicht der Verstärkungen fallen mußte, welche

Bennigsen und Colloredo dem rechten Flügel der Schlachtlinie zuzuführen angewiesen und im Begriffe waren.

Napoleon verbrachte die Nacht vom 16. auf den 17. October in seinem hinter Wachau an der Straße nach Borna aufgeschlagenen Zelte. Er glaubte, als er am Abend dort vom Pferde gestiegen, noch immer an die Möglichkeit des Sieges. Der Mann, dessen frühere Gabe und Kunst, den Menschen allerlei Phantasmen von Gloire und dergleichen Seifenblasen mehr vorzugaukeln, während er selber Dinge und Menschen sah, wie sie sind, längst zum Selbstbetrug ungeschlagen war, hegte noch am Abend des 16. Octobers die kaiserwahnsinnige Illusion, er habe es allfort in der Hand, über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Da kam die Hiobspost von Mödern. Jetzt machte der Empereur, dessen Zuversicht durch diese Botschaft sehr gedämpft werden mußte, minutenlang Absendung des gefangenen Generals Merveldt den bekannten Waffenstillstands- und Friedensversuch beim Kaiser Franz, welcher Versuch aber vollständig scheiterte, weil selbst Finassirer Metternich den kriegerischen Gang der Entscheidung der Dinge jetzt nicht mehr aufhalten zu wollen wagte. Als am 17. bis gegen Abend zu auf Merveldt's Sendung von Seiten der Verbündeten gar keine Antwort erfolgte, „verkroch" — wie Augenzeuge Odeleben berichtet hat — der Schlachtenbummerer sich in sein Zelt, es mehrten sich im Hauptquartier die „finsteren Gesichter, und sprach man unverhohlen von der Nothwendigkeit des Rückzugs." Es war dafür gesorgt, daß der Kampf am 18. October, zu welchem man am 17. beiderseitig sich rüstete, auf Seiten der Franzosen nun ein Kampf um den Rückzug sein konnte. Aber es ist mit gutem Grund anzunehmen, daß die entschiedene Niederlage, welche Napoleon am dritten Schlachttage erfuhr, geradezu eine Vernichtung hätte werden müssen, falls Schwarzenberg von der erdrückenden Uebermacht, welche ihm am 18. October zur Verfügung stand, richtig und entschlossen Gebrauch gemacht hätte. Ist es doch notorisch, daß er von seiner Streitmacht 100,000 oder sogar 120,000 Mann gar nicht in's Feuer brachte, und hieraus erklärt es sich, wie es zuging, daß die Franzosen noch gegen 90,000 Mann stark am 19. October ihre Flucht bewerkstelligen konnten.

Der alte Blücher hatte sich am 17. Octbr. schon frühzeitig wieder an seine siebenmal-glorreiche Arbeit gemacht, indem er, während das gestern arg mitgenommene Corps York's in Möckern sich wieder in Stand setzte, durch die herbeigezogenen Heerhaufen Sacken's und Langeron's Alles, was von Franzosen noch auf der Nordseite von Leipzig zu finden war, in's Weichbild der Stadt zurückdrängen ließ. Kam dann ein Bote Schwarzenberg's daher geritten, kühn mitten durch die feindlichen Stellungen hindurch gesprengt, der glänzende ungarische Husar Stephan Széchenyi, nachmals so berühmt geworden und einer so mitleidswerthen Todes gestorben. Der meldete dem Blücher zu Meckau von Seiten des Generalissimus, daß dieser am morgigen Tage den Feind mit aller Macht — (leider in Wahrheit nicht mit aller Macht!) — angreifen werde und ein Gleiches auch von dem Blücher'schen und dem Bernadotte'schen Heer erwarte. „Ja, ja," blücherte der alte Rede, „an mich soll's nicht fehlen. Was aber den Millionenhund von Juden oder Zigeuner angeht, den Bernadotte, den kriege der Teufel rann uff det champ de bataille!" Er hat ihn aber dann doch, wie bekannt, „rann" gekriegt, der Alte, obzwar nur mit großer Selbstüberwindung und Selbstverleugnung und nur weil der Gadegner zweifelsohne merkte, daß die ihm unterstellten preußischen Generale und Soldaten entschlossen waren, auch gegen den Willen ihres Feldherrn bei Leipzig am 18. October mit zu kämpfen und mit zu siegen, wie sie trotz ihm bei Großbeeren und Dennewitz gestritten und gesiegt hatten. Gab doch einem vertrauten Boten Blücher's an 17. October der brave Bülow zur Antwort: „Bei meinem Wort, ich werde jedenfalls mannhaft zu meinen Landsleuten und Waffenbrüdern stehen und unbedingt mitschlagen!"

Nachdem der alte Rede erst in der Morgenfrühe des 18. Octobers durch energischeß Durchgreifen schließlich alle Ränke und Schwänke Bernadotte's beseitigt hatte, war das ungeheure Streiternetz vollendet, welches um den Völker-Nimrod zusammen gezogen werden sollte und wirklich zusammengezogen ward. Leider nicht so nachdrücklich, daß ihm nicht noch eine Oeffnung, die über Leipzig gen Weißenfels, zum Entschlüpfen offen geblieben wäre. Am Abend des 17. hatte selbst sein grenzenloser Hochmuth sich eingestehen müssen, daß es unmöglich, länger mit 145,000 Mann das Feld gegen 300,000 Feinde behaupten zu wollen, und daß es sich nur noch darum handeln könne, den Rückzug zu erstreiten. Darauf zielte sein Schlachtplan für den 18. October, und man hat daher die Schlacht von diesem Tage, obgleich sie die riesenhafteste und blutigste der neueren Zeiten, mit Fug ein „bloßes Arrieregardegefecht" genannt. Die französische Schlachtordnung war so, daß die Corps, welche bislang auf der Südseite der Stadt gekämpft hatten, auf dem Plateau von Probstheida sich zusammenschlossen und nördlich und östlich Marmont und Ney den rückwärts gebogenen Kreis verlängerten, welcher in einer Ausdehnung von zwei Stunden dem Feinde überall und so lange die Stirn bieten sollte, bis bei allmählicher Verengerung des Kreises ein Theil desselben nach dem andern über Leipzig und Lindenau sich abziehen könne. Die Verbündeten ihrerseits wollten auf der Südseite der Waslatti in drei Angriffssäulen gegen die feindliche Stellung vorgehen, während auf der Ostseite das Nordheer unter Bernadotte und auf der Nordseite Blücher den Kampf zu führen hätte.

Der große Schlachtag ist hundertmal geschildert worden. Aber besäße man auch des alten Homeros epische Tuba und vermöchte man sie mit dem Athem des Dichters der Nibelungenschlacht zu schwellen, man müßte das Instrument überwältigt sinken lassen bei dem ungeheuren Anblick, als nun die 450,000 Streiter antraten zu dem reißigen, riesigen Rennen und Ringen, zu der Völkerschlacht, wie Mächtig sie zuerst genannt hat, als er das völkerwanderungsgleiche Gewoge der zum Angriff aufmarschirenden Colonnen Schwarzenberg's erschaute. Vom sogenannten Thonberg aus, neben einer halbverstörten Windmühle auf einem Feldstuhl sitzend, hat der Empereur die Abwehr geleitet. Die ganze Schlacht zerfiel, nachdem sie um die achte Morgenstunde angehoben hatte, in zwei Acte: in die Linksschwenkung des schwarzenbergischen und die Rechtsschwenkung des bernadotte-blücher'schen Heeres. Auf der Südseite kämpften die Verbündeten lange Stunden hindurch nicht mit dem Erfolg, welchen ihre heldenmüthigen Anstrengungen verdient hätten. Erst nach und nach gelang es ihnen, mit entsetzlichen Verlusten, Boden zu gewinnen und die Seiten des Halbkreises der feindlichen Stellung mehr gegen Leipzig hinzudrücken. Das Eingreifen des Nordheers, voran Bülow mit seinem Harst, der um 1 Uhr zum Sturm auf Paunsdorf vorging, während Blücher's Anordnung gemäß Langeron's Corps gleichzeitig zum Angriff auf Schönefeld verfuhr, entschied die Niederlage der Franzosen, eine so unbedingt unvermeidliche Niederlage, daß es ganz lächerlich ist, wenn die alternen und die pfiffigen Pfaffen des Napoleonenthums diese Niederlage allerlei kleinen und kleinlichen Nebenumständen, dem Uebertritt von etlichen tausend Rheinbündnern zu den Verbündeten, dem vorzeitigen Sprengen einer Brücke u. dgl. m., zuzuschieben haben. Der Sturm auf Leipzig am 19. October war nur noch der blutige Epilog der furchtbaren Schlachtentrilogie. Vermittags entwich der besiegte Empereur aus der Stadt, und um 1 Uhr Mittags begrüßten sich die siegreichen Fürsten und Feldherrn auf dem Marktplatz, wo bekanntlich Gneisenau zuerst die Losung ausgegeben hat: der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleon's enden! Wäre die Verfolgung der Franzosen durch Schwarzenberg so rasch und zweckdienlich angeordnet und so thatkräftig betrieben worden, wie Blücher sie nach dem Tag von Belle Alliance betreiben ließ: kaum noch ein Mann würde über den Rhein entkommen sein.

An hunderttausend Menschen deckten todt oder verstümmelt die blutstarrende Wüste, auf welcher die Völkerschlacht getobt hatte und auf welcher die Verbündeten von mehr als zwanzig in Feuer aufgegangenen Dörfern schwarz in die Nacht starrten. Einen furchtbaren Preis hatten die Verbündeten für ihren Sieg bezahlt. Denn die Russen büßten in den Leipziger Schlachten an Todten ein 12 Generale, 864 Officiere, 21,740 Soldaten; die Preußen 2 Generale, 520 Officiere, 14,950 Soldaten; die Oesterreicher 7 Generale 399 Officiere, 8000(?) Soldaten; die Schweden 10 Officiere und 300 Soldaten: — Summa 21 Generale, 1793 Officiere, 44,990 Soldaten, in welcher Berechnung aber der Verlust der Oesterreicher entschieden zu niedrig angesetzt ist, denn sicherlich verloren sie 14,000 Mann. „Mit welchen Strömen von Blut" — schrieb Gneisenau am 22. October an die Prinzessin Louise von Preußen — „die Freiheit der Welt erkauft ist, davon mag man außerwärts keinen Begriff haben. Vier Tage hat sich die Blücher'sche Armee geschlagen. Von den 103,000 Mann, die sie beim Anfang des Feldzuges zählte, ist sie auf 40,000 Mann geschmolzen. Zwischen 40- und 50,000 Mann haben gewiß die

vier Tage bei Leipzig den verbündeten Armeen gekostet. Auf Meilen weit sind die Felder mit Todten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt, und rings um Leipzig her ist die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elends!"

Aber war mit all diesem unermeßlichen Jammer „die Freiheit der Welt" wirklich erkauft? Nein, dafür aber die Heilige-Allianz-Politik, d. h. nach der ruchlosen napoleonisch-thatensüchtigen, aber auch Thaten zeugenden Tyrannei die nicht minder ruchlose Tyrannei der Impotenz, aus „christlich-germanischer" Heuchelei, muckerischem Gesüßel und mühlsteinharter Grausamkeit abscheulich gemischt.

Und so hätten die Tausende von deutschen Jünglingen und Männern, die auf alle den Walstätten von Lützen bis Leipzig ihr Blut vergossen, es vergeblich gethan? Abermals nein! Denn aus dieser kostbaren Blutsaat ist die Idee der Einheit Deutschlands hervorgewachsen und zur Vollreife einer sittlichen Macht, zu einer deutschen, ja zu einer europäischen Lebensmacht emporgereift. Und darum, „wenn heut' ein Geist herniederstiege," würde er, über alles das Untröstliche der Gegenwart hinweg den Blick in die Zukunft wendend, trotz alledem und alledieſem sprechen können, sprechen müssen: — Tödtet diese sittliche Macht, wenn ihr könnt! Thut euer Schlimmstes, Germania lebt doch in den Herzen von Millionen ihrer Söhne und wird Kämpfer finden, nicht weniger brave als die, welche bei Leipzig gestritten und gestorben — Kämpfer, die weder ihre Losung in der Eschenheimer Gasse, noch ihre Schwerter in den Kyffhäusern einer abgestandenen Romantik holen werden. Ja, thut immerhin euer Schlimmstes, zettelt Ränke mit äußeren Feinden und inneren Verräthern an, ersinnt noch tausend elende Listen, zappelt euch ab in ohnmächtiger Wuth: trotz alledem und alledieſem „einst wird kommen der Tag" — der Siegestag, denn sein Vater ist ein unsterblicher Gedanke und seine Mutter die allmächtige Zeit!

Blätter und Blüthen.

Die ersten Erstürmer von Leipzig. Allgemein hat es bis jetzt als feststehend gegolten, daß Major Friccius, welcher am 19. Oct. 1813 mit seinem Bataillon als stürmender Sieger durch das äußere Grimmaische Thor in die Stadt Leipzig eindrang, zugleich der Erste gewesen sei, der von den Freundesheeren die innere Stadt betrat. Eine Mittheilung, die der Gartenlaube soeben zugeht, macht jener tapfern Schaar wenigstens diese Ehre streitig. Der jetzige preußische Hauptmann a. D. Herr Mayer, zu Dortmund in Westphalen, damals freiwilliger Jäger im Jägerdetachement des Füsilierbataillons des 1. pommerischen, gegenwärtig 2. preußischen Infanterieregimentes „König von Preußen", erzählt nach der „Tagesgeschichte" der genannten Truppenabtheilung den Hergang an jenem Sturmtage wörtlich wie folgt und steht mit seinem Namen für die Wahrheit des Berichtes ein:

„Das Füsilierbataillon des 1. pommerischen Regimentes und sein Jägerdetachement waren vom Geschick vorzugsweise ersehen, den Schlußstein dem ewig denkwürdigen Heldenwerke hinzuzufügen, welches Preußens Krieger an diesem Schreckenstage durch die Erstürmung Leipzigs vollbrachten. — Der Feind war auf dem Rückzuge nach dem Ranstädter Thore, als etwa 20 Füsiliere und 10 freiwillige Jäger unter Leitung der Lieutenants von Hohendorff und von Sommerfeld die Esplanade erreichten und nachzügelnde Feinde, welche bei dem daselbst aufgefahrenen Wagen-Train sich aufhielten, verjagten. Sie erbrachen eine kleine, in der Stadtmauer angebrachte Pforte und wurden auf solche Weise die Ersten, welche von den vielen tausend Stürmenden die Stadt Leipzig betraten. Mit Hurrah schritt dies Häuflein auf einer langen zum Markte führenden Straße vorwärts; mit tausendfachem Hurrah wurde seine Siegeslust von Leipzigs Bewohnern erwidert, welche aus allen Fenstern mit Tüchern ihren Befreiern ein herzliches Willkommen entgegen jubelten. Doch stutzen mußten die Braven, als links beim Einbiegen auf dem Markte Hunderte von Bärenmützen in Reih und Glied sichtbar wurden; aber an diesem Tage wurden vor dem Angriffe die Feinde nicht gezählt, und deshalb machte die kleine Schaar sich fertig die Feuerröhre auf die Menge zu richten. Da indeß die vermeintlichen Feinde in ruhiger Haltung blieben, die Gewehrkolben zum Zeichen friedlicher Absicht nach oben richteten und ein Adjutant mit weißem Tuche winkend näher kam und die Träger der Bärenmützen als die Garde des in Leipzig gebliebenen Königs von Sachsen bezeichnete: so wurde der Marsch unter der Führung eines jungen Leipziger Bürgers in Begleitung einer jetzt schon ziemlich großen Schaar von Einwohnern nach dem Commandanten-Hause fortgesetzt, vor welchem der Gouverneur der Stadt, der General Bertrand, nebst sieben französischen und polnischen Generalen und mehreren hundert Stabs- und Subaltern-Officieren und Gemeinen sich versammelt hatten. Der Gouverneur ging dem Lieutenant von Hohendorff entgegen, übergab demselben seinen Degen und erklärte sich und die ihn umgebenden Officiere kriegsgefangen mit dem Ersuchen, daß es ihm vergönnt bleiben möge, in dem seither bewohnten Commandanten-Hause bis auf weitere höhere Entscheidung bleiben zu dürfen, welches demselben auch sofort gestattet wurde."

Wir theilen diese interessante Notiz mit, indem wir dazu ausdrücklich bemerken, daß sie der Ehre und dem Verdienst des Majors Friccius und seiner tapfern Landwehrmänner nicht den geringsten Eintrag thun soll und kann, da ihre That ein Heldenwerk bleibt, ob sie nun die Ersten oder die Zweiten in dem siegjubelnden Leipzig gewesen sein mögen.

Erinnerungen an die Leipziger Völkerschlacht und ihre Jubelfeier. Dem jetzt lebenden deutschen Geschlechte wird die Erinnerung an diese Feier eine unverlöschliche sein, es wird also keines Denkzeichens bedürfen, das jene auffrischt; dennoch aber wird sich Jeder gern auch ein äußeres Andenken an die nationale Feier, den großen deutschen Städtetag aneignen, welches noch späteren Generationen vom 18. und 19. October des Jahres 1863 Kunde bringen könne.

Die Gartenlaube glaubt demnach nur auf den Dank ihrer Leser rechnen zu dürfen, wenn sie dieselben auf die von Herrn E. Wengler in Leipzig veröffentlichte Denkmünze zum Jubiläum der Leipziger Völkerschlacht vorzugsweise aufmerksam macht. Die Medaille ist durch Idee und Ausführung gleich empfehlenswerth und in vier verschiedenen Arten von Material: in Brit. Metall zu 10 Ngr., in Bronze zu 22½ Ngr., in Silber zu 2 Thlr. 10 Ngr. und in Gold zu 35 Thlr. — entweder direct von Herrn Wengler selbst oder im Wege des Buchhandels zu beziehen.

Wer sich mit einem Andenken an die Jubelfeier zugleich einen wirklichen Zimmerschmuck verschaffen will, der ihm eine der ruhmvollsten Episoden aus der gewaltigen Schlacht begeisternd vor die Augen führt, der kaufe sich die nach Bleibtreu's bekanntem Gemälde „Die Erstürmung des Grimmaischen Thores durch die Königsberger Landwehr unter Anführung des Majors Friccius am 19. October 1813" meisterhaft auf Stein gezeichnete Nachbildung von J. Engelbach, die soeben bei Wilh. Korn in Berlin erschienen ist.

Gärtnerantwort. Wir sind zufällig in den Besitz eines Originalmanuscripts aus dem Jahre 1813 gekommen, welches unter andern Zeitgedichten auch folgende sehr hübsche Persiflage enthält. Napoleon verlangt von seinem Hofgärtner ein Bouquet, und dieser antwortet:

Erhabner, mächtig großer Herr,
Ich habe keine Blumen mehr,
Denn die Granaten sind verloren,
Die alten Lorbeern sind erfroren,
Die Immortellen sind geraubt,
Die Palmen hat der Wind entlaubt,
Die Kaiserkrone will verdorren,
Verwelkt sind auch die Rittersporen,
Die Königsblum' und Löwenmaul
Sind längst schon in der Wurzel faul,
Der Rebenblumen Eisenhut
Zerstörte jüngst des Nordwinds Wuth,
Und Wunderblumen giebt's nicht mehr,
Nur Tollkraut wuchert noch umher,
Und Kreuzdorn treibet einzig Blüthen,
Drum kann ich Dir nichts Bessres bieten.

Erklärung. Das unter dem Namen Fluid-Ozon durch eines der ehrenhaftesten Handelshäuser Münchens in den Handel gebrachte Waschwasser ist in England unter dem Namen Condy's Fluid allgemein im Gebrauch, und Condy hat, indem er dessen Wirkungen denen des Ozon's gleichstellt, damit eine seiner wesentlichen Eigenschaften hervorgehoben.

Der in Nummer 36 unter dem Titel: „Reclame überall" erschienene Artikel sagt ganz richtig, daß jeder Chemiker (man kann hinzufügen jeder Apotheker) auf den ersten Blick erkennt, daß dieses Waschmittel eine Lösung von übermangansaurem Alkali ist, und dies schließt es in der That aus der Reihe verdächtiger Geheimmittel völlig aus. Da über die Nützlichkeit dieses Waschmittels für die hervorgehobenen Zwecke bei allen Aerzten, die es kennen und anwenden, kein Zweifel besteht, so kann nur der Preis beanstandet werden. Dieser muß natürlich nach dessen Gehalt und Reinheit bemessen werden, und da 2½ Unzen mit Glas und Verpackung nur 24 kr. kosten und diese Quantität bei seiner Concentration für eine Person auf Monate hinaus reicht, so kann der Preis wohl schwerlich auf die Ausbeutung des Publicums berechnet sein. Der Debit dieses Waschwassers ist bis jetzt ausschließlich nur Apothekern übergeben worden. Um überhaupt die Erlaubniß zu dessen Betrieb in Baiern zu erhalten, mußte den Vorschriften gemäß die Zusammensetzung desselben dem königl. Ministerium des Innern mitgetheilt und von den Sachverständigen festgestellt werden, daß das Mittel dem bezeichneten Zwecke entspreche und dessen Preis im angemessenen Verhältniß stehe.

Man darf wohl voraussetzen, daß ich meinen Namen zur Uebervortheilung des Publicums nicht berleihe, und wenn ich dieses Waschwasser ausnahmsweise empfohlen habe, so geschah dies im Interesse der Verbreitung einer guten und für viele Menschen wohlthätigen Sache; daß ich in keiner andern Weise daran betheiligt bin, bedarf wohl keiner besondern Versicherung.

München, den 26. September 1863. Justus von Liebig.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 43. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Meine Tante Therese.

Keine erfundene Geschichte.

1. Ein deutscher Edelmann.

Wie werde ich jemals meine Tante Therese vergessen? Sie war so bleich und so schön, und so freundlich und weich und doch so stark. Und so war sie, da ich sie zum ersten Male sah vor beinahe fünfzig Jahren, und sie hatte sich nicht verändert, sie war noch eben so schön, als ich sie zum letzten Male besuchte, im Jahre 1850.

Zum ersten Male sah ich sie im Sommer des Jahres 1814. „Ich muß meine arme Schwester Therese besuchen," hatte meine Mutter schon seit dem Winter gesagt. „Ich muß sehen, ob ich ihr keinen Trost bringen kann."

Meine Mutter war damals selbst so traurig, schon länger als seit dem Winter, schon seit dem Sommer 1812. Sie hatte seitdem nur Trauerkleider getragen. Meine Mutter fuhr zu der Tante Therese, oder eigentlich zu ihrer Mutter, bei der die Tante lebte, mich nahm sie mit. Ich war ein Knabe von 12 Jahren.

Meine Großmutter wohnte in einem alten adligen Schlosse; Schloß Hawichhorst hieß es. Es gehörte mit dem Gute einer alten, reichen, ehemals reichsfreiherrlichen Familie Westphalens, die sich schon seit undenklichen Zeiten außerhalb Westphalens aufhielt. Schon eben so lange waren meine Vorfahren mütterlicher Seits Rentmeister auf Gut und Schloß Hawichhorst gewesen, zuletzt mein Großvater. Er war früh gestorben, und seine Stelle sollte auf seinen Sohn forterben; der jüngste Sohn, Franz, war dazu ausersehen. Der war aber bei dem Tode des Großvaters noch ein Kind; so wurde ein Verwalter genommen, bis er großjährig sein werde, und meine Großmutter blieb mit ihren Kindern im Schlosse wohnen, und der Verwalter hatte von ihr die Befehle zu empfangen; in der späteren Zeit von meiner Tante Therese, da meine Großmutter in Folge eines Schlaganfalles nicht mehr nach Allem sehen konnte. Solche patriarchalische Zustände gab es damals häufig in Deutschland. Ich glaube, der alte westphälische Adel hat sie noch aufrecht erhalten.

Das Schloß Hawichhorst lag am Ende einer großen unübersehbaren Haide. Als ich mit meiner Mutter zu der Großmutter und zu der Tante Therese fuhr, mußten wir schon eine Stunde vor dem Schlosse von der Landstraße abbiegen, um von da an immer in der großen Haide zu fahren, an der Hawichhorst lag. Lange Zeit sahen wir gar kein Ende von ihr, und ich meinte beinahe, sie werde kein Ende nehmen. Dann tauchte hinten ein großer, dunkler Wald herauf, der immer größer und breiter wurde, und ich meinte nun, der Wald könne kein Ende nehmen. Zuletzt fuhren wir um eine Ecke des Waldes herum, und da lag das Schloß Hawichhorst vor uns auf einer kleinen Erhöhung. Es war nicht groß, dafür desto älter und stammte aus dem Mittelalter. Die Mauern waren hoch, grau, mit wenigen schmalen, aber hohen Fenstern. Das Dach war spitz, mit kleinen Ziegeln gedeckt, die vom Alter dunkelbraun gefärbt waren. An der einen Seite ragte ein spitzer grauer Thurm über das Dach hinüber.

Es war am späteren Nachmittag, als wir ankamen. Man hatte uns nicht erwartet, die Leute des Gutes waren im Felde an der Arbeit. Draußen am Schlosse war Niemand; auch an den Fenstern sahen wir keinen Menschen. Ein großes Einfahrtsthor führte in den Schloßhof, der mit hohen Mauern umschlossen war. Früher war vor den Mauern noch ein Graben gewesen, der aber nun ausgefüllt war. Nur die Brücke hatte man gelassen, über die man zu dem Einfahrtsthore gelangte. Wir fuhren über diese Brücke hindurch in den Hof. Auch dort war Niemand. Wir stiegen aus, und meine Mutter führte mich in das Haus. Wir kamen zuerst in eine kleine Halle, an der mehrere Thüren lagen. Zu einer, die uns gerade gegenüber am Ende der Halle lag, gingen wir. Vor der Thür blieben wir stehen, meine Mutter hochte hindurch. Um uns her war die tiefste Stille, man hörte in dem ganzen Hause keinen Laut. Das alterthümliche Schloß machte einen eigenthümlichen feierlichen Eindruck auf mich. Ich war noch nie in dem Schlosse gewesen. Meine Mutter war blaß geworden. Sie war seit mehreren Jahren nicht dagewesen und hatte die Mutter nicht gesehen, seitdem sie gelähmt, die Schwester Therese nicht, seitdem sie so traurig war, Beide nicht seit jenen entsetzlichen Begebenheiten, die die Eine für immer auf das Krankenlager geworfen, der Anderen für immer das Herz gebrochen hatten.

Sie machte langsam die Thüre auf und wir traten in ein hohes, alterthümliches Gemach. Es war wohl schon das Wohngemach der Ritterfamilie gewesen, die einst hier gehaust hatte; jetzt war es das Wohnzimmer der Familie meiner Großmutter. Mitten in dem Zimmer stand ein Rollstuhl; darin saß oder lag meine Großmutter. Sie lag so, daß sie nach zwei Seiten die Fenster des Zimmers wahren konnte. Auf der einen Seite fiel ihr Blick auf die Bäume des Waldes, auf der anderen in die unabsehbare Haide hinein.

Die Großmutter war eine starke, kräftige Frau. Trotz ihrer Trauerkleidung lag in ihrem ganzen Wesen eine herzliche, milde Freundlichkeit. Meine Mutter mußte weinen, als sie sie sah.

Die alte kranke Frau tröstete sie.

„Weine nicht, Elisabeth. Es ist eine schwere Zeit über uns dahingegangen, seitdem wir uns zuletzt sahen. Aber sie ist vorüber, und Gott hatte sie uns geschickt. Weine nicht, um der armen Therese willen."

Da that die Thür sich auf, und die Tante Therese trat in das Zimmer. O, wie werde ich jemals den Anblick vergessen können! Sie war in tiefer Trauer; ihr Gesicht war weiß, wie der frischeste Schnee; die feine, durchsichtige Haut ließ keinen Blutstropfen wahrnehmen. Und doch war es so wunderbar schön. Es war eine verklärte, heilige Schönheit, die nicht mehr der Erde anzugehören schien. Und so klar und still und freundlich war sie dabei, auch das war so wunderbar; man meinte darin ein stilles, sanftes Weinen ihres Herzens zu sehen.

Sie ging langsam auf meine Mutter zu. Die beiden Schwestern hielten sich lange umarmt und sprachen beide kein Wort. Meine Mutter war die ältere, wohl über ein Dutzend Jahre älter, als die Tante. Sie hatte diese erzogen, und sie hatten sich immer so innig und so herzlich geliebt. Meine Mutter mußte zuletzt bitterlich weinen, trotz jener Ermahnung der Großmutter. Da ließ die Tante Therese sie los.

„Was weinst Du, Elisabeth?“

„Arme, arme Therese!“ rief meine Mutter.

„Ja!“ sagte die arme Schwester leise.

Sie sagte nur das eine Wort. Dann wandte sie sich zu mir. Ihre Augen sah ich feucht glänzen, aber sie war milde und freundlich.

„Du bist groß geworden,“ sagte sie zu mir, „und Deine Mutter hat mir nur Gutes von Dir geschrieben. Bleibe immer ihre Freude.“

Sie sprach es so unendlich klar und mild und freundlich. So blieb sie, so war sie immer, so oft ich sie nachher wiedersah. Und auch eben so schön war sie geblieben; dieselbe Feinheit und Durchsichtigkeit der Haut; dieselben edlen Formen des blassen Gesichtes; keine Runzel darin; derselbe ruhig klare Blick der dunkelblauen Augen. Und sie war, als ich sie zum letzten Male sah, nahe an den siebziger Jahren.

Sie ist gesterben seitdem. Im Tode soll ihre Schönheit eine noch wunderbarere gewesen sein. Ich konnte sie nicht mehr sehen; ich mußte fern von ihr im fremden Lande leben.

Sie war so unglücklich gewesen. „Was fehlt der Tante Therese?“ mußte ich schon damals, als ich sie zum ersten Male sah, meine Mutter fragen.

„Du weißt es ja,“ war die Antwort. „Der Tod des Onkels Fritz. Wir Alle trauern noch um ihn.“

Aber die Tante Therese war so besonders traurig. „Es muß doch noch etwas Anderes sein, Mutter,“ sagte ich.

„Der Onkel Fritz und die Tante Therese waren Zwillingsgeschwister,“ sagte die Mutter. „Sie hatten sich ganz besonders lieb.“

„Es muß doch noch etwas Anderes sein, Mutter.“

„Ja,“ sagte die Mutter, tief seufzend. „Es ist auch noch etwas Anderes. Aber das verschweigt Du nicht, Kind.“

Später verstand ich es, und ich werde es nachher erzählen. Vorher muß ich von dem berichten, was ich damals schon wußte, und worüber sie Alle noch trauerten.

Es hatte bis zum Jahre 1813 eine schwere Zeit auf dem deutschen Lande und Volke gelegen. Das deutsche Volk war von einem fremden Tyrannen an die Sclavenkette gefesselt, mit der Sclavengeißel gezüchtigt. Aber keine Geißel, keine Fessel kann ein edles, kann das deutsche Volk zu Sclaven machen. Auch unter jener fremden Tyrannei lebte fort und fort in dem deutschen Volke die Liebe zur Freiheit, der Haß gegen den Despotismus, der Ingrimm gegen den Tyrannen, das glühende Verlangen, die Ketten zu zerbrechen, die Geißel dem Tyrannen zu entwinden, um sie züchtigend und strafend über ihn selbst zu schwingen. Aber das Verlangen konnte noch nicht sofort zur That werden, die Fürstenpolitik stand ihm entgegen, und das deutsche Volk trug das Aeußerste um seiner Fürsten willen — auch damals. Nur einzelne glühende Herzen konnten den Unmuth, den Zorn, den Ingrimm nicht in sich verschließen. Sie wurden das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit.

Mein Onkel Fritz, der Zwillingsbruder meiner Tante Therese, war ein Mann von Geist, von Muth, von lebhaftem edlem Herzen. Er hatte die Rechtswissenschaft studirt und kam als Doctor der Rechte in die Heimath zurück. Er machte seine Examina und wurde Advocat an dem kaiserlich napoleonischen Gerichtshofe in der Provinzstadt seiner Heimath. Er hatte sich bald einen Ruf erworben und war der Stolz seiner Familie, der Triumph seiner Zwillingsschwester Therese. Sein Herz glühte von Liebe zum Vaterlande, von Liebe zur Freiheit, von Haß gegen den Unterdrücker.

Eines Abends — es war im Sommer des Jahres 1812 — saß er mit Freunden im Weinhause. Es war an dem Tage die Nachricht eingetroffen, daß die französische Armee den Niemen überschritten habe. Die Freunde sprachen über den möglichen Ausgang des napoleonischen Krieges gegen Rußland. Sie waren allein und thaten sich keinen Zwang an und wurden bald in ihrem Gespräche lebhafter. Anfangs hatten sie Befürchtungen ausgesprochen, dann Wünsche, dann Hoffnungen.

Mein Onkel ergriff sein Glas.

„Stoßt an, Freunde! Verderben und Tod dem Tyrannen in den Eisfeldern Rußlands!“

Er rief es mit lauter, erhöhter Stimme. Während er es rief, öffnete sich die Thür des Zimmers. Die Freunde wollten mit ihm anstoßen, da hörten sie ein Geräusch hinter sich und sahen sich um. Ein französischer Officier stand in der Thür, der Chef der Gensd'armerie der Provinz. Die Freunde stießen nicht an; sie setzten sich still nieder und stellten schweigend die Gläser vor sich hin; sie blickten verwirrt zu Boden. Auch mein Onkel schwieg; aber er hatte sich nicht gesetzt, er hatte nicht die Augen gesenkt. Er sah ruhig, stolz den Officier an, der die französische Polizeiuniform trug und ein Deutscher war. Er sah ihn mit Verachtung an. Der Officier entfernte sich stumm.

„Er wird nichts gehört haben,“ sagten die Anderen.

„Er hat jedes meiner Worte gehört,“ sagte ruhig mein Onkel.

„So wird er nichts gehört haben wollen. Er kann nicht. Er ist ein Deutscher.“

„Und gerade weil er ein Deutscher ist,“ rief mein Onkel, „hat er jedes Wort gehört, und wird kein vergessen. Der Deutsche, der gegen Deutsche dem fremden Tyrannen dient, der deutsche Edelmann gar, wie dieser einer ist — Gottlob, er ist kein Westphälischer; in dem westphälischen Adel fließt besseres Blut — ein solcher Mensch ist der verkommenste Renegat, kann nur der elendeste Verräther sein. Meine Stunden sind gezählt. Ich weiß es. Entschieden kann ich nicht, ich mag es auch nicht. Laßt uns trinken. Tod den Verräthern! Dreifacher Tod den deutschen Verräthern!“

Sie stießen wohl mit ihm an, aber ihre Lippen waren stumm, und ihre Herzen voll Schreck und Angst um den Freund, den auch sie verloren sahen.

Noch in derselben Nacht wurde mein Onkel von den französischen Gensd'armen verhaftet. Am andern Morgen wurde er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt. Er war angeklagt der Complottstiftung gegen das Leben des Kaisers. Der Commandant der Gensd'armerie trat gegen ihn als Denunciant und als Zeuge auf.

Der Name dieses französischen Commandanten der Gensd'armerie? *Ich erzähle hier eine wahre Geschichte.* In der westphälischen Stadt, in der sie passirte, ist sie noch heute, nach mehr als funfzig Jahren, in Jedermanns Andenken. Die älteren Leute, obwohl sie damals Kinder waren, haben auch das Bild des schönen muthigen jungen Doctors nicht vergessen, der zum Tode verurtheilt wurde, weil er auf den Kaiser Napoleon geschimpft hatte, und der so ruhig und so muthig in den Tod ging. Sie haben auch den Verrath des deutschen Edelmanns nicht vergessen, der ihn in den Tod trieb. Auch der Name dieses Verräthers lebt noch in dem Gedächtnisse Vieler von ihnen. Aber ich will hier den Namen des Verräthers nicht nennen. Der Mann hatte Kinder; sie mögen noch leben, sie mögen besser geworden sein, als ihr Vater war; sie mögen gar, wie ihre brave Mutter — aber ich will dem Gange meiner Erzählung nicht vorgreifen. Jedoch Eins muß ich hier erklären: der Mann war kein Westphale, seine Heimath war jenseits der Elbe.

Die Freunde meines Onkels waren als Zeugen für ihn aufgetreten. Sie bekundeten, daß er in der Aufregung des Weines gesprochen, daß sie selbst keine Worte ihm nicht zugerechnet hätten. Mein Onkel hatte nicht geleugnet. Er trat stolz der Behauptung entgegen, daß er unüberlegt, daß gar der Rausch aus ihm gesprochen habe. Die Richter — sie waren französische Officiere, aber Franzosen, sie waren keine Verräther; der schöne, stolze, muthige, junge Mann hatte ihre Theilnahme erweckt; sie wollten ihm das Leben retten.

„Sie selbst, Angeklagter,“ sagte der Präsident des Gerichts zu ihm, „können kein klares und richtiges Urtheil darüber haben, ob Sie mit Ueberlegung sprachen, oder in der Hitze des Weines. Es steht fest, daß Sie Wein getrunken hatten, und wer unserem erhabenen Kaiser und seiner glorreichen Armee Tod und Verderben

wünschen kann, von dem ist in einer solchen Lage anzunehmen, daß er nicht den vollen Gebrauch seiner Vernunft hatte."

Da verlangte der Commandant der Gens'armerie noch einmal das Wort, und er versicherte auf seine Ehre als Officier und auf seinen Eid als Zeuge, daß der Angeklagte mit der vollen Klarheit des Geistes gesprochen und auf ihn Blicke des Hasses und der Herausforderung geworfen habe; über seinen bedachten bösen Willen könne kein Zweifel sein.

Und das Kriegsgericht mußte den Angeklagten zum Tode verurtheilen.

Mein Onkel wurde am folgenden Morgen erschossen.

Erst als er todt war, erfuhren die Seinigen da hinten an der großen Haide seine Untersuchung, seine Verurtheilung, seinen Tod. Meine Großmutter warf der Schreck auf das Krankenlager. Der Tod ging an ihr vorüber, aber sie war gelähmt, und sie blieb es ihr Leben lang. Meine Tante Therese war bis zu dem Tage frisch und blühend gewesen, wie das frischeste junge Leben, obwohl der Tod schon einmal recht hart ihr an das Herz herangetreten war. Von der Stunde der entsetzlichen Nachricht an hat Keiner einen Blutstropfen mehr in ihrem Gesichte gesehen. Doch, damit das Gesicht ihr ganz so weiß und blutleer wurde, wie es war, als ich sie sah, dazu hatte noch anderer Schreck, anderes Entsetzen kommen müssen, und davon erzähle ich jetzt. Jenes hatte sich im Sommer des Jahres 1812 ereignet.

Es kam der Herbst des Jahres 1813. Die glorreichen Armeen des französischen Kaisers waren kläglich in den russischen Eisfeldern vom Tode, vom Verderben ereilt.

Die Schlacht bei Leipzig war darauf geschlagen. Die Macht Napoleon's in Deutschland war völlig vernichtet. Der Feind floh aus Deutschland. Erst jenseits des Rheins fühlten die Fliehenden sich sicher, die Massen wie die Einzelnen. Im Süden bei Hanau nur mußte erst noch am vorletzten Octobertage eine zweite Schlacht geschlagen worden, und im Nordwesten Deutschlands, nach dem Rheine hin, hielt in raschen Tagemärschen das fremde Regiment sich noch fest, bis die ersten Bayern oder die ersten Kosaken ankamen. Dann wurde noch schnell raubmäßig zusammengerafft, geplündert, mitunter gemordet, und nun begann in der rasenden Eile des letzten Augenblicks die wilde Flucht vor den verfolgenden Befreiern, die oft in das eine Thor einer Stadt einrückten, während die letzten Fliehenden noch durch das entgegengesetzte Thor sich hinausdrängten. Manchmal war aber auch die Flucht zu spät, und die Räuber traf blutige Züchtigung. Manchmal kam es aber auch noch anders.

In jene Haiden Westphalens waren die Befreier noch nicht vorgedrungen. In der Provinzstadt hausten noch die Franzosen. Bereiteten sie zu jener haltigen, räuberischen Flucht sich vor, so geschah es heimlich, und nur Wenige erriethen es. Die es nicht erriethen, waren um so mehr von Sorge befangen. Die Flucht der Franzosen mußte bald und unvermeidlich eintreten; aber waren nicht eben so unvermeidlich Raub und Plünderung mit ihr verbunden? Trotzdem erwartete man die Befreier mit heißer, brennender Sehnsucht. Das Schloß Hawichhorst lag, wie gesagt, einsam an dem Ende der großen, unübersehbaren Haide. In nächster Nähe war nicht einmal ein Dorf. Die Landstraße zog sich, über eine Stunde weit entfernt, am anderen Ende der Haide, jenseits des Waldes entlang, der sie begrenzte.

Auch im Schlosse Hawichhorst hatte man von der großen Völkerschlacht bei Leipzig erfahren. Seitdem waren aber über acht Tage vergangen, ohne daß man weitere Kriegsnachrichten erhalten hatte. Nur Gerüchte waren über die Haide gedrungen, oft widersprechend genug. Bald hieß es, die Preußen und Russen seien als Befreier im Anzuge. Bald sollten aus Frankreich neue Truppenmassen heranrücken, um in neuem, verzweifeltem Kampfe die Verfolger aufzuhalten, zurückzuwerfen. Da wurden die Bewohner des Schlosses plötzlich durch Kriegsgetümmel in ihrer unmittelbaren Nähe erschreckt. Es war gegen Abend. Der Tag war kalt und naß.

Meine Großmutter und meine Tante Therese waren in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Die Tante lag der Großmutter vor, die in ihrem Rollstuhl lag, die Tante saß am Fenster und strickte bei dem Lesen. Ueber Buch und Strickzeug glitt manchmal ihr Blick durch das Fenster, durch das sie weit in die Haide hinein sehen konnte. Sie war unruhig und schien etwas zu erwarten, was sie fürchtete. Die Großmutter bemerkte ihre Unruhe nicht. Mitten im Lesen hörte die Tante Therese plötzlich auf und horchte nach dem Fenster hin, hinaus in die Haide.

„Was giebt es da?" fragte die Großmutter.

„Nichts, Mutter."

„Aber Du siehst so sonderbar aus, Therese.

„Ich meinte, ich hätte draußen etwas gehört."

„Was Dich erschrecken?"

„In der jetzigen Zeit kann Einen wohl jedes plötzliche Geräusch erschrecken. Wir wohnen hier so allein."

Die Großmutter wollte etwas erwidern. Die Tante war rasch aufgesprungen.

„Mein Gott!" rief sie.

Ihr bleiches Gesicht war blässer geworden.

„Aber was ist da, Therese?"

„Nichts, nichts, Mutter."

In demselben Augenblicke zuckte auch die Großmutter auf. Auffahren konnte der gelähmte Körper nicht.

„Da wird geschossen, Therese!"

„Ja, Mutter."

„Und da wieder, und wieder. Es ist jenseits des Waldes."

„Wenn es nicht schon im Walde ist, Mutter!"

Die Großmutter horchte. „Nein," sagte sie dann bestimmt und ruhig.

Man hörte schießen. Es war ein regelmäßiges Gewehrfeuer, aber noch in weiter Ferne; darum hörte man auch nur die regelmäßigen Salven, nicht die einzelnen Schüsse, die vielleicht auch fielen. Es kam von dem Walde her. Es sei schon im Walde, hatte die Tante gefürchtet; es sei noch jenseits desselben, meinte die Großmutter. Die Tante widersprach ihr nicht weiter, sie wollte wohl die alte Frau nicht unnöthig ängstigen.

Ein anderes Geräusch wurde plötzlich laut. Es war in der Haide und schien sich dem Schlosse zu nahen. Anfangs war es ein dumpfes Dröhnen des Haidegrundes; als es näher kam, unterschied man das Stampfen von Pferden, dazwischen das Feuern von Waffen.

Die Großmutter konnte in ihrem Rollstuhle, der mitten in dem Zimmer stand, wohl in die weitere Ferne der Haide blicken, nicht aber das sehen, was in der Nähe darin war.

„Das ist Cavallerie, Therese?" fragte sie.

„Ja, Mutter, Franzosen. Es sind Carabiniers."

„Wohin ziehen sie?"

„Sie sprengen dem Walde zu."

„Also zu dem Kampfe dort?"

„Ja."

Beide schwiegen und horchten dem Vorbeiziehen der Soldaten. Die Tante stand am Fenster. Zwei Schwadronen französische Carabiniers sprengten dicht am Schlosse vorüber der Ecke des Waldes zu. Sie jagten im Galopp, in geordneten, geschlossenen Zügen, ein Officier voran, andere Officiere zur Seite. Kein Commandowort der Officiere wurde gehört, kein Laut kam aus den Reihen der Soldaten. Man vernahm nur das Stampfen der Pferde auf dem dumpf dröhnenden Haideboden und das Klirren der Säbel. So stegen sie durch die Haide, unheimlichen wilden Haidegespenstern gleich. Jenseits der Waldecke verschwanden sie und eilten dem Kampfe entgegen, der im oder am Walde stattfand. Als man das Stampfen der Pferde nicht mehr hörte, tönten die Schüsse wieder über den Wald herüber.

Die Tante stand noch am Fenster. Sie sann nach; sie überlegte etwas; sie schien in steigender Unruhe zu einem Entschlusse, den sie suchte, nicht gelangen zu können. Die Großmutter hatte sie beobachtet. Sie mußte den Kopf schütteln. Sie war eine verständige, besonnene, muthige Frau, die hatte Vieles erlebt in ihrem langen und auch in ihrer Einsamkeit unruhigen Leben, und es waren damals wirbdewegte Zeiten, Noth und Gefahren drangen in die stillste, verborgenste Einsamkeit hinein.

„Du ängstigst Dich, Therese?" sagte sie zu der Tante.

„Der Kampf kann sich hierher ziehen und hier anhalten, Mutter."

„In der Haide, Kind? Hierher kommen nur Fliehende und Verfolger."

„Und können nicht auch die in das Haus dringen, plündern, rauben —?"

„Dazu gehört Zeit, Therese, und weder die Einen noch die Anderen haben sie. Indeß Du hast Recht, daß Du besorgt bist. Trifft also Anstalten gegen einen möglichen Ueberfall. Ich hirr auf meinem Krankenlager kann Dir nicht helfen, armes Kind,

und der Frau; und der Verwalter sind noch nicht zurück. Sie sind aber auf der entgegengesetzten Seite des Kampfes, und dort sind sie sicherer, als wir hier."

„Aber wenn sie nun zurückkämen, gerade weil sie uns in Gefahr wissen, um uns beizustehen, und wenn sie dann zwischen die Kämpfenden, Fliehenden und Verfolgenden geriethen?"

Die Großmutter verlor ihren Muth und ihr Vertrauen nicht.

„Die Haide ist groß, Therese, und man sieht und hört weit darin. Gehe jetzt. Laß das Thor verschließen, die Fensterladen fest vorhängen, was zerstörbar ist, unten in die Keller bringen. — Aber wozu brauche ich Dir Weiteres zu sagen? Du bist ja verständig, und hast noch nie Deine Geistesgegenwart verloren."

Die Tante Therese verließ mit einem schweren Seufzer das Zimmer. Die Großmutter sinnte wieder den Kopf schütteln.

„Was ist ihr nur? Sie hat sonst immer den frischen, klaren Muth. Seit dem Tode des armen Fritz freilich — Aber so ganz muthlos wie jetzt, wie seit heute Morgen, war sie noch nie. Was mag passirt sein? — In der Nacht? — Sie wich meinen Fragen aus. — Sollte von Adalbert — — —"

Die Großmutter sank in tiefes, stilles, aber unruhiges Nachdenken.

---

2. Ein westphälischer Edelmann.

Die Tante Therese war mit sorgenvollem Gesichte in die kleine Halle getreten, die den Hausflur bildete, und wollte auf eine Seitenthür zugehen. Sie besann sich; sie hatte vorher noch etwas Anderes zu thun. Sie schritt quer durch die Halle, geradeaus. Dort öffnete sie eine Thür und winkte in die Stube hinein. Eine alte Magd trat heraus.

„Mache die Thür zu, Christine."

Die Magd gehorchte.

„Wie geht's ihm, Christine?"

„Gut, Mamsell."

„Kann ich zu ihm gehen?"

„Ja, Mamsell."

„Wo ist der Freiherr?"

„In seinem Zimmer."

„Er hat nichts gemerkt?"

„Gar nichts."

„Er spionirt gern."

„Er weiß von nichts, Mamsell. Sie können ruhig sein. Ich sprach ihn noch vor einer Viertelstunde. Er war ganz unbefangen."

„Noch Eins, Christine, habt Ihr nichts gehört?"

„Was sollten wir gehört haben, Mamsell?"

„Draußen, hinten am Walde, wird geschossen. Die Preußen oder Russen müssen da sein und mit den Franzosen kämpfen."

„Um Gott, Mamsell —"

„Ihr hattet also nichts gehört?"

„Die Spinnräder gehen laut."

Man hörte durch die verschlossene Thür das Schnurren der Spinnräder in der Stube.

„Wo sind die Knechte?" fragte die Tante.

„Bei der Arbeit; in den Ställen, auf dem Boden."

„Christine, kehre in die Stube zurück und laß Dir nichts anmerken."

„Was soll es aber werden, Mamsell, wenn das Schießen hierher käme?"

„Noch ist es weit. Ich will mit ihm sprechen. In zehn Minuten bin ich wieder hier."

Die alte Magd kehrte in die Mägdestube zurück, und die Tante Therese ging zu der Seitenthür, auf die sie vorhin schon hatte zugehen wollen, öffnete sie und stand am Fuße einer schmalen, dunklen Wendeltreppe. Sie zog die Thür hinter sich zu und stieg leise und vorsichtig die Treppe hinauf. Sie kam in einen langen, dunklen Gang, und in der Mitte des Ganges an einen Seitengang, der dort einmündete. Ihr Schritt wurde fast unhörbar. Am Ende des Ganges war eine Thür. Ein paar Augenblicke blieb sie horchend stehen. Es war Alles still, rund um sie her. Sie zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel hervor, öffnete die Thür kaum hörbar und trat in ein kleines, rundes Gemach. Es war altertümlich, wie Alles in dem alten Schlosse, das aus den Ritterzeiten stammte. Es war das oberste Stübchen in dem grauen, spitzen Thurme, der über das Dach des Schlosses hinüberragte.

Sie verschloß die Thür hinter sich. Hinten in dem Gemache war ein Bett, und auf diesem saß aufrecht ein großer, schöner, junger Mann in der Uniform eines preußischen Officiers. Er war verwundet, eine Binde umgab seine Stirn, in einer Binde lag sein linker Arm. Sein Gesicht war tief blaß, die Züge waren erschlafft. Er konnte sich nur mit Mühe in seiner sitzenden Stellung aufrechthalten. Die Tante war besorgt zu ihm getreten.

„Lege Dich wieder, Adalbert," sagte sie zu ihm.

Er legte sich auf das Bett zurück. Er hatte sich nur bei ihrem Eintreten erhoben. Sie sah ihn mit schwerem Herzen an und zögerte mit der Botschaft, die sie ihm zu bringen hatte.

„Wie geht es Dir, Adalbert?" fragte sie ihn.

„Es wird besser werden, Therese," sagte er.

Seine Stimme war matt, aber seine Augen ruhten voll Liebe und voll Dank auf ihr. Er hielt ihr seine Hand hin, und sie legte die ihrige hinein.

„In Deiner Pflege werde ich genesen," fuhr er fort, „in Deiner Liebe, in Deiner edlen, verzeihenden Liebe. Du hast mir das Leben wieder gegeben. Wie sollte es nicht frisch wieder aufblühen?"

Sie seufzte schwer, denn sie mußte ihm sagen, was sie herführte.

„Adalbert, Du fürchtetest einen Zusammenstoß der Alliirten und der Franzosen hier in der Gegend?"

„Er wird kaum zu vermeiden sein, Therese. Die Spitzen der Alliirten rücken kühn, oft tollkühn, in kleinen Abtheilungen vor. Die Provinzstadt hat noch eine starke französische Garnison; sie kann schnelle Hülfe aus den rheinischen Festungen bekommen, die noch in den Händen der Franzosen sind. Da wird sie ohne Kampf sich nicht zurückziehen wollen."

„Ich fürchte, der Kampf ist schon entbrannt, Adalbert."

„Was — wo?" rief lebhaft der Officier.

„Drüben am Walde, rechts, wird geschossen. Die Mutter und ich hörten das Gewehrfeuer seit einer Viertelstunde. Die Wohnstube liegt nach dem Walde hin."

„Rechts vom Walde?" fragte der Officier.

„Rechts vom Walde. Und von der anderen Seite, quer über die Haide, eilten vor wenigen Minuten zwei Schwadronen Carabiniers in gestrecktem Galopp dem Kampfplatze zu."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben deutscher Schauspieler.

3. Emil Devrient.

In dem Hause des wohlhabenden Kaufmanns Devrient, welches zu Berlin in der Brüderstraße lag, herrschte gegen das Ende des Jahres 1815 eine große Aufregung. Man erwartete daselbst die Ankunft des berühmten Schauspielers Ludwig Devrient, der von dem Generaldirector Herrn Iffland eine Einladung zu einem Gastspiele auf dem königlichen Theater erhalten hatte. Gegen den Willen seines strengen Vaters war er zu dessen größtem Herzeleid unter das „Komödiantenvolk" gegangen, aber sein Genie hatte alle Hindernisse besiegt, und nach jahrelanger Abwesenheit kehrte er als ein ruhmgekrönter Künstler in das elterliche Haus zurück. Der ehrenwerthe, aber vorurtheilsvolle Vater war seitdem gestorben, sein Bruder hatte die Handlung übernommen und freute sich aufrichtig, den ausgezeichneten und ihm so nahe verwandten Mimen zu begrüßen. Das in den bürgerlichen Familien früher gegen den Schauspieler herrschende Vorurtheil war nach und nach geschwunden, der Künstler galt nicht mehr für einen Vagabunden und wurde in der Gesellschaft nicht nur geduldet, sondern mit Achtung und Auszeichnung, die dem Talent gebührt, behandelt. Hatte doch der König selbst den patriotischen Iffland durch die Verleihung des rothen Adlerordens geehrt und gleichsam in ihm den ganzen Stand nobilitirt. Deshalb erwartete den Schauspieler Ludwig Devrient heute ein eben so freundlicher, als herzlicher Empfang von Seiten

Emil Devrient
als „Petruchio“ in der Widerspenstigen.

seines soliden Bruders und dessen ehrbarer Familie. Am meisten freuten sich aber seine drei Neffen, Karl, Eduard und Emil, auf die Ankunft ihres berühmten Onkels, der in ihren Augen von einer wahrhaft poetischen Glorie umgeben stand. Sie kannten seine romantische Jugendgeschichte aus dem Munde ihres Vaters, sie hatten von seinen wunderbaren Leistungen gehört, sich an seinem Ruhm berauscht und liebten ihn und in ihm das Theater mit jugendlicher Leidenschaft. Alle drei waren schöne kräftige Jungen mit interessanten, geistvollen Gesichtern, reich begabte Naturen voll frischer Jugendlust und Poesie. Karl, der Aelteste von ihnen, war vor Kurzem erst aus dem Kriege zurückgekehrt, wo der siebzehnjährige Husar in der Schlacht bei Waterloo tapfer mitgefochten. Nach dem freien Soldatenleben wollte ihm das dunkle Comptoir seines Vaters um so weniger gefallen, und mehr als einmal dachte er wohl daran, es heimlich zu verlassen. Auch Eduard, der damals vierzehn Jahr alt war, zeigte wenig Neigung, sich dem Kaufmannsstande zu widmen; er entwickelte ein entschiedenes musikalisches Talent und saß lieber an seinem Clavier als bei den langweiligen Handelsbüchern. Der Jüngste der Brüder, Emil, besuchte noch die Schule, aber auch er besaß bereits eine große Vorliebe für das Theater und beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Coloriren und Ausschneiden von Bilderbogen für seine kleine Puppenbühne.

Bei solcher Beschaffenheit kann man sich wohl denken, welch eine Epoche in dem Leben dieser jungen Burschen die Ankunft eines solchen Onkels machen mußte und mit welcher Ungeduld derselbe erwartet wurde. Endlich hielt der Wagen vor der Thür, und aus demselben sprang mit eigener Hast der berühmte Künstler, um sich in die Arme seines ihm entgegeneilenden Bruders zu werfen und seine Neffen nach der Reihe abzuküssen. Ludwig Devrient's Erscheinung war allerdings dazu angethan, die Herzen seiner jugend-

ſichen Verwandten ſogleich zu gewinnen. Sein längliches Geſicht mit dem feinen Muskelſpiel, der gebogenen Adlernaſe und der ſchönen Stirn, umwallt von den dunkel gelockten Haaren, übte eine unwiderſtehliche Anziehungskraft; der höchſte Zauber lag aber in den ſchwarzen Augen, welche bald ſo gut, bald ſo dämoniſch wild dreinſchauten, während um den feinen Mund die Geiſter des übermüthigſten Humors und des tiefſten Schmerzes einer Menſchenſeele zuckten. Wie herzlich konnte er lachen, wie freundlich mit den Knaben ſcherzen! Und dann blickte er wieder ſo ſeltſam und ſo ernſt mit den wunderbaren Augen ſie an, daß ihre jungen Seelen zuſammenſchauerten.

In den nächſten Tagen trat der berühmte Onkel auf dem königlichen Theater auf, wobei natürlich ſeine Neffen nicht fehlen durften. Die kleinen Herzen bebten und jauchzten vor Wonne bei dem Beifall, den das Publicum den genialen Leiſtungen des großen Künſtlers zollte; ſie beraunſchten ſich an ſeinen Triumphen, an ſeinen Erfolgen und dachten und träumten nur noch vom Theater. Alle drei gelobten ſich im Stillen, wie ihr Onkel Schauſpieler zu werden, und ſie haben Wort gehalten, ungeachtet des Widerſtandes, den ſie von Seiten ihrer Familie fanden, welche hugenottiſchen Urſprungs war, urſprünglich den Namen de Brient führte und aus Flandern ſtamme. Zuerſt wußte Eduard den Widerwillen ſeines Vaters zu beſiegen; ihm folgte der feurige Karl bald nach. Um ſo mehr drang der Vater darauf, daß der jüngſte Sohn Emil die kaufmänniſche Laufbahn einſchlagen und das alte Geſchäft einſt fortſetzen ſollte. Zu dieſem Behufe mußte er nach vollendeter Schulbildung Berlin verlaſſen, wo ſeine theatraliſchen Neigungen eine nur allzureichliche Nahrung erhielten. Ueberzeugt von der merkantiliſchen Nothwendigkeit, ſich dem Wunſche ſeines Vaters und dem Wohle ſeiner Familie zum Opfer bringen zu müſſen, machte er ſelbſt den Vorſchlag, nach einer kleinen Stadt zu gehen, um ſich den Vorſtehungen der Bühne zu entziehen. Ein zweiter, ebenfalls dem Handelsſtande angehöriger Onkel, der in Leipzig wohnte, beſaß eine in der Nähe von Zwickau gelegene chemiſche Fabrik. Dorthin reiſte Emil vollkommen reſignirt und mit dem feſten Vorſatz, ein tüchtiger Kaufmann zu werden und einſt dem Vater zur Seite zu ſtehen. Mit der ihm eigenen Gewiſſenhaftigkeit widmete er ſich vorzugsweiſe ſeinem Beruf, indem er mit ſtrenger Pünktlichkeit ſeine kaufmänniſchen Pflichten erfüllte, Geſchäftsbriefe und Rechnungen mit ſchöner, zierlicher Hand ſchrieb, die Bücher in Ordnung hielt und ähnliche proſaiſche Arbeiten mit anerkennungswerthem Fleiße trotz aller Unluſt lieferte. Nur ſeine beſchränkten Muſeſtunden waren nach wie vor der Poeſie geweiht. Mit einem Bändchen Gedichte oder einem Trauerſpiel von Schiller ging er in das nahe an die Fabrik angrenzende Wäldchen, wo er mit lauter Stimme ungeſtört und unbelauſcht declamirte und Verſe recitirte.

Ein Jahr hatte er bereits in tiefſter Einſamkeit gelebt und ſich faſt mit ſeinem Beruf ausgeſöhnt, als ihn ein Brief ſeines Principals und Onkels nach Leipzig rief, um daſelbſt im Familienkreiſe das Weihnachtsfeſt zu feiern. Zufällig fand er daſelbſt auch ſeinen Bruder Karl, der bereits anderthalb Jahre an dem Theater zu Braunſchweig engagirt war. Die begeiſterten Schilderungen des jungen Künſtlers, ſeine lebendigen Erzählungen aus der Theaterwelt, ſeine ganze glückliche und von Zufriedenheit ſtrahlende Erſcheinung erſchütterten mit einem Male alle Vorſätze des guten Sohnes und weckten die nur ſchlummernde Theaterluſt mit unwiderſtehlicher Gewalt. Der Dämon der Devrient'ſchen Familie, dieſer angeborene Künſtlerzug und Zauber regte ſich von Neuem in Emil's Bruſt, der offen und unumwunden ſeinem Vater in einem bewegten Schreiben den Zwieſpalt ſeines Innern darlegte und mit heißen Bitten die Gewährung ſeines Lieblingswunſches erflehte. Trotz ſeiner entgegengeſetzten Anſchauung gab der zärtliche Vater auch den jüngſten Sohne ſeine Einwilligung zu dem gewählten Beruf, wozu wohl hauptſächlich die glänzenden Erfolge Ludwig Devrient's und die ſchnelle Carriere der beiden andern Söhne in der Theaterwelt das Meiſte beitrug. Nur die einzige Bedingung ſtellte der liebevolle Vater, daß Emil ſich für ſeinen neuen Stand erſt gründlich vorbereiten und den Unterricht ſeines berühmten Onkels zuvor genießen ſollte. Wider Erwarten zeigte ſich dieſer mit dem Entſchluſſe ſeines Neffen am wenigſten einverſtanden, indem er ihn wiederholt auf die „Illuſionen“ hinwies, welche ſchon manchen jungen Menſchen geräuſcht und unglücklich gemacht. Er warnte ihn vor dem Theater und deſſen aufreibendem Leben, das er immer mehr aus eigener Erfahrung und nicht ohne eigene Schuld kennen gelernt hatte. Auch mit dem Unterricht wollte es nicht recht fortgehn; wie mancher geniale Künſtler ſchuf auch Meiſter Ludwig ſeine vorzüglichſten Rollen nicht nach mythodiſchen Regeln, ſondern nach den augenblicklichen Eingebungen ſeiner genialen Natur, von der er ſich häufig ſeine Redenſchaft zu geben vermochte. Er war kein ſogenannter „denkender Künſtler“, wie ſie jetzt zu Dutzenden herumlaufen, und auch kein Theoretiker, weshalb er wohl zum Lehrer wenig oder gar nicht taugte. Um ſo größer war aber ſein Einfluß von der Bühne herab, und der junge Emil lernte mehr durch das Beiſpiel und den Anblick ſeines Onkels, als aus ſeinem höchſt mangelhaften und fragmentariſchen Unterricht. Ebenſo ſah er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht, durch ſeinen großen Verwandten ein ſchnelleres Engagement bei einer größeren Bühne zu finden, da dieſer ihm bald das Verſprechen gab, für ſein Auftreten in Berlin Sorge zu tragen, bald ihn an die Bühne in Weimar als die geeignetſte Schule für ſeine fernere Ausbildung verwies, ohne in dem einen wie in dem andern Falle etwas Ernſtes für ihn zu thun, ſo daß der ungeduldige Neffe zuletzt den verzweifelten Entſchluß faßte, auf gutes Glück ſeinen Bruder Karl, der damals bei ſeiner Familie in Berlin verweilte, nach Braunſchweig zu begleiten und daſelbſt ein Unterkommen bei dem hochverehrten Director Klingemann zu ſuchen.

Dieſer empfing den jungen Kunſtnovizen keineswegs in aufmunternder Weiſe, nur mit Widerſtreben entſchloß er ſich, ihm die Rolle des „Raoul“ in der „Jungfrau von Orleans“ auf die Empfehlung des älteren Bruders anzuvertrauen. Mit Herzklopfen betrat Emil in dieſer Rolle zum erſten Male die Bretter, welche die Welt bedeuten, wobei er eine eigene, gewiß bei jungen Künſtlern höchſt ſeltene Erfahrung machte, die unſtreitig für ſeine große Beſcheidenheit ſpricht. Der laute Beifall, der er bei ſeinem erſten Auftreten fand, wirkte faſt ernüchternd gerade lähmend auf ſeine Darſtellung. Erſchrocken über den unerwarteten Applaus, kam er aus dem Zuſammenhang ſeiner Rolle, ſo daß er dieſelbe ebenſo kleinlaut und gedrückt beendete, als er ſie muthig und glücklich begonnen hatte. Regelmäßig überkam ihn dazu, ſo oft er im Anfange die Bühne betrat, eine unerklärliche Angſt, daß er „ſtecken bleiben“ werde, und wirklich blieb er auch jeden Abend zur großen Beluſtigung des Publicums ſtecken, auch wenn er ſeine Rolle noch ſo trefflich gelernt hatte. Das Leiden ſchien durchaus localer Natur zu ſein und ſchwand erſt bei vorgenommenem Ortswechſel. Auch als Sänger debutirte Emil in Braunſchweig und zwar mit glücklichem Erfolge, indem er als „Oberprieſter Kalchas“ in Gluck's „Iphigenie“ und als „Ereunit“ im „Freiſchütz“ mit Beifall auftrat. Seine muſikaliſche Bildung blieb nicht ohne Einfluß auf ſeine theatraliſche Laufbahn, und es läßt ſich nicht leugnen, daß die frühere Vereinigung der Oper mit dem Schauſpiel von mannigfachem Nutzen für die Betheiligten war. Da Devrient in Braunſchweig nicht die genügende Beſchäftigung fand, ſo wandte er ſich nach Bremen, wo er unter dem vordienſtvollen Director Pichler mehr als hinreichende Gelegenheit hatte, ſein vielſeitiges Talent auszubilden. Abwechſelnd ſpielte er den „Mexichkhat“ in Schiller's Tell, den „Don Cäſar“ in Donna Diana, im Hamlet den „Laertes“ und ſelbſt den „Tobias Schwalbe“ in Körner's Nachtwächter. Daneben ſang er mit wohlklingender Baßſtimme den „Sarastro“ in Mozart's Zauberflöte, den „Almaviva“ in Figaro's Hochzeit und ſogar den „Don Juan“.

Die übermäßigen Anſtrengungen erſchöpften nothwendiger Weiſe ſeine jugendlichen Kräfte und bedrohten ſeine Geſundheit ſo ernſtlich, daß er ſich genöthigt ſah, die Bühne zu verlaſſen und ſich zu erholen. Er ging nach Leipzig, wo der frühere Advocat und enthuſiaſtiſche Theaterliebhaber Küſtner ihn mit offenen Armen empfing und ihm ein vortheilhaftes Engagement anbot, nachdem er ſich ſo weit gekräftigt hatte, um das Theater von Neuem zu betreten. In Leipzig lebte damals eine Zahl ausgezeichneter Kunſtfreunde, der treffliche Blümner, Amadeus Wendt, Wilhelm Gerhard, die Dichter Rochlitz und Mahlmann, die ſich lebhaft für die Bühne intereſſirten. Dazu kam noch in dem nahen Weißenfels der ſcharfſinnige, geiſtreiche Müllner, der als Kritiker und Theaterdichter einen großen Ruf genoß. Der Umgang mit ſolchen Geiſtern übte auf Emil einen höchſt vortheilhaften Einfluß aus und trug weſentlich zu ſeiner künſtleriſchen Ausbildung bei. Hauptſächlich aber wirkte auf ihn das Beiſpiel und Vorbild der ausgezeichneten Künſtler, welche damals theils als ſtehende Mitglieder, theils als Gäſte das Leipziger Theater verherrlichten. Wir brauchen

nur die Namen Pius Alexander Wolf und dessen minder treffliche Gattin, Ehlair, Ludwig Löwe, Korn, Bespermann, Gerstäcker, Blume, Sophie Schröder, eine Händel-Schütz, Neumann-Heizinger und die berühmte Stich-Crelinger zu nennen, um die Anregungen zu bezeichnen, welche dem jugendlichen Künstler zu Theil wurden. Auch die Liebe sollte ihre bildende Macht an Emil bewähren und zur Entwickelung seines Talents wesentlich beitragen. In Leipzig lernte er die geniale Dorothea Böhler kennen, die Schwägerin des trefflichen Genast in Weimar, eine der vorzüglichsten Soubretten, die Deutschland je besessen hat, voll Geist, Anmuth und sprühenden Launen. Während Emil für das ernstere Drama sich den maßvollen Wolf und dessen ideelle, von Poesie durchhauchte Darstellung zum Muster nahm, war seine Gattin seine Lehrerin in dem heitern Genre, seine komische Muse, welche den ideellen Zug seiner poetischen Natur mit der Wirklichkeit versöhnte.

Von allen Seiten lächelte das Glück seinem hervorzuten Liebling, und nun sollte auch sein innigster Wunsch in Erfüllung gehen, auf der königlichen Bühne seiner Vaterstadt als Gast erscheinen zu dürfen. Unter den Augen seines großen Onkels trat er mit Beifall in Berlin als „Don Carlos", „Ferdinand" in Kabale und Liebe und in einigen minder bedeutenden komischen Rollen auf. Ein zweites Gastspiel im Jahre 1829 sollte einen Engagement führen. Dasselbe scheiterte jedoch nicht nur an der unbedeutenden Gehaltsforderung, sondern vorzüglich an den Gutachten des berüchtigten Demagogenverfolgers Tzschoppe, der Emil wunderbarer Weise eine „zu schwache Brust" bereitete. Andere Gastspiele in Dresden, Prag und Wien lieferten den Beweis, daß der Ruf des jungen Künstlers schnell eine weitere Verbreitung und Anerkennung gefunden hatte. Da das Küstner'sche Unternehmen in Leipzig am 1. Mai 1828 zu Ende ging, so wandte sich Emil zunächst nach Magdeburg und von dort nach Hamburg, wo er schnell wie überall der Liebling des gebildeten Publicums wurde. Hier wurde ihm von dem bereits mehrfach erwähnten Director Schmidt mancher praktische Wink zu Theil. Zu seinem Umgange zählte er daselbst den humoristischen Lebrun, den geistvollen Dramaturgen Zimmermann, den politisch und literarisch anregenden Dichter von Maltitz und — Heinrich Heine, den ungezogenen Liebling der Grazien, mit dem Devrient so manchen fröhlichen Abend, gewürzt durch kaustischen Witz und sprudelnden Humor, verlebte.

Unterdeß erhielt das Devrient'sche Ehepaar, dessen Ruf in der Theaterwelt gegründet war, einen höchst glänzenden und ehrenvollen Antrag von der Dresdner Hofbühne. Beide sollten unter annehmbaren Bedingungen ohne Probegastspiel auf Lebenszeit engagirt werden. Trotz seiner sehr angenehmen Stellung in Hamburg glaubte Emil ein solch schmeichelhaftes Anerbieten für sich und seine Gattin nicht zurückweisen zu dürfen. Am 30. August 1830 spielte er zum ersten Male als neu engagirtes Mitglied auf dem Hoftheater in Dresden, wo es ihm bald gelang, neben seinem eben daselbst verweilenden Bruder Carl durch den Glanz seiner Erscheinung, durch den Reichthum seiner Mittel und die künstlerische Ausbildung seines Talents eine hervorragende Stellung einzunehmen. Schon früher hatte er sich von der Oper zurückgezogen und sich vorzugsweise dem recitirenden Schauspiele zugewendet, mit besonderer Vorliebe aber sich dem höheren Drama gewidmet, ohne darum das seinere Lustspiel und selbst die derbere Posse gänzlich zu vernachlässigen, mehr aus Gefälligkeit gegen seine in diesem Fache excellirende Gattin, als aus innerem Drange und Beruf. Immer mehr entwickelte sich das Talent des Künstlers, wozu Dresden und dessen gesellschaftliche und literarische Kreise, so wie die eigenthümlichen Theaterverhältnisse wesentlich beitrugen. Der hochgebildete König und der ganze Hof nahmen den lebendigsten Antheil an den dramatischen Aufführungen; die selbst als Bühnenschriftstellerin anonym auftretende Prinzessin Amalie übte ihren Einfluß aus und fand in Devrient den geeignetsten Darsteller ihrer Stücke. Der berühmte Tieck fand dem Generaldirector Grafen von Lüttichau als Dramaturg zur Seite und wirkte, abgesehen von mancher Wunderlichkeit, als Lehrer und Vorleser immerhin anregend und begeisternd auf das Publicum und die Schauspielerwelt. Auch Emil fühlte sich von dem genialen Dichter anfänglich angezogen, obgleich er später ihm ferner stand, um nicht wie viele seiner Collegen in den Verdacht der Servilität und Rollenschleicherei zu kommen. Tiedge, Wachsmann, Böttiger und das durch seine Bildung ausgezeichnete Haus des Majors Serre empfingen den Künstler mit Auszeichnung und traten mit ihm in nähere Berührung. Das gebildete Publicum erkannte schnell seine Vorzüge und ließ es nicht an Aufmunterung und Beifall fehlen, besonders schwärmte die Damenwelt für Emil und seine ideelle Darstellung, welche ganz geeignet war, das weibliche Urtheil zu bestechen.

Achtzehn Jahre behauptete er sich so als Liebling des Dresdner Publicums, und auch im übrigen Deutschland fand er auf seinen vielen Gastreisen die reichste Anerkennung und goldenen Lohn in Hülle und Fülle. Das Glück begünstigte ihn auffallend, als ein schmerzliches Ereigniß sein ganzes Leben tief erschütterte und verbitterte, aber zugleich seiner künstlerischen Richtung erst die echte Weihe gab und ihn zum Manne reifte. Die nothwendige Scheidung von seiner Gattin, der Mutter seiner innig geliebten Kinder, lehrte ihn zum ersten Mal den Ernst des Lebens, die Macht eines großen Schmerzes kennen. Um sich und sein krankes Herz zu heilen, riß er sich aus den gewohnten Verhältnissen und reiste nach Paris, wo er von der noch lebenden Mars, von der noch unentwichten, in ihrer ersten Blüthe stehenden Rachel, von Arnal, Bouffé und den übrigen Künstlern der Weltstadt unvergeßliche Eindrücke empfing. Sein Blick erweiterte sich unwillkürlich unter dem Einfluß großer, zuvor nie gekannter Verhältnisse. Voll von dem Gesehenen und Erlebten betrat er den heimischen Boden, wo er in Frankfurt a. M. in der Umruhe eines lärmenden Gasthofslebens die Bekanntschaft mit dem „jungen Deutschland" und mit Gutzkow's „Richard Savage" machte.

Die Stimmung der Zeit, die Leidenschaft der Gegenwart und ihre Forderungen fanden jetzt ein Echo in seiner Brust. Anders als er gegangen, kam er nach Dresden zurück, bewußter, selbstständiger und schöpferischer, frei von dem immerhin beengenden Einfluß einer genialen, aber seiner ursprünglichen Richtung fremden Frau. Mit Verliebe spielte er in den Dramen Gutzkow's, Mosen's, Laube's, der neueren Dichter, und es gereicht ihm zu keinem geringen Verdienst, daß er vorzugsweise der jüngeren Literatur und den modernen Schöpfungen trotz der entgegengesetzten Ansichten Tieck's siegreich Bahn gebrochen. Es folgten eine Reihe von Gastspielen, unter denen das Londoner Unternehmen unstreitig den ersten Rang einnimmt. Hauptsächlich muß es den Bemühungen Devrient's beigemessen werden, daß die deutsche Schauspielkunst durch ihn, Ludwig Dessoir, Lina Fuhr u. s. w. die glänzendsten Triumphe in England Merepote feierte. Es war kein geringes Wagstück von einem deutschen Künstler, den „Hamlet" nach dem Vorgange eines Kean vor einem englischen Publicum, das noch dazu durch die Tradition verwöhnt, zu spielen. Wie seine Leistung in dieser Rolle aufgenommen wurde, bezeugt das enthusiastische Urtheil der Londoner Blätter und der ersten Kunstrichter Englands, die ihn ihren Kunstheroen nicht nur gleichstellten, sondern vielfach sogar vorzogen. Nicht minder groß sind seine Verdienste um das Gesammtgastspiel der deutschen Schauspieler bei Gelegenheit der großen Industrieausstellung in München gewesen. Nicht nur verzichtete Devrient uneigennützig auf jedes Honorar, sondern er übernahm auch im Interesse des Ganzen öfters undebeutende und seinem Talent kaum angemessene Rollen, wie z. B. den „Valentin" in Goethe's Faust mit anerkennungswerther Selbstverleugnung. Mit Recht schreibt der berühmte Künstler in einem Privatbriefe: „Auf die beiden künstlerischen Führungen der Londoner Theater-Unternehmung lege ich besonderen Werth und bin stolz darauf, meinen Theil beigetragen zu haben, daß deutsche Kunst dort zuerst sich gelten machen konnte und durch die Protection der Königin und des Prinzen Albert, die mir zu Theil wurde, deutsche Kunst-Unternehmung dort zuerst einen glänzenden Anfang und Ausgang hatte."

Im Jahre 1856 feierte Emil Devrient sein fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum, wobei ihm von allen Seiten die glänzendste Anerkennung und Auszeichnung zu Theil wurde. Mit selbsterworbenen Glücksgütern gesegnet, im Besitze eines schön gelegenen einträglichen Rittergutes hatte er die Absicht, sich von der Bühne gänzlich zurückzuziehen, obgleich seine ganze Erscheinung und die seltene jugendliche Frische seiner Leistungen einen derartigen Entschluß weder forderte, noch rechtfertigte. Die sächsische Regierung fand den geeigneten Ausweg für die Vereinigung seiner Wünsche mit dem Interesse des Publicums, das seinen Liebling nicht verwissen wollte. Devrient wurde zum Ehrenmitgliede des Dresdner Theaters ernannt, indem er die verlangte Entlassung und Pension

mit der Verpflichtung erhielt, jährlich während drei Monate 24—30 Gastrollen gegen ein angemessenes Honorar zu geben. Auswärtem ehrten verschiedene deutsche Fürsten sein Verdienst durch Orden und andere Auszeichnungen, die den berühmten Künstler schmückten. So lebt derselbe, dem auch in seinen Kindern und Enkeln ein reiches Glück erblüht, in den angenehmsten Verhältnissen, welche er ganz und gar seinem Talente und seiner nie rastenden Thätigkeit verdankt. Noch besitzt er eine ungewöhnliche Lebenskraft, eine ungeschwächte Liebe für seine Kunst, die ihn allein dazu bestimmt, von Zeit zu Zeit wieder die Bühne zu betreten und jährlich sich wiederholende Einladungen zu Gastspielen anzunehmen, welche den Beweis liefern, daß er noch immer eine unwiderstehliche Zugkraft ausübt und daß das Alter vorläufig noch nicht seinen Lorbeer mit welkender Hand berührt hat.

Als Künstler ist Emil Devrient der vorzüglichste Repräsentant der ideellen Richtung im Schauspiel, wobei ihn seine ganze Persönlichkeit und die äußere Erscheinung wesentlich unterstützt. Die hohe, schlanke Gestalt, das edle, griechische Profil, die angeborene Anmuth und der Adel seiner Bewegungen charakterisiren den geborenen Liebhaber und verleihen ihm den Zauber der Schönheit und der Poesie. Sein Organ klingt kräftig und doch weich, seine Declamation ist zwar frei von jedem falschen Pathos, aber schwungvoll und besonders in den lyrischen Partien höchst ansprechend. Sein Spiel ist maßvoll, ohne darum die Leidenschaftlichkeit und Bewegung vermissen zu lassen. Hauptsächlich wirkt der Künstler durch die Macht der schönen Persönlichkeit und seine poetische Auffassung. Deshalb gelingen ihm vorzugsweise die ideellen Gestalten, die lyrischen und rhetorischen Helden der Schiller'schen Muse, die er mit allem Zauber und Glanz der poetischen Erscheinung auszustatten weiß. Seine Leistungen befriedigen und entzücken mehr durch die Harmonie des Ganzen, als durch überraschende und glänzende Einzelheiten. Sie gleichen den italienischen Seen, in denen sich der blaue Himmel, die goldene Sonne und der melancholische Mond abspiegeln; selbst der Sturm vermag nicht ihre Schönheit zu zerstören und die classische Ruhe gänzlich zu vernichten. Auch im Aufruhr der Elemente, während der Donner rollt, die Blitze zucken, bleiben sie schön und ansprechend. Freilich fehlt einem dafür die dämonische Gewalt und die Größe des brausenden, in allen seinen Tiefen aufgewühlten Meers, oder die hinreißende Macht des schäumenden Wassersturzes. Schlußverständlich schließt bei einem Künstler, wie Emil Devrient, diese ideelle Richtung Natur und Wahrheit keineswegs aus. Er selbst bezeichnet sein Streben dahin: „ich war stets bemüht, die ideale Schönheit mit größerer Wahrheit zu vermählen, ohne dem Realismus, dem Vernichter unserer Kunst, Zugeständnisse zu machen."

Auch im Lustspiel, das eine eine schärfere Charakteristik fordert, besonders im feineren Conversationsstücke, ist Devrient ausgezeichnet, und einzelne seiner Leistungen, wie der „Bolingbroke" im Glase Wasser, meisterhaft zu nennen, wobei seine Kenntniß der höheren Gesellschaft, seine feinen Lebensformen und seine angeborene Grazie zur vollen Geltung kommen. Hier wie im Drama wirkt der Zauber seiner Individualität, die er freilich mit selbstbewußter Einsicht zu verwerthen weiß wie kein zweiter Schauspieler, wenn entfernt sich mit einem bloßen Naturalismus begnügen zu lassen. Ueberall erkennen wir in Devrient eine echte Künstlernatur, die allerdings, vom Glück in seltener Weise begünstigt, das ihr unvertraute Gut durch eigenes Verdienst, durch unablässiges Ringen und Streben vermehrt und vervollkommnet hat, wodurch seine außerordentliche Wirkung und seine bis in's höhere Alter hinausreichenden Triumphe erklärlich scheinen. — Im Privatleben ist Devrient durch Liebenswürdigkeit und Humanität ausgezeichnet; er verbindet die feinen Formen des Hofmanns mit der Anmuth und Leichtigkeit des Künstlers. Maßvoll auch in seinem Umgange kann er in zusagender Gesellschaft eine wahrhaft bezaubernde Heiterkeit zeigen und mit den Fröhlichen von ganzem Herzen sich freuen, wie er andererseits den Hülfsbedürftigen gern beisprringt und fremde Noth und Thränen bereitwillig lindert und trocknet.

Max Ring.

Räuber und Räuberwesen in Unteritalien.

Die Zeitungen hatten vor einigen Monaten Gelegenheit, alle Welt von den nächtlichen Ueberfällen der Garoteurs zu unterhalten, welche während des vergangenen Winters die Straßen der englischen Metropole beunruhigten. Neueren Datums sind die Nachrichten aus der Schweiz, welche — nicht sehr zum Vortheil dieses beliebten Tummelplatzes der europäischen Reisenden — von Räuberbanden sprechen, deren traurige Thätigkeit einige der frequentesten Bergpassagen unsicher gemacht habe. Indessen würde man in beiden Fällen Unrecht thun, wenn man aus diesen Erscheinungen Rückschlüsse auf den Zustand der Gesellschaft, der sie entsprungen sind, machen wollte; es sind zufällige Ausbrüche von lokalen locater und durchaus abnormer Natur, ohne Zusammenhang und tiefere Begründung, deren radicale Heilung ausschließlich in den Händen der Sicherheitspolizei liegt.

Anders steht es um das Räuberwesen in Unteritalien. Hier ist es ein Mittel der politischen Action und hat als solches nicht blos sein System, sondern — was die Natur desselben noch verschlimmert — auch seine Vergangenheit und Geschichte. Der entthronte Bourbon, der in den Rufe steht, es gegenwärtig anzuwenden, ist nicht der Erfinder desselben; er ist nur einer Tradition seines Hauses treu geblieben, indem er Freibeuter in seinen Dienst genommen, die aus der Loyalität einen Handelsartikel machen und, als die geschworenen Feinde der Ordnung, ihr verächtliches Handwerk mit der Glorie des politischen Martyriums und der Romantik zu umgeben suchen.

Als bei der französischen Invasion von 1798 und der Flucht des damaligen Herrscherpaares, Ferdinand's und Carolinens, die Bauern in Calabrien sich erhoben, da waren es in der That Heldenmuth und Vaterlandsliebe, welche die Anfänge dieses Aufstandes beseelten. Indessen mischten sich sehr bald unreine Elemente hinein, indem die Hauptleute der Räuberbanden, welche stets in den calabrischen Wäldern Schutz gefunden, aus ihren gesetzlosen Aufenthaltsorten hervorkamen, um an die Spitze einer Bewegung zu treten, welche den Schein der edelsten Motive für sich hatte. Es hat nichts Ueberraschendes für den Kenner italienischer Zustände, daß diese Banditen auf der Stelle die eigentlichen Leiter und autorisirten Führer des patriotischen Aufstandes wurden; denn Verbrecher und Auswurf der Gesellschaft, wie sie waren, hatten sie sich doch jederzeit einer Art von Popularität unter einer Bevölkerung erfreut, welche keine geregelten Begriffe von Gesetz und Ordnung besaß und nicht ohne eine gewisse Bewunderung die Beispiele ritterlicher Kühnheit oder romanischen Edelmuths wiederholte, durch die der Eine oder Andere von den Banditen jener Zeit sich einen Namen machte. Zu diesen Banditen gehört z. B. „Fra Diavolo", dessen Ruhm und Andenken in einer Oper fortlebt, welche wir selber auf unsern Bühnen noch zuweilen hören. Der Bandit, der sich unter diesem Binamen eine Unsterblichkeit gestiftet hat, die mindestens so lange dauern wird, als diejenige von Anber selber, hieß eigentlich Michele Pezza, und war, bevor er zu seiner politischen Notorietät gelangte, dadurch ausgezeichnet, daß dieselbe Regierung, die ihn später in ihre Dienste nahm, auf seinen Kopf mehrere Male einen bedeutenden Preis gesetzt hatte.

Ein Anderer derselben Brüderschaft, Namens Pronio, war ursprünglich Geistlicher gewesen und war unter die Räuber gegangen, nachdem er wegen Mordes aus seinem Orden ausgestoßen, zu den Galeeren verurtheilt worden und entsprungen war. Die grauenhaftesten Dinge jedoch wurden von einem gewissen Gaetano Mammone, einem Müller, erzählt. Es war seine Gewohnheit, so oft er sich mit seinen Banden zu einem Zechgelage niedersetzte, die Gefangenen, die er während des Tages gemacht, in der Nähe zu haben, um sich und seine Spießgesellen damit zu amüsiren, daß er die armen Schlachtopfer eines nach dem andern und in gegebenen Zwischenräumen niedermetzeln ließ, während im Kreise lustig dazu gesungen und gerunken ward. Dieser politische Held pflegte sich zu rühmen, daß er mit eigenen Händen vierhundert Personen kalten Blutes getödtet habe.

Verworfene Subjecte dieser Art waren es, mit denen der König und die Königin sich von Palermo aus zuerst 1798 und dann bei der zweiten Flucht 1806 in Verbindung setzten. In dem letzteren Jahre benutzten sie geradezu diese Banditen, um Insurgentenbanden zu organisiren. Ehrenzeichen und sogar Adelsdiplome wurden angewendet, um den Eifer derselben anzuspornen, und während der

ganzen Zeit von 1806 bis 1812 unterhielt die Königin Carolina einen regelmäßigen Briefwechsel mit Bandenführern, welche sich Insurgenten nannten, in Wahrheit aber nichts Anderes waren, als Räuber. Die beiden Regierungen Joseph Bonaparte's und Murat's wurden von den schmählichen Thaten dieser Banditen gekennzeichnet. Die Anzahl derselben war so bedeutend, daß sie in ganz Calabrien sowohl Leben als Eigenthum unsicher machten. Aus den fast unzugänglichen Dickichten der Wälder brachen sie hervor, um bald tiefes, bald jenes Haus oder Dorf zu plündern, unter dem Vorwand, daß die Bewohner derselben französisch gesinnt seien. Die heilige Sache der Religion und Loyalität wurde zum Deckmantel von Grausamkeiten gemacht, welche ihresgleichen nicht haben in der ganzen Geschichte politischer Verbrechen. Denn wenn es auch nichts Neues war, im Namen des Glaubens und der Königstreue zu rauben und zu morden, so war dies doch das erste Beispiel davon, daß Interesse der Fürsten in die Hände professioneller Räuber und Mörder zu legen, und vermutheite Missethäter zu Werkzeugen der Staatskunst zu machen. Es herrschte ein Regiment des Schreckens, an dessen Wiederholung zu denken schon genügt, um Schauder zu erregen. Denn dieser entsetzliche Zustand rief Repressalien der zur Zeit anerkannten Regierung hervor, welche nicht minder grausam waren, als das Verbrechen, gegen das sie sich richteten. Interessen hatte es während der langen Periode seiner Dauer zu tiefe Wurzeln geschlagen, um so bald wieder ausgerottet werden zu können. Es überlebte die französische Invasion, den Strafeifer Murat's und die Unmenschlichkeiten des General Manhès, der die Verordnungen desselben zur Ausführung brachte. Es überlebte sogar die Restauration der Bourbonen; Ferdinand war gezwungen, einige seiner besten Alliirten zum Galgen zu schicken, nachdem er den Thron wieder befestigen, und die Nachkommen der Banditen, welche einst die Correspondenten der Königin Caroline waren, sind es, die im Namen ihres Urenkels den alten Schauplatz mit neuen Blutmalen bezeichnen.

Das Brigantenwesen beschränkt sich auf die Provinz. Die Städte, und namentlich Neapel, werden von einer andern Art der organisirten Räuberei, der sog. „Camorra" heimgesucht, über welche uns ein neuerdings in Paris erschienenes Buch (La Camorra. Mystères de Naples) von Marc-Monnier einige höchst interessante Aufschlüsse giebt.

Die Camorra ist eine geheime Gesellschaft, welche, aus den offenkundigsten Missethätern zusammengesetzt, von Raub, Gewalt und Betrug lebt, unter sich aber gewissen Regeln folgt und ihren selbstgewählten Obern unbedingten Gehorsam leistet. Die Camorristen sind in den Städten, und, wie gesagt, vornehmlich in der Hauptstadt, das, was die Briganten auf dem Lande sind: die auserwählten Männer der Schurkerei und des Verbrechens, aufgewachsen in den Gefängnissen und geschult in den Galeeren. Ueber ihren Ursprung ist wenig bekannt. Indessen steht so viel fest, daß die Regierung Ferdinand's II. die Zeit ist, in welcher sie zuerst zu einer allgemeinen Notorietät gelangten. Anfänglich spielten sie keine politische Rolle; und obwohl es Thatsache ist, daß sie unter den Bourbonen weit öfter die Verbündeten als die Feinde der Polizei waren, so begnügten sie sich doch damals mit einem Krieg gegen die Gesellschaft im Allgemeinen. Die Bevölkerung, aus der sie hervorgegangen, wurde von ihnen in der unerhörtesten Weise terrorisirt. Jedermann wußte von ihrer Existenz, und Niemand hatte den Muth, mit ihnen anzubinden. Jeder Bootsmann im Hafen, jeder Lastträger auf der Straße wurde von ihnen in Contribution gesetzt. Sogar bis in die Gefängnisse reichte ihr allmächtiger Arm, und die elenden Gefangenen mußten ihren kärglichen Vorrath von Kleidungsstücken und Brod mit ihnen theilen. Die ganze Art ihres Daseins und Auftretens, ja schon die Möglichkeit von Verhältnissen, in welchen Raum ist für ein Umwesen von solcher Organisation und solcher Dauer, würde uns nie ein Roman erscheinen, wenn nicht die Documente vorlägen, welche die Wirklichkeit desselben bestätigen. Daß eine Gesellschaft, welche durch lange Jahre der Mißregierung verwöhnt ist, gleich der von Neapel und anderen Städten Unter-Italiens, fast mehr noch als Furcht eine gewisse Sympathie empfinden sollte für die kühnen Uebertreter des Gesetzes, hat nichts Wunderbares, nachdem wir gesehen, daß aus ähnlichen Motiven die Bauern von Calabrien einen tiefen Respect vor den Briganten hegten, die ihnen das Haus über dem Kopfe anzündeten.

Das Jahr 1848 bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der Camorra; das Beispiel ihrer Brüder aus der Provinz mochte wirken — kurz, die Camorristen wechselten über Nacht ihre Rollen und wurden aus Räubern plötzlich Freunde des Vaterlands. Man wird sich aus den Vorgängen jener noch nicht allzu entfernten Zeit erinnern, daß die Bewegung von 1848, in Neapel wenigstens, ein Werk der gebildeten Classen war; das eigentliche Volk nahm damals noch so gut als keinen Theil daran, und die Reaction erfolgte fast ohne Widerstand. Da war's, daß die Camorra mit den liberalen Führern zu intriguiren begann, indem sie ihnen vorspiegelte, sie sei im Stande eine allgemeine Volkserhebung zu bewerkstelligen „unter gewissen Bedingungen". Daß diese „Bedingungen" nicht hinlänglich bekannt, als daraus, Geld zu erpressen, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; sie hatten indessen ihre Rollen zu gut gespielt. Der damalige Polizeiminister glaubte, daß die Camorristen im Ernst conspirirten, und ließ sie en masse nach den Inseln transportiren. Für die Camorristen war diese von allen möglichen Wendungen die glücklichste. Denn ihr Exil diente nur dazu, sie aus gemeinen Verbrechern in politische Märtyrer zu verwandeln, und ihr Triumph ließ nicht lange auf sich warten. Das Jahr 1860, als Franz II. seinen Unterthanen eine Verfassung gab, öffnete die Gefängnisse und führte auch die Camorristen zu den Schauplätzen ihrer ehemaligen Heldenthaten zurück. Ihre erste Manifestation, nach ihrer glorreichen Rückkehr, bestand darin, die Polizeistationen von Neapel anzugreifen, die Polizeiacten zu verbrennen und die Polizeibeamten zu mißhandeln. Die Hauptstadt stand unter der fortwährenden Gefahr der Brandschatzung, die Polizei verlor den letzten Rest von Macht und Ansehen und löste sich zuletzt gänzlich auf.

In dieser Krisis beschloß Liborio Romano, welcher eben zum Polizeiminister ernannt worden war, sich des verzweifeltsten Auskunftsmittels, welches ihm nur die Noth eingeben konnte, zu bedienen, indem er Diejenigen, gegen welche die bisherige Polizei sich als so machtlos erwiesen, an die Quelle derselben setzte, und Denjenigen die Sorge für die Sicherheit der Stadt übertrug, welche dieselbe vorzüglich bedroht hatten. Mit einem Wort, er nahm die Camorra in seinen Dienst und machte sie zu Hütern der öffentlichen Ruhe. Das Experiment des Ministers schien von einem unerwartet günstigen Erfolge gekrönt zu werden; die Einwohner Neapels erfreuten sich eines bisher unbekannten Zustandes der Ordnung, nachdem die ehemaligen Widersacher derselben ihre besten Freunde und Beschützer geworden waren. Die neue Polizeimacht betrug sich mehrere Monate lang nicht blos gesetzmäßig, sondern sogar ehrenhaft und anständig, und als Franz II. Neapel verließ und Garibaldi einzog, da geschah es unter ihrer Aegide, daß der Wechsel ohne Blutvergießen und Plünderung vor sich ging. Die Camorristen hatten die Sicherheit und Ordnung in den Straßen aufrecht erhalten. Allein bald genug sollte sich das Unnatürliche eines Zustandes ergeben, in welchem man, um mit dem Sprüchwort zu reden, den Wolf zum Hirten gemacht hatte. Die Probe dauerte den Camorristen zu lang, und sie fielen in ihre alten Gewohnheiten zurück. Mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet, nahmen sie unter Anderem den Schmuggelhandel früherer Tage in so großem Maßstab wieder auf, daß die Zolleinkünfte von Neapel fast gänzlich verschwanden und an einem denkwürdigen Tage das Octroi an sämmtlichen Thoren der Hauptstadt nicht mehr ergab, als einen einzigen Franken!

Seit dem Polizeiministerium Spaventa's trat eine Aenderung ein. Man sah, daß es unmöglich sei, auf diesem Wege fortzufahren, und enthob die Camorristen ihrer Verpflichtungen als Wächter der öffentlichen Sicherheit und Einkünfte. Allein so leicht war es nicht, trotz neuer Deportationen und strenger Maßregeln, mit ihnen fertig zu werden, und der Krieg der Regierung gegen sie ist noch heute nicht zu Ende. Die große Schwierigkeit besteht darin, Zeugen zu finden, die es wagen, gegen sie aufzutreten, während es andererseits nicht an scheinbar ganz respectablen Leuten fehlt, welche stets bereit sind, zu ihren Gunsten zu sprechen und zu intriguiren. So besteht die Gesellschaft der Camorra noch heute fort, und es leidet keinen Zweifel, daß sie, nachdem die constituirte Regierung ihrer zweifelhaften Hülfe sich begeben hat, auf's Neue in den Dienst jener unsichtbaren Macht getreten ist, welche in den Provinzen von Unter-Italien die Brigantage beschäftigt und, indem sie noch einmal das traurige Vorrecht in Anspruch genommen hat, aus Verbrechern der gefährlichsten Art politische Helden zu machen, ihrer Sache den letzten Anspruch auf die Sympathien der civilisirten Welt raubt.

Julius Rodenberg.

Der Schmollwinkel eines verbannten Königs.

Von Ludwig Storch.

Die Dichter künftiger Zeiten werden in der poetischen Darstellung der unsrigen zumeist das gänzliche Mißverstehen des nach seiner vollständigen Reife und der dieser entsprechenden freien Bewegung empordrängenden Volksgeistes als tragischen Hebel für den Sturz der Könige und der Dynastien gebrauchen; in jedem Falle ein poetischer Vorwurf und um so bedeutender, wenn die Träger der sich feindlich gegenüberstehenden Ideen, und namentlich der unterliegende, als Individuen unsere Achtung, zumeilen sogar unsere Verehrung in Anspruch nehmen dürfen.

Diese Betrachtung kam mir im verwichenen Frühling im einsamen Wohnsitz eines von der Welt vergessenen Fürsten, der, einem alten, durch Verkehrtheiten und Schicksale der seltsamsten Art ausgezeichneten Regentenstamme entsprungen, die unbeneidenswerthe Mission hatte, den intriguanten und despotischen Geist dieser Dynastie in seiner Person zur verderblichsten Gipfelblüthe zu bringen, eines der schönsten und reichsten Länder Europa's, ganz im Sinne seiner fluchbeladenen Ahnen, zum Schauplatze eines abscheulichen Bürger-, beziehentlich Bruderkrieges zu machen und dessen haarliche und sociale Entwickelung auf gesunde Zeit zurückzuwerfen.

Ich hatte mehr als ein Motiv, von Wertheim den lieblichen Taubergrund aufwärts zu wandern. Die hauptsächlichste Veranlassung war der ewig junge Reiz der Natur, der milde, warme, süße Charakter des südlichen Deutschlands, der in diesen Gegenden des untern Mains und des Odenwaldes so klar zu Tage tritt; eine zweite: die alten berühmten Stätten unserer Vorfahren zu besuchen, die sich unter dieser milden Sonne wohnlicher und gastlicher erhalten haben, als sonst wo. Und darunter nimmt die ehemalige Cistercienserabtei Bronbach nicht die niedrigste Stelle ein. Ein dritter, obwohl untergeordneter Grund war, zu sehen, wie das alte Klostergebäude sich als Residenz des ehemaligen Königs, beziehentlich Usurpators der Krone von Portugal, jetzigen Herzogs von Braganza, Dom Miguel, ausnehme.

Man ist in Franken daran gewöhnt, die zahlreichen, meist leidlich erhaltenen, ehemals prächtigen Gebäude der säculariſirten Klöster zu den verschiedensten Zwecken verwendet zu sehen. In den Städten sind sie meist Casernen geworden, auf dem Lande Fabriken; die reichste und prächtigste Abtei Frankens, wahrscheinlich ganz Deutschlands, das Cistercienserkloster Ebrach im Steigerwalde ist — Gott sei's geklagt! — ein Zucht- und Zwangsarbeitshaus, und die stolze Benedictinerabtei Banz ein eben so stolzes Fürstenschloß. Bronbach hat als Wittwe keine Schwester; sie allein ist Residenz eines im Exil lebenden Königs.

Ich war doch neugierig, wie sie zusammenpassen möchten, die alte Abtei und der Sproß des alten Königsgeschlechts, und wie der Ruhm des Hauses, so war auch der ihres fürstlichen Insassen mir nicht unbekannt geblieben. Der Ruhm Dom Miguels? wird der Leser erstaunt fragen. Gewiß! Auch ich war erstaunt, als ich von diesem Ruhm zuerst vernahm, nachdem ich in meiner Jugend diesem Fürsten wegen seiner Aufführung mehr und länger gegrollt, als irgend einem Andern.

Es ist ein natürlicher Zug des Menschen, unter den Mitlebenden an den Altersgenossen, zumal in der Jugend, den meisten Antheil zu nehmen. Als ich zuerst anfing das Auge von Homer und Virgil auf die Weltbegebenheiten zu werfen, die mit mir zugleich auf der Lebensbühne in Scene gingen, waren nach dem Wartburgfeuer 1817, dessen Funken in meiner Seele die Flammen der Begeisterung für Recht, Tugend, Wahrheit und Schönheit und für Deutschlands Größe und Herrlichkeit entzündet hatten, Sand's blutige That, die Karlsbader Beschlüsse, deren nächste Folgen uns armen Gymnasiasten übel aufspielten, und die Revolution in Portugal mit Dom Miguel's politischem Debüt die Dinge, die mich zumeist bewegten. Der portugiesische Prinz war nur einige Monate älter als ich, was Wunder, wenn ich seine schmutzige Kaufsahn mit bitterem Groll und zuletzt mit verbissenem Haß verfolgte. Derweil ich und meine Altersgenossen auf dem Gymnasium uns mit den griechischen und lateinischen Autoren abmühten, um etwas Erkleckliches zu lernen, und von unseren Lehrern wahrlich nicht als Herren behandelt wurden, kam dieser Knabe von Brasilien nach Lissabon, um eine gerechte Volkserhebung in Blut zu ertränken, nach der Krone seines Vaters zu greifen, die kaum errungene liberale Verfassung umzustürzen, Pfaffen und Junkern wieder den alten verderblichen Einfluß zu geben, und die Fackel der Zwietracht gleichsam in jedes Haus des unglücklichen Landes zu werfen. Nach drei Jahren hatte er demungeachtet Alles untereinander geworfen, daß der vertraute Rathgeber seines Vaters, des Königs Johann VI., der Marquis Loulé ermordet, die Minister verhaftet und der König im Palaste streng bewacht wurde. Freilich geschah dies Alles und noch weit mehr Schlimmes auf Antrieb seiner intriguanten, herrschsüchtigen Mutter, einer spanischen Infantin, die den unliebenswürdigen Prinzen, nichtsdestoweniger ihren Liebling, in Brasilien wie einen wilden Rangen hatte aufwachsen lassen und nun zur Ausführung ihrer volksfeindlichen Pläne zu benutzen suchte. Aber das saubere Weiber-, Pfaffen- und Junkerstückchen mißlang, und Prinz Miguel mußte mit seiner Mutter nach Wien auswandern, wo er wie ein Held aufgenommen, wohl gepflegt und so zur Fortsetzung seiner ungezügelten Lebensweise aufgefordert wurde. So trieb er's denn zwei Jahre lang, bis zum Tode seines Vaters 1826, um nun das Hauptstück in Scene zu setzen, dessen Vorspiel er geliefert und in welchem er eine so wenig dankbare Rolle spielte. Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, war auch der gesetzliche Erbe der portugiesischen Königskrone, entsagte aber derselben zu Gunsten seiner siebenjährigen Tochter Donna Maria da Gloria, nachdem er dem Lande eine Verfassung gegeben hatte. Die volks- und freiheitfeindliche Partei der Königin Wittwe erklärte dagegen Dom Miguel zum rechtmäßigen Thronerben. Aber Dom Pedro hatte diese Pläne dadurch vereitelt, daß er den Bruder zum künftigen Gemahl der jungen Königin und bis zu deren volljährigkeit zum Landesregenten erklärt hatte. Auf diese Weise wurde die Partei der Königin Wittwe in Schach gehalten. Dom Miguel nahm die Anerbietungen Dom Pedro's an, verlobte sich mit dessen Tochter, beschwor dessen Constitution und wurde von diesem zum Regenten ernannt. Im Februar 1828 in Lissabon angekommen, übernahm er die Regentschaft, löste die Besammlung der verfassungsmäßigen Landesverreter auf und berief die alten feudalen Cortes, von welchen er sich zum legitimen (absolutem) König von Portugal erklären ließ. Somit war die Constitution, der Pfahl im Fleische der Junker- und Pfaffenpartei, beseitigt, und der Absolutismus sahe übermüthig mit vollem Segelu einher. Die Königin Wittwe und ihre Partei hatten ihr Ziel erreicht, ihr Liebling war absoluter König, die unmuschränkte Gewalt war hergestellt, Junker und Priester reichten sich vergnügt die Hand zur Unterdrückung und Verhöhnung der Volksrechte. Und das Glück begünstigte das nichtswürdige, treulose Unternehmen. Was half es, daß Dom Pedro seinen eidbrüchigen Bruder aller ihm zugestandenen Rechte für verlustig erklärte und dessen Verlobung mit seiner Tochter aufhob; er war im fernen Brasilien, und sein hülfloses Kind segelte eben von dort her der portugiesischen Küste zu, von welcher, durch den Machtbefehl des Usurpators zurückgewiesen, es nach England ging, wo ein kalter Empfang seiner wartete, da das Ministerium des Königs Georg IV. auf Dom Miguel's Seite stand.

Die zehnjährige Königin sah sich deshalb veranlaßt, im folgenden Jahre 1829 nach Brasilien zurückzukehren. In Portugal entbrannte zwar der Kampf der Parteien, aber er war von kurzer Dauer. Dom Miguel's Waffen siegten, die Partei der Donna Maria da Gloria floh, vollständig geschlagen, aus dem Lande, theils nach England, theils nach Brasilien, und die aristokratisch-klerikale Partei hatte nun ganz freie Bahn. Und Dom Miguel benutzte sie nach Herzenslust. Das schauderhafte Schreckenssystem, vom frechsten Uebermuthe und hohnlachender Tyrannenlaune gehandhabt, wurde jeder liberalen Regung im Lande verderblich. Der sechsundzwanzigjährige König überließ sich allen tollen Eingebungen seiner zügellosen Begierden. Alle übrigen Eigenschaften der Dynastie Braganza, die das Verdienst beanspruchen darf, das unter dem großen Könige Emanuel einst so blühende Portugal moralisch und materiell an den Bettelstab gebracht zu haben, kamen in ihm noch einmal und zwar zur höchsten Blüthe. So wahnsinnig hatte keiner seiner Vorfahren gewirthschaftet. Er zeigte für nichts Sinn als für Jagden, Jäger, Hunde, Pferde, Stiergefechte und Weiber und beging mit den adligen und geistlichen Dienern seiner Lüste unerhörte Ausschweifungen. Alle Zeitungen waren

voll von Details solcher Abscheulichkeiten. Ich erinnere mich noch einzelner Mittheilungen, die mich wahrhaft empörten. So wurde unter Andern berichtet, seine liebste Kurzweil sei das Schlachten; er sei nicht nur ein trefflicher Jäger, sondern auch ein guter Metzger und tauche seine Hände gern in Blut. Genug, Dom Miguel wurde für ein Scheusal ausgeschrieen, das unter den Lebenden nicht seines Gleichen hatte, und sein Ruf brachte den Haß aller Liberalen gegen die aristokratisch-clericale Partei über Länder zum Siedepunkte. Und es ging ein wahrer Jubel durch die civilisirte Welt, als den beiden Nachrichtenföhnen, Schwägern und Gesinnungsgenossen, die die ganze pyrenäische Halbinsel in blutige Bewirrung gestürzt und an den Rand des Verderbens gedrängt hatten, schnell hintereinander das treulose Handwerk gelegt und sie vom Schauplatz ihrer volksfeindlichen Thaten verjagt wurden.

Don Carlos, der Prätendent von Spanien, mußte, von seinem Bruder, dem König Ferdinand VII., nach Portugal verwiesen, bald nach dessen Tode (29. Septbr. 1833) sich nach England einschiffen, während Dom Miguel vom Heere seines in Portugal gelandeten Bruders Dom Pedro, der unterdessen auch durch eine brasilianische Revolution vom dortigen Kaiserthrone vertrieben war, geschlagen und von der Quadrupelallianz zwischen Spanien, Portugal, England und Frankreich feindlich behandelt, sich in einer Capitulation verpflichten mußte, ferner in Rom zu leben und allen Ansprüchen auf die portugiesische Krone zu entsagen. Daß aber diesem Prinzen Ehre und Versprechungen nichts galten, hatte er bereits sattsam bewiesen, und so widerrief er denn auch schon nach wenigen Tagen in Genua seine Verzichtleistung; wodurch er der ihm von der portugiesischen Regierung angebotenen Jahresgehalt verlustig ging. Dagegen wurde er, in Rom angekommen, vom Papste als König von Portugal anerkannt, wofür Se. Heiligkeit die Ehre hatte, diesen König standesgemäß zu unterhalten.

So lange Gregor XVI. lebte, mochte dies Verhältniß halbweg erträglich sein, zumal die aristokratisch-clericale Partei bei den fortdauernden sieberhaften Zuckungen des portugiesischen Staatskörpers stets in der Hoffnung erhalten wurde, ihren Schützling Dom Miguel noch auf den dortigen Königsthron zu bringen. Als aber Pius IX. die päpstliche Regierung unter Auspicien antrat, welche Dom Miguel's Hoffnungen nicht begünstigen zu wollen schienen, obgleich es sich, wie sich bald zeigte, anders verhielt; als in Folge dieser merkwürdigen Täuschung der gute Papst aus Rom flüchten mußte, wie Dom Miguel schon zweimal aus Portugal; als dann nach der Wiederkehr des Papstes (1850) die französische freundschaftliche Unterstützung eintrat: da mochte Dom Miguel ein lästiger Kostgänger Roms sein und auf der andern Seite seine unsichere Lage ihm unerträglich werden. Er that dazu, sich derselben zu entziehen, indem er, der fast sünfzigjährige Mann, sich mit einer in Rom lebenden zwanzigjährigen deutschen Prinzessin vermählte (Septbr. 1851). Die Gemahlin des Herzogs von Braganza ist die Tochter des verstorbenen Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg aus Heubach am Untermain. Daß Dom Miguel von seinen Hoffnungen auf die portugiesische Königskrone keine aufgegeben, zeigte sich bei der Geburt seiner ältesten Tochter, wo von ihm und seiner Partei unzweideutige Demonstrationen in dieser Richtung gemacht wurden, welche, von den durch den schwankenden Charakter der Königin von Portugal herbeigeführten neuen Wirren unterstützt, zu Tage brachten, daß Dom Miguel unter dem alten Adel und der Pfaffheit in Portugal noch eine Partei habe, die nur auf eine günstige Gelegenheit lauere, um die Königin mit ihrem Gemahle, Herzog Ferdinand von Coburg, zu verdrängen und Don Miguel oder dessen Tochter auf den Thron zu heben. Der unerwartete Tod der vierundvierzigjährigen Königin Donna Maria da Gloria (15. Nov. 1853) brachte diese Bestrebungen vor der Hand zur Ruhe.

In Deutschland hat es die öffentliche Aufmerksamkeit nicht weiter erregt, daß Dom Miguel mit seiner Gemahlin in deren Heimath zog und von der Residenz der katholischen Linie des fürstlich Löwenstein'schen Hauses, wo er anfangs wohnte, die seinige in die ehemalige Abtei Bronbach, eine Besitzung der Löwenstein-Rosenberg'schen Familie, verlegte. Wir wenigstens war Alles neu, was sich in Wertheim über Wohnung, Familienverhältnisse und Lebensverhältnisse des Herzogs von Braganza erfuhr.

In Wertheim kannte Jedermann die Person Dom Miguel's, und sie wurde wir einstimmig als eine von Ansehen sehr unbedeutende geschildert. Mehr als einmal wurde mir gesagt: er sehe aus wie ein alter kleiner Jude. Was mich aber in das größte Erstaunen setzte, war die allgemeine Versicherung von Hoch und Niedrig, daß der Herzog von Braganza ein höchst gütiger, sanfter, liebenswürdiger und vor Allem ein ungemein wohlthätiger Herr sei, für den seine Dienerschaft schwärme, der von allen Menschen in Heubach, Wertheim, Bronbach und in der ganzen dortigen Main- und Taubergegend geliebt und geehrt, von den Armen und Hülfsbedürftigen aber wahrhaft angebetet werde. Es thue keinem Thiere weh, geschweige einem Menschen, im Gegentheil wo und wie er einen Menschen erfreuen könne, bekünne er sich nicht, sondern gebe im Nu hin, was er eben habe. So sei es buchstäblich schon vorgekommen, daß er den Rock vom Leibe, die Stiefeln von den Füßen an Bettler verschenkt habe. Es wurden mir wahrhaft rührende Beispiele von der Mildherzigkeit und dem Edelsinne des Herzogs erzählt, und sie kamen mir von so glaubhaften Personen und aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung zu, daß an ihrer Wahrheit durchaus nicht zu zweifeln war. Aber noch mehr: durch den Bruder einer Dame, die Dom Miguel in Rom zuvlelang gekannt und zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, erfuhr ich, daß er dort eben so sanft, gut und mildthätig gewesen war, wie jetzt in Franken. Ein ehrenwerther Mann, der den Herzog gut kannte, sagte mir:

„Es ist keine Spur von Berstellung in ihm; er giebt sich stets und zu aller Zeit, wie er ist. Der Grundton seines Wesens ist Milde, Güte, Menschenfreundlichkeit; und deshalb muß er immer so gewesen sein, denn es ist doch ganz unmöglich, daß die menschliche Gemüthsart sich mit der Zeit in ihr Gegentheil verkehre und daß ein blutgieriges Ungeheuer zum sanftesten Menschenfreund werde. Die geschichtlichen Berichte über das heftige Leben und Gebahren des Herzogs und sein jetziger Lebenswandel, der doch offen vor Jedermanns Augen liegt, sind ein psychologischer Widerspruch, ein unauflösliches Räthsel. Ich bin deshalb fest überzeugt, daß die schlimmen Dinge, die über den Herzog in Umlauf gesetzt worden sind, entweder Erfindungen des Parteihasses waren, oder von Andern, von seinen Anhängern, auf seinen Namen begangen wurden. Im Brasilien von der leidenschaftlichen Mutter verzogen, ohne Bildung aufgewachsen, von Weibern und Pfaffen gegängelt und gemißbraucht, beging er natürlich Verkehrtheiten und Unbesonnenheiten in Menge, und besonders seinem bis zur Berächtlichkeit schwachen Vater gegenüber, sobald man ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß er die alleinige Hoffnung und Stütze des Thrones und des Altars in Portugal sei. Seine Thaten sind aus der alten Weltanschauung des König- und des Priesterthums, die er ja mit Tausenden theilt, aus Leichtsinn und Verführung entstanden. Man sollte bei seiner Beurtheilung wenigstens das Eine fest im's Auge fassen, daß er nie Heuchler war, sondern seine Ueberzeugung stets offen bekannte und für sie als eine ihm heilige Sache nie den Kampf scheute."

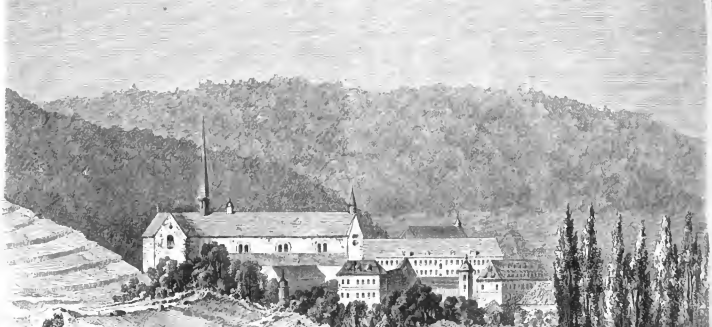
Dies ist die Ansicht eines ehrlichen vorurtheilsfreien Mannes, der den Herzog genau kannte. Ich gebe sie ohne Zusatz wieder und lasse sie an ihren Ort gestellt sein. —

Wir gingen an einem der schönsten Junimorgen über die Berge und theilweise durch Wald, den sehr anmuthigen tiefen Taubergrund, in den uns oft die freundliche Einsicht vergönnt war, zur Rechten, nach dem nur eine Meile entfernten Löwenstein-Rosenberg'schen Gute Bronbach. Von weitem schon sahen wir es von einer Berghöhe liegen, und der Anblick erweckt bedeutende Erwartungen, deren größere Hälfte freilich nachher nicht erfüllt wird. Die ehemalige stattliche Abtei liegt auf einer sanft aufsteigenden Fläche der linken Thalseite, ziemlich nahe am Flusse. Der Taubergrund trägt fast in seiner ganzen sechzehnmeiligen Länge denselben Charakter eines tiefen Einschnittes mit steilen Berawänden, die auf der Südseite mit Wein, auf der Nordseite mit Holz bestanden sind. Die Thalsohle selbst besteht aus üppigen Wiesen. Die Fruchtbarkeit des Thales wird gerühmt; die Tauberweine sind beliebt. Die meist tiefe Einsamkeit des Thals trägt zuweilen das Gepräge der Schwermuth. Dies ist namentlich um Bronbach der Fall. Ein weit ausgedehnter hochbewaldeter Berg liegt dem Kloster gegenüber, aus dessen Fenstern das Auge vom hellen Grün der Wiesen sich zum dunklern des prächtigen Waldes erhebt.

Die Geschichte Bronbachs, welches 1151 gegründet wurde, ist die aller Cistercienserklöster von hoher Blüthe bis zum Fall durch innere Verderbniß und den Untergang durch den siegenden Protestantismus. Drei Mal war es den Bischöfen von Würzburg gelungen, die Mönche

in das wiedereroberte Heiligthum zurück zu führen. Der nach der dritten Rückkehr des Ordens nöthig gewordenen Restauration verdanken die Gebäude und Anlagen die nun so sehr in Verfall gerathene Pracht. Denn die letzten anderthalb Jahrhunderte ihres Bestehens bis zur Säcularisation gereichen diese Mönche bis zur üppigsten Raffinerie des Lebensgenusses. Man sieht es heute noch zur Genüge an der verblichenen Herrlichkeit dieser Gebäude und Gärten, in welch reicher und kostbarer Blüthe die Abtei zuletzt gestanden hat. Nach der Säcularisation (1803) wurde Brombach der katholischen Linie Löwenstein-Wertheim-Rochefort (Rosenberg) als Entschädigung für die im Frieden von Lüneville verlornen Besitzungen des fürstlichen Hauses im Luxemburgischen, in Lothringen

des sinnigen Beschauers machen, erregt der Anblick solcher vom Zahn der Zeit nur erst benagten, von dem durch und durch lügenhaften verzerrten Geiste, der sie sich geschaffen, nun schon über ein halbes Jahrhundert verlassnen, aber doch noch gleichsam nach Moschus, Schminke und Moder duftenden Grwien des 17. und 18. Jahrhunderts Ekel und Widerwillen. Welch eine auffallende Uebereinstimmung zwischen diesem verlumpten und verlotterten Rococo und seinem jetzigen Bewohner, dem letzten Träger des durch jenen Geist so übel berüchtigten Namens Braganza, in welchem er noch einmal, dem verlöschenden Lichtflämmchen am Dochte gleich, mächtig emporgeschlagen, um nun als ohnmächtiges, still schleichendes, unheimliches Gespenst in diesen ihm analogen Räumen zu spuken!



Die Cistercienserabtei Brombach in Franken.

und der linksrheinischen Pfalz überlassen, worauf sie eine der bedeutendsten Landwirthschaften hier errichtete, die weitläufigen Gebäude aber als Jagdschloß benutzte, bis sie in der neuesten Zeit den verbannten portugiesischen Usurpator als einsamer Schmollwinkel aufnahmen.

Man sieht, die alte Mönchszelle hat ein wechselvolles und fast romantisches Schicksal gehabt.

Zuerst fällt die bis zur Armseligkeit herabgekommene ehemalige prunkvolle Einrichtung in's Auge, der prätentiöse Uebergang des Renaissance- in den Rococostyl an den Gebäuden, die überall nur ärmlich oder gar nicht aufgebessert sind, die verwilderten Gärten, die die fürstlich reiche Anlage noch erkennen lassen, die defecten, obseleten, nrsprünglich schon so unnatürlich gezierten Statuen, die ganze nüchterne, nun durchlöcherte und fetzenhafte forcirte Herrlichkeit, womit die Aristokratie und der Klerus in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Wunden und Schäden zu verkleben suchte, die der dreißigjährige Krieg dem unglücklichen Vaterlande geschlagen.

Während die malerischen Trümmer eines alten Bergschlosses oder eines Klosters stets einen poetischen Eindruck auf das Gemüth

Doch man wird mit der Unheimlichkeit des Gebäudes und des Geistes darin versöhnt. Mit jener durch die Kirche und den Kreuzgang, welche wahrhaft wundersame Banten seltner reiner, ja vielleicht einziger Schönheit sind. In der That gilt dieses Münster in der Geschichte der mittelalterlichen Baukunst als classisches Unicum, das manchen Kunstkenner nach Brombach zieht und zu genußreicher Bewunderung hinreißt. Wir haben hier nämlich einen specifisch deutschen Bau der romanischen Architektur des 12. Jahrhunderts vor uns, von französischen Elementen beeinflußt, aber doch selbstständig behandelt. Alle Verhältnisse sind höchst edel und rein und machen auf die Seele des Beschauers einen erhebenden Eindruck. Dieser muß selbst sowohl auf den nüchternen Protestantismus der Schweden und der lutherischen Grafen Löwenstein, als auch auf den wunderlich erhitzten Schwärmergeist der Rococosünder ein sehr starker gewesen sein; denn die Einen, wie die Andern haben die poetisch schönen Formen der Kirche und des Kreuzgangs unverübrt gelassen, so daß man in ihrem Genusse nicht durch die widernatürigen Anhängsel und die Verballhornisirung des 17. und 18. Jahrhunderts gestört wird, wie bei so vielen, ja den meisten aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert stammenden Kirchenbauten.

Die Versöhnung mit dem Geiste, der ihm so angemessen jetzt in der alten Abtei lebt, mit dem Manne, der kein Verständniß für seine Zeit hat, wird durch seine Armuth und sein glückliches Familienleben bewirkt. Die Armuth dieses Königs im Exil, die uns auf jedem Schritte in Brombach mitleiderregend entgegentritt, stimmte uns wehmüthig. In dem wahrhaft imposanten Pferdestalle der ehemaligen Aebte standen zwei kleine unansehnliche Pferde und eine Kuh, in der Remise eine Kutsche, die seinerzeit Aufsehen machte. Eleganz erheben durfte. Das war die Equipage der herzoglichen Familie. Die jüngsten Kinder wurden von einer Bonne in einem Kinderwägleln spazieren gefahren, wie es die bürgerlichen Mittelclassen zu besitzen pflegen. In dieser Art war Alles, was wir sahen. Uebrigens das Haus unheimlich öde. Die bewohnten Zimmer waren natürlich nicht für uns zugänglich, auch hatten wir keine Lust, sie zu betreten.

Wir hatten in Wertheim gehört, Dom Miguel sei im Bade in Mergentheim. Als wir in Brombach nach ihm fragten, lächelte der Einwohner, der uns Auskunft gab, mit den Worten: „Der kann in sein Bad gehen; er vermeidet nie, er bleibt Sommer und Winter hier."

„Aber womit beschäftigt er sich denn das ganze Jahr lang?" fragte ich von dieser Antwort schmerzlich berührt.

„Er geht viel auf die Jagd, die er leidenschaftlich liebt."

„Aber er kann doch nicht immer auf die Jagd gehen? Er liest und schreibt wohl viel oder dictirt seinem Secretair, vielleicht seine Memoiren, die gewiß interessant werden dürften?"

Der Mann schüttelte mit dem Kopfe. „Davon hab' ich nie gehört. Die herzogliche Familie gewährt sich selbst die beste und schönste Unterhaltung, denn ihre Glieder lieben sich einander sehr zärtlich."

So ist Dom Miguel ein glücklicher Familienvater; wirklich wurde uns die Herzogin als eine vortreffliche und sehr liebenswürdige Dame geschildert, die an dem alternden Gatten mit großer Liebe hange und eyferjüchtig sei. Sieben allerliebste Prinzessinnen sind dieser glücklichen Ehe bereits entsprungen und wachsen in der idyllischen Einfamkeit dieser Daubereinöde auf, ihrem, wie die Eltern der Sage nach hoffen, künftigen glänzenden Loose entgegen. Der Herzog soll die jugendliche Gattin und die blühende Kinderschaar mit der größten Zärtlichkeit lieben, in seiner ältesten Tochter die dereinstige legitime Königin von Portugal, in den anderen die Gemahlinnen europäischer Fürsten sehen. Fließt doch in ihren Adern reinstes Fürstenblut, und ist er doch überzeugt, daß der Absolutismus und die katholische Kirche wieder in schönsten Flor kommen werden. Der Mann lebt in einer merkwürdigen Selbsttäuschung, aber wie er nun einmal ist in seiner Totalität, ist er eine interessante poetische Erscheinung.

Die Geschichte hat über Dom Maria Evarist Miguel, Herzog von Braganza, zu Gericht gesessen und ihr strenges, jedenfalls gerechtes Urtheil über ihn gesprochen; später wird auch die Poesie ihre mildere Stimme über ihn abgeben, und vielleicht tragen dann diese Spalten der Gartenlaube dazu bei, daß ihr Urtheil freundlicher und versöhnender werde.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 9. Die Schaben oder Geradflügler. Die Wanzen oder Halbflügler.

(Schluß.)

Die Schaben als Preußen, Russen und Schwaben — Der Ohrwurm — Die intelligenten Wanzen — Lett-, Koth- und Kohlwanze — Anakreon und die Cicaden — Blattläuse — Die Blattläuse als Milchkühe der Ameisen — Schildläuse.

Was die Werren im Garten, das sind die Schaben, Kakerlaken oder Schwaben (Blatta) in den Häusern — häßliche, nächtliche, unheimliche Gesellen, mit haarigem, plattgedrücktem, seitlich zackigem Körper, langen Stachelbeinen und noch längeren dünnen Fühlhörnern, die sich Tags über in Winkel und Ritzen drücken, Nachts dagegen herumlaufen und Alles benagen, was nur irgend Nahrung bieten kann. In dem östlichen Europa namentlich geht ihre Zahl über alle Beschreibung — in Rußland besonders wimmeln nicht nur die Bauernhäuser und Kneipen, sondern die Gasthöfe und Ersteres von diesen häßlich riechenden Thieren so sehr, daß mir Freunde erzählen, die Wände hätten ihnen in Gastzimmern anfänglich aus gebuckelten Nußbaumholz gebildet erschienen, bis sie sich überzeugt hätten, daß es nur Schaben gewesen seien, die eine an der andern unbeweglich die Wand tapezirten! Sonderbarer Weise schiebt denn auch ein Volksstamm dem andern die Einschleppung dieses Ungeziefers zu: die Russen nennen sie „Preußen" und sind fest überzeugt, daß die germanische Race der slavischen durch Ueberlassung dieser Schmarotzer einen Schabernack hat anthun wollen — die biederen Tyroler, welchen die Glaubenseinheit so sehr an das Herz gewachsen ist, daß sie vor Allem den katholischen Glauben als Bedingung zur Berechtigung des Aufenthaltes in ihrem Lande verlangen, nennen sie „Russen" und halten sie wahrscheinlich für geheime Sendlinge der ketzerischen, griechischen Propaganda — und die übrigen deutschen Volksstämme nennen sie „Schwaben", als wenn die gemüthlichen Träger der Reichsturmfahne neben anderen Wohlthaten auch diese dem gemeinsamen deutschen Vaterlande erwiesen hätten.

Sonderbar ist die Fortpflanzungsweise dieser nächtlichen Nager, vor denen nichts sicher ist, selbst nicht einmal die Fußsohlen der Kranken, die wir aber vorzugsweise in Borrathskammern, in Bäckereien und Metzgerwirthungen antreffen. Die Weibchen legen nicht große wiegnäpe Eier, welche sie lange Zeit im After stecken mit sich herumtragen, wie es noch in einem neuesten Buche über die Naturgeschichte der kleinen Feinde der Landwirthschaft heißt, das sonst vortreffliche Beobachtungen enthält — diese Anfangs gelben, später braunwerdenden, verhältnißmäßig sehr großen Körper, welche das Weibchen mit sich herum trägt, sind Eihülsen, wahre Cocons mit lederartiger Hülle, welche erst im Inneren 30 und 40 Eier enthalten.

Wo sie sich einmal eingenistet haben, ist ihre Vertilgung schwer — sonst aber kann man sie sich durch häufiges Waschen der Stubenböden und Ecken mit heißem Wasser, durch Schwefeldampf, durch mit Arsenik vergiftetes Mehl oder Zwieback und durch Kälte in den Räumen leicht vom Leibe halten. Letzteres Mittel besonders wirkt vortrefflich; denn trotz ihrer Verbreitung im Norden scheuen die Schaben nichts mehr als Luft und Kälte. Offenstehen von Thüren und Fenstern durch einige kalte Winternächte tödtet sie ebenso sicher, wie die Stubenfliegen.

Ich darf den Ohrwurm oder Ohrgräbler (Forficula auricularia) nicht vergessen. Wer femals die prächtige Schlingpflanze mit dunkelblauen Glocken, welche die Botaniker Cobaea scandens nennen, gepflanzt und gepflegt hat, der wird sich auch des Aergers erinnern, welchen ihm die Ohrwürmer gemacht haben. Zu Hunderten sitzen sie in den Glocken, fressen sie durch, speisen die Blüten — kurz, gebehrden sich, als sei die Cobaea ihr Lieblingsgericht. Aufserdem aber gehen sie auch nächtlicher Weile an Früchte, an die Blumenblätter der Rosen, Dahlien und Nelken, und im Nothfalle an die meisten krautartigen, saftigen Blumenpflanzen, wie Petunien. Tags über bergen sie sich in Ritzen und Löchern, und mgg es wohl auch einigemal geschehen sein, daß ein Ohrwurm einem im Grase Schlafenden in das Ohr oder die Nase kroch — gewiß nur, um einen Schlupfwinkel zu finden. Das Gekrabbel im Ohre soll eine höchst unangenehme Empfindung sein, doch ist es in solchem Falle leicht, sich von dem Eindringling zu befreien, indem man einige Tropfen Oel in das Ohr träufelt, die auf den Ohrwurm ganz dieselbe Wirkung äußern, wie auf die Werre. Man fängt indessen die Ohrwürmer sehr leicht, indem man hohle Hörner oder Klauen von Schafen und Kühen an die Spaliere hängt. Sie verkriechen sich darin vorzugsweise gern.

Die Wanzen oder Halbflügler. (Hemipteren.)

Ein Schnabel, meist gegliedert, fest, rund, röhrig, der meist gegen die Brust hin eingeklappt werden und sehr empfindlich stechen kann — vier Flügel, die bald gleichmäßig geadert und durchsichtig,

bald ungleichartig sind, indem die vorderen theilweise lederartig und undurchsichtig sind — eine unvollständige Metamorphose, ruheloses Wandern und Häuten, bei welchem allmählich die Flügel ausgebildet werden — das sind die allgemeinen Kennzeichen, welche den Schnabelkerfen (Rhynchota) als Ordnung zukommen. Im Einzelnen finden sich aber viele sehr große und wesentliche Verschiedenheiten, so daß die Thiere einander ziemlich unähnlich sehen.

Die Wanzen vor allen Dingen gleichen gewissermaßen den Käfern: ihre Flügeldecken sind häufig sehr hart und mit glänzenden und metallischen Farben geziert. Die meisten unter ihnen sind räuberische Bestien, welche mittelst ihres starken, spitzen Schnabels andere Insecten anstechen und aussaugen und dadurch selbst häufig eine gewisse Nützlichkeit erlangen. Unausstehlich ist der Geruch, der den meisten anhaft und der auch an Fingern und Kleidern so fest haftet, daß es schwer hält, ihn loszuwerden. Im Uebrigen scheinen die Wanzen hochorganisirte und intelligente Thiere zu sein, die, in gewisser Beziehung den Ameisen ähnlich, nur ungeselig und nicht in geordneten Gesellschaften lebend, alle Gelegenheiten zu benutzen wissen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Weiß man ja doch von der Bettwanze, diesem ekelhaftesten aller Schmarotzer, daß sie auf unzugängliche Beuten von der Zimmerdecke sich herabfallen läßt, um dem Schlafenden das Blut auszusaugen, und daß sie mit großer Schlauheit sich zu verstecken weiß, sobald ihr irgend welche Gefahr droht. Nicht minder scheint bei den meisten Wanzen die Sorge für die Jungen eine äußerst zärtliche und aufopfernde zu sein. Die Mutter hütet die Eier und setzt sich darauf, als wolle sie sie ausbrüten, sie leitet die jungen Wänzchen, die anfänglich keine Flügel haben, ganz in der Weise wie eine Henne ihre Jungen, deckt sie mit ihrem Leibe gegen Gefahr oder trägt sie selbst auf dem Rücken davon. Unter sich scheinen die Wanzen weit verträglicher als viele andere Insecten. Anderen Arten aber werden sie durch ihren giftigen Stachel selbst dann verderblich, wenn sie auch im Allgemeinen auf pflanzliche Nahrung angewiesen sind.

Ich erwähne hier nicht weiter die Bettwanze (Acanthia lectularia), welche niemals, auch im vollkommenen Zustande nicht, Flügel erhält und von der trotz aller gegentheiligen Behauptungen die alten Griechen und Römer schon oben so geplagt wurden, als die modernen Nationen. Am schauderhaftesten sollen sie in Nordamerika hausen, und in New-York namentlich soll man sich auch mit der größten Reinlichkeit ihrer niemals vollständig erwehren können. Man hat allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die häßliche Lothwanze (Reduvius personatus), welche im Kehricht und Staub sich aufhält und mit ihrem starken gekrümmten Stachel andere Insecten nächtlicher Weile überfällt und aussaugt, als Stubenreiniger gegen die Wanzen anzustellen. Ich glaube indeß, das Vertilgungsmittel wäre übler, als das Uebel selbst; denn die Lothwanze flinkt noch ärger als die Bettwanze, und sticht noch weit empfindlicher und schmerzhafter als diese. In unserem Nachbarlande Savoyen, dessen zum Theil unzugängliche Binnenthäler sich gerade nicht der größten Reinlichkeit erfreuen, scheint man hie und da der Ansicht zu sein, als wenn Wanzen und Flöhe in Kriegszustande mit einander lebten. Wenigstens antwortete eine Wirthin einem meiner Freunde auf die Frage, ob nicht viel Flöhe in dem Bette seien, wo er die Nacht zubringen sollte: „Flöhe? Wo denken Sie hin, lieber Herr! Die Wanzen haben sie alle gefressen!“

Die Wanzen, welche in Gärten und Feldern von Pflanzen sich nähren und unter welchen namentlich die Kohlwanze (Cimex oleraceus) sich auszeichnet, durchbohren die grünen Pflanzentheile und namentlich die Blätter mittelst ihres Rüssels so, daß dieselben wie ein Sieb aussehen und abfallen. Häufig stechen sie auch die Früchte an, die sie außerdem noch durch den Geruch, den sie ihnen mittheilen, ungenießbar machen. Außer der erwähnten Kohlwanze habe ich in Nizza und Genf äußerst häufig auf Aruschecken eine sehr schädliche Wanzenart gefunden, deren Larven vollkommen schwarz sind und in ungeheurer Menge die jungen Setzlinge überfallen, so daß dieselben häufig absterben. Leider habe ich versäumt, die Art, welche ich nirgends erwähnt finde, näher zu bestimmen und ihre Lebensart genauer zu studiren. Am unangenehmsten werden alle diese Gartenwanzen im Herbste, wo sie auf alle Weise in die Häuser sich einzuschleichen suchen, um in einem Verstecke zu überwintern und mit ihrem Geruche die Möbel zu verpesten.

Auch die Cicaden dürfen wir unter den schädlichen Halbflüglern nicht vergessen. Unbegreiflich ist es, wie die Alten diesen unleidlichen Sängern mit ihrem großen Kopfe, großen breiten Augen und meist durchsichtigen Flügeln, welche die Gewächse auf erbarmungswürdige Weise aussaugen, den Preis des Gesanges zuerkennen konnten. Ich muß gestehen, daß mir diese eine Thatsache einen höchst unvortheilhaften Begriff von der musikalischen Bildung der Griechen und Römer beigebracht hat; denn es giebt für ein einigermaßen musikalisch empfindliches Ohr keine ärgere Qual als das entsetzliche Gezirpe und Gezwicker der Tausende von Cicaden, welche in Italien auf allen Sträuchern und Bäumen vom Sonnenaufgang bis spät in die Nacht die Ankunft des Frühlings feiern. Anakreon hat zwar eine äußerst liebliche Ode über sie, deren Uebersetzung ich mich nicht enthalten kann hier mitzutheilen:

„Glücklich nenn' ich dich, Cicade,
Daß du auf den höchsten Bäumen,
Von ein wenig Thau begeistert,
Aehnlich einem König singst;
Dein gehöret all' und jedes,
Was du in den Feldern schauest,
Was die Jahreszeiten bringen;
Die sind Freund die Landbebauer,
Weil du keinem leidst zu Leide; —
Und die Sterblichen verehren
Dich, des Sommers holden Boten;
Und es lieben dich die Musen,
Und es liebt dich Phöbus selber;
Er gab dir die klare Stimme,
Und dich reibet nicht das Alter,
Sieher, erdgeborner Sänger,
Leidenlos, ohn' Blut im Fleische —
Schier bist du den Göttern ähnlich!“

Virgil weiß es aber besser: nach ihm wiederhallen die Sträucher bei brennender Sonne von schrillenden Cicaden, und essenbar scheint ihm nach dem Beiworte, das er braucht, der Ton nicht allzu musikalisch.

Bei uns sind glücklicherweise diese großen lärmenden Cicaden selten, und nur hier und da findet man auf Ulmen eine größere Art, deren mit sonderbaren Vorderfüßen ausgestattete Larven mit schon öfter gebracht wurden, da man sie für ein gänzlich fremdes Thier hielt. Unter den kleineren Springcicaden ist namentlich eine kaum linienlange, blaßschwefelgelbe Art zu erwähnen, welche auf Rosen außerordentlich häufig ist und die Blätter derselben siebartig durchbohrt (Cicada rosae), sowie die Schaumcicade (Cercopis spumaria), deren Larve besonders gerne an Grashalmen und Wiesenkräutern, sowie an Weiden saugt und sich gänzlich in ihren schaumigen Unrath hüllt, der einem Tropfen Speichel sehr ähnlich sieht. Das Volk nennt dieses den Kuckucksspeichel, und wenn auch gewöhnlich diese Schaumcicaden den Gewächsen keinen allzugroßen Schaden zufügen, so habe ich doch schon Kranewerden unter ihrer großen Menge kränkeln und zuletzt absterben sehen. Umangenehm werden die Thiere aber noch dadurch, daß der schaumige Zuckersaft, den sie auf dem Baume hervorziehen, um so lebhafter abtrepft, je wärmer es ist, sodaß es unmöglich ist, des Schattens der Bäume zu genießen, auf denen sie sich in großer Menge aufhalten.

Den Cicaden nahe stehen die Blattflöhe oder Sauger (Psylla), welche ebenfalls Springbeine besitzen, den Rüssel zwischen den Vorderbeinen tragen, wie wenn er aus der Brust entspränge, und deren Weibchen mit einer großen und dicken Legeröhre versehen sind, mittelst deren sie ihre Eier in den Haarfilz der Knospen und zwischen die Blätter derselben einschieben. Auf dem Apfel- und Birnbaume namentlich giebt es zwei verschiedene Arten (Psylla pirisuga und mali), die im Frühjahre erscheinen und deren Larven und Nymphen Blüthen und Laubknospen dergestalt zerbohren und aussaugen, daß die Schossen sich krümmen, verwachsen, trauern und absterben, und die demnach wirklich äußerst schädliche Thiere sind.

Noch schädlicher aber sind die Blattläufe (Aphis), die wohl jeder meiner Leser kennt und deren äußerst zahlreiche Arten sich auf einer Unzahl von Gewächsen finden, welche meistens unter diesen Schmarotzern in bedeutender Weise leiden. Es sind langbeinige, dickleibige, plumpe Thiere mit glasähnlichen Flügeln, langen, fadenförmigen Fühlern und gewöhnlich zwei eigenthümlichen Röhren auf dem Rücken des Hinterleibes, durch welche sie kleine Tröpfchen von Honigsaft von sich geben können. Sie sitzen meist auf der Unterseite der Blätter oder an den grünen Schossen der Gewächse in dichten Haufen zusammen, wechseln, nachdem sie sich einmal mit ihrem geraden, langen Rüssel eingestochen und angesaugt haben, kaum mehr während ihres Lebens den Platz und zeigen höchst eigenthümliche Verhältnisse hinsichtlich ihrer Fortpflanzung.

Digitized by Google

Bei den meisten Arten finden nämlich zwei Generationen statt, durch besondere weibliche Individuen, von welchen die einen ohne Begattung lebendige Junge gebären, die anderen dagegen sich mit den kleineren Männchen begatten und Eier legen, welche zur Fortpflanzung der Art über die Winterzeit hinaus bestimmt sind. Die Männchen sind immer geflügelt, die Weibchen bald geflügelt, bald ungeflügelt, je nach den verschiedenen Arten, ohne daß man eine bestimmte Regel aufstellen könnte. Man hat mit dieser Ausdauer die verschiedenen Generationen beobachtet, welche während eines Sommers aus einer Blattlaus hervorgehen können, und sich dabei überzeugen müssen, daß, wenn nicht Feinde und Schädlichkeiten aller Art die Zahl dieser Blattläuse außerordentlich beschränkten, die Nachkommenschaft eines einzigen lebendig gebärenden Blattlausweibchens während eines Sommers in die Millionen gehen könne. Denn bei der Apfelblattlaus, wo Schmidberger die gedrängesten Beobachtungen angestellt hat, dauert es gewöhnlich sieben bis zwölf Tage, bis ein neugeborenes Weibchen selbst wieder Junge zu gebären beginnt, und zwar werden von einem jeden Weibchen wenigstens dreißig bis vierzig Junge etwa während acht Tagen zur Welt gebracht. Man kann sich aus dieser schnellen Vermehrung erklären, wie Gewächse, an denen nur eine einzige Blattlaus den Nachforschungen entgangen ist, in kurzer Zeit über und über mit Blattläusen besetzt sein können. Uebrigens hängen alle diese Generationen, welche sich ununterbrochen folgen, sehr von dem Wetter, der Sonne und der Nahrung ab, welche die Thier finden, und namentlich die geflügelten Weibchen scheinen dazu bestimmt, Colonien auf anderen Pflanzen zu gründen, während die ungeflügelten die Vermehrung auf der Stammpflanze besorgen.

Aeußerst interessant ist das Verhalten der Blattläuse gegen die Ameisen, welches ich schon in einer früheren Vorlesung berührte. Die Blattläuse sind wirklich die Milchkühe der Ameisen, und es giebt sogar einige unter der Erde an Wurzeln lebende, gänzlich ungeflügelte Arten, welche von den Ameisen im Winter mit großer Sorgfalt gepflegt, durch Ueberbaue geschützt und gewissermaßen wie Stallvieh behandelt werden. Da die Colonien der Blattläuse sich häufig auf der Unterseite der Blätter oder selbst in Auswüchsen aufhalten, welche sie durch ihr Saugen erzeugen, und häufig schwer zu finden sind, so hält es leicht, sie zu entdecken, sobald man nur den Ameisen folgen will, die stets gebahnte Wege zu allen Blattlauscolonien haben. Und nun beobachte man eine solche Ameise, wie sie von Blattläusen zu Blattläusen geht, mit ihren Fühlhörnern sie streichelt, ihnen sanft auf den Rücken klopft, sie auf alle Weisen liebkost, bis endlich aus der Honigröhre auf dem Hinterleibe ein klares Tröpfchen hervorgedrängt, das süß schmeckt und von der Ameise mit Begierde geschlürft wird! Hat sie sich gesättigt, so läuft die Ameise zurück und läßt andere zu, welche dasselbe Spiel wiederholen.

Es ist keine Frage, daß bei bedeutender Anhäufung die Blattlausarten, deren Zahl Legion ist, großen Schaden verursachen können. Unter unseren Zimmergewächsen sind es namentlich die Geranien und Rosen, unter unseren Obstgewächsen die Apfelbäume und Johannisbeeren, welche in günstigen Jahren von den Blattläusen auf außerordentliche Weise mitgenommen werden, so daß alle Schossen verkrüppeln und man häufig genöthigt wird, die Pflanzen soweit als möglich zurückzuschneiden, um ihnen wieder einen ordentlichen Trieb zu gestatten. Zwar haben sie außerordentlich viele Feinde an den Sonnenkäferchen, den rothen Milben, den Larven der Flor- und Schwebfliegen, den meisten fleischfressenden Wanzen, ja selbst den kleinen Grasmücken und Zaunkönigen; allein nichts destoweniger sind die Anstrengungen aller dieser Feinde geringfügig im Verhältniß zu der ungeheueren Vermehrung, welche einzelne Arten darbieten. Zerdrücken, Abbürsten, Absprengen können niemals vollständig zum Ziele führen; doch liegt es nahe, auf Hopfenpflanzen die Larven von Sonnenkäferchen zu suchen, die dort häufig vorkommen, und von diesen die Blattläuse auffressen zu lassen.

Das festhafte Element, das in der Natur ebenso gut wie in der menschlichen Gesellschaft vorkommt und lieber auf dem Platze verdorrt, als daß es sich bewegte, wird unter den Halbflügelern von den Schildläusen (Coccus) repräsentirt. Die Untersuchungen über diese seltsamen Thiere sind bei Weitem noch nicht abgeschlossen, indem man namentlich über den Punkt noch nicht im Reinen ist, ob eine geflügelte Generation, welche äußerst klein ist und keinen Schnabel besitzt, wirklich, wie man bisher glaubte, den männlichen Geschlechte angehört. Neuere Untersuchungen lassen vermuthen, daß diese kleinen geflügelten Dinger vielmehr ebenfalls Weibchen sind, welche die Bestimmung haben, die Colonien auf andere Pflanzen zu übertragen.

Genauer bekannt sind eigentlich nur die schildförmigen, festhaften, ungeflügelten Weibchen, welche an vielen Pflanzen, namentlich Rosen, Pfirsichen, Pomeranzen, Reben, Eichen sich finden und in ihrer äußeren Form bald einer Laus, einem weißen Schiffchen oder einem Schilde gleichen. Der braunen Farbe wegen stehen diese Thierchen meist einer Warze oder einem Auswuchse ähnlich, und an den Rosen namentlich werden sie leicht mit einem nicht ausgebildeten Dorne verwechselt. Unterfucht man das regungslos an das Gewächs geheftete Thier, so sieht man, daß es auf der unteren Kopfseite einen Stechschnabel besitzt, mit welchem es sich in die Rinde eingebohrt hat, sodaß man es häufig nur nach Zerbrechen dieses Schnabels loslösen kann; daß seine Beine meist verkümmert, die Geschlechtstheile dagegen außerordentlich entwickelt sind. Die so gestalteten Weibchen legen nun ihre Eier unter ihren eigenen Körper und decken dieß Häufchen vollständig wie ein Schild selbst nach ihrem Tode, der nach beendigter Fortpflanzung eintritt. Sie trocknen ganz aus und bilden nun ein hornigs Blättchen, unter welchem manchmal Tausende von Eiern geschützt liegen. Die Jungen, welche nach wenigen Tagen hervorkriechen, laufen anfänglich sehr hurtig umher, setzen sich aber nach mehrfacher Häutung fest, um dann ebenso wie die Alten der Fortpflanzung obzuliegen. Vor Allem haben die Pfirsichbäume, sowie die Orangen, Citronen und Oleander, die wir in unseren Kalthäusern ziehen, außerordentlich unter diesen Schildläusen zu leiden, die man nur schwierig mittelst energischen Abbürstens entfernen kann.

Blätter und Blüthen.

Reliquien von Felix Mendelssohn. Berlin besitzt zwei interessante Familien, beide jüdischen Ursprungs, in denen das Talent gleichsam erblich, der Ruhm als ein Erbeigenthum erscheint. Es sind dies die wohlbekannten Häuser Beer und Mendelssohn, vom Himmel außerdem noch reichlich mit irdischen Schätzen gesegnet. Aus dem ersten Hause stammt der berühmte Componist der Hugenotten und des Propheten, Meyerbeer, in diesem Augenblick der unumschränkte Beherrscher der Oper, der Dichter Michael Beer, dessen Trauerspiel „Struensee“ ihn überlebt hat, und der ebenfalls bereits verstorbene Astronom Wilhelm Beer, der mit dem Staatsrath Mädler in Dorpat die beste Mondkarte herausgegeben hat. — Der Ahnherr des Mendelssohn'schen Hauses war der Philosoph Moses Mendelssohn, der Freund Lessing's, der Reformator seines Volkes und einer der feinsten Denker des vergangenen Jahrhunderts. Unter seinen Nachkommen, die sich sämmtlich durch Gediegenheit und Bildung auszeichneten, nimmt Felix Mendelssohn-Bartholdy als einer der größten Componisten unserer Zeit eine besonders hervorragende Stellung ein. Seine musikalischen Werke sichern ihm den wohlverdienten Ruf, der ihm nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen gebildeten Welt zu Theil geworden ist. Auf der Höhe seines Ruhms, mitten in seinem Wirken und Schaffen wurde er durch einen allzufrühen Tod der Kunst und dem Vaterlande entrissen: Sein Andenken lebt in seinen herrlichen Compositionen, in seinen unsterblichen Liedern, die fort und fort erklungen und den Namen ihres Schöpfers preisen.

Aber nicht nur den Künstler, auch den Menschen lernen wir lieb gewinnen durch seinen vor Kurzem von seinen Angehörigen herausgegebenen Briefwechsel, der bei Hermann Mendelssohn in Leipzig erschienen ist. Diese Briefe legen ein lautes Zeugniß für den Charakter, die Seelenreinheit und die geistige Bedeutung des berühmten Componisten ab, sie gestatten uns einen tiefen Einblick in die Werkstätte seiner Kunst, in das Innere seines Fühlens und Denkens. Nach allen Seiten hin war Felix Mendelssohn eine echte Künstlernatur, ein vollendeter Mensch, harmonisch angelegt und ausgebildet, einer der hervorragendsten Geister seiner und aller Zeiten, wie aus diesen kostbaren Reliquien genügend hervorgeht. Ihm wurde das seltene Glück zu Theil, einer Familie anzugehören, die seinen Genius vollkommen erkannte und unterstützte, ihm keine Hindernisse in den Weg legte, sondern seine freie Entwickelung nach Kräften förderte. In den Briefen des Vaters erkennen wir überall den gediegenen, lebenserfahrenen Mann, der auch für die Kunst ein angeborenes, natürliches Urtheil besitzt und dies unbezlangen den Sohne gegenüber geltend macht, selbst als dieser bereits auf der Höhe seiner Kunst stand und als berühmter Componist ge-

Digitized by Google

feiert wurde. Dieser nimmt mit Dank die väterlichen Ermahnungen und selbst den Tadel hin und schreibt ihm: „Ich will's ein andermal schon besser machen.“ Ebenso rührend ist die Pietät Mendelssohn's für seine Mutter, deren Tod ihn so sehr erschüttert, daß seine Freunde ernstlich für seine Gesundheit fürchteten. „Gestern,“ meldet er nach diesem Verlust, „habe ich dirigiren müssen, das war schrecklich. Sie sagten, das erste Mal würde es immer schrecklich sein, und ich müsse einmal durch; ich glaube es auch, aber doch wollte ich, ich hätte ein paar Wochen warten können. Mit einem Liede von Rochlitz fing es an, aber wie in der Probe die Altstimmen piano sangen: „Wie der Hirsch schreit“, so wurde mir so schlecht, daß ich nachher auf die Flur hinausgehen mußte und mich ausweinen.“

Von seinen Geschwistern stand ihm seine Schwester Fanny, die Gattin des talentvollen Malers Hensel, am nächsten durch ihr großes musikalisches Talent. Er nennt sie scherzhaft in den Briefen an die Mutter „den Cantor mit den dicken Augenbrauen und der Kritik“; ihr Urtheil ist ihm maßgebend, und er fordert sie auf über den „Paulus“ und die „Melusine“ wie ein College mit dem andern zu sprechen. Auch Fanny Hensel starb frühzeitig, und nicht mit Unrecht wird behauptet, daß die todte Schwester den liebenden Bruder nachgezogen habe. — Aber nicht blos die Kunst hält ihn ausschließlich gefangen, sondern auch die großen Fragen der Zeit interessiren ihn lebhaft. Mit seinem Bruder Paul bespricht er die Verhältnisse des Lebens, der Religion und Politik. Für die Zusendung der „Vier Fragen“ von Johann Jacoby und für die liberale Schrift des Ministers Schön dankt er ihm voll Anerkennung für diese freisinnigen Männer. Sein Verhältniß zu dem kunstliebenden Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der Mendelssohn durch Titel und Orden auszeichnete, vermochte nicht seinen klaren Sinn zu trüben und ihm seine Freiheit zu rauben. Anmuthig scherzt er in einem Briefe aus Kösen über die preußischen Geheimräthe und die rothen Adlerorden vierter Classe, „die wie Johanniswürmchen aus allen Sträuchern leuchten.“

Die Musik aber ist der eigentliche Inhalt seines Lebens, die Seele seiner Seele, obgleich ihm kein Gebiet des Wissens und der Bildung verschlossen bleibt. Aufgefordert über seine „Lieder ohne Worte“ eine Erklärung zu geben, schreibt er: „Es wird so viel über Musik gesprochen, und so wenig gesagt. Ich glaube überhaupt, Worte reichen nicht dazu, und fände ich, daß sie hinreichten, so würde ich am Ende keine Musik mehr machen.“ — Er lebt und webt nur in und für seine Kunst, voll Strenge gegen sich und seine eigenen Schöpfungen, voll Milde gegen die Leistungen Anderer. Neidlos erfreut er sich an jedem wirklichen Talent, ohne daß seine Toleranz so weit geht, die Verirrungen des modernen Virtuosenthumes zu billigen, über die er sich folgendermaßen äußert: „Es macht mir weniger Vergnügen als Seiltänzer und Springer; bei denen hat man doch den barbarischen Reiz, immer zu fürchten, daß sie den Hals brechen können, und zu sehen, daß sie es doch nicht thun, aber die Clavierspringer wagen nicht einmal ihr Leben, sondern nur unsere Ohren — da will ich keinen Theil daran haben.“ — Ebenso interessant sind Mendelssohn's Urtheile über seine musikalischen Zeitgenossen, über Chopin, den er den „Paganini des Claviers“ nennt, der ihm aber an der Pariser Verzweiflungssucht und modernen Leidenschaftssucherei laborirt, über Thalberg und Liszt, der nach seinem Urtheil bei der ihm eigenen musikalischen Unmittelbarkeit und enormen Technik alle Anderen weit hinter sich zurücklassen würde, „wenn eigene Gedanken bei alledem nicht die Hauptsache wären und diese ihm von der Natur — wenigstens bis jetzt — wie versagt schienen, so daß in dieser Beziehung die meisten andern großen Virtuosen ihm gleich oder gar über ihn zu stellen sind.“

In dieser Weise geben die Briefe Mendelssohn's den reichsten Aufschluß über sein Denken und Leben, sowie über sein Wirken in Düsseldorf, Leipzig und Berlin; sie enthalten zugleich eine Fülle anregender Gedanken und Anschauungen des berühmten Componisten, vor Allem aber tragen sie dazu bei, das edle, schöne Menschenbild des heimgegangenen Meisters der Seele des Lesers vorzuführen, ein Bild, das in unserer von den verschiedensten Interessen zerrissenen Zeit doppelt durch seine harmonische Schönheit und Wahrheit uns wohl thut und erhebt. — In der That sind diese Briefe heilige Reliquien eines großen Künstlers, eines vollendeten Menschen.

Der Componist der Volksmelodie zum deutschen Vaterlandsliede. Von all den Vaterlands- und Freiheitsliedern, welche die große deutsche Erhebung der Jahre 1813 und 1814 entstehen ließ, und welche zum Theil zur Förderung dieser patriotischen Erhebung mitwirkten, ist keines von so gewaltiger, nachhaltiger Bedeutung geworden, als Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Im April 1813 überließ es der Dichter mit der bescheidenen Bemerkung, daß ihm dasselbe nicht verfehlt erscheine, der „Deutschen Zeitung“, die damals bei Reimer unter Niebuhr's Leitung erschien, zur Aufnahme. Das Lied, obwohl von den Herren Recensenten vielfach angegriffen, ist als der energischste Ausdruck des deutschen Gesammt-national-Bewußtseins das eigentliche deutsche Nationallied geworden und geblieben, und der Dichter sollte in seinem Greisenalter noch die freudige Ehre erleben, daß ihm am 18. Mai 1848 vom deutschen Volke durch dessen Vertreter in Frankfurt (auf Antrag von Jahn und Soiron) für dieses sein Lied der Dank der Nation jubelnd votirt wurde.

Doch nicht allein der Text ist es, nein, namentlich ist es auch die Melodie, was das Lied in alle Kreise des deutschen Volkes eingeführt und dem Volke so lieb, ja zum eigentlichsten Volksliede gemacht hat. Begeistert singen die vierstimmigen Männerchöre die schöne, feurige Reichardt'sche Composition, aber ebenso begeistert singt noch jetzt und sang schon vor Reichardt's Schöpfung das deutsche Volk die ursprüngliche kernige Volksmelodie. Von wem rührt sie her? Vergebens schlagen wir die meisten Liederbücher auf, das Lied enthalten sie wohl, aber der bescheidene Componist hat sich nicht genannt. Wer ist es? Wir können es verrathen, und Andre haben es schon früher verrathen: Johannes Cotta ist es, gebürtig aus Ruhla im Thüringer Wald. Als Stud. theol. in Jena componirte er das Lied im Jahre 1814. Noch immer warm patriotisch denkend und fühlend, lebt der alte würdige Herr zu Willerstedt bei Buttstedt als Pfarrer und Adjunct.

Jetzt, wo in diesen Tagen in Erinnerung an die deutsche Volksthat von 1813 das Arndt'sche Lied mit der Reichardt'schen oder Cotta'schen Melodie von tausend und abertausend Lippen erklungen ist, dürfte es an der Zeit sein, jene geschichtliche Thatsache weitern Kreisen zur Kenntniß zu bringen.

Ein Prachtwerk. Die Eiche, das Sinnbild der Kraft und Dauer, ist, ebenso wie die Palme, der heilige Baum seit Jahrtausenden, nicht blos den alten Germanen, die in Eichenhainen ihren Wodan verehrten, auch den Griechen, welche die Eiche ihrem Zeus geweiht hatten, und uns, die wir mit dem Eichenblatte die Bürgertugend krönen und unsere Turner und Schützen kränzen. Ja, wir sprechen vorzugsweise gern von der deutschen Eiche und dem deutschen Eichenwalde, und dennoch wächst von den dreihundert verschiedenen Arten von Eichen, die man heute kennt, nur eine verschwindend kleine Anzahl bei uns in Deutschland; in ganz Europa und im Oriente zählt man blos 58 Arten, alle übrigen kommen auf die Neue Welt, namentlich auf Nordamerika, das man recht eigentlich das Land der Eichen nennen könnte.

So schön unsere Steineiche mit ihrem knorrigen Riesenstamme und ihren weitschattenden Aesten ist, — die schönsten Eichengattungen sind doch nicht bei uns einheimisch. Dies zeigt uns ein Blick in ein im verflossenen Jahre im rührigen Verlage von Eduard Hölzel in Wien und Olmütz erschienenes Prachtwerk: „Die Eichen Europa's und des Orients. Beschrieben von Dr. Theodor Kotschy, Custos-Adjunct des k. k. botanischen Hofcabinets.“

Auf vierzig Foliotafeln bringt das Buch in mit der wissenschaftlichsten Genauigkeit und technisch meisterhaft ausgeführtem Oelfarbendrucke die Blätter und Früchte von vierzig verschiedenen Eichenarten vor Augen, welche der Verfasser, der Mehrzahl nach, auf seinen Reisen in Kleinasien, im cilicischen Taurus, im Libanon und Antilibanon gesehen und zum Theile selbst entdeckt hat. Es gereicht der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Buchhandel zur höchsten Ehre, und weder Frankreich noch England haben bis jetzt dem Werke ein ähnliches über denselben Gegenstand zur Seite zu stellen.

Als ein wesentliches Verdienst des Buches müssen wir es hervorheben, daß es auf die Culturfähigkeit der beschriebenen fremdländischen Eichen für unsere Klimate immer ein besonderes Augenmerk richtet und somit neben der scientifischen auch eine praktische und national-ökonomische Bedeutung anstrebt. Wir lernen durch Bild und Text eine Reihe überaus prachtvoller Eichen kennen, wie z. B. die vielleicht herrlichste ihres gesammten Geschlechtes, die in Kurdistan gefundene Königseiche, die bei uns recht gut gedeihen und unseren Wäldern und Parks einen neuen landschaftlichen Reiz zuführen würde.

Die genannte Verlagshandlung ist übrigens bekanntlich auch die erste gewesen, welche in Wien eine Anstalt für Oelfarbendruckbilder errichtet und auf diese Weise bereits mehrere bekannte Gemälde vaterländischer Künstler in verhältnißmäßig billigen Copien auch dem minder bemittelten Publicum zugänglich gemacht hat, neuerdings u. A., nach einem Originale von A. Hansch in Wien, die Gegend von Salzburg in Abendbeleuchtung und Mozart am Dominikanerchore in Wien, nach einem Oelbilde von F. S. Schams.

Aufruf. Der Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Herr M. C. Gritzner in Heidelberg, ersucht die „Gartenlaube“, als das gegenwärtig verbreitetste deutsche Blatt, die nachstehend verzeichneten Namen unlängst in Amerika verstorbener Deutscher zu veröffentlichen, um auf diese Weise deren etwa noch in der Heimath lebende Angehörige am sichersten ausfindig machen zu können:

Friedrich Calinbach, gebürtig aus Würtemberg.
Ernst Fuhrmeister, gebürtig aus Sachsen.
H. Heuser, gebürtig aus Hessen.
Johann Ackermann, gebürtig aus St. Gallen in der Schweiz.
Friedrich Zuelsdorf, dessen Eltern in Deutschland wohnen sollen.
Otto Friedrich aus Potsdam.
Wilhelm Ritter aus Hannover.
Paul Anbertold aus Breslau.
David Rindersacher (oder Rindersacher), die Frau soll noch in Deutschland leben.
Louis Krause aus Hamburg, und
Gustav Stoldt, dessen Mutter auf Helgoland gelebt haben soll.

Im Interesse unserer Leser glauben wir diesem Ansinnen entsprechen zu müssen und bitten die eventuellen Hinterlassenen, sich behufs weiterer Mittheilungen und Geltendmachung allfälliger Erbschaftsansprüche direct an genannten Herrn Gritzner wenden zu wollen.

Leipzig und die wichtigsten Orte des Schlachtfeldes. Unter diesem Titel ist ein großes lithographisches Tableau, gezeichnet von B. Straßberger, erschienen, das allen Besuchern des Leipziger Schlachtfeldes, wie allen denen, welche an den weltgeschichtlichen Ereignissen auf Leipzigs Fluren Interesse nehmen, empfohlen werden kann. Dasselbe zeigt in der Mitte eine Ansicht der Stadt Leipzig, in den Randbildern die oft genannten Dörfer Möckern, Lindenau, Schönefeld, Liebertwolkwitz, Wachau, Probsthaida, Connewitz, Dölitz, Lößnig, Stötteritz. Zu dem äußerst billigen Preise von 10 Ngr. ist das Blatt durch alle Buch- und Kunsthandlungen (Leipzig, in Commission beim Magazin für Literatur) zu beziehen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 44. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Meine Tante Therese.

Keine erfundene Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der Officier sann nach diesen von der Tante Therese erhaltenen Mittheilungen einen Augenblick nach. Sein Gesicht zeigte Besorgniß.

„Ihr hörtet nur Gewehrfeuer," sagte er. „Es ist also nur eine schwache Abtheilung der Verbündeten im Kampfe, die rechts vom Walde kämpfen. Jenseits des Waldes läuft die große Heerstraße, die auch nach der Straße führt. Die Verbündeten werden in der Heerstraße auf dem Marsche zur Stadt gewesen sein und haben wahrscheinlich gar keine, oder nur noch eine schwache französische Besatzung darin vermuthet, aber sie haben sich darin geirrt. Die Franzosen sind ihnen mit Uebermacht entgegengerückt, haben sie zurückgeworfen, aus der großen Straße hinter den Wald gedrängt; die Cavalleurs sollen ihnen von der Haide her in den Rücken fallen. So soll die ganze Abtheilung aufgerieben, vernichtet werden."

„Und es wird geschehen?" sagte meine Tante.

„Wenn meine Voraussetzungen richtig sind, und wenn sie sich nicht in den Wald werfen können."

„Werden sie dies können?"

„Infanterie wohl. Nur sie auch wäre dort gerettet, weil Cavallerie ihr nicht folgen könnte, und weil die Nacht ihnen zu Hülfe käme. Bis morgen früh muß das größere Corps, dem sie vorausgeeilt sind, eintreffen und sie befreien."

Die Tante Therese hatte noch eine Frage, für sie die wichtigste. „Kann der Kampf sich hierher ziehen?"

Der Officier zögerte mit der Antwort. „Wir wollen es nicht hoffen, Therese, aber es ist möglich."

„Und Du glaubst daran!"

Der Officier widersprach nicht. Er schwieg; aber er wurde unruhig. Ein desto klarerer, ruhigerer Muth kam über meine Tante Therese.

„Wir müssen klar sehen, Adalbert," sagte sie. „Wir dürfen uns selbst und Eins dem Andern nichts verhehlen. Jeder französische Officier von der Besatzung der Stadt kennt Dich."

„Ja," sagte der verwundete Officier.

„Kommen die Franzosen hierher, so bist Du verloren."

Der Officier antwortete nicht. Er konnte wiederum nicht widersprechen.

„Fort von hier kannst Du nicht."

Der Officier hatte seinen Entschluß gefaßt. „Ich kann, Therese," sagte er. „Ich kann, weil ich muß."

„Nein," sagte entschieden die Tante. „Du kannst, Du darfst nicht. Es wäre Dein Tod."

Aber er erwiderte ihr nicht minder entschieden: „Und mein Bleiben, Therese, wäre nicht blos mein Tod; es wäre auch der Deinige, der Deiner Mutter; es wäre Euer Aller Verderben."

Meine brave Tante ließ sich nicht irren. „Den Anderen," sagte sie, „kann und wird man kein Leid zufügen, sie wissen von nichts. Und ich, Adalbert — wenn Du mir jetzt wieder entrissen wirst, zum zweiten Male, dann werde ich mit Dir sterben, dann ist der Tod eine Wohlthat für mich."

„Therese!" rief der Officier.

Er richtete sich auf und erhob den gesunden Arm, um die Geliebte zu umfassen. Das Gespräch, die Anfregung hatten ihn angegriffen, und erschöpft fiel er auf sein Lager zurück.

„O mein Gott!" hauchte seine matte Stimme, und die Augen schlossen sich.

Tante Therese beugte sich mit ihrem schönen, bleichen Gesichte auf sein blasses Gesicht und legte leise ihre Lippen auf seine verwundete Stirn. Eine Thräne drang aus ihrem Auge. — Der Tod war schon einmal meiner Tante Therese recht hart an das Herz getreten, und daran mochte sie wohl in diesem Augenblick denken.

Sie war zehn Jahre alt und war frisch, blühend, lebhaft, fröhlich. Sie sprang durch den Wald und flog über die Haide und war das schönste und das anmuthigste Bild, das Wald und Haide jemals gesehen hatten. So fand die Abendsonne eines schönen Maitages sie in der Haide, am Saume des Waldes. Und in den Strahlen der untergehenden Sonne fand sie so eine glänzende, mit vier Pferden bespannte Equipage, in welcher ein vornehmer Herr und ein bildschöner Knabe von zwölf Jahren mit blonden Locken und wilden schwarzen Augen saß. Der Wagen flog vorüber mit dem vornehmen Herrn und dem schönen Knaben. Aber es waren kaum zehn Minuten vergangen, da stand der Knabe wieder vor ihr und sah sie mit den feurigen Augen so scheu und ehrerbietig an, als wenn sie ein höheres Wesen wäre.

„Saßest Du nicht eben in der schönen Kutsche, die hier vorbeifuhr?" fragte das zehnjährige Kind des einsamen alten Schlosses den Knaben, als er sehnsuchtsvoll zu ihr zurückkehrte und in seiner Schüchternheit nicht den Muth hatte, ganz an sie heranzutreten.

„Ich saß in dem Wagen."

„Und wo kommst Du denn schon wieder her?"

„Ich komme aus unserem Schlosse?"

„Aus Eurem Schlosse?"

Aber so wie die rasche Frage den frischen rothen Lippen ent-

schlüpft war, hatte das Kind sich auch schon selbst die Antwort gegeben. Das Schloß Hawichhorst lag hinter der Ecke des Waldes, war keine fünf Minuten weit entfernt. Sie wurde verlegen und schlug die Augen nieder.

„Ah, Sie sind der Freiherr Adalbert," sagte sie mit halblauter Stimme.

„Ja, der bin ich. Aber warum siehst Du mich nun nicht mehr an?"

Sie antwortete ihm nicht, schlug aber auch die Augen nicht zu ihm auf.

„Du sprangst vorhin," sagte er. „Du singst wohl Schmetterlinge?"

„Ja."

„Wollen wir nicht zusammen welche fangen?"

„Ich weiß nicht, ob ich das darf."

„Warum sollteſt Du das nicht dürfen?"

„Sie sind so vornehm, sagen mein Papa und meine Mama. Und künftig, wenn Ihr Papa nicht mehr lebt, sind Sie unser Herr."

Das war es, was sie so verlegen gemacht hatte, daß sie die Augen nicht mehr erheben konnte. Der Sohn des Reichsfreiherrn, der älteste Sohn gar, der „Stammherr", der künftige Gutsherr, der jetzt schon ebenbürtig mit Grafen und Fürsten war! So hatten stets ihr Vater und ihre Mutter, anders hatte Niemand von ihm gesprochen. Und ihr Vater war der Rentmeister, war Diener, jetzt noch des alten Reichsfreiherrn, aber künftig des Freiherrn Adalbert. Und sie war die Tochter dieſes Dieners.

Der junge Freiherr wußte das Alles vielleicht auch, oder er hatte eine Ahnung davon; vielleicht auch nicht, obwohl er noch Du zu ihr sagte, während sie ihn mit dem ehrerbietigen Sie anredete, freilich war sie ein Kind von kaum zehn Jahren. Er fragte sie dennoch: „Und darum dürfen wir keine Schmetterlinge zusammen fangen?"

„Ich will meine Mama fragen," fand sie ein Auskunftsmittel.

„Ich werde es bei Deiner Mama auf mich nehmen."

Er wußte doch wohl, wer er war. Und da das Kind es schon vorher wußte, und mithin seine Verantwortlichkeit sie deckte, so fingen sie zusammen Schmetterlinge, bis es dunkel wurde und keine Schmetterlinge mehr zu sehen waren. Und wie sie darauf zusammen nach Hause gingen, da dachten sie nicht mehr daran, die Eine, daß der Andere ein Freiherr und künftig ihr Herr sei, der Andere, daß er Hand in Hand mit der Tochter des Dieners seines Vaters und künftig seines eigenen Dieners gehe. Hand in Hand gingen sie, vertraulich, scherzend und lachend. Sie sagte zwar noch Sie zu ihm und Freiherr Adalbert. Aber am andern Tage mußte auch sie Du zu ihm sagen, und sie nannte ihn nur noch Freiherr Adalbert, am zweiten Tage ließ sie aber auch den Freiherrn aus.

Der alte Reichsfreiherr war vom ältesten und reinſten Adel, und er war der ſtolzeſte Mann auf seinen alten, reinen Adel. Er hatte Geſchäfte mit meinem Großvater, darum war er gekommen, und nur wenn sie Geſchäfte zusammen hatten, sah er seinen Rentmeister, deſſen Familie aber gar nicht. Sie war die Familie seines Dieners, und für ihn nicht da. Er hatte seine Zimmer für sich, die Jahr aus, Jahr ein für ihn bereit standen, obwohl er vielleicht nur alle fünf oder sechs Jahre einmal herkam. In ihnen hielt er sich auf, wenn er nicht mit dem Rentmeister in der Rentstube rechnete oder draußen Flur und Wald beſichtigte. In ihnen frühſtückte er, aß er zu Mittag und zu Abend allein mit seinem Sohne, bedient von den Bedienten, die er mitgebracht hatte.

So sah der alte Freiherr meine Tante Therese nicht, er wußte vielleicht nicht einmal, daß sie exiſtirte, und so sah er daher auch seinen Sohn nicht mit ihr. Hätte er aber auch die Beiden beiſammen geſehen, er hätte wahrſcheinlich nicht einmal geſtutzt. Sein Sohn war der Stammherr einer so alten, reinen Adelsfamilie, und meine Tante war nichts als die Tochter seines bürgerlichen Rentmeiſters, und Beide waren Kinder, und in acht Tagen reiſte er mit seinem Sohne wieder ab.

Am Tage der Abreiſe aber waren der Freiherr Adalbert und meine Tante sehr traurig; sie suchten allein zu sein, so oft sie konnten, und sie tröſteten sich dann damit, daß er versprach im nächſten Jahre wiederzukommen. Wie das werde möglich sein, fragte sie ihn, da doch sein Papa nicht wiederkomme. Er werde es schon machen, antwortete er ihr aber, und mit einer solchen Beſtimmtheit, daß sie ihm vertraute. Und er habe es machen können.

Der Reichsfreiherr hatte einen schwachſinnigen Bruder. Den Irren in eine öffentliche Anſtalt bringen, in der er mit Bürgerlichen hätte zuſammen leben müſſen, litt der Stolz der Familie nicht. Im Hauſe des Freiherrn führte seine Erſcheinung zu manchen Inconvenienzen. Am beſten war er aufgehoben in der Familie eines Rentmeiſters auf einem der entfernteren Güter. Der Freiherr hatte die Familie meines Großvaters auf Schloß Hawichhorst ausgeſucht. Das Abmachen dieſer Angelegenheit mit meinem Großvater war mit ein Zweck ſeiner Herüberkunft geweſen. Nach wenigen Wochen war der schwachſinnige Freiherr Max auf Schloß Hawichhorst gebracht.

Im nächſten Frühjahre war der junge Freiherr Adalbert da, um — zu ſehen, was sein Onkel mache. Er war zu Pferde mit einem Reitknecht gekommen, denn er hatte in dem Jahre reiten gelernt und war größer geworden und geſetzter und fing keine Schmetterlinge mehr mit der Tante Therese; aber er gab ihr Reitunterricht, und ſie mußte alle Tage mit ihm in den Wald und in die Haide reiten. Als er nach vier Wochen abreiſen mußte, tröſtete ſie ſich noch leichter damit, daß er auch im nächſten Jahre wieder kommen werde. Und er kam wieder, und ſie setzten den Reitunterricht fort, der im vorigen Jahre nicht zu Ende gekommen war; hatte er ſelbſt doch unterdeß erſt die kleine und die große Volte gelernt. So war es auch in dem Jahre, das darauf folgte, und noch ein Jahr, und dann noch eins. Sie jagten wild und luſtig und fröhlich durch den Wald, über die Haide.

Als er dann aber wiederkam, war er achtzehn und ſie ſechszehn Jahre alt geworden; er hatte ihr die Leiden des jungen Werther mitgebracht, ſie laſen tiefſinnig gemeinſchaftlich, und in ihren Herzen wurde es ihnen ſehr weh. Sie ritten nur bei Mond, wenn der Mond ſchien, über die Haide, ſuchten bei Tage nur das Dunkel des Waldes auf und jagten auch nicht mehr, ſondern ritten langſam nebeneinander her, ließen die Köpfe hängen, wie ihre Pferde, und ſeufzten tief und ſchwer. In der Stunde vor ſeiner Abreiſe aber waren ſie auf einmal die glücklichſten Menſchen, ihre Augen leuchteten, ihre Geſichter ſtrahlten; ſo nahmen ſie Abſchied von einander.

Aufgefallen war das Niemandem. Der Onkel Max konnte nichts ſehen, weil er ſchwachſinnig war; meine Großeltern ſahen eben ſo wenig, weil ſie bürgerliche Leute waren und weil mein Großvater der Diener des ſtolzen Reichsfreiherrn war. Wie hätten Seufzer und ſtrahlende Geſichter und entzückte Augen einen andern Gedanken in ihnen wecken können? Mein Onkel Fritz, der Zwillingsbruder der Tante Therese, war in der Provinzſtadt auf dem Gymnaſium, der jüngere Bruder Franz war noch ein Kind. Meine Mutter war ſchon verheirathet, ſie war ſechs Wochen ſpäter zum Beſuch nach Hauſe gekommen. Das ſtrahlende und dann wieder ſtill trümmerſche Glück der Tante hatte ihr auffallen müſſen.

„Therese, was iſt mit Dir vorgegangen?"

„Nichts, Schweſter Eliſabeth."

„Warum weiß Du denn ſo glückſelig roth?"

Sie beſah ſich im Spiegel und konnte nicht mehr leugnen, daß ſie roth ſah. Da konnte ſie auch das Andere nicht mehr leugnen, und wie könnte das Glück eines jungen Herzens von ſechszehn Jahren ſich lange verſchweigen, zumal einer geliebten, vertrauten Schweſter gegenüber?

„Ich bin die Braut des Freiherrn Adalbert, Schweſter Eliſe; aber kein Menſch darf es wiſſen, ich habe es ihm verſprechen müſſen."

Meine Mutter war leichenblaß geworden. „Um Gotteswillen, Kind, Kind!"

Die Tante Therese begriff ſie nicht. „Wie kann Dich das erſchrecken, Eliſabeth? Er liebt mich, und ich liebe ihn; wir lieben uns eigentlich ſchon ſeit ſechs Jahren, und als er vor ſechs Wochen zum letzten Male hier war, haben wir uns beim Abſchiede verlobt, und wenn er großjährig wird, werden wir uns heirathen."

„Und ſeine Eltern, Therese?"

„Wiſſen noch von nichts."

„Und die unſrigen?"

„Ebenſo auch noch nichts wiſſen."

„Kind, armes Kind!" mußte meine Mutter noch einmal ausrufen, ehe das Gefühl ſchmerzlich. Und ſie ſetzte dem Kinde Alles auseinander, was bei ſolchen Gelegenheiten auseinanderzuſetzen iſt, den ſtolzen Adel des Freiherrn, ihre bürgerliche Geburt, die Veränderlichkeit des Jünglingsherzens, das erſt jetzt in die Welt, in eine

vernehme, glänzende Welt, eintreten werde. Sie beschwor die Schwester, an den Freiherrn nicht mehr zu denken und, wenn er im künftigen Jahre wiederkomme, ihm aus dem Wege zu gehen und so lange zu ihr, meiner Mutter, zu kommen. Es war unsonst.

Die Tante blieb auch bei dem, was das liebende junge Herz in solcher Lage zu sagen pflegt.

„Er liebt mich und ich liebe ihn, und wir werden uns treu bleiben, mag kommen was da will. Da muß sein stolzer Vater doch zuletzt nachgeben. Und was das Auswemeggehen betrifft, so wird er sogar schon in diesem Jahre wiederkommen, zu Michaelis, ehe er zur Universität abgeht, und ich habe ihm versprechen, daß wir uns dann wiedersehen würden, und sein Versprechen muß man halten, denn wenn ich zu Dir ginge, würde er mir nur zu Dir nachreisen."

In dem Gedanken an Liebe und an Treue war sie glücklich, wurde sie glücklicher. Meine Mutter konnte sie nur mit desto trüberen Ahnungen verlassen!

Aber das Glück der Tante Therese hielt manches Jahr an. Der Freiherr Adalbert blieb ihr treu während seiner Universitätsjahre; er befuchte sie jedes halbe Jahr in den Ferien, seine Liebe war immer gleich zärtlich, gleich herzlich. Er mußte nach Beendigung seiner Studien eine zweijährige Reise durch Europa machen. Seine Briefe an sie während dieser Zeit athmeten vom ersten bis zum letzten Tage nur die herzlichste und zärtlichste Liebe. Als er zurückkam, eilte er zuerst zu ihr. Wie war er glücklich an der Seite des schönen Mädchens mit dem klaren, gebildeten Geiste, mit dem reinsten und edelsten Herzen! Wie war sie glücklich in dem Glück des Geliebten, der sich zu einem vollendeten Manne ausgebildet, der in der fremden Welt, an den ersten Höfen, unter der höchsten Aristokratie und unter den schönsten Frauen Europa's ihr seine Liebe und seine Treue bewahrt, und nur die eine Sehnsucht gekannt hatte, Arm in Arm mit ihr wieder durch die kahle, graue westphälische Haide zu streifen!

Er sollte noch ein Jahr in dem elterlichen Hause bleiben: dann wollte sein Vater ihm eines seiner Güter zur eigenen Bewirthschaftung abtreten, und dann wollte der Sohn dem Vater seine Liebe entdecken, seine Liebe, die seit acht Jahren in sein Herz gewachsen, die mit seinem Herzen verwachsen war, von der er sich nie und nimmer losreißen konnte. So war der Plan. Und an dem Gelingen des Plans, an der Einwilligung des Vaters zweifelten die Liebenden um so weniger, als unterdeß über Deutschland und auch über Westphalen politische Zustände gekommen waren, die auch dem inneren Leben des Volkes und der Gesellschaft, den Verhältnissen der Schichten des Volks und der Gesellschaft zu einander eine völlig andere Farbe, eine wesentlich veränderte Gestalt gegeben, die namentlich die bisherige hohe, exclusive Stellung der Geburtsaristokratie vollkommen verrückt hatte. Seit dem Jahre 1807 herrschten die Franzosen im Lande, und es waren die Franzosen der Revolution, und — es ist nicht zu leugnen, die Revolutionen von unten nivellieren nun einmal nach oben, und die französische Revolution that es radical.

Da kam das Jahr 1811. Der Kaiser Napoleon besuchte in jenem Jahre die rheinischen Provinzen seines Reiches. In Düsseldorf hielt er ein großes, glänzendes Hoflager. Alle Notabeln von Rheinland und Westphalen waren dahin entboten. Der vornehme alte Adel beider Länder durfte am wenigsten fehlen, trotz, vielleicht gerade wegen jenes Nivellementes der Revolution. Und sie waren alle da, die alten, edeln, stolzen Geschlechter. Das fremde Gewaltregiment hatte zu jener Zeit so viele Mittel des Zwanges. Mit welchen Gesinnungen und Gefühlen manche von ihnen kamen?

Damals war es, als ein westphälischer Erelmann dem stolzen, mächtigen Kaiser jene ewig denkwürdige, stolze und muthige Antwort gab.

Als der Freiherr von Plettenberg zu Plettenberg in der Grafschaft Mark in dem großen Conrsaale dem Kaiser Napoleon vorgestellt wurde, herrschte dieser ihn mit finsterem und drohendem Blick an: „Man hat mir gesagt, daß Sie ein guter Preuße sind!"

„Ja, Sire, bis zum Tode," war die laute, furchtlose Antwort des westphälischen Erelmanns.

Seine Freunde zitterten für ihn, der Kaiser hat ihm nichts. Aber nicht Alle, die hingekommen waren, blieben so ihrer deutschen Gesinnung treu.

Unter den Entboteuen und Erschienenen waren auch der Reichsfreiherr und sein Sohn, der Stammherr Freiherr Adalbert. Der Freiherr repräsentirte eins der ersten und reichsten Geschlechter Westphalens. Sein Sohn war sein künftiger Erbe; war ein schöner, ein gewandter junger Mann; war frei und sicher und zwanglos in den glänzenden Sälen des mächtigen Kaisers, als wenn er in seinem eigenen Hause wäre; wurde das Verlangen der Frauen und Töchter an den kaiserlichen Hoflager; wurde umgarnt von den Netzen einer der schönsten, auf Befehl des Kaisers selbst, der den Glanz des neu von ihm geschaffenen Adels befestigen wollte durch den Ruhm und den Reichthum des alten Adels in den von ihm eroberten Provinzen.

Seine Marschälle hatten den Kaiser begleiten müssen, mit ihren Familien. Adelaide, die Tochter eines dieser Marschälle, war in den Cirkeln des Kaisers die Perle der Schönheit, der Anmuth und der Koketterie. Ihr wurde der kaiserliche Befehl, die Gemahlin des jungen westphälischen Freiherrn zu werden. Es hätte freilich des Befehles nicht für sie bedurft. Er konnte vielleicht nur das Feuer ihrer schönen Augen zündender, ihre Stimme schmelzender, alle ihre Reize siegreicher machen. Nirgends in der Welt geht mehr Stolz, mehr Mannhaftigkeit, mehr Treue, mehr Liebe zu Grunde, als an den Höfen der Kaiser und Könige.

Der Freiherr Adalbert war in den Netzen der schönen Adelaide gefangen, ehe er eine Ahnung davon hatte. So wußte er auch nicht, wie es geschehen war. Er gewahrte es plötzlich, und da er es gewahrte, wollte zuerst ein tödtlicher Schreck ihn ergreifen. Aber er überwältigte den Schreck, und nun schlugen die Flammen einer wild und unbändig begehrenden Leidenschaft ganz über ihm zusammen. Sie waren angefacht und wurden genährt durch alle Reize einer elegantem Schönheit, durch den hinreißenstem Zauber eines lebhaften Geistes, durch die feinsten Künste einer seggewohnten Koketterie. Ein Haus, das auf allen Seiten in Brand gesteckt ist, muß rettungslos niederbrennen.

Als alle die anderen westphälischen Erelleute von Düsseldorf in ihre Heimath zurückkehrten, zog der Freiherr Adalbert mit der schönen Adelaide und dem kaiserlichen Hoflager gen Paris. Die schöne und gestvolle Dame hatte ihn fast rührend darum gebeten; ihre Mutter hatte ihr freundlich ihre Einwilligung, der Kaiser selbst hatte ihm seinen Wunsch zu erkennen gegeben. Das waren Befehle für ihn. Der Wunsch des Kaisers mußte zugleich für den alten Reichsfreiherrn ein Befehl sein.

In Paris wurde der junge Mann beläßt, und der erste Schritt zieht den zweiten nach sich. Nach sechs Wochen bat er seinen Vater um die Erlaubniß, den Wunsche des Kaisers gemäß in französische Kriegsdienste treten zu dürfen; der Kaiser wolle ihn in seine Adjutanur anstehmen. Alle Wünsche des Kaisers waren Befehle für seine Unterthanen, und der ehemalige Freiherr des deutschen Reiches war Unterthan des französischen Kaisers. Der Freiherr Adalbert wurde Officier in der französischen Armee und speciell dem Marschall, dem Vater der schönen und geistvollen Adelaide, als Adjutant überwiesen.

Nach einem Vierteljahre hat er seinen Vater um die Einwilligung seiner ehelichen Verbindung mit der schönen und geistvollen Tochter des Marschalls. Dieser Schritt war nur die nothwendige Consequenz der vorigen, und von Anfang an der Wunsch und Befehl des Kaisers gewesen. Der alte Reichsfreiherr konnte seine Einwilligung nicht versagen. Es gab sie freilich mit schwerem Herzen; denn von altem Adel war der Marschall nicht, und also auch die Tochter nicht. Aber selbst die deutschen Fürsten mußten damals auf Befehl Napoleon's Mesalliancen mit den Töchtern napoleonischer Granden schließen, oder ihre Töchter diesen hingeben, und die deutschen Fürsten suchten wohl gar um solche Verbindungen, wie um eine Gnade, bei dem französischen Kaiser nach.

Meine Tante Therese hatte von den Gelieben einen Brief aus Düsseldorf erhalten, dann einen zweiten aus Paris, dann keinen mehr. In den beiden Briefen hatte er ihr seine unwandelbare Liebe und Treue so sonderbar, so leidenschaftlich, so sich selbst überstürzend versichert, daß ihr beim Lesen glühend heiß und eisig kalt wurde. Halb und halb war sie deshalb darauf vorbereitet, daß sie einen dritten nicht erhalten werde. Aber was war der Grund dieser plötzlichen Umwandlung? In die graue westphälische Haide drang lange keine Kunde davon. Fragen konnte sie Niemanden. In die Provinzstadt war aber nach einiger Zeit die Nachricht gekommen, der junge Freiherr lebe in Paris, sei dort Adjutant in der unmittelbaren Nähe des Kaisers, werde an dem kaiserlichen Hofe sehr ausgezeichnet, habe eine der schönsten, geist-

wollsten und vornehmsten jungen Damen dieses Hofes geheirathet. So erfuhr es auch der Bruder meiner Tante, mein Onkel Fritz, der damals so eben sein Examen als Advocat gemacht hatte. Er war der Vertraute der Tante; er eilte nach Hawichhorst und mußte der armen Schwester die entsetzliche Nachricht mittheilen. Sie nahm sie mit großer Fassung auf.

„Konnte er," sprach sie, „ein Feind seiner Vaterlandes werden, so konnte er auch keine Liebe zu mir mehr in seinem Herzen bewahren."

Weiter sprach sie kein Wort, weder über ihn noch über sich. Sie zeigte keinen Schmerz, wie gewaltig er in ihrem Inneren wühlen mochte. Sie war still, freundlich; sie konnte heiter sein und erheirt nach einiger Zeit sogar ihre frische, blühende Farbe wieder, die sie nur auf Wochen verloren hatte.

Meine Mutter, mein Onkel Fritz, meine Großmutter, die von Beiden, dann von ihr selbst Alles erfuhr, mußten sie bewundern in der Stärke, in der Größe ihrer Seele. Sie blieb so, auch als später weitere Nachrichten über den Freiherrn Adalbert eintrafen. Er war noch ein Jahr lang in der Adjutantur des Kaisers geblieben; auch ein Jahr lang hatte seine Ehe gedauert, nur ein Jahr lang. Eines Tages hatte er seine schöne und geistvolle Frau in den Armen eines schönen und geistvollen jungen Franzosen betroffen. Den jungen Franzosen hatte er erschossen und von seiner Frau sich scheiden lassen. Dann hatte er vom Kaiser seinen Abschied verlangt; derselbe war ihm nicht bewilligt, dagegen war er zu einem Regimente in einem der entlegensten Winkel Frankreichs verwiesen worden; dort lebte er wie ein Gefangener. Das erfuhr man noch von ihm. Dann hörte man über ihn nichts mehr. Sein alter Vater hatte vielleicht noch Nachrichten; er theilte sie Niemandem mit. Sie mochten ehnehin den Stolz des westphälischen Freiherrn kränken.

3. Ein preußischer Officier.

In der Nacht vor dem Tage, an welchem meine Großmutter und meine Tante von dem Gewehrfeuer am Walde erschreckt wurden, war von der Haide her ein mit zwei Pferden bespannter offener Bauerwagen langsam auf das Schloß Hawichhorst zugefahren und hatte an dessen Rückseite gehalten. Er war bis fast an den Rand der Leitern mit Heu angefüllt. Als er aber hielt, richtete langsam und mühsam ein Mann in einem Mantel sich in dem Heu auf. Er hatte den Kopf verbunden und trug den linken Arm in einer Binde.

Der Bauer, der den Wagen fuhr, war an ihn herangetreten. Ihm zeigte der verwundete Mann im Wagen eines der unteren Fenster an der Rückseite des Schlosses, an der sie hielten.

„Klopft leise an das Fenster," sagte er zu dem Bauer — seine Stimme war matt — „und wenn dann eine alte Frau öffnet, so sagt ihr, ein Sterbender lasse sie bitten, zu ihm herauszukommen."

Der Bauer that, wie ihm befohlen war. Das Fenster öffnete sich.

„Wer ist da?" fragte die alte Magd Christine hinaus.

„Ein Sterbender dort im Wagen läßt Euch bitten, zu ihm herauszukommen."

Es war Mondschein. Die alte Christine sah einen Menschen und einen Wagen, die sie beide nicht kannte. Sie war zweifelhaft, was sie thun solle. Da rief aus dem Wagen eine matte Stimme leise ihren Namen. Sie erschrak, denn sie erkannte die Stimme, oder glaubte sie zu erkennen.

Die alte Magd war eine verständige Person. Auch sie hatte in jener bewegten Zeit so Manches erlebt und das Verhältniß der Tante Therese zu dem Freiherrn Adalbert war ihr, der alten, treuen, vertrauten Dienerin des Hauses, nicht unbekannt geblieben. Auch die späteren Schicksale des Freiherrn kannte sie, und zu dem Kriege, der jetzt noch von Napoleon in Deutschland geführt wurde, hatte der Kaiser auch den letzten Mann, der in Frankreich die Waffen tragen konnte, über den Rhein kommen lassen. Die Schlacht bei Leipzig war vor wenigen Tagen geschlagen. Eine Menge kleiner Gefechte, meist unglücklich für die zersprengten, fliehenden Franzosen, waren ihr gefolgt.

„Ich komme," sagte die Magd.

Sie verschloß leise ihr Fenster und trat leise aus einer Hinterthür des Hauses. Ein Geheimniß lag hier unter allen Umständen vor. Sie ging an den Wagen.

Der Verwundete im Wagen richtete sich auf.

„Nenne meinen Namen nicht, Christine."

Es war der Freiherr Adalbert. Sie konnte ihm vor Zittern nicht antworten.

„Ist die Mamsell Therese zu Hause?" fragte der Freiherr sie.

„Ja."

„Bitte sie zu mir. Aber sie muß allein kommen, lasse ich sie bitten. Außer ihr und Dir darf Niemand wissen, daß ich hier bin."

„Ich gehe zu ihr," sagte die Magd.

Sie kehrte in das Haus zurück. Nach zehn Minuten war sie mit meiner Tante Therese wieder da. Die Tante war leichenblaß. Die alte Magd nahm den Bauer auf die Seite. Was der Verwundete im Wagen und ihre Herrin sich zu sagen hatten, das durfte kein Dritter hören.

„Kommt, Mann. Ihr werdet durstig sein. Ich habe Euch zu trinken mitgebracht."

Meine Tante und der Freiherr waren allein. Sie war an den Wagen herangetreten. Er erhob sich, er hatte sich zurücklegen müssen, als die Magd in das Haus ging, ihre Herrin zu rufen, denn er war zu schwach, um sich lange aufrecht zu erhalten. Der Mond beschien voll sein verwundetes, blasses, erschöpftes Gesicht. Er wollte zu der Tante sprechen; da er sie sah, vermochte er es nicht. Ein Sterbender wollte sie sprechen, hatte der Fuhrmann zu der alten Christine gesagt. Die Magd hatte es ihrer Herrin wiedergesagt. Die Tante sah das zum Sterben matte Gesicht vor sich. Der Anblick wollte ihr das Herz zuschnüren, aber Worte hatte auch sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebling des deutschen Volkes.

Bis vor wenigen Wochen war es in unserm schönen Vaterlande noch eine unerhörte, nie dagewesene Erscheinung, daß einem deutschen Fürsten aus allen Gauen des weiten Landes der Dank des deutschen Volkes votirt wurde. Dieses eiserne Kreuz des Volksdankes hat sich bis jetzt nur ein Fürst errungen und dieser merkwürdiger Weise nicht durch eine große Kriegsthat, sondern einfach durch seine feste volks- und verfassungstreue Haltung seinen fürstlichen Opponenten gegenüber. Es ist in diesen Blättern bereits früher darauf hingewiesen worden, daß es der Edelein Friedrich von Baden war, an dessen graniner Festigkeit ein schlimmer deutscher Sonderbund gescheitert ist, und wir glauben deshalb, die Leser der „Gartenlaube" werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen in flüchtigen Zügen das Bild des Mannes zeichnen, der sich so rasch die volle Liebe eines guten ehrlichen Volkes erworben hat.

Mit Leopold, dem Vater des jetzigen Großherzogs, dem ältesten Sohne Karl Friedrich's und der Gräfin von Hochberg (aus dem Geschlechte der Geyer von Giersberg), trat Baden 1830—32 endgültig aus dem Kreise der Maitressen- und Günstlingswirthschaft heraus. Dafür entfaltete der Verfassungskampf seine vollsten Schwingen; der Bismarck Badens hieß Friedrich Landolin Karl von Blittersdorf. Ein und derselbe Fürst, Leopold, sollte nach dem Willen des Geschickes die höchste Spannkraft der dem Volksrechte feindselig gegenübergestellten Kronrechte erlahmen und die Orgie der Umsturzbewegung austoben sehen. Sein Leben brach unter der eisernen Aufgabe. Nach 22jähriger Regierung überrug der müde Vater seinem zweitgeborenen Sohne Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. den 9. September 1826, die stellvertretende Sorge für die Regierung. Unter dem Ahnen Karl Friedrich hatte das patriarchalische System sich innerlich gewandelt; unter Friedrich sollte das constitutionelle System seine „neue Aera" haben.

Die erste Jugend des Fürsten fällt in die Jahre, in welchen das Verfassungsrecht seine bittersten Erfahrungen machte. Aber doch ist der jetzt regierende Großherzog der Erste, dessen Jünglingszeit, obwohl in den gewohnten Bahnen der deutschen Prinzenerziehung vielfach dahingleitend, doch auch die unausbleiblichen Eindrücke empfing, mit denen ein kämpfend bewegend Verfassungsleben jede

Großherzog Friedrich von Baden.

Jünglingsseele erfüllt. Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Großherzog Ludwig waren die Pathen des Kindes, dem von dem fürstlichen Vater die leutselige Milde, von der Mutter, Sophie, Prinzessin von Schweden, der Tochter Gustav IV., die charaktervolle Entschlossenheit als Keime künftiger Eigenschaften in die Wiege gelegt sein mochten. Ein sonniger Kreis geschwisterlicher Liebe (Alexandrine, jetzt Herzogin von Coburg, Marie, jetzt Fürstin von Leiningen, Cäcilie, jetzt Großfürstin Michael von Rußland, die Prinzen Wilhelm und Karl) war dazu angethan, den jungen Fürsten die Tugenden des deutschen Hauses warm und dauernd empfinden zu lassen. Aber auch die Schattenseiten dieses engen Familienbandes lagerten sich in seine Nähe, als den hochbegabten ältern Bruder Ludwig, den trautesten Jugend- und Bildungsgenossen, die Vorboten schwerer Gemüths- und Körperleiden immer näher und bedrückender umdrängten, bis sich eine reicherschlossene Geistes- und Körperschöne in frühem Tode (am 22. Jan. 1858) löste. Die bei des fürstlichen Vaters Hintritte (24. April 1852) übernommene Regentschaft Friedrich's war schon in endgültige Thron-

besteigung gewandelt worden durch Patent vom 5. Septbr. 1856, nachdem sich das Leiden des Bruders als unheilbar herausgestellt hatte.

Noch lagen auf dem Lande die schweren Schatten des kaum verharschten Revolutions- und Kriegesjahrstandes. Der Jubelruf des Volkes bei der Vermählung des Fürsten mit Louise, Prinzessin von Preußen (28. Septbr. 1856), zeigte aber doch, wie schnell die Wunden schwer geprüfter Lande und Bevölkerungen vernarben und welch unauslöschliche Liebe das deutsche Volk im Herzen trägt, wenn es in seinen Fürsten das Wohlwollen und die Treue erkennt, deren Bethätigung jedes Staatswesen als mindeste Forderung an seinen Träger stellen muß. Das badische Volk sollte an seinen Fürsten höhere Forderungen stellen und bald die Erfüllung froh erleben dürfen. Aber in jenen Tagen, als der junge Fürst in kraftvoll männlicher Schönheit, ein Angebinde der Mutter Natur an Badens Fürstenhaus, die in der Anmuth des verklärenden Glückes und grazienvoller Erscheinung strahlende Braut heimführte — da erschoß es durch das Land gleichsam wie eine Vorahnung, daß auch der Staat und das Volk sein volles Antheil haben müsse an jener glückverheißenden Zukunft, deren Einzug in das Fürstenhaus die Bevölkerung so froh und herzlich mit begrüßte.

So hoch stand die Sonne des badischen Staatslebens jetzt freilich noch nicht. Im Lande herrschte mächtig und unverhüllt der österreichische Einfluß. Die Jugend des regierenden Großherzogs war mit österreichischen Eindrücken durch mehrfache Reisen nach Wien eng verkettet. Doch starken diese Eindrücke nicht verringelt, so wenig wie es der militärischen Erziehung des jungen Fürsten an einem Gegengewichte fehlte. Studien in Heidelberg und in Bonn, namentlich bei Schlosser, Häusser und Baugerten, hatten den Grund gelegt zu einer allgemein wissenschaftlichen Erkenntniß, die das einzig fruchtbare Erdreich des Verfassungsglaubens bildet. Ein längerer Besuch am englischen Hofe (Frühjahr 1856), der vertrauliche Umgang mit der verwandtschaftlich nahestehenden englischen Königsfamilie der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, der Schwager des Großherzogs Friedrich durch seine Ehe mit der badischen Prinzessin Alexandrine, ist der Bruder des verstorbenen Prinz-Gemahls von England) hatte der theoretischen Erkenntniß die praktische Anschauung zugefügt. Zur Bethätigung einer im deutschen Staatsleben in dieser Vollkommenheit völlig neuen fürstlichen Verfassungsinitiative bedurfte es aber eines äußeren Anstoßes, an dem es so lange gebrechen mußte, als der Rückschlag gegen die revolutionären Verjahre nur die eben landläufigen Geleise austrat. Nur das Leben der Wissenschaft und der Kunst genoß jetzt schon in vollem Maße die Früchte einer geläuterten Vorliebe und einer echt fürstlichen Freigebigkeit. In diese Zeit fällt die Gründung der Karlsruher Kunstschule mit Schirmer an der Spitze, dem später Lessing als Galerieinspector sich anreihte; schon zuvor hatte die Uebervragung der Theaterleitung an Eduard Devrient, der aus dem Kampfe mit zwei Intendanten als Alleinherrscher des Bühnenwesens siegreich hervorging, klar bekundet, wie fest gewillt der kunstsinnige Fürst war, einer nach ästhetischen Grundsätzen unverbrüchlich strenge geleiteten Kunstanstalt selbst mit dem Opfer festgewortzter Ueberlieferungen die Aufgabe der Hebung der deutschen Bühne und des deutschen Schauspielerstandes anzuvertrauen.

Endlich kam, nicht gesucht oder vorbereitet von politischen Parteiungen, im Gegentheile einfach herbeigeführt durch die reactionäre Unterschätzung des Volksbewußtseins, die kritische Entscheidung. Politisch hätte vielleicht das ermüdete Volk noch Manches ertragen; an das sittlich-religiöse Allgemeinbewußtsein aber durfte man nicht rühren. Gerade das geschah durch die Vereinbarung mit Rom, nur es wird immer in der Geschichte der constitutionellen Entwickelung ein merkwürdiges Blatt sein, wie sich in zweitägiger Schlacht eine aus der Reactionszeit hervorgegangene, großentheils aus Beamten bestehende Kammer gegen Minister, die in jener Zeit noch nicht auf dem Platze wankten, zum Debuetscher der freien Landesüberzeugung machte. Ohne das constitutionelle System hätte der Großherzog niemals die Wahrheit gehört, ohne die muthvolle Probe der badischen zweiten Kammer wäre sie nicht zum Siege gelangt. Vom 30. März 1860 schreibt sich die Entscheidung, wie eine dramatische Steigerung tief sich die Geschichte jener Tage bis zum Siege des Volksrechtes in der Brust des Fürsten. Der Wirbel schwankte, da gab ein Erlaß des Ministeres des Innern, Herrn von Stengel, der in einem Rundschreiben an die Amtsvorstände den Fürsten als gänzlich unbeeinflußt von der verfassungsmäßig ausgesprochenen Gesinnung seines Volkes darstellte, ein Anschlag. Fieberhaft wogte es in der Hauptstadt am 2. April 1860; in Massen umwrängte die Bevölkerung das Ständehaus, und ein Ah leste sich vor der Brust, als nach 7stündiger Verzögerung Abends 5 Uhr zum Beginn der außerordentlichen Sitzung der zweiten Kammer das Ministerium — Stabel und Lamey an Stelle von Meysenbug und Stengel — der siegreichen Volksvertretung gegenübertraten. Mit der Verkündigung vom 7. April, die ein goldenes Gedenkblatt in den Büchern badischer Geschichte bleiben wird, hatte sich der Kampf in der Brust des Fürsten gelöst: „in einem ernsten Augenblicke," so sprach er, „der manche Gemüther mit bangen Zweifeln erfüllt, ergreife ich mein schönstes Vorrecht und richte aus der Tiefe des Herzens Friedenswerte an mein theures Volk."

Und dieselbe sittliche Kraft der Entscheidung, die sich in diesem Widerstreite bewährt hat, hielt an für den politischen Aufbau des muthvoll begonnenen Werkes. Es liegt ein großes Zeugniß sittlicher Hoheit in diesem Wendepunkte neu-badischer Geschichte. Derselbe Fürst, der heute die Kraft in sich fand, die Stimme des Volksgewissens in der eigenen Brust nachzuempfinden und ihre Forderung in freier Entschließung zu erfüllen, er hatte gleichwohl dieses Volk zuvor kennen lernen in der Orgie revolutionärer Ausschweifung. Kaum ein Jahrzehm zuvor war an den Schwärmen einer aufgelösten Soldateska sein Werk machtlos verhalt; sein Leben, das er ohne den Beenten der Pflicht weihte, war bedroht; er hatte den Vater flüchtig, sein Herz brechen sehen müssen an den Folgen jener badischen Umwälzung, in der sich die letzten Reste der Bewegung bis zum Cynismus austoben. Aber sein Herz hatte sich nicht verhärtet gegen das Volk, dem seine Liebe und seine Pflicht gehörte. In der tosenden Brandung der im Sturme aufgelösten Staatsordnung hatte er wohl die Stimme vernommen, die ihm zurief: In die Hand der organischen Gewalten ist es gegeben, mit dem Vaterlande selbst auch die Bewegung zu adeln, die es dereinst zur Sammlung seiner Kraft und zur Einigung führen soll.

Von jetzt ab giebt es keine particularistisch-badische innere und äußere Politik mehr. Und es bleibt von erhebendem Interesse zu beobachten, wie dieselbe trübe Umsturzerfahrung, die in weniger adeligen Naturen verschließend und abstoßend gegen das Gewissen und das Recht des Volkes wirkt, in Friedrich von Baden die entgegengesetzte Wirkung übte. Nicht trämpfig unterbinden soll man die natürliche Volkskraft, die, in wilder Wuth entfesselt, alle Staatsordnung zerbricht. Nein — Sache der obersten organischen Gewalten ist es, dieses Gewissens und dieses Rechtes sich stets bewußt zu sein und in diesem Bewußtsein jene Kraft sicher und stetig auf die rechten Bahnen zu lenken. Was auch Baden in Fragen der inneren Gesetzgebung geleistet hat, was es in weitreigend in vollendeten Gesetzen und in Einrichten — Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche, Gewerbefreiheit, Freizügkeit, Erleichterung der Ehebschließung, bürgerliche Gleichstellung der Juden, Justizorganisation, Verwaltungsgesetz, Entwurf einer Neuordnung der Volksschule — aus jedem einzelnen Schritte tönt doch der Gedanke an das gemeinsame Vaterland verständlich und klar heraus. Großherzog Friedrich selbst hat ihm Worte geliehen — und die schönsten Darlegungen seiner Gesinnung sind nach Form und Inhalt sein selbsteigenes Werk — in dem erhebenden Schlusse einer landständischen Eröffnungsansprache:

„Die Erfolge alles Benühens für das Wohl unserer geliebten Heimath bleiben stets untrennbar von der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes. Immer ernster tritt das Bedürfniß hervor, Deutschlands Macht und Ansehen zu kräftigen, damit es in allen Wechselfällen der Weltgeschichte seinen hohen geschichtlichen Beruf erfüllen kann. Wie anders wäre die Befriedigung der nationalen und politischen Interessen dieses großen Volkes möglich, als in einer festen und thatsäßigen Organisation, welche Deutschland zur Vertretung seiner Macht und seines Rechts den Nachdruck eines einheitlichen Willens erschafft und dadurch der Selbstständigkeit der Einzelstaaten zugleich eine unerschütterliche Stütze verleiht."

Aber nicht Worte allein hat Großherzog Friedrich dem deutschen Einheitsgedanten geliehen, nein auch Thaten. Eine That war die volle Amnestie vom 7. August 1862; eine That war Badens Eintreten für Kurhessen, eine That die Abstimmung für das alte Recht in Schleswig und Holstein, eine That die badische Note in der deutschen Frage; die behrfte aber von allen war des Fürsten

eigene Haltung auf dem Frankfurter Fürstentage. Dort bewahrheitete sich das Wort: Ich kann nicht finden, daß ein trennender Zwiespalt besteht zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Zum ersten Male erschaune jetzt mit freudigem Erstaunen Deutschland eine volle, uneingeschränkte Wahrung der Volksrechte durch den Mund eines deutschen Fürsten. Baden erkennt als einziges Ziugelt „für das verübergehende Opfer des Bundesstaates“ die Volksvertretung aus unmittelbarer Wahl. Einem annähernd verwirklichungsfähigen Einigungsplane, an dem vor Allen die Gesammtheit der Souveraine sich betheiligen müßte, könne Großherzog Friedrich „nicht allein Opfer seiner Stellung und seiner Rechte, sondern auch das schwerere Opfer der Ideen bringen, wonach sich nach seiner festen Ueberzeugung die künftige Verfassung Deutschlands zum Wohle deutschen Volkes und Landes gestalten muß“. Vor die Verwirklichung des Reformplanes aber zieht Friedrich von Baden mit fester, unbeirrter Hand die Laufgräben des deutschen Volksbewußtseins.

Ich stimme nicht für die Errichung eines von einzelnen Directorialhöfen zu instruirenden Bundesdirectoriums, welches ohne die Schranke constitutioneller Verantwortlichkeit seine Befugnisse ausznüben hat.

Ich stimme nicht für eine aus Delegirten zu bildende Volksvertretung.

Ich stimme nicht für die thatsächliche Vernichtung des Zustimmungsrechts der Bundesabgeordneten bei Feststellung des Bundeshaushaltes.

Ich stimme nicht für die Ausdehnung der Befugnisse des Directoriums auf das Recht und die Pflicht der Ueberwachung, daß der innere Friede Deutschlands nicht gestört werde.

Ein Jubelruf drang durch die Volkskreise Deutschlands, durch alle Gauen, wo noch ein Sinn besteht für Mannesmuth und Treue, als diese Abstimmung kundbar wurde. Ein Katechismus maßvollst begrenzter Volksrechte, aufgestellt von der Hand, gewahrt durch den Mund eines deutschen Fürsten! Können die Liebe und das dankbare Vertrauen eines Volkes ein Lohn sein für männliche Thatkraft und Treue, dann hat Friedrich von Baden diesen Lohn gefunden.

Die ungemeine Liebe des badischen Volkes zu seinem Fürsten, die weit über die Grenzen des Landes hinaus ihren Wiederhall findet, beruht auf der schlichten Tugend seines ganzen Wesens. Für Jedermann verständlich und klar, ohne wirre diplomatische Künste stets er den Thron, jedem seiner Unterthanen ein Freund, ein Berather, ein Beispiel — das Muster eines liebenden Familienvaters, leutselig und bescheiden, wie jedes wahre Verdienst; unermüdet in der Arbeit, von seltenster Mäßigkeit in allen Genüssen. „Nicht der täuschende Glanz angenblicklich blendender Regierungsmaßregeln,“ sagte Ed. Devrient in seiner Festrede am 9. Septbr., „verwirrt uns sein Bild; nein, schlicht und prunklos, still und rechtschaffen — wie wir es von einem guten Hausvater verlangen — sehen wir unsern Landesvater uns voranschreiten, und darum ist überall, sobald wir nur die Wahrheit von seinem Thun und Wollen erfahren haben, das Verständniß desselben leicht, die Billigung entschieden, denn das rein menschliche Maß der Dinge, das sittliche Maß genügt zu seiner Beurtheilung.“

Und doch, wer weiß, ob nicht die Innenwelt dieses edlen deutschen Fürstenherzens eine Falte birgt, in welcher der Fürst zum Märtyrer seines deutschen Gewissens sich geworden glaubt? Die Liebe seines und des deutschen Volkes, die sich in erhebendem Ausdrucke stets neu bekundet, möge diese Falte glätten, wenn sie in der That besteht. In den neuen Staatseinrichtungen Badens und in Badens Eintreten für echtes Verfassungsrecht in Deutschland sind unbestreitbar und unbestritten die höchsten sittlichen Aufgaben alles Staaten- und Volkslebens gesetzt und von einem edlen Willen zur Verwirklichung angebahnt. Den Wille der Verfassung und die Thatkraft des Volkes mögen ferner über sie richten. Für Baden haben Ordnung und Freiheit aufgehört Gegensätze zu sein; ein hochherziger Fürst hat sie versöhnt, ein liebendes Volk hat ihn verstanden. Wie einst unter Karl Friedrich das patriarchalische System, so hat unter Friedrich von Baden der Constitutionalismus seine rückhaltslose Einkehr in das deutsche Volksgewissen vollzogen.

Madame de Brandebourg.

Von Georg Hiltl.

Eine glänzende Cavalcade, aus Officieren und Stutzern der Aristokratie Turins zusammengesetzt, bewegte sich in den schattigen Waldgängen, welche zu dem herzoglichen Jagd- und Lustschlosse „La Veneria“ führten. Den Mittelpunkt dieses schimmernden Zuges bildeten zwei mit geschmückten Damen angefüllte Carossen. In der ersten Carosse gewahrte man vier derselben, welche drei Stufenjahre repräsentirten. Zwei der Damen waren dem Greisenalter nahe, eine konnte so eben die dreißiger Jahre passirt haben, die jüngste schien höchstens 19 bis 20 Jahre zu zählen. Diese junge Schöne war der Gegenstand sorwährender Huldigungen eines äußerst chevaleresken, hohen Officiers, welcher die glänzende Uniform der brandenburgischen Truppen des Kurfürsten Friedrich III. trug und kaum zweiundzwanzig Jahre zählen konnte. Er war das Abbild einer kraftvollen Jugend. Dennoch hatte die Fülle der Gesundheit, welche auf seinem blühenden Antlitz strohte, nicht vermocht der Regelmäßigkeit seiner edlen, achtunggebietenden Züge Einrag zu thun und ihnen jene Feinheit zu nehmen, die den Sprossen eines erlauchten Geschlechtes bekundete. Die äußerst kleidsame Uniform ließ seine schöne Gestalt doppelt vortheilhaft erscheinen, und es konnte nur auffallen, daß der noch sehr junge Soldat bereits die Abzeichen eines hohen militärischen Ranges trug; doch ward man bald darüber aufgeklärt, denn der Officier war Markgraf Carl Philipp von Schwedt, Stiefbruder des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, General in der Hülfsarmee, welche der Kurfürst dem von den französischen Truppen bedrängten Herzog von Savoyen gesendet hatte. — Die schöne Frau nannte sich Marquise von Balbiani-Salmour. Sie war Wittwe eines Obersten, stammte aus einem der edelsten Geschlechter Italiens und war körperlich und geistig eine der bevorzugtesten Damen ihrer Zeit. Krieg und Liebe — zwischen diesen beiden Gegensätzen brachte der junge Markgraf seine Zeit in Italien hin. Kurfürst Friedrich III., später der erste König von Preußen, hatte im richtigen Gefühl der Gefahr, welche Deutschland durch die Uebergriffe Ludwig's XIV. drohte, die kampfgeübten Truppen seines großen Vaters dem bedrängten Fürsten zum Beistande gesendet. Brandenburgische Landeskinder fochten unter den Fahnen ihres Kurfürsten am Rheine gegen den fremden Gewaltshaber. Sie stürmten die Festung Bonn. Brandenburgische Truppen blutten im fernen Ungarlande gegen den Erbfeind, den Türken. Sie waren es, welche den heißen Kampf bei Salankemen entschieden. Sechstausend brandenburgische Kriegsleute fuhren über den Canal und halfen dem Prinzen von Oranien sein Ansehen bei der englischen Nation erhöhen, bis der flüchtige Jakob II. des Thrones verlustig erklärt und der Oranier, nunmehr Wilhelm III., den erledigten Königssitz als Herrscher eines freien Volkes besties.

Friedrich III. hat vielfache Bekrittlungen seiner Prachtliebe, seiner Neigungen für das Auffällige erfahren müssen. Diese waren aber eng verbunden mit dem großen Entwurfe, der schon als Kurfürst ihm vorschwebte und der ihn beschäftigte, dessen Ausführung er energisch durchsetzte und dadurch den Grund zur Macht des preußischen Staates legte. Einer der größten Vorzüge aber, den der Kurfürst vor vielen Andern hatte, war die Heiligthaltung des gegebenen Wortes. Nie hat ihn der Geist kleinlicher, steifer Ceremonie so stark beherrscht, daß er nicht die Heiligkeit eingegangener Verpflichtungen beobachtet hätte. Er übertrieb lange. Ging er aber auf eine Vorlage ein, so konnte man auf sein Wort Aessen thürmen. Die Durchführung einer versprochenen Sache geschah immer ganz, ohne Kleinlichkeit, und auch hierin zeigte er stets eine Würde, die ihn zu dem später angenommenen Königstitel berechtigte. Er genoß die Achtung seines Volkes, weil er in jeder Beziehung selbst achtungswerth dastand. Nie hat er den geringsten seiner Unterthanen seiner Ruhmsucht geopfert, wenn gleich er die hochgestellten schwer aus den Banden dessen beheiste, was er für nothwendig

erkannte. Diese furze Charakteristik des Kurfürsten möge seine Handlungsweise bei den folgenden Ereignissen erklären, die wir erzählen wollen.

Getreu seiner Vertheidigungspolitik, hatte Kurfürst Friedrich dem durch Catinat schwer bedrängten Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, ein Hilfscorps brandenburgischer Truppen gesendet. Sie fochten mit großer Auszeichnung unter dem Oberbefehle des Prinzen Eugen. Der commandirende General dieses Elitecorps war ein französischer Refugié, der Herr von Barennes. Unter ihm diente Markgraf Carl Philipp als Volontair, nachdem er sich schon in früheren Kämpfen durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

Unmittelbar nach der Ankunft der Brandenburger in Italien bezog man die Winterquartiere. Turin ward der Sammelplatz der verschiedenen Kriegsvölker, welche in den kommenden Zeiten ihre blutigen Rollen spielen sollten. Victor Amadeus, selbst ritterlich, galant und dem Luxus zugethan, hielt es für eine besondere Ausgabe, seinen Gästen den Aufenthalt in seiner Hauptstadt so angenehm wie möglich zu machen.

Während man heute die neuerbauten Schanzen besichtigte, Exercitien und Recognoscirungen vornahm, vereinigten am folgenden Tage glänzende Maskenfeste die Befehlshaber aller Truppen ohne Ansehen des Ranges; von der wilden Musik der kriegerischen Weisen, vom Rasseln der Trommeln ging man über zu den schmeichelnden Tönen der von den herzoglichen Musikern ausgeführten Sarabanden, und den schweren Reiterstiefel mit dem seidenen Schuh vertauschend, wiegte man sich im Tanze mit den Schönen des Hofes und der Stadt.

Hier war es, wo Markgraf Carl Philipp die Bekanntschaft der Gräfin Salmour machte. Jung und feurig mußte auf ihn die schöne, geistreiche Dame einen mächtigen Zauber ausüben. In jener durch den frivolen Ton des französischen Hofes bereits verderbten Zeit mußte ein so gestaltetes Weib doppelt glänzend erscheinen, wenn man sah, wie fern es von jeder Koketterie sich hielt, wie anspruchslos sie inmitten aller Huldigungen blieb, und wie hoch ihr der makellose Name ihres Geschlechtes stand.

Hiervon überzeugte sich der Markgraf sehr bald, als er ihr den Antrag machte, ihm, dem seine hohe Geburt eine Fürstentochter zur Gattin in Aussicht stellte, ohne priesterlichen Segen angehören zu wollen. Ein Hinweis auf den Götzen jener Zeit, Ludwig XIV., auf Carl II. von England fruchtete Nichts. Die Gräfin wies diese Zumuthungen in edler und einfacher Weise mit den Worten ab: „Monseigneur, ich bin zu arm, um Ihre Gemahlin, aber aus einem zu guten Hause, um Ihre Maitresse werden zu können."

Gleichwohl war ihr der schöne, liebenswürdige Prinz nicht gleichgültig geblieben. Es verging einige Zeit, während welcher sich die Liebenden in allerlei Projecten erschöpften, wie die Zukunft sich rosig und heiter gestalten lasse.

Nachdem der Markgraf mit seinem Fürstenworte der Gräfin betheuert, daß er nie von ihr lassen werde, kam man überein, die Trauung heimlich stattfinden zu lassen. Die Gräfin zog ihre Verwandten, die Grafen Salmour und Herren von Balbiani, so wie deren Frauen in das Geheimniß. Obgleich die Besonneneren unter ihnen die Köpfe schüttelten, so reizte doch die Aussicht auf die glänzende Verbindung den Ehrgeiz der Familie, und man erwartete mit Bestimmtheit die Aufhellung des letzten dunklen Punktes, der sich am Liebeshorizonte des Markgrafen und der schönen Salmour zeigte.

Dieser dunkle Punkt war die Einwilligung des Bruders, des Kurfürsten Friedrich, in eine den glänzenden Zukunftsprojecten desselben durchaus nicht zusagende Verbindung. Indessen glaubte man, daß nach geschehener Trauung, und bei dem tadellosen Rufe der Gräfin, Friedrich III. doch Bedenken tragen würde, eine Lösung des Ehebündnisses anzubefehlen. Man war in Berlin bereits von der Neigung unterrichtet, welche Markgraf Carl Philipp für die schöne Salmour hegte, da sein seiner Ankunft in Turin schon eine geraume Zeit verflossen, hielt jedoch die ganze Sache für eine jener vorübergehenden Liaisons, wie sie in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts an allen Fürstenhöfen Europa's zu finden waren.

In dem ersten Rausche der Freude, welche die Gräfin über das Gelöbniß des geliebten Markgrafen empfand, hatte sie bald einen Weg gefunden, der an's Ziel führen sollte. Es war ihrem Bruder gelungen, durch Geld einen armen Advocaten zu bewegen, die bei der Trauung nothwendigen richterlichen Functionen zu übernehmen. In gleicher Weise hatte man einen Priester, Lea, ausfindig gemacht, welcher sich bereit erklärte, den kirchlichen Act vollziehen zu wollen. Beide Personen standen in dem Rufe, schon einige Male bei ähnlichen Intriguen gedient zu haben. Der Gräfin waren Beide unbekannt, und sie hatte nur die endlich nahe Erfüllung eines Wunsches vor Augen, den sie ebenso sehnlich realisirt haben wollte, als der Markgraf.

Carl Philipp hatte sofort eingewilligt. Als jedoch der Tag immer näher rückte, empfand er ein Gefühl des Mißbehagens über die ganze Lage der Dinge. Sein ritterlicher Charakter sträubte sich gegen die Heimlichkeit. Er hatte seiner Verlobten nur die Ungleichheit des Standes ihm gegenüber vorzuwerfen, er war sich der Unrichtigkeit seiner Gesinnung bewußt, er war Soldat, geachtet nicht nur deshalb weil er einen fürstlichen Namen trug, sondern weil er auch durch Tapferkeit sich desselben werth gezeigt hatte; weshalb sollte er nun zudem, offen vor aller Welt Diejenige als Gattin vom Altar hinwegzuführen, die er so innig liebte und welche das Glück seines Lebens zu werden versprach? Er hielt es für eine Feigheit, bei Nacht und Nebel wie ein Schuldbeladener sich mit der Frau seines Herzens in eine Capelle zu schleichen. — Gleichwohl verhehlte er sich nicht, welchen verschiedenartigen Eindruck die Ceremonie auf seine militärische Umgebung hervorbringen würde, von der ein großer Theil, mit dem Stolze des Kurfürsten bekannt, seine Mißbilligung offen zu verstehen geben mußte. Der Markgraf überzählte die kleine Schaar Derer, welche ihm unbedingt ergeben waren. Die Armee bietet ihn als einen jugendlichen Helden an, und was die Gegner seines Heirathsprojectes betrak, so beschloß er, daß auch sie zugegen sein sollten, wenn er sich ehelich verbandt, denn durch die Anwesenheit hoher Officiere mußte der ganze Act das Gepräge des Officiellen erhalten; da sich nun voraussehen ließ, daß keiner der Letzteren sich als Trauungszeuge einstellen würde, wenn ihm die Dinge, die da kommen sollten, bekannt wären, so hatte der Markgraf den allerdings sehr kühnen Entschluß gefaßt, durch Ueberraschung auf seine Gegner zu wirken, sie zu betäuben und sie dergestalt zu Mitwirkenden bei der kirchlichen Handlung zu machen.

Er veranstaltete ein Fest auf dem Jagdschlosse des Herzogs, La Veneria. Die höchsten Officiere hatten Einladungen erhalten, und in glänzendem, Eingangs dieser Erzählung bereits geschilderten Zuge begaben sich Wirth und Gäste auf den Weg.

Im Jagdschlosse angelangt, welches der Herzog dem Markgrafen zur Verfügung gestellt hatte, wurden die Geladenen in die mächtige Gallerie geführt, woselbst eine prachtvoll servirte Tafel ihrer wartete. Bevor jedoch das Diner begann, schlug der Markgraf seinen Gästen einen Spaziergang durch die schattigen Umgebungen des Schlosses vor. Die glänzende Menge vertheilte sich in den Laubgängen, und Carl Philipp blieb mit der Gräfin allein. Die Unruhe, welche sich Beider bemeistert hatte, duldete keine Zeugen. Man sprach sich gegenseitig Muth ein, man überzahl noch einmal die Anzahl der Ergebenen. Auf unbedingte Zustimmung ihrer sämmtlichen Angehörigen durfte die Gräfin rechnen, der Markgraf baggen war nur seiner drei Adjutanten, der Herren Desprenves, de Pérus und Stylle, sicher. Dieser kleinen Armee stand die bei Weitem zahlreichere der hohen Officiere und Diplomaten entgegen, an deren Spitze sich der Prinz von Hessen-Darmstadt, des Markgrafen Vetter, der General der brandenburgischen Hülfstruppen Mr. de Barennes, Major von Hoffmann, Herr de la Motte Fouqué, der energische Cavallerieoberst von Hackeborn und die Officiere de Corneau, Camas, von Kayhengst und Déprés befanden. — Indessen war keine Zeit mehr zur Ueberlegung. Die Stunde des Diners nahte heran, während desselben sollte der Streich geführt werden. Die Gräfin ging in sieberhafter Aufregung zwischen ihren Damen in der Gallerie umher, während der Markgraf seine Erregtheit unter einer gewissen Geschäftigkeit zu verbergen suchte, indem er sich angelegentlich um die kleinsten Nebendinge, die Anordnung der Tafel und dergleichen erkundigte.

Schmetternde Trompetenfanfaren riefen die Gäste endlich zu Tische. Der Markgraf hatte ein Musikcorps der brandenburgischen Cavallerie in der Gallerie postirt, deren Wölbungen von den anfeuernden Klängen der Blasinstrumente wiederhallten.

Bald war die Unterhaltung im vollsten Gange. Die ausgesuchtesten Speisen, die köstlichsten Weine erhöhten das Vergnügen der Tafel, dem die wahrhaft fürstliche Umgebung, die großartige Architektur der Gallerie, zugleich eine gewisse Würde verlieh. * Die

* Das Schloß ward 1706 von den Franzosen unter la Feuillade zerstört, später aber wieder neu aufgebaut.

Officiere, welche sich sorglos den Genüssen eines herrlichen Mahles hingaben, brachten Toaste aus auf den Kurfürsten in Berlin, auf den Markgrafen, auf den Herzog Victor, auf die Armeen der Verbündeten; jedes Mal fielen donnernde Pauken und Trompeten ein, die Gäste hatten keine Ahnung von der Ueberraschung, die ihrer wartete, und die Lust hatte den höchsten Grad erreicht, wobei sich Jedermann gestand, seit langer Zeit kein so herrliches und zugleich gemüthliches Fest genossen zu haben. Plötzlich erhob sich der Markgraf, der nun den richtigen Augenblick gekommen glaubte. Hoch aufgerichtet, glühend von Erregung, von Muth, von Liebe stand er da; die Linke in die Hüfte gestemmt, in der Rechten das Kelchglas voll edlen Weines, den schönen Kopf ein wenig hinten übergeworfen, bot er dem Beschauer ein herrliches Bild von Jugendmuth und Hoheit. Er bedankte sich in kurzen Worten für die Freude, die ihm geworden, so viele liebe Gäste bei seinem Feste sehen zu können, er gedachte des Herzogs Victor, seines Bruders in Berlin und schloß endlich, indem er seine kraftvolle Stimme erhob, mit den Worten: „Diesen Becher aber, meine Freunde, leere ich auf das Wohl Derjenigen, die ich liebe, der mein Herz gehören soll und mit demselben meine Hand. Ich leere ihn auf das Wohl der edlen Gräfin Salmour, die ich mir erwählet habe zum ehelichen Gemahl, daß sie theile mit mir den Fürstentitel. Und darum habe ich Sie Alle, meine Freunde, geladen, daß Sie Zeugen sein sollen des feierlichen Actes, der mich noch zu dieser Stunde mit ihr auf ewig verbinden wird."

Die Wirkung dieser Eröffnung läßt sich kaum beschreiben. Die brandenburgischen Officiere blieben in einer Art von Erstarrung. Sie glichen plötzlich in Stein verwandelten Personen. Einige stießen dumpfe Töne, Schreie der Ueberraschung aus, Andere sanken erstaunt in ihre Sessel zurück. Unmittelbar nach den Worten des Markgrafen lagerte sich eine Todtenstille über die ganze Versammlung, der heitere Lärm des Festes verstummte. Carl Philipp stützte die fast ohnmächtige Gräfin. — Nicht lange aber sollte die Stille der Gäste dauern. Sie war die Ruhe vor dem Ausbruche des Gewitters gewesen. Brausend machte sich der Unmuth der Officiere Luft. Herr von Barennes rief: „Das ist gegen den Willen unsres gnädigen Kurfürsten, dessen Krieger wir sind." Dieser Ruf war das Signal zum lauten Widerstand. „Verrath! wir sind in eine Falle gelockt, keine Anerkennung!" schrieen die Getäuschten.

Vom Weine erhitzt, ließen sie sich so zu drohenden Gebehrden hinreißen, daß die Freunde des Markgrafen es für gerathen hielten, diesen und die Gräfin in ihre Mitte zu nehmen. Die Gegenpartei sah das als eine Herausforderung an, und im Augenblick waren die Degen blank, was den Markgrafen und seine Freunde veranlaßte, gleichfalls vom Leder zu ziehen. Der Tumult wuchs von Minute zu Minute, zwischen die Angstrufe der Damen mischten sich die Streitreden der Männer, wobei namentlich der Prinz von Hessen und Herr von Barennes das Wort führten, indem sie den Markgrafen ganz entschieden des Ungehorsams gegen seinen Fürsten, Bruder und Kriegsherrn, so wie des Mangels an Achtung vor seinem hohen Namen ziehen; Carl Philipp dagegen schwur hoch und theuer, er werde sich eher in Stücke hauen lassen, als seine Gräfin aufgeben. „Folgen Sie mir, Madame," rief er, „ich werde Ihnen zeigen, daß ich Ihrer und meiner hohen Ahnen würdig bin."

Jetzt schien der Augenblick gekommen, der einen blutigen Zusammenstoß bringen sollte. Man versuchte dem Markgrafen und seinen Begleitern das Hinausgehen aus dem Saale zu wehren, schon klirrten die Degen aneinander, als plötzlich ein Officier des Herzogs Victor mit 30 Mann im Saale erschien, Namens seines Herrn den Streitenden Ruhe gebot und die Officiere in sehr höflichen Worten ersuchte, den Frieden eines fürstlichen Schlosses nicht zu brechen. Die Degen wurden sofort eingesteckt, und man überhäufte sich gegenseitig mit Vorwürfen; da man jedoch nicht wagte, dem Markgrafen weitere Anläße zur Aufregung zu geben, so begnügte der herzogliche Officier sich damit, den inzwischen angelangten Priester Lea, so wie den Notar zu arretiren, für welches Verfahren Herr von Barennes die Verantwortung übernahm. *

Wieder folgte tiefe Stille auf diese geräuschvollen Scenen. Die lange Gallerie ward öde. Die Nacht brach herein, und man hörte das Rollen der Wagen oder den Galopp der Pferde, welche die Gäste nach der Hauptstadt zurückführten.

Noch in derselben Nacht fertigte Barennes einen Courier nach Berlin ab, der den Kurfürsten von dem Vorgefallenen benachrichtigen mußte. Er ließ sich am folgenden Tage bei dem Herzoge Victor melden und verlangte die Verhaftung des ihm untergebenen Markgrafen und der Marquise. Der Herzog versprach, der Letzteren seine Befehle zukommen zu lassen, weigerte sich aber entschieden, dem Markgrafen gegenüberzutreten, an dessen Person ihn Gastfreundschaft und Hochachtung fesselten. Barennes sendete einen zweiten Courier nach Berlin, der die Weigerung des Herzogs überbrachte. Man muß indessen einräumen, daß Barennes als ein ehrenhafter Soldat handelte. Er sprach in seinem Berichte von dem Markgrafen und der Gräfin mit größter Hochachtung und berief sich nur auf seine Stellung als Vorgesetzter, klagt deren er keine Vorgänge dulden dürfe, welche dem Interesse seines Souverains entgegenliefen.

Der Markgraf hatte vollauf zu thun, seine schöne Geliebte zu trösten. Mit der Hinterlassen und Gefahren aber schien ihre gegenseitige Liebe zu wachsen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Scenen in der Veneria zur allgemeinen Kenntniß der Liebhaber von Klatschereien gekommen waren. Allein so sehr auch böse Zungen geschäftig sich regten, der Charakter der Gräfin, die Ritterlichkeit ihres hohen Anbeters standen hoch über jeder Verunglimpfung, und nach wenig Tagen machte das Gerede einer ungeheuchelten Bewunderung Platz. Die romantischen Zuthaten verliehen den ganzen Verhältnisse einen doppelten Reiz, und Barennes sah bald ein, welch schwierigen Stand er der öffentlichen Meinung gegenüber haben werde, da sogar die Officiere nur durch die Bande der Disciplin gehindert wurden, ihre Sympathien für den Markgrafen offen an den Tag zu legen.

Carl Philipp gestand sich bald, daß ihm, wenn er sein gegebenes Wort halten wolle, kein Mittel als die geheime Trauung übrig bleibe. Bei seinen Streifereien durch die Umgegend Turins hatte er die Bekanntschaft einiger Mönche des Camaldulenser-Klosters gemacht. Namentlich war es der Pater Colomban, der den Prinzen sehr in sein Herz schloß. Carl Philipp zögerte nicht, sich dem Geistlichen zu entdecken, und diese Beichte wirkte dergestalt auf den guten Pater, daß er den Bitten des Markgrafen nicht lange widerstand. — Genug, die priesterliche Einsegnung des Paares fand statt, und zwar mit genauer Aufrechthaltung aller nothwendigen Formalitäten. Als Zeugen waren anwesend der Bruder und der Schwager der Gräfin, für den Markgrafen die Herren von Péras und Sylle. Péras hatte den gerichtlichen Ehecontract als „Auditor Sr. kurfürstlichen Gnaden von Brandenburg" aufgesetzt, und die sämmtlichen Zeugen hatten ihn unterschrieben. — Der Würfel war also gefallen. Das neuvermählte Paar schwelgte in Wonne und vermied es sorgfältig, nach dem Norden zu blicken, von woher die Blitze sich erwarten ließen.

Man hatte die Vermählung so geheim als möglich gehalten. Was wäre aber wohl verschwiegen geblieben zu einer Zeit, in der sich alle Welt mit Intriguen ähnlicher Art beschäftigte? Der Markgraf hatte vielleicht selbst an dem Betanntwerden Schuld. Er fand zuweilen eine Erleichterung darin, seine Beseligungsse irgend einem Freunde zu klagen. Namentlich wirkte die Anwesenheit des jungen Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau (später der alte Dessauer) sehr ermuthigend auf ihn. Der Fürst war im Vertaufe seiner Reise durch Italien nach Turin gekommen; hier hatte er mit dem Markgrafen Freundschaft geschlossen. Carl Philipp schüttete ein Herz aus und fand bei Leopold ein offenes Ohr. Der junge Dessauer befand sich in derselben Lage, da er sich vor seiner Abreise mit der Apothekerstochter Anna Föhse in Dessau verlobt hatte. Er gab dem Markgrafen die Versicherung, daß kein Mensch in der Welt ihm die Heirath mit der schönen Föhse hindern solle; er hat diese Zusicherung gehalten.

Hierauf stützte sich der Markgraf, berief sich auf das Beispiel des Fürsten und brachte es durch seine Leidenschaftlichkeit dahin, daß die ganzen Verhältnisse, mit den nöthigen Randglossen versehen, nach Berlin berichtet wurden *.

Der Kurfürst nahm diese Entdeckungen sehr übel auf, was

* Es hat inzwischen lange genug gewährt, bis der Schleier des Geheimnisses gelüftet wurde. Das junge Paar war über Jahr und Tag vermählt, als der Befehl zur Trennung eintraf.

* Es ist nicht erklärt, woher diese militärische Hülfe so schnell kam. Man glaubt, der Herzog Victor habe von den kommenden Vorgängen Kenntniß gehabt und auf alle Fälle Vorbereitungen getroffen. Der Priester und der Notar blieben ein Jahr lang in Haft.

ihm nicht zu verargen war. Abgesehen davon, daß er die Heirath seines Bruders mit der Gräfin als ein seinen hohen Ehrwürfen sich entgegenthürmendes Hinderniß betrachtete, so stand er dem Schauplatz der Ereignisse zu fern, um vollständig leidenschaftslos urtheilen zu können. Auf den ersten Bericht Barennes' über die Vorgänge in der Benería hatte er indessen mit großer Mäßigung geantwortet und befohlen: „der Sache möglichst wenig Wichtigkeit beizulegen." Außerdem sieht es fest, daß der Markgraf keinen Schritt gethan hat, um über die etwaige Verständigung mit seinem Bruder in Unterhandlung zu treten. Er erwartete mit Resignation die kommenden Dinge. — In Turin theilte man sich bei Hofe in zwei Lager: während die Freunde des Markgrafen sich angelegen sein ließen, ihm ihre Gesinnungen offen darzulegen, blieben die Gegner der Heirath von dem Hause Carl Philipp's fern.

Während sich hergestalt die Wolken thürmten und den Himmel des Eheglücks für Markgraf Carl Philipp verfinsterten, umzog sich der politische Horizont nicht minder drohend. Schon lobte in den gesegneten Thälern Savoyens auf's Neue die Kriegsfurie. Es ist für den Markgrafen ein wiesbacher Ruhm, daß er sich nicht durch die Bande der Liebe fesseln ließ, sondern eingedenk seines Namens beim Schall der Schlachttrompete hinausseilte in den Kampf. Ohne Zaudern, der Umarmung seiner schönen Gattin sich entwindend, stürzte er, einer der Muthvollsten, in die feindlichen Reihen. In allen Gefechten war er seinen Kriegern voran, und bei dem Sturm auf Casale pflanzte er das brandenburgische Banner auf die eroberte Schanze und sank, von feindlichem Hiebe getroffen, hart verwundet nieder, die Fahnenstange umklammernd, in der Rechten das mit Feindesblut geröthete Schwert haltend. Aus dem Kampfe getragen, nach Turin geschafft, genest er die Pflege seiner Gattin. — Unterdessen waren drei Schreiben aus Berlin eingetroffen. Das erste, an Barennes adressirte belobte dessen Eifer und Verhalten und befahl: Die Trennung beider Gatten, falls die Ehe wirklich geschlossen sei, mit Gewalt, doch möglichst vorsichtig herbeizuführen. Wenn dem Beginnen Barennes' durch die savoyischen Behörden Hindernisse entgegengesetzt würden, so habe Barennes hiermit die Ordre, seine Truppen unverzüglich von der Armee der Verbündeten zurückzuziehen. Das zweite Schreiben war an den Herzog gerichtet und enthielt einen feierlichen Protest gegen die wider Wissen und Willen des Kurfürsten, als Landes- und Kriegsherrn, abgeschlossene Verbindung des Markgrafen mit der Gräfin Salmour. Der dritte Brief, für den Markgrafen bestimmt, stellte diesem in nachdrücklichen Worten das Unpassende der Verbindung vor; der Kurfürst beschwor ihn, seiner Ahnen und der hohen Bestimmung eingedenk zu sein, welche ihm die Vorsehung zugedacht habe. Brüderlich ermahnte ihn der Kurfürst, wie ein Mann zu verzichten und dem Dienste des Vaterlandes seine Neigung zu opfern. Zum Schluß ward ihm der Befehl ertheilt, seine Stelle als Officier der savoyischen Hülfstruppen aufzugeben und sich unverzüglich zur Uebernahme eines Commandos an den Rhein zu begeben, woselbst brandenburgische Soldaten seiner warteten.

Der vernichtende Schlag war geschehen. Gegen die eiserne Pflicht des Soldaten, des Unterthans kämpfte die Liebe. Sie siegte, und das Unglück der Liebenden war entschieden.

Nachdem Barennes dem Herzoge die genehme Ordre des Kurfürsten mitgetheilt, und Victor Amadeus sich dem begründeten Einwendungen fügen mußte, der Markgraf außerdem fest auf seinem Kopf bestand, beschloß der Commandeur zu handeln.

Die schönste Mondnacht, wie sie nur von dem mitten Himmel Italiens herabsinken kann, lag über Turin. Die Uhren der Kirchthürme verkündigten die zwölfte Stunde. In den einsamen Straßen zeigte sich nur hie und da ein heimkehrender Nachtschwärmer; aus weiter Ferne schallte das Klingen einiger Guitarren, auch diese Töne erstarben, und in tiefer Ruhe, umschattet von den hohen Bäumen und Gebüschen lag das kleine Hotel des Markgrafen Carl Philipp. Nur ein auf den Garten gehendes Fenster war matt erleuchtet. Es war das Fenster des Zimmers, in welchem Carl Philipp schlummerte, bewacht von seiner Gattin, die, an seinem Lager im Armsessel ruhend, in ein leichtes Nachtgewand gehüllt, sorgfältig jede Regung des Schlafenden verfolgte.

Die poetische Ruhe der Nacht ward plötzlich durch dumpfe Töne gestört. Es waren die gleichmäßigen Tritte einer zahlreichen Patrouille, welche unheimlich durch die stillen Gassen hallten. Die Soldaten trugen österreichische und piemontesische Uniformen. Voraus schritten vier Officiere in brandenburgischer Kriegertracht.

Bei dem Hotel des Markgrafen angelangt, vertheilte der Erste der Zugführer die Posten rings um das Gebäude. Nachdem dies geschehen, traten die Uebrigen durch das offene Thor in den Garten und näherten sich einer Hinterthüre des Hauses, an welche einer der Officiere leise klopfte. Sie öffnete sich ein wenig, und das bleiche Gesicht eines Dieners schaute durch die Spalte: „Sie sind es, Herr von Hackeborn?" stöhnte der Ueberraschte. „Ich bin es, Laut unserer Verabredung* haben Sie zu öffnen. Schnell! — Ordre des gnädigen Herrn Kurfürsten." Die Pforte sprang auf, und die Officiere traten hinein. Leise fliegen sie eine Treppe hinan, am Ende derselben angelangt, stießen sie auf eine durch schwere Vorhänge maskirte Thür. Hackeborn schob den Vorhang zurück und legte seine Hand auf die Klinke. — „Hier ist es," flüsterte er leise.

In dieser Nacht befiniger als sonst an der kaum geschlossenen Wunde leidend, ward Carl Philipp ängstlich von seiner treuen Pflegerin bewacht. Von ihr behütet, entschlummerte er sanft, nur zuweilen schüttelte eine leichte Wallung des Blutes fieberhaft den Schlafenden; jeder Bewegung achtete die Gräfin sorgsam, sie erhob den schönen Kopf und blickte erwartungsvoll auf das bleiche Gesicht des geliebten Gatten, bereit, jede Hülfsleistung zu verrichten, deren der Genesende bedurfte. — Unruhig warf Carl Philipp im Schlaf sein Haupt, wie von bösem Traume gequält. Die Gräfin fuhr auf. Er beruhigte sich wieder. Die Stille der Nacht ward nur durch das Ticken der Uhr unterbrochen. Auf den blassen Antlitze des Markgrafen zitterte der Schein des Lichtes, der aus einer blauen Ampel hervorstrahlte. Noch einige Augenblicke lauschte die Gräfin, dann lehnte sie das Haupt in die Polster zurück. — Plötzlich war es ihr, als werde geräuschlos die Thür des Schlafcabinets geöffnet. Sie blickte scharf in das Halbdunkel. Nein — es war keine Täuschung, die Pforte drehte sich in ihren Angeln — ein Mann trat in das Gemach. — Sollte sie träumen? — unmöglich, so lebhaft zu träumen — ihre Hand fuhr zu den Glockenzuge, sie hielt ihn zwischen den Fingern, es war Wirklichkeit — und da — da waren mehrere Männer in das Zimmer getreten, ein Bischofskin, von außen kommend, sief durch die Thüre, sie erkannte Uniformen, Waffen. Mit einem lauten Schrei sprang sie empor, die Glocke tönte, und in den Corridoren ward es lebendig.

Auf den Angstschrei seiner Gattin war der Markgraf erwacht. Sofort hatte er die ihm drohende Gefahr überblickt. Er schnellte sich empor und stand vor den Officieren. Zugleich stürzten durch die gegenüberliegende Thüre die Frauen der Gräfin in das Gemach, Stimmen und Rufe erschallten, eine Scene der Verwirrung begann, die Zerrneden des Markgrafen donnerten durch den Lärmen; inmitten dieser Aufregung blieb Hackeborn fest und unerschütterlich, die linke Hand am Schwerte, das offne Befehlschreiben des Herzogs in der Rechten haltend.

„Im Namen des Herzogs und meines Kursürsten!" rief er. „Herr Exempt, ich befehle Ihnen, sich der Person der gnädigen Frau Gräfin mit aller Schonung zu versichern."

„Keinen Schritt zu ihr!" schrie Carl Philipp, der den am Bettpfosten hängenden Degen gezogen hatte. Wie ein Tiger zum Sprung bereit, vorn übergebeugt, stand er da.

„Gnädigster Herr, es ist der Befehl Ihres Herrn Bruders und Kurfürsten."

„Sie sind ein Henker!"

„Herr Markgraf! Ihrer Erregung verzeihe ich jenes Wort. Sie sind Soldat wie ich, und ich frage Sie, ob der Soldat zudern darf, wenn der Befehl seines Herrn ihn ruft."

„Wohlan denn," schrie der Markgraf, „Soldaten, ja so lassen Sie uns handeln wie Soldaten. Mann gegen Mann! Heraus mit den Klingen, kommt heran, wir wollen fechten!"

Das blitzende Schwert in seiner Faust beschrieb einen Kreis, und der Markgraf stand vor der ohnmächtigen Gräfin, welche von ihren Frauen gestützt wurde.

„Um des Himmels willen, Herr Markgraf," rief Hackeborn, „kommen Sie zu sich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie kein brandenburgisch Blut fließen. Es kann sich Alles zum Guten wenden. Bedenken Sie, daß wir gehorchen unsthen."

„Heran! heran!" schrie der Markgraf.

„Und kostet es mein Leben," rief Hackeborn, „lieber als das seine."

* Der im Einverständniß mit Hackeborn handelnde Kammerdiener flüchtete nach Berlin.

Mit einem kühnen Sprunge gelangte er dicht an den Markgrafen, seine nervige Hand umklammerte die Rechte Carl Philipp's und das Gefäß des Degens. Beide Männer rangen mit einander.

„Helfen Sie mir, meine Herren," befahl der Oberst. „Seine Hoheit sind außer sich. Den Degen! halten Sie den Degen."

Die Officiere eilten hinzu, und der noch schwache Carl Philipp sah sich bald ohne Waffe. Wie ein Verzweifelter wehrte er sich gegen seine Angreifer, die alle Stöße und Schläge geduldig ertrugen und ihn zu halten strebten. Da — ein lauter Schrei — eine letzte convulsivische Bewegung, matt und hinfällig sank Carl Philipp in die Arme Hackeborn's zurück. Das Blut überströmte sein Nachtgewand. Die Wunde von Casale war wieder aufgebrochen. Sanft ließ der Oberst ihn auf ein Polster gleiten.

„Dem Himmel sei Dank," sagte er dumpf, „kein brandenburgischer Degen hat seinen Heldenleib berührt." — Carl Philipp öffnete die Augen. Er stierte den Ort an, wo er zuletzt seine Gattin gesehen. „Katharina," stöhnte er leise — und, als hätte seine lispelnde Klage das Ohr der Geliebten erreicht, schmerzvoll tönte aus dem Garten herauf der Abschiedsgruß: „Philipp! Philipp!" — er erstarb in dem Rollen des davoneilenden Wagens, welcher die Gräfin von dem Gatten hinweg in das Kloster Santa Croce entführte.

Ein pomphafter Katafalk erhob sich inmitten der Domkirche zu Berlin. Auf der Höhe desselben lagen die Abzeichen der fürstlichen Würde. Hut, Degen und Sporen, die Handschuhe und eine Schärpe waren von goldenem Lorbeerzweige umwunden. Unter den Klängen der Orgel verrichteten die Mitglieder der kurfürstlichen Familie weinend ihr Gebet am reichgeschmückten Sarge Markgraf Carl Philipp's von Schwedt.

Fünf Tage nach der Trennung von seiner Gattin war er einem heftigen Fieber erlegen, welches die neuaufgebrochene Wunde und die furchtbare Gemüthserregung erzeugt hatten. Seine Liebe ward sein Tod. Unter zahlreicher Escorte hatte man die Leiche nach Berlin geführt.

Katharine von Brandenburg, wie sich fortan die Gräfin von Salmour nannte, die der Tagesruf auf Befehl des Herzogs in ein Nonnenkloster gebracht, ward unmittelbar nach seinem Tode in Freiheit gesetzt. Sie war ohne Vermögen; sie stand allein auf den Schutz ihrer Verwandten angewiesen in der Welt.

Kurfürst Friedrich III. hatte ihr hunderttausend Thaler bieten lassen, wenn sie den Namen einer Frau von Brandenburg ablegen wolle.

Als der Sarg in die fürstliche Gruft gesenkt war, verweilten der Kurfürst und die Seinigen noch eine Zeit lang in der menschenleeren Kirche. Friedrich stand sinnend vor dem Grabe seines Stiefbruders. Er winkte mit der Hand einen Gruß hinab und verließ die Kirche. In seinem Cabinete angelangt, warf er sich in den Sessel, er schlug die Hände vor das Gesicht, und heiße Thränen entströmten seinen Augen. — Wenige Stunden später hatte er sich wieder in die Geschäfte der Regierung vertieft. Zahlreiche Einläufe warteten seiner zur Erledigung. Der Kurfürst las Alles selbst. Ein Schreiben schien besonders seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er hielt es dicht vor die Augen, seine Stirne zog sich in Falten, gleichsam als wollte er doppelt genau sehen, um sich zu überzeugen, daß er richtig gelesen. — Es war ein Schreiben der Gräfin Salmour. — Sie unterzeichnete „Katharina von Brandenburg" — sie schlug, die arme, junge Wittwe, die ihr gebotenen hunderttausend Thaler aus. —

„Monseigneur," schrieb sie, „die Ehre, den brandenburgischen Namen führen zu dürfen, steht mir höher im Werthe als alle Schätze der Erde. Sie fühlen selbst zu zart, Sie denken selbst zu hochherzig, als daß Sie es mißbilligen könnten, wenn ich Sie bitte: behalten Sie Ihr Geld und lassen Sie mir den Namen meines Gatten, der unbezahlbar ist."

Friedrich ließ das Papier sinken. „Hochherzig, edel!" sagte er nach einer Pause zu sich selber. „Sie war seiner würdig. Ja, es ist ein unschätzbarer Name, und wenn ich ihn einst nicht mehr führe, so soll er doch als ein Kleinod stets in meiner Königskrone prangen, und wer ihn führt, soll mir nahe sein. Das sei die Sühne zwischen uns, mein armer, geliebter Bruder! Auch ich habe gelitten, als ich Dein Glück und Deine Liebe opfern mußte für die einstige Erhöhung meines Hauses." —*

* Die Gräfin vermählte sich zum dritten Male mit dem sächsischen Minister und Feldmarschall Grafen Wackerbarth. Ein von diesem adoptirter Sohn aus ihrer ersten Ehe, Sabatecon von Wackerbarth-Salmour, starb in sächsischen Diensten. Erst bei ihrer Heirath legte sie den Titel „Madame de Brandenbourg" ab. Sie starb 1719.

Die deutsche Künstler-Lotterie für Salzburg.

(Mit Abbildung.)

Wer kennt sie nicht, jene empörenden Gräuel, welche religiöser Fanatismus und Intoleranz in einem der blühendsten Länder Süddeutschlands noch im Jahre 1731 sich erlaubten? Ueber 22,000, sage zweiundzwanzig Tausend brave, biedre Menschen wurden in Salzburg durch den gewissenlosen, gelegierigen und trunksüchtigen Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian und dessen rohe Creaturen lediglich ihres protestantischen Glaubens wegen von ihren Aluen, ihren Heerden, ihren Feldern, von ihren prangenden Thälern und hellen klaren Seen, von ihren Goldbergwerken, Marmorbrüchen und Salzwerken gerissen, in rassinirtester, brutalster Weise gemißhandelt und, als alle diese Mißhandlungen sie zum „alleinseligmachenden" Glauben ihrer Bedränger zurückzuzwingen nicht vermochten, im härtesten Winter, unter allen Qualen des Frostes und Elends, zum Lande hinausgejagt. Sie zogen zum Theil nach Hannover und Holland, zum Theil wanderten sie nach Nord-Amerika aus, die meisten aber wandten sich nach Preußen und fanden in Preußisch-Litthauen eine neue Wohnstätte. Friedrich Wilhelm I. äußerte hierbei seine Entrüstung.

„wie es eine reichs-kündige Sache sei, mit was großer Heftigkeit die arme Glaubens-Genossen in dem Erz-Stifft Saltzburg bedränget und verfolgt würden, und daß von Seiten des Corporis Evangelici zu Regensburg deßhalb nicht allein bei Ihr. Kaiserl. Maj., sondern auch bey dem Erz-Bischoffe von Saltzburg selbst bewegliche Vorstellungen geschehen, dieselbe aber bey dem Erz-Bischoffe noch zur Zeit nichts in geringsten verfangen wollen, soncern derselbe einen Weg wie den andern fortfahre, auf eine unchristliche und selbsten von dem größten Theil seiner Glaubens-Verwandten zum höchsten improbirte Art die härteste Personen- tiones wider besagte Evangelische auszuüben, er auch an die Kaiserl. darwider an ihn ergangene Verordnungen sich gar nicht lehren, noch die behörige Parition leisten wolle."

Er drohte mit Repressalien, nahm auch über 20,000 Salzburger Emigranten auf, die er unterstützte und damit zugleich, wie er sich ausdrückte, „sein wüst Land peuplirte". 130 Jahre mußten seitdem vergehen, ehe sich endlich, endlich die österreichische Regierung veranlaßt oder vielmehr von dem allgemeinen und lauten Ruf der öffentlichen Meinung nach Glaubens- und Gewissensfreiheit und unbedingter Toleranz genöthigt sah, für die Protestanten die früheren Beschränkungen in Rücksicht auf Errichtung von Kirchen mit Thürmen, Glocken, Begehung von religiösen Feierlichkeiten, des Besitzes von Büchern und Schriften aufzuheben, ihnen die selbstständige Ordnung, Verwaltung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zu gewähren und ihnen die vollste Freiheit des Glaubensbekenntnisses und den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte zuzusichern. Erst von nun an, seit 1861, war den Protestanten in Salzburg die Möglichkeit gegeben, ein kirchliches Leben mit Selbstständigkeit der religiösen Genossenschaft zu begründen, erst von da an eine Aussicht vorhanden, daß die mildere Richtung der Gegenwart den Schandfleck des Jahres 1731 auslöschen möge.

Unter der Aufschrift „Der Salzburger Jammer" habe ich im Jahrgang 1861 der Gartenlaube Nummer 27 und 28 jene That des brutalsten Fanatismus und ihren Entwicklungsgang, das Salzburger Volk und den erzbischöflichen Hof, die grausamen und unbarmherzigen Mißhandlungen und Bedrückungen, die unerhörten Leiden, aber auch die edle, feste Standhaftigkeit der Evangelischen, ihren Schwur zu Schwarzach und ihre Auswanderung geschildert.

Eben diesen letzten, beherzigenswerthen Act des Salzburger Drama's suchte ein deutscher Künstler von bestem Ruf, der Historienmaler Professer Martersteig in Weimar, dem Auge und Herz der Mitwelt gleichsam plastisch vorzuführen, er suchte die bedeutsamsten Momente und Züge jener Auswanderung in ein Ganzes zusammenzudrängen, und so entstand zunächst in Carton jenes ergreifend schöne Bild, welches der beifolgende, so gelungene Holzschnitt wiedergiebt.* Von Salzburg her, dessen ragende Festung Hohensalzburg den Hintergrund bildet, bewegt sich unter Militär-Escorte ein Zug vertriebener Protestanten nach der Grenze, um in unbekannter weiter Ferne eine neue Heimath und mit ihr eine Stätte zu finden, wo sie ihrer religiösen Ueberzeugung in Gewissensfreiheit leben können. Sie haben viel Schmach und Qual erdulden müssen, sie haben auch viel, ja fast Alles verloren und verlassen, ihr geweintes Daheim, ihren häuslichen Heerd, ihre Besitzthümer, aber standhaft, in unerschütterlichem Gottvertrauen ziehen sie der ungewissen Zukunft entgegen. Die kernigen, tröstenden Worte halten sie aufrecht, die ihnen aus der Bibel verlesen werden, aus einer Bibel, die schon bei den frühern nächtlichen Zusammenkünften im Walde als Erbauungsbuch gedient hat und den nachherigen Bibel-Verbrennungen der Pfaffen glücklich entgangen ist. Weil man unter andern auch bei Ruprecht Winter, einem dreiundsechzigjährigen, kranken Bauer, eines jener verhaßten Bücher im Hause unter der Bank gefunden, wurde er aus dem Bette gerissen, nebst seinem Weibe auf einen Wagen geworfen, an den Füßen geschlossen, ohne Verhör in eines jener schmählichen Gefängnisse gethan und erst, als der kranke Greis den Tod befürchten ließ, gegen hundert Gulden Buße freigelassen. Wir sehen ihn auf dem Bilde sinken, von inniger Liebe gestützt und von dem treuen Hunde in das Exil begleitet. Einen andern Greis Namens Bierleitner hatten die Unmenschen nicht nur so hart an seinen Füßen geschlossen, daß der eine Fuß unbrauchbar wurde, sondern überdies seinen Sohn an ihn, den Vater, geschlossen und beide in ein finsteres, feuchtes, ungelüftetes Loch, drei Mann tief unter der Erde, geworfen, so daß sie nicht neben, sondern über einander liegen mußten. Auch sie beide erscheinen in unserem Bilde wieder, in dessen Mitte. Ohne Ahnung, ob er wohl die neue Heimath wird erreichen können, schleppt sich der Alte, am Arme des Sohnes und auf die Tochter gestützt, dahin. So ist es, neben der Standhaftigkeit, die Liebe, die uns aus dem Bilde überall entgegenleuchtet. Sie ist es, welche die arme, kranke Frau auf dem Schubkarren dahinführt; sie ist es, welche das Kind in einem umgebundenen Tuche trägt und an sich drückt; sie ist es endlich, welche in Gestalt des kleinen Buben die Mutter, die unglückliche junge Wittwe tröstet, die am Reste ihrer Habe in Schmerz zusammengesunken. Der escortirende Soldat hinter ihr wird sie nicht lange ihrer Trauer überlassen, — und ist sie denn nicht auch noch tausendmal glücklicher, als jene andere Mutter, welcher der Jesuit ihr Kind raubt? Schon im Jahre 1684, als die Tefferegger Protestanten das Land Salzburg zu verlassen gezwungen wurden, mußten dieselben diejenigen ihrer Kinder, die unter vierzehn Jahren waren, zurücklassen. Man steckte sie, wohl 1500 an Zahl, in die Klöster, ohne daß die Vorstellungen der protestantischen Fürsten hiergegen etwas fruchteten. Damals war es die Hochherzigkeit einer deutschen Frau, der Freifrau Henriette Katharine von Gersdorff zu Groß-Henneredorf, welche wenigstens einige dieser Kinder rettete, indem sie, eine gelehrte Dame, dem Kaiser eine lateinische Ode überfandt hatte und als die ihr nachgelassene kaiserliche Gnade Freilassung der Kinder erbat. Gleiche Grausamkeit, wie 1684, übte man auch bei der Auswanderung im Jahre 1731: man suchte den Eltern die unmündigen Kinder zu rauben und übergab sie den Jesuiten. So hat auch auf unserem Bilde der Pfaffe das Kind bereits gefaßt, und vergebens hält ihn die verzweifelnde Mutter, vergebens schaut der Knabe ängstlich zurück; doch gerafft! vielleicht ist es der zehnjährige Balthasar Brandstätter aus Golzegg, welcher, seinen Eltern geraubt und in eine drei Stock hoch gelegene Kammer gesperrt, auf die Straße herabspringt, wohlbehalten unten ankam und allein und auf Umwegen seinen Eltern bis Augsburg nacheilte. Und nun noch eine Figur des Bildes: jenes schlanke, schmucke Mädchen hinter der knieenden Frau und ihrem Knaben. Auch sie hat von dem Land-, Markt- und Berg-Richter den Abzug-Schein erhalten,

* Eine vortreffliche Photographie vom Martersteig'schen Carton hat der Maler und Preisser Fintz zu Altenburg geliefert, ebenso auch von dem sich daran reihenden Bilde Martersteig's: Der Schwur der Salzburger Protestanten in Schwarzach vom 5. August 1731.

„daß sie (so viel wissend) in ihren verrichteten Bauren-Diensten aufrecht und redlich anjonsten sich verhalten, doch aber wegen der verlassenen Römisch-Catholischen Religion, welche in diesem hohen Erz-Stifft und Lande alleinig geübet und zugelassen, aus eben solchen zu emigrirren unn sich zu begeben gehalten worden,"

und weinend blickt sie noch einmal nach dem Dörfchen zurück, das ihr so heimisch lieb, und das sie doch nimmer wiedersehen soll. Sie ahnt nicht, daß auf dieser Wanderung, fern in Altmühl im Oettingischen, ein braver, biederer Bursch in rasch entflammter, inniger Liebe, doch unter dem Vorwand, sie für seinen Vater als Magd zu dingen, sie in das Haus des vermögenden Vaters einführen und ihr ein neues Glück schaffen werde. Sie ahnt nicht, daß sie sechzig Jahre später in dem schönsten aller der Gebiete des größten deutschen Dichters als ein Musterbild deutscher stiller Weiblichkeit, als Hermann's Dorothee, wieder aufleben und verewigt werden würde!

Und was nun die übrigen, umgebenden Gruppen des Bildes anlangt, so bitten wir unsere Leser die classischen Verse des eben erwähnten Goethe'schen Gedichts nachzulesen.

Noch war der Künstler, Professor Martersteig, mitten im Schaffen desselben, als der Hülferuf der jetzigen Evangelischen Salzburgs nach den materiellen Mitteln zu einem selbstständigen kirchlichen Leben durch die Zeitungen scholl. Da tauchte in der Künstlerseele der Gedanke auf, ob nicht durch eine patriotische That der deutschen Künstler, durch Besteuer und Verloosung von Gemälden, jene materiellen Mittel beschafft und damit den Salzburgern geholfen werden könne. Er trug sich mit diesem Gedanken, ließ ihn allmälich reifen und festere Gestaltung gewinnen und theilte ihn sowohl bei Gelegenheit der großen Künstler-Versammlung zu Salzburg im Jahre 1862, als auch nachher in Weimar Gesinnungsverwandten mit. Zu Verwirklichung dieser schönen Idee, aus Beiträgen deutscher Kunstgenossen eine Sammlung von Kunstwerken zu schaffen, durch deren lotteriemäßige Verloosung die Mittel zum Bau einer protestantischen Kirche in Salzburg gewonnen werden könnten, constituirte sich am 23. October 1862 ein Centralcomité in Weimar und erließ zuvörderst an alle Künstler Deutschlands einen Aufruf, in welchem um Unterstützung des Unternehmens durch Zusage und Einlieferung von Kunstwerken gebeten wurde. Die Bitte fand überall, in den Künstlerkreisen Norddeutschlands wie Süddeutschlands, freundliche Aufnahme und guten Anklang. Die Weimarischen Künstler ließen sich nicht die Ehre nehmen, den Reigen zu eröffnen, und zahlreiche Zusagen namhafter Kunstgenossen von fern und nah folgten. Bald, ja in wenigen Monaten verdoppelte sich die Zahl der Geber, während der Werth der Kunstbeiträge seit der Vertheilung des ersten Rechenschaftsberichts das Dreifache erreicht und überstiegen hat. Auch hier war es — nächst dem Vorsitzenden des Comité, Oberhofmeister von Beaulieu-Marconnay zu Weimar — der Professer Martersteig, der durch briefliches Bereden mit entfernt wohnenden Künstlern und auf Reisen zu denselben für die gute Sache unermüdlich wirkte. Im zweiten Rechenschaftsbericht konnte das Centralcomité constatiren, daß der Werth der bereits eingegangenen Kunstwerke über 6000 Thaler zu veranschlagen sei, und als zu der protestantischen Kirche in Stadt Salzburg im Laufe dieses Sommers der Grund gelegt wurde, konnte das Comité in den Grundstein ein Denk- und Erinnerungsblatt legen, das mit den Worten schloß:

„Der Grund ist gelegt zu der ersten protestantischen Kirche im schönen Salzburger Lande, gelegt durch die evangelische Standhaftigkeit der Salzburger Protestanten selbst, gelegt unter dem Schutz einer toleranten Regierung. Daß auf diesem Grunde sich bald ein würdiger Bau erhebe, dieses mitzuwirken haben auf den Ruf des Centralcomité's schon jetzt viele und namhafte Künstler — ohne Ansehen der Confession — sich bereit und thätig gezeigt, und noch weit mehrere werden gewiß dem gegebenen Beispiele nachfolgen.

Und so dürfen wir in den Grundstein dieses zu erbauenden Gotteshauses — auf den besonderen Wunsch unserer protestantischen Brüder zu Salzburg — dies Gerenkblatt einsenken, als ein Zeugniß frohster Zuversicht für die gedeihliche Vollendung des Werkes und zugleich als eine Bürgschaft werkthätigster Theilnahme daran von Seiten der gesammten deutschen Künstlerschaft — eine Bürgschaft, welche einzulösen diese (so vertrauen wir!) nicht säumen wird."

Die Vertreibung der Protestanten aus Salzburg.
Nach dem Original-Oelbilde von Martersteig.

Sehr richtig ist bemerkt: ohne Ansehen der Confession. Es handelt sich ja durchaus nicht um eine confessionelle Demonstration, durchaus nicht um einen Angriff auf den katholischen Glauben, wir fragen nicht, wer katholisch, wer protestantisch; es handelt sich einfach darum, den Evangelischen Salzburgs nach den empörenden Mißhandlungen und Leiden, welche ihre Vorfahren von dem rohesten und brutalsten Fanatismus haben erdulden müssen, endlich zu ihrem Rechte zu verhelfen, zu dem Rechte der Gewissensfreiheit und freien Gottesverehrung, das jener Religionsgenossenschaft und jedem Mitgliede derselben gleichmäßig zukommt, und zur Beantwortung dieses Rechts, zur Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses ihnen die Mittel zu schaffen — es handelt sich um einen Act der Humanität, würdig unsers Jahrhunderts der Aufklärung und Toleranz. Dies ist der Sinn des Unternehmens, und die deutschen Künstler haben ihn wohl verstanden. Wie damals, im Jahre 1731, die Mißhandlung und das Elend der Salzburger Protestanten bei allen Confessionen, in allen menschlich fühlenden Herzen Theilnahme und Mitleid hervorriefen — wie auf der Wanderung der Vertriebenen zahlreiche Katholiken warmes Mitgefühl für sie zeigten und selbst die Juden in edler Mildthätigkeit sich ihrer erbarmten, so haben sich auch jetzt in Nord- und Süddeutschland, in katholischen wie protestantischen Gegenden die deutschen Künstler — gleichviel ob protestantischen, ob katholischen Glaubens — der guten, edlen Sache mit Eifer angenommen. Sie haben es vom Standpunkte jener Ideale, humanen Weltanschauung aus gethan, welche, über die Glaubensverschiedenheiten erhaben, die eigentliche Heimath der echten Kunst ist.

In diesem Sinne gab auch bei Gelegenheit der deutschen Künstler-Versammlung in Weimar am 20. August dieses Jahres in erhebender Verhandlung über die Salzburger Angelegenheit Professor Gräfe aus Wien, von anderen Oesterreichern unterstützt, die Erklärung ab, wie er und viele seiner Genossen und Landsleute es sich, als Deutschösterreicher und Katholiken, zur Ehrenpflicht und Gewissenssache machten, früher begangenes Unrecht zu sühnen und ihre brüderliche Gesinnung gegen die Salzburger Protestanten zu bethätigen, während von Blomberg aus Berlin für die protestantischen Brandenburger die Pflicht in Anspruch nahm, im Hinblick auf den Schutz, den einst die ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburger bei ihren Ahnherrn in der Mark gefunden, in demselben Geiste jetzt, wo eine erleuchtete und duldsame Regierung den Salzburgern gestatte, in der eigenen Heimath ihrer Gottesverehrung zu leben, für deren kirchliche Bedürfnisse mit zu sorgen.

Aus Altenburg, Berlin, Braunschweig, Breslau, Carlsruhe, Cassel, Cöln, Danzig, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Eisenach, Frankfurt a. M., Gotha, Hamburg, Hanau, Hannover, Heidelberg, Hildesheim, Itzenburg, Kiel, Königsberg, Landau, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, Meiningen, München, Nürnberg, Oldenburg, Rudolstadt, Stuttgart, Weimar, Wien, Wiesbaden u. s. w. haben sich bereits über 220 Künstler den Unternehmungen angeschlossen und Beiträge bereits eingesandt oder doch zugesagt, und ebenso haben die beim Weimarischen Künstlerfest anwesenden Deputirten der verschiedenen Localkunstgenossenschaften Zusage ertheilt, für die Salzburger Angelegenheit in den Kreisen ihrer Genossenschaften zu wirken. Das Comité hat sich daher veranlaßt gesehen, den Termin für die Anmeldung weiterer Gaben bis zum 1. Jan. 1864 zu verlängern, während die Einsendung der Beiträge selbst bis Johannis 1864 geschehen kann und dann mit der Verlosung selbst vorgeschritten werden wird. Im Ganzen mag bis jetzt ein Werth von ungefähr 8000 Thaler eingesandt oder zugesichert sein. Noch sind aber, um ein würdiges protestantisches Gotteshaus in Salzburg entstehen zu lassen, bedeutende Mittel zu beschaffen. Mit dem zweiten Rechenschaftsbericht hat das Central-Comité daher einen erneuten Aufruf an die deutschen Künstler erlassen. Auch durch die Garnelaube, das gelesenste, verbreitetste deutsche Blatt, das von jeher jeder edlen, patriotischen Sache ihre Spalten entgegenkommend geöffnet hat, sei den deutschen Künstlern die Salzburger Sache dringend an das Herz gelegt. Ihnen sei es Ehrensache, durch Beiträge ihrer schönen Kunst das Unternehmen und durch dessen Unterstützung sich selbst zu ehren; den deutschen Kunstanstalten und dem gesammten deutschen Volke sei es Ehrensache, sowohl jetzt bei der Sammlung der zu verlosenden Kunstwerke, als auch nachher bei der Verlosung selbst den guten Zweck nach Kräften zu fördern. „Möge sich dann" — so schloß der erste Aufruf, und so mögen auch diese Zeilen schließen — „möge sich dann im romanisch-schönen Salzburg die protestantische Kirche erheben, ein Denkmal ebenso evangelischer Standhaftigkeit der Salzburger, als auch edelster Theilnahme und Toleranz der deutschen Künstlerwelt!"

Robert Keil.

Aus der Chemie des menschlichen Haushalts.

1. Eine Stricknadel als Sicherheitswächterin.

Eine erfahrene Köchin soll es besser verstehen, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehöre und wie dies am zweckmäßigsten zu bereiten sei, als alle Professoren und Gelehrten der Welt. Bewiesen wir dies auch keineswegs, so drängt sich uns doch andererseits der Gedanke auf, daß es unserer Zeit nimmermehr angemessen sei, wenn in irgend einer Beziehung die Praxis allein, ohne jede Theorie, unser Schaffen bestimmu. Diese Einsicht hat die Küchenchemie in das Leben gerufen, an deren Hand die verständige Hausfrau jeden geringfügen Gegenstand ihrer Thätigkeit genau kennen lernt, so daß sie nun nicht blos nach den alten Erfahrungen oder den Vorschriften des Kochbuchs blindlings die Speisen darstellen, sondern nach eigenem klaren Wissen das Vortheilhafteste für ihren Haushalt anwählten, sich vor Verfälschungen hüten und die zweckmäßigste Zubereitungsweise ermessen kann. Nächst diesen bietet die Küchenchemie noch zwei andere bedeutende Vortheile: Die Darlegung des Nahrungswerthes der verschiedenen Speisen und die Kenntniß schädlicher Einflüsse, welche von den Geschirren herrühren können.

Bleiben wir nun in das wirkliche Leben. An der großen Tafel eines Gasthauses stellen wir keineswegs weitläufige Betrachtungen über die Zusammensetzung der erscheinenden Gerichte an. Wir prüfen dieselben nach ihrer Reinlichkeit, ihrem Aussehen und Geschmack; sind wir von diesen Eigenschaften befriedigt, so langen wir bei gutem Appetit tüchtig an. Die aufgetragenen Speisen sind sämmtlich köstlich und besonders schön die Compots und eingemachten Gemüse. Die Bohnen z. B. sehen so frisch und lebhaft grün aus, als seien sie soeben erst gepflückt, und doch stammen sie vom vorigen Jahre her.

Bald nach dem Essen fühlen wir eine Unbehaglichkeit, einen unbestimmten Druck im Magen und einen leichten, aber desto unangenehmeren Drang zum Erbrechen. Eine gleich nach dem Mittagessen getrunkene Tasse starken Kaffee's lindert die hästichen Empfindungen zwar, doch stellen sie sich bald wieder ein und werden desto stärker, je mehr der Magen sich entleert. Wir schreiben diese Unwohlsein einer Ueberladung des Magens, dem schlechten Bier, dem starken Rauchen und vielen anderen derartigen Umständen zu, beruhigen uns bei deren Unbeständigkeit und ihrem alltäglichen Vorkommen und ertragen unser Leid, so gut es gehen mag. Dergleichen Zufälle wiederholen sich oft, werden auch wohl noch ärger, bringen Abspannung, Mattigkeit und andere Beschwerden hervor, so daß ein Arzt herbeigerufen werden muß. Dieser curirt auf Hämorrhoiden, Magenkatarrh u. s. w., kann jedoch den Patienten keineswegs herstellen, sondern muß ihn mit Hoffnungen trösten — und sich mit der Wahrheit zufrieden geben, daß seine ganze Wissenschaft nicht viel mehr als ein Tappen im Finstern ist.

Indessen liegt die Quelle des Ungemachs ganz nahe — wir sind vergiftet, vergiftet von den schönen grünen Bohnen, die wir so oft in dem Gasthause gegessen haben.

Schauen wir nun aufmerksam im Leben um uns her, so finden wir die Erklärung für eine ganze Reihe von Schmerzen und Leiden, denen das arme Menschengeschlecht ausgesetzt ist und gegen die wir vergeblich Heilmittel suchen, weil wir ihre Ursachen nicht kannten und folgerichtig eben kein Uebel gehoben werden kann, bevor man seine Ursachen zu erforschen und zu heben vermag. Die Gegensätze des Sauer, Süß, Salzig, die Verwandelungen der thierischen und pflanzlichen Stoffe während der Zubereitung in der Küche äußern so mannigfaltige und bedeutende Einflüsse auf die

Digitized by Google

verschiedenartigen Geschirre und Geräthschaften, daß bei einer nicht genauen Kenntniß der Eigenschaften und Einwirkungen auf einander, bei nicht außerordentlicher Reinlichkeit und Sorgfalt, das Hineingelangen fremdartiger und oft giftiger Stoffe in die Speisen gar nicht zu vermeiden ist.

Am gefährlichsten erscheinen in dieser Beziehung die kupfernen Gefäße; einerseits weil sich in ihnen Kupferoxyd bildet, welches leicht auflöslich ist und daher von den Speisen leicht aufgenommen werden kann, und andererseits, weil alle Kupferverbindungen für den menschlichen Organismus höchst verderbliche Gifte sind. Wie bald aber Kupfer in die Nahrungsmittel gelangen kann, davon nur einige Beispiele. In einem der besten Kochbücher (dem Schneider'schen, bei Amelang in Berlin) heißt die Vorschrift zum Einmachen grüner Bohnen in Essig und Zucker:

„Ganz junge grüne Bohnen werden von den Fäden befreit und in Wasser mit ganz wenig Salz in einem kupfernen unverzinnten Geschirr gar, aber nicht zu weich gekocht, in kaltem Wasser abgekühlt und zum Abtropfen auf ein Sieb gelegt. Zu 1 Pfund Bohnen kocht man $^3/_4$ Quart Essig mit $^3/_4$ Pfund Zucker, einigen Nelken und einem Stück Zimmt auf, und gießt ihn durch ein Sieb kochend auf die in einen Napf gelegten Bohnen. Am nächsten Tage koche man diese in einem kupfernen Kessel einmal auf, nehme sie mit einem Schaumlöffel heraus, lege sie in Gläser, koche den Essig noch ein wenig ein und gieße ihn auf die Bohnen, die damit bedeckt sein müssen."

Wenn hierzu nicht von vornherein der „unverzinnte" kupferne Kessel durchaus blank gescheuert ist, jede Fuge, Falte, Beule und jeder Flick mit verzinnter Schwefelsäure (Sauerwasser) und kochendem Wasser gereinigt wurde, dann löst sich das dort zitengebliebene Kupferoxyd mit Hülfe des Salzes sofort auf. Ebenso entsteht auf dem Drahtsiebe durch die nassen und salzigen Bohnen jedenfalls Eisenrost, der jedoch für die Gesundheit nicht nachtheilig ist. Bleiben dagegen die Bohnen in dem kupfernen Kessel über Nacht oder auch nur bis zum Kaltwerden stehen, so enthalten sie jedenfalls eine bedeutende Menge von essigsaurem Kupferoxyd — den bekannten Grünspan. Dies geschieht oft genug aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, zuweilen aber sogar absichtlich, damit die Bohnen eben die erwähnte schöne, frischgrüne Farbe von dem Grünspan erhalten. Wenn beim Einkochen von Fruchtsäften und Gelée's, bei der Zubereitung salziger oder Alkalien enthaltender Speisen, saurer Sauces ꝛc. diese bis zum Erkalten in den kupfernen oder Messingkesseln stehen bleiben, so nehmen sie in jedem Falle Kupferoxyd auf. Wird ferner kohlensaures Ammoniak, das sogenannte Flüchtig-, Hirschhorn- oder Kuchensalz in einem Messingmörser gestoßen, der nicht durchaus rein und trocken ist, so wird es sehr giftig und muß sogleich fortgeworfen werden.

Dies Alles wissen die Köchinnen meistens recht gut — wie viel Unheil vermögen aber dennoch Nachlässigkeit, Leichtsinn oder gar böser Wille anzurichten!

In vielen Fällen ist die Vergiftung gar nicht wahrzunehmen, weder zu sehen, noch zu schmecken; warum also soll das Dienstmädchen sich den Aerger machen, den das Eingeständniß ihrer Nachlässigkeit bringen würde — mag's daher nur so bleiben! Oder das Hirschhornsalz ist nur ein klein wenig grün geworden, wohlhalt soll die sparsame Hausfrau es fortwerfen — 's wird ja nichts schaden! Und doch ist in beiden Fällen das Kupfer hinreichend, um, mindestens bei den schwächlicheren Mitgliedern des Hausstandes, arges Unwohlsein hervorzurufen. Unwillkürliches Grausen und Entsetzen müßte uns ergreifen, wenn wir bedenken, wie schon durch die kupfernen Geräthe allein unsere Gesundheit und unser Leben so vielfach von schreßlichem Gift bedroht ist. Diese Furcht verliert sich jedoch bedeutend in Betracht dessen, daß unter der Herrschaft einer verständigen Hausfrau, welche das Wohl der Ihrigen gewissenhaft überwacht, solche Fälle wohl niemals eintreten können. Völlig beruhigt können wir aber erst im Hinblick auf unsere Wissenschaft, die Küchenchemie, sein, denn sie lehrt uns den Weg kennen, auf dem wir in einfachster und zugleich sicherster Weise die Kupferverzgiftungen an den Speisen u. s. w. entdecken können. Zum Glück ist diese chemische Analyse so gar leicht, daß sie jede Hausfrau sofort unternehmen kann. In das verdächtige Gericht, sei es Gemüse, Eingemachtes oder was es wolle, wird eine Stricknadel oder ein blankgescheuertes eisernes Messer hineingetaucht und unberührt über Nacht stehen gelassen. Ist das Eisen am anderen Tage roth überzogen, so liegt der Kupfergehalt klar am Tage, und auf diese Art läßt sich dies noch in so geringen Quantitäten entdecken, daß, wenn die Nadel gar nicht roth oder röthlich angelaufen erscheint, wir von der Abwesenheit des Giftes seit überzeugt sein dürfen.

Diese treffliche Probe beruht auf dem bekannten Vorgange der galvanisch-chemischen Reduction des Kupfers. K. N.

Blätter und Blüthen.

Problematische Existenzen. Berlin hat wie jede andere große Stadt gewisse problematische Existenzen, Menschen, deren Dasein für alle Nichteingeweihte ein verborgenes sociales Räthsel bleibt. Wir sehen eine Menge von Männern und Frauen, welche durchaus kein bestimmtes Gewerbe, kein stehendes Geschäft treiben und doch in Lust und Freuden leben; von ihnen gilt der Spruch des Evangeliums von den Lilien des Feldes, daß sie weder säen noch spinnen und doch dastehen in Pracht und Herrlichkeit, wenn sie auch sonst mit den Lilien wenig oder nichts gemein haben. Wir wollen auf gut Glück einige dieser räthselhaften Existenzen herausgreifen und das Räthsel ihres Daseins zu lösen suchen.

Vor uns erscheint ein junger Mann in höchst eleganter Toilette; er läßt sich nur in den feinsten und gesuchtesten Restaurationen sehen, wo er die Bekanntschaft junger Lieutenants und Cavaliere sucht, die sich merkwürdiger Weise zu unserem Freunde hingezogen fühlen. Bald ist er der Vertraute ihrer kleinen und großen Abenteuer, er kennt ihre Verhältnisse auf das Genauste, ihre Aussichten, Hoffnungen und Verlegenheiten, den Stand ihrer Finanzen und besonders ihrer Schulden. Mit anscheinender Uneigennützigkeit bietet er ihnen seine Dienste an, welche auch gern angenommen werden. Wenn es ihnen an Geld fehlt, so kennt er einen Geschäftsmann, einen gefälligen, liebenswürdigen Herrn, der sich ein Vergnügen daraus machen, gegen einen mäßigen Zinsfuß ihnen zu helfen. Das Anerbieten wird natürlich mit dem größten Dank acceptirt, ein Wechsel ausgestellt, der gewöhnlich am Verfalltage nicht eingelöst werden kann. Durch die Vermittelung des jungen, liebenswürdigen Mannes wird der Wechsel gegen eine entsprechende Summe prolongirt und, da der Schuldner zum zweiten Mal noch weniger die anwachsende Summe zahlen kann, zum Neuem unter den früheren oder noch lästigeren Bedingungen verlängert, bis endlich der gefällige Gönstiger die Geduld verliert und mit der Strenge des Gesetzes droht. Zu spät erkennt der junge Officier oder Baron, in welche Hände er gefallen ist; er hat sein Ehrenwort gegeben, und wenn er nicht den Abschied nehmen will, bleibt ihm nichts übrig als sich seinen Angehörigen zu entdecken, welche meist mit schweren Opfern und oft um den dreifachen Preis den verfallenen Wechsel einlösen müssen. Unser Freund, dessen problematische Existenz die Welt sich nicht zu erklären vermag, ist der Lockvogel eines oder mehrerer Wucherer von Profession, die ihn unterhalten, elegant kleiden und mit dem nöthigen Taschengelde versehen, um die Rolle eines vollkommenen Gentlemans im Kreise seiner aristokratischen Bekannten und Freunde zu spielen.

Nicht minder räthselhaft ist das Dasein eines andern jungen Mannes, der den ganzen Tag in Leihcabinets und Kaffeehäusern zudringt, wo er emsig die Zeitungen studirt und sich öfters kleine Notizen in seine von schöner Hand gestellte Briefsache macht. Seinem Aeußeren und seinem Betragen nach wäre man versucht, ihn für einen Gelehrten oder angehenden Schriftsteller zu halten, obgleich er für keine irgend namhafte Zeitung schreibt. Häufig sieht man ihn in Gesellschaft dieses oder jenes berühmten Künstlers, Schauspielers oder Sängers, mit denen er auf einem freundschaftlichen Fuße steht. Auch die Damen der Oper und des Ballets empfangen ihn mit einer größeren Zuvorkommenheit und Aufsicht, obgleich er, wie bekannt, mit der Kritik nichts zu schaffen hat. Er macht verhältnißmäßig einen bedeutenden Aufwand und erscheint Abend für Abend im Theater, und zwar gewöhnlich in den theuersten Proscenionslogen. Nie wird er bei einem Debut, bei einer ersten Aufführung der Letzte sein. Dieses Räthsel löst sich, wenn wir erfahren, daß der uneigennützige Theaterfreund auf Kosten eines oder mehrerer Künstler lebt, für die er in jeder möglichen Weise Reclame macht, indem er ihre leidtschaftschriebenen Kritiken in die beliebtesten Journale bringt, ihre lebhaftgelaufen Blumen und Kränze ihnen zuwirft, kurz Alles das für sie thut, was sie selbst nicht thun können, mit einem Worte ihre lebendige Reclame ist.

Ueberhaupt ist das Theater nun Alles, was damit zusammenhängt, ein höchst fruchtbarer Boden für die problematischen Existenzen, besonders für die gewöhnliche Claque, welche in Berlin zwar noch nicht die Höhe und Ausbildung der Pariser Claque erreicht hat, aber doch ihren Mann

nährt und mit dem besten Erfolge betrieben wird. Wer kennt hier nicht den kleinen Herrn mit den orientalischen Zügen, der jeden Abend das Theater besucht und von dessen Fäusten oft das Geschick eines Dichters oder Künstlers abhängt? Wie der kleine David mit seiner Schleuder den Riesen Goliath, so hat der kleine Beherrscher der Berliner Claque schon manchen großen Schauspieler todt geschlagen, obgleich er nichts weniger als ein blutdürstiger Wütherich ist und mit den Schwachen Mitleid hat.

Geht man an einem Tage, wo ein beliebtes Stück gegeben wird oder ein renommirter Künstler auftritt, an der Theatercasse vorüber, so lernt man gleich einen ganzen Schwarm solcher problematischer Existenzen kennen. Jüngere und ältere Männer von zweifelhaftem Aeußeren stehen und warten auf dem Flur mit wahrhaft rührender Geduld, die nicht allein aus ihrer Kunstliebe zu entspringen scheint, oft bei der härtesten Kälte, bis das Fenster geöffnet wird und das bekannte Gesicht des Cassirers sichtbar wird. Schnell drängen sie sich heran und fordern für mehrere Thaler, die sie aus ihrem abgegriffenen schmutzigen Portemonnaie hervorziehen, Theaterbillete, mit denen sie schleunigst davoneilen. Abends kann man dieselben Kunstliebhaber in der Nähe des Theaters sehen, wo sie eine förmliche Börse eröffnen und die zu den gewöhnlichen Preisen gekauften Billete oft um das Doppelte und Dreifache zum Verkauf anbieten. Wie einträglich das Geschäft sein muß, geht daraus hervor, daß diese Leute den von der Polizei verbotenen Handel immer wieder fortsetzen, trotzdem die Strafe im Wiederholungsfalle 50 Thaler oder entsprechendes Gefängniß beträgt. Aber nicht immer glückt die Speculation, auch diese Börse ist, wie jede andere, großen Schwankungen unterworfen, und zuweilen sieht sich der arme Billethändler genöthigt, seine Waare unter pari loszuschlagen und mit bedeutendem Verluste abzugeben. Dennoch soll auch dieses Geschäft so mancher dunklen Existenz nicht nur das Leben reichlich fristen, sondern noch ganz ansehnliche Ueberschüsse abwerfen.

Eine Ehrenthat. Was Hermann Schulze-Delitzsch, der Gründer der deutschen Genossenschaften, dem deutschen Volke geworden ist, welchen unberechenbaren Segen er durch die von ihm in's Leben gerufenen Vorschußvereine gestiftet hat, welche Stellung er als einer der hervorragendsten Führer der deutschen Demokratie einnimmt, darüber den Lesern unserer „Gartenlaube“ noch ein Wort sagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Die Nation weiß, wen sie unter seinem „europäischen Namen“ verehrt, und hat bekanntlich erst neulich dieser ihrer Verehrung einen beredten Ausdruck gegeben. Freunde und Gesinnungsgenossen, Männer aus allen Schichten des deutschen Volkes, namentlich auch Genossenschaften und Vereine, hatten das bedeutende Capital von nahe an 50,000 Thaler zusammengebracht und es dem allgeschätzten Volksmanne, der, ohne an persönlichen Vortheil zu denken, Zeit und Thätigkeit den Interessen des Gemeinwohles widmet, nebst andern sinnigen und werthvollen Gaben am 4. October d. J. durch eine Deputation als ein Zeichen ihres Dankes überreichen lassen.

Und wie hat der Gefeierte den ihn und sich gleich ehrenden Gebern geantwortet? Seine Antwort ist ein neuer Beweis seiner hochherzigen Gesinnung, der Selbstverleugnung gewesen, mit welcher er unablässig und bei Allem nur die gemeine Sache im Auge hat. „Es ist,“ sagt er in seiner Tags darauf durch die Presse veröffentlichten dankenden Erklärung, „meines Wissens das erste Mal, wenigstens innerhalb der liberalen Partei, daß man, um die Thätigkeit eines Mannes für die gemeine Sache zu erhalten, ihm die Mittel zu seinem Lebensunterhalte bietet. Desto ernster und größer ist aber eben deshalb die Verpflichtung, welche damit an ihn herantritt.“ Und so hat er das Dargebotene nur bedingungsweise angenommen. Nachdem er, lediglich dem wiederholten Drängen der Genossenschaften nachgebend, einen verhältnißmäßig unbeträchtlichen Theil der gesammelten Summe zum Erwerbe einer bescheidenen Häuslichkeit für sich und die Seinen verwendet, entzieht er das gesammte Capital selbst seiner Einzelverfügung, um es als Stiftung von einem Comité verwalten zu lassen, in dem er sich nur eine einzige Stimme vorbehält, und nimmt, so lange er lebt, blos die Zinsen zu freier Bestimmung für sich in Anspruch. Doch auch diese wesentlich nur im Interesse der Lebensaufgabe, die er sich gestellt hat, nur, um davon den ihm erwachsenden Büreauaufwand zu decken, seine Reisekosten zu bestreiten und nach Befinden selbst einen Ueberschuß zum Honorar gewähren zu können. Nach seinem Rücktritte aber sollen die Zinsen des Capitals zur Besoldung solcher Männer verwandt werden, „deren Wirken und Thatkraft man in der öffentlichen Sache zum Besten des deutschen Vaterlandes in nationaler, politischer und socialer Hinsicht in Anspruch nimmt.“

So hat ein deutscher Demokrat gehandelt, ein Mann, welchen die Reaction, die ihren Jüngern mit nicht verschmähten Rittergütern lohnt, aus seiner ursprünglichen Wirksamkeit und Erwerbsquelle gedrängt hat; der, ohne persönliches Vermögen, hinsichtlich seiner Existenz nur auf seine eigene Thätigkeit angewiesen ist, — und darauf als echter Arbeiter zunächst angewiesen bleiben will. Zwar könnte man einwerfen — und hat dies bereits gethan — wie er mit seiner Ablehnung einen Präcedenzfall geschaffen und jede spätere ähnliche öffentliche Dankesgabe schwierig, ja unmöglich gemacht hat — allein nichtsdestoweniger gebührt einer solchen großsinnigen Selbstlosigkeit die volle Bewunderung. Sie hat dem reichen Bürgerkranze des Volksfreundes ein neues unverwelkliches Blatt eingewunden. Wie übrigens die öffentliche Meinung Schulze's Benehmen zu würdigen weiß, das zeigt der Brief, welcher der Elberfelder Zeitung unlängst von einem geachteten Manne zugegangen ist. Diesem hat „das Beispiel hochherziger Selbstverleugnung, das Herr Schulze-Delitzsch in diesen Tagen gegeben hat,“ den Wunsch rege gemacht, „dem Namen des hochverehrten Mannes in Elberfeld ein bleibendes Andenken zu stiften“. Er schlägt zu diesem Behufe die Errichtung einer Schulze-Delitzsch-Stiftung vor, zu Gunsten eines schon bestehenden oder noch zu gründenden nützlichen oder wohlthätigen Instituts der Stadt Elberfeld, und stellt seinerseits tausend Thaler zu solchem Zwecke zur Verfügung. Möge der angeregte Gedanke nicht blos bei den Mitbürgern des wackern Mannes, sondern auch anderwärts Anklang finden und starke Betheiligung hervorrufen!

Bei dieser Gelegenheit wird es uns zur angenehmen Pflicht, die Leser der Gartenlaube auf ein sehr ähnliches und vortrefflich ausgeführtes Bildniß hinzuweisen, zu welchem Schulze-Delitzsch vor Kurzem gesessen hat. Wir meinen die von dem Bildhauer Carl Dorn in Berlin modellirte Büste, die in drei verschiedenen Größen, in ganzer Lebensgröße mit Gewand, in $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ Lebensgröße, für 8, 3 und 1 Thaler vom Künstler — Schönhauser Allee 177 in Berlin — zu beziehen ist. Herr Dorn, ein Schüler des bekannten Professor Bläser, hat mit diesem zusammen bis vor Kurzem an dem kolossalen Reiterstandbilde Friedrich Wilhelm's IV. gearbeitet, welches die neue Rheinbrücke in Köln schmücken wird.

Zur Beachtung. Die „Erinnerungen an die Festtage der Leipziger Schlacht“ beginnen in nächster Nummer. D. Red.

„Aus der Fremde.“

Früher 12 Thlr. 24 Ngr. — jetzt 3 Thlr. 10 Ngr.

Das unter obigem Titel von Dr. A. Diezmann herausgegebene Jahrbuch des Wissenswürdigsten aus Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt, welches in 6 starken Bänden in den Jahren 1856 bis 1861 in trefflicher Ausstattung mit zahlreichen Illustrationen erschienen, wollen wir den Lesern der Gartenlaube umsomehr empfehlen, als das ganze, über 300 Bogen starke Werk gegenwärtig zu dem sehr ermäßigten Preise von nur $3\frac{1}{3}$ Thaler von der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig zu beziehen ist. (Der frühere Preis war 12 Thaler 24 Ngr.) Einzelne Bände liefert gedachte Buchhandlung für $\frac{2}{3}$ Thaler.

Von dem sehr reichen Inhalte, der in elegant geschriebenen Reisebildern und Reisebriefen aus allen Orten der „Fremde“, in Reisenovellen, in Schilderung höchst pikanter Reiseabenteuer zu Land und Meer, in Beschreibung von allerlei Jagden in Urwald und Steppe, in ansprechenden Berichten über wissenschaftliche Reisen, in Bildern von Land und Leuten in Nord und Süd, in Städte- und Landschaftsbildern, in Biographien merkwürdiger und ungewöhnlicher Menschen „in der Fremde“ ꝛc., in einer großen Menge kleiner interessanter Mittheilungen und vieler trefflichen Abbildungen in Holzschnitt besteht — wollen wir nur Einiges, so weit es der Raum gestattet, anführen, was ein besonderes Interesse erregen dürfte:

Eduard Vogel's Jugendleben (aus der Feder des Vaters des Verschollenen, des Director Dr. Vogel). — Wanderungen in Australien, und ein Nachmittag in Cincinati, von Fr. Gerstäcker. — Im Irrenhause zu Rio Janeiro, und In Japan, von W. Heine. — Ida Pfeiffer auf Celebes und in Californien. — Ein Creolendorf, von W. Irving. — Leben, Reisen und Abenteuer Fremont's. — Briefe aus der Mormonenstadt, und Bekenntnisse eines Mormonen. — Aus dem Leben eines Sclavenhändlers. — Lebensläufe in der Fremde. — Biographien großer Kaufleute. — Barth's, Anderson's, Livingstone's, Magyar's, Burton's und Speke's, Heuglin's, Beurmann's ꝛc. Forschungen und Reisen in Afrika. — Kane's Fahrten im Nordpolarmeer. — Eine Polizeiverfolgung siebentausend englische Meilen weit. — Aus dem Walde. Pikante zahlreiche Erzählungen eines Reisenden. — Abenteuer der ersten Ansiedler in Amerika. — Agassiz gegen den Materialismus. — Auf dem Schiff. — Bayard Taylor über Creta. — Bei dem Fürsten des Libanon. — In der Gefangenschaft chinesischer Seeräuber. — Ein deutscher Geiger in Otaheiti und in Australien. — Der amerikanische Christmann. — Amerikanische Frauen, von Rosalie Fall. — Die weißen Berge von Talvy. — Besuch auf Hayti und bei dem schwarzen Kaiser. — Briefe eines Deutschen aus Südamerika. — Zahlreiche Schilderungen aus dem neu erschlossenen Japan. — Die schönsten Landschaften in der Welt. — Landreise von New-York nach Californien, von H. Greeley. — Die erste Liebe eines Naturaliensammlers im fernen Westen, von Director Dr. Vogel. — Eine Liebesgeschichte am Frazerflusse. — Staub und Schaum. — Ein Galopp über die Pampas. — Am Lagerfeuer. — Aus der deutschen Colonie Blumenau. — Das Apfelschälfest in Amerika. — Abenteuer auf einem Eisberge. — Eine Bootfahrt im äußersten Norden. — Ein Winter unter der Erde. — Zimmtgärten auf Ceylon. — Auf dem Eise verirrt. — Blumen und Früchte des Orients. — Eroberung des Meeres. — Biographien von Männern, die in den amerikanischen Wirren eine Rolle spielen. — In Birma gefangen. — Zu Maulthier nach den Pyramiden. — Schamyl's Fall und Gefangenschaft. — Nach Jamaica verbannt. — Zustände in Mexico ꝛc. ꝛc.

Es bietet das Werk, wie der hier nur theilweise gegebene Inhalt hinreichend erweist, der Belehrung und Unterhaltung für Haus und Familie so Vieles, daß wir wohl annehmen können, es wird keinen Käufer gereuen, sich das Werk angeschafft zu haben.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Meine Tante Therese.

Keine erfundene Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Therese," konnte der Verwundete endlich hervorbringen, „ich muß sterben. Ich kann es nicht, ohne ein Wort von Ihnen vernommen zu haben. Können Sie mir verzeihen?"

Kann man einem Sterbenden die Verzeihung versagen? „Gewiß," sagte meine Tante. „Ich verzeihe Ihnen."

„Alles, Therese?"

„Alles!"

„Aus vollem Herzen?"

„Aus dem Grunde meines Herzens."

Er wollte noch etwas sagen und sah sie zweifelhaft an. Er kämpfte mit sich.

„Haben Sie Dank, Therese," sagte er. „Der Himmel lohne es Ihnen — lohne es Ihnen tausend Mal!"

Es waren nicht die Worte, um die er mit sich gekämpft hatte. Zu ihnen hatte er nicht den Muth gehabt. Aber ihr seine Hand hinzuhalten, das wagte er doch. Sie zögerte, ob sie die ihrige hineinlegen sollte, und er sah es, und ein tiefer Schmerz zog sich durch sein Gesicht.

„Therese," sagte er, und seine Stimme war fast tonlos — „darf ich Sie bitten, den Fuhrmann herzurufen?"

Sie erschrak doch. „Sie wollen wieder fort?" sagte sie zögernd.

„Ja."

„In der kalten Nacht? Auf diesem unbequemen Wagen?"

„Ich muß weiter."

„Und wohin?"

„Wo ich sterben kann."

„Nein, nein," rief die Tante. „Sie dürfen nicht sterben. Sie sollen nicht sterben. Es wäre Ihr Tod, wenn Sie weiter führen. Sie müssen hier bleiben."

Sie war außer sich und hatte Alles vergessen, was er ihr gethan, was sie gelitten hatte, was er von ihren Worten denken könne. Er gewahrte, er ahnte es, und ein Strahl der Freude zuckte über sein Gesicht.

„Haben Sie mir auch aus dem Grunde Ihres Herzens verziehen?" fragte er.

„O gewiß, gewiß!" rief sie. „Glauben Sie es mir."

„Und Sie wollen mich hier aufnehmen?"

Sie wurde roth. „Sie sind ja hier in Ihrem Eigenthum," sagte sie hastig und — indem sie ihre Hand in die seine legte, setzte sie hinzu: „Sie müssen hier bleiben."

Er widersprach nicht mehr. Sie rief den Fuhrmann und die alte Magd herbei, den Verwundeten aus dem Wagen zu heben, und half selbst mit. Dann führten sie ihn in das Haus, und in dem Hause in dessen verborgenstes Stübchen, oben in dem Thurme. Sie hatte gesehen, daß er die preußische Uniform trug, und errieth das Weitere. Sein Aufenthalt im Schlosse mußte das tiefste Geheimniß bleiben. Wurde nur bekannt, daß ein Verwundeter Aufnahme im Schlosse gefunden habe, so war der Verdacht der Franzosen, die noch Herren im Lande waren, geweckt, Nachsuchungen mußten unausbleiblich erwartet werden. Eine Fortsetzung seiner Reise hätte ihn freilich einer noch größeren Gefahr der Entdeckung ausgesetzt.

Der Fuhrmann wurde mit einer reichen Belohnung gegen das Versprechen des Stillschweigens entlassen. Der ehrliche westphälische Bauer hätte ohnehin nicht den Verräther gemacht.

In dem heimlichen Stübchen bereiteten die Tante und die alte Christine dem Verwundeten ein weiches, bequemes Lager. Dann untersuchten sie den Verband seiner Wunden, am Kopfe, am Arme, es saß noch überall fest. Und es that dem Kranken so wohl, auf dem lange entbehrten weichen Lager, unter der sorgsamen Erquickung und Pflege der beiden Frauen ausruhen zu können. Er warf ihnen Blicke der Dankbarkeit zu, und wenn er noch an Sterben denken mußte, so geschah es wohl nicht ohne Schmerz. Die Tante konnte er nur schmerzvoll ansehen. Sie mußte ihn verlassen; die alte Christine blieb zur Wache und Pflege bei ihm. Er sagte nichts, als sie ging, aber als sie fort war, hatte er ein paar Fragen an die Magd.

„Ist hier Alles beim Alten geblieben, Christine?"

„Es ist Alles, wie es war, gnädigster Herr."

„Auch mit der Mamsell?"

Er sprach die Worte zögernd. Sie mußte ihn ansehen.

„Was sollte mit der Mamsell anders geworden sein, Eure Gnaden?"

Er fragte nicht weiter. Ihre Gegenfrage war ihm Antwort.

„Werde ich die Mamsell wiedersehen?" fragte er am andern Morgen die Magd.

Sie sagte es der Tante wieder, welche zu ihm ging, denn sie durfte den Kranken nicht ganz allein lassen. Die alte Christine konnte nicht immer bei ihm sein, wenn sie nicht vermißt werden sollte. Der Verwundete dachte wohl nicht mehr an Sterben, als die Tante wieder zu ihm kam.

„Therese," sagte er, „Sie kennen die Uniform, die ich trage?"

„Es ist die preußische."

„Ja, und in ihr habe ich mir die Verzeihung meines Vaterlandes erkämpft. Darf ich Ihnen erzählen, wie?"

„Ich werde zuhören."

„Ich war in französische Dienste getreten — Sie wissen, wie, Therese."

Sie antwortete ihm nicht; sie nickte nur leise mit dem Kopfe.

„Ich hatte mich dem Feinde meines Vaterlandes verkauft. Ich will, ich kann mich nicht damit entschuldigen, daß es im Wahnsinn geschehen war. Ja, Therese, im Wahnsinn!"

Er sah sie an. Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Er fuhr fort:

„Das französische Regiment, bei dem ich stand, wurde erst vor wenigen Wochen nach Deutschland geschickt. Es war eines der letzten, denn es hatte in einer der entferntesten Garnisonen gestanden. Es war mir bisher nicht vergönnt meinem Vaterlande dienen zu können, jetzt sollte ich gegen meine Brüder kämpfen! Es war mir nicht möglich. So viele Schuld, so viele Schmach konnte ich nicht auf mein Haupt laden. In dem ersten Kampfe trat ich offen, mitten im Kugelregen, zu den Preußen über, und ich kämpfte von da an in ihren Reihen, auch bei Leipzig. Ich zog dann an der Spitze der Verfolger, die den fliehenden Franzosen auf den Fersen waren. Wir hatten noch Gefechte mit ihnen zu bestehen; in einem derselben, gestern, schon auf westphälischem Boden, wurde ich verwundet; ich erhielt einen Schuß in den linken Arm, einen Säbelhieb über den Kopf. Ich war vom Pferde gesunken und wurde für todt unter den Pferdehufen fort vom Kampfplatze getragen. Mir meinem Vaterlande war ich jetzt ausgesöhnt; seine Verzeihung hatte ich erhalten. Mir mußte noch eine andere werden, und sie konnte ich mir nicht erkämpfen; ich mußte sie mir erbitten, erflehen. Der Wundarzt hatte mich verbunden. Er erklärte meine Wunden nicht für lebensgefährlich; ich bedürfte nur der Ruhe und Pflege. In der Nähe des Kampfplatzes waren nur elende Dörfer, in der weiteren Nachbarschaft lagen nur kleine Städte, die noch voten Augenblick der Unruhe und für mich der Gefahr des Durchzuges der Franzosen ausgesetzt waren. So wurde beschlossen, mich zu meinem väterlichen Schlosse zu bringen. Es geschah auf die bequemste Weise, die in dem Bauernwolfe unter den Unruhen des Krieges zu beschaffen war. Aber unterwegs kam das Wundfieber über mich, mit ihm das Gefühl des Sterbens. Und ich konnte nicht sterben ohne jene andere Verzeihung. Ich ließ mich hierher fahren."

Er schloß seine Erzählung. Sie hatte die Augen wieder gesenkt.

„Sie haben mir nichts zu sagen, Therese?" fragte er.

Sie sah stumm vor sich nieder.

„Sie haben mir verziehen, Therese — aus dem Grunde Ihres Herzens, sagten Sie."

„Gewiß," sagte sie leise.

„Also nicht mit Haß im Herzen?"

„Nein —"

„Und Sie hätten so vielen Grund, mich zu hassen! Wie manche, wie schwere Leiden habe ich auf Sie gehäuft!"

Sie unterbrach ihn. „Freiherr Adalbert, Sie bedürfen der Ruhe."

Freiherr Adalbert! Sie hatte ihn nur an dem ersten Tage so genannt, da sie als Kinder sich kennen gelernt hatten, seitdem nie wieder. Es gab ihm einen Stich in das Herz.

„Der Ruhe?" rief er. „Wozu? Um wieder zu genesen? O Therese, jetzt, da ich Ihre Verzeihung habe, kann ich doch nicht sterben, darf ich nicht sterben. Therese, meine Hand ist wieder frei. Mein Herz hat Ihnen immer gehört, immer, immer, trotz seiner Verirrung. Glauben Sie es mir, Therese! Sie müssen es mir glauben. Und nun, Therese, entscheiden Sie über mein Leben, über meinen Tod! Sie sagten in der gestrigen Nacht, ich dürfe, ich solle nicht sterben. Soll ich es nicht — Therese, leben kann ich nur, wenn ich Ihr Herz, wenn ich Ihre Liebe wieder habe, wenn Sie wieder mir gehören, mein Weib werden wollen. Therese, Therese, sage das eine Wort, daß auch Du mich noch liebst!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und sah ihr so liebend, so treu und so reuig und so ehrlich in das Gesicht. Und sie — sie hatte ihn ja immer geliebt, trotz seiner Verirrungen, trotz ihrer Leiden. Sie hatte ihm ihre Hand gelassen. Er zog sie an der Hand an seine Brust.

„Sei wieder mein, Therese!"

„Ich bin es."

„Jetzt für immer!"

„Für immer!"

Sie hatte nicht anders gekonnt, mit ihrem Herzen voll treuer, gegenüber dem seinigen voll reuiger Liebe. Sie waren glücklich; sie waren es wieder, wie sie es nur je gewesen waren. Und mit diesem Glücke hatte sie der kranken Großmutter vorlesen müssen, aus irgend einem vorrrefflichen, langweiligen Buche, über dem die alte Frau beinahe eingeschlafen war.

Und in dieses Glück war dann auf einmal jene Gefahr und jener Schrecken des Krieges hineingetreten. In der Nähe des Schlosses wurde gekämpft zwischen den Franzosen und Verbündeten, und aller Wahrscheinlichkeit nach mußten die Franzosen Sieger bleiben. Fast eben so wahrscheinlich war es, daß die Flucht der Besiegten sich in die Richtung des Schlosses Hawichhorst werfen werde. Auch die siegenden Franzosen kamen dann hierher. Kamen sie, so drangen sie auch in das Schloß. Waren sie im Schloß und fanden sie den preußischen Officier, der aus den Reihen der Franzosen zu den Preußen übergetreten war — das Loos des Desterteurs war eine Kugel. Und der Verwundete konnte nicht fort, und wie leicht konnten sie ihn in dem nicht großen Gebäude finden, in das sie als rohe, übermüthige Herren nach einem blutigen Siege eindrangen, das sie wie eine Beute, wie ihr Eigenthum betrachteten!

Die Tante Therese mußte es sich sagen, als sie über den Erschöpften sich hingebeugt hatte, mit der Thräne im Auge, mit der schweren Angst im Herzen, aber auch mit dem klaren Muthe, den sie gefaßt hatte, der sie nicht wieder verließ. Der Verwundete erholte sich wieder. Er schlug die Augen wieder auf und sah in das muthige Auge der Tante. Nur den Muth zeigte sie ihm. Und der ruhige, feste Muth kam auch über ihn, der Muth, der klar dem Tode in das Auge zu schauen vermag.

„Du kannst nicht fort," sagte die Tante, „Du siehst es."

„Ja, ich sehe es, Therese. Und so erwarten wir ruhig, was über uns kommen wird."

„So sei es, mein Adalbert. Hoffen wir Alles und vertrauen wir auf Gott! Er kann die Gefahr von uns abwenden, er kann sie über uns schicken; er kann sie, wenn er sie auch zu uns führt, an uns vorübergehen lassen. Wir wollen das Unsrige dazuthun. Du bleibst ruhig hier; ich habe keinen verborgenern Platz im Hause, und außer der alten Christine und mir weiß Niemand, daß Du hier bist; selbst meine Mutter nicht. Ich wollte ihr in dieser Zeit der Angst und der Sorge das Herz nicht noch schwerer machen. Ich gehe, Anstalten für unser Aller Sicherheit zu treffen. So wird Alles gut werden. Sollte aber" — das Herz wurde der armen Tante doch schwer — „sollte aber das Unglück dennoch über uns hereinbrechen, dann, Adalbert, dann sterben wir zusammen!"

Sie küßte ihn, und er umfing sie.

„Nein, Therese," rief er, „wir werden Beide leben. Wir müssen es!"

Das Eine, wie das Andere sagt und glaubt das liebende Herz so oft. Die Tante verließ den Kranken. In ihrem Herzen war edler, fester Muth.

4. Ein gutes Werk.

Die Tante Therese war aus dem heimlichen, verborgenen Stübchen des Kranken herausgetreten, leise und vorsichtig, wie sie hineingegangen war. Sie schloß eben so vorsichtig die Thür zu, steckte den Schlüssel zu sich und wollte durch den engen Gang, über die schmale, dunkle Wendeltreppe in den unteren Theil des Hauses zurückkehren, wo sie noch, unter schweren Sorgen, so Manches zu besorgen hatte.

Sie blieb einen Augenblick an der Thür stehen und horchte in den Gang hinein; sie schien etwas zu fürchten. Sie hörte ein Geräusch, nur ein sehr leises; sie glaubte nur, es zu hören, in der Mitte des Ganges, dort, wo der Seitengang hineinmündete; in diesem Seitengange schien es zu sein. „Der Freiherr?" sagte sie erschrocken. Aber sie hörte nichts weiter; sie mußte fort; sie konnte sich auch verhört haben. Sie ging schnell und muthig in den Gang hinein.

Mitten im Gange wurde sie aufgehalten. Aus dem Seitengange sprang hastig Jemand auf sie zu. Es war ein ältlicher Mann, klein, dürr, häßlich verwachsen; seine Haare waren grau und

struppig. Er sah sie mit höhnischem Grinsen an. Aber es lag keine Bosheit darin. Nur Schwachsinn sprach sich darin aus, wenn es nicht gar Blödsinn oder Irrsinn war.

„Ach, Mamsell Therese!“ rief er mit gedämpfter, geheimnißvoller Stimme.

Die Tante war heftig erschrocken. „Mein Gott, auch das noch!“ sagte sie schmerzlich für sich. Zu ihren vielen Sorgen war eine neue, vielleicht die schwerste getreten. Aber sie mußte und konnte sich schnell fassen.

„Guten Abend, Freiherr Max,“ sagte sie mit ihrer vollsten Ruhe. —

Der Schwachsinnige war der Freiherr Max, der Bruder des Reichsfreiherrn, den dieser vor fünfzehn Jahren nach Schloß Hawichhorst gebracht hatte und der seitdem immer im Schlosse gewesen war. Freilich als Freiherr. Er wohnte oben in dem Seitengange ganz allein, mußte dort allein essen und trinken und durfte mit der Familie des bürgerlichen Rentmeisters keine vertraute Gemeinschaft haben. Der Reichsfreiherr hatte das Alles, als er vor fünfzehn Jahren da gewesen war, so angeordnet, und es war immer treu und gewissenhaft gehalten worden.

Der Irre hatte in solcher Weise eine eigenthümliche Stellung im Hause eingenommen. Er war gutmüthig, wie ein Kind; seine vornehme Abgeschlossenheit von der Familie aber und frühere Eindrücke brachten manchmal freiherrliche Erinnerungen und Belleitäten in ihm herauf, und er liebte es dann, sich gnädige Späße gegen seine Umgebung zu erlauben. Sie waren freilich nur gutmüthige; allerdings soweit sein Schwachsinn ihm gestattete, einzusehen und zu fühlen, daß er nicht verletze. Hatte er verletzt, und man brachte es ihm nachher zur Erkenntniß, so war er ein desto reuevollerer Kind. Im Grunde hatten sie daher Alle im Hause, wie Mitleiden, so auch Liebe für ihn.

Die Tante Therese imponirte ihm sonst immer. Dieses Mal schien es nicht so. Sie wollte an ihm vorbeigehen, aber er vertrat ihr den Weg.

„Wünschen Sie etwas, Freiherr Max?“

„Ah, Mamsell Therese, wo kommen Sie her?“

„Ich hatte hier oben zu thun.“

„In dem kleinen Thurmstübchen da hinten?“

„Ja.“

Er lachte. „Ja, ja, und ich weiß auch, was Sie dort zu thun hatten.“

„Nun, lieber Freiherr Max, dann wissen Sie auch, daß ich eilig bin. Lassen Sie mich!“ Sie sprach es mit ihrer erregten, fast strengen Ruhe. Aber sie imponirte ihm diesmal nicht.

Er lachte höhnischer. „Sie wollen wohl recht eilig zu dem kleinen Stübchen zurück?“

„Ich habe unten im Hause Geschäfte.“

„Bah, Mamsell Therese, mir machen Sie nichts weiß. Ich weiß Alles.“

„Um so mehr lassen Sie mich!“

„Ich will Ihnen auch sagen, was ich weiß.“

„Nachher —“

„Nein, nein, jetzt gleich. Ich habe heute Nacht Alles gesehen. Es war so klarer Mondschein.“

Die Tante erschrak auf den Tod. Wußte er von dem Aufenthalte des Verwundeten, und nur Ein Franzose kam hierher, so war es um den Verwundeten geschehen.

„Heute Nacht —?“ rief sie.

„Ja, ja, heute Nacht. Hören Sie mir zu. Es war gerade Mitternacht, da —“

Die Tante hatte sich erholt. „Ah, da träumten Sie wohl,“ sagte sie freundlich und lächelnd.

Nein, nein, Mamsell Therese.“

„Um Mitternacht,“ belehrte sie ihn, „fangen die Träume an, besonders wenn der Mond scheint.“

„Aber ich träumte nicht, Mamsell Therese.“

„Und je klarer und heller der Mond scheint,“ fuhr die Tante Therese sicher und belehrend fort, wie ein Professor auf dem Katheder, „um so lebhafter und deutlicher träumt der Mensch.“

„So?“ sagte der Schwachsinnige doch.

„Haben Sie das noch nicht gewußt? — Aber erzählen Sie mir, was Sie heute Nacht in dem hellen Mondscheine geträumt haben?“

Sie wollte ihn völlig irr mit sich selbst machen und wohl auch wissen, was er gesehen hatte, und wie viel er wisse.

„Was ich geträumt habe?“ sagte er. „Ei, ich sah es ja deutlich, wie der Wagen ankam. Es war ein Bauernwagen, er knarrte etwas, und da auf der Seite hielt er nicht weit von meinem Fenster. Es war Heu darin, und in dem Heu lag ein Mensch —“

Die Tante unterbrach ihn. „Sehen Sie, wie lebhaft Sie geträumt haben?“

„Aber ich sah es ja.“

„Sie waren ja im Bett!“

„Ich war aufgestanden.“

„Auch das haben Sie geträumt?“

Der Schwachsinnige schwankte. „So? Sollte ich wirklich geträumt haben? Aber es war doch so hell?“

„Darum träumten Sie so lebhaft.“

„Und ich sah es deutlich, wie der Mensch im Wagen eine Binde um den Kopf trug — und auch den Arm hatte er in einer Binde, und in einer Uniform war er, und der Fuhrmann hob ihn aus dem Wagen, und auch die alte Christine war dabei, und auch Sie, Mamsell Therese, ja ja, auch Sie —“

Er wußte Alles. Die Tante Therese zitterte. Er hatte Alles gesehen und wußte es so bestimmt, so sicher. Aber sie gab noch nicht verloren. Sie lachte laut.

„Ich, lieber Freiherr Max? Sehen Sie, wie Sie geträumt haben. Ich habe die ganze Nacht geschlafen, in der Stube meiner Mutter, Sie können sie fragen.“

„So?“ sagte der Irre wieder.

„Und auch die Christiane wird nicht aufgewesen sein. — Wollen wir sie gleich fragen?“

„Ja, ja, kommen Sie!“

Die Tante wollte triumphiren. Er verließ mit ihr den Gang, und Beide gingen die Treppe hinunter. Aber unten in der Hausflur traten ihnen erschreckene Gesichter entgegen. Es waren die Knechte und Mägde des Hauses. Sie hatten auf die Rückkehr der Mamsell Therese gewartet, denn sie hatte immer die ruhige Besonnenheit, den klaren Muth. Der Verwalter und der junge Herr waren zudem nicht da; sie waren noch immer nicht zurückgekommen und die Frau des Hauses lag alt und gelähmt in ihrem Rollstuhle.

„Mamsell, hinten am Walde wird geschossen. Die Franzosen und Russen und Preußen kämpfen dort.“

Meine Tante behielt ihre ruhige Besonnenheit, ihren klaren Muth.

„Ich weiß es,“ sagte sie.

„Aber es kommt näher, Mamsell. Sie werden hierher kommen. Und was dann?“

„Was dann?“ sagte die Tante. Aber sie durfte in Gegenwart des Herrn nicht fortfahren. Sie dachte an Alles, wie schwer ihr nach so mancher Seite hin Kopf und Herz sein mochten.

Die Augen des Irren hatten bei der Nachricht, die er so plötzlich erfuhr, angefangen zu funkeln.

„Sie schießen? die Franzosen?“ fragte er hastig einen Knecht, der neben ihm stand.

Die Tante warf ihm einen strengen Blick zu. „Freiherr Max, man wird Ihnen die Nachricht in Ihr Zimmer bringen. — Christine, der Freiherr hat einen Befehl für Dich. Folge ihm auf sein Zimmer!“

Der Irre fühlte den Freiherrn in sich, der sich nicht mit Knechten und Mägden gemein machen dürfe. Er kehrte gehorsam zu der Wendeltreppe zurück. Die alte Christine, welche vorher einen Wink von der Tante erhalten hatte, folgte ihm.

„Und nun,“ sagte die Tante zu den Leuten, und sie war bewunderungswürdig in ihrer Ruhe, in ihrem Muthe. „Ihr saget: Was dann? Wenn der Kampf sich hierher ziehe? Es sind Preußen und Franzosen, die dort kämpfen. Siegen die Preußen, und sie kommen hierher, so sind Freunde hier, die uns vom fremden Joche befreit haben. Kommen die Franzosen als Sieger — wir stehen auch dann in Gottes Hand und in Gottes Schutz. Wir müssen nur das Unsrige mit dazu thun. Und dazu sagt uns schreiten, ruhig, ohne Lärm, ohne Ueberstürzung, jeder an seinem Platze!“

Und klar und ruhig, wie sie war, ertheilte sie den Leuten ihre Befehle.

„Nur gegen den ersten Anlauf, also nur gegen die Flüchenden können wir uns schützen. Den Siegern, wenn sie in das Haus wollen, können wir es auf die Dauer nicht verwehren. Danach müssten wir handeln. Verschließt und verrammelt zuerst, so fest wie möglich, alle Thore und Thüren, die in das Haus und die Ställe führen! Lasst vor allen Fenstern die Läden, so dicht, dass man von aussen kein Licht sehen kann! Bringt kein Licht an ein anderes Fenster! Geht gleich an die Arbeit, macht Alles ordentlich! Und dann vertraut auf Gott, der in Gefahr und Noth erst recht bei dem Menschen ist, wenn der Mensch nur den Kopf klar und das Herz muthig bewahrt! — Noch Eins. Mein Bruder und der Verwalter sind noch nicht zurück. Achtet auf ihre Rückkehr, damit sie sogleich können eingelassen werden! Sollte ein Anderer Einlass begehren, so ruft Ihr vorher mich herbei!"

Die Leute gingen, die Befehle auszuführen. Die Tante stand noch einige Minuten nachdenklich. Dann ging sie zu dem Wohnzimmer, in dem sich die Großmutter befand. Die alte, gelähmte Frau sass in ihrem Rollstuhle und sah sich durch das Fenster die Kronen der Bäume des Waldes an, die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden. Der Tag war trübe gewesen. Da hatte die Sonne bei ihrem Scheiden für die Nacht noch ihr Recht haben wollen und brach sich durch eine Wolkenschicht hindurch, um noch einen letzten Blick auf den Wald und über die Haide zu werfen.

„Und was wird kommen, bis sie morgen wiederkehrt?" sagte die Großmutter. „Was wird der Abend, die Nacht uns bringen?"

Man hörte in der Stube, die nach dem Walde hin lag, wieder das Gewehrfeuer; es war näher gekommen, wie schon die Leute zu der Tante Therese gesagt hatten. Man hatte früher nur das Rettenfeuer gehört; jetzt glaubte man dazwischen auch einzelne Schüsse zu vernehmen. Die Großmutter hatte dennoch ihren guten Muth nicht verloren, wie die Tante den ihrigen wiedergewonnen hatte.

„Hast Du Alles besorgt, Therese?" fragte sie die Tante.

„Alles, was besorgt werden konnte. Ich habe Thore und Thüren und Fensterläden schließen lassen. Mehr können wir nicht."

„Mehr können wir nicht, Kind. Das Weitere müssen wir Gott anheimstellen."

„Aber hier habe ich noch etwas zu thun, Mutter," sagte die Tante.

Sie ging in eine Kammer, die sich neben der Stube befand, und kam mit einem Korbe daraus zurück, den sie an einen großen eichenen Schrank setzte. Dann begann sie die Schubfächer des Schrankes zu öffnen und die Gold- und Silbersachen der Familie aus alter und neuer Zeit herauszunehmen und in den Korb zu legen. Oben unter dem Fußboden des nämlichen Thurmstübchens, in welcher die Tante den Freiherrn Adalbert aufgenommen hatte, war ein geheimer Verschlag, auszufinden nur von dem, der ihn kannte, und außer der Großmutter und der Tante und der alten Christine kannte ihn Niemand. Dort wollte Therese die Kleinodien verstecken. Sie ward auch daran gehindert. Man vernahm plötzlich draußen ein Geräusch in der Haide, abwärts vom Walde. Die Großmutter und die Tante horchten, das Geräusch kam näher. Es war ein Wagen, der rasch fuhr und auf das Schloß zuzufahren schien.

„Der Verwalter," sagte die Tante. „Gottlob, da haben wir doch noch eine Stütze."

Aber die Großmutter schüttelte den Kopf. „Das ist kein Wagen vom Schlosse!"

Die gelähmte Frau musste den ganzen Tag in ihrem Rollwagen zubringen. Da konnte sie bei dem, was draußen vorfiel, nur mit ihrem Gehöre sein. So konnte dieser Sinn im Schlosse Alles, was er zu erfassen vermochte, um so genauer. Auch die Tante überzeugte sich.

„Es ist ein fremder Wagen. Und wir erwarten Niemanden." Sie wurde unruhig, verlor aber ihre Besonnenheit nicht. Sie hatte an den Fenstern der Wohnstube noch nicht die Läden vorgelegt, um die Dämmerung des Abends zu ihrer Arbeit zu benutzen. Die Läden waren innen in der Stube. Sie legte sie rasch vor und verschloß sie dicht, fest. Sie schlossen die ganzen Fenster. Dann stürzte sie ein Licht an. Von aussen hatte man nichts sehen können, konnte man auch ferner nichts sehen. Der Wagen war nicht mehr zu hören.

„Er wird zum Einfahrtsthore gefahren sein," meinte die Tante. Das Einfahrtsthor war an der anderen Seite des Hauses. Die Tante wollte in ihrer Arbeit von Neuem beginnen. Sie wurde noch einmal darin gestört. Die alte Christine trat in die Stube.

„Mamsell, der Christian schickt mich. Vor der Brücke am Eingangsthore hält ein Wagen mit zwei Pferden. Der Christian, der an dem Thore aufpasst, meinte zuerst, der Herr Verwalter komme zurück. Aber es war ein fremder Wagen, und ein fremder Herr war eilig herausgestiegen und hatte an das Thor geklopft und gerufen, man möge ihn einlassen. Da lässt der Christian fragen, was geschehen soll."

Die Tante Therese hatte sich schnell besonnen. „Du erlaubst, Mutter, dass ich selbst hingehe?"

„Thue das, Kind!"

„Und dass die Christine mich begleite?"

„Nimm sie mit Dir!"

Die Tante Therese und die alte Magd gingen zu dem Einfahrtsthore. Sie traten aus der Stube in die Vorhalle, aus dieser in den Hof vor dem Schlosse. Den Hof umschloß eine hohe, dicke Mauer, die zu beiden Seiten bis an das Schloß reichte. In der Mitte der Mauer war das Einfahrtsthor, zu den Seiten des Thors waren in der Mauer zwei kleine, mit einer Fensterscheibe versehene Schaulöcher, durch die man die Brücke vor dem Thore überblicken konnte, ohne von aussen selbst gesehen zu werden.

Der Knecht Christian stand an einem der Löcher. Er war der Vorknecht auf dem Schlosse, der zugleich eine Oberaufsicht über die anderen Knechte führte, und ein eben so entschlossener, wie zuverlässiger Mann. Er kam der Tante entgegen.

„Es ist eine fremde Herrschaft, Mamsell. Der Wagen kam von rechts über die Haide in gestrecktem Galopp, als wären die Leute auf der Flucht, geraden Weges auf das Schloß zu. Hier meinten sie wohl, sofort in das Thor fahren zu können, aber es war verschlossen, und sie mußten an der Brücke halten. Der Kutscher sagte es in den Wagen hinein. Da sprang ein Herr heraus und besah sich eilig das Schloß. Dann kam er über die Brücke an das Thor und versuchte es zu öffnen. Als er das nicht konnte, klopfte er an und rief: „Heda, heda!" Er bekam keine Antwort, ich hielt mich ganz still. Er klopfte noch ein paar Mal und rief lauter: „Heda! Verirrte Reisende bitten um Aufnahme!" Ich hielt mich still, wie zuvor. Er ging zu dem Wagen zurück. „Steige ab," sagte er zu dem Kutscher. „Wir wollen um das Haus herum gehen, ob wir keinen anderen Eingang finden. Ich gehe rechts; gehe Du links." Der Kutscher stieg vom Bock, und sie gingen um das Haus, der Eine nach der einen, der Andere nach der anderen Seite. Sie sind noch nicht zurück, aber sie müssen jeden Augenblick kommen."

„Wie sah der Herr aus?" fragte die Tante den Knecht.

„Es war ein großer Mann in mittleren Jahren und sah recht vornehm aus."

„War er allein in dem Wagen?"

„Nein, Mamsell. Er muß seine Frau und Kinder bei sich haben. Hinein sehen konnte ich in den Wagen nicht; es war schon zu dunkel. Aber ich hörte ein paar Kinderstimmen, und als eins von den Kindern weinte, suchte eine Frauenstimme es zu trösten und zur Ruhe zu bringen."

Die Tante trat an eins der kleinen Fenster, um selbst hindurch zu sehen. Das Dunkel der Dämmerung hatte zugenommen, nur der Wagen war zu erkennen, der vor der kleinen Brücke hielt. Was in seinem Innern sich befand, war in der Dunkelheit nicht zu entdecken, doch glaubte die Tante leises Weinen zu hören.

Sie werden aufgenommen! der Entschluß stand dennoch bei meiner braven Tante, die schon so viele eigene und selbst fremde Sorge zu tragen hatte. Sie sind zwar, sagte sie zu sich, auch hier vielleicht schweren Gefahren unterworfen, aber die Frau und die Kinder finden doch ein Unterkommen, eine warme Stube, Essen und Trinken. Draußen müßten sie in der kalten dunklen Nacht und in der nackten Haide herumirren, ohne Obdach, ohne nur einem Menschen zu begegnen, sie müßten denn zwischen das Feuer der Soldaten kommen. Sie werden aufgenommen! Aber ich will doch vorher den Fremden sehen.

Zwei Personen kamen an die Mauer.

„Der Herr und der Kutscher!" flüsterte an seinem Fenster der Knecht Christian der Tante zu.

Die Tante sah eine große Mannesgestalt; näher konnte sie in der Dunkelheit den Herrn nicht erkennen. Er war an den Wagen gerreten und sprach hinein.

„Es war vergebens. Alles verschlossen. Nirgends ein Licht. Das ganze Haus wie ausgestorben, die Bewohner müssen geflüchtet sein."

Die Stimme war meiner Tante unbekannt. Eine sanfte, klagende Frauenstimme antwortete ihm.

„Und wo werden wir bleiben mit dem kranken Kinde? Wir sahen seit einer Stunde kein Haus. Die Nacht wird dunkler."

„Und das Schießen kommt näher!" sagte der Mann, mit jenem Trotze und Ingrimm, den die Hoffnungslosigkeit giebt.

„Mache noch einen Versuch!" bat ihn die Frau.

Der Mann ging auf das Einfahrtsthor zu und wollte noch einen Versuch machen.

„Oeffne das Thor, Christian!" befahl die Tante dem Knechte.

Der Knecht öffnete das Thor. Der Herr draußen hatte es gerade erreicht. Als er noch einmal anpochen wollte, that es sich schon vor ihm auf, und er stand vor der edlen Gestalt, vor dem schönen, klaren, ruhigen Gesichte meiner Tante. Er war überrascht; aber seine Sorge war verschwunden, da er nur einen halben Blick in das Antlitz meine Tante geworfen hatte.

„Meine Gnädige," sagte er, „darf ich Sie um Aufnahme für eine flüchtige, hülflose Familie bitten? Für ein krankes Kind, für eine leidende Frau?"

„Sie sollen," erwiderte ihm die Tante, „hier jede Hülfe finden, die Ihnen in diesem Augenblicke unser Haus zu gewähren vermag. In der Nähe wird gekämpft. Ich will nicht hoffen, daß der Kampf sich hierher ziehe. Aber Sie werden in ihm einen hinreichenden Grund finden, daß das Haus verschlossen war und daß Sie nicht sogleich Einlaß erhielten. Entschuldigen Sie es."

„O meine Gnädige," sagte der Fremde, „wie kann ich ein anderes Gefühl als Dank haben? Gestatten Sie, daß ich den Wagen in den Hof fahren lasse."

„Ich bitte darum."

Er ging zu dem Wagen zurück, der nun durch das Thor auf den Hof fuhr. Der Knecht Christian verschloß sorgfältig das große Thor wieder, und die Tante wandte sich an die alte Magd, die dageblieben war.

„Wir bringen sie in die Zimmer des Freiherrn; wir haben keine andern für sie. Hole die Schlüssel und ordne schnell darin."

Die Magd ging. Der Wagen hielt vor dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

Ernst Renan.

Es wäre mir ein Leichtes gewesen, mich durch einen gemeinschaftlichen Bekannten bei Herrn Renan, dem Verfasser des vielbesprochenen „Leben Jesu", einführen zu lassen, ich zog es jedoch vor, mich selber dem Gelehrten vorzustellen, und in dem Empfange, welcher mir zu Theil wurde, gab sich der schlichte Hausgebrauch und dann der Mann von seiner Sitte und liebenswürdiger Einfachheit zu erkennen. Eine Magd, die ein blondes Kind an der Hand führte, hieß mich, ohne auch nur zu fragen, wer ich sei, in einen Salon treten, der kaum fünf bis sechs Personen zu fassen vermochte, und der sich durch die Glanzlosigkeit der Einrichtung hervorhat. Auf einem Stuhl lag ein Blatt; ich las ein wenig erstaunt: „Deutsche Blätter, Beigabe zur Gartenlaube ꝛc.", nachher erfuhr ich, daß Auerbach das Exemplar dem Verfasser des „Leben Jesu" zugeschickt.

„Wen soll ich anmelden?" frug die Magd.

„Herr Renan kennt mich nicht, sagen Sie gefälligst, daß ihn ein Fremder zu sprechen wünsche," versetzte ich.

Das Mädchen ging in die angrenzende Stube, und keine Minute war verflossen, als Herr Renan eintrat. Nach einer kurzen Ansoinanderfetzung meinerseits, den Zweck des Besuches anlangend, wurde durch die leichte gefällige Weise des Gelehrten ein behaglicher Verkehr, eine angenehme Berührung zwischen ihm und mir hergestellt. Er behandelte mich mit einer Freundlichkeit, die so wohl that, weil sie gleich entfernt von Steifheit, wie von Uebertreibung bleibt, weil sie so absichtslos, so zwanglos auftritt.

Der Mann, welcher seit einiger Zeit die civilisirte Welt beschäftigt, ist von stämmiger, gedrungener Gestalt, sein kräftiger Körper verspricht lange den Mühen und Anstrengungen des Geistes Stand zu halten. Die Züge des Gesichts sind scharf ausgeprägt, aber durch den Ausdruck von Gutmüthigkeit und durch ein sanftes gewinnendes Lächeln gemildert, das ab und zu um die hübschen Lippen spielt. Die Haare von blonder Schattirung haben bereits eine gewaltige Lichtung erlitten; es scheint, daß die Gedanken an dem Umfang der Stirn, ob er gleich beträchtlich ist, nicht genug haben und sich nach oben hin auszubreiten suchen. Auf den ersten Anblick macht Herr Renan den Eindruck eines behäbigen Bürgers, der sich redlich nährt. Spricht er aber, dann kleben sich die Züge, das dunkle Auge ergänzt und der vornehme Geist giebt sich zu erkennen, den Natur und Gewohnheit dem Niedrigen und Gemeinen fern hält, der, den höchsten Interessen des Lebens zugewendet, die alltäglichen Jämmerlichkeiten verachtet oder im besten Falle bemitleidet. Dann gewahrt man, daß man es nicht nur mit einem Gelehrten, sondern mit einem würdigen unabhängigen Denker zu thun habe.

Die Unterhaltung drehte sich um den Lebensweg des Orientalisten, um die Verhältnisse und Schwierigkeiten, durch die er gerungen, um die Personen und Dinge, welche Einfluß auf die bereits reich ausgefüllte und noch vielversprechende Existenz geübt haben. Natürlich, daß ich es war, der diese Wendung des Gespräches herbeiführte. Herr Renan sprach sich mit einem Freimuth über die Angelegenheiten aus, denen er mit seiner Wirksamkeit und seinen Ueberzeugungen gegenübergestellt wurde, aus welchem sich die ganze Unabhängigkeit seines Charakters, so wie die Echtheit seiner liberalen Ansichten ergab. Schade, daß mir eine leicht begreifliche Discretion verbietet, seine auf diesen Gegenstand bezüglichen Aeußerungen hier aufzuzeichnen.

Das eben erwähnte Blatt brachte einen Augenblick das Gespräch auf die deutsche Sprache und auch auf Berthold Auerbach. Der Gelehrte verscherte, daß er mit dem lebhaftesten Interesse den Roman „Spinoza" gelesen habe, auf den er einen außerordentlichen Werth lege, daß er des Deutschen hinreichend mächtig sei, um Bücher in germanischer Sprache mit Leichtigkeit zu lesen, nur wisse er sich auf Deutsch nicht auszudrücken, weil er allein für sich unsere Sprache gelernt habe, ohne Ohr und Zunge zu üben. Die Energie des wissenschaftlichen Strebens, welche aus diesem Zuge spricht, kennzeichnet die Laufbahn des Orientalisten.

Herr Ernst Renan ist am 23. Februar 1823 zu Treguier in der Bretagne geboren, und es hat etwas Pikantes, daß der Verfasser des Lebens Jesu ein Kind dieser altgläubigen fanatischen Provinz ist. Von seinen frommen Eltern für den priesterlichen Stand bestimmt, bezog er mit sechzehn Jahren das kleine Seminarium, welches der Abbé Dupanloup leitete, der, nunmehr Bischof von Orleans, einer der eifrigsten, jedenfalls der begabtesten von den Gegnern des Herrn Renan ist. Nachdem er später zwei Jahre lang in der Schule von Issy Philosophie studirt hatte, trat er in die Anstalt von St. Sulpice zu Paris. Daselbst lag er den theologischen Wissenschaften ob und trieb mit besonderer Vorliebe und mit Fleiß Hebräisch. Allein je mehr sich sein Geist entwickelte und in die Tiefen der Geschichte eindrang, je mehr sein Forschen an Gründlichkeit, sein Urtheil an Kraft gewannen, desto weiter entfernte sich sein Verstand von der blinden unbedingten Annahme überlieferter Wahrheiten, unfehlbarer Dogmen, desto klarer wurde ihm die Unvereinbarkeit seines Gewissens mit der ererbten Laufbahn. Und als ein Mann, der entschlossen ist, seiner Würde nichts zu vergeben, entsagte er dem geistlichen Beruf (1845), aller Gegenvorstellungen seiner Meister ungeachtet, die in dem jungen Theologen eine kräftige Säule des Glaubens und der Kirche vorhersehen mochten. Im Vollgenuß der Unabhängigkeit und der freien Ver-

fügung über seine Zeit und seine Fähigkeit, wirft er sich mit ganzer Kraft auf das Studium der Theologie, der Philologie, der Philosophie und der Geschichte, Wissenschaften, die ihm bei der religiösen Kritik, zu welcher er sich immer mehr und mehr hingezogen fühlt, behülflich sein sollten. Da er ohne Vermögen ist, ertheilt er Privatunterricht zu seinem Unterhalt. Einen Augenblick denkt er daran, sich für einen Lehrstuhl an der Universität vorzubereiten, doch kommt er bald von dem Gedanken zurück, sein Wirken durch ministerielle Vorschriften, durch allerlei Regeln beschränken zu lassen, und entscheidet sich für den freieren Weg der Belehrung durch die Druckschrift. Die von ihm verfaßten Abhandlungen „über die semitischen Sprachen" und „über das Studium des Griechischen im Abendlande während des Mittelalters", gewinnen ihm nach einander zwei Mal den Preis Volney. Schon in diesen Ausarbeitungen zeigt sich ein tüchtiges Wissen, Schärfe des Verstandes und eine außerordentliche Fähigkeit der Darstellung.

Der politische Umschwung von 1848 konnte einen Geist wie den des jungen Exthelogen nicht unerfaßt lassen, und die Hoffnungen, welche er in jungen und sogar alten Gemüthern erregt, auf das Ende verjährter Mißbräuche, beschwingte die Gedanken des strebsamen Gelehrten. Die Wochenschrift „La liberté de penser" veröffentlichte in dem verhängnißvollen Jahre eine Anzahl von Artikeln, welche dem Glauben die Prüfung, der Ueberlieferung das Urtheil gegenüberstellten und die man als Vorläufer des Werkes betrachten kann, dessen eben so weit gehender als rascher Erfolg Staunen macht. Von da ab war die Richtung klar gezeichnet, in welcher der junge Gelehrte voranzuschreiten berufen und entschlossen war.

Und weder Entmuthigungen auf der einen, noch Verlockungen auf der andern Seite, nicht der traurige Rückgang der politischen Ereignisse seit dem Jahre 1851, nicht der Druck, der auf dem Gedanken lastete und noch lastet, nicht der Kalt der neuen Gewalt mit den Vertretern der unbedingten Tradition verwechsten den fortschreitenden Mann aus dieser Richtung zu bringen. In seinem Kopfe und in seiner Studirstube blieb trotz des Staatsstreichs die Freiheit. Sein Streben begann, soverst freilich nur in einem beschränkten Kreise von Gelehrten und Schriftstellern, hier zu gewinnen, dort zu entrüsten, hier Hoffnungen, dort schlimme Vorahnungen zu erregen. Allmählich nahm die Zahl der Anhänger und Widersacher zu, bis sie zu zwei Heeren anwuchs, die in diesem Augenblick feindselig, nicht ohne Erbitterung einander gegenüber stehen. Die Artikel, welche das „Journal des Débats" und „La Revue des deux mondes" seit 1851 aus seiner Feder veröffentlichten, thaten es kund, daß der 2. December und die schlimme Zeit, die der unheilvolle Tag brachte, an dem Eifer des Forschers nichts geändert, wenigstens nichts geschwächt haben.

Im Jahre 1855 erschien seine allgemeine Geschichte der semitischen Sprachen, welche in der Gelehrtenwelt Aufsehen machte. Ein Jahr darauf ernannte ihn die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihrem Mitgliede und kurz nachher zum Mitglied der Commission der Literaturgeschichte von Frankreich, da die Stelle durch den Tod des großen Historikers August Thierry frei geworden war.

Nach seiner Rückkehr aus Italien, wohin ihn eine wissenschaftliche Sendung gerufen, hatte Herr Renan eine untergeordnete Anstellung in der kaiserlichen Bibliothek erhalten. Wer sich mit dem Gelehrten und seinem Wirken beschäftigte, dachte nicht daran, ihm diesen Anschluß an die Gewalt zum Vorwurf zu machen, da sein Wirken unverändert blieb und der bestehenden Ordnung der Dinge durch seinen freiheitlichen Charakter eher entgegenwirkt, als Vorschub leistete, und da seine Artikel in den Debats und der Revue des deux mondes, Organen der Oppostion, statt im Constitutionel oder einem anderen Regierungsblatte erschienen. Etwas Anderes war es jedoch, als Herr Renan im Jahre 1860 dem Kaiser Napoleon vorgestellt ward und von diesem eine wissenschaftliche Mission nach Syrien erhielt, um daselbst den Schauplatz des größten welthistorischen Ereignisses zu untersuchen, den Spuren der heiligen Geschichte zu folgen. Man wußte, immer nur in engeren Kreisen, daß der Gelehrte von dem Herrscher mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit empfangen wurde, und sürchtete — wenigstens wer den Gelehrten nicht genauer kannte — daß die glänzende Verlockung für die liberale Gesinnung des Strebenden zur Klippe werden könnte, an welcher sie zerschellen würde. Nichts war natürlicher als diese Furcht gegenüber dem Lager, das lediglich aus Ueberläufern besteht, und bei der allgemeinen Herabgekommenheit und Feulheit der Charaktere.

Die Berichte des Herrn Renan aus dem gelobten Lande über die Ergebnisse seiner Nachforschungen, wie es Brauch und Regel an den Kaiser gerichtet und im Moniteur abgedruckt, zogen die Aufmerksamkeit des größeren Publicums auf sich, das sich erstaunt durch die Behandlung von Gegenständen angezogen fühlte, die seiner Theilnahme und seinem Interesse so fern lagen. Man bewunderte den Reiz, den der talentvolle Schriftsteller trockenen Fachgegenständen zu verleihen wußte. Andererseits frugen seine Bundesgenossen bestürzt, wem nun seine Ueberzeugung angehöre, von der sich in seinen officiellen Berichten keine Spur befand. Sein Name fing an, viel genannt zu werden, man wußte aber nicht, welche Bedeutung ihm zu geben sei.

Diese Zweifel wurden noch lebhafter, als Herr Renan nach seiner Rückkehr aus Palästina zum Professer der hebräischen, syrischen und chaldäischen Sprache am College de France ernannt wurde. Die Frommen und die Liberalen, welche beide den Werth des Streiters erkannten, erschraken in gleichem Maße. Jene fürchteten den heiligen Eifer des Forschers, der sich nun einmal herausnahm, das freie Urtheil über das Dogma, die Natur dem Wunder entgegenzusetzen und die Ueberlieferung der Kritik zu unterwerfen. Da die intimen Beziehungen zwischen dem Kaiserreich und der Klerisei durch die Schlachten von Magenta und Solferino aufgehoben worden und Reibungen der leidenschaftlichsten Art zwischen den beiden Gewalten eingetreten waren, nahmen sie die Ernennung des unglücklichen Professers für einen Treu, welcher der Kirche geboten werde. Die Freisinnigen besorgten, daß Herr Renan, wie es so viele Andere gethan, die Gunst der Regierung durch den gänzlichen Abfall von seinen Ueberzeugungen erkauft, daß er sich mit seinem Wollen und Denken dem Bonapartismus verschrieben habe.

Erwartungsvoll, unruhig saben die verschiedenen Parteien der ersten Vorlesung entgegen, in welcher, wie es angekündigt wurde, der Professer seine Anschauung der heiligen Geschichte, die mit seinem Lehrgegenstand eng zusammenhängt, als Glaubensbekenntniß darlegen würde.

Mehr als die anderen Theile von Paris mußte das lateinische Viertel von den schwankenden Voraussetzungen, von dem Gestimmel der widersprechenden Gerüchte ergriffen werden.

Unter der stürmenden Jugend zeigten sich nun jene Zeit Spuren eines erwachenden politischen Lebens. Die Schüller hatten kurz vor der Ernennung des Herrn Renan zum Professer geräuschvolle Demenstrationen gegen Edmond About gemacht, von welchem ein Stück, „Gaitana", im Odeontheater zur Aufführung kam, und hatten verhindert, daß das Drama zu Ende gespielt wurde. Der Grund dieser Feindseligkeit war der Anschluß des Dichters an die kaiserliche Regierung, sein Auftreten in den bonapartistischen Blättern Opinion Nationale und Constitutionnel, nachdem er sich vorher zu liberalen Grundsätzen bekannt hatte.

Der religiöse Einfluß, welcher seine Anknüpfungspunkte eben so gut im lateinischen Viertel, wie anderwärts hat, suchte die gereizte Stimmung der Studenten zu benützen und gegen Renan zu wenden, der zum Schweigen gebracht werden sollte. Durch diese Umtriebe wurde eine wahre Verwirrung unter die jungen Leute gebracht, die nicht wußten, ob sie in Renan einen Bonapartisten verachten, oder einen Eiferer für Wahrheit und Licht hochschätzen sollten. Die Freunde About's vermehren noch diese Unklarheit. Um den Dichter als einen Märtyrer literikaler Umtriebe darzustellen, wiesen sie auf die Feindseligkeit der studirenden Jugend gegen den Professer hin, welche sie aus eben den nämlichen Umtrieben herleiteten. So standen die Dinge, als der mit Spannung erwartete Tag der Vorlesung herankam. Die Aufregung im lateinischen Viertel, welche sich der Bevölkerung von Paris in verschiedenen Graden mitgetheilt hatte, sieh seinen Zweifel an bevorstehenden Kundgebungen übrig, nur über den Sinn derselben herrschte Ungewißheit. Die Behörde ergriff Vorsichtsmaßregeln, um einer Bewegung Meister zu sein, wenn dieselbe, was bei dem vorherrschenden Geiste unter den Studenten zu befürchten stand, größere Umrisse anzunehmen drohte. Der Auflauf vor dem Hause des Herrn About, welcher die polizeilichen Vorkehrungen zu umgehen wußte, diene ihr zur Warnung.

Um mich von dem Charakter und der Bedeutung der Vorfälle zu überzeugen und nicht von den Gerüchten irre geführt zu werden,

Digitized by Google

die im Forströmen allerlei Falsches mitschwemmen, begab ich mich ungesäumt eine Stunde vor Beginn der Vorlesung auf den Schauplatz der Bewegung. Der Hof, der Platz, das College de France und die nächsten Straßen waren mit Menschen vollgefüllt, von denen die eine Hälfte aus Zöglingen der Wissenschaft, die andere aus Bürgern und Arbeitern bestand, welche Neugierde oder Theilnahme herbeigezogen hatte. Einige Polizeicommissäre mit den Schärpen, den Abzeichen ihres Amtes, und ein kleines Heer von Sergents de ville, welche jeden Augenblick in den nahegelegenen Casernen in Bereitschaft gehaltene Truppen zu Hülfe rufen konnten, vertraten die Gewalt, die entschlossen war, nicht nur ernste Kundgebungen, sondern selbst Scenen, wie sie im Odeontheater und vor dem Hause des Herrn About stattfanden, zu verhindern.

Ein Umblick unter den Studenten und der Austausch einiger Worte mit Denjenigen von ihnen, welche die Leitung der Sache über sich zu haben schienen, ließen mich alsbald wahrnehmen, daß die Zöglinge der Wissenschaft geneigt waren, für Herrn Renan Partei zu nehmen, wenn derselbe nicht für die bestehende Ordnung der Dinge gegen das liberale Streben eintreten würde. Die jungen Leute scheinen es erfahren oder selbst gefühlt zu haben, daß sie im Begriffe standen, sich zu Werkzeugen frommen Hasses herzugeben. Mit Energie und Behutsamkeit zugleich wurde die Menge, welche den Hörsaal hundert Mal hätte füllen können, von den Polizeidienern immer weiter und weiter zurückgedrängt, bis sie sich in Nebengassen verlief, so daß der Professor mit seinen Zuhörern in dem vollgedrängten Saale abgeschnitten von der äußeren Störung blieb.

Seine Einleitungsrede, durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, riß die Schüler zur Begeisterung, zum Jubel hin, an welchem alle Aeußerungen des Tadels erdrückt wurden, die einige gewonnene Stimmen allerdings versuchten. Das Talent und der männliche Geist des Professors haben die Schlacht gewonnen. Am Abend rückten 2000 Studenten vor die Wohnung des Orientalisten, Rue de Madame, und erfüllten die Luft mit den Rufen: „Es lebe Renan," „es lebe die Freiheit," „nieder mit den Jesuiten" rc. Einige von ihnen wurden wohl verhaftet; aber erst nach der Demonstration. Zu spät.

Dieser Tag war ein heißer, aber auch ein schöner, siegreicher für Renan, ein kostbarer für die Liberalen, welche nun wußten, daß die kaiserliche Gunst an den Ueberzeugungen des Gelehrten nichts verrückt habe, daß der wackere Soldat der Wahrheit seiner Fahne, der Versuchung zum Trotze, treu geblieben war.

Allein je größer die Wirkung der Eröffnungsrede auf die Zuhörer war, je mehr sie die jugendlichen Gemüther zum Enthusiasmus forttrieß, desto gefährlicher für die Seelen erschien sie den Frommen, desto heftiger war die Entrüstung der Fanatiker gegen den Professor, welcher sich in dieser ersten Vorlesung über Christus folgendermaßen ausgelassen hat: „Ein unvergleichlicher Mensch, — so groß, daß ich, obwohl hier Alles vom Standpunkte der positiven Wissenschaft beurtheilt werden soll, denjenigen nicht widersprechen möchte, welche, ergriffen von dem ausnahmslichen Charakter seines Werkes, ihn Gott nannten."

Diese „Lästerung," wie sie es hießen, setzte die kirchlichen Einflüsse, die offenen, wie die heimlichen, in Bewegung, von allen Seiten schrie man über Jugendverderbniß, über Schändung der Religion, über Verbreitung der Gottlosigkeit, über die absichtliche Demoralisation der nächsten Geschlechter. Aeußerdem benutzte man die Freiheitskundgebungen vor dem Hause des Herrn Renan, um dessen Vorlesungen als gleich gefährlich für Thron und Altar darzustellen, und die kaiserliche Regierung, so unendlich stark, wenn es gilt, einer Freiheit den Weg zu vertreten, ein Recht zu unterdrücken, gab dem Drängen nach und schloß die Lippen, welchen sie selbst das Wort verliehen hatte.

Und nun war der Name des Lehrers in Aller Munde. Herr Renan war in Paris ein populärer Mann. In einer an seine Mitprofessoren gerichteten Auseinandersetzung, welche unter dem Titel: Der Lehrstuhl des Hebräischen am Collége de France (la chaire d'hébreu au collége de France) erschien, legte Herr Renan die Gedanken und Anschauungen dar, die ihn bei seiner ersten Vorlesung geleitet. Er beweist, daß er an keinem Punkte die Grenzen des Rechtes überschritten, das einem Professor des Collége de France zusteht. Wir empfehlen die kurze Schrift, weil sie einen Einblick in das Wesen des Mannes gestattet, dessen Leben und Wirken wir hier flüchtig zu zeichnen unternahmen. Wir wollen nur ein Wort aus der kleinen Broschüre anführen, weil es das Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich trägt und den gelehrten Mann charakterisirt. „Alle Vortheile dieser Welt," sagt er Seite 7, „scheinen mir nicht der Mühe werth zu sein, daß man auch nur im Geringsten von Dem abweicht, was man für das Gute hielt." — —

Kaum war der Lärm verschollen, den die Vorlesung und die mit derselben zusammenhängenden Vorgänge hervorgerufen, ja die Aufregung war noch nicht verschwunden, die der Kampf in dem Hörsaal des Collége de France und der Ausgang desselben erzeugt, als die Zeitungen und andere Stimmen das Erscheinen des „Leben Jesu" von dem berühmt gewordenen Professor ankündigten und die Leidenschaften für und gegen den Meister, für und gegen das noch unbekannte Werk wachriefen. — Den Standpunkt anlangend, von welchem Herr Renan in seinem Buche den Erlöser der Menschheit und das Erlösungswerk ansehen würde, über den Geist des Buches im Allgemeinen konnte nach der Eröffnungsrede über hebräische Sprache kein Zweifel vorwalten. Selbst wenn die eingeweihteren Freunde des Gelehrten nicht die bestimmtesten Angaben in dieser Beziehung verbreitet hätten, würde doch alle Welt gewußt haben, was zu erwarten stand.

Ungewiß jedoch war es, ob die Veröffentlichung des Buches in Frankreich gestattet sein werde, ob nicht dieselben Einflüsse, welchen es gelungen war, die Entfernung des Professors von dem Lehrstuhl durchzusetzen, eine Gewaltmaßregel gegen das von vorn herein ungepriesene und angefeindete Buch erwirken würden. Wahrscheinlich wäre dieses der Fall gewesen, wenn nicht gerade in demselben Augenblicke, als das „Leben Jesu" erscheinen sollte, das Unterrichtsministerium aus den Händen des Herrn Rouland in die Hände des Herrn Duruy übergegangen wäre, der von jeher liberale Neigungen gezeigt hat. Dieser nahm sich des Verfassers und des Werkes an.

Das Buch erschien also im Juni dieses Jahres, und der Erfolg desselben übersteigt die kühnsten Erwartungen der Freunde des Verfassers, die ärgsten Befürchtungen seiner Gegner. Der letzte Roman von Victor Hugo: „Les Misérables" fand in so kurzer Zeit keine so große Verbreitung, wie das ernste Werk. An 50,000 Exemplare sind bereits abgesetzt. Nichts natürlicher, als daß dieses Glück der lehrreichen Schrift die Wuth der Frommen erregt und daß ein Kreuzzug gegen dasselbe sowohl, als gegen den Verfasser gepredigt und, soweit es die durch weltliche Gesetze beschränkten Mittel der Klerisei gestatten, ausgeführt wurde. Die Verfolgung dauert noch. Wem von den Gläubigen eine Waffe zur Verfügung stand, der schwang sie gegen den Gelehrten und sein Buch. Geistliche und Laien wetteiferten um Haß und in der Anfeindung. Prälaten sprachen in Hirtenbriefen Verwünschungen gegen den Meister und sein Werk. Sie bedienten sich einer Form, welche an die finsteren Zeiten des Mittelalters erinnert, da ihre Worte bestimmt waren, Scheiterhaufen anzuzünden, um Ketzer zu verbrennen.

Der Bischof von Marseille z. B. erklärte in einem Hirtenbrief, daß Herr Renan „strafbarer sei, denn Robespierre, daß sein verabscheuungswürdiges Werk zu nichts weiter diene, als die Bevölkerung der Galeeren zu vermehren," und da jede Heiligenweihung Büßungen erforderlich macht, schreibt der ehrwürdige Bischof Bußübungen, Almosengebete vor und verordnet besonders, daß man zur Genugthuung für allen Schimpf, der unserem Herrn Jesus Christus angethan, jeden Freitag um drei Uhr Nachmittags in sämmtlichen Kirchen seines Sprengels während drei Minuten die Sterbeglocke läute. In diesem Moment werden Geistliche und Gläubige drei Mal dieses Gebet wiederholen: „Göttliches Herz Jesu, so unwürdig beschimpft, ich bitte Dich um Verzeihung, ich bete Dich an, ich liebe Dich." Vor zwei Jahrhunderten hätte es nicht so viel gebraucht, um Herrn Renan dem Scheiterhaufen zu überliefern, jetzt wird er blos dem Haß und dem Abscheu seiner Mitbürger empfohlen. Der zweite Band des „Leben Jesu" kann, wie mir der Verfasser mitgetheilt hat, nicht vor zwei Jahren erscheinen. Die Vorbereitungsarbeiten nehmen so viel Zeit in Anspruch.

Das Octoberfest der deutschen Veteranen.

1.

Der Empfang der Veteranen — Ihr Einzug nach fünfzig Jahren — Im Schützenhause — Wiedererkennungsscenen — Der schlesische Landwehrmann — Zedel-Fritz — Einer, der bei Leipzig mitgearbeitet — Corporal Werner von der dritten Compagnie — Der Krankenplatz in der Peterskirche — Nach fünfzig Jahren nur ein Kranz — Die zehn Veteranen des Herrn Lampe.

Noch sind nicht drei Monate verflossen, seit in Leipzig das wahrhaft großartige dritte deutsche Turnfest gefeiert wurde, und schon weder hat dieselbe Stadt in ihren Mauern ein Fest gesehen, das hier von ganz Deutschland begangen wurde, wenn auch nicht alle Gauen unseres Gesammtvaterlandes dem an sie erlassenen Aufrufe in gleicher Weise Folge geleistet hatten.

Es kann nicht die Absicht der „Gartenlaube“ sein, die Schilderungen des Festes und seiner einzelnen Scenen und Feierlichkeiten, die bereits die Spalten aller Zeitungen in reichlichem Maße in Anspruch genommen haben, in neuer Variation zu wiederholen; vielmehr will sie nur den Veteranen und den ihnen erwiesenen Ehren und Huldigungen einige Seiten der Erinnerung weihen.

Was tag bei diesem ersten Jubiläum der Völkerschlacht wohl näher, als eine Dankespflicht gegen die noch lebenden Kämpfer jener Tage zu erfüllen? Es erging daher an sämmtliche Veteranen, welche an jenem Befreiungskampfe Theil genommen haben, die Einladung, auch jetzt der Jubelfeier als liebe Festgäste beizuwohnen. An vielen Orten wurden Veranstaltungen getroffen, den ärmeren Veteranen durch Unterstützungen die Möglichkeit zu gewähren, jener Einladung zu folgen, denn das Vaterland hat bis jetzt noch immer nicht daran gedacht, die Lorbeeren, welche die heldenmüthigen Kämpfer auf dem Schlachtfelde erwarben, durch wohlverdiente Unterstützungen einzulösen.

Freilich gab es Tausende von Veteranen, denen Altersschwäche oder körperliche Leiden die Theilnahme an dem ihnen hauptsächlich gewidmeten Jubelfeste versagten. Viele ausgezeichnete Persönlichkeiten aus jener glorreichen Zeit, denen man unmittelbare Einladungen hatte zugehen lassen und die aus obengenannten Rücksichten verhindert waren, bei dem Feste zu erscheinen, haben ihr Bedauern in den Ablehnungsschreiben in wahrhaft rührender Weise ausgedrückt. Wenn jene Schriftstücke der Oeffentlichkeit übergeben würden, so könnten dieselben dem jüngeren Geschlechte als die erhabensten Beispiele echter Vaterlandsliebe dienen.

Von den eingeladenen und erschienenen Ehrengästen müssen wir vor Allen den greisen General von Pfuel nennen, den Senior der preußischen Armee, der nach dem Einzug der Verbündeten in Paris unter Blücher Commandant von Paris war. Dieser würdige Heldengreis wird allen Denen unvergeßlich bleiben, welche Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen. Nur um ein Jahr jünger war der gleichzeitig als Veteran und Deputirter der Universität Halle erschienene Professor Blanc, der als Feldprediger dem Freiheitskriege beiwohnte. Fr. v. Raumer, Major Beitzke, Stavenhagen u. A. erschienen gleichfalls als Veteranen und Ehrengäste. Allgemein aber wurde bedauert, daß die in gleicher Weise eingeladenen österreichischen Stabsofficiere, welche mit bei Leipzig gefochten hatten, sich nicht eingefunden hatten. Das Bestreben eines gewissen, aber eben nicht allzu ehrlichen Theiles der Presse, die Jubelfeier in Leipzig als ein rein preußisches, oder auch als ein von dem Nationalvereine ausgehendes Fest zu verdächtigen, hatte augenscheinlich in Süddeutschland unverdienten Glauben gefunden. Der Erfolg hat jedoch zur Genüge bewiesen, daß es kein preußisches, sondern wieder einmal ein echt deutsches Fest gewesen ist, und jene falschen Propheten sind jetzt der gerechten Verachtung preisgegeben.

Wie am Turnfeste hatte sich die Stadt in reichen Schmuck gekleidet. Flaggen und Fahnen wehten von den Firsten und aus den Fenstern, aus den Erkern und von den Balconen der Häuser, und während auf einem Theile des Marktes noch die Verkaufsbuden der Messe standen, wurden in dem andern Theile bereits die Tribünen für die öffentlichen Gesangaufführungen errichtet.

Die am Sonnabend (den 17. October) eintreffenden Eisenbahnzüge brachten die erwarteten Festgenossen aus allen Theilen Deutschlands, und man bemühte sich, den greisen Veteranen einen ehrenden und herzlichen Empfang zu bereiten. Wieder hatten sich die Turnerknaben mit jubelnder Freude zu Träger- und Führerdiensten erboten, allein auch diesmal wurde ihnen dieses Ehrenamt häufig streitig gemacht. Zur Leitung der alten Herren bedurfte es oft stärkerer Stützen, und zumeist mußten sie die bereitstehenden Wagen benutzen, um in ihre Wohnungen zu gelangen. Und das Reisegepäck? Ach, wie viele der Männer, die vor fünfzig Jahren mit dem schweren Tornister und dem schützenden Mantel beladen in diese Stadt eingezogen waren, kamen jetzt in dünnem, fadenscheinigem Rocke, der nicht wohl geeignet war, seinen bejahrten Träger auf lange Zeit vor herbstlicher Luft zu schützen!

Bei Allen schienen jedoch die Anstrengungen und Entbehrungen der Reise vergessen zu sein, sobald es hieß: dort sind Leipzigs Thürme zu schauen! Bei diesen Worten schlug den alten Kriegern das Herz doch noch einmal rascher, und sie fühlten wieder etwas wie jugendliches Feuer durch ihre Adern rollen. Sie drängen sich nach den Fenstern des Wagens und rufen das Bild wach, welches sie von dieser Stadt seit jenen blutigen Tagen in ihren Herzen bewahrt hatten. Die weitläufigen Gärten, die sumpfigen Wiesen, die hier und da aufgeworfenen Schanzen und Batterien schwebten ja noch so deutlich vor ihrem Gedächtnisse, daß sie dieselben hätten malen können, wenn ihre zitternde Hand dies noch im Stande gewesen wäre. Aber umsonst suchen sie nach allen jenen Erinnerungszeichen, denn die Stadt, aus welcher sie damals heldenmüthig die Feinde Deutschlands vertrieben, ist eine ganz andere geworden. Mächtig hat sie sich nach allen Seiten ausgedehnt, und auf denselben Stellen, wo damals so viele Tapfere bluteten, so viele Helden ihr Leben auszuhauchten, da erheben sich jetzt lange Häuserreihen und neue Stadttheile, bei deren Anlegung man Gebeine der Gefallenen und Waffenreste in Menge gefunden hat.

Ueber diese unerwarteten Veränderungen schüttelte so mancher der alten Herren sein Haupt und meinte wohl, das könne Leipzig gar nicht sein; aber wenn dann die Wagenzüge in die Bahnhöfe einliefen und nun Muth den Ankommenden entgegenschmetterte, wenn der begeisterte Jubelruf der harrenden Zuschauermenge sie empfing — da wurde den braven Veteranen doch wohl klar, daß sie auf rechten Ziele angelangt seien und daß die anderö gestaltete und vergrößerte Stadt im Gegensatze zu so vielen einzelnen Lumpersömmlingen unter den Menschen die schöne Pflicht der Dankbarkeit treu bewahret und gepflegt hatte. Alles drängte sich herbei, um die Veteranen sehen, um sie begrüßen zu können. Die mit Orden und anderen Ehrenzeichen geschmückten Greise wußten kaum, wie ihnen geschah, und die Beweise der ihnen entgegengebrachten Liebe und Verehrung riefen so manche Thräne der Rührung hervor. Ja, das war doch noch dieselbe Stadt, welche vor fünfzig Jahren nach langer Bedrückung sie auch mit Jubel und Dank als Befreier empfing; dieselbe Stadt, welche in jener Zeit des Jammers die letzten harten Bissen trockenen Brodes freudig mit ihnen getheilt hatte.

Während die gebrechlichen oder die durch lange Fahrt ermüdeten Veteranen von den ihnen verschafften Wagen Gebrauch machten, gab es bei jedem ankommenden Bahnzuge doch auch eine gute Anzahl dieser alten Krieger, welche sich munter und rüstig fühlten. Diese stellten sich dann freudig in Reih und Glied auf, ein Musikchor trat an ihre Spitze, und so setzte sich nun der Zug nach der Stadt herein in Bewegung. Jubel begleitete und empfing diese einzelnen Züge überall wohin sie nur kamen, und besonders rührend war es, zu sehen, wie so mancher dieser Greise mit Anstrengung aller seiner Kräfte stramm und mit soldatischem Takt einherschritt.

Wie schweiften ihre Blicke nach allen Seiten, um in Straßen oder Plätzen Erinnerungszeichen zu finden an jene Zeit, wo sie als Sieger in dieselbe Stadt ihren Einzug hielten! Nur Wenigen mag es gelungen sein, sich alsbald wieder zu orientiren, denn die verflossenen fünfzig Jahre haben auch im Innern der Stadt große Umgestaltungen hervorgerufen. Die tiefen Gräben, welche zu jener Zeit die Stadt umgaben und welche das rasche Eindringen der Stürmenden verhinderten, sind längst ausgefüllt und in herrliche Parkanlagen verwandelt worden; die Thore, deren Einnahme den Andringenden noch viele Opfer kosteten, sind der Erde gleich gemacht, und ein Bild des Friedens liegen die Straßen weit offen, um die sehnlichst erwarteten Gäste aufzunehmen.

Digitized by Google

Dichte Menschenmassen drängten sich neben und hinter den einziehenden Veteranen her, und glücklich schätzte sich der, dem es gelang, einen Platz an der Seite eines dieser alten Krieger zu erringen. Man bot gern den Greisen den Arm als Stütze, und von allen Seiten kamen neugierige Fragen herbei, die womöglich schon auf dem Wege zur Stadt etwas von den Erlebnissen aus der Heldenkriegszeit hören mochten. Mit welcher Ehrfurcht hingen Aller Blicke an den ehrenden Zeichen der Tapferkeit, die jeder der Veteranen auf der Brust trug, und wie dürftig, wie altmodisch und abgetragen waren oft die Röcke, welche solchen Ehrenschmuck aufzuweisen hatten!

Nicht minder herzlich war der Empfang, welchen den Ehrengästen wohl ohne Ausnahme in der ihnen angewiesenen Wohnung zu Theil wurde. Wie vielen der ehrwürdigen Greise traten Thränen der Rührung und Freude in die Augen, als sie sich von ihren Gastgebern und deren Familien so liebreich aufgenommen sahen. Es waren dies freilich andere Tage als vor fünfzig Jahren, wo man den einrückenden Siegern bei der eigenen Noth der Stadt kaum hinreichend trockenes Brod zur Stillung des Hungers bieten konnte. Wie viele der gastfreundlichen Wirthe waren in jenen Schreckenstagen als Kinder beim Eindringen der Sieger in die Stadt ängstlich weinend gestehen und hatten sich zitternd hinter ihre Eltern verborgen, weil sie von der friedlichen Absicht der Soldaten keinen Begriff hatten. Die Erkenntniß der Absicht jener gefürchteten Männer war ihnen erst später geworden, und heute bot sich ihnen auch die Gelegenheit, die mangelhafte elterliche Bewirthung jener Zeit auszugleichen.

Im Laufe des Sonnabends trafen fast sämmtliche Veteranen und die Städtedeputationen in Leipzig ein, und für die Abendstunden dieses Tages war eine gesellige Zusammenkunft der Eingeladenen in den bekannten glänzenden Räumen des Schützenhauses veranstaltet. Nicht leicht möchte es aber noch eine Versammlung geben, welche sowohl für die Betheiligten, wie für Zuschauer ein größeres Interesse hätte bieten können. Die allgemeinste Theilnahme war natürlich den Veteranen gewidmet, von denen an achtbundert an jenem Abende im Schützenhause anwesend sein mochten. Es war, als entrollte sich ein Stück Geschichte in lebendigen Lettern vor unsern Augen; denn diese Tapferen gehörten zu den Stiftern des herrlichsten Blattes in dem Ruhmesbuche der deutschen Nation. Die Orden und Ehrenzeichen, welche ein Jeglicher in größerer oder geringerer Zahl auf der Brust trug, waren sprechende Beweise dafür, daß von diesen Männern damals Keiner müßig die Hände in den Schooß gelegt hatte.

Aber wie verschieden erschienen diese ehrwürdigen Gestalten! Dort wankte Einer mühsam auf seinen Krücken heran, doch bald nahten sich gütige Männer, welche den Invaliden unterstützten; der danebenstehende Alte mit dem Stelzfuße kam sich im Vergleiche mit Jenem gewiß noch ganz glücklich vor, wenigstens verrieth seine Miene nicht im Geringsten, daß der schlende Fuß seiner festlichen Stimmung Eintrag thun könne; er scherzt sogar noch und schlägt die für den ihn umstehenden Zuhörerkreis bestimmte Erzählung seiner Kriegserlebnisse mit der Bemerkung; daß er hauptsächlich hierher gekommen sei, um sich von dem damaligen Bataillonschirurgen sein Bein zurückgeben zu lassen, welches man ihm zu jener Zeit unbegreiflicher Weise vorenthalten habe; die Gegend bei Wachau, wo er es vor fünfzig Jahren verloren habe, wisse er allenfalls noch genau genug anzugeben.

Wahrhaft rührenden und ergreifenden Wiedererkennungsscenen konnte man an jenem Abende oft genug begegnen. So sah man unter Anderen einen vierfach decorirten, alten, aber noch rüstigen und äußerst lebhaften Mann durch die Säle gehen, von Tisch zu Tisch immer nur die Frage wiederholend: „Ist denn von den schlesischen Landwehrmännern, die bei Mödern fochten, Alles ausgestorben? Bin ich ganz allein übrig geblieben?“ Es waren damals doch noch kräftige Jungen genug, die mit halbweas ganzer Haut in Leipzig einrückten!“ — Alle Nachforschungen des rüstigen Veteranen blieben lange Zeit ohne Erfolg, denn wohin er auch kam, nirgends war sich ein alter Schlesier aufzufinden. Umsonst luden andere alte Kriegscameraden den Suchenden ein, bei ihnen Platz zu nehmen und neue Cameradschaften anzuknüpfen; allein er schlug jeden ihm angebotenen Labetrunk aus und meinte immer dabei: das erste Glas in Leipzig wolle er nun einmal durchaus blos mit einem schlesischen Landwehrmanne trinken! Kopfschüttelnd sah man dem Eigensinnigen nach, und mancher Graubart rief wohl auch so etwas wie: alter Dickkopf! hinter ihm drein. Aber Alles dies fümmerte den Schlesier wenig und nichts konnte ihn davon abbringen, die Forschungen nach seinen Landsleuten fortzusetzen. Da endlich ertönte plötzlich auf seine immer gleiche Frage von einem Tische her ein militärisch meldendes: Hier! Bei diesem Tone malte sich auf den Zügen des Suchenden die höchste Freude, denn in der That erhob sich da drüben ein nicht weniger mit Ehrenzeichen geschmückter Veteran. Der Erstere wollte jedoch seiner Sache gewiß sein und schickte jetzt rasch die preisende Frage nach: „Unser wem half Du gefechten, Camerad?“ — „Unser Steinmetz,“ lautete die Antwort, und mehr bedurfte es nicht, um den vorsichtigen Frager zu überzeugen. „Gott sei Dank! Also doch noch einer von den Braven am Leben,“ rief er und gleich darauf lagen sich die beiden Greise in den Armen. Jetzt wurde der Weiberrunk von dem durch langes Suchen ganz Erschöpften nicht mehr ausgeschlagen, und hierauf begann ein Fragen und Erzählen, das immer lebhafter wurde, als sich bald herausstellte, daß die beiden zu jener Zeit bei derselben Compagnie gestanden hatten. — „Erinnerst Du Dich noch des tollen Burschen, welchen alle Cameraden nur den tollen Jodelfritz nannten, weil er immer der Erste war, wenn es galt, ein Lied auf dem Marsche anzustimmen?“ fragte lächelnd im Anfange des Gespräches der andere Schlesier den über seine Entdeckung noch ganz glücklichen Cameraden. — „Den Jodelfritz? Ob ich mich seiner noch erinnere!“ rief der Andere. „Im Quartier habe ich mich freilich manchmal über ihn geärgert, wenn die Anderen gern schlafen wollten und der Schreihals zu guter Letzt noch ein Lied zu singen anfing. Wenn ich nicht irre, so hat der arme Teufel seit der Schlacht bei Mödern nimmer wieder gesungen, denn dort sollen ihm die Franzosen erst den rechten Arm fast vom Rumpfe getrennt und zum Ueberfluß auch noch den Schädel gespalten haben. Was aus ihm geworden ist und wo er eingescharrt liegen mag, das weiß ich nicht.“

„Eingescharrt hat man den Schreihals, wie Du ihn ganz richtig nanntest, doch nicht, weil er noch nicht ganz todt war,“ lachte der Andere, „aber Mühe hat es genug gekostet, dies den Lazarethgehilfen glaubhaft zu machen. Mit der Schädelwunde hatte es nicht gar so viel auf sich, und den Arm hat man ihm auch wieder zusammengeflickt, aber steif ist er für immer geblieben.“ Bei diesen Worten schob der Erzähler lachend den Aermel zurück und zeigte dem erstaunten Kampfgenossen eine breite, furchtbare Narbe am rechten Unterarme.

„Wie? Was? Also Du — Du bist der Jodelfritz?“ fragte Jener, bald die breite Narbe, bald das frohe Gesicht seines Cameraden musternd, und im nächsten Augenblicke hielten sich die beiden Alten wieder umhalst und weinten und lachten vor Freude über dieses unverhoffte Zusammentreffen. Seit fünfzig Jahren hatte Keiner mehr vom Anderen etwas gehört, und hier erneuerten sie unter Freudenthränen einen Freundschaftsbund für die „letzten paar Lebensstunden“, wie sie wehmüthig hinzufügten. Die Trauer konnte sie aber bei dem Gedanken an den kleinen Lebensrest denn noch nicht übermannen, und die Erinnerung an jene glorreiche Zeit schien sie vielmehr nach und nach immer mehr zu verjüngen. Das erste Versprechen, das sie sich gaben, bestand darin, daß sie vor der Hand während des ganzen Festes sich nicht wieder trennen wollten, und redlich haben sie dies gehalten, denn unzertrennlich sah man Beide stets bei einander.

Solche Erkennungsscenen konnte man an jenem Abende in Menge beobachten. Ueberall begegnete man einzelnen Trupps früherer Waffengefährten, die sich gegenseitig ihre Erlebnisse erzählten und ihre Erinnerungen auffrischen hatten. Neugierige Zuhörer jüngerer Generationen umstanden aber jede dieser Gruppen und lauschten ehrerbietig den Berichten der Zeugen jener blutigen Tage. Ein alter böhmischer Veteran, dessen entschlossener Gesichtsausdruck so wie sein noch immer kühner und freier Blick wohl erkennen ließen, daß er dem Feinde gewiß furchtlos seine Brust gezeigt hatte, bediente sich bei seinen Erzählungen stets eines originellen Ausdruckes; er betrachtete nämlich die Gefechte und Kämpfe als eine Arbeit und meinte, daß er draußen bei Dölitz am 16. October unter Lichtenstein „halt brav mitgearbeit“ habe.“

Nicht nur alle Truppengattungen, sondern auch alle Rangstufen vom General bis herab zum Füsilier, Jäger oder Reiter, waren vertreten, doch wurde hier der Rangunterschied natürlich nicht mehr so streng eingehalten als im Dienste. So kam unter Anderem zu einem Hauptmann, der in Uniform erschienen war,

ein invalider Unteroffizier, welcher während des Krieges unter Jenem, der damals nur noch Fähndrich war, gedient hatte. Der Unteroffizier nahte sich seinem Oberen, nach welchem er sich bereits vorher erkundigt hatte, so viel als möglich im Paradeschritt, dann schulterte er mit dem ihn beim Gehen unterstützenden Krückenstock und rief, sich an den erstaunten Offizier wendend: „Herr Hauptmann! Corporal Werner von der dritten Compagnie meldet sich nach fünfzigjährigem Urlaub als wieder eingetroffen!“ — Der Hauptmann befann sich einen Augenblick, dann aber zog er den alten Unteroffizier an seine Brust und rief gerührt: „Werner, habt Ihr Euren Fähndrich wieder erkannt?“ — Und nun ging es an ein Erzählen wie bei allen den Anderen.

Solcher Züge und Begegnungen gäbe es wohl hunderte zu erzählen, wenn wohin man nur immer schaute, überall fanden sich Freunde und Cameraden zusammen. Freilich aber fehlte auch so mancher Waffengefährte, dem man so gern im Leben noch einmal in das Auge geschaut oder dessen Hand man nochmals gedrückt hätte; aber der Tod hatte unter den Kriegern seit jenen Tagen der Schlacht viele abgerufen, und wie kurz ist vielleicht nur noch der Lebensfaden vieler der hier Erschienenen, von denen sehr wenige unter siebenzig, viele aber achtzig Jahre und darüber zählen.

In dem vorgerückten Alter der militärischen Festtheilnehmer lag auch der Grund, daß im Gegensatz zu anderen derartigen Versammlungen der größte Theil der Anwesenden um die zehnte Stunde das gastliche Nachtquartier aufsuchte. Fröhlichen Herzens schieden sie aber in dem Bewußtsein, mit den wiedergefundenen Kriegscameraden noch einige herrliche Festtage verleben zu können.

Klar und wonnig brach der Morgen des 18. Octobers an, begrüßt vom feierlichen Geläute aller Glocken und von Geschützsalven; zahlreiche Musikchöre ließen ihren fröhlichen Weckruf durch alle Straßen erschallen, und bald erwidelte sich in der Stadt ein ungemein reges Leben.

In allen Kirchen fand feierlicher Gottesdienst statt, und nicht vermochten sie die Scharen zu fassen, welche an diesem so hochwichtigen Tage dem Himmel aus vollem Herzen ihren Dank darbringen wollten. Welch ein Jammerbild aber boten die der Verehrung Gottes geweihten Räume vor fünfzig Jahren! Da war nur eine der Kirchen Leipzigs, die Nikolaikirche, welche noch dem Gottesdienste vorbehalten blieb; alle anderen aber waren in schreckenerregender Weise zu Lazarethen umgewandelt und mit schwerverwundeten und sterbenden Kriegern überfüllt. Wohl auch manchem der heute zum Feste hier erschienenen Veteranen hatte man damals sein Schmerzenslager in einer der Kirchen angewiesen. Von Augenzeugen erfuhren wir, wie ein schwacher Greis in der Peterskirche mit Thränen in den Augen noch denselben Platz zu bezeichnen wußte, wo er in jenen Tagen schwerverwundet hier längst die Hoffnung verloren hatte, dem Leben und seiner armen Familie wiedergegeben zu werden, und heute — stand er noch lebend hier, um die Erinnerung an jene Tage mitzufeiern. Ehrfurchtsvoll geleitete man den würdigen Greis an denselben Platz, und wer wäre wohl im Stande, die Gefühle jenes Veteranen zu schildern, dem aus Rührung die Stimme gebrach, um in die zum Himmel dringenden, frommen Lieder des Dankes einzustimmen? Er selbst hat gestanden, daß ihm immer zu Muthe gewesen sei, als höre er noch die jammernden Klagelaute seiner verwundeten und sterbenden Cameraden, welche damals in so furchtbaren Massen in diesen Räumen einen nothdürftigen Zufluchtsort gefunden hatten.

Nach beendigtem Gottesdienste saß man die würdigen Veteranen truppenweise oder einzeln durch die Straßen ziehen, um jene Häuser und Plätze aufzusuchen, wo sie in den Zeiten des Krieges einquartiert gewesen waren oder biwouakirt hatten. Auch da gab es wieder schmerzliche und erhebende Erinnerungen genug. Einer der Veteranen fand nach langem Suchen von derselben Familie, die ihn damals so freundlich aufgenommen und gepflegt hatte, nur noch das jüngste Kind seiner Wohlthäter am Leben, und dieses Kind war nun selbst zur würdigen Matrone geworden. Ein Anderer, der nach dem Einzuge der Verbündeten sein Quartier im Brühl erhalten hatte und gar nicht genug die liebevolle Verpflegung loben konnte, begab sich nach jener Straße, um nach seinen Wohlthätern oder deren Nachkommen zu forschen. Das Haus war wohl bald genug gefunden, aber der Name jener Familie, nach welcher der Greis so eifrig suchte, war sämmtlichen Bewohnern jenes Hauses unbekannt. Endlich drängte sich ein altes Mütterchen aus der Nachbarschaft herbei und gab die freilich traurige Auskunft, daß sie sich jener Familie noch recht gut entsinne, aber daß vor einigen Jahren auch der letzte Angehörige derselben begraben worden sei. Das Anerbieten der alten Frau, den sichtlich gerührten Veteran hinaus auf den Friedhof zu den Gräbern seiner Wohlthäter zu geleiten, ward von dem Greise dankbar angenommen, und der alte Mann erbat sich als Geschenk einen der Laubkränze, mit denen das Haus, in dem er vor funfzig Jahren Unterkommen fand, geschmückt war. Es sollte dieser Kranz ein Andenken sein, das er mit in die Heimath nehmen wollte, und gern erfüllte man seinen Wunsch. Als er, von dem Mütterchen geleitet, draußen auf dem Kirchhofe die Gräber seiner ehemaligen Wirthsleute gefunden hatte, konnte er sich der Thränen nicht erwehren. Er hätte ja so gerne Denen noch einmal auf Erden seinen Dank dargebracht, die ihn damals so herzlich aufgenommen hatten. Den Kranz, den er von jenem Hause mitnahm, legte er jetzt tiefgerührt auf eins der Gräber und pflückte dagegen von den letzteren einige herbstliche Blumen, die ihm, wie er meinte, doch ein noch werthevers Andenken wären, als jener Kranz, der nur als ein Zeichen der Dankbarkeit hier auf der Ruhestätte seiner Wohlthäter zurückbleiben sollte.

Der sogenannte „alte“ Friedhof war überhaupt das Ziel vieler Besucher, denn man hatte die Gräber der hier ruhenden Gefallenen aus den Freiheitskriegen an diesem Jubel- und Ehrentage festlich geschmückt. Ganz besonders war Motherby's Grab unaufhörlich von Besuchern umringt. Manche der Veteranen erinnerten sich noch dieses kühnen Hauptmanns der Königsberger Landwehr, der hier unweit seines Grabes von einer Kugel getödtet ward, als er unmittelbar hinter Friceius, dem Erstürmer des Grimmaischen Thores, in die Stadt dringen wollte. Das Grab des tapfern, für die Befreiung seines Vaterlandes gefallenen Helden schmückt jetzt ein sinniges Denkmal.

Unmittelbar neben jenem Friedhof und an derselben Stelle, wo früher das äußere Grimmaische Thor stand, erhob sich eine mächtige Ehrenpyramide, um den Ort zu verherrlichen, wo todesverachtend die tapfere Landwehr unter einem Hagel von Karatschen ihren Nachfolgern Bahn brach in die von den Franzosen dort auf das Aeußerste vertheidigte Stadt. Dicht vor dieser Ehrenpforte aber war das einfache Steindenkmal bereits errichtet, welches jene Heldenthat auch künftigen Geschlechtern im frischen Andenken erhalten sollte. Die feierliche Einweihung dieses Denkmals war jedoch erst für den 19. October bestimmt, und wir kommen später auf dieselbe ausführlicher zurück.

Ein anderes, nicht minder bedeutungsvolles Denkmal, zu welchem am Turnfeste bekanntlich der Grundstein gelegt ward, konnte jetzt zum Völkerschlachtsjubiläum ebenfalls bereits der Oeffentlichkeit übergeben werden. Noch ehe nämlich die Erstürmung des Grimmaischen Thores am 19. October 1813 stattfand, bemächtigte sich eine andere Abtheilung des Bülow'schen Corps, ebenfalls aus preußischen Freiwilligen bestehend, eines nördlich von jenem Thore gelegenen Vorwerkes, welches die Franzosen mit verzweifelter Wuth vertheidigten. Ganze Reihen der andringenden Preußen wurden durch das wohlgezielte Gewehr- und Geschützfeuer niedergestreckt; aber immer wieder stürmten neue Kämpfer löwenmuthig vor und gelangten endlich in den Besitz des mit Strohmen von Blut erkauften Punktes. Schon früher stand als Denkzeichen an der Stelle des niedergerissenen Vorwerkes ein einfaches Monument, welches wegen der dabei befindlichen, auf den Schlachtfeldern gesammelten Kanonenkugeln das Kugeldenkmal genannt wurde. Der Besitzer des anstoßenden Grundstückes, Dr. Lampe, hatte jenes Denkmal errichten lassen, doch faßte man in neuerer Zeit den Beschluß, das baufällige Monument durch einen entsprechenden Denkstein zu ersetzen.

Als bemerkenswerth dürfte bei dieser Gelegenheit wohl angeführt werden, daß sich bei der Schlachtfeier auch zehn Veteranen derselben Truppenabtheilung befanden, welche damals das Vorwerk nach so furchtbaren Verlusten eroberten. Dr. Lampe hatte sich die zehn Tapferen als Ehrengäste ausgebeten, und so wohnten diese Veteranen jetzt auf demselben Grund und Boden, den sie damals so heldenmüthig erobern hassen. Wohlverdiente Ehre und Theilnahme wurden ihnen von allen Seiten zu Theil. Einer von ihnen, der um die Erzählung der Umstände des Kampfes gebeten wurde, erwiderte treuherzig: „Ja, lieber Herr, da werden Sie wohl meine Cameraden drum fragen müssen, denn ich müßte eine Lüge erfinden, wenn ich den Kampf so recht beschreiben sollte. Gehört und gesehen habe ich wenig, denn ich war blind vor Wuth, als meine

zwei besten Freunde neben mir fielen, und so laut ich auch mein Drauf! und Vorwärts! brüllte, der Kanonendonner brüllte noch viel lauter. Aber dreingeschlagen habe ich mit dem Flintenkolben ohne Barmherzigkeit, und erst als wir unter den saubern Franzosen erdentlich aufgeräumt hatten, kam ich wieder zur Besinnung. 's hat Mancher unter meinem Kolben bluten müssen, aber — lieber Herr — meine beiden Freunde sind doch drum todt geblieben!"

Die öffentliche Festfeier begann am Sonntag Mittag um 12 Uhr, durch eine große Gesangsaufführung auf dem Marktplatze. Tausende von Zuhörern füllten den weiten Platz und die angrenzenden Straßen, doch hatte man unmittelbar vor der Sängertribüne für die Veteranen und für die Vertreter der Städte gelegenen Raum vorbehalten. Ein für das Fest von dem Capellmeister C. Reinecke in Musik gesetztes To Deum, von eines 80-Sängern vorgetragen, machte den Anfang, und diesem folgte, nachdem die Damen sämmtlicher genischten Gesangvereine die Tribüne betreten hatten, das Halleluja aus Händel's „Messias". Einen wahrhaft erhebenden Eindruck machten diese mächtigen Chöre, ebenso wie der von Nägeli 1813 componirte Arndt'sche Lobgesang, woran sich unmittelbar der Choral „Nun danket alle Gott" anschloß, der von dem gesammten Publicum mit angestimmt wurde.

Das Dienstmann-Institut.

Wir lenken heute die Aufmerksamkeit unserer Leser einem der neuesten Institute zu, das wir als einen bedeutenden Fortschritt in der sich immer mehr vervollkommnenden Organisation des großen Verkehrswesens begrüßen müssen: das Dienstmann-Institut.

Um den Segen einer Einrichtung recht zu würdigen, muß man sie genossen haben und dann plötzlich wieder entbehren. Die Dienstmann-Institute lassen diese Probe noch zu, da von den 3500 deutschen Städten noch lange nicht 200 sich ihrer Einführung erfreuen. Der Geschäftsmann, der einer Stadt ohne ein solches kommt, empfindet annähernd das Gefühl, das über uns Alle hereinbrechen würde, wenn plötzlich alle Eisenbahnen und Telegraphen wieder verschwunden wären und alle alten Landkutschen und Postwagen, Frachtkarren und Staffetenreiter wieder in Bewegung gesetzt werden müßten. Und wer abseits von Bahnschienen und Telegraphendrähten wohnt, der denke sich den Zustand, wenn plötzlich Alles, was Glas ist, davon wäre, aus Schränken, Küchen und Fenstern, dann wird auch ihm das richtige betreffende Entbehrungsgefühl klar werden.

Allerdings vorzugsweise für große, volks- und betriebreiche Städte eine Wohlthat der neuern Zeit, haben diese Dienstmanns- oder Packträger-Institute nach mehr als einer Richtung zugleich eine volkswirthschaftliche Bedeutung. Wer an die ehemaligen selbstständigen Lohnkutscher, Kärrner, Schiebekärcher und Estenseher zurückdenkt, wird zugeben müssen, daß die Art von Freiheit der Bewegung, welche zwischen ihnen und dem Publicum statt hatte, weder für dieses, noch für jene ersprießlich war. Es wurde zwischen beiden ein formwährender Kleinkrieg geführt, der auf gegenseitige Uebervortheilung, Uebervortheilung hinzielte. Dem Publicum war keinerlei Garantie für die Zuverlässigkeit solcher Diener geboten, und letztere selbst entbehrten ebenso die bestimmte Aussicht auf regelmäßigen Erwerb. Von dort drückte das Mißtrauen auf eine ganze große Classe von Arbeitern, und in diesen setzte sich eine Gehässigkeit gegen jeden bessern Rock fest und bildete sich eine renommistische Berachtung jedes Besitzes aus. „Wie gewonnen, so zerronnen" — „Von der Hand in den Mund" — das waren Lebensregeln in dem Kreise.

Unter diesen Verhältnissen litt der momentane Arbeitgeber so sehr, wie der momentane Arbeiter. Uebereinstimmend war nur, daß man gegenseitig sobald als möglich von einander loszukommen suchte. Jener trug lieber eine schwerere Kostenlast, wenn nur der Auftrag vollzogen war, und — was hatte dieser für Vortheil von dem einzelnen höher erschwinkelten Preis? Fragt die Destillationen, fragt die dichhäftigen „Carolinen" in der Tasche des dienstbaren Mannes. Bis zu dem Geldbeutelchen eines Familienschreins, oder bis zur Hausfrau ist in der Regel blitzwenig davon gekommen.

So mochte das Bedürfniß Jahre lang nach einer Form gesucht haben, wie dieser täglich drückendere Verkehrsnoth abzuhelfen sei. Einen Anfang zu einer Besserung erkannt man zuerst an Orten von bedeutendem Fremdenzusammenfluß; hier hat man wenigstens das Führerwesen obrigkeitlich zu ordnen und zu überwachen angefangen, um die Fremden vor Unverschämtheiten und Uebervortheilungen der Straßenspeculation zu wahren. Der große Geschäftsverkehr entzog sich jedoch absichtlich der obrigkeitlichen Fürsorge und litt lieber noch länger an alten Uebel, bis endlich die rechte Form auf anderen Lebensgebieten hervortrat und nun auch für unsern betreffenden Fall angewendet werden konnte.

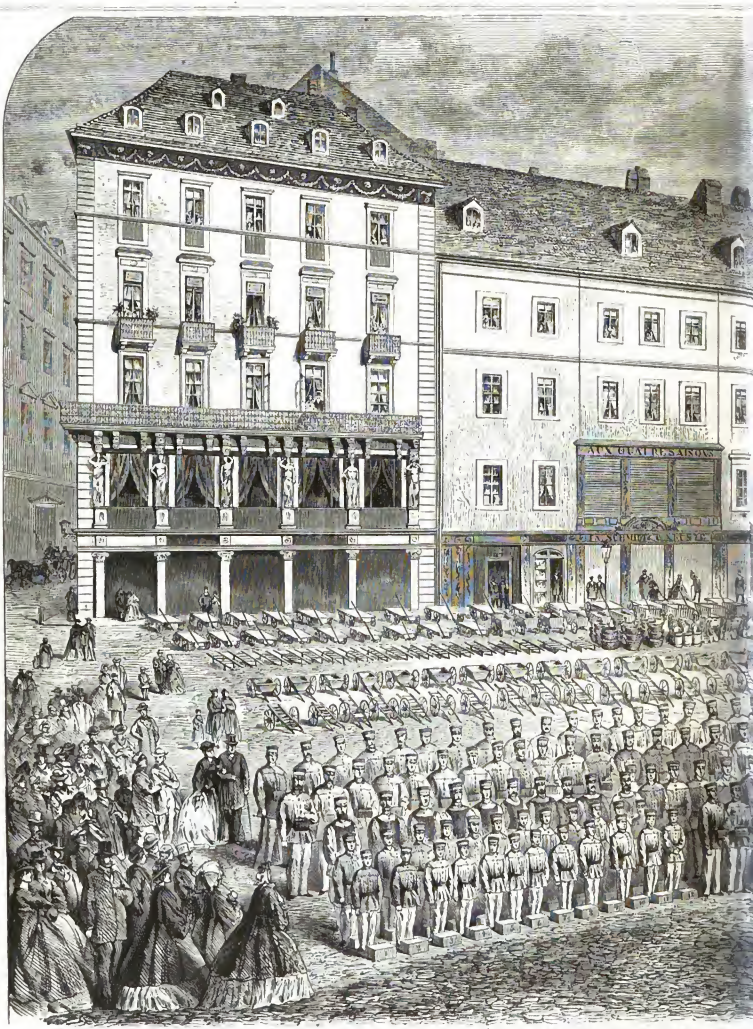
Es mußte nämlich erst der große Wurf gelingen, sogar in Deutschland der Anschauung Anhang zu verschaffen, daß mit vereinten Kräften mehr auszurichten sei, als die einzelne Kraft leisten könne. Englands sprechende Beispiele brachten endlich auch bei uns die Association zu Ehren, und als eines ihrer gelungensten Kinder trat das erste Dienstmann-Institut in's Leben, das folgenden grundsätzlichen Einrichtungen huldigte: 1. fester, bestimmter Lohn für die Arbeiter, 2. gute, nicht allzustrenge, aber ein richtiges Maß von Disciplin schaffende Instructionen, 3. ein fester, jede Willkür abschneidender Tarif, und 4. unbedingt festzuhaltende Controle durch sogenannte Garantiemarken. Ein solches, unter ebenso energischer als redlicher Leitung stehendes Institut ist für den Verkehr in und außer dem Hause, wie bereits bemerkt, eine große, eine unschätzbare öffentliche Wohlthat.

Der Arbeitgeber wendet sich jetzt an den Arbeiter als an das Mitglied einer öffentlichen Verkehrsanstalt, kann daher von ihm verlangen, daß er streng nach Instruction und Tarif handle. Seine Aufträge werden pünktlich und zuverlässig besorgt, die Kosten sind der Arbeitsleistung entsprechend festgestellt und nicht wie früher der Willkür des Einzelnen überlassen. Uebertritt der Dienstmann seine Instruction oder läßt er sich sonst ein Vergehen zu Schulden kommen, so erfolgt eine ernste Rüge, nach Befinden Entlassung; kurz der Auftraggeber weiß, er hat in dem Dienstmann einen Arbeiter vor sich, den er Alles anvertrauen kann, denn selbst in dem Falle, daß er in irgend einer Beziehung durch einen Dienstmann zu Schaden gekommen sei, bürgt die sicherste Garantie für den Verlust.

Daß durch solche Institute der Verkehr erleichert und in Folge dessen auch gehoben wird, wer sollte das leugnen? Ein billiger, jede Eigennützigkeit ausschließender Tarif macht den Dienstmann überall und zu jeder Zeit zum gesuchtesten Arbeiter; er schafft ihm allerwegen Beschäftigung und viele neue Arbeit, die es früher gar nicht für ihn gab. Der Dienstmann ist ein unentbehrlicher Helfer bei allen möglichen Bedürfnissen; er ist Bote, Aufwärter, Transporteur, Krankenwärter, Billeteur, Kutscher, Feuerlöschgehülfe ꝛc.; er ist, wenn es sein muß, der zarteste postillon d'amour; im eleganten Uniformfrack dient er als Tafelgehilfe, Diener, Kellner, Portier ꝛc.; er trägt nicht blos Holz und Kohlen, sondern sagt uns auch, ob die empfangene und bezahlte Waare richtig gemessen war; kurz er führt jeden ehrbaren Auftrag schnell, billig und sicher aus, ist ein steter Helfer und Unterstützer in allen möglichen Geschäften und Vorkommnissen des täglichen Lebens, bei Tag wie bei Nacht zu allerlei schweren oder leichten Dienstleistungen bereit und somit für Alle und Jeden, für Private und Behörden das personificirte, unentbehrliche perpetuum mobile des öffentlichen Verkehrs.

Solcher Weise bieten die Dienstmann-Institute für Arbeiter, Arbeitgeber und den Verkehr im Allgemeinen die unschätzbarsten Vortheile und sind demnach in socialer wie in volkswirthschaftlicher Beziehung von größter Bedeutung.

Das Verdienst der ersten Begründung eines solchen Instituts gebührt dem Bromberger Kaufmann Eduard Berger, der leider durch frühen Tod ereilt ward und die Früchte seines schaffenden Geistes nicht reifen sah. Seitdem sind fast in allen größeren Städten Deutschlands solche Institute entstanden. Als eins der vorzüglichsten Dienstmann-Institute, welches wegen seiner eben so das Lob hl der Arbeiter bezweckenden Thätigkeit, wie die mancherlei Bedürfnisse des öffentlichen Verkehrs in umfassendster Weise befrie-



Revue und Hauptinspection über die Mannschaften

nd Geräthe des Dienstmann-Instituts in Dresden.

digenden Wirksamkeit mit Recht eine Musteranstalt genannt zu werden verdient, müssen wir das erste Dresdner (sogen. rothe) Dienstmann-Institut hervorheben. Vor zwei Jahren (am 15. September 1861) von dem Kaufmann Eduard Geucke und dem Buchhändler Julius Heinze in's Leben gerufen, welche Beide, durch ihre sonstigen Geschäfte keineswegs darauf angewiesen, dem Unternehmen in höchst uneigennütziger Weise vorstehen und es in wahrhaft gemeinnützigem Sinne leiten, hat es sich durch seine vortrefflichen Einrichtungen bereits über Deutschlands Grenzen hinaus einen wohlbegründeten Ruf erworben. Mit 50 Mann eröffnet, schafft es heute bereits 300 unbemittelten Arbeitern Brod und Verdienst, und mit ihnen haben noch 25 Inspectoren, Comptoiristen, Aufseher ꝛc. eine einträgliche und gesicherte Stellung erhalten. Es dürfte kaum ein zweites Dienstmann-Institut in Deutschland eine so bedeutende Anzahl Arbeiter beschäftigen und sich solchen Aufschwunges zu erfreuen haben! Es war nun ist aber auch nichts Leichtes, den großen Verkehr zu organisiren, zu überwachen, in Gang und Ordnung zu erhalten. Es müssen Tausende an eine Sache gewendet werden, bei der das Resultat keineswegs im Voraus zu berechnen, die Rentabilität vielmehr nächst der Betriebsamkeit der Arbeiter von den Verkehrsverhältnissen im Allgemeinen, ja selbst von der Witterung und einer Reihe von andern Zufälligkeiten abhängig ist.

Das I. Dresdner Dienstmann-Institut weist gegenwärtig einen Mobiliarbestand an Wagen, Karren und sonstigen Geräthen aller Art, Sommer- und Winterkleidung, Montirungsstücken u. s. w. von über zehntausend Thaler auf; die Abnutzung und Erneuerung namentlich der letzteren erfordert jährlich ansehnliche Summen. Der Bedarf an Löhnen für die Mannschaft und das übrige Personal stellt sich jetzt monatlich auf 3500 Thaler und erreicht im Jahre die immense Ziffer von über 40,000 Thalern.

Rechnet man hierzu die Ausgaben für Reparaturen, Miethzinsen für 11 Comptoire und Remisen, die Herstellung der Marken (von welchen die 300 Dienstmänner täglich 7000, jährlich aber 2,555,000 zum Verbrauch erhalten und die allein einen Aufwand von über 1000 Thlr. verursachen), sonstige Druckstoffen und Inserate, so wie alle weitern Geschäftsspesen, so müssen jährlich über 50,000 Thaler, täglich gegen 150 Thlr. eingenommen werden, ehe nur von einem Ueberschuß, von einem Gewinn für die Unternehmer die Rede sein kann. Fürwahr, es liegt denselben kein Geringes ob, und große Umsicht, Energie und Ausdauer gehören dazu, das Getriebe des vielseitigen Geschäfts im Umgange mit so vielen verschiedenartigen Charakteren unter den Arbeitern und bei den mannigfachen Unannehmlichkeiten, wie sie zweifelsohne bei einem Verkehr mit täglich Tausenden im Publicum vorkommen, im rechten Geleise zu erhalten. Den schönsten Lohn für ihre Mühen erhält die Direction des Instituts durch die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Untergebenen. Diese haben die ihnen geschaffenen Wohlthaten, die moralische und materielle Hebung ihres Standes kennen und schätzen gelernt. In jeder Weise ist für sie gesorgt. Nächst vollständiger Kleidung, die ebenso zweckmäßig als anständig ist, und freier Benutzung aller Geräthe, gewährt ihnen das Institut durch festen Lohn eine vollkommen gesicherte, von der Jahreszeit unabhängige Stellung; eine Krankencasse bietet ihnen in Krankheitsfällen täglichen Zuschuß, eine Pensionscasse, wenn sie dienstunfähig geworden, eine willkommene Unterstützung; für die jüngeren, unverheiratheten Mannschaften ist ein Casernirungssystem eingeführt, welches ihnen billigere und gesündere Wohnungen verschafft, um durch Errichtung eines Proviantmagazins wird nach Art der Consumvereine für gute und wohlfeile Nahrungsmittel gesorgt. Aber auch in anderer Weise ist des Arbeiters gedacht: in geselligen Zusammenkünften lernen sie sich unter einander genauer kennen und der Corporationsgeist wird gehoben; sie vergnügen sich in angemessener, fröhlicher Weise, wobei Jeder seine Fertigkeiten und Fähigkeiten zur Geltung bringen kann, und kleine Festlichkeiten, die die Mannschaft selbst oder die Direction veranstalten, nähren und kräftigen Herz und Seele und schaffen neue Lust zu neuem Tagewerk.

So bildet das Ganze ein einheitliches, harmonisches Zusammenwirken und gegenüber der Unzulänglichkeit früherer Zustände einen überzeugenden Beweis seiner Nützlichkeit. Das Dresdner I. Dienstmann-Institut wirkt aber nicht allein dort mit großem Segen, es erstreckt seine Thätigkeit auch noch auf einige andere Städte Sachsens sowie Böhmens, in denen es Commanditen errichtete, und wohl die meisten neueren derartigen Unternehmungen sind nach seinem Muster erstanden, so auch das seit dem 15. September dieses Jahres in Leipzig bestehende neue Dienstmann-Institut. Auch bei diesem gilt die Abgabe von sogenannten Garantiemarken, welche jeder Dienstmann dem Auftraggeber je nach dem Kostenpreise der ausgeführten Dienstleistung einhändigen muß, als erster und wichtigster Grundsatz. Nur der Besitz dieser Marken begründet das Recht auf Ersatzpflichtigkeit in Schadensfällen, während sie zugleich als wirksames Controlmittel für die Unternehmer wie für das Publicum dienen. Der Dienstmann, der dem Auftraggeber keine Marke aushändigt, wird sofort seiner Stelle verlustig. Das Markensystem ist eigentlich der einzige sichere Boden, auf welchem die Solidität, die Dauer und der Ruf des Instituts beruht; denn es bildet die Grundlage für die unerläßliche Disciplin unter der Mannschaft, ohne welche selbst die besten Einrichtungen wirkungslos bleiben, und es ist daher ein durchaus übelangebrachter Bewels von Liberalität und ein beklagenswerther Indifferentismus, wenn die Auftraggeber sel. er die Annahme von Marken ausschlagen; sie bringen dadurch den Dienstmann unwillkürlich in Versuchung und verleiten ihn zu Betrügereien, welche, ob früher oder später, dennoch seine Bestrafung zur Folge haben.

Die beigefügte Illustration zeigt uns eine Revue und Hauptinspection, wie sie alljährlich einmal über die Mannschaften und Uniformen des I. Dresdner Dienstmann-Institutes abgehalten wird. Die Dienstmänner in ihrer praktischen Kleidung, ihrem blank gehaltenen Lederzeug, wie nicht minder die elegant und gefällig gebauten Geräthschaften gewähren bei solchen Gelegenheiten einen flatten sichen Anblick. Wir sehen nicht nur an der Mannschaft die Bekleidung für die verschiedenartigsten, schwersten wie leichtesten Dienstleistungen eingerichtet, vom lederschützigen Packträger bis zum leichten Corps der Wichsiers, zu deutsch Stiefelwichser, sondern auch in den Transportgeräthen gipfelt es sich vom Korb und von der Tragbahre bis zum zwei- und vierräderigen Karren und bis zum Koloß von Möbelwagen auf. Dabei zeigt sich auch die Form der Karren und Wagen den verschiedenartigsten Verrichtungen entsprechend. Diese Sorgsamkeit nach jeder Bedarfsrichtung deutet auf eine Achtung vor dem Publicum hin, die dieses dem Institut und seinen Gründern und Leitern recht wohl in gleichem Maße erwidern darf.

Wir können nicht schließen, ohne auf die großen Vortheile hinzuweisen, die durch eine Verbindung der Dienstmann-Institute unter einander für den öffentlichen Verkehr erwachsen müßte. Wir möchten diesen Punkt als eine wichtige Frage für alle betreffenden Unternehmer aufgenommen wissen; vielleicht dient unser Artikel dazu, die Dienstmann-Institute zu einem weiteren Vorgehen im Interesse des Gemeinwohls anzuregen, und ihnen neue Bahnen für ihre nicht genug zu schätzende Wirksamkeit zu eröffnen.

Blätter und Blüthen.

Der Illustrationen-Schwindel der Londoner Pennyblätter. — Eine neue Art der Humore. — Je öfter ich eine Nummer der Gartenlaube unter die Hände bekomme und mich an den guten Holzschnitten, dem gediegenen Inhalt und der typographischen Ausstattung derselben ergetze, je öfter muß ich mitleidig lächeln über eine gewisse Branche der englischen periodischen Literatur, die, gleich der Gartenlaube, auch für's Volk bestimmt, ebenfalls reich an Illustrationen und billig ebenein ist. Doch welch' ein Unterschied! — Es wird mich Niemand der Schmeichelei von der einen, noch der Uebertreibung von der andern Seite beschuldigen können, der ein Exemplar des deutschen Blattes und ein solches der „Weekly Illustrated News“ neben einander vor sich hinlegen und vergleichen will. Der Preis beider Zeitschriften differirt kaum: die Gartenlaube kostet jährlich 2 Thaler und das eben citirte englische Blatt liefert 52 Nummern à 16 klein Folioseiten für 52 Pence (1 Thlr. 13 Sgr. 2 Pf.). Doch welch ein Unterschied! ruft ich wiederholt. Betrachten wir zunächst das englische Blatt.

Für den Engländer der Classe, für die es unweit bestimmt ist, mag es ganz gut sein; indessen scheint es mir doch, daß eine Redaction Niemand — selbst dem einfachen Arbeiter nicht, und dieleru erst recht nicht — zumuthen sollte, eine offenbare, handgreifliche Lüge für eine Wahrheit zu halten. Und diese faustdicken Lügen in Wort und Bild kann man dem genannten Blatte, der Illustrated Weekly News, zu Hunderten im Laufe eines Jahres nachweisen. Ich führe einige der frappantesten Beispiele zur Er-

bauung der Leser der Gartenlaube an. Zur Zeit der Verheirathung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark waren natürlich alle Zeitungen mit Berichten und erklärenden Illustrationen über das Ereigniß des Tages gefüllt. Auch das genannte Blatt brachte in einer Nummer eine Illustration, welche zufolge der Unterschrift die Abreise der fürstlichen Braut von Kopenhagen darstellen sollte. Ohne sehr genau auf dieselbe zu blicken, fand ich, daß die dargestellte Scene nicht Kopenhagen, sondern Berlin war; da war das Palais des früheren Prinzen von Preußen, mit der Universität gegenüber, dem Monument des großen Friedrich und dem Anfang der Lindenpromenade im Hintergrund. Die die Straße besetzt haltenden Truppen waren klar und deutlich als preußische Garden zu erkennen, zum Ueberfluß sah man linker Hand auch noch ein Stück der Façade des Opernhauses, und endlich schritten den königlichen Equipagen voran Processionen der Gewerke, Fahnen tragend, auf deren vorderster ganz deutlich das Wappen der Stadt Berlin zu erkennen war. Das Ganze schien mir ein alter Holzschnitt zu sein, der gelegentlich der Krönung des jetzigen Königs von Preußen gemacht war, in irgend einem Blatte damals gedient hatte, und den Einzug des Königs in Berlin nach seiner Rückkehr von Königsberg vorstellte. Dabei scheuete sich die Redaction jedoch nicht, noch besonders zu bemerken, daß ein speciell engagirter Künstler die Illustrationen an Ort und Stelle aufgenommen habe.

Am meisten amüsiren mich jedoch die Illustrationen, welche in demselben Blatte bezüglich des jetzt und seit Jahr und Tag in Amerika zwischen den Nord- und Südstaaten wüthenden Krieges dem leichtgläubigen und leicht zu befriedigenden englischen Publicum aufgeheftet wurden. Kurz zuvor hatten erst der kurze, doch ereignißvolle italienische Krieg und dann die Scharmützel zwischen den Truppen Franz' II. und Victor Emanuel's Anlaß zur Anfertigung einer Menge von Holzschnitten, Schlachtscenen darstellend, gegeben. Diese mußten nun wiederholt die Literatur schmücken und sich nolontes volentes dem nordamerikanischen Bürgerkriege anpassen lassen. So finde ich Seite 681 (Monat August 1862) eine Illustration mit der Unterschrift: „Zurückwerfung der Nordstaatentruppen in der Nähe von Richmond." Ein nur oberflächlicher Blick auf das Bild zeigt uns den französischen Kaiser mit seinem Gefolge, französische Infanterie und Artillerie zum Gefecht vorrückend im Vergrunde, und den historisch gewordenen Wartthurm auf der Höhe vor Solferino mit den einzelnen Pappeln dabei im Hintergrunde.

Seite 408 desselben Blattes (Monat April 1862) bietet eine Abbildung im großen Format, angeblich die große Schlacht am Sugar Creek in Arkansas darstellend. Wiederum finden wir französische Truppen zur Attake vorrückend, unverkennbar französische Generale sie anfeuernd und österreichische Soldaten in ihren kurzen, weißen Röcken und engen ungarischen Beinkleidern als Todte und Verwundete das Schlachtfeld bedeckend.

In ihrer Nummer vom 1. November 1862 geben unsere Weekly News zwei Bilder auf einer Seite, das obere mit der Unterschrift: „Südstaaten-Truppen im Marketender-Zelt", das andere: „Angriff der Conföderirten auf Corinth". — Das obere Bild stellt in Wirklichkeit französische Chasseurs d'Afrique dar und zeigt uns ein treues Portrait einer französischen Cantiniere in Uniform; das zweite kann keinem vernünftigen Menschen als etwas Anderes denn Messina erscheinen. Man sieht neapolitanische Truppen, auf deren Fahnen das Wappen von Neapel, und den Aetna im Hintergrunde der Meeresbucht.

Das non plus ultra jedoch bleiben zwei auf die französische Occupation Mexicos bezügliche Holzschnitte auf Seite 488 vom 9. Mai 1863, beide angeblich Gefechte der französischen mit den mexicanischen Truppen vorstellend und beide augenscheinlich aus der Zeit herrührend, in welcher Spanien mit Marokko im Kriege war; denn auf beiden sieht man die nicht zu verkennende spanische Uniform, namentlich die eigenthümliche Figur der spanischen Militär-Kopfbedeckung, und auf beiden präsentiren sich deutlich die weißen, flatternden Bournusse der Araber und Beduinen.

Ich könnte so in diesem Genre noch lange fortfahren, denn fast eine jede Nummer dieses unvergleichlichen Blattes bringt eine ähnliche Lüge im Bilde; doch genug davon, lassen sich die Alles wissen wollenden Engländer solchen Unsinn aufheften, so mögen sie es thun; ein deutsches Blatt würde mit solcher Frechheit nicht aufzutreten wagen. Man vergleiche nun die äußere Ausstattung, Papier und Druck des mehrerwähnten Blattes mit unserer Gartenlaube, der Illustrirten Zeitung oder irgend einem ähnlichen deutschen Blatte. Auch hier, welche Differenz! — Zeitungsdruck, wie man sich ihn nur denken kann, und Papier, welches — mit einem Worte richtiges Strohpapier. Von dem aus allen Zeitungen zusammengestoppelten Inhalt, der von Druckfehlern wimmelt, will ich gar nicht sprechen, es ist unmöglich, in ihm nur einen Originalbeitrag herauszufinden.

Nun giebt es noch eine andere Art von Literatur in wöchentlichen Lieferungen hier in London, die billiger als billig ist, denn sie wird umsonst verabreicht. Ein hiesiger Kaufmann (Materialist) giebt jedem seiner Kunden wöchentlich gratis eine Nummer eines acht Seiten haltenden Blattes, welches er auf seine Kosten eigens redigiren und drucken läßt und dessen Inhalt eine Mischung von Fabeln, Märchen, Novellen, Gedichten, Schauer- und Geistergeschichten &c. ist. Ellerby und Comp. ist die Firma dieses (auch meines) Thee- und Kaffeelieferanten, der dieses Mittel mit Erfolg benutzt, um theils Kunden anzuziehen, theils seine Waaren anzupreisen, wozu ihm die erste und letzte Seite seines „Journals", wie er es stolz nennt, prächtig dient.

Zum Schluß noch eine jedoch sehr wahre Anekdote, welche eigentlich mehr in das Annoncenfach einschlägt, das bereits früher in der „Gartenlaube" einmal besprochen wurde. Gestern führte mich mein täglicher Weg durch Holborn, eine der Hauptpulsadern Londons. Ich sah einen dichten Menschenknäuel um zwei oder drei Männer versammelt, welche — soweit ich es aus der Ferne zu erkennen vermochte — dicke Stöße von Zetteln unter dem Arm halten und diese an die Umstehenden vertheilten. Glaubend, daß dies eine der gewöhnlichen, auf den Straßen vertheilten Zettel-Annoncen sei, wie sich Aerzte, Kaufleute, Schnittwaarenhändler, Schneider und Schuhmacher derselben, bedienen und deren man zwei bis drei Dutzend in einem Zeitraum von zehn Minuten in Empfang nehmen kann, wenn man sonst will, wollte ich vorbeipassiren, als meine Aufmerksamkeit durch die eigenthümliche Form dieser Handbills (so nennt man sie) erregt ward. Mit Mühe gelang es mir eines Exemplars mich zu bemächtigen. Was glauben Sie, konnte es sein? Sie würden es schwerlich errathen.

Ein Halskragen von Papier, prächtig weiß, nach dem neuesten und fashionabelsten Schnitt, dessen innere Seite ganz zierlich bedruckt war und die Annonce eines Friseurs und Parfümeriehändlers enthielt. Viele Jungen befestigten sich den erbeuteten Kragen sofort am Hemd. Dies ist nun eine ganz neue Art der Straßen-Annonce, neuer jedenfalls als die Wechsel-Annonce, welche auch sehr ingeniös ist und darin besteht, daß Kaufleute sich Etiquetten sehr fein drucken lassen, welche genau die Rundung eines Penny haben; diese werden dann auf die eine Seite der großen Kupfermünze geklebt und kommen so beim Herausgeben in die Hände des kaufenden Publicums. K.

Humboldt und ein neuer Münchhausen. In dem „Briefwechsel A. v. Humboldt's mit H. Berghaus" (Leipzig, Costenoble, 3 Bde.), einem Werke, das namentlich für die Geschichte der Erdkunde in den letzten dreißig Jahren von großer Wichtigkeit ist, wird auch Folgendes erzählt:

War Humboldt mit dem Könige in Potsdam, so pflegte er bei gutem Wetter Spaziergänge in der Umgebung der Stadt zu machen und namentlich eine Anhöhe zu besuchen, von der aus man eine Ueberficht der Landschaft und besonders der Havel-Seen hat. Eines Tages saß er auf einer Ruhebank auf dieser Anhöhe (Brauhausberg genannt), als ein junger Mann ihn flüchtig grüßte und sich neben ihn setzte. Humboldt sprach gegen den Unbekannten von der schönen Aussicht.

„Ja, die Aussicht ist ganz niedlich, sogar hübsch, aber was ist sie gegen die Aussichten in der Schweiz und nun gar gegen die vom Chimborazo! Dagegen ist sie gar nichts!"

Humboldt glaubte nach dieser Rede einen ihm noch unbekannten Reisenden vor sich zu sehen, der vielleicht nach Potsdam gekommen sei, ihn aufzusuchen; er fragte also:

„Sie waren in Amerika und auf dem Chimborazo? Ich glaubte bisher, es wären nur zwei Versuche gemacht worden, den Chimborazo zu ersteigen, einmal von Humboldt mit Bonpland und Montufar, dann dreißig Jahre später von Boussingault und Hale. Sie haben also auch den Versuch gemacht?"

„Ich habe nicht nur den Versuch gemacht, sondern bin auf die Spitze hinaufgekommen. Meine Gefährten mußten ein paar tausend Fuß tiefer zurückbleiben."

„Darf ich fragen, wer Ihre Begleiter bei diesem gefährlichen Unternehmen waren?"

„So arg sind die Gefährlichkeiten nicht, als sie den Leuten vorgeredet werden."

„Einige Bergreisen habe ich auch und dabei die Erfahrung gemacht, daß außer andern Gefahren die persönlichen Leiden in den höhern Luftschichten doch nicht so ganz unbedeutend sind."

„Viel Wind dabei, auf Ehre! Nur Courage gehört dazu. Die habe ich; meinen Begleitern ging sie aus, und darum mußten sie zurückbleiben."

„Darf ich meine Frage nach den Namen Ihrer Gefährten wiederholen?"

„Sie haben sie vorhin selbst genannt. Der Humboldt hatte noch die meiste Courage, er wollte mir nach, aber die Kräfte reichten bei ihm nicht aus. Der Franzose wollte bei jedem Schritte umkehren."

„Sie scheinen wenig über 30 Jahre alt zu sein," sagte Humboldt lächelnd; „Humboldt machte seinen Versuch 1802, und jetzt haben wir 1835. Wie reimt sich das zusammen?"

„Bitte um Vergebung. Sie verwechseln die Zahlen. Nicht 1802, sondern 1820 war ich mit dem Humboldt auf dem Chimborazo. Damals war ich 20 Jahre alt."

„Ich habe immer gehört, daß mit Humboldt nur zwei Personen waren."

„Sie irren sich, auf Ehre. Da ich selbst dabei gewesen bin, muß ich es doch besser wissen. Wenn Humboldt mich in seinen Schriften nicht erwähnt, so ist dies aus Neid geschehen, weil ich auf dem Gipfel des Chimborazo war und er nicht nachkommen konnte. Er war seitdem übler Laune und ließ sie oft an mir aus. Ich habe ihm mehrmals meine Meinung darüber derb gesagt. Da kam es einmal zu einem Wortwechsel; ich trennte mich von ihm und kehrte allein nach Europa zurück."

Jetzt wurde Humboldt ernst und antwortete:

„Ich höre gern Münchhausen'sche Geschichten, wenn sie gut erfunden sind, die Ihrige ist aber schlecht erfunden und dichtet überdies den häßlichen Neid einem Manne an, der sich bewußt ist, von demselben immer frei gewesen zu sein."

„Kennen Sie den Humboldt?"

„Ich bin es selbst."

Sobald Humboldt dies gesagt hatte, sprang der Fremde von der Bank auf und verschwand im nächsten Gebüsch. Es war ein Herr von Sch . . s, der später Landrath in Friedeberg in der Neumark wurde.

Aus dem Theaterleben. Eine der populärsten Erscheinungen Berlins war der verstorbene Hofrath Teichmann, welcher mehr als vierzig Jahre die Stelle eines Secretairs beim Hoftheater bekleidete und die rechte Hand von vier Generalintendanten war. Wer nur jemals mit der Berliner Hofbühne zu thun hatte, erinnert sich gewiß des kleinen, gefälligen Mannes im schwarzen Leibrock, mit dem rothen freundlichen Gesichte, grauen Haaren und gutmüthigen Augen, der unzählige Geschichtchen und Anekdoten aus dem Theaterleben zu erzählen wußte. Es giebt gewiß keinen Künstler, keinen dramatischen Schriftsteller in Deutschland, der nicht den Hofrath gekannt und mit ihm in Briefwechsel gestanden hat. Männer wie Raupach, Tieck &c. durfte er zu seinen Freunden zählen, und der Letztere besonders

gab ihm bis zu seinem eigenen Lebensende vielfache Beweise seiner Achtung. Außer seinen Berufsgeschäften widmete Teichmann seine Mußestunden literarischen Arbeiten, indem er eine „Geschichte des Berliner Theaters seit 100 Jahren“ schrieb. Nebenbei sammelte er auch werthvolle Autographen, darunter Briefe von Schiller, Goethe, Iffland, Heinrich von Kleist, Zacharias Werner, Pius Alexander Wolf und Kotzebue. Diesen höchst werthvollen Nachlaß hat jetzt Franz Dingelstedt bei Cotta in Stuttgart herausgegeben und dadurch einen überaus interessanten Beitrag nicht nur zur Geschichte des deutschen Theaters, sondern unserer Literatur und ihrer Heroen überhaupt geliefert. Vor Allen gewähren diese Briefe von Schiller und Goethe einen besondern Einblick in die dramatische Thätigkeit der beiden Dichterfürsten, in ihre Stellung zum Theater und ihre Verhältnisse zur praktischen Bühne. Wir lernen daraus die rührende Bescheidenheit Schiller's, sein ideales Streben und auch die wahrhaft geringen Honorare für seine unsterblichen Meisterwerke kennen. Während Kotzebue für seine unbedeutenden Lustspiele „die Organe“ und „blinde Liebe“ von Berlin 222 Thlr. bezog, erhielt Schiller für seine „Maria Stuart“ nur 117, für „die Jungfrau von Orleans“ 107, für die Trilogie „Wallenstein's Lager, die beiden Piccolomini und Wallenstein's Tod“ 339 und für seinen „Wilhelm Tell“, der im eigentlichen Sinne Furore machte, nur 131 Thaler für alle Zeiten. — Aus der Geschichte des Berliner Theaters erfahren wir ferner, daß „Don Carlos“ bei seiner ersten Aufführung dem Publicum nicht gefallen hatte; auch Lessing's „Nathan der Weise“ wurde mit auffallender Kälte aufgenommen und nur einmal gegeben, während „die Räuber“ in demselben Zeitraum zwanzigmal über die Breter gingen. Ein damaliger Kritiker schreibt über den Nathan: „Es herrschte eine feierliche Stille, man beklatschte jede rührende Situation, man munkelte allenfalls von Göttlichkeiten, welche dieses Lehrgedicht belebten, man glaubte, unser Publicum würde das Haus stürmen, aber dasselbe blieb bei der dritten Vorstellung Nathan's beinahe ganz und gar zu Hause. Die Judenschaft, auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war, und so fanden sich nur Wenige, denen Nathan behagen wollte.“

Interessant ist ein Besuch **Mozart's** in Berlin; kaum ausgestiegen, fragte er den Kellner:

„Giebt's diesen Abend nichts von Musik hier?“

„O ja,“ erwiderte dieser, „eben wird die deutsche Oper angegangen sein.“

„So, was geben sie denn heute?“

„Die Entführung aus dem Serail.“

„Charmant!“ rief Mozart lachend.

„Ja, es ist ein recht hübsches Stück,“ sagte der Kellner. „Es hat's componirt — wie heißt er nur gleich?“

Unterdeß war Mozart im Reiserock, wie er war, schon fort. — Im Theater blieb er ganz am Eingange des Parterre stehen, um da unbemerkt zu lauschen. Bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er aber auch unzufrieden mit dem Tempo, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zu viel Schnörkeleien — wie er's nannte; kurz sein Interesse wird immer lebhafter, und er drängt sich unbewußt immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dies, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt und murrt, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine, unscheinbare Männchen im schlichten Ueberrock herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt — wovon er natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillo's Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite,“ &c. Die Direction hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder man hatte darin verbessern wollen, und der zweiten Violine bei den oft wiederholten Worten: „Nur ein feiger Tropf verzagt“ Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten, er rief laut mit seiner freilich nicht verzierten Sprache: „Verflucht! Wollt ihr's D greifen!“ Alles sah sich um, auch mehrere aus dem Orchester. Einige von den Musikern erkannten ihn, und nun ging es wie ein Lauffeuer durch das Orchester und von diesem auf die Bühne: „Mozart ist da!“

Einige Schauspieler, besonders die geschätzte Sängerin Baranius, die die „Blonde“ spielte, wollten nicht wieder auf das Theater heraus; als dies Mozart durch den Musikdirector erfuhr, war er augenblicklich hinter den Coulissen. „Madame,“ sagte er zu ihr, „was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich gesungen, und damit Sie's ein ander Mal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren.“

Aus dem Kriege in Polen. „Wer bei uns commandirt, muß jeden Augenblick bereit sein, am Galgen sein Leben zu beschließen,“ sagte kürzlich ein Pole. Und viele von denen, welche an der Spitze einer Insurgentenschaar stehen, sind Gestalten der großartigsten und ergreifendsten Art.

Narbutt z. B. gehörte zu den Ersten, welche die Nationalfahne in Lithauen erhoben. Er war der Sohn eines ausgezeichneten Geschichtschreibers Polens, 33 Jahre alt, ein großer, schöner Mann. Er kannte den Krieg, denn nachdem er die Universität verlassen, hatten ihn die Russen zur Armee am Kaukasus, dann, während des Krimkrieges, zu der Belagerung von Kars gesandt. Verwundet kam er nach Lithauen zurück, aber er zögerte nicht, der an ihn gelangenden Aufforderung aus Warschau Folge zu leisten. Anfangs hatte er nur sieben Mann bei sich, aber seine Schaar wuchs schnell, und sie fochten zwei Monate lang die außerordentlichsten Kämpfe, so daß die Russen endlich eine abergläubische Furcht vor Narbutt hegten. Er war binnen wenigen Tagen so populär geworden, daß alle Führer Narbutt genannt wurden. Einmal gab es elf Narbutts. Die Russen glaubten und hofften stets den Echten getödtet zu haben, aber er entging ihnen stets. Endlich überlieferte ihn Verrath. Er wurde von allen Seiten eingeschlossen und gleich im Anfange des Gefechtes verwundet; aber als er nicht mehr stehen konnte, ließ er sich von den Seinigen tragen, commandirte mit derselben Energie wie sonst und hatte wirklich die feindlichen Linien bereits durchbrochen, als noch eine Kugel ihn traf, diesmal in die Brust. „Mein Gott, ich sterbe für das Vaterland!“ sagte er und verschied.

Man erlaubte einigen polnischen Damen, auf den Kampfplatz zu gehen und der Verwundeten sich anzunehmen, und ein russischer Officier, der Augenzeuge war, erzählt in dem „Russischen Invaliden“: „Unter diesen Damen befanden sich auch zwei Schwestern Narbutt's, und sie baten, daß man ihnen die Leiche des Bruders ausliefere. Die Jüngste, die ihren Schmerz nicht beherrschen konnte, begann zu weinen, die Aeltere aber suchte sie zu beruhigen und sagte endlich zu ihr: „Schämst Du Dich nicht, vor den Russen zu weinen?“ Einer von uns,“ erzählt der Russe weiter, „fragte eine andere Dame: „Sie hatten wahrscheinlich auch einen Bruder hier?“ — „Alle, die für Polen kämpfen, sind meine Brüder,“ antwortete sie. Dann begannen sie die Verwundeten zu verbinden und die Todten zu begraben.“

Sieratowski hatte lange in russischen Diensten gestanden und seit Jahren Alles aufgeboten, um das Schicksal der russischen Soldaten erträglicher zu machen. Man erkannte auch seine Bemühungen an, und bald nach dem Regierungsantritte Alexander's II. wurde er als Stabsofficier nach Petersburg berufen. Als die Insurrection ausbrach, nahm er seinen Abschied, um dem Vaterlande zu dienen. Er sammelte eine Schaar, die sich bald bis zu 2000 Mann vermehrte. In einem ungleichen Kampfe traf ihn eine Kugel am Rückgrate, und den Tag darauf wurde er in einem Hause ergriffen, in dem er Aufnahme gefunden hatte. Bei ihm befand sich ein reicher junger Mann, Graf Kossakowsky, der nicht verwundet war und leicht hätte entrinnen können, der aber blieb, weil er, wie er sagte, seinen General im Unglücke nicht verlassen wollte. Sieratowski wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Galgen verurtheilt. Da er aber wegen seiner schweren Wunde sich nicht bewegen konnte, ließ man ihn zum Galgen tragen. Er starb so muthig, wie er gekämpft hatte.

Kaplan im Lager Sieratowski's war anfänglich **Maskiewicz**, der jetzt selbst an der Spitze einer Schaar steht und ein wahres Musterbild eines Priesters und Soldaten ist. Er geht gewöhnlich in aufgeschürzter Soutane, mit dem Säbel an der Seite und dem Revolver im Gürtel, während seine jungen Officiere die Czamarka tragen. Ein Freiwilliger, der sich von ihm in die Schaar aufnehmen ließ, schildert ihn als Mann mit gebräuntem Gesicht, etwas vorspringenden Backenknochen, langem braunen Barte, dicken Brauen und runzelreicher Stirn.

„Kannst Du schießen und gehorchen?“ fragte er lakonisch den Freiwilligen.

„Ja.“

„Kannst Du beten?“

„Meine Mutter hat es mich gelehrt.“

„Wirst Du sterben können?“

„Ich habe es noch nicht versucht.“

„Gut!“

Wislicenus' neuestes Buch: die Bibel, findet bei der Kritik und im Publicum überall die glänzendste Aufnahme. „Der durch seinen hervorragenden Antheil an den freireligiösen Bewegungen unserer Zeit bekannte Verfasser,“ sagt die in Hamburg erscheinende Zeitschrift „das neue Hamburg“, „steht mit seinem Buche auf dem Boden der Wissenschaft, vor der die Bibel eine Erscheinung der Geschichte, ein Glied in der Kette der menschlichen Geistesentwickelung ist, in welcher Eigenschaft sie keine Ausnahmestellung einnimmt, sondern ebenso wie andere Bücher dem Urtheile des denkenden Menschen unterliegt.“

Wer Erörterungen religiöser Dinge von diesem Standpunkte aus überhaupt nicht vertragen kann, wer sich ihnen mit keiner andern Stimmung und Gesinnung nähern mag, als einer blind und kritiklos glaubenden, der bleibe von der Lectüre des Wislicenus'schen Werks fern, denn sie würde ihm wahrscheinlich doch nichts nützen, ihn andrerseits viel eher durch das Gefühl, einer unwiderleglichen Wahrheit waffenlos gegenüber zu stehen, kränken und erbittern. Wer es aber mit Lessing's Satze hält: „Der Buchstabe ist nicht der Geist,“ der wird sich der reich gespendeten Belehrung erfreuen, die er aus der vorliegenden Schrift, die durch Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Fleiß gleich ausgezeichnet ist, davonträgt. Es versteht sich von selbst, daß ein Mann wie Wislicenus seinen ernsten Gegenstand in der würdigsten Form und Sprache behandelt, daß er nirgends etwa durch eine frivole Darstellung Aergerniß giebt.

Möge das Buch in recht viele Kreise eindringen und dort statt der Gleichgültigkeit gegen religiöse Angelegenheiten oder gar noch schlimmeren Verhaltens gegen sie ein sicheres Wissen verbreiten, denn welcher Denkende wäre nicht mit diesem Ausspruche des Verfassers einverstanden: „Wissen ist geistige Gesundheit, Freude, Freiheit und Macht.“

Bei **Ernst Keil** in Leipzig erschien:

Gedichte.

Von **Albert Traeger.**

Dritte neuvermehrte Auflage. In engl. Preßdecken elegant gebunden. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Albert Traeger, den Lesern der Gartenlaube durch seine Beiträge, namentlich durch die ebenso sinnigen, wie tiefgefühlten Lieder: „Wenn Du noch eine Heimath hast — Das Mutterherz — Wie stirbt es schön sich in der Kindheit Tagen — Wenn Dich die Welt an's Kreuz geschlagen“ &c. &c. hinlänglich bekannt, bietet in seinen gesammelten Gedichten noch viele schöne Gaben, die sich durch Tiefe des Gemüths und eine edle, vollendete Form auszeichnen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle und A. Dietzmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 46. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Meine Tante Therese.

Keine erfundene Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der Fremde öffnete den Schlag des Wagens und half einer noch ziemlich jungen Frau aussteigen, der man das Leiden und die Angst und Sorge ansah. Sie blickte sich unruhig auf dem Hofe und nach dem Hause um. Zwei Kinder folgten ihr, ein Paar Mädchen von vier und sechs Jahren. Das älteste war krank; es mußte stark fiebern und ließ das Köpfchen und die Aermchen lang und schlaff herunterhängen. Der Fremde, indem er es aus dem Wagen hob, legte es unmittelbar in die Arme der Mutter, in denen es auch wohl im Wagen gelegen hatte.

„Sie wollen uns hier aufnehmen?“ sagte die leidende Frau, einfach und dankbar mit Wort und Blick. „Möge der Himmel Sie dafür segnen.“

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen,“ sagte die Tante.

Sie nahm das kleinere Kind bei der Hand. Die fremde Dame trug das kranke Kind, der Herr hatte Sachen aus dem Wagen genommen, Kissen, Shawls, einen kleinen Reisesack. So führte die Tante sie in die erleuchtete Halle des Hauses. Eine Magd stand mit einer Laterne da, sie öffnete die Thür zu der Wendeltreppe und leuchtete nach oben hinauf.

Die Tante mußte sich unwillkürlich die Menschen näher ansehen, die sie nach oben führen wollte, denn sie hatte sie nur draußen in dem letzten Zwieduukel des Abends gesehen. Zuerst fiel ihr Blick auf die Frau. Sie sah in ein feines, vornehm geschnittenes, kummer- und leidenvolles Gesicht. Und Kummer und Leiden in diesem Gesichte waren nicht blos von heute oder gestern; sie waren älter, vielleicht schon Jahre alt. Der stattliche Mann mit der vornehmen Haltung war die rücksichtsvollste und höflichste Aufmerksamkeit selbst gegen die Frau. Aber es standen Zeugen dabei, und in seinem Gesichte glaubte die Tante Härte und Rücksichtslosigkeit zu lesen. Ein Mann von Welt war er jedenfalls.

Was die Leute waren, woher sie kamen und wohin sie wollten, was sie mit den kleinen Kindern, von denen das eine in der Hitze des Fiebers lag, in diese abgelegene Haide, in das Dunkel der Nacht, in die Gefahren und Schrecken des Krieges trieb: meine Tante konnte sich keine Antwort auf diese Fragen geben. Sie führte die Menschen die Wendeltreppe hinauf, denn sie hatte ihnen einmal die Aufnahme gewährt, und sie hatte Zimmer für sie nur da oben. Sie stiegen die Wendeltreppe hinauf und gingen in die Zimmer des Freiherrn, wie sie genannt wurden. Die alte Christine hatte sie schon geordnet, ein Knecht auf ihren Anweis in dem Kamin ein lustiges Feuer gemacht.

„Machen Sie sich es hier bequem,“ sagte die Tante zu der fremden Dame. „Die alte Christine wird in Allem zu Ihrer Verfügung stehen.“

Darauf kehrte sie zurück, horchte aber in dem Gange, hinten nach dem Ende hin, wo der Verwundete in dem Thurmstübchen lag, und nach dem Seitengange hin, wo sich der Schwachsinnige befand. Sie hörte auf keiner Seite etwas und ging ruhig, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Großmutter zurück.

5 Der Verräther.

Ja, mit schwerem Herzen trat meine brave Tante zu der Großmutter ein, obwohl sie ein gutes Werk gethan. Zu ihren schweren Sorgen hatte sie eine neue übernommen, und das Herz sollte ihr noch schwerer werden. Sie war beschäftigt, den Korb mit Gold- und Silbersachen leichter zu machen, sie hatte die alte Christine den Fremden zur Verfügung gestellt und mußte also allein den Korb tragen. Sie erzählte der Großmutter unterdeß, wie sie die Fremden aufgenommen habe. Die alte Frau war mit Allem zufrieden.

Die Tante wurde in ihrer Arbeit unterbrochen. Die alte Christine trat in das Zimmer. Sie sah erschrocken, ängstlich aus.

„Was ist's?“ wollte die Tante sie fragen.

Die Magd gab ihr einen Wink hinter dem Rücken der Großmutter. „Draußen!“ sagte der Wink.

Draußen war es still geworden. Die Dunkelheit des Abends war völlig da. Man hörte kein Schießen mehr.

Der Korb war wieder gefüllt, die Tante und die Magd trugen ihn fort, die Wendeltreppe hinauf nach dem Stübchen im spitzen, runden Thurme.

Unterwegs erzählte nun Christine, was sie Heimliches zu sagen hatte: „Zuerst von den Fremden, Mamsell.“

„Du hast noch mehr zu erzählen?“

„Ja, aber nachher. Mamsell, die Fremden kennen uns.“

„Aber wir kennen sie nicht, Christine.“

„Sie kennen auch nur die Namen. Sie hatten kaum das Zimmer verlassen, Mamsell, so fragte mich der fremde Herr, wo er hier sei. Auf Schloß Hawichhorst, antwortete ich ihm. Der Name mußte etwas ganz Besonderes für ihn haben; er wurde weiß, wie der Kalk an der Wand. Und die Frau, Mamsell, war plötzlich in die Höhe gefahren, daß das kranke Kind, das sie auf dem Schooße hatte, aufwachte und laut weinte. Sie sah ängstlich nach ihrem Manne hin, dieser aber stellte sich zwischen sie und mich,

daß ich ihr Gesicht nicht weiter sehen sollte. Und dabei hatte er sich geschwind zusammengenommen. Schloß Hawichhorst? fragte er, als wenn er in seinem Leben noch nichts von dem Schlosse gehört hätte. Und wer bewohnt es? Ich nannte ihm den Namen der Frau Mama. Ich meinte doch, er sei noch einmal weiß im Gesichte geworden. Die Frau hörte ich schwer aufseufzen, als wenn sie keinen Athem mehr bekommen könne. Er war aber ruhig geblieben und fragte mich, wer Sie seien, Mamsell, und wer sonst im Schlosse wohne. Es war mir aber so ängstlich geworden, und ich mußte fort, um Ihnen die Sache zu erzählen."

Die Tante war ängstlicher geworden, als die Magd. Wer konnte erschrecken bei dem Namen des Schlosses Hawichhorst, bei dem Namen der Familie, die es bewohnte? Sie kannte nur an einen einzigen Menschen denken, und ein Schauder durchzuckte sie, als sie an ihn dachte. Aber die alte Christine hatte ihr noch mehr mitzutheilen.

„Und wie ich in den Gang kam, Mamsell, da kam erst recht die Angst über mich. Der Freiherr Max vertrat mir auf einmal den Weg. Er hatte gehorcht. „Was für Leute sind in dem Zimmer?" fragte er mich.

„Ich kenne sie nicht, Euer Gnaden."

„Du kommst von ihnen. Du mußt es wissen."

„Es sind Franzosen," sagte ich. „Ich hatte ihm vorher, als ich ihn in sein Zimmer zurückbrachte, gesagt, das Schießen da hinten am Waldte komme von den Franzosen; sie müßten abziehen, und nun machten sie sich noch ein Plaisir, indem sie da alle Ernteleute der Nachbarschaft todtschießen. Er möge sich nur ja fest in seiner Stube verschließen, damit sie ihn nicht auch holten. Das hatte geholfen; er verschloß sich in seine Stube, und ich dachte jetzt, es würde wieder helfen, wenn ich ihm sagte, daß Franzosen da seien. Aber es half nicht.

„Du lügst," sagte er, „ich habe sie Deutsch sprechen hören."

„Euer Gnaden," erwiderte ich ihm, „es giebt auch Franzosen, die Deutsch sprechen."

Und nun hatte ich Oel in's Feuer gegossen. Es war ihm auf einmal ein Gedanke gekommen.

„So, so?" sagte er. „Also Franzosen? Und da hinten im Thurme ist der preußische Officier. Ja, ja, Christine, erschrick nur nicht; es hilft Dir nichts; und leugnen hilft Euch auch nichts, Dir nicht und Deiner Mamsell Therese. Ich habe die Uniform in der vorigen Nacht gesehen, im klaren Mondscheine. Und ich kenne die preußische Uniform. Und Franzosen sind hier, sagst Du? Höre, Christine, die Preußen haben uns auch nicht gut gethan, hier in Westphalen, als sie vor zehn Jahren ins Land kamen. Das war ein Hochmuth und ein Dichthun und ein Besserwissen, und es war doch nichts, als ein saurer Apfel von gestern oder vorgestern, der keine anderthalb Ahnen hatte. Der alte Blücher soll der einzige anständige Mensch unter ihnen gewesen sein. — Aber was ich sagen wollte, Christine, wenn in dem Zimmer Franzosen sind, dann muß ich wahrhaftig zu ihnen, um ihnen zu sagen, daß in dem Thurmzimmerchen ein Preuße steckt."

Und damit wollte er an mir vorüber. Ich war so erschrocken, daß ich am ganzen Leibe zitterte. In meiner Angst wußte ich anfangs nur ein Mittel, ihn zu halten. Aber ich wagte es doch nicht, es war Ihr Geheimniß, Mamsell, daß der Freiherr Adalbert, sein Neffe, in dem Thurmstübchen sei, und wer wußte, wer der fremde Herr war, der mir mit seinem Erschrecken so zweideutig vorkam? Ich griff zu einem anderen Mittel, und das glückte.

„Euer Gnaden," sagte ich. „Ich schicke die Mamsell Therese zu Ihnen. Die weiß, wer der fremde Officier ist, und sie wollte schon zu Ihnen kommen, um Sie über ihn um Rath zu fragen. Sie ist in Verlegenheit; da sollen Sie ihr helfen."

Das that ihm gut. Er ging in sein Zimmer und versprach mir, darin zu warten, bis Sie zu ihm kämen."

„Und was sage ich ihm?" fragte sich die Tante.

Aber sie hatten die steile Treppe des Thurmes erstiegen, und standen vor der Thür des kleinen Zimmers, in welchem der Verwundete lag. Dieser durfte von den Mittheilungen der Magd nichts erfahren. Die Tante mußte zuvem eilen, um zu dem Irren zu kommen, sie öffnete also die Thür und theilte dem Verwundeten den Zweck ihres Kommens mit. Sie und die alte Christine hoben eine Diele in dem Fußboden des Stübchens auf, ließen durch die Oeffnung den Korb mit den Gold- und Silbersachen in einen dunklen Raum hinein, der darunter verborgen war, fügten die Diele wieder ein, und kehrten auf dem Wege zurück, auf dem sie gekommen waren. Alle Thüren wurden wohl verschlossen, die Schlüssel nahm die Tante zu sich.

Es war Alles eilig geschehen, und ebenso eilig wollte die Tante zu dem Irren. Es war zu spät. Das Unglück hatte schon angefangen über sie hereinzubrechen.

„Der Verwalter ist zurück," sagte die Großmutter zu der Tante, als diese in das Wohnzimmer zurückkam. „Er kam vor zehn Minuten an."

Die Tante hatte eben in dem Thurme seine Ankunft nicht hören können. „Was für Nachrichten bringt er?" fragte sie.

„Wie es scheint, gute. Die Preußen sollen die Franzosen geschlagen haben und sie jetzt nach der anderen Seite des Waldes hin zurücktreiben. Sie haben die Leute gejagt."

Die Tante setzte leichteren Herzens ihren Weg zu dem Wahnsinnigen fort. Aber wie bald sollte es ihr wieder schwer werden! Schon in der Halle, am Fuße der Wendeltreppe, begegnete ihr der Verwalter. Er kam von oben. Dort, in dem Seitengange, gegenüber dem Zimmer des schwachsinnigen Freiherrn Max, befand sich die Rentstube mit der Casse. Er war sofort nach seiner Rückkehr dahin geeilt, um die Rettung der Casse auf alle Fälle vorzubereiten. Daß die Preußen gesiegt hätten, war nur ein Gerücht, es konnte auch anders gekommen sein oder noch kommen, auch trotzdem, daß man seit einiger Zeit kein Schießen mehr gehört hatte. Der Verwalter kam der Tante mit verstörtem Gesichte entgegen.

„Was ist vorgefallen, Herr Buschmann?" rief sie.

„Mamsell, wissen Sie, wen Sie im Hause haben?"

„Und wen?"

„Den Gensd'armerie-Commandanten — den Mörder Ihres Bruders — Fritz!"

Meine Tante hatte es geahnt; sie hatte nicht daran denken wollen. Bei der Nachricht drohte sie zusammenzusinken.

„Woher wissen Sie es?"

„Ich kenne ihn, denn ich habe ihn oft in der Stadt gesehen. Ich sah ihn da eben wieder. Und, Mamsell Therese, Sie haben noch Jemanden im Hause aufgenommen, einen preußischen Officier."

„Mein Gott, woher wissen Sie das?"

„Aus dem Munde des Freiherrn Max. Als ich in der Rentstube war, hörte ich im Gange gehen. Ich dachte mir, daß es der Fremde sei, von dessen Ankunft mir Christian erzählt hatte. Der Schritt des Freiherrn Max war es nicht. Dieser mußte aber ebenfalls das Gehen vernommen haben, seine Thür öffnete sich, und ich hörte ihn im Gange mit Jemandem sprechen. Und was ich hörte, erfüllte mich mit Schrecken.

„Sie sind Franzose, mein Herr?" sagte der Freiherr.

„Ich, mein Herr?" wurde ihm geantwortet.

„Ja, ja, ich weiß es, und will Ihnen etwas sagen. Sehen Sie die Thüre da hinten?"

„Ich sehe eine Thür."

„Die führt zu dem Thurmstübchen, und in dem Stübchen ist ein verwundeter preußischer Officier; er trägt den Kopf verbunden und eine Binde um den Arm —"

Weiter ließ ich ihn nicht reden. Ich wußte nicht, mit wem er sprach; aber eine schwere Ahnung ergriff mich, wer der preußische Officier sein könne. Ich ließ Alles liegen und eilte in den Gang. Da sah ich auch, wer es war, mit dem der Freiherr redete, und ein doppeltes Entsetzen ergriff mich. Sollte der Mörder, der vor mir stand, hier noch einmal zum Mörder werden? Und an wem, wenn meine Ahnung richtig war?

„Freiherr Max," sagte ich strenge zu dem Schwachsinnigen, „gehen Sie im Augenblick auf Ihr Zimmer, und verlassen Sie es nicht wieder."

Er gehorchte ohne Widerrede, wie ein Kind, das ein böses Gewissen hat. Ich wandte mich dann an den Fremden.

„Mein Herr, ein Irrsinniger sprach mit Ihnen. Sie werden danach die Bedeutung seiner Worte ermessen. Hier im Hause ist kein anderer Fremder, als Sie mit Ihrer Familie."

„Ich bin Ihnen für Ihre Auskunft verbunden," antwortete er höflich.

Er kehrte in sein Zimmer zurück. Ich ordnete schleunig meine Sachen in der Rentstube, um zu Ihnen zu eilen. — Mamsell Therese, ist ein verwundeter preußischer Officier in dem Thurmstübchen?"

„Ja," sagte meine Tante.

„Und darf ich erfahren wer es ist?"

„Es ist der Freiherr Adalbert."

„Das war meine Ahnung. Wer sonst hätte hierher kommen können? Und nun, Mamsell Therese, müssen Sie Alles wissen. Der Freiherr schwebt hier, wenn Franzosen hierher kommen, in der offenbarsten Lebensgefahr. Jener Commandant der Gensd'armerie hat, wie ich unterwegs erfuhr, in der vergangenen Nacht heimlich die Stadt und seinen Posten verlassen, unzweifelhaft, um den Preußen seine Dienste anzubieten. Es giebt solche Verräther zu allen Zeiten und für alle Sachen; die schlechte Sache liebt den Verrath; die gute kann ihn manchmal nicht von sich stoßen; sie verachtet nur den Verräther, wie auch dieser schurkische Deckmann schon von den Franzosen verachtet wurde, die in dem fremden Lande seine Dienste annahmen. Diesmal hatte er sich verrechnet. In der Stadt hatte sich gestern das Gerücht verbreitet, ein ganzes preußisches Armeecorps sei im Anmarsch, die Avantgarde sei nur noch ein paar Meilen entfernt. Sofort in der Nacht machte er sich heimlich auf und davon, mit seiner Familie, mit seinen Kostbarkeiten. Das Gerücht war ein voreiliges gewesen. Nur eine kleinere Abtheilung Preußen war gekommen; die Franzosen hatten nicht die Flucht ergriffen, wie er erwartet hatte, sie waren den Preußen entgegengerückt, von allen Seiten, um sie zu umzingeln. Man meinte, der Commandant der Gensd'armerie müsse nothwendig in ihre Hände gefallen sein und seinen verdienten Lohn der Desertion und des Verraths empfangen haben. Da hat er hier eine Zuflucht gefunden, und, Mamsell, er kennt die Geschichte des Freiherrn Adalbert, und wie ich bei jenen Worten des Schwachsinnigen zunächst an den Freiherrn Adalbert denken mußte, so wird auch sein erster Gedanke sich auf diesen gerichtet haben, und er wird, wenn die Franzosen hierher kommen, das verwirrte Leben durch einen neuen Verrath zu retten suchen."

Der Verwalter hatte Recht, und meine arme Tante war einen Augenblick wie betäubt. Sie hatte den Mörder ihres Bruders aufgenommen, um ihn zum Mörder ihres Geliebten zu machen! Aber sie erholte sich; sie mußte es und konnte es, denn sie mußte ja an die Rettung des Geliebten denken.

„Helfen Sie mir, Herr Buschmann; wohin bringen wir den Freiherrn? In dem Thurmstübchen ist er nicht sicher."

„Nein, Mamsell, dort ist er nicht sicher. Der Schmeke braucht nur in seinem Zimmer mit der Hand dahin zu zeigen, um ihn zu verrathen."

„Und wohin dann mit ihm?"

„Auch unten in dem Thurme ist er nicht sicher. Die Thüren oben und unten sind zwar von dem stärksten Eichenholz, mit schwerem Eisen beschlagen; aber für den Triumph, ihrem Kaiser den deutschen Freiherrn, der zu dem Feinde übergegangen ist, überliefern zu können, würden die Franzosen das ganze Schloß demoliren. Der Freiherr ist in diesem Hause nirgends sicher. Er muß fort, und auf der Stelle; denn trotz jenes Gerüchts und der Stille draußen können die Franzosen hierher kommen."

„Aber er ist schwer verwundet!" sagte die Tante.

„Hat er mit seinen Wunden hierher kommen können, so muß er auch mit ihnen wieder fort können. Ich werde ihn ihn fergen, Mamsell."

„Sie wollen ihn führen? Wohin?"

„In den Wald, dort weiß ich eine Stelle, zu der kein Franzose kommen wird. Sie ist nicht weit von hier. Jener schuftige Gensd'armerieofficier darf nur von Nichts wissen. Gehen wir deshalb von unten in den Thurm, aber sofort."

„Kommen Sie," sagte die Tante.

Auch sie wußte keinen besseren Rath. Sie standen noch unten an der Treppe in der Halle und wollten in die Wohnstube gehen. Die Tante wollte dort der Großmutter die Anwesenheit des Freiherrn Adalbert mittheilen; denn nun durch die Wohnstube konnte dieser geführt werden, wenn der Fremde ihn nicht oben gewahren sollte. Es war zu spät.

Draußen fielen starke, eilige Schläge an das große Einfahrtsthor; sie hallten über den Hof wieder an den Mauern des Schlosses, im Schlesse an den Wänden der Halle.

„Was war das?"

„Ihr Bruder Franz wird zurück sein," meinte der Verwalter.

„Aber das sind Schläge der Angst, der Todesangst eines Verfolgten."

Im Augenblicke nachher wurden Schüsse gehört. Sie fielen in der Haide, in der nächsten Nähe des Schlosses.

6. Ein Kampf.

Der Onkel Franz, der jüngste Bruder der Tante Therese, war nach Hause zurückgekommen. Er war nach Mittag ausgeritten, um auf einem etwa anderthalb Meilen entfernten Gute einen Besuch zu machen. Als er gegen Abend hatte zurückreiten wollen, war auch dort das Schießen gehört worden, und er war geblieben, um nicht zwischen die streitenden Theile oder unter Fliehende zu gerathen. Als es später nach eingetretener Dunkelheit still geworden, hatte er um so mehr den Rückweg angetreten, als er sich wohl denken konnte, daß die Seinigen sich seinetwegen ängstigen würden. Er hatte anfangs unterwegs Alles ruhig gefunden, auch noch in der Haide, von der er einen Theil passiren mußte. Wie er aber, kaum fünf Minuten von Schloß Hawichorst entfernt, dem Walde nahe kam, glaubte er nach dessen Rande hin eine Bewegung wahrzunehmen. Er hielt sein Pferd an, und übervzeugte sich bald, daß eine Reiterschaar langsam an dem Walde entlang ziehe, in der Richtung nach dem Schlosse hin. Er war zweifelhaft, was er thun, ob er ihr zuvorkommen sollte, oder ob er sie solle vorbeiziehen lassen. Während er darüber nachsann, fielen plötzlich Schüsse aus dem Walde auf die Reiter, es mußte ein für sie unvermutheter Ueberfall sein; die Pferde stoken auseinander.

Mein Onkel wartete das Weitere nicht ab. Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte zum Schlosse, sprang am Thore vom Pferde, schlug an das Thor und rief mit lauter Stimme um Einlaß. Aber die Reiterschaar war ihm gefolgt, und dieser folgten die Schüsse. Der Knecht Ehristian konnte kaum das Thor öffnen, meinen Onkel einlassen, das Thor wieder verschließen, da waren Reiter und Schüsse fast unmittelbar da, und sie waren da im wilden Kampfe. Meine Tante und der Verwalter waren, als sie das Schlagen an das Thor und die Schüsse hörten, zunächst zu der Großmutter geeilt, der alten, gebrechlichen, an den Platz ihres Rollstuhls gefesselten Frau. Der Onkel Franz stürzte zu ihnen in das Zimmer. Er erzählte ihnen, was er gehört hatte; gesehen hatte er in der Dunkelheit nichts.

Das Gefecht, das vorhin am Walde flattgefunden hatte, war nicht blos durch die Dunkelheit unterbrochen, es war durch den Sieg einer Partei geendet. Die besiegte Partei hatte sich in den Wald geworfen, wenigstens ein Theil von ihr. Die Sieger suchten für die Nacht sichere oder vortheilhafte Positionen auf, zur Erneuerung des Kampfes oder zur Verfolgung der Besiegten am folgenden Morgen. Zu den Siegern gehörte die Reiterschaar, die an dem Saume des Waldes entlang gezogen war. Sie war nicht groß, sie war sorglos geritten, der Nähe oder eines Ueberfalls des besiegten Feindes nicht gewärtig. Dieser war nahe oder gewahrte das kleine, sorglos daherziehende Häuflein und schoß darauf ein, die Reiter flohen, jene verfolgten. Vor dem Thore des Schlosses gewann der neue Kampf Halt und Bestand.

Wer die früheren Besiegten und jetzigen Verfolger, wer die früheren Sieger und die jetzt Verfolgten waren, darüber erhielten sie Gewißheit.

Der Onkel Franz hatte schon die Vermuthung ausgesprochen, die verfolgten Reiter seien Franzosen; er meinte, als bei dem Ueberfall die Schaar auseinanderfloh, französische Flüche gehört zu haben. Die Tante Therese hatte für sich dieselbe Vermuthung; nach den Mittheilungen des Freiherrn Adalbert war anzunehmen, daß in jenem Gefechte preußische Infanterie von den Franzosen in den Wald geworfen sei; die französischen Carabiniers hatten sie selbst vorüberziehen sehen, und — was man hofft, das glaubt man: wurden die Franzosen jetzt von den Preußen verfolgt, dann war Schloß Hawichorst erst sicher vor ihnen, mit Allem, was im Schlosse war.

Die Vermuthung der Tante wurde bestätigt. Aber wie sie bestätigt wurde, war ihre Hoffnung zerstört. Mitten durch das Schießen tönte ein Trompetensignal.

„Französische Trompeten!" riefen sie Alle in der Stube. Sie kannten die Töne der französischen Trompeten.

„Aber das ist hinten in der Haide!"

„Und es kommt näher."

„Es ist Sueurs für die verfolgten Reiter. Das Signal kündet ihn an."

„Und sie kommen im Galopp über die Haide, sie sind schon da." Kein Wort weiter wurde gesprochen. Meine Tante, mein Onkel, der Verwalter standen athemlos um den Rollstuhl der Großmutter. Die alte Frau athmete leiser. So horchten sie alle Vier.

Digitized by Google

kein Laut war in der Stube hörbar, kein Laut in dem ganzen Hause. Alles, was darin war, horchte gespannt, in der gespanntesten Angst.

So hörten sie den Kampf draußen, unmittelbar am Thore, unmittelbar unter den Fenstern; das Schießen der Musketen, Schüsse aus den Carabinern. Jene französischen Carabiniers, die am Abend still durch die Haide gezogen waren, mußten jetzt in dem Kampfe sein. Die Musketenschüsse fielen von allen Seiten; die Carabiner antworteten aus der Mitte; die Franzosen mußten auf der Flucht an das Schloß gedrängt, hier umzingelt sein. Zwischen den Schüssen hörte man das Stampfen und Schnauben und Stöhnen der Rosse, dazwischen einzelne laute, aber ruhige Commandoworte. Keine andere menschliche Stimme wurde anfangs laut. Die Menschen mordeten sich im stillen ruhigen Gehorsam, oder in stiller ingrimmiger Wuth.

Den Menschen im Hause wollte das Blut in den Adern erstarren. Sie waren keines Wortes, keiner Bewegung fähig. Da wurden hinten in der Haide die Trompeten laut, die dem bedrängten Häuflein der Franzosen Hülfe verkündeten. In der Stube wurden wenig Worte gewechselt, sie machten der tiefsten Stille Platz. Gedoppelt richteten sich Spannung und Angst wieder nach außen.

Der Galopp der Pferde kam wie ein wilder Sturm heran. Die Haide zitterte, die Fenster des alten Schlosses klirrten. Die Trompeten bliesen und schmetterten lustig hinein. Die Kämpfenden am Hause hatten einen Augenblick gestutzt. Das Geschrei verstummte; das Klirren der Säbel und Bajonnete hörte auf; der Kampf ruhte; nur noch ein paar vereinzelte Schüsse fielen wie mechanisch oder verspätet. Aber es war nur für einen Moment, für den ersten Moment der Ueberraschung, der Ungewißheit. Dann wußte Jeder, was da kam, und woran er selbst nun war. Wildes Freudengeschrei der Franzosen folgte und antwortete dem lustigen Geschmetter der Trompeten und dem Zurufen der heransprengenden Retter.

In den Reihen der Preußen aber blieb es still. Man hörte ein einziges Commandowort. Dann vernahm man, wie sie ruhig sich sammelten und ordneten. Es war eine feindliche Uebermacht, die ankam. Gegen sie den Kampf aufzunehmen und fortzusetzen, wäre Wahnsinn gewesen. Das hatte der Führer erkannt; er commandirte den Rückzug. Der Wald war kaum dreißig Schritt entfernt. Als die neue Reiterschaar auf dem Kampfplatze anlangte, hatten die Preußen schon den Wald erreicht. Sie mußten den Rückzug mit der größten Ruhe und Ordnung gemacht haben. Die kämpfenden Franzosen hatten nicht gewagt, sie zu verfolgen; kein Verwundeter oder anderer Gefangener war in den Händen der Franzosen zurückgeblieben. In dem Walde waren sie vor jeder Verfolgung der Cavallerie, zumal in der Dunkelheit, sicher.

Aber was nun? Was wird nun werden? Die Frage wiederholte sich in der Stube der Großmutter.

Der Kampf am Hause hatte keine zehn Minuten gedauert. Wer sich aus dem Hause wagte, kam in den Kugelregen, unter die Pferde, zwischen Säbel und Bajonnete. An allen Seiten des Hauses war gekämpft worden. War jetzt an eine Flucht zu denken? Der Kampf war zu Ende; aber an allen Seiten des Hauses waren die Franzosen, und man vernahm nichts, was darauf hätte schließen lassen, daß sie abziehen wollten. Im Gegentheil. Wilde Schläge donnerten an das Einfahrtsthor. Lautes Rufen forderte Oeffnen und Einlaß.

„Was nun? Wohin mit ihm?“ rief meine arme Tante Therese.

Sie hatte keinen Rath mehr und ward sich auf die gelähmte, hülflose Mutter.

„Mutter, hast Du keinen Rath, keine Hülfe? Der Freiherr Adalbert ist hier. Er war zu den Preußen übergegangen, er ist schwer verwundet, so liegt er oben in dem Thurmzimmerchen. Wenn die Franzosen ihn finden, so wird er erschossen. Und der Verräther lauert schon auf ihn. Der Freunde, den ich aufnahm, ist jener Commandant der Gens'darmen, der unsern armen Fritz hat erschießen lassen. Er muß heute sein zweites Opfer haben. Der Schwachsinnige hat ihm den Freiherrn verrathen. Jener Elende wird ihn weiter verrathen; er muß, um das eigene Leben zu retten. Rathe, hilf, Mutter. Du hast ja immer Rath, immer Hülfe.“

Sie hatte das früher wohl gehabt, die Großmutter. Aber in diesem Augenblicke? Unter dem furchtbaren Eindrucke dieser Nachrichten?

„Der Mörder meines Sohnes hier?“ rief sie. „Der Mörder Schutz suchend im Hause des Gemordeten! Der Beschützte sinnend auf neuen Verrath, auf einen zweiten Mord!“

Dann sah sie die bleiche Therese vor sich stehen.

„Armes Kind!“ sagte sie. „Armes, armes Kind!“

Aber Rath und Hülfe hatte sie nicht. Und doch wurde die Noth größer, dringender.

Draußen vor dem Hause war es still geworden. Der Lärm des Kampfes war völlig verstummt; auch das Schlagen an das Thor und das Rufen um Einlaß hatte auf einmal aufgehört. Man vernahm aber auch jetzt kein Abziehen der Franzosen. Sie mußten etwas Anderes vorhaben.

Die alte Christine kam eilig in die Wohnstube gestürzt. Der Knecht Christian schickte sie. Derselbe hatte seinen Posten an dem großen Einfahrtsthore, und er hatte ihn während des Kampfes keinen Augenblick verlassen, auch nachher nicht, als in jener stürmischen Weise Einlaß gefordert wurde. Er hatte keinen Laut von sich gegeben. Die Franzosen waren in der That irre geworden, ob Jemand in dem Schlosse sei, aus dem ihnen noch kein Lebenszeichen entgegengekommen war. Er hörte sie sich berathen, wie sie hineingelangen könnten; hinein mußten sie, einer ihrer Officiere war schwer verwundet, sie konnten mit ihm nicht weiter, er mußte und sollte im Schlosse untergebracht werden. Der Knecht entnahm das aus ihren Reden; er war selbst ein paar Jahre französischer Soldat gewesen und er verstand die Sprache. Er vernahm weiter, wie sie zuletzt beschlossen, die Mauern zu ersteigen und gleichzeitig einen Versuch zum Zertrümmern des Thores zu machen. Da rief er die alte Christine herbei, theilte ihr Alles mit und schickte sie zu der Herrschaft, um weitere Befehle einzuholen. Er rathe zum Oeffnen des Thores; es sei zu schwach, um nicht zuletzt der Gewalt nachzugeben; die Mauern könnten erstiegen werden. Das theilte die Magd mit.

„Weiß Einer einen besseren Rath?“ fragte die Großmutter.

Keiner wußte ihn. Aber die Magd war mit ihrem angstvollen Gesichte zu der Tante Therese getreten und hatte leise mit ihr gesprochen.

„Sprich laut,“ rief die Tante Therese mit neuem Schreck. „Die Mutter weiß Alles.“

Die Magd sprach laut: „Als ich mit dem Christian in der Hausthür stand, öffnete sich auf einmal leise die Thür, die aus der Halle zu der Wendeltreppe führt, und es schlich Jemand in die Halle. Er konnte uns nicht sehen, wir schwiegen auch; als die Thür sich öffnete, so kam er auf die Hausflur zu. Auf einmal sah er uns, und wir sahen ihn. Es war der Fremde, der mit der Frau und den Kindern angekommen war; er wurde verlegen, als er uns sah, bat um ein Glas Wasser und kehrte wieder zurück. Aber er hatte auf den Hof gewollt, an das Thor, zu den Franzosen; darum war er geschlichen. Laß ihn nicht heran, sagte ich zu dem Christian; der Mensch hat schlechte Streiche vor. Dann schloß ich die Hausthür zu, zog den Schlüssel ab und eilte hierher.“

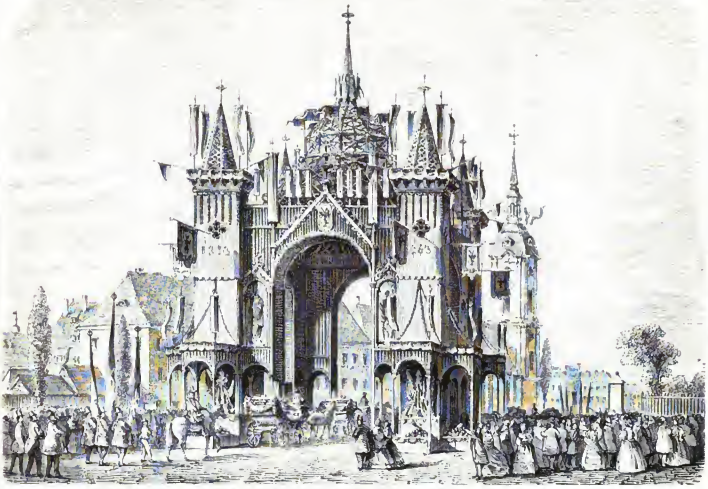
Und jetzt hatte meine Großmutter ihren klaren Entschluß gefaßt. „Hört mir Alle zu,“ sagte sie. „Die Franzosen müssen eingelassen werden; Christian hat Recht. Du, Christine, gehst zu ihm, es ihm zu sagen. — Der Freiherr Adalbert muß fort. Sie, Herr Buschmann, und Du, Franz, Ihr führt ihn durch das Hinterpförtchen; es sind von da noch dreißig Schritte bis zum Walde, in dem er sicher ist. Ihr führt ihn hinaus, während das Einfahrtsthor geöffnet wird; es wird dann Alles sich zu diesem drängen und das Pförtchen frei sein. Ihr geht durch meine Schlafstube in den Thurm. — Du, Therese, gehst nach oben zu den Fremden —“

Aber meine Tante unterbrach die Großmutter. Auch sie hatte ihre Ruhe, ihre Einsicht und ihren Muth wiedergewonnen.

„Nein, Mutter, ich habe nur eine Aufgabe, nur eine Pflicht, bei dem Freiherrn Adalbert zu bleiben. Ich darf nicht von ihm weichen. Das Herz zerspränge mir in der Angst der Ungewißheit.“

Die Großmutter hatte sich besonnen. „Nun wohl, so begleitet der Herr Buschmann Dich zu ihm. Du, Franz, hilfst dem Christian beim Oeffnen des Thores und bei der Unterbringung des verwundeten französischen Officiers. Und Du, Christine, gehst hinauf zu den Fremden, und bittest die Frau, auf ein paar Augenblicke zu mir herunterzukommen.“

Digitized by Google



Die Ehrenpforte und das Friccius-Denkmal am früheren äußeren Grimmaischen Thor am 19. October.

Das äußere Grimmaische Thor nach der Erstürmung 1813.
Copie eines am 20. October 1813 aufgenommenen Bildes.

„Und was willst Du mit der Frau, Mutter?“ fragte die Tante.

„Geht,“ sagte die Großmutter. „Geht Alle, Jeder zu seinem Platz. Seid schnell und vorsichtig.“

Die Tante fragte nicht weiter. Sie gingen Alle. Die gelähmte Großmutter in ihrem Rollstuhle blieb allein zurück.

Sie faltete die Hände, die alte fromme Frau. Sie hob die Augen zum Himmel empor und betete mit halblauter Stimme: „Du lieber Vater im Himmel, führe und leite sie glücklich. Lenke die Herzen der Anderen. Gieb uns Allen deinen Schutz!“

(Schluß folgt.)

Das Steppenhuhn.

Eine Bitte an alle deutschen Jäger.

Von **Brehm.**

Unter den Vogelkundigen ist es Brauch, als deutschen Vogel jeden anzunehmen, welcher nur einmal innerhalb der Marken unseres Vaterlandes vorgekommen ist. Dieser Gewohnheit zufolge zählen die Lehrbücher unter den wirklich einheimischen Vögeln eine ganze Anzahl solcher, welche, aus anderen Erdtheilen oder wenigstens anderen Ländern unseres Erdtheils stammend, durch irgend einen Zufall einmal bis zu uns verschlagen und frei angetroffen wurden. Man hat in dieser Hinsicht eigenthümliche Vorkommnisse bezeichnet. Riesensturmvögel, Bewohner des Weltmeeres, sind auf dem Rhein erlegt, Fregattvögel, die Adler der See, welche hauptsächlich der Westhälfte der Erde angehören, an der Nordseeküsten beobachtet, Albatrosse, deren Schiffersname „Capschafe“ auf ihre Heimath deutet, wiederholt bei uns geschossen worden. Man hat außerdem Flamingos und Pelekane, beide den Mittelmeerländern angehörend, erlegt; amerikanische Drosseln sind wiederholt bis nach Deutschland herbeigekommen, und eine ganze Anzahl anderer Vögel hat sich in solcher Weise Bürgerrecht bei uns erworben. Von besonderer Wichtigkeit für die fremden Gäste ist das kleine Eiland Helgoland geworden, seitdem ein recht fleißiger und tüchtiger Naturforscher, der Maler Herr Gaetke, dort wohnt. Die verschlagenen und verirrten Vögel scheinen genannte Felsklippe als einen Haltepunkt ihrer Reise zu betrachten und sich ermüdet dort niederzulassen. Auf anderen Inseln der Nordsee wird es wohl ebenso sein, ihnen fehlen aber die Geschichtschreiber der Vogelwelt, deshalb haben wir von auffallenden Vorkommnissen dieser Art fast ausschließlich nur von Helgoland her Kunde empfangen.

Alle die hier genannten und gemeinten Vögel erschienen einzeln, so recht offenbar als verschlagene Irrlinge; manche von ihnen kamen sogar nur ein einziges Mal vor das Auge des Kenners. In den sehr seltenen Fällen gehört es, wenn einmal ein Flug Bienenfresser als seiner südeuropäischen Heimath sich aufmachte und, die diesen Thieren eigene Geselligkeit auch auf der Wanderung nicht verleugnend, bis nach Deutschland herüberstreifte. Die alte Leipziger Chronik erwähnt eines solchen Falles als etwas ganz Außerordentliches.

Noch viel Ungewöhnlicheres hat uns und, wie ich hoffen darf, auch den sämmtlichen Lesern der Gartenlaube das Jahr 1863 gebracht. Durch unerklärliche Ursachen bewogen, hat sich, den wandernden Hunnenschaaren vergleichbar, ein zweifelsohne nach Tausenden zählender Schwarm mongolischer Vögel aus seiner Heimath aufgemacht und ist durch halb Asien hindurch und über einen großen Theil Europa's hinweg bis zu uns geflogen. Der Weg, welchen diese Thiere genommen haben, läßt sich durch einen Blick auf die Karte leicht bestimmen. Sie flogen in der Richtung von Südost nach Nordwest durch die ungeheuren Steppen des inneren Asiens, welche ihre Heimath bilden, über das kaspische Meer hinweg, am Kaukasus vorüber, die nördliche Küste des schwarzen Meeres entlang, durch die Donauuiesländer, Ungarn und Schlesien hindurch und verbreiteten sich strahlenförmig über das nordwestliche Deutschland und die dänischen Inseln. Wie zu erwarten, fanden sie sich auch in Helgoland ein und wurden dann auch gleich dort von Herrn Gaetke gejagt, gefangen und beobachtet. In ungleich größerer Anzahl aber fielen sie auf der friesischen Insel Borkum, dem Dollart gegenüber, ein und fanden auch hier einen Sachverständigen, welcher ihr Leben und Treiben beobachtete. Nach und nach ist nun durch die Zeitungen und briefliche Nachrichten festgestellt worden, daß die Steppen- oder Faulhühner, eben die gedachten Vögel, fast überall in Nord- und Ostdeutschland sich gezeigt haben, und Dr. Karl Bolle in Berlin, ein sehr eifriger Naturforscher, hat es sich angelegen sein lassen, die betreffenden Nachrichten zusammenzutragen. So sind denn folgende Orte oder Gegenden und Daten verzeichnet worden, in und an denen man Steppenhühner beobachtete. Sie kamen vor: am 17. Mai bei Polkwitz in Schlesien, am 18. Mai in der Tuchelheide in Westpreußen, am 20. Mai im Dessauischen, am 25. Mai zwei Mal in der Provinz Sachsen, am 28. Mai im westlichen Hannover, am 4. Juni im Havelland, am 6. Juni auf der Herrschaft Dobrisch in Böhmen, am 16. Juni im Kreise Oselsbung in Ostpreußen und am 4. August endlich bei Reißach in Böhmen. Einzelne wurden blos gesehen, aber erkannt, andere gefangen oder erlegt, die meisten aber dadurch erbeutet, daß sie, die unklugen Kinder der weiten Steppe, gegen die Telegraphenbrähte anprallten und dabei die Flügel brachen oder sofort getödtet wurden. Diesen Angaben sind außer den schon bemerkten Vorkommen auf Helgoland, Seeland und Borkum noch Mittheilungen aus Böhmen und Ungarn hinzuzufügen, welche ich der Güte des Grafen Lávür in Broos in Siebenbürgen verdanke.

Bis jetzt mag es den Lesern geschienen haben, daß ich nur von einer Merkwürdigkeit berichten wolle. Die Sache aber verhält sich etwas anders. Der Zweck meines Berichtes war nicht, trockene Angaben zusammenzufassen oder zu wiederholen, sondern vielmehr allen Grünröcken, d. h. allen Waidmännern und Jagdberechtigten, eine Bitte an das Herz zu legen. Dafür habe ich die Gartenlaube gewählt, weil ich wünsche, daß diese Bitte auch wirklich zum Herzen gelange. Ich bitte freundlich um Gastfreundschaft für die asiatischen Fremdlinge, denn erst die letzten Tage haben mir den unumstößlichen Beweis geliefert, daß es den mongolischen Hühnern bei uns gefallen hat, daß sie nicht wieder verschwunden sind, sondern den ganzen Sommer bei uns zugebracht und höchst wahrscheinlich gebrütet haben. Vor wenig Wochen, am 16. October, sind in nächster Nähe meines jetzigen Wohnortes, Hamburg, drei Steppenhühner erlegt worden. Der Hamburger Thiergarten erhielt durch einen glücklichen Zufall fünf Stück dieser Hühner lebend, das eine von Helgoland, die übrigen aus Seeland. Sie befinden sich bei gewöhnlichem Körnerfutter bis jetzt sehr wohl.

Um nun jedem Leser dieser Zeilen das Erkennen des Steppenhuhnes zu erleichtern, und um meine Bitte zu unterstützen, will ich hier in der Kürze eine Leibes- und Lebensbeschreibung der anziehenden Geschöpfe geben.

Afrika und Asien, diese sich in vieler Hinsicht verwandten Erdtheile, erzeugten zwei Hühnerformen, welche von allen übrigen sich unterscheiden. Sie sind als Mittelglieder zwischen den Tauben und Hühnern anzusehen, sie sind Hühnertauben oder Taubenhühner, wie man will. Die Einen bewohnen die Wüsten, die Andern die Steppen, und Beide tragen nach ihrer Heimath ihren Namen. Man muß anerkennen, daß sie für derartige arme Gegenden in der günstigsten Weise ausgerüstet sind. Der ganze Vogel ist hauptsächlich Flügel und Flügelmuskel. Das arme Wohngebiet bedingt Bewegungsfähigkeit seiner Bewohner, denn ohne diese Fähigkeit würden die Wüsten- oder Steppenthiere geradezu verhungern müssen. Uns Bewegungsfähigkeit besitzen diese Hühner — das haben beide bewiesen; denn auch die afrikanischen Verwandten unserer Steppenhühner haben Deutschland bereits wiederholt besucht, haben Spazierflüge gemacht von Afrika bis zu uns. Neben dieser Bewegungsfähigkeit ist beiden Vögeln Gleichfarbigkeit ihres Gefieders mit der Bodenfläche gemein. Die gedachten Vögel tragen ein Sandkleid, wie es vollendeter nicht gedacht werden kann. Ein graulichos Fahlgelb ist die Grundfärbung; von ihr sticht eine ebenso mannigfache als schöne Zeichnung ab. Wenn man ein Wüsten- oder Steppenhuhn in der Nähe betrachtet, erfaunt man über den Reichthum dieser Zeichnung. Pünktchen, Wellenlinien, Striche, breite Bänder um Hals und Brust, lebhaft gefärbte Stellen, das Alles wechselt mit einander ab. Einfarbig ist das Gefieder nur an Kopf, Hals,

Digitized by Google

Brust und Unterleib; alle übrigen Federn sind durch die so verschiedenartige Zeichnung auf das Wunderlanste geschmückt. Gewisse Arten gehören zu den schönstgefärbten Vögeln ihrer ganzen Ordnung; sie sehen wirklich prächtig aus. Und dennoch geht dieses Kleid im Sand der Steppe oder Wüste förmlich auf! Das schönstgefärbte und gezeichnete Wüsten- oder Steppenhuhn verschwindet auf wenig Schritte Entfernung dem Auge. Es drückt sich nieder in den Sand und mit scheinbar zu einem kleinen Sandhäufchen, und alle die Pünktchen und Striche und Fäkchen zu nichts Anderem, als zu beleuchteten und im Schatten liegenden Sandkörnern. Für den Beobachter hat dieses Verschwinden der Thiere vor sichtlichem Auge etwas ungemein Ueberraschendes, und ich habe mir während meines Aufenthalts in Afrika oft den Genuß verschafft, an Wüstenhühner, welche ich auf einer bestimmten Stelle hatte einfallen sehen, heranzuschleichen, um dieses sich Unsichtbarmachen zu beobachten. Bei dem Steppen- oder Faustshuhne ist die Zeichnung kurz folgende: Das Männchen ist im Ganzen rostgrangelblich, am graulichsten auf der Brust und dem Halse. Auf der Oberseite sind die einzelnen Federn der Quere nach schwarz gewässert oder gebändert und einige schwarz gefüpfelt, namentlich auf dem Rücken, während zu beiden Seiten der Flügel ungefleckte Stellen frei bleiben. Die Schwingen sind aschgrau an der innern Seite, nach außen bläulich. Die Unterseite, welche an der Brust grangelblich ist, geht dann in Braunschwarz über; der Hinterbauch ist schmutzigweiß. Ueber die Brust zieht sich eine dunkle Binde, welche eigentlich aus drei neben einander laufenden schwarzen Linien besteht. Die Kehle und zwei Flecken am Hinterkopfe sind rostgelb. Das Weibchen ist leicht am Mangel der Brustbinde, an seinen graulicheren Gefieder, den sichtgelben Kehlflecken, einem schmalen dunkeln Kehlbande zu erkennen. Der ganze Oberleib, der Vorderhals und die beiden Brustseiten sind überall dicht mit dunkeln Tüpfeln, Punkten und Bändern bedeckt. Eine besondere Zierde des Vogels ist der keilförmige Schwanz, welcher aus harten Federn besteht, deren mittelste sich in haarfeine Spitzen verlängert. Ganz eigenthümlich ist der Fußbau. Die Beine sind sehr kurz, die Füße dreizehig und oben dicht bis zu den Zehen herab befiedert.

In der Größe gleicht das Steppenhuhn einer Haustaube, und in seinem Leben und Treiben erinnert es auch viel mehr an die Tauben, als an die Hühner. Es lebt in ziemlich großen Schaaren, d. h. in Flügen von 10 bis 100 Stück zusammen, ausschließlich auf sandigen, möglichst baumlosen, aber grasigen Strecken und treibt sich hier während des Tages, Nahrung suchend, umher. So lange die Gesellschaft auf dem Boden verweilt, macht sie sich wenig oder nicht bemerklich. Die Färbung des Gefieders entrückt sie leicht dem Auge, und dem Ohre verräth sie sich nur in seltenen Fällen, obschon die Schaar fortwährend Töne von sich giebt, freilich so leise, daß sie schon auf wenige Schritte hin nicht mehr vernommen werden. Blos wenn sie Gefahr wittern, erhebt eins der Männchen seine Stimme zu lautem Rufe, welcher durch die Silben „Kötrit" wiedergegeben werden kann. Ihr Gang ist ein höchst sonderbares Trippeln, wie es bei keinem Landvogel weiter vorkommt; die Steppenhühner sind gewissermaßen den Sohlengängern zu vergleichen. Sie tragen ihre Fußwurzeln so schief gestellt, daß das Handwurzelgelenk fast den Boden berührt, während doch andere Landvögel auf den Zehen gehen. Ihre auffallend kurzen Füße erlauben ihnen, wie erklärlich, nur kleine Schritte zu machen, und ihr Leib schleift also fast auf dem Boden dahin und wackelt beim Gange fortwährend seitlich hin und her. Diese Füße, welche kaum stark und geschickt genug scheinen, den Leib zu tragen, sind zum Scharren ganz unfähig; deshalb besorgen unsere Thiere dies Geschäft ausschließlich mit dem Schnabel. Das Gefieder wird sehr locker und nachlässig getragen. Die Flügelspitzen berühren sich, wie bei den Tauben, nicht, sondern liegen zu beiden Seiten des Leibes an. Der Hals wird gewöhnlich so eingezogen, daß er dicht auf den Nacken zu liegen kommt. Nur wenn sie sichern, strecken sie ihn lang von sich.

Dies Alles aber muß man in nächster Nähe betrachten können, wie ich im Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe; denn schon auf 50 Schritt Entfernung wird man keine hierauf bezüglichen Beobachtungen anstellen können, weil dann das Sandhafte, wie ich mich ausdrücken will, der ganzen Thiere schon zu sehr hervorsticht.

Ganz anders zeigen sich die Steppenhühner im Fluge. Sie erheben sich ziemlich schwerfällig unter raschem und hartem Flügelschlag, sobald sie aber einmal eine gewisse Höhe erreicht haben, eilen sie mit rasender Schnelligkeit dahin, brausend und rauschend, rufend und schreiend. Das Geräusch der Flügelschläge vernimmt man auf weithin, und laute, wohlklingende Rufe, wie „kuit, kuit" werden aus voller Brust ausgestoßen. Am meisten ähneln die fliegenden Steppenhühner gewissen Strandvögeln, namentlich den Goldregenpfeifern und den Steinwälzern, nur fliegen sie weit rascher. Schnelle Schwenkungen und Wendungen werden ihnen schwer. Auch fliegen sie nicht gern hoch über dem Boden hin, wohl aber ohne Besinnen in einem Zuge meilenweit.

Ihr Tageslauf ist ein ziemlich regelmäßiger. In den Morgenstunden erscheinen sie auf den Futterplätzen, trippeln hier nach dem Einfall ununterbrochen, aber langsam umher, picken mit dem Schnabel Körner auf, füllen sich den Kropf und fliegen nun der Tränke zu. Nachdem sie ihren Durst gelöscht, suchen sie sich eine sandige Stelle in der Nähe auf und lauern sich hier auf den Boden nieder, nehmen auch wohl ein Sandbad, wobei sie sich halb oder ganz auf die Seite legen. Nachmittags stiegen sie wieder nach Futter aus, rutschen und trippeln noch ein paar Stunden, Körner suchend, umher und wählen sich endlich eine kahle Sandfläche aus, um hier zu übernachten. Vor dem Schlafengehen sondert sich der ganze Trupp in einzelne Häufchen, und diese hocken sich dann, dicht aneinander gedrückt, so zu sagen, auf einem Klumpen, auf den Boden nieder, gewöhnlich so, daß die Köpfe den Mittelpunkt eines Kreises bilden. Die ganze Schaar wird dann scheinbar zu so und so viel größeren Sandhaufen, welche man aber ebenso leicht übersieht, wie die einzelnen Hühner. Eifrige Jäger auf Vorkum haben sich auf 200 Schritt vergeblich bemüht, Steppenhühner, welche sie einfallen sahen, mit dem Fernrohr aufzufinden, obgleich sie es mit Schwärmen von 50—70 Stück zu thun hatten.

Eigentlich scheu waren die mongolischen Fremdlinge nicht, als sie ankamen, sie lernten aber sehr bald erkennen, daß sie es in der Fremde mit andern Menschen zu thun hatten, als daheim, und machten es nach wenig Jagten ihren Verfolgern fast unmöglich, in schußgerechte Nähe sich an sie anzuschleichen. Wenn einem Schwarm Gefahr drohte, erhob sich einer der Hähne, rutschte auf die nächste Erhöhung los und ließ seinen Warnungsruf ertönen. Ein Stimmengewirr antwortete, und der ganze Schwarm brauste dahin. Dieser Vorsicht ungeachtet sind aber im vergangenen Sommer so viel Steppenhühner geschossen und gefangen worden, oder andeweitig um's Leben gekommen, daß der gewiß sehr zahlreiche Schwarm, welcher von den mongolischen Steppen auszog, sehr gelichtet sein dürfte.

Bis jetzt hat man, so viel mir bekannt, nirgends ein Nest unserer Hühner gefunden. Demungeachtet glaube ich im Eingang nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich annehme, daß die Thiere wirklich bei uns gebrütet haben. So viel ist sicher, daß sie jetzt im Herbst noch bei uns hausen, daß also meine Bitte um Schonung nicht zu spät kommen dürfte. Ich will nicht zu viel verlangen und um allerwenigsten zu viel von den Jägern. Ich weiß aber, daß ein Waidmann, welcher eine gute Jagd behalten oder heranbilden will, vor allen Dingen hegen muß. Die Wüstenhühner legen nach meinen Erfahrungen 4 bis 5 Eier, die ihnen so nahe verwandten Steppenhühner werden also wohl kaum weniger legen. Wollte man nun blos 2 kurze Jahre lang überall in Deutschland die zu uns eingewanderten Schaaren ruhig sich selbst überlassen und ihnen nöthigenfalls Schutz im nächsten Frühling gewähren, namentlich vor den unreifen und unnützen Buben, welche unter dem Namen Eiersammler so viele Nester verwüsten; wollte man endlich im nächstfolgenden Herbst wie bisher sich mit Rebhühner- und anderer heimischer Vögeljagd begnügen: so würde man gewiß schon im Jahre 1865 Steppenhühner jagen können, denn sie würden bis dahin gewiß festen Fuß bei uns gefaßt haben. Und wenn dies nicht der Fall wäre, wenn alle berechtigten Hoffnungen scheitern sollten, so würde das Ergebniß des Versuches, ob die Steppenhühner bei uns heimisch werden oder nicht, sicherlich immer noch werth sein, als der geringe Ruhm, welchen sich ein Jäger erwirbt, der schonungslos und ungastlich gegen diesen zu uns gekommenen Besuch verfährt.

Federzeichnungen aus Ungarn.

Gefangennehmung eines ungarischen Räubers — Schilderung einer Zigeunerstadt.

Von Franz Wallner.

Die Sehnsucht, einen Bruder nach dreißigjähriger Trennung zu umarmen, eine glücklich verheirathete Schwester in ihrer stillen Häuslichkeit zu besuchen, führte den Verfasser dieser Federzeichnungen diesen Sommer mit den Seinigen in das Innere eines Landes, dessen Culturzustände selbst dem gebildetsten Deutschen unbekannter sind, als die der Südseeinseln, und welches, trotz der reichsten Naturschätze, den Vergnügungsreisenden verschlossen liegt, wie das weite Buch mit sieben Siegeln. Die Pest reichen dem deutschen Touristen noch heimische Bildung und behaglicher Comfort die Hand, von dort ab aber „laß," wie beim Eintritt in Dante's Hölle „alle Hoffnung hinter Dir."

Mit dem frischesten Eindruck, den das großartige Turnfest in Leipzig auf uns hervorgebracht, überwältigt von den bezaubernden Schönheiten der Alpennatur, vollständig befriedigt von der Sauberkeit und Ordnung auf dem Linzer Dampfboote, und entzückt von dem reichen Panorama der Donaufahrt, betraten wir in Wien das nach Mohacz führende Schiff, welches uns in das Herz von Ungarn tragen sollte.

Die Conversation auf dem Schiffe, insofern eine solche in der Gesellschaft zu ermöglichen ist, drehte sich fast lediglich um die neuesten Räubereien, von welchen in jenen Gegenden als etwas Selbstverständlichem und Unvermeidlichem gesprochen wird, wie bei uns von den Wahlen oder anderen Tagesereignissen. Wie in Deutschland ein Ministerwechsel zu langen Kannegiessereien Anlaß giebt, so dort die Frage, ob der Räuber Bergam im Baranyer Comitat, oder der Banditenhauptmann Patko am Plattensee größer sei, ob Letzterer im Kampf mit den Panduren wirklich getödtet oder nur versprengt worden sei, ob Bergam wirklich in Bogdasa erschossen wurde. Da wir dem Schauplatze dieser Thaten entgegen eilten, so werde ich später Gelegenheit haben, die Scenen aus dem Wirken der Hauptacteurs, größtentheils nach Berichten von Augenzeugen, meinen freundlichen Lesern vorzuführen.

Vor der Hand sind wir auf dem Dampfboote und besehen uns die trostlos öden Ufer der unteren Donau, mit ihren einförmigen Staffagen, in welchen nur ab und zu eine lagernde Büffelheerde, oder ein Kanasz (Schweinehirt) mit seinen zahllosen Pflegebefohlenen, die nicht, wie unsere, sich träge im Schlamm wälzen, sondern spielen und lebhaft umher laufen, einigen Wechsel in die monotone Scene bringen. Auch unter den Viehhirten herrscht in Ungarn eine strenge Sonderung der Elemente: der Csikos, als Pferdehirt, sieht mit Stolz auf den Gulyase, den Rinderwächter, herab, der seinerseits den Kanasz mit Verachtung behandelt und nicht als fernes Gleichen betrachtet, wie sich denn wirklich diese zahlreichen Classen der ungarischen Bevölkerung in Kleidertracht, Sitten und Lebensweise auf's Strengste scheiden.

Wir athmen hoch auf, als wir vernehmen, daß die nächste Station das Embjet unserer Wasserreise bilden soll. Von Mohacz bis eine halbe Stunde vor Fünfkirchen nimmt uns die Eisenbahn auf, welche dort von der Direction der Donau-Dampfschifffahrt zur Beförderung des immensen Materials aus ihren großartigen Kohlenbergwerken in's Leben gerufen worden ist. Der ganze Landungsplatz bei Mohacz ist mit aufgehäuften Kohlenhügeln bedeckt, der Boden, die Wege, die Luft damit geschwängert. Auf beiden Seiten lagern Raizunen in ihrer pittoresken Landestracht, mit geschminkten Gesichtern, die den Ankommenden die köstliche Frucht der nahen Byllianer Berge, die süßeste aller Trauben, für wenige Kreuzer in Massen zum Verkauf anbieten. Von der beispiellosen Billigkeit des Weines in diesen Gegenden kann man sich kaum eine Idee machen; das Gefäß, in dem das edle Naß aufbewahrt wird, sei es auch noch so einfach, kömmt viel höher zu stehen, als der Wein selbst; die untere Volksclasse trinkt daher seitner aus Glasgefäßen ihren täglichen Bedarf, sondern füllt damit flaschenähnliche Kürbisse, welche große Aehnlichkeit mit den amerikanischen Calebassen haben. Die Strecke, welche wir jetzt auf dem Schienenwege mit dem Gefühl persönlicher Sicherheit durchfliegen, war vor nicht langer Zeit noch der Schlupfwinkel der gefährlichsten Räuberhorden, welche dem Reisenden auflauerten und, wenn nichts sein Leben, doch sicher seine Habe als Tribut für die Schonung des ersteren einforderten. Nur wohlbewaffnet und karawanenweise zogen die Bürger und Kaufleute von Fünfkirchen nach der ungarischen Hauptstadt diesen Weg entlang.

In den letzten Monaten erst haben energische Streifzüge den Hohenthaten der letzten Anführer der Szegeni legény*, den berüchtigten Strolchen Bergam und Patko, ein Ende gemacht, obgleich noch eine dunkle Sage geht, daß in dem Gefolge, welches der Laufbahn des Letzteren ein Ziel gesetzt, nicht er, sondern sein Adjutant getödtet worden sei, er selbst habe sich bis auf günstigere Zeiten „ins Privatleben zurückgezogen". Aehnliches passirte mit dem bekannten Rosza Sandor, welcher sich während der ungarischen Revolution mit seinen „armen Jungen" der Kossuth'schen Regierung zur Verfügung gestellt hatte und durch das Wegnehmen der Ochsenheerden, welche der österreichischen Armee zugeführt werden sollten, dieser unermeßlichen Schaden zufügte. Der kluge Bursche ließ das Bild seines Adjutanten — ohne einen solchen ist ein ungarischer Räuber von einigen Ruf nie — lithographiren und das wohlgetroffene Bild desselben mit der Unterschrift „Rosza Sandor" versehen, worauf das Original nicht wenig stolz war. Freilich brachte ihm diese Eitelkeit den Strick um den Hals zum Lohne ein. Denn Rosza Sandor hatte mit schlauer List Sorge getragen, daß eine große Anzahl der Conterfey's seines Stellvertreters in effigie den Weg in das österreichische Lager fanden, wo bei einem Ueberfall, zum Jubel der Machthaber, das Original eingefangen und trotz aller Protestation, „er sei nicht der Rechte", fortan standrechtlich gehängt wurde. Während alle österreichischen Blätter die Nachricht brachten, daß den berüchtigten Räuber sein Schicksal ereilt habe, trieb dieser mit seiner Bande, die auf mehr als 300 Mann angewachsen war, autorisirt von seiner Behörde, in der Gegend von Szegedin nach wie vor die kaiserlichen Ochsen zu Hunderten und Tausenden fort, trug Briefe und Depeschen von der größten Wichtigkeit mitten durch das feindliche Lager von Komorn nach Debreczin, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung hatte, daß der gebildete,** exclusännisch aussehende, mit den besten Pässen versehene Pesther Kaufmann der berühmte Parteigänger sei.

Sein in viel größerem Ansehen stehender College Bergam war kurz vor meinem Eintreffen in Fünfkirchen in dem Dorf Bogdasa von dem Panduren-Corporal Babaryj Janos erschossen. Aus dessen Munde habe ich die folgenden Mittheilungen, welche er mir auf mein Ersuchen, und durch klingende Bevorwortung unterstützt, in ungarischer Sprache niederschrieb, und zwar in Form und Ausdruck gewandter, als man es von einem deutschen Polizisten untergeordneten Ranges erwarten dürfte. Auf dem Amte in Szillos werden noch mit Stolz die Kleider des Bergam gezeigt, bestehend in einem prachtvollen Schnürrock mit reicher Pelzverbrämung, rundem ungarischem Hut, engen Beinkleidern, Stiefeln mit schweren Quasten, Stock mit reichem Silberbeschlag. Den schönen Rock hat freilich die Kugel, die ihm der gute Janos auf den Pelz gebraunt, gar arg beschädigt.

Wir wollen der Erzählung des wackeren Babaryj folgen und die wichtigsten Details daraus den Lesern mittheilen. Der Schauplatz der Schandthaten des Bergam war früher die slavonische Grenze, dort verübte er viele Grausamkeiten. In Csazgaravicz brach er mit seinen Gefährten am hellen Tag in's Dorf ein und plünderte dasselbe, wobei drei Menschen erschossen und acht schwer verwundet wurden; dem Wirth Franz Welesicsky, welcher den Ort nicht nennen wollte, wo er sein Geld versteckt hatte, wurden die Nägel von den Fingern gelöst. In Mariancyán hielten die Räuber dem Pfarrer das Crucifix vor, worauf er einen Eid ablegen mußte, daß er wirklich nicht mehr Vermögen habe, als er den „armen Jungen" abgeliefert. In Feliczány tourde der Notar erschossen und die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzt, bis endlich die ganze Bevölkerung gegen die Geistlichen aufstand und Bergam

* Szegén legény: arme Jungen, nennt der Ungar die Buschklepper seines Vaterlandes.

** Rosza Sandor hatte das Gymnasium zu Szegedin absolvirt und war einer der besten Schüler daselbst.

mit seiner Schaar über die ungarische Grenze gedrängt wurde. Hier begann er das alte Unwesen sofort wieder. Schon der Name Bergam reichte hin, um eine panische Furcht hervor zu rufen. Derselbe hatte die Freiheit, in Sellyé, einem fürstlich batthyanyi'schen Marktflecken mit 4000 Einwohnern, 4 Stunden von Fünfkirchen, sich dem Rentmeister Szatovetz, in Gegenwart des Hofrichters und acht anwesender Gäste, am hellen Tage vorzustellen und sich den Inhalt der herrschaftlichen Casse auszubitten, der ihm auch, aus Furcht vor den Spießgesellen des Räubers, ohne allen Widerstand ausgeliefert wurde.* Bei dem Güterdirector Hofzi Falu bei Somogy lud er sich brieflich mit zehn seiner Gefährten zu einem Frühstück ein, und knüpfte die Bitte daran, einen der Amtsschreiber, welcher durch eine sehr schöne Stimme bekannt war, zu bewegen, die Gesellschaft gegen eine gute Belohnung durch seine Vorträge zu erfreuen. Man würde Allen weiter nicht das Geringste anhaben, und nach dem Mahle ruhig des Weges ziehen. Dies geschah, die „armen Jungen" fanden bei ihrer Ankunft in einer Veranda eine reichgedeckte Tafel vor, an der sie sich bescheiden niederließen, und den gut zubereiteten Speisen, so wie den feinen Weinen des königlichen Schlafstellers eben so viel Gerechtigkeit widerfahren ließen, als dem kunstvollen Liedervortrage des musikalischen Schreibers. Als der letztere seinen Schatz erschöpft hatte und auf das lebhafte Andringen der Anwesenden noch etwas Neues bringen sollte, erklärte er, er wisse wohl noch ein schönes Lied, dies würde ihnen aber nicht gefallen, es sei, meinte der Sänger verlegen, es sei -- eben „ein Räuberlied". Das thäte nichts zur Sache, er solle es nur singen. Nun begann der Schreiber eines der wild-romantischen Lieder vorzutragen, worin die Vorzüge des freien Wald- und Räuberlebens gepriesen werden, jede Strophe endet indeß mit dem unbehaglichen Refrain: „Denn das End' ist doch der Galgen!" Immer gedämpfter wurde während dieses Gesanges die laute Fröhlichkeit der Spitzbuben, manches trotzige Auge wurde feucht, manch schwerer Kopf sank auf die untergeschlagenen Arme herab.

Mit artigen Dankesworten an den Güterdirector, sonst aber lautlos, entfernte sich die Bande, nachdem Bergam dem Sänger noch zehn, und der Dienerschaft zwei Ducaten eingehändigt hatte. In Kesselthy überraschte der Räuberhauptmann eine Gesellschaft Whistspieler, wovon er den einen aufforderte, sofort nach Hause zu reiten, und die sinnstausend Gulden zu holen, die er an demselben Tage eingenommen habe, er — Bergau — werde während der zwei Stunden, bis er zurück sein könne, für ihn im Whist eintreten. Er entstehlich war die Furcht vor den Folgen einer Weigerung und der Verwegenheit Bergam's, daß der Aufgeforderte schleunigst das Geld zur Stelle schaffte, während die Zurückgebliebenen mit dem unheimlichen Partner ihre Spielpartie fortsetzten. Derlei Bravouren umgaben den Banditen, namentlich in den Augen der Bauern, deren Eigenthum er nie verletzte, im Gegentheil als Gast derselben Gold mit vollen Händen ausstreute, mit einem Nimbus, welcher ihm Thür und Thor öffnete, wo er immer anklopfte. Man wußte, daß er nur die Reichen plünderte und jeden Verrath schwer strafe.

In Peterd, 2½ Stunde von Fünfkirchen entfernt, ließ er, in Gegenwart des hierzu herbeigeholten Richters und der Dorfältesten, einen Bauer öffentlich erschießen, weil er den Versuch gemacht hatte, den Preis, der auf des Räubers Kopf gesetzt war, durch Verrath zu verdienen. — Das streng überwachte Waffenverbot, welches seit dem Jahre 1849 in ganz Ungarn herrscht, gab ihm seine Opfer fast wehrlos in die Hände.

Da erbot sich der Lehrer Ducz in Bogdasa, welcher mit Bergam in Verkehr stand und, wie das Gerücht behauptet, bei der Gelegenheit zum doppelten Verräther wurde, den gefürchteten Mann in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, wenn ihm dafür eine Anstellung an einem fernen Orte und der ausgesetzte Preis von achthundert Gulden garantirt würde. Bergam pflegte mit einem Theil seiner Bande von Zeit zu Zeit bei Ducz einzukehren und kleine Festgelage zu veranstalten. In Folge der Denunciation des Ducz wurden die Panduren Glatz Istvan, Antal, Kovats Pál, Erös Josef, Bognar György, Berbélly Janos und Gyura Andras unter Anführung ihres Corporals Babarzi Janos nach Bogdasa commandirt, und in nächtlicher Stille im Hause des Lehrers auf den Heuboden versteckt. Unter einem riesigen Haufen Kukurutz* mußten sich die armen Teufel acht Tage lang verborgen halten, „was sehr unangenehm und mit vielem Leiden verbunden war," wie sich Babarzi in seiner naiven Schilderung ausdrückt. In der neunten Nacht gegen zwei Uhr Morgens kam Bergam mit zehn seiner Gesellen an, wo sie sich bis sieben Uhr Abends lärmend unterhielten, roydem, daß der Lehrer dem Wein einen Schlafstrunk beigemischt hatte, welcher sich aber nicht als wirksam genug erwies, denn beim Uebersall wehrten sich die Banditen noch wie Verzweifelte. Bergam erhielt von Babarzi einen Schuß durch die Brust, auch der Sch Ferenz, einer seiner Cameraden, wurde tödlich verwundet und starb während des Transportes, Radicz, der gefangen wurde, zierte den Galgen von Szikkos, die Uebrigen entsprangen.

So weit das Drama, welches nicht ohne blutiges Nachspiel enden sollte.

Acht Tage nach dem Ueberfall der Räuber erschienen mehrere Cameraden derselben in Bogdasa. Da sie den Lehrer Ducz nicht mehr in seiner Behausung fanden — derselbe hatte eine Anstellung als Aufsichtsbeamter gegen die Banditen bei der Sicherheitsbehörde in Szikkos erhalten — so zerren sie dessen greisen Schwiegervater und seinen Schwager aus ihren Wohnungen; vergebens war alles Flehen der Drisbewohner, den schuldlosen alten Mann und dessen Sohn zu schonen, die sonst so stillen Mauern des Dorfes hallten wieder von dem Schreckensgeschrei der Unglücklichen und ihrer Mitbürger, auf offenem Markte und im Angesicht der ganzen Bevölkerung wurden die Aermsten von den Banditen erschossen.

Solche Zustände finden sich in Ungarn, ohne daß die Behörden dem Unwesen ein Ende machen können — oder wollen. Der Panduren corporal Babarzi erhielt öffentliches Lob und Belohnung dafür, daß er den berüchtigten Räuber Bergam „gekellt" hat, die Summe von neunzig Gulden österreichischer Währung als Prämie ausbezahlt. Wer wird sich in Zukunft dazu drängen, um diesen Preis sein Leben zehnfach aufs Spiel zu setzen! —

Seitdem sind die Gräuel eingeschüchtert, und man hört, wenigstens im Baranya-Comitat, nichts von neuen Gräuelthaten; wie lange aber der Landfrieden dauern wird, dürfte eine Frage ohne Lösung sein! —

Prachtvoll liegt das Schloß auf der Anhöhe der Stadt Szikkos, die Gegend beherrschend, jetzt freilich nur als Gerichtsgebäude und Gefängniß benutzt. Früher Eigenthum des unglücklichen Grafen Batthyanyi, konnte dieser, auf den Zinnen seiner stolzen Burg stehend, sein truntnes Auge nach allen Seiten in die weitesten Fernen schweifen lassen und mit Schiller ausrufen: „Dies alles ist mir unterthänig!" Jetzt sind die Mauern bald verfallen, die prächtigen Gemächer, welche in glanzumstrahlten Räumen die seidenen perlengestickten Gewänder der schönen Edelfrau dahin rauschen, die goldenen Pokale kreisen sahen, bewohnen jetzt der Gerichtsbeamte, der Pandur und einige eingefangene Spitzbuben, welche auf dem schmutzigen, ehemals so blanken Estrich vertroffen sich herum wälzend ihrem Schicksal entgegen sehen.

Der untere Theil von Szikkos ist im strengsten Sinn des Wortes eine Zigeunerstadt, vielleicht die einzige in ihrer Art in Europa. Der Ghie des dortigen Notars, in dessen Begleitung wir die originelle Stadt durchstrichen, verdanken wir es, daß uns keine Thür derselben verschlossen blieb. Wer sich in ätherisömmlichem Vorurtheil unter einem Ort, der nur, aber auch „allerunrsten", wie der Kladderadatsch sagen würde, von Zigeunern bewohnt wird, ein Conglomerat von Schmutz und Unrath denkt, der hat sich einen sehr falschen Begriff von Szikkos gemacht. Selbst in Holland habe ich unter den unteren Volksclassen keine größere Sauberkeit und Accuratesse gefunden, als hier in den Straßen, den reinlichen Wohnungen und der Kleidung dieser eigenthümlichen Colonie herrscht. Die spiegelblanken Möbel glänzen wie Metall, die Häuschen sind so nett gehalten, die Bewohner derselben mit den charakteristischen braunen Köpfen lächeln dem Fremdling so freundlich entgegen und zeigen dabei einen Mund voll so prächtiger Perlenzähne, daß der Neid der Damen unserer Begleitung nicht ohne Grund rege wurde. Die Leute treiben Handel mit Vieh und

* Türkischer Mais.

* Unter den in der Casse befindlichen Summen befanden sich auch 100 Ducaten, welche Eigenthum des Rentmeisters waren. Von diesen nahm Bergam nur zwei Stück zum Trinkgeld für die Dienerschaft, das Uebrige gab er dem Beamten zurück.

Wein, die Weiber waschen die Hemden der „Herren“ in der oberen Stadt, erhalten das Hauswesen, und eine gewisse Wohlhabenheit spricht sich behaglich in Allem aus, was da in die Augen fällt. Am Ende der langen Straße versprach uns unser freundlicher Begleiter die Bekanntschaft eines Virtuosen, der seines Gleichen wohl nicht in der gebildeten Welt habe. Unsere Neugier war durch diese geheimnißvolle Einleitung auf das Höchste gespannt, als Herr v. K. nach verschiedenen Seiten hin leise Aufrufe ertheilte, und wir, aus letzten Hauße angelangt, vier so braune und prächtige Burschen vorfanden, wie selbe von Lenau nur je geschildert worden sind. Die tief schwarzen Haare, wie Rabengefieder an der Seite der scharf gezeichneten dunklen Gesichter herab fallend, die schwimmenden großen Mandelaugen, schwermüthig vor sich hinstarrend, das originelle Costüm mit den schweren silbernen Kugelknöpfen, die schlanken und doch so kräftigen Gestalten zierend, als Staffage rings herum aus allen Häusern neugierige Weibergestalten schüchtern hervor tretend, und sich gruppenweise um den für uns reservirten und mit Stühlen besetzten Platz im Freien aufstellend — Eva's Töchter hatten sich währenddem mit Blitzesschnelle in ihren Sonntagsstaat geworfen — die Männer an Thüren und Fenstern lehnend, lauernd und in erwartungsvollem Schweigen harrend, im Hintergrunde amphitheatralisch auf Hügeln gebaut die obere Stadt Szillos mit ihrem Mönchskloster, und an der Spitze des Berges das prachtvolle Grafenschloß; dazu wir, in unserer, diesen Naturkindern gegenüber unleidsamen modernen Tracht, die Damen in der unvermeidlichen Crinoline: Alles zusammen bildete ein Genrebild, würdig von einem tüchtigen Maler oder einer gewandteren Feder als die meine festgehalten zu werden.

Da brachte eine alte Zigeunerfrau, wie sie nur in irgend einem Roman geschildert worden, drei Instrumente, von welchen wir nicht wußten, was daraus zu machen sei; der Form nach roh gearbeitete Mandolinen in der primitivsten Gestalt und von verschiedenster Größe, so zwar, daß der Kasten der kleinsten mit der Fläche einer Kinderhand, der größte mit dem Handteller eines Mannes zu bedecken wäre. Ein Mann benächtigte sich einer bereit gehaltenen Guitarre, die übrigen drei ergriffen die oben geschilderten Instrumente,* und nun begann ein Concert, welches auf uns verwöhnte Großstädter einen tarm zu schilderndenEindruck hervorbrachte.

Wie beim echten Cstos Mann und Roß nur ein Geschöpf zu sein scheint, so deuchten und die vier Männer mit ihren simplen Instrumenten nur eine belebende Seele zu haben. Töne von so ergreifender, weicher und doch voller Art wußten die Kinder der Haide ihren einfachen Werkzeugen zu entlocken, ein Zusammenspiel so feuriger und eigenthümlicher Art entwickelten dieselben, daß wir alle entzückt und erstaunt der wunderbaren Production zuhorchten. Nicht satt konnten wir uns hören an dem eigenthümlichen Concert, besonders der erste der Spieler entwickelte auf der kleinsten Tamburа eine Kunstfertigkeit, ein Talent der Improvisation, dem die übrigen blitzschnell folgend secundirten, daß die Zeit, die wir, der märchenhaften Production horchend, zubrachten, Flügel zu haben schien. Und das ist nur in und für Szillos berühmt, selbst in den nahen Künstlerchen sind die dunkelhäutigen Tamburaspieler unbekannte Größen, die kaum je über die Grenzen ihrer winzigen Welt hinaus kommen dürften! —

Keiner von unserer Reisegesellschaft, wohlhabende, gebildete Bewohner von Künstlerchen, war früher in der Zigeunerstadt gewesen, obgleich sie alle das obere Szillos oft besucht hatten, keiner kannte die Kunstfertigkeit des Tamburaquartetts, ein neugieriger Berliner Tourist mußte hinkommen, um die guten Leute mit dem bekannt zu machen, was vor ihrer Thüre zu finden ist.

Ueberhaupt spielt die Zigeunermusik in Ungarn eine große Rolle, und kein Fest in irgend einem Kreise ist ohne eine solche zu denken. Unvergeßlich wird mir ein Abend, oder vielmehr eine Nacht sein, die wir in dem Weinberge eines gastfreundlichen Ungars, Herrn Bedö, in der Nähe von Künstlerchen zubrachten. Diese Weingärten, mit ihren kleinen, dazu gehörigen Häuschen, eben eingerichtet, um eine fröhliche Gesellschaft fröhlich zu empfangen und zu bewirthen, bilden das Tusculum des wohlhabenden Bürgerstandes im Baranya-Comitat. In reichem Kranze umgeben sie die Hauptstadt des Kreises, hoch und malerisch aufsteigend und ausgeschmückt mit bequemen Landhäusern, je nach Vermögen, Laune und Geschmack des Besitzers. Letztere Vorzüge waren bei unserem Wirth in glücklichster Weise vereinigt. Der Nachmittag, den wir lesend, wenn auch nicht in einem gedruckten, sondern in dem reichen Buche der Natur zugebracht, war rasch dahin geeilt, um der schnell einbrechenden Dämmerung Platz zu machen, und der aufsteigende Vollmond beleuchtete eine fröhliche, harmlose Gesellschaft, welche den guten Dingen, die Herr Bedö in ununterbrochener Reihenfolge auftischte, eben so viel Ehre anthat, als dem unverfälschten Traubensaft des Besitzers. Da ertönten die Klänge einer Zigeunerbande durch die laue Nachtluft, jauchzend empfangen von den Anwesenden! Im Nu ein Ball im Freien improvisirt; der Lieblingstanz der Magyaren, der Csardas, ausgeführt mit seinen graziösen Figuren, die dem spanischen Fandango ähneln. Der Mond goß sein klarstes Licht auf den riesigen Saal, an dessen gewaltiger Kuppe bereits die Sterne angezündet wurden, wilder und wilder das Tempo der Musikanten, das Feuer der Tanzenden, bis die letzteren endlich ermattet in's hohe Gras hinsanken. Pause — horch, was erklingt da oben hoch auf dem Berge, wie Sphärenmusik? Der auch in weiteren Kreisen wohlbekannte, am Dom angestellte Violinvirtuose Herr Rusky, der sich unter den Gästen befand, hatte sich unbemerkt von diesen entfernt, und sandte seine Zauberklänge leise durch die Nacht in's Thal herab. Die Wirkung war fabelhaft, die Zigeuner, von der Macht der Kunst ergriffen, starrten mit verklärten Geschtern hinauf, während am Schluß der improvisirten Phantasie ein laut jubelndes Bravo die freundliche Absicht des Virtuosen lohnte.

„Dem Mann möchte ich die Hand küssen,“ sagte der erste Zigeuner-Violinist zu Bedö, „den schätze ich höher, als den Erzbischof.“ Einen größeren Grad der Werthschätzung als den Erzbischof weiß kein Zigeuner mehr aufzufinden, es war dies der Superlativ der Hochachtung für Rusky.

Wieder begann die Bande ihre Nationalweisen, deren Wechsel ihnen von den Anwesenden zugerufen wurde: „Klapfamarsch“, „Das Vaterland“, „Bunyady Laszlo“, „Ragozy“, „Kossuthmarsch!“ Sobald das Stichwort fiel, setzten die sämmtlichen Musiker, von denen keiner auch nur eine Note kennt, augenblicklich mit richtigem Tempo mit der verlangten Melodie ein, bis die Fütterung begann. Riesige Schüsseln mit gebratenen Hühnern, mächtige Krüge und Calebassen mit Wein wurden den wackeren Fiedlern vorgesetzt, der Inhalt verschwand mit fabelhafter Schnelle. Speisen und Getränke vertilgten die braunen Burschen in Massen, ausreichend, um in meiner Heimath alle Gäste eines Geheimrathsballes mit den eingeladenen Lieutenants und Referendarien satt zu machen.

Auf den Bergen wurde indeß ein Feuerwerk improvisirt, die Raketen flogen mit den „Eljen's“ um die Wette in die Luft, wieder begann Musik und Tanz, bis die Morgenstunde zum Aufbruch mahnte. Aber auch da verstummte die erstere nicht, die unermüdlichen Zigeuner spielten ihre Weisen fort und fort, nicht der holprige Weg, nicht der schwere Wein in den Köpfen hinderte sie an der Ausübung ihres Berufes. Die stillen Straßen der Stadt riefen sie wach mit ihren Tönen, Stundchen wurden hier und dort improvisirt, bis man das letzte Haus der Heimkehrenden erreichte, und die Unermüdlichen reich beschenkt mit „Eljen“ entlassen wurden. So lebt der Zigeuner-Musiker in Ungarn, täglich angestrengt, aber mit reichem Lohn, besser als manche vielbezahlte Concertist in Deutschland, ein unentbehrliches Möbel in jeder frohen Gesellschaft.

Ich aber werde des frohen Abends eingedenk sein, als eines Lichtpunktes auf meiner Fahrt in Ungarn, und bei der Erinnerung an denselben stets leise rufen: „Eljen Bedö, Eljen Rusky!“

* Das Instrument heißt Tamburа, und soll nach der Behauptung des sehr unterrichteten Herrn v. K. aus Spanien stammen, gegenwärtig aber nur von wenig Zigeunern, von diesen aber mit unvergleichlicher Virtuosität gespielt werden.

Das Octoberfest der deutschen Veteranen.

2.

Die Semmagafeier — Die Leiden einzelner Kämpfer — Geschichte eines Apothekers — Ein Strumpf voll Saft — Der zweite Festtag — Der Veteranenzug — Ein Stelzfuß — Louise Kowalskihh vom neunten Infanterieregiment Colberg — Koch's Rede — Der Abschied der Veteranen — Ein Gnadenbrief für die Veteranen.

Ernst und würdig war diese Feier. Milder, heiterer Sonnenschein verklärte Alles under, und nur zuweilen schmolzte ein leichtes Lüftchen die zahllosen Fahnen und Flaggen, welche ohne Ausnahme wohl alle Häuser umher schmückten. Daß die Tribüne glänzend und anschließlich mit den deutschen Farben und eben solchen Bannern geschmückt war, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Ueberhaupt waren bei allen Decorationen die deutschen Farben vorherrschend. Auf den ausdrücklichen Befehl des Königs trugen sämmtliche Regierungsgebäude nur schwarz-roth-goldenen Fahnenschmuck, und diese Anerkennung der Wichtigkeit des Festes ist um so erfreulicher, wenn man dagegen den blinden Eifer annimmt, mit dem man in so vielen anderen Städten von Seiten der Regierungsbehörden diese äußeren Kundgebungen des nationalen Erwachens mit zopfiger Angst zu unterdrücken oder auszurotten versuchte.

Von der am selben Nachmittage auf dem Marktplatze abgehaltenen zweiten Musikaufführung mit den begeisternden Gesängen aus Körner's „Leyer und Schwert“ haben sämmtliche deutsche Zeitungen bereits das Nähere berichtet. Es wäre daher mehr als überflüssig, hier unsern Lesern noch das Weitere davon zu erzählen. Auch die würdige Abendfeier des ersten Festtages, die rings um Leipzig auf den deutschwürdigsten Punkten des Schlachtfeldes lodernden Feuer, den großartigen Fackelzug mit seinen nahe an 10,000 Theilnehmern, seinen mehr als 4000 Wimdrichtern und über 5000 Pechfackeln und seinen allenthalben schmetternden Musikchören — das Alles brauchen wir nicht mehr zu schildern.

Ueberall trat das Bestreben, den alten Herren ihren Aufenthalt in Leipzig so angenehm als möglich zu machen, auf das Erfreulichste hervor. Wo sich an einem öffentlichen Vergnügungsorte oder in einem Wirthshause einer der alten Krieger zeigte, da drängten sich sogleich eine Menge Gäste herbei, um ihren Trunk mit dem würdigen Alten zu theilen. Dann aber ging es an ein Fragen und Erzählen, und die aufmerksamen Zuhörer wurden nicht müde, den Kriegsberichten zu lauschen; denn es lag doch ein ganz anderer Reiz darin, hier die noch lebenden Zeugen jener Tage erzählen zu hören, als die Beschreibung der Kämpfe aus Büchern zu lesen. Wie wunderbar waren die Schicksale Einzelner gewesen, und Mancher, der an den Tagen der Schlacht dem Tode unrettbar verfallen schien, konnte jetzt nach fünfzig Jahren den Schauplatz seiner unsäglichen Leiden wieder aufsuchen.

Aus dem Munde eines vollständig glaubwürdigen Greises, der jetzt Apotheker in einer deutschen Residenzstadt ist, erfuhren wir, daß derselbe in den damaligen Kämpfe schwer verwundet und unter unsäglichen Schmerzen zwei und dreißigtel Tag ohne Hülfe und ohne jede Nahrung zubrachte auf dem Schlachtfelde gelegen hatte. Ein Bauer, der mit dem Bergeschaffen der Gebliebenen beschäftigt war, kam endlich glücklicher Weise in die Nähe des schon an jeder Rettung Verzweifelnden und brachte denselben auf seinem Karren in die Stadt. Hier waren jedoch sämmtliche Lazarethe so überfüllt, daß der Verwundete überall abgewiesen wurde, und nun hatte auch das Mitleiden des Landmannes ein Ende, denn dieser lud den Unglücklichen mitten in einer Straße auf dem harten Pflaster ab und fuhr von dannen. In so furchtbarer Lage entsann sich der Verlassene eines ihm befreundeten Officiers, von dessen Regiment er Leute erblickte. Er rief mit schwacher Stimme einige umherirrige Vorübergehende an, und diese suchten den Freund auf, der vermöge seiner Stellung dem zum Tode Erschöpften ein Quartierbillet, ärztliche Hülfe und damit vollständige Rettung verschaffte.

Einen fast komischen Einfall machte dagegen die Erzählung eines anderen Veteranen, welcher der Erstürmung Möckerns beigewohnt hatte. Nachdem die Franzosen endlich vollständig aus jenem Dorfe vertrieben waren, suchten preußische Krieger in den von den Einwohnern verlassenen und halb zerstörten Häusern nach Nahrungsmitteln. Der Erzähler machte hierbei einen herrlichen Fund, nämlich — einen Topf mit Salz, woran es den Soldaten immer fehlte. Der ganze Topf war freilich nicht wohl mitzunehmen, doch fand sich bald ein Auskunftsmittel, denn die siebenden Bewohner hatten einige hinter dem Hause zum Trocknen aufgehängte Strümpfe vergessen, und in einen derselben füllte nun der erfreute Sieger seine Beute. Diesen Strumpf hatte der Mann fortan als ein Andenken des Krieges bewahrt; als jedoch jetzt die fünfzigjährige Jubelfeier herankam und jener Veteran mit anderen Kampfgenossen auch nach Leipzig zog, da nahm er wohlweislich den alten Kriegsstrumpf mit, um denselben womöglich seinen damaligen Eigenthümern oder deren Nachkommen wieder zu überliefern. Sein erster Weg am Sonntag Morgen war auch hinaus nach Möckern gewesen, doch vergebens suchte er dort das in der Erinnerung ihm noch so deutlich vorschwebende Häuschen. Mit dem Dorfe war es fast wie mit der Stadt Leipzig gegangen: beide hatten sich vollständig umgestaltet und erneuert. Da nun alle Nachforschungen ohne Erfolg blieben, meinte der alte Veteran: „'s thut mir eigentlich leid, denn die armen Leute haben vielleicht später den Strumpf wer weiß wie eifrig gesucht. Aber es ist mir auch wieder lieb, daß ich ihn jetzt wohl mit mehr Recht behalten kann, denn ich hätte mich gar schwer von diesem Kriegsandenken getrennt.“

Viele der Veteranen sah man mit rührendem Eifer alle auf das Fest bezüglichen Bekanntmachungen, Programme, Texte u. s. w. sammeln, die sie als liebe Erinnerung mit heim nehmen und ihren Angehörigen oder Freunden zeigen wollten. Ein Greis, welchem vom Festanschluß eine Einlaßkarte zu der Festvorstellung zugetheilt worden war, zeigte diese Karte am nächsten Tage mit triumphirender Miene seinen Cameraden. Als diese ihn verwundert fragten, weshalb er nicht im Theater gewesen sei, antwortete Jener: „Ich, da wäre ich doch ein Thor gewesen, denn ich hätte ja dann müssen das Billet abgeben. Von dem Theaterstück konnte ich ja doch nichts behalten, dazu ist mein Gedächtniß zu schwach; dafür habe ich lieber hier das Billet behalten, und das soll mir, so lange ich noch lebe, ein werthes Andenken sein.“

Der zweite Festtag (Montag den 19. October) brach ebenso freundlich und wolkenlos an, als der vorhergegangene. Die frühe Morgensonne beleuchtete schon eine besondere Feierlichkeit, welche mit der Wichtigkeit dieses Tages im engeren Zusammenhange stand. Ein Verein Leipziger Bürger begehrt schon seit vielen Jahren stets den 19. October festlich, weil an demselben Tage 1813 die Stadt einer gründlichen Zerstörung glücklich entging. Die wichtigsten Punkte der Umgegend wurden auf Kosten dieses Vereins bereits mit Denksteinen versehen, wie z. B. der Monarchenhügel, wo die drei verbündeten Herrscher die Nachricht des Sieges über die Franzosen empfingen; dann andere Erinnerungszeichen bei Wachau, Gohren, Liebertwolkwitz gesetzt ꝛc. Am heutigen Tage sollte nun ein anderes einfaches Denkmal eingeweiht werden, dicht an der Stelle wo durch Sprengung der einzigen Brücke über den Elsterfluß am 19. October 1813 der Rückzug der Franzosen durch sie selbst so fürchterlich gehemmt wurde. Wie vielen Tausenden hätte damals das Leben erspart werden können, wenn nicht ein Mißverständniß oder rathlose Angst diese Brücke viel zu früh vernichten ließ!

Während jene Denkmalsweihe mehr die Form einer Separatfeierlichkeit hatte, entwickelte sich ein desto regeres Leben in der Stadt. Schon in den frühen Morgenstunden wogte es auf allen Plätzen, in allen Straßen unablässig auf und ab, denn Jedermann hatte eine Ehre daranzusetzen, den beabsichtigten großen Festzug so glänzend als möglich zu gestalten. Es sollte ein Triumphzug werden für die Braven, welche in den Zeiten blutiger Noth das Vaterland von Schmach und Knechtschaft befreit hatten.

Von allen Seiten sah man Gewerke und Genossenschaften mit Fahnen und Emblemen nach den Sammelplätzen ziehen. Wagen eilten nach allen Richtungen, um einen Theil der Veteranen aufzunehmen, während die große Mehrzahl derselben wiederum darauf bestand, sich dem Zuge zu Fuße anzuschließen. Ueberhaupt schien es, als ob in viele der würdigen Greise während dieser Festtage noch einmal die Kraft und Ausdauer der Jugend neu zurückgekehrt sei. In der That sah man unter den Veteranen auch Männer genug, deren Haltung und Lebhaftigkeit die Zahl ihrer Jahre Lügen strafte.

Die nur einigermaßen eingehende Beschreibung des Zuges

würde zu viel Raum beanspruchen, und außerdem war die Reichhaltigkeit desselben so groß, daß dem einzelnen Beobachter wohl auch Manches entgehen mußte.

Lange vorher ehe noch der Zug erschien, hörte man schon aus bedeutender Entfernung den brausenden Jubel, mit welchem er überall begrüßt wurde. Die Straßen, welche er berührte, waren gedrängt voll Menschen, so daß kein nur ein enger Raum übrig blieb, und alle Fenster, bis zu den Dächern hinauf, waren von Zuschauern besetzt.

Nach einer den Zug eröffnenden Reiterabtheilung schritten in prächtiger Haltung die Turner einher, als die Vertreter jugendlicher Kraft. Hieran schlossen sich, den Jubel der Zuschauer munter erwidernd, die oberen Classen der Schulen. Weißgekleidete Jungfrauen, mit Eichenkränzen geschmückt, bildeten die liebliche Ehrenbegleitung der nun folgenden Veteranen. Ein ergreifenderes Bild konnte man sich kaum vorstellen: hier die zarten Jungfrauen, an der Schwelle eines freudenreichen Lebens stehend, und dort diese würdigen Greise, denen vielleicht nur noch wenige und leider oft genug auch gar karge Tage zugezählt sind. Aber ein Lichtblick sollte dieses Ehrenfest gewiß für den Lebensabend der Veteranen sein, und der begeisterte Zuruf, der ihnen von allen Seiten zu Theil wurde, war ein vollgültiger Beweis, daß man heute dankbaren Herzens der Dienste gedachte, welche jene einst dem bedrückten Vaterlande geleistet hatten. Aus allen Fenstern wehten Tücher, und was in der vorgerückten Jahreszeit an Blumen noch aufzutreiben gewesen war, das hatte man herbeigebracht, um sie den greisen Helden zu streuen. Von allen Seiten flogen Bouquets und Kränze auf den Zug hernieder, und die alten Krieger wußten oft ihren Blumenreichthum gar nicht mehr unterzubringen. Eine lange Wagenreihe brachte zuerst sinnvoll die gebrechlichsten Veteranen, und da sah man denn oft die offenen Wagen hochhoch mit Blumen angefüllt. Die Geehrten waren von dieser Theilnahme sichtbar ergriffen. Viele konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, und den meisten versagte vor Rührung die Stimme, wenn sie den rings aufbrausenden Jubel durch dankenden Zuruf erwidern wollten.

Im Publicum hatte sich das Gerücht verbreitet, in einem der Veteranenwagen befinde sich auch die alte, achtzigjährige Wittwe Häussler, die Pflegerin Körner's, als dieser sich nach dem unglücklichen Gefechte bei Kitzen im Dorfe Großgschocher bei Leipzig einige Tage von seinen Wunden erholte. Wie ein Lauffeuer war dies Gerücht durch die dichtgedrängten Zuschauerspalieren gelegen, und sowie ein neuer blumen- und kranzgeschmückter Wagen kam, war immer der erste Blick darauf gerichtet, ob nicht die wackere Alte in ihm sitzen würde. Allein Equipage auf Equipage rollte in langsamem Schritte vorüber, schon erschienen die Droschken und hinter ihnen gar mächtige Omnibus, alle voller theur Festgäste — allein nirgends wollte sich die Erwartete zeigen, wenn auch ab und zu einmal ein freundliches bejahtes Mütterchen, das die Veteranen in ihre Mitte genommen hatten, schon das Gelüsten in den harrenden Reihen entlockte: „Das ist sie!“

Unmittelbar hinter den mit Veteranen besetzten Wagen erschien eine lange Reihe der alten Krieger, welche sich noch stark genug fühlten, das ziemlich entfernte Ziel des Festzuges zu Fuße zu erreichen. Wohl stützte sich dabei Einer und der Andere auf seinen Nebenmann, der als treuer Camerad so viel als möglich dem Schwächeren Hülfe leistete, allein Mancher war auch im Zuge, der noch heute wie vor fünfzig Jahren denselben Weg mit Flinte und Tornister zurückgelegt hätte. Trat übrigens einmal unter dieser Abtheilung hier und da ein Augenblick der Ermattung ein, so brauchten die ihnen beigegebenen Musikchöre nur den bekannten Pariser Einzugsmarsch wieder anzustimmen, bei dessen Klängen neues Feuer und neue Kraft in die Reihen der Greise zu kommen schien. Fester schloß man sich an einander an, und mit frischem Muthe wurde dann dem Commandowort: Vorwärts! Folge geleistet. Manche Veteranen hatten sich die ihnen zugeworfenen Kränze auf das Haupt gesetzt und glichen den mit dem Preise gekrönten Siegern. Die originellste Idee aber hatte ein alter Invalid, der überall, wohin er nur kam, durch seine wahrhaft jugendlich munitere Laune der Liebling des Publicums und seiner alten Kriegsgefährten wurde. Sein hölzernes Bein verbindete ihn, den Festzug zu Fuße mitzumachen, und man hatte ihm deshalb in einem der festlich geschmückten Wagen, welche den Veteranenzug eröffneten, seinen Platz angewiesen. Die Kränzejpendenirnen hatten nun aber den alten freundlichen Invaliden ganz besonders reichlich bedacht, und er kam sehr bald in Verlegenheit, wo er diese Blumengaben bergen sollte. Allein er wußte sich rasch zu helfen, denn plötzlich schnallte er sein Stelzbein ab, schmückte dasselbe mit den Kränzen und schwenkte diese nun jubelnd in der Luft.

Auf die Mehrzahl der Veteranen machten die ihnen von allen Seiten gespendeten Ehrenbezeigungen jedoch einen tiefernsten Eindruck, und viele sah man, denen sonnwährend helle Thränen über die gefurchten Wangen rollten. Wie Manche gedachte der Cameraden, die vor fünfzig Jahren auf dem Schlachtfelde, welches jetzt das Ziel des Zuges war, ihr Leben ausbauchten, um durch ihren Tod die Auferstehung des Vaterlandes zu befiegeln! Wie viele andere Cameraden, die jene Kämpfe glücklich überstanden, waren seither vom Leben geschieden, und wie mancher der Braven, die man hier mit Jubel begleitete, sagte sich in denselben Augenblicken mit Wehmuth, daß dieses Fest wohl die letzte Freude sei, welche ihm der Rest seines Lebens noch geboten habe!

Ernste Theilnahme wandte sich auch einer im Zuge befindlichen Matrone zu, welche die volle Anwartschaft hatte, das große Jubelfest mitzufeiern, wie die auf ihrer Brust ergänzenden beiden Ehrenzeichen zur Genüge beweisen. Ein kleines an ihrer Seite hängendes Fähchen trug die Aufschrift: neuntes Infanterieregiment Colberg — und klärte Jeden sofort über die ehemalige Stellung der Greisin auf. Wir hatten eine Marketenderin vor uns, welche den vielen sich herbeidrängenden Fragern berichtete, daß sie heute vor fünfzig Jahren auch ihren Einzug mit den Truppen in Leipzig gehalten habe. Einzelnheiten des Kampfes wußte sie jedoch nur wenig anzugeben, weil sie — so lautete ihr Bericht — den furchtbar ermatteten Soldaten nun auch dabei fleißig einschenken müssen. Die bescheidene Matrone zählte jetzt 73 Jahre, doch trotz sie ihres vor Altersschwäche unaufhörlich zitternden Hauptes eine Ehre darein, wenigstens eine lange Strecke, auf den Arm eines jüngeren Mannes gestützt, an der Seite der Veteranen im Zuge zu wandern, bis sie alsdann mittelst von dem ihr angebotenen Platz in einem der Wagen Gebrauch machte. Louise Kowalschütz war der Name der Greisin, welche durch ihr ehr allseitig bewiesenen Anhänglichkeit innig gerührt versicherte, daß ihr dies Alles wie ein Traum vorkäme, umsomehr als sie an ihrem Wohnorte — Berlin — so ganz kümmerlich und nubeachtet lebe.

Außer Stande, alle die rührenden Einzelnheiten des Festzuges zu melden, um so weniger, als Zuschauer und Theilnehmer des Zuges sonnwährend noch neue Thatsachen berichten, die von dem erhebenden Eindrucke des Ganzen Zeugniß geben, wollen wir nur noch erwähnen, daß unmittelbar hinter den Veteranen der Leipziger Schlacht Mitglieder der ehemaligen Freischaar des sächsischen Banners marschirten. Ihnen reihte sich der Leipziger Schützenbund an mit der prachtvollen mit einem Gemälde von Bleibtreu geschmückten Fahne, welche die Frauen und Jungfrauen Berlins gestiftet haben.

Der Festzug schloß endlich gang den anwesenden Vertretern der deutschen Städte voraus, welche nicht minder begeisterter Jubelruf begrüßte. Ein unabsehbarer Reihenfolge schlossen sich nun die Stimmenden und Professoren der Leipziger, sowie Deputationen auswärtiger Universitäten, die Landgemeinden, die Sänger, Künstler, Buchhändler, Kaufleute, Gewerke und geselligen Vereine an, bis die Turner aus den benachbarten Ortschaften das Ende des Riesenzuges bildeten, dessen Theilnehmerzahl, wohl nicht zu hoch gegriffen, auf 20,000 geschätzt wurde.

Eine Anhöhe bei dem Dorfe Stötteritz, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, war das Ziel der festlichen Wanderung. Man hatte diesen Platz nicht nur gewählt, weil hier vor fünfzig Jahren der Kampf furchtbar gewüthet, sondern auch, weil man von diesem Punkte aus das ganze weite Schlachtfeld vollkommen übersehen kann.

Wohl mancher der Veteranen mag sich hier die furchtbaren Stunden des Kampfes vergegenwärtigt haben, welchen er damals auf dieser Stelle oder in nächster Umgebung beiwohnte. Sinnend schweiften jetzt die Blicke der alten Krieger umher, und die sie gleichsam als Ehrenwache umgebenden Jungfrauen erschienen in ihrer weißen Kleidung mit den Eichenkränzen wie Siegesgöttinnen, welche die Helden zu krönen gekommen waren.

Noch während der muntere Festzug heranwallte, begann die Feier der Grundsteinlegung zu einem Denkmal, welches ein dauerndes und würdiges Erinnerungszeichen an den Sieg Deutschlands über schmachvolle Fremdherrschaft werden soll.

Aus dem Festzuge der Veteranen.
Nach der Natur aufgenommen von Paul Thumann.

Nach einem von sämmtlichen Männergesangvereinen ausgeführten Liede hielt der Bürgermeister von Leipzig, Dr. Koch, eine schwungreiche und würdevolle Festrede, welche wir gern vollständig wiedergeben möchten, weil sie ein Mahnruf an die ganze deutsche Nation ist. Wir müssen uns jedoch leider darauf beschränken, nur einige Stellen anzuführen.

„Tausende und abermals Tausende" — so begann der Festredner — „begehen heute wie vor funfzig Jahren diese Fluren. Aber welcher Unterschied zwischen dem Damals und dem Heute! Hier, wo vor einem halben Jahrhundert die Völker Europa's rangen im vernichtenden Entscheidungskampfe, wie ihn die Welt kaum jemals vorher gesehen, hier versammeln sich heute die deutschen Volksstämme in friedlich-ernster Festesstimmung, um das Andenken an den glorreichen Sieg zu begehen, welchen unsere Väter im Dienste der Freiheit und Selbstständigkeit unsers gemeinsamen Vaterlandes auf dieser von ihrem und der Feinde Blute getränkten Wahlstatt erfochten. Und fragen wir, was uns zu dieser Feier drängt, so giebt es darauf nur die eine Antwort: Wir feiern heute an dieser Stätte die Selbstherrlichkeit deutscher Nation! Ja, die Selbstherrlichkeit, welche uns frei gemacht hat von den Banden fremden Joches, welche uns wieder einführen soll in die Reihe der Völker, die da mit zu entscheiden haben über die Geschicke der Welt."

Hierauf schilderte er den trostlosen Zustand unsers Vaterlandes vor dem entscheidenden Kampfe und die Herrlichkeit des errungenen Sieges, der jedoch, wie sich nur zu bald erwies, die erwarteten Segnungen nicht bringen sollte. Eine freie Verfassung halten die Fürsten Deutschlands verheißen und „statt Brodes boten sie Steine!" Die Patrioten, welche für die Befreiung des Vaterlandes ihr Blut vergossen hatten, und an die gegebenen Versprechungen erinnerten, wurden verfolgt, eingekerkert oder ver-

dannt. Erst die Neuzeit offenbare wieder eine frischere Strömung, die sich nach allen Seiten Bahn zu brechen suche, und erst in jüngster Vergangenheit hätten ja sogar die Fürsten ihr eigenes Werk, die deutsche Bundesverfassung, als unhaltbar verurtheilt. Aber das Einverständniß zwischen den Fürsten und dem Volke sei nöthig, wenn ein glückverheißender Abschluß erzielt werden solle.

Nachdem der Redner den anwesenden Kämpfern aus dem Freiheitskriege den Dank des jetzigen Geschlechtes dargebracht und den Verrätern des deutschen Bürgerthums die Mahnung zugerufen: mit Muthlosigkeit und Muthlosworte dahin zu trachten, daß das jüngere Geschlecht ähnlich werde jenem aufopfernden Heldengeschlechte, dessen letzte Zeugen diese Feier verherrlichen; sowie eine Verfassung zu erstreben, welche das Vaterland einig und frei mache — wurde der Grundstein eingesenkt und erfolgten von Seite des Festredners die üblichen drei Hammerschläge mit folgenden begeisternden Worten:

„Der erste Schlag gilt dem Erwachen des deutschen Volks in seinem nationalen Bewußtsein; gilt allen denen, welche dafür gekämpft, gelitten und geblutet haben!

Der zweite Schlag gilt dem treuen Ausharren in der begonnenen Arbeit für die großen Endziele deutscher Nation!

Der dritte Schlag gilt dem endlichen Sieg des deutschen Volks im Ringen nach nationaler Macht und Größe, Einheit und Freiheit des heißgeliebten deutschen Vaterlandes!"

Jubelnder Beifall folgte diesen Worten, und hierauf führten noch die weihenden Hammerschläge General von Pfuel; ein österreichischer Officier; der erste preußische Freiwillige Heidemann, Baron Seidlitz und die Abgeordneten der Städte Wien, Berlin, Dresden, Hannover, Bremen, Mainz, Stuttgart und Augsburg.

Nach Absingung des Festliedes von Robert Prutz, in welches die ganze Versammlung einstimmte, brachte ein preußischer Veteran, Ingenieurobrist Mentz, der Stadt Leipzig den Dank seiner Kampfgenossen dar, und hierauf setzte sich der ganze Zug wieder nach der Stadt zu in Bewegung.

Dort galt es jetzt, die Einweihung des schon von uns erwähnten Denkmales des Major Friccius zu vollziehen. Die Weihrede dabei hielt der Vorsteher des Leipziger Stadtverordneten-Collegiums, Dr. Joseph. Er feierte die Großthat der Königsberger Landwehr bei der Erstürmung des äußeren Grimmaischen Thores, das, sich einst an derselben Stelle erhebend, von diesem unsrem heutigen Bilde genau so gezeigt wird, wie es damals war. Durch diese Erstürmung war den nachrückenden Truppen der Weg in die von den Franzosen auf das Aeußerste vertheidigte Stadt gebahnt worden. Zum Schlusse drückte der Redner den Wunsch aus, es möge das gerade jetzt so ungerecht geschmähte Institut der Landwehr, welche im Befreiungskriege so Herrliches geleistet, als die kräftigste Stütze des Vaterlandes fortbestehen gegen dessen Feinde und zur Wahrung des Rechtes und der Freiheit.

Im Namen der Stadt Königsberg sprach deren Vertreter Bijork herzliche Worte des Dankes und berichtete zugleich, daß noch zwölf Veteranen vom Friccius'schen Bataillone hier beim Feste anwesend seien, die er aufgefordert habe, als Zeugen der ehrenden Auszeichnung ihres tapferen Anführers nach dessen Tode jetzt hier auf den Stufen dieses Denkmals zu erscheinen. Unbeschreiblich erhebend und zugleich rührend war der Auftritt, der sich nun den Anwesenden darbot. Den brausendsten Jubel empfangen nahten sich die tief ergriffenen Veteranen und stellten sich bei dem Denkmal auf. Kränze und Blumen flogen ihnen von allen Seiten zu, und die greisen Veteranen vergossen Thränen der Rührung, die wohl nicht allein der ihnen bezeigten Huldigung, sondern auch dem Andenken ihres unvergeßlichen Führers galten. Von nicht geringerer Rührung zeugten die Worte des Dankes, welche am Schlusse einer der anwesenden Söhne des Major Friccius für die seinem unvergeßlichen Vater noch im Tode erwiesene Ehre aussprach.

Tief bewegt von dieser würdigen Feier trennte sich die Versammlung, und der Zug löste sich allmählich auf. Die vierte Nachmittagsstunde war bereits herangekommen, und nun versammelten sich die Ehrengäste und Festtheilnehmer in den hierzu bestimmten Sälen vier verschiedener Etablissements, weil ein einziges Local für die fast Vierzausend erreichende Zahl der Theilnehmer an der Festtafel nicht wohl beschafft werden konnte. Die Veteranen wurden natürlich als Ehrengäste frei bewirthet, und an allen jenen Orten herrschte eine wahrhaft festliche Stimmung. Der Vorsitz in den vier Locales war den Bürgermeistern Berlins und Leipzigs, so wie den obersten Vertretern der Städte Wien und Stuttgart zugetheilt. Bei allen diesen festlichen Versammlungen galten die ausgebrachten Trinksprüche immer zunächst den anwesenden Zeugen jener glorreichen Zeit: den Veteranen; aber auch des Vaterlandes wurde mit treuer Liebe gedacht, und eine wahrhaft freie, glückverheißende Zukunft mit Herz und Mund gefeiert.

Eine wahrhaft glänzende Illumination der Stadt schloß das schöne Fest. Es war keine „befohlene", wie sie Napoleon den sächsischen Städten mehr als einmal geboten hatte, wenn deutsche Brudersiege ihm von ihm besiegt worden waren; keine directe Aufforderung hatte dazu gemahnt, der Rath vielmehr blos angezeigt, daß er die Beleuchtung der öffentlichen Gebäude und Plätze beabsichtige. Dennoch aber erglänzte am zweiten Festabende ganz Leipzig in zauberischem Feuermeere, vor Allem aber die neuen Parkanlagen, die an die Feeenwelt alter Märchen erinnerten. Rings um die Promenaden aber brannten in strahlendem Lampenschicke die Namen von 26 der hervorragendsten Männer aus den Freiheitskriegen.

Mit diesen Flammenzeichen hatte das herrliche Fest seinen Abschluß gefunden, und gewiß haben dieselben viele Herzen zu immer größerer Liebe des Vaterlandes entzündet. Am folgenden Tage zogen die Ehrengäste der Stadt voll der schönsten Erinnerungen ihrer Heimath wieder zu. Wie manchen rührenden Auftritt gab es nun, als die Veteranen der gastlichen Stadt Lebewohl sagten! Viele von ihnen nahmen von den geflochtenen Blumenspenden einen Kranz oder einen schon halbwelken Strauß als Andenken mit in die ferne Heimath, doch auch manche frische Blume wurde den braven Greisen bei ihrer Abreise noch gespendet. Fast allen aber versagte vor Wehmuth die Stimme, als sie ihren freundlichen Wirthen Lebewohl sagten; Thränen erstickten den Dank, den sie darbringen wollten, und doch waren gerade diese Thränen der erhabenste Ausdruck des Dankes. Die bejahrten Helden nahmen Abschied von dem Schauplatz ihrer frühern Waffenthaten, von der Stadt, die einst Zeuge ihrer Tapferkeit war und die — das sagte sich wohl so Mancher mit Wehmuth — die sie jetzt zum letzten Male gesehen hatten. Derselbe Gedanke mochte auch das jüngere Geschlecht ergreifen, welches die Veteranen zu den Bahnhöfen geleitete, denn mit Thränen reichte man den gerührten Greisen die Hand zum Lebewohl. Wir waren Zeuge, wie noch im Augenblicke der Abfahrt ein silberhaariger Veteran sich zum Wagenfenster herausbog und weinend rief: „Lebe wohl, und Gottes Segen werde dir, du gute, liebe Stadt! Du hast uns reichlich vergolten, was wir vor fünfzig Jahren gethan!"

Diesen Dank aber, so rührend er auch war, müssen wir zurückweisen und dafür an die ganze deutsche Nation die gewichtige, ernste Frage stellen: Was hat du für jene beldenmüthigen Kämpfer gethan, welche dich vom Joche fremder Unterdrückung befreiten? — Eine leider höchst traurige Antwort hat das Volk so vieler Veteranen gegeben, die der Aufforderung, sich an dem Jubelfeste des glorreichen Sieges zu betheiligen, gefolgt waren. Nur durch Unterstützungen einiger Städte oder Gemeinden war es ihnen möglich geworden, die Reise zu unternehmen, und hier erschienen sie, ein Bild der Entbehrung und Armuth. Unter den etwa 1400 Veteranen, welche nach Leipzig gekommen waren, bestand die weit größere Hälfte aus Männern, die daheim den Rest ihrer Lebenstage in Kummer und Elend fristen! Ordenszeichen hat ihnen wohl das dankbare Vaterland nach Recht und Gebühr verliehen, aber man hat leider vergessen, diesen ehrenden Auszeichnungen auch noch — Brod hinzuzufügen. Um wie viel drückender aber muß jenen Armen ihre Noth erscheinen, wenn sie jetzt daheim wieder bei ihrem Mangel des Jubels und Ueberfluſſes der erhebenden Festtage gedenken! Muß sich ihnen nicht ganz von selbst die Frage aufdrängen: wenn unsere Thaten noch jetzt nach fünfzig Jahren einer solchen Beherrlichung werth waren, warum läßt man uns im Alter noch darben? — Und wie viele Kämpfer jenes Freiheitskrieges giebt es nicht noch, welche an dem Siegesjubelfeste nicht Theil nehmen konnten, weil gar zu bittere Armuth sie drückte, weil sie vielleicht keinen Rock hatten, um auf demselben ihre Ehrenzeichen zu befestigen, oder weil Elend und Siechthum sie daheim auf das kümmerliche Schmerzenslager fesselt?

Deutsche Männer und Frauen aller Stämme! Ihr habt ein langversäumtes Unrecht gut zu machen, indem Ihr mit allen Euch zu Gebote stehenden Kräften dahin wirkt, daß die altehrwürdigen Bluttropfen der Befreiung Deutschlands nicht hungernd und darbend in das ihnen vielleicht schon so nahe Grab sinken! Sammelt und

Digitized by Google

sendet Gaben, so viel Ihr könnt! Oder soll man Euch als Beispiel erst noch jene Nation vorhalten, gegen deren Herrscher jene Kriege geführt wurden? Soll Deutschland gegen seine Braven, welche der Befreiung des Vaterlandes Blut und Leben weihten, nicht auch dankbar sein? Nein — nein! Wohl werden auch von anderen Seiten gleiche Mahnungen ergehen, und gewiß wird Niemand denselben sein Herz verschließen. Das Bewußtsein, jenen Greisen noch den kurzen Abend ihres Lebens verschönt zu haben, ist eine Belohnung, welche die Liebesgaben hundertfach aufwiegen wird.*

Das walte Gott! A. B.

* Ich habe den herzlichen Worten meines Mitarbeiters nur noch die Versicherung hinzuzufügen, daß ich etwaige Geldsendungen gern in Empfang nehmen und an die betreffenden Comité's befördern werde. Ernst Keil.

Blätter und Blüthen.

Das Schulze-Delitzsch-Album. Wie unsere Leser wissen, befand sich unter den Ehrengaben, welche unserm hochverdienten Schulze-Delitzsch am 4. October gleichzeitig mit der gesammelten bedeutenden Geldsumme als Dankeszeichen überreicht wurden, auch ein reichgeschmücktes, mit kunstvollen Gedenkblättern ausgestattetes Album. Die Anregung zu diesem sinnigen Huldigungsgeschenke war von einem durch die gleiche Gesinnung und in derselben Verehrung für den Gefeierten verbundenen Kreise in Gotha ausgegangen, zunächst von den Herren Rechtsanwalt Dr. F. Henneberg, Regierungsrath Müller, Bürgermeister Hünersdorf, Senator Döll, Hofrath und Hofmaler Emil Jacobs und Kaufmann Klug. Es sollte dem Erwecker der Bewegung auf dem Gebiete der gewerblichen Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit ein werthvolles deutsches Gedenkbuch mit Erinnerungsblättern aus allen Städten und Kreisen gestiftet und zu diesem Ende eine Sammlung kleiner Beiträge aller Derer veranstaltet werden, „die“ — so heißt es in dem auffordernden Rundschreiben — „unbedingt mit freudigem Herzen geben,“ da „kein Heller dabei sein soll, welcher nicht mit vollster Freudigkeit und Hingebung geboten wird.“ In der wahren Bedeutung des Wortes eine Liebesgabe, — das war es, was man darbringen wollte.

In diesem Sinne ward das Unternehmen mit sicherem Vertrauen begonnen und fand auch allenthalben, wohin die ersten Circulare ergingen, den lebhaftesten Anklang, so daß es neben der glänzenden Durchführung der größeren Dankessammlung gelungen ist, das Schulze-Delitzsch-Album in würdigster Weise herzustellen, — ein sprechender Beweis, welchen festen, tiefen Boden Schulze und sein Wirken im Geiste und im Herzen der Nation gewonnen haben.

Das Album ist etwa 50 Centimetres lang und 40 Centimetres breit und aus rothem und schwarzem echtem Sammt hergestellt. Das Hauptfeld, in dessen Mitte der dichte goldene Eichenkranz mit der Inschrift: „dem Begründer der deutschen Genossenschaften, Herrn Hermann Schulze, dankbare deutsche Bürger,“ nimmt der rothe Sammt ein. Alle Verzierungen an demselben sind von Silber, stark vergoldet und von getriebener ciselirter Arbeit. In den goldenen Eckenverzierungen befinden sich auf beiden Seiten acht große orientalische Granatschalen, auf welche das Album beim Liegen zu ruhen kommt. Dasselbe ist im Innern mit weißem Atlas gefüttert und ruht in einem massiven Kasten von Palissanderholz.

Außer dem von der Hand des bekannten Malers Emil Jacobs in Gotha mit schönen, passenden Randzeichnungen gezierten Widmungsblatte und dem der poetischen Feder des Dr. Fr. Henneberg entflossenen Weihgedichte enthält es Blätter von Freunden in Delitzsch, von Freunden im Teutoburger Walde (Meinberg, Blomberg, Lage, Horn), von den Arbeiterfortbildungsvereinen in Kurhessen (Cassel, Hanau, Fulda, Melsungen, Rodenberg, Bockenheim), von Freunden in Erfurt, von den Mitgliedern der Gewerbebank in Friedrichsrode, desgleichen des Arbeitervereins in Nürnberg, des Vorschußvereins in Osterfeld, des Arbeitervereins in Offenbach, des Vorschußvereins in Halle a. S., des Nationalvereins in Gotha, des Vorschußvereins in Naumburg a. S., des Handwerkervereins in Königsberg i. Pr., von Freunden in Ohrdruf, des Vorschußvereins zu Pasewalk, des Nationalvereins zu Lübeck, des Arbeitervereins zu Pforzheim, des Vorschußvereins in Gotha, des Vorschußvereins in Guben, der europäischen Mode-Akademie zu Dresden, des Darlehnvereins der Oranienburger Vorstadt zu Berlin, von Freunden in Görlitz, von Freunden in Mühlhausen, von den Genossenschaften und Freunden in Hamburg, fast alle mit bezüglichen Randskizzen, mit Gedichten, Sprüchen, photographischen Darstellungen und Aehnlichem geziert. Einige weitere Blätter aber sind noch in Aussicht gestellt, so von Cannstadt und Rüdesheim.

Bei allen Beschauern hat das höchst gelungene Album, dessen Metallarbeit vom Hofjuwelier B. Gutjahr in Gotha ausgeführt worden ist, während der Einband mit seinem Zubehör dem Buchbinder Lange, ebendaselbst, verdankt wird, die Anerkennung eines Kunstwerks gefunden. Wollte man Erzeugnisse des deutschen Geistes und der deutschen Natur darbringen, so konnte gewiß nichts Köstlicheres geboten werden, als ein solches Gedenkbuch und jener vaterländische würzige Feuerwein, welchen eine Zahl von Freunden dem allverehrten deutschen Manne aus einem der vorzüglichsten Keller des Rheingaues gewidmet hat, jener herrliche, goldklare Rüdesheimer, bei dessen Duft sich der Deutsche so gern in freudiger Begeisterung dessen erinnert, was seine Brust am höchsten schlagen macht.

Uebrigens ist das Album nur als ein Anfang zu betrachten. Gar mancher Verehrer Schulze's ist durch die erwähnte größere Sammlung verhindert worden, die Aufmerksamkeit der Freunde für das kleinere Geschenk eines Albums zu gewinnen, und so harrt dasselbe der nachträglichen Fortsetzung und Vollendung. Jetzt, wo durch das Gelingen der Sache das Interesse an derselben neu erweckt ist, wo das ganze Unternehmen durch die Erklärung und den Dank des Herrn Schulze die wahre Geistes- und Weihetaufe erhalten hat, jetzt ist es an der Zeit, daß diejenigen Städte, welche vom Album zurückgeblieben sind, nachträglich von Künstlerhand Blätter anfertigen lassen und solche in das Album einlegen, damit solches ein Bild des deutschen Lebens gewähre, ein wahrhaft deutsches Album werde. Dazu fordern wir mit dem Bemerken auf, daß die Länge der Blätter 46 Centimetres und 5 Millimetres und die Breite 35 Centimetres und 6 Millimetres beträgt und daß solche, zwischen Pappen verpackt, unmittelbar Herrn Schulze-Delitzsch in Potsdam zuzusenden sein würden.

Die Uebergabe des Albums erfolgte, wie erwähnt, am 4. Octbr. 1863 in Schulze's Wohnung in Potsdam in schlichtester Weise durch Rechtsanwalt Dr. Henneberg aus Gotha und Tischlermeister Troitsch aus dem Mutterhause der Genossenschaften zu Delitzsch.

Der Uebergabe selbst folgte ein fröhliches Mahl der Mitglieder der Deputation im Gasthof zum Einsiedler in Potsdam, bei welchem der deutsche Trinkspruch, die höchsten Ziele des Vaterlandes und der Menschheit in Worte der Freunde zu Freunden kleidend, zu seiner edelsten Bedeutung kam, ein Tag so schön, daß er Jedem unvergeßlich bleiben wird, der das Glück hatte, ihn mit zu erleben.

Dies erhebende Potsdamer Octoberfest und die über dasselbe in den verschiedenen Zeitungen veröffentlichten Berichte scheinen es übrigens erst gewesen zu sein, was die allgemeine Aufmerksamkeit unserer überrheinischen Nachbarn auf die großartigen Erfolge von unseres Schulze-Delitzsch Wirksamkeit gelenkt hat. Mit einem Male finden fast alle Pariser Hauptblätter nicht Worte genug der Anerkennung für das, was ein einzelner Mann in's Leben gerufen und geleistet hat, in dessen Herzen die opferfreudige Liebe zum Volke die erste Stelle einnimmt. Verwundert, daß eine solche Bewegung den Franzosen unbekannt bleiben konnte, daß sie nicht in ein Land einzudringen wußte, welches früher so mächtig von dem Streben nach der Lösung der socialen Frage erfüllt war, wenden sie sich jetzt mit der dringenden Aufforderung an den französischen Arbeiterstand, in Gründung von Vorschußvereinen und Genossenschaften dem Beispiele der deutschen Brüder nachzueifern. In Folge dieser Anregung sind denn auch bereits zwei Arbeitervorschußvereine — von den Schneidern und den Knopfmachern — nach Schulze-Delitzsch's Principien in Paris in's Leben getreten.

Ein echter deutscher Student. Es war im Jahre 1811. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht, und auch in der Universitätsstadt Jena sollte der 15. August, des Allgewaltigen Geburtstag, festlich begangen werden. Schon wochenlang vorher wurde eine Aufforderung an die Studirenden erlassen, sich an der beabsichtigten Feier zu betheiligen.

Da, am Abende des 5. August, schob die Hand eines Studenten ein Papierblatt durch das Gitter des schwarzen Bretes, worauf wörtlich stand wie folgt:

„Antwort auf die Einladung zum Napoleonsfeste!

Welcher unbesonnene Hundsfott konnte sich unterfangen die braven teutsch gesinnten Jünglinge Jena's einzuladen zur Feyer eines Tages, wo man die Erde mit Trauerflor bedecken und blutige Thränen weinen sollte!

Ja! wär's seine Todtenfeyer, gern würde jeder brave Bursche Jena's um seinen Galgen tanzen.“

Ein Commilitone las die kühne Ansprache und war niederträchtig genug, als Denunciant aufzutreten. Unter der Namenschiffre Gn. schrieb er sofort einen Brief an den Kirchenrath Dr. Gabler und meldete, was ein Mitstudirender gethan hatte. Gabler verfügte sich augenblicklich zu dem damaligen Prorector, dem Geheimen Hofrathe Dr. J. F. Fuchs, und machte vom Geschehenen Anzeige. Dieser beschied ungesäumt die Pedelle Nitzschke und Täubner sen. und jun. vor sich und ließ von ihnen den gefährlichen Zettel beseitigen.

Sowohl der Brief an den Kirchenrath Gabler, als das Blatt selbst sind noch vorhanden. Sie befinden sich im Besitze des jetzt in Jena Philosophie studirenden Herrn F. W. Braunau, eines Großneffen des Geh. Hofraths Fuchs, der sie durch Erbschaft erhalten und uns von der Existenz des merkwürdigen Schriftstücks unterrichtet hat. Derselbe bewahrt auch noch das Protokoll, welches von dem Vorfalle aufgenommen worden ist. Es berichtet, daß alle vom 5. bis 16. August nach dem Urheber der That angestellten Nachforschungen erfolglos geblieben sind.

Wir erlassen uns und unsern Lesern jedwede Betrachtung über die Gefahr, welcher sich der wackere deutsche Jüngling aussetzte, der es wagte, unter tausend Spionenaugen seine kühnen Worte an öffentlichem Orte anzuheften. Wohl aber erführen wir gern, ob der Brave noch lebt, damit wir ihm aus vollem Herzen unsere Verehrung aussprechen und ihn der heutigen Jugend als ein Vorbild patriotischer Gesinnung und männlichen Muthes bewundernd zeigen könnten. Wer weiß, ob die Zeit nicht nahe ist, wo sie von solchen Vorbildern zu lernen hat!

Aufruf deutsch-amerikanische Erbangelegenheiten betreffend. Uns geht so eben das nachfolgende Schreiben zu: „Das unterzeichnete General-Consulat der Vereinigten Staaten von Amerika für Frankfurt a. M. und die umliegenden Länder wird von jetzt ab ihm regelmäßig zukommende Listen von in Amerika verstorbenen Deutschen, deren Erben auf gewöhnlichem Wege nicht ermittelt wer-

Digitized by Google

den können, ausschließlich in der Gartenlaube veröffentlichen. Behufs Geltendmachung ihrer Ansprüche aber haben sich die betreffenden Erbberechtigten an den Secretair des erwähnten General-Consulates, Herrn August Gläser in Frankfurt a. M., zu wenden, welcher schon seit längerer Zeit in Verbindung mit den Herren Friedrich Kapp und Francis H. Zitz in New-York und einem der erfahrensten Pensionsagenten in Washington die Interessen der deutschen Erben, ganz besonders aber der Wittwen und Waisen von im gegenwärtigen amerikanischen Kriege gefallenen Soldaten und im Dienste verstorbenen Matrosen, mit Erfolg vertritt. Zu der nachstehenden Namensliste wird noch bemerkt, daß für eine Anzahl von Hinterlassenen der aufgeführten Todten Baarbeträge zu sofortigem Bezuge auf dem genannten General-Consulate bereit liegen.

Frankfurt a. M., 4. November 1863.

Das General-Consulat
der Vereinigten Staaten von Nordamerika."

Liste der Todten: Peter Ahlmann aus Würtemberg, Otto Adam aus Preußen, Peter Bauer aus New-York, August Biefold aus Strehla, P. Boß aus Baden, K. Brandau aus Würtemberg, Georg Benn aus Hessen-Darmstadt, Christian Beck aus Würtemberg, August Busse aus Preußen, E. Ehringhaus aus Cassel, W. Eckert aus Preußen, Carl Froeb aus Wächtersbach, W. Günther aus Nassau, Friedrich Gick aus Mainz, Fr. Geßmann aus Baden, Heinrich Hamer aus Hirschhausen, Capitain Heringen, Fr. Heintzen aus Preußen, J. Heimbacher aus Baden, P. Hildebrand aus Würtemberg, Martin Hahn aus Hannover, Paul Kayser aus Stuttgart, Heinrich Kettenring aus Geiselberg, Gottlieb Kauth aus Würtemberg, C. Kämmerer aus Sachsen, Thomas Kern aus Baden, Carl Krumb aus Berlin, H. Kehrer aus Baden, Adam König aus Hamburg, Matthias Lindner aus Sachsen, A. Leinhardt aus Baden, Friedrich Lange aus Baden, Emil Müller aus Preußen, Otto Müller aus Landsberg a. d. Warthe, Henry Michel aus Baden, G. A. M. Meerwarth aus Bahnbrücken, Alexander Nicola aus Frankfurt oder Umgegend, Louis Neuburg, Martin Ott aus Baden, Ludwig Pfaff aus Mecklenburg, Theodor Plausch, Johann Plantz aus Altenschlag, H. Reis aus Holstein, Carl Rohr aus Preußen, Conrad Schweitzer aus Baden, Carl Schwarz aus Würtemberg, John Schaffner, S. Schick aus Baden, Carl Schulze aus Berlin, Christoph Schäfer aus Westphalen, Eduard Späth aus Langensalza, Christian Schulz aus Lobenstein, Georg Steidinger aus Oberndorf, Michael Schumacher aus Markstadt, S. Schmidt aus Würtemberg, W. C. Schmidt aus Usingen, Fr. Seiler aus Stockhausen, Friedrich Strauß aus Gundersheim, John Siebert aus Kitzingen, Georg Schulz aus Mecklenburg-Schwerin, Joseph Baer, Carl Veigt aus Baden, Peter Viehmann, Hermann Voigt aus Chemnitz, Heinrich Valentin aus Gleiberg, G. C. Vogt aus Pochra, M. Werner aus Würtemberg, Anton Weber aus Preußen, Bernhard Witte aus München, Carl West aus Hannover, Nicolaus Winckler aus Mautbronn, H. Wahls aus Hessen-Darmstadt, Carl Zeh aus Braunschweig.

Ein Oberpräsident. Im Jahre 1830 machte ich eine Reise durch Westphalen. – Eines Abends kam ich in die Kreisstadt O., und fuhr in den Gasthof zur Sonne, um daselbst zu übernachten. Rechts von der Einfahrt des Hauses befand sich das allgemeine Gastzimmer, ein großer Saal, der, für die damalige Zeit, und für die kleine Stadt, elegant ausgestattet war. Hinter diesem Zimmer, nach dem Hofe hinaus, befand sich ein zweites Gastzimmer, welches für Landleute und Handwerker bestimmt war; auch die Kutscher der Reisenden hielten sich dort auf. Beide Zimmer waren durch eine Glasthür von einander getrennt.

Ich hatte mein Abendbrod verzehrt, und saß noch bei einem Glase Bier, als die Thür nach der Hausflur sich öffnete, und ein alter, kleiner Bauersmann eintrat. Er trug die landesübliche blaue Blouse, Gamaschen, einen Knotenstock in der Hand, unter dem Arme ein Bündelchen, und im Munde eine kurze Pfeife. Der Mann hatte augenscheinlich eine weite Reise zu Fuß gemacht, er schien ermüdet, und die dicken, mit Nägeln beschlagenen Schuhe waren bestäubt.

Freundlich grüßend setzte er sich mir am Tisch gegenüber, und fragte den Wirth, ob er übernachten könne. Als dieser die Frage bejahte, bestellte er Schinken, Brod und Bier zu seinem Abendessen.

„Gehen Sie in jenes Zimmer, lieber Mann,“ welches für die Landleute bestimmt ist, hierher kommen die Honoratioren; die Magd, die dort aufwartet, wird Ihnen bringen, was Sie wünschen.“

Ohne eine Miene zu verziehen, stand der alte Mann auf, wünschte mir einen guten Abend und ging durch die Glasthür.

Eine halbe Stunde darauf trafen nach und nach sechs bis acht Herren ein, welche, nach den Titeln, die ihnen der Wirth bei der Begrüßung gab, Beamte des Kreisgerichts sein mußten. Drei der Herren setzten sich bald zu einer Partie Whist nieder. Ich rückte meinen Stuhl dem Whisttisch näher, und sah dem Spiele zu.

Eine Stunde mochte vergangen sein, da sah ich den alten Bauer, der vorher aus dem Zimmer gewiesen war, an der Glasthür stehen, seine Pfeife im Munde, und als der Wirth zufällig in die Nähe der Thür kam, klopfte er an die Scheibe, und winkte ihm, hinaus zu kommen. Der Wirth wechselte nur wenige Worte mit ihm, mit welchen er, wie ich aus der Gebehrde entnahm, eine Bitte des Alten abschlug. Dann kam er wieder in das Vorderzimmer, und wandte sich mit den Worten an einen der spielenden Herren: „Verzeihen der Herr Kreis-Gerichtsrath, es ist ein Bauer im Hinterzimmer, der Sie einen Augenblick zu sprechen wünscht.“

Der Angeredete erwiderte barsch, der Kerl möge morgen auf's Gericht kommen, hier habe er Nichts mit ihm zu reden.

Der Wirth brachte diesen Bescheid dem Landmann, und kam dann wieder mit der Bitte zum Herrn Rath, denselben nur wenige Minuten anzuhören, da er morgen früh um fünf Uhr bereits die Stadt verlassen müsse.

Unmuthig sagte nun der Gerichtsrath: „So mag er hereinkommen!“

Der Bauer stellte sich bescheiden hinter den Stuhl des gestrengen Herrn, welcher, ohne ihn zu beachten, seine ganze Aufmerksamkeit dem Spiele widmete. Als er jedoch, in einer kleinen Pause des Spieles, den Blick rückwärts auf den Bauer warf, waren die Karten hinwerfen und vom Stuhle aufspringen das Werk eines Augenblickes. Unter unzähligen, tiefen Verbeugungen stammelte er: „O mein Herr Oberpräsident, hätte ich gewußt – diese Ehre – bitte tausend Mal um Entschuldigung!“

Der Alte aber klopfte ihm gemüthlich lächelnd auf die Schulter. „Bitte, Herr Rath, lassen Sie sich nicht stören, spielen Sie Ihren Robber aus, dann werde ich Ihnen meinen Vortrag halten.“ Und, sich gegen den Wirth verbeugend, sagte er mit ironisch klingender Stimme: „Erlauben Sie, daß ich mich hier niedersetze, bis die Herren ihre Partie beendet haben?“

Der alte Mann war der Oberpräsident von Westphalen, Ludwig von Vincke.

E. St.

Lotteriehülfe für Schleswig-Holstein! Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß in Coburg ein Unternehmen vorbereitet werde, welches auf die Theilnahme von ganz Deutschland berechnet sei. „Auf Anregung von außerhalb“, heißt es, solle eine Lotterie veranstaltet, sollen 500,000 Loose zu ½ Thaler gegen mehr als 45,000 Gewinne ausgegeben werden, und von den aus den guten Deutschen herausgelockten 250,000 Thalern sollen dann etwa 90,000 Thaler „zur Vertheilung kommen“.

Was diese „Anregung von außen“ betrifft, so möchten wir wohl fragen, ob sie etwa eine Fortsetzung jener Anregung ist, welche, von einem Berliner Bildergeschäft ausgehend, erst zu Gunsten der Buchhändlerwittwen, dann, weil dies höheren Gewinn versprach, zu Gunsten Wilhelm Bauer's das Glücksrad der Lotterie in Bewegung zu setzen suchte. Und wenn dies der Fall ist — und wir wünschten sehr, berichtigt zu werden — ist es dann weiter nöthig, den an der Spitze dieses Unternehmens Stehenden erst zu sagen, daß eine so heilige Sache, wie die von Schleswig-Holstein dem deutschen Volke es in der That ist, nicht durch eine derartige Speculation entweiht werden darf? Soll mit dem Schmerze und dem Elend eines Bruderstammes noch Schacher getrieben und das Unglück eines Volkes zum Vertrödeln einiger Ladenhüter benutzt werden? Im Interesse der guten Sache müssen wir wünschen, daß unsere Voraussetzung eine falsche war.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen mir neuerdings wieder zu: 2 Thlr., gesammelt durch P. G – e — 2 Thlr. 6½ Ngr., gesammelt durch G. Pruggmayer bei einer Turnversammlung in Gößnitz — 1 Thlr. von N. N. — 4 Thlr. 10 Sgr. Wenig aber herzlich! Gesammelt von einigen Mitgliedern des Tangermünder Männerturnvereins — 5 Thlr. gesammelt durch G. Flörke und Fr. Eggert im Kreise einiger Secundaner des Rostocker Gymnasiums — 3 Thlr., gesammelt in der Harmonie zu Hohenberg — 12 Thlr., gesammelt von Bornmüller in Hildburghausen bei Gelegenheit des Henneberger Schützenfestes — 7 Thlr. 15 Ngr. „Zum Fond armer, verfolgter oder ihres Amtes entsetzter Schleswig-Holsteiner“, ges. durch L. Würdig am 19. October auf dem Rathskeller in Dessau — 4 Thlr., gesammelt vom Turnverein zu Eybau — 7 Thlr. 15 Ngr., Ertrag der bei der Feier des 18. Octobers in der Turnhalle von Buchholz veranstalteten Sammlung — 11 Thlr., gesammelt während der Feier des 18. Octobers vom Festcomité in Ronneburg — 11 Thlr., gesammelt bei der Octoberfeier des Turn- und Gesangvereins in Guntershausen — 2 Thlr. von einigen Mitgliedern des Nordhäuser Turnvereins — 2 Thlr. 8½ Ngr., gesammelt in einer Gesellschaft von Geistlichen und Lehrern in L– moos. Gebe Gott, daß der Wunsch des braven Einsenders: „Möchte die Noth unserer deutschen Brüder im Norden recht viele liebe warme Herzen finden“, recht bald und überall in Erfüllung gehe — 3 Thlr. 18 Ngr. 4 Pf., gesammelt im Gewerbeverein in Döbeln bei Gelegenheit der Octoberfeier — 11 fl., gesammelt beim Banket der Turngemeinde in Heilbronn am 18. October — 10 Thlr. Redaction der Gartenlaube.

Im Namen der Nothleidenden danke ich für diese Gaben! Gleichzeitig aber möchte ich wiederholt allen Lesern der Gartenlaube die dringende Bitte an's Herz legen, nicht zu erlahmen in dem edlen Werke der Unterstützung und überall des verlassenen Bruderstammes und seiner leidenden Patrioten zu gedenken, wo die Herzen offen sind für das Unglück Anderer. Noch ist die Noth groß und als eine bittere Mahnung durchläuft jetzt die Presse der Schmerzensschrei des Hauptcomité's, daß sich das Interesse für Schleswig-Holstein sichtlich abschwäche, während bei der nahenden Winterszeit die Noth der für ihr Vaterland Leidenden mit jeder Woche wachse. Das Wenigste, was jeder ehrliche Deutsche in dieser Bedrängniß zu thun hat und thun muß — Ihr wißt es Alle und — Deutschland erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thue. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Meine Tante Therese.

Keine erfundene Geschichte.

(Schluß.)

Es wurde draußen wieder laut, das Einfahrtsthor war geöffnet und die Franzosen zogen in den Hof ein, ruhig, geordnet. Mehrere kamen in das Haus. Man hörte ihren Gang in der Halle. Thüren wurden dort geöffnet; der verwundete Officier war wohl hineingebracht; vielleicht noch mehrere Verwundete.

Die Thür der Wohnstube that sich auf. Die alte Christine führte die fremde Dame herein. Die bleiche Frau war ängstlich, erwartungsvoll.

„Gieb der gnädigen Frau einen Stuhl, und dann laß uns allein," sagte die Großmutter zu der Magd.

Die alte Christine that, wie ihr befohlen, und entfernte sich. Die fremde Dame setzte sich auf den Stuhl.

Meine Großmutter war der Frau des Mannes gegenüber, der ihren Sohn, ihren Stolz und ihre Freude, gemordet, durch schnöden Verrath gemordet hatte. Sie hatte dieser Frau mit ihren Kindern und mit dem Mörder in der Stunde der Lebensgefahr Schutz und Obdach gegeben. Die Frau wußte, daß sie der noch trauernden Mutter des von ihrem Gatten Ermordeten gegenüber war, aber sie wußte nicht, ob diese sie und ihren Gatten kenne.

„Madame," hob meine Großmutter mit ihrer ruhigen und klaren Stimme an, „Sie sehen, ich liege hier gelähmt, so konnte ich nicht zu Ihnen kommen, und ich mußte Sie zu mir bitten. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind. Ich habe eine Bitte an Sie."

„Sie an mich?" fragte die ungewisse Stimme der Gattin des deutschen Edelmanns und französischen Genderarmeeofficiers.

„Madame," fuhr meine Großmutter ruhig fort, „meine Tochter sah Sie vorhin. Sie hat mir gesagt, sie habe ein braves Herz in Ihnen gesehen und ich glaube es, denn meine Augen sehen es. So wird meine Bitte an Sie keine vergebliche sein."

„Was wünschen Sie, Madame?" fragte die Fremde.

„Sogleich, Madame. — Sie wissen, wo Sie hier sind?"

Die Dame konnte nicht antworten. Sie zitterte.

„Sie wissen es, Madame! Und daß ich Sie fragte, muß Ihnen beweisen, daß auch ich weiß, wer bei mir ist."

„Mein Gott, mein Gott!" stöhnte die Dame.

„Beruhigen Sie sich, Madame. Ich wollte und will Ihnen keine Vorwürfe machen. Sie haben ja auch keinen Theil an dem, was geschehen ist, Ihr braves Herz hat es verabscheut, und verabscheut es noch. Und an dieses Herz wollte ich mich wenden, Madame, Ihr Gatte hat seinen Posten verlassen. Sein Leben ist verwirkt, wenn er in die Hände der Franzosen fällt. Aber der Zufall hat ihm hier einen Preis zugeführt, mit dem er es erkaufen kann, und sein Charakter wird ihn verleiten, zuzugreifen. Aber dieser Preis, Madame, wäre ein zweiter Mord, der mich und dieses Haus träfe, und, Madame, nachdem ich jetzt mit Ihnen gesprochen, hätten Sie Theil daran, und das Blut würde mit auf Sie kommen, und nach jenen unerforschlichen, aber ewigen Gesetzen mit auf Ihre Kinder. Verhindern Sie den Mord, Madame. Das war meine Bitte an Sie. Eilen Sie, erwidern Sie mir nichts, eilen Sie, damit Sie nicht zu spät kommen."

Die Frau des verrätherischen deutschen Edelmanns war aufgestanden. Sie wollte etwas sagen, aber sie vermochte es nicht. Sie bedeckte mit beiden Händen das leichenblasse Gesicht und schwankte zu der Thür hinaus.

Meine Großmutter war wieder allein, aber sie war es nicht lange. Es war eingetroffen, was sie in ihrem Inneren gefürchtet, weshalb sie jene für sich selbst wie für die leidende fremde Frau so schmerzlich peinliche Unterredung nicht hatte abwenden dürfen.

7. Kriegsgeschick.

Der Verwalter Buschmann und meine Tante waren zu dem Thurme geeilt, auf einem verborgenen Wege durch das Schlafgemach der Großmutter, den vorhin die Tante mit der alten Christine genommen hatte.

Der verwundete Freiherr saß aufrecht auf seinem Lager, als sie zu ihm eintraten. Er hatte sie erwartet, wenigstens die Tante Therese, er hatte den Kampf draußen gehört, dann die Schläge an das Thor, und konnte nicht zweifelhaft sein, was folgen werde. Von der Tante Therese mußte er es erfahren; sie mußte zu ihm kommen, sobald sie konnte.

„Du mußt fort, Adalbert," rief sie, indem sie zu ihm eintrat. „Die Franzosen dringen ein; wir konnten es ihnen nicht länger wehren. Wir führen Dich in den Wald, dort bist Du sicher, die Preußen sind darin."

Der Verwundete wollte sich erheben. Er vermochte es nicht; er war zu schwach. Der Verwalter wollte ihm helfen; es war vergeblich. Der Verwundete fiel zurück, und brach wie ohnmächtig zusammen. Die Augen schlossen sich ihm, dicker, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn; so lag er, einem Sterbenden gleich, auf dem Bette. Seine Wunden waren schwer; er hatte auf dem Schlachtfelde viel Blut verloren, ehe man ihn hatte verbinden kön-

nen, und war dann auf dem Bauernwagen einen Tag und fast eine Nacht gefahren. Die Ereignisse im Schloß Hawichhorst hatten ihn vom ersten bis zum letzten Momente in beinahe ununterbrochener Aufregung erhalten. Das hatte seine Kraft zuletzt brechen müssen.

Die Tante Therese rieb ihm die Stirn und die Schläfen mit Wasser, mit Essig, mit Essenzen; sie hatte schon früher Alles für die Pflege des Kranken hingebracht. Er kam wieder zu sich und schlug die Augen auf; aber er fiel in einen Schlummer der völligen Erschöpfung.

„Es geht nicht," sagte der Verwalter, „wenigstens nicht in der ersten Viertelstunde. So lange muß er ruhig schlafen."

„Und dann?" fragte die Tante.

„Wollen wir hoffen, daß der Schlaf ihm neue Kräfte gebracht hat."

„Wenn es nicht zu spät sein wird!"

„Fürchten wir das nicht. Bereiten wir uns vielmehr vor. Ich werde nach unten sehen, um mich umzuschauen, was es dort giebt, wie wir danach weiter zu verfahren haben. Legen Sie unterdeß Alles für die sofortige Flucht zurecht."

Er ging, und die Tante legte zurecht, was für die schleunigste Flucht erforderlich war. Sie war bald fertig und setzte sich dann an das Bett des Schlummernden, der ruhig schlief. Auch meine Tante faltete die Hände. Sie war fromm und gottesfürchtig, sie hob die Augen gen Himmel und betete: „O du lieber Gott im Himmel, erhalte ihn mir. Laß es gnädig an uns vorübergehen."

Man hörte, wie draußen das große Einfahrtsthor geöffnet wurde, wie die Franzosen in den Hof ritten. Aus dem Hofe kamen sie in das Haus. Das Geräusch drang aus der Halle bis in die Thurmstube empor, dann hörte man aber in dem entlegenen Stübchen nichts mehr, und es blieb abermals still, tief still. Der Verwundete schlummerte fort. Die Tante saß noch an seinem Bett, als der Verwalter zurückkehrte. Sein Gesicht zeigte Ruhe.

„Das Schloß können wir nicht verlassen," sagte er.

„Warum nicht?"

„Es ist auf allen Seiten strenge von den Franzosen eingeschlossen. Ich suchte vergebens hinauszukommen. Sie scheinen einen Ueberfall und ein Eindringen der Preußen in das Haus zu befürchten."

„Und warum das?"

„Der Besitz des Hauses giebt große Vortheile für einen Kampf, und der Kampf muß sich jedenfalls morgen erneuern."

„Sie sagen das Alles so ruhig, Herr Buschmann?"

„Ich bringe zwei andere gute Nachrichten."

„Theilen Sie sie mit."

„Der verwundete französische Officier ist der Sohn des Obersten der Carabiniers. Er ist in der Brust schwer verwundet, und der Vater ist außer sich vor Angst und Schmerz. Darum wurde so besonders dringend der Einlaß in das Schloß begehrt. Ihr Bruder Franz ließ sofort den Verwundeten in sein eigenes Zimmer, in sein Bett bringen. Er, sorgte dann für alle möglichen Bequemlichkeiten und legte selbst mit Hand an, wo er konnte. Die Sorge und Aufmerksamkeit haben den Obersten gerührt. Er hatte erfahren, wo er war, in dem Hause des vor zwei Jahren von den Franzosen erschossenen jungen Advocaten. Es hatte ihn tief ergriffen. Sagen Sie den Ihrigen, hatte er zu Franz gesagt, daß ich keinen Theil an jenem Ereignisse hatte; der Verrath eines deutschen Edelmannes hat den Unglücklichen dem Tode zugeführt."

„Es ist eine hoffnungsreiche Nachricht, die Sie da bringen," athmete die Tante Therese auf. „Und die zweite?"

„Ihre Frau Mutter hat die Frau jenes Verräthers bei dem Leben ihrer Kinder beschworen, ihren Gatten vor einem zweiten Morde zu bewahren. Sie hat sie dafür mit verantwortlich gemacht. Die erschütterte Frau wird Alles aufbieten. Sollte der Elende dennoch den zweiten Mord begehen wollen, würde jetzt, könnte der Oberst die Hand dazu bieten? Und er allein commandirt im Schlosse."

Die Tante wollte ruhig werden, wie der Verwalter es war. Der verwundete Freiherr erwachte. Aber der Schlaf hatte ihm keine neuen Kräfte gegeben, er schlug matt die Augen auf und bat mit schwacher Stimme um einen Trunk Wasser, welchen ihm die Tante reichte.

„Ich kann nicht fort, Therese!" sagte er dann. „Laß mich hier bei Dir sterben. Ich wollte es ja."

Es war die völlige Resignation der tiefsten Erschöpfung.

„Du wirst nicht sterben," erwiderte ihm die Tante. „Du wirst genesen und leben."

Sie theilte ihm die Nachrichten des Verwalters mit, die ihn wieder belebten und ihm doch wieder Kraft, und mit der Kraft wieder Muth gaben.

Draußen in dem Gange vor dem Thurmstübchen wurden Stimmen laut. Es war in dem schmalen, dunklen Gange, in den man auf der Wendeltreppe von der Halle aus gelangte, an dem die Zimmer lagen, in welche der Commandant der französischen Gensd'armerie mit seiner Familie aufgenommen war, und an dessen Seite der schwachsinnige Freiherr Max sein Wohnzimmer hatte. Die Stimme des Schwachsinnigen wurde zuerst vernommen.

„Dort ist er, dort, meine Herren!" rief er eifrig und geschäftig. Er sprach zu Mehreren.

„Es ist so!" fügte die Stimme des Gensd'armeriecofficiers in französischer Sprache hinzu.

„So holen wir die Befehle des Obersten ein!" sagte eine dritte Stimme. Sie war eine fremde und sprach gleichfalls französisch.

Schritte entfernten sich in dem Gange; sie gingen der Wendeltreppe zu, diese hinunter. Aber nur der Gensd'armerieofficier und der Fremde mußten die Treppe hinuntergegangen sein. Die Thür des Schwachsinnigen wurde auf- und wieder zugemacht. Er war in sein Zimmer gegangen.

„Was war das? Wären wir doch verrathen?"

Die Gefahr war wieder da; sie wuchs. Da war auch der klare Muth der Tante Therese wieder da.

„Ich muß wissen, was es war. War es Verrath, so muß ich ihm zuvorkommen. Der Oberst, der jene Worte meiner Mutter sagen ließ, kann nicht das Werkzeug des elenden Verräthers werden. Er allein hat hier zu befehlen. Ich werde zu ihm dringen, an das Lager seines verwundeten Sohnes. Würde er da widerstehen können? Und wenn doch — Adalbert, Du fühlst Dich wieder kräftig — ich sehe es Dir an."

„Ich fühle mich wieder kräftig, Therese!" Der Verwundete richtete sich auf, zum Zeichen, daß er wahr spreche.

„Wohlan, Buschmann, so machen Sie Alles zur sofortigen Flucht fertig. Aber verlassen Sie dieses Stübchen nicht eher, als bis ich wieder da bin. Wir müssen zusammenbleiben, Adalbert, zusammen leben oder sterben."

Sie verließ das Gemach durch die Thür, die in den schmalen dunklen Gang führte. Der Verwalter schloß hinter ihr zu. Sie ging in das Zimmer des Schwachsinnigen.

„Freiherr Max, mit wem sprachen Sie im Gange?"

Ihr Gesicht war strenge, befehlend; es lag eine furchtbare, eine Entschlossenheit zum Aeußersten darin. Der Irre erschrak vor ihr, aber wie ein Kind. Er antwortete gehorsam.

„Mit dem Freunden, Mamsell Therese, den Sie in die Zimmer meines Bruders einquartiert haben."

„Und mit wem noch?"

„Es war ein Officier von den Franzosen da unten; ich glaube, der Adjutant des Obersten."

„Und über wen sprachen Sie?"

„Nun, über den preußischen Officier, den Sie in das Thurmstübchen einquartiert haben."

„Sie haben ihn den Franzosen verrathen?"

„Ich, ich, Mamsell Therese? Der Fremde hat ihn verrathen. Ich zeigte ihnen nur die Thür des Thurmstübchens. Ich hatte Alles gehört, und, Mamsell Therese, diese Preußen haben sich hier in Westphalen nicht gut benommen."

„Freiherr Max," sagte meine Tante, „wenn die Franzosen den preußischen Officier finden, wissen Sie, was mit ihm geschieht?"

„Nun?"

„Sie erschießen ihn."

„Ah! Aber warum ist er preußischer Officier?"

„Und, Freiherr Max, wissen Sie, wer dieser preußische Officier ist?"

„Nun? nun?"

„Es ist Ihr Neffe, der Freiherr Adalbert. Ihn haben Sie den Franzosen verrathen."

„Ah, mein eigener Neffe? Der künftige Herr? Auch mein Herr! Der Reichsfreiherr!"

Der Irre lachte lustig, indem er die Worte sprach. Gott

Digitized by Google

weiß es, welche sonderbare Verkettung und Verwirrung von Gedanken das Lachen in ihm erzeugte. Die Tante wurde von einem Grauen erfaßt, sie erriet, was geschehen sei, und sie unterließ weiter. Sie verließ den Irren und ging die Treppe hinunter, zu dem unten an der Halle belegenen Zimmer ihres Bruders Franz.

Dort war der Oberst der französischen Carabiniers an dem Lager seines auf den Tod verwundeten Sohnes. Die Tante hatte das Richtige errathen. Sie erfuhr es später mit allen seinen Einzelnheiten von dem Irren selbst.

Der Irre hatte sich ängstlich in sein Zimmer eingeschlossen, als draußen am Hause der Kampf begann. Die alte Magd Christine hatte ihm kurz vorher gesagt, die Franzosen schössen die westphälischen Ehrllente todt. Aber als der Kampf zu Ende war, als er gar kein Schießen mehr vernahm, und nur in dem dunklen Gange hin und her gehen hörte, da überwog die Neugierde seine Furcht; er mußte wissen, was im Hause geschah. Er lauschte, an seiner Thür und vor derselben. In dem Gange brannte, wie gewöhnlich, eine Lampe. Er sah die Frau des Fremden mit der alten Christine die Treppe hinuntergehen, während der Fremde selbst oben im Zimmer blieb, und wurde neugieriger, wohin sie gehen mochte? Ein eiliger Schritt kam leise die Treppe herauf. Er erkannte den Kutscher des Fremden. Der Mensch ging in das Zimmer zu seinem Herrn. Der Irre schlich ihm nach und lauschte an der Thür.

„Herr Commandant," hörte er den Kutscher zu seinem Herrn sagen, „die Franzosen haben unten im Stall Ihre Pferde erkannt."

„Teufel!" fluchte entsetzt der Commandant.

„Sie fanden dann auch Ihren Wagen."

„Und dann?"

„Sie sprachen von Desertiren und Uebergehen zu dem Adjutanten des Obersten, um ihm Anzeige zu machen."

Noch einmal fluchte der Commandant. Dann sagte er zu dem Kutscher: „Geh! Sage keinem Menschen etwas. Achte auf Alles. Fällt etwas vor, so theilst Du es mir mit."

Der Kutscher ging, und der Irre lauschte wieder an seiner Thür. Die Frau des Commandanten kehrte zurück. Der Irre folgte auch ihr und horchte wieder an dem Zimmer.

„Friedrich," hörte er die Frau sagen, „ich komme von der Mutter des Unglücklichen."

„Was wollte sie von Dir?"

„Sie hat mich beschworen, Dich vor einem zweiten Morde zu bewahren."

„Was wußte sie davon?"

„Sie muß Alles wissen. Auch dieser zweite Mord gehe ihr Haus an."

Der Commandant schien aufzufahren. „Wie? Ihr Haus? — Welcher Gedanke! — Ich bin gerettet."

„Was sprichst Du, Friedrich?"

„Es muß so sein — ich hätte es gleich denken können. Ich bin gerettet."

„Friedrich, Du willst in der That den zweiten Mord begehen? Jener preußische Officier —"

„Ich weiß, wer er ist."

„Und Du willst ihn verrathen?"

„Verrathen? Jeder ist sich selbst der Nächste. Weißt Du, daß die Franzosen unsere Anwesenheit hier im Schlosse kennen? Der Kutscher war eben hier; sie haben meine Pferde und den Wagen erkannt, und haben von Desertiren gesprochen. Der Oberst weiß in diesem Augenblick Alles."

„Und Du willst Dich durch einen zweiten Mord retten, Friedrich?"

„Thorheit!"

„Mein Gott, mein Gott! Und jene unglückliche Mutter rief für dieses zweite Verbrechen das Blut auf unsere armen Kinder herab. Das eine von ihnen liegt schon krank da, im Fieber. Friedrich —"

„Thorheit, Charlotte! Sollen sie mich erschießen? Jener preußische Officier oder ich, es bleibt keine Wahl. Gehe in das Zimmer zu den Kindern. Ich glaube Jemanden kommen zu hören."

Es kam in der That Jemand die Wendeltreppe herauf. Der Irre mußte in den Seitengang zu seinem Zimmer zurück. Er sah einen französischen Officier vorbeigehen. Es war der Adjutant des Obersten, der in das Zimmer des Fremden ging. Der Irre schlich ihm wieder nach, horchte wieder, vernahm wieder, was drinnen gesprochen wurde.

„Commandant," sagte der Adjutant, „ich habe auf Befehl des Obersten Ihnen anzukündigen, daß Sie Gefangener sind."

„Ich Gefangener, mein Herr?" erwiderte verwundert der Commandant. „Darf ich fragen, warum?"

„Sie haben Ihren Posten als Officier des Kaisers verlassen."

„O, ich? Sie wissen doch, daß ich Officier der Gensd'armerie des Kaisers bin?"

„Gewiß."

„Wohlan! Als Officier der Gensd'armerie des Kaisers dürfte ich die besondere Pflicht haben, Verräther, die aus der Armee des Kaisers desertirt und zu seinen Feinden übergegangen sind, ihrer gerechten Strafe zu überliefern. Ein solcher Verräther weilt in diesem Schlosse. Dem Kaiser wird gerade an seiner Person besonders gelegen sein. Ich erfuhr, daß er hier war. Er wurde hier gehalten gehalten, und es bedurfte besonderer List, seinen verborgenen Schlupfwinkel zu erfahren. Mir ist es gelungen."

„Darum sind Sie hier?" fragte der Adjutant.

„Darum sehen Sie mich hier!"

„Mit Ihrer Gattin? Mit Ihren Kindern?"

„Sie ist es, mein Herr. Die Reise hierher war in der gegenwärtigen Zeit ein großes Opfer. Die Preußen sind im Anzuge; Sie selbst haben noch vor kaum einer Stunde ein Gefecht mit ihnen bestanden. Der Feind hätte in größerer Anzahl vorgerückt, das Gefecht hätte sonst für Sie unglücklich sein können. Der Feind wäre dann in der heutigen Nacht oder morgen in der Stadt. Sollte ich meine Familie dort schutzlos zurücklassen? — Aber haben Sie die Güte, mich zu dem Herrn Obersten zu führen, damit ich ihm die weiteren Mittheilungen machen kann."

Der Adjutant mochte noch so sehr den Kopf schütteln zu dem, was er hörte, er mußte den Gensd'armerieofficier zu seinem Obersten führen. Beide kamen aus dem Zimmer in den Gang. Der Irre zog sich nicht vor ihnen zurück; er trat ihnen entgegen.

„Ah, meine Herren, Sie suchen den preußischen Officier? Er ist in jenem Zimmer, dort, dort ist er."

„So ist es," bekräftigte der Gensd'armerieofficier.

„Holen wir die Befehle des Obersten ein," sagte der Adjutant.

Die beiden Officiere gingen. Der Irre kehrte noch einmal an die Thür des Gensd'armerieofficiers zurück. Die bleiche Frau war darin. Er hörte sie mit schwankendem Schritt auf und ab gehen und glaubte, sie weinen zu hören. Er vernahm hinten im Gange ein anderes Geräusch und eilte in sein Zimmer. Die Tante fand ihn dort. Sie errieth aus seinen Worten, was geschehen war. Die Tante schauderte. Sie eilte die Treppe hinunter, in die Halle, in dieser zu dem Zimmer ihres Bruders, in welchem der verwundete Sohn des Obersten lag. Es standen französische Soldaten vor dem Zimmer, welche sie aufhielten.

„Zu wem, Mademoiselle?"

„Zu Ihrem Obersten."

„Er spricht Niemanden."

„Ich muß zu ihm."

Meine Tante sprach es so entschlossen und sie sah so bleich aus, so angstvoll und war doch dabei so schön. Sie wurde eingelassen und trat in das Zimmer. Es waren nur wenige Menschen darin. In dem Bette ihres Bruders lag der verwundete Sohn des Obersten. Vor ihm saß der Wundarzt, der so eben den Verband vollendet hatte. Er beobachtete den unruhigen Schlummer des Verwundeten. Nahe dabei stand der Oberst, vor ihm standen sein Adjutant und der Commandant der Gensd'armerie.

Er sprach mit ihnen und hatte dem Adjutanten einen Befehl ertheilt. Der Adjutant verbeugte sich militärisch und wandte sich um, das Zimmer zu verlassen und den Befehl zu vollziehen. In diesem Augenblicke war meine Tante in das Zimmer getreten. Sie glaubte zu wissen, was der Gegenstand des Befehls sei.

„Mein Herr," sagte sie zu dem Adjutanten, „darf ich Sie bitten, noch ein paar Augenblicke hier zu verziehen?"

Sie sprach in dem reinsten Französisch. Der Adjutant blieb unschlüssig stehen, und meine Tante schritt auf den Obersten zu. Er war ein großer, schöner Mann, schon mit weißen Haaren, aber noch in der Fülle seiner Kraft. Sein Gesicht war ernst, strenge, aber es trug edle Züge und erweckte Vertrauen. Meine Tante faßte Vertrauen und wandte sich an ihn.

„Herr Oberst, Sie gestatten Ihrem Herrn Adjutanten, hier zu bleiben, bis ich Ihnen eine Bitte vorgetragen habe?"

„Was wünschen Sie, Mademoiselle?"

„Sie haben unser Haus einschließen lassen?"

„Ja, Mademoiselle! Aus Kriegsrücksichten."

„Es darf Niemand hinaus?"

„Ohne meinen Befehl nicht."

„Würden Sie mir gestatten, das Haus zu verlassen?"

„Ihnen allein?" fragte der Oberst rasch. Es war ein Gedanke, schnell in ihm aufgetaucht.

„Eine Dame allein," antwortete ruhig meine Tante, „würde in der heutigen Nacht schwerlich dieses Haus verlassen dürfen."

Der Oberst hatte einen Entschluß gefaßt. Er mochte ihm schwer genug geworden sein. Sein Blick hatte sich auf den verwundeten Sohn geworfen, dann auf meine Tante, die in ihrer klaren, ruhigen Haltung vor ihm stand, und deren blasses, schönes Gesicht dennoch die Angst ihres Innern nicht verbergen konnte.

„Mademoiselle," sagte er, „seien wir aufrichtig gegen einander. Sie wollen Jemanden aus diesem Hause führen, der mein Gefangener ist?"

Auch meine Tante hatte ihren Entschluß gefaßt, stolz und edel.

„Ja, mein Herr. Aber ist er Ihr Gefangener?"

„Er ist mein Gefangener."

„So bitte ich Sie um seine Freigebung."

„Sie bitten nun etwas Unmögliches, Mademoiselle."

Er warf einen Blick auf den Commandanten der Gensd'armerie. Meine Tante folgte seinen Augen. Sie würdigte zum ersten Male den verrätherischen deutschen Edelmann ihres Blicks. Der Mann stand ruhig da, mit einer Stirn von Eisen, als wenn keines der Worte, die er hörte, ihn angehe. Die Augen meiner Tante hatten nur Verachtung für ihn. Sie wandte sich wieder zu dem Obersten.

„Mein Herr, ein braver französischer Officier darf sich nicht zum Werkzeuge eines Verräthers hergeben."

Der Verräther zuckte auf. Das strenge, wettergraue Gesicht des Obersten wurde roth. Er warf noch einmal einen dunklen Blick auf seinen verwundeten Sohn, aber er hatte noch einmal einen schweren Entschluß fassen müssen.

„Mademoiselle, ich muß meiner Pflicht und meiner Ehre dienen. Es ist mir oft schwer und hart geworden; vielleicht nie schwerer, als in diesem Augenblicke; aber ich muß es auch jetzt. Ich kann nicht anders. Der Mann, von dem wir sprechen, ist mir einmal überliefert, vielleicht durch — ja, durch Verrath. Ich muß meine Pflicht erfüllen."

„Und Ihre Pflicht ist, Herr Oberst?"

„Der Befehl des Kaisers lautet wörtlich an jeden Officier der Armee: Wo der Freiherr betroffen wird, wird er auf der Stelle erschossen. Auf der Stelle!"

Die Tante verhüllte ihr Haupt. Dann mußte auch sie, unwillkürlich, ihren Blick auf den verwundeten Sohn des Obersten richten. Der Oberst sah es.

„Mademoiselle," sagte er schmerzlich, „glauben Sie mir, nie, nie ist die Erfüllung meiner Pflicht mir schwerer geworden, als heute. Ich erscheine als ein Unbarmherziger in Ihren Augen —"

„Nein, Herr Oberst," unterbrach meine Tante ihn mit Würde. Dann wollte ihr das Herz doch brechen. „Herr Oberst," sagte sie, „er ist mein Verlobter!"

„Großer Gott!" rief der Oberst. Auch er mußte sein Gesicht bedecken. „Ich kann nicht anders," sagte er dann leise. „Ich bin Soldat."

Er gab dem Adjutanten einen Wink, zu gehen. Der Officier verließ das Zimmer, und meine Tante folgte ihm.

„Mein Herr, wohin gehen Sie?" fragte sie ihn draußen.

„Meine traurige Pflicht zu erfüllen, Mademoiselle."

„Jetzt gleich?"

„Es muß so sein."

„Hier?" rief die Tante.

„Draußen am Walde."

Der Officier ging in den Hof, wo die Soldaten lagerten. Meine arme Tante stand einen Augenblick unschlüssig, wohin sie ihre Schritte wenden solle. Sie wollte zu der Wohnstube gehen, in der die gelähmte Großmutter lag; sie hemmte den Schritt.

„Wozu ihr die Qual der langen, einsamen Angst machen?" sagte sie.

Sie stieg die Wendeltreppe hinauf und ging in den dunklen, schmalen Gang, der zu dem Thurmstübchen führte. Es war der schwerste Gang ihres Lebens, sie mußte sich Fassung erringen auf diesem schweren Gange, in der vollsten Hoffnungslosigkeit, und sie vermochte es. Sie trat in das Thurmstübchen. Der Verwundete schlief, denn er war nach ihrer Entfernung wieder schwächer geworden. „Ich sterbe doch!" hatte er zu dem Verwalter gesagt. „Ich fühle es!" Der Verwalter hatte ihn zu beruhigen gesucht. Er war erschöpft wieder eingeschlummert.

„Und welche Nachrichten bringen Sie, Mamsell?" frug der Verwalter. „Ich lese in Ihrem Gesichte, es sind keine guten."

„Es sind keine guten, Baschunann. Er wird erschossen, auf unbedingten Befehl des Kaisers. Keine Bitte half. In diesem Augenblicke werden die Gewehre für ihn geladen, und in wenigen Minuten wird der Adjutant des Obersten ihn zu seinem letzten Gange abholen."

Der Verwalter hatte kein Wort.

„Zu seinem letzten Gange?" sagte die Tante für sich. „Kann der Arme denn gehen? Sie werden ihn tragen müssen — tragen zu seinem Grabe, noch ehe er todt ist!"

Sie betrachtete den Verwundeten. Er lag in seinem Schlummer unruhig da, und doch so schmach und matt. In seinem Gesichte war kein Tropfen Blut, nur die Binde war blutig, die seine Stirn bedeckte.

„Wecke ich ihn?" fragte sich meine Tante. „Bringe ich ihm sein Todesurtheil? Oder sollen die Fremden, die Feinde es?"

Sie beugte sich über ihn; sie legte ihr blasses Gesicht auf sein bleiches und küßte ihn — küßte ihn noch einmal. Er erwachte.

„Therese!"

„Kannst Du fliehen, Adalbert?"

„Nein — aber sterben!"

War es das Gefühl seiner Schwäche, oder hatte er seinen Tod in ihren Augen gelesen?

„Ja," sagte sie, „Du mußt sterben. Du bist verrathen, verloren, unrettbar verloren. Du, mein ewig, ewig geliebter Adalbert."

„Ich sterbe in Deiner Liebe, meine Therese, so wollte ich ja."

Er war gefaßt, trotz seiner Schwäche. Draußen im Gange wurden Schritte gehört.

„Sie kommen schon, mich abzuholen!" sagte er.

„Ja."

Der Adjutant des Obersten öffnete die Thür und trat in das Stübchen. Durch die geöffnete Thür sah man vier Carabiniers, die im Gange warteten. Der Verwundete richtete sich auf, Ehre und Stolz gaben ihm die Kraft dazu.

„Sie hier, Mademoiselle?" sagte der Adjutant. „Wollten Sie nicht sich den schweren Schrecken ersparen?"

„Ich bleibe!" sagte die Tante.

„Therese, gehe!" bat der Verwundete.

„Soll ich Dich in den letzten Augenblicke verlassen, Adalbert? Soll ich schwächer sein als Du?"

Der Verwundete schwieg. Auch der Adjutant sagte ihr nichts mehr. Er wandte sich zu dem Verwundeten.

„Mein Herr, auf Befehl des Kaisers —"

Der Verwundete unterbrach ihn.

„Ich kenne den Befehl Ihres Kaisers. Führen Sie mich ab."

Er hatte sich aus dem Bette erhoben. Der Verwalter hatte ihm geholfen, dann wollte er ihm den Mantel umhängen, den er zu seiner Flucht mitgebracht hatte.

„Nein," sagte der Verwundete. „Ich will in meiner preußischen Uniform sterben. Ich sterbe ja doch einen ehrlichen Soldatentod, sterbe für mein Vaterland, das mir verziehen hat."

Er war fertig zum Gehen.

„Und ich führe Dich," sagte meine Tante.

„Ja, auch Du hast mir ja verziehen."

Er nahm ihren Arm, und sie führte ihn. Er konnte gehen. Ehre und Stolz und Liebe erhielten wunderbar seine Kraft. Der Adjutant schritt ihnen voran, und die vier Carabiniers folgten. Der Verwalter ging gesenkten Hauptes hinter ihnen her.

So schritten sie durch den schmalen, dunklen Gang, die Treppe hinunter, durch die Halle. Niemand begegnete ihnen auf dem Wege. Nur französische Soldaten standen hin und wieder auf Posten. Der Adjutant hatte es mit richtigem Gefühl so angeordnet. An dem Thore, das aus der Halle in den Hof führte, machten sie Halt.

„Nicht weiter, Mademoiselle," sagte der Adjutant. „Ich muß Sie bitten. Meine Befehle lauten so."

Sie mußten sich trennen.

(Schluß auf Seite 742.)

Ein Ehrenkranz.

Die Bekränzung eines Veteranen durch eine Ehrenjungfrau.
Nach der Natur aufgenommen von Paul Thumann.

Die Gartenlaube hat ihrer allgemeinen Schilderung der Octobertage von Leipzig bereits einige der einzelnen Bilder eingewebt, welche aus dem großen Gesammtbilde derselben wie Sterne hervorleuchteten; dem rührigen Künstler verdanken wir die neue Festzugabe, die eine Scene auf der Denkmalsstätte bei Stötteritz darstellt.

Offenbar trat die hohe Würdigkeit des Festzuges, mit der er in der That die feiernde Nation repräsentirte, am reinsten dadurch hervor, daß in ihm jeder Stand, jedes deutsche Land, jedes Lebensalter Platz gefunden hatte, aber das Ergreifendste von Allem war doch, daß der Heldenzeit grauen Zeugen blühende Jungfrauen den Weg schmückten.

So kamen die Züge auf dem weiten Blachfeld an, und wo einst der Kampf mit der letzten Wuth des Siegers und des Besiegten getobt, da entfalteten sich die festlichen Reihen in schöner Ordnung, bis endlich jede Fahne ihren festen Standpunkt als Sammelzeichen für ihre Schaar gefunden. Diese selbst zerstreuten sich zum Theil und bildeten Hunderte von Gruppen der buntesten, belebtesten Art, während vom hohen Gerüste der Sänger Gesang erschallte und die Festrede verhallte, durch welche die Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal gefeiert worden war.

Und so lagerte und stand auch ein Grüppchen der Veteranen in der Nähe der Ehrenjungfrauen. Sie boten einen feierlichen, ernst stimmenden Anblick, diese Mädchen in ihrer weißen Kleidung und mit den grünen Kränzen um das Haupt und in der Hand. Und das hatte auch den ehrwürdigen Alten so ergriffen, den unser Bild meint. Es war nur Augensprache. Mit den Thränen der Rührung und Freude ruhte sein Auge auf einer der Jungfrauen, und diese verstand den Blick, sie eilte zu ihm hin und schmückte ihn mit ihrem Eichenkranz. — Es war eine lautlose Scene, und ebenso still wird sie noch vielen Tausenden das Herz erfreuen.

„Darf der Verwalter Sie ferner begleiten?“ fragte die Tante.

„Ja.“

Die Tante umarmte den Verwundeten.

„Wir sehen uns wieder, mein Adalbert. Ich bleibe immer Dein!“

„Wir sehen uns wieder, meine edle Therese!“

Die Soldaten führten ihn aus der Halle in den Hof, durch diesen aus dem Thore nach dem Walde zu. Die Tante ging in die Wohnstube zu ihrer Mutter. Die alte Frau war allein. Sie wußte von Nichts. Wer hätte ihr die Schreckensbotschaft bringen sollen? Sie sah das todtenbleiche Gesicht der Tante.

„Therese!“ rief sie, das Entsetzliche ahnend.

„Er wird erschossen, Mutter. In wenigen Augenblicken werden wir die Schüsse hören. Dort am Walde.“

Sie ließ sich auf die Kniee nieder, vor dem Rollstuhle; sie legte ihr Gesicht auf die Kniee der Großmutter. Mutter und Tochter sprachen kein Wort. So verharrten sie zehn Minuten, zehn lange, bange Minuten. Draußen am Walde fielen vier Schüsse.

„Es ist vollbracht,“ sagte meine Tante Therese. Sie stand auf. Ihr Gesicht war völlig blutleer. Sie trat an das Fenster, das nach dem Walde ging, und betete still zu den dunklen Nachthimmel hinauf.

Als sie dann zu ihrer Mutter zurückkehrte, hatte der Himmel ihr die Wehmuth der Thränen verliehen. Mutter und Tochter weinten lange. Der Verwalter trat in das Zimmer. Er übergab der Tante eine Locke.

„Der Todte schickt sie Ihnen. Er bat den Officier, daß ich sie ihm abschneiden dürfe. Er selbst konnte es nicht, da er den einen Arm in der Binde trug. — Uebergeben Sie sie an Therese! das waren seine letzten Worte. Ich hatte ihn an einen Baum geführt. Die Kugeln trafen ihn.“

Früh am anderen Morgen mußten die Franzosen abziehen. Ordonnanzen kamen und meldeten, daß ein starkes Corps Preußen im Anzuge sei. Sie nahmen eine Leiche mit aus dem Schlosse, der Sohn des Obersten war an seiner Wunde gestorben. Der Oberst hatte mit dem Abzuge gezögert, bis der junge Officier seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Er kam mit der Leiche an dem Walde vorbei. Dort lag eine zweite Leiche — die Leiche eines jungen Officiers. Vier Kugeln hatten die Brust durchbohrt.

Der Oberst warf einen schmerzlichen Blick auf den entseelten Körper des Sohnes, dann ein Wagen neben ihm fuhr. Aber er hatte seine Pflicht erfüllt, indem er den Einen den fremden Kugeln entgegengeführt und den Anderen durch die Kugeln seiner Leute hatte erschießen lassen. Der Krieg bringt wunderbare und furchtbare Widersprüche zusammen!

Ein paar Stunden später waren die Preußen da. Gleich nach ihnen kam der alte Reichsfreiherr. Auch neben ihm fuhr eine Leiche, als er das Schloß wieder verließ. Er brachte sie in das stetze reichsfreiherrliche Erbbegräbniß.

In dem Geschicke meiner Tante Therese hat seit jenem Augenblicke, da sie die vier Schüsse am Walde fallen hörte, kein Mensch jemals wieder einen Tropfen Blut gesehen.

Herbstliche Nachklänge über ein sommerliches Thema.

Erinnerungen an den Waldkater.

Im Sommer vorigen Jahres feierte die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn ein glänzendes Fest am Fuße der Roßtrappe. Es bestand in Eröffnung und Einweihung der Harzbahn bis Thale, dem so hübsch germanisch verstreuten Dorf an der Bode, wo sie zwischen dem Hexentanzplatz und der Roßtrappe so recht frisch und seelenvergnügt aus ihren lustigen Gebirgswindungen hervor zum ersten Male zu Athem kommt, rothhäckig und lachend, wie ein wilder Junge, der sich aus reinem Uebermuthe immer bergab außer Athem lief. Wärts wir aus dem Coupé steigen, blicken wir in's Bodethal aufwärts und sehen das Gasthaus zur Roßtrappe aus grüner Waldung 600 Fuß über uns herabwinken.

Ist das nicht bequem, nicht wunderhübsch, von allen Fernen der großen norddeutschen Ebene mit Dampf mitten in die deutsche Gebirgsschönheit hineinfliegen, noch in derselben Stunde beim Roßtrappenwirth Forellen essen und dabei seine gemüthlichen Hühner als Tischgenossen bewirthen, in die Hand nehmen und aus der Hand füttern zu können? An der Trappe selbst schießt uns der Invalide für einen guten Groschen etwas vor, und die Hexen des Tanzplatzes, 600 Fuß weit drüben am anderen Ufer und 200 Fuß höher, antworten sieben Mal immer stärker, wenn sie gute Lust und Laune haben. Unten, 1100 Stufen tief, schnurrt gemüthlich an die Felsen und zwischen die grünen Bäume gelauert der alte „Waldkater“ und blinzelt idyllisch-schläfrig auf die lustig zu seinen Füßen springende und prudelnde, mit unzähligen kleinen Wassereinfällen spielende Bode herab.

Roßtrappe, Hexentanzplatz, Waldkater, — mehr Gebirg und Thal braucht der Mensch überhaupt gar nicht, um glücklich zu sein und zu athmen, wieder leben und lieben, wieder essen und trinken, gesund ausruhen und es in Berlin wieder eine Zeit lang aushalten zu lernen.

Freilich auch dieser erste und in meiner Erinnerung der vollkommenste Theil des Harzes ist bereits von der Civilisation ganz beleckt und übertüncht worden. Böse Baulpeculanten haben ihm einen „neuen“ Waldkater in's Thal dicht neben den alten gesetzt und ein modernes „Zehnpfund-Hotel“ vor die Thür, gleich neben die Station. Auf der einen Seite desselben baumeln immer Gehenkte im Winde mit schmerzvoll umhergeschleuderten Armen. Die nach unten umhergreifenden leeren Mannshemdenärmel zappeln so unglückselig in die saftig grünsten Aussichten hinein, und das Hotel selbst bratet so nüchtern und vornehmthuerisch vor der Bodethalpoesie in der Sonne, daß man sich ärgern muß, wie über eine Caserne vor einem gothischen Dome. Die ganze Wirthschaft ist nichts als ein unausstehbarer Mißton in der „getrornen Musik“ der Bauluft. Ihr hättet von dem Steingerölle der Bode, das von den Jahrtausenden in überschwenglicher Fülle und Mannigfaltigkeit von seinen Gipfeln herabgestürzt, von den unermüdlichen rüttelnden Wasserdonnern der Bode losgelöst, ausgehöhlt und abgefeilt wurde, burgartige Mauern ausschichten, sie mit Moos und Eichentrieben ausmalten, auch das Dach etwa im Charakter des Roßtrappenvorsprunges anlegen und mit Sitzen, Gängen und Aussichten ausstatten müssen. Das Material dazu lag in reichster, malerischer Auswahl zu euren Füßen. Die Geister des Harzes lieferten euch den Baustyl.

Aber noch ärger haff' ich den geschniegelten „neuen“ Waldkater weiter oben, dem man's gleich von Weitem ansieht, daß ein Berliner Häuser-Speculant das Geld dazu gegeben. Er hat, wie der alternste Berliner verstenierte Witz, so recht inodern vornehm und naturverhöhnend neben dem gemüthlichen „alten“ von der schönsten Hexentanzplatzwand im schönsten Theile des Bodethalkessels Besitz genommen, die beste Aussicht und alle Stimmung in dieser großartigen Harmonie von Formen und Farben verdorben.

Der alte Waldkater ist ein anspruchsloses gemüthliches Eß- und Trinkhaus an den berühmten 1100 Stufen, die vom Hexentanzplatz herunter und zu ihm hinauffühven. Gegenüber springt die Roßtrappe hervor. Ihre vom nassten Eichengrün tapezierten Tannenwände mit riesigen Felsenthürmen und verzauberten Gestalten oben steigen und dehnen sich dicht vor unsern Augen aus den Tiefen der donnernden Bode empor. Man sieht weiter in die wilde Thalverengung hinauf nach der Teufelsbrücke hin. Unten gegenüber glänzen Tassen und farbige Kleider und gelbe Damenhüte mit weißen Federn zwischen Eichengrün und Grauwacke. Die Herrschaften sitzen in der „Conditorei“, die sich dort so hübsch eingeklemmt und versteckt hat, um das gewaltige, aber zu beherrschende und vielfach abgeschlossene und eingerahmte Bild nicht zu stören. Hinter dem Waldkater selbst erhebt sich unmittelbar das erhabene Spiel von Baumgrün und Felsengrau, 200 Fuß höher als die Roßtrappe, zum Hexentanzplatz empor.

Unten vor dem alten Waldkater, über den man ohne Störung hinwegsieht, sitzt man unmittelbar an dem rauschenden, in unzähligen kleinen Wasserfällen weiß aufspritzenden Gewässer. Man schaut hinab und, ohne den Stuhl zu rücken, empor zu den unheimlichen

Felsengestalten, die auf der Roßtrappen- und Tanzplatzseite einander gegenüber ragen und sich, 600 Fuß auseinander, doch unheimliche Geschichten zuzuflüstern scheinen. Bis in ihre höchsten Klüfte und Spalten hinauf haben sich Eichen und andere kräftige Laubhölzer angesiedelt, wohlgenährt und geliebt als Stammgäste des sonst unwirthlichen Gesteins. Wenn die Sonne untergeht, fleiden sich die Wände und Höhengebilde der Roßtrappenseite in malerischen Abstufungen blau- und violettbauchig, während die gegenüber unmittelbar von unseren Augen empor mit der obersten, hellrein Hölfte der Regenbogenfarben spielen. Die alten, grauwüdigen Höhenriesen stehen plötzlich da, um den „Bischof“ herum, in goldenen Gewändern. Sie blicken mit verklärten Gesichtern in das ferne Abendroth, und der ungeschlachte, bärtige Baschfire, den mein Freund Lebe am Vs. August zuerst entdekte, liegend und schnarchend auf einem bekannten Preußen-Profile, das ihm als eine Art Kopfstissen dient, scheint sich zu erheben, um seine häßliche Physiognomie auch etwas vom Abendroth verklären zu lassen. Dann bleichen und dunkeln allmählich die hellen Töne auf den lachenden Eichenkronen und den grauen Steinblöden, und auch die Thürme und Wände ganz oben werfen ihren Goldschmuck der sinkenden Sonne nach über den Himmel. Man kommt wieder zu sich und ist ganz still, bis Freund Lebe sich unserer Rührung schämt und einen Berliner Witz abblitzt gegen die Schwägerin „Emulie“, die gar nichts sagte und auch gar nichts sagt, sondern blos Thränen in den Augen hat und sie, abgewendet, hinunterträufeln läßt in den weißen Gischt des unten im Dunkel rauschenden Bergflusses.

Als wir einige Tage später vor dem „neuen“ Waldkater saßen, sprachen wir auch nicht, und selbst Lebe's Witz war, verstummt, aber nicht aus Poesie, sondern wegen gar keiner Aussicht, wegen sauren Bieres und großthuerei kleinstädtischer Geheimräthe, und vornehm nichtsfagender Gesichter von Töchtern. Es schienen eine ganze Menge von kleinstädtischen Großmoguls mit Familie zu sein, die immerwährend vor einander Verbeugungen machten und allerhand Sorten von Hüten und „Anglitröhren“ vor einander weniger abnahmen, als vielmehr hoch in die Luft hielten, von einem Ohre bis zum anderen mehr oder weniger schadhafte Zähne wiesen und unzählige Titel männlichen und weiblichen Geschlechts hindurch lächelten.

Und da saßen sie denn vor der gelecken Fronte des vornehmthuenden, gewöhnliche Sterbende durch saueres Bier verscheuchenden neuen Waldkaters, der die ganze Aussicht nach der einen Seite vermanert und die andere durch kokett angepflanztes Baumgesträuppe unsichtbar macht, so daß man blos auf einer künstlich angelegten Kiesbebene, auf der ganz kahlen Façade des Hauses und auf einigen Kutscherrücken und Pferdeschwänzen seine Augenweide pflegen kann. Das ist der „neue“ Waldkater, ganz wie ein „Hotel“ inwendig, und auswendig den Herrschaften die gemeinen Aussichten auf ungehobelte Felsen und ungezogene Bäume wohlthätig verhüllend, damit kein Bischof oder Baschkire über ihnen sie in den Genusse ihrer civilisirten Erhabenheit mit Freiheitsperspective störe.

Bevirrt sich nun gar Jemand krank in's Hubertusbad, das vor Thale am Eingange zum Bodethale recht hübsch auf einer Insel des Bergflüßchens versteckt liegt, um sich aus den eisen- und jodhaltigen Soolquellen neue Gesundheit zu holen, so mag er nur eilen, um vor Tanzmusik und Rechnungen anderwwo wieder Ruhe zu bekommen. Eine kranke Dame, die sich hier Genesung und Ruhe theuer erkaufen wollte, wurde hinter den Tanzboden einquartiert, wo sie saß die ganze Nacht unmittelbar vor ihrer Thür tanzen. Am Tage giebt's oft Concert aus dudeligen Blaseinstrumenten. Außerdem leidet ein permanenter Bewohner stets an zu großem Durst und Mangel an Gleichgewicht.

Der alte brave Förster, Herr Daube, dem diese über 7 Morgen große Hubertuslandinsel gehört, möchte diese „Civilisation“ gern wieder los sein und als Bad an geeignete Personen verkaufen. Die Quellen sind vielfach chemisch und ärztlich untersucht und für sehr heilkräftig gegen allerhand Haut- und Verdauungsleiden erachtet worden. Außerdem ließe sich dort sehr ruhig und gesund wohnen, wenn die ganze Insel wirklich als Badeort eingerichtet und bewirthschaftet würde. Jetzt als Tanzkneipe und „Hotel“ und Tummelplatz von Bierfederlermitionen hat sie weder eine gute Gegenwart, noch eine angenehme Zukunft. Wögen Eisenbahnvirection und Eigenthümer zusehen, wie sie das Hubertusbad in guten Ruf bringen. Erstere läßt es nicht an Anstrengungen fehlen, die verschiedenen Harzpartien für Fußgänger und Wagen immer zugänglicher zu machen. Mag sie sich vor Modernisirung, Hoteliruug und Vornehmisirung hüten. Sie verscheuchen damit die Hexen, die Geister, die Wald- und Quellnymphen, die Prinzessinnen Ilse und ihre Colleginnen, welche mit Heine den Gästen zurufen:

„Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du selbst Deine Schmerzen vergessen,
Du vergenkranker Gesell!

Zu meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst Du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.“

Die Bode hat dazu eben so schöne Anlagen, wie die Prinzessin Ilse, wenn nicht reichere. Beide sind brodengeboren, aber erstere ist lustiger, neckischer, von dauernderer poetischer Laune und nach meinem Gefühl malerischer und „märchenhafter, thalumsäumt zwischen Hexentanzplatz und Roßtrappe und weiter hinauf um die Teufelsbrücke „als die Ilse während ihrer kurzen Sprünge zwischen Westerberg und Ilsenstein, hinter welchem sie sich dann gleich nüchtern nach Wasserleben zu verflacht. Wir wollen die höheren Schönheiten der Vegetation, die Aussichten, die Wasserfälle dort nicht leugnen, aber wenn man sich mit den unzähligen kleinen, verstreuten und verwirrten Wasserfällen der Bode die verhältnißmäßig geringe Mühe geben würde, an zwei oder drei Stellen einige Felsblöcke wegzusprengen (viele kann man wegstoßen und schieben) und an andern etwas zu häufen, so gewönne man die schönsten, lustigsten Cascaden, die keine Spur von künstlicher Nachhülfe verrathen würden. Ich erinnere nur an den wunderhübschen Wasserfall der Selke, unweit des Mägdesprungs, der jedenfalls auch durch unsichtbar gewordene künstliche Nachhülfe so laut und so fyradelnd geworden ist und wie weißgekleidete Jungfrauen graciös und leicht zwischen bemoosten Steinen herabtänzelt. Das sieht durch den reichen Waldschmuck hindurch unvergeßlich heiter und herrlich aus.

Einige gute, muntere Sprünge der Bode zwischen den trotzigen Wänden und den „Bischöfen“, „Baschkiren“, „Mönchen“ und „Felsenthoren“ oben“ würden den Reiz dieses Thales ungemein erhöhen. Sie wäre dann eine silberfäßig harzmärchentanzende Taglioni, Pepita und Elsler zwischen den königlichen Logen oben, aus denen so ehrwürdige Herren herabschmunzeln. Diesen Vergleich vom Theater her verdank' ich gewiß meinem braven Harz-Mentor und „unverwüstlichen Theaterfreunde“, im Uebrigen Berliner Buchhändler Lazarus Wibibold Lebe. Ihm und seiner verehrten Frau verdank' ich vor Allem das Forsthaus zu Thale. Sie hatten's vorher entdeckt als Asyl gegen die modernen Hotelungethüme, welche mitten im Juli Gäste aus heißen, stickigen Städten auch im lustigen, lustigen Harze einfangen, in enge Schlafställen sperren und sich dafür gute Preise und Trinkgelder bezahlen lassen. Im zurückgezogenen Forsthause der Frau Oberamtmann Metler braucht man nicht zu „logiren“, sondern kann gleich „wohnen“, sich häuslich einrichten, sich beim Erwachen von den Bäumen an Fenster Morgengrüße flüstern lassen und im Schlafrocke hinausgehen in den Garten unter belaubte Obstbäume und eine lustige Riesenkatze und in würzigster Morgenluft bestellten oder eigen bereiteten Kaffee trinken und mit den Damen, Hunden, Hühnern, Pferden und Wagen des Hauses oder zufälligen Mitbewohnern freundliche, ungenirte Grüße wechseln, Ausflüge verabreden und den ganzen Morgen rubig und heiter verplaudern. Hier im Forsthause darf man Mensch mit Menschen sein, im Hotel ist man blos eine von den vielen unbenannten Zahlen, die massenhaft heiß und schnell und lärmend abgefüttert werden und schlechten Wein für dreifachen Preis dazu trinken müssen. Im Forsthause hat man Wahl zwischen Wein, Wasser, Bier und gar Nichts. Und dann ist die ganze Wirthschaft so großmütterlich und altväterisch, wie Haus und Stuben. Das Haus hat dicke Wände und ist im Sommer kühl. Meine Stube, an dessen vier Fenster grüne Baumsinger klopften und mit dem Sonnenlichte spielten, hat eine große Säule in der Mitte und riesige Balken oben quer durch. Durch die Fenster lachen Blumen und Bäume, ländliche Ruhe und wirklicher Dorfcharakter herein. Die Leuten bieten Einem 'nen „guten Murrrrjen!“ vor dessen vielen Rs man anfangs allerdings erschrickt, aber man merkt schnell, daß es gut gemeint ist, und lernt sich bald darüber freuen. Und dann, wenn Abends und Morgens die prächtigen rothen Kühe so meiodisch vorbeiklingeln und dabei so ehrwürdig und respectabel gerade ihres Weges ziehen! Die Klingeln an ihren

Hälften sind gestimmt. Wie hat mirs doch Freude gemacht, zu sehen und zu hören, wie diese rothen, runden Kühe Abends musikalisch nach Hause gingen! Eines Abends kam die ganze zahlreiche Heerde langsam aus der Ferne und Höhe thalwärts herabgeläutet. Wie sie so bedachtsam und gewählt schritten auf den Steingeröllen und auf einander warteten, sich gegenseitig Platz machten und sich in jeder Hinsicht vernünftig, freundschaftlich und rücksichtsvoll behandelten! Das Dorf ist groß und liegt meist versteckt umher. Nun war es eine Lust zu sehen, wie sicher und ruhig die große Heerde allmählich nach ihren vereinzelten Wohnungen die verschiedensten Wege einschlug und Partien von 5—6 Stück dann wieder von einander schieden, eine Strecke paarweise und dann einzeln sicher ihren Weg zur Privatwohnung schritten. Dabei bewunderte ich besonders eine rothe, große Originalmilchkureuinhaberin. Sie schritt ganz allein von der Heerde ab über eine sehr schmale, gebrechliche, lange Holzbrücke über ein breit ausgewachsenes Bodethal. Mit welcher Vor- und Umsicht, aber auch wie sicher sie sich hinüber balancirte! Und dann läutete sie sich mit ihrer Glocke — dem eingestrichenen E — ganz allein durch dunkelnde Thäler und auf sichern Umwegen geradezu vor die Thür ihres versteckten Stalles und klingelte mehrmals mit zunehmender, mißbilligender Schüttelung,* da man sie länger stehen ließ, als ihr lieb war.

Alle diese Respectabilität, Bernunft und Humanität unter diesen Thieren nahm mich höchlich Wunder. Schon von früher Jugend hatte ich in der Schule gelernt, daß die Thiere nicht mit Vernunft begabt seien, am wenigsten das dumme Rindvieh, am meisten aber die Menschen und ganz besonderd die Berliner, wo eigentlich die „Intelligenz" fast ausschließlich zu Hause sein soll. Als gebildeter Berliner hab' ich das selber immer gern geglaubt. Diese schmeichelhafte Dogmatik liegt nun stark durchlöchert von mir abgestossen. Ich weiß aus vieljähriger Erfahrung, daß die Berliner kaum einzeln, noch weniger in Gesellschaft so ruhig und respectabel und melodisch auf die Weide gehen oder davon Abends vor den vielen Bierhäusern vorbei zurückkehren. Es fallen unterwegs immer Mehrere ab, an, aus, ein, auf oder hin.

Doch wenn der Berliner wirklich witzig und dabei gutmüthig, gefällig, aufmerksam liebender Gatte, neckischer Schwager und uneigennütziger Freund ist, wie mein Mentor und Freund Lede, sieht ich ihn allen anderswo Gebornen vor. Man kommt mit ihm am schnellsten, heitersten und ehrlichsten durch den Harz und wohl auch durch die übrige Welt. Der Berliner kehrt der Welt immer die scharfe Seite seiner rasirmesserartigen Persönlichkeit zu und „drängelt" sich auf diese Weise ohne viel Umstände vorwärts. Der durchschnittene Widerstand geht dann zu beiden Seiten ab und macht Platz. Diese Art des Durchkommens empfiehlt sich ganz vorzüglich kleinstädtischer Aufgeblasenheit und hohlem Dünkel gegenüber. Mit einem einzigen gradeaus treffenden Worte oder Witze machte Freund Lede am unsern Ausflügen oft den verschrobensten Ansprüchen und Leuten ihren Standpunkt klar und befreite sie mit einem einzigen Hiebe aus ihren eigenen socialen Fesseln. Und da er sich dann im Uebrigen immer sehr gemüthlich, gesprächig und menschenfreundlich gab, begrüßten ihn die so Zurechtgesetzten mit Befreiten in der Regel dankbar als ihren Befreier, und machten nicht selten von der ihnen geschenkten Freiheit den besten Gebrauch zu ihrer und unserer Freude. So gelangen alle unsere kleinen Ausflüge ganz vorzüglich, und wir genossen jede Freude doppelt, da alle, welche wir Anderen zum Besten gaben, uns größtentheils mit Zinsen zurückbezahlt wurden.

Unsere Ausflüge selbst waren und sind im Harze eben das Allergewöhnlichste, so daß man nicht viel Federlesens davon machen kann. Ich glaube auch, die Leser müßen's lächerlich finden, wollt' ich ihnen die Schönheiten dieser Ausflüge schildern. Wie viel Höheres, Schöneres, Erhabeneres, Ueberwältigenderes hat man im mittel- und hochgebirgigen Deutschland. „Ja gewiß, versteht sich!" wie mein Freund Lede sagt. Aber wir lernten einen Reichsanwalt im Forsthause kennen mit zwei der liebenswürdigßen, jungen Damen, die alle Drei durch ihre gediegene Bildung und Anspruchslosigkeit in uns Allen die ersten Eindrücke zurückließen. Diese hatten alle mögliche Naturschönheiten gesehen und waren schon zum dreizehnten Male hier. Mit und wohnte ein alter, noch ganz jugendlicher freundlicher Herr und dessen Schwester aus Hamburg im Forsthause und zwar nicht das erste, sondern das neunte Mal. Und sie wollten all ihr Lebtage jeden Sommer immer auf mehrere Wochen wieder hierher kommen und weder mit dem Rhein, noch mit der sächsischen oder wirklichen Schweiz, auch nicht mit dem Fichtel- oder Riesengebirge tauschen. Und versprachen wir nicht selber ganz begeistert der uns begleitenden Frau Oberamtmann in ihre gerührt thränenden Augen hinein und der alten händeschüttelnden 73jährigen „Fiele" (die acht Thaler in einem Strumpfe hat, um sich damit ehrlich begraben zu lassen und nicht auf Gemeindekosten) obendrein, daß wir, wenn nicht noch durch höchst unnöthiges Sterben vorher verhindert, ebenfalls ganz sicher wiederkommen würden?

So muß wohl dieser Unterharz etwas ganz besonders Einladendes haben. Der joviale Herr Förster traktirte uns eines Morgens mit mehreren Flaschen Wasser aus einer Thalquelle des Harzes und sagte: „Wer davon getrunken, kann nicht wegbleiben und muß immer wieder kommen." — Diese Quelle ist das Symbol der fesselnden Reize des alten Waldtalers und seines Bodethales zwischen Tanzplatz und Rosstrappe. Was ist es?

Ich denke, das Geheimniß liegt just in der verhältnißmäßigen Enge, Kleinheit und bequemen Höhe aller gleichsam zu einer Duodezausgabe verdichteten Gebirgsreize mit Ausmerzung alles zu Schroffen, Kahlen, Hohen, Weiten und deshalb Erdrückenden, über unsern Horizont und unsere Genußfähigkeit Hinausgehenden. Auf dem Herzentanzplatze, auf der Rosstrappe und unten im Bodethale hat man immer meßbare Fernen, eingerahmte Bilder, wenigstens solche, die man sich bequem abgrenzen kann. Und sie sind immer so saftig voll und duftig und kräftig und nie überladen. Die Contraste von starren Felsgebilden und üppigem, frühlingsfrischem Eichengrün dazwischen, die Farbenspiene, die lustige und doch ganz respectable Bode mit dämonischen, dunkeln Rauschen und heitern, kekesten, silberfüßigen Sprüngen zwischen den Felsblöcken — das sind Alles so menschliche Gegensätze. Es ist kein Humbug dabei, kein theatralisches Gepränge, kein Alles so solide, so naiv würzige Arbeit der alten mittelbedürftigen Natur. Und wie süßlern die alten deutschen Märchen und Großmutter- und Ammengeschichten drum herum! Durch dieses Geflüster hindurch spricht die alte deutsche Geschichte manch deutlicheres, rührenderes Wort. Hier sagte Karl der Große die „Wenden furt". Nicht weit davon sing Heinrich der Vogelsteller seine ersten Finken und ward dann selbst gefangen von Patrioten, die ihn zum deutschen Kaiser wählten. An unzähligen Stellen stößt man sich an historische Steine oder wandelt über oder durch Burgruinen alter deutscher Ritter und berühmt oder berüchtigt gewordener Herren von Schlagetodt.

Ja und diese Gegenwart! Diese braven Leute und diese melodisch läutenden rothen Kühe! Diese reine, sauerstoffreiche, die Lebensflamme entzündende und läuternde Luft! Sie nimmt deshalb auch ziemlich mit, und Schwache werden anfangs matt und mager. Ich habe auch keine fetten Bewohner im Harze bemerkt, aber sie sind kräftig und sehnig. Deshalb kann man Personen, die fett sind oder es zu werden fürchten, wohl kaum eine erfolgreichere und angenehmere Entfettungskur raiten, als die „Schurre" zur Rosstrappe und die 1100 Stufen zum Herzentanzplatze. Statt des fauten Fettes setzen sich frische Muskeln an und freundliche Naturund Lebensbilder. — Gottes Segen über dich und der Menschen Freude in dir, du alter Hercynia-Wald, und des Sängers Fluch über den neuen Waldfrater!

H. B.

Aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von einem deutschen Freiwilligen.

Ich sprang an's Land — vor mir New-York. Das freie Amerika donnerte mir seine Festgrüße entgegen. Es war der 4. Juli 1860. Was mich getrieben hatte, Deutschland, mein Vaterland, Sachsen, meine Heimath, Leipzig, wo meine Wiege gestanden, wo liebe Verwandte und Freunde meiner mit Bangen gedachten, zu verlassen, „drüben" meine Kraft zu üben, meine Kenntnisse zu bereichern, meine Anschauungen zu erweitern, zu — leben? O fragt mich nicht darum! Ich war 21 Jahre alt und

Digitized by Google

— die deutsche Jugend drängt es in's Weite, das deutsche Herz pflegt erst ruhig in der Heimath zu schlagen, wenn seine Pulse die Mattigkeit beschleicht, wenn der Verstand ihm predigt, daß — viele Dinge nicht zu ändern sind.

Was ich drüben suchte, das hatte ich noch nicht, das Uebrige, was ich dort zu finden glaubte, vielfach anders gefunden. Ein Jahr später, am Unabhängigkeitsfeste, donnerten die Kanonen wieder, diesmal in zwei feindlichen Kriegslagern der — Union, die keine Union mehr war. Bald mordeten sich die, welche sich bereits seit Jahrzehnten gehaßt, wie eben nur entzweite Brüder sich hassen können, innig, grimmig, bis zur Vernichtung.

Auch ich focht mit. Auf welcher Seite? Der Deutsche haßt die Sclaverei, muß es. Die deutschen Freiwilligen scharten sich in New-York. Unter Blenker rückte das achte Regiment — nur Deutsche — unter ungeheurem Jubel am 27. Mai 1861 aus, 1040 Mann mit 15 Hunden, die ihre Herren nicht verlassen wollten, wie die Herren sie nicht. Deutsche Treue! Ich zog mit.

Was ich in diesem fürchterlichsten der Bürgerkriege erlebt, davon Einiges.

1. Deutsche Feldjustiz.

Von Straßburg (Virginien) bis acht Meilen hinter Harrisonsburg, unter formwährenden Gefechten und Neckereien zwischen seiner Arrière- und unserer Avantgarde, hatten wir den Feind vor uns hergetrieben, begierig zur Schlacht. Er fand nicht. Fast brach am 7. Juni 1862 die Nacht herein, als mein Regiment, an diesem Tage der Nachtrab, nach mühevollem, langem Marsche das Lager bezog. Vor uns, so weit uns Waldung und Hügel Ausschau gönnten, glühten und blitzten die Wachtfeuer der Unsrigen; darüber hinaus, kaum einige hundert Schritte spiegelten sich die der Armee Stonewall Jackson's in den Gewässern des Shenandoah. Die Gewehre waren in Pyramiden geſtellt. Bald loderten auch unsere Feuer. In den Kesseln brodelte der Kaffee. Ein heißer Schluck feuchtete den trockenen Schiffszwieback an. Dies unsere letzte Thätigkeit, unser einziger Genuß. Die Müdigkeit warf uns hin. Fest in die Decken gehüllt lag bald schweigend und regungslos die — Kaffeegesellschaft. O Heimath! — Schwere Athemzüge ringsum, nur hier und da leises Murmeln und Flüstern, ein gedämpftes Lachen, ein halblauter Soldatenfluch. „Sie werden doch nicht ewig laufen." — „Bis ihnen die Beine zu lang sind, eher kriegen wir sie nicht." — „Hoho! morgen haben wir sie — der Shenandoah ist angeschwollen, wie der übermüthige Frosch, er platzt aber nicht — hinüber können sie nicht, da platzen wir sie!" — „Stille dort, laßt mich schlafen wenigstens, wenn ich nicht essen kann!" — „Willst Du etwas voraus haben? seit vier Wochen habe ich meine Zähne nur zu Zahnschmerzen." — „Blas' den Dampf auf die andere Seite, Heißbronner — Dein verdammter Pfälzer könnte die Alligators vertreiben." — „Deshalb qualmt er immer im Gefecht, selbst die Kugeln nehmen Reißaus davor, und die Wolken zerhaut kein Säbel." — „Schwatz, was Ihr wollt, besser schmeckt er doch, als Eure Witze, und vertreibt den Appetit." — „Und den Schlaf — verdammt, nun fängt der Leipziger auch noch an, Stöttereio zu rauchen — na, morgen könnt Ihr mich zum Frühstück genießen, so gut wie geräucherter Lachs muß ich schon um Mitternacht schmecken, nicht, Hamburger?" — „Ich werde mich an Deine Zunge halten und dabei Hamburg nicht vermissen." — „Ruhe dort!" gebot der Sergeant. Auch das Flüstern verstummte, die Pfeifen verglühten, die Gedanken verschwammen. Tiefer Schlaf auf Aller Sinne, nicht gestört durch das Rauschen des Windes, durch den Ruf der Nachtvögel, die Schritte der Schildwachen, das Anrufen der Vorposten und einzelne weit durch die nächtliche Stille hallende Schüsse.

Auch ich schlief traumlos — eine halbe Stunde. Ein derber Stoß in die Seite ermunterte mich. Mein Freund und Camerad Moritz hatte mich geweckt. „Reich ist fort, weißt Du wohin?" fragte er mich leise. „Nein! Du?" erwiderte ich ebenso. „Wo wird er hin sein? Wie gewöhnlich!" — „Aber hier, wo Alles zu den Secessionisten hält! Statt Hühner und Ferkel wird er eine Kugel haben, wenn er überhaupt wieder kommt." — „O, er ist schlau, Du kennst ihn doch — ihn fängt man nicht, und trifft ihn auch nicht." — „Weiß, weiß! hol's der Kuckuck, mir läuft das Wasser schon im Munde zusammen, und das Lachen thelt mich in der Kehle über seine Fahrt — aber ich wollte doch, er wäre wieder da! sonderbar, ich habe Angst um ihn, wie noch nie." —

„Geht mir eigentlich auch nicht anders." — „Hilft uns und ihm nichts — laß uns hoffen und schlafen!"

Wir legten uns zurecht. Mit dem Schlaf aber war es nichts. Reich war „der Dritte in unserem Bunde", ein wackerer, rühriger Bursche unseres Alters, trotz seiner Jugend ausgewettert durch manchen Lebenssturm, voll unerschöpflich heiterer Laune, der Liebling, der Schatz der Cameraden und ihr „Proviantmeister". Wie Säbel und Haubajonnet und Kugel ihm nichts anhatten, so kannte auch sein schlanker breitbrustiger Körper und sein Geist keine Ermüdung. Gefecht oder Marsch, wenn sie vorbei waren und wir Uebrigen erschöpft da lagen, schienen nur da gewesen zu sein, die Lebendigkeit seiner Augen, die Stärke seiner Nerven und Sehnen, die Beweglichkeit seiner Glieder zu erproben und zu erhöhen. Kaum einige Minuten war er sich hin und sah in den Himmel, dann sprang er sicherlich auf, lächelte verschmitzt, nickte uns freundlich zu und verschwand. Wenn er wieder kam, geschah dies nicht allein. Er kam stets in Begleitung, lebendiger oder todter. Gar oft hatte er ein Rind am Horn zu uns buglirt, ein Schwein hinter sich hergeschleift, einige Ferkel auf dem Rücken, Geflügel aller Art unter den Armen oder über der Schulter, kurz, er brachte uns Etwas für unsere ausgehungerten Magen. Woher? Das war ihm und uns gleichgültig, wie das Soldatenmagen im Feld, aller sonstigen Moral zum Hohn, wohl immer zu sein pflegt, wenn harter Zwieback und ein Schluck Kaffee nur kärglichen Ersatz für verlorene Kräfte bieten und „Feinde ringsum" sind. Nicht gleichgültig war es dem Obersten unseres Regiments. Diese Art Fouragiren hatte er streng verpönt. Schon zwei Mal hatte er deshalb Reich mit Löhnungsabzug bestraft und für das dritte Mal arg bedroht. Reich lachte, trieb es fort und verließ sich, mit Recht, auf die Verschwiegenheit der Cameraden. Sein gutes Herz, seine „Strategeit" ließ ihn nicht ruhen. Er selbst bedurfte des Fouragirens nicht, kaum einen Bissen genoß er von seiner Beute, und „hätte ich die Engländer in der Krim und die Oesterreicher in Italien verpflegt," äußerte er öfters, „Sebastopol hätte sich nur vier Wochen halten sollen, und auf einen Herzog von Magenta hätte die Welt noch zu warten. Essen, gut essen, das ist die Hauptsache, die Mutter des Sieges für — Euch armen Kerle, die Ihr es Euch nicht abgewöhnen könnt." Sie hatten ihn Alle lieb, außer dem Obersten in diesen Punkte.

Was Wunder, wenn die Besorgniß um ihn uns nicht schlafen ließ. — „Vielleicht liegt er verwundet, hilflos im nahen Gestrüpp, hofft auf uns, und — verklitzt, ehe es kommt." Kaum gesprochen erhoben wir Beiden uns, wie ein Mann. Wir frechen, schlichen und glitten umher, wie die Nothhaut auf der Kriegsfährte — stundenlang. Umsonst, keine Spur von Reich. Erschöpft, todtmüde kehrten wir endlich zu unserer Lagerstelle zurück. Dort tyrannisirte uns der Schlaf.

Appell! — Wir sprangen auf, die Ersten. Der Platz zwischen uns — Reich's Platz — war leer. „Reich fehlt, mindestens seit Mitternacht" — meldy keiner von ihm?" Keiner hatte sein Gehen bemerkt, Keiner wußte von ihm. „Ist nicht zu verwundern, daß endlich einmal ein Ochse seine Brüder gerächt hat — wer weiß, wo er ihn hingeschleudert!" — „Das thut ihm nichts, er kommt immer wieder auf die Beine." — „Wenn's gar so hoch gewesen, hat er sich noch ein Bischen höher geschnellt, und wir werden ihn heute Abend an den Hörnern des Mondes hängen und uns auslachen sehen." — „Wird ihm auch nichts helfen! wenn er beim Verlesen fehlt, läßt ihn der Oberst auch dort herunterholen, und dann mag ich seine Suppe nicht essen." — So die Cameraden. Keiner glaubte an einen ernstlichen Unfall. So seit trauten sie seiner Kraft, seiner Gewandtheit und List. Ihre Scherze machten auch uns, seinen Freunden, Muth, ebenso der Tag.

Auch beim Verlesen fehlte Reich. Es mußte dem Obersten gemeldet werden, allein — es kam nicht dazu. Unsere ganze Armee begann langsam vorzurücken. Von der Avantgarde her hörte man bereits starkes Gewehrfeuer, dann und wann einen Kanonenschuß. „Hurrah, es geht los!" — „Vorwärts!" — „Hurrah!"

Obergeneral Fremont hatte in seiner Begleitung gegen dreißig Kundschafter (scouts), meist Halbindianer, Texaner, Californier, verwegenste, schlauste Gesellen, darunter auch einige Frauen, fast noch verwegener, die Schlauesten. Eben rückte das Achte — eine halbe Stunde vom Lagerplatz — einen Hügel herunter, an dessen Fuße vor einer einsamen Farm Stellung zu nehmen, da jagte in Carriere, die Beine nach Männerart über dem Rosse,

eine dieſe Kundſchafterinnen an unſeren Oberſt heran. „Dort bei der Farm liegt ein Soldat Eures Regiments erſchoſſen. Der Farmer wird ſe eben deshalb dem Obergeneral vorgeführt.“ Fort brauſte das Mannweib. Bald umſtanden wir die Leiche. Es war Reich. Durch die Bruſt hindurch, unter dem Schulterblatt wieder heraus, war die tödtliche Kugel gegangen. Der Oberſt ſtrich ſich den Bart: „verdammter Proviantmeiſter! — braver Soldat! — begrabt ihn in Ehren, den armen luſtigen Burſchen!“

Unter einer uralten Ceder wölbte ſich bald der Hügel über den ſo jungen Sohn der Mutter, die früh oder ſpät alle ihre Kinder in ihrem Schooße ſammelt. Die dreimalige Ehrenſalve war verklungen. Traurig, manches Auge naß, traten wir, Todtengräber und Geleit, den Rückmarſch zum Gros des Regiments an. — Heute mir, morgen Dir!

Vor dem Obergeneral hatte der Farmer zur That ſich bekannt. „Ich habe mein Eigenthum geſchützt — ich habe keinen Soldaten erſchoſſen, nur einen Dieb, wie die Geſetze es geſtatten bei Nothwehr dem Bürger der Civiliſation — ich war im Recht, gebt mir mein Recht!“ Das war die Rechtfertigung des Angeklagten. — „Macht mit ihm, was Ihr wollt!“ Das war ſein Urtheil, deſſen Vollſtreckung Fremont ſeinen Kundſchaftern überließ.

Unſerm Trauerzuge kam ihre Schaar, von der Farm her, entgegen, wir ſtumm, ſie klirmend; in ihrer Mitte, die Arme auf den Rücken gebunden, verbiſſen, vermaledeit, von rohen Fäuſten den wankenden Gang beſchleunigt, ein bleicher Mann, neben ihm ſein jammerndes, verzweifelndes Weib und ſeine beiden kleinen laut weinenden Kinder. Der wilde Haufe hatte lange geſchwankt und geſtritten, endlich ſich entſchieden. „Begrabt den Hund lebendig!“ Das war die Entſcheidung, ſo theilten ſie uns mit. Uns wendete ſich das Herz in der Bruſt. Wir proteſtirten heftig dagegen. Höhniſches Lachen war ihre Entgegnung. Jubelnd ergriffen ſie Hacke und Spaten, mit bölliſchem Triumphgeſchrei begannen ſie ihr ſcheußliches Werk. Angeſichts des aufmarſchirten Regiments hatten ſie ſein furchtbares Grab faſt fertig. Da ſtürzte das Weib, während die Kinder den vor Entſetzen ſtier in die Gruft ſtarrenden Vater umklammerten, athemloſen Laufes zu unſerem Oberſten hin, warf ſich auf die Kniee und rang flehend in herzbrechender Wehklage die Hände gegen ihn empor: „Rettet, o rettet, um Gottes Barmherzigkeit — Gnade! Gnade!“ Gott erbarmte ſich ihrer Qual — eine liebe Ohnmacht nahm ihr das Bewußtſein.

„Major Pokorny, ordnen Sie die Angelegenheit!“ befahl Oberſt Wuſchel.

In weiten Bogenſätzen trug ſein Roß den Major mitten in den Schwarm der Kundſchafter, mit denen wir noch vergeblich capitulirten. „Was ſoll hier werden?“ herrſchte er ſie an.

Mit militäriſchem Gruß trat der Sprecher vor: „Dort liegt der begraben, den der Rebell hier erſchoß — das hier iſt ſein Grab.“

„So fertigt ihn ſchnell ab mit Kugel oder Strick, verlängert ſeine Strafe nicht mit unnützer Unmenſchlichkeit durch dieſe Vorbereitung, zu der es dann Zeit iſt.“

„Hobo, Major! Kugel und Strick iſt er nicht werth — lebendig ſoll er Erde kauen.“

„Solche Barbarei gſchieht nicht, ſo lange mein Arm den Degen führt — ein Soldat mordet nicht und läßt nicht morden.“

„Der Oberbefehlshaber hat ihn uns überlaſſen — wir thun, was wir wollen.“

„Das nicht, ſo lange ich es hindern kann.“

Die Bande umrunzte das fertige Grab, der Sprecher ergriff das unglückliche Opfer an den zuſammengeſchnürten Händen und riß den Wehrloſen zur Grube.

„Schlagt an!“ tönte das Commandowort des Majors, und niemals ſchneller flogen unſere Büchſen an die Backe. „Wie ich geſagt, hängt oder erſchießt ihn — wo nicht, ſo iſt der Gefangene unter meiner Obhut — Widerſtand, und ich laſſe feuern!“ donnerte der Major. Die Kundſchafter flüſterten unter einander, dann Murren, Geſchrei, Flüche. Der Sprecher, ein rieſiger Texaner, trat wieder vor: „wenn der verdammte Hund nicht unſere Strafe haben ſoll, ſo mag er laufen, wohin er will — mag er Euch ſelber erſchießen!“ Damit ſchnitt er die Bande des Gefangenen durch und ſtieß ihn hart zwiſchen die Schulter. „Lauf zur Hölle!“ brüllte er und ſchritt hinweg, trotzig lachend in verbiſſener Wuth. Die Uebrigen folgten. Raſch waren ſie im Walde verſchwunden.

Vor der Front des Regiments ſtand nach kurzer Weile der Gefangene, umklammert von Weib und Kindern. Durch den Donner der Kanonen tönte die Stimme des Majors weithin ſchallend: „Hier, Cameraden, ſteht der Mann, der Euern armen Proviantmeiſter erſchoſſen hat. Obergeneral Fremont hat ſeine Strafe den Kundſchaftern überlaſſen. In gräuelvoller Heidenweiſe wollten ſie ihn lebendig begraben. Ich konnte das nicht dulden. Strick oder Kugel wollten ſie nicht gegen ihn gebrauchen — ſie haben ihn uns überlaſſen. Iſt Einer unter Euch, der einen Schuß für ihn hat, ſo trete er vor!“

Wieder ſtürzte das Weib händeringend und um Gnade jammernd vor dem Pferde des Majors in die Kniee, mit ihr die Kinder.

Tiefſte Stille lagerte über dem ganzen Regiment. Keiner trat vor.

Hart an den regungsloſen Gefangenen hin, deſſen Geſicht der Todesſchweiß überperlte, ritt der Major und legte ihm die Hand auf die Schulter. Wohl erſt dieſe Berührung brachte ihm die Sinne zurück — er zuckte zuſammen. Das Blut ſtrömte aus dem erbebenden Herzen wieder belebend durch ſeine Glieder, denn er hörte den Major ſagen: „Ihr ſeid frei, Mann! hier ſtreut ſich ſein Henker für Euch — geht — Gott vergebe Euch!“

„Hurrah! Hoch Major Pokorny!“ Die Stimme des Regiments übertönte mächtig hallend das Getöſe der ſich näher wälzenden Schlacht.

2. Auf Vorpoſten.

Als das achte Regiment unter ſiegahnendem Zujauchzen der Bevölkerung aus New-York ausrückte, erregte vor Allen ein Mann durch ſeine äußere Erſcheinung faſt bachanaliſchen Donnerjubel. Nicht gerade ſeine eigene Perſon zog Aller Blicke auf ſich, er hatte wenig an ſich, das dazu geeignet geweſen wäre; was ihn ſo hervorſtechen ließ, war das, was er unter ſich hatte, ein feuriger, glänzend ſchwarzer Hengſt von edelſtem Blut. Bäumen und furchtbare Sprünge und Sätze — ſo bewegte das prächtige Thier ſich vorwärts. Alle ſeine Raſerei aber konnte den marmorfeſten Sitz ſeines Reiters nicht erſchüttern, ließ deſſen düſteres Auge nicht höher leuchten, veränderte keine Miene dieſes finſtern Bronzegeſichts — wohin er wollte, gerade dahin ſprang das ſchäumende gebändigte unbändige Roß; zornſprühend mußte es gehorchen dem Zügel in dieſer Fauſt von Stahl. Der Name dieſes Reiters, obſchon nicht ſein eigentlicher, charakteriſirte dem deutſchen Ohre ſchon dieſen ehernen Mann: den Oberſtlieutenant Stahel. Durch Sümpfe und Wälder, über die weiten Pußten ſeines Heimathlandes, durch die Brandungswogen der Schlachten hatte er bereits ſein Roß getummelt, als der Magyar dem Habsburger den Handſchuh hinwarf. So unerſchütterlich feſt aber, wie Stahel im Sattel ſaß, eben ſo feſt ſaß in ihm ſelbſt ein Leiten, ſo oft berächtet und beſpöttelt, und dennoch eins der furchtbarſten Plagen des menſchlichen Geſchlechts: die Harpyie der Hypochondrie. „Post equitem sedet atra cura!“ Deshalb war er ſtets finſter, in ſich gekehrt, wortkarg, zum Zorn geneigt, kleinlich peinlich auch gegen kleinſte Dienſtverſehen. Dieſe waren aber beſonders häufig beim achten Regiment. Deutſche Freiwillige, mit wenigen Ausnahmen Repräſentanten der Intelligenz ihres Mutterlandes, nach deſſen öfters noch nicht ganz klaren Begriffen nach Freiheit ſtrebend, viele alte Volkskämpfer, fügten ſie ſich wohl willig und im Bedeutenden der nothwendigen militäriſchen Disciplin, achteten aber für unnütz, Soldatenzuchtſch zu tragen. So oft Stahel und ſo gern er ihnen das Letztere auflegen wollte, es gelang ihm nicht, nicht einmal ſo weit, daß es nöthig geweſen wäre, es wieder abzuſchütteln. Er war daher in fortwährenden Aerger über das „zuchtloſe“ Regiment, obſchon er wieder mit Stolz und Begeiſterung deſſen ſich bald und oft bewährende Tapferkeit pries. Sein Aerger, ſeine Hypochondrie blieb aber immer ſein Sieger, und er rächte ſich für dieſen Aerger an dem Achten, wo er nur konnte, auch noch, als er, vom Oberſten zum Brigadegeneral vorgerückt, nicht mehr ſo häufig in täglicher directeſte Berührung mit ihm kam. Er hielt uns fortwährend in Athem. Wenn andere Regimenter Ruhe hatten, wir mußten gewiß Schanzen bauen oder exerciren. Wir waren Arrièregarde oder Avantgarde, gleichviel, Abends beim Lagern mußten wir die Vorpoſten beziehen. Der Deutſche verträgt Viel, er iſt das ſo gewöhnt, ſeine Geduld iſt ſprüchwörtlich, er macht aus der Noth eine Tugend, allein er iſt eben ſo — erfinderiſch.

Im October 1862 lag Stahel's Brigade, das Achte darunter, bei Centreville, wir natürlich auf Vorpoſten. Wir waren abgelöſt

und hatten nun, dem Rechte nach, drei Ruhetage vor uns. Kaum so viel Stunden waren vergangen, da kam der Befehl: „auf Vorposten!“ Es hieß: bei den andern Regimentern sei der Zahlmeister eingetroffen. „Also die Geld — wir Vorposten!“ Das Regiment war mit Sack und Pack aufgestellt zum Abmarsch. Finstere Gesichter, mürrische, auch drohende Blicke. Da ging ein Murmeln durch die Gliedern, von Mann zu Mann, von Mund zu Munde — kein meuterisches Murren, nur ein flüsterndes Murmeln: das Losungswort, das das Regiment sich selbst gab — und auch das grämlichste Gesicht verzog sich zum Lächeln. Heiter und vergnügt, wie selten, marschirten wir ab und auf die Posten.

Die Nacht war etwas stürmisch, aber nicht sehr finster; man konnte auf hundert Schritt mit klaren Augen ziemlich deutlich sehen. Wir sahen lange nichts. Gegen Mitternacht, auf dem rechten Flügel ein Schuß, noch einer, bald ein Rottenfeuer, die ganze Vorpostenkette entlang unaufhörliches Feuern; es war, als ob unsere Büchsen Kanonenladung hätten, so krachte und donnerte es unablässig. Wir hatten's Urlaub. Feindliche Cavallerie, einzelne Reiter erst, schwadronenweise, ein ganzes Regiment, brachen aus der Waldung heraus, stürmten auf uns ein. „Der liegt!“ — „Der hat's!“ — „Der steht nicht wieder auf!“ — „Hurrah! den sink'n nehm' ich!“ — „Wart, Bursche, komm wieder!“ — „Der war gespeffert!“ — „Gräß mir Dein Lotichen!“ — Solche und ähnliche Ausrufe erschollen aus unsern Reihen und verklangen die Tresser, zugleich den kaltblütigen Muth, die Zuversicht der Freiwilligen. „Nehmt sie nur tüchtig auf's Korn!“ — „Nur gehörig gegeben, Jungens!“ — „Zusammengehagelt und wenn die Büchsen springen!“ — So ermunterten Officiere. Es war unnöthig. Wir schossen, wie in der schönsten deutschen Neujahrsnacht. In Centreville ward es lebendig — die Trommeln rasselten — die Signalhörner tönten — Generalmarsch. Es war ein furchtbarer Lärm. Augenblickliche Pause. Galoppschlag auch hinter uns. Ein einzelner Reiter auf schwarzem Hengst flog auf uns zu. „Hurrah! noch eine Salve!“ Sie krachte. „Das war der Letzte — weg, wie sie gekommen!“ — General Stahel hielt den Renner bei uns an; hinter ihm stürmte eine Abtheilung Reiterei daher — zwei Regimenter Infanterie rückten nach. „Was giebt's?“ — „Feindliche Cavallerie griff an, General! zurückgeschlagen.“ Stahel lüftete den Hut: „Essen das Achte!“ Wir schieden stumm, wir wußten, warum — er auch. Er wußte, daß wir wußten, daß er uns „drängelte“. Er recognoscirte an der Spitze der Reiter. Alles ruhig. „Kein Todter, kein Verwundeter auf dem Platze — schlecht geschossen, Achtes!“ — „Oho! mitgenommen, General!“

Die Nacht verlief fortan ohne weitere Störung. Am Morgen erneute, sorgfältigere Recognoscirung. Vor dem Achten bis zum Walde glatter Boden, nirgends von Pferdehufen zerstampft, nirgends ein Blutstropfen, nirgends eine zurückgelassene Waffe, kein Hut, kein Fetzen — nur Patronenhülsen in Masse. — So hatte der Rapphengst noch nicht gesegt, als da er den General nach dieser Recognoscirung an uns vorbei trug. Er ahnte die Wahrheit, als ob er das gefüsterte Losungswort des Achten vom Tage vorher in sein Ohr aufgenommen, jenes Losungswort, das es sich selbst gab und das wir Alle so prächtig verstanden: „Heute Nacht aufpassen — Cavallerie in Sicht — Alles feuern!“

Das achte Regiment kam fürder nur auf Vorposten, wenn die Reihe es traf.

Eine Stätte, von wo Licht ausging.

Von Prof. Richter in Dresden.

Es giebt Oertlichkeiten, an welche sich die dankbare Erinnerung der Völker in mehr oder weniger feierlicher Weise anknüpft. Nicht die Stellen meine ich, wo einst rohe Gewalt gehaust, wo Geschöpfe, die sich Menschen nannten, einander abgeschlachtet haben, — sondern solche Stellen, von wo ein neues Licht über die Völker ausging, das die Gemüther erwärmt oder die Geister aufgeklärt, das den Hoffnungen auf einen endlichen Sieg des Besseren frische Nahrung gegeben hat! — Solche Stätten verehrt der Christ in Bethlehem und Jerusalem, der Alttestamentliche am Sinai, der Mohamedaner in Mekka, — solche Stätten sind die Wartburg, das Schillerhaus, das Lessingstift u. a. m.

Auch die naturwissenschaftliche Heilkunde, die sogenannte neue oder physiologische Schule der deutschen Medicin hat eine solche Stätte, von wo für sie und Andere Licht ausging und an welche Hunderte von neueren Aerzten mit Dank und Verehrung gedenken. Und wirklich ist es auch, wie in Mekka, eine kleine Hütte, eine Kaaba, an welche sich dieses Andenken festhetet. Ein Hüttchen, welches vielleicht bald ganz abgebrochen werden wird! Deshalb beeilten wir uns, es noch bei Lebzeiten photo- und zylographisch zu verewigen. Wir hoffen uns dadurch ein Verdienst und den Dank vieler jüngeren Aerzte zu erwerben.

Diese Localität ist, wie die Unterschrift zeigt, das alte Leichen- und Sectionshaus des großen allgemeinen Krankenhauses zu Wien: in der That ein kleines niedriges unansehnliches Gebäude, aus welchem aber nichtsdestoweniger geistige Errungenschaften von unberechenbarer Tragweite hervorgegangen sind. In diesen engen Räumen sind jene zahlreichen, mühsamen und aufopferungsvollen anatomischen Untersuchungen angestellt worden, deren Endergebnisse die gesammte deutsche Medicin umgewandelt und zu einer ganz neuen Wissenschaft gemacht haben, — oder besser ausgedrückt: durch welche die Medicin aus einem Gemenge von Einzelthatsachen, Meinungen und Träumereien in eine solide, selbstständig forschende und stetig fortschreitende Naturwissenschaft umgestaltet worden ist. Eine Umgestaltung, welche von da aus (schon jetzt und in der Folgezeit immer mehr) auch auf alle anderen Facultätswissenschaften, auf Volkswirthschaft und Staatsverwaltung durchgreifende Einwirkungen haben wird.

Um diese Bedeutung des kleinen Wiener Sectionssaales anschaulicher zu machen, ersuche ich den Leser, mir nach der großen und glanzvollen Hauptstadt selbst zu folgen.

Im westlichen Stadttheile Wiens, in der Hernalser Vorstadt, zwischen der Alser und Währinger Straße, befindet sich ein Complex von Gebäuden, welcher an Umfang und Bewohnerzahl den Namen einer kleinen Stadt verdienen dürfte. Derselbe besteht aus etwa neun Höfen, deren Riesenumfang man danach ermessen kann, daß in dem vordersten Hofe ein großes Gebäude, die ganze berühmte Wiener Universitätsklinik enthaltend, frei dasteht, ohne die Uebersicht des Hofraumes und seiner Einfassung wesentlich zu beeinträchtigen. Dieser Häusercomplex ist eine Art von Krankenstadt, nämlich das weltberühmte allgemeine Krankenhaus: eine der großartigen Stiftungen des menschenfreundlichen Kaisers Joseph II., welche allein schon hinreichen würde, seinen Namen unsterblich zu machen. Es giebt kein zweites derartiges Krankenhaus auf der ganzen Erde; denn in allen gleichgroßen oder größeren Hauptstädten sind die Krankenhäuser kleiner und in den verschiedenen Stadttheilen vertheilt. (Was auch seine großen Vorzüge hat.) In diesem allgemeinen Krankenhause finden alle in Wien oder dessen Umgegend (bis weithin) Erkrankten ohne Unterschied der Provinz, des Glaubensbekenntnisses ꝛc. nöthigenfalls Aufnahme und Verpflegung. Es ist begreiflich, daß dadurch Jahr aus Jahr ein sich ein ungeheuer reiches Material für ärztliche Wissenschaft und Kunst, für Beobachtungen, Versuche und Entdeckungen in allen Zweigen der Krankheits- und Heilungslehre, der Geburtskunde und anderer ärztlicher Wissenschaftszweige zusammenfinden muß. Nach den mir vorliegenden sechs letzten gedruckten Jahresberichten dieser Anstalt, — denen ebenfalls an Reichhaltigkeit und tüchtiger Bearbeitung des Stoffes kein anderes ähnliches Erzeugniß der medicinischen Literatur zur Seite gestellt werden kann,* — wurden dasselbst jährlich zwischen 21,557 bis 25,606 (durchschnittlich 24,255) Personen behandelt, von denen etwa ein Neuntel starb. (Denn begreiflich wiegen unter den Eingelieferten die schwerer Erkrankten und Todescandidaten vor!) Da nun, sofern nicht Einsprüche erhoben werden, jede Leiche zur Obduction an das soge-

* Sie führen den Titel: „Aerztlicher Bericht aus dem k. k. allgemeinen Krankenhause zu Wien“ und werden im Auftrage des Oesterreichischen Ministeriums des Innern veröffentlicht durch die Direction des allgemeinen Krankenhauses.

nannte Leichenhaus abgeliefert und jede wissenschaftlich interessante auch auf eine höchst genaue und vollständige Weise geöffnet und darüber ein ausführliches Protokoll geführt wird: so bietet dieser Centralpunkt, wo Tag für Tag, Jahr für Jahr unausgesetzt gearbeitet wird, ein anatomisches Material, wie man es ebenfalls in der ganzen Welt nicht in gleicher Fülle findet. Nach den eben erwähnten Krankheitsberichten wurden in den letzten Jahren durchschnittlich 1275 Sectionen im Jahre gemacht, ungerechnet die von Gerichts- und Polizeiwegen in demselben Locale vorzunehmenden und zu Protokoll zu bringenden!

Lange Zeit hindurch scheint man in Oesterreich kaum geahnet zu haben, welch ein Schatz von Aufklärungen zum Besten der leidenden Menschheit, nicht blos für die praktizirenden Aerzte, sondern für öffentliche Gesundheits- und Krankheitspflege, Statistik und Volkswirthschaft in diesem Material des Wiener Kranken- und Leichenhauses verborgen stecke. — Es war einem einzigen Manne, einem wahrhaft Einzigen, beschieden, diesen Schatz zu heben und in einer Weise zu verwerthen, daß die gesammte Medicin davon Gewinn ziehen mußte. Dies geschah aber nicht etwa durch einen kühnen Griff, sondern durch eine jahrelange, mit unerhörter Ausdauer und Hingebung und ohne höhere Ermuthigung fortgesetzte Arbeitsthätigkeit.

Dieser Mann ist es, den wir unsern Lesern in wohlgelungenem Bilde (in nächster Nr.) und mittels einer kurzen Lebensgeschichte vorführen wollen. Es ist der Dr. Carl Rokitansky zu Wien, Professor der pathologischen Anatomie, jetzt Regierungs- u. Ministerialrath — bei allen jüngeren Aerzten „Vater Roki" genannt. Derselbe stammt (wie eine Mehrzahl der hervorragenden Professoren der sogenannten neuen Wiener Schule) aus Deutschböhmen und ist der Sohn eines Regierungsbeamten in Königingrätz. Hier und in Leitmeritz vollendete er seine Gymnasialstudien, zu Prag und Wien seine medicinischen. Er ward 1828 zu Wien Doctor und kurz darauf als Gehülfe an der obenbesprochenen pathologisch-anatomischen Anstalt angestellt. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vorgesetzten, des Professor Wagner, eines begabten jungen Mannes, wurde Rokitansky im Jahre 1832 Vorsteher dieser Anstalt. Er begann dieses Amt, welches er noch jetzt bekleidet, sofort mit der Sorgfalt und Gründlichkeit, durch welche sich das Institut noch heute auszeichnet und vielen anderen als Vorbild gedient hat. Ganz im Stillen nutzte er dessen reiche Schätze aus. Aber er speicherte seine Erfahrungen auf, um zu festbegründeten Ergebnissen zu gelangen, von denen nur Einzelnes zur Oeffentlichkeit kam. So blieb Rokitansky und sein Sectionssaal in seinem eigenen Vaterlande lange Zeit wenig beachtet, und es waren anfangs hauptsächlich fremde Aerzte, welche dessen Werth zu schätzen wußten. Erst nach zehnjähriger Wirksamkeit, nachdem sich Rokitansky über das Gesammtgebiet der Krankheiten, soweit sie an der Leiche, unter steter Beihilfe der Beobachtung am Krankenbette*, erforschbar sind, die ausreichendste Kenntniß und Uebersicht verschafft hatte, begann derselbe die Herausgabe seines berühmten „Lehrbuchs der pathologischen Anatomie" (1842 bis 1846), welches sortan die Grundlage jedes ärztlichen Forschens werden und nicht nur die deutsche, sondern auch bald (in mehrere lebende Sprachen übersetzt) die ausländische Medicin nach und nach im Geiste neuerer Naturwissenschaft umgestalten sollte. Zu gleicher Zeit sammelten sich auch um ihn die strebsameren Aerzte Oesterreichs (längst vorausgegangen war sein Busenfreund Stoda, welcher neben Rokitansky als zweiter Grundpfeiler der neuen Schule stets zu nennen ist). Diese Schüler, in ihre Heimath zurückgekehrt und bald in Besitz der wichtigeren klinischen Stellen getreten, übertrugen nun die von Rokitansky gewonnenen Erfahrungsthatsachen eine nach der andern auf die Beobachtung und Behandlung am Krankenbette und setzten seine Forschungen am Leichentisch weiter fort. So entstand die weitberühmte Wien-Prager Schule, welche besonders für Erkenntniß der Krankheiten (Diagnostik) und für einfache naturgemäße Behandlung derselben (Therapie) in kurzer Frist so Ausgezeichnetes geleistet hat.

Das alte Leichen- und Sectionshaus des allgemeinen Krankenhauses in Wien.

Um die Bedeutung der durch Rokitansky bewirkten Reform zu würdigen, möge der Leser sich Folgendes vergegenwärtigen. Bis dahin war die Medicin, wie schon oben erwähnt, — trotz manches glücklichen Anfangs, namentlich der Pariser Schule — nur ein buntes Gewebe von Thatsachen und Meinungen, Beobachtungen und Einbildungen, welches durch allerlei dichterische Einfälle und hochklingenden Wortkram zusammengehalten wurde. Erst durch Rokitansky wurde das Gesammtgebiet der Heilkunde (der inneren, chirurgischen und geburtshülflichen) hinsichtlich seines eigentlichen Bewurfes (Gegenstandes, Objects), nämlich des erkrankten Körpers und seiner Unterschiede vom gesunden, auf jene Grundlage gestellt, welche von anderen Naturwissenschaften schon längst eingenommen wird: nämlich auf die nüchternste und gewissenhafteste Durchforschung des Einzelnen (des Details), verbunden mit stufenweise fortschreitender Verknüpfung der Thatsachen zu allgemeineren Sätzen und zur Entrathselung des gesetzmäßigen Entwickelungsganges der einzelnen organischen Vorgänge (Processe) im Verlauf der Krankheiten und Genesungen. Dazu war es eben nothwendig, daß ein und derselbe Mann — wie hier unser Rokitansky — die Gelegenheit hatte und jahrelang benutzte, nm an zahlreichen Leichen, von denen jede doch nur einen einzelnen Zeitabschnitt eines Krankseins darstellt, die verschiedensten Seiten dieser Vorgänge aufzufinden und nach ihrer wirklichen Folge aneinander zu reihen. Diese Hingebung, dieses wohlbewußte Zögern, binnen nunmehr dreißig Jahren, vielleicht an mehr als 40,000 Leichenöffnungen geübt, erwirbt unserm Rokitansky allein schon das Recht auf den Titel des ärztlichen Fabius Cunctator, „welcher allein durch sein Zaudern das Reich errettet hat," wie Ennius sagt:

„Unus homo nobis cunctando restituit rem."

Es gehörte aber zu solch umfassender Arbeit noch ein zweites und drittes Erforderniß. Erstens eine, anschauliche Kenntniß des Verlaufes der Krankheiten am lebenden menschlichen Körper. Dazu bot das reiche Material des Wie-

* Ueber alle Kranke des Wiener allgemeinen Krankenhauses werden Tagebücher geführt, und jeder Chefarzt der zahlreichen klinischen Abtheilungen hat das Recht, eine Section jedes bei ihm verschiedenen Kranken zu verlangen, welcher er dann nebst seinen Unterärzten beiwohnt. So bleibt das pathologisch-anatomische Institut immer in Verbindung mit den lebendigen Vorgängen des Krankenbettes.

ner Krankenhauses und die Gefälligkeit der ihm befreundeten Aerzte eine Gelegenheit, welche Rokitansky emsig benutzt hat. Endlich gehörte dazu eine allgemeine über alle Zweige der Medicin und ihre Hülfswissenschaften ausgebreitete Bildung, eine Universalität des Wissens, wie sie dem Einzelforscher in der Regel zu mangeln pflegt. In allen diesen Zweigen, mit Einschluß der physikalischen (Nichtlehre, Mikroskopie, Mechanik ꝛc.), der Chemie, der Naturgeschichte ꝛc., mußte sich unser Rokitansky im Stillen mit fortbilden, um seiner Aufgabe gewachsen zu bleiben. Er mußte sich zugleich durch allgemeinere philosophische Studien die Freiheit des Blickes erhalten, welche nothwendig ist, um Massen von Thatsachen richtig zu ordnen und zur Gewinnung von Naturgesetzen übersichtlich zusammenzufassen. Allen diesen Ansprüchen genügte Rokitansky schon in der ersten Auflage seines Lehrbuchs in einer solchen Weise, daß dieselbe für ihre Zeit als etwas Vollkommenes gelten konnte.

Kräsen, d. h. krankhafte Blutmischungen). Spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß auch in solchen Krankheiten die wunderbar vielseitige Thätigkeit der Zellen, aus denen jeder lebende Körper besteht, eine Hauptrolle spielt. (Daher die neuere, besonders von Virchow vertretene Zellentheorie.) Aber es läßt sich nachweisen, daß Rokitansky selbst der Erste gewesen ist, welcher durch neuere mikroskopische Untersuchungen die Art an seinen eigenen Baum legte und in der Entzündungslehre die krankhafte Zellwucherung (das Auswachsen der Bindegewebe) an die Stelle der sich organisirenden Ausschwitzungen (Exsudate) setzte. Und sobald die neue Zellenlehre hinreichend begründet war, hat Rokitansky nicht angestanden, sein ganzes altes Gebäude einzureißen und in einer völlig neuen Ausarbeitung sein pathologisch-anatomisches Hauptwerk mit Ausscheidung alles unhaltbar Gewordenen frisch herauszugeben. Eine Selbstverleugnung, welche nur derjenige würdigen

Das neue pathologisch-anatomische Institut zu Wien.
(Siehe nächste Nummer.)

Rokitansky hat jedoch noch eine zweite Aufgabe gelöst, welche wir ihm weit höher anrechnen. Es ging ihm nämlich bei jener ersten Arbeit, wie es fast allen Reformatoren ergangen ist: beim ersten Reform-Anlauf bleibt auch den erleuchtetsten Geistern in der Regel noch ein Rest von alten Anschauungen übrig, deren sie sich nicht gleich auf einmal zu entledigen vermögen. Diesen Rest tilgen dann gewöhnlich ihre Schüler und Nachfolger aus und werden radicaler, als der Meister war. Etwas Aehnliches begegnete unserm Rokitansky mit seiner sogenannten Krasenlehre, welche noch jetzt von übelwollenden und schlecht unterrichteten Leuten als Argument gegen die neue Wiener Schule benutzt wird. Es giebt nämlich gewisse Krankheiten, welche scheinbar oder wirklich den ganzen Organismus, wenigstens dessen Hauptorgane und Systeme gemeinsam ergreifen. Rokitansky hat diese Constitutionskrankheiten, wie man sie jetzt nennt, in ihrer anatomischen Beschaffenheit mit Meisterhand geschildert. Er legte hierbei die uralte Voraussetzung (Hypothese) zum Grunde, als ob hier die Säfte, insbesondere das Blut, erkrankt seien und durch ihre fehlerhafte Beschaffenheit die verschiedentlichen auffindbaren Krankheitsbildungen erzeugt hätten (Säfteverderbnisse, Dyskrasien oder

kann, der da weiß, wie schwer sich berühmt gewordene Gelehrte entschließen, ihre gewonnenen allgemeineren Anschauungen einer fortschreitenden Erkenntniß zu opfern und von Grund aus neue Ansichten zu adoptiren.

Die Wirkung von Rokitansky's Lehre, nachdem er einmal durch Wort und Schrift Obermeister der deutschen Medicin geworden war, läßt sich nicht mit wenigen Worten schildern. Sie bedürfte eines besonderen Geschichtschreibers. Zunächst wurden allenthalben die gewonnenen Anschauungen auf das Krankenbette angewendet. Man unterſuchte nach Rokitansky's Schilderungen die lebenden Kranken (hauptsächlich mittels der inzwischen so sehr vervollkommneten Hülfsmittel der Diagnostik: Klopfen, Horchen, chemische Reagenzen u. s. w.), und fand in ihnen bald die am Leichentische festgestellten charakteristischen Zeichen. Um diese Zeit regnete es förmlich neue Entdeckungen in den Krankenſälen. — Mit diesen Arbeiten kam aber auch ein neuer Geist in das praktisch-ärztliche Wirken, ein Geist des wahrhaft thatsächlichen, realistischen Forschens. Geistreiche Einfälle und wortreiche Phrasen kamen ganz in Mißcredit. Von dieser Zeit her datirt die Ausscheidung aller mystischen Bestrebungen aus der Medicin, so sehr

sie auch noch immer durch den leichtgläubigen, einbildungsreichen Charakter der Laienwelt begünstigt werden. Gediegene Untersuchungen, klare Experimente, gehaltvolle statistische Zusammenstellungen, nüchterne aber desto haltbarere Fortschritte vom Einzelnen und Untergeordneten zum Allgemeineren und Höheren bezeichnen den Geist der heutigen Medicin. Wir stehen jetzt in der wissenschaftlichen Heilkunde auf einem festen Felsen, und dieser Felsen heißt Rokitansky!

Soweit, lieber Leser, die kurze Skizze über Rokitansky's wissenschaftliche Bedeutung. Nun noch ein paar Worte über Rokitansky's fernere Schicksale, zugleich zur Erläuterung unseres zweiten Bildchens.

So lange das Metternich'sche System in Oesterreich herrschte, hatte man Rokitansky in seinem Leichenhof so zu sagen eben nur gewähren lassen. Selbst dies verdankte er nur seiner gänzlichen Harmlosigkeit in politischer und jeder anderen Hinsicht. Denn ein Paar seiner Schüler, welche zu sehr sich als ärztliche Freiheitser bemerkbar machten und „die würdigen berühmten Professoren der alten Schule für Ignoranten erklärten", wurden theils gemaßregelt, theils polizeilich beaufsichtigt. Mit dem Umschwunge des Jahres 1848 änderte sich dies. Die neue Schule, längst im Auslande hochgehrt, kam nun auch im österreichischen Inlande zu Ehren und mit ihr (soll möchte man sagen, zu allerletzt) unser Rokitansky. Er ward Ehrendoctor der Prager Universität und Mitglied der k. k. Academie der Wissenschaften zu Wien (1848), erhielt jetzt vom Staate Lehrung seines bis dahin unbedeutenden Gehaltes, ward auch eine Erhöhung seines bis dahin unbedeutenden Gehaltes, ward Decan der medicinischen Facultät (1849) und Rector der Wiener Universität (1850), endlich Verfassender der berühmten k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, welche zwei weitverbreitete medicinische Zeitschriften herausgiebt. Mehrere dieser Posten hat er seitdem wiederholt verwaltet. Im Jahre 1858 ernannte ihn die k. k. Regierung „in Würdigung seiner vielfältigen und mehrjährigen Verdienste um die Wissenschaft und um die leidende Menschheit", wie es in dem betreffenden Patent heißt, zum Regierungsrath. Diese Ernennung gewinnt dadurch an Gewicht, daß sie wenig Wochen nachher erfolgte, nachdem Rokitansky zum ersten Mal vor das größere Publicum mit einem ganz von den freisinnigen Grundsätzen der neueren Naturwissenschaft ausgehenden Glaubensbekenntniß aufgetreten war. Er hatte nämlich von der Akademie der Wissenschaften den Auftrag erhalten, bei deren feierlicher Sitzung am 31. Mai 1858 den öffentlichen Vortrag zu halten und wählte dazu das Thema: „Zur Orientirung über die Medicin und deren Praxis." (Abgedruckt in der Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte zu Wien 1858.) Offen und unbefangen entwickelte er darin den Standpunkt der neueren Naturforschung und der auf diese begründeten Heilwissenschaft, schilderte deren Verfahrungsweise zur Ermittelung der Wahrheit und zur Uebertragung der gewonnenen Ergebnisse auf die Praxis und beleuchtete die Aufgaben und Schwierigkeiten der letzteren und die sittliche (ethische) Bedeutung des ärztlichen Wirkens. Aus letzterem Abschnitte gestatten wir uns eine kurze Mittheilung, die unsern Mann am besten kennzeichnen wird.

Nachdem Rokitansky erörtert, wie sein Beruf so sehr wie der ärztliche den ganzen Menschen in Anspruch nehme, — wie derselbe, weit entfernt, das Gemüth abzunutzen, vielmehr zum reinsten und aufopfernsten Wohlwollen zu führen pflege, — wie die Aerzte deshalb an allen menschenfreundlichen (philanthropischen) Bestrebungen Theil zu nehmen pflegen, — so fährt er fort: Die hervorragende Geltung der ärztlichen Leistung liege jedoch darin, daß der Arzt in seiner Berufserfüllung dasjenige einsetzt, was er dem Anderen zu retten strebt — das Leben! Gegenüber dem Werke solcher Nächstenliebe schrumpft die Belohnung, welche dem Arzte zu Theil wird, so glänzend sie auch sein mag, zu einer sehr mäßigen zusammen. Zunächst bleibt er angewiesen auf sein Gefühl der inneren Befriedigung. Ueber dieses hinaus ringt er um die Anerkennung seiner Standesgenossen, — als Einer, dem die Wissenschaft den Organismus erschlossen, — als Einer, dessen Gemüth die empfindlichsten Leiden der Menschen in sich aufgenommen, der aber inmitten ihrer erschütternden Einwirkungen besonnen und stark geblieben, — als Einer, dem es vor vielen Anderen beschieden ist, jenen Standpunkt zu erklimmen, von welchem aus sich ein tiefer Einblick in die Bedeutung des Daseins und die Zwecke der Vorsehung eröffnet und von welchem aus er mit dem Sänger ruft: „Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle!"

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Neue Reinigungsmittel für Luft und Wasser. Vor etwa fünf Jahren lasen wir in der „Gartenlaube" von einer neuen, sehr anwendungsfähigen, patentirten Anwendung der Kohle für unwirkliche und Gesundheitszwecke und haben auch Zeichnungen von verschiedenen Kohlenapparaten dazu. Diese Erfindung des Mechanikers Herrn Carl Bühring in London gründete sich auf eine ungeheure Porosität und chemische Kraft der Kohle. In den zahllosen Poren, Löchern, Höhlen und Winkeln der Kohle, die einem quadratzollgroßen Stück in eine Ebene auseinander gelegt die Ausdehnung von vielleicht fünfzig Quadratfuß geben würde, verdingt sich eine ungeheure Menge Luft, welche durch die Kohle die Eigenschaft erhält, chemisch reinigend auf alle Flüssigkeiten zu wirken, welche durch die Kohle hindurch filtrirt werden. Die Kohle hat Aehnlichkeit mit der lebendigen Lunge des Körper. Diese besteht auch aus einem großartigen, feinen Gewebe von Poren, in welchen die Luft durch Aus- und Einathmen chemisch reinigend, Sauerstoff gebend, Nahrung, Leben, Wärme erzeugend auf das Blut wirkt.

Die ganz unübertreffliche chemische Reinigungs- und Filtrirungsfähigkeit der Kohle und deren Conservirung zu kraft gegen Fäulniß ꝛc. war längst bekannt; aber es fehlte bis zu Bühring's Erfindung an einer praktischen, wohlfeilen Zubereitung und Gestaltung der Kohle zu diesen Zwecken. Dem Erfinder ist es jetzt gelungen, nachdem die jede Erfindung durchhemmenden hat und in denen viele erlagen) endlich gelungen, die Kohle fabrikmäßig zu Filtrirapparaten, Platten für Treibhauseinkleidung und Hospitäler, zur Prüfung der Heimsüchtigkeit verschiedener Sämereien, als Fußbodenbelag, für elektrische und chemische Schmelzzwecke, zu Blumenvasen und sogar Tabakrauchfiltern zu verarbeiten. Die Fabrik befindet sich in Hamburg, Billwärder Deich Nummer 82, von wo jetzt alle Bestellungen Einzelner oder von Wiederverkäufern für Niederlagen oder Agenturen besorgt werden können. Die meisten Fabriken in London, Berlin ꝛc. sind Anwendungen der Bühring'schen Erfindung, aber ohne und gegen ihn und dabei mit so fabelhaften Preisen, daß sie entweder die praktische Fabrikation nicht verstehen oder als 500 Procent Preis nehmen. Anders sind die Preise kann erklärlich.

Der unberechenbare Nutzen der Bühring'schen Kohlenapparate ergiebt sich aus folgenden Thatsachen. Reine Luft und reines Wasser sind die ersten Bedingungen für alles Leben, thierisches und pflanzliches. Ohne sie kann nichts Lebendiges gedeihen. Durch die Erfindung der plastisch-porösen Kohle von Herrn Bühring, dieselbe in beliebigen Formen für alle Luft- und Wasserreinigungszwecke anwendbar zu machen, hat die Kohle erst die Wichtigkeit erlangt, zu der sie ihrer Natur nach fähig ist. Daß die Kohle die Eigenschaft besitzt, trübes und ungesundes Wasser klar und gesund zu machen, und in der Luft schädliche Ausdünstungen zerstört, auch kaute, Gift und erzeugende Gährungen verhindert, ist längst bekannt, und daher hat auch die Bühring'sche Erfindung bereits die Beachtung gebildeter Industriellen, Agriculturfreunde, Chemiker und Gesundheitsbehörden auf sich gezogen. Aber jeder Mensch braucht gesunde Luft und reines Wasser. Deshalb sollte Niemandem ein Filtrir-Apparat aus Bühring's Fabrik fehlen, und sei's nur ein kleiner in der Tasche.

Die gewöhnlichen Wasserfiltrir-Apparate bestehen zunächst aus einem plastisch gebrannten Balle von einer Mischung reiner Holz- und Knochenkohle, und sind nicht bloß gegen Kalkbeschaffenheit, eine Metalle, Baumwolle, Haarfaser oder sonstige Hülsemittel. Sie liefern gegen andere Filter den Vorheit einer chemischen Reinigung, namentlich dadurch, daß sie die giftigen Schwefelwasserstoffgasverbindungen verhindern, das Wasser von allen lästigen Unreinigkeiten klären, außerdem selbst sehr leicht zu reinigen, zu tragen und für alle mögliche Zwecke anwendbar sind. So dienen kleinen Bälle zu Haustandsfiltern mit Glasrohr und Gummischlauch, wodurch man ohne Weiteres aus jedem beliebigen Gefäße in jedes andere filtrirtes kann, zu immerwährenden laufenden Filtrirten Wassers für Küchen, Comptoirs, Fabriken, die direct mit der Wasserleitung in Verbindung stehen waren in der Anstellung zu Hamburg sehr viel im Gange, zu Tischfiltern mit Glastrichter und Flasche, Taschen- und Reisefiltern in Blechform, Filtern für Pumpen, Filter-Bleche für Spirituslampen und Oellärung u. s. w.

Die Kohlen-Platten für Treibhäuser und Hospitäler u. s. w. bewirken als Wandbekleidungen in ersteren durch den vorwährenden Zersetzungsprozeß schädlicher Luftarten in den Poren einen lästigen Pflanzenwuchs, in letzteren, wie in jedem anderen geschlossenen Raume, eine vorwährende Luftreinigung. Als schlechte Wärmeleiter halten diese Kohlenplatten die eingezogene Sommerwärme zurück und geben sie während der Nacht lang sam wieder aus, wodurch Nachtfroste nicht so leicht möglich sind. Auch befördern sie als Wände sehr bedeutend die Reife und Süßigkeit der Weintrauben. Wasser auf diese Kohlenplatten gespritzt verdunstet langsam und versorgt deshalb Pflanzen stets mit gehöriger Feuchtigkeit. In Hospitälern, Krankenzimmern und Thüren oder Betten mit diesen Platten befleidet wirkungsvolle Luftreiniger und deshalb besser als ganze Reihen von Medicinflaschen. Fleisch- und Eisschränke von solchen Kohlenplatten sind

auch ganz vortreffliche Stückchen in die Wirthschaft. In ihnen hält sich Fleisch und andere Nahrung wunderbar lange, da die Kohle jede faule Zersetzung verhindert. Als schlechte Wärmeleiter halten sie Eis länger, als jeder andere Behälter.

Der Apparat zum Sammeln des Kesselsteins, der sich sonst beim Kochen ansetzt, sorgt für reines, weiches Wasser, in welchem man weniger Thee oder Kaffee braucht (da es besser auslangt), auch für die wohlfeilste und reinste Wäsche in Waschkesseln.

Platten, Cylinder, Schmelztiegel u. s. w. für elektrische und chemische Werke übertreffen alle andern dazu verwendeten Materialien, wie Männer der Naturwissenschaft längst wissen werden, nur daß sie jetzt die Kohlenapparate sicher, bequem und wohlfeil haben können.

Blumentöpfe aus Kohlen verhindern das Sauerwerden der Erde, in welcher Pflanzen kränkeln und absterben.

Endlich empfehlen sich die kleinen Kohlenpflöckchen für Pfeifenköpfe, da sie den Tabak zunächst bis zuletzt trocken halten (so daß man keinen „Philister" drin zu lassen braucht) und dann besonders das Nicotingift, Ammoniak und andere schädliche Bestandtheile des Tabaks verzehren. Cigarrenspitzen und ganze Pfeifenköpfe aus dieser Kohle thun dieselben Dienste.

Die Fabrik übernimmt auch Wasserreinigung in großen Mengen für Brennereien, Sodawasserfabriken u. s. w.

Was die Wasserfiltrirblöcke für den gewöhnlichen Gebrauch betrifft, so ist deren Anwendung äußerst einfach. Man wirft z. B. einen solchen Block, an welchem sich ein Gummischlauch befindet, in irgend ein Gefäß mit Wasser, saugt am Ende der Röhre den Fuß an, wie beim Heber, und läßt ihn in ein niedriger stehendes Gefäß hineinhängen. Dann tröpfelt das filtrirte Wasser von selbst hinein, bis es ganz im ersteren verschwindet. Auch kann der Filtrirball leicht gereinigt werden. Man bläst kräftig hindurch, spült und bürstet ihn in reinem Wasser, läßt ihn trocknen und hat ihn dann wieder wie vollständig neu und in ganzer Reinigungskraft.

Man sieht daraus gewiß, wie wichtig und wohlthätig diese Apparate von plastisch-poröser Kohle für alles Leben sind und werden. B—a.

Ein Dichter im Gamaschendienst. In der Caserne ai servi zu Bologna sitzt, umlärmt von achtzig Wachtsoldaten, ein junger Mann in der kaiserlichen Infanteriemontur eines Corporals, zurückgezogen in eine Fensternische, vor einem Bret, das ihm als Tisch dient, und liest und schreibt. Die laute Ausgelassenheit seiner Umgebung stört ihn nicht. Er lebt ganz und gar in seinem Buche, im Byron. Der „Manfred" liegt vor ihm aufgeschlagen, und die Stelle, die er mit rascher schlagenden Pulsen jetzt in deutsche Form bringt, muß wie ein Stück aus seiner eigenen Seele sein, so strahlt sein dunkles Auge auf sie nieder.

Hingerissen von Byron's ergreifenden Gedanken, vergißt sich der so Stillglückliche: er liest sich die Stelle laut vor. Die nächsten Lärmer horchen, das Lauschen verbreitet sich von Mann zu Mann weiter über die große Casernenstube. Da schweigt plötzlich der Lesende, er ist am Ende — und hat die Stille um ihn so wenig wahrgenommen, als vorher das Toben. Aber jetzt umfluthen ihn desto peinigender die rohen Witze der nur in kindischem Necken dahinlebenden Cameraden. Wenn das Herz an solche Fußtritte der bemitleidenswerthen Einfalt sich gewöhnen könnte, so hätte das dieses jungen Mannes längst zu völliger Unempfindlichkeit verhärtet sein müssen, so oft ward es getreten. Ein herber Zug geht wie ein Schlagschatten über sein männlich edles Antlitz, die Brauen und die Lippen ziehen sich zusammen — die Blicke klammern sich an die Verszeilen des englischen Dichters an, und wie die Feder weiter schreibt, was der sinnende Geist ihr dictirt, klärt sich das Auge, schwellt der Mund wie zu freundlichem Wort, und wieder lebt ganz und gar im hohen Himmel unsterblicher Geister der arme Corporal vor seinem Bret in der Fensternische der Caserne ai servi zu Bologna.

Hat es Niemand gesehen, außer den Wachtsoldaten, wie hier ein Genius im Staube nach Erhebung rang? — Ja, es ist nicht unbemerkt geblieben. Denn der Mann im Dienst schwang sich zum dramatischen Dichter auf; ein großes vaterländisches Trauerspiel „Friedrich der Schöne" beschritt sogar die Bühne und riß zum rauschendsten Beifall hin. Der Beifall verrauschte, und der Dichter putzte nach wie vor sein Gewehr und klopfte seine Montur aus, wichste seine Schuhe und stülpte denselben Tschako auf sein gedankenreiches Haupt, der Hunderttausende gewöhnlicher Köpfe drückt. Weil aber der Ertrag jenes Trauerspiels vom Dichter zu einem Beneficium des Invalidenfonds bestimmt worden war, so erhob der Wiener Hofkriegsrath denselben zum Cadeten. Dadurch wurden freilich für den Leib die Waffen ein wenig leichter, aber die Montur drückte den Geist so schwer wie zuvor.

Ein namhafter Schriftsteller trat ihm nahe und erschrak schier vor dem Anblick eines solchen Talents in solcher äußerlichen Niedrigkeit Er sah den nagenden Kummer des rastlos strebenden Mannes, verlassen und vergessen, verkannt und verspottet zu sein mit allem Bewußtsein des Werthes einer göttlichen Begabung — aber ihm helfen, ihn aus der Montur erretten, das konnte auch er nicht. Trotz alles redlichen Schaffens dem Volk und Vaterland, das man im Herzen trägt, unbekannt bleiben, verbittert das Herz und richtet den Strahl des Zornes gegen die nächste Umgebung. Wir lernen den Dichter kennen, wenn wir uns von ihm selbst „Aufschluß" über sein verschlossenes Wesen geben lassen.

„Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja, und kalt
Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
Die Laub und Blüthen sich erschafft im Thal.

Und ungesellig — ja, ich bin es gleich
Dem Aar, der, horstend in dem Steingeklüft,
Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch
Und finster, einsam nur die Luft durchschifft.

Und bin ich so, so bin ich es mit Recht,
Denn ihr seid wie die Wüste, aber kühl;
Mißkennend, was in mir ist wahr und echt,
Habt ihr gehöhnt, mißhandelt mein Gefühl.

Ihr habt die Blüthe meiner Brust zerstört
Und Dornen mir in's öde Herz gesät,
Zu arger Wallung mir das Blut empört
Und Wolken mir in's Angesicht geweht.

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein!
Was frommt's, mit euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer!"

Und man las das Gedicht und lächelte, denn es ist ja doch ganz außerordentlich lächerlich, „als Corporal — ein Dichter" sein zu wollen.

Wer ist aber der vom Schicksal so grausam Behandelte? — Er ist nicht mehr, es war der Joseph Emanuel Hilscher, den in Deutschland Niemand kennt und der es durch sein Leiden und Streben wohl verdient hat, daß die Nation ihm als einem Opfer des an ihrem eigenen Marke immer verderblicher zehrenden stehenden Heerwesens eine Gedächtnißtafel und daß die Literaturgeschichte seinen poetischen Schöpfungen ein paar Zeilen widmet.

Hilscher war ein Soldatenkind. Er wurde in der Caserne geboren. Sein Vater war Profoß des Infanterie-Regiments Nr. 17, das damals (1806, 22. Januar) zu Leitmeritz in Garnison lag. Im sechsten Jahre kam der Knabe in das Erziehungshaus des Regiments nach Kosmonos und im Jahre 1818 mit dem Regimente nach Laibach.

Hier begann sein inneres Leben, und zwar ward er geistig aufgerichtet von einem ähnlich Unglücklichen, dessen Vergangenheit noch heute ein Geheimniß ist. Kurze Zeit nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand kam von Triest her ein Mann nach Laibach, der in äußerster Noth sich als Gemeiner anwerben ließ. Er nannte sich Friedrich Dahl, mit welchem Recht, darnach wurde nicht gefragt, er stand auch Niemandem darüber Rede. Doch glaubte man damals, daß er mit jenem Morde in Verbindung gestanden habe. Bald verrieth der Fremde ungewöhnliche Bildung, gute Sprachkenntnisse, bald zeigte er, daß er in der Mathematik, in Literatur und Geschichte tüchtig zu Hause sei. Man ernannte ihn deshalb, mit Corporalsrang, zum Lehrer im Erziehungshause des Regiments, und so ward er auch Hilscher's Lehrer. Er zog diesen in Kurzem mit besonderer Vorliebe an sich, ihm verdankte Hilscher alles Wissen, das ihm sein Loos so sehr milderte, ja schmückte, namentlich die Fertigkeit im Deutschen und die Kenntniß des Englischen und Italienischen.

Im Jahre 1822 wurde Hilscher ausgemustert und trat als Gemeiner in das Regiment, dessen Schulzögling er bisher gewesen war. Der arme Junge hielt das für einen großen Schritt in die Freiheit und that ihn mit Entzücken. Seine freie Casernenzeit gehörte nun ganz Dahl, seinen Studien und poetischen Versuchen. Er schwelgte in den Werken der größten Dichter und in jugendlichem Uebermuth, der ihn sogar hie und da mit Dahl auf Augenblicke entzweite. Allein lange konnte einem so begabten und strebenden jungen Manne der Contrast zwischen seinem äußeren und seinem inneren Menschen nicht verborgen bleiben; er brach um so mächtiger hervor, als eine in den Fesseln seines Standes für ihn aussichtslose Liebe den Dichter in ihm erhob und den Soldaten um so tiefer zu Boden drückte. Von da an suchte er in Byron seinen Trost. Seine Uebersetzung der „Hebräischen Gesänge" ließ er auf seine Kosten drucken (Laibach 1833). Auch der oben erwähnte dramatische Erfolg fällt in diese Laibacher Zeit. Er war sicherlich geeignet, ihn mit neuem Lebensmuth zu erfüllen. Da schlug ein furchtbares Ereigniß ihn ganz darnieder: sein Lehrer, Führer und Freund Dahl erschoß sich, weil er eines Subordinationsvergehens wegen zum Gemeinen degradirt worden war. „Laibach," so schreibt man uns aus Leitmeritz, „war ihm nun ein offenes Grab, in welchem er seine nächsten und einzigen Verwandten, seine geheime Liebe, seinen Freund, seine Jugend und seine Hoffnungen eingesargt erblickte."

Nicht lange nach diesem Vorfall wurde sein Regiment in die Lombardei versetzt und ein ihm wohlwollender Officier, der auch als Schriftsteller bekannte damalige Hauptmann (jetzt Feldmarschall-Lieutenant) Marsano bewirkte, daß Hilscher als Fourier zum Generalquartiermeisterstabe kam.

In Mailand war es, wo L. A. Frankl ihn aufsuchte; es war dies das letzte Glück des armen Dichters, denn ihm allein verdankt er's, daß er nicht ganz vergessen ist. Frankl schreibt von ihm u. A.: „Ich lernte einen Menschen kennen, der, wäre bei seiner Geburt die Constellation günstig gewesen, mit seinem Talente weithin geglänzt hätte; allein das Soldatenkind steckte unter dem Militär, Niemand suchte in der Caserne einen Dichter. Er verkümmerte. Nicht das Exerciren, nicht das Flintenputzen, nicht das Commißbrod war seinem Aufstreben ein unbesiegbares Hinderniß, der Verrath von Freunden, eine Täuschung des Herzens lähmte ihn nur auf kurze Momente; aber die zwiespaltige Stellung zur Gesellschaft, zu seiner Umgebung entnervte ihm Kopf und Herz, machte seine Phantasie und sein Gefühl verbleichen. „Der Corporal — ein Dichter!" Man spottete, man lächelte, dann flüsterte man: „Nicht übel," „Recht hübsch," endlich klopfte man den Soldaten auf die Schulter, hieß ihn Freund, aber natürlich unter vier Augen, während man ihn öffentlich nach seinem untergeordneten Rang behandelte; man protegirte ihn, aber mit jener Vornehmheit, mit jener Anmaßung, die das Herz vergiftet und den Geist demüthigt, und selbst dieser kleine, schmerzlich erkaufte Vorzug ward ihm von Neidern verbittert, indem sie ihn bei jeder Gelegenheit seine Stellung als Soldat fühlen ließen." — — Am bittersten empfand er den Mangel an Verbindung mit der Oeffentlichkeit. Frankl bot ihm seine Vermittelung an und veranlaßte den Abdruck seiner Uebertragung der Gräber von Ugo Foscolo in der Rivista Viennese 1838.

Um sein Dichterschicksal ganz zu erfüllen, kam auch dieser Trost zu spät: Emanuel Hilscher starb am 2. Novbr. 1837 in Mailand und bezog

Digitized by Google

nun seine letzte Caserne, den Militärgottesacker San Giovannino vor der Porta Vercellina. Frankl gab 1840 Hilscher's Nachlaß heraus, der von den damals die Kritik beherrschenden „Hallischen Jahrbüchern" mit großer Anerkennung behandelt ward. Eine zweite vermehrte Auflage dieser Ausgabe hat die Mittel zu einem Denkmal für den armen unglücklichen Dichter aufgebracht, das in seiner Vaterstadt am 29. Juni 1863 enthüllt worden ist.

Leider hat man nicht zu verschweigen vermocht, daß erst eine czechische Ovation für den Dichter Macha, der in Leitmeritz gelebt und gestorben, die guten deutschen Leitmeritzer daran erinnert hat, daß ihr Hilscher auch ein Dichter gewesen. So sind sie denn in dieser Beziehung ganz wie ihre Landsleute da haußen im Reich, und ich darf ihnen das zurufen, was auch diese sich schon so oft verdient haben:

Des Dichters Erdenloos war bitt're Noth,
Sein stummer Schmerz ermahnte euch vergebens.
So lang' er lebte, war er für euch todt;
Jetzt ist er todt: nun freut euch seines Lebens!

Friedr. Hofmann.

Kurze Procedur. Alle Zeitschriften sind voll von Berichten über die Grausamkeiten, welche sich in dem gegenwärtigen furchtbaren Kampfe Russen und Polen einander zufügen. Es wird daher den Lesern der „Gartenlaube" nicht uninteressant sein, wenn ihnen in ein paar Scenen, die, zwar an sich ohne historische Bedeutung, doch als Sittenbild der Zeit immerhin Beachtung verdienen, vor Augen geführt wird, wie vor hundert Jahren schon das russische Militär gegen die Polen zu Werke ging.

Der Zelotismus der Bischöfe von Krakau und Wilna trieb die Dissidenten (Griechen, wie Protestanten), deren Religionsfreiheit schon seit längerer Zeit auf das Aeußerste verkümmert worden war, massenhaft aus dem Lande. Rußland benützte den Vorwand, sich der Vertriebenen annehmen zu wollen, um sich in die polnischen Angelegenheiten thätig einzumischen. Dagegen widersetzte sich ein Theil des polnischen Adels und schloß, von Frankreich aufgehetzt und angestachelt, zu Bar, einem Städtchen der Ukraine, im Februar 1768 die bekannte Barer Conföderation, welche den ganz von russischem Einflusse beherrschten schwachen König Stanislaus August aus dem Hause Poniatowsky für abgesetzt erklärte und den Anstoß zu einem vierjährigen Kampfe mit Rußland gab.

In Posen stand als russischer Commandant der Oberst von Rönne. Die benachbarte Neumark war mit Pommern, die beide durch die vor wenigen Jahren erst beendeten Kriege mit Rußland und Schweden zum Theile verheert lagen, der Verwaltung Schönberg von Brenkenhof's unterstellt, eines von Friedrich dem Großen aus Anhaltischen Diensten berufenen kenntnißreichen, energischen und zugleich menschenfreundlichen Mannes, welchem Preußen sehr viel verdankt. Eines Tages hielten die beiden Herren in dem unweit der Posenschen Grenze gelegenen kleinen Orte Zirke eine Zusammenkunft, um verschiedene Grenzstreitigkeiten und Competenzconflicte zum Austrage zu bringen.

Als Brenkhof mit Rönne beim Frühstücke saß, bat dieser den Gast um die Erlaubniß, eine kleine Execution vornehmen lassen zu dürfen. Brenkenhof, der keine Ahnung hatte, um was es sich dabei handelte, nickte zustimmend. Bald darauf wurde ein Marschall der gedachten Conföderation, welchen eine Truppenabtheilung des Obersten Tags zuvor gefangen genommen hatte, in das Zimmer geführt und genöthigt, sich auf einem ausgebreiteten Teppich hinzulegen. Vier Kosaken erhielten dann den Befehl, ihn mit dem Kantschu zu züchtigen. Brenkenhof, der sah, daß es dem Russen voller Ernst war mit der angekündigten „Execution", machte ihm Vorstellungen über die wunderbare Art, wie er einen gefangenen General behandeln wollte.

Nach vielem Hin- und Widerreden ließ sich denn der Oberst besänftigen und bot seinem Gaste den Marschall zum Geschenk an, und zur großen Freude des Polen acceptirte Brenkenhof die seltsame Gabe.

Bald nachher trat der Letztere zufällig an ein Fenster des Gemachs, aus dem man in den Hof hinabblicken konnte. Dort hatten eben russische Fußcarabiniers einen Kreis geschlossen. Sämmtliche hielten den Hahn ihrer Gewehre gespannt. Ein paar Minuten später ritt ein Kosakenpiquet in den Hof, das vierzig Gefangene escortirte, die alsbald in den Kreis geführt wurden. Die Kosaken saßen ab, drei von ihnen setzten ihre Lanzen auf die Brust eines dieser Kriegsgefangenen und spießten ihn auf. Einem Zweiten und einem Dritten erging es nicht besser.

Das war Brenkenhof zu stark. Er schrie laut auf, öffnete das Fenster und gebot den Kosaken im Namen des Obersten einzuhalten in ihrer Henkerarbeit. Dann wandte er sich an seinen Wirth und forderte Auskunft, was dieser schauerliche Vorgang zu bedeuten habe. „Ich entledige mich meiner Gefangenen," war die Antwort.

„Aber ich bitte Sie," entgegnete Brenkenhof, „was ist dies für eine barbarische Methode, Krieg zu führen?"

„Was soll ich mit den Leuten anfangen?" antwortete Rönne. „Ich habe keine Festungen, in denen ich sie interniren, und keinen Fond, aus dem ich ihren Unterhalt bestreiten kann. Ja, wenn sie Wort hielten; aber ich entlasse sie auf ihr Ehrenwort, nicht von Neuem gegen uns zu dienen, und bin gewiß, daß ich mich morgen oder übermorgen wieder mit ihnen herumschlagen muß. Also Sie sehen, es geht nicht anders!"

Da Brenkenhof wahrnahm, daß es dem Obersten blos darum zu thun war, seine Gefangenen loszuwerden, so bat er Rönne, sie ihm zu beliebiger Verwendung zuzuweisen, mit dem Versprechen, daß er sie an westphälische Regimenter absenden und damit den Russen unschädlich machen wollte.

Der Oberst ging den Handel ein und ließ die ihres nahen Todes schon Gewissen aus dem Kreise führen. Einige Tage später war Brenkenhof abermals bei Rönne zu Gaste und nahm diesem das Gelöbniß ab, bei seinem ganzen Corps zu befehlen, daß keine gefangenen Conföderirten mehr getödtet, sondern wiederum ihm überlassen würden. In Folge dieser Vereinbarung erhielt Brenkenhof noch 815 gefangene Polen, die er nach Küstrin bringen und daselbst vorläufig auf seine eigenen Kosten verpflegen ließ.

Für Musen und Maulesel. Dem Fremden, der in Berlin zum ersten Male unter den Linden herumwandelt, muß gewiß das große Gebäude auffallen, vor dem jeder richtige Berliner, auch wenn er noch so eilige Geschäfte hat, stehen bleibt, indem er seine Augen in die Höhe richtet, seine Uhr aus der Tasche zieht, um dieselbe nach dem im Mittelfenster angebrachten Chronometer zu richten. Dieses Gebäude ist die bekannte, von dem ersten Könige Preußens auf Vorstellung des berühmten Philosophen Leibnitz gegründete Akademie der Wissenschaften. In diesen Räumen versammeln sich von Zeit zu Zeit die wirklichen und geheimen Unsterblichen, deren Zahl der Tod in den letzten Jahren bedeutend gelichtet hat. Einst saßen in der ehrwürdigen Versammlung Alexander von Humboldt, der originelle Mineraloge Leopold von Buch, der berühmte Geograph Ritter, die großen Sprachforscher Jakob und Wilhelm Grimm, deren Ruf die ganze Welt erfüllte. Sie sind nicht mehr, und mit ihnen hat die Akademie ihre höchsten Zierden verloren. Nur an den Geburtstagen Friedrich des Großen und ihres Stifters Leibnitz tritt die Akademie unmittelbar mit der Oeffentlichkeit in Berührung, indem diese bedeutungsvollen Tage durch öffentliche Vorträge gefeiert werden. Die Wahl der Stoffe entspricht jedoch in den meisten Fällen wenig oder gar nicht den Anforderungen der Zeit, und Reden über die Indefinitesimal-Rechnungen und über die Etappenstraßen der Römer sind gewiß nicht geeignet, die lebendige Wechselwirkung zwischen der Wissenschaft und dem Leben zu unterhalten. Kein Wunder daher, wenn das Publicum keinen besonderen Antheil an der Akademie und ihren Arbeiten nimmt, so segensreich dieselben auch für die strenge Wissenschaft sein mögen. Auch die Kunst hat hier ihren Sitz aufgeschlagen; unsere zukünftigen Raphaels und Michel Angelo's üben sich in den Sälen im Zeichnen von schiefen Nasen und schielenden Augen, verrenkten Armen und bedauernswerthen Klumpfüßen, bis der Tag kommt, wo der Genius der Kunst, in der Person des Directors oder Vicedirectors der Akademie, ihnen den ersten Preis ertheilt und somit die Pforten der Unsterblichkeit auch ihnen erschließt. Alle drei Jahre findet in den Sälen eine große Kunstausstellung statt; auch ist die bekannte „Wagner'sche Gemäldesammlung" hier vorläufig aufgestellt.

Merkwürdiger Weise dient die Akademie der Künste und Wissenschaften noch zu verschiedenen anderen Zwecken, die keineswegs sich mit ihrer sonstigen hohen Bestimmung vereinen lassen. Ein Theil des weitläufigen Gebäudes wird nämlich zu Stallungen für die Pferde des hier garnisonirenden Garde du Corps-Regiments benutzt, während ein anderer Flügel den königlichen Marstall mit seinen herrlichen Trakehner Rossen und prachtvollen Gallawagen beherbergt. Unter diesen Verhältnissen dürfte die lateinische Inschrift, welche ein witziger Kopf für die Akademie vorschlug, vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt sein. Dieselbe lautet nämlich: Musis et mulis, das heißt: „für Musen und Maulesel."

In früherer Zeit befand sich in demselben Gebäude noch die Sternwarte, ein hölzerner Telegraph mit langen Armen und die Anatomie, welche damals hauptsächlich die Leichen der Selbstmörder empfing. So vereinigte das als Akademie bezeichnete Grundstück die verschiedensten und widersprechendsten Elemente, und während in den vorderen Sälen die Wissenschaft ihre erhabene Stimme ertönen, die Kunst ihre Schönheit leuchten läßt, hört man in den hinteren Partien das Wiehern der Pferde, das laute Gelächter der heiter gestimmten Wachtstube und die Stallwitze der königlichen Kutscher. In dieser wunderlichen kleinen Welt wurde auch ein berühmter deutscher Schriftsteller, Karl Gutzkow, geboren, dessen Vater einen Posten im königlichen Marstall bekleidete. Er selbst hat in höchst anziehender Weise die in diesen merkwürdigen Räumen empfangenen Jugendeindrücke in seinem Buche „aus der Knabenzeit" geschildert und besonders das Grauen, welches ihm die Anatomie mit ihren Leichen einflößte, drastisch beschrieben. Immerhin ist es für Berlin charakteristisch, daß unter demselben Dach Kunst, Wissenschaft, Militär und Marstall friedlich bei einander wohnen.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Die Schule
und die leiblichen Uebel der Schuljugend.

Ein zeitgemäßes Wort an Eltern und Erzieher.

Im Interesse des Staates, der Gemeinde und Familie.

Von Gustav Freygang.

In eleg. Umschlag broschirt Preis 15 Ngr.

Wenn auch die Aerzte bereits mannigfach Dankenswerthes in Bezug auf die Gesundheitspflege in den Schulen veranlaßt haben, so ist doch bis jetzt von den Pädagogen selbst diese höchst wichtige Frage nur wenig in's Auge gefaßt worden. Deshalb dürfte das angezeigte Schriftchen, welches die Lehrer auf die verschiedenen Krankheiten aufmerksam macht, die in der Schule sich ausbilden können, einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 48. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Bracoon.

Ein Erlebniß in Louisiana.

Wenn man von Galveston nach New-Orleans fährt und sich dicht an der Küste Louisianas hält, so bemerkt man, ehe man sich der Hauptmündung des Mississippi nähert, in der dichten Waldung, welche sich am niedrigen Ufer gleichsam wie eine Mauer hinzieht, einen hellen Einschnitt, der durch den Ausfluß eines Sees oder Bayous bedingt zu sein scheint. Diese Lücke in dem Röhricht führt zur Baratariabai, welche im Anfang dieses Jahrhunderts als der Schlupfwinkel einer gefährlichen Piraten-Bande bekannt war, des letzten Restes jener blutigen Buccaniers, die in frühern Zeiten die westindischen Inseln und die Südsee des Caminens verwüsteten. Hier hauste der berühmte oder berüchtigte Lafitte, den Lord Byron in seinem „Corsar" zum Modell nahm und dessen mächtige Hülfe General Jackson in der Schlacht von New-Orleans nicht verschmähte. Was späterhin aus dem Seeräuber, den eine Tugend bei tausend Fehlern zierte, wie der Dichter sagt, geworden ist, wissen wir nicht, ebenso wenig, ob es wahr ist, daß sein Adjutant und Gefährte späterhin in England als angli canischer Bischof und gelehrter Theolog zu Cambridge glänzte — gerechter Gott, denken wir und auf einem Lehrstuhle der Gottesgelahrtheit in Halle oder Göttingen einen frühern Corsaren als Diplomaten des Himmels, wie entsetzlich!

Soviel ist gewiß, daß in den funfziger Jahren ein Herr Eugen Lafitte, der Abkömmling des westindischen Wikingers, die beste Pflanzung an der Baratariabai besaß und wegen seines Reichthums, trotz seines finstern, mürrischen Charakters, eines großen Ansehens bei seinen Nachbarn genoß. Von dem Edelmuthe seines Vorfahren, welcher einst einem verrätherischen Freunde, der den auf den Kopf des Piraten gesetzten Preis verdienen wollte, das Leben geschenkt und denselben noch dazu mit Wohlthaten überhäuft hatte, war bei Eugen Lafitte keine Spur zu finden, und in dem ganzen Besitze gab es keinen Herrn, der seine Sclaven so darben ließ und so aufbrenne, wie gerade er. In dem armen, hülflosen Neger sah er ganz im Gegensatz zu den sonst humanern Ansichten der Creolen nur eine Arbeitsmaschine, die man so ausnutzen müsse, wie es eben geht, um sie dann wie eine ausgequetschte Citrone wegzuwerfen. Familienbande unter seinen zahlreichen Sclaven erkannte er nicht an, und nie fiel es ihm ein, die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, wenn es sich um einen vortheilhaften An- oder Verkauf schwarzer Arbeiter handelte. Daß er unter diesen Umständen nur solche Aufseher wählte, die ganz nach seinen unmenschlichen Ideen handelten und verfuhren, läßt sich leicht erwarten, und daß die Gesetze, welche im Staate Louisiana zum Schutz der Sclaven gegeben sind, einem solchen reichen und einflußreichen Pflanzer gegenüber sich nur als todte Buchstaben erwiesen, ist ebenso begreiflich.

Die Gegend rings um die Baratariabai zeigt eine reiche Vegetation und bietet eine wundervolle Abwechselung von Wald, Wasser, Prairie und mit dreiblättrigen Sumpfpflanzen bedeckten Swamps. Weiter im Innern erhebt sich eine Kette niedriger Hügel, aus welchen sich ein von hohen Sycomoren und Cedern beschatteter Bach, der schwarze Creek, in den schmalen Seearm ergießt, welcher früher der Piratenflotille als Versteck diente. An diesem Bache erhob sich das zweistöckige, mit Veranden versehene Haus des Herrn Lafitte, vor dessen nach Süden schauender Fronte ein großer, im schönsten Blumenschmuck prangender Garten sich erstreckte, der mit einer grün angestrichenen Drahtsenge eingefaßt war. Am äußersten Zipfel desselben lag, in einem dichten Gebüsch von Orangenbäumen, Magnolien und Bignonien versteckt, ein mäßig großer Weiher, welcher vom schwarzen Creek aus durch einen breiten Graben gespeist wurde. Da, wo dieser in den Teich mündete, war wie eine Art Schleuße ein dichtes und starkes eisernes Gitter angelegt, um den ekelhaften und gefährlichen Thieren, welche in Louisiana alle Gewässer bevölkern, den Zugang zum Weiher abzusperren. Gewiß gab es auf der ganzen weiten Plantage keinen schattigern und kühlern Ort, als dieses duftende Plätzchen am stillen Wasser, und selbst der Pflanzer, der sonst für Naturschönheiten wenig empfänglich war, brachte hier manche heiße Mittagsstunde zu, indem er auf seiner zwischen den Bäumen aufgeschlagenen Hängematte die Zeitungen las oder bei dem blauen Dampfe der Havannacigarre über die Preise des Zuckers und der Baumwolle nachdachte.

Dicht am Garten, zu beiden Seiten des Creeks, dehnten sich Tabakspflanzungen fast eine Viertelstunde weit gen Süden aus, bis dahin, wo das Terrain steil abfiel und eine breite mit dem Bache in Verbindung stehende Süßwasserlagune der Bodencultur unübersteigliche Schranken setzte. Zu gewissen Zeiten des Jahres bedecken diesen Sumpf weißblühende Nymphäen mit ihren selten, großen herzförmigen Blättern, und dicht aneinander schwimmende Netunbinmarien erschienen mit ihren weiten grünen Verzweigungen gleichsam wie ein Teppich, so daß ein arglofer, der Gegend unkundiger Wanderer wohl in Versuchung gerathen wäre, darüber wegzuschreiten, ohne das Verderben zu ahnen, das drunten in der Tiefe zwischen den scharfen Gebissen gieriger Alligatoren lauerte. Massen dieser gefräßigen Bestien hielten sich in der schwarzbraunen Lagune auf, um den Fischen nachzustellen, welche aus dem Creek bei hohem Wasser hereingeschwemmt wurden, und wenn ein Hund oder ein anderes Hausthier auf dem schmalen Fahrwege, der zwischen der Tabakspflanzung und dem Sumpfe hart am Rande des letzteren hinlief, seine Stimme ertönen ließ, so wurde die ganze Lagune lebendig, und unter dem Schutze der grünen Pflanzendecke schossen Dutzende der genannten

Ungethüme dem Ufer zu. Man hatte schon öfter den Versuch gemacht, die gefräßigen Thiere aus der Nachbarschaft zu vertreiben, weil ihnen doch bin und wieder ein Schwein, das seine Jungen tränken wollte, zum Opfer fiel, allein es war ihnen in ihren Schlupfwinkeln schwer beizukommen, da sie eine Büchsenkugel nicht sehr achten und sich nur selten auf das Land wagen. Zwar hatte ein unternehmender Yankee Herrn Lasitte den Vorschlag gemacht, er wolle sie mit Strychnin vergiften, und dann könne man aus den kolossalen Leichen eine Menge Stearin gewinnen; der argwöhnische Südländer aber, der die Neu-Engländer aus dem Grunde seines Herzens haßte, ging auf den seltsamen Vorschlag nicht ein und war schon zufrieden, wenn einer seiner Aufseher zuweilen eine solche Bestie durch einen Kernschuß in das Auge tödete.

Der Pflanzer war seit langen Jahren Wittwer, und viele seiner nähern Bekannten, denn eigentliche Freunde hatte er nicht, waren der Meinung, daß die Härte seines Charakters erst nach dem Verluste seiner Frau, welche er wirklich geliebt habe, in ihrer ganzen Schroffheit hervorgetreten sei. Die Verstorbene, eine Französin von Geburt, die er als junger Mann bei einem flüchtigen Besuche in Paris hatte kennen lernen, war nach einem zweijährigen Aufenthalt in Louisiana dem gelben Fieber erlegen, zur großen Trauer ihrer Sclaven, deren Loos sie mit zarter Weiblichkeit und durch die größte Nachsicht zu mildern suchte, da ihren europäischen Anschauungen das ganze System widerstrebte. Die einzige Frucht dieser kurzen Ehe war eine vielversprechende Tochter, Blanche getauft, welche der Vater, als sie ein Alter von acht Jahren erreicht hatte, nach St. Louis brachte, um ihr dort in dem Institute der grauen Schwestern eine standesgemäße Erziehung geben zu lassen. In diesem Kinde concentrirte sich seine ganze Liebe, und wenn er durch die unmenschliche Abnutzung seiner Neger Reichthümer auf Reichthümer häufte, so geschah das, wie er sagte, um dereinst Blanche zu der begehrtesten Erbin des Staates zu machen.

Die junge Creolin hatte endlich ihr vierzehntes Jahr vollendet, ein Alter, in dem diese frühreifen Töchter südlicher Breiten in die Welt zu treten pflegen, und ihr Vater glaubte nun die Zeit gekommen, wo sie ihm durch ihre Gegenwart sein einsames, abgeschlossenes Leben erheitern könne. Ehe er nach St. Louis abreiste, um Blanche zu holen, wurde das ganze Haus einer vollständigen Restauration unterworfen und mit jedem möglichen Luxus ausgestattet, um die junge Herrin würdig zu empfangen.

Es war an einem schönen Sommerabend, als sich sämmtliche Sclaven der Pflanzung vor der Veranda versammelt hatten, um Herrn Lasitte und dessen Begleiterin, deren Heimkehr stündlich erwartet wurde, ihren Respect zu bezeigen. Man hatte ihnen zu diesem Zwecke einen halben Feiertag zugestanden, und sie hatten diesen benutzt, um sich vom Schweiß der Woche zu reinigen und sich so gut wie möglich herauszuputzen. Die armen Schwarzen wollten auf ihre junge Herrin einen guten Eindruck machen, weil sie instinctmäßig hofften, dieselbe würde, gleich ihrer seligen Mutter, durch ihre Fürsprache dazu beitragen, daß Nachsicht gegen die Alten und Schwachen geübt werde. Selbst die greise Urrica, deren Alter man auf hundert Jahre schätzte, hatte ihre im Palmettodickicht des nächsten Hügels gelegene Hütte verlassen, um die Enkelin des berühmten Piraten, für die geeignet hatte, zu begrüßen. Ihr jetziger Herr, der sonst dem Grundsatze huldigte, die durch Abnutzung unbrauchbar gewordenen Sclaven zu jedem Preise zu verkaufen und durch neue Kräfte zu ersetzen, hatte bei ihr eine Ausnahme gemacht und ihr das Gnadenbrod geschenkt, anscheinend aus Pietät gegen seinen Verjahren, aber in Wirklichkeit aus andern Gründen. So sehr auch der Pflanzer den Rationalisten spielte und sich öffentlich als einen Anhänger Thomas Payne's und Voltaire's gerirte, so war er doch, wie alle Creolen, heimlich im crassesten Aberglauben befangen, und die alte Urrica imponirte ihm, weil man ihr allerlei böse Künste zutraute und die ganze Nachbarschaft der Meinung war, daß sie mit dem „bösen Auge" viel Schaden und Unheil anrichten könne, wenn sie gereizt werde. Ihre ganze Nachkommenschaft war auf der Plantage unter ihren Augen verdorben und gestorben, ohne daß sie eine Thräne nachgeweint hatte, nur ein einziger Enkel blieb ihr noch übrig, ein starker, intelligenter Neger. Namens Schocko, dem sie mit aufrichtiger Liebe anhing. Dieser war verheirathet, wenn überhaupt von Sclavenehen die Rede sein kann, und Vater von zwei hübschen schwarzen Buben, die sich lustig mit den jungen Hunden und Schweinen zwischen den Negerhütten herumtummeln pflegten, da sie zu jung waren, um zur Arbeit angehalten zu werden.

Endlich fuhr der Wagen vor, der Herrn Lasitte und seine Tochter von dem Landungsplatze des Dampfboots geholt hatte, und die versammelten Sclaven empfingen die Ankommenden mit einem lauten Hurrah, während die beiden Aufseher in ihrem Sonntagsstaate den Schlag öffneten und bei dem Aussteigen behülflich waren. Des Pflanzers Miene war düster und herrisch wie immer, und nachdem er flüchtig mit der Hand gegrüßt und Blanche in das Haus geleitet hatte, trat er wieder auf die Veranda und fing heftig an zu schelten: „Ihr faulen schwarzen Schlingel, wartet nur, Ihr habt wohl die Peitsche eben nicht geschmeckt, während ich abwesend war. Schon unterwegs habe ich gesehen, wie liederlich Ihr gearbeitet habt. Ist das eine Wirthschaft, so viel Unkraut unter dem Zuckerrohr zu dulden, und die Baumwolle sault in ihren Kapseln!" Als nun die beiden Aufseher sich rechtfertigen wollten und die Erklärung gaben, daß sie nicht schuld wären, daß aber die Neger die ganze Zeit über widerspenstig und träge gewesen seien und daß sie Schocko — den sie wegen seines männlichen Charakters am wenigsten leiden mochten — für den Anstifter hielten, kannte die Wuth des Pflanzers keine Grenze mehr. Er riß die schwere Wagenpeitsche aus ihrem Futteral und schlug den armen Neger einige Mal über das Gesicht, daß dicke Blutstropfen hervorquollen, und wäre mit der Züchtigung fortgefahren, wenn nicht Blanche, welche an das Fenster getreten war, ihn mit Thränen in den Augen gebeten hätte, seinem Zorn Einhalt zu thun und zu ihr hereinzukommen. Die Neger schlichen betrübt nach ihren Hütten zurück, und Schocko schwankte mit geschwollenen und geblendeten Augen an der Seite seiner Großmutter nach dem benachbarten Bache, um sein brennendes Gesicht im Wasser zu kühlen, während die beiden Aufseher von ihrem Brodherrn zu größerer Strenge ermahnt wurden.

Das Leben auf der Pflanzung nahm nun freilich nach Blanche's Ankunft einen anderen Charakter an, aber das Loos der Sclaven wurde darum nicht besser, da Lasitte, der sonst seiner Tochter in Allem zu Willen war, ihr ein für alle Mal erklärte, von diesen Verhältnissen verstände sie nichts, und sie möchte ihr Metier für ihre weißen Mitmenschen sparen. Trotz aller Vergnügungen, welche der Vater ihr zu bereiten suchte, trotz der zahlreichen Besuche, welche die benachbarte Gentry im Hause des Pflanzers machte, um der schönen und jungen Erbin ihre Achtung zu bezeigen, fühlte sie sich einsam und unglücklich und hatte eine Art Sorgefühl, als wenn sie etwas Schreckliches erleben würde. Der rohe, gefräßige Pflanzer hatte freilich keine Idee davon, daß es auch außer Reichthum und Luxus noch etwas Anderes giebt, worodurch unsere Zufriedenheit bedingt wird, und so ließ er es sich nicht einfallen, daß Blanche, der er jedes pecuniäre Opfer brachte, durch die Scenen der Grausamkeit, welche sie täglich zu sehen bekam, in ihrem innersten Gemüthsleben erschüttert wurde. So liebevoll und nachsichtig er sonst auch gegen seine Tochter war, eben so aufsallend und rauh benahm er sich gegen sie, wenn sie sich unterfing, ein Wort zu Gunsten der mißhandelten Sclaven zu sprechen, und so kam es denn, daß sie zuletzt ganz schwieg. Dieses Stillschweigen wurde aber von den Negern, welche sich von ihrer Anwesenheit auf der Pflanzung so viel versprochen hatten, als eine stumme Billigung der Härte ihres Vaters angelegt und sollte furchtbare Folgen nach sich ziehen.

Eines Tages erschien Daly, einer der beiden Aufseher, auf der Veranda, wo Lasitte gerade Gäste empfing, und meldete, daß bei der Baumwollenpresse so eben ein Maulthier, das nicht recht angespannt gewesen sei, das Bein gebrochen habe. Wüthend fragte der Pflanzer nach dem Namen des Schuldigen, und als er hörte, daß es Schocko sei, befahl er, ihn auf das Grausamste zu geißeln. Dem Unglücklichen wurden beide Daumen mit einem dünnen Strick zusammengebunden, und dieser dann über einen etwa acht Fuß hoch in einen Baum eingeschlagenen Nagel so fest angezogen, daß nur die Zehen des Negers den Boden berührten. In dieser qualvollen Stellung erhielt derselbe auf den bloßen Rücken mit der schweren Peitsche so lange die unbarmherzigsten Hiebe, bis das Leben fast erloschen schien und der Rasen um seine Füße förmlich mit Blut getränkt war. Dann wurde er losgebunden und bewußtlos in die Calebuse (Negergefängniß) geschleppt, wo er acht Tage lang bei Wasser und Brod zubringen sollte, bis seine Wunden wieder geheilt seien. Wäre dieses doch sein härtestes Loos gewesen! Vielleicht hätte Schocko bei seinem angeborenen Stoicismus die

ungerechte Strafe verschmerzt, aber es sollte noch anders kommen und der unglückliche Neger eine weitere Erfahrung machen, die seine Begriffe von Recht und Unrecht vollständig verwirrte und ihm den Rachedurst des Tigers einflößte, den man seine Jungen geraubt.

Es traf sich nämlich, daß ein Sclavenhändler aus Georgia in die Gegend kam, um seinen Vorrath von schwarzer Waare zu vervollständigen, da er den Auftrag hatte, eine neuangelegte Baumwollenpflanzung bei Savannah mit Negern zu versehen. Dieser sprach bei Lafitte vor, weil er schon öfter mit ihm Geschäfte gemacht und der Pflanzer, der durch die Aufsehereien der Aufseher einen immer größeren Zorn gegen Schocko gefaßt hatte, kam auf den unmenschlichen Gedanken, Dinah, dessen Frau, und die beiden Kinder an den Georgier zu verkaufen. „Was wird der verdammte Nigger für ein Gesicht schneiden,“ dachte er mit teuflischer Lust, „wenn er, sobald er aus der Calebuse kommt, erfährt, daß sein schwarzes Weib mit den beiden Piccaninnys (kleine Negerkinder) über alle Berge ist!“ Der Handel wurde geschlossen, und die unglückliche Frau konnte nicht einmal die Erlaubniß erhalten, ihren Mann noch zum Abschied im Gefängniß zu sehen.

Wer könnte wohl die Gefühle malen, welche Schocko's Brust durchtobten, als er mit kaum vernarbtem Rücken und schwerem Herzen den Kerker verließ und nun die Entdeckung machen mußte, daß seine Familie ihm für immer entrissen war! Doch der kategorische Befehl des Pflanzers und die drohende Peitsche seines Feindes Daby ließ ihm keine Zeit, seinen Empfindungen durch Klagen und Weinen Luft zu machen. Sofort mußte er wieder an die Baumwollenpresse. Dort suchte er von seinen Mitsclaven zu erfahren, nach welchem Orte Dinah mit den Kindern gebracht sei, da er sich im Geiste bereits mit Plänen zur Flucht beschäftigte, allein jene konnten ihm nichts weiter mittheilen, als daß der Händler weit, weit mit ihnen über den großen Fluß — sie meinten den Mississippi — gezogen sei. Seinen Herrn und die Aufseher wagte er aus leicht begreiflichen Gründen nicht zu befragen, und so kehrte er am späten Abend traurig und niedergedrückt zu seiner Hütte zurück, um sich schlaflos auf seinem Lager herumzuwälzen. Plötzlich richtete er sich auf und, nachdem er gehorcht hatte, ob im Negerdorfe auch Alles ruhig sei, schlich er wie ein Schatten durch die Nacht.

Am Fuße einer dicht bewachsenen Anhöhe, welche von der Hügelkette, die die Barataria-Sabai halbmondförmig umgiebt, in die Ebene nach der Lagune und dem Bayou zu ausläuft, lag unter Palmettobäumen versteckt die Hütte der alten Urrica. Die Greisin, auf deren schneeweißem wolligem Haar die blaue Flamme des Ricinusholzes unheimliche Reflexe hervorrief, saß auf einem rohen Holzblock und stierte, finstere Flüche, wie sie dieselben vor achtzig Jahren an den Ufern des Congoflusses gehört hatte, zwischen ihren welken Lippen murmelnd, in das prasselnde Feuer. Da hob sich langsam der Binsenvorhang, welcher die Stelle der Thür vertrat, und die massive Figur Schocko's tauchte aus der Finsterniß hervor. Stumm trat er ein und lauerte, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, neben Urrica nieder.

„Mein Kind,“ sagte die Alte, „ich wußte, daß Du kommen würdest, denn der Whip-poor-will hat sieben Mal gerufen. Massa hat Dir Weib und Kind geraubt, und Du willst wissen, wo sie hingekommen sind. Der Fetisch kann's nicht sagen; er ist ein Blutdurst, daß er Dinah's Spur über den großen Fluß folgen könnte.“

„Ich weiß das, Mutter Urrica,“ antwortete Schocko, „aber er soll mir sagen, wie ich den weißen Böswicht an besten strafen kann.“

„Ja, mein Kind, ich habe auch schon daran gedacht,“ versetzte die Alte, „aber Du mußt mir versprechen, genau zu thun, was der Fetisch mir sagt. Siehe, was Massa Dir gethan hat, hat er auch mir gethan, denn Du bist von meinem Blute. Die alte Urrica hat ihre Kinder und Enkel unter der Sclavenpeitsche hier verderben und verkommen sehen, ohne eine Thräne zu weinen; nun kommt die Reihe an Dich, aber Massa soll sich vorsehen, daß sein eigenes Blut nicht für alles Elend zu zahlen hat. Geh' mit, und laß und den Fetisch fragen.“

Sie erhob sich und schritt mit einem am ihrem Feuer entzündeten Ricinuszweige Schocko voraus in das Palmettodickicht hinein. Hier blieb sie vor einem hohlen Baume stehen, schwang ihre Fackel mit rasender Schnelle über ihrem Kopfe in Kreise herum und murmelte unverständliche Worte.

War es nun bloßer Zufall, oder kannte die alte Schwarze das Versteck der Schlange, genug während dem hatte eine Natter den Kopf aus einer Spalte des morschen Baumes gesteckt und zügelte nach der Alten.

„Sei ruhig, Schocko, fürchte nichts für mich,“ sagte Urrica leise zu dem erschrockenen Enkel, „der Fetisch thut mir nichts. Er will mir nur Kunde bringen.“

„Was hat der Fetisch gesagt, Großmutter?“ fragte der abergläubische Neger, indem er die Fackel auf dem feuchten Grunde auszulöschen bemüht war.

„Er schickt Dich zu seinen Vettern in der Lagune. Die werden Dir beistehen. Doch komm mit zur Hütte, es friert mich; dort will ich Dir Alles erzählen,“ war die Antwort.

Am nächsten Morgen sah man die alte Urrica auf ihren Stock gelehnt nach dem Herrenhause schleichen. Sie machte sich dort in dem Hofraume etwas zu schaffen, indem sie das Gesträuch säuberte und den Negerinnen in der Küche kleine Dienstleistungen erwies. Als wie gewöhnlich um diese Zeit Fiddy, das braune Kammermädchen Blanche's, erschien, um das Frühstück für ihre Herrin zu holen, knüpfte die Alte ein Gespräch mit derselben an und erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden des Herrn Lafitte und dessen Tochter. Die geschwätzige Mulattin erzählte ihr nun auf ihre Fragen, daß Miß Blanche schon seit längerer Zeit leidend sei und daß man deshalb einen berühmten Arzt aus New-Orleans habe kommen lassen, dieser habe aber erklärt, die junge Herrin sei eigentlich nicht krank, sondern nur nervenschwach, er habe auch aus diesem Grunde keine Medizin verschrieben und nur gerathen, daß Miß Blanche jeden Tag ein kaltes Bad nehmen solle. Die Herrin gehe nun jeden Morgen bei Tages Anbruch nach dem Weiher im Garten, um dort zu baden und dann ein Stündchen im Schatten der Winne auszuruhen. Aus diesem Grunde sei es auch, sie selbst ausgenommen, allen übrigen Sclaven bei strenger Strafe verboten, diesen Theil des Parkes zu betreten.

Die alte Urrica hörte diese Aeußerungen mit einem widrigen Grinsen an und machte sich dann langsam auf ihren Heimweg. Im Negerdorf, welches, weil die Sclaven auf der Arbeit waren, wie ausgestorben dalag, blieb sie stehen und schaute sich um, ob sie auch beobachtet werde. Da sie sah, daß außer den gewöhnlichen Gruppen von Hausthieren nur ein paar ganz kleine Piccaninnys in der Morgensonne spielten, lockte sie einen jungen Hund, der sie zufällig anbellte, an sich heran, ergriff ihn mit einer für ihr hohes Alter unbegreiflich.n Schnelligkeit und Kraft, hielt ihm das Maul zu und verbarg denselben gewandt unter ihrem Tuche. Darauf schritt sie langsam und ruhig ihrer Hütte in dem Palmettodickicht zu.

Die Glocke auf dem Herrenhause hatte eben Mitternacht angezeigt, und außer dem melodischen Rufe des Whip-poor-will und dem entfernten, wie gedämpfter Trommelschlag klingenden Geschrei der amerikanischen Rohrdommel war kein Laut zu hören. Der Mond stand rein und klar am Himmel und ließ sein blaues Licht auf den von keiner Brise getrübten Spiegel der Lagune fallen, die wie eine geschmolzene Bleimasse dalag, und kein Hauch der Luft bewegte die phantastischen Guirlanden des spanischen Moofes, welches wie ein weißer Schleier die dunkeln Zweige der hohen Sycomoren und Sumpfeichen überzog. Die ganze Natur athmete jenen Frieden, wie er nur den zauberischen Nächten des Südens eigen ist, den der Mensch aber so gerne bricht, wenn wilde Leidenschaften ihn anstacheln. Da, wo der schwarze Creek seine dunkeln Gewässer mit der Lagune vereinigte und das schiffige Ufer sich flach abdachte, stand Schocko im Schatten eines Baumes. Unter dem linken Arme trug er den jungen Hund fest verwahrt, und sein rechter war mit einer starken eisernen Stange bewaffnet. Er ließ einen langen, klagenden Ruf über das Wasser hin erschallen, dann in kurzen Pausen einen zweiten und dritten, worauf er horchte und seine dunkeln Augen über die spiegelblanke Fläche schweifen ließ. „Hier muß er liegen, der Bracoon,“ * sagte er im Selbstgespräch, „der Fetisch lügt nicht, er weiß, wo sein Vetter wohnt. Habe ich doch gestern noch seinen moosbedeckten Rücken gesehen, als er in den Creek schlüpfen wollte.“ Schocko hatte sich nicht geirrt, denn das Wasser unter ihm kräuselte sich, Lustblasen stiegen auf, und bald kam Etwas an die Oberfläche, das einem formlosen dunkeln Baumstamme glich. Als nun das Hündchen unruhig ward und ein leises Wimmern ausstieß, nahte sich, wie von unsichtbaren Händen geschoben, der Baumstamm dem Ufer, und einen Augenblick nachher schoben sich die massiven Kiefer eines riesigen Alligators auf den Strand. Jetzt wurde die ganze Lagune lebendig, phosphoreszierende Streifen

* Bracoon, eine große, weiße Alligaterart, die gern Menschen angreift.

zeigten die Stellen an, wo schuppige, gezahnte Schwänze das Wasser peitschten, und bald war ein Dutzend der Ungeheuer zu Schocko's Füßen versammelt; doch hielten sie sich alle in respectvoller Entfernung von dem Bracoon, dessen überlegene Stärke und Wildheit sie kannten.

Schocko veränderte nun seinen Standpunkt, indem er längst des Ufers, auf das, wie er wußte, die Bestien sich dem Menschen gegenüber nicht wagen, nach der Stelle schritt, wo der Creek in die Lagune fließt. Dort blieb er wieder stehen und entlockte dem unglücklichen Hunde, der wie Espenlaub zitterte, durch schmerzhafte Griffe die durchdringendsten Klagelaute, die fast gespenstig durch die stille Nacht hallten. Die Alligatoren konnten dieser Lockung nicht widerstehen und waren bald, den mächtigen Bracoon voran, da versammelt, wo des Negers schwarze Gestalt auf der niedrigen Landspitze ihre dunkeln Umrisse zeigte. Schocko ging jetzt langsam, alle zwei Schritte anhaltend und das arme Hündchen als Köder zeigend, stromaufwärts am sinken Ufer des Baches. Jetzt wagten die übrigen Bestien sich nicht weiter, weil sie sich in dem engen Bette des Creeks nicht recht sicher fühlten, nur der Bracoon, der gefräßigste und größte von allen und sich seiner Stärke bewußt, wollte die Beute nicht fahren lassen. Bald kroch das Ungethüm, bald schwamm es dem Neger nach, je nachdem es die Tiefe des Wassers erlaubte, und richtete seine gierigen, wie Karfunkel glänzenden Augen fortwährend nach dem winselnden Hündchen, welches die eiserne Faust Schocke's ihm vorhielt. Endlich gelangte dieser an den vorhin beschriebenen Graben, und auch in dessen Tiefe folgte die heißhungrige Bestie, mit aufgesperrten Kiefern ihr eigenthümliches heiseres Schnaufen ausstoßend, bis an das starke Gitter, welches den Zugang zum Teiche versperrte. Als Schocko mit sicherm Griffe dieses aufzog, schien der Alligator etwas über die ungewohnte Erscheinung betroffen zu sein und schwenkte seinen massiven Kopf rechts und links, als wenn er einen andern Ausweg suchte. So wie aber der unbarmherzige Neger den unglücklichen Hund mit lautem Geplätscher in den Weiher schleuderte, schoß der wilde Bracoon wie ein Pfeil vorwärts, weit in das stille Wasser hinein, und zermalmte mit eisernem Gebiß das grausam gepeinigte Thier, das kaum Zeit hatte, einen Schmerzensschrei auszustoßen. Teuflisch lachend schloß Schocko sofort das eiserne Gitter; er wußte, daß der Bracoon den Weiher nicht wieder verlassen konnte, und murmelte in sich hinein: „Des Fetisch Besitz wird heute ein gutes Frühstück haben. Massa, wir sind quitt!"

Die Sonne stieg eben am östlichen Himmel empor und warf ihre feurigen Strahlen über die im schönsten Sommerschmuck prangende Gegend. In dem kleinen Wäldchen des Gartens hingen glänzende, schwere Thautropfen an allen Zweigen, und die zierlichen Blüthen der Orangenbäume verbreiteten eine balsamische Atmosphäre, sobald sich ein Lüftchen regte. Da erschollen leichte Schritte, wie von zarten Mädchenfüßen, und näherten sich dem anmuthig daliegenden Weiher, auf dessen nur hin und wieder mit den schneeweißen Blüthen der Nymphäa bedeckter Oberfläche bunte Libellen ihr nunmeres Spiel trieben. Gleich darauf erschien Blanche in Begleitung Fiddy's, ihres hübschen leicht aufgeschürzten Kammermädchens, und nahm auf der zu ihrer Bequemlichkeit angebrachten steinernen Bank Platz.

„Ach, liebe Fiddy," sagte sie, „ich habe heute eigentlich gar keine Lust zum Baden. Findest Du nicht, daß ich angegriffen aussehe?"

„Miß Lasitte hat bei der Hitze gewiß schlecht geschlafen," antwortete die junge Mulattin, „aber da wird das Baden gut thun und erfrischen."

„Meinst Du?" antwortete Blanche, „ich muß Dir nur sagen, daß ich kein Auge zuthun konnte, weil ich immer an die alte Urrica denken mußte. Als sie gestern Morgen im Hofe mit Dir sprach, faß ich am Fenster, und sie warf mir einen solchen Blick herauf, einen langen forschenden Blick, der mich wie der Biß einer Schlange traf. Sag, Fiddy, glaubst Du an das „böse Auge"?"

„Ei, die Leute sagen viel Sonderbares von der Alten; sie soll auch den Ort wissen, wo Ihr Großvater Lasitte eine Kiste mit Dublonen vergraben hat, als der Gouverneur von Louisiana seine Kanonenboote gegen ihn ausschickte. Aber das ist Alles nur eitles Geschwätz. Hat nicht neulich noch der Parishdecan in der Kirche gesagt, daß solcher Aberglaube unklug und unchristlich sei?"

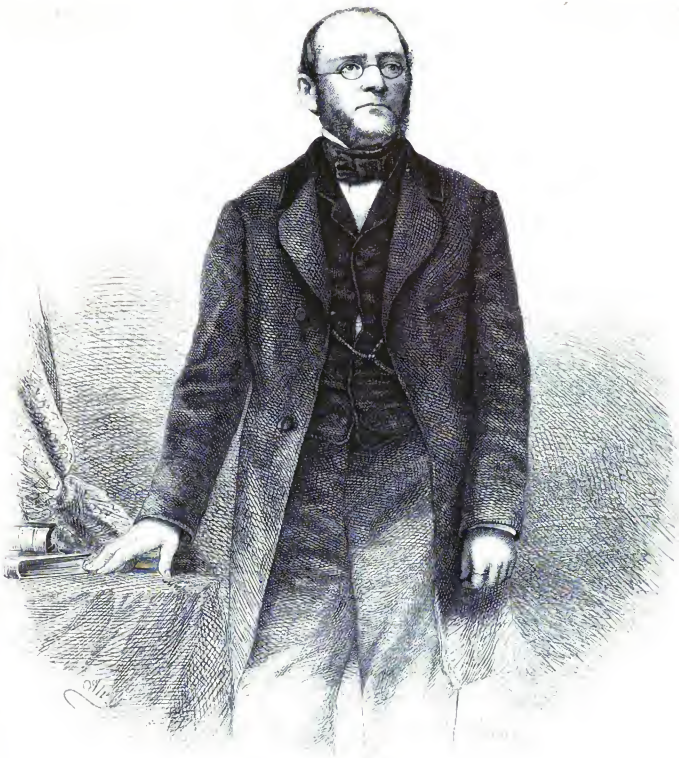
Während dieses Gespräches hatte das treue und kluge Mulattenmädchen ihre Herrin entkleidet, und diese schickte sich an in das Bad zu steigen. Als Blanche einige Fuß vom Ufer bis an die Hüften im Wasser stand, zeigte sich weiter hinten im Weiher eine kleine, kaum bemerkbare Bewegung im Wasser, aber sie achtete nicht darauf und dachte, es sei vielleicht ein Terrapin (eine kleine Art Schildkröte), doch die Falkenaugen Fiddy's hatten von ihrem höheren Standpunkte aus die entsetzliche Gefahr schon erkannt.

„Um Gottes willen zurück, Miß!" schrie die Mulattin aus und rang die Hände. Da fiel ihr Blick wie durch des Himmels Fügung auf die starke, eiserne Stange, die Schocko bei seiner teuflischen Freude unvorsichtiger Weise am Rande des Teiches zurückgelassen hatte. Wie von plötzlicher Inspiration ergriffen, faßte das muthige Mädchen das schwere Eisen und war mit weitem Sprunge schon an der Seite seiner zitternden Herrin, ehe diese nur das drohende Verderben erkannt hatte. Leise, tückisch, nach Katzenart, war der Bracoon auf dem Grunde des Weihers herangeschlichen, und schon waren die schwarzen Umrisse der gräulichen Eidechse auf dem weißen Sande sichtbar, schon bereitete sich die Bestie vor, vorwärts zu schießen und ihre fast befriedigte Beute unter zu ergreifen, als der todesmuthige Sprung Fiddy's und das dadurch verursachte laute Geräusch, wie auch das plötzliche Aufwallen des Wassers sie stutzen machten. Diesen Augenblick benutzte die Mulattin, da sie den eigentlich feigen Charakter des sich überfallen glaubenden Alligators kannte, ihre Herrin gegen das Ufer hin zurückzuschieben, und als der gierige Bracoon, der von seinem Erstaunen zurückgekommen war, einen zweiten Anlauf nahm, stieß das starke Mädchen ihm die massive eiserne Stange weit hinein in den rothen Rachen, so daß das wuthentbrannte Thier vor Schmerz mit dem riesigen Schwanze das Wasser zu Schaum schlug.

Fast hätte der heftige Anprall die Mulattin zu Boden geworfen, doch hielt sie sich mit der Kraft der Verzweiflung aufrecht, und die ohnmächtige Blanche mit dem linken Arme umfassend, suchte sie, fortwährend dem andrängenden Bracoon die Stange tiefer in den Schlund drückend, das Ufer zu gewinnen. Es gelang ihr, die schmächtige Gestalt ihrer Herrin auf das Trockene zu schieben, dann faßte sie das starke Eisen, an dem das scharfe Gebiß der Bestie trachend zerbrach, mit beiden Händen, drückte dem Alligator mit aller Kraft, welcher sie fähig war, die scharfe Spitze desselben so tief wie möglich in den blutigen Rachen und schwang sich mit der Gewandtheit einer Pantherkatze durch einen Satz auf das Ufer. Ihre besinnungslose Herrin zu ergreifen, dieselbe aus dem Bereich des Wassers zu ziehen und sie eine Strecke weit in den Garten zu tragen, war das Werk eines Augenblickes. Jetzt verließen Fiddy die Kräfte, und einen lauten Hülferuf ausstoßend, sank sie mit ihrer Bürde zu Boden, während der wuthentbrannte Bracoon, der endlich sich des Eisens entledigt hatte, an dem Rande des Weihers hin- und herschoß und nach seinen Opfern spähte, aber treu seiner Alligatornatur sich nicht auf festen Grund wagte.

Zehn Minuten später waren Fiddy und die noch immer ohnmächtige Blanche von den auf das Geschrei herbeigeeilten Sclaven sicher im Pflanzerhause untergebracht, und vor malt den Schrecken Lasitte's, aber auch seine gleichgroße Freude über der Tochter Rettung! Das Eis brach in seinem Herzen, und von Dankbarkeit durchdrungen schenkte er der muthigen Mulattin die Freiheit, welche diese nur unter der Bedingung annahm, daß sie leibeigen bei ihrer jungen Herrin bleiben dürfe.

Jetzt galt es, den Bracoon zu tödten und die Art und Weise zu entdecken, wie dieser in den Weiher gelangt war. Nachdem Ersteres geschehen, wurden alle Sclaven der Pflanzung zusammengerufen, um einem Verhör unterworfen zu werden. Sie erschienen sämmtlich mit Ausnahme der alten Urrica und ihres Enkels. Der Umstand, daß Schocko den Tag vorher mit einer Eisenstange gesehen worden war, derselben, welche man am Grunde des Teiches verborgen und von dem mächtigen Gebiß des Alligators geschrammt gefunden hatte, verstärkte den dringenden Verdacht. Die beiden Aufseher holten nun die Bluthunde aus den Stallungen heraus und brachten sie, nachdem man ihnen einen alten Schuh des Negers zum Beriechen gegeben hatte, an den Teich. Dort angekommen, schlugen sie laut an, eilten an Graben und Bach hinauf bis zu der Stelle, wo Schocko zuerst den Bracoon gelockt hatte. Hier hielten sie an, als wenn sie die Spur verloren hätten, dann drehten sie um und liefen bis zum ersten Ausgangspunkte zurück, den sie in weiten Kreisen, die Nase dicht auf der Erde, umtrabten. Da schlug der größte scharf an und setzte sich, von der ganzen Meute gefolgt, von Neuem in Bewegung. Dieses Mal ging es in nörd-



Carl Rokitansky.

licher Richtung direct auf das Palmettowäldchen zu, wo Urrica's Hütte stand, vor welcher die ganze Schaar heulend und bellend anhielt. Als die Verfolger eintraten, fanden sie die Alte todt mit unförmlich aufgeschwollenem Körper liegen, in der warmen Asche des Heerdes begrüßte sie aber eine mächtige Klapperschlange mit drohendem Rasseln. Das giftige Reptil wurde sofort getödtet und der Eifer der Bluthunde durch Zurufen angespornt. Vergebens, sie wollten nicht weiter und waren nicht dahin zu bringen, die Hütte zu umkreisen. „Der Nigger steckt doch nicht hier!" rief Daly. „Doch was ist das?" fuhr er fort, als er ein zerbrochenes Glas vom Boden nahm; „wahrhaftig, da haben wir's, der Bursche hat sich die Sohlen mit Terpentin eingeschmiert!"

Man setzte die Verfolgung Schocko's ohne Hunde fort, aber vergebens. Erst nach einigen Monaten erfuhr man, daß der Enkel Urrica's, unfern einer neuen Pflanzung bei Savannah wegen Raubs gehängt worden sei. Vor seiner Hinrichtung hatte er den Anschlag bekannt, den er nach dem Orakelspruche Urrica's gegen Blanche auszuführen versucht hatte. Herr Lasitte soll seit jenem furchtbaren Vorfall aber ein ganz anderer Mann geworden sein und seine Sclaven jetzt menschlich behandeln.

Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten. Ebenso verhält es sich mit dem Charakter des Negers. Um diese Behauptung dem deutschen Leser besser verständlich zu machen, hat der Verfasser eine wahre Begebenheit erzählt, bei welcher diese beiden Extreme deutlich hervortreten: der rachgierige Schocko vertritt die wilde Natur der afrikanischen Race, die hochherzige Mulattin aber zeigt die bessern Eigenschaften derselben in vollem Lichte.

Eine Stätte, von wo Licht ausging.

Von Prof. Richter in Dresden.
Mit Rokitansky's Portrait.

(Schluß.)

Es war ein Ereigniß, den Mann, welchen man bisher nur als einen tüchtigen Fachmann, aber trocknen Anatomen geschätzt hatte, in so tief gedachter und innig gefühlter Weise über die höchsten wissenschaftlichen und sittlichen Aufgaben des ärztlichen Standes und die ihm eigenthümliche Form der Religiosität sich aussprechen zu hören. Namentlich in Oesterreich machte es einen freudigen Eindruck, vor Allem im ärztlichen Stand selbst und unter den Hunderten von Rokitansky's eigenen Zöglingen. Die damaligen Journale geben davon zahlreiche Beweise, und die kurz darauf erfolgte Beförderung Rokitansky's mußte deshalb um so mehr Befriedigung erregen.

Hieran schloß sich bald nachher ein zweiter Erfolg. Längst genügte das kleine Local, in welchem der Meister seine berühmten Forschungen gemacht, nicht mehr den billigsten Ansprüchen und dem Andrang einheimischer wie fremder Lernbegieriger aus allen Erdtheilen. Dasselbe stand in grellem Contrast gegen den Glanz und die reiche Ausstattung der anderen Wiener Anstalten. Schon in den Jahren 1849 und 1850 hatte daher Rokitansky in Gemeinschaft mit Professor Dr. Skoda und dem neuen Krankenhaus-Director Regierungsrath Dr. Helm* einen Neubau des pathologisch-anatomischen Locals beantragt und specielle Pläne nebst Kostenausschlägen eingereicht. Aber dazumal war ihre Sache noch mißlich. „Die neue Medicin," sagt Helm in der Einleitung zu der weiter unten zu erwähnenden Festrede, „trat mit der alten Medicin und ihren Vertretern sehr in Gegensatz, als daß ihr daraus nicht Hindernisse aller Art erwachsen wären; aber sie schienen noch und noch beglichen. Da gab sich mit einem Male ein Bedenken über sie in den höchsten Kreisen kund; der Herr Minister selbst war dieser Richtung nicht freundlich gewogen, und der Bau des Hauses wurde vertagt." Aber es sollte nicht immer so bleiben. „Der Minister Bach sah ein, daß er Unrecht gethan, und beeilte sich es öffentlich in Jedermann wahrnehmbarer Weise wieder gut zu machen." Er rief 1856 Vertreter der neuen Richtung um sich und bildete eine Commission für den Bau einer neuen pathologisch-anatomischen Anstalt, mit dem wörtlichen Bemerken: „Die Angelegenheit unmittelbar an ihn selbst zu leiten, damit sie nicht in den Bureaux verschleppt werde." (Helm.) So kam der Plan zu Stande; der Bau ward im November 1858 begonnen und binnen Jahresfrist, trotz des ausgebrochenen italienischen Krieges, am 31. Octbr. 1859 schon vollendet. Die Seele des Baues war begreiflich unser Rokitansky.

Das stattliche Gebäude, dessen Außenseite unser zweiter Holzschnitt in voriger Nummer zeigte, ist zuvörderst dazu bestimmt, die (wissenschaftliche) pathologischen und die (behördliche) legalen Leichenöffnungen auszuführen und zum Besten der Wissenschaft wie des öffentlichen Gesundheitswesens auszubeuten. Es befinden sich daher in demselben, außer den zur Aufbewahrung, späteren Einsargung, beziehentlich Ausschmückung und feierlichen Fortschaffung der Leichen bestimmten Räumen, Localitäten für die Vornahme gesundheitspolizeilicher und landesgerichtlicher Sectionen, für die dienstthabenden Sanitäts- und Gerichtärzte, für die zum Belehrungszweck vor zahlreichen Zuhörerkreisen vorzunehmenden Leichenöffnungen; ferner Arbeitslocale für die Professoren der pathologischen Anatomie, der gerichtlichen Medicin und für alle klinischen Lehrer (innere, chirurgische, augenärztliche, geburtshülfliche Abtheilungen); sodann ein vollständiges Institut zum Betrieb und Unterricht der pathologischen Chemie und Mikroskopie; endlich große helle Säle zur Aufstellung der seltneren pathologischen Präparate (eine kostbare Sammlung, bisher, wie Rokitansky selbst sagt, auf eine trostlose Unterkunft angewiesen). Ueberall sind Raum und Mittel gegeben, auch für Jünger der Wissenschaft, welche sich der Lösung einer Aufgabe aus den Gebieten der pathologischen Anatomie oder Chemie widmen oder Versuche im Gebiet der Krankheitslehre anstellen wollen. Das neue Institut ist nun eine Musteranstalt geworden, wie keine zweite für dieses Fach in der Welt besteht, würdig der großen Kaiserstadt, würdig des kolossalen Joseph'schen Krankenhauses, würdig vor Allem des Meisters, der es gründete und durch seinen wissenschaftlichen Ruf zum unentbehrlichen Bedürfniß machte.

* Letzterer ist den Norddeutschen als ehemaliger beliebter Brunnenarzt in Franzensbad bekannt; er ward später Professor zu Padua und ist jetzt seit 14 Jahren Direktor des großen allgemeinen Krankenhauses zu Wien.

Charakteristisch ist die Inschrift, welche Rokitansky über dem Haupteingang anbringen ließ. Sie bezeichnet ganz das bescheidene Wesen dieses seltenen Mannes, denn sie bezweckt nichts Anderes, als das ganze Verdienst, das wir ihm zuschreiben, auf einen Anderen abzulenken. Sie lautet:

„indagandis sedibus et causis morborum."

Das heißt: „zu Erforschung des Sitzes und der Ursachen der Krankheiten." Nun muß man aber wissen, daß vor 100 Jahren ein Mann lebte, welcher ebenfalls nach langjährigen Leichenzergliederungen in seinem 80. Jahre ein Werk veröffentlichte, das die wichtigsten Befunde enthält und in der That zuerst die pathologische Anatomie als Wissenschaft möglich machte. Dieser Mann war der Italiener Morgagni, Professor zu Padua, und sein Wert führt den Titel: „de sedibus et causis morborum per anatomen indagatis." Die Rokitansky'sche Inschrift soll bedeuten (wie auch seine Eröffnungsrede darthut): „nicht nur, sondern Morgagni gebührt die Ehre". Es wird wenig Gelehrte geben, welche in dem Augenblicke, wo sie das Ziel ihres langjährigen Strebens erreichen, einer solchen Selbstverleugnung fähig sein würden.

Nachdem die mannigfachen inneren Einrichtungen noch geraume Zeit beansprucht hatten, erfolgte am 24. Mai 1862 die feierliche Eröffnung dieser neuen Anstalt. Rokitansky selbst hielt die Festrede. Es war seine zweite öffentliche, d. h. für ein aus Laien und Aerzten gemischtes Publicum bestimmte Rede. Sie erregte in noch höherem Grad als die obengenannte im ganzen Kaiserreich eine allgemeine Sensation und die freudigste Zustimmung, sowohl ihres Inhaltes als ihrer Tendenz wegen*. Denn sie sagte gerade heraus, daß aus dem Inhalt und die Anlage des Gebäudes und die Tendenz des Institutes, wie der ganzen neuen Medicin, auf der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung fußen und eine weite Zukunft unaufhörlicher Forschungen im Auge haben. Sie beginnt und schließt mit dem Motto aus Stesseus: „wo der Gelehrte ein Knecht ist, kann Keiner frei sein." Wir gestatten uns, auch aus diesem Vortrag einige der treffensten Stellen herauszuheben.

„Vor Allem möge mir erlaubt sein," sagt Rokitansky am Anfang, „ein Blatt erlebter Geschichte aufzuschlagen, um bei seierlicher Gelegenheit mit den Genossen, welche sie versammelt hat, in der Erinnerung an Jugend und ungeschwächte Mannekkraft zu erwarmen. Es ist, als hätte zu jener Zeit an dieser Stelle (nämlich im Leichenhof des allgemeinen Krankenhauses) ein Bochaus gestanden, bewohnt von einigen wenigen Auserlesenen, heimgesucht von einigen wenigen vertrauten Freunden, welche einen langen Kampf unverdrossen gegen offene und versteckte Mißgunst durchgekämpft haben, einen Kampf, dessen Mühen endlich zum dauernden Siege geführt und mit diesem der Medicin ein umfangreiches Gebiet gesichert haben, auf welchem die Forschung feste Grundlagen, der Zweifel seine Aufklärung, der Streit seinen Richterstuhl findet. Zu den Triumphen dieses Sieges gehört der der Besitznahme dieses Gebäudes, der des Einzuges der Wissenschaft und ihres Unterrichtes in die Räume dieses Palastes ꝛc. Lassen Sie uns seiner Bedeutung recht innig bewußt werden. Nicht allein zur Vornahme von Leichensectionen, mit Rücksicht auf das Bedürfniß einer größeren Oeffentlichkeit derselben, sind diese großen Räume bestimmt, sie sind daneben der Wissenschaft und ihrer Erweiterung gewidmet. Die Anlage und Beschaffenheit des Gebäudes ist augenscheinlich auf eine ferne Zukunft und ihren Fortschritt berechnet; sie fußt auf der Freiheit der Naturforschung. Es sei daher erlaubt, zur Feier dieses Tages in eine Erörterung über jene Freiheit einzugehen!"

Nachdem Rokitansky hierauf erörtert, daß jeder Mensch die Berechtigung in sich trage, die Natur zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu machen, und daß wir unserer kritischen Reste beste würdiger entsprechen, je mehr wir unsere Welt durch immer neue Anschauungen erweitern, je mehr wir dem unwiderstehlichen Drange nach Erkenntniß folgen: so kommt er auf die Schranken

* Diese Rede ist abgedruckt in mehreren österreichischen medicinischen Blättern (z. B. Wiener medicinische Wochenschrift 1862 Nr. 22, Prager medicinische Vierteljahrschrift 1862 IV.). Außerdem erschien sie in Sonderabdruck unter dem Titel: „Die feierliche Eröffnung des pathologisch-anatomischen und chemischen Institutes ꝛc. Festrede von Professor Dr. Carl Rokitansky, nebst einleitenden Worten von Regierungsrath und Professor Dr. Helm." Wien, Druck und Verlag von J. P. Wallishausser. 1862 gr. 8.

und Hindernisse dieser Forschungsfreiheit. Er findet dieselben, außer den Eigenthumsfragen, hauptsächlich in den heutzutage so sehr üblichen Befürchtungen und Anklagen, als ob die Naturwissenschaften zum Materialismus führten. Diese Meinung wünsche er gründlich zu beseitigen. Er erinnert zuvörderst, nach Kant u. A., daß wir doch nicht eigentlich das Ding an sich erkennen, sondern nur die Sinneseindrücke, welche uns dasselbe verursacht, zum Bewußtsein bringen. Weit durch diese unsere Anschauung die Wesenheit der Dinge nicht erschöpft werde, so müsse man noch etwas Metaphysisches (d. h. etwas Uebersinnliches, „was in den Menschen Hirn nicht paßt", wie Goethe sagt) voraussetzen, mit welchem aber die Naturforschung nichts zu thun habe. Sie beschäftige sich nur mit den Erscheinungen, suche über diese durch Sinnes- und Verstandesthätigkeit haltbare Anschauungen zu bekommen und dann mittels der Vernunft höhere Begriffe, Vernunfterkenntnisse zu gewinnen, durch welche wiederum die Einsicht in die anschauliche Welt vermehrt und erweitert werde. Darüber hinaus leistet die Vernunft nichts; sie vermag uns keine tiefere Einsicht in das den Erscheinungen zu Grunde liegende Metaphysische zu geben, welches auch niemals ein anschauliches Object bilden werde. (Das heißt: der Glaube fängt erst da an, wo das Wissen aufhört.) Der Materialismus sei also kein vollständiges System der Weltanschauung, sondern nur eine Methode der Forschung, welche sich innerhalb der Erscheinungswelt, ihrer räumlichen und zeitlichen Verhältnisse, durchaus nur auf dem Wege der Erfahrung bewege. Weit entfernt, dadurch in Gegensatz zu der Transcendenz, d. h. zur metaphysischen Philosophie und zur Theologie, zu treten, werde vielmehr der Naturforscher, je mehr er sich vertiefe, desto mehr an ein allmächtiges Uebersinnliches erinnert. Schon Baco, der so streng darauf drang, die Naturforschung von jeder theologischen Speculation fern zu halten, habe anerkannt, daß tiefere Naturstudien nicht zum Atheismus, sondern zu Religiosität führen.

Es sei also kein Grund vorhanden, dem Drang nach Wissen, welcher das Menschengeschlecht beseelt, Schranken zu setzen. Forschung und Wissenschaft seien übrigens unaufhaltsam; jede Stagnation derselben sei stets nur scheinbar gewesen; jeder Verirrung sei eine desto gründlichere Einsicht und Aufklärung gefolgt; jeder Druck habe ihre Kraft nur zu noch rascherem Fortschritt gesteigert. Napoleon selbst, der Mann mit dem gebrochenen eisernen Willen, habe es auf St. Helena anerkannt: „Das Licht der Wissenschaft macht nur Rückschritte, um nachher desto kräftiger vorzuschreiten."

Die Wirkung, welche diese Rede, an solcher Stelle und aus solchem Munde vernommen, im Lande des Concordats hervorbrachte, war außerordentlich. Jeder schien zu fühlen, was Dr. Heim in den obenerwähnten einleitenden Worten zu derselben Festrede sagt: „Die Steine, aus denen dies Haus zusammengefügt, sprechen aus: früher oder später überzeugt die Wahrheit doch; auch sie ist eine Macht, sie kann zwar unterdrückt werden, tritt aber zuletzt glänzend wieder im Triumphe hervor." In ärztlichen und nichtärztlichen Blättern wurde Rokitansky's Rede wiederholt abgedruckt und applaudirt. Von allen Seiten kamen Deputationen und Adressen zur Begrüßwünschung herbei.

Die glänzendste Anerkennung aber und zugleich die grundsätzlich bedeutungsvollste, fand Rokitansky einige Monate nachher von der Staatsregierung selbst. Als nämlich der bisherige Chef des Medicinalwesens, der um sie neue Medicin und ihre Jünger vielfach verdiente Dr. von Nadherny, in den Ruhestand zurücktrat, wurde Rokitansky an dessen Stelle in das Cultus- und Unterrichtsministerium berufen, unbeschadet seiner bisherigen Thätigkeit als Universitätsprofessor und Krankenhausanatom. „Diese Berufung (28. April 1863 veröffentlicht) erregte", nach den eigenen Worten verschiedener österreich. medicin. Zeitschriften, „im ganzen ärztlichen Stand Oesterreichs eine einstimmige und aufrichtige Freude. Mit seltener Einmüthigkeit hat das Urtheil aller Collegen und aller medicinischen Journale sich darüber ausgesprochen. Man rühmte nicht nur die Berufung eines Fachgenossen, statt eines Bureaukraten, sondern die Wahl gerade desjenigen Mannes, dessen Name mit der Geschichte der Wissenschaft und dem Ruhme des Vaterlandes so innig verknüpft sei." „Was Rokitansky am letzten Jahresfest der Gesellschaft der Aerzte zu Wien so innig und wie vorahnend aussprach, daß der Wissenschaft höchstes Ziel das Wohl der Allgemeinheit sei, das ist das schönste Programm, welches der an solche Stelle Berufene sich für seine Aufgabe stellen konnte." Selbstverständlich sprachen zahlreiche Deputationen aus allen Theilen der Monarchie dem Gefeierten diese Gesinnungen aus. Wir wählen aus den dabei gehaltenen Ansprachen die der Wiener Privatdocenten heraus. Ihr Vertreter, Dr. Schlager, „drückte die Freude aus, mit welcher das Collegium die Berufung ihres hochberühmten Meisters begrüße, des Mannes, der durch seine Forschungen der Heilkunde neue Bahnen vorgezeichnet, der durch die Schwungkraft seines Geistes den Ruhm und den Glanz der Wiener Schule begründet habe. Seine Berufung habe auch eine principielle Bedeutung; sie sei der Sieg der Wissenschaft über die Bureaukratie; sie sei eine Garantie für die kräftige Förderung der freien Forschung!"

Mögen diese Worte in Erfüllung gehen! Mögen unsere österreichischen Schwestern Brüder recht lange solche Zustände erleben, wo Männer, wie Rokitansky, an der Spitze des Unterrichtswesens mit Ehren und Nutzen wirken können! Aus anderen Deutschen aber, „draußen im Reich", wie der Oesterreicher sagt, sei es vergönnt, diesen Mann auch zu den Unsrigen zu rechnen. Denn trotz seines slavischen Namens ist er in Gesinnung und Bildung, Gemüth und Dauerfleiß unverkennbar ganz ein deutscher Mann!

Und nun, liebe Leser, gestattet mir zum Schluß dieser Skizze noch eine kleine Nutzanwendung. (Haec fabula docet.) Die Gartenlaube hat Euch binnen Jahresfrist die drei namhaftesten pathologischen Anatomen Deutschlands geschildert: Virchow in Berlin (Jahrg. 1862. S. 747), Bock in Leipzig (Jahrg. 1863. S. 484) und nun Rokitansky in Wien. Diese drei Männer sind ihrem Wesen nach so verschieden, wie Männer nur irgend sein können. Virchow der scharfe geistvolle Norddeutsche, Bock der polternde und doch gemüthliche Leipziger, und Rokitansky der stille, fast kindlich harmlose Oesterreicher sind scheinbar ganz unvereinbare Charaktere. Und dennoch haben sie alle drei etwas Gemeinsames: dies ist die thatsächliche (realistische) Richtung ihres Strebens und die ehrenhafte Festigkeit, mit welcher sie die aus den Thatsachen gewonnenen Ueberzeugungen vor Jedermann aussprechen ohne Rücksicht, ob sie Gunst oder Ungunst damit erwerben. Sie geben der Wahrheit die Ehre und erwarten, was die Bibel verspricht: „durch die Wahrheit werdet ihr frei werden!" Wir stehen nicht an, diese mannhafte Ehrlichkeit der genannten drei Männer gerade aus dem Gegenstand ihrer Studien abzuleiten: aus der steten Beschäftigung mit der Natur, welche ja überall wahr und überall gesetzlich ist, und aus der täglichen Betrachtung des menschlichen Wesens in allen seinen materiellen und immateriellen Beziehungen, welche sich am Leichentische von selbst aufdrängt. — Wir verweisen mit Stolz auf diese Männer und ihre zahlreichen Fachgenossen und Mitarbeiter, um ein für allemal die Besorgniß niederzuschlagen, welche das Gespenst der Verdunkelungsmänner heutzutage in manchen ängstlichen Gemüthern rege hält: die Besorgniß nämlich, als ob mit dem Fortschritt des modernen Realismus, das heißt mit der immer allgemeineren Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, irgendwie dem echten Humanismus, dem Fortschreiten wahrhafter Menschenbildung Eintrag geschehen könne. Im Gegentheil! Es würde uns nicht schwer fallen, wenn es der Mühe lohnte, nachzuweisen, daß heutzutage, wie von jeher, die Mehrzahl aller wissentlichen Lügner und Betrüger, Heuchler und Kriecher, die wahren Feinde der Humanität, aus den Hauptquartieren der Spiritualisten hervorgegangen sind!

Der fränkische Brutus.

Von Ludwig Storch.

Mit dem sittlichen Aufschwung der Gesellschaft, zumeist in ihren mittlern, zum Theil auch in ihren höhern Schichten, im geistesregen und reichen zwölften Jahrhundert bildete sich neben dem schönen Geiste des von Frankreich herübergekommenen Ritterthums in Deutschland zugleich sein widerwärtiges Zerrbild, das Junkerthum, aus, dessen Keime eine böse Erbschaft der vorangegangenen wüsten und rohen Zeit waren. Wenn das milde Morgenland mit schöpferischem Hauche in den Kreuzzügen das ungeschlachte Wesen der abendländischen

Krieger umwandelte und aus seinem aufgelockerten Boden die Blüthen des romantischen Ritterwesens hervorrief, so gediehen zu Hause im Schooße des üppigen Hof- und Vasallendienstes und in der jungen, noch nicht organisch ausgewachsenen, unbeschützten Ständegliederung die Giftblüthen der Junkerei und weiter hinab die ihrer äußersten Entartung in Verhöhnung aller öffentlichen Ordnung und Sicherheit, die adligen Landfriedensbrecher, Placker, Schnapphähne, Mörder, Mordbrenner, Räuber und Nothzüchter. Unmittelbar neben dem gewundenen Bilde des ritterlichen Gottes- und Minnedienstes stand die Carricatur junkerlicher Gewaltthat, Frivolität und Schändung.

Die letztere Erscheinung mußte an den Höfen der geistlichen Fürsten, wo die Frauen nicht das milde Scepter der Sitte und Zucht führen durften und deshalb die Leidenschaften ungezügelter auftraten, noch weit greller hervortreten. Stiegen doch die geistlichen Fürsten aus den begüterten Adelsfamilien des Landes über die Stufen des Altars auf den bischöflichen Stuhl, der im Laufe der Zeit im grellsten Widerspruch mit den Geboten Christi zum Fürstenthrone geworden war. Nirgend wucherte daher der freche und nichtswürdige Junkergeist üppiger als in den Ländern des Krummstabs, ja die stolzen Träger desselben, die sich gleichfam in aufgeblasener Selbstironie Nachfolger der Apostel nannten, brachten den ausgelassen wilden, übermüthig frivolen und höhnisch grausamen Junkergeist in sich selbst zur widerwärtigsten Erscheinung, während ihre Insul das warme Nest war, in welchem unter dem Schutze des Kreuzes die Bastilskeneier wüster Vergewaltigung ausgebrütet wurden. Die Geschichte der geistlichen und Land und Leute beherrschenden Bischöfe im Mittelalter ist zumeist eine blutrieselnde, von aller erdenklichen Schandthat und ungebehriger Rohheit beschnuzte und spricht in jedem Worte den Liebesgeboten des großen Menschenfreundes von Nazareth, als dessen Jünger sie sich zu gehaben erfrechten, den scheußlichsten Hohn.

Nur wenige einsichtsvolle, menschlich fühlende und wohlwollende geistliche Regenten jener Zeit machen von dieser empörenden Widerwärtigkeit ehrenhafte Ausnahmen, die dann diesem alle gesunde Lebensentsaltung vergiftenden Junkerunwesen mit seinen ehrlosen ekelhaften Auswüchsen mit mehr oder minder Entschiedenheit und mit mehr oder minder Erfolg bekämpfend entgegentraten.

Unter diesen Ausnahmen glänzt der Fürstbischof Konrad von Würzburg, der, aus dem Adelsgeschlecht derer von Rabensburg entsprossen, von 1198 bis 1202 dem Bisthum am Main mit Kraft und Würde vorstand, als ein Stern hervor und ist als ein echter deutscher Biedermann mit hohen Ehren und besonderer Auszeichnung zu nennen. Seine Stammburg, die Rabensburg, lag zwei Stunden unterhalb Würzburg an der rechten Seite des Maingrundes. Das adlige Haus, welchem Konrad entstammte, war eins der angesehensten im Reiche und durfte sich der Abkunft von dem Geschlechte der salischen Könige rühmen. Sein Vater, Diethe von Rabensburg, war ein Liebling des Kaisers Friedrich des Rothbarts gewesen und hatte mit Bewilligung desselben die geschiedene Gattin des Kaisers, die Gräfin Bobburg, von welcher sich Friedrich angeblich wegen zu naher Verwandtschaft getrennt, geheirathet, und die ehemalige Kaiserin war Konrad's Mutter geworden. Deshalb war ihm der große Hohenstaufe, der mit seinen Eltern stets in freundlicher Verbindung geblieben, von Kindesbeinen an gewogen gewesen und hatte den durch Geist, Bildung und Persönlichkeit gleich hervorragenden Jüngling zu seinem Kanzler gemacht, welches wichtige Amt er auch unter Friedrich's Sohne, dem Kaiser Heinrich VI., bekleidet hatte. Dieser hatte ihn, in Messina erkrankt, den Oberbefehl über das für den vierten Kreuzzug bestimmte sechszigtausend Mann starke Heer übertragen, womit er, damals Bischof von Hildesheim, der unter Friedrich I. schon in Palästina gekämpft, die syrische Küste besetzte und mit dem jungen Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, die Gesellschaft der deutschen Brüder, den nachherigen Deutschorden, stiftete. Des Kaisers Tod rief ihn und das Heer zurück. Er begab sich in sein Bisthum nach Hildesheim, ging aber im folgenden Jahre, zum Bischof von Würzburg erwählt, in sein schönes fränkisches Heimathland. Der Papst Innocenz III. widersetzte sich zwar dieser Wahl, weil Konrad sich bei der zwiespältigen Kaiserwahl für den ihm verwandten und befreundeten Hohenstaufen, Herzog Philipp von Schwaben, erklärt hatte, der ihm, dem von Syrien Zurückkehrenden, auch die Kanzlerwürde bestätigt, während der Papst den Gegenkaiser Otto von Braunschweig, den Sohn des Sachsenherzogs Heinrich des Löwen, durchbringen wollte. Der alte Parteihader der Waiblinger und Welfen entbrannte auf's Neue, aber Konrad gelang es dennoch, den leidenschaftlichen Papst durch eine Reise nach Rom zu versöhnen, vom ausgesprochenen Bann befreit und als Bischof von Würzburg bestätigt zu werden.

Bischof Konrad war also einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, gleich ausgezeichnet von Geist und Gemüth, wie von Charakter und Willensstärke, der Schwert und Feder gleich kräftig zu führen verstand. Sein eifriges Bemühen ging dahin, in seinem geliebten Vaterlande die so tief gesunkene Zucht und Sitte, öffentliche Ordnung und Sicherheit unverzüglich aufzubessern und den Anhängern der Unzucht und Vergewaltigung mit Kraft und Nachdruck entgegenzutreten. Deshalb verwochte er auch den neuen König Philipp, die scharfe Verordnung über Landfriedensbruch, Mord, Brand, Raub, Nothzucht und Schändung zu erneuen. Da hielten nun die Junker und Schnapphähne einige Jahre Ruhe und Frieden im Bisthume, aber dann brach die Pestbeule wieder von Neuem auf.

Mit großem Mißfallen bemerkte der besonnige Bischof, daß seine nächsten Verwandten, die Söhne seines Bruders und seiner Schwester, sich einem leichtfertigen und lockern Leben hingaben und unter dem verwenlichen Schutze des Krummstabs ihres Ohms sich Ausschweifungen aller Art erlaubten. Die ernsten Warnungen des sittenstrengen Bischofs vermochten die jungen Wüstlinge nur zu etwas mehr Vorsicht. Daß aber auch diese bald genug wieder aus den Augen gesetzt wurde, beweist der Vorfall, der den Bischof in der Glorie der höchsten Gerechtigkeitsliebe und Mannesmuth zeigt und durch den tragischen Ausgang unsere höchste Theilnahme erregt.

Der älteste Sohn seines Bruders, ein schöner Jüngling und als sein Liebling von ihm zu seinem Erben bestimmt, hatte sich vor dem Ohm am meisten zu verstellen gewußt. Der Bischof glaubte ihn gehorsam und eines ordentlichen Wandels beflissen. Da ereignete eines Tages in der ersten Woche des Christmonats 1202 ein Auflauf in den Straßen Würzburgs; man vernahm Ausrufe der Entrüstung und die Wehklagen eines Greises, den viele Bürger nach der bischöflichen Wohnung im Brudershof führten. Dieser Häusercomplex liegt fast mitten in der Stadt nicht weit vom Dome und besteht heute noch in seiner alterthümlichen Form. Als die Männer vor dem Bischof standen, erzählte der Alte mit Thränen, daß seine Tochter, eine reine und sittsame Jungfrau, von einem adligen Jünglinge auf offener Straße in unzüchtiger Absicht angehalten, mit Gewalt in ein Haus gezogen und dort ihrer jungfräulichen Ehre beraubt, zum Tode erkrankt, in einem elenden jammervollen Zustande sei. Auf die Frage des entrüsteten Bischofs nach dem Thäter vernahm er mit Entsetzen den Namen seines eigenen Neffen und Lieblings. Doch sich fassend, that er, was Amt und Pflicht forderten. Dem unglücklichen Vater Trost, den entrüsteten Bürgern Vertrauen zusprechend, gelobte er Untersuchung und Sühne des Verbrechens und ließ unverzüglich auf den Wüstling fahnden und ihn an das aus Rittern und Bürgern vom Bischof zusammengesetzte königliche Schöffengericht abliefern. Diesem legte er die strengste Untersuchung und Ahndung der Uebelthat auf. Die erstere ergab die Wahrheit der Anklage, die andere das Todesurtheil des schuldig Befundenen nach dem auf des Bischofs Betrieb vom Könige erneuten und verschärften Gesetze. Dem Bischof stand als Landesherrn das Recht der Strafmilderung oder Begnadigung zu, und Jedermann erwartete, daß die gesetzliche Strafe verwandelt und der durch die Todesangst gezüchtigte Verbrecher beim Leben gelassen werde. Aber die Stunde der Strafvollziehung nahete heran, und der Bischof verharrte in finsterem Schweigen. Die Ängstlich gewordene Blutsverwandtschaft bestürmte das Familienhaupt um das Gnadenwort und beschwor ihn bei der Ehre des Hauses, die Richter flehten ihn um Milderung des Urtheils an, die Kläger, deren Rachegefühl der strenge Spruch entwaffnete, baten um Schonung — Alles vergebens. Der Bischof blieb bei seinem Ausspruche, die gesetzliche Strafe müsse ohne Ausschub vollzogen werden.

Die ganze Stadt gerieth in die größte Aufregung, und der Bruderhof erfüllte sich mit Gnadenbittenden. Der Bischof hatte den Eintritt in sein Gemach streng verboten. Nichtsdestoweniger stürmten zwei junge adlige Männer hinein, ebenfalls Neffen des Fürsten: Bodo von Rabensburg, der Bruder des Verurtheilten, und Hund von Faltenberg, der Schwestersohn des Bischofs, Kumpane des Verbrechers und in Gesinnung und Handlungsweise ihm gleich. Die heftigen Worte ihrer Fürbitte wies der eiserne Fürst mit scharfer Rüge ihrer eigenen Schuld zurück. Da unternahm die verzweiflungsvolle Familie im Verein

mit dem Domcapitel und der Bürgerschaft noch einen letzten Versuch; sie schicken den Domherrn Käs von der Osterburg, des Bischofs Rath und vertrauten Freund, in das Gemach, der sich des erhaltenen Auftrags in würdigster Weise entledigte, indem er eine gehaltvolle eindringliche Rede über das Thema: Bergieb uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldnern vergeben, hielt und die menschliche Barmherzigkeit als nothwendig aus der göttlichen ableitete. Der Bischof hörte ihn ruhig an und fragte dann eben so: „Sagt mir doch, wie hieß der alte Römer, der seine beiden Söhne enthaupten ließ?“

„Die Söhne des Lucius Junius Brutus hatten das ganze Vaterland beschimpft, und diese Schmach mußten sie mit dem Leben büßen; Euer Neffe hat ein einzelnes niederes Bürgermädchen verletzt. Sie vergiebt ihm, ihr Vater vergiebt ihm, die erst erbosten Bürger vergeben ihm. Da ist denn doch ein gewaltiger Unterschied zwischen der Schuld der Brutussöhne und der des Rabensburgers.“

„Wer den Theil verletzt, beleidigt das Ganze. Ich selber habe die Auffrischung des Gesetzes gegen Nothzüchter beantragt, und sollte nun selbst zuerst die Spitze desselben gegen meinen Neffen abbrechen? Auch die römischen Consuln würden Jungfrauenschänder haben hinrichten lassen, wenn das Gesetz es vorgeschrieben hätte.“

„Auch ist,“ fuhr der Domherr fort, „zwischen der altrömischen und der deutschen Denkungsart ein großer Unterschied. Jene gefiel sich in schroffer Strenge; wir lieben Mäßigung und Milde.“

Der Bischof deutete auf ein vor ihm liegendes Buch mit der Frage: „Was meint Ihr, waren die Sigambern nicht ein deutscher Volksstamm?“

Der Domherr, dem die Absicht dieser Frage dunkel blieb, versetzte nach einigem Zaudern: „Gewiß waren sie das! Sind sie doch die Väter des Frankenstammes, und der Franke ist mit Recht stolz auf solche Abstammung.“

„Wohl, so hört denn eine sigambrische, altfränkische oder deutsche Geschichte!“ Und der Bischof las aus dem Buche Folgendes: „Vor Alters lebte ein Herzog der Sigambern, Namens Basan, ein Mann, so fest, gerecht und tugendhaft, daß sein Volk den Lebenden eben so liebte und fürchtete, als dem Todten göttliche Ehre erwies. Sein Sohn Sedan, ein schöner, aber leichtfertiger Jüngling, verführte das Weib eines armen Mannes, nahm es mit Gewalt hinweg und lebte mit der Buhle in sündiger Gemeinschaft. Der geschädigte Mann trat klagend vor den Herzog, der ihn anhörte und beruhigte, den Handel untersuchte und, als er des Klägers Aussage wahr befunden, dem schuldigen Sohne die Strafe des Todes zuerkannte. Drauf traten die Großen des Reichs vor den Richterstuhl und baten um das Leben ihres künftigen Oberhauptes. Der greise Richter aber entgegnete: „Streitet nicht, ihr sonst so starken Männer, wider die Gerechtigkeit, damit euer Arm nicht im ungleichen Kampfe erschlafte! Denn leichter ist's, den Sturzwind mitten in seinem Laufe zu hemmen, als meinen Willen von der Bahn des Gesetzes abzuwenden.“ Die Fürsten schwiegen; Basan zog sein Schwert, und die Wohlgestalt des gefesselten Jünglings noch einmal mit dem Blicke väterlicher Liebe messend, durchbohrte er ihn mit den Worten: „Mein Sohn, nicht Dein Vater tödtet Dich, sondern das um Sühne schreiende Gesetz.“ — Da stürzte des Herzogs Gemahlin, die Mutter des Hingerichteten, herbei, warf sich im wüthenden Mutterschmerze über des geliebten Sohnes Leiche und schalt den Gemahl einen Mörder und Barbaren. Der gerechte Fürst sprach zu ihr vor allem Volke: „Weib, Dir kommt es zu, Deinem Herrn zu gehorchen, nicht aber Deinen Gatten und Herzog zu beschimpfen. Ich schwöre Dir bei dem höchsten Gotte, wäre ich in diesem Augenblicke nicht von Leidenschaft bewegt, ich würde auch Dich sogleich mit diesem Schwerte erschlagen, obgleich Du mir das Theuerste auf der Welt bist.“ Nach Verlauf einer Woche, als des Herzogs Schmerz über des Sohnes Tod gemildert und sein Unwille über die von der Gattin erfahrene Beschimpfung erloschen war, berief er die Fürsten und Aeltesten des Volkes und verstieß vor der Versammlung die von ihm so sehr geliebte Gemahlin, indem er sie mit Schätzen zu ihrem Vater zurückschickte. Seit dieser Zeit nannte das sigambrische Weib Basan's Namen als gleichbedeutend mit dem Worte Gerechtigkeit, und noch lange nach des streng gerechten Herzogs Tode riefen die Sigambern einem strauchelnden Stammesgenossen und die Eltern einem strafbaren Kinde zu: Kennst du den großen Basan nicht?“

Der Bischof legte das Buch bei Seite und fuhr fort: „Dieser einst starke Arm ist jetzt zu schwach, um dem Beispiele des Sigambern zu folgen und dem Frevler eine schmählichere Todesart zu ersparen. Auch lassen unsere Zeit und unser Glaube ein solches Verfahren nicht zu. Und so muß der Verbrecher unter dem Henkersschwerte sterben!“

Mit diesem Bescheid zog der Domherr ab. Der Bischof aber wanderte wieder händeringend und bitterlich weinend durch seine einsamen Gemächer, so daß die Diener draußen selbst in Jammer ausbrachen. Sie hörten ihren schwerbelasteten Herrn in die kummervollen Worte ausbrechen: „Unseliger! Der Ohm wird über der Leiche des Neffen zu Grabe fahren, der Bergog aber muß den Verbrecher enthaupten lassen!“ Und hinaus tretend, gebot er dem im Vorzimmer harrenden Blutbann die ungesäumte Vollstreckung des Urtheils. Der Siecker that seine Pflicht, die Bürger zogen von der Richtstätte in den Bruderhof und dankten dem Bischof für seine strenge Gerechtigkeit, er aber durchwachte die Nacht in Schmerz und Trauer um den geliebten Neffen.

In der Frühe des folgenden Morgens schickte er sich an, im nahen Dome die Messe zu lesen. Allein und in sich gekehrt, das kummervolle Haupt gebeugt, trat er aus dem Bruderhof auf die Straße. Da standen hier Männer, deren er nicht achtete. Bei ihnen angekommen, sah er sich plötzlich von ihren geschwungenen Schwertern bedroht. Der Arm, den er zum Schutz gegen sie erhob, wurde ihm im Nu durch den ersten Hieb vom Leibe getrennt; die folgenden Streiche trafen das ehrwürdige Haupt des wehrlosen Greises, der unter ihnen den Geist aufgab. Die Mörder waren seine beiden Neffen Bebo von Rabensburg und Hund von Faltenberg mit ihren Knechten, deren Rachedurst ihm an der Leiche ihres Genossen den Tod geschworen hatte. Auf ihren bereitgehaltenen Rossen flohen sie aus der Stadt, deren Straßen vom Mordlarm und dem Schalle der Sturmglocken ertönten. Das Volk stürzte aus den Häusern, die Schreckensknabe verbreitete sich schnell, und Alles strömte zum Dome, wohin die Leiche des allverehrten Oberhirten getragen worden war. Der Name der Mörder flog mit Verwünschungen und Wuthgeschrei von Mund zu Mund; jede Hand bewaffnete sich, und Schaar an Schaar drängte aus dem Thore thalabwärts der Rabensburg zu, die ersprümt und der Erde gleich gemacht wurde. Ein anderer Haufe zertrümmerte die Neuenburg, ebenfalls ein Haus der Rabensburger bei Triefenstein. Dann loderte der Stammsitz der Faltenberger in Flammen auf, und was sich von den Angehörigen und Dienstmannen der beiden Familien nicht durch eilige Flucht rettete, fiel durch das Schwert der Schonungslosen Rächer. Erst als alle Habe der Rabensburger und Faltenberger verwüstet, alle ihre Leute, die zu erreichen gewesen, erschlagen waren, kehrten die Bürger zur Stadt zurück, um den edlen Märtyrer der Gerechtigkeit mit großer Trauerpracht zu bestatten und an die Stelle der Mordthat eine Denksäule zu setzen. Dort steht sie noch, wenn auch erneuert, an der Wand des Hauses, mit dem alten lateinischen Distichon versehen, welches freilich die tiefe sittliche Bedeutung des Steines nicht bezeichnet. Sonst enthält der Stein nur noch den Todestag des Bischofs und seinen Namen, seine Angabe der That. Und da er an der Wand steht, wird er von Fremden nicht groß beachtet.

Die Mörder flohen nach Rom, um sich vom Papst Absolution für ihr Verbrechen zu erflehen, vertrauend auf den Umstand, daß der erschlagene Bischof früher im Kirchenbann gelegen. Jedermann verlangte den Tod der Mörder, Innocenz schenkte ihnen das Leben. Das ist charakteristisch für die Gerechtigkeitsliebe des Staufalters Christi. Was er von scheußlichen Blutmenschen als Buße auferlegte, war doch nur elendes Kinderspiel: sie sollten einem Kreuzzuge beiwohnen und nur gegen die Saracenen und zur eignen Lebensrettung die Waffen führen dürfen. Bis zu ihrer Fahrt nach dem gelobten Lande sollten sie barfuß im Linnenkittel einhergehen, nur an den drei höchsten Feiertagen und während des Kreuzzuges nur Sonntags Fleisch essen, an drei Wochen- und vielen andern Jahresfasten bei Wasser und Brod fasten. Ferner sollten sie weder Pelzwerk, noch farbige Tücher tragen, an keiner öffentlichen Festlichkeit oder Gelag Theil nehmen, täglich hundertmal das Vaterunser auf den Knieen beten, das Sacrament nur in Todesnoth empfangen, in jeder größern deutschen Stadt halbnackt, Beiden um den Hals, Ruthen unter dem Arme in die Kirche gehen und von den Priestern Züchtigung begehren und, um den Grund befragt, laut ihre Missethat bekennen, in Würzburg selbst aber, wofern sie da Sicherheit wünschten, zu Ostern, Pfingsten,

Weihnachten und St. Kilian ins erwähnten schimpflichen Aufzuge in den Dom gehen, vor den Domherren niederfallen und die Züchtigung vom ihnen heischen. Wiederverheirathung nach dem Tode ihrer Frauen wurde verboten. — Es kam natürlich ganz allein auf die Herren selbst an, was sie von den ihnen auferlegten Strafen ausführen wollten und was nicht.

Das Volk war gerechter als der Papst. Als Junker Bodo, nach Jahren in die Heimatz zurückgekehrt, die Rabensburg wieder aufzubauen begann, wozu König Otto nicht nur die Erlaubniß, sondern auch die Handfrohn der benachbarten Gemeinde Weitshöchheim bewilligt hatte, war Jedermann gegen ihn und die Seinen. Berarmt mußten die Rabensburger den verhaßten, fluchbeladenen Namen ablegen und als gewöhnliche Ritter von Reinstein aus dem nicht mehr zu behauptenden Dynastenstande treten. Die Burgreine kam in Besitz des Stephansklostens in Würzburg.

Die Faltenberger erlangten erst nach zweihundert Jahren, unter dem berüchtigten Bischof Johann II. von Würzburg (1411—1440), einem echten Junker, dem für Geld Alles feil war, die äußere Ehre wieder.

Bischof Konrad prangt aber in der Geschichte mit Recht als fränkischer Brutus. Doch seinen Dichter hat er bis heute noch nicht gefunden.

Bilder aus der kaufmännischen Welt.

Nr. 1. Ein Londoner Auctionshaus.

Ich saß im Lesezimmer bei Whyte, das jeder Deutsche kennt, welcher, freiwillig oder unfreiwillig, längere Zeit in London gehaust hat. Hier am Ostende des Squares, dem Centrum des Fremden-, insbesondere des französischen und italienischen Viertels, hatte ich mir mit einem Freunde am britischen Museum ein Rendez-vous gegeben, um mit ihm von der eleganten Hungerfordkettenbrücke aus nach einer heitern gastlichen Villa am Themseufer von Putney zu dampfen. Doch halbe Stunde auf halbe Stunde verrann, ohne daß mein Gefährte erschien.

Schon hatte ich alle möglichen Zeitschriften von jeder erdenklichen Tendenz und Farbe durchstöbert, deren ich habhaft werden konnte, da griff ich aus purer Verzweiflung zu einem Blatte, das hier sehr unbeachtet auf einem Seitentische vegetirte. Wohl hatte es sich mir gar manchmal schon in den Weg gedrängt, wenn ich nach anderen Journalen suchte, immer aber war's wie ein unebenbürtiger Gesell wieder bei Seite geschoben worden, ohne daß ich es nur eines einzigen Blickes gewürdigt hätte. Es war die „Daily Commercial List“ (die tägliche Handelsliste). Gott im Himmel, was hatte ich mit der zu schaffen? Die Gesammtsumme der Verkäufe, die ich noch in London realisirt, beschränkte sich auf die Veräußerung eines bereits im Zustande arger Offenherzigkeit aus Deutschland importirten Schlafrockes und eines in allen Farben schillernden total formlosen Calabreser, die ich eines Tages an den betriebsamen Sohn Abrahams verhandelt hatte, welcher jeden Morgen sein „Alte Kleider!“ in meiner Straße ertönen ließ, und mit meinen Käufen, — nun da hatte es auch seine eigene Bewandniß.

Heute aber guckte ich aus Aerger und Langeweile wirklich in die Daily Commercial List hinein; doch klug konnte ich aus dem Gaimathias nicht werden, der mir darin gedruckt schien. Da sollten Dinge unter den Hammer kommen, von denen ich in meinem ganzen Leben noch nie gehört hatte — und die mir auch heute zum Theil noch einigermaßen unbekannte Größen sind. Der Eine bot „vierzig Ballen Bucha-Blätter“ aus, ein anderes Haus wünschte sich von „435 Bündeln Piassava“ zu befreien, und erst als mir unter diesen Fabelwesen auch die Namen von bekannteren Handelsartikeln auftauchten, gewann ich die Ueberzeugung, daß ich nicht zufällig einen Auctionskatalog aus dem Monde erwischt hatte. Aber die ungeheuerlichen Zahlen, in denen sich die Liste erging, machte mich von Neuem stutzig. Ich las von 7179 Kisten Thee, von 34,000 Schafhäuten vom Cap, von 28,374 Smyrnaer dito, von 16,000 Lammfellen von Buenos Ayres, von 40,000 Bambusrohren, von 500 Ballen Lumpen, von 1500 Kisten Havanna-Zucker, von 4000 Säcken Reis, von 560 Fässern Palmöl und 400 Tonnen Talg, von 50 Tonnen Elfenbein und 3 Tonnen Walroßzähnen — und, wohlgemerkt, das Alles sollte an einem Tage, morgen am 3. Juli, und in einem Hause, den sogenannten London Commercial Sale Rooms (den Londoner Handels-Auctionszimmern) in Mincing Lane, den Meistbietenden zugeschlagen werden! Der Palast jenes morgenländischen Prinzen, den ein flottes Pferd erst in sieben Tagen und sieben Nächten ungalopiren konnte, mußte ein wahres Schilderhäuschen sein gegen den Riesenbau, welcher solche märchenhafte Waarenschätze barg. Wieder ein neues Wunder der endlosen Wunderstadt!

Noch saß ich in meinem Staunen, und die ungeheuerlichen Ziffern wirrten sich in meinem Hirn zu noch ungeheuerlicheren Berechnungen zusammen, da kam mein Freund. Meine neue Entdeckung erfuhrte ihm den Vorwurf, den vor einer Viertelstunde meine Ungeduld schon bereit gehalten hatte, und während wir nach der Dampfschifffstation zustrebten, wurde bereits für den nächsten Vormittag eine Expedition nach diesem räthselhaften Auctionslocale, dem Marte von Mincing Lane, wie es im Publicum heißt, beschlossen. Denn auch mein Freund kannte von dem Wunder noch nichts als den Namen.

Von unserm westendlichen St. John's Wood hatten wir eine meilenweite Reise nach diesem Mincing Lane, das, ein enges, finsteres, aber handel- und wandelbelebtes Gäßchen, im Osten der Bank und unfern vom Tower liegt, also ganz und gar im Bezirke, wo der Londoner Großhandel oder, besser gesagt, der große Welthandel überhaupt seine düsteren Sitze aufgeschlagen hat. Vier Mal mußten wir den Omnibus wechseln, ehe wir vor den London Commercial Sale Rooms standen.

Das soll das Haus sein, in welchem so unglaubliche Waarenmassen verfeigert werden? Unmöglich! riefen wir Beide und starrten die einfache, doch solide Steinfaçade an, die sich unsern Bieten bot und weder in Form noch Größe die geringste Spur von Phantastischem und Märchenhaftem an sich trug. Gut englisch nüchtern und hausbacken, unterschied sich das Gebäude von seiner Nachbarschaft höchstens durch einen etwas mehr geschonten Teint. Es schien uns minder rußig und schwarz, als man's vom Mauerwerk in dieser Stadt des Qualms und Kohlenstaubs gewöhnt ist. Indeß die Inschrift über der Thür beweist uns, daß wir am rechten Ziele angelangt sind.

Darum hinein, denn es ist elf Uhr, die Stunde, wo die Auctionen beginnen. Wir treten ein und finden uns sofort in einem recht anständigen Menschenknäuel, der sich in einem geräumigen Gemache um eine Tribüne drängt, welche sich der Thür gegenüber erhebt. Das Geschäft ist bereits in flottestem Gange — in Porter und Ale, in Sherry und Portwein, in Venteraffäden und Hammelskeulen. Das aber, vergnüglich wie es sonst ist, war nicht das Schauspiel, um dessen willen wir uns in diesen unfaßbinnahlen Ostwinkel verbannt hatten. Also hinaus aus dem Exfrischungssaale und, vorüber an seinen lockenden Düften und Geistern, die Treppe zum ersten Stocke hinauf!

Auf dem Corridore, von dem verschiedene Seitengänge nach einer Menge von Zimmern auslaufen, schwirrt es wie in einem Bienenstocke. Mäkler und Kaufleute, Commis und Schreiber strömen ab und zu, haben aber den Kopf so voller Geschäfte und Zahlen und die Füße so eilig, daß wir Noth haben, nur den Saal zu erfahren, in welchem die erste Versteigerung abgehalten wird.

Endlich ist's uns doch geglückt, einen etwas weniger geschäftigen Herrn auszuspüren, der uns eine Secunde ruhig Stand hält. „Die zweite Thür links, meine Herren.“

Wir öffnen schüchtern, wie echte Deutsche. Der Saal, der sich uns aufthut, ist von Mittelgröße und rundum mit amphitheatralisch geordneten Bänken besetzt. Vor diesen befindet sich eine Reihe kleiner Schreibpulte, und in der Mitte ist eine Art von Katheder errichtet, das drei Personen Sitz- und Schreibapparat gewährt. Augenblicklich thronen aber nur zwei auf diesem Podium, der Auctionator und sein Commis. Auf den rundum aufsteigenden Bänken mögen siebenzig bis achtzig Männer sitzen. Fast alle sind junge Leute, jeder hat einen Kataleg vor sich und sein kleines Lederintenetaf in der Hand und macht sich eifrig Notizen.

„Die Käufer gemüth?“ wende ich mich an meinen Nebenmann zur Rechten, dessen gemüthliches Gesicht auf einige Mittheilsamkeit Hoffnung macht.

„Gott bewahre, Herr; blos die Commis der Mäkler, welche

von den für die verschiedenen Waarenpartieen und Artikel erzielten Preisen sorgfältige Niederschrift nehmen müssen, damit alsbald die Preislisten zusammengestellt werden können, die noch heut' Abend autographirt über den Canal hinüber an alle Geschäftsfreunde des Continents versandt werden." Die stillen Herren, die so apathisch aussehen und keine Miene verziehen, welche, den schwarzen, spiegelglatten Cylinder tief in den Nacken gerückt und die Hände in den Hosentaschen oder den Armlöchern der Weste, dem Versteigerer den Rücken zukehren, — das sind die Käufer, und gar mancher Crösus, mehr als ein Citymagnat ist darunter, der allmächtig herrschen an der Börse.

Wir haben zufällig eine Theeauction getroffen. Man scheint schon im besten Zuge zu sein, aber im ganzen Saale ist auch nicht ein einziges Theeblättchen zu erblicken. Wenn man uns sagte, daß hier Zündhölzchen oder Steadnadeln versteigert würden, wir fänden kein einziges Anzeichen, welches uns die Wahrscheinlichkeit solcher Behauptung in Zweifel ziehen ließ. Indessen beruhigen wir uns, der englische Kaufmann gehört zu den Letzten, welche die Katze im Sacke nehmen. Der zu verkaufende Thee selbst liegt zwar draußen in den Docks oder in den großen Lagerhäusern an der Themse, doch von allen Kisten hat der mit der Versteigerung beauftragte Mäkler Proben genommen. In seinem Comptoir in Fenchurchstreet oder in den sogenannten königlichen Börsengebäuden — einer Reihe von Häusern hinter der Börse — oder in sonst einem ruhigen Winkel der City findet sich ein, wer auf die verkäufliche Partie speculirt, unterwirft die Muster einer gründlichen Prüfung durch Auge, Nase und Zunge, empfängt einen Katalog der zur Versteigerung bestimmten verschiedenen Waarenposten, vermerkt an den Rand, wie viel er für diesen oder jenen Artikel anzulegen gesonnen ist, und bietet demgemäß, wenn der Tag der Auction erscheint. Sowie bei den großen Güter- und Herrschaftslicitationen, die namentlich während der Saison in London statt haben, nicht ein Stäubchen von dem zu verkaufenden Grund und Boden zum Vorschein kommt, ebenso wird in Mincing Lane kein Körnchen von den großen Cubaer Zuckerblöcken, kein Blättchen aus den Tausenden von Kisten chinesischen Thee's, kein Bröckchen von den Massen südamerikanischen Talgs sichtbar, welche der Hammer hier zuschlägt. Nur ein einziger Artikel macht eine Ausnahme von dieser Regel, die indischen Shawls. Von ihnen kann sich der Mäkler natürlich kein Zipfelchen zur Probe abschneiden oder abreißen; folglich muß sich die kostbare Waare bei der Auction den Speculanten in natura vorstellen.

Ich verdanke alle diese Belehrungen meinem Nachbar, einem behaglichen alten Londoner, der jetzt zwar selbst weder mehr kauft noch verkauft, aber aus alter Gewohnheit dem Markt von Mincing Lane ab und zu seinen Besuch abstattet. Als ehemaliger Theemäkler, der nun in einer neuen Cottage draußen in Clapham sich des wohl in's Trockene gebrachten Schäfchens freut, kennt er genau, was sich auf den Markt von Mincing Lane bezieht, so daß wir seiner Auskunft volles Vertrauen schenken dürfen.

Inzwischen nimmt die Auction ihren gleichmäßigen Fortgang. Ein Schweigen herrscht im Saale, wie in der Kirche. Die Käufer sitzen so steif und unbeweglich wie eine Quäkerversammlung, die auf den heiligen Geist wartet, kaum daß einmal ein leises Flüstern in dieser oder jener Gruppe vernehmbar wird. Ja nicht selten bietet man lediglich mit Zeichen und Mienen. Ein bloßes Nicken, ein Augenzwinkern, ein Hüsteln oder Grunzen genügen dem Auctionator; er weiß, wie viel Pfunde, Schillinge oder Pence die Pantomimen bedeuten, er kennt ja Art und Weise jedes einzelnen Käufers und weiß gründlich, was Mr. Smith braucht oder Mr. Brown sich nicht entgehen lassen darf, und wenn Dieser mit dem rechten oder Jener mit dem linken Auge zwinkert, wenn sich ein Dritter das Kinn oder ein Vierter die Nase reibt, so ist das Alles unserem eingeweihten Mäkler eine durchaus verständliche Telegraphie. Namentlich, so sagt mir mein freundlicher Gewährsmann, waltet diese Mimik beim Verkaufe der Kaschmir-Shawls vor. Wir müssen es unserer Omelle auf's Wort glauben; denn uns selbst von dem Hergange bei einer dieser großen Shawlauctionen zu überzeugen, bietet leider der heutige Markt zufällig keine Gelegenheit.

„Kiste 22—31," ruft der Mäkler gravitätisch von seinem Throne herunter. „Wie viel für Kiste 22—31? Zwölf, meine Herren?"

„Zwölf," murmelt eine Stimme, ohne daß ihr Besitzer aufblickt von seinem Pulte. „Zwölf ein Viertel" — „dreizehn" — „dreizehn ein halb" — „vierzehn" — „vierzehn ein Viertel" — „vierzehn und einen halben Pence" — „vierzehn drei Viertel" — „fünfzehn". „Niemand mehr?" Die Frage erfolgt in fast strengem Tone, gewissermaßen gebieterisch. Doch nichts regt sich, kein Zucken, kein Blinzeln, kein Nicken, kein Grunzen. „Also fünfzehn; fünfzehn Pence, meine Herren." Und der Hammer fällt mit sanftem, gentlemanischem Klopfen auf den Bord des Katheders. Die Stahlfedern der Commis fritzeln hurtig über die Blätter ihrer Taschenbücher und registriren den Verkauf, Posten und Preis. Die Käufer thun's und vor Allem der Schreiber des Proclamators.

Ohne Pause kommt eine andere Partie an die Reihe und ist ebenso rasch an den Mann gebracht. Manchmal gehen zehn, zwölf Partien — Loose nennt sie der Engländer — von je zehn Kisten in einem Athem weg, wenn die Qualität die gleiche, folglich der zu zahlende Preis annähernd der nämliche ist.

So werden im Laufe weniger Stunden in einem einzigen dieser Verkaufssäle häufig Summen in Umlauf gesetzt, d. h. Alles nur auf und in Papieren, welche das Budget manches unserer deutschen Staaten mit einem recht artigen Deficit belasten würden.

Und solcher Auctionsräume befinden sich überhaupt zehn in dem Gebäude, in jedem aber spielt sich so ziemlich die gleiche Scene ab, nur die Namen der angerufenen Waaren sind überall andere. Bei uns hier heißt er Thee, im Nachbarsaale Zucker, daneben Huile, drüben Indigo oder Cochenille und so fort. Auch Anordnung und Einrichtung sämmtlicher dieser Localitäten ähneln sich wie ein Ei dem andern; blos die Größe der Zimmer ist verschieden, je nachdem sich mit den in ihnen versteigerten Waaren ein allgemeineres oder ein beschränkteres Handelspublicum befaßt.

In der Regel verlaufen alle Auctionen so ruhig und ungestört, wie unsere Theeversteigerung, so daß an manchem Tage wohl fünfzig und mehr Verkäufe verschiedenartiger großer Waarenparticen abgehalten werden und ihre tägliche Durchschnittszahl auf 20 bis 25 veranschlagt werden kann. Indessen ab und zu, in Zeiten politischer Krisen und merkwürdiger mercantilischer Conjuncturen, wo die Speculation besondere Dimensionen annimmt und eine gesteigerte Concurrenz hervorruft, bieten die London Commercial Sale Rooms nicht ganz das friedliche Bild, das Stilleben, welche ich fagen, das wir heute gesehen und beobachtet haben. Dann ist's nicht mehr genug mit einem Kopfnicken oder Augenzwinkern, dann geht's wild und stürmisch her, dann schreit es durcheinander wie auf einem neapolitanischen Markte oder in der Pariser Börse, ja dann giebt's wohl mitunter auch drastische Scenen zu schauen, und es ist keineswegs etwas Unerhörtes, wenn Mr. John den Mr. James gemüthlich niederboxt, weil Beide das höchste Gebot gethan haben wollen.

Die Londoner Commercial Sale Rooms sind der größte Markt für Colonialwaaren auf der Erde; wie wir gesehen haben, faßt der Engländer den Begriff dieser Producte etwas weiter, als wir, indem er u. A. auch die feinen Gewebe, die in den Himalayathälern gefertigt werden, der Kategorie der „Colonial goods" einreiht. In Mincing Lane lassen die großen Londoner Importhäuser ladungsweise versteigern, was ihnen die Schiffe von allen Richtungen der Windrose zuführen. Hier versorgen sich die Colonialwaarengroßhändler nicht nur Londons und Englands, sondern aus den Haupthandelsplätzen des Continentes; nur in einigen Artikeln, den sogenannten Gewürzen namentlich, ist noch heute Amsterdam der erste Stapelort der Welt.

Der Markt von Mincing Lane hätte in diesem Jahre der Feste und Jubiläen beiläufig auch seinen fünfzigsten Geburtstag feiern können; denn 1813 war es, wo die Sale Rooms eröffnet und den Kaufleuten und Mäklern der City als ein „Centralmarkt für Colonialwaaren" übergeben wurden.

Schon die Waarennenge, welche an einem einzigen Tage in diesen Sälen von einer Hand in die andere übergeht, will uns bedünken, als wäre sie ein Fabeldatum aus einem arabischen Märchen — denken wir vollends an die Ziffern, welche die verflossenen fünfzig Jahre zusammen repräsentiren, an die Summen, die während dieser Periode hier gewonnen und verloren worden sind, so schwindelt uns der Kopf. Ja, der Umsatz eines einzigen Jahres erreicht schon eine so ungeheuerliche Höhe, daß dem Continentalen aller und jeder Maßstab abhanden kommt. Wir müssen darauf verzichten, mit den uns vor Augen gebrachten Ziffern eine bestimmte Vorstellung zu verbinden und uns mit der allgemeinen Idee des Massenhaften

und Kolossalen begnügen, von Neuem inne werdend, daß diesem Riesigen und Ungeheueren so gut ein gewisser poetischer Zauber inne wohnt, wie der unendbeglänzten Waldeinsamkeit oder der Sonnenpracht eines italienischen Sees.

Eine genaue Schätzung der jährlich in den London Commercial Sale Rooms abgeschlossenen Geschäfte hat übrigens ihre Schwierigkeiten. Die einzelnen Ansätze müssen aus den Notizen einer Menge von Betheiligten mühsam zusammengelesen werden. Doch können wir nach einer uns vorliegenden Liste mindestens den 1861 auf dem Markte von Mincing Lane bewirkten Umsatz von einigen der Hauptartikel verzeichnen. Der Leser mag daraus ersehen, ob wir Unrecht haben, wenn wir die London Commercial Sale Rooms als nicht letzte der gegenwärtigen Weltwunder bezeichnen. Im genannten Jahre wurden in Mincing Lane in runden Zahlen versteigert: Zucker für 3 Millionen Pfund Sterling, Kaffee für 9 Mill. Pfd. Sterl., Thee für den gleichen Betauf, Reis für 800,000 Pfd. Sterl., Indigo für 3 Mill. Pfd. Sterl., Soda und Salpeter für 700,000 Pfd. Sterl., Elfenbein für 500,000 Pfd. Sterl., Cochenille für 500,000 Pfd. Sterl.

Im Jahre 1811 repräsentirte die gesammte Einfuhr nach England nur einen Werth von 26½ Mill. Pfd. Sterl.! In welchen Riesenverhältnissen ist seitdem der britische Handel gewachsen, trotz der drei furchtbaren Krisen, welche ihn im Zeitraume des letzten halben Jahrhunderts erschüttert haben!

Die Zwergmaus.*

Von Brehm.

So schmuck und nett alle unsere kleinen Mäuse sind, so allerliebst sie sich in der Gefangenschaft benehmen: das kleinste Mitglied der Familie, die Zwergmaus, übertrifft jene doch in jeder Hinsicht! Sie ist beweglicher, geschickter, munterer, kurz ein viel anmuthigeres Thierchen, als alle übrigen. Ihre Länge beträgt blos 5 Zoll, und davon kommen auch noch 2½ Zoll auf das Schwänzchen, sodaß der eigentliche Körper nur etwa 2½ Zoll lang ist. Die Höhe am Widerrist beträgt nur einen Zoll; das Gewicht schwankt zwischen ein und zwei Quentchen. Die Zwergmaus verdient also ihren Namen; es giebt ja auch nur ein einziges Säugethier noch, die uns schon bekannte Zwergspitzmaus, welche kleiner ist als sie.

Ganz wunderbar im Verhältniß zu dieser geringen Größe ist die auffallende Verbreitung des lieblichen Thierchens. Von jeher hat die Zwergmaus den Thierkundigen viel Kopfzerbrechens gemacht. Pallas entdeckte sie in Sibirien, beschrieb sie genau, bildete sie auch ganz gut ab; aber fast jeder Forscher nach ihm, dem sie später in die Hände kam, stellte sie als eine neue Art aus, und jeder glaubte, in seinem Rechte zu sein. Allerdings wechselt die Pelzfärbung der Zwergmaus nicht unbeträchtlich ab. Gewöhnlich ist sie zweifarbig, die Oberseite des Körpers und der Schwanz gelblich braunroth, die Unterseite und die Füße scharf abgesetzt weiß; nun aber kommen dunklere und hellere, röthlichere und bräunlichere, grauere und hellere vor; die Unterseite steht nicht so scharf im Gegensatz mit der oberen; junge Thiere haben andere Körperverhältnisse als die alten und noch eine ganz andere Leibesfärbung, nämlich viel mehr Grau auf der Oberseite: kurz, diese Verschiedenheit kann den nicht sehr sorgfältig prüfenden Forscher schon verwirren. Außerdem ersähen es ja auch zu wunderbar, daß ein Thier, welches in Sibirien entdeckt wurde, in Deutschland leben sollte! Aber die fortgesetzte Beobachtung ergab als unumstößliche Wahrheit, daß unser Zwerglein wirklich von Sibirien an durch ganz Rußland, Ungarn, Polen und Deutschland bis nach Frankreich, England und Italien reicht, und jetzt wird allgemein angenommen, daß sie nur ausnahmsweise in manchen Gegenden nicht vorkommt. Sie findet sich eigentlich in allen Ebenen, wo der Ackerbau blüht, und keineswegs immer auf den Feldern, sondern vorzugsweise im Schilf und im Rohr, in Sümpfen und in Binsen. In Sibirien und in den Steppen am Fuße des Kaukasus ist sie gemein, in Rußland und England, in Schleswig und Holstein wenigstens nicht selten. Aber auch in den übrigen Ländern Europa's kann sie zuweilen häufig werden.

Während des Sommers findet man das schmucke Thier in Gesellschaft der Wald- und gemeinen Feldmaus in Getreidefeldern, im Winter massenweise unter Feimen oder auch in Scheunen, in welche sie mit der Frucht eingeführt wird. Wenn sie im freien Felde überwintert, bringt sie einen großen Theil der kalten Zeit zwar schlafend zu, fällt aber niemals in völlige Erstarrung und sammelt sich deshalb während des Sommers auch recht hübsche Vorräthe in ihren Höhlen ein, um davon leben zu können, wenn die Noth an die Pforte klopft. Ihre Nahrung ist die aller übrigen Mäuse, Getreide und Sämereien verschiedener Gräser, Kräuter, namentlich aber auch kleine Kerbthiere aller Art.

In ihren Bewegungen zeichnet sich die Zwergmaus vor allen anderen Arten der Familie aus. Sie läuft ungeachtet ihrer geringen Größe ungemein schnell und klettert mit größter Fertigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit. An den dünnsten Aesten der Gebüsche, an Grashalmen, die so schwach sind, daß sie sich mit ihr zur Erde beugen, schwebend und hängend, läuft sie empor, faßt eben so schnell an Bäumen, und der dünne Schwanz wird dabei so recht geschickt als Wickelschwanz benutzt, gerade, als hätte der kleine Nager solche Künste den Beutelratten abgelauscht. Auch im Schwimmen ist die Zwergmaus wohl erfahren, und im Tauchen sehr geschickt. So kommt es, daß sie überall wohnen und leben kann.

Ihre größte Fertigkeit entfaltet die Zwergmaus aber doch noch in etwas Anderem. Sie ist eine Künstlerin, wie es wenige giebt unter den Säugethieren, eine Künstlerin, die mit den begabtesten Vögeln zu wetteifern sucht. Sie baut ein Nest, das an Schönheit alle andern Säugethiernester weit übertrifft. Als hätte sie es einem Rohrsänger oder Stufenschwanz abgesehen, so eigenthümlich wird der niedliche Bau angelegt. Das kugelrunde Nest, welches ungefähr faustgroß ist, steht nämlich, je nach der Ortsbeschaffenheit, auf zwanzig bis dreißig Riedgrasblättern, deren Spitzen verschlissen und so durch einander geflochten sind, daß sie das eigentliche Nest von allen Seiten umschließen, oder hängt über zwei bis drei Fuß hoch über der Erde frei an den Zweigen eines Busches, an einem Schilfstengel und dergleichen, so daß es aussieht, als schwebe es in der Luft.

In seiner Gestalt ähnelt es am meisten einem stumpfen Ei, einem rundlichen Gänsei z. B., dem es auch in der Größe ungefähr gleichkommt. Die äußere Umhüllung besteht immer aus gänzlich zerschlitzten Blättern des Rohrs oder Riedgrases, deren Stengel die Grundlage des ganzen Baues bilden. Die kleine Künstlerin nimmt jedes Blättchen hülsch mit den Zehen in den Mund und zieht es mehrere Male zwischen den nadelscharfen Zahnspitzen durch, bis jedes einzelne Blatt sechs-, acht- oder zehnfach getheilt, gleichsam in mehrere besondere Fäden getrennt worden ist; dann wird das Ganze außerordentlich sorgfältig durcheinander geschlungen, gewebt und geflochten. Das Innere ist mit Rohrähren, mit Kolbenwolle, mit Kätzchen und Blüthenrispen aller Art ausgefüttert. Eine kleine Oeffnung führt von einer Seite hinein, und wenn man da hindurch in das Innere greift, fühlt sich das Ganze oben wie unten gleichmäßig gepolstert und überaus weich und zart an. Die einzelnen Bestandtheile sind so dicht miteinander verfilzt und verwebt, daß das Nest einen wirklich festen Halt bekommt. Wenn man die viel weniger brauchbaren Werkzeuge dieser Mäuse mit dem geschickten Schnabel der Künstlervögel vergleicht, wird man jenen Bau nicht ohne hohe Bewunderung betrachten und muß die Arbeit der Zwergmaus gewiß über die Baukunst manches Vogels stellen, der weit besser ausgerüstet ist.

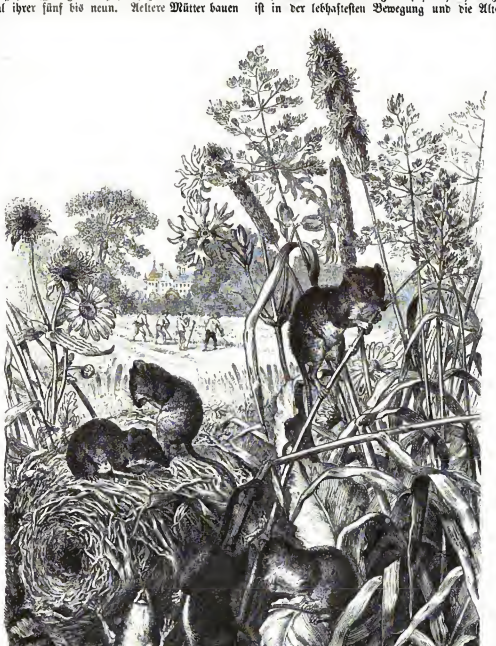
Jedes dieser Nestchen wird immer zum Hauptheil aus den Blättern derselben Pflanze gebildet, welche den netten Ball trägt. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß das Aeußere fast oder ganz dieselbe Farbe hat, wie der Strauch selber, an dem es hängt. Nun benutzt die Zwergmaus jeden einzelnen ihrer Paläste blos zu ihrem Wochenbette, und das dauert nur ganz kurze Zeit; so

* Die vorstehende Thiercharakteristik ist einem noch ungedruckten Hefte von Dr. A. E. Brehm's im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheinendem „Illustrirten Thierleben" entlehnt. Die competentesten Urtheile stimmen darin überein, daß das Buch sich durch Inhalt und Illustrationen gleich auszeichnet und durch seinen verhältnißmäßig billigen Preis auch dem minder bemittelten Naturfreunde zugänglich ist. Von der lebendigen, frischen Darstellung wird unsere Leser der hier mitgetheilte Abschnitt überzeugen. D. Red.

sind die Jungen regelmäßig ausgeschlüpft, ehe das Blätterwerk um das Nest verwelken und hierdurch eine auffällige Farbe annehmen konnte.

Man glaubt, daß jede Zwergmaus jährlich zwei bis drei Mal Junge wirft, jedesmal ihrer fünf bis neun. Aeltere Mütter bauen immer künstlichere und vollkommenere Nester, als die jüngeren, aber auch in diesen zeigt sich schon der Trieb, die Kunst der alten auszuüben; denn bereits im ersten Jahre bauen sich die kleinen Dingerchen ziemlich vollkommene Nester, um darin zu ruhen. Gewöhnlich verweilen die Jungen so lange in ihrer prächtigen Wiege, bis sie sehen können. Die Alte hat sie jedesmal warm zugedeckt, oder vielmehr die Thüre zum Neste verschließen, wenn sie es verlassen mußte, um sich Nahrung zu holen. Sie ist inzwischen wieder mit den Männchen ihrer Art zusammengekommen und gewöhnlich bereits von Neuem trächtig, während sie ihre Kinder noch säugen muß. Kaum sind dann diese so weit, daß sie zur Noth sich ernähren können, so überläßt sie die Alte sich selbst, nachdem sie höchstens ein paar Tage lang ihnen Führer und Rathgeber gewesen ist.

Falls das Glück Einem wohlwill und man gerade dazukommt, wenn die Alte ihre Brut zum ersten Male ausführt, hat man Gelegenheit, sich an einem der anziehendsten Familienthierbilder aus dem Säugethierleben zu erfreuen. So geschieht die junge Schaar ist, hängt auch noch viel zu sehr an der Mutter, als daß sie sogleich selbstständig sein und in die weite, gefährliche Welt hinausstürmen möchte. Da hängt nun eines an diesem, das andere an jenem Halme; das zirpt zu der Mutter auf, jenes verlangt noch die Mutterbrust; dieses wäscht und putzt sich, jenes hat ein Körnchen gefunden, welches es hübsch mit den Vorderfüßen hält und auftnadt; das Nesthäkchen macht sich noch im Innern des Baues zu schaffen; das beherzteste und muthigste Männchen hat sich schon am weitesten entfernt und schwimmt vielleicht bereits unten in dem Wasser herum, aus dem das Riedgras sich erhebt; kurz, die ganze Familie ist in der lebhaftesten Bewegung und die Alte gar gemüthlich da mitten drin, hier helfend, dort rufend, führend, leitend, die ganze Gesellschaft beschäftigend.



Zwergmäuse.

Man kann dieses anmuthige Treiben so recht gemächlich betrachten, wenn man sich das ganze Nest mit nach Hause nimmt und in einen enggeflechtenen Drahtbauer bringt. Mit Hanf, süßen Aepfeln, Birnen, Hafer, Fleisch und Stubenfliegen sind die Zwergmäuse leicht zu erhalten, und sie vergelten jede Mühe, welche man sich mit ihnen giebt, durch ihr angenehmes Wesen tausendfach. Ganz allerliebst sieht es aus, wenn man eine Fliege hineinhält. Da fahren alle mit großen Sprüngen auf sie los, packen sie mit den Füßchen, führen sie zum Munde und tödten sie mit einer Hast und Gier, als ob ein Löwe ein Rind erwürgen wolle; dann halten sie ihre Beute allerliebst mit den Vorderpfoten und führen sie damit zum Munde. Die Jungen werden sehr bald zahm, aber mit zunehmendem Alter wieder scheuer, falls man sich nicht ganz besonders oft und fleißig mit ihnen abgiebt. Um die Zeit, wo sie sich im Freien in ihre Schlupfwinkel zurückziehen, werden sie immer sehr unruhig und suchen mit Gewalt zu entfliehen, gerade so, wie die im Käfig gehaltenen Zugvögel zu thun pflegen, wenn die Zeit der Wanderung herannaht. Auch im März zeigen sie dasselbe Gelüste, sich aus dem Käfig zu entfernen. Sonst gewöhnen sie sich bald ein und bauen auch ganz lustig an ihren Kunstnestern, nehmen Blätter und ziehen sie mit den Pfoten durch den Mund, um sie zu spalten, ordnen und verweben sie, tragen allerhand Stoff zusammen, mit einem Worte, sie suchen sich so gut als möglich einzurichten.

Drei Verbannte.

Während der großen europäischen Reactionsperiode von 1816 bis 1830 konnte man in der schweizerischen Stadt St. Gallen an jedem sonnigen Tage einen silberhaarigen Greis, der von Jahr zu Jahr zusehends schwächer und hinfälliger wurde, am zitternden

Stadt nach einem der Spaziergänge des „Klosterhofs“ oder des „Brühls“ den müden Körper schleppen und hier erschöpft auf eine Bank sinken sehen, wo er dann sinnend und träumend ruhte, so lange die freundliche Sonne seine erstarrten Glieder wärmte. Wer war der Greis und wovon träumte er? Ach, er träumte von einem mitdern Lande, wo Feigen, Oliven und Orangen blühen, wo der Nachtigall Schlag durch die Haine tönt, wo der Troubadours Lieder einst von Minne sangen und die Klänge dieser Lieder noch im Volke leben, einem Volke mit feurigen, schwarzen Augen und brennendem Muthe im Herzen. Noch mehr, er träumte auch von einer Erhebung des Volkes für seine Freiheit und von dem blutigen Mehlthau, der sich auf diese schöne Bewegung legte und sie erstickte.

Lange kannte Niemand den Mann, und doch hatte er einst über einen König zu Gerichte gesessen und dürfte nun seine Kühnheit, indem er das Brod der Verbannung essen mußte. Jean Baptiste Meyer, so hieß er, gebürtig aus dem Departement des Tarn in Südfrankreich, dem Vaterlande der Albigenser (wie uns die deutsche Name dorthin kommen?), seines Berufes ein Arzt, war er Mitglied des Conventes und stimmte für den Tod Ludwig's XVI. Wer hätte es anders gewagt? Mußten ja selbst die dafür Stimmenden ihr Haupt unter das Richtbeil legen, zu dessen blutiger Praxis die Bourbonen ihr Volk durch viele Jahrhunderte hin erzogen hatten! Ludwig starb, Marie Antoinette folgte, Marat, die Girondisten, Orleans, Danton und Desmoulins, Robespierre und tausend Andere folgten. Meyer entging allen diesen Schrecken. Dem ersten Consul aber wollte er nicht dienen und widmete sich wieder seinem Berufe im herrlichen Süden. Die Restauration, die in jenen Gegenden die Guillotine zu überbieten suchte, vertrieb auch ihn aus dem Vaterlande. Vergebens verwendete sich St. Gallens Regierung für ihn bei dem Adelsträger Talleyrand; es folgten nichtssagende Antworten. Endlich ging die Julisonne auf, und die Schüsse der Barrikaden fanden ihr Echo im Lande der Alpen. Da blitzte es auf in den fast erloschenen Augen des Greises; die Marseillaise schien in seinen alten Ohren zu wiederhallen. Mühsam raffte er sich auf, eilte nach dem geliebten Vaterlande, erreichte es glücklich und — starb nach wenigen Tagen im Anblicke seiner geliebten Pyrenäen, ohne die Escamotirung der Freiheit durch den „Bürgerkönig“ zu erleben. Das war das Ende eines verbannten Republikaners! —

Am 7. Februar 1837 wurden die Bewohner des Gasthofes zum weißen Rößlein in St. Gallen durch ein aus einem Gastzimmer kommendes ungewöhntes Klingeln erschreckt. Man eilte, beim wohlbekannten, schon seit drei Jahren im Hause lebenden und beliebten Gaste beizuspringen. Als man aber in das Zimmer trat, fand man einen — Sterbenden. Der Schlag hatte ihn gerührt, und bald war er eine Leiche.

Da lag er nun, wie eine vom Sturme gekniete Eiche, der, wenn auch alte, doch noch vor Kurzem rüstige und stattliche Mann mit dem feurigen und zugleich schwärmerischen Auge, mit dem imponirenden Blicke, der Adlernase, dem in schönstem Ebenmaße gebauten Körper. Er stammte aus einem edeln Geschlechte, dessen Glieder auf mehreren Thronen Europa's saßen; mit ihm war dieses Geschlecht von einem dieser Throne nicht herabgestiegen, sondern mit brutaler Gewalt herabgeworfen worden, ohne daß sich unter Millionen Unterthanen eine Hand für ihn regte. Dieser Mann, mit eiserner Stirne und festem Willen begabt und mit unerhörter Beharrlichkeit unerreichbaren Idealen nachjagend, hatte es während vieler Jahre — allein unter allen festländischen Monarchen Europa's — gewagt, dem Götzen des Jahrhunderts Trotz zu bieten, ein Trotz, der ihm eine der schönsten Provinzen seines Reiches kostete. Der rautbgierige Nachbar im Osten hatte diesen Fang durch die heuchlerische Freundschaft erschlichen, die er jenem Götzen auf einem schwimmenden Pavillon im Memelstusse gezeigt, wo sie die Karte Europa's miteinander theilten.

Doch genug des Räthselns! Der Verstorbene nannte sich im Exil Oberst Gustavson. Sein wahrer Name aber war Gustav IV. Adolf, König von Schweden. Schon als vierzehnjähriger Knabe nach einem mit Königsblut befleckten Maskenball, dem kleinen östlichen Wiederspiele der gleichzeitigen großen Revolution im Westen, auf den Thron gelangt, ward er von seinem Eigensinn, mit dem er sonderbare Ideen in's Werk setzen wollte, in's Verderben gestürzt. Er wurde das Opfer seines glühenden Hasses gegen Napoleon, und dieser Haß kostete ihm Finnland und seinen Thron, von dem ihn die Verschworenen (1809) nach russischem Muster herabrissen. Seine Geschichte ist übrigens bekannt genug. Verbannt aus seinem Vaterlande seit der Absetzung von Gripsholm, später geschieden von seiner Gattin, fegar feindselig gegen seinen Sohn gesinnt, irrte er in Deutschland und der Schweiz herum, bis er in St. Gallen seinen letzten Aufenthalt nahm. Hier lebte er das anspruchslose Leben eines Privatmannes, verkehrte selbst in leutseligster Weise mit Menschen der niedrigsten Stellung im gesellschaftlichen Leben, kümmerte sich nicht um seine Familie, seine beiden Töchter ausgenommen, die Großherzoginnen von Baden und von Oldenburg, an welchen er mit inniger Liebe hing, während er seinen Sohn, den Prinzen Wasa, öffentlich desavouirte. Mit Schmerzen dachte er seines Vaterlandes, welches jetzt ein schlauer Emporkömmling aus der Gascogne regierte, der diesen Thron durch den schmählichsten Verrath an seinem Kaiser erkauft hatte.

Viel beschäftigte er sich mit Journalistik, indem er eine Menge Zeitungsartikel, meist in die Gazette de France und in die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, schrieb, die man dann, um bei den Regierungen und unter dem durch die Censur damals noch bevormundeten Volke kein Aergerniß zu erregen und doch die Eitelkeit des königlichen Journalisten nicht zu verletzen, blos in einem Exemplare abzog, welches man an den „Obersten Gustavson“ in St. Gallen adressirte. War er dann vom Arbeiten ermüdet, so machte es ihm die größte Freude, wenn ihm der jüngere Sohn seines Wirthes, damals ein Knabe, Seifenblasen steigen ließ, an deren Zerplatzen er die wehmüthigsten Betrachtungen über die Eitelkeit aller menschlichen Größe knüpfte. Da Gustav eigensinnig jede Unterstützung von seiner Familie zurückwies, bestritt diese heimlich einen Theil der Kosten seines Unterhaltes, und der Wirth mußte ihm nur für die Hälfte Rechnung stellen, weshalb sich der König sehr über die Billigkeit des Lebens in St. Gallen wunderte. Oft machte es ihm Spaß, die ihm bekannten Fehler von Menschen zu züchtigen, die er bisweilen sah. So erfuhr er von einem jungen Menschen, daß dessen leise seine Mutter übel behandle. Der erzürnte Ex-König ließ den Schuldigen zu sich kommen, der äußerst geschmeichelte im höflichen Anzuge erschien, und überreichte ihm säuberlich ein zierlich eingewickeltes Paket mit den Worten: dies sei eine Anerkennung für sein pflichttreues Verhalten gegen seine Mutter. Gerührt dankte der Verblendete, empfahl sich unter Bücklingen, öffnete das Ding und fand — einen alten Pantoffel.

Indessen nahmen die Kräfte des verbannten Fürsten ab; immer kleiner wurden seine regelmäßigen Spaziergänge, bis es eines Morgens, an dem schon erwähnten Tage, in der ganzen Stadt hieß (ich erinnere mich noch gut, als es in der Schule meine Cameraden sich zuflüsterten): der König von Schweden sei gestorben. Der Todesfall wurde sogleich der Familie Wasa gemeldet. Der entseelte Körper ward einbalsamirt und in der von dem Irländer Magnus vor 1200 Jahren gestifteten Kirche einstweilen im wohlverschlossenen Sarge aufgestellt. Durch ein sonderbares Zusammentreffen erhellte in der nächsten Nacht ein prachtvolles Nordlicht die Umgebung St. Gallens, als wäre es ein Gruß aus dem kalten Vaterlande an seinen verbannten, nun in Walhalla eingezogenen König, den Nachfolger eines Ragner Lodbrok, Birger und Gustav Wasa. Bald lange der Bevollmächtigte des Prinzen Wasa in St. Gallen an und holte den Sarg ab, der dann in des Letzteren Schloß Eichhorn bei Brünn in Mähren am 5. März feierlich beigesetzt wurde, in demselben Schlosse, welches sein Vorfahr Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege zweimal eingenommen haben soll. Reiche Geschenke der drei Kinder des Heimgegangenen lohnten alle Personen, die sich um denselben verdient gemacht hatten. — Das war das Ende eines verbannten legitimen Königs. — Kurze Zeit hernach wurde der Reise des St. Gallen'schen Banquiers, welcher Gustav's Geschäfte besorgt hatte, auf einer Reise in Stockholm von dem dort residirenden Gascogner auf dem schwedischen Reiche verwiesen! —

Es war in der ersten Woche des herrlichen Juli 1838, als das schweizerische Schützenfest in St. Gallen gefeiert wurde. Heiter lächelte der Himmel zu der schönen Feier; groß und jubelnd war die Begeisterung des Volkes. Täglich langten neue Schützengesellschaften aus verschiedenen Kantonen, Städten und Landschaften an und wurden freudig empfangen und begrüßt. Wohl keine derselben aber machte damals so viel Aufsehen, als diejenige aus dem Thurgau, und zwar nicht ihrer selbst, sondern ihres Führers und Sprechers wegen. Ich stand eben, wie beinahe täglich, als zehnjähriger Knabe, neben meinem Vater, der zu den Festrednern gehörte, auf den Stufen des reichgeschmückten und von bunten

Fahnen umflatterten Gabentempels, als rauschende Musik die Ankunft der Thurgauer verkündete. An ihrer Spitze marschirte ein junger Mann von dreißig Jahren, mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart und überhaupt unternehmendem Aussehen, den Stutzen, wie die Uebrigen, um die Schulter gehängt. Die Musik schwieg, der Zug hielt. Der junge Mann trat vor, stellte den Stutzen neben sich auf den Boden (ich meine ihn noch vor mir zu sehen) und begann in fließendem Deutsch, doch mit etwas romanischem Accent, zu sprechen. Seine Rede klang feurig und patriotisch. Er drückte seinen Stolz aus, ein Schweizer zu sein, und die Hoffnung, die Schweiz werde ihre Unabhängigkeit vertheidigen und ungerechte Zumuthungen zurückweisen, kommen solche woher sie wollen. Die Masse der gutmüthigen Schweizer war entzückt über diese Worte; die erfahrneren Staatsmänner jedoch nahmen sie kühler auf. Einer der Letztern, selbst aus dem Thurgau stammend, antwortete dem Redner: der Thurgauische Schützenführer habe durch die Annahme des schweizerischen Bürgerrechts den Beweis geleistet, daß er die Ehre, Republikaner und Schweizer zu sein, allen „Kronprätensionen" vorziehe, und er zweifle nicht, daß derselbe im Falle eines fremden Angriffes als schweizerischer Artilleriehauptmann die schweizerischen Kanonen gegen die Feinde aufpflanzen werde. Die Antwort machte Sensation, am meisten aber bei dem jungen Neu-Thurgauer, der seine Unzufriedenheit darüber nicht verbergen konnte. — Wer war der Mann, daß von seinen „Kronprätensionen" gesprochen werden konnte? Allerdings konnte davon gesprochen werden. Trachtete dieser Mann ja, seit einem Todesfalle, der vor sechs Jahren zu Schönbrunn bei Wien ein junges Leben geraubt hatte, nach nichts Geringerem als einem Kaiserthrone! Hatte er ja erst vor zwei Jahren auf dem ehemals deutschen Vorposten Straßburg diesem Streben, wenn auch mit kläglichem Resultat, Nachdruck zu geben versucht! Flüsterte sich ja auf dem Schützenplatze zu St. Gallen Alles zu: Wo ist der Prinz? Habt ihr den Prinzen gesehen? Wird er wohl einst Kaiser werden?

Sonderbares Schicksal! In demselben Jahre hatte die Schweiz Gelegenheit, die Worte ihres Neubürgers zu erproben, und zwar um seinetwillen. Der Bourgeois mit Regenschirm und Galoschen („sein Haupt glich einer Birne"), der da saß, wohin der junge Prätendent gerne selbst gesessen wäre, verlangte dessen Auslieferung; die Schweiz aber pflanzte ihre Kanonen auf und rief: Quod non! Wir liefern keinen Bürger unseres Landes aus! Der junge Artilleriehauptmann richtete keine dieser Kanonen: er verließ das Land, um dem Streite ein Ende zu machen. Die guten Schweizer bewunderten seinen Edelmuth. Er aber vergaß die Eidgenossen und ihren Edelmuth und dachte nur noch an die Kronprätensionen. Theatralisch ließ er zu Boulogne einen jungen Adler fliegen und wanderte dafür prosaisch gleich einem Landstreicher in's Gefängniß. Es ist bekannt genug, wie er in Ham aus- und in Paris einzog, wie er die Abstimmung einer Nation — dirigirte, den heiligsten Rechten des Volkes mit eiserner Strenge entgegentrat, diejenigen, die seinen Schwur halten wollten und ihn an seinen Eid mahnten, mit Kartätschen zusammenschmetterte, und endlich seinem einstigen zeitweiligen Vaterlande, dessen Bürgerrecht er mit Füßen getreten, die schützende Grenze im Südwesten durch die höhnische Annexion Savoyens, gegen dessen ausdrücklichen Volkswillen, lachend niederriß. Wie wird er enden, der einst verbannte, jetzt Europa commandirende kaiserliche Herrscher?

Welche Mannigfaltigkeit in diesen drei Verbannten! Welche Verschiedenheit in ihrem Geschicke! Erst der Republikaner, der im Vollgefühle des Wiedersehens seines neu befreiten Vaterlandes ruhig und glücklich endet, dann der legitime König, der lieber im Exil verborgen stirbt, als ein Iota von seinem göttlichen Rechte opfert, und endlich der vor Ehrgeiz brennende Kronprätendent, der gar kein Vaterland kennt, sondern nur einen Thron sucht und kein Mittel scheut, diesen zu erkämpfen oder zu — ercongressen! Welcher Stoff zum Nachdenken über die Launen des Schicksals — oder vielleicht nicht besser über das Gottesgericht der Weltgeschichte?

Otto Henne-Amrhyn.

Blätter und Blüthen.

Schwindel in Berlin. Wie in jeder großen Stadt, steht auch in Berlin der „Schwindel" in vollster Blüthe, wenn er auch noch nicht den Höhepunkt wie in Paris, London und New-York erreicht hat. Mit der steigenden Bevölkerung hat auch die Zahl der häufigen Industrieritter in auffallender Weise zugenommen, und man kann ziemlich sicher auf hundert Menschen drei bis fünf Individuen rechnen, welche ihr Dasein auf Kosten der Moral und mit Umgehung des Landrechts oft in höchst angenehmer Weise fristen. Eine besonders gefährliche Classe bilden die sogenannten Agenten oder Commissionäre, welche sich mit dem Kaufe oder der Unterbringung von Wechseln beschäftigen. Wehe den jungen, leichtsinnigen Männern oder den armen Familienvätern, die von augenblicklicher Noth gedrängt in die Hände dieser meist ausgemachten Schwindler fallen! In den seltensten Fällen erhält man das Geld für den ihnen anvertrauten Wechsel, und Roß und Reiter sieht man niemals wieder; dagegen muß man am Verfalltage die ausgestellte Summe zahlen oder in das Schuldgefängniß wandern. Fast jede Woche sieht man einen oder den andern dieser sauberen Herren auf der Anklagebank figuriren, ohne daß sich das Publicum dadurch warnen läßt.

Eine andere Sorte des Schwindels repräsentiren die verschiedenen industriellen Gesellschaften, welche wie die Pilze über Nacht emporschießen und durch allerlei imponirende Namen die Welt zu täuschen und die leichtgläubigen Actionäre um ihr Geld zu bringen suchen. So gründete vor nicht langer Zeit ein Herr Feuerböther, der später mit dem Criminalgericht in unangenehme Berührung kam, die „deutsche Nationalbank", welche auf nichts weiter als auf eine großartige Prellerei abgesehen war. Eine andere Gesellschaft führte den Namen „Bank für Landwirthschaft, Handel und Industrie"; an ihrer Spitze stand ein Directorium und ein Verwaltungsrath, in welchem ein Baron von Estorff-Ziethen eine hervorragende Rolle spielte, bis der Concurs schon nach einem halben Jahre ausbrach und die armen Actionäre das Nachsehen hatten. Hierher gehören auch die Stifter einer neuen „Industrie- und Handels-Akademie", welche erst vor Kurzem auf der Anklagebank saßen und zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt wurden. Wie das Programm wörtlich besagte, hatten diese nur die edle Absicht, „in die Jugend das Samenkorn neuer, den Anforderungen der Gegenwart entsprechender Industrie- und Handels-Principien zu legen und die inländische Industrie durch Eröffnung neuer Absatzquellen zu fördern". Für eine Summe von 600 Thalern sollten die Zöglinge besagter Akademie nicht nur Wohnung, Beköstigung und Unterricht, sondern noch dazu die sichere Aussicht auf eine ihren Fähigkeiten angemessene, einträgliche Stelle erhalten. Doch das Alles war nur Nebensache und damit keineswegs die menschenfreundliche Absicht erschöpft, indem mit dieser Anstalt zugleich in's Leben treten sollte: 1) ein Musterlager von Proben aller preußischen Fabrikate, 2) eine Tauschhalle, 3) eine Beschäftigungshalle, in der Jedermann lohnende Arbeit finden sollte; ferner verhieß das Programm Volksbibliotheken, Spar- und Speiseanstalten, Findelhäuser, Concurs-Verhinderungscassen, kurz die Lösung der ganzen socialen Frage. Natürlich verlangte ein so großartiges Unternehmen eine entsprechende Anzahl von Beamten, die gegen eine angemessene Caution von 200—600 Thalern eine Anstellung fanden, wobei sie sich jedoch verpflichten mußten, die eingezahlten Summen als Betheiligungs-Quantum stehen zu lassen. Nach einiger Zeit machte die Gesellschaft, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, Bankerott, und die armen Leute waren geprellt.

Alle diese Unternehmungen beabsichtigen nichts Geringeres, als die Menschheit zu beglücken, den Handel zu heben, unbekannte Absatzquellen zu eröffnen, den Actionären eine glänzende Dividende zuzuwenden und vor Allen den Betheiligten einen ungemessenen Credit zu verschaffen. Die Hauptsache ist der Prospect, der, auf feinstem Papier gedruckt, alle möglichen und auch unmöglichen Vortheile in Aussicht stellt. Um diesen Versprechungen mehr Nachdruck und Wahrscheinlichkeit zu geben, wird ein Verwaltungsrath ernannt, in welchem einige heruntergekommene Adlige mit vielversprechenden und hochklingenden Namen figuriren. Eben so nothwendig ist ein großartiges und mit höchster Eleganz eingerichtetes Geschäftslocal, um der Menge Sand in die Augen zu streuen. Der Besucher tritt in eine Reihe glänzender Zimmer, wo hinter den Schreibpulten von Mahagoni eine Anzahl junger Commis so thun, als wenn sie viel zu thun hätten, während sie gewöhnlich vor Langeweile nicht wissen, was sie beginnen sollen, und meist Romane aus der nächsten Bibliothek lesen, die jedoch augenblicklich verschwinden, wenn ein Kunde sich hierher verirrt. An ihrer Spitze steht ein älterer, ehrwürdiger Buchhalter mit goldener Brille, dessen Physiognomie und solides Aeußere ein unbedingtes Vertrauen einflößt, obgleich er nur ein alter, bankerotter, zu diesem Zwecke eigens ausgesuchter Schwindler zu sein pflegt. Endlich gelangt man, angemeldet von einem Bedienten in geschmackvoller Livrée, nach dem Allerheiligsten, wo uns der Director der Gesellschaft mit imponirender Würde und hinreißender Liebenswürdigkeit empfängt. Man kann sich in der That nichts Comfortableres denken, als dieses kleine Arbeitscabinet; Sammtfauteuils, Chaise-longue, goldene Barockspiegel und vor Allen der große, feuerfeste Geldschrank mit seinen Kunstschlössern erwecken unwillkürlich Ehrfurcht und Vertrauen. Wer sollte da noch an Schwindel denken? Der Herr Director selbst im blauen Leibrock und mit feinster, blendend weißer Wäsche macht durchaus den Eindruck eines Ehrenmanns, sein ganzes Wesen athmet Solidität, und aus jeder Pore schwitzt förmlich Biederkeit. Er empfängt uns mit herablassender Miene und entwickelt eine wahrhaft bezaubernde Beredsamkeit, indem er uns die Vortheile seiner Bank mit bewunderungswürdiger Sicherheit auseinandersetzt. Dazu raucht er so feine Havanna-Cigarren, deren Duft uns lieblich in die Nase sticht, auch zieht er von Zeit zu Zeit seine goldene Dose hervor, aus der er uns freundlich eine Prise anbietet. Wer vermag da zu widerstehen? — Man nimmt eine und zuweilen auch mehrere Actien, träumt von goldenen Dividenden und erfährt nach einigen Monaten zu seinem nicht geringen Schrecken, daß über die Gesellschaft der Concurs ausgebrochen, daß der Herr Director das Weite gesucht und daß unsere Actien keinen Heller werth sind. Das nennt man „Berliner Schwindel".

Hanseatische Bundeskontingente. Die Gegenwart eilt wieder im Sturmschritt anscheinlich in weiter Ferne aufgestellt gewesenen Zielen entgegen, und wieder haben wir eine Zeit, in welcher der Geschäftsgang des Bundestags in Worten zäherer Uebelkeit wird. Zu Commissionen zur Unterstuchung und Beplanung nordteutscher Küstenbefestigungen hat es zwar nicht gefehlt, es ist sichertich auch Einiges darüber geredet, geschrieben und gezeichnet worden, nur geschehen ist nichts. In bundesmutmaßigen Verhandlungen mit Dänemark verschwrpte sich die Thätigkeit der hohen Versammlung, und schon war eine Executions-Armee bis zum Admarsch fertig, ohne daß deshalb für einen etwaigen Kriegsfall und etwaige Blotirung oder Beschießung und Brandschatzung effenet mit wassenloser deutscher Seestädte auch nur die geringste Vertheidigungsvorkehr getroffen worden wäre, als der Tod Friedrich's VII. und die Thronbesteigung des Prolet-König Christian IX. die Lage Schleswig-Holsteins, aber auch die Deutschlands total ändert und uns den Krieg, den wirklichen, wahrhaftigen, nicht den Feder- und Rednerbühnenkrieg, vor die Thore führt.

Möglich, daß wenigstens die deutschen Seestädte abermals ein „Zu spät!" zu hören haben, immerhin ist es aber nöthig, Gedanken jetzt laut auszusprechen, die vielleicht noch rasch zur That werden können. In Bremen ist zuerst die Ansicht gefäußert worden, daß es für die Hansestädte wechselseitiger wäre, wenn von Bundeswegen ihnen gestattet würde, ihre Contingente in Küstenvertheidigungsentrepots anzuschaffen. Es würde sich die äußerst nothwendige Küstenbefestigung alsdann von selbst verstehen, aber, als Bundessache, nicht den einzelnen Städten als eigene Last allein aufgebürdet, sondern von ganz Deutschland mit getragen werden. Ueber die Befestigungsweise mögen jedoch die Städte wohl gehört werden, und dabei würde sie für künftig vor Fortifikationen bewahren, wie die hannöversche sie litt, welche Bremerhaven beschützen soll.

Ein ausgezeichneter Fachmann, der jenen Thurm und seine Umgebung in den jüngsten Tagen gerade in fortificatorischer Hinsicht musterte, sprach sich seine entschiedene Ueberzeugung aus, daß es bei der ersten Annäherung einer feindlichen Flotte vor der Wesermündung für Bremerhaven nur ein Sicherungsmittel gebe: den Thurm sofort niederzureißen, weil er genau so angelegt sei, daß für alle Schüsse von den Kriegsschiffen, die den Thurm sehen, Bremerhaven in Kugelsang bilde.

Es wird nun doch endlich gelten, die so lange von den Fachmännern mit eben so großer Begeisterung erfaßten, als mit Hartnäckigkeit zurückgewiesenen schwimmenden Revolverbatterien Wilh. Bauer's wenigstens einer Probe zu würdigen. Wie wir hören, hat, während der Nationalverein in unserer leichen Zeit seine sogenannten Flottengelder auf Zinsen ruhig liegen läßt, ein deutscher Ertzmann die Mittel hergegeben, um die Bauer'schen Revolverbatterien im Modell herzustellen. Es wird sichertich, nach der Prüfung des Modells, die Ausführung solcher Batterien auch in unseren Hansestädten nicht lange auf sich warten lassen. Eine bildliche und beschreibende Darstellung schwimmender Revolverbatterien hat Hr. Bauer der Gartenlaube zugesagt.

Sänger-Wahlspruch. Von verschiedenen Gesangvereinen ist neuerdings beschlossen worden, wie bei den Turnern einen vorzüglichen Wahlspruch anzunehmen. Von einigen wurde als Symbolum: Leben, Liebe, Lust und Leid, von anderen wieder: Lenz, Licht Liebe, Leben vorgeschlagen. Einer dieser Singvereine, der Halberstädter, hat sich die Sache schon früher folgendermaßen zurechtgelegt:

Lied und Liebe, Licht und Leben,
Sängerspruch — frei, fromm und frei!
Deutsches Lied bei deutschen Reben,
Deutsche Liebe, — deutsche Treu, —
Licht der Wahrheit, Licht und Leben,
Freies Leben, — Vaterland!
Lied, Licht, Leben, Liebe weben
Schwarzrothgeld das Sängerband!

Der mißhandelte Schiller. Es hat sich erfüllt, das Wort, welches Goethe seinem großen Freunde in das vorzeitige Grab nachgerufen: „Das, was das Leben unserm Schiller nur hatd erteilt, die Nachwelt hat es ganz gegeben" — die begeisterte, unentreißbare Verehrung seines Volkes. Er ist der Nationalthicher, und seine Werke, in Hunderte und Aberhunderttausenden von Exemplaren über den ganzen civilisirten Erdkreis verbreitet, sind das unvergängliche Geisteseigenthum der Nation geworden. Allein trotzdem müssen wir noch immer auf die Gewährung des gerechten Wunsches, einen solchen Dichter in unverstümmelten und unbeschnittenen Ausgaben lesen zu können, vergeblich warten, und auch Jakob Grimm's Mahnung, uns den wahren Urtext der Schiller'schen Dichtungen nicht länger vorzuenthalten, ist an der maßgebenden Stelle ungehört verhallt! Wird es aber nicht endlich einmal Zeit, jetzt, wo der unverzeihliche schon mehr als achtundfünfzig Jahre von uns gegangen ist, daß wir uns an seinen Werken erfreuen, so wie sie seinem Feuergeiste entquollen, daß wir einen Don Carlos erhalten, in dem auch die nachstehenden Verse nicht fehlen, die in der ersten Handschrift, mit der Prinz von Parma sie hören, der Königin in's Gesicht schleudert und die bis jetzt in keine der mannigfachen Ausgaben der Schiller'schen Dichtungen aufgenommen worden sind:

. . . . . Ich kenne Dich!
Bist Du nicht der Dominicanermörch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menschenmäkler macht? Bin ich irre?
Bist Du es nicht, der den Gewissenswurm
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Bist Du es nicht, der unter Gott's Larve
Die freche Brunst im fremden Ehbett kühlte,
Den heißen Trieb zum fremden Gute stillte,
Den Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist Du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schächterhund des heiligen Gerichts,
Die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist Du der Hanker nicht, der über morgen
Zum Schimpf des Christenthums das Flammenfest
Des Glaubens feiert und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verstuchte Saltung giebt?
Verzieh' ich mich? Bist Du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geschrei des Volks,
Des Volks, das sonst an Henkerbühnen sich
Beinstigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menschheit
Aus dem verhaßten Orden stieß?

Ein neues Andenken an das Leipziger Octoberfest. Zu den glorreichsten Ereignissen des großen Sieges von Leipzig zählt unbestritten die Heldenthat des Major Friccius, der mit seiner Königsberger Landwehr das äußere Grimmaische Thor stürmte. Wie wir deutlich unsern Lesern mittheilten, hat der bekannte Geschichtsmaler Pleschen diese denkthume Scene in einem trefflichen Gemälde festgehalten. Neuerdings ist der nämliche Moment von Rechlin gemalt und von Riebel in Königsberg das Bild photographirt worden. Möchten wir nun auch, was künstlerische Auffassung und pittoreske Gruppirung angeht, dem Bleibtreu'schen Kunstwerke den Vorrang zugestehen, so ist dagegen auf dem unmerthin sehr wackern Rechlin'schen Bilde das Local lebhaft und, wie uns dünkt, zugleich der ganze Vorgang wahrheitsgetreuer wiedergegeben. Wir glauben daher, die Photographie, welche zu dem Preise von 20 Neugroschen im Wege des Buchhandels erwerblich ist, als ein weiteres und nachträgliches Andenken an eine große Zeit und eine herrliche Thatsetzer derselben mit gutem Gewissen empfehlen zu können.

Die Redaction der Gartenlaube verdankt der Freundlichkeit des Herrn Professor Fechner (Miles) eine Anzahl von Räthseln und Charaden und macht es sich zum besondern Vergnügen, dieselben als Proben aus einem beabsichtigten zweiten Bändchen von des geistvollen Miles trefflichem „Räthselbüchlein" nach und nach ihren Lesern mitzutheilen, überzeugt denselben damit eine sehr willkommene Gabe zu bieten.

Silbenräthsel.

Die Erste heißt lateinisch hinten;
Doch deutsch benennt sie sich nach vorn;
Die Andre ist stets vorn zu finden,
Als Schmuck und Waffe für den Zorn;
Das Ganze ist bald vorn, bald hinten,
Schweigt hinten und sprechakelt vorn.

Carl Maria von Weber.

Ein Lebensbild

von

Max Maria von Weber.

Unter diesem Titel ist in dem unterzeichneten Verlage so eben der 1. Band einer Biographie von Carl Maria v. Weber erschienen, die dessen Sohn zum Verfasser hat. Derselbe ist bei Ausarbeitung dieses wichtigen Buches mit großer Objectivität verfahren und sein Werk nichts weniger als eine Lobschrift auf seinen Vater. Außer den Familientraditionen, Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen, die sich schon in seinem Besitze befanden, hat er durch siebenjähriges, unablässiges Sammeln ein ganz ungemein reiches, noch nie veröffentlichtes Material an Correspondenzen und Mittheilungen zusammengebracht, das ihm theils auf deshalb unternommenen zahlreichen Reisen, theils auf briefliche Aufforderungen von Behörden und Privaten, gen mit einer Bereitwilligkeit geliefert worden ist, durch die sich das warme Interesse an dem volksthümlichen Componisten und der pietätvollen Unterstützung des Sohnes deutlich documentirt hat.

Das Werk erscheint in zwei je 30—36 Bogen starken Bänden, von denen der erste die Darstellung der Jugend-, Lehr- und Wanderjahre, der zweite die der Meister- und Hochjahre enthält, und ist mit zwei Stahlstichen, dem vortrefflichen Portrait des Meisters und einer Abbildung seines Denkmals, geziert. Jeder Band kostet 2 Thlr. 15 Ngr.

Ernst Keil in Leipzig.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 49. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kurfürst und der Geldfürst.

Novelle von Louise Mühlbach.

1. Der Prinzenknabe und der Judenjunge.

„Jetzt sind wir fertig, nicht wahr? Jetzt kehren wir in das Hotel zurück, um unser Diner einzunehmen?"

„Nein, mein Prinz, noch nicht, wir haben noch nicht alle Sehenswürdigkeiten der herrlichen Reichsstadt Frankfurt in Augenschein genommen, und da wir gleich nach dem Diner wieder abreisen müssen, so ist es nothwendig, daß wir vorher mit Allem zu Ende kommen."

„Aber was giebt es denn noch weiter zu sehen?" fragte der Prinz seufzend. „Ich versichere Sie, Herr Hofmeister, ich werde die Hälfte von dem vergessen, was ich gesehen habe, denn es ist zu viel, und meine Frau Mutter wird sehr erzürnt sein, wenn ich nichts von alledem behalten habe, was Sie mich sehen lassen."

„Sie müssen Ihr Gedächtniß steißig üben, mein Prinz," sagte der Oberhofmeister Baron von Emptich mit ernster Stimme. „Ein gutes Gedächtniß ist eine große Eigenschaft, namentlich für einen Fürsten, und da das Schicksal Sie einmal dazu bestimmt hat, ein regierender Herr zu werden, so müssen Sie vor allen Dingen Ihr Gedächtniß üben. Ein Fürst darf nichts vergessen, er muß das Größte, wie das Kleinste in guter Erinnerung bewahren."

„So, Herr Hofmeister?" fragte der Knabe, indem er seine blauen Augen mit einem scharfen, spöttischen Blick auf das edle ruhige Antlitz seines Erziehers heftete. „Ein Fürst darf nichts vergessen? Und haben Sie mir nicht erst neulich gesagt, daß ein Fürst gar kein Gedächtniß haben darf für Beleidigungen, die seine Unterthanen ihm angethan haben, daß er großmüthig sein und sich niemals rächen, sondern das ihm angethane Unrecht immer vergessen müsse?"

„Ich sagte nicht vergessen, sondern verzeihen, Prinz," erwiderte der Baron lächelnd. „Aber ich sehe, Sie haben in der That ein gutes Gedächtniß, und so zweifle ich denn auch nicht daran, daß Sie Alles behalten werden, was wir hier in Frankfurt in Augenschein genommen, und daß Ihr erster Ausflug in die Welt für Sie von Nutzen sein wird."

„Aber sagen Sie mir nur, Herr Baron," fragte der Prinz „wohin führen Sie mich eigentlich, was sind das für enge, abscheuliche Gassen, die wir hier passiren? Sehen Sie nur, da ist ja gar ein großes eisernes Thor mitten in der Straße angebracht? Und wie entsetzlich sieht es jenseits dieses Thores aus! Wo sind wir denn, Herr Baron, und was kann es hier in diesen abscheulichen, engen Gassen Besonderes zu sehen geben?"

„Prinz, etwas sehr Besonderes: das menschliche Elend," sagte der Baron feierlich, und indem er neben dem eisernen Gitter stehen blieb, das mit zwei geöffneten Flügeln in den grauen, verschmutzten Thorpfeiler hing, faßte er die Hand des Prinzen, und schaute mit ernsten, liebevollen Blicken in das verwunderte, neugierige Gesicht des Knaben.

„Prinz," sagte er, „Sie sollen an diesem Tage die zweite große Lehre empfangen. Sie haben im Kaisersaale vorher die erste empfangen. Sie haben auf dem Balcon gestanden, wo der Kaiser die höchste irdische Herrlichkeit ausstrahlt, wo er, über die ganze übrige Menschheit erhaben, von Niemandem Gesetze empfangend, als von Gott und seinem Gewissen, in seiner Kaiserpracht sich dem Volke zeigt und von ihm mit lautem Jauchzen begrüßt wird. Auf diesem Balcon stehend, und Ihnen die Herrlichkeit, Größe und Pracht eines deutschen Kaisers schildernd, sagte ich Ihnen, Sie möchten eingedenk bleiben, daß auch der Kaiser nur ein Mensch sei, ein irrender, fehlender, schwacher Mensch, trotz seines Purpurs und seiner Erbengröße. Jetzt, da wir hier vor diesen düstern Pforten stehen, welche den Eingang bilden zu dieser schmutzigen Gasse, mit den schwarzen, häßlichen Häusern, jetzt, da wir den Gegensatz des Römers sehen werden, jetzt sage ich Ihnen, Sie mögen eingedenk bleiben, daß auch der Bettler ein Mensch ist, und daß vor Gott der Aermste und Unglücklichste eben so viel ist, und eben so viel bedeutet, als der reichste Herr und der stolzeste Kaiser. Sie sollen jetzt den Ghetto, die alte denkwürdige Judengasse von Frankfurt sehen."

„Die Judengasse!" rief der Knabe, indem er entsetzt einen Schritt zurücktrat. „Aber ich mag das nicht sehen, Herr Hofmeister, und es ist auch gar nichts Merkwürdiges dabei zu sehen, wie die alten, häßlichen Schacherjuden in ihren schmutzigen Häusern wohnen. Ich kann die Juden nicht leiden, denn ich weiß es ja, daß sie Alle schlechte, erbärmliche Menschen sind, deren Berührung schon entehrt, und die darum auch nicht mit den Christen in denselben Gassen oder Häusern leben dürfen. Jeder Jude ist ein Bettler, ein Geizhals, ein Schacherer und ein Betrüger."

„Prinz Wilhelm," sagte der Baron streng, „erinnern Sie sich, daß auch der Erlöser der Menschheit, daß auch Jesus Christus ein Jude war. Kommen Sie, Prinz, Sie sollen die Judenstadt sehen, und Sie sollen von diesem Anblick Erbarmen und Milde lernen, Sie sollen sehen, wie die Vorurtheile der Menschen einen ganzen Volksstamm dem Unglück, der Erniedrigung, der Schande preisgegeben haben. Kommen Sie!"

Er nahm die Hand des jungen Prinzen und schritt mit ihm die eiserne, hohe Schwelle, welche quer über die Straße von einem Thorpfeiler zu dem andern hinlief.

In demselben Moment sprang hinter einem dieser Pfeiler

ein Knabe hervor, in zerrissenen, schmutzigen Gewändern, mit einem schwarzen Köpfchen auf dem dicken lockigen Haar, und sich gerade vor die beiden Wanderer hinstellend, schaute er sie aus seinen kleinen, blitzenden, schwarzen Augen mit trotzigen, finstern Blicken an.

„Es ist nicht nöthig, daß Sie mit dem kleinen Moseje Prinzen daher kommen in die Judenstadt," sagte er in dem gemeinen, kaum verständlichen Jargon des Frankfurter Judendialekts. „Der kleine Knirps von Prinz hat genug gesehen, wenn er die Herrlichkeit vom Römer und der Kaisergeschicht' gesehen hat, und da hat er sein Herz ausschlabben und sich wünschen können, daß er auch dereinst ein großmächtiger Kais'r werden könnt', da er doch schon ein Prinz ist. Aber die Herrlichkeit der Judenstadt, die braucht er gar nicht zu sehen, denn die Herrlichkeit des Unglücks, die versteht der junge Moseje doch nicht, und er kann doch nix davon lernen mit seinem dummen, hochmüthigen Fürstenherzen. Nennt uns hier an den Pforten unserer eigenen Resteeny Bettler und Betrüger und ist doch von seinem Lehrmeister hierher gebracht, daß er von uns lernen soll. Hört nur Ihr Alle, hört, Baruch, Beilchen, Schmuel und Eva, hört nur, Adam und Rachel, Jakob und Abrahaum, Blümchen und Laban, hört nur, da ist ein kleines Herrchen, das uns Bettler und Betrüger nennt!"

Und wie er das mit schriller, erhobener Stimme rief, öffneten sich die niedrigen, schmutzigen Thüren der nächstbelegenen Häuser, und eine ganze Schaar zerlumpter, schwarzäugiger, schwarzhaariger Kinder stürzte aus denselben hervor.

„Was hat er gesagt? Wie hat er uns geschumpfen, Mayer Anselm?" fragten, kreischten und lachten sie untereinander, indem ihre funkelnden Augen sich auf den blonden, blauäugigen Knaben hefteten, der verlegen und furchtsam sich an die hohe Gestalt seines Lehrers anschmiegte.

„Er hat gesagt," schrie der Knabe, „wir Juden —"

Aber die Hand des pringlichen Hofmeisters legte sich eben mit einer raschen Bewegung auf Mayer Anselm's Schulter, und das Erstaunen darüber machte den Knaben verstummen.

„Was?" fragte er, „Ihr scheut Euch nicht den schmutzigen Judenknaben zu berühren? Ihr legt Eure vornehme weiße Hand auf meine Schulter, und fürchtet nicht, daß Ihr davon den Aussatz bekommt?"

„Still, mein Sohn," sagte der prinzliche Hofmeister leise und eilig, „Laß jetzt das Lärmen und Schreien, denn sonst müssen wir sogleich wieder umkehren, und das wäre zu Eurem eigenen Schaden, weil wir alsdann kein Geschenk für Eure Armen und Kranken zurücklassen werden."

„Herr Baron, ich werde schweigen," murmelte der Knabe, dessen erregtes Gesicht jetzt sofort einen demüthigen und unterwürfigen Ausdruck angenommen hatte.

„Du hast uns beherscht?" fragte der Baron.

Der Knabe sah mit einem scharfen, trotzigen Blicke zu ihm empor. „Beherscht? Nein, aber ich habe gehört! Ich stand hinter dem Pfeiler, als Ihr Beide daher kamt, und da mußte ich wohl, ohne daß ich's wollte, Eure Augen Reden und auch die dummen Reden des kleinen Prinzen da mit anhören. Aber sagt mir doch, Herr Baron, was für ein Prinz ist der kleine Mann? Auf welchem Stammbaum ist er gewachsen, und was für ein Stern ist vom Himmel gefallen, um sich als Gedelhaph ihm auf die Brust zu setzen und seine prinzliche Erhabenheit auszukritilihen?"

„Du hast mir versprochen zu schweigen," sagte der Baron ernst. „Schweig also und laß uns vorüber gehen."

Und indem er das sagte, nahm er aus seiner Börse ein Geldstück und drückte es dem Knaben in die Hand. Mayer Anselm zuckte zusammen, und eine Zorneswolke flog über die Stirn des kleinen Mannes hin.

„Ich bin kein Bettler, Herr," schrie er, „ich habe Euch um kein Almosen gebeten, und für Nix nehm' ich auch Nix nicht!"

So sprechend schleuderte er mit einer geringen Bewegung das Geldstück weit von sich auf die Straße, in dessen Schmutz es wie ein silberner Stern aufleuchtete. Die Kinder, die in dichtzusammengedrängter Gruppe die Fremden angeschaut hatten, stürzten jetzt mit lautem Geschrei nach dem Geldstück hin, und man sah jetzt nur einen verworrenen Knäuel von Armen, Beinen und Köpfen durch und über einander, man hörte nur noch lautes Geschrei, Schimpfreden und Drohungen. Jedes von den Kindern wollte das Geldstück haben, Jedes wollte es dem Andern abringen und sich zum alleinigen Besitzer desselben machen, und während die kleinen Mädchen sich zurückzogen, entstand eine erbitterte Schlägerei unter den Buben.

Dieser Anblick war für den kleinen Prinzen so interessant und belustigend, daß er darüber seine Bettkommenheit vergaß und hinter seinem Erzieher hervortretend mit leuchtenden Augen und lachendem Munde auf die verworrene Gruppe hinschaute.

Der kleine Mayer Anselm aber runzelte die Stirn, und das Lachen des Prinzen schien ihm weh zu thun. „Herr Baron," sagte er haftig, „Ew. Gnaden wollten ja dem Herrn Prinzen die Judenstadt zeigen. Wenn's Ihnen recht ist, will ich Sie herum führen und Ihnen all die Herrlichkeit und Pracht unserer Stadt zeigen, denn unsere Herrlichkeit das ist unser Unglück, und unsere Pracht das ist unser Schmutz und unsere Armuth. Soll ich Ihnen das zeigen, gnädigster Herr Baron?"

„Ja, zeige uns das, sei unser Führer," sagte der Baron, indem er dem Prinzen seine Hand darreichte und sich anschickte, dem Knabeu zu folgen, der jetzt mit gravitätischer Miene und ernster Haltung im vollen Gefühl seiner Würde als Ciceerone vor ihnen herschritt.

Und durch schmutzige Gassen und düstere, traurige Winkel führte der Knabe die vornehmen Besucher der Judenstadt dahin. Hier und da blieb er vor irgend einem Hause stehen und erzählte ihnen mit herber Stimme, wie viele Menschen zusammengepfercht in dieser schmutzigen Höhle wohnten, wie viel Jammer und Elend beisammen sei in diesem Hause ohne Sonne und ohne Licht, dessen kleine niedrige Fenster mit verräuchertem Papier verklebt waren, aus dessen eisener Pforte ein ekler Qualm und Dunst bis auf die Straße hervorquoll. Dann wieder erzählte er ihnen, wie hohe Abgaben die Juden an die Stadt Frankfurt entrichten müßten, trotz ihrer Armuth und Erniedrigung, wie jeder Vater das Leben seines Kindes selbst von der Stadt erkaufen und für jeden Kopf seiner Familie eine hohe Steuer zahlen müsse. Aber wie sie vor dem alten Tempel standen, dessen Mauer so grau und düster und verdrossen aussahen, wie seine ganze Umgebung, da glänzten doch die Augen des jüdischen Knaben höher auf, und ein Ausdruck frommer Begeisterung überstrahlte sein kluges intelligentes Angesicht. Er kniete nieder auf der Schwelle des alten verwitterten Gebäudes und sprach ein leises inbrünstiges Gebet, dann sprang er rasch wieder empor und begann mit lauter freudiger Stimme zu erzählen von der Herrlichkeit und Pracht, die sich hinter diesen Mauern berge, von den schweren goldenen Leuchtern, die auf dem Altare aufgestellt seien, von den massiven goldenen Thüren, welche den Schrein des Allerheiligsten verschlössen, von dem Rebenschaft, der aus dem echten Tempel Salomonis in Jerusalem herstamme, aus dessem Tempel Salomonis, welcher prächtiger und herrlicher gewesen, als alle Paläste der Kaiser und Könige dieser Tage, und wie damals das Volk Juda das mächtigste und reichste Volk der Erde gewesen, das Volk, welches Gott vor allen andern geliebt habe. Und dann wieder mit klagender, seufzender Stimme, mit singendem Tone, als wär's ein Schmerzenslied, das er ihnen singen wolle, schilderte er die jetzige Erniedrigung des Volkes Gottes, und wie es ausgestoßen sei in die Welt, wie es gemechtet und geschmäht unherirre unter den grausamen, hartherzigen Menschen, die Schmach und Schande auf dasselbe häuften und es verfolgten mit Schimpfreden und Verleumdungen.

Der kleine Prinz erröthete, als Mayer Anselm, die flechenden Blicke auf ihn geheftet, so klagte, der Baron aber schaute staunend und tief ergriffen auf den seltsamen Knaben hin.

„Du bist ja in der That ein außerordentlich gelehrter kleiner Mann," sagte er. „Woher weißt Du denn alle diese Dinge, mein Sohn?"

„Mein Vater hat sie mich gelehrt," sagte der Knabe. „Mein Vater war sehr gelehrt, obwohl er nur ein Schacherjude war, er wußte den Talmud und die Gesetzbücher auswendig, und in den langen Winterabenden, wo wir im Dunkeln saßen und hungerten, da hat er mir so viel herrliche Dinge erzählt, daß es hell ward in unserer finstern Kammer und daß ich nicht mehr hungerte."

„Du sprichst von Deinem Vater, als wäre er nicht mehr bei Dir. Ist er todt?"

„Ja, Herr Baron, er ist todt," sagte der Knabe mit Thränen in den Augen. „Er ist todt, und meine Mutter wird ihm bald folgen, denn sie ist krank und elend. Der Arzt sagt, sie könnte vielleicht noch wieder besser werden, wenn sie hier aus der Sackgaß heraus und in bessere Gegend und Luft käme, wenn sie nach

Italien und an's Meer gehen könnte. Aber wir sind arme, arme Leut' und können nichts thun als sterben vor Elend. Und außerdem, wären wir selbst reich, so würde die Mutter, da sie den Tod in der Brust fühlt, doch die dunkle Sackgaß und die alte verfallene Hütte nicht verlassen! Sie will da sterben, wo der Vater gestorben ist."

„Aber was willst Du anfangen, wenn Deine Mutter auch gestorben ist?" fragte der Baron mitleidsvoll. „Was soll aus Dir werden, Du armer Junge?"

„Was aus mir werden soll?" fragte der Knabe lachend. „Das will ich Ihnen schon sagen, Herr Baron, ein reicher Kaufmann soll aus mir werden!"

„Ein reicher Kaufmann? Wo willst Du denn Deine Reichthümer hernehmen? Wo stecken sie denn, Deine Schätze?"

„Hier stecken sie, Herr Baron," rief der Knabe lachend, „hier in meinem Kopf und hier in meinen zehn Fingern. Wissen's denn nicht, Herr Baron, daß der Jud' einen Zauber hat, der ihm in den Fingern steckt und der macht, daß, sowie er mit ernstem Willen die Hand ausstreckt, die Ducaten und die Gulden in allen Kitteln und Kasten anfangen zu tanzen und an seine Finger springen?"

„Bist ein wunderlicher kleiner Mann," sagte der Baron lachend. „Wie alt bist Du denn?"

„Fast zehn Jahre, Ew. Gnaden, denn ich bin im Jahre 1743 geboren."

„Das ist ja mein Geburtsjahr!" rief der Prinz lebhaft.

„Ich bitte um Verzebung, daß ich mich unterstanden habe, in demselben Jahre mit dem Messie Prinzen geboren zu werden," sagte der kleine Mayer Anselm mit höflichster Unterwürfigkeit. „Ich wollte, ich wäre siebzehnhundertdreiundvierzig Jahre früher geboren, denn dann wäre ich auch Prinz gewesen, da ich aus dem Stamme Levi bin, den Stamme der Hohenpriester und großen Herren! Bitte nochmals um Verzebung, Messie Prinz! Und hier sind wir wieder am Thor angelangt, und die Herrschaften haben jetzt Alles gesehen, was hier zu sehen ist, so werden Sie sich wohl beeilen, die schmutzige Judenstadt zu verlassen. Da schlägt es eben sechs Uhr! Das ist die Zeit, wo die Thore der Judenstadt geschlossen werden. Also beeilen Sie sich, meine vornehmen Herrschaften, beeilen Sie sich."

„Schön, kleiner Anselm Mayer," sagte der Baron, nachdem er leise einige Minuten sich mit dem Prinzen besprochen hatte, „höre, was ich Dir im Namen Seiner Hoheit zu sagen habe. Du bist ein kluger, gewandter Knabe, und das gefällt dem Prinzen, und er möchte Dir gern eine Gnade erweisen."

„Ja, ich möchte Dir gern eine Gnade erweisen," wiederholte der Prinz vornehm. „Wenn Du die alte abscheuliche Judengasse verlassen und ein ordentlicher Mensch werden und Dich taufen lassen willst, so will ich meinen Vater, den Herrn Kurfürsten von Hessen, bitten, daß er sich Deiner annimmt und Dich irgend ein Handwerk erlernen läßt, damit Du als Schuster oder Bäcker Dir auf ehrliche Weise Dein Brod verdienen kannst."

„Ich danke, ich bin von zu vornehmer Geburt, um ein niedriges Handwerk zu erlernen!" rief der Knabe stolz. „Ich bin von zu ehrlichen Eltern, um meine Religion zu wechseln, wie's die Prinzen und Prinzessinnen thun, wenn sie Prosit davon haben, und ich habe die alte, schmutzige Judengasse viel zu lieb, als daß ich sie jemals verlassen könnte. Hier in der Judengasse will ich leben und sterben, hier will ich ein reicher Mann, ein Millionär werden."

„Du ein reicher Mann, ein Millionär?" lachte der Prinz. „Meine Frau Mutter hat mir erzählt, eine Million sei sehr viel Geld. Wie willst Du armer Knirps es also anfangen, eine Million zu bekommen?"

„Wie ich es anfangen will?" fragte Mayer Anselm trotzig. „Ich will sie mir erwerben."

„Wodurch aber?"

„Durch Handel und Wandel, Messie Prinz. Ich handle jetzt mit Steckmadeln und Bindfaden, die Steckmadeln suche ich mir von der Straße auf, wo die gepußten Damen sie verlieren, die Bindfadenenden hole ich mir aus den Magazinen der reichen Kaufleute, die sie achtlos von den Ballen ablösen und bei Seite werfen. Ja, ja, ich handle jetzt mit Steckmadeln und Bindfaden, aber dereinst, wenn die Zeit gekommen ist, werde ich mit Geld und Silber, mit Landgütern, mit Thronen und Kronen handeln. Wenn Sie, Messie Prinz, mir dann vielleicht Ihre kleine Krone zum Verkaufen geben wollen, stehe ich zu Diensten und werde suchen, sie möglichst billig an den Mann zu bringen. Aber jetzt, meine Herrschaften, bitte ich um's Geld. Ich habe Sie eine ganze Stunde herumgeführt."

„Da, hier hast Du drei Gulden," sagte der Baron, indem er das Geld in die dargereichte Hand des Knaben fallen ließ.

„Drei Gulden, ein kleiner Beitrag zu meiner Million," sagte der Knabe lächelnd. „Ich danke Ihnen."

„Also jetzt beleidigt es Dich nicht, Dir Geld von uns schenken zu lassen?" fragte der Prinz hochfahrend.

„Ich habe mir kein Geld schenken lassen," erwiderte der Knabe, „ich habe mir das Geld von Ihnen redlich verdient. Na, da kommt der Stadtvogt, um das Thor zu schließen. Jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, meine Herrschaften. Aber wenn Sie wieder einmal so neugierig sein sollten, die Judengasse in Frankfurt zu sehen, so melden Sie sich bei mir, ich werde Ihnen gern den Gefallen erzeigen."

„Und Du, wenn Du in großer Noth bist und der Hülfe bedarfst, so komme nach dem Schloß in Hanau," sagte der Prinz, „melde Dich bei dem Portier und lasse mich um eine Audienz bitten. Ich bin der Prinz Wilhelm von Hessen und residire mit meiner Frau Mutter im Schlosse zu Hanau."

„Und ich bin der Mayer Anselm Rothschild und residire mit meiner Frau Mutter in der Judengasse zu Frankfurt," sagte der kleine Mayer, indem er den stolzen Gruß des Prinzen mit einem ebenso stolzen Kopfneigen erwiderte.

Er blieb stehen und schaute dem Prinzen nach, der jetzt am Arm seines Hofmeisters mit hochgehobenem Haupt die Straße hinabschritt, um sich nach der fürstlichen Equipage zu begeben, die an der nächsten Straßenecke ihrer harrte. Dann, als die Beiden seinen Blicken entschwunden waren, drehte Mayer Anselm sich um, und mit seinen langen dürren Fingern ein Schnippchen schlagend, murmelte er vor sich hin: „Ist ein recht dummer Junge! Wenn der an meiner Stelle wäre, so würde er in seinem Leben kein Millionär werden, sondern immer nur ein Schacherjude bleiben! Aber jetzt fort, fort! Was wird die Memme sich freuen, wenn ich ihr das Geld bringe!"

Und mit beflügelten Schritten, kaum die Grüße der Vorübergehenden erwiedernd, eilte Mayer Anselm durch die lange Judengasse dahin nach dem alten zerfallenen schmutzigen Hause, in welchem seine Mutter wohnte.

„Memme, meine liebe Memme!" rief er, als er die Thür öffnete zu der düstern niedrigen Kammer; „Memme, ich bringe Dir —" Aber das freudige Wort verstummte auf seinen Lippen, und mit einem lauten Schmerzensschrei stürzte er zu dem ärmlichen Lager hin, auf welchem seine Mutter ruhte. Sie sah ihn nicht, ihre Augen waren geschlossen, ein tiefes, unheimliches Stöhnen drang aus ihrer Brust hervor, der Schweiß stand in großen Tropfen auf ihrer gelben, marmorkalten Stirn, ihre blassen, abgemagerten Hände ruhten gefaltet auf der dunkeln Decke, welche ihre arme zerfallene Gestalt verhüllte. Auf dem niedrigen, binsengeflochtenen Lehnstuhl vor dem Bette saß ein kleines Mädchen von vielleicht sechs Jahren, aber mit jenem ernsten, verständigen Ausdruck der Mienen, wie ihn Noth und frühzeitige Entbehrung den Kindern der Armuth einzuprägen pflegt. Auch sie hatte die Hände gefaltet und schien zu beten, ihre großen schwarzen Augen waren himmelwärts gerichtet, und schwere Thränen flossen aus denselben langsam über ihre Wangen nieder.

„Was ist's mit der Memme?" schrie der Knabe, zu dem Bette hinstürzend. „Mutter, warum antwortest Du mir nicht, warum schauest mich nicht an und freust Dich, daß ich wieder da bin?"

Aber die Kranke schien seine Worte gar nicht gehört zu haben, sie fuhr fort zu stöhnen und zu ächzen, und ihre Augen schnetzen sich nicht.

Mayer Anselm's Blicke wandten sich entsetzt auf das kleine Mädchen, und er legte seine zitternde Hand auf ihre Schultern. „Gudula!" murmelte er mit beklommener Stimme; „warum antwortet sie mir nicht? Gudula! was ist's mit der Memme?"

„Sie ist krank, Mayer Anselm, sehr krank," schluchzte das kleine Mädchen. „Du hattest mir, als Du heute Morgen auf den Handel gingst, gesagt, ich solle zu Deiner Mutter gehen und bei ihr bleiben, bis Du wieder kämst. Als ich in die Kammer trat, lag sie ganz unbeweglich auf der Erde und hörte nichts, so viel ich auch bat, mir Antwort zu geben. So bin ich denn gelaufen und habe die Nachbarinnen geholt, und die haben Deine

Mutter in's Bett gebracht, und mein Vater ist auch hier gewesen, aber er hat gesagt, es wär' nichts zu thun, und ich solle nur da sitzen und beten, bis sie ganz still geworden wär'."

„Aber sie wird nicht ganz still werden!" schrie der Knabe verzweiflungsvoll. „Sie wird wieder sprechen, und die Augen wieder aufthun und mich wieder anschauen. Mutter, Mutter! so höre mich doch! Der Mayer Anselm ist wieder da, und er hat Geld mitgebracht, viel Geld, und er kann Dir holen, was Du irgend nur essen magst. Ach, so sieh mich doch an, meine liebe Mutter, lieg nicht da mit verschlossenen Augen, hab' Erbarmen mit mir! Das Herz in der Brust wird mir zerspringen vor Jammer, wenn Du noch länger so daliegst. Mutter, Mutter! thu' die Augen auf, sprich zu mir."

Und sieh! Die herzzerreißende Klage des Knaben hatte es vermocht, den entflatternden Geist der Sterbenden noch einmal in seine Hülle zurückzurufen, das mit den Todesqualen ringende Mutterherz begann wieder zu schlagen bei der flehenden Stimme ihres Kindes.

Sie schlug die schweren Augenlider langsam wieder auf, sie schaute mit einem Blick voll Liebe empor in das schmerzzuckende Angesicht ihres Sohnes, dessen Thränen so heiß und brennend auf ihre kalte Stirne niederfielen, als wollten diese glühenden Tropfen sie wieder zum Leben anregen; ihre Lippen, welche vorher im Krampf des Todes sich fest aufeinander gepreßt hatten, öffneten sich jetzt, sie begannen leise unverständliche Worte zu flüstern.

Der Knabe aber unterdrückte sein Schluchzen und Weinen, er drängte mit der Kraft des Willens die Thränen selbst in seine Augen zurück, er hielt den Athem an und horchte mit hochklopfendem Herzen auf die Worte, welche wie Geisterhauch von den Lippen der Sterbenden schwebten.

Auf einmal richtete sie sich mit einer raschen, zuckenden Bewegung empor und schaute mit großen, weitgeöffneten Augen, mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe auf ihren Sohn hin.

„Mutter, liebe Mutter!" stüsterte der Knabe; „wenn Du mich lieb hast, wirst Du bei mir bleiben? Ach, geh nicht von mir, laß mich nicht allein!"

Die Liebe, die große starke Mutterliebe, gab ihr die Kraft, ihre Arme emporzubeben, sie faßt um den Nacken ihres Kindes zu schlingen, ihn an ihr Herz zu drücken, so innig, als wollte sie nimmer von ihm lassen, als wollte sie ihn ewig da geborgen halten in dem Schutz ihrer Mutterbrust.

„Lebe wohl!" rief sie mit lauter Stimmer, „lebe wohl, mein Sohn. Bleibe treu den Gotte Deiner Väter, treu Dir selber und —"

Mehr sagte sie nicht, ihre Arme lösten sich von seinem Halse, ihr Haupt sank zurück, ein letzter Seufzer rang sich von ihren Lippen. Dann war Alles still.

„Sie ist todt! Sie ist todt!" schrie der Knabe und warf sich auf seine Kniee nieder und preßte die Hand der Mutter in ter seinen, und schaute sie an mit Blicken voll unaussprechlichen Jammers und zugleich doch voll heiliger Scheu; er wagte nicht zu sprechen, nicht zu weinen und zu klagen, denn er sah, wie ein Strahl der Verklärung über das Angesicht der Todten dahin leuchtete, und wie das große Geheimniß des Todes oder des ewigen Lebens sich offenbarte in diesen erst wechselnden und dann erstarrenden Zügen.

Aber dann, als es erstarrt war, das Angesicht seiner Mutter, als der letzte Strahl des Lebens auf ihm erblaßt war, dann kam das Bewußtsein dessen, was er verloren, wieder über den Knaben, und er weinte und jammerte laut.

„Ich bin allein, ganz allein," das war der große Schmerzensschrei, der sich aus seiner Brust hervorrang. „Ich hab' Niemand, der mich lieb hat, Niemand auf der ganzen großen Welt!"

„Mayer Anselm, ich hab' Dich lieb!" rief da eine weiche zitternde Stimme neben ihm, und zwei zarte kleine Arme schlangen sich um seinen Nacken, und zwei weiche duftige Lippen preßten sich auf seine Wange. „Sag' nicht, daß Du allein bist, Mayer Anselm, denn die kleine Gudula ist bei Dir und sie wird immer bei Dir bleiben! Ich hab' Dich lieb, Mayer Anselm."

Er legte seine beiden Arme um ihren Hals und schaute sie an unter Thränen lächelnd, dann neigte er seinen Kopf auf ihre Schulter und weinte bitterlich.

---

2. Schön Gudula.

Zwölf Jahre waren vergangen seit jenem Tage, da Mayer Anselm's Mutter gestorben war. Zwölf Jahre waren vergangen. Sie waren so reich gewesen an großen Weltbegebenheiten, an Erschütterungen und Stürmen. Ein Krieg hatte sieben lange blutige Jahre die deutschen Lande mit Jammer und Elend erfüllt, er hatte Maria Theresia für immer ihr „geliebtes Schlesien" genommen und es dem „bösen Manne" dahingegeben, der unter Preußen eine neue Provinz und seinem König Friedrich dem Zweiten den glorwürdigen Beinamen des „Großen" verschafft. Die Lage von ganz Deutschland hatte sich umgestaltet in diesen zwölf Jahren, nur in der Judenstadt zu Frankfurt war Alles unverändert geblieben. Da waren an ihrem Eingang noch die beiden Pfeiler mit den schmutzigen eisernen Thorflügeln, da waren noch dieselben kleinen ärmlichen und düstern Häuser, in denen dicht zusammengepfercht die Juden, die armen Sclaven des Vorurtheils, die Gebrandmarkten der öffentlichen Meinung, wohnten. Da herrschte in den engen Gassen noch dasselbe wirre Durcheinander des Handels und Wandels, der lebhaften Unterhaltung der Nachbarn, die entweder neben einander standen vor den Thüren, oder quer über die Straße hinweg miteinander sich unterhielten. Da hörte man noch das Lärmen und Schreien der Kinder, die frohgemuth auf den düstern Straßen spielten und mit ihrem frischen Lachen die alten Häuser durchtönten.

In der Judenstadt hatten diese zwölf Jahre nichts verändert, nur das Alter hatten sie angezeichnet auf den Stirnen der Männer und Frauen, hatten aus den Kindern Jünglinge und Jungfrauen gemacht. Mayer Anselm war jetzt ein kräftiger stattlicher Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, die kleine Gudula war jetzt eine Jungfrau von achtzehn Jahren, schlank und zierlich, mädchenhaft zart und königlich stolz zugleich. Die ärmlichen Gewänder flossen an ihrer Gestalt nieder, als wär's ein Purpur, der ihre Glieder zierte, die schwarzen Haare, die in dicken Lockenbüschen rings ihren Kopf umgaben, waren oberhalb der Stirn mit einem purpurrothen Band zusammengefaßt und bildeten da eine Art von Krone, die herrlich paßte zu ihrer breiten weißen Stirn, zu den flammenden Augen mit dem stolzen Mädchenblick, zu dem schönen Oval ihres edlen Angesichts, zu den durchsichtig bleichen Wangen und den kräftigen Purpurlippen. Ein Maler hatte sie gesehen, wie sie in ihrem einfachen und doch so zierlichen Costüm über die Straße dahinging, und von Erstaunen, von Entzücken erfüllt, war er ihr gefolgt bis in die Judenstadt, bis in das ärmliche Haus, in welchem sie mit ihrem alten Vater wohnte.

Gudula hatte ihren kühnen Verfolger mit einem Blick voll königlicher Verachtung gefragt, was er hier zu suchen habe im Hause ihres Vaters, aber das bescheidene demüthige Wesen des Künstlers hatte sie bald versöhnt, und mit der Erlaubniß ihres Vaters hatte sie eingewilligt, dem Maler zu einem großen Gemälde als Modell zu dienen. Anfangs hatte er die Absicht gehabt, das schöne Judenmädchen zu einer Judith umzuschaffen, sie darzustellen mit dem Haupt des Holofernes in der Hand, aber je mehr er ihre Schönheit erkannte, desto mehr sah er ein, daß dieselbe keiner Decorationen, keiner Nebenattribute bedürfte, um zu wirken, und so hatte er Gudula gemalt, wie sie wirklich war, Gudula in ihrem ärmlichen Gewande, mit ihrer Krone von schwarzen Locken und dem feuerfarbenen Bande über derselben. Das Portrait war den Kunstfreunden in einem der großen Magazine auf der Zeil zur Ansicht ausgestellt gewesen, und ganz Frankfurt und alle Fremden, welche die alte Reichsstadt besuchten, hatten das schöne Gemälde bewundert, bis der junge regierende Landgraf Wilhelm von Hessen, der in dem nahen Hanau residirte, das Gemälde um hohen Preis an sich gekauft und es den Blicken der Bewunderer entzogen hatte.

Aber seitdem war das Original des schönen Portraits zu einer Berühmtheit geworden, und Jedermann in Frankfurt kannte es, und wenn Gudula über die Straßen dahinging, so riefen die Buben auf der Gasse ihr nach: „Da geht schön Gudula, die Judenkönigin!"

Und gar mancher vornehme Cavalier und gar mancher reiche Herr, der niemals sonst die schmutzige Judenstadt betreten, kam jetzt dahin, um schön Gudula aufzusuchen und unter dem Vorwand, mit ihrem Vater Geschäfte zu machen, der Tochter Schmeicheleien zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonne sinkt zu Thale. Da erhebt
Der würd'ge Pfarrherr sich vom Arbeitstische.
Er hat den Tag in Büchern hingelebt
Und sehnt sich nach der Fluren Athemfrische.

Die Grüße freundlich sendend rechts und links
Durchwandelt er des Dorfes Häuserzeilen;
Gewärtig jeder Bitte, jedes Winks,
Erfreut es ihn, vor mancher Thür zu weilen.

Es spendet gern ein Mann, der durch das Licht
Des Wissens ist beglückt, von seinen Gaben
Den Andern, denen es daran gebricht;
Nicht Jedes kann im Haus die Leuchte haben.

Zufrieden im Gemüthe läßt er nun
Dahinten Dorf und Thal und steigt zum Hügel,
Wo's ihm am liebsten heimelt, auszuruhn,
Derweil sein Sinnen regt die stärk'ren Flügel.

Wie still rings die Gefilde, für den Mann,
In dem die Pulse seiner Zeit nicht schweigen,
Drängt's von der Geister Strömung hoch heran,
Daß ihre Wogen ihm zum Herzen steigen.

„Ja, Gott und Herr, Du hast es wohlgemacht!
Vertheilt hast Du allein die Siegeskränze,
Erstritten in der großen Geisterschlacht
Und grünend frisch in jedem neuen Lenze.

„„Mit deutschen Fahnen war die Stadt geschmückt““ —
Schreibt mir mein Sohn von Leipzig. — Heil'ge Farben!
Wie habt ihr einst mein Burschenherz beglückt,
Und wie verbiert, als sie euch verdarben!

Heut schwingt das deutsche Volk euch als Panier,
Ihr müßt empor auf Königsschlössern ragen, —
Als Demagogenfarben mußten wir
Oft unterm Hemde euch verborgen tragen!

Wer bringt die edlen Jünglinge zurück,
Die grausam wael der Arm des Rechts darnieder?
Was raubte ihnen Freiheit, Leben, Glück?
Die Farben dieser Zeit und ihre Lieder!

Ja, Du hast's wohlgemacht, mein Herr und Gott,
Am deutschen Volke! War doch unser Glühen
Für's Vaterland einst der Philister Spott!
Der Baum der Jugend sollte nicht mehr blühen!

Und sieh, nun blüht des ganzen Volkes Baum!
Des Mann der Arbeit ist Student geworden,
Er strebt nach Wissen, und Du weißt heut kaum,
Wer sieht zuhöchst im Tugendwettbewerben!

Sogar das tiefste Leid, das uns gedrückt,
Der schwerste Hohn, der uns das Herz gelchlagen,
Die Hand des Herrn hat Beides uns entrückt
Und aufgethan das Thor zu neuen Tagen:

Sieh, Nordalbingiens alten Herzogsthron
Erhebt das Volk, das nimmer ward bezwungen,
Für seines Bodens treuen edlen Sohn,
Und frei wird Schleswig-Holstein, meerumschlungen!

Wie's in mir jubelt! Meine Seele singt,
Als wäre neue Jugend ihr gegeben!
Und wenn Mariechen mir mein Glöslein beingt,
Heut laß' ich Dich, mein herrlich Deutschland, leben!“

Da kommt Mariechen schon, Hochwürdiger!
So nimm Dein Glas und klinge an dem meinen:
Ist einst Dein Sohn, wie Du, ein alter Herr,
Mög' auch solch Feierstündlein ihm erscheinen!

Mög' solch ein Abendfeierstündlein auch
Begeistern ihm die treue deutsche Seele!
Und werd' es recht im Vaterlande Brauch,
Daß solch ein Stündlein keinem Alten fehle!

Friedrich Hofmann.

Jörn Jäger. *

Eine Erinnerung aus dem schleswig holsteinischen Feldzuge von 1850.

Das Bombardement von Friedrichsstadt war aufgegeben worden. Der Sturm auf den Platz am Abend des 4. Octobers, der Tausenden braver Schleswig-Holsteiner nutzlos das Leben kostete, hatte nur die Ehre der Armee retten sollen, wie man sich höhern Orts damals ausdrückte.

Der allgemeine Rückzug begann, und auch unsere Batterie traf schon am 6. October wieder in Rendsburg ein. Es ist kein sehr erhebendes Gefühl für den Soldaten, wenn er sich nach jeder größeren Affaire immer von Neuem hinter den Mauern einer Festung verkriechen muß! Wir waren daher alle mürrisch geworden und hätten weit lieber im offenen Felde mit dem Feinde Kugeln gewechselt, anstatt in der Festung nun wieder den Wachtdienst versehen zu müssen. Mir, als Freiwilligem, war aber eine derartige Verwendung ganz besonders lästig; man wird sich daher denken können, wie freudig mir das Herz schlug, als mich nach wenigen Tagen schon die Nachricht erreichte, daß ich als provisorischer Feldwebel zu einer halben sechspfündigen Batterie versetzt sei und schleunigst an meine neue Bestimmung abzugehen habe.

Marschordre, — mit welcher beseligenden Empfindung erfüllt sie den jungen Krieger! Eifrig wird der Tornister gepackt, nur das Nothwendigste wandert mit in die Ferne, darunter ein kleyer Abschiedsbrief an die Lieben, falls eine feindliche Kugel all' unserem irdischen Kämpfen und Hoffen ein jähes Ende bereiten sollte. Alles Uebrige nimmt entweder den Weg durch's Fenster oder wird an Zurückbleibende verschenkt, weil uns stets der Gedanke, bald laut, bald leise, durch die Seele weht: Ich kehre ja doch nicht wieder.

So waren auch meine Habseligkeiten rasch geordnet, und rüstig und wohlgemuth schritt ich am Morgen des 10. October in Begleitung eines Cameraden, der mit mir zu jener Halbbatterie versetzt worden war, meiner neuen Bestimmung entgegen. Es war ein trüber Herbsttag. Dicke Nebel lagerten auf dem Boden. Nachmittags zogen sie sich höher und verkündeten dem Wanderer keinen guten Abend. Unser Marsch war ziemlich weit, denn unsere neue Abtheilung stand in Meggerdorf in der Nähe von Johannisberg, der Besitzung des weit und breit gekannten schleswig-holsteinischen Patrioten Tiedemann. Mein Camerad, ein Preuße, verkürzte mir die Zeit durch allerlei witzige Erzählungen und beschwor mich, als wir in ein Dorf gelangten, wo wir Mittagsrast zu halten gedachten, um Gotteswillen nur das Wirthshaus zu meiden, da man in jetziger Zeit das Geld sparen und bei den Bauern um freie Kost anklopfen müsse. Das gefiel denn auch, und unsere Wirthe gaben uns nach beendigter Mahlzeit noch einen Schnaps mit auf den Weg und Auskunft, wie wir uns am schnellsten nach Meggerdorf hinübersinnen könnten.

Wir mußten durch das Moor marschiren; da, diesseits der an Meggerdorf vorüberfließenden Aue, sollte ein Fischer wohnen, der zugleich die Jägerei betrieb. Er würde uns bereitwilligst über den Fluß setzen und uns so unserm Ziele auf die rascheste Art zuführen. Es dauerte auch nicht allzulange, so bekamen wir ein niedliches Bauernhäuschen in Sicht. Muthig schritten wir demselben zu. Natürlich hatten wir nach dem Namen des fischenden Jägers und jagenden Fischers gefragt, allein nirgends die gewünschte Auskunft erlangen können. Ueberall ward uns blos die Antwort, der Mann sei allgemein unter seinem Vornamen Jörn bekannt, den Zunamen aber wisse man nicht. Deshalb heiße er schlechtweg Jörn Jäger.

Nach kurzem Marsche standen wir vor dem Häuschen, dessen zierlich grün angestrichene Fensterrahmen mir sogleich verkündeten, daß wir den Weg nicht verfehlt haben konnten und daß hier unbedingt der Jäger und Fischer wohnen mußte. Bescheiden pochten wir an die Hinterthür, die auch hier, wie bei allen holsteinischen und schleswigschen Bauernhäusern, der Breite nach aus zwei sich zugleich oder einzeln öffnenden Theilen bestand. Bereits war es dämmerig geworden; das mochte der Grund sein, weshalb auf unser Klopfen vorsichtig nur die obere Luke aufgethan wurde. Ein blitzhübsches, einfach, aber äußerst reinlich gekleidetes Bauernmädchen fragte freundlich nach unserm Begehr.

Auf unsere Frage, ob hier Jörn Jäger wohne, den wir bitten möchten, uns über die Aue zu setzen, öffnete das Mädchen auch die untere Thür und erwiderte noch freundlicher: „Badder kummt glied to Huus, keamt man so lang' rin."

Wir ließen uns dies nicht zweimal sagen, und an dem rüstigen Vorwärtsschreiten meines Preußen merkte ich allsogleich, daß er hier wieder eine herz- und magenstärkende Aufnahme witterte. Bei unserm Eintritte in das ländlich schlichte Zimmer, das zugleich als Wohn- und Schlafstube diente, erhob sich Jörn Jäger's Frau von ihrem Spinnrocken und lud uns ein, Platz zu nehmen. Mit stiller Behaglichkeit betrachtete ich die schmucklose, doch desto gemüthlichere Einrichtung des Zimmers, und schnerzlich süße Erinnerungen beschlichen den jugendlichen Soldaten. Hatte er sich einst doch auch der Försterei wohnen wollen und war, heilgeren Gefühlen folgend, nur durch die Lage seines unglücklichen Vaterlandes auf das Feld der Ehre gerufen worden.

Da hingen in gehöriger Symmetrie die Gewehre an der Wand, neben ihnen Jagdtasche, Pulverhorn und Schrotbeutel. Rehkronen und Hirschgeweihe waren hier und da an der Wand befestigt, und statt Nägel oder Haken fungirten die Eckzähne von wilden Schweinen. Ein mächtiger Kachelofen reichte beinahe bis an die Decke des niedrigen Zimmers und verbreitete eine im October immerhin behagliche Wärme. Zwei Vorhänge an der Wand verriethen, daß hinter ihnen die Schlafstätten der Familie verborgen lagen, die auch hier, wie fast im ganzen Norden üblich, in der Zimmerwand eingelassen waren. Eine große Schwarzwälder Uhr stand in der Ecke und ließ ihre gemessenen Pendelschläge durch das Gemach ertönen. Ein umfänglicher eichener Schrank, ein Tisch und einige Stühle bildeten das übrige Geräthe in Jörn Jäger's einfacher Behausung. Gott weiß es, war es die Vorahnung, hier einen wahren Freund meines armen Vaterlandes zu finden, oder hatte ich mich längst schon vergebens nach einer solchen ländlichen Gemüthlichkeit gesehnt, — ich empfand ein seltenes Behagen und fühlte mich immer froher, je länger ich in dem bescheidenen Stübchen weilte.

Jörn blieb heute Abend lange aus. Es war inzwischen völlig dunkel geworden, und Stina, eine Tochter, dieselbe, die uns aufgethan, trat mit Licht in die Stube. „Gooden Abend," wünschten wir uns allerseits — eine Sitte, deren Beobachtung im Norden nie unterlassen wird.

Darauf begann Stina den Tisch zu decken und bat uns, ein einfaches Abendbrod nicht zu verschmähen. Wie funkelte das sehnsüchtige Auge meines Cameraden, als das junge Mädchen Butter, Brod, Käse, Wurst, geräucherten Aal und Branntwein auftrug! Geräucherter Aal! Das überstieg seine kühnsten Erwartungen, und doch war es gerade dieser Leckerbissen, mit dem die Gäste im Hause Jörn Jäger's in der Regel bewirthet wurden, weil der Alte jeden Morgen eine gehörige Portion Aale fing und dann selbst zu räuchern pflegte. Noch hatten wir unser Abendessen nicht beendigt, als Hundegebell und der Ruf Stina's: „De Badder kummt," uns Jörn's Heimkehr verkündigten.

Die Thür ging auf, und herein trat der arme, aber echte Patriot, der trotz seiner kärglichen Mittel so viel that für die Krieger Schleswig-Holsteins und selbst lieber Hunger und Durst gelitten haben würde, als daß er einen Sohn des theuren Vaterlandes nicht nach Kräften mit Speise und Trank erquickt hätte.

Es war eine hohe Gestalt, die sich in etwas gebückter Haltung unsern Augen darbot. Das länzliche, von einem dunklen Backenbarte eingefaßte Gesicht zeugte auf den ersten Blick von seltener Gutmüthigkeit, und aus dem grauhaarigen Auge blickte eine Biederkeit, wie man sie nicht oft gewahr wird. Jörn trug einen dunkelgrünen kurzen Frack, Manchester-Knickhosen, lange Jagdstrümpfe, hohe Stiefeln und eine tuchene grüne Jagdmütze. Er mochte da, mals einige fünfzig Jahre alt sein, aber die gesunde Gesichtsfarbe, sein seltener Humor und seine ungewöhnliche Rüstigkeit hätten auf ein weit geringeres Alter schließen lassen.

„Gooden Abend, Kinners," rief er uns zu, indem er freund-

* Kinder.

* Indem wir unsern Lesern veranlaßt eine „Erinnerung aus dem früheren Schleswig Holsteiner Kriege" mittheilen, sagen wir gleichzeitig die Versicherung hinzu, daß die nöthigen Personalnotizen getreffen sind, die kommenden Ereignisse in dem Lande der „verlassenen Bruderstammes" durch Wort und Bild in der „Gartenlaube" zur Darstellung zu bringen. Sie in den Zeitungen und Tagesblättern schon zur Genüge gefunden.

lich die Hand zum Gruße bot, „wo schall dat hüt denn noch hengahn?“ *

Wir theilten ihm unser Anliegen mit. „Bun Harten gern, Jungens,“ entgegnete Jörn, „aberst teerst will id een beeten eeten, und denn möt Jü ook noch Eenen drinken!“ **

Er setzte sich zu uns an den Tisch, und unter vielen Erzählung n aus den jüngst vergangenen Tagen vor Friedrichsstadt verstrich uns die Zeit geschwind genug. Als ich ihm mittheilte, daß ich früher ebenfalls hätte Waidmann werden wollen, da kannte seine Freude kein Ende. Nun müsse ich jeden Tag zu ihm kommen, meinte er, um mit ihm zu jagen, sobald und so oft es nur meine Zeit erlaube.

Der Biedermann schien mich sofort in sein Herz geschlossen zu haben, und war es mir in seiner Wohnung von Anfang an ganz eigenthümlich wohl zu Muthe, so dünkte es mir jetzt doppelt gemüthlich in dem schmucklosen Stübchen.

Aus allen Schilderungen Jörn's leuchtete die innigste Vaterlandsliebe hervor, und zu wiederholten Malen äußerte er, wenn der Feind diese Gegend besetzen würde, so verließe er sie sofort und gründete sein schwerverborgenes Besitzthum lieber selber an, als daß er unter den Dänen leben möchte.

Wie das Gerücht ging, hatte er die Stellungen des Feindes gar manches Mal ausgekundschaftet und dadurch der schleswig-holsteinischen Armee wesentliche Dienste geleistet.

Darüber sprach indeß Jörn kein Wort; kam man darauf, so schwieg er still und blies die großen blauen Rauchwolken desto stärker aus seiner kurzen Pfeife. Sein Handwerk setzte ihn in den Stand, über die Stellungen des Feindes genauer unterrichtet zu sein, als jeder Andere, und dies mochte die erwähnten Vermuthungen unterhalten. Daß er für die in dortiger Gegend stehenden Schleswig-Holsteiner that was er konnte, das war im ganzen Umkreise allbekannt. Jedem, der zu „seinen braven Söhnen“ gehörte, wie er sich auszudrücken pflegte, stand sein gastfreies Haus offen, und bei dem Mangel, der im Kriege so oft das Loos des Soldaten ist, wurde diese Gastfreiheit häufig genug in Anspruch genommen.

Seit Beginn des Feldzuges von 1850 hatte Jörn wirklich eine ganz besondere Thätigkeit entwickelt. Lag es früher in seinem Interesse, das Revier möglichst zu schonen, um auch für die Zukunft seine Kunden mit Wild versorgen zu können, und hatte er in vergangenen Tagen, wenn er Morgens seine Aalkörbe, sogenannte Bungen, aufhob, stets die kleineren Exemplare der gemachten Beute der Aue zurückgegeben, damit er später einen mehr die Mühe lohnenden Fang thun könne — jetzt achtete er nicht mehr auf diese Grundregeln seiner beiden Gewerbe.

Jörn war arm. Er konnte daher seine Kinder — so nannte er alle schleswig-holsteinischen Soldaten — nicht anders unterstützen, als daß er sie mit Wild und Fischen unentgeltlich bewirthete. Darum schoß er jetzt auch Alles, was ihm auf seinem Reviere vor die Flinte kam, und warf seinen Aal, selbst nicht ten kleinsten, mehr in's Wasser zurück. „Dat is dat Letzte wat ick für Jü dohn kann,“ sagte er dabei mit ernster ahnungsvoller Miene, „denn de Krieg duurt nich mehr lang un denn kummt de Dän wedder; mit Sleswig-Holsteen id et kann nut.“

Wohl ist er ein Patriot gewesen, warm und brav wie einer, aber weil er nur ein armer, einfacher Bauer war, steht sein Name nirgends verzeichnet!

Es war spät geworden, als wir aus dem freundlichen Jägerhause aufbrachen, um uns von Jörn über das Wasser rudern zu lassen. Stina und ihre Mutter begleiteten uns bis vor die Thür und baten mich, ja recht bald wiederzukommen, was ich von Herzen gern versprach. Jenseit des Gartens hatten wir noch eine kleine Strecke des Moors zu durchschreiten, ehe wir den Kahn besteigen konnten; dann aber ging es blitzschnell dem andern Ufer zu.

Wir sprangen an's Land. Der Alte reichte uns die Hand und fragte mich, ob und wann er mich am andern Tage mit seinem Nachen hier erwarten könne, von wo es nur noch zehn Minuten nach Meggerdorf sei. Wir verabredeten uns auf vier Uhr Nachmittags, und mit einem freundlichen: „Goode Nacht!“ fuhr Jörn nach seiner Behausung zurück.

Ich schaute dem Schiffe noch eine Weile nach, bis mein Camerad mich mit dem profaischen Ausrufe: „Göttliche Aale, dahin jeben wir recht bald wieder“, dem Träumen entriß, in welches mich die eben verlebten Stunden versetzt hatten.

Hurtig schritten wir nun dem Dorfe zu, und nach einer Viertelstunde meldeten wir uns bei unserm neuen Batteriecommandeur.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß dies gerade ein Officier war, der mir früher Privatunterricht in der Mathematik ertheilt hatte. So war ich denn wenigstens nicht gänzlich fremd in meiner neuen Umgebung. „Gut, daß Sie kommen, lieber Freund,“ redete mich der Lieutenant an, „'s giebt hier eine famose Jagd, und da augenblicklich nur wenig zu thun ist, so können Sie, als guter Schütze, mich dann und wann auf meinen Pirschgängen begleiten.“

Ich erzählte hierauf meinem Vorgesetzten, daß ich soeben die Bekanntschaft Jörn Jäger's gemacht hätte und auch von diesem zur Jagd geladen worden wäre. „Esto besser,“ entgegnete der Officier, „dann gehen wir zusammen. Der Alte ist ein braver Kerl und hat viel Muth; das ist auf unserer Jagd die Hauptsache.“ Ich sollte später den Sinn dieser Worte deutlicher verstehen lernen. Mein Quartier war ein schlichtes Bauernhaus in Meggerdorf. Schon lange pflegte sich der Preuße auf dem Lager, als ich von Johanniberg, wo mein Lieutenant lag, zurückkam. Auch ich suchte alsbald das Bett auf und entschlief rasch nach dem derben Marsche.

Am nächsten Morgen wandten sich meine ersten Gedanken dem trauten Jägerhause zu, und sobald ich meinen Dienst gethan hatte, trat ich den Weg nach dem Damme an, der von der Aue bespült wu de. Es war inzwischen vier Uhr geworden, und an der verabredeten Stelle harrte schon Jörn mit seinem Kahne, auf dessen hinterem Ende er in tiefem Sinnen saß. Unsere Begrüßung war die herzlichste, und bald hielt das kleine Fahrzeug am jenseitigen Ufer. „Mien Oolsch hätt hüt een gooden Braden moakt, un da schast Du, mien Söhn, doch eenmal recht vergnügt mit mi leben,“ * hub der Alte fröhlich an, als der Kahn angebunden war und wir dem Hause zugingen. Er hatte mich unter den Arm gefaßt und schien so glücklich zu sein, als gälte es heute seinem eigenen Sohne ein Fest zu bereiten.

Wieder verlebte ich unter den einfachen Leuten einen gemüthlichheitern Abend. Jörn erzählte viel von dem unglückseligen Kriege und hatte manches Zorneswort für die deutschen Regierungen, welche das theure Vaterland, für das sie zwei Jahre hindurch mitgefochten, jetzt so schmachvoll im Stiche gelassen hatten. Auch die Art der gegenwärtigen Kriegsführung war gar nicht nach seinem Sinne, und mehr als einmal jammerte er über das unnütz vergossene Blut so vieler tapferen Soldaten.

Draußen tobte der Sturm und peitschte die Regentropfen gegen die Fenster. Schon Nachmittags hatte sich der Himmel umwölkt, und nun war das volle Unwetter hereingebrochen. Bei dem Winde war es unmöglich über das Wasser zu kommen. Was blieb also anders übrig, als bei einem recht heißen Glase Grog den Eintritt besseren Wetters zu erwarten? Aber immer wilder tobte der Sturm, und selbst die Wände des solid erbauten Jägerhauses begannen bedenklich zu wanken. Mit dem Rücken gegen den großen Kachelofen lehnend und aus einer kurzen Thonpfeife rauchend, fühlte ich mich bei dem wilden Tosen, das draußen herrschte, in der trockenen Stube nur um so behaglicher; ja ich ertappte mich auf dem stillen Wunsche, daß das Wettergrauen noch recht lange anhalten möge.

Gegen elf Uhr ging Jörn hinaus, um nachzusehen, ob die Rückkehr nach Meggerdorf heute überhaupt noch möglich werden würde. Bald war er wieder bei uns, hing seinen Südwester auf und erklärte, ich müsse diese Nacht bei ihm bleiben, denn an eine Ueberfahrt sei heute nicht mehr zu denken. War mir dies nun in einer Beziehung ganz lieb, so ängstigte mich's doch in anderer Hinsicht nicht wenig; im Falle eines nächtlichen Alarms hätte ich ja meine Batterie nicht erreichen können. Der Alte beruhigte mich jedoch darüber und versprach mir, in solchem Falle Alles zu wagen. Uebrigens, setzte er gleichzeitig in bestimmtem Tone hinzu, wäre an einen Angriff gar nicht zu denken. Er habe heute Morgen noch die Stellung des Feindes beobachten können. Der hätte sich weit zurückgezogen und die erste Feldwache saß zwei Stunden von hier aufgestellt. Ich hatte seit zehn Wochen in keinem Bette geschlafen; Stroh war das beste Nachtlager gewesen, das ich gehabt, und oft hatte die liebe Muttererde meine Matratze und die auf den Boden gestellte Pickelhaube mein Kopfkissen abgeben müssen. Auch diese Nacht gedachte ich mir im Zimmer ein Strohlager zurecht zu machen. Solche Ideen aber nahm mir Jörn schier übel.

* Wo soll das heute noch hingehen?

** Von Herzen gern, Jungens, aber erst will ich ein wenig essen, und dann müßt Ihr noch Einen trinken.

* Mein Frau hat heute einen guten Braten gemacht, und da sollst Du, mein Sohn, doch einmal recht vergnügt mit mir leben.

„Hüt, mien Jung, slöpst Du in mien Bett, Di daiht de Ruh' grood nödig," * sprach er.

Meine Einwendungen halfen nichts: Jörn bugsirte mich in sein großes Federbett. Das Licht verlöschte, und ich lag noch eine Weile wach und lauschend unter der schweren Decke. Noch hörte ich das Heulen des Sturmes, den klatschenden Regen und das Brausen der Wogen in ungeminderter Stärke. Endlich legte sich das Toben. Nur noch dann und wann ein gellender Sturmpfiff, ein letzter Windstoß, leises Plätschern der Wellen und ein vereinzelter Regentropfen, der an das Fenster klopfte. Endlich Alles ruhig, Frieden ringsum. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, stand der Jäger vor mir mit einem freundlichen „Gooden Morgen, na, häst good sloapen?"

Nachdem wir gefrühstückt hatten, packte er noch die besten Leckerbissen zusammen und nöthigte mir die Erquickung auf. Stina aber überreichte mir zum Abschied ein Fläschchen Schnaps und meinte treuherzig, ich solle doch jeden Abend kommen, denn in ihrer Einsamkeit wär's ihnen Allen eine große Freude, wenn sie Abends mit mir zusammensitzen und plaudern könnten.

„Häst Recht, Stina," ergänzte der Vater, „he kummt ook nu jeden Dag to uns."

Der Wind hatte sich gelegt, auch fiel kein Regen mehr vom Himmel. Drüben machten wir aus, daß er nun allabendlich mit seinem Kahne auf mich warten sollte. Und so kam ich jeden Morgen an den Damm, wenn er seine Aalkörbe aus dem Wasser nahm, und begleitete ihn auf seinem Rundgange und dann zum Frühstück nach Hause. Regelmäßig ruderte mich der Alte zurück.

Zwar lagen wir in Meggerdorf auf Vorposten, dennoch aber glich unser dortiges Leben völlig dem in einer Friedensgarnison. Sowohl die dänische als unsere Armee unternahmen nur selten noch eine Operation, und unbefähigt standen sich beide Theile scheinbar friedlich gegenüber. Dies machte es möglich, daß wir in dienstfreien Stunden uns allerlei Zerstreuung hingeben konnten. Ich benutzte meine Muße ohne Ausnahme zu meinem Besuche bei Jörn, mit dem ich auch schon einige Male auf die Jagd gegangen war. Einst hatte der gute Alte zufällig von mir erfahren, daß ich in der Regel Nachts zwischen zwölf und ein Uhr unsere Schanze visitiren mußte, in der wir einen Posten aufgestellt hatten. Und als ich meine nächste Runde machte, traf ich Jörn, der auf mich wartete und mir freudig seine Flasche zum Trunke darbot. Von da an fand er sich fast jede Nacht bei der Schanze ein. So lebte ich die angenehmsten Tage. Es war mir, als sei Jörn's Haus meine eigene Heimath. Die Eltern und Schwester betrachtete ich die lieben Leute, und ihnen galt ich als Sohn und Bruder.

Eines Abends hatte mich mein Vorgesetzter rufen lassen und mich beauftragt, auf den morgenden Tag mit Jörn Jäger eine längere gemeinsame Jagdpartie zu verabreden. „Sagen Sie dem Alten, er solle Kugeln mitnehmen, und besorgen Sie auch für sich den nöthigen Bedarf," schloß der Lieutenant.

Auf meine Erwiderung, daß wir ja nur Becassinen, Hühner und Hasen antreffen würden, mithin durchaus keine Kugeln brauchten, versetzte Jener: „Wir brauchen Kugeln, sage ich Ihnen, deshalb sorgen Sie dafür."

Ich eilte zu Jörn Jäger, der mich schon längst erwartet hatte, und theilte ihm das Betreffende mit.

„Ja doch een bannigen * Keerl," murmelte Jörn vor sich hin.

Ich frug, was es mit den Kugeln für eine Bewandtniß hätte, erhielt aber die kurze Antwort, daß ich das morgen nur zu früh erfahren würde. Nun ahnte ich wohl, daß es sich um eine Jagd in der unmittelbaren Nähe des Feindes handelte. Dies war auch in der That die Absicht des Lieutenants, der den Dänen gar zu gern dann und wann einen Kugelgruß hinüberschickte.

(Schluß folgt.)

* Tüchtiger.

* Heut, mein Junge, schläfst Du in meinem Bett, Dir thut die Ruhe groß nöthig.

Der Erfinder des Phosphor.

Die Pfaueninsel bei Potsdam ist ein Ort, der den Besuchern jener reizenden Gegend gewiß im Gedächtniß bleibt. Inmitten des schönen Wasserspiegels der Havel gelegen, die Aussicht auf herrlich bewaldete Ufer gewährend, bietet die kleine Insel in ihrem Innern selbst mannigfache Abwechselung dar. Schöne Pflanzungen, heitre und prächtige Gebäude zieren das Eiland, und namentlich hatte es in früheren Jahren besonderen Reiz, als noch eine Sammlung seltener wilder Thiere die Beschauer anlockte. Der ganzen auf der Insel herrschenden Einrichtung sieht man es an, daß wahrhaft königliche Munificenz hier gewaltet. Und in der That ist es auch so. Die Herrscher Preußens haben sich Potsdam und dessen Umgebung stets zum Lieblingssitze auserschen; Friedrich der Große ließ schon die Insel durch Anlagen verschönern und gab ihr den Namen Pfaueninsel, früher hieß sie der Kaninchen-Werder, später Pfauen-Werder. Nach und nach wurden immer mehr Verschönerungen auf derselben angebracht und die heitere Anlage dadurch zu einem Schmuckkästchen der Ziergärtnerei erhoben. Viel frühere Jahrhunderte scheinen jedoch bereits regelmäßige Anpflanzungen auf der Insel gesehen zu haben, denn die noch heute sichtbar symmetrisch gepflanzten ungeheuren Eichen, ein Kreis derselben, welcher das Wasserbassin einschließt, geben Zeugniß, daß hier schon in grauer Vorzeit eine ordnende Hand thätig war. Die Pflanzzeit der Eichen dürfte ungefähr das Jahr 1440 gewesen sein, doch finden sich auch noch viele weit ältere Exemplare dieses herrlichen deutschen Baumes.

Nicht immer war die Insel der Gegenstand des vergnügungssüchtigen Publicums. Es gab eine Zeit, in der sie sehr verrufen war. Unbestimmte Sagen und Behauptungen hatten sich unter die Bewohner Potsdams geschlichen und dies Inselchen zum Sitze der fürchterlichsten, theilweise teuflischen Geschöpfe gemacht. Woher der schlimme Ruf entstanden, läßt sich schwer ermitteln; es scheint, daß eine geschichtliche Annahme, die Pfaueninsel sei in der Heidenzeit ein Opferplatz gewesen, jene Furcht vor dem Orte veranlaßte.

Besonders schrecklich und grauenvoll ward die Insel aber den Umwohnenden in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten. Das war die Zeit, wo sie noch der Kaninchenwerder hieß, wenigstens beim Volke, denn in den Documenten wird sie schon damals Pfauenwerder genannt, und diese Documente übergaben im Namen des Kurfürsten den einsamen Werder einem Manne, dessen Ruf, unheimliches Wesen, verpönte und geheimnißvolle Beschäftigung nur dazu geeignet waren, den Abscheu der Bewohner Potsdams und der Umgegend vor der gefürchteten Insel noch zu vermehren. Der finstere Gast, später Eigenthümer des Pfauenwerders, hieß Johannes Kunckel, * war aus den Diensten des Kurfürsten von Sachsen in brandenburgische Dienste getreten und betrieb mit fürstlicher Erlaubniß die teuflische (!!!) Goldmacherkunst.

Es war in den letzten Tagen des September 1686. Einem jener schönen Spätsommertage war ein kühler Abend gefolgt. Die Wellen der Havel gingen hoch und ließen ein Boot tanzen, welches von Potsdam her auf den Kaninchenwerder zusteuerte. In diesem Boote saßen zwei Männer, der Schiffer und dessen Passagier. Letzterer hatte sich in seinen Mantel gehüllt und regierte das Steuer, der Schiffer handhabte die Ruder. Die Unterhaltung der beiden Personen drehte sich um den verrufenen Kaninchenwerder, der das Ziel des Reisenden war.

„Aber," fuhr der Fremde in seinen Gesprächen fort, „wenn Ihr so schwere Anklage gegen den Meepten erhebt, so müßt Ihr doch einen Beweis gegen ihn vorbringen können!"

„Ja," entgegnete der Schiffer, „den haben wir freilich nicht, aber ist es denn nicht genug, daß er überhaupt auf der Insel wohnt? Welcher redliche Christ kann es da aushalten? Das ist ein Ort, wo sie vor diesem den Menschen das Herz ausgerissen haben und sie dem Götzen oder der gefräßigen Göttin Jeschi Baba

* Um bei späteren Gelegenheiten der Citate überhoben zu sein, bemerke ich sogleich hier, daß die sehr spärlichen Quellen über Kunckel sich in der Manuscripten-Sammlung der königl. Bibliothek zu Berlin befinden. Sie bestehen aus verschiedenen eigenhändigen Briefen Kunckel's, Specificationen der ihm bewilligten Gelder für seine Arbeiten, aus einer von Danckelmann unterzeichneten Untersuchung über Verwendung der Gelder, aus einem Documente des Kurfürsten von Sachsen, die Anstellung Kunckel's betreffend, aus dem Schenkungsbriefe des Pfauenwerders durch den großen Kurfürsten und andern, theils Rechtfertigungsschreiben, sämmtlich die Untersuchung betreffend, in welche Kunckel nach dem Tode seines Gönners verwickelt wurde und die ich später benützen werde. Die Papiere stammen aus dem von König geordneten Danckelmann'schen Archive.

geopfert haben. Rings herum hier ist noch heute die Gegend voll von allerlei Spukgestalten, und wenn wir Nachts die Reusen auslegen, können wir die Gespenster dutzendweis sehen, wie sie durch das Rohr huschen oder über den Wasserspiegel schweben, oder auf den Forstberg schlüpfen, auf dessen Höhe sie ihre Tänze ausführen, wie sie ehedem um den rauchenden Opferstein getanzt haben. Es heißt der Berg noch heute bei dem verfluchten Wendenvolke, das hier um Potsdam wohnt, der Baberow, woraus sie auch Babersberg machen, zum Andenken an jene Baba, für die sie oben auf dem Berge geopfert."

„Und die Insel?" fragte der Fremde, „wie kommt sie damit zusammen?"

„Hab ich Euch nicht gesagt, daß da auch Teufelswerk getrieben wurde? Wenn ich nun das Alles zusammennehme, so kann ich doch nur denken, daß der Kunckel, der auf dem Werder wohnt, mit dem Gottseibeiuns verkehrt, denn wie würden ihn sonst die höllischen Geister in Ruhe lassen? Er hat zwei Teufel bei sich. Einer ist in Menschen-, der andere in Hundsgestalt. Der Mensch ist ein gelbliches, verwachsenes Geschöpf mit Triefaugen und langer Nase. Er hat ein furchtbares Maul und ist stumm, auch hinkt er auf einem Fuße, der offenbar ein Pferdefuß ist, und ist boshaft wie alle seines Gleichen. — Der andere Geist ist in Hundsgestalt um ihn. Seht nur, wie das Höllenvieh Nachts die Runde um die Insel macht, die Augen wie Feuerräder im Kopfe, die blutige Zunge aus dem Rachen hängend, so läuft es keuchend am Ufer herum." — Und mit diesem Geschmeiße zusammen lebt der Herr Kunckel einsam auf dem wilden Dinge, das jetzt sein eigen ist, schon seit sechs Jahren. Nachts hört man wundersame Töne aus dem Hause erklingen, dann steigen Funken empor, und man gewahrt Glanz von Lichtern, die man nicht sieht. Ein Mal ist schon Alles heruntergebrannt, und das war eben durch den Teufel gemacht, dem Herr Kunckel nicht ordentlich seinen Pakt gehalten."

„Aber," warf der Fremde ein, „wie erklärt Ihr es, daß der Kurfürst den Teufelsbanner in Sold hat?"

„Lieber Herr, die Großen dieser Erde sind oft nicht so weitsehend in solchen Dingen, als wir, die Niedrigen, denn vor ihnen geben sich die Höllenkünstler nicht wie sie sind. Unser gnädiger Herr hat auch vielleicht die besten Absichten gehabt, aber Gold ist ein mächtig Ding, es schmeckt gut, und die Herren sehen nicht, woher es fließt, bis sie in den Schlingen des Bösen sitzen. Gott lenke Alles zum Guten!"

Unter solchen Gesprächen war man bis an den Werder gelangt. In Finsterniß gehüllt, lag er vor den Ankommenden. Der Fremde steuerte auf den Zuruf des Schiffers das Boot gegen das Ufer. Es fuhr in den Sand, und der Gelandete erhob sich, um auszusteigen. „Wo finde ich das Haus des Kunckel?"

„Das ist weit entfernt, am andern Ende der Insel," entgegnete der Schiffer.

„Warum habt Ihr mich nicht dahin gefahren?"

„Nein, Herr, Ihr habt mir ein gut Stück Geld gereicht, daß ich Euch bis hierher bringe; ich bin arm, darum hab ich Euch den Willen gethan; aber in die Nähe des Teufelshauses bringt mich Niemand, dazu hab' ich meine Seele zu lieb. Auch Euch, Herr, rathe ich ab. Ihr scheint mir ein braver Cavalier, ich weiß nicht, was Ihr vorhabt. Wollt Ihr aber durchaus, so geht in das dichte Gebüsch hier hinein, dann soll man auf eine lange Reihe doppelt stehender Eichen kommen, die Reihe führt auf das Haus. Seid Ihr morgen noch am Leben und wollt zurück, so ruft nur gegen Sacrow zu: „hol' über!" da lande ich hier an, Euch zu fahren. Nun Gott befohlen! Ich will machen, daß ich zurückkomme, ehe ich den Schwerenothshund wieder zu sehen kriege."

Der Fremde zog seinen Mantel fester um sich, während der Schiffer abstieß und bald in der Dunkelheit mit seinem Boote verschwand, doppelt froh, als er endlich das jenseitige Ufer erreicht hatte. — Unterdessen schritt der Fremde in dem finstern Gebüsche vorwärts. Die ungeheuren Bäume, welche sich neben und über ihm erhoben, schienen die ganze Insel anzufüllen. Nur hie und da glaubte er ein freies Plätzchen zu bemerken. Der Boden, durch den Regen schlüpfrig gemacht, ließ den Fuß des Wandrers oft ausgleiten. Zuweilen war es ihm, als husche irgend etwas Lebendiges über den Weg. Der Fremde schien jedoch keineswegs von Vorurtheilen befangen zu sein. Er murmelte nur mit leiser Stimme: „Ein nichtswürdiges Wetter, ein schändlicher Weg! Beim Himmel, man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie den Kunckel für den bösen Roland halten. Wie kann man sich als Gelehrter solch einen Wohnplatz wählen! Freilich das Laboratorium und die kurfürstliche Bestallung als Kammerdiener, und," sügte er lachend hinzu, „das Geschenk. Eine ganze Insel als Geschenk! Ja, wenn ihm die letzte Sache noch gelingt, ist Kunckel ein gemachter Mann."

Unter diesen Selbstgesprächen und Betrachtungen war der Fremde an eine Bucht des Ufers gekommen. Von jetzt an führte der Weg dicht am Flusse entlang. Noch wenig Schritte hatte der nächtliche Besucher gemacht, als er plötzlich einen grellen Lichtschein auf dem Wasserspiegel der Havel gewahrte. Die Wellen zitterten innerhalb des blänlichen Feuerkreises, der sich genau in Cirkelform auf dem Wasser abzeichnete. Es war, als werde das Licht durch das runde Glas einer magischen Laterne geworfen. Zuweilen ward es matter, dann strahlte es wieder so hell, daß es den Augen wehe that. Der Fremde erinnerte sich jedoch, früher nie einen ähnlichen Lichtglanz, eine Lichtfarbe so eigenthümlicher Art gesehen zu haben.

Frostschüttelnd schlug er sich, dem Wege nachgehend, in ein aus Weimuthskiefern und Ginstern zusammengesetztes Gebüsch. Hier durfte er nur noch einige dreißig Schritte thun, als er vor einer aus Bohlen gezimmerten Parthüre stehen bleiben mußte. Trotz der Dunkelheit gewahrte er Dächer des in geringer Entfernung befindlichen Gebäudes, aus dessen nach der Flußseite führenden Fenstern jener wundersame Lichtglanz strahlte. Er fuhr mit der Hand an der Thüre herum, die Klinke zu suchen, und erfaßte den schweren eisernen Klopfer. Er hob ihn, und schnell hintereinander hallten die dumpfen Schläge durch die Nacht und das Heulen des Windes.

Diese Aufforderung um Einlaß beantwortete ein furchtbares Hundegebell. Das Licht verlosch, und der Fremde hörte, wie eine Thür geöffnet wurde. Schlürfende Tritte nährten sich dem Hofthore, das Hundegebell begleitete dieselben. Während von innen das Schlüsselloch gesucht ward, sprang der einen Fremden witternde Hund an der Thüre empor und kratzte mit seinen ohne Zweifel ungeheuren Pfoten an den Bohlen.

Der Fremde zog unter seinem Mantel ein Jagdmesser hervor, die Thüre sprang auf, und schon wollte sich ein großer, zottiger Hund auf den Ankömmling werfen, als eine mächtige Stimme das Ungeheuer zurückschreckte. Diese Stimme kam aus dem der Eingangsthüre gegenüberliegenden Hause, an dessen Parterrefenster ein Mann sichtbar war. Er hatte sich einen Schlafpelz übergeworfen. In seiner linken Hand hielt er eine brennende Nachtlampe, welche den Hof theilweise erhellte, seine Rechte umklammerte den Hals eines schußfertigen Doppelhakens, dessen Lauf im Scheine des Lichtes blitzte. — Der Fremde hatte die ganze berüchtigte Bevölkerung des Kaninchenwerders vor sich. Der Oeffnende war der stumme hinkende Diener in Begleitung des Teufelshundes, und am Fenster zeigte sich Herr Johannes Kunckel, dem seine Mitbürger die Ehre vindicirten, ein Teufelskünstler zu sein.

„Wer ist da? Wer seid Ihr?" rief Kunckel, das Feuerrohr hebend.

„Setzt ab!" lachte der Fremde näherretend. „Ihr braucht keine Kugel zu vergeuden." Er schlug den Mantel zurück und ließ seine Geschichtige hell von der Lampe bescheinen.

„Ihr seid es," rief Kunckel, ebenfalls lachend. „Ihr, Herr Kirchmayer! Willkommen, tretet ein!" Die Hausthür öffnete sich, und der Alchymist streckte dem Freunde die Hand entgegen. „Grutzemann," herrschte er dem Diener mit schreiender Stimme zu, „schließe das Hofthor! Wodan, verdammter Hund, gieb Ruhe! Kommt in's Zimmer, Kirchmayer!" Kunckel schritt seinem Gaste voran in ein großes, sehr geräumiges Zimmer. Dasselbe war mit Büchern unstellt und durchaus wohnlich eingerichtet. In dem hohen Kamine prasselte, mit Berücksichtigung des kühlen Abends, ein helles Feuer. Bald war der Tisch gedeckt, prächtige Gläser mit Wein gefüllt umkanden eine mächtige Hirschkeule, Früchte verschiedener Art lagen in krystallenen Schalen. Der Teufelshund knurrte in der Kaminecke, und der dämonische Diener wartete auf.

Das ganze Aussehen Kunckel's zeigte keineswegs den mürrischen verkrochenen Gelehrten, sondern vielmehr den heitern, frischen

* Der stumme, verwachsene Diener und der Pudel, so wie die Gerüchte über die Insel und Umgegend sind historisch. Wahrscheinlich suchte Kunckel sich absichtlich in den Ruf eines Höherbegabten zu bringen. Er versuhr darin wie Thurneißer.

Lebemann, nicht den Teufelsbasallen, sondern einen gutmüthigen, allerdings schlauen Gesellen. Letztere Eigenschaft prägte sich besonders auf seinem Gesichte aus, als er auf die Frage Kirchmayer's: „Ich komme eigens hierher, um Euch zu fragen: habt Ihr ihn?“ das Glas auf einmal erhob und mit zufriedenem Lächeln, die Augen blinzelnd, entgegnete: „Ich habe ihn.“

Kirchmayer, ein schöner, stattlicher Mann, dessen geistreiches Antlitz den Gelehrten erkennen ließ, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser erklangen. „Ihr habt ihn wirklich?“

„Heute wieder mit ihm experimentirt,“ lachte Kunckel.

„Wie, sollte etwa jenes Licht, das ich vorhin aus dem Hause strahlen sah — sollte —“

„Es kam von ihm,“ sagte Kunckel. „Nehmt erst Speise und Trank zu Euch, dann sollt Ihr hören.“

Während die beiden Freunde sich an dem Tische des Adepten laben, möge hier einige Nachricht über das Leben und Treiben des seltsamen und verdienstlichen Mannes Platz finden.

Johannes Kunckel, von Hause aus Apotheker, hatte sich bald auf das Studium der Metallurgie gewonnen und sich namentlich in der Kunst, die zusammenhängenden Bestandtheile zu scheiden, hervorgethan. Bei diesen Beschäftigungen war es ihm gelungen, eine vorzüglich schöne verschiedenartige Glasmasse herzustellen, der er durch chemische Processe die mannigfaltigsten Farben zu geben wußte. Kunckel hatte in mehreren Ländern seine wissenschaftlichen Resultate verwerthet, und obgleich ein für seine Zeit sehr erfenchteter Kopf, ward er dennoch von der allgemein herrschenden Sucht, den Stein der Weisen zu suchen und Gold zu machen, erfaßt. Durch diese Manie (gleichbedeutend mit der unserer Zeit, nämlich mit der Geisterklopferei und Tischrückerei ꝛc.) zeichneten sich das 17. und 18. Jahrhundert aus, was um so weniger verwundern darf, wenn man erwägt, daß es vorzugsweise die Fürsten waren, welche oft mit ungeheuren Kosten alchymistische Versuche anstellen ließen oder selbst anstellten. Jeder Mensch ist eben das Kind seiner Zeit, und sogar der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, unterlag dem Einflusse seines besangenen Jahrhunderts. Er hatte von Kunckel viel gehört und berief ihn an seinen Hof, damit er in Brandenburg für den Kurfürsten arbeite. Kunckel war in sächsischen Diensten. Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen hatte ihn nach Dresden gezogen, auch in der gewissen Brauessetzung, daß ungeheure Goldklumpen in seine Münze schleppen zu können. Unter den vorhandenen Papieren befindet sich ein „A. S.“ unterzeichnetes Schreiben, welches auf geheimnißvolle Weise Kunckel auffordert „in Dienste hoher Herren, die sich nicht nennen wollen, zu treten“, er möge seine Antwort nach Prag an Achatius Schleicher senden. Da unmittelbar hinter diesem Schriftstück der Contract, wenn man es so nennen will, zwischen Kunckel und dem Kurfürsten von Sachsen folgt, so ist ziemlich gewiß, daß jenes Briefchen von einem sächsischen Hofbeamten ausging und daß der „hohe Herr“ eben Kurfürst Johann Georg war. Der Vertrag datirt vom 6. Octobr 1677. Wann Kunckel von Dresden nach Berlin übergesiedelt, ist schwer zu ermitteln, doch hatte er schon 1680 auf dem Kaninchenwerder ein Laboratorium.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm bedingte sich freilich nicht Goldmacherei aus, sondern in der von ihm ausgestellten Sechsundzwanzigsacte (dat. v. 27. April 1685) steht immer noch, daß Kunckel gehalten sein solle, „chymische Arbeiten“, namentlich aber „rare Gläser zu liefern“, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß der Kurfürst Gold erwartete. Kunckel stand in hoher Gunst. Er erhielt den Kaninchenwerder zum Geschenk für sich und seine Erben, auch Geld zum Bauen eines Hauses, Brauereichtigkeit ꝛc. Seine Hauptarbeit war die Bereitung schöner Glasgaben. Dabei fuhrire er sehr fleißig Chemie und lieferte ausgezeichnete Präparate. Er hatte 1678 zwei Bücher geschrieben und in die Welt gesendet.* Seit dem Jahre 1669 aber fesselte eine Entdeckung seine Aufmerksamkeit, die für den Chemiker freilich von höchstem Interesse sein mußte. Mit alchymistischen Arbeiten beschäftigt, hatte ein Laborant durch Zufall eine eigenthümliche Substanz in seinen Retorten entdeckt.

Vergebens hatte Kunckel sich bemüht, von dem Entdecker die Mittheilung des Processes zu erhalten, durch welchen der wunderbare Stoff sich gewinnen ließ. Der Erfinder jener Materie war ein Kaufmann, Brandt in Hamburg, der bei alchymistischen Versuchen sein ganzes Vermögen geopfert hatte. Kunckel hatte Brandt bestürmt, ihn in das Geheimniß einzuweihen. Letzterer war jedoch entweder hartnäckig bei seiner Weigerung geblieben, oder hatte dem Suchenden ein unrichtiges Verfahren angegeben, genug — Kunckel sah sich genöthigt, auf eigne Faust nach dem sonderbaren, geheimnißvollen Stoffe zu forschen. Seit 1669 beschäftigte er sich mit diesem Thema.** Welcher Stoff war es? Die Leser werden es bald erfahren, denn als Kirchmayer den Adepten auf der Insel besuchte, war die Materie bereits von Kunckel wieder entdeckt. Kirchmayer's Person mag hier auch noch in der Kürze besprochen werden. Er war einer der tüchtigsten Köpfe seiner Zeit. 1635 in Franken geboren, von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, ging er später zur Rechtsgelehrsamkeit über. Er sprach viele Sprachen, schrieb sehr gute Werke über römisches Recht und trieb leidenschaftlich Chemie. Dieses Steckenpferd hatte ihn mit Kunckel vereinigt, dessen Versuchen er höchst aufmerksam folgte. In Dresden laborirten sie oft zusammen. Kirchmayer war dabei ein vollkommener Weltmann und bei vielen Höfen hoch angesehen.**

Nachdem die Tafel aufgehoben war, nahm der Adept eine mit Gläsern gefüllte Laterne. Er zündete das vor dem silbernen Reflector stehende Licht an, ergriff sein Schlüsselbund und forderte Kirchmayer auf, ihn zu begleiten. Beide durchschritten einen Gang. Kunckel öffnete eine niedrige, eiserne Thür. Scharfer, schwefelartiger Geruch drang aus dem Gemache. Die Männer betraten das Laboratorium. Bei dem Scheine des grellen Lichtes sah Kirchmayer sogleich die wunderliche Ausstattung, welche, wie bei allen Laboratorien, in zahllosen Retorten, Helmen und Recipienten, Büchsen, Kräuterbündeln und ausgestopften Unthieren, Büchern, Kolben, Gerippen, Winden und Maschinen bestand. Kunckel setzte das Licht nieder und trat an den noch warmen chemischen Ofen.

„Hier ist wieder etwas in Arbeit,“ sagte er. „Ihr sehet diese glasirte Retorte mit dem langhalsigen Recipienten. In der Retorte sind vier Pfund gepulverter Bolus und — was glaubt Ihr wohl sonst noch?“

„Nun?“

„Ihr sollt es nachher erfahren. Ich habe den Inhalt der Retorte schon durch alle Grade getrieben. Als Ihr anpochtet, war ich eben beim Feuern, um den letzten Gang machen zu lassen. Interessen thut die Unterbrechung nichts, mein Ofen ist noch thätig. Was ich gewonnen habe, sollt Ihr jetzt nahe bei sehen, obwohl Ihr es schon von Weitem betrachtet habt. Kommt.“

Kunckel schritt mit Kirchmayer auf das nach dem Flusse hinausgehende Fenster des Laboratoriums zu. Den Marmortisch, welcher vor dem Fenster stand, bedeckten allerlei chemische Präparate und verschiedene Instrumente. Der Adept rückte zwei mit Wasser gefüllte Krystallbecken zurecht, deren Oeffnungen durch schwere Glasdeckel geschlossen waren. Als Kirchmayer aufmerksam das Gefäß betrachtete, sah er in dem Wasser eine Anzahl fingerdicke Stäbchen schwimmen, welche bei der Bewegung zu funkeln schienen. Kunckel hob den Deckel ab und nahm eines der Stäbchen heraus. Sofort flammten seine Finger, und häßlich riechender Dampf wirbelte empor. Kirchmayer trat zurück.

„Da seht Ihr es,“ lachte der Adept, „hab' ich es gefunden? Nun sollt Ihr's in vollem Glanze schauen. Gebt Acht.“ Er nahm behutsam das Präparat zwischen die Glieder einer Zange und entzündete es. Ein strahlendes, grünliches Licht verbreitete sich in dem Gemache und warf seinen Schein durch das Fenster weit hinaus auf die Wasserfläche. Die beiden Männer und der abenteuerliche Apparat, welcher sie umgab, waren wie von Zauberflammen umspielt. Der Wind heulte in den Rauchfängen, und als das wundersame Licht leuchtete, ertönte von draußen her ein Schrei, vermuthlich aus der Kehle eines erschreckten Schiffers kommend, der gerade bei der Zauberinsel vorüber steuerte.

„Kunckel, Ihr habt gesiegt,“ sagte Kirchmayer, als das Stäbchen von der Flamme verzehrt und der Glanz erloschen war.

„Nicht wahr?“ frohlockte der Adept. „Herr Brandt in Hamburg wird sich ärgern. Ich habe es allein wieder aufgefunden. Nun rathet, woraus ich es ziehe! denk Ihr aus Gold, Silber oder irgend einem Metalle? aus Erde oder Gestein? Nichts von alledem. Dieses wunderbare Material hole ich mir aus Menschen-

* Die Glaskunst oder ars vitraria. Leipzig 1679. 4. — Chymische Bücher, oder Anmerkungen von denen Principiis chymicis. Leipzig 1678.

* Nach den meisten Berichten hat ein gewisser Krafft den Kunckel auf Brandt's Erfindung aufmerksam gemacht. Schon Leibnitz hat über die chemischen Versuche Brandt's und Kunckel's geschrieben.

** Kirchmayer hat viele Schriften hinterlassen. Er machte große Reisen und starb 1709.

harn, mein Freund. Den Geist, der in jenen Absonderungen verborgen liegt, hat Herr Brandt geglaubt sich allein dienstbar gemacht zu haben. Ha! ha! ha! ich habe ihn mir auch eitirt und werde ihn besser zu verwerthen wissen. Das ist ein Stoff, der noch erst von der Nachwelt ausgebeutet werden wird, ein Stoff, in dem Alles verborgen liegt; er ist vielleicht die Ursache des ganzen menschlichen Seins, und jedenfalls, das glaube ich gewiß, strömt sein geheimnißvolles Fluidum durch alle Canäle des Körpers."

„Und wie nennt Ihr den wunderbaren Stoff?" fragte Kirchmayer.

„Phosphor — mein Freund. Phosphor! der Lichtträger, der da leuchtet, ohne zu brennen, und der, wenn er sich entzündet, strahlt, brennt und flammt wie das himmlische Feuer. Noch Vielerlei, ich sag' es Euch, wird man diesem Stoffe verdanken. Mag Herr Brandt der Entdecker sein, ich habe ihn auch entdeckt. — Ist es doch, als wenn sich zwei Väter streiten, wer das Kindlein gezeuget. Der aber ist der beste Vater, der es groß ziehet und schön stark in die Welt sendet, und dazu bin ich der Mann. Nicht ein blindes Ohngefähr, wie es bei Brandt der Fall war, hat mich die seltene Materie finden lassen. Nein, ich habe Tag und Nacht gesonnen, um ihrer habhaft zu werden, und darum soll mein Name verknüpft bleiben mit dem leuchtenden Stoffe. Mein Kurfürst wird sich freuen. Ich bin dem Brandt dankbar, daß er den Geheimnißvollen spielte. Selbst ist der Mann."

„Man fürchtet Euch schon," sagte Kirchmayer lachend. „Was wird erst geschehen, wenn die neue Entdeckung bekannt wird! Ihr seid dann vollends ein Teufelspriester, sobald das Höllenlicht leuchtet."*

„Die Narren!" entgegnete Kunkel. „Wer ein wenig mehr Gehirn hat als sie, die Tröpfe, der muß mit dem Teufel zusammengehen. Es ist wahrlich für den gehörnten Gesellen gar kein so übles Compliment, daß man alle geschickten Leute mit ihm in Verbindung bringt. Wenn die alle wirklich in der Hölle sitzen, so muß die Gesellschaft wahrhaftig unterhaltend genug sein." — Die Freunde lachten. „Nachdem ich Euch," fuhr Kunkel fort, „eine ernste Arbeit von wissenschaftlichem Werthe gezeigt, sollt Ihr nun auch Spielereien und Kunststücklein sehen." Der Arzt öffnete die Seitenthüre eines Cabinets, ging hinein und zündete einige Kerzen an. Als Kirchmayer das Zimmer betrat, stieß er einen Ruf der Verwunderung aus. Er befand sich in dem Gemache, welches die Krystall- und Glasfabricate des Adepten enthielt.

Hier standen auf Brettern, in Schränken und hinter Gittern eine Menge der schönsten Gläser von allerlei Farben und Formen. Das helle Kerzenlicht wiegte sich und blitzte auf den prächtigen Erzeugnissen, die gleich edlen Steinen Strahlen schossen. Kunckel nahm verschiedene Exemplare herab und zeigte sie Kirchmayer, der sie mit den Blicken des Kenners prüfte. Besonders interessant war die große Schale, welche der Adept für den Kurfürsten gefertigt hatte. Sie bestand aus einem sehr künstlich zusammengesetzten Untergestelle, auf dem sich ein muschelförmiges Gefäß erhob. Die Verschmelzung vieler Krystalle war hier gelungen, und das kostbare Glas glich einem ungeheuren ausgehöhlten Rubin.**

Während aller dieser Betrachtungen hatte der Regen draußen nachgelassen. Der Mond war hinter dem zerrissenen Gewölk hervorgetreten und warf seinen Schimmer auf das einsame Haus und dessen Umgebung. Die Freunde, in eifrigem Gespräch begriffen, hatten nicht bemerkt, daß der große Hund in das Gemach gekommen war. Plötzlich ward das Thier unruhig. Seine Ohren spitzten sich. Den Körper gestreckt, den Kopf lang vorgebogen, näherte sich der Hund mit leisem Knurren dem Fenster. Diese Anzeichen waren für Kunckel keine neue Erscheinung; er wußte, daß er Feinde hatte, die auf sein Verderben ausgingen, und schon einmal hatten sie durch Brandstiftung seine Glashütte und sein Vorrathshaus in Asche gelegt. Kunckel eilte mit seinem Doppelhaken hinaus, ein Schuß krachte, und eilige Ruderschläge verriethen die Flucht eines glücklich entkommenen Feindes. Kunckel hatte seinen Mann erkannt, er bezeichnete ihn Kirchmayer als den alten Holzschreiber Lauer, der vergeblich nach einem Privilegium zum Bau einer Glashütte trachte.

Zwei Tage später verließ Kirchmayer die Insel. Eilig rudernd ihn der Schiffer vom Ufer hinweg, um nicht lange in der Nähe Kunckel's zu bleiben, der dem Freunde das Geleit bis zum Boote gegeben hatte.

Ohne sich an die Einflüsterungen der Feinde oder an die abenteuerlichen Gerüchte zu kehren, gewährte Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Adepten seinen Schutz und seine Gnade. So lange er am Leben blieb, hatte Kunckel die Machinationen der Gegner nicht zu fürchten. Sein tadelloser Wandel und seine trefflichen Arbeiten sprachen überdies zu seinen Gunsten. Er verschönerte nun die ihm als Eigenthum überlassene Insel und baute ein neues Haus, welches nur in geringer Entfernung von der heutigen Meierei auf der Insel lag. Seine Prophezeiung begann sich, wenn auch langsam, zu erfüllen. Schon war der Phosphor ein Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit aller Gelehrten und Aerzte geworden. Zwischen Arbeit und Plänen zur Verschönerung seines Besitzthums die Zeit theilend, lebte er größtentheils auf dem Pfauenwerder oder auch zuweilen in Berlin, woselbst er in der Klosterstraße ein Haus besaß. Der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner Kenntnisse verbreitete sich auch im Auslande, seine Schriften fanden in England vielen Beifall.

Im Jahre 1688 beschäftigte ihn ein Verfahren, durch welches er eine Glasmasse herzustellen hoffte, die sich gleich dem Silber oder Golde durch Hämmer bearbeiten ließe. — Nacht für Nacht stand er in seinem Laboratorium. Aufmerksam betrachtete er die glühenden Massen der Asche, welche in der Reverberir-Büchse wallten.

Aber heute wollte ihm kein Versuch gelingen. Stets fand sich irgend Etwas in der Mischung, was die Bemühungen des Adepten vereitelte. Es war die Nacht vom 28. auf den 29. April, und Kunckel war den Tag über in Potsdam gewesen. Die Veranlassung zu jenem Aufenthalte war keine freudige. Sein hoher Gönner, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, lag auf dem Sterbebette; an der Wassersucht leidend, erwartete er seine Auflösung mit dem Muthe eines Helden. Noch im Laufe des Vormittags hatte der Sterbende den herbeigeeilten Kunckel an das Schmerzenslager befohlen, und der Anblick einiger schönen Gefäße, welche der Günstling vorzeigte, erfreute den sterbenden Fürsten. Friedrich Wilhelm unterhielt sich mit Kunckel eine Zeit lang. Im Gespräche über die Zukunft verhehlte der Adept seinem Herrn nicht, daß er Sorge um seine fernere Existenz trage, daß er wisse, wie seine Feinde nur den Augenblick erwarteten, der den neuen Herrn an die Stelle des alten setze, um ihm seine Rechte zu schmälern. Besonders ängstigte Kunckel die über ihn zu verhängende Untersuchung wegen der vom Kurfürsten erhaltenen Gelder. Der Kurfürst beruhigte ihn bald hierüber, indem er zwei im Zimmer anwesende Diener herbeirief und in ihrer Gegenwart Kunckel von aller Verantwortlichkeit freisprach, auch den Rest der noch ausstehenden Schuld ihm erließ.* — — Kunckel trennte sich mit schwerem Herzen von seinem Gebieter. — Auf dem Pfauenwerder angekommen, suchte er seine trübe Laune durch Arbeit zu zerstreuen. — Aber, wie gesagt, es wollte nichts glücken.

Kopfschüttelnd betrachtete Kunckel die widerspenstigen Mischungen. Immer neue Zuthaten warf er in die Gefäße, heftiger schürte er das Feuer seines Ofens. Die Nacht war vorüber, der Morgen dämmerte herauf, die Sonne warf ihren ersten Gruß durch die Fenster des Laboratoriums, noch immer stocke der Glasfluß in den Büchsen; eine kostbare Mixtur lag unter der Asche verborgen; mit kundiger Hand suchte der Chemiker durch neue Erhitzung den Fluß zu erzielen — da — plötzlich wallten die stockenden Massen hoch auf, sie zischten und knisterten, ein heißer Dampf wirbelte empor, ein heftiger Knall, von sprühenden Funken begleitet, erschreckte den Adepten — prasselnd sprangen und barsten die Retorten, und aus dem zerrissenen Ofen schoß eine dunkelrothe Flamme. — Silberschlacken, zischende Glasmassen, grünliche und gelbe Krystalle bedeckten weit umher den Boden des Laboratoriums — dann beruhigte sich Alles wieder, die Flammen des Ofens erstickten in ihrer eigenen Asche. — Die Uhr schlug die neunte Morgenstunde!

Kunckel stand unbeweglich, starr inmitten der Verwüstung. Endlich ging er langsam zu dem Ofen, öffnete die Klappen und Fänge, warf einen Blick auf die Trümmer und verließ das Ge-

* Kirchmayer hat über die Erfindung des Phosphor eine besondere Abhandlung geschrieben, in welcher er seines Freundes Kunckel mit großer Wärme gedenkt. Sie trägt den Titel: Noctiluca constans etc. Wittenberg 1687.

** Verschiedene Arbeiten Kunckel's sind noch vorhanden. Der größte Theil derselben kam, wahrscheinlich nach dem Tode König Friedrich's I., als viele Kunstsachen verkauft wurden, in Privatbesitz oder in das Ausland. Kunckel's Hauptverdienst bestand in der Erzeugung des Rubinglases.

* Hitzerlich. Kunckel hielt den Kurfürsten sogar von Geldausgaben zurück, worauf der Fürst erwiderte: „Kümmert Euch nicht darum. Ich habe ehedem wohl 12,000 Thaler und mehr verspielt."

mach, vor welchem sein stummer Diener ihn mit Gebehrden des Schreckens empfing. „Ein Omen," murmelte er, das Haupt senkend, „ein Omen!"

Eine Stunde später pochte es leise an die Thür seines Arbeitszimmers. Auf Kunckel's Ruf trat einer seiner Laboranten ein. „Was bringt Ihr?" fragte der Akept, von dem großen Buche, in dem er las, aufblickend.

„Eine Trauernachricht, Meister," entgegnete der Gefragte.

„Ich weiß es," rief Kunckel, „der Kurfürst — —"

„Seine kurfürstliche Gnaden sind heute Morgen um neun Uhr auf Ihrem Schlosse zu Potsdam im Herrn entschlafen."

Ein Jahr lang ward Kunckel noch in Ruhe gelassen. Endlich traten seine Feinde offen gegen ihn hervor. Ein Befehl des Kurfürsten Friedrich III. verlangte eine Untersuchung über den Verbleib der an Kunckel gezahlten Gelder. Offenbar war die Verhängung eines richterlichen Verfahrens das Werk einer Cabale gegen den Alchymisten, denn Kurfürst Friedrich, ein eifriger Beschützer der Künste, wäre gewiß der Letzte gewesen, der Kunckel in seinem Frieden gestört hätte. Indessen ward der Angeschuldigte vorgeladen. Es ward specificirt, daß er 30,190 Thaler erhalten habe. Kunckel bewies, wie seine Arbeiten einen großen Geldverbrauch bedingt hätten und daß es überhaupt schwer sei, bei Versuchen, wie er sie hätte machen müssen, eine genaue Berechnung aufzustellen. Er zeigte die Briefe des seligen Kurfürsten und berief sich auf das Zeugniß der im Sterbezimmer gewesenen Diener, nach welchem jede Verantwortung von ihm genommen war.

Obwohl man dagegen einwarf, daß Kunckel nach Abzug aller Kosten immer noch 17,000 Thaler zurückzuzahlen habe, so wußte der Angeklagte doch durch Briefe des verstorbenen Kurfürsten nachzuweisen, daß ihm alle Beträge geschenkt worden seien, und Kurfürst Friedrich entschied darauf, daß alle Untersuchung niederzuschlagen werden solle. Kunckel habe endlich zu erhärten, daß er die Gelder nur zu chemischen Arbeiten verwendet habe. Indessen solle er 8000 Thaler in vier Terminen zahlen, und zu dem Ende die Erlaubniß erhalten, sein Haus in der Klosterstraße zu Berlin verkaufen zu dürfen. Die Kosten für Bauten ꝛc. wurden nicht mehr beansprucht und Kunckel in seinem Besitzthume gelassen. Er erhielt außerdem die Erlaubniß auf vier Jahre in fremde Dienste zu gehen, aber alles Laboriren sollte er in Zukunft auf seine eigene Gefahr unternehmen.

Kunckel blieb also auf der Insel und triumphirte über seine Feinde, wenngleich mit Opfern. Daß er noch weitere Arbeiten lieferte und außerdem Privilegien besaß, auf die er sich berufen konnte, geht aus einem Schreiben hervor, in welchem er sich auf's Neue über die Versuche zur Brandstiftung beklagt und zugleich auf das Entschiedenste dagegen protestirt, daß der Holzschreiber Bauer gegen ihn intriguire und ein Privilegium zu einer Glashütte nachsuche. Er bittet, ihm kund zu thun, daß nur er (Kunckel) allein und keine andere Hütte gefärbte Gläser machen dürfe.

Wie lange Kunckel noch auf der Insel blieb, ist nicht genau zu ermitteln. Eines Tages aber war das Eiland öde. Das Gebell des unheimlichen Hundes erscholl nicht mehr. Die Schornsteine stießen keinen Rauch aus; kein Lichtschein strahlte durch die Fenster des Laboratoriums, und vergebens suchte man die dunkle Gestalt des verrufenen Adepten zu erblicken, der zuweilen am Ufer umhergegangen war. — Was konnte die Ursache des plötzlichen Verschwindens sein? „Endlich," so calculirten die frommen Gemüther der damaligen Zeit, „endlich ist das Maß voll gewesen. Der Teufelskünstler hat dem Satan nicht den Pakt halten können, und so hat denn seine schwarze Stunde geschlagen. Der Teufel hat die ganze Sippschaft, Herr, Diener und Hund, geholt. Gott sei Dank, daß sie von der Welt sind!"

Zum größten Erstaunen und Entsetzen der Gläubigen tauchte aber der verschrieene Schwarzkünstler zu Stockholm als königlicher Oberbergrath und Ritter, Baron Kunckel von Löwenstern, mit Ehrenbezeigungen aller Art überhäuft, wieder auf. König Carl XI. hatte ihn an seinen Hof berufen, und die Gesellschaft der schwedischen Naturforscher nahm den tüchtigen Mann, den Entdecker des Phosphors, unter ihre Mitglieder auf. In den Verzeichnissen der Gelehrten führt er den wissenschaftlichen Namen Hermes III. * Kunckel starb zu Anfang des 18. Jahrhunderts in sehr glänzenden Umständen.

Die Sage, daß auf der Insel der Geist eines Goldmachers spuke, der früher da sein Wesen getrieben und, weil ihm der Ort so gefallen, sich jetzt nicht davon trennen könne, daß das Gespenst während des Sommers jede Nacht die Insel besuche und einen schwarzen Hund bei sich habe, diese Sage ist noch heute unter den Fischern verbreitet.

George Hiltl.

* In verschiedenen Werken wird Carl XII. als Derjenige genannt, der Kunckel nach Schweden berief. Dies scheint aber mit der Zeit nicht zu stimmen, da Carl XII. erst 1697 und 15 Jahr alt zur Regierung kam. Nach Zedler berief ihn Carl XI.

Eine deutsche Todtenfeier in Amerika.

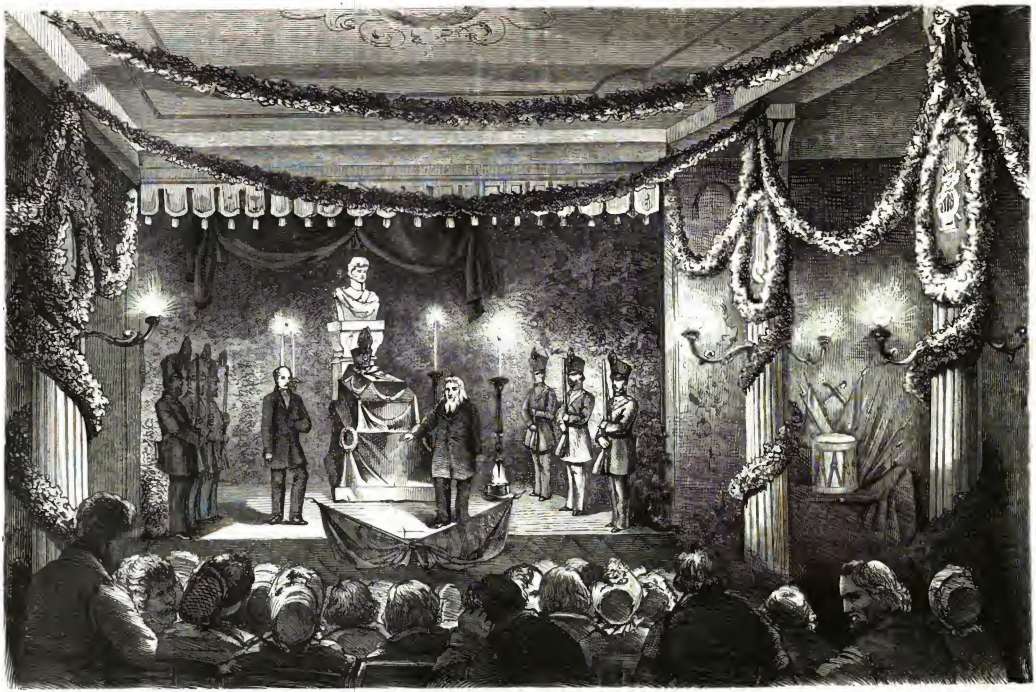
Die Deutschen in Baltimore feierten am 26. August das Andenken an den Heldensänger Theodor Körner mit ebenso großer Pietät, als es an demselben Tage in Deutschland gefeiert wurde. Es wird den Lesern der Gartenlaube um so willkommener sein, einen Bericht über diese Feier an dem Ufer des Patapsco zu erhalten, als eben die Gartenlaube sehr viel dazu beitrug, die Erinnerung an den unsterblichen Heldensänger durch Wort und Bild lebhaft aufzufrischen.

Der Gedanke, eine solche Feier in unserer Mitte zu veranstalten, ging vom hiesigen „deutschen Union-Volksvereine zur Unterstützung verwundeter und kranker Krieger" unserer heldenmüthigen Befreiungsarmee aus, dem sich sofort der social-demokratische Turnverein, die Turner-Liedertafel und der Arbeiter-Gesangverein anschlossen. Um die Feier so erhebend als möglich zu machen, beschloß das Festcomité, einen ehrwürdigen Kampfgenossen des Heldensängers dazu einzuladen. Dieser alte Lützower ist Dr. W. D. G. Pfeiffer, der seit etwa 30 Jahren in New-Oxford, Adams County, Pennsylvanien, nicht weit vom Schlachtfelde von Gettysburg lebt, und sich als praktischer Arzt, wie als echter freisinniger Patriot unter den Deutschen in Pennsylvanien und Maryland einen wohlverdienten Ruf erwarb. — Unsere deutschen und englischen Blätter brachten inzwischen Artikel über die Bedeutung der Körnerfeier in Deutschland und Amerika, sodaß auch der englisch sprechende Theil der Bevölkerung Baltimore's, dem der Heldensänger wenig oder gar nicht bekannt ist, über seine Verdienste als Dichter und Freiheitskämpfer unterrichtet wurde.

Am Abend des 26. August strömte das Publicum herbei, um Deutschlands Liebling den Tribut der Achtung zu zollen. Unter den zahlreichen Gästen befanden sich viele deutsche Krieger für Amerika's Einheit und Freiheit, die theils aus den umliegenden Forts, theils aus den Spitälern oder ihren Privatwohnungen herbeikamen, und worunter die Invaliden auf Krücken und Stelzbeinen einen rührenden Eindruck machten.

Die geräumige Festhalle, mit Laubgewinden, Eichenkränzen, Leyer und Schwert und prächtigen Sternenbannern geschmückt, bot im Lichtglanz der vielen Lampen einen imponirenden Anblick. An der verhüllten Schaubühne im Hintergrunde erhoben sich Pyramiden von Trommeln, und an den Wänden und andern passenden Stellen schimmerten Waffen, die wie die Sternenbanner vom Quartiermeisteramt der Vereinigten Staaten geliefert wurden. Die Mitglieder des Festcomité's, sowie die Redner und sonstigen Mitwirkenden trugen Trauerflor am linken Arm und schwarz-roth-goldne Schleifen an der Brust.

Als der Vorhang der Schaubühne unter dem Vortrag von Körner's „Gebet während der Schlacht" emporgeschwebt, zeigte sich ein mit Tschako, Degen und Eichenkränzen geschmückter Katafalk, über welchem sich, an eine schwarz-roth-goldne Draperie gelehnt, die Büste des Gefeierten erhob. Sechs Krieger, in der Uniform der Lützower, hielten hier die Todtenwache. Der Prolog von J. Straubenmüller (unter den Deutschen in Amerika durch sein episches Gedicht „Pocahontas" rühmlich bekannt) machte einen trefflichen Eindruck. Die Festrede, von Dr. Hugo Kühne gehalten, hob die Freiheitsbewegungen der Deutschen in den Jahren 1813 und



Theodor Körner's Todtenfeier in Baltimore.
Originalzeichnung eines deutschen Freiwilligen.

1848 hervor, und die Schlußrede von Dr. A. Wiesner (allen Oesterreichern noch in gutem Andenken) schilderte, was der Heldensänger vor einem halben Jahrhundert Deutschland war, und was er gegenwärtig Amerika, dem Asyl der unterdrückten Nationen, ist. Beide Reden fanden ein sehr dankbares Publicum. Auch die musikalischen Parthien des Programms wurden sämmtlich mit Präcision und vielem Verständniß vorgetragen. Als jedoch der greise Lützower mit schneeweißen Locken und auf die Brust herabfließendem Bart am Katafalk seines längst verewigten geliebten Führers der Versammlung vorgestellt wurde, fühlte sich Jeder elektrisirt und lauschte in athemloser Stille den Worten des ehrwürdigen Veteranen, der einst für Deutschlands Befreiung focht und jetzt zwei Söhne für Amerika's Einheit und Freiheit in's Feld stellte. Stand doch ein Bote aus einer längst verrauschten, ereignißvollen Zeit, ein Kampfgenosse des Gefeierten, einer der so gefürchteten schwarzen Reiter von Lützow's „wilder verwegener Jagd" leibhaftig vor der aufgeregten Versammlung. Der wackere Mann, der trotz seines hohen Alters noch physisch und geistig rüstig ist, erzählte unter Andern, nachdem er eine Nachricht dortiger Zeitungen, als sei Körner in seinen Armen gestorben, als unwahr zurückgewiesen, wie er als Oberjäger unter Körner, seinem Lieutenant, diente, und wie er, nachdem der jugendliche Held am 26. August durch eine Kugel aus dem Hinterhalt erschossen worden, bei Nacht an dessen Leiche wache, um sie vor Verunglimpfung durch den noch in der Nähe weilenden Feind zu schützen. Körner, theilte er ferner mit, erhielt einen ordentlichen Sarg, während die mit ihm gefallenen Cameraden in nothdürftig zusammengezimmerte Kisten gelegt wurden, um ihrem Führer in's Grab zu folgen.

Als der Veteran unter den Zeichen der lebhaftesten Sympathie den Katafalk verlassen hatte, dauerte es noch eine Weile, bis die Versammlung sich von ihrer Aufregung erholen konnte.

Unter den lebenden Bildern, die nun folgten, zeichnete sich die „trauernde" wie die „flegreiche Germania", von Frau Mejean dargestellt, durch treffliche Auffassung und überraschende Wirkung aus. Auch das Körnermonument nahm sich recht gut aus.

Unter den Klängen der Musik, welche amerikanische und deutsche Volkshymnen spielte, endete das schöne Todtenfest, das Allen, die demselben beiwohnten, unvergeßlich bleiben wird. Viele der Gäste konnten sich nicht so leicht von dem greisen Lützower trennen, sondern folgten ihm in sein Hotel, wo sie im Gespräch über Körner, seine und unsere Zeit, noch lange verweilten, wobei noch manches Glas perlenden Rheinweins auf Deutschlands und Amerika's Freiheit und Einheit geleert wurde.

Die Todtenfeier wurde, wie ich zum Schluß noch bemerken muß, ohne Festsetzung eines Eintrittspreises, zum Besten unserer verwundeten und kranken Krieger gegeben, und die freiwilligen Beiträge des Publicums reichten nicht blos hin, die bedeutenden Kosten der Feier zu decken, sondern ließen auch noch einen Ueberschuß, der wieder Mittel gewährt, viele unserer braven deutschen Invaliden in den Spitälern mit erwünschten Gaben zu erfreuen.

Die Kunstmethoden der Londoner Langfingerei.

Ein modernes Industriebild.

Die englischen Policemen sind bekanntlich ein wahres Muster von Höflichkeit — für den unverdächtigen Theil der menschlichen Gesellschaft und wissen, daß sie zum Schutz und nicht zur Plage und Brunalisirung des Publicums erschaffen und blankgeputzt und weißbehandschuht sind, wovon ihren deutschen grün- und roth- und gelb- und blautragigen Cameraden erst eine äußerst vage Ahnung aufzudämmern beginnt. Ich sollte mich von diesem Contraste selbst recht angenehm überzeugen und ihm eine sehr interessante Bereicherung meiner Kenntniß von dem Londoner Leben verdanken.

Es war so recht ein lustiges Erntewetter — für die Gassenfeger und namentlich meine besondern kleinen Freunde, die rothblousigen Schuhwichser, die heute, bei einem echt Londoner zähen Schmutzbrei, mit welchem der fallende Nebel Pflaster und Macadam überkittete, auf ihren verschiedenen Stationen mit ihren Kasten und Flaschen und Bürsten in unaufhörlicher Bewegung waren und ihr „Stiefeln, Herr?" den Vorüberwandelnden nicht lange sehnsuchtsvoll entgegenzurufen brauchten. Ich hatte aber noch meinen speciellen Liebling unter den flinken Jungen, einen intelligenzäugigen kleinen Blondkopf am Trafalgarsquare, mit dem ich gern ein paar Minuten verplauderte, während er meine Unterthanen civilisirte, und freute mich, als ich mir durch das Gewühl des Strandes Bahn brach, schon auf das leuchtende Gesicht, mit dem er mir den heute erwiesenen Kupferfegen verweisen würde. Sein Posten war auf den breiten Stufen des Brunnenbeckens, in welches die sandenthunen Fontainen ihren ärmlichen Wasserstrahl tröpfeln, — und richtig, da kniete er in vollster Thätigkeit und der ganzen Würde seines Berufes, um die breite Grundlage eines riesigen Polizeifegeranten zu behandeln, und bemühte sich, einer solchen Respect- und Angstperson, wie es für die gelegentlich einmal nicht durchaus „koscheren" kleinen Wichsakünstler die Diener der heiligen Sicherheitswache zu sein pflegen, mit aller Sorgfalt gerecht zu werden. Der heute mit seinem kurzen Wachstuchschulitermantel bedeckte Blaufrack wollte fort artig zurücktreten, um meinen glanzberüstigen Füßen den Vorrang auf dem Wichskasten einzuräumen, und es kostete mich wirklich meine besten englischen Höflichkeitsphrasen, den Mann dahin zu bewegen, daß er auch dem zweiten seiner Stiefeln noch den „vollendenden Strich" angedeihen ließ, ehe ich mich den sachkundigen schwarzen Händen meines Rothkittels anvertraute.

Wartend lehnte ich mich an die Brustwehr der weiten Wasserschale und richte mich in die gehörige Positur zurecht, um der Arbeit meines Schützlings behaglich zuschauen und dabei den ohne Aufhören an mir vorüberfluthenden Menschenstrom lässig mustern zu können. Eben wanderte ein modisch gekleideter Herr von mittlerem Alter vorüber mit blankgebürsteten Cylinder und feinem Paletot, wie mir däuchte, so ganz das, was der Londoner einen „Swell" nennt, das heißt ein Stutzer der zweiten Classe; Uhrkette, Wäsche, Handschuhe, — das Alles lieh wenig oder nichts zu wünschen übrig. Der Elegant schien Eile zu haben und huschte mit ungewöhnlicher Schnelle in der Richtung der Nationalgallerie über den großen Square hinüber. Da zupfte mich der Constabler sanft am Rocke. Neugierig und einigermaßen erstaunt wandte ich mich nach ihm um.

„Ein Dieb, Herr, der Swell da!" flüsterte er, „und ein gerissener und geschrlicher dazu. Schon einmal deportirt gewesen und blos beurlaubt. Wir haben ein scharfes Auge auf ihn, aber der Bursche ist fein, er läuft uns so leicht nicht in's Netz. Kriegen ihn schließlich indessen doch, und dann giebt's keinen Urlaub wieder für den Gauner."

„Urlaub?" frug ich verwundert, „wie so, beurlaubt?"

„Nun, Herr, wissen Sie nicht — ach nein, Sie sind ja ein Fremder, — ein Deutscher, Herr, nicht wahr? — muß ein braves Volk sein, die Deutschen, ehrlich, sehr ehrlich; denn unter den vielen Fremden, die Jahr aus Jahr ein mit uns genauere Bekanntschaft machen, sind verhältnißmäßig nur wenig Deutsche."

Ich nickte, um für das Compliment zu danken.

„Also, Sie wissen nicht, Herr," fuhr er fort, „daß Sträflinge, die sich in den großen Zuchthäusern von Milbank und Pentonville, auf den vor Woolwich und in Portsmouth ankernden Strafschiffen, den sogenannten Hulks, oder in den Bußcolonien, die wir haben, während einer längern Zeit unausgesetzt ordentlich führen und zu keiner Rüge oder Züchtigung Anlaß bieten, für den noch übrigen Theil ihrer Strafdauer Urlaubskarten erhalten und bis auf Weiteres ihrer Haft entlassen werden, ohne darum völlig frei zu sein. Das heißt, wenn sie sich bei der geringsten Ungesetzlichkeit betreten lassen, so wird ihnen der Urlaub entzogen, und sie spazieren in ihre Zelle oder zu ihrer Strafarbeit zurück. Natürlich sind sie uns besonders auf die Seele gebunden und stehen unter unserer strengen Aufsicht. 's ist aber ein nichtsnutziges System, dieses Urlaubssystem, denn die schlimmsten Verbrecher, die spielen die Frömmsten in den Strafanstalten und sitzen sich am besten in die Gefängnißzucht. Ganz wie draußen in der Welt die Duckmäuser, die sich bei den Inspectoren und Directoren durch ihr gehorsames Wesen einzuschmeicheln wissen, — das sind die Gefähr-

lichsten. Die schauderhaftesten Unthaten, die unbegreiflichsten Diebstähle, die kühnsten Hauseinbrüche, von denen Sie in unsern Londoner Blättern lesen, werden von diesen Urlaubsmännern begangen, und von hundert auf Karte entlassenen Sträflingen enden neunundneunzig früher oder später hinter Schloß und Riegel oder auf dem Dache des Horsemonger-Lane-Kerkers drüben über der Themse. Sie kennen doch Horsemonger-Lane, Herr?"

Das kannte ich freilich; hatte ich doch einmal im ersten Tagesgrauen einem armen Sünder dort die Schlinge um den Hals legen sehen und schauderte noch, wenn ich an das Schauspiel und mehr noch an sein — Publicum dachte.

Der Constabler war auf sein Thema gekommen und blieb plaudernd neben mir stehen, während sich der ambulante Wichsjunge nun meinen Penny erbürstete. Auch unsere Wege waren so ziemlich die gleichen. Der Polizeimann hatte jetzt auf einige Stunden Ruhe und begab sich nach seiner Wachstube in Scotland-Yard, dem Centralamte der Londoner Polizei, mit Ausnahme der Schutzmannschaft der City, die ihr abgesondertes und selbstständiges Corps bildet und unter dem Lordmayor von London steht. Wir gingen also zusammen.

Die Geschichten meines Begleiters, der schon manches Jahr Langfinger aller Art, nach englischer Häflerweise, am Rockschooße in die ihrer warteuden festen Lustschlösser spedirt hatte, waren mir sehr interessant, da sie mir einen Einblick in eine Industriewelt gewährten, wie sie in solcher Ausbehnung, Arbeitstheilung und Organisation eben nur in London zu Hause ist: — die große Welt der Diebe und Diebinnen. Ehe ich mir es versah, hatten wir den Hof Scotland-Yards erreicht. Hier holte der Blaufrack sein dickes Notizbuch aus der Brusttasche und überreichte mir, wie ein vollkommener Gentleman, seine Karte. Ich gab ihm die meinige, versteht sich.

„Wenn Sie mit mir und meinen Gleichen fürlieb nehmen wollen," sprach er, während wir uns landesüblich die Hände schüttelten, „so wird es uns sehr freuen, Sie einmal in unserem Club zu sehen. Uebermorgen habe ich Abend und Nacht frei und trinke dann in Gesellschaft von ein paar Cameraden meinen Branntwein mit heißem Wasser im rothen Löwen drüben in Westminster-Road. Fragen Sie vorn am Schenktische nur nach mir; die alte Mrs. Archer, unsere dicke Wirthin, wird Sie dann schon in unsere Hinterstube führen. Freilich 's ist kein Club, unserer, wie das Athenäum oder der Reformclub, and nicht einmal wie der Whittington" — setzte er lächelnd hinzu — „aber, glauben Sie mir, Sie sollen Manches hören, von dem Sie sich nichts träumen lassen. Ich sage Ihnen, das Stehlen ist hier in London eine Kunst, zu der kein geringer Grad von Kopf und Geschicklichkeit und Geistesgegenwart gehört, und die Diebe sind nichts weniger als Faulenzer und Müßiggänger. Aber wir, Herr, wir sind doch noch feiner, als sie, und kommen am Ende hinter alle ihre Schliche und Kniffe. Guten Abend, Herr. Sehr feucht heute."

„Guten Abend, Herr. In der That sehr feucht," bestätigte ich. Ohne Wetterkritik kann man einmal in London weder sich bewillkommnen noch scheiden.

Es braucht keiner Versicherung, daß ich der Einladung pünktlich Folge leistete, die ich einem so eigenthümlichen Zufalle oder vielmehr meinem jungen Freunde vom Wichskasten verdankte.

Auger Mr. Simpson, so hieß mein neuer Gönner, saßen noch drei seiner Collegen in einem schlichten, doch englisch comfortablen Zimmer um den an's Kamin gerückten Tisch, heute natürlich sämmtlich in Civil, „in plain clothes" (einfachen Kleidern), wie der Brite sich ausdrückt. Die blanken Zinnkrüge mit dem dampfenden Wasser, die ebenso spiegelnden Mösenträge für den Branntwein, die mächtigen Zuckerschalen und die stattlichen Glashumpen zeugten von der herzstärkenden Beschäftigung, mit denen die Herren ihre Clubmußestunden erholend ausfüllten. Man begrüßte mich mit so gentlemanischen Formen, als wäre ich in den Salon eines vornehmen Oberhausmitgliedes getreten, und nur das Gesprächsthema, auf welches ich bald die Unterhaltung zu lenken suchte, bekundete, daß ich vier abgefeimte, mit allen Praktiken ihres Handwerks gründlich vertraute „Diebesfänger" vor mir hatte. Später erschien noch ein höherer Polizeibeamter, der Inspector eines gewissen Polizeidistrictes; hier aber war er nur Clubbist, alle Subordination und dienstliche Etiquette war zugleich mit dem Uniformcapot draußen im kleinen Vorzimmer abgelegt worden.

Wollte dem Fremden gegenüber auch Anfangs die britische Zurückhaltung, gepaart noch mit der sondirenden Vorsicht eines Standes, der ohne Unterlaß auf dem „Qui vive" stehen muß, einigermaßen ihr Recht behaupten, — ein paar weitere Gläser Grog und die Ueberzeugung mit seinem angehenden Langfinger zu thun zu haben, der etwa die polizeilichen Erfahrungen blos zu Studienzwecken entlocken und ausborchen wollte, setzten mein merkwürdiges Convivium bald in die mittheilsamste Stimmung. Wiederholte Besuche im stillen Club von Westminster-Road vervollständigten mein neuerworbenes Wissen, und wenn mir die Gartenlaube einige Spalten und ihre Leser ein Stündchen Geduld gewähren, so will ich nach den Erzählungen meiner Wirthe von Scotland-Yards einen Begriff zu geben versuchen, zu welcher Vollendung die freie Kunst des Stehlens und ihre Technik in London gediehen ist.

Menschen, die uns wohlwollend von unseren Nothwendigkeiten oder von dem Ballast unserer Ueberflüssigkeiten befreien, giebt es überall, auch bei uns, und unsere Berliner Verwechsler von Mein und Dein bilden bereits ein recht stattliches Corps und haben schon halbwegs die Höhe ihrer Zeit und ihres Berufes begriffen und erreicht; allein ihren Londoner Brüdern und Schwestern sind sie bis jetzt sowohl an Kühnheit, als an Genialität und Raffinement bei Weitem noch nicht ebenbürtig geworden. Diese sind schöpferisch und unerschöpflich in ihren Mitteln und Wegen und Manipulationen, mit einem Worte groß in ihrem Genre, wie man auch sonst von diesem Genre denken mag. Auch die Pariser Gaunerschaft erreicht nur in einzelnen Spitzen die Kunstvolleudung der Londoner, das Gros der französischen Diebe muß vor dem englischen gedemüthigt die Segel streichen.

Vor Allem ist Methode in ihren Bestrebungen, das kann ihnen Niemand bestreiten. Mit einer unmethodischen, den Zufalle, der glücklichen Chance überlassenen Praxis ihres Gewerbes würden sie rasch genug aus dem Felde geschlagen sein; „denn," meinte Mr. Simpson, „wir sind ihnen immer scharf auf den Fersen und glauben unser Handwerk auch nicht übel zu verstehen."

„Und das Publicum kommt am Ende doch auch hinter die Manöver der Herren und Damen vom Langfingerthume?"

„Das Publicum? Gott im Himmel, es ist geradezu unbegreiflich, wie unschuldig, wie unwissend unsere Londoner, unsere Ladenhalter und Gewerbsleute z. B. sind, denen die Angriffe unserer Diebe doch vorzugsweise gelten, was die Schliche und Kniffe unserer Spitzbuben und Gauner betrifft. Tag für Tag tischen unsere Zeitungen Gaunerstücklein über Gaunerstücklein auf, und doch berückt der jüngste Neuling der edlen Zunft unsere Londoner Spießbürger, ohne seinen Witz nur im Geringsten anstrengen zu müssen, und die Diebsfäkte der verschiedenen Kategorien, die täglich von uns entdeckt werden, zählen nach Hunderten, die überhaupt verübten aber gewiß nach Tausenden! Freilich ist's nicht so leicht, dem Spitzbubenvolke hinter die Coulissen zu sehen, denn im Allgemeinen macht der Dieb mit der verzweifeltsten Sorgfalt über den Geheimnissen seiner Kunst, und es ist immer nur eine Ausnahme, wenn einer einmal aus der Schule schwatzt und die Corporation in Gefahr bringt. Remige Mörder haben wir genug, remige Diebe, welche rückhaltslos ihre Schuld und die Art gestehen, wie sie bei ihren Annexionen zu Werke gegangen, sind äußerst selten, jetzt mindestens, wo es ihnen auch bei uns in England nicht mehr an den Kragen geht."

Wie zunächst eine strenge Sonderung nach den verschiedenen Gewerbszweigen, eine Gruppirung in fest abgegrenzte einzelne Classen besteht, wie der Hauseinbrecher nicht dem Taschendiebe, der Beutelschneider nicht dem Ladenspitzbuben in's Gehege kommt, so scheint durchgehends als Handwerksusus festgehalten zu werden, daß der Mann in der Regel nur den Mann bestiehlt, nicht etwa deshalb blos, weil Männer gewöhnlich mehr Geld oder sonst das Nehmen lohnende Dinge bei sich tragen, als Frauen, sondern wirklich aus einer gewissen Ritterlichkeit, welche, vielleicht noch als Ueberbleibsel aus der Zeit der berühmten Gewaltereden englischen Straßenräuber, den Londoner Dieb von Profession charakterisirt. Eine Frau zu berauben dünkt ihm gemein und ungalant, er überläßt sie seinen weiblichen Zunftgenossen, an denen kein Mangel vorhanden ist. Auch als die Garotte im höchsten Schwange war, wie selten hörte man da von garottirten Frauen! Denn lieber wird die Diebin zu allen erdenklichen anderen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, ehe sie bei ihrem Opfer die Garotte anwendet. Aus eigener

Erfahrung weiß sie ja, wie entsetzlich diese ist, da der Knebel die gewöhnliche Züchtigung ausmacht, die ihr von ihrem Manne oder sonstigen Geschäfts- und Lebensgenossen zu Theil wird, sobald sie demselben nicht nach Wunsche gehandelt oder gesprochen hat.

Der Dieb erfieht sich seine Beute unter allen möglichen Umständen und allen Orten, die Diebin sucht sich die ihrige vorzugsweise in Kaufläden, auf den fashionablen Straßen, im Omnibus und auf dem Dampfboote, im Eisenbahncoupé und bei öffentlichen Versammlungen. Beider erstere nach die letztere aber verfährt dabei auf's Gerathewohl. Meistens ist das Ziel vorher in's Auge gefaßt, Zeit, Person und Localität sorgsamst und wohlberücksichtigt in Betracht gezogen worden. Beller Berschlagenheit, unermüdlich in Erfindungen und Plänen, in der Regel mit großem Scharf- und Ueberblicke begabt, würden sie in ihren Unternehmungen nur selten scheitern, wenn sie ihre wohlersonnenen Schachzüge nicht dann und wann von völlig unvermutheten, plötzlichen Zwischenfällen gekreuzt sehen müßten.

Hauseinbruch, Garotte und Taschendiebstahl erachtet der Londoner Langfinger als die einträglichsten Zweige seines Gewerbes; als das schwierigste und zugleich gefährlichste seiner Kunstleistungen aber gilt es, eine fremde Tasche auszuleeren, ohne daß ein Dritter, Helfershelfer oder nicht, zugegen ist. Wer dies Meisterstück auszuführen versteht, hat die höchsten Staffeln der Gemeinschaft erklommen; „der Fliegenstummer" — mit diesem wunderlichen Namen wird solch ein Matador der Kunst bezeichnet — ist der Lord und Pair des wohlgegliederten Staates.

Das zahlreichste Contingent zum Londoner Spitzbubenheere stellen die Taschendiebe der verschiedenen Arten und Grade, und da die Technik ihrer Kunst die interessanteste, mannigfaltigste und sinnreichste ist, auch der Neuling in London sich vor dem Pick-pocket (Taschendieb) vor Allem zu hüten hat, so wollen wir uns mit einigen Kunstgriffen des Beutelschneiders zunächst bekannt zu machen suchen.

Geschieht es auch zuweilen, daß der Taschendieb allein, ohne Spießgesellen und Helfershelfer, seinem Tagewerke nachgeht, so doch nur in äußerst seltenen Fällen, weil sich blos ein ungewöhnlich geschickter Gewerbsgenosse in solchen Wagniß einlassen kann. Meist ziehen sie zu Zweien oder Dreien, nicht häufig in noch größerer Anzahl, auf Beute aus; immer aber fällt der eigentlich active Theil des Geschäfts blos Einem zu, der im englischen Rothwälsch „Wire" — der Draht oder Leitfaden — heißt. Die Anderen decken ihm Front und Rücken und benehmen sich, als hätten sie zu dem Diebe nicht die geringste Beziehung. Ihnen liegt es ob, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden oder sonst in der Nähe Befindlichen vom Wire abzulenken, der seinerseits den gemachten Fang nicht lange in den Händen behält, sondern sich beeilt, denselben einem seiner Schutzwächter zuzuspielen.

Der Londoner Taschendieb erlangt rasch einen merkwürdig sichern Blick hinsichtlich der Lebensstellung der Leute, denen er begegnet, und der Beschaffenheit ihrer Börsen. Ueberdies hat er ein scharfes Auge, wenn er Jemanden auf der Straße oder an öffentlichen Plätzen den Beutel ziehen sieht, und kein Mittel entgeht ihm, die dort ausgegeben oder empfangen wird. Selten, daß er sich bei der Wahl seines Opfers täuscht, denn er oft Stunden lang nachschleicht, bis ihm der günstigste Moment zu seinem Handstreiche gekommen scheint. Ein Feind jeder Ueberstürzung, steht er lieber von der verhängnißvollsten Beute ab, wenn er den Angriff nicht mit Sicherheit riskiren zu können glaubt. Das Berlockenstife sind ihm jederzeit die goldenen Uhrketten, weil ihnen leichter beizukommen ist, als dem Taschenbuche oder dem Portemonnaie. Hierbei braucht es kein langes Abpassen und Lauern. Einer der Helfershelfer rennt, wie zufällig, das Opfer an, fragt es nach dem Wege oder nach der Zeit oder weiß eine Stockung in der Circulation auf dem Trottoir zu verursachen, und inzwischen werden Kette oder Uhr oder im glücklichen Falle Beides annectirt und dem zweiten Spießgesellen wohlbehalten überantwortet.

Die Tasche herausgefunden, in welcher man Geld oder Roinbuch trägt, haben Diebe und Diebinnen ein wunderbares Geschick. Hurtig und leise, so daß auch nicht die Spur einer Berührung gefühlt wird, gleitet die Hand über Rock und Kleid, oder über die Falten der Damenrobe, und im Nu ist das Behältniß entdeckt, welches den Schatz verwahrt, und dem Wire durch Puttenimen verrathen. Im andern Augenblicke hat dieser mit dem Daumen und dem zweiten und dritten Finger, meist der rechten Hand, den Raub vollzogen, und eine Secunde darauf ist die Bande in der Menge verschwunden, in der Regel lange ehe der Bestohlene ahnt, was ihm geschehen.

Der Wire und seine Genossen unterhalten unteinander eine trefflich organisirte Zeichen-Telegraphie. Ein Husteln, ein Lachen, ein Stampfen mit dem Fuß, ein Wink, ein Verrücken des Hutes genügen der Genossenschaft, die erforderlichen Nachrichten zu vermitteln, dem Wire zu sagen, daß die Polizei im Anzuge, daß man beobachtet wird, daß es nicht an der Zeit, daß der Coup aufzugeben ist, oder den Assistenten zu verkünden, daß der Ausübende den Streich vollbracht, den Fang versteckt oder erlangt hat.

Mitunter finden sie sich halb ertappt; blitzschnell wird alsdann das Corpus delicti an seinen Ort zurückprakticiert, ohne daß der Bearbeitete sich im Mindesten träumen läßt, welchen kühnen Griffen er ausgesetzt war. Solch ein Fehlschlag schreckt indeß den gelben Taschenjäger nicht leicht von der Verfolgung des einmal auf's Korn genommenen Wildes ab; er läßt dies bielmehr nicht aus den Augen und versucht sein Glück so lange, als ihm eine Aussicht auf Erfolg bleibt. Kommt er in Verlegenheit, sieht er sich mit Entdeckung bedroht, so entfalten seine Kumpane ihre ganze Größe und Thätigkeit, spielen den unbetheiligten und unparteiischen Zuschauer meisterlich und leisten das Menschenmögliche, ihn durch ihre Auslagen aus der fatalen Klemme zu retten und unbehelligt für ein neues Arbeitsfeld zu erhalten, das nun in einem von dem unsicher gewordenen alten Schauplatze weit entlegenen andern Stadttheile aufgesucht wird, wo die Luft noch rein ist.

Die Taschen in den Kleidern der Damen, die meist tiefer hinabreichen und darum nicht so bequem auszufingern sind, als die minder gründlichen Behältnisse der Herrentoilette, machen eine besondere Praktik nothwendig. Mit unmerklichem Griffe sondirt die linke Hand außen am Kleide, wo die zu plündernde Tasche ihren Boden hat, hebt sie eben so unfühlbar zu der oben schon bereit gehaltenen rechten Hand empor und entleert geräuschlos den Inhalt in die letztere. Die Gaunersprache nennt dies „Bohren", und die „Bohrer" sind das Elitecorps der weiblichen Londoner Langfingergarnison.

(Schluß folgt.)

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen in den letzten Tagen wieder bei mir ein: 1 Thlr. 10 Ngr. von einer deutschen Frau in Bern — 3 Thlr., gesammelt in fröhlicher Gesellschaft auf d. Kupfer in Glauchau — 15 Ngr. H. E. Burzen — 1 Thlr. Summ, „mit den innigsten Segenswünschen für unsere braven Schleswiger" — 5 Thlr. 5 Ngr., gesammelt im Saalopf von einigen Frohsinnigen zu Reichenbach: „Nur Muth, Brüder! Gott verläßt seinen ehrlichen Deutschen" — 7 Thlr. 13 Ngr. 3 Pf., gesammelt auf den Kneipabend der drei Leipziger Burschenschaften — 2 Thlr., gesammelt bei einer Octoberfeier in Hirschenau im Vogtsgebirge — 1 Thlr. Tarnwerein in Detheim — 1 Thlr. Paul Mohr — 11 sl., gesammelt bei einer fröhlichen Gesellschaft zu Bruchhausen, durch Notar Kretzer: „der Betrag ist klein, kommt aber vom Herzen" — 32 Thlr. von deutschen Einwohnern der Stadt Schönlanke im Großherzogthum Posen, durch Eug. Wiedemann — 3 Thlr. A. T. in Potsdam — 4 Thlr., gesammelt vom Verein: Spelunke in Hanau — 3 Thlr. 13 Ngr. von einigen Studirenden, die erst wurden, als sie an Schleswig-Holstein dachten — 6 Thlr. 2½ Ngr. Ertrag einer Sammlung bei einem Hochzeitsmahl mit dem Motto: „Stets herrsch' die schönste Harmonie — zwischen Rudolph und Marie" — 12 Thlr. von der Gesellschaft „Union" in Apolda, durch F. Bermüller — 1 Thlr. Ein Freund der Gartenlaube in Göttingen — 3 Thlr. H. P — r in Freiberg.

Die in Nr. 46 quittirten 11 Thlr. sind nicht aus Guntersblum, sondern aus Guntersblum (Rheinhessen) eingesandt.

Ueber Nacht hat sich die Scene in Schleswig-Holstein geändert. Jetzt gilt es nicht allein für die Verwundeten Unterstützungen zu sammeln, sondern mit der That einzutreten für das gute Recht des Landes, für Deutschlands Ehre und Schmid. Die Gartenlaube hofft schon in nächster Nummer ihre Leser in einem größeren Artikel aus tüchtiger Feder über die wichtigste Frage des Vaterlandes aufzuklären. Einstweilen rufen wir allen unsern Freunden die schönen Worte des trefflichen Roggenbach zu: „Mit der Sache Schleswig-Holsteins ist es wohlbestellt, denn sie ruht in den Herzen und den Händen des deutschen Volkes. Wage Jeder seine Pflicht thun."

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 50. 1863

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kurfürst und der Geldfürst.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Aber schön Gudula bezeigte Allen nur eine stolze Zurückhaltung und Kälte, und keiner von den Cavalieren und reichen Herren hatte je es gewagt, zum zweiten Male die niedrige düstere Stube zu betreten, in welcher „schön Gudula, die Judenkönigin" mit ihrem halb blinden Vater wohnte. Doch nicht blos Anbeter und Courmacher waren in das Haus gekommen, sondern auch Freier, welche schön Gudula zur Frau begehrten, und sie aus der Judenstadt hinausführen wollten in die hellen Gassen der glänzenden Reichsstadt, wenn die schöne Judenkönigin sich nur dazu entschließen wollte, eine Christin zu werden. Gudula hatte jeden solchen Vorschlag mit Entrüstung abgelehnt, und ihr Vater war ein zu strenggläubiger Jude, um ihrer Entscheidung entgegentreten zu mögen. Aber heute war es ein Anderes gewesen, heute war ein reicher jüdischer Kaufmann aus Hanau gekommen, und hatte der schönen Gudula seine Hand angetragen, und wieder hatte sie den Freier mit einem stolzen Nein abgewiesen.

Dieses Nein hatte indessen nicht die Billigung ihres Vaters gefunden, sondern seinen höchsten Zorn und seine heftigste Mißstimmung erregt. Gudula hatte die Ausbrüche derselben mit schweigender Ruhe ertragen, und ihr Haupt nur tiefer auf ihre Nätherei gesenkt, als wär's ein Gewitter, das sie demüthiglich wollte austoben lassen.

Aber das Gewitter wollte gar nicht austoben, der Donner des väterlichen Zornes tönte immer fort, und rief endlich schwere Tropfen aus schön Gudula's Augen hervor.

Sie ließ ihre Näharbeit in ihren Schooß gleiten und schaute mit einem flehenden Ausdruck zu ihrem Vater empor, der ihr gegenüber saß in dem alten federnen, schwarzen Lehnstuhl.

„Vater," sagte sie mit flehender Stimme, „wenn Du so schiltst, so muß ich weinen, und wenn ich weine, kann ich nicht nähen. Ich muß die Arbeit aber fertig haben, denn ich muß sie heute Abend noch hinaustragen zu der Gräfin Tettenborn. Sie ist eine sehr eigene Dame, ich habe ihr versprechen müssen, die Arbeit heute noch abzuliefern, und wenn ich nicht Wort halte, wird sie mir keine Arbeit mehr geben."

„Wenn Du den reichen Nathan genommen hättest, brauchtest Du gar nicht mehr zu arbeiten," schrie ihr Vater. „Hättest dann nicht mehr nöthig, eine arme Näherin zu sein, könntest in stolzen Carossen fahren und ebenso vornehm thun, wie eine Gräfin. Beim Gott meiner Väter, ich werd' noch sterben vor Aerger über das unvernünftige dumme Ding, das nicht hat so viel Liebe zu ihrem Vater, um die Hand des reichen Mannes anzunehmen, der mein Aller weich betten, und meine letzten Tage verschönern wollt' mit Wohlleben und Ueberfluß."

„Vater," rief Gudula schmerzlich, „ich will für Dich arbeiten Nacht und Tag, ich will noch fleißiger sein, als ich bisher gewesen, es soll Dir an nichts fehlen, Du sollst Alles haben, was Du begehrst! nur fordere nicht, daß ich einen Mann heirathe, den ich nicht liebe."

„Warum liebst Du ihn nicht?" schrie der alte Mann zornig. „Warum liebst den Baruch Nathan nicht, der doch ein reicher Mann ist, den man lieben kann? Ich will's Dir sagen, warum Du ihn nicht liebst: weil Du den Mayer Anselm —"

„Vater, sprich nicht weiter," rief Gudula, mit erglühenden Wangen von ihrem Sessel emporspringend, „Du beleidigst und kränkst mich mit dem, was Du da sagen willst!"

„Ich will Dich auch beleidigen und kränken," sagte ihr Vater trotzig. „Ich will schlagen auf Deinen Stolz, daß er aufwach' in Deiner Brust, ich will schlagen auf Deine unsinnige Liebe, daß sie sterb' in Deinem Herzen. Denkst wohl, ich weiß nit, warum Du den Baruch Nathan nicht heirathen willst? Denkst wohl, ich weiß nicht, in wen Du Dich vernarrt hast? O, ich weiß Alles, denn was ich nicht kann sehen mit meinen Augen, das hör' ich mit meinen Ohren und begreif's mit meinem Kopf. Weiß es schon längst, daß die Gudula hat gegeben ihr Herz dahin an einen Menschen, der keine Augen hat im Kopf, um zu sehen, daß die Gudula schön ist und jung, und daß sie ihn liebt; weiß es schon längst, daß die Gudula ihre reichen Freier bleed darum weiset fort von ihrer Thür, weil sie die Thür offen halten will für den armen Mayer —"

„Schweig," unterbrach ihn Gudula, indem sie mit einer zuckenden Bewegung ihre Hand auf den Arm ihres Vaters legte, „um Jehovah's willen schweig; da kommt der Anselm Mayer über die Straße daher zu uns. Wenn Du aber jetzt noch willst weiter red.n, w.nn Du noch willst hinzufügen ein Wort, und willst beschänen Deine Tochter in seiner Gegenwart, so schwöre ich Dir beim Gott unserer Väter, daß ich hingeh, wo der Main am tiefsten ist, und mich hineinstürz'. Jetzt red', wenn Du willst."

Und mit fliegendem Athem, mit hochgerötheten Wangen stellte sich Gudula wieder auf ihren Binsenstuhl am Fenster, und nahm ihre Näharbeit wieder zur Hand.

In demselben Moment öffnete sich die Thür, und ein junger Mann von schöner Gestalt, von jugendkräftigem, aber ernstem Angesicht trat ein.

„Grüß Euch Gott, Ihr Beiden," sagte er mit sanfter, wohlklingender Stimme, indem er dem Alten tie Hand darreichte und Gudula freundlich lächelnd zunickte. Sie erwiderte den Gruß mit einem herzlichen Blick und senkte dann ruhig ihre Augen wieder auf ihre Arbeit nieder.

„Bist heut' gekommen recht zeitig vom Comptoir, Mayer Anselm," sagte Gudula's Vater, indem er dem jungen Manne winkte, neben ihm auf dem Holzschemel Platz zu nehmen. „Hat es gegeben etwas Besonderes, daß Du eine Stunde früher als sonst bist heimkommen vom Comptoir des großen und reichen Herrn Nathanson?"

„Ja," sagte der junge Mann, „da hat gegeben etwas Besonderes, und grad' darum komme ich sogleich zu Euch, daß Ihr mir sollt geben Euren Rath. Denn ich weiß wohl, daß Ihr Beide die Einzigen seid, die mit herzlicher Treu' an mir hängen, und denen es nicht gleichgültig ist, ob es dem Mayer Anselm gut geht. Ich habe zu Euch, Vater Baruch, das herzliche Vertrauen eines Sohnes, ich liebe Dich, Gudula, als wärst Du meine wirkliche Schwester."

„Hörst, Gudula," sagte der Alte, „er nennt sich meinen Sohn, und er liebt Dich, als wärst Du seine Schwester!"

„Ich weiß es, und es freut mich, Vater Baruch," sagte Gudula, indem sie wieder die Augen von der Arbeit erhob und ihren Vater anschaute mit einem Blick, dessen Bedeutung nur er verstand. „Ja, der Mayer Anselm liebt mich wie eine Schwester, und ich liebe ihn wie meinen Bruder."

„Und ich habe noch niemals ein Geheimniß gehabt vor meiner guten Schwester Gudula," rief der junge Mann innig. „Wir sind miteinander aufgewachsen, wir haben nicht blos gespielt und gelacht mit einander, sondern auch geweint und gebungert, und die Noth bindet fester aneinander als das Glück. Weißt noch, Gudula, wie Du mich getröstet hast damals, als meine gute, herzliebe Mutter ist heimgegangen zu unsern Vätern, und wie ich an ihrem Sterbebett in meines Herzens Noth und Verzweiflung so bitterlich hab' geweint und gestennt?"

„Ich weiß noch, Mayer Anselm," erwiderte sie ruhig. „Ich hatte Deine Memme gar herzlich lieb gehabt, und darum weinte ich mit Dir."

„Und legtest Deine Aermchen um meinen Hals, Gudula, und küßtest mich, und sagtest mit Deiner holden Kinderstimme: ich hab' Dich lieb, Mayer Anselm! Um das gute, herzige Wort habe ich Dich lieb behalten und werd' Dich lieb behalten mein ganzes Leben lang, und werd' immer Dein Bruder bleiben, wenn anders die schöne Gudula es nicht verschmähen will, meine Schwester zu sein."

„Ich will immer Deine Schwester sein, Mayer Anselm. Aber sag' uns jetzt, was Du Besonderes uns erzählen wollest, und worin wir Dir Rath geben sollten, der Vater und ich."

„Ja, erzähl' uns, warum Du bist gekommen heut' eine Stunde früher von dem Comptoir," fragte der Alte. „Der reiche Nathanson wird doch nicht haben gemacht Bankerott, daß das Comptoir geschlossen ist vor der Zeit?"

„Nein, Vater Baruch," erwiderte der junge Mann lächelnd, „er hat nicht gemacht Bankerott, sondern er hat heut' gewonnen zehntausend Gulden, weil er hat speculirt auf die Baisse und es ist ihm gelungen. Da hat er in seiner Freud' jedem Commis auf dem Comptoir vier Gulden monatlich zugelegt und mich hat er gerufen in sein Privatzimmer, um mit mir zu sprechen."

„Dich wollt' er sprechen?" fragte der Alte verwundert. „Bist ja der jüngste Commis auf seinem Comptoir, denk' ich. Wie lange bist Du bei ihm, Mayer Anselm?"

„Drei Jahre, Vater Baruch, seit ich die Lehrlingszeit überstanden hab'."

„Drei Jahre, und der Nathanson läßt den jüngsten Commis in sein Privatzimmer rufen, um sich Raths von ihm zu holen?"

„Nein, Vater Baruch, nicht um deswillen," sagte Mayer Anselm zu verlegen und zögernd, daß Gudula verwundert von ihrer Arbeit aufschaute und ihren „Bruder Anselm" erwartungsvoll anblickte.

„Um welcher Sach' willen ließ denn der Nathanson Dich rufen?" fragte der Alte.

„Um einer gar seltsamen Sach' willen, die ich nimmer gedacht und vermuthet hätt', Vater Baruch."

„Es ist doch kein Unglück für Dich?" fragte Gudula hastig.

„Nein, Gudula, kein Unglück, sondern es schaut aus, als wär's ein großes Glück. Der reiche Nathanson will mich machen zu seinem Associé und Compagnon."

„Will Dich machen zu seinem Associé und Compagnon?" schrie Vater Baruch außer sich. „Ist der Nathanson verrückt geworden? Hat er verloren das bischen Verstand, das ihm der Herr unser Gott gegeben? Will Dich machen zu seinem Associé?"

„Vater, laß den Mayer Anselm doch weiter erzählen," sagte Gudula, deren Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf dem verlegenen Angesicht des jungen Mannes ruhten. „Ich denke wohl, er hat und die Hauptsache noch nicht gesagt. Sprich also, Mayer Anselm. Unter welchen Bedingungen will Dich machen der reiche Nathanson zu seinem Associé?"

„Er hat nur eine Bedingung gestellt, Schwester Gudula. Er will mich machen zu seinem Associé nicht allein, sondern, da er keinen Sohn hat, keinen Namens-Nachfolger für die Firma, so will er mich adoptiren, und ich soll annehmen seinen Namen, und es soll stehen auf der Firma: Mayer Nathanson u. Sohn."

„Und die einzige Bedingung, die er gestellt hat," sagte Gudula, indem sie wieder ruhig zu arbeiten begann und das Haupt niedersenkte auf die Nähterei, „die einzige Bedingung ist die, daß Du, Mayer Anselm, seine Tochter, die Beilchen Rahel, heirathen sollst!"

„Hast's errathen, Schwester Gudula!" rief Mayer Anselm freudig, „ja, hast's errathen. Gott der Herr sei gelobt, daß es heraus ist! Ja, die Beilchen Rahel soll ich heirathen, das ist die einzige Bedingung, die der Nathanson stellt."

„Aber das wirst nicht thun, das kannst nicht thun," rief der alte Baruch eifrig. „Die Beilchen Rahel heirathen! Das heißt einen Kobold heirathen, der Dir wird machen das Leben zur Hölle! Weißt' nicht, daß sie häßlich ist und schielt' wie eine Nachteul'? Weißt nicht, daß sie verwachsen und buckelig ist?"

„Ich weiß es," erwiderte Mayer Anselm ruhig, „aber ich weiß auch, daß sie ein gar gutes, sanftes Gemüth hat und daß sie nicht verhärtet worden ist in ihrem Herzen von dem Unglück, das auf ihr ruht; sie ist wohlthätig und fromm, und die Armen und Kranken segnen sie, Ihr wißt das wohl, Vater Baruch! Sie hat ein schönes, warmes Herz, und —"

„Und dies Herz hat sie Dir gegeben?" fragte Gudula hastig. „Die Beilchen Rahel liebt Dich, nicht wahr?"

„Sie hat ihrem Vater gesagt, daß sie es thut," erwiderte Mayer mit niedergeschlagenen Augen, „und deshalb, da er sein einziges Kind liebt, hat der Nathanson mich rufen lassen und will mich zu seinem Tochtermann machen."

„Und Du?" fragte Baruch. „Ließst sie auch, die schöne Beilchen Rahel?"

„Nein," sagte der junge Mann gedankenvoll, „ich liebe sie nicht. Aber ich will Euch etwas sagen, Vater Baruch und Schwester Gudula, ich glaube, ich bin gar nicht fähig, zu lieben, es ist eine Eigenschaft, welche mir die Natur versagt hat. Ich hab' mein Herz streng geprüft und ich hab gefunden, daß es eng ist und in sich abgeschlossen, und daß es ganz zufrieden ist mit dem, was es hat, mit der Liebe zum Vater Baruch und zur Schwester Gudula, und daß es gar nicht begehrt, zu fühlen so heftige Gluth und so schmerzliches Verlangen, als wie die Dichter sagen von der Liebe. Ja, ich hab' ein enges Herz, und es ist eben nur Raum darin für Euch beide'! Aber ich denk', ich werd' in der Seelhall' meiner Herzenskammer doch ein Plätzchen finden für die gute Beilchen Rahel, und ich will ihr dankbar sein für ihre Liebe und für —"

„Für ihr Geld," ergänzte Gudula rasch.

„Ja, Du hast's gesagt und es ist so," rief Mayer Anselm lebhaft. „Für ihr Geld will ich ihr dankbar sein, sie macht mich zum reichen Mann. Und soll ich Euch sagen, was das bedeutet? Das bedeutet in dieser schlechten und erbärmlichen Welt: sie macht mich frei, angesehen, ehrlich und ehrenhaft. Denn Ihr wißt es ja, der arme Jude ist ein verachteter Paria, ausgestoßen aus der Gesellschaft, der Freiheit des Willens, der Ehre und der Anerkennung beraubt. Ich hab' gesehen den Jammer und die Erniedrigung unsers Volkes, ich hab' gesehen und ich sehe, wie sie uns verachten und treten unter ihre Füße, diejenigen, welche sich nennen Christen und welche sagen, daß ihre Religion die Religion der Liebe ist und der Vergebung. Sie hassen uns und verfolgen uns trotz ihrer Liebe, sie wollen es uns nicht vergeben, daß wir sprechen einen andern Jargon wie sie, daß unsere Nasen haben einen andern Schnitt, unsere Augen und Haare feurig sind und schwarz,

während die ihren heller sind und blond, sie machen es und zum Verwurf, daß wir fest halten an den Gebräuchen und an dem Glauben unserer Väter, ans unserer Treue machen sie uns ein Verbrechen. Uns, den armen Juden! Aber wenn wir sind die reichen Juden, dann vergeben sie uns alle unsere vermeintlichen Verbrechen und nehmen uns willig auf in ihre Gesellschaft und haben keinen Anstoß an unsern Nasen und unserm Haar und unserm Jargon! Es ist also für den Juden die Hauptsach', daß er ist reich, denn wenn er Reichthum hat, so hat er Ehre und Ansehen. Das hab' ich erkannt, als ich mich hab' umgesehan in der Welt, und als ich damals vor drei Jahren bin heimgekehrt aus Fürth, wo ich bei meinem alten Oheim hab' durchgemacht and durchgehungert die Lehrzeit, als ich bin heimgekehrt nach Frankfurt und in die Judenstadt, da bin ich still gestanden an unserm Thor und bin niedergefallen auf meine Knie, Niemand hat's gesehen, denn es war Abend und Alles war dunkel. Da bin ich niedergefallen und habe geschworen zu dem Gott meiner Väter, daß ich will werden ein reicher Mann, ein Millionär! Nicht aus erbärmlichem Geiz und auch nicht aus Hochmuth und Stolz, und nicht aus persönlichem Ehrgeiz. Nein, ich will werden reich um meines Volkes willen, um für Euch die Ehre, die Freiheit zu erkämpfen. Ich will werden reich, um das Volk Gottes zu rächen an dem Volke des Sohnes Gottes. Ich will werden ein Millionär, um die Macht zu haben, das Volk Gottes hervorzuziehen aus dem Staube, nun es aufzurichten aus seiner Erniedrigung und ihm seine heiligen Menschenrechte wiederzugeben. Ich will werden ein Millionär, damit die eisernen Gitter fallen, welche den Juden vom Christen trennen, damit sie uns sollen als Bürger aufnehmen in die Gemeinschaft des Volkes, damit sie uns sollen das Recht gönnen, zu denken und zu glauben nach unserem Gewissen und unserer Ueberzeugung, und doch dabei uns zu fühlen als berechtigte Bürger des Staates, in welchem wir geboren.

Seht, das habe ich mir geschworen, als ich an dem Eingang unserer armen Judenstadt kniete: ein Millionär will ich werden um meines Volkes willen. Und ich werde meinen Schwur halten. Hatte mir schon ein kleines Capital zusammengebracht, hatte gescharrt und gespart all diese Jahre her, hatte gehungert und Noth gelitten um meines großen Zweckes willen, weil aus dem kleinen Capital solle werden ein großes, damit ich ein selbstständiges Geschäft könnt' anfangen. Hab' mir keine Minute Zeit und Erholung gegönnt, habe nicht, wie andere junge Leute, meinem Vergnügen gelebt. Wenn ich Abends bin heimkommen vom Comptoir, dann hab' ich fein ander Vergnügen gewollt und begehrt, als zu Euch herüberzukommen und mit Vater Baruch und mit Schwester Gudula ein Stündchen zu verplaudern, und dann bin ich heimgegangen in meine Kammer, um die Nacht aufzusitzen und die Bücher von den Geschäftsleuten, die sie mir anvertraut hatten, in Ordnung zu bringen und zu regulliren. Ich hab' im Winter gefroren dabei, im Sommer Hitz' ausgestanden, ich war oft müd' zum Sterben und immer hungerig, aber ich hab' immer gedacht daran, daß ich arbeitete, um zu vermehren mein Capital, und so hab' ich immer ausgehalten und hab' gerechnet auf die Zukunft, wenn die Gegenwart traurig war. Und nun," fuhr Mayer Anselm mit blitzenden Augen und erhöhter Stimme fort, „nun bietet sich mir auf einmal eine Gelegenheit an, um rascher zu meinem Ziel zu gelangen und Jahre voll Noth und Entbehrung mit einem schnellen Entschluß zu überspringen, auf einen Schlag zu werden ein reicher Mann, damit ich werde desto eher ein Millionär für mein Volk. Sagt, soll ich diese Gelegenheit nicht ergreifen?"

Der alte Baruch schwieg und schaute sinnend und mit fragendem Ausdruck auf seine Tochter hin; Gudula hatte längst ihre Arbeit in den Schooß fallen lassen, und mit strahlendem Ausdruck, mit verklärten Mienen hatte sie der glühenden Rede Mayer Anselm's zugehört. Jetzt bei seiner letzten Frage erhob sie sich langsam und schritt in gemessener, feierlicher Haltung zu ihm hin.

„Mayer Anselm," sagte sie, indem sie ihre weiße Hand auf seinen Arm legte und ihm mit einem köstlichen Lächeln in's Antlitz schaute, „Mayer Anselm, Du sollst diese Gelegenheit ergreifen, um zu werden reich, damit Du werdest ein Millionär zur Ehre und zur Erlösung Deines Volks! Gehe hin, Mayer Anselm, und fage dem reichen Nathansen, daß Du willst heirathen die Beilchen Rahel und willst werden sein Associé."

„Thue, wie die Gudula es sagt," rief der alte Baruch feierlich, „denn das Wort Gottes ist auf ihrem Munde, und die Liebe ist in ihrem Herzen; als Dein guter Engel wird sie Dir gerathen haben."

„Ja, als mein guter Engel wird sie mir gerathen haben," wiederholte Mayer Anselm, indem er die kleine weiße Hand des Mädchens sanft von seinem Arme nahm und einen innigen Kuß auf dieselbe drückte. Gudula erbebte leise, und eine tödliche Blässe flog über ihre Wangen hin, aber der junge Mann sah das nicht, er hatte das Haupt noch über Gudula's Hand gesenkt und hielt sie noch immer an seinen Lippen, schwieg, gedankenvoll. Gudula aber zog mit einer sanften Bewegung ihre Hand fort, und nun erhebe Mayer Anselm und schien wie aus tiefem Sinnen zu erwachen.

„Du bist also einverstanden, daß ich den Vorschlag annehme, Gudula?" fragte er. „Aber daß Du auch das bedacht, daß ich das Mädchen nicht liebe? Werd' ich kein Unrecht begehen, wenn ich sie heirath', ohne dabei zu denken an sie selber, sondern nur zu denken an ihr Geld? Werd' ich sie glücklich machen können ohne Liebe?"

„Du wirst sie glücklich machen, Mayer Anselm," erwiderte Gudula, indem sie langsam, als geschähe es ganz zufällig, ihr Haupt abwandte, „Du wirst sie glücklich machen, denn sie liebt Dich und wird Dich besitzen. Aber jetzt leb wohl, Mayer Anselm," fuhr sie fort, indem sie hastig die weißen Tücher, an welchen sie genäht, zusammenpackte, „ich kann nicht länger bleiben, ich habe noch einen weiten Gang zu machen. Wenn Du willst bleiben bei dem Vater, so thu's."

„Nein," sagte Mayer aufstehend, „ich muß auch fort. Muß die ganze Nacht aufsitzen und arbeiten, denn ich muß all die Bücher in Ordnung bringen und abschließen, die ich bisher für mehrere Handelsleut' geführt habe. Muß sie morgen abliefern und Rechnungsabschlüsse geben, da ich jetzt natürlich sie nicht weiter führen kann. Das kleine Geschäft ist zu Ende, und der Compagnon vom reichen Nathanson hat größere Geschäfte und Arbeiten zu vollbringen. Lebt denn wohl, Vater Baruch, und morgen, wenn wir uns wiedersehen, ist Alles verüber, und ich bin dann der Compagnon vom Nathanson."

„Und der Bräutigam von seiner Tochter Beilchen Rahel," sagte Gudula, indem sie ein Tuch um ihre Schultern warf und sich zum Gehen anschickte.

„Und dann wirst Du natürlich auch hier fortziehen aus der kleinen schmutzigen Judengasse," sagte Baruch, „wirst in die vordere große Gasse ziehen, wo die Reichen von unserem Volk wohnen, wirst Dir vielleicht, wie der Nathanson, für schweres Geld die Erlaubniß erkaufen, da draußen zu wohnen außerhalb der Judenstadt, draußen auf der prächtigen Zeil, wo die großen Kaufherren wohnen."

„Nein, nie und nimmer werde ich das thun," rief Mayer Anselm lebhaft. „Würde ja damit werden untreu meinem Volk und mir selber, und würd' scheinen zu verachten mein Volk in seiner Niedrigkeit und Armuth, wie's die dummen Christen thun. Nein, mitten unter meinem Volk hier will ich leben, will ich wohnen, und will die guten Tage mit Euch theilen, wie Ihr getheilt habt mit mir die schlimmen. Wenn ich meine Frau habe, und die Rahel Beilchen in meinem Hause ist, dann wird die Schwester Gudula nichts haben dagegen einzuwenden, wenn Du, Vater Baruch, mit der Tochter bei mir wohnst, wie ich hab' gewollt wohnen bei Euch und mit Euch machen gemeinsame Menage, als ich hierher kam, was aber die Schwester Gudula nicht gewollt hat, weil sie meint, es schickt sich nicht. Jetzt, wenn ein eine Frau habe, wird Niemand sagen können, daß es sich nicht schickt, wenn wir beisammen wohnen, und der Gedanke macht, daß ich die Beilchen Rahel ordentlich lieb habe, und darnach mich sehne, daß sie meine Frau ist, denn dann wird Vater Baruch und Schwester Gudula in meinem Hause wohnen."

„Nun, wir sprechen noch ein Weiteres davon, Mayer Anselm," sagte Gudula, indem sie die Thür öffnete. „Jetzt muß ich fort, muß hinaus zur Gräfin Tettenborn, die auf der neuen Anlage an der andern Seite der Stadt wohnt. Lebe wohl, Vater, und auch Du leb wohl, Mayer Anselm."

Sie schritt hastig zur Thüre hinaus, aber bevor sie noch die Schwelle des Hauses überschritten hatte, war der junge Mann an ihrer Seite. „Es beginnt schon zu dunkeln, Gudula," sagte er. „Du hast einen weiten Weg. Es ist aber Abends nicht recht geheuer auf den Straßen, namentlich hier in unsern engen Gassen

schleicht immer Abends allerlei verdächtig Gesindel umher, besonders seit der Herr Landgraf von Hanau von seinen Reisen zurückgekehrt ist und in Hanau restirt. Soll ein gar leckerer Herr sein, der Herr Landgraf, und allen Schönheiten nachstellen, und wie man sagt, besonders die schönen Töchter von unserm Volk lieben. Er ist seit acht Tagen hier in Frankfurt —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn Gudula ruhig.

„Wie, Du weißt es?"

„Ja; ich habe ihn vorgestern gesehen bei der Gräfin Tettenborn. Ich war dort, als der Landgraf kam, und die Gräfin hieß mich warten, bis er fortgegangen. Ich blieb also bei der Kammerjungfer und wartete. Aber auf einmal ward ich in den Saalen gerufen. Der junge Herr Landgraf wollte sehen, ob ich dem Bilde gliche, das er gekauft hat und das sie die Judenkönigin nennen."

„Du hättest nicht hineingehen sollen!" rief Mayer heftig.

„Warum nicht?" fragte sie mit einer stolzen Ruhe.

„Weil der Landgraf ein berüchtigter Mädchenräuber ist, dem, wie man sagt, Keine widerstehn und —"

„Nun, ich werde ihm widerstehen," sagte Gudula ruhig, „und mir wird er mein Herz nicht rauben. Leb wohl jetzt, Mayer Anselm!"

„Willst mir nicht erlauben, daß ich Dich heg'leite zu Deiner Gräfin Tettenborn?" Beiläufig gesagt, ich hab' noch niemals von der Dame gehört. Woher kennst Du sie denn? Wohnt sie schon lange in Frankfurt?"

„Nein, sie wohnt erst seit einigen Wochen hier. Sie ließ mich rufen, um mir Stickereien aufzutragen, ich war ihr von der Baronin von Nimzwitsch empfohlen, und sie bezahlt gut. Leb wohl, Mayer Anselm."

„Ich soll Dich nicht begleiten?"

„Nein, Mayer, Du hast zu thun und die Zeit ist Geld!"

Sie ging mit raschem kräftigem Schritt vorwärts. Der Mond beleuchtete ihre schlanke, zierliche Gestalt und warf einen langen Schatten derselben über die Straße hin. Mayer Anselm stand drüben auf der andern Seite der Straße und schaute der schönen Gudula nach, bis sie um die Ecke der Straße verschwunden war, dann wandte er sich langsam um und trat in das niedrige Haus ein, in welchem er eine Dachkammer bewohnte.

„Ich hätte sie doch begleiten sollen," sagte er gedankenvoll vor sich hin; „sie ist viel zu schön, um Abends so allein auf der Straße gehen zu können. Es wär' vielleicht gut, wenn ich ihr nachging' und — Aber nein," unterbrach er sich selbst, „die Gudula würd' mich auslachen und verspotten, sie würd' es vielleicht gar übel nehmen, wenn ich ihr nachginge, würde verneinen, daß ich ihr mißtraute und nicht glaubte, sie könne sich selber beschützen. Dann, Gudula hat wohl Recht, die Zeit ist Geld. Ich will also arbeiten!"

Und er setzte sich an den wackligen alten Tisch, auf welchem hochaufgestapelt die schweren großen Comptoirbücher lagen, und begann zu arbeiten. Aber mitten in der Arbeit hielt er zuweilen inne, um sich zu beunruhigen bei dem Gedanken, daß Gudula so ganz allein den weiten Weg in die neuen Anlagen gemacht, und zwischen Zahlen und Zeilen schaute es ihn zuweilen an mit Gudula's großen, glühenden Augen.

„Hört' nimmer geglaubt, daß man sich so könnte ängstigen um eine Schwester," sagte Mayer Anselm achselzuckend über sich selber. „Aber es ist eine Dummheit von mir, und ich will nicht mehr daran denken, sondern arbeiten. Die Bücher müssen alle fertig werden diese Nacht." Und er stürzte sich in die Arbeit und vertiefte sich in die Zahlen und rechnete, rechnete und schrieb eifrig, unverdrossen. Stunde nach Stunde verging, die Nacht war angebrochen, auf der Straße war Alles still geworden, jedes Geräusch des Lebens verstummt. Sie schliefen Alle, sie ruhten aus von der mühseligen Arbeit des Tages, die armen, schwergeplagten Bewohner der Judenstadt. Mayer Anselm freute sich das zu denken, er athmete höher auf und rief im Geist allen Brüdern und Schwestern seines Volkes ein Gute Nacht zu. Da mußte er auch wieder an Gudula denken, und er stand auf, nur um einmal aufzuathmen, und trat an's Fenster, um hinüberzuschauen nach dem dunklen Hause da drüben und der lieben Schwester Gudula auch ein Gute Nacht hinüberzurufen. — Seltsam! das Haus da drüben war noch nicht dunkel, es brannte noch Licht hinter den Fenstern von Baruch's Stube, und ein unruhiger Schatten ward an dem herabgelassenen Vorhang sichtbar, kam und verschwand und kam wieder in gleichmäßigen Pausen. Es war nicht der Schatten von Gudula's schlanker zierlicher Gestalt, ein breiter Männerschatten. Der alte Baruch mußte es sein, welcher da so auf und nieder schritt, so ruhelos kam und ging. Etwas Ungewöhnliches mußte also dem alten Baruch geschehen sein, daß er jetzt noch wachte, jetzt noch, statt zu ruhen, in der Kammer auf und ab schritt. Niemals seit den drei Jahren, daß Mayer Anselm ihm gegenüber wohnte, niemals hatte Baruch das gethan, jeden Abend mit den Glockenschlage Zehn hatten sich die Fenster da drüben verdunkelt, Mayer Anselm hatte das jeden Abend beobachtet, und er hatte dann gewußt, daß Vater Baruch und Schwester Gudula zur Ruhe gegangen. Und jetzt hatte es von den Thürmen schon die zwölfte Stunde geschlagen, und Baruch wachte noch und ging immer noch unruhig in der Kammer auf und ab! Und wo war denn Gudula? Nicht ein einziges Mal sah er ihren Schatten neben dem ihres Vaters! Wo war denn Gudula?"

Als Mayer Anselm sich das zum zweiten Male fragte, sprang er mit einem raschen Satz auch schon nach der Thür hin, riß sie auf, eilte die Treppe hinunter, aus dem Hause hinaus und stand auf der Straße.

Der Schatten da drüben hinter den Vorhängen der Parterrefenster bewegte sich immer noch mit derselben unruhigen Gleichmäßigkeit hin und wieder.

Mayer Anselm stand einen Moment mitten auf der Straße still, zaudernd, unentschlossen, was er thun solle. „Meinetwegen," sagte er dann beinahe laut zu sich selber, „mag Gudula mich immerhin verlachen mit meiner Furcht. Es ist besser, das zu ertragen, als noch länger diese Angst zu erdulden. Ich geh' hinüber!"

Und mit zwei Sätzen war er drüben und klopfte laut an die Scheiben.

Der Vorhang hinter dem Fenster ward heftig auseinander gerissen und Baruch rief, schon ehe er das Fenster geöffnet hatte, laut und freudig: „Bist Du's, Gudula? Kommst Du endlich?"

„Sie ist also noch nicht heimgekommen, Vater Baruch?" fragte Mayer Anselm, und er hatte ein Gefühl, als ob zwei eiserne Klammern sich um seinen Hals legten und ihm die Kehle zudrückten.

„Es ist nicht die Gudula!" jammerte der Alte. „Es ist nur der Mayer Anselm!"

„Ja, ich bin's nur! Aber laßt mich ein, Vater Baruch, schnell. Wir müssen besprechen, was zu thun ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Jörn Jäger.

Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinischen Festzuge von 1850.

(Schluß.)

Nachdenkend und schweigend saß Jörn heut an dem großen eichenen Tische in seiner Stube und trommelte ab und zu einmal mit den Fingern auf die Platte, als quäle ihn ein beunruhigender Gedanke.

„Du schast leeber morgen nich mitgahn," wandte er sich endlich an mich.

Ich stellte ihm vor, daß ich unmöglich zurückbleiben dürfe und dies auch unter keiner Bedingung thun würde, jetzt, wo ich gemerkt, daß Gefahr mit im Spiele sei. Er schien zu überlegen, dann stand er auf, ging auf seine Gewehre zu und nahm eins derselben herunter.

„Denn nümm aberst düsse Flint' mit, mien Jung', de schütt' am beeten," sagte Jörn, mir das Gewehr überreichend.

Es war eine herrliche Doppelflinte mit damascirten Läufen. Während ich meine Augen an der prächtigen Waffe weidete, ordnete der Alte Kugeln und Schrot, Pulver und Zündhütchen, damit es mir am andern Tage an nichts fehle. Spät erst kehrte ich nach Meggerdorf zurück. Schlafen konnte ich nicht. Ich hatte es ja dem lieben Jörn deutlich genug angemerkt, daß er nichts Gutes

„Dann nümm aber diese Flinte mit, mein Junge, die schießt am besten.

Schleswig-Holsteinsche Truppen beim Ausrathen des Mittagfleisches.
Lagerbild aus dem Jahre 1850: nach der Natur aufgenommen und auf Holz gezeichnet von dem Freiwilligen Schmidt in Lübeck.

ahnte, und selten täuschte er sich in seinen Befürchtungen. Bei guter Zeit brachen wir am andern Morgen auf. Am Damme luden wir unsere Gewehre und zwar je den rechten Lauf mit einer Kugel. Selten hatte ich meinen Lieutenant so heiter, den alten Jäger dagegen noch nie so einsilbig gesehen. Unsere letzte Feldwache war passirt, die Hühnersuche begann. Nach Rand ein Volk Hühner auf. Mehrere wurden erlegt, ich hatte eine angeschossen, das sich in der Nähe von Kropp niederließ, einem Dorfe, wo beständig feindliche Husaren postirt waren.

„Das müssen wir haken," rief der Lieutenant.

Jörn und ich stellten ihm indessen vor, daß wir dem Feinde doch nicht so nahe kommen dürften.

„Haben Sie Furcht?" fragte mich mein Commandant etwas spöttisch.

„Keineswegs," erwiderte ich; „gehen wir denn vorwärts!"

Und der Marsch begann. Am äußersten Flügel, dem Feinde zunächst, schritt ich, in der Mitte der Lieutenant, ihm zur Rechten Jörn, der weniger das Feld absuchte, als vielmehr besorgt bald auf mich, bald auf das Dorf schaute. Schon waren wir ganz in der Nachbarschaft des Ortes und hatten im Falle einer Attaque den Rückzug nach dem nahegelegenen Moore beschlossen, um uns hinter den dieses einfassenden Dämmen zu verbergen und von dort aus dem anrückenden Feinde eine Salve entgegenzusenden.

„Se kaamt, se kaamt," rief plötzlich unser guter Alter, „lumm' man gau her, mien leeve Söhn!"*

Fünf dänische Husaren hatten unsere Verfolgung begonnen. Jörn zeigte mir den Weg, indem er rasch den Bruche zueilte und erst hinter einem zweien Walle seinen Platz einnahm, wohl wissend, daß die Cavallerie dort versinken mußte, wo der Fußgänger Mühe hatte, über den wankenden Boden zu gleiten. Der Lieutenant war schon an Ort und Stelle; ich aber hatte den weitesten Weg zu machen und war daher der feindlichen Reiterei allein noch sichtbar.

Am Rande des Moors angelangt, gewahrte ich zu meiner Linken in einer Vertiefung eine verlockend schöne grüne Ebene, die mich sofort den Augen des Feindes entziehen konnte. Ich schickte mich also an, hineinzuspringen. Jörn war allen meinen Bewegungen aufmerksam gefolgt. Eben, da ich zum Sprunge ansetzen wollte, kreischte er auf: „Herr Jeles, holl in!" **

Aber der Ruf kam zu spät, der verhängnißvolle Sprung ward vollführt, und — bis an die Schultern stak ich im Sumpf, seinen Boden fühlend und tiefer und tiefer sinkend. Ich versuchte, mich mit der rechten Hand auf mein Gewehr zu stützen, aber da ich keinen Grund fand, stieß ich dasselbe nur noch tiefer in den Morast. Verzweiflungsvoll griff ich mit der Linken nach einem dünnen Schlehenstrauch, dem einzigen Rettungsanker in dieser fürchterlichen Lage. Es war eine sogenannte Treibweide gewesen, die mich zu dem Unglücksspunge verlockt hatte, und schon ward mir das Athmen schwer in dem dicken Moore, in dem ich versunken war.

Bereits ging mir der Sumpf bis zur Kehle, noch wenige Secunden vielleicht und die grüne Fläche hätte sich sachend über einem lebendig Begrabenen wieder geschlossen.

Die Todesangst ließ mich unter unsäglicher Anstrengung noch einen Hülferuf ausstoßen. Allein Jörn hatte diesen nicht abgewartet. Sowie er meinen Sprung bemerkte und die Husaren von unserer vermeintlich nutzlosen Verfolgung abgestanden waren, stürzte er, in Voraussicht der Katastrophe, zu der Unglücksstelle. Es war die höchste Zeit. Vorsichtig bückte er sich nieder, ergriff meinen Reckkragen und zog mich mit fast übermenschlicher Kraft wieder aus dem Sumpfe hervor.

Als er mich gerettet sah, wischte er sich den Angstschweiß von der gefurchten Stirn, und erst nach und nach trat ihm das Blut wieder in die Wangen, die leichenblaß geworden waren. Während ich mich durch eine kurze Rast zu erholen suchte, hielt Jörn treu Wache bei mir, und als er wahrnahm, daß ich außer einer durchnäßten und beschmutzten Kleidung kein Leid davongetragen hatte, funkelte sein Auge vor Freude. Ich wollte ihm danken. Er schloß mich aber in seine Arme und stammelte gerührt die Worte: „Wie wöhlen tosamen Gott danken, mien Jung', denn ick harr dat nich erleben kunnt', dat Du versupen daihst." ***

Die Wasserpartie hatte mir nicht geschadet. Ich eilte darum andern Tags alsbald nach dem Orte, wo Jörn's Kahn gewöhnlich anlegte. Aus voller Kehle rief ich seinen Namen, aber er erschien nicht, sondern Stina ließ den Nachen und ruderte herüber.

„Wo ist Vadder?" frug ich besorgt.

Stina erzählte mir, daß er unwohl sei und zu Bett liege. Er hatte sich bei der gestrigen Tour erkältet. Wir tauschten jetzt die Rollen, und ich machte den Fährmann. Ich fand Jörn ziemlich ernstlich krank. Was war da natürlicher, als daß ich fast meine ganze freie Zeit an seinem Bette zubrachte? War er mir doch lieb geworden, daß ich wie um meinen eigenen Vater für ihn sorgte. Der Gram meche übrigens eine Hauptursache seines Leidens sein. Die Gerüchte von der baldigen Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee verbreiteten sich nämlich mehr und mehr und gewannen täglich an Glaubhaftigkeit. Doch sollte noch ein Begebniß Jörn's verdüstertes Gemüth auf kurze Zeit wieder erheitern.

Jeder schleswig-holsteinische Soldat mußte eben durch Handschlag das feierliche Gelöbniß ablegen, bis zum letzten Blutstropfen für die heilige Sache des armen Vaterlandes auszuharren. Dazu kam die Nachricht, daß Baiern und andere Regierungen sich gezweigert hätten, die vom deutschen Bunde zur Besetzung Schleswig-Hostleins bestimmten Truppen marschiren zu lassen. Damit hatte sich ein letzter Hoffnungsstrahl in das bekümmerte Herz des Alten gestohlen. Nun konnte sich ja mit einem Schlage noch Alles wenden! Armer Jörn, wie eitel sind alle diese unsere Hoffnungen gewesen! Wie bald stürzten unsere Luftschlösser zusammen!

Am späten Abend des 6. November erhielt ich durch eine Ordonnanz den Befehl, beim Lieutenant zu erscheinen. Ich meldete mich sogleich und empfing den Auftrag, am andern Morgen nach Rendsburg zu fahren, um daselbst verschiedene Gegenstände für die Batterie zu requiriren. Gleichzeitig theilte mir mein Commandant aber auch mit, daß ich nach einer soeben eingelaufenen Nachricht nicht mehr den gewöhnlichen Weg passiren könne. Der Deich sei gebrochen, und es bleibe daher nichts Anderes übrig, als mich zwischen den Vorpostenketten durchzuwagen. Ich hatte am 7. November vor Jahren einmal ein lebensgefährliches Jagdabenteuer bestanden und betrachtete seitdem den Tag gewissermaßen als ominös. So konnte ich auch jetzt eine böse Vorahnung nicht loswerden.

Vom Schlafe war keine Rede. Obwohl es schon beinahe zwölf Uhr geworden; ich beschloß also, meine nächtliche Runde zu machen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß Jörn nach langer Unterbrechung heut' zum ersten Male wieder in seinem Kahne auf mich wartete. Stina hatte ihn begleitet. In rabenschwarzer Finsterniß schlitteten wir uns gegenseitig die Hände. Dann wechselte mir Jörn, wie üblich, seine Flasche zu. Natürlich erzählte ich den lieben Alten sofort von der sicherlich nicht gefahrlosen Reise, die mir bevorstand, und meinte, der 7. November würde mir wohl wieder ein Unglückstag sein.

„Du dröffst* mich allens gahn," flüsterte mir Jörn zu, damit es Stina nicht höre, „un Klock föf (6½) is' ick morgen früh hier ob Di." **

Ich wollte dem guten Alten etwas erwidern, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, allein er hielt mir den Mund zu, und ich schwieg, um ihn nicht zu ergürnen. Noch ein Zug aus der Flasche, dann ein herzliches „Goode Nacht". Jörn ruderte mit Stina zurück, während ich meine Runde beendete und nach Meggerdorf heimkehrte.

Am nächsten Morgen gegen sechs Uhr bestieg ich ein Bauernfuhrwerk und rollte dem Damme zu, wo ich Jörn treffen sollte. Er war schon am Platze, schickte den Fuhrmann zurück, schwang sich selbst auf den Wagen und nahm Zügel und Peitsche, um mir Führer und Kutscher zugleich zu sein. Kein Mensch kannte aber auch die ganze Umgegend so wie er, und da er außerdem von der Stellung des Feindes immer genau unterrichtet war, so konnte ich mich in keiner bessern Hut befinden. Wir erreichten unsere letzte Feldwache, und ich zeigte meinen Passirschein dem commandirenden Officier vor. Dann legte ich mich auf Jörn's Anrathen der Länge nach in den Wagen, damit der Feind die Uniform nicht erblicke, und im gestreckten Galopp sausten wir ganz in der Nähe von Kropp vorüber, wo nach des Alten Aussagen wieder fünf Husaren die Wacht hielten, indessen einfache Bauernfuhrwerke niemals belästigten. Unangefochten kamen wir an die zweite Vorpostenlinie, wiesen hier wieder den Passirschein auf und fuhren dann im Schritt bis nach Rendsburg.

* Komm nur schnell her, mein lieber Sohn.

** Herr Jesus, halt ein!

*** Wir wollen zusammen Gott danken, mein Junge, denn ich hätte das nicht erleben können, daß Du ertränkest.

* Darfst.

** Um sechs Uhr warte ich morgen früh hier auf Dich.

Meine Geschäfte waren bald abgethan, und ich eilte zu Jörn, der mich in einem Wirthshause erwartete. Finsteren Angesichts saß der Biedermann da. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand und starrte wie versteinert darauf. Kaum hörte er meinen Gruß. Ich nahm das Blatt, um mich zu überzeugen, was Jörn so tief erschüttert. Aber auch ich war sprachlos vor Entsetzen! Der deutsche Bund verlangte, daß wir die Waffen streckten und den Bundestruppen, Oesterreichern und Preußen, die sich bereits auf unangefochtenem Marsche nach Holstein befänden, die Sechtschung unserer heiligen Sache sowie die Besetzung des Landes bis an die Eider überlassen sollten.

Das war freilich eine Nachricht, die Einen von Sinnen bringen konnte! Jörn verharrte in seinem Schweigen, und so sehr ich mich auf einem längeren Spaziergange durch die Festung auch bemühte, ihn aufzuheitern, — es wollte mir durchaus nicht gelingen. Die vorgerückte Zeit mahnte endlich zur Rückkehr. Es war bald sechs Uhr geworden, als wir Rendsburg verließen. Jörn fuhr wieder langsam bis zur äußersten Feldwache, dann aber schneller, um an der gefährlichsten Stelle abermals im Galopp vorüberzujagen.

Noch waren wir eine halbe Stunde außerhalb der Feldwache, als er plötzlich die Pferde durch einen kräftigen Riß zum Halten brachte. Mäuschenstill standen die Thiere, als hätten sie eine Ahnung, welche Gefahr uns bedrohte. Es war inzwischen stockdunkel geworden, aber Jörn's scharfes Auge hatte sich doch nicht täuschen lassen. Er hatte sich gebückt und deutete mit der Peitsche vor sich hin. Ich richtete mich hinter ihm im Wagen auf und sah nun auch, wie sich etwa funfzig Schritte vor uns mehrere Gestalten bewegten. Anfangs schien es, als marschirten sie gerade auf uns los. Die Pferde blieben ruhig wie zuvor. Näher und näher kamen die Gestalten, und jetzt erkannten wir an den hedgetragenen Gewehren, daß es eine feindliche Schleichpatrouille war. Das Herz klopfte mir hörbar, denn ich hatte von Rendsburg aus Befehle mitgebracht, die mit mir unbedingt in Feindeshand gefallen wären. Doch es sollte bei dem Schrecken bleiben. Die aus vier Mann bestehende Patrouille zog sich links über den Weg, und bald verschwand eine Gestalt nach der andern im Dunkel der Nacht.

Als wir nichts mehr wahrnehmen konnten, schien es Jörn an der Zeit zu sein, das Weite zu suchen. Mit einem tüchtigen Peitschenhiebe setzte er die Pferde in Bewegung, mich aber drückte er, fortwährend auf die Gäule loshauend, in den Wagen zurück. Er hatte richtig geahnt, daß der Feind, wenn er das Rollen unserer Räder hörte, uns eine kleine Begrüßung nachsenden würde. Kaum zogen die Pferde an, so folgten uns auch schon zwei Kugeln, die pfeifend über das Fuhrwerk hinwegflogen. Im Carriere erreichten wir nach kurzer Zeit die erste Feldwache wieder. Abermals verdankte ich also dem treuen Jörn Jäger meine Rettung!

Hatte er auch heute so eine rechte Herzenslust gestillt, indem ihm nichts größere Freude bereiten konnte, als dem Feinde einen Possen zu spielen, so war er darum doch nicht aus seinem Trübsinne. Gleichgültig ließ er den Pferden ihren Lauf und saß gedankenvoll und schweigend auf dem Vorderbrette des Vehikels.

Endlich waren wir an Ort und Stelle. Mit Thränen im Auge, doch wortlos drückte mir Jörn die Hand zum Abschiede. Ich vermochte es nicht, ihn zu trösten, beschloß aber, ihn morgen früh wieder aufzusuchen.

Bei meiner Ankunft fand ich Jörn beschäftigt, seine Kalkörbe aufzunehmen. Er legte sie in den Kahn, um sie nicht mehr auszuwerfen. Wir fuhren hinüber zur tranlichen Jägerwohnung. Wie hatte ich mich dort sonst so behaglich und heimisch gefühlt! Heute war Alles in stille Trauer versunken. Schweigend saßen wir stundenlang im Zimmer. Kein heiteres Wort unterbrach die feierliche Ruhe. Jörn, der ehedem seine Gäste mit seltenem Humor zu unterhalten wußte, hatte heute nur Seufzer, welche von seiner tiefen Niedergeschlagenheit kündeten. Ganz ähnlich vergingen die folgenden Tage. Jörn wurde immer einsilbiger und düsterer.

Schon setzten sich die einzelnen Truppentheile in Bewegung, um das Material abzugeben und aufgelöst zu werden oder Cantonnirungen in der Umgebung von Rendsburg zu beziehen. Wohl war uns Allen das Herz gewaltig schwer, allein in dem cameradschaftlichen Lagerleben, das sich uns noch einmal auf kurze Zeit erschloß, wurde dennoch dann und wann vergessen, was uns drückte, und mit der Elasticität der Jugend nach manche heitere, selbst fröhliche Stunde verbracht. Die nächsten Wochen schon sollten uns ja in alle Winde verstreuen, hinaustagen in das Exil, in die freudlose Fremde. Also wollten wir unser letztes Zusammensein noch nach Möglichkeit ausnützen und genießen.

Die alte Lager-Tages-ordnung begann wieder. Ihren Glanzpunkt bildet das Mittagsmahl, trotz des Spätherbstes noch manchmal im Freien genossen. Ein großer Wasch- oder Brautbottich, den man glücklich aufgestöbert hat, dient der Compagnie zum Kessel, und Rindfleisch mit Grütze oder Graupen müssen das stehende Diner herstellen.

Zum Glück war an Rindfleisch kein Mangel, aber so weltberühmt unsere holsteinischen Ochsenstücke sonst sind, die uns gelieferten Rationen machten ihrem Ursprunge keine große Ehre. Der Knochen gab es immer mehr, als der essbaren Theile; deshalb hatten wir, um der Gerechtigkeit ihr Genüge zu leisten, das Abkommen getroffen, die Fleischportionen ausrathen zu lassen. Von jeder aus zehn Mann und einem Unteroffizier bestehenden Abtheilung mußte sich einer umdrehen; der Unteroffizier spießte eine Fleischration auf eine Gabel und frug dann den uns den Rücken Zukehrenden, wer der Eigenthümer des Fleischstückes werden sollte, bis jeder sein Loos gezogen hatte.

Unser Bild, das der Stift eines Cameraden gezeichnet, fährt ein solches Feldbiner vor Augen, so wie wir es im Sommer auf frischem, grünen Rasen einzunehmen pflegten. Im Vordergrunde geht eben das geschilderte Ausrathen vor sich. Freilich passirt's hier ebenso, wie im Leben überhaupt: der dem Rathenden zunächst Sitzende macht allerlei Anstrengungen, der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen und sich auf Kosten der Cameraden in den Genuß von Extravortheilen zu setzen.

Doch der Befehl zu unserm Rückmarsche ließ nicht lange auf sich warten. Das war für mich einer der traurigsten Tage meines Soldatenlebens, und im Hause Jörn Jäger's war es gar todtenstill. Nur Stina's Schluchzen unterbrach zeitweilig das Schweigen. Ich selbst konnte mich der Thränen nicht erwehren. Jörn war in der kurzen Zeit des Kummers um sein geliebtes Vaterland sichtbar gealtert. Sein Haar schien mir grauer geworden zu sein, und die Wangen waren von tiefen Furchen durchzogen. Im sein Revier hatte er sich kaum noch gekümmert. Oft ging er wochenlang nicht aus dem Hause.

Die unglückselige Abschiedsstunde schlug. Von Meggerdorf marschirte unsere Mannschaft durch das Moor bei Jörn's Hause vorüber auf Rendsburg zu. Der Wackere hatte uns mit seinem Kahne erwartet und fuhr uns nach einander hinüber. In seiner Wohnung stand für uns ein letztes Abschiedsmahl gerüstet. Ich aber konnte keinen Bissen hinabbringen. Hatte doch auch Keiner von Allen hier so glückliche Tage verlebt und den trefflichen Jörn Jäger so gut kennen gelernt als ich! Desto vortrefflicher schmeckte es aber dem guten Preußen, der zum letzten Male von den köstlichen geräucherten Aalen schmauste.

Als wir aufbrechen wollten, zog mich Jörn in sein Zimmer. Aus alten Tagen besaß er eine merkwürdige Repetiruhr, sein theuerstes Andenken, wie er mir selbst oft sagte. Nassen Auges griff er in die Tasche. Er drückte mir diese Uhr in die Hand, fiel mir um den Hals und stotterte mit halb erstickter Stimme: „Vergiß' mi un uns man nich to bald, mien Söhn!“* Mit größter Mühe nöthigte ich ihm sein Kleinod wieder auf. Erst nachdem ich ordentlich bös zu werden drohte, gab er nach und steckte die Uhr wieder ein. Noch ein Kuß, ein Händedruck dem guten Jörn, der weinenden Stina und ihrer Mutter — und dann ging es fort — fort in die weite Welt.

Lange winkten sie mir Alle noch nach, bis ich ihnen endlich von einem erhöhten Punkte mit meinem weißen Tuche den letzten Gruß zuwehte. Das niedliche Jägerhaus war meinen Augen entschwunden. Ich habe seitdem Jörn und seine Familie nicht wiedergesehen.

Lebst Du noch, alter braver Jäger? Oder wächst schon längst Gras auch über Deinen Gebeinen?

Schläfst Du bereits den ewigen Schlaf, möchten dann die Worte, die Dir Einer gewidmet, dem die Feder nicht das gewohnte Rüstzeug ist, dazu beitragen, daß Dein Name fortlebe in der Geschichte unseres unglücklichen Vaterlandes, für das Du einst so viel gethan hast! Lebst Du selbst aber noch, Du biederer Patriot, dann halte Deine Büchse bereit. So Gott will, ziehen wir für Volk und Vaterland und mit einem jubelnden Hurrah auf unsern Herzog Friedrich bald wieder zusammen auf die Tänenjagd. v. G.

* Vergiß mich und uns nur nicht zu bald, mein Sohn.

Himmel und Erde im Zimmer.

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man noch den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben."

Dieser Jammer Wagner's im Faust ist alt, aber noch lange nicht verstummt. Es muß anders, besser werden. Wir sind allerdings tüchtig auf dem Wege, werden aber durch „Schulregulative" und Pedanterie unserer eigenen Schulmeister und Examinations-Prälaten stark gehemmt, gar zu ängstlich aufgehalten. Pestalozzi, Fichte, Diesterweg und deren Jünger, das sind unsere wahren Schulmeister und Jugendbildner. Aber wie werden sie noch bezeugt und von sogenannten bessern, d. h. theuersten Schulanstalten ferngehalten! Wenn ich mir die Kinder in der „Stadt der Intelligenz", Knaben und Mädchen der berühmtesten „Schulen" und ihre Schulkarbeiten, ihre Bücher, Dutzende von „Schreibebüchern" für 10—11jährige Mädchen und deren ängliche Masse von Arbeiten zum Schreiben und Auswendiglernen ansehe und sie manchmal frage, was sie eigentlich wirklich wissen und können — welch ein Wirrwarr von mechanischen Stückchen! Während auf der einen Seite alle Tage neue Stückchen eingetrichtert werden, fallen auf der anderen eben so viele wieder heraus.

Woran fehlt's denn? An lebendigem Lehren und Lernen, am Zusammenhange, an Uebersicht, Anschauung. Der Unterricht für die Jugend, deren ganze Natur auf wirkliches Begreifen, Betasten, Besehen angewiesen ist, muß zunächst mit abstracten, d. h. gegenstandslosen Lehren und Worten ganz verschont bleiben und erst allmählich selbst lernen, das sinnlich Wahrgenommene zu allgemeiner Wahrheit zu erheben.

Unser Unterricht muß Anschauungsunterricht werden und etwa mit Fröbel'schen Spielsachen und Kindergärten anfangen. So bekommen sie heitere, lebendige und klare Vorstellungen von Körpern, Raum- und Zeitverhältnissen. Und dann geht's mit dem weiteren, genaueren Lernen schnell, gründlich und praktisch, wenn nur hübsch auf Grund des Anschauungsunterrichts fortgefahren wird.

Sie sollen dann Eigenschaften der Körper, innere und äußere, physikalische und chemische, unsere Erde, ihre geographischen und planetarischen Gestaltungen und Bewegungen, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. begreifen, nicht auswendig lernen. Zu diesem Zweck muß wenigstens der Schulmeister, die Anstalt, physikalische und chemische Apparate, Bilder der Erdoberfläche, der Erde selbst, ihrer Bewegungen und Veränderungen im Himmelsraume, Karten und Globen und zwar in Relief haben. Diese nothwendigen Mittel für den Anschauungsunterricht sollten in keiner Schule fehlen, auch nicht in der ärmsten Dorfschule. Selbst die ärmste gehört einer ganzen Gemeinde an, die nie mehr so arm sein kann, daß sie etwa 20—30 Thaler für das Wissen und Wohl aller ihrer Kinder nicht erschwingen könnte. Nun, und dafür kann sie sich schon eine Relief-Erdkugel und physikalische wie chemische Apparate kaufen, hinreichend für die dauernste, wesentlichste Reform und Belebung alles Lernens und Wissens.

Es machte dem Eigenthümer der Gartenlaube persönlich und im Interesse seiner Hunderttausende von Lesern die lebhafteste Freude, als er vor einiger Zeit zum ersten Male die neuesten und vollkommensten Apparate für den Anschauungsunterricht in der Geographie kennen lernte. In seinem Auftrage macht es uns Freude, hier diese Relief-Globen und Tellurien zur nähern Kenntniß in den weitesten Kreisen zu bringen.

Die Geographie ist auf unserer elektrotelegraphisch, durch Dampf, Handel und Wandel engverbundenen und zusammenhängenden Erde eine der nothwendigsten und interessantesten, vollkommensten Wissenschaften geworden. Man lernt nicht mehr Länder und Grenzen und Flüsse und Berge und Städte auswendig, sondern zeigt und lehrt, wie unsere ganze Erde auf den einzelnen Stellen wirklich aussieht, wo und wie sie lebt und wirkt und in das Ganze eingreift.

Was kann es Anregenderes und Belehrenderes geben, als diese ganze Erde rund und vollständig mit allen ihren Bergen und Thälern in getreuer Nachahmung der wirklichen Gestalt vor uns zu sehen, die verschiedenen Gebirgshöhen, ihre Züge und Gestaltungen, dazu die sonst so schwer zu begreifenden Kreislinien, die Horizonte, die Achse, den Aequator, die Meridiane, die Wendekreise, die Polarkreise, die Zonen, die Ekliptik, den Thierkreis, die Aequinoctien, die Solstitien, die Parallellinien alle in ihren wirklichen Lagen, Richtungen und Bedeutungen!

Gewöhnliche Karten und Globen sind so lange gut, als es nichts Besseres giebt. Die neuen Relief-Globen aber, wie sie jetzt vorzüglich in Berlin gefertigt werden, erheben das Studium der Geographie zum anmuthigsten Genusse. Die ganze Erdoberfläche wird lebendig vor uns. Die wirklichen Formen der Gebirge und Thäler mit ihren Flußnetzen dazwischen, die bestimmten Farben, Schatten und Lichter, wodurch Land und Meer, Gebirg und Thal sich vor unserem Blick deutlich zur Erdkugel runden, die genaue politische Eintheilung dazu, die Meeresströmungen, die mit genauer Druckschrift in Thäler und Ebenen, auf Höhen und Bergen eingeklebten Städtenamen, die Beweglichkeit der besseren Sorten dieser Globen mit messingenen, genau gradeingetheilten Halb-Meridianen u. s. w. verwandeln unsere alten, traurigen geographischen Lernereien beinahe in wirkliche Reisen. Man reist auch wirklich mit den Augen und klettert bis auf schneebedeckte Gebirgshäupter und steigt wieder hinunter und eilt in Thälern an Flüssen entlang und fährt über Meere und Oceane und kommt im Nu von der anderen Seite her wieder nach Hause und hat, wie der edle Odysseus, der dazu zehn Jahre brauchte, in einigen Minuten „die Städte vieler Menschen gesehen und ihren Sinn erkannt". Wenigstens weiß man genau, wer heiß oder kalt, eben, tief oder hoch wohnt, und kann daraus schon schließen, was für verschiedene Charaktere und Farben diese verschieden einquartierten Bewohner haben mögen. Die Lagen, Formen, Umhänge, Fernen- und Größenverhältnisse der Erdtheile und Länder zu einander prägen sich in klaren Umrissen und körperlichen Massen in unsere Vorstellung hinein. Die Flüsse, deren Gebiete und Netze, deren Ursprung, Verlauf und Mündung, auf Plankarten ein wirres Umherirren, eben so wie das krause Gestrichle von Gebirgen, werden auf der Reliefkarte fort erklärliche und klare Gewinde. Man kennt die Flußscheiden, man sieht, warum der eine so und nicht anders, der eine dahin, der andere dorthin fließen muß — nachdem man das Alles einmal recht genau gesehen, weiß man für immer, wo alle die Flüsse entspringen, wie sie laufen und wohin sie münden.

Daß der Reliefglobus zugleich der beste Körper zur Veranschaulichung und leichten, genauen Lösung schwieriger geographischer und astronomischer Aufgaben ist, Aufgaben, die sonst nur durch schwere trigonometrische Berechnungen gefunden, also den Kindern in gewöhnlichen Schulen gar nicht begreiflich gemacht werden können, mag hier eben nur angedeutet bleiben.

Wir wollen lieber etwas genauer erzählen, wie man in der Stube vor allen Kindern diese unsere runde Erde auch um die Sonne und dabei den Mond um die Erde sich drehen, so alle vier Jahreszeiten, Tag und Nacht, das Sonnenjahr darstellen und dabei sogar wirkliche Sonnen- und Mondfinsternisse machen kann.

Dieser wundervolle wissenschaftliche Apparat, der zugleich so heiter und leicht wie ein Spielzeug behandelt werden kann, heißt ein Tellurium (von dem lateinischen tellus, geo. tellurius: die Erde).

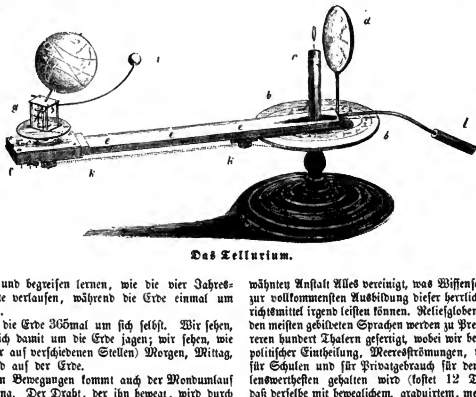
Wir sehen ein solches Tellurium abgebildet, d. h. auf einem starken, polirten Gestelle (a) eine metallene, glatte Scheibe (b) mit einem Lichte oder einer Lampe aus deren Mitte empor (c), dahinter einen sehr blank polirten Hohl- oder Reflections-Spiegel (d), auf der Scheibe einen beweglichen Querbalken (e), der in einen Kasten ausläuft (f), worin sich ein Feder- oder Uhrwerk befindet, das man aufziehen kann. Darüber befindet sich ein uhrenartiges Räderwerk (g), aus welchem eine Kugel, ein Globus, die Erde (h), an einem beweglichen Stiele hervorragt, daneben an einem durch das Uhrwerk beweglichen Drahte eine kleinere Kugel, der Mond (i). Um die Scheibe und ein Rad unter dem Uhrwerke läuft eine Kette (k). Die Handhabe, dem Balken gegenüber (l), dient blos dazu, der Schwere des Balkens und seines Apparats das Gleichgewicht zu halten. Das sind die in die Augen fallenden Bestandtheile des Telluriums, die wir ohne alle wissenschaftlichen Erklärungen eben nur angegeben haben, um die Vorstellung des in voller Körperlichkeit vor uns stehenden Instrumentes oder Apparates zu erleichtern.

Wir haben damit in der Mitte (Licht und Hohlspiegel) die Sonne, und auf dem Ende des Querbalkens Mond und Erde. Wenn man nun das Uhrwerk unten aufzieht, dreht sich der Balken

um die Scheibe herum, dabei die Erde um sich selbst und um die Sonne, und der Mond um die Erde. Dabei kommen folgende geographische und astronomische Lehren und Thatsachen zu voller Anschauung und wirklichem Vorgange:

1) Wirkung der Sonne auf Erde und Mond mit ihrem Lichte,
2) Bewegung der Erde um ihre Achse und um die Sonne,
3) Bewegung des Mondes um die Erde,
4) Sonnen- und Mondfinsternisse.

Das Tellurium steht vor uns auf dem Tische. Wir stecken die Lampe oder Sonne an, machen das Zimmer dunkel und lassen durch den Druck auf eine Feder das aufgezogene starke Federwerk wirken. Und nun haben wir den bewegten Himmel in unserer Stube. Die Sonne scheint auf die um sich selbst rollende und sich um die Sonne drehende Erde hinüber. Der Mond muß immer mit und dabei auch nicht versäumen, immer zu rechter Zeit um die Erde herumzukommen und zwölf Mal „neu" und „voll" zu werden. Auf der Scheibe ist rundum der Thierkreis bezeichnet, wodurch wir sehen und begreifen lernen, wie die vier Jahreszeiten und die Monate verlaufen, während die Erde einmal um die Sonne sich bewegt.



Das Tellurium.

Dabei dreht sich die Erde 365mal um sich selbst. Wir sehen, wie Tag und Nacht sich damit um die Erde jagen; wir sehen, wie es immer zugleich (nur auf verschiedenen Stellen) Morgen, Mittag, Abend und Nacht wird auf der Erde.

Mit diesen beiden Bewegungen kommt auch der Mondumlauf zur genauen Anschauung. Der Draht, der ihn bewegt, wird durch eine genau regulirte excentrische Scheibe (die Mondbahn) so bewegt, daß die sonst schwer deutlich zu machende Mondbahn wirklich durchlaufen wird und der Mond während jeder 29½ maliger Erdumdrehung (also eines Monats) einmal um die Erde geht. Gleichzeitig werden die Mondwechsel in Raum und Zeit, Licht und Schatten wirklich veranschaulicht. Nun gibt es aber noch das Interessanteste, nämlich Sonnen- und Mondfinsternisse zu machen. Bei den besten und theuersten Tellurien entstehen sie von selber. Um die gewöhnlichen auch dazu zu benutzen, stellt man nur die excentrische Scheibe danach, indem man mit der einen Hand das Gestell der Erdachse festhält, während man mit der andern die Scheibe dreht. So kann man beliebig eine Sonnen- oder Mondfinsterniß machen, totale und theilweise, auch deren Wege, Richtungen, Anfänge und Ausläufe. Sobald die Mondkugel sich zwischen den Erdglobus und der Sonne (Lampe) befindet, bedarf es nur einer richtigen Stellung der excentrischen Scheibe, um den Mondschatten über die Erde gleiten zu lassen. Die in dem Schatten stehen, sehen dann natürlich die Sonne nicht, also eine Sonnenfinsterniß. Befindet sich die Mondkugel auf der entgegengesetzten Seite des Erdballs, so läßt sie sich leicht in den Erdschatten drehen, wir sehen also eine Mondfinsterniß.

So haben wir mit einem wunderbar einfachen Mechanismus, der für Kinder und allgemeinste Anschauung schon von vier Thaler an zu haben ist (aber blos zum Drehen mit der Hand, ohne Uhrwerk) das prächtigste, plastische Unterrichtsmittel in der sonst so schwer begreiflichen mathematischen Geographie. Es wird Tag und Nacht vor unseren Augen, Voll- und Neumond, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, und wir erfahren und sehen, warum und wie.

Die Reliefgloben, auch Reliefkarten, die Tellurien, auch physikalische, chemische und elektrische Apparate, hemisphärische Sonnenuhren (patentirte Erfindung des Herrn A. Schmeißer) sind eine ganz besondere, sich täglich vervollkommnende und erweiternde Kunstindustrie der geographisch-artistischen Anstalt von Ernst Schotte und Comp. in Berlin, Poisdamer Straße 36. Ich lernte die Anfänge der Reliefgloben vor 25 Jahren beim Commissionsrath Kummer in Berlin kennen. Dieser starb und mit ihm auch weiterer Fortschritt auf dessen Gebiete auf lange Zeit. Erst ganz neuerdings hat der junge, intelligente, thatkräftige Eigenthümer der erwähnten Anstalt Alles vereinigt, was Wissenschaft, Kunst und Technik zur vollkommensten Ausbildung dieser herrlichen Anschauungs-Unterrichtsmittel irgend leisten können. Reliefgloben in allen Größen und in den meisten gebildeten Sprachen werden zu Preisen von acht bis zu mehreren hundert Thalern gefertigt, wobei wir bemerken, daß Nr. 10 mit politischer Eintheilung, Meeresströmungen, vollständiger Druckschrift für Schulen und für Privatgebrauch für den schönsten und empfehlenswerthesten gehalten wird (kostet 12 Thlr.). Ich denke aber, daß derselbe mit beweglichem, graduirtem, messingenem Halbmeridian (15 Thlr.) vorzuziehen sei. Relief-Kugel-Abschnitt und specielle Reliefkarten eignen sich für genauere Studien, aber auch als würdige Wandverzierungen in Goldrahmen. Von den Tellurien empfehlen sich die einfacheren (ohne Uhrwerk) für Kinder zu Geschenken, genauere mit Uhrwerk (28 Thaler) für alle größeren Schulen, da mit ihnen in einer Stunde mehr mathematisch-geographische Wissenschaft verbreitet werden kann, als sonst durch Lehren und Auswendiglernen in Monaten.

Eltern, Lehrer, Schulvorsteher, „Behörden" sollten bedenken, daß sie durch Anschaffung solcher Unterrichtsmittel dem nothwendigsten und unerläßlichsten Wissen einen Reiz, eine Leichtigkeit und einen Genuß verschaffen, der belebend und verschönernd auf die ganze Schulstube und auf alle Gesichter aus- und niederstrahlen wird. Es liegt ein wundervoller Zauber in diesen neuen, praktischen, technisch und künstlerisch schönen, gebirgigen Erdkörpern und den geheimnißvoll schnurrenden Drehungen, die Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Sonnen- und Mondfinsternisse in unserer engen Zelle mit freundlicher Lampe machen.

H. B.

Der neue Herzog von Schleswig-Holstein.

Auf Grund eines von der Willkür beschriebenen Blattes Papier, welches angeblich das Gleichgewicht Europa's sichern sollte, in Wahrheit aber nur im Interesse Rußlands ausgefertigt wurde, hat Prinz Christian von Glücksburg den Thron der dänischen Monarchie bestiegen. Im Namen des hier in Eins fallenden alten Fürsten- und Volksrechts hat sich ihm für die deutsche Hälfte jenes Ländercomplexes der Prinz von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein entgegengestellt.

Ein dänischer Staat mit Schleswig unter einem Fürsten und einer Verfassung, mit Holstein als Nebenprovinz unter einem und demselben Fürsten — so lautet dort die Parole.

Schleswig-Holstein ein Staat für sich und Dänemark ein Staat für sich, dort Friedrich VIII., hier Christian IX. Träger der Krone; denn in den Herzogthümern herrscht der Mannsstamm der Oldenburger — so heißt das Festgeschrei im diesseitigen Lager.

Dort eine diplomatische Intrigue, hier das Recht, das Interesse,

der Wille des deutschen Volkes, das seinen Besitz und, was mehr ist, seine Ehre in dieser Frage gefährdet sieht wie kaum je zuvor, seit es in seinen Angelegenheiten eine Stimme hat. Hoffen wir, handeln wir, daß diese Stimme durchdringe. Unsere Ehre, unsere Zukunft ist in Wahrheit bedroht, nicht blos das klare Recht eines unserer Stämme und seines Fürsten.

Inzwischen aber sei es erlaubt, den Lesern dieses Blattes das Bild dessen zu zeichnen, welcher als echter Herzog der neuen Bewegung für Schleswig-Holstein den Anstoß gegeben und in seiner Proclamation an dessen Volk zum ersten Mal officiell wieder verkündet, daß das alte gute Recht der Herzogthümer noch lebt, zum ersten Mal wieder das Banner derselben als Bannerherr aufgepflanzt und zur Heeresfolge entfaltet hat.

Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, bis zum Tode Friedrich's VII. von Dänemark Prinz von Augustenburg, ist der älteste Sohn des Herzogs Christian von Augustenburg und am 6. Juli 1829 im Schlosse Augustenburg auf der schleswigschen Insel Alsen geboren. Seine Jugend verlebte er theils in dem Orte seiner Geburt und dessen anmuthiger Umgebung, theils in Gravenstein, einer andern Besitzung seines Vaters, die, im Sundewitt, nicht fern von den bekannten Düppeler Höhen und am buchenbekränzten Ecksensund gelegen, mit ihren reizenden Parkanlagen und ihrer fruchtbaren Nachbarschaft gleichfalls geeignet war, in dem Gemüth des Knaben Liebe zu seiner Heimath zu erwecken. Seine Erziehung war eine sehr sorgfältige, sein Lehrer und zugleich der seines jüngern Bruders Christian war ein Herr Stephensen, der gegenwärtig in Basel eine Professur bekleidet.

Auch über die politischen Kämpfe, welche um die Zeit der Geburt des Prinzen sich vorbereiteten und, um die Mitte der dreißiger Jahre ausbrechend, die dänische Monarchie in zwei Lager theilten, wurde der junge Fürst frühzeitig aufgeklärt. Der Herzog von Augustenburg war in diesen Kämpfen von Anfang an als Patriot wie als Verfechter eignen Rechts einer der thätigsten und unerschrockensten Streiter für die bekannten drei Grundrechte der Herzogthümer und gegen die Anläufe der beiden dänischen Parteien der Gesammtstaatsmänner, die ganz Schleswig-Holstein, und der Eiderdänen, die Schleswig als Provinz in Dänemark einzuverleiben trachteten. Häufig hörten die Söhne in der Familie jene Fundamentalsatzungen, nach denen die Herzogthümer von Dänemark, wie Norwegen von Schweden, wie Ungarn von Oesterreich, getrennte Staaten, nach denen sie ferner eng mit einander verbundene Staaten waren, und nach denen endlich in ihnen nur der Mannsstamm des oldenburgischen Hauses herrschen sollte, nach verschiedenen Seiten hin discutiren. Wiederholt begleiteten beide Prinzen schon als Knaben den Herzog, wenn er sich nach der Stadt Schleswig begab, um dort in der Ständeversammlung seinen Sitz einzunehmen und gegen die Ränke der Dänen zu sprechen, und so athmeten beide schon in jungen Jahren die Luft ein, welche die Ueberzeugung von dem Rechte der Herzogthümer und den Willen es zur Geltung zu bringen damals allen denkenden Schleswig-Holsteinern zur zweiten Natur werden ließ.

So kam das Jahr 1848 heran, wo Prinz Friedrich mit seinem Bruder eben im Begriff war die Universität Bonn zu beziehen, als plötzlich durch einen reisenden Kaufmann auf Schloß Augustenburg die Kunde von der Märzrevolution in Kopenhagen, von der Bildung einer provisorischen Regierung in Kiel und von dem Eintritt des Prinzen von Noer, ihres Vaterbruders, in dieselbe gelangte. Der Kampf mit Worten war zum Kampf mit den Waffen geworden. Die herzogliche Familie wußte, was ihr drohte, und die Prinzen wußten, was jetzt ihre Pflicht, wo fortan ihr Posten war.

Der Capitän Tscherning, durch den Kopenhagener Aufstand zum Kriegsminister ernannt, hatte sich im Jahre 1845 in der Nähe von Augustenburg aufgehalten und war dabei in das Haus des Herzogs eingeführt worden. Einst kam die Unterhaltung auf die schleswig-holsteinische Frage, und der Gast nahm Anlaß, auf die gefährliche Lage hinzuweisen, in die der Herzog sich und seine Familie bringen werde, wenn er sich nicht entschließe, seine Erbrechte aufzugeben. Weigere er sich dessen, so sei fast gewiß, daß ihm und seinem Hause das Schicksal der Stuarts werde; jedenfalls werde man sich dänischerseits in die Nothwendigkeit versetzt sehen, ihn und seine Familie auf alle und jede Weise zu verfolgen und unschädlich zu machen. Kurz nach Erlaß des „offnen Briefes“ war hierzu noch eine ausdrückliche Warnung von einem dem Herzog befreundeten Manne in Kopenhagen gekommen, und daß die dänische Hofpolitik vor Gewaltmaßregeln sich nicht scheute, wußten die Prinzen aus dem Verfahren gegen ihren Großvater, welcher, von den Schweden zum Thronfolger gewählt, von Friedrich VI, seinem königlichen Vetter, der selbst gern die schwedische Krone genommen hätte, auf Alsen mit Kriegsschiffen umstellt und so zum Staatsgefangenen gemacht wurde.

Der Herzog von Augustenburg selbst befand sich zu dieser Zeit nicht daheim. Er war nach Berlin geeilt, um vom König von Preußen Hülfe für Schleswig-Holstein zu erbitten. Die Prinzen aber waren in entschiedener Gefahr von den Dänen aufgehoben und als Geiseln oder Staatsgefangene nach einer Festung gebracht zu werden. Jene Nachricht war am 25. März Nachmittags eingetroffen. In der Nacht zum 26. wurden die jungen Herren von ihrer Mutter geweckt und ihnen bemerkt, daß sie ohne Verzug abreisen müßten. Rasch wurde Alles zur Flucht vorbereitet, und am Morgen bei Tagesgrauen verließen sie in einem offnen Boot in Begleitung ihres Erziehers die Insel, um sich nach dem Festland zu begeben. Bald darauf folgte ihnen die Herzogin mit ihren beiden Töchtern.

Es war, wie man zu sagen pflegt, unmittelbar vor Thorschluß. Noch sechsundvierzig Stunden, und es wäre zu spät gewesen.

Am 28. März fuhr ein dänischer Kriegsdampfer südwärts an Alsen heran und setzte ein Boot an der Spitze Kekenis aus. Ein reitender Bote empfing einen Brief an den Bischof Hansen in Ygen, der seit Jahren als das Haupt der dänischen Propaganda auf der Insel bekannt war. Dann ging das Dampfschiff weiter, in die Flensburger Bucht hinein, signalisirte nach der Stadt hin, wandte und eilte hierauf nach Alsen zurück, wo es bei der Sonderburger Fähre anlegte. Capitain Dirckinck-Holmfeld führte es. Bischof Hansen war zur Hand, Dänischgesinnte strömten in Massen herbei, andere Haufen zogen nach Hardesholt, dem zweiten Fährort der Insel. Des Capitäns erste Frage war nach dem Herzog von Augustenburg, seine zweite nach dessen Familie. Er erfuhr, daß er mit seinem Auftrag zu spät gekommen. Es war die Absicht gewesen, den Herzog und seine Familie gefangen zu nehmen und nach Christianssoe zu bringen. Was ihrer dort gewartet hätte, mag die Analogie Griffenfeldt's in Munkholm und der vier Geschwister des Cyaren Iwan des Vierten zu Horsens in Jütland lehren. Wie die Sachen standen, mußte sich die dänische Invasion in Augustenburg begnügen, das Eigenthum des Herzogs nach Kräften zu beschädigen. Bekannt ist, wie man mit dem Marstall desselben, dem Silberzeug, den Einkünften verfuhr und wie man diese schmutzigen Plünderungen auch während des Waffenstillstandes fortsetzte.

Und noch Empörenderes folgte. Durch gerichtliche Aussagen* ist erwiesen, daß der jetzt verstorbene König von Dänemark bei seiner Anwesenheit in Sonderburg zu Anfang des Septembers 1848 nach Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes bei einer großen Audienz, die er Landleuten und andern Bewohnern der Umgegend gewährte, erklärt hat: „der Herzog von Augustenburg ist vogelfrei.“

Wir wissen nicht, welcher politische Act des verantwortlichen dänischen Ministeriums vorausgegangen, auf den sich jene Erklärung des Königs beziehen könnte. Aber solches Wort aus solchem Munde heißt den Mord aufrufen.

Inzwischen waren die beiden Prinzen mit Stephensen aller Gefahr entronnen und, nachdem ihr Boot glücklich bei Holwik in Angeln gelandet, rasch nach Rendsburg zu ihrem Vater gegangen. Hier traten sie, dem Beispiel der übrigen gebildeten Jugend des Landes folgend, sogleich als Freiwillige in die kleine schleswig-holsteinische Armee, welche sich damals im Süden der Herzogthümer bildete. Herzog Friedrich, jetzt neunzehn Jahre alt, fand zunächst Verwendung im Stabe seines Oheims, des Prinzen von Noer, welcher in dem Feldzug von 1848 den Oberbefehl über die Schleswig-Holsteiner innehatte, und wohnte in dieser Stellung allen Treffen dieses Jahres und namentlich auch der Schlacht bei Schleswig bei. Im Jahre darauf trat er in den Generalstab Bonin's über, der jetzt das unterdeß beträchtlich vermehrte und besser geschulte Heer der Herzogthümer zu führen berufen war, und focht während des neueröffneten Feldzugs wieder überall mit, wo seine Landsleute in's Feuer kamen. Nur die Schlacht bei Kolding sah ihn nicht bei der Armee, da er während derselben in Frankfurt war, um im Auftrag der Statthalterschaft dem Reichsverweser die Flaggen bei Eckernförde von den deutschen Schanzen in die Luft ge-

* Vor dem schleswig'schen Obergericht.

sprengten dänischen Linienschiffs „Christian der Achte“ zu überbringen. Der Tag der Unglückesschlacht bei Fridericia war sein zwanzigster Geburtstag. Ein Freund stattete ihm gerade die ersten Glückwünsche ab, als die Dänen plötzlich aus den Thoren der Festung hervorbrachen. Bald darauf war er mitten im Kugelregen, eine Kugel wurde nur durch seine Säbelscheide verhindert, ihn schwer am Knie zu verwunden.

Auch der Feldzug von 1850 sah den jugendlichen Fürsten unter den Streitern für Schleswig-Holsteins Recht und Ehre. Derselbe wohnte im Generalstab Willisen's der Schlacht bei Jstedt und einige Wochen später dem großen Recognoseirungsgefecht bei Missunde bei und nahm überhaupt nicht eher seinen Abschied, als bis die Oesterreicher und Preußen in das Land einrückten, um, wie der euphemistische Ausdruck der Diplomaten lautete, die Herzogthümer zu „pacificiren“, in Wahrheit aber, um sie mit gebundenen Händen der dänischen Willkür zu überliefern.

Es gab jetzt für den Patrioten nichts mehr zu thun, und so verließen die beiden Brüder das Land ihrer Geburt und gingen zunächst nach Bonn, um die durch den Krieg unterbrochenen Studien auf der dortigen Universität zu vollenden. Zwei Jahre darauf trat Herzog Friedrich in die preußische Armee ein. 1856 nahm er als Major seinen Abschied, erwarb das Gut Dolzig in der preußischen Lausitz und vermählte sich mit der Prinzessin Adelaide von Hohenlohe-Langenburg, einer durch Schönheit wie durch Herzensgüte gleich ausgezeichneten Dame. Er ist gegenwärtig Vater eines Sohnes und zweier Töchter.

Die letzten sieben Jahre verbrachte er in der Stille auf seinem Landgute, in seiner Weise in die Oeffentlichkeit tretend, aber der Sache seines Landes treu auf den Wechsel der Zeit wartend, der ihm gestatten sollte, vor der Welt auf's Neue das Wort und das Schwert für das Recht seines Volkes und seines Hauses zu ergreifen. Sein Vater hatte auf die Geltendmachung dieses Rechtes vor den Dänen für seine Person Verzicht geleistet. Herzog Friedrich, sein nächster Erbe, hatte dies so wenig gethan wie die übrigen Glieder des Hauses Augustenburg. Der Tod des Königs Friedrich des Siebenten berief den bisherigen Erbprinzen auf den Thron von Schleswig-Holstein, und derselbe zögerte nicht, von seinem Rechte entschlossen Gebrauch zu machen. Das Londoner Protokoll war für ihn nicht vorhanden, wie es für seinen Fürsten vorhanden sein sollte, der sein und seines Volkes Recht achtet und geachtet wissen will gegenüber dem Belieben Mächtigerer. Es war für ihn nun so weniger vorhanden, als es von deutschen Bunde nicht anerkannt war, und als es die deutsche Nation, die hier das letzte Wort zu sprechen hat, niemals anerkennen wird, gleichviel, was ihre Diplomaten jetzt sagen mögen oder künftig noch sagen werden.

Herzog Friedrich ist in seinem innern wie in seinem äußern Wesen ein echter Typus des tüchtigen Stammes, an dessen Spitze er sich durch seine Proclamation vom 16. November dieses Jahres gestellt hat, ein echter Schleswig-Holsteiner. Ein ernster männlicher Sinn, Festigkeit und Nüchternheit in seinen Entschlüssen, kaltes Blut, scharfer Verstand, Genauigkeit und Unermüdlichkeit in Geschäften, stramme Beharrlichkeit, dazu eine hohe stattliche Gestalt, wohlgebildete Züge machen ihn durchaus zu dem Manne, den die schwierige Lage erheischt. Die Volksrechte ausdrücklich anerkennend und neben seinem Erbrechte gleich hochhaltend, verbindet er und besitzt er auch das Vertrauen der Schleswig-Holsteiner, und wir sind keinen Augenblick in Zweifel, daß, wenn in den Herzogthümern eine Volksabstimmung über ihn und seinen Gegner in Kopenhagen beliebt würde und Sonne und Wind den Parteien gleich vertheilt wären, außer seinem durch die frühere schleswig-holsteinische Landesversammlung ausdrücklich bestätigten Erbrechte auch die ungeheure Mehrheit der Stimmenten ihm die Krone der Herzogthümer zusprechen würde.

Daß Herzog Friedrich der feudalen Richtung geneigt sei, ist einfache Verleumdung. Er hat in seiner Proclamation von Schloß Dolzig dem Staatsgrundgesetz von 1849 gemäß gelobt und geschworen, „die Verfassung und die Gesetze der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu beobachten und die Rechte des Volkes aufrecht zu halten,“ und diese Verfassung, diese Rechte und Gesetze wissen nichts von einer Bevorzugung der Feudalen vor andern Gliedern des Volkes. Er ist gewohnt, gutem Rath sein Ohr zu leihen, und er hat unter den Männern, mit denen er sich seit seiner Uebersiedelung nach Gotha umgeben hat, treuen, altbewährten Freunden der Sache Schleswig-Holsteins und des Hauses Augustenburg, reichlich Gelegenheit, guten Rath zu hören. Er hat endlich die Schule des Unglücks durchgemacht und das Leben gesehen, wie setten ein Fürst dieser Zeit. Er wird, getragen von der Begeisterung des deutschen Volkes und — wenn die Fürsten es nicht gegen ihr eignes Interesse vereiteln — von ihr auf den ererbten Thron gehoben, unzweifelhaft im nationalen und ebenso sicher im freisinnigen Geiste regieren.

Sehr wahrscheinlich ist's ein schwerer, blutiger Kampf, dem wir, die blau-roth-weiße Fahne voran, entgegengehen. Aber die Ehre ruft, und die Ehre verloren, Alles verloren, sagt ein Sprichwort der Deutschen. Kein Deutscher würde künftig ohne Schamröthe auf den Wangen einem Fremden in die Augen blicken können, wenn jetzt die Gelegenheit, die 1851 verletzte Ehre zu heilen, träg und gleichgiltig versäumt würde. Wie die Augurn der spätern römischen Zeit sich anlächelten, wenn sie einander begegneten, so würden dann die Deutschen nur das Lächeln des Spottes und der Verachtung noch übrig haben, wenn ihnen ein Landsmann von der Größe und Tüchtigkeit ihrer Nation reden wollte.

Als 1856 der Streit über Neuenburg entbrannte, hatte die kleine schmächtige Schweiz dem großen breitschultrigen Preußen gegenüber keineswegs das beste Recht für sich, und wahrscheinlich würde sie, wenn es wirklich zum Schlagen gekommen wäre, unterlegen sein. Aber sie wagte den Kampf, wie ein Mann erhob sich das Volk zum Widerstand gegen die Uebermacht, und wenn es unterlegen wäre, so würde es mit Ehren unterlegen sein und erst nach Erschöpfung aller Kräfte.

Jetzt tritt an Deutschland die Frage heran, ob es aus Scheu vor dem Uebelwollen einiger Großmächte ein Recht und ein Interesse so klar wie das Licht der Sonne aufgeben, ob es sich ein Glied abhauen lassen will, das zu seinen edelsten gehört, ob es sich von diesem Rechte zurückzuziehen gedenkt, ohne auch nur einmal zu versuchen, ob nicht schon die bloße Kundgebung festen, bewaffneten Willens, das Seine zu wahren, das Uebelwollen jener Mächte verstummen heißt.

Wir glauben nicht, daß ein deutsches Herz diese Frage bejahen wird. Wir glauben nicht, daß Herzog Friedrich's und seines Volkes Sache verloren sein kann, so wenig heiter auch der Himmel noch über ihr ist. Denn was die Regierungszeitungen meinten, als Deutschland mit der österreichischen Reformacte renovirt werden sollte, das gilt in gleichem Grade von der allen Parteien theuren, alle für diesen Zweck in eine große Partei verschmelzenden schleswig-holsteinischen Angelegenheit: Wenn die Regierungen jetzt nicht zum Ziele gelangen, jetzt nicht Ordnung und Recht herstellen, so wird es über kurz oder lang das Volk thun. Nie war die Sache eines Prätendenten — wie die Dänen unsern Herzog Friedrich nennen werden — so sehr eines ganzen Volkes Sache, nie eines so großen und, wenn es Eins ist, so unwiderstehlich gewaltigen Volkes.

Die beiden Concurrenz-Entwürfe zu einem Standbilde Schiller's für Berlin.

Der hundertjährige Geburtstag Schiller's wurde in Berlin besonders festlich begangen und dabei zugleich der Grundstein zu einem Denkmal für den unsterblichen Dichter vor dem königlichen Schauspielhause auf dem Gensd'armenmarkte, einem der schönsten Plätze der Residenz, unter dem Jubel und Jauchzen des Volkes gelegt. Bald darauf erließ die zu diesem Zweck gebildete Commission einen Aufruf an die Bildhauer Deutschlands, ihre Entwürfe zu einem Standbild Schiller's einzuschicken. Von fünfundzwanzig vorgelegten Arbeiten kamen nur die Skizzen von Begas und Siemering den Beifall des Publicums und der Sachverständigen, so daß, wenn auch keine von beiden bestimmt angenommen wurde, doch sie allein auf die engere Wahl kamen. Was die Persönlichkeit der Bewerber

betrifft, so dürften die folgenden kurzen Notizen nicht ohne Interesse sein, da das Leben des Künstlers sich häufig in seinen Schöpfungen wiederspiegelt.

Leopold Rudolph Siemering wurde im Jahre 1835 in Königsberg geboren, wo er bis zu seinem siebzehnten Jahre die dortige höhere Bürgerschule besuchte. Hierauf trat er bei einem Tischler in die Lehre, nebenbei zeichnete er fleißig; auch modellirte er ohne jede Anleitung nach der Natur. Die Liebe zur Kunst war aber so mächtig in ihm, daß er nach drei Jahren sein Handwerk aufgab und die Akademie der Künste in seiner Vaterstadt unter Director Rosenfelder besuchte. Nachdem er es hier bis zur Malerklasse gebracht und fleißig nach der Antike gezeichnet, ging er zu seiner ferneren Ausbildung nach Berlin, indem er, selbst mittellos, eine Unterstützung von dem Königsberger Verein für Wissenschaft und Kunst erhielt, an dessen Spitze der vor Kurzem erst verstorbene Geschichtsschreiber Prof. Voigt stand.

Hier arbeitete Siemering mehrere Jahre unter Anleitung des berühmten Bildhauers Bläser, dem er bei seinem großen Relief für die Dirschauer Brücke half. Außerdem besuchte er den Aktsaal der Berliner Akademie und fing eine eigene Arbeit, die „Statue der Penelope“ an, welche auf die Ausstellung kam und trotz mancher Fehler als eine Erstlingsarbeit wohlverdienten Beifall fand. Der Auftrag einer Kirche in Ostpreußen, für dieselbe die Kolossalstatue des Bischofs Adalbert, des berühmten Heidenbekehrers, zu arbeiten, brachte in ihm den längst gefaßten Entschluß zur Reife, sich selbstständig zu machen. In seinem eigenen Atelier schuf Siemering eine Reihe von interessanten Büsten, darunter die charakteristischen Köpfe des Geschichtsschreibers Johannes Voigt, des Präsidenten Simson, des bekannten Philologen Lobeck u. s. w. Zugleich bewarb er sich schon damals um den Preis für eine Schillerstatue, welchen die Stadt Hamburg ausgeschrieben hatte; er erhielt auch den zweiten Preis, während der erste seinem glücklicheren Nebenbuhler zufiel. Unterdeß fehlte es ihm nicht an Bestellungen und Aufträgen, da sein Name in verhältnißmäßig kurzer Zeit bekannt geworden war. Für die neuerbaute Universität in Königsberg wurden ihm zehn Reliefbilder berühmter Lehrer anvertraut. Hauptsächlich aber beschäftigte ihn der Entwurf des Schillerdenkmals für die Stadt Berlin und die Königsstatue für die neue Börse, die ihm zur Ausführung übertragen wurde. Durch Fleiß und unablässiges Studium hat sich der junge, bescheidene Künstler aus beschränkten Verhältnissen und unter manchen Schwierigkeiten herausgearbeitet und eine ehrenvolle Stellung erworben.

Weit mehr vom Glück begünstigt und durch geniale Anlagen ausgezeichnet ist sein Concurrent, Professor Begas, der im Jahre 1831 in Berlin geboren wurde. Frühzeitig erkannte sein Vater, der berühmte Geschichts- und Portraitmaler Begas, das Talent des Knaben und sorgte für dessen Ausbildung, indem er ihn den großen Meistern Rauch und Wichmann als Zögling übergab. Unter ihrer Anleitung arbeitete der junge Künstler bis zum Jahre 1858, wo er nach Italien reiste, um die großen Vorbilder des Alterthums durch eigene Anschauung kennen zu lernen und zu studiren. Nach seiner Rückkehr bildete er die Gruppe „Pan und Psyche“, welche bereits ein glänzendes Zeugniß für seinen Beruf ablegte und die höchste Anerkennung fand. Sein Werk wurde bei der Ausstellung in Paris mit der goldenen Medaille belohnt, desgleichen in Berlin, und später in Brüssel für das dortige Museum angekauft.

In der Zwischenzeit arbeitete er an mehreren Büsten für die Berliner Universität. Im Jahre 1860 vollendete er den „Faun mit seiner Familie“, eine geniale Conception, die durch ihre Kühnheit allgemeine Bewunderung erregte. In Folge seines steigenden Rufes wurde er 1861 nach Weimar als Professor an die dortige Akademie berufen. Hier beschäftigte er sich besonders mit Skizzen für verschiedene Concurrenzarbeiten, so mit dem Entwurf einer Statue des berühmten „Oekolampadius“ für Basel, des Arndt-Denkmals für Bonn und des Standbildes Friedrich Wilhelm's III. in Köln. Für letztere Arbeit wurde ihm auch der erste Preis, eine Summe von 3000 Thalern, zu Theil. Ermuntert durch die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung, concurrirte er ebenfalls bei dem Schillerdenkmal, für das er zwei Modelle angefertigt hat. Außerdem arbeitete er an einer großen Sandsteingruppe für die Berliner Börse, welche er im Frühjahr zu vollenden hofft. Gegenwärtig verweilt der hoch begabte Künstler in Rom, theils um von seinen großen Arbeiten auszuruhen, theils um neue schöpferische Eindrücke in sich aufzunehmen.

Begas' Modell zu einem Standbilde Schiller's für Berlin.

Wenden wir uns von den Künstlern ihren Werken zu, so zeigt uns die Skizze von Siemering ein sechseckiges Postament, auf dem die Statue Schiller's steht, umgeben von den Musen der Geschichte, der Philosophie und Poesie. Der Dichter erscheint im

langen, nicht eben malerischen Rock mit kurzen Kniehosen und Schuhen. Seine Stellung ist fest, seine Haltung ruhig und würdevoll, die eine Hand liegt auf der Brust, während die andere leicht niederhängt. Das Gesicht drückt ernstes Nachdenken, geistige Größe und Erhabenheit, eine gewisse Verklärung aus. Siemering hat bei seiner Arbeit vorzugsweise an Goethe's Nachruf für Schiller gedacht und in diesem Sinne mehr den ganzen idealen Menschen als den individuellen Charakter des Dichters aufgefaßt. Seine Arbeit trägt vorzugsweise der monumentalen Bestimmung Rechnung: sie zeichnet sich durch seine Empfindung und maßvolle Haltung, so wie liebevolle Hingebung an den Stoff aus, ohne jedoch zu begeistern oder hinzureißen. Derselbe Vorwurf trifft auch die allegorischen Figuren, welche das Postament umgeben, obgleich man auch ihnen ideale Schönheit und eine gewisse classische Ruhe nicht absprechen kann, aber sie lassen uns kalt, wie Allegorien gewöhnlich thun. Auch trifft diese Bilder der Vorwurf, daß sie nicht in innigster Beziehung zu der Statue des Dichters stehen, nicht sein verkörpertes Denken, Dichten und Empfinden darstellen. Aber trotz der gerügten Mängel besitzt die Skizze von Siemering große Vorzüge, besonders eine Klarheit und Verständlichkeit, welche ihr bei dem großen Publicum eine gewisse Popularität und allgemeine Anerkennung erworben haben.

Ganz entgegengesetzt hat Begas seine Aufgabe zu lösen gesucht; sein Schiller ist vor Allen der Dichter des deutschen Volkes, weshalb er ihn auch dichtend dargestellt. Auf dem viereckigen Postament steht Schiller in kurzem Regenmantel nach der Mode jener Zeit, den einen Fuß zum Ausschreiten gehoben. Ein Lorbeerkranz schmückt das gottgeweihte Haupt, das in seliger Verzückung verklärt erscheint, erfüllt von hohen, göttlichen Gedanken, den himmlischen Offenbarungen der Musen lauschend. In seinen Händen hält er Griffel und Tafel, um die Eingebungen des Genius niederzuschreiben. Die ganze Erscheinung trägt den Stempel der Begeisterung, des höchsten Aufschwunges, der die Seele über alles Irdische erhebt. Jedermann wird und muß sogleich erkennen, daß hier das Bild eines Dichters und zwar des Sängers ewiger Jugend vor ihm steht. Ebenso charakteristisch und individuell sind die vier weiblichen Figuren am Fuße des Postaments; sie sind wirkliche Offenbarungen und Ausflüsse des Schiller'schen Genius. Mit schwärmerischen Blicken sieht die lyrische Poesie zum Himmel auf, die goldene Leier in den Händen, während die Muse des Trauerspiels, eine düster schöne Gestalt, in erbarmungsloser Hand den tragischen Dolch schwingt. Auf der entgegengesetzten Seite sitzt die Geschichte mit ernstem, jugendlich schönem Antlitz und verzeichnet die Thaten der Sterblichen, wogegen die Philosophie, eine strenge Matrone, mit untergeschlagenen Beinen und gestütztem Kopf über die Räthsel des Daseins brütet. Das lebt, athmet und giebt die innersten Gedanken des Dichters kund. Unwillkürlich fühlt man sich ergriffen, belebt und hingerissen von der Idee, die dem Entwurf von Begas zu Grunde liegt. Allerdings fehlt es der Skizze nicht an mehr oder minder hervortretenden Mängeln, die auch vielfach gerügt worden sind. Vor Allen fällt die theatralisch gewagte Haltung des Dichters auf, der beim Ausschreiten vom Postament zu fallen droht und einem Nachtwandler ähnlich sieht; ferner der eben nicht allzu kleidsame Regenmantel, der bei der Ausführung im Großen manch Bedenkliches haben dürfte. Aber alle diese Fehler werden reichlich durch die Genialität des Werkes aufgewogen und lassen sich durch den einsichtsvollen Kritik durchaus nicht verschlossenen Künstler leicht beseitigen.

Siemering's Modell zu einem Standbilde Schiller's für Berlin.

Während das große Publicum sich zum Theil für Siemering erklärt, haben die Sachverständigen sich mit überwiegender Mehrheit für Begas ausgesprochen. In diesem Sinne gab der wissenschaftliche Kunstverein in Berlin sein Urtheil ab, und eine Autorität wie Professor Lübke ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Wenn wir Schiller vor das Berliner Schauspielhaus hinstellen, so wollen wir wer allen Dingen den Dichter sehen. Wir wollen eine Apotheose seines Genius, daß Jedermann gleich erkenne: hier wandelt ein der Muse Geweihter. Diesen Eindruck macht wirklich der Schiller von Begas. Es waltet ein feierlich gehobence Rhythmus in dieser schön empfundenen Gestalt." Nicht minder günstig lautet das Urtheil des Kunstkenners über die allegorischen Figuren am Fuße des Postaments. „Diese großartigen Figuren, die von einer innern Gewalt bewegt in fülner Lebensfülle am Postamente lagen, welche Pracht der Bewegungen, welche Schönheit der Linien, welche Tiefe der Charakteristik entfalten sie! Im erdvergessenen Entzücken blickt die lyrische Muse schwärmerisch empor und scheint den Tönen überirdischer Geister zu lauschen. Die ernste Gestalt der Tragödie schaut wie in banger Erwartung um sich, als ob sie etwas Ungeheures, Schicksalvolles ahne. Ganz verloren in tiefstes Gedankenbrüten, wie eine Sibylle, sitzt die Philosophie da, während die blühende, ewig jugendliche Muse der Geschichte sich mit allem Eifer in ihr Amt versenkt, die großen Thaten den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Welch wunderbare Inspiration hat diese köstlichen Figuren geschaffen! Das sind nicht Allegorien, das sind wirklich lebendige Wesen von Fleisch und Blut, bei denen wir keinen Augenblick zu fragen brauchen, was sie bedeuten, denn sie sagen Jedem, der Augen hat, was sie sind."

Max Ring.

Aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von einem deutschen Freiwilligen.

3. Schuß um Schuß.

Eine Abtheilung meiner Soldaten „berequirirte“ wieder einmal die Farmer in der Umgegend von Fairfax. Diese Farmer waren der Unionssache nicht gewogen, der Armee noch weniger hold. Waren wir da, sahen wir ihnen Auge in Auge, so waren sie loyal. Wendeten wir den Rücken, so rissen sie sicher das beste Pferd aus dem Stalle und, die Büchse über die graue Jacke mit schwarzen Aufschlägen gehangen, galoppirten sie in's feindliche Lager. Mancher von uns hatte schon beim nächsten Gefecht in dem Risleman, der auf ihn anlegte, seinen Gastfreund vom nur vergangenen Tage zu erkennen geglaubt. Wenige Wochen, ja Tage nur später saß aber dieser Gegner ganz ruhig und unschuldig wieder auf seiner Farm, wenn diese wieder im Bereiche unserer Macht lag. Ihm war es natürlich nicht eingefallen gewesen, auf uns zu schießen, höchstens, wenn er nicht krank zu Bett gelegen, hatte er einen Geschäftsritt gemacht. Nicht alle Farmer aber waren so kriegerisch und schlagfertig. Die, welche es nicht waren — davon hatten wir sämmtlich die Ueberzeugung — thaten jedoch das Mögliche, dem Feinde durch Lieferungen aller Art, von Reit- und Zugthieren, Lebensmitteln und dergleichen, allermindestens und allermeist aber durch sichere Nachricht über unsere Stärke, Aufstellung, Pläne ꝛc. Vorschub zu leisten und und Abbruch zu thun. Dieses Spionirsystem war — wir konnten daran nach den Erfolgen nicht zweifeln — auf das Vollständigste organisirt. Der Nachbar ritt zum Nachbar, dieser zu dem weiteren — eine Frau, ein Kind, ein Neger, ja ein Hund flattete den Nachbarsfrauen, Kindern, Negern, Hunden „freundschaftliche Besuche“ ab, und doch dienten eben diese Besuche mündlichem oder schriftlichem Verrathe gegen uns.

Wir saßen im Spinnennetze, wir kannten die Spinnen — allein alle Schlauheit unsererseits war vergeblich, wir konnten keine dieser Spinnen beim Ziehen ihrer Fäden ertappen — sie waren auf steter Hut, sie waren eben schlauer als wir. Wir thaten nur, was wir konnten. Wir „berequirirten“ sie fleißig, fast unablässig, das heißt, wir forderten ihnen eine Quote ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse jeglicher Art ab für die Union und in deren Namen, für unser dringendes, unabweisbares Bedürfniß. Natürlich erhielten sie dafür eine von dem Oberst oder Major oder den sonstigen Befehlshabern ausgestellte schriftliche Anweisung (Bon) auf Zahlung im Hauptquartiere zu Washington. Allein ihr Schuldbewußtsein — vielleicht auch andere Umstände, die wir schon bei der Ausbändigung dieser Bons so gut kannten, wie sie — hielt sie meist davon ab, von diesen Anweisungen Gebrauch zu machen. Im Uebrigen verlautete ziemlich allgemein, daß, wenn Einer einmal doch in Washington den Versuch gemacht, derselbe an irgend einem Formfehler oder sonstigem Mangel des Bons gründlich gescheitert sei. — Soldaten sind eben keine Diplomaten — oder sind sie es dennoch?

Nicht alle Farmer huldigten aber der von mir gedachten politischen Richtung der Mehrzahl. Es gab auch Ausnahmen, und eine solche lernte ich kennen auf dem Eingangs erwähnten Requisitionszuge im October 1862.

Ich war von meinen Cameraden abgekommen, als der Abend schon hereinbrach. Mein Ruf erreichte sie nicht mehr. Bald umringte mich dichte Finsterniß. Ich wußte nur, daß ich etwa vier Meilen Weges bis zu meiner Lagerstelle zurückzulegen hatte, in welcher Richtung aber, das war mir völlig unklar. So lange ich noch Kraft hatte, marschirte ich dennoch auf gut Glück weiter. Das einzige Glück, das mir dabei zu Theil wurde, war eine neue wollene Decke, die ich heute Nachmittag requirirt hatte, denn es fing auch noch an zu regnen. Der Boden ward sehr schlüpfrig, er wich förmlich unter meinen immer wankender werdenden Schritten. Ich konnte nicht weiter. Ich blieb unter einem Baume, an dessen Stamm ich so derb angeprallt, daß der Rückstoß mich zu Boden geworfen, liegen. Ich nahm den Unfall für ein Omen, wickelte mich dichter in die Decke und machte mir's bequem, etwa so, wie ein Hund es sich bequem macht, wenn er nach sechsmaligem Umdrehen und einigem Kratzen auf die harten Dielen sich knurrend auf ihnen weich bettet. Dieser Vergleich kam mir eben in den Sinn und erheiterte mich fast, als ich schnell aufsuhr. War ich wirklich ein Hund geworden und hatte eben unwillkürlich nach meiner neuen Art, meine Empfindungen auszudrücken, mich geäußert? Oder träumte ich nur? Dem dumpfen Knurren, so dicht an meinem Ohre, daß es mir eben geschienen, als kämen die Töne aus meinem Innern, folgte, offenbar von einem Hunde, so lauter Anschlag, daß ich den heißen Athem der Bestie spürte und, mich um und um fugend, eiligst meine Ohren aus dem Bereich der Zähne des Inhabers dieser fürchterlichen Stimme zu bringen mich bestrebte. Dadurch hatte ich mich aus der Decke herausgerollt und erwartete nun, stehend und zum Schlag mit dem Büchsenkolben bereit, das Weitere. Abermaliges kurzes, dann anhaltendes Gebell, aber in größerer Entfernung als das erste, wie mir schien am nämlichen Platze, wo jenes erschollen war.

Schnell entschlossen rückte ich, die Büchse vor mich hinstreckend, gegen den Hund an. Ich hörte sein Anspringen und sein Abprallen. Er umkreiste mich nicht, sprang immer an einer Stelle und erreichte mich nicht. Es mußte ein Hinderniß zwischen uns sein. Mein Büchsenlauf stieß bald auf dasselbe; seine horizontale Wendung nach rechts und links rief das Geräusch hervor, das der Knabe so gern mit einem Stecken verursacht, wenn er an einem Lattenstaket vorbeigeht. Es war unzweifelhaft: ich stand an einer Fenz. „Die Fenz ist da — wem gehört die Farm? Einem Freunde? Das konnte ich hier kaum hoffen. Einem Feinde? Ja, Einem, dem konnte ich schon trotzen — aber wie, wenn (wie oft der Fall) eine nächtliche Versammlung in der Farm stausand? Dann lieber zurück in die finstere Nacht, in den Regen!“ Diese Gedanken schossen mir durch den Kopf, und schon bereute ich, das Dasein eines Menschen verrathen zu haben. — Horch, was war das? In noch nicht fünfhundert Schritt Entfernung Galoppschlag! Schlugen auch die Hufe nicht schallend auf den breiigen Boden, war das Geräusch deshalb auch bald verklungen, dennoch stand es klar vor mir: eine nächtliche Versammlung galoppirte dort hinweg. Ich zog mich langsam von der Fenz zurück. Der Hund schlug wüthender an.

„Halloh, Hiob, was giebt's, mein Hund?“ Der Ruf schallte kräftig genug durch die Nacht zu mir. Ich verhielt mich ruhig. Der Hund aber — helle nicht mehr, er schrie förmlich. „Halt, wer ist da?“ Es klang so entschieden, so kriegerisch drohend, daß ich mein Schweigen zu bewahren für gerathener hielt und meinen Rückzug still fortsetzte. „Halt, halt!“ schrell es setzgerecht, und ebenso setzgerecht krachte augenblicklich die Büchse des Anrufers. Ein Zipfel meiner lose umgehangenen Decke flog so ungefähr von mir weg, daß ich einen Ruck fühlte — die Kugel hatte sich in der nassen Wolle gefangen.

„Halloh, Farmer, gut Freund!“ beantwortete ich die Begrüßung in äußerst vernehmbarem Englisch — „wüßt Ihr denn einen Verirrten gleich die Knochen entzwei schießen, wenn er sich in der Finsternis so an einen Baum gerannt hat, daß ihm Hören und Sehen vergangen ist? Weg mit dem Schießprügel, guter Freund, oder Ihr sollt spüren, welchen Pfiff meine Büchse führt!“

„Verirrt — und habt eine Büchse und steht an einer Fenz — Mann, warum schießt Ihr denn da nicht, damit der Lärm Euch Einlaß schafft?“

„Könnt Ihr, wenn Ihr es nicht wißt, in solcher Nacht unterscheiden, ob es ein Baum oder eine Fenz ist, an der Ihr Euch um die Besinnung gestoßen habt?“

„Der Hund macht doch aber einen solchen Lärm, daß Todte davon aufwachen müssen — warum antwortet Ihr nicht, Mann, und macht dadurch einen Christen möglicherweise zum Mörder, weil er denken muß, ein Achan streckt seine Hand aus nach dem Eigenthum seiner Kinder?“

„Ei, Farmer, fürchtet Ihr Euch denn so sehr, daß Ihr einen müden und hungrigen verirrten Freundling in Regen und Finsternis stehen laßt, während Ihr unter Dach und Fach Betrachtungen anstellt?“

„Dank, daß Du mich an meine christliche Pflicht erinnerst! Joe Zedekiah Salomon hat noch keinen Müden und Hungrigen von seiner Schwelle gewiesen, er wird auch Dich pflegen. Greif Dich nur links an der Fenz hin, ich komme gleich zu Dir — ruhig, Hiob, und her zu mir!“

Bald begegnete der Sprecher mir, und seine Hand leitete mich

ſicher in ein behaglich durchwärmtes Wohngemach. Augenblicklich ſtand Speiſe und Trank in Fülle vor mir, und ich griff wacker zu. Als Hunger und Durſt geſtillt, kamen mir Gedanken verſchiedener Art. Ich ſprach ſie auch aus, verblümt und unverblümt, gegen den Gaſtfreund, welcher ab und zu ging. Als der Farmer mich draußen unterm Arme führte, überzagte ſeine Schulter die meinige um ein gut Stück, und ich habe eine anſehnliche Länge. Hier innen war er weit kleiner, als ich. „Der Boden ſenkt ſich, Freund, und ich ging auf der Steigung. Du auf der Senkung.“ — Seine Stimme klang ſo voll, ſo mächtig durch die Nacht. Hier innen war ſie leiſe, aus ſchwacher Bruſt, näſelnd, übereinſtimmend mit ſeiner gebückten Haltung, ſeiner Kleidung, ſeinen ruhigen, gelaſſenen Gebehrden. Er war offenbar ein Quäker. „Beim Amruf erhebt die Creatur ihre Stimme, und es giebt hier einen ſtarken Wiederhall. Aber nicht ich erhob meine Stimme gegen Dich, ſo wenig, als das Gewehr. Das Geſetz des guten William Penn verbietet mir und meinen Brüdern die Waffen. Beides hat mein treuer Elias, mein Diener zwar und ſchwarz von Farbe, aber nicht mein Sclave, mein Bruder in Chriſto, den der Herr erleuchtet hat in ſeiner Gnade, der aber doch heißes Blut hat, und ein Jäger iſt mehr, als unſer Geſetz es gut heißt.“

Die Luft des Zimmers war von Tabaksrauch nicht nur geſchwängert, ſie war durchqualmt. „Dein Bruder hat in Gottes Wort geleſen und ſeine Seele geſtählt, daß er den Rebellen nicht fluche, die den Unſegen über die Union bringen und den Gottesfürchtigen ein Gräuel ſind — er hat eine Schwäche, die zu bekämpfen er zu alt iſt und der er ſich hingiebt, weil ſie dem Nächſten nicht ſchadet und ihm heilſam iſt: Dein Freund raucht gern und, wenn ſein Geiſt ſich in das Evangelium verſenkt, ſtärker, als er weiß.“

„Ihr ſeid alſo Unioniſt?“

„Wie kann ein Anhänger des guten William Freude haben an Zwietracht und Zerreißung des Zuſammengehörigen? Ich darf ſelbſt nicht daran denken, die Cananiter und Amalekiter zu bekämpfen, allein meine Wünſche und mein Gebet folgen den Waffen, die ſich gegen ſie erheben haben. Auch Dir, Freund, werden ſie folgen, und vorzugsweiſe, denn an Deinem Kriegskleide erkenne ich, daß Du zu den freiwilligen Scharen gehörſt, die das wackere Deutſchland uns geſendet zu deſto baldigerer Beſiegung des heidniſchen Gräuels der Sclaverei. Habe Dank, fremder Freund, für Dein Opfer auf dem Altare der Brüderlichkeit. Der Vater im Himmel ſegne Dich tauſendfältig!“

Raſch ward die Thüre des Gemachs aufgeriſſen, und herein ſtürzte ein rieſiger Neger mit dem Ausdrucke des Schreckens in Geſicht und Worten: „O Maſſa, die Rinder fort, Alle fort, nicht eins mehr da! muß ein Schreck geſahren in ſie ſein, haben die Zeng durchbrochen — Maſſa, o Je, was thun nun?“

„Zuerſt bitte hier meinen Gaſt um Verzeihung, daß Dein ſündlicher Zorn das Mordgewehr auf ihn losgedrückt!“ Der Neger ſtarrte mich an. „Ja, ja, Elias, thue es und lege Dein heidniſches Weſen immer mehr ab zu Jehovah's Ehre.“ Elias ergriff zerknirſcht meine Hand, legte ſie auf ſein gebeugtes ſchuldiges Wollhaupt und drückte ſie auf ſeine Lippen, wie die Factur auf einen Ballen Baumwolle. „Und nun, Elias,“ fuhr mein Gaſtfreund gemächlich fort, „hänge Deine langen Beine über den Grauſchimmel und reite eiligſt zu Nachbar Jonas und bitte ihn, daß er mit Tagesanbruch ſeine Leute aufſende nach Aufgang, ich will mich mit den Unſrigen nach Niedergang aufmachen, auf daß wir eintreiben und fangen das entflohene unverſchuldete Vieh.“

Mit freundlichem Grinſen hob ſich der Schatten des Fürſten der Finſternis von dannen. Ich aber ſchämte mich im Stillen und bat heimlich den ehrwerthen Quäker ab, daß ich in meiner Beſangenheit das Geräuſch der davonteilenden Rinderheerde für den Galopyſchlag einer davonſprengenden feindlichen Reiterabtheilung gehalten. — Es war Alles klar, zu größerer Klarheit noch führete das weitere Geſpräch zwiſchen uns — ja, Joe Zekekiah Salomon war den Conföderirten ein ſo grimmiger Feind, als es ſeine ruhige Natur und ſein Glaubensbekenntniß nur immer geſtatteten. Ich ſchlief unter ſeinem Dache ruhig, wie das Kind am Mutterbuſen.

Die Sonne ſchien hell, als der Farmer mich weckte. „Wollet Ihr nicht mit Tagesanbruch aufbrechen, nach den Rindern zu ſehen?“ fragte ich ihn.

„Sieh dortbin, Freund, das Vieh iſt doch nicht ſo unvernünftig, als wir denken; es hat bald eingeſehen, was gut und böſe für es iſt, Eins nach dem Anderen iſt von ſelbſt zurückgekehrt unter das ſchützende Obdach und zu ſeiner — Pflicht. Ich aber habe auch noch eine Pflicht zu erfüllen: Dich Verirrten zu Deinen leiſigen Brüdern zu geleiten.“

Wir ſattelten im Stalle. Ein hochbeiniger Rothſchimmel neben dem für mich beſtimmten Falben knuſperte eifrig an dem überreich aufgeſteckten Heu. Doch was war das? Das war nicht Heu, an dem der Gaul zog! — Rasch ſchoß mir wieder der Argwohn in den Kopf. Der Rothſchimmel zeg ſofort nicht allein, ich zog mit am — ſchwarzen Aufſchlag auf grauem Aermel. Mein kräftiger Ruck riß mit einem Male die feindliche Uniform aus ihrem Verſteck. „Halloh, würdiger Gaſtfreund, wie kommt Ihr dazu?“ rief ich, triumphirend über das Beweisſtück.

Freundlich lächelnd machte er eine abwehrende Gebehrde und ſprach ruhig: „Du denkſt übel von mir, junger Freund! Du wirſt es nicht mehr thun, wenn ich Dir ſage: ein Gaſtfreund aus dem Süden, den die Rebellen gezwungen, ihr Kriegskleid anzulegen, entriß ſich ihren gottloſen Reihen bei Nacht und eilte zu mir und kann weiter nach Norden zu theuren Verwandten. Er hinterließ wahrſcheinlich das verhaßte und nun ihm gehäſſliche Gewand. Er tritt in meinen Kleidern von dannen, und ich, der Mann des Friedens, habe mich nicht geſchämt um dieſen Harniſch des Irrthums. Aber unbekommen hat er gehandelt und thöricht, denn wenn Andere Deiner Gefährten es gefunden, möchten ſie böſer von mir gedacht haben, als Du, und mir nicht ſo glauben, wie ich ſehe, daß Du es thuſt.“

Er hatte Recht. Ich glaubte ihm. Und warum nicht? Keine Spur an ihm von Ueberraſchung, Verlegenheit, Schuldbewußtſein. So ſehr ein Heuchler war er ſicherlich nicht, daß er eine Scheinrolle ſo gut geſpielt hätte. Er begleitete mich bis an unſere Lagerſtätte und ergötzte dort die luſtigen Cameraden gar baß durch ſein geſetztes, friedfertiges Weſen, nicht zu ſeinem Vortheil gerade. Eins indeß ſtößte ihnen, wie ſchon mir unterwegs, Reſpect vor ihm ein: der Mann des Friedens zeigte ſich als ein ſo ſicherer, wie wagehalſiger, als unübertreffticher Reiter.

Acht Tage ſpäter lagerte die erſte Brigade unſerer Diviſion — vier Regimenter Infanterie, zwei Schwadronen Reiterei und vier Geſchütze, commandirt vom Brigadegeneral Stahel — etwa zwanzig Minuten von dem Orte meines nächtlichen Abenteuers, in Centreville hinter den Verſchanzungen, welche im vorigen Jahre die Südländer errichtet hatten. Unſere Vorpoſtenkette ſtand zwei Meilen vor dem Lager. Mein Regiment hatte ſie zu ſtellen, mich mit. Das Piquet, zu dem ich gehörte, zwölf Mann, zwei Corporale, ein Sergeant, war das äußerſte auf dem rechten Flügel. Wir bivouakirten auf dem Hofe einer Farm. Ihre Bewohner, der ſchon bejahrte Eigenthümer, ſeine Frau, ein junger Verwandter und drei Neger, ſtanden im Geruche der Spionage. Wir hatten die Ordre, dieſe zu verhindern und Niemanden aus der Farm hinaus, Niemanden herein zu laſſen. Das Piquet ſtellte daher einen Poſten an den Eingang der Farm und einen Doppelpoſten etwa tauſend Schritt öſtlich von ihr an den zu ihr führenden Weg. Dieſer verlief zwiſchen Weizenfeld auf der einen und Wieſengrund auf der andern Seite, an welchen ſich nach etwa tauſend Schritten dichte Waldung anſchloß. Feld und Wieſe waren nach dem Wege zu eingefriedigt.

Dieſen Doppelpoſten bezog ich und mein Freund und Cameraad Robert Abends um neun Uhr. Es war ſternenhell. Kein Lüftchen regte ſich, in der erſten Stunde auch ſonſt nichts, was unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Von der Heimath flüſterte, hatten wir ſie auf- und abgehend verbracht. Jetzt ſchwiegen wir. Ich ſtand auf der Straße. Sechs Schritte von mir lehnte mein Freund an einer Säule der Einfahrt in die Wieſe. „Es kommt Jemand,“ rief er mir leiſe zu.

Mein erſter Blick flog den Weg hinauf, er war rein. Mein weiter traf die Wieſe. Dicht an die Einfriedigung ſich haltend, bewegte ſich auf ihr ein dunkler Gegenſtand langſam nach unſerm Standpunkte her. Er kam auf hundert Schritt an uns heran. „Halt, wer iſt da?“ riefen wir an. Die Geſtalt kam noch immer langſam näher. „Halt, halt!“ — Der Schuß meines Freundes krachte durch die Nacht; unmittelbar darauf ſprach auch meine Büchſe. Ein Mann erhob ſich jetzt zu voller Länge und lief ſchnellen Schrittes nach dem Walde zu.

Raſch war mein Gewehr wieder geladen. „Bleib auf Poſten, Robert!“ und über die Fenz hinweg ſetzte ich dem Flüchtling nach. Die Jagd war wild, nicht lang. Noch zehn Schritt, und der

Schatten der Bäume nahm ihn auf. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich stand, zielte, schoß — die Gestalt war verschwunden. Vom Piquet her rannte die Patrouille. Alle Nachsuchungen waren vergebens. Wir hatten drei Mal den Mann gesehen. Das ward uns oft und deutlich gesagt. Ich glaube es — fast. Denn noch bin ich meines Schusses ziemlich sicher.

Beim Morgengrauen suchte ich daher mit dem diensthabenden Feldofficier die Gegend nochmals genauer ab. Da, im hohen Grase, hart am Waldrande, entdeckte ich blutige Spuren, erst einzelne Tropfen, bald reichlicher, endlich eine blutige Bahn. Dreißig Schritte davon im Dickicht lag, mit dem Gesicht gegen die Erde lang hingestreckt, ein Mann in virginischer Farmerkleidung in einer Blutlache. Meine Kugel hatte ihm die rechte Seite durchbohrt. Wir wendeten ihn um. Ich fuhr zurück. Es war — Joe Zedekiah Salomon. Wir trugen ihn auf die Wiese hinaus. — Ein Neger mit zwei Pferden am Zügel, von einem Corporal geleitet, schritt von der Straße her eilig an die Gruppe heran, die den Spion umstand. Er blickte ernst und lange in das bleiche, ruhige Gesicht. „O Massa, er todt — Ihr ihm seinen Schuß damals zurückgegeben — bessern, als Er! Hat Rinder nun nicht mehr entlassen auf Pferdsbesuchen, und Elias nicht mehr zu reiten brauchen zu Nachbar Jonas — arm Herr nicht Stimme anders machen nöthig und Dütschman auch nichts vormachen mehr von schwarzgrauer Jade seiner! Eh! doch angeführt damals, auch von Elias —!" Und der arme Kerl lachte zwischen die Thränen hinburch, die seine schwarzen Backen überrieselten. Die Freude über den Streich, den sein Herr und er mit damals gespielt, tröstete ihn über die Gegenwart. Wir überließen ihm den Körper seines Herrn. Ihn vor sich über dem Sattel, verschwand er langsam am Horizonte. Die Karten und Notizen über unsere Aufstellung und Stärke, die wir in Salomon's Kleidung aufgefunden, nahm er nicht mit fort.

Ich kehrte ernst in unser Bivouac zurück, auf den Hof des Nachbars Jonas. Dieser leistete — gute Miene zu bösem Spiel! — bald den Eid der Treue und zog nach Washington.

Schleswig-Holstein!

Zur Nachahmung. So eben geht uns das folgende Schreiben zu:

Leipzig, den 2. December 1863.

Die gegenwärtige Lage Schleswig-Holsteins fordert mit mahnender Stimme die thatkräftige Unterstützung unserer dortigen deutschen Brüder; — in diesem Sinne erlaubt sich die unterzeichnete Kegelgesellschaft den ursprünglich behufs einer Weihnachtsfeier gesammelten Betrag von

44 Thlr. 24 Ngr. 4 Pf.

in Ihre Hände zu legen und vertrauensvoll die Bitte an Sie zu richten:

Sie wollen in Ihrem geschätzten Blatte zu Beiträgen für Schleswig-Holstein auffordern und für entsprechende Verwendung der eingehenden Gelder nach Ihrem besten Ermessen Sorge tragen!

Es bedarf gewiß nur dieses Anstoßes, um auch andere Kegel- und sonstige Gesellschaften, Vereine, Kränzchen ꝛc. zu veranlassen, ein Gleiches zu thun und auf diese Weise der heiligen deutschen Sache zu dienen.

Co empfiehlt sich Ihnen
die Kegelgesellschaft „Freundschaft."

Wir begrüßen diese Zuschrift als einen herzerwärmenden und frischermuthigenden Lichtblick in dieser oft so schattentrüben, wolkenschweren Zeit und ergreifen sie freudig als eine Veranlassung zu der dringenden Bitte an alle deutschen Vereine und Kränzchen, welcher Art sie seien, ob sie durch Gesang die Herzen erheben, oder zu ernstem Streben oder harmlosem Spiele deutsche Männer und Frauen vereinigen, dem Beispiele dieser „Leipziger Kegelgesellschaft" zu folgen. Die Cassenvorräthe sind, deren Zweck dem unseres großen vaterländischen Strebens untergeordnet werden kann, — opfert sie der großen Sache! Wo keine Cassen bestehen, bildet sie zu solchem Opfer! Keine Liedertafel, kein Liebhabertheater trete jetzt für etwas Anderes, als für Schleswig-Holstein öffentlich auf! Wahrlich, wenn der Deutsche in allen seinen Herzensregungen, wie mit seinem Schmerz, so auch mit seiner Freude dem jetzt einzig berechtigten Ziele dient, da muß auch der Erfolg den Opfern entsprechen, da müssen die Sieges- und Ehrenfeiern von 1813 auch den Kampf der Gegenwart krönen!

Die Redaction dieses Blattes wird sehr gern die Beiträge annehmen. Man unterscheide aber freundlichst in den Zuschriften, ob die Gabe für die „Vertriebenen" bestimmt ist, oder ob sie „für den Kampf" verwendet werden soll.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Auerbach, deutscher Volkskalender auf das Jahr 1864. . . . . . broch. 12½ Ngr.

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. 5. Aufl. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr., eleg. geb. 2 Thlr.

Bock, Supplement-Band zu allen Ausgaben von Bock's Buch. . . . . . broch. à 22½ Ngr.

Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar. . . . . . broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gartenlaube, 1859. 1860. 1861. 1862. . . . broch. à 2 Thlr., eleg. geb. in gepreßter Decke à 2½ Thlr.

Gerstäcker, Gemsjagd in Tirol. Mit 34 Illustrationen. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr., in engl. Preßdecken 4 Thlr. 5 Ngr.

Oelckers, meine Mitgefangenen. Gedichte. . . . . . broch. 1 Thlr.

Saphir, M. J., Wilde Rosen. . . . . . Dritte Auflage. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Ngr.

Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Zweite Auflage. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bände. Zweite Auflage. broch. à Band 7½ Ngr.

Storch, Gedichte. . . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familienausgabe. 19 Bde. broch. à Bd. 7½ Ngr.

Storch, ein deutscher Leinweber. . . . . . 12 Bde. broch. à Bd. 7½ Ngr.

Traeger, Gedichte. . . . . . Dritte, sehr vermehrte Auflage. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1¼ Thlr.

Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild von Max Maria v. Weber. Erster Band. Mit Portrait. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nicht zu übersehen!

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die Gartenlaube einbinden lassen, sind durch uns auch zum Jahrgang 1863 höchst

geschmackvolle Decken

nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von 15 Ngr. zu liefern. — Zu den Jahrgängen 1854 bis 1862 stehen ebenfalls Decken zu dem gleichen Preise zur Verfügung.

Die Verlagshandlung.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 51. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kurfürst und der Feldfürst.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Das Fenster ward geschlossen, dann näherten sich schlürfende Schritte der Thür, sie ward geöffnet, und Baruch hieß den jungen Mann eintreten. Er folgte dem Alten schweigend in das Gemach, er schloß mit zitternder Hand hinter ihnen beiden die Thür. Seine Augen flogen mit einem wilden, scheuen Blick durch das von einer kleinen trüben Lampe erhellte Gemach, als suchten sie da Etwas. Dann besetzten sie sich auf das Antlitz des alten Baruch, der zitternd, sprachlos ihm gegenüberstand.

„Sie ist nicht heimgekehrt?“ fragte Maner Anselm nach einer Pause.

„Nein, sie ist nicht heimgekehrt,“ rief der Alte mit tonloser Stimme. „Ist sechs Stunden fort und noch nicht heimgekehrt!“

„Ich geh' ihr nach, ich hol' sie!“ sagte Maner Anselm entschlossen. „Beschreibt mir den Weg, Vater Baruch, ich hol' die Gudula ab.“

„Ich weiß den Weg nicht, Maner Anselm.“

Ein Schrei, ob des Schmerzes oder des Zornes, konnte von des jungen Mannes Lippen. „Ihr wißt den Weg nicht, Baruch? Wißt nicht einmal, wohin die Gudula zu gehen hat, wenn sie in das Abenddunkel und die Nacht hinaus muß, um sich Arbeit zu holen? Ihr seid ein schlechter Vater, Baruch. Ihr mißbraucht Euer gutes schönes Kind. Für Euch arbeitet sie, für Euch müht und quält sie sich den ganzen Tag, und Ihr wißt nicht einmal, wohin sie geht!“

Er sagte das mit lauter, zorniger Stimme, und doch war sein Angesicht so bleich und traurig, und es zuckte so schmerzlich um seine Lippen.

Baruch starrte ihn an und wußte in seiner Herzensangst gar nichts zu erwidern auf die heftigen Vorwürfe des jungen Mannes.

„Sie hat mir wohl beschrieben, wo ungefähr die Villa der Gräfin Tettenborn liegt,“ begann er endlich schüchtern.

„Wo denn?“ fragte Maner hastig. „Besinnt Euch, Baruch! Es kommt Alles darauf an, daß Ihr es wißt.“

„Die Villa liegt in den neuen Anlagen drüben am Main,“ sagte Baruch langsam, gedankenvoll, jedes Wort erwägend und in seinem Gedächtniß nachspürend. „Es sind dort seit Kurzem viel neue Villen gebaut, hat mir die Gudula gesagt, aber die Villa, in welcher die Gräfin Tettenborn wohnt, ist die größte und schönste. Es ist die letzte Villa auf der rechten Seite, hat die Gudula gesagt, sie hat ein Stockwerk mehr, als alle die übrigen Villen, und hinter derselben ist ein großer, schöner Garten, in welchem sich noch ein Pavillon befindet, der so groß ist, daß eine ganze Familie darin wohnen könnte.“

Maner Anselm hatte ihm athemlos, mit weit geöffneten Augen, mit gespannten Mienen, zugehört. „Weiter,“ sagte er kurz, gebieterisch, als Baruch jetzt schwieg.

„Weiter weiß ich nichts, Maner Anselm,“ erwiderte Baruch ganz kleinmüthig.

„Es ist auch genug, Vater Baruch,“ sagte Maner entschlossen, „genug, um mich darnach zurechtzufinden. Ich kenne die neuen Anlagen, und Ihr habt mir das Haus deutlich genug beschrieben. Vergeht mir, Vater Baruch, wenn ich vorher so heftig herausfuhr. Es war nur die Angst um die Gudula. Vergeht mir!“

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, Maner Anselm. Bringe mir nur die Gudula lebend wieder, und Alles ist gut!“

„Lebend?“ rief Maner Anselm entsetzt. „Wie meint Ihr das, Vater Baruch? Ihr seid doch ganz gewiß, daß sie nach der Villa der Gräfin Tettenborn gegangen ist?“

„Ich hoffe es, gewiß, ich hoffe es,“ sagte der Alte, plötzlich in lautes Schluchzen ausbrechend.

„Sie könnt' also noch anderswohin gegangen sein?“

„Könnte! Aber ich will's nicht fürchten! Nein, ich will's nicht fürchten! Wir hatten einen kleinen Wortwechsel heute Abend, ehe Du kamst. Ich war böse und schalt sie, daß sie den reichen Baruch Nathan, der heute hat geworben um sie, daß sie den hat ausgeschlagen, ich schalt sie und sagte etwas, das ihr weh that und sie kränkte. Da drohte mir die Gudula, daß sie sich wollt', wo der Main am tiefsten wär', in's Wasser stürzen, und sie sah dabei so traurig und ernst aus, daß ich gar nicht wieder vergessen kann das Gesicht.“

„Was konnte Ihr der Gudula sagen, was sie so kränken konnte, daß sie sich darüber das Leben nehmen wollte? Sagt es mir!“

„Nein, ich kann's und will's Dir nicht sagen, Maner Anselm, denn gerad' wenn ich's Dir sage, hat sie geschworen, daß sie sich ertränken wollte. Aber ich habe Dir ja nichts gesagt, und sie weiß das, denn sie war ja hier und hat Alles gehört, was ich mit Dir gesprochen habe. Sie wird sich alles nicht in's Wasser gestürzt haben, nein, sie wird das nicht gethan haben, sie ist nur nach der Villa der Gräfin Tettenborn gegangen.“

„Und ich hol' sie von dort zurück, Baruch, und ich such' sie überall auf dem Weg, und ich kehr' nicht ohne sie heim. Lebt wohl!“

Er nickte rasch mit dem Kopf und sprang aus dem Zimmer, stürzte hinaus auf die Straße, vorwärts, vorwärts in unaufhalt-

samer Eile. Er dachte gar nicht daran, daß er die Thür seiner Kammer gar nicht verschlossen hatte, daß in derselben sich alle die mühsamen Ersparnisse langer arbeitsschwerer Jahre befanden, daß auf dem Tische aufgeschlagen die unvollendeten Contobücher lagen; er dachte an nichts weiter, als daß er Gudula aufsuchen, daß er sein Leben daran setzen wolle, um sie zu finden.

Es war eine klare sternenhelle Nacht, der Mond stand groß und glänzend am Himmel und begleitete mit seinem Licht den einsamen Wanderer, der in athemloser Hast dahin schritt, und warf seinen Schatten lang über die Straße, daß er vor Mayer Anselm dahin tanzte, als wär's ein Begleiter, der noch größere Eile habe, die Gudula aufzusinden, als er selber. Mayer Anselm dachte daran, wie der Schatten Gudula's das Letzte gewesen, was er von ihr gesehen, und ein schmerzliches Zangen krampfte sein Herz zusammen.

„Und wenn nun dies das letzte Sehen gewesen wäre?“ seufzte er, „wenn sie so von mir gegangen und mit ihrem Schatten wär' auf ewig von mir geschieden?“

„Nein, nein!“ rief er ganz laut, „ich muß sie finden, ich muß sie wieder haben, denn —“

Warum stockte er? Warum blieb er auf einmal stehen, unbeweglich, wie angewurzelt an den Boden? Was war's, das ihn auf einmal so in seinen Gedanken beschäftigte, daß er darüber fast vergaß weiter zu gehen? Daß er immer noch stand und zum Mond aufblickte, als sollte der mit seinem glänzenden Angesicht ihm Aufschluß geben über etwas ganz Unerwartetes, Ungeahntes, das er plötzlich in der Tiefe seines Herzens entdeckte? Was war's, das plötzlich sein Antlitz verklärte und in seinen Augen aufleuchtete, wie mit einem göttlichen Feuer? Hatte er das Geheimniß endlich begriffen, das so lange in seiner Seele unerkannt von ihm selber geruht? Hatte die Angst, der Schmerz um Gudula endlich die Hülle zerrissen, welche die Gewohnheit des täglichen Umgangs, das stete Beisammensein, die gemeinsamen Erinnerungen der Kindheit um sein Herz gelegt?

Er hob wie in einer Ekstase die beiden Arme zum Himmel auf, und seine Lippen murmelten ein paar Worte, aber so leise, so geheimnißvoll, daß nur Gott und der Mond da droben sie verstand. Und dann, dann drang aus seiner Brust ein Schrei hervor, ein Jubelschrei, ein Wonnelaut. Die Memnonssäule war getroffen von dem ersten flammenden Strahl der Sonne, und sie tönte und sie sang!

Hastiger dann ging er vorwärts, getragen, beflügelten Schrittes, dahin durch die schweigenden, öden Gassen, deren Stille durch nichts unterbrochen ward, als durch den einsinnigen Gesang des Nachtwächters, der die erste Stunde nach Mitternacht ausrief, hinaus jetzt aus dem Thor, das die innere Stadt begrenzte und nach den neuen Stadttheilen führte.

„Da sind die neuen Anlagen! O Gott, Gott, nun gieb, daß ich das rechte Haus treffe, daß ich sie finde, sie rette, wenn sie in Gefahr ist, mit ihr sterbe, wenn sie sterben will!“

Weiter nun stürzte er in athemloser Eile, vorüber an den Villen, die schweigend, öde, wie große schwarze Särge dalagen, über welche die Mondstrahlen ein silbernes Leichentuch webten. Vorüber an ihnen allen, die keine Bedeutung für ihn haben. Nur die letzte Villa, die ist es, die er sucht.

Und da ist die letzte Villa, und da steht er vor ihr, keuchend, athemlos, und schaut sie an mit tödtlichem Schauer im Herzen, denn auch sie liegt so still und öde da, mit dunklen Fenstern, schweigend, vereinsamt.

„Wo ist Gudula? Gott meiner Väter, wo ist Gudula! Ich muß es wissen, ich muß sie finden, und sollte ich die ganze Welt aus dem Schlaf aufstitteln.“

Und er reißt an der Hausklingel, stürmisch, ohne Aufhören, bis endlich das kleine Fenster neben dem Hauptthor geöffnet wird, und eine wüthende, donnernde Männerstimme fragt, was dieser Lärmen zu bedeuten habe, und wer sich unterstehe die Nachtruhe zu stören.

„Ich will wissen, ob Gudula noch in der Villa ist,“ ruft Mayer Anselm mit trotziger Stimme.

„Gudula, wer ist Gudula?“ fragt der Portier mürrisch.

„Gudula, die Tochter des Baruch Schnapper, die Näherin der Gräfin von Tettenborn! Sie ist heute Abend hierher gegangen, um Arbeit abzuliefern, und sie ist nicht wieder heimgekehrt. Sie muß also hier sein, und ich komme, sie zu holen.“

„Unsinn! Sie ist hier gewesen, und wieder fortgegangen! Glaubt Ihr etwa, daß die Frau Gräfin eine Judendirn' als Gast würd' bei sich behalten? Wer weiß, wo die sich herumtreibt! Geht nach Haus, sie wird vielleicht schon vom Nachtwächter aufgegriffen und heimgebracht sein.“

Und der Portier wollte mit einem knurrenden Fluch das Fenster wieder zuschlagen, aber ein kräftiger Arm stemmte sich dazwischen, und eine vor Zorn bebende Stimme sagte: „Wenn ich Euer Antlitz sehen könnte, so sollter Ihr meine Faust auf Eurem Munde fühlen, der so erbärmliche Wort' gesprochen. Ich komme morgen bei Tag wieder, und wehe Euch, wenn Ihr es wagt noch einmal solche nichtswürdige Verleumdungen zu sprechen! Aber jetzt soll' Ihr mir sagen, was aus der Gudula geworden ist, oder ich schreie um Hilfe, und bringe die ganze Nachbarschaft in Aufruhr, und hole die Stadtwache herbei, daß sie die Villa durchsuche. Denn die Gudula ist hierher gegangen, und sie ist nicht wieder heimgekehrt. Ihr müßt uns also Auskunft geben! Ihr müßt wissen, was aus ihr geworden ist!“

„Und Ihr, Ihr seid verrückt, daß Ihr solchen Unsinn verlangen könnt,“ schrie der Portier wüthend. „Fehlt auch noch, daß ich auf alle Nähmamsells achten müßt', die hierher kommen und Arbeit abliefern. Aber diesmal weiß ich's zufällig ganz gewiß, daß das Mädchen, die Judenkönigin schön Gudula, wieder fortgegangen ist. Es traf sich gerad, daß die Frau Gräfin fortfahren wollt', und so kam sie mit der Gudula zusammen die Treppe herunter, und ich hörte es selbst, wie die Frau Gräfin gar freundlich zu der Gudula sagte: „Wenn Du die Blumen liebst, mein Kind, so erlaube ich Dir, in den Garten zu gehen und Dir einen Strauß zu pflücken. Du kannst dann nachher durch die kleine Pforte, die hinten in der Gartenmauer sich befindet, hinaus gehen, weil das ein näherer Weg ist.“ Und so ging denn die Gudula auch in den Park hinunter und ist durch die hintere Gartenpfort' hinaus gegangen. Das ist Alles, was ich weiß, und jetzt scheert Euch Eurer Wege, und wenn Ihr Euch unterstehen solltet, noch einmal wieder zu kommen, so laß ich die beiden Hunde los, und dann mögt Ihr sehen, wie Ihr mit ihnen fertig werdet.“

Eine mächtige Faust drängte Mayer Anselm's Arm zurück und schlug das Fenster klirrend zu.

Einen Moment stand der junge Mann betäubt, rathlos da. Was sollte er thun, was beginnen? Wo konnte er die Verlorne suchen? Wohin jetzt seine Schritte wenden?

Durch den Garten war sie gegangen! Nicht auf dem gewöhnlichen Wege war sie heimgekehrt! Er durfte das also auch nicht thun. Er mußte sie suchen auf dem Wege, den sie eingeschlagen hatte.

Es kam Alles darauf an, daß er diesen Weg ausfindig machte, daß er die Pforte entdecke, die aus dem Park hinausführte.

Er rannte um die Villa herum nach der Hinterseite derselben, wo der Park sie begrenzte. Eine hohe Mauer, oben mit eisernen Spitzen gekrönt, schloß den Garten ein. Vorsichtig schlich er an derselben hin.

„O Mond, Mond, jetzt sei barmherzig, jetzt leuchte hell und klar, jetzt wirf keinen Schatten auf die Mauer!“

Der Mond ist barmherzig, er beleuchtet jeden Stein, jede Fuge in der Mauer, — er beleuchtet jetzt auch die kleine braune Pforte, die da ganz am Ende sich befindet.

Er hat sie gefunden, die Gartenpforte. „Das also ist der Weg, auf welchem Gudula dahingegangen! Aber ist sie ihn auch gegangen? Hat sie auch wirklich den Park schon verlassen?“

Und wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele, daß Gudula ihrem Vater gesagt, es befände sich im Park ein Pavillon, groß genug, daß eine ganze Familie darin wohnen könne.

Wenn Gudula vielleicht in diesem Pavillon wäre? Wenn man sie dahinein gelockt und sie dort festhielt? War nicht der Landgraf ein Bekannter der Gräfin Tettenborn? Hatte Gudula ihn nicht dort gesehen? Ihn, den bekannten Roué und Wüstling, der Gudula's Bildniß gekauft hatte? Und konnte man das Bildniß sehen, ohne das Original zu lieben?

Ein dumpfer Schrei der Wuth drang von seinen Lippen, und er rüttelte mit ungestümer Gewalt an der Pforte. Sie gab nach, der Drücker des Schlosses sprang aus der Feder, die Thüre that sich auf. Er trat ein in den Garten.

Eine Allee, an beiden Seiten dicht mit Gebüsch eingefaßt, lag vor ihm, er ging sie hinauf mit festen Schritten, nach allen

Seiten hin spähend, umschauend nach dem Pavillon. Ueberall nur dichtes Gebüsch, nirgends ein Gebäude.

Aber da, da blitzt es mitten durch das Gebüsch auf wie ein heller Stern. „Ein Licht! Ein Licht! Dort muß also der Pavillon liegen, und dort wacht noch Jemand, dort brennt noch Licht hinter den Fensterscheiben."

Ein kleiner schmaler Pfad, der in das Gebüsch hineinführt, liegt vor ihm. Er rennt auf ihm vorwärts, folgt ihm in seinen schneckenartigen Windungen durch das Gebüsch, und gelangt endlich auf einen freien runden Platz.

In der Mitte erhebt sich der Pavillon, und die Fenster desselben sind hell erleuchtet. Mayer Anselm steht still, mit knechender Brust, nach Athem ringend, die Augen mit einer flammenden Neugierde nach dem Pavillon hingerichtet, der vielleicht ihm Auskunft geben wird über das Räthsel von Gudula's Verschwinden.

„Und wenn sie nun nicht dort ist? Wenn diese letzte Hoffnung umsonst gewesen; was dann? O mein Gott, was dann?" Auf einmal ist es, als ob er laute streitende Stimmen vernähme, die aus dem Pavillon hervortönen.

Er zaudert nicht länger, er geht langsam vorsichtig vorwärts. Nichts regt sich um ihn her, keine Wächter behüten den Pavillon. Er kann bis dicht zu ihm heranschleichen, Niemand hält ihn auf. Die erleuchteten Fenster der untern Etage liegen freilich zu hoch, daß man von unten nicht hineinschauen kann, aber da vor dem mittelsten der drei erleuchteten Fenster ist ein Balcon, neben welchem ein paar schlanke Akazienbäume sich erheben. Mayer Anselm klettert mit der Gewandtheit eines Panthers an einem derselben empor, läßt von dort sich vorsichtig auf die Ballustrade des Balcons gleiten, und steigt auf denselben nieder.

Sein Herz klopft so stürmisch, daß er jeden einzelnen Schlag desselben auf seinen Rippen fühlt, er muß sich an dem Simß festhalten, um nicht zusammenzusinken, er muß erst sich sammeln, sich zusammenraffen, damit er den Muth gewinne ruhig, besonnen zu sein.

Die Stimmen tönen fort und fort, die Stimme eines Mannes und einer Frau. Diese letztere Stimme schlägt mit bekannten, ach nur zu bekannten Tönen an sein Ohr!

Es ist Gudula's Stimme. Sie lebt also, ste ist in seiner Nähe. Er hat sie wiedergefunden. Aber wenn ste nun nicht gezwungener Weise sich hier in dem Pavillon befände? Wenn sie nun freiwillig dem Manne gefolgt wäre, der eben zu ihr spricht mit lauter, leidenschaftlicher Stimme. Wer ist dieser Mann? Was spricht er zu ihr? Mayer Anselm muß das wissen, und wenn das Wissen für ihn auch das Verderben wäre. Leise schleicht er bis dicht zu den Fenstern heran. Der Vorhang hinter denselben ist verschoben, er sieht in ein glänzend eingerichtetes, hell erleuchtetes Gemach — aber er sieht nur Gudula, welche da mit blitzenden Augen, mit hochgerötheten Wangen in der Mitte dieses Gemaches steht, er sieht nur den jungen, schönen Mann in der goldgestickten Uniform, der vor ihr auf den Knieen liegt, und mit flehendem Ausdruck zu ihr empor sieht.

„Sie wollen mir nicht vergeben, Gudula? Sie zürnen mir immer noch?" fragte er mit weicher, klangvoller Stimme.

„Ja," rief Gudula laut und heftig. „Ja, ich zürne Ihnen, und so lange ich lebe, werde ich Ihnen nicht vergeben. Was giebt Ihnen das Recht, mich hier wie in einem Gefängnisse festzuhalten, mich mit Gewalt zu verhindern, diesen Pavillon zu verlassen und zu meinem Vater zurückzukehren? Habe ich Ihnen dazu die Erlaubniß gegeben, habe ich auch nur mit einem Blick, einem Lächeln, zu solchem Frevel ermuthigt?"

„Nein, Gudula, das hast Du leider nicht gethan. Aber mein Gott, Du schönes, vergöttertes Kind, soll ich es Dir denn immer und immer wiederholen, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete, daß ich sterbe, wenn Du meine Liebe nicht erwiderst? Und ich liebe Dich ja nicht erst heute, Gudula, es ist nicht die Caprice eines Momentes. Ich liebe Dich seit Monaten, ich liebe Dich von dem Augenblicke an, da ich Dein Bild sah!"

„Ich verwünsche die Hand, welche mich gemalt!" rief Gudula leidenschaftlich, „ich hasse dies Bild, welches die Ursache solcher Beschimpfung ist!"

„Ich segne die Hand, welche Dich gemalt," sagte der junge Officier, „ich liebe das Bild, welches doch nur ein schwacher Abglanz Deiner bezaubernden Schönheit ist. Seit ich es besitze, liebe ich Dich, sind alle meine Gedanken darauf gerichtet gewesen, auch das wundervolle Original dieses Portraits mein eigen zu nennen' Um Deinetwillen, Gudula, habe ich diese Villa gekauft, um Deinetwillen eine meiner Vertrauten hier wohnen lassen. O, ich wußte wohl, daß Du ebenso unschuldig als tugendhaft, ebenso streng als unerbittlich bist. Ich hatte das Alles in Deinem Angesicht gelesen, ich wußte, daß ich das schüchterne Reh erst zähmen müßte, bevor es das Antlitz des kühnen Jägers sehen durfte, der ihm nachzustellen wagt. Du hast daher nur die Gräfin Tettenborn gesehen, Du bist nur zu ihr gekommen, um Dir von ihr Aufträge geben zu lassen; Du hast nie gesehen, wie ich, während Du im Salon mit ihr sprachst, verstohlen durch die Spalte der Thür schaute, entzückt über Deine hohe Einfachheit, Deine bezaubernde Anmuth, Dich verschlingend mit meinen Blicken, und doch nicht wagend, mich Dir zu nahen. Aber gestern erkrug ich's nicht länger. Ich mußte einmal Deine Stimme hören, mußte Deinem Blicke begegnen, und als ich's erreicht, da schwur ich mir selber, daß ich endlich die Entscheidung herbeiführen wolle."

„Und Sie sollen jetzt die Entscheidung haben," sagte ste mit stolzer Ruhe, so hoheitvoll, als wäre sie wirklich eine Königin. „Ja, Sie sollen die Entscheidung haben. Ich verachte Sie, ich verwünsche die ehrlose Frau, welche Ihre Hofferbhelferin gewesen. Oeffnen Sie die Thür und lassen Sie mich gehen!"

Draußen auf dem Balcon kniete ein zweiter junger Mann; Thränen standen in seinen Augen, die beiden Arme hatte er zum Himmel erhoben und flüsterte zu den Sternen, zu dem Mond hinauf: „Gesegnet sei sie für dieses Wort! Danken will ich ihr, so lange ich lebe!"

Dann sprang er wieder empor, um zu horchen, um bereit zu sein, Gudula beizustehen.

Auch der junge Mann da drinnen hatte sich aufgerichtet, er stand Gudula gegenüber mit entschlossenem, flammendem Gesicht. „Nein," sagte er, „ich werde diese Thür nicht öffnen, ich werde Dich nicht von hier fortgehen lassen. Du bist in meiner Gewalt, und Du wirst so lange gezwungen bei mir bleiben, bis ich durch meine Liebe, meine Treue, meine Unterwürfigkeit Dein stolzes Herz besiegt und Dich gezwungen habe, meine Liebe zu erwidern."

„Nie, nie wird das geschehen!" rief sie zornig. „Gott meiner Väter, höre meinen Schwur, niemals werde ich diesem Manne das schmachvolle Verbrechen vergeben, durch welches er mich hier in seine Gewalt bekommen hat, nie werde ich ihm den Frevel verzeihen, nie anders als mit Haß und Abscheu seiner gedenken!"

„Mädchen!schwüre!" sagte der junge Officier achselzuckend. „Gott hört zum guten Glück nicht auf solche Schwüre, am wenigsten der Deine, mein schönstes Kind, denn Dein Gott ist kein Gott der Liebe, sondern der Rache!"

„Er wird mich rächen! Ihm übergebe ich mich und meine Sache," rief Gudula, ihre Arme zum Himmel emporstreckend. „Zum letzten Male fordere ich jetzt von Ihnen, öffnen Sie mir die Thür. Lassen Sie mich gehen! Seit langen qualvollen Stunden halten Sie mich hier fest, martern Sie mich durch Ihre ehrlosen Anträge, die gleich sehr mein Herz und meinen Stolz verwunden. Sie sehen es wohl, Ihre Worte sind vergeblich! Lassen Sie mich also gehen, oder, bei Gott im Himmel, ich rufe mich, und Sie sind mein Mörder!"

„Ich werde Dich nicht gehen lassen, und Du wirst Dich nicht tödten, Gudula. Jetzt zürnst Du mir, aber Du wirst mir verzeihen, Du wirst endlich mich lieben. Du wirst die Meine werden, und dann wirst Du Dich nicht mehr verbergen, dann soll die ganze Welt unser Glück, unsere Liebe kennen. Ich werde Dich umgeben mit allen Genüssen, mit allem Glanz des Lebens und —"

„Oeffnen Sie die Thür!" unterbrach ihn Gudula gebieterisch.

„Nein, nein!" rief er glühend. „Du bleibst bei mir. Ich banne Dich an mein Herz, und da will ich Dich ewig halten, und da sollst Du lernen, mich zu lieben."

„F.rt von mir!" rief sie außer sich, mit beiden Händen seine Arme zurückdrängend, die sich nach ihr ausstreckten, „fort von mir, oder —"

Das laute Klirren einer Fensterscheibe unterbrach ste, und wie sie erschreckt sich dorthin wandte, sah sie durch die zerschlagene Fensterscheibe einen Arm sich hineinstrecken und die Wirbel des Fensters drehen. Das Fenster öffnete sich, ein junger Mann sprang in das Zimmer.

Gudula stieß einen Schrei des Entzückens aus und flog zu

ihm hin, warf ihre beiden Arme um seinen Hals und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen, dann aber, wie erschrocken über die Gluth ihres eigenen Empfindens, wollte sie tief erröthend zurücktreten, aber Mayer Anselm hielt sie fest in seinem Arm.

„Was bedeutet dies?“ rief der junge Officier, dicht zu dem Paare herantretend. „Wer untersteht sich, hier auf so freche Weise wie ein Dieb einzudringen?“

„Jemand, der gekommen ist, die Gudula zu erlösen,“ erwiderte Mayer Anselm mit stolz gehobenem Haupte. „Jemand, der Gudula befreien will von dem, der auf freche Weise wie ein Räuber sie überfallen hat, Herr Landgraf Wilhelm von Hessen!“

„Unverschämter Bursche!“ schrie der Landgraf, indem er den Arm erhob, „ich werde Dich züchtigen wie — aber nein,“ unterbrach er sich selbst, „nein, selbst die Berührung meiner Faust wäre für Dich ein Ritterschlag und würde den Judenjungen in einen Cavalier verwandeln. Ich werde Dich strafen, wie Du es verdienst. Du bist als Dieb hier eingedrungen, ich werde Dich arretiren und des Diebstahls anklagen lassen!“

„Herr Landgraf, Sie werden das nicht thun,“ rief Gudula, sich von Mayer Anselm's Arme losreißend und zu dem jungen Fürsten hintretend, „nein, Sie werden Erbarmen haben, Sie —“

„Still, Gudula, still,“ unterbrach sie Mayer Anselm stolz, „Du sollst Dich nicht erniedrigen zu Bitten. Wir sind in unserm guten Rechte, und —“

„Recht?“ rief der Landgraf mit höhnischem Lachen, „hat denn der Jude Recht? Rufe es doch an vor dem Gericht, Jude, wage es doch, mich anzuklagen, und sieh zu, ob der Jude Recht bekommt, gegen den Landgrafen von Hanau, den zukünftigen Kurfürsten von Hessen! Ich werde Dich als Dieb dem Arm der Gerechtigkeit überliefern, und bei Gott, Du wirst die Strafe für Deinen Einbruch empfangen!“

„Und ich werde, wenn die Ungerechtigkeit der Menschen mich verdammt, sie erdulten,“ sagte Mayer Anselm ruhig, „aber ich werde Sie verklagen vor Ihrem Gewissen und vor Gott. Ich werde laut vor aller Welt meine Unschuld betheuern und ich werde Sie als Verbrecher anklagen.“

„Und Du wirst doch verurtheilt werden!“ lachte der Landgraf. „Aber wer bist Du denn eigentlich? Was für Rechte hast Du auf dies Mädchen?“

„Er ist mein Bruder, mein theurer, geliebter Bruder,“ rief Gudula. „Herr Landgraf, Sie sagen, daß Sie mich lieben. Nun wohlan, beweisen Sie es mir. Seien Sie großmüthig, vergeben Sie meinem Bruder, lassen Sie ihn frei und ungehindert von hinnen gehen! Lassen Sie mich mit ihm gehen, überwinden Sie Ihr Herz, und ich will vergessen und vergeben, ich will zu Gott beten für Ihr Glück. Lassen Sie diese finstere Stunde ein Geheimniß sein, das niemals über unsere Lippen kommen soll, löschen Sie es aus mit dem großmüthigen Wort: Gehe, Gudula, ich hindere Dich nicht!“

„Nein, nein,“ rief der junge Fürst schmerzlich, „nein, Gudula, ich kann nicht, denn ich liebe Dich wirklich, und ich will Dir jetzt einen Beweis davon geben! In Gegenwart Deines Bruders wiederhole ich Dir: ich liebe Dich! Und meine Liebe ist so groß, daß sie allen Vorurtheilen Trotz bietet. Gudula, ich will Deiner Tugend, Deiner Ehre Achtung beweisen. Ich biete Dir meine Hand an. Werde Christin, und Du sollst meine Gattin werden. Ich kann Dich nicht zu meiner legitimen Gattin machen, aber Du sollst meine angetraute Frau werden, ich werde Dir Rang, Stand und Namen geben, ich werde Jedermann zwingen, Dich zu ehren als meine Frau. Werde eine Christin, ich biete Dir meine Hand!“

„Ich bleibe treu dem Gotte meiner Väter!“ sagte Gudula feierlich, „ich bin eine Jüdin und ich bleibe es!“

„Du schlägst meine Hand aus?“ sragte der Landgraf mit schmerzlichem Zorn. „Du willst also Deinen Bruder in's Verderben stürzen?“

„Ich bin nicht Gudula's Bruder,“ sagte Mayer Anselm, den flammenden Augen des Fürsten mit festem Blick begegnend.

„Nicht ihr Bruder, und wer bist Du denn?“

„Ich bin ihr Freund, ihr Bräutigam, ihr zukünftiger Mann. Komm, Gudula, lege Deine Hand in die meine und sage dem Herrn Landgrafen, daß ich ein heiliges Recht habe, hier zu stehen, daß Du mein Weib werden willst!“

Sie legte mit einem köstlichen Lächeln ihre Hand in die seinige, aber sie sprach nicht.

„Herr Landgraf,“ fuhr Mayer Anselm fort, „es ist das zweite Mal, daß wir uns begegnen. Vor zwölf Jahren kamen Sie nach der Judenstadt, um die Schmach und das Unglück unseres Volkes aus müßiger Neugierde sich anzuschauen. Damals sagte der hochmüthige Fürstenknabe zu dem rothjüngen Judenjungen: „Wenn Du recht in Noth und Unglück bist, so komme zu mir nach Hanau und bitte mich um Hülfe, und sie soll Dir werden.“ Herr Landgraf, ich bin jetzt in Noth und Unglück, denn es will mir Jemand das Liebste nehmen, was ich auf der Welt habe; Herr Landgraf, ich bitte Sie, der berufen ist, ein Volk zu regieren, um Hülfe gegen den jungen Mann, der in der Blindheit der Leidenschaft sich selbst und seine Ehre beleidigen will. Herr Landgraf, Sie werden mir diese Hülfe nicht verweigern, Sie werden nicht zugeben, daß man dem armen Juden, dem die Menschen Alles genommen haben, Alles außer dem Glück des Familienlebens, daß man ihm auch das noch freventlich raubt. Sie sind ein Fürst, ein reicher Mann, Sie werden dem Juden, dem armen Mann, nicht sein einziges Gut stehlen wollen!“

„Stehlen?!“ rief der Landgraf auffahrend.

„Man nennt stehlen, was inan widerrechtlich, gewaltsam dem Besitze Anderer entreißt,“ sagte der junge Mann ruhig. „Herr Landgraf, ich habe den Dieb auf der That ertappt und ich nehme ihm das unrecht erworbene Gut wieder ab. Komm, Gudula, folge mir, Dein Vater erwartet Dich. Der Herr Landgraf hat auf seltsame Weise um Deine Liebe geworben, Du hast ihn ausgeschlagen, Du hast ihm gesagt, daß Du ihn nicht liebst, er hat also kein Recht auf Dich. Komm, wir gehen fort von hier. Wenn noch ein Fünkchen von Ehre, von Stolz und Edelmuth in diesem Fürstenfohne ist, so wird er uns nicht hindern. Ich habe keine Wehr und keine Waffen gegen diesen stolzen Mann, aber ich habe mein gutes Recht und sein Gewissen für mich. Komm, Gudula, wir kehren heim nach der Judenstadt.“

Er hielt Gudula's Hand fest in der seinen, er führte sie mit langsamem ruhigem Schritt nach der Thür hin, schob den Riegel zurück, stieß die Thür auf und ging mit Gudula hinaus.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Thiergarten.

Von Brehm.

1. Ein Gang durch den Thiergarten zu Hamburg.

Bevor ich beginne, Ihnen, mein lieber Keil, und den Lesern der Gartenlaube Einiges von dem Leben und Treiben der schon jetzt sehr namhaften und theilnahmswerthen Gefangenen unseres Thiergartens zu erzählen, muß ich Sie wohl erst mit dem Garten selbst bekannt machen. Ich halte dies schon aus dem Grunde für nöthig, weil jede derartige Anstalt ihre Geschichte hat und ein kurzer Rückblick auf dieselbe zu Nutz und Frommen Anderer, welche sich an ähnlichen Anstalten betheiligen wollen, nicht unerwünscht sein kann.

Man rühmt den Hamburgern nach, und mit Recht, daß sie das, was sie ergreifen, mit Ernst und Eifer erfassen, und dieser Ruhm ist denn auch bei dem hiesigen Thiergarten (wie auch ich mit dem sogenannten gemeinen Manne Hamburgs anstatt „Zoologischer Garten“ sage) redlich verdient worden. Noch sind keine drei Jahre vergangen, seitdem der erste Gedanke zur Gründung gedachter Anstalt gefaßt worden war, und schon jetzt kann sie vielen anderen kühn zur Seite gestellt werden. Unser Thiergarten ist geworden, was er werden sollte, ein Lieblingsaufenthalt der Bewohnerschaft Hamburgs ohne Unterschied.

Fast ergötzlich ist es, zu berichten, wie sich die herrschende

Der Thiergarten in Hamburg. Nach der Natur aufgenommen von Zimmermann.

Meinung in der kurzen Zeit von zwei Jahren zu Gunsten unseres Gartens geändert hat. Die Gesellschaft unternehmender Männer, welche ihn begründete, hat Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, welche gegenwärtig Jedem ein Lächeln abnöthigen, zur bezüglichen Zeit aber als sehr ernste betrachtet wurden, ja Senat und Bürgerschaft, welche mit anerkennenswerther Freigebigkeit der Gesellschaft einen überaus günstig gelegenen Platz unter höchst vortheilhaften Bedingungen überlassen wollten, mußten mancherlei Anfechtungen erleiden, und die Gesellschaft, welche ihr Geld zu einem wirklich gemeinnützigen Unternehmen hergab, förmliche Schmähungen erdulden.

Dies Alles ist jetzt vorüber, und wohl für immer vorüber. Eine gerade entgegengesetzte Meinung hat in allen Schichten der Bevölkerung Platz gegriffen, und selbst die, welche früher schmähten, sind jetzt verstummt.

Hart vor dem Dammthore, kaum zehn Minuten vom Jungfernstieg entfernt, lag noch vor zwei Jahren ein mit wenig Bäumen bepflanzter, sonst aber wüster Platz, auf der einen Seite begrenzt durch Kirchhöfe, auf der andern durch bis heutigen Tags noch unbenutzte Wiesen, nach der dritten Seite endlich in einen noch wüsteuhafteren, die sogenannte Sternschanze, übergehend. Ein kleiner Teich und ein tiefer Graben, von wenig Gebüsch umstanden, unterbrach diese Wüstenei. Besagter Teich diente als Badeplatz der erfrischungsbedürftigen Jugend und wurde in den heißen Sommertagen zahlreich benutzt. Auf diesen Platz richtete die zoologische Gesellschaft ihr Augenmerk, obwohl sie die Schwierigkeiten, aus der Einöde eine parkähnliche Anlage zu schaffen, keineswegs unterschätzte. Der größte Theil der Hamburger Bevölkerung war sicherlich überzeugt, daß dieser Platz eine günstigere Umwandlung niemals würde erfahren können; einige Schreier und Unzufriedene, mit ihrem Jahrhundert Zerfallene aber waren freilich anderer Meinung. In dem Wasser des Badeteiches hatte man Spuren von Eisen entdeckt und verwahrte sich nun gegen die Absicht, den Teich mit moorigem Altterwasser zu vertauschen, während Andere in wirklich rührender Weise darauf hinwiesen, daß es der einzige Platz sei, wo die Kinder der Armen, sowie die Miuetelasse, ein Bad ohne Kosten nehmen könnten. Sie flehten „dringend und inständig, daß die Bürgerschaft nicht die Grausamkeit begehen möge, gedachten Badeplatz, der so manchen tausend armen Kinder die Gesundheit gewähre, gedachten lieben Kindern zu nehmen," und Andere endlich beschworen, daß die Hyänen, angelockt durch den zuweilen allerdings sehr bemerklichen Leichengeruch der Kirchhöfe ihre Käfige durchbrechen und auf den Friedhöfen, ihrer afrikanischen Natur getreu, allerhand Unfug stiften möchten. „Daß die Annehmlichkeit und jetzige Sicherheit der dortigen Gegend," sagt Einer, „durch die Nähe der wilden und zahmen Thiere dieser Menagerie nicht gerade gewinnen wird, ist wohl unzweifelhaft; mindestens wird man mit Sicherheit darauf rechnen können, daß der Miethbegehr nach Anlage und Vollendung des zoologischen Gartens sinken wird. Es ist doch immerhin möglich, wenn auch die Wahrscheinlichkeit nicht eine sehr große sein mag, daß durch Unvorsichtigkeit oder mangelhafte Einrichtung eine der Bestien sich veranlaßt fühlen möge, die Umgegend zu besuchen. Daß das aus einer Menagerie herrührende Geheul, das sich bekanntlich Nachts meist verstärkt und ohnedies dann empfindlich anzuhören ist, gerade keine Annehmlichkeit für die Bewohner der Umgegend ist, versteht sich von selbst." Von dem Nutzen, welchen ein zoologischer Garten bringt, schien man auch nicht gerade eine richtige Vorstellung gewonnen zu haben; wenigstens sagt Einer: „Von eigentlichem Nutzen kann doch durchaus nicht die Rede sein; denn einen Löwen von einem Tiger zu unterscheiden, weiß jeder Schulbube von sechs Jahren, da er so etwas aus Büchern, Menagerien u. dergl. längst gelernt hat." In dieser und ähnlicher Weise tummelte man sich auf dem in Hamburg keineswegs streng umschrankten Felde der Presse weidlich umher, und alle die angeregten Gründe schienen so wichtig, daß der von der Bürgerschaft zum Bericht niedergesetzte Ausschuß sie besonders wiederlegen und u. A. ausdrücklich hervorheben zu müssen glaubte, daß außer den Hyänen und einigen Vögeln kein Raubthier Leichen frißt, und diese daher nicht durch Leichengeruch gereizt werden können.

Doch Senat und Bürgerschaft bewilligten das Gesuch der Gesellschaft, und die Arbeiten konnten beginnen, und begannen auch mit einem Eifer, welcher selbst den Hamburger in Erstaunen setzte. Die Herren Ernst von Merck, A. Meyer, Schiller, Barth, de Traecker, Droege, Föhring, Hanbury, Lieben, Möbius, Nölting und Ruperti, welche am 28. Januar 1860 zuerst als vorläufiger Ausschuß zur Gründung eines Thiergartens zusammengetreten waren, wurden von der inzwischen gebildeten Gesellschaft zum Verwaltungsrath ernannt, die zunächst festgestellten 250,000 Mark Banco zusammen gebracht, die Baumeister erwählt und zunächst mit der Entwässlung und Vorbereitung des Grund und Boden begonnen.

Eine Menge von Geschenken flossen der Gesellschaft zu, mehrere Thierhäuser wurden von freigebigen Hamburgern erbaut und andere wenigstens durch reichliche Beiträge ermöglicht. Selbst die Damen sammelten eifrig Gelder ein und erreichten ihren Zweck, sodaß von ihren Beiträgen ein Thierhaus erbaut werden konnte. Schon im November 1862 war der größte Theil der begonnenen Bauten vollendet, zugleich aber auch das Geld ausgegeben. Der Verwaltungsrath sah sich deshalb genöthigt, in einer Versammlung der Actionäre neue 100,000 Mark Banco zu beanspruchen. Sein Gesuch fand fast einstimmige Annahme, und die betreffende Summe war innerhalb 24 Stunden gedeckt. Der gelinde Winter von 1862 zu 1863 förderte die Arbeit in unerwarteter Weise, und so konnte der Verwaltungsrath schon am 16. Mai dieses Jahres den festlich geschmückten Garten der Oeffentlichkeit übergeben. Von diesem Tage an sind die Arbeiten ohne Unterbrechung fortgeschritten, und gegenwärtig denkt man bereits wieder daran, neue Gelder herbei zu schaffen, um das Unternehmen so schleunig als möglich seiner Vollendung zuzuführen; daß auch diese dritte Forderung des Verwaltungsrathes bewilligt werden wird, unterliegt keinem Zweifel.

Leider aber ist die Freude an dem Gedeihen und Blühen des Gartens keine ungetrübte. Auch unsere Anstalt erlitt durch das am 6. Juli erfolgte Hinscheiden des Freiherrn Ernst v. Merck einen überaus schweren Verlust. Die Beliebtheit dieses allverehrten Mannes, sein ewig reger Feuergeist und seine gewinnende Liebenswürdigkeit haben dem Garten unberechenbar genützt. Wie allgemein dies anerkannt wird, geht daraus hervor, daß man beabsichtigt, das dem Andenken Merck's gewidmete Denkmal gerade im Garten, seiner liebsten Schöpfung, und zwar in Gestalt eines großen Gebäudes auszuführen.

Auf der Karte nimmt sich der Grundriß des Hamburger Thiergartens ziemlich sonderbar aus. Der Platz, welcher, beiläufig bemerkt, über 1½ Million Geviertfuß enthält, ist so unregelmäßig, als möglich, und namentlich durch eine sehr auffallende Verengung im ersten Drittheil seiner Länge unerquicklich eingeschnürt. Der Gartenbaumeister Jürgens aber hat es verstanden, demungeachtet eine höchst anziehende Anlage zu schaffen, und die beiden Baukünstler Meuron und Haller haben das Ihrige redlich gethan, durch passende Gebäude diese Anlage zu schmücken. Aus der früheren Ebene ist jetzt ein mannigfach bewegter Boden geworden. Das Erdreich, welches in und neben dem früheren Badeteiche lag, bildet jetzt einen Hügel, welchen man mit gleichem Rechte, wie viele andere unbedeutende Erhöhungen in der norddeutschen Ebene, Berg nennen kann. Man hat künstliche Wasserläufe, selbst Wasserfälle geschaffen, Grotten erbaut und Felsen aufgethürmt, das lauschaftliche Gepräge überhaupt so viel als möglich festgehalten und gerade hierdurch das Eine erreicht, jeden Besucher des Gartens zu befriedigen. Mit vieler Mühe und großem Kostenaufwand sind überall Bäume und Gesträuche gepflanzt worden, und wenn es auch bis jetzt noch sehr an Schatten fehlt, so wird diesem Mangel doch sicherlich abgeholfen werden, eher, als man denkt. Die Zahl der Gebäude ist bereits eine sehr namhafte, und die meisten sind bei aller Einfachheit höchst geschmackvoll ausgeführt. Dabei hat man das Besen und die Eigenthümlichkeiten der Thiere so viel als möglich in Betracht gezogen und mit größter Sorgfalt für jedes einzelne Thierhaus die geeignetste Stelle herausgesucht.

In dem vordern Theil des Gartens, zu dem man durch ein einfaches, aber hübsches Thor gelangt, herbergen die Hirsche, Raubvögel, Hühner und eins der sonderbarden und unschönsten Beuteltiere, der Wombat, welcher zur Bestätigung des oft gehörten Ausspruches, daß die Gegensätze sich berühren, in einem äußerst niedlichen Häuschen wohnt. An der schmalsten Stelle des Gartens steht das Affen- und Eichhörnchenhaus und das Maschinengebäude, welches die Anlagen mit Wasser zu versorgen hat. Unmittelbar neben dem Maschinengebäude beginnt oder endet der Wasserlauf. Man geht zuerst an einem längeren, bachartigen,

durch Anlagen und kleine Thierbehausungen mannigfach verzierten Graben dahin und gelangt sodann zu dem größten Teich des Gartens, auf welchem sich eine namhafte Zahl von Schwimmvögeln in größerer Freiheit als irgend wo anders umhertreibt. Links vom Wege ab liegt die Wolfsschlucht, ein höchst gelungener und durchaus eigenthümlicher Bau, welcher dem Wesen des Wolfes entspricht und der Phantasie des Beschauers den weitesten Spielraum läßt. Weiter nach Südwest hin erhebt sich der bereits genannte Hügel, den später eine Ruine krönen soll. An seinen Gehängen liegen die Behausung der Schafe, der kleinen Raubthiere, der Schweine und das Gehege der Walbhühner. An oberen Ende des Teichs hausen die Bisons und asiatischen Büffel, die Tapire, das Wasserschwein, die Bisamschweine, der Fischotter und die Rohrdommeln, neben dem obern Wasserlauf, der einen Gebirgsbach darstellt, die Kraniche, Marabus, Flamingos, Ibisse und ähnliche Stelzvögel.

Ein anderer Weg führt von hier aus an dem sogenannten Oekonomiehuppen vorüber, in welchem vorläufig noch die Raubthiere untergebracht sind, zur Wohnung des Inspectors, zum Strauſenhauſe, dem innerafrikanische Hütten zum Muster gedient haben, dem Spechtſig und endlich zu den Bärenzwinger, bis jetzt eins der großartigsten Gebäude des Gartens. Nördlich von ihm breitet ein zweiter Teich sich aus, welcher sein Wasser von einem versteckten, durch die Maschine gefüllten Becken empfängt, nachdem es eine in Tuffstein ausgeführte Grotte durchflossen hat und ungefähr zwanzig Fuß über Felsen hinabgestürzt ist. Der weitere Weg führt von hier aus zwischen den Lamas und Kameelen hindurch zu den Kängurus und von hier aus durch eine Baumallee, in welcher bei gutem Wetter Ara's und Papageien ihr Wesen treiben, zu den Gemsen und Mufflons, welche ein sehr nettes Schweizerhäuschen bewohnen, das auf einer zweiten Grotte errichtet ist. Nunmehr wendet man sich wieder rückwärts und kommt zunächst zu dem vorläufigen Ersatzhaus, dem Gehege der Stachelschweine und Agutis, dem Becken der Seehunde, dem Bloßhause, in welchem Zebus, Antilopen und Wildesel wohnen, und endlich, entweder längs des Teiches vorschreitend, oder mehr an der nördlichen Grenze dahingehend, auf den Mittelweg des Gartens zurück. Ungefähr ein Viertheil des gesammten Raumes ist gegenwärtig durch eine Umpflanzung von dem übrigen getrennt. Dieser Theil wird enthalten das bereits vollendete Aquarium, das großartigste, welches es giebt, das Raubthierhaus und ein großes Wintergebäude, in welchem Vögel und Lurche zugleich mit untergebracht werden sollen, während der Mittelbau bestimmt ist, dem Andenken Merd's gewidmet zu werden. Für Erhaltung größerer Pläße, welche später Antilopen, Giraffen, Elephanten, Nilpferden und dergleichen raumbedürftigen Thieren zum Aufenthalt gegeben werden sollen, ist Sorge getragen worden, und außerdem Hoffnung vorhanden, daß durch die zu erbauende Verbindungsbahn zwischen Hamburg und Altona möglicherweise noch ein etwaiger Zuwachs an Grund und Boden entstehen kann.

Schon gegenwärtig bietet die Bevölkerung des Gartens des Anziehenden und Unterhaltenden genug. Wir sind von dem Grundsatze ausgegangen, zunächst wenigstens gewisse Familien so vollständig als möglich zusammenzubringen, zumal solche, deren Mitglieder gern zu Geschenken benutzt werden. Und Geschenke erhält der Hamburger Garten mehr als jeder andere. Es verdient hervorgehoben zu werden, wie sehr jeder Hamburger, der in der Fremde lebt oder dort auch nur Verbindungen hat, bestrebt ist, dem Garten irgend ein Thier von dem er zuzuführen. Fast jedes Hamburger Schiff, welches von einer weiten Reise zur Heimath kehrt, hat für uns etwas an Bord. Wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten, daß fast jeder Tag uns ein Geschenk bringt, durchschnittlich gewiß.

Für den Kundigen ist es ein Genuß, unsere fast überfüllten Gehege zu betrachten, und selbst der Laie, welcher sich mühen muß, ein Thier von dem andern zu unterscheiden, lernt staunen über die Mannigfaltigkeit, welche wir schon jetzt dem Beschauer bieten können. Funfzehn Arten von Hirschen bevölkern den Vordertheil des Gartens, und gar stolze und stattliche sind darunter. Der Norden und Süden hat sie geliefert, das nordische Elch fehlt ebensowenig, als der amerikanische Wapiti. Neben dem seltenen Barasingahirsch steht der zierliche Spießhirsch aus Amerika, neben dem Pampashirsch der stolze Mähnenhirsch. Das große Raubvögelgebauer ist jetzt schon zu klein und bereits so überfüllt, daß viele gleich starke Arten untereinander leben müssen. Raubvögel aus Amerika, welche noch niemals lebend in Europa gezeigt wurden, zählen wir mit Stolz zu der Einwohnerschaft unseres Gartens. Das Gleiche gilt von unserm Hühnerhaus, in welchem zur Zeit noch eine sehr genischte, aber der Beachtung im höchsten Grade würdige Gesellschaft lebt. Für dieses Haus brachte uns von der Decken aus Mittelafrika ein lebendes Perlhuhn mit, von welchem man bis jetzt nur einen einzigen Balg nach Europa gesandt hatte. Daß die Steppenhühner aus der Mongolei, welche in diesem Jahre schaarenweise Deutschland besuchten und mir zu ausführlicherer Beschreibung Veranlassung geben werden, uns nicht fehlen, will ich besonders hervorheben. Ein kleines Rindenhäuschen beherbergt Eichhörnchen und Aeschen, ein anderer Käfig, welchen die Zweige einer Traueresche ganz umhüllen, eine Gesellschaft von Nachtreihern, so natürlich als möglich, und auf dem Teiche tummelt sich in buntem Gemisch eine zahlreiche Gesellschaft von Möven, Gänsen, Enten und Schwänen umher. Gerade dieser Teich pflegt die Beschauer besonders anzuziehen, und in der That bietet er ihnen ein Schauspiel, wie man es so leicht nicht wieder haben kann. Ich bin von dem Grundsatze ausgegangen, unsern Thieren so viel Freiheit als möglich zu gewähren. Diejenigen, welche leicht wieder zu erlangen sind, habe ich gar nicht in ihrem Treiben behindert. Möven und Enten, welche wir jung erhielten und bezüglich ausbrüten ließen, sind anfangs mit großer Vorsorge gepflegt worden und haben in unserm Garten wirklich ihre Heimath gefunden. Das Jägerange blickt verwandert auf die Wilkenten der verschiedensten Art, welche vom Wasser sich erheben, hoch auf in die Luft steigen, oft halbe Stunden lang aus dem Garten sich entfernen und doch regelmäßig wieder auf dem See desselben einfallen. Mehr als hundert kleine Möven führen alltäglich prächtige Flugspiele über dem Wasser auf, die schwarzen Störche fliegen nach ihrem Belieben aus und ein. Gar oft kommt es vor, daß diese Halbwilden von der Elbe und Alster oder sonst woher Gäste mitbringen, und wunchmal haben wir Hunderte von ihnen zu bewirthen. Wie sehr ein Garten durch diese Bewohnerschaft belebt wird, vermag sich nur Der vorzustellen, welcher wirklich unsere munteren Schaaren selbst gesehen hat.

Ueber unsere kleinen und großen Raubthiere kann ich mich hier nicht verbreiten. Gerade unter ihnen finden sich so viel theilnahmswerthe Gesellen, daß ich mir nicht vorgreifen, sondern sie mir lieber zu ausführlicher Schilderung an diesem Orte aufbewahren will. Dann verdienen noch unsere Kängurus einer besondern Erwähnung; denn gerade diese merkwürdige Familie besitzen wir in ziemlicher Vollständigkeit. Arm sind wir zur Zeit noch an Affen und an Schmuckvögeln, deren Behausungen entweder noch im Bau begriffen sind oder erst gebaut werden sollen. Immerhin aber beherbergt unser Garten schon jetzt 1200 Thiere in fast 200 Arten.

Es ist erfreulich, zu melden, daß der Besuch unsres Gartens die Anstrengungen, welche die Gesellschaft gemacht hat, über Erwarten belohnt. In den seit Eröffnung verflossenen fünf Monaten haben fast eine Viertelmillion (212,000) Personen den Garten besucht, Actionäre, Abonnenten und Freie oder Armenschüler unge rechnet. An einem einzigen Sonntage wurden bei ermäßigtem Eintrittsgelde 38,285 Karten ausgegeben. Die Einnahmen sind den entsprechend ganz ausgezeichnet gewesen und haben die Lebensfähigkeit der jugendlichen Anstalt zur Genüge bewiesen.

Der Musiktelegraph.

Die überraschenden Ergebnisse im Gebiete der Telegraphie haben sicherlich schon oft die Frage angeregt, ob es nicht auch möglich sei, die Tonsprache selbst in die Ferne mitzutheilen. Die dahin zielenden Versuche konnten jedoch insofern bis jetzt kein einigermaßen befriedigendes Resultat liefern, als die Schwingungen der schallleitenden Körper bald so sehr an Kraft abnehmen, daß sie für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbar sind. An ein Wiedergabe der Töne in gewissen Entfernungen, und zwar unte

Mithülfe eines galvanischen Stromes, hat man vielleicht gedacht, aber an der praktischen Lösung dieser Aufgabe haben jedenfalls gerade tiefeingen am meisten gezweifelt, welche durch ihre Kenntnisse und Hülfsmittel befähigt gewesen wären, die Sache in Angriff zu nehmen. Denn mit den Lehren der Physik nur oberflächlich Bekannten scheint diese Aufgabe, wenn er dieselbe überhaupt kennt, weit weniger Schwierigkeiten zu bieten, weil er eben die meisten nicht voraussieht. So hatte auch vor etwa elf Jahren schon ein junger Mann, Herr Philipp Reis, gegenwärtig Lehrer der Naturwissenschaften am Garnier'schen Knabeninstitute in Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, die Kühnheit, die erwähnte Aufgabe lösen zu wollen; er fand sich aber sehr bald genöthigt, davon abzustehen, weil gleich der erste Versuch ihn von der Unausführbarkeit der Lösung zu überzeugen schien. Später jedoch, nach weiteren Studien und manchen Erfahrungen sah er ein, daß sein erster Versuch ein sehr roher, keineswegs überzeugender gewesen, indeß griff er die Frage nicht sobald wieder ernstlich auf, wahrscheinlich weil er sich den Hindernissen des zu betretenden Weges nicht gewachsen fühlte, obschon er das Jugendproject nie wieder ganz aus seinen Gedanken verbannte.

Wie sollte ein einziges Instrument die Gesammtwirkungen aller bei der menschlichen Sprache betheiligten Organe zugleich reproduciren? — Dies erschien ihm als Hauptfrage, die er nachmals strenger dahin formulirte: „wie nimmt unser Ohr die Gesammtschwingungen aller zugleich thätigen Sprachorgane wahr?" oder allgemeiner ausgedrückt: „wie nehmen wir die Schwingungen mehrerer zugleich tönender Körper wahr?"

Wenn wir einen Stein in ruhiges Wasser werfen, so erzeugen sich auf dem Spiegel einförmige Wellen, die nach außen zu gleichmäßig fortschreiten; je weiter sie gehen, um so schwächer werden sie, bis sie endlich verschwinden.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem, was wir Schall und Ton nennen. Ein durch irgend einen Anstoß in Schwingungen versetzter (vibrirender) Körper erschüttert die um ihn befindliche Luft und erregt in ihr Wellen, die in derselben Geschwindigkeit einander folgen, wie die Erschütterungen des Körpers. Ebenso wie jene Ringe auf dem Wasser aus Anschwellungen und Vertiefungen bestanden, so bestehen diese Luftschwingungen aus abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen. Treffen sie unser Ohr, so drängt jede Verdichtung das Trommelfell nach dem Innern der Paukenhöhle, der Apparat der daran liegenden Gehörknöchelchen wird in Bewegung gesetzt, und durch diesen theilt sich die Erschütterung der Schneckenflüssigkeit mit, in welcher die Gehörnerven endigen. Die letzteren werden erregt und rufen die Schallempfindung hervor.

Folgen sich nun die Erschütterungswellen regelmäßig und mit einer gewissen Geschwindigkeit (mindestens 16 in der Secunde), so haben wir die Empfindung eines musikalischen Tones. Derselbe wird um so höher, je rascher die Verdichtungen sich folgen, um so lauter, je stärker sie werden, je höher gewissermaßen die Wellen ansteigen.

Etwas anderes als Berechnungen und Verdünnungen, Wellenberge und Wellenthäler, kann auf unser Ohr nicht wirken. Und trotzdem empfangen wir die mannigfachen Gehöreindrücke, wir unterscheiden den Klang der Stimmen, wir hören zu gleicher Zeit nach ganz verschiedenen Richtungen und sondern das Gehörte doch nach den einzelnen Quellen, ja in einem vollständigen, großen Orchester tritt uns jedes der zahlreichen Instrumente durch seinen eigenthümlichen Klang besonders hervor, sodaß wir in jedem Momente den Totaleindruck in seine vielen, nach Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche oder nach der Klangfarbe verschiedenen Bestandtheile zerlegen.

Bleiben wir bei unserm Bilde, so ist dies ohngefähr dasselbe, als wenn wir zwei oder mehrere Steine an verschiedenen Stellen eines ruhigen Teiches in das Wasser werfen. Die Wellenzüge durchkreuzen sich, sie verstärken sich an einzelnen Punkten, an anderen schwächen sie sich, und die Oberfläche erhält ein krauses, guillochirtes Aussehen. Trotzdem aber findet unser Auge leicht die einzelnen Ringsysteme heraus und bezieht sie zurück auf ihre verschiedenen Ursachen.

Gelingt es nun also, die Schwingungen eines tönenden Körpers durch den galvanischen Strom so in die Ferne zu übertragen, daß dort ein anderer Körper in gleich rasche, und unter sich verhältnißmäßig gleich starke Schwingungen versetzt wird, so ist das Problem des „Telephonirens"* gelöst.

Denn es werden dann genau dieselben Wellenerscheinungen an dem entfernten Punkte hervorgerufen, wie sie an dem Ursprungsorte das Ohr empfängt; sie müssen also auch denselben Eindruck machen. Das Ohr wird an dem entfernten Punkte nicht nur die einzelnen Töne nach ihrer wechselnden Höhe und Tiefe, sondern auch nach der verhältnißmäßigen Stärke der Schwingungen unterscheiden, und nicht nur einzelne Melodien, sondern ganze Orchesteraufführungen, ja auch Reden müssen zu gleicher Zeit an den von einander entlegensten Orten gehört werden können.

Die Möglichkeit der Lösung dieser Aufgabe hat nun Hr. Reis zuerst durch Experimente nachgewiesen. Es ist ihm gelungen, einen Apparat zu construiren, welchem er den Namen Telephon giebt und mittels dessen man im Stande ist, Töne mit Hülfe der Elektricität in jeder beliebigen Entfernung zu reproduciren. Nachdem er schon im October 1861 mit einem ganz einfachen, kunstlosen Apparate in Frankfurt a. M. vor einer zahlreichen Zuhörerschaft einen mit ziemlichem Erfolg gekrönten Versuch angestellt, legte er am 4. Juli a. J. ebendaselbst in der Sitzung des physikalischen Vereins seinen seitdem wesentlich verbesserten Apparat vor, der bei verschlossenen Fenstern und Thüren mäßig laut gesungene Melodien in einer Entfernung von circa 300 Fuß deutlich hörbar übertrug.

Um nun auch einem noch größern Kreise, besonders Fachmännern, Gelegenheit zu geben, sich von der Wirksamkeit dieses in der That gegenwärtig wesentlich verbesserten Apparates durch den Augenschein zu überzeugen, stellte Prof. Böttger in Frankfurt a. M. auf der vor Kurzem in Stettin abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in einer der Sectionssitzungen für Physik gleichfalls mehrere Versuche damit an, die sicherlich von einem noch weit größeren Erfolge gekrönt worden wären, wenn das Sitzungslocal in einer geräuschloseren Gegend und von einer etwas weniger zahlreichen Zuhörerschaft erfüllt gewesen wäre.

Mag man nun auch zur Zeit noch weit davon entfernt sein, daß man mit einem mehrere Meilen entfernt wohnenden Freunde werde eine Conversation führen können, so steht doch jetzt schon so viel fest, daß man mittels des Telephons Gesangflüsse aller Art, Melodien, die sich besonders in den mittleren Tonhöhen bewegen, auf das Deutlichste in unbegrenzt weiter Ferne zu reproduciren im Stande ist. Diese wunderbaren Resultate werden mit folgendem einfachen Apparate erreicht, den wir hier in seiner vierteltnatürlichen Größe bildlich folgen lassen.

Ein kleines Kästchen A (das eigentliche Telephon), eine Art hohler Bürfel, hat eine Schallöffnung S an der Vorderseite, und eine etwas kleinere Oeffnung an der obern Seite des Kästchens. Letztere ist mit einer feinen Membran (Haut aus Schweinsblinddarm) geschlossen und dieselbe straff gespannt. Ein schmaler Streifen von Platinblech m, der mit der Klemmschraube d in Verbindung steht, berührt die Membran unmittelbar in ihrer Mitte; ein federnder Platinstift k, der an dem Winkel a b befestigt, berührt jenes auf der Membran ruhende Platinblechstreifchen. Singt man nun in die Schallöffnung S (indem man dieselbe mit dem Munde ganz ausfüllt), so geräth die dünne Membran in Schwingung, der sie unmittelbar berührende Platinblechstreifen erlangt dadurch gleichfalls eine schwingende Bewegung, so daß derselbe bald gegen den federnden Platinstift k angedrückt wird, bald denselben verläßt.

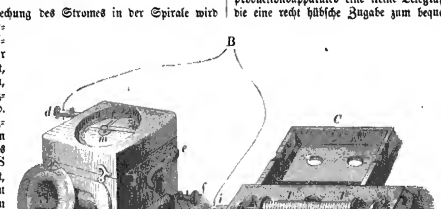
Wenn nun von der Klemmschraube d, welche mit dem auf der Membran ruhenden Platinstreifen communicirt, ein Leitungsdraht mit dem einen Pol einer galvanischen (aus circa 3—4 fechszölligen Bunsen'schen Elementen bestehenden) Batterie B verbunden wird, und dann die Elektricität durch einen an dem andern Pol der Batterie befestigten Draht auf die entfernte Station C geleitet, dort bei i durch eine aus dünnem mit Seide umsponnenen Kupferdrahte gebildete Spirale ll geführt, dann wieder zurück nach der Klemmschraube f und von da zum federnden Platinstift k geleitet wird, so entsteht durch jede Schwingung der Membran eine Unterbrechung des elektrischen Stromes, indem die Platinspitze das Platinblechstreifchen verläßt.

Innerhalb der Drahtspirale auf der Station C liegt nun ein dünner Eisendraht (eine starke Stecknadel), welcher circa zehn Zoll lang ist und mit seinen beiderseitig aus der Spirale etwa

* „Telephonieren" ein nach dem Griechischen gebildetes Wort, was „in die Ferne tönen" bedeutet, wie „teleskopiren" in die Ferne sehen.

zwei Zoll hervorragenden Enden auf zwei Stegen eines Resonanzbodens ruht. Diese mit dem Eisendraht versehene, auf einem Resonanzboden ruhende Spirale bildet den Reproductionsapparat.

Durch jede Unterbrechung des Stromes in der Spirale wird das Eisenstäbchen in Erschütterung versetzt. Folgen dieselben sich mit einer gewissen Geschwindigkeit, so erzeugen sie einen Ton, der durch den Resonanzboden hörbar gemacht wird. Da nun die Geschwindigkeit der Unterbrechung von der Höhe und Tiefe des in die Schallöffnung S gesungenen Tones abhängt, so klingt uns von dem Resonanzboden der Ton genau so hoch oder so tief wieder, als er auf der Ausgangsstation in den Apparat gesungen wurde. Hierauf hat die Länge der Leitung keinen Einfluß. Allerdings verliert der elektrische Strom, je weiter er geht, um so mehr von seiner Kraft, aber was hindert denn, wie beim Telegraphiren, Reisbatterien unterzulegen, und durch dieselben eine beliebig große Anzahl reproducirender Apparate in demselben Raume in gleichmäßige Bewegung zu setzen?



Das Telephon.

Herr Reis hat sich bemüht, seinen verbesserten Apparaten eine auch dem Auge gefällige Form zu geben, so daß sie in jedem physikalischen Cabinet einen Platz würdig ausfüllen werden. Außerdem hat derselbe an der Seite sowohl des Telephons, wie des Reproductionsapparates eine kleine Telegraphie-Vorrichtung angebracht, die eine recht hübsche Zugabe zum bequemen Experimentiren bildet (in obiger Zeichnung durch die Buchstaben e f h g angedeutet). Durch die abwechselnde Art des Oeffnens und Schließens der galvanischen Kette mittels des Schlüssels o oder h lassen sich nach gegenseitiger Uebereinkunft die mannigfaltigsten Zeichen geben, z. B. ob man zum Singen bereit, ob Alles gut verstanden, ob man zu singen aufhören oder von Neuem wieder anfangen solle u. s. w.

Die wichtigsten Theile des Telephons, zu deren Herstellung ein nicht geringer Grad von physikalischen Kenntnissen und Erfahrungen gehört, wird Herr Reis selbst anfertigen, die Beschaffung der Nebentheile und die äußere Ausstattung aber hat er dem Mechaniker Herrn Wilhelm Albert in Frankfurt am Main übertragen, welcher gleichzeitig in den Stand gesetzt ist, das Instrument zu einem billigen Preise etwaigen Liebhabern zu überlassen.

Ein schleswigscher Bauer.

Erinnerungen aus dem Jahre 1800.

Ich saß mit meinem Freunde in dem Omnibus und fuhr in das Land hinein. Das Gespräch kam bald wieder auf die Zustände der Herzogthümer, und Jeder wußte eine Nichtswürdigkeit des dänischen Bevölkungssystems zu erzählen. Plötzlich unterbrach ein fröhliches Lachen in der einen Ecke des Wagens unser Gespräch. „Was ist da los?“ frug ich verwundert über die Fröhlichkeit, die bei den ernsten Schleswigern sonst sehr selten ist.

„Ich werde es Ihnen erzählen,“ sagte mein stämmiger Nachbar zur Linken, nachdem er sich noch einmal recht nach Herzenslust satt gelacht hatte. „Sie wissen doch, daß die Dänen seit einiger Zeit Jagd machen auf unsere Hauslehrer und Gouvernanten, welche sich die Hofbesitzer angeschafft haben, um die Kinder nicht in die dänische Schule zu schicken. Wir können die lieben Kinder doch nicht wild aufwachsen lassen, wie unsere Pferde und Kühe. Und die Schulmeister, welche man uns aus Kopenhagen in's Land geschickt hat, sind noch dümmer, als unsere dümmsten Knechte. Auch ist der Unterricht in deutscher Sprache, bis auf drei oder vier Stunden die Woche, in den Schulen auf dem Lande gänzlich abgeschafft. Sie wissen das ja, nicht wahr?“

Ich nickte stumm.

„Nun, mancher Landmann hat nicht die Mittel, sich allein einen Hauslehrer anzuschaffen oder eine Gouvernante. Das leiden unsere Pröpste und Hardesvögte aber durchaus nicht, daß derselbe Hauslehrer die Kinder mehrerer Familien unterrichtet. Wird das bekannt, so muß er fort. In Z. — es liegt zwei Stunden von hier, sehen Sie, dort hinaus über jenen Erlenwald — hat ein Hofbesitzer sich eine Gouvernante aus Holstein kommen lassen, um seine beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, zu unterrichten. Sie gab zugleich den Kindern eines seiner Verwandten, der eine Viertelstunde von seinem Hofe wohnt, Unterricht. Der Hardesvogt kam dahinter und ließ ihn zu sich rufen. Er drohte ihm mit funfzig Bankthaler Brüche, wenn er nicht sofort die Gouvernante abschaffe, falls dieselbe nicht den gemeinschaftlichen Unterricht aufgebe. „Aber mein Vetter kann sich doch selbst eine Gouvernante für seine Kinder halten, Herr Hardesvogt?“ fragte er. — „Das kann er, wenn er sie bezahlen kann,“ erwiderte der Hardesvogt. — Nach einiger Zeit kam eine zweite Gouvernante in Z. an. Sie zog zu dem Vetter des Hofbesitzers. Der Hardesvogt, der Pastor, der Schulmeister, der Gensd'arm mußten sich jetzt beruhigen. Täglich, wenn sie vorübergingen, um zu spioniren, sahen sie die neue Gouvernante geputzt am Fenster sitzen, die Kinder saßen ihr gegenüber. Sie hatte ein Buch in der Hand und die Kinder auch.“ —

„Aber ich finde in der ganzen Geschichte noch nichts Lächerliches.“ —

„Es ist ja gar keine Gouvernante,“ rief mein Nachbar, „es ist eine Verwandte, welche auf Jahr und Tag zum Besuch gekommen ist. Sie sitzt nur einige Stunden des Tages mit den Kindern am Fenster, wenn der Hardesvogt und der Pastor vorübergehen, und hört übrigen die Lectionen ab, welche sie nach wie vor bei der eigentlichen Gouvernante haben. Denn der Hardesvogt kann doch die Kinder nicht hindern, sich gegenseitig zu besuchen.“

Jetzt lachte ich ebenfalls.

Nun,“ rief mein Freund, den ich auf seinem Hofe besuchen wollte, in den Wagen hinein, „nächstens wird der dänische Pastor die Geschichte merken, dann werden die beiden Bettern in Z. die beiden Gouvernanten, die echte und die falsche, auf einmal verlieren und hundert Bankthaler Brüche auch dazu bezahlen müssen. Die Geschichte des Hofbesitzers Berkhahn hat doch Jeder noch wohl in der Erinnerung.“

„Was ist denn mit Berkhahn?“ fragte ich.

„Nun, was ist? eine skandalöse Geschichte von Polizeiwillkür, Rechtsverweigerung und Brutalität, wie sie selten in einem europäischen Lande vorgekommen sein mag, wie sie hier aber a'e Tage passirt. Der Hofbesitzer Berkhahn ist aus Preußen gebürtig, seine Frau ist die Tochter eines Arztes in Schleswig. Natürlich ist in der Familie Deutsch die ausschließliche Umgangssprache. Für den Unterricht der Kinder befand sich im Hause eine Gouvernante, die Tochter eines Rathsherrn aus Schleswig. Bei der Special-Kirchenvisitation mußte sich die Gouvernante mit den Kindern in der Kirchspielschule zu Bruxdorf einfinden, damit die Kinder an der von dem dänischen Propst angestellten Schulprüfung Theil nähmen.

Da der Propst in der Religion in dänischer Sprache examinirte, welche die Kinder nicht verstanden, so antworteten diese regelmäßig falsch. In Folge dessen erklärte der Propst nach Beendigung des Examens dem Hofbesitzer, daß die Gouvernante binnen acht Wochen ein dänisches Examen zu bestehen habe, widrigenfalls sie entlassen werden müsse. Da dieselbe sich zu einem solchen Examen zu stellen nicht für gut befand, erging von Seiten des Kirchenvisitoriums ein Rescript an Berthahn, binnen vierzehn Tagen die Gouvernante bei einer namhaften Strafe zu entlassen.

Der König verweilte damals, wie er gewöhnlich thut, auf dem Schlosse Glücksburg. Es gelang dem Berthahn, eine Audienz bei dem König zu erhalten. Derselbe sagte ihm, da er einmal in einem gemischten Distriet wohne, so könne auch mit seinen Kindern keine Ausnahme gemacht werden, und fragte, ob denn nicht noch einige alte Leute im Kirchspiel wohnten, welche Dänisch verständen, worauf Berthahn antwortete, daß er sechs Jahre Kirchenvorsteher gewesen sei und das Kirchspiel genau kenne, daß es aber Niemanden im Kirchspiel gebe, der eine dänische Predigt verstehe, wenn auch mehrere, welche als Soldaten in der dänischen Armee gedient hätten, einzelne dänische Wörter verständen; die Kirche sei deshalb bei dem dänischen Gottesdienst auch immer leer.

Ueber den Inhalt dieser Audienz brachte der Altonaer Mercur eine Notiz. Plötzlich wurde gegen Berthahn eine Untersuchung eröffnet, derselbe vom Hardesvogt gerichtlich vernommen, und nach Verlauf von einigen Wochen war Berthahn vom Polizeigericht zu Strundorfshardte zu einer zehntägigen Gefängnißstrafe und zu den bedeutenden Processkosten verurtheilt, weil er sich der Agitation gegen die Verfassung schuldig gemacht habe. Daß die Gouvernante längst entlassen war, versteht sich von selbst. Nicht wahr, das ist doch ein denkwürdiges Urtel? Ein Urtel, wie es nur ein dänischer Gerichtshof sprechen kann. Jemanden zu zehn Tagen Gefängniß verurtheilen, weil er die Worte mitgetheilt hat, welche der König zu ihm äußerte. — Ich muß dagegen hinzufügen, daß Berthahn wider alles Erwarten in zweiter Instanz vom Appellationsgerichte freigesprochen wurde; die Kosten mußte er aber dennoch bezahlen. In Criminaluntersuchung war er aber doch gewesen, und wenn er nun nicht appellirt hätte, was dann? Dann hätte er doch richtig seine zehn Tage abgesessen. Das nennt man in Schleswig dänische Gerechtigkeit!"

Der Wagen hielt, als mein Nachbar mit der sabelhaften Geschichte, von deren vollständiger Wahrheit ich mich später durch Einsicht der Acten selbst überzeugt habe, gerade zu Ende war. Das Ziel unserer heutigen Reise war erreicht. Der Hof, den ich besuchen wollte, war nur einige Minuten von dem Punkte der Landstraße, wo der Wagen hielt, entfernt.

Wir stiegen aus. Der Kutscher reichte uns das Gepäck von dem Verdeck. Ich schüttelte meinem flämmigen Reisegefährten, der für seine breite Figur jetzt hinreichend Platz auf der Bank fand und es sich bequem machte, zum Abschiede herzlich die Hand, rief den Andern ein „Lebewohl" zu, und der Wagen rollte weiter. Der Hofbesitzer gab einem Bauerburschen, der vor der Thüre des Posthauses umherlungerte, Auftrag, meinen kleinen Koffer nach seiner Wohnung zu tragen, und trat in das Posthaus. „Nur ein paar Minuten," sagte er, „ich will nachsehen, ob Briefe für mich da sind."

Nach einigen Minuten kam er zurück, zwei Briefe in der Hand. Sein Gesicht sah zornig und erregt aus. „Was haben Sie denn?" rief ich ihm entgegen; „Sie haben sich geärgert!"

„Soll man sich nicht ärgern?" erwiderte er, „täglich neue Erbärmlichkeiten! Und immer so kleinlich! Sehen Sie diese beiden Briefe. Da ist mein Name und mein Wohnort, welche selbstverständlich in deutscher Sprache geschrieben sind, weil ich in einem ganz deutschen Distriete wohne, wo auch nicht ein einziger Däne zu finden ist, nun von den dänischen Postbeamten des Absendungsortes durchgestrichen und in dänischer Sprache darüber geschrieben."

„Das ist so albern, daß ich kaum darüber lachen kann."

„Glauben Sie das nicht, der Grund ist mir ganz klar. Es ist schon mehrmals geschehen. Einer meiner Nachbarn hat neulich auch bereits eine in dänischer Sprache geschriebene Verfügung bekommen. Auf Grund von so wenigen Thatsachen, welche uns gewaltsam aufgedrungen werden, wird dann unser Distriet nächstens für einen „gemischten Distriet" erklärt. Und dann wird in unserer Kirche am nächsten Sonntage dänisch gepredigt, der deutsche Unterricht wird in der Schule ausgerottet, auf dem Wegweiser dort am Wege, den Sie da sehen, wird der Name des Dorfes in dänischer Sprache geschrieben — und wir sind Alle über Nacht mit Haut und Haar Dänen geworden. Sehen Sie mal meinen Namen da an auf dem Briefcouvert. Wie er sich verdänscht ausnimmt! Ich kenne ihn kaum wieder. Pfui, über dies nichtswürdige Gesindel! Wie, ist Ihnen solch eine Schändlichkeit schon vorgekommen?"

Wüthend riß er beide Briefcouverts in Stücken und trat sie in den Straßenschmutz.

Einige Schritte ging er schweigend neben mir her. „Erzählen Sie meiner Frau und meiner Tochter diese neue Erbärmlichkeit nicht," sagte er dann mit immer noch zorniger Stimme, „wir sind gleich zu Hause. Da sehen Sie meinen Hof."

Ich sah in der Richtung seiner Hand nach rechts. Einige funfzig Schritt von der Straße erblickte ich das Besitzthum meines Gastfreundes. Es war ein nach der Straße offenes Viereck, Alles geräumig und massiv, das Mauerwerk von gelbgrauen Ziegeln mit weißgestrichenen Fugen. Das Mittelgebäude war das Wohnhaus, die Seitengebäude bildeten die Scheunen und die Ställe. Sämmtliche drei Gebäude waren mit Stroh gedeckt. Die Fenster waren hoch und breit, die Fensterrahmen grün gestrichen, die großen Spiegelscheiben leuchteten in den Strahlen der Nachmittagssonne, zu der grüngestrichenen Thür führten einige Steinstufen. Vor dem Mittelgebäude erhob sich eine Colonnade verschnittener Linden. In einem weiten Kreise waren die Gebäude von einem Obstgarten umgeben, der in Schleswig den Namen „Apfelhof" führt, und ein Staket von zierlich grün- und weißgestrichenen Pfählen, welches sich nach der Straße hin in ein breites, mit vielerlei Zierrath versehenes Thor öffnete, umfriedete das ganze Besitzthum, an dessen hinterer Seite sich der Gemüsegarten anschloß, den man in Schleswig den „Kohlhof" nennt. Der Hof hatte ganz das Aussehen eines stattlichen adligen Gutes. Es fehlte nur der Hausgraben und die Ziegel- oder Schieferbedachung der Gebäude. Es herrscht in Schleswig ein großer bäuerlicher Wohlstand. Wie die Edelhöfe meistens von ziemlich anspruchslosem Aeußeren sind, haben sich die Parcellisten oder Husner stattliche Häuser gebaut, deren innere Räume mit allem Comfort versehen und oft mit einem prächtigen Mobiliar, mit Teppichen, Stutzuhren, eleganten Schreibtischen, bequemen Schaukelstühlen, Pianinos und großen Spiegeln mit vergoldeten Rahmen versehen sind.

„Das ist eine prächtige Besitzung!" konnte ich nicht unterlassen auszurufen. „Bei mir in Westphalen giebt es auch derartige große Bauergüter, aber es fehlt überall dort die Reinlichkeit, die Zierlichkeit und der Geschmack, wodüber ich hier bei Euern Bauerhäusern staune. Statt des hübschen Gartens findet man vor Düngerhaufen und oft eine große Pfütze auf dem Hofe."

Mein Gastfreund fühlte sich sichtlich geschmeichelt von dem Lobe, welches ich seinem Hofe spendete. Der schleswigsche Bauer ist stolz auf seine Wohlhabenheit und liebt es, diese auch im Aeußeren zur Schau zu tragen. Schöne und geschmackvoll eingerichtete Wohnungen, modische seidene Kleider, Hüte nach der neuesten Mode, stattliches Vieh, prächtige Pferde, zierliche Wagen sieht man überall auf dem Lande. Manche Hochzeit und manche Kindtaufe wird blos deshalb in so stattlicher Weise gefeiert, um recht viele Gäste einladen und seinen Reichthum so recht zeigen zu können. Der schleswiger Bauer liebt das Geld, wie alle Bauern in der Welt, aber derselbe ist kein Filz, kein Knicker; er heirathet schwer die Tochter eines Tagelöhners, weil sie ihm kein Vermögen mit in's Haus bringt und weil die veränderte Wirthschaft doch einen größern Aufwand erfordert; aber seine Gastfreundschaft ist unbegrenzt, reichlich theilt er den Armen und Nothleidenden mit, und während der Kriegsjahre, welche wahrlich auf manchen Theilen des Landes schwer gelastet haben, war ihm für sein Vaterland kein Opfer zu groß. Er gab es freiwillig und mit Freuden. Aber er bildet sich auf seinen Reichthum, auf seine Bildung, auf seine Beliebtheit, auf seine politischen Kenntnisse auch nicht wenig ein. Besonders zeigt er diesen ganz gerechtfertigten Stolz den Inselländen gegenüber. Er betrachtet seinen Hardesvogt, seinen Pastor, seinen Schulmeister, welche ihm die Regierung in Kopenhagen seit zehn Jahren statt der früher aus dem Lande gebürtigen Geistlichen und Beamten in's Land geschickt hat, wie armselige Lumpe, welche gekommen sind, um sich fatt zu fressen, weil sie auf ihren Inseln Hunger leiden, und sieht sie hochmüthig über die Achsel an. Daß er mit diesen Hungerleidern und „Leberedern" (Leve'rod ist das Brod zum Leben) jeden gesellschaftlichen Verkehr vermeidet, versteht sich von selbst

Er würde es auch ohne den politischen Haß thun, der täglich mehr heranwächst im Lande und riesengroß zu werden droht, — aus Geringschätzung und im Bewußtsein seines eigenen Werthes.

Mein Gastfreund führte mich zuerst in seinen auf der rechten Seite des Hauses belegenen Kuhstall. Der Kuhstall ist der Stolz des schleswigschen Bauern. Auf stattliches Vieh wird außerordentlich viel gehalten, meistens noch mehr, als auf schöne Pferde. Geringe Aeußerlichkeiten in der Farbe oder in der Bildung des Kopfes oder der Hörner werden oft sehr hoch bezahlt. Ich habe zuweilen stundenlang im Wirthshaus drei oder vier Bauern um den Tisch sitzen sehen. Sie waren in ernste Unterhaltung vertieft, und wenn ich hinantrat, um an dem Gespräch Theil zu nehmen, so handelte es sich um die Vorzüge dieser oder jener Kuh, welche einer von ihnen so eben gekauft hatte. Im Kuhstall meines Freundes war es heute leer; sein Vieh war auf der Weide zwischen den Knicks. Er versprach, mich am andern Morgen hinzuführen; heute sollte ich nur die außerordentliche Reinlichkeit und Sauberkeit in seinen Ställen bewundern. Von dort ging es in den Milchkeller, die Freude der schleswigschen Bäuerin. Dann wurden mir von einem Knecht, der in den im Lande üblichen Holzschuhen, welche den ganzen Fuß umschließen und vorn in der Spitze schnabelartig in die Höhe gebogen sind, einherschritt, zwei schöne Pferde anglischer Race vorgeführt, welche der Hofbesitzer zum Reiten für sich und seine Tochter angeschafft hatte, und welche zu keinem andern Zwecke verwandt wurden. Alle andern Pferde waren auf dem Acker beschäftigt. Der Pferdestall war äußerst sauber und reinlich gehalten, weiß getüncht, die Raufen von Eisen, ein Weg, mit breiten Steinen belegt, führte in der Mitte zwischen den Ständen hindurch. Auch nicht der geringste Schmutz war in den Ständen zu bemerken. Alles war gefegt, gespielt und gewaschen, wie im Marstall eines reichen Edelmannes, welcher seinem Besitzer einzig und allein zum Luxus dient. Ich konnte nicht umhin, meine Bewunderung über die überall herrschende Sauberkeit und Ordnung auszusprechen.

„Nun kommen Sie, jetzt will ich Sie zu meiner Familie führen," sagte der Hofbesitzer, als wir mit der Besichtigung der Ställe und des Mitchkellers zu Ende waren. Wir gingen durch den Blumengarten, in dem ich einige künstlich mit bunten Muscheln ausgelegte Beete erst genauer betrachten mußte, zu der steinernen Treppe, welche zu der Thüre des Wohnhauses führte. Wir traten ein. Auf dem hellgestrichenen, gedielten Vorplatz öffneten sich nach beiden Seiten mehrere Thüren von getäfeltem Holz zu zwei Zimmereihen.

Der Hofbesitzer brachte mich in den „Saal", der gleich links der Hausthür zunächst lag. Der „Saal", auch „Pesal" genannt, ist der größte und am reichsten eingerichtete Raum im Hause eines schleswigschen Bauern. Im „Saal" werden die Gäste empfangen; dort finden die Hochzeiten und Kindtaufen statt; dort werden die Schmäuße abgehalten, und dort wird auch das Leichenmahl gegeben, wenn der Besitzer des Hofes oder eins seiner Familienmitglieder aus dem Hause hinausgetragen wird zur ewigen Ruhe. Auch der Saal meines Gastfreundes war ein großes und äußerst stattliches Gemach, die Wände und die Decke waren tapezirt, vergoldete Leisten rahmten die Tapeten in den Ecken, an der Decke und am Boden ein, welcher in brauner Farbe gestrichen und spiegelglatt gebohnt war. Große, reichgeflechte Teppiche waren vor den Sophas und unter den Tischen ausgebreitet, sämmtliche Mobilien waren von ganz neumodischer Form, von Palissanderholz und hier und da mit Elfenbein und vergoldeten Zierrathen angelegt. In der einen Ecke stand ein prächtiges Pianino, in der andern ein mit Roßhaar gepolstertes, großes und bequemes Sopha hinter einer großen Tafel von Mahagoniholz, deren nach dem innern Raum offene Seite von mehreren bequemen und mit Stickereien bedeckten Armstühlen und Schaukelstühlen umstellt war. Ein breiter Spiegel, aus nur einem einzigen Stück vortrefflichen Glases bestehend, in übergoldeter Einfassung, reich mit Blumen und Arabesken verziert, reichte von dem gefälteten Boden bis zu der tapezirten Decke, aus deren Mitte ein Kronleuchter aus vergoldeter Bronze herabhing. Dem Pianino gegenüber stand ein großer, reich mit Elfenbein ausgelegter Schreibsecretair. Mein Freund ging hinaus, um seine Frau und Tochter, welche im „Kohlhof" waren, unsere Ankunft anzuzeigen. Ich hatte während seiner Abwesenheit Muße genug, mir den Saal des schleswiger Bauern genau zu betrachten. Die ganze Einrichtung war zierlich, reich und geschmackvoll. An der einen Wand war eine Etagère mit Büchern angebracht. Unter einigen classischen und belletristischen Werken der neuesten deutschen Literatur fand ich dort die „schleswig-holsteinischen Briefe" von Moritz Busch, und das Buch des Pastors Balentiner „über das Kirchenregiment in Schleswig", prächtig eingebunden, daneben Uhland's und Geibel's Gedichte. An der dem Spiegel gegenüber liegenden Wand war eine kostbare, große Stutzuhr auf eine Console von vergoldeter Bronze aufgestellt; die breite, der Eingangsthür gegenüber befindliche Wand war mit einer Reihe von Bildern geschmückt. Unter ihnen befand sich ein Steindruck, die deutsche Majestät der letzten schleswigschen Ständeversammlung darstellend und ein mit großer Sauberkeit in Wasserfarben gemaltes Schiff. Es war ein Zweimaster. Das Schiff gehörte dem Hofbesitzer, wie er mir hernach erzählte, führte für seine Rechnung Waaren über's Meer, und befand sich augenblicklich in Valparaiso.

Dann führte mein Gastfreund seine Frau und seine Tochter in den Saal, um mich ihnen vorzustellen. Erstere war eine angehende Vierzigerin, groß und stattlich, blond, mit einem intelligenten Gesicht, aus Holstein gebürtig. Schleswig und Holstein waren auch hier durch Familienbande verschwägert, wie bei vielen Familien in den Herzogthümern; die Tochter war ein hübsches, junges Mädchen von zwanzig Jahren, von schlanker, zarter Figur, mit hellblondem Haar und weißem, rosig angehauchtem Teint. Das „Unglück im Lande" war auch hier nach wenig Minuten der Gegenstand, auf den sich das Gespräch hinwandte. Ich fragte nach dem Prediger des Kirchspiels. Er war, wie fast überall, ein Däne, aus Kopenhagen hergesandt, um in schlechtem, fast unverständlichem Deutsch Predigten zu halten, welche fast Niemand besuchte, und das Vertrauen seiner Gemeinde in keinerlei Weise zu genießen. Auch diese ganz deutsche Gemeinde hatte sich früher durch ihre Kirchlichkeit ausgezeichnet, jetzt war der kirchliche Sinn fast ganz verschwunden. Niemand im Kirchspiel hatte mit dem Prediger Umgang, er vertrieb sich die Zeit mit Besuchen seiner dänischen Collegen, im Umgange mit den dänischen Beamten, mit Fahrten über Land, mit Kartenspiel und in Gelagen. Mein Gastfreund war seit mehreren Jahren gar nicht mehr in der Kirche gewesen. Die Eingeschlesenen ließ er im Hause taufen, um nur nicht die Kirche betreten zu müssen, und wenn die kirchliche Handlung zu Ende war, setzte man dem dänischen Prediger mit Höflichkeit und, wenn es nicht anders ging, auch mit groben Worten den Stuhl vor die Thür, um nur nicht mit ihm an demselben Tische sitzen zu müssen. Auf der Straße grüßte man ihn nicht, man wandte den Kopf weg, um ihn nicht zu sehen. Früher bot man dem Prediger den besten Platz im Saale an, man legte ihm die besten Bissen bei Tisch vor; zu seinem Geburtstage fand er ein schönes Pferd von mehreren hundert Thalern an Werth im Stalle, welches ihm die Gemeinde zum Angebinde machte. Dem jetzigen verweigerte man das Feuer, um seine Pfeife anzuzünden. Der Frau und dem jungen Mädchen traten die Thränen in die Augen, als sie mit mir von den jetzigen Zuständen sprachen. Auch in dieser Gemeinde hielten die Hofbesitzer, denen es ihre Mittel irgend erlaubten, Hauslehrer und Gouvernanten, nur um ihre Kinder nicht zu dem dänischen Schulmeister in die Schule schicken zu müssen. Mit den dänischen Beamten im Kirchspiel ging Niemand um. Auch hier herrschte der zähseste passive Widerstand, wie überall im Lande. Aber der dänische Prediger, der dänische Schulmeister, die dänischen Beamten kümmerten sich um den allgemeinen Widerstand nicht, der ihnen auf Schritt und Tritt entgegentrat; ihre Stirn war von Eisen, wie die Stirn einer Panzerfregatte. Jeder suchte von seiner Stelle so viel Sporteln zu erheben, wie irgend möglich war.

In Schleswig wird herzhaft gegessen und getrunken, trotz alles Herzeleids, wie in Mecklenburg. Bald war der Tisch gedeckt, und ich mußte mit meinem Gastfreunde ein zweites Mittagessen einnehmen, trotz aller Weigerungen meinerseits. Der Tisch war auf's Reichlichste besetzt, das Roastbeef von derselben Güte, wie in England, der Wein vortrefflicher alter Medoc. Der Hofbesitzer war allein mit mir zu Tisch; seine Frauen hatten noch im Hause zu thun, da sie zum Abend Besuch erwarteten. „Sie sehen," sagte er, „ich lebe hier in wohlhabenden Verhältnissen — und doch, wäre ich meinen Hof los zu einem erträglichen Preise, ich ginge über die Eider nach Holstein und kaufte mich in der Nähe von Hamburg an. Aber ich müßte ihn zu einem Spottpreise losschlagen, und dann wäre schon ein Däne da, der ihn durch einen Agenten kaufen ließe und sich hier festsetzte. Der Dänen Bestreben geht täglich dahin, soviel Grundbesitz in die Hände zu kriegen, wie immer möglich. Noch weit schlimmer ist es in den nördlichen Districten."

Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein.

„Aber haben Sie denn nicht Gelegenheit, Ihren Hof durch einen Agenten in Hamburg zum Verkauf zu ſtellen?“

Der Hofbeſitzer ſeufzte. „Wer die Verhältniſſe hier kennt,“ ſagte er, „kauft hier wahrhaftig nicht. Recht und Geſetz haben hier ſeit Jahren gänzlich aufgehört. Niemand iſt ſeines Eigenthums ſicher. Und dann die unaufhörlichen Plackereien. — — Sehen Sie, ich habe zwei kleine Hypotheken auf meinem Hofe. Sie ſtehen innerhalb des erſten Viertels des Feuercaſſenwerths. Vor einem Jahre iſt mir, durch eine Intrigue unſers Paſtors veranlaßt, die erſte Hypothek gekündigt. Ich mußte mir die Summe, welche nach einem halben Jahre gezahlt werden mußte, von einem Freunde leihen, um ſie zurückbezahlen zu können. Glauben Sie, daß ich die Hypothek wieder beſchaffen kann? Unmöglich. Niemand will ſein Geld auf Grundſtücke leihen. Ich bin gezwungen geweſen, mir von Monat zu Monat die Summe von Freunden nacheinander zu leihen. Nun, zum November habe ich Ausſicht, mir die Hypothek zu beſchaffen. Ja, wäre ich däniſch geſinnt, in Flensburg würde mir von den Dänen das Geld zehnmal vorgeſchoſſen; aber ſo — man brächte meinen Hof zu gern zum öffentlichen Verkauf. Aber ich bin zähe, zäher als dieſe verdammten Inſeldänen, ich weiche nicht.“

„Sagen Sie, iſt das wahr, daß die Einwohner hier, als die Dänen das Land wieder beſetzt hatten, ſo brutal behandelt worden ſind? Hat man wirklich in Angeln die Bauern gezwungen, vor den däniſchen Soldaten den Hut abzuziehen „bis auf die Lenden“, und hat man ſie gepeitſcht, wenn es nicht geſchah?“

Der Hofbeſitzer trank ſein Glas aus und ſeufzte. „Gewiß iſt das wahr,“ ſagte er, „ich habe es ſelbſt oft geſehen. Jetzt leugnet die däniſche Preſſe das Alles und ſucht uns in Deutſchland als Lügner hinzuſtellen. Es ſind hier viele Monate lang unerträgliche Erpreſſungen vorgenommen worden. Mein Nachbar hat lange Zeit über hundert Soldaten auf ſeinem großen Hofe im Quartier gehabt, und eine Menge Pferde, denen er Fourage liefern mußte. Er kann den Schaden heute noch nicht verwinden.“

Wir wurden unterbrochen. Draußen vor der Steintreppe, welche zu der Thüre des Hofes führte, fuhren raſch nacheinander zwei Wagen vor. Wir traten an's Fenſter und eilten dann hinaus vor die Thür. Es war der angekündigte Beſuch, zwei Hofbeſitzer aus der Umgegend mit ihren Familien. Die Frau und die Tochter meines Gaſtfreundes waren ſchon draußen, um die Gäſte zu empfangen.

Zwei mit vortrefflichen Pferden engliſcher Race beſpannte, hochrädrige Korbwagen hielten an der Thüre. Der Knecht in den

Holzschuhen war bereits mit dem Abspannen der Pferde beschäftigt. Wagen, Pferde, Geschirr, Alles war außerordentlich stattlich. Die Männer waren bereits vom Wagen gestiegen und beschäftigt, ihren Frauen und Töchtern heraushelfen. Alle waren im Festtagsanzug, in vollständig städtischer Kleidung; ich sah seidene, kostbare Kleider, ganz moderne Strohhüte, goldene Ketten, kleine, zierliche Damenuhren und mit edlen Steinen besetzte Armbänder. Man sieht es in Schleswig, bei Besuchen und Fahrten über Land seinen Schmuck und seine modernen Kleider, deren Schnitt sich oft keine Dame in einer großen deutschen Stadt zu schämen braucht, zu zeigen. Unter den Angekommenen waren zwei sehr hübsche Mädchen. Drei von den Bauern kannte ich bereits ihrem Namen nach als „große deutsche Männer", wie mein Kutscher auf einer Fahrt durch Angeln deutsche Männer sagen pflegte; ich hatte Empfehlungsbriefe an sie und wollte sie am andern Tage besuchen. Desto größer war meine Freude, sie so unverhofft hier zu treffen. Alle schüttelten mir herzlich die Hände. Das „Unglück im Lande" hatte uns bereits vertraut gemacht, als wir den Saal betreten hatten. Nach einer halben Stunde saßen wir sämmtlich an dem Tische, wo ich vor Kurzem erst zum zweiten Male das Mittagessen eingenommen hatte, um den Thee einzunehmen. Die Dämmerung war angebrochen, das große Zimmer wurde durch zwei prächtige Astrallampen mit milchweißen Kuppelglöckern erleuchtet, der an zwei Seiten durch Aufsieben zweier Einsätze vergrößerte Tisch war mit Theegeschirr, Tellern von feinem Porzellan, silbernen Gabeln und Messern, mit einer dampfenden großen Theemaschine und mit großen Vorräthen von Brod, Butter, Kum, Käse, Fleisch, Schinken, Würsten, Sardellen und Neunaugen bedeckt. Die Frau und die Tochter des Hofbesitzers gingen selbst ab und zu, um alles zum Thee Nöthige zu besorgen. Unsere Gäste unterhielten sich zuweilen in plattdeutscher Sprache, während sie meistens, mit mir aber immer, hochdeutsch sprachen. „Entschuldigen Sie nur," sagte einer der Angekommenen, „wir sind es gewöhnt, wenn wir unter uns sind, plattdeutsch zu sprechen."

„O," erwiderte ich im plattdeutschen Dialekt, „sprechen wir Alle plattdeutsch. Ich spreche und verstehe es ebensogut, wie das Hochdeutsche."

Von nun an wurde den ganzen Abend fast durchgängig plattdeutsch gesprochen. Ich glaubte oft auf der rothen Erde in meinem westphälischen Vaterlande zu sein, so sehr glichen sich die Dialekte. In Schleswig wird auch in den Städten in manchen vornehmen Häusern vielfach plattdeutsch gesprochen. Die Unterhaltung drehte sich größtentheils um europäische politische Verhältnisse. Der Bauer in Schleswig politisirt sehr gern; er hat meist immer eine allgemeine politische Bildung; es werden viel Zeitungen im Lande gelesen; auf den meisten Höfen fand ich kleine, oft recht gut sortirte Bibliotheken. In Preußen war gerade die sogenannte „neue Aera" angebrochen; man erwartete auch für Schleswig-Holstein viel von dem liberalen Ministerium. Wie hat man sich getäuscht! „Und sollten sie uns auch jetzt nicht helfen," rief einer der angekommenen Hofbesitzer aus, „wir halten Stand; den Dänen weichen wir lange noch nicht. Wir leisten Widerstand, so lange der letzte Deutsche im Lande ist." Dann sprachen sie von den italienischen Verhältnissen, welche sie sehr interessirten. Ich mußte ihnen so viel Einzelnheiten, wie ich wußte, von Garibaldi und von Cavour erzählen. Dazwischen wurde fleißig gegessen und getrunken. Die Vorräthe auf dem Tische wurden zusehends kleiner. Endlich ging, wie immer, das Gespräch wieder auf die eigenen Verhältnisse über; die Hardesvögte, die blauen und schwarzen Gensd'armen, der dänische Sonntag, der Schulzwang, die Sprachrescripte, die Brüche, die dänischen Polizei- und Beamtenknisse kamen an die Reihe. Ich sah manche stille Thräne, und hörte manches erbitternde Wort. Der eine von den Hofbesitzern wollte sich in den nächsten Tagen von seinem Sohne trennen und ihn in eine Erziehungsanstalt nach Kiel schicken. Eine Tochter war schon dort. Seine Frau sprach mit Thränen in den Augen von der neuen, ihr bevorstehenden Trennung. Die Stimmung wurde im Saal meines Gastfreundes allmählich recht düster und traurig. Einer erzählte einige neuerdings vorgekommene Geschichten, wie sein Pastor den Handlanger der dänischen Polizei mache. Er war ein großer, kräftiger Mann, mit breiten Schultern und breitem Rücken.

„Aber schlagt denn schwarzen Gensd'armen doch Arme und Beine entzwei!" rief ich entrüstet aus.

„Ne, Hähr," erwiderte er, traurig den Kopf schüttelnd, „dat is nich use Dhrt." *

Um neun Uhr machten sich unsere Gäste zur Abfahrt bereit. Nach einer halben Stunde war es still und einsam im „Saal" des schleswigschen Bauern und um zehn Uhr lag ich bereits in dem weichen Bette.

* Nein, Herr, das ist nicht unsere Art und Weise.

Schleswig-holsteinische Gräber.

Nicht Kreuz, noch Kranz; das Unkraut wuchert tief!
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie; und Deutschlands Ehre schlief
Hier dreißehn Jahre lang bei diesen Todten.

Und dreißehn Jahre litten Jung und Alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts, als stumm die Faust geballt
Den Schrei des Zorns in ihrer Brust ersticken.

Die Schmach ist aus! Der ehrne Würfel fällt;
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten;
Des Dänenkönigs Todtengloke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her;
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! — —

Tollkrichter Traum! Es klingt kein deutsches Lied,
Kein „Vorwärts!" schallt von deutschen Bataillonen;
Wohl dröhnt der Grund, wohl nahet es Glied an Glied;
Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht! Das Londoner Papier,
Es wiegt zu schwer; sie wagen's nicht zu beben.
Die Stunde drängt. — Se heilt, ihr Todten hier!
Ich rufe euch, und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Nech einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Tambour, hervor aus Deinem schwarzen Schrein!
Nech einmal gilt's das Trommelfell zu schlagen.
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen!

Ich ruf' umsonst. Ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wartet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei es in die Welt hinaus:
„Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!"

Heiligenstadt, 2. December 1863. **Theodor Storm.**

Bilder aus der Kinderstube.

Von **Gustav Steinacker.**

1.

Ein mannigfach bewegtes Wanderleben bietet — und bot auch mir häufig Gelegenheit, an verschiedenen Orten die verschiedensten Familienkreise kennen und beobachten zu lernen. Dabei hatte ich, aus angeborner Vorliebe für die Kinderwelt, die eigenthümliche Gewohnheit, meinen forschenden Blick, so oft ich als Fremder in derlei Kreise eintrat, zunächst und ganz besonders auf die Kinderstube des Hauses zu richten, um auf diesem allerdings nicht gerade am leichtesten zugänglichen, aber sichersten Wege zu einer genaueren Bekanntschaft mit dem Geist, dem Charakter und den, besonders pädagogischen, Grundsätzen der Eltern zu gelangen. Vielleicht darf ich hoffen, daß es auch dem Leser nicht unangenehm ist, mich ein Weilchen auf derlei Wanderungen zu begleiten, und im Geiste mit

mit in eine jener Wohn- und Kinderstuben — ich denke mir freilich Beide am liebsten vereinigt — einzutreten, wie sie mir da in mannigfacher Weise vor Augen gekommen sind und sich meiner Erinnerung eingeprägt haben.

Es ist zunächst ein freundliches Pfarrhaus auf dem Lande, wohin ich meine Leser führe. Ein erst seit wenigen Jahren verheirathetes, noch jugendliches Elternpaar erfreut sich des Besitzes zweier Kinder, beides Knaben, der ältere vierthalb Jahre, der jüngere wenige Monate zählend. Ich erschien daselbst nicht als Fremder, aber diesmal mit einer bestreundeten Familie, die dort ihren ersten Besuch machte. Wir wurden in der Wohnstube vom Hausherrn freundlich empfangen. In derselben stand in einer Ecke ein halb mit grünem Zeug überwölbter Kinderstorbwagen auf hölzernen Rädern, die Stelle der Wiege vertretend, für das jüngste, in der andern Ecke ein kleines Tischchen und Stühlchen für das ältere Kind, welches dort saß und emsig mit seinen Baukklötzchen spielte. Die Stube war hell und freundlich, die Fenster, von rankendem Weinlaub umschattet und mit Blumen geziert, standen offen, um der frischen Luft freien Durchgang zu lassen. Die Wände der Stube waren mit schönen, sinnigen, wenn auch oben nicht kostbaren Bildern geschmückt. Ueber einigen derselben, namentlich Familien- und Lutherbildern, hingen frische Kränze, andere waren von grünen Epheuranken umzogen. Ein Kanarienvogel hüpfte in seinem Käfig munter auf und nieder und schien sich über seine Kerkerhaft durch die zwischen die Gitterstäbchen des Gefängnisses gesteckten Zucker- und andern Liebesspenden zu trösten. Ein Hündchen lag, den Kopf auf die Pfoten gesenkt, am Ofen und zog sich, nachdem es beim Eintritt der Gäste als Wächter des Hauses bellend seine Pflicht gethan, auf einen Wink des Hausherrn bald wieder auf sein Schlummerlager zurück. Kurz, die Stube machte jenen Eindruck des Heimlichen und Wohnlichen, wie er die Seele so angenehm und wohlthuend berührt, und namentlich auch der sich allmählich erschließenden Knospe des zarten Kindesalters einen eigenthümlichen Reiz und die süßesten Heimathserinnerungen vermittelt.

Die Hausfrau war bei unserm Eintritt nicht in der Stube. Sie besand sich, wie mir die halb angelehnte und nur unvollkommen verhängte Glasthüre verrieth, in der anstoßenden Kammer und war eben mit der Nährung und Wartung ihres jüngsten Kindes beschäftigt. Sie ließ sich darin durch die eingetretenen Gäste durchaus nicht stören, und auch ihr Gatte fand es ganz natürlich und seiner Entschuldigung bedürfend, daß die Erfüllung ihres Mutterberufes ihr als die erste, unabweisbarste Pflicht erschien. Da war kein Rufen und Laufen, keine Hast und Unruhe bemerklich, wie dies sonst bei unerwartetem Besuch im häuslichen Kreise wohl vorzukommen pflegt. Auch von einem besondern in Ordnung bringen und Herausputzen der eigenen, wie der Kinderteilette war, wie ich aus dem durch die halboffene Thür mir Interesse verfolgten Thun und Lassen der jungen Mutter wahrnahm, keine Spur. Im einfachsten Hauskleide, aber nett und zierlich, dabei — was sie mir ganz besonders interessant machte, bei den anwesenden Damen aber, wie ich später erfuhr, große Sensation erregt hatte — ohne Crinoline, trat entlich die Hausfrau mit ihrem in ein reinliches Deckchen leicht eingehüllten Säugling auf dem Arm zu ihren Gästen in die Stube und legte bald darauf ihr Kind in den Korbwagen, an welchem in der Mitte vom Obergestecht ein Bällchen aus farbiger Wolle an einem Faden herabhing, dessen Bewegungen der Kleine mit seinen Augen folgte und sich ganz ruhig verhielt, bis auf das lustige Strampeln mit den freigelassenen Beinchen. Die Hausfrau konnte ungehindert ihre häuslichen Geschäfte besorgen und ging ab und zu, während der ältere Knabe den Gästen ungeheißen sein Spielzeug brachte und in höchst zutraulicher Weise mit denselben plauderte. Er vergegenwärtigte mir das Bild einer weise geleiteten frühesten Erziehung durch naturgemäße Beschäftigung, wie sie in Fröbel'schem Geiste nicht nur der Kindergarten, sondern auch das Elternhaus und die Kinderstube darbietet, wenn nur bei den Eltern Sinn und Verständniß dafür vorhanden ist; das Bild jener entwickelnden Erziehung, die, in naturgemäßer Stufenfolge vom Einfachsten ausgehend, sich vorzugsweise an die Phantasie und den Thätigkeitstrieb des Kindes wendet, und von hier aus auf Erkenntniß und Willen desselben einzuwirken bemüht ist.

Es siel mir auf, daß die mannigfachen Spielsachen des muntern Kleinen nicht in der Stube verstreut, auf Stühlen oder dem Erdboden umherlagen, wie dies in den meisten Kinderstuben gewöhnlich der Fall ist, sondern ich nur das, womit sich das Kind gerade beschäftigt hatte, die Bauklötzchen, auf dem Tische erblickte, während die übrigen Spielsachen theils in Kästchen verschlossen, theils, mit Bändchen versehen, an der Wand über dem Tischchen hingen, oder in der Ecke des Zimmers an ihrem Platze standen.

Als der Knabe nun, um im Garten oder in der Umgebung des Hauses sich ein wenig auszuspringen, an der Hand des Hausmädchens die Stube verlassen hatte — denn ich hatte es nicht für zweckmäßig, in Gegenwart der Kinder, selbst der kleinern, auf das Kind selbst sich beziehende Gespräche zu führen — —, brückte ich dem Vater desselben meine theilnehmende Anerkennung in Betreff seiner Erziehungsmethode aus, namentlich auch in Beziehung auf den wahrgenommenen Ordnungssinn seines Söhnchens. „Er weiß es eben nicht anders," sprach der verständige und bescheidene Vater, „denn er ist von frühester Kindheit an daran gewöhnt worden, jedes Spielzeug, ehe er zu einem andern greift, erst wieder an seinen Platz zu bringen. Auch besaß er davon nie zu viel und verschiedenerlei auf einmal."

Ich mußte mich bei diesen Worten unwillkürlich in der Stube umsehen, und mein Blick fiel auf den Schreibtisch des Vaters und das Arbeitstischchen der Mutter, das im Fenster stand. Beide waren augenscheinlich noch kurz vor der Ankunft des Besuchs benutzt worden, aber von einer Unordnung, von einem wüsten Durcheinanderliegen der gebrauchten Gegenstände war keine Spur. Bücher und Schriften lagen meist rechtwinklig neben- und aufeinander. Das Nähzeug mit seinem Zubehör nahm den möglichst geringsten Raum ein und verrieth selbst in dem scheinbar rasch aus der Hand gelegten Vielerlei den Sinn für Symmetrie. Kurz, ein Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit gab sich in Allem kund, was hier vor des Kindes Auge gerückt erschien, und es war, als ob der Geist der Elternliebe sorgsam Wache hielte auch über das eigene Thun und Treiben, um durchaus kein Bild der Unordnung und Verwirrung in der zarten Kinderseele aufkommen zu lassen.

Mein Freund bemerkte meinen prüfenden, musternden Blick und sprach, meine Gedanken erratend, lächelnd: „Ja, ja, ein Kind ist gar ein strenger Zucht- und Lehrmeister für Vater und Mutter!" — Ich gestehe, mir schien in diesem Wort mehr Erziehungsweisheit und Elternliebe zu liegen, als in zehn gelehrten pädagogischen Abhandlungen und den zärtlichsten Liebkosungen.

Der Kleine im Korbwagen war unterdeß unruhig geworden. Er schien des schwebenden Bällchens müde zu sein und Langeweile zu empfinden. Sogleich waren einige von unsern Damen aufgesprungen und machten Miene, das Kind aus dem Korbe zu nehmen und mit ihm tändelnd und schaukelnd im Zimmer umherzugehen. Doch die Mutter wehrte lächelnd ab und bat, das Kind ruhig im Korbe liegen zu lassen. Sie trat herzu und überzeugte sich bald von der Ursache der Unruhe des Kleinen, veränderte ein wenig seine Lage, zog statt des leidigen Bürgens, das bei mäßiger Anwendung zwar an sich nicht gerade schädlich, doch durch das so nahe liegende Uebermaß leicht mehr beläubend und verwöhnend, als wohlthätig wirkt, den Korbwagen etwas hin und her, brachte dem Kinde ein kleines, einfaches, geflochtenes Spielzeug, lächelte es freundlich an, sprach ein paar liebkosende Worte zu demselben und entfernte sich dann, ohne daß das Kind ihr nachweinte.

Allgemeines Staunen machte sich in den Mienen der anwesenden weiblichen Gäste bemerkbar, bei denen vielleicht daheim sechs Hände und Arme kaum ausreichten, um einem kleinen Schreihals beständig zu Diensten zu sein und seinem souveränen Willen gemäß ihn bei Tag und Nacht in der Stube umherzutragen. Als nach einiger Zeit der Kleine sich wieder meldete und zu weinen begann, ein Weinen, das aber für ein aufmerksames Vater- und Mutterohr ganz anders klang, als jenes frühere, nahm ihn die Mutter, aus Rücksicht für ihre Gäste, ein wenig auf den Schooß, aber ohne ihn zu wiegen und zu schaukeln, woran sich die Kinder so leicht gewöhnen, und nun stets gewiegt, geschaukelt und getragen werden wollen. Auch verließ sie die Gesellschaft nicht, um ihn etwa der Magd zu übergeben und seiner loszuwerden, sondern sie nahm blos das farbige Bällchen am Fädchen und drehte es vor den Augen des Kindes im Kreise, dann legte sie den Ball auf den Tisch und sprach: „Bällchen, komm her zum Kind!" und ließ es langsam herumrollen. Da hörte der Kleine sogleich auf zu weinen, lachte freundlich, streckte seine Arme darnach aus und versuchte nun selbst am Fädchen zu ziehen.

Das war abermals für die anwesenden weiblichen Gäste keine geringe Ueberraschung, und eine der ältern Damen war aufrichtig

genug, ihrer Verwunderung Worte zu leihen. „Wie Sie das nur anfangen, liebste Frau Pfarrerin," sprach sie, „das Kind so leicht zu beruhigen! Mein Karlchen gab sich in dem Alter nicht so schnell zufrieden. Wir haben weidlich bei ihm ausgestanden! Ich und die Magd und mein Mann dazu, wir waren oft die halbe Nacht auf den Beinen, wenn der Schreihals seine Launen hatte. Wir mußten wiegen und schaukeln, heben und tragen, singen und klappern, lärmen und trommeln, es half Alles nichts."

„War das Kind vielleicht krank?" fragte die freundliche Pfarrersfrau, obgleich man ihrem Ton und ihrer schalkhaften Miene wohl anmerkte, daß sie selbst nicht recht an jene Krankheit glaube.

„I bewahre!" lautete die Antwort, „nichts fehlte dem Schlingel, eigensinnig war er," — („und verwöhnt!" setzte ich, wohlweislich nur in Gedanken, stillschweigend hinzu) — „es half Alles nichts, man mußte ihm seinen Willen thun."

„Aber fürchteten Sie denn nicht, den Keinen dadurch noch mehr zu verwöhnen und Ihre Mühe und Pflege zu verdoppeln?" platzte ich endlich heraus.

„Lieber Gott, was will man denn thun? Man kann ein Kind ja doch nicht schreien und weinen lassen!" antwortete die wohlmeinende, aber übelberathene Sprecherin. „Warten Sie nur, liebes Frauchen," fuhr sie gegen die Pfarrerin gewendet fort, „Sie werden es gerade so machen, wenn Sie erst ein halb Dutzend beisammen haben!"

„Ich glaube nicht," anwortete diese lächelnd, „denn dazu würde mir dann vollends die Zeit fehlen. Ich finde es weit besser und für Mutter und Kind zuträglicher, lieber gleich in den ersten Tagen und Wochen das Kind an's Liegen zu gewöhnen und es lieber, wenn sonst keine leicht zu erkennende und zu beseitigende Ursache vorhanden, sich einige Zeit ausschreien zu lassen, auf die Gefahr hin, Manchen für eine „Rabenmutter" zu gelten, als den kleinen Eigensinn groß zu ziehen und sich selbst eine Ruhe damit zu binden."

Damit war das Gespräch unwillkürlich auf das Weinen des zarten Kindesalters und auf die Macht der frühesten Gewöhnung gelenkt, ein Gegenstand, der zu den lehrreichsten Betrachtungen Stoff bietet, aber leider auch die verkehrtesten Behandlungen in der Kinderstube zu erfahren hat. „Es geht," sprach mein Freund, „dem armen Kindesweinen gerade so, wie dem kalten Fieber, das ja auch, nach dem alten Regime der allopathischen Heilmethode, als wirkliche Krankheit behandelt und cmrirt, d. h. vertrieben wird, während dasselbe nach neuern Anschauungen und Erfahrungen doch nur der Kampf der Natur selbst und ihres Heilbestrebens ist, sich der in ihr befindlichen Krankheitsstoffe zu entledigen. Hier wie dort gelingt es allerdings, durch gewisse Mittel diesen naturgemäßen Kampf zu unterdrücken, man vertreibt das Fieber und — das Weinen, aber man hat damit meist nur der augenblicklichen Wirkung entgegengearbeitet, ohne den Grund und die Ursache derselben zu beseitigen, und dadurch oft viel mehr geschadet als genützt. Ein gesundes Kind weint nie, ohne innere oder äußere Ursache. Diese zu ergründen und sie entweder einfach zu entfernen, oder, wo dies aus physischen oder pädagogischen Gründen nicht rathsam erscheint, sich durch dieselbe und ihre natürliche Wirkung nicht beirren zu lassen, darin besteht die Kunst, der Instinct und die Weisheit der wahren Elternliebe, darin insbesondere der Scharfblick des wachen Mutterauges, dem es nicht entgeht, daß hier, neben der Rücksicht auf Gesundheit, Sättigung, Reinlichkeit, Bequemlichkeit und später insbesondere auf angemessene Beschäftigung, auch der Grund nicht außer Acht gelassen werden darf, daß zeitweises Weinen und Schreien kleiner Kinder, welches junge, unerfahrene Eltern, besonders Vaterohren so sehr zu erregen und zur Herstellung der „Ruhe um jeden Preis" anzureizen pflegt, eine durchaus nothwendige, unentbehrliche Bedingung des körperlichen Gedeihens und der Entwickelung der dadurch betheiligten Organe im Kinde ist; also keineswegs mit aller Macht gehemmt und beschwichtigt werden darf."

Unser Gespräch ward hier durch den Eintritt des älteren Knaben unterbrochen, der, eine Schnecke in der Hand, seinen Fund jubelnd den Eltern und Gästen zeigte, und durch sein munteres, zutrauliches Wesen, seine Lebhaftigkeit und seine von reger Wißbegierde zeigenden Fragen die Gesellschaft bis zu ihrem Aufbruch auf's Angenehmste beschäftigte, indem er zugleich den besten Commentar und praktischen Beleg für die Richtigkeit und Naturgemäßheit der Fröbel'schen Erziehungsgrundsätze schon beim zartesten Kindesalter lieferte.

Auf dem Heimwege wurde noch weiter über den angeregten Gegenstand verhandelt; mir aber drängte sich unwillkürlich die Betrachtung des eigenthümlichen Verhältnisses von Putz- und Kinderstube in so manchen Familienkreisen auf.

Wenn man als Fremder zum ersten Male ein fremdes Haus betritt und, wie das gewöhnlich der Fall ist, sich während der Anmeldung bis zum wirklichen Empfang einige Zeit allein in der Gast-, Putz- oder sogenannten „guten Stube" befindet, da benützt man gern die wenigen Minuten, um sich durch einen raschen Umblick in derselben und auf die darin befindlichen Mobilien, Bilder, Bücher und andere Gegenstände, so weit dies möglich, über den muthmaßlichen Geist des Hauses und seiner Bewohner zu orientiren. Man schließt nicht ganz mit Unrecht vom Aeußern der Umgebung auf das Innere der Menschen, welchen man demnächst begegnen, mit denen man in nähere oder entferntere Berührung treten soll. Inzeß können derlei Beobachtungen und Schlüsse doch auch leicht irre führen. Oefters sich doch die Herrschaft des Luxus und der Mode mit ihrem unwiderstehlichen Gebot und ihrem täuschenden Schimmer selbst bis in die Regionen des Geistes und Charakters, indem sie die Individualität und Originalität des Geschmacks immer allgemeiner in die Uniform ihrer Regeln und Anforderungen kleidet.

Wer träte z. B. heute in die Gaststube, oder — um zeitgemäß zu sprechen — in das Boudoir, den Salon einer eleganten Dame, ohne darin, außer dem Schmuck und Duft eines schön geordneten Blumenstückes, auch dem Glanz eines kostbaren Bücher-Glasschrankes, oder doch zum Mindesten eines feingeschnitzten Eck-Bücherbretes mit den herrlichsten Geistesblüthen deutscher Dichtkunst in elegantestem Einband und Goldschnitt zu begegnen? — Wer aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß die Frau und Mutter des Hauses jene Blumen nothwendig selbst gezogen, gepflanzt und geordnet; daß sie an jenen zur Schau ausgestellten Geistesblüthen eines Schiller, Goethe, Uhland, Theodor Körner, Justinus Kerner ꝛc. den eigenen Geist gelabt, gebildet und veredelt habe; daß die herrliche Prachtbibel, mit ihren kunstvollen Stahl- und Holzschnitten von Meisterhand, nicht nur dem Aeußern, sondern auch dem Innern nach den Geist des Hauses näher bezeichne, und dem Herzen der Hausfrau und ihrer Angehörigen in stillen Stunden Licht, Trost und Stärkung biete; wer alle diese Schlüsse für unträglich hielte, der vergäße offenbar, daß heutzutage eine elegante Modedame sich mit derlei nicht zu befassen braucht oder zu brauchen meint, daß sie vielmehr dazu ihren Gärtner, ihren Buchhändler und Buchbinder, ihren Kammerdiener und ihre Zofe hat, durch welche ihre Putzstube, diese erste unerläßliche Bedingung eines eleganten Haushaltes, den Anforderungen der Zeit, der Mode und des Standes entsprechend, stets in frischem Glanz erhalten wird, und daß Alles auch sonst noch darin Befindliche weiter keinen Zweck hat, als dem Auge zu gefallen, und ein günstiges Vorurtheil für Stellung, Bildung und Vermögen der Familie zu erwecken.

Ganz anders ständе es freilich mit diesem Vorurtheil, wenn man z. B. den des Empfanges harrenden Fremden statt in die Putz- in die Kinderstube führte, und ihn da mit den Kindern des Hauses und deren Wärterin ein Weilchen allein ließe. Er würde daselbst in kürzester Zeit ein weit sichereres Urtheil über den Geist des Hauses und seiner Bewohner gewinnen können, als durch allen Glanz und Schmuck, Geschmack und Comfort der Putzstube. Diese hat von Haus aus ihre Bestimmung mehr im Schein, als in der Wahrheit, während dies bei der Kinderstube sich gerade umgekehrt verhält.

Fassen wir die letztere selbst einmal etwas näher in's Auge. Für fremde, uneingeweihte Augen bleibt sie meist ein mit sieben Siegeln verschlossenes Heiligthum. Warum? — Je nun, es hat allerdings seinen guten Grund. So wie man vor Fremden weder sich selbst, noch seine Kinder gern im Negligé zu zeigen liebt, sondern erst nach sorgfältig gemachter Toilette, welche dazu bestimmt ist, den natürlichen Menschen für das beobachtende Auge ein wenig zuzustutzen und herauszuputzen, so hat man auch in vielen Familien seine guten Ursachen, die Kinderstube den forschenden Blicken zu entziehen, um sie nicht zur Verräherin des darin herrschenden Erziehungssystems, oder besser — dessen Mangels, werden zu lassen.

Schon äußerlich gewährt sie meist nicht eben zu den bevorzugten und begünstigten Räumlichkeiten.

Sind die Kinder erst einmal so weit herangewachsen, um der unmittelbarsten Nähe und Pflege der Mutter, wie man wenigstens meint, eher entbehren zu können, oder doch weniger zu bedürfen, so wird ihnen, falls die Vermögens- und Wohnungsverhältnisse der Familie dies irgend gestatten, gewöhnlich unter der Obhut einer Gouvernante, Bonne oder auch nur eines einfachen Hausmädchens, je nach den verschiedenen Stufen des Ranges und der Mittel — von der Einsicht zu geschweigen — ein besonderer Raum als Wohn- und Schlafstätte zugewiesen. Freilich nicht eben der schönste und größte, den braucht Papa und Mama für ihre Gäste, und so müssen denn die lieben Kinder, auch wenn ihrer eine größere Zahl, und dann erst recht, sich oft mit gar engem Raum in einem nicht selten feuchten dunkeln Hinterstübchen behelfen, mit dessen Reinlichkeit, Schmuck und Zierde es nicht immer am besten bestellt ist.

Nun, die Auswahl ist dabei freilich oft genug durch äußere Verhältnisse bedingt, aber dennoch, meine ich, müßte die Kinderstube, wo nun einmal eine solche für sich allein und von der Wohnstube der Eltern getrennt besteht, ein Gegenstand ganz besonders liebevoller und besorgter Aufmerksamkeit sein. Es dürfte ihr nicht an Luft und Licht, an jener Ordnung und Reinlichkeit, an jenem einfachen, sinnigen Schmuck, als notwendigen Bedingungen für eine gesunde, gedeihliche Entwickelung des Leibes und der Seele fehlen, und zwar um so weniger, als es sich ja hier um Einfaltungskeime eines ganzen künftigen Menschenlebens handelt, die größtentheils in der Kinderstube wurzeln, aus ihr Nahrung ziehen und Gestalt gewinnen.

Nach den Erfahrungen, die mir in dieser Beziehung leider an so vielen Orten sich aufdrängten, möchte ich allen Eltern, die es mit ihren Kindern gut meinen, die freundliche Bitte zurufen: Ihr lieben Väter und Mütter, haltet doch ja die Wahl, die Einrichtung und Ausschmückung eurer Kinderstuben nicht für gleichgültig oder geringfügig; weist euren Kleinen für den größten Theil des Tages und besonders auch für die Nacht die trockensten, gesündesten Räume an, die ihr überhaupt habt, kannt sie nicht in enge, finstere, unfreundliche Hinterstübchen und Kammern, kennt sie nicht zu weit von euch und eurer lebens- und liebevollen Nähe, Sorge, Aufsicht und Berührung, ja, wenn es nur irgend angeht, macht — wie dies der Arme von selber zu thun genöthigt ist — eure Wohnstube zugleich zur Kinderstube, damit das Frösel'sche:

„Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!"

und das Schefer'sche:

„Gib' fleißig um mit Deinen Kindern, habe
Sie Tag und Nacht um Dich, mit liebe sie,
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre!"

euch nie aus den Augen und dem Gedächtnis schwinde, daß es euch gleichsam auf jedem Schritt und Tritt mahnend zur Seite bleibe, und euch das schönste Glück treuer Elternliebe, die immer wache Sorge, nicht verkümmere!

Blätter und Blüthen.

Für den Christtisch. Die Gartenlaube wüßte für diejenigen ihrer Leser, denen der Himmel den Segen nicht allzuknapp gekhnlitt hat, zum Angebinde für ihre Frauen und Söhne, Töchter und Schwestern kaum ein schöneres Christgeschenk vorzuschlagen, als das von A. Hofmann u. Co. in Berlin veranstaltete Prachtausgabe jener emig jungen, unvergleichlichen Epistle des Immermann'schen Münchhausen, der Geschichte vom westphälischen alten Hofschulzen und von Oswald und Liebreich. Unter dem Titel „Der Oberhof" wird uns, ausgestattet aus dem zwar geistsprühenden, aber etwas barocken und in vielen seiner Anspielungen und Perssiflagen schon veralteten und unverständlich und ungenießbar gewordenen Rahmen des größern Romans, die schönste aller Dorf-Idyllen der neueren Literatur geboten, vom Stifte des genialen Düsseldorfer Künstlers B. Vautier mit sechzehn Illustrationen voller Leben, Localtreue und Sinnigkeit auf das Reichste illustrirt. Gewiß, wer ein paar Thaler übrig hat, der kann das prächtige Buch und schmücke damit den Weihnachtstisch, den er seinen großen Kindern herrichtet; er bietet ihnen eine wohrhaft herzerquickende Spende, die noch Genuß und Freude bereiten wird, wenn so manches blitzende Modeland, literarischer Gattung oder nicht, längst in die Rumpelkammer gewandert ist.

Zweite Todtenliste von im gegenwärtigen amerikanischen Krieg gefallenen Deutschen, deren Erben Näheres auf dem Generaleonsulat der Vereinigten Staaten zu Frankfurt a. M. erfahren können.

Joh. Roenisch, Christ. Busam, Otto Bethusen, Joh. S. Bernhard aus Gelnhausen, Georg Bonin, Julius Beck, Phil. Bebringer, Reinhold Beyer, Wilh. Beutler, Otto Bebecker, Herm. Bernus, N. Bergmann, S. Beutler, Jacob Bleuer aus St. Gallen, Carl Beck, Heinr. Bessing, E. Berger, C. H. Becker, Julius Bösgetmann, Max Büttcher, Friedr. Boutes aus Miedesstadt, N. Cedenauer, Aug. Claußen, Carl Culman, Jacob Clemens, Leonh. Dörnberger aus Friedrichshain, Joh. Dienst, R. Drenisch, L. Doebring aus Mecklenburg, Joh. Diet. Herm. Engers, W. Ebert, W. Ebert, Adam Frey, Adolph Frick aus Braunschweig, Thomas Fischer, Martin Granisch, Georg Glock, C. Hochwächter, Carl Hübler, W. Hamberg, Carl Hamburg aus Dresden, August Herzog, Emil Hofer, W. Heß, Carl Horn, P. Hildebrand, Jac. Hopper, Nic. Jochum, Friedr. Ihlenfeld, Fr. Jacoby, Jacob Kayser, J. Kaufmann, Jacob Katz, Louis Kraus, Phil. Kesler, Carl Kensing, Mich. Kießel, S. Kaufmann, Gust. Ad. Lorenz, Ch. Eichtenfeld, Aug. Leinhardt, Friedr. Lange, Heinr. Mau, Joh. Jac. Müller, Georg Medbruch, Jacob Mittbauer, N. Mahr, Andr. Meyer, Franz Morgenthaler, Wilh. Mahe, Fritz Müller, Theodor Meyer aus Düsseldorf, C. Neumann, N. Neu, Max Oeder, Heinr. Ohmes, R. Pohl, Theod. Pausch, Jac. Pabst, Wilh. Pabst, Franz Presser, Phil. Plaher, Carl Ritter, Carl Reising, Eugen Raffiga, H. Rell, Carl Schmidt, J. Siroseed, N. Sharp, Georg Simon, J. Samin, M. Scheurmann, Heinr. Shern, Carl Schleyer, Jacob Schulz, S. Trunt, Dominic Taschi, Anton Ulrich, Carl Boelter, Daniel Wagner, Carl Werner, C. Witte, Carl Wolf, A. Winter, Gebhard Weisert aus Friedberg, Heinr. Zimmer, Joh. Zimmermann aus Ludwigsburg.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten Woche wieder ein: 1 Thlr. 15 Ngr. Seatgewinn von vier Mitgliedern des L. V. in Leipzig — 1 Thlr. 10 Ngr Gesellschaft Arminia in Leipzig — 3 Thlr. 11 Ngr. Ertrag eine fröhliche Gesellschaft im Hamburger Keller in Leipzig — 5 Guld. Banko. von Georg Kachhoff in Teplitz — 10 Thlr. 27 Ngr. für die braven Beamten und Geistlichen, die den Eid mannhaft verweigerten, gesammelt beim Stiftungsfeste des landwirthschaftl. Vereins in Thum, im Erzgebirge, überlandt von Armin Graf zur Lippe — 1 Thlr. 15 Ngr. von einigen Mitgliedern des Allgemeinen Turnvereine in Plauen — 2 Thlr. 16½ Ngr., Hopfen-Walther's verlorene Wette in Delitzsch — 10 St., gesammelt in Illingen (Nassau) bei der Wahl eines Abgeordneten (Fortschrittsmannes) zur zweiten Kammer — 2 Thlr., gesammelt in einer Jagdgesellschaft in Illingen — 5 fl. Banko. aus Oesterreich: Ueber Turner, noch Sänger, noch Schütz, aber ein Deutscher, zur Wahrung deutscher Ehre gegen unrechtes Uebermuth — 1 Thlr 18 Ngr., auf einem Balle des Maurer- und Zimmergewerks in Sangerhausen — 1 Thlr. 15½ Ngr., gesammelt am 25. November in Sangerhausen — 1 Thlr. C. A. F. — 19 St. 5 tr. und 26 Thlr., Ertrag einer Sammlung bei der Feier des 18. Octobers in . . . . . Name des Ortes im Briefe nicht genannt), eingesandt von Theod. Salzer — 20 Thlr. 5 Ngr. zur Unterstützung der elbherzogen Schleswig-holsteiner Beamten und Geistlichen, gesammelt am 29. Novbr. 1863 bei einem Kindtaufsfeste in Glauchau — 5 Thlr., gesammelt von einigen Kanslenten in Reise von J. Hoffmann — 15 Thlr. 15 Ngr. für die verteidenen Schleswig-Holsteiner vom Turnverein zu Kahla (brave Burschc, die Thüringer!) — 7 fl. 50 kr. österr. und Ngr: Roth bricht Eisen und Eisen bricht Roth — 10 Thlr. Ertrag einer Sammlung bei einem Abendfeste des Turnvereins in Martneukirchen, incl. nachträgl. Beitrags eines abwesenden Mitgliedes — 2 Thlr., der Männerturnverein in Meerane — 50 Thlr., von einem Unbekannten in Leipzig. (Darf man den Namen des Ehrenmannes, der mich mit einer gleich großen Gabe für die Beteranen erfreute, nicht erfahren?) — 5 Thlr. für die deutsch-bewährten Beamten Schleswig-Holsteins, gesammelt bei einem Balle der Gesellschaft neun 11. December in Döbeln, durch Special-Commissar Lehmann — 5 Thlr. 6½ Ngr., gesammelt beim Richtschmause der Naumann'schen Brauerei zu Plauwitz bei Leipzig — 1 Thlr. 10 Ngr. von 5 Freunden Schleswig-Holsteins, gel. im „gotdenen Lamm" in Sobernheim — 9 Thlr. 5 Ngr., gel. am 21. Stiftungsfest der Gesellschaft „Lantane" in Buchholz.

Ernst Keil.

Nicht zu übersehen!

Mit Nummer 52 schließt das vierte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Leipzig, im December 1863.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteur F. Stelle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 52. 1863.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kurfürst und der Geldfürst.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Schluß.)

Der Landgraf hatte mit abgewandtem Gesicht dagestanden; als Gutula und Mayer Anselm über die Schwelle dahinschritten, sprang er vorwärts, zur Thür hin, aber dann blieb er stehen, seine Hände klammerten sich um den Thürpfeiler, als wolle er sich selber zwingen, nicht weiter zu gehen, ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor und Thränen entströmten seinen Augen, Thränen des Zornes, der Beschimpfung und der gekränkten Eigenliebe.

Hand in Hand, mit bestätigten Schritten, war das junge Paar indeß durch den Garten dahingegangen. Niemand hielt sie auf, Niemand sah sie; der Mond schaute groß und glänzend auf sie nieder, beleuchtete ihren Pfad, zeigte ihnen die kleine Pforte, durch welche Mayer Anselm eingetreten war, und geleitete sie freundlich und schützend auf ihrem weiten einsamen Wege.

Sie sprachen Beide nicht, ihre Herzen waren zu voll, als daß sie es hätten wagen mögen, das heilige Schweigen durch Worte zu entweihen. Nur einmal fragte Gutula: „Aengstigt sich mein Vater sehr?“

„Ja, Gutula,“ erwiderte Mayer Anselm, „er ängstigt sich sehr. Aber er ist ein frommer Mann und er betet.“

„Laß uns eilen,“ sagte Gutula, und sie schritt rascher vorwärts.

Und endlich setzt hatten sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht, jetzt schritten sie durch das Thor hinein in die Judengasse. Nur wenige Schritte, und sie hatten jenes Haus erreicht, aus dessen untern Fenstern ein heller Lichtschein ihnen entgegenflammte, das Haus, in welchem der alte Baruch Schnapper in Todesangst seiner Tochter harrte.

Sie schritten rascher vorwärts, hinein in das schweigende Haus. Ein Freudenruf ertönte aus dem Innern der Stube bei dem Schall ihrer Tritte, die Thür ward heftig geöffnet, und Vater und Tochter lagen sich weinend in den Armen.

„Vater Baruch,“ sagte Gutula nach einer Pause, auf Mayer Anselm hindeutend, „der hat mich gerettet vom Tode und von der Schande. Ihm danket Du es, daß wir wieder vereinigt sind.“

„Ich werde für ihn beten Abends und Morgens,“ rief Baruch, ihm seine beiden Hände darreichend. „Ich werde ihn lieben, als wenn er wäre mein eigener Sohn.“

„Laßt mich Euer Sohn sein, Baruch,“ sagte Mayer Anselm, „gebt mir das Recht, Euch zu lieben als meinen Vater!“

„Wie meinst Du denn das, Mayer Anselm?“ fragte Baruch flammend.

„Ich will's Euch sagen, Vater Baruch, und besonders will ich es Dir sagen, Gutula. Ich nenne Dich nicht mehr Schwester Gutula, wie ich es that heute Abend. Die wenigen Stunden haben Alles in mir umgewandelt, sie haben mir ein großes Geheimniß offenbart, das in mir geruht hat von Kindheit auf, und das ich selber nicht habe gekannt. Als ich dahinschritt in die Nacht hinaus in der Angst und Sorge um Dich, Gutula, da war's auf einmal, als wenn sich in meinem Herzen die goldenen Pforten des Allerheiligsten aufthäten, und ich sah darin Dich, den Engel meines Lebens, Dich, das Gebet meines Lebens, die Hoffnung meiner Zukunft, und ich erkannt' auf einmal, was ich bis dahin nimmer gewußt, daß ich Dich grenzenlos liebe, daß das Leben nur Werth für mich hat, wenn Du es mit mir theilen willst, Gutula. Und so frag' ich Dich denn, Gutula, ob Du meine Lieb' und mein Herz willst annehmen, ob Du mich machen willst zu einem glücklichen Menschen, indem Du mir Dein Herz giebst und Deine Liebe? Hab' mühsam an mich gehalten, sonst hätte ich es Dir schon gesagt auf dem Wege hierher, daß ich Dich grenzenlos liebe, hätt' Dich geboren, mein Weib zu sein. Aber ich schwieg, weil ich weiß, daß ein tugendhaftes Mädchen nur Antwort giebt auf solche Frage im Beisein ihres Vaters. Und darum, Baruch, frag' ich, bevor die Gutula mir Antwort giebt, nur Dich, ob Du mich willst haben zu Deinem Tochtermann und willst mir geben die Gutula zum Weibe?“

„Mit Freuden will ich Dich annehmen zu meinem Tochtermann,“ rief der Alte mit frohem Angesicht, „will Dir geben die Gutula zum Weibe und dazu meinen inbrünstigen Segen. Aber nein, nein,“ unterbrach er sich selber, „es geht ja nicht, Du bist ja nicht mehr im Stand, um irgend ein Mädchen zu werben. Mayer Anselm, muß ich Dich daran mahnen, daß Du der Bräutigam bist der reichen Veilchen Rahel, die Dich so herzlich liebt, daß sie Dir will geben ihre Hand und ihr Vermögen? Muß ich Dich daran mahnen, daß Du Dein Herz nicht mehr verschenken darfst, daß es der Veilchen gehört? Erst ein paar Stunden sind's her, daß Du uns hast um Rath gefragt, ob Du die Veilchen Rahel heirathen sollst, die Dich zu einem reichen Manne macht, und wir haben Dein' gesagt, daß Du es thun sollst. So kann ich Dir jetzt nur wieder sagen: geh' hin und heirathe des reichen Nathan's Tochter und werde ein reicher Mann!“

„Du meinst, erst ein paar Stunden wär's her, daß Du mir das gesagt hast?“ fragte Mayer Anselm, indem er seine Augen fest auf Gutula heftete. „Nein, Du weißt, eine Ewigkeit ist es

her, denn eine ganze Welt von Empfindungen liegt dazwischen, ein neues Leben ist in mir aufgegangen seitdem. O, ich war bis dahin umhergegangen mit blinden Augen und mit tauben Ohren! Ich hatte mich schwer versündigt an der Liebe und an dem Glück, und in der thörichten Verstocktheit meines Herzens sucht' ich das Glück da, wo es nimmer zu finden ist, und wollt' von dem Gelt haben, was nur das Herz geben kann, das Glück und die Freudigkeit des Lebens. Gudula, werde meine Frau, und ich werde der reichste Mann auf Erden sein, denn ich werde besitzen, was alle Schätze der Erde nicht erkaufen können, ein schönes, tugendhaftes und geliebtes Weib! Gudula, sag, daß Du mich liebst, und dann werd' ich ein Millionär sein, wenn ich auch in den Augen der Welt nichts hab'! Aber das Herz seiner geliebten Frau ist mehr werth als Millionen, und freudvoller ruht sich's an seiner Brust, als auf Bergen von Gold und Edelsteinen."

Gudula antwortete nicht, sie hatte sich abgewandt, daß die Beiden ihr Gesicht nicht sehen konnten, aber sie sahen doch, wie ihre ganze Gestalt bebte, sie hörten doch, wie sie leise schluchzte.

„Gudula," rief ihr Vater, „ich sag's Dir zum Mayer Anselm, warum Du Dich wolltest in den Main stürzen, wo er am tiefsten ist."

Sie wandte sich hastig um und ließ den Beiden ihre erglühten Wangen sehen, über welche die Thränen in hellen Bächen niederschossen. „Nacher, wenn Du das sagst," rief sie leidenschaftlich, „so geh' ich und thu', was ich geschworen."

„Mayer Anselm, halt' sie fest, daß sie nicht gehen kann," sagte der Alte lächelnd. „Ich droht' ihr heut' Abend, daß ich Dir wollt' sagen ihr Geheimniß, das sie in ihrem Herzen trägt, und da hat sie geschworen, daß, wenn ich es Dir verriethe, sie sich darum wollte stürzen in den Main."

„Was war das für ein Geheimniß?" fragte Mayer Anselm mit aufstrahlendem Blicken.

„Ich darf es Dir ja nicht sagen, Mayer Anselm. Frag' die Gudula darum."

Mayer Anselm legte sanft seinen Arm um ihre Gestalt und sah ihr tief und flehend in das erglühte Angesicht. „Gudula," sagte er mit flehender Stimme, „ich hab' Dir heute Abend gesagt, daß ich mein Leben wollt' dran setzen, ein reicher Mann zu werden. Sieh nun, Gudula, ich sieh' vor einem großen Schatz und möcht' ihn heben, denn er wird mich zum reichen Mann machen. Aber der Schatzgräber muß das Erlösungswort kennen, wenn er heben den Schatz soll. Ich denk' aber, Gudula, Dein Geheimniß ist das Erlösungswort. Was war's, daß Dein Vater mir nicht sagen sollt'?"

„Daß ich Dich liebe!" rief sie, indem sie ihre beiden Arme um seinen Nacken schlang und ihr Antlitz an seinem Busen barg.

„Gudula," rief er jauchzend, „ich danke Dir! Ich habe meinen Schatz gefunden, ich bin ein reicher Mann!"

3.

Die Glücklichen haben keine Geschichte, und die Jahre rauschen an ihnen vorüber, wie ein einziger Sonnentag. Mayer Anselm hatte seinen Schatz gefunden, und er ehrte ihn und hielt ihm hoch sein Leben lang, er nannte nach langen Jahren der Vereinigung noch seine Gudula die schöne und bessere Hälfte seines eigenen Wesens. Sie hatte ihren Antheil an allen seinen Gedanken, seinen Bestrebungen, sie barbe sreudig mit ihm, als sie noch arm waren, sie arbeitete mit ihm und nahm Theil an seinen Geschäften, sie hatte mit ihm dasselbe Streben, dasselbe Ziel, reich zu werden! Denn sie wußten es Beide: nur der Reichthum konnte sie erlösen aus dem Druck der Verhältnisse, konnte ihnen die Freiheit geben und sie befähigen, auch für die Ihrigen, für die große Familie der Unglücklichen in der Judengasse, Abhilfe ihrer Noth und Tröstung in ihren Leiden zu schaffen.

Und sie wurden reich, und nach Jahren unermüdlichen Schaffens und Sparens und klugen Berechnens und Speculirens war der Mayer Anselm Rothschild ein angesehener Mann auch unter den christlichen Geldmännern von Frankfurt, man grüßte ihn achtungsvoll an der Börse, wenn er so stattlich daherschritt mit seinen drei ältesten Söhnen, die er früh schon zu Gehülfen und Theilnehmern seines Banquiergeschäftes gemacht, und man gab wohl Acht, welche Papiere der Mayer Anselm kaufte, denn man wußte wohl, daß der niemals schlechte Papiere kaufte und niemals auf gewagte Speculationen sich einließ. Man wußte wohl, daß man sich nach ihm richten könne, weil er nicht blos ein kluger Geschäftsmann, sondern auch ein Ehrenmann war, auf dessen Wort man bauen konnte, wie auf einen Eide.

Nur durch sich selbst, durch seine Geisteskraft, seinen klugen Blick und seine unermüdliche Thätigkeit war Mayer Anselm geworden, was er war, ein reicher Mann, und gerade dessen freute er sich und sagte es mit Stolz zu seinen Söhnen: ich bin Alles durch mich selbst, Nichts durch Andere! Die Arbeit ist meine Gönnerin, der Fleiß mein Freund und die Sparsamkeit meine liebreiche Mutter gewesen. Durch sie bin ich geworden, was ich bin, ein reicher Mann, der Niemand zu danken hat, als dem großen Gott zu danken, welcher ihm mehr gegeben hat, als Reichthum: ein geliebtes Weib und zehn liebe gesunde Kinder. Se lasst uns denn sortsahren, fleißig zu sein, zu schaffen und zu wirken, und der Segen Gottes wird bei uns bleiben allezeit. — Jahre, lange Jahre waren so dahingegangen, sie hatten aber die Verbindung zwischen dem Landgrafen von Hanau und dem Mayer Anselm Rothschild, welche auf seltsame Weise begonnen, nicht wieder gelöst. Der Landgraf hatte sich standesgemäß vermählt, er hatte, da er nach dem Tode seines Vaters 1785 zum Kurfürst von Hessen succedirte, nach Kassel seine Residenz verlegt, aber immer war er eingereut geblieben jener Scene im Pavillon, und es schien ihm nothwendig, dem Mayer Anselm Rothschild eine Genugthuung zu geben für die Beleidigungen und Schmerzen, welche er ihm angethan, und ihm zu beweisen, wie sehr er ihn hochachte und ihm vertraue.

Er ernannte also den Mayer Anselm Rothschild im Jahre 1801 zu seinem Hofagenten. Mayer Anselm ging mit dem fürstlichen Bestallungsschreiben zu seiner Gudula, die er im Familienzimmer im Kreise ihrer Kinder fand. Er reichte ihr das Papier dar und fragte lächelnd, ob sie etwa dem Kurfürsten noch grolle und ob sie etwas darwider habe, wenn er den Titel und das Geschäft annehme.

Gudula warf einen flüchtigen Blick auf das Papier und dann lächelte auch sie. „Ich grolle dem Kurfürsten nicht," sagte sie, „im Gegentheil, er ist ja unser Brausführer gewesen und hat gemacht, daß der Mayer Anselm mein herzlieber Mann geworden. Aber ich möcht' doch wissen, was der große Mayer Anselm Rothschildt davon hat, wenn der kleine Kurfürst von Hessen ihn zu seinem Hofagenten ernennt."

„Der Kurfürst von Hessen ist ein ausbündig reicher Herr," erwiderte ihr Mann ernst, „er wäre ein mächtiger und angesehener Herr, wenn er auch kein Fürst wäre, denn er besitzt viele Millionen Gulden."

„Aber man weiß ja, auf welche Weise er sie sich erworben," sagte Gudula achselzuckend. „Hat seine armen Unterthanen für Geld an England verkauft, daß sie sollen helfen die Freiheit und Unabhängigkeit von Amerika unterdrücken. Hat sich lassen von England für jedes seiner gefallenen Landeskinder zahlen hundert Gulden und hat das Geld nicht etwa gegeben an die Hinterbliebenen der Gefallenen, sondern hat's gesteckt in seine eigene Tasche, und einsmals, als in einer Schlacht am Mississippi nur wenige Hessen gefallen sind, da hat der Herr Kurfürst eigens geschrieben an den englischen commandirenden General in Amerika und hat sich beklagt, daß so wenig Hessen auf dem Schlachtfelde geblieben, und hat verlangt, daß man in den Schlachten die Hessen solle immer dahin postiren, wo's am gefährlichsten wär'!* Ist mir ein prächtiger Landesvater, der Kurfürst von Hessen, verdient es wahrhaftig nicht, daß der Mayer Anselm Rothschildt ihm die Ehr' erweist, sein Hofagent zu werden."

„Hast freilich Recht, Gudula," sagte Mayer Anselm sinnend, „ist ein schlechter Landesvater und hat für Geld seine Unterthanen verkauft an England. Aber ist doch Veranlassung gewesen zu einer großen und herrlichen Schöpfung. Wär' der Kurfürst von Hessen nicht gewesen, so hätte der Friedrich Schiller nicht sein Trauerspiel Kabale und Liebe geschrieben, das Du neulich hast angeschaut mit mir im Theater und über welches Du so herzlich viel hast geweint."

„Mit dem schlechten Landesfürsten hat er gemein den Kurfürsten von Hessen?" fragte Gudula lebhaft.

„Ja wohl, Gudula," erwiderte Mayer Anselm lächelnd, „und es hat nur an Dir gelegen, daß der Schiller mit der Lady Milford nicht hat gemeint die Gudula Schnapper."

* Historisch.

Gudula erröthete, als wäre sie noch das junge Mädchen von achtzehn Jahren von damals. „Der Gott meiner Väter sei gepriesen, daß ich hab' seine Gemeinschaft mit der armen Lady Milford, über die ich weidlich so viel hab' weinen müssen. Es ist ein gar herrliches Stück, das der Schiller da gemacht hat aus dem Kurfürsten von Hessen und seiner schlechten Wirthschaft, aber um des Schiller's willen soll ihm vergeben werden, und wir wollen nicht weiter gehen mit ihm in's Gericht. Thu' ihm die Ehr' an und nimm seinen Titel an, und vielleicht, wenn Du seine Millionen verwaltest, wird sich der Fluch, der an ihnen haftet, in Segen verwandeln!"

Mayer Anselm that also, was Gudula ihm erlaubt hatte, er nahm den Titel an, er ward der Hofagent des reichen Kurfürsten von Hessen-Kassel, er verwaltete mit Treue und Umsicht die ihm anvertrauten Millionen, um wie mißtrauisch und ängstlich der geizige Kurfürst auch immer sonst war, so hatte er doch zu Mayer Anselm's Redlichkeit und Einsicht unbedingtes Vertrauen, denn er sah, wie seine Capitalien sich vermehrten und immer ungeheurer anwuchsen unter den Händen des klugen, weitschauenden Geschäftsmannes.

Aber während Mayer Anselm Rothschild in seinem kleinen, gemüthlichen Hause in der Judengasse zu Frankfurt ein glückliches Familienleben führte, an der Börse der alten stolzen Reichsstadt ein immer angesehenerer Mann wurde, war außerhalb Frankfurts die ganze Welt in Aufruhr und Bewegung, durchbrauste Kriegsgeschrei und Schlachtendonner ganz Europa, und der Name Napoleon's, des Siegers von Marengo und Austerlitz und so vieler andern gewonnenen Schlachten, beutte wie die Windsbraut durch ganz Europa hin, und erfüllte die Herzen aller Fürsten mit Angst und Schrecken, die Herzen aller Völker mit Haß und Abscheu. Und endlich tönte er mit Donnergerolle auch hinein in die alte Reichsstadt Frankfurt, und bleich vor Entsetzen schrie Einer dem Andern entgegen: die Franzosen kommen! Sie rücken unter Mortier heran! Sie haben Hanau und Kassel und das ganze Gebiet des Kurfürsten eingenommen und besetzt, und den Kurfürsten verjagt! Und jetzt werden sie auch Frankfurt einnehmen wollen, und es ist aus mit der alten Reichsfreiheit, aus mit unsern Freiheiten und Rechten!

Am Abend dieses Tages der Schrecken und Aufregung, als Mayer Anselm längst sein Bureau geschlossen hatte und heimgekehrt war in sein Haus, um im stillen Gemach auszuruhen von den Anstrengungen des Tages, meldete man ihm, daß draußen ein Fremder stehe, der ihn dringend zu sprechen begehre.

„Die Sonne ist schon untergegangen," sagte Mayer Anselm unwillig, „und es werden heut' keine Geschäfte mehr gemacht."

„Die Sonne ist untergegangen, aber sie wird auch wieder aufgehen, darauf hoffe ich," sagte eine ernste, traurige Stimme hinter ihm, und als Mayer Anselm sich umwandte, sah er da in der offenen Thür eine tief in einen Mantel gehüllte männliche Gestalt stehen.

„Wer seid Ihr?" fragte Mayer Anselm, aufstehend und dem Vorhüllten entgegenschreitend. „Mit welchem Rechte tretet Ihr hier ohne Zustimmung ein, und belauscht meine Worte, und —"

„Laßt den Diener hinaus gehen, Herr Hofagent, ich habe mit Euch zu reden," erwiderte der Fremde mit ernster, gebieterischer Stimme, indem er in das Gemach vorschritt.

Mayer Anselm mußte die Stimme wohl erkannt haben, denn er machte keine Einwendungen mehr, sondern entließ den Diener und verschloß hinter ihm die Thür.

Dann kehrte er zu dem Fremden zurück, der mit einem lauten Aechzen sich auf den Lehnstuhl des Hausherrn niedergelassen hatte.

„Ist es möglich, gnädigster Herr, Ihr seid es, und allein, zu Fuß?" fragte Mayer Anselm mit schmerzlicher Verwunderung.

„Allein, zu Fuß und flüchtig," erwiderte der Fremde, indem er sein Haupt matt an die Lehne des Stuhls zurücksinken ließ. „Mich hungert, ich bin müde, ich bin den ganzen Tag zu Fuß gewesen. Gebt mir etwas zu essen, Mayer Anselm Rothschild."

Mayer Anselm erwiderte nichts, er stürzte aus dem Zimmer, er rief sein Weib, er flüsterte ihr Etwas in's Ohr, und dann waren sie Beide thätig und geschäftig in Küche und Keller. Mayer Anselm trug selbst, als wäre er der Diener des fremden Herrn, die Speisen und das Speisegeräth in das Zimmer des Hausherrn und servirte den Tisch, während der Fremde auf dem Lehnstuhl saß, mit geschlossenen Augen, in dämmerndem Halbschlummer.

„Gnädiger Herr, wenn es Ew. Hoheit gefällig wäre, es ist servirt," sagte Mayer Anselm dann lächelnd, indem er den Tisch vor den Fremden hinrollte.

Dieser trank hastig ein Glas Wein und aß einige Bissen. Mayer Anselm stand ihm gegenüber, und schaute sinnend und gedankenvoll in sein trübes, bleiches Gesicht. Plötzlich hob der Fremde den Blick zu ihm empor, und die Augen der beiden Männer begegneten sich.

„Mayer Anselm," sagte er, „ich dachte eben an längst vergangene Zeiten."

„Ich auch, gnädiger Herr Kurfürst," erwiderte Mayer Anselm sanft.

„Ich dachte daran, wie wir und damals als Knaben zum ersten Male begegneten. Es sind jetzt dreiundfünfzig Jahre her, und doch sehe ich Euch noch ganz deutlich, wie Ihr vor mir standet mit Eurem zugleich klugen und trotzigen Gesicht, das mir, dem hochmüthigen Knaben, ein gewaltiges Aergerniß gab. Ich meine noch Eure Stimme zu hören, wie Ihr mir zum Abschied sagtet: „Ich bin der Mayer Anselm Rothschild und restirire mit meiner Frau Mutter in der Judenstadt zu Frankfurt. Wenn Ihr meiner bedürft, so kommt nur zu mir.""

„Ich war ein recht unverschämter Junge damals," sagte der Banquier lächelnd.

„Nein, ich glaube, ich war es," erwiderte der Kurfürst, „und darum hat das Schicksal vielleicht gewollt, daß Euer Wort von damals sich auch erfüllen sollte. Mayer Anselm Rothschild, ich bin zu Euch gekommen, weil ich Euer bedarf."

„Und Ew. Hoheit wissen wohl, daß Sie auf meinen Dienst-eifer zählen können."

„Ich weiß, daß Ihr ein braver und rechtlicher Mann seid, und ich vertraue Euch. Seht mich an," fuhr der Kurfürst fort, indem er seinen Mantel zurückschlug, „ich bin als Bauer verkleidet, und nur dieser Verkleidung verdanke ich mein Leben. Die Franzosen haben mich verrieben, haben meine Städte besetzt, meine Beamten verjagt, und Napoleon, meinen Haß gegen ihn und sein fluchwürdiges Räuberwesen kennend, hat mich meines ererbten und legitimen Thrones für verlustig erklärt. Meine Familie ist bereits glücklich nach Dänemark entkommen, ich konnte nicht sogleich mit ihnen gehen, denn ich mußte wenigstens für mein Vermögen Sorge tragen, da man mir mein Land geschlossen hat. Die sichern Geldpapiere nehme ich mit mir, aber das baare Geld, und Ihr wißt wohl, daß ich eine Freude an meinen schönen Goldrollen habe, das baare Geld kann ich nicht mit mir nehmen. Ich habe das Geld selbst in Säcke verpackt, die äußerlich Korn enthalten, und ich habe die Säcke auf einen Bauerwagen, als Bauer verkleidet, hieher gebracht. Der Wagen hält vor der Thür. Mayer Anselm Rothschild, wollt Ihr mir mein Geld aufheben und behüten?"

„Ich will es, Herr Kurfürst," erwiderte der Banquier einfach.

„So laßt die Säcke abladen und hier hereinbringen. Beordert Eure Leute. Mein vertrauter Kammerdiener ist draußen bei dem Wagen."

„Aber wär's nicht besser, Hoheit, wenn ich allein die Säcke hereinschaffte?"

„Unmöglich! Sie sind zu schwer, denn es sind drei Millionen in geprägten Louisd'or und Goldbarren. Ich habe sie in zwölf Säcke vertheilt."

„Drei Millionen!" rief Mayer Anselm seufzend, „es wird sehr schwer sein so viel Gelt sicher zu verbergen."

„Ihr werdet es zu Stande bringen," sagte der Kurfürst; „eilt Euch, Rothschild, laßt die Säcke abladen, kommt ich mein Gelt in Eurem Besitz weiß. Dann muß ich fort."

Eine Stunde später waren die zwölf Säcke ausgeladen, und die zwölf Fässer mit Louisd'or und Goldbarren standen im Mayer Anselm's Zimmer.

Der Kurfürst betrachtete sie mit zärtlich traurigen Blicken, wie ein Liebender, der Abschied nimmt von seiner Geliebtesten.

„Mayer Anselm Rothschild," sagte er, „ich vertraue Euch dasjenige an, was auf der Welt das Höchste, Wichtigste und Nothwendigste ist, mein Gelt. Ich bin ein armer, flüchtiger Mann. Ihr seht mich davor bewahren, daß ich ein Bettler werde. Wollt Ihr es?"

Mayer Anselm Rothschild legte seine beiden Hände auf die Geldsäcke, und sagte feierlich: „Ich schwöre es Euch bei dem Allerheiligsten in unserm Tempel, bei Jehovah im Himmel und bei

Allem was mir heilig ist auf Erden, ich schwöre es Euch, Herr Kurfürst, daß ich Euer Geld bewahren und behüten, daß, wenn es sein muß, ich es selbst mit meinem Leben vertheidigen will. Ich schwöre auch, daß ich die ganze Sache geheim halten will vor Jedermann!"

„Ich weiß, Ihr werdet Euren Schwur halten, Mayer Anselm," sagte der Kurfürst ernst, indem er dem Banquier seine Hand darreichte. „Nun jetzt lebt wohl, Rothschild, ich muß fort. Bevor für mich, daß ich meinen Verfolgern glücklich entkomme und eine Zuflucht finde, bis daß die Zeit der Rache gekommen ist, die Zeit, da Deutschlands Völker und Fürsten die Schmach und Erniedrigung vergelten und sühnen werden, unter welcher sie jetzt dahin gehen."

Als der Kurfürst ihn verlassen hatte, verschloß Mayer Anselm die Thür seines Zimmers, und wäre Baruch Schnapper noch am Leben gewesen, und hätte er noch da gegenüber gewohnt in dem kleinen Hause, so würde er sich gewundert haben, diese ganze Nacht in dem Zimmer seines Schwiegersohnes Licht zu sehen, und seinen Schatten an den Vorhängen zu gewahren, wie er kam und ging, und wie das Licht zuweilen verschwand, und dann wieder im Erdgeschoß aufglänzte, und wie dort hinter den kleinen Kellerfenstern dann auch wieder ein Schatten kam und ging, und wie das dauerte und sich immer wiederholte die ganze Nacht hindurch. Aber Baruch Schnapper war längst heimgegangen zu seinen Vätern, und nur der Diener des Banquiers wunderte sich am andern Morgen, als er die Kleider seines Herrn so beschmutzt fand mit Erde und Staub, und Spuren von Kalk und Mörtel daran entdeckte.

Mayer Anselm sprach zu Niemand über den Besuch des flüchtigen Kurfürsten, er hatte ihm zu geschworen sein Geheimniß zu bewahren, und er that es. Aber es verbreitete sich dennoch gar bald ein dunkles Gerücht davon durch ganz Frankfurt, denn die Nachbarn hatten den Wagen vor Mayer Anselm's Thüre halten sehen und zugeschaut, mit welcher Anstrengung man die Säcke in das Haus geschafft, und die Leute, welche die Säcke getragen, erzählten mit geheimnißvoller Miene, wie ungeheuer schwer sie gewesen, und daß sicherlich in diesen Säcken kein Korn gewesen. Und man combinirte und calculirte so lange, bis man der Wahrheit so ziemlich auf die Spur kam, und überall sich die Nachricht verbreitete: der Kurfürst ist glücklich entflohen und seine Millionen hat er seinem Hofagenten, dem Mayer Anselm Rothschild, in Verwahrung gegeben. Und diese Nachricht flog weiter, von Mund zu Mund, hinaus in die Welt, den Franzosen entgegen, die jetzt von Hanau daher zogen, um Frankfurt zu erobern und aus der alten deutschen Reichsstadt die Residenzstadt eines Großherzogs von Napoleon's Gnaden zu machen! Und ein Deutscher war's, der diese großherzogliche Krone aus den Händen des französischen Usurpators empfangen sollte. Sonst sein Jahrhunderten bei jeder Kaiserkrönung hatte der Reichsherold gerufen: „Ist kein Dalberg da?" Und dann war ein Dalberg gekommen und hatte sein Knie gebeugt vor dem deutschen Kaiser, um von ihm den Ritterschlag zu empfangen, um ihm den Eid unverbrüchlicher Treue zu leisten. Jetzt aber hatte der französische Kaiser den Dalberg gerufen, und der Dalberg hatte vor dem Unterwisser Deutschlands das Knie gebeugt, und hatte ihm den Eid der Treue geleistet, und hatte sich von ihm stempeln lassen zum Großherzog von Frankfurt.

Aber bevor der neugeschaffene Großherzog einziehen konnte in seine Residenz, mußte diese Residenz doch erst ihrer alten Freiheiten und Privilegien beraubt werden, mußte ihre Verfassung verlieren und aufhören eine deutsche, freie Reichsstadt zu sein! Napoleon hatte gesagt, daß es so sein solle, und was er sagte, das war damals wie der Machtspruch einer Gottheit, dem man sich unterwerfen mußte.

Die Franzosen rückten von Hanau und Kassel in großen Colonnen heran, und was konnte Frankfurt anders thun, als sich der Uebermacht fügen, als sich unterwerfen?

Es unterwarf sich, und die Franzosen waren jetzt die Herren und Gebieter; die ganzen Bürger von Frankfurt, die heute Morgen als freie deutsche Männer aufgestanden waren, sahen sich am Abend in Unterthanen des Großherzogs von Napoleon's Gnaden verwandelt.

Am Nachmittag dieses selben Tages zog eine Colonne französischen Militärs auch in die Judengasse von Frankfurt ein. Der voranschreitende Officier fragte die gaffenden Kinder, die am Thore standen und ganz verwundert darüber waren, daß so schöne und vornehme Soldaten die alte schmutzige Judenstadt besuchen wollten, ob sie vielleicht wüßten, wo der Mayer Anselm Rothschild, der Hofagent des Kurfürsten von Hessen, wohne.

Sie wußten's Alle, die gaffenden Kinder, und sie rannten dienstfertig voraus, um den französischen Soldaten den Weg zum Hause des Mayer Anselm Rothschild zu zeigen.

Mayer Anselm saß ruhig in seinem Arbeitszimmer und berechnete beim Abschluß der Woche seine Bücher, als die Thüre hastig aufgerissen ward und Gudula bleich und angstvoll hereinstürzte.

„Mayer Anselm, es sind französische Soldaten in's Haus gedrungen! Sie haben die Straße und den Hof besetzt, sie stehen auf dem Flur und auf der Treppe. Wir sind verloren! Sie werden's erfahren haben, daß der Kurfürst bei Dir war, daß —"

„Still, Gudula," unterbrach sie ihr Gatte ruhig, „siehst Du nicht, daß wir nicht allein sind?"

In der That, es befanden sich einige französische Officiere in dem Gemach, nur vor der geöffneten Thür standen französische Soldaten mit geschultertem Gewehr.

Mayer Anselm schritt den Officieren ruhig entgegen und fragte nach ihrem Begehr.

„Wir sind beauftragt, von Ihnen die Millionen einzufordern, welche der vormalige Kurfürst von Hessen Ihnen anvertraut hat," sagte der erste der Officiere.

„Ich habe keine Millionen von dem Kurfürsten von Hessen empfangen," erwiderte der Banquier ruhig.

Der Officier lächelte. „Sie weigern sich die Millionen herauszugeben? Der Kaiser Napoleon hat befohlen, daß dieselben dem Großherzog von Frankfurt übergeben werden sollen. Wir haben die strengsten Ordres, von Ihnen diese Millionen einzutreiben."

„Ich weiß von keinen Millionen," rief Mayer Anselm. „Der Herr Kurfürst von Hessen hat mir nichts in Verwahrung gegeben."

„Wir wissen mit Bestimmtheit, daß der abgesetzte Kurfürst Ihnen seine Millionen anvertraut hat, leugnen Sie es also nicht. Man wird Ihr Eigenthum schonen, man will nichts rauben von Ihrem Haab' und Gut, Sie sollen nur herausgeben, was nicht Ihnen gehört."

„Ich weiß von keinen Millionen," wiederholte Mayer Anselm. „Ich warne Sie," rief der Officier heftig. „Sie sehen, Ihr Haus ist besetzt, bewaffnete Soldaten stehen vor Ihrer Thür. Wir haben gemessene Ordre, und wenn Sie nicht gutwillig nachgeben, sind wir zu den strengsten Maßregeln genöthigt. Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Sie riskiren sogar Ihr Leben, wenn Sie beharren bei Ihrer Weigerung."

„Er ist verloren! Sie werden ihn tödten," murmelte Gudula, indem sie auf ihre Kniee niederfank und ihre gefalteten Hände zum Himmel emporwrang.

„Sie können mich tödten," sagte Mayer Anselm ruhig, „aber Sie können mich nicht zwingen zu bekennen, was ich nicht weiß."

Der Officier winkte einige Soldaten in das Gemach. „Besetzt alle Thüren," befahl er ihnen, „durchsucht alle Räume vom Boden bis zum Keller, laßt Niemand aus dem Hause hinaus, und wo Ihr Widerstand findet, da macht Ihr Gebrauch von Euren Waffen. Geht! Ich mache Euch die genaueste Durchsuchung zur Pflicht!"

Man hörte das taktmäßige Abmarschiren der Soldaten, die sich nun durch alle Räume des Hauses vertheilten. Mayer Anselm stand mit bleichem, aber entschlossenem Gesicht inmitten in dem Gemach und horchte aufmerksam auf das Geräusch und auf Gerufe der Soldaten. Gudula lag noch immer auf den Knieen und betete.

„Mein Herr," sagte der Officier, „ich wiederhole es Ihnen, wir haben Befehl, zu den äußersten Mitteln zu schreiten. Wenn Sie die Millionen nicht herausgeben, bin ich gezwungen, Sie als Hochverräther und Rebellen erschießen zu lassen."

Gudula stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sprang empor, nun zu ihrem Manne hineilen, um ihn zu umklammern mit ihren Armen und sich fest, fest an seine Brust zu drücken.

„Mayer Anselm," flehte sie, „sei barmherzig gegen mich und Deine Kinder! Du darfst nicht sterben, Du mußt Dich uns erhalten! Du mußt der Gewalt weichen. Du darfst Dein Leben nicht hingeben für elendes Geld! O Gott, Gott, sie werden Dich tödten!"

„Sie werden mich tödten, aber ich werde sterben als ein ehrlicher Mann," sagte Mayer Anselm fest. „Geh' zu Deinen Töchtern, Gudula! Rufe mir die Söhne hierher!"

Albert Traeger.

„Es darf Niemand hier eintreten,“ sagte der Officier. „Alle Zimmer sind besetzt, und Jeder, der sich in einem Zimmer befindet, bleibt darin als Gefangener, bis Ihr sie befreit, indem Ihr bekennt, oder bis nach der Execution.“

„So bleiben meine Kinder Gefangene,“ rief Mayer Anselm ruhig, „und Du, Gudula, bleibst bei mir bis zur Execution!“

„Ich will beten, beten!“ flüsterte Gudula und sie sank wieder auf ihre Kniee nieder.

Nun ward Alles still in dem Gemach. An der Thüre standen Soldaten mit geschultertem Gewehr, die Officiere hatten sich in die Fensternische zurückgezogen.

Nach einiger Zeit trat eine Ordonnanz in das Zimmer, um zu melden, daß sie den obern Bodenraum des Hauses durchsucht und nirgends Geld oder Geldeswerth gefunden hätten.

„Sie verharren bei Ihrem Leugnen?“ fragte der Officier.

„Ich verharre dabei,“ erwiderte Mayer Anselm ruhig.

„Auch wenn ich Ihnen sage, daß wir durch unsere Spione und Agenten es mit Bestimmtheit wissen, daß der Kurfürst bei Ihnen war, daß er Ihnen seine Schätze anvertraut hat?“

„Auch dann noch!“

„Auch dann noch, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht blos sich durch Ihr Schweigen zum Tode verurtheilen, sondern alle Ihre Glaubensgenossen gefährden? Denn wenn Sie uns die Millionen nicht ausliefern, so werden Sie erschossen, und dann erlaube ich den Soldaten die Plünderung der Judenstadt.“

„Mayer Anselm, sei barmherzig,“ schrie Gudula, „errette unsere armen Glaubensgenossen. Unterwirf Dich der Gewalt!“

„Ich unterwerfe mich ihr, darum bin ich bereit, mein Leben hinzugeben,“ sagte Mayer Anselm feierlich.

„Und das Leben vieler Ihrer Glaubensgenossen zu gefährden, denn Sie wissen es wohl, wenn die Plünderung der Judenhäuser begonnen hat, so wird der Fanatismus aus der Plünderung einen Vernichtungskampf, eine Glaubenssache machen.“

„Mayer Anselm,“ jammerte Gudula, „gedenke Deines Vaters und Deiner Mutter, die keine Ruhe werden haben im Grabe, wenn ihr Sohn es ist, der sein geknechtetes Volk in neues Unglück stürzt; gedenke des Elends und der Noth, das auf den Unsern lastet, und wolle nicht den Jammer noch vergrößern. Wehre ab neues Unheil, wenn Du es vermagst, erbarme Dich der Schwachen und Kranken, errette Dein Volk!“

Mayer Anselm stand da, unbeweglich, mit totenbleichem Angesicht, mit festgeschlossenen Lippen, die Augen mit einem ruhigen fragenden Blicke aufwärts gewandt.

Wieder trat jetzt eine Ordonnanz ein, um zu melden, daß man auch die untere Etage des Hauses durchsucht habe, ohne irgend etwas zu finden.

„So begebt Euch jetzt hinunter in die Keller," befahl der Officier, „nehmt Hacke und Spaten mit, untersuchi den Keller ganz genau, und wenn Ihr auch dort nichts findet, ist die Untersuchung beendet und die Execution beginnt."

„Mayer Anselm," schrie Gutula in Verzweiflung, „errette mir den Vater Deiner Kinder, errette Dein Volk!"

Ihr Gatte richtete sich empor und athmete hoch auf, man sah es wohl an seinen zuckenden Zügen, er hatte einen letzten Kampf mit sich selber gekämpft. Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner bleichen Stirn, und als er dann sprach, war seine Stimme matt und gebrochen.

„Nun wohl," sagte er, „ich gebe nach. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht anders kann, daß ich mich unterwerfen muß. Herr Hauptmann, rufen Sie Ihre Leute zurück, lassen Sie mein Haus nicht ganz und gar zerstören. Geben Sie Befehl, daß sie sogleich Alle mein Haus verlassen und meine Kinder freilassen, und ich bin bereit, das mir anvertraute Geld herauszugeben."

„Endlich!" rief der Officier. „Ich sage Ihnen, Mann, Sie standen bereits mit einem Fuß im Grabe, denn ich hätte Sie erschießen lassen, ich hatte strengen Befehl zu. Das Flehen Ihrer Frau, welches Ihren Starrsinn erweichte, hat Sie vom Tode errettet. Meine Herren Officiere, bringen Sie den Soldaten die Ordre, daß die Untersuchung beendet ist, verlassen Sie mit den Mannschaften sofort das Haus und postiren Sie sich mit denselben auf der Straße bis auf weitere Ordre. Nur die Posten hier an der Thür bleiben noch."

Die Officiere verließen das Zimmer, und der Hauptmann wandte sich wieder dem Banquier zu. „Jetzt, mein Herr, erfüllen Sie Ihr Versprechen. Uebergeben Sie mir die Gelder."

Mayer Anselm stieß einen letzten bangen Seufzer aus und schien nach Athem zu ringen. „Gutula," sagte er dann mit lauter, bittender Stimme, „gehe jetzt hinaus. Man wird Dich nicht länger zurückhalten. Begieb Dich in das Familienzimmer und erwarte mich dort mit unsern Söhnen und Töchtern. Ich werde zu Euch kommen, sobald ich die Geschäfte mit diesem Herrn beendet habe."

Gutula nahm seine ihr dargereichte Hand, drückte einen langen inbrünstigen Kuß auf dieselbe und grüßte ihn mit ihren Augen, dann schlich sie schweigend und demüthig hinaus.

Mayer Anselm wartete, bis die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, bevor er entschlossenen Schrittes durch das Gemach ging nach der gegenüberliegenden Wand. Er nahm von derselben das Bild ab, welches sich über seinem Repositorium befand. Eine kleine eiserne Thür ward sichtbar. Der Banquier zog aus seiner Brusttasche einen Schlüssel hervor und öffnete dieselbe. Man sah nun in einen in der Mauer angebrachten Verschlag, der ganz und gar mit Geldrollen, gefüllten grauen Leinenbeuteln und Papieren angefüllt war.

„Hier, mein Herr," sagte Mayer Anselm mit tonloser Stimme. „Es sind zwei Millionen achtundhunderttausend Thaler in Gold, in Barren und in guten Werthpapieren."

Zwei Stunden später war Mayer Anselm in das Familienzimmer ein, in welchem er seine Frau, seine Söhne und Töchter versammelt fand.

Er grüßte sie Alle mit einem Neigen seines Hauptes, mit ein wunderbarer Friede, eine stolze Freudigkeit war in seinen Zügen ausgeprägt. Mitten in dem Gemach blieb er stehen, hochgehobenen Hauptes, fester Haltung, wie ihn die Söhne nur in großen, entscheidenden Momenten gesehen.

„Söhne meines Herzens und meiner Liebe," sagte er, „als ich Euch zu Theilnehmern machte in meinem Geschäft, welches war da das Wort, welches ich Euch gab zum Gesetz Eures Lebens? Antworte Du, Anselm, im Namen Deiner Brüder. Wie lautet das Gesetz, das ich Euch gegeben?"

„Setz treu Euch selber und denen, welche Euch vertrauen," sagte der junge Mann feierlich. „Haltet fest an dem Glauben Eurer Väter, haltet fest an Arbeit und Ehrlichkeit. Heilig sei Euch Euer Wort, und was Ihr versprochen habet, das sei so unverbrüchlich, daß man darauf bauen kann wie auf einen Fels. Verschmähet nicht den kleinsten Gewinn, wenn er gemacht wird auf ehrliche Weise, verschmähet den größten Gewinn, wenn Ihr dabei müßt niederschlagen die Augen vor der Redlichkeit und Treue. So habet Ihr gesprochen, Vater, und ich hoffe, Ihr werret uns geben das Zeugniß, daß wir darnach gelebet und gehandelt."

„Und ich hoffe," rief ihr Vater mit begeisterter Stimme, „und ich hoffe, Ihr sollet in meiner Sterbestunde auch mir geben das Zeugniß, daß ich darnach gelebt und gehandelt. Meine Söhne, ich hatte einem Manne, der mir sein Geld anvertraute, mit dem heiligsten Eide geschworen, es ihm aufzubewahren und zu behüten, es zu vertheidigen mit meinem Leben. War ich verpflichtet, ihm Wort zu halten?"

„Ihr wart verpflichtet, ihm Wort zu halten," riefen die Söhne wie aus einem Munde.

„Und wenn ich sein Geld retten konnte, indem ich das meine hingab, mußte ich es geben?"

„Ihr mußtet es geben, Vater!"

„Nun wohl, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Ich habe mein gegebenes Wort erfüllt. Das mir anvertraute Geld und Gut ist gerettet, aber mein und Euer ganzes Vermögen und Alles, was wir gehabt im Geschäft, ist verloren. Ich bin wieder ein armer Mann."

„Nein," rief Gutula, und auf ihrem gealterten Gesicht glänzte ein Strahl der ewigen Jugend und der ewigen Liebe, „nein, Du bist reich, Mayer Anselm, denn Du bist ein braver Mann. Du hast ein Weib und Söhne und Töchter, welche Dich lieben. Du hinterläßt Deinen Kindern einen ehrenvollen Namen und ein reines Gewissen."

Mayer Anselm stieß einen Freudenschrei aus und zog sein Weib an seine Brust. „Gutula," rief er, „ich sage Dir heute, wie ich es Dir damals sagte, als Du die Braut wurdest des armen Mayer Anselm: Ich bin ein reicher Mann, denn Dein Herz ist ein Schatz, der unvergänglicher ist, als Geld und Gut! Meine Söhne, unser Reichthum ist verloren, aber nicht unsere Kraft. Wir werden wieder von Neuem anfangen. Wir werden arbeiten, und Gott wird uns seinen Segen geben!"

— — — Und Gott gab seinen Segen! Das Haus Rothschild wuchs und gedieh, und sein Credit war nicht einen Augenblick erschüttert. Niemand wußte zu, daß Mayer Anselm sein Vermögen verloren, nur das hatte man erfahren, daß Mayer Anselm von den Franzosen gepwungen worden, die ihm anvertrauten Gelder des flüchtigen Kurfürsten herauszugeben, und Niemand tadelte ihn deshalb, denn man wußte, daß er nur der äußersten Gewalt gewichen war.

Und so verging die Zeit, und es kamen für das erniedrigte und in den Staub getretene Deutschland die Tage der Erhebung, die Tage der Rache. Das Volk, welches so lange wie ein gebändigter Löwe am Boden gelegen unter den Füßen des Allgewaltigen, das deutsche Volk brach seine Ketten, und stand auf, und ward sich seiner Kraft bewußt, und zwang seine Fürsten abzulassen von dem Usurpator und die nationale Sache zu der ihrigen zu machen. Das deutsche Volk erkämpfte sich seine Freiheit, seine Ehre wieder, und im Jahre 1813 am 18. October, da nahm es seine Rache, da übte es Vergeltung, da trieb es Napoleon mit seinen flüchtigen Schaaren hinaus aus Deutschland, und dann, dann nahm der großmüthige Löwe freiwillig seine Ketten wieder auf, und ordnete sich wieder unter seinen Bändigern und seinen Herren, rief seine verjagten Fürsten zurück, und aus den freien deutschen Männern wurden wieder deutsche Unterthanen von adhumdreißig Fürsten.

Auch der Kurfürst von Hessen kehrte nach der gewonnenen Schlacht bei Leipzig wieder heim in seine Staaten, und sein Volk, das großmüthige all' die Unbill, welche der Kurfürst ihm früher angethan, vergessen hatte, sein Volk nahm ihn wieder an zu seinem Herrn.

Nachdem die Tage der Huldigung vorüber waren, begab sich der Kurfürst nach Frankfurt, nur sein erstes Geschäft war, daß er nach dem Banquierhause Rothschild sandte, und den Chef desselben zu sich entbieten ließ.

Eine Viertelstunde später meldete man dem Kurfürsten den Banquier Anselm Rothschild, er befahl ihn einzulassen, und schritt hastig nach der Thür hin.

Aber es war nicht Mayer Anselm Rothschild, welcher da eintrat, sondern ein jüngeres Abbild von ihm, ein Mann von kaum vierzig Jahren.

„Wer seid Ihr, mein Herr?" fragte der Kurfürst hastig. „Ich sandte nach meinem Hofagenten, dem Mayer Anselm Rothschild."

„Hoheit, er konnte Eurem Rufe nicht folgen, denn Gott hat ihn zu sich gerufen."

„Er ist todt?“

„Ja, Hoheit, er starb vor einem Jahr.“

„Er war ein braver, guter Mann,“ sagte der Kurfürst seufzend. „Ich hegte das größte Vertrauen zu ihm, und ich habe es ihm bewiesen. Ich kann ihm auch seinen Vorwurf daraus machen, daß das Resultat meines Vertrauens unglücklich ausgefallen. Ich habe durch meine Agenten und Bevollmächtigten Alles erfahren, und ich weiß, daß Euer Vater nur nach dem tapfersten Widerstreben und gewonnener Weise den schändlichen französischen Räubern mein Gold ausgeliefert hat. Euer Vater hat sich benommen als ein ehrlicher und treuer Mann, ich gebe ihm dies Zeugniß noch in das Grab, und was die drei Millionen anbelangt, die ich ihm übergeben, so habe ich sie verschwert. Nicht deshalb ließ ich Euch rufen, es sind mir Gott sei Dank noch einige Millionen geblieben, und die wollte ich Eurem Vater übergeben, daß er sie mir sicher anlege. Ich beklage es, daß er gestorben, denn wie gesagt, er war ein ehrlicher, treuer Mann, und es ist nicht seine Schuld, daß meine drei Millionen verloren gegangen.“

„Hoheit,“ sagte Anselm Rothschildt tückelnd, „Ihre Millionen sind nicht verloren gegangen!“

„Wie meint Ihr das? Es ist also nicht wahr? Man hat Euren Vater nicht ausgeplündert?“

„Ja, Hoheit, das ist wahr. Aber mein Vater hatte Eurer Hoheit geschworen, Ihnen das ihm anvertraute Gut zu bewahren, und er hat seinen Schwur erfüllt. Er übergab den Franzosen, die ihn mit dem Tode bedrohten, sein eigenes Vermögen und rettete dadurch die drei Millionen Eurer Hoheit.“

„Sodaß meine Millionen also wirklich nicht verloren gegangen sind!“ rief der Kurfürst mit aufleuchtendem Gesicht.

„Hoheit, das Haus Rothschildt ist bereit, wenn Eure Gnaden es befehlen, die drei Millionen sofort auszuzahlen, nebst den üblichen Zinsen, vom Tage des Empfanges an.“

Der Kurfürst blieke staunend, athemlos in das ruhige, unbewegte Gesicht des Bankiers. „Alles?“ fragte er nach einer Pause. „Ihr konntet mir Alles verlengnen, und Ihr gebt mir Alles, das Capital sowohl, wie die Zinsen?“

„Es ist selbstverständlich, Hoheit,“ erwiderte der Banquier ruhig. „Nur um Eins ersuchet das Haus Rothschildt Eure Hoheit, nämlich um dieses: daß Ihr wollet in Anbetracht der schlimmen Umstände, unter denen unser Vater Eure Millionen rettete, nicht bis zum heutigen Tage von den Zinsen den Zins fordern, sondern diesen Zins uns anrechnen für die zahrelange Verwaltung der drei Millionen. Wir sind bereit über Alles Rechenschaft abzulegen.“

„Aber ich bin nicht bereit sie entgegenzunehmen,“ rief der Kurfürst lebhaft. „Herr Banquier Anselm Rothschildt, Ihr seid der würdige Sohn Eures Vaters. Ich habe einmal vor Eurem Vater beschämt die Augen niedergeschlagen, vor seinem Sohne will ich es nicht. Ihr sollt mir die drei Millionen nicht auszahlen, sie bleiben in Eurem Geschäft, und es daxf keine Rede mehr sein von den Zinsen und Procenten, die Ihr mir anbietet vom Tage des Empfanges bis zu dieser Stunde. In diesem Augenblicke erst übergebe ich Euch meine drei Millionen, Herr Banquier Rothschildt, und erst vom heutigen Tage an könnt Ihr mir Procente berechnen, doch dürfen dieselben nicht mehr als die Hälfte des üblichen Zinsfußes betragen.“

„Eure Hoheit, ich weiß nicht, ob ich diese Großmuth annehmen darf, und —“

„Still,“ unterbrach ihn der Kurfürst ernst, „redet nicht von Großmuth, sonst müßte ich bekennen, daß Ihr es seid, der sie geübt, Ihr, der Banquier gegen den Kurfürsten. Aber ich habe in diesen Jahren der Verbannung viel Neues begriffen, und der fürstliche Hochmuth hat sich bengen gelernt und eingesehen, daß es außer den legitimen Fürsten noch andere Fürsten giebt, und daß das Gelt ebenso gut Throne aufrichtet, wie die Geburt. Wir conferiren also Mach gegen Macht, Herr Anselm Rothschildt. Ich bin der Kurfürst, Ihr seid der Geldfürst. Und wer weiß, vielleicht ist der Geldfürst zuletzt mächtiger als der Kurfürst. Was ich dann thun kann, Euch Macht in die Hände zu geben, das soll geschehen. Ihr sollt sehen, Herr Geldfürst, daß der Kurfürst nicht undankbar ist, und daß er sich nicht schämen wird, laut gegen Jedermann zu bekennen, wie viel Dank er Euch schulket!“

Und der Kurfürst hielt seinem Banquier, dem Oberhofagenten Rothschildt, den er zum hessischen Finanzrath ernannt, sein Wort, hielt ihm besser Wort, als seinem Volk, dem er die versprochene Constitution bald wieder nahm.

Als die Fürsten alle in Wien sich zum Congreß versammelten, als dort, wie der Fürst von Ligne sagte, „die europäischen Fürsten ihre Ferien feierten“, als dort „der Congreß tanzte, aber nicht vorwärts schritt“, da erzählte bei einem der heitern festlichen Gastmahle der Kurfürst von Hessen den anwesenden Königen und Fürsten die Geschichte seiner drei Millionen und der Redlichkeit des Hauses Rothschildt. Und staunend vernahmen die Fürsten diese seltene Mähr, und Jeder dieser gekrönten Herrn erklärte sich freiwillig bereit die seltene Redlichkeit zu lohnen. Und dies Mal hielten alle Fürsten Wort. Oesterreich erhob die Gebrüder Roth schildt in den Freiherrnstand, Preußen ernannte sie zu Geheimräthen, die andern Fürsten decorirten sie mit Orden, und alle Fürsten, die kleinen wie die großen, wenn sie des Geldes bedurften, wandten sich an das Haus Rothschildt, an die Geldfürsten, von denen man bald sagen konnte, daß sie mehr als die legitimen Fürsten über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten.

Gudula, die Stamm-Mutter des Hauses Rothschild, die treu verblieb in ihrem kleinen Hause in der Judenstadt, obwohl die Söhne längst sich fürstliche Paläste gebaut da draußen auf der Zeil und anderswo im schönen Frankfurt, in Wien, Paris, Neapel und London, Gudula konnte auch gar wohl die Macht ihrer Söhne, der Geldfürsten. Als im Jahre 1820 eine Nachbarin meinende zu ihr kam und klagte über die Revolution, die in Frankreich und Polen ausgebrochen, und daß es nun wohl zum großen Kriege kommen werde, da antwortete Madame Gudula lächelnd und stolz: „Sei Sie ohne Furcht, meine Gute. Ich werde meinem Sohn sage, daß er deine Fürchte soll nit gebe Geld, und dann können die Fürschte keinen Krieg mache.“

Der Dichter der Lartenlaube.

(Mit Portrait.)

Aus den grünen Waldbergen Thüringens ist eine farbenreiche Sage in das deutsche Land hinausgegangen von einem Liederkampfe, den vor grauen Zeiten berühmte Meistersänger auf der Wartburg kämpften. Es soll ein Ringen auf Tod und Leben gewesen sein. Die Geschichtsschreiber freilich behaupten, daß Alles, was man von diesem Sängerkrieg zwischen Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen und dem geheimnißvollen Klingsor erzählt, eine Fabel sei, erfunden von den Dichtern späterer Jahrhunderte. Indessen, wie dem auch sei, ob Fabel, ob Wahrheit: das Schauspiel zeigt sich noch täglich vor unsern Augen.

Wie viele junge, glühende Seelen, begierig nach dem Dichterpreis, stürzen sich noch jährlich in die Arena und lassen ihre Leier erklingen! Und wie Viele verlassen nicht mit zerbrochener Harfe und zerstörten Hoffnungen, den bittern Schmerz der Enttäuschung im Herzen, die Schranken! Wie wenig Glückliche erringen sich ein Blatt aus dem Lorbeerkranze, welcher Anstrengungen, welcher Gunst des Schicksals bedarf es nicht, um nicht das Loos jener Schaar zu theilen, für die das Publicum ein kaltes, spöttisches Lächeln oder höchstens ein mitleidiges Achselzucken hat! Ist das nicht auch ein Kampf auf Tod und Leben, wie jener Sängerstreit auf der Wartburg? Nur mit dem Unterschiede, daß der Besiegte nicht zu den Füßen einer schönen Fürstin flechten und deren Hand und Schutz anflehen kann, sondern daß er langsam verblümmert und jahrelang stirbt an seinen spöttisch-kalten Lächeln und dem mitleidigen Achselzucken. Wer sich den Narren auch die Feder in die Hand nehmen und unter die Poeten gehen! Wäre er Bierbrauer oder Bäcker geworden, das sind unstreitig sichere Professionen. Mit einem Worte: es geht bei den modernen Sängerkämpfen zwar nicht so prachtvoll-phantastisch zu, wie bei denen im Mittelalter, wohl aber nicht weniger ernsthaft und viel erbarmungsloser.

Zu jenen Glücklichen nun, welche sich in den Dichterkämpfen der Gegenwart einen Preis errangen, gehört auch der Sänger, dessen Lebensgang diese Zeilen leicht skizziren sollen. Es ist Albert Traeger, der Dichter der Gartenlaube, weil diese Zeitschrift, wenn auch nicht seine ersten, doch seine besten Lieder gebracht hat und er ihr bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist. Albert Traeger wurde am 12. Juni 1830 in Augsburg, wo sein Vater bei der Redaction des im Cotta'schen Verlag erscheinenden „Auslandes" angestellt war, geboren. Seine Jugendbildung erhielt er jedoch im nördlichen Mitteldeutschland, dem schon im Jahre 1838 siedelten die Eltern nach Naumburg über, in welcher Stadt der Großvater des Knaben ein kaufmännisches Geschäft besaß, dessen Führung der Vater übernahm. In Naumburg besuchte Traeger das Domgymnasium und war eben in die Secunda eingetreten, als ihm, 1844, der Vater starb. Bei seinem lebhaften Naturell war es ein Glück für ihn, daß er in seiner Mutter eine ebenso zärtliche, als sittstrenge Erzieherin fand.

1848 bestand er sein Abiturientenexamen und bezog die Universität Halle, sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmend. Im Jahre 1849 finden wir ihn in Leipzig, in engen, freundschaftlichen Beziehungen zu Gustav Liebert, dem Frühvollendeten, mehr den schönen Künsten und Wissenschaften, als dem strengen Fachstudium lebend. Nach einjährigem Aufenthalt in Leipzig geht er wieder nach Halle zurück und wird 1851 Auscultator. Er wird dem Appellationsgericht Naumburg zugetheilt, und hier ist es, wo sein Name zum ersten Male in die Oeffentlichkeit dringt. Das heißt nicht als Dichter, sondern als gesuchter und glücklicher Vertheidiger. Seine Vertheidigungsrede vor dem Schwurgericht in der causa cölebre der Frau von Feilitzsch (die der Kindesunterschiebung angeklagt war) verdient den Namen einer Musterrede und fand auch als solche Aufnahme in der Temmeschen Schwurgerichtszeitung.

Im Jahre 1857 wurde Traeger nach einem glänzenden Staatsexamen Gerichtsassessor und als solcher vielfach commissarisch beschäftigt. Seit dem Juni 1862 hat er seinen Wohnsitz als Rechtsanwalt und Notar in dem Städtchen Cölleda in Preußisch-Thüringen, sich einer lebhaften und guten Praxis erfreuend. — Das ist der äußere Lebensgang des Dichters der Gartenlaube. Einfach und gut bürgerlich, wie es in Deutschland bei den meisten unserer Autoren der Fall; frei von abenteuerlicher Romantik, aber auch frei von jenen dunklen Episoden, welche nur zu oft mit dieser Romantik verknüpft sind.

Obwohl Traeger nicht blos Lyriker, sondern auch Prosaiker ist, so verdankt er doch seinen Ruf wesentlich seinen lyrischen Dichtungen, die unter dem Titel „Gedichte von Albert Traeger, Leipzig, Verlag von Ernst Keil," im Jahre 1857 zum ersten Male gesammelt erschienen und seitdem wesentlich verbessert und vermehrt mehrere Auflagen (1861 zweite Aufl., 1863 dritte Aufl.) erlebt haben.

Eleganz des Ausdrucks, Formenvollendung und ein gewisser melancholischer Duft, welcher über Traeger's Lieder gebaucht ist, sind in Verbindung mit einer glücklichen Wahl der Stoffe und Wahrheit der Empfindung wohl hauptsächlich die Vorzüge, welche dem Dichter so rasch die Gunst des Publicums gewonnen. Mit seinem, echt dichterischem Takte weiß Traeger die empfindsamsten Saiten der Menschenbrust zu berühren.

Der welches Vater- und Mutterherz, dem ein geliebtes, kleines Kind durch den Tod entrissen wurde, wird nicht auf's Tiefste bewegt durch das rührende und tröstende Gedicht „vom frühen Tod":

„Zum Himmel kehrt die reine Seele wieder,
Kein finst'rer Tod macht sie beim Scheiden beben:
Es beugt ein Engel sich zum Kinde nieder,
Und von den Lippen küßt er ihm das Leben."

Ueberhaupt möchten wir jene Lieder, welche der Dichter „Stimmungen" nennt, als die schönsten und duftigsten Blüthen seiner Muse bezeichnen.

Auch unter seinen Wanderliedern — wir erinnern nur an das so rasch populär gewordene: „Wenn Du noch eine Heimath hast" — finden wir prächtige Perlen. Weniger haben uns die Sonette angesprochen; auch die Liebeslieder, so formvollendet sie sind, stehen uns hinter den „Stimmungen" und seinen „Wanderliedern" zurück. Bis auf wenige, darunter das innig empfundene „Dein liebes Angesicht", tragen sie mehr den Charakter der Reflexion, als der unmittelbaren Empfindung. Tief ergreifend sind die „den Armen" gewidmeten Dichtungen. Der Grundton dieser Dichtungen ist religiös-socialistisch, und in einigen, z. B. im „ohne Crucifix", von einer Energie des Gefühls und des Ausdrucks, welche unsere Seele in tiefem Mitgefühl schmerzlich erbeben läßt. Traeger kokettirt nicht mit diesen Empfindungen, er benutzt sie nicht als theatralischen Aufputz, um durch die Poesie der Contraste zu wirken, sie entspringen wirklich einem guten, die Noth seiner Nebenmenschen, seiner armen Mitbrüder mitfühlenden Herzen. Wir hätten noch seine Zeitgedichte, darunter das Lied von „Schleswig-Holstein und Knyphessen" mit seinem an die Berangerʼsche Weise erinnernden Refrain, sowie das durch den Frankfurter Fürstentag berühmt gewordene Lied: „Wann, wann marschiren wir gen Norden?" zu erwähnen.

Diese Zeitgedichte haben neben dem allgemeinen Interesse noch ein individuelles. Sie charakterisiren die politische Parteistellung Traeger's.

Traeger gehört nicht zu jenen kalten, gleichgültigen Naturen, denen die Kunst, die Cultur des Schönen genügt; zu jenen unglücklich organisirten Charakteren, für welche die Worte Vaterland und Freiheit Worte ohne Sinn und Bedeutung sind. Er hat Partei ergriffen, die Partei der nationalen Demokratie, der schon ein Theil der Gegenwart gehört und die das ausschließliche Anrecht auf die ganze volle Zukunft hat.

Im Dienste dieses nationalen demokratischen Gedankens arbeitet Traeger, mit zwar nicht blos als Poet, sondern auch als praktischer Politiker, als Volksredner. Er gehört mit zu den thätigsten Mitgliedern des Nationalvereins in Thüringen, und die Erfolge seiner Beredsamkeit sind nicht geringe zu nennen. Die Fortschrittspartei seines Kreises trug ihm bei der Nachwahl für den gemaßregelten Abgeordneten zur Zweiten preußischen Kammer, Pastor Gräser, ein Mandat an, das er jedoch zu Gunsten des liberalen Candidaten, Kreisrichter Buchmann in Nordhausen, ablehnte. Da wir hier seine redneriche Thätigkeit berührt haben, so wollen wir bei der Gelegenheit erwähnen, daß Traeger die Festrede bei der Schillerfeier in Leipzig 1859 hielt und daß der Prolog, welcher der Aufführung der „Hermannsschlacht" zur Hjährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig im Leipziger Stadttheater vorangiug, seiner Feder entflossen ist.

Es bleibt uns noch übrig Traeger's sonstige literarische Thätigkeit kurz zu skizziren. 1853 schrieb er eine recht gute Biographie des sobenthischen Dichters Burns, welche der Persʼschen Uebersetzung von Burns' Gedichten vorgedruckt ist. 1860 gründete er das „Leipziger Sonntagsblatt", ein Beiblatt zum Leipziger Tageblatt, und veröffentlichte eine Novelle „Uebergänge", interessant geschrieben, voller pikanter, psychologischer Erörterungen, aber ohne recht befriedigenden Abschluß; 1861 erschienen seine „Stimmungen der Liebe", eine Sammlung der reizendsten Liebeslieder, und jetzt eben hat ein zweites Sammelwerk „Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund" die Presse verlassen. Von einem guten Humor zeugen seine „Tannenreiser", es sind moderne-sociale Skizzen, Weihnachtsgaraboeken nennt sie Traeger, die im Verlag von Schönewerk in Wien erschienen sind. Auch im dramatischen Fach hat sich Traeger mit einer kleinigkeit, „die letzte Puppe", Soloscherz, der in Weimar von Louisaheth Rökel, Tochter des letzten Maigefangenen, mehrfach beifällig aufgeführt wurde, versucht.

Traeger hat jedenfalls noch eine schöne Zukunft vor sich. Noch manches Preis wird ihm zu Theil werden, wenn er mit derselben ernsten Beharrlichkeit, die sein bisheriges Streben auszeichnet, weiter ringt. Möge er die Anerkennung, welche ihm das Publicum für seine bisherigen Leistungen zollte, als Sporn zu neuen Anstrengungen betrachten, vor Allem aber möge er seine reiche Kraft dem heiligen Herz der Völker widmen, wie unser Sänger Hölderlin das Vaterland nennt, dem deutschen Vaterland, dessen brennendste Wunden seine Lieder uns so ergreifend und mit dem Ausdruck männlicher Entrüstung geschildert haben. K. W.

Die Kunstmethoden der Londoner Langfingerei.

Ein modernes Industriebild.

2.

Handwerkszeug braucht der Taschendieb gewöhnlich nicht. Seine fünf oder je nach Befinden zehn gelenken Finger machen ihm die Beihilfe besonderer Geräthe und Instrumente entbehrlich. Höchstens nimmt er einmal zu einem scharfen Federmesser oder einer feinen Scheere seine Zuflucht, wo sein natürlicher Apparat nicht ausreichen will. Nur zum Abzwicken der Uhrketten pflegt er wohl — doch die Hauptkünstler des Fachs verschmähen auch diese Unterstützung — eine gut beißende, feste Zange bei sich zu führen, die der Drahtzange gleicht, nur viel kleiner ist, so daß sie sich zwischen den drei Vorderfingern der rechten Hand bequem verstecken läßt.

Hause nun die Uhr, wo sie wolle, und sei sie noch so tief in Weste oder Beinkleid vergraben, sicher ist sie nirgends, sobald nur eine Kette, eine Schnur, ein Bandzipfel vorhanden, woran sie hängt. Mit einer Geschwindigkeit, die selbst einen Bosco meistert, fährt die linke Hand des Gauners an dem haltenden Metalle oder Band oder Faden nach dem Reste des glänzenden Vogels hinunter oder hinauf, und im Augenblicke ist's geflohlen. Blos das Proletariat, der verkommene Janhagel und die schüchternen Anfänger, die armen Schlucker der edlen Gesellschaft vergreifen sich an silbernen Taschenuhren; der „respectable" Pickpocket, der auf Standesehre hält, erachtet solchen Erwerb unter seiner Würde und wendet sich verächtlich von einem Opfer ab, das sich mit so plebejischem Zeitmesser schändet. Die goldene Uhr ist allein seiner Distinction gemäß, und wo er solche Beute wittert, da läßt er wohl einmal auch seine gewöhnliche Vorsicht bei Seite. Mit festem Griffe packt die linke Hand den kostbaren Fang, ihr Daumen preßt sich auf den Knopf, durch welchen der Ring gezogen ist, von dem Schnur oder Kette ausgehen, während Daumen und Zeigefinger der rechten Hand diesen Ring halten. Ein blitzschnelles Drehen der beiden Hände nach entgegengesetzter Richtung, ein Ruck, und der Ring zerbricht, oder der Knopf windet sich ab, oder — wie es zumeist der Fall ist — der kleine Nagel, der diese beiden verbindet, zieht sich aus, und die Uhr wird frei. Das Alles ist das Werk einer Secunde, und so fest der Griff auch war, ebenso leise löste er seine Aufgabe, kein Klirren, kein Kritzeln, nicht der Schatten eines Klanges verräth, was vor sich geht.

Freilich haben die routinirtesten Gauner ausgesagt, daß ihnen von hundert dergleichen Attentaten im Durchschnitte immer erst zwanzig gelingen! Störungen, Gefahren, Zwischenfälle kommen ihnen ja oft, wo sie dieselben am mindesten berechnet hatten, und gar manchmal gilt es, sich hurtig in Sicherheit zu bringen, ehe die Arbeit noch halb gethan ist und bevor der Gauner Zeit hat, die schon glücklich aus ihrem Verstecke bugsirte Uhr wieder an ihrem rechtmäßigen Orte zu bergen. Wenn man daher plötzlich zu seinem Erstaunen gewahrt, daß die Uhr außerhalb ihres Behälters sich in kühnen Luftsprüngen und Schwingungen versucht, so weiß man, was die Glocke geschlagen hat, und mag die gleichsam neugeschnelte Gabe nur um so inniger an sich fesseln.

Neulich Nachts ging ich in etwas später oder früher Stunde, wie man will, mit einem deutschen Landsmanne, aus dem Café chantant am Leicestersquare nach Hause. Ein prächtiger Mondschein lag auf dem jetzt stillen Haymarkete von London; wir nahmen daher einen Umweg durch die Palaststraße von Pall-Mall, dessen Clubsgegaden in dem Silberlichte, welches ihre reiche Architektur umfloß, einen zauberhaften Effect machten. Mit einem Male stieß mich mein Begleiter an. „Da, sieh nur den Mann vor drüben an der andern Häuserreihe! Ob das ein Detective (Mitglied der geheimen Polizei) ist, der uns für ein paar Strolche nimmt, welche auf Arbeit ausgehen? Denn er belauert uns sormährend und hält immer gleichen Schritt mit uns. Ich hab' ihn schon bemerkt, als wir um die Ecke von Haymarket bogen, und von da an hat er uns nicht mehr aus den Augen gelassen."

Ich wurde aufmerksam und beobachtete nun meinerseits den unheimlichen Gesellen. Wir lenkten in St. James Street ein, er that's auch. Da schlug die Glocke des alten verräucherten Königsschlosses; ich wollte nach meiner Uhr sehen — denn es war bell wie am Tage — sie war ihrer Behausung entschlüpft und erfreute sich, an ihrer Gummischnur lustig über die Weste baumelnd, gleich uns der schönen Nacht. Jetzt war das Räthsel von unserm geheimnißvollen Mitwanderer gelöst: es war ein auf eigene Faust wirkender Wire (die active Person beim Taschendiebstahl), der mich vergeblich zu erleichtern gesucht hatte — wo, darüber hatte ich durchaus keine Vermuthung, wahrscheinlich aber war die Attake schon beim Ausgang aus dem besuchten Kaffehause geschehen — und nun auf einen günstigern Moment lauerte, um sein Ziel zu erreichen. So wie ich die Uhr in die Tasche steckte und mit meinem Freunde dem Burschen einen bezeichnenden Blick hinüberwarf, verschwand er.

Ein anderes hübsches Attentat war vor Kurzem auf Mr. Simpson selbst gemünzt gewesen.

„Ich hatte," erzählte er mir, „meinen freien Sonntag und spazierte nach dem Nachmittagsgottesdienste" — — Mr. Simpson ist ein guter frommer Brite und regelmäßiger Kirchengänger, sobald es der Dienst erlaubt — „in den Regentpark hinaus, denn es war ein Better, wie wir's in London selten haben. Sie wissen, der Prinz-Gemahl hat es durchgesetzt, daß jetzt an Sonntagnachmittagen im Regentspark und in Kensington-Gardens die Militärmusik dem Publicum etwas vorspielen darf. Der Rasenplatz, wo das Chor blies, war gedrängt voll Menschen, und ebenso viele promenirten in der großen Allee auf und nieder. Ich trat zu den Zuhörern, und neben mich postirte sich ein feiner Herr, der an jedem Arme eine schöngeputzte Dame führte. Natürlich war ich in Civil, so daß Niemand wissen konnte, was für ein Geschäft ich treibe. Ich aber kannte meinen eleganten Nebenmann recht wohl; er hatte schon verschiedene Male im Arbeitshause von Clerkenwell seine Wolle gesponnen. Eben begannen sie einen neuen Marsch zu schmettern, und wie so Alles auf die Trompeten und Tam-Tams horcht, da spüre ich, daß mir Etwas leise unter die Rockflügel greift. Ich rühre mich nicht, um die Bande sicher zu machen, und erst im rechten Momente abfassen zu können. Und es glückte mir; ich erwischte das saubere Kleeblatt gerade, wie die eine der schönen Damen mein Taschentuch aus der linken und die andere meine silberne Tabaksdose aus der rechten Schoostasche an's Tageslicht beförderi, und Cameraden von Scotland-Yards waren flink bei der Hand und führten die seinen Musikfreunde ab. Aber schlau war das Ding eingefädelt! Der Mann hatte, von rechts und von links, beide Damen unter die Schöße meines Rocks praktizirt und so diese etwas in die Höhe gehoben, damit die Dirnen meine Taschen bequemer und unbemerkter ausleeren konnten. Hätte ich den Kerl nicht gekannt, so wär' ich ausgeplündert worden, so gut wie der grünste Grünling, — und welche Blame das für einen Constablerssergeanten, der bald zwanzig Jahre den Langfingern auf den Dienst paßt!"

Ein höchst sinnreiches Diebsstückchen gab mir der Inspector zum Besten. Nach der letzten Ernte hatte ein reicher Pächter aus Hampshire in dem bekannten Bankhause von Child dicht bei Temple Bar, dem Eingange zur City, eine bedeutende Summe in Gold eincassirt und in einem zu diesem Behufe angeschafften derben Lederbeutel in den Grund seiner geräumigen Hosentasche versenkt. Der stattliche Provinziale war nicht zum ersten Male in London; er kannte also die Gefahren, die seinem Schatze drohten, und nahm sich fest vor, sich nicht wieder einen Streich spielen zu lassen, wie es ihm bei der letzten großen Ausstellung passirt war, wo ihm ein brillanter aber seltsamischer Langfingerkünstler Uhr sammt Kette vom Leibe excamotirt und nur den Haken der letztern als traurigen Torso im Westenknopfloche übrig gelassen hatte. Während er somit dem Bahnhofe an der Waterloobrücke zustrebte — wohlweislich hatte er sein Geschäft bis kurz vor seiner Abfahrt aufgespart — that er die Hand nicht aus der Tasche, worin seine Sovereigns tanzten, und schritt im Bewußtsein seiner Unbesiegtichkeit stolz dahin. Wer kann aber sein Erstaunen schildern und den Blick seiner überschwänglichen Verblüffung malen, als er plötzlich den so sorgsam behüteten Mammon nicht mehr unter seinen Fingern fühlt! Das ging denn doch über alle seine Begriffe von menschlicher und selbst von Londoner Gaunerleistungsfähigkeit! Indessen das Schickfal wollte ihm wohl. Ein naher Constablerist hatte den einzeln Agirenden, einen alten Bekannten, bemerkt und, ehe sich derselbe mit seinem Raube aus dem Staube machen oder diesen bei Seite schaffen konnte, beim Kragen gepackt,

Und nun zogen alle Drei und zahlreicher Publicus hinterrein dem Polizeigerichte von Bowstreet zu. Kläger wie Gerichtshof waren gleichgespannt auf die Erklärung des Wunders, das einem Menschen das Geld unter den festhaltenden Fingern aus der Tasche zu zaubern vermag, und der Erstere sicherte dem Meistergauner Straflosigkeit zu, unter der Bedingung, daß dieser mittheile, mit welchem Kniffe er den Diebstahl vollführt habe.

„Nun, sehen Sie, meine Herren," bekannte der Verbrecher, „ich kam gerade aus dem Cityhore heraus, wie Sie drüben auf Mr. Child's Bank losstenerten, und dachte mir gleich, daß da ein gut Stück „Zinn" (so nennt die englische Gaunersprache das Geld) eingesackt werden sollte. Ich machte mich darum hinter Ihnen in das Bureau hinein und sah, wie Sie das Geld einstrichen. Jetzt waren Sie mir schon so gut als gewiß. Ich ging Ihnen nach, und wie Sie an das Somersethouse kamen und sich einen Augenblick die grauen Mauern angucken, da stichte ich Sie mit der kleinen Feder hier im rechten Ohre. Sie vergaßen für den Moment Ihren Schatz und nahmen die Hand aus der Tasche, um die zudringliche Fliege, oder was sonst Sie jucke, fortzuschaffen — und während dem fuhren meine Finger geschwind nach Ihrem Beutel und holten sich das Moos!"

Selbstverständlich bietet ein Menschengedränge, ein Auflauf oder Tumult dem Langfinger die besten Chancen. Wenn sich also nicht zufällig schon irgendwo eine solche deckende Menschenanhäufung vorfindet, so muß eine geschaffen werden, und nun die Mittel und Wege dazu sieht sich der Kückpocket nicht verlegen. Seine erste Sorge ist es, den passenden Operationsplatz zu wählen, d. h. einen Platz, den gekrümmte Individuen zu passiren pflegen. Geschickt wirft einer der Helfershelfer — nie der ausführende Wire selbst — einen Stein in das nächste Schaufenster. Das schöne Getränge ist fertig, und das Geschäft der Wires beginnt.

Das ist jedoch ein ziemlich verbrauchter Coup, der blos unter besonders günstigen Umständen, wenn irgend eine bestimmte Veranlassung, sei es eine Hieb- oder eine Blumen-, eine Hunde- oder eine — Kindesschau, ein großes Boxrencontre auf der Themse oder eine feierliche Ericketpartie, in welcher Manchester gegen Liverpool oder Cambridge gegen Oxford Ball schlägt, eine zahlreiche Landbevölkerung und Kleinstädtermenge „hinaus" nach London führt. Vor einem andern keinem Kniffe mag sich dagegen der mitleidige Fremde, der noch nicht lange genug die Londoner Ausluft geathmet hat, nun von vornherein gegen alle Anspvachen, Bestreckungen und Prätentionen mißtrauisch zu sein, mit denen auf seine Theilnahme spectulirt wird, vorzugsweise hüten.

Es ist etwa die Stunde, wo sich die großen Geschäftshäuser der City teeren, ihre Eigner und Gehilfen westwärts heimtrachten und, wer es kann, sich beeilt, um in den mächtigen Sauerstoffreservoirs, den Parks, die den Tag über geschluckten Miasmen und Kohlenatome möglichst aus den Lungen zu pumpen. Die Straßen des Westends füllt jetzt das elegauteste Publicum, zu Fuß, zu Wagen und zu Roß. Zählings stockt der Menschenstrom; an der Hyderparkecke oder vor den Villen von Parklane, in Knightsbridge oder vor dem Albertshore stürzt ein unglücklicher Epileptischer zu Boden. Die Hände sind ihm seit geschlossen, die Augen stier, und Arme und Beine schlagen in gräßlichen Zuckungen um sich. Die Fußgänger bleiben stehen, einzelne Reiter steigen von den Pferden, und schnell hat sich ein Kreis von Mitleidigen und Neugierigen um den Kranken gebildet. Der Eine rathet dies Mittel, der Andere erbietet sich zu jener Hülfsleistung, bis allmählich der Leidende wieder zu sich kommt und mit matter Stimme bittet, ihm eine Droschke herbeizuholen, in der er, von dem Bedauern der Umstehenden gefolgt, davonfährt und — sich in's Fäustchen lacht. Denn die ganze haarsträubende Scene war nichts Anderes als eine meisterlich gespielte Komödie, und der Krampfbehaftete nur der kunstgeübte Helfershelfer schlauer Taschendiebe, die während des Spectakels eifrig ihre goldene Ernte eingebeimst haben, bald die Mitleidigsten unter den Mitleidigen spielend, bald von dem Kranken keine Notiz nehmend, je nachdem es ihren Zwecken gemäß erscheint. Um morgen wiederholt sich das Schauspiel an einem andern Platze des Westends; der Fallsüchtige macht nämlich aus seiner seltsamen Kunstleistung seinen täglichen und ausschließlichen Lebensberuf, oft Jahre lang und unter den Augen und vor den Spürnasen der schutzmannschaftlichen Bauschäde selbst. Denn die löbliche Compagnie, deren „stiller Theilhaber" er ist, sorgt dafür, daß der Name ihres trefflichen Mimen noch auf keinem Londoner Polizeiregister figurirt. Auch muß der Mann immer in anständigem, doch nie in auffälligem oder stutzerhaftem Anzuge erscheinen und den ältlichen Gentleman von mäßigen Mitteln copiren, der von vornherein auf Sympathie Anspruch machen darf.

Ab und zu trifft man an Straßenecken, da, wo das Wagenchaos minder gefahrdrohend ist, einen echten oder falschen Krüppel (ohne alle Füße, mit nur einem Arme oder mit einem Stelzbeine) auf dem Trottoir fuieen oder kauern, welcher mit verschiedenen bunten Stiften allerhand sehr drastische Figuren und Gruppen auf die Wegplatten malt. Natürlich zieht das ein gewisses Publicum beschreinerer Art, Ladendiener und Köchinnen, Domestiken und Arbeiter, herbei, und der zufällig vorübergehende Fremde bleibt wohl auch eine Minute stehen, um zu sehen, was die Scene zu bedeuten hat, und einen Blick auf die oft mit entschiedenem Geschicke gemachten unzweideutigen Schildereien zu werfen. Der verstümmelte Künstler ist aber weder nur ein Diebeshelfer, der Spießgselle von Beutelschneidern einer untergeordneten Kategorie, die, während sich die farbigen Linien auf dem Asphalte zum pikanten Bilde zusammensetzen, sich die wenigen Schillinge oder Pence zu Gemüthe führen, welche die arglosen Gaffer bei sich tragen. —

John Bull's Steifheit, Nüchaltung und vorsichtige Wortkargheit, wenn er sich Jemandem gegenüberstellt, der ihm nicht in optima forma vorgestellt und als „respectabel" bekannt, ist auf dem ganzen Continente zum Sprüchwort und typischen Komödienvorwurfe geworden, und ein Engländer, der an einen Fremden auf öffentlicher Straße oder an öffentlichem Orte gar das erste Wort richten oder ihm anders als mit einem freftigen „No" oder „Yes" antworten wollte, stünrige gegen die Urery-Grundregel der nationalen Anstandslehre. Diese britische Unnahbarkeit trägt nicht zum kleinsten Theile dazu bei, daß sich der an offene Mittheilsamkeit und freiern geselligen Verkehr gewöhnte Ausländer anfangs unter den Söhnen Albions so unbeschreiblich unbehaglich fühlt. Es ist daher erklärlich, wenn er es als einen ihm leuchtenden besondern Glücksstern betrachtet, sobald ihm einmal eine Ausnahme von dieser unerträglichen britischen Exclusivität aufsticht, und sich freut, wieder einmal von Herzen und nach Herzenslust plaudern zu können. Allein ich kann meine Landsleute nicht genug warnen vor diesen gemüthlichen Engländern, die uns auf der Straße, auf der Eisenbahn und im Omnibus in ein Gespräch zu verwickeln suchen. Tragen dieselben nicht einen völlig unmißlichen Stempel der Biederkeit auf ihrem Gesichte, alsdann bleibe man zugeknöpft — auch im buchstäblichen Sinne — wie der zugeknöpfteste Brite; denn nur zu häufig stehen die freundlich mittheilsamen Herren zur großen Londoner Gaunerwelt in sehr innigen Beziehungen und benützen sich, uns durch liebenswürdige Unterhaltung festzuhalten, lediglich, damit der Wire, dessen Geschäftskumpane sie sind, die nöthige Zeit findet, den vertrauensvollen Fremden recht gründlich zu durchforschen. Meistens sind die Mittheilsamen, was der Engländer „geknickte" (broken down) Gentlemen nennt, „Lebensberufsverfehlter", die einmal bessere Tage gesehen und darum sich noch eine gewisse Respectabilität in Wesen und Mienen erhalten haben. Um selbst als Wires noch etwas leisten zu können, sind sie zu alt, denn der Dieb muß in der Diebeshöhle geboren und von Klein auf zu seiner Kunst geschult und gedrillt werden, um sich zur Meisterschaft aufzuschwingen; zu Annexions-Helfershelfern aber macht sie jener letzte Schimmer von Achtbarkeit, der ihrem Auftreten geblieben ist, vorzugsweise geschickt. Mit einem Worte, sie sind ein Köder der allergefährlichsten Sorte, vor dem man sich kaum zu viel in Acht nehmen kann. —

Mit der folgenden Falle wird hauptsächlich das zartere Geschlecht, namentlich von gewissem Alter, gefangen. Ein Bürschchen von vier, fünf Jahren mit weißgewaschenem Gesichte und sauberem Kittel oder ein nettgekleidetes kleines Mädchen steht mit berübter Miene auf der Straße und starrt rathlos auf die Auffchrift eines Briefes, den es bestellen soll. Das arme Ding hat die Adresse vergessen und weiß nun seiner Noth kein Ende. Eben kommt da eine würdige Matrone des Wegs gegangen. Schüchtern trippelt das treftlose Kind an sie heran und bittet ängstlich, ihm doch die vergessene Adresse lesen zu wollen. Wer könnte so hartherzig sein, dieser Ansprache zu widerstehen? Die Dame nimmt dem Kleinen das Billet aus der Hand, sucht vielleicht erst nach dem Brillenfutteral, das sie in der Tasche hat, setzt bedachtsam die Gläser auf die Nase und willfahrt dann gutmüthig und wortreicher, als unbedingt nöthig, dem an sie gestellten Gesuche. Mittlerweile aber lohnt ein schon lauernder Wire ihre Freundlichkeit, indem er ihr die

Börse und die in Schildkrott gefaßte Notizkasel, das Brillenetui und den silbernen Fingerhut und was sie sonst noch Nehmenswerthes bei sich trägt, entführt. Es ist dies eine Methode, die selten ihr Ziel verfehlt. Obschon die „Haken“ — so nennt der Londoner Gauner die durchtriebenen kleinen Pseudoboten — Tag für Tag die Londoner Straßen unsicher machen und kaum eine Woche vergeht, daß nicht einer und der andere ertappt wird: die menschliche Gutmüthigkeit ist, glücklicher Weise, viel zu anziehend und unverwüstlich, um sich nicht immer wieder empiren zu lassen.

Wenn man weiß, daß in London tagtäglich an anderthalbtausend Omnibus circuliren, von denen nur wenige ihre Außen- und Innensitze nicht vollzählig besetzt haben, so wird man ermessen können, welche herrliche Operationsbasis der Londoner Langfingerarmee damit gegeben ist, um so mehr, als es nicht zu den Seltenheiten gehört, daß die Conductoure als deckende Außenposten der Plänkler oder Plänklerinnen agiren. Denn der Omnibus ist ebenso wie der Schauladen das recht eigentliche Terrain für die Heldenthaten der weiblichen Taschenspielerei. Gewöhnlich wird inteß der Raub nicht während der Fahrt oder im Wagen selbst, sondern erst dann vollbracht, wenn das in der Regel schon vorher in's Auge gefaßte und gehörig ausgetastete Opfer aussteigen will, und derart, daß Drei der noblen Sippschaft einträchtig zusammenwirken, meistens zwei Frauen und ein Mann. Sowie das aufgetriebene Wild sich anschickt, den Omnibus zu verlassen, erhebt sich eine der Ersteren gleichfalls von ihrem Sitze und sucht dem Aussteigenden den Weg zu verlegen, indem sie plötzlich durch das Thürfenster auf die Straße zu blicken oder an den auf dem Trine stehenden Conducteur eine eilige Frage zu richten hat oder über die Füße der Nebensitzenden stolpert und so dem Wire den nöthigen Spielraum bereitet. Ist der Streich geglückt, so erfolgt das verabredete Zeichen und der Bearbeitete erhält freie Passage. Inzwischen ist Ihr oder Beutel der zweiten Gehilfin zugeflickt worden, die bei dem allerersten schicklichen Haltepunkte das Weite gewinnt, während die beiden Andern noch ruhig eine Strecke lang mitfahren, denn selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß der Ausgebeutelte seinen Verlust mittlerweile entdeckt haben und seine Omnibusgenossen beargwohnen sollte, fühlen sie sich ja sicher, da nichts bei ihnen gefunden werden kann. Die Zahl der bei dieser Gelegenheit verübten Gaunereien ist enorm, und beinahe alle geschehen auf die gleiche Weise; dennoch wird das Publicum nicht gewitzigt und läuft immer von Neuem in das Garn.

Eines der fruchtbringendsten Tummelgefilde haben die Eisenbahnen dem Londoner Pickpocket erschlossen, und ein so ausgedehntes, gewissermaßen schrankenloses, daß wir seiner Vielseitigkeit auf denselben nur sehr oberflächlich und im Allgemeinen folgen können. Waggon und Perron, Wartesaal und Restaurationszimmer, Passagiere und Bahnbeamte — Alles wird ihm tributpflichtig. Ganze Familien, Männer und Frauen, Söhne und Töchter dis auf den jüngsten verheißungsvollen Sprossen hinab, widmen Thätigkeit und Talente einzig und allein der Eisenbahn und leben lediglich und ohne zu darben von dem Raube, welchen die Segenspenderin ihnen in die Hände liefert. Auch hier gilt wieder die alte Norm der Arbeitstheilung: der Eisenbahnbieb versucht seine Kunstfertigkeit nie auf anderem Gebiete und bildet mithin in dem externen Gewerbszweige sein Geschick zu jener Vollkommenheit aus, welche die englische Industrie überhaupt charakterisirt. Der Londoner Gauner ist ein treffsicher Nationalökonom. Sein Princip heißt: keine Zersplitterung der Kräfte und Association, und er weiß, wie gut er dabei gedeiht.

Keine Strecke ist dem Eisenbahnlangfinger zu weit. Unverdrossen dampft er bis Aberdeen und Glasgow, bis nach Wales und Cornwallis, wenn ein Haupttreffer zu ziehen ist, wenn ihm seine weitreichenden Späher und Zuträger einen augewöhnlich reichen Fang signalisirt haben, und wie ein ewiger Proteus kehrt er sich heute in die Plüschpolster der ersten Wagenclasse und fährt morgen als Jockey oder Roßtäuscher im vollgepfropften Coupé der letzten zum Rennen nach Epsom oder Newmarket, ist bald der behäbige englische Pächter mit Kniehosen und Gamaschen und bald der himmelnde Dissenterprediger in tragenlosem Rock und weißem Halstuche.

Kurz, fährt wo und wie und wann Ihr wollt, — niemals und nirgends und auf keine Weise sein Ihr geschützt vor den sühnen Griffen der Londoner Bahnpickpockets. Also: a priori Mißtrauen gegen Jeden und Jede, die Euch das Schicksal als Coupégenossen in den Weg führt! Habt Ihr aber vollends Mitpassagiere, die an jedem Haltpunkte ruheles aus dem Waggon steigen und von den Erfrischungs- nach den Warteziimmern hasten oder den Paletot oder Plaid seinen Angenblick vom linken Arme bringen, kann die Manövers der darunter verborgenen rechten Hand nicht vorzeitig bloßgestellt werden, oder denen die Arme in verdächtiger Unbeweglichkeit, als wären es künstliche Wachsgliedmaßen, gefreuzt auf dem Schooße ruhen — alsdann doppelte und dreifache Vorsicht und wo möglich zugeknöpft bis an's Kinn! Vor Allem, wenn Ihr aussteigt, die Gebanken zusammengehalten und scharfes Auge auf die Nachbarschaft gerichtet! Denn ganz wie bei den Omnibusfahrten ist der Moment des Aussteigens der eigentlich kritische und entscheidende. Im Coupé sein Ihr sicher, — verhältnißmäßig heißt das. Hier setzt sich der Wire, das Haupt der nach Geschäftsbrauch auf Beute ausgehenden heiligen Dreizahl, freiwillig seine Gentleman, der Euch vor der Casse, als Ihr das Billet löstet, recht gemüthlich in das Portemonnaie gelangelt und genau weiß, wo Ihr der Briefstasche mit den Fünfzigpfundnoten Quartier gebt, der nämliche artige Herr, der Eurer Frau so zuvorkommend in den Wagen geholfen hat, höchlens behaglich neben Euch, und ehe Ihr Euch noch auf den Kissen in die gehörige Lage gerückt und mit Eurem Gegenüber die schwierige Fußfrage geordnet habt, seid Ihr mit lindem Striche schon von oben bis unten sondirt und sind die Schlupfwinkel Eurer etwaigen fernern fahrenden Besitzthümer ausgefühlt. Endlich ruft der Schaffner den Namen Eures Zieles aus und öffnet die Coupéthür, und wenn Ihr nun nicht den gesammten Vorrath Eurer Aufmerksamkeit auf den einen Punkt concentrirt, der jetzt noth thut, so wiederholt sich auf's Haar das unerfreuliche Spiel, welches vorige Woche, da Ihr im Regent-Circus dem Omnibus entlieftertet, das kaum gelaufte prächtige Juchengeldtäschchen sammt den blanken neuen Sovereigns darin französisch von Euch verabschiedete.

Pulversuchs.

Ein Waldvagabundenleben.

Von **Guido Hammer.**

Bei einer Jugendstreiferei — es mögen nun wohl bereits fast dreißig Jahre her sein — traf ich in dem schon damals über Alles geliebten Walde beim Forellenfange einst einen etwa siebenzehnjährigen, gutmüthig anssehenden Burschen, der ebenfalls „gerne in den Busch lief“, wie er sich gegen mich ausdrückte. Da wir uns später noch oft auf unsern Ausflügen begegneten und ich draußen im Walde noch viele Jahre Umgang mit ihm pflog, so lernte ich ihn gründlich genug kennen, um solgendes Conterfei von ihm geben zu können.

Fuchs, dies war sein Name, war blutarmer Leute Kind und hatte, nachdem er die unregelmäßig besuchte Schule hinter sich gebracht, aus Vorliebe für den Soldatenstand, Tambour werden wollen, war aber nun eines schlecht geheilten Armbruchs wollen, den er zwar schon in seinen Knabenjahren erlitten hatte, der ihn aber noch jetzt für den Militärdienst untauglich machte, abgewiesen worden. Traurig hatte er nun, wie er mir oft erzählte, seine Lieblingsidee, Soldat werden zu wollen, aufgegeben, und war, wie dies nach verschiedenen Plänen so oft zu gehen pflegt, — Nichts geworden. Seinem angeborenen Hange folgend, hatte er sich ausschließlich dem Umherstreifen durch Wald und Flur ergeben, wobei er im Frühjahr und Herbst Pilze suchte, Vogelnester ausnahm, die kleinen Sänger in Sprenkeln und Dohnen fing ꝛc. — kurz eine Thätigkeit entfaltete, die schon allein hinreichte, ihn bei allen Jagdbeamten mißliebig zu machen, seiner allerdings etwas bedenklichen Begriffe über Staatseigenthum gar nicht weiter zu erwähnen, die ihm den Walk als völlig freies Gut Aller erscheinen ließen. Nach seinem Aussehen war jeder Jäger ein „erbärmlicher Tyrann“, der sich anmaße, den armen Volke sein gutes Recht zu schmälern. Natürlich mußte

er bei solchen Anschauungen mit den Hütern der Forsten in steter Fehde leben, und obgleich er sich bis zum Beginn unserer Bekanntschaft noch keines größeren Forst- oder wohl gar Wildfrevels schuldig gemacht haben mochte, so war er doch schon mehrmals bei Vogel- und Fischfang und mitgenommen Holzfesseln — wozu er auch das Abfägen eines „Stängelchens", das, wie er mir selbst eingestand, ungefähr sechs Zoll Durchmesser gehalten hatte, mit rechnete — betroffen und dafür mit „Haidestage thun" bestraft worden.

Mit Entrüstung sprach er deshalb von den „immigen Forstbütteln", wie er alle Forstleute ohne Unterschied ihres Ranges bezeichnete, und erklärte sich ganz offen als ihren erbitterten Feind. Viel verderblicher jedoch, als sein Haß gegen die Jägerei, der sich in der Hauptsache doch nur auf Redensarten beschränkte, war für die Forsten seine Leidenschaft für Pulverjankleei, die ihm auch den Namen „Pulverfuchs" zugezogen hatte. Immer führte er nämlich das gefährliche Teufelszeug mit sich herum, das er dann auf seinen einsamen Waldgängen ohne allen Zweck verpuffte oder aus einem alten Terzerol verschoß. Manche kleine Haide- und Grasbrände auf dürrem Boden waren bereits die Folgen solcher Ungebührlichkeiten gewesen, wovon ich selbst einmal Augenzeuge zu werden Gelegenheit fand. In meinem Beisein pflegte er seiner Liebhaberei keinen Zwang anzulegen, und so traf ich ihn einst an einem schönen, aber windigem Spätherbsttage, wie er einen Laubstreuhaufen auf dürrem Grasplan, neben einem jungen Kiefernbestand, zusammengetragen hatte und eben durch einen Pistolenschuß ohne Pfropfen entzündete. Knisternd züngelten die Flammen empor, die der scharfe Wind rasch zur baumhohen Lohe anfachte und den dicken Qualm über die Haide hinwälzte. Aber bald ergriff der glühende Brand auch die dürren Schmälen am Boden und verzehrte mit rasender Schnelle die wogenden Halme. Schon sengte die gewaltige Gluth die harzigen Nadeln der zunächststehenden Kiefern, als der kleine Steppenbrand, aus Mangel an weiterer Nahrung für die sechzehen Zungen des verheerenden Elementes, zum Glück in sich verlorerte und somit der Wald verschont blieb. Hatte mich bei dieser Scene, um der Folgen willen, wahrhaftig Angst erfaßt, so freute sich Pulverfuchs hingegen „wie ein Schneekönig über das scharmante Feuerwerk und lustige Gepraffel und Geknister", und nahm mir es sehr übel, daß ich, die Gefahr für den Wald erkennend, das Feuer auszupritschen mich bemüht hatte. Ein anderes Mal erwischte ich ihn, als er am Rande der Dresdner Haide hinter einer dicken Kiefer stand und verstohlig hervorlugte, als lauere er auf etwas ganz Besonderes. Als ich mich aber ihm ungesehen genähert hatte und plötzlich scherzend fragte: „was macht Er hier auf dem Anstande?" so zog er mich schmunzelnd hinter den Stamm, mit dem kurzen Bedeuten: ich würde es gleich hören und sehen. Und richtig! Kaum zwei Minuten waren nach dieser einfachen Unterredung vergangen, als ich auf einem vor uns liegenden wüsten Sandplatze, unter donnerähnlichem Gekrach, eine mächtige trümmergemischte Staub- und Rauchwolke emporwirbeln sah. Im ersten Augenblicke glaubte ich, der Kerl habe eine Mine gegraben und explodiren lassen, mit welcher Vermuthung ich auch so ziemlich das Richtige getroffen hatte, denn der vertenfelte Nichtsnutz hatte in seiner Gaukelwuth ein seit langer Zeit hier befindliches, im Sande halb vergrabenes, verwittertes Denkmal, den sogenannten „alten Uhlanen", mit Pulver in die Luft gesprengt.

Dies Monument rührte noch aus den Tagen August's des Zweiten her, der es dem Andenken eines 1742 in Dresden verstorbenen polnischen Uhlanen hatte errichten lassen. Wie oft hatte ich sonst auf dem alten Steinbilde gesessen, das nun der muthwillig übermüthigen Hand Pulverfuchses zum Opfer gefallen war!

Wie der Strolch mir nach der Affaire erzählte, hatte er Tags zuvor auf dem „letzten Heller", dem Exercirplatze der sächsischen Artillerie, eine „crepirte" Granate von einem flattgehabten Manöver gefunden und deren Füllung zur Sprengung des Grabmals benutzt. Lange nachher lagen noch die weit umhergeschleuderten Trümmer der vernichteten Statue auf bromberennraulem Haidegrunde umher, bis die neueste Zeit über das Grab des polnischen Kriegers den hochunterdämmten glatten Schienenweg führte, auf dem mit Windesschnelle der brausende Dampfzug bis in das Herz seines gerrissenen Vaterlandes eilt. Aber überdaupt hat der beschriebene Schauplatz sich völlig verändert, denn wo vor ungefähr zwanzig und weniger Jahren noch stille Waldeinsamkeit herrschte, erhebt sich jetzt eine ganze, belebte Vorstadt Dresdens.

Doch kehre ich wieder zu meinem Waldvagabunden zurück. Ich müßte es lügen, wenn mich solche Uebergriffe Pulverfuchses, obgleich ich sie schon damals entschieden mißbilligte, von ihm abgeschreckt hätten; im Gegentheil, der Freizügler wurde mir dadurch nur noch interessanter. So oft's denn erklärlich, daß ich, je älter ich wurde, je freier ich also über meine Zeit und Ausflüge verfügen konnte, auch nur so häufiger mit dem Waldläufer draußen zusammentraf. Ja, oft frich ich nun ganze Tage lang mit ihm umher, wobei ich den originellen Kauz so recht studiren konnte. So nahm ich unter andern dabei wahr, daß er nicht nur ein vortrefflicher Vogelfänger und Angeler, sondern seinen verblümten Andeutungen nach auch ein abgefeimter Schlingensteller auf Wild sein mochte, obwohl er mir solches nie eingestanden hat, während er erstere Fangarten ohne Hehl vor meinen Augen betrieb und zwar mit einer Virtuosität, die mich in Erstaunen versetzte. Namentlich verstand er das Forellenfischen in den Waldbächen grünlich, und zwar nicht nur mit der Angel, sondern auch ganz besonders mit der bloßen Hand. Hatte er aber bei solchen Gelegenheiten reiche Beute gemacht, für welche er jederzeit, wie er behauptete, gute Abnehmer fand, so pflegte er sich wie zum Lohne für seine Thätigkeit an einer hübschen Stelle des Waldes in's weiche Moos zu lagern und seinen Schnappsack — er lebte beiläufig gar nicht schlecht — zu öffnen, um mit Brod, Butter, Wurst oder Fleisch und einigen tüchtigen Schnucken Branntwein seinem Leibe etwas zu Gute zu thun. Ausserdem führte er noch ein „Pimpelmännchen" — wie er's nannte — in besonderer Flasche bei sich, das heißt eine mit Kümmel legirte Sorte Schnaps, die er auch mir zu credenzen für würdig erachtete. Nach solchen kulinarischen Genüssen gerieth er gewöhnlich in rosige Stimmung, in der er mir dann oft Abenteuer seines Lebens mittheilte. Folgende Erzählung, die er mir bei angeregter Laune zum Besten gab, mag zu seiner Charakterisirung hier eine Stelle finden, so wie sie seinem Munde entfloß:

„'s war vor ein paar Jahren im Winter und hatte nächten eine graufame Masse Schnee 'runtergeworfen, als ich mich am frühen Morgen auf die Socken machte, um ein Bißel Holz in's Haus zu holen. Da 's mit dem Verbolz zu lange gedauert haben würde, nahm ich mir ein Sägeblatt, das ich mir um den Leib legte, mit, um damit schnell ein paar dürre Stängelchen abzuseilen. Natürlich wollte ich um der Kumperei willen nicht etwa weit hinter in die Haide trachten, aber wie ich einmal draußen war und mich warm gegangen hatte, da gefiel mir's so, daß ich dachte: was sollst Du beim Sitzen? und ging also weiter und quer auf dem „Kannenhenkel" hinaus, hinter nach dem „schwarzen Kreuz". Wurde Einem auch das Gehen in dem tiefen Schnee etwas sauer, so war's doch gar prächtig im Walde, daß ich mich nicht satt d'ran erfreuen konnte. Der Wald sah aber auch gar so herrlich aus — ein Maler hätte ihn nicht schöner malen können! Die Bäume hatten sich von der Last Schnee rechts und links über den Weg gebogen, daß man wie in einem Kirchgang d'runter hinging, nur daß kein Gott'shaus so schön ausstaffirt sein kann, und wenn's von lauter Gold und Marmor wäre. Kreuz und Kanonen-Pulver, wie gar prächtig haben die wollhängenden Bäume aus, als die Sonne durchbrach und nun so zwischen 'neinflimmerte! Das war doch grade, als wenn der liebe Gott mit Creffseinen um sich 'rum wirfe. Denn da sah man's überall glänzen und funkeln, daß Einem die Augen ordentlich übergingen — ich muß' sie, hol mich der Teufel! förmlich davor zuklnzeln. Dabei kam mir's ordentlich heilig im Walde vor, so daß, als ich am „schwarzen Kreuze" vorbeikam, wo ich sonst gerne rasch vorüberschwale, weil's dort „schrecken" soll, ich, Ihr könnt mir's glauben! stehen blieb und mir auf einmal unser Heiland einfiel. Dabei wurde mir's so eigen zu Muthe, daß ich an allerhand neckisches Zeug dachte, wie an meine verstorbenen Eltern — Gott hab' sie selig — und den alten Cantor, bei dem ich in die Schule ging und der nun auch schon lange in's Gras gebissen hat. Auch wurde mir's so einsam um's Herz, daß mir's ordentlich zu grauen anfing und ich deshalb schnell auf dem „F" 'munter nach der „Scheibe" lief, um nur so schnell wie möglich das fatale Kreuz hinter mir zu haben; denn ich weiß schon, 's fällt Einen doch nicht gerne ungeschoren vorbei. Darauf wurde mir auch richtig bald wieder ein Bißel leichter um's Herz, besonders wie ich mir vornahm, nächsten Sonntag wieder einmal zu Gott's Tisch zu gehen, wozu ich seit meiner Mutter Tode nicht wieder gekommen war.

Na, ich ging also mit meinen Gedanken immer weiter auf

Pulverfuchs in der Trödelbude.

die Scheibe, um 'nunter nach dem „Wasserfall" zu gucken, weil der sich im Winter gar so scharmant ausnimmt. Aber schon auf dem Wege dahin war's reine zum närr'sch werden schön! Ich weiß nicht worau 's liegen mechte, aber 's war mir auf die Blitzgedanken alle, die ich an dem Blitzkreuze gehabt hatte, hinterher doch ordentlich wohlig geworten, so daß ich nun johlend weite stolperte. Auf einmal huscht so'n langes schwarzes Ding über den Weg, daß mir's doch gleich wie Pulver in alle Glieder fuhr, denn im ersten Augenblick dachte ich, 's wäre etwa noch eine Schreckerei von dem Galgenvogel, dem Kreuze, her, wie ich aber noch so dastehe vor Schreck, da schlüpft das buschige Vest wieder über den Weg 'nüber auf die andere Seite und in's Dickicht 'nein. Diesmal bekam ich's aber ungefähr weg, was es eigentlich war — nämlich ein Marder. Und richtig, wie ich an die Tapsen 'ran kam, die 's in den Schnee gemacht hatte, sah ich's ganz deutlich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Aus Neugier ging ich nun dem Viehe nach, um zu gucken, wo's sich hin verstecken hätte, denn so ein Ding kostet Geld, wenn man's erwischt. Zum Schießen hatt' ich freilich nichts bei mir, aber ich wollte doch den Ort wissen, wo der Teufelsbalg hingekrochen wäre. Weil ich gleich hinterher war, so hatte er auch nicht lange mehr herumgetempert, sondern war in eine alte Buche, die nicht gar weit ab vom Wege stand, 'neingefahren. 'Raus kam das Teufelsding nicht wieder, so viel ich auch mit einem Knüppel gegen den morschen Baum schlug. Da fuhr mir auf einmal wie 'ne Rakete der Gedanke durch den Kopf, daß ich eine ganze Düte Kanonenpulver in meiner Feuerzeugtasche stecken habe, weil ich mir eben manchmal gerne einen Spaß mache, so 'was loszulassen. Ich visitirte nun zuerst des Aftloch, wo's Pelzmärtel 'neingekrochen war, und stecke dann, nachdem ich einen langen Streifen Schwamm an die Pulverdüte befestigt hatte, diese in die Höhlung 'nein und brannte dann das 'naushängende Schwammende an. So dachte ich, wirst Du das Ding schon 'raus kriegen, denn die Jäger räuchern ja auch die Bester 'raus. Ich hatte mich unterdessen ein tüchtiges Stück von der Buch weg hinter eine alte Tanne gesteckt, um da den Spaß abzuwarten. So paß' ich und passe, daß der Krempel los gehen soll, aber trotzem, daß ich schon eine ganze Weile gelauert hatte, rührte sich noch kein Aestel. Gewiß, dachte ich, ist der Schwamm am nassen Stamm ersoffen, und wollte in dieser Meinung schon hinter meinem Versteck vorschlüpfen, um nachzugucken, als ich dumpfes Pferdegetrampel, das auf dem Wege herzukommen schien, höre. Ich blieb also noch ruhig hinter meinem Stamm stehen, von wo aus ich ein großes Stück des Weges übersehen konnte, und horchte weiter, ob ich mich nicht etwa verhört hätte. Aber heiliges Donnerwetter, wie erschrak ich, als ich den alten Revierförster Z. auf seinem dicken Gaule daher geritten kommen sah! Gott's Blitz und Granaten, wie wahrherte mir bei seinem Anblick das Herze!

Mich entdeckte er schon nicht, das wußte ich, obgleich er meine Tapsen im Schnee sehen mußte; denn wenn der Grünrock sich auch wirklich über die Spuren nicht täuschen ließ, die er aber doch mög-

licherweise für eine eines Jägers, der dem Marder nachgelaufen wäre, halten konnte, so rechnete ich doch bestimmt darauf, daß der alte Herr zu bequem sein würde, vom Pferde zu steigen und dem Gelaufe nachzugehen. Also, daß er mich etwa erwischen könnte, darum war mir nicht bange, wohl aber, daß der Spectakel in der Buche gerade losgehen möchte, wenn der alte Schuesieber vorbeiritt. Mit Zittern sah ich deshalb den Reiter näher und näher kommen, und 's war mir doch, als wenn ich selber in die Luft fliegen sollte, als ich plötzlich ein Fräulein vom Salpeterschwamm im Buchenloche aufspritzeln sah, wobei ich schon im Geiste den Krach vernahm, der meiner Meinung nach nun augenblicklich erfolgen mußte. Aber es blieb still — das Feuer konnte das Pulver noch nicht erreicht haben. Schon hoffte ich, daß der Förster wenigstens ein gehöriges Stück von den elenden Baum wegkommen würde, ehe der Teufelstram losginge, wenn nicht gar der Schuß „crepirt" wäre. Aber es sollte dennoch anders kommen. Denn wie der Herr vielleicht nur noch fünfzehn Schritt vom Unglücksstamm entfernt war, that's doch einen Platz, daß ich mir einbildete, die Erde müsse mich verschlingen — und die Buche flog in die Luft. Zu gleicher Zeit stürzten aber auch Pferd und Reiter zusammen, und eine Schneewolke wirbelte in die Höhe, daß man nichts mehr um sich sah. Dazu flogen die Aeste der alten Mordsbuche wie Schwärmer klirrend im Gezweige der anderen Bäume herum und stürzten neben mir prasselnd zur Erde, so daß mich ein Schrecken überfiel, wie ich ihn in meinem Leben noch nicht gehabt. Und nicht etwa um mein elendiges Leben war mir's zu thun, ich hatte nur den armen alten Mann, den ich natürlich für todt hielt, im Sinne. Wie ein Wahnsinniger riß ich deshalb aus, und in meinem Leben weiß ich die Angst nicht vergessen, die ich den Tag über und die folgende Nacht ausgestanden habe, da ich mich natürlich für einen Mörder halten mußte; denn an den Unglücksplatz hinzugehen, um mir Gewißheit zu verschaffen, getraute ich mir nicht. Aber Gott sei's heute noch gedankt, wir waren Alle, der Förster, ich und das Pferd, wie sich's später auswies, mit dem bloßem Schrecken davongekommen! Der weiche Schnee hatte nämlich den Sturz des alten Mannes unschädlich gemacht, und Stücke des Baumes, der total zum Teufel gegangen war, hatten ihn sowohl als auch das Pferd unverletzt gelassen.

Daß aber der Förster Z. ein kreuzbraver Ehrenmann, überhaupt der einzige vernünftige Jäger ist, den ich habe kennen lernen, das habe ich dazumal erfahren. Als mir nämlich des andern Tages die Angst seine Ruhe mehr ließ, ging ich, um mich selbst anzuzeigen, in's Forsthaus. Aber gleich bei meinem Eintreten sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude den Todtgeglaubten frisch und gesund im Hausflur stehen, wo ich ihm nun selber meine Beichte berichtete. Da schalt er mich zwar — die Seele von einem Mann — zwar einen Himmelsschwerenöther über den andern und zankte mich überhaupt tüchtig aus, aber versprach mir auf meine Bitten dabei doch, niemal noch ein Auge zudrücken zu wollen und keine Anzeige zu machen. Und er hat mir schlechten Kerl auch richtig Wort gehalten!"

Aus solchen und ähnlichen Offenbarungen folgerte ich denn doch, daß ein fortgesetzter intimer Umgang mit ihm mich endlich nicht nur mit den Gesetze in Conflict bringen möchte, sondern mich auch den jägerlichen Freunden, die ich mir nun schon sein genannter Zeit erworben hatte und denen ich mit wahrer Leidenschaft anhing, entfremden müsse, wenn sie erführen, daß ich mit ihrem Gegner fraternisire. Mit einem Worte: der Knabe Karl fing an, mir fürchterlich zu werden! Weil ich ihn deshalb mehr und mehr bei Seite liegen ließ, er mich aber zu wiederholten Malen im Walde mit einem Forstgehülfen, dem Sohne eines Revierförsters der Haide, hatte verkehren sehen, und zwar, da ich unter der Leitung meines jungen Freundes meine ersten Jagdstudien zu betreiben begann, mit Gewehr und Tasche, so mochte mich Pulverschuhs für einen Spion halten und debute deshalb seinen Haß jetzt auch auf mich, wie auf Alle aus, die der Jägerei anhingen. Davon machte er mir wenigstens einmal, als er mich im Walde allein traf, unumwundene Mittheilung, wie er denn überhaupt mit Auslassung seines Zornes nicht hinter dem Berge hielt. So verging er sich wirer mich nicht nur mit Redensarten, als: „grünnäsiger Hunt", „spionirender Jägerknirps" u. s. w., sondern er drohte mir auch noch, als ich ihm scharf entgegenmaß, sich thätlich an mir vergreifen zu wollen, so daß ich mich wahrhaftig genöthigt sah, den Riefsänger in die Hand zu nehmen, um für alle Eventualitäten bereit zu sein. Von da an, aber noch mehr nach einem spätern nochmaligen unmittelbaren Zusammentreffen mit ihm, wo ich mich noch dazu in Gesellschaft eines Unterförsters befand, der ihm, dem schon Bekannten, den Weg vertrat, um ihn in meinem Beisein als verdächtiges Subject zu visitiren, wurde er mein entschiedenster Feind. Dem trogdem ich bei dieser Untersuchung, die einen Riefsänger, Angelschnuren und Dohnen ergab — welche Gegenstände sich in diversen Fächern des Rockfrackes vorfanden — ihm die Pfiffe zu treten versuchte, indem ich für ihn bat, so sagte er mir geradezu in's Gesicht, das sei nur Verstellung von mir, denn ich sei doch nur der „niederträchtige Anstifter" solcher Unheilen. Drohend rief er mir, als er abgepfändet und zur Anzeige aufgeschrieben worden war, noch nach, ich sollte nur meine verdammten Knochen vor ihm in Acht nehmen, denn wenn er mich einmal zur passenden Zeit erwische, zerschläge er mir dieselben, daß ich sie nur im Schnupftüchel heimtragen könnte! „Rupptge Jägersnase!" sagte er der Drohung, dabei giftig ausspuckend, hinzu. Ausdruck und Pantomime bezog mein Freund Förster aber auf sich und gerieth darüber so in Harnisch, daß er dem Schimpfenden nachlief, diesen nochmals packte und so lange abschüttelte, bis Pulverschuhs seinen Ausdruck dahin modificirte, daß er nur mich gemeint habe. Pulverschuhs hat indessen, wie ich es von seiner wirklichen Gutherzigkeit auch nicht anders erwartet hatte, seine Drohung gegen mich nie wahr gemacht, so oft ich noch ganz allein mit ihm im einsamen Walde zusammengetroffen bin. Er mied nur gestissentlich jede Annäherung.

Einstmals stieß ich ganz zufällig auf ihn, als mich ein Pürschgang mit dem Förster schon vor Sonnenaufgang tief hinein in den Wald geführt hatte. Lautlos schlich ich auf dem mir bezeichneten Pürschpfade hin, während der Förster nach einem Gehau gegangen war, als mir ein tiefes Schnarchen die Anwesenheit eines Menschen verrieth, der im Dickicht sein Lager aufgeschlagen haben mußte. Darauf hinschleichend, stand ich bald vor einem in eine wollene Pferdedecke gehüllten thannaffen Schläfer, der Niemand anders war — als Pulverschuh. Aus Neugier lüftete ich, da der Obdachlose beharrlich fortschnarchte, das neben ihm liegende Bündel und fand darin außer einem kleinen Gebauer, der wahrscheinlich für junge auszunehmende Vögel bestimmt war, reichliche Lebensmittel. In einer Anwandlung von Humor breitete ich nun das Tuch, das die genannten Gegenstände umfaßte, vor ihm aus und servirte seine kalte Küche darauf, die ich noch durch ein paar Würstchen aus meiner Jagdtasche vermehrte. Auch die Flasche Nordhäuser, sowie sein „Pimpelmännchen", — beide Erquickungen enthielt sein Feuragesack — stellte ich auf. Zum Ueberfluß legte ich noch einen aus dem Aeste gefallenen halbnackten rothen Eichelhabicht, den ich unterwegs gefunden und als Futter für eine Eule, die ich zu Hause besaß, eingesteckt hatte, hinzu und zog mich ungesehen zurück. Lachend schlüpfte ich dann vollends aus dem Dickicht hinaus, um meinen Pürschgang fortzusetzen. Was der Strolch über sein „Tischchen deche dich!" gedacht haben mag, ist mir niemals kund geworden. Nur so viel weiß ich, daß der Schläfer bald aufgewacht sein mußte, denn auf dem Rückwege ging ich noch einmal an die Stelle, und — der Fuchs war auch dem Bau verschwunden!

Von dieser Zeit an habe ich ihn niemals wieder im Walde erblickt, so oft ich auch noch hineinlam. Vielleicht, daß er den Schreck für Spuk oder Zauberei genommen und deshalb die Gegend gemieden hat, — denn abergläubisch war er wie ein Heide. Endlich, nach Jahren, sah ich ihn einmal wieder, aber nicht im Walde, sondern — in der Stadt. Da stand er vor einem Trödelhandel und feilschte um eine Reiterpistole. Um ihn durch meine Annäherung nicht etwa zu verscheuchen, trat ich der Tausendersei bietenden Kaufhalle gegenüber in ein Haus, von wo aus ich ihn in aller Ruhe beobachten konnte. Er war ein stämmiger Kerl mit echter Bagabundenphysiognomie geworden, die seine Kleidung, welche in einer alten Soldatenjacke, in die Stiefeln gesteckten leinenen Hosen und einer böhmischen Jägermütze bestand, so recht zur Geltung kommen ließ. Außerdem trug er eine Jagdtasche, an deren Riemen er mit der Fangleine ein allerliebstes Dachshundchen gefesselt hielt. Seine ganze Erscheinung hatte den früheren harmlosteren Charakter des bloßen Bummlers verloren — sie war vielmehr das echte Bild eines Wilderers geworden. Besonders machte er diesen Eindruck, als er nach böhmischer Wilddieberart seinen Halenstock mit dem Griff über die Achsel legte und diesen, gleich-

zeilig die Pistole daran anlehnend und mit erfassend, wie ein Gewehr vor sich hinstreckte, um so das „Abkommen“ der zu kaufenden Waffe zu prüfen. Bei dieser Art und Weise, ein kurzes versteckbares Geschoß zu probiren, wußte ich sofort, wieviel es bei dem Burschen geschlagen habe — er war ohne Zweifel ein Wilderer geworden.

Später, als wieder viele Jahre verflossen waren, während welcher Zeit Pulverfuchs für mich wie von der Erde verschwunden schien, kam das verhängnißvolle Jahr 1849. Es war in den Tagen des Dresdner Aufstandes unter der provisorischen Regierung, die sächsischen Truppen, auf Succurs aus Preußen wartend, hatten die von den Insurgenten besetzte Stadt noch nicht angegriffen, so daß also der Verkehr in der Stadt dem Publicum — ließ es sich sonst nicht durch unnöthige Furcht davon abhalten — noch offen stand, als ich eines Morgens mit Interesse die aufgewühlten verbarrikadirten Straßen durchwanderte oder vielmehr durchkletterte. Da gab es malerische Gruppen wildaussehender Gesellen zu betrachten, die trotzig auf ihren kleinen Festungen, den Barrikaden, Wacht hielten. Aber auch herrliche Waffen bekam man dabei zu Gesicht, und namentlich schöne Schießgewehre und Hiebwaffen. Unter andern erblickte ich inmitten eines Kreises gut armirter Burschen eine hervorragende Gestalt, halbmilitärisch uniformirt, den Kopf mit einem österreichischen Uhlanenczapka bedeckt, die eine herrliche Doppelbüchse in der Hand führte. Im Augenblick mehr auf die kostbare Jagdwaffe blickend, hatte ich die bartstarrende Physiognomie des Inhabers ganz übersehen, als dieser mir zurief: „He, Camerad von früher, jetzt könnt' ich Dir, Du Hund, eine bleierne Bohne auf's Leder brennen!“ — Es war Pulverfuchs, der mich erkannt hatte, während ich den früher immer Bartlosen ohne diese nette Anrede kaum für denselben genommen haben würde. Lachend erwiderte ich, obgleich ich diesmal dem Landfrieden nicht ganz traute und deshalb schleunigst um eine Ecke schwenkte: er möge den Schuß für etwas Besseres aufsparen.

Die Tage des Maikampfes waren vorüber, Preußens Kaiser-Alexander-Grenadiere und sächsische Truppen standen, noch pulvergeschwärzt vom eben erst beendeten Kampfe, gemeinschaftlich in den Straßen der zurückeroberten Residenz und hielten die Passage, freilich unter scharfer Controle, wieder frei. Dies benutzte ich und ging in das Innere der durch den Kampf vielfach verwüsteten Stadt, um die Zerstörungen mit eigenem Auge zu betrachten. Noch lagen die Todten auf den Straßen unter den Trümmern der zerstörten Barrikaden umher, auf denen sie kampfesmuthig gefallen waren, und mit Wehmuth erblickte das Auge die oft prächtigen Gestalten der Besiegten. Unvergeßlich aber bleibt mir die Ueberraschung, als ich an der Stelle, wo ich ihn zum letzten Male lebend erblickt — den früheren Waldgenossen, Pulverfuchs, auf blutgetränktem Straßenpflaster liegen sah. Todt — das erstarrte Herzblut von der Wunde mitten auf der Brust! Verglasten Auges war das fahle, pulvergeschwärzte Angesicht gen Himmel gerichtet — ein Anblick, von dem ich mich tief ergriffen abwenden mußte. Aufrichtige Trauer erfüllte mich über des Verirrten Tod, denn niemals war ich ihm, dem originellen Menschen, gram geworden, so weit auch unsere Wege auseinander gingen. Möge ihm die Erde leicht sein!

Blätter und Blüthen.

Coburger Lotterie. Wir erhalten von Coburg folgende Erwiderung, die wir auf Wunsch des Einsenders veröffentlichen: „An den Herausgeber der Gartenlaube. Die Nummer 46 der Gartenlaube bringt einen Artikel gegen die hier unternommene Verloosung für die nothleidenden Schleswig-Holsteiner, gegen den ein Wort der Berichtigung im Interesse der Sache Noth thut und von dem Patriotismus der Gartenlaube nicht versagt werden wird. Der Artikel, dessen patriotischer Gesinnung und Motiven hier nicht zu nahe getreten werden soll, der aber von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht, findet seine Erledigung in den folgenden Erwägungen, welche die Veranlassung zu dem erwähnten Unternehmen geworden sind.

Seit Jahr und Tag ergeht der Nothruf aller schleswig-holsteinischen Hülfscomité's, daß die Mittel längst schon nicht mehr zureichen, auch nur die bitterste Noth zu lindern. Einzelne Hülfscomité's haben bereits mit bedeutenden Deficits abgeschlossen. Alle Aufforderungen haben bisher nicht bewirkt, daß die Gaben endlich in hinreichendem Maße fließen.

Im Hinblick darauf war es nicht nur nicht zu tadeln, sondern nur zu billigen, daß man auf den Vorschlag der Veranstaltung des jetzt vorliegenden Unternehmens eingegangen ist. Nicht als ob dadurch irgend Jemand in seiner patriotischen Opferfreudigkeit beschränkt und bestimmt werden sollte, nunmehr mit dem unbedeutenden Betrag für ein Loos zu diesem Unternehmen für größere Opfer zu den freiwilligen Sammlungen sich loszukaufen. Nicht im Entferntesten! Aber die Ergebnisse der Letzteren haben die Ueberflüssigkeit dieses weiteren Versuchs der Beschaffung von ausreichenderen Mitteln für den nothwendigen Zweck durchaus nicht constatirt. Es ist nicht bekannt, daß in den letzten Jahren sämmtliche Hülfscomité's zusammen, geschweige denn eines derselben, eine Summe von 100,000 fl. in einem Jahr für den „verlassenen Bruderstamm“ zusammen gebracht hätten. Dieses Unternehmen aber wird so viel und darüber in Jahresfrist, und je nachdem es rasch gefördert wird, noch viel früher zusammen bringen. Und wer kann voraussehen, wie viel Noth in dem unglücklichen Lande die unberechenbaren Ereignisse noch mehr als bisher im Laufe des bevorstehenden Jahres uns zu lindern geben werden? unter Verhältnissen zu lindern geben werden, unter welchen die Ergebnisse der freiwilligen Sammlungen in ganz anderer Weise für die schleswig-holsteinische Sache Verwendung werden finden müssen!

Wir brauchen mehr Hülfsmittel, als aus den anderen Hülfsquellen bis jetzt herbeizuschaffen waren, wir müssen gewärtigen, daß diese anderen Hülfsquellen im Drang der Ereignisse demnächst eine andere Richtung werden erhalten müssen, während die zu lindernde Noth bis zum vollständigen Siege der guten Sache nicht nur fortbestehen, sondern voraussichtlich sich steigern wird. Warum sollen wir nun die nur zu wohl zu verwendenden Mittel, die auch auf dem hier versuchten Wege geschafft werden können, unbenützt lassen? Nicht darauf kommt es an, daß das Mittel einer Verloosung gewählt ist, auch nicht darauf, wo und bei wem die erst noch zu fertigenden Gegenstände der Verloosung verfertigt werden, und ob die Verfertiger dabei aus reinem Patriotismus handeln, oder ob dieselben, was viel natürlicher und begreiflicher, und im Interesse der Sache sogar viel besser scheint, — lediglich, oder vorzugsweise ihren eigenen geschäftlichen Vortheil, ihre geschäftliche Empfehlung durch die Güte ihrer Leistungen, dabei im Auge haben, — alles das ist für das Unternehmen ganz gleichgültig.

Praktisch wie principiell entscheidend ist nur einerseits: daß auf diesem Wege Viele mittelbar zur Beisteuer angeregt werden, die für den patriotischen Zweck allein bis jetzt nicht in Bewegung zu setzen waren, und andererseits: daß die Bedingungen der Verloosung solid, daß insbesondere die zur Verloosung kommenden Gegenstände wirklich dem planmäßigen Werth entsprechend sind. Ueber diese allein entscheidenden Gesichtspunkte giebt aber der von dem hiesigen Staatsministerium geprüfte und genehmigte Verloosungsplan vollkommen befriedigenden Aufschluß. Zwei Artikel desselben sind hierfür entscheidend. Art. 7 lautet:

> „Ein aus achtbaren Bürgern Coburgs bestehendes Comité überwacht die planmäßige Ausführung der Ausspielung und den Loosverkauf und steht dem Staatsministerium gegenüber für die gewissenhafte Durchführung des Spielplans ein.“

Und nach Art. 8 hat dieses Comité „sowohl, unter Zuziehung von Sachverständigen, darüber zu wachen, daß die Gegenstände der Verloosung wirklich den planmäßigen Kaufwerth haben, als dahin Fürsorge zu tragen, daß die für den Loosverkauf eingehenden Gelder sicher deponirt werden, streng planmäßig verwendet, insbesondere daraus nur die nachgewiesenen Kosten der Ausspielungen und die festgesetzten Anschaffungspreise für die Verloosungsgegenstände gezahlt und alle Ueberschüsse und Ersparnisse an den planmäßigen Voranschlägen zum Besten der Schleswig-Holsteiner reservirt und abgewährt werden und die geschehene Abgewährung ihrer Zeit bekannt gemacht werde.“ — Der ganze Reingewinn überhaupt wird nach Schluß der Verloosung einem aus Schleswig-Holsteinern bestehenden Comité zur bestimmungsgemäßen Verwendung ausgezahlt. Das Control-Comité wurde nach Genehmigung des Planes sofort aus nachgenannten hiesigen Bürgern gebildet: dem Bürgermeister und Landtagspräsidenten Oberländer und den Magistrathsräthen: Kaufm. Franz Appel, Banquier Joh. Beyer, Rechtsanwalt Friedr. Köhler und Director von Schauroth.

Unter allen diesen Umständen und durch eigene Wahrnehmung von der Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Hülfe überzeugt, hat auch Einsender dieses nicht das mindeste Bedenken getragen, dem Control-Comité seine Mitwirkung zuzusagen und dasselbe zu ersuchen, auch seinen Namen denen der anderen Comitémitglieder beizufügen.

Gegenüber dem in der Gartenlaube enthaltenen Angriff hat Unterzeichneter diese öffentliche Darlegung und Erklärung im Interesse der Sache, zu deren Gunsten es sich handelt, umsomehr für Pflicht gehalten, je länger derselbe bereits für diese Sache thätig ist, und je mehr er Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen, daß mit noch so heißen Thränen des Mitgefühls und mit noch so strengen Principien allein keine einzige Thräne des Elends getrocknet wird.

Coburg, den 30. November 1863.

F. Streit,
Mitglied des schleswig-holsteinschen Ausschusses des deutschen Nationalvereins.“

Noch einmal „der mißhandelte Schiller“. Zu der anregenden Notiz, welche in „Blätter und Blüthen“ in Nr. 48 der „Gartenlaube“ gegeben ist, erlauben Sie mir wohl noch einige Illustrationen. Die daselbst citirten Verse aus Don Carlos befinden sich nicht in einer etwa vorhandenen „ersten Handschrift“, sondern in dem (recht selten gewordenen) 1. Heft der „Thalia“, die Schiller im Jahre 1787 zu Mannheim herausgab. In meinem

— der Hermann Meyer'schen Bibliothek deutscher Classiker einverleibten Werke: „Schiller als Mensch, Dramatiker und praktischer Denker“ — wurde der erste Act des Don Carlos nach jener „Thalia“ zum ersten Mal vollständig neu veröffentlicht, und zwar nach Vorausſendung folgender Bemerkung: „Wir geben den ersten Act des Don Carlos ganz genau so, wie er (mit dem zweiten und dritten) ursprünglich in der Thalia von 1787 erschienen und wie er durchaus verschieden ist von denen aller späteren Ausgaben dieses Stückes. — Wenn schon, mehr als jedes andere Werk Schiller's, gerade Don Carlos die Doppelperson des Dichters im Infanten und im Marquis Posa darstellte, so geschieht dies am allertreuesten in der ursprünglichen Form der ersten drei Acte, worin der Dichter die ganze Subjectivität seines Wesens unmittelbar ausströmte, während in den folgenden zwei Acten und noch mehr in der späteren Umarbeitung der drei ersten (man sehe auch seine „Briefe über Don Carlos“) sich die objective Haltung, der historisch-kritische Geist des Dichters zeigt und die blanke, plane Individualität zurücktritt. — Wie sehr Schiller seine ganze Persönlichkeit in Don Carlos legte, sagt er uns selbst in seinen Briefen an Dalberg.“ So weit über den Don Carlos in der Thalia.

Aber es existirt auch noch ein anderer, ganz unbekannter Don Carlos und zwar als handschriftliches Theatermanuscript; er ist in Vielem sehr verschieden nicht allein von dem aller bekannten Ausgaben, sondern auch von dem der Thalia. Ich habe denselben aufgefunden und citire darüber, was ich in meinen „Beiträgen zur Geschichte der Schillerperiode in Mannheim“ (siehe „Schillerbuch“, im Verlag der Nationallotterie zu Dresden) veröffentlichte: „Auf dem Tabaksboden eines alten Bücherfreundes fand ich ein Exemplar vom „Tagebuch der Mannheimer Schaubühne“. Darin befindet sich eine Kritik über Don Carlos nach erster Aufführung. Ich gebe sie wieder in der 2. Abtheilung: „Kritiken über Schiller'sche Dramen &c.“ Sie ist von Wichtigkeit, denn sie giebt sämmtliche Scenen des Stücks mit ihrem hauptsächlichsten Inhalt an und zeigt danach höchst merkwürdige Varianten mit sämmtlichen Ausgaben des Don Carlos. Ich forschte nun nach dem Manuscript der ersten Aufführung und war auch so glücklich, das Souffiirbuch derselben zu finden. Es war in einem sonderbaren Zustand, für spätere Aufführungen nach verschiedenen Ausgaben und Regieführungen von den Hauptdarstellern mit Stecknadeln, Zwirn, Leim, Blau-, Roth- und Graustift zugesteckt, genäht, geleimt, gestrichen, mit „bleibt“ versehen und wieder gestrichen; kurz, auf's Gewaltthätigste, ja Grausamste behandelt. Dennoch ließ der eigentliche Urtext, oft durchschossen mit Worten und Sätzen von Schiller's eigner Hand, sich ununterbrochen verfolgen, und es gelang mir, wenn auch nicht ohne große Vorsicht und Mühe, ihn gleichsam aus seinem Chaos herauszuschälen und übersichtlich zusammenzustellen.“ Dies so gewonnene Manuscript ist jetzt in der Hand des um die ursprüngliche Herstellung Schiller's hochverdienten Professors Dr. Joachim Meyer zu Nürnberg und sieht, zugleich mit den Varianten in der Thalia, der Veröffentlichung entgegen.

Coburg, den 3. December 1863. Arnold Schloenbach

Wislicenus' Bibelwerk ist vom Anfang an mit einer seltenen Theilnahme seiten des Publicums begrüßt worden, und diese Theilnahme und mit ihr die Verbreitung des trefflichen Buches hat sich noch von Woche zu Woche gesteigert, ein Beweis, wie sehr der Verfasser das Bedürfniß des Volkes erkannt hat, „sich mit den überlieferten Religionslehren in's Klare zu setzen.“ — Mit dem demnächstigen Erscheinen der Endlieferung des ersten Bandes kommt die erklärende Betrachtung des Alten Testamentes zum Abschlusse, und es ist nach dem Obigen wohl nur selbstverständlich, daß die Auslegung des Neuen Testamentes, welches als der Grund unserer christlichen Religion die Mehrzahl so unendlich viel näher und inniger berührt, ein noch regeres und allgemeineres Interesse erwecken wird. Es war uns vergönnt, einen Blick in das weitere Manuscript zu werfen, und wir können mit voller Ueberzeugung versichern, daß wir kaum noch etwas so Klares zugleich und Tiefes und Bedeutendes über das Leben Jesu und die von ihm vollbrachten Wunder gelesen haben, wie die Darstellung unsers geistvollen und gelehrten Verfassers, die dem vielgenannten Renan'schen Werke an Scharfsinn der Auslegung und Durchsichtigkeit der Form jedenfalls ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann.

Für die braven Schleswig-Holsteiner gingen im Laufe der letzten Tage wieder bei mir ein: 15 Ngr. Sch—dt in Leipzig — 25 Ngr., gesammelt bei einer Abendunterhaltung in Schönefeld — 56 fl. Bankn., gesammelt in Graz von 28 Patrioten — 1 Thlr. Emilie W., „Dem Muthigen hilft Gott“ — 1 Thlr. 6 Ngr., gesammelt bei einer Bowle in Niederforchheim — 1 Thlr. W. in L. für die Vertriebenen und 1 Thlr. für den Kampf — 3 Thlr. 5 Ngr., gesammelt in einem kleinen Kreise deutscher Burschen in Chemnitz — 25 Thlr. der Bürgerverein in Spremberg, „ursprünglich zu einem Vergnügen bestimmt“. Ein Bravo den wackern Sprembergern! — 1 Thlr. 7½ Ngr., gesammelt in einer Gödewitzer Gesellschaft — 20 Thlr. für den Kampf vom Wittenberger Turnverein mit dem Motto: Durch! — 1 Thlr. S. H. E. in Kraschen — 4 Thlr. aus Jöhstadt, gesammelt in einem Kreise Bürger beim Geburtstage des Königs Johann — 2 Thlr. G. L. in Großschönau — 2 Thlr. der Löwen-Club in Wurzen — 70 Thlr. 14½ Ngr., Sammlung der Thomasschüler in Leipzig. Möge die Jugend auf Deutschlands Lehranstalten diesem wackern Beispiele der Leipziger Thomasschüler überall nachfolgen! — 8 Thlr., gesammelt von Robert Reinsch in Sagau — 18 Thlr. 10 Ngr. für die vertriebenen Beamten. ges. in Camenz beim Königsmahle am 12. December von Adv. Beck.

Ernst Keil.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der elfte Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen (zwölften) Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Auch im laufenden Jahre hat der Absatz unsers Blattes eine weitere sehr beträchtliche Steigerung erfahren, indem er sich von 137,000 Exemplaren, womit wir den letzten Jahrgang schlossen, zu der Zahl von 160,000 erhoben hat, und jetzt sehen wir uns in der angenehmen Lage, den neuen Jahrgang mit einer Auflage von

180,000 Exemplaren

zu beginnen. Je dankbarer wir diese anhaltende und fortdauernd wachsende Theilnahme der deutschen Lesewelt zu würdigen wissen, je bestimmter wir darin den Beweis erkennen, daß wir mit dem ihr Gebotenen das Rechte getroffen haben, um so mehr fühlen wir uns gedrungen, unsern bisherigen Weg unverrückt weiter zu wandeln und mit dem guten Ziele zugleich die schöne Form als geschmacksbildendes Moment treu im Auge zu behalten.

Außer den trefflichen Beiträgen eines **Bock, Schulze-Delitzsch, Carl Vogt, Berlepsch, Berth. Auerbach, Beta, Max Ring, L. Storch, G. Hammer, Franz Wallner, Levin Schücking, Alfred Meißner, Temme, Otto Ruppius, Louise Mühlbach** &c. &c. kommen im nächsten Quartal zum Abdruck:

Aus den Tyroler Kriegen von 1809. Erzählung von Herm. Schmid — Das ewige Licht. Ein Bild aus der Klosterwelt, von C. A. Heigel — Der wahre Sieger von Waterloo und Belle-Alliance nicht Wellington. Mit einer Illustration von O. Fickentscher — Ein Fürst im selbstgewählten Exile. Mit Illustrationen — Ein Sommerbesuch bei George Sand in Nohant, von Joseph Dessauer. Mit Illustration — Karl August und sein Leibjäger, von W. Büchner — Die Folter und ihre Werkzeuge, von Georg Hiltl. Mit Illustrationen — Aus dem Bergener zoologischen Museum, von O. Lübbert. Mit Illustrationen — Ein Monat unter den Kirgisen. Mit Illustrationen — Das Hopfenerntefest im Pegnitzthale. Mit Illustration. — Bei den Bauern der rothen Erde. Mit Illustrationen — Ein Jahrmarkt im Zillerthale. Mit Illustration — Der Salm und sein Fang im Rheine, von A. Grebel — Die Schieferindustrie des Thüringer Waldes. Mit Illustrationen — Ein Gang durch die Faber'sche Bleistiftfabrik. Mit Illustrationen — Die Formen des Menschenkopfes. Mit Illustrationen — Bogumil Dawison. Mit Illustrationen — Eines Komödianten Glück und Ende, von Franz Wallner. Mit Illustration — Ein deutscher Trollhättacanal. Mit Illustrationen — Die Wohnung der Japanesen, von Maron. Mit Illustrationen — Ein Zögling Karl August's. Mit Illustration — Rauch und Rauchen, von Julius Rodenberg. Mit Illustrationen von Ludwig Löffler — Auf dem Glacis von Peschiera. Mit Illustration — Die Hinrichtung der Maria Stuart. Nach dem bisher ungedruckten Berichte eines Augenzeugen. Mitgetheilt von A. Grebel — Die Tage von Flensburg und Hoptrup, von Ferd. Pflug — Eine auf- und niedertauchende Insel — Aus der Chemie des menschlichen Haushaltes: Ein Uebel in der Küche — Die deutsche Handelsflotte in französischen Fesseln — Die englischen Fräulein, von Ludwig Storch — Das Testament eines Oldenburger Bauern — Der Würgengel großer Städte, von H. Beta — Aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege. Von einem deutschen Freiwilligen — Ueber Einrichtung von Schlafzimmern — Ein Besuch bei Garibaldi, von Moritz Wiggers in Rostock — Das fränkische Weinparadies, von L. Storch — Tod und Begräbniß eines Freiheitskämpfers — Das neue Wien, von Franz Wallner — Bilder aus dem zoologischen Garten, von Brehm: Unsere Bären. Mit Illustration — Die Kinderzeche in Dinkelsbühl. Mit Illustration — Das Tättowiren der Birmenen, von Adolph Bastian. Mit Illustration — Die Café's und Salons des alten und neuen Paris, von Julius Rodenberg — Die Trichinen, von Bock.

Schließlich bemerken wir noch, daß wir der brennendsten aller jetzt brennenden Fragen,

der schleswig-holsteinschen,

eine ganz besondere Beachtung schenken und in regelmäßigen an Ort und Stelle verfaßten Berichten und Bildern ihre militärische und politische Entwickelung zur Kenntniß unserer Leser bringen werden.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, Ende December 1863. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

ANNEX A